MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Kunstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Am Schlusse des Jahrs 1828, von G. Schwab 1.
Skizzen und Grillen, von Karl Immermann. 4. 12. 24.
Berg und Wolke, von Zimmermann. 6.
Diego der Mohrenhammer, von Mayl. 8.
An einen Liedesdichter, von E. Mörike. 9.
Antike Poesie, von Mörike. 15.
Der Feyertag, Romanze von G. Schwab. 16.
Tag und Nacht, von Mörike. 20.
Räthsel. Stammbuch. 3. — Salz. 9. — Zeit. 15. — Die Vokale. 21. — Bett. 27.

Romane und Erzählungen.

Malegys und Vivian, von A. A. L. Follen. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27.
Frauengröße, von Laun. 13. 14. 15.

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus Griechenland. 23. 24.

Reisen.

Aussichten, von Keßler. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

Naturgeschichtliches.

Neueste Erscheinung am Saturnsring, von Pfaff. 2.
Ueber die Pflanzenreiche der Vorwelt. 11. 12. 14. 15.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Napoleon an Joseph. 5.
Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13.
Sonst und jezt. 17.
Ein Besuch auf dem Kirchhof des Père La Chaise, v. Arndt. 18. 19. 20. 21. 22.
Uebersicht der Besoldung der Geistlichkeit u. s. w. in verschiedenen Staaten. 22.
Ueber die scheinbare Beweglichkeit des Blicks eines Porträts. 25.
Höhenpunkte. 26.
Die indische Sultanin Aline in Paris. 27.

Korrespondenz.

Paris. 1. 2. 3. 7. 8. 17. 18. 20. 21. 26. 27. — Boston. 1. 2. 3. — London. 4. 6. 18. 19. — Chambery. 4. 6. — Ueber die wissenschaftliche Expedition in Egypten. 5. — Genf. 9. 10. 13. 14. 15. — Berlin. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 25. — Lyon. 10. 11. — Frankfurt. 21. 22. 23. — Dresden. 23. 24. — St. Gallen. 26. 27.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Die Frescogemälde in den Arkaden des Hofgartens in München.

Nro. 2.

Ansicht von Palermo, von Karl Rottmann in München. — London. — Kupferstiche. — Numismatik.

Nro. 3.

Ueber die Kunstakademie zu Düsseldorf. — Andeutungen über bildende Kunst, von B.

Digitized by Google

Nro. 4.

Description des monumens musulmans du cabinet de Mr. le duc de Blacas; par Reinard. — Andeutungen über bildende Kunst, von B.

Nro. 5.

Cours d'Archéologie, professé par M. Raoul-Rochette. — Bemerkungen über das Kolorit in Bezug auf Goethes Farbenlehre.

Nro. 6.

Cours d'Archéologie etc. (Forts.) — Bemerkungen über das Kolorit ꝛc. (Beschluß.) — Andeutungen über bildende Kunst.

Nro. 7.

Cours d'Archéologie etc. (Forts.) — Lithographische Neuigkeiten.

Nro. 8.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Okt. 1828. von Fr. v. Helwig. — Cours d'Archéologie etc. (Beschluß.)

Nro. 9.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin ꝛc. (Forts.) — Schreiben eines Architekten über die Werke Schinkels.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Ein Gespräch über Kritik.

Nro. 2.

Ein Gespräch über Kritik. (Beschluß.) — Neugriechische Literatur.

Nro. 3.

Kleine historische und philologische Schriften, von B. G. Niebuhr. — Nal und Damajanti, von Fr. Rückert. — Französische Literatur.

Nro. 4.

Die Begebenheiten des Hajji Baba von Ispahan, von Morier. — M. G. Lichtwers Schriften, herausgegeben von C. L. M. v. Pott.

Nro. 5.

Geschichte. Histor. und polit. Denkwürdigkeiten des preuß. Staatsministers G. C. Gr. v. Görz. — Vaterländische Sonette, von A. Businger.

Nro. 6.

Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines vornehmen Staatsbeamten über die geheimen Ursachen, welche die Politik der Kabinette im Revolutionskriege von 1792 — 1815 bestimmten. Aus dem Franz. von F. A. Rüder. — Zehn sehr wichtige Gründe für die Vermuthung, daß unter dem Namen Hussein Pascha der wieder auferstandene, zurückgekehrte Napoleon das türkische Heer befehlige. — Oberrheinisches Ortslexikon, von M. Lutz.

Nro. 7.

Geschichte der französischen Staatsumwälzung von A. Thiers. übers. von Mohl. — Christliches und Türkisches, von F. M. Arndt.

Nro. 8.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 — 1805.

Nro. 9.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. (Beschluß.) — Theobald oder Was sollen die protestantischen Katholiken in Deutschland jezt thun? Eine kirchlich-politische Frage, beantwortet von Prof. Krug, zum zweytenmale beantwortet von Friedrich Alberti, Diakon zu Markt Hohenlauben.

Anzeige.

[11] Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

Rosenmülleri, Dr. E. F. C., Scholia in Vetus Testamentum in compendium redacta. Vol. I. Pentateuchum continens. 8maj. Charta impr. 4 Rthlr. charta velina 5 Rthlr.

Den von vielen Seiten seit längerer Zeit dem würdigen Verfasser gewordenen Aufforderungen: das größere Scholienwerk über das A. T. durch einen Auszug seiner eigenen Hand Unbemittelteren zugänglicher zu machen, und zugleich unberufenen Bearbeitungen zu begegnen, nachgebend, empfangen die das Studium alttestamentlicher Sprache, Geschichte und Alterthumskunde Pflegenden hier im ersten Theile den ganzen Pentateuch, der in dem größeren Werke die Pars I. und II. ausfüllt. Etwas weiteres zur Empfehlung dieser eben so sorgsamen als gemeinnützigen Arbeit eines seit einer langen Reihe von Jahren vom Publikum genugsam gekannten ausgezeichneten Gelehrten zu sagen, möchte überflüssig seyn, und die Bemerkung genügen, daß die fernern Bände von Zeit zu Zeit folgen und jeder derselben einen Pars des größeren Werkes in sich begreifen wird. Der Preis ist bey der sehr sparsamen Druckeinrichtung und sauberm Papiere möglichst billig gestellt worden.

Digitized by Google

N°. 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Januar 1829.

Es gibt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Glück und Unglück stehn in beständiger Wage. Jedes Unglück ist gleichsam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundenem Hinderniß nur desto mächtiger durchbricht.

Novalis.

Am Schlusse des Jahrs 1828.

Es trat, im Auge Traumgesichte,
Der Sänger in das neue Jahr;
Zum hohen Baum wuchs im Gedichte
Der Kern der Hoffnung wunderbar.
Gelöset sind nun deine Siegel,
Geöffnet bist du, Brief der Zeit;
Was schaut in deiner Blätter Spiegel
Der Erbe der Vergänglichkeit?

Er blickt nach Süd, Nord, West und Osten:
Unaufgegangen ist die Saat,
Kein Friede läßt die Schwerter rosten,
Vereitelt ist der Weisen Rath.
Die Welt ist voll von kleinem Kriege,
Der Glaube findet keinen Halt;
Und ferne steigt aus halbem Siege
Nur Eine mächtige Gestalt.

Sie hat den Schlummer abgeschüttelt,
In dem sie lag, der Kinder Spott,
Hat Millionen aufgerüttelt,
Und schwört bey ihrem fremden Gott.

Ihr Turban glänzt; ein Wort, ein Zeichen —
Und ihres Reiches Pforte dröhnt,
Und schließt sich donnernd vor den Leichen
Des Volks, das jüngst noch sie gehöhnt.

Das also lag in deinem Schooße,
Uns zu beschämen, bittres Jahr!
Du lehrest uns: das einzig Große
In dieser Zeit sey der Barbar!
Die träumerischen Völker ahnen
Schon auferstandne Heldenschaft;
Frohlockt, ihr Freunde des Titanen,
Ihr, deren Abgott war die Kraft!

Und ihr, habt ihr kein Wort zu sprechen,
Europa's Häupter, altverehrt?
Habt ihr kein Schwert, die Schmach zu rächen?
Ihr habt ein Wort, ihr habt ein Schwert!
Laßt nur das Wort der Freyheit hallen,
Das Schwert nur der Gerechtigkeit:
So muß die Barbarey zerfallen,
Und leuchten muß die Christenheit!

Gustav Schwab.

Digitized by Google

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters*).

Durch

August Adolph Ludwig Follen.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!
Tieck.

Denjenigen, welche das Glück hatten, der Vermählung Herzogs Büne von Egermont mit Drúwanen, der Schwester des mächtigen Grafen von Mümpelgart, welche die schönste und frömmste Dame damaliger Christenheit war, beyzuwohnen, bot sich ein prachtvoller, und daneben ein sehr seltsamer Anblick dar.

Es erschienen nämlich zur Ehre des Brautpaares in dem Zuge nach dem Dome, wo die Trauung geschehen sollte, erstlich Karol Magnus, der Kaiser und König, als Vetter des Herzogs und der Gräfin, der Patriarch von Jerusalem, anstatt päbstlicher Heiligkeit, der König von England und der von Sicilien, Fürsten und Herrn, sowohl deutscher als welscher Zunge, kurz, die vornehmsten Pfaffen und Laien von weit und breit. Während diese, so wie der erlauchte Bräutigam selbst, im höchsten Glanz ihrer Reichthümer und Herrlichkeiten aufzogen, erschien die Braut in demüthigem, fast ärmlichem Gewande, vor ihr her, hinter ihr und um und um Lahme, Kranke, Krüppel aller Gestalten, und zwey preßhafte Bettler waren ihr Brautführer.

Dem stolzen Herzog, so guter Christ er übrigens war, hätte wohl kaum der Mund des weisesten Apostels dieses, wie ihn dünkte, allzu praktische Samariterthum seiner schönen Braut eingepredigt. Allein ihn zwang die Minne, welcher noch keine gepanzerte und gekrönte Stirne zu starr oder zu stolz war. Drúwane nämlich hatt' es ihm zur Bedingung gemacht, daß er ihr zur Vermählung alle Bettler, Krüppel und Preßhafte von nah und fern entbieten lasse; diese seyen von ihres Vaters Geschlecht und ihr von Herzen lieb, und auch nach der Vermählung wolle sie dieselben stets um sich haben. Nach der Trauung wolle sie ihm dann die Ursache ihres Verlangens offenbaren. Also mußte der gute Herzog den rosigen Pantoffel küssen; doch hatte er sichtbar wenig Erbauung von dem bußfertigen Aufzuge seiner Braut.

Aber, was geschah? Als Drúwane vor dem Altar das Jawort ausgesprochen, und wieder unter ihre Gottesleute trat, da ließ sich eine weiße, segnende Hand über ihr sehen und eine feverliche Stimme hören: Drúwane! was du hier zu Ehren des Gekreuzigten thust, das soll dermaleinst deiner Frucht vergolten werden. Und alsobald erfüllte himmlische Klarheit den Dom, und die Kranken und Krüppel standen genesen da in milchweißen Gewändern, ein Theil tönende Instrumente in der Hand, mit welchen sie eine herrliche Musik erhoben, während Andere die Gesänge dazu anstimmten. Da klangen alle Glocken von selber, alles fiel auf die Kniee, und Pfaffen und Laien jubelten Deo gratias.

Als die Vermählten die Kirche verlassen wollten, zeigte sich wieder die Hand und sprach die Stimme: Gedenke, Drúwane, was dir und dereinst deiner Frucht Leides geschehen wird, auch das sendet dir Gott. Drúwane neigte sich demuthvoll und verließ den Dom.

Nach der Mahlzeit bat der Herzog seine junge Gemahlin, sie möge ihm nun ihr Versprechen erfüllen. „Gerne will ich es thun, sprach sie, und Euch die lautere Wahrheit sagen. Als ich zuerst den Schmerz Eurer Minne empfing, da bat ich Gott in stillem Gebet, daß er auch Eurem Herzen gleiche Minne einflößen wolle; dafür gelobt ich ihm ewig dienstbar zu seyn. Da erhörte er meine Bitte, und also wurden wir ein liebend Paar. Darum hab' ich mir jene Gottesleute zu Brautführern und fortan zu meiner Gesellschaft erkoren.“ Durch dieses freye Geständniß ward Büne mit unvorgesehenen Freuden unsäglich überschüttet; er umarmte Drúwanen mit Inbrunst, küßt' ihr voll Ehrfurcht die Hand, und gab zur Stunde den Bettlern und Kranken, die aber nun gesund und schön waren, reichlichen Unterhalt und Leben, und fortan lebten sie an seinem Hofe.

Eines Tages, bald nach der Hochzeit, kam ein fremder Kaufmann nach Egermont und bot ein schönes Heidenmädchen zum Kauf an. Drúwane, welche mit der geistlich und leiblich gleich übel berathenen Tochter Mitleid empfand, kaufte dieselbe für hundert goldne Byzantiner, machte sie zu ihrer Zofe und unterwies sie selbst im Christenglauben. Sie war aber die geraubte Tochter eines mächtigen Sarazenen, des Grafen von Palern, und hieß Rose. Bald gewann sie Drúwane und den milden Glauben der Christen so lieb, daß sie sich fest entschloß, nie wieder in das Heidenthum zurückzukehren.

Als nun Drúwanen der neunte Monat kam, überfiel sie eine ahndungsvolle Schwermuth und Herzensbangigkeit. Um sie aufzuheitern, ließ der Herzog zwey Meilen von der Stadt am Meeresufer ein Lustlager aufschlagen, entbot seine Sippen, Freunde und Mannen, und hielt Ritterspiele und Turniere zu Ehren und Freuden der Frauen; auch vierhundert Knappen ertheilt er den Ritterschlag. Wirklich vergaß Drúwane, welche im Beyseyn ihrer jüngern Schwester Ysane, eines so reizenden als sehr verständigen Fräuleins, und ihrer werthen Zofe Rose, den Spielen beywohnte, ihrer bangen Traurigkeit, besonders durch den Anblick der glänzenden, ritterlichen Tugenden ihres Gemahles.

*) Cod. palat. Vatic. Heidelb. cart.

Digitized by Google

Aber an diesem Freudenhimmel zog nur um so unbemerkter das Wetter auf. Der Graf von Palern hatt' es endlich erkundschaftet, daß seine einzige Tochter, welche der Sohn des Königs von Majorka und von Montbrant zur Gattin begehrt hatte, an dem Hofe des Herzogs von Egermont gehalten sey und der Herzogin als Zofe dienen müsse. Da rüstete er seine ganze Macht, und in Verein mit dem Kriegsvolk des Königs landete er plötzlich bey Egermont und überfiel den Herzog bey seinen Ritterspielen, also, daß vor den unvorbereiteten Christen das Meer, hinter ihnen der mehr als vierfach überlegene Feind war.

Als nun die Heiden ihr entsetzliches Kriegsgeschrey erhuben, erschrack Drüwane, und sofort kamen ihr die Wehen. Der Herzog aber stellte sich an die Spitze der vierhundert neuen Ritter, mahnte sie laut des eben beschworenen ritterlichen Gelübdes, für den Heiland zu streiten und die Frauen zu schützen, und ritt dann so gewaltig in den Feind, daß er den König von Majorka todt vom Pferde stach, und rings Entsetzen verbreitete. Schon war durch diesen unerwarteten Kriegssturm die Mitte der Heiden durchbrochen, in Verwirrung und Flucht, als der rachedurstige Graf von Palern seinen rechten Flügel ins Treffen führte, mit aller Macht sich auf den Herzog warf und so geschlossenen Kampf bot, daß Büne im Gedränge sein Roß verlor. Alsobald sank auch das Banner von Egermont. Da kam Schreck und Verwirrung unter die Christen, schon wankten die Flügel; bald suchte die Mehrzahl ihr Heil in der Flucht gegen die Stadt zu.

Wie Drüwane den Herzog stürzen sah, kam sie nieder und genaß zweyer wohlgestalten Knäblein. Das eine derselben ergriff ihre Schwester Ysane, stieß ihm einen Zauberring durchs Oehrlein und übergab es Rosen, die auf einem raschen Renner mit dem Kinde flüchtete. Das andere nahm Ysane selbst, allein sie ward auf der Flucht ereilt und mit dem Kinde zu Schiffe gebracht.

Mittlerweile focht der Herzog und ein Häuflein seiner Getreuen zu Fuß mit größter Tapferkeit. Der Graf von Palern wollt' ihn nur lebend und gefangen, um seine Rache an ihm zu befriedigen; allein wer sich, durch des Grafen Befehl oder Versprechungen reizen ließ und dem Herzoge zu nahe trat, büßte seine Kühnheit mit dem Leben. Lange währte dieß Gefecht, bis des Königs von Majorka Sohn, voll Rachgier wegen des erschlagenen Vaters, Platz zu machen gebot, und verhängten Zügels unritterlich auf den Herzog losprengte. Dieser sprang zur Seite, und zugleich mit der Linken den Zaum ergreifend, stattete er mit seiner Franziska dem Feinde das Haupt. Dann schwang er sich zu Roß, erhub das Banner und stieß, was er vermochte, ins Horsthorn, während die Seinen ein mächtiges Kriegsgeschrey erhuben: Hier Egermont, Egermont! Da drangen die hier und da noch zerstreut fechtenden Christenschaaren mit Macht gegen das Banner, und die Feldflüchtigen, voll Schaam und Eifer, ihre Schande abzuwaschen, kehrten großentheils um und boten Stirn und Schneide. Auch die Sarazenen, von dem unvorgesehenen Kriegsgeschrey in ihrem Rücken überrascht, kehrten von der Verfolgung um und gegen den Herzog, und suchten ihre Schlachtreihen zu bilden, allein jezt hatte Büne den Vorsprung, und schlug mit den Rittern so furchtbar drein, daß alles vor ihm stürzen mußte; von allen Seiten und von fern her brachen die Christen wieder auf die Feinde los, daß diese, im Schrecken meynend, neue große Verstärkungen seyen dem Herzoge zugestoßen, in wilde Verwirrung geriethen, und Hals über Kopf den Schiffen zueilten, Waffen, Raub und viele Leichen zurücklassend. Auch seine Drüwane konnte der Herzog befreyen, allein Ysane und sein jüngeres Kind waren schon zu Schiffe gebracht und wurden bey den Heiden verkauft. Also kehrte der Herzog mit Drüwanen, obwohl siegreich, doch in tiefer Betrübniß über den Verlust seiner beyden Kinder, nach Egermont zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Eine interessante öffentliche Sitzung, wovon auch bereits alle Pariser Zeitungen gesprochen, hielt neulich die Académie française. Bekanntlich hat die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in diese Akademie immer etwas Feyerliches; dieses wird noch erhöht, wenn der Aufzunehmende ein durch Schriften und Handlungen berühmter Mann ist. Diesmal war es Hr. Barante, den die Akademie aufzunehmen hatte. Barante's Namen ist in die neuesten Zeitbegebenheiten und in die Literargeschichte Frankreichs mit eingeflochten und allgemein in Paris bekannt; man schätzt ihn schon lange als Schriftsteller. Sein Versuch einer kurzen französischen Literaturgeschichte des 18ten Jahrhunderts machte unter der Napoleonschen Regierung Aufsehen, nicht allein im Reiche, sondern auch im Auslande. Späterhin nahm er an der vom Buchhändler Ladvocat unternommenen Bearbeitung des ausländischen Theaters Antheil; ob er wirklich etwas übersezt habe, daran zweifelt man; allein bevorredet hat er doch die Uebersetzung, und das ist ungefähr alles, was man in Paris von einem berühmten Schriftsteller erwarten kann; die Uebersetzung selbst pflegt einem armen Menschen überlassen zu werden, der sein Honorar dafür bekommt und von welchem weiter keine Rede ist. Dies verhundert auch keineswegs die Zeitungen und Journale, den berühmten Schriftsteller dafür mit Lob zu überschütten, daß er sich die Mühe genommen habe, die französische Literatur mit fremden Schätzen zu bereichern. Weit mehr Ruhm erwarb und verdiente aber Hr. Barante durch seine Geschichte der Grafen von Burgund, in 10 Bänden, die der Buchhändler Ladvocat kostbar ausgestattet hatte, täglich in den Zeitungen ausposaunen ließ und dem Publikum theuer verkaufte. In der gelehrten Welt machte die Erscheinung dieses Geschichtswerkes vorzüglich deshalb Aufsehen, weil Barante sich hier in der Geschichtschreibung einen neuen Weg eröffnet hatte, indem er nämlich nach Art der alten Chroniken die Begebenheiten bis auf die Kleinigkeiten getreu ausmalte und jede Bemerkung, jedes Urtheil

Digitized by Google

sorgfältig unterdrückte, also eine blos pragmatische, gar nicht reflettirende Geschichte lieferte. Man könnte diesen, in Frankreich wenigstens neuen Weg eben nicht als den besten rühmen, besonders für das jetzige Zeitalter, das beym Lesen doch nicht allein die Neugierde, sondern auch den Verstand und das Nachdenken beschäftigt wissen will. Allein dem Publikum ist das Neue willkommen; Barante schildert ja auch so geschickt, daß seine Gemälde aus dem Mittelalter jedwedem gefallen müssen. So ward denn dies bändereiche und kostspielige Werk sehr wohl aufgenommen; sogar mußte bald eine neue Auflage veranstaltet werden, und es gibt keine Leihbibliothek in Paris, die nicht mit Barante's Geschichte der Grafen von Burgund versehen wäre. Man fand es daher auch ganz natürlich, daß der Geschichtschreiber in die Académie française aufgenommen würde. Mancher Akademiker hat und verdient keinen solchen Ruf, wie ihn Barante durch jene große Geschichte erworben hat. Da nun unter der konstitutionellen Verfassung die meisten großen Schriftsteller auch mit in die Regierung gezogen werden und dazu berufen sind, im politischen Fache ebenfalls ihr Talent anzuwenden, so war auch Hr. Barante oder von Barante (das Wörtchen von hat in Frankreich bey weitem nicht so viel zu bedeuten als in Deutschland) schon längst zu großen Aemtern gelangt. Unter Decaze's Ministerium war er Generaldirektor der indirekten Steuern gewesen und in die Pairskammer berufen worden. Die einträgliche Direktorstelle verlor er hernach, allein in der Pairskammer zeichnete er sich als guter Redner aus; bey manchen wichtigen Maßregeln, welche zum Zwecke hatten, Freyheit und Aufklärung zu unterdrücken, sprach er kräftige Worte zum Widerstande aus und sezte sich manchen Villele'schen Plänen mit dem einsichtsvollen Theile der Pairskammer entgegen. Der Mann war also doppelt berühmt, als ihn die Académie française zum Mitgliede an die Stelle des ebenfalls berühmten Decèze ernannte. Die zu seiner Aufnahme bestimmte öffentliche Sitzung erregte daher auch großen Zulauf oder vielmehr große Zufuhr, denn die große Welt, die nur in Kutschen sich bewegt, war diesmal so neugierig als die zu Fuße gehende Menge. Bey solchen Gelegenheiten pflegen die Damen großen Schmuck anzulegen, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß an den folgenden Tagen die Modezeitungen erzählen, man habe in der Académie française diese oder jene neue Mode wahrgenommen. Die Antrittsreden pflegen alle nach einem gewissen Zuschnitte angelegt zu werden; gute Redner entfernen sich jedoch von diesem Schlendrian und zeichnen sich eine neue Bahn vor; so machte es auch Barante.

(Die Fortsetzung folgt.)

Boston, November.

Die nordamerikanischen Universitäten haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche viele der Hochschulen des europäischen Continents nicht zu beseitigen hatten, namentlich nicht die ursprünglich protestantischen. Sie sind den englischen nachgebildet, und der Staat thut nichts für sie und kann auch nichts für sie thun. Etwas anderes wäre es, wenn, wie es schon mehrmals im Kongreß angeregt wurde, die Vereinigten Staaten, d. h. die Nation im Ganzen, eine Universität errichteten. Doch kann man nicht läugnen, daß sich die amerikanischen Colleges von manchem beklemmenden Zwange losgemacht haben, der noch heute die alten Universitäten Englands drückt, ja ich wage es zu sagen, von manchem Unfuge derselben, der nun endlich, im 19ten Jahrhundert, als Gegenwirkung eine freyere, wissenschaftliche Anstalt, die London-Universität, hervorgerufen hat, so wie ja überhaupt den Vereinigten Staaten das schöne Loos ward, von manchen englischen Institutionen das Verkümmerte und Hemmende abzustreifen und dem darin enthaltenen Prinzipe eine freyere Entwicklung zu verschaffen; aber doch sind die Colleges in ihrer Organisation eben Colleges, und die Regierung kann hier nicht mit den Fortschritten der Wissenschaften neue Lehrstühle nach Willkühr errichten, noch viel weniger mit offener Hand, ohne Jemand den Rechenschaft ablegen zu müssen, eine glänzende Universität fast hervorzaubern, wie Hardenberg sein Bonn erschuf. Es wird daher den Lesern um so erfreulicher seyn, wenn wir ihnen melden, daß neuerlich das mit dem College zu Cambridge verbundene theologische Seminar durch eine Lehrerstelle verbessert worden ist, die bis jezt noch nicht in Amerika existirte. Die Direktoren dieses Seminars haben aus mehreren Ersparnissen eine Professur der Kirchengeschichte gestiftet und sie dem Dr. Karl Follen übertragen, der seit mehreren Jahren das Recht verlassen hat und Theologie mit großem Eifer studirt. Wer mit dem ganzen kirchlichen Wesen und der Bildung junger Geistlichen in Nordamerika näher bekannt ist, den muß dies doppelt überraschen, denn die Theologie hat dadurch als Wissenschaft einen für dieses Land gewiß bedeutenden Schritt gethan. Amerika ist in Hinsicht der Bildung der Geistlichen, wie in so vielem andern, gerade das Extrem von Deutschland. De Wette klagt mit Recht, daß unsere Theologen fast gar keine praktische Bildung erhalten, ehe sie die Leitung einer Gemeinde übernehmen, und hier, wie in England, besteht fast die ganze Bildung derselben im Predigtmachen, im Ablesen derselben und in praktischer Auslegung der Bibel, d. h. der englischen Uebersetzung. Die Stiftung der Trinitarier in Andover, wo Stuart lehrt, war ein bedeutender Fortschritt zum Guten, jene neue Professur ist ein zweyter.

Der junge Herzog von Montebello, Pair von Frankreich, Sohn des braven Lannes, war auf einige Tage hier. Er ging, so sagt man uns, von hier nach Norfolk in Virginien, wo er sich mit dem Grafen Bresson und Herrn Ternaux, einem Neffen des bekannten Deputirten, in einer französischen Fregatte nach Mexiko einschiffen wird. Die drey Herren bilden eine Gesandtschaft unter der Leitung des Grafen Bresson, um alle südamerikanischen Republiken zu bereisen und der Regierung einen Bericht zu erstatten, worauf dieselbe entscheiden wird, ob sie die jungen Staaten anerkennen will. Zugleich, heißt es, beabsichtigt die Gesandtschaft, die Befreyung des armen Boupland aus den Händen des Dr. Francia zu versuchen. Glück auf zu diesem schönen Unternehmen! Der Herzog von Montebello gehört zu der neuen Generation Frankreichs, welche sich so entschieden und vortheilhaft vor der alten durch größeren Ernst, Anerkennung auch fremden Verdienstes und Aufmerksamkeit auf die wahren und inneren Interessen der Nation auszeichnet. Wie man im Betragen der heutigen Engländer einen genauen Unterschied zwischen denen machen muß, die das Ausland kennen, nicht blos gesehen haben, und den downright John Bulls, so muß man den Theil der französischen Jugend, welchen wir eben bezeichneten, genau von den Aelteren unterscheiden. Welche Veränderung hat in dieser Hinsicht die Revolution und die Eroberung der Hauptstadt im französischen Volke hervorgebracht! Wir waren viel mit dem jungen Herzog Napoleon (so heißt der Herzog von Montebello) zusammen und hatten vielfältige Gelegenheit, uns über seine verständigen Fragen über Schulen, Justiz, Gefängnisse ꝛc., wie über seine Bescheidenheit zu freuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 2.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Januar 1829.

— Nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geisteskräfte
Thu' ich Wunder auch.

Goethe.

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Unterdessen floh Rose Tag und Nacht, bis ihr Roß vor Erschöpfung fiel. Da trug sie selbst das Kind weiter, so gut sie konnte, sich und es von wilden Früchten und Kräutern nährend. Endlich kam sie in einen großen, wilden Wald, wo sie verirrte und zuletzt von Müdigkeit und Schlaf übermannt ward. Ihr Unstern führte eine Löwin daher, welche Junge hatte; die überfiel das schlafende Mädchen und verzehrte seine Beute bis an den Kopf. Da kam ein Löwe hinzu, die Bestien fielen einander an und erwürgten sich gegenseitig. Während alle deß lag das Kindlein schlafend im Grase. Sieben Tage blieb es dort hülflos im Walde, einzig durch die Kraft des Zauberringes vor Wetter und Hunger geschützt.

Aber es begab sich, daß die reizende Orpande, die junge Herzogin von Roseflur, auf ihrer Heimreise durch diesen Wald geritten kam, da fand sie die beyden todten Raubthiere, in deren Mitte das Haupt der Jungfrau, zur Seite das wimmernde Knäblein. Alsobald gebot sie den Zofen das Kind aufzunehmen, und wie sie des Zauberringes im Oehrlein ansichtig ward, nahm sie den Knaben in den Arm, dankte Gott laut für das Wunder seiner Rettung, und sprach in freudiger Begeisterung: sey tausendmal willkommen, schönes Knäblein! Geheißen wirst du seyn Malegys (welches Jammer im Wallisischen bedeutet), obwohl du entsprossen bist aus dem Blute der Edelsten auf Erden. Traun, du wirst den Heiden viel zu früh auf die Welt gekommen seyn, und dem höllischen Feinde, der durch deine Kunst überwunden und gefesselt wird, und die auch manchen irren und äffen mag. Durch dich wird das Roß Beiart aus dem höllischen Vulkan entführt, woselbst es der böse Feind in diamantne Ketten geschmiedet hält. Denn also steht es in den Gestirnen geschrieben!

Um an der Triftigkeit dieser Weissagung nicht zu zweifeln, muß man freylich wissen, daß Orpande die weiseste Negromantin war, die in der geheimen Kunst auch ihren Bruder Baldaris, obwohl seine Gelehrsamkeit in Paris und Toledo gerühmt ward, weit übertraf. Durch diese Kunst verstand sie in der Sternenschrift des Firmaments zu lesen, und der zarte Reiz fast kindlicher Jugend, womit jezt die Natur sie schmückte, erhielt sich ihr in stets gleicher Frische. Nicht lange, so erwahrte sich schon ein Theil ihrer Weissagung. Denn Spiet, Orpandens kleiner, windschneller Fußbote, kam zur Stelle und erzählte den ganzen Verlauf der Sache, wie es mit dem Herzog von Egermont und seinen Kindern ergangen war. Orpande übergab Spiet das Haupt der Jungfrau, um es in Roseflur christlich bestatten zu lassen, und das Knäblein, um daselbst seine Taufe zu bestellen.

Digitized by Google

Unter zärtlicher Pflege wuchs Malegys heran, und hieß nicht anders als Valdaris Sohn, des Negromanten. Schon im siebenten Jahre hatt' ihn Orvande lesen gelehrt. Da begab es sich einst, daß der Negromant verreist war, und das Kind in dessen Studierstube, wo die Instrumente und der ganze Zauberapparat, nebst den magischen Büchern sich befanden, lang allein blieb. Orvande fand ihn dort, aber ganz blaß und verstört. Sehr besorgt fragte sie ihn um die Ursache. Das ist die Ursache, sprach Malegys entschlossen, daß ich nun mancherley und schweren Kummer habe. Orvande ward sichtbar bestürzt; denn sie liebte den Knaben mehr als ihr Leben. Sobald der schlaue Malegys dieses Eindruckes gewahr ward, fuhr er fort: warum hat man mir diese mächtigen Bücher vorenthalten, daß ich sie nicht lesen und verstehen kann? Soviel zwar hab' ich daraus verstanden, daß man durch ihre Kraft bey Nacht und Tag zwingen kann den Meister der Teufel und seine Gesellen; aber die Experimente, wie es dort heißt, sind mit Buchstaben geschrieben, die zu lesen du mich nicht gelehrt hast. Hieraus hab ich ferner eingesehen, daß Valdaris nicht mein Vater ist, sonst hielte er seinem Sohne diese Schätze nicht verschlossen, welche ich allein zu erben begehre. Orvande bemühte sich ihn zu beschwichtigen; Valdaris hab' ihm nur im Guten jene Bücher vorenthalten, denn sie handelten von der Negromantie, und diese Wissenschaft für einen Knaben allzuschwer. Bey Gott! sprach Malegys keck, das ist nicht wahr! von keinem Meister in Toled oder Paris kann ich mehr etwas lernen, weder in der Philosophie noch in der Astronomie oder in der Theologie; darum will und muß ich lernen von der Negromantie. Als Orvande den unbeugsamen Willen des Knaben erkannte, da unterwies sie ihn im Stillen in jener geheimnißvollen Kunst, und nach zwey Jahren war Malegys ein scharfsinniger Negromante.

Solches erwies sich gar bald. Valdaris hielt ein glänzendes Bankett in Rosenflur. Nach der Mahlzeit ließ der Negromant eine Menge Hasen und Kaninchen über die lange Tafel laufen, die mit allerhand possierlichen Sprüngen die Gäste belustigen sollten. Als Malegys dieses sah, so schickte er rasche Windhunde hinter sie her, welche die Thiere des Valdaris umjagten, bissen und zerrissen. Der Zauberer ward schamroth und blickte voll Zorns auf seine Schwester, wohl merkend, daß sie den Knaben die Künste gelehrt. Sofort machte er einen Springbrunnen mit goldenen Röhren, und hieß die Ehrengäste sich waschen; aber welches Schrecken und Gelächter, als sie Hände und Gesichter pechschwarz sich beschmierten! Zornrot trat Valdaris selbst, gegen den Zauber eine Beschwörung murmelnd, zum Brunnen und wusch sich; allein plötzlich stand er verwandelt da, schwarz über und über, dreymannsdick, mit umgestalten Gliedern und rothen Schielangen. Der Teufel, der lebendige Satan! schrieen Alle, und wandten sich, halb mit Gelächter, halb mit Abscheu und heimlichem Grauen von ihm weg. Malegys aber lachte hell auf und rief dem sinnlos Tobenden zu: „He, Vater Schwarzkünstler, hab' ich das Bier etwa nicht gut gebraut?" Wie sehr sich Valdaris mit Beschwörungen anstrengte, den starken Zauber konnt er nicht lösen, und alle seine Schmähworte und Drohungen verfingen nicht, die er über Malegys ausgoß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste Erscheinung am Saturnsring.

Scharfe Sinne, aber nicht so viel Scharfsinn hatten die Astronomen, welche zuerst den Saturnsring, allerdings nicht so deutlich wie Herschel sahen. Es war ihnen ein überirdisches Räthsel. Der Saturn hat zwey Henkel, wie eine etrurische Vase, sagten sie; andere meynten, er habe zwey Schwimmblasen, mit Hülfe deren er im Himmelsäther herumschwimme; Dunstblasen und vulkanische Beulen sind es, meynten andere, denn wie der Leser weiß, verschwindet der Ring dem Auge, wenn er uns seine scharfe Kante zukehrt; als man später sah, daß Regelmäßigkeit in diesen ganz wunderlichen Erscheinungen sey, so mußte sich noch eine natürlichere Deutung finden lassen. Sie gab der niederländische Gelehrte, Huyghens, indem er sagte: um den Saturn, um seine Mitte schwebt frey ein Ring.

Wir stellen einige Betrachtungen über dieses wunderbare Gebilde an.

Der Ring ist nicht von Gold; dieß ist sehr begreiflich, aber schwer zu beweisen. Ich führe dem Leser nur zu Gemüthe, daß da droben auf dem Saturn (gerade umgekehrt als die Astrologen und Mythologen sagen) alles Materielle feiner und zärter ist als bey uns, und der Saturnskörper selbst, wie Schubert bemerkt, ungefähr wie ein Tropfen ätherischen Oels zu betrachten ist. Wie könnte dieser bestehen in der Nähe eines so gediegenen, kernhaften Metalls, wie das Gold ist!

Der Ringbewohner sieht auch die Tiefe des Himmels unter sich; ein schwindelnder, Grausen erregender Anblick für uns Erdbewohner. Ich glaube dem Menschengeschlecht nicht Unrecht zu thun, wenn ich bey dieser Gelegenheit bemerke, daß wir in der Poesie und Astronomie in kurzer Zeit weiter gekommen wären als wir jezt in tausend Jahren gekommen sind, wenn wir nicht den Himmel blos in der Höhe sähen, und auf einer Kugel von so kleinem Maßstab herumkröchen, daß man auch einen hohen Berg kaum zehn Meilen weit sieht. Der

Digitized by Google

Ringbewohner wandelt auf einer unermeßlichen Ebene, deren Umfang fünf-und-zwanzig Mal größer ist als der Umkreis der Erde. Der Bewohner des Saturnsrings geht gegen den schmalen Rand seines Rings immer eben und eben fort, dieß ist ungefähr geraden Wegs fort so weit, als wenn er um unsere Erde herumlaufen wollte; jezt ist ihm, als steige er einen ungeheuren Berg hinan; es bleibt aber immer eben, der Berg ist nur eine Krümmung, keine Steile; endlich steht er oben auf der lezten Kante des Rings. Welch ein Anblick! Im Zenith und Nadir sieht er die gestirnte Himmelskugel, die sich über ihn hinweg mit sichtbarer Geschwindigkeit dreht. Auf der Erde sieht blos der Astronom wirklich in seines Fernrohrs Felde die Sterne sich bewegen. Nicht in eine Tiefe starrt sein Blick hinab, wie etwa auf dem Montd'or oder der Jungfrau; sondern er sieht in die unermeßliche Tiefe des Alls hinunter. Von dort herauf zeigt sich ihm die gewaltige Saturnskugel, er sieht deutlich ihre Wölbung; ein Körper, 140mal größer als der Mond uns erscheint, nimmt fast den sechsten Theil seines Himmels ein, und dieser liegt zu seinen Füßen. Will er ihn als einen Lichtball, der wie ein Vollmond wirklich fast den halben Himmel erfüllt, über seinem Haupte schwebend erblicken, so wandert er auf die entgegengesezte Kante seines Rings.

Der Doppelring ist als ein zweyfaches, ungeheures Amphitheater anzusehen. Die Astrologie rühmt die Geselligkeit der Planeten unter einander; Saturn aber ist in seinen eigenen Bildungen ein Muster von Geselligkeit; sieben befreundete Trabanten kreisen um ihn her und die zwey Ringflächen so nahe am Saturn, daß man mit einem guten Fraunhoferschen Taschenperspektiv einen Saturnischen Humboldt auf den dortigen Cordilleren erblicken könnte. Die Kluft von einem Ring zum andern und bis zur Saturnskugel ist ganz gewiß mit einer Atmosphäre umgeben und erfüllt, und die Luftschiffe unterhalten einen beständigen Verkehr; übrigens brauchen die Bewohner auf dem Doppelamphitheater keine Saturnsberichte zu lesen, da sie selbst alles beobachten können, was auf dem Saturn, die Gegend um den Nordpol und Südpol ausgenommen, vorgeht, da er sich etwas schneller umdreht als sie selbst. Die Spalte zwischen dem äußern und innern Ring ist ohngefähr wie der Weg von Petersburg nach Konstantinopel. Man muß sich auch erinnern, daß in Zeit von wenig Stunden, da der Ring eine Fläche, keine Kugel ist, ein Ringbewohner seinem Gegenfüßler einen Besuch abstatten kann; wenn er eine Reise wie über den Gotthardsberg nach Italien macht, ist er auf der Nachtseite seines plattgedrückten Planeten oder trabantenartigen Wesens.

Der Ring ist vulkanisches Kind des Saturns. Diese Behauptung ist nur ein Nachhall von dem, was die Geologen auf den Gebirgen unseres Planeten laut verkündigen. Wie auf unsern Theatern aus der Versenkung Geister und Bewohner einer unbekannten Unterwelt emporsteigen, so lassen unsere Erdkundigen meilenhohe Berge durch Feuersgewalt sich emporheben, während aus ihren Gipfeln oder Seitenwänden dasselbe wüthende Element sich Luft macht und Wasser ausschleudert oder Ströme geschmolzener Gebirge der Tiefe. Eine Sippschaft, Eine Brüderschaft macht die Planetenwelt aus, Eine gemeinschaftliche Bildung ist allen zu Theil geworden. Wer sieht nicht, daß an dem großen Baum des Lebens die goldenen planetarischen Aepfel Einerley Frucht, Einerley Inhalt und Wesen erhalten haben? Sie haben alle ihre Pole, ihren Aequator, ihren Wolkengürtel, ihre Atmosphäre. Bey den Hebräern heißt der Himmel ein Zusammengesezтes aus Feuer und Wasser. — Der Saturnsring ist der losgerissene Aequator des Saturns. Ich will die Phantasie des gebildeten Lesers nicht empören durch die Beschreibung solch ungeheurer Katastrophen von heißen, schmelzenden Massen, die auf einer glühenden Atmosphäre getragen werden, die selbst wieder bersten und, durch den Umschwung hingerissen, sich zur flachen Ringgestalt ziehen.

Saturn ist nicht in der Mitte seiner Ringe. Das ist eben die neueste Erscheinung, von der ich Bericht erstatten soll. Die Beobachtung war zuerst in Deutschland gemacht, und hierauf von Struve in Dorpat mit dem großen Teleskop von Fraunhofer bestätigt worden; und so kann man es als eine entschiedene Thatsache ansehen, daß der Saturn etwas westlich gegen seine Ringe und nicht in ihrer Mitte liegt. Wer mag es wagen, diese Erscheinung für eine erst im Laufe der Zeit begonnene, oder für eine seit der Entstehung und Ausbildung des Saturns uranfänglich vorhandene zu erklären? Herschel sah diese Anomalie nicht. Ist sie bleibend, oder schwankt und zittert der Ring um den Körper des Saturns? oder steht diesem wunderbaren Doppelgewölbe seine lezte Katastrophe bevor? ist im Saturn selbst der Keim seiner Wiedergeburt durch den Ring niedergelegt? Niemand beantwortet uns diese Fragen. Der Sternseher wird seine Aufmerksamkeit und seine Wachen verdoppeln, wir wollen uns mit den Worten bescheiden: Es gibt Dinge am Himmel von denen unsere Philosophie sich nicht träumen läßt.

J. W. Pfaff.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Barante's Vorgänger Decèze war als Vertheidiger und Anwalt Ludwig XVI. vor den Schranken des Nationalkonvents berühmt; es gehörte Muth und aufrichtige Anhänglichkeit an den unglücklichen, schwachen König dazu, um vor einer aufgebrachten und von außen her aufgewiegelten Versammlung zu Gunsten eines gefallenen Monarchen zu sprechen. Uebrigens war Decèze sehr redselig und weitschweifig in seinen Vertheidigungen; es fehlte ihm nicht an Wärme und rhetorischem Eifer, ein großer Redner war er jedoch nicht. Nach der Wiederherstellung des königlichen Thrones wurde er zu großen Aemtern emporgehoben; der Mann lebte noch ganz in der vergangenen Zeit; die Nothwendigkeit einer freyen Regierungsverfassung konnte sein befangener Geist nicht begreifen, er war und blieb ein blinder Anhänger der alten Regierungsform, daher er auch stets zu Gunsten des Villèle'schen Ministeriums stimmte, also in einem den Barante'schen Meynungen entgegengesetzten Sinne. Dennoch hatte Barante diesen Mann als seinen Vorgänger zu loben. Barante machte es klug; er warf sich in die Geschichte der Schreckenszeit hinein, entwarf ein lebhaft colorirtes Gemälde jener heillosen Periode, aus welcher dennoch so vortreffliche Anstalten hervorgegangen sind, lobte Decèze wegen seines Muthes, seines Diensteifers, seiner unsterblichen Vertheidigung Ludwigs XVI., verschwieg auch nicht die Vorurtheile des Mannes in seinem Alter, bemäntelte dies aber in zierlichen Floskeln, so daß es sich in dem großen vom Redner entworfenen Gemälde verlor. Die liberalen Journale urtheilen über diese Rede, daß Barante Unrecht gehabt habe, so viele schmerzliche Erinnerungen den Parisern wieder vorzuführen; die Ultrablätter aber waren sehr mit ihm zufrieden und billigten seine royalistischen Gesinnungen. Jouy hatte dem Redner zu antworten; dieser lobte den Advokaten Decèze mäßiger, sprach auch von der Revolution, legte aber mehr Gewicht und Nachdruck auf dasjenige, was er über die daraus entsprungene gesetzmäßige Freyheit der französischen Nation zu sagen hatte, und machte den Werth der jetzigen Staatseinrichtungen geltend, durch welche das Volk unendlich gewonnen habe. Seit dem Sturze des vorigen Ministeriums ist auch Frankreich besser im Stande als zuvor, die heilsamen Folgen der Revolution zu erkennen. Jouy sprach ferner von den Werken des neuen Akademikers; über die historische Methode Barante's wollte er sich nicht aussprechen; es schien aber doch, als ob er derselben nicht sehr günstig sey, indem er Tacitus, Gibbon, Montesquieu anführte, die aus der Geschichte einen Richterstuhl, nicht ein dramatisches Gemälde gemacht hatten. Die leisen Vorwürfe, die Jouy seinem neuen Kollegen Barante wegen seiner Geschichtschreibung machte, hätte dieser dem Hrn. Jouy wegen seines Schauspielschreibens zurückgeben können. Einige Tage, bevor Jouy den Vorsitz in der akademischen Sitzung führte, war eins seiner Stücke, ein vorgebliches Lustspiel: „die Hofintriguen," auf dem Théâtre français gegeben worden, aber mit so schlechtem Erfolge, daß das Stück kaum zu Ende gespielt werden konnte, und der Verfasser es für klug hielt, sein Lustspiel von der Bühne zu entfernen und es dem Publikum gedruckt zu überlassen, da das Stück bereits in die bändereiche Sammlung der Schriften des Verfassers eingerückt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Boston, November.

(Fortsetzung.)

Im Theater machte hier ein corps de ballet aus Paris und Brüssel großes Aufsehen. Die Truppe tanzte sehr gut und würde in einer französischen Stadt vom zweyten Range kaum so gut zu finden seyn. Die Grazie, die nun einmal das angeborne Erbe der Franzosen und namentlich der Französinnen ist, siegte über den engen Puritanersinn der Bostoner, der noch vor zwey Jahren den französischen Balletttanz, vom Hörensagen, für „horrid" gehalten hatte. Schon im vergangenen Jahre waren französische Tänzerinnen hier, die auch sehr gefielen. Das Theater war immer gefüllt, und zwar von der besten Gesellschaft. Zugleich fängt man an, in den Gesellschaften zu walzen. Statt der ewigen Contretänze ist diesen Winter ein sogenannter Fandango sehr beliebt geworden, in welchem ein wenig Walzen vorkommt, und einige Fremde haben darauf auch das Walzen selbst begonnen, wozu die amerikanischen Schönen sehr viel Geschick zu haben scheinen. Vielleicht lächelt mancher Leser über diese Bemerkung, aber wir sind überzeugt, daß sie Jedem, der den puritanischen Norden der Vereinigten Staaten kennt, interessant seyn wird. So zeigen denn auch hierin wieder die Amerikaner größere Neigung, sich dem europäischen Kontinente zu assimiliren, als die Engländer, wie sie auch im Kochen, der Einrichtung der Zimmer und dem ganzen gesellschaftlichen Leben, ja sogar in einiger Hinsicht im politischen Leben verständige Kontinentalgebräuche mit den englischen Grundzügen verbinden. Wie könnte es auch anders seyn? Die Gränzen und Verschiedenheiten, welche in der Nähe so bedeutend erscheinen, verschwinden in dieser Ferne sehr. Man befindet sich vielleicht nirgends auf einem so unparteyischen Observatorium für Europa, als hier. Alles zeigt sich in Massen; die Kleinlichkeiten schwinden und nur das Bedeutende bleibt, und darum um so hervorstechender.

Die Almanache für das Jahr 1829 sind nun fast alle heraus. Wer keinen derselben gesehen hat, kann sich nicht vorstellen, wie schnell man auch hierin fortgeschritten ist. Unter denen, die wir gesehen haben, zeichnen sich vorzüglich das Token bey Hoobwich in Boston und das Atlantic Souvenir bey Carey Lea und Carey in Philadelphia aus. Sie sind freylich nicht den besten in England gleich, wohl aber denen des zweyten Ranges, und sauberer ausgeführt, als irgend ein deutsches, das wir kennen. Die Kupferstiche sind meistens noch etwas hart, aber einige sind auch sehr gut. Der Inhalt dieser Büchelchen ist natürlich gemischt; aber es befinden sich mehrere lobenswerthe Stücke darunter. Das Ganze ist ächt amerikanisch und mit vielen patriotischen Geschichten und Gesängen durchwoben, wie denn nun einmal der Amerikaner sein Vaterland oft bis zur Blindheit liebt. Wie alles, was die Amerikaner thun und lassen, zeugt auch ihre Politik von ihrer Vaterlandsliebe. So eben sehen wir hier die zweyte in London gedruckte Auflage eines Werks über Amerika von einem ungenannten Bürger der Vereinigten Staaten, und wenn wir einige Ideen dieses Schriftstellers mittheilen, so werden Sie gestehen müssen, daß die hiesigen Politiker den europäischen den weiten Blick in die Ferne bereits abgelernt haben. Ein akademischer, pedantischer Styl verunziert das Werk, und es thut wehe, wenn der Rhetoriker den Patrioten, der akademische Autor den Republikaner in Schatten stellt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 3.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Januar 1829.

Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.

Uhland.

Aussichten.
Im Rahmen von Reisebildern.

Auf der Verpfählung des Hafens von Dünkirchen führt ein langer, völlig offener Gang zur Rhede hinaus. Wo er endet, erweitert er sich zu einem Halbrund. Hier ist ein hölzerner Sitz angebracht, auf dem man sicher und bequem ringsum und unter sich das Spiel der Wellen betrachten, sie an sich vorbey kann fortziehen sehn, wenn die Gewässer des Hafens ihn und seine Schiffe verlassen, und wieder zurückkehren als brausende Fluth. Hier stehen oft die nahen Angehörigen der Seefahrer, die zurückerwartet werden vom Fischfang in den nordischen Meeren oder von andern fernen Fahrten; denn Stunden vergehen, ehe die Segler, auch bey günstigem Wind, von dem Punkt, wo das Schiff in den Gesichtskreis der Harrenden eintritt, den Hafen erreichen können. Da stehen dann diese treuherzigen Bewohner des flämischen Strandes, sehen sehnsüchtig durch ihren „Gucker," wie sie das Fernglas nennen, gegen den Horizont, wenn am heitern Tage die weißen Segel, unmerklich sich vergrößernd, heranschwellen, sehen das Schiff auftauchen aus den Fluthen, und verkünden im freudigen Blick die Hoffnung, es sey das rechte. Treibt nicht, eh' das Schiff den Hafen erreicht, ein feindselig Geschick noch einen Sturm daher oder widrigen Wind, langt es endlich beym Wogen der Wellen und der Ungeduld an, und tritt nun nicht das Erkälten einer dahinschwindenden Täuschung, sondern frohlockendes Erkennen ein, so mag auch der fremde Zuschauer mitgrüssen im Herzen, wenn er nicht stumpf ist und verschlossen gegen die Regungen reinmenschlicher Freude.

Es war um die Mittagsstunde, als ich durch die reinlichen Straßen der freundlichen Stadt nach dem Hafen ging, dessen lärmendes Treiben und fremdes Gewühl aber meiner Stimmung wenig zusagte. Diese trieb mich seewärts, und raschen Schrittes wandelte ich über die Estacade nach jenem Halbrund, wo ich allein war und einsam, rings umgeben von der brandenden Fluth. Draußen auf der Rhede, schon in ziemlicher Entfernung, hatte die Corvette l'Echo, die da vor Anker gelegen war, schon beynahe alle ihre Segel aufgespannt. Noch tummelten sich einige Matrosen auf den Raaen und im Takelwerk leicht und verwegen herum. Das lezte Segel war nun gehißt. Ein frischer Wind aus Nordost schwellte sie an, und weiß sich aufblähend im Glanz der Septembersonne, flogen sie mit dem Schifflein dahin unter dem lichtblauen Himmel über die grünlich schimmernden Wogen.

Ein Nachweh ergriff mich, und fort wollte es mich ziehen nach dem Ocean des Westens, dem Schifflein und der Sonne nach.

Der Kommandant der Korvette hatte Tags vorher, als ich mit einem Bekannten bey ihm am Bord war, uns mit liebenswürdiger Gefälligkeit die besonders durch äusserste Ordnung und Reinlichkeit ansprechende Einrichtung seines Schiffs gezeigt. Selbst die Matrosen von der Bemannung schienen mir bey weitem nicht so roh zu seyn,

Digitized by Google

als man es bey solchen Leuten gewohnt seyn mag. Vielleicht zeichnen sich aber die französischen Matrosen überhaupt, insbesondere die auf den Kriegsschiffen, hierin vortheilhaft vor den andern aus.

Wo führt euch nun das Schicksal hin? war mein Gedanke, als ich dem mit der Sonne steuernden Schiffe mit einem Gefühl nachsah, als segelte es fort ins besfere Land. Viel Besseres hat es aber wohl nicht gesehen, wenn es auch inzwischen an Brasiliens und Egyptens Küsten war, bis es auf Admiral de Rignys Befehl, ohne einen Schuß zu thun, unter dem Feuer der türkischen Schlösser in den Golf von Lepanto eindrang, um dort den Griechen beyzustehn.

Die See begann sich zurückzuziehen, als ich durch die Ankunft einer Gesellschaft Engländer aus meinen Gedanken, frostig genug, geweckt wurde. Den englischen Damen Platz machend, verließ ich meinen Sitz und sie nahmen ihn mit einer Miene ein, die zu sagen schien, ich sey eben so verpflichtet ihnen zu weichen, als das Meer, sich vor ihnen auszubreiten. Gewiß ists etwas Trauriges um den durch Reichthum gesättigten Stolz eines guten Theils dieser Insulaner, trauriger noch, wenn er da sich zeigt, wo man Lebensmilde sucht, beym schönen Geschlecht. Mir aber regte der heitere Abend das Herz nur um so sanfter an. Ein Anklang von Heimweh geleitete mich hinab an den Strand, und wehmüthig meiner Lieben in der fernen Heimath gedenkend, las ich in zarten Farben gestreifte kleine Muschelschalen auf im Sand des gewichenen Meers, durch den während der Ebbe ein naher Landweg nach Ostende führt, auf dem aber die Verspätung gefährlich ist.

Mit den Muschelschaalen in meiner Tasche und mit Gedanken an meine Kleinen zu Hause beschäftigt, die ich nach froher Wiederkehr damit erfreuen wollte, kam ich, auf dem Weg nach meinem Gasthof, zu der noch außerhalb der Stadt befindlichen Schiffbruchkapelle. Die Dämmerung war hereingebrochen, einzelne Sterne wurden sichtbar, und da, wo die Sonne in den Ocean gesunken, war die Gränze des Himmels und der Erde mit einem violetten Streifen bezeichnet. Hell leuchtete es aus der Kapelle der nahenden Nacht entgegen. Am Altar stand der Priester im Meßgewand. Sein Gesang, eine schöne Tenorstimme, ergriff mich wunderbar und fesselte mich an der Thüre der Kapelle. Die Empfindung der Andacht, mit welcher die hier Versammelten den Gedanken an Sturmesnoth und Untergang beschwichtigten, hob und löste auch mir den Busen. Fern war wohl den Meisten der hier betenden, größten Theils weiblichen Gemeine ein theurer Vater, Bruder, Gatte oder Geliebter, der Gefahr auf den Wellen preisgegeben. Wohl mögen auch manche gebetet haben für die Seelen derer, die in den Fluthen umgekommen. Und als ich später vernahm, daß ein braver holländischer Schiffskapitän, der um diese Zeit für ein mir gut bekanntes Haus in Dünkirchen sein Schiff mit französischem Wein befrachtet, um damit so spät im Jahr, wo es nicht viele mehr wagen die Ostsee zu befahren, nach St. Petersburg zu gehen, auf dieser Fahrt mit Weib und Kind und aller Mannschaft ertrunken sey, da war ich im Geiste wieder an der Thüre der Schiffbruchkapelle und hörte den Priester, bey dunkler Nacht im Lichte stehend, ein Schlaflied der Engel singen. Der wackere Holländer wollte die Freude haben, den Seinigen die nordische Kaiserstadt zu zeigen, wohin er muthig und wohlgemuth sein Schiff lenkte, das reich beladen war mit dem schäumenden Tranke des Frohsinns. Aber die Herbststürme der Ostsee haben alles verschlungen, und Niemand weiß, in welcher Gegend Schiff und Menschen versunken sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Was erzürnt Ihr Euch so? sprach Oryande; der Euch schlägt, ist ein Kind von klugen Sinnen, welches weder je in Paris noch in Toledo studirt, sondern alles aus dem Daumen gesogen hat. Ihr seyd zwar ein gründlicher und großer Gelehrter, aber zum Herenmeister, theuerster Bruder, scheinen Euch die Gestirne nicht berufen zu haben. Dazu seyd Ihr zu studirt, und wenn Ihr Euch auf dieses Feld einlasset, so wächst Euch Eure Weisheit über den Kopf, gleichsam wie zwey Ohren. — Baldaris murmelte immer fort und sagte seinen ganzen Granadet auf, alles vergebens. — Der Faden ist nicht mehr auf dem Haspel, sprach Malegys, daß Ihr ihn nur so eben abspulen könnt; Ihr müsset Knoten lösen, wenn Ihr das Ende finden wollet. — Mit seinen rothen Schielaugen, voll zerknirschten Hochmuthes und Zorns, blickte der Schwarzkünstler auf Malegys, und raunte immer weiter. — Laßt es doch gut seyn, fuhr Malegys fort; Ihr habt zwar Eure Lehre eingenommen, aber Euer Magensaft war zu fade, um sie zu verdauen. Laßt uns daher zu Euren Doktoren in Paris und Toled fahren, ob sie es vermögen Euch wieder so scharfsinnig und schön zu machen, als ihr vorher wart. — Dieser Uebermuth, plazte Baldaris schon halb erschöpft endlich heraus; dieser Uebermuth steht Euch besonders übel an, Malegys! Da ich Euch als einen von Hunger und Frost starrenden Fündling auflas und erzog, träumte mir nicht, daß an mir sich das Sprüchwort erwahren solle: wer die Natter am Busen wärmt, den sticht sie. Und Euch, Schwester Herzogin, steht es nicht minder übel an, daß Ihr gegen Euer Blut wüthet, und es vor aller der

Digitized by Google

vornehmen Gäste Auge also lasset zu Schanden werden. Wahrlich es ist Zeit, daß Ihr die Sonne Euer Weisheit, nachdem Ihr uns eine so langwierige Morgenröthe bereitet habt, endlich in ihrem triumphirenden Glanz aufgehen lasset; das will sagen, daß Ihr mich des unseligen Zaubers entbindet, der meinen Geist und meinen Leib verwirrt und verunstaltet. — Armseliger Mensch! (entgegnete Orvande stolz und im Innersten erschreckt und empört durch Baldaris im Zorn ausgestoßene, das Geheimniß enthüllende Rede, zu welcher Malegys ihn absichtlich gereizt hatte), erinnere dich wohl, daß nicht du, sondern ich Herr des Landes bin; daß nicht du, sondern ich Malegys aufnahm und erzog, das weiseste und schönste Kind, welches je des Tages Licht beschien, und dessen Adel, alles Uebrige nicht in Anschlag zu bringen, jeden Falles höher ist als deiner, nämlich der Adel von oben, dessen Wappen der Schöpfer seinem Geist eingeprägt und seinem Antlitz aufgedrückt hat. Nicht mich, sondern Malegys mußt Du bitten, ob er vermöge Dir den Zauber zu lösen; denn die Hausfrau kocht nicht in fremder Küche. Erkenne, daß Du vor Malegys dich übler ausnimmst als Saul, der doch König im Lande war, vor dem heimlich gesalbten Hirtenknaben. Hieraus magst Du zugleich merken, was ich für die Zukunft hin beschlossen habe. — Baldaris war in doppelter Angst und Klemme, einestheils weil er Orvande's überlegenen und unbeugsamen Geist und Willen genau kannte, dann, weil er fürchtete, auch wenn er sich zur Bitte bequeme, werde Malegys so wenig im Stande seyn als er selbst, den entstellenden Zauber wieder von ihm abzuthun. Daher sprach er zu Malegys: ich bitte dich, lieber Sohn, hole mir meine Bücher daher, denn ich muß es bekennen, meine Gedanken sind in etwas verwirrt, und mein Gedächtniß verdunkelt. — Vergebens! entgegnete Jener; was Ihr suchet, steht nicht in Euren Büchern geschrieben, Ihr könnt es folglich auch nicht herauslesen. Nur der vermag es, der es versteht zwischen den Zeilen zu lesen. Ihr aber habt aus ihnen zwar wohl gelernt mit Figuren zu winken, allein Ihr versteht nicht die Experimente zu versetzen. Jezt will ich Euch durch mich selbst heilen, obwohl Ihr es schlecht um mich verdient habt; denn anhero loget Ihr Euch zu meinem Vater, und betrogt mich sonach um meine Eltern, darum leid' ich großen Kummer. Aber ich will meine Geburt schon bald durch mich selbst erkunden. — Als er dieß gesprochen, klatscht er in die Hände, und mit den Armen ausfahrend, rief er: Hei! hei! hei! Verschwunden und vorbey! Und im Nu, wie der Blitz verschwanden Zauberbrunnen, schwarze Händ' und Gesichter der Gäste und Baldaris Satanhaftigkeit. Da unterwarf sich Herr Baldaris dem Knaben als seinem Meister, nach verschluckter Hochmuthsgalle, mit seiner angebornen Gutherzigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber künstliche Blumen.

Man kann nicht läugnen, daß die Pariser bisher die schönsten künstlichen Blumen verfertigten. Einige ihrer Techniker haben auch über einzelne Theile dieser Kunst interessante kleinere Aufsätze geliefert. Gegenwärtig gibt ein Hr. Ferlier zu Paris ein eigenes Werk über diesen wichtigen Zweig der eleganten Industrie unter dem Titel heraus:

Flore artificielle, par Ferlier. Premier ouvrage consacré aux Dames sur l'art de faire les fleurs, 8. Paris 1828, chez l'auteur, dépôt direct de tous les articles pour fleurs artificielles, rue St. Denis, N. 326.

Die erste Lieferung, 79 Seiten und 3 lithographirte Tafeln, ist bereits erschienen und kostet nur 3 Franken. Die noch übrigen 4 Lieferungen werden jede nur 2 Franken kosten. Dieses Werk wird in Pariser Blättern sehr gepriesen, und verdiente nach der Art, wie es daselbst empfohlen ist, allerdings eine deutsche Uebersetzung, um unsere Frauenzimmer zu lehren, künstliche Blumen nach Pariser Art zu Hause zu verfertigen, und das Geld, das dafür jährlich in nicht unbedeutender Menge über den Rhein geht, zu ersparen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, November.

(Beschluß.)

Des Verfassers Vorliebe für die russische Politik ist ein wenig gar zu stark; daß er Rußland schont, begreift man, weil gemeinsames Interesse gegenwärtig diese Macht und die Vereinigten Staaten einander zu nähern scheint; aber sein Glaube an die Unbesiegbarkeit der Kosaken geht etwas zu weit. Er läßt Europa über kurz oder lang von den Tartaren erobern, ist aber so gütig, es ihren Händen bald wieder zu entreißen; denn die neue Welt erobert bald die alte. Dieß soll die nothwendige Folge vom reißenden Zuwachs der Bevölkerung im ungeheuren Nordamerika seyn. „Wenn ein weites Gebiet und eine gute Regierung die Quellen der politischen Wichtigkeit einer Nation sind, so hat in Zukunft kein Land mehr Anspruch darauf als Nordamerika. Mit einem Gebiete, das so groß ist als die größten alten und neuen Reiche, mit einem Regierungssystem, das alle bisher versuchten weit übertrifft, müssen wir in ganz kurzer Zeit die zahlreichste, wohlhabendste, mächtigste Nation werden, die je die Welt sah. Gesezt, unsere Bevölkerung nehme fortwährend in demselben Verhältniß wie bisher seit der ersten Ansiedlung zu, so beträgt sie am Ende dieses Jahrhunderts 80 Millionen Seelen, d. h. doppelt so viel als das russische Reich gegenwärtig zählt. In der Mitte des nächsten Jahrhunderts muß sie 300 Millionen betragen und in weniger als 2 Jahrhunderten 1200 Millionen; dieß ist mehr als die jetzige Bevölkerung des ganzen Erdballs, und mit solcher Macht wird sich schon die alte Welt erobern lassen." — Man mag von dieser Berechnung denken was man will, so viel ist gewiß, daß ein Land, das regiert wird, wie die Vereinigten Staaten, in Kurzem zu einer großen Rolle im politischen Drama der Welt berufen ist. Ob zum Heile der Menschheit? das ist eine andere Frage.

Digitized by Google

In Philadelphia ist eine Kutsche gebaut und umhergeführt worden, welche 60 Passagiere fassen kann. Sie ist bestimmt, die Dampfbootpassagiere von New-Castle nach Frenchtown, d. h. von dem Delaware nach der Chesepeake-Bai zu führen, die einzige Strecke, die man von Philadelphia nach Baltimore zu Lande zu reisen hat. Zwölf Pferde ziehen diese Arche. Die Räder sind 2 Fuß breit und walzen den Weg. Ein kleinerer Wagen fährt, am großen angehängt, nach, um die Bagage der Reisenden fortzuschaffen. Seine Räder sind so gestellt, daß sie den von den andern Rädern nicht gewalzten Raum zwischen denselben überwalzen.

Als einen Beweis von der Industrie unserer Zeitungsschreiber führe ich an, daß ein hiesiges Blatt, der daily Advertiser, im September einen Aufsatz über die englischen Zeitungen mittheilte, der aus dem Märzhefte 1828 des Morgenblatts übersetzt war. Leicht könnte der Aufsatz wiederum in ein amerikanisches deutsches Blatt übergehen.

Ein Missionär Carey schreibt von Monrovia, einer amerikanischen Niederlassung von Farbigen unweit der Hauptkolonie Liberia an der afrikanischen Küste, daß die eingebornen Afrikaner öfters Bibeln und Buchstabirbücher gestohlen haben, obgleich sie auch andere Dinge zu stehlen Gelegenheit hatten. Um den löblichen Zweck der Kolonisationsgesellschaft, welche Liberia stiftete, nämlich die Farbigen Amerika's zu bewegen, dorthin zu ziehen, besser zu erreichen, hat ein Bürger Baltimore's eine Schule für kleine Neger errichtet, worin den Kindern von früh an Afrika als ihr Vaterland gezeigt und der Wunsch eingeflößt wird, dorthin wieder zu ziehen, um als freye Leute zu leben, da sie hier, wenn auch von der Sklaverey befreit, immer in gedrücktem gesellschaftlichen Zustande bleiben. Der Plan ist sehr lobenswerth, und wenn auch das alles nur kleine Anfänge sind, so sind es doch Anfänge.

Paris, December.

(Beschluß.)

Jouy, der doch ein gewandter und scharfsinniger Sittenbeobachter ist, hat auf der Bühne nicht denselben Ruhm eingeerndtet, wie bey der Lesewelt durch seine Sittengemälde, wenigstens durch die früheren, denn die leztern sind durch Bemerkungen über die französischen Provinzen zu einer furchtbaren Reihe von Bänden angeschwollen. „Die Vestalin" ist das einzige dramatische Stück Jouy's, das wahren Beyfall erhalten hat, und wie viel hat dazu nicht Spontini's Musik beygetragen! Sein „Ferdinand Cortez" steht tief unter der „Vestalin," und auch der Tonkünstler ist hier nicht so glücklich gewesen, als beym vorigen Stücke. Späterhin hat Mehul die Musik zu einer andern Jouy'schen Oper gesezt, nämlich zu den „Amazonen;" allein Text und Musik sind so ziemlich vergessen. Der Jouy'sche „Sylla" verdankte dem unnachahmlichen Spiele Talma's und den Bonapartischen Gebehrden desselben hauptsächlich den rauschenden Beyfall, womit dieses Trauerspiel aufgenommen wurde. Seitdem Talma todt ist, wird das Stück nur wenig gespielt. Bey der öffentlichen Sitzung der Akademie war es interessant, diesen Dichter, der noch zur alten Schule, zur sogenannten klassischen gehört, einem Schriftsteller aus der neueren gegenüber zu sehen. Zwar gehört Barante eigentlich nicht zu der romantischen Schule; allein er nähert sich derselben, und sein Versuch, ein lebendiges Bild des Mittelalters zu entwerfen, scheint ihm ganz von dieser Schule eingehaucht. Barante ist ein Staatsmann; nun gehen aber Staatsmänner in allem bedächtig zu Werke und sehen sich erst von allen Seiten um, ehe sie einen entscheidenden Schritt wagen. Von dieser ängstlichen Vorsicht zeugen denn auch einigermaßen seine Schriften. Da ist ein junger Dichter, Victor Hugo, der keine Staatsrücksichten zu beobachten hat, und daher in den Vorreden zu seinen Dichtungen dem Klassizismus keck den Krieg erklärt und den Klassikern gleichsam die Fenster einschlägt. Dieser verwegene Neuerer will, daß sich die französische Nation nach fremden Mustern bilden soll, und stellt in seinen Oden und Balladen und in seinem dramatischen Gemälde Cromwell Muster auf, wie es deren in der französischen Literatur bisher noch nicht gab. Vielleicht nimmt der feurige Dichter nicht Rücksicht genug auf den Unterschied des Geschmackes der verschiedenen Völker, woher es kömmt, daß, was dem einen Volke ernsthaft und gut scheint, für ein anderes Volk Spaß und Lächerlichkeit ist. Deßhalb machen sich die Pariser Journale über die sonderbaren, ganz ernstlich gemeinten, aber überaus burlesk erscheinenden Stellen in dem Cromwell des Victor Hugo lustig; eben so belustigten sie sich vor einigen Jahren über manche Stellen der Méditations poétiques des berühmten Lamartine, die auch als eine gefährliche Neuerung verschrieen wurden. Einige meinen, Lamartine habe sich durch die ironischen Kritiken in den Pariser Journalen vom fernern Dichten abschrecken lassen; allein andere erzählen, als er jene Méditations poétiques gedichtet, sey er wegen des Verlustes eines Freundes oder einer Freundin in melancholischer Gemüthsstimmung gewesen; seitdem er aber Gesandtschaftssekretär geworden sey und sich verheyrathet habe, sehe er das Leben unter einem viel heiterern Gesichtspunkte an, die melancholische Stimmung sey verschwunden und mit ihr der Hang zu den poetischen Meditationen; Diplomatik und Heyrath sollen also den Dichter der Lesewelt entführt haben, und man müsse warten, bis ihn irgend ein tüchtiger Unfall wieder in Melancholie versetze. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 511:
Thermometer.

Charade.

Von zwey deutungsvollen Sylben
Spricht in Räthseln heut mein Mund;
Von der ersten that die zweyte
Manch Geheimniß Vielen kund.

Stolz ist mancher auf die erste,
Mancher auf die zweyte stolz;
Doch ist diese — meist von Lumpen,
Jene — oft nur marklos Holz.

Früchte kann man an der ersten.
Oft auch in der zweyten seh'n;
Schmecken jene dir, bey diesen
Würde bald die Lust vergeh'n.

Viele Blätter trägt das Ganze
Und ein Blümchen manches Blatt;
Holdes Mädchen! an dem Blümchen
Siehst du wohl dich nimmer satt;

Denn ein Ringlein, hell und golden,
Liegt in seinem blauen Stern,
Und es zaubert dir vor Augen
Was dich liebt, sey's noch so fern.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 4.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Januar 1829.

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.

Goethe.

Skizzen und Grillen
von
Karl Immermann.

Die gelehrte Cousine.

Scheltet mir nicht die Dacier,
Lästert nicht auf der Staël Freyheitsdrang,
Rauschend durch den Pariser Salon!
Weiset die Weiber, ihr Spötter, nicht zur Spindel!
Männlich ward ihr Geist in der eisernen Zeit,
Und die Frau, die gebildete, nährt statt der Kinder
An der hochaufwallenden Brust — was nährt sie?
Große Gedanken.

Odi profanum volgus et arceo!
Wer die Frauen verklatscht, hat es mit mir zu thun;
Denn ich habe — und danke den Göttern,
Daß ich sie habe —
Eine gelehrte Cousine.

Heute Abend, o Glück, ist bey Cousinen Thee!
Siehe, der Kessel dampft, es duftet der Rack,
Und vor dem dampfenden Kessel sitzt,
Gleich der Sibylle von Cuma, hochroth,
Meine gelehrte Cousine.

Ringsumher liegen die Tröster der Zeit!
Gruß, o feurigen Gruß, Euch Werken der Edeln!
Sey mir gegrüßt,
Liebe alte locale Tante Scott,
Du Base der Basen!
Gruß dir, munterer Neffe Washington,
Microscopischer Dichtung Objektenhändler!
Sey mir wacker gegrüßt, rechtschaffner Cooper,
Der du endlos bist, wie deine Prairien!

Dunkel tönt der Mund der Sibylle
Worte der Weisheit, räthseltiefe;
Denn sie hat viel gelesen
Bücher in Folio, in Quart, in Octav;
Und sie hat viel gehört
Politik, Religion und Oekonomie;
Was ihr Auge las, was ihr Ohr vernahm,
Knüpft zum wundersamen Knäuel
Der kombinirende Riesengeist
Meiner gelehrten Cousine.
Die Dardanellen pflanzt sie keck nach Amerika,
Wo Washington siegte über Napoleon,
Sagt sie, und Peter der Große den Pruth bekämpft;
Wenn die Brücke nicht wäre, sagt sie, von Albion
Ueber den Pas de Calais nach Holstein und Schleswig,
Würde Spaniens Handel noch schlechter gehn;
Aber die Dampfschiffahrt macht Alles gut;
Ueber den Himalaya
Durch die kleine und große Tartarey
Fährt ja der Winkelried schon in dem nächsten Jahr
Aus dem Vierwaldstädter See in einem Tag,
Sagt die gelehrte Cousine.

Digitized by Google

Schiller iſt gut, ſpricht ſie, doch ******* bleibt
Immer der beſte, und manches hat Jener doch
Aus dem Weisflog geheim ſich abgelauſcht;
Karl der Große,
Ruft ſie, war der würdigſte Sohn,
Den die Gräfin Aurora von Königsmark
Einſt mit dem Marſchall von Sachſen erzeugt;
Hätte der nimmer entdeckt Amerika!
Damit (wehe dem Pabſt!) verfiel
Das römiſche Reich und die Preßfreyheit:
Klagt die gelehrte Couſine.

Die Berge ſchwanken,
Die Ströme treten
Entſezt aus dem alten gewohnten Bett;
Die Zeit bricht den chronologiſchen Hals,
In die ungeheuerſte Konfuſion
Gerathen die feſteſten Stammbäume der Welt,
Ihre ſtattlichſten Aeſte knickt der Wortſturm
Meiner gelehrten Couſine.

Du aber, immer ſarcaſtiſch lächelnder Freund,
Hältſt dich grade und ſtraff
Hinter'm Stuhle der Seherin, Sprecherin;
Reich mir, ich bitte, ein wenig Liquor,
Mir ward ſchlimm in dem Duft dieſer Gelehrſamkeit!

Und gefällig reichte der Freund den Liquor mir,
Und redete alſo:
Mir iſt's hier, wie aller Orten;
Lerne die Zeiten ertragen, Schwächling.
Der Thurm zu Babel wird immer aufs Neu gebaut;
Siehſt Du denn nicht (ich ſeh' es),
Die ganze Welt im Dienſte des Götzen
Wiſchiwaſchi?
Was verwunderſt du dich? Was wird dir ſchlimm?
Mir zeigt in nuce
Nur der Menſchen
Unerſchrocknes Wähnen und Wiſſen
Deine gelehrte Couſine.

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortſezung.)

Malegys, nun im ungeſchmälerten Beſitz der geheimen Studierſtube, nahm täglich an Weisheit zu; aber auch leiblich wuchs er allen Knaben ſeines Alters weit voraus, alſo daß er im vierzehnten Jahre an Wuchs und Gliederfülle ein ſtattlicher Jüngling ſchien. Da hielt Baldaris einſt ein Turnier, und Malegys merkte ſich ſorgfältig alle ritterlichen Künſte, deren Luſt ihm angeboren war. Sofort band er mit einem Franzoſen an, der eben einen Dank gewonnen hatte, warf ihn durch einen wohlgeführten Lanzenſtoß aus dem Sattel, ſtieg dann vom Roß und wartete ritterlich, bis der Gegner ſich zum Schwertkampfe fertig gemacht hatte. Mit ſolcher Behendigkeit braucht' er die Klinge, wußte ſeine Kraft zu ſammeln und im entſcheidenden Augenblicke jedesmal plözlich auf den rechten Fleck zu werfen, daß der Gegner den Degen fallen laſſen und Malegys als den Sieger erkennen mußte.

Hierauf verlangte Malegys den Ritterſchlag, welchen mit großer Feyerlichkeit Orvande ſelbſt ihm ertheilte, und wozu ſie ein hohes Feſt ordnete. Aber nachdem er die Ritterwürde empfangen, ward er ganz ſtille, nachdenklich und ſehr traurig. Dadurch geſchah es, daß das Feſt begann eher irgend einem Trauerbegängniß als einer fröhlichen Schwertleite zu gleichen. Deshalb nahm die Herzogin Malegyſen bey Seite und bat ihn inſtändigſt, daß er ihr offen den Grund ſeiner nachdenklichen Theilnahmloſigkeit entdecke. — Du kennſt ihn ſchon manches Jahr, ſprach Malegys. Wie ſollte ſich der herzlich und laut freuen können, von dem die Leute ſagen würden wie von dem Wind: du hörſt ſein Sauſen und Brauſen, aber es weiß Niemand von wannen er kömmt und wohin er fähret. So zähl' ich jezt die Stunden, bis die Zeit dieſes Feſtes verſtrichen, mit banger Ungeduld; denn nun ich ein Ritter bin, ſo will ich alsbald zu Land ausreiten und bey Sant Johann! nicht wiederkehren, bis ich Vater und Mutter mir erobert habe. — Bey dieſen Worten ward Orvande leichenblaß und empfand einen Schmerz, wie ſie nie gefühlt; dann mußte ſie bitter weinen, obwohl noch nie eine Zähre den Strahl ihrer ſtets kindlich muntern Augen getrübt hatte. Nachdem ſie ſich endlich wieder gefunden und mit aller Macht geſammelt hatte, ſprach ſie: wohlan, Malegys! ich will dir offenbaren, wer deine Eltern ſind, und wenn bey dem Bruch des Geheimniſſes mein Herz mit bräche. Da warf ſich Malegys, ſelbſt erſchüttert, wie nie vor und nach, der Herzogin zu Füſſen, und küßt ihr voll Mitleid und Demuth, und mit einem Gefühle, das ihm ganz fremd, wie ein Geiſt in ſein Innerſtes trat und ihn durchſchauerte, mit bebenden Lippen die Hand; dann ſprach er mit unſichrer Stimme: Fürſtin! ich kann und werde nie, nie von Euch ſcheiden, als mit Eurem Urlaub. Gott ſey mein Zeuge!

Freudig that ihm Orvande jezt ſeine hohe Geburt kund und den ganzen Verlauf der Sache, und wie ſie bisher ihm all das verheimlicht, anfänglich in zärtlicher Sorgfalt, um ihn zu denjenigen Wiſſenſchaften und Künſten hinzuleiten, zu welchen ihn die Geſtirne vorbeſtimmt und die einzig ſeinem Geiſt und Gemüthe genügen könnten; ſpäter, weil ihr je länger je mehr Gewißheit geworden, daß ihr das Leben, getrennt von ihm, ganz und gar unerträglich wäre. — Malegys, ſo weiſe und unerſchütterlich beſonnen er ſtets war, wußte nicht wie ihm geſchah; denn der Zauber, der hier Zauberer und Zauberin bewältigte,

Digitized by Google

verstoß alle Negromantie, und zog beyde mit magischen Schlingen und wie mit sphärischer Tanzmusik Brust an Brust. Sie küßten einander wechselsweise; nicht wie etwa früher, sondern mit beklommener Sehnsucht und undeutlichem, aber brennendem Verlangen. Also entzündete die Minne ihre Herzen, und stiftete da eine Gluth, die Zeit ihres Lebens nie verlosch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aussichten.

Im Rahmen von Reisebildern.

(Fortsetzung.)

Der Postillon, nicht gepudert und mit dickem Zopf, wie ich einige, auch nicht mit Gold oder Silber auf der Jacke, wie ich viele in Frankreich traf, trabte lustig vor unserer Reisekalesche, dem Gestade entlang, auf der holperigten Straße nach Gravelingen fort. Nicht minder eben, aber bey weitem weniger anmuthig, weniger fruchtbar und weniger gut bebaut ist das Uferland zwischen Dünkirchen und Calais als das Innere des (vormals so genannten) französischen Flanderns, wo Acker- und Gartenbau auf wahrhaft reizende Weise in einander verschmelzen, wo die schönsten Wäldchen mit hohen, dichtbelaubten Stämmen die reinlichsten und freundlichsten Dörfer halb umfangen, wo der Wohlstand an Häusern und Scheunen wie auf den blühenden und wohlgeformten Gesichtern der Bewohner sich verkündet, wo dieß Alles einen Eindruck macht, wie ich Aehnliches nur am untern Theil des Zürcher Sees empfunden.

Kommt man von Paris her über Amiens in dieses herrliche Land, so wird man um so mehr überrascht, weil der Weg, ehe man es erreicht, durch einen Landstrich führt, in welchem mitunter Hütten von Lehm und Flechtwerk, zwischen Bäumen eingezwängt (ohne Zweifel, daß der Wind sie nicht umwerfe), die Behausung armer Bewohner sind, und manche Dörfer keinen viel erfreulicheren Anblick gewähren als so viele ärmliche in Böhmen oder Polen.

In den flandrischen Dörfern thut dem Fremden insbesondere auch das völlig gesunde Aussehen und die reine weiße Haut der gutgekleideten Kinder wohl. In einem dieser Dörfer, durch das wir an einem Sonntag fuhren, sah ich beynahe vor jedem der wohlbetünchten, mit gefällig angestrichenen Laden und Thüren versehenen hübschen Häuser solche frisch und wohlgepflegt aussehende jugendliche Wesen, meist weiblichen Geschlechts, so daß der sonderbare Wunsch in mir aufstieg, einen Wagen voll dieser hell aufblickenden rothbackigen Kinder mitnehmen zu können. Die Farbe der Kleidung ist in der Hauptsache dunkelblau; und ist gleich der blautuchene Mantel, den Mädchen und Frauen auch in den flandrischen Städten tragen, sonst kein sehr ästhetisches Kleidungsstück, so steht er doch in der That recht gut zu dem feinen Weiß und dem lebhaften Roth dieser mit dem Feuer dunkler Augensterne prangenden Gesichter, deren Physiognomie, durch ihre gesunden schönen Züge besonders erquickend, wenn man von Paris kommt, im Ganzen nicht minder anmuthig ist als die des Landes selbst. Gewiß, ein schöneres Blut wird sich nicht leicht finden, und die Mädchen im Hasli und im übrigen Berner Oberland sind doch wohl, im Ganzen genommen, nicht reizender als die Mädchen in Flandern.

Einen ganz einzigen Anblick gewährt der Theil dieses Landes, der um Cassel herum liegt, von der Höhe dieses heitern Städtchens aus gesehen. Es ist diese Höhe einer jener Bergkegel, die man hie und da auch in ganz flachen Gegenden erblickt, die jedoch in der Alpenregion nur für Hügel gelten können. Derjenige, auf welchem das genannte Städtchen liegt, ist von unten bis oben bepflanzt, und wo sein Grün in den dichten Kronen kräftiger Bäume endigt, schauen die weißen, holländische Reinlichkeit und Solidität darbietenden Häuser heraus. Das Land ringsum zeigt sich als ein großer Garten mit unzähligen Bäumen besezt. Eine Menge darin zerstreut stehender Kirchthürme, wohlgebaut und gut erhalten wie die Dörfer selbst, erheben sich über die Ziegeldächer und über die durch die ganze Gegend verbreiteten Wäldchen, welche leztern die Pflanzungen des Landmannes gegen die Rauhheit und Heftigkeit der Winde schützen, die von der See herwehen. Gegen Norden zeigt sich der hohe, altergraue, viereckige Thurm von Dünkirchen wie ein riesiger Grenzwächter, und in derselben Richtung erblickten wir einen lichtgrau in den Horizont sich verlaufenden Streifen — das Meer.

Von der Hafenstadt aus durchziehen Kanäle das Land, welche die Lebendigkeit ihres Stapels nicht wenig vermehren. Hunderte von größeren und kleineren Schiffen kann man hier zu gleicher Zeit im Wald ihrer Maste ihre Ladung löschen oder solche einnehmen, der Zeit des Auslaufens harren oder, unter dem gellenden Oih! einzelner Matrosen, sich dazu bereit machen sehen. Die hier herrschende Thätigkeit wurde bedeutend vermehrt durch die großen, ans Ungeheure streifenden Arbeiten, die, ein Werk der neuesten Zeit, unternommen wurden, um die Gefahren abzuwenden, welche dieser durch den Utrechter und den Pariser Frieden von 1763 so unselig beeinträchtigten Stadt durch die Versandung ihres neuen Hafens drohten. Die Menge der an diesem Werk beschäftigten Arbeiter, mit den vielen dabey in Gang gesezten hydraulischen Schnecken, bot mir einen Anblick dar, der seine wahre Großartigkeit in dem Gedanken erhielt, was ein Staat vermöge, der, seiner Kräfte und des rechten Zwecks sich bewußt, sie verständig anzuwenden weiß. Auch die

Digitized by Google

Art und Weise, wie die großen Kosten dieser riesenhaften Unternehmung, nach Verhältniß der dadurch erzielten Vortheile, gemeinschaftlich vom Staat, von dem die Stadt in sich schließenden Bezirk und von dieser selbst, mittelst einer passenden Erhöhung des in Deutschland wenig gekannten Octroi, getragen werden, muß die Meynung günstig dafür stimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, December.

Die meisten Leser wissen wohl nicht, was man in den englischen Gymnasien Fagging nennt; ich will's ihnen erklären. Alle Knaben der höheren Klassen bis zur fünften abwärts und manchmal bis auf die vierte haben sich seit undenklichen Zeiten ein von den Vorgesetzten gebilligtes Recht angemaßt, alle Knaben der unteren Klassen als Bediente zu gebrauchen; sie müssen für sie schreiben, auslaufen, ihre Stiefeln und Kleider putzen, ihnen bey Tische aufwarten u. s. w. Dieses System nun, das ganz dem Penalismus unserer alten Schulen entspricht, nennt man Fagging, und den zum Schuhputzer herabgewürdigten Knaben einen Fag. Die Knaben ertragen gewöhnlich ihr hartes Loos, wobey oft nicht wenig Tyranney vorfällt, mit Geduld, weil die öffentliche Meynung nichts Erniedrigendes damit verbindet, und ihre Väter ihnen sagen, daß sie in ihrer Jugend auch Fags gewesen seyen, vorzüglich aber darum, weil sie sich mit der Aussicht trösten, daß sie in ein Paar Jahren aus Sklaven selbst Tyrannen werden. Es ist offenbar, daß ein solches System verderblich auf die Gemüther der Jugend wirken muß, aber der Gebrauch ist alt!! Vor Kurzem jedoch hat dieser schlimme Brauch etwas herbeygeführt, was Aufsehen erregt hat. In dem Gymnasium zu Winchester werden die ältesten Schüler, Jünglinge von 17 bis 19 Jahren, Präfekten genannt, und ihnen ist eine große Gewalt über die andern Schüler eingeräumt. Unter andern haben sie sich das Recht angemaßt, während ihres Frühstückes eine Anzahl Fags zu bestellen, die auf einer Armensünderbank sitzend ihrer Mahlzeit zusehen und jedem ihrer Winke gewärtig seyn müssen. Im Sommer hat jeder Präfekt nur einen Fag, und zwar nur aus den 4 untersten Klassen; im Winter aber, wenn das Feuer zu schüren, das Brod zu rösten und andere Dienste mehr zu verrichten sind, hat jeder dieser Despoten deren zwey, und die fünfte Klasse, die sonst zwischen der Herren- und Dienerkaste steht, muß jezt auch an den Dienst. Seit einiger Zeit aber nahmen die Gebieter die fünfte Klasse auch im Sommer in Anspruch und fanden ziemlich pünktlichen Gehorsam. Nur ein sechszehnjähriger Jüngling, ein Bruder des Sir Alexander Malet, berief sich auf den alten Gebrauch der Schule und verweigerte einem der Präfekten den Gehorsam, als er ihm befahl, sich zum Aufwarten in den Speisesaal zu begeben. Der Präfekt wollte ihn deswegen mit einem seiner Mitpräfekten prügeln. Aber mehrere seiner Kameraden verhinderten es und banden die beyden Tyrannen mit Stricken. So weit waren es Knabenstreiche. Aber jezt wurde die Sache ernsthaft, denn der Meister des Gymnasiums relegirte den jungen Malet nebst 5 seiner Kameraden aus der Schule, und will sie troz der Bitten des Bruders nicht wieder aufnehmen, indem er, wie er vorgibt, der Schulzucht dadurch schaden würde. Nun muß man wissen, daß das Relegiren hier sehr wichtige Folgen hat, denn ein Relegirter (gleichviel, was die Ursache seiner Verbannung gewesen) wird weder in einem andern Gymnasium, noch bey einer der Universitäten zugelassen; er kann also niemals Geistlicher in der Staatskirche werden, und in manchen Fällen hat man solchen jungen Männern sogar den Zutritt zum Advokatenstande, dem Militär und der Marine verweigert, eine fürchterliche Strafe, welche wohl der gröbste Jugendfehler nicht rechtfertigen kann. Sir Alexander hat deswegen den ganzen Vorfall durch den Druck bekannt gemacht, und der Fall dürfte wenigstens für Winchester die Folge haben, daß viele Eltern ihre Söhne der Anstalt entziehen werden. Die Zeit der Tyranney neigt sich offenbar zu ihrem Ende, und sie muß, zeige sie sich auf dem Thron oder in der Schulstube (leider schon zu lange das Mistbeet des Sklavensinns und des Despotismus), vor dem Lichte der Wahrheit verschwinden. So hat man z. B. schon im Westminster-College den Ruthenstreichen ein Ende gemacht.

(Der Beschluß folgt.)

Chambery, Julius bis Ende Novembers.

Seit die glückliche Zeit nicht mehr ist, wo Savoyen, mit trefflicher Verfassung selbstständig, glückliche Tage lebte, hat Chambery nicht so viel Festliches erlebt als in den vergangenen Sommermonaten. Unsere wirksamen Bäder an dem südlichen Fuß des Montblanc nahmen im Anfang des Julius den Prinzen Carignan, den Großherzog und die Großherzogin von Toskana auf. Dadurch wurden Saint Vincent und Chatillon so lebhaft und glänzend wie Courmayeur und Pré St. Didier. Unendlich wohl ward den Herrschaften in der reinen Alpen- und Gletscherluft, auf den einsamen Gebirgspfaden, unter den mächtigen Wasserfällen und in der ganzen großartigen Natur, die durch nichts an das Land erinnert, wo sie herkamen. Welcher Unterschied zwischen dem offenen, reichen, lachenden Florenz, Prabolino, Turin und der Allée Blanche und ihren Thalverzweigungen zwischen den Faucigny'schen Gletschern und dem großen St. Bernhard! Der König und die Königin kamen am 31. Julius hier an. Der Empfang war so stereotyp, wie fast überall bey dergleichen Gelegenheiten. Alles ist so eingerichtet und abgezirkelt, daß gute Augen und Ohren dazu gehören, um an Ceremonientagen ein glückliches und frohes Volk von einem gedrückten und seufzenden zu unterscheiden; die Behörden sorgen schon für Jubel, Kanonendonner, Glockengeläute, Lichter und Inschriften. Damit will ich nicht gesagt haben, daß wir den König und sein Haus nicht recht gern bey uns sahen. Es könnte Vieles, Vieles besser bey uns seyn, und war auch vor Zeiten besser. Wir sehen wehmüthig auf unsere nördlichen und westlichen Nachbarländer, und wenn uns dann das Herz schwer werden will, so denken wir: der König ist doch ein Ehrenmann; er kann aber nicht anders, oder meint es wenigstens.

Die Kirchenbesuche des frommen Monarchen füllten viel Zeit aus. Dazwischen ward promenirt und ins Theater gegangen. Ueberall zeigte sich des treuen Volks Anhänglichkeit. Oft fuhr der König nach der Abtey Hautecombe, der Grabesstatt der savoyischen Herzoge, die in der unglückseligen Revolutionszeit zerstört, von dem König aber würdig und glänzend wiederhergestellt worden ist.

Am 2. September reiste der König wieder von Chambery ab, wo er sich durch Freundlichkeit und Wohlwollen Manche zu Freunden gemacht, die es früher nicht gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 5.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. Januar 1829.

Es naht sich der Vollendung mein Entwurf;
Mein Zauber reißt nicht, meine Geister folgen.

Shakespeare.

Malegys und Vivian.
Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Nach der feyerlichen Vermählung Orvandens mit Malegys ward die Hochzeit ganzer vierzig Tage gefeyert; Ritterspiele, sinnreiche Scherze, Tänze, kurz hohe Freuden aller Art, wechselten überschwänglich.

Jahres drauf, als Pfingsten herankam, wo die Meister von Paris zur Schule fahren, machte sich Valdaris, selbst Meister alldort, auch dahin auf, in Begleit Malegysens, dem seine Orvande Urlaub gewährte.

Valdaris ward in Paris sehr hoch empfangen, weil seine Weisheit dort schon zünftig war, Malegys, als unbekannt, fast übersehen. Als aber Jener sich freywillig als dessen Diener bekannte, da sezte man Malegys oben an den Tisch, dem Großmeister von Paris gegenüber. Dieser bot, nach der Tafel, Malegysen den Ehrentrunk, einen Becher voll schäumenden Weines. Malegys wollte Bescheid thun, allein wie er ansezte, wich der Wein vor seinen Lippen, wie sehr er sich bemühte den Becher zu heben, also daß er keinen Tropfen zu Mund brachte. Da lachte Meister Ywert, so hieß der Künstler, einen mächtigen Schollen von der Leber und sprach im Triumphirton: Der weise Mann, den selbst der Herr von Roseflur als seinen Meister erkennt, ist entweder noch zu jung, da er anhero nicht gelernt Wein zu trinken, oder er ist ein Jünger Mahomets, der seinen Kindern bey Verlust der Seligkeit den Rebensaft verboten hat. Dieser Spaß gefiel allgemein, und sezte die Zwergfelle der ganzen schmausenden Fakultät in behagliche Erschütterung. Malegys deckte bestmöglich seinen Aerger mit einem schmalen Lächeln auf den Stockzähnen und bot, äußerlich fröhlich, den Becher zurück, mit den Worten: Ich kam' wirklich hieher, um von Euch, verehrtester Herr! Lehren der Weisheit und Kunst mir zu erbitten; und nun Ihr es angemessen findet, mit der sehr edeln Kunst des Trinkens den erbaulichen Anfang zu machen, so wäre mein Wunsch, daß Ihr vor diesen ohne Zweifel sehr gelehrten, verehrten Herrn Eure Lektion mit gutem Beyspiel eröffnetet. — Meister Ywert ergriff mit erhabener Geberde den Becher und führt' ihn zu Munde; allein der Becher schüttelte sich, wie vorhin die Zwergfelle, also daß der rothe Wein Ywerts großen Spitzenkragen und Prachtgewand über und über begoß. — Da sprach Malegys, Ywerts Triumphirton und Grandezza vollkommen nachäffend: Der weise Herr, den alle die gelehrten Meister hier als ihr Oberhaupt anerkennen, ist entweder mit dem Herannahen des zitternden Alters immer trinklustiger und gieriger geworden, daß er den Wein so verschüttet und seinen Amtsornat so verunehrt, oder er ist von Natur zur Unsäuberlichkeit geneigt. — Da mußten alle Meister, obwohl jezt sehr wider eigenen Willen, in ein lautes Gelächter ausbrechen, während Ywert sich bis zur großen Zehe hinab schämte, und im Zorn, sich vergessend, Malegysen zur Disputation in Kapite herausfoderte. — Ihr thut mir unverdiente Ehr' an, versezte

Malegys; fodert Ihr zum Kampf im Kapitel einen Meister, nicht aber einen Schüler, der noch nicht gelernt hat Wein zu trinken; als Ritter jedoch, so Ihr es begehret, zu Roß und zu Fuß will ich Euch bereit stehen. — Und weißt du, entgegnete Ywert hochfahrend, du, dessen Abkunft und Treiben mir tief unbekannt ist, wen du zum Kampfe zu fodern dich erkühnst? In der That, eine recht ritterliche Ehre für den Bruder Drüwanens, der Herzogin von Egermont, den Sohn von König Karls Nifftel, welche die Schwester der Gräfin von Mümpelgart war, mit einem obskuren, fahrenden Schüler die Lanze zu brechen! — So wäre ja Malegys, wollte Baldaris vorlaut einfallen, Euer nächster Vetter; aber Malegys, um mit seinem Oheim nicht entweder in einen blutigen Handel zu gerathen oder aber, der zu früh entdeckten Vetterschaft wegen, die Befugniß einzubüßen, seine Beleidigung gründlicher zu rächen, trat Baldaris auf den Fuß und unterbrach ihn, indem er, auf ein Knie sich niederlassend, also zu Ywerten sprach: „Vergebet mir, was ich unbesonnen gegen Euch geredet und gethan! Lehret mich vielmehr, vornehmer und weiser Herr, was mir in der Kunst noch gebricht, in welcher ich nur ein Anfänger bin. Alles, was Ihr mir bietet, will ich Euch zehenfach zu vergelten trachten.“ Durch diese unerwartete, ihm sehr willkommene Wendung, die Malegys der Sache zu geben wußte und deren Sinn der gelehrte Mann freylich nicht durchschaute, fand sich Ywert ungemein befriedigt; er hub Malegysen auf und umarmte ihn mit vielleicht zu sichtbarer Freude.

Aber nach dem Nachtessen stach Ywerten doch wieder der Haber seiner Weisheit. Er nahm Malegysen traulich bey der Hand und sprach: „Ihr seyd aus der Maße weise, Herr Malegys, welches diese Meister hier auf meine Rechnung genossen haben. Wohlan, laßt uns jezt wetten um hundert Pfund, wer von uns beyden heute Nacht dem Andern sein Bett unter dem Leibe wegstehlen mag.“ Malegys antwortete: „Was das Stehlen anlangt, so hab' ich in dieser allerdings freyen und schönen Kunst anhero weder Studien noch Experimente gemacht; darauf aber, wenn es Euch beliebt, will ich um zweyhundert Pfund wetten, daß Ihr mir heute Nacht mein Bette nicht stehlet.“ Also ward die Wette geboten und genommen, und beyde stellten Bürgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aussichten.

In Rahmen von Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Sitte und Art in Dünkirchen ist mehr deutsch als französisch. Schon die in der Nähe der Stadt befindlichen Gärten, worunter öffentliche mit Kegelbahnen, wie man sie sonst in Frankreich nicht findet, scheinen dieß zu verkünden. Man speist gewöhnlich schon um 2 Uhr zu Mittag. Und wenn, wie es während meines Dortseyns der Fall war, ein Kaufmann dieser Seestadt, ein Flammänder, holländische und dänische Kapitäne von Handelsschiffen bey sich zu Tische hat, und in dieser Gesellschaft die Rede auf unsern Schiller und seine Werke kommen kann, so ist dieß doch sicherlich ein nicht unmerkwürdiges Zeichen, mit welch' eigenthümlicher Kraft die deutsche Literatur in Erweiterung der europäischen Bildungssphären sich Bahn bricht.

Dieß und anderes überdachte ich auf dem bilderlosen Wege längs der Dünen, welche die Aussicht auf das Meer verhindern. Was noch Zukunft war, als Napoleon diese Küsten bereiste, davon hat sich nun doch, sagte ich still zu mir selbst, schon manches enthüllt. Mir kam zu Sinn, wie man mir in Dünkirchen erzählt, daß auf des Herrschers Befehl, als er einst, zur Zeit der Continentalsperre, in diesen festen Seeplatz kam, ein damals dort ansässiger und mit einem noch daselbst blühenden Handelshause associrter, jezt aber europäisch berühmt gewordener Banquier, ungeachtet seiner Lizenzen zum Verkehr mit England, die Stadt verlassen mußte. Hat Napoleon vielleicht damals eine dunkle Ahnung davon gehabt, wer und was immer mitwirken könnte, ihn zu schlagen, zu entthronen und alles Einflusses auf die Welt zu berauben? Hr. v. R. soll damals nach Gravelingen gegangen seyn, um da sein eigenthümliches Geschäft, das den Kaiser selbst mit Gold aus England versorgt habe, fortzusetzen. Doch dieser Ort mit seinem kleinen Hafen und seinen geschichtlichen Erinnerungen lag mir schon weit im Rücken, als ich, aus meinen innern Betrachtungen erwachend, durch ein Schauspiel eigener Art mich der Gegenwart zurückgegeben fand.

Es war dunkler Abend geworden, und der Leuchtthurm von Calais warf sein schwankendes Licht über Land und Meer. Als wir auf der Poststraße uns ihm näherten, schien die Oelflamme bald zu verschwinden, bald wieder mit hellem Schimmer aufzuglänzen. Da vernahm ich auf einmal mehrere Stimmen zu beyden Seiten des Wagens, wie eine Deputation, die uns bewillkommen wollte. Auch war es wirklich etwas der Art. Einer war zu Pferd, einige andere trabten zu Fuß neben dem Kutschenschlag her, und die Rede, die sie insgesammt an uns richteten, hatte in der That nur einen Sinn, obgleich ein jeder, denn sie sprachen alle zugleich, uns zu etwas Anderem bestimmen wollte. Es waren nämlich die Abgesandten der Herrn Wirthe von Calais, die uns einladen ließen bey ihnen zu logiren. Wie es aber oft großen Herrn mit Deputationen geht, so ging es auch uns mit dieser gemischten, denn wir konnten doch nur Einem den Willen

Digitized by Google

thun, da es außer unserer Macht lag, uns, wie weiland Herr Philadelphia, sammt der Equipage zu vervielfältigen und an einem halben Dutzend Wirthshäuser zu gleicher Zeit anzufahren.

In der Speisestube unterhielten sich zwey Herrn sehr lebhaft über Fouché und Savary, und über andere hervorragende Individuen der neuern Zeit, die von dieser ein Privilegium bekommen, sich in der Geschichte durch ihre Memoiren zu reproduciren und bey der Nachwelt selbst als vormalige Polizeyminister unter den Lebendigen zu spucken. Daß ich mit solchen gespenstischen Gedanken einschlief, mag die Ursache gewesen seyn, daß am andern Morgen da, wo einem großen Ereigniß ein kleines Denkmal gesetzt ist (an der Stelle, wo Ludwig XVIII., als er in sein Reich einzog, den Fuß ans Land sezte), die mit dem Dampfboot von Dover gekommenen Passagiere, wie sie blaß und seekrank aus diesem emporstiegen, in meinen Augen ein beynahe geistermäßiges Aussehen hatten.

Im Vorbeyrollen bedauerte ich, nicht mit dem Arm des auf der Citadelle befindlichen Telegraphen einen Gruß nach Hause winken zu können, nahm aber meine Gedanken zu Hülfe, und war erst wieder mit Leib und Seele der englischen Küste gegenüber, als ich in der Nähe von Boulogne, hoch oben auf dem Altan der auf einer Anhöhe stehenden Bourbonsäule, sie wie Schaum des Meers dort jenseits liegen sah. Welch ein herrlicher Anblick! Das nach Westen hin im weiten Raum sich verlierende Meer lag sonnebeglänzt zu meinen Füßen. Von dieser schwindelnden Höhe aus gesehen (meinen Begleiter wandelte wirklich alsbald ein Schwindel an) schien es nur gekräuselt wie ein heller Teich bey milder Frühlingsluft; hie und da ein Segel auf der spiegelnden Fläche; Felder und Wälder des hügelichten Uferlands in der Tracht des beginnenden Herbstes; nicht fern in der Tiefe die befestigte Stadt mit ihrem Hafen; dort, auf allen Seiten von der See umflossen, eine Redoute, auf Befehl des Mannes erbaut, der von hier aus den brittischen Dreyzack bedrohte. Welch ein Gebiet für ein großes Gedankenspiel!

Auf dem Boden der Republik wollte der Feldherr diese Riesensäule errichten, die er nicht vollenden konnte, weil es ihm an der Verjährung seines Kaiserthums gebrach. Aus dem Angesicht des einen Feinds in den Krieg gegen einen andern geschleudert, konnte der Starke, so groß und gewaltig er auch war, doch die Höhe nicht gewinnen, auf der man ruhig in die Zukunft schaut. Der neue Mann, wenn gleich einzig, mußte doch untergehen in der neuen Zeit, die er in seinem Ehrgeiz nicht zu beherrschen wußte, denn ihm war fremd geblieben, daß er, um dieß zu können, dem Geist der Menschheit auf ihrem großen Bildungsgang sich unterwerfen müsse. Dem Entwicklungsgesetz der Nationen verfallen, das alles unerbittlich rächt, was seiner Vollziehung entgegenstrebt, wurde der Beklagenswerthe von seinem Geschick ergriffen. Denn nicht spurlos sollte sie in den leeren Raum hinabgewichener Jahrhunderte verfliegen, jene Begeisterung, mit welcher man am Schlusse des Achtzehnten die wenig gekannte Göttin der Freyheit begrüßte. Etwas Höheres war es doch und kein Fieberwahn, was auch jene im Seekrieg wenig erfahrene Bemannung der französischen Flotte beseelte, die, 25 Linienschiffe und 30 Fregatten stark, im Jahr 1794 aus dem Hafen von Brest auslief, und am ersten Juni auf der Höhe von Quessant sich mit den „Meerbeherrschern“ schlug, als Pitt gedroht hatte, Frankreich auszuhungern. Geschworen hat die Mannschaft, sich lieber in den Wellen des Oceans zu begraben als den Engländern sich zu ergeben; und der Muth, mit dem der Rächer (ein Schiff dieser Flotte, das zulezt noch allein sich wehrte), indem der Rest seiner Mannschaft noch einmal von allen Gedecken feuert und die dreyfarbige Flagge hißt, unter dem Ruf: „es lebe die Republik!“ in den Abgrund sinkt, dieser Muth ist nicht der Muth gemeiner Verzweiflung. Zehn Jahre später bey Boulogne, da war es schon eine andere Flotte.

Napoleon war nicht dazu geschaffen, das heilige Feuer mit großmüthiger Hand zu nähren, den im Gleichheitsschwindel verwilderten Sinn auf sanftere Sitten zurückzuführen, ohne zugleich der Freyheit den Stab zu brechen. Im Rausch des Ruhmes, womit er vollauf sie bewirthet hat, wollte er die Franzosen des allvermögenden Glaubens an ihr Vaterland berauben, die Nation vom Selbstbewußtseyn entwöhnen, darum stieß das Schicksal ihn aus, und ein König des alten Geschlechts vollendete die Bourbonsäule.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon an Joseph.

In der Mitte dieses Monats wird zu Paris eine Sammlung von bisher noch ungedruckten Briefen Napoleons erscheinen. Wir theilen einen derselben mit, der interessant ist, weil er über einen Umstand Licht verbreitet, über den man bisher noch nicht ganz einig war und der wahrscheinlich Frankreichs Geschick entschieden hat.

•

An den König Joseph.

Rheims, 16. März 1814.

Meinen mündlichen Instruktionen und dem Geiste aller meiner Briefe gemäß, dürfen Sie in keinem Falle zugeben, daß die Kaiserin und der König von Rom den Feinden in die Hände fallen. Ich werde jezt so manövriren, daß Sie möglicherweise mehrere Tage ohne Nachricht von mir blei-

Digitized by Google

ben; sollte der Feind mit solcher Macht auf Paris rücken, daß jeder Widerstand unmöglich würde, so lassen Sie die Regentin, meinen Sohn, die Großwürdenträger, die Minister, den Senat, die Präsidenten des Staatsraths, die Großoffiziere der Krone, den Baron Bouillerie und den Schatz nach der Loire aufbrechen. Verlassen Sie meinen Sohn nicht und denken Sie daran, daß ich ihn lieber in der Seine, als in den Händen der Feinde Frankreichs sehen möchte. Von jeher galt mir in der Geschichte das Loos des Astyanax in der Gewalt der Griechen für das beklagenswertheste. N.

Korrespondenz-Nachrichten.

Beni-Hassan, 23. October 1828.

Ueber die wissenschaftliche Expedition in Egypten.

Am 11. Abends verließ ich wiederum Cairo in Gesellschaft eines unserer Zeichner, Duchesne. Wir segelten die ganze Nacht mit gutem, gelinden Winde und lagen, als wir mit Tagesanbruch erwachten, bey unserer Flotille, zu der sich Champollion und Alle Tags zuvor auch wieder begeben hatten. Wir sagten Memphis und den Pyramiden ein feyerlich Lebewohl und gingen lustig nach den Trümmern einer andern alten, schönen Hauptstadt unter Segel. Am ersten Tage ging alles vortrefflich, mit einem guten Nordwind flogen wir pfeilschnell gegen den Strom dahin; die Ufer waren überdies noch lachend, wie in der Umgegend von Cairo, und die Landschaft strafte mit den mannichfachsten Lichtern, den verschiedensten Scenen der Pflanzenwelt den Ruf der Einförmigkeit Lügen, in dem Egypten seit undenklicher Zeit steht. Allmählich aber verengte sich das Thal, die Bäume wurden seltener, die Gipfel der beyden Bergketten öder und kahler, und endlich überfiel uns völlige Windstille eben da, wo uns Egypten zum erstenmale in ärmlichem Gewande erschien; nur der wirklich wundervolle Glanz des Lichtes vermochte uns über die Kahlheit der Landschaft zu trösten. Vier Tage lang waren wir wie gebannt; umsonst änderten wir Tag für Tag unsere Stellung; ein Ufer war so trübselig als das andere; nur gegen Sonnenuntergang bot uns der Himmel für sich ein herrliches Schauspiel und hob diese ärmliche Natur dergestalt, daß er ihr sogar Reize lieh. Am 17. schlug der Wind nach Ost um und so konnten wir uns dem Dorfe Beni-Hassan nähern, das nicht unmalerisch in einem Dattelwalde liegt. Rechts begannen sich die weiten Ebenen auszubreiten, die gegenwärtig vom Heptanomis überschwemmt sind; ihre ferne Grenze bildet der Kanal Josephs und die lybische Bergkette; links zieht sich die arabische Bergkette, an der überall die terrassenförmige Bildung auffällt, bis zum Nil herab und bildet gleichsam eine dichte, von Grotten und Steinbrüchen durchbohrte Mauer. Dies ist im Allgemeinen die Bildung von Mittelegypten, für dessen Hauptstadt Hermopolis Magna, heutzutage Achmounein, galt. Die Alten hatten sich diese Verhältnisse auf eine eigene Weise zu Nutze gemacht, und die Araber machen es ihnen bis auf den heutigen Tag nach. In der Ebene, die durchaus angebaut war und überdies von der jährlichen Ueberschwemmung fast durchaus bedeckt wurde, waren die Städte, die Dörfer und alles, was Obem hatte. Das arabische Ufer dagegen gehörte ausschließlich den Todten an, und man konnte von ferne die Oeffnungen ihrer traurigen Wohnstätten in den Seiten des Bergs sehen. Die Araber haben den Gebrauch, die Todten auf dem rechten Ufer zu begraben, beybehalten, und diesem Ufer ist damit in anderer Gestalt seine alte Bestimmung als Necropolis geblieben. Was wir hier zu sehen bekamen, war uns bisher noch nicht vorgekommen. In Sakkara mögen vielleicht schönere Sachen in der Erde liegen, aber der Sand bedeckt sie, bey den Nachgrabungen schüttet man gewöhnlich die Gräber, die man geplündert hat, wieder zu, und so ist an den Grüften, die durch besondern Zufall offen liegen, eine einzige ausgenommen, nicht viel zu sehen; von den Gräberringe um die großen Pyramiden her gilt dasselbe. Hier dagegen ist es durch die Bildung der arabischen Bergkette möglich geworden, aus dem obern Raume der Gräber wirkliche Denkmale zu machen. Die Thüre ist nicht wie bey Sakkara niedrig und versteckt, sondern das Aeußere ist geschmackvoll, ja oft prächtig verziert und macht so den Eindruck des Ganzen vollkommen harmonisch. Noch mehr Interesse erhielt diesen Gräbern der Umstand, daß sie sämmtlich der Kriegerkaste angehören, deren Denkmäler im Verhältniß weit seltener sind, als die der Priesterkaste; sie sind auch äußerlich großentheils von letzteren verschieden. Hier sieht man ganz neue Scenen, Gefechte, Leibesübungen, Belagerungen, Wildthierjagden, statt der gewöhnlichen Vorstellungen der friedlichen Geschäfte, denen sich die Priester nach dem Volksglauben im andern Leben widmen sollten. Dieses Thema wurde übrigens, man mag sich dabey zu denken haben was es sey, von den egyptischen Künstlern wunderlich ausgeschmückt, denn sie nahmen davon Gelegenheit, in langen Reihen von Basreliefs oder Malereyen sämmtliche Geschäfte des bürgerlichen Lebens vorzustellen, alle Arbeiten beym Landbau, der Erndte, der Viehzucht, alle Handwerke vom Schuster bis zum Maurer, alle Professionen vom Richter bis zum Arzte, alle Belustigungen, Fischerstechen, Jagd, Fischfang, Kämpfe mit wilden Thieren u. s. w.; dieß geht so weit, daß man es mit etwas Fleiß und durch Fortsetzung der von Champollion unternommenen Arbeit dahin wird bringen können, ohne Bücher zu Rathe zu ziehen, aufs Genaueste und bis ins Einzelnste die Sitten, Gebräuche, Künste, Handwerke eines Volkes, das vor 3000 Jahren lebte, auszumitteln.

Diese Untersuchungen werden durch die Vergleichung mit den Gebräuchen, die sich im neuen Egypten erhalten haben, noch interessanter, und der größte Theil der alten Bildwerke auf den Monumenten erhält durch das, was man täglich vor Augen hat, seine Erklärung. Diese Vorstellungen haben zwar durchaus nicht alle gleichen Kunstwerth, Einzelnes aber ist recht artig ausgeführt, besonders bey den Thieren. Das Ganze ist übrigens äußerst anziehend, und die Wirkung der Farben, die fast überall noch sehr lebhaft sind, läßt sich mit nichts Aehnlichem, was ich in Europa gesehen, vergleichen.

Ich fand hier cannelirte Säulen mit der sichern Zeitangabe von 1300 Jahren vor Christus, von denen man hätte glauben können, sie kommen von Pästum oder von Agrigent. Es ist wirklich merkwürdig, daß diese Säulen, welche so viel älter sind als die frühesten Denkmale Griechenlands, aber einem Zeitraum angehören, wo die egyptische Kunst das Große, Ernste gegen das Liebliche, Anmuthige vertauschte, nicht jenen ernsten Charakter haben, den man zu Pästum und Selinunt bemerkt. Jene Griechen, welche ihre Kunst von einem Volke entlehnt, das alle Perioden der Kunstentwicklung durchlaufen hatte, mußten also nichtsdestoweniger, weil sie ein neues Volk waren, jenen Entwicklungsgang von vorne beginnen; dies scheint ja allgemeines Gesetz der Menschenbildung zu seyn.

Beylage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 6.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Januar 1829.

Mit Flammenzügen glänzt
In der Seele Abgründen der Vorwelt Bild
Und schießt weit über weissagend starkes Geschoß
In das Herz der Zukunft.

Herder.

Aussichten.
In Rahmen von Reisebildern.

(Fortsetzung.)

Nahe bey einer Ceder vom Libanon saß ich auf einem anmuthigen Hügel. Die mannigfaltigsten Gewächse grünten und dufteten um mich her. Unterm blauen Himmel kommt dort ruhig der Fluß durch das schöne Land dahergezogen und verfolgt seine Straße durch die reichbevölkerte Stadt. Ein tiefes Summen nur, ähnlich dem der Käferwelt, die auf dem Hügel mich umschwirrte, verkündet das Wogen und Treiben der Menschen.

Ich war im Pflanzengarten zu Paris. Das Villèle'sche System, die antirevolutionäre Opferung für Thron und Altar war noch an der Tagesordnung, wie zu Robespierres Zeit, in der Sprache der Jakobiner, „die Tugend an der Tagesordnung" war. Da diese den lieben Gott in seine Rechte wieder eingesezt hatten, weil sie ihn doch nun einmal nicht in Menschengestalt guillotiniren konnten (so wenig als jene die im Herzen der Nation geborgen lebende Charte), thaten sie dann alles um seiner „Gerechtigkeit" willen, wie früher und später andere auch. Robespierre hatte als Missionär der Ewigkeit im Nationalgarten vom Daseyn Gottes und von der Seele Unsterblichkeit gepredigt. Angezündet hatte er als Hoherpriester mit eigener Hand das Brandopfer (den Atheismus u. s. w. vorstellend), welches, nach den Anordnungen des Malers David, dort errichtet war. Nun hätte freylich das schöne Weib, dem früher, als es die Göttin der Vernunft vorstellte, der Präsident und die Sekretäre der Volksrepräsentation öffentlich den Bruderkuß gegeben, guillotinirt werden sollen. Doch Tyrannen sind nie ganz konsequent. — Wie komme ich aber auf die Theologie der Jakobiner und die Moral eines unsinnigen Vernunftabsolutismus?

Angelangt von Boulogne, wo, in der Sprachverwirrung einer aus Engländern und Franzosen gemischten Bevölkerung, uns ein Harfenmädchen vom Rhein mit deutschem Klang und Gesang beym Frühstück überraschte, hatte ich unterwegs so wenig Bilder in die dem Dr. Gall geweihte Privatgallerie meines Kopfes bekommen, daß ich, ohne verwirrt zu werden, zu Paris sogleich in die öffentliche hätte geben können. Aergerlich darüber, daß wir sammt dem Postillon und seinen Pferden in einem elenden Nest vor Abbeville übernachten mußten, weil dieß auch eine von den vielen Festungen des nördlichen Frankreichs ist, in die man, wenn die Thore einmal geschlossen sind, nicht hineinkommen kann, ohne den Tag abzuwarten, mochte ich eine geraume Strecke das Land nicht ansehen, das sich, ohne weder Kanonen noch Garnisonen in so vielen kleinen Festungen zu haben, doch in einer Art von Kriegszustand befinden sollte, gleich als ob Marlborough, sein Schatten nämlich, in der Nähe stünde. London dagegen, wo doch England, Indien und der fünfte Welttheil verwahrt seyn sollen, hat bekanntlich weder Thore noch Wälle.

Digitized by Google

Ein Bild aber überkam ich doch und vergaß, sobald ich seiner ansichtig wurde, meinen gerechten Unwillen, an dessen Statt nun eine ganz heitere Laune bey mir einzog. Dies Bild brachte ich auch als Kontrast mit nach Paris und in viele andere Städte Frankreichs, und hatte mit demselben weder an den Barrieren der Hauptstadt, wenn hier auch Postankömmlinge von den Spieß- und Stangenmännern visitirt wurden, noch sonst bey einem der vier Duanengürtel Frankreichs und seiner Residenz etwas zu riskiren. Ich meyne damit ein Bild, wie es der fromme Bischofsitz, die Stadt Beauvais, darbietet, die mit ihren alten hölzernen Häusern, deren ausgeriegelte Giebelwände gegen die Straßen gekehrt sind, einer vormaligen schwäbischen Reichsstadt vollkommen ähnlich sieht. Der jetzige Bischof von Beauvais residirt aber bekanntlich als Minister zu Paris und hilft durch Ordonnanzen die alten Meynungen in neue umprägen, was oft noch schwerer hält und langsamer geht als das Umwandeln alter Städte in moderne. Feuer und Eisen thun jedoch, wie bey so vielen Metamorphosen, auch hier die ersprießlichsten Dienste. Vormals glaubte man, besonders zu Karl des Großen und anderer Mächtigen Zeit, mit deren eigener Umwandlung man sich zu St. Denis unterirdisch vertraut machen kann, das Eisen sey in Form von Schwertern zu Bekehrungen am tauglichsten, man möge nun vor- oder rückwärts bekehren wollen. Herr Charles Dupin hat aber neuerlich mit vollem Recht, wenn auch nur indirekt, aufmerksam darauf gemacht, daß zum Vorwärtsbekehren das Eisen in Form von Schaufeln, Hauen und Spaten bey Weitem sicherer wirke. Nach zweyerley uralten Methoden angewendet, bringt so das Eisen das beabsichtigte oder nicht beabsichtigte Resultat allerdings mit großer Bestimmtheit hervor, in minderem Grad jedoch, wenn es in den Händen des Landmanns angewandt wird auf eine vollkommenere Kultur des Bodens (die immer auch von vielen andern Kräften und Umständen abhängig ist), ganz sicher und vollständig aber in den Händen jener furchtbaren Armee, die Kontingentweise ein jeder Staat des heiligen Bundes, England und die Türkey nicht ausgenommen, in völlig angemessener Zahl und ganz nach Bedürfniß hält, ohne sie jedoch zu besolden, ich meyne die Armee der europäischen Todtengräber. Da diese Armee, das große Sappeurskorps der Zeit, im Verhältniß weit mehr alte als neue Meynungen hinunterschaufelt und stets im Felde steht, so geht schon daraus hervor, daß alle Beschleunigung durch Guillotiniren und dergl. stets unbedeutend und entbehrlich, wo nicht gefährlich sey. Ein Rückwärtsbekehren aber, das, nach Herrn Dupin, ohnehin seine physisch-mathematischen Schwierigkeiten hat, wird um so weniger, auch bey Anwendung von Dragonaden u. s. w., zu einem gedeihlichen Ende zu bringen seyn, als jener Armee zu trotzen noch keinem auf die Dauer gelang.

Mit einer ganz hübschen Pariserin, die man in revolutionären Zeiten, wo die körperlose Divination davonläuft, allenfalls auch zu einer Göttin der Vernunft brauchen könnte, stand ich auf der Bühne des ehemaligen Hoftheaters im Schlosse von Versailles. Weniger in die Reize meiner Schönen als in den Gedanken vertieft, was immer das Schicksal zu thun hatte, was nämlich alles geschehen und vorausgehen mußte, bis ich zugleich mit diesem Pariser Kind auf diese Bretter zu stehen kam, füllte meine Seele, in geschäftiger Phantasie, das Parterre und die Logen an.

Das Alphabet der Dinge, die vormals in diesen, jetzt so hohl und verlassen nachtönenden Räumen gespielt worden, ging mir im Gedächtniß vorüber: Abgeschmacktheit, Betrug, Kabale, wie es die gaukelnde Geschichte nun einmal aufgezeichnet hat. Offenbar ein wenig unwillig darüber, daß die alten königlichen Herrlichkeiten von Versailles den trockenen Deutschen so wenig anzusprechen schienen, sah mich die Götterverwandte mit ihren großen royalistischen Augen an, aus denen ein Vorwurf zu blizzen schien, als hätte ich an ihrer eigenen Olympfähigkeit zu zweifeln mich erkühnt. Gleich so mancher ältern französischen Dame schien auch dieß junge Kind, wenn gleich aus andern Gründen, der Restauration ganz besonders gewogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berg und Wolke.

Die Wolken geh'n, die Berge bleiben,
Wenn Wolken schattig drüber zieh'n,
Sie blicken auf der Menschen Treiben
Mit unverrückten Häuptern hin.

Ich aber wall' im tiefen Grunde
Und schau' hinan und schau empor,
Und denke mancher gold'nen Stunde,
Und denke, was ich jetzt verlor.

Und hatt' ich einst denn auch besessen,
Was jetzt, ein schneller Traum, verschwand?
Wohl ruht mir Manches zugemessen
Noch in der Zukunft stillem Land.

Die Wolken geh'n und kommen wieder,
Die Berge bleiben, wie sie sind,
Und ruhig blickt ins Leben nieder
Der hohe Weise, fest gesinnt;

Denn unsres Lebens schöne Freuden,
Sie geh'n ja, wie die Wolken geh'n,
Und auch des Lebens Schmerz und Leiden
Bleibt doch nicht, wie die Berge steh'n.

G. Zimmermann.

Digitized by Google

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Malegys legte sich getrost zu Bette und stellte die brennende Kerze davor. Da hört' er, erst ganz fern und leise, ein seltsames Schwirren und Pfeifen in der Luft, das immer stärker und näher kam. Plötzlich stand vor ihm eine finstere, unförmliche, abscheuliche Gestalt, Feuer schossen Mund, Nüstern und Augen, und mit langen Geyerkrallen griff es nach seinem Bette. Aber Malegys richtete sich mit dem Oberleib im Bett auf, bezeichnete sich erst mit dem Kreuz und dann, indem er den bösen Geist mit einem Runenband so gewaltig fesselte, daß ihm alle Sehnen zu bersten schienen, fuhr er ihn an mit scharfen, gebietender Stimme: „Zu übler Zeit bist du hergekommen, Herr Satanas! Aber rühr' und rege dich nicht, Ohnmächtiger, sonst zerspreng ich dich leicht mit all deiner Bosheit und Tücke, wie einen überfüllten Essigkrug mit dem leichten Korkzapfen." — Ihr habt die Wette gewonnen, ich erkenne mich besiegt, wimmerte Meister Ywert; aber, um des jüngsten Gerichts willen! löset mich; ist es mir doch, als ob mir an jedem Gliede zehen Mühlsteine hingen, und als ob meine Sehnen und Gedärme von einem Seiler gehaspelt und gespuhlt würden. — Höre mir eins den argen Schalk! entgegnete Malegys. Nein, nein, Herr Satanas! ich lasse mir von dem Schwarzen nichts weiß machen. Du sollst mir mein Bette, welches zu stehlen Meister Ywert dich hergeschickt, hübsch in Ruhe lassen. Aber morgen, bey Sant Dionys, will ich dir wieder Beine machen und will dich in dieser deiner Ungestalt in den Pallast des Kaisers führen, damit man dort nach Belieben mit dir seine Kurzweil treibe, und daß die edeln Herren dort und sonderheitlich das schöne Frauenzimmer sich fortan mit dem Teufel nicht mehr einlassen, angesehen welch ein recht häßlicher und so zu sagen alberner Tölpel er ist. — Laßt mich los, spannt mich ab vom Marterpfahl, großmächtigster und verehrtester Herr Malegys, winselte Meister Ywert weiter; ich will Euch ja dann wahrhaftig Eure zweyhundert Pfund von ganzem Herzen gerne baar und blank sogleich auszahlen, damit Ihr Euch überzeuget, daß ich gar nicht der Satanas, sondern nichts und gar nichts bin, als der Meister Ywert von Paris. — Ja, daß ich Geld vom Teufel nähme, entgegnete Malegys. Die zweyhundert Pfund übrigens hat Meister Ywert allbereits an mich verloren, wie mich dünkt; mit seinem ungestalten Knecht aber hab' ich keine Wette. — Aber, schrie der Gebannte wieder, kannst oder willst du denn gar nicht merken, einsehen und begreifen, schrecklicher und grausamer Mensch, daß diese meine Mißgestalt nur subtile Kunst und negromantisches Blendwerk ist? Ich bin ja, weiß Gott! nicht der Satan, sondern der eigentlichste und wirklichste Meister Ywert selbst, so sehr als man es nur irgend wie seyn kann. — Ha! ha! lachte Malegys laut auf, wie sehr klug du bist, Meister Schwarzer, du wirst mich dießmal schwerlich aus dem warmen Bett auf den kühlen Sand setzen. Wie kann doch ein und dasselbe Ding zugleich schwarz und weiß seyn, oder die Weisheit selber zugleich Albernheit? nein, Meister Ywert geht einher nicht wie ein rußiger, dreyleibiger Kesselflicker, sondern in saubern, glänzenden Gewändern, wenn er nicht von ungefähr sie mit Wein überschüttet hat, und ist ein stattlicher, wohlgebauter Mann mit ganz bürgerlich ehrbaren Gesichtszügen, wenn ihm nicht etwa der Maulwurf des Hochmuthes die Unterlippe aufstößt, oder, wie dem Trutzhahn, der Blasebalg des Ingrimmes die Nase mit Feuerodem schwellt, oder die Galle des grünen Neides die Mundwinkel verschiebt und die Augen verdreht und scheel macht. — Der Bezauberte, der, so jämmerliche Schmerzen er empfand, kein Glied zu regen vermochte, außer die Zunge, wollt eben wieder einen Schwall und Sturm von Geschrey und Protestationen wider seine Teufelschaft loslassen, aber Malegys rief: Schweig! es ist nicht dem Charakter des obersten Teufels angemessen, zu jammern wie ein altes Weib, das in seinem Spätherbste zum ersten Mal in die Wochen kommt. Bis ich dich morgen bey Hof präsentire, dulde mit einigem Anstande deine wohlverdiente Strafe; und damit ich vor deinen Serenaden schlafen kann — hier machte er ein magisches Zeichen mit der Hand — so werf' ich dir dieses Schloß an den Mund. Gute Nacht und Gott befohlen, Herr Satanas!

Hiemit löschte Malegys die Kerze, kehrte sich um und that, als ob er schlafe. Aber der Schalk war sehr wach. Durch seine Kunst hatt' er erfahren, daß Ywert ein mächtiges Buch besitze, das er selbst nicht zu gebrauchen wage und wisse. Er sprach also seinen Gramadet, wodurch sich ihm alle Schlösser öffneten, schwand ungesehn und ungehört aus dem Schlafgemache, öffnete die Hausthüre in Ywerts Wohnung, ging in dessen Studierzimmer und fand alsbald das gewünschte Zauberbuch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Julius bis Ende Novembers.

(Beschluß.)

Unser Jesuitencollegium besteht als Collège Royal thätig fort und die Zahl seiner Schüler hat seit den Juniusordonnanzen in Frankreich bedeutend zugenommen. Am 28. August wohnte ich der öffentlichen Prüfung der Zöglinge bey, welche

Digitized by Google

die ehrenvollste Erwähnung verdient. Man kann sagen, daß wohl in wenigen Lehranstalten die Schüler bedeutendere und sicherere Fortschritte machen. Merkwürdig ist dabey die herzliche Anhänglichkeit der jungen Leute an ihre Lehrer und Vorgesetzten. Ausgezeichnet werden lateinische und griechische Sprache, Mathematik, Physik und Geographie gelehrt, Geschichte und Philosophie freylich nicht auf Guizotsche und Cousinsche Art. Der P. Fellier, Professor der Rhetorik, handelte in der gewöhnlichen Schulrede von der Wahrheit und Schönheit des bey den Alten so oft vorkommenden Grundsatzes, daß Reinheit der Sitten und Rechtlichkeit bey allen menschlichen Handlungen, auch bey allen wissenschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen zum Grund liegen müssen. So besprach der geistliche Redner zuerst die traurigen Folgen einer Erziehung, die sich nicht auf sittliche und religiöse Güte gründe, und zeigte dann die Vortheile, welche für Einzelne und für die ganze Gesellschaft dann hervorgehen, wenn Erziehung und Unterricht streng an den Gesetzen des Rechts und der göttlichen Religion hängen. Der Erzbischof theilte unter Musik und allgemeinem Jubel die Preise an die ausgezeichnetsten Zöglinge aus. Bekanntlich machten die französischen Jesuiten wiederholte Versuche, die durch Amadeus VIII. so berühmte und reizende Carthause Ripaille am Genfersee zu kaufen. Sie boten selbst bedeutende Summen. Die Eigenthümer wollen aber das schöne Besitzthum nicht veräußern. Ueberdies gestattete auch die Regierung den Jesuiten nicht, außer Chambery noch eine Schule in Savoyen zu errichten.

Einer unserer savoyischen Missionarien, der Abbé Volsin, hat kürzlich aus China geschrieben. Er sagt, die dortige Lage der Missionarien gleiche so ziemlich dem Leben der Landgeistlichen in Savoyen. „Wir haben — so schreibt er — keine bestimmte Wohnung, keine Kirche, keine Kapelle. Unser Leben ist wirklich das von Missionarien, denn wir sind immer auf Reisen. Oft müssen wir 18 bis 20 Meilen machen, um von einem Christenhäuflein zum andern, von einem Kranken zum andern zu gelangen. Sieben bis acht Monate lang im Jahr müssen wir täglich bis um Mittag predigen und Beichte hören. Dieses Geschäft wird nur durch Reisen unterbrochen. Gewiß, diese Lebensart ist recht mühsam, aber sie gefällt mir doch. In diesem Augenblicke sind die Bekehrungen nicht zahlreich, denn kaum hat die Christenverfolgung etwas nachgelassen und kann jeden Augenblick wieder beginnen. Indessen zählen wir doch jährlich einige Hundert Erwachsene, die sich taufen lassen; ich habe seit meiner Ankunft eilf getauft. Dazu kommen 7 bis 8000 Kinder, die wir taufen und von denen drey Viertel wieder sterben. Es läßt sich hoffen, daß sich die Erwachsenen bald zahlreicher als bisher bekehren werden. In diesem Jahr haben die westlichen Tataren das chinesische Joch ganz abgeschüttelt und sind jezt unabhängig. Der Kaiser wird nun unsere Christen nicht mehr zu ihnen ins Exil schicken. Neulich taufte einer der Unsern einen Bonzen. Dies ist etwas ganz außerordentliches und beweist recht die Macht des Christenthums. Dieser Mann war früher aus Herzensgrund Bonze geworden. Uebrigens ist die Verblendung der Heyden, unter denen wir leben, unglaublich. Es läßt sich nur mit Thränen und Seufzern darüber sprechen."

Im September ging auch unsere Badezeit zu Ende. Air war diesmal besuchter und lebhafter als die vorigen Jahre. Dazu trug der Hof viel bey, der von hier oft nach dem nahen Badeorte ging. Er zog eine Menge Fremde aus Italien und Frankreich an. Der Ort hat auch unendlich an Badebehaglichkeit gewonnen und man vermißt wenig, was dem Leib dienen kann. Für geistige Aufregung und Nahrung ist desto schlechter gesorgt.

Die neuen Badeanstalten in Evian am Genfersee wurden diesen Sommer eröffnet. Man hat wirklich in kurzer Zeit viel für den Gebrauch des trefflichen Wassers, für Dusch- und Dampfbäder gethan. Alle neuen Anlagen sind in dieser Beziehung gelungen. Ueberall herrscht Anstand und Reinlichkeit. Ueberdies ist Evian einer der reizendsten Punkte des schönen Leman's, mit entzückender Aussicht auf den hier in seiner ganzen Breite fluthenden und schillernden See und auf die lachenden Waadtlandsufer. Auch bey Evian selbst sind anmuthige Spaziergänge durch duftende Gebüsche von ausländischen Gesträuchen angelegt worden. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt das reizende Bad Amphion, dessen Gebrauch nach dem Seifenwasser von Evian sehr heilsam ist. Für gesellige Anstalten ist noch nicht gesorgt, was auch bey uns seine eigenen Schwierigkeiten hat.

London, December.

(Beschluß.)

Der Glaube an Zauberey ist in dem aufgeklärten England noch immer zu Hause. Zu Leeds wurde neulich ein Bursche von 20 Jahren vor die Polizey gebracht, welcher seines Nachbars Frau im Hofe überfallen und grausam mit Nadeln zerstochen hatte. Der Bursche versicherte die Beamten ganz ernsthaft, die Frau habe ihn, seinen Vater und mehrere andere Personen behext, so daß sie eine innere Flamme verzehre. So oft sie ihn ansehe, komme dieses Feuer wieder in ihn, er empfände es eben jezt und bitte das Gericht dringend, ihn der Hexe doch einen einzigen Nadelstich geben und ihr nur ein Bischen Blut abzapfen zu lassen. Dies hätte man als reinen Wahnsinn betrachten können, hätte nicht der Vater die Aussage seines hoffnungsvollen Sohnes bekräftigt.

Ich habe Ihnen schon öfters Lächerlichkeiten mitgetheilt, die sich aus unserem Rechtssystem in Hinsicht der nothwendigen Einstimmigkeit der Geschworenen ergeben; hier sind deren zwey andere. Bey einem Civilprozesse zu Gloucester konnten die Geschworenen über das Erkenntniß nicht einig werden; beyde Theile waren hartnäckig und warteten lange mit Geduld auf gegenseitige Nachgiebigkeit. Aber es war Sonnabend Nacht; die zwölfte Stunde kam herbey und den Leuten, welche nicht wußten, daß der Richter in Civilsachen auch Sonntags in seinem eigenen Zimmer einen Beschluß der Geschwornen annehmen darf, ward bange, daß man sie bis Montag ohne Speise, Feuer und Licht eingesperrt halten dürfte. In dieser Noth schlug einer von den Zwölfen vor, die Entscheidung von dem Niederfallen eines in die Höhe geworfenen Stück Geldes abhängen zu lassen. Dies schien den Herren jedoch ein zu gemeines Mittel, eine Rechtssache zu entscheiden; sie nahmen also zu dem edleren Ausweg ihre Zuflucht, darum zu losen. Es fügte sich, daß einige Personen, welche vor dem Saal die Wache hatten, den Vorfall hörten und demjenigen mittheilten, gegen welchen das Loos entschieden hatte, und dieser verlangte, wie billig, eine neue Untersuchung seiner Streitsache. Die Richter haben jedoch noch nicht entschieden, ob dies zulässig sey. Der andere Fall ereignete sich hier in London. Die Geschworenen hatten gleichfalls in einer Civilsache, nachdem sie eine Novembernacht kalt, hungrig und schlaflos hingebracht, Morgens übereinstimmend ihre Meynung abgegeben. Nachher aber erklärten vier von den Geschworenen, sie seyen ganz entgegengesetzter Meynung, ihre schlechte Gesundheit aber, die es ihnen unmöglich gemacht hätte, eine zweyte solche Nacht auszustehen, habe sie gezwungen, den andern nachzugeben und ihren Eid zu brechen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Januar 1829.

Die Kunst bleibt Eins, wie auf Iris Schwingen
Ein einz'ger Strahl aus sieben Farben flammt,
Und wie sie hier ein königlich Gemüthe
Mit gleicher Liebe pflegt zu gleicher Blüthe.

Schenk.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung von Nro. 291 v. J.)

Albrecht V. und Max I. hatten bereits ihre Residenz zu München mit einem „Bildersaale" geschmückt. Der Letztere hatte im Erdgeschoß der Residenz das Antiquarium angelegt, aber weniger nach irgend einem höhern Kunstplan, als vielmehr nach einem leicht befriedigten historischen und biographischen Zweck, und vielfach eine Beute der damals sehr häufigen und gleichsam bürgerlich günstigen archäologischen Verfälscher und Betrüger. — Während seiner, politisch nicht glücklichen, Statthalterschaft in den Niederlanden, brachte der Türkenheld Max Emanuel viele Meisterwerke jener fruchtbaren Schule in das Lieblingsschloß seines Vaters, Ferdinand Maria, nach Schleißheim. Durch van Douven und durch andere ausgezeichnete Künstler sammelte der Kurfürst Johann Wilhelm, den die Armenier zum König begehrten, in Düsseldorf viertehalb Hundert der auserlesensten Gemälde, sein Nachfolger Philipp aber eine, von Karl Theodor bedeutend vermehrte Gallerie in dem neuerbauten Mannheim, und Herzog Karl eine noch zahlreichere, aber weniger gewählte zu Zweybrücken.

In Folge des, seit einem Vierteljahrhundert, durch eine Reihe von Kriegen und Staatsverträgen neugestalteten Besitzstandes des erlauchten Hauses Scheyern-Wittelsbach, concentrirten sich alle diese Sammlungen in München mit jenen, welche durch die große Säkularisation und Mediatisirung Staatseigenthum geworden. Der hiedurch in München und Schleißheim, in Augsburg, Nürnberg und Bamberg zusammengehäufte Schatz betrug über 8000 Oelgemälde.

Bey der zufälligen und isolirten Entstehung dieser fünf verschiedenen Gallerien des königlichen Hauses, konnte es nicht fehlen, daß sich die besonders häufigen, nah oder leicht zu erwerbenden Werke gewisser Schulen und Meister wiederholten und anhäuften, während bey andern, und zwar in den schwersten und wichtigsten Parthien, bedeutende Lücken auszufüllen blieben; besonders gilt dieß von spanischen, vorzüglich aber von altitalienischen, vorraphaelischen Meistern, die nach der verkrüppelten Kunstansicht des achtzehnten Jahrhunderts so gut wie gar nicht beachtet, ja als kindische Anfänge und Monstruositäten verschrieen waren. Durch die Ergänzung gerade dieses wichtigsten Theiles neue Ansichten und eine neue Lehre zu begründen, war seit mehr als zwanzig Jahren König Ludwigs unablässiges Augenmerk, und ein erwünschtes Gelingen war die billige Vergeltung solchen unvergleichlichen Strebens. Damit aber trat immer mehr die Nothwendigkeit einer Sonderung hervor, einer Auswahl des Herrlichsten für die Hauptstadt und der Vertheilung des Uebrigen in die geeignetsten Provinzstädte, um den Sinn für die Kunst und für die wohlthätigen Genüsse derselben so viel möglich über das ganze Königreich zu verbreiten. — Hiedurch ergiebt sich dann von selbst eine glückliche Mitte zwischen der Zersplitterung der Kunst

Digitized by Google

schätze (die zugleich ihre Wirkung schwächt, die Achtung für sie verringert, und schon oft der Anlaß unersetzlicher Verluste ward) und zwischen dem Centralisiren in der Hauptstadt, das die Provinzen abstumpft und verödet, dagegen in der Hauptstadt, in einem Schwindel des Ueberflusses, die Kunstwerke selber immer mehr zu bloßen Kuriositäten gestaltet, und ein leeres Prunken, einen vornehmen Müßiggang und einen flüchtigen Sinnenreiz an die Stelle eines tiefen Gefühls und einer lebendigen und belebenden Theilnahme sezt. Es war eine Eigenthümlichkeit des leztverflossenen halben Jahrhunderts, die Krankheiten der Zeit fast immer für Bedürfnisse der Zeit anzusehen. So hat auch die Centralisirungswuth die Runde durch ganz Europa gemacht, als ein unausbleiblicher Folgesatz jener Manie, von welcher Montesquieu so treffend sagt: „il y a quelques idées d'uniformité, que saisissent quelquefois les grands esprits, mais qui frappent infailliblement les petits." Je größer der Staat, desto schlimmer. In Oesterreich boten die Provinzialmuséen ein treffliches Gegengift. Die Errichtung und das schnelle Gedeihen der meisten derselben ist eine so merkwürdige und erfreuliche Erscheinung, daß Ihnen meine Briefe aus Wien manche interessante Betrachtung darüber vorlegen sollen. Mit Ruhm und Recht beschloß auch der Ritter C. H. von Lang seine klassische Uebersicht der bairischen Geschichtsliteratur mit dem frommen Wunsche nach der Herstellung solcher Musäen in jedem Kreise des Königreiches. Die Filialgallerien zu Augsburg, Nürnberg und Bamberg sind hinsichtlich auf Kunst und Kunstempfänglichkeit ein guter Anfang hiezu.

Der hochverdiente Galleriedirektor von Dillis hat die erforderliche Auswahl und Vervollständigung bereits vor einigen Jahren aufs Glücklichste vollbracht. Ein neues imposantes Gebäude sollte, durch seine Lage nach Norden, durch die möglichste Sicherheit vor Feuer und Feuchtigkeit, Staub und Reflexlichtern, durch chronologische Aufstellung nach Schulen, und durch die zweckmäßige Beleuchtung (für die kleinern Bilder von der Seite, für die größern von oben), jeder gerechten Anforderung möglichst genügen. Das Andenken des göttlichen Raphael war durch König Ludwig wieder zur rechten Höhe erhoben. Wie unlängst die Säkularfeyer Albrecht Dürers, so war 1820 Raphaels Todtenfeyer im deutschen Künstlerkreise zu Rom wie zu München vom Kronprinzen Ludwig ausgegangen, und der erste Geburtstag Raphaels, welcher Ludwigen als König sah (7. April 1826), war der Tag der Grundsteinlegung der Pinakothek.

Gegen anderthalbtausend Oelgemälde soll dieser prächtige Bau in sich vereinigen, dabey auch die auserlesenen Kabinete der Handzeichnungen und der Kupferstiche, so wie die einzigen Ueberreste der antiken Malerey, eine treffliche Sammlung griechischer und etruskischer Vasen, Wand- und Mosaikgemälde, zum großen Theil eine köstliche Erwerbung, die König Ludwig 1826 aus dem Nachlasse Joachim Murats, ehemaligen Königs von Neapel, gemacht hat.

Das majestätische Vestibul des ersten Stockes (der sieben großen Säle und drey-und-zwanzig Kabinete zählen wird) soll die Bildnisse der Stifter dieses unvergleichlichen Schatzes enthalten. — Stieler hat den König Ludwig im Krönungsornate vortrefflich zu dieser würdigen Reihe gemalt. Der König hat aber binnen zwey Jahrzehenden für die Bilderschule Bayerns mehr gethan als alle übrigen Fürsten zusammengenommen. Somit ist auch die herrliche Komposition der Einführung dieses Monarchen in den Künstler- und Dichterhayn, die Cornelius sich durchaus nicht nehmen ließ, die er mit allem Reichthum seines Genius ausstattete, und von der ich sogleich näher spreche, nur eine unerläßliche Pflicht der historischen Treue. — Des Königs Erwerbungen, wobey seinem Adlerblick oft ein unerwarteter Glücksstern fördernd zur Seite stand, sind nicht nur an und für sich als einzelne Kunstwerke wichtig, sondern machen auch außerdem Epoche für die Geschichte der Kunst, eingewurzelte Irrthümer berichtigend, und mitunter ganz neue Wege weisend. Wie sieghaft werden dieses (einzelner Gemälde zu geschweigen, die schon seit geraumer Zeit der Münchner Gallerie einverleibt, empfindliche Lücken aufs erwünschteste ausgefüllt haben) jene köstlichen alten Italiener darthun, die noch zu Lustheim bey Schleißheim, hinter Schloß und Riegel, von der Vollendung der Pinakothek ihre Erlösung zum begeisternden Kunsthimmel erwarten. — Wie sieghaft beweist jenes nicht die vom König im Februar 1827 erworbene Gallerie Boisserée? Es erging, wie ich schon oben gesagt, uns Deutschen nicht besser als den Italienern mit Raphael. Wir hielten den großen Dürer und seine Zeit für den rasch erstarkten Beginn, für den Glanzpunkt der alten deutschen Kunst, statt daß sie damals vom Rande des Verfalls nicht mehr so weit entfernt war. Die Ausartung dieser Schule war es leider, was man am besten kannte, was den meist gerechten Ingrimm der geistesarmen und auch im Fleische schwachen Korrekten und der überklugen Eklektiker, was so viele unglückliche Nachäfferey hervorrief, Deutschthümlerey, Alterthümlerey, schneidende Härte, Mangel in Zeichnung, in Perspektive. — Die wahre altdeutsche Schule, die seit dem lezten Staufen, seit Rudolph von Habsburg und seinem finstern Sohn Albrecht erweislich ist, und wie die altitalienische, auf byzantinische Kunstweise gegründet war, hatte dennoch eine ganz eigenthümliche Entwicklung. Sie hatte große Vorzüge in Kolorit und in der malerischen Behandlung. Sie hatte den Vorzug seltner

Digitized by Google

Wärme und Tiefe, und der innigsten Verwebung mit dem ganzen Seyn und Leben der Nation. Dürer, Kranach und Holbein, damit war man so ziemlich fertig. Ueber die van Eyks wußte man nur Oberflächliches. Von einer deutschen Malerey vor van Eyk wußte man so gut wie gar nichts. Deßhalb aber konnte auch die Geschichte jener Zeit unmöglich treu und erschöpfend seyn, da ein solcher Aufschwung des Natur- und Kunstgefühls wahrhaftig nicht der lezte noch der geringste Pinselstrich zu einem umfassenden Gemälde ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aussichten.

Im Rahmen von Reisebildern.

(Fortsetzung.)

Da es ohne Zweifel noch interessanter ist, sich mit jungen Schönen, als mit alten Schlössern zu unterhalten, kann ich diese junge schöne Fremdin der alten Zeit — deren es auch in Deutschland, wenn auch nur in Bezug auf alte Schlösser, nicht wenige gibt — auf der leeren Bühne nicht stehen lassen, ohne von ihr zu bemerken, daß sie ihre politischen Ansichten wahrscheinlich demselben Umstand verdanke, der in Spanien und Portugal so Viele bestimmt hat, sich unter die königlichen Freywilligen einschreiben zu lassen. Hat gleich unsere Schöne reiche Verwandte unter den Liberalen, die sogar liberale Verwandte seyn mögen, so ist sie selbst doch nichts weniger als reich. Hier ist also derselbe Grund zu jener politischen Antipathie, die bezüglich den Amtsvorfahrern und Nachfolgern des Herzogs von Wellington so tödtliche Sorgen machte und fernerhin machen wird. Die Gewässer gleichen sich aus, wenn sie in einander laufen; eben so die Meynungen, wenn Reichthümer und Vortheile in einander fliessen; dann sind keine Dammbrüche zu besorgen. Frankreich ist also jezt auf gutem Wege, und unsere Schöne, denk' ich, auch, wenn gleich in Frankreich der reiche Vetter den minder reichen und den armen oft auf eine Art an seinen Hof zieht, die sich nicht füglich ins Deutsche übersetzen läßt. Dies und anderes habe ich jedoch mehr in der Provinz gehört und gesehen, als in Paris und auf den liberalen Landsitzen in dessen Nähe.

In der Provinz, wohin wir nun bald zurückkehren wollen, sind aber auch die Leute, und namentlich die Mädchen, schwerer noch zu bekehren als in der Hauptstadt, obgleich man von den Franzosen im Allgemeinen, seit Clodwigs Zeiten, glaubt annehmen zu dürfen, daß sie es mit dem Glauben so genau nicht nehmen. Was hat es z. B. geholfen, daß zur Zeit der Revolution in jener durch ihre Bonbons berühmten Stadt, in Verdun, vierzehn junge Mädchen zum Tode verurtheilt wurden, weil sie mit preußischen Offizieren getanzt hatten? Ist es erlaubt, dieser Schrecken des revolutionären Unsinns in einer andern als tragischen Beziehung zu erwähnen, so läßt sich bemerken, daß die Mädchen dort herum nun dennoch weit besser walzen als anders Französinnen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil sie es sich nicht nehmen ließen, mit den Preußen zu tanzen, da diese „Fremden" wiedergekommen waren und in jenen Gegenden weilten nach manch' heißem Waffentanz.

Die Missionäre der neuern Zeit haben es selbst in der Krönungsstadt Rheims bey den dortigen Fräuleins nicht weiter gebracht, als daß diese ein ganzes Jahr lang nicht mehr ins Theater gingen, sondern statt dessen den Calvarienberg besuchten. Dieses Jahr mit seiner Mode ist aber nun längst vorüber und das während desselben, aus Mangel an Zuschauern, geschlossen gewesene Theater in Rheims ist nach wie vor geöffnet und besucht.

Da Frankreich in Europa liegt und nicht zur Türkey gehört, so gehören die Französinnen, nach der Versicherung ihres Landsmannes Bory de St. Vincent, der neuerlich die vielen Paradiese erfand, zu demjenigen Theil der Welt, in welchem das männliche Geschlecht dem weiblichen untergeordnet ist. Wenn es aber offenbar so schwierig, man darf sagen unmöglich ist, das herrschende Geschlecht zu irgend einer jesuitischen Stetigkeit zurückzuführen, wie soll die Welt Stabilität erhalten? Sollte nicht vielleicht eine Verschwörung der Männer eben so im Geist der Zeit, als im Bedürfniß der Politik liegen? Fein müßte man es freylich angreifen. Man könnte z. B. ein altes Gesetz aufs Neue in Vorschlag bringen, etwa — bis die Herren Savigny und Consorten etwas Aelteres, folglich Besseres ausgegraben — jenes, das, nach Herodots Versicherung, sehr weise und schön ist, und bey den Babyloniern wie bey den illyrischen Enetern galt, das Gesetz nämlich, nach welchem von den heirathsfähigen Jungfrauen die schönen an den Meistbietenden, die nicht schönen aber an den Wenigstnehmenden versteigert wurden (versteht sich, ohne ihre Freyheit zu verlieren), so nämlich, daß das für die erstern erlöste Geld den leztern zur Aussteuer mitgegeben wurde. Sollte auch zu besorgen seyn, daß die Mehrheit der Europäerinnen (von denen, wie bekannt, in solchen Fällen die meisten schön sind), so wenig als der Nationalkongreß von Kolumbia auf die Bolivar'sche, auf eine solche Verfassung eingehen werde, so haben wir ja die Erfahrung für uns, daß, wie weiland im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, auch dort in Bolivars Staaten, im Stromgebiet der Amazonen wie an der Donau, eine ultio in partes oft gar heilsam sey, und daß ein entschlossener Beherzter oft alles über die selbstische Freyheit vermöge.

Ohne Zweifel müßte auch über ein solches Gesetz,

Digitized by Google

wie über Kopfputz und Kleiderschnitt, zuerst in Paris abgestimmt werden. Wer weiß, ob wir da nicht die Majorität für uns hätten; denn einmal wäre es doch etwas Neues, und zwar aus dem Alterthum, und dann (von den Erwachsenen nicht zu reden) habe ich während der Kunstausstellung, in einem der Säle des Louvre, eine ganze Kolonne kleiner Mädchen, ohne Zweifel aus einem Institut, gesehen, die mir, was die kindliche Schönheit betrifft, beynahe so vorkamen, als wären sie von altdeutschen Gemälden kopirt, doch, so zu sagen, in einem andern Genre des Häßlichen. Als Liebhaber von Kontrasten hätte ich in diesen Saal, statt der prächtigen Gobelins, die darin ausgestellt waren, etwa Raphaels (in Basel befindliche) Madonna mit einer Nelke wünschen mögen, wo auf dem Kniee der himmlischen Mutter das sitzend sorglich frey gelassene Kind mit seinem Blumenblick uns zeigt, wie das Göttliche in der jugendlichsten Anmuth und Lieblichkeit verschmilzt.

Doch, kehren wir nun zurück nach Paris um einzupacken. Wir nehmen den Weg über St. Cloud, um ohne alle Herrschersorgen dort noch der herrlichen Aussicht auf die Seinestadt zu genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

In allem regt sich doch jezt ein freyerer und lebendigerer Geist, als unter dem vorigen Ministerium. Die Regierung erkennt es, daß sie in manchen Dingen weit hinter dem Zeitgeiste steht und Verbesserungen bedarf. Als Hr. Frayssinous die Oberaufsicht über das Unterrichtswesen hatte, ging alles den alten Schlendrian, nichts wurde gebessert, jede Verbesserung als eine gefährliche Neuerung zurückgewiesen und das ganze Unterrichtswesen als ein der Regierung zugehöriges Monopol behandelt. Nicht so verfährt man jezt, da kein Bischof, sondern ein Weltmann an der Spize der sogenannten Universität steht. Jezt darf der wechselseitige Unterricht, welcher für Volksschulen so ersprießlich ist, wieder frey getrieben werden, und in manchen Städten, wo man zuvor aus Furcht, den Ministern und der von ihnen geschüzten Congregation zu mißfallen, es nicht mehr gewagt hatte, sich mit der wechselseitigen Lehrmethode abzugeben, kommt sie jezt zum zweytenmale empor und findet Unterstüzung unter den Bürgern, jedoch nicht mehr so, wie das erstemal, indem man wahrscheinlich fürchtet, sie möchte abermals in Ungnade fallen, wenn die Geistlichkeit einmal wieder ans Staatsruder kommen sollte. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat selbst eine Kommission angeordnet, um eine Untersuchung über die besten Unterrichtsmethoden in den alten klassischen Sprachen anzustellen; ein ganz unerhörter Schritt in Frankreich, der schon allein beweist, welche außerordentliche Veränderung seit einem Jahre vorgegangen ist, denn seit Rollin und die andern Männer, welche an der Spize des Unterrichts in Frankreich gestanden, haben die besten Methoden aufgefunden und die französische Universität hat nichts vom Auslande zu lernen. Von diesem langen Wahne kommt man denn endlich zurück. Man will sich jezt ein wenig nach dem Unterricht in Deutschland erkundigen, und erforderlichen Falls die Studirmethode umändern. Wahrscheinlich wird hier nun dieselbe Umwälzung vorgehen, die bereits zu London ins Werk gesezt wird, da eine freye Lehranstalt daselbst dem läppischen Schlendrian der alten Universitäten zu Oxford und Cambridge ein Ende zu machen droht. In beyden Ländern erheben die Obskuranten dasselbe Zetergeschrey. Zu London wie zu Paris drohen sie mit Revolutionen und furchtbaren Verschwörungen; allein die jezige Welt fühlt das Bedürfniß besserer Lehranstalten und läßt die Nachteulen schreyen gegen das helle Licht, das ihnen die Augen verblendet. Zu London haben sie sich schnell bedacht, und den Plan zu einer Lehranstalt nach dem alten Brauche entworfen; es ist möglich, daß sie zu Stande kömmt und sich eine Zeitlang aufrecht hält, besonders wenn sich die orthodoxe Geistlichkeit und Regierung ihrer annehmen und ihr freywillig Gelder zufließen lassen. Vermuthlich werden die französischen Obskuranten es auch so machen; vor der Hand ist es noch nicht nöthig, denn es finden sich noch veraltete Lehranstalten in hinreichender Menge, und bekanntlich werden diese vorzugsweise von den Bischöfen und Pfarrern begünstigt; was sie aber gewaltig ärgert, ist, daß der jezige Minister des öffentlichen Unterrichts manchen nicht zur Universität gehörigen ausgezeichneten Männern erlaubt, Privatvorlesungen zu halten, was unter dem Bischof Frayssinous fast Niemanden verstattet wurde. Dadurch werden schon manche Lücken des öffentlichen Unterrichts ausgefüllt; denn obschon Vorlesungen jezt bey weitem nicht mehr so wichtig sind, als ehemals, da die Presse nicht frey war und die gelehrten Schriften nicht so schnell verbreitet als jezt, so ist es doch ein großer Vortheil für die Jugend und für diejenigen, welche versäumten Unterricht nachholen wollen, daß sie aus dem Munde ausgezeichneter Redner, wie es deren in Paris manche gibt und wie sich deren unter der freyen Verfassung noch immer mehrere bilden, nüzliche Dinge vortragen hören; so hält jezt der berühmte Publizist Comte, den die Schweiz, als er verbannt war, nicht zu behalten wußte, Vorlesungen über Gesezgebung. Andere kündigen an, sie hätten sich auf deutschen Universitäten gebildet und wollten das Recht nach den bewährtesten Methoden vortragen. Guizot und Cousin, welche Frayssinous vom Lehrstuhle abhielt, wiewohl sie von der Regierung als öffentliche Lehrer besoldet wurden, haben ihre Vorlesungen wieder begonnen, und der Professor Villemain, den das vorige Ministerium seines Gehaltes beraubt hatte, weil er sich zu Gunsten der Preßfreyheit in der Académie française ausgesprochen hatte, ist zum Staatsrathe ernannt worden und ward, als er das erstemal nach seiner Ernennung wieder als Professor auftrat, mit unbändigem Beyfallrufen empfangen. Leider hat sich die liberale Parthey dieser drey Professoren, nämlich Guizot, Cousin und Villemain, allzusehr angenommen; ihre Vorlesungen werden wie Staatsangelegenheiten behandelt, man füllt die Tagesblätter mit Artikeln darüber an, man überhäuft sie mit unmäßigen Lobsprüchen, man bewundert alles, was aus ihrem Munde fließt; die Folge davon ist, daß diese Herren, besonders die beyden ersten, sich viele Mühe geben, auch der liberalen Parthey zu gefallen, ihren Vorlesungen einen politischen Anstrich geben und sich von ihrem wahren Zwecke oft weit entfernen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 8.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Januar 1829.

— Gebadet
War sein Arm in Heidenblut;
Wer sich ihm zu nahen wagte,
Jeder Maur' galt einen Hut.

Der Cid.

Diego der Mohrenhammer.

Nach einer spanischen Romanze.

Rings umdrängt von Christenschaaren
Ist das hochberühmte Xerez;
Der's umringt, ist Don Alonso,
Ferdinand des Heil'gen Sohn.

Ihn begleiten Alvar Perez
(Der sich auch de Vargas nennet),
Don Diego Perez, mit ihm
Edler Ritter große Zahl.

Durch die Lande zieht das Heer;
Schon hat Palma es genommen,
Viele Mohren schon gefangen,
Und bedeckt das Feld mit Todten.

Abenbud, der Mohrenkönig,
Drob in tiefen Schmerz versunken,
Rüstet seine Schaaren alle,
Die zu Fuß und die zu Pferde.

Uebermächtig sind die Mohren,
Zwanzig über einen Christen;
Da begann das grause Morden,
Da begann der blut'ge Kampf.

Muthig war die Schlacht geschlagen,
Aus dem Felde flieh'n die Mohren;
Der Apostel war's, San Jago,
Der vernichtend durch sie schritt.

Mächt'ge Heerschaar führt der Heil'ge,
Hell umstrahlt vom Waffenglanze;
Doch hervor ragt Don Diego
Durch die Wunder seiner Kraft.

Wie er vorwärts drang im Kampfe,
Stob in Splitter seine Lanze,
Ward zertrümmert ihm das Schwert;
Keine Wehr' in seinen Händen.

Da erreicht' er einen Oelbaum,
Brach sich einen schweren Ast,
Formt ihn zur Gestalt der Keule,
Und zur Schlacht entei!t' er wieder.

Mordend schritt er in die Mohren,
Schalt sie laut mit Donnerstimme;
Den er einmal traf, der Mohr
Hatt' nicht Noth, geheilt zu werden.

Auf dem Schlachtfeld hierher, dorthin
Eilt er mit gewalt'gen Streichen.
Wie ihn sah Don Alvar Perez,
Freut' es ihn tief in der Seele;

Und er ruft: „Diego, malme,
Malme zu mit frischem Muthe,
Daß kein Mohr am Leben bleibe,
Deine Hand vernichte sie!"

Digitized by Google

Ueberwunden sind die Mohren,
Ueberwunden, und erbeben;
Nie mehr hoben sie das Haupt,
Nie ein Schwert mehr gegen Christen.

Den berühmten Mohrenhammer
Nannte man Diego Perez;
Immerfort seit diesem Tage
Ihm der Ehrenname blieb.

S. Mayl.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Den Brüdern Boisserée und ihrem Freunde Bertram dankt man die Kenntniß der ächten altdeutschen Schule, die Kenntniß Johanns van Eyk, als eines Kunststifters, der vom byzantinischen Wege zur treuesten Nachahmung der Natur umkehrte, und dadurch und durch die kunstreichste Behandlung der Oelfarben der Malerey einen völligen Umschwung gab. Den Boisserées dankt man die Wiedererkenntniß der fast völlig vergessenen Meister Hemling, Mabuse, Schoorel, Orlay, Patinier u. v. a. Wer diese Meister betrachtet, der wird auch schnell klar über die Pracht und Macht des Hofes von Burgund, über sein Gewicht in dem gebildeteren Theil von Europa, und man erstaunt nicht mehr so sehr über die persisch üppige Beute von Granson, welche die einfachen Sitten der Eidgenossen auf lange hinaus verdarb und wohl an vierzig Millionen betrug, über die prunkvollen Seidenzelte, über Karls des Kühnen Gezelt (mit dem des Sultans das herrlichste in Europa), die Diamanten, jeglicher für ein Land geschätzt, die Edelsteine, die Reliquien, die große Monstranz, die zwölf Apostel, die kunstreichen Gebetbücher, das goldne Hauptsiegel, die Gold- und Silberstoffe, die Heiligenbilder, die Service, die Pokale, über die 600 herrlich bemalten, mit Gold und Edelsteinen prangenden Banner und Fahnen. Eine neblichte Mystik, ein ekelhafter Stockpatriotism und eine allen Modethorheiten gemeinsame Ueberschätzung und Uebertreibung hatten Goethe, wie billig, sehr grämlich gestimmt gegen alle altdeutsche und überhaupt ältere christliche Kunst. Um so edler ist der Triumph der Boisserées, Goethes großen und regen Geist durch ihre Sammlung so umgewendet zu haben, seine Hefte über „Kunst und Alterthum“ großentheils dadurch entstanden, und das noch ziemlich ununterrichtete deutsche Publikum durch ihn über die zwey Hauptmomente so geistreich belehrt zu sehen, über das Verhältniß der ältesten deutschen Malerey zur byzantischen Kunst, und über den wahren europäischen Ruhm Johanns van Eyk.

Die Brüder Boisserée noch im kräftigsten Mannesalter (Sulpiz, den 4ten August 1783, Melchior am 23sten April 1786 zu Köln am Rheine geboren) haben mit ihrem unzertrennlichen Freunde Bertram ein unvergängliches Verdienst, nicht etwa blos durch die ungemeine Augenlust, die der Anblick ihres (Anfangs in Heidelberg, dann in Stuttgart, endlich in München aufgestellten) Schatzes Europas Kaisern und Königen, und bis herab in die Hütte des freyen und fühlenden deutschen Mannes gewährte, nicht allein um die Ehre deutscher Nation, sondern auch um die europäische Kunst. — Die Lithographie hat ihre Wiege in München. Es ist billig, daß sie auf keinem andern deutschen Boden mehr leiste als eben da. Der treffliche Lithograph Strixner, und in seinem Gefolge das Auserlesenste, was München für den Steindruck aufzuweisen hat, haben sich bekanntlich zur Herausgabe der Boisseréeschen Bilder verbunden, mit einem Erfolge, dergleichen kaum je eine Staats-, gewiß nie eine Privatsammlung sich erfreuet hat. Entkleidet von allem äußern Prunk, von allem Farbenschmelz, ja sogar hie und da vom berechneten Totaleindruck, und aufgelöst in einzelne Gruppen und Figuren, üben diese lithographirten Bilder immer den gleichen Zauber, behaupten die Unüberwindlichkeit der Idee, welche die makelloseste Technik für sich allein nie zu ersiegen vermöchte, und rechtfertigen das Lob, in welches Goethe, Schlegel, Thorwaldsen, Dannecker und Canova mit liebenswerther Begeisterung sich über sie ergossen haben.

Ich sprach oben mein redliches Gefühl darüber aus, daß nichts antirevolutionärer sey, als die Geschichte und die Kunst, jene als eine präservirende, diese als eine korrektionelle Censur. So hatten insonderheit die Brüder Boisserée und vor ihnen der gelehrte Domherr Walraff den Rheingegenden, dem deutschen Boden und der Kunst die eigenthümlichsten Kleinode vor der Wuth der Revolutionsmänner erhalten. — Sulpiz Boisserée gerieth durch dieses edle Retten, Sammeln und Wiederherstellen von selbst auf die oben ausgesprochene Concentrirung aller Künste in der Baukunst. Er löste das Wort des Räthsels, in der (sehr dunkel und irrig so benannten) gothischen Kirchenbaukunst, die glücklichste Verbindung scheinbar entgegengesezter Elemente wahrnehmend: niemand wisse, wie sie entstanden, wie sie vom dreyzehnten bis vierzehnten Jahrhundert durch riesengroßen Entwurf, durch eben so kühne als werkverständige Ausführung, durch erfinderische, alles gestaltende, alles verzierende Künstlichkeit in Europa geherrscht habe; keines ihrer Denkmahle sey zur selbstständigen Vollendung gediehen, die meisten in verschiedenen Zeiten, nach verschiedenen, frühern oder spätern Planen sehr ungleichartig und sehr bunt zusammengesezt. Der Kölner Dom, obgleich auch unvollendet, doch eine der stolzesten Hervorbringungen dieser Art, einzig

Digitized by Google

im Plane des Baumeisters, den man noch hat, im reinsten Style und durch keine fremdartigen Zusätze entstellt, schien eben darum Boisserée am füglichsten zur Lösung des Räthsels der alten Kirchenbaukunst zu dienen. Verbunden mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, deren die Künste und Wissenschaften, so wie nützliche Einrichtungen aller Art so thätig fördernde Eigenthümer der Kunst insbesondere schon so großartige Unterstützung gebracht hat, wie wenige Edle des deutschen Vaterlandes, unternahm Sulpiz Boisserée das in seiner Art einzige Prachtwerk des Kölner Doms, an welchem auch die ersten Pariser Künstler eifrigen Antheil nahmen. Die Boisserées aber, mit ihren wissenschaftlichen und Kunstkenntnissen, sind auch in gesellschaftlicher Hinsicht köstlich für München, für welches (bey dem sonst vorhandenen trefflichen Urstoff) doch gerade in dieser Beziehung noch Manches zu wünschen übrig ist.

Eines fehlte noch zur vollständigen Verwirklichung der großen Absichten des Königs für die Nationalität der Kunst. Es fehlte, dasselbe, was die Boisserées am Rheine vollbracht, auch für das noch völlig finstere Süddeutschland hindurchzuführen. Eine herrliche niederdeutsche Schule lag durch die Boisserées am Tage, die oberdeutsche Kunstgeschichte aber noch im tiefsten Schatten.

Da erwarb 1814 der Fürst Ludwig Craft Ernst von Oettingen-Wallerstein, jezt Generalkommissär des Oberdonaukreises in Augsburg, mehrere ausgezeichnete Bilder, die er nach vorgefaßten, beynahe gewagten Kunstansichten, nach ihrer gleichartigen Kunsteigenschaft zusammenreihte, an die Tafel des bekannten Meisters die unbekannte, aber in der Ausführung verwandte anreihend, und in solcher Art oberdeutsche Malerfamilien und einen oberdeutschen Kunstcyklus herstellend. Es konnte nicht fehlen, daß die beharrliche Verfolgung dieses Kunststammbaumes in den Kirchen und Sammlungen Frankens, Ostschwabens und des nördlichen Bayerns unschätzbare Aufschlüsse geben mußte über die Verzweigung der oberdeutschen Kunstschule. Es wurde ihr zugleich in allen Archiven, in allen städtischen Bürger- und Innungsbüchern unablässig nachgeforscht.

(Die Fortsezung folgt.)

Aussichten.

In Rahmen von Reisebildern.

(Fortsezung.)

Cäsars (das römische) Thor zu Rheims ist zwar entblößt vom Schutt der Jahrhunderte, doch ist es längst nicht mehr zu passiren. Die Vorsicht hat es zugemauert. Auf dem Wall, der sich darüber hinzieht, stand ich sinnend, die Augen auf die kunstreichen Sandsteinmassen der hohen Kathedrale gerichtet, die, eine Zionsburg, inmitten der Kreidestadt hoch emporragt. Da es dort weit und breit, d. h. in der Entfernung von einigen Meilen, keine Sandsteine gibt, hätte man etwa den Dom selbst durch ein Wunder aus den Tiefen der Erde können hervorbrechen lassen. Sey er aber entstanden wie er wolle, ich war, während meines Aufenthalts in Rheims, dort einer der fleißigsten Kirchgänger. Es war nicht nöthig, in diesen mächtig hohen Säulenbogen, zur lezten Krönungsfeyer, durch lichtblauen Anstrich mit goldenen Lilien einen Himmelsbogen zu fingiren. Das Gefühl des Erhabenen konnte dadurch unmöglich vermehrt, wohl aber vermindert werden, und stimmen konnte solcher Anstrich nicht zu dem durch der Fenster alte Farbenpracht gemäßigten Ton des Tageslichts. Die herrlichen, von den gewerbfleißigen Rheimsern aber gar wenig besuchten hohen Lindenalleen vor der Stadt, in des freundlich angelegten Friedhofs Nähe, sind, soll einmal der Sternenhimmel die wölbende Decke seyn, ein dazu völlig geeigneter Tempel.

Auf einem schlechten Weg, der sich mehrere Stunden lang durch einen Wald hinzieht (welcher einst auch Wunder sah), kam ich von Rheims nach Epernai. Hier war ich Zeuge einer öffentlichen, wo nicht wunderbaren, doch wunderlichen Schulprüfung mit Preisvertheilung, wobey man, wenn, wie hier, junge Leute von mehr als vierzehn Jahren auftreten, in Deutschland sich versucht fühlen kann, an eine lateinische Kunstausstellung zu denken. Allerdings war das Examen in Epernai eine Art von öffentlicher Abspiegelung, die das eitle Herz erfreut; allerdings hatte es dabey den Anschein, als würde die Jugend für die Vergangenheit erzogen; französisch war aber doch die Sprache, in der die Hauptsache abgethan wurde.

In einem nicht sehr geräumigen Saal war eine Abtheilung von der Nationalgarde (die mit ihren Bärenmützen Napoleons Grenadieren ganz ähnlich sah) mit türkischer Musik aufmarschirt. Die Autoritäten hatten auf ihren erhabenen Sitzen Platz genommen, und als die Janitscharenmusik schwieg, traten nacheinander zwey junge Leute auf die Rednerbühne, die ihr Pensum ohne Anstoß, mit eingezwängter Dreistigkeit, deklamirten. Ich war froh, daß sie nicht kreischten wie eine Ducsnois im Théâtre français. Die Aufgabe war, darzuthun, warum das babylonische Reich habe untergehen müssen, und natürlich trug derjenige den Sieg davon, der in der zweyten Rede pflichtschuldigst die Behauptung aufstellte: Babylon sey untergegangen, weil es damals noch keine Jesuiten gegeben; worüber dann, als der Redner abgetreten war und das anwesende Publikum, worunter viele Damen, applaudirt hatte, auch die türkische Musik ihre Freude bezeugte.

Nicht daß der junge Redner die Jesuiten genannt hätte. Dazu war er nicht instruirt. Babylon

Digitized by Google

ist untergegangen, weil man dem Priesterstand nicht mehr die gebührende Achtung und Ehrfurcht bezeugte und in seiner Organisation nichts vorhanden war, was, durch Vernichtung aller revolutionären Meynungen, die Gesellschaft ihm aufs Neue unterworfen hätte. So sprach sich denn auch bey dem Examen zu Epernai die Verlegenheit des Villèle'schen Ministeriums aus, den sechsten Artikel der von Ludwig dem Achtzehnten den Franzosen ertheilten Charte mit dem fünften und achten Artikel derselben (welche die Freyheit der Meynungen und des Gottesdienstes, neben der Freyheit der Presse, sanktioniren) in praktische Uebereinstimmung zu bringen. Auch hier, in den Blüthen des öffentlichen Unterrichts, ließ sich nur allzudeutlich die Tendenz erblicken, die Staatsreligion, im Sinne der Jesuiten und der hohen Klerisey, auf Kosten der Freyheit triumphiren zu lassen. Wie andere Ministerien die schwierige Aufgabe lösen werden, muß die Zeit lehren. Sie ist vielleicht nicht minder schwierig als für Englands Ministerum die Aufgabe seyn möchte, die Entwickelung des russischen Reichs im Süden ohne oder durch eine Theilung der Türkey zu hindern.

Es kann freylich nicht damit gethan seyn, daß man der mannichfach verwöhnten großen Masse des französischen Volkes nur das Gebot vorhält: „du sollst den Kirchthurm nicht zur Windmühle gebrauchen.“ Auch kann es nicht genügen, den Franzosen nur zuzurufen, was der heidnische Isokrates Jahrhunderte vor Verkündigung des Evangeliums sagte: „thut, was ihr wollt, daß man euch thue.“ Denn hatte gleich der Schweizer bey der heiligen Genovefa (im vormaligen Pantheon) zu Paris mir gesagt, daß Voltaire und J. J. Rousseau nicht „visibles“ seyen, so kann sich dies doch nur auf ihre Gebeine, und nicht auf die Wirkungen beziehen, die von solchen raisonnirenden Geistern (welche fortwährend sich mehren) im Nationalleben hervorgebracht werden, Wirkungen, die jedem kirchlichen Bestand leicht so viel Abbruch thun möchten, daß ein reformirter Geistlicher, den ich in Sedan sagen hörte: „unsere Sache ist verloren,“ den Feind nur allzubald auf einer andern Seite erblicken könnte. Wie leer es oft mit dem Kirchenthum der vornehmen Klassen in Frankreich bestellt seyn möge, wird unter vielem Anderen auch daraus hervorleuchten, daß die Sage Glauben fand, es hätten Manche, um den vorigen Ministern und der Kongregation nicht zu mißfallen, da sie sich nicht entschließen konnten, selbst die Kirche zu besuchen, öfters ihre Equipage an der Kirchthüre auffahren und dort einige Zeit verweilen lassen. Auch schon in frühern Zeiten, noch unter dem alten Regime, soll dieß öfters vorgekommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Am weitesten geht hierin Cousin, der in seinen philosophischen Cursus allerley Dinge, als Litteratur, Politik, Moral und ich weiß nicht was hineinzieht, woraus denn ein sonderbares Gemisch entsteht, das mit der Philosophie nicht viel gemein hat. Diesen Gelehrten werden die Zeitungen mit ihren übertriebenen Lobsprüchen zuletzt ganz verderben, und es steht zu befürchten, daß aus ihm ein zweydeutiger Redner werden wird. Zwar müssen wir Deutsche es ihm Dank wissen, daß er unsere Literatur zu schätzen weiß und es wagt, sie mitten unter Pariser Zuhörern so hoch zu stellen. Er hat dafür auch eine kleine Zurechtweisung von den vorzüglichen Pariser Blättern bekommen, die ihn gern loben über die schönen Dinge, welche er in Betreff der Revolution, der Verfassungsurkunde, des Zeitgeistes des 18ten Jahrhunderts vorgebracht hat, und es sich von ihm haben vordemonstriren lassen, daß nur die Franzosen im Stande gewesen seyen, eine Revolution hervorzubringen, indem die Engländer allzu selbstsüchtig dazu wären, die Deutschen aber immer nachgrübelten und niemals zum Handeln kämen, auch keinen Mittelpunkt der Kraft hätten; da nun aber Cousin seinen Zuhörern hat beweisen wollen, daß im 18ten Jahrhundert Frankreich keine Dichter habe hervorbringen können, und daß sich die Dichtkunst aus gewissen Gründen, die mir aus dem Gedächtnisse entschlüpft sind, nach Deutschland geflüchtet habe, so haben die Pariser Zuhörer dem Professor diese kühnen Aeußerungen übel genommen; auch will man den Professor der Philosophie, der noch dazu nicht die neuere, sondern die ältere Philosophie vorzutragen hat, nicht für kompetent in der Belletristik erkennen, und meint nicht mit Unrecht, er thäte besser, bey seinem Leisten zu bleiben. Schon bey den vorigen Sommervorlesungen hatte man angefangen, den Vortrag jener drey vielbesprochenen Professoren zu stenographiren und jede Vorlesung einige Tage nachher herauszugeben, wodurch der bisherige Standpunkt der Professoren verrückt ist, da nunmehr nicht blos der Zuhörer im Saale, sondern auch das große Publikum außerhalb des Saales an dem Cursus Theil nimmt. Auch den jetzigen Winter geschieht dies wieder; allein da niemals eine neue Erfindung in Paris still zu stehen pflegt, so ist man diesmal einen Schritt weiter gegangen. Damit wahrscheinlich die drey Professoren nicht von alle dem Weihrauch, den man ihnen in den Zeitungen streut, berauscht werden, hat man zur Beybehaltung ihrer Nüchternheit eine Zeitschrift veranstaltet, welche sich blos mit ihren Vorlesungen beschäftigen und sie kritisch beleuchten soll. Das erste Heft ist auch schon wirklich erschienen, ich habe es aber noch nicht zu Gesichte bekommen können. Ob dies nun ein wirkliches wissenschaftliches Oppositionsblatt ist, oder blos den Titel der Kritik annimmt, um das Publikum zu täuschen, wird sich bald zeigen. Eine von der Regierung ganz unabhängige wissenschaftliche Lehranstalt soll im folgenden Jahre angelegt werden; hier werden sich junge Gelehrte üben und zeigen können; hoffentlich wird auch die Wissenschaft bey solchem freyen Unterrichte etwas gewinnen, wenn auch nichts weiter daraus entstände, als ein rühmlicher Wetteifer zwischen den von der Regierung besoldeten und den nicht besoldeten Lehrern. Freye Konkurrenz bewirkt ja in andern Fächern außerordentliche, dem Publikum ersprießliche Dinge, warum sollte sich Aehnliches nicht auch in der Lehrfreyheit zeigen?

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Januar 1829.

Ein kluger Fürst, er steht entzückt,
Er fühlt sich im Besitz von diesem Schatz beglückt.

Goethe.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Mit seiner oberdeutschen Gallerie verband der Fürst Wallerstein eine schöne Sammlung zum Theil uralter Handschriften mit Miniaturbildern, mit Glasmalereyen vom ersten Beginnen bis zum Verschwinden dieser Kunst nach dem Ende des dreyßigjährigen Krieges, von Schnitzarbeiten von Veit Stoß u. s. und ein reiches Elfenbeinkabinet. Die Münzen und Wappen, die Cinquecentos und die Römermale, die Rüstungen und Waffen gehören nicht hieher. Diese Gallerie ist nicht nur eine deutsche, sie ist eine national bayrische, hiemit für München vom allergrößten Werth. Es ist hier die Schule des Martin Schongauer aus Ulm, die altbayrische des Ulrich Fütterer und des Mayer von Landshut, jene des Michael Wohlgemuth und des großen Albrecht Dürer von Nürnberg, jene der Holbeine von Augsburg und jene der Kranache aus Ostfranken und aus Obersachsen, oder, da die oberdeutsche Kunst mehr zünftig nach Lehrern als nach Ländern sich fortpflanzte, der Holbeinische und der Kranachische Kunstkreis, jener von Wohlgemuth und Dürer, endlich jener von Schön, Zeitblom und Schaffner. Der altbayrischen Schule des Ulrich Fütterer, des Mayer von Landshut, der Ostendorfer und Hebenstreite, Mielich, Olmendorf, Schöpfer, Meixelkircher und des Christoph Schwarz aus Ingolstadt, will von Manchen kein eigenthümlicher, scharf gesonderter Charakter, sondern nur ein dem Dürer-Wohlgemuthschen Cyklus verwandter zugestanden werden. — Die herrlichen Familienbilder der Fugger und der Oettinger haben nebst dem künstlerischen noch ein hohes geschichtliches Interesse, und es ist wohl nicht der geringfügigste Grund, dem mittelalterlichen deutschen Städtewesen hohe Achtung zu zollen, wenn man aus dem einzigen Städtchen Nördlingen die Flügelin (um 1370) die Schüttenhelm (1390—1450), die Herrlin (1470), Deckinger und Acker, Walter und Hieming, Hanns Scheyffelin und Sebastian Deck hervortreten sieht. — Man muß gestehen, daß Ambraß, die romantische Stiftung Ferdinands von Tyrol und der schönen Philippine Welser, noch nie so aufgefaßt und so ungesucht nachgebildet worden ist, wie in der von dem liebenswürdigen und geistreichen Fürsten angelegten Kunst-, Wunder-, Waffen- und Schatzkammer zu Wallerstein. Vorzüglicher Dank ist deßhalb ganz Oberdeutschland auch dem kenntnißreichen Hofrathe Kohler schuldig. Der General Graf Joseph Rechberg, dessen Sammlung der Wallersteinischen einverleibt ist, verdient als Retter vieler Denkmäler und Kunstwerke gepriesen zu werden, und die geistreiche Aufstellung gebührt großentheils den trefflichen Rathschlägen des verdienstvollen Galleriedirektors Ritters von Dillis.

Eben als ich diesen Winter in München war, richtete sich die Aufmerksamkeit des Königs auch auf die Gallerie Wallerstein, um seinem großen und umfassen-

Digitized by Google

den Plan für Kunst und Kunstgeschichte durch diesen spezialist-nationalen Theil die Krone aufzusetzen. Wie die neuesten Briefe von Münchner Kunstfreunden mich versichern, ist dieß Geschäft wirklich zu Stande gekommen. Jene Wallersteiner Bilder, die der königlichen Gallerie fehlten, die das schöne Werk der Boisserées auch für Oberdeutschland, namentlich für den Umkreis des Königreichs Bayern vollenden, sind nunmehr ein Eigenthum des Monarchen; welcher Fortschritt binnen so kurzer Frist!

In der Glyptothek bildet die Aufstellung der Werke selbst, und die eben so sinnvollen als prächtigen Verzierungen, die Entwicklungsgeschichte der alten Plastik, Cornelius Freskos aber ihren Gegenstand, die vergöttlichte und vergötterte Natur der Urwelt und ihre Halbgötter, die Helden. In der Pinakothek liegt die Entwicklungsgeschichte in der kunstgerechten Aufstellung nach Schulen und nach der Zeitfolge. Aber auch hier soll das Gleiche aus Cornelius Schöpfergeist hervorgehen. Das wird so recht, wie „die Weltgeschichte das Weltgericht“ ist, in dem Gegensatze der christlichen und der heidnischen Kunst, überall den Finger der Vorsehung und ihren bald riesenstarken, bald zerbrechlichen Schritt andeuten, und im erhabensten Sinn eine wahre „Bilderbibel“ seyn. Eine an der Mittagsseite der Säle hinlaufende große und offene Loge wird in ihren Arkaden und Lunetten die Geschichte der christlichen Kunst, die Leben der großen Maler darstellen, bis zum Augenblicke des eintretenden Verfalles, die deutschen Meister bis einschließlich zum fruchtbaren Rubens und seiner Schule, die Italiener bis auf die Carraccis und die Schule von Bologna. Im verflossenen Jahre begann Cornelius die Zeichnungen dazu. Jedem empfänglichen Beschauer dünkt gewiß immer die lezte, die ihm vors Auge kömmt, die reizendste, so überraschend, innig und wahr ist das darin ausgedrückte Gefühl, so frisch und neu die Gedanken, so innig und geschmackvoll die Anordnung. — Wie in der Glyptothek Eros das allgemeine umschlingende Band ist, so ist hier die reinste, die aufopferndste Liebe in der Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde abgespiegelt, und im Kreuz, dem Zeichen der höchsten Schmach im Alterthum, in der neuen Welt aber dem Zeichen der höchsten Ehre. David und Salomon, Lukas und Cäcilia sind gleichfalls als Deckengemälde, in Kreuzesform neben einander gereiht, wohl die glücklichste Bezeichnung des folgenreichen Bundes der Kirche mit den Künsten.

Die aus dem heiligen Lande mit der heiligen Erde heimkehrende Pisanerflotte und der Beschluß des Rathes, den Camposanto zu bauen, eröffnen den Cyklus. — Basreliefartig bezeichnet der Meister Italien und Griechenland und das Morgenland, wohin der Abend pilgert, die Ritter und die Ritterpoesie, die alten deutschen Bildner und Baukünstler. — Freundliche Genüsse reichen dem Leben den Kranz, bekränzen aber auch die hingeschwundene, erhabene Vorzeit.

In meinem Tagebuche können Sie, verehrter Freund, den Verlauf dieser Meisterentwürfe kennen lernen, so gut ich sie selber kenne aus Cornelius liebevollem und lehrreichem Gespräch. Worin sich aber unsere Herzen und (wir wollens hoffen) alle deutschen Herzen in freudiger Rührung zusammenfinden, das ist die Einweihung des Ganzen, das ist, ich möchte sagen, des edeln Meisters durch die Wolken dringendes Gebet dankgerührter Liebe für seinen königlichen Herrn, festen Glaubens an die erhabene Bestimmung der Kunst und an die Beharrlichkeit des Herrscherwillens, der sich an solchen Früchten erkennen läßt, und unerschütterlicher Hoffnung auf den überirdischen Segen der hier ausgestreuten, reichen Saat, König Ludwigs Einführung in den Dichter- und Künstlerhayn, um ihn der göttliche Raphael und Leonardo und Michelangelo, van Eyk, Dürer und Holbein, Massaccio, Fiesole, und dann wieder der göttliche Dante mit Beatricen, Petrarch und Laura, und Ariost.

Das hat Italien so groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern streitet,
Die Bessern zu besitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ist jener Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt!

Von der Erde Gütern Allen
Ist der Ruhm das Höchste doch:
Sind wir längst in Staub zerfallen,
Lebt der große Namen noch.

(Die Fortsetzung folgt.)

An einen Liebesdichter.

Von Liebe singt so mancher Mann,
Damit er auch von Liebe singe,
Und hebt ein mächtig Klagen an;
Der Ruhm ist groß, die Pein geringe.

Nun bist du nicht im selben Fall,
Und lässest auch Gesang erschallen,
Obwohl noch keine Nachtigall,
Doch mehr als jene Nachtigallen.

Was ist denn wohl der Unterschied,
Freund, zwischen Dir und zwischen jenen?
— Sie singen froh ein traurig Lied,
Und Du ein fröhlichs unter Thränen.

E. Mörike.

Digitized by Google

Aussichten.

Im Rahmen von Reisebildern.

(Fortsetzung.)

Was man von Staatswegen glauben soll, läßt sich nun einmal im neunzehnten Jahrhundert, in den Ländern des civilisirten Europa, nicht unter Trommelschlag öffentlich bekannt machen. Die Zeiten, in denen ein Heinrich VIII. in England so etwas thun konnte, sind längst vorüber. Aber auch auf die Art geht es nicht, wie man seit Napoleons Sturz die Sache in Frankreich glaubte angreifen zu müssen. In der That, die Chorherrn der Rheimser Kathedrale sahen mir weit weniger fein und geistreich aus als ich mir die gelehrten Benediktiner des eilften Jahrhunderts, besonders die von Cluguy denke, unter denen ein Hildebrand seine Staatswissenschaft studirte. Durch unwissende Brüder läßt sich die Welt nicht regieren. Der Nationalkonvent konnte dekretiren, daß die Franzosen an Gott glaubten und an ihrer Seelen Unsterblichkeit. Man glaubte, was man glauben sollte, denn das revolutionäre Geschlecht war nicht aus Drachenzähnen aufgewachsen. Wo jedoch der Aberglauben als solcher erkannt ist, läßt er sich von den Staatsgewalten nicht als Glauben dekretiren, ohne daß die Welt auf den Nutzen des Unglaubens spekulirt.

Wenn irgendwo, so thut es der Mensch beym Erziehungswesen dem lieben Gott nach, der ihn nach seinem Bilde geschaffen. So findet denn ein jeder, der etwas dabey zu dekretiren, zu vollziehen hat, in sich selbst das Muster, nach welchem die heranwachsende Generation sich bilden und wirken soll. Käme nur nicht die fatale Natur mit ihrer Zeitentwicklungskrankheit dazwischen.

Die türkische Musik beym Schuleramen in Eyernai hatte noch viel zu thun. Eine Menge Kinder erhielten grüne Kronen, Siegerkränze, eine Art von Ordenskreuzen und dergleichen, lauter Dinge, die mir gar nicht am rechten Ort scheinen, und sobald die kleinen Preisträger (unter denen es am Ende zehnfach Bekränzte und Bekreuzte gab) von den Autoritäten auf beyde Wangen geküßt waren, spielte jedesmal die Musik eine Passage aus einem Walzer.

Zufällig kam ich, nachdem die Feyerlichkeit vorbey war, in einem Privathaus, wo ich eingeführt worden, bey Tisch mit dem jungen Disputationsredner zusammen, der in der assyrischen Geschichte so gut bewandert war und sieggekrönt das alte gottlose Babel in seiner Sünden Schlamm ersticken ließ. Er war in Begleitung seines Vaters da; die Gesellschaft war aber im Ganzen, auf den jungen Helden bezogen, sehr heterogen, was den Sprachfertigen hier so ziemlich stumm machte. Ihrer sonstigen Bildung ungeachtet, hatten diese französischen Herrn und Damen wohl noch nie Notiz genommen von jener Semiramis, von welcher die Geschichtschreiber so viel und so wenig wissen, hatten auch wohl nie von Xenophons Kyropädie etwas gehört, und schienen sich wenig darum zu bekümmern, ob Babylon in Deutschland oder Afrika gelegen. Nach Tisch wurde im Hof, einem mit Bäumen besezten freyen Platz hinter dem Hause, getanzt, ohne alle Musik, der Redner aber war verschwunden.

Ohne Klöster und Seminarien, in denen man die jungen Leute von der Gesellschaft absondert, läßt sich freylich ein solcher Erziehungsplan nicht durchführen; darin haben die Jesuiten vollkommen recht. Ob aber aufs Neue der Klostergeist die Welt, oder diese angeblich so verderbte Welt mit ihren neuen Ansichten und Einsichten die Klöster durchdringen werde, ist eine andere Frage.

Die Priesterklasse, als solche, nämlich als Bewahrerin des theokratischen Prinzips genommen, ist freylich von den ältesten Zeiten her sich gleich geblieben, und es liegt in sofern nichts Ungereimtes darin, wenn einmal die Jesuiten sich schon im alten Babylon, ihrer Bestimmung gemäß, an ihre Stelle denken und dann, in einer durch Jahrtausende gehenden Stabilität, sich für die Angel halten, um welche die bewegliche Welt mit ihren Aufklärungsphasen sich drehen müsse. Es fragt sich nur, ob die so lange schon gequälte Menschheit nicht endlich einen bessern Stützpunkt finden werde in einem über alles jesuitische Priesterthum hoch erhabenen Glauben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen in Genf gehört gewiß das thätige Eingreifen unserer vorzüglichsten Gelehrten in das tägliche Leben und seine Bestrebungen. So war es mit dem verstorbenen edeln Pictet, der, wiewohl ausgezeichneter Professor der Naturlehre an hiesiger Akademie, es doch nicht verschmähte, mit Handwerkern umzugehen, ihnen vielfach mit seinen reichen technologischen Kenntnissen nützlich zu seyn, sie bey sich zu sehen und gastlich zu behandeln. Er hat auch in dieser Beziehung an unserm großen Botaniker und Zoologen de Candolle einen würdigen Nachfolger gefunden. Um die Industrie in Genf hat er großes Verdienst, und unsere Ausstellung im vorigen Julius verdankt besonders ihm ihr Gelingen. Er hat darüber vor Kurzem eine kleine Schrift herausgegeben, die für Genf großes, aber auch für das Ausland manches Interesse hat. Darum wollen wir Einiges daraus mittheilen.

Gold- und Silberstickereyen waren im 17ten Jahrhundert sehr bedeutend in Genf. Später kam Lyon mit dieser Arbeit in die Höhe und sie sank bey uns, um sich seitdem nicht mehr zu erheben. Auch die Buchdruckerey blühte vor Jahrhunderten

Digitized by Google

hier. Die Cramer und Detourries erwarben damit großes Vermögen. Es wäre eine interessante commerziell-statistische Aufgabe, die Ursache zu suchen, warum und wie dieser Erwerbszweig von seiner Höhe und Bedeutung bey uns so unbedeutend werden konnte, daß wir bis auf den heutigen Tag unsere Seyer aus der Fremde kommen lassen müssen, in Genf, wo sich eine Akademie und so viele Schulanstalten finden, wo so manche Gelehrte und Schriftsteller leben, wo der Unterricht so weit gediehen, wo die grammatikalische Kenntniß des Französischen und Lateinischen fast allgemein ist! Vieles kommt freylich vom Sinken des Buchhandels her; warum aber ist auch dieser in Genf nichts weiter als Nachdruck und Ladenverkauf? In der Medaillenschneidekunst hat Genf seit lange einen ausgezeichneten Namen. Der bekannte Dasier wird jezt durch Anton Bovy übertroffen, der unstreitig zu den vorzüglichsten Künstlern dieser Art in Europa gehört. (Die Deutschen erinnern wir an seine herrliche Medaille auf Göthe vom Jahr 1824, mit der die spätere von Brandt keine Vergleichung aushält.) Der ausgezeichnetste und sinnreichste Mechaniker Genfs, Darier-Wagnon, ist leider vor einigen Wochen gestorben. Auch seine lezte Erfindung war merkwürdig. Er nannte sie: Graveur à fil tournant. Mit ihr kann Jeder leicht und elegant einen Buchstaben in Metall schneiden, fast eben so schnell, als er ihn aufs Papier schreibt. Die Bijouterie ist mit der Uhrmacherey der wichtigste Erwerbszweig in Genf. Vor einigen Jahren wurden hier eine Menge Gegenstände dieser Art in großer Mannichfaltigkeit und sorgfältig ausgeführt nach dem Orient geschickt. Eben so war es mit den Uhren. Hätten wir damals eine Ausstellung gehabt, so wären die wunderlichsten Formen zum Vorschein gekommen, welche dort, besonders in den Harems, willkommenen Eingang fanden. Die Unruhen im Orient haben aber diesem Handel seit ungefähr acht Jahren ein Ende gemacht. Daher mußten unsere Bijoutiers darauf denken, ihren Arbeiten eine ganz andere Art und Form zu geben. Sie ahmten nun die Pariser Bijouterie nach und erreichten sie fast ganz in kurzer Zeit. Seitdem hat sich dieser Erwerbszweig sehr gehoben, wozu auch die vorzügliche und garantirte Güte des Genfer Goldes viel beyträgt. Die hiesigen Arbeiten gehen jezt nach allen Ländern und werden auch wohl dahin ihren Zug behalten, wenn unsere Bijouterien einst wieder ihre vorige Richtung nach dem Orient nehmen können. Dann ist die augenblickliche Hemmung nüzlich gewesen, denn sie hat der Arbeit eine andere Richtung gegeben, die ihr auch in der Folge einen größern Markt sichert. Sehr viel von diesen Gegenständen wird an Fremde verkauft. Darum haben auch mehrere Bijoutiers eine Art fortwährender Ausstellung bey sich. Tavre Salomon brachte in Genf zuerst Musik in den Taschenuhren an. Im Jahr 1802 sezte Pignet eine kleine Musik von fünf Tönen mit Stahlfedern in einen Ring, wie sie damals Mode waren. In der Folge kamen diese Musiken nicht nur in Ringe und Uhren, sondern auch in Dosen, in Pendeluhren und selbst in Meubles. Mit 5 Tönen hatte die Sache begonnen; bald machte man welche von 240 und mehr. Lecoultre begnügte sich nicht mit einzelnen Stahlfedern, sondern machte ein ganzes Klavier aus Einem Stück, wodurch die Töne stärker, sicherer und angenehmer wurden. Die Sache war aber schwer auszuführen; sie wurde daher erst gegen 1818 allgemein. Bey aller bisherigen Musik war ein bedeutender Uebelstand das Zusammenklingen aller in unisono gestimmten Federn, wenn nur eine davon ertönen sollte. Bey kleinen Musiken war dies weniger bemerklich und störend, desto mehr bey den großen. Dadurch kam diese ganze Musikfabrikation in Verfall. Dem half jedoch Nicole durch eine glückliche Vorrichtung ab, und seitdem hat sich hier die mechanische Musik immer mehr vervollkommt und gehoben. Es ist nicht zu läugnen, daß die Uhrmacherkunst durch Konkurrenz anderer Orte bedeutend bey uns abgenommen hat, d. h., daß nicht mehr so viel Uhren als sonst hier verfertigt und verkauft werden. Die höhere Uhrmacherkunst hat aber unstreitig gewonnen. Es werden Uhren und Chronometer hier verfertigt, die den trefflichsten englischen und französischen gleichkommen. Freylich werden unsere ausgezeichneten Arbeiter nun nach und nach alt; die Regierung hat aber durch Gründung zweyer Uhrmacherschulen dafür gesorgt, daß Zöglinge herangebildet werden, die Geschicklichkeit der Hand mit theoretischen Kenntnissen verbinden. Dies war früher nicht der Fall; da wurden die zu diesem Gewerb bestimmten Kinder gewöhnlich ins Gebirg zu guten und ehrlichen Uhrmacherleuten in die Lehre gegeben, die sie aber nicht mehr lehren konnten, als sie selbst verstanden.

Die Akademie hat vor Kurzem ihr Programm der öffentlichen und Privatvorlesungen in dem akademischen Jahre 1828 — 1829 herausgegeben. Darin ist Manches hinsichtlich der sogenannten exacten Wissenschaften zu loben, besonders hinsichtlich der Naturkunde und Mathematik; vieles davon ist aber ganz unbegreiflich. In der Theologie gibt es keine Vorlesung über Exegese; den künftigen Geistlichen wird der Hauptpunkt ihres Wissens, das Evangelium, nicht ausgelegt; dafür hält der Professor der Dogmatik acht Monate lang Vorträge über — die absolute Prädestination, über die Erbsünde und die Dreyeinigkeit. Darauf müssen sämmtliche Kandidaten der Compagnie des Pasteurs feyerlich versprechen, daß sie — nie über diese drey Gegenstände predigen wollen. In der Jurisprudenz werden den jungen vom Gymnasium angekommenen Studenten gleich und ohne alle Vorbereitung die schwierigsten und verwickeltsten Gegenstände der Jurisprudenz vorgetragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 5:
Stammbuch.

Räthsel.

Man schlägt von meiner Mutter Schoos
Mich oft mit groben Hämmern los.
Auch hat man Säulen aus mir gebauen,
Nie aber versucht, mit mir zu bauen.

Doch hat man Kapellen in mir geseh'n
Und Altäre drin, die aus mir besteh'n;
So bin in berühmten durchgrabenen Auen,
Doch nicht in der Tropfsteinhöhl' ich zu schauen.

Oft auch entström' ich der Mutter so hell,
Wie aus dem Borne der klarste Quell;
Doch muß vor'm Feuer mein Wasser weichen,
Sein Schwinden ist meiner Reise Zeichen.

Reif wand're ich ohne Unterlaß
Aus großen Fässern ins kleine Faß;
Da holt man heraus mich mit Silber und Eisen;
Mißbrauchst du mich aber, so werd' ich dich beißen.

J. E. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 10.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Januar 1829.

Wie regt mir die Brust
Halb Wehmuth, halb Lust,
Mein Vaterland, seh ich dich wieder!

Kleist.

Aussichten.
Im Rahmen von Reisebildern.

(Beschluß.)

In mehreren der freundlichen Dörfer des weinreichen Marnethals, in der Umgegend von Epernai, fand ich Stoff zu mancherley Bemerkungen. Cumière, Dammerie u. a. zogen mich an. Ich freute mich, einen, durch das Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichneten, vormaligen Sergeanten von Napoleons Garde in seiner recht ansehnlichen Gerberwerkstätte zu treffen; ohne Zweifel auch einer von den Vielen aus der entlassenen Armee, denen, nach Herrn Dupin, das heutige Frankreich einen großen Theil seiner industriellen Blüthe verdankt. Mit zwey Deutschen, die ihn schon länger kannten, wurde ich auf eine ganz biederherzige Weise von ihm empfangen, was mich noch mehr erheiterte als der Wein auf seinem gastfreundlichen Tische. Die Familie eines Unternehmers, aus nicht unbedeutender Ferne daher versezt, sprach mich durch eine ungemein artige Offenheit an. Mit einer ganz vergnügten Miene sagte mir der Mann, daß ein Morgen (arpent) Weinberg, der 4 bis 5000 Franken koste, nur zwölf Franken Steuer und sonst keine Abgaben bezahle. Demungeachtet sind die Winzer der Champagne so wenig wohlhabend als anderwärts. Sie genießen, außer Brod, hauptsächlich Kraut und Sumpfbohnen (gourganes). Die Arbeiter, welche sich im Taglohn verdingen wollen, stellen sich, wie schon ehemals die in Palästina, auf einem öffentlichen Platz auf. Der Morgen Weinberg verursacht jährlich 3 bis 500 Franken Kosten. Man hat mir einen Ort genannt, der, nach Aix etwa, dem besten Champagnerwein den Namen gegeben, wo aber jezt keine Rebe mehr stehe. Die Einwohner sollen es zuträglicher finden, Obstbäume und Klee in ihren vormaligen Weingärten zu pflanzen. Daß in neuerer Zeit viel Burgunder Wein nach Art des Champagners moussirend gemacht wird, droht dem Absatz des leztern nachtheilig zu werden. Man glaubt, daß den Bewohnern des Nordens der stärkere Burgunder-Champagner angenehmer seyn werde. Nicht uninteressant ist es, die hie und da in den Weinbergen selbst befindlichen Keller zu sehen, wo in vielen und langen, sich durchkreuzenden, Bergwerksstollen ähnlichen Gewölben die vielen Tausende von Bouteillen aufgeschichtet liegen. Diese werden, wenn sie, zur See versendet, die Linie passieren müssen, in Kochsalz verpackt.

Auf der Kirchweih zu Mardeuil, einem Dorfe nahe bey Epernai, hielt ich bis nach Mitternacht auf dem öffentlichen Tanzplatz aus. Es ist dieß ein mit Bäumen besezter Raum (Jard), wie ihn viele Dörfer in Frankreich haben. Wenn es dunkel wird, zündet man die an den Bäumen angebrachten Laternen an. Die Musikanten saßen auf einem Gerüste und spielten unter anderem auch abscheulich zugerichtete Stücke aus dem Freyschützen, nach welcher Musik das Land- und Stadtvolk unermüdet und durchaus manierlich seine Quadrillen tanzte. Im Wirthshaus wurde gegessen und getrunken wie auf Kirchweihen

Digitized by Google

in Deutschland auch. Von rohem Lärm oder Unfug gewahrte ich nichts. Ausgelassenere Fröhlichkeit hatte ich auf dem Jahrmarkt eines Fleckens unweit Paris gefunden, wo das gemeine Volk sich auch nicht wenig an Harlekinsspäßen erlustigte, der in mehreren Exemplaren, doch nur als Puppe sein Wesen trieb.

Auf dem Weg nach Straßburg drängte sich, bey der Leere von Chalons, Nancy und anderer Städte, stets wieder das rege Leben der Fabrik- und Manufakturstädte, die ich im nördlichern Frankreich gesehen, vor meinen Sinn. Metz und Straßburg aber haben nicht minder eine rasch sich umtreibende Bevölkerung.

So weit ich bey kurzem Aufenthalt die Leute, denen ich in Frankreich näher kam, in den Städten wie auf ihren Landsitzen, in der Nähe und fern von Paris, im Familienkreise und im Geschäftsleben beobachten konnte, so weit ich mit sehr unterrichteten Männern, die in der Deputirtenkammer saßen oder sitzen oder doch dort gehaltene Reden verfertigten, zusammentraf, so weit ich dieß alles in eine Vorstellung zusammenzufassen vermag, steht Deutschland, in meiner Ansicht, im Ganzen nur darin zurück, daß man, wie natürlich, jenseits des Rheins in Bezug auf alles Oeffentliche mehr Schwung und Haltung findet. Deutsche Frauen, mit deutschen Augen betrachtet, werden ohne Zweifel im Allgemeinen gegen die Damen in Frankreich nur gewinnen können.

Nach einem genußreichen Besuch in dem Atelier unseres Landsmanns, des trefflichen Bildhauers Ohmacht, bestieg ich in Straßburg das Münster; und da lag es wieder vor mir das alte Alemannien, jenseits des Stroms, mit den unzähligen Wohnstätten seiner jetzigen Bewohner, in reichen weiten Fluren, hochüberragt von seinen dunkeln Bergen. Ernst schauen dort von ihren Höhen die zerfallenen Burgen herüber, in deren Trümmern man so gerne weilt, um von dem alltäglichen Treiben einer flachen Gegenwart sich zu erholen. Moos und Epheu und der Verwitterung Grau deckt ihr Gestein; doch steigt man mit freudiger Brust hinauf in dieser Ruinen stille Räume. Hier im tiefen Schweigen der Zeit kann der edlere Sinn sich festhalten an den Ueberbleibseln einer Kraft, die mit den Gebrechen der Menschheit rang, als noch der frühern Jahrhunderte Geist in seiner Macht erschien. Hier umarmen sich nun Erinnerung und Vergessenheit. Hier, wo einsame Vögel nisten unter dem schützenden Grün der Mauergebüsche, baut auch der Zukunft fromme Ahnung in Liebe ihr Asyl. Einsiedlerisch lehnt sie ihre Hütte an die morschen Trümmer der Vergangenheit. Da hofft und duldet sie, den Einsturz und das Grab nicht fürchtend. Still und froh blüht im Lauf der Jahre so manche Blume im Gras umher; und je mehr das alte Gemäuer zerfällt, desto häufiger quillt aus den Ritzen das grünende Kraut und die Ranke und immer neu erblühendes Gesträuch.

Dort aus jener Wälder Nacht brach einst der Schwaben Herzog Ernst hervor, dort an jener Berge Fuß fiel er mit seinen Getreuen, der Nachwelt eine Trauersage. Hinüber wollte es mich ziehn in das felsige Thal, wo Burg Falkenstein lag, und wo fort und fort der alte Bergstrom sein Gewässer wälzt. Dort liegen die Wiesen so blumenreich zwischen der hohen Tannenwälder finsterem Schattengrün, das unverändert schon Jahrtausende hindurch diese Berge deckt.

. . Auch trieb's mich durch den Himmel und die Hölle
Des Schwarzwalds*) in das Land zu gehn,
Wo ewig weiß der höhern Berge Gipfel
Im Glanz des reinern Aethers stehn!

Doch ich gedachte der niedlichen Muschelschalen vom Meeresstrand, die ich in meinem Koffer hatte, und freute mich des nahen Wiedersehens. Und so wandte ich mich von der Schweiz, die lockend vor meinem Blick, als wollte sie das zweyte Tableau zu meinem Reisedioram abgeben, gleich einer Fata Morgana ihre schneebedeckten Felsenhörner und eisigen Firsten erhob, so wie man diese von den Höhen der schwäbischen Alp oft vor oder nach einem Regen erschaut, oder wie zuweilen vor dem Blick eines Sterbenden, wenn alles schon in Thränen schwimmt

. . . . . ein fremdes Blüthenland,
Von unbekanntem Licht beglänzt, sich öffnet.

Dr. Keßler.

*) Wenn man von Freiburg im Breisgau nach Schaffhausen geht, kommt man, bevor der Weg durch die bekannte Hölle führt, in eine Gegend, welche das Himmelreich heißt.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Cornelius gehört zu jenen, vom Himmel begünstigten Geistern, die Alles durch sich selbst sind, und die lehren können, was sie selber nie gelernt haben. Mich dünkt, es hinge nur allein von seiner Wahl ab, in welchem Fach er glänzen wolle, ob als Maler, als Bildhauer, als Tonkünstler oder als Dichter. — In Dichtung wandelt er ja Alles, was er berührt, glücklicher als jener unglückliche König, unter dessen Griffen alles zu Gold wurde. Wie erfreulich für die deutsche Erde, daß jenes heiße Wünschen erfüllt wurde, welches Cornelius einst einem sinnvollen Reisenden ins Stammbuch schrieb:

Kommt Ihr ins Vaterland zurück, so grüßet, Freund,
Die Guten alle, die noch mein gedenken:
Auf freyen Höh'n, im dunkeln, heil'gen Wald,
Beym Rauschen deutscher Ströme denkt an mich.
Doch kommt Ihr an den schönen, steilen Rhein,
So grüßt den Alten, rufet meinen Namen
Mit lauter Stimme in die dunkle Fluth;

Digitized by Google

Sprecht ihm von meiner Sehnsucht nach der Heymath;
Doch tretet Ihr zu Köln in den Dom,
O, so gedenket meiner vor dem Herrn,
Auf daß ich heim gelang' ins Land der Väter!

Und er ist heimgelangt ins Land der Väter, und dieses ist stolz auf ihn und darf es seyn. — Auch ein Düsseldorfer, wie so viel Treffliches in München (am 25ten September 1783 geboren), wurde er vom Vater, dem Inspektor der dortigen Gallerie, selbst in die Kunst eingeführt. Dieser hielt den fast noch kindischen Knaben zu strenger Zeichnung an nach den strengen Vorbildern Raphaels und Markantons. Den Vater verlor er früh. Ihn und den Bruder trafen Hausvatersorgen schon in früher Jugend. Aechtes Gewächs rankt sich aber um so muthiger dagegen auf, und so wars auch mit Cornelius. — Goethe war der früheste Erkenner dieses großen Talents. 1804—1806 vollendete Cornelius die Preisaufgaben nach Weimar, wovon die Propyläen sprachen, eine wild überschwemmende Fluth, Odysseus in der Cyklopenhöhle, Herkules Begegnung mit Medusen in der Unterwelt. — In dem Unglücksjahre des Tilsiter Friedens 1807 malte er die Kirche zu Neuß. In einem nicht minder thatenreichen Jahre, 1809, ging er nach Frankfurt und malte dort in Oel eine heilige Familie für den Fürsten Primas, die ich (wenn ich nicht irre) einst im Frankfurter Museum sah. Außerdem weiß ich wenig von Oelgemälden, als eine Grablegung, eine Flucht nach Egypten, und die klugen und thörichten Jungfrauen.

Im Herbst 1811 zog Cornelius nach Rom. Dort vollendete er seinen grandiosen Cyclus aus dem Faust, und jenen zweyten, nicht minder herrlichen aus den Nibelungen, dort den Abschied des Apostels Paulus von den Ephesern, er und Overbeck, die Seele des dortigen deutschen Künstlerkreises. Die Lust zum Fresko waltete in Cornelius besonders mächtig. Der preußische Generalkonsul Bartholdy hatte den Ruhm und Genuß, in seinem Hause auf Trinità di monte ein solches Werk, das Leben des egyptischen Joseph, durch Cornelius, Overbeck, Schadow und Veith zuerst verwirklichen zu wollen. Der unsern Cornelius ungemein schätzende Canova wollte ihn durchaus bereden, im Vatikan, im Corridor der christlichen Alterthümer, eine Lunette zu malen. Irre ich nicht, so belud sich mit dieser Aufgabe Veith, weil Cornelius indessen eine andere und größere Arbeit zugleich mit Schnorr und Overbeck übernommen hatte, die Fresko's in der Villa Massimi aus dem Leben der drey großen Klassiker Italiens, Cornelius des Dante, Schnorr des Ariost, Overbeck des Tasso. Eben waren drey Cartons fertig, als der damalige Kronprinz von Bayern Alles aufbot, um Cornelius frey zu machen, ihn für Münchens Kunstschöpfungen zu gewinnen und durch ihn eine neue Schule zu gründen. Gleichzeitig bekam Cornelius einen dringenden und ehrenvollen Ruf zu uns an die Spitze der Kunstakademie seiner Vaterstadt Düsseldorf. 1820 war er in Berlin, für den erhaltenen Ruf zu danken, den er, so lange die Münchner Kunstakademie in dem greisen Langer noch ihren verdienten Vorstand hatte, auch in soferne annahm, daß er die Düsseldorfer Akademie reorganisirte und ihr immer die eine Jahreshälfte widmete, während er in der andern rastlos für die Münchner Glyptothek arbeitete.

Lange schon hatten die nach etwas Besserem und Höherem (als die bisher ausschließend vergötterten akademischen oder eklektischen Formen) dürstenden Jugendherzen dem Stern eines solchen Meisters entgegengebarrt. Wie vom Magnet das Eisen (unsers Preußens ächtes Gold, von Friedrich Wilhelm im eisernen Kreuze verherrlicht — per damna, per caedes ab ipso ducit opes animumque ferro), so wurden alle jugendlichen Talente von Cornelius Ruf und von seiner Persönlichkeit angezogen. Schnell sah er sich von einer Schule umgeben. Er sah in ihr den Geist, der uns aus Sternbalds Wanderungen so wohlthuend anweht, in Liebe zum Werk, in Liebe zum Meister, und in gegenseitiger Liebe unter einander, nach allem greifend, was auf das Volk wirken, was Begeisterung und Bedürfniß der Kunst hervorrufen kann, die geringsten Aufgaben nicht verschmähend, Meister und Schüler mit edler Uneigennützigkeit ausschließend dem hohen Ziele geweiht. Nicht nur daß dadurch die (besonders seit der Sekularisation) wie verschwundene Freskomalerey wieder erstand, es wurde auch die Oelmalerey nicht minder fleißig geübt. Die Bestellungen blieben nicht aus. Mehrere derselben aus der deutschen Geschichte haben wir oben erwähnt. Anderer Art waren das jüngste Gericht, großes Freskobild im Assisensaale zu Koblenz, die Fakultäten in der Aula der Hochschule zu Bonn, die mythologischen Darstellungen auf der Burg des Freyherrn von Plessen. Bey der obengedachten Vermählung unsers Kronprinzen (November 1823) wurde zum ersten Male die Glyptothek beleuchtet, und der Anfang von Cornelius Arbeiten von den höchsten Herrschaften besehen. — Am 6ten August 1824 starb nach vierzigjähriger, rühmlicher Wirksamkeit, Johann Peter von Langer, Direktor der Düsseldorfer Akademie und Gallerie, und später Direktor der Akademie der bildenden Künste zu München; Cornelius wurde sein Nachfolger, und weihte sich von nun an ausschließend München. Mit derselben Gluth, mit demselben Scharfsinn, aber mit weit größeren Mitteln demselben Zweck wie in Düsseldorf hingegeben, wird durch ihn und durch seine würdigen Mitarbeiter im Weinberge der Kunst, Julius Schnorr, Heinrich Heß und Clemens Zimmermann, der hochgesinnte Ludwig zu so vielen andern Ruhmeskränzen auch noch den um seine königliche Stirne

flechten, die Wiedergeburt der deutschen Malerey von München ausgehen zu sehen. Cornelius läßt uns keine Sorge übrig als die um seine Gesundheit. Daß er ihrer sorgfältig wahre, ist für ihn zugleich ein Gebot der Vaterlandsliebe, denn sein Verlust wäre ein Nationalverlust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Dezember.

(Fortsetzung.)

In der sogenannten Fakultät der Wissenschaften und der Belles-Lettres stehen herrschend und fast allein die mathematischen Studien. Darüber seufzen Alle, die ihre Söhne auf die Akademie schicken. Alle diese Vorlesungen werden in dem akademischen Jahr mehr denn 650 Stunden einnehmen; dagegen wird es nur drey Vorlesungen über Literatur, Stylübung und Recitation in 100 Stunden geben. Ich denke, diese Zahlen sprechen laut genug, denn sie beweisen abermals, daß unsere Akademie nur auf das Studium der rechnenden und augenscheinlichen Wissenschaften bedacht ist, die Entwickelung des Geschmacks, die Bereicherung der Einbildungskraft, die Bildung des Styls und die Reinigung der Sprache aber für eine große Nebensache hält. Wann wird doch dies Unwesen, dieses mathematische Fieber aufhören?

Erfreylicher sind die Erfolge der Ruralschule in Carra, einer Nachahmung der Fellenbergischen. Hier werden Taglöhner und Arbeiter für unsere Landgüter erzogen. Im vorigen Jahr waren 26 junge Leute da, die 25½ Tagewerk landwirthschaftlich und 455 Toisen zum Weinbau benuzten. Andere 600 Toisen bearbeiten sie gegen Lohn und außerdem eine große Strecke Landes, worin sie den halben Ertrag haben; überdies unterhalten sie vier Kühe und ein Kalb. Alle übrige Zeit, besonders im Winter, füllen sie mit Wagnerarbeit, Schneiderey, Spinnen, Lesen, Schreiben und Rechnen aus. Sie stehen unter der Leitung eines Vorstehers. Einer dieser jungen Leute ist schon berufen, einer ähnlichen neuen Ruralschule außerhalb des Kantons vorzustehen. Es ist interessant, die Freundlichkeit, Ordnung, Gesundheit und frohe Thätigkeit dieser jungen Leute zu sehen. Noch fiel keine Bestrafung vor und die Arzneykosten für voriges Jahr betrugen ungefähr 32 Kreuzer. Diese Schule verdankt dem verstorbenen Boissier ihre Gründung; sie wurde, wie alles Gute bey uns, von den Beyträgen Wohlwollender gegründet und erhalten, und besizt bereits durch Schenkungen und Vermächtnisse einen artigen Fonds.

Die diesjährige Generalversammlung der Société des Arts im Saal des repräsentativen Raths war so merkwürdig wie die vorigen. Die allgemeine Theilnahme an diesem trefflichen Institut offenbarte sich auf erfreuliche Weise, und selbst unsere Frauen nahmen an der Sitzung Theil. Der Professor de Candolle, dessen Namen überall angetroffen wird, wo etwas Gutes, Schönes oder Nüzliches zu verhandeln ist, sprach als Präsident der Gesellschaft über ihr Wirken und Fortschreiten. So vernehmen wir denn ihre Bemühungen zur Aufmunterung der zeichnenden Künste, der Uhrmacherschulen u. a.; wir hören von den zahlreichen Vorlesungen im Museum Rath, die sie begünstigte, von ihrem merkwürdigen Einfluß auf die Verbesserung des Ackerbaues, eine Verbesserung, die so bedeutend erscheint, daß der Ackerbauertrag unseres Kantons jezt um ein Drittheil größer ist, als vor der Gründung der Ackerbauklasse der Gesellschaft und ihres thätigen Comité's. Nach der neuen Organisation zerfällt die Société des Arts in drey Klassen, nämlich für schöne Künste, Industrie und Handel und für Ackerbau.

Die Errichtung eines Monuments zum Andenken Rousseaus ist jezt der Genfer Lieblingsgedanke, mit dem man sich viel beschäftigt, seitdem sich dafür eine Kommission constituirt hat, worin die ausgezeichnetsten Männer unserer Stadt sitzen und worin selbst die Geistlichkeit ihren Abgeordneten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, December.

Bey dem immer ängstlicher werdenden Zustand unserer Industrie ist es erfreulich, wenigstens vor unsern Thoren eine Unternehmung gelingen und wachsen zu sehen, die an bessere Zeiten erinnert oder auf bessere hinweist. Ich meine die neue Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon, welche an die Stelle des abscheulichen Wegs tritt, der bisher beyde Städte verband. Tag und Nacht wird an dem schönen Werk gearbeitet und es ist seiner Vollendung nahe. Dadurch kann einst, natürlich wenn sonst die Umstände günstig sind, der Industrie- und Handelserwerb von Lyon und St. Etienne verzehnfacht werden; werden wir aber je die achtzehnhundert Lastwagen sehen, die künftig in vierundzwanzig Stunden auf diesem Weg hin- und hergehen sollen? Der König genehmigte das Unternehmen im Sommer 1827, und gleich darauf begannen die Arbeiten. Die ganze Länge des Wegs beträgt 55,156 Metres; er läuft über Anhöhen, deren kostbarer Grund und Boden sich in den Händen vieler Eigenthümer befindet. Es mußten zu diesem Zweck 112 Brücken geschlagen und St. Etienne gegenüber ein Berg 1500 Metres weit durchgraben werden. Die sämmtlichen Erhöhungen betragen 100,000 Kubikmetres Erdgrund, 500,000 M. auf Felsen und 900,000 Q. M. auf Schuttdamm. Auf der ganzen Linie wird gearbeitet. Am interessantesten ist wohl die Durchbrechung des Avaisesbergs. Sechs Grubenschachte von verschiedener Tiefe, einige haben 200, andere 300 Fuß, führen mitten in den Berg, wo man die Gallerien ausarbeitet; bald werden sie nur eine fortlaufende bilden. Ihre Höhe ist 5 M. und 3 M. Breite. Da der Berg zwar felsig, aber doch nicht fest genug befunden wurde, so mußte ein Gewölbe fast durch den ganzen Berg zum Theil aus Backsteinen, zum Theil aus Quadern gebaut werden. Hier sollen die schwer beladenen Wagen auf Eisenbahnen rollen, täglich achtzehnhundert bis dreytausend. In der Gallerie brennen immerwährend Lichter. Bisher brauchten die Diligencen wenigstens zehn Stunden von hier nach St. Etienne, auf dieser Eisenbahn werden nur vier bis sechs nöthig seyn. Es wird die Einrichtung getroffen, daß unsere Kaufleute täglich nach St. Etienne fahren, da einige Stunden für ihre Geschäfte bleiben und Abends hierher zurückkehren können. In zwey Jahren soll die ganze Gallerie beendigt seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Januar 1829.

Die Geschichte der Erdbildung ist die Vorrede zu der Geschichte unserer Schöpfung und der Menschengeschichte; wer diese verstehen will, darf die Vorrede nicht überschlagen.

Büffon.

Ueber die Pflanzenreiche der Vorwelt.

Wer mit der Geschichte des Erdbodens, den er bewohnt, nicht ganz unbekannt ist, weiß, daß die jetzige Oberfläche der Erde mit ihren Bergen, Wäldern und Seen, ihren Menschenvölkern und Thiergeschlechtern nicht von jeher dieselbe war. Mit Riesenschritten ist in wenigen Jahrzehenden die Wissenschaft zu der großen, fruchtbaren Wahrheit gelangt, daß lange, bevor die jetzige Schöpfung aus den Wassern stieg, die Natur schuf, bildete und wieder zerstörte, daß zu verschiedenen Malen das steigende, brausende Meer Gebirge zertrümmerte, und unter ihrem Schutt und seinem Bodensatze die Thiere und die Gewächse begrub, welche der Boden nach der Natur seines Himmels hervorgebracht hatte, kurz, daß die Erde in mehreren Revolutionen eben so viele Entwicklungsstufen durchlief, und mehrere, gleichsam unbeholfene Versuche machte, bis ihr der Wiesen Teppich grün genug, der Hain kühl, der murmelnde Bach klar genug schien, um ihr jüngst geborenes Kind, ihr Meisterstück, den Menschen, aufzunehmen. Dieser Mensch meynt, die Revolution, aus der die Schöpfung hervorging, welcher er entsproßte, müsse nothwendig die lezte seyn, und müht sich ab, sogar physikalische Gründe dafür zu suchen und sich dabey zu beruhigen. Der Einzelne weiß wohl, daß ihn unausbleiblich die Erde decken wird, aber gegen den Gedanken an den einstigen Untergang des Menschengeschlechts und der ganzen Natur, die ihn bildete und hegte, sträubt sich sein Gefühl, und dieß Gefühl ist ein Familiengefühl; es geht ihm wie dem Erblasser, der des frommen Glaubens lebt, sein Gut werde den Seinigen verbleiben für und für.

Wie wichtig die Erforschung jener untergegangenen Thier- und Pflanzenwelten einerseits für die Geschichte der Bildung der Erde, andererseits für die Geschichte der uns umgebenden Schöpfung sey, kann sich wohl jeder vorstellen, der von jenen Räthseln im Eingeweide der Erde auch nur oberflächlich erzählen gehört, und dem die Sage von jenen Mammuths- und Elephantenrudeln in gigantischen Palmenhayen, oder der Anblick ihrer erstaunlichen Reste mächtig die Phantasie angeregt hat.

Seit dieses interessante Studium die Naturforscher beschäftigt, haben sie sich vorzugsweise, und dieß war wohl sehr natürlich, mit den Resten der untergegangenen Thierwelt, ohne Berücksichtigung der Flora jener frühern Perioden der Erde, abgegeben. Während wir vornehmlich Cuviers Bemühungen wenigstens ein Gerippe der antediluvianischen Zoologie verdanken, sind wir weit entfernt, von dem Pflanzenreich gleiche Kenntniß zu haben. Wenn daher der Franzose Brogniart dieselben Grundsätze, nach denen Cuvier das Thierreich so schön erforscht hat, auf die Botanik der Ur- und Vorwelt anwendet, so ist dieß für die Wissenschaft desto wichtiger, für alle Gebildeten desto interessanter.

So schwer es ist, so läßt sich doch durch Vergleichung der fossilen Pflanzenreste, die wir in den Erdschichten finden, mit den jezt lebenden Gewächsen, in den mei-

Digitized by Google

sten Fällen die Familie, ja das Geschlecht der untergegangenen Vegetabilien ausmitteln, und durch Zusammenstellung der einer und derselben Bildungsepoche der Erde angehörigen Gewächse könnte es möglich werden, ein allgemeines Bild der Flora, wie sie in den verschiedenen Perioden der Vorwelt die Erde bedeckte, zu entwerfen. Dieß hat nun Brogniart wirklich versucht. Er nimmt von der Bildung der heutigen Pflanzenwelt bis hinauf zu den ersten Spuren von Vegetation in der Erdrinde drey Perioden an, die natürlich allmählich in einander übergehen, während welcher aber sich der Charakter der Vegetation jedesmal im Großen und Ganzen gleich blieb.

Wir beginnen mit dem dritten oder jüngsten dieser Zeiträume, und dringen von oben nach unten in das Innere der Erde. Diese dritte Periode umfaßt die lezten Einbrüche des Meers, deren Schauplatz unsere Länder waren, und in deren Zwischenzeiten erst jene riesenhaften Ungeheuer, Paläotherium, Anoplotherium und andere jezt nicht mehr lebende Geschlechter, später die stattlichen Geschlechter der Elephanten, Nashörner, Löwen, Bären, Hirsche u. s. w. auftraten. Untersuchen wir die obersten Erdschichten, welche dieser Zeitraum umfaßt, d. h. überhaupt die allerneusten vor der Sündfluth gebildeten Schichten, die sogenannten obern Süßwasserbildungen, so finden wir in unseren Gegenden lauter Pflanzen, wie sie noch jezt bey uns wachsen; so findet man in den Pariser Steinbrüchen Sumpfpflanzen, welche vollkommen den heutzutage in den dortigen Sümpfen wachsenden entsprechen; alles deutet darauf hin, daß damals das Klima unserer Länder dem heutigen vollkommen entsprochen hat. Kommen wir nun aber zu den Schichten, welche von den Süßwasserbildungen deutlich durch eine oder mehrere Ueberschwemmungen des Meeres getrennt werden, so ist es sogleich anders. Die Pflanzen, die wir hier bey uns finden, und die also zu jener Zeit in den Ländern Europas wuchsen, sind ganz andere als die jetzigen, und gehören fast sämmtlich Familien an, die gegenwärtig nur noch in heissen Ländern vorkommen. Hieher gehören die Palmen und die lorbeerähnlichen Gewächse, hieher die versteinerten Kokosnüsse u. s. w. Zur selben Zeit also, wo z. B. in der Gegend von Paris die Thiere lebten, deren wunderliche Reste man im Montmartre findet, die Paläotherium u. a. trug der Boden Palmen, und schon diese beyden Umständen weisen bestimmt auf ein wärmeres Klima hin als das jetzige, wenn es auch nicht so warm seyn mochte als das tropische. Aber abgesehen von dieser Aenderung des Klimas, hatte die Vegetation im Allgemeinen zu jener Zeit ganz den Charakter der jetzigen, d. h. die Pflanzen waren sehr mannigfaltig nach Familien und Geschlechtern, die mit den heutigen nicht ganz übereinkamen, aber große Aehnlichkeit mit denselben hatten; vorzüglich ist zu bemerken, daß die vollkommeneren Gewächse mit deutlicher Blüthe und Frucht ganz so, wie heutzutage, bey weitem zahlreicher waren als die sogenannten kryptogamischen, weit einfacheren Gewächse, zu denen die Farrenkräuter, die Moose u. s. w. gehören.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsezung.)

Künstlerische Besonnenheit, Ordnung der Ideen und fortschreitende wissenschaftliche Bildung ist des würdigen Clemens Zimmerman Charakter. — Wie Cornelius ein Düsseldorfer (geb. 4ten Nov. 1788), genoß er Langers Unterricht, kam 1808 nach München an die Akademie, wo er sich derselben Lehre wieder erfreute, und wo zugleich eben Schellings hellglänzendes Gestirn aufgegangen war. Die Preisaufgabe vom Opfer Noahs gab ihm Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung. Er betrieb mit Verstand und Glück die Porträtmalerey, führte aber auch mehrere sehr große Oelbilder gelungen aus, Theseus mit seiner Mutter, für den Freyherrn von Asbeck, eine heilige Familie, Johannes in der Wüste, lebensgroß. — 1815 trat Zimmerman an die Spitze der Kunstschule in Augsburg, und ward zugleich Direktor der dortigen Gallerie. Ihre Tintorettos aus dem Leben Karls V. (des Absolon Moritz von Sachsen Belehnung zu Augsburg; die Erstürmung Regensburgs; das Seetreffen mit dem Barbarossa ꝛc.), Tizians, Ambergers, Cranachs, Vandyks und der Holbeine schöne Bildnisse von Familiengliedern, Helden und Zeitgenossen Karls V. und Rudolphs II. trugen in einem so bildungsdurstigen Geiste, wie Zimmermans, nicht wenig bey, den historischen Sinn zu schärfen. Die vindelicische Augusta, welcher die großen Welser, Peutinger und Fugger, die tapfern Rehm, Langenmantel und Schärtlin von Burtenbach, welcher Matheus Lang und Christoph Stadion, Achilles Gasser, Freher, Seld und Hörwart, die drey Occos und Minderer, Stetten und David, Heschel und Wolf und eine unabsehbare Reihe ausgezeichneter Künstler und kunstreicher Gewerbsleute angehören, ist allerdings geeignet, die großartige Wechselwirkung der Geschichte und der Kunst tief ins Gemüth einzuprägen. — Unter so mancher Zierde des grossen Saals, der goldnen Zimmer und der Fürstenstuben des Rathhauses, geben nebst den unvergleichlichen großen Craver (einst in Düsseldorf, dann als Beute in Paris, und nun bald in der Pinakothek zu München), die Wohlgemuth und Schenffelin, Dürer und Burgmayr, Cranachs Simson und Delila und die schönen holbeinischen Köpfe, ein treues Conterfey alter deutscher Kunst. Auf demselben Rathhaus ist auch Zimmermans treffliches, lebensgroßes Ebenbild des verewigten Königs Max Joseph. Die ersten drey Friedens-

Digitized by Google

jahre 1816—1819 widmete Zimmerman einer sorgfältig benützten Reise nach Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Bologna, Mantua, Verona, Venedig, und stand dann wieder seiner Kunstschule zu Augsburg vor, die seit er im Mai 1825 an die Akademie nach München berufen worden, Mettenheimer als Vorsteher erhielt.

Künstlerfamilien waren in der deutschen Kunstwelt des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts sehr häufig, so lange nämlich Kunst und Leben so fest und innig in einander gewachsen waren. Mit dem Verfalle der Kunst wäre eine Künstlerfamilie und eine beklagenswerthe so ziemlich dasselbe gewesen; nicht so bey den jetzigen erheiternden Aussichten. — München besitzt ein solches alterthümliches, achtungswerthes Musterbild an der Familie Heß, und von der Leipziger Kunstfamilie Schnorr von Carolsfeld hat wieder München den besten Theil erwählt. Ueber den geehrten Namen Kobel und von der Quaglios vielumfassender Thätigkeit in einem eigenen Absatze.

So lange von deutscher Kupferstecherkunst die Rede ist, wird auch der Name des ehrwürdigen Professors Karl Heß rühmlich genannt werden (seit diese Briefe geschrieben wurden, ist der edle Greis zu den Vätern heimgegangen). Des Churfürsten Johann Wilhelm schöne Schöpfung, die Düsseldorfer Gallerie, wurde zum Theile durch Heß ein Gemeingut der Kunstwelt. Wenn die stolzen Engländer herüberkommen, zu solchem Werk einen Deutschen zu berufen, ist die Ehre nicht gering. Die Genialität und der Reichthum von Peter Heß als Schlachten- und Thiermaler, und zum Theil als Landschaftsmaler, hat jezt in Deutschland wenig seines Gleichen, aber vielleicht gerade in München einen Nebenbuhler an dem, im hellenischen Freyheitskriege so berühmt gewordenen Obersten Heydegger. — Karl Heß ist ebenfalls als Thier- und Landschaftsmaler achtungswerth, und von dem jüngsten Bruder, Heinrich Heß (geb. 19ten April 1798 zu Düsseldorf) hegt die neue Münchner Schule mit Recht ausgezeichnete Erwartungen. Ein neunjähriger Knabe zog er, als das Herzogthum Berg in Murats Hände fiel, mit seinem Vater, Hofkammerkupferstecher, zum alten geliebten Herrscherhause nach München. Ungewöhnlich früh trat er in die Akademie, unter Direktor Langers Leitung. Langers vieljährige Wirksamkeit, mit jener des Würtembergers, Heinrich Füger, als Akademie- und Gallerie-direktor in Wien zu vergleichen, gäbe unstreitig einen wohllokalisirten und individualisirten Wärmemesser des damaligen akademischen Kunstunterrichts überhaupt.

Im Herbste 1821 ging Heß nach Rom. Im Spätsommer 1826 kehrte er wieder zurück. Der Parnaß, Apollo mit den Musen, die in stillem Entzücken seinem göttlichen Liede horchen (ein vom Könige Max bestelltes Bild mit lebensgroßen Figuren), erregte billige Bewunderung, wie der junge Künstler binnen vier Jahren sich zu solcher Vollkommenheit in der Technik emporarbeiten konnte. Es erregte auch für die historische Oelmalerey Hoffnungen, nachdem Cornelius die Freskomalerey so schnell gehoben hatte. Thorwaldsens Bildniß von Heß, hinsichtlich der Aehnlichkeit und des Effekts trefflich ausgeführt, wird zugleich zum schönen Zeugnisse, wie jener Kunstheros dieses jugendliche Talent erkannt und geachtet. Heß hat den Auftrag, die Hofkapelle zu Allerheiligen des Königsbaues oder der neuen Residenz mit Fresken auszuschmücken, zwey geräumige Kuppeln und zwey Seitenvertiefungen. Er hat dazu eine große und reiche Composition aus dem alten und neuen Bund entworfen. Ich kann die romantische Anekdote nicht verbürgen, die ich vernahm: Der Kronprinz Ludwig soll 1818 von dem Palermo und Meer und Landschaft weit beherrschenden Berg in einer göttlichen Abendbeleuchtung heruntergestiegen und eine Kapelle maurischer Art und Kunst ihm so zauberisch in die Augen gefallen seyn, daß er sich gelobt, als König ein Abbild derselben erbauen zu lassen. — So verschiedene Style in München nebeneinander? wird die ultrakorrekte Impotenz fragen. Verwirrt etwa die unendliche Mannichfaltigkeit in der Natur die überall streng durchgeführte Einheit? Ist aber diese Mannichfaltigkeit nicht Wesen und Grundbedingung der Historie? Haben wir etwa ein einziges großes altdeutsches Bauwerk ganz aus einem Style, ganz aus einer Zeit? — Wie mischen sich nicht Glauben und Aberglauben und jegliche Begriffe in der Braut von Messina? Freylich keine regelmäßigen Tanztouren, keine Lenotreschen Gartengänge, aber welcher „Gigantenschritt des Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Verspätet.)

Nachdem die Naturforschungsangelegenheiten durchgesprochen und zum Theil vom Publikum vergessen waren, lieferte die diesjährige Kunstausstellung einen willkommenen reichhaltigen Gegenstand zu neuen Entzückungen, absprechenden und billigenden Urtheilen. Im Ganzen aber stimmten die Meisten doch wenigstens darin überein, daß seit lange hier in Berlin nicht so viel Vortreffliches im Felde neuerer Malerey und Sculptur zusammengestellt worden sey, und daß ein so schnelles Vorschreiten besonders der jüngeren, zu Meistern sich heraufbildenden Schüler für die Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtige. Und in der That, überblickt man, was seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, was vornehmlich seit dem lezten Jahrzehend in der Malerey geleistet ist, so darf man nicht läugnen, daß diese Kunst hauptsächlich sich aus dem langen Schlafe, oder vielmehr aus der Schläfrigkeit, in die sie verfallen gewesen, kräftig und zu neuem, frischen Leben aufgerüttelt habe. Ihre Aufgabe ist jezt, wie die der allerneuesten Kunst überhaupt, fast zur Unerfüllbarkeit gesteigert. Die erste

Digitized by Google

frische Blüthe aller Künste ist hingewelkt. Es ist nicht mehr, wie in früheren Epochen, der innerste Trieb und Drang vorhanden, das Höchste und Tiefste oder auch den Kreis alles Menschlichen in Farben und Gestalten vor sich hinzustellen, und dennoch wird ein neuer Inhalt gefordert, und für Auffassung und Darstellung liegt die ganze reiche Vergangenheit, die weite Geschichte der Kunst da, die gekannt, studirt, benuzt und doch nicht nachgeahmt, sondern im Innersten verarbeitet und, wenn es seyn kann, übertroffen werden soll. Wollte man betrachten, was bisher zur Lösung dieser Aufgabe gethan worden sey, so ließen sich im Allgemeinsten wohl, wenn man Portrait-, Landschafts- und Genremalerey zunächst bey Seite stellte, drey größere Hauptrichtungen unterscheiden. Von der weitumfassendsten Wirksamkeit möchte die Richtung derer seyn, welche sich ohne die früher gewöhnliche Einseitigkeit die italienischen Meister zum Muster genommen haben, und zwar eben so wenig die spätere Schule der Caracci als die frühesten Meister mit der unendlichen Tiefe, dem Ernst und der Strenge ihrer Gestalten, sondern vornehmlich die Raphaelische Zeit, wo die antiken Formen, mit der christlichen Andacht und Innigkeit des Gemüthes vereinigt, eine neue, bis jezt noch unübertroffene Schönheit der Gestalten und Wahrheit des Ausdrucks hervorzuzaubern wußten. In Rücksicht auf die darzustellenden Gegenstände herrscht bey dieser Richtung die gewiß nicht zu verwerfende Ansicht, daß beym Standpunkt heutiger Bildung, welche von ihrer Höhe herab die ganze Gegenwart und Vergangenheit überschaut, die darstellbaren Geschichten aller Zeiten und Völker zu brauchen seyen, und zwar immer bey Schönheit der Gestalt, bey Wahrheit des Ausdrucks, wo möglich ein historisch bekannter Charakter jeder Zeit. Nach Verschiedenheit der Anlage und sonstiger Neigung haben sich einige mehr zu christlich religiösen, andere besonders zu Gegenständen des klassischen Alterthums hingewendet; diese, geneigt zu großen Compositionen, geistreich und gelehrt, voll verständiger Umsicht und Phantasie, sind in ihrem Fache unbestrittene Meister; doch stehen sie jenen dagegen in Rücksicht auf Farbe und Pinsel in jeder Weise nach.

(Die Fortsezung folgt.)

Lyon, December.

(Beschluß.)

Wenn einmal diese ganze Eisenbahn hergestellt und zum Gebrauch eröffnet ist, wird man auf der Höhe von Terre-noire bey St. Etienne einen überraschenden Anblick haben: links die herrliche Anstalt des Herrn Haloix, seine Eisenschmelze, seine ungeheuern Hochöfen, das Schnaufen des Balgwerks, rechts die Schmieden der Loire- und Isèrebergwerksgesellschaft, das Pochen der Hämmer, das Rollen der Blechzüge und die Flamme, die oben aus den Feuerröhren herausfährt. Dies Alles wird einen sonderbaren Contrast bilden mit dem heitern Charakter der Landschaft, mit ihrem frischen Grün und mit dem Hin- und Herfahren der Wagen. Gewiß, es liegt etwas sehr Erfreuliches in diesen Wundern der Industrie, deren neue Wege und Entdeckungen am Ende immer Eroberungen der Menschheit sind.

Hier in Lyon wird die Eisenbahn bis an die äußerste Stelle der Halbinsel Perrache gehen, wo die Gesellschaft einen Ausweichehafen bauen lassen will, der bey der Beschiffung beyder Flüsse sehr nüzlich seyn wird. Von Givors an sollen zur Fortschaffung Dampfmaschinen gebraucht werden. Dazu hat man schon ein Modell kommen lassen. Die ganze Maschine wird 9400 Kilogrammes wiegen und nur 17,000 Franken kosten. Sie soll 14 bis 15 Wagons oder Wagen von vier Tonnen ziehen. In einer Stunde verdampft sie 350 Kilogramme Wasser und verbrennt 60 bis 70 Kilogramme Steinkohlen, macht aber 2 Lieues in 60 Minuten. Wie unendlich wird St. Etienne noch an Wohlstand und Reichthum zunehmen, wenn erst täglich und zu jeder Jahreszeit und Witterung mehrere Tausend Lastwagen mit solcher Geschwindigkeit auf ebenen und regelmäßigen Wegen hin- und herfahren, wo fast kein Widerstand zu überwinden ist!

St. Etienne kann man wirklich die Stadt der Kontraste nennen. Neben dem kürzlich von den Einwohnern erbauten schönen und ansehnlichen Stadthaus auf der Place Neuve stehen rauchige Gemäuer, wahre Cyklopenhöhlen, ohne Glasfenster, gedeckt mit alten rußigen Ziegeln, auf denen Moos wächst. Die Wege liegen voll schwarzen Staubs, der sich bis auf Kleider, Wäsche und Haut, auf Wohnungen und Hausgeräth legt und ihnen das Ansehen von Alter und Schmuz gibt. Und doch werden links und rechts an diesen Wegen die leichten Gaze, Tülle und glänzenden Bänder gemacht, die nach allen Theilen Europa's gehen. Hier arbeitet ein Waffenschmied, nahe dabey Sticerinnen; im Freyen hört man die Schmieden und Essen, in den Straßen der Stadt die hämmernden Gewerke. Man begegnet oft Männern zu Pferd, die voll Rauch und Staub sind und denen das Hemd auf dem Leib zu fehlen scheint; das sind die Besizer der Schmieden und Hochöfen, die Millionen im Vermögen haben. Keiner der Arbeiter ohne Hemd wird einen Heller annehmen, während in Paris Leute in Hemdkrausen betteln gehen.

Diese Fabrikstadt nimmt täglich im Gedeihen zu. Ich habe jezt Häuser mitten in der Stadt gefunden, die vor einigen Jahren noch vor den Thoren lagen. In derselben Zeit hat sich die Bevölkerung von 20,000 auf 40,000 Einwohner vermehrt. Alles wird erklärlich durch das Wort Arbeit und Fleiß. Man muß wirklich das Land von St. Chamond bis Rive-de-Gier mit seinen Tag und Nacht brennenden Hochöfen sehen. Sind sie nicht ein poetisches Bild der menschlichen Bestimmung? Im Schweiß des Angesichts sollen wir unser Brod essen, und unser Geschlecht würde untergehen, wenn es zu arbeiten aufhörte.

In unserer ganzen Gegend sehen wir die herrliche Wirkung der Arbeit und des Fleißes. In Thiers hat ein einziger dürftiger Bach den Reichthum einer Stadt gemacht, denn da sind Tausende von Rädern angelegt, die er geschäftig umtreibt. Rechts und links an seinen Ufern liegen nun Gerbereyen, Papiermühlen, eine Menge anderer Mühlen und Spinnereyen, wo die Arbeit von einer Hand in die andere geht, die so zu sagen von dem Wasser ausging. Es ist gar interessant anzusehen, wie es die Anlieger listig angefangen haben, etwas von des wohlthätigen Baches Wasser zu bekommen. Im Departement Isere zu Vienne thut die Rhone weit weniger für die Einwohner als der Bach, der schnellen Laufs die Hämmer der Poch- und Hammerwerke aufhebt, die Kupferblechwerke in Bewegung sezt, die Wollenwäschen und großen Spinnereyen, desgleichen die zum Weben, Tuchscheren u. s. w. bestimmten Maschinen heimsucht und sich dann erst in den grossen Fluß stürzt, der durch seine Ueberschwemmungen so viel Schaden thut, und wie alle Großen nur von dem Beytrag der Kleinen lebt.

Aber wieder auf unsere Eisenbahn nach St. Etienne zu kommen. Es ist unverkennbar, daß sie unserm Handel einen ganz andern Charakter geben wird. Wenn durch die unverdrängbare Konkurrenz Deutschlands unsere Seidenfabriken in einigen Jahren zu Grunde gegangen seyn werden, dürfte es uns wohlthun, im Eisenhandel der Nachbarstadt eine neue Hülfsquelle zu finden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Januar 1829.

„Du sagst gar wunderliche Dinge!"
Beschaut sie nur, sie sind geringe.
Wird Vers und Reim denn angeklagt,
Wenn Leben und Prosa das tollste sagt?

Goethe.

Skizzen und Grillen
von
Karl Immermann.

Dithyrambus.

Unordentlich
Durch maßloser Metren chaotisches Felsgeklüft,
Tanzt heute mir die glühendbegeisterte Muse,
Wie dieses Genre der Poesie verlangt.
Denn ich singe
Und wünsche drucken zu lassen
Einen Dithyrambus auf Thuiskons Volk!
O wittre, Censur,
Du Newfoundlandshundsspürnasige,
Nur nicht gleich Hochverrath — ich bitte herzlich!
Man ist doch auch, so zu sagen, ein Deutscher.

Deutschland,
Oder, wie man höflicher dich im Plural begrüßt,
Ihr Staaten des deutschen Bundes,
Welche Töne findet die Muse, deiner werth?
Nach der vierten Auflage von Stein
Hast du über dreyßig Millionen Seelen,
Hast du 11,794 Quadratmeilen —
(Wie wild schwärmt die Pierische Göttin!)
Und immer kocht der Brey des Nationalglücks
Im großen Frankfurter Kessel:
Da lacht unser Tag,
Unser ewiger, heitrer, bläulicher Montag!

Aber zehn Bundesarmeekorps
Stehen, gewaffnet zu Schutz und zu Trutz,
Auf dem Protokolle von Frankfurt!
Der Feind siege am Rhein und am Belt,
Er pflanze seine Zeichen in Triest und Hamburg,
Das Bundesheer ist gesund und komplett;
Der Diplomat hat gerettet das Protokoll,
Da dräuen sie noch, unsre frischen Truppen,
Ein geistig, gefügelt, unverletzbar Geschlecht!
Schwachherziger Kleinmuth, entfleuch!
Du winselst: uns knüpfe kein bindendes Band,
Und keines gemeinsamen Fühlens Blitz
Durchzucke die Stämme, die wohnen herab
Vom Bernsteinmeer bis zu Adria's Fluth.
Fleuch, athembeklemmender Kobold, entfleuch
Nach den Fluthen des Pols, vom Eise träg,
Und verbirg dich auf Nova-Zembla!

Haltet Ihr nicht den Anzeiger der Deutschen?
Haltet ihn, les't ihn! Ihr les't, was uns knüpft,
Uns verknüpft als Kinder des Hauses,
Als das Volk von ewigen Brüdern!

Hier bietet ein Fänger der Ratzen sich aus,
Dort sucht man ein Mädchen, das weißnäht,
In Suhl wird ein Laden zu kaufen gewünscht,
Und der Hirschapotheker zu Eisenach sehnt
Nach dem tücht'gen Provisor sich schmerzlich,

Digitized by Google

Und der Pastor zu Schochwitz hat gründlich entdeckt,
Wie Kartoffeln im Winter zu schützen vor Frost,
Und ein Billard kauft man in Gochlis;
Doch ein Leipz'ger Magister steht dringend um Trost:
Heißt's: Voigtland, oder heißt's: Vogtland?

Allgemeiner Anzeiger der Deutschen,
Grüne und blühe!
Die Götter schenken dir Abonnenten
Wie Sand am Meer,
Du Palladium unsres Volksthums!
In Gotha kommst du heraus
Und Hennicke heißt dein schuldloser Redakteur!
Seyd umschlungen Millionen! •
Brüder, über'm Sternenzelt
Legt, wenn wir segnen die Zeitlichkeit,
Der Engel Gabriel schon zurecht den Schlafrock
Von Warschauer Zeug,
Und die baumwollne Nachtmütze mit rother Kante,
Und stopft uns eine lange Gypspfeife
Mit Gesundheitstaback, der die Ewigkeit durchbrennt;
Wir bleiben, was wir waren,
Und auch jenseits halten den Anzeiger wir!

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Julius Schnorr von Carolsfeld, am 26ten März 1794 zu Leipzig geboren, aus dem Geschlechte des Entdeckers der Meißner Porzelänerde, ist der Sohn des verdienten Direktors der Leipziger Akademie, Hanns Veit Schnorr von Carolsfeld. Der Vater gab dem talentvollen Knaben selbst den ersten Unterricht in der Kunst, und verwendete ihn und seine zwey älteren Brüder sehr früh als Gehilfen. Der ältere Bruder, Ludwig Schnorr (am 11ten Okt. 1789 geb.) war schon seit 1804 in Wien. Eduard Schnorr, gleichfalls der Malerey und der Baukunst gewidmet, starb allzufrüh (Sept. 1819) in Wien bey seinem Bruder Ludwig. Vom lezteren besizt die kaiserliche Gallerie des Belvedere den großen Faust, den Mephistopheles beschwörend. Julius Schnorr kam 1810 nach Wien, und besuchte mehrere Jahre mit großem Fleiße die Akademie, ohne sich an einen Lehrer besonders anzuschließen, schon frühzeitig einen eigenen Weg gehend, mehr der Natur folgend als der damals gebräuchlichen akademischen Weise. Des Landschafts- und Historienmalers Ferdinand Olivier Bekanntschaft hatte auf des jungen Künstlers Richtung vortheilhaften Einfluß. Eigenes Nachdenken, Fortschreiten mit der Literatur, der Kunst und veredeltes Gefühl brachten ihn, als er zu Ende des Jahres 1817 nach Rom ging, auf denselben Weg, welchen Overbeck, Cornelius, Veith, Vogel und andere schon vor ihm gegangen waren, ohne daß er deßhalb einen Einzelnen der Lebenden oder der ältern Meister zur besonderen Richtschnur genommen hätte. — Im Frühjahr 1822 (wenn ich nicht irre) begann er mit eben so rastlosem Fleiße als bewunderungswerthem Schönheitssinn und Erfindungsgeist die Fresken aus dem rasenden Roland, im Kasino der Villa Massimi. Die früher nach Leipzig gesendeten Cartons werden nun auch wohl schon in München und alle zusammen in des Künstlers Atelier aufgestellt seyn. Die Rechenschaft, welche Schnorr selbst im Morgenblatte gab, über die Benützung der ihn oft außerordentlich beengenden Räume und über den im Wesen und in der Form so ganz folgerechten Faden, den er durch Ariosts Gedicht (durch dieses Labyrinth des überschwenglichsten Reichthums hindurch) glücklich gefunden hat, läßt nur darüber ungewiß, ob Schnorrs zergliedernder Scharfsinn oder seine zusammenordnende Kompositionsgabe vorzüglicher sey. Ueber viele andere Arbeiten, welche Deutschland, Italien und die brittischen Inseln von ihm besitzen, gaben die Kunstblätter von Zeit zu Zeit magere Kunde. Nach der Vollendung jener großen Arbeit im Frühjahr 1827, folgte Schnorr dem Ruf an die Münchner Akademie, und zu der herrlichen Aufgabe von der Nibelungen Heldenthum und Untergang.

Wie die Biographie in der Historie, so steht das ächte Porträt in der Historienmalerey. — Freylich hat das allein gesuchte Verdienst einer auffallenden Aehnlichkeit (indem gewöhnlich die hervorstechenden Züge noch mehr geschärft wurden) die Porträtmalerey zum Handwerk herabgewürdigt. Die Kunstausstellungen selbst der größten und reichsten deutschen Städte bestanden manche beynahe zur Hälfte aus Porträts. Das aber darf uns nicht vergessen lassen, daß unsere Väter im historischen Porträt geleistet, was die trefflichsten Historiker in der Charakteristik. Welche Belege hat München nicht aufzuweisen in seinen Dürers, Rubens, Vandyks und Holbeins? welchen Schatz alter Bildnisse birgt nicht mitunter die Residenz und die Gallerie von Schleißheim? Augsburg und Nürnberg waren einst unerschöpflich an Porträts in Oel und in Kupfer. Beynahe jedes mächtige Patriciergeschlecht hat seine vollständige Serie. Die grossen Sammlungen der Schrenk von Notzing, Dominikus Custos, Sadeler, Klauber, Nilson, Rugendas ꝛc., sind von Augsburg, Sandrarts Akademie und sein Friedens-Bankett von 1649 sind von Nürnberg ausgegangen, sowie manches klassische Bildniß Kupetzkys. Der von dem verewigten Custos der Ambrasser Sammlung, Primisser, im lithographischen Institut zu Wien herausgegebene Habsburgische Stammbaum hat, so wie manches Blatt von Kaiser Marens Triumphzug und seinem Freudal (meist Nürnberger Erzeugnisse von Dürer und Burgmayr) un-

Digitized by Google

in den Freunden deutscher Kunst und deutschen Alterthums eine liebende Aufnahme gefunden. Auch Bayern hat von seinen Fürsten manches, gleicher Aufbewahrung wohl Werthe aus der Wessobrunner Chronik und aus dem Kloster Scheyern, dem bayerschen Saint Denys. Schlichtegrolls Turnierbuch Herzog Wilhelms machte guten Anfang. Das elende, 1773 erschienene Zimmermannische Werk sollte doch einmal durch ein besseres ersezt werden, denn in der ältern Parthie hat es nicht viel voraus vor jenem unvergleichlichen Porträtsstammbaum bayrischer Fürsten, der im dreyßigjährigen Kriege von Regensburg nach Paris gekommen, nun im dortigen Kupferstichkabinet hängt, und ihre Majestäten die Könige Bavarus und Norix mit Bäumen in der Faust, Thierfellen auf dem Leib, und Hörnern auf dem Haupt, wie eben so viele Waldteufel darstellt.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die Pflanzenreiche der Vorwelt.

(Fortsezung.)

Die Kreidebildung trennt die dritte Periode von der zweyten. In dieser findet man die Pflanzenreste vorzüglich im Jurakalk. Sie zeigen sämmtlich sehr bedeutende Unterschiede von den über der Kreide befindlichen, denn in unseren Gegenden enthalten diese Erdschichten nichts mehr von den heutigen Gewächsen unserer Breiten, auch jene Palmen und Lorbeere sind verschwunden, dagegen treten die sogenannten kryptogamischen Gewächse in ungeheurer Menge auf; die Familie der Farrenkräuter allein bildet fast ein Drittheil und sie mit den sogenannten Palmenfarren (Cycadeae) und Nadelhölzern fast die ganze damalige Pflanzenwelt. Heutzutage wachsen Farrenkräuter überall auf der Erde, man bemerkt aber beständig, daß sie desto höher und stärker wachsen, je höher die Temperatur, je wärmer das Klima ist. Wir besitzen in unsern Gegenden kein Farrenkraut, das auch nur den Namen eines Strauches verdiente; die fossilen Farren aber, die wir in den Schichten unserer Gebirge finden, sind wahre Bäume, und so mächtig groß, wie sie gegenwärtig kaum noch im tropischen Klima werden; die kleinsten jener fossilen Farrenkräuter würden gegenwärtig zum mindesten das Klima des Caps oder Neuhollands erfordern. Daraus geht hervor, daß die Temperatur in unseren Breiten zu jener Zeit wohl noch beträchtlicher war als im dritten Zeitraum. Das Thierreich zeigt in dieser Periode Verhältnisse, welche denen des Pflanzenreichs sehr ähnlich sind. Der Schaalthiere ist eine ungeheure Menge, aber von Säugthieren, die überhaupt erst in der dritten Periode auftreten, findet sich noch keine Spur, und die einzigen höheren Thiere mit Wirbeln sind Reptilien, deren Geschlechter von den jezt lebenden verschieden und weit größer sind. Gigantische Kröten und Eidechsen im heißen Schlamm der Moräste, um welche sich der hohe finstre Farrenwald dehnt in dem kein Vogel singt, vielleicht kein Insekt schwirrt, welch ein Bild!

Wir kommen nun zu der ersten, ältesten Periode, zu der merkwürdigen Zeit, wo das erste Leben auf der Oberfläche der Erde keimte. Was das hohe Alterthum des Gesteins beweist, in welchem sich die ältesten Pflanzenreste finden, ließe sich schon zum Voraus annehmen, nämlich, daß das Leben auf der Erde mit der Pflanze und zwar mit den einfachsten Formen derselben begonnen hat. Aber man staunt über die ungeheure Kraft dieser jungen Natur, wenn man findet, daß die großen Steinkohlenlager, die sich fast überall auf der Erde zerstreut finden, nichts sind als die verkohlten Reste jener ersten Vegetation. Im höchsten Grade bemerken wir an diesen ersten Kindern der Sonne den Charakter der Einfachheit, von dem sich die Natur in der zweyten Periode schon etwas, wenn auch nicht bedeutend entfernt hatte; diese Gewächse sind äußerst wenig mannichfaltig, ganz einfach in ihrem Bau und ungeheuer groß. Während wir jezt gegen zweyhundert, zum Theil sehr zahlreiche Pflanzenfamilien kennen, gab es damals schwerlich mehr als sechs arme Familien, und von diesen sind vier kryptogamisch. Eine Entwicklung, eine Vegetationskraft, wie wir sie an diesen verkohlten Resten der Urwelt bewundern, weckt unsere Sonne selbst unter dem Aequator nicht mehr. Die baumartigen Farrenkräuter jener Zeit, welche die bey weitem größte Zahl ihrer Gewächse ausmachen, kommen zwar mit denjenigen, die gegenwärtig in der heißen Zone wachsen, in Manchem überein, sind aber um mehr als das Doppelte größer, 40 — 50 Fuß hoch, während sie heutzutage höchstens 25 Fuß, meistens blos 8 — 10 Fuß hoch werden. Die Pflanzengruppen, zu denen unser Schachtelhalm und unsere Bärlappspflanze gehören, sind gegenwärtig lauter niedrige, krautartige Gewächse; in den Steinkohlenlagern aber findet man Pflanzen aus diesen Familien, die 60 und 70 Fuß hoch sind.

Aus diesen Betrachtungen über die uranfängliche Pflanzenwelt lassen sich sehr wichtige und interessante Schlüsse ziehen über die Gestalt und die ganze Beschaffenheit des Erdbodens zu der Zeit, als das erste Grün das trockene Land bedeckte. Die Gewächse, welche in unserer jetzigen Flora jenen ungeheuren Stämmen der Steinkohlenlager entsprechen, entwickeln sich gegenwärtig nirgends kräftiger, werden nirgends größer, als wo es sehr heiß und sehr feucht zugleich ist, wie im tropischen Amerika und auf den asiatischen Archipelen. Daraus können wir wohl vernünftigerweise schließen, daß die Pflanzen, welche durch eine Erdrevolution zu Steinkohlen wurden, in einem

Digitized by Google

Klima wuchsen, das weit heißer und weit feuchter zugleich war, als das jetzige tropische Klima.

Wir sagten, die Vegetation der Steinkohlenlager zeichne sich besonders durch die überwiegende Zahl von Farrenkräutern und ähnlichen Pflanzen aus; forschen wir nun auf dem heutigen Erdboden nach den Punkten, deren Flora sich hierin am meisten jener fossilen Flora nähert, so finden wir, daß auf Eylanden namentlich Farrenkräuter unverhältnißmäßig zahlreicher sind, als auf den Festlanden. Es ist sogar sehr auffallend, wie diese Gewächse überhand nehmen, je kleiner und vom Festlande entfernter die Inseln sind, wogegen die ausgebildeten Gewächse an Zahl abnehmen. Dies geht so weit, daß auf ganz isolirten Inseln, wie Ascension, Tristan-da-Cugna u. a., erstere zahlreicher sind als leztere, was sonst nirgends auf der Erde der Fall ist. Sollte man diesem nach nicht die Vermuthung äußern dürfen, daß zur Zeit, als jene gigantischen Urwälder zum erstenmale sproßten, das trockene Erdreich aus nichts als aus Inseln oder Inselgruppen in einem weiten Ocean bestand? Die Temperatur dieser Inseln mußte höher seyn, als jezt irgendwo, und zwar muß diese Hitze, da die fossilen Gewächse der ersten Periode, man mag sie aufgraben wo man will, überall dieselben Charaktere, namentlich dieselbe Größe zeigen, weit gleichförmiger als jezt über die Erde verbreitet gewesen seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Eine zweyte Richtung ist beschränkter. Sie wendet sich ausschließlich fast zu dem deutschen Mittelalter zurück, und nimmt sich besonders die Leistungen der Oberdeutschen in der Kupferstich- und Holzschneidekunst zum Vorbilde. Hier soll die frühere Kraft, Derbheit, Ritterlichkeit und Biederkeit wieder zum Vorschein kommen, denn hierin allein soll auch poetische Kraft liegen. Durch tiefere oder oberflächlichere geschichtliche Bildung, durch die Vorliebe zu großen Compositionen von Schlachten und dergleichen, oder zu stilleren Scenen, kommt hier besonders Treue des Kostüms, Kraft und Tüchtigkeit neben dem Streben nach Schönheit und Freyheit der Gestalten, und oft neben einer unbestimmten Vorstellung vom Charakter jener Zeit und dadurch neben der ganzen Weichheit eines in neuerer Zeit erträumten Mittelalters zum Vorschein. Daß diese Hauptrichtungen nicht streng geschieden seyen, sondern in einander überspielen, versteht sich von selbst. Gemeinschaftlich darf man von ihnen wohl mit Recht sagen, daß bis jezt weder die italienischen, noch die oberdeutschen Meister erreicht oder gar übertroffen seyen. Käme es darauf an, diese neuen Richtungen durch Namen von Meistern näher zu bezeichnen, so brauchten in Rücksicht auf die erste nur Cornelius und Wach, in Betreff der zweyten nur Kolbe und andere genannt werden. Vor Corneliusschen Bildern ließen sich vortrefflich Uebersetzungen des Hesiodus oder Homer oder auch hin und wieder des Apollonius Rhodius vorlesen, wenn nämlich der Uebersetzer vielfach auch den Virgil und Tasso studirt hätte, und dies Studium bey seiner Uebersetzung blicken ließe, und außerdem noch bey ungleicher, bald weicher, bald harter, ja selbst rauher Sprache auch die Weiche stiller Sehnsucht und die Anstrengung zu eher versagten Kräftigkeit als moderne Zugabe in manche Stellen aus seinem eigenen Innern hineintrüge. Vor Wach'schen Bildern mag man am liebsten nichts nachlesen oder sich vorlesen lassen, sondern wird es vorziehen, fortdauernd auf Formen und Farben zu blicken. Vor jenen modernsten Mittelaltersbildern aber dürfen Fouqué'sche Romane, besonders der Zauberring nicht fehlen, und bey den besten kann man sich der Gebrüder Grimm mit Dankbarkeit erinnern. Aber vor Bildern einer dritten Hauptrichtung, welche der Kürze wegen mit dem neu aufgekommenen Namen der Schadow'schen Schule soll bezeichnet werden, muß man Spohr'sche Musik machen, oder auch die Arien der Agathe aus dem Freyschützen oder der Euryanthe singen hören. Dann beginnt man gewiß diese Gesichtszüge und Farben ihrem eigenthümlichen Charakter nach zu verstehen. Tieck sagt einmal von Novalis Sophie, sie habe zu den Gestalten gehört, bey deren Holdseligkeit und Lieblichkeit, bey deren verklärtem und fast durchsichtigem Angesicht uns die Furcht befällt, sie seyen zu fein gewebt für dieses Leben, es sey der Tod, der uns aus diesen glänzenden Augen entgegenblicke. An Tieck, an Novalis, den leider allzufrüh an der Schwindsucht Gestorbenen, an Weber, den uns ein ähnlicher Tod in späteren Jahren entriß, und an Spohr wurden wir unwillkührlich durch die Bilder aus der sogenannten Schadow'schen Schule erinnert, welche, einige Wach'sche Portraits, einige gelungene Genrestücke und ausgezeichnete Landschaften ausgenommen, bey der diesjährigen Ausstellung am meisten bewundert wurden. Was der innerste Sinn und Geist dieser modernsten Richtung sey, ist schwer mit Worten auszudrücken. Vielleicht liefert Folgendes einen kleinen Beytrag zu ihrer Charakteristik. Es ist bekannt, daß besonders Friedrich von Schlegel zu seiner Zeit wieder das Studium der vornämlich zu Raphael Mengs Zeit wenig oder gar nicht beachteten älteren und ältesten italienischen und niederländischen Meister empfohlen hat, weil bey ihnen nicht so sehr Schönheit der Gestalt, sondern Innigkeit des Gemüths, Tiefe und Strenge der Andacht das Ergreifende und Erhebende ist. Dies acceptirten utiliter Alle, welche nach der neuen Herrmannsschlacht Halsbinde und Frack ablegten, sich deutsch-polnische Röcke anzogen, die blonden, braunen und röthlichen Haare wachsen ließen und dabey um desto mehr von Herz, Gemüth, Eigenthümlichkeit der Individualitäten, Rührung und Begeisterung sprachen, je bequemer sie es fanden, es beym Sprechen bewenden lassen zu können. Die Maler unter ihnen hielten sich des Gemüthes wegen an die ältesten Meister, von denen sie denn freylich nicht die unendliche Tiefe und Kraft religiöser Andacht ausdrücken lernten, sondern im Gegentheil nur Gemüth überhaupt, das ohne die Gewalt fester christlicher Glaubenslehren, ohne die Kraft, sich den Verhältnissen der Wirklichkeit anzuschließen, leer, selbstgefällig, schwächlich und oberflächlich bleibt. Da Gemüth sich nicht in Händen, Füßen, Leib und Hals u. s. f., da sich die tiefste Innigkeit durch Schönheit der Formen nicht ausdrücken läßt, so war es, oder so ist es den Herren ganz recht, auf Studium der Antike, auf anatomische Studien und dergleichen, und deshalb auch auf die Franzosen mit Gemüthsvornehmheit herabzublicken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 13.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Januar 1829.

O es ist schön, von einem Helden sich
Geliebt zu sehn; es ist noch schöner, ihn zu lieben!

Schiller.

Frauengröße.

Geschichtliche Novelle von Fr. Laun.

In der Ebene von Roussillon war durch das Heer König Heinrichs IV. von Frankreich gegen die Ligue ein Sieg erfochten worden, dessen Jauchzen sich eben bis nach Montpellier verbreitete.

„Komm, meine Tochter," rief daselbst Ludwig von Cepeli, in das Zimmer tretend, wo eben ihr zwölfjähriger Sohn, begeistert von der Größe des Regulus und der lehrreichen Anwendung, welche die Mutter daraus hervorhob, das Gelübde gethan hatte, gleich jenem edeln Römer, für sein Vaterland nicht Schmerzen, noch Tod zu scheuen. „Komm, meine arme trauernde Constanze, aus diesem trüben, öden Gemache, hinaus in die köstliche, blaue Himmelsluft. Die Feinde sind geschlagen. Das Volk durchwogt die Straßen der Stadt, die Blicke dankend zu dem gerichtet, welcher Alles noch wohl machen wird."

Ergriffen schon von den ersten Worten, war die reizende, blühende Frau auf ihre Kniee gesunken, die schönen, dunkeln Augen dem Himmel mit Inbrunst zukehrend.

„Komm, theuerstes Kind," fuhr ihr Vater fort, „der Sonnenschein der allgemeinen Freude wird deinen Wangen die Rosen zurückgeben, um welche der Harm der lezten Wochen sie gebracht hat."

„Nein, verehrter Vater," erwiederte Constanze, „laßt mich hier. Durch Eure Kunde ist mir das Herz erstarkt, ich habe dem Lenker der Schicksale dafür eben meinen Dank abgetragen. Dennoch taugt die Freude weder für meinen Sinn, noch für meinen Vorsatz. Die klösterliche Stille dieser von keinem Laute der Straße berührten, entfernten Gemächer soll mein Aufenthalt seyn, so lange bis wieder Briefe, oder doch Nachrichten eingegangen sind von meinem theuern Herrn. Bis dahin ist dieses sein ganzes Ebenbild die einzige Sonne, die mein Gemüth erleuchten kann."

Fruchtlos blieben die Vorstellungen des Vaters, daß ja eben der jetzige Sieg der beste Beweis von dem guten Stande der Sache zu Leucate sey, wo ihr Gemahl, Herr Barri von St. Aunez Oberbefehlshaber war, daß der jetzige Sieg in der Ebene von Roussillon und der Fall von Leucate, der ganzen Lage der Dinge nach, sich nicht zusammen denken lassen, der ihr ungewohnte Mangel an Nachricht aber wohl einzig davon herrühren könne, daß die Kommunikation durch feindliche Streiterschwärme unterbrochen worden.

„Allerdings," entgegnete sie, „ist das so leicht möglich, als sein Erkranken oder Verwundetseyn. In dieser Einsamkeit will ich zwar alles thun, die trübe Ahnung eines Unglücks von mir zu weisen, welche immer von Neuem auf mich eindringt; aber sie zu verlassen, sogar nur auf Augenblicke, daran verhindert mich die feste Zusage, die ich mir selbst gegeben habe."

Und kaum war noch die Siegesfreude in Montpellier wieder verhallt, als die Richtigkeit jener Ahnung sich ihr leider durch folgenden Brief bewährte.

Digitized by Google

„Geliebtes Herz! Sechstausend Lanzenknechte, Spanier und Deutsche, unter dem Grafen von Lodron, sind auf das Begehren des Herzogs von Joyeuse gelandet und lagern an der Robine. Davon benachrichtigt, mußte ich sprechen mit dem Oberfeldhauptmanne, dem Herzog von Montmorency, und gerieth so unterweges dem Feinde in die Hände. Niemand weiß noch davon in der Festung Leucate, und obschon die Befehle zu Verwaltung des Kommandos in meiner Abwesenheit auf die kurze Dauer, die ich derselben zu geben dachte, hingereicht haben würden, sind sie doch unzulänglich nach dem, trotz aller meiner Vorsicht, eingetretenen Unglücksfall. So öde und unfruchtbar aber der Felsen von Leucate ist, so wichtig wird er, seiner Lage halber, und ihn zu behaupten, wie solches mir aufgegeben worden, muß mir mehr am Herzen liegen als mein Heil und Leben. Ich kenne die nicht zu erschütternde Treue der Besatzung. Jeder Einzelne zöge gewiß den Tod dem glänzendsten Glücke vor, das mit Pflichtverletzung erkauft werden müßte. Weniger jedoch weiß ich, ob einer darunter sey, der in den mancherley möglichen Fällen immer die rechte Wahl mit Kraft und Schnelle zu treffen vermöchte. Auch hierin kenne ich dich wie mich selbst, und lege dir die innigste Bitte vertrauensvoll an dein liebendes Herz. Schiffe sogleich in Maguelonne dich ein und eile nach Leucate. Die Beylage enthält deine Vollmacht zur Uebernahme der Oberbefehlshaberstelle. Die Verehrung, deren ich daselbst zu genießen das Glück habe, wird dir sicher die willigste Aufnahme bereiten. Und sollte die Maßregel Tadel finden bey denen, die dich, mein theuerstes Herz, nicht hinreichend kennen, so bin ich doch überzeugt, daß Dein Thun gar bald den Tadel beschämen und in Preis verwandeln werde. Es ist ein großes, ein beyspielloses Opfer, ich weiß es, aber ich weiß auch, von wem ich es verlange, und daß du solches zugleich als den sichersten Beweis meiner besondern Liebe betrachten werdest. Hüte dich nur vor allem, jemals deiner Liebe zu mir Gehör zu geben, wo die Liebe zu deinem und meinem Ruhme ein anderes erheischt. Der Feind wird alles versuchen, Dir den Felsen von Leucate abzugewinnen. Achte jedoch, ich beschwöre Dich, unser beyderseitiges Leben für nichts, wenn es die Behauptung dieses Felsens gilt; denn er ist die Klippe, woran die Macht der Feinde scheitern wird.

„Tausend Küsse für Dich und unsern Sohn. Erfreue Dich an ihm, wenn ich untergehen sollte, und denke, daß unsere erste Pflicht ist, ihm einen fleckenlosen Namen zu hinterlassen.“ Dein auch im Tode.

Barri von St. Aunez.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Der königliche Hofmaler Joseph Stieler (geboren 1ten Nov. 1781 zu Mainz, Sohn des dortigen Medailleurs) darf quantitativ und qualitativ als einer der vorzüglichsten jezt lebenden Porträtmaler genannt werden. Wir wollen ihn später den vorzüglichsten Künstlern Wiens und Berlins in seinem Fache gegenüberstellen und alle werden dabey ihr volles Maß von Ehre behaupten. Stieler ist vollends ein Autodidakt im strengsten Sinn und ein rechter Wunderknabe gewesen, der bis ins siebzehnte Jahr gar keinen Unterricht im Zeichnen und vollends in der Malerey gar nie eine systematische Anleitung genoß. Schon mit fünf Jahren zeichnete und illuminirte er zwey Löwen. Dadurch aufmerksam gemacht, legte ihm der Vater einige gute Muster zum Nachzeichnen vor, jedoch ohne nähere Anweisung. Ein Bild der Angelika Kaufmann: die zärtliche Eleonore, die dem geliebten König Eduard das Gift aus der Wunde saugt, entzündete in dem Knaben Stieler die Begeisterung für die Malerkunst zu hellen Flammen. Schon in seinem achten Lebensjahre verlor er seinen Vater. Die durch diesen Verlust eingetretene Verschlimmerung seiner häuslichen Umstände war eben so seinem Talent ein Sporn, als die liebenswürdige Gutmüthigkeit, die diesen Meister ganz besonders charakterisirt, ihm vergönnte, dasselbe auf eine wahrhaft rührende Weise als guter Sohn anzuwenden. Mit sinnreicher Anstrengung und mit unermüdetem Fleiße erwarb er sich die nöthigen Materialien, und malte in einiger Zeit, ohne je gelernt zu haben, Miniaturporträts, die in Mainz gesucht wurden. Custines rasches Vordringen hatte die Flucht des Kurmainzischen Hofes nach Aschaffenburg, und im August 1796 Jourdans kurzes Waffenglück gar die Flucht nach Erfurt zur Folge. Die Gönnerschaft, deren sich der junge Stieler sowohl von Seite des geistreichen Churfürsten als der Damen Cudenhoven und Ferrette erfreute, zog ihn auch dahin. Fäsel in Würzburg, ein Schüler von Mengs, interessirte sich für den vielversprechenden Jüngling. Erst 1798, mit 17 Jahren, lernte er zeichnen nach Gypsabdrücken, Nasen, Augen, Ohren, Köpfe, endlich ganze Figuren. Er genoß kaum zwey, drey Stunden Schlafs, war aber binnen einem Jahre der beste Schüler, nicht nur im Zeichnen, sondern auch in der Oelmalerey. Im Jahre 1800 kam Stieler nach Wien, und fand in Füger, (dem Direktor der Akademie, und nachmals auch der Gallerie) einen wahrhaft theilnehmenden Freund, und bey Herzog Albert von Sachsen-Teschen dieselbe Theilnahme, mit der dieser edle Fürst so viele junge Talente gehoben hat. Die Ebenbilder der Kaiserbrüder Josephs II. und Leopolds II. nach Battoni mochten für ein wahres Kunstwerk gelten. 1805 betrat Stieler auch den, in den Tagen des Königs Stanislaus Poniatowsky der Porträtmalerey

Digitized by Google

goldbringenden Boden von Krakau und Warschau. 1806—1807, während des preußisch-russischen Krieges eilte er nach Paris, schwelgte in den unvergleichbaren Schätzen der Musäen Napoleons, studirte nach David und Gérard, und trachtete, sich eine anschauliche Uebersicht der damaligen, aus der Nachahmung der Antike und aus den Eindrücken der Revolution hervorgegangenen französischen Kunstschule zu verschaffen. 1808 beschäftigte ihn der Fürst Primas Dalberg in Frankfurt. Ein großer heiliger Leonard ist sein vorzüglichstes Bild aus dieser Zeit. 1810 hob er den Wanderstab, „das gepriesene Italien mit heißem Wunsche suchend.“ — Seinen Zug nach Mailand hätte eine hartnäckige Fehde mit den Douaniers zu Domo d'Ossola beynahe zu nichte gemacht. Ihm wurde bald der Schutz der bayrischen Königstochter, der Vicekönigin von Italien. 1811—1812 studirte er in Florenz, Rom und Neapel, und war am Ende des leztern Jahres wieder in Mailand. Dort kam ihm der feste Ruf nach München. 1820 ging er zum zweytenmale und zwar auf längere Zeit nach Wien, und gewann vielen Ruhm und eine schöne Frau aus dem fernen Norden Rußlands. Das Bildniß eben dieser Gattin und Beethovens waren mit unter den Zierden der Wiener Kunstausstellung von 1820. Auch hinterließ Stieler von diesem seinem Aufenthalt in Wien zahlreiche Porträts der ersten Großen (viele lebensgroß und ganze Figuren). Er lieferte ein treffliches Ebenbild des ihm von Kindheit an besonders wohlwollenden Primas, treffliche Ebenbilder des gesammten bayrischen und des würtembergischen Königshauses. König Ludwig besizt eine auserlesene Sammmlung idealisch schöner Köpfe von Stielers Hand, und hat ihn, wie Alfons von Neapel, zu manchen berühmten Zeitgenossen eigens abgesendet, damit er ihre Züge treu und edel wiedergebe, wie Stieler es pflegt. Zu solchem Zwecke ging er in diesem Sommer nach Weimar, ein klassisches Abbild Goethes heimzubringen, dessen 79ster Geburtstag König Ludwig 1827 auf eine Weise mitgefeyert hat, die ihm fast noch zu größerem Ruhme gereicht als jenem hohen Greise.

Denn es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein solcher Mann betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein göttlich Wort dem späten Enkel wieder.

Nach der natürlichen Ordnung der Dinge muß wenigstens noch ein Jahrzehend vorübergehen, damit die wohlthätigen Folgen einer Kunstschule, wie Cornelius und wie Schnorr sie stiften können, in allen Adern des heimathlichen Lebens fühlbar werde. An wackern Künstlern hat indessen München jezt schon einen nicht geringen Reichthum. Der Veteran Kobel, gewissermaßen der Stifter der seither so mächtig vorgeschrittenen Landschafts- und Schlachtenschule, die Quaglios, der Direktor Robert von Langer, als Maler unstreitig dem ausgezeichneten Vater noch überlegen, gelehrt in der Kunstgeschichte und voll Verdienst um den Unterricht, die Heß, Adam, Altmann, Dorner, Wagenbauer, Mattenheimer, Graf August Seinsheim, Freyin von Freyberg, Romberg, Bürkel, Rottmann, Kaiser, Montee (Cornelius vorzüglichste Schüler glaube ich bereits oben flüchtig genannt zu haben), Wachtmann, Brandes, Schönberg, Murel, Conservator Neher, Dillis, Riedel, Weller — und wie viele Namen ließen sich diesen nicht beysetzen? Eine treffliche Anstalt für das Wachsen und Gedeihen der Kunst in München und für ihr enges und inniges Verwachsen mit dem Leben ist der, der Jubelfeyer des verewigten Königs, 16. Februar 1824, gleichzeitige Kunstverein.

Mein vollständiges Tag- und Reisebuch soll Ihnen, verehrter Freund, auch eine vergleichende Gegenüberstellung liefern der Kunstausstellungen und der Kunstvereine in Wien und München, in Berlin und Dresden, und in dem verständig thätigen Breslau, in Stuttgart und Karlsruhe und auf dem freyen Schweizerboden. Mein Gesichtspunkt dabey war ein beynahe ultra-praktischer, in wie ferne nämlich der Künstler Kunstvermögen erweitert, ihre Mittel vervielfältigt und gesichert, ihr Fleiß ermuntert, das Publikum mit ihnen und sie mit dem Publikum bekannter, hiedurch aber die Bestellungen vermehrt und die Liebe zur Kunst eine Mode geworden sey. Moden gebricht es bekanntlich niemals an Unterstützung.

Die Wiener permanente Ausstellung, deren Verfassung unstreitig sehr zweckmäßig ist, entbehrt den Vorzug des regelmäßigen Ankaufs und der Verlosung der Kunstwerke, wodurch ich in Breslau und in München (eben durch die Verflechtung der Kunst in die gesellschaftlichen Freuden und Verhältnisse) ungemein viel Schönes wurzeln und gedeihen sah. Wien hatte dagegen den Vorzug der Vereinigung einer Kunsthandlung mit der permanenten Ausstellung. Diese Kunst- oder eigentlich Materialwaarenhandlung liefert zu den billigsten Preisen alle trocknen und nassen Malerfarben, alle Malerfirnisse, alle gereinigten Oele, alle Arten von Bleystiften, Kohlen und Kreiden, alle Maler- und Architektur-, Bildhauer- und Graviererwerkzeuge, Alabaster und Marmor, zu dem Zwecke, die Künstler vor jedem Wucher zu schirmen und insonderheit sie und die Fabrikanten einander zu nähern und zu befreunden, um, zum Beyspiele, dann den Bildhauern um den bloßen Formenlohn eine Anzahl von Gypsabdrücken zu ihrem eigenen Vortheil zu liefern. Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß, trotz der eifrigen Aufmerksamkeit auf alle Kunstgegenstände, mir dennoch entging, in wie ferne das in mehreren Blättern besprochene Zellerische Institut in München und die Wiener akade-

Digitized by Google

mische Kunsthandlung in Zweck und Ausführung mit einander coincidiren.

Thm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Dezember.

(Fortsetzung.)

Ich schrieb Ihnen seiner Zeit die passende ablehnende Antwort des Staatsraths, als ihm der Antrag gestellt wurde, Rousseau ein Denkmal zu setzen. In der That, wenn sich die Genfer Regierung auf dergleichen einlassen wollte, müßte sie Männern Monumente setzen, die sich viel verdienter um das Vaterland gemacht hatten, ja die sich opfernd für dasselbe in den Tod gegeben. Levrier, Berthellier, Pocolat, Bonnivar und Andere hätten in dieser Hinsicht ganz andere Ansprüche als Rousseau, der überdies den bey weitem größten Theil seines Lebens außerhalb seiner Vaterstadt zubrachte und dort erst zu dem ward, was ihn auszeichnet. Dies sah der Antragsteller auch wahrscheinlich ein, darum äußerte er, Rousseau'n müsse besonders deßwegen von der Regierung ein Denkmal gesetzt werden, um dadurch auszusprechen, daß sie nichts mit der Regierung gemein habe, die einst seinen Emile als der Religion zuwider von dem Henker vor dem Stadthaus verbrennen ließ. Dies wäre also eine Art von Absitte und Ehrenerklärung. Dergleichen braucht die jetzige Regierung von Genf nicht zu geben. Ihre Grundsätze und Thaten seit der Restauration liegen offen da. Aus ihnen möge man sie erkennen und beurtheilen, ob sie jene Henkerscene aus einer ganz andern, in ihren Ideen, Richtungen und Reibungen durchaus verschiedenen Zeit billigt.

Wenn die Regierung nicht gewillt ist, Rousseau'n ein Denkmal zu setzen, so sieht sie es hingegen sehr gern, wenn ihm seine Mitbürger eins errichten. So ist denn dazu obiger Verein zusammengetreten, der sehr guten Fortgang hat. Die kleine niedliche Insel an der Nordostseite unseres Hafens wird durch Pappelanpflanzungen der Ile des Peupliers in Ermenonville gleich gemacht werden, wo Rousseau begraben seyn wollte. Zwischen den Baumgruppen soll sich seine Marmorstatue erheben, zu der sich sein Landsmann James Pradier unter sehr günstigen Bedingungen erboten hat. Das Standbild wird auf passendem Postament mit Inschrift stehen.

In jenem Antrag an den Staatsrath kamen einige interessante Stellen vor, die auch für das Ausland Bedeutung haben. „Wir bauen und unterhalten mit großen Kosten unsere Festungswerke, um uns vor Ueberfall und Feinden zu schützen. Wir haben aber festere Wälle als sie. Genfs wahre Festungswerke in Zeiten der Civilisation sind nicht von Stein, sie fallen nicht unter den Kugeln übermächtiger Feinde, sie schützen unsere Stadt vor Kriegsplage und kosten doch nichts zu unterhalten. Es sind unsere liberalen Institutionen, der geistige Ruf Genfs und die großen Männer, die da hervorgingen, desgleichen die vielen Fremden von Bedeutung, die bey uns lernten und mit den hier erworbenen Kenntnissen ihrem Vaterland nützten. Das sind unsere wahren Vertheidiger in den europäischen Kabinetten und Kongressen. Ihnen verdanken wir unsere Restauration und unsere Unabhängigkeit. Sie schützten uns, ehe noch die Genfer Gesandten Basel, Wien und Paris erreichten. Und wenn die Erinnerung an Genfs große Männer den Feind auch nicht zurückschlägt, so hält sie ihn doch auf. Gottlob, der moralische Werth, die geistige Bedeutung hat auf gebildete kriegführende Völker nicht wenig Einfluß. Ihm allein verdankt unsere Stadt ihre Erhaltung. Die Franzosen Montesquiou, Darcon und Grouchi wollten ihre Feldzüge nicht mit der Zerstörung einer Stadt beginnen, die in der Reformation eine so große Bedeutung hatte, in der so viele große Männer geboren wurden und in der die Freyheit so hoch geschätzt wird. Und wenn die Genfer je einmal ihre Wälle vertheidigen müssen, so muß es mit Begeisterung geschehen, da Europa seine Blicke auf das Land richtet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Von dieser Abirrung zum Altdeutschen, die nichts Großes geleistet hat, ist freylich die Schadowsche Schule frey geblieben, denn besonders ist wohl ihr Fleiß, ihre ächte Liebe zur Sache, ihre Sorgsamkeit, ihre Geschicklichkeit in den meisten Theilen des Technischen anzuerkennen und zu bewundern. Dennoch steht sie mit jenem altdeutschen Treiben nach einer Richtung hin in geistigem Zusammenhange. Die Haupttendenz dieser Herzensdemagogen bestand darin, aus der Hohlheit und Leerheit ihres eigenen Gemüths, ihrer zufälligen Gefühle, ihrer so oder so gestimmten Brust die Welt reformiren zu wollen. Diese Zurückgezogenheit in sein eigenes Gemüth, diese Anerkennung nur seiner eigenen Gefühle, Stimmungen und Verstimmungen, diese Unzufriedenheit mit der Gegenwart und Wirklichkeit, deren Rechte und Forderungen denn freylich oft gegen die Wünsche, Träume und Sehnsucht solches auf sich selbst beschränkten Gemüthslebens anstoßen, scheint auch der geistige Ausgangspunkt der neuen Schule gewesen zu seyn. Das Portrait ihres Meisters, von einem der vorzüglichsten Schüler gemalt, ist ein guter Schlüssel für die meisten andern Leistungen. Ein stilles inneres Träumen und Brüten, ein Zug der Unzufriedenheit und Befriedigungslosigkeit, bey der Schwäche, sich gegen das Unerwünschte, Entgegenstrebende energisch weder erheben zu können noch zu wollen, solche Flucht in die Einsamkeit des eigenen Selbst, diese Weiche und Widerstandlosigkeit, verbunden mit dem Glauben, die eigenen Gefühle und Stimmungen seyen das allein Berechtigte, gäben allein das Rechte und Wahre, dies Kränkeln an Leib und Seele kann man in den Augen und Zügen dieses Portraits lesen. Aus solcher Sinnesweise lassen sich mehrere Eigenthümlichkeiten dieser Schule erklären. Sie hat nicht jenes Streben nach gewaltigen Kompositionen, in denen die bestimmte, feste Richtung einer Zeit oder Begebenheit sich ausspricht, sie malt nicht den Olymp, oder überhaupt Geschichten des klassischen Alterthums oder des Mittelalters, wozu Studium der Sinnesweise irgend einer großen Vergangenheit gehört, wo sich überhaupt eine Breite und Mannichfaltigkeit großer gewaltiger Leidenschaften hervorthut und klar und kräftig ins Leben tritt; sondern fast in allen Bildern, welche diese Schule in neuester Zeit geliefert hat, finden wir die Darstellung ganz vereinzelter Gemüthsscenen; wir sehen Mignon vor uns, welche das Schwanenlied ihres jungen Lebens singt, Figuren einzelner Apostel, Romeo im Schmerz der Trennung von der jugendlichen Gattin, Tancred und die sterbende Clorinde, Rinald in Armidens Armen, den Fischerknaben, den das Meerweib in den ew'gen Thau hinablockt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 14.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. Januar 1829.

— Wie Cato, so haben vor ihm und nach ihm
Viele Männer gethan; Porcia stehet allein.

Herder.

Frauengröße.

Geschichtliche Novelle von Fr. Laun.

(Fortsetzung.)

Der tiefe Schmerz, welcher über diese unglückliche Gefangenschaft die Augen der völlig Verstummten mit Thränen überfüllte, stählte auch ihre Brust zur Ausführung des Auftrags. Kopfschüttelnd blickte der Vater sie an, als sie nach langer Stille endlich sagte: „Nein, ich will sein Vertrauen nicht Lügen strafen.“

Und so stand sie noch vor Abend im Kriegerkleide vor ihm und sprach, den zwölfjährigen Sohn ihm übergebend: „Nur die Pflicht konnte mich dieser düstern Einsamkeit entreissen. Aber so schwer sie auch ist, so fühle ich doch, wie das Herz mir wächst in der Gefahr. Mit diesem Kinde vertraue ich Euch mein und meines Gemahls heiligstes Kleinod. Stoßet den Knaben nieder, wenn ich das Zutrauen des geliebten Gefangenen täuschen könnte. Denn besser, daß er ruhmlos in früher Jugend dahingehe, als die Schmach seiner Eltern durch ein langes Leben ertrage. Reicht meine Kraft nicht hin, Leucate zu behaupten, so soll wenigstens mein Wille stark genug seyn, um den Fall der Festung nicht zu überleben.“

Als es völlig dunkel geworden, verlies sie, von wenigen nur geleitet, die geliebte Vaterstadt, um in Maguelonne zu Schiffe zu gehen.

Nach Leucate hatte der gefangene St. Aunez ebenfalls einen Brief zu bringen gewußt. Wie befremdend auch sein Verlangen der Unterwerfung unter weibliche Oberherrschaft in solch einer wichtigen Sache Anfangs erscheinen mochte, so war doch die Ehrfurcht vor seinen Einsichten und seiner unerschütterlichen Treue so groß, daß man sich sehr bald an den Gedanken gewöhnte. Constanzens persönliches Erscheinen hob endlich alle, vielleicht noch übrige Zweifel, als die hohe Frauengestalt in ganz einfacher Kriegertracht die zusammengerufenen Bewaffneten also anredete:

„Würdige Kampfgenossen! Das Unglück hat meinen Gemahl zu dem Entschlusse gebracht, die Person, welche seinem Herzen am nächsten steht, an Eure Spitze zu stellen. Ob er nicht aus Liebe zu mir meine Kraft überschäzte, das mußte meine Ehrfurcht vor seinem Befehle unerörtert lassen. Es blieb mir nichts übrig, als mich loszureissen von der Mutterpflicht, dem höhern Rufe ohne Verzug zu folgen. Mehr als auf mich selbst, rechne ich auf euern Rath und auf eure Tapferkeit. Und nun lasset uns schwören, treu zu seyn dem geliebten Vaterlande, und lieber mit Ehren hier unterzugehen, als selbst das glänzendste Loos durch die Schmach der Uebergabe eines so wichtigen Platzes zu erkaufen.“

Mit diesem, voll wahrhafter Herzenswärme von der begeisterten Versammlung nachgesprochenen Schwure schien eine neue Seele die Besatzung zu beleben. Der schlechte Erfolg eines Angriffs, der von den vereinten Spaniern und Deutschen auf die Festung geschah, bezeugte dieß. Allenthalben wurden die Angreifenden zurückgeschlagen, die,

Digitized by Google

im Vertrauen auf ihre Macht und die Abwesenheit des Oberbefehlshabers, Leucate bereits als die sicherste Beute betrachtet hatten. Constanze hatte dabey gleich einem gemeinen Krieger sich in die Reihen gestürzt, und bey Verfolgung der Feinde unter andern den Obersten von Loupian zum Gefangenen gemacht.

Der Unwille der geschlagenen Gegner war groß. Zu seinem Erstaunen vernehmend, welch ein Geist, statt des gefangenen Oberbefehlshabers, der Besatzung solch ein frisches Leben ertheile, ließ der feindliche Hauptmann der Heldin sagen, sie solle bedenken, wer in seiner Hand sich befinde.

„Und wenn ich das bedenke, glaubt ihr, daß ich darum die Pflicht vergessen werde, die eben dieser Gefangene mir selbst auferlegte? antwortete sie seinem Abgesandten, und der Würde in ihrem Blick und in ihrer Haltung wagte er nicht auch nur die mindeste Einwendung weiter entgegenzusetzen.

Die Angriffe auf die Festung erneuerten sich mit verstärkter Wuth, aber der Erfolg war nicht glücklicher. Da sendete der auf das Höchste erbitterte feindliche Feldhauptmann abermals an die Oberbefehlshaberin, ihr geradezu sagen zu lassen, daß die Fortdauer ihrer hartnäckigen Vertheidigung des Platzes ihrem Gemahl das Leben koste, daß er vor ihren Augen erdrosselt werden solle.

Die mit so grausamer Bestimmtheit ausgesprochene Drohung traf die sonst Unerschütterliche wie ein giftiger Pfeil ins Innerste ihres Herzens. Haltungslos wankte sie auf den nächsten Stuhl, und Thränen erstickten die Worte, die aus dem blutenden Busen heraufquollen. Endlich aber machten sie sich doch Luft mit Gewalt, und sie sprach: „Nehmet hin, was ich habe, und wahrlich, was mir von Glücksgütern geworden, ist nicht geringe, nehmet es zur Lösung meines Gemahls. In dem Gedanken an seine wiedererrungene Freyheit werde ich mich auch als Bettlerin noch für die Glücklichste achten. Doch bewahre der Himmel mein Herz davor, daß ich ihm das Leben mit seiner und meiner Schande erkaufen sollte."

„Edle Frau," antwortete hierauf der feindliche Abgesandte mit Achselzucken, „die Pflicht eines Mannes in Eurer jetzigen Stellung würde vielleicht ein Benehmen seyn, wie Ihr solches darlegt, aber die Frau hat heiligere Pflichten, und ein ihr aufgedrungener fremder Beruf kann sie davon nimmer entbinden. Bedenket, daß Ihr es seyd, die mit längerer Weigerung, der Nothwendigkeit nachzugeben, Euerm Gemahle selber den Dolch ins Herz stoßt!"

„Ich habe bedacht, was ich bedenken mußte. Saget dieß eurem Feldhauptmanne. Saget ihm, daß der Beruf mir von dem Manne auferlegt worden, den er, Räubern gleich, mit dem Tode bedroht. Ich fühle mich so schuldlos an diesem wie der Bedrohete selbst. Auch im traurigsten Falle wird das immer mein Trost bleiben."

„Ist das Euer letztes Wort auf meine wohlgemeynte Warnung?" fragte der Offizier.

„Mein Weggehen wird Euch alle fernern Zweifel hieran am besten benehmen!" antwortete sie, sich entfernend.

„Was ist das?" fragte am folgenden Morgen die Oberbefehlshaberin, von ihrem Schreibtische aufstehend, als ein Trompeter sich vor der Festung hören ließ, und ihr rastloser Blick konnte die Ahnung von Unheil nicht verläugnen.

Ein Herold verkündete hierauf im Namen des feindlichen Anführers, daß Frau von St. Aunez ihren Gemahl noch einmal sehen könne, das letzte Mal, falls sie die Warnung von gestern ohne Berücksichtigung lassen sollte.

Und als dir an allen Gliedern zitternde, auf den Arm des am Range ihr zunächststehenden Kriegers gestützt, vor der Festung erschien, sah sie den Gemahl ihr gegenüber stehen, einen Priester zur einen, und den, der ihn erwürgen sollte, zu der andern Seite. Außer sich vor Schmerz, streckte sie die Arme liebend nach ihm aus, und die wahrhaft schauerliche Stille unter den Offizieren ihrer Umgebung ward durch nichts unterbrochen, als durch die bangen, unwillkührlichen Laute aus ihrer, im finstersten Sturme hochaufwogenden Brust.

Der feindliche Herold trat noch einmal nahe an die Festung, verkündigend, daß Leben oder Tod ihres Eheherrn einzig in ihrer Hand liege. Da raffte sie alle ihre Kraft zusammen und sprach:

„In meiner Hand halte ich das Schwert, welches er selbst mir anvertraute, und mit diesem seine, meine und die Ehre des Sohnes, den ich einst unter meinem Herzen trug. Bevor die Pflicht, die er mir auferlegte, in Erfüllung gegangen, kann nichts mir solches aus der Hand nehmen, als der eigene Tod!"

So wie aber der Herold nach dieser Antwort sich zurück zu den Feinden begab, vergingen der Heldin die Sinne. Doch auch noch in der völligen Bewußtlosigkeit, in der sie unter ein benachbartes Zelt gebracht wurde, konnte Niemand sie von dem Schwert in ihren Rechten befreyen. Der Gedanke, welcher ihre lezte Rede beseelte, schien der Hand eine besondere Kraft ertheilt zu haben, die bey eingetretener Ohnmacht in einen, erst mit der Rückkehr ihres Bewußtseyns wieder nachlassenden Krampf übergegangen war.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Pflanzenreiche der Vorwelt.

(Fortsetzung.)

Diesen Gedanken scheinen manche Umstände zu bestätigen, vor allem aber die interessante Beobachtung, daß die Steinkohlenlager fast immer unterbrochene Reihen bilden,

Digitized by Google

was auffallend an die Bildung der Inselgruppen erinnert, bey denen die Eylande, die ja nichts sind als die Gipfel von Bergketten, immer in unterbrochenen Reihen laufen. Wir können uns demnach in jener Urzeit die Erdoberfläche als einen ungeheuren Ocean von heißem Wasser denken, aus dem einzelne bewaldete Eylande hervorragten. In diesen Meeren lebte höchst wahrscheinlich noch gar kein Fisch, sondern blos Schaalthiere; von höhern Thieren findet sich ohnehin keine Spur.

Jene Steinkohlenlager selbst sind nichts anderes als ungeheure Torfmoore; sie sind freylich von denjenigen, die sich heutzutage aus Pflanzenresten bilden, durch die Art der Gewächse und die hohe Temperatur, in der sie wuchsen, verschieden, ihrem Wesen nach aber ganz dasselbe, gleich ihnen aus den todten Gewächsen gebildet, welche jener niedrige, feuchte Boden getragen hatte. Diese großen Torfbetten bestehen aus verschiedenen, mehreren oder wenigeren Schichten; jene Wälder mußten also mehr als einmal großgewachsen und dann zerstört worden seyn; endlich aber machte eine große Catastrophe dieser ganzen Vegetation ein Ende; Schichten von Kalk und Sandstein erstickten sie, und da der Ausbruch der Porphyre in diese Periode der Erdbildung zu fallen scheint, und sich dabey ohne Zweifel starke Hitze entwickelte, so mag jene Zerstörung der Gewächse und ihre vollständige Verkohlung zum Theil von diesem Ausbruch herrühren.

Unwillkührlich drängt sich hier der Gedanke auf, daß an den ersten Pflanzenschmuck der Erde, an ihre früheste organische Schöpfung, einstens leicht die Existenz des Menschengeschlechts geknüpft seyn könnte. Schon jetzt ist der Gewerbfleiß, ja das ganze Leben mancher Nationen an die Reste jener Vegetation, die Steinkohle gebunden; aber wie, wenn einst der Mensch sich über die ganze Erde ausbreitet, längs allen Gestaden, bis wo Land und Meer sich im ewgen Eise verbinden, durch alle Schluchten des Gebirgs, bis wo die Zwergbirke im Schnee wächst, wenn einst die gelichteten Forste nichts sind, als sorgsam gepflegte Gehege für Nutz- und Bauholz, womit wollte der Mensch dann seine Heerde, Dampfkessel und Hochöfen füllen, hätte nicht die gute Mutter Erde sorglich die Mumien ihrer ersten Kinder aufbewahrt, um ihren lezten das Leben zu fristen?

Wir fassen alles Bisherige in einen kurzen Ueberblick. Während beym Beginn des Lebens auf der Erde Pflanzen und Thiere sehr einfach und wenig mannigfaltig waren, während in der ersten unserer Perioden das Land unter einem heißen Himmel in einzelnen, niedrigen, bewaldeten Eylanden aus dem Ocean der Urwelt ragte, werden in der zweyten Periode, die wohl ein sehr bedeutender Zeitraum von jener trennt, Gewächse und Thiere schon mannigfaltiger, und bilden Uebergänge zu den Geschöpfen der dritten Periode; schon treten bey weitem bedeutendere Landstrecken aus dem Meere hervor, die Temperatur ist nicht mehr so hoch und die Pflanzengeschlechter nähern sich den jezt am meisten verbreiteten, namentlich den tropischen Gewächsen. Im dritten Zeitraum endlich treten die mannigfaltigsten Pflanzengeschlechter, den jetzigen ähnlich, wenn auch nicht dieselben, in Masse auf; die Temperatur wird gemäßigter, Wasser, Erde und Luft wimmeln von gefiederten und vierfüßigen Bewohnern, und alles weist auf einen Zustand hin, der sich dem jetzigen mehr und mehr nähert.

Und nach dem lezten Kampfe der Elemente trat endlich der Erdboden aus den Wassern, wie er jezt ist, und bedeckte sich bald mit dem Grün der Gewächse, die noch jezt blühen und Saamen streuen. Das oberste Glied dieser Schöpfung aber sind nicht mehr Elephanten und Nashörner, sondern ein Wesen, das zu sprechen vermag: ich bin der Herr der Erde!

Seit der Geburt dieses Herrn ist Friede auf Erden gewesen; die Elemente scheinen sich zu Erhaltung des Gleichgewichts gegenseitig ihre legitimen Throne garantirt zu haben; die Sündfluth war eine bloße Demonstration, und was wir Stürme, Orkane, Erdbeben nennen, sind bloße diplomatische Noten oder kleine Erb- und Grenzzwiste. Indessen ahmt der Mensch jene Titanenkämpfe im Kleinen nach, wie der Funke der Leidnerflasche den Blitz der Wolke nachahmt, und hofft, wenn er ewige Frieden schließt, die Elemente werden ihren ewigen Frieden ohne geistigen Vorbehalt geschlossen haben. Da er aber doch nicht weiß, ob ihn die Hoffnung täuscht, ob diese Schöpfung einer andern Platz machen wird, bevor in den Registern des Botanikers kein Baum, kein Kraut und kein Moos mehr fehlt, so forscht er begierig nach Gründen, die ihm die Stabilität des jetzigen Zustandes zu verbürgen scheinen, und es wird darum Niemand unwillkommen seyn, daß Brogniart gerade in jenen untergegangenen Pflanzenschöpfungen eine Garantie für den Fortbestand der jetzigen, und somit des jüngsten Weltreichs überhaupt, gefunden zu haben glaubt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

„Ein Land ohne Ruhm ist schwer zu vertheidigen, und es erliegt immer, wie es gelebt hat — ohne Ehre. Ich will hier nur zwey Züge aus der neuern Zeit anführen, um zu beweisen, daß die geistige Bedeutung eines Orts und seine Monumente sehr wichtig für seine Sicherung und Erhaltung in Zeiten der Gefahr sind. Im Jahr 1814 kam die preußische Armee auf ihrem Marsch gen Paris nach Ermenonville. Niemand kann ihr verdenken, daß sie über die Franzosen empört

Digitized by Google

war, die sich in preußischem Land so grausam benommen, und daß sie racheschnaubend vordrang. In Ermenonville tritt der Maire der Gemeinde vor, um Schonung für den Ort zu erbitten; er sagt dem preußischen Kommandanten, hier sey das klassische Land, wo Rousseau zuletzt gelebt und auch gestorben, und zeigt ihm dabey sein Grabmonument. Augenblicklich wird Ermenonville geschont. Die Preußen halten die strengste Mannszucht, selbst das Schloß Girardin, der Sitz der Liberalen, wird nicht angetastet. Die Truppen zahlen Alles baar. Den ganzen Tag schiffen Offiziere und Soldaten nach der Pappelinsel, um Rousseau's Denkmal zu besuchen. Am folgenden Morgen ziehen sie fort und zwey Stunden weiter plündern sie Morfontaine, des Bankiers Clary schönes Lustschloß."

„Diese Achtung für Ermenonville erstreckte sich auch auf Montmorency, wo Rousseau seinen Emil schrieb, den wir verbrannt haben. Ein französischer Minister ohne Armee vertheidigte kurz darauf Schritt vor Schritt Frankreich und bemühte sich, es in seinen alten Gränzen zu erhalten. So wollte man auch Ferney nehmen. Da stützte sich der Minister darauf, Voltaire habe in diesem Dorf seine vorzüglichsten Werke geschrieben, und dadurch sey es unabdöslich an Frankreich gebunden. Die Kaiser von Rußland und Oestreich und die ganze heilige Allianz ließen dem edeln Sinne des Ministers Gerechtigkeit widerfahren, und man kann sagen, daß der todte Voltaire Frankreich Ferney erhalten hat."

In dieser Stelle ist viel Wahres, aber auch nicht wenig französischer Schwulst und Eitelkeit. Warum von Genfs großen Männern sprechen und dabey Calvin, Rousseau, Necker, de Saussure, Bonnet, le Fort, Abauzit und Pictet nennen? Diese Männer sind wohl ausgezeichnet und nehmen einen mehr und minder würdigen Platz in ihrer Sphäre ein; aber groß? Dies Beywort gebührt nur den Männern, die ihr Vaterland retten oder selbstständig für dasselbe oder für eine erhabene Idee sterben, oder denen, die im Reich der Wissenschaft und Kunst eine weltgeschichtliche Bedeutung haben, sey's durch Entdeckung, sey's durch bewundernswürdige Leistung.

Bey unserer Rousseau-Bewegung ist die Spekulation des Tischlers Martine zu begreifen, der in Bosser den Nußbaum gekauft hat, welchen Jean Jaques dort pflanzte und wovon er in seinen Confessions spricht. Er versichert, deßhalb alle erforderlichen obrigkeitlichen Nachweisungen und Zeugnisse von der Gemeinde Bosser zu besitzen. Aus diesem Rousseauholz will der Mann nun Meubles machen und wahrscheinlich für theures Geld verkaufen.

Andere spekuliren anders. Schon vor drey Jahren sprach ein Herr de Molin in Lausanne viel von einer Verbindung der Rhone mit dem Rhein. Wie es bey dergleichen geht, war man voll sicherer Hoffnung und voll Ueberzeugung von dem unermeßlichen Vortheil, der daraus für den Handel, Wandel und Ackerbau der Schweiz hervorgehen würde. Durch die Verbindung jener beyden Flüsse wäre auch das mittelländische Meer mit der Nordsee in Verbindung gekommen. De Molins Combinationen wurden damals noch durch andere Umstände begünstigt, denn man hatte das Projekt, Frachtdampfschiffe auszulegen, die in gewissen Absätzen und Stationen Waaren die Rhone heraufbringen sollten. Die Sache fand in Genf großen Eingang. Zu diesem Zwecke sollte das Bett des Stroms bey seiner Versenkung in die Erde (Perte du Rhône) verändert werden; man wollte einen Seitenkanal graben, um den Sturz der Rhone zu vermeiden. Auf der andern Seite war der wackere Zellweger sehr bemüht, der Schweiz ihren geringen Transitthandel zu erhalten; aber all' die schönen Hoffnungen und Aussichten verschwanden bald. Molins Projekte ruhen nur auf der Theorie, die Gesellschaft der Rhoneschiffer hat nie bestanden, und auch Zellwegers Bemühungen hatten keinen Erfolg. Da nun aber der Transitthandel der Schweiz und Genfs besonders täglich mehr in Abnahme kommt, so hat sich eine Gesellschaft gebildet, die dem Uebel hauptsächlich dadurch abhelfen will, daß sie eine Menge Waaren die Rhone herauf nach Genf und dann nach der Schweiz zu schaffen sucht. Dies muß schnell und wohlfeil geschehen. Dazu soll nun eine neue Erfindung für die Schiffahrt stromaufwärts benuzt werden. Wir wissen nicht, worin dieselbe besteht, zweifeln aber sehr an einem günstigen Erfolg in der Hauptsache. Vor Allem gehörte dazu Einheit der Kantone unter sich und ein sehr mäßiger Transit in der Schweiz. Daran ist aber, wie die Sachen nun einmal stehen, bey uns nicht zu denken.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Wenn die Kraft der Cornelius'schen Schule, wenn Wach's und anderer Kraft gerade darin besteht, aus sich heraus ganz in den Sinn und Geist vergangener Zeiten und Tage und deren Gewalt und Herrlichkeit hineinzudringen, so zeigt sich, wie es scheint, die Kraft der Schadow'schen Schule gerade darin, das Weben, Verschweben, Verklingen in sich selbst abgeschlossener Gemüther, diese unbestimmte Sinnigkeit, Freude an sich selbst, oder den sehnsüchtigen Schmerz der Befriedigungslosigkeit in einzelnen weiblichen und männlichen, fast immer jugendlichen Gestalten auszudrücken. Dazu gehört bey sonstiger technischer Fertigkeit kein anderes Studium, als das der eigenen Sinnigkeit und Minnigkeit, nicht das tiefe Studium des menschlichen Herzens, der Leidenschaften und ihres Ausdrucks, der antiken und modernen Welt, der Zeiten und Verhältnisse, sondern nur das Studium seines eigenen Gemüths, das Hegen und Pflegen seiner Gefühle, seiner unbestimmten Sehnsucht, seiner süßen Ahnungen und sanften, stillen Träume. Dies ist vielleicht der Grund, daß in so kurzer Zeit so viele Schüler zu solcher Vollkommenheit gelangt sind und solchen Beyfall von ähnlich Empfindenden eingeerndtet haben; wie man ja wohl auch in anderer Weise so vielfach durch musikalische Wunderkinder in Erstaunen gesezt wird. Aus der Freude an dieser abgeschlossenen Welt mag sich denn auch wohl das Bemühen herschreiben, diese lieben Gefühle so lieblich, als es nur gehen will, darzustellen, sie äußerlich so reich als möglich auszustatten, allen Fleiß, alle Sorgsamkeit auf die Technik zu verwenden. Die Weiche aber aller dieser Darstellungen, die Abdämpfung und vielfache Mischung der Farben, die beispiellose Süßigkeit und Harmonie des allgemeinen Tones mag sich von jener Weiche des Gemüths, von jener Widerstandslosigkeit, jenem Mangel an Energie herschreiben. Hier ist nicht der Muth vorhanden, keck scharfe Gegensätze weder der Formen noch der Farben einander gegenüber zu stellen. Es ist eine Harmonie, die aus keinem Kampfe hervorgeht. Alles ist gerundet, sanft, weich und kraftlos. Denn besonders die Schüler scheinen den Mißklang dieser Zurückgezogenheit in sich gegen die Welt, die Unzufriedenheit und stille Schwermuth nicht mitgetheilt zu haben; sie scheinen von Haus aus in dieser Welt der Gefühle, die sie darstellen, mit stiller, wenn zwar hin und wieder sehnsüchtiger Zufriedenheit hinzuleben. Sie haben sich, nach den ausgestellten Bildern zu urtheilen, ideale Gestalten für diese ihre Welt gebildet, ein Mädchen- und ein Jünglingsgesicht, welches fast in allen Situationen modifizirt wiederkehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 15.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Januar 1829.

Alle ihre Blüthen sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn!

Schiller.

Antike Poesie.

Ich sah den Helicon im Wolkendunst,
Nur kaum berührt vom ersten Sonnenstrahle;
Nun aber stehen hoch mit einem Male
Die Gipfel dort in Morgenröthe-Brunst.

Doch unten spricht von holder Musen Gunst
Der heil'ge Quell im dunkelgrünen Thale;
Wer aber schöpft mit reiner Opferschale,
Wie einst, den ächten Thau der alten Kunst?

Wie? soll ich endlich keinen Dichter sehn?
Will keiner mehr den alten Lorbeer pflücken?
— Da sah ich Iphigeniens Dichter stehn.

Er ists, an dessen Blick sich diese Höhn
So zauberhaft, so sonnenwarm erquicken;
Er geht, und frostig rauhe Lüfte wehn.

E. Moerike.

Ueber die Pflanzenreiche der Vorwelt.

(Beschluß.)

Brogniart kommt zu diesem Resultat durch die Beantwortung der interessanten Frage: ob sich nicht eine wahrscheinliche Erklärung von dem merkwürdigen Umstande geben ließe, daß schon in den ältesten Perioden der Erdbildung eine so äußerst kräftige Vegetation von Pflanzen auftritt, die in der Luft lebten und dieselbe durch ihren Lebensprozeß zersezten, während dagegen erst in den allerlezten Perioden warmblütige Thiere, Vögel und Säugethiere vorkommen, d. h. Geschöpfe, die zu ihrem Athmungsprozeß sehr viele Luft brauchen? Die Annahme, daß die Atmosphäre zu den verschiedenen Zeiten eine verschiedene chemische Zusammensetzung gehabt, namentlich Anfangs weit mehr Kohlensäure oder sogenannte fire Luft enthalten habe, scheint jene Erscheinung vollkommen zu erklären. Die Gewächse ziehen den Kohlenstoff, den ihr Gewebe enthält, und der ihnen zur Nahrung dient, aus der Luft, die sie gleichsam athmen, an sich. Auch jene Pflanzen der Ur- und Vorwelt hatten also wohl den Kohlenstoff, den sie, so lange sie lebten, enthielten, und der nach ihrem Tode in Gestalt von Steinkohle, versteinertem Holz, Bitumen u. s. w. in der Erde zurückblieb, aus ihrem Luftkreise geschöpft. Sezt man voraus, daß aller dieser Kohlenstoff vor der Schöpfung der ersten organischen Wesen in Gestalt von Kohlensäure in der Luft verbreitet war, so mußte jene Atmosphäre, statt wie gegenwärtig kaum Eintausendtheil, eine Menge von Kohlensäure enthalten, die man natürlich nicht genau angeben, immer aber auf fünf, sechs bis acht Procent schäzen kann. Nun wissen wir aber aus Saussüres Versuchen, daß eine in solchem Verhältniß der Kohlensäure gemischte Luft die Vegetation nicht nur nicht hemmt, sondern sie sogar außerordentlich fördert, wenn die Pflanzen der Sonne ausgesezt werden. Wir können somit jenen sehr wahr-

Digitized by Google

scheinlichen Unterschied in der Mischung der Luft als eine der mächtigsten Ursachen des so erstaunlichen Pflanzenwuchses in den ersten Zeiten der organischen Schöpfung betrachten. Aber derselbe Umstand, der das Wachsthum dieser Pflanzen förderte, mußte der Zersetzung der Reste und ihrer Umwandlung in Dammerde hinderlich seyn. Denn diese Zersetzung rührt wesentlich daher, daß der Sauerstoff der Luft der todten Pflanze einen Theil ihres Kohlenstoffs entzieht. Enthielt nun die Luft weniger Sauerstoff und mehr Kohlensäure, so mußte diese Zersetzung schwieriger und langsamer vor sich gehen, und daher rührt die Anhäufung jener Pflanzenreste in der Erde, daher jene ungeheuren Torfschichten, unter Umständen und aus Gewächsen, die in der jetzigen Atmosphäre kein solches Brennmaterial mehr bilden würden. Andernseits aber mußte, was dem Pflanzenleben so günstig war, die Existenz von Thieren beeinträchtigen, namentlich von Thieren, deren thätige Respiration eine reinere Luft verlangt. In der ersten Periode scheint daher auch nicht ein einziges Thier gelebt zu haben, das Luft athmete. Nachdem aber durch die ersten Wälder der Luft ein Theil ihres überschüssigen Kohlenstoffs entzogen, und derselbe als Steinkohle im Schooße der Erde begraben war, konnten schon mit einer neuen Flora jene Haufen monströser Frosch- und Eidechsenähnlichen Thiere auftreten, die, halb Wasserthiere, dem Bau ihrer Athmungswerkzeuge nach eine weit weniger reine Luft erfordern als die warmblütigen Thiere.

Die Pflanzen fuhren fort die Luft zu reinigen; aber erst als im dritten Zeitraum eine ganz neue, an großen Bäumen reiche Pflanzenwelt, welche die weiten Kontinente mit ungeheuren Wäldern bedeckt zu haben scheint, erstanden war, konnten Thiere mit warmem Blute leben, konnten jene Heerden von Säugethieren aller Art, unsern jetzigen fast vollkommen ähnlich, sich auf der Erde tummeln und vermehren, denn jetzt erst war die Luft für die thätigen Athmungswerkzeuge dieser Thiere rein genug geworden.

In unserer jetzigen Schöpfung aber scheinen nun die beyden Reihen von Geschöpfen, Thiere und Pflanzen, sich so zu einander zu verhalten, daß ihr Lebensprozeß, statt das Gleichgewicht der Atmosphäre zu stören, dasselbe erhält. Während nämlich die Thiere Kohlenstoff ausathmen, ziehen die Pflanzen denselben an sich, und dieß ertheilt vornehmlich unserem Luftkreis den Charakter, der überhaupt die Periode, in der wir leben, bezeichnet, den Charakter der Stabilität. Denn glücklicherweise ist es unsern Physikern nach dem jetzigen Stand ihrer Kenntnisse unmöglich, im großen Erdgebäude auch nur den geringsten baufälligen Fleck aufzufinden.

Frauengröße.

Geschichtliche Novelle von Fr. Laun.

(Beschluß.)

Herr Barri von St. Amez war, zur ewigen Schande der Angreifenden, wirklich erwürgt worden. Die unbezähmbare Wuth der Besatzung, die Schmähungen, in welche die höchste innere Empörung über eine so ganz unwürdige Handlung ausbrach, und denen von Seiten der Befehlshaber gar kein Damm entgegenzusetzen war, ließen der Wiedererwachten keinen Zweifel, daß der Feind seine schändliche Drohung erfüllt habe. Da starrte das geröthete Auge der Wittwe zum Himmel. Es hatte so wenig eine lindernde Thräne, wie ihr blasser Mund ein trostflehendes Gebet.

Erst als die Feinde, die Belagerung aufgebend, hinwegzogen, und hiermit der eifrigste Wunsch ihres Verstorbenen erfüllt wurde, erst dann kehrten ihr die Worte zurück. „Verklärter," rief sie jetzt aus, „so ist wenigstens dein Zutrauen zu mir nicht getäuscht worden!"

Aber in der Besatzung ließ die Wuth sich nicht zum Schweigen bringen. Der Oberste Loupian, als der angesehenste ihrer Gefangenen, war seiner Haft gewaltsam entrissen und bereits alle Anstalt zu seinem qualvollen Tode gemacht worden. Mit Mühe nur hatten die Hauptleute sich seiner, und zwar einzig unter der kräftigen Vorstellung bemächtigen und ihn in eine festere Haft zurückführen können, daß es ja der größte Frevel seyn würde, der Rache der Oberbefehlshaberin an diesem Feinde vorgreifen zu wollen.

Als aber nach mehreren Tagen noch immer keine Anstalt zur Hinrichtung des Gefangenen werden wollte, da vergrößerte sich das Mißtrauen der Besatzung gegen die Hauptleute immer mehr, und fürchtend, daß der Oberbefehlshaberin ihr Antrag gar nicht zu Ohren gebracht worden, sammelte sich ein großer Haufe im Schloßhofe mit der Bitte um Gehör bey ihr. Da erschien sie, mit weiblicher Kleidung angethan, in tiefster Trauer auf dem Balkon vor den unten Versammelten und beantwortete den ihr bereits schriftlich übergebenen Antrag auf folgende Weise: „Meine Freunde! Eurem Arme ist der große Heinrich die glückliche Behauptung dieses wichtigen Platzes schuldig. In seinem Namen meinen Dank hiermit für Eure Treue und Tapferkeit. In dem meinigen danke ich Euch sogar für das, was Euch jetzt hierher führte, und was ich auf das Strengste ahnden müßte, wenn Eure Hand das Vollbringen gewagt hätte. Denn wie sehr es mir auch Euern tiefen Unwillen über die mir widerfahrene Grausamkeit darthut, so ist doch mit dem Wohlwollen, das Ihr mir hierdurch bezeugt, eine ähnliche Grausamkeit verbunden, deren Ihr Euch und mich schuldig zu machen im Sinne habt. Was that der Gefangene Euch oder auch meiner

Digitized by Google

Person? heißt es einen Gräuel, eine Gewaltthat rächen, wie nur Räuber sie zu üben pflegen, wenn man gleiche Gewaltthat an andern Schuldlosen verübt? heißt solches nicht über sich ebenfalls unter die ehrlosen Räuber stellen? zudem steht ja jeder Gefangene unter der Obhut des Königs. Wollt Ihr, die wackern Streiter für Heinrichs Gewaltsame, ihn zugleich in seinen heiligsten Rechten angreifen, und mit tückischer Mordthat denselben Schimpf auf seine Heeresmacht werfen, welcher den Waffen unserer Gegner bereits den allgemeinen Abscheu zuzog? Denket nicht weiter daran, meine Freunde. Bey derselben Liebe zu mir und meinem theuern Verewigten, die Euch zu diesem Irrthume verführte, beschwöre ich Euch, Euern und meinen Namen nicht zu bestecken mit Handlungen solcher Art. Das Brandmal der That, welche mir diesen Trauerschleyer überwarf, kann nicht einmal der vertilgende Zeitstrom vom Namen Eures Feindes hinwegwaschen. Je reiner wir neben ihm stehen, desto größer wird auch seine ewige Schande seyn. Lasset die Schmach denen allein, die voll Verzweiflung Euch den Rücken zeigen mußten, und seyd Ihr überzeugt worden von der Wahrheit dieser meiner Vorstellung, so gebt mir solches durch den Zuruf zu erkennen: „Lange lebe König Heinrich der Vierte!“ Und im Augenblicke erscholl die Luft von diesem Rufe. Kein einziger der Anwesenden hätte ihm seine Stimme entziehen mögen.

Der Schaaren eingedenk, denen an dem Felsen von Leucate das Haupt fruchtlos zerschmettert worden, hatten die Feinde den ganzen weiten Umkreis der Gegend verlassen, und Constanze harrte mit Ungeduld des Augenblicks, wo ihr vergönnt seyn würde ihren Franz und die geliebten Eltern zu Montpellier wieder aufzusuchen. Aber er verzögerte sich ungewöhnlich.

Eines Nachmittags sprang plötzlich der Sohn in ihr Wohngemach. Ueber dem Glücke, ihn wieder an der Mutterbrust zu fühlen, den Umstand ganz vergessend, daß, seltsam genug, wegen des Einlassens des Knaben und der etwa mit ihm Gekommenen in die Festung zuvor keine Anfrage geschehen war, gewahrte sie jezt beym Wiederaufblicken auch ihren Vater, in Begleitung zweyer andern Herrn, in deren einem sie sogleich den Connetable, Herzog von Montmorency, erkannte. Dem Ausbruch ihrer kindlichen Liebe für den Augenblick Schweigen auferlegend vor dem Verhältnisse, worin sie als Oberbefehlshaberin der Festung zu dem Oberfeldherrn stand, näherte sie sich diesem zuerst.

Zu ihrem großen Befremden aber zog der Herzog sich zurück, sie nach dem andern Mitgekommenen hinweisend.

„Wahrlich, Montmorency,“ rief dieser aus, „das ist das erste Mal, daß Ihr zum Verräther an mir wurdet!“ Obschon der Mann Constanzen noch nie vor Augen gekommen, so nahm sie doch bey näherer Betrachtung die große Aehnlichkeit seines Gesichts mit dem Bildnisse Heinrichs des Vierten wahr, das zu Montpellier in der Wohnung ihrer Eltern hing. Kaum aber daß sie ihr Knie bog vor dem Könige, so zog dieser sie in seine Arme und sprach: „Edle Frau, Ihr habt das Höchste erreicht, dessen der Mensch fähig ist; Ihr bezwangt Euer Herz, um demselben Genüge zu leisten. Dieser dürre Felsen, durch Euch zum glänzenden Demant umgeschaffen, wird ewig Euern Namen tragen. Das Schwert, mit dem Ihr solchen behauptet, ist Niemand so würdig zu führen, als Ihr. Gewährt darum Euerm dankbaren Könige die Bitte, es zu behalten auf dem jetzigen Posten, und mir in diesem Sohne Euern würdigen Nachfolger aufzuerziehen.“

So geschah es auch. Constanze von St. Aunez stand der Festung Leucate als Oberbefehlshaberin vor bis an das Ende eines nicht allzulangen, aber desto ruhmvolleren Lebens, und legte, nach Königs Heinrichs Wunsche, sodann das Amt in die Hand ihres Sohnes nieder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Besonders eigenthümlich sind die weiblichen Gesichter; fein und durchsichtig wie Alabaster, durch welchen ein mildes Licht schimmert, geben sie den Anblick höchster Nervenreizbarkeit und Schwäche, eines sanften, widerstandlosen Schmachtens, eines unbewußten, auch leiblich leicht erregbaren Verlangens, das von gereiztem Nervenzustand herkömmt; oder sie zeigen einen kraftlosen, durch Thränen lächelnden Schmerz, oder das gebrochene Auge eines sammervollen Todes. Bis zur Heftigkeit und Gewalt irgend einer Leidenschaft kommt es aber in keinem dieser Bilder, oder wenn es dahin kommt, sieht man, hier ende das Gebiet des jungen Malers und er trete aus seiner Sphäre heraus; kurz diese historischen Gestalten der Julie, Clorinde, Armide sind mehr hysterisch als historisch zu nennen, und dies ist ganz consequent. Auch bey den Jünglingen scheint alle Kraft des Leibes, der Gestalt, alles Mark und aller Saft zu Gemüth und Gefühl eines trüben, gleichfalls weichen Schmerzes aufgezehrt zu seyn. Eben so typisch fest ist die Gruppirung der Liebespaare und der dunkle Hintergrund, aus dem die Gestalten leuchtend sich herausheben und ihr ideales Licht von dem Beschauer zu empfangen scheinen. Wie sehr nun aber in allen diesen Bildern der sanfte Schmelz der Farben, die Gefälligkeit und Rundung der Formen, der Fleiß des Pinsels, der nicht kleinlich und spitz ausmalt, sondern sicher und gewandt schon früh vieles leistet, was Andere erst spät erringen, wie sehr diese Vorzüge anzuerkennen und herauszuheben seyen, muß um so mehr zugestanden werden, je mehr dies gerade Vorzüge sind, welche allein mit diesen Bildern versöhnen können. Nur solche früh erlangte Fertigkeit vermag zu diesen Bildern immer von Neuem hinzuziehen, wenn die innere Kraftlosigkeit, der Mangel an gesundem Sinn und an wahrer Auffassung des ächten Inhalts jeder wohlorganisirten, nicht krankhaft in sich verhau-

Digitized by Google

senden menschlichen Brust Manchen stets von ihnen zurückstoßen möchte. Mehr noch als die übrigen, scheint sich der Meister selbst und einer der jüngeren Schüler, Hübner, dem Mangelhaften dieser Schule entreißen zu wollen. In seinem Portrait Immermanns hat wohl Schadow Alles geleistet, was man von einem modernen Schriftsteller verlangen mag. Am meisten bestritten dagegen wurde der Werth der Schadow'schen Mignon, und in der That möchte wohl die schwierige Aufgabe, den Charakter dieses räthselhaften Wesens durch Auge, Züge und Gestalt zu enthüllen, von einem so ausgezeichneten Künstler nicht leicht in geringerem Grade gelöst werden können. Es sey erlaubt, diesen Charakter, so gut es gehen mag, kurz in Worten zu schildern. Am besten möchte man sich Mignon Wilhelmen gegenüber, dem sie angehört, entziffern können. Wilhelms Bestimmung ist, in sich die Möglichkeit einer vollendeten harmonischen Bildung des ganzen inneren und äußeren modernen Menschen zu tragen. Die Welt und ihre Verhältnisse, die Menschen und ihre verschiedenen Charaktere sollen ihn zu dieser Vollendung erziehen. Er hat keine feste, bestimmte Lebensrichtung, aber er lernt sie alle kennen, und in seiner nach allen Seiten hin offenen Bildsamkeit nimmt er von allen das in sich auf, was ihm zu der inneren Harmonie nothwendig ist. Den verschiedenartigsten weiblichen Gestalten schließt er sein Herz liebend auf, Männer jeden Standes, Alters und Charakters theilen sich in seine Freundschaft. Mignon dagegen, früh aus der eigentlichen Sphäre ihres Lebens in eine fremde Welt der Härte, Grausamkeit, Zügellosigkeit und Wildheit hineingerissen, verschließt sich unbewußt in sich. Sie ist sich und andern ein Räthsel.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, December.

(Beschluß.)

Für die Verschönerung der Stadt ist seit 8 Monaten Unglaubliches bey uns geschehen. Nicht nur, daß finstere, enge und dumpfige Straßen wie durch ein Wunder licht, breit und gesund geworden sind, daß man jezt in der untern Stadt von einem Ende zum andern sehen kann, immer zwischen schmucken, freundlichen Häusern weg; es sind auch in dieser kurzen Zeit ganz neue Plätze und Straßen entstanden.

Unsere Genfer Literatur hat aus den lezten Monaten nichts Ausgezeichnetes aufzuweisen, wenn man nicht einige botanische Gelegenheitsschriften unseres de Candolle über einige Pflanzenfamilien hierher rechnen will.

Die Genfer scheinen den verstorbenen Kaiser Alexander von Rußland besonders in Betrachtung genommen zu haben. Kaum ist Empeta's Notice sur Alexandre erschienen, so erscheint eine Histoire d'Alexandre I., Empereur de toutes les Russies et des principaux événemens de son regne, von Alphonse Rabbe in zwey Bänden. Es ist gewiß ein sehr schwieriges Unternehmen, im Angesicht der Zeitgenossen über Männer zu sprechen, die vor ihren Augen eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der Geschichtschreiber steht wie dicht vor einer hohen Mauer. Er kann nicht daran hinaufsehen, ohne sich den Hals zu verrenken. Vieles sieht er wahrscheinlich nach seinen Ideen oder nach vorgefaßter Meynung. Wäre er aber wirklich ganz unpartheyisch, so gibt es gewiß Leute, die ihm zu viel Tadel oder Lob in seiner Schrift vorwerfen, oder die ihr, was noch schlimmer ist, nachsagen, sie sey ohne alle Farbe. Auch dem Verfasser dieses Buchs über Alexander könnte es leicht so gehen, wiewohl seine Geschichte des ausgezeichneten Monarchen anziehend und vollständig ist. Wir wollen daraus nur einige Züge anführen, die die Schweiz betreffen. Als der Kaiser 1814 in Paris war, besuchte er die Gattin seines Jugendlehrers La Harpe. Da sie vor ihm stehen blieb, so sagte er zu ihr: Ich finde Sie sehr verändert, gnädige Frau. — Sire, ich bin älter geworden und manche Umstände — Ach, Sie verstehen mich nicht, ich meine, Sie setzen sich nicht mehr, wie sie ehemals pflegten, vor dem Zögling Ihres Mannes nieder, um traulich mit ihm zu plaudern. — In der Folge sprach ihm Frau von La Harpe von dem Enthusiasmus der Pariser für ihn. Da antwortete ihr der Kaiser: „Wenn ich den Leuten durch etwas gefalle, wem verdank' ich's? Hätte es keinen de la Harpe gegeben, so wäre aus mir kein Alexander geworden.“ Viele Züge des edlen Kaisers in Beziehung auf die Schweiz und Genf kennt der Verfasser nicht. Ihm und seinem Minister Capodistrias verdanken wir vorzüglich unsere Restauration und Unabhängigkeit.

Von Francis Cunningham's trefflicher Notice sur les Prisons de la Suisse et sur quelques unes du Continent de l'Europe, ainsi que des moyens de les améliorer — hier eine zweyte Ausgabe erschienen. Wie der treffliche Appert in Frankreich, hat der Verfasser zum Zweck, das Schicksal der Gefangenen zu verbessern und zu erleichtern. Auch ihm nahm kann und darf der Mensch seines Gleichen keine größere Strafe auflegen als die Beraubung der individuellen Freyheit, und auch diese Beraubung muß so mild gemacht werden als möglich. Zu diesem Zweck hat der Verfasser eine Menge Gefängnisse besucht und dabey Alles genau verzeichnet, was darin geschieht, um die Gesundheit der Sträflinge zu erhalten und sie moralisch zu erheben und umzugestalten. Durch die Vervollkommnung der Strafarbeitshäuser gelangt man wohl bald dahin, die ungerechte Todesstrafe in ihrer Grundlage zu erschüttern und dann die Blutgerüste ganz bey uns verschwinden zu lassen. Die Schweiz neigt sich mit Macht zu dem neuen menschlicheren Strafsystem hin, aus dem körperliche und Todesstrafen ganz verbannt sind. Genf ging dabey mit seinem trefflichen Strafarbeitshaus Beyspiel gebend voran. Ihm folgten Lausanne und Bern. Dieser Gegenstand wird vorzüglich die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft beschäftigen, welche sich dies Jahr in Basel versammelt. Diesem Verein so viel wie möglich Thatsachen vorzulegen, ist der Hauptzweck gegenwärtiger Schrift. Der Verfasser spricht seine Beobachtungen ohne Bitterkeit aus. Sein Tadel ist nicht scharf und schneidend selbst da, wo er die barbarische und unmenschliche Behandlung der Gefangenen nicht verschweigen kann. Sehr richtig bedacht er, daß es nicht gut wirkt, wenn man die Anhänger alter Weise, Vorurtheile und Mißbräuche hart und verletzend angreift. Darum läßt sich erwarten, daß sein Buch bald sichtlichen Nutzen stiften wird.

Auflösung des Räthsels in Nro. 9:

Salz.

Räthsel von Swift.

Aus dem Englischen übersezt.

Ewig wandernd, endend nimmer,
Stets zerstörend, zehrend immer,
Nie der Ruhe zugesellt,
Bis ich einst verschling die Welt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 16.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Januar 1829.

Wie ein Vogel durch sein fliegen,
Wie ein Pfeil
In der Eil'
Leichtlich kann das Aug' betrügen:
So schnell ist des Menschen Hab',
Und sein Schritt zu seinem Grab
Ist nicht weit von seiner Wiegen.

Rudolph Wackerlin.

Der Feiertag.

Romanze. *)

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beysammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „morgen ists Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höhn,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihrs, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „morgen ists Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!“ —
Hört ihrs, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „morgen ists Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!“ —
Hört ihrs, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „morgen ists Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?“ —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht;
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind,
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen ists Feiertag.

Gustav Schwab.

*) Am 10. Juni 1828 schlug der Blitz in ein, von zwey armen Familien bewohntes Haus der würtembergischen Stadt Tuttlingen, und tödtete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 2 Jahre alt. Siehe Schwäb. Merkur. 8. Jul. 1828, St. 166.

Digitized by Google

Malegys und Vivian.*)

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

Durch

August Adolph Ludwig Follen.

(Fortsetzung von Nro. 6.)

Sonder Zaudern und Zagen, nein mit dem Blicke freudiger Zuversicht und mit fester Hand, schlug Malegys Meister Ywerts geheimnißvolles, gewaltiges Buch auf. Ganz als ob er mit bekannten Dingen umgehe, las er das erste Kapitel, Experiment und Konjurazie. So mächtig und immer mächtiger las er, daß um und um ihn die Geister erstanden. Zuerst erschien der Geist der Verführung mit seinen Gesellen, den Teufeln der Hoffahrt, des Neides, der Völlerey, des Geizes. — „Fleuch von dannen!“ rief der Zauberer; „dein begehr' ich nicht.“ Fort las er, bis zu ihm kam die allerhäßlichste Kreatur, die sich Belial nannte, der auf Schlachtfeldern wüthet und in Blut badet. — „Ist noch ein Geist schneller denn Du?“ fragte Malegys. Er bekannte: sein Geselle Satyal sey noch schneller denn er. — „Fleuch von dannen!“ rief der Negromant, „dein begehr ich nicht.“ Da beschwor er den Satyal. Mit großem Wind und Geräusch flog der Geist daher, zürnte und dräute schrecklich wegen der starken Konjurazie. Aber Malegys preßt' ihn so grausam, daß er wimmerte und endlich bekannte, er sey der Geist der Unkeuschheit, der schnellste unter allen, nächst Belzebu. — „Fleuch von dannen!“ gebot der Negromant; „dein begehr ich weiter nicht.“

Da stärkte sich vorerst Malegys mit Zeichen und kräftigen Gebeten, daß ihm die Gewalt zukomme, Belzebu zu rufen und zu binden. Hierauf las er eine Beschwörung, wie nie vordem ein Negromant gewagt, außer der weise Salomon, der ein starker und behender Zauberer war. Mit Wetterleuchten und markerschütterndem Gekrach erschien der furchtbare Geist, und alles Entsetzen der Hölle im Blick, schnaubt er den Negromanten an: „Verwegner Erdenwicht! wie wagst du den König der Geister zu höhnen und zu mantern? Im Nu laß ab, oder ich breche dir's Genick und schleudre deine Seele zum tiefsten Höllenschlund!“ Aber mit kalter Majestät und eiserner Herrscherstimme entbot ihm Malegys: „dieses Trotz- und Dräuwort soll dich gereuen, Verworfener! Auf die Knie, Armseliger!“ Bey diesem Worte beschrieb er ein magisches Zeichen und gab einen Wink mit der Augenwimper. Da fiel Belzebu winselnd vor Schmerz, um Gnade bettelnd, ihm zu Füßen, und gelobte sich zum allzeit fertigen Knecht dem Wink des Meisters. — Nachdem er ihm alle seine Künste offenbart, ließ Malegys ihn fahren. Im Nu war er über tausend Meilen fern und an allen Ecken und Enden. Vor dem aber woll' uns der Himmel bewahren!

Eh' der Hahn schrie, hatte Malegys alle Kraft des großen Buches in seinen Geist eingesogen. Da strich er von dannen wie er hergekommen, ging in sein Schlafzimmer, legte sich unhörbar zu Bett und schlief bis zum hellen Morgen, ganz wie wir natürliche Menschen; der gute, verstummte Professor der Pariser Hexerey stand noch Schildwache davor, in unfreywilliger Dienstbeflissenheit.

Als es Tag geworden, kamen die Meister in das Schlafgemach, und Baldaris rief: „Vetter! habt Ihr Euer Bette noch?“ — „Das wohl,“ sprach Malegys, „und Gott sey Dank dafür. Aber seht nur (und hier stieß er einen Laden auf), der Herr da ist der Satanas. Uebel, traun, hat Meister Ywert gethan, daß er mir den häßlichen Schalk gesendet. Aber gieb mir mein Schwert, ich will jezt zusehen, ob ich den Teufel todtschlagen mag. Doch vorher soll er recht Beicht' und Buße thun, und sein Herz erweichen. Denn da der Teufel begreiflich seine Seele nicht selber holen kann, so muß ich als sein guter Pastor ihn unter den Krummstab nehmen und dafür sorgen, daß er sich noch bekehre und ein passabel seliges Ende nehme. Also, beichte Satan!“ Zugleich nahm er ihm das Schloß vom Munde, daß Ywert etwas Herz zu fassen begann und sprach: „Um Gott! erbarmet Euch endlich meiner Leibesqual und Seelenfolter, die so schrecklich ist, daß ich, wollet Ihr nicht ablassen, tausendmal den raschen Tod vorziehe. Allein ich sehe nun wohl, daß Ihr mich nur demüthigen und strafen wollt für die Beleidigung, die ich im Uebermuth Euch zugefügt. Diesen Zweck habt Ihr zu Gnügen erreicht, und ich bekenne, daß ich nicht Unverdientes erlitten. Seyd Ihr so ritterlichen Herzens als mächtig an Geist und Kunst, so wird Euch diese Erklärung genug seyn; eine weitere Erniedrigung aber erwartet Ihr von mir stets vergebens.“ Diese ziemlich unerwartete, innere Erhebung des Gedemüthigten überraschte Malegys, und die Berufung auf sein ritterliches Gemüth trieb ihm das Blut in die Wangen. „Eure

*) Die Fortsetzung dieser Novelle hat durch den Umstand eine Unterbrechung erfahren, daß sich der Verfasser veranlaßt gefunden, den Stoff anders zu bearbeiten, als Anfangs seine Absicht gewesen. In Folge dieses veränderten Planes trägt er uns auf, die geneigten Leser zu bitten, folgende, die Geschichtsfabel störende Verseben in dem schon Abgedruckten verbessern zu wollen: S. 3 Z. 4 von oben statt: der Sohn des Königs von Majorka und Montbrant ꝛc. muß es heißen: „der König von Majorka und der Sohn des Königs von Montbrant zur Gemahlin begehrt hatten ꝛc.“ Ebendaselbst, Z. 8 v. o., statt: mit dem Kriegsvolk des Königs ꝛc. muß es heißen: „mit dem Kriegsvolk der Könige.“ Ebendas., Z. 18 v. o., statt: den König von Majorka todt vom Pferde stach ꝛc., setze man: „den König von Montbrant für todt vom Pferde stach ꝛc.“ Ebendas., Z. 10 von unten, statt, des Königs von Majorka Sohn, voll Rachgier des erschlagenen Vaters ꝛc., ist zu lesen: „des Königs von Montbrant Sohn, voll Rachgier wegen des erschlagen geglaubten Vaters ꝛc.“

Digitized by Google

Selbsterniedrigung, sprach er hurtig, erhebt Euch über Euch und mich und löset Euch durch Euch selbst von dem Zauber, wie Eure frühere Ueberhebung Euch verunstaltet hatte.“ — Ganz ungehört sprach er noch während dieser Rede in sich selbst hinein das Lösungswort, und Augenblicks stand Ywert in seiner vorigen Gestalt da. Spähend heftete Malegys den Blick auf ihn, um zu erkunden, was jezt in seinem Inneren vorgehen werde. Aber einsich und herzlich trat Ywert zu ihm und sprach: „Ich bin Euch aufrichtigen Dank schuldig, daß Ihr mich durch Euer, obwohl sehr kräftiges Experiment von meinem Wahne geheilt habt, in welchem ich meine Weisheit für überschwänglich achtete. Jezt will ich mich meiner obersten Meisterschaft abthun und, wie der Herr von Roseflur, Euch als meinen Gebieter anerkennen.“ Deß waren alle froh und führten Malegys in ihre Schule, wo man ihm eine Aufgabe stellte, die er aus dem Stegreife beantworten sollte. Sie befaßte die Frage: „Weßhalb sind Frauen bey der Empfängniß und bis zur Geburt ihrer selbst nicht Meister, und wann geschieht es und wie geht es zu, daß der Teufel schon im Mutterleibe der jungen Frucht beykommt und seine Künste versucht?“ — Malegys entwickelte und erörterte die etwas dunkle Materie so trefflich, und haranguirte die Meister so überzeugend und glänzend, daß alle in wissenschaftlichen Enthusiasmus und Bewunderung ausbrachen, welche durch Händeklatschen und Bravorufen sich Luft machten. Aber diese Materie ist zu mystisch und medizinisch, als daß der Erzähler, wenn er die Doktrin vorträge, auf allgemeine Theilnahme oder Beyfall hoffen dürfte; weßhalb er dieselbe lieber einem eigenen Tractatus mystico-academicus hiemit ausdrücklich vorbehält. Sobald der junge Dozent geendigt, zog Ywert sein kostbares Barett mit dem Lorbeerzweige vom Haupt und krönte damit Malegysen; in aller Form und Feyerlichkeit ward er dann einhellig erhoben und bestellt zum „obersten Meister aller Zauberey und Negromantie.“

Hierauf gab die Schule zu Ehren ihres neuen Oberhauptes ein großes Fest, und Meister Ywert entwickelte dabey wahrhaft königlichen Pomp und Freygebigkeit. Der König selbst und all die Genossen von Frankreich, welche man auch die von der Tafelrunde nennt, den stolzen Roland ausgenommen, der dazumal auf einem Zuge wider die Heyden begriffen war, nahmen Theil. Nachdem man trefflich geschmauset und der gute Wein das obere Stockwerk aller hohen und niedern Häuser zu beziehen anfing, sprach König Karl mit einiger vornehmer Schalkheit: „Würdiger Meister Malegys! man rühmt von Euch, daß Ihr noch viel weiser seyet als jung, und Alle behaupten, daß Euere Wissenschaft und Kunst auch den weisen König Salomon in die Schule führen würde. Wohlan, würdiget uns einer kleinen Probe Eurer Kunst, damit wir die Bewunderung der Uebrigen aus Ueberzeugung theilen mögen.“ — „Was Ihr begehret, will ich machen,“ antwortete Malegys mit Festigkeit, „nur begehret nichts, was Euch hernach zum Aerger ausschlagen könnte.“ — „Kunstreicher und sehr guter Malegys,“ sprach Karl, „mache, daß wir Alle, die wir zu deinen Ehren hier versammelt sind, dir nackend einen festlichen Reigen tanzen!“ — Kaum gesprochen, so stieß der Negromant in sein Hifthorn und augenblicks warfen und rissen Alle ihre Kleider ab, faßten einander an und wirbelten wie die Windsbraut im weiten Saal umher. Karl selbst hoppelte daher, gleichsam wie eine Gans; der Negromant sang ihm vor und strich die Geige. Aber als Karl etwas mehr zu Athem kam, begann er sich innerlich zu erhitzen und zu erboßen, so daß er bey jeder neuen Tour, die der Zauberer angab, in neue Verwünschungen ausbrach, und daß ihm jeder andere Hoppaß ein ärgeres Scheltwort über seinen Vorgeiger aus den Rippen zu schütteln schien. Malegys kehrte sich gegen ihn und sprach: „Was zürnet und murmurirt Ihr da hinter meinem Rücken? es paßt sich nicht gut zusammen, Tanzen und Fluchen.“ — Da that er wieder einen kräftigen Bogenstrich und Karl einen Purzelsprung und Fluch: „Daß dich der Satan, unverschämter, maledeiter Herenmeister!“ — „Ich sehe,“ sprach Malegys, „daß für Euch die Rosenzeit der Tänze vorüber ist, und muß nun ohne Spielpfennig meine Geige wieder einpacken.“ — Hiermit verthat er sein magisches Experiment und Alle haschten nach ihren Kleidern, die aber in der Eile nicht eben Anzug für Anzug wieder zusammenkamen, so daß ein sonderbares, buntscheckiges Kostüm entstand, greller als auf einem Maskenball; Karl selbst schloff in den Chorrock eines wohlleibigen alten Mönchs und sezte dazu das Baret eines jungen Ritters auf, welches mit zärtlichen Geschenken und Kleinoden von der Dame des Ritters geschmückt war, so daß der verschiedenartige Aerger der Gäste von einem entsetzlichen Gelächter erstickt wurde. — Ganz außer sich rief der König: „Fangt, fangt mir den Dieb und Verräther! auf, meine Genossen von Frankreich!“ Dem widersezten sich Ywert und Baldaris, und suchten den König mit Gründen und mit Bitten zu begütigen, vorstellend, wie ja er selbst jenen Tanz begehrt, Malegys aber ihn voraus ermahnt habe, nichts an ihn zu verlangen, was Karln hernach zum Aerger werden könne. Allein Karl sprach: „Nur ein Thor hätte glauben mögen, daß ich selbst für mich im Ernst ein solches Skandal verlange. Bey meiner Kron und dem guten Dionyse! fahn will ich ihn und in meinen Kerker führen! Greift mir den unverschämten Schalk und gottlosen Dieb, daß ich ihn an den Galgen zu Montfalkon aufhängen kann!“ „Herr,“ erwiederte Malegys, „ich wußte wahrlich Eure Gedanken nicht, sondern nur Eure Worte; Ihr habt Euch

Digitized by Google

also selber betrogen, indem Ihr anders redetet als Ihr dachtet; und dieses hat den Schimpf auf Euch gewälzt, welchen Ihr mir aufzuheften bemüht ward. Somit nehmet Scherz um Scherz nun; und sicher, wenn Ihr nur die Wahrheit erwägen wollt, so werdet Ihr mir gerne vergeben, wofür ich Euch denn stets will zu Dank verpflichtet seyn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Mignon selbst hat das Räthsel ihres Lebens zu lösen, nur die tiefe, unendliche und ebenso unaussprechbare Sehnsucht. Diese Sehnsucht ist in der Kindheit ein wildes, unruhiges Gähren, eine innere Heftigkeit und Unbehaglichkeit, die sich nur durch eine stete äußere Unruhe auszudrücken vermag. In Wilhelm findet sie das erste theilnehmende Herz, und für ewig gehört sie unbewußt ihm an. Erst dient sie ihm, dann als Vater, dann als Geliebten liebt sie ihn. Ist es Wilhelms Loos, zu der inneren Harmonie vollendeter Bildung und zu der äußeren, der Befriedigung seiner liebsten Wünsche, vorzudringen, so ist es Mignons entgegengesetztes Schicksal, für immer dem ihr gemäßen Boden entrückt zu seyn, und nun in der verschlossenen, stummen Sehnsucht langsam und früh zu verwelken. Sie blüht empor, aber die Blüthe bricht nur auf, um den Wurm zu zeigen, der den innersten Kern ihres Lebens zernagte. Sie erwacht als Jungfrau zum Bewußtseyn, aber nur um zu fühlen, sie könne auf Erden weder ihre Heymath, noch ihren Geliebten finden, und um ihre Ruhe und ihr Glück zu erreichen, müsse sie dahin aufsteigen, wo es keine irdische Heymath mehr gibt und jene himmlischen Gestalten nicht nach Mann und Weib mehr fragen. Dies ist es, was sie in dem lezten Liede ausspricht, durch welches der Klang unendlicher Sehnsucht nach der Ruhe und Seligkeit zieht, die ihrem Leben versagt ist. Dies ist das einzig klare Gefühl ihres Lebens. Diese Situation hat Schadow darstellen wollen. Besonders hat er zu diesem Zwecke erstlich durch eine regelmäßige, mehr plastische Gestalt ihre Herkunft aus Italien, und sodann die Klarheit, die ihr endlich geworden ist, hervorgehoben. Ihre Jugend und die ganze frühere Sehnsucht nach dem versagten weltlichen Glück und die spätere Sehnsucht nach der neuen Jugend, zu der sie gelangen will, scheint hauptsächlich nur in einer gewissen Magerkeit des Halses u. s. f. liegen zu sollen. Daß ihre italienische Geburt, ihr frühes Leben unter Marmorbildern auch durch ihre Gestalt schon bezeichnet ist, hätte von großer Wirkung seyn können, wenn diese Gestalt durch Stellung und Umgebung nur zugleich auch den Widerspruch zeigte, aus diesem Vaterlande, in dem sie allein glücklich athmen konnte, für ewig entfernt zu seyn; man müßte ihrer Stellung, ihrem Benehmen die Seiltänzerbande, das Unerzogene, Unausgebildete, die Befriedigungslosigkeit und Heymathlosigkeit ansehen. Schadow aber hat sie ganz skulpturmäßig hingesezt; die Marmorbilder ihrer Jugend brauchten sich dieser Stellung, dieses Faltenwurfs ihres Gewandes nicht zu schämen; dadurch ist gerade das Entgegengesezte von dem ausgedrückt, was der Dichter in Mignon hineingelegt hat. In ähnlicher Weise ist es auch mit der Klarheit des Bewußtseyns, das Goethe ihr gibt. Diese Klarheit ist nur das Gefühl, sterben zu müssen, um befriedigt zu werden. Aus den Augen von Schadow's Mignon hat uns aber nichts angeblickt als dies selbstbewußte, innere Hinschauen auf ihr Leben überhaupt und ein stiller Schmerz. Doch wir sind schon zu sehr ins Einzelne gegangen. Man hätte glauben sollen, ein solches Gemüth, wie Mignon, würde Schadow nach allen Richtungen hin haben auffassen können. — In den zwey kolossalen Evangelisten Matthäus und Lukas, zum Altarblatt in der neuen Werther'schen Kirche gehörig, hat Schadow gezeigt, was er in neuester Zeit in dem Kreise religiöser Darstellungen zu leisten vermöge. Wir sehen einen etwas süßlichen Jüngling, der entfernt an Carlo Dolce'sche Gesichter erinnert, wie reisende Engländer besonders sie zu lieben pflegen und Damen darüber außer sich gerathen. Das Streben, die religiöse Begeisterung einer solchen gefühlvollen Brust auszudrücken, ist unverkennbar. Der zweyte Evangelist, als Greis, soll ernster, weniger begeistert, das tiefe Betrachten darstellen; doch scheint die Gefühlsbegeisterung des Jünglings dem Künstler mehr am Herzen gelegen zu haben. In den Zügen und der Stellung beyder Gestalten wird das Bemühen sichtbar, eine allgemeine Gestalt, ein allgemeines Ideal für diesen Inhalt zu finden, und es zeigt sich neben dem theilweisen Erreichen auch noch der Wille, Vorsatz und Zweck, der nicht zur That geworden ist. Unter den Hübnerschen Bildern ist gewiß das schon früher erwähnte Portrait des Meisters das gelungenste. Ein fremdartiger, nicht aus der Natur genommener, grüngelblicher, warmer und gefühlvoller, doch etwas kränklicher Farbenton gibt diesem Bilde, dessen schlagende, charakteristische Aehnlichkeit sogleich ins Auge springt, einen eigenthümlichen Reiz. — In Rücksicht auf das Goethe'sche Gedicht durchaus mißlungen scheint uns der Fischer. Der Sinn dieses Gedichts läßt sich aus dem erklären, was das feuchte, aus dem getheilten Wasser hervorrauschende Weib singt. Das Leben über dem Wasser ist ein Leben in Todesgluth; dem Fischlein auf dem Grunde allein soll es wohlig zu Muthe seyn. Das Gefühl der stillen Kühle, Reine und Klarheit des Wassers, die Sehnsucht nach diesem feuchtverklärten Blau, das uns bey der Gluth der Sonne und dem mannichfachen Drange des Lebens zu sich hinabzieht, dies Gefühl hat Goethe in dieser Ballade in ganzer Tiefe ausgesprochen. Sollen wir dies Gefühl im Bilde wiederfinden, so müssen wir vor allem auch die Gluth des Tages, die Stille, Kühle, Klarheit des ewigen Thaues sehen, in welchem die liebe Sonne sich labt. Hätte Hübner, ehe er dies Bild malte, in solcher Gluth an einem weiten, blauglänzenden Strome gestanden und nach der Frische, Stille und Kühle des klaren, fließenden Krystalls gelechzt, er hätte uns gewiß nicht einen kleinen, kaum sichtbaren Waldbach hingemalt, er hätte den nackten Fischerknaben nicht unter dichten Sträuchen und Bäumen, durch welche kein Sonnenstrahl sich hindurchzustehlen vermag, eine kühle Ruhestätte finden lassen. In keiner Weise aber kann er verantworten, daß er, statt jenes Goethe'schen Sinnes, dem feuchten Weibe ganz das oben beschriebene, nervenerregte, stille Schmachten und den vor Liebe und Verlangen glänzenden Blick gegeben hat, als gälte es da drunten auf dem lockenden Grunde ein kühles Liebeslager zu suchen; denn auch der Knabe sieht aus, als seyen in ihm unbewußt alle die Gefühle, Wünsche und Ahnungen rege geworden, die dahin führen. Man sieht gar nicht ein, warum das goldgelockte Weib, statt ihn in den Bach hinabzuziehen, sich nicht lieber zu ihm auf den weichen Rasen des Ufers in den stillen Schatten der doppelt schützenden Zweige hinaufhebt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 17.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. Januar 1829.

— Mein hoher Zauber wirkt,
Und diese meine Feinde sind gebunden
In ihrem Wahnsinn, sind in meiner Hand!

Shakespeare.

Malegys und Vivian.
Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Karl blieb taub für alle das, und rief immerzu: „Fangen und hangen!“ — „Wenn Ihr,“ versezte Malegys, „alle diejenigen, so Euren Worten gehorchen, wollt fangen und hangen lassen, so weiß ich wahrlich nicht, wie Euer Regiment auf die Länge bestehen mag, Herr König. Denn wollt Ihr in diesem Regieren fortfahren, so bleibt Euch zulezt Niemand zu gehorchen übrig als Ihr selbst, oder vielmehr es wird sich in Kurzem kein Mensch mehr finden, der Gehorsam und Galgen dem Ungehorsam vorzöge.“ — Doch für dergleichen Spitzfündigkeiten war Karl dermal unzugänglich, und als die Ritter zögerten Hand an Malegys zu legen, winkt' er drohend seinen Schaarwächtern. Da sprangen Baldaris und Ywert heran und zuckten die Schwerter, aber Malegys sprach ganz wohlgemuth: „Lasset das! der König hat geschworen mich zu fahn und zu fesseln, er soll um mich seinen Eid nicht brechen, ich will ihm folgen in den Kerker. Aber bey der Krone meines Herzens und dem guten Dionyse! morgen will ich Euch meinen ersten Vortrag halten im Kapitel, gleich nach der Frühmesse.“ Deß achtete Karl nicht, und führt ihn gefesselt in den Kerker. Dort sprach Malegys abermal zu ihm: „König und Herr! jezt habt Ihr Eurem Schwur Genüge geleistet, vergebt mir, lebenslang will ich Euch dankbar seyn.“ Karl schüttelte nur zornig und stumm den Kopf. Da versezte ganz freundlich der Zauberer: „Dieses Losament ist mir unbequem und keineswegs anständig. Also werd' ich schon heute Nacht ausziehen und um ander Quartier sorgen, jedoch schuldigermaßen nicht scheiden, eh' Ihr selbst mir Urlaub ertheilt habt.“ Karl verschloß die Eisenthür und ließ die Ritter davor Wache halten.

Aber nach Mitternacht, als die Frühmesse gelesen war, sprach Malegys seinen Gramadet; Fessel und Schlösser lösten sich, schwarz und gränlich ward er, mit rothen Funkelaugen, wie der Satan, erschien so vor dem Bette des Königs, den er schon mit Zauber besprochen, und fragte: „Wollet Ihr Herrn Malegys ledig geben, oder im Hui mit mir durch die Luft fahren?“ — „Ich bitt' Euch sehr ernstlich und von Herzen, daß Ihr mit Malegysen hinfahrt, wohin Ihr wollt!“ sprach Karl. — „Hört es alle,“ rief der Zauberer den Rittern zu, welche die Leibwach thaten, „wie der König mir hier Urlaub gibt, denn ich selbst bin Malegys!“ — „Maledeiter Dieb!“ rief Karl, „morgen will ich dich aus dem Lande bannen!“ Wie eine Fledermaus schnurrte der Negromant durch die Schwerter und Lanzen hin, eilte zu den Meistern und hielt versprochenermaßen seine Schule.

Karl versammelte die Großen seines Reichs, und bannte Malegys förmlich aus all seinem Lande. Da zog der Zauberer mit seiner Schule aufs Wasser, wo die Seine am tiefsten und breitsten war. Dort ließ er eine Wiese auftauchen, voll Rosen, Lilien und Palmen, unter denen er Schule hielt. Der König zog heran mit Kriegs

Digitized by Google

volk, und dräute ihm durch einen Herold: er woll' ihn aushungern, wenn er sich nicht flugs auf Gnad' und Ungnad' ergebe. Malegys antwortete: „Herr König! Ihr dürftet Euch wohl mit dem Lande begnügen; das Wasser ist allen gemein, so wollen wir fortan auf diesem wohnen und doch um nichts nässer werden."

Da ließ Karl fünfhundert Bogenschützen kommen, und gebot ihnen die auf der Insel niederzuschießen. Gegentheils aber gebot der Negromant dem Belzebu; blitzschnell entstand ein Kastell aus Marmelstein, mit ragenden Zinnen und Thürmen, unzugänglich, unüberwindlich. Ywert trat auf die Zinne und versuchte mit Karl zu unterhandeln, der aber beharrte auf unbedingter Ergebung. „Kommt herab," rief Malegys, „wir wollen unsere Schule halten. Der König ist Herr des Landes, und hat demnach alle Freyheit, sieben Jahre lang hier vor unserem Kastell zu liegen." So gingen sie, hielten Schule, Gesang und Lustbarkeit.

Aber nach und nach, je mehr Malegys die Köpfe seiner Zuhörer mit Weisheit füllte, je leerer wurden ihre Magen; Hunger schlich ein, der üble Gast, und drohte die Herrschaft an sich zu reißen. Die gelehrten Gesichter wurden lang und sehr bedenklich. „Nur getrost," sprach Malegys, „der Herr des Landes füttert alle Fische in seinen Teichen, so wird er ja auch uns nicht verhungern lassen."

Alsbald macht er sich ganz schlank und kindlich jung, sein Antlitz leuchtend, daß es die Sonnenstrahlen übertraf, und that zwey Flügel an, mit funkelnden Pfaufederaugen übersät. So ließ er sich durch Belzebu vor Karls Tafel tragen und sprach zu ihm: „König des Landes! ich bin zu Dir gesandt als Bote aus jener Feste, die nicht mit Menschenhänden gemacht ist. Wisse, Dein Fleisch und Blut liegt belagert in einem starken Kastell, ringsum Wasser, so tief und breit als die Seine. Aber es gebricht an Speise, sende Du ihnen so viel, daß sie selb zwanzig sechs Monde lang dort leben mögen, bis ihnen Hülfe wird, der Knecht des Herrn soll sie ihnen dorthin bringen." Geblendet vom Glanze, mit gesenktem Antlitz und Knie, dankte Karl für die Gnade der Botschaft, und gebot dem Truchseß, auf der Stelle das Nöthige herzuschaffen. Er gedachte nämlich an seinen Neffen Roland, der wirklich selb zwanzig dermal in einem Kastell im Heidenlande belagert war; dieses kannte Malegys auch, und hatt' es schlau zu benutzen gewußt. Da lud der Engel Wein und Speisen auf Belzebu, der in Gestalt eines Greifen sich ausbreitete. Karl, obwohl etwas bekümmert, wegen des starken Proviants, der ihm Küch' und Keller leerte, ließ es schweigend geschehen. Zuletzt nur wagte er die Frage: „Geruhet mir zu sagen, wie heißt mein Fleisch und Blut, dem Ihr den Vorrath zuführet?" — „Meister Ywert, Euer Neffe," versetzte der Engel; „Gott lohn' Euch die reichliche, und gewiß von gutem Herzen gespendete Gabe!" — „Verräther und Dieb Malegys!" schrie der König. Aber Malegys spornte den Satanas, daß er sein Gefieder rauschend erhub, und rief dem König bey der Abfahrt zu: „Schön' Dank, schön Dank, Herr König! auf ein freudiges Wiedersehen, denn vorkommenden Falls will ich so frey seyn wieder bey Euch zuzusprechen!"

Einige Monde blieben die Meister beysammen auf der Insel und hielten Schule. Eines Abends aber sprach Baldaris: „Unser gelehrtes Fischeleben beginnt mich zu langweilen, ich wünschte meine Floßfedern wüchsen mir zu Vogelfedern aus, dann wollt' ich in mein Nest fliegen zu meiner Schwester. Möchtet Ihr nicht als Streichvogel den Zug mitmachen, lieber Vetter Malegys?" Als Malegys dieß langersehnte Wort gehört, erblüht' er wie der Tag; selbst hatt' er von der Sache nicht anfangen wollen, aus Scheu, von den unverliebten Weisen aufgezogen zu werden. Ywert sprach: „Zur Abwechslung möcht' ich gleichfalls in den allerdings lustigeren Stand der Vögel eintreten und in Rosestur nisten." Reihum sagte so Jeder, wohin er zu fliegen wünsche, und Malegys schloß: „Wohlan! so schlafet noch einmal als Fische, über Nacht will ich zusehen, ob ich Euch umbrüten und flügg machen kann."

Nachdem alle entschlafen, zwang der Negromant den Belzebu und ließ die Meister hintragen, wohin jedem das Herz stand. Dann packt er Ywerten und Baldaris auf, bestieg selber den Geist, und mit Gedankenschnelle gings durch die Luft. Insel und Kastell zerflossen in Nebeldampf. Baldaris und Ywert erwachten erst Morgens in ihren Betten zu Rosestur, wo die reizende Herzogin sie traulich empfing, selig im Geiste, daß Malegys ihr ungeschädiget aus der Gewalt König Karls heimgekehrt war.

Morgens, als im königlichen Heerlager die Lärmtrommete geblasen wurde, schaute Karl zum Zelt heraus, und kaum seinen Augen wollt' er trauen, als er die Vögel mit sammt dem Nest ausgeflogen sah. „Sonder allen Zweifel," sprach er nachdrücklich, „hat sie der Satan geholt und durch die Luft geführt." Also zog er unverrichter Dinge wieder heim gen Paris; doch brütete er Rache, die er an Ywerts Verwandtschaft, welche schon lange störrig und ihm ein Dorn im Auge war, baldmöglichst nehmen möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonst und jetzt.

Wenn in der guten alten Zeit, wo zum Beyspiel ein Rechtsgelehrter einen guten Prozeß auf seiner ganzen Laufbahn sorgsam mit sich führte, und von demselben nur

Digitized by Google

mit dem Leben schied, selbst der Aufgeklärte, bey allem frommen Glauben an die Perfektibilität der Menschheit, an ein wirkliches Besserwerden in der Welt nicht glaubte, wenigstens nicht darnach fragte, war dieß wohl sehr natürlich; mußte er doch einen Blick in die Geschichte mehrere Menschenalter rückwärts werfen, wollte er eine Bewegung wahrnehmen. Aber heutzutage ist es ganz anders; jedem sagt ein kurzer Blick auf sein eigenes Leben und seine, wenn auch noch so beschränkte Sphäre, wie anders Alles in kurzer Zeit geworden ist, und wer sich gedrungen fühlt, darüber zu seufzen, kann nur behaupten, dieses Anderswerden sey kein Besserwerden. Das Barometer der Menschheit steigt allen Augen sichtbar; alle Richtungen der menschlichen Thätigkeit wirken dafür zusammen; jede für sich betrachtet, gibt ein Bild des allgemeinen Fortschreitens; nichts aber spricht wohl überraschender zur Einbildungskraft Aller, als die Vervollkommnung der Kommunikationsmittel.

Die Welt ist nicht mehr die Welt des Kolumbus. Auf unbekannten Meeren, aus denen sich sonst eine schwarze Hand, Satans Hand erhob, die Schiffe bey Nacht faßte und in den Abgrund zog; auf jenen Polarmeeren, wo Nacht, Schrecken und Wundersagen wohnten; auf jenen ungestümen Gewässern von Kap Horn und dem Sturmcap, wo der Schiffer erbleichte; auf jenem doppelten Ocean, der an ein gedoppelt Ufer schlägt, segeln jezt Postschiffe und versehen regelmäßig den Brief- und Passagierdienst. Man ladet sich zu Tische aus einer blühenden Stadt Amerikas in eine blühende Stadt Europas, und langt zur bestimmten Stunde an. Statt jener plumpen, schmutzigen, verpesteten, feuchten Schiffe, wo man von gesalzenem Fleische lebte und vom Scorbut und der Langenweile verzehrt wurde, sieht man jezt zierliche Fahrzeuge und prunkende Zimmer für die Reisenden, mit Tapeten, Spiegeln, Blumen, Büchersammlungen, musikalischen Instrumenten und den ausgesuchtesten Speisen. Auf einer mehrjährigen Entdeckungsreise unter den verschiedensten Breiten stirbt oft nicht Ein Matrose.

Man lacht der Stürme, und es gibt keine Entfernung mehr. Ein simpler Wallfischfänger geht nach dem Südpol unter Segel; schlägt der Fang nicht ein, kommt er an den Nordpol herauf. Um einen Fisch zu fangen, kreuzt er zweymal den Aequator, und berührt in wenigen Monden die beyden Enden des Erdballs. An den Thüren der londoner Tavernen kann man angeschlagen lesen, wann das Paketboot nach van Diemens Land abgeht, mit aller möglichen Bequemlichkeit für diejenigen, welche die Gegenfüßler besuchen wollen, und dicht daneben steht geschrieben, wann man von Dover nach Calais fährt. Man hat Reisetaschenbücher, Wegweiser, Handbücher für Leute, welche eine Lustreise um die Welt machen wollen; diese Reise währt neun bis zehen Monate, zuweilen nicht einmal so lang. Man reist Winters ab, steigt auf den kanarischen Inseln, in Rio-Janeiro, auf den Philippinen, in China, in Indien, auf dem Cap der guten Hoffnung ans Land und ist wieder zu Hause, wenn die Jagd beginnt. Die Dampfschiffe kennen auf der See keine Winde, auf den Flüssen keine Strömung mehr; auf Eisenpfaden gleiten die schweren Handelswagen, und wenn es Frankreich, Deutschland und Rußland gefiele, eine Telegraphenlinie bis an die chinesische Mauer zu errichten, so könnten wir in neun bis zehn Stunden unsern Freunden in China schreiben und wieder Antwort erhalten.

Ist es gut, daß die Verbindung zwischen den Menschen so außerordentlich leicht geworden ist? Würden nicht die Völker ihrem Charakter treuer bleiben, wenn sie nichts von einander wüßten, wenn sie an den Sitten und Ueberlieferungen ihrer Väter mit frommer Scheu festhielten? Diese Ansicht läßt sich äußerst rührend, eindringlich darstellen, und die gute alte Zeit hat allerdings ihr Gutes; nur muß man nicht vergessen, daß ein politischer Zustand dadurch, daß er ein hergebrachter, ein Gewohnheitszustand ist, um nichts besser wird; sonst müßte man den chinesischen und indischen Despotismus, wo sich seit dreytausend Jahren nichts verändert hat, als ein Ideal ansehen. Kurz, nur das Vorurtheil kann in den Fortschritten der Civilisation ein Uebel sehen, welches immer noch, wie sonst, die Völker vereinzelt betrachtet, ihr gemeinsames Loos, ihre gemeinsame Bestimmung verkennt. Sieht man aber das Menschengeschlecht als eine große Familie an, die sich einem und demselben Ziele entgegen bewegt, bildet man sich nicht ein, alles auf Erden sey weislich eingerichtet, auf daß Eine Provinz, Ein Reich ewiglich in ihrer Unwissenheit und bey ihren Staatseinrichtungen verharre, wie sie einmal die Barbarey, die Zeit und der Zufall gebildet haben, so kann der bey weitem größte Theil der Vernünftigen, um nicht zu sagen der Gebildeten, die rasche Entwicklung des Gewerbfleißes, der Künste und Wissenschaften nur als etwas Naturgemäßes, Nothwendiges betrachten. Die Menschheit hat sich nun einmal auf ihrem Entwicklungsgang in etwas rascheren Lauf gesezt, und ihre allgemeine Geschichte beginnt, wo die besondere aufhört.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Daß mit dem Verbote des Bettelns wenig gefördert werden würde, ließ sich leicht einsehen; auch hat der jetzige thätige und einsichtsvolle Polizeypräfekt dies recht wohl begriffen, und daher zu wichtigern Maßregeln seine Zuflucht genommen. Es ist leider nur allzuwahr, daß die Ungleichheit des Güter-

Digitized by Google

besitzes unter andern diese ernstliche Folge nach sich zieht, daß neben dem Reichen ein Schwarm von Armen sich lagert, und natürlich, je mehr ein Reicher erwirbt, desto weniger bleibt den andern. In Ländern, wo noch das Vorrecht der Erstgeburt gilt und die Güter unveräußerlich in dem Besitze reicher Familien bleiben, zeigt sich dies noch mehr, denn so wie dort die Reichen unaufhörlich ihre Reichthümer behalten, so müssen auch die Armen beständig ihre Armuth behalten, wofern nicht etwa der Zufall oder die Weisheit der Regierung, oder die Einsicht erleuchteter Bürger neue Erwerbsquellen eröffnen. In Frankreich hat die Revolution dies geändert, jedweder kann zum Besitze des Bodens gelangen und über sein liegendes Gut verfügen; gelingt es auch den Reichen, sich in den Besitz unermeßlicher Ländereyen zu setzen, so gerathen doch die Ländereyen der Meisten nach ihrem Tode wieder in die Hände mehrerer Erben, die sie theilen, verkaufen, anders einrichten u. s. w. Hier ist also eine große Quelle des Elendes entfernt, wer heute Plebejer ist, kann sich morgen zum Patrizier hinaufschwingen; es ist hier ein beständiger Wechsel von Glück und Unglück, welcher der Gemeinde zu gut kömmt, denn diese Bewegung verhütet manches unverdiente Elend und zieht manches Verdienst aus der Verborgenheit hervor. Dies verhindert jedoch nicht, daß in Frankreich eine zahlreiche Menge in tiefem Elende lebt, und daß, während manche sich bereichern, auch wieder manche verarmen. Hätte das vorige Ministerium noch einige Jahre lang sein Unwesen getrieben, so würde vielleicht ein beträchtlicher Theil der Nation an den Bettelstab gerathen seyn; denn Unwissenheit, Trägheit, wenn mit geheuchelter Andacht verbunden, wurden als Kardinaltugenden befördert, und alle Einrichtungen liefen darauf hinaus, sie zu empfehlen und zu verbreiten in Ermangelung aller andern. Die Nation wäre in den Schlummer des spanischen oder portugiesischen Volkes gerathen, und kaum hatte man noch von Zeit zu Zeit Spuren seines intellektuellen Lebens bemerkt. Glücklicherweise hat sich Frankreich, dem eine freye Presse beständig ein getreues Bild seiner selbst vorhält, dieses Zustandes geschämt, der Plan jener Staatsmänner ist einstweilen vernichtet und die Nation, obschon sie den vorigen Fesseln noch nicht ganz entledigt ist, regt sich kräftig und arbeitet mit großer Emsigkeit, um seine Lage zu verbessern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Beschluß.)

Allgemeineren Beyfall, ja den allgemeinsten, darf man sagen, hat sich eine Scene aus dem rasenden Roland zu erwerben gewußt; aber auch hier ist der obere Theil des Bildes, wo Turpin auf der einen, Ariost auf der andern Seite sitzen und Genien die geschriebene Sage von jenem zu diesem bringen, wo alles weich, mild und sanft gehalten werden konnte, wo in den Genien die Gesichter des Meerweibes und des Fischers wiederzuerkennen sind, derjenige Theil, welcher dem jungen Künstler recht eigentlich zugesagt hat. Mit ähnlicher Liebe scheint die kleine, wenig bemerkte, aber in Gruppirung und Formen vollendetere Zeichnung des goldenen Zeitalters ausgeführt zu seyn. Hier ist alle Lieblichkeit und etwas selbstgefällige Süßigkeit des Ausdrucks concentrirt. Trat man nun von diesen Bildern zu den Lessingschen hin, so war hier in nichts fast die Schadowsche Schule zu erkennen, obgleich auch Lessing als Schadowscher Schüler in den Verzeichnissen aufgeführt wird. Welche Kraft und Keckheit, welche Gewalt und Heldenstärke in allen Gestalten erblickt man in dem Carton der Schlacht Friedrich Barbarossa's, zu einem Freskogemälde bestimmt! Nur Einförmigkeit des Ausdrucks in den einstürmenden christlichen Kriegern wäre anzusetzen gewesen. In einer großen Landschaft, ein Bergschloß nach eigener Erfindung darstellend, wie man es ähnlich wohl auch als Hintergrund auf Dürerschen Stichen findet, sind alle technischen Vorzüge jener Schule mit Kraft und Phantasie verbunden. Von Seiten des Ausdrucks möchte Herr Lessing nicht zu den übrigen Schülern, wie sie oben charakterisirt wurden, zu rechnen seyn. Dagegen gehören Theodor Hildebrand mit seinem Abschiede Romeo's von Julien, mit seiner sterbenden Clorinde, von Tancred getauft, und Karl Sohn mit seiner Armida in Rinaldo's Armen im vollsten Maße hierher. Für diese Herren scheint in mancher Beziehung Oehlenschläger seinen Correggio geschrieben zu haben, der sonderbar genug zur Zeit, als diese Bilder im Publikum sich vielfach Freunde erwarben, zuerst bey uns auf die Bühne kam. Und so sey es auch erlaubt, dieses schwachen Produktes bey dieser Gelegenheit, da es ja doch auch von Malerey handelt, Erwähnung zu thun. Es stammt aus jener Zeit, in welcher man liebte, die Kunst und die Künstler selber zum Gegenstande von Kunstwerken zu machen. Aber wie erbarmenswerth ist hier die Kunst und der Künstler aufgefaßt! Die tragische Collision besteht darin, daß der arme Correggio, unbekannt mit den Tücken der Welt, an der Niederträchtigkeit und der kleinlichen Rache eines scheußlichen Gastwirths, den er willenlos beleidigt, schuldlos seinen Untergang findet. Der Schillersche halbwahre Spruch: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde," ist bis zum krankhaften Mißkennen der wahren Stellung der Kunst und die des Künstlers in der Wirklichkeit durchgeführt. Wie gesund und im rechten Lichte hat dagegen Goethe die weltlichen Künstlerplagen und die Apotheose des Künstlers darzustellen verstanden. Er hat diese zufälligen Plagen, wie es sich gehört, in Künstlers Erdenwallen komisch behandelt. Welch ein jammervoller Held aber ist der Oehlenschlägersche Correggio; und das schlimmste bleibt, daß er gerade als das Ideal des wahren Künstlers dasteben soll. Der wahre Künstler soll, unbekannt mit der Welt und sich, unbewußt alles aus seiner Brust ohne Studium schöpfen; er soll sich durch Tadel bald bis zu der Einfältigkeit, Töpfer oder dergleichen werden zu wollen, niederschlagen lassen, bald sich bis zu dem übermüthigen Bewußtseyn erheben, alle andern Häupter der Menschen durch seine innere Begeisterung zu überragen. Wenn er so still, so in sich versunken, so kindlich gut und kunstfrömmelnd wie dieser Correggio ist, soll er weit den kenntnißreichen Freund und Schüler Raphaels, und noch mehr den wilden, stolzen Michel Angelo übertreffen. Und wenn er von Haus aus schwindsüchtig, zuletzt durch irgend einen Zufall an der Schwindsucht stirbt, wenn er den Lorbeer nur durch den Tod zu erringen vermag, so soll dies ächt tragische Loos ihn zum würdigen Helden auch des besten Tragödienschreibers machen können. Von solcher Ansicht aber konnte man sich auf der diesjährigen Kunstausstellung am besten vor Rauchs, vor Friedrich Tiecks Sculpturwerken, in der Malerey vor Wachs Portraits, vor Henselts Copie der Raphaelschen Transfiguration und vor Quaglios Kirchen heilen, so wie vor vieler Anderer Landschaften, Menschen- und Viehstücken ergötzen und erfreuen. Doch da hier nur der Zweck war, die neue Schadowsche Richtung näher zu bezeichnen, so dürfen wir die bekannten und unbekannten Eigenthümlichkeiten und Verdienste jener Meister übergehen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Januar 1829.

Der ferne Lärm der Welt stirbt, eh' er mich berühret;
Ruh' aus, o Seele, hier am letzten Zufluchtsorte!

Lamartine.

Ein Besuch auf dem Kirchhof des Père La Chaise.

Von E. Arndt.

Ich hatte beschlossen, diesen Winter in Paris zuzubringen, und kam, länger als ich wünschte, in Deutschland zurückgehalten, erst im Spätherbst hier an. Obgleich in der Mitte der Stadt, wenige Schritte von der Bibliothek des Königs, und sehr nahe am Palais royal und den Tuilerien wohnend, war mir ein Ausflug in einige der nächsten Umgebungen zu einem dringenden Bedürfniß geworden. Ich suchte nach einem Gegengewicht für den Eindruck dieses ungeheuren Wirwarrs. Selbst manche respektable Dinge waren mir gewöhnlich geworden. Die weißen Fahnen auf dem großen Pavillon, dem Pallast der Deputirten und den Zinnen von Nôtre Dame schienen von dem ewigen Regen vergelbt, die Kämpfe der Quotidienne und des Constitutionnel kamen mir mitunter etwas absurd vor, und der Schluß an den Predigten eines jungen Geistlichen: o méprisable siècle! erbaute mich weniger als sonst. Der Louvre allein behielt seine alte Macht über mich. Ich merkte an der Appetitlosigkeit, die mich in Paris befiel, an der langen Weile, die mir die Gallerien im Palais royal und die Paraden im Hofe der Tuilerien verursachten, daß mir eine gewisse Frische und Erregbarkeit zu fehlen anfing, die sich in zu großen wie zu kleinen Umgebungen leicht abstumpft. Ich suchte nach einem Kontrast mit diesem täglichen Toben, und begab mich in den ersten hellen Tagen an drey der interessantesten Punkte dieser Umgebungen, auf den Kirchhof des Père la Chaise, den Montmartre und nach St. Denis.

Aus der Wahl dieser drey Orte kann der Leser auf das Bedürfniß meines Geistes schließen. So sonderbar ist der Mensch! Ich suchte ein Gerippe statt eines lebendigen Körpers, dessen ich für den Augenblick satt war. In der That ist die Oberfläche des hiesigen Lebens für Jemanden, der sich vom ersten Schein nicht blenden läßt, auch weniger interessant, als man es sich gewöhnlich denkt. Was einem großen Gewühl Reiz auf die Dauer gewährt, ist seine Mannigfaltigkeit; hier sieht man aber blos Franzosen, denn die Deutschen, Italiener und Engländer, die hier leben, verlieren sich unter den 700,000 Franzosen so sehr, daß man sie kaum bemerkt. Erwähnen muß ich aber noch kurz, damit man nicht glaubt, daß ich blos des Gaffens und Herumlaufens wegen hergekommen sey, daß meine Bücher aus Deutschland noch nicht angekommen waren, und meine Studien noch nicht begonnen hatten.

Es ist keine oberflächliche Kenntniß der menschlichen Natur, ihrer Wünsche und Bedürfnisse, die auf das Hervortreten der Kontraste in allen Zuständen einen so großen Werth gelegt, und in ihrer glücklichen Darstellung den stärksten Beweis eines ausgezeichneten Talents und einer eigenen festen Individualität erkannt hat. In der größten Tragödie, die es gibt, der Geschichte des menschlichen Geschlechts, bildet das Leben des Einzelnen mit seinem vorübergehenden Geschick diesen komischen Einschlag; in dem Treiben großer Städte gibt das Verhältniß der Stände,

Digitized by Google

des Vermögens, die komischen Scenen zu dem ernsten Drama, das in dem Mittelpunkt einer Nation gespielt wird.

Der Bettler am Palais royal, den vielleicht der Besitz eines einzigen Fensters dieser Gallerie zu einem glücklichen Manne erheben könnte, die ausgelöschten Inschriften auf dem Triumphbogen des Karrousselplatzes, die tiefe Stille, das ländliche Leben in manchen Umgebungen dieser Weltstadt, diese täglich sich aufdringenden Widersprüche, die hier überdem zuweilen an den Glanz und das Ende der gewaltigsten Begebenheiten erinnern, bringen eine Stimmung hervor, die dem Eindruck tragischer Erscheinungen in der Geschichte oder Poesie nicht unähnlich ist.

So ernste Betrachtungen veranlaßten mich freylich nicht zu den kleinen Wanderungen, deren Bilder ich meinen Lesern vorführen will, sie drängten sich mir aber unter den Cypressen jenes schönen Kirchhofes, auf der Höhe des Montmartre, bey dem Anblick des ungeheuren Paris, in den Grabgewölben des ältesten Königshauses wie von selbst auf.

Mein Weg führte mich durch ein Labyrinth enger und schmutziger Straßen, die durch Fußgänger und Kabriolets sich häufig verstopften, und mein Auge weder durch ein interessantes Gebäude noch die geringste freye Aussicht für ihr drängendes Gewühl entschädigten. Je mehr ich mich aber der Barriere näherte, je mehr verklang dieses rauschende Leben, die Straßen wurden weiter und von unbebauten Stellen unterbrochen, die Häuser standen einzeln; wenige Wagen, mit ländlichen Erzeugnissen beladen, zogen langsam und bedächtig hin, und die nächste Umgebung vor dem Eingange des Kirchhofes schien fast von Menschen verlassen zu seyn.

Die frühere Merkwürdigkeit dieses Ortes steht mit seiner gegenwärtigen Bestimmung in keinem Verhältniß; doch wird es Leser, die nie in Paris waren, interessiren, darüber etwas zu vernehmen. Ein Theil dieser Gegend trug vor dem sechszehnten Jahrhundert den Namen Champ l'Évêque, ohne daß ich zugleich bemerkt gefunden hätte, daß es dem damaligen Bischof von Paris gehört habe. Die Schönheit der Aussicht bewog einen Kaufmann sich hier einen Landsitz anzulegen, dessen Unterhaltung wahrscheinlich über seine Mittel ging, da er vom Volk la Folie-Regnaud genannt wurde. 1626 erwarben die Jesuiten diesen Berg, dessen Terrain damals nur sechs Morgen umfaßte. Den 2ten Juli 1652 sah Ludwig XIV dem Kampf zwischen Condé und Turenne, in der Vorstadt St. Antoine, von diesem Berge aus zu, der jezt den Namen Mont-Louis erhielt, den er noch führt. 1675 wurde der Jesuit La Chaise zum Beichtvater des Königs ernannt. Als eine Gunstbezeugung wurde dieses Terrain für ihn angekauft, zu einem prachtvollen Landsitze erweitert, mit Alleen, Fontainen und Orangerien geschmückt und so eingerichtet, daß noch heute die ersten Anlagen leicht zu bemerken sind. Nach dem Tode dieses Geistlichen wechselte der Besitz in verschiedenen Händen, die alle ihm, der ungeheuren Kosten seines Unterhaltes wegen, nicht behaupten konnten, bis er von der Stadt angekauft, und 1804 zu seiner gegenwärtigen Bestimmung geweiht wurde.

Der erste Eintritt in diesen großen Garten des Todes befriedigt nicht sogleich die Erwartung, die der Reisende von ihm gefaßt hat. Erst allmählich führt der Weg zu den höhern Punkten desselben, von denen man die Größe und Schönheit dieser Anlagen übersehen kann.

Das Merkwürdigste, was er enthält, ist auch das erste, was in die Augen fällt, das Denkmal Abälards und Heloisens. Eine gothische Kapelle von grauem Stein, mit einigen Figuren und Inschriften, wölbt sich über der Asche dieses berühmten Paares, dessen Statuen auf einem Sarkophage ruhen. Wie Romeo und Julie in der Poesie für das ausgezeichnetste Liebespaar gelten, so haben sich Abälard und Heloise in der Wirklichkeit ein ähnliches Interesse erworben.

Die gewöhnlichen Beschreibungen von Paris sind so dürftig und geistlos, wie die irgend einer andern großen Stadt. Zwar gibt es mehrere bekannte und ausführliche Geschichten dieser Stadt; sie erschrecken aber durch ihren Umfang, ich habe deren von 5, 8 bis 10 Bänden gesehen, so sehr, daß sich der Reisende, auch wenn es ihm um eine genauere Kenntniß zu thun ist, mit den allgemeinsten Angaben und seiner eigenen Anschauung begnügen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Malegys und Orvande lebten in Rosefur selige Tage. Auch Meister Ywert war dort guter Dinge, denn am herzoglichen Hofe gabs aller Art Ritterspiel und Kurzweil, so daß er selbst sein Paris nicht vermißte.

Da begab es sich eines Abends, daß die Herrschaften lustwandelten am Meeresufer. Malegys gewahrte in fernster Ferne eine Rauchwolke, seltsam von Flammen durchzuckt. Er fragte dem Wunder nach, und Orvande beschied ihn: „Bemerktet Ihr dieß nie, daß Ihr es nicht kennet?' Es ist der Berg Vulkan, die Feuersäule steigt aus dem Herzen der Hölle. Im Berge steht ein Roß, das stärkste, welches je zur Welt geboren ward, der stolze Bayart; gewonnen durch einen Dromedar, dann entführt und gebunden mit silbernen und diamantenen Ketten durch die Kraft des Satanas, welcher Lindwürmer und Drachen um das hochgemuthe Thier gelagert, und seinen Bruder Ranas, welchen einst der weise Salomon

Digitized by Google

dorthin gebannet, zum Wächter gesezt hat. Stein und Eisen zermalmt der Bevart wie Heu und Häksel, hat die Stärke von zehn Rossen, ist schwarz wie der Rabe, rasch wie der Falk, und wie der Wind unermüdlich." — „Dieß Roß will ich haben", rief Malegys begeistert, „oder, beym guten Sant-Dionyse! nie wieder in den güldenen Stegreif treten!" — Dieser Schwur war zu kräftig für einen Rittersmann, als daß Orvandens Bitte dagegen etwas vermocht hätte; auch wußte sie ja den Willen der Gestirne in Betreff dieses Gegenstandes, obwohl sie dennoch nicht über sich vermochte, mit dieser Bürgschaft ihre Seelenangst völlig zu beschwichtigen.

Alsbald rüstete sich Malegys zu seiner Höllenfahrt. Von Vesperzeit bis Mitternacht lag er auf den Knieen in heißen Gebeten, daß der Herr seines Lebens ihm Kraft verleihe. Darauf hört' er Messe und bestieg ein Schiff; denn den Belzebu, als den Bruder des Ranas, und weil der selbst das Roß gebannt, durft' er zu dem Abenteuer nicht gebrauchen. Aber durch seine eigene Kunst wußt' er die Segel zu schwellen, daß die Fähre rasch wie ein Vogel das Meer durchschnitt. — Am andern Ufer angelangt, ließ er den Schiffmann warten, und ritt den Berg hinan.

Er war kaum eine Stunde geritten; so fand er sich unter dem Gipfel des Vulkanes, und erblickte zugleich vor dem Eingang in den Berg das Ungeheuer Ranas. Klauen des Löwen hatt' er an, Haupt der Kuh, Rüssel des Schweines, Wolfsschwanz, Igelborsten, jegliche eine halbe Elle lang; von den Felsen umher leckt' er den Nachtreif, um die höllische Glut seiner Zunge zu kühlen. Alsbald band Malegys sein Roß an eine Felszacke, und verwandelte sich in die leibhaftige Gestalt des Satanas, mit Bocksfuß und ungeheuern Hörnern; auch den Teufelsgeruch ließ er nicht fehlen. — Wie Ranas seinen Bruder witterte, ging er teuflisch schmunzelnd gegen ihn, und umarmte oder vielmehr umbeinte und umpfotete ihn mit Inbrunst, und wollt' ihn anrüsseln. Mittlerweile umschlang Malegys ihn mit der heimlichen Gewalt seines Gebets und den würgenden Schlingen des Zauberers. Da rief Ranas: „Weh und weh! So weh geschah mir nie! — Lieber Bruder Satanas, thue deine Arme auf, du brichst mir alle Sehnen und Knochen!" — „Ach, nicht doch, sprach der Negromant; „ich habe so sehnsuchtsvoll nach dir verlangt, dieweil ich wohl in hundert Jahren und einem Tage dich nicht mehr gesehen." — „Länger noch, viel länger noch, liebster Bruder, ächzte Ranas; aber enthebe mich dieser allzu innigen Umarmung! ojuh, su, su!" — „Undank müß' er haben, der das thäte!" sprach Malegys, indem er seine rechte Gestalt und Stimme wieder annahm, und stieß den ermatteten Ranas unter einen Marmelfelsen. Da spie das Ungeheuer Schwefeldampf und Feuer; allein der Ritter hielt ihm den Talisman des Ohrringes in den Rachen, daß der Zauber erlosch. So lange quält' er den unsauberen Geist, bis er ihn lehrte, in welcher Weise man den Lindwurm und den Drachen, die Wächter Bevarts, besiegen und tödten könnte. Hierauf wollt' er auch wissen, wie man das Roß selbst am besten zwingen und gewinnen könne; dem aber widersezte sich Ranas so sehr, daß alle Zauberkraft und die unsäglichen Qualen, womit ihn der Negromant fesselte, nicht zureichten. „So bleibe du hier gebunden, bis die Bande dich erwürgen; ich will es mit Gottes Hülfe durch eigene Kraft versuchen, ob ich dem Rosse kann Meister werden," sprach Malegys, ließ den Ranas in seiner Folter liegen, gieng zurück zu seinem Roß, und ritt dann gegen die weite Höhle des Eingangs zu.

Sobald Bevart Roßtritte vernahm, wiehert' er laut auf und stampfte mit den Hufen, daß der Berg erhallte; augenblicks schoß der Lindwurm auf den Ritter daher; der schwenkte seitwärts, und durchschlug das Unthier mit dem Schwerte, in dem Gelenke, wo Leib und Schweif zusammenstießen. Rasch wollt' er, nach der Lehre des Ranas, zwischen die getrennten Stücke treten; allein mit dem handähnlichen Vorderfuße faßte der Wurm das Roß des Ritters beym Buge, warf es um und zerbiß ihm flugs die Kehle. Ehe Malegys aufkam, war der Wurm schon bey seinem abgehauenen Schweif, der ihm anschoß, wie wenn man Eisenstücke im Feuer zusammenschweißt, und schlug mit dieser seiner Ergänzung den Ritter zu Boden, warf sich über ihn und biß ihn in die Panzerringe, bis auf die Brust. Allein in dieser Todesnoth vergaß Malegys weder des Gebets noch seiner Kunst, er rief die Heiligen an, und sprach einen Spruch, daß dem Wurm alsbald Gelenk und Sehnen erlahmten; regungslos lag er da, daß der Ritter zu Athem und obenauf kam, den Wurm spaltete, und zwischen die Stücke ging, worauf die Seele mit Gewinsel wieder in die Hölle zurückfuhr.

Malegys fand sich so ermattet, daß er von weiterem Kampf absteben mußte; mühsam schleppt' er sich den Berg hinunter zu seinem Schiffe. Dort stärkt' er sich und heilte seine Wunde mit Balsam, schlief dann in voller Rüstung, mit dem ersten Sonnenstrahl wacht' er auf, dankte Gott für den gewonnenen, flehte um ferneren Sieg, und drauf, voll Kraft und Vertrauen, wieder den Berg hinan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Alle Ihre Leser haben unstreitig von den gräßlichen Entdeckungen gelesen, welche in Edinburg gemacht worden sind, und deren Wahrheit in der Hauptsache durch die Schuldiger-

Digitized by Google

kennung des Irländers Burke außer allem Zweifel gesetzt ist. Es ist bewiesen, daß Burke eine arme Bettlerin, die von Irland nach Edinburg gekommen war, um ihren Sohn aufzusuchen, in seine Wohnung gelockt, betrunken gemacht und in Gegenwart eines andern Irländers, Hare, dessen Frau und einer Schottländerin, mit der er lebte, erstickt und den Leichnam an einen bekannten Anatomen verkauft hat. Dies ist bewiesen; aber man weiß aus Burke's Aussagen seit seiner Verurtheilung und aus andern Umständen, daß er und Hare seit Jahren dieses Mordhandwerk getrieben, und zwar um des höhern Preises willen, den die Anatomen für Körper bezahlten, die nicht vorher begraben gewesen. Hare mußte unglücklicherweise als Zeuge gegen Burke zugelassen werden und kommt daher mit dem Leben davon. Die Untersuchung ist aber noch nicht zu Ende, und es könnte wohl noch geschehen, daß einige der Anatomen zur Rechenschaft gezogen würden, welche das Publikum durchaus nicht für so einfältig halten will, daß sie niemals hätten ahnen sollen, daß die Körper, welche ihnen dieselben Personen brachten, das Leben gewaltsam verloren hätten. Es wäre schrecklich, wenn diese Männer, geachtete Wundärzte, sich überredet hätten, der Vortheil der Kunst erheische es von ihnen, über die heiligsten Pflichten der Menschheit ein Auge zuzudrücken. Welch' eine Reizung für die verzweifelten Menschen, von denen unsere Städte wimmeln, Kinder, Geistes- und Körperschwache, Betrunkene u. s. w., die sie in einen Hinterhalt locken können, um des unmittelbaren Gewinnstes von 8 bis 10 Pfund Sterling willen zu ermorden, und das Opfer ihrer Gewaltthat so leicht auf ewig aus dem Weg zu räumen! Auch herrscht Schrecken und Angst im ganzen Lande; überall erinnert man sich, daß Leute verschwunden sind, über deren Schicksal keine Auskunft zu erhalten war, und die man jezt als Opfer jener Schändlichkeit betrachtet. Die Gesetzgebung war bis jezt gleichgültig gegen die lauten Klagen über Gräberverletzung und gab vor, sie sehe kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen; vielleicht stand ihr auch das öffentliche Vorurtheil zu sehr im Wege. Jezt aber muß sie etwas thun; es ist offenbar, daß die Anatomen nicht ohne Leichname seyn können und daß sie welche finden; um also die Lebenden zu erhalten, wird man sich wohl des Vorurtheils wegen der Todten begeben müssen. Ein Edinburger Journal versichert, die Mörder hätten ihre Hinrichtungen auf eine so wissenschaftliche Weise verrichtet, daß sie nothwendig von einer mit der anatomischen und physiologischen Natur des Menschen vertrauten Person hätten angewiesen werden müssen.

Wir haben gerade hier eine zweyte Fauntleroygeschichte, nämlich von einem Bankier, welcher die ihm anvertrauten Effekten veruntreut und die Firma, zu der er gehörte, zum Bankerott gebracht hat. Die Begebenheit hat eben so großen Schrecken unter der Handelswelt verbreitet, als die obige unter dem großen Publikum. Bey dem leichten Bau unserer Häuser und der Geschicklichkeit der Diebe im Einbrechen hält es jeder, der mit Baarschaften zu thun hat, für das Bequemste, solche den Bankiers anzuvertrauen, welche zwar in London keine Zinsen davon bezahlen, dabey aber die Verpflichtung auf sich nehmen, was man bey ihnen niedergelegt hat, jeden Tag auf Verlangen in großen oder kleinen Summen zurückzubezahlen. Dasselbe ist der Fall mit Wechseln, Staatsscheinen und wichtigen Dokumenten jeder Art, die man in Sicherheit bringen will. Solche Vorfälle aber, wie diese, machen die Leute mißtrauisch, und zwischen der Furcht vor Dieben und Feuer und der Treulosigkeit der Bankiers weiß man nicht, was man mit seinen Habseligkeiten anfangen soll. Die, welche unter diesen Umständen ihre Gelder in die Nationalbank bringen können, schätzen sich daher glücklich; aber diese befaßt sich nur mit solchen Rechnungen, von denen ihr eine beträchtliche Bilanz von Bedeutung in den Händen bleibt, was nur bey großen Kapitalisten und Gesellschaften der Fall ist. Welche Noth in der Welt! erst hat man Mühe, Geld zu bekommen, und dann, es in Sicherheit zu bringen. Wie glücklich, wer von der Hand in den Mund lebt!

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Das Armenwesen mußte ein Hauptaugenmerk der Staatsmänner seyn, die jezt am Ruder sitzen, und auch manche einsichtsvolle Bürger hatten sich mit diesem Gegenstande vorzüglich beschäftigt. Napoleon hatte die Dépots de mendicité oder die Zufluchtsörter für Bettler eingeführt, man verfuhr aber mit den Bettlern etwas rauh, wie es unter einer militärisch-despotischen Regierung zu geschehen pflegt; zuweilen mußte man aus Mangel an Platz und Geld Zucht- und Arbeitsanstalten miteinander verbinden, und die Bettler wie Verurtheilte behandeln. In einem so großen Reiche, wie das Napoleonsche war, ging es in den Kleinigkeiten oft bunt her; der Herrscher, der ganz allein befehlen wollte und von dem alles abhing, mußte vieles übersehen; so hatten denn auch die Bettler manchmal ein schlimmes Loos. Als nach der Wiederherstellung des königlichen Thrones so vieles aus der Napoleonschen Zeit blindlings und ohne einen andern Grund, als weil Napoleon es so angeordnet hatte, über den Haufen geworfen wurde, so wurden auch die Zufluchtsörter für Bettler, von denen freylich manche erbärmlich eingerichtet waren, fast alle geschlossen. Nun schwärmten die Bettler wieder im Reiche umher; für die ächtmonarchischen Männer, denen jede Rückerinnerung an die vor-revolutionäre Zeit ergözend ist, war dies ein erquickender Anblick; denn gerade so, wie jezt, belagerten vormals Bettler die Eingänge der Kirchen und schlugen sich um die Sitze; wenn diese Ultramänner sich nur noch das Vergnügen hätten verschaffen können, die Bettler mit den Suppennäpfen vor den Klöstern die Stunde des täglichen Fütterns erwarten zu sehen, so wäre ihre angenehme Täuschung vollkommen gewesen, und sie hätten sich dann im Geiste wieder in die Zeit der Mad. Pompadour oder der Mad. Dubarry versetzen können. Auch haben wirklich die Ultrablätter, als neulich der Polizeypräfekt Maßregeln wider das Betteln nahm, sehr mit ihm darüber geschmollt, daß er alte Gewohnheiten und lobenswerthe Gebräuche aufheben wolle. Die Liebe zum Bestehenden, die von manchen Staatszeitungen als ein eilftes Gebot gepredigt wird, kann wahrlich nicht weiter getrieben werden. Da jedoch das Bestehende den Völkern zuweilen sehr zur Last fällt, so fand man auch bald, daß das Bettelwesen, in Paris besonders, eine große Plage sey, und daß der Unfug der Betteley auf Unkosten des Mitleidens des Publikums getrieben werde. Da waren Krüppel, die sich am Abende in der Kneipe gütlich thaten, Blinde und Lahme, die zu Hause sehr gut sahen und einherschritten, Mütter, die einige gemiethete Kinder kunstmäßig um sich her gruppirten, Leute, die so oft epileptische Anfälle auf den Gassen hatten, als sie nur wollten, vorgebliche Verarmte, welche einen ganzen Roman zu erzählen hatten, um die Vorübergehenden zu rühren u. s. w. Es waren schon oft Klagen in den Zeitungen laut geworden, daß die Polizey nichts thue, um dem Unwesen zu steuern. Nun sieht aber keine Regierung gern, daß man öffentlich sagt, es seyen viele Bettler in ihrem Staate, weil man natürlich denken muß, dies sey ihre Schuld.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 19.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Januar 1829.

Du wirst, ich weiß, das Ungethüm bezwingen.
Wenn nur kein andres Blendwerk dich umstrickt.

Tasso.

Malegys und Vivian.
Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Als Malegys zur Stelle kam, wo sein todtes Roß und der erschlagne Lindwurm lagen, stieß er, wie zum Kampfe fordernd, in sein Hifthorn und rief mit schmetternder Stimme zum Berg hinein: „Bevart, Bevart, Bevart!“ Da stampfte das Roß und knirscht' in die Ketten und wieherte wie mit Trompeten- und Posaunenstimme, daß der Berg erschüttert ward. Plötzlich erhub sich senkrecht aus der Höhle die Feuersäule, und im Hui schoß der geflügelte Drach empor, erst hoch in die Luft, dann wie der gezackte Blitzstrahl niederwärts, und stieß mit seinem Horn auf der Stirne den Ritter auf den Brustharnisch, daß er zu Boden taumelte. Als er wieder aufsprang, streckte der Drach ihn zum andern und zum dritten Mal. Nun er aber zum vierten heranstürmte, gelang es dem Ritter ihm zu weichen und ihn beym Horn zu fassen; da rangen sie mit einander, bis der Drach ihn zu Boden warf. Allein der Ritter ließ nicht los, wie furchtbar auch das Ungeheuer stank und hölliſches Feuer spie, sondern hielt ihm den Zauberring in den Rachen, preßt ihn dann mit dem Ohr an den Mund, und rief ihm die Namen hinein, vor welchen die Höll' erbebt. Stracks, wie vom Blitz innerlich zerbrochen, lag der Drache, daß Malegys ihn von sich wälzen, nach Ranas Lehre ihm ein Stück von der Brust hauen und dazwischen gehen konnte, daß die Seele mit einem erderschütternden Schrey von dem ungeheuren Leib sich losriß und in den Schlund der Hölle fuhr. Auf diesen Schrey ergoß sich aus der Höhle ein Strom von Schlangen, warf und wälzte sich über den Ritter, sie wundeten und quetschten ihn, so daß er dem Tode nahe kam, eh' er seine Kunst zu gebrauchen, das Gezücht zu lähmen, und dann in der Weise wie den Lindwurm und den Drachen zu tödten vermochte.

So wund und todtmüde der Ritter war, ging er doch in den Berg zu dem Bevart heran, und als er das stolze, furchtbare, majestätisch sich bäumende Roß sah, lacht' ihm das Herz in aller Trübsal, und er sprach: „Du solltest Dich mir nicht so sträuben, Bevart, daß ich Dich mit Schweiß und Blut von den Ungeheuern der Hölle befreyen und zum königlichen Zelter aufzäumen will!“ Wie Bevart, der alle Worte verstand, von Zäumen hörte, schlug er wilder als je vorn und hinten aus, daß es donnerte und wetterte, und sprengte die gefeilten silbernen Ketten um den Hals. Da gedachte Malegys, er wolle sich erst mit Speis' und Trank, mit Schlaf und Gebet stärken, eh' er den Kampf wage, allein indem er umkehrte, versagt' ihm vor Müdigkeit und Schmerz Kraft und Odem, daß er ohnmächtig niedersank.

Der Schiffmann harrte den Abend, die ganze Nacht durch, bis zu Sonnenaufgang der Rückkehr des Helden; vergebens. Da ward seine Besorgniß so groß, daß er selbst den Berg hinanstieg. Hier fand er die erwürgten Ungeheuer, in der Höhle aber den Ritter mit zerrissenen

Digitized by Google

Panzerstücken, von Blut und Geifer bedeckt, bewegungslos niedergestreckt, vor ihm das grausvoll wüthende Roß. In Angst und Graus floh er den Berg hinunter, stieg zu Schiff und segelte mit gutem Wind nach Roseflur, die entsetzliche Neuigkeit zu überbringen.

Sobald man die Botschaft vernommen, bemeisterte sich ein lähmender Schreck aller Gemüther. Baldaris und Ywert verloren alle Fassung und Haltung, und jammerten laut auf. Da ermannte sich zuerst die Herzogin, und mit der Gewalt eines großen Gemüthes und begeisterter Liebe, sprach sie feyerlich zu den Rathlosen: „Was jammern und beben wir wie die Unmündigen, was verzweifeln wir Kleinmüthige? Malegys ist nicht todt, er lebt und siegt! Er gewinnt das Roß Bevart, kein anderer! also steht es in den Gestirnen geschrieben."

Dieses Prophetenwort wirkte gebieterisch ordnend und belebend auf die chaotisch gährenden Gemüther. Alsbald waren Ywert und Baldaris reisefertig, und stachen mit ihren zehen besten Rittern in See, Malegysen Hülfe zu bringen. Orvande rief ihren kleinen, aber starken, windschnellen Fußboten Spiet, dem sie Wundentrank und Speise gab; er lief im Umweg zu Lande schneller, als das Schiff in gerader Richtung zur See.

Baldaris und Ywert hatten kaum den dritten Theil des Wegs zurückgelegt, da sahen sie auf der Höhe des Meeres einen Lanzenwald herschwimmen, der sich, wie sie einander näher kamen, als Segelstangen und Maste einer ungeheuren Flotte erwies. Bald erkannte der wappenkundige Baldaris die Zeichen des heidnischen Königes von Spanien, und errieth zu seiner unsäglichen Bestürzung die Absicht des Nahenden. Authenor nämlich hatte seit lange gefreyt um Orvanden, und so ein tapferer Ritter und mächtiger König er war, doch nie günstigen Bescheid oder nur Hoffnung eines solchen erhalten, weil er sich schlechtbin weigerte, vom Heidenthum abzulassen und Christ zu werden. Endlich hatt' er gedroht die Braut mit Gewalt zu erobern und zog jezt heran seine Drohung wahr zu machen. In Eile kehrte das christliche Schiff um gen Roseflur, und man sezte die Feste, so gut möglich, in Vertheidigungsstand.

Bald erschienen vor der Herzogin die Gesandten des Königs, und trugen erst in pathetischen Worten die königliche Liebesbrunst vor, dann schilderten sie die Macht ihres Herrschers, von der er ungerne Gebrauch mache, wozu er jedoch, im Fall ungünstiger Antwort, durch die Tiranney der Liebe gezwungen und unabwendbar entschlossen sey. Aber mit dem Stolz verlezten Zartgefühls entbot ihm die Herzogin: „Ein verstockter Heide, welcher sich erkühne, so unminniglich und unritterlich um ihre Hand zu freyen, sey gar keiner Antwort würdig, weder in Gutem noch in Bösem." Als er diese Botschaft empfangen, schwur Authenor, sein Reich und Leben an die Braut zu setzen, und breitete seine großmächtigen Geschwader, in Zelten gelagert, um die Stadt aus.

Unterdeß war Orvandens Wort erwahrt; Malegys erwachte aus der Betäubung, allein nur mit Aufgebot seiner lezten Kraft war es ihm gelungen, den Berg hinab und an das Meer zu kommen. Aber welch ein stummer Schmerz, als er Schiff und Schiffmann verschwunden fand! Erschöpft von Hunger, Durst, Kampfarbeit und Blutverlust, sah er nirgends Hülf und Rettung auf dieser Welt. Da ergab er sich, doch mit christlicher Fassung und Gottvertrauen in sein Schicksal, reckte sich auf dem durchbohrten Schild, den Helm zu Füßen, das Schwert zur Seite, die Arme gekreuzt auf der Brust, bat den Heiland um ein baldiges Ende seiner Leiden, und betete mit heißen Thränen für das Heil der hohen Frau seines Herzens, bis ihm die Augen versagten und die Stimme versiechte; da betete er nicht mehr mit den Lippen, sondern geschlossnen Mundes und Auges lautlos in seiner Seele.

Mittlerweile war Spiet zum Vulkane gekommen, bestieg den Berg und erblickte die ungeheure Niederlage, welche der Ritter dort zurückgelassen, ihn selbst aber nicht, sondern nur das unbändige, furchtbare Roß, das die silbernen Ketten um den Hals und auch die am einen Vorderfuße schon gesprengt hatte. Da dacht' er nicht anders, als daß der Bevart mit den diamantnen Zähnen den Ritter zermalmt und verschluckt habe; ein kalter Schauer, wie er nie gefühlt, schütteit' ihn, und athemlos lief er den Berg hinab, dem Ufer zu, wo Baldaris und Ywert landen sollten. Statt dieser fand er dort den todtwunden Ritter selbst, der eben sein Gebet geendet, und des Hinscheidens gewärtig. Er nahm ihn bey der Hand und sprach ihn freundlich an; aber Malegys konnt' ihn weder sehen noch erkennen, und sagte mit fast unhörbarer Stimme: „Bist du der Engel des Todes, den mein Erlöser mir sendet?" „Der Engel deines Lebens sendet mich, Orvande von Roseflur! Ach, kennst Du denn Deinen getreuen Spiet nimmer? Orvande schickt Dir Wundentrank und tausend Herzensgrüße!" Als Malegys den Namen seiner süßen Herrin hörte, da erblüht' er wie der Tag, er gewann Kraft genug, um das Haupt zu heben und sprach: „Gesegnet sey meines Herzens hohe Minne, Rose ohne Dorn, Taube sonder Galle!" Da nahm er den Zaubertrank; beym dritten Zuge sank er in Ohnmacht, denn der mächtige Saft durchströmt' ihm alle Adern, und drang durch die Wunden hervor, allein nach wenig Minuten erwacht' er, stand auf seine Füße und rief: „Ich bin genesen, stärker fühl ich mich denn je! Gott sey Dank, Preis und Ehre, und ewige Minne der holden Frau meines Herzens, der weisesten, schönsten und besten, welche je eines Ritters Brust erhub!"

Beyde sezten sich dann im Grase nieder, erfrischten sich mit Speis' und Trank, und nachdem er ihm seine

Digitized by Google

Abenteuer erzählt, bat er den werthen Spiet, eiligst heimzukehren, daß er der bangenden Orvande die günstige Wendung seines Schicksales melde. Spiet nahm Urlaub und versprach, eh' morgen Abend wieder zu kommen, bald werd' auch Baldaris und Ywert zu Schiff hier anlangen und Hülfe bringen.

Während Malegys, den Blick auf die See geheftet, der Ankunft des Schiffes harrte, beschlich ihn der Schlaf, und er schlief erquicklich den Tag und die Nacht hindurch, bis der Morgen zu grauen begann. Da nahm er den Rest seines Mundvorrathes, verjüngte sich durch Gebet, und stieg dann bergan, fest entschlossen, auf dem Roß oder nimmer unter Orvandens Augen zu treten. Doch vorerst, wenns beliebt, vernehmt wie es vor Rosefur ergangen und erging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf dem Kirchhof des Père La Chaise.

Von E. Arndt.

(Fortsetzung.)

Indem ich Abälards und Heloisens Denkmal betrachtete, versetzte ich mich in jene Zeit zurück, wo Abälard, der auf der île du palais wohnte, täglich über die hölzerne Brücke, an deren Stelle später der Pont neuf gebaut wurde, zu Heloise herüberging, und indem er sie unterrichtete, ihre Liebe gewann. Die Verhältnisse jener Zeit, wo ein ausgezeichnetes Individuum eine Anerkennung fand oder eine Verfolgung erfuhr, zu der man heute keine Parallele findet, die Existenz eines geistlich-gelehrten Standes in der Mitte eines herrschsüchtigen Adels und einer kriegerischen Bürgerschaft, knüpften sich auf eine lebendige Art an dieses Monument an. Abälards Persönlichkeit, der hohe Geist seiner Geliebten, ihre Trennung und beyder Ende, das so ganz den Geist jener Zeit ausspricht, schwebten wie Schatten um das älteste und schönste Grabmal, das ich gesehen habe.

Ich selbst mußte über mich lächeln, als mich eine Verwunderung über dieses Verhältniß überraschte, indem mir Paris als kein passender Ort für eine so tiefe und so berühmt gewordene Liebe erschien. So sehr auch Abälard und Heloise durch das Unglück, das ihrer Neigung folgte, berühmt und durch spätere dichterische Bearbeitungen ihres Schicksals in Jedermanns Mund gekommen sind, so muß in diesem Verhältniß doch an und für sich ein besonderes Interesse gelegen haben, das die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen schon in so hohem Grade auf sich zog. Auch hat Frankreich, und namentlich Paris, später nichts Aehnliches aufzuweisen, denn die Liebschaften ihrer Könige, Edelleute, Schriftsteller und Schauspieler sind von so materieller und häufig cynischer Art, daß die besondere Erregbarkeit und Aufmerksamkeit dieses Volkes dazu gehört hat, um eine so große Menge dieser Scandale der Nachwelt zu überliefern. Auch hat kein berühmter Dichter seine Scenen hieher verlegt. Ich sagte oben, daß ich über Reflexionen dieser Art lächeln mußte, auch sind sie in der That nur halbwahr, denn das menschliche Herz bleibt sich in diesem Gebiete gewiß gleicher als sonst irgendwo, und eine Pariserin, wenn sie auch schon mit drey Jahren tanzen lernt, im eilften einen Kursus aller Wissenschaften durchmacht und im dreyzehnten eine vollkommene Dame ist, wird durch alle diese Seltsamkeiten nicht gehindert, in ihrem sechzehnten Jahre, wie irgend eine ihrer unwissendern und einsamern Schwestern, die Blume ihres Herzens zu entfalten; so verschieden auch Luft und Boden sind, die Wurzel, aus der solche Blüthen wachsen, ist überall dieselbe. Wollte man die französischen Poeten fragen, die sonst hierüber das beste Zeugniß ablegen könnten, so müßte man glauben, daß diese Flamme des Lebens hier selten ihren wahren Heerd gefunden habe, aber man würde selbst mit diesem Maßstabe irren. Die französische Poesie ist kein Kind der Natur, sondern ein Geschöpf, das schon alt und klug geboren wurde, ein Produkt der Nachahmung und Reflexion, das kein Bild von der Tiefe des Volkscharakters gibt, der seine Befriedigung auf andern Gebieten gefunden hat. Daß hier nur von dem Drama die Rede ist, wird Jeder begreifen. Die Franzosen nennen dieß eigentlich ihre Poesie, und ein geistreicher Mann stritt sich noch neulich über Beranger, den er, als einen chansonnier, für keinen eigentlichen Dichter gelten ließ; selbst einige Blätter haben dieß behauptet.

Aber wieder zurück auf den Kirchhof des Père La Chaise, wo man sich wundert, daß noch kein Franzose, keiner von jenen Schriftstellern (junge unreife Leute, wie sie die Gazette de France nennt, auch wenn sie das Alter für die Deputirtenkammer haben), die sonst an Allem, was Frankreich verherrlichen kann, ein so großes Interesse nehmen, diese Gräber zum Feld seiner poetischen Thaten gewählt hat. Ich könnte mir für einen liberalen Franzosen von Geist kein passenderes Thema denken. Welch vortreffliche Reflexionen ließen sich bey Abälards und Heloisens Grabe über die Finsterniß jener Zeiten anstellen, die Schuld daran waren, daß Heloise Nonne wurde, welch ein Fund wäre die Schilderung ihres Oheims! Man denke sich überdem, daß er ein Geistlicher war, welche einzige Gelegenheit, von ihm auf diesen ganzen Stand überzugehen und in den entferntesten Zeiten dieselben Spuren zu finden! Ich glaube, daß noch kein liberaler Dichter diese schöne Möglichkeit geahnt hat, seine Maximen auszusprechen, und man muß es dem Deutschen lassen, daß er in der Fremde auf Alles achtet. Schriebe ich Französisch, ich könnte mir durch diesen Wink vielen Dank erwerben.

Digitized by Google

Bemerken muß ich noch, ehe ich meinen Leser weiter führe, daß Abälards und Heloisens Monument durch die geschickte Hand des Herrn Alexander Lenoir aus Trümmern des Paraklets und der Priorie St. Marcel bey Chalons-für-Saône zusammengefügt ist, so daß das Ganze, obgleich seine Zusammenstellung durchaus neu ist, ein vollkommen gothisches Werk darstellt. Ich suchte Molières und Lafontaines Denkmale, um in diesem Walde von Kreuzen, Pyramiden, Obelisken und Kapellen eine Station der Ruhe zu finden. Auf dem Wege dahin sah ich die Gräber von Chenier, Parny, Grétry, Volney, Boufflers und Delille. Alle diese Namen sind in Deutschland bekannt genug. Sie ruhen zum Theil frey neben einander, zum Theil in schönen Bosquets. Ueber diese Monumente ragt das des Grafen Regnault de St. Jean d'Angély, dessen Asche, als die eines Regicide, außerhalb Frankreich ruht, dem aber seine Familie dieses leere hohe Cenotaphium errichten ließ. Man kann die Laufbahn dieses unruhigen, ehrgeizigen Mannes im Moniteur verfolgen, wo er im Prozeß des Königs wie in den hundert Tagen als derselbe erscheint. Im Verhältniß zu Boufflers und Delilles bescheidenen Gräbern verdient er kein so hoch ragendes Denkmal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Der Durst nach sogenannten geschichtlichen Romanen scheint unauslöschlich; das Publikum wird nicht müde, sich den Menschen mit seinen Volkseigenheiten vorführen zu lassen, wenn auch noch so wenig Plan in der geschichtlichen Darstellung ist. Horaz Smith, der sich schon durch sein Brambletye House und Tor Hill einigen Ruhm erworben, hat so eben ein Werk der Art herausgegeben, welches er Zillah nennt, und welches Darstellungen von Jerusalem und dem jüdischen Volk, Rom, Egypten und andern Theilen der römischen Welt zur Zeit des Marcus Antonius zu geben versucht; dieser Schwächling, Cleopatra, Herodes, Antigonus und andere bekannte geschichtliche Personen werden uns en robe de chambre vorgeführt. Die Schilderungen der Oertlichkeiten und des Volkscharakters verrathen viel Studium und Geschicklichkeit, und manche Charaktere sind trefflich gezeichnet. Aber das Werk ist zu sehr ausgesponnen; Personen und Begebenheiten drängen sich darin, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben und sie nur verwirren.

Ein anderes Werk, offenbar von der Feder eines Frauenzimmers, unter dem Titel Hungarian Tales, enthält acht recht gute Erzählungen, von denen ich gern eine oder die andere mitgetheilt hätte, wenn diese Continentalerzählungen einen nicht befürchten ließen, daß man am Ende nur eine Uebersetzung übersetze. Es ist mir dies schon begegnet; doch habe ich auch öfter das Vergnügen gehabt, Erzählungen, die ich aus dem Englischen übersetzt hatte, aus dem Morgenblatt aufs Neue ins Englische übertragen, und hier aufs Neue als Originale erscheinen zu sehen. Diese Art von Seelenwanderung, obgleich jezt schwerer als sonst, findet noch häufiger statt, als man gewöhnlich glaubt. Vor ein Paar Jahren erschien in einem hiesigen Wochenblatt, the Museum, ein „Brief von Cairo." Dieser war aus einer Petersburger Zeitschrift übersezt, in welcher er offenbar aus dem Französischen übertragen war. Vom Museum ging er in den Oriental Herald über, aus diesem in die Times, aus diesen in eine deutsche Zeitung, und aus dieser wieder in ein russisches St. Petersburger Blatt. So weit wenigstens sind mir die Wanderungen dieses Briefes bekannt, der vielleicht zur Stunde noch umgeht.

Auf unseren Bühnen herrschen jezt Harlequin und Konsorten unbeschränkt; denn nachdem die Eigenthümer Tausende an Pantominen verschwendet, läßt sich nicht erwarten, daß sie Hunderte an ein neues Schauspiel verwenden sollen; doch spricht man von allerley Neuigkeiten für das Frühjahr.

Jennings und Tilt fahren fort, ihre Ansichten von Paris und England herauszugeben, und die Gegenstände nehmen eher an Interesse zu, als ab. Das Palais de Justice und der Springbrunnen von Grenelle in dem lezt erschienenen Heft der ersteren sind eben so gut gezeichnet, als gestochen. Der Erfolg, welchen diese wohlfeilen Ausgaben von Kunstwerken haben, veranlaßt manche neue Versuche der Art, von denen manche fehlschlagen müssen. Ein Unternehmen aber, womit, wie ich sehe, unser Landsmann Ackermann in Verbindung steht, nämlich eine Reihe von Ansichten von den vorzüglichsten Gebäuden in und um Dublin, gelingt ganz gewiß. Die Hauptstadt von Irland hat vielleicht im Verhältniß zu andern großen Städten die größte Menge schöner Gebäude; und wenn das Werk durchgängig so vortrefflich gezeichnet und gestochen wird, als das erste Heft, so muß es bey dem niedrigen Preis (einen Schilling für jedes Heft von vier Stichen nebst Beschreibung) gewiß einen sehr großen Absatz finden.

Die Rhetorik war seit vielen Jahren in England sehr in Verfall gerathen; man sah ihre Regeln als bloße Fechterkünste an, deren Ausübung (obgleich jeder sie immer bewußtlos übt) man unter der Würde eines Gentleman hielt. Dr. Whately von Oxford hat jedoch der Wissenschaft wieder zu Ehren verholfen, und zu gleicher Zeit sich in seinem Werke, on Rhetoric, ein bleibendes Denkmal errichtet. Ein Aufsatz in dem lezten Stück des Blackwood'schen Magazins über denselben Gegenstand, wie man sagt von der Feder des genialen Opiummessers de Quincey, hat indessen die öffentliche Aufmerksamkeit noch mehr auf die Sache gezogen; und sehr wahrscheinlich wird von nun an das Studium der Rhetorik mit erneuertem Eifer betrieben werden, besonders da seit einigen Jahren die Disputationsgesellschaften, welche durch die Demagogen zur Zeit der französischen Revolution in üblen Ruf gerathen waren, wieder unter den jungen Männern in Aufnahme gekommen sind. Ich erwähne dieses indessen doch nur, um auch in Deutschland diejenige Aufmerksamkeit auf jenes Buch und jenen Aufsatz zu richten, welche beide verdienen.

Vor wenigen Tagen ist der zweyte und lezte Band der Annals of Jamaica erschienen, eines Werks, welches zwar in England wenige Leser finden wird, weil man sich hier wenig um die westindischen Kolonien bekümmert, welches aber für den allgemeinen Geschichtforscher viel Anziehendes enthält. Der Verfasser, ein Geistlicher in der Kolonie, ficht zwar aus Leibeskräften für die Rechte der Kolonie gegen die ministeriellen Eingriffe des Mutterlands; dabey aber ist er gegen die Uebel der Sklaverey für Herrn und Knecht nicht blind, und wünscht die Beendigung derselben zu sehen, wenn solche nur immer möglich ist. Sein Schlußkapitel, über den Zustand der Neger in ihrem Geburtsland, ist sehr lesenswerth.

Beylage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 20.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Januar 1829.

Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.

Goethe.

Tag und Nacht.

(Orientalisch.)

Schlank und schön ein Mohrenknabe
Bringt in himmelblauer Schürze
Manche wunderliche Gabe,
Kühlen Duft und süße Würze.
Wenn die Abendlüfte wehen,
Naht er sachte, kaum gesehen,
Hat ein Harfenspiel zur Hand.

Auch der Saiten sanftes Tönen
Kann man nächtlich lauschend hören;
Doch scheint Alles seiner Schönen,
Seiner Theuren, zu gehören.
Wenn sich Schatten tiefer senken,
Muß er der Geliebten denken,
Träumt sich in ein ander Land.

Wohl ein Lächeln mag sich leise
Dann ins ernste Antlitz neigen,
Weiße Zähne, schneeig-weiße,
Sich wie Sternenlicht erzeigen;
Doch ihn faßt ein reizend Bangen,
Kommt von Ferne sie gegangen,
Und er sucht sein dunkel Haus.

Liebchen tritt von Bergeshöhen
Nieder in die grüne Haide;
Wald und Flur wie neu erstehen
Vor dem Kind im Rosenkleide;
Alles freuet sich der Süßen,
Und ein jeder darf sie grüßen,
Nur der Knabe bleibet aus.

Und doch ist ein tiefes Ahnen
Von dem Fremdling ihr geblieben;
Wie ein Traum will sie's gemahnen
An ein früh gehegtes Lieben.
Glänzen dann auf allen Wegen
Schmuck und Perlen ihr entgegen,
Denkt sie wohl, wer es gebracht.

Auch die Mutter kennt sein Sehnen,
Ist dem Fremdling wohl gewogen,
Trocknen kann sie nicht die Thränen,
Doch sie zieht den Friedensbogen,
Und ihm ist, als fühlt' er Frieden;
Aber jene sind geschieden,
Sind getrennt, wie Tag und Nacht.

E. Mörike.

Digitized by Google

Malegys und Vivian.

Ritters und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Der Feldherr der Sarazenen, ein hoher, wunderschöner Jüngling, trat aus dem Lager, und ganz unbewaffnet, den Falken auf der Faust, ritt er gegen die Feste. Er entblößte den Sperber auf einen Reiher, den derselbe vor dem Thore der Festung stieß. Da kam eilig Meister Ywert heraus, fing den königlichen Vogel, und husch wieder zur Pforte hinein. Der Sarazen, der Landessprache wohl kundig, bat in höflicher Rede seinen Falken zurück, doch Meister Ywert antwortet' ihm von der Zinne: „Ich werde Dir ihn nicht bringen, hol' ihn selber Dir, wenn Du nicht zu vornehm bist." „Das will ich," sprach der Sarazen, mit einem Tone, der von der Gewalt seines Instrumentes Zeugniß gab, „wie wohl ich mich billig schäme, statt mit Rittern, welchen ritterliche Sitte heilig ist, hier mit Dieben streiten zu müssen." Zornig warf er den Zelter zurück, trat zum König Authenor, über den er alles vermochte, und verlangte Sturm. Dieser gab ihm die Standarte und sie zogen aus dem Lager. Gegen sie mit ihrem Volke rückten Meister Ywert und Baldaris mit der Standarte. Der erste Sturm der christlichen Ritter, welche in geschlossner Ordnung angriffen, war so mächtig, daß das Vordertreffen der Heiden geworfen ward und das Volk hier und da zu fliehen begann. „Haltet selbst Eure Standarte!" rief der Feldherr dem König Authenor zu, sprengte los auf Meister Ywert und traf ihn mit der Lanze, daß er kopfüber vom Rosse flog, eine Strecke weit. „Hier die erste Zahlung für den Falken!" rief er; „täglich erschlag ich Euer mindestens Hundert, wenn Ihr mir Stand haltet, nämlich auf Abschlag." — „Lügen sollt Ihr!" rief Baldaris, gab die Standarte dem nächsten Ritter, und rasch auf den Sarazenen. Sie trafen, die Lanzen brachen, beyde blieben zu Roß, da schlugen sie aufeinander, von der Prime bis gegen die None, beyde wurden wund, aber Baldaris so schwer, daß er demnächst den Kampf hätte aufgeben müssen oder das Leben. Als Ywert, der indeß wieder aufgekommen, dieß gewahrte, nahm er einen Kern von Rittern und führte sie mit lautem Kriegsgeschrey gegen den Feldherrn. Sobald dieser die Stimme seines Falkendiebs erkannte, ließ er ritterlich ab von Baldaris, so daß man ihn zur Stadt bringen konnte, und kehrte gegen jenen. Ywert that den ersten, mächtigen Schlag, der des Heiden Helm öffnete und eine leichte Wunde zurück ließ, aber der zornige Sarazen durchschlug ihm den Schild und die Achselschienen bis tief ins Schulterblatt, daß er besinnungslos niederstürzte. Sofort schwang er ihn aufs Roß und ließ ihn in des Königs Zelt bringen. Als Baldaris und Ywert fehlten, brach den Christen der Muth, sie wichen zur Stadt, doch erlag ihrer eine große Zahl, eh' sie sich in Sicherheit bringen mochten. Den gefangenen Ywert ließ der Feldherr an den Zeltbaum binden, mit Händen und Füßen, und droht ihm selbst den Tod wegen seiner unritterlichen Schalkheit.

So schlugen sich die Ritter vor Rosefiur, während Malegys im Vulkan einen weit wilderen Kampf mit dem Roße zu kämpfen hatte. Der Bevart hatte die gefeiten Silberketten um Hals und Vorderbeine zu sprengen vermocht, da hielten die diamantenen an den Hinterbeinen. Auf diese saß das Thier und kehrte sich nach allen Seiten, schoß auf und nieder, und schlug rundum, daß der Ritter ihm durchaus nicht zu Leib konnte. Da nahm er seinen Speer, brach, um es nicht zu verwunden, die Spitze davon, und schlug den Schaft mit aller Leibeskraft dem Roße zwischen die Ohren, so daß es einen Augenblick schwankte und mit den Vorderbeinen zu Boden kam. Hurtig sprang Malegys zu, griff das Roß beym Bug und wollt' es umwerfen, aber Bevart packt ihn in der Mitte mit den Zähnen, in die Panzerringe sich einbeißend, lüpft' und schüttelt' ihn, daß ihm der Odem stillstand, und warf ihn über seinen Kopf weg zu Boden. — Als er endlich wieder zur Besinnung und auf die Beine kam, ersann er eine andere Waffe und Kriegsmanier. Er nahm einen Stein auf und warf ihn dem Roß gegen die Zähne; diese zwar waren fester als der Kiesel, doch stürzte das Roß vor der gewaltigen Erschütterung auf den Kopf zu Boden. Blitzschnell warf sich Malegys über das Thier und wollt' es knebeln um Mund und Nase; aber auf schnellte der Bevart, packte den Ritter beym Helm, biß durch bis auf den Schädel, und riß den Helmsturz herunter. Zur Seite sprang der Ritter, zog den Helm vom Haupte, nahm wieder in die Rechte einen Stein, in die Linke den Eisenhut, um ihn dem Unband zwischen die Zähne zu stoßen, und ging so abermals gegen das Roß, festentschlossen, nun auf Leben und Tod den lezten Kampf zu wagen. Aber sobald das Thier das entblößte Menschenantlitz sah, die glänzende Weiße, den Blitz des unerschütterlichen Muths im tief dunkelblauen Auge, da kam ein Schauder in es, zitternd an allen Gliedern, ging es hinter sich so weit es mochte, und wie der Ritter heranlam, fiel es kraftlos in die Knie, und große Thränen sanken ihm aus den Augen. Wie Malegys dieß gewahrte, trat er zu dem edlen Thier, löst' ihm die Ketten an den Hinterbeinen, schlang die silbernen des Halses und der Vorderbeine ihm um den Nacken, streichelt' es und führt' es aus dem Vulkan, bis zur Stelle, wo sein todtes Roß lag. Von diesem nahm er das Sattelzeug, legt es dem Bevart an, stieß ihm den von Gold und Gestein funkelnden Zaum in den Mund, und rüstet ihn zum königlichen Zelter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Beſuch auf dem Kirchhof des Père La Chaiſe.

Von E. Arndt.

(Fortſetzung.)

Einer Menge unberühmter Gräber folgt, Mouniers berühmten Namen ausſprechend, ein Denkmal von weißem Marmor in ernſtem Styl, ohne jene prahlenden Inſchriften, die auf vielen andern theils lächerlich werden, theils langweilen, da ſie nicht einmal der Ausdruck übertriebener Hochachtung ſind, ſondern meiſt aus eigener Eitelkeit ſich erheben. Wer mit der Geſchichte der Nationalverſammlung bekannt iſt, wird an dieſem Stein nicht ohne Intereſſe vorübergehen. Berühmte Militärs, wie Ranſouty, Edelleute, wie Thibault v. Montmorency, ziehen die Aufmerkſamkeit auf ſich; noch länger verweilt der Fremde bey den Gräbern der ſpaniſchen Exilirten, die ihren Kummer in dieſem Lande verbargen, und, wie eine Familie, alle neben einander ruhen. Unter den ſtolzen Inſchriften auf den Monumenten von Pairs, Miniſtern und Generalen, und den einfachen rührenden auf den Gräbern der Liebe, ſtößt man auf einige, die unwillkührlich zum Lachen reizen, und wie um des Kontraſtes willen erfunden zu ſeyn ſcheinen. Es gibt deren nicht wenige; die lächerlichſten, die ſich gerade auf dieſem Wege finden, ſind die eines Butterhändlers, der ſich ſelbſt bien-heureux nennt, was ihm Ausſicht auf die Kanoniſation gibt; von einem Vater ſagt ein Sohn: Ici réposo l'ame de mon père; ein Mann ſagt von ſeiner Frau:

Ci-gît ma femme, ah! qu'elle est bien
Pour son repos et pour le mien!

Ich irrte ohne Führer auf dieſem ungeheuern Todtenfelde umher, da ich aus einem frühern Beſuche in Paris die merkwürdigſten Parthieen dieſes Kirchhofes ſchon kannte, und weder einem ſchreienden Führer, noch einem langweiligen Handbuch folgen wollte, und erreichte, über dem Staube von Kriegsmännern, Künſtlern, Ordensrittern und Magiſtratsperſonen, die Denkmale von Molière und Lafontaine. So kalt mich auch die franzöſiſche Tragödie läßt, Molière's dichteriſche Fähigkeit hat mich von jeher intereſſirt, und die Bedeutung ſeines Talents hat für mich durch die Kenntniß ſeines Charakters und deſſen, was er für ſeine Zeit war, noch gewonnen. Die Leichtigkeit und Sicherheit ſeines Dialogs, die klare Kenntniß der äußern Verhältniſſe des Lebens, die ächt nationale Färbung ſeiner Charaktere, dies Alles, was ſich ohne poetiſche Tiefe erreichen läßt, hat dieſer Mann dargeſtellt, der für das konventionelle Luſtſpiel ein unübertreffliches Muſter geworden iſt. Sein unglückliches häusliches Verhältniß, die Nachſicht, die dieſer liebenswürdige, in ſeinen letzten Jahren allgemein geachtete Mann einer unwürdigen Gattin bewies, wovon der Grund nicht Gleichgültigkeit, ſondern Liebe zu ihr war, die Dunkelheit ſeiner Jugend, der letzte Schimmer der alten Sitten und Verhältniſſe, der auf ſeiner Zeit ruht, alle dieſe wechſelnden Lichter erhellen dieſes einfache Monument. Neben ihm ruht Lafontaine, eine jener Figuren, die, man mag die Tiefe ihres Sinnes oder die Einfachheit ihres Charakters im Auge haben, in einer der verkehrteſten Perioden der Menſchheit wie ein Engel erſcheint. Wie Franklin zu Verſailles mag ſich dieſer ſchlichte Mann an Crebillons Seite ausgenommen haben. Der Präfekt und die Munizipalität von Paris haben dieſe Denkmale errichten laſſen, eine Huldigung, gewiß aufrichtiger dargebracht und von dem Publikum höher aufgenommen, als die unförmlichen Triumphbögen von St. Martin und St. Denis, die auch von einem Präfekten und ſeinen Aedilen Ludwig XIV. bey ſeiner Rückkehr aus den niederländiſchen Kriegen geweiht wurden.

Ich las viele Inſchriften, an denen mich der Weg zu La Places Monument vorbeyführte. Seit meiner Kindheit haben mich die Gräber faſt nicht minder als die Häuſer der Menſchen intereſſirt, und ich beſinne mich noch recht gut, daß ich als Knabe auf kleinen Reiſen mich oft meiner Umgebung entzog, um die Inſchriften auf den Grabhügeln zu leſen. Die Phantaſie mag in frühern Jahren damit ihr Spiel getrieben haben; ſpäter zog mich der einfache, aber allmächtige Gedanken hin, daß, wie hoch oder niedrig unſer Weg auch gehe, unſere letzte Wohnung ſchon beſtimmt iſt, und daß wir ihr nicht entfliehen können, wie langſam oder ſchnell wir wandeln mögen. Das ewige Wort des heiligen Paulus: „ich ſterbe täglich!“ iſt der Urtext für alle Empfindungen in dieſer Sphäre. Eigentliche religiöſe Betrachtungen ſind, um des Misbrauchs willen, der mit ihnen ſchon getrieben worden iſt, jezt faſt mehr ein Gegenſtand des Anſtoßes als der Erhebung, und es iſt ſo weit gekommen, daß ſie bey Proteſtanten für Pietismus und Schwäche, bey Katholiken aber für Blindheit und Bigotterie gelten. Ich will deßhalb über den Eindruck, den dieſer ungeheure Todtenacker in dieſer Beziehung auf mich machte, ſchweigen. Aber von dem Widerhall rein menſchlicher Saiten, der von der ſtillen Sprache ſo vieler tauſend Todten an dieſem erhabenen und ſchönen Orte ausgeht, wird ſich keiner, der ihn beſucht, gleichgültig abwenden. Einer humoriſtiſchen Natur würde es zwar einfallen, daß ſelbſt über dieſen Gräbern noch häufig Komödie geſpielt wird, es gibt aber einen Ausdruck wahren Gefühls, den man hier häufig findet, und der jeder frivolen Vorausſetzung widerſpricht. Inſchriften dieſer Art ſind ihrer Natur nach nicht prägnant genug, um in der Entfernung Intereſſe zu erwecken, ſo tief ſie auch, an dem Orte ſelbſt geſchaut, das Herz bewegen können. Beſonders rührend iſt die Klage des Alters um die vorangegangene Jugend. Schon in der Natur rührt das Ver-

Digitized by Google

welken der Blüthe, bey Kindern aber erregt die Unschuld des Lebens, die dem unerbittlichen Gesetze des Todes erliegt, die reinste und tiefste Theilnahme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Der jetzige Polizeypräfekt, der ein rechtlicher Mann ist, wollte das Uebel in der Wurzel zerstören, und fing damit an, daß er das Betteln auf den Straßen verbot und die nicht aus Paris gebürtigen Bettler in ihre Heymath verwies. Das war nun das Leichteste seines Amtes; schwerer war es, die Sachen so zu veranstalten, daß kein Betteln mehr nöthig sey und daß die Armen nicht mehr das Mitleid des Publikums anzusprechen brauchten. In Frankreich ist schon auf mannichfache Art für die Armen gesorgt; allein damit ist doch der Armuth nicht abgeholfen. Es mußten also Vorkehrungen getroffen werden. Neue Steuern auflegen, geht in einem konstitutionsmäßig regierten Staate nicht an, weil die Einwilligung der Volksdeputirten dazu nöthig ist. Der Polizeypräfekt griff daher zu dem einzigen kräftigen, ihm übrig bleibenden Mittel; er wandte sich an die mildthätigen Gesinnungen der Pariser, und suchte sie zu freywilligen Gaben zu bewegen zur Errichtung einer großen Anstalt, um die Bettler aufzunehmen und zu verpflegen. Die Gesellschaft zur Verbesserung des Zustandes der Gefangenen soll die Verwendung der eingehenden Gelder besorgen. Besser noch wäre es, wenn in jedwedem Stadtreviere die Bürger selbst einen Ausschuß ernannt hätten, um sich mit der Sammlung der Beyträge abzugeben und sie zur Verpflegung der Bettler anzuwenden. Allein unter der Napoleonschen Regierung hat sich die Regierung allen Unternehmungen selbst unterzogen und den Bürgern nur das Zahlen überlassen, wie es noch in manchen Staaten des Festlandes der Fall ist. Dies hat sich die Regierung jetzt ganz abgewöhnt, denn die Bürger Frankreichs sind mündig genug, um ihre Gemeindeangelegenheiten selbst besorgen zu können, und dazu nicht länger der Dazwischenkunft der Regierung zu bedürfen. Gibt man den französischen Gemeinden die Verwaltung ihrer Güter und Angelegenheiten zurück, wie es wahrscheinlich im künftigen Jahre der Fall seyn wird, so wird natürlich auch das Armen- und Bettlerwesen unter die Kommunalsachen gehören und den Munizipalbehörden obliegen; bis dahin kann man es der Regierung nicht sehr verargen, wenn sie von ihren jetzigen, gegründeten oder nicht gegründeten Rechten Gebrauch macht und sogar über die freywillig eingegangenen Beyträge verfügt. Auch hat der Polizeypräfekt sich dabey so bescheiden benommen, als nur möglich war. Außerdem nämlich, daß nicht er, sondern die Gefängnißkommission mit der Verfügung über die Gelder beauftragt ist, soll dem Publikum genaue Rechenschaft von den Ausgaben abgelegt werden; auch soll nicht von neuen Gebäuden, neuen Versuchen, neuen Theorien die Rede seyn; man will blos einen schon vorhandenen Dépot de mendicité erweitern, daß er für alle Bettler hinreichen kann. Seitdem ist der freywilligen Gaben eine Menge eingekommen, und zwar von der königlichen Familie an bis zu den wenig bemittelten Ständen. In Paris herrscht überaus viel Humanität und Wohlwollen; man hat allgemein gefühlt, daß der Polizeypräfekt unmöglich die Betteley abschaffen kann, wenn man ihm nicht die Mittel verschafft, die Bettler zu versorgen, und wahrscheinlich wird er auch bald in Stand gesetzt werden, eine große Anstalt einrichten zu können. Indeß haben doch einige unabhängige Blätter Bemerkungen über dies Verfahren gemacht. Das Beyspiel Englands schwebt einigen Nachdenkenden vor Augen. Die Armentaxe war vermuthlich Anfangs auch eine freywillige Gabe, wozu sich jeder begüterte Engländer gern verstand, weil sie ihn von der Plage des Bettelns befreyen sollte. Nach und nach wurde aber aus dieser Anfangs freywilligen Gabe eine stehende Steuer, die sich zu zwanzig andern Steuern gesellte und, wie es leider die Eigenschaft fast aller Steuern ist, stieg, anstatt herunter zu gehen, und beständig drückender wurde, so daß sie jetzt manchmal eine unausstehliche Last wird, von der man sich vergebens bemüht wieder frey zu werden. Man habe die allgemeine Erfahrung, setzen die kritischen Bemerker hinzu, daß allzuviel Freygebigkeit, anstatt der Armuth abzuhelfen, dieselbe befördert, wie denn auch wirklich in den Ländern, wo Almosen mit vollen Händen ausgestreut werden, die meisten Bettler umherschwärmen; man braucht ja nur Rom, das unglückselige Spanien und das vielleicht noch unglückseligere Portugal zum Beweise anzuführen; denn diese Reiche sind bekanntlich das gelobte Land der Bettler, oder, was auf eins hinausläuft, der Faullenzer. Besser wäre es, meynen sie, den Armen Arbeit zu verschaffen und sie in Stand zu setzen, ihr Brod zu gewinnen, also ihren Kindern unentgeldlich Unterricht zu ertheilen, ihnen die Lust zur Thätigkeit einzuflößen, ihnen Gewandtheit in Allerley beyzubringen, ihren Geist aufzurichten, sie an edle Gesinnungen zu gewöhnen, sie ihr Vaterland lieben zu lehren und sie frühzeitig fühlen zu lassen, daß auch sie Mitglieder der großen bürgerlichen Gesellschaft sind und dem Staate nützlich werden können. Welches Land bietet ihnen dazu mehr Mittel dar, als Frankreich? Hier drückt nicht der mindeste Zunft- und Gildenzwang die gewerbfleißige Klasse; jedweder, der etwas zu verstehen glaubt, kann sein Handwerk ausüben, ohne daß er dazu Jemand um Erlaubniß zu fragen braucht. Gelingt es ihm mit einem Gewerbe nicht, so kann er ein anderes versuchen; kein Vorurtheil, kein Vorrecht stellt ihm Hindernisse in den Weg. Ternaux, der reiche Fabrikant und Volksdeputirte, verschmäht es nicht, jährlich Schneider zu werden, indem er gegen Anfang des Winters 20,000 Ueberröcke von besondern Winterzeugen aus seinen Fabriken verfertigen läßt, die er dann wohlfeil verkauft und welche reißend abgehen. Halb Paris wird aus der wohlfeilen Schneiderfabrik des Hrn. Ternaux mit Ueberröcken versehen; der Hr. Schneidermeister bereichert sich und gibt im Winter prächtige Bälle, zu welchen die sogenannte vornehme Welt sich recht gern einladen läßt und wobey eine Pracht herrscht, wie sie mancher kleine Fürst nicht würde aufbringen können. Also jede nützliche Arbeit ehrt den Bürger in Frankreich und kann ihn zu den höchsten Posten befördern. Es wäre daher zu wünschen, die Regierung ließe es sich besonders angelegen seyn, den Unbemittelten Liebe zur Arbeit einzuflößen und ihnen Gelegenheit zu verschaffen, ihr Gewerbe ausüben zu können. Dies, meint man, sey noch wichtiger, als Bettlerdepots anzulegen oder zu vergrößern. Und freylich könnte die Regierung eins und das andere besorgen, die Bettlerdepots für diejenigen, die man jetzt von den Gassen und öffentlichen Plätzen forttreibt, und andere Anstalten, besonders Gewerbeschulen für ihre Kinder; dann wäre einem herrschenden Uebel abgeholfen, und zugleich der Rückkehr desselben vorgebeugt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage; Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Januar 1829.

Beglückt, wen dieses Ports Umschirmung birgt,
Wo der Orkane Wüthen ewig schweigt,
Kein Haß vergiftet, keine Zwietracht würgt,
Und nimmer der Verläumdung Natter schleicht!

Matthisson.

Ein Besuch auf dem Kirchhof des Père La Chaise.

Von E. Arndt.

(Fortsetzung.)

Freyer als viele andere Monumente liegt das von La Place. Dieser große Mann ruht hier an einem seiner würdigen Orte. Sein Geist, der in sich das Maaß für die Bewegung der Himmelskörper trug, mag jezt auch in eine Ferne geschaut haben, für welche die Astronomie das schönste Symbol ist. Virgils „sidera cuncta notat tacito labentia coelo," kann auf Niemand passender als auf ihn angewendet werden. Man könnte scherzhafter Weise sagen, daß das Grab für einen Astronomen weniger Schrecken als für andere Erdensöhne habe, da er aus dieser ewigen Nacht immer nur die Sterne sieht.

Ich irrte in den Cypressenbahnen von Hügel zu Hügel, mit dieser abgeschiedenen Welt eifriger als mit der lebenden Bevölkerung beschäftigt, die ich verlassen hatte. Es war ein Novembertag, die Luft aber noch mild und der Himmel wechselnd trübe und hell. Die Sonne war im Untergehen, als ich auf der Spitze des schönen Mont Louis stand. Paris war den Nachmittag über von einem Schleyer wie verschleiert gewesen, die Sonne wollte aber dem Abschiede den Himmel frey haben, und durchbrach ihre Feinde. Der Montmartre mit seiner alten Kirche, die malerischen Hügel, die sich von Norden nach Westen ziehen, die unermeßliche Stadt, die Gräber vor mir, dieß Alles im traurigen, aber nicht matten Glanze eines so späten Tages, machte einen wunderbaren Eindruck. Ich besuchte noch Davids, Labedoyres und Neys Monumente.

Ich habe hier drey Namen in einem Athem genannt, deren jeder an eine Welt von Ereignissen erinnert: David im Prozesse Ludwigs XVI., Ney auf dem Rückzuge aus Moskau, und Labedoyre vor Grenoble.

Davids Herz ruht hier neben der Asche seiner Frau. Mehr konnten seine Erben von dem Grafen Villèle nicht erhalten. Der Beschluß der Pairskammer, die Mitglieder des Convents, die für den Tod des Königs gestimmt hatten, aus Frankreich zu verbannen, obgleich aus dem Eindruck und der Erfahrung der hundert Tage hervorgegangen und an sich nicht nothwendig, kann von Niemand getadelt werden, zu welcher politischen Konfession er auch gehören mag. Die Exilirten selbst müssen diesen Triumph ihrer Gegner für so natürlich gehalten haben, wie ihre eigenen frühern. Obgleich dieses Gesetz, genau betrachtet, nach der allgemeinen Amnestie, welche die wiederkehrende Dynastie verkündigt hatte, ein Werk der Rache war, und in seiner ausnahmslosen Vollziehung keinen Rechtsgrund für sich hatte, so war es, als eine politische Maßregel genommen, den Umständen angemessen, und eine geringe Satisfaktion für die königliche Familie nach dem Untergange so vieler ihrer Glieder. Von einem höhern Standpunkte aus wäre es eines Königs von Frankreich würdiger gewesen, die Gräuel der Revolution für immer zu begraben und die Lehren zu befolgen, die Lud-

Digitized by Google

wig XVI. in seinem schönen Testamente seinem Sohne gibt. Jene blutigen Richter, die in der Aufopferung des schuldlosesten und vielleicht ehrenwerthesten Mannes ihres Landes einen Beweis gränzenloser Verwilderung oder unheilbarer Verkehrtheit gaben, durften sich über ihr Schicksal nicht beklagen, sie wären aber durch die Vernichtung aller ihrer Aussichten, den Anblick der weißen Fahnen und die Einsamkeit ihres Alters hinlänglich gestraft gewesen. Bey Davids Denkmal erhebt sich aber nicht blos die Stimme der Menschlichkeit, sondern auch die der Gerechtigkeit gegen die Verfolgung, die noch seine Asche erfuhr. Da jedes Verbrechen für den Staat durch den Tod gesühnt wird, so, daß in der französischen Gesetzgebung der Todesstrafe keine schimpfliche Beerdigung folgt, die in manchen Gesetzen ein Ueberrest barbarischer Zeiten ist, ein immerwährendes Exil aber dem Tode gleichzuachten ist, so war es eine jener despotischen und verkehrten Maßregeln des Grafen Villèle, es den Erben Davids zu versagen, ihn in französischer Erde, auf dem Kirchhofe des Père la Chaise zu begraben. Das Widersinnige dieses Verbots wird noch klarer, wenn man die Gallerie des Louvre besucht, wo die Werke dieses Malers der Revolution aufgestellt sind, und die charakteristischen Züge seines Geistes zu Jedermann sprechen dürfen. Seine Gesinnung, der Athem seines Geistes, die Kunst seiner Hand dürfen in der Hauptstadt seines Volks fortleben, und der Staub seines Wesens, seine kalte Asche sollte diesen Boden beflecken? — —

Ein schönes Denkmal von weißem Marmor, auf einem Basrelief eine Frau in tiefer Trauer, an der Hand ein Kind, bezeichnet Labedoyres Grab. Dabey steht: „mon amour pour mon fils a pu seul me retenir à la vie.“ Es ist die Wittwe des Verstorbenen, die auf diesem schönen Grabmale ihren eigenen Gram verewigt hat. Der Fall einer so tapfern und muthigen Jugend (der Graf Labedoyre zählte erst 24 Jahre, als er seine Laufbahn schloß), die ritterliche Hingebung, die er seinem Helden bewies, seine entscheidende That vor Grenoble, machen ihn zu einem Nebenbuhler von Joachim Murat. Seine Hinrichtung am 19ten August 1815 soll bey allen Partheyen Theilnahme erregt haben. Sein Bild ist noch häufig zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Alsbald ergriff Malegys die Sehnsucht nach Oryanden, auf sprang er, und gab dem Roß die Sporen. Der erste Sprung, den Bevart that, war vierzig Schuh weit und so entsetzlich ungestümm, daß der Ritter, der sich des nicht vorgesehen, über den Kopf des Rosses flog und ohnmächtig zu Boden lag. Da trat Bevart zu seinem Herrn heran, und leckt' an seinem Harnisch; er aber lag regungslos darnieder. In dieser bedenklichen Lage fand ihn Spiet, der mit Mundvorrath daher lief. Aber sobald er den gewaltigen Ritter niedergestreckt sah, wär' er, so verwegen er sonst war, um alles Erdreich nicht zu dem gräßlichen Thiere getreten; doch dieses, als es ihn erblickte, sprang gegen Spiet, verwickelte sich aber zum Glück in die Halsketten und den Zaum, daß es stillstand. Da konnte Spiet zu Malegys heran, löst ihm den Helm und begoß ihm das Antlitz mit dem Wundentrank, daß er zu sich selbst kam. Das Roß stand still und zitterte. Nachdem sie beyde Gott für die Rettung gedankt, saßen Malegys und Spiet nieder, nahmen Erfrischung, und Spiet berichtete dem Ritter von der schlimmen Lage der Dinge, die um und in Rosefur sich begaben. Sobald sie ihre Mahlzeit genossen, ging Malegys zu Bevart und sprach: „Ich bin sehr erzürnt auf Dich, Bevart, daß Du deinen Herrn so unversehens abgesezt hast; jezt will ich Rache nehmen an Dir!“ Das Roß zitterte, kniete nieder und leckte seinen Herrn an der Hand. Da küßt' es Malegys an den Mund, nahm ihm den Zaum ab, und bracht' ihm Fleisch, Brot und Wein. — Spiet sprach: „Machet Ihr das furchtbare Thier noch trunken, so werdet Ihr's entgelten!“ — Bevart schnaubte den Kleinen an, schlug gegen ihn aus, und nur seiner Windschnelle, mit welcher er zurücksprang, hatt' er es zu danken, daß er mit unzerbrochnem Schädel davon kam. Malegys aber gab dem Roß einen leichten Backenstreich, da ward es wieder ruhig und sanftmüthig. Wohl hatten jezt beyde gemerkt, daß Bevart alle Worte verstand, und Spiet nahm eine Flasche Weins, ging zu ihm hin und sprach: „Bevart, Ihr seyd das schönste und edelmüthigste Thier, welches je auf vier Beinen ging, trinket eins mit mir und laßt uns gute Freunde seyn.“

Malegys beschritt den hochgemuthen Bevart, aber nahm sich nun besser in Acht als das erste Mal. Das Roß machte bey jedem Trabschritte zwanzig Schuh, dennoch hielt Spiet neben ihm Schritt. Diese Schnelligkeit kam ihm von seiner Mutter, welche eine Elfin war, und den kleinen Spiet von einem wilden und riesenmäßig großen Heiden, dem grausamen Fortiman, gewonnen hatte. Sie schämte sich sehr dieser Buhlschaft, und gab einst der Herzogin Oryande, als sie dieselbe auf einer Jagd in Gestalt einer Hindin in einen entlegenen Wald gelockt, das Kind, mit der Bitte, daß sie für es sorgen möge, welche Pflege der kleine Spiet ihr später treulich vergelten werde. Er ward nur vier Fuß hoch, was man in jenen langleibigen Zeiten mit Recht einen Zwerg nannte aber sehr schön und fein von Gliedern, hellblond, von lichtblauen Augen, von unglaublicher Leibeskraft und Keckheit, und treu wie Gold, übrigens neckisch, gesprächig

Digitized by Google

und immer in rosenfarbner Laune Malegys und Orvande schäzten ihn sehr hoch, und liebten ihn, als ob er ihr eigen Fleisch und Blut wäre.

Als sie auf einen Hügel gelangt waren, von da man die Stadt erblickte, schlug Malegysen das Herz hoch vor Freuden, denn auf Orvandens Balkon, über dem Zinnenthurm, welcher die Aussicht auf das Meer gewährte, flatterte die himmelblaue Fahne mit dem goldnen Kreuz, glühend im lezten Abendstrahl, das verabredete Zeichen seiner Lieben, welches er mit dem Hifthorn begrüßte, worauf die Fahne dreymal gesenkt ward. Aber als Malegys seitwärts das Lager der Heiden gewahrte, überwand er ritterlich seine heiße Sehnsucht, denn er gedachte seines gefangenen und dort schmählich gefesselten Oheims Ywert, und sprach zu Spiet: „Harre mein dort im Busch mit dem Bevart, ich muß erst meinen Oheim erlösen, es wäre sonst möglich, daß Hülfe zu spät käme.“ — Beyseit ging der Zauberer, murmelte seinen Gramadet, und alsbald ward er ein alter Landstreicher, bängig zu beyden Seiten, mit wassersüchtig geschwollenem Bauch und durchleuchtigem Antlitz. So hinkt' und humpelt' er durch das Lager der Sarazenen, bis zu des Königs Zelt. Dort sah er den Meister Ywert mit Hand und Fuß an den Zeltbaum gebunden, und mit dem Munde vom Teller, wie ein Hund, die Speise nehmend. — „Der den Engeln gebeut,“ so sprach jezt Malegys mit bäurischer und keifender Stimme, „der sendet mich aus der Wüste zu Dir, König Authenor! Er läßt Dich durch mich vielmal grüßen, und befiehlt Dir durch meinen Mund, daß Du dieses Land sehr schleunig räumst und von Dir und den Deinigen säuberst; wo nicht, so will er Dir einen Teufel mit rabenschwarzem Roß auf den Hals schicken, der Dich und Dein garstiges Volk entehren und verderben soll. Auch gebeut er Dir ferner, daß Du diesen da frey gibst, mit welchem Du einen verfluchten Spaß treibst, denn er ist kein Heidenhund, sondern ein recht guter Christ.“ — „Nein, nein, recht artiger Mensch,“ sprach der Feldherr der Sarazenen, „dieser da ist ein Dieb und ungesitteter Schalk, er muß seine Tücke mir mit dem Halse zahlen.“ „Du unwerther Bettler,“ rief der König, „wie vermissest Du dich, uns ins Gesicht so bäurische und verfluchte Reden auszustoßen? Fangt ihn, fangt ihn, lieber Vivian! (so hieß der Feldherr) sicher ist er ein Spion, Verräther und Volksverführer, bindet ihn neben den Falkendieb, daß wir sie dann mit einander aufhängen.“ „Mit Gunst,“ versezte der Feldherr, „das wär' in der That für mich ein glorreiches Abenteuer, und zeugte von meinem ausbündigen Scharfsinn! Sehet Ihr denn nicht, wie seine Elephantenbeine kaum vermögen den ungeheuren Kürbis, der ihm da vorn in der Hängematte wackelt, in der Schwebe zu halten, und wie ihm das Wasser sein geistreiches und sehr unverschämtes Gesicht verklärt? Traun, er ist so furchtbar als der größte Schneemann im Sonnenschein.“ „Nicht doch, lieber Vivian,“ sprach Authenor, „hast Du nicht gehört, wie er uns unverschämt gelästert und verrucht gedräut hat? er will mein Volk fürchtig und von mir und dem rechten Glauben abwendig machen; vielleicht ist er gar ein christlicher Herenmeister oder Negromant, wie sie sagen, dann führt und verlockt er uns alle in den Abgrund des Verderbens!“ Der landstreichende Prophet aber fuhr so lange mit plumpen und unverschämten Reden fort den König zu reizen, bis dieser, troz aller Einreden Vivians, selbst Hand an ihn legte und ihn neben Ywert an den Zeltbaum knebeln ließ. Der gute Ywert, seines eigenen Elends schier vergessend, bejammerte das Loos seines schon so hinfälligen Kameraden; aber der raunt' ihm ins Ohr: „Gar nicht vonnöthen, liebster Oheim! Heute Nacht wird Authenor den Brauttanz halten, wie vordem König Karl meinen Ehrentanz, und wenn die Könige Hochzeit haben, so werden die Diebe und Landstreicher freygelassen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Am Schlusse des jüngst verflossenen Jahres erhielt hier noch ihre Vollendung eine Anstalt, wozu vor länger als zwey Decennien bereits der erste Plan entworfen wurde, und an deren Vervollkommnung seitdem wahrhaft patriotische Männer ohne Unterlaß arbeiteten. Es ist hiermit die Einweihung des neu erbauten Prüfungs- und Andachtssaals der israelitischen Bürger- und Realschule gemeint, die am 13. December statt fand. Es möchte wohl der Mühe werth seyn, in kurzen Zügen die Geschichte des Entstehens und des Erblühens dieses Instituts hier anzugeben, da dasselbe, in seinem gegenwärtigen Zustande, den Vergleich mit den gepriesensten Bildungsanstalten des jüdischen Volkes nicht zu scheuen hat, ohne daß dadurch in der Gemeinde selbst jener religiöst Zwiespalt hervorgerufen wurde, den ähnliche Einrichtungen anderswo, wie z. B. in unserer Schwesterstadt Hamburg, zur Folge hatten. Die Epoche ihrer Stiftung fällt in die ersten Jahre der fürstlich primatischen Regierung, und der ursprüngliche Zweck derselben beschränkte sich auf die Ertheilung eines freyen Unterrichts und die Erziehung einer gewissen Anzahl unbemittelter Knaben der israelitischen Gemeinde. Seit dem Jahre 1809 erhielt jedoch diese Schule eine bedeutende Erweiterung, indem von jezt an auch zahlende Zöglinge beyderley Geschlechts in dieselbe aufgenommen wurden. Den Knaben wurde der Unterricht nunmehr in fünf, den Mädchen aber in drey Klassen ertheilt; lezlere wurden noch überdies in weiblichen Handarbeiten unterwiesen. Endlich, zu Anfange des Jahres 1813, wurde das Institut von dem damaligen Großherzoge von Frankfurt zu einer wirklichen Realschule erhoben, und mit einer Dotation von jährlich 2000 fl. aus dem großherzoglichen Aerar ausgestattet. Zugleich wurden auch mehrere im Lehrfache bereits ausgezeichnete Männer in diese Schule berufen. Nach diesem Zeitpunkte erfuhr das Institut noch mehrere andere wesentliche Verbesserungen, wenn schon die oben erwähnte Dotation mit der Wiederherstellung von Frankfurts Freyheit und der Auflösung des Großherzogthums von selber aufhörte. Die eigentliche Bestimmung des neu erbauten Saales nun ist, die periodischen Schulprüfungen darin vorzunehmen und an den jüdischen Sabbath- und Festtagen Andachtsübungen darin zu halten. Diese Uebungen bestehen in einem religiös-sittlichen

Vortrage und in Absingung von Liedern, unter Orgelbegleitung, aus einem eigends dazu verfaßten israelitischen Gesangbuche von Hrn. Johlson, dessen dritte verbesserte und vermehrte Auflage so eben in der Andreäischen Buchhandlung erschienen ist. Beyläufig mag hier noch bemerkt werden, daß auch der Religionsunterricht in der Anstalt nach einem Lehrbuche desselben Verfassers, dessen Schriften in diesem Fache einer wahrhaft klassische Berühmtheit in Deutschland genießen, von ihm selber ertheilt wird. Der Einweihungsakt selber, welchem außer den ersten Staatsbehörden Frankfurts und dem Vorstande der Gemeinde, auch noch viele andere Personen von allen Konfessionen, unter denen man mehrere ausgezeichnete christliche Geistliche bemerkte, beywohnten, wurde durch der Gelegenheit angemessene Reden, von den bey der Schule angestellten Lehrern, den Doktoren Heß und Creizenach, gehalten, durch Absingung von Liedern aus dem Johlsonschen Gesangbuche und durch Ausführung einer besonders für diese Feyerlichkeit von Ferdinand Hiller komponirten Kantate begangen. Vierzehn Tage später fand in dem nämlichen Lokale noch eine andere Feyerlichkeit statt. Es war dies die jüdische Konfirmation von 9 Mädchen und 7 Knaben, die in der Schulanstalt ihren Unterricht erhalten hatten, und die Hr. Johlson unter Vortrag einer Rede vornahm, worin unter andern die Grundzüge des mosaischen Glaubensbekenntnisses dargestellt wurden. Es wäre zu wünschen, daß diese Rede, die des Beherzigungswerthen für die Bekenner jeweden religiösen Glaubens gar Vieles enthält, demnächst durch die Presse ein Gemeingut des größern Publikums werden möchte. Es wurde schon bemerkt, daß sich die hier in flüchtigen Zügen geschilderte Anstalt dadurch vor ähnlichen Instituten, die in andern großen Städten die moralische und intellektuelle Bildung der Juden bezwecken, auszeichnet, daß bey ihrer Einrichtung so weit als möglich Alles vermieden wurde, was ein wirkliches Religionszerwürfniß in der Gemeinde veranlassen konnte. Inzwischen findet doch auch diese Anstalt ihre Gegner nicht blos unter den sogenannten Rabbiniten oder orthodoxen Juden, die überhaupt nichts von solchen Einrichtungen wissen wollen, welche die mit dem alten Rituale innigst verschmolzene Nationalität ihres Volks allmählich zu vernichten streben, sondern es befriedigt dieselbe auch nur unvollkommen diejenigen Juden, welche die allmählich zu bewirkende bürgerliche Verschmelzung ihrer Glaubens- und Namensgenossen mit denjenigen christlichen Nationen, unter welchen sie leben, als das eigentliche Ziel ihrer Bestrebungen betrachtet haben. Um dieses Ziel zu erreichen, meinen diese letztern, wären überhaupt Anstalten, die der geistigen und sittlichen Bildung der Juden ausschließlich gewidmet sind, eben nicht das geeignetste Mittel, denn sie gingen nur darauf hinaus, die Isolirung zu erhalten. Zweckgemäßer dagegen erscheine es, wenn die israelitische Jugend, vermengt mit der christlichen, an den allgemeinen, schon bestehenden Unterrichtsanstalten Theil nähme, mit alleiniger Ausnahme der Religionslehre. Auf diese Weise allein würde den kommenden Geschlechtern der Weg gebahnt werden, sich auf gleichem Standpunkt nicht nur der moralischen und intellektuellen, sondern auch der staatsbürgerlichen Bildung mit ihren christlichen Staatsgenossen zu erheben. Somit aber würde jene, in den gesellschaftlichen Beziehungen noch gehässige Absonderung zwischen jüdischer und christlicher Bevölkerung im Laufe der Zeiten gänzlich verschwinden, und zwischen den Bekennern des mosaischen Glaubens und denen der christlichen Konfessionen bald eben so wenig noch ein Unterschied gemacht werden, als solcher gegenwärtig unter diesen letztern selber, in eben jener Beziehung, in den meisten Ländern, wo Katholiken und Protestanten beysammen sind, stattfindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Von den Bettlern zu den Hetären ist der Sprung eben nicht sehr groß. Auch auf diese hat der jetzige Polizeypräfekt ein wachsames Auge gehabt. Die Hetären lassen sich von den Gassen nicht wegbannen, wie die Bettler; vielleicht könnte man ihnen das Herumstreichen Abends im Palaisroyal und auf den Gassen verbieten; vielleicht könnte man sie abhalten, sich wie Bräute geschmückt bey anbrechender Nacht öffentlich zur Schau zu stellen; allein wenn dadurch dem Anstande gehuldigt würde, so würde deshalb dem Uebel selbst wenig abgeholfen werden; denn was könnte die Hetären hindern, sich in Schauspielhäusern und andern öffentlichen Versammlungen frech zur Schau zu stellen, wie es auch jezt zuweilen geschieht? Seit der Revolution war ihnen eine monatliche Steuer von 3 — 5 Franken aufgelegt, die vorgeblich zur Vergütung ärztlicher Sorge und Aufsicht dienen sollte, wahrscheinlich aber erfunden war, um ihnen ihr schändliches Gewerbe ein wenig zu erschweren. Die Folge davon aber war, daß manche Schleichhandel trieben und sich nicht bey der Polizey einschreiben ließen, um der Zahlung der Steuer zu entgehen, wodurch sie sich gänzlich der polizeylichen und ärztlichen Aufsicht entzogen. Um nun dies künftighin zu verhüten, ist die gehässige Steuer abgeschafft worden, worüber denn die Ultrablätter andächtige Klagen erheben, indem sie thun, als ob sie überzeugt seyen, es werde nun mehr Aergerniß in Paris geben, als zuvor, obschon sie doch leicht denken können, daß nun die Hetären keinen Vorwand mehr haben, um sich dem Einschreiben bey der Polizey zu entziehen und der Wachsamkeit derselben zu entgehen, was bey einem unvermeidlichen Uebel doch immer ein Vortheil ist. Eine andere Art von Steuer war diejenige, die man von den Handwerksgesellen für Einschreibegebühren forderte; auch diese hat der Polizeypräfekt abgeschafft; ebenso hat er die unbillige Verfügung seines Vorgängers widerrufen, kraft welcher man die Miethkutscher zwang, eine Steuer zu entrichten, um sich dafür von einem eigens dazu bestellten Schneider auf gleiche Art kleiden zu lassen. Wie kann man aber Leute, die nicht von der Regierung besoldet werden, zwingen, eine Livree zu tragen, und ihnen dafür das Geld aus dem Beutel nehmen? Dr Bellevmes hat das Ungerechte dieser Maßregel de Lavaus bald eingesehen, und den Miethkutschern das ihnen bereits abgenommene Geld zurückerstatten lassen. Durch solche weise Verfügungen macht sich der jetzige Polizeypräfekt beliebt; seit dem Jahr, während dessen er an der Spitze der Pariser Polizey gestanden, hat er so mehr Gutes verfügt, als seine Vorgänger seit zwanzig Jahren, und das seit der Revolution, besonders aber seit der Napoleonschen Regierung so verrufene Polizeyamt, das für gleichbedeutend mit Spionerey und politischer Verfolgung angesehen wurde, ist auf seine wahre Stellung heraufgehoben und kann wieder Anspruch auf die Achtung, und sogar auf die Dankbarkeit der Pariser machen. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 15:
Die Zeit.

Räthsel.

Wir sind lustig kleine Kreaturen,
Verschied'nen Klangs, verschiedener Naturen;
Im Glas der eine von uns thront,
Im Eck der andre steckt und wohnt,
Im Zirkel da muß der dritte seyn,
Es schließt das Schloß den vierten ein;
Suchst du den fünften, so greif' zu,
Sie hat ihn nicht, er nicht, doch du.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 22.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. Januar 1829.

— Malagys weiß von den Zauberdingen
So viel, als nur der beste Negromant.
Versäumt' er gleich, das Büchlein mitzubringen,
Wodurch er selbst die Sonn' im Laufe bannt,
So konnt' er doch auch so die Geister zwingen.

Arioſto.

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Sobald Mitternacht herankam, brauchte Malegys seine Kunst, löste sich und Ywerten und sprach einen scharfen Gramadet, wodurch alle steinhart schlafen mußten. Sofort stellt' er den König, nachdem er ihn entkleidet, an den Zeltbaum, wo er und Ywert gestanden, steif aufrecht empor, gab ihm einen Filshut auf den Kopf und eine brennende Kerze in die Hand, und ließ die Ritter, gleichfalls entkleidet, um Authenor einen feyerlich-fantastischen Brautreigen aufführen. Hierauf zog er selbst des Königs Wappen an, bestieg dessen Roß, gab Ywerten auch eines, und hurtig ritten sie durch das schlafende Heer, bis zur Stelle, wo Vivian der Schildwacht pflog. Mit Authenors Stimme sprach er zum Feldherrn: „Rasch suche jeder sein Roß und folge mir, denn ich bin aufs Blut erzürnt, daß der Landstreicher von gestern mir entwischt und auch Euren Falkendieb mitgenommen hat.“ — „Reitet zu,“ sprach Vivian, „ob Ihr sie noch ereilt, wir wollen gleich nachfolgen.“ Bald gelangten sie zur Stelle, wo Spiet mit dem Bevart ihrer harrte; aber wie er den König daherreiten sah, glaubt' er Malegysen gefangen und rief: „Habt Ihr Herrn Malegys gefangen, so ergebt Euch mir, oder bey meiner Christenheit, Ihr kommt nicht lebend von der Stelle!“ Hiemit spornt' er den Bevart, der aber wollte keinen Fußbreit vorwärts, denn er witterte seinen Herrn. Ab sprang der kühne Kleine, nahm seine Eisenkolbe zur Hand und risch auf den König los; allein zornschnaubend, mit gleicher Schnelle sprang das Roß ihm nach. „Halt an, Bevart!“ rief Malegys mit seiner eignen Stimme wieder; das Roß regte keinen Fuß mehr, und freudenvoll erkannte Spiet seinen Herrn. „Und was sagen nun die Heiden von Dir?“ fragte er. „Kürzlich,“ antwortete Malegys, „sie sagen, daß ich ihr König sey.“ Da lachte der gute Ywert, daß ihm die Kehle hätte springen mögen, und daß er kaum vermochte Spieten das Abenteuer zu erzählen. Auch dieser gab einen großen Lach und sprach: „das Wunder muß ich mir mit eignen Augen ansehen,“ und eilte nach dem Zelte des Königs hin. Gleichzeitig mit ihm kam auch Vivian mit der Schildwacht dorthin, um sich und die Seinigen beritten und den Entflohenen sich nach zu machen; aber welch Erstaunen und Entsetzen, als er den König mit Filshut und Kerze, steif wie einen Mann von Drath und Fischbein, an dem Zeltbaum erblickte und rings die Reigenstampfer ohne Musik! Er trat zu Authenor heran, schrie ihm ins Ohr und schüttelt' ihn; der aber blieb starr und stumm wie einer seiner hölzernen Machmute. Da erkannte Vivian, daß der ihm begegnet in den Wappen des Königs, der Landstreicher und dessen Begleiter, sein Falkendieb, so wie ferner, daß allerdings bedeutende Hexerey allhier vorgegangen sey. Erzürnt rief er: „Auf! waffnet Euch überall, so viele noch Leben haben! denn diese da scheinen mir viel mehr todt als lebendig, wiewohl sie athmen und hin und her hop-

Digitized by Google

peln und rasen. Auf, auf zur Rache! laßt uns den Zauberern nachsetzen!“ Da lachte Spiet laut auf und rief: „Betrübt und ereifert Euch nicht allzusehr, mein stattlicher Junker! Ostern beginnt zu nahen, da könnt Ihr Eure Herrschaft ins Korn setzen, traun, es gibt sehr wirksame Vogelscheuen!“ — „Fangt ihn, greift ihn, den kleinen Wicht, die Blitzkröte, das lose Leckerlein,“ schrieen die Heiden durcheinander; „er ist sicher des alten Herenmeisters Bub oder Knechtlein, und will uns neues Unheil anzetteln, schlagt sie todt, die Spitzmaus!“ — „Verehrteste Heidenhunde!“ rief Spiet, die Artigkeiten zurückgebend, unter gellendem Gelächter, „Ihr werdet das Füchslein (bey diesem Wort schlug er einem Heiden das Roß todt) nicht fahn noch beißen. Denn seht nur, (hier sprang er Vivians Rosse unter den Bauch, warf es um, daß es ein Bein brach, und schlug dem Nebenmann die Kolbe auf's Gesäß, daß er zeitlebens nie wieder beritten ward) seht nur, wollt' ich sagen, wie äußerst tölpelhaft Ihr Euch zur Hetze anstellt. Befleißigt Euch daher (hier schlug er wieder einem Roß und dann dem Reiter, als er stürzte, die Schädel ein) lieber der Tanzkunst, damit ihr geschmeidiger werdet. Nehmt doch ein Beyspiel an Eurem König, der sich jezt mit Gewalt in die Galanterie herein arbeitet. Er will noch diesen Monat Hochzeit halten, darum lernt er jezt (hier zerrt' er einen Ritter, der eben auf ihn anhielte, am Bein vom Rosse, daß er in der Dunkelheit das Genick brach) eine ganz neue Stampferey. Traun, säh' ihn so sein Herzblatt (hier sprang er einem Ritter von hinten auf's Roß, stieß ihn kopfüber herunter, und traf den Nebenmann mit der Kolbe in den Nacken, daß er den Hals brach) wie er andächtig und ganz starr vor Lernbegier mit dem Filshut und der Kerze dasteht, ihre Seele würde vom Liebesbrand so schwarz werden wie seine Haut.“ Jezt ritten auch Malegys und Ywert heran, und schlugen furchtbar unter die Heiden; die es gar nicht begreifen konnten, wie sie mit einmal zwey Authenore hatten, einen, der nackend tanzte, und einen andern, der sie todt schlug. Aber mittlerweile war Vivian wieder auf und zu einem Roß gekommen, hatte eine Schaar Ritter gesammelt und rief den verwirrten Sarazenen zu: „Der in des Königs Wappen ist nicht der König, sondern ein Herenmeister und Betrüger, auf, schlagt ihn und seinen Gesellen nieder!“ Alsbald rief Malegys Ywerten an, er solle auf den Bevart sitzen; Spiet sprang ebenfalls auf, und wie der Sturmwind jagte das starke Thier mit allen Dreyen davon, also daß sie wohl eine halbe Viertelstunde vor den nachsetzenden Heiden an das Thor von Roseflur gelangten. Sobald Malegys den Helm abgenommen, umhalsete ihn Orvande, und ließ nicht von ihm ab, bis sie von überstandenen Aengsten, Sehnsucht, Herzen und Küssen, Minnedurst und Seligkeit erschöpft, ohnmächtig niederfiel.

Um die None erwachten im Lager der Sarazenen die Todten, aber nicht zur Auferstehung, sondern alles purzelte durcheinander, lahm und steif lagen sie da, wie geheztes Wildprät. Der König sprach: „Ich träumte Bräutigam zu seyn mit Orvanden, der wassersüchtige Landstreicher hielt Namens meiner mit ihr den Ehrentanz. Was mag der seltsame Traum bedeuten?“ — Des Königs Mundschenk sprach: „Ich träumte gleichfalls von einem Brauttanz, verwunderte mich aber nicht wenig, als ich Euch dabey nackend stehen sah.“ — Der Schazmeister sprach: „Mich dünkte, Vivian sey nicht mit in unserm Tanz, sondern stehe ganz wie todt dabey, da kam der verwünschte Landstreicher, nahm unsern Feldherrn bey der Hand, und alsbald ward der Held davon lebendig.“

Da ließ der König seinen Sternseher und Traumdeuter kommen, und befragte ihn über diese Träume. Der ging zu Rath mit seiner Kunst und sprach dann: „Wenn ich die Träume der Wahrheit nach und sonder Furcht ausdeuten soll, so müßt Ihr mir starke Bürgschaft geben, denn sie sind schwer und bedenklich, also daß sie in Euer Reich und Leben verwachsen stehen.“ Nach seinem Verlangen schwur ihm der König bey seiner Krone auf dreyßig Tage, während welcher sich die Deutung erwahren solle, vollkommene Sicherheit zu, und der Astrolog sprach: „Daß Du, König Authenor, träumtest, Orvandens Bräutigam zu seyn, der Landstreicher aber führe statt Deiner mit ihr den Brauttanz auf, solches ist dahin auszulegen, daß nicht Du, sondern eben jener Landstreicher, wie Ihr ihn nennt, welcher aber in der That ein stolzer Ritter und ein mächtiger Negromant, Orvandens theilhaftig ist. Was den Traum des Mundschenken betrifft, welcher bey dem Tanze Dich nackend erblickte, wie Du denn wirklich dabey nackend warst, dieses bedeutet, daß zwar Du Orvanden minnest, sie aber Dich nicht, also daß Du von ihrer Minne baar und entblößet stehst, und dieses ist Deine Nacktheit. Der dritte Traum endlich, in welchem der Schatzmeister Vivianen bey Eurem Tanze todt, und durch die Hand, welche ihm der fremde Zauberer reichte, lebendig werden sah, dieser ist der schwerste, so wie für mich der bedenklichste. Dennoch will ich ihn, Herr König, auf Deinen Schwur vertrauend, seinem wahren Gehalte nach deuten. Er besagt nämlich, daß Vivian für unsere Werke todt seyn, daß er Dich verlassen, aber mit dem fremden Negromanten auf's Innigste verbunden, daß er unserem Glauben absterben, und von Jenem zum Glauben der Christen geführt werden wird.“ — Vivian ward heiß vor Zorn und schwur, daß er nie einen Verrath an Authenor gesonnen habe; aber der Traumdeuter sprach: „Das ist wahr, allein Du kennst nicht den, welcher unser aller gefährlichster Feind ist; — ich weiß noch mehr, allein ich muß es um unser selbst willen verschweigen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Ein Besuch auf dem Kirchhof des Père La Chaise.

Von E. Arndt.

(Beschluß.)

Ney's Grabmal ist ohne Inschrift. „Michael Ney und ein wenig Staub" rief er dem Sekretär der Pairskammer zu, als dieser bey der Vorlesung des Todesurtheils an seine Titel kam. Ney, den sein Meister bekanntlich den Tapfersten der Tapfern nannte, und der für einen Soldaten ein großes Vorbild seyn mag, war weder ein begeisterter Jüngling wie Labedoyre, noch ein konsequenter Demokrat, das was die Franzosen fast ausschließend grand citoyen nennen, wie Carnot, sondern nur ein großer Kriegsmann, mit allen den Mängeln, die eine bedeutende, aber einseitige Erfahrung auf diesem Felde mit sich bringt. Er hatte weder ein wahres Gefühl für Freiheit, noch kannte er einen andern Gehorsam als den militärischen, dessen er sich gegen die Bourbons, die nach seiner Ansicht keine militärischen Talente besaßen, leicht überheben zu können glaubte. Der Muth, mit dem er und Labedoyre starben, war ihres Lebens würdig. In Neys soldatische Seele mag der Tod auch nicht den entferntesten Schatten geworfen haben.

Wie man über den Werth und das Schicksal dieser beyden Helden urtheilen mag, selbst die beschränkteste Betrachtung wird anerkennen müssen, daß beyder Tod in den Gang einer Weltbegebenheit mit verflochten war. Dieser Umstand macht die Differenz zwischen bürgerlichen und politischen Vergehungen aus. So gern die Partheylichkeit und der politische Fanatismus, er mag revolutionärer oder reaktiver Natur seyn, die verschiedenartigen Bestimmungen zusammenwirft, die Geschichte kehrt sich daran nicht und trennt sie überall.

Eine hohe Pyramide von weißem Marmor erhebt sich auf dem Grabe des Marschalls Massena, neben ihm ruht der Marschall Lefebvre, dann kommen die Generale Dumuy und Colland. Wie viel kriegerischer Ruhm ist auf dieser kleinen Fläche versammelt!

Ich eilte an den Gräbern von Herzogen und Generalen, Sängern, Schauspielern, Schottländern und Portugiesen vorbey, auf die höchste Spitze des Mont Louis, um den lezten Blick der Sonne noch zu genießen. Es wurde allmählig dunkel. Die Sonne ließ keine Spur zurück, das Abendroth erstarb mit ihr zugleich. So lebhaft wie in den Jahren, wo ich die Geschichte kennen lernte, erhoben sich heute vor meiner Seele alle Begebenheiten, die mit diesem Ort in Verbindung standen. Es liegt, wie man auch urtheilen mag, ein unversöhnbarer Widerspruch zwischen dem, was die Geschichte an ihrem Ziel erreicht, und dem, was sie auf ihrer Bahn umwirft. Obgleich überzeugt, daß der gegenwärtige Zustand Frankreichs vorzüglicher als der vor den Begebenheiten des Jahres 1789 ist, vergißt man nicht die Opfer, die diese Veränderung gekostet hat. Es gibt nur Eine Weltbegebenheit, die nicht durch äußere Gewalt die Herrschaft ihrer Idee vollbrachte. Die christliche Religion allein ist der Phönix, der sich nicht aus Asche und Feuer erhoben, sondern unmittelbar vom Baume des Lebens seinen Flug begonnen hat.

Was Frankreich an bedeutenden Namen seit seiner neuen Entwickelung aufzuweisen hat, das liegt hier versammelt. Die unabsehbaren Reihen dieser Todten haben, unter dem Schatten der Cypressen gelagert, die verschleyerten Häupter noch immer nach der unermeßlichen Stadt gerichtet, die mit Recht für eine der Festen des menschlichen Geschlechts gehalten wird, und Foy's Asche wirft keinen geringen Glanz auf diese Ruhestätte seiner Mitbürger. Ein großer Name fehlt hier, dem Frankreich und die Welt so viel verdanken — Montesquieu!

Wenn es kein Spiel wäre, daß die Todten um Mitternacht erschienen, so hätte ich diese Stunde hier abwarten mögen. Vielleicht wäre der Geist jenes größten Mannes, der das Schrecken der Welt war und heute ihren Stolz ausmacht, von seiner einsamen Insel her unter diese Schatten getreten. Vereinigten sich die mit ihm, die im Tode hier ruhn und im Leben ihm dienten, nie hätte ein Regent ein stattlicheres Gefolge gehabt! Foy würde ihm die konstitutionelle Charte zeigen, er aber Ney's und Labedoyere's Todeswunden heilen.

Uebersicht der Besoldung der Geistlichkeit, des öffentlichen Unterrichts und des Zeitungswesens in verschiedenen Staaten.

Durchschnitt des Einkommens der Pfarrer:

im katholischen Frankreich	757	Franken
im europäischen Rußland, griechischer Religion	244	—
im protestantischen und katholischen Preußen	1460	—
in Oestreich und Böhmen	1263	—
in Ungarn	1482	—
in Spanien	1430	—
in Portugal	2926	—
in England		
beym anglikanischen Clerus	10155	—
beym nicht anglikanischen Clerus . .	1560	—
in Schottland		
beym presbyterianischen Clerus . . .	5500	—
beym nicht presbyterianischen Clerus .	2057	—
in Irland		
beym anglikanischen Clerus	19090	—
beym nicht anglikanischen Clerus . .	2900	—

Digitized by Google

Verhältniß der Schüler, welche in öffentlichen Schulen unterrichtet werden, zu der Volkszahl:

in Frankreich	kommt 1	Schüler	auf	17,6	Einw.
in England	— 1	—	—	15,3	—
in Preußen	— 1	—	—	7	—
in den Niederlanden	— 1	—	—	9,7	—
in Nordamerika	— 1	—	—	11	—
in Oestreich	— 1	—	—	15	—

Noch viel verschiedenartiger spricht sich aber das Verhältniß der Zeitungsleser in den verschiedenen Staaten aus. Es kommt nämlich

in Frankreich	1 Journal	auf	52,117	Menschen	
in England	1 —	—	46,800	—	
in Preußen	1 —	—	45,090	—	
in d. Niederlanden	1 —	—	40,953	—	
in Nordamerika	1 —	—	11,600	—	
in Oestreich	1 —	—	376,471	—	

Gewiß bedürfen diese Notizen, welche Balbi's neuestem Werke enthoben sind, weder einer Erläuterung, noch einer Anwendung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

(Fortsetzung.)

In Gemäßheit der in der lezten Sitzung des physikalischen Vereins gefaßten Beschlüsse, werden die durch die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburg angeregten, und über die ganze kultivirte Erde sich erstreckenden meteorologischen Beobachtungen von Mitgliedern des hiesigen Vereins am 15. dieses Monats auf der Spitze des Feldbergs angestellt werden. Der unermüdliche Eifer der Gesellschaft für diese Beobachtungen ist um so rühmlicher, da sie bereits während zweyer Winter auf jenen Höhen so großes Ungemach erduldete. Man kann nur wünschen, daß so vielfältige Mühen das dadurch beabsichtigte Resultat herbeyführen, d. h. zur Kenntniß der Gesetze der Witterung Anleitung geben möchten, was bekanntlich das Ziel der Bestrebungen der Edinburger Gesellschaft ist. Die Erzielung einer festen Bestimmung sowohl der astronomischen wie der mittlern Zeit, aus Rücksicht auf den abweichenden und unregelmäßigen Gang der hiesigen Stadtuhren, wird ein fernerer Gegenstand der Arbeiten des physikalischen Vereins seyn. Dieses Vorhaben verdient nur belobt und mit den besten Erfolgen gekrönt zu werden, da in der That die Abweichung zwischen unsern Uhren zuweilen an die 20 Minuten und noch mehr beträgt, und es keine Normaluhr gibt. Die möglichst genaue Ermittelung der richtigen Tagesstunden erscheint noch um so wichtiger, wenn man erwägt, daß Frankfurt ein Hauptcentralpunkt der Postanstalten für einen großen Theil Deutschlands und der angrenzenden Länder ist, bey der gegenwärtig so sehr verbesserten Einrichtung dieser Anstalten aber die größte Pünktlichkeit hinsichtlich des Abganges und des Eintreffens der Eilwagen, Briefcouriere u. s. w. zu einem unerläßlichen Erforderniß geworden ist. So groß indessen einerseits die Vortheile sind, die das in Rede stehende Vorhaben zu gewähren beabsichtigt, eben so wenig läßt sich andererseits der bedeutende Mühe- und Kostenaufwand verkennen, der mit dessen Ausführung unumgänglich verknüpft ist. Es gehören dahin vor allen Dingen die Zeichnung einer genauen Mittagslinie und sodann die Bestimmung der mittlern Zeit durch Normaluhren, die nach Tabellen korrigirt werden müssen. Um zu dem Besitze dieser leztern zu gelangen, hat sich die Gesellschaft an die fürstlich Thurn und Taxische Generalpostdirektion gewandt und deren Vermittlung angesprochen, um die ihr benöthigten Materialien von Wien, Berlin und Paris zu erhalten, deren sie zur Erreichung ihres Zweckes nicht entbehren kann. Unter den in rein wissenschaftlicher Hinsicht besonders interessanten Versuchen, die im Verein demnächst angestellt werden sollen, verdienen die mit einer Elektrisirmaschine genannt zu werden, die gegenwärtig bey Hrn. Albert im Bau begriffen ist und welche eine Scheibe von vier Fuß im Durchmesser hat. Sobald das Werk vollendet ist, wird dasselbe vorgezeigt und zu Experimenten damit vorgeschritten werden, von denen man sich im Voraus große Befriedigung verspricht. Unter Andern soll versucht werden, künstliche Blitzröhren zu machen, wie solches bereits vor mehreren Monaten zu Paris mittelst einer Elektrisirmaschine geschah. *) Es ist zu erwarten, wie Sachkundige versichern, daß bey einer Scheibe von der vorhin angegebenen Größe, mit Hülfe einer angemessenen Batterie, ein hinreichender Funke wird erzeugt werden, um Sand zu schmelzen und so die namentlich auf der Lüneburger Haide im Sande sich findenden, durch den natürlichen Wetterstrahl hervorgebrachten Blitzröhren auf eine künstliche Weise nachzuahmen. Bey dieser Veranlassung wollen wir noch bemerken, daß die bey den Vorlesungen des Dr. Böttger über die Geschichte der Gasbeleuchtung, worüber in einem frühern Schreiben berichtet ward, vorgezeigte Gasröhre nunmehr in so weit vervollkommt worden ist, daß man kleine Gesangstücke, wie z. B. das Jägerlied aus dem Freyschützen, darauf spielen kann. Der vornehmste mit dieser Flöte, als musikalisches Instrument, verknüpfte und noch zu beseitigende Uebelstand ist indessen, daß, so lange die Röhre über der Flamme ist, das Tönen nicht aufhört, mithin keine Pausen bezeichnet werden können. Zu dem Ende würde also, bevor man der Erfindung eine weitere Anwendung gibt, vor allen Dingen ausgemittelt werden müssen, auf welche Weise dieses Tönen unterbrochen werden kann, ohne die Flamme selbst auszulöschen.

Der Vorstand des Städelschen Kunstinstituts wird, wie man vernimmt, um die Mitte dieses Monats eine Berathung halten, worin die Thätigkeit dieser Anstalt nunmehr, wo das Kapital derselben nicht mehr in Prozesse verwickelt ist, den Absichten ihres Stifters gemäß, bestimmt werden soll. Inzwischen bezweifelt man, daß vor dem Juli zu neuen Ankäufen, um die Sammlung der Kunstwerke selber zu vermehren, werde geschritten werden, weil nach der Verfügung des Testators der Hauptfonds bis auf eine gewisse Summe nicht angegriffen werden darf, der neuliche Vergleich aber denselben bekanntlich um ein Bedeutendes vermindert hat, zu dessen Ersay die während der Dauer des Prozesses angesammelten Zinsen muthmaßlich noch nicht völlig hinreichen dürften.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Siehe hierüber Nr. 105 des Morgenblatts vom Jahr 1828.

Beylage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 23.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. Januar 1829.

Die Wissenschaft, das Vieh zu treiben
Und seines Lebens sich zu freun,
Hat vor der Wissenschaft zu kriegen
Viel Vortheil; denn mein stilles Feld,
Mein leises Geben, mein Vergnügen
Und meine Ruhe hat kein Held.

Gleim.

Skizzen aus Griechenland.

Die Schäfer sind in Griechenland die Erzähler, die Hexenmeister und Musiker. Aus einem am Knoten abgeschnittenen Schilfrohr, das an einem Ende eine große, am andern eine kleine Oeffnung und sieben Löcher hat, machen sie sich eine Art Flöte, Fluera genannt. Sie stecken dieselbe unter den Kragen ihres Mantels oder in den Gürtel, ihrer Pistole und ihrem Cangiar gegenüber. Letzterer ist ein langes Messer, dessen hölzernen Griff und Scheide sie selbst mit oft sehr feiner Schnitzarbeit versehen. Dasselbe gilt von einem Löffel und einer Schaale von Holz, die noch die Form hat, wie Homer sie beschreibt. Eingehüllt in den langen Mantel von Ziegenhaaren, die Haare nach außen gekehrt, Floccata genannt, die Flinte an einem Riemen über die linke Schulter geworfen, sitzen die Schäfer bey trübem, regnerischem Wetter auf einer Felsenspitze. Der Regen rinnt in Tropfen an ihnen nieder; sie fühlen es nicht, und locken langgedehnte, melancholische Laute aus der filerema Fluera, der wilden Flöte; unbeschreiblich ist der Eindruck dieser Musik, wenn ein Echo die Töne dem andern zuruft, und sie durch Berg und Thal fortschallen, hie und da der Laut an einem fernen Felsvorsprung anprallend, stärker zurückhallt, oder in einer gewundenen Schlucht langsam verklingt. Selbst den Bewohnern des Phanars, so geschieden sie von den übrigen Griechen sind, und so sehr sie eine Race für sich bilden, klingt diese Musik ans Herz, die dem Ohre des Rumelioten so süß tönt, wie das Säuseln des Winds im Laube und das Murmeln des Bachs über die Kiesel. Der gelehrte Christo-Pulo, die Zierde des Hofs des Hospodars Coraza, der Anakreon der jetzigen Griechen, hat die Fluera besungen, aber in dem zierlichen Sang, zu dem sie ihn begeistert, ist nichts vom derben, erhabenen Charakter der Poesie der Pindusbewohner.

Die Wölfe fürchtet der Schäfer nicht, obgleich es deren im Pindus sehr viele gibt. Diese Gebirgsbewohner versichern, sie seyen leicht zu verscheuchen, und machen sich niemals an ein Pferd, das gesattelt ist, oder auch nur eine Decke hat. Wenn die Schäfer im Freyen pferchen und fürchten, einen Besuch von Wölfen zu bekommen, so spannen sie rings um den Pferch, von der Spitze eines Pfostens zum andern einen bunten, vielfarbigen Strick; der Wind fächelt diesen beweglichen Ring, der Mond oder das Schneelicht beleuchtet ihn, und noch nie wagte es ein Wolf ihn zu überschreiten. Macht der Hirt allein einen Ausflug in das hohe Gebirg, bevor der Schnee geschmolzen ist, oder wenn der erste Schnee fällt, so hat er ein seltsames Mittel, sich die Wölfe vom Leibe zu halten; er hängt den Hacken seines langen Schäferstabs in eines der Löcher auf der Seite der Floccata, durch welche man mit den Armen schlüpft, und läßt den hölzernen Stiel nachschleppen, der eine Furche in den Schnee zieht, oder über den Boden und die Steine hinter ihm streift. Dadurch ist er hinreichend geschützt, und mehr als einmal sollen Schäfer so über das Gebirge gegangen seyn, und zwey ungeheure

Digitized by Google

Wölfe auf die Länge des Schäferstabes ihnen das Geleite gegeben haben.

Die Hunde, denen, wie hier zu Lande, das kleine Vieh untergeben ist, sind nicht wie die unsrigen darauf abgerichtet, die Schaafe in Ordnung zu bringen, vorauszulaufen, sie zurückzuholen, aber sie sind muthig, stark, und gegen die wilden Thiere vortrefflich. Abgerichtet werden sie mittelst einer Art von gegenseitigem Unterricht, denn die Schäfer führen immer zum wenigsten zwey Hunde, einen alten und einen jungen. Ein Hirte von Zagori, den man fragte, warum er immer einen ganz kleinen Hund, der noch zu nichts taugte, am Stricke mitführe, antwortete: „Er lernt, indem er zusieht, wie es die andern machen.“ Bekümmern sich die Hunde, die stets dem Schäfer zur Seite sind, um die Heerde nicht anders, als sie zu vertheidigen, so sind sie dagegen hierin Meister. Ein Wolf hatte sich in einen Pferch geschlichen; die beyden Hunde schlagen an, laufen durch die Reihen, und finden endlich den Feind, der sich, erschreckt vom Bellen, auf den Boden gedrückt hatte; da er sich entdeckt sieht, fährt er auf, und in zwey Sätzen über Schaafe und Pferch weg, die beyden Hunde hinterdrein; sie packen ihn nach einer Viertelmeile Wegs. Den andern Tag wollte der Schäfer den Pelz des Wolfs holen, um ihn als Siegeszeichen vorzuweisen und zu verkaufen; aber das ganze Fell lag zu kleinen Stücken zerrissen rings um ein fast ganz verzehrtes Aas.

Die Pferde sind in den Ebenen Thessaliens den Winter über in Rudeln von vier bis fünfhundert Köpfen mit den Schaafen und den Ochsen eingepfercht. Jeder Hirte miethet oder kauft auf diese Jahrszeit acht bis zehn Meilen Weideland, wo er sein Vieh im Freyen laufen läßt. Nur den Schaafen gibt man zur Zeit, wo sie Lämmer bringen, ein wenig Obdach. Alle diese Heerden verlassen im Frühjahr die Ebene, die sie abgeweidet haben, und laufen frey im Gebirge, bis wieder Schnee fällt. Zuerst brechen die Pferde auf; in den ersten schönen Tagen machen sie sich über die Spitzen des dichten Grases her, so wie sie vom Schnee frey werden. Der Hirte, der auf einem reitet, führt sie an, treibt sie zusammen, vertheidigt sie mit Hülfe von Hengsten, die eigens dazu abgerichtet sind und Armareres heißen. Sie allein in der Heerde sind beschlagen. Kommt ein Wolf herbey, so treiben sie den Rudel auf einen Haufen, und die Thiere drängen sich zitternd zusammen. Die beyden Armareres theilen sich nun in die Wache; jeder beschreibt, hin und herlaufend, einen Halbkreis um die Heerde; wagt es der Feind herbeyzukommen, so empfangen sie ihn, indem sie ihm die Hinterbeine zukehren und furchtbar ausschlagen. — Diese Pferde laufen bis ins sechste Jahr völlig frey auf den weiten Ebenen, wo sie rudelweise beysammen leben. Zeigt sich ein Mensch, so hebt eines den Kopf, sogleich machen alle diese Bewegung, und richten den Blick auf den Menschen oder überhaupt den Gegenstand, der dem ersten ins Auge gefallen ist; dann wenden alle plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, um und auf und davon. Unsere zahmen Pferde haben auch als Füllen nie den zierlichen, stolzen Wuchs, nie die Geschmeidigkeit dieser Thiere, die man in Ungebundenheit zu ihrer vollen Kraft gelangen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Indessen waren die von Roseflur in großer Besorgniß, denn da man sich nicht mit Mundvorrath hatte versehen können, so brach der Hunger ein, daß man die Feste nicht länger halten konnte, mithin sich ergeben oder auf Leben und Tod durchschlagen mußte. Da sprach Malegys: „Aengstiget und betrübt Euch nicht, Euch soll Rath werden, eh' morgen.“ — Sofort ließ er alle Wagen in der Stadt aufbieten, und gegen Abend in der Stille vor das Thor bringen. Dann erlas er die dreyhundert besten Ritter, theilte sie in drey Schaaren, gab die eine Ywerten, die andere Valdaris, die dritte behielt er selbst zur Deckung der Wagen. Jene beyden hieß er mit Einbruch der Nacht heimlich aus der vom Lager abgekehrten Pforte der Stadt reiten und um die Ringmauer hin bis rechts und links gegen die Zelte der Sarazenen. Dort sollten sie im Versteck harren, bis sie im heidnischen Lager Getümmel und dann die Schlachtdrommeten vernehmen würden, die er zum Zeichen des Angriffes mit aller Macht werde blasen lassen.

Sobald Mitternacht anbrach, rief Malegys den Belzebu, rasch wie der Gedanke war er da. Er gab ihm seine Befehle; der Geist flog von dannen. Da zog Malegys mit seinen hundert Rittern aus dem Thore, welche geradewegs ins feindliche Lager führte, und folgte in aller Stille den Wagen.

In's Zelt, wo der König Authenor schlief, trat Belzebu, ganz angethan als Machmut und mit unerhört gellender Stimme und gleichwohl so vernehmlich, daß man durch das ganze Lager jedes Wort verstand, rief er:

„Heran, heran! höret an,
„All' meine getreuen Muselman!
„Ich bin euer Fürst und Gott,
„Und lieb' euch alle bis in den Tod;
„Denn weil ihr mir so viel Ehre thut,
„Liebt euch billig der große Machmut;
„Und bin jetzt aus dem neunten Himmel gekommen,
„Zur Hülf' und Rettung meinen Frommen.
„Heran, zu des Königs Zelt heran,
„All' meine getreuen Muselman!“

Digitized by Google

Während dieser Knüttelverse wiegte und wackelte Belzebu, und gab der Erde einen Stoß, daß die Zelttäume zu taumeln begannen, und die Harnische von den Gestellen herunter klirrten. Alles Volk war herzugelaufen, und lag nach morgenländischem Brauch auf der Erde vor seinem Götzen; Authenor hatte sich vom Lager aufgerafft und betete gleichfalls seinen Machmut an im Schlafrock. Nach einer Weile sprach der satanische Poet weiter:

„Hör', König Authenor, meinen Schwur:
„Husch muß ertrinken Roseflur,
„Thurm, Haus und Stall, Weib Mann und Maus,
„Rings Wasser, eine Meile Tod und Graus.
„Aber ihr All' seyd meine Kinder,
„Hab' euch lieb und laß' euch nicht dahinter.
„Drum, rasch mir nach, zum Meerstrand ab!
„Sonst schluckt euch auch das Wassergrab."

Jezt hörte man unermeßlichen Wogenschwall und unterirdischen Donner, stärker als bey dem größten Stromfall. Alles schrie auf im Zeter: „Hilf uns, Allah hilf, großer Machmut!" — Belzebu rief wieder:

„Auf! rettet den Leib, laßt Hab' und Gut!
„Schon sinken die Thürm' in die Wasserfluth."

Da dröhnte dumpfes Gekrach, und scholl ein Geräusch wie von aufbrüthenden Meereswogen. — „Alle mir nach, vorwärts!" rief der Geist, schritt riesengroß voran, und in barbarischem Geschrey und Getümmel wälzte sich das Heer ihm nach, den Schiffen zu. Der ließ einen Theil der Waffen im Stich, der das Roß, der König selbst hatte noch immer den Schlafrock an, und nur sein großes Schwert in Händen und den Kronhelm auf dem Haupte, lief er zunächst hinter dem Propheten her.

Sobald aber Malegys merkte, daß das Lager geräumt sey, hieß er die Wagen zufahren und Mundvorrath laden, so viel sie fassen mochten, dann schickt' er sie rasch zur Stadt zurück. Jezt ließ er mit Macht aus allen Drommeten Sturm blasen; er selbst an der Spitze seiner hundert Ritter sprengt' auf den Nachtrab des großen Heerzuges ein und richtete dort ein entsetzliches Blutbad an. Gleichzeitig brachen, wie sie das Schlachtzeichen gehört, rechts und links Ywert und Baldaris aus dem Hinterhalt hervor, erschlugen und überritten alles, was sie erreichen mochten, bis der Tag zu grauen begann.

Vivian hatte gerad selb' dreyßig der Schildwacht gepflogen bey den Schiffen. Sobald er das wilde Getümmel des heranstürzenden Heeres, und hinterdrein und zu beyden Seiten die Schlachthörner der Christen vernahm, meynt' er nicht anders, als daß diese Nachts mit aller Macht ausgebrochen und so das Lager in panischen Schreck versezt hätten. Aber all' seine Anstrengungen, Ordnung in die tobende Masse zu bringen, blieben vergeblich, bis er die seltsame Ursache des Wirwarrs erfahren. Da aber rief er die Schaar, welche eben mit dem Könige daher stürmte, aus Leibeskräften an: „Halt, halt; schaut doch um, ihr rasenden Thoren! Roseflur steht noch wie es gestanden, und von Ueberschwemmung ist keine Spur zu sehen! Merkt ihr noch nicht, daß ihr nur durch Hexerey und Teufels Blendwerk geäfft, wie alberne Kinder euch zu Paaren treiben laßt? Auf, zu Waffen, gebeut euer Feldherr! schaaret euch, daß euch nicht eine Handvoll hungriger, verzweifelnder Wölfe wie blöde Kälber zerfleischt oder ins Meer jagt. Heran zur Standarte, sag' ich, wer nicht steht, den schlag' ich nieder!" — Diese geharnischte Apostrophe that Wirkung. Viele, auch der König, schauten um und gewahrten wirklich die Zinnen von Roseflur, welche eben im aufdämmernden Morgenroth die weichende Finsterniß durchschimmerten. Authenor ergrimmte unmäßig auf seinen Götzen und schrie: „Fangt und bindet mir den Verräther Machmut, daß ich dem falschen Hund mit eigner Hand den Schädel spalte!" — Aber als sie ihm nahten, schoß Belzebu Feuer und Dampf, flog auf, verschwand und ließ nur einen scheußlichen Gestank zurück.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 15. Januar.

Gestern Vormittags um 10 Uhr ward Friedrich von Schlegel auf dem römisch-katholischen Kirchhofe in der hiesigen Friedrichsstadt feyerlich beerdigt. Die östreichische Gesandtschaft, welche die Beerdigung besorgt hatte, mehrere seiner Freunde und Verehrer, Herr Oberhofprediger Dr. von Ammon, Hofrath Böttiger, Hofrath Tieck und andere, so wie die Wagen der angesehensten hiesigen Familien folgten dem Zuge. Sein Tod hatte eine außerordentliche Sensation verursacht. Mit seiner Nichte, der als ausgezeichneten Malerin bekannten Frau von Buttlar, geb. Ernst, hier in Familienangelegenheiten angekommen, hatte er sich durch die Wünsche mehrerer seiner Bekannten, besonders seines frühesten und ältesten Freundes, des Hofrath Tieck, bestimmen lassen, Vorlesungen vor einem größern, aber ausgewählten Kreise über philosophische Gegenstände zu halten. Ein zahlreiches und ausgesuchtes Publikum, aus Männern und Frauen der ersten Klassen der hiesigen Gesellschaft, vielen Gelehrten und Künstlern bestehend, fand sich zusammen, und so eröffnete er diese Vorlesungen in der Mitte des Monats December in einem Saale des Hôtel de Pologne. Die Zahl der Zuhörer konnte leicht mehr als 150 betragen, welche zu den aufmerksamsten und ausdauernbsten gehörten, die sich ein Lehrer nur wünschen konnte. So trug oder las er vielmehr in zwey Abendstunden in jeder Woche vor, denn er besaß keinen freyen Vortrag, sondern las alles aus dem vorher sorgfältig ausgearbeiteten Manuscripte mit einem allerdings recht wohlklingenden Organe, doch allzu rasch und monoton und ohne jene innigere Lebendigkeit ab, welche dem Vorgelesenen selbst Leben gewährt und es dadurch feststellt in dem Herzen und Geiste der Zuhörer. Da nun überdies logische Ordnung, wollte er doch von

Digitized by Google

der lieben Logik überhaupt nicht viel wissen, und folgerechtes Auseinandervorgehen der einzelnen Lehrgegenstände nicht eben seine Sache war, und er gern von einem zum andern übersprang oder etwas Wesentliches gleichsam nur gelegentlich, aber dann doch auch wieder allzu ausführlich berührte, so war es schwer, ihm in der Erinnerung zu folgen, und ich würde kaum im Stande seyn, Ihnen hier ein genügendes Bild des Mitgetheilten aufzustellen, erlaubte mir es auch der Raum. Da jedoch seine Vorträge niedergeschrieben zurückgeblieben sind, so werden wir, wie es ja auch mit den über die Philosophie des Lebens in Wien gehaltenen der Fall ist, bald ohnstreitig dieselben entweder vollständig, oder so weit sie ausgearbeitet sind, im Drucke erscheinen sehen. Am vorigen Sonnabende hielt er den achten dieser Vorträge, worin er sich noch über Zweifel und Glauben scharfsinnig auslies; am Sonntag Mittag wohnte er einem heitern Mittagsmahle bey einem seiner Freunde bey und legte sich Abends gesund und fröhlich zur Ruhe, als ihn plötzlich in der ersten Stunde der Nacht am 12. Januar ein Mangel an Athem weckte, dieses Uebel, dem er manchmal unterworfen war, immer stärker anwuchs und er, ehe noch ärztliche Hülfe herbewegewollt werden konnte, unter der sorglichen Pflege seiner Nichte, plötzlich von einem Schlagflusse getroffen, gegen 2 Uhr in derselben Nacht starb. Gänzlich unerwartet ertönte also am Morgen diese Todeskunde, um so mehr, da der in der Mitte der fünfziger Jahre stehende Mann noch sehr kräftig und fest schien. Hoffentlich wird ein ansprechendes Denkmal seine Ruhestätte bezeichnen, ohnweit welcher auch der in der Mitte Decembers vorigen Jahres hier ebenfalls verstorbene Galleriedirektor von Vadell aus Wien schläft, den eine Erholungsreise hierher führte und der in dem freundschaftlich ihn aufnehmenden Hause des Hofmalers und Professors Vogel sein stilles Sterbekämmerlein fand.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M., Januar.

(Beschluß.)

Das Ergebniß der zum Zwecke einer Vergrößerung des Senkenbergischen Instituts eröffneten Subscription beläuft sich bereits auf 16,000 fl. Man darf daher wohl nicht bezweifeln, daß mit dem Baue, sobald die Jahreszeit es nur gestatten wird, mit gewohntem Eifer zu Werke geschritten werden möchte.

Unter den neuesten literarischen Erscheinungen, die Frankfurt ganz eigentlich als einheimisches Erzeugniß anzusprechen hat, weil sowohl Verfasser als Verleger dieser Stadt angehören, verdient der neue historische Roman Georg Döring's genannt zu werden, betitelt: „Sonnenberg, Novelle in drey Theilen, bey Sauerländer.“ Kunstverständige und Dilettanten stimmen dahin überein, daß diese Dichtung eine der gelungensten ihrer Art ist, welche die vaterländische Literatur, seitdem sie sich in dieser Gattung übt, aufzuweisen hat. War die Epoche, in welcher sich die Hauptbegebenheiten der Erzählung zutragen, die lezten Regierungsjahre des Kaisers Adolph von Nassau, unter mehreren Beziehungen gut gewählt, so gewährt diese Lektüre auch in örtlicher Hinsicht dem Frankfurter Publikum ein ganz specielles Interesse. Denn unsere Stadt selber ist in den ersten zwey Bänden der Schauplatz jener Begebenheiten, und diejenigen, welche im dritten Bande erzählt werden, haben sich ganz in unserer Nähe, an den anmuthigen und pittoresken Ufern des Rheinstromes und in den Gegenden des Taunusgebirges zugetragen. Eine Lustfahrt auf jenem Strome von Mainz abwärts, oder eine Wanderung in diesem Gebirge zur schönen Jahreszeit, mit dem dritten Bande des Sonnenberg in der Tasche, würde die interessantesten historischen Erinnerungen bey dem Reisenden erwecken. Seine Augen würden von Zeit zu Zeit noch die Trümmer jener gewaltigen Burgen gewahren, wo die Ritter jener Zeit hausten, deren Geschlechter in dem Laufe der seitdem verflossenen Jahrhunderte größtentheils erloschen sind. In einigen Wochen wird im Verlage der Hermann'schen Buchhandlung „Don Juan und Faust, eine Tragödie von Grabbe,“ dem genialen Verfasser der dramatischen Dichtungen (2 Bände, 1827) erscheinen. Die frühern Leistungen dieses jungen Dichters haben sein Talent beurkundet, und die Erwartungen des literarischen Publikums auf seine fernern Leistungen rege gemacht. Wie man vernimmt, so wird in eben derselben Verlagshandlung die Geschichte der Hohenstaufen als deutsches Nationaldrama in einem Cyklus von acht Tragödien, von Grabbe bearbeitet, herausgegeben werden. Das erste Stück jenes großen Werkes soll noch im Laufe dieses Jahres erscheinen; Kaiser Friedrich Barbarossa ist dessen Held. Endlich dürfen wir nunmehr auch hoffen, nächstens einen ausführlichen Bericht über die Reisen unseres geehrten Mitbürgers Eduard Rüppell zu erhalten. So eben hat die Heinrich Willmans'sche Buchhandlung eine Subscription auf dieses Werk eröffnet. Nach dem betreffenden Circular wird dasselbe eine Beschreibung von Rüppells Reise durch das peträische Arabien, Dongola und Kordofan in den Jahren 1822 — 1827, besonders in topographisch-statistischer Hinsicht enthalten und mit Kupfern und Karten versehen seyn. Der Subscriptionspreis ist 7 fl. — In Betreff der Leistungen unserer Nationalschaubühne wäre eben nichts Bemerkenswerthes zu berichten; denn weder neue Stücke, noch fremde Künstler von einiger Erheblichkeit haben während der lezten vier oder fünf Wochen auch nur einigermaßen das Interesse der Freunde der dramatischen Kunst in Anspruch zu nehmen vermocht. Indessen mag schließlich noch das Benehmen einer früherhin bey der hiesigen Bühne angestellten Künstlerin, die nach mehrjähriger Abwesenheit kürzlich auf derselben Gastrollen gab, hier eine Rüge treffen, weil solches wegen seiner Anmaßlichkeit fast Alles übertrifft, was uns in dieser Art je vorgekommen ist. Ein hiesiger Theaterkritiker hatte es gewagt, über die Sangweise dieser Künstlerin einige tadelnde Bemerkungen in seinem Journale aufzunehmen. Eine förmliche Klage ward von der Künstlerin deshalb angestellt, weil jener Tadel, ob verdient oder nicht, ist unseres Bedünkens gleichviel, ihrem fernern Fortkommen hinderlich in den Weg treten könne. Sollte analogen Klagen im Bereiche der literarischen Welt, der sich bezuzählen selbst dem übertriebensten artistischen Dünkel wohl kaum einfallen dürfte, Raum gegeben werden, so würden die kompetenten Behörden bald nur mit Prozessen von Seiten schlechter Schriftsteller und falsch spekulirender Buchhändler beschäftigt seyn; denn auch diesen und jenen drückt es Schaden, wenn über ihre Geisteserzeugnisse und Verlagsartikel die Kritik ihre Geissel schwingt.

Berichtigung.

In Nr. 21. unseres Blattes, auf der ersten und zweyten Seite lese man durchgehend statt Lavedoyre: Labédoyère.

Beylage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 24.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Januar 1829.

Wenn einem einer ungefragt
Den Wissen Brod von dannen trägt,
So soll sich jener nicht beklagen,
Soll obendrein noch Prosit sagen.

Hensler.

Skizzen und Grillen
von
Karl Immermann.

Humanität des Jahrhunderts.

Jüngst ertappt' ich den schlauen Dieb im Hausflur,
Der die goldene Uhr, die mir ein Freund von
Guten Werken geschenkt für eine wackre
Und preiswürdige That..... denn solche üb' ich
Gar zu gerne; die Tugend bleibt doch ewig
Unser bestes Plaisir ..... ach Götter, was denn
Wollt' ich sagen? Ja so! Den Dieb ertappt' ich,
Der die goldene Uhr im Fäustchen wegtrug,
Und zur offenen Thür 'naus eben zierlich
Wollte schlüpfen behend' — ich kriegt' ihn dennoch.

Gauner! ruft' ich gewaltsam-zornig schüttelnd
Meinen schlotternden Wicht; verruchter Spitzbub!
Dankst Du also dem Edeln, der dir huldvoll
Jüngst die Blöße bedeckt mit einer Hose,
Als das Rackerchen heult' und laut vor Frost schrie?
Wart du Schändlicher! Komm, und folg' zum Richter!
Auf die Straße geschwinde schlepp' ich's Wichtlein.

Draußen fand ich versammelt würd'ge Männer
Vom musterblichen Stamm der Stockphilister.
Eben kommen sie ernst vom Kaffehause,
Wo sie Journale gelesen, drauf am Billard
Warm die Griechische Frag' und Englands Nöthe
Im humanen Gemüthe reif erwogen;
Als sie kommen mich sahn mit meinem Stranchdieb,
Fragten Alle, gewandt nach mir, aus Einem
Munde: Sage uns Mensch, was treibt Dich, grausam
Deinen Bruder, gefaßt am Ohr, zu schleppen?

Und ich redete drauf: Erfahrt's, Ihr Theuren:
Dieses Schelmengesicht hat meine Uhr just
Mir gemauset, und büßen soll der Böswicht
Nach des Landes Gesetz mit seinem Leder!

Scheusal! rufte dagegen roth von Zornglut
Einer dieser gerechten Menschenfreunde;
Scheusal! Klopfet Dir denn kein Herz im Busen,
Und empfindest Du nicht des Bruders Elend?
Wenn der Arme, gedrängt von seinem Nothstand
Die unglückliche Hand nach Deinem Seiger
Ausgestrecket, o Himmel, straft ihn grausam
Nicht sein eigen Gewissen? Und Du Tiger
Wünsch'st zum Bisse der Nattern tief im Busen
Auf den Buckel ihm noch die Zuchthauspeitsche?

Drauf erhob er die Faust zum grimm'gen Schlage,
All' erhoben die Faust nach mir zum Knuffstoß;
Ich parire jedoch, und laß' das Ohr los
Meines Gauners; geschwind nuzt der den Glücksstern,
Springt zur Seite, sodann in's finstre Gäßlein
Mit der Beute davon, der muth'ge Renner.

Digitized by Google

Schimpfend drangen auf mich der Menschenrechte
Würd'ge Freunde; ich floh geschreckt nach Hause,
Und verriegelte mich, mir sausten Steine
In die klirrenden Fenster, wild zertreten
Ward das Gartenstakett; es kracht' die Thüre,
Nieder trampelten mir ein Beet die Guten:
Also straften sie mich für meinen Frevel,

Den ich selber bereits erkannt' und büßte!
Denn mein Herz ist geneigt zum Guten wahrlich,
Und besinnet sich rasch. Ich weinte herzhaft
Bald, daß liebelos hart ich solches übte.

* * *

Durch die Zeitungen jetzt ergeht mein Aufruf:
O verzeihe mir gütigst, edler Spitzbub,
Daß die Ohren ich Dir so derb gekniffen,
Und die Humanität der Zeit verschwitzet,
Welch' in jeglichem Schelm erblickt den Bruder!
Guter, liegen gelassen hast Du flüchtend
Hier den Uhrschlüssel; komm, und hol' ihn gleichfalls,
Denn ich möchte nicht gerne Kosten Dir noch
Zu der Müh' und dem Schreck erwachsen sehen;
Leider ist mir verhüllt Dein Nam' und Wohnsitz,
Sonst zu Deiner Spelunke käm' ich selber.
Durch die Zeitungen fordr' ich, Anonymer,
Auf Dich, hole zur Uhr nun auch den Schlüssel!

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Rasch ließ der König sich Waffen und Roß bringen und sprengte dann mit einer Schaar dem Waffenlärm zu, welchen Malegys erregte; eine andere sammelte Vivian und schickte sie gegen die linke Seite, wo Ywert focht; eine dritte nahm er selbst und führte sie gegen Baldaris. Aber der Abrede gemäß, wichen beyde, sobald sie geordnete Heerhaufen kommen sahen, und kehrten nach Roseflur. Nur Malegys hielt Stand, weil er den König in Person, und seinem Haufen weit voran, bersprengen sah. Sie trafen beyde mit den Lanzen auf die Schilder, aber Authenor ward weitab vom Rosse geschleudert, was ihm Zeit seines Lebens nie begegnet, denn er war einer der mächtigsten Ritter auf der weiten Erde. Jezt hieß Malegys seine Mannen in Reih' und Glied stillstehen, er selbst aber sprengte mit dem Bevart unter Authenors Volk, und Roß und Reiter zerschlugen und zerschmetterten ringsum alles, was in den Weg trat. So unerhörte Satz' und Ansprünge that das rabenschwarze Roß, so furchtbar donnerten die zermalmenden Hufschläge, daß alles wild aufschrie; „Der Teufel, der Satan, flieht, flieht!“ Zu guter Zeit kam ihnen mit seiner Schaar Vivian zur Hülfe. Malegys sprengt' ihm entgegen, beyde brachen die Lanzen, aber Vivian ward gleichfalls eine gute Strecke weit vom Roß geworfen, daß er besinnungslos zu Boden lag. Denn obgleich diese Gegner an Kraft und Kunst vollkommen einander gleich waren, so hatte Malegys doch durch den Bevart bey weitem das Uebergewicht. Allein ritterlich begnügt' er sich mit der Ehre, ließ weder Vivian noch den König, als sie wehrlos lagen, ein Leid erfahren, und sprengte mit seinen Rittern nach Roseflur.

Durch dieses Abenteuer hatte die Gestalt des Krieges sich durchaus verändert. Nicht nur war das Heer der Sarazenen geschwächt, indem gerade von den besten Rittern, als die zuerst aus der Verwirrung sich zurecht gefunden und Widerstand versucht, viele umgekommen; sondern noch empfindlicher war die Einbuße an Mundvorrath, wodurch die Ueberzahl an Kriegsvolk nun nur verderblich wurde; dazu der Eindruck, welchen die Zauberey den Gemüthern eingeprägt und sie mit dem unheimlichen Gefühle des Schauders vor übernatürlichen, feindlichen Wesen erfüllt hatten. Und nun vollends der furchtbare Ritter auf dem unnahbar grimmigen Roß, welcher selbst den König Authenor, den man anher für einen unüberwindlichen Kämpfer geschäzt, so wie den übergewaltigen Vivian, aus dem Sattel zu stechen vermocht! Was aber insbesondere noch dem Könige den Muth brach, war die schon theilweise Erfüllung der Prophezeiung des Traumdeuters, die seine Seele mit einem Grauen ergriff, wogegen keine kriegerische Tapferkeit Stand hielt. Er versammelte daher seinen Kriegsrath, stellte die Lage der Dinge dar und seine Gründe, weßhalb er baldigst abzusegeln für nöthig erachte. Doch wiederholte er seinen Schwur, Oryanden, ohne deren Besitz ihm das Leben schlechthin unerträglich, nur mit diesem Leben aufzugeben; deßhalb woll' er alle Kraft seines Reiches aufbieten und, sobald möglich, den Kampf erneuern bis zum Sieg oder Tod.

Alle stimmten dem Könige bey, nur Vivian widerstrebte ganz unbeugsam. „Wenn Ihr,“ sprach er mit hohem Stolz, „es für rühmlicher achtet, durch gesicherte Uebermacht, welche Ihr aus Eurem Lande heranzuziehen gedenket, den Sieg zu gewinnen, als durch ritterliche Tapferkeit und Wagniß, traun, so wandeln wir verschiedenes Weges. Jezt noch, nach unserer Einbuße, sind wir an Zahl dem Feinde dreyfach überlegen. Also steht uns ein entschlossener Sturm immerhin zu Gebote, um die Stadt und Euch, König Authenor, die Braut zu gewinnen. Da Ihr aber abzufahren wünschet, und zur Flucht meiner Hülfe nicht bedürfet, so sag' ich mich hiemit von Euch los, sintemal ich entschlossen bin hier zu bleiben und den edlen Ritter, der im lezten Gefecht Eures und meines Rosses Sattel geleert, zum Kampfe zu fordern und für meine Ehre zu fechten auf den lezten Tropfen Bluts.“ — „Nein,“

Digitized by Google

rief Authenor, in welchem plötzlich der Ritter erwachte, „mir zuerst gebührt dieser Kampf. Ohne Orvandens Besitz bleibt mir das Leben ohnehin verloren. Fall' ich im Gefecht, so seyd Ihr, mein tapferer Feldherr! der Erbe meines Reiches und meiner Rache. Ihr seyd aus königlichem Blut entsprossen und Euer eigner Werth macht Euch jeder Ehre würdig. Darum seyd mein Gesandter zur Herzogin von Roseflur, entbietet der Herzogin, daß sie meiner unauslöschbaren Minne Herz und Hand gewähre, oder einen Ritter sich gewinne, der sie selbst im Kampfe zu vertreten und zu verfechten wage." — „Eure Botschaft will ich werben," erwiederte Vivian, „allein was den ersten Kampf anlangt, so ist er mein und keines andern. Fall' ich, so rath' ich Euch, baldigst abzusegeln und eine minder stolze und minder stark beschirmte Braut zu suchen." — „Nimmermehr!" sprach Authenor, „Eure Rache ist dann meine Erbschaft." Ohne Abschied ging der Feldherr in sein Zelt, wappnete sich und ritt gegen Roseflur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Griechenland.

(Beschluß.)

In der Gegend des Pindus braucht man blos die Ochsen zum Landbau. Der Gedanke, Pferde dazu zu verwenden, liegt den Eingebornen so fern, daß der Reisende, der davon erzählte, daß sie in andern Ländern Europas Dienste der Art thun müssen, der Lüge beschuldigt würde. Büffel gibt es ziemlich viele, nicht im Pindus selbst, aber in den Ebenen Thessaliens und vorzüglich in Macedonien, wo sie die Karren und den Pflug ziehen. Die lose faltige Haut um den Hals, der hochgestellte Kopf, die unförmlichen Hörner mit enger Oeffnung geben ihnen ein häßliches Ansehen. Milch und Butter vom Büffel sind vortrefflich, das Fleisch schmeckt schlecht und der Talg ist weiß, fade und ranzig. Auch der gewöhnliche Ochse wird in diesem Theile Griechenlands nicht sehr geschätzt, da das Schaaf so vorzüglich ist. Auf diesen fetten Weiden bilden indessen die Quellen, die überall zu Tage kommen, jene feuchten Stellen mit dichtem, weichem Grase, wie man sie für das Rindvieh liebt; aber die Schaafe hält man sorgfältig ferne von denselben, weil ihnen die geringste Feuchtigkeit eine auch bey uns gewöhnliche Krankheit zuzieht.

Unter den verschiedenartigen Völkerschaften, welche der türkische Despotismus und seine Politik, zuweilen auch blos die Laune eines Pascha zerstreut, von den Bergen in die Ebene, von einem Thale in das andere verpflanzt hat, oder die selbst ausgewandert sind, und so in ganz Griechenland jenes bunte Gemisch von Sprachen, Kostümen und Sitten bilden, gelten die Wallachen für die fleißigsten. Sonst lag ihnen ausschließlich die Viehzucht ob, jetzt aber bilden sie auch einen großen Theil der geschicktesten Handwerker; ihr Name blieb indessen Erbtheil der Hirten. Vlakokori, Wallachendorf, heißt so viel als Hirtendorf, und mit diesem Wort ist die ganze Karte von Griechenland besäet. Es gibt Hirtendörfer in der Nähe der hohen Berggipfel, welche abwechselnd den Klephten und dem Eise angehören. Die Schäfer, welche die Klephten mit Mundvorrath versahen, wurden zuweilen selbst Bandenanführer, wenn die Erpressungen der Paschas es ihnen unmöglich machten, ihr friedliches Nomadenleben fortzusetzen. Sie verrichteten glänzende Thaten, wenn sie dazu gezwungen wurden; für gewöhnlich aber beschränken sie sich darauf, sie zu erzählen. Viele besitzen dieses Talent zu erzählen, das in Griechenland gewöhnlich und sehr geschätzt ist, in einem sehr hohen Grade. Manche improvisiren und ich kenne welche, die einen glauben machten, was sie sagten, so unwahrscheinlich es seyn mochte. Die Geberde war der Vorläufer der Rede, bereitete auf das Kommende vor und der Eindruck hatte bereits begonnen, wenn die Rede ihn, so zu sagen, in der Seele einholte und verstärkte. Diesen Hang zu Geschichten und das Talent, ihnen Mannichfaltigkeit zu geben, brachte mir nie etwas auffallender vor Augen, als was mir einmal einer meiner Bekannten, ein Grieche, erzählte. „Als ich," so sprach er, „zur See nach Konstantinopel fuhr, überraschte uns eine Windstille. Der Himmel war rein, die Witterung heiß, Abends benezte man das Verdeck; man breitete die Matratzen aus, wir legten uns sämmtlich nieder und zwey Matrosen wachten am Steuer. Ein Passagier, ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren, lustig, dienstfertig, mittheilsam, voll Liebenswürdigkeit und Gutherzigkeit, sprach eines Abends zu seinen Nachbarn: „Ich muß euch eine Geschichte erzählen." Er hebt allgemach an, kein Kopf bleibt auf dem Pfühl, die Matrosen treten herbey; Schiffsvolk, Passagiere, alles horcht sitzend dem Erzähler zu. Feen, Kobolde, Räuber, Gespenster, alles kam in seiner Geschichte vor, und sie war so anziehend, daß die Stunden unbemerkt dahingingen und die aufgehende Sonne uns fand, wie wir immer noch zuhörten. „Wir müssen schlafen," sprach der Erzähler, „auf den Abend vollends die Geschichte." Am Abend fing sie wieder an und hielt Erzähler und Zuhörer wieder bis zu Sonnenaufgang wach; kurz, die Geschichte dauerte drey Nächte, und keiner wurde es müde. Das Geberdenspiel des Erzählers war hinreißend, die Beugungen des Tons, die Kunst, Gefühle zu erregen und die Gemüther an seine Stimme zu fesseln, alles hatte er in seiner Gewalt, und mehr als einmal unterbrachen ihn zwey oder drey griechische Frauenzimmer unter den Passagieren mit lautem Schreyen. Als wir in Konstantinopel waren,

Digitized by Google

ging jeder seines Wegs und ich habe nichts mehr von ihm gesehen."

Diese Worte schildern, wie mir dünkt, den Griechen, sinnlich und beweglich wie er ist, nach einer Seite seines Charakters sehr treffend. Voraussicht und Alles, was im Guten und Schlimmen daraus fließt, ist dem griechischen Gebirgsbewohner durchaus fremd; eine Blume gefällt ihm, er labt sich an ihrem Duft mit Entzücken, wenn er sie unter den Füßen findet, aber sie zu verpflanzen, daran denkt er nicht; ein Mensch sympathisirt mit ihm, erschließt sein Herz für mannigfache Eindrücke, versetzt ihn in eine Gefühlswelt; er hört ihm zu, genießt, aber er geht ihm nicht nach. Mancher von uns Abendländern, zu denen die Natur nicht mit vollen Händen tritt, die wir uns unsere Freuden vorbereiten müssen, hätte jene Erzählung mit angehört, den Erzähler aufgesucht, und der erste Eindruck hätte zu einem Freundschaftsband geführt; aber der Morgenländer hat immer noch etwas vom Wilden. Was liegt ihm am Morgen daran, was aus seinem Bette wird? weiß er denn, ob er sich wieder niederlegt?

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 15. Januar.

(Beschluß.)

Ueberhaupt haben die lezten Wochen des vorigen und die ersten des laufenden Jahres hier vermehrte Sterbefälle mit sich geführt, welche wohl dem naßkalten Wetter und dadurch beförderten Erkältungen zuzuschreiben waren. So hat auch das ganze vorige Jahr, nach den nun bekannt gemachten Kirchenlisten, gegen 1827 eine vermehrte Sterblichkeit von 137 Personen gezeigt, so daß im Ganzen 1810 gestorben sind. Merkwürdig ist dabey wieder die Ueberzahl der Wittwen gegen die Wittwer, indem von leztern 219, von erstern nur 85 angegeben werden. Auch bey der Zahl der Gebutten war eine kleine Verminderung eingetreten, doch überstieg sie die der Gestorbenen noch um 156. Die Zahl der unehelich Gebornen betrug 388 auf 1608 Ehelichgeborne, worunter aber allerdings 247 aus der hiesigen Entbindungsanstalt. Sonderbar genug aber, daß bey den ehelichen ein Uebermaß von Söhnen, bey den unehelichen eine große Mehrzahl von Töchtern eintrat. Trauungen hatten 451 stattgefunden, und auch hier wie bey den Kommunikanten war eine Verminderung gegen das vorhergehende Jahr zu beobachten gewesen.

Mit dem neuen Jahre ist auch hier die sehr nüzliche und vielfache Bequemlichkeit bietende Herstellung einer verbesserten Briefbestellung in der Residenz und die damit in Verbindung stehende Stadtpostanstalt eingetreten. Es sind nämlich an verschiedenen Punkten der Stadt 15 verschiedene Briefsammlungen angelegt worden, welche sowohl die innere Korrespondenz besorgen, als auch die betreffenden Briefe von und nach der Post selbst befördern. Fünfmal des Tages geschieht die Briefbestellung, und es ist somit hinreichend für den äußern und innern Verkehr gesorgt. Die Gebühren sind dabey sehr gering, und werden sogar bey vermehrter Anzahl von Briefen bis auf das Doppelte ermäßigt. Diese Einrichtung, verbunden mit der immer weiter vorschreitenden Gasbeleuchtung, die nun schon bis auf den alten Markt sich erstreckt, in dessen Mitte ein weitleuchtender, geschmackvoller Candelaber aufgestellt ist, sind Beweise der Fürsorge unsers Königs und der zweckmäßigen Thätigkeit der damit beauftragten Behörden. Und so dürfen wir wohl auch hoffen, daß uns nun bald die Wohlthat eines größern Zuschauerraums im Theater durch Ausbau des großen Opernhauses oder Herstellung eines neuen Theatergebäudes werde zu Theil werden.

Die Vorstellungen in dem jetzigen Gebäude begannen übrigens, nach langer Unterbrechung durch die Trauer über die verwittwete Königin, mit dem 29. December wieder, und es zeigte sich eine Thätigkeit bis heute, die wahrhaft mustervoll zu nennen war. Zuerst sahen wir „Adelma." Drama nach dem Englischen von Vogel, in Sprache und Ausführung einzelner Scenen nicht ohne Verdienst, im Ganzen aber sehr fehlerhaft in Anlage und Durchführung. Um so mehr aber erfreute sich die neue Oper unsers verdienstvollen Kapellmeisters Reißiger des allgemeinsten Beyfalls, der sich bey der ersten Vorstellung am Schlusse bis zum Vorrufen des gefeyerten Tonsezers steigerte. „Libella" ist nach einer Erzählung von der Dichterin Theophania bearbeitet, und besonders in der Diction und in einzelnen lyrischen Stellen recht brav gearbeitet; auch hat besonders der zweyte Akt sehr vieles dramatische Leben. Dabey ist viel durch Scenerie, Verwandlungen, Chöre, Erscheinungen u. s. w. für das Auge gesorgt, so daß das Sujet der Oper nirgends ohne Ansprache bleiben wird. Das Hauptverdienst gibt ihr aber die ungemein brave, charakteristische, geniale und ansprechende Musik Reißigers, welche schon im ersten Akte sehr viel Gutes hat, im zweyten aber sich mit dem Texte steigert und in einzelnen Arien, Duetten und Ensemblestücken Meisterzüge enthält. Am 8. Januar sahen wir darauf Raupachs wahrhaft originelles Lustspiel: „die Schleichhändler." Es bewährte auch hier die Wirkung, welche es bereits auf den meisten Bühnen Deutschlands hervorgebracht hat. Der Dialog ist der witzigste, der uns seit lange vorgekommen, und die Charaktermaske des Till eine der glücklichsten in Erfindung wie in der Ausführung. Minder dürfte dies von der Intrigue selbst gelten; doch wird diese Schwäche bey dem Leben der Charaktere und dem heitern Spiele der Diction minder bemerkt. Schade, daß die Scotomanie jezt schon wieder aus der Mode ist, sonst müßte die Rolle des Fräulein Kirchbusch noch mehr wirken.

Auch die italienische Oper blieb neben der deutschen in dieser Zeit nicht zurück, sondern leistete das wirklich Außerordentliche von zwey neuen großen Opern in dem Zwischenraume von 8 Tagen. Denn wir sahen am 3. Januar „L'assedio di Corinto," „die Belagerung von Corinth," tragische Oper von Rossini, und bereits am 11. Januar „il Montanaro," „der Mann vom Berge," komische Oper von Mercadante. Erstere ist in der Einleitung, einigen Scenen des ersten Akts und dem ganzen dritten eins der vorzüglichsten Werke des Pesareser und man fühlt, wie ihm wirklich Gefühl für die griechische Sache (denn Corinth gilt für Missolunghi) begeisterte. Mindere Wirkung machte der „Montanaro," wie des Inhalts, so der Musik wegen; doch gefielen auch einzelne Arien und Duette darin.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. I.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 25.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Januar 1829.

— Der Ausgang mach' es kund!
Der Platz war da, gerüstet beyde Theile;
So schritten sie zum Werke sonder Weile.

Ariosto.

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Vivian ließ vor der schönen Herzogin auf ein Knie sich nieder, und in König Authenors Namen, dessen heiße Liebe, die er seit dem Tage, da er sie zuerst bey dem großen Turnier in Toledo gesehen, Tag und Nacht im Herzen trage, er der Wahrheit gemäß und in zierlicher Rede schilderte, flehte er um ihre Gunst und Hand. Alsdann stand er auf, der Antwort gewärtig. — Oryande sprach: „Herr Ritter! hätt' Authenor einen anderen Boten an mich gesendet als eben Euch, dessen ritterlicher Tugend, so schwere Wunden uns dieselbe geschlagen, wir unsere Bewunderung nicht versagen können, so würd' ich die Gesandtschaft so wenig einer Antwort gewürdiget haben als die, welche der König mir früher zugeschickt hat. Und auch so hab' ich Euch keine Botschaft für den König. Euch selbst aber, zum Zeichen meiner Würdigung Eures Werthes, ertheil' ich die offenherzige Antwort: daß ich mich glückselig schätze, vermählt zu seyn mit dem preiswerthen Ritter, der Authenors Leben im lezten Gefechte geschont hat." — „Es ist derselbe, sprach Vivian, und heiße Gluth schoß ihm in Aug' und Wangen, durch den auch meines Rosses Sattel zum ersten Male geleert ward. Wohlan! wenn er so hoher Minne würdig ist, so verfecht' er dieselbe im ritterlichen Kampfe, zu welchem ich ihn fordere." Malegys stand bisher schweigend zur Seite, ganz vertieft in den Anblick des eben so schönen als gewaltigen Ritters, zu dem er sich mit einer ihm unerforschlichen Sehnsucht hingezogen fühlte, also, daß er ihn unendlich lieber an Herz und Mund gedrückt, als den glänzendsten Waffensieg über ihn gewonnen hätte. In dieser Gemüthsverfassung antwortete er auf die Ausforderung ganz anders, als seine Begier nach Heldenruhm es erwarten ließ. „Herr Ritter," sprach er, „ich weiß es, Ihr seyd kühn und mächtig im Streit, wie kein anderer, also daß es jedem Kriegsmann verzeihlich wäre, wenn ihn der Reiz eines Waffensieges über Euch Leib und Leben zu wagen vermöchte, aber das weiß Gott und die benedeite Jungfrau, daß Euch mein Herz nur Gutes gönnte und gönnt. Wäret Ihr Christ, und wolltet von dem verstockten Heiden Authenor zu uns übertreten, bey Christi Blut! ich wollt', Euch Ehr' und Lieb' erbieten, wie nie einem Mann auf Erden!" — „Dann hätt' ich Schande statt Ehre," erwiederte Vivian, „das soll ewig fern seyn! Wenn Ihr mein aus Wohlwollen schontet, als Ihr auf der Heide mich besiegtet, so ist mir's lieb, daß ich das Leben behielt, um hinwieder gleiches Wohlwollen an Euch zu üben, wenn Ihr mir im Kampfe unterlieget. Aber der ist doch immer ein Geck, der das erste Mal, wo er kann, nicht zuschlägt. Uebrigens dünkt mich, ich sey hier unter Schmeichler gerathen, welche den Sieg gleisender Worte für erlaubt oder preiswerth achten. Solches Volk hab' ich allzeit geflohen, und somit ist meine Gesandtschaft hier zu Ende." — „Mäßigt Euren Triumph vor ge-

Digitized by Google

wonnener Schlacht!“ rief Malegys, in welchem das furchtbare Feuer der Schaam eines mit Hohn zurückgewiesenen Heldenherzens zu lichten Flammen ausbrach; „daß Ihr mich Schmeichler scheltet, dafür will ich Euch morgen zur Prime dort auf der Heide ein Spiel lehren, daß Ihr meine Liebkosungen bis unter dem Panzer spüren sollt! Deß zum Wahrzeichen, Herr Ritter, biet' ich Euch meinen Handschuh.“ — Vivian empfing das Fehdezeichen nicht ohne sichtbare Rührung, nahm sehr zierlich und ehrerbietig von der Herzogin Urlaub und ritt zurück in das Lager, wo er dem Könige den Verlauf seiner Gesandtschaft mit kurzen Worten meldete.

Zur Prime waren beyde Kämpfer auf dem Platz. Authenor hatte sein Heer in einiger Entfernung vor der Stadt aufgestellt; er selbst und nur zwey Ritter noch traten mit Vivian in den Kreis. Malegys brachte Valdaris und Ywert mit, nebst einem Wappenträger. Ehe sie zum Kampfe schritten, traten beyde Kämpfer zur Seite, entblößten die Häupter und beteten leise für sich. Also betete Vivian, Feldherr der Sarazenen:

Der Du Nachts Gefild und Wald
Heimlich hast mit Thau gefeuchtet,
Nun in königlicher Pracht
Offenbar so stolz erleuchtet,

Du, deß segenreichen Glauben
Ich im Herzen heimlich trage,
Deinen dreymaleinen Namen
Noch nicht laut zu nennen wage;

Aus des Heidenthumes Nebeln,
Welche meinen Preis verdunkeln,
Laß mich wachsen, hoch erblühen,
In des Sieges Sonn' erfunkeln!

Ja, gieb Sieg mir ob dem Starken!
Daß ich darf mit hoher Ehre
Frey verschmähn die falschen Götzen,
Schwertapostel Deiner Lehre!

Allen Siegsruhm, all' mein Leben,
All' mein Fechten und Gelingen,
Will, wie Weihrauch, Gold und Myrrhen,
Ich dem Kind zur Krippe bringen.

Schirm' auch meinen tapfern Feind,
Denn er ist von Deiner Lehre;
Gieb mir freud'gen Sieg, ihm schirmend
Wie mir selber Leib und Ehre!

Schütz' und führe mich zum Siege,
Schönste Magd und reinste Fraue,
Gnadenreich der reinsten Schönen,
Daß sie bald mich wieder schaue!

Neben dem Bevart knieend, betete Malegys, der Negromantè:

Dreymalein'ger Gott vom Throne,
Tief verhüllt in Deinen Glanz;
Herr! um den die Engel schweben
In geheimnißvollem Tanz,

Daß die Stern' in heil'ger Musik
Wandeln vorgemeßnen Gang,
Tage, Mond' und Jahre wirkend,
Wachsen, Blühen und Vergang;

Und in räthselhaften Bildern
Zeichnend unser irdisch Loos,
Eh' die Kreatur empfangen
Wird in ihrer Mutter Schoos;

Der Geheimnisse, der Wunder
Ew'ger Vater, und auch mein,
Du, deß Gnade stets erleuchtet,
Stets erlöst aus Wahn und Pein;

Der Du schlangst um meine Seele
Hoher Minne himmlisch Band,
Und das Reich der finstern Geister
Gabst in meine schwache Hand!

Welch' ein abndungsvolles Sehnen
Zieht mit wohllustreichem Schmerz,
Reißt mich zauberisch, unerforschlich,
An des Heidenjünglings Herz?

Braun ist Er von Aug' und Locken,
Bräunlich sahn wie David war,
Blendend weiß ist meine Farbe,
Blau mein Auge, gelb mein Haar.

Schmachvoll stieß mein Herz er von sich,
Das ich ihm so warm gebracht —
Ritterehre, Frauenminne
Rufen mich zu blut'ger Schlacht.

Dennoch ist es mir, als ob wir,
Beyd' aus eines Vaters Blut,
Unter'm Liebesschlag des Herzens
Einer Mutter einst geruht.

Vater! nimm den Dolch des Räthsels
Vor dem Kampf aus meiner Brust!
Vater! schirm' im Kampfe meiner
Edlen Frauen Schirm und Lust.

Vater! gieb mir Sieg im Kampfe,
Aber fern von blut'gem Ruhm!
Laß mich einen Bruder werben,
Fels und Schwert dem Christenthum!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die scheinbare Beweglichkeit des Blicks eines Porträts.

Jedermann weiß, daß ein Porträt, das so gemalt ist, daß es den Blick auf den Beschauer richtet, denselben anzublicken scheint, er mag eine Stellung vor dem Gemälde annehmen, welche er will. Wer in dem Zimmer, wo die Bilder seiner Ahnen hängen, auf und abgeht, den verfolgen die Blicke derselben aus einer Ecke in die andere, bald freundlich, bald drohend, je nachdem der Maler die Originale aufgefaßt hat, oder je

Digitized by Google

nachdem der Enkel sich in dieser oder jener Stimmung befindet; nur denjenigen, die durch Laune des Malers oder des Gemalten die Augen abwenden, vermag er, er mag sich stellen wohin er will, keinen Blick abzugewinnen. Ein lebender Mensch, der uns, wenn wir uns bewegen, nachsehen will, muß entweder die Augen oder den Kopf drehen; beydes thut nun wohl ein Gemälde nicht und blickt uns doch auf den verschiedensten Standpunkten an. Woher kommt dieß? Wer je daran gedacht hat, warum sogenannte lebende Bilder nur auf einem einzigen Standpunkte genau den Eindruck des copirten Gemäldes geben, während das Bild selbst auf den verschiedensten Standpunkten dasselbe bleibt, weiß oder erräth es.

Man stelle vor sich einen Würfel und neben denselben ein nach den Regeln der Linienperspektive gezeichnetes Bild desselben, auf dem also eine Seite, z. B. die rechte, sich schief und verkürzt darstellt. Man stelle sich nun vor den wahren Würfel so, daß man ihn genau in der Lage sieht, in der er im Bilde gezeichnet ist. Geht man jezt ein Paar Schritte nach rechts, so sieht man die vordere, gegen den Beschauer gekehrte Seite immer noch, aber allmählich schiefer und verkürzter, während die rechte Seite immer stärker hervorkommt, immer größer wird. Geht man von der ersten Stellung aus nach links, so verschwindet die rechte Seite allmählich, dagegen wird die linke sichtbar. Diese Umstände beweisen, daß der Würfel sich nicht bewegt hat; denn hätte der Beobachter bey seiner Bewegung die rechte verkürzte Seite beständig in derselben Größe sehen sollen, so hätte sich der Würfel um sich selbst drehen müssen, erst von links nach rechts und dann von rechts nach links. Man stelle sich jezt vor das Würfelbild unter demselben Gesichtspunkt, wie vorhin vor den eigentlichen Würfel, so wird das Bild dem Auge ganz denselben Eindruck geben, wie der Würfel selbst. Geht man nun nach rechts, so bleibt der Effekt derselbe, weil die rechte Seite nicht größer, die vordere nicht kleiner wird, und es wird scheinen, als ob sich der gemalte Würfel gegen den Beobachter gedreht hätte, und zwar sein hinterer Theil von rechts nach links, sein vorderer Theil von links nach rechts. Geht man aber von der ersten Stellung aus nach links, so wird sich die rechte Seite, statt wie beym körperlichen Würfel zu verschwinden, immer gleich groß darstellen, die linke aber gar nicht zum Vorschein kommen. Es wird also wieder scheinen, als ob sich der Würfel dem Beobachter zugedreht hätte, und zwar, als ob sein hinterer Theil nach rechts zurückgewichen, sein vorderer gegen links vorgerückt wäre; kurz, der gemalte Würfel wird sich immer scheinbar mit dem Beschauer und gegen denselben drehen.

Gerade so verhält es sich auf den Gemälden mit Perspektiven von Alleen, Kolonnaden u. s. w. überhaupt durchaus mit allen Abbildungen von Gegenständen, deren Umrisse nach den Regeln der Linienperspektive gezeichnet sind; der Beschauer sieht sie beständig in derselben Lage.

Das Bisherige ist nun sehr leicht auf die scheinbare Beweglichkeit des Blicks eines Porträts anzuwenden. Wenn ein Kopf nicht gerade im Profil gezeichnet ist, so ist der Durchschnitt des Gesichts durch die vorspringende Nase auf der Fläche des Gemäldes senkrecht oder schief. Der lebende Kopf, der ein wahres Relief hat, könnte nicht beständig dieselben Gesichtstheile unter denselben Verkürzungen zeigen, ohne sich in dem Maße zu drehen, in dem sich der Beobachter zur Seite bewegt. Da hingegen der gemalte Kopf kein wahres, sondern nur ein gemaltes Relief hat, so kann die dem Beschauer einmal zugekehrte Seite des Gesichts, sey es die rechte oder die linke, seinem Auge, wenn er seinen Standpunkt verändert, durch keinen Vorsprung entzogen werden, weil kein Vorsprung vorhanden ist; diese Seite zeigt sich fortwährend völlig in der Ausdehnung, die ihr der Maler gegeben hat, während die von dem Beobachter abgekehrte Seite sich nicht mehr entwickelt, sondern auch dieselbe bleibt. Hat der Maler die rechte Seite der Nase dargestellt, so sieht der Beobachter diese Seite zu seiner Rechten, er mag sich stellen, wohin er will. Da also bey dem gemalten Kopf für den Beobachter in allen Theilen des Gesichts dieselben Verhältnisse bleiben, so scheint sich der Kopf, gerade wie der Würfel, in dem Maße zu drehen, in dem man sich bewegt.

Da nun immer die Richtung des Blicks in einem Bilde nothwendig an eine bestimmte Richtung des ganzen Gesichts geknüpft ist, so ginge schon aus dem Bisherigen deutlich hervor, daß sich unmöglich das ganze Gesicht nach dem sich bewegenden Beobachter drehen kann, ohne daß der Blick diese Drehung mitmachte. Die Sache wird aber noch augenscheinlicher, wenn man nach den bisherigen Grundsätzen auf die Wölbung des lebenden Auges Rücksicht nimmt. Sehen wir einer Person, die uns anblickt, gerade von vorne ins Gesicht, so ist der Augenstern in der Mitte und das Weiße des Auges zu beyden Seiten gleich groß. Hält nun die Person den Kopf unbeweglich und gehen wir ein Paar Schritte zur Seite, so verschwindet das Weiße auf der abgekehrten Seite nach und nach, während die andere Seite sich immer größer und am Ende in ihrer ganzen Ausdehnung zeigt. Sollen die beyden Theile sich gleich bleiben, während wir uns seitlich bewegen, muß die Person nothwendig den Kopf in demselben Verhältniß drehen. Da nun das gemalte Auge keine wirkliche Wölbung hat, so werden wir wieder auf den obigen Schluß geführt. Das Weiße des gemalten Auges bleibt sich überall gleich, und wenn das Bild uns

Digitized by Google

einmal anzusehen scheint, so wird es uns ansehen, wir mögen uns stellen, wohin wir wollen.

Endlich ist noch zu bemerken, daß die Stellung des sogenannten Lichtpunkts im Auge die Täuschung noch erhöht; denn im lebenden Auge ändert dieser leuchtende Fleck auf der glatten und stark gewölbten Fläche des Auges mit jeder Bewegung des Beobachters seine Stelle; auf dem Porträt aber bleibt dieser Punkt unverändert da, wohin ihn der Maler nach den Regeln des Lichts einmal gesezt hat, und auch darauf sind die einfachen Grundsätze der Perspektive, die wir berührt haben, anwendbar und führen zu demselben Resultate.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Das neue Jahr bringt Veränderungen in die Verwaltung unserer Hofbühne. Graf Brühl, der Generalintendant der königlichen Schauspiele, hat die geforderte Entlassung erhalten; dies ist offiziell. Man nennt den jungen Grafen Redern, der schon interimistisch die Leitung übernommen, als seinen Nachfolger. Auch verbreitet sich das Gerücht, daß Spontini seine einflußreiche, bedeutende und unbequeme Stellung als unabhängiger Dirigent der Oper verlieren werde. Dies sind Veränderungen, die Auswärtigen, welche darin nur einen Personenwechsel sehen, gleichgültig dünken werden; es knüpfen sich aber daran Betrachtungen von mehr Bedeutung für das ganze Theaterwesen. Nur ein großes häusliches Unglück hat den Grafen Brühl zur Bitte um Entlassung bewogen; er war seiner Familie die Erhaltung seiner bey diesem Amte geopferten Gesundheit schuldig. Er nimmt den Ruf edler Humanität, liebevoller Gefälligkeit und einer strengen Rechtlichkeit mit; er wußte sich die Liebe Aller zu erwerben, die ihm untergeben waren und mit ihm im Geschäftsverkehr standen. Man weiß nicht, ob der Nachfolger mit andern Grundsätzen dirigiren wird oder dirigiren wird können, außer daß sich schon ein strengeres Eingreifen in die äußere Verwaltung zeigt. Aber an Brühls Verwaltung knüpft sich das Verderbniß, das in Deutschland seit mehr als zehn Jahren im gesammten Theaterwesen eingerissen, das die Poesie mehr und mehr verdrängt, den Begriff einer Kunstanstalt zweifelhaft macht und alle Privatunternehmer, so wie die auf Aktien begründeten Bühnen zum Bankerott führt. Auch dem heftigsten Gegner des Grafen wird es nicht in den Sinn kommen, ihm diesen Verderb zur Last zu legen. Graf Brühl schäzte Kunst und Poesie, er wollte, so weit seine Kräfte reichten, ihr förderlich werden, er berief Talente, er stellte dem Genie keine Hindernisse in den Weg. Berlin war durch ihn die erste Stadt, wo gewisse dramatische Meisterstücke dem Publikum vorgeführt wurden, welche nur der Phantasie und nicht der Kasse huldigten; er war es aber auch, der zuerst bey uns die Kunst des Mimen an Aeußerlichkeiten knüpfte. Die Pracht der Garderobe, der Dekorationen überbot sich von Jahr zu Jahr. Mit richtigem Geschmack suchte er in der Wahrheit der Trachten die Schönheit; die Kostüme des Mittelalters fanden sich hier in nie gesehener Vollendung und Nüancirung. Wo man früher und anderwärts die Ritter aus den Zeiten der Ottonen bis zum dreißigjährigen Kriege in einem und demselben geschmacklosen spanisch-französischen Anzuge à la Henri IV. erblickte, sieht man jezt Waffenröcke, Wämser und Hosen in den Nuancen eines jeden Jahrhunderts; selbst die Schnurrbärte sind auf jedes Decennium seit Christi Geburt berechnet. Die landschaftlichen Dekorationen athmen Claude Lorrainschen Duft, die architektonischen täuschen durch die Wahrheit ihres kühnen, schönen Baues. Aber das Wunder ist schnell verschwunden, der Zauber wurde zur Alltäglichkeit und die kleinen, auf Privatkräfte beschränkten Theater seufzen, daß ihr Publikum, aus seiner Genügsamkeit aufgeweckt, nun auch sinnliche Täuschung verlangt, wo es früher mit symbolischer Andeutung zufrieden war. Graf Brühl stand ferner nicht selbstständig genug gegen den Einfluß von oben und unten. Er glaubte lauschen zu müssen auf jedes Hoflüftchen, während auf der andern Seite ein bis da nie gekanntes Bureauwesen in der Theaterleitung eintrat. Die Sekretäre, in allen Nüancirungen, bildeten das Theater, Dichter, Schauspieler, Breter und Publikum nur die Pertinenz. Auch die Schauspieler gewöhnten sich bald, sich selbst nicht als Künstler, sondern als Staatsbeamte zu betrachten; der Gedanke an Unantastbarkeit ihrer offiziellen Leistungen schwebte ihnen so süß vor, wie dem Villèleschen Ministerium vor seinem Sturze; sie sahen die Ordonnanzen gegen die Recensirfreyheit mit stillem Vergnügen an, und das Publikum, dem das Theater der Staat ist, freute sich der Heftigkeit im Verbieten und Opponiren. Was sich noch ändern wird oder kann, um das Theater wieder unabhängig als Kunstanstalt hinzustellen, ist ungewiß, gewiß aber, daß es in des Grafen Brühl Macht gestanden hätte, als er sein Amt betrat, nach der schläfrigen, hinsterbenden Verwaltung eines Iffland, Institutionen einzuführen, welche für ganz Deutschland der theatralischen, ja der dramatischen Kunst neue Bedeutung, neues Leben gegeben und seinen Namen verewigt hätten. So begnügte er sich, mit der Ehre und der Poesie Nebenverträge zu schließen, sie als ehrenwerthe Mahner seitwärts zu befriedigen und im Allgemeinen den großen revolutionären Strom des Pöbelwillens gehen zu lassen, wohin er wollte, bedacht, ihm Nahrung zu geben, wenn er zu unbändig würde.

Graf Brühl hatte viel zu leiden durch sein coordinirtes Verhältniß zu Spontini. Der immer wachsende Widerwillen im Publikum gegen die Diktatur eines Ausländers stüzte ihn, ohne ihn zu erleichtern. Der Kräftigere und Intriguante siegte in den Contensionen; einer einzustudirenden großen Oper wegen mußten Wochen bis Monate lang die Proben des Schauspiels unterbrochen werden, ja stillstehen. Die Nothwendigkeit einer obern Leitung will man jezt erkannt haben. Daß Spontini's produktive Kraft sich nicht mehr ergiebig zeigen will, daß aus manchem Berge eine Maus zum Vorschein kam, wirkt zu dem Beschluß, selten aber hat sich die allgemeine Abneigung im größern und im künstlerischen Publikum so entschieden als gegen seine Dictatur ausgesprochen. Der intriguante Kampf wird ziemlich offen geführt und es beweist für die Energie des Italieners, daß er so lange und so fest der vereinten Kräften des Neides, der gekränkten Eitelkeit und der getäuschten Erwartung die Spize bieten konnte. Aber endlich mußte er diesem allgemeinen Willen weichen, denn es geschah nichts von ihm, ihn wieder günstig zu stimmen, was bey einem deutschen Publikum wirksam gewesen wäre.

Beylage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 26.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Januar 1829.

— Von dieser heil'gen Stätte
Blick' ich in das Thal hinein.
Und es schlängelt seine Wogen
Durch die Berge sanft der Strom,
Und der Abend kommt gezogen,
Schmückt mit Rosen sich der Dom.

Th. Körner.

Höhenpunkte.

I.

Der Dom in Prag.

Die große Zahl von Thürmen, welche die Hauptstadt Böhmens schmücken, überragt alle der Dom. Obgleich weniger kunstreich in seinem Aeußern als der St. Stephansthurm in Wien, ist er doch ein eben so anstaunenswerthes Werk menschlicher Kunst und menschlichen Fleißes wie jener. Er gewinnt an imposantem Ansehen durch die Höhe, auf welcher er erbaut ist. Der ganze Hradschin ist so eigenthümlich, daß sich wohl wenig Aehnliches finden läßt. Gleich einer großen Burg thront er auf seinem Felsen, und seine Krone ist der Dom. Feverlich gestimmt und vorbereitet im Innern desselben steigen wir auf den Thurm. Im Lande der Slaven dieses herrliche Monument altdeutscher Baukunst! Die Kraft, welche dasselbe hervorrief, war es, die sich den Weg hieher gebahnt hatte. Erschlafft mußte sie später jugendlichern Völkern weichen, jedoch wurden diese auf's Neue von deutscher Kraft überwältigt, aber nicht von physischer, sondern von geistiger. Deutsche Sprache und deutsche Sitte faßt immer festern Fuß in Böhmen, und schreitet immer weiter zur Allgemeinheit vor. Wenn sich auch neben ihr die alte Nationalität des Volkes erhält, so wird dennoch nach Jahrhunderten dieß Land eine rein deutsche Provinz seyn.

Obgleich Prag kleiner ist als Wien, so bietet es doch nichts destoweniger einen eben so schönen, und ich möchte wohl behaupten noch interessantern Anblick dar als dieses. Gleich Rom auf Hügeln erbaut, gewährt seine Ansicht einen Genuß, wie ihn wenige Städte gewähren. Die riesenhafte Brücke über die Moldau, dieses Leben und Treiben auf ihr, der gewaltige Strom, der die Stadt umklammert, und von der kleinen Seite trennt; die etwas entferntere, aber noch in den Ringmauern der Stadt liegende Burg des Wischerad, der dem Hradschin gegenüber liegende, von der Natur mit dem schönsten Schmucke ausgestattete Laurentiiberg, die Hügelketten, welche die Stadt umgeben, — alles dieß gibt eine Mannigfaltigkeit, welche Prag vor allen Städten Deutschlands eigenthümlich genug auszeichnet. Und welche wichtige Monumente der Geschichte treten vor unser Gedächtniß, wenn wir einzelne Theile der Stadt sowohl, als der Umgegend an unserem Blicke vorübergleiten lassen! Prag war es, das vor Zeiten in geistiger Bildung unter den Städten den ersten Rang einnahm; von hier aus bildeten sich durch Auswanderung von tausenden, durch Mißgriffe der Regierung vertriebenen Studenten neue deutsche Universitäten. Ein Schimmer jenes Lichtes ist ihr wohl jezt noch geblieben. Jedoch ward dieß auch zur verzehrenden Flamme, nachdem Johann Huß den Märtyrertod gestorben war. Der Ziskaberg, der uns gen Osten über die Stadt entgegensieht, erinnert uns an die Zerstörungen jener Flammen, deren Spuren besonders der Wischerad noch trägt. Ein anderer Berg an der entgegengesezten Seite, der weiße Berg genannt, erinnert an ähnliche Drangsale, die Prag zu erdulden hatte. Zwey Schlachten, die eine 1620 und die

Digitized by Google

andere 1757 wurden an ihm geschlagen, und noch trägt der Dom eine Menge Spuren der auf leztere folgenden Belagerung. Denken wir zurück an die Zerstörungen, welche außer den so oft wiederkehrenden Gräueln des Krieges noch verheerende Feuersbrünste mehrmals anrichteten, so sehen wir mit Wohlgefallen hinab auf die stets wieder neu erstandene Stadt. Stolz steht sie noch da, mit ihren Kunstwerken alter und neuer Baukunst, herrlich ist ihr Anblick von unserer Höhe herab, wo wir fast alle Straßen und Häuser zählen können; und um sie herum das fruchtbare Land, und dort im Nordosten das Riesengebirge als Markstein von Böhmen; dann im Süden und Südwesten das Böhmer Waldgebirge, das so finster herüberblickt, und gegen Nordwest das Erzgebirge. Aber alle diese Berge und die Provinzen hinter ihnen gehören zu Deutschland, und erinnern uns daran, daß Prag fast im Mittelpunkte desselben liegt, und dadurch vor allem eine eigentliche deutsche Stadt seyn und werden muß.

E.

Malegys und Vivian.

Ritters und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Früher als Malegys hatte Vivian den Zelter bestiegen, und harrte in seiner reichen, goldenen Rüstung, auf dem Haupte den wallenden Federhelm, in den Schranken seines Gegners. Malegys war in blauem, mit Silber kunstreich figurirtem Stahlgewand; seinen Schild schmückte das Bild eines Kinds, welches den höllischen Drachen gefesselt führte, rings viele negromantische Zeichen. Er bestieg nun den hochgemuthen Bevart; aber als er ihn zu dem Kreis führte, ging das sonst so schlachtkühne Thier keinen Schritt vorwärts, er mocht' es spornen wie er wollte. „Das ist wahrlich ein übel Zeichen," sprach Malegys betrübt, saß ab und fragte den Zelter: „Wie kommt es, Bevart, daß Du Dich gerade jezt so sehr fürchtest?" — Das Roß zitterte über und über, fiel auf die Knie, und lief dann Vivian zu, vor dem es ebenfalls knieete. „Domine, Domine, miserere mi!" sprach Malegys; „soll ich das Roß tödten, daß es mich jezt so sehr betrübt und beschimpft?" Er zuckt' einen Dolch, aber Bevart, der alle Worte verstanden hatte, sowohl die Malegys jezt als die er früher im Gebete gesprochen, that einen lauten Schrey, sprang auf und rannte davon, in das Thor von Roseflur. — „Gönnet mir Frist bis morgen, Herr Ritter!" sprach Malegys. — „Nimmermehr," entgegnete Vivian, „Ihr übergebet denn Orvanden dem König, und Roseflur mir; geliebt Euch auch das nicht, so sendet nach einem andern Rosse."

Da ward Malegysen ein stattliches und gewaltiges Streitroß gebracht; dennoch war es wie ein Füllen gegen Bevart. Jezt sprengten die Ritter gegen einander, und mit allen Leibeskräften führten sie den Stoß. Beyde Rosse kamen auf die Knie; Vivians Lanze zersplitterte auf des Gegners Schild, dieser aber durchbohrte ihm den seinigen, das Speereisen durchbrach auch den Panzer und drang in die Brust, eh' der Schaft brach; aber der Ritter blieb im Bügel, riß das Roß auf, und eh' Malegys das seinige auf die Beine brachte, traf er ihn mit dem Speertrümmer auf den Helm so mächtig, daß er vom Rosse stürzte. Da saß er ab und zog das Speereisen sich aus der Brust, aber plötzlich erblaßt' er und fiel kraftlos zu Boden. Das Blut strömte aus der Wunde, doch er tastete nach Gras, und der Schutzengel, welcher ihn nie in seinen Fahren und Nöthen verlassen hatte, reicht' ihm ein Heilkraut, wodurch das Blut auf der Stelle gestillt ward. Zu gleicher Zeit kamen beyde Kämpfer wieder auf, und Malegys sprach: „Herr Ritter, solchen Schlag empfing ich nie, Wunder ist's, daß ich noch lebe." — „Hier bin ich wundt," entgegnete Vivian, „das Spiel ist noch wohl getheilt, laßt es uns kürzen." Da begann der Schwertkampf. Die kunstgerechten Fechter schlugen bis zur None und wundeten einander vielfach, endlich gelang Malegysen ein furchtbarer Schlag auf Vivians Helm, daß ihm sein Schwert brach, der Sarazen aber ohnmächtig in die Blumen fiel. Malegys that einen lauten Schrey, beugte sich über den Gefallenen und löst' ihm den Helm, aber die Wunde war unbedeutend, nur die ungeheure Wucht des Schlages und die Dröhnung hatten ihm die Besinnung geraubt. Da kehrt' er ihm das Antlitz gegen den Wind, daß Vivian nach einiger Zeit wieder zu sich kam. Auf sprang der Held mit Macht, sagte höflich Dank, daß Malegys ihm gewartet, bis er sich erholt, und stellte sich bereit zum Kampfe. Malegys sprach: „Herr Ritter, ich brach mein Schwert, Ihr seyd Sieger!" — „Das wolle Gott nicht, der den Engeln gebietet, daß Vivian ein Haarbreit von der Ehre wiche!" antwortete der Feldherr. „Besendet ein ander Schwert; ehrlich, ritterlich wollen wir fechten! So Gott mir gnadet, will ich Euch in gleicher Münze gelten." — Aus diesen Reden merkte Malegys klar, daß Vivian kein Heide sey, und erseufzte aus tiefster Seele, daß er durchaus unvermögend war, seinen Gegner zur Versöhnung zu bringen. Baldaris ging selbst nach Roseflur, dort ein gefeites Schwert zu holen, welches unzerbrechlich war, und das Malegys mit Willen nicht zu diesem Kampfe mitgebracht hatte.

Bis das Schwert kommen wird, vor dessen mörderischer Schärfe Gott Vivian behüte, werden wir, wenn wir uns recht kurz fassen, Zeit gewinnen, um von des Ritters Geburt so wie von seinen Abenteuern so viel zu berichten, als für hier genügend ist.

Wie man schon weiß, hatt' Orvande Malegysen das Geheimniß seiner Abkunft vom Herzog Büne von Eger-

Digitized by Google

mont, so wie den spätern Verlauf der Sache der Wahrheit gemäß kund gethan. Sorgfältig hatte sie nur das ihm stets verschwiegen, daß Drüwane mit zwey Knaben zugleich niedergekommen war. Sie selbst wußte nicht, was aus dem andern Kinde geworden; aber aus Furcht, Malegys würde die ganze Welt durchfahren, um Kundschaft von seinem Bruder aufzufinden, hatte sie leider etwas verheimlicht, dessen Kenntniß vielleicht die Todesfahr, welche jezt das Haupt ihres Theuren umschwebte, ohne blutigen Entscheid hätte beschwören mögen. — Jenes Knäblein nämlich wurde in der Verwirrung des Ueberfalles von einem Sarazenen erbeutet, welcher es Ysanen, der Schwester Drüwanens, die hernach an den König von Majorka verkauft ward, auf der Flucht abgenommen; es war in kostbare, mit Juwelen reich verzierte Stoffe eingewunden, so bracht' es der Heide dem König Yworin von Montbraut. Dieser hatte, wie man sich erinnert, in der Schlacht durch Bäne seinen Sohn verloren, und nahm dazumal des Herzogs Knäblein zum Ersatz für seinen Verlust, gesellte es seinem neugebornen Töchterlein Beaflur, erzog beyde als Geschwister, und gab dem Knaben den Namen — Vivian.

Herrlich blühten die Kinder auf und gewannen einander so inniglich lieb, daß sie niemals sich trennen mochten und konnten. Aber Vivian hatt' eine starke Ader von der Christenheit. Insgeheim verwarf und verachtet' er Machmut und Tervigant, und öffnete vielfach sein Herz deßhalb seiner lieben Schwester Beaflur; schüchterner sprach er seine Zweifel über die Götter, so mit Händen gemacht sind, dem König Yworin, seinem vermeinten Vater, aus, welcher ihn zwar als seinen Sohn behandelt' und überaus liebte, billig aber große Furcht hegte, daß Vivian, würd' er den wahren Verhalt seiner Geburt erfahren, Christ werden und das Heidenthum in Gefahr und Schande bringen möchte. Denn der Jüngling war von hochfahrendem Geist und wuchs zu fast übermenschlicher Leibeskraft heran; übrigens, wie Malegys das Ebenbild der Mutter, so er ganz das des Vaters, nur etwas bräunlicher von Natur und durch das heißere Klima, und wohl noch einen halben Mannskopf höher als der gewaltige Streitheld von Egermont. Ebensosehr, nur in anderer Weise, fühlte Beaflur, die von Natur ganz Milde, Lieb' und Glaube war, zu der seligen Lehre aufopfernder Lieb' und Gnade sich hingezogen; sie wie der Bruder waren daher unsäglich glücklich, in ihrem alten, getreuen Wärther Dalfin einen heimlichen Christen zu entdecken. Die Großmutter Dalfins war eine gefangene Christin gewesen, erst mit Seelenangst vor dem Zorn des Königes, später aber, nachdem er sich von dem wahren Verhalt der Gemüthsverfassung seiner hohen jungen Herrschaft überzeugt, ganz ohne Hehl und Rückhalt, that er ihnen alles treulich kund, was er selbst von der wundervollen Geschichte des Gekreuzigten Weltheilandes und seinem göttlichen Worte wußte und glaubte. Dem König konnte die Veränderung nicht entgehen, die auch in der Seele seiner Tochter Wurzel faßte; doch schrieb er sie einzig dem Einfluß zu, den Vivian stets unbedingt auf ihr Gemüth hatte; denn von jeher waren beyde nur Ein Herz und Ein Wille. In dieser für ihn gefährlichen und unerträglichen Lage wußt' er keinen Rath, um die Sache zum Biegen oder Brechen zu bringen, als daß er der Tochter entdeckte, wie es zu- und hergegangen, wie mithin Vivian nicht ihr Bruder, sondern ein Christenkind sey, benebst den nöthigen moralischen Nutzanwendungen. Aber bey Leib- und Lebensstrafe, und mit einem furchtbaren Eidschwur, daß er unerbittlich die Strafe des Ungehorsams vollziehen werde, verbot er ihr, Vivianen nur das Mindeste von dem Geheimnisse zu entdecken. Vielmehr solle sie, da sie ja Alles über Vivians Herz vermöge, nur Alles aufbieten, um ihn von seiner Gottlosigkeit zu heilen und ihn von dem Irrweg abzuführen suchen, auf dem er, wenn er verstockt beharre, als ein Opfer der beleidigten Majestät des erzürnten Machmut zu fallen bestimmt sey.

Und wer nun wagt es, den Eindruck zu schildern, welchen diese Mittheilungen wirkten auf das heitere, bisher ihrem Vater und aller Welt mit Lieb' und kindlichem Vertrauen offen zugekehrte Gemüth der holden Beaflur? — Traun, der schlaue Verstand hatte sich an dem für ihn Unberechenbaren verrechnet! — Wie der Blitz heiß, hell und schnell, schlug in Beaflurs Herz die hingebende Schwesterliebe in die glühendste Mädchenliebe um, und im gleichen Momente die zu ihrem hinterlistig grausamen Vater in Abscheu. Nur in Einen sonnenklaren Gedanken, nur in Einen geharnischten Entschluß ging ihr ganzes Wesen auf: Rettung dem Geliebten!

Yworin, den gewaltigen Eindruck auf das Gemüth der Tochter mit sehr sichtbarer und auch besonders für Beaflur, weil sie seine totale Täuschung sogleich durchschaute, sehr tröstlicher Freude bemerkend, verließ sie im vollen Triumphe seiner unwiderstehlichen Weisheit. Sein warteten unerwartete Dinge. Mit großem Geräusch und barbarischem Pomp erschien eine Gesandtschaft, ein Riese, funkelnd in Stahl und Geschmeid, an ihrer Spitze. Es waren die Boten des Schachs von Persien, der plötzlich mit überlegener Macht gelandet und eine Meile fern von Montbraut lagerte.

Was der König von Persien verlangte, war nichts weiter, als König Yworins Tochter; wolle man sie nicht gütlich verabfolgen lassen, so werde sie der Schach mit Gewalt holen, dafern sich nicht ein Ritter oder deren vier vorfänden, welche nach- oder auch mit einander zugleich, denn darauf komm' es dem Kämpen des Schachs nicht an, Yworins Sache in den Schranken zu verfechten wagten. Dieses, nebst einer Schilderung der Macht und Herrlich-

Digitized by Google

keit seines Gebieters, trug Prayfin, der Riese, in riesenmäßigen Matafern und Hyperbeln vor und bot hierauf den Fehdehandschuh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Vor einiger Zeit wurde ein Schauspieler des Odeontheaters, während er der Darstellung in einem andern Schauspielhause beywohnte, zu Hause bestohlen und beynahe rein ausgeplündert, was hier etwas nicht sehr Seltenes ist, da sich in den großen Häusern Jedermann wenig um seine Nachbarn bekümmert und Diebe, welche schlau Zeit und Gelegenheit abwarten, eine Wohnung gemächlich ausleeren können, ohne daß im Hause Jemand Unrath merkt. Da nun Schauspieler, Künstler und Gelehrte oft nicht mehr besitzen, ihr Talent abgerechnet, als was sich in ihrer Wohnung befindet, so verfiel auch Boccage, der Schauspieler, in eine traurige Lage; eine bequeme Erfindung sind aber die Benefizvorstellungen, wodurch ein Schauspieler in einem Abende zu einem bedeutenden Vermögen gelangen kann; leider ist man allzu freygebig damit, und sie werden manchmal reichen Schauspielern und Schauspielerinnen bewilligt, die ihrer keineswegs bedürfen. Dem Schauspieler Boccage wurde also eine Benefizvorstellung zugestanden, damit er auf Unkosten des gutmüthigen Publikums den ihm von den Dieben verursachten Schaden wieder zu ersetzen im Stande sey. Ein Dichter, der ein Freund des bestohlenen Schauspielers ist, fand es kurzweilig, die Diebesgeschichte selbst auf die Bühne zu bringen, nur freylich mit allerley Ausschmückungen, die bey der wahren Begebenheit fehlten. Es wurde also eine erfundene Episode aus Cartouche's Räuberleben dargestellt. Der Bruder des Räuberhauptmanns plündert einen wandernden Schauspieler aus; Cartouche aber, der keine armen Künstler berauben will, läßt den Raub wieder zurückerstatten. Boccage spielte den beraubten Schauspieler, allein bis jezt hat sich noch kein Cartouche eingefunden, um ihm das geraubte Gut wiederzugeben; vermuthlich lieben die Diebe nicht mehr die Kunst, wie zu den Zeiten des berüchtigten Räuberhauptmanns. Was dem Publikum am meisten in diesem Gelegenheitsstücke gefiel, war eine Bemerkung der Räuber, als sie den Koffer des Komödianten ausplündern und darinnen die Kleidung eines Abbé's finden, oder eigentlich den Anzug Tartüffes für das bekannte Molièresche Lustspiel: „C'est bien cela! le petit manteau court, le rabat, l'air cafard, costume complet! nous emballerons le tout pour la Suisse; il y a une nouvelle troupe qui vient de débuter à Fribourg: ça se vendra bien." Dies schien dem Publikum ein guter Spaß über die nach Freiburg ausgewanderten Jesuiten. Man klatschte daher unbändig, und hätte man das Stück noch mehrere Abende hinter einander geben wollen, so würde das Publikum blos um des Vergnügens willen, sich über die Jesuiten lustig zu machen, wieder hingekommen seyn. Das Stück wurde aber blos am Abende der Benefizvorstellung gegeben, die dem benefizirten Schauspieler eine Summe von 8000 Franken einbrachte. Wahrscheinlich war das Geraubte nicht von solchem Werthe gewesen, so daß er also auch noch für den Schrecken, den ihm der Anblick seines geplünderten Gemaches einjagen mußte, gewiß entschädigt worden ist. Einige Tagesblätter beschuldigten die Polizey, sie habe, weil sie den Beyfall des Publikums bey der ersten Vorstellung bemerkt, keine zweyte Vorstellung erlauben wollen, aus zärtlicher Räckerinnerung an die Jesuiten; allein der Theaterdirektor des Odeons ließ in die Tagesblätter ein Schreiben einrücken, worin er versicherte, es sey vorher verabredet worden, daß dieser kleine Schwank blos zur Benefizvorstellung des Boccage dienen und dann bey Seite gelegt werden sollte. Auch bleiben ja Späße genug übrig auf Jesuiten, Obskurantenumtriebe und Tartüfferey, um das Publikum wegen des wieder eingegangenen Schwankes zu entschädigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Gallen, Januar.

Seit vierzehn Jahren besteht hier der sogenannte „wissenschaftliche Bürgerverein," als ein Institut, das auch wohl auswärts einiger Aufmerksamkeit werth seyn dürfte, weil damit der Beweis geliefert ist, daß Männer der verschiedensten Stände durch Geben und Empfangen, durch Belehrung und durch Anregung sich selbst Erheiterung und Vortheil bringen, zugleich aber allmählig auf einen weitern Kreis wohlthätig einwirken können. Der durch vielseitige Bildung und Gemeinnützigkeit ausgezeichnete und durch mancherley anziehende Schriften vortheilhaft bekannte Professor Scheitlin in St. Gallen war es, der die Idee des Vereines im Jahr 1815 in Anregung brachte. Dreyzehn Mitglieder traten zusammen. Unter diesen waren vier Schullehrer, ein Schlosser, ein Maler, ein Buchbinder, ein Müller, ein Goldschmied, ein Apotheker und zwey Geschäftsmänner. Anfangs versammelte man sich monatlich, hernach jede andere Woche, und die verschiedenartigsten Gegenstände kamen zur Sprache. Mit einer Kunstausstellung schloß der Verein den ersten Jahrgang seiner Wirksamkeit, und mit einem Feste, welches ein frugales Mahl, ein Spaziergang, Lieder und Transparente verschönerten. Im folgenden Jahre wurde ein Frag- und Gedankenbuch eingeführt, und die Vorträge und Unterhaltungen bezogen sich auf religiöse, geschichtliche, geographische und naturwissenschaftliche Kenntnisse. Die Zahl der Mitglieder stieg auf 25, und in zwey Dutzend Versammlungen wurden von eilf Mitgliedern dreißig Vorträge gehalten. Im dritten Jahre fing der Verein schon an, weit über seine Gränzen zu wirken, und der Vorsteher hielt im überfüllten, großen Saal des Gemeindehauses zwey Vorlesungen über das Treiben der Frau von Krüdener, die damals in der Nähe war. Die eintretende Reformationsfeyer veranlaßte andere Mitglieder zu anziehenden Mittheilungen aus der Reformationsgeschichte. Die Ausstellung des Vereins wurde interessanter durch eingesandte Kunstarbeiten St. Gallischer Künstler und Handwerker, und nun sang der Verein zum erstenmal seine Lieder mit gedruckten Texten. Im vierten Jahr beschäftigte man sich mit Vorschlägen zu Verbesserung des Handwerkerstandes. Die Handwerker des Vereines sammelten Thatsachen aus den frühern Zeiten und aus den jetzigen, um die Ursachen des Verfalls aufzufinden. Der Versammlungen waren in Jahresfrist nun 33, und es wurden 49 Vorlesungen von 15 Mitgliedern gehalten. Sie bezogen sich meist auf den Handwerksstand. Die Ergebnisse der Untersuchungen und Besprechungen wurden im fünften Jahre durch den Druck bekannt gemacht. Der papinische Topf in Hinsicht auf seinen praktischen Nutzen, ein Plan zu einer Kleinkinderschule und zur Bildung von Wärterinnen, Vorträge über Mineralogie, Uebersetzungen aus alten Klassikern, die Liturgie der Evangelisch-Sanctgallischen Kirche und der Magnetismus beschäftigten den Verein, und verursachten oft lange und lebhafte Debatten. Dazu kamen noch patriotische Fragen über sparsame und nützliche Militäreinrichtungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 27.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Januar 1829.

Das ernste Wort dringt tief, wie scharfe Sporen,
In das Gemüth des kühnen Jünglings ein;
Die Stunde wird ein Jahr dem raschen Muthe,
Bis Schwerdt und Hand sich färbt mit Heidenblute.

Tasso.

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Yworins Weisheit war bedeutend in Unordnung gerathen, welche den Scheitelpunkt erreichte, als er reihum seine Helden musternd anschaute und aller Augen am Boden fand. Da sprang der sechszehnjährige Vivian auf, und ungefragt vor den Riesen tretend, und den Handschuh nehmend, sprach er: „Wäre Dein Gebieter bisher gekommen in seidenem Festgewand, in ritterlicher Zucht und Minne, vielleicht wär' es ihm gelungen, das Herz meiner schönen Schwester Beaflur, welches der köstlichste Juwel ist, der je aus dem Schoße des alliebenden Weltschöpfers auf unsere Erde gefallen, in die Krone seines eigenen Herzens zu flechten. Nun er aber in dieser beleidigend tyrannischen und barschen Weise seine Sache dargebracht, so entbeut Deinem Gebieter, daß er ein unhöflicher Thor sey, der einen thörichten und ungeschliffenen Boten uns gesandt, welchen ich, so Gott mir gnadet, morgen zur Prime in den Schranken bescheidene Sitte lehren will, ich, der holden Beaflur Bruder, Vivian."

Der Riese, ganz verblüfft von diesen Reden, wie ihm nie ähnliche zu Ohren gekommen, suchte seine Verlegenheit mit großprahlenden Dräuworten zu decken; aber Vivian sprach: „Schweig! der Schöpfer aller Dinge, der den guten und den bösen Engeln gebeut, legt dein unnützes Leben blos an die Spitze meines Degens." — „Solche Worte;" entgegnete der Riese Praysin, „that nie ein heidnischer Mann, wohl merk' ich, daß Ihr ein Christenherz traget. Mich fristen Machmut und Tervigant im morgenden Kampf." So schied er, und zum Schach zurückgekehrt, berichtete er ihm, daß Vivian der von Gestalt mächtigste und der schönste Mann sey, von solcher Schönheit, daß ihn Furcht und ein ganz seltsames Grauen angewandelt. Doch sey er entschlossen, den Kampf mit ihm zu schlagen.

Nachdem die Gesandtschaft sich entfernt, umarmte Yworin Vivianen, wie es schien mit höchster Inbrunst, und erhub seinen Heldenmuth bis an die Sterne. Aber sobald sie Gelegenheit fand, winkte Beaflur den Bruder beyseit; Yworin warf ihr beym Weggehen einen beyfälligen Blick zu, was sie gerne sah, weil es ihr seine vollkommene Täuschung über sie kund gab. Er glaubte nicht anders, als daß sie vor der entscheidenden Katastrophe des morgenden Tages ihre Bekehrungskünste an Vivian versuchen werde. Er selbst aber sann ganz andere Dinge. Nachdem er sich durch Vivians aufopfernde Herzhaftigkeit vom ersten Schrecken erholt, erschien ihm die Gesandtschaft ganz verträglich mit seinen Wünschen und Plänen. Eine Heirath seiner Tochter mit dem Perserkönige, wenn auch ihm selbst abgenöthiget und Beafluren aufgedrungen, war seiner Art zu denken und zu fühlen gar nicht sonderlich anstößig. Ferner dacht' er bey sich: fällt Vivian im Streit, so bin ich seiner ohne mein Zuthun und ohne Gefahr los für allemal, und ich bequeme mich zu einer Maßregel

Digitized by Google

scheinbar gezwungen, die ich mir ohne Streit gerne gefallen ließe; siegt er aber, so hab' ich um so freyere Hand, dem Schach großmüthig mich zu erweisen, und räume in der Stille das gebrauchte und fortan unbrauchbare Werkzeug aus dem Wege.

Als Vivian und Beasur allein waren, fiel sie ihm mit einem Strom von Thränen an die Brust, und vermochte kein Wort zu reden. Vivian suchte sie zu schwichtigen und zu trösten, Gott werd' ihm sicher den Sieg verleihen, in einem Kampf, wo er gegen die frechen Feinde des Heilandes und für das Herz einer reinen Jungfrau streite; denn er meynte, nur Besorgniß wegen des morgenden Kampfes sey die Ursache der heftigen Gemüthsbewegung seiner Schwester, und küßte sie mit innigster brüderlicher Zärtlichkeit. Sie küßt' ihn wieder, aber nicht als einen Bruder, sondern als einen fremden Mann, wie sie nie einen liebgewonnen, und preßt' ihn heftig an sich, als ob sie ihn verlieren sollte und mit den Armen festzuhalten trachtete. Endlich konnte sie sich fassen und sprach: „Wär' es blos wegen des Kampfes zu thun, so würdest Du mich wohl in Bangen und besorgt um Dich, aber nicht so im Innersten aufgeregt und mein selbst nicht mächtig erblicken; ich wollte mit hohem Vertrauen Deinen Leib und Leben in die Hand des Heilands und seiner liebreichen Mutter anheimstellen. Aber Worte trag ich im Herzen, die ich hervorholen muß, und sollten sie das Herz mit sich nehmen." — Und sofort erzählte sie ihm Wort für Wort, was ihr Vater ihr heute Morgen zu wissen gethan, mithin von Vivians 'christlichen Eltern und fürstlicher Geburt, auch wie er noch einen Zwillingsbruder habe, der im Getümmel der Schlacht den Sarazenen entkommen; dann wie und warum Yworin ihn als seinen eigenen Sohn erzogen, ferner von dem Befehl, daß sie ihn zum blinden Heidenthum zurückführen solle, wenn sie für seine Wohlfahrt besorgt sey; nur die finstere Drohung Yworins, wenn Vivian dem Christenglauben nicht entsage, konnte sie nicht über die Lippen bringen, theils, indem sie die Gefahr nicht dringend glaubte, theils weil sie, bey Yworins Täuschung über ihr eignes Herz, sich hinreichend stark meynte, dieselbe fern zu halten, oder doch noch im Nothfall früh genug ihm zu entdecken, theils auch weil sie Vivians aufbrausenden Zorn fürchtete. Auch daß der Vater ihr den Tod geschworen, wenn sie nur das Mindeste von dem Geheimniß an Vivian verrathe, that sie ihm kund, und endlich mit dem gränzenlosen Zutrauen der ersten Liebe eines so durch und durch reinen und adelichen Gemüthes, gestand sie ihm ihre glühende Minne, welche einzig sie vermocht, des Vaters Verbot zu brechen und dem Geliebten alles zu offenbaren, was sie für sein Heil ersprießlich glaube.

Vivian bog unwillkührlich seine Knie vor dem liebreichen Schutzengel, und ihre Hände mit heißen Küssen bedeckend, sprach er: „Diese Minne, Du seliges Frauenbild, ist in hohen und heiligen Ehren, sie ist eine Ader aus dem Herzen der benedeiten Mutter, unter welchem sie das Heil der Welt getragen! Gesegnet sey der Tag, da ich eine Schwester verlor, um in ihr eine Braut zu gewinnen, die alle Engel des Himmels als liebe Schwester grüßen!"

Beruhigt, nein, himmlischen Frieden und Seligkeit im Herzen, schieden die Geliebten.

Eh' der Tag aufleuchtete, zog Vivian aus mit dem Heere, stellt' es unter den Mauern von Montbrant in Schlachtordnung auf und ritt dann in die Schranken ein. Gegenüber standen die Perser in ziemlicher Entfernung. Eh' sein Gegner eintraf, kehrte sich Vivian gegen Osten und betete ganz inbrünstig und voll Demuth. Da war es ihm, als ob sein Schutzengel ihn umschwebe und von den seligen Geheimnissen des Christenglaubens ganz vernehmlich mit ihm rede; dann als ob er einen Schleyer ihm von den Augen nehme und einen Blick ihm gewähre in himmlische Glorien, und er den Heiland erblicke mit seinen tiefen Wunden, die wie Sterne glänzten und noch immer bluteten. Als das leuchtende Gesicht verschwunden, senkte der Ritter das Haupt bis auf die Knie und betete aus dem Innersten um die Gnade, daß es ihm vergönnt sey die noch ungestillten Wunden der himmlischen Liebe an den schnöden Heiden rächen zu helfen. Gestärkt und erhoben stand er auf, nahm Helm und Lanze, denn es waren keine Knappen noch Ritter in die Schranken zugelassen, und spornte das Streitroß gegen den Riesen, der gleichzeitig gegen ihn ansprengte.

Der Kampf stand lange, lange sehr zweifelhaft; Vivian hatte den Riesen drey Mal niedergeschlagen, ohne nur einen Tropfen Feindesblut zu sehen, er selbst aber hatte sieben tiefe Wunden. Als es ihm zum vierten Mal gelang, den Unband zu fällen, fiel dieser auf den Rücken; da gewahrte Vivian drey über einander gefügte Stahlplatten zwischen den Schultern, und fand die allein verwundbare Stelle; er stieß sein Schwert durch die Fugen bis ins Herz; da brach das Blut stromweis heraus und mit diesem das Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die indische Sultanin Aline in Paris.

Wenn eine königliche Prinzessin von Frankreich am Ufer des Ganges in der Sprache der Hindus Betrachtungen über die Religion Bramas, über indische Politik und Moral, über die Philosophen und Dichter von Hindostan herausgäbe, würde ein solches Buch sicher, sein literarischer Werth möchte groß oder gering seyn, die Aufmerksamkeit aller Gelehrten der großen Halbinsel rege machen. Dieß hat nun zwar keine französische Prinzessin in Calkutta, aber eine indische Sultanin zu Paris gethan.

Digitized by Google

Nur Wenigen ist es bekannt, daß eine indische Sultanin, eine Nachkommin Tamerlans, Aline von Eldir, seit länger als vierzig Jahren in Paris arm und vergessen lebt. Die Erbin eines großen Reichs wurde fast noch aus der Wiege entführt, und von ihren Räubern an Frankreichs Küste ausgesezt. Sie wurde den Prinzessinnen des alten Hofs vorgestellt, und fühlte sich besonders von der Prinzessin Lamballe angezogen. Als sie aber im Alter von neun oder zehn Jahre ihre Schönheit bereits nur allzusehr bemerklich machte, konnte sie nur durch eine Lettre de Cachet vor den Verfolgungen einer hohen Person sicher gestellt werden, und vertauschte die Klostermauern mit einem Staatsgefängniß. Die Revolution gab Alinen die Freyheit wieder. Zur Zeit des egyptischen Feldzugs soll der Mann, der einst über Frankreich, fast über Europa herrschen sollte, und der bereits sein Augenmerk auf Indien gerichtet haben mochte, an Tamerlans Erbin gedacht und den Plan gefaßt haben, die hochgeborne Fremde wieder in ihr Vaterland zu führen. Josephine interessirte sich damals für die Sultanin; dieß hatte indeß auf ihr Schicksal keinen Einfluß. Unglücklich, von Niemanden als einigen frommen Klosterfrauen und ihrem Beichtvater berathen, schwur sie den Glauben Mahomets ab und wurde Christin. Aber am 19ten December 1818 erschien zu Paris ein indischer Scheik, Namens Goolam, mit dem Auftrag, die Prinzessin Aline vom französischen Hofe zu reklamiren. Der Abgesandte suchte die Sultanin auf, erklärte ihr, ihre Verwandte fordern sie zurück, sie solle den Rang, der ihr gebührte, wieder erhalten, sie solle Asiens Himmel wieder sehen, unter der einzigen Bedingung, daß sie Christus wiederum mit Mahomet vertausche. Aber die Neophytin war nicht zu vermögen, diese Bedingung zu erfüllen, Goolam kehrte unverrichteter Sache nach Indien zurück, und dieser Vorfall hatte durchaus keinen Einfluß auf ihre bedrängte Lage. Zwey Jahre später erfuhr sie, ein indischer Fürst habe mit einem glänzenden Gefolge, worunter drey Frauen, in England gelandet; er sey aber von der englischen Regierung gezwungen worden, sich sogleich wieder nach Indien einzuschiffen. Aline zweifelte nicht, daß dieser Vorfall mit ihrer Geschichte in Verbindung stehe, erfuhr aber nichts Näheres darüber.

Diese Notizen sind aus den Berichten des Journal des Débats und aus der Vorrede gezogen, die der Marquis de Fortia zu dem Buche der Prinzessin geschrieben hat. Dieser war es auch, der endlich der Verlassenen, die nun bereits im fremden Lande sechszig Jahre alt geworden war, edelmüthige Unterstützung bot.

Ihr Buch erschien im vorigen Jahre zu Paris unter dem Titel: Méditations en prose, par une Dame indienne, und ist in mancher Beziehung sehr merkwürdig. Orientalischer Styl ist natürlich bey einer solchen Schriftstellerin obligat, und die Blumen des Christenthums und des Orients sind oft zu wunderlichen Sträußen gebunden. Ein französischer Beurtheiler des Buchs meynt, Ausdrücke wie: „Die Echo freuen sich der Harmonie, die Sterne heben im unermeßlichen Raum ihre strahlenden Häupter, es gibt Blumenseelen u. s. w. schmecken nach der neuen romantischen Poesie, oder vielmehr habe diese Schule immer etwas von den fremden, fernen Literaturen an sich, in denen man von Kunstregeln nichts wisse. Die eigentlichen Betrachtungen, meist Allegorien, beziehen sich auf Religion und Moral. Folgende über die Unsterblichkeit mag als Probe dienen: „Die Seele der Frucht liegt im Saamen; siehe den Flaum der Pfirsche, er ist der Schmuck ihrer Hülle; aber wenn dieser Glanz abfällt und die Frucht verdirbt, da erhebt sich aus dem Kern neues Leben, gleichwie der Körper des Menschen, wenn er zu leben aufhört, die Seele vom irdischen Stoffe abtrennt, auf daß sie ewig lebe.“ Auf die Betrachtungen folgen Gedanken, wie: „Der Stolz ist gleich einem gespannten Seile, das jeden Augenblick brechen kann.“ — „Nicht der Dichter macht die Poesie, die Poesie macht den Dichter.“ Den Schluß machen Portraits. Merkwürdig ist unter andern das Marie Antoinettens: „Sie hatte Frankreichs Anmuth, Englands Klugheit, Italiens Heiterkeit, des Nordens Ernst und Asiens Majestät.“ Originell ist der Zug von Madame Elisabeth: „Ihre Seele schwamm in den Quellen des Guten.“ — Ist das Buch auch kein Meisterstück der französischen Literatur, so enthält es doch manche gute Gedanken, die durch die Erinnerung an die Verhältnisse der Verfasserin noch anziehender werden, und auf jeden Fall ist es das erste, vielleicht das lezte Werk, das eine hindostanische Prinzessin zu Paris in französischer Sprache herausgegeben hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Auch die Herrn Diplomaten haben seit einiger Zeit auf den kleinen Theatern ziemlich oft herhalten müssen; neulich hat man eine neue Posse über sie gegeben, nämlich die „Cuisiniers diplomates“ oder die diplomatischen Köche. Die Verfasser des Stückes haben vermuthlich in einer alten oder neuen Anekdotensammlung, oder irgendwo in Memoiren, die Frankreich jezt zur großen Erbauung Europa's in Menge zu Tage fördert, gelesen, dieser oder jener deutsche oder italienische Herzog, den man wider seinen Willen habe verheyrathen wollen, sey auf den Einfall gerathen, den Gesandten der fremden Macht, mit welcher man ihn in Allianz bringen wollte, seinen Koch entgegenzuschicken; dies hätten die Gesandten frühzeitig genug erfahren, und ihre Küchenjungen dem cuisinier diplomate entgegengestellt. Da hier aller und jeder Stoff zu dramatischen Kleinigkeiten verarbeitet wird, so hat auch eine Anekdote den Vaudevilledichtern tauglich zu einer Posse geschienen; sie haben daher die Zusammenkunft des Pseudodiplomaten mit der jungen falschen Gesandtschaft recht con amore behandelt, und wirklich ist die politische Unterhandlung der Küchengesellen sehr lustig ausgefallen; dies ist das Beste am ganzen

Digitized by Google

Vaudeville, das sonst nicht viel bedeutet. Es wäre möglich, daß man in andern Ländern, wo das Corps diplomatique eine wahre Macht besitzt, diesen Schwank von der ernsthaften Seite nähme und gar nicht zur Kenntniß des Publikums gelangen ließe. In Paris ist man viel klüger in dieser Hinsicht. Man glaubt hier nicht, daß die Diplomatik irgend ein Vorrecht vor andern Ständen habe; man erlaubt den Dichtern, das Corps diplomatique so gut als andere Corps, Gewerbe und Stände auf die Bühne zu bringen und von ihrer lächerlichen Seite darzustellen; man läßt das Publikum auf Unkosten desselben lachen. Ist das Stück schlecht, so wird es noch eher vergessen werden, als wenn es die Polizey verböte; ist es dagegen gut, so hilft alles Verbieten der Polizey nicht viel, es wird auftauchen in der Literatur und vielleicht eben des Verbotes wegen noch mehr gelesen werden. Scribe ist natürlich seit einem Monate nicht unthätig gewesen, und hat ein Seitenstück zu seiner „Heyrath aus Vernunft" geschrieben; es heißt „die Heyrath aus Neigung" und hat sehr großen Beyfall. Einige Tagesblätter behaupten, es sey ihm hauptsächlich darum zu thun gewesen, etwas ganz Neues zu liefern, und da es schon mehrere Theaterstücke gebe, deren Hauptinhalt nur heimlich begonnene, zuletzt glücklich ablaufende Heyrath ist, so habe Scribe bey sich beschlossen, das Ding einmal umzudrehen und eine heimliche Heyrath schlecht endigen zu lassen, ungefähr so, wie Rousseau auf Diderots Rath, als die gelehrte Gesellschaft zu Dijon die Preisfrage aufgegeben, ob Wissenschaft nützlich oder schädlich sey, die Frage negativ beantwortet haben soll, da wahrscheinlich alle Mitbewerber die Nützlichkeit der Wissenschaft bewiesen hatten. Andere Blätter meynen, in der „Heyrath aus Vernunft" habe Scribe gezeigt, daß ein vernünftiges Mädchen einen verkrüppelten Invaliden dem schlanken und gesunden Sohne eines reichen Güterbesitzers vorziehen müsse, und in der „Heyrath aus Neigung" zeige er nun, daß es besser sey, einen Mann zu nehmen, den das Mädchen nicht kennt, als Jemanden, mit dem es schon seit lange Bekanntschaft gemacht hat. Dem sey nun wie ihm wolle, genug, das Unglück der armen Malvina bringt jeden Abend das Publikum, besonders den schönen und zärtlichen Theil desselben, zum Weinen, und vermuthlich werden in Kurzem die deutschen Schnupftücher so naß werden als die französischen. Das arme Mädchen hat einem Manne, zu welchem sie das größte Zutrauen hatte, heimlich ihre Hand und ihr Herz geschenkt, während der Vater abwesend ist, und als nun der Vater ihr einen mit Ruhm bedeckten, aus dem Felde als Oberster zurückkehrenden allerliebsten Vetter zum Manne geben will, muß er zu seinem Kummer vernehmen, daß seine Tochter bereits versehen ist, und zwar mit einem Manne von dem zweydeutigsten Rufe, mit einem wahren Chevalier d'industrie. Das Schlimmste ist, daß die arme Malvina nun noch gar in den charmanten Vetter verliebt wird, und vor Schmerz darüber, daß er die Base Marie heyrathet, zu Grunde gehen will. Den ersten Aufzug findet man etwas matt; allein in dem zweyten entwickelt Scribe sein ganzes dramatisches Talent; es läßt sich kaum eine gewandtere Schilderung rührender Auftritte aus dem häuslichen Leben denken. Dieser zweyte Aufzug hat den Beyfall des Publikums entschieden. Gewiß wird Malvina 8mal nacheinander die Pariser Zuschauer rühren. Das Stück ist auch bereits gedruckt, und wahrscheinlich wird Deutschland es nicht lange an einer Bearbeitung fehlen lassen. (Die Fortsetzung folgt.)

St. Gallen, Januar.

(Beschluß.)

Der mittelbare und unmittelbare Nutzen des Anbaues des St. Gallischen Gemeindebodens ward ein nicht unwichtiger Gegenstand der Besprechung dieses Vereins. Auch an der Griechensache nahm er lebhaften und thätigen Antheil. Fast jede Woche des Winters wurden Vorträge gehalten, worauf freymüthige Beurtheilung folgte. Wie weit der Verein in Unbefangenheit und Toleranz vorgeschritten, beweist der bemerkenswerthe Umstand, daß man am Schlußfeste des fünften Jahres kein Aergerniß, sondern ein Vergnügen fand an einem großen Scherzgedichte, welches alle Mitglieder charakterisirte. Man scheute sich auch nicht, in die Beantwortung der so wichtigen Frage einzugehen: wie es mit der Aufklärung der Menschheit, besonders in religiöser Hinsicht, stehe, und über andere noch tiefer in dasjenige, was Jedem Herzenssache ist, eindringende Fragen die verschiedensten Ansichten zu äußern. In einer Reihenfolge von Sitzungen wurde das Unterrichtswesen des Gymnasiums behandelt und die Ergebnisse der Berathung später an die Schulbehörde eingereicht. Einige von Reisen zurückgekehrte Mitglieder theilten ihre Reisebemerkungen in Vorlesungen mit. Der Tabak aus Runkelrüben, der künstliche Wein von einem Chemiker, die Vorlesungen eines Arztes über den ärztlichen und eines Metzgers über den Schlächterberuf zeugten von dem Eifer eines jeden Mitgliedes, den Verein zu einem wahren Bürgervereine zu erheben. Im neunten Jahre folgten Vorträge über die Congrevschen Raketen, die durch Anschauung sehr lehrreich wurden. Ein Mitglied las in sechs Vorlesungen seine unterhaltende Lebensgeschichte vor. Der Handwerksstand, die Bibelverbreitung und das eidgenössische Staatsrecht wurden erörtert. In Jahresfrist wurden 51 Vorlesungen gehalten, und die Kunstausstellung lieferte wieder sehr Interessantes am Jahresschluß. Im folgenden Jahre unternahm der Vorsteher eine Reihe von Vorlesungen über die Naturgesetze in der Bildung der Geschöpfe aller drey Reiche und über das Verhältniß der neuesten Geologie zu den biblischen Urkunden. Alsdann kamen Dampfschiffe und Dampfmaschinen zur Sprache und es wurden Modelle vorgewiesen. Der St. Gallische Reformator Kessler fand einen trefflichen Biographen (Bernet's Johann Kessler). Der Rückblick auf zehn angenehm mit einander durchlebte Jahre veranlaßte ein Jahrzehendfest, welches durch eine Kunst- und Industrieausstellung verherrlicht wurde, die mehrere Tage hindurch das Publikum beschäftigte und begeisterte.

Auflösung des Räthsels in Nro. 21:
Die Vokale.

Räthsel.

Das Mädchen, die Jungfrau, die Frau, die Ahne,
Sie kommen zu mir, sobald ich mahne;
Kind, Knabe, Jüngling, Mann und Greis,
Es entgeht mir Keiner auf mein Geheiß.

Ich ende der Lustigsten fröhliches Treiben;
Sie sträuben umsonst sich, 's wird bald unterbleiben;
Ich zähme die Wildesten, bändige sie,
Wen ich umfange, der krieget nie.

Wie nöthig mein Dienst ist, so fehl' ich doch Vielen;
Für Arme besteh' ich aus wenigen Dielen;
Die Eiteln schmücken das enge Haus,
Doch geh'n sie vielleicht nicht so fröhlich heraus.

„Vom Sarge sind das die bekanntesten Dinge!"
Doch das ist der Sarg nicht, wovon ich euch singe;
Nur wenn von der Ehre den Namen es leih't,
Dann freylich reiht
Auf des Feldherrn Gebot
Es Tod an Tod! J. G. M.

Beylage: Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

№. 1.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 1. Januar 1829.

Die Frescogemälde in den Arkaden des Hofgartens in München.

(Hierzu der lithographirte Umriß: Otto der Aeltere von Friedrich Barbarossa mit dem Herzogthum Bayern belehnt, im Jahr 1180).

Zu allen Zeiten haben Fürsten, welche sich in den Herzen ihrer Unterthanen ein bleibendes Denkmal stiften wollten, in dem Glanz ihres Hauses auch die Ehre ihres Volks gesehen. Auch zeigt die Geschichte jedes ächten Volkes, daß seine Bildung sich an den Tugenden seiner Herrscher erhebt und mit ihnen in unzertrennlicher Gemeinschaft blühet und wächst. Daher erkennt das Volk sich selbst gepriesen in den Thaten seiner Fürsten, und die Liebe zu dem angestammten Regentenhause nährt am sichersten und dauerndsten das Nationalgefühl und die Liebe zum Vaterland.

Gewohnt, sein eignes Wirken für die Gegenwart an den edlen Zügen der vaterländischen Vorzeit zu stärken, hat König Ludwig die öffentliche Darstellung derselben durch die Kunst als ein Bedürfniß des Nationalsinnes erkannt. Das Bild, auch wenn es das Aeußerliche des Vorgangs nicht getreu wiederzugeben vermag, stellt uns die Gesinnung dar, welche darin wirkte; das edle Gefühl, die Begeisterung, die jene That begleiteten, sprechen aus ihm auf's Neue an unser Herz; es führt uns noch einmal lebendiger, als selbst die Rede vermag, in die Mitte der Begebenheit hinein, und der Zauber, womit es ein Vergangenes als Gegenwart voll Glanz und Schönheit uns vor Augen stellt, ist uns der Widerschein des Ruhmes, der die Wirklichkeit umgab. Deshalb wollte Er, daß große Gemälde aus der Geschichte des Hauses Wittelsbach die sprechendsten Momente der Tapferkeit und Seelengröße und die für das Bestehen des Hauses und Landes wichtigsten Begebenheiten versinnlichten, und diese Gemälde sollten, von allegorischem Schmuck umgeben, in einer der öffentlichen Erholung geweihten Halle als Eigenthum des Staates dem gesammten Publikum immer zugänglich und vor Augen seyn.

In den Arkaden, welche die Rückseite des neuen Kaufhauses oder Bazars gegen den Hofgarten stützen, und sich noch jenseits des zu demselben führenden Portals bis an die Residenz erstrecken, wurden gleich bey der Erbauung sechszehn Bogenstellungen zu diesen Frescogemälden bestimmt und eingerichtet. Jede Wand zwischen den Pfeilern sollte ein historisches Gemälde aufnehmen, so daß aus jedem Jahrhundert seit das Wittelsbachische Haus ununterbrochen über Bayern herrscht, eine Kriegsthat und eine Begebenheit des Friedens dargestellt würde, und König Ludwig wählte selbst die Gegenstände, die in dieser national-geschichtlichen Beziehung Vorwürfe der künstlerischen Schilderung werden sollten.

Da Cornelius noch fortwährend mit der Darstellung der mythischen Dichtungen des Alterthums in der Glyptothek beschäftigt und bereits mit einer andern großen Arbeit beauftragt ist, so konnte er die Ausführung dieses Werks nicht übernehmen; auch die beyden später hier eingetretenen Meister Heinrich Heß und Julius Schnorr waren bereits ausersehen, jener die Sinnbilder des Christenthums in der königlichen Kapelle, dieser die Sagen der altdeutschen Heldenzeit in der Residenz zu malen. Daher erhielten Cornelius Gehülfen und Schüler die ehrenvolle Bestimmung, unter der Leitung ihres Meisters diese historischen Gemälde auszuführen.

Diese zum größten Theil sehr jungen Künstler sollten demnach ein dem Vaterlande geheiligtes Werk unternehmen, in ihren Gemälden sollte das bayrische Volk die ehrwürdigen Züge seiner Herrscher und seine eigenen nationalen Züge, seinen alten Brauch, seine Sitten und Tugenden wiedererkennen; sie sollten die Thaten und Begebenheiten verständlich, lebenvoll und eindringlich dem Beschauer vorführen und sein Herz durch sie zum Mitgefühl, zur freudigen Vaterlandsliebe begeistern. Und so weit bis jezt die Arbeit gediehen ist, haben sie sich das Zeugniß erworben, daß sie diesen edlen Beruf in seiner vollen Bedeutung erkannt, und durch das, was sie gewollt, wie durch das, was sie geleistet, dem Vertrauen entsprochen, das der edle König in sie sezte. Geleitet von der klaren Einsicht ihres Meisters in das Wesen jeder

Digitized by Google

künstlerischen Darstellung, haben sie ihre Gegenstände in der großartigen Weise aufgefaßt, welche dem historischen Styl allein geziemt: es ist die, welche das Wesentliche der menschlichen Natur und Handlung hervorhebt und alles Zufällige beseitigt oder unterordnet. Die Art, wie Raphael seine historischen Aufgaben, die Schlacht des Marentius, die Schenkung und Taufe Constantins, die Krönung Carls des Großen behandelte, hat ihnen überall als Vorbild gedient, und daher, so viele verschiedene Eigenthümlichkeiten mit mehr oder minder Gelingen in den einzelnen Bildern hervortreten, weht durch das Ganze hindurch ein und derselbe Geist, der der ächten historischen Composition und einer frischen, lebenvollen Auffassung.

Begonnen wurde die Arbeit im Winter von 1826 auf 1827. Jeder komponirte den ihm übertragenen Gegenstand unter den Augen des Meisters und schon im ersten halben Jahre wurden einige Cartons völlig ausgeführt. Im Frühjahr 1827 begann das Frescomalen und wurde im verflossenen Sommer fortgesezt. Bis zum Herbste dieses Jahres soll die ganze Arbeit vollendet seyn. Indem wir uns daher einen Bericht über die weitere Ausführung und Vollendung vorbehalten, geben wir unsern Lesern hier die Uebersicht der Gegenstände *) und fügen den Umriß eines der ausgeführten Gemälde bey.

Zwölf große und vier kleinere Darstellungen bilden den Cyklus der Begebenheiten, welche von der Wiedereinsetzung des Luitpoldischen Stammes in die bayrischen Erblande bis zu dem gegenwärtigen Jahrhundert reichen. Sie sind zu gleichen Hälften in die Arkadenräume nächst der Residenz und an dem Kaufhause vertheilt. Die größeren umfassen die Zeit von der Mitte des 12ten Jahrhunderts bis zum Ende des 17ten, und die kleineren, welche die Eingänge im Innern der Arkade schmücken, enthalten Begebenheiten der neueren Geschichte.

Die großen Gemälde sind 10 Fuß breit und 8 Fuß hoch und in der Art herabhängender Teppiche mit dunkelrother Einfassung gemalt. Oben über jedem ist ein länglichtes, schwarzes Feld, auf welchem die kurze Angabe der Begebenheit mit goldnen Buchstaben eingetragen wird. Den Anfang macht:

I. Eine Heldenthat des Pfalzgrafen Otto des Aeltern von Wittelsbach, noch bevor er mit dem Herzogthum Bayern belehnt war. Kaiser Friedrich der Rothbart wurde im Jahre 1155 bey seiner Rückkehr aus Italien in den Schluchten eines Enapasses an der Etsch durch lombardische Söldner angefallen, und sein Heer, von Felsenmassen, welche der gesicherte Feind herunterstürzte, und von dem brausenden Strome bedroht, erwartete den Untergang, als Pfalzgraf Otto, des Kaisers Jugendfreund und Feldherr, entschlossen, der Schmach einer Unterhandlung vorzubeugen, mit zweyhundert auserlesenen Bayern die steile Felsenwand des Gebirgs erklomm, und von der Höhe herab, im Angesicht des erschrockenen Feindes die Fahne des deutschen Reichs entfaltend, mit siegender Kraft die Meuterer bezwang und sie der Strafe des Kaisers übergab *). Dieses Bild ist von Ernst Förster gemalt und bereits vollendet.

II. In dankbarer Anerkennung seiner ihm vielfältig bewiesenen Freundschaft und Treue belehnte ihn der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg mit dem Herzogthum Bayern (im J. 1180). Nach zweyhundert zwey und dreyßig Jahren, in welchen mit kurzer Unterbrechung nur auswärtige Fürsten über das Land geherrscht hatten, sah dasselbe wieder einen Herrscher aus seiner Mitte über sich, und der Sprosse des alten Luitpoldischen Geschlechts ward nun der Stammvater des Wittelsbacher Regentenhauses.

Dieses Bild, von welchem wir den Umriß beyfügen, ist von Professor Zimmermann gemalt. In der Mitte sieht man Friedrich Barbarossa in kaiserlichem Ornat auf erhöhtem Throne, in der Rechten das Scepter, in der Linken die Urkunde haltend. Da er damals schon 59 Jahre zählte, ist er mit langem Barte dargestellt. Vor ihm kniet Pfalzgraf Otto, mit Panzer und Mantel angethan, die bayrische Fahne in der Linken und mit erhobener Rechten den Lehenseid schwörend. Sein Bruder Otto VII., welcher nach ihm auf demselben Reichstage die Pfalzgrafenwürde erhielt, trägt ihm Helm und Schild; der die Lanze hält, ist Heinrich, Burggraf von Nürnberg. Ueber Otto's Haupt sieht man den Marschall Heinrich von Pappenheim mit dem Probst Raimar; diese stehen sämmtlich vor einer Balustrade, hinter welcher Ritter und edle Frauen als Zuschauer des Festes versammelt sind. Ueber ihnen findet sich eine Tribune mit dem Musikchor. Der behelmte Ritter ganz im Vorgrunde zur Linken ist Berthold, Markgraf von Cham und Vohburg. Auf der rechten Seite stehen hinter dem Träger des Reichsapfels die Grafen von Andechs und Dachau im Gespräche gegen einander gewandt. Ueber diesen zeigen sich drey geistliche Fürsten, Erzbischof Conrad von Salzburg, Cardinal und Legat von Deutschland, ein Bruder des Otto, zunächst am Kaiser; dann mit Bischofsmütze und Staab der Bischof Albrecht von Freysing, und mit dem Fürstenhute

*) Wir benuzen dabey dankbar die schriftlichen Mittheilungen, die wir von einem der dabey beschäftigten Künstler, Hrn. Röckel, zu diesem Zweck erhalten haben.

*) Vergl. v. Raumer Geschichte der Hohenstaufen II. S. 49 ff.

Digitized by Google

geschmückt, der Erzbischof und Churfürst Philipp von Köln. Mehrere Ritter schließen diese Gruppe.

Ueber die verständliche, reiche und schön gruppirte Anordnung, so wie über die Schönheit der Zeichnung in diesem Bilde haben wir nicht nöthig etwas hinzuzufügen, da unsre Leser aus dem Umrisse selbst darüber urtheilen können. Doch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß einige Köpfe in der verkleinerten Nachbildung nicht die Feinheit der Züge und des Ausdrucks erhalten haben, die sich im Original findet, wo besonders die weiblichen Köpfe von großer und wahrhaft nationaler Schönheit und Anmuth sind.

III. Indessen Otto's Sohn Ludwig sein Land auf's Glücklichste regierte, erwarb er sich durch weise Führung der Reichsgeschäfte, während Kaiser Friedrichs II. Abwesenheit in Italien, dessen Freundschaft, und erhielt von ihm mit dem Anspruch auf die Pfalzgrafschaft am Rhein auch die Würde des ersten Churfürsten des Reichs. Besonnen, alle Verhältnisse erwägend, vermählte Ludwig seinen Sohn Otto mit Agnes, der Tochter des seiner Würde entsezten rheinischen Pfalzgrafen Heinrich des Schönen, wodurch alle ihre Güter Eigenthum des bayrischen Hauses wurden. Auf der Burg zu Straubing geschah die Einsegnung im J. 1225 und Otto erwarb sich von dieser Zeit an als Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern den Namen des Erlauchten durch die Weisheit und Standhaftigkeit, womit er Ehre und Besitzthum in den stürmenden Kämpfen zwischen Kirche und Kaiserthum zu sichern wußte. Die Vermählung Otto's mit Agnes ist der Gegenstand des dritten Bildes, von Röckel (noch unvollendet).

IV. Ludwig II., genannt der Strenge, und Heinrich nannten sich nach des Vaters Tode Herzoge von Ober- und Niederbayern. Den jungen Heinrich bedrängten im Innge biete die wilden Böhmen unter König Ottokar. Vergebens warf das treue Volk seine Brust dem wüthenden Feind entgegen, bis vom Rheine her, dem Bruder zu Hülfe, Ludwig mit seinen Rittern erschien. Im Ueberfall bey Mühldorf am Inn züchtigte er die Böhmen (1258). Es brach die Brücke unter den Fliehenden; die nicht im Fluß ertranken, würzte das Schwerdt der vereinigten Bayern. Gemalt von Stürmer.

V. Neun und fünfzig Jahre nach der Landestheilung erwählten die deutschen Fürsten den Herzog Ludwig den Oberbayern, dessen Kraft und Gerechtigkeit in der Zeit der Unruhen vorleuchtend erschien, zu ihrem Oberhaupte. Seine Tugenden, sein Edelmuth, sind beynahe sprüchwörtlich geworden, daß seine Zeitgenossen ihn den Bayer nannten, gereicht dem Volk zur Ehre. Als er in der Schlacht bey Ampfing (1322) das kaiserliche Ansehen, welches er nie begehrt, gegen Friedrich den Schönen von Oestreich behauptet hatte, empfing er den überwundenen Feind mit den Worten der Mäßigung: „Ich freue mich, Euch zu sehen, seyd mir willkommen, Vetter!“ Diese Scene, wie Ludwig den Besiegten auf dem Schlachtfelde bewillkommt und der alte Schweppermann ermüdet neben ihm sizt, wird von Hermann gemalt.

VI. Während Ludwig edelmüthig seinem Gegner die Hand bot, reizte der Bannfluch des Pabstes die Fürsten gegen ihn auf; selbst Frankreich wurde nach der deutschen Krone lüstern. Dennoch zog Ludwig nach Italien, und ließ sich mit seiner Gemahlin Margaretha in Rom als römischer Kaiser krönen, 1328. Was im Reiche Mißtrauen und Falschheit zerstörten, ward seinen Bayern unter ihm zu Theil: weise Einrichtungen, blühende Städte und der Reichthum veredelter Kultur. Die Krönung Ludwigs ist der Inhalt des sechsten, von Stilken gemalten Bildes.

VII. Bald verloren Ludwigs Nachkommen die väterlichen Erwerbungen, und Bayern, in vier Herzogthümer getheilt, seufzte lang unter dem unruhigen Fehdegeist der Zeit; da erschienen zwey Fürsten mit dem kräftigen Willen, ihr Land zu beglücken. Albrecht III. vertilgte die Raubschlösser, ordnete die Gerechtigkeitspflege, that dem Verderben der Geistlichkeit Einhalt und bildete überhaupt mit stillem Wirken an seinen und seines Volkes innersten Kräften. Als im J. 1440 Ulrich von Rosen sammt Edeln und Bürgermeistern von Prag zu ihm nach München die böhmische Königskrone brachten, antwortete er: „Euer König hat einen verwaisten Säugling hinterlassen, den ihr unterstützen, nicht berauben sollet. Ferne sey es von mir, daß ich eine Krone mit Unrecht trage.“ Den Beynamen des Frommen trug er daher mit Recht. Von Hiltensperger, noch unvollendet.

VIII. Mit größerem Glanze wirkte Ludwig der Reiche von Landshut durch die Stiftung der berühmten Hochschule von Ingolstadt, wie durch siegreiche Handhabung des Rechts selbst gegen die Gewalt des Kaisers. Bey Giengen focht der ritterliche Herzog gegen das Reichsheer und den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, seinen Jugendgenossen. Er selbst führte seine Bayern auf die Wagenburg des Feindes, vor ihm wehte die Fahne des Herzogthums. Als die Edlen Preisinger, Fraunberger und Fronhofer den Herrn baten, seines Lebens zu schonen, rief er aus: „Heute, lebendig oder todt, bleib' ich bey meinem Volk!“ Da nahm die Reiterey, entflammt, vorausstürmend die Wagenburg; das Fußvolk von beyden Seiten mit Schlacht-

Digitized by Google

gesang folgend, entschied den Sieg (1462). Gemalt von den Gebrüdern Lindenschmitt.

IX. Nachdem Ludwigs Sohn gestorben und das Herzogthum Landshut an Albrecht IV. von München, jezt Alleinherrn von ganz Bayern, übergegangen war, gelang es der Weisheit dieses Fürsten, die in den früheren Zerstückelungen des Landes die Ursachen schlechter Verwaltung sah, die Ansprüche seiner Brüder Wolfgang und Christoph zu beschwichtigen, und Bayern für ewige Zeiten untheilbar zu machen. Im J. 1506 versammelte er in München die Stände, und es ward das Hausgesetz gestiftet, daß künftig der erstgeborne Prinz allein regieren sollte. Seine Einrichtungen lohnten sich, als zeitgemäß, durch die wohlthätigen Wirkungen, die sie schnell im ganzen Lande hervorriefen. Die Stiftung des Hausgesetzes vor den versammelten Ständen ist der Gegenstand des neunten Bildes, gemalt von Schilgen und Volz.

X. In den Religionsunruhen, welche schon zur Zeit Wilhelms IV. des Standhaften in Deutschland ausgebrochen waren, galt es die Haltbarkeit des Alten und den Werth des Neuen zu prüfen. Auch unter Wilhelm V. gab das Haus Bayern einen Beweis seiner Standhaftigkeit in den Angelegenheiten des geistlichen Churstifts Köln, welches Ernest, Wilhelms Bruder, als Erzbischof regierte, nachdem Gebhard, als der katholischen Kirche abtrünnig, daraus vertrieben worden war. Ein tapfrer Haufen von Partheygängern, meist aus den Niederlanden, hielt zum Vortheil des verbannten Erzbischofs die Burg bey Bonn, den Godelberg, besezt. Aber Ernests Bruder, Ferdinand von Bayern, und Graf Arensberg nahmen sie im Sturm auf eine Bresche, die durch künstliche Minen gesprengt war (1583). Dieses Bild wird erst im nächsten Sommer gemalt.

XI. Die religiösen Unruhen nahmen immer mehr eine Richtung an, welche nicht nur die Einheit Deutschlands, sondern ganz Europa bedrohte. Maximilian I., von den Seinen der Große genannt, weil er in einem dreyßigjährigen Kriege keine Anstrengung, keine Aufopferung für das Heiligthum seines Glaubens und für die Treue an Kaiser und Reich gescheut, trat damals selbst seinem Hausverwandten, Friedrich V., Churfürsten von der Pfalz, der als der Gegenkirche Freund von den empörten Böhmen zum König erwählt war, mit Festigkeit entgegen. Die Schlacht auf dem weißen Berge bey Prag entschied das Schicksal des unglücklichen (Winter) Königs. Sein erledigtes Erbland, das Churfürstenthum Oberpfalz, durch einen Hausvertrag Ludwigs des Bayern für selbstständig erklärt, gehörte nun wieder zum Mutterland. Auf der Reichsversammlung zu Regensburg (1623) empfing Maximilian I. von Kaiser Ferdinand II. die bayrische Churwürde. Von Eberle (noch unvollendet).

XII. Kaum waren die Wunden vernarbt, welche der Religionskrieg dem Vaterlande geschlagen hatte, als es einen Helden gebar, dem es blutend und treu in siegreichen Schlachten und glänzenden Hoffnungen folgte, wie in Täuschungen und Unglück. Seine ruhmvollsten Lorbeere erwarb sich Maximilian Emanuel gegen die Türken für Oestreich. Als der Churfürst mit Carl von Lothringen, der die kaiserlichen Truppen führte, durch Ungarn bis an die türkischen Gränzen vorgedrungen war, eroberte er als Oberbefehlshaber des deutschen Heeres die Festung Belgrad. Er war der erste, der mit dem Degen in der Faust die Mauern erstieg (1688). Gemalt von Stürmer.

Das erste der vier kleinen Bilder, welche 7½ Fuß breit und 5½ Fuß hoch sind, und die Eingänge im Innern der Arkaden schmücken, wird die Erstürmung der zu Belgrads Entsatz von den Türken aufgeworfenen Schanze durch den Churfürsten Carl Albrecht von Bayern im J. 1717 enthalten, und schließt sich somit an den Sieg Maximilians bey Belgrad an.

Als Bayern nach dem Tode Carl Albrechts der deutschen Kaiserwürde entsagt hatte, gewährte ein dauerhafter Frieden dem Volk die Segnungen innerer Ausbildung. Der edle Churfürst Maximilian III. suchte durch Verbreitung von Wissenschaft und Kunst die wahre Aufklärung zu fördern, und gründete, um die Erreichung seiner weisen Zwecke durch eine bleibende Stiftung zu sichern, 1759 die Akademie der Wissenschaften als eine Pflanzschule umfassender Gelehrsamkeit und freyen Denkens. Diese Stiftung wird der Gegenstand des zweyten kleineren Bildes.

Für das dritte ist aus den großen Ereignissen der neuern Geschichte die Schlacht bey Arcis sur Aube als ein Glanzpunkt hervorgehoben, (gemalt von Monten) und ein viertes wird König Maximilian Joseph darstellen, wie er seinem Volk am 26. Mai 1818 die Verfassungsurkunde verleiht, und mit dieser glorreichen Friedenshandlung den ruhmvollen Cyklus vaterländischer Begebenheiten schließen.

Den großen Bildern gegenüber werden oberhalb der Pfeiler die Tugenden der einzelnen Fürsten oder der wesentliche Charakter ihrer Regierungsperioden in zwölf allegorischen Figuren angedeutet. Sie sind von Otto von Wittelsbach an: die Stärke, die Treue, das Glück, die Strenge, die Mäßigung, der Ueberfluß, die Frömmigkeit, der Muth, die Weisheit, die Schutzwehr, die Standhaftigkeit und der Sieg. An ihnen arbeiten außer den oben genannten Künstlern noch Kaulbach, Schorn und Ruben. Und wenn für die geschichtlichen Darstellungen in jedem Jahrhundert ein Ereigniß des Kriegs und des Friedens gewählt ist, so sind auch in den beyden Abtheilungen der Arkaden die allegorischen Figuren des Kriegs und des Friedens zwischen den übrigen als Mittelpunkte derselben angebracht. Blumengewinde und Trophäen, an den vier kleineren Bildern hinlaufend, von Sipmann und Neureuther gemalt, schmücken die Eingänge bis auf den Estrich herab; an den vier inneren Wänden des Portals werden vier kolossale Flußgötter: die Donau, die Isar, der Rhein und der Main, den Umkreis des vaterländischen Gebiets bezeichnen.

S.

Beylage: ein Steinabdruck.

Digitized by Google

№. 2.

Kunst-Blatt.

Montag, 5. Januar 1829.

Ansicht von Palermo,

Landschaft von Carl Rottmann in München,

3½ F. hoch, 5 F. breit.

Jedes originelle Streben erwirbt sich Theilnahme und Achtung bey denen, welche die eigenthümliche Richtung und Entwicklung geistiger Thätigkeiten gerne mit Aufmerksamkeit betrachten. Schon in jungen Jahren erregte Hr. Rottmann durch ein Aquarellgemälde seiner Geburtsstadt Heidelberg die Theilnahme vieler Kunstfreunde. Man sah darin, wie das Gold der Abendsonne durch die öden Fenster der Schloßruine glänzt und große Schattenmassen sich über die grünen Berge und Weinhügel lagern, während der ferne Rhein noch das weichende Licht des Tages in seinem Spiegel wiedergiebt. Später trafen ihn seine Bekannten in der Boisserée'schen Sammlung zu Stuttgart, das zarte Grün und den üppigen Pflanzenwuchs der Landschaften von Hemling studierend, und sich an der Entschiedenheit der Formen versuchend, die der reiche Geist des niederländischen Künstlers jedem Gegenstand zu ertheilen gewußt hat. Einen großen Kreis von Freunden und Gönnern erwarb sich unser Landschaftmaler endlich in München, wo er nach mehreren Jahren des Studiums sich bleibend niederließ, und ausgestattet mit einer Gewandtheit des Pinsels, die von großem Fleiß und noch größerem Talente zeugte, Gebilde einer eigenthümlichen Phantasie in Anklängen an die Gebirgsnatur des bayrischen Oberlandes auszusprechen suchte. Die Richtung, die sich in diesen Oelgemälden zeigte, war in der That eine eigenthümliche, und so viel uns bekannt ist, völlig neue. Kolossale Gebirgszüge, breite Seen und Strömungen und Meeresgestade mit unabsehlichen Fernen, beleuchtet von den zweifelhaften Wirkungen des Lichts, die bey vorübergehenden Bewegungen in der Natur nur von dem geübten Auge wahrgenommen werden, und belebt mit wenigen oder phantastischen Figuren, dies waren die Gegenstände, die fast ausschließlich von der Phantasie unseres Künstlers Besitz genommen hatten. Wie die Nacht auf den tiefen Seen des Gebirgsthales liegt und die grauen Morgennebel an den schroffen Felswänden hinziehen, während oben schon die Morgensonne die zackigen Schneespitzen röthet *); wie das Licht des Vollmonds am blauen Abendhimmel mit dem noch glänzenden Schimmer der eben untergegangenen Sonne streitet, und diese Lichtmasse im breiten Strome wiederstrahlt, oder wie am öden, von steilen Bergen umkränzten Meeresufer eine Zigeunerbande mit Bären, Affen und Kameel, auf welchem eine schöngeputzte Preciosa sizt, von der Mittagsrast aufbricht **), solche und ähnliche Scenen hat unser Künstler in vielen Bildern zu schildern gesucht, die von Kennern und Liebhabern begierig gekauft wurden. In denselben erschien die Natur immer großartig und höchst bedeutungsvoll, aber selten jugendlich blühend und grünend, sondern die Spuren der Vergangenheit tragend und der alles verwehenden Zeit, nicht als die ruhende, sondern als die bewegte und kämpfende, weniger der üppige Genuß ihres fröhlichen Schaffens war darin sichtbar, als ein Verbleichen und Altern, der Streit des Werdens mit dem Vergehen.

Es war keine individuell wiederkehrende Stimmung des Gefühls, sondern eine eigenthümliche Art der Naturanschauung, welche den Künstler hierbey leitete, und gewiß konnte sich eine so tiefsinnige Auffassungsweise nur in einem kräftigen und genialen Geiste gestalten, auch wird niemand in Abrede stellen, daß sie im eigentlichsten Sinn eine historische genannt zu werden verdiene; doch wenn man unter historischen Landschaften im Allgemeinen keine andere als poetische versteht, so möchten wir die unseres Künstlers mit dem speziellern Namen epischer Landschaften bezeichnen. In der That hatten manche in Zusammensetzung und Formen den großartigen Charakter eines Heldengedichts, aber um ein solches zu seyn,

*) Ein Bild dieses Inhalts ist im Besiz des Hrn. G. D. B. R. v. Kleuze.

**) Dieses Bild ist, wenn wir nicht irren, in Besiz des Hrn. Campe in Leipzig gekommen.

Digitized by Google

fehlte ihnen die plastische und kräftige Ausführung, auf die unser Künstler meist zu wenig Bedacht nahm. Er hielt sich in der Färbung mehr an einen allgemeinen und zarten Ton, als daß er die Kraft oder Pracht der Lokalfarben irgend hätte einwirken lassen. Man nahm meistend ein kräftiges Blau, aber fast niemals das entschiedene saftige Grün einer kräftigen Vegetation wahr, statt dessen der Künstler meist eine gelbliche Farbe wählte. Die Ausführung war breit und mehr flüchtig als bestimmt; es zeigte sich vieles nur in Bezug auf eine allgemeine und ideelle Wirkung, als ob der Künstler vor dem Individuellen und Organischen nicht die Achtung hegte, welche sich bestrebt, das Wesen jedes Dinges auch an sich darzustellen, und erst in der harmonischen Vollendung des Einzelnen die Schönheit des Ganzen erblickt.

Dies war die Klippe, an welcher Kenner mit Bangigkeit unsern im Uebrigen so verdienstvollen Künstler bemerkten. Denn alle große Landschaftmaler sind es nur durch sorgfältiges Studium der individuellen und lebendigen Wahrheit geworden. Wenn Claude Lorrain die Natur in ihrer Feyer bey Sonnenauf- oder Untergang, Poussin den großartigen Reichthum der Gebirge, Gründe und Gebüsche, Salvator Rosa den Kampf und die Verwüstungen der Elemente schilderten, so bestrebten sie sich, jeden Gegenstand in dem vollen Glanze seiner natürlichen Erscheinung darzustellen. Diese Kraft und Wahrheit im Gemälde ist freylich immer relativ, und kann nie weiter gehen, als die Gesetze der Linien- und Luftperspektive und Zusammenhang und Wirkung des Ganzen es gestatten; aber demungeachtet kann die Frische des Lebens, der Funke organischer Empfindung überall in ihr seyn, und nur wenn wir diese wahrnehmen, fühlen wir uns von dem Kunstwerke dauernd befriediget. Unser Künstler, mit einer großen Leichtigkeit der Behandlung, mit einem für zarte Farben fast zu sehr verfeinerten Auge, war in Gefahr, seine Angewöhnungen allmählich in eine stehende Manier zu verwandeln, und sich von der wahrhaftigen und mannichfaltigen Auffassung der Natur mehr und mehr zu entfernen.

Selbst von der ihm drohenden Gefahr überzeugt, betrieb er mit um so größerem Ernste die Ausführung eines langgehegten Wunsches, Italien zu sehen. Se. Majestät der König, voll Theilnahme für den Künstler und seine Leistungen, machte ihm die Reise zur Pflicht und dehnte sie auch auf Sicilien aus, indem er Hrn. Rottmann ein Reisegeld anwies, um eine Ansicht von Palermo für Ihn zu malen. Einem Künstler, der schon früher alles, was er darstellte, so großartig gebildet hatte, waren die schönsten Motive jener herrlichen Natur aufbehalten und er wußte die Zeit der Erndte wohl zu benutzen. Im Lauf eines Jahres sammelte Hr. Rottmann ein reiches Portefeuille voll der schönsten Studien, die äußerst geistreich und zum Theil mit dem größten Fleiße nach der Natur ausgeführt sind, und die treusten Abbildungen jener interessanten Gegenden gewähren. Doch auch die italienische Natur sah er auf seine eigenthümliche Weise. Besser als die reizenden Ufer von Genua, wo der reichste Segen und die üppigste Fülle ausgebreitet ist, gefiel ihm der Apennin, dessen gewaltige Felsmassen den Riesen einer untergegangenen Vorwelt gleichen; noch mehr fühlte er sich angezogen von den weitgestreckten öden und verbrannten Flächen der römischen Campagna, wo die Gegenwart zu dürftig scheint, um das Grab eines vielbewegten Alterthums zu bedecken; in Calabrien endlich, an den reichen Küsten von Neapel und in dem üppigen Sicilien erkannte unser Künstler jene vulkanischen und neptunischen Revolutionen der Erde, welche große Massen gestaltet und neben der Fülle des Pflanzenwuchses, neben dem Reichthum süßer Früchte, die in milden Lüften reifen, Asche, Schwefel und Lava ausgebreitet haben, und die gewaltigen Berge, das weite Meer und die Denkmäler der Vorzeit, erschienen ihm nur als Zeugen jener fortwährenden Zerstörung, gegen welche das immer erneute Blühen und Grünen nur wie ein vorübergehender Schmuck erscheint.

Wir wissen zwar nicht, ob unser Künstler sich dieser, wir möchten sagen, weltgeschichtlichen Anschauungsweise deutlich bewußt geworden ist; aber die Studien, die er zurückbrachte und die ersten Landschaften, die er nach seiner Heimkehr malte, eine Ansicht der römischen Campagna, eine andere des Colosseums im Abendlichte, schienen sie deutlich auszusprechen. Diese Gemälde waren jedoch noch völlig in der Art seiner frühern Behandlung ausgeführt. In der von Sr. Majestät gewählten Ansicht von Palermo dagegen, die er bald nach seiner Rückkehr begann, aber erst jezt vollendete, hat sicherlich der Wunsch, seinem königlichen Beschützer ein Werk zu liefern, welches sein ganzes künstlerisches Vermögen beurkunden möchte, ihm vieles erreichen helfen, was in früheren Arbeiten ihm weniger gelungen war. Mit Freude sieht man ihn hier auch mit der individuellen und lokalen Wahrheit der Natur einen Wettstreit eingehen, der nicht zu seinem Nachtheil ausgefallen ist.

Der Standpunkt ist auf der Südostseite der Stadt gewählt, wo ein breiter Weg nach einem nahen Kloster führt. Hohe Bäume zur Linken werfen über die vordere, zum Theil mit Cactus und Agaven bewachsene Fläche große Schatten, in denen einige Mädchen und ein müder Pilger Schuz vor der glühenden Mittagssonne gesucht haben. Rechts erblickt man den Klostergarten, aus welchem ein Bruder über die zerfallene Mauer herab einem Knaben Früchte reicht. Uralte Oliven mit auseinander-

Digitized by Google

gebrochenen Stämmen deuten auf die Vergänglichkeit des reichen Lebens, doch glühen in den dunklen Laubmassen des Gartens eine Menge goldfarbiger Orangen. Weiterhin dehnt sich die Ebene, von Gebüsch und Landhäusern durchschnitten, in wechselnden Lagen; ein einfaches steinernes Kreuz, auf Stufen erhöht, ragt mahnend daraus empor. Jenseits dieser mannichfaltigen und reichen Gründe, über deren Schönheit jedoch die Jahrhunderte nicht spurlos gezogen scheinen, liegt die weite Stadt im Sonnenschimmer ausgestreckt. Zu äußerst links sieht man das königliche Schloß aus der Häusermasse emporragen, und rechts gränzen die lezten Wohnungen an das Meer, welches halbzirklich in das Ufer hereintritt und den Hafen bildet, ein ruhiger, blauer Spiegel, von weiß blinkenden Segeln belebt, und geradlinig vom Horizonte begränzt. Ueber der Stadt aber erhebt sich in bläulichem Duft, mit breiten violetten Schattenmassen, der gewaltige Monte Pellegrino; seine großen Linien ragen wie Trümmer einer zerstörten Veste in das dunstige Gewölke, das leicht dahin schwimmend die erhizte Luft des Mittags durchzieht und nach oben zu in das reine Blau des ewig heitern Aethers sich verklärt.

Im Vordergrunde sind die Gruppen der Oelbäume, die Cactus und Agaven und die wechselnden Gründe, denen das Auge so recht zu folgen vermag, vortrefflich ausgeführt, doch wäre diesen Partien vielleicht noch etwas mehr Kraft und Bestimmtheit und der höhere Farbenton zu wünschen, welcher allen südlichen Gegenden eigenthümlich ist. Dagegen hat der Künstler in der Ausführung des ganzen Hintergrundes die ausgezeichnetste Meisterschaft bewährt. Die schöne, reiche und großartige Anordnung der Massen, der Glanz, in welchem die Gegenstände, von der hohen Sonne beleuchtet, unter dem klaren südlichen Himmel erscheinen, der schwüle Dunst des heißen Mittags, der sich über der Ferne gelagert hat und gleichsam die Luft erzittern macht, der tiefblaue, klare, von keiner Welle bewegte Spiegel des Meeres mit seinen Abstufungen bis an den fernen geradlinigen Horizont, sind unübertrefflich wahr und mit einer seltenen Zartheit und Richtigkeit des Gefühls dargestellt.

Dem Künstler ist für dieses Werk, das ohne Zweifel bis jezt als sein gelungenstes betrachtet werden darf, der ermunterndste Beyfall seines Königs zu Theil geworden. Möge er auf der hier betretenen Bahn fortwandeln und sich immer mehr dem hohen Ziele nähern, das er zu erreichen im Stande ist. Wir wünschen ihm nichts angelegentlicher als die Aufforderung, in einem mit größter Sorgfalt ausgeführten Bilde den ganzen Reichthum und die volle Pracht und Blüthe der südlichen Natur darzustellen. Der Kampf, welchen er hier von Neuem mit seiner bisherigen Richtung eingehen müßte, würde ihn gewiß seine vielseitigen Kräfte noch deutlicher erkennen lassen.

Schorn.

London.

Die Gattin Belzoni's gibt eine Reihe von Steindrücken heraus, wodurch des berühmten Reisenden Originalzeichnung des von ihm eröffneten großen egyptischen Grabmals allgemeiner bekannt werden wird. Das Monthly Magazine, welches diese Nachricht mittheilt, ergreift die Gelegenheit, Frau Belzoni von dem Vorwurfe zu befreyen, daß sie in Irland geboren sey; es wisse im Gegentheil von guter Hand, sie sey aus England selbst gebürtig. Die Gattin Belzoni's, sehr jung mit ihm verheirathet, begleitete ihn auf allen seinen Reisen, nicht ohne häufige Gefahr. Zu seiner ersten Schrift über die Entdeckungen in Egypten und Nubien fügte sie einen kleinen Bericht über ihren Aufenthalt in Jerusalem und nannte ihn bescheiden Mrs. Belzoni's Trifling Narrative. Das Werk, das sie gegenwärtig herausgibt, und auf welches bey Churchill, Leicestre Square, subscribirt wird, besteht theils aus eignen handschriftlichen Bemerkungen, theils aus einer Sammlung der Ansichten von Gelehrten über die Erklärung der Einzelheiten des Grabmals. Bereits ist ein Theil des königlichen Grabes mit seinen Figuren und Hieroglyphen in London und Paris ausgestellt gewesen, auch in Belzoni's Reisebericht in einem Dutzend großer Kupferstiche herausgegeben worden; nun aber wird in achtzig großen Lithographien das ganze Gemälde des innern Grabmals in genauer Nachzeichnung des Originalmodell's dem Publikum angeboten.

Vom ersten Oktober an erscheint in monatlichen Lieferungen: Great Britain illustrated; a series of views, comprising all the cities, principal towns, public buildings, docks, and remarkable edifices in the united kingdom. Die Zeichnungen sind eigens für das Werk gemacht; gezeichnet von Westall, gestochen von C. Finden, beschrieben von Thomas Moule, Vf. der Bibliotheca Heraldica. Jede Nummer enthält vier Ansichten.

Ein junger englischer Architekt befand sich im Frühling 1825 in Corfu (wo er eine Gelegenheit abwartete, seine Reise durch Griechenland und Egypten fortzusetzen), als man die drey Jahre zuvor entdeckten Reste eines Tempels zum zweytenmal von der Erde befreyte, die unaufhörlich durch einen Riß des Berges Absezsion auf das Denkmal herabfiel. Von demselben Risse kommen die

Digitized by Google

Quellen von Cadachio, anderthalb engl. M. südwestlich von der gegenwärtigen Stadt Corfu, sie versehen den Seefahrer mit Wasser. Die Heiligkeit dieser Quellen war, Colonel Whitmore zufolge, der den Tempel entdeckte, der Grund seiner Anlage an dieser Stelle. In jeder andern Hinsicht ist der Ort für ein solches Gebäude sehr unangemessen; der Lauf des Wassers und der von ihm geschwemmten Erde muß vom Augenblicke der Erbauung an den Untergang gedroht haben, und noch ist es schwer, die kleinen Reste von dem Schutte zu bewahren. Aber eben durch diese Thatsachen und durch eine Marmorinschrift im Museum Veronese kam Colonel Whitmore zum Schluß, daß der Tempel entweder Aesculap oder Apoll angehört habe, und nach dem Styl der Reste urtheilt er, daß der Tempel in gleicher Zeit mit dem Parthenon und dem Theseustempel zu Athen angelegt worden sey, d. i. im fünften Jahrhundert vor Chr. Die Zeichnung und Beschreibung des Tempels findet sich in: The newly discovered temple of Cadachio, in the island of Corfu, illustrated by William Railton, Architect. Folio. London, 1828.

Zu Thirsk in Yorkshire wurde unlängst eine schöne Goldmünze des Kaisers Honorius gefunden. DIV HONORIUS PP. AVG. ist um das Haupt deutlich zu lesen. Auf der Kehrseite ein Krieger, in der Rechten eine Standarte, in der Linken eine Victoria, die einen Kranz in der Hand hält, der Fuß des Kriegers auf einem gefallenen Feinde, darunter die Buchstaben COMOD und in der Runde VICTORIA AVE; zur Rechten des Kriegers M, zur Linken D. Werth der Münze als altes Gold: 16 Schilling.

In Liverpool ist der Grundstein zu einem neuen Zollhause gelegt worden, das wahrscheinlich das schönste in der Welt wird. Es bekommt vier prächtige Fronten, die nördliche und die südliche werden je 450 Fuß lang seyn, die übrigen Theile verhältnißmäßig. Ueber dem Mittelpunkte wird sich ein herrlicher Dom 127 Fuß hoch erheben, dessen Kuppel von einem Kreise korinthischer Säulen getragen wird, zwischen diesen eine Anzahl senkrechter Fenster, wodurch das Licht in das größte Zimmer des Gebäudes fällt.

Aus Wales. Mit großer Ceremonie ist das zu Ehren des verstorbenen Generals Sir Thomas Picton errichtete Denkmal der öffentlichen Ansicht eröffnet worden. Zur Prozession gehörten sechzig Waterloo-Veteranen; sie trugen Panière mit den Aufschriften Badajoz, Ciudad Rodrigo, Vittoria, Pyrenäen, Les quatre bras, Picton und Waterloo. Das Denkmal gleicht in Bau, besonders am Schaft und Sims, der Trojanssäule in Rom.

Die asiatische Gesellschaft zu Kalkutta war in ihrer Sitzung am 2ten April 1828 überrascht und erfreut, ein lithographisches Blatt zu sehen, wozu kein europäischer, sondern ein in Bundelcund entdeckter Stein gebraucht worden war. Man fand den Druck zwar nicht eben so gut als den früheren, aber doch gut genug, um sich damit zu behelfen, wenn die europäischen Steine ausbleiben sollten, und auf jeden Fall zum gewöhnlichen Gebrauche dienlich.

Kupferstiche.

Ein schönes Blatt nach einer äußerst anmuthig komponirten südlichen Landschaft von J. M. v. Rohden, aus der Sammlung des Hrn. v. Quandt, radirt von Hrn. Insp. Frenzel in Dresden 1827 ist uns zu Gesicht gekommen, und wir unterlassen nicht, Kunstfreunde darauf aufmerksam zu machen, wenn wir gleich nicht anzugeben vermögen, ob es im Kunsthandel ist. Der Künstler hat seine Radirnadel mit großer Sorgfalt gebraucht und die Eigenthümlichkeit seines Vorbildes, die in einem bis ins Kleinste gehenden Fleiße der Ausführung besteht, glücklich erreicht, ohne in Härte oder Steifheit zu verfallen. Der felsige Vordergrund, wo ein Eremit einen müden Pilger mit Speise und Trank labt, die schönen Baumgruppen, welche die Scene einschließen, und der ferne Hintergrund sind mit gleicher Leichtigkeit und Wahrheit gearbeitet. Dies Blatt macht um so mehr Freude, da es nach einem wenig aus Kupferstichen bekannten Meister ist.

Numismatik.

Recueil de médailles grecques inédites, publiées par M. Edouard de Cadalvene, officier de la chambre du Roi, membre de plusieurs académies etc. Un vol. in 4. av. planches. Paris, de Bure. Prix 25 Fr.

Digitized by Google

N°. 3.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 8. Januar 1829.

Ueber die Kunst-Akademie zu Düsseldorf.

In Nr. 280. und einigen folgenden Blättern dieser Zeitschrift, ist eine Beurtheilung dessen, was die hiesige Kunstakademie unter Wilhelm Schadow's Leitung geleistet hat, enthalten. Die gegenwärtigen Bemerkungen entspringen aus der Ueberzeugung ihres Verfassers, daß jener Aufsatz sehr wenig geeignet sey, dem Leser eine richtige Ansicht von dem Charakter unsrer Anstalt zu geben. Die Werke der bildenden Kunst befinden sich in einem ungünstigen Verhältnisse gegen das geschriebene oder gedruckte Urtheil. Tausend Leser des Urtheils kommen vielleicht nie in den Fall, das Werk zu sehen, um die Gerechtigkeit der ausgesprochenen Meynung prüfen zu können. Während man daher dem Buche (welches überall hinzukommen pflegt, wohin die Recension dringt) seine Vertheidigung gegen eine schielende Kritik bey selbstständigen Lesern getrost überlassen darf, hat der Kunstfreund gewissermaßen die Pflicht, die Sache des ungerechter Weise angegriffnen Kunstwerks zu führen, da dasselbe in den wenigsten Fällen bey den Schranken bekannt ist, vor welchen die Beschuldigung erhoben ward.

Der Aufsatz, mit dem wir es zu thun haben, zerfällt in einen räsonnirenden Katalog der hier unter Schadows Direktorio entstandenen Gemälde, und in eine Charakteristik der Anstalt, ihrer Leistungen und Leistungsfähigkeiten überhaupt. Die Bemerkungen des Verfassers bey den einzelnen Bildern würden zu manchen Erwiederungen Anlaß geben; indessen dürfte die Widerlegung dieser Einzelheiten leicht zu weit führen. Auch glauben wir der Bemühung uns überheben zu dürfen, da sämmtliche Bilder zur Berliner Ausstellung gesendet worden sind, und der über lezten in dieser Zeitschrift zu erwartende Bericht, auch über die Verdienste und Mängel der Düsseldorfer Gemälde sich wahrscheinlich einsichtsvoller und richtiger, als es dem Verfasser jenes Aufsatzes gegeben war, aussprechen wird.

Wir haben es daher hauptsächlich nur mit dem allgemeinen Urtheile des Verfassers, und rügen an dem besondern Theile blos die Unvollständigkeit des Katalogs. Der Referent übergeht Manches ganz mit Stillschweigen.

So erwähnt er nicht: den kolossalen Evangelisten Matthäus von Schadow, nicht Hübners Scene aus dem rasenden Roland, nicht den Narziß von Mücke. Von Lessings und Mückes großen Cartons zu den Fresken aus dem Leben des Barbarossa, die für den Saal des Grafen von Spee bestimmt sind, will er reden, wenn die beabsichtigte Ausstellung der Cartons stattfinden wird. Dann werden wir vergeblich auf die Rede seines Mundes warten müssen, denn eine besondre Ausstellung der Cartons ist nie beabsichtigt worden; sie waren mit den übrigen Sachen im verwichenen Herbst zu sehen. Der Verfasser wird sie ja doch wohl kennen? Man sollte es wenigstens vermuthen, denn ein so allgemeines Urtheil, wie zu fällen ihn der Geist getrieben hat, konnte sich vernünftiger Weise nur auf die Gesammtanschauung der hiesigen Produktionen gründen. Von Sonderlands so viel Gutes enthaltenden Sachen redet der Berichterstatter mit keiner Sylbe, auch die Pistorius'schen Arbeiten sind nur zum Theil aufgezählt. Weshalb glaubte unser Referent sich über die Pflicht, getreu und vollständig zu referiren, hinwegsetzen zu dürfen? Er deutet den Grund selbst an. Er will nur reden: von den Bildern, die einen gerechten Anspruch auf die Theilnahme des Publikums haben; von den Bildern, welche die Aufmerksamkeit des ganzen künstlerischen Deutschlands verdienen. So lauten seine Worte. Die verschwiegnen Sachen sind mithin in seinem Schweigen gerichtet.

Natürlich forschen wir nach der Competenz eines in so hohem Tone erkennenden Richters. Leider finden wir aber nichts, als ein simples M. am Fuße der Sentenz. Der Verfasser hat sich zum Orden der Ritter von der anonymen Tapferkeit geschlagen, er gehört zu denjenigen kühnen Helden, welche in der großen litergrischen Kaserne auf Nummer Sicher wohnen. Die Anonymität kommt mir überhaupt vor, wie die Nebelkappe, welche bekanntlich von Zwergen getragen wurde; Jemand, der nichts schreibt,

Digitized by Google

als was er vertreten kann, und der im Stande ist, einen Namen einzusetzen, wird sich nicht scheuen, denselben dem Publiko zum Pfande seines Werks zu geben. Wir können nun leider von unserm Buchstaben M. nichts weiter berichten, als daß er der Zwölfte im Alphabete ist, und überlassen dem Leser die Entscheidung, ob der Legitimationspunkt durch diese Qualität für berichtigt zu achten sey.

Vielleicht aber leistet das Urtheil selbst die Gewähr für die Urtheilsfähigkeit. Wir wollen den Buchstaben weiter vernehmen. Zuerst wird der „Fleiß“ und die „solide Gründlichkeit“ der hiesigen Schule gerühmt. Lob erhalten: „ihre korrekten, sichern Contoure, die vollendet schöne Ausführung, die glänzende, gefällige, glatte Malerey.“ Der Meister fühle sich als Lehrer so sehr, daß er auch in seinen eignen Werken willig und gewandt seine Genialität ablege, um den Zöglingen verständlich zu bleiben, sie nicht durch seinen Aufflug zu überfliegen. Die Goethe'schen Kunstideen seyen es, welche in dieser Schule Leben und Gestalt gewonnen haben, man fühle sich versucht, Schadow einen verjüngten Goethe zu nennen. Der Verfasser bewundert in den Compositionen der Schule „die Größe der Ideen, in der Einfachheit am größten und erhabensten.“ „Allenthalben“, sagt er, „zeigen sich Selbstbeherrschung, feste Haltung und Ruhe, Reflexion und Studium, Eigenschaften unsrer Maler, die nothwendig an ihren Gemälden jene zusammenstrebende Harmonie und Einheit, jene übersichtliche und durchdachte gefällige Klarheit, Abrundung und Leichtigkeit der Compositionen hervorbringen mußten, welche die wahrhaft stehenden Vorzüge der Bilder aus Schadows Schule ausmachen.“

Nur zu „Französisch“ findet er den Charakter dieser Schule. Er ist so gütig, uns zu sagen, was er sich dabey gedacht habe. Er meint: „jene süßliche Sentimentalität, jenes abentheuerliche Festhangen an dem Romantischen, jenes Imponirenwollen durch äußre Pracht, jene theatralische Effekthascherey, jene Affektation und Modernität und affektirte Popularität der Franzosen.“ (sic!) Der Anblick der Schadow'schen Bilder sey „reizend“ aber nicht „ansprechend.“ Nur das Auge genieße, nicht der Geist. Selten sehe man in den Gemälden mehr, als die „Modelle“ der Maler, als die „Künstlichkeit des Pinsels“, welcher die Werke hervorgebracht habe. „Selbst in den Idealen schimmere eine gewisse platte Menschlichkeit durch.“

Indessen will das gute M. an der Schule noch nicht verzweifeln. „Sie stehe zwar noch nicht auf einer eigentlich genialen Höhe, da sie aber fleißig sey, und über die mechanischen Schwierigkeiten ihrer Kunst bereits gesiegt habe, so ließe sich wohl etwas mit der Zeit von ihr erwarten.“

Die seltsame Idee des Verfassers, daß Goethe, der Dichter und Schriftsteller, durch seine gelegentlichen Bemerkungen über Kunst, eine Malerschule habe begründen können, wollen wir ihrer eignen Baufälligkeit überlassen. Es ist die Zeit der kuriosen Einbildungen; vielleicht tritt bald ein junger Gelehrter mit dem Satze auf, daß Raphael von Urbino eigentlich die Schlesische Dichterschule geschaffen habe. Das Ragout von Eigenschaften der französischen Schule, welches der Verfasser sich und Andern auftischt, wollen wir ihm auch nicht verleiden. Wir haben es nur mit dem zu thun, was von der hiesigen Akademie geurtheilt wird.

Unser Verfasser scheint früher einmal von der Wirkung der Contraste gehört zu haben. Ich wüßte sonst nicht, weshalb er sich beständig so direkt widerspricht. Aber es war auf ein kritisches Kunstwerk abgesehn und den Effekt durch schlagende Gegensätze. Denn mit großer Geschicklichkeit weiß der Verfasser alles, was er behauptet, auch zu verneinen. Wie siegreich stellt er der „soliden Gründlichkeit“ die „affektirte Popularität“ entgegen, beydes (nach seiner Versicherung) Eigenschaften unsrer französirenden Schule! Wohin rettet sich die „zusammenstrebende Harmonie und Einheit“ unsrer Gemälde vor ihrem „Imponirenwollen durch äußre Pracht und theatralische Effekthascherey?“ Die Krone der Versatilität bleibt aber doch die Fähigkeit des Beurtheilers, in den Werken unsrer Akademie „die Größe der Ideen“ zu bewundern, und auf der nämlichen oder folgenden Seite nur die „Modelle,“ die der Maler brauchte, „die Künstlichkeit seines Pinsels“ in jenen Arbeiten zu erblicken, und selbst durch die „Ideale“ unsrer Maler eine gewisse „platte Menschlichkeit“ durchschimmern zu sehn.

In der That, diese Kunstkritik erinnert an die Bilder, welche, auf fächerhafter Fläche gemalt, uns die verschiedenartigsten Gegenstände zeigen, je nachdem wir so oder so den Gesichtspunkt nehmen. Einen Gesichtspunkt gibt es mitunter für solche Spielereyen, von wo man nichts sieht, als die krause, verworrne Fläche. Und einen solchen glaube ich auch für unser kritisches Kunstwerk gefunden zu haben. Betrachtet man es nämlich recht genau in der Nähe, so verschwindet, auffallend genug, alle Kritik und jedes Urtheil, und es zeigt sich unserm Auge nichts weiter, als die mit vielen tausend Lettern bedruckte Fläche eines Papierbogens.

Diesen Effekt hat also unser Verfasser glücklich erreicht. Aber war er denn auch wirklich der, welchen er im Auge hatte? Sollte die Bescheidenheit eines Menschen so weit gehn, durch Ja und Nein über denselben Gegenstand absichtlich die Nullität seiner Meynung über denselben bekennen zu wollen? Und von welchem Werthe wäre das Geständniß, daß man selbst nicht gewußt, was man sagen wollen, für das Publikum? Ich gestehe, ich

Digitized by Google

vermuthe hinter der Null einen Zähler, der nur eben wegen dieser Stellung nicht zählen will. Hätte der Verfasser vielleicht ironisch seyn wollen? Wäre es mit dem gespendeten Lobe gar nicht einmal ernsthaft gemeint? Wollte der Buchstaben M. etwa nur schalkhaft andeuten: die hiesige Schule habe zwar eine gewisse Technik und Praxis inne, es fehle ihr aber der poetische Aufschwung, jenes höhere Feuer, aus welchem allein originale Kunstschöpfungen hervorgehn können? Das wäre recht traurig, ich meyne nicht, für unsre Akademie, sondern für das schalkhafte große M. Denn Niemand außer mir hat in seinem Aufsatze Spuren einer ironischen Absicht finden wollen; nur Verworrenheit der Ideen sieht man in dessen unerschrocken aufgethürmten Contrasten. Ich selbst (offen muß ich es bekennen) bin auch durchaus nicht ganz im Klaren darüber, ob der Verfasser ein hinterhältiger Schalk, oder ein simpler guter Mensch ist? Nach der allgemeinen Rechtsregel streitet die Präsumtion der Moralität für alle Zeichen des Alphabets, und welch' eine unredliche Waffe wäre im vorliegenden Falle ein höhnender Angriff! Was konnte hier vorhanden seyn, den Spott zu provociren? Ein Verein von Künstlern, die, fern von aller geräuschvollen Ostentation, von jeder hochmüthigen Polemik gegen andersstrebende Richtungen, unter ihrem bescheidnen Meister in anspruchsloser Stille hier gewirkt haben, ich frage: bey welchem wohlgeordneten Geiste konnte eine solche Anstalt die Lust, über sie zu spötteln, hervorrufen? eine Lust, die nur entstehen kann, wo der Irrthum sich brüstet und die Schwäche stark thut!

Zweifel also über Zweifel! Und nur das bleibt gewiß, daß der Verfasser, er mag nun nach Ironie, oder wonach sonst jagen gegangen seyn, leider blos in eine nicht unbeträchtliche Confusion gerathen ist.

Genug, und vielleicht schon zu viel von einem Nichts. Was Andre, Unbefangene, Wohlwollende über die Akademie unter Schadows Leitung und den Werth ihrer Arbeiten denken, möchte etwa Folgendes seyn.

Wir lernten in Schadow einen Künstler kennen, dessen Phantasie sich durch Innigkeit und Tiefe charakterisirt, in dessen Conceptionen sich Adel und Würde mit Grazie und Lieblichkeit paart. Eine besondre Gründlichkeit seines Wesens läßt es nicht bey der bloßen Andeutung dessen, was er hat darstellen wollen, bewenden; niemals skizzirt, setzt er jedesmal die volle Kraft an eine bis in das Kleinste vollendete Ausführung. Ueberhaupt geht dieser Künstler nicht darauf aus, durch Einzelheiten zu blenden, nur das schöne Ganze befriedigt ihn selbst, und nur ein solches mag er dem Beschauer zeigen. Als individuellen Vorzug müssen wir noch an ihm die hohe Begabung für die Farbe herausheben; die Geheimnisse des Colorits und der Beleuchtung sind ihm zugänglich; hieraus entspringt der harmonische, originelle Ton, welcher jedes seiner Werke auszeichnet.

Möglich, daß seine Imagination, vielleicht mehr intensiv als extensiv geartet, ihn in großen, weitläuftigen Compositionen nicht immer so glücklich würde seyn lassen, als er in einfacheren Gruppen von nicht zu vielen Figuren ist, wiewohl er die Aufgabe in Beziehung auf Gegenstände der ersteren Art auch bereits sehr ehrenvoll in dem großen Bacchanal im Berliner Schauspielhause gelöst hat. Vorzüglich scheint seine Natur für den Ausdruck ruhiger Stille, eines würdigen Ernstes, heiligen Friedens, für die Darstellung der Anmuth und des Liebreizes begünstigt zu seyn; vielleicht dürfte ihm das Gigantische, Gewaltige, Furchtbare weniger gelingen. Indem wir hier unsre Vermuthung über die Gränzen seiner künstlerischen Fähigkeiten äußern, müssen wir aber sogleich das anerkennende Lob hinzufügen, daß Schadow zu den Wenigen gehört, welche den feinen Takt für die Sphäre ihrer Natur besitzen. Es gibt nichts Glücklicheres, als wenn der Mensch das reine Gefühl seiner Schranken in sich trägt, die Uebereinstimmung zwischen seinen Vorsätzen und seiner Kraft bewahrt. Das Grillenhafte, Willkührliche, Aufgespannte bleibt einer solchen Harmonie fern, und nichts Vollkommenes ist je entstanden, ohne daß der Künstler sich bedingt gefühlt hat. Die Alles versuchende, Alles sich anmaßende Eitelkeit mag diese Ansicht freylich seltsam genug finden; was ist denn aber die höchste Eigenschaft eines Kunstwerks, die Originalität desselben, anders als das durch die That abgelegte Bekenntniß des Künstlers: so und nicht anders könne er, müsse er arbeiten; innerhalb solcher Gränzen wirke sein Talent nur in voller Kraft und Stärke?

Zu der Charakteristik Schadows als praktischen Künstlers müssen wir einige Worte über seine Qualifikation als Lehrer und Vorstand einer Kunstanstalt hinzufügen. Hier tritt nun zuvörderst freylich auch das fruchtbringende Beyspiel einer tüchtig und gründlich schaffenden, mit sich einigen künstlerischen Individualität, welches er in seiner Person den Schülern gibt, hervor, und es gesellt sich der Umstand hinzu, daß sein produktives Vermögen auf der Basis einer umfassenden Kenntniß alles dessen, was dem Maler zu wissen Noth thut, und auf einer einsichtsvollen, durchgeführten Praxis ruht. Mit diesen Vorzügen ausgerüstet, haben wir ihn seine Schüler sicheren Blickes leiten sehn, und wer mit dem Bildungsgange, der bey der hiesigen Akademie beobachtet wird, nur einigermaßen bekannt ist, der wird das Zeugniß ablegen können, daß Jeder auf dem kürzesten Wege dem Ziele der Selbstständigkeit entgegengeführt wird. Schadows Methode vereinigt auf eine feine Weise mit der Schonung des Eigenthümlichen im Schüler die Strenge gegen willkührliche Sprünge, und Alles, was nach der leidigen bizarren Genialsucht schmeckt. Sein System ist zwar berechnet auf die Entfaltung dessen, was die Natur jedem Künstler im Keime schon mitgegeben haben muß; er geht aber zugleich von

dem sehr richtigen Grundsatze aus, daß nur das Aechte und Schöne in der natürlichen Disposition des Menschen der Entfaltung würdig sey, und daß der Meister nichts strenger im Entstehn zu ersticken bemüht seyn müsse, als die sich nur zu leicht einstellende Koketterie mit den eignen Schwächen und Verkehrtheiten.

Zum Glück für die Anstalt traf es sich, daß sich sofort hier um ihn ein Kreis von vielversprechenden jüngern Talenten versammelte. Aus seinem und ihrem Streben, aus der freundlichsten, belehrendsten Wechselwirkung zwischen ihm und den Schülern, ist nun in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Reihe von Werken hervorgegangen, in welchen der mit gesundem Blicke begabte Beschauer etwas mehr sieht, als Herrn M's. „süßliche Sentimentalität" und „Modellstudien." Man muß entweder von Dingen der bildenden Kunst gar nichts verstehn, oder das Gute nicht sehn wollen, um nicht in den bessern Sachen unsrer Akademie ächte Poesie der Darstellung zu finden. Daß der Werth des Einzelnen verschieden sich stellt, ist wohl natürlich. Man kann aber mit Wahrheit sagen, daß auch in dem Schlechtesten noch eine natürliche richtige Idee, eine tüchtige Schule, ein Fernseyn vom Manierirten sichtbar ist, daß das Bessere dagegen wohl zu dem Besten gehören möchte, was in der neusten Zeit entstanden ist. Die Bilder haben in Berlin, wo man bekanntlich eben nicht geneigt ist, sich von einem fliegenden Enthusiasmus überraschen zu lassen, eine entschiedne und große Anerkennung gefunden. Man kann nur wünschen, daß die Schule so fortfahren möge, wie sie begonnen hat, dann ist für den Rhein, vielleicht für das westliche Deutschland überhaupt, ein neuer Heerd ächt künstlerischer Bildung begründet, von welchem bald bleibende Folgen guter Art und Richtung ausgehn werden.

Düsseldorf, im November 1828.

Karl Immermann.

Andeutungen über bildende Kunst.

Von B.

Copiren heißt: was der Meister aus der Einheit seiner Kräfte, seiner verschiedenen Virtuositäten geschaffen, atomenweise auf die Oberfläche nebeneinandersetzen. Dieser Flächenprozeß ist dann gewöhnlich an der Mühseligkeit, Aengstlichkeit, Härte, dem Nichtzusammenhang, der Unnatur erkennbar. Nachahmen heißt: dem Künstler nachstreben, leben in dem, was er gelebt, studiren das, was er studirt, in seinem Geiste schaffen, von ähnlichen Kräften unterstützt, nach ähnlichen Motiven verfahren.

Der Copist schafft Nachbilder, die wir gewöhnlich den Urbildern weit nachsetzen, der Nachahmer schafft andere Bilder, die sich denen des Meisters der Schule mehr oder weniger nähern.

Bey mittelmäßigen Werken ist kaum der Mühe werth, zu fragen, ob sie Originale oder Copien oder Nachahmungen seyen. Sie sind eigentlich immer das zweyte oder dritte, wenn auch kein Originalwerk ihnen zum Grund liegt, denn ein schwächlicher Meister verfährt immer wie ein Copist oder höchstens wie ein Nachahmer.

Bey bedeutenden Werken ist es, nach dem Bekenntniß der Künstler und Kenner, oft schwer zu bestimmen, ob sie Originale sind. Hat doch einmal ein großer italienischer Meister die Copie seines besten Schülers für sein eigenes Werk gehalten.

Bey wirklicher Gegenüberstellung kann dies wohl nicht der Fall seyn, und eine solche ist für die Prüfung und zu Stärkung des vergleichenden Kunstsinnes sehr lehrreich. Ist sie aber nicht möglich, so fragt es sich, in wie weit der Copist zugleich Nachahmer des Meisters gewesen, und als Zögling, Jünger, in seinen Geist eingedrungen ist. Oft haben Meister sich selbst copirt; so ist ein schöner Johannes von Raphael in vier Gallerien und die Kenner sind ungewiß, ob es eben so viel Originale oder welches etwa Copie seyn möchte. Wir wollen den berühmten Mengs über diesen Gegenstand hören.

„Zwischen Copiren und Nachahmen ist ein großer Unterschied, denn nicht alle, die copiren, sind auch fähig, ähnliche Werke hervorzubringen, wenn sie nicht die Gründe, welche den Künstler des Urbildes bewogen haben, so zu arbeiten, mit vieler Anstrengung überdenken, das einzige Mittel, aus dem Studium fremder Werke Nutzen zu schaffen. Ich bin also der Meynung, junge Maler müssen zwar mit aller Aufmerksamkeit nach den Werken großer Männer studiren, aber nicht in der Absicht, sie blindlings nachzuahmen, sondern vielmehr zu untersuchen, welche Theile aus der Natur sich diese großen Männer zur Nachahmung gewählt haben."

„Nachdem sie aber eine gewisse Fertigkeit in Copirung seiner Stücke erlangt haben, so weiß ich ihnen nichts Vortheilhafteres anzurathen, als daß sie ihr Studium auf die Natur wenden, und aus selbiger die Theile herausnehmen, die eine Aehnlichkeit mit denjenigen haben, welche sich jene großen Künstler vorzüglich ausgewählt hatten."

„Die Natur ist so fruchtbar und so mannichfaltig in ihren Erzeugungsarten, daß sie jedem Manne, der Talent und Verstand hat, immer verhältnißmäßige Theile darbietet, wenn nur die Nachahmung nach den Gründen geschieht, die ich hier angegeben habe."

Digitized by Google

No. 4.

Kunst-Blatt.

Montag, 12. Januar 1829.

Orientalische Archäologie.

Description des monumens musulmans du cabinet de Mr. le duc de Blacas; par Mr. Reinaud. A Paris, chez Dondey-Dupré. 1828. 2 Vol. 8.

Im achten Jahre der Hedschra (630 — 631 nach unserer Zeitrechnung) kehrte Mahomet triumphirend in seine Vaterstadt Mecca zurück, besuchte die Caaba und vernichtete sein Gebet an allen, seit undenklichen Zeiten für heilig gehaltenen Orten. Die heiligen Berge, die heiligen Haine und Hallen sollten auch mit dem neuen Glauben fortbestehen, anstatt der Götzenbilder sollte man aber hier „Gott, den einzigen und ewigen" (Coran 112te Sura) anbeten. Um die Caaba befanden sich damals 360 Götzenbilder, wovon jedes einem besondern Tag des arabischen Mondjahres geweihet war; sie bestanden aus Holz, aus Stein, aus Glas und Bronze, hatten theils Menschen- theils Engelsgestalten, mitunter waren es auch blos formlose Massen; das größte dieser Götzenbilder hieß Habal und stammte aus Syrien; es soll hier, der Sage nach, vom Himmel gefallen und als Gott des Regens (Jupiter pluvius) verehrt worden seyn. Seine Gestalt war die eines ehrwürdigen Greises mit langem Barte, die rechte Hand war golden. Mahomet nahete sich diesen vermeintlichen Gottheiten, berührte sie mit einer Ruthe und sprach: „die Wahrheit ist erschienen auf daß die Lüge verschwinde," und zu gleicher Zeit wurden diese Götzenbilder von seinen Anhängern in Stücke gehauen. Der Judaismus machte kurz vor Mahomet große Fortschritte in Arabien, ganze Stämme, wie die mächtigen Chaibar bekannten sich zur Lehre Mosis und daher kam es wahrscheinlich, daß sich die Bildsäulen Abrahams und Ismaels in der Caaba befanden; auch dieser Ahnen der ganzen arabischen Nation schonte man nicht, ihre Statuen wurden gleichfalls zertrümmert. Nach dieser Handlung, die von einem großen Theile des götzendienerischen Volkes mit Schrecken und Angst betrachtet wurde, versammelte Mahomet alle seine Anhänger und sprach: „Es ist kein anderer Gott als Gott, der gegen seinen Diener alle seine Versprechungen erfüllt und seine Feinde in die Flucht geschlagen hat. Von jezt an werdet ihr nimmermehr eure Väter Abraham und Ismael anbeten, sie waren Menschen wie ihr auch." Mahomet wollte verhüten, daß die Religion des einzigen, ewigen Gottes mit der Zeit nicht in Götzen- oder Bilderdienst ausarte und verbot deshalb alle sinnbildlichen Darstellungen der Gottheit; Malerey und Bildhauerkunst waren ihm in der innersten Seele verhaßt. Mahomet folgte hierin ganz den jüdischen Ansichten; man kann sich von seinem Haß gegen alle bildlichen Darstellungen aus folgender, von einem seiner Geschichtschreiber erzählten Anekdote einen Begriff machen. „Eines Tags hatte Mahomet zufällig einen Schild in Händen, worauf ein Widderkopf abgebildet war, er flehete alsbald zur Allmacht Gottes, damit sie bewirke, daß dieser Widderkopf verschwinden möge" (Gagnier, Vie de Mahomet III. 332).

Man könnte demnach vermuthen, daß von einer muselmännischen Archäologie niemals und bey keinem der verschiedenen Völker, die sich zum Islam bekennen, die Rede seyn kann. Die Neigungen der Menschen und die Gewalt der Umstände waren aber zu allen Zeiten mächtiger als alle Gebote; so wenig sich alle Muselmänner des Weintrinkens enthalten haben und enthalten, so wenig sind sie den bildlichen Darstellungen ganz fremd geblieben. Seit langer Zeit lassen sich die Schahe und Großen Persiens malen und die Russen haben bey der lezten Einnahme von Tauris in einem der Zimmer des Kronprinzen Abbas Mirza eine ganze Gallerie von Porträten erbeutet. Es erging dem Propheten mit seinem Verbot der bildlichen Darstellungen wie mit seinem Anathem gegen die wundervollen Erzählungen von den Thaten der alten Helden Persiens, woraus später Firdusi großentheils sein Buch der Könige zusammensezte; der unglückliche Hadhar ward enthauptet, die wundervollen Traditionen wurden aber nichts desto weniger treu bewahrt in dem Gedächtnisse der folgenden Geschlechter (Abulfeda, annales moslemici I. 84).

Es fehlte bis jezt durchaus an Vorarbeiten zu einer

Digitized by Google

muſelmänniſchen Archäologie und man kann in Wahrheit Herrn Reinaud als den Schöpfer und Begründer dieſes Theiles der Wiſſenſchaft betrachten. Reinaud beſitzt gründliche Kenntniſſe in der arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Sprache, ihm iſt auch die Verfertigung des neuen Kataloges der orientaliſchen Handſchriften auf der königlichen Bibliothek zu Paris übertragen. Demnach war er vermöge ſeiner Kenntniſſe und ſeiner Verhältniſſe für dieſen vernachläſſigten Zweig der Archäologie vortrefflich geeignet. Später wird Reinaud auch die orientaliſchen Medaillen und Münzen des berühmten Cabinets des Herzogs von Blacas beſchreiben; in den zwey vorliegenden Bänden beſchäftigt er ſich blos mit den Siegeln, geſchnittenen Steinen, Talismanen, mit den Bechern und Spiegeln. Wir werden es jezt verſuchen, den Leſern einen Begriff von dem reichen Inhalte dieſes Werkes zu geben.

Vor der Entdeckung der neuen Welt begnügte ſich der Orient mit ſeinen eigenen koſtbaren Steinen, jezt gebraucht man aber viele ausländiſche, vorzüglich aus Braſilien. Tavernier berichtet, daß zu ſeiner Zeit, im ſiebzehnten Jahrhundert, die ſchönen Steine im Morgenlande beſſer bezahlt wurden, als im Abendlande. Die Vorliebe der Orientalen für koſtbare Steine gründet ſich auf eine ihnen eigenthümliche religiöſe Anſicht der Muſelmänner. „Man könne ſich Gott," ſagen ſie, „nicht demüthiglich genug zeigen, goldner Schmuck zeuge von Luxus und Weichlichkeit, Eiſen ſey die Quelle aller Unreinlichkeit und vieler Verbrechen, der makelloſe Stein bleibe allein einem frommen Rechtgläubigen." In der That legen auch die Andächtigen beym Gebete allen Schmuck ab, die koſtbaren Steine allein ſind davon ausgenommen. Wie die Griechen und Römer und wie unſere Vorfahren noch vor einigen Jahrhunderten, ſo glauben die Orientalen noch heutigen Tags, daß gewiſſen Steinen gewiſſe Kräfte gegen Krankheiten, Zauberkünſten udgl. inwohnen; man trägt den Türkis und Jaspis, den Sardonyx und Diamant nicht allein des Schmuckes wegen, ſondern auch um ſich gegen allerhand unangenehme Zufälligkeiten des Lebens zu ſchützen. Die Steinſchneidkunſt iſt ſeit einiger Zeit im Abnehmen; in frühern Jahrhunderten waren die orientaliſchen Steinſchneider ſehr berühmt und Mariette behauptet (Traité des pierres gravées I. 21.), daß er mehrere von orientaliſchen Meiſtern geſchnittene Steine geſehen habe, die ſo vortrefflich ausgeführt waren, daß unſere vorzüglichſten Steinſchneider es nicht hätten beſſer machen können. Auf den Siegeln ſieht man blos fromme Sprüche aus den Coran und aus andern hochgeſchäzten Werken; die Steinſchneidkunſt hängt demnach innig mit der Calligraphie zuſammen, die im Orient, vorzüglich in Perſien, ſehr hoch geſchäzt wird. Man führt häufig die Maxime des Caliſen Ali im Munde: „Lernet ſchön ſchreiben; eine ſchöne Schrift iſt der Schlüſſel des Reichthums." Die Steinſchneider haben leider nicht die Sitte, ihren Namen auf die Arbeit zu ſetzen, und man weiß nichts von ihnen, außer was hie und da bey den Geſchichtſchreibern und Dichtern zufällig bemerkt wird. So berichtet uns der Biograph Tamerlans, Ibn-Arabſchah (II. 872.), daß dieſer prachtliebende Eroberer viele Steinſchneider in ſeinen Dienſten gehabt, daß der berühmteſte unter ihnen Altun geheißen und daß dieſer in der feinen Ausführung der Buchſtaben ſelbſt den berühmteſten Calligraphen des Orients Yacut übertroffen habe. Reinaud beſchreibt im erſten Bande ſeines Werkes ausführlich die Natur der orientaliſchen Steine und die Art und Weiſe, wie man ſie ſchneide, welche Inſchriften und Namen man gewöhnlich darauf ſetze, und wozu man ſie gebrauche. Es war unmöglich dieſe Inſchriften zu erläutern, ohne eine in's Einzelne gehende Auseinanderſetzung der Sitten und Gebräuche, des Glaubens und des Aberglaubens der muſelmänniſchen Völker. Reinaud hat uns deshalb im erſten Bande gleichſam zur Einleitung gründliche Notizen über die Perſonen mitgetheilt, auf welche gewöhnlich in den geſchnittenen Steinen der Muſelmänner und in andern Monumenten angeſpielt wird; er beſchreibt die heiligen Perſonen vor Mahomet, Mahomet ſelbſt und die Perſonen nach ihm, die auf den geſchnittenen Steinen und andern Monumenten erwähnt werden. Obgleich dieſer Theil der muſelmänniſchen Geſchichte von gründlichen Kennern ſchon vielmals bearbeitet worden iſt, ſo wußte doch Reinaud durch die intereſſanten neuen Details, die er uns bey dieſer Gelegenheit aus den Handſchriften der königlichen Bibliothek zu Paris mitgetheilt hat, auch dieſem Theile ſeines Werkes einen bleibenden, ſelbſtſtändigen Werth zu verleihen.

Der zweyte Band beginnt mit der Beſchreibung der Monumente ſelbſt, die dem Werke auch in Abbildungen auf zehn Tafeln beygegeben ſind. Der Vollſtändigkeit wegen hat R. auch andere ihm bekannt gewordene muſelmänniſche Monumente in ſeine Beſchreibung aufgenommen. Er beginnt mit den geſchnittenen Steinen, deren Inſchriften ſich auf Gott und ſeine Eigenſchaften beziehen; an dieſe reihen ſich diejenigen, die Anſpielungen auf die Patriarchen und muſelmänniſche Heilige enthalten; den Schluß machen diejenigen Steine, deren Inſchriften ſich auf eine fromme, moraliſche oder abergläubiſche Anſicht der Mahometaner gründen. Der gelehrte Verfaſſer hat dieſen Theil ſeines Werkes ſo ausführlich behandelt, er umfaßt nicht weniger als 300 Seiten, daß wir dadurch eine gründliche Kenntniß der Theologie und des Aberglaubens der Muſelmänner erlangen. In dem vierten und lezten Theile des Werkes werden auf dieſelbe Weiſe die Waffen und Zauberſtäbe, die magiſchen Becher und aſtrologiſchen Vaſen, die magiſchen und aſtrologiſchen Spiegel ſo wie einiges andere hieher gehörende Geräthe be-

Digitized by Google

schrieben. Des Interessanten und Neuen findet man gar Vieles, vorzüglich in dieser leztern Abtheilung; wir müssen uns der Kürze wegen auf die Beschreibung einer einzigen Vase beschränken.

Die Vase, die man gerne in einer Abbildung gesehen hätte, ist ungefähr 1½ Fuß hoch und hat in arabischer Sprache folgende Umschrift:

„Zu Mussul, Werk des Schohia, des Sohnes Hanfar, geboren zu Mussul, in dem Monat, Gott sey gepriesen, dem Monat Regeb, im Jahre 629," d. h. 1232 unserer Zeitrechnung.

Unterhalb der Vase liest man mehrere Wünsche, die sich auf den Eigenthümer des Gefäßes beziehen, wie „Segen, Gunst, Gesundheit, Macht, Reichthum, Sieg über seine Feinde, Erhöhung und Glück dem Besitzer."

Das Merkwürdigste an dieser Vase sind die in den Medaillons vorgestellten verschiedenen Scenen aus dem täglichen Leben der Muselmänner. Man wird schwerlich im Abendlande aus dieser Zeit Darstellungen haben, deren Ausführung vortrefflicher ist als die des muselmännischen Meisters zu Mussul; man erfährt aus diesen Schilderungen des Lebens, wie die Mahometaner im XIII. Jahrhundert, d. h. zur Zeit der Kreuzzüge, ihre Musestunden zubrachten, und daß ihre Unterhaltungen von denen unserer Vorfahren im Mittelalter nicht sehr verschieden waren.

Zuerst kommen die Jagdscenen. Man sieht Personen, die blos mit dem Bogen auf die Jagd gehen, andere jagen zu Pferd und haben einen Falken oder Sperber in der Hand, andere wiederum haben einen Leopard oder Luchs mit auf dem Pferde, den sie auf das Wild loslassen. Die Orientalen nennen dies die große Jagd und bedienen sich dazu nicht selten der Tiger, Löwen und Panther. Diese Thiere kann aber der Jäger nicht auf das Pferd nehmen, sie werden deshalb in einem Käfig nebenhergefahren *). Man sieht selbst auf dieser Vase Jäger, die mit einer Meute Hunden auf die Jagd gehen, was im Oriente ziemlich selten ist. Die Muselmänner halten den Hund für ein unreines Thier, und haben einen Widerwillen gegen Alles, das er berührt. Die Hunde sind ohnedies in heißen Ländern ziemlich selten und können sich auch mit dem ungeheuren Wild in diesen Gegenden nicht messen. Am gewöhnlichsten war die Jagd mit den Falken, und ein arabischer Dichter aus dem XIII. Jahrhundert läßt in seinem Gedichte „die Vögel und Blumen" überschrieben, den Falken so reden:

„Der Wüste mit Gewalt entrissen, wird mir das Gesicht mit einem Hütlein bedeckt; meine Krallen werden mit Spangen zusammengeschmiedet, sobald ich aber meinem Raube nahe bin, werfe ich mich darauf, ich ergreife ihn mit meinen siegenden Krallen und eile zu dem zurück, der mich aussendete. Die Könige und Fürsten sind meine Diener, ich trete ihre Hand mit meinen Füßen."

Neben den Jagdscenen sieht man auf der Vase Darstellungen von Thierkämpfen, woran die Orientalen, so wie einst die alten Römer großen Gefallen hatten, auch sieht man einen Mann, der auf der Trommel spielt, und Affen und Schlangen, welche tanzen, ein Schauspiel, woran, wie Niebuhr bemerkt, die Orientalen ebenfalls großen Gefallen haben. Unter den Gruppen von Menschen bemerkt man zuerst die Kämpfer, die mit einem persischen Worte genannt werden, welches Behluwan heißt und so viel als stark, tapfer bedeutet. Die Kämpfer finden sich bey jedem Feste ein, bey Hochzeiten und andern Feyerlichkeiten, und das Volk liebt vorzüglich diese Unterhaltungen. Nichts zeigt mehr, wie sehr diese Ringkunst im Orient ausgebildet ist, als was Sadi in seinem Gulistan berichtet. Ein berühmter Kämpfer erfand 360 besondere Gänge, für jeden Tag einen, wodurch er immer über alle seine Gegner den Sieg davontrug. Er lehrte sie alle, einen ausgenommen, einen jungen Mann, den er liebgewonnen hatte; dieser besiegte ebenfalls alle seine Gegner, ward aber dadurch so hochmüthig und pflichtvergessen, daß er selbst seinen Freund und Lehrer herausforderte. Dieser würde unterlegen seyn, hätte er nicht das Geheimniß des einen Ganges für sich behalten.

Auf den übrigen Medaillons befinden sich Gruppen von männlichen und weiblichen Musikanten, von Tänzerinnen und von Erzählerinnen, die gemeinhin mit einem arabischen Worte Almeh d. h. Gelehrte genannt werden. Diese weiblichen Improvisatoren wissen die schönsten Stellen aus den orientalischen Dichtern auswendig; sie recitiren sie mit Begleitung ihres Instrumentes, oder improvisiren selbst Gesänge, die den Umständen angemessen sind. Nicht selten sind die Almeh zugleich auch Tänzerinnen, und sie gehören dann zu den untersten Klassen der Gesellschaft. Ist schon die Musik bey den Muselmännern als etwas Unerlaubtes verpönt, wie viel mehr erst das Tanzen. Nichts desto weniger bestellt man bey jedem Feste Tänzerinnen und sie dienen zur Unterhaltung aller lustigen Gesellschaften. Auf der andern Seite der Vase sieht man eine Frau, die auf einem Pferd in einer Art Sänfte geführt wird; dies ist die Art und Weise, wie die Frauen der Großen Reisen machen.

Gegen das Ende des zweyten Bandes finden sich noch einige Bemerkungen über die orientalischen Teppiche.

*) Man sehe die Naturgeschichte Büffons, unter dem Artikel Panther.

Digitized by Google

Eine erschöpfende Anzeige von einem Werke dieser Art würde zu weit führen; es war blos unser Zweck, den Archäologen auf dieses für ihn höchst wichtige Werk aufmerksam zu machen.

C. F. N.

Andeutungen über bildende Kunst.

Von B.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß seine Blicke immer schweifen; er sieht die Natur, er sieht die Kunstwerke oberflächlich an. Hält er still, so fesselt ihn entweder das Allgemeine, oder er wirft sich auf gewisse Besonderheiten, um daran zu mäckeln.

Fördernd ist Fixirung des Blicks. Wie man Menschen wieder erkennt, die man einmal recht gesehen, nachdem man sie früher im allgemeinen Gedräng nicht beachtet, so lernt man auch die Momente der Kunst erkennen. Auch der Kunstjünger bleibt immer ein praktisches, ein empfindendes Wesen. Wie Knaben, die beym Grenzsteinsetzen Ohrfeigen erhalten, die Grenzen merken, so lernt auch der Schüler durch Anstoß, durch Straucheln, Tadel, Mahnung, Streit, durch ein gelegenheitlich ernstes Wort; es lernt der Kunstfreund durch Debatte, Zurechtweisung, durch kostspielige, beschämende Erfahrung, verletzendes Urtheil, durch erschwerten, verkümmerten Besitz, durch Leidenschaft, Lust und Reue.

Was würde aus der Wissenschaft und Kunst, wenn wir nicht durch unsere persönlichen Erfahrungen bald da bald dort unsern Blick fixiren lernten? So könnte man sagen: Wir bezahlen Lehrgeld, weil wir gelernt haben, aber wir lernten auch, weil wir Lehrgeld bezahlen mußten.

*

Nicht nur Goethe, auch Mengs weicht in der Farbenlehre namentlich und entschieden von Newton ab, indem er es, wie er sich ausdrückt, für schicklicher hält, nach Grundsätzen zu reden, die er aus Erfahrung und der Ausübung seiner Kunst gesammelt hat. Der Grundfarben sind, nach ihm, drey; nämlich Gelb, Roth und Himmelblau. Aurorafarb oder Goldgelb ist aus Gelb und Roth, Violet oder Purpur aus Roth und Himmelblau, Grün aus Blau und Gelb zusammengesezt, welches er Tinten heißt.

*

„Der Künstler soll die Natur nachahmen.“ Wohl! aber eine Naturerscheinung ist noch nicht die Natur. Das Kunstwerk soll ein Großes seyn, wie die Natur, sonst ist es blos Fragment einer Natur, Copie eines Natürlichen. Er soll also Natur, die Bildnerin, nachahmen; er soll keine Hülfe des Lebens, sondern Leben schaffen. Natur ist aber stets in Thätigkeit, sie ist stets als eine Handlung, ein Akt zu begreifen; der Künstler versteht das Kleinste nicht, wenn er es nicht im Verhältniß des Ganzen, des Aktes, den die Natur begeht, auffaßt. In der Natur ist es stets Morgen, Mittag, Abend oder Nacht; und so mit der Jahrszeit, mit der Witterungsepoche, Luftdisposition, so mit dem Clima, dem Gelände Gebirg oder Fläche ꝛc.

Der Geist der Natur fängt erst da an, wo der Körper aufhört, und so fängt auch die Kunst des großen Malers erst da an, wo die des kleinen aufhört.

Wenn ich nun aber den Zögling an die Natur weise, so verliert er sich in ihrem unendlichen Reichthum, er weiß nicht zu wählen; in ihrer unendlichen Tiefe und Geistigkeit, er vermag sie nicht zu fassen; in ihrer Unerschöpflichkeit an charakteristischen Formen, er kann ihnen nicht folgen.

Hier muß also schon Lehre und Uebung vorausgegangen seyn, damit der Zögling die Natursprache in die viel ärmere Kunstsprache zu übertragen wisse.

Dann ist endlich zu bedenken, daß man in der Malerey weder wahres Licht, noch wahre Finsterniß hat, auch daß das Gemälde eine glatte Oberfläche ist, die von allen Seiten her fremdes Licht aufnimmt und es widerstrahlt.

Der Maler muß also die Naturscala vom höchsten Lichtglanz bis zur tiefsten Nacht auf seine viel kleinere, wo Naplergelb Sonnenglanz ausdrücken soll, übertragen, wodurch nun auch jeder einzelne Naturton eine Transposition erleidet.

So weist nun die Natur den Lehrling wieder an die Schule zurück, und er studirt, wie die besten Meister ihr Unendliches aufgefaßt und in die Kunstsprache übersezt haben; er versucht, welche Art des Ausdrucks ihr am nächsten kommt, und seinem Streben, seiner Kraft am ehesten gelingt.

So zwischen Schule und Leben, zwischen Kunst und Natur sich bewegend, findet er wohl auch seinen Weg, das Unaussprechliche auszudrücken und der todten Fläche einen täuschenden Schein von warmem, tiefem Leben zu geben.

Digitized by Google

N°. 5.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 15. Januar 1829.

Archäologie.

Cours d'Archéologie, professé par M. Raoul-Rochette à la Bibliothèque du Roi tous les mardis. Publié par la Sténographie avec l'autorisation et la revision du Professeur. 1 — 12me Leçon. Paris, Eugène Renduel. 1828. 374 p. 8.

Niemand hatte größeres Recht, Vorlesungen durch die Stenographie bekannt zu machen, als Herr Raoul-Rochette, der in anziehendem und glänzendem Vortrage einen Reichthum gelehrter Kenntniß und geistreicher Ansichten mitzutheilen versteht. Mit den Schätzen Italiens bekannt, mit den Schriften anderer Nationen und besonders der deutschen in einem bey Franzosen seltenen Maße vertraut, war er vorzüglich dazu berufen, die neuen Ansichten, welche die Archäologie gewonnen hat, einem größeren Publikum auf gefällige und ansprechende Weise darzulegen. Bey Beurtheilung seiner Vorträge dürfen wir freylich nicht vergessen, daß in solchen vor einem gemischten Auditorium gehaltenen Reden oft mehr Rhetorik, mehr Absicht, eine augenblickliche Wirkung hervorzubringen, sich empfindet, als vor dem Richterstuhle der Wissenschaft zu verantworten seyn möchte. Auch Hr. Raoul-Rochette hat sich in dieser Beziehung nach Zeit und Ort bequemt, jedoch hat er sicherlich den rechten Ton gewählt, um einen Theil der Archäologie auch dem größeren Publikum annehmlich und interessant zu machen.

Diese zwölf Vorlesungen umfassen weder alle Zweige, noch alle Epochen der alten Kunstgeschichte, in welchem Sinne das Wort Archäologie hier, wie jetzt fast durchgängig gebraucht wird. Statt, daß ein vollständiger Cursus derselben die Geschichte der Baukunst, der Bildnerey und Malerey der alten Völker bis auf Constantin, d. h. bis zur Einführung des Christenthums enthalten müßte, hat der Verf. von der Kunst der asiatischen Völker keine Notiz genommen, beschäftigt sich weniger mit der Baukunst, als mit der Bildnerey und gelegentlich mit der Malerey der Egypter, Etrurier und Griechen, und führt die Geschichte der griechischen Bildnerkunst in den letzten dieser zwölf Vorträge nur bis auf Phidias herab. Seine Vorlesungen sind indeß noch nicht geschlossen, und wir dürfen vielleicht in diesem Winter oder im nächsten Sommer die Fortsetzung derselben erwarten.

In der Behandlung seiner Gegenstände beschäftigt sich Hr. R. R., wie er gleich zu Anfang sagt, mehr mit allgemeinen Ansichten und Feststellung der Hauptpunkte als mit Untersuchung des Einzelnen, und in der That sind diese Vorträge das erste Werk, welches die Hauptresultate der neueren archäologischen Forschungen in einem allgemeinen Zusammenhange zu fassen sucht. Die hohe Achtung, die Rec. vor dem Geiste und der Gelehrsamkeit des Verfassers hat, macht es ihm zur Pflicht, ebensowohl das viele Treffliche anzuerkennen, als offen und ohne Rückhalt den Ansichten zu widersprechen, die er nicht für die richtigen hält. Ein so einnehmender Schriftsteller, wie Hr. Raoul-Rochette, muß sich um so mehr den offensten Widerspruch seiner Ansichten gefallen lassen, da er den Leser durch die Schönheit seiner Darstellung fast unwiderstehlich zu gewinnen weiß.

Gleich in der ersten Vorlesung stoßen wir auf die Prüfung der auch unter deutschen Gelehrten in neuerer Zeit oft abgehandelten Frage, ob die Griechen die Kunst von den Egyptern gelernt, oder aus sich selbst geschöpft haben? Der Vf. beantwortet sie im Allgemeinen verneinend, indem er es als Gründe angibt: die Egypter hätten nie eine eigentliche Kunst, sondern statt derselben nur ein starres, immer sich gleich bleibendes Handwerk der Bildnerey gehabt; wenn die Griechen auch im hohen Alterthum einzelne Vortheile von ihnen gelernt, so sey dies nicht sonderlich in Anschlag zu bringen; die griechische Kunst beginne, wo die Naturnachahmung (Imitation) ihren Anfang nehme, und hier habe sie aus sich selbst geschöpft, sich durch den selbstständigen, eigenthümlichen Genius der Nation entwickelt. Der Vf. widerspricht so im Allgemeinen der Tendenz, welcher er in früheren Schriften, namentlich in dem Werk über die griechischen Colonien gefolgt ist, und huldigt einer Theorie, die unserer Ueberzeugung nach auf irrigen Prämissen beruht. Aller-

Digitized by Google

bings, wenn die Kunst erst da anfängt, wo die völlige Naturnachahmung eintritt, dann haben die Griechen nichts von den Egyptern lernen können, denn die Fähigkeit, Naturgestalten lebendig und schön darzustellen, erwarben sie zuerst unter allen Völkern des Alterthums durch eigenes Bemühen; aber diese Fähigkeit der Darstellung, welche Menge technischer Erfahrungen und Fertigkeiten, welche Masse mechanischer und wissenschaftlicher Grundsätze bedingt sie! mit einem Worte, wie kann die bildende Kunst ohne das Handwerk seyn, und wie viel Handwerk ist nicht in ihrer Ausübung selbst, wo sie auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit steht? Die Griechen führten als Hauptmomente ihrer früheren Kunstgeschichte an, daß Dädalus die Säge, die Art, das Loth, den Bohrer und den Leim, daß Rhökus und Theodorus den Erzguß, daß Byzes aus Naxos die Marmorziegel erfunden, und ebenso erwähnt die neuere Kunstgeschichte die byzantinische Temperamalerey, die Musaiken des fünften und sechsten Jahrhunderts und die Erfindung der Oelmalerey im 15ten auch in Bezug auf Technik als vorzüglich wichtig. Von den technischen Mitteln, welche die Kunst besitzt, hängt ihr Vermögen und ihre Ausdehnung ab, daher ist jede Erweiterung, Vervollkommnung oder besondere Richtung der Technik ein Moment für ihre Entwicklung; noch mehr aber, in den ersten Versuchen der ungebildeten Technik sprechen sich schon die Gegenstände aus, welche die Kunst in ihr geistiges Bereich zieht, und die Unmittelbarkeit religiöser, symbolischer oder nachahmender Darstellung gibt trotz ihrer Unvollkommenheit doch die Richtung an, welche die Auffassung der Gedanken im bildlichen Kreise nimmt. Die Inkunabeln jeder Kunst sind der ursprünglichste Ausdruck der Ideen, die auch später noch zu ihren Hauptvorwürfen gehören. Wenn auch die Bildungen des Zeus, der Juno, der Athene, der Aphrodite, des Hermes von der frühern griechischen Zeit ganz anders gefaßt waren, als sie während und nach der Epoche des Phidias dargestellt wurden, so blieb jene frühere Auffassungsart doch nicht ohne merklichen Einfluß auf die spätere; hätte nicht Phidias die früheren Götterbildungen vor sich gehabt, würde er seine Pallas und seinen Zeus nicht eben auf diese Weise gebildet haben. In gleicher Art haben die frühern Vorstellungen der rohesten christlichen Kunst auf die spätere Auffassungsweise der Quattrocentisten ganz entschieden eingewirkt, und überhaupt gibt es keine wahrhaft nationale, d. h. in dem Wesen des Volks gegründete Kunst, die nicht auf dessen Alterthum beruht und sich aus demselben entwickelt hat.

Daher müssen in dem geschichtlichen Zusammenhang der allgemeinen Kunstentwicklung die Versuche der Egypter und der asiatischen Völker in der Architektur und Bildnerey als Vorbereitungsstufen angesehen, daher dürfen auch die ersten rohen Versuche der Griechen nicht als unbedeutend außer Acht gelassen werden. Finden wir aber in diesen, ja selbst noch in den späteren Erzeugnissen der weiter ausgebildeten griechischen Kunst die unverkennbarsten Spuren fremder Einwirkung, treffen wir auf Aehnlichkeiten, welche durchaus nicht zufällig seyn können, so wird nur eine absichtliche Beschränkung der Ansicht den Einfluß läugnen können, welchen der vielfältige Verkehr der Griechen mit fremden Völkern auf ihre Kunst ausübte. Freylich sind wir nur auf einzelne Wahrnehmungen, auf wenige und schwache Andeutungen beschränkt; es fehlen uns eine Menge von Mittelgliedern, die wir nur durch Hypothesen einigermaßen zu ergänzen vermögen, aber um so mehr müssen wir die geringen Spuren beachten, die uns Geschichte und Denkmäler darbieten. Wird schon in der Sage vom Dädalus auf eine Verbindung mit Egypten hingewiesen, finden wir gleiche Andeutungen in späterer Zeit in der Sage von Theodorus und Telekles wiederholt, zeigt sich in den altgriechischen Werken, Münzen, wie in Reliefs und in Statuen, selbst bis auf die schon der Vollendung nahe stehenden äginetischen Bildwerke herab die Aehnlichkeit mit egyptischer Kunstübung, ja finden wir in der Bronze des Polykrates im Museo Nani die ganz entschiedene Uebertragung des egyptischen Habitus auf griechische Figurenbildnerey *), und die Bestätigung dessen, was Pausanias uns von mehreren in Griechenland befindlichen den egyptischen ähnlichen Statuen sagt: so dürfen wir diese Andeutungen wohl als unsrer Aufmerksamkeit hinreichend würdig erkennen, und sie als Glieder einer Kette betrachten, welche die Handelsverbindung der Egypter, Phönizier und Kleinasiaten mit den Griechen durch mannichfaltige Uebertragung technischer Fertigkeiten, besonderer Kunstweisen, herkömmlicher und religiöser Darstellungsarten, von denen wir nun keine Spur mehr besitzen, gebildet hat. Gewiß muß auch die phönizische Kunst als einwirkend auf die griechische in Anschlag gebracht werden; denn fehlen uns auch alle Andeutungen,

*) Rec. weiß nicht, ob es schon von jemand bemerkt worden ist (wenigstens finde es sich weder bey Paciaudi, noch bey Thiersch, italienische Reise 1. S. 266, noch von unserem Vf. erwähnt), daß außer der Stellung mit angeschlossenen Armen und Beinen und einer Art von Calantica auch die eigenthümliche Bearbeitung des Gesichts dieser Figur an egyptische Kunstart erinnert. Die hinaufgezogenen Augen- und Mundwinkel finden sich zwar auch in anderen altgriechischen Werken, aber nicht so die streifenartigen Bänder, die als Andeutung der Augenbraunen dienen und nirgends sonst, als in der egyptischen Kunst, und zwar hier als ein Gesetz des Styles vorkommen. Die Abbildung bey Paciaudi deutet diese Eigenheit bey weitem nicht so scharf und bestimmt an, als sie sich an dem Originale findet. Außer den übrigen Kennzeichen läßt auch die Inschrift an dem Sockel der Figur keinen Zweifel, daß sie ein altgriechisches Werk sey.

Digitized by Google

ob sie einen eigenthümlichen Styl besessen, so liegen doch von ihrer technischen Trefflichkeit die gültigsten Zeugnisse vor, und ihr Einfluß beschränkte sich gewiß nicht blos auf die Einführung von Hermen und mumienartigen Idolen, wie der Verfasser in der sechsten Vorlesung andeutet. Ueberhaupt aber können wir wohl nicht anders zu einer richtigen Würdigung des griechischen Alterthums kommen, als indem wir die frühen Verbindungen der alten Völker, insbesondre die großen Folgen, welche Einwanderungen und Colonisationen haben mußten, auch in Bezug auf Kunst und Sitte, und nicht wie bisher meist geschehen ist, blos in Hinsicht auf Religion und bürgerliche und politische Verhältnisse in Anschlag bringen.

Der Vf. sucht seine Behauptung durch einen Vergleich zu unterstützen, welcher richtig gefaßt ihr eher entgegen seyn würde. Die neuere Kunst, sagt er, habe sich in demselben Stufengange entwickelt, wie die alte; der Zustand der Malerey von Constantin bis auf Giunta Pisano und Guido von Siena sey dem der griechischen Bildnerey bis auf Dädalus zu vergleichen; in todter Starrheit verschlossen, sey die Kunst ohne Geist und Leben gewesen, als Dädalus zuerst seinen Gestalten die Glieder gelöst, sie bewegt und schreitend dargestellt, und von dem alten steifen Mumientypus entfernt habe; so sey auch Cimabue zuerst von dem todten byzantinischen Gepräg abgewichen und habe seinen Bildern ein neues und eigenthümliches Leben eingehaucht. Wäre dieser Vergleich richtig, welcher Vorzug gebührte der neuern Malerey vor der alten Bildnerey! Von Cimabue bis auf Giotto und von Giotto bis auf Masaccio bedurfte die Malerey keiner zwey Jahrhunderte, um sich aus der Steifheit der byzantinischen Kunst zur leben- und charaktervollen Schönheit zu erheben, und die griechische Bildnerey hätte vom Dädalus bis zur 50sten Olympias, wo sie anfing, sich einer großartigeren und freyeren Auffassung zu nähern, eines Zeitraums von wenigstens sechshundert Jahren bedurft! Aber der Vf. vergißt, daß die Malerey der Byzantiner und Italiener vom 4ten bis zum 13ten Jahrhundert nicht so geist- und inhaltlos war, als sie im Allgemeinen scheinen mag; er bringt nicht in Rechnung, daß die großen Arbeiten jener Mosaikisten, welche die Kirchen, und jene zierlichen Werke der Miniatoren, welche die Gebetbücher schmückten, wenn auch steif und unlebendig in der Ausführung, doch die bedeutungsvollen Keime der religiösen Darstellungen enthielten, die vom 13ten Jahrhundert an unter den Händen der geistreichen Schüler der Natur in lebendigen und anmuthsvollen Schilderungen erblühten. Wir würden die Parallele für treffender halten, wenn der lange Zeitraum, welcher die christliche Kunst vom 4ten bis zum 13ten Jahrhundert in gleichmäßiger Unvollkommenheit erhalten mußte, mit dem Bestehen der griechischen Bildnerey von Dädalus bis zur 50sten Olympias verglichen würde, in welcher nur durch langsame und unmerkliche Fortschritte bezeichneten Epoche unstreitig ebenfalls die religiöse und poetische Auffassungsweise vorbereitet wurde, welche sich nachher in der Entwicklungszeit von der 60sten Olympias bis auf Phidias kundgab. Die Meister der italienischen Malerey von Cimabue bis auf Masaccio waren trotz ihres Strebens nach Lebendigkeit doch noch durch ein alterthümliches und unvollkommenes Prinzip gebunden, ebenso wie wir im Alterthum Dipönus und Scyllis und ihre zahlreichen Schüler uns zu denken haben; und wie die griechische Bildnerey sich dann durch Kallon, Kanachus, Ageladas schnell zum Großartigen und Strengen entwickelte, ohne noch die höchste Vollendung zu erreichen, welche erst Phidias gewann, so sehen wir auch die Malerey unter Fiesole, Benozzo Gozzoli, Cosimo Roselli, Ghirlandajo und Pietro Perugino zu dem Preise der höchsten Vortrefflichkeit anstreben, welchen doch erst Raphael erringen sollte, indem er das Herbe der alten Beschränkung völlig überwand.

In der zweyten Vorlesung berührt der Vf. die Kunst der Phönizier, denen er, weil sie keine Monumente hinterlassen, auch keine Eigenthümlichkeit zugesteht, und die der Perser. Wir freuen uns hier seines Urtheils über die Skulpturen von Persepolis; er erkennt in denselben eine Mischung egyptischen und griechischen Styles und sezt ihre Entstehung nach den Feldzügen des Darius und Xerres, durch welche eine Menge Künstler und Handwerker aus Griechenland nach Persien gekommen seyn mochten, wie durch die Züge des Cambyses aus Egypten. Die Vermuthung, diese Skulpturen möchten indischen, baktrischen oder medischen Ursprungs seyn, konnte nur füglich gewagt werden, so lange wir nichts, als die unvollkommenen Abbildungen bey Chardin und Niebuhr besaßen, aus denen sich weder Styl noch Ausführung erkennen ließ. Dagegen scheinen Ker-Porters Abbildungen, wenn sie auch in der Auszeichnung der Umrisse etwas von englischer Manier angenommen haben, sowohl Anlage als Ausführung kenntlich wiederzugeben. Schon die linienweise, ruhige und von einem auffallenden Schönheitsgefühl geleitete Anordnung, noch mehr aber die einfache Regelmäßigkeit des Faltenwurfs, die noch in einiger Steifheit beschlossene Naturwahrheit der Zeichnung, die zierliche Bearbeitung der Haare und Ornamente geben das Talent und die Eigenthümlichkeit der ihrer völligen Ausbildung sich nähernden griechischen Skulptur zu erkennen, die sich aber hier den nationalen Forderungen bequemt und angeschmiegt hat. Mehr Egyptisches, jedoch auch mit griechischen Elementen gemischt und durch griechischen Geschmack geläutert, zeigt sich in der Architektur von Persepolis, und so läßt sich die Aussage Ker-Porters völlig begreiflich finden, daß diese Werke auf den ersten entfernteren Anblick egyptische zu seyn schienen, bey näherer Betrachtung dagegen an die altgriechischen Arbeiten

Digitized by Google

erinnerten. In den Grabmonumenten gibt auch die architektonische Anordnung das griechische Prinzip zu erkennen, welches nicht nur auf das Einfache, sondern auch auf das Großartige bey durchgängiger Beobachtung schöner Verhältnisse gerichtet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über das Colorit in Bezug auf Goethe's Farbenlehre.

Goethe hat oft den Wunsch geäußert, die von ihm in seiner Farbenlehre festgestellten Grundsätze von Künstlern angewandt und geprüft zu sehen. Warum dies bisher unsers Wissens nicht geschehen ist, läßt sich schwer erklären, da es unter denselben nicht an wissenschaftlich gebildeten Männern fehlt, und da schon seit Jahren ein ganz neues Bestreben, von den Deutschen ausgehend und Engländern und Italienern sich mittheilend, nicht nur die Ansichten und den Geschmack in der Kunst, sondern auch bis ins kleinste Detail hinein das Technische derselben umgewandelt hat. Denn bey den vielfach nach den Werken des Raphael, Titian und Correggio verfertigten Copien hat man hinreichend Gelegenheit gehabt, einzusehen, daß durch bloße Impestmalerey der Ton und die Behandlung derselben, so wie die Feinheit ihrer Vollendung sich nicht wiedergeben lasse, und man kann die in der Oelmalerey ziemlich allgemein eingeführte Behandlung durch Lasuren ohne Zweifel für eine bedeutende Verbesserung der Technik derselben ansehen. Wenn einige dagegen eingewandt haben, daß sie schwärzen, andere, daß sie verschwinden, so können beyde Theile Recht haben, wenn die Künstler sich nachdunkelnder Farben und gekochter Oele, oder des Mastirfirnisses dazu bedienen, oder wenn sie dieselben zu schwach auftragen. Wie haltbar und leuchtend sie an und für sich seyen, bezeugen die Werke des van Eyck zu deutlich, und vielleicht möchte die Neuheit und Meisterschaft der Behandlung der Oelmalerey durch Lasuren der Grund seyn, warum seine Zeitgenossen ihn als Erfinder derselben preisen. Diejenigen unter den neuen Künstlern nun, welche den alten Gemälden die Behandlung durch Lasuren nachgebildet hatten, versuchten zunächst auch die Farbe derselben wiederzugeben, einige die einfachere und seltene der alten deutschen Meister, andre die feiner ausgebildete der lombardischen Schule. Diese Bemühung gelang nach dem Urtheile vieler Kunstfreunde nicht vollkommen und wurde besonders von der Seite angefochten, daß man den Künstlern vorwarf, ihre Bilder sehen nicht wie neue aus, sondern wie veraltete, da doch die vortrefflichen alten, namentlich die des Correggio neu schienen. Immer aber gewahrte man doch in diesen Versuchen ein Bestreben sich eines neuen Farbenprinzips zu bemächtigen, das dem in den sogenannten modernen Bildern herrschenden gradezu entgegengesezt war. Denn bey den Cinquecentisten ist das Licht gebrochen, der Mittelton rein und der Schatten wiederum gebrochen, aber dabey von der höchsten Farbenkraft; bey den Modernen ist das Licht rein, oder auch etwa ein hellerer Mittelton, der Mittelton rein, und im Schatten die Kraft der Farbe durch die Vermischung mit Schwarz meistentheils gebrochen und geschwächt. Durch Benutzung der in der Goethe'schen Farbenlehre aufgestellten Prinzipien würde nun in Hinsicht dieser Bemühungen den Künstlern gewiß ein nicht unbedeutender Nutzen angewachsen seyn, wenn sie von Lesung dieses Buchs nicht vielleicht hin und wieder durch die allgemein verbreitete Meynung abgehalten worden wären, daß das Colorit zu sehr eine Sache des Auges und einer besondern Anlage sey, als daß es erlernt werden könne. Vielleicht hat auch ein ausgezeichneter Kunstkenner Recht, welcher im allgemeinen neueren Künstlern eine Vernachlässigung dessen, was wissenschaftlich erlernt werden kann, vorwirft. Kurz, so viel ist gewiß, daß man mit dem Verfasser der Farbenlehre wünschen muß, seine Untersuchungen würden häufiger von Künstlern gelesen, und die darin aufgestellten Grundsätze durch Versuche geprüft. Denn wenn es auch ausgemacht ist, daß keine Regeln und Vorschriften jemanden, der des Talents ermangelt, zum Künstler machen werden, so können sie doch denjenigen, der es besizt, vor Mißgriffen bewahren. Das moderne Colorit ist nun nach unserer Ansicht ein monotones, bald ein schreyendes, bald ein schwaches; das der Alten enthält überall den von Goethe aufgestellten Gegensatz der geforderten Farbe, und zwar so, daß Licht und Schatten etwas von derselben haben. Dadurch erscheint die Farbe in der Gesammtheit ihrer Beziehungen und als solche vollkommen befriedigend. Um dieses zuerst an einem einfachen Beyspiele deutlich zu machen, nehme man an, es soll ein purpurrothes Gewand gemalt und die Behandlung, durch Lasuren gemischt, mit einer Unterlage von Deckfarben angelegt und mit einem Ueberzug von Lack vollendet werden. Dazu nehme man einen Mittelton von rother Erde und Weiß, etwa von der Dunkelheit der Fleischfarbe. Den Lichtton breche man etwas in's Grüne durch Neapelgelb und ein wenig Blau, und zum Schatten nehme man Grün von Blau und lichtem Oker. Diese bunt aussehende Unterlage gibt mit Lack überzogen ein vollkommen harmonisch gefärbtes Gewand von solcher Schönheit und Kraft der Farbe, wie sie auf keine andre Art erreicht wird, und vollkommen übereinstimmend mit der Manier, worin dergleichen bey den Venetianern behandelt ist, im Technischen sowohl als in Rücksicht des darin herrschenden Farbenprinzips.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

No. 6.

Kunst-Blatt.

Montag, 19. Januar 1829.

Archäologie.

Cours d'Archéologie, professé par M. Raoul-Rochette à la Bibliothèque du Roi tous les mardis. Publié par la Sténographie avec l'autorisation et la revision du Professeur. 1 — 12me Leçon. Paris, Eugène Renduel. 1828. 374 p. 8.

(Fortsetzung.)

In der Uebersicht der egyptischen Kunst, die in der zweyten Vorlesung noch folgt, entwickelt der Vf. sehr bündig die Ursache der egyptischen Handwerksbeschränkung und den Charakter der zwey Hauptepochen, der pharaonischen und der griechisch-egyptischen (die dritte oder nachgeahmte möchten wir lieber zu der römischen Kunst zählen). Am Schlusse will er der egyptischen Kunst den einzigen Einfluß auf die griechische zugestehen, daß die Großartigkeit ihrer Skulptur auf die Phantasie der Griechen gewirkt, und sie das Prinzip des Grandiosen in Einfachheit der Linien und mäßiger Ausführung des Einzelnen finden gelehrt habe; hierin thut er, wie wir glauben, dem griechischen Genius Unrecht. Weniger in der Einfachheit der Linien, als in den Verhältnissen, und weniger in der mäßigen Andeutung des Einzelnen, als in der verständigen Unterordnung desselben unter die Haupttheile, besteht unserer Meynung nach das Großartige der Form. Wenn die Egypter durch das erstere Großartigkeit erreichten, so war es doch nicht die lebenvolle, naturwahre, geistreiche, welche den Griechen darzustellen gelang, denn diese übersahen nichts in der Natur gefliſſentlich wie die Egyptier, und die Großartigkeit ihrer Bildungen rührte mehr von Großartigkeit der Gedanken und kühner Auffassung der Naturschönheit, als von einem abstrakten System her.

Die dritte Vorlesung verfolgt die Betrachtung der egyptischen Skulptur und handelt von den Thierbildungen, von der Vermischung der menschlichen und Thiergestalt und von der Eigenthümlichkeit, alle runden Figuren an einen Pfeiler angelehnt darzustellen. Man habe damit eben bezeichnen wollen, daß sie keine wirkliche Wesen, sondern bloße Begriffe, bloße Buchstaben einer Bilderschrift seyen; diese Erklärung möchte jedoch weniger haltbar gefunden werden, als der im Vorbeygehn berührte Grund, alle Statuen seyen ursprünglich als architektonischer Schmuck betrachtet und daher gleich bey ihrer Anlage mit architektonischen Theilen vereinigt worden, was sich dann natürlich auch auf die kleinen und kleinsten Nachahmungen, z. B. auf die Amulete und Idole in gebrannter Erde, übertrug.

Aus dem Symbolischen aller egyptischen Naturbildnerey erklärt der Vf. auch die ausschließliche Sorgfalt in Ausarbeitung des Kopfs und die Vernachlässigung des Körpers und der Extremitäten; doch tritt er keineswegs der Ansicht bey, die Champollion d. J. noch vor Kurzem in seinem ersten Brief an den Herzog von Blacas aufstellte: die Köpfe der egyptischen Statuen seyen wahre Bildnisse und in ihnen sehe man nur die Züge der alten in der Chronologie des Manetho genannten Pharaonen erhalten. Er weist vielmehr die Befolgung eines gleichförmigen Typus in allen egyptischen Köpfen nach, und verneint geradezu, in den Statuen der Turiner Sammlung, durch welche Champollion zu seiner Behauptung veranlaßt wurde, dieses Porträtartige gefunden zu haben. Auch Rec., welcher gegen zwölf der Drovettischen Statuen vor ihrer Einschiffung nach Turin in Livorno sah, hat nichts in den Gesichtern bemerkt, was auf Bildnißdarstellung schließen läßt, vielmehr hat er alle nach dem herkömmlichen egyptischen Typus gearbeitet gefunden. Diese Gleichförmigkeit schließt eine große Naturwahrheit der Ausführung nicht aus. Die Gesichtsbildung ist den nationalen Zügen und durchgängig dem jugendlichen Alter entnommen, und die egyptische Bildnerey hat es in der weichen und naturgemäßen Ausführung derselben allerdings zu einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit gebracht, die sich jedoch, wie natürlich, nicht in allen Denkmälern gleich vollkommen ausspricht. Der sogenannte jugendliche Memnon im brittischen Museum gehört zu den vorzüglichsten Werken dieser Art, und wenn man der be-

Digitized by Google

geisterten Beschreibung trauen darf, welche Denon von dem Kopfe der kolossalen Sphinx vor der zweyten Pyramide macht, so wäre auch dieser von gleicher Vortrefflichkeit, die wegen der Größe der Dimensionen noch höher in Anschlag gebracht werden müßte. Von Wahrheit der egyptischen Köpfe kann man immer sprechen, nicht aber von Mannichfaltigkeit und Ausdruck der Physiognomie, ja man kann im Allgemeinen sagen, Mannichfaltigkeit des Charakters und des Ausdrucks sey der egyptischen Kunst gar nicht bekannt gewesen, denn das Symbolische in ihren Darstellungen wurde nie von dem Menschlichen überwunden. Der Vf. schließt in Beziehung auf diesen Punkt seine dritte Vorlesung mit einer grellen, aber wahren Parallele. Die häufig wiederkehrende Gruppe der egyptischen Isis, sagt er, welche den Horus auf ihren Knien hält, und eine christliche Madonna mit dem Kind lassen sich freylich in Hinsicht auf Idee und religiöse Absicht durchaus nicht in Vergleich bringen; betrachtet man aber beyde Vorstellungen nur ihrer materiellen Auffassung und Ausführung nach, welcher Unterschied zwischen dem egyptischen und dem christlichen Werke! Das erstere symmetrisch, geradlinig, unbeweglich, zeigt weder eine Mutter noch ein Kind; keine Spur von Neigung, von Lächeln oder Liebkosung, nicht der mindeste Zug von Zärtlichkeit oder innerer Bewegung, kurz nicht der geringste Ausdruck irgend einer Art. Ruhig, unrührbar, unerschütterlich ist diese göttliche Mutter, die ihr göttliches Kind säugt, oder vielmehr es ist weder Göttin, noch Mutter, noch Sohn, noch Gott, es ist nur das sinnliche Zeichen eines Gedankens, der keines Affekts und keiner Leidenschaft fähig ist, nicht die wahre Vorstellung einer wirklichen Handlung, noch weniger der richtige Ausdruck eines natürlichen Gefühls. „Dagegen in der christlichen Gruppe, von den ältesten byzantinischen Typen bis auf die vollendeten Darstellungen Raphaels, welche unendliche Mannichfaltigkeit von Zügen, Physiognomien, Charakteren hat nicht die Kunst aus einem scheinbar so einfachen und beschränkten Motive zu ziehen gewußt! Die unendliche Zärtlichkeit der Mutter, die unaussprechliche Reinheit der Jungfrau, die wunderbare Mischung menschlichen Affekts und himmlischer Tugend, physischer Vollkommenheiten und geistiger Schönheit, unter wie viel verschiedenen Formen sind sie nicht von tausend Künstlern dargestellt worden u. s. w. Die neuere Kunst will nicht blos Formen vor Augen stellen, sondern Gefühle ausdrücken, durch die Sinne zur Seele sprechen, unsre Empfindung durch die Gegenstände, die sie anregen, veredlen und reinigen, und durch die Darstellung des sinnlich Schönen in unserm Innern das Bild des geistig Schönen erwecken, ohne welches keine Kunst oder wenigstens keine, die diesen Namen verdient, vorhanden ist.“

Der Vf. schließt hiemit seine Uebersicht der egyptischen Kunst und wir bedauern, daß er nicht auch die egyptische Reliefbildnerey in seine Betrachtung gezogen hat, die doch ein wesentlicher Theil der egyptischen Skulptur, und in ihren Denkmalen noch ausgebreiteter und mannichfaltiger ist, als die Rundbildnerey. Sie nimmt auch einen Theil des Vorwurfs ewiger Gleichförmigkeit und Unbeweglichkeit hinweg, ja sie zeigt ganz offenbar, daß die egyptischen Künstler auch Sinn für Auffassung des Natürlichen und für charaktervolle Darstellung des Lebens geäußert hätten, wofern sie nicht durch willkührlich gezogene Schranken zu fest in den herkömmlichen Typus eingeengt worden wären. Denn die mannichfaltigen Scenen der ländlichen Arbeiten, der Jagd, des Kriegs, der festlichen Spiele, der Opfer, der Weihen und Todtenbestattungen, lassen sich füglich nicht blos als todte Schrift, als abstrakte Gedankenzeichen betrachten, vielmehr gibt sich darin eine Lust der Nachahmung und eine Mannichfaltigkeit der Auffassung kund, welcher man es wohl ansieht, daß sie auch als erheiternde Verzierung und anregender Schmuck entworfen und nur in ihren Mitteln zu beschränkt war, um ihren Zweck erreichen zu können.

Aber eben in Bezug auf diese äußerliche Beschränktheit des Styles scheint uns die egyptische Reliefbildnerey am wichtigsten, und ihre Betrachtung auch für das Verständniß der Entwicklung griechischer Bildnerey und Malerey unerläßlich. Sowohl im eigentlichen aus der Fläche heraustretenden, als im vertieften Relief (Basrelief en creux) besteht das Hauptgesetz, wodurch sie beherrscht und beschränkt wird, in einer sehr deutlichen, aber unnatürlichen Profilirung. Die Köpfe sind im Profil, die Schultern dagegen von vorne gezeichnet, damit beyde profilirt werden können, der Leib ist unbestimmt gelassen, d. h. er kann als von der Seite oder als von vorn gezeichnet angenommen werden, die Beine und Füße dagegen sind ebenfalls wieder von der Seite angesehen. Daher alle Reliefiguren übermäßig breite Schultern und schmale Hüften haben und, wenn sie ausschreiten, einen Fuß vor den andern setzen. Von diesem Gesetz der Profilbildung ging das egyptische Relief nicht ab, und erreichte deshalb auch nie natürliche Wahrheit der Bewegungen, ja es scheint, dieser eigenwilligen Beschränkung sich bewußt, selbst auf die natürliche Bezeichnung derjenigen verzichtet zu haben, die es innerhalb dieser Schranken noch hätte erreichen können. So wird das Fassen und Festhalten eines Körpers nur auf zweyerley Art, entweder durch die ganz geschlossene, oder durch die flach aufgelegte Hand ausgedrückt. Aus der consequenten Befolgung dieses Gesetzes ging auch die Multiplikation der Linien hervor, d. h. wenn es darauf ankam, mehrere nebeneinanderstehende Figuren gleicher Art anzuzeigen, begnügte man sich die Umrißlinien der einen Seite der Figur so oft dicht nebeneinander zu

Digitized by Google

wiederholen, als Figuren angegeben werden sollten. Auch die engere Gruppirung ward dadurch unzulässig, es konnten keine verschiedene Massen einander durchkreuzen, oder zum Theil verdecken, sondern jede Figur, um in ihrem Profil deutlich zu seyn, mußte so viel möglich isolirt gehalten werden. Diese beschränkenden Gesetze gingen offenbar von der Steinbildnerey aus, da gerade in dieser eine solche unvollkommene Bequemlichkeit am natürlichsten sich befindet und festsezt *); sie nahmen aber auch die Zeichenkunst und Malerey gefangen und die leztere war von Anfang bis zu Ende nicht mehr als das mit Farben angestrichene Relief. Auch in ihr wurde, wie alle Mumiengemälde und Zeichnungen auf Papyrusrollen zur Genüge beweisen, das Gesetz der Profilirung durchgeführt, obgleich es hier öfters Undeutlichkeiten veranlaßte, die im Relief durch unmerkliches Erhöhen oder Abflächen der Theile leicht zu vermeiden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die wenigen Ausnahmen von der Profilbildung, die sich an egyptischen Reliefs finden, können nicht gegen obige Behauptung in Anschlag gebracht werden. So findet sich der Kopf der Isis oder der Athor in starkem Relief von vorne dargestellt an den Säulenkapitellen zu Philä, Denderah, Ombos ꝛc. und an dem Fries des grossen Tempels von Denderah (Descr. de l'Egypte I. Pl. 20. IV. pl. 15. 16. 22. 23). Ferner findet sich die Figur des Korpd in Zwerggestalt häufig und sein Gesicht immer von vorne dargestellt (ebend. I. Pl. 45. 62. 95.) Bey beyden scheint diese Vorstellungsart System gewesen zu seyn, die meisten der angeführten Werke sind auch in später Zeit unter dem Einfluß der Griechen und Römer entstanden, namentlich der Tempel von Denderah, in welchem selbst die ausgestreckte Urania neben dem Zodiakus mit einem Vollgesicht erscheint (Descr. IV. pl. 21). Dieselbe Bewandtniß mag es mit der einzigen, in Darstellungen aus dem Leben vorkommenden Figur haben, die ganz von vorne gezeichnet ist. In einem Relief des sogenannten Memnoniums zu Theben (Descr. Vol. II. pl. 36); an dieser ist sogar ein Schenkel verkürzt. Ausserdem findet sich blos ein von vorn gezeichneter Kopf auf dem Relief einer erstürmten Festung ebendaselbst (Vol. II. pl. 31), jedoch mit ganz profilirtem Körper, und an den Pfeilern von Gefangenen auf den Pylonen von Philä und Edfu Descr. I. pl. 6. 19. 31.

Bemerkungen über das Colorit in Bezug auf Goethe's Farbenlehre.

(Beschluß.)

Dasselbe Gesetz der geforderten Farbe läßt sich mit Richtigkeit durch alle übrigen verfolgen, und wird in der Anwendung nur künstlicher bey der Carnation, wo die Mischung der Lasuren sich vervielfältiget, und also auf diejenigen Veränderungen Rücksicht genommen werden muß, die entstehen, wenn Hell auf Dunkel gesezt wird und umgekehrt. Auch darüber enthält die Farbenlehre die leitenden Grundsätze.

In der Abtheilung IX. des ersten Bandes, wo von den dioptrischen Farben gehandelt wird, findet sich alles entwickelt, was zu berücksichtigen ist, wenn man beym Lasiren Dunkel auf Hell oder Hell auf Dunkel sezt, oder wenn man Farben, die der Plusseite angehören, auf Farben der Minusseite aufträgt, oder umgekehrt. Zum Lasiren bedient man sich nicht nur der Lackfarben, sondern auch der Deckfarben, denn jede Farbe, die so dünn aufgetragen ist, daß der Ton derselben durch den Ton der Unterlage modifizirt wird, ist eine Lasur. Vermittelst dieser Behandlungsart kann man, ohne dasjenige, was einmal gut ausgeführt war, wieder zu übergehen, wie beym Impasto nöthig ist, das Fehlende überall nachtragen, und einen Grad der Vollendung erreichen, der auf dem andern Wege unerreichbar bleibt. In Hinsicht der Schönheit der Farbe gewährt sie den Vortheil, daß man die Farben ungemischt auftragen kann, wodurch sie unendlich erhöht werden. Wenn man beym Lasiren einen und denselben Mittelton auf eine helle und auf eine dunklere Stelle aufträgt, so wird er auf der ersten gelber, auf der zweyten blauer aussehen als er eigentlich ist, nach demselben Gesetz, nach welchem der Rauch gegen die Sonne gelber, gegen eine dunklere Stelle gesehn aber blau aussieht. Auf diese Verschiedenheit muß man bey Vollendung der Carnationen sorgfältig Rücksicht nehmen; da bey denselben häufiger als bey andern Gegenständen der Fall eintritt, daß man Lack und Deckfarben durcheinander gebrauchen muß. Wie nun bey der Impastmalerey die Unterlage eine bloße Grundirung ist, so wird sie bey der Lasurmalerey eine wirkliche Untermalung, denn ihr liegen die physiologischen Farben zum Grunde, welche dem Auge selbst angehören, und durch die Thätigkeit desselben hervorgerufen werden (Einleitung p. XL.). Bey dem angeführten Beyspiele eines zu malenden rothen Gewandes waren die Schatten rein grün unterlegt, weil bey gedämpftem Lichte das Auge energischer wirkt und also einen reineren und stärkeren Gegensatz gegen Roth hervorbringt; im Lichte waren sie nur grünlich, weil dort diese Gegenwirkung des Auges bey anfangender Blendung weniger bemerkbar werden konnte (p. 13). Der Mittelton, gleichweit entfernt die Thätigkeit des Auges zu stören, wie zu befördern, gab die eigentliche Farbe des Gegenstandes. Das Ganze, mit einem eintönigen Ueberzuge gefärbt, gab das vollendete Bild, welches aus zweyen besteht, dem des Gegenstandes an sich, welches eintönig ist, und demjenigen, welches im

Digitized by Google

Auge hervorgerufen wird, worin die Gegensätze der geforderten Farbe enthalten sind, wenn sie durch Hell und Dunkel modifizirt werden. Die Schatten nun, welche an diesem Gewande aus Grün und Roth bestehen, sind keineswegs schwarz oder farblos, (obgleich Gelb, Roth und Blau zusammengemischt Schwarz geben können,) sondern von einer potenten rothen Farbe, die durch die grüne Unterlage dunkel erscheint, wie man sich gleich überzeugen kann, wenn man Schwarz daraufstreicht. Ueberhaupt soll aller Schatten gefärbt seyn, und ihm Blau und nicht Schwarz zum Grunde liegen, da man in der Malerey einen beleuchteten Schatten zeigen will und ein gefärbtes Licht hat, das gelblich erscheinen muß, indem es durch ein getrübtes Mittel hindurchgeht. Die p. 27. auseinandergesezten Versuche über farbige Schatten sind von der größten Wichtigkeit für den Maler, indem sie zugleich zwey Mißbräuche in der modernen Malerey bekämpfen, einmal die weißen ungebrochnen Lichter, und dann den Gebrauch des Schwarzen in den Schatten, wodurch alle Schönheit der Farbe verloren geht. Denn die Farbe selbst, die erst beym Abklingen farbloser blendender Bilder entsteht und sich als ein Schattiges beurkundet, muß ihrer Natur nach im Schatten ihre intensive Kraft verdoppeln, welche durch Beymischung eines farblosen Stoffes, des Schwarzen, nur verringert wird. Höchst merkwürdig ist nun die Uebereinstimmung, die sich zwischen den von Goethe in der Farbenlehre aufgestellten Grundsätzen und der Technik der venezianischen Künstler findet. Die Gewandfarben auf Bildern des Tizian bis auf die Zeiten, wo ihn sein Auge verließ, sind alle auf dieselbe einfache Art behandelt, woher ihre unnachahmliche Farbenschönheit kommt. Seine Weißzeuge, worin ihm Niemand gleichgekommen ist, verdanken ihre Schönheit allein dem Ueberzuge von reinem ungemischtem Weiß auf eine Unterlage, welche nach den obigen Grundsätzen verfertigt ist. Seine Carnationen enthalten auf das Feinste ausgebildet den Gegensatz von Grün und Roth, wie man ihn, nur etwas greller, schon beym Perugino findet, aber mit dem allgemeinen Ueberzuge einer Fleischfarbe. Seine Schatten sind überall von der höchsten Kraft, seine Lichter gebrochen, und wo verschiedene Farben einander berühren, die anstoßenden Ränder nach dem Grundsatze der geforderten Farben verändert, so daß überall Harmonie herrscht, die durch die Totalität aller Beziehungen der Farbe hervorgebracht ist, nicht aber durch einen allgemein braunen Ton, ein Mißbrauch vieler Maler, dessen Goethe ebenfalls mißbilligend erwähnt.

In der p 31. aus Saussures Reise auf den Montblanc angeführten Stelle wird eines reinen, weißen Lichtes und des dazu gehörigen grauen und schwarzen Schattens erwähnt. Goethe zeigt, daß diese Erscheinung nur in einer solchen Höhe möglich sey, und ich glaube, man kann hinzusetzen, daß sie sehr unschön seyn muß, und daß man wohl wünschen darf, sie für immer aus der Malerey 2400 Toisen hoch über die Meeresfläche verbannen zu können. Das p. 63. erwähnte Phänomen eines schwarzen Rocks, der mit Wasser angefeuchtet immer dellblauer wurde, möchte wohl keiner wissenschaftlichen Auflösung bedürfen, wenn man annehmen dürfte, es sey das Schwarz aus einer Mischung mit Ultramarin gemalt gewesen. Indem man das Schwarz aus Blau malt, bekommt man eine viel feinere und schönere Farbe, als irgend eine Kohle zu liefern vermag. Der Ultramarin aber läßt das Oel leicht los und wird durch das Wasser leicht aufgeweicht, alsdann erscheint er in der Helligkeit, die er als Wasserfarbe haben würde, und, wenn er auf einer schwarzen Unterlage stand, gewiß reiner blau, als er eigentlich seiner Mischung nach war. Diese Erscheinung sieht man oft auch bey ganz frischen Bildern, wenn man auf eine schwarze Unterlage mit Ultramarin gemalt hat.

A.

Andeutungen über bildende Kunst.

Von B.

Man möchte glauben, das Schönste und Beste im Reich des Denkens, Dichtens und Bildens sey schon dagewesen und die Frühern haben es den Spätern vorweggenommen, ja die Zeitumstände seyen nicht einmal dem Nachahmer, geschweige denn der Erfindung neuer Virtuositäten günstig. Dennoch blühen den Künstlern noch immer frische Kränze. Ja man könnte sagen, in dem, worin ein Künstler ꝛc. recht emsig forsche, sammle, sich übe, in dem werde er neu seyn und bleiben.

Sind auch die Hauptformen der Naturoffenbarung durch die klassischen Künstler erschöpft, so hat doch eine jede wieder mehrere Seiten, die es nicht sind. Es hat, um an etwas Bestimmtes zu erinnern, nur Einen Maler gegeben, der in Mondscheinen unübertroffen ist, der Arnold van der Neer; dies ist nun eine spezifische Naturseite und vielleicht ist auch dieser Meister nicht unübertrefflich, denn selbst der Mondschein ist in seiner Darstellung an verschiedenem Leben unerschöpflich.

Ich bin aber der Ueberzeugung, daß wer seine beste Kraft dem Studium des Helldunkels oder des Colorits weihen wollte, selbst neben einem Correggio und Tizian noch bedeutend, vielleicht groß werden könnte, denn in allen Dingen — wer recht sucht, der findet, was noch keiner gefunden, gesehen, gedacht hat.

Digitized by Google

N°. 7.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 22. Januar 1829.

Archäologie.

Cours d'Archéologie, professé par M. Raoul-Rochette à la Bibliothèque du Roi tous les mardis. Publié par la Sténographie avec l'autorisation et la revision du Professeur. 1 — 12me Leçon. Paris, Eugène Renduel. 1828. 374 p. 8.

(Fortsetzung.)

Auch in der griechischen Skulptur scheint ursprünglich jenes egyptische Gesetz herrschend gewesen zu seyn. Dies zeigt die in vielen altgriechischen Reliefs noch sichtbare Neigung, auf Kosten der Natürlichkeit der Stellung beyde Schultern herauszuwenden. Doch mag sich die griechische Bildnerey bald davon befreyt haben und wahrscheinlich war es schon eines der Verdienste der Dädalischen Schule, daß sie die Profilirung beyder Schultern aufhob, und den menschlichen Körper ganz von einer Seite gesehen zu zeichnen begann. Je näher der vollendeten Kunstepoche, desto mehr verlieren sich jene Spuren alter Beschränktheit, und auch darin erweißt sich die Analogie der persepolitanischen Mönumente mit dem griechischen Styl, daß sie alle Figuren in vollkommen natürlicher Profilirung zeigen, so wie, beyläufig gesagt, sich die spätere Entstehung der uns bis jezt bekannten indischen Tempelskulpturen ebenfalls dadurch zu beurkunden scheint, daß kein System der Profilirung mehr in ihnen sichtbar ist, vielmehr alle Bewegungen auf's Willkührlichste und Gesetzloseste gebildet sind.

Auf einigen der ältesten großgriechischen Vasengemälde oder deren Nachahmungen findet man noch die Profilirung der beyden Schultern ganz nach der Weise der Egypter. Vorzügliche Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht verdient die von Gerhard (antike Denkmäler, Heft I. Nr. 5, 6, 7.) bekannt gemachte große Vase, die mit der Sammlung des Generals Koller nun in K. preußischem Besitz übergegangen ist. Schon die Minerva auf der Hinterseite zeigt noch die Fläche der Schultern und die Bewegung der Arme, wie an den Figuren der egyptischen Reliefs, noch mehr aber erkennt man das egyptische System an den Figuren der Wettlaufenden auf der Rückseite, an welchen allen ohne Unterschied Brust und Schultern von vorne gezeichnet sind, der übrige Körper dagegen von der Seite, und auch die Hüften noch die geringe Breite der egyptischen haben. Auch die durchgängige Einförmigkeit der Gestaltenbildung der egyptischen Reliefs und Malereyen findet sich an den wettlaufenden Männern, die einander alle vollkommen ähnlich und wie nach einem und demselben Schema gezeichnet sind. Selbst die Minerva zeigt noch dieses Schematische in der Anlage der Figur.

Welchem Künstler aber die griechische Malerey ihren Fortschritt zum Naturgemäßen und wem die gänzliche Befreyung von dem Zwang der bloßen Profilirung zu verdanken habe, scheint nur eine Stelle des Plinius anzudeuten, die, wie ich glaube, bisher nicht gehörig verstanden worden ist. Plinius (XXXV. C. 34.) sagt: „der Monochromenmaler Eumarus von Athen habe zuerst in der Malerey männliche und weibliche Gestalten verschiedentlich dargestellt, indem er es gewagt, alle Gestalten (der Natur) nachzuahmen," et qui primus in pictura marem femineamque discrevit, Eumarum Atheniensem, figuras omnes imitari ausum. Daß hier nicht von der ersten Unterscheidung männlicher und weiblicher Gestalt die Rede seyn könne, hat bereits Böttiger (Archäol. d. Mal. 235.) bemerkt, und man darf wohl füglich in der Aeußerung des Plinius einen Mißverstand annehmen, der durch falsche Uebertragung eines griechischen Ausdrucks in's Lateinische entstanden ist. Der Fortschritt, welchen Eumarus in die Malerey brachte, bestand offenbar in der Verbannung jenes steifen Schematismus und in der Einführung einer größeren Mannichfaltigkeit von Gestalten, so daß sich weibliche von weiblichen, männliche von männlichen durch eigenthümliche, verschiedentlich charakterisirte Bildung unterschieden. An diesen ersten Verbesserer der Malerey schloß sich Cimon von Cleonae, mit welchem eine neue Aera, oder genau genommen erst die eigentliche Kunst der Malerey begann: „quique inventa ejus excoluit," fährt Plinius fort, „Cimonem Cleonaeum. Hic catagrapha invenit, hoc est obliquas ima-

Digitized by Google

ginem, et varie formare vultus, respicientes suspicientesque, et despicientes. Articulis etiam membra distinxit, venas protulit, praeterque in veste et rugas et sinus invenit. Man hat bisher das Wort καταγραφα allgemein für Profilzeichnung genommen, jedoch hat schon Böttiger gezweifelt, ob es an dieser Stelle nicht etwas anderes bedeuten könne, ohne jedoch eine bestimmte Erklärung abzugeben. Die Deutung auf Profilzeichnung hat in des Plinius Uebersetzung, obliquas imagines, selbst ihre Stütze gefunden, indem man damit die Stelle C. 36. 14. verglich, wo von Apelles gesagt wird: Pinxit et Antigoni regis imaginem altero lumine orbam, primus excogitata ratione vitia condendi: obliquam namque fecit, ut quod corpori deerat, picturae potius deesse videretur, tantumque eam partem e facie ostendit, quam totam poterat ostendere. Vergl. Quinct. Institt II, 14: Apelles tamen imaginem Antigoni latere tantum altero ostendit, ut amissi oculi deformitas lateret. Hier ist freylich offenbar von einem Profilbildniß die Rede; daraus folgt aber nicht, daß obliqua imago immer eine Profilfigur bedeute, es könnte wohl überhaupt eine gewendete, in gewendeter Stellung gezeichnete Figur anzeigen. Ferner ist nicht erweislich, daß das lateinische obliquus den Sinn des griechischen καταγραφος völlig erschöpfe. Das Wort καταγράφειν scheint im Allgemeinen zu bedeuten: etwas innerhalb seines Umfangs auszeichnen oder ausmalen, wie Athenäus IX, S. 387 vom Perlhuhn: sagt καταγραφον τα περι το νωτον, es sey auf dem Rücken gezeichnet, gesprenkelt. In demselben Sinne braucht das Wort Catull XXV. 7. καταγραφα wären demnach Figuren, an welchen nicht blos der Umriß, sondern auch das Innere mit Linien gezeichnet ist. Fing man aber einmal an auf die Ausführung innerhalb des Umrisses vorzüglich bedacht zu seyn, so gelangte man leicht zu dem Fortschritte, die Köpfe und Gestalten nicht mehr blos von der Seite, sondern von vorn gesehen zu zeichnen. Hierdurch wurde die einförmige Profilirung aufgehoben und die Möglichkeit gegeben, die Figuren unter den mannichfaltigsten Stellungen und Wendungen darzustellen. Das Wort γράφον mochte daher zuletzt gerade das Gegentheil von Profil, d. h. en face, eine von vorne gesehene Figur, ein Vollgesicht, bedeuten; wenigstens braucht in diesem Sinne offenbar Plato (Symp. 11.) den Ausdruck καταγραφῇ als einen terminus technicus: ὥσπερ οἱ ἐντοῖς στηλαις καταγραφῇ ἐκτετυπωμένοι, διατετρισμένοι κατα τὰς ῥῖνας γεγονότες. „wie diejenige, die man auf den Grabreliefs von vorne dargestellt sieht, an den Nasen verstümmelt sind," denn die Verstümmelung der Nase ist ganz gewöhnlich bey Reliefköpfen en face, dagegen bey Profilköpfen eher die Schläfe und Wangen durch Verletzung leiden können. Der wichtige Fortschritt, den die griechische Malerey durch Cimon von Cleonä machte, wäre demnach gewesen, daß ihr die Fertigkeit zu Theil wurde, die Figuren auch von vorne gesehen darzustellen. Welche Freyheit der Auffassung, welche Mannichfaltigkeit der Darstellung aus diesem Fortschritte hervorging, ja wie dadurch erst das eigentlich malerische Prinzip in der Kunst eingeführt wurde, ist schon in dem angedeutet, was Plinius von Cimon weiter sagt: er habe die Gestalten sich umschauend und auf- und abwärts sehend, gezeichnet, die Glieder durch Gelenke unterschieden, sogar die Adern angezeigt, und in den Gewändern Falten und Böschungen ausgedrückt. In der That findet sich auf keinem Vasengemälde ältern Styls eine Figur mit nach vorne gewandtem Angesicht; erst auf denen von späterem Styl, wie auf der Poniatowskivase und allen, welche an dieser zierlichen Art behandelt sind, nimmt man auch Köpfe en face wahr. In den von Stackelberg gezeichneten Gemälden eines griechisch-etruriſchen Grabes bey Corneto befindet sich nur eine einzige Figur, deren Gesicht und Stellung nach vorne gewendet ist, und diese gibt deutlich zu erkennen, sowohl, daß bey Entstehung dieser Werke die Katagrapha noch etwas Seltenes waren, als auch, daß dieselben noch in der Monochromenmalerey angebracht wurden, wie auch Plinius berichtet. Denn auf solche Art, in mannichfaltiger Stellung und Gruppirung, aber noch monochromatisch, d. h. ohne Schatten und Licht haben wohl Polygnot und Panänus ihre weitläufigen Werke vollendet, da nach Plinius und Plutarchs ausdrücklichem Zeugniß erst Apollodor von Athen die Abstufungen des Lichtes und Schattens in die Malerey eingeführt, mithin die Rundung, so wie das Hervor- und Zurücktreten der Figuren bewirkt hat.

Der Vf. möge uns diese Abschweifung zu Gute halten, zu der uns nur der Wunsch verleiten konnte, ihm selbst unsre Ansicht zur Prüfung vorzulegen. Wir folgen nun seinem Vortrage über etruskische Kunst, den er in der vierten Vorlesung eröffnet. Nachdem er zuerst die Wahrscheinlichkeit eines sehr innigen Zusammenhangs der etruriſchen Bildung mit der griechischen aus der Aehnlichkeit der Sprache und aus den Vorstellungen auf den Denkmälern nachgewiesen hat, schildert er den allgemeinen Charakter des etruriſchen Volkes und seiner Kunst, und vergleicht die leztere mit der griechischen und egyptischen. Wenn er mit Recht das Kräftige, Starke, ja Uebertriebene als Hauptcharakter der etruriſchen Kunst anerkennt, so möchten wir noch ein allgemeines Merkmal hinzufügen, welches die etruriſchen Arbeiten, ständen sie auch im Uebrigen auf ganz gleicher Stufe des Verdienstes, überall haarscharf von den griechischen unterscheidet, wir meynen die Geschmacklosigkeit. Daß der etruriſche Künstler

Digitized by Google

nirgends das Feine und Natürliche der Stellungen, das Fließende der Umrisse, das Anmuthige in den Bewegungen, das Zierliche und Reizende in den Ornamenten erreichte, was in jeder griechischen Arbeit ohne Unterschied sich kund gibt, rührt offenbar von einem natürlichen Mangel an dem Gefühl für das Schöne her, welches bey den Griechen aus eingeborner, fast bewußtloser Naturgabe entsprang. Das etrurische Werk, auch wenn es gute Motive enthält, und glücklich erfunden ist, bleibt doch in der Ausführung immer geschmacklos.

Von der Berührung etrurischer Kunstübung mit ägyptischer gibt der Verfasser am Schlusse dieser Vorlesung ein merkwürdiges Beyspiel in einer von ihm erworbenen, erst kürzlich bey Chiusi ausgegrabenen Aschenurne, welche vollkommen die Form eines ägyptischen Canopus hat. Den Deckel bildet ein menschlicher Kopf im allerältesten Style mit vortretenden, schief liegenden Augen, die Augenbrauen durch Stricke angezeigt, die Nase geradlinig und ohne ausgebildete Form, die Mundwinkel hinaufgezogen, die Haare in parallele, vertikal herabfallende Massen geordnet, und der Bart wie ein spitziges Anhängsel ohne weiteres Detail, wie in allen alt-griechischen Bildarbeiten; überdies noch Augenbrauen, Augsterne, Bart und Haare schwarz bemalt. Den Körper bildet das hohle Gefäß, das wie eine unten abgestutzte Mumie aussieht, indem es oben die beyden parallel übereinander gelegten Arme zeigt, an welchen Nägel und Armspangen ebenfalls mit schwarzer Farbe angedeutet sind. Die Asche, welche sich in diesem aus Kalkstein roh gearbeiteten Denkmale noch vorfand, ließ keinen Zweifel über dessen ursprüngliche Bestimmung. In seinen Monumens inédits wird Hr. R. R. die Abbildung davon bekannt machen.

In der fünften Vorlesung werden die etrurischen Todtenkisten noch ausführlicher in historischer und künstlerischer Beziehung betrachtet; ferner die bronzenen Pateren, die auch Hr. R. R. für mystische Spiegel erklärt, und die Figuren in Bronze. Hierauf wird von den geschnittenen Steinen gehandelt, und der Kunst der Etrurier die schon früher ihr zuerkannten Denkmäler dieser Art, die neuerlich von manchen als ungewiß betrachtet werden, von neuem und gewiß mit Recht vindicirt. Endlich folgt eine Betrachtung der etrurischen Malerey sowohl an Vasen (wobey jedoch die sonst etrurisch genannten Vasen, als der griechischen Kunst angehörig, ausgeschieden werden), als in Gräbern. Der Verfasser erwähnt hier auch der neuerlich von den HH. v. Stackelberg, Kestner und Thürmer entdeckten etrurischen Gräber, und äußert sich gegen die genannten Kunstfreunde und Künstler mit einer Leidenschaftlichkeit, die ein Mißverständniß voraussetzen läßt. Hr. R. R. konnte nur zwey Tage lang diese Grabkammern untersuchen, weil die drey Deutschen, die sie entdeckt, auf ihre Kosten geöffnet, unter großen Beschwerlichkeiten, selbst mit Gefahr ihrer Gesundheit, drey Wochen lang darin Alles aufs genaueste gezeichnet hatten, der Billigkeit gemäß durch einen Befehl der päpstlichen Regierung vor wiederholtem Abzeichnen dieses ihres wohlerworbenen Fundes sicher gestellt worden waren. Diese Vorsichtsmaaßregel war nöthig gewesen, sonst würde der Herausgabe ihrer merkwürdigen und sorgfältigen Zeichnungen, welche wohl nächstens erfolgen wird, vielleicht eine andere zuvorgekommen seyn, welche alle ihre Mühe und Kosten vergeblich gemacht hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Lithographische Neuigkeiten.

Temple antediluvien, dit des Géants, découvert dans l'isle de Calipso, aujourd'hui Gozo, près de Malte, par L. Mazzaru en 1827. A Paris, chez l'Auteur, Engelmann Mongie ainé. Bis jezt 8 lithogr. Tafeln und 12 S. Text. Fol.

Der Verf. macht in diesem Werk ein sehr interessantes Gebäude aus dem höchsten Alterthum bekannt; leider sind aber sowohl seine Abbildungen als seine Erläuterungen so unvollständig, daß man keinen vollständigen Begriff davon erhält. Auf der kleinen Insel Gozo, welche nach des Verfs. Vermuthung ehemals mit der Insel Malta verbunden gewesen, aber durch die Gewalt des Meeres oder durch Erdbeben von ihr getrennt worden ist, befindet sich ein kolossales Bauwerk, von den Einwohnern Torre de' Giganti genannt. Man sieht die Außenseite desselben von kolossalen Steinen nach Art der cyklopischen Konstruktion aufgerichtet; einzelne größere Steinmassen dienen als Zwischenpfeiler. Das Innere des Gebäudes war bis 1827 verschüttet, und dem Titel des Werkes nach hat der Verf. selbst sich das Verdienst erworben, dasselbe durch Wegräumung des Schuttes zugänglich zu machen. Er sagt darüber jedoch kein Wort, man erfährt weder, auf welche Veranlassung, noch auf welche Art das Gebäude ausgeräumt worden sey, noch ob sich irgend etwas Merkwürdiges in dem weggebrachten Schutte gefunden habe. Statt dieser wünschenswerthen Nachweisungen bemüht sich der Verf. wahrscheinlich zu machen, daß das Gebäude schon vor der Sündfluth entstanden, ein antediluvianisches Werk sey, denn, meint er, die innere Anfüllung könne nicht anders als durch eine überwogende Wassermasse, welche Schlamm und Erde zurückgelassen, geschehen seyn. Um diese antediluvianische Hypothese weiter zu unterstützen,

Digitized by Google

bringt er die Giganten in Erinnerung, die nach der griechischen Sage auf der Insel Hypereia, dem jetzigen Malta, unter dem König Nausithoos (er schreibt Nausitoo) gewohnt hätten. Wollen wir uns an Homers Angaben halten, so haben wir die Sache näher; es heißt Odyss. 6, 5. ausdrücklich, Nausithoos habe auf Hypereia, benachbart den Cyklopen gewohnt, und sey, von ihnen bedrängt, nach Scheria gezogen. Somit hätte auch der Mythus den Verf. von seinen wunderlichen Vermuthungen ab auf ein cyklopisches Bauwerk führen können. Das ausgeräumte Innere dieses Denkmals besteht aus zwey getrennten und schief neben einander liegenden Räumen, zu welchen zwey abgesonderte Eingänge auf der Vorderseite führen. Nach den in den Ansichten als Staffirung angebrachten Figuren zu schließen, scheint die Größe derselben beträchtlich zu seyn; der auf Tafel 3 gegebene sehr mittelmäßig ausgeführte Grundplan enthält keinen Maaßstab, wonach sich die Ausmessung bewerkstelligen ließe, und auch im Texte ist kein einziges Maaß angegeben. Die Form beyder Räume ist sich ziemlich ähnlich und erinnert einigermaßen an die nubischen Felsentempel. Ein schmaler Zugang führt zu einem breiten Saal, der jedoch hier auf beyden Seiten nischenförmig ausgerundet ist. Aus diesem führt ein zweyter Durchgang, etwas breiter als der vordere, in einen zweyten, auf jeder Nebenseite, wie auf der Rückseite nischenförmig ausgebogenen Saal, dessen Gestalt sonach einem griechischen Kreuze mit abgerundetem Gipfel und Armen gleicht. Was zwischen diesen beyden Räumen liegt, ist mit großen Felsmassen ausgefüllt; ob diese hier von Natur vorhanden, ob vielleicht die erste Anlage vermittelst einer Ausgrabung im lebendigen Fels gemacht, oder ob diese Massen ganz und gar künstlich aufgethürmt, und von welcher Steinart sie seyen, sagt der Verf. ebenfalls nicht. Einige Parthieen der 5ten, 6ten und 8ten Darstellung lassen vermuthen, daß natürliche Felsen hier vorhanden gewesen. Das innere Mauerwerk besteht aus große, cyklopisch übereinandergelegten polygonen Steinblocken, die sich an gewaltige, theils viereckig behauene, theils konische Pfeiler anlehnen; diese Konstruktion hat am meisten Aehnlichkeit mit den Mauern von Larissa und dem Thor von Mycenä. Vor dem Eingang zur Linken liegen als Fußboden zwey große rundliche Platten, deren Zwischenraum durch kleinere Steine ausgefüllt ist, was auch bey den polygonen Massen des Mauerwerks hie und da vorkommt. Auch der ganze innere Fußboden scheint mit oblongen und polygonen Steinplatten belegt gewesen zu seyn, die aber jezt nur noch an den Eingängen der Säle übrig sind und hier erhöhte Stufen bilden. Die Benennung Tempel scheinen diese Räume allerdings durch die altarförmigen Vorrichtungen zu verdienen, die sich in den zum Theil mit kleinerem Quaderwerk ausgemauerten Nischen des Raums zur Linken finden. Es sind dieß auf erhöhten Stufen errichtete Steine, welche große quer übergelegte Steinbalken oder Platten tragen und so eine Art von Tisch bilden; vor ihnen Sitzbänke und würfelförmige Massen, an welchen sich spiralförmige Verzierungen, und an einem das Bild einer Schlange finden. In dem Tempel zur Rechten scheint sich nichts Aehnliches gefunden zu haben. Alles hat das rohe und gigantische Ansehen der cyklopischen Konstruktionen in Griechenland, und beweißt, daß diese Art zu bauen sich ebenso nach Malta wie nach Sicilien und Sardinien erstreckte. Die Abbildungen, welche der Verf. bis jezt geliefert hat, sind folgende: 1) Ansicht der Insel Gozo, von Malta aus genommen. 2) Aeußere Ansicht des Riesentempels. 3) Grundplan desselben. 4) Ansicht des Eingangs zu dem Tempel links. 5) Ansicht des Altars in dessen erster Nische zur Rechten. 6) Ansicht des Altars in dessen zweyter Nische zur Linken. 7) Ansicht des Schiffs dieses Tempels von der hintersten Nische aus. 8) Aeußere Ansicht des Eingangs zu dem Tempel rechts. Diese Tafeln sind sämmtlich mit der Kreide, ohne große Kunst, lithographirt. Dem Texte zufolge wird nur noch eine Tafel über dieses Bauwerk geliefert werden, die innere Ansicht des zulezt erwähnten Eingangs. Die folgenden sollen eine Ansicht des isolirten Felsens neben der Insel Gozo, **la Pietra del Generale** genannt, dann die Ansicht einer Stalaktitengrotte auf derselben Insel, welche der Verf. für die Grotte der Calypso hält, zwey Ansichten der Katakomben der Cleopatra bey Alexandrien, eine Ansicht des Eingangs zur großen Pyramide von Memphis und zwey Ansichten der saturnischen Städte in Latium enthalten. Jedes Blatt kostet 3 Franken.

In einem kürzlich ausgegebenen Prospektus kündigt der Verfasser ferner 24 große topographische Ansichten an, wovon bereits vier vollendet sind, nämlich: 1) Generalansicht des Hafens von Malta im Augenblick da die Flotten von der Schlacht bey Navarin dahin zurückkehrten. 2) Generalansicht aller ägyptischen Pyramiden, von Gizeh bis Meyduneh, mit dem Sphinx der Wüste (?). 3) Ansicht einer außerordentlichen Naturerscheinung, die 1827 im sicilischen Meere statthatte. 4) Topographische Ansicht der drey Inseln Malta, Comunino und Gozo. Der Preis jedes dieser Blätter ist 12 Fr.

S.

Digitized by Google

№. 8.

Kunst-Blatt.

Montag, 26. Januar 1829.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

(Fortsetzung von Nr. 99. 1828.)

Wenn wir neben früher beschriebenen Gemälden und dem lebenskräftigen Brustbild eines höhern Offiziers in Husarenuniform, ungern einige schöne Porträts vermissen, worunter besonders das eines Militärs im vergoldeten Brustharnisch, durch individuellen Ausdruck und meisterhafte Behandlung der Beywerke, des Künstlers Atelier nicht minder schmückte, als das Porträt einer Dame im schwarzen Sammtkleide, ganze Figur in verkleinertem Maßstabe, durch den darin ausgesprochenen Charakter dauernd stiller Trauer anzog, so bleibt der Berichterstatterin die Hoffnung, diesen Aufsatz mit der Nachricht über das Gemälde „Christus und seine Apostel" beschließen zu können, welches seiner Vollendung nahe, vielleicht noch seinen ihm bestimmten Platz einnehmen wird.

Dagegen müssen wir uns Glück wünschen, daß Prof. Schadow, seiner Vaterstadt auch abwesend liebevoll eingedenk, sich bewogen fand, außer den Werken, welche Berlin angehören, auch jene hieher zu senden, welche eine anderweitige Bestimmung haben.

Unter diesen nimmt das Bildniß Immermanns wohl den ersten Platz ein, insofern es, seinen Gegenstand zu literärischer Bedeutsamkeit erhebend, aus den Zügen des im kräftigsten Mannesalter stehenden Dichters eine Geistesfülle hervortreten läßt, wie nur das Epos oder Trauerspiel vor unserer inneren Anschauung seine Helden belebe. Der zugleich scharfe und tiefsinnige Blick wendet sich seitwärts zur Rechten des Beschauers, wo der Schatten die weggekehrte Seite des Gesichtes nur so viel trifft, um das kunstverständige Spiel der Reflexe darin geltend zu machen.

Dieselbe Meisterschaft in der Behandlung zeigt das lebensgroße Bildniß der schönen Frau, welche, unsre Mitbürgerin, von jedem ihrer Bekannten hier froh begrüßt wird, und wenn man hin und wieder die Bemerkung vernahm, das Original sey noch anmuthiger, so schien des Künstlers Werk nur um so lobenswerther, als sich darin jenes kluge Maß zeigt, welches der Grazie den sanften Ernst vermählte, ohne den sie leicht zur Grimasse wird.

So weit war obiger Bericht gediehen, als Schreiberin dieses wahrhaft erfreut in Nr. 81. dieses Blattes die Beschreibung der Gemälde Schadows und seiner Schüler bey der Ausstellung in Düsseldorf fand, der frohen Erwartung, daß dieselbe ihre weitere Erörterung ersparen, dagegen aber das Vergnügen gewähren dürfte, einem wohlbegründeten Urtheil über den vorliegenden Gegenstand beyzustimmen. Inwiefern sie jedoch diesen Bericht auf sich beruhen lassen und in Beurtheilung der darin erwähnten Leistungen eigner Ueberzeugung folgen muß, bleibe der Einsicht unserer Leser heimgestellt, und obiger Beschreibung des lebensgroßen Bildes zur Steuer der Wahrheit nur die Bemerkung hinzugefügt, daß hier in Berlin der Anblick desselben keineswegs zerstreuend gefunden worden, es vielmehr, ungeachtet der sorgfältigen Ausführung aller Theile, besonders durch Harmonie und also auch Ruhe die Beschauer ansprach, wie ein geschätztes, wohl erwogenes Wort in dem vom Prof. Tölken herausgegebenen Kunstblatt, der eben jenes geschlossene Licht, nur mit mehr Freyheit der Ausführung nachweist, welches der Verfasser als Gesammteigenthümlichkeit von Schadow's Schule bezeichnet; daher ich von besagtem Bilde nachträglich bemerken zu müssen glaube, daß sowohl der obere Theil der Gestalt vom dunkel violetten Vorhang sich gerundet ablöst, als nicht minder die geschmackvolle, aber ganz im Helldunkel ausgeführte Blumengruppe unterhalb hinter den klar schillernden Falten des Gewandes und dem wahrhaft als persisches Gewebe sich rundenden Shawl zurückweicht, indeß zur Rechten die dunkelgraue Fensterbrüstung auch diese Seite ruhig abschließt, wo die Aussicht auf das ferne Meer in gedämpftem Lufttон gehalten erscheint, die kahle Fensterblende aber, freundlich von em-

Digitized by Google

vorkriechenden Weinranken bekleidet, uns einen Garten am Fuß des heitern, durch farbiges Marmorgetäfel als Sommerwohnung bezeichneten Gebäudes anzeigt.

Für die Apostel, von welchen der ergrauende Markus besonders wohl gedacht ist, wählte Professor Schadow jene ernstgebrochenen Farben, welche dem Beschauer andeuten, hier sey es nicht um äußern Reiz zu thun; das Kolossale der Gestalten fodert jene Strenge, welche, sonst nur der Frescomalerey zugewiesen, hier mit breiter Behandlung des Pinsels Hand in Hand, sich zum Nachdenken auffordernd, an dieser Leistung kund thut, deren Verdienst erst an der Stelle voll gewürdigt werden dürfte, für welche sie bestimmt ist. So viel scheint vor der Hand erwiesen, daß der Künstler, welchem das Mittelbild zu diesen Seitenflügeln zugetheilt worden, sich wohl zusammennehmen mag, um sowohl an Bedeutung als an Form mit denselben Schritt zu halten.

Wenn der obenerwähnte Berichterstatter bey Schadow's Aposteln bemerkt, „daß fast jeder Gebildete sich ver„schiedene Vorstellungen von den Heiligen mache, und ein „besonderes Ideal vom Allerheiligsten in seiner Brust „hegt," so mag der Künstler dieselbe billige Rücksicht bey der Darstellung Mignon's in Anspruch nehmen, da wohl nur wenige andächtige Leser der Evangelisten ihre Einbildungskraft eben in dieser Richtung auf die sinnlich charakteristische Vorstellung derselben lenken dürften, keiner wohl dagegen Meisters Lehrjahre lieset, noch lesen wird, vor welchem das holdbedeutsame, räthselhafte Wesen nicht dabey in mannichfaltiger Gestaltung auftaucht.

In dieser mehr oder weniger richtig aufgefaßten, aber mit allgemeiner Vorliebe ausgebildeten Vorstellung des wunderbaren Kindes mag es liegen, daß unser Publikum sich am meisten gespannt auf die Erscheinung von Mignon's Bilde zeigte, vor welchem reger Antheil mit fast ungetheilter Bewunderung sich vernehmen ließ.

Noch ehe ich Schadow's Werk sah, schuf die Phantasie mir Mignon's Bild nach der Erzählung Nataliens in Wilhelm Meisters Lehrjahren, das ich als individuelle Ansicht für die Lösung jener Aufgabe mitzutheilen mir erlaube.

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäologie.

Cours d'Archéologie, professé par M. Raoul-Rochette à la Bibliothèque du Roi tous les mardis. Publié par la Sténographie avec l'autorisation et la revision du Professeur. 1 — 12me Leçon. Paris, Eugène Renduel. 1828. 374 p. 8.

(Beschluß.)

Der Vf. schließt diese Vorlesung mit einem Vergleiche der alt- und neu-toskanischen Kunst, worin er die Behauptung aufstellt, die Künstler desselben Landes hätten früher und später dieselben Neigungen und dieselben Richtungen gezeigt. Wie die Kunst der alten Etrusker, so habe auch die der mittelalterlichen Toskaner unter Guido von Siena, Giunta Pisano und Cimabue mit dem Mageren, Trocknen und Steifen begonnen; wie sich spätere etrurische Werke, Skarabäen, Bronzen und Spiegel, noch durch Härte und Trockenheit des Styls auszeichneten, so sey auch von Giotto bis zu Domenico Ghirlandajo, Andrea Verocchio und Masaccio der herrschende Charakter der Florentinischen Schule eine in Trockenheit ausartende Strenge, zu große Ausführlichkeit in den Einzelnheiten und häufig sogar Magerkeit gewesen. Wie endlich die vollendete etruskische Kunst in geschnittenen Steinen und Graburnen einen Luxus anatomischer Wissenschaft, übertriebene Kunst der Bewegungen und Stellungen, überhaupt eine genaue Kenntniß der Natur, jedoch ohne Wahl der Formen, ohne Sinn für Schönheit oder Anmuth gezeigt, so finde sich auch in Michel-Angelo's Werken die höchste Ausbildung der Wissenschaft bey übertriebenen Stellungen, kühnen Bewegungen und allzu starkem Ausdruck u. s. w. Wie hart behandelt unser Vf. die armen Florentiner! Giotto's geniale Erfindungen, Masaccio's naturgetreue Gemälde, die lieblichen Bilder eines Frate Angelico, die großartigen und charaktervollen Schilderungen eines Ghirlandajo werden mit den rohen Gemmen, den ungefügen Bronzefiguren und den nachlässigen Sgraffiti auf den Geräthen der alten Etrurier verglichen; ja sogar die von tiefbegeisterter Weltanschauung, vom Hauche des Lebens beseelten Werke des großen Mich. Angelo müssen neben den steifen Gemmen und den übelproportionirten Reliefs etrurischer Graburnen stehen, in welche nie eine Spur des Gefühls, nie eine Ahnung der lebendigen Fülle der Natur, nie ein Funke der reichen schöpferischen Begeisterung gekommen ist, welche den Boden des späteren Toskana's befruchtet und ihn zum schönsten Blüthengarten der Kunst gemacht hat! Wir können unmöglich glauben, daß der Vf. seine Parallele im Ernste gemeint, daß er wirklich

Digitized by Google

etrurische Kunst, die als ein theilweise eigenthümlicher, oder nicht zur Ausbildung gelangter Anfang gelten kann, mit einer Epoche vergleichen konnte, in welcher des Vollendeten so überschwenglich vieles entstand. Die Strenge der Umrisse bey Masaccio und Ghirlandajo war nur die Steuer, welche die Kunst der natürlichen Wahrheit schuldig ist, und die Uebertreibungen, die sich bey Mich. Angelo finden, sind Ueberfülle des Reichthums, während die der etrurischen Kunst nur wie die Verzweiflung der Armuth erscheinen.

Von der sechsten bis zur zwölften Vorlesung handelt der Verfasser über die Geschichte der griechischen Kunst bis auf Phidias, indem er die Hauptmomente und Epochen hervorhebt und ihren Charakter kenntlich macht. Er benuzt dabey auch die deutschen Forschungen, die ihm bis auf die Neuesten genau bekannt sind, und läßt ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ihnen hie und da im eigenen Vaterlande zu Theil geworden ist. Indem wir die Hauptpunkte seiner Darstellung angeben, sey es uns erlaubt, nur noch einige kurze Bemerkungen hinzuzufügen, um den Umfang dieser Anzeige nicht allzusehr zu erweitern.

Nach einem geographischen Ueberblick von Griechenland theilt Hr. R. R. die griechische Kunst in drey Epochen, die des alten, die des großen und schönen; und die des anmuthigen Styls; die erste vom Erwachen der Kunst bis auf Phidias, die zweyte von Phidias bis auf Praxiteles, die dritte von Praxiteles bis auf Lysippus und Apelles.

Wenn wir der Epoche von Phidias bis auf Praxiteles das Verdienst des Großen und Schönen gerne zugestehen, so zweifeln wir doch, ob es dem Verfasser sehr leicht seyn wird, das Verdienst des Anmuthigen ausschließlich der dritten Epoche zuzuwenden. Diese war nach unsres Dafürhaltens in der Malerey eine andere als in der Bildnerey: für jene die Epoche höchster Vollendung, für diese bereits Nachflor und vielleicht sogar Uebergang zu lecker Manier. Ausgeschlossen von diesem Kreise der Entwicklung bleibt dem Vf. die Kunst unter den Nachfolgern Alexanders und unter den Römern, weil beyde, wie er sagt, keine Epoche machen, nichts Neues und Eigenthümliches im Style, vielmehr nur Reminiscenzen und Copien darbieten. In Rom sey die Kunst immer griechisch geblieben, Rom sey nur der Stapelplatz der griechischen Kunst gewesen, habe nur verstanden, die griechischen Kunstwerke zu rauben, dann sie zu copiren, und endlich sie zu travestiren; es habe viele Verres, aber keinen Künstler hervorgebracht. Auch hier scheint uns der Vf. einem glänzenden Gegensatz zu Liebe zu weit zu gehen. Die Kunst unter den Römern, wenn gleich Anfangs von Griechen gepflegt, nahm, wie die Monumente beweisen, allerdings einen, dem Volk, in welches sie aufgenommen war, entsprechenden Charakter an. Dies zeigt sich am einleuchtendsten in der Architektur; an der Stelle einer durch und durch künstlerischen Construktion, edler Einfachheit des Styls und leichten zierlichen Schmucks, welche in der griechischen Eigenthümlichkeit sich entwickelt hatten, trat nun eine große Mannichfaltigkeit der Zwecke, mechanische Künstlichkeit, ein mehr schwerfälliger Styl und reicher Prunk der Verzierung. In der Skulptur finden wir statt der ausgesprochenen Neigung zu poetischer Darstellung des Geistigschönen und der edelsten Erscheinung lebendiger Form, welche der griechischen Kunst eigen ist und als griechische Idealität bezeichnet wird, bey den Römern durchgängig den Naturalismus, d. h. das Streben nach naturwahrer Darstellung, sowohl der innern Bewegungen, als der äußeren Gestalt, neben weit geringerer Rücksicht auf ideelle Schönheit. Werke wie der Apollo, der Laokoon, der Nil, besonders Bildnißstatuen, wie die der Tochter des Balbus, und Büsten, wie so manche von Augustus, Lucius Verus und Hadrian, zeugen deutlich von diesem entschiedenen Charakter der römischen Bildnerey. Sie behaupten in ihrer römischen Eigenthümlichkeit eine hohe Stufe, und ihr Verdienst ist nur in den höchsten künstlerischen Beziehungen dem der griechischen Werke nicht an die Seite zu setzen.

Doch wir kehren zu der Entwicklung der griechischen Kunst zurück, welche der Vf. mit den von den ältesten Griechen als Götterbilder verehrten rohen Steinen und Balken beginnt. Mit größerem Rechte werden diese rohen Idole wohl in einer Geschichte des Götzendienstes als in der Geschichte der Kunst angeführt, denn sie bestanden in ihrem Ansehen auch noch in den späteren Zeiten neben den Meisterwerken der Kunst und waren folglich unabhängig von deren Ausbildung. Auch die Gestalt der Hermen, welche die Phönizier nach Griechenland brachten, war, so scheint es, mehr religiöser Gebrauch als Entwickelungsstufe der Kunst, wie sie denn auch in der folgenden Zeit immer in religiöser Autorität blieb. Der Vf. läßt weiterhin eine Betrachtung über die späteren aus Menschen- und Thiergestalt zusammengesezten Bildungen folgen und weist sehr treffend nach, wie die Griechen stets die Forderungen des Schönen erreicht, indem sie das menschliche Antlitz beybehalten und den Körper der Thiergestalt gewählt hätten, während die Egypter umgekehrt dem menschlichen Körper meist einen Thierkopf aufgesezt. Der Minotaurus ist hievon die einzige Ausnahme, die eben auch an egyptischen Einfluß erinnert. Von den rohen Idolen und Hermen geht die siebente Vorlesung zu der Dädalischen Schule über und schildert die alten mit wirklichen Gewändern geschmückten Holzbilder

Digitized by Google

der griechischen Tempel, wovon sich dann der Uebergang zu der polychromen oder farbigen Skulptur findet. Auch hier scheint uns der Vf. einen nicht ganz glücklichen Vergleich der neueren Kunst mit der alten anzustellen, indem er nachzuweisen sucht, daß beym Wiederaufleben der Bildnerey im 13ten Jahrhundert sich ebenfalls der Geschmack an farbiger Verzierung hervorgethan habe. Dies läßt sich allerdings nicht läugnen, jedoch tritt der große Unterschied ein, daß die Werke der besten neueren Meister von Anfang an in einfache Materien, und nur die untergeordneten mit Farbenschmuck verziert, bey den Griechen dagegen gerade die prachtvollsten und verehrtesten Bilder in dieser vielfarbigen Art gearbeitet wurden. Der byzantinische Geschmack, welcher mit farbigem Schmelz verzierte Metallarbeiten und goldberändete Elfenbeinschnitzwerke liebte, verbreitete sich zwar in Italien, und noch mehr in Deutschland, wo besonders bemalte Steinbilder an kirchlichen Gebäuden und bemalte und vergoldete Schnitzwerke über den Altären einheimisch wurden; jedoch blieben alle diese Werke immer untergeordnet, und während in Italien die vorzüglichsten Meister der wiederauflebenden Kunst, Nizola, Giovanni und Andrea Pisano, Orcagna, Donatello, Lorenzo Ghiberti u. s. w. sich nur mit den einfachen Stoffen des Marmors und Erzes beschäftigten, standen die goldberändeten Marmorstatuen eines Nino Pisano, die weiß und blauen Terracotten eines Luca della Robbia, und die farbigen Thonfiguren des Modenesers Guido Mazzoni sehr vereinzelt da.

Die Betrachtung der äginetischen Schule, welche der Verfasser auf die der Dädalischen folgen läßt, gibt ihm wieder in Bezug auf die Entwicklung moderner Kunst Anlaß, des Campo Santo in Pisa zu erwähnen, und wir versprechen den Lesern einen hohen Genuß an der lebendigen und begeisterten Schilderung, die er von dieser Pöetle der neueren Malerey entwirft. Ob das Gemälde des Pularchus, dessen ferner als des ältesten bekannten Werkes eines griechischen Malers gedacht wird, wirklich schon Verdienste im Colorit gehabt, wie der Vf. will, möchten wir nach dem, was wir oben über den muthmaßlichen Gang der griechischen Malerey angedeutet haben, sehr bezweifeln.

In der neunten Vorlesung beginnt der Vf. die Ursachen, welche das schnelle Aufblühen der griechischen Kunst hauptsächlich veranlaßt, zu entwickeln, und folgt dabey im Wesentlichen dem, was Thiersch in Bezug auf chronologische Bestimmungen und Rec. über die Fertigung von Siegerstatuen, Studium der Natur und Schönheitssinn unter den Griechen früher gesagt.

Die zehnte Vorlesung verfolgt denselben Gegenstand, und erklärt das Studium des Schönen als herrschendes Prinzip der griechischen Kunst. An diese Betrachtung knüpft sich sehr natürlich ein Blick auf das verkehrte Streben der jetzigen romantischen Malerey in Frankreich, dem wir Beherzigung von Seite der Künstler wie des Publikums wünschen. Zuletzt werden noch diejenigen Reste antiker Bildnerey genannt, welche als Werke des ältesten Styls zu betrachten sind. Ob der dreyseitige Altar in Dresden zu den Originalwerken des alten Styls zu zählen sey, möchte aus Gründen, die bereits von mehreren Archäologen geäußert worden, sehr zu bezweifeln seyn.

Ein kurzes aber treffendes Gemälde des Zustandes von Athen nach den Perserkriegen, des öffentlichen und Privatlebens, der Vorliebe für öffentliche Denkmäler und wie Perikles das öffentliche Wesen verwaltet, nimmt den größeren Theil der eilften Vorlesung ein, worauf der Vf. eine Uebersicht der drey vorzüglichsten Bildnerschulen, welche kurz vor Phidias in Griechenland geblüht, der von Argos, Athen und Aegina, folgen läßt. Die von Sicyon wird ohne Andeutung der Gründe übergangen. Warum die Vestalin Giustiani und die Barberinische Muse zu den äginetischen Werken gezählt werden, können wir nicht einsehen. Dem Großartigen, im Einzelnen minder Strengen der Ausführung nach, könnten sie wohl eher den vollendeten Werken der attischen Schule vorangegangen seyn.

In der zwölften Vorlesung kömmt der Vf. auf Phidias. Bey Prüfung der Erzählungen von seinen Lebensumständen konnte er C. O. Müllers Abhandlung de Phidiae vita et operibus nicht benutzen, und weicht auch in dem Resultate seiner Meynung von ihr ab, indem er Plutarchs Nachricht von des Phidias Tod im athenischen Kerker geradezu für ungegründet erklärt, und lieber will, daß er nach Vollendung des olympischen Jupiter in Elis gestorben sey. Der Raum verbietet uns, das Gewagte dieser Annahme nachzuweisen; auch könnte dies nur mit ausführlicher Rücksicht auf Müllers Abhandlung geschehn, deren Anzeige unsern Blättern noch vorbehalten bleibt. Wenn auch Schlözers Aeußerung, gegen die sich der Vf. ereifert: „Phidias, der göttliche Künstler, beging zweymal groben Unterschleif und ward als Dieb gehenkt," eine grobe Unwahrheit ist, so läßt sich doch des Phidias unschuldiger Tod im Kerker wohl schwerlich abstreiten. Nach der Beschreibung seiner Minervenstatuen, und des olympischen Jupiters schließt der Vf. mit Erwähnung der Bildwerke vom Parthenon, als aus der Schule des Phidias stammend, und verspricht in den folgenden Vorlesungen die Schicksale der griechischen Kunst von dieser Blüthezeit bis auf den Verfall der alten Religion und Bildung zu entwickeln.

Schorn.

Digitized by Google

N°. 9.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 29. Januar 1829.

Über die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

(Fortsetzung.)

Ich sah das hold geheimnißvolle Kind in leicht übergeworfenem Gewande, den vorübergehenden Moment der Verkleidung andeutend, den Gürtel von Goldflor los um die Hüften geschlungen, wie nach behendem Sprunge auf erhöhtem, mit dunkelfarbigem Teppich nachlässig bedeckten Schreibtisch sitzend, die Füße unterm langen Gewand emporgezogen, das in wenigen großartigen Falten die zarten Umrisse der Gestalt dem Auge zeichnet; die schlanken Arme aus tief überfallenden Aermeln hindurchscheinend, ruhten über der auf beyden Knieen liegenden Zither, zu deren verklingenden Tönen hinhorchend, das Haupt leis vorgebogen, im ausdrucksvollen Antlitz die wehmüthige Begeisterung jenes schönen Liedes trug. Das Haar, wie elektrisch gehoben, schwoll in freyen Locken unter dem schmalen goldnen Stirnband empor, an dem ein Kleinod, willkührlich geknüpft, auf beschatteter Stirne leuchtete, indeß im Blick und auf der Wange jene tiefe Gluth strahlte, womit der Tod seine jugendlichen Opfer so betrüglich als rührend zu schmücken pflegt, und der halb erschlossene Mund hauchte, den Brand innerer Sehnsucht verratbend, die unverstandenen Seufzer über südlich schwellende Lippen aus. Zur Vollendung dieser Vorstellung drängten sich mir jedoch unwillkührlich noch die blonden, daraus lächelnden Mädchengesichter nächst dem untern Rand des Rahmens auf, zu der räthselhaft verklärten Gestalin mit jener kindischen Verwunderung emporblickend, welche eben sowohl deren fremdartigem Ausdruck als den goldnen Flügeln gelten könnte, die, recht absichtlich phantastisch, leicht und glänzend, Nataliens Worte zu bekunden, der geschäftigen Freundinnen Kunst und ihre nur augenblickliche Bestimmung gleich beym ersten Blicke erkennen ließen.

Wenn ich für die Schilderung der Schadow'schen Vorstellung dieses Gegenstandes auf den schon früher in diesen Blättern enthaltenen Bericht hinweisen muß, so freut es mich, aus zuverlässiger Quelle hinzufügen zu können, daß Goethe selbst sich mit des Künstlers Leistung als vollkommen einverstanden erklärt, und das Gemälde so lieb gewonnen hat, daß er sich nur ungern, wenn auch auf kurze Zeit, von dem ihm theuer gewordenen Geschenke trennte.

Dieses Werk des Meisters führt uns zu der, gleichfalls einer dichterischen Schöpfung Goethe's nachgebildeten Composition von Julius Hübner, Schadow's Schüler, den Fischerknaben darstellend, welchen die Nixe hinab zur verführerisch ihn umspielenden Fluth lockt. Da ein geschätztes Blatt *) sich über dieses Gemälde in ganz verschiedenem Sinn mit dem in diesen Blättern früher davon abgegebenen Urtheil ausspricht, so begnüge ich mich, vermittelst einfach genauer Schilderung des fraglichen Gegenstandes, den Leser in den Stand zu setzen, ein selbstständiges Urtheil hierauf zu begründen.

Zur Rechten der über 7 Fuß breiten und etwas mehr als 5 Fuß hohen Tafel, ganz im Vorgrunde, sizt der Fischer, von der Hüfte bis zum halben Schenkel leicht bekleidet, das rechte Bein so untergeschlagen, daß uns die Sohle sichtbar wird, unter einer Uferweide, die von wildem Hopfen und weißen Winden umschlungen, den bemoosten Felsensitz überwölbt, vor dem nur eben die Nixe aus wallender Fluth auftaucht, des Knaben herabhängender Fuß zugleich mit der leichten Welle leis berührend, indeß ihre erhobene Linke die seine schmeichelnd ergreift. Das halb geschlossene Auge des kaum den Kinderjahren entwachsenen Knaben, so wie der Ausdruck seines Gesichtes und der holdnachlässigen Stellung, deuten träumerisches Wohlbehagen und die ahnende Sehnsucht unbekannter Empfindungen an, und lassen uns billig im Zweifel, ob er der Erscheinung selbst, oder nur des allmächtigen Zaubers ihrer Nähe bewußt sey, wie die fast kindisch hinter dem Rücken gehaltene Rechte mit dem noch am Angelhaken sich krümmenden Fisch fast unwidersprechlich dar-

*) S. Berliner Kunstblatt, Septemberheft.

Digitized by Google

zuthun scheint. Wenn in dem Publikum eben dieses jugendliche Alter zu vielfachem Widerspruche Anlaß gab, so dürfte hier vielleicht der Wunsch nicht am unrechten Orte stehen, daß die Beschauer eines Kunstwerkes sich den davon zu empfangenden Genuß nicht durch eine vorgefaßte Meynung schmälern möchten, welche auf individueller Ansicht beruhend, selten alle Schwierigkeiten beachtet, die bey der Ausführung eines Werkes sich dem Künstler entgegenstellen. Schwerlich wäre der Nixe Annäherung uns so geistig zart, so hold schmeichlerisch und züchtig zugleich erschienen, wenn des Fischers Alter nicht jene Unbefangenheit zuließe, die über das Ganze gleichsam einen jungfräulichen Schleyer breitet. Wie das Bild vor uns steht, scheint es die Lust der Jugend an dem eben durch die darin lauernde Gefahr lockenden Element auszudrücken. Wie reizend sich uns die Wasserfrau mit ihren blonden, den Wellen gleich rückwärts wogenden Haaren zeigt, der Knabe scheint nur die laue Luft zu fühlen, die ihren bläulichen Schleyer bläht, dem Wohllaut ihrer Stimme, wie dem Säuseln der Zweige zu horchen, welche die hohen Ufer kränzen. Ihr leuchtendes Auge blinkt ihm vielleicht nur als Welle, worin sich die Sonne spiegelt, und somit wäre die zweyte Ausstellung beseitigt, die man bey diesem schönen Bilde wohl vernahm, daß es ihm im Verhältniß zur Romanze an gehöriger Wassermasse fehle, obschon der zwischen Felsen gleitende Waldbach im Vorgrunde die Breite des Bildes einnimmt und, in klaren Wellen hoch aufspritzend, den Kranich in das mit Wasserlilien vermischte Röhricht scheucht, indeß wir links im schattigen Mittelgrunde die Hirschkuh in der Fluth trinken sehen, neben ihr den klug umschauenden Hirsch, mit wachsamem Ohr gegen das Ufer gewendet, von woher sich ihm doch kein Geräusch kund gibt. Wenn uns bey dieser glücklichen Composition eine technische Vollendung entgegentritt, die fast nichts mehr zu wünschen übrig läßt, so bleibt nur der Wunsch hinzuzufügen, daß unser junger Künstler der Strenge und Einfachheit, die er sichtbar hier im Auge hat, ferner getreu, alles Ueberflüssige meide, wie hier das allzuvolle (obgleich schöne) Gelock des Knaben mit röthlichem Bande, und sowohl das Haar der Nixe als auch der allzu absichtlich rings um sie gewundene blaue Schleyer, der durch höher um die Gestalt anrauschende Wellen ersezt werden, oder mit diesen verschwimmen konnte.

Wenn die zugleich entschiedenen und doch weichen Züge des werthen Freundes uns in Schadow's meisterhaftem Bildniß entgegentreten, worin J. Hübner eine individuelle Färbung in wahrhaft magischer Uebereinstimmung mit Gewand und Hintergrund zu verschmelzen wußte, so erwarten wir nicht ohne gespannte Theilnahme den Künstler auf diesem Gebiete, da, wo ihn weder der Vortheil eines gleich bedeutsam ausgesprochenen Charakters, noch die Neigung unterstüzt, welche hier sichtbar des Schülers Pinsel zu treffend liebevollster Vollendung geführt hat. Ein Auftrag, den er alsbald erhalten, scheint uns ganz hiezu geeignet, indem es hier die Aufgabe gilt, die zartesten Formen jugendlicher Schönheit mit aller dem lieblichen Originale eigenen Rundung und Anmuth wiederzugeben.

Viel Gutes bliebe von einem andern Bilde des jungen Künstlers zu sagen, wovon bereits vor zwey Jahren die Zeichnung bewundert wurde, wenn der Raum es gestattete. In dem etwa 3 Fuß breiten, oberhalb gewölbten Bilde ragt Roland in Mitten der Räuber hervor, die Wucht der eichenen Tischplatte gegen diese schleudernd. Die halb besiegten, halb noch im Widerstand begriffenen Männer auf der einen, die Gruppe entsezter Frauen am Heerdfeuer auf der andern Seite, mit der Beleuchtung von hochhangendem Kohlenbecken, bilden ein verständliches, selbst in seinen Schrecknissen wohlgefälliges Ganze, worüber erheiternd gleichsam zwey Erscheinungen schweben, nämlich in beyden durch eben erwähnten Bogen entstehenden oberen Ecken des Rahmens, zur Linken des Beschauers Bischoff Turpinus, von dem ein sinniger Genius die Pergamentrolle, Carolus Magnus Lebensbeschreibung enthaltend, empfängt, um sie dem lebhaft bewegten Genius der Poesie zu übergeben, welcher in leicht rothflatterndem Gewand, die Lyra im Arme, darnach reicht, indeß Ariost zur Rechten das lorbeergekrönte Haupt von der auf seinen Knieen ruhenden Tafel nach jenem kehrt, als erwarte er ferner dessen freundliche Einflüsterungen bey der schon begonnenen Arbeit.

Ich müßte mich sehr irren, wenn dem Künstler bey dem ernsteren Genius nicht die Züge des Freundes vorschwebten, dessen Kopf wir mit dem seinigen in einer Aquarellzeichnung so glücklich als ungezwungen zusammengestellt mit größtem Vergnügen sahen; dies kleine Blatt schon genügte, ein schönes Talent zu bekunden, welches eben so in der anmuthigen Farbenskizze: Nämi mit ihren Schwiegertöchtern Ruth und Arpa, sammt der in noch verjüngterem Maßstabe ausgeführten Zeichnung sich offenbart, bey welcher wir in verschiedenen naiven Knabengestalten die Varianten zu der ersten Conception des Fischers zu erkennen glaubten.

Das Gemälde: Rinaldo und Armida, von Karl Sohn (bereits in diesen Blättern Nr. 83. beschrieben) gibt sich sogleich als derselben Schule angehörig zu erkennen: mildes Licht, geschmackvolle Gruppirung, fast gleiche technische Fertigkeit wie an dem vorherbeschriebenen. Nicht mit Unrecht jedoch wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß weder Armida, noch Rinaldo zu erkennen sey. Am we-

Digitized by Google

nigsten scheint mir die erste der Vorstellung einer liebenden, aber auch mächtigen und schlauen Zauberin zu entsprechen. Warum nicht mindestens in den Bewerken dieses andeuten? Der einer Felsenschlucht entstürzende Waldbach läßt uns eher eine Wildniß, als jene Zaubergärten erblicken, die ein mächtiger Wille zum Asyl zärtlicher Freude hervorrief. Es ist uns früher eine Zeichnung nach Hannibal Caracci vorgekommen, wo Rinaldo der Geliebten den Spiegel hält, in welchem sie mit zierlichen Fingern die Flechten ordnet, zugleich ihren Reiz und dessen Wirkung auf den Liebenden beobachtend, und dies doppelte Bewußtseyn dürfte schwerlich bey Armiden zu entbehren seyn.

Theodor Hildebrandt zeigte sich bisher in seinen Compositionen geneigt, von der Bühne sowohl Gruppirung als selbst den Ausdruck und die Persönlichkeit zu entlehnen, wie besonders vor zwey Jahren sein Lear vor der todten Cordelia an einen der vorzüglichsten Künstler uns erinnert hat.

Diesmal erwarb sich zuerst die Abschiedsscene Romeos und Juliens den Antheil des Publikums, obgleich, außer dem tiefwehmüthigen Ausdruck beyder Köpfe, dies Bild weniger Lob zu verdienen und besonders in den Gewändern eine ängstliche Anordnung vorzuwalten schien. Wie angenehm sahen sich daher alle Kunstfreunde durch ein zweytes Gemälde überrascht, in welchem uns der junge Künstler, mit einemmale gleichsam mündig geworden, seinem Gegenstande gegenüber sich in voller Freyheit, sowohl durch den Gedanken, als in der Ausführung zeigt.

Clorinde, sterbend von Tankred's Hand getauft, ruft Tasso's tiefrührende Dichtung, hier im einfachst wahren Ausdruck dargestellt, jedem Herzen zurück. Tankred's Haupt bildet den Gipfel der Pyramidalgruppe, ein schönes männliches Antlitz, das fast ganz Profil gegen die linke Seite des Beschauers gesenkt, in zärtlich wehmuthsvoller Andacht zu ihr niederblickt, deren Stirn eben der erste Tropfen des weihenden Wassers berührt, das seiner sanft gehobenen Rechten entträufelt. Clorinde, weich hingesunken, ruht an Tankred's rechtem Knie, die aus feinen Stahlringen geflochtene, dicht anschließende Rüstung zeigt bis zur Sohle hinab die jugendlichen Wellenformen des schönen Körpers, der nur um die Hüften vom röthlichen Panzerhemd bedeckt, vor unsern Augen immer mehr zusammenzubrechen scheint; ihre rechte Hand hängt kraftlos herab, die linke hebt sie sanft ausgestreckt gegen Tankred, gleichsam im mißlungenen Versuch, ihn zu erfassen, indeß das schöne Auge emporgerichtet mit dem Ausdruck schmerzlicher Freude das ihre Stirn befeuchtende heilige Naß begrüßt:

„D'on bel pallore ha il bianco volto asperso
Come a' gigli sarian miste viole,
E gli occhi al cielo affisa e in lei converso
Sembra per la pietate il Cielo e'l Sole;
E la man nuda, e fredda alzando verso
Il cavaliero, in vece di parole,
Gli dà pegno di Pace. In questa forma
Passa la bella donna, e par che dorma."

Tasso's befreytes Jerusalem
XII. Gesang 69. Stanze.

Am Fuß des Felsensitzes wird die Quelle sichtbar; Jerusalems Thürme und Zinnen ruhen im Hintergrunde, vom Zwielicht der Morgendämmerung umschleyert, die sich am fernen Horizonte bleich verkündend, den höheren Theil des oben abgerundeten Bildes dunkel läßt. Das gelblichte Weiß von Tankred's rothbekreuztem Waffenrocke hebt dessen Gestalt, die Gruppe rundend, hervor, ohne der Harmonie des Ganzen Eintrag zu thun, über welchem der Hauch zärtlicher Trauer in ahndungsvoller Stille weht; daher man um dies in der Färbung etwas trübe gehaltene Gemälde stets einen Kreis gerührter Beschauer antraf, ohne darin die Sentimentalität rügen zu müssen, welche um den Beyfall der Mehrzahl buhlt; wie nach meiner individuellen Ansicht diese Composition keine an den Gegenstand zu machende Forderung übrig ließ, und von sämmtlichen Gemälden, welche der hiesige Kunstverein an sich gekauft, vor allen Tankred und Clorinde meinem stillen Wunsch begegnen würde, sollte der, sonst mir wenig geneigte Zufall mein Loos mit einem Treffer paaren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreiben eines Architekten über die Werke Schinkels.

Mit Freuden, lieben Freunde, gehe ich auf den, in Euren lieben Zuschriften geäußerten Wunsch ein, wieder wie sonst zu Euch zu reden, wenn ich nach dem Beschauen von Kunstwerken, welche uns ergriffen hatten, mich weitläuftig darüber auszulassen pflegte, und Ihr mich scherzweise den Prediger nanntet. Und recht gerne will ich es versuchen, nachdem wir nun fast sechs Jahre von einander getrennt, und auf verschiedenen Wegen gewandelt sind, von denen wir uns nur in kurzen Begrüßungen zusprachen, Euch meine Betrachtungen über das Wirken Schinkels mitzutheilen, was mir freylich in der langsamen und unwiderruflichen Schriftsprache ein wenig schwer werden wird.

Nehmt also die Hefte Schinkels zur Hand und denkt, daß ich Euch gegenübersitzend, nachdem Ihr mir mit

Digitized

N°. 1.

Literatur-Blatt.

Freitag, 2. Januar 1829.

Ein Gespräch über Kritik.

A. Sie sind erhizt, scheinen sich ereifert zu haben. Was bringen Sie mir denn da?

B. Soll man nicht in Eifer kommen? Da sehn Sie dreyßig in verschiedenen deutschen Blättern erschienene Rezensionen meines lezten Ihnen bekannten Werkes. Alle widersprechen sich, und ein Mensch könnte nicht dreyßig Bücher so verschieden beurtheilen, als hier ein Buch von dreyßig Menschen beurtheilt ist. Jede dieser Rezensionen sieht etwas Anderes in mir, und doch kenn ich mich in keiner einzigen wieder. Kann ich nach einer solchen Erfahrung, nachdem ich diese schlagenden Beweise in den Händen habe, noch an eine Kritik glauben? Gibt es in Deutschland noch eine Kritik?

A. Gemach, lieber Freund. Schriftsteller sind selten mit Rezensionen zufrieden, auch wenn sie darin gelobt werden. Sie sind, vielleicht ohne es zu wissen, nicht ganz unpartheyisch. Lassen Sie mich doch diese Blätter sehn!

B. Hier zuerst ein schamloses Lob, das mir auf Veranstaltung meines Verlegers ertheilt worden ist; nachdem mich derselbe unter Anführung großer Beyspiele, z. B. Müllners, aufgefordert hat, ich möchte mich selbst rezensiren.

A. Dergleichen Buchhändlerlob müssen Sie sich in Gottesnamen gefallen lassen. Die Buchhändler haben einmal das Recht, wo nicht gar die Pflicht, gleich den Leichenpredigern Jeden zu loben, den sie in die Ewigkeit spediren.

B. Hier ein zweytes Lob von einem blutjungen Menschen, der ohne eine Spur von Urtheil sich nur in ehrfurchtsvollen Redensarten vor mir abarbeitet, weil er durch meine Verwendung eine kleine Anstellung zu erlangen hofft.

A. Das ist in der Ordnung. Solche junge Leute tragen gern den Dank im Voraus ab, damit sie hinterher desto leichter undankbar seyn können.

B. Hier eine hymnenartige Anpreisung, von einem Frauenzimmer verfaßt, das sich unglücklicherweise in mich verliebt hat.

A. Wer kann für Unglück!

B. Hier eine äußerst höfliche, selbst jeden Tadel geschickt wieder in ein Lob umdrehende Beurtheilung eines Mannes, dessen Schriften ich selbst früher einmal gelobt habe, und der mir damals sogleich schrieb, er werde mich zum Dank wieder loben, ich möchte schreiben, was ich wollte.

A. Das ist edle deutsche Biederherzigkeit.

B. Hier eine im Allgemeinen günstige grundgelehrte Kritik mit zahllosen fremden Citaten, lateinischen und selbst griechischen Stellen. Der Mann tadelt nichts, als einige Nebensachen, lobt aber auch nichts andres, denn auf Geist und Tendenz des Ganzen sieht er gar nicht.

A. Das müssen Sie auch den alten Schulmeistern nicht zumuthen. Die haben ihr ganzes Lebenlang auf nichts andres Jagd gemacht, als auf Druckfehler, kleine Anachronismen, etymologische Zweydeutigkeiten und dergleichen.

B. Hier eine sehr gründliche Abhandlung, worin ein gewisser schlagender Satz, den ich in drey Zeilen ausgesprochen habe, lang und breit auf drey Seiten ausgesponnen wird. Man sollte meinen, das sey der einzige Inhalt meines ganzen Buchs.

A. Die meisten Menschen haben farbige Brillen auf der Nase, und wenn Sie auch immer in einem vollen Regenbogen glänzten, würde man doch selten mehr als eine Farbe bey Ihnen sehn.

B. Hier noch eine gelehrte Kritik, die meine Gründlichkeit rühmt, aber meinen Styl tadelt. Und hier als Gegenstück die Kritik eines Aesthetikers, der meinen

Digitized by Google

Styl anpreist, aber bescheidne Zweifel gegen meine Gründlichkeit hegt.

A. Wenn man etwas nicht zu beurtheilen versteht, so verfährt man immer sichrer mit einem allgemeinen Tadel, als mit einem Lobe. Ueberdies haben Gelehrte von den Forderungen des Geschmacks und Aesthetiker von den Forderungen der Gelehrsamkeit gewöhnlich einen zu strengen Begriff. Was ihnen selbst unerreichbar ist, sehn sie auch für andere in einer zu weiten Entfernung.

B. Hier eine giftige Proscription, ausgeschrieben von der Ihnen bekannten Partey, die überall Kryptokatholicismus wittert, und deren Verdacht ich durch einige romantische Anklänge und unschuldiges Vergnügen am Mittelalter auf mich gezogen habe.

A. Diese Raben hassen alles Leben, weil es einmal ihre Natur ist, nur in Leichen zu wühlen.

B. Hier dagegen eine gutmüthige kurze Anzeige, worin meiner Schrift das Zeugniß gegeben wird, sie enthalte nichts, was der Religion, dem Staat und der Moral zuwiderliefe. Was sie aber eigentlich enthält, ist nicht gesagt.

A. Das ist nur ein Lückenbüsser, wie man dergleichen in Journale einflickt, wenn der Setzer einen kleinen Raum übrig gelassen hat. Der Rezensent hat Ihr Buch nicht gelesen, sonst würde er Sie nicht so mit blauem Auge haben davon kommen lassen.

B. Hier ist sogar die Anzeige eines meiner alten Lehrer, der etwas Großes auf mich hält, und mein Buch den Schulen empfiehlt, obgleich es am allerwenigsten für Kinder geschrieben ist.

A. Die Pädagogen haben immer am wenigsten gewußt, was sich für Kinder schickt.

B. Hier der schwache Versuch eines Mannes, der mich gern widerlegen möchte, und nicht kann, der im Schweiß seines Angesichts nach Beweisen gegen mich grübelt, und in der Angst die nächsten und besten vergißt, und sich im lächerlichen Galimathias seiner Hülflosigkeit wie ein krankes Schaaf um sich selbst dreht.

A. Achten Sie wenigstens seinen guten Willen.

B. Hier hat einer seine ganze Beredtsamkeit verschwendet, um eine Behauptung zu widerlegen, die ich gar nicht aufgestellt habe. Er hat mich falsch verstanden, und sagt mit andern Worten das nämliche, was ich selbst gesagt habe.

A. Die Verwirrung der Köpfe, zumal in Deutschland, läßt sich nicht berechnen.

B. Hier eine ganz extrafeine postpapierne Rezension von einem jungen Manne, der sich darauf pikirt, wie Goethe zu schreiben, und in lauter kostbaren, sich selbst bekomplimentirenden, höflichen und herablassenden Redensarten dem Publikum die wichtige Nachricht mittheilt, daß er das Buch der Ehre gewürdigt habe, es zu lesen.

A. Da es viele Menschen gibt, die ihre klaren Ideen auf eine sehr unklare Weise ausdrücken; so muß man es wohl diesen kleinen Nachäffern des großen Goethe gelten lassen, wenn sie umgekehrt immer in den klarsten Ausdrücken von der Welt bekennen, daß ihre Köpfe unklar sind.

B. Hier eine witzige Kritik von einem unserer beliebten Humoristen. Man muß darüber lachen, allein er urtheilt nicht, er macht blos Witze, gleichviel ob bey dieser oder bey einer andern Gelegenheit.

A. Humoristen kritisiren sich überall nur selbst.

B. Hier eine philosophische Rezension, von einem streitlustigen Schüler eines bekannten Meisters. Der junge Mann sizt ungemein hoch zu Roß und sieht davon so kritisch auf das Weltgetümmel herab, wie der Wallone in Wallensteins Lager.

A. Eigentlich wie Don Quichote auf dem hölzernen Gaule. Lassen Sie ihn nur seine Luftreise machen. Der philosophische Schwindel ist wie eine wirbelnde Windsbraut nach einander durch alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst hindurchgejagt, und überfällt, wie billig, zulezt auch das der Kritik. Ueberall hat man versucht, ein höchstes Ideal zu realisiren, ein erschöpfendes System aufzustellen, alle Forschungen definitiv abzuschließen. Kaum hat sich die Pädagogik, die Politik, die Naturwissenschaft, die Aesthetik von den Aengsten dieses flüchtig vorüberfahrenden Terrorismus der Systemsucht erholt, so sucht derselbe schon wieder in der Kritik Posto zu fassen und kündigt uns an, er wolle dieselbe nunmehr zu einer Wissenschaft erheben. Es geht aber allen diesen Systemen, wie den Konstitutionen in der französischen Revolution. Alle sind unfehlbar, alle werden beschworen, und alle fehlen, alle werden vergessen.

B. Hier ist eine mit der raffinirtesten Bosheit abgefaßte Kritik, deren Verfasser mich unversöhnlich haßt, weil er mich früher einmal gelobt hat, ohne daß mich dies bestochen hat, den Tadel zurückzuhalten, den er in vollem Maaße verdient. Nun dreht und windet er sich schlangenartig, mich unter dem Schein eines fortgesezten Lobes heimlich mit desto giftigern Stichen zu verwunden.

A. Gefährlich ist der Feind, dem Sie Wohlthaten erzeugt haben, aber noch gefährlicher ist der, dessen Wohlthaten Sie verschmäht haben.

Digitized by Google

B. Hier ist eine eben so bösartige, doch viel offner, ja völlig plump ausfallende Kritik oder Antikritik, deren Verfasser einige jämmerliche Romane geschrieben hat und deshalb früher einmal von mir getadelt worden ist. Es ist ihm nur darum zu thun, seinen Zorn gegen mich auszulassen, und er würde wahrscheinlich dasselbe gesagt haben, ich möchte den Wilhelm Meister oder den Till Eulenspiegel geschrieben haben.

A. Es schimpft Niemand außer vor seinem eignen Spiegel.

B. Hier ist die possirliche Rezension eines privilegirten Spaßmachers, der sein kritisches Blatt nur herausgibt, um, es koste, was es wolle, seiner Leser Zwerchfell zu erschüttern. Er wagt es, mich zu insultiren, wie zuweilen ein Bajazzo den ersten besten Zuschauer zur Zielscheibe seiner alltäglichen Scherze macht, ohne zu wissen, wer es ist.

A. Haben Sie Mitleid mit diesem Unglücklichen, und gönnen Sie ihm die Kleinigkeit, die er mit seinen Späßen über Sie verdient; denn es ist gewiß das härteste Loos auf der Welt, sich sein Brod mit Spaßmachen erwerben zu müssen.

B. Hier ist wieder eine bösartige Beurtheilung, deren Verfasser erst gewartet hat, bis einige kühnere Geister ihm im Tadel vorangegangen sind, und der nun mit seinem Haß vollends alles übertreibt, was jene gesagt haben.

A. Es geht mit Rezensionen zuweilen wie mit der vermeintlichen Mißgeburt in der Fabel. Der erste Rezensent dichtet dem gesunden Kinde eine Hasenscharte an, der zweyte lange Ohren dazu, der dritte macht schon einen ganzen Hasen daraus, der vierte gibt ihm Hörner und einen Drachenschwanz, und am Ende ist ein kleiner Teufel fertig.

B. Hier sind noch mehrere Rezensionen, die als bloße Fabrikarbeiten nicht nur keinen einzigen Gedanken enthalten, sondern auch sogar im Styl auf eine schülerhafte Weise vernachläßigt sind.

A. Diese sind die schlimmsten, denn sie sind ganz unnütz. Bosheit und Dummheit, wenn sie nur echt sind, gewähren immer noch ein Interesse und haben ein Recht zu existiren, aber jene mattherzigen, im halben Schlaf geschriebenen Aufsätze, in denen kein Funke von Geist oder nur Leidenschaft sprüht, und die sich in ihrer Ohnmacht und Trägheit nicht einmal bis zu einem soliden Unsinn erheben, die, wie sie selbst weder loben noch tadeln, auch weder lobens- noch tadelnswürdig sind, diese Nullitäten sind unsrer kritischen Literatur am schädlichsten, weil sie sie in einem Meer von Leerheit und Fadheit ertränken.

B. Müssen Sie nun nicht selbst zugeben, daß es mit der deutschen Kritik erbärmlich bestellt ist?

A. Liebster, daran kann ich, daran kann wohl kein vernünftiger Mensch zweifeln. Wir sind nicht die ersten, welche dies bemerken und sich darüber aussprechen. Aber daß Sie sich darüber beklagen, daß Sie über eine Sache, die sich wahrhaftig durch einen kurzen Zorn nicht in der Geschwindigkeit ändern läßt, in einen solchen Eifer gerathen, daß Sie sich darüber erhitzen können, muß ich tadeln. So gerecht auch dieser Unwille seyn mag, so ist er doch unklug und kann leicht zur Ungerechtigkeit verleiten. Zorn führt schnell zur Uebertreibung, er steigert sich selbst und mit ihm das Uebel, das ihn veranlaßte. Aergern Sie sich nicht zu sehr über das Böse, damit es Ihnen nicht noch schlimmer erscheint, als es ist, und damit es wirklich nicht noch schlimmer wird, wenn Sie diesen Aerger zu laut äußern und einen desto heftigern Widerstand erwecken. Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit lieber auf die guten Seiten, die der Zustand unsrer Kritik noch immer darbietet.

B. Es ist wahr, es gibt noch viele treffliche Männer, die sich mit Kritik beschäftigen, aber ihre Bemühungen bleiben fruchtlos. Man achtet nicht auf sie, sie werden in der Masse nicht unterschieden, oder wenn sie einiges Aufsehn erregen, werden sie angegriffen, verläumdet, prostituirt. Wie ist es unserm edlen Tieck gegangen, als er wagte dem frechen Pöbel der Theaterkritiker Trotz zu bieten?

A. Wenn ich von den guten Seiten unsrer Kritik spreche, so verstehe ich darunter nicht blos die Bemühungen edler Männer, deren Sie hier gedenken, sondern auch das Gute, das sich selbst bey den gerade entgegengesezten Bestrebungen des kritischen Pöbels findet. Ich gestehe Ihnen, daß ich im Allgemeinen die Kraft und die Freyheit, vermöge deren jezt Jedermann zum Urtheilen sich berechtigt glaubt, recht sehr billige, obgleich ich allerdings den Mißbrauch dieser Kraft und Freyheit nicht weniger, als Sie selbst, verabscheue. Das Scheinbild der literarischen Republik, von der man im vorigen Jahrhundert so viel sprach, hat sich im gegenwärtigen verwirklicht. Von monarchischer Alleingültigkeit eines Einzigen ist jezt nur noch die Rede, sofern einige ohnmächtige Ehrgeizige sich nach ihr sehnen, einige abgesezte Potentaten der alten Zeit sie nicht vergessen können, alle Andern aber sie überall bestreiten und verhöhnen, wo sich noch eine Spur davon blicken läßt. Mit dem literarischen Monarchismus ist auch der Aristokratismus gestürzt worden; und die Gelehrten- und Dichtergesellschaften von höherm Range, die noch vor dreyßig Jahren in voller Kraft blühten, finden jezt nicht nur keine Anerkennung mehr, sie können nicht einmal mehr zusammenhalten, vielleicht eben deshalb,

Digitized by Google

weil das starke Band gemeinsamer Vorrechte sie nicht mehr an einander knüpft. Alle sind in gleichem Maaß entadelt worden, wie der niedere Schriftstellerhaufen sich geadelt hat. Eine reine Demokratie ist eingetreten, eine nicht mehr sogenannte, eine wirkliche literarische Republik, zu welcher sich die literarische Verfassung des vorigen Jahrhunderts in der That nur wie ein Föderalismus vieler kleiner Könige verhält. Damals gab es mehrere Herrscher und alles übrige war Unterthan; jezt will Jeder herrschen. Schon die um das Fünffache vermehrte Zahl der Bücher, und die vielleicht um das Zwanzigfache vermehrte Zahl der Rezensionen bestätigt diese Veränderung, die noch augenfälliger wird, wenn man die demokratische Sprache vernimmt, die in diesen Büchern und Rezensionen laut wird. Die Urtheilskraft, die man als eine Art von höherer Eingebung nur in Wenigen verehrte, hat sich in ihrer fortschreitenden Ausbildung immer mehreren mitgetheilt, und es bedarf in der That nicht des höchsten Grades von Ausbildung, ehe das Volk in Masse sich derselben bewußt wird und den Ruhm derselben anspricht. Selbst der einzelne Jüngling pflegt in der Regel, wenn er sich zum ersten Mal zu einem selbstständigen Urtheil erhoben hat, sofort in hochmüthiger Uebereilung eine allgemeine Urtheilsfähigkeit anzusprechen. Wie viel mehr nicht ein ganzes Volk, dessen Jugendfehler und Jugendvorzüge durch den Esprit de Korps verstärkt werden! Wir hatten nur die Wahl, unter der Vormundschaft einiger weniger begabter Geister in ewiger Kindheit zu verharren, oder uns gleich den Franzosen und Engländern, ja selbst den Italienern, endlich mündig zu machen, und in Masse denken und urtheilen zu lernen, einen allgemeinen Nationalverstand wie durch ein agrarisches Gesetz unter uns zu vertheilen. Die Geschichte hat uns aber diese Wahl nicht gelassen, sie hat uns gewaltsam aus jener Kindlichkeit heraus zur Mündigkeit fortgerissen. Das Gefühl dieser Mündigkeit ist ihr selbst vorangeeilt, und die Freyheitslust braucht immer einige Flegeljahre, bevor sie sich ihrer ganz bewußt wird, und zu einer bescheidnen Würde zurückkehrt. Schwingen wir uns auf die Höhe der Geschichte und überblicken den Entwicklungsgang unsrer Literatur im Ganzen, so muß uns diese Umwandlung mit allen ihren Härten, Reibungen und Thorheiten doch erfreulich seyn. Befriedigt sie uns als revolutionärer Zustand auch nicht im Augenblick, so liegt doch in ihr die Bürgschaft einer bessern Zukunft.

B. Ich kann diese Bürgschaft nicht finden. Ihre Aussichten auf allgemeine Mündigkeit des Volks, auf eine wirkliche literarische Republik scheinen mir imaginär. Ich sehe hier nur eine trostlose Anarchie, oder, wenn Sie wollen, eine Kakokratie, denn sind es nicht die Schlechten, die sich immer mehr des Publikums bemeistern, indem sie aus der Hefe desselben emporsteigen und seine gemeine Leidenschaften in die Literatur einschwärzen, die ein reiner Tempel des Edlen und Schönen seyn soll? Welche Hoffnung kann man von einer Literatur hegen, deren für die Ewigkeit bestimmte Blätter mit so nichtswürdigen Privatzänkereyen und Persönlichkeiten angefüllt werden, wie sie zum Beyspiel die meisten dieser Rezensionen enthalten, und wie sie Ballenweise in unsern Museen aufgethürmt und zulezt als Makulatur verschlemmt werden?

A. Sie müssen von diesen vergänglichen Erscheinungen abstrahiren. Es geschieht freylich vieles, was an sich nur schädlich oder ganz unnütz erscheint, mittelbar aber dennoch von Nutzen ist. Das ist der Ballast, den die Geschichte zuweilen aufladen muß, und dessen sie sich zur rechten Zeit wieder entledigt. Betrachten sie jede Revolution, sie sey physisch oder moralisch, politisch oder literarisch. Nach einem unabänderlichen Naturgesetze ist Anarchie die Krisis, ohne welche der frühere unreife oder kranke Zustand nicht in den spätern gereiften oder gesunden übergehn kann. Ehe die bessere Meynung sich aufklären und zum Gesetz erheben kann, müssen zuvor Alle ihre Meynung gesagt haben. Ehe das Gesetz in der Republik herrschen kann, müssen die Menschen, müssen Alle, muß der Pöbel geherrscht haben.

B. Ich fürchte nur, die kritische Pöbelherrschaft wird nicht eher enden, bis sie die gute Kritik unwiderbringlich ausgerottet hat. Von den Schlechten kann das Gute nicht ausgehn, aber die Guten selbst werden immer ohnmächtiger. Ihre Versuche scheitern immer schmählicher, und die Schlechten triumphiren immer lauter. Der Eigennutz der Verleger und ihrer besoldeten Marktschreyer, die Demagogie literarischer Kleons, der Neid obscurer Neulinge, der Bettelstolz geistiger Armuth, die Rachsucht der Zurückgesezten, die Schadenfreude der kritischen Straßenjugend, die Aufdringlichkeit der Kannegießer, die Brutalität der Gebrandmarkten, die sich wieder in die bürgerliche Gesellschaft einschleichen dürfen, kurz das ganze vielköpfige Ungeheuer des Sanskulottismus wälzt sich breit und behaglich in unserer Literatur und zerknickt jede Blüthe des Bessern schon im Keim. Doch schlimmer noch als dieser offne Kampf gegen das Gute ist das ganz unnütze, ängstliche und mitleidswürdige Herumtappen unsrer literarischen Girondins, die nicht wissen, was sie wollen, und nicht wollen, was sie wissen, die das Edle Preis geben, indem sie es ungeschickt vertheidigen und lächerlich machen.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

N°. 2.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 6. Januar 1829.

Ein Gespräch über Kritik.

(Beschluß.)

A. Ich muß Sie daran erinnern, daß auch in Frankreich dieser Zustand nicht lange gedauert hat. Ihre Vergleichung unsrer gegenwärtigen literarischen Anarchie mit der ehemaligen politischen in Frankreich scheint mir allerdings sehr passend und läßt sich noch weiter ausführen. Ueberhaupt sieht, wie jede Hierarchie der andern, so auch jede Anarchie der andern ähnlich, und es gibt ein bestimmtes Gesetz auch in der Gesetzlosigkeit. Gehn wir bis auf die alten Jansenistischen Streitigkeiten in Frankreich zurück, so können wir in Deutschland denselben die theologische Polemik unsrer Universitäten an die Seite setzen. Sodann möcht ich der glänzenden Erscheinung Voltaires und der französischen Encyklopädisten das Auftreten unsers Lessing und der Nikolaiten vergleichen, denn durch diese berühmten und einflußreichen Aufklärer wurde die Kritik der theologischen Vormundschaft entrissen und ihre Revolution vorbereitet. Sehn wir ferner, wie in Frankreich der Glanz des Hofes und der galanten Aristokratie alle andern Lichter überstrahlte oder in sich aufnahm, so zeigt sich uns in Deutschland eine ähnliche Erscheinung in dem literarischen Hofe, den der große Goethe um sich versammelte, und von dem jene courfähige, stylisirende, nur zu sehr der äußern Glätte die innere Tiefe, dem äußern Anstande die innere Wahrheit aufopfernde, Antichambre- und Chapeaubaskritik ausging, deren Grazien sich leider die guten Deutschen trotz A. W. von Schlegel und Ludwig Tieck nicht allgemein haben einbrissiren können. Wie in Frankreich der höchste Glanz des Hofes unmittelbar in die tiefste Nacht der Revolution versank, so hatte kaum jener deutsche Kunsthof sein schimmerndes Pfauenrad aufgeschlagen, als von allen Seiten die literarische Revolution ausbrach und die kritischen Demagogen aus der Erde zu wachsen schienen. Wie in Frankreich der Hof das Volk reizte, so hat allerdings auch jener deutsche Hof durch das unvorsichtige Reichsaufgebot der bekannten Xenien den literarischen tiers état unter die Waffen gerufen. Seit jener Zeit ist die Anarchie immer reißender hereingebrochen. Wie in Paris alles regieren wollte, so wollte hier alles kritisiren; wie dort guillotiniren, so hier rezensiren. Nach einander wurde der Adel abgeschafft und das Priesterthum, ja selbst die Vorrechte des Vermögens, so daß auch der unbegabteste, ärmste, ja bettelhafteste Geist nichts desto weniger das literarische Bürgerrecht erhielt, und keck sein Votum geben durfte. Was in Frankreich die Jakobinerklubs, das wurden bey uns die kritischen Journale, und wie dort die Reden, so trugen hier die Rezensionen den Stempel frecher Anmaßung und kleinlicher Leidenschaftlichkeit, wie sie den entfesselten Pöbel jedesmal auszeichnen. Selbst Kinder und Weiber drängten sich auf die Tribünen. Und welche Demagogen haben wir nicht unter lautem Zujauchzen der Gallerien ihre ganze Schamlosigkeit ausschütten sehn! Wie jener schmutzige Hebert in seinem Père Duchêsne den Bodensatz der Verworfenheit aufrührte, so bey uns der wohlselige Verfasser des Barth mit der eisernen Stirn und des literarischen Wochenblatts. Wie jener schadenfrohe Marat in der allgemeinen Verwirrung frohlockte und spottend Oel ins Feuer goß, so bey uns der rühmlichst bekannte Kriegszeitungsschreiber. Sogar an einem Robespierre scheint es uns nicht zu fehlen, wenn es nicht etwa zu gewagt ist, mit seinem kalten und systematischen Fanatismus, der mitten in allgemeiner Zerstörung und Auflösung ein neues hierarchisches Gebäude aufführen wollte, die kritischen Bestrebungen einer sehr loyalen Philosophie zu vergleichen. Allein so wenig sich dort die lebenslustigen Franzosen in das Joch eines eiskalten Moralsystems schmiegen ließen, so wenig scheint der viel-, ja allseitige Deutsche den einförmigen Schematismus eines philosophischen Systems zu vertragen. Daher sehn Sie, wie in Frankreich endlich alle revolutionäre Energie in elenden Salonsintriguen, in Bestechungen, in Verkäuflichkeit der Personen und Grundsätze, und im Kipper und Wipper der Spätlinge unter dem Direktorium endete, und wie auf ganz ähnliche Weise jezt auch in Deutschland die kritische Literatur fast nur noch von dem Eigennutz der Buchhändler und Autoren beherrscht

Digitized by Google

wird, auf den unter zehn Rezensionen immer wenigstens neun reduzirt werden können. Besoldete Lobhudler, Klienten, Freunde, Parteygenossen loben; Konkurrenten, privilegirte Witzbolde und persönliche Feinde tadeln. Um den Inhalt eines Buchs handelt es sich selten, nur um die Person des Verfassers, des Verlegers, und der Inhalt muß entgelten, was diese verschuldet. Grundsätze dienen nur zum Vorwand; man stellt sie auf und läugnet sie ab, wie es der persönliche Nutzen mit sich bringt.

B. Es liegt sehr viel Wahres in dieser sonderbaren Apostrophe. Und wenn sie wahr ist, sollten wir uns alsdann nicht vielleicht auf einen kritischen Napoleon Hoffnung machen dürfen, der, wenn auch immer Egoist, jene zahllosen kleinen Egoismen in einen einzigen riesenhaften Egoismus zusammenfassend, uns wenigstens eine erhabenere Erscheinung darbieten würde, als es die kleinen Geister vermögen, die sich jezt in einem Zustande zu befinden scheinen, wie die Franzosen im Jahr 1795?

A. Dies zu hoffen, streitet gegen meine wenigstens in Bezug auf Literatur streng republikanische Gesinnung. Es zu fürchten hab ich indeß keine Ursach, denn große Geister werden oft erst dann erkannt, wenn sie vorüber sind, und lassen sich nie vorausbestimmen. Ueberdies dürfte die Kritik nicht die Laufbahn seyn, auf der ein großer Geist, gesezt, er fände sich, sein Glück machen könnte. Ich gebe zu, daß unser gegenwärtiger literarischer Zustand gerade von der Art ist, wie er sich für die neue Erscheinung eines großen Geistes, eines Sternes der ersten Größe schickt. Man sieht sich schon darnach um, ohne zu wissen, was man eigentlich sucht. Man bereitet ihm schon den Thron, wie er dem Kaiser der Franzosen bereitet wurde, bevor dieser noch aus dem Dunkel hervortrat. Es sind lauter kleine Menschen da, die nur auf einen großen zu warten scheinen, und die in nichtswürdigen Ränken wechselseitig sich entehrend aus verderbten Republikanern sehr leicht unterwürfige Lakayen eines neuen Diktators zu werden versprechen. Allein ein so mächtiger Geist dürfte kein Kritiker seyn, müßte die Kritik zu beseitigen wissen, sie entwaffnen und zum Schweigen bringen, wie Napoleon seine sogenannten Ideologen zu unterdrücken wußte. Die Freyheit der Kritik kann bey der geistigen Diktatur nicht bestehen, und wenn die Kritik nicht frey ist, kann sie sich auch nicht läutern und bessern. Ein großer Geist vermöchte vielleicht unsere kritischen Probleme eine Zeitlang unsern Augen zu entrücken, doch sie zu lösen vermag nur die Masse der Nation im Fortschritt ihrer Kultur, so wie auch Napoleon die Frage der französischen Revolution nur abgeschnitten hat, und die Nation jezt damit beschäftigt ist, sie auf eine immer besonnenere und genügendere Weise zu beantworten. Lassen Sie also immerhin eine Ueberraschung, wie die Napoleonische, eintreten, Ein Mann wird doch nie im Stande seyn, die Aufgabe zu lösen, die, von rein republikanischer Natur, auch nur von der Gesellschaft im Ganzen gelöst werden kann.

B. Somit schieben Sie die Sache auf die lange Bank der folgenden Jahrhunderte. Somit wäre für die Kritik in Deutschland kein näheres Heil zu erwarten, als auf dem schleichenden Wege einer allgemeinen Aufklärung, die eben durch die schlechte Kritik immer gehemmt, wo nicht gar unmöglich gemacht werden wird. Sie wollen die Kinder einer schlechten Erziehung überlassen, und hoffen, diese verwahrlosten Kinder werden die Erziehung verbessern.

A. Wer wollte verzweifeln? Gerade wenn die heilsame Krisis eintritt, sollen wir über den augenblicklich erhöhten Schmerz uns hinwegsetzen und nur die guten Folgen im Auge haben. Die Menschen haben im Allgemeinen physisch und geistig eine sehr gesunde Konstitution, und die heftigsten Krankheiten wie der wildeste Wahnsinn sind noch immer von ihnen glücklich überstanden worden.

B. Man soll aber diese gesunde Natur nicht wissentlich vernachläßigen, man soll ihr nachhelfen, so viel man kann. Es ist mir unmöglich, unserm kritischen Unwesen ruhig zuzusehn.

A. Arzneyen helfen hier nichts, und sind Sie denn auch endlich überzeugt, daß Ihr eigner Geist von der Krankheit des Jahrhunderts unangesteckt geblieben ist? Der Eifer wenigstens, mit welchem Sie überall gern Ihre Meynung geltend machen möchten, enthält eine leise Schattirung jenes allgemeinen Egoismus, den Sie an Andern tadeln. Ich tadle Sie darum nicht, so wie ich auch jene Andern nicht tadle. Ich halte dieses bey den Besten wie bey den Schlimmsten jezt vorherrschende Lehren und nicht Lernen wollen für unvermeidlich, für einen nothwendigen Uebergang im geistigen Leben, für die allgemeine chronische Krankheit unsrer Generation, die indeß in Bezug auf die Menschheit im Ganzen doch nur akut ist.

B. Wenn ich mich auch in gewissen Punkten täuschen sollte, — wer täuscht sich nicht? — immerhin ist, was ich will, augenfällig besser, als was so viele Andere wollen, und ich verdiene Dank, indem ich diesen Willen geltend mache.

A. Sie thun wohl daran. Nur müssen Sie sich gefallen lassen, nichts damit auszurichten und einen Dank nur zu verdienen, den Ihnen doch Niemand abtragen wird. Sie halten ja die Beweise noch in Händen. Spiegeln Sie sich in diesen Rezensionen! Was hat Ihr Buch genüzt? Höchstens kann die Aufnahme, die es im guten wie im schlimmen Sinne gefunden hat, Ihnen selbst in so weit nützen, als Sie die völlige Nutzlosigkeit des Predigens und Belehrens in einer Zeit einsehn, wo alles spricht und keiner hören will. Man wird Ihr Buch verstehn und würdigen, wenn es nicht mehr wird nützen

Digitized by Google

können, wenn die Menschen von selbst werden vernünftiger geworden seyn. So lange es nützen könnte, nuzt es nichts, weil es nicht verstanden wird oder böse Leidenschaften dagegen sich waffnen.

B. Wie in aller Welt sollen denn aber die Menschen von selber vernünftig werden? Bedarf es dazu nicht der Erziehung, der Predigten und Belehrungen?

A. Nein. Dieser Meynung bin ich nicht. Die Menschen erziehn sich immer und überall nur selbst. Die Geschichte unserer Literatur bestätigt dies unwidersprechlich. Die vorige Generation von Autoren und Büchern hat uns gewiß eine sehr gute Erziehung gegeben, und doch ist die jetzige Generation um so viel schlechter gerathen. Wir erziehn unsere Nachkommen schlecht, und ich möchte darauf wetten, daß sie uns übertreffen werden. Denken sie an noch frühere Zeiten zurück. Wer hätte die Lessinge, Wielande, Goethe fünfzig Jahre früher erwarten können? Wer hätte im umgekehrten Sinn nach den alten Griechen die Alexandriner und Byzantiner prophezeiht? Fast immer ist aus den Zöglingen vortrefflicher Schulen nichts geworden, und nur der Zustand allgemeiner Verwilderung führte zu höherer Kultur und gebar die Genies.

B. So muß ich bedauern, in einer Zeit zu leben, die herabsteigt zur Verwilderung, und die Enkel glücklich preisen, die vielleicht endlich wieder hinaufsteigen werden.

A. Tacitus, der den Verfall seines Volkes schilderte, ist nicht minder ehrwürdig, als Herodot, der das Aufblühen des seinigen beschrieb. Hüten Sie sich vor dem Egoismus! Es ist nicht nothwendig, daß die Zeit unsern Wünschen gerecht sey, wir müssen ihren Wünschen, ihren strengen Forderungen gerecht seyn. Wollen wir der unermeßlichen Welt, der unendlichen Geschichte zumuthen, sich in unsern engen Sinn zu fügen? Nein, wir müssen im Sinn der Welt und der Geschichte im Großen zu leben trachten. Wir müssen uns so innig in den Sinn des Ganzen hineindenken, daß es uns gleichgültig wird, ob wir an den ersten oder lezten Ring der großen Kette gebunden sind. Wie schnell verrinnt der Augenblick, er sey in Genüssen oder Gefahren, leicht oder schwierig erlebt! Der Triumph, dem wir uns in glücklichen Zeiten überlassen, ist so eitel als es die Klagen sind im Unglück. Ich stehe der Schande meiner Zeitgenossen nicht näher, als der Ehre der Vorfahren oder Nachkommen. Steigend oder fallend theilen wir alle nur die Eine große Bewegung, die durch die ganze Geschichte geht. Alle sind wir Wellen Eines Stroms. Diese Wahrheit kann uns in jedem Falle trösten und uns zugleich von der Eitelkeit heilen, die in jedem Augenblick eine allgemeine Weltverbesserung herbeyführen möchte. Glauben Sie ja nicht, das Schlechte ausrotten, oder nur überspringen zu können. Alles Schlechte muß sich ausleben. Wenn es auch unterdrückt wird, kommt es immer wieder zum Vorschein. Es muß sich zu Tode leben, es kann nur an seiner völligen Entäußerung sterben. Alles Schlechte hat seine bestimmte Stunde, seine Jahrszeit, die es erfüllen muß und mit der es endet. Aber so gewiß jedes Schlechte einmal seine Zeit findet, so gewiß findet auch jedes Gute seine Ewigkeit. Lassen Sie sich also nur, ohne zu murren, diese schlechte Zeit gefallen, und seyn Sie selber gut, so werden Sie obwohl in ihr, doch zugleich über ihr stehn.

W. M.

Neugriechische Literatur.

Die Wichtigkeit des Studiums der neugriechischen Sprache wird von Tage zu Tage größer. Als einzige Tochter oder vielmehr nur eine Modifikation der altgriechischen Sprache, welche noch die Grundlage der gelehrten Bildung ausmacht, nothwendig zum Verständniß derselben und besonders zum Verständniß der zahlreichen griechischen Schriftsteller des Mittelalters, als Mundart ausgezeichneter neuerer Dichter und einiger trefflichen Prosaiker verdiente sie schon, so sehr als irgend eine andere Sprache, die Aufmerksamkeit des Philologen und der Literaturfreunde. Das Eintreten Griechenlands in die Zahl der selbstständigen europäischen Staaten gibt diesem Studium einen neuen Werth. Mit besonderer Vorliebe wird es in Frankreich betrieben, wo seit langer Zeit der würdige Corai lebt, wo Hase als Professor des Neugriechischen angestellt ist, und wo bereits in mehreren öffentlichen Schulen und in Privatanstalten diese Sprache gelehrt wird.

Von den neuesten in Paris erschienenen Schriften, welche das Neugriechische betreffen, verdienen drey besonders allgemein bekannt zu seyn. Unter dem Titel Atakta hat Corai (bey Didot. 1828. 14 Franken) den ersten Band vermischten Schriften und Bemerkungen herausgegeben, die er an die Erklärung eines Dichters, Namens Prodromos, anschließt. Corai's Anmerkungen sind um so mehr die Hauptsache in diesem Werke, als Prodromos selbst kaum die Ehre des Drucks verdient hätte. Wie d'Orville den Namen Chariton berühmt machte, so macht H. Corai dem Prodromos einen Namen. Natürlich sind in der vorliegenden Schrift, wie in allen Werken Corai's nützliche politische Winke für die Griechen enthalten; das Nützliche ist nie dem Gelehrten so verschmolzen, daß am Ende (was ziemlich

Digitized by Google

seiten) die politischen Leser dadurch gelehrt, und die gelehrten Leser dadurch zu Politikern werden können.

Ein junger anonymer Gelehrter, mit andern Worten: Hr. Berger, ein Schüler des verdienstvollen Hellenisten Hase, hat, ebenfalls 1828, bey Dondey-Dupré, eine Flugschrift über die Aussprache des Neugriechischen herausgegeben, und sich darin zu den wichtigsten Betrachtungen über die Aussprache des Altgriechischen erhoben. Es kann nicht der Zweck unsrer Blätter seyn, zu untersuchen, ob die alten Griechen ihre Vokale so aussprachen, wie es dem Erasmus festzusetzen beliebte, der übrigens seine eigenen Vorschriften nicht befolgte; in jene vielbesprochene Frage über den Itazismus einzugehen, worauf der humoristische Göttinger Professor das To be or not to be anwandte; aber so viel dürfen wir bemerken: wenn alle Völker das Altgriechische so aussprechen, wie es die Neugriechen thun, so verstehen sie einander beym Lesen, und sollte (was sich leicht widerlegen ließe) die neugriechische Aussprache die minder richtige seyn, so wäre doch durch jene Gleichartigkeit des Lesens ein großer praktischer Vortheil erlangt. Das französische Ministerium nahm auf den Rath sachkundiger Männer Bergers Schrift mit Wohlgefallen auf; auch sagt man, sie werde der Universität anempfohlen werden; jedenfalls kann ihr der Beyfall deutscher Gelehrten nicht fehlen, denn man findet darin das Gepräge jener Gründlichkeit, zu welcher Prof. Hase in seinen Vorlesungen den Weg zeigt.

Ein anderer Schüler desselben Gelehrten, Namens Wladimir Brunel, ebenderselbe, welcher für die Niebuhrschen Byzantiner pariser Handschriften vergleicht, hatte den glücklichen Gedanken, die Maximes et reflexions von Larochefoucauld ins Neugriechische zu übersetzen. Bey Firmin Didot ist so eben diese Uebersetzung sammt dem französischen und einem englischen Texte erschienen; die Arbeit ist nicht blos für Franzosen, Engländer und diejenigen, welche die Sprachen dieser beyden Völker kennen und das Neugriechische lernen wollen, angenehm, sondern auch für Neugriechen, welche bekanntlich noch an Büchermangel leiden. Ein kenntnißreicher Mann, Theocharopulo aus Patras, hat die Uebersetzung durchgesehen; sie ist genau, ohne knechtisch zu seyn, und es zeigt sich darin das Bestreben, das Neugriechische von dem Ballast occidentaler und orientalischer Wörter zu befreyen, es möglichst ohne Zwang zur ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Larochefoucauld ist bekanntlich einer der ausgezeichnetsten französischen Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts; Voltaire's Urtheil über denselben lautet wie folgt: „Eins der Werke, welche am meisten „beytrugen, den Geschmack der Nation zu bilden, „und ihr Sinn für Richtigkeit und Präcision zu geben, „war die kleine Sammlung der Grundsätze von „François, Herzog Larochefoucauld. Wiewohl „fast nur eine einzige Wahrheit in diesem Buche ist, „nämlich, daß die Eigenliebe die Triebfeder „von Allem sey, so zeigt sich doch dieser Gedanke unter so mannichfaltigen Gesichtspunkten, daß er beynahe „immer sinnreich erscheint: es ist nicht sowohl ein Buch, „als Materialien zu einem Buche. Man las eifrig diese „kleine Sammlung; sie gewöhnte ans Denken und die „Gedanken in eine lebhafte, bündige und zarte Wendung „einzuschließen. Dies war ein Verdienst, welches Niemand vor ihm, seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften gehabt hatte.“ (Siècle de Louis XIV., chap. 32. des beaux-arts.)

Es ist, dünkt mich, noch nirgends bemerkt worden, aber darum nicht minder gewiß, daß sich in Frankreich mit wahrem Eifer, mit Takt und Gründlichkeit eine neue philologische Schule erhebt, welche unsere deutschen Muster, Männer wie August Böckh, Friedrich Creuzer, zum Vorbilde genommen hat, und welcher schon einzelne Männer, wie Letronne, vorangeeilt sind. Dieser Schule stehen aber, mehr als in irgend einer deutschen Stadt, reichliche Schätze von Handschriften und den seltensten Quellen zu Gebote. Sie entwickelt sich besonders unter Leitung unseres Landsmanns Hase, dessen Name, wenn es sich um die Fortschritte der französischen Gelehrsamkeit handelt, nicht oft genug wiederholt werden kann. Einer seiner trefflichsten Schüler, dem die deutschen Hülfsmittel so bekannt sind als die französischen, Herr von Sabune, beschenkt uns nächstens mit einer Ausgabe der inedirten Schriften Georgs von Cypern, der genannte Herr Berger gibt die bisher unbekannten Briefe eines byzantinischen Kaisers heraus; unter den andern Mitschülern, etwa dreyßig an der Zahl, ist vielleicht nicht einer, der nicht einen Schriftsteller des etwas zu viel herabgesetzten griechischen Mittelalters zum Drucke fördern wird.

Schließlich wiederhole ich den Wunsch, der sich schon aus obigem ergibt, daß in Deutschland das Studium des Altgriechischen, mehr als bisher geschah, mit dem des Neugriechischen verbunden werde; daß die Aussprache sich an die übrigens richtigere Art des Neugriechischen anschließe; daß die nützliche Arbeit Brunel's bey uns Eingang finde, und daß auch auf unsern Universitäten der neugriechischen Sprache dieselbe Ehre zu Theil werde, welche man den andern Mundarten des civilisirten Europas angedeihen läßt; mit einem Worte, daß man das Beyspiel, welches bereits der eben so gründliche als thätige Gelehrte Thiersch gegeben, würdige und benutze.

D.

Digitized by Google

N°. 3.

Literatur-Blatt.

Freitag, 9. Januar 1829.

Geschichte.

Kleine historische und philologische Schriften von B. G. Niebuhr, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Erste Sammlung. Mit einer Landcharte und Inschrifttafel. Bonn, bey Eduard Weber. 1828.

Wer mit uns die Ueberzeugung theilt, daß durch jede Mittheilung eines so hochgebildeten Gelehrten, wie Niebuhr ist, die Wissenschaft der Geschichte unmittelbar oder mittelbar gefördert wird, dem wird vorliegende Sammlung seiner historischen und philologischen Schriften höchst willkommen und geeignet erscheinen, uns eine Zeitlang darüber zu trösten, daß das Verlangen, mit welchem wir der verheißenen, baldigen Fortsetzung der umgearbeiteten römischen Geschichte entgegensehn, noch nicht befriedigt worden. Der größte Theil der hier vereinigten Aufsätze und Abhandlungen gehört zwar dem Gebiet der strengen Wissenschaft und Gelehrsamkeit an, einige derselben sind jedoch auch für jeden gebildeten Mann geschrieben. Hieher gehört sogleich das Leben Carsten Niebuhrs, welches die Sammlung eröffnet, in doppelter Hinsicht. Einmal sind die bedeutendsten Momente aus dem Leben jenes berühmten Reisenden im Orient an und für sich von hohem Interesse; dann aber sind dieselben in einer so weisen Auswahl des wahrhaft Charakterisirenden zusammengestellt und in einem so edlen, würdigen Ton vorgetragen, daß wir dadurch gewiß durch keine willkührliche Ideenassociation an Tacitus und dessen Leben des Agricola erinnert worden sind. Wer weiß, ob nicht dem Verfasser selbst dieses kleine Tacitus'sche Meisterwerk, wohl ohne sich dessen bestimmt bewußt zu seyn, als Muster vorgeschwebt hat? Dies wäre, der Sache nach, so natürlich, daß hiemit keineswegs von gewöhnlicher Nachahmung die Rede seyn kann. Denn obwohl Zeiten und Verhältnisse, so wie Selbst- und Charaktereigenthümlichkeit, die hier zu schildern waren, einerseits unendlich viele Verschiedenheiten im Verhältniß zu denen darboten, wovon Tacitus im Agricola zu erzählen hatte, so läßt sich doch anderseits nicht verkennen, daß hier wie dort ein Mann von ächtem Schrot und Korn uns vorgeführt wird, der Geist und Charakter von entschiedner Eigenthümlichkeit besessen und diese unter mannichfaltigen, bedeutenden, schwierigen Verhältnissen und Umständen behauptet hat, ein Mann, dessen Leben und Thätigkeit vorzüglich allgemeinen, höheren Interessen, dem Staat, der menschlichen Gesellschaft gewidmet war, dem Pflicht, Ehre und Recht als unverrückbare Lebenspole galten, der für sie jeder Aufopferung sich mit Freudigkeit unterzog. Es kann überdies den Zeitgenossen nicht gleichgültig seyn, bey dieser Gelegenheit auch einige Notizen über die ersten wissenschaftlichen Anregungen zu vernehmen, welche der Verfasser von diesem ausgezeichneten Manne, seinem Vater, bekommen hat, der ihn gern als seinen Nachfolger in orientalischen Reisen gesehen hätte. Wir können es uns nicht versagen, einiges hierauf Bezügliche mitzutheilen. — Vom Vater erhielt Niebuhr den ersten Unterricht in Geographie und Geschichte, im Englischen und Französischen, im Lateinischen und Arabischen, wie in der Mathematik. Doch war dieser Unterricht mehr praktischer, anregender, als grammatischer, streng schulmäßiger Art. Nur im Arabischen und in der Mathematik wollte derselbe nicht so gelingen, als der Vater gewünscht hätte; im Arabischen nicht, weil er den Mangel an grammatischer Methode nicht mehr durch die ihm sonst eigne Fertigkeit im Sprechen ersetzen konnte; in der Mathematik nicht, weil der Sohn nicht so viel Lust und Trieb dazu zeigte, als der Vater erwartet hatte. „Ich erinnere mich sehr lebhaft, erzählt Niebuhr, mancher Erzählungen vom Weltgebäude und vom Orient aus den Kinderjahren, wenn er den Knaben besonders Abends vor dem Schlafengehen auf den Knieen hielt, und ihn damit, statt mit Mährchen, speiste. Die Geschichte Mohammeds, der ersten Chalifen, namentlich Omars und Alis, für die er die tiefste Verehrung hatte, die der Eroberungen und Ausbreitung des Islam, die der Tugenden der damaligen Heroen des neuen Glaubens, die Geschichte der Türken, prägten sich mir früh und mit höchst anmuthigen Farben ein.“ Da Niebuhrs Vater auf seinen Reisen eine aus-

Digitized by Google

gezeichnete Zuneigung zu den Engländern gewonnen hatte, die er sein Leben lang bewahrte, so bediente er sich vieler englischer Lehrbücher, gab dem Sohne viele englische Werke, ja schon früh und regelmäßig englische Zeitungen in die Hände, was auf diesen für sein reiferes Leben nicht ohne Einfluß geblieben ist. „Mit der größten Nachsicht und Theilnahme ging er, wie Niebuhr noch hinzufügt, in die halb altklugen, halb kindischen Gedanken des Knaben ein, baute mit ihm seine Luftschlösser aus, unterredete sich mit ihm über Alles, was die Zeit herbeyführte, gab ihm von Allem, was zur Rede kam, Begriffe und Anschauungen; so von der Fortifikation, indem er mich unter seinen Augen, Bücher und Risse zur Hand, Polygone abstecken, ausmessen und ausgraben ließ.“ Wir haben diese Notizen zum Theil deswegen angeführt, weil sie erinnern können, welcher Einfluß Vätern auf Ausbildung ihrer Kinder vergönnt ist, wenn sie es nicht verschmähen, sich derselben mit Ernst, Einsicht und Liebe persönlich anzunehmen. Und es muß desfalls noch bemerkt werden, daß Niebuhrs Vater keineswegs ein geschäftloser Mann gewesen sey, der seine ganze Zeit seinen Kindern hätte widmen können.

Auf diese Biographie folgt die Einleitung zur römischen Geschichte, wie sie Niebuhr bey Eröffnung seiner Vorlesungen darüber im Oktober 1810 vorgetragen hatte und die allerdings besonders abgedruckt zu werden verdiente, weil sie vieles, das römische Leben und Wesen im Allgemeinen Charakterisirende enthält, was nicht in die Einleitung des Geschichtswerkes selbst übergegangen ist. Von den sich dieser Einleitung anschließenden, sechs Abhandlungen, welche in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelesen worden, erwähnen wir nur zwey: die über die Geographie Herodots und eine andere, worin Untersuchungen über die Geschichte der Skythen, Geten und Sarmaten enthalten sind. Jene ist schon deswegen merkwürdig, weil sie sich an Vossens „Geographie des Homer“ anschließt und zur Geschichte der geographischen Kenntnisse ein äußerst schätzbarer Beytrag ist; diese aber erledigt eine Frage, die noch immer bey der Urgeschichte Deutschlands aufgeworfen wird, in wiefern etwa unter den Skythen unsere Vorfahren gedacht werden könnten, auf das Evidenteste dahin, daß die wahrhaften Skythen gar nichts mit Germanen und eben so wenig mit Kelten gemein gehabt hätten, sondern offenbare Mongolen ihrer Zeit gewesen seyen. Den Schluß dieser ersten Sammlung machen noch sechs andere Aufsätze verschiedenen Inhalts, von denen der „Abriß der Geschichte des Wachsthums und Verfalls der alten und der Wiederherstellung der neuen Stadt Rom“ auch von Nichtgelehrten gern gelesen werden dürfte. Es ist in demselben von der ewigen Stadt im eigentlichen Sinne, von örtlicher Anlage, Größe, Erweiterung ꝛc. derselben die Rede. Endlich erwähnen wir noch einer Nachschrift zu einem Aufsatz über Xenophons Hellenika, in welcher sich Niebuhr genöthigt sieht, einen Ausspruch, den er in diesem früher, im rheinischen Museum schon erschienenen Aufsatz über Platon gethan, zu rechtfertigen. Er hatte dort mit Fug und Recht, aber ohne es in dem Zusammenhange erörtern zu können, geäußert, daß Platon kein guter Bürger sey, indem derselbe nie genug die athenienſische Demokratie, der er angehörte, herabzusetzen gewußt habe, da es vielmehr seine Pflicht gewesen wäre, derselben, so viel er vermocht hätte, aufzuhelfen. Darüber hat sich ein enthusiastischer Verehrer Platons, Deibrück, der noch heute von Platons Philosophie eine Regeneration erwartet, da sie doch zu ihrer Zeit Nichts auszurichten vermochte, aufs äußerste ereifert, und eine Vertheidigung Platons ergehen lassen, in der er Niebuhrn mit einer Erbitterung angreift, als ob er die Türken aus Europa zu vertreiben habe. Dabey geht der sonst so gewissenhafte Mann so weit, daß er sogar die unredlichsten dialektischen Kniffe nicht verschmäht, um alles Gehässige auf Niebuhr zu wälzen. Wenn man dergleichen erfährt, so erinnert man sich plötzlich der Worte, die einst Wieland Jacobi'n zurief: resistite diabolo. d. h. hütet Euch vor dem (falschen) Enthusiasmus! Es ist aber für uns Deutsche leider charakteristisch, daß wir uns allerdings gern einem falschen Enthusiasmus für ästhetische, antiquarische, historische, philosophische Persönlichkeiten überlassen und darüber blind und taub gegen die Wahrheit werden; und, indem wir uns in der Anerkennung gewisser Vorzüglichkeiten übernehmen, weder Sinn noch Kraft behalten, damit verbundene Mängel zu bemerken und Gerechtigkeit auch gegen anderes, in seiner Art gleichfalls Vortreffliches, zu üben. Vor diesem falschen Enthusiasmus, vor dieser unglücklichen Befangenheit des Geistes, deren Opfer leicht die edleren Gemüther werden, nimmt hier auch Niebuhr Gelegenheit zu warnen, und mit gerechter Indignation erhebt er sich unter andern gegen die, welche die edle Nation der Griechen, besonders aber die Athenienser unnöthiger Weise deswegen geschmäht, ja für nichtswürdig erklärt haben, weil sie sich nicht scheuten, Staatsmänner, denen sie viel verdankten, sobald sie ihnen gegen das Wohl des Staates gehandelt zu haben schienen, zu bestrafen. Niebuhr schließt seine Apologie der Athenienser also:

„Die Väter und Brüder der tausend Bürger, welche bey Chäronea als Freye gefallen waren, die in der Grabschrift freudig bezeugten, daß sie ihren Beschluß nicht bereuten: — den Ausgang entschieden die Götter, der Entschluß sey des Menschen Ruhm; die dem Redner, auf dessen Rath der unglückliche Krieg zuerst unternommen worden war, eine goldne Krone ertheilten, ohne zu fragen, ob der Sieger darüber grolle; das Volk, welches, da Alexander von Thebens Schuld her die Auslieferung der Patrioten forderte, sie verweigerte, und ihn

Digitized by Google

lieber vor ihren Mauern erwartete: welches, während die Furchtsamen und Schmeichler tagtäglich warnten, den Feind nicht zu reizen, Bürger zum Tode verurtheilte, welche Sklaven gekauft, die durch Eroberung griechischer, Athen feindselig gewesener Städte in der Macedonier Gewalt gekommen waren; das Volk, dessen Arme, überwiegend in der Versammlung, der Spende entsagten, die allein ihnen an einigen Festtagen den Luxus von Fleischspeisen schenkte, da sie sonst das ganze Jahr nur Oliven, Kräuter und Zwiebeln, mit trockenem Brod und gesalzenem Fisch assen; die dies Opfer brachten, damit für die Ehre des Vaterlandes gerüstet werde: das Volk hat mein ganzes Herz und meine tiefe Ehrfurcht."

W. B. M.

Dichtkunst.

Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte, bearbeitet von Friedrich Rückert. Frankfurt am Mayn 1828.

Diese schöne indische Sage ist eigentlich eine Episode aus dem großen epischen Gedicht Mahabharata, und schon früher zweymal, von Bopp und von Kosegarten, ins Deutsche übersezt worden. Herr Dr. Rückert hat sie hier zum dritten Mal weniger übersezt, als frey bearbeitet, indem er beabsichtete, durch Ausscheidung alles Fremdartigen, das blos für den Alterthumsforscher interessant seyn kann, und durch Einkleidung in deutsche Versformen dieselbe völlig der deutschen Literatur einzuverleiben.

Die Sage selbst ist folgende. König Nal, der schönste Mann in Indien, liebt die Tochter des König Bima, Damajanti, das schönste Mädchen in Indien. Als er aber um sie freyen will, tragen ihm die vier Götter der Elemente auf, sie vielmehr für einen von ihnen zu freyen. Er erfüllt demüthig der Götter Befehl, Damajanti aber läßt den Göttern sagen, sie würde dennoch keinen Gott, sondern Nal wählen. Das gefällt den Göttern, und sie statten Nal mit ihren Gaben aus. Als sie aber von der Hochzeit heimkehren, begegnet ihnen Kali, der böse Gott, der sich sehr über ihre Gutmüthigkeit ärgert. Als nun Nal einmal vergißt, vor Schlafengehen sich zu waschen, und dadurch unrein wird, schleicht sich Kali, der nur bey Unreinen wohnen kann, in seinen Busen ein, und verwirrt ihm dergestalt die Sinne, daß er zu allem Bösen geneigt wird. Insbesondere wirft er sich auf das Würfelspiel, und Kali bringt es dahin, daß er zulezt sein ganzes Reich an seinen Bruder Pushkara verspielt. Der böse Bruder treibt ihn nackt und blos in die Wälder, nur Damajanti folgt ihm treu. Aber Kali ruht noch nicht, denn als Damajanti entschlafen ist, treibt er Nal, sie treulos zu verlassen. Die arme Königin irrt nun lange in den Wäldern umher und klagt ihre Noth den Bäumen und Bergen, bis sie zulezt von einer fremden Königin aufgenommen wird und von da zu ihrem Vater zurückkehrt. Nal irrt ebenfalls umher und kommt zum Schlangenkönig Karkotakah. Dieser verlangt von ihm, er soll eine Feuerprobe bestehn, und Nal stellt sich wirklich unerschrocken in die Flammen. Da befreyt ihn der Schlangenkönig aus seiner Gestalt, die mit Kali in den Flammen zurückbleibt, und gibt ihm eine schlechte Knechtgestalt, in der er bleiben soll, bis er Damajanti wiedergefunden haben wird. Als Knecht kommt Nal zu dem König Ritupern, und mit ihm an Bimas Hof, wo Damajanti eine neue Gattenwahl ausgeschrieben hat, in der Hoffnung, Nal werde sich dabey einfinden. Unterwegs begegnet er Kali, den er auf sein dringendes Flehen aus den Flammen erlöst, doch ohne noch selbst seine alte Gestalt wieder zu erlangen. Erst als er Damajanti wieder findet, wird er auch wieder der Alte. Als Ritupern ihn entläßt, vertauschen beyde ihre Kenntnisse. Nal lehrt ihn die Wagenlenkerkunst, und lernt dagegen von ihm die Würfelspielkunst. Darauf begibt er sich zu seinem Bruder, spielt mit ihm und gewinnt ihm wieder sein Reich ab, so daß alles fröhlich endet.

Diese Sage hat allerdings so viel Aehnlichkeit mit altdeutschen Volkssagen, namentlich mit der Historie von der schönen Magellona, daß sie unschwer unsrer Literatur angeeignet werden kann. Zugleich ist sie in der Sprache sehr poetisch, lebhaft kolorirt, bilderreich, wie alles Orientalische, und der Herausgeber, der selbst ein ausgezeichneter Dichter ist, hat in seiner Uebertragung jede Schönheit hervorzuheben gewußt. Mit großem Glück hat er den epischen Vers gewählt, in welchem die altschwäbischen Dichter ausländische Heldengedichte zu übertragen pflegten, z. B. Tristan und Parcifal; und es braucht nicht erst erwähnt zu werden, welche Meisterschaft Friedrich Rückert in Behandlung der metrischen Formen besizt, da sie allgemein bekannt ist. Doch ist es nicht minder bekannt, daß ihn eben diese Virtuosität zu einem Fehler verleitet hat, der ihm zur andern Natur geworden zu seyn scheint und auch wieder in diesem Gedicht grell hervortritt. Er gefällt sich nämlich viel zu sehr in geschraubten Reimkünsteleyen, in schwierigen Kompositionen, in Wortungeheuern und dergleichen. Wir heben einige hervor:

Du Gliederzartwuchsrichtige,
Vollmondsangesichtige,
Erwidrigaugenbrauenbogige,
Sanftlächelnbredewogige. S. 80.

Digitized by Google

Geschmückt mit Düfteränzegepränge
Und Glanzedelsteinohrengehängen. S. 33.

Hier aber den gipfelgeschmückten
Hauptbimmelauentrücken,
Blütengebüschumkränzten
Sonnenstrahlenbeglänzten (Berg). S. 88.

Der fromme, gottgeweiht-beglückte,
Göttertönigsglanzgeschmückte,
Feindesburgenkampferstürmer. S. 96.

Dem Blütengesprossgetrönten
Waldvogelgesangdurchtönten. S. 101.

Ihr der also schmerzergossnen
Gattensehnsuchtsthränenumflossnen. S. 123.

So lange wir die chinesische Schrift nicht unter uns einführen, in der ein einziger Buchstabe durch viele kleine Zusätze fähig wird einen langen Satz auszudrücken, sollten wir uns auch solcher

Gliederunzertrennlichkeiten
Vielköpfigsprachmassangesichtigen
Gewölbtchinamauerbogigen
Schwerathmendrebewogigen

Wörter enthalten; oder man kann mit Recht dem Freund der orientalischen Literatur vorwerfen, was man einst an dem Freunde der antiken, an Voß tadeln mußte, Uebertreibung, Mißbrauch der allzugefälligen deutschen Muttersprache, und Hintansetzung der Sprachseele hinter den Sprachleib.

Französische Literatur.

Der französische Vicekonsul zu London, César Moreau, gegenwärtig in Paris, um zum Unterrichte des Herzogs von Bordeaux beyzutragen, bereichert so eben die statistische Literatur mit drey Schriften. Das Examen comparatif du commerce de la France ist eine in Ziffern nachgewiesene Vergleichung des französischen Handels vor der Revolution und nach der Restauration. Eine andere Schrift untersucht die Ausdehnung, Bevölkerung, Einkünfte, Ausgaben, Schulden, Handel, Schifffahrt Frankreichs i. J. 1787; eine dritte den Handel Großbritanniens in den merkwürdigsten Perioden des siebenzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, alles nach officiellen Urkunden. Derselbe Statistiker hat sich durch seine Werke über den brittischen Handel im Allgemeinen, über den der ostindischen Gesellschaft, insbesondere über den Seidenhandel, über den brittischen Gewerbsfleiß, die königliche und Handels-Marine, die Finanzen, so wie durch sein neueres Werk über Irland ein Verdienst erworben, das ich um so eher hervorhebe, als viele französische Blätter, die von den Schriftstellern nicht blos Fakta, sondern die Reflexion ganz fertig verlangen, die Schriften Moreau's mit Stillschweigen übergangen haben. Auf Kosten der französischen Regierung bereitet derselbe gegenwärtig die Statistik aller bekannten Länder vor; sechs Sekretäre sind beschäftigt, aus den Werken die Thatsachen auszuziehen, welche Moreau ordnet. Die französischen Archive sind ihm zu diesem Zwecke geöffnet, so wie demselben auch die englischen offen standen, und noch niemals ist in Frankreich eine so umfassende statistische Arbeit vorgenommen worden als die, an deren Spitze César Moreau steht.

Der Statistiker Balbi beschenkte vor wenigen Tagen das Publikum mit einer neuen Tabelle: Vergleichung Frankreichs mit andern Ländern, die als Supplement zu seiner gründlichen Balance du Globe angesehen werden kann.

Das wissenschaftliche Streben, welches sich seit Kurzem in Frankreich zeigt, macht überraschende Fortschritte. Sogar den Handel zieht es in sein Gebiet. Die Reden einer Pariser Gesellschaft, welche für den Unterricht junger Kaufleute Sorge trägt, gehen seit Kurzem auf nichts Anderes aus, als den Handel im Lichte einer wirklichen Wissenschaft zu zeigen. Dies hat wenigstens das Gute, daß die wichtigen, den Handel betreffenden Fragen von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet werden als von dem des persönlichen Interesses, welches bisher die meisten Schriften über diesen Gegenstand diktirte. Insofern verdienen die Questions commerciales, par M. D. L. Rodet, Paris, Novembre 1828, Erwähnung. Der allgemeine Zweck des Buches ist, darzuthun, daß die Geschichte des Handels in gewissen Zeiträumen den Anblick von Umwälzungen gewährt, deren tiefes Studium dazu beytragen kann, den Bereich der politischen Wissenschaften zu vergrößern und die Fortschritte des Menschengeschlechts zu begünstigen. Insbesondere handelt das Buch vom ehemaligen und gegenwärtigen Handelssysteme Englands, den Cerealgesetzen, dem Schiffswesen, den Kolonialeinrichtungen, den Entrepots, den Handelsverhältnissen Englands mit Frankreich und Südamerika, von Handelsverboten und ähnlichen Gegenständen, welche auch in Deutschland eines ernsteren Studiums und tieferen zu einem Resultate führenden Nachdenkens würdig sind.

Digitized by Google

N°. 4.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 13. Januar 1829.

Unterhaltungsliteratur.

Die Begebenheiten des Hajji Baba von Ispahan. Aus dem Englischen des J. Morier. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen. 1829.

Wenn es wahr ist, daß ein Sittenroman, ein eigentliches Familiengemälde eines Volks nothwendig aus dem Schooße dieses Volks selbst hervorgegangen seyn muß, so konnten die schon länger bekannten und viel gelesenen Abentheuer Hajji Babas von Morier für keinen persischen Sittenroman gelten. Der geistreiche Verfasser hat in der Fortsetzung jener Abentheuer, die wir hier anzeigen, zu gut bewiesen, daß er weiß, wie wenig sich der Mensch seines Wesens entkleiden kann und auf welch' unerschütterlicher Basis die Pyramide der menschlichen Vorurtheile ruht, als daß er glauben sollte, ein langjähriger Aufenthalt in Persien habe ihn in Stand gesetzt, gleichsam die Seele eines Persers anzuziehen und einen persischen Don Quixote zu schreiben. Aber jenes frühere Werk ist dessen ungeachtet ein recht gutes Buch, weil es ein geistreiches Buch ist, und den persischen Nationalcharakter kann man immerhin so gut daraus studiren, wie Geschichte aus Walter Scott; beyde sind, jener durch eine fremde Civilisation, dieser meist durch Jahrhunderte von ihren Personen getrennt, und wenn der Leser bey Morier ruft: das sind Perser durch und durch, und bey Walter Scott: das ist Richard Löwenherz, oder König Jakob, wie er leibt und lebt, so ist das eine so wahr als das andere. War nun der Standpunkt, auf dem Morier in jenem frühern Roman stand, nicht geeignet, demselben vollkommene innere Wahrheit zu geben, so ist es ganz anders, wenn er seinen Perser mit einer Gesandschaft des Schachs nach England führt; hier ist der Verfasser auf seinem heimischen Boden, und der persische Charakter ist nur der Spiegel, in dem sich Altengland malt. Der Gedanke, Kinder einer fremden Sonne mit ihrem Glauben und ihren Vorurtheilen mit den Sitten und Vorurtheilen Europas in Konflikt zu bringen, ist ein sehr fruchtbarer, schon oft ausgeführter. Er wurde von Montesquieus Nachahmern auf die verschiedenste Weise mit mehr oder weniger Glück und Geist behandelt, und die lettres persanes erzeugten Briefe von Reisenden fast aller Nationen des Orients. In dieser Form ließ sich so bequem, direkt oder indirekt, tiefer oder seichter philosophiren. Man führte der Phantasie des Lesers die europäische Welt mit aller ihrer wahren oder vermeintlichen Thorheit vor, wie sie sich in den Augen eines Menschen ausnehmen sollte, dem unsere Sitte und Kultur völlig fremd ist. Da aber auch dieser Beobachter die Welt mit Befangenheit und Vorurtheil betrachtet, so muß man ihn in seinem Nationalcharakter denken und handeln lassen, d. h. man muß dem Roman durch möglichst treue Schilderung seiner Nationalität äußere Wahrheit geben. Dieses Gebot, das allerdings sehr schwer zu erfüllen ist, umging Montesquieu dadurch, daß er auf jene äußere Wahrheit fast ganz verzichtete, seinen Persern nur im Allgemeinsten, gleichsam zur Belustigung, die traditionelle orientalische Physiognomie gab, seine Hauptperson aber als rein menschlichen Charakter individualisirte und sie als ein fast über alles, nicht nur europäische Vorurtheil erhabenes Wesen über Göttliches und Menschliches philosophiren ließ; kurz, Usbek ist Montesquieu selbst. Seine Nachahmer aber suchten meistens, was ihnen an Geist und Philosophie gebrach, durch komische Kollisionen und Situationen zu ersetzen; sie hatten aber für die Sitten der Orientalen keine Quellen als die arabischen Mährchen und die Tagebücher der Reisenden, und so sind bey ihnen Opium statt Wein, Harem statt Chevalerie, Allah statt Gottes, der Turban statt des Hutes, und der Muezzin statt der Glocke eherner Zunge die einzigen Unterschiede des Asiaten vom Europäer.

Morier war glücklicher; er scheint die Perser so genau zu kennen, wie nur ein Europäer in Jahren ein fremdes Volk kennen lernen kann, und so gelang es ihm, mit einem guten Theil von Montesquieus Geist und mit dem seiner Nation eigenthümlichen Humor, nicht ein schiefes, einseitiges Gemälde, sondern ein geistreiches,

Digitized by Google

höchst ergötzliches Diorama englischer und persischer Sitten aufzustellen. Die sprechende Person, Hajji Baba, ist nicht Morier selbst, wie Usbek Montesquieu, sondern wir nehmen ihn willig für einen wahren, echten Perser; sich selbst führt dagegen der Verfasser als Mehmandar oder Gesandtschaftsdolmetscher auf, der zwischen Engländern und Persern den Mittelsmann macht, und häufig genug den Dienst der Baumwolle zwischen zwey Glasgefäßen versehen muß. Hajji Baba philosophirt natürlich nicht, oder doch blos auf seine Art; der Verfasser läßt — und dies gibt dem Buche seinen Hauptreiz — den Leser selbst das philosophische Facit ziehen. Wenn wir die Perser Theater, Parlament, Gesellschaften, Gastmahle, Arsenale und Werfte besuchen, und sich durch eine Menge lustiger und unangenehmer, jedoch durchaus nicht verwickelter Abentheuer durchschlagen sehen, so tritt uns in heiterem Gewande die ernste Wahrheit entgegen, daß so viele unserer Institutionen in Staat und Kirche, im bürgerlichen und häuslichen Leben, die uns auf die innerste Menschennatur gegründet, also völlig natürlich und vernunftgemäß erscheinen, in den Augen von Menschen lächerlich, abgeschmackt, ja schädlich seyn müssen, die deshalb um nichts weniger Menschen sind, weil ihnen als Geschöpfen eines fernen Himmelstrichs unsere ganze Denkungs- und Handlungsweise fremd ist; andererseits aber geben uns diese in unserem hochgebildeten Sinn halb barbarischen Beobachter und Kritiker unserer Blößen und Vorurtheile gutmüthig ihre eigenen Lächerlichkeiten zum Besten.

Bey der unendlichen Fülle dieses Stoffes, der zu Dutzenden von Bänden ausreichte, und bey der oft starken Versuchung, sich durch die Laune gar zu weit hinreißen zu lassen, verdient des Verfassers Mäßigung alles Lob, und sein Witz wird dadurch, daß er in der Regel nicht bitter ist, um nichts schlechter. Die Charaktere der Perser, der Gesandte, der persische Weltmann, der Ceremonienmeister, der islamische Pietist, vor allen aber Hajji Baba selbst, das ins Persische übersetzte Ideal eines Gesandtschaftssekretärs, dessen Principal kein Strohmann ist, sind in reinmenschlicher Hinsicht vortrefflich gezeichnet, und wir überreden uns gerne, daß sie auch nationell wahr seyen. Ein sehr treffender, schöner Zug ist namentlich, daß Menschen, wie diese Perser, bey aller Verdorbenheit des Charakters, mit ihrer gemeinen, sklavischen Gesinnung, eines gesunden Urtheils und menschlicher Gefühle fähig sind, sobald ihre Leidenschaft oder ihr Vorurtheil nicht ins Spiel kommt. Wenn, um nur ein Beyspiel anzuführen, Hajji Baba aus niedriger Geldsucht einem englischen Mädchen, das er bey seiner Rückkehr nach Persien dem Schach zum Geschenk zu machen denkt, Heyrathsanträge macht, deshalb sehr gedemüthigt wird, der Geliebten kaltblütig entsagt, das Haus ihrer Eltern, als ob nichts vorgefallen wäre, auch ferner besucht und sogar ihrer Trauung mit einem Krämer in der Kirche beywohnt, so handelt er als echter Perser und als Kind des Propheten; sieht er aber seine Geliebte nach dem Jawort am Altar, weil sie gezwungen einem ungeliebten Manne die Hand reichen mußte, ohnmächtig den Schwestern in die Arme sinken, und sezt er dann, weil sich das Herz ihm im Busen umkehrt, ingrimmig die Mütze auf und spuckt, während er die Kirche verläßt, voll Zorn und Verachtung auf den Boden, so fühlt und handelt er als Mensch.

Morier bittet in der Vorrede, wie es in solchen Fällen gebräuchlich ist, zu den englischen Porträts, die er aufgestellt hat, ja keine einzelnen Originale zu suchen, und versichert, stets eine Menge zerstreuter Charakterzüge auf Ein Haupt gehäuft zu haben. Er zweifelt aber selbst daran, daß man ihm glauben werde, und doch ist seine Behauptung so glaubwürdig, da es selbst in Ländern, wo der Verfasser wohl nie war, nicht an Kompetenten zu der Ehre, von ihm kopirt worden zu seyn, fehlen dürfte; z. B. zu dem Herrn, der den Persern ernstlich empfiehlt, sich auf das Lateinische zu legen, weil sie sonst, wenn ihnen der Himmel über kurz oder lang ein Parlament schenke, nicht im Stande wären ihre Reden mit Citaten zu schmücken, oder zum Bischof, der es sehr lobt, daß sie neben ihrer Muttersprache das Arabische treiben, sie aber zu überzeugen sucht, daß das Hebräische zum gründlichen Studium der orientalischen Sprachen unerläßlich sey, könnten gar wohl sogar deutsche Originale gesessen haben.

H. H.

Dichtkunst.

Magnus Gottfried Lichtwer's Schriften, herausgegeben von seinem Enkel Ernst Ludwig Magnus von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwers von Friedrich Cramer. Halberstadt, Verlag von Carl Brüggemann. 1828. 16. XLVIII und 280 S.

Einzelne Fabeln Lichtwers leben und werden leben, bey Ammen und Kindern, in Schulbüchern und Liedersammlungen. Vereint hat man sie seit dem frühen Verschwinden der ersten Ausgaben nicht mehr, die sämmtlichen Werke des Verfassers noch nie gesehn. Und doch hat ihnen, wenigstens den Fabeln, der große Lessing ein Horoscop ge-

Digitized by Google

heit, das Unsterblichkeit zu prophezeyen schien. Er versicherte, „daß viele dieser Fabeln, so wie sie aus den Händen des Verfassers kommen, die letzte Ausbildung haben, und dem strengsten Kunstrichter Trotz bieten; daß sie in der Erfindung, Anordnung, im Vortrage, bis in ihren Nebenzierathen unverbesserlich, einen Dichter verrathen, dem das Ideal sammt den sichersten Regeln, dasselbe zu erreichen, tief in der Seele eingegraben liegt." *) Unbegreiflich, daß dieses Wort nicht früher beachtet worden, daß es nicht längst eine Sammlung jener Dichterwerke hervorgerufen hat. Endlich, hundert und neun Jahre nach der Geburt, fünf und vierzig Jahre nach dem Tode des Verfassers erscheinen, durch die Kindespflicht eines Enkels besorgt, die sämmtlichen Schriften des Verfassers, in einem zierlichen Sedezbande, wie er solchen Miniaturdichtungen ganz besonders wohl anstehet, von einer trefflichen Biographie aus sehr unparteyischer Feder und einem feinen Brustbilde des Dichters begleitet.

Wenn es andern Lesern geht wie dem Ref., so legen sie das Buch nicht eher aus der Hand, als bis sie es durchgelesen haben; wenigstens die Fabeln; denn diese sind von einem Zauber beseelt und mit einem Schmelz überzogen, wie man sie bey Lafontaine nicht duftiger findet. Mögen Lessings Fabeln, sinnreicher und spitziger, oft mehr moralische Räthsel oder Epigramme, die Aufmerksamkeit mehr spannen und concentriren, mag Gellert durch den Witz der Erfindung, durch die Dramatisirung seiner Geschichten mehr ergötzen, und mitten im Spotte durch Rührungen überraschen; dreyerley Vorzüge bleiben doch unseres Dichters Eigenthum: das farbige Leben seiner Gestalten, die bald launigte bald ernste Wahrheit seiner Schlußlehren, die gedungene Essenz seiner Sprache. Zuerst das Leben seiner Gestalten; — offenbar sind ihm seine Thiere, seine Wälder, Höhlen und Gebirge, sein Licht und Dunkel, nebst den Schicksalen und Begebenheiten, die sich so natürlich aufrollen, nicht bloße Mittel zur Allegorie, aus denen er mit der Ungeduld auch der besten Fabeldichter dem Sinne der Dichtung entgegeneilte, sondern sie haben ein für sich bestehendes Leben, das dem Dichter lieb, in welchem er einheimisch ist, bey dem seine anmuthige Phantasie gerne verweilt. Wir wollen nicht an die allgemein bekannte Katzenserenade erinnern, in der die launigte Beschreibung Alles und der Sinn absichtlich Nichts ist, wo der Schluß nur die reine Wirkung des Kantischen Lächerlichen hervorbringt. Wir geben dem Leser zwey minder bekannte Fabeln, wahre Meisterstücke, zum Pesten, deren erste das reichste Naturleben, die andere das selbstständigste Leben aus der Thierwelt schildert:

*) Lichtwers Leben S. XXXVI.

Boreas und die Erde.

Matt vom Blasen und vom Heulen
Warf der wilde Boreas
Sich bey Herkuls alten Säulen
An das Ufer in das Gras.

Kaum sieht ihn die Erde schlafen,
Als sie bey sich selber spricht:
Eile deinen Feind zu strafen,
Bessre Muße hast du nicht.

Er ists, der in deinen Locken
Oefters, wie ein Wüthrich schwärmt,
Und oft Häuser, Thürme, Glocken
Dir an Hals wirft, wenn er lärmt.

Tellus war entzündet worden,
Es entbrennt der alte Haß,
Sie zerreißt von Süd in Norden,
Und verschlingt den Boreas.

Boreas erwacht mit Schrecken,
Und ist aufzustehn bemüht,
Als er sich mit Sand bedecken
Und in Abgrund stürzen sieht.

Er geschwillt vor Zorn und Rasen,
Bläst sich auf, pfeift, saust und brüllt,
Bis das Schnauben seiner Nasen
Die verschloßnen Grüfte füllt.

Also mag der Aetna brüllen,
Wenn er, nach des Himmels Schluß,
Erd' und Luft mit Glut erfüllen
Und die Welt erschrecken muß.

Selbst die Erde seufzt und zittert,
Bis der Nordwind stärker drängt,
Einen halben Wald zersplittert,
Und das Herz der Erde sprengt.

Boreas fuhr ohne Schonen
Ueber Berge, Wald und Stadt,
Nach dem Lande der Ciconen,
Wo er seine Wohnung hat.

Drauf bekam die Erd' ein Zucken
Und erbebte dann und wann; —
Niemand wolle mehr verschlucken,
Als er dranf verdauen kann.

Diese Fabel ist so ganz freyes Naturleben und echt poetisches Phantasiebild, daß ein Sinn, eine Lehre, kaum beabsichtigt scheint; auch erscheint die lezte wie vom Zaun abgebrochen, und mit höhnender Laune hingeworfen; und doch geht sie wirklich aus jener unbedachten Rache der

Digitized by Google

Erde am Boreas bey näherer Besichtigung hervor, und eben in ihrer nur scheinbaren Zweckwidrigkeit offenbart sich ihre Originalität. Dieselbe Fabel zeugt auch von dem dritten Vorzuge, den wir an L. gerühmt, von seiner großen Gewalt über die Sprache; da ist kein unnützes, überflüssiges Wort; es ist nur gesagt, was gesagt werden muß, um den Gedanken darzustellen, und das Bild zu erzeugen; daher auch so wenig Altväterisches in einem Gedichte, das jezt gerade 80 Jahre alt ist; denn das Nothwendige veraltet in keiner Sprache.

Unser zweytes Beyspiel wählen wir aus den Fabeln der Thierwelt; es soll zeigen, in welche Farben des Lebens sich hier der Pinsel des Dichters taucht.

Die Rehe. (S. 104.)

„Mein Kind, du wagest dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne!
Ersieht er dich, so bist du kalt!“
So sagt ein Reh zu seinem Sohne;
„„Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Tiger für ein Thier?““
„O Sohn! Das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt, sein blitzend Angesicht
Verräth den Mörder gleich, sein Rachen raucht von Blute:
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bey dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe.“
„„Gut, unterbrach der Sohn, nun kenn ich diesen Herrn!““
Er ging hinweg, sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte,
Der Rehbock stuzte zwar, doch er erholte sich,
Und sprach: das ist er nicht! der Tiger raucht von Blute.
Und ist abscheulich fürchterlich!
Hingegen dieses Thier ist schön geputzt und freundlich.
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich! —
O! solchen Tigern geh' ich nach!
Hob er mit Kühnheit an zu schreyen,
Doch mocht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm das Tigerthier drauf das Genicke brach.

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt,
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein von Tugend,
Und vor dem süßen Gift, das in den Lastern steckt,
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erlesen.

Die Lehre, obwohl alltäglich, ist doch in so treffenden Worten ausgesprochen, daß schon diese Richtigkeit einen ästhetischen Eindruck macht. Zuweilen aber liegt auch in den Schlußlehren eine tiefere, großartig ausgesprochene Wahrheit, wie in der folgenden (S. 36), die auch abgerissen von der Fabel ein herrlicher Spruch bleibt:

So war der Mensch zu allen Zeiten,
So ist er jung, so bleibt er alt,
Heiß ist er gegen Kleinigkeiten,
Und gegen große Dinge kalt.

Auch das Lehrgedicht: Das Recht der Vernunft in 5 Büchern (S. 161 — 256) ist reich an lebhaften Bildern und köstlichen Sentenzen, und die Gedanken ziehen in der gedrungenen Sprache wie in einer geschlossenen Phalanx auf. Von den vielen Bildern nur Eins (S. 159):

Ein Freund der Weisheit sieht, wenn volle Gläser schwirren,
Der Krankheit kindern Bild um Tisch und Becher irren,
Er sieht das offne Grab, darein der Schlemmer stürzt,
Und sieht das süße Gift, das muntre Jahre kürzt.

Und wie wahr und echt ist die Schilderung des Gerechten, mit der das Gedicht schließt (S. 256):

Gleich feurig zu dem Schutz des Edlen als des Knechts,
Ist er der treue Freund des menschlichen Geschlechts;
Unfähig zu der Kunst, die den Vertrag verdrehet,
Hält er dem Fürsten Wort, wie dem, der nackend gehet,
Bey ihm ist, was du hast, so sicher, als bey dir:
Das ihm geliehne Gut zieht er dem eignen für;
Im kleinsten Werk getreu, verschwiegen bis zur Bahre,
Und zu des Freundes Dienst bereit bis zum Altare.
Hört, Bürger der Natur! den Inhalt aller Pflicht:
Lernt die Gerechtigkeit, vergesset Gottes nicht.

Die vermischten Gedichte sind meistens fremde Anklänge, namentlich aus Horaz und Klopstock. Die Zeichnung von Lichtwers Charakterbild in der vorangeschickten Biographie ist durch ihre Unparteylichkeit höchst anziehend. Ein starkes Selbstgefühl, etwas Stolz und Eigenliebe läßt der Biograph uns unverhüllt. Daß Lichtwer „hart und schroff war, wie seine Moral,“ erfahren wir von Klamer Schmidt (S. XLI.); daß er jedoch das Schustern Ramlers an seinen Fabeln nicht dulden wollte (s. Biographie S. XXXI. ff.), er, der sich der wahren Korrektheit vollkommen bewußt seyn mußte, das läßt sich begreifen; nur hätte er nicht Ursache gehabt, so leidenschaftlich gegen den Mann zu werden, der ihn doch so vortrefflich charakterisirt hatte, wenn er ihn feurig, munter, kurz nannte. Ganz anders, schief und von wenig poetischem Verständniß zeugend, war, gerade über die besten Fabeln, Mendelsohns Urtheil ausgefallen S. XXX).

G. G.

Digitized by Google

N°. 5.

Literatur-Blatt.

Freitag, 16. Januar 1829.

Geschichte.

Jedes Jahr liefert uns Beyträge zur nähern Detailkenntniß oder deutlichern und umfassendern Gesammtübersicht der Geschichte der lezten fünfzig Jahre, und besonders ihrer zwey glänzendsten Perioden, der französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft. Auf der einen Seite geben die alternden Helden jener denkwürdigen Zeit nach einander ihre Memoiren heraus oder hinterlassen sie der öffentlichen Bekanntmachung nach ihrem Tode; auf der andern Seite versuchen sich die gelehrten Historiker in Zusammenstellungen der überall zerstreuten Nachrichten, oder in systematischen Uebersichten und philosophischen Raisonnements über die Hauptbegebenheiten jener Zeit und suchen gleichsam das Resultat daraus zu ziehn. Außerdem bemühen sich auch die Romanschreiber, wie Walter Scott, mit einer schönen Geschichtsdarstellung der noch unvollendeten Geschichtsforschung voranzueilen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese romantischen Schilderungen den wenigsten Werth haben. Bey weitem würdiger und wichtiger sind die historisch-philosophischen Versuche, wie sie z. B. der genitale Mignet in seiner Geschichte der französischen Revolution angestellt hat; Versuche, die uns den Geist der Zeit, den Sinn der Begebenheiten, den Charakter einer großen Epoche, die dem Umschwung der Dinge zu Grunde liegende Kraft, die Ursache und Folge der uns vor Augen liegenden Wirkungen im Großen und Ganzen erklären sollen, damit wir nicht nur sehn, was geschehen ist, sondern auch begreifen, warum und wozu, kurz, die uns die politische Nutzanwendung der geschichtlichen Erfahrungen geben. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß wir den Begebenheiten selbst noch zu nahe stehen, um theils vollständig genug ihre Motive und Folgen übersehn, theils unparteyisch genug darüber urtheilen zu können. Auch der gründlichste philosophische Geschichtsforscher ist von diesen Fehlern nicht völlig frey, und nothwendig müssen erst alle noch verborgene Quellen der Zeitgeschichte aufgedeckt und die Zeit selbst muß erst in eine gewisse Ferne zurückgetreten seyn, ehe die große Aufgabe einer philosophischen Geschichte der fünf lezten Decennien gelöst werden kann. Höher also, als diese Versuche, müssen wir die kritischen Sammlungen und Zusammenstellungen der Quellen schätzen, die, wenn auch ohne philosophischen Geist abgefaßt, doch die Thatsachen vollständig darlegen und ihre Wahrheit ausmitteln. Dies scheint zunächst die Aufgabe der Zeitgenossen, und ist ihnen sogar zur Pflicht zu machen, da die Sichtung des Wahren und Falschen in den Thatsachen allerdings nur von den noch lebenden Augenzeugen genügend vorgenommen werden kann. Am allerwichtigsten aber sind die Memoiren, die noch fortwährend als eigentliche Quelle der Geschichte selbst zu betrachten sind. Sofern sie von Theilnehmern der Begebenheiten abgefaßt sind, enthüllen sie uns theils noch unbekannte Motive, theils noch verborgene Details derselben, und dürfen auf Zuverläßigkeit Anspruch machen, da noch Zeugen genug vorhanden sind, welche die Unwahrheit leicht enthüllen würden. Dieser Theil der Geschichtswerke ist um so schätzbarer, als er nothwendig immer seltner Bearbeiter finden wird, da die Augenzeugen nach und nach aussterben.

Die Richtigkeit dieser Klassifikation vorausgesezt, müssen wir unter den jüngst erschienenen Werken, welche die inhaltreiche Geschichte der lezten funfzig Jahre behandeln, vorzüglich vieren den ersten Rang zuerkennen. Diese sind: 1) Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Görz, eines der ersten preußischen Diplomaten, der uns hauptsächlich über die Politik der europäischen Höfe vor der Revolution, seit dem bayerischen Erbfolgekrieg die interessantesten Aufschlüsse gibt. 2) Die Denkwürdigkeiten eines vornehmen Staatsbeamten (Fürst Hardenberg?) herausgegeben von Rüder, worin vorzüglich die Koalitionspolitik der Frankreich opponirenden Mächte während der Revolution erörtert und eine große Anzahl bisher ganz unbekannter Thatsachen mitgetheilt wird. 3) Die Geschichte der französischen Revolution von Thiers, welche bis jezt ohne Widerspruch die vollständigste Sammlung der betreffenden Thatsachen enthält, und 4) die große und bändereiche Geschichte Napoleons von Thibaudeau, welche eine verhältnißmäßig noch weit vollständigere Zusammenstellung alles dessen enthält, was die Napoleonische Herrschaft be-

Digitized by Google

trifft. Jedes dieser vier ausgezeichneten Werke behandelt eine Parthie jener großen Zeit besonders, und alle vier dienen sich wechselseitig zur Ergänzung.

1) Historische und politische Denkwürdigkeiten des königl. preuß. Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. Erster Theil 1827. Zweyter Theil 1828. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die ersten beyden Bände dieses Werks zerfallen im Wesentlichen in fünf Hauptabschnitte, nach den fünf hauptsächlichen Wirkungskreisen, in welchen wir den Grafen Görtz zuerst auftreten sehn. Johann Eustach Graf von Görtz war 1737 auf dem Stammsitz seiner Familie geboren, genoß einer ausgezeichneten Erziehung, machte Reisen, und war schon im zwey- und zwanzigsten Jahre Regierungs-Assessor in Weimar. Hier sehn wir ihn den ersten bedeutendern Wirkungskreis antreten als Erzieher der Prinzen von Sachsen-Weimar (des jüngst verstorbenen Großherzogs). In dieser Eigenschaft finden wir ihn als einen Günstling der allerverehrten Herzogin Amalie, der Mutter seiner Zöglinge, und insbesondere als einen vertrauten Freund Herders. Obgleich die Denkwürdigkeiten des Grafen diesen ersten Abschnitt seines Lebens nur kurz skizziren, so enthalten sie doch einige sehr anziehende Notizen über den Hof Amaliens. Wichtiger wird der zweyte Abschnitt. Friedrich der Große lernte Görtz zufällig kennen und faßte eine so günstige Meynung von ihm, daß er ihm ohne Vorbereitung das schwierige Geschäft eines Agenten in Bayern zur Zeit des berühmten bayerischen Erbfolgestreites auftrug. Die Freundschaft, welche damals zwischen Oestreich und Frankreich bestund und die blinde Anhänglichkeit des Churfürsten von Bayern an Oestreich, zum Nachtheil Bayerns selbst, legten dem preußischen Agenten eine unendliche Menge Hindernisse in den Weg; doch benahm er sich so weise, daß er des großen Friedrichs vollkommnen Beyfall sich errang. Außer den sehr ausführlichen diplomatischen Details, die uns der Graf beybringt, ist auch insbesondere sein persönliches Verhältniß zu der patriotischen Herzogin Marie Anne interessant, die nebst dem bayerischen Thronfolger, dem Herzog von Zweybrücken, auf Preußen gestützt, gegen den östreichisch gesinnten Churfürsten die Opposition bildete. Es ist erfreulich zu vernehmen, wie standhaft diese edle Fürstin am verletzten Interesse ihres Landes hing, und wie patriotisch das bayerische Volk selbst sich benahm. Es läßt sich sogar nicht verkennen, daß trotz des entscheidenden Uebergewichts der Diplomatie, dennoch der Muth der Opposition und der aufgeregte Nationalgeist der Bayern (man beabsichtete bereits eine allgemeine Volksbewaffnung gegen die Usurpation) das Seinige dazu beygetragen hat, Bayerns Integrität nicht noch schlimmer verletzen zu lassen, als es geschah. Auf der andern Seite aber gibt auch das mehrmalige diplomatische Schwanken Preußens, geben die Versuche zu Arrondirungen der großen Mächte auf Kosten der kleinen, namentlich die Bereitwilligkeit Preußens, Bayern für Anspach Oestreich zum Opfer zu bringen, uns ein trauriges Bild jener alten verhaßten Politik, der man für ihre Gerechtigkeit nicht einmal danken kann, weil sie nur auf zufälligen Vortheilen beruhte.

Als Graf Görtz mit großer Ehre seines Auftrags sich entledigt hatte, ward er von Friedrich dem Einzigen als bevollmächtigter Minister nach Petersburg gesendet, wo er von 1779 bis 1785 blieb. Dies war sein dritter und schwierigster Wirkungskreis. Er sollte versuchen, Rußland an Frankreich zu nähern und dadurch Frankreichs unnatürliche Anhänglichkeit an Oestreich indirekt zu schwächen. Allein Katharina II. war damals lediglich von der Idee beherrscht, die Türken aus Europa zu vertreiben, und in Konstantinopel das griechische Kaiserthum herzustellen, welches sie für ihren zweyten Enkel, den Großfürsten Konstantin, bestimmte, während der erste, Alexander, Rußland beherrschen sollte. Gegen die Türken nun bedurfte Katharina nothwendig die Allianz oder wenigstens die Neutralität Oestreichs, und somit war sie trotz aller Bemühungen von Seite Preußens nicht dahin zu bewegen, das französische System mit dem östreichischen zu vertauschen. Die Stellung des Grafen Görtz war um so unangenehmer, als er auf der einen Seite immerwährend mit der Verstellung und politischen Treulosigkeit Katharinens zu kämpfen hatte, während ihn auf der andern Seite der mißlaunige König Friedrich nach seiner Weise hart und streng behandelte, wenn die Geschäfte nicht giengen, wie er wollte. Was Görtz über Rußland sagt, ist äußerst interessant und dient zur Ergänzung der früher erschienenen Denkwürdigkeiten von Dohm und Segur. Das Personal des Petersburger Hofes wird auf sehr anziehende Weise geschildert. Katharinens große Eigenschaften werden gerühmt, doch vergißt der Graf nicht, auch ihre schlimmen Seiten hervorzuheben, namentlich ihre Eitelkeit, Selbstherrscherin zu seyn und selbst ihre eignen Minister zu betrügen, um zu zeigen, daß nicht durch diese, sondern durch sie selbst alle Geschäfte giengen, und eben so ihre große Verstellungskunst, in welcher sich die dem weiblichen Geschlecht eigne List mit der diplomatischen auf eine merkwürdige Weise verband und wechselseitig steigerte. Ihrem Sohn Paul, dem nachmals so schmählich ermordeten Kaiser, läßt er die größte Gerechtigkeit widerfahren und lobt ihn nicht weniger, als es andere Schriftsteller gethan haben, die ihn in jener frühern Pe-

Digitized by Google

rade kannten. Die höchste Bewunderung aber zollt der Graf der Gemahlin desselben, der im lezten Jahr verstorbenen Kaiserin Mutter. Eben so interessant sind die Schilderungen, welche Görz von den russischen Ministern, Potemkin, Panin, Ostermann und von vielen andern Personen gibt, mit denen er damals in Berührung stund, desgleichen die Darstellung der Reise Josephs II. nach Petersburg und einer, dieser entgegengesezten, mißlungenen Reise des preußischen Thronfolgers. Von noch bedeutenderem historischen Interesse dürften aber die vielen Aufschlüsse sein, welche der Graf über die diplomatischen Verhandlungen der wichtigsten Ereignisse jener Zeit gibt, namentlich über die türkischen Angelegenheiten, über die Eroberung der Krimm, über die bewaffnete Neutralität und über den vom großen Friedrich eingeleiteten Fürstenbund. Graf Görz verließ endlich Rußland aus Ueberdruß, und ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Bald darauf starb der große Friedrich.

Indeß wurde Görz noch in demselben Jahr 1786 auf einen neuen wichtigen Schauplatz gerufen. Damals brachen nämlich die Unruhen in Holland aus, und dem Statthalter, Prinzen von Oranien, dem Schwager Friedrich Wilhelms II. drohte die Absetzung; Preußen mußte sich also theils aus Verwandtschaftsrücksichten, theils wegen der Nachbarschaft in diese Sache mischen, und es bedurfte eines geschickten preußischen Geschäftsträgers in Holland, welchen man in der Person des Grafen Görz zu finden glaubte. Sehr interessant ist, was der Graf von dem Einfluß der nordamerikanischen Revolution auf die holländische sagt. Er behauptet, und durfte es behaupten, daß vorzüglich das Beyspiel der amerikanischen Union die Holländer wieder an ihre Utrechter Union erinnert und ihren republikanischen Haß gegen das Haus Oranien und gegen dessen Tendenz zur Monarchie entflammt habe. Er entwickelt den Gang der Ereignisse bis zu seiner Ankunft in Holland und gibt ein sehr lebendiges Gemälde des damals so aufgeregten Zustandes. Der Stand der Parteyen war folgender: die republikanische antioranische Partey hatte das entscheidende Uebergewicht, verdrängte den Prinzen von Oranien stufenmäßig aus seinen Rechten und nöthigte ihn endlich sogar, sich aus dem Haag zurückzuziehn und auf den Rath Görzens in das Schloß Nimwegen zu flüchten; doch zerfiel diese Partey wieder in eine aristokratische und demokratische, von denen die leztere geneigt schien, mit Oranien gegen die Aristokraten gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn Görz nicht aus allen Kräften dagegen gewesen wäre, indem er mit Recht von einer Begünstigung der Demokraten für die Folge mehr fürchtete, als für den Augenblick von der Macht der Aristokraten. Der Prinz warf sich gänzlich in die Arme Preußens, und war übrigens auch ein eifriger Freund Englands, das ihn nur damals wegen der amerikanischen Angelegenheiten nicht unterstützen konnte. Die Republikaner dagegen waren für Frankreich. Görz hatte wieder eine sehr schwierige Stellung. Sein König selbst wollte keine Gewaltsmaßregeln gegen die Republikaner anwenden, aus Furcht, sich dadurch Frankreich und Oestreich blos zu geben. Also mußte Görz nur immer friedlich unterhandeln. Dies benuzten die Republikaner und wollten nicht das Geringste nachgeben; Frankreich aber spielte eine zweydeutige Rolle und bestärkte die Republikaner in ihrem Widerstande, während es mit Preußen eine friedliche Vermittlung zu wollen schien. Endlich war auch der Prinz seinerseits zu keinerley Nachgiebigkeit geneigt. Wie benahm sich nun Graf Görz? Obgleich er sich sehr fein entschuldigt, so kann er doch nicht läugnen, in einigem Widerspruch mit der ihm vom König gegebenen Instruktion, etwas zu viel Partey ergriffen zu haben. Vielleicht verleitete ihn die Erfahrung, die er im bayerischen Erbfolgestreite gemacht hatte, vielleicht fand er für gut und recht, seiner persönlichen Ueberzeugung da zu folgen, wo die Instruktion nicht deutlich war; genug, man sieht, er hieng der Gemahlin des Prinzen eben so eifrig an, als er früher der bayerischen Prinzessin angehangen hatte, und suchte mehr das Interesse dieser Fürstin gegen ihren Bruder, den König, als umgekehrt das Interesse des Königs gegen das Haus Oranien zu unterstützen. Man hat ihm desfalls schon früher vorgeworfen, er habe als ein Vermittler sich bey weitem zu partevisch gegen die Republikaner ausgesprochen, und er vermag diesen Vorwurf, dessen er gedenkt, nicht ganz von sich abzuwälzen. Seinen Rathschlägen vorzüglich ist von der Flucht nach Nimwegen an das Benehmen des Prinzen von Oranien und seiner Gemahlin zuzuschreiben, und von Anfang an war es des Grafen unverhohlne Meynung, gegen die des Königs, daß Preußen der Sache mit Gewalt ein Ende machen müsse. Es hing nun allerdings von dem Benehmen des Gesandten ab, diese Gewalt nothwendig zu machen, und das lezte Mittel, den König dazu zu bestimmen, war der „kühne, aber wohlberechnete“ Schritt der Prinzessin, Nimwegen zu verlassen und sich den Insultationen der republikanischen Partey auszusetzen, welche Ehrenbeleidigung den König endlich zur Rache und Gewalt fortriß.

Am Schluß des zweyten Bandes dieser Denkwürdigkeiten sehn wir den Grafen Holland vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten verlassen, und im Jahr 1788 als churbrandenburgischen Gesandten auf dem deutschen Reichstag eine neue Laufbahn beginnen. Es lag ihm ob, die fruchtbare Idee des Fürstenbundes zur weitern Reife zu bringen. Bedeutungsvoll scheint es, daß damals selbst die Schweiz, ja der Hof von Turin sich zu diesem projektirten Fürstenbunde neigte, in dem sehr natürlichen Gefühl, daß die kleinen, zwischen den großen liegenden, Staaten sich nur durch eine feste Föderation erhalten

Digitized by Google

könnten. Wäre die französische Revolution nicht ausgebrochen, kann seyn, diese Idee hätte tiefere Wurzeln geschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

Vaterländische Sonette dem freyen Volke der schweizerischen Eidgenossenschaft geweiht von Aloys Businger, aus Stanz, Organist zu Schanniß. Zürich, bey Orell, Füßli und Komp. 1828. 48 S. 8.

In einem Cyklus von acht- und dreyßig Sonetten sind jene bedeutsamsten Momente der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft erfaßt, wodurch die Freyheit des Landes begründet, befestigt, gestört und wieder hergestellt wurde; sie entheben dem Schauplatze vaterländischer Geschichte einzelne Scenen, worin die Gefühle für Freyheit, Recht, Heldensinn und jegliche vaterländische Tugend sich aussprechen.

Der Gedanke dieses poetischen Kranzes darf glücklich genannt werden, er ist auch in seiner Art neu und auf befriedigende Weise ausgeführt. Wir wollen zwey der Sonette als Proben hersetzen.

Die Freyheitsbünde Rhätiens.

1424 — 1436.

Gefallen von des Camogaskers Schwerte,
Gefallen war der lästerne Tyrann.
Kühn sprengt, was Ebaldars Rache sich ersann,
Das Sklavenjoch, das tief sein Volk beschwerte.

So fort erwacht der Muth, und Mann für Mann
Steht auf, und schwört der treuen Vatererde.
Der Trunser Ahorn, der die Eide hörte,
Wächst schnell zum Stammbaum freyen Volks heran.

Dort, wo des Inns und Rheines Quellen fließen,
Wie hier im Land, wo Reuß und Aare strömt,
Muß Männerkraft das gleiche Recht entsprießen.

Ein jedes Volk fühlt einmal seine Stärke;
Rasch wirkt der Geist, den keine Furcht mehr hemmt,
Die Bünde Rhätiens sind Tellenwerke.

Hans Waldmanns Tod zu Zürich.

1489.

Was rennt das Volk im Aufruhr durch die Gassen?
Wem hallt des Kerkers Glocke hier Verderben?
Soll so der große Eidgenosse sterben! —
Soll stets — das Niedrige das Große hassen!

Vom Glück gehoben, nun vom Glück verlassen,
Ja selbst dem Tod geweiht, dem bittern, herben,
Des Lebens kühne Bahn mit Blut zu färben,
Muß Waldmann auf dem Richtplatz hier erblassen.

Mit Volkes Recht darf Uebermuth nicht scherzen,
Des Menschen Freyheit hat ihm heil'gen Werth,
Und nur gerächt kann es den Raub verschmerzen.

Auf Glück allein darf Größe nicht vertrauen;
Wer sich auf Meynung stützt, der ist bethört.
Die wahre Größe muß auf Tugend bauen.

Die historischen Sonette enden mit dem Nachrufe an das Schweizervolk:

Ach welch ein herrlich Loos ist dir beschieden,
Verkennt es nicht des Herzens falscher Wahn,
Und stellt es dich mit dem Genuß zufrieden!

So frey wie deiner Gletscher Lüfte hauchen,
So stark und kühn, wie deiner Felsen Bahn,
Wirst du im Strom der Zeit nicht untertauchen.

Angehängt finden sich: „Die drey Wunder schweizerischer Naturschönheit," die Gletscher nämlich, der Rheinfall und — die Teufelsbrücke. Diese letztere konnte wohl wegbleiben und etwas ziemenderm Platz machen. Von den ersten hingegen wird würdig die nachstehende Schilderung gegeben:

Der Morgen graut, aufrollt die Welt den nächtlichen Schleyer;
Der Schöpfung Kuppe steigt empor; die Nebel versinken,
Der Berge Wipfel streben, die Hörner, die zackigen Zinken
Hinauf und erglühn an der Sonne Feuer.

Auf geht ihr Strahl, weiter wallen die Blicke und freyer,
Die Eisgefilde flimmern, die Gletschermassen blinken,
Die Riesenthürme, die Feldkolossen stehen und winken
Hinüber zu der großen Schöpfung ew'gen Feyer.

Dort herrschen und walten mit eisigem Scepter und Krone
Die Häupter der Erde, doch über Leben und Gruft,
Und die Königin prangt stolz auf krystallenem Throne.

Dort sprudeln die Quellen, rauschen die Ströme hinunter,
Dort wehet Freyheit, haucht himmlischer Duft,
Hinüber, hinüber zu seyern das herrliche Wunder.

Berichtigung.

Im Literaturblatt 1828 Nr. 93 lies Rammstein statt Kammstein.

Digitized by Google

№. 6.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 20. Januar 1829.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

2) Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines vornehmen Staatsbeamten über die geheimen Ursachen, welche die Politik der Kabinette im Revolutionskriege von 1792 bis 1815 bestimmten. Aus dem Französischen übertragen und mit Anmerkungen versehn von J. A. Rüder. Erster und zweyter Theil. Leipzig, 1828. Verlag von C. H. F. Hartmann.

Dieses höchst interessante Werk verbreitet sich, indem es zwar zunächst nur vom Standpunkt Preußens ausgeht, doch beynah über alle Theile der gegen die französische Revolution und Napoleon gerichteten Koalitionspolitik, und zieht eine Anzahl der bedeutendsten bisher unbekannt gebliebenen geheimen Veranlassungen und Triebfedern der Begebenheiten ans Tageslicht. An der Authenticität dieser Nachrichten darf nicht gezweifelt werden; denn nur ein großer, mit allen politischen Verhältnissen jener Zeit vertrauter Staatsmann konnte die Materialien zur Bearbeitung dieses Werks besitzen, und daß dieser Staatsmann Niemand anders seyn kann, als der Fürst Hardenberg, geht aus dem Standpunkt, der Tendenz und Art des ganzen Werks und aus jenen kleinen Kennzeichen hervor, in welchen sich die Persönlichkeit nie verläugnet.

Der Verfasser will nicht blos erzählen, er will auch belehren. Er scheint gefühlt zu haben, welche großen Vortheile den Franzosen jener ausführliche Unterricht gewährt, den sie aus der genauen Kenntniß ihrer wichtigsten Geschichtsepoche schöpfen, und es ist ihm nicht entgangen, daß ein gleicher Unterricht auch uns Deutschen sehr heilsam seyn würde, daß wir es darin aber noch nicht so weit gebracht haben, als die Franzosen, weil wir uns bisher noch aus einer gewissen falschen Scham zu eigenliebig unsre Fehler verhehlt haben. Darum sagt er in den Worten der Einleitung; „Wenn in diesem langen schweren Kampfe, an dem die ganze Welt Theil nahm, uralte Interessen der Majestät der Kronen untergiengen oder, was noch schlimmer war, beschimpft wurden, so liegt es den Staatsmännern ob, die politischen und moralischen Ursachen durch die genaue Kenntniß der Begebenheiten ihrer Zeit und deren Veranlassung zu ergründen. Vielleicht vermögen die durch solche Erfahrungen richtig geleiteten Politiker künftig die Klippen zu vermeiden, an welchen ihre Vormänner scheiterten.

„Die von uns angezündete Fackel soll ein helles Licht auf die Revolutionen unseres Zeitalters werfen für alle auf ihre Zeit aufmerksame Denker, besonders aber für Geschichtsforscher und Staatsmänner. Wir wollen ihnen die reine Wahrheit der geheimen Ursachen mittheilen, welche die Kabinette in der Führung des Krieges wider die französische Revolution leiteten. Die Nebel der ausschreitenden oder sich irrenden Diplomaten und, was noch mehr Unheil anrichtete, die Fehler der Generale sollen aufgedeckt werden; es ist endlich Zeit, das treue Gemälde der politischen und militärischen Erfahrung unseres Zeitalters darzustellen.

„Diese Lichtmasse konnte sich aber nur bilden außer dem Kreise der Revolutionen, oder die blinden Vorurtheile der Zeitgenossen würden solche erstickt oder verfinstert haben. Es bedurfte einer edlen, wachsamen und weisen Ueberlegung, um zu versuchen, alle Stoffe der Geheimnisse der Kabinette zu vereinigen, vor allem aber einer hohen Stellung des Verfassers, um mit weiser Beurtheilung die wichtigen und entscheidenden Thatsachen hervorzuheben. Aus Brandenburgs Sandsteppen soll ein Lichtstrahl hervorbrechen."

Die Denkwürdigkeiten werden mit einer gedrängten Uebersicht der deutschen Staatenverhältnisse und insbesondere der Stellung Preußens zu den übrigen Mächten vor der Revolution eröffnet. Ueberall benutzt der Verfasser das schon Bekannte, um das noch Unbekannte daran anzuknüpfen und den Zusammenhang der Begebenheiten im Ganzen nie aus dem Auge zu verlieren. Die erste, wohl nur wenigen bekannte Notiz betrifft die geheime Hinrichtung des in östreichischem Solde stehenden preußischen Ministers, Graf Schwarzenberg (des Stammvaters der

Digitized by Google

zur Entschädigung für diese Hinrichtung in den Fürstenstand erhobenen, noch jezt in Oestreich blühenden Familie), nach dem Regierungsantritt des großen Churfürsten, im Jahr 1641. Sodann finden wir interessante Nachrichten über die in den achtziger Jahren Deutschland überschwemmenden geheimen Orden, über Illuminaten, Rosenkreuzer, Freymaurer, und insbesondere über ihre Stellung zu den regierenden Häuptern, welche diese Mode mitmachten. Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser so schnell über die Beziehungen dieses Ordenwesens zum Hofe Friedrich Wilhelms II. hinwegeilt. Indeß gibt er uns doch sehr ausführliche Berichte über die von jenen Ordenshäuptern, Bischofswerder und Wöllner, insgeheim und hinter dem Rücken des Ministers Herzberg mit Oestreich angeknüpften Negociationen, wodurch das System Friedrichs des Großen plötzlich umgestoßen, Herzberg verdrängt, und die erste Allianz Preußens mit Oestreich herbeygeführt wurde. Sehr interessant sind die Nachrichten über Kaiser Leopold, über dessen herrschende Idee, mit Preußen sich zu versöhnen, und über seine weise Vorsicht in Bezug auf die Angelegenheiten der französischen Revolution. Wir sehn, daß, so lange Leopold regierte, auf der einen Seite die Politik gegen Rußland, auf der andern der Einfluß Ludwigs XVI. und der konstitutionellen Partey Oestreich vom französischen Kriege abhielt, daß aber nach seinem Tode die Zudringlichkeit der ausgewanderten Prinzen und die über die Konstitutionellen siegenden, zum Krieg auffordernden Girondisten den neuen Kaiser anders stimmten. Sehr merkwürdig ist, was über die Versuche gesagt wird, welche die Franzosen anstellten, um theils Preußen von der östreichischen Allianz wieder abzuziehn, theils den Herzog von Braunschweig, den man für den künftigen Feldherrn der Koalition ansah, zu bestechen, indem man ihm das Oberkommando in Frankreich selbst antragen ließ.

Endlich sehn wir den verhängnißvollen Krieg unter sehr ungünstigen Vorbedeutungen für die Koalition ausbrechen, und hier ist der Verfasser unerschöpflich reich an den wichtigsten Details und neuen Aufschlüssen über die geheimen Vorgänge in den Kabinetten und im Heer der Verbündeten. Alle Mißgriffe der Koalition liegen uns sonnenklar vor Augen, und das schwierige Thema, in diese zahllosen diplomatischen Verwicklungen Ordnung zu bringen, scheint auf die befriedigenste Weise gelöst. Wir wollen versuchen, die Elemente zu charakterisiren, deren heterogene Mischung zu allen jenen verderbenbringenden Fehlern der Koalition verleitete. 1) Die Partey der ausgewanderten Prinzen stellt sich als das eine Extrem dieser Elemente dar. Sie hatten den entschiedensten Willen zum Kriege, und wirkten zunächst auf Oestreich; nachher aber, als der Krieg einmal ausgebrochen war, auch auf Preußen. Sie begingen aber den Fehler, die Alliirten über die Macht der Royalisten in Frankreich zu täuschen und sie zu unvorsichtigen Schritten zu verleiten. 2) Die geheimen Agenten Ludwigs XVI. riethen von diesen Schritten ab, dienten aber anfangs nur dazu, die so wichtige Schnelligkeit der Kriegsoperationen zu hemmen, und als der Krieg einmal begonnen hatte, wurden ihre weisen Rathschläge nicht mehr gehört. 3) Oestreich wollte den Krieg aufrichtig, beging aber den Fehler, mit einer viel zu unbedeutenden Macht ins Feld zu rücken, woran die Furcht vor dem russischen Einfall in Polen Schuld war. 4) Der König von Preußen wollte den Krieg auch aufrichtig, brachte aber durch seine Hitze nur Uebereilung und Widerspruch in die militärischen und politischen Operationen und ließ sich zulezt doch immer von dem Herzog von Braunschweig und vom Triumvirat seiner Minister bestimmen. 5) Der Herzog von Braunschweig war Oberfeldherr und war es ungern, war es nur „aus politischer Schicklichkeit.“ Er hing dem Neutralitätssystem an, das England damals noch befolgte. Er fürchtete aufs ängstlichste, seinen bisherigen Ruhm einzubüßen, und wagte weder, das Kommando auszuschlagen, noch es auf eine Weise zu führen, die ihn einem großen Risico aussezte. 6) Das Triumvirat von Haugwitz, Luchesini und Lombard, das in Preußen ans Staatsruder kam, mißbilligte den französischen Krieg und wollte das Heer sobald als möglich zurückziehn, um die Theilung Polens zu betreiben. Es scheint nicht, als ob alle diese Herrn sich rein durch das alte System Friedrichs des Großen, Frankreichs Freundschaft zu suchen, haben bestimmen lassen. Es scheint, daß auch die polnischen Domänen, die Friedrich Wilhelm II. so freygebig verschenkte, eine Lockspeise für manchen gewesen seyen, der damals die polnische Theilung der französischen Angelegenheit vorzog, obgleich unser Verfasser nichts davon erwähnt. — Bedenkt man nun ferner, daß diese so sehr uneinige Koalition viel zu spät in Frankreich einrückte, als die royalistische und konstitutionelle Partey daselbst schon gestürzt war, daß sie mit einer viel zu geringen Macht einrückte, daß sie selbst nach dem Einmarsch alles versäumte, was Noth war, namentlich ein schnelles Vorrücken, bevor Dumouriez das durch Lafayettes Flucht entmuthigte Heer wieder schlagfertig gemacht hatte, daß sie durch das berüchtigte Manifest das französische Volk erbitterte, und sich über diesen Erfolg sogar noch verwunderte, so liegt wohl alles am Tage, was man zu wissen braucht, um sich das Unglück des Feldzugs von 1792 zu erklären. Der Verfasser ist über diese Punkte höchst ausführlich, und verbreitet sich namentlich mit der genauesten Umständlichkeit über die Kanonade von Valmy und die dabey Statt gefundenen geheimen Unterhandlungen mit Dumouriez, welche den Wendepunkt des Feldzugs bezeichnen. Er gibt uns ein wahrhaft dramatisches Gemälde jener Tage, und nicht ohne

Digitized by Google

Rührung sehn wir den aufs äußerste erbitterten König von Preußen, unterstüzt von den Oestreichern und den französischen Prinzen, immerwährend zur Schlacht anfeuern, während auf der andern Seite der Herzog von Braunschweig, unterstüzt von dem Triumvirat und von den geheimen Agenten Dumouriez, diese Schlacht immerwährend verhindert. Die Scene wird noch interessanter durch den dringenden Umstand, daß zu gleicher Zeit in Paris der König entsezt, die royalistische Partey in den Gefängnissen ermordet und die Republik errichtet wird. Alles deutet ein großes Trauerspiel, eine furchtbare Katastrophe an, und die Höhen von Valmy, die den Entscheidungskampf sein sollen, sehn nichts als ein lächerliches Possenspiel, einen schimpflichen Rückzug ohne Schwertstreich. Die List Dumouriez und des Triumvirats, vereinigt mit der Aengstlichkeit des Herzogs, siegt über den kühnen Muth des Königs. Er gibt nach, die Preußen willigen in den Rückzug, die Oestreicher und französischen Prinzen sind zu schwach, allein das Feld zu halten, und mit der Ehre gehn für die Koalition alle Vortheile verloren, die der Feldzug versprochen hatte. Von nun an halten sich die Franzosen für unüberwindlich, und die Koalition muß ihre Anstrengungen verdoppeln, um ihnen ferner noch die Waage halten zu können. Hiermit schließt der erste Theil der Memoiren. Das Bedeutendste und Neueste darin sind die Details über die preußischen Minister, über den Charakter und das Benehmen des Herzogs von Braunschweig, über die dreyfachen geheimen Unterhandlungen mit den Emigrirten, mit den verschiedenen Agenten Ludwigs XVI., und mit Dumouriez, hinter dessen Rücken vorzüglich Danton thätig war, über die Abfassung des unglücklichen Manifestes und über die jämmerlichen Scenen von Valmy.

Der zweyte Theil umfaßt die Ereignisse bis zum Basler Frieden. Wir sehn, wie das locker gewordene Band zwischen Preußen und Oestreich aufs neue fester geknüpft wird, da das Verfahren der Jakobiner nach den Einfällen Custines am Oberrhein und Dumouriez in Belgien, eine allgemeine Revolutionirung der Völker befürchten läßt, und England, Holland, so wie die deutschen Reichsfürsten der Koalition beytreten. Von neuem siegt der kriegerische Geist des Königs von Preußen über den unkriegerischen seines Feldherrn, und der Kampf beginnt wieder unter glücklichern Auspicien. Wir lernen sehr genau die vergeblichen Unterhandlungen Talleyrands am Hofe von S. James kennen, die dem Krieg mit England vorbeugen sollten, und die noch viel wichtigern Unterhandlungen auf dem geheimnißvollen Kongreß zu Antwerpen, der nach dem Ausbruch des Krieges durch den Verrath Dumouriez die Kontrerevolution in Frankreich organisiren sollte. Dumouriez Unvorsichtigkeit und Unglück macht diese Hoffnungen der Koalition zu nichte, und gibt die Losung zu unzähligen neuen Mißgriffen derselben. Wir sehn in Belgien das Schauspiel der Champagne sich wiederholen. Wie der König von Preußen bey Valmy, so wollte der junge Kaiser Franz II. in Belgien entscheiden den Krieg, aber wie der Herzog von Braunschweig und das preußische Triumvirat ihn nicht wollte, so wollte ihn auch der östreichische Oberfeldherr, Herzog von Koburg, und das östreichische Ministertriumvirat, Thugut, Lasey und Colloredo, nicht; und diese geheime Opposition verhinderte alle großen Unternehmungen, wozu allerdings sowohl der Obrist Mack im Generalstaab, als die einzeln agirenden tapfern Generale Clairfait und Wurmser anfeuerten. Der Plan des Feldzuges ward ungeschickt angelegt. Beyde Hauptheere blieben getrennt, und die Preußen ließen sich vor Maynz, die Oestreicher vor Valenciennes unnüz aufhalten, und blieben auch nach der Eroberung dieser Städte unthätig, anstatt schnell und vereinigt gegen Paris vorzurücken. Dazu kam die unvorsichtige Politik Englands und Oestreichs, ihre Absicht auf Eroberungen zu früh blicken zu lassen. Die Engländer wollten Dünkirchen und Toulon für sich, und auch Oestreich ließ die Ortschaften Frankreichs, die in seine Gewalt kamen, in seinem Namen in Besitz nehmen. Dadurch wurde Preußen erbittert, und suchte nun auch seinerseits zu erobern, und da es dies am Rhein nicht wohl konnte, so richtete es sein ganzes Augenmerk auf Polen, wo die durch Koszinszko begonnene Revolution die beste Gelegenheit zu Eroberungen darbot. Zwar ließ sich Preußen durch eine englische Subsidie noch eine Zeitlang am Rhein halten, that aber für dieses Geld nichts, sondern ließ die Oestreicher bey jeder Gelegenheit im Stich und fieng an, sich insgeheim mit den Franzosen zu benehmen. Als es nun auch in Polen nicht das erwünschte Glück hatte, indem die Russen mit großer Schlauigkeit die Eroberung Warschaus durch die Preußen hintertrieben, um sich selbst in den Besitz dieser Hauptstadt zu sezen, so siegte endlich am Berliner Hofe die Partey, die mit Frankreich Frieden wollte, und nur in einer Verbindung mit Frankreich sich gegen Rußland und Oestreich Vortheile versprach. Gleichzeitig siegte auch in Oestreich die Friedenspartey, indem sie schlau den beginnenden Abfall Preußens von der Koalition benuzte, um ihre eigenen Rückschritte damit zu beschönigen. Der Herzog von Koburg, im Einverständniß mit Thugut, richtete alles so ein, daß er geschlagen und zum Rückzug genöthigt werden mußte, daß das, was längst Thuguts geheime Absicht gewesen war, den Schein einer Nothwendigkeit erhielt. Seine gewissermaßen verabredete Niederlage bey Fleurus diente zur Rechtfertigung des völligen Rückzugs. Thugut ließ die Engländer im Stich und gab die belgischen Provinzen auf, in der eitlen Hoffnung, dafür Bayern an Oestreich zu bringen. Die Eroberung Hollands durch die Franzosen, die nach die-

Digitized by Google

sem Rückzug der Oestreicher erfolgen mußte, hob vollends alle Bedenklichkeiten des Königs von Preußen auf. So lange er seinem Schwager, dem Erbstatthalter, noch helfen konnte, mußte er wenigstens den Schein behaupten, es zu wollen; als diese Hülfe aber unmöglich geworden war, fiel auch diese zarte Rücksicht weg, und so wurde durch den Minister Hardenberg, obwohl wider dessen Privatmeynung, der berühmte Basler Frieden geschlossen, trotz der lezten vergeblichen Anstrengung Englands, durch Bestechung der Gräfin Lichtenau den König von Preußen noch umzustimmen. Hier schließt der zweyte Theil des höchst interessanten Werks. Wenn wir bey der außerordentlichen Vollständigkeit und Klarheit der darin enthaltenen Schilderungen noch etwas vermissen, so ist es die nähere Erörterung des grausamen Verfahrens gegen Polen, worüber der Verfasser mit zarter Schonung hinwegeilt. Was aber die französische Angelegenheit betrifft, so ist diese auf eine völlig erschöpfende Weise und mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe behandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Zehn sehr wichtige Gründe für die Vermuthung, daß unter dem Namen Hussein Pascha der wiederauferstandene zurückgekehrte Napoleon das türkische Heer befehlige. Zweyte Auflage. Leipzig 1829. Rein'sche Buchhandlung.

Ob dieses tolle Geistesproduckt eine bloße auf die Neugier des Publikums berechnete Geldspekulation ist, oder ob der Verfasser im Ernst glaubt, was er sagt, ist schwer zu entscheiden. Auf jeden Fall aber *scheint* er daran zu glauben und hat die Miene des strengsten Ernstes angenommen. Was die Sache selbst, was die Gründlichkeit der zehn Gründe betrifft, so kann sie der Leser aus Folgendem erkennen. 1) Napoleon kann möglicherweise, wenn er noch lebt, auch noch Feldherr seyn, da es schon Feldherrn gegeben hat, die älter waren, als er es jezt seyn würde. 2) Es lag in Napoleons Interesse, sobald er sich den Engländern zu Rochefort ergab, mit ihnen einen geheimen Vertrag für die Zukunft abzuschließen, beyden Parteyen zu Gunsten. 3) Dasselbe lag auch im Interesse der Engländer, da diese sich Napoleons gegen die andern Mächte zur gelegnen Zeit gern bedienen würden. 4) Napoleons Krankheit ist wahrscheinlich nur fingirt gewesen. 5) Sein Grab ist nur deswegen vor Jedermanns Augen verborgen worden, weil er nicht darin lag. 6) Schon seit einem Jahre geht das *Gerücht*, er sey in der Türkey. 7) Lord Castlereagh hat sich vorzüglich aus Angst über die Verwirrung umgebracht, die durch die Erhaltung Napoleons in die politischen Angelegenheiten wahrscheinlich gebracht werden würde. 8) Die russischen Soldaten wollen Napoleon im grauen Oberrock und kleinen Hute bey Isaktscha gesehn haben. 9) Der Sultan hat den Hussein Pascha auf ungewöhnliche Weise Se. Excellenz genannt. 10) Englands Freundschaft mit der Türkey beruht vorzüglich auf dem Vertrauen, das ihnen ein Feldherr, wie Napoleon, einflößt. Zu diesen Gründen werden noch folgende neue hinzugefügt: Jezt gerade wird in Frankreich Napoleons Bild wieder häufig verbreitet; der junge Napoleon sey zum König der Griechen vorgeschlagen worden; es bestehe in Frankreich eine Napoleonische Prapaganda; die Auslieferung der moreotischen Festungen an Maison stehe damit in Verbindung; die Türken würden weder gegen die Russen so glücklich seyn, noch auch einen Winterfeldzug wagen, wenn nicht Napoleon an ihrer Spitze stünde.

Länderkunde.

Oberrheinisches Orts-Lexikon. Ein Hülfsbuch für Alle, welche das Ober-Elsaß und den Sundgau bereisen oder kennen lernen wollen. Herausgegeben von M. Lutz, Pfarrer in Läufelfingen, Kanton Basel. Mühlhausen bey Rößler und Komp. 1828. 16. 8 Seiten. Mit einer Landcharte.

Der Verfasser ist durch sein beliebtes „Hand-Lexikon der Schweiz" zu dessen zweyter Ausgabe er jüngst auch einen Nachtrag geliefert hat, als ein für solche statistische Arbeiten tüchtiger und darin geübter Mann bekannt. Bey dem vielfachen Verkehr der Nachbarländer mit dem Elsaß und Sundgau können die sorgfältig und mühsam hier gesammelten Notizen nicht anders als erwünscht seyn, und müssen vielfältig nutzbar gefunden werden.

Digitized by Google

N°. 7.

Literatur-Blatt.

Freitag, 23. Januar 1829.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

3) Geschichte der französischen Staatsumwälzung von A. Thiers, übersezt von Professor Dr. R. Mohl. Erster bis fünfter Theil. Tübingen bey Osiander. 1825—1827.

Unter den bis jezt erschienenen allgemeinen Geschichten der französischen Revolution dürfen wir der vorliegenden von Thiers und derjenigen von Mignet unbedenklich den Vorzug geben. Es gibt zwar eine Menge andre meisterhafte Schriften, die über einzelne Parthieen der Revolution sich ausbreiten und theils als Quelle zu betrachten sind, theils den Geist jener großen Begebenheiten aus dem philosophischen und politischen Gesichtspunkt aufgefaßt haben; allein an vollständigen Darstellungen der ganzen Revolution litt man bisher entweder noch Mangel, oder sie waren doch nur sehr unvollkommene Versuche. Man ging dabey bald von dieser, bald von jener Parteyansicht aus; man kannte noch nicht alle Thatsachen und besonders nicht alle geheimen Triebfedern und Motive derselben; man mußte noch auf zu viele Theilnehmer der Revolution Rücksicht nehmen und durfte nicht alles sagen, wenn man es auch wußte. Je mehr und mehr fallen indeß diese Hindernisse weg. Auf der einen Seite deckt das Grab die Leidenschaften und Persönlichkeiten; auf der andern enthüllen die Schwanengesänge und nachgelassenen Papiere der alten Politiker immer weiter und weiter die bisher noch dunkel gebliebenen Thatsachen; so daß es schon jezt umsichtigen und unparteyischen Männern möglich geworden ist, ein großes und zusammenhängendes Gemälde jener ewig denkwürdigen Periode zu entwerfen.

Das vollendetste und glänzendste Werk dieser Art hat Mignet geschrieben, doch ist es von einer fast lakonischen Kürze und faßt nur den Geist aus allen unermeßlichen Thatsachen auf, indem es die detaillirte Schilderung derselben Andern überläßt. Thiers Werk ist nicht so vollendet und glänzend, nicht so systematisch und philosophisch, nicht so zusammenhängend und übersichtlich, allein es ist unendlich reich an Thatsachen, die der Verfasser, man sieht es, mit dem sorgsamsten Fleiß aus allen authentischen Quellen zusammengetragen hat, und somit ergänzen sich Mignet und Thiers wechselseitig, und wir können unsern Lesern nur rathen, keinen von beyden allein zu lesen, sondern beyde nach einander.

Die bereits vorliegenden fünf Bände des Werks von Thiers, deren Fortsetzung sich verzögert hat, gehn nur bis zum Sturz der Girondepartey, woraus man auf die große Ausdehnung des Ganzen schließen mag. Der Verfasser hat indeß seine Arbeit nach keinem unabänderlichen Maaßstab unternommen. Sein Werk ist ihm unter den Händen gewachsen. Je tiefer er in die Revolution hineingerieth, desto mehr sah er sich genöthigt, den Raum seines Werks für das immer dichter sich anhäufende historische Material zu erweitern. Daher sind in einem nicht ganz richtigen Verhältniß die ersten Partieen der Revolution kürzer abgehandelt, als die folgenden. Indeß können wir damit insofern zufrieden seyn, als gerade die Vorgeschichte der Revolution und die Geschichte der ersten konstituirenden Nationalversammlung durch zahlreiche frühere Schriften bereits in das klärste Licht gesezt ist, während die um so viel verwickelteren, geheimnißvolleren und gehässigern Parthieen der spätern Geschichte des Konventes, worüber Thiers so ausführlich sich verbreitet, bisher noch immer nicht klar und unparteyisch genug behandelt worden sind.

Da es bey Werken dieser Art immer zunächst auf die Tendenz des Verfassers ankommt, wovon die Unparteylichkeit und richtige Angabe und Würdigung der Thatsachen abhängt, so müssen wir hören, auf welchen Standpunkt sich Thiers gestellt hat. Er sagt in der Einleitung: „Ich habe mir Mühe gegeben, jedes Gefühl des Hasses in mir zu unterdrücken; bald stellte ich mir vor, ich sey unter dem Strohdache geboren, und wolle, entflammt von gerechtem Ehrgeize, das mir erwerben, was der Stolz der höhern Stände mir ungerechterweise verweigerte; bald aber bildete ich mir ein, im Palaste erzogen zu seyn, alte Vorrechte ererbt zu haben, so daß es mich nun schmerzte,

Digitized by Google

einem Besitze zu entsagen, der mir ein wohlerworbenes Eigenthum erschien. So konnte ich nicht zürnen, sondern nur die kämpfenden Parteyen bedauern und die edlen Seelen darunter bewundern. Allein da der Mensch einer Richtschnur für seine Handlungen bedarf, so habe ich diese Richtschnur der bürgerlichen Gesellschaft gesucht, und alle, welche sich von derselben entfernten, getadelt, nicht aus Haß, sondern der Gerechtigkeit zu Ehren, und um der Geschichte ihre Sittenlehre und ihre Vorschriften zu erhalten."

Wer sollte nun dem Verfasser nicht zugeben, daß dieser Standpunkt allerdings der richtigste ist, daß der Geschichtschreiber allerdings, um gegen keine Partey ungerecht zu seyn, sich in die Gesinnung; selbst in die Vorurtheile einer jeden hineindenken müsse. Daher ist es vollkommen zu billigen, daß Thiers die Meynungen jeder Partey nicht durch die Brille einer andern, sondern nur aus dem in ihnen selbst liegenden Gesichtspunkt betrachtet, daß er immer zeigt, wie Geburt, Erziehung und der Drang der Umstände hier so, dort anders nothwendig wirken mußten, ohne daß wir weder alles Recht der einen, noch alles Unrecht der andern Partey zuschreiben dürfen. Gerechter, als es je ein andrer Schriftsteller gethan, reinigt er jede Partey von den ungegründeten Vorwürfen der andern, und beweist, daß die Natur der Menschen und Verhältnisse, die drängende und unumgängliche Nothwendigkeit einen weit größern Antheil an den Begebenheiten gehabt habe, als die persönliche Willkühr und die einzelnen Ränke. In diesem Sinn verdient besonders seine, ich will nicht sagen, Vertheidigung, doch natürliche Erklärung des Schreckenssystems unsere Billigung. Alle Parteyen der Revolution haben Fehler begangen, doch hat man bisher immer nur die Royalisten, die Konstitutionellen und zum Theil auch die Girondisten in Schutz genommen. Mignet war wohl der erste größere Geschichtschreiber, der auch in den Dantonisten neben ihren Verbrechen etwas anerkannte, das Entschuldigung und sogar Bewunderung verdient. In dieser Billigkeit ist ihm Thiers gefolgt. Ohne sich im mindesten einer revolutionären Tendenz schuldig zu machen, läßt er doch jenen Schreckensmännern die Gerechtigkeit widerfahren, daß ihre Energie allein Frankreich gerettet hat; und daß selbst ihre Meynungen im Vergleich mit den noch weit scheußlichern Plänen eines Marat oder Hebert wesentlich dahin wirkten, das Volk endlich von seiner Ueberspannung zurückzuführen. In der That muß die Entschuldigung nicht nur bis auf die Girondisten, sondern auch bis auf die Dantonisten ausgedehnt werden, und nur Robespierre und der Pariser Gemeinderath ist keiner mehr fähig. Befleißigt man sich dieser Gerechtigkeit nicht, fährt man fort, ohne Unterschied gegen alle Personen und Handlungen seit dem 31. May 1793 zu eifern, so müssen nothwendig auch die allzueifrigen Deklamationen für die unterdrückte Partey verdächtig werden.

Was jene Richtschnur der bürgerlichen Gesellschaft betrifft, nach welcher Thiers, wie er sagt, Lob und Tadel abgemessen hat, so ist es sehr zu schätzen, daß er dieselbe lediglich in dem für Frankreich Nützlichen und an sich Guten, keineswegs aber in irgend einer bestimmten Form, etwa in einer Konstitution, gesucht hat; und hierin unterscheidet er sich zu seinem Vortheil von Mignet, der allerdings etwas einseitig eine Konstitution im Sinne hat, woraus sich insonderheit sein Haß gegen die Napoleonsche Herrschaft erklären läßt. Mit großer Besonnenheit verknüpft Thiers, was das Wohl des Vaterlandes und was die Moral an sich verlangt, so daß er weder eine Immoralität deßhalb in Schutz nimmt, weil sie Frankreich nützlich gewesen, noch auch in allzufrommem Eifer alles verwünscht, was diesen Nutzen gewährt hat, ohne doch moralisch zu seyn. Am löblichsten aber ist die philosophische Ruhe, mit welcher Thiers die wechselnden Formen des Staats entstehen und wieder verschwinden sieht, ohne irgend eine besonders zu beklagen oder zu bewundern, indem er darin nichts anders sieht, als vorübergehende Erscheinungen, und indem er alle nur als Mittel, keine als Zweck der Revolution behandelt. Mochte man auch jede Konstitution und Regierungsform in der Revolution selbst einmal als Zweck ansehn, so waren sie doch in der That alle nur Mittel, wodurch das endliche Resultat, die nicht zu bezweifelnde Besserung des bürgerlichen Zustandes in Frankreich, herbeygeführt wurde.

In das Einzelne seines Werks einzugehn, erlaubt uns der Raum nicht. Doch bemerken wir, daß darin vorzugsweise auf solche Parthieen der Geschichte Rücksicht genommen ist, welche bisher am wenigsten aufgeklärt worden sind. Wie schon gesagt, ist im Allgemeinen der Anfang der Revolution kürzer behandelt, als die Krisis derselben unter der Gironde und den Jakobinern. Außerdem sind die auswärtigen diplomatischen Verhältnisse viel oberflächlicher dargestellt, als die innern. Wenn wir in dieser Hinsicht das Werk von Thiers mit den von Rüder herausgegebenen Denkwürdigkeiten vergleichen, so finden wir dort größtentheils nur Andeutungen, während uns hier die vollständige Ausführung vor Augen liegt. So spricht Thiers z. B. nur obenhin von dem Daseyn der geheimen Verhandlungen Dumouriez mit den Preußen, ohne uns deren Details mitzutheilen. Es muß indeß zugestanden werden, daß Aufschlüsse dieser Art nur von den Diplomaten der Koalition zu erwarten waren, da der Strom der Revolution in Frankreich selbst die Spuren solcher Verhandlungen nothwendig verwischen mußte. Eine desto gründlichere, ja erschöpfende Aufklärung erhalten wir von Thiers über die innern Angelegenheiten der Revolution, und vorzüglich über die dunkleren Parthieen der-

Digitized by Google

selben, oder über solche, denen man bisher mit Unrecht zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Thiers ist der Erste, der uns eine Art von Kulturgeschichte der Revolution gibt. Man begnügte sich bisher, nur die in die Augen fallenden, gewissermaßen malerischen Ereignisse der Revolution, die Verhandlungen der Nationalversammlung, die Aufstände, Hinrichtungen und Schlachten, und außerdem nur die geheimen Komplotte und Intriguen der Parteyhäupter zu schildern, und vergaß darüber, nur zu sehr, den Blick auf die stillern und weniger scheinbaren, doch eben so wichtigen Vorgänge zu richten. So geben uns die meisten bis jezt vorhandenen Geschichtsbücher der Revolution nur sehr oberflächliche Nachrichten über die Finanzverwicklungen in der Revolution, während uns nur immer diejenigen vor der Revolution geschildert werden. So haben wir bisher auch nur wenig und nur so viel, als sich an gewisse große Schauspiele anknüpfen ließ, von dem so ganz veränderten Sittenzustand in der Revolution erfahren. Ueber diese inneren Parthieen nun gibt uns Thiers sehr ausführliche Details, insonderheit über die Finanzen (in einer sehr genauen Geschichte der Assignaten), über die Administration, über die neu eingeführten Kalender, Maaße, Gewichte, über die großen Umwälzungen in der Oekonomie und Industrie, über die irreligiösen Verirrungen und über die sonderbare patriotische Moral jener Zeit. Er widmet deßfalls dem Pariser Gemeinderath, von welchem vorzüglich diese Aenderungen ausgiengen, eine größere und verdientere Aufmerksamkeit, als dies bisher der Fall gewesen ist. Wenn auf der einen Seite der Konvent, der Jakobinerklubb und die Schlachtfelder allerdings immer die Glanzpunkte der Revolution bleiben, so ist es doch für den Geschichtforscher von der größten Wichtigkeit, auch auf der andern Seite die Masse des Volks und Pöbels kennen zu lernen, die im Hintergrunde jener großen Scene ihr Wesen trieb, und auf welche vorzüglich der Gemeinderath von Paris Einfluß übte. Außer dieser dunkeln Parthie hat Thiers auch noch eine andere genauer als bisher aufgeklärt, nämlich den Vendeekrieg. Dieser Krieg bietet bekanntlich eine solche Menge militärischer und politischer Verwicklungen dar, daß eine genaue und übersichtliche Schilderung desselben äußerst schwierig ist. Was Thiers deßfalls geleistet hat, verdient große Anerkennung und wird sie bey jedem finden, der einigermaßen mit diesem Terrain vertraut ist.

Somit müssen wir dieses ausgezeichnete Werk unsern Landsleuten aufs angelegentlichste empfehlen. Es wird besser, als irgend ein anderes, im Stande seyn, auch uns Deutsche von den vielen Vorurtheilen zu heilen, welche wir noch immer theils zu sehr für, theils zu sehr gegen die Revolution hegen, und welche durch die deutschen Bearbeiter, Schlosser und C. A. Menzel nicht ausgenommen, noch immer genährt werden. Wir wollen nicht untersuchen, woher die Weinerlichkeit oder sich philosophisch dünkende Arroganz kommen mag, mit welcher deutsche Gelehrte die großen Männer der französischen Revolution bald als eingefleischte Teufel hinmalen, bald mit achselzuckender Geberde als politische Stümper zu belächeln sich herausnehmen. Doch rathen möchten wir ihnen, die Brille wegzulegen und mit gesunden Augen zu sehn, was geschehn ist und warum es geschehn mußte. Die Deutschen, als bloße Zuschauer, haben wenigstens die Verpflichtung, unbefangener über die französische Revolution zu urtheilen, als die Franzosen selbst, welche daran Theil genommen, und wenn wir uns von ihnen an Gerechtigkeit übertreffen lassen, so muß es uns allerdings zur Beschämung gereichen.

Was die Uebersetzung des vorliegenden Werkes betrifft, so ist dieselbe im Ganzen sehr zu loben, und dürfte nur in einigen Kleinigkeiten Tadel verdienen. Darunter verstehn wir vorzüglich das Auffallende in einzelnen Ausdrücken. Der Uebersetzer weicht von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ohne Grund zu weit ab. Er sagt z. B. Heils-Ausschuß, da doch das gebräuchliche Wort Wohlfahrts-Ausschuß gewiß besser ist, weil es prosaischer und weniger emphatisch ist. So sagt er auch: Umwälzungs-Gericht, welches gewiß fremdartiger klingt, als das allgemein bekannte Revolutions-Tribunal. Dahin gehören auch die Ausdrücke: Umwälzungsheer, Aufruhr-Ausschuß ꝛc. Unangenehm sind uns ferner folgende Ausdrücke aufgefallen: „Das befehlshaberische Verlangen Dumouriez“ — „der vaterlandsliebende Minister“ (III. S. 201), und ganz ungehörig erscheint uns der Ausdruck „von diesem innern Widerspalte“ (III. S. 13), statt Zwiespalte. Diese kleinen Sonderbarkeiten abgerechnet verdient der Uebersetzer um so mehr unsern Dank, als er auch in den Beylagen einige neue Dokumente, die das Thiers'sche Werk selbst nicht enthält, hat abdrucken lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Politische Literatur.

Christliches und Türkisches (,) von E. M. Arndt. Stuttgart, Gebr. Franckh, 1828. 8. 357 S.

Der bekannte Verfasser gibt unter diesen, gewiß für Manche garade in der gegenwärtigen Zeit nicht wenig lockenden und auch durchaus nicht täuschenden, Titel zuerst die in seiner Zeitschrift: „der Wächter“ (3 Bde. 8. Kölln, 1815 und 1816) bereits erschienenen „Phantasieen zur Berichtigung der Urtheile über künftige deutsche Verfassungen.“ Die Veranlassung zu diesem Wiederabdrucke geben ihm auf der einen Seite die Angriffe, welche er deshalb erfah-

Digitized by Google

hatte, auf der andern aber die beym Wiederlesen derselben gewonnene Ueberzeugung, daß er, Arndt, noch eben so phantasieren müsse, als da sie zum ersten Male erschienen. Zugleich haben sie ihn bey dem Wiederdurchlesen zu manchen Erörterungen veranlaßt, die er auch als Anhang zu jenen „Phantasien“ liefert, und in welchen er sich besonders über einige Ansichten und Urtheile Friedrich Schlegels (in seiner „Geschichte der neuen und alten Literatur“) ausspricht, als welcher von mehrern Angreifern Arndt's als ein ihnen gewaltig dünkender Vorkämpfer betrachtet werde, mit dessen Aussprüchen über die Reformation und die Protestanten sie sich, wie mit einem Ajarschilde, deckten. Uebrigens sind diese „Phantasieen,“ nach der Einleitung, in allem, was die geistige Ansicht der Zeiten und unsers Zeitalters, was die Reformation und die Ursachen und Folgen derselben betrifft oder nur darauf hindeutet, durchaus unverändert geblieben. Mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung mancher Art hat Rez. die in ihnen ausgesprochenen Ansichten über Heidenthum und Christenthum, über Kunst und politisches Leben in der heidnischen und in der christlichen Welt, über die Kirche und das Leben der Völker, besonders der alten Germanen, mit Rücksicht auf die jetzigen Deutschen, gelesen; denn es sind geistreiche, oft großartige, tief aus dem Wesen der Gegenstände und aus der Erkenntniß desselben geschöpfte Bemerkungen. So z. B. S. 100: „Aus Homer und Sophokles erkennst du die griechische Geschichte (die große Geschichte meine ich, den Grund und Boden der griechischen Geschichte) besser, als aus Herodot und Thukydides; und Dante und Cervantes beschreiben die Italiener und Spanier besser, als Machiavelli und Mendoza; und du, lieblichster Klang aus alter Zeit, du, anmuthiges Nibelungenlied, und du, heiliger Dom in Kölln, und du, Münster in Straßburg, seyd ihr nicht tausendmal bessere Geschichtschreiber der Deutschen, als Moser und Müller waren? Denn ihr habt das vergangene Leben in der Gestalt festgehalten; und die angeschaute Ruine eines griechischen Tempels mit seinen Verzierungen, Scherzen und Arabesken lehrt mir mehr von dem griechischen Götterleben, als der ganze Pausanias.“ So, was S. 105 ff. über das innerste Wesen des Christenthums, über heidnische und christliche Baukunst u. s. w. gesagt wird. „Es ist kein Zufall, daß in den Tempeln und heiligen Gebäuden der alten heidnischen Griechen und Römer das Runde und Geschlossene vorherrscht; sondern es erscheint darin der Abdruck des innersten Lebens und Glaubens dieser Völker. In sinnlicher und üppiger Jugendfülle und im vollen sinnlichen Genusse und in voller sinnlicher Entfaltung dieses irdischen Lebens hatten sie sich den Himmel auf die Erde heruntergebaut und den Kreis des Lebens hierunten geschlossen“ u. s. w. (S. 111.) Und ferner: „Der heidnische Geist war ein bindender, zusammenschließender und zusammenziehender Geist; der christliche Geist war ein lösender, ausschließender und auseinanderziehender Geist.“ (S. 112.) (Ueber dieses Wesen des Glaubens der Griechen und Römer, — die, frey von jeder Beymischung einer strebenden, ringenden, unbefriedigten Sehnsucht, das Ideal, das in ihnen wohnte, nicht ahnten, sondern kannten, — in seiner Einwirkung auf die Kunst der Griechen, z. B. auch auf die tragische Poesie, haben schon Andere geistreich gesprochen.) — Unter den Zugaben sind besonders die „Anmerkungen zur Länderkunde des Protestantismus und zu Fr. v. Schlegels „Geschichte der alten und neuen Literatur“ (S. 208 — 285) von Interesse; A. spricht darin mit Klarheit und Bewußtseyn von dem Wesen der Reformation und des daraus hervorgegangenen Protestantismus, von den Folgen jener in Bezug auf Wissenschaft und Kunst u. s. w., mit besonderer Rücksicht auf seine Gegner, namentlich auf Schlegels Aussprüche, die er zu widerlegen sucht. — Das nun ist an dem vorliegenden Buche das Christliche. Das Türkische darin oder vielmehr quasi Türkische ist S. 286 — 357 der Aufsatz: „Die griechische oder türkische Sache“, mit dem Motto: „Der Teufel verkauft Käse und hat doch keine Ziegen.“ (Dasselbe ist eigentlich, nebenbey gesagt, ein Sprichwort unter den Neugriechen.) In diesem Aufsatze spricht Arndt frey von kleinlichen und einseitigen Rücksichten, aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, unbefangen und freymüthig über die griechische Revolution und das Verhältniß, in das sich die europäische Politik zu derselben gesetzt hat, über die Verlegenheiten, in die leztere gekommen ist, über den Traktat vom 6. Juli 1827 und dessen mögliche Folgen. Der Verf. mag zu der Zeit, als er den Aufsatz abfaßte, die Kriegserklärung Rußlands noch nicht gekannt, aber er scheint sie geahnet zu haben, und nach dem, was er also früher über einen solchen Schritt im Voraus sagte, muß er sich darüber nicht wenig gefreut haben. Auch die möglichen Folgen eines solchen Schrittes für Europa und die Pforte untersucht er offen und frey, wie die mögliche und wahrscheinliche Politik einzelner Mächte Europas bey einem solchen. Auch hier führt diese Untersuchung zu einer Theilung der europäischen Türkey, die der Verf. in den einzelnen Theilen in Betreff des Für und Wider gehörig motivirt. Griechenland will er selbstständig, mit seiner Nordgränze über den Pindus bis zum Thale Tempe und mit den Inseln des Archipelagus bis Kurta (S. 330). Innerhalb dieser Linie und auf jenen Inseln wohnt das jetzige griechische Volk, und nur die angegebene nördliche Gränzlinie führt auch den Grund der Sicherheit und Wahrhaftigkeit für den neuen Staat mit sich: zwey Gründe, warum A. eben diese Gränzen dem zu schaffenden Griechenland anweisen zu müssen glaubt. Insofern als derselbe einen damals als nur wahrscheinlich sich darstellenden Krieg Rußlands gegen die Pforte als nicht wenig vortheilhaft für Griechenlands Zukunft in Betreff seiner geographischen Begränzung und des Verhältnisses zur Pforte hielt, ist Rez. ganz mit ihm einverstanden, indeß.... Es bleibt stets belehrend, einen verständigen, geistreichen Mann über Dinge, die nicht sind und nicht werden, die aber seyn und werden sollten, reden zu hören. Möchte doch nur im Allgemeinen beherzigt werden, was dieser verständige Mann S. 336 sagt: „Die werdenden und schon daseyenden Verhängnisse in Betreff der Türkey sind so gewaltig und fürchterlich vorschreitend, daß einem gescheidten und vorausschauenden Mann allerdings mancherley Grauen überkommen kann, wenn man nicht zu rechter Zeit das Rechte und Nothwendige mit klarem Muthe zu thun wagt!“

№. 8.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 27. Januar 1829.

Literargeschichte.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 — 1805. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1828. 8. Erster Theil vom Jahre 1794 und 1795. 290 S. Zweyter Theil vom Jahre 1796. 306 S.

An Briefwechseln berühmter Autoren hat Deutschland keinen Mangel. Das vorige Jahrhundert hat uns reichlich damit gesegnet; alle Schubladen verblichener Dichter sind ausgekramt worden; noch täglich stöbern selbst lebende schon in ihrem Erbe, und suchen die Komplimente zusammen, die ihnen gemacht worden sind, und die sie gemacht haben; ja, es ist, als wollten Manche, im Vorgefühle, daß ihnen die Nachwelt die Unsterblichkeit verweigern wird, wenigstens der Mitwelt einen blauen Dunst davon vormachen. Nach solchen Vorgängen war man mit Recht auf die Sammlung, die hier angezeigt werden soll, gespannt; man war begierig, wie zwey der größten Männer deutscher Nation in ihren vertraulichen Mittheilungen sich gegeneinander gebehrdet haben mögen, ob auch sie — das höchste Ziel im Auge und die Kraft im Busen — dennoch jenes elende Vehikel der menschlichen Eitelkeit nicht entbehren konnten, ob auch sie ihre Mußestunden darauf verwendet haben, sich unfruchtbaren Weihrauch zu streuen? Aber nein, die Hoffnung, daß große Genien von solcher Armseligkeit frey seyn werden, läßt den Leser dieser Briefsammlung nicht zu Schanden werden; dieselbe ist kein Komplimentirbuch eigenliebiger Poeten, die Lob säen, um Lob zu ärnten; sie ist ein Denkmal, so großer Dichter würdig, ist eine Chronik ihres Geistes, ein Schauplatz ihres gemeinschaftlichen Ringens. Wenn sie sich gegenseitig Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn selbst die Anerkennung des Andern zur Bewunderung wird (wie denn allerdings gegenüber von Goethe bey dem edeln, warmen Schiller dies Gefühl vorherrschend ist): so ist wenigstens diese Anerkennung und Bewunderung immer motivirt, nie erkünstelt; ihr Ausdruck von beyden Seiten ächt, natürlich, bescheiden. Eben so wahr erscheint der Zweifel, der Tadel, das Selbstgefühl, die Verurtheilung des Verkehrten und Schlechten, wo es sich finden mag. Wir sind gewiß, daß die Bewunderer beyder Dichter, wenn sie diese Gallerie von Briefen durchwandelt haben, mit inniger Befriedigung daraus scheiden werden, und daß Mancher ein hartes Wort, das er sich früher vielleicht über den Dichtergeist des Einen, oder den Menschencharakter des Andern erlaubt hat, demselben in der Stille abbitten wird. Beyde Dichter erscheinen in einer sehr geschiedenen Individualität, aber beyde in einer liebenswürdigen; beyde mehr mit ihrer großen Sache, als mit ihrem Ich beschäftigt; immer einer des andern bedürftig, gegen den Tadel des Freundes eben so dankbar als gegen das Lob, beyde endlich vereinigt in der Begeisterung für die Poesie als höchste Kunst, und im entschlossenen Kampfe gegen Alles, was dieselbe aus dieser Sphäre zur Halbheit oder Plattheit noch immer selbst in der Zeit, deren poetische Umschaffung sie begonnen hatten, herabzuziehen sich bemühte.

Doch der Charakter dieser Briefe kann nicht durch solche allgemeine Umrisse angedeutet werden; wir müssen näher hinzutreten und den Gang des herrlichen Zwiegesprächs in einigem Zusammenhange darzustellen versuchen.

Die Korrespondenz eröffnet sich mit dem ersten Briefe Schillers an Goethe (vom 13. Jun. 1794), der in Ausdrücken der Ehrerbietung, die dem werdenden Rufe, gegenüber vom begründeten, so wohl anstehen, zur Theilnahme an der projektirten Zeitschrift der Horen einlädt. Recht herzlich erwiedert Goethe am 24. Juny: „Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft seyn.“ Schon einen Monat darauf ist Schillers Zunge wie gegen einen alten Freund gelöst, und sein erster Hauptbrief (Nr. 4 der Sammlung), eine Epistel von 8 Seiten, macht einem Gefühle Luft, das längst auf freye Aeußerung geharrt zu haben scheint. „Lange schon,“ schreibt er S. 13,“ habe ich, obgleich aus ziemlicher

Digitized by Google

Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf..... Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen.....“ Und, nach einer langen Theorie über Goethe's „griechischen in diese nordische Schöpfung geworfenen Geist,“ fährt er fort: „Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt) ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft..... Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.“

Dies ist nur ein kleiner Auszug des Päans, den Schiller auf Goethe's Poesie singt, und der, würde er von einem Andern in unsrer Zeit gesungen, sich vor der Kritik vielleicht schwer zu verantworten hätte. Mag aber diese über jenen Versuch des denkenden Dichters, den schaffenden so a priori zu konstruiren, denken, wie sie will: das wird nicht abzuläugnen seyn, daß ein solches Urtheil nur aus einem in seinen Gegenstand versenkten Geist und einem liebenden Herzen hervorgeben konnte: es ist aus diesem Brief erwiesen, daß Goethe von Schiller bewundert und geliebt wurde.

Auch versichert Goethe (Nr. 5), daß ihm kein angenehmer Geschenk hätte werden können, als dieser Brief, in welchem Schiller „mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz ziehe, und ihn durch seine Theilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch seiner Kräfte ermuntere.“ — „Reiner Genuß,“ fährt er fort, „und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig seyn, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu seyn, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in Allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den lezten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.“

Und so sehen wir das schöne Verhältniß zweyer großer Geister, die sich gegenseitig unterstützen und ergänzen, für Jahre begründet. So weit wenigstens bis jezt die Sammlung dieser Briefe reicht, sieht Keiner von beyden, was er geschaffen, für geendet und fertig an, wenn der Andere nicht sein Urtheil gefällt, der andere nicht unter der Arbeit selbst gefördert hat; keine, auch die kleinste Ausstellung nicht, wird überhört und bey Seite geschoben; jeder Widerspruch wird entweder bezwungen oder befolgt.

Nicht zufrieden, dem neuen Freunde, sein ganzes Innres in Beziehung auf die Bewunderung, die er ihm zollt, eröffnet zu haben, läßt Schiller ihn bald auch einen zweyten Blick in seinen edeln, der Wahrheit unbedingt huldigenden Geist thun, indem er ihm das Bekenntniß der Schwächen seiner eigenen Dichternatur mit einem Ernst und einer Strenge ablegt, wie ihm kein Feind je vorgerechnet hat: „Erwarten Sie bey mir, sagt er (Nr. 7), keinen großen materiellen Reichthum an Ideen; dies ist es, was ich bey Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus Wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken mag gelungen seyn.... Sie bestreben sich Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte..... Mein Verstand wirkt mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jezt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte

Digitized by Google

Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beyden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freyheit ihre Gränzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerthe aus dem Brande geflüchtet." —

Es könnte befremden, daß Goethe's unmittelbare Antwort auf diesen Brief Bekenntnisse solcher Art, die kein Leser hier anhört, ohne die größte Hochachtung und tiefe Rührung zu empfinden, mit Stillschweigen übergeht. Wenn man jedoch bedenkt, wie schwer dem „intuitiven" Geiste Goethe's, nach seinem eignen Geständnisse alles „Theoretisieren" war, was er denn doch, wenn er überhaupt zu entworten unternommen hätte, in Beziehung auf Schillers Geist und Poesie hätte thun müssen; wenn man bedenkt, daß er zwischen einer Gegentheorie, die vielleicht nicht Gleiches mit Gleichem hätte vergelten können, und einem nichts sagenden oder erheuchelten Lobe (womit ein gemeiner Geist schnell fertig gewesen wäre) zu wählen gehabt hätte: so wird man jenes Stillschweigen als würdig und redlich zu ehren wissen. Ueberdies lädt er ihn zu einem Besuche ein, und „verspart darauf so manches, was er ihm zu sagen hat." — Ueberhaupt erklärt sich die weit größere Einsylbigkeit der Goethe'schen Briefe durchaus und vollkommen aus dem so gar nicht reflexiven, sondern ganz anschauenden und produktiven Wesen des Dichters, dem, gerade weil sein Geist und seine Feder voll von Poesie ist, es unmöglich seyn muß, viel darüber zu sprechen. Seinem Herzen darf darum kein Vorwurf gemacht werden, denn die Wärme desselben spricht sich auch in jenen kurzen Briefen, oft in wenigen Zeilen, ja Worten aus. Und wie innig freut er sich, wenn ihm aus Schillers Feder etwas begegnet, was so recht nach seinem Herzen und Gaumen ist. Hören wir ihn nur (Nr. 20)! „Das mir übersandte Manuscript habe ich sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt: so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig; und wie sollte es anders seyn, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand."

In demselben Briefe macht Goethe wegen des Almanachs den Vorschlag: „ein Büchlein Epigramme ein- oder anzurücken." Daraus entwickelten sich die Xenien, zu deren Ausführung wir einige Briefe ein sehr ergötzliches Gerüste bilden sehen.

Aus dem nächstfolgenden Briefe Schillers (Nr. 21) geht seine große Verehrung für die Kantische Philosophie hervor, und es wird uns ängstlich zu Muthe, wenn wir einen Dichter mit solcher Begeisterung einem bestimmten philosophischen Systeme das Wort reden hören. Es peinigt uns die Ahnung, daß ein solcher auch bey seinen poetischen Produktionen eine andere Regel zu Grunde legen möchte, als das Gesetz der frey schaffenden Phantasie und des unbefangenen, von keiner Reflexion dominirten Geschmackes. Das Unbegreiflichste aber ist, daß der leidenschaftliche Kantianer so ungerecht und sogar verächtlich von Fichte sprechen kann, der doch ein ganz andrer Schüler jener Philosophie und überhaupt ein ganz andrer Philosoph war, als Schiller selbst. Man faßt nicht, wie Schiller nicht einsah, daß von seines Meisters subjektivem Scepticismus, zu Fichte's „subjektivem Spinozismus" (S. 59) nur ein kleiner Schritt war. Und wenn er sich über Fichte's Ich lustig macht, welches „die Welt wie einen Ball geworfen hat, den es bey der Reflexion wieder fängt;" wenn er behauptet: „Fichte habe sonach seine Gottheit wirklich deklarirt;" so können wir nicht anders annehmen, als daß hier nicht die reine Vernunft, sondern die persönliche Abneigung urtheilt; jener hätte es wohl keinen Augenblick zweifelhaft seyn können, daß bey Fichte nicht von dem armseligen individuellen Ich die Rede ist, sondern von jenem Ich, das alle Philosophen statuiren, die nur irgend einen festen und objektiven Grund des Seyns zu erfassen gestrebt haben, mag es nun Ich heissen, oder Intellectus divinus oder Selbstbewußtseyn der absoluten Vernunft.

Der vierte Hauptbrief Schillers (Nr. 26) enthält unter Anderem ein schönes Wort über Faust, dessen Fragmente er den Torso des Herkules nennt. Seine Anmerkungen zu Goethe's Erzählungen werden von dem leztern dankbar genuzt. Goethe sagt aus dieser Veranlassung, „daß sie so recht vom Unglaublichen anfangen wollten, welches ihnen sogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde." Er spekulirt hier und auch sonst hier und da ein wenig auf die Einfalt und Unbildung des Publikums, das Goethe überhaupt in diesen Briefen mit leichtfertiger Verachtung (z. B. Nr. 66. S. 49), Schiller mit sittlichem Unwillen behandelt (z. B. Nr. 65. S. 146. Nr. 22. S. 253). Auch wissen wir nach dem 30sten Briefe, der von Rezensionsbestellungen handelt, nicht, wen wir mehr bedauern sollen, die Dichter, die zu solchen Mitteln greifen müssen, oder das Publikum, das sie zu solchen Schritten zu nöthigen schien.

Digitized by Google

Der zwey- und dreyßigste Brief enthält Schillers erstes Wort über Wilhelm Meister, und nun folgen allmählig in eilf Briefen (Nr. 32. 40. 50. 76. 87. 175. 176. 179. 180. 183. 185) eben so viele, das Allgemeine wie das Einzelne umfassende Abhandlungen über diesen Roman, voll tiefsinniger Studien. Das entzückte Lob, das immer wiederkehrend dieser Schöpfung von Schiller ertheilt wird, hat zwar etwas vom überwältigenden Eindruck an sich, den jedes geniale Produkt beym ersten Genuß auf einen kongenialen Leser macht, und über dem die Besonnenheit immer etwas leidet; aber gewiß ist, daß nur große Naturen so bewundern und lieben; ihnen gerade kostet es Mühe, Mängel und Flecken an Werken der Meister zu entdecken, über welche sich kleine, der Begeisterung unfähige Kritiker gewöhnlich zuerst hermachen, wie denn der bornirte Sinn das Häßliche viel eher bemerkt als das Schöne, und für die Ausnahme von der Regel mehr Takt hat, als für die Regel selbst. Am mächtigsten scheint Schiller von der Fülle unmittelbaren Lebens, die im Wilhelm Meister herrscht, und von der innigen Vereinigung dieser Lebensfülle mit der Kunstschönheit angeregt zu seyn. „Ich kann," schreibt er S. 97, „das Gefühl, das mich bey der Lesung dieser Schrift durchdringt und besizt, nicht besser als durch eine süße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistlicher und leiblicher Gesundheit ausdrücken.... Ich erkläre mir dieses Wohlseyn von der durchgängig darin herrschenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit, die auch nicht das Geringste zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt, und die Bewegung desselben nicht weiter treibt als nöthig ist, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten.... Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Produkt dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr; hier alles so strenge, so rigid und abstrakt, und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist..... So viel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karrikatur gegen ihn."

Aber dennoch kann Schiller nicht bey dieser poetischen Bewunderung des Werkes stehen bleiben; und wenn wir überhaupt aus diesen Briefen ersehen, daß Schiller seinen Freund mehr studirt, Goethe den seinigen mehr genießt; so macht sich auch namentlich in Beziehung auf den Meister Schiller alsbald mit großem Ernst und Eifer daran, dieses Werk dem Schöpfer desselben vorzukonstruiren. Er müdet sich ordentlich ab, eine recht tiefe Philosophie darin zu finden und darein zu legen; was nicht so leicht seyn mochte, da Goethe selbst in Beziehung auf manches Seltsame des fünften Buches (und auch dieses trekt Schiller philosophisch zu adeln S. 164) ziemlich empirisch und profan bemerkt: (S. 169. Nr. 77.): „Es ist mir sehr angenehm, daß die wunderlichen und spaßhaften Geheimnisse ihre Wirkung thun." (Vergl. auch Nr. 121.)

Aber den „Geheimnissen einer schönen Seele" verdanken wir einen herrlichen Brief Schillers über das Christenthum. Je wahrer ächte Religiosität, bey großer Beschränktheit des Verstandes, in jenen von der tiefsten Psychologie eingegebenen und der leichtesten Hand des Genius ausgearbeiteten Blättern geschildert ist, desto schmerzlicher mußte es dem nach göttlicher Wahrheit verlangenden Geiste Schillers seyn, daß sein Freund nicht die Unabhängigkeit des Christenthums von jenen Schranken angedeutet, daß er auch das Wesentliche desselben um jener zufälligen Schranken willen fast wie einen Wahn zu behandeln scheint (z. B. Nr. 57. S. 129.) „Mir däucht, sagt Schiller (Nr. 87. S. 195), daß über das Eigenthümliche christlicher Religion und christlicher Religionsschwärmerey noch zu wenig gesagt sey; daß dasjenige, was diese Religion einer schönen Seele seyn kann, oder vielmehr was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet sey. Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freye Neigung gesezt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bey der weiblichen Natur so viel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird. Doch ich mag in einem Brief über diese kitzliche Materie nichts weiter vorbringen, und bemerke blos noch, daß ich diese Saite hätte mögen ein wenig anklingen hören."

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

N°. 9.

Literatur-Blatt.

Freitag, 30. Januar 1829.

Literargeschichte.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 — 1805. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1828. 8. Erster Theil vom Jahre 1794 und 1795. 290 S. Zweyter Theil vom Jahre 1796. 306 S.

(Beschluß.)

Auch manches vortreffliche und warme Wort Goethe's, der Schillers leisen und bescheidenen Erinnerungen mit gehörsamer Aufmerksamkeit lauscht (S. 107. 113. 197. 198) verdanken wir diesen Unterhaltungen über jenen Roman. „Durch den guten Muth," sagt er S. 108," den mir die neuliche Unterredung eingeflößt, belebt, habe ich schon das Schema zum fünften und sechsten Buch ausgearbeitet. Wie viel vortheilhafter ist es, sich in Andern, als in sich selbst zu bespiegeln..... Fahren Sie fort mich durch Ihre Liebe und Ihr Vertrauen zu erquicken und zu erheben." S. 132 erklärt er: sich bald in Schillers Nähe erfreuen und erbauen zu wollen. S. 185 schreibt er: „Nach Ihnen ist viel Nachfrage, und ich antworte, je nachdem die Menschen sind. Ueberhaupt hat das Publikum nur den dunkelsten Begriff vom Schriftsteller. Man hört nur uralte Reminiscenzen; von seinem Gange und Fortschritte nehmen wenige Notiz. Doch muß ich billig seyn und sagen, daß ich einige gefunden habe, die hierin eine merkwürdige Ausnahme machen." Ueber Schillers lyrische Gedichte erscheint ein treffendes Urtheil S. 227. Nr. 108: „Ihren Gedichten hab' ich auf meiner Rückkehr hauptsächlich nachgedacht; sie haben besondere Vorzüge, und sind, ich möchte sagen, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf." — Aus allen Aeußerungen Goethe's über seinen Meister geht hervor, wie ernst und gewissenhaft auch er arbeite; wie sehr diejenigen irren, die in seinem Streben nur ein Spiel des Leichtsinns sehen wollen. „Ich bin," sagt er Nr. 110, „mit Herz, Sinn und Gedanken nun an dem Roman, und will nicht wanken, bis ich ihn überwunden habe." Und S. 259. Nr. 124: „Das was ich von Ihren Ideen kenne, hat mir in dieser lezten Zeit im Praktischen manchen Vortheil gebracht; so wenig man mit Bewußtseyn erfindet, so sehr bedarf man des Bewußtseyns, besonders bey längern Arbeiten." Und S. 261. Nr. 125: „Ich bin dieser Tage wieder an den Roman gegangen und habe alle Ursache mich daran zu halten. Die Forderungen, wozu der Leser durch die ersten Theile berechtigt wird, sind wirklich, der Materie und Form nach, ungeheuer. Man sieht selten eher, wie viel man schuldig ist, als bis man wirklich einmal reine Wirthschaft machen und bezahlen will. Doch habe ich guten Muth. Es kommt alles darauf an, daß man die Zeit wohl braucht und keine Stimmung versäumt."

Der zweyte Band des Briefwechsels begrüßt und bald mit Schillers ersten Ideen über den Wallenstein (Nr. 158. S. 33), auf welchen er öfters zurückkehrt. Wenn die Kritik nie ganz zufrieden mit diesem Drama seyn konnte, und dem Dichter mit Recht vorgeworfen hat, daß er für drey gespaltene Interessen: Wallenstein, die Piccolomini's und die Liebe Thekla's, vergebens nach einer Einheit gerungen habe und nicht über seinen Stoff Meister geworden sey, so findet diese Anklage in den eigenen Geständnissen Schillers eine mächtige Stütze. S. 252. Nr. 236 gesteht er: „Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stückes rektificire, desto ungeheurer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist; und wahrlich ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können." Am Ende verirrt er, durch seine verzweifelte Philosophie verführt, so weit, daß er den Mangel an dichterischer Stimmung in Beziehung auf diese Arbeit gerade für die rechte Stimmung hält. Nr. 243. S. 270 heißt es: „Mit dem Wallenstein geht es

Digitized by Google

zwar jezt sehr langsam, weil ich noch immer das Meiste mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beysammen ist, aber ich fühle mich ihm noch immer gewachsen..... Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenstand zu geben. Beynahe möchte ich sagen, das Sujet interessirt mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, so wie die meisten Nebencharaktere, traktire ich wirklich bis jezt mit der reinen Liebe des Künstlers; blos für den nächsten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung interessirt..... Der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff will mir freylich noch nicht ganz pariren; es sind noch Lücken im Gange, und Manches will sich gar nicht in die engen Gränzen einer Tragödien-Oekonomie herein begeben."

Wie sehr muß man es nach diesen Revelationen bedauern, daß der Dichter sein Studium nicht lieber den Malthesern zugewandt hat, über welche er viel einiger mit sich selbst gewesen zu seyn scheint (Nr. 259. S. 262) und in welchen er uns wahrscheinlich ein vollendetes Kunstwerk geschenkt hätte. Doch wollen wir nicht vergessen, daß er in seinem Wallenstein, so unkünstlerisch derselbe auch erscheinen mag, doch vielleicht mehr als irgendwo seine ganze Seele niedergelegt, die ganze Richtung seines Geistes ausgesprochen, so daß jene angebliche Kälte gegen diesen Stoff vielleicht nur auf einer Selbsttäuschung beruht oder latente Wärme war.

Ueber den Wilhelm Meister enthält dieser zweyte Band noch einige Hauptbriefe; besonders Nr. 175. 178. 179. Der erstere von den dreyen spricht auf eine naive Weise Schillers Pein aus, die daraus entsteht, daß dem, was seine poetische Urtheilskraft lieben und bewundern muß, sein philosophisches Vorurtheil (wenn wir so sprechen dürfen) keinen Geschmack abgewinnen kann: „Ich bin beunruhigt und bin befriedigt. Verlangen und Ruhe sind wunderbar gemischt." — Er forscht immer noch nach einer philosophischen Tendenz des Ganzen: „wie es auch sey, so viel ist gewiß, daß der Ernst in dem Roman nur Spiel und das Spiel in demselben der wahre und eigentliche Ernst ist, daß der Schmerz der Schein und die Ruhe die einzige Realität ist." Am Ende siegt jedoch der ästhetische Eindruck. „Diese Tiefe," sagt er, „bey einer ruhigen Fläche, die, überhaupt genommen, Ihnen so eigenthümlich ist, ist ein vorzüglicher Charakterzug des gegenwärtigen Romans." Und mit diesem lakonischen Wort ist Goethe's Poesie wirklich meisterhaft charakterisirt.

Der 178ste Brief verbreitet sich mit Tiefsinn und überraschender Wahrheit über die Kunstschönheit, über den Kosmos des Werkes (S. 79 ff.) „Es ist ein Planetensystem mit Kometen," spricht er; und nun folgen tiefe Worte über Mignon und den Harfenspieler (S. 80. 84. 87). Der Schluß dieses Briefes ist unvergleichlich (S. 88): „Wundern Sie sich nicht," endet Schiller, „wenn es so wenige gibt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bey dem gemeinen Volk der Beurtheiler allen Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunst; und bey denen, die dem Künstler zu folgen im Stande seyn könnten, die auf die Mittel, wodurch er wirkt, aufmerksam sind, wirkt die genialische Kraft, welche sie hier handeln sehen, so feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbst so sehr ins Gedränge, daß sie es mit Gewalt von sich stoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhaftesten huldigen."

Der 179ste Brief spricht sodann Urtheile über die weiblichen Charaktere im Meister aus (S. 89); der folgende verbreitet sich über den Charakter des Helden (S. 99), den er philosophisch zu deduciren sucht und als unentbehrlich für das Werk darstellt. Dennoch macht diese Deduktion mehr den Eindruck einer geschickten Apologie, als daß sie überzeugt. Ein kostbares Zeugniß legt Schiller, der in diesen Briefen viel mehr Gewicht auf politische und gesellige Abstufungen legt, als diejenigen glauben mochten, die ihn zum Repräsentanten der demokratischen Gesinnung in der deutschen Literatur machen wollen, — für Goethe's aufgeklärte und freye Ansichten S. 104 ab: „Es ist übrigens schön, daß Sie, bey aller gebührenden Achtung für gewisse äußere positive Formen, sobald es auf etwas reinmenschliches ankommt, Geburt und Stand in ihre völlige Nullität zurückweisen und zwar, wie billig, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren." Ja, Schiller wünscht sogar, daß durch ein Paar Worte in Lothario's Munde einer falschen Beurtheilung des Umstandes begegnet würde, „daß ein Roman, der sogar nichts Sansculottisches hat, vielmehr an manchen Stellen der Aristokratie das Wort zu reden scheint, mit drey Heirathen endigt, die alle drey Mißheirathen sind."

Goethe hat übrigens diese ganze Reihenfolge von Briefen über den Meister mit innigem Dank aufgenommen. Er betrachtet sie (Nr. 181) „als Stimmen aus einer andern Welt, auf die er nur horchen kann." Im 183sten Briefe rührt Schiller mit zarter Hand an die widerwärtige Thurmmaschinerie im Meister, und nachdem er eine Zeitlang sich abgemüht, auch in sie einen tiefern philosophischen Sinn zu legen,

Digitized by Google

und „die Mächte des Thurms einen verborgen wirkenden höheren Verstand“ genannt (S. 110), gesteht er endlich (114), daß Goethe's Roman die Hülfe des Wunderbaren und Ueberraschenden füglich entbehren konnte, daß es ihm eher schaden als nutzen muß, weil das Interesse des Lesers sich konsumirt, zufällige Räthsel aufzulösen, da es auf den innern Geist koncentrirt bleiben sollte. Schließlich wünscht Schiller, nachdem er sich noch einmal über die Tendenz des Ganzen vortrefflich und erschöpfend ausgesprochen (S. 116—118), daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf den philosophischen Begriff, daß das Verhältniß der Moral zur Fabel klarer gemacht werden möchte. — Goethe erwiedert auf diesen merkwürdigen Brief, mit der Ehrlichkeit, die keine seiner kleinsten Tugenden ist (Nr. 184. S. 121): „Indem ich Ihnen auf einem besondern Blatte die einzelnen Stellen verzeichne, die ich nach Ihren Bemerkungen zu ändern und zu supplíren gedenke, so habe ich Ihnen für Ihren heutigen Brief den höchsten Dank zu sagen, indem Sie mich durch die in demselben enthaltenen Erinnerungen nöthigen, auf die eigentliche Vollendung des Ganzen aufmerksam zu seyn. Ich bitte Sie, nicht abzulassen, um, ich möchte wohl sagen, mich aus meinen eigenen Gränzen hinauszutreiben. Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutendern Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen, als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und meine Erscheinung stellen..... Es ist keine Frage, daß die scheinbaren von mir ausgesprochenen Resultate viel beschränkter sind als der Inhalt des Werks, und ich komme mir vor, wie einer, der, nachdem er viel und große Zahlen übereinander gestellt, endlich muthwillig selbst Additionsfehler machte, um die lezte Summe, Gott weiß aus was für einer Grille zu vernichten.“ Auf einen lezten Brief Schillers, den Meister betreffend, in welchem er diesem durchaus eine Hofmeisterin in der Metaphysik mitgeben möchte, und, daß dies nicht geschehen ist, auch wieder mit kantianischen Gründen entschuldigt (Nr. 185. S. 125 ff. 130 ff.) — schweigt Goethe lang; die Sprache konnte ihm auch nicht wohl zusagen. Endlich erwiedert er S. 180: „Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden; ob Sie jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt wieder erkennen werden, weiß ich nicht. Fast möchte ich das Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in der Verschiedenheit unsrer Naturen, daß es Ihre Forderungen niemals befriedigen kann.“ In diesem Momente scheint Goethe'n das, was eine geistige Scheidewand zwischen ihm und seinem Freunde bildete, ziemlich bestimmt geahnt zu haben. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird uns lehren, ob zwischen Schiller's Reflexion und Goethe's Intuition der Zwiespalt laut und entschieden sich zeigte.

Wenn aber auch beyde ihrer Naturanlage und geistigen Ausbildung nach gewissermaßen konträre Wesen waren, so blieben sie doch sichtbar in Einem Streben vereinigt: in dem Streben nach schöner idealer Kunstform. So halten sie sich, wie Goethe irgendwo in diesen Briefen selbst sagt, während jeder die eine Hand nach der entgegengesezten Region ausstreckt, doch recht innig und fest mit der andern. Aus dieser ästhetischen Einigkeit geht auch die große Uebereinstimmung in beyder Urtheilen über die merkwürdigsten, gleichzeitigen Erscheinungen der Literatur hervor, aus ihr erklärt sich der Widerwille beyder gegen Alles, was sich in die schöne Form nicht fügen will. So wird von beyden Jean Paul, der „Tragelaph“ (Bockshirsch) etwas über Achsel angesehen. Goethe hat Schillern den Anfang des Hesperus geschickt; Schiller nennt ihn „einen prächtigen Patron... der gar nicht ohne Imagination und Laune ist, und manchmal einen recht tollen Einfall hat, so daß er eine lustige Lektüre für die langen Nächte ist“ (Nr. 74). Goethe erwiedert (Nr. 77): „Es ist mir angenehm, daß Ihnen der neue Tragelaph nicht ganz zuwider ist; es ist wirklich Schade für den Menschen, er scheint sehr isolirt zu leben, und kann deßwegen bey manchen guten Partieen seiner Individualität nicht zu Reinigung seines Geschmackes kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit welcher er umgeht.“ — Eben so war beyden das Unförmliche an Herder und sein ungerechter Kampf gegen die Form in der Seele zuwider. „Der achte Band (Herders) macht einem nicht wohl,“ sagt Goethe (Nr. 165), „und es ist dem Verfasser auch nicht wohl gewesen, da er ihn schrieb. Eine gewisse Zurückhaltung, eine gewisse Vorsicht, ein Drehen und Wenden, ein Ignoriren, ein kärgliches Vertheilen von Lob und Tadel, macht besonders das, was er von deutscher Literatur sagt, äußerst mager.“ Schiller erwiedert (Nr. 168): „Herders Buch machte mir ziemlich dieselbe Empfindung, wie Ihnen, nur daß ich auch hier, wie gewöhnlich bey seinen Schriften, immer mehr, was ich zu besitzen glaubte, verliere, als ich an neuen Realitäten dabey gewinne. Er wirkt dadurch, daß er immer aufs Verbinden ausgeht, und zusammenfaßt, was Andere trennen, immer mehr zerstörend als ordnend auf mich. Seine unversöhnliche Feindschaft gegen die Reine ist mir auch viel zu weit getrieben..... An seinen Konfessionen über die

Digitized by Google

No. 1.

Intelligenz-Blatt

1829.

[758] **Ankündigung.**

Das Inland.

Ein Tagblatt für

das öffentliche Leben in Deutschland mit vorzüglicher Rücksicht auf Bayern.

Die unter vorstehendem Titel vom Januar 1829 an erscheinende Zeitschrift, von welcher täglich ein halber Bogen in Großquartformat ausgegeben werden soll, wird der Betrachtung und Schilderung des öffentlichen Produktivlebens unseres Vaterlandes gewidmet seyn. Was daher dieses in legislativer und staatswirthschaftlicher, in gewerblicher und künstlerischer, in wissenschaftlicher und religiöser, in sittlicher endlich und auch in politischer Beziehung — letzteren Ausdruck im engern Sinn genommen — Bedeutendes und Interessantes darbieten mag, soll in derselben zur Sprache kommen. Die Gegenwart aber, so wie sie in den einzelnen Erscheinungen des Tages fragmentarisch sich darstellt, soll durch historische Zugabe Leben und Bedeutung erhalten. Was dem Raume nach nicht ausgeführt werden kann, soll wenigstens nach Möglichkeit angezeigt und angedeutet werden. Dagegen wird es dem Inlande, so oft es Bedürfniß ist, nie an den nöthigen Beylagen fehlen.

Die Zeitschrift wird sich keineswegs allein auf Bayern beschränken, sondern ihre Aufmerksamkeit, wie zunächst allen Nachbarlanden, so vornehmlich auch Oesterreich, Preußen und überhaupt dem gemeinsamen, deutschen Vaterlande zuwenden. Was hier wie dort das ganze geistige und materielle Leben der Länder und Völker Förderndes, Weiterentwickelndes hervortritt, wird sie auf das sorgfältigste beachten. Selbst das Ausland, Italien und Frankreich, Ungarn und Pohlen, England, Skandinavien u. s. w. sollen nicht übersehen werden. Denn auch diese Länder und ihre wissenschaftliche, künstlerische, industrielle und politische Kultur werden nicht selten zu belehrenden Vergleichungen und Rückblicken auf unser eigenes Daseyn Veranlassung geben.

Die Erreichung eines so wünschenswerthen Zweckes zu sichern, hat eine schon jetzt bedeutende Anzahl der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler, so wie der bewährtesten Politiker unseres Vaterlandes zu thätiger Mitwirkung sich vereinigt, hat die höchste Königlich bayerische Staatsregierung dem Unternehmen jede mögliche Mitgabe aus dem Schatze des bey ihr angehäuften und fortwährend eingehenden Materials zugesagt; befriedigende Ausbeute ist daher dem Leser verbürgt, der in gedrängter Zusammenstellung die wichtigsten Interessen des Vaterlandes verfolgen, zu lebendiger Theilnahme an denselben Stoff und Anregung finden will. Wer immer in dem Gebiete seiner geistigen oder praktischen Thätigkeit zur öffentlichen Mittheilung Geeignetes und Plangemäßes findet, möge gleichfalls dem Vereine sich anschließen.

Der äußern Anordnung des Stoffes nach wird das Blatt in drey verschiedene Abtheilungen zerfallen.

Die erste wird gedrängte Original-Aufsätze unter folgenden Rubriken enthalten:

A. Gesetzgebung; Anzeige und kurzer Inhalt der sämmtlichen allerhöchsten Königlichen Verordnungen, im historischen und materiellen Zusammenhange gegeben und in so fern erläutert; ähnliche, jedoch kürzere Anzeige der wichtigsten legislativen Erzeugnisse des Auslandes; Verhandlungen der Stände, zunächst der bayerischen und dann auch derjenigen anderer konstitutionneller Staaten; allgemeine Staatseinrichtungen und Anordnungen im größeren Zusammenhange nach Wesen, Zweck und Erfolg übersichtlich dargestellt; wichtige noch schwebende Fragen wissenschaftlich erörtert.

B. Staatswirthschaft; ihre bedeutendsten Interessen dem Laien nahe gebracht, ihre Zwecke und Bestrebungen erklärt, ihre Resultate angezeigt.

C. Wissenschaft; ihre wichtigsten Erzeugnisse im Vaterlande, ihre Pflege auf unseren Universitäten und anderen höheren Unterrichts-Anstalten, so wie auch insbesondere durch die hiesige Akademie; — die Tagesgeschichte dieser Institute.

D. Kunst; eben so nach allen ihren Zweigen; zunächst die bildende mit spezieller, fortwährender Rücksicht auf die Königliche Kunst Akademie und deren Töchteranstalten, dann auf öffentliche Werke des Landes, und endlich auf Privat-Erzeugnisse jeder Art; Kunstsammlungen; Theater; Musik.

E. Sittliches Leben der Nation; Volksschulen nach ihrer Bestimmung und Richtung, ihre einzelnen und Gesammt-Resultate, auch von ihnen je zuweilen das Wichtigste ihrer Tagesgeschichte; National-Vergnügungen und Feste; Eigenthümlichkeiten der Volksstämme.

F. Religion, nur in Beziehung zu dem Staate und in ihrem allgemeinen Charakter.

G. Gewerbe; kommerzielle und technische Industrie, insbesondere auch Landwirthschaft in verwandter Beziehung; das Wichtige des Neuen im Vaterlande mit dem uns Wissenswerthesten und Anwendbarsten des Auslandes.

Diesem ersten, größesten Theile der Zeitschrift soll sich in jedem Blatte ein zweyter Abschnitt anschließen, eine höchst gedrängte Aufzählung der wichtigsten, sogenannten politischen Tagesneuigkeiten im übersichtlichen Zusammenhange, wo nöthig, mit Hinweisung auf die Quellen und mit Andeutungen über den Geist und Zusammenhang der politischen Journalistik.

Endlich wird ein dritter, nicht zu entbehrender Theil die sogenannten Intelligenz-Artikel, Notizen verschiedener Art enthalten: Anstellungen, Beförderungen und Sterbefälle der Staatsbeamten, Zusammenstellung der Viktualienpreise, Geld- und Wechselkurse u. s. w., und dann namentlich auch, da das Blatt von München

Digitized by Google

ausgeht, die Fremden-Verzeichnisse, die Theateranzeigen und andere ähnliche Novitäten dieser Hauptstadt.

Der Jahrespreis der Zeitschrift hier am Orte ist auf 12 fl., vierteljährig zahlbar, bestimmt. Den auswärtigen Absatz übernehmen unter den billigsten Bedingungen die sämmtlichen respektiven Postämter und Buchhandlungen.

München, den 20. Dec. 1828.

Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[757] **Uebersetzungs-Anzeige.**

Um alle Kollissionen zu vermeiden, beehrt sich die Unterzeichnete hiermit anzuzeigen, daß sie, durch einen zu Paris lebenden deutschen Gelehrten, eine Uebersetzung von:

Caillé Reise nach Tombuctu durch Jomard

besorgen läßt.

Stuttgart, den 19. December 1828.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[699] **Stuttgart und Tübingen.** In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Begebenheiten
des
Hajji Baba von Ispahan
in England.
In zwey Theilen.
Aus dem Englischen des J. Morier.
8. Preis 3 fl. für beyde Theile.

Dieses Buch gehört zu der Klasse der seltenen Werke, welche wie Don Quichote's Abentheuer das Privilegium theilen, die Leser ohne Unterschied des Alters, Standes und der Bildungsstufe zu ergötzen. Der schon so oft bearbeitete Stoff, Menschen, denen europäische Civilisation fremd ist, mit unseren Sitten und Einrichtungen in Konflikt zu bringen, ist wohl noch nie mit so viel Geist, Wahrheit und Takt behandelt worden. Sein langer Aufenthalt in Persien setzte Hrn. Morier in Stand, seinem Roman neben der vollkommensten inneren Wahrheit auch die äußere zu geben, und, neben der feinsten Ironie über unser gesellschaftliches Leben, ein eben so treues als wahres Charakterbild der Kinder des Propheten zu entwerfen.

Das Morgenblatt hat schon einige Kapitel aus diesem empfehlenswerthen Werke mitgetheilt, dessen Verfasser übrigens durch sein erstes Buch über persische Sitten und Gewohnheiten schon rühmlich bekannt ist.

Zum Schluß bemerken wir, daß hiemit der erste und zweyte Theil zugleich erscheint, während von der in Leipzig erschienenen Uebersetzung, die hinter der unserigen weit zurücksteht, weniger gut gedruckt und überdies bedeutend theurer ist, nur erst der erste Theil in den Buchhandel gekommen ist.

---

[720] Bey Fr. Laue in Berlin ist erschienen und durch alle Musik- und Buchhandlungen zu beziehen:

Beethoven, L. v., grande Sonate oe. 53, dédiée à Mr. le Comte de Waldstein arr. à 4ms. par Succo. à 2 Thlr.

Beethoven, L. v., 2 Trios oe. 70, No. 1 und 2 arr. à 4 ms. par G. Reichardt. à 1⅓ Thlr.

Fesca, F. E., Ouverture oe. 45, ocuvre posthume arr. à 4 ms. ⅔ Thlr.

Haydn, J., 3 Quatuors oe. 64, arr. à 4 ms. par J. P. Schmidt. Nr. 1 1⅓ Thlr. No. 2 u. 3. 1 Thlr.

Mozart, Gmoll Quartett f. Pf. V. Viola, Vcllo. oe. 88. arr. à 4 ms. par Succo. 1⅓ Thlr.

Nur selten hat man Gelegenheit die vortrefflichsten Kompositionen grosser Meister in vollstimmiger Musik zu hören. Um den Verehrern solcher klassischer Werke dieselben zugänglicher zu machen sind vorstehende Arrangements für das Pf. à 4 ms. gemacht, welche als leicht ausführbar, und doch die beabsichtigten Effecte treu wiedergebend, zu empfehlen sind.

---

[746] **Elegante Taschenausgaben.**

Von unsern beliebten Taschen-Ausgaben sind kürzlich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

W. Scott's sämmtliche Romane, Bd. 96—99. (Chronik von Canongate. Zweyte Folge. Uebersezt von Julius Körner. 4 Thle.)

THE WORKS OF COOPER. Vol. 13—16. (The Spy; 4 Vol.)

THE WORKS OF WALTER SCOTT, Vol. 127—130. (Chronicles of the Canongate. Second Series, 4 Vol.)

Der Preis für das sauber und korrekt auf Velinpapier gedruckte Bändchen mit einem Titelkupfer beträgt 8 Groschen roh, und 9 Groschen in farbigem Umschlag geheftet.

Zwickau, im Novbr. 1828.

Gebr. Schumann.

---

[759] Unter dem einfachen Titel:

Zweifel und Glaube, oder Erleuchtung und Beruhigung eines Zweiflers. 8. Mannheim, bey T. Löffler, elegant broschirt 21 Gr. od. 1 fl. 30 kr.

ist so eben eine höchst geistvolle Schrift erschienen, die jedem gebildeten Leser Geist und Herz ergreifen und sein Gemüth über das Irdische in die Lichtgefilden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung erheben wird.

Ist in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

---

[695] **Für Mathematiker.**

Der Unterzeichnete geht mit wem es beliebt die Wette von fünf Louisd'ors ein, daß er es aufgefunden hat, eine inclusive Proportion (a :: b = b :: a + b) durch ein Zahlenverhältniß darzustellen. Leistet geometrischen Beweis.

St. Gallen, den 17. Nov. 1828.

H. Zollikoffer, Reg.-Sekretär.

Digitized by Google

[751] Regelmäßig erscheint seit dem ersten Januar 1828 und zwar seit dieser Zeit schon in 3r. Auflage, unter dem Titel:

Karlsruher Unterhaltungs-Blatt:

Ein

Neues Bilderwerk

für

die Jugend,

zur ausführlichen Belehrung in der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst 2c.

verbunden

mit den anziehendsten Erzählungen 2c.

für

die älteren Personen.

Der Preis, ist im Abonnement, halbjährlich fl. 2. 36 kr., sächs. 1 Rthlr. 12 gr.

Alle Postbehörden, so wie die Buch- und Kunsthandlungen nehmen auf dieses gemeinnützige Werk, wovon im Jahr 1829 wieder jeden Sonntag eine Nummer mit einer ausgeführten Abbildung in groß Quart-Format, auf feinem, weißen Velinpapier ausgegeben wird, Bestellungen an, und es erfolgt jede Woche die Zusendung, im ganzen Großherzogthum Baden Franco, durch die Briefpost.

Inhalt des Ersten Jahrgangs 1828.

I. Abtheilung:

Naturhistorische Gegenstände, sämmtlich mit Abbildungen.

In alphabetischer Ordnung.

Albaneser, im Verfolgen ihres Feindes begriffen. — Badschwamm, mikroscopische Betrachtung desselben. — Biber. — Buschmann aus Südafrika. — Brodbaum. — Corfu, Ansicht der Stadt. — Dardanellen. — Eisfelder und Eisinseln. — Eskimos. — Fokire, Indische. — Faulthier, bärenartiges. — Giraffe. — Häring. — Javanesen. — Indianer, kupferrothe, von dem Stamme der großen Osagen. — Karte der Erdoberfläche. — Karte vom Russisch-Türkischen Kriegsschauplatz in Europa, im Jahr 1828. — Karte vom Russisch-Türkischen Kriegsschauplatz in Asien, im Jahr 1828. — Kaffeebaum. — Kiss-Kiss. — Koloß zu Rhodus. — Krokodill, amerikanisches. — Linienschiff mit ausgespannten Segeln. — Löwe. — Löwen mit ihren Jungen und ihr Wärter. — Meriko mit seinen schwimmenden Gärten. — Murmelvogel. — Musikbeylage. — Nordlicht. — Riesenschlange, Aboma. — Rüssel Robbe. — Sahara, oder die afrikanische Wüste. — Samos, Insel. — Schumla, Stadt in Bulgarien, Plan mit Karte. — Schiffschnbläufer-Regiment in Norwegen. — Sklavenhandel. — Straßburger Münster. — Straußenjagd. — Tieger. — Tiegerjagd in einem indischen Flusse. — Varna, Ansicht der Stadt mit ihren Umgebungen während der Belagerung im Jahr 1828. — Volksbelustigungen, Russische, im Winter. — Volksfest, Russisches. — Vorgebirg der guten Hoffnung. — Wallfischfang und die Gefahren desselben. — Zuckerrohr.

II. Abtheilung.

Erzählungen, Anekdoten, Aphorismen 2c.

In chronologischer Folge.

Merkwürdige Flucht des Capitäns Wilson. — Gedicht auf die wunderschöne Aussicht vom Gebhardsberge bey Bregenz, von Castelli. — Sichere Methode die Gesundheit zu verbessern und das Leben zu verlängern. — Seltsames Entrinnen aus Todesgefahr. — Sechs Ausreißer erdulden schreckliche Leiden. — Beschreibung einer Reise um die Welt. — Ein warnungsreicher Prozeß. — Die Höllenbrücke. — Friedrich der Große, als Ehestifter. — Erfindungen der Deutschen. — Der Harzgeist, oder das Abenteuer Martin Waldecks. — Heinrich der Fündling, oder die Stiftung auf dem Arlberg. — Franz, oder des Herzens Sprache täuscht nicht. — Anekdoten. — Maylied von Hölty. — Vaterliebe. — Aphorismen. — Dankbarkeit. — Der Schein trügt. — Aphorismen. — Der Zauberer, eine wahre Geschichte. — Der Corsar. — Rettung aus den Kerkern der Inquisition von Lissabon, eine wahre Geschichte. — Die Vorsehung wacht. — Züge aus der Sittengeschichte. — Aphorismen. — Er hat einen Haarbeutel. — Aphorismen. — Der edle Sohn. — Der Räuber Ueberfall, eine wahre Geschichte. — Das wohlschmeckende Gift. — Vom Ursprung der Kutschen. — Einige Worte über die Möglichkeit des Zusammenstoßens eines Kometen mit unserer Erde. — Albert, oder der Weg des Schicksals. — Verschiedenes. — Laurette, die Zigeuner-Prinzessin. — Verschiedenes. — Die Räuberhöhle. — Die Austerlampe. — Die drey Schwestern. — Andenken an Carl Friedrich, Großherzog von Baden, am 22. November 1828. — Lied am 22. November 1828. — Die Spinnerin, historische Novelle. — Waldber von Geroldseck. — Aphorismen. — Roderich und sein Pudel.

Auffer dem Abonnement kostet der Jahrgang fl. 7. 48 kr.

für die Abonnenten der vorhergehende so wie der folgende Jahrgang nur 5. 12 —

Karlsruhe, im December 1828.

Chr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerey.

---

[753] Polyhymnia. Taschenbuch für 1829 von Kind und Marschner.

Zu einem passenden Geschenk für Erwachsene wird hiermit empfohlen:

Polyhymnia. Ein Taschenbuch für Freunde des Gesanges und für Klavierspieler auf das Jahr 1829. Im Vereine mit Fr. Kind herausgegeben vom Kapellmeister Heinrich Marschner. 4. Mit einem schönen Portrait von Mozart, in Futteral mit Goldschnitt. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Dieses musikalische Taschenbuch enthält außer mehreren sehr gefälligen Kompositionen eine Oper: der Holzdieb, gedichtet von Fr. Kind und komponirt von Heinr. Marschner. Etwas zur Empfehlung desselben zu sagen,

Digitized by Google

hält der Unterzeichnete für überflüssig, da die Namen Kinds und Marschners (Componist des Vampyrs) rühmlich gekannt und geachtet sind.

Bey dem gefälligen Aeußern des Werkes und dem äußerst wohlfeilen Preise desselben dürfte es wohl kein angenehmeres und nützlicheres Geschenk für Herren und Damen geben, als die Polyhymnia. Man findet in allen Buch- und Musikhandlungen Exemplare zur Ansicht vorräthig.

C. H. F. Hartmann
in Leipzig.

---

[732] Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes.

12. Auf Druckpapier. Geheftet.

Erster bis vierter Band:

Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra. Neu übersezt durch Dietrich Wilhelm Soltau. Mit einer Einleitung. 1825. 60½ Bogen. 2 Thlr. 12 Groschen.

Fünfter Band.

Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung von Oliver Goldsmith. Neu übersezt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. 1825. 11½ Bogen. 15 Gr.

Sechster bis neunter Band:

Gil Blas von Santillana, von Le Sage. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung. 1826. 45½ Bogen. 2 Thlr.

Zehnter Band:

Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul, von D. Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spanischen übersezt durch Johann Georg Keil. Mit einer Einleitung. 1826. 8½ Bogen. 12 Gr.

Eilfter bis vierzehnter Band:

Geschichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Aus dem Englischen übersezt durch Wilhelm von Lüdemann. Mit einer Einleitung. 1826. 59 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Fünfzehnter Band:

Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt. Von Ludwig Holberg. Aus dem Lateinischen übersezt durch Ernst Gottlob Wolf. Mit einer Einleitung. 1828. 13½ Bogen. 15 Gr.

Jeder Roman ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

Die nächste Lieferung wird enthalten: „Die lezten Briefe des Jacopo Ortis," von Ugo Foscolo, übersezt von Friedrich Lautsch.

Leipzig den 1. Okt. 1828.

F. A. Brockhaus.

---

[683] Empfehlungswerthes Werk
für jeden Gebildeten,

welches in der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden erschienen und durch alle Buchhandlungen noch um den Pränumerations-Preis zu haben ist:

Taschenbibliothek der menschlichen Kulturgeschichte,

in 4 Lieferungen, jede zu 10 mit geschmackvollen Umschlagen versehene, gleich geheften Bändchen.

Erste Lieferung, 1 — 10tes Bändchen. 8. Pränumerationspreis 2 Thlr. 12 Gr.

Enthält: Die Geschichte der Menschheit, in 2 Bdch., vom Prof. Dr. Schneller. Classische Alterthumskunde, 1s und 2s Bdch., vom Dr. Heinrich Hase. Abriß der allgemeinen Literaturgeschichte, 1s Bdch. und 2n Bdchs. 1e Abth., vom Prof. Förster. Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen, 1s und 2s Bdch., von K. Falkenstein. Geschichte der Architektur, in einem Bdch., von W. v. Lüdemann. Geschichte der Malerey und Zeichenkunst, in einem Bdch., von W. v. Lüdemann.

Zweyte Lieferung, 11 — 20s Bändchen. 8. Pränumerationspreis 2 Thlr. 12 Gr.

Enthält: Der Mensch und die Geschichte, in 3 Bdch. vom Prof. Dr. Schneller. Abriß der allgemeinen Literaturgeschichte, 2n Bdchs. 2. Abth., vom Prof. Förster. Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen, 3s, 4s und 5s Bdch., von K. Falkenstein. Geschichte der Kupferstechkunst und der damit verwandten Künste, Holzschneide- und Steindrückkunst, in einem Bdch., von W. v. Lüdemann. Geschichte der vornehmsten Mönchsorden, in 2 Bdch., von Conrektor Moritz Döring. (Zusammen 70 — 80 Druckbogen auf schönem weißen Velin.)

Man unterzeichnet nur immer auf Eine Lieferung, ohne alle Verbindlichkeit oder Nothwendigkeit fortgesetzter Subscription.

Pränumerationspreis für jede Lieferung von 10 Bändchen (das Bändchen à 6 gr.) 2 Thlr. 12 gr.; späterer Ladenpreis 5 Thlr.

Dresden, im Okt. 1828.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

---

[741] Zu der 4ten verbesserten Auflage von

J. G. Lehmann, die Lehre der Situationszeichnung, oder Anweisung zum richtigen Erkennen und genauen Abbilden der Erdoberfläche in Charten und Planen ꝛc.

ist der erste Heft von 13 Kupfertafeln in gr. Fol. erschienen. — Der 2te Heft von 12 ausgeführten Planen wird in der Ostermesse 1829 unentgeldlich nachgeliefert werden.

Bis dahin gilt auch noch der Preis der Vorausbezahlung von 9 Thlr., wofür das Ganze in allen Buchhandlung zu bekommen ist. Der spätere Ladenpreis ist 12 Thlr.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

---

[748] Literarische Anzeige.

Bey uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der Mensch des Südens
und
der Mensch des Nordens.

Sendschreiben in Bezug auf das gleichnamige Werk des Hrn. v. Bonstetten an den Freyhrn. Alexander v. Humboldt durch Friedr. Baron de la Motte Fouqué. Preis: ⅞ Thlr.

Mastino II. della Scala.

Ein Beytrag zur Geschichte der oberitalienischen Staaten im Mittelalter, von Dan. Leßmann. Preis: 1¼ Thlr.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 2.

Intelligenz-Blatt

1829.

[7] Ankündigung.

Technologische Encyklopädie
oder
alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche
für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben
von
J. J. Prechtl,
k. k. Regierungsrath und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien, ꝛc.

Die großen und mannichfaltigen Fortschritte, welche seit 25 Jahren in den technischen Künsten gemacht worden sind, machen dem Technologen, dem Kameralisten, dem Fabrikanten, dem Kapitalisten, dem Oekonomen, und für verschiedene Fälle jedem Manne von Bildung ein Werk zum Bedürfnisse, das als ein technisches Repertorium, als eine technologische Hand-Encyklopädie in alphabetischer Ordnung der Artikel eine vollständige und gründliche Uebersicht aller derjenigen Einrichtungen und Verfahrungsarten gewähre, welche der Gegenstand aller Zweige der Manufaktur-Industrie sind.

In Folge der Anträge der J. G. Cotta'schen Buchhandlung hat der Unterzeichnete die Herausgabe eines solchen Werkes unternommen. Bey der Ausführungsweise dieser Unternehmung wird man sich zwey Bedingungen auflegen: 1) so viel möglich an Raum zu sparen, damit das Ganze nicht zu ausgedehnt werde, 2) demungeachtet die sämmtlichen Artikel mit derjenigen Gründlichkeit und Vollständigkeit zu bearbeiten, damit nicht etwa nur eine historische Uebersicht des Gegenstandes, sondern die praktische hinreichende Kenntniß desselben möglich werde, und jeder Artikel eine zwar gedrängte, jedoch vollständige Darstellung des Gegenstandes, nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit und Vervollkommnung, enthalte.

Die Haupttendenz des Werkes ist daher praktisch, und man wird alles rein Wissenschaftliche, das nicht unmittelbar und wesentlich begründend mit der technischen Ausführung in Verbindung steht, so viel die gründliche und deutliche Darstellung des Ganzen erlaubt, ausschließen, und sich auf dasjenige beschränken, was zunächst und eigentlich in die Anwendung der physisch-chemischen, mathematischen und naturhistorischen Wissenschaften auf die Geschäfte der Gewerbs-Industrie gehört. Diese Gegenstände umfassen in den einzelnen Artikeln die gesammten Zweige der chemischen, empirischen und mechanischen Technologie, folglich außer den chemisch-technischen und empirisch-technischen Gewerben und Verfahrungsarten, das gesammte praktische Maschinenwesen in seinen verschiedenen Anwendungen auf Künste und Gewerbe.

Sowohl aus dem Grunde der Raumersparniß, als zur leichteren und vollständigeren Uebersicht wird man die häufigeren Nachweisungen von einem Artikel auf den anderen, das mannichfache Zerspalten zusammengehöriger Gegenstände in viele einzelne Artikel nach Art eines Wörterbuchs, und daher möglichst alle Wiederholungen vermeiden. Um jedoch bey dieser Einrichtung das Aufsuchen einzelner Notizen zu erleichtern, und für die Erklärung der Kunstwörter einen anderweiten Raum zu gewinnen, wird man dem Werke in Form eines Registers ein Wörterbuch der technischen Kunstausdrücke anhängen, in welchem auf die bereits in dem Werke selbst gegebenen und dort mit der verwandten Sache im Zusammenhange vorkommenden Erklärungen bezogen wird.

Dieses Werk, in welchem nicht nur der Herausgeber die Resultate seiner vieljährigen technologischen Studien und Beobachtungen niederlegen wird, sondern das auch durch die Beyträge einiger in diesen Fächern ausgezeichneter Mitarbeiter wird unterstützt werden, wird mit Einschluß des Registerbandes den Umfang von 10 Bänden gr. 8., jeden von etwa 40 Bogen, mit 10 – 12 Kupfertafeln nicht überschreiten.

J. J. Prechtl.

Um die Anschaffung dieses für so viele Klassen wichtigen Werks möglichst zu erleichtern, wird der Preis für diejenigen, welche darauf unterzeichnen, pr. Band zu 3 fl. 36 kr. rhein. oder 3 fl. im zwanzig Gulden Fuß festgesetzt. In Wien wird bey allen Buchhandlungen, vorzüglich aber bey Herrn Gerold unterzeichnet.

Tübingen und Stuttgart, im Jan. 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[9] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Systema avium
Auctor Dr. J. Wagler. 8. Pars I.
Preis 3 fl.

Die Absicht des Verfassers dieses Werkes war hauptsächlich, den Ornithologen ein solch' bequemes Werk in die Hände zu geben, wie es Persoon für den Botaniker ist. Er hat diesen Zweck gewiß durch vieljähriges und mit unsäglichem Fleiße fortgesetztes Studium, und hauptsächlich durch wiederholte Reisen und Benutzung der reichen Vogelsammlung von München, verbunden mit Vergleichung deren von Paris, London und Leyden, möglichst zu erreichen gesucht, so, daß dieses Werk jedem Ornithologen unentbehrlich ist.

Digitized by Google

[8] Für Gartenfreunde und Botaniker.

Von

C. a Linné, Equitis.

Systema Vegetabilium, secundum Classes, Ordines, Genera, Species cum Characteribus, Differentiis et Synonymiis. Editio nova, speciebus inde ab editione XV. (Sprenggeliana) detectis, aucta et locupletata. Incepta a J. J. Roemer et J. A. Schultes, et post ejus obitum continuata a Jos. Aug. et Jul. Horm. Schultes MM. DD.

wird der VII. Band, enthaltend die VI. Klasse, auch unter dem Titel:

C. a Linné
Systematis Vegetabilium etc. Classis VI.
Hexandria.

bis zur Ostermesse d. J., als abgesondertes und selbstständiges Werk erscheinen. Da dieser Band so viele Zierde-Pflanzen, die ganze herrliche Familie der Liliaceen, die Tulpen, Hyacinthen, Narcissen, Aloën, Amaryllis, Crinum ꝛc., und überhaupt die prachtvollsten Blumen unserer Parterre und Glashäuser enthält, so ist die Anstalt getroffen, daß auch bloße Gartenfreunde, die nicht Botaniker von Profession sind, und die sich blos mit Kultur dieser herrlichen Gewächse beschäftigen oder unterhalten, und sie genauer und richtiger, als bisher möglich war, kennen zu lernen wünschen, diesen Band sich einzeln, als das bisher vollständigste Verzeichniß aller bis jezt bekannten Arten dieser Gattungen beylegen können, ohne die früheren Bände des Systema Vegetabilium sich anschaffen zu dürfen. Eben diese Rücksicht wird auch bey dem nächstfolgenden Bande, welcher die Heiden- (Ericae) und die Nelken-Familie enthalten wird, und bey den nachfolgenden, welche die Rosen, die Obstbäume ꝛc. in der vollkommensten Uebersicht liefern, genommen werden, damit bey der immer höher in Deutschland emporblühenden Garten-Kultur die Bedürfnisse des einzelnen Gartenfreundes eben so befriedigt werden, wie die des gelehrten Botanikers.

München, Stuttgart und Tübingen, 1. Jan. 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[699] Hajji Baba in England.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Begebenheiten
des
Hajji Baba von Ispahan
in England.
In zwey Theilen.
Aus dem Englischen des J. Morier.
8. Preis 1 Thlr. 20 Gr. od. 3 fl. für beyde Theile.

Dieses Buch gehört zu der Klasse der seltenen Werke, welche wie Don Quichote's Abentheuer das Privilegium theilen, die Leser ohne Unterschied des Alters, Standes und der Bildungsstufe zu ergötzen. Der schon so oft bearbeitete Stoff, Menschen, denen europäische Civilisation fremd ist, mit unseren Sitten und Einrichtungen in Konflikt zu bringen, ist wohl noch nie mit so viel Geist, Wahrheit und Takt behandelt worden. Sein langer Aufenthalt in Persien setzte Hrn. Morier in Stand, seinem Roman neben der vollkommensten inneren Wahrheit auch die äußere zu geben, und, neben der feinsten Ironie über unser geselschaftliches Leben, ein eben so treues als wahres Charakterbild der Kinder des Propheten zu entwerfen.

Das Morgenblatt hat schon einige Kapitel aus diesem empfehlenswerthen Werke mitgetheilt, dessen Verfasser übrigens durch sein erstes Buch über persische Sitten und Gewohnheiten schon rühmlich bekannt ist.

Zum Schluß bemerken wir, daß die in Leipzig erschienene Uebersetzung, hinter der unserigen weit zurücksteht, weniger gut gedruckt und überdies bedeutend theurer ist.

---

(755) In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Jahrbücher
der
Geschichte und Staatskunst.
Eine Monatschrift, in Verbindung mit mehrern gelehrten Männern herausgegeben von
Hofr. K. H. L. Pölitz.
2r Jahrgang 1829. Januarheft.

Inhalt:

1) Die drey politischen Systeme der neuern Zeit nach ihrer Verschiedenheit in den wichtigsten Dogmen des Staatsrechts und der Staatskunst von Pölitz.
2) Ueber den deutschen Buchhandel und die äußern Verhältnisse der deutschen Literatur von Friedrich Perthes.
3) Versuch einer Charakteristik der entscheidenden Zeitpunkte in dem politischen Leben der deutschen Nation von Prof. Hasse.
4) Neueste Literatur: v. Lancizolle; v. Haynau; Denkmäler verdienstvoller Deutschen; Vollgraff.

Dieses interessante, pünktlich erscheinende Journal ist allen Lesezirkeln zu empfehlen und in allen Buchhandlungen für 6 Rthlr. der ganze Jahrgang zu haben.

---

[752] Hadschi Baba in England.

Bey C. H. F. Hartmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Abentheuer Hadschi Baba's aus Ispahan in England von Jacob Morier. A. d. Englischen übersezt vom Prof. Fr. Schott. 8. 2 Thle. Preis 2 Rthlr.

Das vorstehende neue Werk Moriers bildet eine äußerst geistreiche und ergötzliche Fortsetzung der frühern Abentheuer Hadschi Baba's, von demselben Verfasser, welche auch in Deutschland durch die Uebersetzung des Herrn Professor Schott so zahlreiche Freunde gefunden haben. Hadschi Baba befindet sich jezt in England

Digitized by Google

und der Kontrast der europäischen Sitten mit denen seines Vaterlandes ist so unterhaltend dargestellt, daß wohl niemand diese Lektüre ohne großen Genuß aus der Hand legen wird.

Fr. Kinds neueste Erzählungen.

Bey C. H. F. Hartmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Kinds Sagen, Erzählungen und Novellen. 2 Theile. 8. Preis 2 Rthlr. 16 Gr.

Vorstehende Sammlung der neuesten Geistesprodukte, des wohl in ganz Deutschland gekannten und beliebten Erzählers, enthält eine reiche Blumen- und Fruchtschnur von Sagen, Erzählungen und Novellen, und reiht sich als solche an die frühern Sammlungen desselben Verfassers, die unter den Titeln: Tulpen — Roswitha — Lindenblüthen — kleine Romane — erschienen.

---

[721] Bey Fr. Laue in Berlin ist erschienen und durch alle Musik- und Buchhandlungen zu beziehen:

C. G. Reissiger

1tens. V. Duettini amorosi per un Soprano e mezzo Soprano col. accom. di Clavicembalo oe. 43. ⅞ Thlr.
2tens. VI. Gesänge von Göthe für den Sopran comp. mit Begleit. des Pfte. oe. 48. (Liedersammlung No. 7) ¾ Thlr.
3tens. II. Gesänge für die Baßstimme (die Erzählung vom Schlossergesellen, und Vater Noah) mit Pfte. ¾ Thlr.
4tens. Das Echo, Arie für Sopran mit Pfte. ¾ Thlr.
5tens. Rondeau mignon pour Pfte. oe. 47. ¾ Thlr.
6tens. Sonate p. Pfte. av. V. ou Fl. ou Vclle oe. 45. à 1¾ Thlr.

1728] Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.
Begonnen von Wilhelm Müller.
Fortgesetzt von Karl Förster.
Erstes bis eilftes Bändchen.
8. Geh. Auf feinem Schreibpapier. 15 Thlr.

Erstes Bändchen: Martin Opitz. 16 Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.
Zweytes Bändchen: Andreas Gryphius. 15¼ Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.
Drittes Bändchen: Paul Flemming. 19½ Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.
Viertes Bändchen: Rudolf Weckherlin. 15¼ Bogen. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.
Fünftes Bändchen: Simon Dach; Robert Roberthin; Heinrich Albert. 17 Bogen. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.
Sechstes Bändchen: Friedrich Logau; Hans Aßmann von Abschatz. 15 Bogen. 1824. 1 Thlr. 4 Gr.
Siebentes Bändchen: Julius Wilhelm Zinckgref; Andreas Tscherning; Ernst Christoph Homburg; Paul Gerhard. 16½ Bogen. 1825. 1 Thlr. 8 Gr.
Achtes Bändchen: Joh. Rist; Daniel Georg Morhof. 13½ Bogen. 1825. 1 Thlr. 4 Gr.
Neuntes Bändchen: Georg Philipp Harsdörffer; Johann Klaj; Sigmund von Birken; Andreas Scultetus; Justus Georg Schottel; Adam Olearius; Johann Scheffler. 15 Bogen. 1826. 1 Thlr. 4 Gr.
Zehntes Bändchen: Johann Christoph Günther. 13½ Bogen. 1827. 1 Thlr. 4 Gr.
Eilftes Bändchen, herausgegeben von Karl Förster; Jakob Schwieger, Georg Neumark, Joachim Neander. 18½ Bogen. 1828. 1 Thlr. 12 Gr.

Jedes Bändchen, mit Biographien und Charakteristiken der darin enthaltenen Dichter versehen, ist unter besonderem Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

Leipzig, den 1. Okt. 1828.

F. A. Brockhaus.

---

[674] In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Himmer, Dr. C. W., über die Verschleimung, als Ursache vieler Krankheiten, durch Krankheitsgeschichten erläutert. Nebst einer Abhandlung, als Einleitung über die eigentliche Bedeutung, den Umfang und die Bedingungen der sogenannten gastrischen Methode von Dr. Friedrich Ludwig Kreisig, königl. sächs. Hof- und Medicinal-Rathe, erstem Leibarzte Sr. Majestät des Königs von Sachsen ꝛc. 8. Preis 1 Thlr.

---

[716] Bey W. Natorff und Komp. in Berlin, heilige Geiststraße Nr. 23, Königsstraßen-Ecke, ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Juristisches Wörterbuch über die heutige Kunstsprache der deutschen Gerichtshöfe. Von C. A. Eoßmann, Königl. Kammergerichts-Referendarius. gr. 8. Karton. 21 Gr. oder 26 Sgr. 3 Pf.

In diesem Werke wird die Kunstsprache der deutschen Gerichtshöfe kurz und bündig erklärt. Gewiß ein sehr nützliches Unternehmen! Der Unterbeamte bey der Justiz, welcher nicht studirt, auch nicht langjährige Uebung hat, stößt bey seinen Arbeiten auf manchen terminus technicus, dessen Erklärung ihm viele Umstände macht. Dieselbe Verlegenheit trifft eine größere Zahl aus dem Publiko, vorzüglich Vormünder, Administratoren, Hauseigenthümer, Fabrikanten ꝛc., die häufiger mit den Gerichtshöfen in Berührung treten. Wir empfehlen daher dieses in jeder Beziehung nützliche Werk.

---

[708] Bey J. A. Barth in Leipzig ist so eben erschienen:

Allgemeine Hauschronik der Deutschen, oder ausführliche Erzählung der Begebenheiten, Thaten und Schicksale des deutschen Volkes. Zur Lehr' und Lust für Leser aller Stände. Von

Digitized by Google

Dr. G. P. Ranschnick. 1e Abth.: Aeltere Geschichte. gr. 8. brosch. 1 Rthlr.

Dieses zeitgemäße, durch Auswahl, Anordnung und Darstellung recht eigentlich zu einer Volksschrift bestimmte Lesebuch erscheint in drey Abtheilungen, welche zusammen etwa 80 Bogen ausmachen werden. Die erste Abtheilung, 19 Bogen stark, umfaßt die ältere Geschichte bis zum Vertrage zu Verdun im Jahre 843. Die zweyte (Ende dieses Jahres erscheinend) wird die Geschichte des Mittelalters bis zur Reformation, und die dritte (welche zur Ostermesse 1829 fertig wird) die neuere Geschichte bis zu Ende des Jahres 1828 enthalten.

Im November, 1828.

---

[754] Erschienen sind:

Wielands, C. M. Werke, 52r u. 53r Band, oder dessen Leben 3r u. 4r Theil, als Schluß.

Herausgegeben von

J. G. Gruber, Professor u. s. w.

Preis für die Pränumeranten in Taschenformat 16 Gr. sächs., in 8. auf Druckpapier 2 Rthlr., in 8. auf Velinpapier 3 Rthlr. 3 Gr.

Allen Besitzern von Wielands Werken werden diese beyden lezten Bände eine erfreuliche Erscheinung seyn. Höchst interessant machen solche die vielen Mittheilungen aus noch ungedruckten Briefen Wielands. Ueberraschen wird es den Leser, zu vernehmen, wie Wieland über seine Werke dachte, das Verhältniß kennen zu lernen, in welchem er mit seinem Verleger stand, und wie er die Herausgabe seiner Werke mit demselben besprochen hat.

Ich darf daher hoffen, daß diese beyde Bände willkommen seyn werden, wovon der lezte zugleich ein Ehrendenkmal für Wieland ist.

Leipzig, 28. November 1828.

Georg Joachim Göschen.

---

[5]

THE
DRAMATIC WORKS
OF
WILLIAM SHAKSPEARE,
WITH
NOTES, ORIGINAL AND SELECTED,
BY
SAMUEL WELLER SINGER, F. S. A.
IN 10 VOLUMES SMALL OCTAVO.

Unterzeichnete Buchhandlung will durch den Abdruck dieser Ausgabe einem täglich wachsenden Bedürfnisse der Freunde der englischen Literatur in Deutschland entgegen kommen. Es bedarf nicht erst der Aufzählung alles dessen, was die englischen Herausgeber und Kommentatoren für den Dichter gethan haben, noch der Hinweisung auf die Mängel und Irrthümer, die sich in früheren Ausgaben vorfinden, um den Gedanken eines Werkes wie das gegenwärtige fassen zu lassen. Eine korrekte Ausgabe — frey von allen Kontroversen, ohne unnütze Reflexionen über die Konjekturen und Streitigkeiten der früheren Herausgeber, begleitet mit einem abgekürzten Kommentar, mit Hinweglassung alles überflüssigen Schwulstes und aller sprachgelehrten Untersuchungen, ausgestattet mit Erklärungen veralteter Wörter und dunkler Redensarten, und dem nothwendigsten Wortkriticismus, und mit der überall durchblickenden Absicht, das Verständniß des Dichters zu erleichtern, nicht aber durch nutzlose Anhäufung von gelehrten kritischen Wortklaubereyen von Lesung desselben zurückzuschrecken — das ist der Zweck derselben. Um dies zu bewerkstelligen, müssen freylich zuweilen ganze Seiten abschweifender Erörterungen in wenige Zeilen, Bemerkungen mehrerer Erklärer oft in eine einzige zusammengeschmolzen werden. Wo der Herausgeber die Arbeiten seiner Vorgänger nur abdrucken läßt oder abgekürzt liefert, ohne selbst eine Bemerkung darüber hinzuzufügen, soll es als eine stillschweigende Genehmigung gelten, oder daß er nichts Besseres vorzuschlagen weiß. Das Glück ist ihm jedoch bey seiner Arbeit günstig gewesen, denn er schmeichelt sich, den Leser mit genügenderen Erklärungen schwieriger Stellen und mit genaueren Definitionen ungebräuchlicher Wörter und Redensarten, als in den Anmerkungen der früheren Ausgaben anzutreffen sind, zu unterstützen, häufig Gelegenheit gehabt zu haben.

Der erste Theil, enthaltend: TEMPEST, TWO GENTLEMEN OF VERONA, MERRY WIVES OF WINDSOR, und TWELFTH NIGHT, erscheint vor Ostern; um die Anschaffung zu erleichtern, wird jeder Theil einzeln verkauft und kostet auf weißem Druckvelin (wovon Proben an die Buchhandlungen versandt worden) mit Titelkupfer, kartonnirt . . . . . 2 fl. 15 kr. und auf gutem Druckpapier geheftet . . . 1 fl. 30 kr.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Frankfurt a. M., 1. Januar 1829.

Brönner'sche Buchhandlung.

---

[6] Uebersetzungs-Anzeige.

Um alle Kollisionen zu vermeiden, beehrt sich die Unterzeichnete hiemit anzuzeigen, daß sie eine Uebersetzung der in Paris erschienenen

Flore artificielle von Ferlier,

oder vollständige Anweisung zur Verfertigung künstlicher Blumen besorgen läßt, und dazu lithographirte Abbildungen der verschiedenen Laubarten liefern wird, welche den Freundinnen dieser angenehmen Kunst höchst willkommen seyn dürfte.

Stuttgart, 6. Januar 1829.

F. G. Schultz'sche Kunsthandlung.

---

[1] Aufforderung.

Diejenigen dramatischen Schriftsteller, welche die Darstellung ihrer Arbeiten auf den Königl. Sächs. Hoftheatern zu Dresden, und späterhin zu Leipzig, wünschen, werden ersucht, ihre Manuscripte unmittelbar an die unterzeichnete General-Direktion nach Dresden einzusenden, außerdem dieselben die daraus entstehenden Verzögerungen und Nachtheile sich selbst zuzuschreiben und auf Annahme und Darstellung ihrer Arbeiten in keiner Art zu rechnen haben.

Dresden, am 29. December 1828.

Die General-Direktion der Königl. Sächs. Hoftheater und musikalischen Kapelle.

Digitized by Google

No. 3.

Intelligenz-Blatt

1829.

[14] **Die Berliner Staffette,**
ein literarisches Oppositionsblatt,
redigirt von
Julius Curtius,

erscheint seit dem 1. April c. in meinem Verlage. Täglich, mit Ausnahme des Sonntags, wird eine Nummer von ½ Bogen (gr. 8.), alle Montag jedoch von 1 Bogen, ausgegeben; der Pränumerationspreis ist für Berlin jährlich 2½ Rthlr., halbjährlich 1¼ Rthlr., vierteljährlich ⅝ Rthlr. Auswärtige Buchhandlungen liefern das Blatt jährlich für 3 Rthlr.: sämmtliche preuß. Postämter jährlich für 3½ Rthlr. Auch an Auswärtige wird es halb- und vierteljährlich verabfolgt.

Die Staffette liefert täglich gründliche Berichte über die Leistungen der beyden hiesigen Bühnen, stets schon am Morgen nach jeder Vorstellung (worin sie nach einer, hier anerkannten, Unparteylichkeit strebt, und eben dadurch den Namen „literarisches Oppositionsblatt" erhalten hat), bespricht alle Gegenstände des Berliner öffentlichen Lebens in launigen Aufsätzen, um den Freunden einer heitern Unterhaltung eine belebende Lektüre zu bieten, und zieht alle wichtigen Erscheinungen im Reiche der Literatur und Mode in den Kreis ihrer Betrachtungen. — Auch die „Schönebergers Nachtigall," ein Liederkreis, der sich bey den Komponisten schon mannichfaltiger Theilnahme zu erfreuen hatte, wird durch viele neue volksthümliche Lieder bereichert werden. Wir empfehlen demnach dies Blatt, nächst der Gunst des hiesigen Publikums, den Redaktionen auswärtiger Journale und Zeitschriften, welche durch dasselbe über alle Vorgänge und Bewegungen im schöngeistigen Verkehr unserer Residenz am schleunigsten aufgeklärt werden können.

Zur Vermeidung aller Irrungen sey noch bemerkt, daß diese „Berliner Staffette, Redakteur J. Curtius, Verleger Fr. Laue," keineswegs mit der Berliner Estaffette zu verwechseln ist.

Berlin, im Sept. 1828.

Buch- und Musikhandlung
von Fr. Laue.

---

[19] **Neue Verlags-Artikel, von W. Zirges und Komp. in Leipzig.**

Bellenger, W. A., Neue französisch-englisch-deutsche Gespräche über die gewöhnlichsten und faßlichsten Gegenstände der alltäglichen Unterhaltung. 8. 1829. 21 Gr.

Boivin, Madame, Doct. der Mediz. der Universität zu Marburg ꝛc. Ueber eine sehr gewöhnliche und noch wenig gekannte Ursache des Abortus, nebst einer gekrönten Denkschrift über den Intro-Pelvimeter oder innern Beckenmesser. Uebersezt und mit Anmerkungen versehen von Dr. F. L. Meißner. Mit einer Abbildung in Steindruck. gr. 4. 8. 1829. 18 Gr.

David, J., Méthode pour étudier la langue grecque moderne. gr. 8. 1829. br. 21 Gr.

Noël et Chapsal, Nouvelle Grammaire française. Revue et augmentée en faveur des allemands, par Baillefeu. 2 vol. 8. 1829. br. 1 Rthlr.

Picard, L. B., Die sieben Heirathen des Elias Galland. Deutsch von Fr. Gleich. 2 Thle. 8. 1829. 2 Rthlr.

---

[18] **Zur Vermeidung von Kollisionen,**

zeige ich hiedurch an, daß von dem so eben in London erschienenen Roman:

The Disowned
by the Author of Pelham

eine deutsche Uebersetzung von C. Richard in meinem Verlage heraus kommt.

Der erste Theil von Pelham ist bereits an die resp. Buchhandlungen versandt.

Aachen, den 10. Dec. 1828.

J. A. Mayer.

---

[2] Bey Fr. H. Köhler in Leipzig erschien so eben:

URBS. ROMA. Das alte Rom. Erste Lieferung in größtem Quartformat. Elegant geheftet. Mit 19 großen Kupfertafeln, gegen 40 Abbildungen der Tempel, Paläste, Theater, Circi, Triumphbogen u. s. w. enthaltend, mit ausführlichem Text.

Der höchst billige Subscriptionspreis von 2 Rthlr. 16 Gr. bleibt noch bis Mitte Februar 1829 offen, dann tritt für immer der Ladenpreis von 4 Rthlr. ein. Die zweyte und lezte Abtheilung erscheint bestimmt bis zu Ostern 1829, womit ein Werk beendigt wird, woran noch bisher gänzlicher Mangel war; es ist allen Gymnasien, Philologen und allen Freunden des römischen Alterthums unentbehrlich.

Daraus ist einzeln zu haben die 17te Tafel, oder:

Der Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus zu Rom, nach seiner ursprünglichen vollkommenen Gestalt. Ein großes Blatt in Folio. Preis 12 Gr.

---

[17] **Erholungsstunden für 1829.**

In 12 Monatsheften mit Kupfer- und Musikbeylagen. 5 Rthlr. oder 7 fl. 30 kr. — Inhalt des ersten Hefts: An die Leser von G. Döring. — Die Führer im Haslithale. Novelle von G. Döring. —

Digitized by Google

Die letzten Verwandlungen des Abu Seid von Serug, Novelle von Fr. Rückert. — Ein Brief Weisflog's. — Der stille Schiffer, von W. Kilzer. — Charade von Th. v. Haupt. — Musikbeylage: Zwey Lieder von G. Döring und Schnyder von Wartensee.

In allen soliden Buchhandlungen sind Exemplare vorräthig. Das zweyte Heft folgt in 8 Tagen.

Frankfurt a. M., den 23. Dec. 1828.

J. D. Sauerländer.

---

[730] So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte
der
Kriege in Europa
seit dem Jahre 1792,
als
Folgen der Staatsveränderung
in Frankreich
unter König Ludwig XVI.

2ter Theil. Mit einem Plane und einer Uebersichtskarte. Gr. 8. 20¼ Bogen auf feinem Schreibpapier. 2 Thlr. 8 Gr.

Der erste Theil (1827, 24½ Bogen, mit 4 Plänen) kostet 3 Thlr.

Leipzig, den 1. Okt. 1828.

F. A. Brockhaus.

---

[682] Empfehlungswerthes Werk für jeden Gebildeten,

welches in der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden erschienen und durch alle Buchhandlungen noch um den Pränumerations-Preis zu haben ist:

Taschenbibliothek, allgemeine, der Naturwissenschaften.

Erste Lieferung, 1—105 Bändchen. 8. Pränumerationspreis 2 Thlr. 12 Gr.

Enthält:

Physik, allgemein faßlich dargestellt vom Dr. Ficinus. 2 Bdch.

Optik oder Versuch eines folgerechten Umrisses der gesammten Lehre vom Licht, wie sie dem gegenwärtigen Stande unserer physiologischen und physikalischen Kenntnisse angemessen ist, vom Dr. Ficinus.

Anthropologie oder Lehre von der Natur des Menschen, für Nichtärzte faßlich dargestellt vom Dr. Ludwig Choulant, in 2 Bdch.

Grundzüge der vergleichenden Anatomie und Physiologie, vom Hofr. Dr. Carus, in 3 Bdch. mit Kupfern.

Zoologie oder Naturgeschichte des Thierreichs, nach eigenen Ansichten bearbeitet, vom Hofr. Dr. Reichenbach. 18 Bändchen.

Versuch eines Grundrisses der Mineralogie, von Joh. Heinrich Gössel. 18 Bändchen.

(Zusammen 70—80 Bogen auf schönem weißem Velin.)

Man unterzeichnet nur immer auf eine Lieferung, ohne alle Verbindlichkeit oder Nothwendigkeit fortgesezter Subscription.

Pränumerationspreis für jede Lieferung von 10 Bändchen (das Bändchen à 6 Gr.) 2 Thlr. 12 Gr.; späterer Ladenpreis 5 Thlr.

Dresden, im Okt. 1828.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

---

[756] Bretschneider's, Dr. K. G., Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, oder Versuch einer beurtheilenden Darstellung der Grundsätze, welche diese Kirche in ihren symbolischen Schriften über die christliche Glaubenslehre ausgesprochen hat. 2 Bände. 3te vermehrte und verbesserte Auflage, nebst einer Abhandlung über die Grundansichten der theologischen Systeme in den dogmatischen Lehrbüchern der Herren Professoren Schleiermacher und Marheinecke, so wie über die des Herrn Dr. Hase. 110½ Bogen. gr. 8.

Weiß Druckpapier 5 Rthlr.
Fein Schreibpapier 6 Rthlr.

hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Dieses Hauptwerk der deutschen theologischen Literatur, was bereits in den vorhergegangenen zwey Auflagen sich des ungetheiltesten Beyfalls gerechtermaßen zu erfreuen hatte, ist von dem trefflichen Verfasser durch die sorgsamste Ueberarbeitung und größtentheils Umschaffung eigentlich zu einem ganz neuen Werke geworden, was ich zu erwähnen um so mehr für Pflicht halte, als somit der nach der zweyten Auflage veranstaltete Nachdruck völlig nutzlos geworden ist.

Der gegen die vorige Auflage um mehr als ein achttheil sparsamere Druck auf gutem weißem Papiere, und die dennoch dem Ganzen um 11 Bogen erwachsene Vermehrung, steigern die Zusätze dieser Auflage auf mehr als ein Alphabet; und ich glaube meinerseits durch Feststellung eines so billigen Preises nach Kräften zu immer weiterer Verbreitung dieses jedem Theologen unentbehrlichen Buches beygetragen zu haben. Für die Besitzer der ersten und zweyten Auflage sind von dem Anhange zum ersten Theile, unter dem Titel:

Ueber die Grundansichten der theologischen Systeme in den dogmatischen Lehrbüchern der Herren Professoren Schleiermacher und Marheinecke, so wie über die des Herrn Dr. Hase. gr. 8. 9 Gr.

eine Anzahl Exemplare besonders abgedruckt worden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

---

[16] Bey mir ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der christlichen Sittenlehre,
von
Dr. Christoph Friedrich v. Ammon.

3ten Bandes erste Abtheilung, Preis 1 Rthlr. 4 Gr. sächs.

So wie jeder wahrhaft gebildete Mensch unter allen praktischen Wissenschaften der Moral den höchsten Werth

Digitized by Google

bevlegen muß, so wird auch jeder, welcher mit der Geschichte dieser großen Wissenschaft nur einigermaßen bekannt ist, mit Erhebung rühmen, zu welcher Hoheit, Tiefe und Reinheit diese Wissenschaft unter dem Walten des christlichen Geistes und Sinnes gelangt ist. Dem Herrn Verfasser, welcher wie bekannt eine der ersten Stellen unter den Sittenlehrern unserer Zeit behauptet, gebührt das große Verdienst, nebst einigen andern tiefen Denkern unsers Jahrhunderts, die fast unumschränkte Herrschaft, welche das rein formale Princip der kritischen Schule eine Zeit lang über die Theologie behauptete, siegreich bekämpft zu haben, und die Freunde der Sittenlehre zum Materialen des Sittengesetzes zurückzuführen. Mit sichtbarer Liebe ist, wie das ganze Werk, so auch besonders dieser Theil gearbeitet; behandelt er doch auch einen der anziehendsten, wichtigsten Abschnitte der christlichen Sittenlehre, nämlich nach dem System des Herrn Verfassers von dem dritten Theile der Moral (von der Ethik oder besondern Pflichtenlehre) des dritten Abschnittes (der Nächstenpflichten) erste Abtheilung (allgemeine Nächstenpflichten). Hier kommen je nun die wichtigen Lehren von der Todesstrafe und dem Morde ꝛc. der Leidenschaft ꝛc. dem Zorne ꝛc. von den Pflichten der Beglückung des Nächsten ꝛc., von der Lüge, einem der für die Behandlung schwierigsten Punkte der Moral, zur Sprache. Der Herr Verfasser ging hier einen Mittelweg zwischen dem Rigorismus und der Laxität mancher Schulen hindurch, den jeder mit hohem Interesse und vielfacher Belehrung verfolgen wird. Reich ist auch diese Abtheilung an Hinweisungen auf Stellen der heil. Schrift, in Beziehung auf Sätze und Beyspiele aus alter und neuer, christlicher und vorchristlicher Zeit.

Die zweyte und wichtigste Abtheilung dieses dritten Bandes wird im Laufe dieses Jahres folgen.

Leipzig, im Januar 1829.

Georg Joachim Göschen.

---

[3] Ankündigung.

Neues System der Harmonielehre und des Unterrichts im Pianoforte-Spiel von Franz Stöpel.

I. Abtheilung. Die Kunst eine Mehrzahl von Schülern im Pianoforte-Spiel und in der Setzkunst zugleich zu unterrichten ꝛc.
II. Abtheilung. Studien für das Pianoforte. 3 Hefte.
III. — Kunst des reinen Satzes in der Musik. 2 Hefte.

Sowohl dieses Werk, welches wir in Kommission haben, als der Herr Verfasser sind bereits rühmlichst bekannt, so wie dessen Lehrweise und die von ihm begründeten Lehranstalten erprobt, und in ganz Deutschland einen ehrenvollen Ruf gewonnen haben.

Der Preis eines vollständigen Exemplars war bisher 9 Rthlr. sächs. oder 16 fl. 12 kr. rhein.

Obgleich nun dieses Werk bereits an mehreren Lehranstalten Eingang gefunden, so hat der Eigenthümer desselben, um es gemeinnützlger zu machen, uns in den Stand gesetzt, solches von heute an um die Hälfte des bisherigen Ladenpreises erlassen zu können, nämlich:

I und III. Abtheilung, welche nicht getrennt werden. 3 Rthlr. sächs. oder 5 fl. 24 kr.
II. Abtheilung. 1 Rthlr. 12 Gr. sächs. od. 2 fl. 42 kr.

wofür solche auch in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben sind.

Frankfurt a. M., den 2. Jan. 1829.

Andreä'sche Buchhandlung.

---

[4] Um jedem Irrthume vorzubeugen, der durch die mehrfachen Titel veranlaßt werden könnte, dient hiermit zur Nachricht, daß in der Reimer'schen Buchhandlung zu Berlin von

Varnhagens biographischen Denkmalen

im Ganzen bisher vier Bände erschienen sind; nämlich:

1r Bd. enthaltend: Graf Wilhelm zur Lippe. — Graf Matthias von der Schulenburg. — König Theodor von Korsika.
2r Bd. Freyherr v. Derfflinger. — Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.
3r Bd. Fürst Blücher von Wahlstadt.
4r Bd. Paul Flemming. — Freyherr v. Canitz. — Johann v. Besser.

Der 2te und 3te Bd. bilden aber auch unter dem Titel: „Preußische biographische Denkmale" ein abgesondertes Werk, und der 3te Bd. ist unter dem Titel: „Leben des Fürsten Blücher von Wahlstadt" gleichfalls für sich bestehend erschienen.

---

[21] Ankündigung
für
Schmetterlingsliebhaber.

Bey J. A. Mäver in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

J. W. Meigen's
Systematische Beschreibung
der
Europäischen Schmetterlinge;
in Bandes 4s Hefr.
4. mit 12 vom Verfasser selbst gezeichneten Steintafeln.

Subscriptionspreis des schwarzen Exemplars: 1 Thlr. 16 Gr.; des vom Verfasser sorgfältig illuminirten: 6 Thlr.

Es enthält die Fortsetzung der Gattung Maniola bis zu Nr. 82, nebst Nachträgen zu den drey ersten Heften dieses Werkes.

Mit diesem vierten Hefte ist der erste Band geschlossen. Er enthält alle bis jezt entdeckte europäische Tagfalter, mit Ausnahme der beyden Gattungen Lycaena und Hesperia, die erst im folgenden Bande vorkommen werden. Der gegenwärtige enthält die Beschreibung von 205 Arten, von welchen auf den 42 Steintafeln 183 Arten in 431 Figuren vorgestellt sind. Da der Verfasser alle Figuren selbst sorgfältig auf den Stein gezeichnet hat, so läßt sich in Hinsicht der Zeichnung die größeste Genauigkeit erwarten. Die Verlagshandlung glaubt daher dieses Werk mit vollem Rechte allen Liebhabern dieses Faches unbedenklich empfehlen zu können, und ist überzeugt, daß keinen die Anschaffung desselben gereuen wird.

Der Subscriptionspreis des ersten Bandes mit schwarzen Abdrücken zu 5 Thlr. 16 Gr. und illuminirten zu 22 Thlr. — bleibt bis künftige Ostermesse noch offen.

Am zweyten Band wird thätig gearbeitet und wer-

Digitized by Google

den die beyden erstern Hefte desselben zur Ostermesse 1829 im Buchhandel kommen.

---

[24] Wichtiges Werk über Staatswirthschaft.

Bey C. H. F. Hartmann in Leipzig erscheint in Kurzem eine für Deutschland bearbeitete und mit vielen Anmerkungen vom Uebersetzer bereicherte Ausgabe von folgendem wichtigen Werke:

J. B. Say, vollständiges Handbuch der praktischen Nationalökonomie, oder Darstellung der gesammten Staatswirthschaft für Staatsmänner, Grundbesitzer, Kapitalisten, Gelehrte, Landwirthe, Fabrikanten, Handelsherren, und überhaupt für alle gebildete Staatsbürger, in 6 Theilen. Aus dem Französischen übertragen mit vielen Anmerkungen von F. A. Rüder. gr. 8. Auf feinem Papier. Preis eines jeden Bandes 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rheinl.

Der berühmte Verfasser drängte in diesem Werke den Inhalt seiner frühern staatswirthschaftlichen Schriften zusammen. Da er in Frankreich der erste Staatswirthschafts-Schriftsteller ist, und in diesem neuen Handbuche seine frühere Polemik beschränkt, auch die Lehrsätze schärfer bezeichnet hat; so wird dieses wahrhaft treffliche Werk, welches sein vollständiges Glaubensbekenntniß enthält, diejenige Aufnahme auch in Deutschland finden, welche es in so reichem Maaße verdient.

Die 6 Theile werden binnen Jahresfrist vollständig in der Uebersetzung erscheinen; die beyden ersten bereits Anfangs Januar 1829. Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an. Wer sich auf das ganze Werk pränumerando verbindlich macht, erhält dasselbe für Vier Thaler sächs. Dieser Pränumerations-Termin hört jedoch mit Eintritt der Ostermesse 1829 auf.

---

[750] Bey C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Die Alterthümer von Athen, beschrieben von Stuart und Revett. A. d. Englischen, mit Anmerkungen von Fr. Creuzer. 1r Bd. Preis für die Subscribenten für das ganze Werk 2 Thlr. 16 Gr. od. 4 fl. 48 kr.

(Der spätere Ladenpreis ist 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 fl.)

Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen. 10tes Bändchen. Vendeekrieg, 1r Theil.

Den Subscribenten für das ganze Werk, welches ungefähr aus 24 Bändchen bestehen soll, wird jedes Bändchen zu 6 Gr. oder 27 kr. berechnet; wer nicht für das ganze Werk subscribirt, zahlt pr. Bändchen 9 Gr. oder 40 kr.

Grimm, Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwalde ꝛc. Erinnerungsblätter für Freunde dieser Gegenden. Mit 35 Kupfertafeln. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 12. In elegantem Einband. à 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 fl.

Dieses Werkchen eignet sich wegen seiner vorzüglichen Kupfer, die schönsten Landschaften und Burgen der genannten Gegenden vorstellend, ganz besonders zu einem schönen Geschenk.

Zur Geschichte unserer Zeit. Eine Sammlung von Denkwürdigkeiten über Ereignisse der drey lezten Decennien. 7r und 8r Theil in einem Bande. 12 Gr. oder 54 kr. — (Wird fortgesezt.)

---

[12] Für Freunde geistreicher Lektüre. Lesezirkel ꝛc.

So eben ist bey G. Basse in Quedlinburg erschienen:

Der Eremit in Italien.

Oder Betrachtungen über die Sitten und Gebräuche der Italiener. Von v. Jouy (Mitgliede der franz. Akademie) Aus dem Französischen übersezt von E. S. 1ster und 2ter Theil. Mit Abbildungen. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Der Name des durch seine anziehenden Schriften in Frankreich so berühmten Verfassers, dessen seltnes Talent sich hier mit dem klassischen Boden Italiens vermählt, um die reichste Fülle zauberischer Ansichten und lebendiger Sittengemälde vor dem Auge des Lesers zu entfalten, bewog den Verleger, auch Deutschland dieses Genusses theilhaftig zu machen. Im Kirchenstaate ist dieses Werk freylich verboten; denn es spricht sich über so manche Dinge freymüthig aus, welche das Oberhaupt der katholischen Kirche aus väterlicher Fürsorge dem Blicke des Uneingeweihten zu verhüllen pflegt; jedoch kann dies dem Werke selbst nur zur Empfehlung gereichen. Höchst geistreiche, witzige und interessante Bemerkungen bekunden überall die richtige Beobachtungsgabe und die anziehende Darstellungskunst des Verfassers. Für gebildete Lesezirkel ist diese zeitgemäße, Romantik, Topographie, Sitten- und Kulturgeschichte verbindende und sich überhaupt in den höhern Kreisen des Lebens bewegende Schrift so sehr geeignet, daß der Verleger sich in Ansehung der zwey ersten Bände, denen die beyden lezten ohne Verzug nachfolgen werden, schon im Voraus des Beyfalls der Leser versichert hält.

---

[6] Uebersetzungs-Anzeige.

Um alle Kollisionen zu vermeiden, beehrt sich die Unterzeichnete hiemit anzuzeigen, daß sie eine Uebersetzung der in Paris erschienenen

Flore artificielle von Ferlier,

oder vollständige Anweisung zur Verfertigung künstlicher Blumen besorgen läßt, und dazu lithographirte Abbildungen der verschiedenen Laubarten liefern wird, welche den Freundinnen dieser angenehmen Kunst höchst willkommen seyn dürfte.

Stuttgart, 6. Januar 1829.

F. G. Schultz'sche Kunsthandlung.

by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eisrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Skizzen und Grillen, von Karl Immermann. 30. 40.
Dauer des Herzens, von Justinus Kerner. 31.
Ermunterung, von G. Zimmermann. 33.
Der Königssohn und die Windmüllerstochter, von Moerike. 35.
Vergänglichkeit, von G. Zimmermann. 37.
Der erste Schnee, von Amalie v. Helwig. 42.
Verzweifelte Liebe, von Moerike. 46.
Sängers Traum, von Schöll. 47.
Güterstein, von Schöll. 48.
Begegnung, von E. Moerike. 51.
Räthsel: Liebe 33. — Kartenspiel. 39. — Reim. 45. — Nadel und Fingerhut. 51.

Romane und Erzählungen.

Malegyd und Vivian, von A. A. L. Follen. 28. 29. 30. 31. 32.
Ein Morgen im Schlosse Nonsuch. 34. 35. 36. 37.
Der letzte Tag eines Verurtheilten. 41. 42.
Uli und Elsi, von Baumann. 45. 46. 47. 48.
Der Fischer von Ormus. 49. 50. 51.

Reisen.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny. 28. 29. 30. 31. 32. 33.

Länder- und Völkerkunde.

Der Petersplatz zu Rom. 38. 39. 40.
Die russische Provinz Grusien. 41. 42.

Biographie.

Bruchstücke aus J. G. Fichtes Leben, von J. G. Fichte. 36. 37. 38.

Naturwissenschaftliches.

Einiges über das Eis. 36.
Ueber die physische Einrichtung der verschiedenen Planeten unseres Sonnensystems, von Dr. Nürnberger. 43. 44. 45. 46. 47.
Merkwürdige Entdeckung von menschlichen Gebeinen in einer Knochenhöhle. 49.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ueber römische Kochkunst. 33.
Höhenpunkte. 34.
Der Geist der ehemaligen Pariser Polizey. 39.
Die französischen Weiber. 43. 44.
Goethe an Schiller. Schiller an Goethe. 47.
Goethe an Schiller. 48.
Einzelnes von Eckermann. 49.

Korrespondenz.

Turin. 28. — Paris. 28. 29. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 44. — Lyon. 30. 31. 32. — Leipzig. 31. 32. — Berlin. 33. — Boston. 34. 35. 48. 49. 50. — London. 37. 38. 43. 48. — Ueber die wissenschaftliche Expedition in Egypten. 39. 40. 41. 42. 50. 51. — Canton im Staate Ohio. 41. 42. — Frankfurt. 45. 46. — Solothurn. 46. 47.

Digitized by Google

N°. 28.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. Februar 1829.

Dörfer stehn in halber Nacht —
Welch-Geschlecht wohl dort erwacht?

G. Schwab.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung von Nro. 254. v. J.)

Die Besteigung des Montblanc.

Bis gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das wundervolle Chamounithal nur seinen Bewohnern und den Nachbarn bekannt. Mit dem Weg von Sallanche dahin stand es freylich schlechter als jezt, doch war er wohl bekannt, und es gab fast täglich Verkehr hin und her, denn die Leute aus Chamouni trugen ihren trefflichen Honig nach dem Städtchen zu Markt. Man lebte einsam, freylich oft Monate lang eingeschneit, friedlich und glücklich, als an einem schönen Julitsabend 1741 einige Frauen und Kinder, die im Felde gearbeitet hatten, ängstlich nach Haus kamen und erzählten, von les Ouches her sey ein Haufe bewaffneter fremder Männer, wahrscheinlich Räuber, gegen Chamouni angezogen, mit Flinten, Säbeln, Spießen und Pistolen, und sie hätten nach langem Hin- und Herspüren einige Zelte, eine Art Lager bezogen, und jezt eben sepen sie beschäftigt, einen Graben darum zu ziehen. Die Männer lachten und wollten es nicht glauben. „Was schwazt Ihr doch? hieß es, wer sollte es denn seyn? zu uns kommen keine Räuber, die wären gewaltig irre gegangen, wir haben ja nichts.“ Endlich griffen Friederich Devouassau und Franz Tournier doch zu ihren langen Alpenstöcken und gingen hinaus. Sie sahen auch bald das Lager an der Anhöhe gegen den Brevon hin. Als sie näher kamen, schrie man ihnen aus dem Lager entgegen. Die sämmtliche Mannschaft griff zu den Flinten; die Männer standen also still und gaben friedsame Zeichen. Nach langem Bereden und Rathschlagen wagten sich zwey Wohlbewaffnete aus dem Lager, und kamen bis auf zehn bis zwölf Schritt an die Landleute heran, spannten die Hähne ihrer Flinten und zogen die Degen.

Nun entspann sich ein mühsames Gespräch, denn die Fremden redeten wenig französisch. Es war viel von Monts maudits, von Monts du diable, von Sauvages, Voleurs und Assassins die Rede, und da die Chamounimänner sich nicht träumen lassen konnten, daß sie selbst damit gemeynt sepen, so sahen sie sich einmal über das anderemal verwundert an. Und schon waren sie im Begriff ins Dorf zurückzugehen, als der Pfarrer von Chamouni herbeykam, den die Weiber von dem Begebniß unterrichtet hatten. Hinter ihm folgten sie selbst mit den Kindern auf dem Arm und den kleinen Mädchen, die sich an den Schürzen festhielten. Der ganze Anblick mochte doch den kühnen Fremden nicht gar wild, drohend und räuberisch scheinen; sie ließen also den geistlichen Herrn heran, und nach kurzem Kolloquium führten sie ihn nach dem Lager, die übrige Menge aber wurde zurückgehalten. Der Pfarrer fand da die Engländer Windham und Pococke mit langen Stockdegen, muthig, voll koncentrirter Kraft auf alles gefaßt. Es brauchte lange, den Herrn begreiflich und glaublich zu machen, daß sie in einem gutchristlichen Lande unter freundlichen, gesitteten und rechtlichen Landleuten sepen. Lange hielten sie alles für Verstellung und

Digitized by Google

Hinterlist, ja selbst den ehrwürdigen Pfarrer sahen sie bedenklich an. Sie waren nicht dahin zu bringen, daß sie ins Dorf gingen, und es sich da bey dem Pfarrer und den Einwohnern gefallen ließen. Daher froren sie die Nacht fast zu Stein und Bein in ihrem Lager. Da aber der erwartete Ueberfall der wilden Räuber nicht erfolgt war, und es den Herrn am Fuße der Gletscher gar nicht comfortabel schien, so zogen sie am folgenden Tag unter gehörigen Vorsichtsmaßregeln ins Dorf, und drängten sich alle in einer großen Scheune zusammen.

Ihre Excursionen in die nächste Umgegend wurden bewaffnet vorgenommen. Erst in den folgenden Tagen gingen den Engländern die Augen auf, und sie brachten ganz stille Wehr und Waffen bey Seite. In Chamouni aber lebt ihr Erscheinen von Geschlecht zu Geschlecht fort, und ich habe einen 95jährigen Mann gesprochen, der damals als achtjähriger Knabe alles sah und mit erlebte. Er hat seine Geschichte schon viel hundert Mal erzählt, und ihm nach habe ich sie hier fast wörtlich niedergeschrieben; hätte ich sie aber auch selbst erlebt, so glaubte ich sie kaum.

So viel von Chamouni, das seit jener Zeit jährlich mehr besucht wurde, und in den vielen Fremden den Grund seiner Wohlhabenheit gefunden hat. Saussure wohnte 1787 noch in einem Privathaus, wo eine Wittwe aus Gefälligkeit Zimmer verlieh. Jezt stehen dort vier große Hotels mit Gärten, Bädern und andern Bequemlichkeiten, von denen die Union über hundert Nummern aufweisen kann.

Unsere Frauen hatten mit ihrer Kleidung und mit ihren Haarwikeln zu schaffen, um doch Abends im Saal anständig zu erscheinen. Mercier, mein Begleiter, kramte unter den Steinen, die er auf dem Weg gesammelt, und klebte sorgsam wohlgeschriebene Zettelchen darauf. Ich aber warf meine staubige Blouse ab und durchzog das mir wohlbekannte Haus. Die wackere Wirthin traf ich in der prächtigen Küche, die einem Saal zu vergleichen ist, wo sich die große gastliche Flamme des Heerds in den vielen blanken Kupfergeschirren abspiegelte, die da in mannigfacher Gestalt herumhängen, als da sind Krebse, Sonne, Mond und Sterne u. s. w.; um sie hatten vier bis fünf reinliche Mägde ihr Geschäft, und zwey liebliche Mädchen aus dem Berner Oberland lernten hier das Kochen. Ihrer schmucken Kleidung, den wohl- und zartgefalteten Busenstreifen, und den weiten, blendendweißen Aermeln, die aus dem schwarzsammtenen Mieder hervorquollen, so wie den schmucken, langfliegenden Zöpfen sah man es nicht an, daß sie in der Küche zu Haus waren. Die Mädchen schienen aber auch guter Leute Kind, die bald in einem der zahlreichen Gasthäuser des Oberlandes als schmucke Wirthinnen hausen, und dabey von Zeit zu Zeit nach der Wiege sehen werden.

Es waren bey dem schönen Wetter zahlreiche Fremde von Martigny und von Sallanche herübergekommen, und die Union war so ziemlich voll. Die reinlichen Kellner jagten Treppe auf Treppe ab an einander vorüber, sehr höflich, schnell bedienend, aber ohne Geschwäz und Zudringlichkeit. Am Abend hätten Sie den hellerleuchteten Eßsaal sehen sollen. Hier reicht sich an langer Wirthstafel die alte und neue Welt die Hand. Neben einer vornehmen französischen Familie saß eine spanische aus Lima. Zwey New-Yorker kosten viel mit einer Polin, und ein Paar russische Knäsen ließen es sich neben der schönen Frau aus Venedig wohl seyn, die aller Augen auf sich zog, selbst die der Engländer mit den steifen Halsbinden, von deren Auftreten, Reden, Thun und Wesen in fremden Landen ihr Lord Byron so viel Bezeichnendes gesagt hat, wozu er vielleicht in Chamouni selbst Belege sammelte. Als wir uns gegen neun Uhr zu Tisch sezten war das schönste Wetter. Auf dunkelblauem Grund segelte der silberne Himmelskahn zwischen funkelnden Inseln durch. Darum wurden Maulesel und Führer auf den folgenden Morgen um sechs Uhr bestellt, denn wir wollten unsere Frauen zuerst auf den Breven führen, um ihnen von da eine panoramische Uebersicht des ganzen Montblancreichs zu geben.

So wohl sollte es uns aber nicht werden. In der Nacht sprang der Ostwind in Südwest um, und er mag nur wenige Stunden gebraucht haben, um den ganzen Montblanc mit seiner Familie einzuhüllen, so daß um sechs Uhr auch nicht eine Spur davon zu sehen war. Glücklicherweise begann es bald darauf zu tröpfeln. Denn dieß entschied kathegorisch für das zu Hause bleiben.

Wer, wie wir, gerade keine Eile hat, der braucht in Chamouni, und zumal in der Union, Langeweile nicht zu fürchten, und einen Tag, ja zwey, wenn es seyn muß, läßt es sich da angenehm, und selbst interessant leben.

So ging es auch uns. Unsere Frauen machten und empfingen Besuche von den fremden Damen, die sie gestern hatten kennen lernen. Man war artig, herzlich und liebreich aus Bedürfniß.

(Die Fortsezung folgt.)

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsezung.)

Kaum hatte Vivian Kraft genug sein Roß zu beschreiten; aber zum König Yworin zurückgekehrt, zeigt' er ihm seine sieben Wunden und verlangte Rache an dem Feind, der ungerecht und unehrlich sie überfallen, jezt aber von Gott mit Furcht und Verwirrung geschlagen sey, wie das Wehgeheul im persischen Lager und das wilde Durcheinander bezeuge. So befeuert' und begeistert' er sein Heer, daß Yworin nicht Meister ward, er mußte sich an die Spitze seines Volkes stellen, und in fliegendem Galopp gings auf die Feinde los.

Digitized by Google

Aber mit dieser Anstrengung waren Vivians Kräfte erschöpft, er konnte sich nimmer zu Roß halten und man brachte ihn in den königlichen Pallast zurück. Allein Beasur war der Kräuterkunde mächtig, pflegte sein und brach' ihm Wundentrank, daß das Blut augenblicklich gestillt ward und die Schmerzen verschwanden.

Aus ihrer Umarmung entsprang der stolze Heimon; dieser gewann hinwieder mit König Karls schöner Schwester Ava vier Söhne, die noch leben in deutschen Gedichten und Gesängen, nämlich Richard, Fritzard und den Markgrafen Adelhart, endlich Reinold, die Blume des Ritterthums, welcher die Märtyrerkrone gewann.

Wie nun ihr Mißgeschick es wollte, hatten einst zwey Späher die Liebenden belauscht, und als Yworin, nachdem die bestürzten Perser aus dem Lande geschlagen waren, mit dem Heere nach Montbrant heimkehrte, hatten die Argen nichts Eiligeres zu thun als dem Könige zu berichten, was zwischen Vivian und Beasur mittlerweile vorgegangen. Er war mit seiner Arglist bald zur Hand. Gleichgültig gegen die Neigung und die Ehre seiner Tochter, heuchelt' er Freude über Vivians Genesung und gab ihm einen verschlossenen Brief, der von großer Wichtigkeit und Eile sey, weßhalb ihn Vivian selbst, und zwar ohne sich vorher zu rüsten, ohne ritterliches Beglei, ja selbst ohne von Beasuren Abschied zu nehmen, denn sonst bleibe durch ihre zwingenden Bitten die Botschaft ungethan, an den Grafen von Palern überbringen solle. Das Schiff zur Ueberfahrt stehe schon bereit.

So schmerzlich weh lezteres seinem Herzen that, so vollzog er doch ungesäumt des Königs Befehl, nahm von Waffen nichts als sein Schwert und schiffte nach Palern. Dort angelangt, sprach er zum Grafen ganz arglos: „Der König Yworin entbietet Euch, daß Ihr vollziehet, was in diesem Briefe geschrieben steht, dafern ihr seine Freundschaft behalten wollet."

Der Graf sprach: „Hier steht geschrieben, daß ich Euch das Leben nehmen soll! Euer Vater, nämlich der Herzog Büne von Egermont, nahm mir meine Tochter Rose, an Euch, seinem Sohne, will ich Rache suchen!" — Vivian antwortete: „Wenn es wahr ist, daß mein Vater dieses gethan, so hab' ich es ihm nicht gerathen, lasset mich gen Egermont, ist Eure Tochter dort, so will ich sie Euch widerkehren, auf mein Ritterwort." — „In meinen Kerker müßt Ihr!" sprach der entrüstete Graf und rief seinen Ritter. — Vivian zuckte sein Schwert und schlug zehen Ritter zu Boden, eh' es ihnen gelang, ihm im Rücken beyzukommen und ihn fest zu machen. Also führten sie ihn in den Kerker.

Sobald die arme Beasur ihren Lieben vermißte, ging sie zum Vater, weinte und fragte, wo Vivian sey. Yworin sprach: „Der Satan walte sein! Ich höre, er habe meinen Schatz, Wappen und Roß gestohlen und sey in die Christenheit gefahren zu seiner hohen Sippschaft." — „Vater," sprach Beasur, „so habt Ihr ihn vertrieben, oder nahmet ihm gar das Leben. Kann ich davon die Wahrheit erfahren, so will ich ihn immer rächen, so lang ich athme. Allein ich tröste mich zu Gott, daß er noch lebt, sonst würde sicher mein Herz schon gebrochen seyn." — „Er ist sicher verloren," sprach Yworin, „du mußt den Sinn an einen Andern kehren, liebe Tochter." — Beasur ging ohne Antwort zu geben von ihm, und es war ein Wunder, daß sie bey Sinnen blieb; allein sie sann auf Rettung und Rache für ihn, das hielt sie aufrecht. Sofort verschloß sie sich in ihre Gemächer und ließ keine Seele vor sich, außer den getreuen Dalfin und zwey vertraute Zofen. Yworin fand es klug, den Zorn der Liebe vertosen zu lassen, und knüpfte unterdeß eine Heyrathsunterhandlung mit dem Könige von Persien an.

Aber Beasur blieb unerweicht und für Jedermann unzugänglich. Als nun die Zeit ihrer Niederkunft nahte, schritt sie zur Ausführung des lang vorbereiteten Planes. Dalfin hatt' in aller Stille ein Schiff gerüstet, und als günstiger Wind eintrat, nahm sie ihre reichen, von der Mutter ererbten Schätze, Gold und Geschmeide, so wie ihre königliche Aussteuer, benebst den kostbaren Gewanden und Kissen, in welchen Vivian einst als neugebornes Kind dem König Yworin war gebracht worden, zu Handen, und Gott und den Wogen sich vertrauend, fuhr sie gen Egermont. Acht Tage nur währte die Ueberfahrt, denn der Wind war ungewöhnlich stark und günstig. In gebührenden Ehren und mit zärtlicher Liebe ward sie dort empfangen, sie brachte ja den Eltern Nachricht von dem verloren geglaubten Kinde; allein welcher Schmerz, als sie ihn, den sie nirgend anders als in Egermont geglaubt, nicht fand, noch irgend eine Spur, wo er sich hingewandt! Vor Leid nahten ihr die Wehen; aber sie gebar einen herrlichen Knaben, das wahre Ebenbild Vivians und des Herzogs von Egermont — Heimon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

Unser schönes Turin wird bald eine große Verschönerung erhalten, und zwar in dem Theil, wo es am nöthigsten war. Nichts war unangenehmer auffallend, wenn man über die herrliche Pobrücke kam, als der unvollendete Platz Victor Emmanuel. Dessen Beendigung und passende Ausschmückung ist nun entschieden. Man hat im Laufe des Sommers schon wacker daran gearbeitet.

Digitized by Google

Die Stadt war diesen Sommer stiller und todter als sonst durch die lange Abwesenheit des Hofs, der mehrere Monate in den Bädern von Courmayor, in Chambery und am Lago maggiore verweilte. Die Reise des Königs nach den Borromeischen Inseln war voll von Zügen des Wohlwollens, nicht nur gegen die freundlich entgegenkommenden Einwohner, sondern auch gegen die Familie Borromeo und die Gesandten der benachbarten Schweizerkantone.

Im Oktober hatten wir die Herzogin von Parma hier, die einst so gefeyerte und hochstehende Marie Louise, die nun nicht mehr hochsteht. Wir sahen sie in dem festlich erleuchteten Carignantheater, und an den folgenden Tagen besuchte sie die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend.

Im Laufe des Sommers hielt die physikalische und mathematische Klasse der Akademie der Wissenschaften einige nicht uninteressante Sitzungen. In einer kam ein neuer sehr sinnreicher Mechanismus für die Bewegung der Barken und eine Einrichtung vor, Kornmühlen durch das Umdreben der Räder eines Wagens in Bewegung zu seyen, auf dem sie fest angebracht sind.

Arago vom Institut de France schrieb an den Sekretär der Akademie, die von Lalande auf die interessanteste astronomische Entdeckung oder Abhandlung ausgesezte Preismedaille sey den Herren Plana und Carlini in Turin zugesprochen worden. Ihre Abhandlung betraf die wichtigen Folgen, welche für die Bestimmung der Form der Erde aus der Messung eines Bogens der mittlern Parallele hervorgehen, die in den Jahren 1821, 1822 und 1823 in Savoyen und Piemont gemacht worden ist. Das Athenäum von Brescia hatte im August 1826 als zweyjährigen Preis ausgesezt: es solle der Zustand der Architektur in Italien unter der lombardischen Herrschaft auf das Genaueste entwickelt werden, besonders in Beziehung auf die Kirchen, sowohl im Innern als im Aeußern. Unser Cavaliere San Quintino, Mitglied der Turiner Akademie der Wissenschaften und Conservateur des egyptischen Museums, hat diesen Preis erhalten.

In einer spätern Sitzung der genannten Klasse ward ein Bericht über die Sektion der Anna Garbaro gelesen, der besonderes Interesse hatte. Diese Frau von 48 Jahren lebte 2 Jahre 8 Monate und 4 Tage, ohne die geringste Nahrung an Speisen oder Getränken zu sich zu nehmen. Als sie vor einigen Monaten starb, ernannte die Akademie der Wissenschaften eine Kommission für die Sektion der merkwürdigen Frau. Der Professor Rolando unternahm sie mit dem Dr. Gallo, welchen der König dazu abgeordnet hatte. Aus der Untersuchung ging hervor, daß ein Theil der Eingeweide dieser Frau sich verschlungen hatte und einen Sack bildete. Darin hatten sich die Excremente gesammelt und ihn immer mehr herabgedrückt, zugleich aber die Speiseröhre so zusammengezogen, daß alles Schlingen unmöglich war. Eine langsame Entzündung, die später in Brand ausartete, war die Folge dieses Zustandes gewesen.

Im Fache der schönen Kunst kann ich Ihnen nichts Neues berichten, als daß Andre Galassi von Sassari seine kolossale Statue des verstorbenen Amadeus IX. von Savoyen vollendet hat, und daß sie auch schon in der St. Annenkirche in Cagliari aufgestellt worden ist.

Unser Museum hat ganz neuerdings einen interessanten Zuwachs erhalten. Bey Boghira fand man in der wilden Staffora eine sehr schöne Statue im Sand, den ein armer Mann schaufelte. Sie ist aus Bronze und stellt eine Pallas Minerva vor. Schon in ihrer Stellung erkennt man die Göttin. Auf der flachen Hand hielt sie wahrscheinlich eine Schaale, ein Räuzchen oder eine kleine Victorie; keines von diesen Attributen ist bisher gefunden worden. Ihr linker Arm hängt herab und sie ruht mit Würde auf einem Bein; das andere ist gebogen. Ihr Körperbau ist so schlank, wie die Griechen ihre Pallas gewöhnlich darstellten; ihre Kleidung besteht aus einem langen Gewand ohne Aermel, das bis auf die Füße herabgeht und die Colocasia der Alten ist. Ihre Brust trägt den gewöhnlichen Schuppenpanzer mit dem Medusenkopf, den künstlich gearbeitet: Schlangen umschlingen. Auf ihrem Haupte prangt ein Helm, dessen Busch ebenfalls meisterhaft ausgeführt ist. Nach der Stellung, der Schönheit der Gesichtszüge und besonders der Augen, nach der wundervoll ausgeführten Draperie zu urtheilen, läßt sich behaupten, daß diese Statue aus der besten Skulpturzeit unter August stammt. Durch ein neu glücklichen Zufall ist sie trefflich erhalten, denn es fehlt ihr nichts, als die Spize des kleinen Fingers an der linken Hand und einer der Gorgonenköpfe. Der linke Arm ist etwas beschädigt. Sie ist größer als alle in Neapel und Rom, und kommt ihnen an trefflicher Arbeit gleich.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

An den Haupttheatern zeigt sich jezt der Dichter Ancelot außerordentlich thätig. Kaum war seine Olga erschienen, als er schon aus seinem Gedichte Marie von Brabant ein Trauerspiel zurichtete, und dieses war eben auf die Bühne gebracht worden, als er auch schon mit einem Gehülfen aus dem Cooperschen Romane: Der Spion, ein Schauspiel gleichen Namens für das Théâtre français schrieb. Zwar suchte man ihm am Odeontheater mit einem andern „Spion," ebenfalls nach dem Cooperschen Romane, zuvorzukommen; dieser lezte Spion war in wenig Wochen geschrieben, einstudirt und aufgeführt worden. Man sah ihm aber auch die Eile an, womit er verfertigt worden war. Uebrigens ist Ancelots Spion eben auch kein Meisterstück; indessen spricht dieser aus Vaterlandsliebe zum Späher gewordene Amerikaner doch die Neigung der Zuschauer an, und man gibt ihn ziemlich oft. Am Théâtre français hat man angefangen leicht zu arbeiten und sich nach dem herrschenden Geschmacke des Publikums zu fügen, zum großen Aerger der Habitués dieses Theaters, welche dergleichen Stücke, wie der „Spion," für eine Entweihung der Nationalbühne halten, und sich nur an ihren Molière und Racine halten, ohne zu bedenken, daß man mit alten Stücken, so vortrefflich sie auch seyn mögen, kein Theater aufrecht halten kann, und daß der Reiz der Neuheit beständig das von Natur laue Publikum zum Besuche der Theater anspornen muß. In Paris besonders ist das Feldgeschrey: du nouveau, du nouveau! Glücklich diejenigen Theaterdirektionen, welche unter den vielen Neuigkeiten, die sie dem Publikum darbieten, wenigstens eine haben, die vermögend ist, das Gemüth oder die Sinne der Zuschauer lebhaft anzusprechen und ganz Ps 'A nach und nach herbeyzuziehen! Dann füllt sich die Theaterkasse, dann bekommen die Schauspieler Muße, sich zu andern Stücken vorzubereiten, dann geht das Theater wie eine in Bewegung gesezte Maschine; das beliebte Stück wird jeden Abend aufgeführt, ohne daß das Publikum satt wird, und so geht es Wochen, zuweilen Monate lang.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 29.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. Februar 1829.

Ach, wie Windeswirbel fährt,
Und rührig Laub und Staub empört,
Ward seiner Lebensgeister
Verzweiflungsmuth nun Meister.

Bürger.

Malegys und Vivian.
Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Indeß suchte König Yworin in aller Heidenschaft weit und breit seine Tochter, und die Schätze und seine lingen Pläne alle, die er auf die Tochter gebaut, und welche sammt und sonders mit ihr verreist waren. Nach drey Jahren Sendens und Umherreisens, kam er auch gen Valern, um bey dem Grafen sich Raths zu erholen. „Lebt Vivian noch, oder ist er todt?“ fragt' er den Grafen. „Das laßt uns schauen,“ sprach dieser, ging selbst in den Kerker und ließ den Gefangenen heraufbringen. Yworin sprach: „Vivian, wo ist meine herzliebste Tochter Beaflur?“ — „Das kann ich nicht wissen,“ entgegnete dieser; „seit Ihr Eure Verrätherey an mir thatet mit dem Briefe, hab' ich sie nicht gesehen, und das sey Gott geklagt! Sie wäre vielleicht lieber geblieben in Montbrant, wenn Ihr weg und ich dort gewesen. Gott gebe mir nur die Gnade, daß ich Beafluren, deren Verlust der größere Schaden ist, vor meinem Tode noch rächen kann.“ — Da schwur der König ihm laut den Tod, acht starke Ritter mußten ihn in den Kerker zurückbringen. Vor der Thüre that Vivian, als ob er strauchle und stürze, und konnte einen Stein zwischen das Schloß und die Falle stoßen; der Kerkermeister schlug, als der Gefangene drinnen war, die Thüre zu, die er wohl beschlossen meynte. Da dankte Vivian Gott, daß er sein täglich im Gebet dargebrachtes, unerschütterliches Vertrauen gekrönt hatte. Nachts that er die Thüre ganz sacht' auf, und tappte in der Finsterniß im weiten Vorgewölbe des Kerkers umher, um den Ausgang aufwärts zu suchen. Da stieß er zufällig, oder vielmehr durch gnädige Fügung von oben, an eine Fallthüre, die sich aufthat und in einen engen Gang führte. Diesem folgt' er aufwärts, bis er vor eine Bretterwand kam und durch eine kleine Oeffnung, welche einen Lichtschimmer durchließ, gewahrte, daß er vor der Rüstkammer sich befand, die an den großen Saal stieß, in welchem die Leibwacht des Königs und des Grafen geruhig schlief; zugleich bemerkt' er, daß eine Fallthüre den Eingang in die Rüstkammer gewähre. Leise ging er wieder zurück und merkte sich genau die Stelle, wo im Kerkergewölb die Fallthüre zu finden sey, so wie den Ausgang von da ins Freye; dann erst stieg er wieder aufwärts, öffnete die Fallthüre in die Rüstkammer, in welcher er auch sein eigenes, gutes Schwert wieder fand, und wappnete sich bestens. Jezt trat er in den Saal, erschlug alle Heiden und rief laut, daß es durch den ganzen Pallast dröhnte: „Ich bin gewappnet, auf und dran, wer Lust und Herz hat!“ — Yworin erwachte, kam aber nicht, wie Vivian gewünscht hatte, selbst zum Vorschein, sondern machte Lärm und rief den Grafen zu Hülfe. Als Vivian die Heiden mit Macht heranbringen hörte, nahm er etwas Speise mit sich, und schlüpfte wieder durch die Fallthür' in sein Versteck zurück.

Da man nicht fand, den man suchte, lief alles dem

Digitized by Google

Kerker zu; man sah ihn offen und den Gefangenen entflohn. Den geheimen Gang mit den Fallthüren aber wußte Niemand, denn eine Gräfin von Palern hatt' ihn in Abwesenheit des Herrn machen lassen wegen eines Liebeshandels und ihr Geheimniß mit ins Grab genommen. Hierauf sperrte man die Thore der Stadt und hielt Haussuchung; natürlich alles umsonst.

So verstrich der Tag. Aber als der König und der Graf beym Nachtessen im großen Saale saßen, trat durch die Saalthüre plötzlich ein Gewappneter mit blankem Schwert vor Yworin und sprach: „Unwürdiger Verräther! was that dir je Vivian zu Leide, der Deine Ehre und Deiner edlen Tochter Herz vor schimpflichem Zwang mit seinem Blute beschirmt hat, daß Du ihn so hinterlistig grausam in den Tod sandtest? Hier die Rache für ihn und Beaflur!" Damit schwang er sein Schwert über ihn; Yworin im Schreck fiel mit dem Antlitz auf die Tafel; da schlug ihm der Gewappnete eine Wunde ins Schulterblatt und sprach: „Nimm dieß hin zum Wahrzeichen; wüßt' ich Beafluren todt, solltest Du stracks erbleichen; bis ich das erfahren muß, friste Dein unwürdiges Leben!" — „Es ist Vivian," rief der Graf, „schlagt ihn nieder!" Da sprangen alle Sarazenen auf, allein Vivian warf die Tafel um, daß die Lichter löschten, schlug mit mörderischen Streichen um sich und was sich nahte zu Boden, und in der Finsterniß voll Geheuls und Getümmels wich er durch die Wappenkammer wiederum in den geheimen Gang.

Man brachte Licht, sperrte die Pforten des Pallastes, aber kein Vivian war zu finden. Da hielten sie Rath. Yworin sprach: „Laßt all' Eure Leute gewappnet Mann für Mann heraantreten und gebt ihnen die Losung: Wachet wohl, er ist hier. Sonst soll Niemand ein anderes Wort reden. Ich selbst will dann mit meinen zwanzig Rittern vor die Pforte der Stadt stehen und Mann für Mann jene Losung abfragen. So wird Vivian in der Dunkelheit der Nacht sich unter das Kriegsvolk mischen, um das Freye zu gewinnen, und geht uns von selbst in das Netz, weil er die Losung nicht weiß. Wenn das Kriegsvolk durch die Pforte seyn wird, so folget ihm nach, Herr Graf, dann eilen wir an den Paß bey dem Strom, und sobald es tagt, senden wir ost- und westwärts Eilboten durch das ganze Land, um alle Wege zu sperren und zu bewachen, falls Vivian schon aus der Stadt entflohen wäre." „Dieser Rath dünkt mich gut," sprach der Graf, „ich hoffe, er soll uns nun nicht entgehen, und haben wir ihn, einen Tod soll er leiden mit aller nur ersinnlichen Marter!" — „Dieß Wort kostet Dich das Leben, Elender!" sprach zu sich selbst Vivian, der in seinem Versteck alles mit angehört hatte.

Während Yworin mit seinen Rittern zur Pforte ritt, ließ der Graf von einem Schildknappen sich Roß und Rüstung bringen. Jezt sprang Vivian vor ihn und sprach: „Wachet wohl, er ist hier! Traun, Ihr sollt es spüren, daß er hier ist! Zu lange waret Ihr mein Wirth, Graf, hier die Zeche!" Damit spaltet' er ihm das Haupt, und schlug dem Schildknappen, eh' er das Schwert aus der Scheide und den Schrey aus dem Mund brachte, den Kopf herunter. Eilig nahm er dann des Grafen Rüstung und Roß und ritt vor das Thor. „Wachet wohl, er ist hier!" sprach er mit des Grafen Stimme; Yworin nahm ihm die Losung ab, ließ hinter ihm das Thor schließen und ritt neben dem vermeinten Grafen dem Passe zu. Als sie zum Wasser gelangt, sprach Vivian wieder: „Wachet wohl, er ist hier; ich will durch das Wasser reiten und drüben wachen, Herr König, bis es taget." So ritt er mit zwey Rittern, die ihm freywillig folgten, um sich des Grafen Gunst zu erwerben, durch den Strom, und so weit vorwärts, als er zu seinem Vorhaben nöthig erachtete. „Wachet wohl, er ist hier," sprach er jezt zu den allzu dienstfertigen Begleitern, und von zwey Querhieben rechts und links lagen die Ritter zu Boden. Dann gab er dem Roß die Sporen und eilte so weit voraus, bis er sich vor Nachsetzenden sicher wußte.

Als der Tag herankam und Yworin nichts vom Grafen gewahrte, ward er stutzig und schickte einen Boten auf Kundschaft. Dieser brachte die Nachricht von den erschlagenen Rittern, und daß der Graf unsichtbar geworden. Gleichzeitig kam Botschaft aus dem Pallaste, daß der Graf erschlagen sey, und der in seiner Rüstung und auf seinem Roß werde wohl kein anderer gewesen seyn als Vivian. Da war Bestürzung und Jammer allenthalben, allein Niemand hatte den Muth, dem Entflohenen nachzusetzen. Yworin zog heimwärts nach Montbrant, aber er schwur, des Grafen Tod zu rächen an dem Herzog Bäne und an all' seiner Sippschaft.

Indeß ritt Vivian, der unbewohnten Gegend unkund, immer vorwärts, denn stets schwebte das Bild seiner Beaflur ihm vor. Die Erde sey besser, sprach er, wo sie wandle; die Luft reiner wo sie athme, der Himmel blauer, wo ihre schönen Augen erglänzen. Acht Tage lang ritt er durch die Oede, von wilden Früchten und Wurzeln sich nährend. Am Abend des neunten Tages sah er einen großen Halbmond von Zelten, längs dem Meergestade. Er fragte einen Ritter, wo zu Land er sey, und was das für ein prachtvolles Heerlager? Jener berichtet' ihn: hier sey die Gränze von Spanien; der mächtige Sarazenenkönig Authenor lagere hier mit vierzigtausend Berittenen, des Fußvolks sey eben so viel. Der König wolle die schöne Herzogin von Roseflur sich zur Gattin holen, kost' es was es wolle. — Hier, dachte Vivian, find' ich Gelegenheit mich an den Heiden zu rächen, Vater und Mutter, vielleicht auch Beaflur und meinen Zwillingsbruder zu finden, und mit dem Schwert mir Land zu erobern. Er ritt also zu dem König und aner-

Digitized by Google

bot ihm den Kriegszug mitzumachen. Authenor, sobald er den mächtigen und reich gekleideten Ritter sah, war sehr erfreut und fragte, wer und woher er sey? — „Vivian von Montbrant," antwortet' er, „mein Geschlecht ist edel, doch nenn' ich es erst, wenn ich mit dem Schwert mir ein Land erobert." — „Seyd hoch willkommen, theurer Held!" sprach Authenor, „Ihr seyd mir wohl bekannt, obgleich ich Euch nie sah; Euer Vater ist König Ywerin von Montbrant, Ihr selbst erschluget den Riesen Pravsin, den Stärksten unter allen, die je Schwert nahmen. Seyd von Stund' an mein Feldherr! Euer sey Roseflur, wenn wir es erobert haben, denn ich begehre nur der schönen Orvande, die mein Herz gefesselt hält und dennoch verschmäht." Also blieb Vivian bey Authenor und fuhr mit ihm über Meer vor Roseflur; und wäre nicht durch Ywerts Falkendiebstahl sein Herz empört worden, so würde sich dort alles anders gestaltet haben. Aber das Schicksal, welches überhaupt selten um der Menschen Plän' und Wünsche sich zu kümmern scheint, wollt' es jezt also, daß Vivian und Malegys, die Brüder, einander unerkannt, auf Leben und Tod schlagen sollten.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsezung.)

Mercier und ich machten dem alten, nun grau gewordenen Dr. Paccard in Chamouni unsern Besuch. Bekanntlich erreichte er ein Jahr vor Saussure den Gipfel des Montblanc. Freylich benuzte er dabey die Vorbereitungen und Bemühungen, die der unermüdliche Genfer schon 1785 zur Ersteigung des Bergs gemacht, wo er am 15. September jenes Jahres sogar zu vier Fünftheilen hinangekommen, aber wegen stürmischen Wetters, so nahe dem Ziel, wieder umkehren mußte.

Mehrere Guides von Chamouni bemühten sich hierauf, einen Weg auf die Spitze zu finden. Sie machten deshalb mehrere Versuche, schlossen aber dabey, wahrscheinlich aus Brodneid, ihren geschicktesten und kühnsten Kameraden, Jakob Balmat, aus, so daß er seine Nachforschungen immer allein anstellen mußte. Einstmals folgte er ihnen jedoch von weitem, da auch ihm viel an der Auffindung und Kenntniß des rechten Montblancpfads gelegen war. Am 8. Junius 1786 machten die Guides unter Peter Balmats, Peter Coutets und François Paccards Leitung einen Hauptversuch, auf verschiedenen Wegen hinan zu gelangen. Sie trafen auf dem Dome du Goute zusammen, drangen auch von da bis zu den rochers rouges. Dort aber waren die Felsenrisse so schroff und hoch, daß sie es für unmöglich hielten, von da weiter hinaufzubringen. Da auch das Wetter ungünstig zu werden schien, so gaben sie den Versuch auf und kehrten wieder um. Jakob Balmat hatte sich mit seinen Kameraden gezankt und ging daher allein hinter ihnen. Er verlor auch ihren Pfad, weil er etwas auf die Seite gegangen war, um an einem Felsen Kristalle zu suchen. Indessen kam schnell einer der Stürme heran, die in dieser Höhe so furchtbar sind, es wurde dunkel und J. Balmat suchte die Nacht über, im Schnee eingegraben, gegen Sturm, Regen, Hagel und Kälte Schuz, litt aber unendlich. Gegen Morgen klärte sich der Himmel wieder auf, Balmat kroch aus seiner Schneegrube hervor und da er nun den ganzen Tag vor sich hatte, beschloß er wieder hinauf zu gehen, um den ersehnten Weg jenseits des Dome du Goute von Neuem zu suchen. Er war auch so glücklich, die Stelle zu finden, wo sich leicht auf die Spitze dringen ließ. Glücklich gelangte er auch wieder herunter, beobachtete den Weg genau, und als er nach Chamouni zurückkam, hielt er seine Entdeckung geheim. Erst als die Rede davon war, daß der Dr. Paccard den Berg besteigen wolle, vertraute ihm Balmat sein Geheimniß und führte ihn auch glücklich hinauf. So verdankt man also einem Zufall die erste Entdeckung des rechten Wegs, der auch bis zu Harwes und Fellowe's Ascension im Sommer 1827 immer befolgt wurde, wo dann die Natur einen andern bildete.

Vom Dr. Paccard sagte man daher mit Recht: Scandit inaccessos brumali sydere montes. Im August des folgenden Jahres 1787 gelangte endlich auch Saussure unter J. Balmats Leitung hinauf.

Lange wählte man nach Saussure's Beyspiel zum Anfang der Ascension den westlichsten Weg über den Taconaigletscher und den la Coteberg. Später wurde der Bossonsgletscher bequemer gefunden. Auch in der Eintheilung der Zeit und der Nachtlager hat man Abänderungen gemacht, so daß jezt nicht mehr vier Tage zu der Reise gebraucht werden, sondern nur drey.

Ich will hier zusammenfassen, was sich im Allgemeinen über diese interessante Reise sagen läßt.

Alle dreyzehn bisher gelungene Ascensionen auf den Montblanc sind in den Monaten Junius, Julius, August und September gemacht worden; die mehrsten im August. Der September wäre für das Unternehmen am günstigsten, wenn die Kürze der Tage nicht hinderte. Im Junius sind diese freylich am längsten, aber die Gefahr der Lawinen und Eisbrüche ist da zu groß. Auch wurde nur Eine Ascension in diesem Monat vollbracht, die der Amerikaner Rousselaer und Howard am 19. Junius 1819.

Die Unternehmung ist in vieler Beziehung leichter geworden als ehemals. Die Führer kennen alle Wege und Stege, die Natur des Eises, der Gletscher- und Schnee-

Digitized by Google

wege besser, sie haben in Gefahren mehr Gegenwart des Geistes und wissen sich leichter zu helfen. Demungeachtet sind die Kosten mit jedem Jahr größer geworden, und belaufen sich jezt gewöhnlich über fünfzig Louisdor. Dieß ist immer wenig, wenn man bedenkt, daß sieben bis acht Guides, gewöhnlich verheirathete Männer und Familienväter dabey ihr Leben wagen. Bey der versuchten Ascension des Dr. Hamel 1820 kamen wirklich drey um; dieß erhöhte die Preise.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

In einem besondern Zustande befindet sich gegenwärtig die italienische Oper in Paris. Sie hatte für diesen Winter auf die Sontag gerechnet; allein die liebenswürdige Deutsche war kaum aus England zurückgekehrt, als die Göttin Lucina, wie es heißt, sie dem Apollo entzog; der Gesang verstummte, und es war bis zu einer unbestimmten Zeit an keine Sontag mehr zu denken. Zum Glücke war noch die Malibran Garcia da, die man hatte gehen lassen wollen, weil man auf die Sontag gerechnet hatte. Man nahte sich ihr schnell wieder, man eilte mit dem Kontrakte, und seitdem muß sie allein zur Stüze des italienischen Theaters dienen, bis einmal die Dlle. oder Mad. Sontag sie wieder ablösen kann. Zur Abwechslung, da Italien fast gar keine vorzüglichen neuen Opern mehr liefert, hat man ein neues italienisches Stück, „Clari," nach dem Opernballette gleichen Namens, mit der Musik eines französischen Tonkünstlers, Halevy, auf die Bühne gebracht. Dies war allerdings eine Neuigkeit; obschon bereits vor 8 Monaten eine kleine Operette von einem Schweizer auf der italienischen Bühne gegeben worden war, so hatte man diese Bagatelle schon wieder vergessen; Halevys Oper ist auch ungleich wichtiger, da sie an Umfang den Rossinischen gleichkömmt; auch ist der Inhalt pathetisch genug, um dem Tonkünstler Gelegenheit an die Hand zu geben, eine gefühlvolle Musik unterzulegen. So arbeiten denn jezt französische Tonkünstler für die italienische Oper, indeß italienische Tonkünstler, als Castruffo und Caraffa, für die französische arbeiten. Man klagt darüber, daß für die jungen französischen Tonsezer, die von ihren Reisen zurückkommen, nicht Beschäftigung genug da sey, indem nur ein einziges Theater für Operetten in Paris vorhanden ist, und alles Bestreben, ein zweytes zu Stande zu bringen, bisher nicht hat glücken wollen. Halevy hat für die Italiener in der That eine hübsche Oper komponirt, und es ist Schade, daß sein Talent nicht auch der französischen Bühne zu gute kommen kann. Was hindert ihn jedoch, auch für die französische komische Oper zu arbeiten? Da sein Name nun durch diesen ersten Versuch gewissermaßen berühmt geworden ist, so wird gewiß auch die französische Bühne gern ein neues Stück von ihm erhalten wollen. Es ist sehr zu bedauern, daß das Odeontheater nicht mehr, wie sonst, eine Singtruppe und ein vollständiges Orchester hält; hier hätten die jungen Tonsezer sich üben und auszeichnen können. Leider will es mit diesem Theater gar nicht gehen. Es herrscht fast beständig eine furchtbare Leere darin, obschon es die jungen Dichter an neuen Lust- und Trauerspielen nicht fehlen lassen. Wenige Bühnen sind so thätig, als die Odeonbühne; fast keine Woche vergeht ohne ein neues Stück. Die Quantität ersezt aber leider nicht den Mangel an Qualität, und das Publikum besucht lieber die vielen Schauspielhäuser, wo 4 bis 5 Vaudevilles an einem Abende aufgeführt werden, und wo also mehr Abwechslung herrscht, oder die Boulevardstheater, wo die äußern Sinne, besonders das Auge, auf eine angenehme Art geweidet werden, z. B. den Cirque olympique. Hier gibt es zu schauen! Zuerst allerley Bereiteraufzüge, Amazonen in dem glänzendsten Schmucke, welche vor den Zuschauern aufs künstlichste vorübergaukeln, dann groteske Scenen zur Ergözung der Jugend, dann die erstaunlichen Tours de force der beyden Alcides, welche durch allerley Versuche ihre ungeheure Muskelkraft an den Tag legen, dann die Equilibrirkünste eines Engländers, der sich Antonio il Diavolo nennen läßt, weil die fremden Namen auf o doch immer etwas mehr imponiren; dann endlich das Melodrama „die Belagerung von Sarragossa," das mit einem fast unbegreiflichen Aufwande dargestellt wird und worin 4 — 500 Menschen vorkommen, die doch alle gekleidet und bezahlt werden müssen. Vielleicht nirgends erblickt man ein ähnliches Schauspiel, sogar die große Oper hat nichts dergleichen aufzuweisen. Im lezten Aufzuge sieht man die französische Armee in Sarragossa einrücken, die Sapeurs voran, dann die vollständige Feldmusik, dann das Fußvolk und die Reiterey und zulezt die Artillerie und den Troß; die Spanier thun, als ob sie sich ergäben; plözlich aber geht der Spektakel los; eine Verschwörung bricht aus; die Franzosen werden von allen Seiten angegriffen, an allen Ecken wird Feuer angelegt und die Gebäude stürzen zusammen, indessen zu Pferde und zu Fuß im ganzen Saale gekämpft wird; denn von der Bühne ziehen die Truppen herab in den Cirkus, welcher den Raum des Parterres einnimmt, und schlagen sich hier wie auf der Bühne; die Kanonen ziehen hin und her, geschossen wird aus allen Gegenden; Glocken läuten Sturm, Feldmusik und Trommeln vermehren den fürchterlichen Lärm; das arme Orchester befindet sich mitten in der Schlacht, und kaum vernimmt man die Violinen und Oboen unter allem dem Wirrwarr. Es ist nicht möglich, auf einem Theater ein getreueres Bild von einem Feldgetümmel zu liefern. Es gibt kleine Fürsten, die keine so große Armee besizen, wie die Gebrüder Franconi, und sollte man einmal genöthigt seyn, eine außerordentliche Aushebung zu veranstalten, so wird man bey diesen Bereitern ein völlig bewaffnetes, berittenes und ausgerüstetes Heer finden. Einer despotischen Regierung sollte bange werden vor dem Cirque olympique, aus dem jeden Augenblick ein feindliches Corps ausmarschiren kann. Die Kanonen sind freylich wohl nur von Holz, allein die Gewehre und das Pulver sind doch ächt, und die Soldaten und die Pferde manövriren, daß es eine Lust ist, sie anzuschauen. Das zusammenfallende und lichterloh abbrennende Sarragossa stellt ein fürchterlich großes Schauspiel dar. Als die verzweifelnden Einwohner Sarragossa's sich und ihre Stadt aufopferten, dachten sie wohl nicht, daß die Franzosen 16 Jahre später ihren Untergang theatralisch nachahmen würden. Ihr Heldenmuth ist ein schöner Zug in der Geschichte Spaniens; welchen Nuzen haben aber diejenigen, die sie überlebt haben, aus dem verzweifelten Entschlusse Jener gezogen?

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Februar 1829.

O leichter ist's, Rhabarber
Im Leibe zu behalten,
Als Urtheil und Gedicht.

Herder.

Skizzen und Grillen
von
Karl Immermann.

Das schreibende Haus.

Einen Freund habe ich, der Schriftsteller ist,
Und geheirathet hat die Schriftstellerin,
Mit zwo schriftstellernden Töchtern.
Jüngst besucht' ich den Mann um die Hundstagsglut,
Da hab' ich gesehn, was geschrieben jetzt wird,
Ich will Euch das Schreiben beschreiben.

Durch den einsamen Flur, wo der eigene Tritt
Nachdröhnte mir dumpf, stieg die Treppe ich 'nauf
Und klopft' an die Stube des Freundes;
Der winkt mich jedoch mit den Händen zurück,
Denn er hat keine Zeit, denn er schreibt den Traktat
Von der höhern Bedeutung der Schafzucht.

Nun, dacht' ich, die Frau wird wohl höflicher seyn,
Und trat in's Gemach, wo die Geistreiche saß,
Tellert von dem Haupte zur Sohle.
Sie winkt mich jedoch mit den Händen zurück,
Denn sie hat keine Zeit, denn sie schreibt an: Ideen
Ueber Feinheit im Leben und Umgang.

So sey denn mein Heil bey den Töchtern versucht!
Ich stieg in die dritte Etage hinauf,
Und begrüßte Melanien und Armgard;
Die winkten mich beyd' mit den Händen zurück,
Denn sie hatten nicht Zeit, denn sie saßen am Tisch,
Und schrieben Roman' in Gemeinschaft.

Ey so hole der Henker das Schriftstellerthum!
Giebt's denn keinen Laquai'n, der das Zimmer mir zeigt?
Ich lief in die Stube der Diener.
Doch die winken mich all' mit den Händen zurück,
Denn sie haben nicht Zeit, denn sie sitzen umher,
Und die ganze Livree schreibt Bücher.

Der Kutscher, der schreibt über Kümmel, Anis,
Die Amme, die schreibt von der Unschuld Ersatz
Im beglückenden Muttergefühle;
Der Bediente, der schreibt über Hagel ein Werk,
Die Köchin ahmt Clauren dem Göttlichen nach:
„Vergißmeinnicht," schreibt sie, „für Mägde."

Es verbrennt am Spieße der Braten, es schreyn
In dem Stalle die Pferde nach Hafer und Heu,
Laut schreyen die hungrigen Kinder.
Laß sie schreyen! Es komme das Ende der Welt,
Das verstöret die schreibenden Schriftsteller nicht
Vom Parterre bis zur dritten Etage.

Ich ergreife die Flucht, auf dem Hofe vernehm'
Ich Geräusch aus dem Stall; nun guck' ich hinein,
Da stehet das Reitpferd und schreibet.

Digitized by Google

Die Zeit und den Hunger vertreibt sich das Vieh,
In die Pfütze beyan eintaucht es den Huf,
Und kraxt in den Sand: „Elegieen.“

Ach, wo soll doch die Welt vor Autoren noch hin?
Woher schafft man die Lumpen zu all' dem Papier?
Es fehlen die Gäns' zu den Federn!
Ihr Scribenten, seyd gut, und verschont das Papier
Und sparet die Federn, und machts wie der Rapp':
Kraxt, kraxt in den Sand Eure Sachen!

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Baldaris war jezt von Roseflur zurückgekommen und brachte das gefeyte Schwert. Sobald Malegys sein ansichtig ward, erschrack er und seufzte, denn er kannte dessen mörderische Schneide. Als sie daher wieder zu kämpfen kamen, so schont' er, so viel er mochte, den Gegner, gab nur flache Schläge, und bald aus der Klinge springend, bald in Kreisschritten rechts und links sich bewegend, bald mit meisterlicher Kunst jezt diese, jezt eine andere Deckung wählend, sucht' er ihn zu ermüden. Aber Vivians Kraft und Athem schienen im Gefecht immer zu wachsen, obwohl er vielfach wundt war, und einmals als Malegys einen schweren Hieb erwartete, während Vivian nur eine Finte anzog, traf er ihn, einspringend, so schwer und übermächtig auf den Helm, daß er zu Boden stürzte und all' seine Wunden sich weiteten und heftiger bluteten. Vivian löst' ihm den Helm und fand keine blutende Wunde von dem Schlag; er kehrt' ihn gegen den Wind, allein Malegys gab kein Lebenszeichen. „Schlagt ihn todt, den höllischen Fabland, wenn noch ein Funken Leben in ihm ist! Kommt er wieder auf, traun, so sind wir ohne Rettung verloren!“ rief König Authenor. „Dann hätt' ich ja Schande statt Ehre; wie denn Euch, König Authenor, dieser Rath vom Scheitel bis zur Sohle mit unauslöschlicher Schande bedeckt!“ entgegnete mit hoher Entrüstung Vivian.

Malegys war inzwischen wieder zur Besinnung gekommen, allein durch Blutverlust und den Schlag auf's Haupt so schwach, daß er noch kaum vermochte sich aufrecht zu halten. Vivian sprach; „Nun saget mir, Herr Ritter, eh' wir den Kampf erneuern und enden, wie seyd Ihr genannt und von wannen Euer Geschlecht?“ — „Ihr thätet übel daran, wenn Ihr mir zu neuem Kampfe nicht Frist gönntet bis morgen; denn, beym allmächtigen Gott! ich schonte Euer vielfach und mit Gefahr meines Lebens, darum, weil Ihr das Wesen eines Christenmannes habet und, mir unerklärlich, vom ersten Augenblick, da ich Euch sah, mein Herz sich Euch zuwendete. Deßhalb ist Eure Frage, dafern auch Ihr mir über das Gleiche wollt Auskunft geben, von ganzer Seele willkommen. Ich heiße Malegys; so nannte mich Orvande, die Herzogin von Roseflur, welche mich in einem wilden Walde fand, als ein hülflos verlassenes Kind. Ich selbst sah nie meine Eltern, denn meine Mutter, Drüwane, kam mit mir nieder, während der Graf von Palern mit den Königen von Montbrant und Majorka bey seinen Ritterspielen meinen Vater, den Herzog Büne von Egermont“ — — — „Jesu Maria!“ unterbrach ihn, aufspringend, Vivian, „so seyd Ihr, so wahr Gott lebt, mein verlorener, von mir so sehnlich gesuchter Zwillingsbruder! Ewig muß ich deß Undank haben, daß ich gegen meiner lieben Eltern Kind gefochten, obwohl ich es wußte, daß ich noch einen Zwillingsbruder in der Christenheit habe, und obwohl Euer liebreiches Wesen gegen mich längst die blinden Augen mir hätte öffnen sollen!“ Damit warf er das Schwert zu Boden, fiel unter einem Strom von Thränen auf die Knie vor Malegys und rief: „Ich weiß, Ihr seyd zum Tode wundt, um Jesu Barmherzigkeit willen! stecht mich nieder, denn ich kann und will die Schande des Brudermordes nicht überleben.“ — „Nein!“ sprach Malegys, „meine Wunden sind nicht zum Tode; aber der Allmächtige sey gepreist, der in meine Seele die Liebe zu Euch gepflanzt, eh' Euer Mund mir den Bruder kund that! Jezt laßt uns Brüder seyn, Herz an Herz, bis sie brechen!“ Damit fiel er ihm um den Hals, und sie küßten einander mit unsäglicher Inbrunst, als wollten sie Geist und Athem tauschen und verschmelzen.

Bey diesen Zärtlichkeiten kam aber Niemand mehr zu kurz als der gute verliebte König Authenor. „Ich sehe,“ sprach er, „daß nicht der Sterndeuter, wohl aber Ihr, Vivian, mich betrogen habt. Roseflur und Orvanden seh' ich für mich verloren, wenn Tervigant und mein gutes Schwert mir so treulos werden als Ihr. Das laßt uns denn versuchen, Herr Ritter, der sich berühmt als Orvandens Trauter!“ Hiemit warf er Malegysen den Handschuh dar. Malegys nahm ihn auf und sprach: „Morgen zur None treffet Ihr mich zur Stelle.“ „Nein Bruder,“ rief Vivian, „mir gebührt der Kampf für Dich, so kann ich meine Beschämung, so Gott will, im Blute des verstockten Heiden zum Theil abwaschen und ihn für den schändlichen Rath, den er mir gegen Dich, der mein so ritterlich und hochherzig zuvor geschont hatte, aufdringen wollte, zur verdienten Strafe ziehen.“ — Authenor ward so zornig, daß er mit dem Degen auf Vivian darsprang, und hätt' ihn, der wehrlos dastand, sicher erschlagen, wenn nicht Baldaris und Ywert mit gezuckten Schwertern vor ihn getreten und ihm in den Arm gefallen wären. Da mußt' er feyerlich geloben, morgen zur None sich zum Kampfe zu stellen, die Brüder aber, mit Baldaris und Ywert, ritten nach Roseflur. — Als die Herzogin sie von weitem kom-

Digitized by Google

nen sah, ritt sie mit ihrem Gefolge entgegen. Das hörte Bevart, zerschlug und zersprengte Thür' und Riegel, und im Galopp flog er durch die Stadt, den Rittern entgegen. Da neigt' er erstlich vor Vivian, dann vor Malegys, legte seinen Harnisch und bot ihm den Mund. Malegys küßt' ihn und sprach: „Lieber Bruder, das ist das beste und klügste Roß, welches je Sonn' und Mond beschien, es wollte nicht gegen Euch ins Gefecht, sehet die Sporn-streiche, die ich dem edlen Rosse gab, welches mich mit seinem verständigen, natürlichen Gefühle beschämt hat." „Ey, bey Gott," sprach Vivian, „es ist mir leid, daß er so wundt ist."

Jezt kam Orvande, sie sprang ab und umarmte Malegys und sprach: „Tausendmal willkommen, hübsches Lieb! und Ihr, Herr Ritter von hohem Preise, gern wüßt' ich Euren Namen." — „Das ist mein herzliebster Bruder Vivian heißt er, schöne Frau, meiner Eltern Kind, das in die Heidenschaft verkauft war. Gott hab' ewig Lob und Dank für die Gnade, die mir meinen Bruder wieder schenkte." — Orvande sprang gegen Vivian, küßt ihn auf Stirn und Augen und sprach: „Gottwillkomm, seliger Mann! Alles, was hier innen ist, steht immerdar zu Eurem Gebote." Vivian dankte mit freudiger Ehrerbietung. So kamen sie in den Saal; Bevart ging immer mit. Malegys sprach: „Bevart, Deine Stätte ist nicht in dem Saal. Doch will ich, daß man Deine Wunden eher verbinden soll als die meinen. Bevart neigte sehr höflich und ging hinaus; Spiet, der eben von einer Botschaft Orvandens heimgekehrt war, ging mit ihm und legt' ihm Wundenbalsam auf. — Weiter sprach Malegys: „Orvande, pflegt und heilet zuerst Vivians Wunden, denn er dünkt mich mehr verlezt als ich bin." „Nimmermehr," sprach Vivian, „meiner Wunden sind mehrere, doch keine zum Tode." Orvande sprach: „So heil' ich erst Malegysen, denn er dünkt mich mehr leidend." Da fand sie, daß Malegys eilf Wunden hatte; sie gab ihm den Wundentrank, der seine Wirkung that wie früher, er fiel nämlich in Ohnmacht, aber bald erhub er sich und die Wunden heilten schmerzlos. Dann pflegte die Zauberin Vivians; sie fand an ihm dreyzehn Wunden, von denen sieben durchgingen, also daß es ihr ein Wunder schien, wie er sich aufrecht erhalten mochte. Er genas, wie Malegys, eh' der Tag graute. Spiet hatte sich auch eingefunden und sprach: „Nun seh' ich an Orvanden, wen sie am meisten lieb hat; der verdeckte Freund nämlich bekommt allen Dienst zulezt." „Verweiset ihm das," sprach Orvande, „Herr Malegys, Ihr wißt noch am besten der Klappermühle das Wasser zu verstecken." „Jezt seh' ich erst recht," sprach Spiet, „daß Ihr der Sache schuldig sind, schöne Frau." — Vivian ereiferte sich: „Alles Laster über dich, unreiner Zwerg, unreiner Wicht, daß du der reinen, hohen Frauen ihr gutes Werk verweiset; wäre Rache an dir, unselig müßtest du werden durch mich!" — „Mein berühmter Streitheld, bemüht Euch nicht zu sehr um mich, Ihr würdet mein so wenig habhaft werden, als die hochherzigen Bürger von Schilda des Mondscheins in ihren Kupferkesseln. Dazu dünkt mich (sprach er, Vivians Worte, die er bey seiner Gesandtschaft geredet, parodirend), daß Ihr ein Schmeichler seyd, der den Sieg gleisender Worte für erlaubt und preiswerth achtet, und solches Volk hab' ich stets geflohen. Ihr wollt Orvande Malegysen abwenden oder abloben; habt Ihr die Sitte bey den heidnischen Frauen erlernt und triftig gefunden, Herr Vivian?" — „Hört mir das nichtswürdige Schuftlein!" sprach dieser; „in Stücke wollt' ich es hauen, wenn ich mich nicht schämte, Schwerdt und Saalboden zu beschmutzen." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Die Vorbereitungen zu dieser Reise sind eine eigene Sorge, die den ersten Führern überlassen wird. Winterkleider, Pelzhandschuhe, grüne oder schwarze Schleyer, blaue Brillen, tüchtige Eissporen, acht Fuß lange Stöcke mit starken und langen Eiszwingen dürfen so wenig vergessen werden wie Aexte, Stricke, Leitern, Brennholz und wollene Decken. Dazu liefert noch der Gasthof einige Bouteillen Limonade, etwas Wein, Rosinen, getrocknete Feigen, Brod, gebratenes Geflügel u. s. w. Manches davon, z. B. die Leitern, Stricke und Aexte, werden schon den Tag vor der Ascension durch Träger vorausgeschickt, die Alles an der Stelle des ersten Nachtquartiers niederlegen.

Geht nun die Reise endlich am Morgen von Chamouni aus, so gleicht sie nicht einer Bergfahrt, sondern einem Zug, der zur Erstürmung und Einnahme einer Festung abgeht. Freylich ist der Montblanc auch eine Feste mit krystallenen Wällen, höher als alle, die noch Menschenhände gebaut haben. So ein Zug ist ein Nationalereigniß, an dem Alle Theil nehmen, weniger der Fremden als der Guides wegen, die allen Einwohnern groß und klein näher oder ferner verwandt oder befreundet sind, sey's durch Frau und Kind, oder durch Braut und Geliebte. Daher ist es auch nicht immer leicht, die nöthige Zahl Führer zusammenzubringen, und wenn sich auch die Männer dazu verstanden haben, so leiden es die Frauen nicht, und auf jeden Fall merkt man wohl, daß sie nicht für eine der gewöhnlichen Exkursionen von den Ihrigen scheiden, sondern für einen ernsten Gang, von dem man nicht immer heimkehrt. Knaben, Mädchen und Frauen gehen wohl auch bis nach Tavrans oder Pelerins mit und hel-

Digitized by Google

sen tragen, die einen Korb mit Lebensmitteln, jene ein Bündel Stricke, einen Barometer oder gebratene junge Hahnen.

Die Besteigung des Montblanc ist, sie mag nun glükken oder nicht, eine kostspielige Sache. Darin liegt der Hauptgrund, warum unter den dreyzehn bisher gelungenen Ascensionen acht von Engländern unternommen wurden, da sie in der Regel die wohlhabendsten Reisenden sind. Von dem Dörfchen des Pelerins reitet man gewöhnlich noch auf Mauleseln die Südwestseite des Montanverts hinauf, wo durch dunkle Tannen von Zeit zu Zeit die hohen Eissäulen und Zinken des Bossonsgletschers hervorglänzen. Da liegen mächtige Baumstämme, die der Sturm ausgerissen, unter ihnen draußen und schäumen Waldbäche, und der Blitz hat ungeheure Blöcke von den hohen Granitnadeln heruntergeschmettert.

Lange geht der Weg noch auf einem Fußpfad durch den Felsen- und Geröllwall, der den Gletscher einschließt und Moraine genannt wird. Dann gelangt man zu der Sennhütte de la Part, wo nach der Weise jenes Gebirgslandes die Kühe und Ziegen des Nachts einkehren. Diese Hütten haben zwey Abtheilungen, eine für den Stall, die andere für die Sennenwirthschaft und Käserey. Ihr steht ein Mann oder eine Frau, bisweilen auch ein Mädchen vor, die hier einen großen Theil ihres Lebens zwischen Kesseln, Pressen, Töpfen und andern Werkzeugen zubringen. Edmund Clark und Markham Sherwill fanden hier ein hübsches achtzehnjähriges Mädchen ganz einsam, und sie erschrack nicht wenig über die ungewohnte Erscheinung so vieler Männer, faßte sich aber bald und brachte Alles herbey, was ihre kleine Wirthschaft vermochte. Nichts anmuthiger als diese Sennerinnen, die in sittlicher Strenge und Reinheit weit über ihren Alpenschwestern in Oberbayern und Tyrol stehen, die bekanntlich, wie die Mädchen des Berner Oberlandes, gar erotischer Natur sind. Ueber ihren Kleidern tragen sie einen kurzen Mantel aus Ziegenfellen, wie die griechischen Klephten, der ihnen ein ganz eigenes Ansehen gibt, und einen großen runden Strohhut. Sie sind sehr freundlich, gefällig, gesprächig und voll kindlichen Vertrauens; aber das Gold der Engländer und die leichtsinnige Verdorbenheit der Franzosen und Russen hat sie nicht verleiten können. Die saubern Herrn gestehen selbst, daß an den Chamounimädchen Hopfen und Malz verloren sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

Der Professor Blanqui sagt in seiner Reise in das südliche Frankreich manches Interessante und Wahre über Lyon, neben manchem Schiefen und Uebertriebenen. Von beydem will ich Ihnen Einiges anführen.

So findet er, daß Lyon durch die Schönheit und Eigenthümlichkeit seiner Lage vielleicht einzig in Europa sey. Dies kann doch nur von dem gesagt werden, der niemals von Neapel, Genua, Konstantinopel, St. Petersburg und so vielen andern Städten hat reden hören. In Frankreich freylich, das keine besonders schönen Städte aufweisen kann, findet sich nichts, was mit den Hügelvorstädten über der Saone und mit den prächtigen Quays an der Rhone verglichen werden kann, die rasch in gewaltiger Strömung fortschießt. Beyde Flüsse haben auch einen verschiedenen industriellen Charakter. Ueberraschend ist es, wenn man von den Ufern der stillfließenden Saone an die wildrauschende Rhone tritt. An ihren Ufern ist alles still, nur sie selbst rauscht; kaum wagen sich einige kühne Barken auf die wilden Wellen. An den Saoneufern hingegen herrscht ewige Thätigkeit, die von der Langsamkeit, ich möchte sagen von der Gefälligkeit des Flusses begünstigt wird. Unaufhörlich fahren die großen Barken aus Burgund, die Wasserkutschen und die Dampfschiffe mit Leichtigkeit auf und ab. An des Flusses Ufern drängen sich Pferde, kleine Karren, Lastwagen und Packträger immer auf und ab und erinnern an London. In den Vorstädten ist die Bewegung vielleicht noch größer; da hört man nichts als das Geräusch der Maschinen, Werkzeuge, Räder, Weif- und Webestühle; Alles läuft und drängt sich hin und her, Alles eilt, sieht sich kaum an, spricht nicht miteinander, schaut niemals zurück. In Lyon würde man umsonst die Müßiggänger suchen, deren es in andern großen Städten Europa's so viele gibt. Ganze Schwärme von Arbeitern beyderley Geschlechts und jedes Alters füllen die sieben bis acht Stock hohen dunkeln Häuser; die mehrsten arbeiten für eigene Rechnung und auf eigenen Webstühlen auf Bestellung der Kaufleute. Sie bereiten die reichsten und zartesten Stoffe nach einem bloßen Muster, das ihnen geschickt wird. All' diese Familien, die ich mit Blanqui eben nicht interessant nennen könnte, kennen nur Eine Art von Freude — die Arbeit. Ich glaube aber, es ist weniger die Arbeit, als der Erwerb und Gewinn, den sie suchen. Trauertage sind bey ihnen, wenn geruht werden muß. Nichts ist jammervoller anzusehen, als die Werkstätten, wenn keine Bestellungen eingehen und deshalb die Webestühle feyern; dann sieht man eine Menge Arbeiter, die unverwandten Blicks nach der Hausthür schauen, ob der ersehnte Kaufmann nicht kömmt und neue Bestellung bringt. Kömmt er endlich, so ist Freude in allen Ecken, selbst bey den kleinen Kindern, die vorher still in dunkle Winkel zusammengedrängt standen. Möchten doch die Herrn, die Handels- und Industriegesetze machen, hier an Ort und Stelle die Folgen ihrer Verfügungen schauen! Es ist peinlich, wenn man bedenkt, daß Eine in einem Pariser Bureau geschriebene Zeile, oder ein diplomatischer Mißgriff tausend Familien brodlos machen kann.

Lyon ist auch durch seinen Schmutz eine der merkwürdigsten Städte in Europa. Manches fällt dabey dem regnerischen Klima und den engen, dumpfen Straßen zur Last. Aber das Innere der Häuser ist noch schmutziger. Nie werden sie geweißt, auch die Treppen kehrt man nur selten; geschieht es aber ja einmal, so finden die Schmutzhaufen in den Ecken oder den Corridors der verschiedenen Stockwerke ihre Stelle, und werden von da neuerdings in alle Theile des Hauses vertragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 31.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Februar 1829.

Im hohen Raum der Wipfel
Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Und wilder, immer wilder
Schwingt sich der Pfad empor;
Bleich wallen Todesbilder
Aus jeder Kluft hervor.

Matthisson.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Saussure nahm einen andern Weg bey seiner Ascension des Montblancs. Denn am ersten Tag gelangte er nur bis auf die Höhe des la Coteberges, der den Bossonsgletscher von dem Taconnaigletscher scheidet.

Schon jezt beginnen die ansehnlichen Berge um den Montblanc herum niedriger zu werden, und manche entferntere treten aus den Uebrigen hervor. So erhebt sich der schöne Aigle de Borens wieder, der Breven liegt fast in gleicher Höhe gegenüber. Indessen kann man doch die Schornsteine von Chamouni noch mit bloßen Augen unterscheiden. In der Nähe liegt der große Felsen, welcher Rocher pointu heißt. Hier wird von den Mauleseln gestiegen und zu Fuß gewandert, und die Guides müssen aufpacken, was vorher die Thiere getragen. Die Gegend wird immer öder und wilder. Nur hier und da zeigt sich noch eine Spur von Vegetation, großentheils nur kleine Alpenpflanzen, die in Felsschluchten und Spalten gegen Wind und Wetter Schuz suchen. Indessen weiden hier doch manchmal die Ziegen der Sennhütte de la Part.

An der Pierre de l'Echelle nimmt man jezt gewöhnlich das erste Frühstück ein. Sie ist ein mächtiger Granitzahn, über fünfzig Fuß hoch, der seinen Namen von den Führern hat, die hier ihre Leitern ablegen und aufbewahren, wenn sie von den Grands-Mulets kommen. Der Dr. Clark fand hier seinen Puls in ruhigem Zustand schon zu 108 Schlägen in der Minute, wiewohl man hier nur 7000 Fuß über dem Chamounithal ist, noch auf festem Grund und Boden steht, und die Reise über die Gletscher noch gar nicht begonnen hat.

Wenn man, wie Saussure, über den la Coteberg hieher gelangt, so thut sich auf dessen Grat eine gar wunderbare Aussicht auf. Man ist wie auf einer Insel zwischen dem Bossons- und Taconnaigletscher, und das schöne Dorf les Ouches in der Tiefe scheint durch die Felsen mitten entzweygeschnitten; von hier ist es auch gar komisch anzusehen, wenn rechts und links Reisende über die Gletscher ziehen, ängstlich an den Stöcken ihrer Führer sich festhaltend, einer Kette Schneegänse zu vergleichen. Auffallend ist die verschiedene Farbe und Gestaltung der zwey Gletscher. Auf dem Bossons sind die Eissäulen, Blöcke und Wellen, zwischen denen hier und da Felsen hervorstehen, ganz weißbläulich und reinlich, auf dem Taconnai aber mit Schmuz überzogen.

Von nun an geht der Weg über den obern Bossonsgletscher, es werden scharfe Eissporen angelegt, die Schleier niedergelassen, und die Führer bitten um tiefes Stillschweigen, da die leiseste Lufterschütterung ein kleines Klümpchen Schnee in der Höhe losreißen kann, das einige tausend Fuß tiefer zur donnernden, alles niederreißenden und verschüttenden Lawine wird. Der Eingang des Gletschers ist sehr leicht, aber bald öffnet sich ein Labyrinth von Eisnadeln und Mauern, zwischen denen sich bodenlose Abgründe aufthun. Glücklich, wenn sie ganz offen da liegen.

Digitized by Google

Dieß ist aber lange nicht immer der Fall. Oft sind sie nur oberflächlich mit Schnee bedeckt. Er bildet oft die einzige Brücke, worauf man über die Schlünde kommen kann; bisweilen dient auch ein scharfer Eisgrad zur Brücke. Da wo die Schlünde leer von Schnee sind, werden Stufen in das Eis gehauen, um hinunter zu steigen, und dann auf ähnlichen Stufen an der andern Wand wieder hinauf. Nirgends sieht man Felsen, überall besteht der Grund nur aus Eis, Schnee oder stürzenden Wassern. Wenn man Haushoch in diese Tiefen herabgestiegen ist, so scheint es unbegreiflich, wie und wo man wieder hinaufkommen kann. Diese Chamounimänner sieht das jedoch wenig an; so lang nur das Eis hart und fest ist, mag es noch so steil in die Tiefe oder in die Höhe führen. Sie erschreckt nichts, ihnen schwindelt nicht, und ihr Fuß tritt da fest auf, wo sich keine Gemse hinwagen würde. Dabey reden und schwazen sie ganz unbefangen, erzählen sich schnurrige Geschichten, fahren nach dem Hinuntergleiten in einen Abgrund, wenn sie sich wieder herausgeholfen, gerade an der Stelle fort, wo sie abgebrochen, und fordern sich sogar bisweilen zu Gefahren heraus.

(Die Fortsezung folgt.)

Dauer des Herzens.

Das Saumthier träget still
Und sanft die Centnerlast,
Wohin der Treiber will,
Begehrend keine Rast.

Ein Wagen rollt daher,
Die Schildkröt' ihm nicht weicht,
Und wär' er noch so schwer,
Trägt seine Last sie leicht.

Doch all' die Last ist Scherz,
Bedenkst du das Gewicht,
Das oft ein Menschenherz
Still träget und — nicht bricht.

Justinus Kerner.

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Fortsezung.)

Malegys sprach: „Haltet Frieden mit Spiet, lieber Bruder! er ist ein Spaßvogel, der artigste, den ich je sah. Was er spricht und treibt, ist eitel Scherz. Der schnellste Fußbote, so schnell als Bevart ist er; dazu liebt er, bey Gott! Orvanden und mich treu wie Gold, und ohne seine Hülf' und Kühnheit wär' ich längst verloren gewesen." — „Dennoch bleibt seine Rede höchst unziemlich von wegen der edeln Frau; mich wundert, wie Ihr es dulden möget, Bruder," sprach Vivian. — „Lieber Herr," entgegnete der Kleine, „pflegt man denn gar keiner Scherze und Späße in Eurem tugendhaften Heidenthum? Ihr sollet mir wohl dort nur heulen und beten und sittliche Reden thun, körperlos verklärt, wie die seligen Geister im Himmel, und einförmig und mackellos wie die weißen Gänse auf Erden. Mir aber nehmt es nicht übel, wenn ich in meiner Zwergnatur Eure erhabene Herrlichkeit langweilig finde und meine Späße aufschießen lasse wie gute und böse Schwämme, die Niemand nach der Gartenschnur säen kann." — „Nehmt es gleichfalls nicht übel," antwortete Vivian, „wenn der Gärtner die Schwämme aus den Blumenbeeten reutet und hinwirft, wohin sie gehören, während er alle übrigen, z. B. die auf dem Düngerbeet, in den Sümpfen und auf der dürren Heide ganz fröhlich wuchern läßt." — „Hört mir," sprach Spiet, „den keuschen Joseph und Sittenprediger Kai! als ob man nicht von ihm wüßte, wie er seinem schönen Kinde so getan, daß es Hof und Land fliehen mußte! jezt lebt die Gute bey Drüwanen in Egermont, wo sie mit einem seiner Pfänder niedergekommen, welches dem Vater da so gleich sieht, als das Rehziklein dem alten ehrbaren Rehbock. Er indeß fährt mit brünstigen Frevern in der Welt herum, um ihnen zu helfen, rechtschaffene Ehmänner um ihre Weiber zu bringen." — „Daß Dich, Du verwetterter Zwerg!" rief Vivian. „Ich konnt' ihr nicht helfen, denn ich lag im Kerker, allein zumeist ihrethalben." — „Gut," unterbrach ihn Spiet, „so erzählt uns eben Eure Abenteuer." — „Du weißt Dich nicht übel aus dem Spiele zu ziehen," sprach Vivian. „Aber sagtest Du nicht, wunderlicher Freund, daß Beaflur in Egermont und daß sie Mutter sey?" — „Bey meiner Christenheit, so ist es," erwiederte jener; „ich komme eben von Egermont und sah Beafluren und ihren frischen Buben, der Heimon heißt." — „Ist das wahr," rief Vivian, Spieten an die Brust drückend und küssend, „so bin ich der seligste Mann auf Gottes weiter Erde!"

Als die bestimmte Zeit des Kampfes nahte, wappnete Vivian Malegysen und warnt' ihn vor Authenors Schwert Florsberg, der stärksten Waffe, die je geschmiedet und mit Zauber gefeit worden. Malegys nahm auch sein gefeites Schwert, und um die None standen beyde Kämpfer in dem goldenen Bügel. Mit dem Ruf der Drommete sprengten sie los. Da streckte sich der Bevart aus, daß er wie eine Schlange über den Boden schoß, und als sein Herr dem Heiden auf zwanzig Schuh nah war, that er einen ungeheuren Ansprung, so daß Malegysens Speer den Schild des Heiden von oben traf, und mit solcher Sturmgewalt, daß Roß und Mann zusammenbrachen, als möchten sie nimmer aufstehen. Ehrenfest wartete Malegys, bis Authenor sich erholt; aber als dieser sein Roß beschreiten

Digitized by Google

wollte, bäumt' es sich, aus Furcht vor dem Bevart, und sprang so wild umher, daß der König nicht im Stande war den Sattel zu gewinnen. Da sprach Malegys: „Orvanden, der hohen Frau meines Herzens zu Ehren, steig' ich ab und biet' Euch den Fußkampf." — „Eya, süßes Lieb Orvande," seufzte Authenor, „um deiner Minne willen soll ich hier auf der Heide den bittern Tod empfahn." Hiemit sprang er unversehens auf Malegys dar und schlug ihm, zum Glücke nur halb scharf, auf den Helm, daß den Christen schwindelte und er auf die Knie kam. Der zornblinde Heide erhub das Schwert mit beyden Händen und zog aus, den entscheidenden Streich zu thun; aber wie der Blitz kehrte sich der Bevart und versezte dem König solch einen Schlag auf den Brustharnisch, daß er athemlos stürzte. So hätt' ihn das ergrimmte Roß erwürgt, aber Malegys rief: „Halt an, Bevart! ich bin ihm noch Manns genug." — Das Roß stand, aber knirschte, daß es nicht kämpfen durfte, und zerbiß Speertrümmer und Kieselsteine. „Seht doch das gräuliche Thier!" sprach der Heide, als er sich wieder aufgerafft, „ich fechte hier gegen Zweye, das ist ungleich." „Das Thier kommt Euch nur zu Gute," versezte Malegys; „es lehrt Euch Ritterpflicht. Zudem, wenn Ihr mich beseget, so ist auch das Roß Euer." — „Schön Dank dafür," entgegnete der Heide, „der Fahland würde mich todt beißen, lieber wollt' ich den höllischen Drachen reiten." „So müßt Ihr den Streit aufgeben," sprach Malegys; „nehmt Christenheit an, dann rettet Ihr Leib und Seele." „Prahlet nicht zu frühe!" rief der Heide, und mit einem Hagel von grimmigen Streichen stürmt' er auf den Ritter los. Da trieben sie einander fechtend im Kreis. Malegys gewahrte bald am halbzerstörten Schild, am mehrfach durchschlagenen Harnisch und mancher Wunde, daß des Heiden Schwert in der That stärker gefeit war als seine eigenen Waffen. Deßhalb sucht' er den Kampf zum Entscheid zu führen. Er focht nur abwehrend und gab kleine Blößen, als ob seine Kraft ermattete, bis er den Heiden immer dreister machte und zu weit ausgeholten Schlägen reizte. Einsmals aber zwang er des Heiden Schwert beym Niederfahren zur Seite, dann aus seiner tiefen Deckung aufschnellend, gab er aus Leibeskraft den vollen Schlag auf des Gegners Helm. An diesem zwar splitterte sein Schwert, das er für unzerbrechlich gehalten, zu Scherben, aber Authenor lag vor ihm zu Boden gestreckt. Rasch sprang er zu und wandt' ihm sein Schwert Florsberg aus der Faust. Als Authenor sich erholt und sich entwaffnet sah, sprach er: „Ist das Eurer Ritterpflicht bequem, daß Ihr mir mein Schwert stehlet?" — „Des Schwertes, welches ich nach Kriegsrecht erobert, müßt Ihr Euch entschlagen," sprach Malegys, „doch gönn' ich Euch Zeit ein anderes zu beschikken. Mein eigenes Schwert brach ich, und ich mag Euch nicht wieder der Schande preisgeben, daß Euch mein Roß in die ritterliche Fechtschule weisen muß." — „Ach, freylich seh' ich nun," seufzte der Heide, „daß ich verloren bin." — „So sag' ich Euch wieder," sprach Malegys, „werdet Christ und rettet Leib und Seele." — „Nein das," sprach Jener, „in meinem Glauben will ich bestehen oder in ihm und in Orvandens Minne sterben." — „Traun," sprach halb lächelnd Malegys, „so müßt' Ihr es ganz anders angehen. Werdet Christ und betet zu unserm Vater im Himmel, daß er in Orvandens Herz gleiche Minne für Euch entzünde." — „Ach," erwidert' er, „das ist ja alles vergebens, da sie Euch ob allen Mannen minnet. Aber hätt' ich einen Wunsch und Bitte auf Machmut oder Tervigant, so fleht' ich um nichts, als um die Krone ihrer süßen Minne; denn Himmelreich und Paradies sind zwar sehr gut, aber ihre Minne ist besser als Paradies und Himmelreich." — Malegys mußte schier lächeln und sich erbarmen zugleich über dieses sonderbaren Gemüthes Mischmarsch von schmelzender Liebesbrunst und tückischer Grausamkeit, fast kindischer Weichheit und stolzer, verstockter Halsstarrigkeit; anderseits fand er, als guter Christ und Ritter, eben diese Verstocktheit und Bosheit todeswürdig. Jezt brachte der Knappe das Schwert; Malegys sprach: „Minntet Ihr in Wahrheit die Reine so, wie Ihr vorgebt, so würdet Ihr nicht zaudern, ihr jedes reine Opfer zu bringen. Denn amor vincit omnia, das will sagen, Lieb' überwindet alle Dinge. Doch weil Ihr gegen die heilbringende Wahrheit und überschwengliche Liebe des Gekreuzigten Euer Herz verstockt und wider ihn ankämpfet, darum hat Euch Gott mit dem Kreuz dieser Eurer Minne geschlagen. Setzet aber all' Eure Zuversicht auf Gott und betet in kindlicher Demuth, daß er Euren stolzen und finstern Geist erleuchte, dann wird Euch Trost und Hülfe werden. Allein folget Ihr diesem Rathe nicht, so seh' ich, daß Ihr falsch redetet und ein Lügner seyd." — „Lieber den Tod, als Euren verfluchten Glauben!" wüthete der Heide, riß dem Knappen das Schwerdt aus der Hand und stürmt' auf Malegysen los. Aber mit dem Florsberg war seinen Blitzen der Wetterkeil entwichen; wie sehr er tobte, Malegys zahlt' ihm doppelt Schlag um Schlag, bis er, den rechten Augenblick gewahrend und mit dem Ruf: Laß schaun, Florsberg, was du kannst! das Schwerdt mit beyden Händen hob und dem Heiden Helm und Haupt spaltete bis auf die Zähne. Da begrüßten die Drommeten und die Banner von Roseflur den Sieger.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

Noch vor dem Schlusse der Vorstellungen der Magdeburger Gesellschaft in Leipzig wurden von mehreren Seiten Versuche gemacht, die Muße des größern Publikums durch Unterhaltung

Digitized by Google

und Belehrung auszufüllen. Der Portraitmaler Röder aus Dresden zeigte öffentlich Panoramen (oder richtiger, optische Ansichten), unter welchen Konstantinopel und Athen mit der Akropolis, von dem Landschafter Moritz Retzsch, nach des Prof. Thürmers an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen, ferner die Bastey in der sächsischen Schweiz vorzügliche Aufmerksamkeit verdienten. Ein Herr Kiesewetter, Sohn des großen Violinvirtuosen, welcher vor einiger Zeit in London starb, kündigte drey dramatische Vorlesungen an, von welchen aber nur zwey von ihm gehalten worden sind, da der Antheil des Publikums an denselben nicht groß genug war. Vorlesungen anderer Art haben einige Docenten der hiesigen Universität einem gemischten Publikum eröffnet. Schon im lezten Winter machten die Professoren Brandes und Wachsmuth durch ihre physikalischen und historischen Vorträge Versuche dieser Art. In dem gegenwärtigen Winter hält Prof. Möbius astronomische und Dr. Heinroth anthropologische Vorlesungen mit großem Beyfall, an welchen leztern auch viele Damen eifrigen Antheil nehmen. Vergebens hat sie Lucifer in einer witzelnden Broschüre zu persifliren gesucht.

Unter den gelehrten und belehrenden Gesellschaften, welche hier seit längerer Zeit bestehen, beweisen gegenwärtig folgende ein vorzüglich reges Leben: 1) die naturforschende Gesellschaft, in deren monatlichen Hauptversammlungen die lebendigen und mit großer Klarheit mitgetheilten Untersuchungen des Professors der Anatomie Dr. Weber, die mathematisch-physikalischen Vorträge des Prof. Drobisch, M. Kühn ꝛc., die einsichtsvollen Berichte des um die Gesellschaft sehr verdienten Sekretärs, Dr. und Prof. Kunze, aus dem von ihm mit Liebe umfaßten Fache der Naturgeschichte, allen, die sich an diesen gelehrten Kreis anschließen, große Belehrung und Vergnügen gewähren. Durch wirksame Theilnahme an diesem Institute sind seine Sammlungen von Büchern und Naturalien in der lezten Zeit bedeutend angewachsen. Die leztern sind vorzüglich durch den von hier gebürtigen und seit einigen Jahren in Westindien und Nordamerika reisenden Naturforscher Dr. Peppig mit interessanten Gegenständen bereichert worden; die erstern aber haben zur Entstehung eines Lese- und Journalzirkels Veranlassung gegeben, welcher förderud in die Zwecke der Gesellschaft eingreift. 2) Die deutsche Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Dem Vorwurf, daß solche Gesellschaften sich bey den unbedeutendsten Gegenständen, als da sind alte Urnen und Töpfe, allzulange aufhalten, hat dieser Verein, dem sich viele Freunde des vaterländischen Alterthums anschließen, durch die in diesem Winter wöchentlich fortgesezten Versammlungen sich entzogen, in welchen mehrere interessante Alterthümer, z. B. die Kunigundenkirche in Rochlitz, der Untersuchung unterworfen worden sind. Das Bedeutendste dieser Untersuchungen wird in dem wahrscheinlich zur nächste Ostermesse erscheinenden zweyten Band der Beyträge zur vaterländischen Alterthumskunde (wovon der erste 1826 hier bey Vogel erschien) aufgenommen und öffentlich mitgetheilt werden. 3) An das praktische Leben schließen sich an die hiesige ökonomische und die polytechnische Gesellschaft. Leztere befindet sich gegenwärtig unter dem Vorsitze des Chemikers Prof. Erdmann, und dient jezt ganz besonders, den hiesigen gewerbtreibenden Bürgern und mechanischen Künstlern, welchen die Vervollkommnung menschlicher Erfindungen und ihrer eigenen Geschäfte Freude macht, einen Vereinigungspunkt zu gewähren. Zugleich werden hier neue Erfindungen ausgestellt und dadurch in einem weitern Kreise bekannt gemacht. Wie sehr auch bey uns die Industrie gestiegen ist, davon zeugen unter andern die in dem hiesigen Tageblatte und in dem Hesperus über diese Gesellschaften mitgetheilten Berichte.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Januar.

(Fortsetzung.)

Nur in wenigen Häusern in Lyon gibt es Portiers, deshalb sind die Fremden übel daran; um Jemanden zu finden, muß an zwanzig Thüren geklopft und zwanzig Personen bemüht werden. Ja die schmuzige Nachlässigkeit geht so weit, daß ekelhafter Unrath in den reichsten Magazinen liegt und Niemand daran denkt, ihn wegzuräumen. In den großen Fabrikateliers nehmen sich die Arbeiter nicht die Mühe und Zeit, für ihre natürlichen Bedürfnisse nur eine Stufe herabzusteigen. Wie würden sich unsere Damen wundern, wenn sie die schmuzigen und stinkenden Hände sähen, die in Lyon die feinsten und glänzendsten Seidenstoffe, Sammet, Taft, Gaze und Creps weben! Aber nicht allein in den dunkeln, engen Häusern ist es so, auch in den Hôtels. Zu jeder Stunde wird man die große Treppe schmuzig, staubig, rauchig und die Stufen ausgebrochen finden, so daß sie sich nur durch die Architektur von den Treppen in den armseligsten Häusern unterscheidet. Gewiß hat bey dem Allen die Munizipalbehörde die größte Schuld.

Zu den interessantesten Anstalten der Stadt gehört gewiß Maisiats Webestuhl, der eine Vervollkommnung des Jacquardschen ist, und im Jahr 1827 von der Ausstellungsjury gekrönt wurde. Auf diesem Webestuhl kann der unerfahrenste Arbeiter auf sehr einfache, leicht begreifliche und schnelle Weise die kostbarsten Arbeiten, Porträts, Druckbuchstaben, verwikkelte Dessins und Zeichnungen weben; Alles dies wird mit dem Schiffchen geleistet. Der geistreiche und geschikte Maisiat macht kein Geheimniß aus seiner höchst wichtigen Erfindung, die zu großen Resultaten führen wird. Er zeigt selbst den Mechanismus ganz offen und beschämt dadurch mehrere Seidenfabrikanten, die ganz mittelmäßige Erfindungen und Einrichtungen in mystischen Schleyer hüllen.

Wenn man sich ein wenig mit dem Lyoner Seidenhandel beschäftigt, so zeigt sich sein großer Einfluß auf die Civilisation, und man begreift die nun zurückgenommene unverständige Verfügung des Rhonepräfekten über die Pliage des étoffes.

Gar merkwürdig ist in Lyon eine Seidenfärberey anzusehen. Hier kann man recht die unendlichen Fortschritte der Kunst durch die Anwendung der Chemie und verständiger Theorie beobachten, und wie aus den Händen eines einzigen Mannes die schönsten und reichsten Erzeugnisse hervorgehen. Man braucht hier nur die Anwendung des Berliner Blau's an der Stelle des Indigo anzuführen. Abgesehen davon, daß das chemische Verfahren und seine Erscheinungen sehr merkwürdig sind, so ist auch die gänzliche Ersparung eines fremden Stoffs sehr wichtig. Ein Strang Seide wird in ein Restbad getaucht, von da kömmt er in eine gelbliche Auflösung von Potaschenprussiat, wodurch ihm sogleich ein herrliches Blau gegeben wird, dem alle möglichen, auch die zartesten Abstufungen gegeben werden können. Anderwärts erhält die weiße Seide in einer leichten rosenfarbenen Cochenilleauflösung herrlichen Glanz. Wie wenig Personen haben eine Idee von alle dem! Und in den Pariser Salons zumal, wo die Lyoner Fabrikwaaren eine so große Rolle spielen, herrscht darüber die größte Unwissenheit.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Februar 1829.

Ey Possen! das ist nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein so strenger Mann!

Goethe.

Malegys und Vivian.

Ritter- und Zaubernovelle des Mittelalters.

(Beschluß.)

Nach Authenors Fall schifften die Sarazenen in aller Stille, auch von den Christen unangefochten, sich ein und fuhren heimwärts; nur hundert Ritter wollten von ihrem Feldherrn sich nicht trennen und nahmen mit Vivian in dem Dome zu Roseflur christlichen Glauben und Taufe. Als diese Feyerlichkeit mit gebührender Pracht und Würde vollzogen war, ordneten Malegys und Orvande zum Willkomm und zu Ehren Vivians ein fröhliches Fest. Malegys bot hiezu seine Kunst auf. In dem Saale, der an den Speisesaal stieß, führt' er Zauberspiele auf, und ließ die Vorstellungen wie im Traum ineinander und auseinander sich schlingen und lösen, und wie zu einem Arabeskenkranze sich ordnen; die Schöpfung der Welt, nach der Schrift, den Thurmbau zu Babel, die wunderbarsten Geschichten des alten Bundes, bis zu der Hochzeit von Kana herauf, wobey er nicht sparte, auch seiner komischen Erfindungsgabe sich zu bedienen; alles durch negromantische Kunst. Hiebey ward es Vivian etwas unheimlich zu Muth und er sprach: „Lieber Bruder! wer macht denn eigentlich diese wunderlichen Figuren und Spiele da, welche die Sinnen so sehr fesseln, ergötzen und beherrschen? ich fürchte nur, daß dieses nicht mit rechten Dingen zugeht, sondern durch die Kraft und Tücke des Teufels bewirkt wird, welcher damit unsere Seele berauschen und verführen will." Lächelnd erwiederte der Negromant: „Dergleichen kann ich vieles, wie Du gern erfahren sollst, wenn es Dich ergötzt, lieber Bruder, und geht doch nicht vom Teufel aus, sondern alles wirk' ich durch meine Lehre und geheime Kunst, mit der Kraft Gottes, welcher die Geister der Finsterniß in die Hand des Negromanten gibt." „Hilf Gott, und gesegnet Euch, Bruder! so seyd Ihr wohl gar selbst jener Landstreicher, der den König Authenor tanzen ließ, und dann das ganze Heer der Sarazenen bethört hat, daß es aus Furcht vor dem Wasser fast ins Meer gerannt wäre?" — „Wahrlich, so ist es," sprach Malegys, „durch Gottes Kraft zwang und zwing' ich die höllischen Geister zu meinem Zweck oder Spiel, wie Du selbst erfahren magst, wenn es Dich gelüstet, mir in die Geheimnisse der Negromantie zu folgen." — „Dafür bewahre mich der Himmel!" erwiederte Vivian. „Wer sich den Teufel dienen läßt, der ist hinwieder, oder wird doch des Teufels Knecht." Malegys schloß: „Das wär ein Widerspruch, lieber Bruder, ein Stein, an dem die Axe der Welt mit allen Speichen zerschellen müßte! Was hat der Herr gemein mit Belial?"

Inzwischen trug man die Speisen auf, doch Vivian sah stille vor sich hin, den Worten seines Bruders nachsinnend. Malegys gewahrt' es und suchte eine erheiternde Posse hervor. Eben hatte man gebratene Kapaunen aufgetragen; als die Gäste zum Zerlegen sie auf die Gabel nahmen, husch flogen sie auf und davon. Da packte Vivian seinen Vogel mit den Fingern bey dem Flügel, aber der Kapaun biß ihn

Digitized by Google

in die Hand, mit Kraft und Gegakel flog er davon und ließ, wie ein Huhn, ein Ey auf dem Teller. „Da, reit' hin mit all' Deinem Sattelzeug!“ rief Vivian und warf ihm das Ey nach; „alle sieben Hungerkühe Faraos über ihn, der mir statt Kapaunes eine alte Leghenne, und statt der Henne ein Ey gibt! Ich soll wohl nichts Leckeres mehr zu Munde führen.“ Kaum gesprochen, so lag der Kapaun wieder auf dem Teller. Vivian griff ihn bey Kopf und Schwanz und sprach: „Du sollst mir nimmer entrinnen, und wären sie noch ärgere Schälke, die mir hier getischet haben, unzerschnitten will ich Dich unter die Zähne nehmen!“ Malegys lachte: „Das ist großes Laster, Bruder Hofmann, was soll denn Dein Schüsselgenoß essen, wenn Du so gar reinen Tisch machest?“ — „Nein, nein,“ erwidert' er essend, „er kommt mir nimmer abhanden, bis ich ihn zur Hälfte verzehrt, dann sehe mein Nachbar zu, wie er den Hühnerhof beschließen mag.“ Als er zur Hälfte fertig war, reicht' er ihn seinem Nachbar mit den Worten: „Greifet zu wie ich, so entrinnt er Euch nicht, wie flügg er auch sey, er flög' uns denn aus unsern Magen.“ Der Nachbar aber, in der Meynung, es habe keine Gefahr mehr, wollte hofmännisch zerlegen, allein auch das Halbtheil befiederte sich, und gesehen und nimmer.

Mit diesen und andern Scherzen und Possen war man zum Nachtische gekommen. Aber Meister Ywert konnt' es nicht über's Herz bringen, von Vivian, dem gefeyerten Helden, nicht in seiner Weisheit erkannt und bewundert zu seyn. Er macht' also seinen alten, stehenden Pariser Dozentenwitz mit dem goldenen Trinkkopf, welchen er Vivianen zum Willkomm darbot, und genoß der Freude wieder, den Wein vor den Lippen des Ritters verstechen zu sehen. „In nomine Domini!“ sprach Vivian etwas empfindlich, „der leidige Teufel walte der Zauberer! sind es denn Alle solche Schnurrpfeifer hier? wahrlich hinter Euch hätt' ich am wenigsten einen Herenmeister gesucht, denn Ihr sehet so fett und ehrlich drein.“ — „Ihr wäret klüger noch als Ihr seyd, Herr Vivian,“ sprach Spiet, „wenn Ihr die Zauberer in ganzen Ehren hieltet.“ — „Wie das, lieber Spiet?“ versetzte jener, „bist du etwa selbst ein kleines Zauberstück?“ — „Nein,“ sprach der Kleine, „aber Ihr ein großes.“ — „Wär' es in Wahrheit so,“ erwiederte Vivian, „so wollt' ich diesem nimmermehr gewonnen geben, allein mein braver Vater Büne von Egermont weiß nichts von der Hexerey, und der Meister da, der mir den Verirbecher geboten, ist gewiß mit dem weisen Salomon näher verwandt als mit mir.“ „Er ist Euer lieber Oheim,“ entgegnete Spiet schalkhaft, „denn Drûwane, Eure Mutter, ist seine Schwester, das will sagen von Seiten seines Vaters, aber nicht von der gleichen Mutter her.“ — Vivian lachte und sprach: „Also das will sagen, ihr halber Bruder ungefähr, wenn man im Reden sich der Zierlichkeit befleißen will; aber von solchen natürlichen Hexereyen halt' ich noch minder als von den studierten.“ Gutmüthig sprach Ywert: „Lieber Neffe, haltet Eure Verwandtschaft nur hübsch in Ehren und Eure Sippen für das, was sie sind, das will sagen, für Eure guten Freunde.“ „Darum etwa, daß Ihr mir überall mißliebig begegnet?“ antwortete Vivian und that wie ganz verdrießlich. — „Sparet solcher Reden,“ unterbrach Malegys, „alles, lieber Bruder, geschieht hier zu Deinen Ehren, und wir wünschten zu Deinen Freuden; verfehlt es seines Zweckes, so wollen wir es lassen.“ Dabey gab er Spieten einen Wink, daß er Ywerten in ein Gespräch ziehe, und sagte dann leise zu Vivian: „Willst Du gerochen seyn, so sage mir's nur in's Ohr. Biete Ywerten den Becher zurück und sprich die und die Worte, dann wird das und das erfolgen.“ — „Ist das wahr, lieber Bruder,“ sprach Vivian, „so ward nie Jemand baß gerochen.“ — Als sie so flüsterten, warf Ywert verstohlen ein Aug' auf sie, und errieth, was da vorgegangen, aber schnell kehrt' er sich ab und that nicht dergleichen. Warte nur, dacht' er bey sich, arger Malegys! hier will ich zwey Vögel in einer Schlinge fangen, und sprach eine Formel, welche Malegysens Zauber heimlich zerthat.

Vivian goß den großen Becher voll rothen Weines und bot ihn Ywerten dar mit den Worten: „Lieber Oheim! wir wollen nicht nur, wie Ihr gewünscht, gute Freunde seyn, sondern auch für die Zukunft es bleiben; darauf bin reich' ich Euch den Versöhnungsbecher.“ — Zitternd vor freudiger Begier, griff Meister Ywert nach dem dargereichten Becher, und mit einem triumphirenden Blick auf Malegysen sezt' er ihn an die geöffneten Lippen. Welch' unerwarteter Schreck! auf schäumte der Becher, schüttelte sich, und goß die rothen Ströme über Meister Ywerts Antlitz und Gewänder. Im Augenblicke nämlich, als dieser Malegysen den Siegerblick zugeworfen, hatt' ihn der Negromant durchschaut und eine Formel gesprochen, welche hinwieder Ywerts Gegenzauber zerstörte.

Als das Gelächter nachließ, Ywert die Augen ausgerieben und Gesicht und Gewand nothdürftig getrocknet, nahm er den Trinkkopf wieder zur Hand und sprach: „Arger, dreyfacher Schalk Vivian! nie ward ich so geirret, als früher einmal durch Malegysen, und nun durch Euch. Aber nun nehmet auch in Eurer Kehr hinwieder den Kopf von mir!“ — „Stellet ihn ab, erwiederte fröhlich Vivian, wo es Euch beliebt, denn eines leeren Kopfes begehr' ich nicht!“ — Da lachte Alles und klatschte Beyfall, und, was die Belustigung komisch steigerte, der gute Ywert mit den Andern.

„Jezt schauet zu,“ nahm Spiet das Wort, „wie Ihr bey Ehren bleiben möget, Herr Vivian! Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß Ihr in unserer Gegenwart ganz von oben herunter und so zu sagen ärgerlich Euch über die Zauberer habt vernehmen lassen; jezt verrietheт ihr Euch und habt bewiesen, daß Ihr selbst viel tiefer in

Digitized by Google

der geschmäheten Hexerey stecket, als wir Alle.“ — „Schweige Spiet,“ entgegnete Vivian, „denn — du sprichst die Wahrheit. Aber Alles, was man mir anhero Schlimmes hier angethan hat und hinfüro anthun mag, will ich wohlgemuth auf mich laden, weil ich es bereits meinem lieben Oheime vergolten habe. Fortan will ich ein Zauberer und vom Geschlechte der Zauberer seyn und heißen, über meinen ganzen Leib hin.“ — „Und das mit vollem Rechte,“ sprach Orvande; „denn wisset, den Ihr eben untergehext und überzaubert habt, das ist der Großmeister aller Hexer aus der hohen Schule zu Paris, mithin seyd Ihr der alleroberste Großherenmeister.“ — „Vortrefflich, liebwerthe Frau,“ sprach Vivian, „wer mich je anders nennen will, dessen walte der alleroberste Großteufel!“

Sobald die Tafel aufgehoben war, mahnte Orvande Vivianen bittend seines Versprechens, ihnen seine Abenteuer zu erzählen. Aber so ergötzlich diese den getreuen Berichterstatter auch bedünken, wie sie denn anderseits unläugbar wichtig sind zur wahren Erforschung und gründlichen Ergänzung der Welthistorie, so wagt er es gleichwohl nicht, dieselben noch einmal vorzutragen, nämlich weil die geduldigen Leser solche bereits schon wissen. Vivian schloß sein unerdichtetes Epos mit lyrischen Ergüssen seiner Sehnsucht nach dem Anblicke seiner Eltern und dem Wiedersehen der edlen Frau seines Herzens. Was die Sehnsucht nach den Eltern anlangte, so glühte Malegys fast noch inniger. Also bat er den werthen Spiet, die Botschaft gen Egermont zu werben, und Vivian gab ihm einen Brief der Minne mit an die schöne Beaflur, den er mit seinem Blut in zierlichen Reimen geschrieben. Die Herrschaften rüsteten sich zum fröhlichen Zuge.

*

Von unsrer Heldenkinder Zärtlichkeit,
Orlwanens Noth und Beaflurs der schönen,
Den Scherzen, Zauberey'n, dem großen Streit
Des grimmen Karls mit Bän' und Büne's Söhnen,
Der kühnen, geistigen Behendigkeit
Preiswerthem Sieg zum endlichen Versöhnen,
Pjanens und des lust'gen Spiets Vermälung:
— Ein ander Mal, belieb't's Euch, die Verzählung.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Anders ist es, wenn die Chamouni-Männer über die dünnen Schneedecken und Brücken schreiten. Da hört man keinen Athemzug. Die drey ersten Guides sind gewöhnlich mit Stricken an einander gebunden, in der Entfernung von fünf bis sechs Fuß. Der Vorderste untersucht mit seinem langen Stock die Schneebrücken, ehe er den Fuß darauf setzt. Bisweilen ist auch die Brücke so schwach, daß sie nur einen Mann tragen kann. Trotz aller Vorsicht ist schon Mancher durch den eingebrochenen Schnee in einen Eisschlund gefallen, in dem sich weder Grund noch Rand zeigte, und nur durch unsägliche Arbeit gelang es den Muthigen und Kräftigen, sich wieder herauszuarbeiten. Mancher fand auch in diesen Schlünden seinen Tod. Kaum aber sind die Guides glücklich über dergleichen verdächtige Schneestellen gekommen und fühlen von Neuem festen Eisboden, so tritt Freude und Lust wieder auf ihre Züge. Von Neuem beginnen lustiges Geschrey und Späße, da von Lawinen nichts zu fürchten ist. Darauf wird von Neuem Rath gehalten über den Weg, der nun am Besten einzuschlagen. Die überstandenen Gefahren geben Muth und manchmal Uebermuth für die noch bevorstehenden.

Oft wird für eine Viertelstunde oder noch länger Halt gemacht, weil der Schnee bis ans Knie geht und auf der andern Seite Stufen in hohe Eiswände gehauen werden müssen. Zwischen diesen Mauern liegen die Schlünde; auf keinem andern Gletscher sind sie so hoch und mächtig. Es wäre vergebene Mühe diese Abgründe zu umgehen. Dazu brauchte man immer viel Zeit, und wenn man endlich einen umgangen, stände man wahrscheinlich vor einem andern, der den Weg unterbricht. Besser, man geht gerade durch, freylich nicht ohne große Mühe und Beschwerden.

Der Bossons-Gletscher ist nicht immer so fürchterlich und von Abgründen zerrissen, immer aber ein diamantenes Zauberhaus mit einer Menge vielgestaltiger, großer und kleiner Gemächer, wie sie kein irdischer König aufzuweisen hat, voll Schrecken und Graus, neben unsäglicher Herrlichkeit und Pracht. Aus der blendend weißen Schneedecke ragen oben die dunkeln Felsenspitzen wie eine ungeheure Zackenkrone hervor. Unten rauschen tausend Bäche und Ströme in schwindlichter Tiefe durch unsichtbare Wege. Hier ist ein anderes Licht, ein anderer Himmel, eine andere Sonne. Wollen wir aber in eins dieser funkelnden Gemächer treten, so wehren erst mächtige Riesen den Eingang; es sind große Eisblöcke, die vom Gewölb herabhangen. Da alles hier großartig und gigantisch ist, so merkt man nicht, daß die Zacken dreyßig Fuß lang und verhältnißmäßig dick sind. Ueber ihnen hängen kleinere vom schönsten Ultramarin, heller schimmernd, weil sie mehr der Oberfläche und dem Licht zugewandt sind. Im Innern ist alles dunkelblau, und in der Tiefe rauschen die Wasser in sapphirnen Becken. Die Mittagswärme schmelzt an der Schnee- und Eisdecke, und nun fallen tausend leuchtende Tropfen von dem Gewölbe herab, die auf dem Eisboden wieder frieren und von da auf herrliche Stalagmiten bilden. Dringt endlich durch eine Spalte des Gewölbs ein Sonnenstrahl in diese Gemächer, so wandeln sich die dunkeln Edelsteine in helle Diamanten, die in tausendfarbigem Schimmer strahlen. Diese grünen Gewölbe müßten auch im Fackelscheine bey Nacht herrlich aussehen. Solche

Digitized by Google

Erleuchtung ist aber noch nicht versucht worden, wird auch wohl bis auf Weiteres unterbleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Beschluß.)

Die Gerechtigkeit muß man den Lyonern widerfahren lassen, daß die Zeit bey ihnen besser angewendet wird, als in irgend einer französischen Stadt. Seit undenklicher Zeit hat hier Fleiß und Arbeitsamkeit dem sittlichen und Umgangs-Leben eine eigene Richtung gegeben. Durch einen klugen Instinkt halten sie sich von dem Schulstaub fern, der nicht zu einem Zweck führt. Daraus läßt sich der schnelle und ausgezeichnete Erfolg des Martinierschen Instituts erklären. Die Knaben der Fabrikarbeiter erhalten darin in den Grundsätzen der Physik, Chemie und Mechanik Unterricht. In den besondern Vorlesungen der Professoren Tabareau und Rey über diese Gegenstände sitzt jeder Zögling vor einem kleinen Tisch, der ein Portatif-Laboratorium enthält. Auf ein gegebenes Zeichen macht der Professor ein Experiment und erklärt es hernach sehr faßlich und umständlich. Hierauf machen es alle Zöglinge mit ihren Apparaten nach. Bey der Mechanik werden hölzerne und kupferne Modelle angewendet, um die Bewegungen zu zeigen; dann folgt die Darstellung und Auslegung zusammengesetzter Maschinen, wobey die Zöglinge in die vorzüglichsten Ateliers geführt werden, während man da arbeitet.

Diese fast leidenschaftliche Arbeitslust offenbart sich überall auf die verschiedenste Weise und manchmal ganz sonderbar. So sieht man in einer Färbe-Werkstatt einen ungeheuer großen Hund, der ein Rad herumdreben muß, das der ganzen Anstalt das nöthige Wasser giebt. Früher biß der Hund Jedermann, und es wurde dem Eigenthümer gerathen, ihn todtschlagen zu lassen. Glücklicherweise dachte der betriebsame Mann nicht so, sondern stellte den Hund beym Wasserrad an, wo er die Stelle von zwey Menschen versieht. Seitdem er beschäftigt ist, beißt er nicht mehr.

Die Halbinsel Perrache am Zusammenfluß der Rhone und Saone war durch ihre schlechten morastigen Ausdünstungen den benachbarten Einwohnern sehr schädlich. Um diesen Uebelstand abzustellen, wurde die Landzunge an mehrere Personen vertheilt, um da Hochöfen anzulegen, und es ist eben im Werk, auf beyden Seiten Häfen zu bauen, wodurch der Schifffahrt auf beyden Flüssen ein großer Dienst geschieht. Sind diese einmal vollendet, so werden sich eine Menge Fabriken aller Art hier erheben, und so wird die morastige Stelle bald in einen gewerbfleißigen Stadttheil verwandelt seyn. Da wo die Rhone und Saone ehemals austraten, werden sich bald Porzellan-, Backstein-, Seiden-, Schawl- und Spinn-Fabriken, Dampfmühlen und Niederlagen erheben. Von großem Nutzen für Lyon wird die neue Eisenbahn seyn, die ihrer Vollendung nahe ist, und die durch einen Berg von Lyon nach dem gewerbfleißigen Saint-Etienne führt, wovon ich neulich sprach.

Auszeichnung verdienen in Lyon die neuen mit Bäumen besetzten Quais und die neue steinerne Brücke Karl X. Weiter den Fluß hinunter zeigen sich die großen und schönen Hospitalgebäude, worin noch eine Menge Kanonenkugeln stecken, die von der Conventsarmee herrühren, die 1793 Lyon belagerte.

Die Quais sind die einzige große Promenade der Stadt, denn der Pflanzengarten am Fuß eines Hügels und auf abschüssigem Terrain, auch ziemlich entlegen, kann kaum so genannt werden.

Lyon hat wenig schöne Gebäude aufzuweisen, ausgenommen die Kirche St. Jean, das Stadthaus und den Pallast St. Pierre. Frauenzimmern ist jedoch das Beschauen der Kirchenthüren von St. Jean nicht anzurathen, denn da sind in Relief die sieben Todsünden, ohne Ausnahme, mit vieler Energie dargestellt.

Wer ein schönes Panorama der Stadt und ihrer Umgebungen haben will, steige auf die Fourvières. Es ist wirklich ein reizender Anblick.

Will man aber einen rechten Begriff von Lyon bekommen, so muß man seine Ateliers besuchen und unter seinen Arbeitern leben. Da sieht man das wahre Lyon. Seine eigentliche Bevölkerung besteht aus den Canuts, d. h. aus den Seidenarbeitern. Unter ihnen allein finden sich die alten Sagen der Industrie. Aber diese Leute sind fast alle in Lumpen gehüllt, leben in dunkeln, schmutzigen, ekelhaften Wohnungen, schlafen bunt durch einander auf elendem Lager und nehmen nur armselige Nahrung zu sich. So ist nun einmal ihr Geschick. Ehemals hieß der erste Artikel ihres Gewerbs: „Nur wer der apostolischen und römisch-katholischen allein seligmachenden Religion zugethan ist, kann in Lyon und dessen Weichbild Seidenarbeiter werden.“ Jezt wird nicht mehr darauf gehalten. Jeder betet zu Gott wie er mag. Die Leute aber arbeiten wie ehemals, ohne darum glücklicher oder reicher zu seyn. Ist denn die Civilisation für sie nicht eben so fortgeschritten wie für uns Andere? Darüber ließe sich viel streiten. M.

Leipzig, Januar.

(Beschluß.)

Eine der wichtigsten Erfindungen, welche in der lezten Zeit hier gemacht worden sind, ist die des allgemein geschäzten Mechanikus Hoffmann, eine Walzenpresse, welche tausend Centner Preßkraft durch Einwirkung einer Menschenkraft ausübt, und bey Papier- und Tuchbereitung mit großem Vortheil anzuwenden ist. Der wackere Erfinder hat sie selbst in einer hier herausgekommenen Schrift beschrieben. Sämmtliche hier angeführte Gesellschaften bestehen ohne alle öffentliche Unterstüzung. — Seit diesem Winter hat sich hier auch ein Kunstverein gebildet, dessen Zweck nur freye wöchentliche Zusammenkünfte von Liebhabern der bildenden Kunst jedes Standes sind, in welchen man sich über Gegenstände dieser Kunst auf eine mannichfaltige Weise unterhalten, und was Sammler, Kunsthändler oder Künstler einem solchen Kreise irgend vorzuzeigen und mitzutheilen haben, in Augenschein und Erwägung ziehen will. Hier kann in anspruchsloser Weise manches für die Kunst Ersprießliche gefördert werden; insbesondere aber ist für unsere Stadt, welche an öffentlichen Kunstgegenständen jener Art großen Mangel leidet, ein solcher Verein sehr nüzlich, um den Kunstsinn allgemeiner anzuregen; zugleich kann derselbe auf die höhere Betreibung der Gewerbe und mechanischen Beschäftigungen einen günstigen Einfluß äußern.

Das neue Jahr begann für unsere Stadt mit einem sehr wichtigen Ereigniß. Dr. Großmann, bisher Generalsuperintendent in Altenburg, durch beharrliche Unterhandlungen von Seiten des hiesigen Magistrats endlich für Leipzig gewonnen, trat am Neujahrstage als Nachfolger Tzschirners sein Amt als Superintendent und Pastor der Hauptkirche zu St. Thomä an. Er richtete in seiner Antrittspredigt, dieser Zeit und Gelegenheit gemäß, den Blick seiner Zuhörer auf das Unwandelbare, und gab sich in dieser Rede als denkenden Kanzelredner kund. Man erwartet viel Gutes für das hiesige Schulwesen von seinem Eyborat. Auch ist er als Professor in die hiesige theologische Fakultät eingerückt. W.

Beylage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 33.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Februar 1829.

Daß ja sich keiner in der Gastmalskunst
Für einen Meister halte, der die feinern Regeln
Der guten Zubereitung nicht genau
Studirt hat. Mancher meint, es sey damit
Schon ausgerichtet, wenn er nur das Theurste
Zusammenraffen läßt, unwissend welchem
Die Brühe angenehmer ist, und was
Gebraten den erschlafften Appetit
Des müden Gastes wieder wecken kann.

Wieland nach Horaz.

Ueber römische Kochkunst.

Die Römer waren ein Volk, welches mehr in sinnlicher als in geistiger Hinsicht ausgebildet war, daher in ihren besseren Zeiten ihr Muth, ihre unüberwindliche Tapferkeit. Allein sobald durch Umgang mit den Griechen ihre Sittlichkeit abgenommen hatte, sobald die Schätze der ganzen, damals bekannten Welt nach Rom flossen, wurden sie eben so raffinirt in Besetzung ihrer Tafel, als sie früher in Bezwingung ihre Feinde muthig und tapfer gewesen waren. Gastronomie wurde zu einer eigenen Wissenschaft erhoben, zu einer Wissenschaft, welche nicht nur dem Gaumen die höchsten Genüsse zu gewähren strebte, sondern, da man bald einsah, daß die leckersten Speisen eben nicht dem Magen die zuträglichsten seyen, dem gekränkten Magen wieder aufzuhelfen suchte. Hatten sie mit Süßem und Saurem, mit Weinen, Gewürzen und ähnlichen, die Geschmacksnerven kitzelnden Speisen sich den Magen überladen, so suchten sie durch das so gerühmte Garum*) und ähnliche stark gesalzene Gerichte ihre Verdauungswerkzeuge des Ueberflüssigen wieder zu entledigen, denn da sie Seesalz hiebey anwandten, und besonders mit Seewasser durchdrungene Essenzen, so erreichten sie durch den großen Gehalt desselben an Bittersalz vollkommen ihren Zweck. (Wer sich hierüber näher belehren will, sehe Celsus 2. 29. und Horaz Satiren 2, 4, 58). Man hat über die Zubereitung der Speisen der Alten viel gestritten, und hielt sie immer den Gesetzen der neuern Kochkunst schnurstracks zuwider. Es scheint dieser Irrthum aber einzig von der unrichtigen Erklärung der Schriftsteller abzuhängen, die hierüber geschrieben haben. Apicius, unser Hauptgewährsmann, hatte gewiß eben so gut sein Geschmacksorgan gebildet als der geübteste Feinzüngler unseres Zeitalters; es scheint daher nicht wohl glaublich, daß seine Kompositionen unschmackhaft gewesen seyn sollten. Im Gegentheil glaube ich behaupten zu können, daß sie gewiß noch jezt den Beyfall unserer Tafelfreunde erhalten würden, wenn man sie gehörig und nicht etwa wie der Arzt in Peregrine Pikle zubereitete. Zum allgemeinen Urtheile will ich einige Proben geben. Im neunten Kapitel des siebten Buchs, „über die Prachtspeisen" betitelt, theilt er uns folgendes mit:

Schinken wird mit vielen Feigen und drey Lorbeerblättern gesotten; ziehe die Haut ab, mache Würfeleinschnitte, fülle die Würfel mit Honig an, hierauf bereite einen Teig aus Oehl und Mehl, und überziehe hiemit den Schinken wie mit seiner Haut; ist nun der Teig gebacken, so nimm ihn aus dem Ofen und trag' ihn auf.

Im zweyten Kapitel desselben Buchs:

Schweinseuter wird gesotten, von den Milchgängen aus geschindelt; bestreue es mit Salz, und bring es in den Ofen oder brate es etwas in einer Pfanne, würze es mit rundem Pfeffer und Liebstöckel. Bestreue es

*) Garum war eine Brühe, welche aus gesalzenen Seefischen bereitet war, die mit Wein oder Essig im Verhältnisse von 1 : 3 eingekocht wurde.

Digitized by Google

mit Stärke und begieße es mit einem Gemisch von Garum Seckt und Weinmost, der auf zwey Drittheile eingekocht ward.

Hasen nach Passenius. Reinige einen Hasen, beine ihn aus, gieb ihm seine vorige Form wieder, und schmücke ihn, häng ihn in den Rauch, damit er sich etwas färbe, hernach laß ihn halb kochen, hierauf wasche ihn, bestreue ihn mit Salz, bestreiche ihn mit Weingarum, bring' in einen Mörser Pfeffer und Liebstöckel und stoße es, gieße Garum und Wein dazu, und später noch Garum, so viel von Nöthen ist. Bringe Oel in einen Topf, laß es sieden; hat es gesotten, mische es mit Kraftmehl, hiermit bestreiche den Hasen am Rücken, bestreu' ihn mit Pfeffer und trag' ihn auf.

Schweinsmagen. Reinige einen Schweinsmagen mit Essig und Salz gut aus, hierauf wasch ihn mit Wasser und fülle ihn mit folgendem Füllsel: Menge mit gehackten und von den häutigen Umhüllungen befreyten Eingeweiden eines Schweins drey Gehirne und rohe Eyer. Wirf Pinienkerne und Pfefferkörner dazu und vermische dieses in verhältnißmäßiger Quantität mit folgender Sauce: runden Pfeffer, Liebstöckel, Benzoe (Vanille) *), Anis, Zimmt, etwas Raute, vom besten Garum und etwas Oel. Fülle den Magen an, doch nicht zu sehr, damit er beym Kochen nicht platze; schindle ihn, bestreue ihn mit Stärkmehl, und bring' ihn in einen siedenden Topf, nimm ihn heraus und stich ihn, damit er nicht berste. Ist er zur Hälfte gekocht, nimm ihn wieder heraus und häng ihn in den Rauch, damit er sich färbe; sodann öffne ihn wieder, damit er kochen könne, begieße ihn mit Garum, Seckt und etwas Oel, öffne ihn mit dem Messer, und trag' ihn mit Liebstöckel und Garum auf.

Salacaccabia. Pfeffer, Münze, Eppich, gedörrte Poley, Käse, Pinienkerne, Honig, Essig, Garum, Eydotter, frisches Wasser mische untereinander; hiezu kommt Brodwasser und Käse von Kuhmilch; Kukummern lege in einen kleinen Topf lagenweise abwechselnd mit Pinienkernen, hierauf kleingehackte, gedörrte Zwiebeln, Hühnerlebern; schütte obige Sauce daran, laß es im Kalten stehen und trag' es auf.

*) Laser. Die Alten wußten vom Laser, das in ihrer Kochkunst eine so große Rolle spielt, so viel als nichts, und erhielten es blos aus den Händen der Perser und Araber. Die einen der Erklärer halten es für Asa fœtida, Teufelsdreck, die andern für Laser germanicum Linné, wieder andere für Benzoe. Aus dem medicinischen Gebrauch, den die Alten davon machten, scheint wirklich hervorzugehen, daß es Benzoe gewesen sey. Benzoe wird aus mehreren Pflanzen gewonnen, und die Benzoesäure ist es, welche der Vanille ihre Eigenschaften als Gewürz gibt (V. Foureroy Système des connoissances chimiques 8. p. 47, 49, 50), es scheint mir daher nicht unpassend mit Vanille übersezt werden zu können; es wurde gegen Brustübel als Gurgelwasser angewandt, wie zum Theil noch jezt.

Ich würde noch weiter fortfahren, und den Versuch machen, die Kochkunst verschiedener Völker zu vergleichen, wenn ich nicht schon manche spitzige Gabel unserer praktischen Köchinnen gegen meine Beyspiele eine allzuscharfe Kritik erheben sähe.

F. Dr.

Ermunterung.

Was nicht heute, kann Dir morgen werden,
Was nicht morgen, doch in wenig Tagen;
Darum Seele, darfst Du nicht verzagen
Auf der weiten, wechselvollen Erden!

Sä' und pflanz' und laß den Himmel sorgen,
Etwas hoffen magst Du, nichts erwarten;
Auch die späte Blume ziert den Garten,
Und der Abend wird oft schöner Morgen!

G. Zimmermann.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Die Natur hat hier keinen Schmuck gespart. Zu dem Herrlichen und Erhabenen fügte sich auch das Zarte und Liebliche. Hier bildet das Eis eine Guirlande von reizenden Eisblumen, oder einen Vorhang mit leicht und geschmackvoll geworfenen Falten. Dort scheint eine matte Silberstickerey herumzulaufen, hier wird zarter Federschmuck von der Luft hin und her bewegt. Diese schönen Formen gestalten sich in jedem Augenblick anders, und in ihnen ist ein ewiger, unerschöpflicher Wechsel; nie wiederholt sich, was früher da gewesen, in den Zaubergemächern. Die Führer sehen es sehr ungern, wenn sich Reisende hineinwagen, weil oft mächtige Eisstücke von den Gewölben herabfallen, denen keine Geschicklichkeit ausweichen kann und schwerlich ein Leben entkömmt.

Diese Höhlen haben noch einen ganz eigenen, wundervollen Reiz, nämlich die Wasser, welche zwischen ihren Wänden herabrieseln, oder ganz unten draußen und donnern. Oft kömmt dieß Rauschen wie aus tiefem Grund, und es gleicht einem Fluß, der seine Dämme durchbrochen hat. Manchmal klingt es wie kochendes Wasser im festverschlossenen Kessel. Hier und da kommen diese Wasser zum Vorschein, und schimmern hell in ihren krystallenen Betten. Es ist auch angenehm davon zu trinken, nur muß man das Wasser mit etwas Essig oder Wein mischen, denn sonst wäre seine Eiskälte schädlich. Wer mit Lebensgefahr zu den Wassern in die Tiefe klettert, findet da dicke, eingeschlossene Luft und unerträgliche Hitze.

Digitized by Google

Man braucht vier Stunden, um über den Bossontgletscher nach dem Felsen der Grands-mulets zu kommen, wiewohl dieses im wüthenden Sturm zu Eis erstarrte Meer nur eine Viertelstunde breit ist.

Diese Felsen sieht man auch von Genf aus und von einem Theil des Waadlandufers. In Chamouni zeigen sie die Guides gewöhnlich als das erste Nachtlager für die Montblancwanderer. Es ist aber keine Kleinigkeit, zu dieser Ruhestätte zu gelangen, denn man muß über dreyhundert Fuß hoch den steilen Felsen hinaufklettern, wo oft große Steinbrocken losbrechen, wenn man sich an ihnen halten will, die dann auf die Nachfolgenden stürzen und sie unwiderstehlich in den Abgrund reißen. Darum hat der erste Guide den besten Stand, nur muß er gewöhnlich den Reisenden an einem um den Leib gewickelten Seil nachziehen. So folgt denn Einer dem Andern. Wegen dieser Schwierigkeiten und Gefahren umgeht man oft, zumal mit schwächlichen Reisenden, eine Stunde weit den Felsen, um dann vom Rücken her leichter hinauf zu gelangen. Bey dem Sturmklettern können nur 15 bis 20 Schritte auf einmal gemacht werden, dann muß man verschnaufen und ausruhen. Dadurch braucht man über eine Stunde hinauf. Es ist nicht zu läugnen, daß man hier über Stellen muß, wo sich kaum Gemsen hinwagen würden. Ueberdies wird hier die Kälte schon ziemlich empfindlich, und nach der heftigen Anstrengung des ganzen Tags, besonders der lezten Stunden, muß man sich sehr vor ihr und vor dem Abendwind in Acht nehmen.

Die Guides sagen, hier sey man auf der Hälfte zum Montblanc. Wundervoll ist da schon die Aussicht an heitern Abenden, wenn die Sonne noch nicht untergegangen ist. Zunächst kann man von dem hohen, freystehenden Felsen den ganzen, hundert Zig-Zag bildenden Weg übersehen, den man über den Gletscher zurückgelegt hat. Weiter hinab zeigen sich durch gute Ferngläser die Leute auf den Straßen und Brücken des Chamounithals, wo die Häuser wie kleine Flecke und die Arve wie ein weißer Faden auf grünem Teppich aussehen. Jenseits beginnt mit dem Breven das große Alpenreich von Faucigny, Wallis und der östlichen Schweiz. Zwischen ihm breitet sich der Genfersee hin wie ein weißes Atlasband. Durch die Lücke des Abondancethals sieht man Nyon und darüber den obern Kamm der Juramauer. Genf ist nicht sichtbar, denn es stehen hohe Berge vor, besonders die Nachbarn des prächtigen Aigle de Varens, dessen Adlergestalt hier recht sichtbar ist. In seinen Falten und Spalten liegt ewiger Schnee, dessen Streifen von hier wie große weiße Federn aussehen. Nichts herrlicher, als wenn einige Goldstrahlen der Abendsonne auf ihn fallen; dann ist's, als lebte er, als bewegte er sich und regte die Schwingen.

Oestlicher erhebt sich der Buet und die Ghemmi mit ihren Schneehäuptern, auch die Mitra der Aiguille du Midi. Gerade im Westen bildet der Dome du Gouté und die Riesenschulter des Montblanc ein hellerleuchtetes Proscenium.

Von diesem großen Wunderbild kann man wohl Einzelnes anführen, den Eindruck des Ganzen aber beschreibt Niemand. Dazu der Zauber tiefen, unendlichen Schweigens, das nur manchmal rechts und links das Donnern niedergehender Lawinen unterbricht, die einzigen Laute, die hier oben vernommen werden, denn durch sie allein sprechen die weißen Häupter. Ihnen antwortet dann der furchtbar heulende Sturm, der mächtig an den Granitmauern rüttelt, von dessen Wüthen man in der Ebene gar keinen Begriff hat, wo alles kleinlich, mäßig und abgeschliffen ist.

In diesen stillen Momenten wird die Seele bewundernd und zitternd erregt, und wenn die Dunstwolken in tausendfachen, durchsichtigen Gestalten zwischen Höhe und Tiefe wie Schatten vorüberziehen, liegt unten alles in Dunkel und Nacht, oben aber glühen die Schneespitzen, Kuppeln und Dome in hellem Rubinfeuer. Und diese Herrlichkeit gehört nicht etwa einer reichen, prächtigen Stadt an, sondern sie erhebt sich über einem armen, stillen, doch blumigen Thal, voll einfacher, unverdorbener Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Jede Neujahrsnacht steigt der große Kurfürst von seinem Piedestal auf der langen Brücke und macht einen nächtlichen Ritt durch die Residenz. So lautet die Sage, welche, wie alle Sagen, in unserm protestantischen Norden, weniger vom Glauben und der Phantasie des Volkes genährt wird, als die Poesie und der Witz sie gerne hegt. Friedrich Wilhelm, der wahrhaft große Fürst und ächte Gründer des preußischen Staates, ist aus der Erinnerung des gemeinen Mannes längst verschwunden; nur sein ehernes Standbild, imposant durch seine gewichtige Stellung in der Mitte und im schönsten Punkte der Stadt, ist bekannt. Dagegen knüpft der neuerdings erwachte „preußische" Patriotismus gern seine Elegieen oder Prophezeihungen an diesen stählernen Mann, der freylich noch zu wenig von der ächten Poesie gefeyert ist. Denn außer in Heinrich von Kleists Prinzen von Homburg ist er weder in der epischen, noch in der dramatischen Dichtung seiner würdig aufgetreten. Schon im Jahr 1822 hatte Dr. Fr. Förster, bekannt durch sein Geschick in Gelegenheitsgedichten, wo eine anmuthige Poesie mit dem Patriotismus Hand in Hand geht, den Kurfürsten von der langen Brücke eine poetische Runde durch die Stadt machen lassen. Das Gedicht gelangte weniger zur Publicität, als es in Privatmittheilungen großen Beyfall einerndtete. Es hätte, da es an besprechbaren Gegenständen in Berlin nicht fehlt, jedes Jahr wiederholt werden mögen, was aber erst 1827 geschah. Dies zweyte Gedicht, damals in den ersten Blättern des neuen „Berliner Conversationsblattes" abgedruckt, sprach als Wiederholung minder an, wiewohl es reich war an witzigen Anspielungen. Weit bedeuten-

Digitized by Google

der ist die dritte in diesem Jahre erschienene Runde, denn sie berührt, treffender als witzig, unser Staatsleben und gibt eine zu drey Viertel getreue Schilderung, wie es bey uns aussieht. Die eigentliche Runde ist kurz; der eherne Fürst springt auf die Brücke, sieht einmal nach dem Komödienzettel und sich selbst darauf (bey welcher Gelegenheit wir ihm gern die Bemerkung gegen den Prinzen von Homburg geschenkt hätten), und reitet dann gleich in den Staatsrath, wo er den Versammelten auf den Zahn fühlt. Alles steht trefflich, und alle bestehen trefflich, nur nicht im Rathen, als er ihnen aufgegeben, zu entziffern, wer die vier gefesselten Sklaven zu seinen Füßen wären. Das Hin- und Herrathen ist sehr launig, bis der Fürst ihnen erklärt, es seyen die vier Gewalten, die er zu bändigen gehabt, um sein Reich in Ruhe zu verwalten. Diese geistreiche Auslegung ist die Quintessenz des Gedichts:

Der erste mit grämlich finsterm Gesicht
War der geschworne Feind von Wahrheit und Licht;
Wo die Regierung vorwärts schreitet,
Sieht er Unheil nur und Gefahr bereitet,
Ihm liegt das Heil und der Völker Glück
Stets um dreyhundert Jahre zurück;
Und weil er die Finsterniß liebt in dem Land,
So nannten wir ihn den Obscurant.

Der zweyte Geselle, plump und dreist,
Spielt immer gern den starken Geist;
Entlief dem Meister aus der Lehr',
Als ob er von selbst schon fertig wär'.
Er meynt: ihr Herrn hier säßet müßig,
Ein Haupt im Staat sey überflüssig,
Möchte gern das Oberst zu Unterst kehren,
Gesetz und göttliche Ordnung stören,
Ist nicht sehr sauber angezogen;
Daran erkennt ihr den Demagogen.

Der dritte macht' uns nicht minder zu schaffen,
Trotz' öfter uns in Wehr und Waffen,
Dünkt übermüthig sich unsers Gleichen,
Will der Majestät an die Krone reichen;
Freyheiten will er, die Freyheit nicht,
Von dem Recht er nur als Vorrecht spricht.
Gewiß, der gefährlichste Gast im Staat
War der malcontente Aristokrat.

So weit kann der Unbefangene der gewürzten, parteylosen Darstellung dreyer kranken Richtungen des Faktionsgeistes nur beypflichten. Wenn aus dem vierten Sklaven aber der Papist gemacht und dieser mit unbesonnener Heftigkeit angeschwärzt wird, so muß man den Autor selbst des Faktionsgeistes zeihen, oder einen fünften Sklaven gefesselt hinzuwünschen, unter dem man den Wortredner der Tageslaune zu verstehen hat. Von dieser Seite verdient das Gedicht die strengste Rüge. Sonst ist es gelungen, ja in seiner Art gediegen zu nennen. Daß Viele unzufrieden seyn werden, daß der Witz sich darüber lustig machen wird, ist zu erwarten. Viele sind aber schon unzufrieden, wenn sie nur einen Zufriedenen sehen, und das ganze Gedicht soll allerdings ein Bild der Zufriedenheit seyn, wie es sich jedem darbietet, der den geistig lebendigen und freyen Trieb und Verkehr unseres Staates genauer beobachtet. Ich mache Sie auf zwey andere gelungene und annuthige Gedichte des Verfassers aufmerksam, beyde in der ersten Woche des Conversationsblattes von diesem Jahre, eines überschrieben: „Die Berliner Conversation selbst," das andere: „Die heiligen drey Könige, als Neujahrsgratulanten."

In einer großen Stadt, wo die Rede frey, die Mittheilung leicht, die Publizität aber noch nicht so durch die Concurrenz des Journalismus geläutert ist, wie in Paris und London, ist die Macht des Gerüchtes groß. Es scheint unglaublich, welche widersinnige, verkehrte Nachrichten wöchentlich in allen Kreisen des geselligen Lebens sich verbreiten oder verbreitet werden, wie ein Gerücht noch wächst, während eine klar widerlegende Thatsache schon vor Augen liegt. Es wäre interessant, zuweilen eine aktenmäßige Untersuchung über das Leben eines solchen Gespenstes anzustellen, von denen viele jahrelang fortexistiren, nachdem ihre Grund- und Haltlosigkeit erwiesen ist, nur weil es an den Organen zur Widerlegung fehlt. Ergiebig sind besonders die Kriminalgeschichten. So wurde vor einigen Wochen ein Vagabunde eingefangen, der, bedrängt vom Richter, bekannte, vor zwanzig Jahren als Frankfurter Student mit zwey Andern ein Mädchen umgebracht zu haben. Beyde Mitschuldigen wurden genannt, beyde waren Ehemänner und Familienväter geworden, der eine jetzt Regierungsrath am Rhein, der andere in unserer Nähe Konsistorialrath. Die Geschichte war offiziell, die Männer waren schon in der Stille ihres Amtes entlassen, man wußte von der Verzweiflung der Familien, in den Tribunalen berieth man sich über die muthmaßliche Strafe und Gnade, bis nach monatlichem Hin- und Herfragen auch keine Spur sich fand, aus der dies offizielle Mährchen entsprungen konnte.

Eben war die Stadt voll von der Nachricht, daß Kühnens Mörder entdeckt worden, daß Fonk völlig unschuldig sey. Die Thäterin war jene räthselhaft verschwundene Florentinerin. Man hatte die Estaffette mit der freudigen Nachricht gesehen, den Bericht gelesen, man wußte von der freudigen Stimmung des gnädigen Monarchen, der Fonks Unschuld erkannt, man wußte von Gnadenbezeugungen. Es war kein Gerücht mehr, hohe Beamte trugen sich selbst die Nachricht zu. Aber je weiter man fragte, um so weiter wurde man gewiesen, und statt der Gewißheit der Nachricht hat man jetzt kaum eine Vermuthung, daß das Gerücht durch Verwechslung entstanden sey.

Auflösung des Räthsels in Nro. 97:

Bett.

Räthsel.

Räthselhaftere Wesen kaum
Gibt es, als mich.
Oft ein vorübergehender Traum
Quäle ich dich.

Oft ein unsterbliches Gotteskind
Pflegest du mich;
Strahlt nicht mein Auge? doch bin ich blind,
Blende auch dich.

Dennoch mach ich dein Auge rein,
Zeige dem Blick
Alles im herrlichsten Jugendschein;
Göttlich Geschick!

Stärker, als alle Mächte der Welt,
Schwach, wie ein Kind;
Wild, wie der Leu, wenn er Beute fällt;
Milde, gelind.

Jahre, sie schaffet mein Zauber aus Stunden,
Lust aus der Noth,
Und ist die Welt um dich her dir verschwunden,
Leben aus Tod.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. Februar 1829.

Den Unverschämten will ich sehn, der mir
Das Zimmer meiner Königin verbietet.

Schiller.

Ein Morgen im Schlosse Nonsuch.

(Nach Horace Smith.)

Der Pallast von Nonsuch, nahe bey Ewel in Surney, ward von Heinrich VIII, wie auch sein stolzer Name zeugt, zu einem alles übertreffenden Denkmale seines Geschmacks und seiner Prachtliebe bestimmt; aber während er noch seine Schätze an diesen, seinen übrigen Residenzen noch so unnöthig hinzugefügten Aufenthaltsort verschwendete, warf der Tod den prahlerischen Tyrannen in seinen engen lezten Pallast, in sein Grab nieder. Jezt ist keine Spur mehr davon vorhanden; das Schloß verschwand mit dem übrigen Tand menschlicher Eitelkeit, und der anmaßende Name tönt in unsern Ohren wie ein trübes Echo, den Dünkel ferner Zeiten verspottend.

Es war am Morgen des Michaelismeßabends, das bemalte und lakierte Holzwerk des prächtigen Baues schimmerte in dem Glanz einer wolkenlosen Sonne, die zahllosen vergoldeten Dachfahnen, in Gestalt der verschiedenen, im königlichen Wappen vorkommenden Thiere, funkelten von der Spitze jedes Thurmes und jeder Zinne, während die auf den Gipfeln der beyden hohen Thürme aufgepflanzten und stolz in den Lüften wehenden königlichen Banner der ganzen Umgegend verkündigten, daß sie über der Königin Elisabeth und ihrem Hofe flatterten, die damals in dem Pallaste ihren Aufenthalt genommen hatten. Es war noch frühe, alles war still ringsum, nur einige Hellebardiere und Soldaten von der Leibwache standen müßig an dem äußern Pfortenhause. Die Thierheerden im Park, von denen nur die Geweihe sichtbar waren, hatten sich in den Schatten gelagert, und mit Ausnahme eines einzelnen stattlichen Hirsches, der aus dem Dickicht hervorkam, als wollte er sich umschauen und die Morgenluft athmen, schien sich nichts innerhalb des weiten Revieres um das Herrenhaus zu regen. Das Schweigen der Musik und jeder andern Lust ließ vermuthen, daß Ihre Majestät noch nicht aus ihrem Schlafzimmer zum Vorschein gekommen sey.

Aber plötzlich wurde die Stille durch einen Reitertrupp unterbrochen, der sich rasch gegen das Schloß bewegte. An der Spitze des Haufens, auf einem flüchtigen Barberrosse saß ein junger Mann von ausgezeichnet schöner Gestalt, ein sehr zierlicher und gewandter Reiter. Er ritt rasch bis zum Eingang des Pfortenhauses, schwang sich eilig vom Pferde, und stürzte in den Hof mit der Miene eines Mannes, dessen Rang und Stellung ihn selbst in die königliche Residenz unangemeldet einzutreten berechtigten, wiewohl die Wachen sich etwas ängstlich ansahen, ob sie ihn nicht nach seinem Anliegen hätten fragen sollen. An der Thüre, die zu den Wohnzimmern der Königin führte, und durch welche der Fremde gleichfalls ohne Umstände eilen wollte, hielten ihn die Pagen und die wachhabenden Edelleute, voll Verwunderung über die Erscheinung einer so beschmuzten und bestaubten Gestalt, auf und fragten ihn, wer er sey und was er wolle. „Edle Herrn," sagte der Fremde und winkte ihnen ungeduldig

Digitized by Google

mit der Hand, zurückzutreten, „meine Angelegenheit duldet keinen Aufschub; was! hat mich ein wenig Staub und Koth so verändert, daß Ihr in mir nicht den Grafen Esser, den Lordstatthalter erkennt?“ Mit diesen Worten, und ohne ihnen Zeit zu lassen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, ging er mitten durch sie hindurch und begann die Stufen hinaufzusteigen. Schwere Beschuldigungen wegen seines schlechten Benehmens in Irland lagen auf ihm, und er war jezt aus diesem Lande nicht nur ohne Erlaubniß, sondern gerade gegen den Befehl seiner königlichen Gebieterin zurückgekehrt. Im Vertrauen auf ihre ihm wohlbekannte Neigung, ihm zu verzeihen und ihn völlig in ihre Gunst wieder aufzunehmen, wenn er nur einmal Zutritt zu ihr gewinnen konnte, und aus Furcht, daß wenn er diesen nicht erhielte, seine Feinde seine gänzliche Ungnade und seinen Sturz bewirken möchten, war der ungestüme Graf Tag und Nacht geritten, ohne Jemanden, außer einigen seiner Anhänger, seinen Vorsatz zu vertrauen. Im äußersten Erstaunen hörten die Pagen und Kämmerer den Flur von den schweren Reitstiefeln erschallen, als er zu der Königin Schlafstube hinaufstampfte. Einige hielten sich fern, da sie glaubten er werde bey den Wachen unten sich wohl schon über seine Botschaft ausgewiesen haben, andere stellten sich ihm in den Weg und unterrichteten ihn, daß die Königin noch nicht aufgestanden sey, aber er ging entweder bey ihnen vorbey, oder stieß sie mit der Miene eines Mannes, der Ungehorsam nicht duldet, auf die Seite, und ging so durch alle Zimmer und durch die Wartstuben der Ehrenfräulein, die über den Anblick einer so unerklärlichen Erscheinung nicht wenig bestürzt waren. Der abenteuerliche Graf stand nicht eher still, als bis er zum Schlafzimmer der Königin kam, dessen Thür er unverzagt öffnete, hineinging und sie hinter sich verschloß.

Elisabeth war eben aufgestanden, und ihre Locken hingen ihr unordentlich über das Gesicht. Sie kannte keine Furcht, aber erschrack doch heftig beym Anblick eines erhizten und bestäubten Fremden in ihrem Schlafzimmer, und war eben im Begriff nach ihrem Kammerdiener zu rufen, als Esser vortrat, sich auf seine Knie warf und sie demüthig um Verzeihung anflehte. Der Ton seiner wohlbekannten Stimme, die Demuth seiner Sprache, und vor allem der Anblick dessen, den sie noch immer liebte, wie er zu ihren Füßen mit erröthender, flehender Miene zu ihr aufsah, überraschte ihr unvorbereitetes Herz so, daß sie ihm beyde Hände zum Kuß hinhielt, mit freundlicher Aufmerksamkeit alle seine Entschuldigungen anhörte, und ihn herzlicher aufnahm, als seine kühnsten Hoffnungen ihn hatten träumen lassen. Schwach als Weib, groß und glorreich als Herrscherin, ließ sie jezt den ersteren Charakter vorwalten, und Esser, bey all' seiner Hitze, all' seinem halsstarrigen Ungestüm ein sehr erfahrner Höfling, zog den besten Vortheil aus der Stimmung, in der er die Königin fand. Er schob seine willkührliche Rückkehr auf die Unmöglichkeit, länger die Abwesenheit von einer Gottheit zu ertragen, deren Anblick seinem Leben so unentbehrlich sey, wie der Lunge die Himmelsluft; er sprach zu ihr in den leidenschaftlichsten Ausdrücken, sprach von ihren unendlichen Reizen, wiewohl sie schon in ihrem sechs-und-siebenzigsten Jahre war, verglich sie mit Venus und Minerva zugleich, sprach Latein und Griechisch zur Bestätigung seiner Versicherungen, und spielte seine Rolle mit solchem Erfolg, daß, als er sie nach einer langen Unterredung verließ, er in der höchsten Gunst stand, und Gott dankte, daß er nach so heftigen äußern Stürmen solch süße Ruhe zu Hause gefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Höhepunkte.

II.

Der Stephansthurm in Wien.

Wenn man bis auf die Plattform dieses riesenhaften Gebäudes gestiegen ist, so hat man zunächst ein Schauspiel dicht unter sich, das die größte Mannigfaltigkeit gewährt. Es ist dieß die Bauart des Thurmes, der aus lauter dünnen Säulen, gleich Pflanzenstengeln, emporgewachsen zu seyn scheint. Man braucht die Phantasie gar nicht allzusehr anzustrengen, um sich zu denken, dieses kolossale Gebäude sey gleich einer ungeheuren Riesenpflanze aus der Erde emporgewachsen und endlich durch eine gewaltsame Umwandlung zu Stein geworden. Schlank empor gestaltet, mit wunderbarem Laubwerke verziert, stehen alle die Zweige und Stengel da, und sind im herrlichsten Einklange in ein Ganzes vereint. Da ist nichts zu sehen von der Schwere der Massen, aus denen das Gebäude besteht; leicht, wie von sich selbst getragen, steht jedes Glied da. Doch wir wenden unsern Blick jezt über dasselbe hinaus, und sehen unter uns ein Treiben und Leben, hören ein Geräusch und Getöse, das unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Das Gewühl der Menge, die hier unablässig vorüberwogt, gibt ein stets wechselndes Gemälde. Winzig klein erscheinen die Menschen, und man kann, überläßt man sich der Phantasie nur ein wenig, sich in das Reich der Pygmäen denken. Und doch waren es die von hier oben so klein scheinenden Menschen, welche die rohe Masse zu diesem erhabenen Kunstwerk formten. Wie viele Tausende, ja wie viele Millionen Menschen sind an diesem Thurm schon vorübergegangen und haben ihn angestaunt oder gleichgültig betrachtet! wie viele von ihnen stiegen herauf und starrten dumpf in die Weite hinaus, oder machten ernste Betrachtungen, und kamen mehr oder minder befriedigt wieder herunter. Nun schweifen wir mit unsern Blicken über die große Stadt hinweg. Welche Menge von Häusern, Tempeln und Prachtgebäuden! Was tönt uns

Digitized by Google

von jenen Thürmen herüber? es ist die eherne Stimme der Glocken, der Widerhall der Stimme des Todesengels, der einen Menschen vom Schauplatze seines Wirkens hienieden abgerufen hat. Mit ernster Stimme antwortet die Glocke im Innern des Thurmes, auf dem wir stehen, und mahnet uns mit ihrem Stundenschlag daran, daß wir jeden Augenblick auch unserem Ziele näher rücken. Wunderbar ist der Wiederhall dieser Glocken hier oben; man fühlt so zu sagen, wie ihr Ton von den Lüften getragen wird, und er scheint sich mit Kraft nach oben zu schwingen. Wir vernehmen ihn dann immer leiser, bis er zulezt sich in der Höhe verliert. Ernst und feyerlich wird dadurch auch ein leichtsinniges Gemüth gestimmt, und dieß um so mehr, als die reinere Luft, die man auf dieser Höhe athmet, den Geist des Menschen freyer walten läßt. Wie mit Fingern zeigen alle die Spitzen der vielen Thürme, die wir von hier aus sehen, nach oben, nach dem Jenseits.

Dort gegen Südwest trifft unser Blick auf ein großes, massives Gebäude. Es ist die kaiserliche Hofburg. Gleich einem Menschen, dessen langes Leben voll von mancherley Erfahrungen auf ihn selbst das Gepräge eines düstern Ernstes gedrückt hat, steht sie da. Von ihr aus ward schon oft das Schicksal von Europa geregelt; aber sie selbst hatte auch schon das Geschick, daß Fremdlinge sich ihrer bemächtigten. Obgleich furchtlos, doch besorgt, sehen wir sie da stehen, wenn wir uns zurückdenken in die Zeit, wo die Muselmänner sie schon als sichere Beute betrachteten, bevor das Schwert Sobieskys ihnen diese Hoffnung benahm. Ein edler Stolz aber scheint sie in dem Gefühl zu erheben, daß eine der ältesten und ehrwürdigsten Herrscherfamilien in ihr schon so lange thronte, und über sie hinaus lacht freundlich Schönbrunn herüber. Selbst von hier oben herab bemerken wir, daß dieß zu den schönsten Punkten auf der Erde gehören müsse. Ueber die herrlichen Anlagen ragt die Gloriette hervor und ladet uns ein, wenn wir hier unsere Augen gesättigt haben werden, auch zu ihr zu kommen und ähnlichen Genuß bey ihr zu suchen.

Aber was blendet nun, wenn wir uns umwenden, indem die, bis jezt von Wolken bedeckte Sonne hervortritt, unser Auge? Ein ungeheurer, in mannigfaltigen Windungen sich ziehender, hie und da gespaltener, hellglänzender Silberstreif flimmert vor unsern Blicken. Es ist der Donaustrom. Zwischen den Bergen des Klosters Neuburg scheint er sich dem Schooße der Erde zu entwinden, und jugendlich strömt er der großen Stadt zu. Stolz fließt er an ihr vorüber, als wollte er sagen, daß er schon vieles gesehen habe und noch vieles sehen werde. Dort fließt er hinunter, und wir sehen sein Flimmern in weiter Ferne bis gen Presburg. Wir verfolgen ihn in Gedanken bis dahin, wo er den Kriegsschauplatz durchströmt, wo er das Kreuz mit dem Halbmonde im Kampfe sieht, oder besser gesagt, wo er zwey große Völker, die beyde halb dem Orient gehören, im blutigen Kampfe sieht. Ihn kümmert dieß wenig, und er fließt eben so ungestört bis an seinen Bestimmungsort ins schwarze Meer, als ob nichts um ihn herum vorginge. Gutwillig nimmt er die Leichname, die Bellona ihm zuwirft, mit sich, und überliefert sie seinem unterirdischen Bruder, dem Styx. Ein geheimer Schauer faßt uns, wenn wir mit unsern Blicken die Umgegend durchschweifen und auf die Stelle kommen, wo vor zwey Dezennien so zahllose Opfer eines verheerenden Krieges fielen. In Strömen trank hier die Erde das Blut ihrer Kinder. Sie fielen im Kampf für die Befreyung ihres Vaterlandes von einem fremden Zwingherrn, und floß auch ihr Blut damals vergeblich, so lernte dieser doch den deutschen Geist und die deutsche Kraft kennen, die ihn nach einiger Zeit zerschmettern sollte. Wir können uns die vielen kleinen Häuschen, welche aus den gegenüber liegenden Weinbergen hervorblicken, als Grabmäler der damals gefallenen Helden denken, und das jezt aufs neue beginnende Geläute der vielen Glocken der Hauptstadt als die Todtenfeyer für dieselben.

Blicken wir nun noch hinaus in die Ferne nach allen Seiten. Dort gegen Norden über die Anhöhen hinüber fliegt mein Blick nach dem geliebten Vaterlande. Ja, Silesia ist es, dessen Kinder stets aus den weitesten Fernen mit inniger Sehnsucht nach der Mutter zurückblicken. Scheint doch selbst die ernste, alte Hofburg noch einen Blick alter angenehmer Erinnerung dahin zu werfen. Im Westen stößt unser Auge auf die Berge bey Kloster Neuburg. Da findet es des Romantischen so viel und die Phantasie ruft sich alle das Schöne und Erhabene, was das Auge dort sah, mit Freuden zurück. Und wenn dann der Blick diese Berge im Geiste durchdringt, dann stößt er auf die große Natur in Salzburg, schweift darüber hinaus nach Tyrol, vereinigt mit allen diesen erhabenen Scenen die lieblichen Gegenden am Rhein, in Franken und an so vielen Orten Deutschlands, und das nun vollendete Bild steht herrlich vor dem inneren Auge. Ja, mein deutsches Vaterland hält den Vergleich mit allen aus; aber nur ein Deutscher kann dies ganz fühlen, obgleich die Fremden es auch wissen, selten aber recht eingestehen wollen. Im Süden sehen wir von unserer Höhe herab eine große Mannichfaltigkeit in der Nähe. Schönbrunn und der Weg nach Larenburg tragen dazu vieles bey. Darüber hinaus wird der etwas leere Mittelgrund durch die fernen Gebirge überschattet, so daß man ihn wenig beachtet. Weit über jene Gebirge hinaus zieht es aber den Deutschen weniger, weil er unter slavische Nationen geräth, denen hie und da die europäische Bildung noch zum Theil sehr fremd ist. Gegen Osten liegt das gesegnete Ungarn. Seine Hauptstadt wird bey sehr heiterem Himmel dem bewaffneten Auge sichtbar. Von dorther strömt der Segen der alma mater in die große Stadt un-

Digitized by Google

ter unsern Füßen; von dorther fließt das trinkbare Gold auch so häufig in mein Vaterland. Dort wird sich einst noch aus der Ueberfülle der physischen Kräfte eine moralische Kraft entwickeln, die mit großen Erfolgen die Welt in Staunen setzen kann. Und nun wenden wir unsere sehnsuchtsvollen Blicke noch einmal nach allen Seiten und steigen dann wieder hinab. Mit jeder Stufe scheint sich ein Gewicht der irdischen Lasten wieder an unsere Füße zu hängen. Doch getrost, endlich wirft der Mensch sie alle hinweg und schwingt sich hinauf zur Freyheit und zum Lichte, denen wir auf unserer Thurmhöhe uns schon näher gerückt wähnten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Januar.

Für diplomatische Auftritte, wie sie in der neuen Welt nicht ganz selten sind, ist Europa um manch Jahrhundert zu alt; wir meynen die Gesandtschaften der wilden Indianer, die zuweilen in die Kongreßstadt kommen, um mit der Regierung der Vereinigten Staaten Verträge zu schließen. Scenen der Art sind immer nicht nur an sich interessant, sondern auch als diplomatische Zerrbilder belustigend; wir theilen daher hier aus unserm National-Intelligencer die Beschreibung der Abschiedsaudienz mit, welche der Präsident den Abgesandten der Winnebagoeindianer ertheilte. — Die Winnebagoes-Indianer leben im Nordwesten der Vereinigten Staaten, und hatten vor Kurzem eine Gesandtschaft an den Präsidenten in Washington gesandt, um Versöhnung wegen Feindseligkeiten, die sie sich erlaubt hatten, auszuwirken und über den Verkauf eines Theils ihres Gebiets einen Vertrag zu schließen. Im Anfange des Dezembers hatte die Gesandtschaft ihre feyerliche Abschiedsaudienz beym Präsidenten. Die Indianer erschienen en grand costume, die Gesichter weiß, blau und gelb bemalt, hohe Federn auf dem Kopfe und blitzende und klappernde Zierrathen an ihren sparsamen Kleidern. Sie näherten sich dem Präsidenten einer nach dem andern, und nachdem sie seine Hand geschüttelt hatten, setzten sie sich auf die bestimmten Sitze. Es wurden Erfrischungen umhergereicht, und es war lustig anzusehen, wie die Wilden den Madera aus geschliffenen Gläsern tranken, da sie wohl nie etwas anderes als Wasser aus dem Bache oder Branntwein aus dem Horn eines Elends geschlürft hatten, und wie gierig sie Konfekt verschiedener Art verschlucken, deren üppigste Mahlzeit bisher Bärenfleisch gewesen war. Die diplomatischen Geschäfte begannen. Ein alter Häuptling trat in die Mitte des Zimmers, eine lange plumpe Pfeife in der Hand, die er dem Präsidenten vorhielt und dann über seinem Haupte umherschwenkte. Es war die Friedenspfeife (Calumet). Dann fing er mit murmelnder Stimme seine Rede an, welche mit vielen heftigen Geberden begleitet wurde. Er sprach in kurzen Sätzen und ein Indianer von halbem Blut verdolmetschte sie auf Französisch (nicht weil es die diplomatische Sprache ist, sondern weil er nur diese Sprache, als Nachbar der Kanadier, verstand), was wiederum in das Englische übersetzt wurde, da es eine offizielle Verhandlung war. Der alte Anführer des Corps diplomatique sprach folgenderweise:

„Vater (so wird der Präsident der Vereinigten Staaten immer von den Indianern angeredet), es freut mich, dich zu sehen. Ich halte die Pfeife hin und ich nehme deine Hand in Freundschaft. Vater, eine Wolke hat zwischen uns gehangen. Sie war dick und schwarz. Ich dachte einst, sie würde nie weichen, aber nun sehe ich dein Angesicht; es siehet freundlich auf mich. Vater, ein langer Weg war zwischen uns. Da gab es welche, die mir erzählten, daß er verrammelt sey. Sie sagten, die rothen Leute könnten ihn nicht geben. Ich versuchte es; er ist wie der ebene Pfad, der zum großen Geiste führt. Vater, als ich deine Heymath sah, sah sie weiß und schön aus. Mein Herz freute sich. Ich dachte, nun sollte ich mit dir reden. Der große Geist gab seinen Kindern, den Winnebagoe, eine angenehme Pflanze. Sie ist gut zum Rauchen. Ich habe sie hier, ich gebe sie dir in Frieden. Ich bin alt, wie du bist. Sie sagten mir, dein Herz sey schwarz; es ist nicht so. Wir grüßen dich in Freundschaft. Vater, ich sage nichts mehr. Meine Rede ist kurz. Ich bin ein Anführer unter meinen Leuten. Aber hier ist einer, der gleich mit dir reden und dir unsere Gedanken besser erzählen wird."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

Beym neuen Jahre hat man, wie gewöhnlich, alle Theaterstücke aufgezählt, die im Laufe des eben verflossenen Jahres aufgeführt worden sind, und aus dieser Aufzählung hat sich ergeben, daß das Jahr 1828 nicht völlig so ergiebig war, als das vorhergehende, da im Jahre 1827 die Zahl der neuen Stücke sich auf 192 belief, dagegen sie im Jahre 1828 nur auf 166 gestiegen ist. Man muß jedoch nicht glauben, daß die Erfindsamkeit der Pariser Theaterdichter abgenommen hat, noch daß ungünstige Zeiten für sie eingetreten sind; dies ist keineswegs der Fall. Die Ursache liegt blos darin, daß das Odeon und die komische Oper wegen innerer Zerrüttung eine Zeitlang geschlossen waren, und mithin weder Neues noch Altes geben konnten; auch ist das Theater der Porte St. Martin einige Monate lang geschlossen geblieben, weil man den Saal auszubessern hatte. Also blos durch zufällige Umstände ist das letzte Theaterjahr nicht so ergiebig ausgefallen, wie das vorhergehende, und dennoch hat sich die gesammte Einnahme auf mehr als 5 Millionen Franken belaufen. Die kleineren Theater, die freylich auch nur kleine Stücke geben, sind am fleißigsten gewesen; die Nouveautésbühne hat 24 neue Stücke, eben so viel die Variétésbühne geliefert, das Vaudeviletheater hat deren 23 gegeben; das Théâtre de Madame, welches doch unter den kleineren Bühnen den meisten Zuspruch hat, ist bey 13 stehen geblieben, weil es mit einem neuen Scribe'schen Stücke Monate lang leben kann, ohne etwas Neues aufführen zu müssen. Die 3 Melodramentheater: Ambigu comique, Gaieté und Porte St. Martin haben 11 Stücke jedwedes geliefert, großentheils schwarze Verbrecherstücke, mit Henkern, Dieben, Mördern und Verräthern angefüllt. In Allem sind doch nur 21 Melodramen zu Tage gefördert worden, welches eine Kleinigkeit ist gegen die Zahl der neuen Vaudevilles, die sich auf 97 beläuft; freylich ist von diesen 97 leichtfertigen Stücken, meistens in einem Aufzuge, schon ein bedeutender Theil einige Tage nach ihrem Entstehen, oder gar am Abende ihrer Geburt zu Grabe gegangen, wogegen die 21 Melodramen, alle in 3 Aufzügen, fast sämmtlich noch leben und eins ums andere das Volk an den Winterabenden zum Schaudern bringen. Die große Oper hat nur 2 neue Stücke hervorgebracht; Rossini's Graf Orry ist eins derselben, und dieses wird gewiß nicht untergehen; die komische Oper hat 12 neue Produkte geliefert; auch von diesen ist schon manches wieder vergessen; Boyeldieu hat im vorigen Jahre ausgeruht, und seit der „weißen Frau" ist von diesem beliebten Tonkünstler nichts Neues in Musik gesetzt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Februar 1829.

Es glüht die Nymph' in grauser Glut,
Und seys in seinem rothen Blut,
Sie muß ihn doch umfah'n.

J. G. Seidl.

Der Königssohn und die Windmüllerstochter.

Romanze.

Sie.

Mein Vater war ein Müller,
Ich bin sein einzig Kind.
Der Berg der ist mein Eigenthum,
Die Mühle treibt der Wind.

Die stangenlangen Flügel,
Sie haspeln leere Luft;
Ich lebe von dem Winde leicht
Und Regenbogenduft.

Er.

Mein Vater war ein König,
Ich bin sein einziger Sohn;
Sie stahlen mir mein Königreich
Und jagten mich davon.

Schau, drunten an dem Berge
Die Hütte dort ist mein,
Da liegt auch meine Krone,
Geschmuck und Edelstein.

Du sollt mein Buhle heißen:
So sprich, wie oft und wann,
An Tagen und in Nächten
Ich zu Dir kommen kann?

Sie.

Ich bind' eine güldene Pfeife
Wohl an den Flügel hin;
Die läßt sich gellend hören,
Wann ich zu Hause bin.

Er.

Auf einmal, schau, wie wallet hoch
Dein blondes Ringelhaar!
Und rühret sich kein Lüftchen doch!
O sage, was es war?

Schon wieder! ach und wieder!
Du lachest und mir graut,
Es singen Deine Zöpfe! . . Weh!
Du bist die Windesbraut!

Sie.

Und Königsbraut, was weiter?
Der Schaden ist nicht groß.
Komm', küsse mich! ich halte Dich
Und laß Dich nimmer los.

Er.

Du nahmst mir auch mein Königreich,
Mein Land verheertest Du!
Wohl kenn' ich Vater und Mutter Dein,
Sie halfen Dir dazu!

Digitized by Google

Sie.

Tief unter Deinem Schlosse hält
Mein Bruder Grabesrast;
Er bäumte sich im Schlafe nur,
Da stürzte Dein Pallast.

Der Sänger.

Nun, traurig Lied, verklinge Du
In Lüften wundersam;
Sing', wie sie ihn erwürget hat,
Die Braut den Bräutigam.

Sie drückt ihn an die Brüste,
Der Athem wird ihm schwer,
Sie singt ein lustig Todtenlied,
Und trägt ihn über's Meer.

E. Moerike.

Ein Morgen im Schlosse Nonsuch.

(Fortsetzung.)

Nachdem Esser einige Erfrischungen zu sich genommen und sich in höchsten Glanz begeben hatte, war er eben im Begriff, seinen Besuch, wie er aufgefordert war, im Pallaste zu wiederholen, als eine Person ihm in den Weg trat, die ehrfurchtsvoll ihre Castormütze abnahm und ihm einen Brief darreichte. Sie würde ihr Anliegen sogleich angebracht haben, wäre ihr nicht Esser mit dem Ausruf zuvorgekommen: „Ha! William Shakespeare, was machst Du in Nonsuch, da Du den Geist heute bey den Festtagsspielen darstellen und den Leuten ihre Michaelismeß-Fünfpencestücke abnehmen sollst?“ Der Dichter antwortete, er sey mit seinem Freunde Dick Burbage nach Ewel gekommen, um von der Königin ein Privilegium für ihr Schauspiel zu erbitten; sein gnädiger Beschützer, der Graf von Southampton, der unglücklicherweise jezt gerade bey Ihrer Majestät in Ungnade stände, habe ihm einen Brief an seinen guten Freund, den Lord Esser gegeben, ihn um seinen Einfluß und freundlichen Dienst, sobald er von Irland zurückkäme, zu bitten; auf dieses günstige Ereigniß habe er zwar nicht unmittelbar gewartet, aber da er vor einer halben Stunde die wirkliche Ankunft Seiner Herrlichkeit zu Nonsuch erfahren, habe er geeilt, den Brief, mit dem er beehrt worden, zu übergeben. — „Großen Dank, Meister Shakespeare,“ rief der Graf, nachdem er hastig das Papier überlaufen hatte; „ich bin zwar selbst nur ein so eben begnadigter Verbrecher, und der Erfolg durch mich ist gerade nicht gewiß; indeß fühle ich mich in Ihrer Gnaden Gunst so glücklich, daß ich sie gern auch auf andere ausgedehnt wünsche. Es gibt wenig Dinge, in denen ich nicht Lord Southampton zu Gefallen seyn möchte, und nicht weniger würde ich erfreut seyn, dem fröhlichen Scherz oder dem gemütherregenden Barden (wie soll ich dich nennen?) dienen zu können, dessen erhabene Weisen über allen Preis zu seyn scheinen, bis sie von seinen zierlichen und komischen Phantasien verdunkelt werden. Also vorwärts, mit mir zum Garten! einen willigen Anwald sollt Ihr wenigstens an mir haben.“ Der Dichter neigte sich dankend und folgte in kurzer Entfernung dem Grafen, der sich indessen umwandte und vertraulich mit ihm sprach, bis sie in den Garten eintraten, der nach dem damaligen Geschmack in regelmäßige Beete getheilt, voll Springbrunnen und aufsteigender Terrassen war, welche steinerne, mit Statuen, Vasen und andern architektonischen Gruppen verzierte Stufen miteinander verbanden. An dem äußersten Ende der einen Terrasse stand ein kleiner Pavillon, das Paradies genannt, mit Darstellungen von Adam und Eva, der Schlange und dem Baum der Erkenntniß geschmückt. Vor seinem Eingange war eine Sommerlaube von Altbäen, Jaßmin, Geißblatt, Rosen, Granatäpfeln und andern blumigen Sträuchen, die gerade in voller Blüthe standen. Mitten in dieser duftenden, schattigen Laube saß die Königin, die an diesem Morgen auf ihre Toilette ungewöhnliche Sorgfalt verwendet, einen großen Federfächer in der Hand; um sie herum standen mehrere Ehrenfräulein, hinter ihnen im Pavillon sah man andere weibliche Begleiterinnen, mit Filetmachen beschäftigt; Lauten und Cittern, Karten und ein reich emaillirtes Schachbret lagen auf dem Marmortische ihnen zur Seite. Als sich der Graf der hohen Gestalt der Königin näherte, fiel er auf seine Knie, eine Huldigung, die Ihre Majestät früher selbst von ihren Ministern in den Arbeitsaudienzen verlangt hatte, und Shakespeare, der in einiger Entfernung stehen geblieben, folgte seinem Beyspiel. Esser fand eine nicht weniger gnädige Aufnahme als am Morgen, da die Erinnerung an seine Schmeicheleyen noch nicht ganz verflogen war, und ihre Unterhaltung hatte einige Zeit gedauert, als die Königin mit einem Blick auf Shakespeare fragte, ob denn dieser Squire, der noch so jung an Jahren scheine, seine Locken in den Händen der Irischen Rebellen gelassen habe, da er so frühe eine Platte trage. „Ich muß fürchten anmassend und überkühn zu scheinen,“ sagte der Graf, nachdem er den Namen und das Anliegen seines Begleiters genannt. „Ich, der ich selber um Gnade und Huld zu bitten habe, werde ein Anwald für andere! Aber da die Herablassung Ew. Majestät meine Beleidigungen so schnell vergessen hat, bin ich vielleicht jezt eher als zu jeder andern Zeit entschuldigt, wenn ich mich selbst vergesse.“ — „So, das ist der dramatische Chronikenschreiber,“ sagte die Königin, „der mit seinen historischen Stücken so viel Theilnahme erregt? laßt ihn herkommen, wir wollen seine Rede hören, und Ihr, mein Lord, mögt Euch auf dem

Digitized by Google

Sessel dort niederlassen; denn nach einer so langen und schnellen Reise mögt Ihr ein wenig Ruhe nöthig haben.“ Eser setzte sich und winkte dem Dichter; dieser trat näher, schloß daraus, er sey eingeladen worden, auch hierin seinem Beschützer nachzuahmen, und setzte sich auf einen niedrigen Gartenstuhl neben den Grafen und der Königin gerade gegenüber. So ungewöhnlich gnädig war die gegenwärtige Stimmung der Elisabeth, daß sie über einen Mißgriff lächelte, der zu anderer Zeit ihren Unwillen erregt haben würde; sie winkte mit der Hand ihren Begleiterinnen, zum Zeichen, daß sie sich in den Pavillon zurückziehen möchten, und diese gehorchten augenblicklich dem Gebot.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über das Eis.

Das sich bey uns, wie überall, nach einem anhaltenden Frost Ströme und Seen mit einer mehr oder minder dicken Eisdecke belegen, weiß Jedermann; nicht so aber, warum die Dicke des Eises eine nothwendige Grenze findet und ein nur etwas tiefes Wasser nie bis auf den Grund ausfriert.

Betrachtet man einen Block reinen Eises, und es gibt welches, das an Reinheit und bläulichem Glanze dem Bergcrystall nicht nachgibt, so bemerkt man an der Kante desselben regelmäßige Schichten, oft so deutlich und rein, wie die Bänder des Achats oder die Ringe eines quer durchschnittenen Baumstamms. Die Dicke dieser Lagen nimmt aber von der Oberfläche gegen das Wasser zu ab, so daß, wenn z. B. ein fünfzehn Zoll dickes Eis zwanzig Schichten hat, die obersten anderthalb, die untersten nicht über dreyviertel Zoll dick sind. Bedenkt man, daß während der Bildung einer so starken Eisdecke der Frost wohl nicht nachgelassen hat, sondern im Gegentheil gestiegen ist, so kann diese auffallende Verschiedenheit in der Dicke der Schichten von nichts anderem herrühren als daher, daß das Eis ein schlechter Wärmeleiter ist. Wäre dem nicht so, bildete sich das Eis fortwährend von oben nach unten in dem Verhältniß wie am ersten Frosttage, so hätten wir nach einer achtwöchentlichen Kälte, wie sie bey uns leicht vorkommen kann, über neun Fuß dickes Eis, und damit bliebe es das ganze Jahr kalt, denn die sommerliche Sonne vermöchte diese Massen nicht ganz zu schmelzen, den Winter darauf würden sie noch mächtiger, und unsere Thäler müßte bald ein ewiger Gletscher bedecken.

Aber der hauptsächlichste Grund, warum ein tieferes Wasser nie bis zu unterst frieren kann, liegt in einer ganz besondern Eigenschaft des Wassers. Graf Rumford hat nämlich schon lange die wichtige Entdeckung gemacht, daß das Wasser, sobald es auf 5° über 0 R. abgekühlt ist, anfängt sich auszudehnen und sich fortwährend ausdehnt im Verhältniß, als es kälter wird, bis es gefriert; es steigt nach den Gesetzen der Hydrostatik, weil es, als ausgedehnt, leichter ist, in die Höhe und bleibt an der Oberfläche, wo es endlich erstarrt. Das nicht mit Eis bedeckte Wasser wird bekanntlich im Allgemeinen dadurch abgekühlt und erkältet, daß das wärmere Wasser aus der Tiefe, weil es leichter ist, aufsteigt, wogegen das durch die Berührung der kalten Luft erkältete und schwerere sinkt; diese Strömung hört nun großentheils auf, sobald das Wasser auf 5° über 0 abgekühlt ist, und vollends, sobald sich die erste Eisrinde angelegt hat. Von nun an kühlt sich das Wasser blos noch wie ein fester Körper langsam von oben nach unten ab, und da Wasser und Eis so schlechte Wärmeleiter sind, so erhalten sich die untersten Wasserschichten immer auf einer Temperatur über 0.

Wer es liebt, in der Natur eine große Maschine zu bewundern, bey der unzählige Räder, groß und klein, ineinandergreifen, und die Störungen zu berechnen, welche die Abwesenheit dieses oder jenes Theils des Getriebes hervorbringen müßte, hat hier ein weites Feld zu seinen Betrachtungen. Hätte nicht das Wasser diese ganz eigenthümliche, in unsern Augen zufällige Eigenschaft, daß es bey einer höheren Temperatur als derjenigen, wo es in den festen Zustand übergeht, den höchsten Grad von Dichtigkeit erreicht, und leitete das Eis die Wärme nur halb so gut wie die Metalle, oder vielmehr, könnte das Wasser die eine Eigenschaft verlieren und das Eis die andere bekommen, so müßten die Polarmeere bald bis auf den Grund ausfrieren. Alle andern Meere, die unter den Tropen nicht ausgenommen, würden damit nach und nach zu Massen, fest wie Granit, die Thier- und Pflanzenwelt gingen unter und die Natur wäre bald nichts als Graus und Tod.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Mit 19 Lustspielen, 5 Trauer- und 7 Schauspielen sind die beyden Bühnen Théâtre français und Odeon im Jahr 1828 bereichert oder eigentlich vermehrt worden; von den wenigen Trauerspielen ist keins durchgefallen, allein die 19 Lustspiele sind nicht alle so glücklich gewesen; mehrere hat man nur ein- oder zweymal aufführen sehen; einige haben nicht einmal ganz zu Ende gespielt werden können. Das tragische Fach scheint mit jedem Jahre schwieriger zu werden; der sogenannten klassischen Art ist das Publikum müde, und es hat auch in der That nichts Reizendes für die Zuschauer, neuere Trauerspiele nach demselben alten Zuschnitte zu sehen; dagegen hat die romantische Art noch manche Gegner, obschon weit weniger als sonst, und es wagen sich manche Dichter noch nicht an diese Gattung, aus Furcht,

Digitized by Google

als Neuerer und Romantiker verschrieen zu werden; somit bleibt denn das tragische Fach jezt ein wenig unbebaut, bis sich einmal der Geschmack des Publikums fester gesezt und deutlicher ausgesprochen haben wird. Von den jezt lebenden Dichtern ist Scribe unstreitig derjenige, dessen Stücke am meisten gespielt worden sind; gewiß ist weder Corneille, noch Racine, noch Voltaire im vorigen Jahre so häufig gespielt worden, als dieser unerschöpfliche Dichter, von dem drey bis vier Theater neue Stücke bekommen haben; er allein versteht die Kunst, den Beyfall der Pariser zu gewinnen und zu seinen Stücken stets eine große Versammlung herbeyzuziehen. Es wäre interessant, zu erfahren, wie viel Geld durch ihn jährlich in die Theaterkassen zu Paris, in den Provinzstädten und im Auslande geräth; wahrscheinlich sezt dieser Theaterdichter mehr als einige Millionen in Umlauf, ein Erfolg, dessen sich vielleicht noch kein einziger französischer Theaterdichter, selbst Picard nicht, dessen Lustspiele doch außerordentlichen Beyfall gefunden haben, zu erfreuen gehabt hat. Obschon nun aber die obigen statistischen Angaben und Scribe's unerhörter Erfolg auf einen glänzenden Zustand der Pariser Theater zu deuten scheinen, so ist dieses doch nur ein Schein, und im Grunde befinden sich mehrere derselben in schlimmen Umständen. Mehrere Journale haben die Ursachen dieses Uebelstandes aufgesucht; einige schreiben denselben den allzu hohen Belohnungen der Hauptschauspieler zu; andere meynen, es werde zu viel Unfug mit den Freybillets getrieben, und bey manchen Theatern bleibe die Kasse leer, wenn auch der Schauspielsaal voll sey. Sie haben ausgerechnet, daß jährlich an hunderttausend Plätze für die Unternehmer verloren gehen, weil Leute bey Hofe, bey den Staatsbehörden u. s. w. Ansprüche darauf machen und Logen in Beschlag nehmen, die sie nicht allein für sich, sondern auch für ihre Verwandte und Bekannte gebrauchen, und wenn dies sogar die reichern Familien thun, auf welchen Gewinn kann dann ein Theater rechnen? Der Unfug ist in der That handgreiflich; bereits vor einigen Jahren hat das Théâtre de Madame den vornehmen Herren die Logen weggenommen und sie gebeten, künftig sie zu bezahlen, wenn sie dem Schauspiele beywohnen wollen. Die unabhängigen Theater können so etwas recht gut wagen; allein die größern, von der Regierung und besonders vom königlichen Hause unterstützten Schauspiele nehmen sich diese Freyheit nicht heraus; sie sind jedoch herzlich froh, daß die Sache in den Zeitungen zur Sprache gekommen ist, und hoffen, daß die Herren, die das Vergnügen des Schauspiels auf Kosten der Unternehmer genossen, künftighin aus Zartgefühl sich desselben enthalten, und wenn sie doch einmal Logen haben wollen, dieselben mit baarem Gelde bezahlen werden. Das Journal des Débats hat den Hostenten in ganz deutlichen Worten zugerufen: Zahlt, ihr Herren, wie die andern Zuschauer, und wenn ihr den Bestand der Theater wünscht, so seyd so gut und tragt auch das Eurige dazu bey, wie Jedermann! Ich möchte jedoch den Schauspielunternehmern rathen, nicht zu sehr auf das Zartgefühl der Herren zu rechnen und sich lieber von der Regierung die Erlaubniß auszuwirken, über die Freylogen zu verfügen; lezteres Mittel ist weit sicherer, als die Vorstellungen und Ermahnungen. Ein anderes Uebel ist die allzu große Anzahl der Theater, das dadurch entstandene Bedürfniß von neuen Stücken und die Unmöglichkeit, so vieles Originelle zu liefern, als erforderlich wäre, um das Publikum stets anzureizen. Daher so viele mittelmäßige Nachahmungen, alte Stücke in neuer Einkleidung, nichtsbedeutende Versuche junger Schriftsteller, abgeschmackte Pläne u. s. w. Dafür kann aber Niemand etwas; dieß geht die Unternehmer an; desto schlimmer für sie, wenn sie sich in eine Unternehmung hineingewagt haben, ohne zuvor die Mittel zur glücklichen Ausführung zu bedenken. Ein Journal wirft es auch dem Théâtre français als einen großen Fehler vor, daß es Stücke aufführe, wie der „Spion“ nach Coopers Roman, von Ancelot und Mazère; solch ein Stück gehöre auf die Volksbühnen der Boulevards, nicht aber auf die erste Nationalbühne, die von der Regierung jährlich eine Unterstützung von 100,000 Franken bekomme, damit sie die Meisterwerke der französischen Dramatik aufführen und durch die Dichtungen sowohl, als durch das Spiel beständig andern Bühnen zum Muster dienen und den reinen Geschmack im Publikum aufrecht erhalten möge. Dieses Theater habe nicht die Entschuldigung anderer Theater, welche vor allem dem herrschenden Geschmacke des Publikums huldigen müssen, um dessen Zuspruch zu bekommen und die Kasse zu füllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Boston, Januar.

(Beschluß.)

Als die Anrede beendigt war, trat ein junger Winnebago vor und zündete die Pfeife mit einem Feuerzeuge an. Die Pfeife wurde hierauf dem Präsidenten übergeben, während der alte ministre extraordinaire et plenipotentiaire auf seinem Platze blieb. Der Präsident rauchte einige Züge, und während der Dampf sich leise aufwärts wand, sahen die Wilden aufmerksam hin und äußerten in dumpfem Gemurmel ihre Zufriedenheit. Der Anführer reichte dann das Calumet allen Zusammen und zulezt jedem seines Stammes. Dann wurde die Pfeife dem Präsidenten übergeben, um sie zu behalten. Dieser forderte den Indianer auf, seine Hand auf die Pfeife zu legen, und sprach zum Dolmetscher Folgendes: „Sage diesem Anführer, ich freue mich, ihn zu sehen. Er und seine Brüder sind mir und meinen Kindern willkommen. Sage ihm, daß es mir wehe that, daß eine Wolke zwischen uns gewesen ist; aber es freut mich wie ihn, daß sie vergangen ist. Sie ist vergangen wie der Rauch der Pfeife, die wir geraucht haben. Mag sie nie wieder auf uns kommen. Sage, ich freue mich, daß er und seine Gefährten an diesem Tage hiehergekommen. Heiß ihn auf zum Himmel blicken; keine Wolke ist da; die Sonne scheint hell auf uns. Der große Geist sieht und lächelt auf unsere Versammlung. Sage, ich hoffe, daß dieselbe Sonne seinen Pfad zum Wohnplatz seiner Väter beleuchten werde, und sollte ich je künftig hören, daß irgend Feindseligkeiten von seiner Nation gegen meine Brüder und Kinder verübt worden seyen, so werd' ich sagen: es ist nicht möglich, denn ich habe das Wort eines Winnebago, und er hat mir diese Pfeife als Beweis seiner Aufrichtigkeit gelassen. Sage, gestern habe ich mit Vergnügen zugesehen, als sie alte Kriegestänze unter meinen Fenstern im Grünen tanzten. Aber ich fühle nun ein größeres Vergnügen und eins, dessen Andenken bleiben wird, daß ich ihn herzlich in diesen Mauern begrüßen und die Versicherung seiner Freundschaft erwiedern kann.“

Jeder dieser Säze verursachte Ausbrüche lauten Beyfalls bey den wilden Zuhörern, und einmal, als der Präsident ihnen das Kompliment wegen der Unverletzbarkeit ihres Wortes machte, schwoll er zu einem betäubenden Geheule an.

Beylage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 36.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Februar 1829.

— Wer liebet
Der hohen Mittagssonne Pracht,
Freu' sich des Morgensterns!

Herder.

Bruchstücke aus Johann Gottlieb Fichte's Lebensbeschreibung.

Von J. G. Fichte. *)

I.

Fichte's erste Jugendjahre.

In der schönsten Gegend der Oberlausitz, zwischen den Ortschaften Bischoffswerda und Pulsnitz, unfern der Gränzmark, die das Meißnische Gebiet von der Lausitz scheidet, liegt ein kleines Dorf, Rammenau mit Namen, der Geburtsort des Philosophen. Der Wanderer findet es, wenn er, die große Straße von Dresden nach Bautzen in Bischoffswerda verlassend, sich nordwärts auf den Pfad nach Elstra und Camenz wendet. Er besucht ein reichbebautes Land, von schönen Waldhügeln durchzogen, mit klaren Bächen bewässert, und findet in den zahlreichen und wohlhabenden Ortschaften ringsumher ein Volk, das, wenn es jezt noch seinen Vätern und Großvätern gleicht, wegen Fleiß und Tüchtigkeit weit umher berühmt ist. Hier lebten vor fünfzig Jahren noch Menschen, die, nicht roh, doch unerreicht von der glättenden Bildung ihrer Zeit, durch ihr Wesen einem früheren Jahrhunderte angehörten. In Sitte und Gebräuchen aufgewachsen, die seit der Reformation wohl wenig Aenderung erfahren hatten, konnten sie noch Zeugniß geben von der Würde und Kraft unseres ursprünglichen Volkslebens. Jedem kam hier das Beste und Höchste, sittliche Zucht wie ermunterndes Beyspiel, nicht aus allgemeiner Lehre, sondern aus dem Schooße der Familie; nicht im Begriffe trat es ihm zuerst entgegen, gleichgültig und beziehungslos; es berührte ihn in naher Lebendigkeit und steter Umgebung. Ein frommer oder besonders kundiger Mann wurde der ganzen Nachkommenschaft Muster und Vorbild; ja auf die Familie selbst verbreitete sich dieß Ansehen, und oft suchte man durch Ehe oder sonstige Annäherung mit dem geehrten Namen in Verbindung zu kommen. Daher auch dort die nicht seltene Erscheinung, daß einzelne Familien durch einen gewissen Grundcharakter von den übrigen sich unterschieden, der, wie ein vererbtes Kleinod durch viele Geschlechter sich fortpflanzend, je mehr der Ruf ihn anerkannte, desto heiliger gehalten wurde. So hielt man in dem Dorfe, wo Fichte geboren war, gewisse Familien für besonders redlich, oder fromm, oder keusch, und sie bewährten auch stets diesen Ruf; andere dagegen, denen Geiz oder Völlerey vorgeworfen wurde, sollen eben auch hartnäckig ihre Erbfehler beybehalten haben. Fichtes Voreltern, besonders sein Vater, galten für vorzüglich redliche Männer, von starkem Willen und festem Wort, und er selbst hat durch Charakter und Leben wohl nie verläugnet, daß er so kräftigem Stamme entsprossen war.

*) Mitgetheilt aus der ungedruckten Schrift: Johann Gottlieb Fichte's Leben, beschrieben und mit einer Sammlung ungedruckter Briefe und Aktenstücke herausgegeben von seinem Sohne, J. G. Fichte, zwey Theile.

Digitized by Google

In jenem Dorfe nun soll, nach der Familiensage, zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges ein schwedischer Wachtmeister, der mit dem Heere Gustav Adolphs zur Befreyung des glaubenverwandten Landes herübergekommen war, schwerverwundet bey einem Scharmützel in der Nähe zurückgeblieben seyn. Er wurde aufgenommen und treulich gepflegt von einem dortigen Landmanne, der als eifriger Lutheraner nachher bey dem mannigfachen Wechsel des Kriegsglückes mit eigener Gefahr seinen Glaubensgenossen vor dem Feinde zu verbergen wußte. Dadurch zu längerem Verweilen veranlaßt, soll der Gast später sogar sein Eidam geworden seyn, und nachdem alle Söhne desselben in jenem verderblichen Kriege ihren Tod gefunden, endlich durch seine Frau der alleinige Erbe der kleinen Besitzung. Und dieser Eingewanderte wurde Stifter jenes Namens, der durch zahlreiche Nachkommenschaft wenigstens in der dortigen Gegend ziemlich verbreitet ist.

Fichtes Großvater indessen, der bey der Zerstreuung der Familie allein im Dorfe zurückgeblieben war, hatte von seinen Eltern, außer seinem Antheil an Garten und Feld, als Haupterwerb einen kleinen Bandhandel ererbt; er wob nämlich auf eigenen Stühlen schmale leinene Bänder, und handelte damit im Dorfe und in der umliegenden Gegend. Aber rüstig und unternehmend, wünschte er seinen Kindern jenes Gewerb einträglicher zu hinterlassen. Er sendete deßwegen seinen ältesten Sohn, Christian Fichte, in die benachbarte Stadt Pulsnitz zu Johann Schurich, der dort eine nicht unansehnliche Band- und Leinwandfabrik besaß; so, hoffte der Vater, werde der Sohn, neben der besseren Kenntniß des Gewerbes, seinem Geschäfte in der Stadt auch größern Spielraum verschaffen können. Aber der Ausgang wendete es anders. Christian, durch Treue und Geschick schnell im Vertrauen seines Lehrherrn steigend, wurde endlich sein Hausgenosse und Vertrauter. Da gewann er die Tochter des Hauses lieb, wagte es aber Niemand zu bekennen, weil er den Stolz des Vaters kannte. Wie aber so oft schon beharrliche Treue den Widerstand der Eltern besiegte, so gelang es auch ihm nach manchem Jahre der Geduld und der wechselnden Hoffnungen, seine Braut heimzuführen; doch in eine Ansiedelung neben ihm in der Stadt wollte der bürgerstolze Vater nicht einwilligen; und so kehrte der Schwiegersohn wieder in sein Dorf zurück, und erbaute sich von der für jene Verhältnisse ansehnlichen Mitgift ein Haus, das noch jezt von einem seiner Enkel bewohnt wird, der dem Gewerbe seines Großvaters treu geblieben ist, und dieselben Webstühle klappern wohl noch darin, die früher vom Großvater und von Fichte selbst in seinen jüngern Jahren bewegt wurden.

In dieses Haus nun führte Christian Fichte seine junge Ehefrau, und hier gebar sie ihm am 19ten Mai 1762 den ersten Sohn, Johann Gottlieb. Bey der Taufe des Kindes geschah es, daß ein Großoheim der Mutter, der wegen seiner Frömmigkeit und fast prophetischer Weisheit überall verehrt wurde, von seiner fernen Wohnung zur Feyerlichkeit herübergekommen war; dieser kniete betend an der Wiege des Kleinen hin, segnete ihn laut und verhieß, dieß werde einst ein Mann werden zum Troste und zur besondern Freude seiner Eltern. Als nun der tiefbewegte Greis mit Mühe sich erhoben hatte und wieder in seine Wohnung hinweggeführt worden war, so verließ er dieselbe nicht mehr vor überhandnehmender Schwäche, und bald darauf war er verschieden. Da glaubte man aber noch mehr an die Wahrheit jener Verheißung, weil der Greis schon an der Gränze der Ewigkeit, mit dem lezten Lichtblicke der verlöschenden Kraft sie gegeben habe. Der Vater besonders blieb jener Worte eingedenk, und legte dem Knaben um so weniger Zwang auf in seinen Neigungen und Beschäftigungen, die er bald als sehr abweichend von denen seiner übrigen Kinder erkennen mußte. Und so hatte jenes Ereigniß gerade durch den Glauben, den es fand, mittelbar gewiß großen Einfluß auf Fichtes spätere Entwicklung.

Der Knabe wuchs auf in dem Kreise schnell ihm nachkommender Geschwister, und es zeigte sich bald, daß er an Geistesart und äußerer Gestalt ganz das Ebenbild der Mutter sey, klug, behend im Auffassen wie im Antworten, selbstständig in jedem Entschlusse. Man hat aber oft schon beobachtet, daß Kinder von vorzüglicher Anlage und großer Phantasie still und zurückgezogen erscheinen, und nur wie halb theilnehmend an ihren Umgebungen dahingehen. So war auch der Kleine selten bey den Spielen, an denen seine lebhafteren Geschwister Freude hatten. Dagegen liebte er es, allein seinem stillen Treiben nachzuhängen, und man sah ihn oft einsam auf dem Felde verweilen, den Blick unverwandt in die Ferne richtend. So stand er nicht selten stundenlang, wohl bis nach Untergang der Sonne, wo dann der Schäfer, der den seltsamen, einsam wandelnden Knaben liebte, ihn aus seinem Halbtraume aufweckte und nach Hause geleitete. Und, was wir nicht unbemerkt lassen können, jene Stunden, die in seine frühe Kindheit fielen, deren man sonst nur undeutlich sich erinnert, waren noch dem Manne die hellste und liebste Erinnerung; in ihnen scheint sein Geist am stärksten sich entwickelt und am kräftigsten gelebt zu haben. Nicht was äußerlich auffallend und ungewöhnlich erscheint, sondern was wir innerlich erlebt und genossen haben, hat auch im Geist und in der Erinnerung festere Wurzeln geschlagen; es ist Eigenthum des Geistes geworden, jenes ist mit ihm nur in zufällige Verbindung gekommen; und gewiß, was erregt ahnungsvoller die ersten Keime des Geistes, in dem eine unbekannte Welt noch schlummert, als der Blick in die unbestimmte Ferne wie in eine Zukunft, die eben

Digitized by Google

durch ihre gränzenlose Weite die Phantasie auffordert, ihre Leere auszufüllen und zu gestalten?

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Morgen im Schlosse Nonsuch.

(Fortsetzung.)

Esser, der mit der Geschicklichkeit eines Höflings auf dem Gesichte der Königin las, lächelte auch, während Shakespeare, seiner Verletzung der Hofetikette sich vollkommen unbewußt, seine Bittschrift mit ehrfurchtsvollem Anstand, der wohl mit seinem Versehen versöhnen konnte, ablas. — „Seht Ihr, Meister Schauspielschreiber," rief die Königin, als er geendet hatte, gnädig aus, „Eure Schreibereyen gefallen uns wohl, aber, was Euer Anliegen wegen öfteren Spielens anbetrifft, so ist da unser erster Bärenwärter, der sich erst neulich bitterlich beklagt, Ihr seyet sein ärgster Feind; denn wenn die Flagge auf Eurem Globetheater wehe, sey sein Garten vom Volke verlassen, so daß sein erster Bär kaum sein Futter verdiene. Was sagt Ihr dazu?" — „Ich wage nicht, seine Beschwerde zu tadeln," sagte der Barde, „weil er immer eine gnädige Beschützerin an Ewr. Majestät gefunden hat; aber mit Gunst wollte ich blos versichern, daß der Mann, der seine Mitunterthanen von solchem Zeitvertreib wegzieht, sie in der Geschichte ihres Landes unterrichtet und ihren Augen den Ruhm ihrer Könige vorführt, von denen keiner berühmter ist, als Ewr. Majestät unmittelbare Vorgänger, das Volk zu bilden und zu erheben vermag, sollte es ihm auch unmöglich seyn, zur Vergrößerung des Ruhms des Herrschers etwas beyzutragen." — „Das ist wohl und weise gesprochen," erwiederte die Königin, über diese Ausdrücke augenscheinlich sehr vergnügt, „und bey meiner Treu, das mag auch die gesuchte Erlaubniß fördern. Aber warum legt Ihr Euch, Herr Poet, auf unsere vermoderten Chroniken, da doch Eure Schauspielschreiberkunst in den weiten Reichen der Phantasie und Dichtung bessern Spielraum gefunden hätte?" — „Mein Großvater focht nicht ohne Ruhm in der Schlacht bey Borosworth Field," sagte Shakespeare, „und war glücklich genug, Gnade vor Ew. Hoheit Vorgänger, König Heinrich VII. zu finden. Von ihm und meinem Vater habe ich die Liebe zum Vaterland und die Freude am Ruhm desselben geerbt, und da ich zweifelte, so glänzenden Thaten, wie der Zerstörung der Armada und den übrigen Ereignissen, die Ew. Gnaden Regierung verherrlichen, gewachsen zu seyn, wandte ich mich zu den Annalen Eurer minder glorreichen Vorfahren." — „Verwünsche mich," sagte die Königin in leiserem Tone zu Esser, „wenn ich jemals einen Schelm ehrenhafter und kräftiger für sein Anliegen habe sprechen hören. Und doch," fuhr sie fort, sich wieder zu Shakespeare wendend, „wenn wir uns nicht irren, hast Du eine Anspielung auf unser königliches Selbst gewagt. Die Stelle fällt uns nicht bey, aber wir haben sie verziehen, wiewohl sie unsern Namen mit irgend einer schlechten Rimme zusammenstellen soll." — Elisabeth erinnerte sich der Zeilen sehr wohl, aber sie wollte nicht, daß es scheine, als ob sie so viel Gewicht darauf lege, um sie im Gedächtniß z behalten. Esser indessen, der den wahren Grund ihrer Zurückhaltung wohl einsah und wußte, daß sie dieselben gar gerne werde hersagen hören, rief aus: „Ew. Majestät mögen mir mit dem Dichter verzeihen, wenn wir an den Sommernachtstraum erinnern," und sing dann, zärtlich die Königin ansehend, an:

Zur selben Zeit sah ich (du konntest nicht)
Cupido zwischen Mond und Erde fliegen
In voller Wehr; er zielt' auf eine volde
Vestal', in Westen thronend, scharfen Blicks,
Und schnellte rasch den Liebespfeil vom Bogen,
Als sollt' er hunderttausend Herzen spalten.
Allein ich sah das feurige Geschoß
Im keuschen Strahl des feuchten Monds verlöschen.
Die königliche Priesterin ging weiter,
In sittsamer Betrachtung, liebefrey.
Doch merkt' ich auf den Pfeil, wohin er fiele.
Er fiel gen Westen auf ein zartes Blümchen,
Sonst milchweiß, purpurn nun durch Amors Wunde,
Und Mädchen nennens: Lieb' im Müßiggang.

„So lautete es ungefähr," sagte die Königin; „aber ich hätte nicht geglaubt, Lord, daß Ihr ein so gutes Gedächtniß habet." — „Die Zeilen möchten leicht aus ihm entflohen seyn, aber sie bezogen sich auf meine angebetete Königin, und deshalb waren sie in meinem innersten Herzen wie ein Schatz aufbewahrt." Er legte die Hand auf seine Brust, als er sprach. Elisabeth sah ihn sehr heiter an, wiewohl sie vom Gesagten keine Notiz nahm, sondern, sich zu Shakespeare wendend, wieder begann: „Wir haben schon früher diese Freyheit Eurer Feder verziehen, weshalb wir Euch deshalb nicht tadeln, und was Eure gesuchte Erlaubniß betrifft, so soll Euer Wunsch erhört werden und mein Schreiber sogleich das Patent auszufertigen befehligt werden." — „Ich werde immer für Ew. gnädige Majestät zu beten mich verpflichtet fühlen," sagte der Dichter, sich tief verneigend. — „Um Gotteswillen, Herr, man sagt mir, ihr Schauspielschreiber saget nur selten eure Gebete her; wenn Ihr aber in Zukunft bereit seyd, welche für unser eigenes Wohl zu verrichten, sollt Ihr niemals der Mittel, sie darzubringen, noch eines Andenkens von der entbehren, für die Ihr betet."

Mit diesen Worten nahm Elisabeth einen Band von einem niedrigen, neben ihrem Stuhle stehenden Tische und überreichte ihn gnädig Shakespeare mit den Worten: „Die Königin gibt Euch ihr Gebet-

Digitized by Google

buch; *) Ihr seyd entlassen.“ — Aus dem lezten Befehle schließend, daß seine Danksagung nicht erwartet werde, küßte der Dichter den Band mit großer Ehrerbietung, drückte ihn an sein Herz und entzog sich gehorsam der Gegenwart der Königin, nicht weniger erfreut über den Erfolg seines Anliegens, als geschmeichelt von einem solch offenbaren Zeugniß der Gunst seiner Herrscherin.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir können immer annehmen, daß das Shakespearen gegebene Buch der schöne und seltene Band gewesen sey, den Dr. Dibdin in seinem bibliographischen Decameron beschrieb, bey Sammlern als der Königin Elisabeth Gebetbuch bekannt. Die erste Ausgabe ist von 1569.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Beym Théâtre français, fährt jenes Journal fort, sey die Kasse schon im Voraus gefüllt, und es sey also unverzeiblich, wenn ein so hoch stehendes Theater zu den kleinlichen Mitteln anderer Theater seine Zuflucht nehme, um das Publikum herbeyzuziehen. In London spielen freylich die beyden Hauptbühnen Alles, was ihnen vorkömmt und wobey sie auf einigen Zuspruch des Volkes rechnen können. Allein dieß könne kein Vorbild für das Théâtre français abgeben, denn die beyden Londoner Haupttheater, Drurylane und Coventgarden, bestehen aus eigenen Mitteln, und in ihren Sälen macht die Gallerie einen Haupttheil aus; dem eigentlichen Volke müssen solche Theater vor allem gefallen, folglich kann ihnen kein Mittel zu geringe dünken, um das Publikum herbeyzuziehen; Jocko haben sie nicht verschmäht, eben so wenig als den Hund von Montargis und so viele den Pariser Boulevards entlehnten Mordstücke. Das Théâtre français zu solchen Stücken herabzuwürdigen, meynt man ferner, sey auch eine schlechte Wahl; denn erstlich würden Schauspieler, die dergleichen oft aufführten, nicht mehr im Stande seyn, tragische und komische Meisterstücke darzustellen, sondern ihr Talent von Grund aus verderben, und zweytens würden sie es dennoch nicht dahin bringen, solche melodramatische Spektakelstücke so gut aufzuführen, als es auf den Volksbühnen geschehe. Auf diese triftigen Bemerkungen hat das Théâtre français bisher nicht geantwortet; vielleicht läßt sich auch nichts Befriedigendes darauf antworten, außer etwa, daß die von der Regierung zugelegten 100.000 Franken bey weitem die Kosten des Théâtre français nicht decken, und daß man es also der Direktion nicht verargen kann, wenn sie auch auf populären Beyfall abzielt. Und warum sollte man nicht auch auf der ersten Nationalbühne einige Abwechslung suchen, und dem mit klassischen Meisterstücken übersättigten Publikum zuweilen eine etwas fremde Kost vorsetzen? Beym Schlusse des Jahres hat man auf einem kleinen Theater ein satirisches Vaudeville zur Uebersicht des Jahrganges dargestellt, wie man es zuvor mehrmals gethan hatte. Es hieß „les bêtises de l'année,“ die Dummheiten des Jahres. Mehrere Zeitungen haben die Bemerkung gemacht, daß wenn die Verfasser alle auf der Staatsbühne, in der Literatur, in der geistlichen Welt, an den Höfen geschossenen Böcke hätten darstellen dürfen, diese Heerschau allerdings sehr ergötzlich hätte ausfallen können. Wie komisch hätte ein guter Vaudevilledichter das Geschrey der boshaften Geistlichkeit über Verfolgung und Märtyrthum, ihr ganz ernsthaft vorgebrachtes non possumus, die Widersetzlichkeit des blindeifernden Erzbischofs von Toulouse mit seiner kecken Devise: Etiamsi omnes, ego non; ferner die politischen Intriguen, die Bewegungen im Ministerium, das Hin- und Herlaufen der diplomatischen Agenten in Europa und so viele andere Dinge schildern können! Ein mit diesem Jahre begonnenes Wochenblatt, Namens Courrier des électeurs, hat einen Zug eines solchen Gemäldes mit wenig Worten angedeutet; es hat nämlich das beständige Hin- und Herüberfahren des Prinzen von Polignac von und nach England zum Vorwurfe gewählt, wie es denn überhaupt den Pariser Tagesblättern zur Zielscheibe ihres Witzes dienen muß. So oft nämlich die Hofparthey oder eigentlich die Ultraparthey einige Hoffnung bekömmt, ans Staatsruder zu gelangen, so ruft sie sogleich ihren Liebling, den Prinzen von Polignac, von seiner Gesandtschaft zu London zurück, um ihn an die Spitze des Ministeriums zu stellen. Der eilfertige Prinz segelt dann auch sogleich über die Meerenge und langt in Paris an, ehe man sich's versieht. Dann erheben die liberalen Blätter ein furchtbares Geschrey; den Ministern wird bange, der Ultraparthey auch, man läßt den Prinzen fahren, und dieser eilt getrosten Muthes nach seinem Gesandtschaftsposten zurück, bis wieder ein günstiger Wind für ihn zu blasen beginnt. Diese Thatsache nun hat zu folgendem Spasse in dem Courrier des électeurs Anlaß gegeben:

„Der unmögliche Minister,“ ein romantisch-lyrisches Schwank in 2 Aufzügen, welcher regelmäßig zwey- oder dreymal im Jahre auf dem Hoftheater zu Paris und im französischen Gesandtschaftshotel zu London aufgeführt wird. Erster Aufzug:

Der Prinz von Polignac (nach dem Liede des Kobolts in la Clochette): me voilà! me voilà!

Die politischen Arrangeurs: Pour vous que peut-on faire?

Der Prinz: Me voilà! me voilà!
j'arrive de l'Angleterre.

Die politischen Arrangeurs: Parlez!

Der Prinz (indem er stolz die Hand ausstreckt): Je veux un petit ministère!

Die politischen Arrangeurs: Pour cette fois encore en Angleterre retournez!

Zweyter Aufzug. Der Prinz (schreibt eine Depesche):
Londres le . . 182 . .
m'y voilà! (zehnmal.)

Natürlich kömmt von dergleichen Sachen in dem Vaudeville: „Bêtises de l'année“ nichts vor. Hier ist blos von einem Konditer die Rede, welcher, wie es in Paris Gebrauch ist, gegen Neujahr Bonbons mit Anspielungen auf die Tagesbegebenheiten verfertigen will, und daher die berüchtigtsten Männer in Paris zu sich einladet, um sie in Zucker zu gießen. Da erscheint denn der Mann, der aus Velinpapier Hemden und Manchetten zu machen verspricht; ein anderer, der Kohlen in Diamanten umfassen will; auch Mephistopheles aus dem Faust des Porte St. Martintheaters erscheint und macht auf die Ehre, als Bonbon zu glänzen, Anspruch; ferner die Dlle. Taglioni vom Operntheater, die mit Mephistopheles ein wenig tanzt; Cousin, der phantastische Professor der Philosophie, meldet sich gleichfalls und trägt unverständliche Worte vor, die zwar in philosophischen Handbüchern vorkommen, aber in der französischen Sprache fast so unverständlich klingen, als ob es hebräisch wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Februar 1829.

So hoch er stand, so tief und schmählich sey
Sein Sturz! Er sey ein Denkmal meiner Strenge,
Wie er ein Beyspiel meiner Schwäche war.

Schiller.

Ein Morgen im Schlosse Nonsuch.

(Beschluß.)

Nach einer sehr langen Unterhaltung, in welcher ihn alles zu dem Gedanken berechtigte, daß er vollständig in die Gunst seiner Königin wieder eingesezt sey, zog sich Esser zurück, stieg die Terrassen herab und ging zu einer Nebenpforte des Parks. Auf diesem Wege begegnete ihm höchst unglücklicherweise die schöne Mistreß Bridges, eines der Ehrenfräulein, mit der man ihn schon lange in genauem Liebesverständniß vermuthete, und die wegen dieses Gerüchtes schon früher den Zorn und selbst die Mißhandlungen ihrer königlichen Gebieterin hatte erdulden müssen. Da er sich nicht beobachtet glaubte, koste Esser in den Ausdrücken der phantastischen Galanterie, wie sie damals unter den Höflingen Sitte waren, mit derselben und legte ihr ein kleines krystallenes Halsband um den Nacken, welches er, wie er sagte, von Irland besonders für sie mitgebracht habe. Er hätte sie noch länger aufgehalten, wäre nicht die Geliebte mit der Entschuldigung, sie habe der Königin sogleich Gesellschaft zu leisten, fortgestürzt. Ihre Majestät hatte zwar in der Laube so gesessen, daß sie für Esser unsichtbar war, hatte ihm aber durch eine Lücke der Blätter unseliger Weise nachgesehen und war mit vor Wuth pochendem Herzen Zeugin der ganzen Verhandlung gewesen. Es kostete ihr einen starken Kampf mit sich, einen unmittelbaren Ausbruch ihrer Wuth zu verhindern, als sie der sich nähernden Unglücklichen entgegenrief: „So, Mistreß, Ihr habt erst dann Zeit, uns aufzuwarten, wenn Ihr Eure verliebten Thorheiten mit dem Lord-Statthalter abgemacht? wir möchten wohl hübsch wissen, was zwischen Euch vorging.“ — „Mit Ew. Majestät Gunst,“ stotterte das verwirrte und erröthende Fräulein, „wir grüßten uns blos freundlich; ich begab mich so schnell hinweg, als es die Höflichkeit nur erlaubte, und eilte,“ — „O mit solcher Hast,“ sagte die Königin, „daß Ihr Euer Tuch ganz verschobt.“ — „Seine Herrlichkeit wollten sich durchaus nicht abhalten lassen,“ erwiederte Mistreß Bridges und erröthete immer tiefer, „das Irische Halsband um meinen Nacken zu legen.“ Nach diesem Bekenntniß konnte Elisabeth sich nicht länger halten. Schnell wie ein Blitz gab sie ihrer zitternden Nebenbuhlerin eine heftige Ohrfeige, riß ihr das Halsband vom Nacken, warf es auf den Boden und rief mit einem Blick und einer Stimme, die verkündeten, sie sey die Tochter Heinrichs VIII.: „Gottes Tod! Muß unser Hof mit solchen Dingern, wie Du bist, befleckt und beschimpft werden? fort, laß uns niemals Dein schamloses Gesicht wieder sehen! Was? sendete ich deßhalb den verwegenen, verrätherischen Jungen nach Irland, damit er dort Halsbänder für seine Buhlerinnen hole, statt den Rebellen Tyrod in Ketten zu legen? beym Thron des Himmels, er soll das wahrlich bereuen! Ich bin nicht Königin, um so frech behandelt zu werden.“ — Das erschrockene Fräulein taumelte fort, Elisabeth stand auf und ging hastig dem Schlosse zu, aber als sie sich nach einigen Minuten etwas gesammelt, fühlte sie wo[illegible]

Digitized by Google

lich, daß sie mehr Heftigkeit verrathen habe, als ihrem Geschlecht und ihrer Stellung zukam. Sie wandte sich daher zu ihren Begleiterinnen und sagte: „Uns selbst, Ladys, berührt diese Sache nicht; der pflichtwidrige Günstling und die schamlose Zieräffin hätten schweigend vergessen werden können, aber das wollen wir nie dulden, daß unser öffentlicher Dienst vernachlässigt und der Anstand unseres Hofes verletzt werde. Was das letztere betrifft, so laßt den Namen dieser flatterhaften Puppe aus der Liste unserer Fräulein ausstreichen, und den falsch erfundenen und ungehorsamen Lordstatthalter, der seinen Posten zu verlassen und unsern Befehlen offen Hohn sprechend, aus Irland zurückzukehren gewagt, wollen wir sogleich abgesezt sehen; wo ist unser Geheimschreiber? Laßt ihn uns sogleich im Berathungszimmer treffen!“

Denselben Abend wurde der Graf auf seinem Zimmer verhaftet, und nach langem Zögern und zahllosen Quälereyen, die in der schwankenden Stimmung der Königin zwischen Strenge und rückkehrender Zärtlichkeit ihren Grund hatten, nahm sie ihm endlich öffentlich ihre Gunst und beraubte ihn aller großen Aemter und Einkünfte. Auf der einen Seite hochfahrend und unlenksam, auf der andern leicht verzweifelnd an Glück und Muth, ward der unglückliche Graf zu jenen offenen Empörungsplanen verleitet, die kurze Zeit nachher ihn auf das Schaffot brachten.

Vergänglichkeit.

Sagt Dein Herz: wie bin ich selig!
Wohl nicht sel'ger könnt' ich seyn
O dann blüht schon Deine Freude
Nicht mehr ganz und voll und rein.

Bänglich wirst Du nur genießen,
Da Du Welt und Schicksal kennst;
Denn es warnt im Hintergrunde
Der Vergänglichkeit Gespenst.

G. Zimmermann.

Bruchstücke aus Johann Gottlieb Fichte's Lebensbeschreibung.

Von J. G. Fichte.

(Fortsezung.)

Fichtes erster Lehrer war der eigene Vater, der seinen Gottlieb wegen seines zarten Alters noch nicht zur Schule schicken wollte und den fähigen Knaben doch schon zu beschäftigen wünschte. Abends, wenn das Handwerk ruhte und auch die Gartenarbeit gethan war, nahm der Vater den Kleinen vor, übte ihn im Lesen, lehrte ihn fromme Lieder und Sprüche, und erzählte ihm dann auch wohl manches von seinen Wanderungen durch Sachsenland und Franken. Besonders aber pries er dann die Ufer und das gesegnete Land der Saale; der Knabe, dem jene Gegend, wie er wohl noch als Mann lächelnd zu erwähnen pflegte, dann im sonnenhellsten Schimmer da lag, wie ein fernes, seliges Land, ahnete damals wohl nicht, daß ihn das künftige Leben zweymal an jene Ufer führen, daß er die wichtigsten Jahre seiner Jünglings- und Manneszeit dort verleben werde. So hatte denn der Kleine bald das Amt im Vaterhause, der Familie das Morgengebet und den Abendsegen vorzulesen, und wie denn ein Pfarrer dem Landmanne die höchste und heiligste Würde ist, so mochte der gute Vater wohl schon damals die stille Hoffnung nähren, sein Sohn könne vielleicht einmal von der Kanzel des eigenen Dorfes der ganzen Gemeinde den Segen sprechen.

Einstmals, der Knabe war etwa sieben Jahre alt, hatte ihm der Vater zur Belohnung seines Fleißes aus der benachbarten Stadt die Volksbistorie vom gehörnten Siegfried mitgebracht. Das Buch, wohl das erste, was ausser der Bibel und dem Katechismus in des Kleinen Hände kam, erfüllte ihm Gemüth und Aufmerksamkeit so sehr, daß er für nichts anderes mehr Lust behielt; auch im Lernen wurde er unachtsam und fahrlässig, was ihm ernste Bestrafung zuzog. Da sah er endlich, daß er sein geliebtes Buch ganz von sich thun müsse, wenn es nicht schlimm mit ihm geben solle. Zugleich wollte er es auch strafen für den Schaden, den es ihm angethan. So ging er, das Buch in der Hand, an den Bach, der bey seines Vaters Hause vorbeyfloß, mit dem Vorsatze, es ins Wasser zu werfen; aber lange zauderte er, die erste Selbstüberwindung seines Lebens zu üben. Endlich, mit erneuertem Entschlusse, schleuderte er es weit von sich ins Wasser hinein. Als er es aber dahinschwimmen sah, übermannte ihn der Verlust, und er fing an bitterlich zu weinen. Hier traf ihn der Vater und vernahm von dem weinenden Kinde den Verlust des Buches; aber aus Scheu oder Verwirrung verschwieg es ihm den wahren Grund und Zusammenhang. Da zürnte der Vater sehr wegen der Vernachlässigung seines Geschenks, und bestrafte den Knaben mit ungewöhnlicher Härte: ein Vorspiel seines spätern Lebens, wo nicht selten auch gerade dasjenige, was er aus Ueberzeugung und mit Vorbedacht gethan, am meisten verkannt und mißdeutet wurde, oft auch aus dem ähnlichen Grunde der Unkenntniß des eigentlichen Zusammenhangs und der wahren Motive. Späterhin, als der Schaden vergessen war, und der Vater seinen Sohn wieder zu belohnen und zu erfreuen wünschte, kaufte er ihm ein anderes ähnliches Buch; aber da wollte der Knabe es gar nicht annehmen, sondern bat, es lieber seinen Geschwistern zu schenken, damit er nicht von Neuem jener Versuchung ausgesezt werde.

Digitized by Google

Hier müssen wir indeß noch eines Ereignisses gedenken, das ursprünglich unbedeutend, nachher für Fichtes ganze Zukunft von der entscheidendsten Wichtigkeit wurde. Der Pfarrer des Dorfes, ein trefflicher, von seiner Gemeine hochverehrter Mann, Namens Diendorf, ließ den Knaben, der ihm liebgeworden war, oft zu sich kommen, um ihn zu unterrichten und sonst sich mit ihm zu beschäftigen. Einst fiel es ihm ein, ihn zu fragen, was er wohl von der Predigt des vergangenen Tages ihm noch erzählen könne. Der Knabe beginnt und es gelingt ihm, den Gedankengang derselben nach den Hauptwendungen und mit den angeführten Bibelstellen ziemlich getreu wiederzugeben. Da erstaunte der Prediger über die Fassungskraft des Knaben und beschloß, ihn auf jede Weise zu fördern, ja, wo möglich, ihm zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung zu verhelfen, und so machte er auch gelegentlich die Gutsherrschaft mit dem Talente seines Schützlings bekannt. Nun geschah es, der Knabe mochte bereits acht oder neun Jahr alt geworden seyn, daß der Freyherr von Miltitz bey dem Grafen von Hoffmannsegg zum Besuche eintraf. Jener Edelmann, einem der edelsten Geschlechter Sachsens angehörend, welches auch noch jetzt ausgezeichnete und berühmte Glieder zählt, war außerdem noch durch Wohlthätigkeit und frommen Sinn überall hochverehrt. Schon lange hatte er sich darauf gefreut, einer salbungsvollen, gediegenen Predigt des wackern Diendorf beyzuwohnen, und wollte daher schon Sonntag früh vor der Morgenandacht bey seinem Gastfreunde eintreffen; aber er verspätete sich, und dieser zufällige Umstand entschied über Fichte's Schicksal und machte es ihm möglich, seine Lebensbestimmung zu erreichen. Denn als der Gast mit Bedauern der versäumten Predigt erwähnte, äußerte man wie in halbem Scherze, daß man allenfalls noch im Stande sey, diesen Verlust ihm zu ersetzen; es sey ein Knabe im Dorfe, der das Talent habe, eine gehörte Predigt aus dem Gedächtnisse wiederherzustellen. Der kleine Gottlieb wurde sofort geholt, und bald trat er mit seinem leinenen Bauernjäckchen und mit einem Blumenstrauße in der Hand, wie solchen seine Mutter der freundlichen Gutsherrschaft wohl manchmal zu verehren pflegte, in die Mitte der versammelten Gesellschaft. Die ersten Fragen beantwortete er einfach und ohne Scheu, in dem stillen Wesen bleibend, welches ihm gewöhnlich eigen war; als er aber aufgefordert wurde, aus der Predigt des Vormittags Einiges zu erzählen und er dabey, sich anstrengend, in Feuer gerieth, belebte sich Stimme und Ausdruck immer mehr. Er schien die Gesellschaft fast ganz zu vergessen, und unter dem Zuströmen der Gedanken aus der Erinnerung konnte er gar nicht enden, bis der Hausherr ihn unterbrach, indem das zur Probe Begonnene allzu viel Zeit einzunehmen schien, und die ernsten Gegenstände der Predigt wenig zur fröhlichen Stimmung der Gesellschaft passen mochten. Dennoch schien der kleine Vorgang auf den Freyherrn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und er beschloß, bey dem Pfarrer sich weiter nach dem merkwürdigen Kinde zu erkundigen. Dieser, der schon lange eine Gelegenheit wünschte, seinen Liebling empfehlen zu können, befestigte den Freyherrn in seinem bald schon entworfenen Plane, für die Erziehung des Knaben zu sorgen, falls die Eltern sich bewegen ließen, ihm denselben zu überlassen. Ein Landmann mit zahlreicher Familie, welcher er bey seinen andern Arbeiten außerdem wenig Sorge schenken kann, wird sich sonst wohl nicht leicht bedenken, eins seiner Kinder, noch dazu unter solchen Bedingungen, von sich zu lassen, und auch hier leuchtete den Eltern sogleich die Wichtigkeit jenes Vorschlages für die ganze Zukunft ihres Sohnes ein, und sie hätten leicht eingewilligt, wäre die Mutter nicht in ihrem Gewissen beunruhigt gewesen, ihr theures, bisher so fromm erzogenes Kind fremden Menschen, besonders denen eines üppigen Edelhofes, zu überlassen. Der Freyherr selbst, meynte sie, sey gewiß ein edler und frommer Mann, doch könne er einmal nicht alles wissen, was in seiner Nähe vorgehe, und besser sey es, ihr Kind bleibe ungelehrt und unbedeutend, als daß es an seiner Seele Schaden leide. Da ließ der wackere Freyherr sich die Mühe nicht verdrießen, mit den Eltern zu unterhandeln und ihnen ausdrücklich die Versicherung zu geben, daß ihr Knabe ihm wie seine eigenen Kinder empfohlen seyn solle, daß er dieselbe Aufsicht und Erziehung, wie diese, genießen werde. Nun willigten die Eltern ein auf das Zureden des Predigers, und der Freyherr nahm den Knaben bey seiner Abreise sogleich mit sich. Zuerst kam er nach Siebeneichen, einem Schlosse des Freyherrn unfern der Stadt Meißen am Elbstrome, und noch in spätern Jahren äußerte er, welch einen gewaltigen Eindruck das Schloß und seine Umgebungen auf ihn gemacht hätten; die Parkanlagen und gebirgigen Eichenforsten um dasselbe, das Gebäude selbst, das in seinem damaligen Zustande die alte Ritterburg nicht verläugnen konnte — Alles gab dem unerfahrenen Kinde ein Gefühl des Düstererhabenen, fast Schreckenden. Zugleich war er zum ersten Male allein in der Fremde, ohne ein Wesen, dem er die Sorge um ihn hätte ansehen, dem er hätte vertrauen können; und so befiel ihn eine tiefe Traurigkeit, ein Heimweh nach den Aeltern, das sogar seine Gesundheit anzugreifen schien. Aber auch hier trat der treffliche Pflegevater besonnen und wohlmeynend dazwischen; er beschloß, den Kleinen einem frommen Prediger in der Nachbarschaft anzuvertrauen, der, selbst ohne Familie, zugleich eine große Liebe für die Kinder hegte, und bey diesem Manne, auf dem Dorfe Niederau bei [illegible] verlebte Fichte seine schönsten Jugendjahre [illegible] seinem Mannesalter gedachte er mit [illegible]

Digitized by Google

herzlichem Danke des frommen Predigerpaares. Er erfuhr hier eine Liebe, wie sie nur wahre Eltern zu erweisen pflegen, und noch später erzählte er, wie sie auch die kleinsten häuslichen Genüsse mit ihm getheilt hätten, und in Leid und Freude ihn als den ihrigen angesehen. Deßhalb schloß sich aber auch der Knabe unauflöslich an sie an, besonders an seine Pflegemutter, und ihre frommen Lehren und Ermahnungen machten auf ihn einen Eindruck, der ihn weit in sein künftiges Leben hinein wohlthätig begleitete.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Cousin gehört mit zu den Leuten, welche im Laufe des Jahres die meiste Sensation erregt haben; denn beynahe 2000 Menschen drängen sich hervey, um ihn anzuhören; man erstickt während seiner Vorlesungen, zuweilen wird Jemand ohnmächtig hinausgetragen; man sieht die jungen Leute gierig jedes Wort, das aus dem Munde des Professors strömt (und während 2 Stunden strömen deren nicht wenige heraus), verschlingen; überall sind Federn in Bewegung, um diese köstlichen Worte aufzubewahren, allein kaum die Hälfte davon ist den Herrn verständlich; denn die französische Sprache gibt sich zu der philosophischen Terminologie nicht wohl her; um desto mehr ist es zu bewundern, wie der Professor die deutschen Ausdrücke so geläufig ins Französische übertragen kann, als ob er es mit der gewöhnlichen Konversationssprache zu thun hätte. Zuweilen geräth der Mann in Feuer, und dann strömen aus seinem Munde mystische Ergießungen, die in einigen Flugschriften hart getadelt werden und auch schon einige junge Leute verwirrt haben sollen. Solch ein Professor, durch den possierlichen Odry in einem Vaudeville dargestellt, muß sich natürlich komisch ausnehmen. Der Globe, ein Blatt, das von Verehrern Cousins herausgegeben wird, meynt, hier habe ein neuer Aristophanes sich über Sokrates lustig gemacht; allein so viel ich weiß, ist dieß das erstemal, daß Cousin mit Sokrates verglichen wird, wiewohl er den Plato übersetzt und nachgeahmt hat.

Nun scheint die Frau von Genlis ihr letztes Werk dem Publikum geschenkt oder verkauft und von demselben wirklich Abschied genommen zu haben. Wenigstens führt das neulich von ihr herausgegebene Werk: Melgis Reise, auf dem Titel den Zusatz: letztes Werk der Frau von Genlis; vielleicht ist dieß so zu verstehen, daß Melgis Reise zuletzt von der rüstigen Verfasserin geschrieben worden; denn es läßt sich kaum vermuthen, daß eine Frau, die ihr ganzes Leben hindurch geschrieben und gedichtet und 8 Bände mit ihrer Lebensgeschichte angefüllt hat, nicht bis zu ihrem Ende schreiben und jährlich ein kleines Supplement zu ihren Memoiren liefern werde. Sie ist sicher einer der sonderbarsten Charaktere, welche Paris aufzuweisen hat, eine Schriftstellerin, welche die Feder mit einer Gewandtheit und Eleganz führt, die manchen Männern fehlt, die stets eins und dasselbe im Munde geführt und in ihren Schriften durchzuführen gesucht hat: Haß gegen die französischen Philosophen, blinde Verehrung der alt-französischen Aristokratie und mitunter andächtige Herzensergießungen und fromme Aeußerungen und Schimpfreden auf den Zeitgeist. Vormals, als sie noch reizende Novellen schrieb, bewarben sich Buchhändler um ihre Manuscripte und bezahlten sie theuer; allein seitdem sie in ein breites Gewäsch gefallen ist, setzen sich ihre Schriften schwer ab; einige sind kaum bekannt geworden. An dem gewandten und thätigen Ladvocat hatte sie einen Verleger gefunden, wie sie ihn wünschte; denn Ladvocat zahlte vortrefflich, ließ die Schriften aus seinem Verlage in den gelesensten Zeitungen unaufhörlich und in den pomphaftesten Ausdrücken herausstreichen; das Publikum kaufte und las, und somit ging alles gut für die Schriftstellerin, weshalb auch die Frau von Genlis in ihren Memoiren den Hrn. Ladvocat hübsch lobt und rühmt. Allein 8 Bände Memoiren, wozu man noch 2 andere Bände angeheftet hat, unter dem Vorwande, daß sie zu den Memoiren gehören, sind doch für den Verleger, welcher, wie es heißt, 40,000 Franken Honorar dafür gezahlt hat, hart anzubringen gewesen, und es scheint, daß Hr. Ladvocat es bey diesen 10 Bänden hat wollen bewenden lassen, ohne noch den neuen Zusatz, die Reisen Melgis (Anagramm von Genlis) anzukaufen und zu verlegen, weshalb diese denn auch bey einem andern, wenig bekannten Buchhändler erschienen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Januar.

Es ließ sich erwarten, daß bey der Menge der Taschenbücher auch die Musik nicht würde vergessen werden; wir haben also auch wirklich ein Musical Souvenir in 4. und ein Musical Bijou in 4. Das erste ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Das letztere enthält bey einem gefälligen Aeußern mehrere artige Lieder von Scott, Hogg und andern, von denen einige sehr gut in Musik gesetzt sind. Ein Walzer, angeblich die letzte Composition unsers verewigten Webers, ist besonders interessant. Auch enthält das Buch 3 Steinzeichnungen im besten Geschmacke dieses Kunstzweiges. Am anziehendsten darunter für den Deutschen ist wohl der Kynast, wozu Planché, der bekannte Verfasser der Donaufahrt, eine sehr artige Ballade geschrieben hat.

Ich kann den Artikel der Anniversarys nicht verlassen, ohne die merkwürdige Thatsache mitzutheilen, daß viele tausend Exemplare der Taschenbücher stückweise unter das Publikum kommen, indem mehrere Kupferstichhändler die Kupfer herausreißen und einzeln absetzen, und das Buch selbst dann um ungefähr ein Viertel des Preises verkaufen, wodurch sie mehr als 100 Prozent an jedem Buche verdienen, folglich weit mehr als die Buchhändler, die solche ganz verkaufen. Ich kenne einen kleinen Kupferstichhändler, der auf diese Weise 100 Exemplare von dem Keepsake allein losgeworden ist.

Zu unsern jetzigen Romanschreibern gehört auch der Spanier Trueba, ein junger Mann von Geist, der sich bereits durch seinen Gomez Arias ausgezeichnet hat; in einem eben erschienenen Roman, the Castilian betitelt, entwickelt er eine Kraft, wie man sie nicht gewöhnlich findet. Der Zeitpunkt ist die Regierung Peters des Grausamen und dessen Absetzung durch seinen Bruder, eine Begebenheit, welche die Blüthe der englischen und französischen Ritterschaft feindselig auf spanischem Boden zusammenbrachte. Don Trueba hat von diesem reichhaltigen Material einen trefflichen Gebrauch gemacht; es fehlt ihm jedoch zu sehr an Gemüth, um das wahre Wesen des Ritterthums und den Zauber, welcher über jener so rohen Zeit verbreitet ist, zu begreifen und darzustellen.

Zu den polemischen Romanen der Zeit gehört the Protestant, eine intolerante, gegen die bürgerliche Freyheit gerichtete Schrift, welche indessen manche gute Schilderungen und Situationen enthält. Aber der üble Geist, welcher das Werk eingab, ist um so mehr zu bedauern, da es eine Frau geschrieben hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Februar 1829.

Ja, es ist alles bereit in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma!

Goethe.

Der Petersplatz zu Rom.

Wer auch nie in Rom war, noch dahin kommen wird, trägt in der Phantasie ein Bild von St. Peter und dem Vatikan; jedem drängt sich bey Nennung dieser Namen eine Masse von Vorstellungen und Gefühlen auf; wer aber je gegen Sonnenuntergang einsam in den schweigenden Gemächern des Vatikans umherwandelte, der hat gefühlt, daß sich wohl auf keinem Standpunkte vor dem innern Sinn der politische und moralische Horizont der Menschheit weiter dehnt als auf diesem; hier ist der königliche Saal, an seinen Wänden kniet Heinrich IV. baarfuß vor Gregor VII. und der Gräfin Mathildis, wird Colignys Leichnam aus dem Fenster geworfen, demüthigt sich Otto der Große zu Venedig vor dem Pabste; dort ist das Borgiasche Gemach Alexanders VI. und seines Sohnes Cäsar Borgia; dort sind die Raphaelschen Logen und Tapetenzimmer Leos X., durch das Geld, das sie gekostet, die mächtigen Förderer der Reformation. Doch wir sprechen weder von den Kunstschätzen des Vatikans noch von seinen Blitzen, wir treten weder in die Kirche noch in den Palast, sondern bleiben auf dem ungeheuren Platze vor denselben und sehen die guten Quiriten des neunzehnten Jahrhunderts, ferne vom alten Forum, an einem hohen Festtage ihr Wesen treiben. Denn nicht nur die todten Gegenstände sprechen hier mit tausend Zungen, auch dem Treiben der Lebendigen ist jezt noch eine Originalität aufgedrückt, wie man sie auf den öffentlichen Plätzen der größten Städte des übrigen Europas vergeblich sucht.

Der Weg zum Petersplatz aus dem eigentlichen Rom führt durch die Strada papale. Dieser Weg, den der Pabst einschlägt, wenn er sich vom Monte Cavallo nach dem Vatikan oder umgekehrt begibt, geht durch eine Menge der engsten, schmutzigsten und wegen des beständigen Gedränges der Wagen gefährlichsten Gäßchen, wie sie nur in der häßlichsten Kleinstadt gefunden werden können. An Fest- und Sonntagen wimmelt es hier vom frühesten Morgen an von Leuten aus den verschiedensten Ständen, welche sämmtlich à San Pietro gehen. Den Reihen beginnt das Heer aller derer, welche geistige oder leibliche Speisen auf dem Petersplatze feil bieten wollen. Zu den ersten gehören die Verkäufer von Heiligenbilder, Legenden, Meßbüchern, Amuletten, Kreuzen, Rosenkränzen u. s. w., zu leztern so ziemlich alles, was kalte Küche und Getränke verkauft. Da sämmtliche Waaren dergestalt auf Esel gepackt werden, daß ihnen die Lastkörbe an beyden Seiten weit abstehend am Leibe herabhängen, so geschieht es nicht selten, daß sich wegen der Enge des päbstlichen Weges diese Caravanen in einander verwickeln und gegenseitig zu Boden werfen. Dann fallen die Heiligen über die Schlackwürste her, die Crucifixe gerathen unter die Citronenpressen, die Pfeffernüsse in die Limonadengefäße, die Händler unter einander ins Handgemenge. Ein Chaos entsteht, dessen Ende nicht abzusehen wäre, wären nicht die Gensdarmen da, um nöthigenfalls Hand anzulegen. Am ruhigsten bey der ganzen Scene verhalten sich die Esel, denen nicht selten, am Boden liegend, ein Honigkuchen

Digitized by Google

oder eine Semmel vors Maul fliegt, Dinge, welche ihnen nicht alle Tage geboten werden.

Ist die Eselkaravane vorüber, so folgt das Bergvolk (Montanari) der umliegenden Gegend, welches, nachdem es in der Woche den faulen Römern ihr Land gebaut, an Sonn- und Festtagen nach der Peterskirche wallfahrtet. Daß sie keine Schuhe, sondern statt deren Lumpen, mit Bindfaden um Fuß und Bein gewickelt, tragen, ist nicht Armuth oder Sparsamkeit, sondern ein Hülfsmittel, um die Berge zu erklettern. Während die Männer frank und frey einhergehen, erliegen die Weiber fast unter den Lasten, welche sie auf dem Kopfe tragen; ein Beweis, daß diese Bergbewohner noch im Stande der Unschuld leben, weil sie im Weibe keine Herrin, sondern eine Sklavin anerkennen. Man behauptet, es gebe viele glückliche Ehen unter ihnen. Ihre Kleidung, ohnstreitig die interessanteste Seite an ihnen, ist dieselbe, mit welcher auf den alten Gemälden die Mutter Marie, der heilige Joseph und die Hirten angethan sind. Auf dem Platze angekommen, spielen sie, von Ferne vor den Buden stehend, die Komparsenrollen so natürlich, daß man sie für stumm halten sollte. Hinter ihnen treibt sich das ganze Heer von Bettlern her, welche Tag für Tag, besonders aber an Sonn- und Festtagen auf den Stufen der Peterskirche gelagert sind. Gegen die Stunde der Messe kommen die geistlichen und weltlichen Equipagen an. Um beyde Gattungen von einander zu unterscheiden, bedarf es nur des Gehörs; die da krachend fahren wie das wüthende Heer, sind die weltlichen, die wie ein sanfter Donner rollen, die Prälaten, die im Schritte einherziehenden, die Kardinäle. Da die Räder der lezten ohnedem nicht beschlagen sind, so machen diese Fürsten der Kirche den wenigsten Lärm. Trügen ihre Pferde nicht einen Quast auf dem Kopfe und zwey am Halse herabhängend, läge nicht hinten zur rechten Hand der kleine seidene Baldachin auf dem Wagen, welchen die Bedienten über ihrem Haupte ausbreiten, wenn sie vor dem durch die Straßen getragenen Allerheiligsten aussteigen und niederknieen müssen, und präsentirte nicht das Militär vor ihnen, jeder deutsche Bürgermeister würde mehr Pomp machen, als die Fürsten der römischen Kirche.

Nach der Mittagsmesse erscheint das ganze Borgoviertel im größten Staate, die Männer in sammtnen oder manchesternen Kamisolen, bey den Kleinmeistern von heller, meistens von grüner, bey den Gesetztern von schwarzer Farbe, mit weißen Schärpen und superfeinen Felpahüten, die Weiber in Atlasspenzern, musselinenen Röcken, bunten Zeugschuhen mit tellergroßen Schnallen, in den Ohren ellenlange Ohrenringe, und auf den Köpfen die hochgezackten silbernen Kämme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Johann Gottlieb Fichte's Lebensbeschreibung.

Von J. G. Fichte.

(Beschluß.)

II.

Fichtes Aufenthalt in Schulpforta.

In eine fremde Welt voll widerstrebender Kräfte trat der etwa dreyzehnjährige Knabe, seinen freyen Bergen und lustigen Wäldern entnommen; Alles, was ihn bisher erfreute, tröstete, erquickte, entbehrte er hier; und je scheuer der einsam Erzogene in der neuen Umgebung dastand, aber je mehr er innerlich keimende Charakterkraft aufzuwenden hatte, desto entschiedener mußte die Wirkung auf ihn seyn. Seit diesem Lebensalter stand er völlig allein in der Welt, nur auf sich selbst angewiesen und der eigenen Kraft vertrauend. Und eben hierin, in dem Kampfe mit einer so ungünstigen Umgebung, den er von Jugend auf in den wechselndsten Gestalten zu bestehen hatte, sehen wir den Grund, daß bey seinem tiefen Gefühle, bey den wohlwollenden Regungen, deren sein Gemüth in einem so hohen Grade fähig war, dennoch kräftige Selbstständigkeit, scharfe Klarheit über sich selbst und seine Umgebung, und unverrücktes Festhalten am Erkannten und Gewollten der hervortretende Grundzug seines Charakters geworden ist.

Gleich Anfangs machte die fremde Umgebung, das klösterlich Düstere des Hauses, selbst die Abgeschiedenheit von Wald und Feld, in denen er sonst frey umherzuschweifen gewohnt war, einen tiefen Eindruck auf den Knaben. Alles drückte ihn in sich selbst zusammen, und während seine Thränen, sein stiller Trübsinn von den andern nur verspottet wurde, fehlte es ihm an Besonnenheit, darauf nicht zu achten, oder an Muth, einem Lehrer seine Noth anzuvertrauen. Er beschloß zu fliehen, und indem Schaam und die Furcht, nach Pforta zurückgebracht zu werden, ihn abhalten mochten, zu seinem Beschützer oder zu seinen Pflegeeltern sich zurückzuwenden, kam ihm der Gedanke, überhaupt nur das Weite zu suchen und auf irgend einer fernen Insel, von Menschen abgeschieden, herrliche Tage der Freyheit zu verleben. Campes Robinson, der auf irgend eine Art in seine Hände gekommen seyn mochte, hatte ihm den seltsamen Gedanken eingegeben. Die Ausführung des Planes war leicht; er durfte nur an dem Wochentage, wo man die Schüler ins Freye führte, unbemerkt von den Uebrigen sich entfernen. Aber verstohlen von dannen gehen, wollte er nicht; es sollte als eine That einleuchten, zu der Nothwendigkeit ihn getrieben. Er erklärte daher seinem Obergesellen, daß er seine schlimme Behandlung nicht länger ertragen wolle, daß er nächstens davongehen müsse, wenn es nicht besser damit werde. Natürlich wurde diese Drohung nur mit Lachen und Spott

Digitized by Google

aufgenommen, und nun glaubte der Knabe gleichsam mit Recht und Ehre davonziehen zu können. Die Gelegenheit war bald gefunden, und er eilte rüstig auf dem Wege nach Naumburg dahin, nachdem er schon vorher durch Landkarten über die Straße nach Hamburg sich orientirt hatte. Da gedachte er im Laufen des Spruches seines alten Predigers, daß man jedes Werk mit einem Gebete um göttlichen Beystand beginnen solle, und auf einem schönen Hügel sank er auf die Knie. Aber während des Gebets fielen ihm seine Eltern ein, ihre Sorge um ihn und der vielleicht sie tödtende Gram, wenn er jezt plötzlich verschwände. „Sie niemals wieder sehen zu dürfen," dieser Gedanke faßte ihn mit ganzer Gewalt, und sein Muth und seine Freude am Wagstücke war mit einem Male dahin. Er beschloß, eilig umzukehren und jeder Strafe sich auszusetzen, um nur seine Mutter einst wieder sehen zu dürfen. Auf der Heimkehr begegnete er auch schon den nach ihm Ausgesandten, indem sein Obergesell, durch das Ausbleiben seines Pflegebefohlnen aufmerksam geworden, von seinem Verschwinden Anzeige gemacht hatte. Vor den Rektor geführt, gestand der Knabe sogleich, daß es sein Vorsatz gewesen sey, zu entfliehen; zugleich erzählte er aber so treuherzig und offen sein ganzes Ergehen und Gefühl, daß der Rektor, innig gerührt, ihm nicht nur jede Strafe erließ, sondern auch besonders für ihn zu sorgen und ihn in Obhut zu nehmen beschloß. Er wurde einem andern Obergesellen übergeben, der durch treuherzige Freundlichkeit bald seine ganze Liebe gewann, und der auch noch auf der Universität und später sein Freund und Genosse blieb; es war, irren wir nicht, sein Landsmann, Karl Gottlob Sountag, der später als Livländischer Generalsuperintendent und evangelischer Prediger in Riga durch Wort und That so verdienstlich wirkte.

Von nun an wurde der neue Aufenthalt dem heranwachsenden Knaben allmählig lieber, da er sich kräftig angezogen, geistig genährt und beschäftigt fand, ja bald fühlte er sich vollkommen glücklich in der neuen Lage. Zwar waren Anfangs in seinen Kenntnissen noch manche Lücken auszufüllen; aber bey Fleiß und bedeutenden Fortschritten war auch dieß Hinderniß besiegt, er wurde bald Obergesell, und nun begann eigentlich für ihn die bildende Zeit seines Jünglingslebens auf jener Anstalt, die auch für die spätern Jahre in jeder Beziehung wichtig wurde. Es fand nämlich dort ein steter Wetteifer unter den Talentvolleren statt, wer rascher, leichter, glücklicher arbeiten könne; und indem so Fleiß und Eifer mannigfach angespornt wurde, mußte auch wohl, was eigentlich verboten war, die Nacht für die Arbeit zu Hülfe genommen werden. Man verhängte die Fenster der Zellen, um den Lichtschimmer zu verbergen, und gesellig oder einsam war Fichte manche Nacht beschäftigt, ein heimlich erworbenes Buch zu lesen, oder lateinische Verse zu machen. Zugleich war damals bey den ältern Schülern die Richtung vorherrschend, in Urtheil und Wissen so viel als möglich von ihren Lehrern sich unabhängig zu machen, vorzüglich von den bejahrteren, die das Hergebrachte in jeder Art wohl besonders aufrecht erhalten mochten; ja der Zufriedenheit oder des Tadels solcher Lehrer achtete man weniger, wenn man nur der eigenen gegenseitigen Achtung gewiß war. Ueberhaupt trat in dem Geiste der Zöglinge eine eigene Mischung von geistiger Frische, kräftigem Streben und dem Triebe hervor, keine Autorität mehr anzuerkennen, ja es schien sich dort im Kleinsten fast der Kampf zu wiederholen, der in Deutschland damals im Großen zwischen der alten Generation und der jungen, fast gewaltsam aufstrebenden Zeit obwaltete. Aus diesem Grunde suchten auch die ältern Lehrer allen Schriften den Eingang in die Schule zu verwehren, welche ihnen das Gepräge dieser neuen Zeit zu tragen schienen. Wieland, Lessing, Goethe waren streng verboten, nicht minder das, was Aufklärerisches von Berlin ausging. Statt dessen wurden die Schüler an die Alten verwiesen, als ob nicht gerade in ihnen auch nach dieser Ansicht des Verfänglichen viel wäre, und von den neuern Dichtern wurde nur Haller, und nicht einmal Alles von Klopstock und Gellert ihnen verstattet. Es gelang indeß Fichte'n, von einem jüngern Lehrer Lessings Streitschriften mit Göze mitgetheilt zu erhalten; und wiewohl der eigentliche Gegenstand des Streites seinem Urtheil und Interesse fremd seyn mußte, so zog ihn doch die Frische der Darstellung, die Kraft der Polemik gewaltig an. Der Antigöze, dessen Nummern bogenweise in kleinen Zwischenräumen erschienen, wurde mit Ungeduld erwartet und aber und abermals von ihm so oft gelesen, daß er ihn stellenweise im Gedächtniß behielt. Es war die erste Anregung eines mächtigen, ihm verwandten Geistes, die gewaltig zündend in ihm die rechte Mitte traf. Der Trieb nach unbedingter Prüfung, nach freyester Forschung wurde geweckt; ja indem zum ersten Male in ihm zum Bewußtseyn kam, was wissenschaftliche Einsicht sey und die also erworbene Erkenntniß, mußte dem Jünglinge fast die Ahnung eines neuen geistigen Lebens aufgehen. Und wenn man späterhin in Fichte's Darstellungsweise, in seiner Polemik besonders, Spuren jener Geistesverwandtschaft zu erblicken glaubte, *) so möchten wir wohl nicht mit Unrecht den Grund davon in jener ersten Anregung finden. Auch war schon damals Lessing für Fichte ein Gegenstand solcher Verehrung, daß er es sein Erstes seyn lassen wollte, von der Universität aus zu ihm zu wandern, um an seinem persönlichen Worte sich zu erfreuen, eben so wie er später Kant aufsuchte. Leider blieb dieser Plan aus Geldmangel unausgeführt, und weil auch bald darauf, nachdem Fichte die Universität be-

*) Siehe Friedrich Schlegels Charakteristiken und Kritiken, erster Band, Seite 183, und Andere.

Digitized by Google

zogen, der Treffliche durch frühzeitigen Tod dem Vaterlande entrissen wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Wir haben mehrere Neuigkeiten an Zeitschriften, unter andern eine militärische Monatschrift unter dem Titel: The United Service Journal. Das erste Stück ist ein gutes Muster von dem, was man in diesem Fache erwarten kann; Memoires ausgezeichneter englischer Offiziere, Skizzen von Belagerungen und Schlachten, Kritiken, Nachrichten von Erfindungen im Kriegs- und Seewesen, von Entdeckungen auf dem Meere u. s. w., militärische Statistik (wie z. B. über den Zustand der preußischen Armee), alles in einem leichten, angenehmen Styl, wie er allein ein solches Werk unsern jungen Offizieren lesbar machen kann. Folgende Skizze darin ist von dem rühmlich bekannten peruvianischen General Miller mitgetheilt: „Die Umgebung der Hauptstadt Lima wird häufig von Räubern unsicher gemacht, welche beym hellen Tage ihr Handwerk treiben. Diese Räuber sind meistentheils freye Mulatten und Andere von gemischter Raçe. Das Uebel besteht schon seit undenklichen Zeiten und ist rein spanischen Ursprunges; denn die Indianer in den abgelegenen Dörfern sind so ehrlich, daß wenn eine Familie eine Zeitlang ihre käfigartige Hütte verläßt, die Thüre halb offen gelassen und eine Bürste in die Schwelle gesteckt wird; eine mit diesem Zeichen versehene Hütte zu betreten, wird für schlimmer als Kirchenraub gehalten. Manchmal erscheint eine wohlberittene und bewaffnete Bande eine Viertelstunde von Callao, marschirt dann auf Lima zu, nimmt einem Jeden, der ihnen in den Weg kommt, höflich die Börse ab, zwingt ihn, sie bis vor die Thore der Stadt zu begleiten und zerstreut sich dann eben so schnell, als sie gekommen war. Einige reiten kühn in die Stadt hinein, andere verbergen sich im Schilf und andere eilen in ihre Heimath zurück, wo sie ruhig ihres Raubes genießen. Es sind deren oft gegen 30, und manchmal schleppen sie über 20 Wagen und eine Menge Fußgänger hinter sich her, während die Vorderen immer frische Beute machen. Sie begehen selten einen Mord und vermeiden es besonders, Offiziere oder Beamte zu berauben; wenn ihre Anzahl nicht sehr groß ist, greifen sie überhaupt keine vornehmen Personen an; Ausländer und Fremde entgehen ihnen aber nie. Im Jahr 1822 wurden zwey chilische Herrn angehalten. Der eine sagte zum Hauptmann, das Pferd, welches er reite, gehöre einem Offizier und sey so kostbar, daß er es ihm nicht würde vergüten können. Der Hauptmann erwiederte, sie hätten eben jetzt einen Zug vor, wobey ihnen gute Pferde nöthig seyen; wenn der Herr ihm aber seine Wohnung angeben wolle, so solle das Thier ihm zurückgeschickt werden. Auch fand man es wirklich einige Morgen darauf im Hofe des Hauses, wo der Chilier eben wohnte. Der Andere erhielt auf seine Vorstellung, daß er, wenn sie ihm all sein Geld nähmen, in der Stadt nicht werde leben können, 100 Thaler zurück, und Räuber und Beraubte nahmen sehr höflich von einander Abschied. Die Straflosigkeit dieser Spitzbuben kömmt wohl vorzüglich von der Schonung her, die sie den Vornehmeren angedeihen lassen."

Das sechste Stück des Foreign Quarterly Review wird in ein Paar Tagen erscheinen und unter andern interessanten Aufsätzen eine Kritik über Raumers Geschichte der Hohenstaufen enthalten. Von diesem Artikel habe ich die Probebogen gesehen; er enthält freylich nicht viel von eigentlicher Kritik, was auch bey einem so ausgedehnten Werke und im Auslande kaum zu erwarten steht, dagegen aber die vollkommenste Uebersicht des Inhalts, die man nur geben konnte, was am Ende doch das Nützlichste für den Leser ist, der eine Bekanntschaft mit fremden Werken sucht, und was man nur zu oft in unsern vierteljährigen Zeitschriften vermißt, die mit dem Namen Review prangen.

Das letzte Stück des Weekly Review enthält eine ernsthafte Klage über die königliche Gesellschaft; sie soll nämlich mit den zwey königlichen Medaillen, die sie zu vertheilen hat, nicht nur nachlässig verfahren, sondern wirklich einen Handel treiben. Unter andern wird behauptet, sie habe eine derselben bey der neulichen Vertheilung kurz vor dem Essen in aller Eile, nachdem der Präsident schon den Stuhl verlassen, unserm Encke zuerkannt, und zwar nicht für seine unschätzbare Ephemeris, sondern für seine Entdeckung des Kometen von 1822, und die andere dem eben verstorbenen Dr. Wollaston, von dem sie ein bedeutendes Vermächtniß erwartete, obgleich sie vorher unserm Landsmanne Mitscherlich bestimmt gewesen sey. Wie weit diese Beschuldigungen gegründet sind, weiß ich nicht, aber auf jeden Fall sind sie merkwürdig.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Ladvocat hat es mit zwey sonderbaren Frauen zu thun gehabt, deren Memoiren er verlegt hat; die eine war Frau von Genlis und die andere die berüchtigte Contemporaine, von welcher ebenfalls 8 Bände Memoiren erschienen sind, und die des Geldes noch mehr benöthigt war, als die Frau von Genlis, bey welcher das Geld nun einmal nicht haften will, obschon es ihr in ihrem Leben nie an Gelegenheit gemangelt hat, Geld zu erwerben. Die Contemporaine, das heißt die Frau von St. Elme, hat ihren Kredit im Publikum noch viel geschwinder verloren, als die Frau von Genlis; letztere besitzt doch Talent und hat vortreffliche Schriften geliefert, wenn sie auch in Hinsicht ihres Charakters und Betragens oft starke Blößen gezeigt hat; allein von der Frau von St. Elme weiß man nichts weiter, als daß sie in ihrer Jugend Liebesabenteuer gehabt und nun, da ihre Reize verblüht sind, die Geschichte dieser Abentheuer dem Buchhändler Ladvocat verkauft hat. Dieser dachte vermuthlich anfangs die Abentheuer dem Publikum so vorzusetzen, wie sie ihm verkauft worden waren; als er aber sah, daß sie dem Publikum behagten, ließ er sie durch junge Schriftsteller, wie es deren eine Menge in Paris gibt, weiter ausspinnen, und zwar mit einer solchen Zuversicht auf die Gutmüthigkeit des Publikums, daß die Liebesabentheuer zu 8 Bänden anwuchsen; also ein würdiger Pendant zu Frau von Genlis Memoiren. Das Publikum verschlang die 8 Bände, wie es alle Neuigkeiten dieser Art verschlingt; ich glaube aber doch, nachgerade hat es sich über seinen Heißhunger geschämt, und die Memoires d'une contemporaine sind in der öffentlichen Meynung sehr gesunken. Dies kam daher, weil man doch bald den Trug entdeckte, daß die Memoiren nicht von der abentheuerlichen Frau selbst geschrieben seyen, und daß vielleicht nur ein Zehntel, vielleicht noch weniger von allem dem, was in den 8 Bänden steht, wahr sey. Dem Publikum geschieht auch schon recht, daß man es mit so vielen vorgeblichen Memoiren täuscht, die meistens nur Dichtung sind; denn warum greift es so blindlings zu, ohne zuerst zu untersuchen, ob die Waare, die man ihm anbietet, ächt ist oder nicht? Die Contemporaine hatte bey der guten Spekulation des Buchhändlers Ladvocat wenig gewonnen; denn man hatte sie mit einigem Gelde abgespeist, dagegen die sogenannten Arrangeurs oder Verarbeiter gut belohnt worden waren. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Februar 1829.

Du stellst in jedem Wort dir ein Geheimniß vor,
Klug in verwirrter Sach', in deutlicher ein Thor,
So hast du mir zwar lang im Fußsteig nachgesetzt,
Im Landweg aber da verlorst du mich zuletzt.

Wernike.

Vom Geist der vormaligen geheimen Polizey in Paris.

Da die hohe Pariser Polizey in ihrem mystischen Dunkel auch bey uns von jeher der Gegenstand allgemeiner Neugierde war, wird Niemand ohne Interesse vernehmen, daß das politische Spionirsystem unter Villèle, das durch die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich ziemlich verächtlich geworden war, nun auch gleichsam offiziell lächerlich gemacht worden ist. So eben erscheint nämlich in Paris ein Abdruck der Register der politischen Polizey unter Delavaus Verwaltung, und zwar, so unglaublich es seyn mag, ein treuer, authentischer Abdruck. Zu beleuchten, wie merkwürdig eine solche Erscheinung im heutigen Frankreich ist, gehört nicht hieher, und wir bemerken nur, daß jedem Unbefangenen, nachdem er dieses Repertorium der Schande und Verdorbenheit durchgegangen, sich nothwendig der Gedanke aufdrängt, es gebe doch in der menschlichen Gesellschaft nichts Verächtlicheres und Einfältigeres zugleich als ein solches System, und durch die schimpflichsten Mittel gelange man am Ende zu keinem als zu einem lächerlichen Resultat. Es ist einem, als lese man in Wagners Gespenstern, jezt von Kettengerassel und blauen Flammen, jezt von wunderbarem Stöhnen und Rauschen; man schaudert, man ist auf Gräßliches gefaßt; was ist es? ein Hufschmied wohnt in der Nähe und eine Katze ist in einen Schrank gesperrt worden. Dieß ist in wenigen Worten die Geschichte der geheimen Polizey, die sich selbst mystifizirt.

Wir erzählen einige lustige Beyspiele dieser fortwährenden Selbsttäuschung.

Wer ist der gefährliche Verschwörer, den die Polizey Tag und Nacht nicht aus den Augen läßt? Bey Tag gehen viele Leute bey ihm ein und aus, Nachts aber schleicht er, in den Mantel gehüllt, durch die Straßen und verschwindet in einem nicht erleuchteten Hause. Kann man zweifeln, daß dieser Mensch gegen Thron und Altar konspirirt? Wahrscheinlich hat er Kameraden in Piemont und Neapel. Wo nimmt die Polizey Arme, wo Augen genug her? Man verliere ihn ja nicht aus dem Gesicht, man spare kein Geld, es gilt das Wohl von Haus Bourbon! Das Geld wird nicht gespart, und so weiß man in Kurzem, daß das geheimnißvolle Wesen ein Advokat ist, der, nachdem er den Tag über mit seinen Klienten verhandelt, sich Abends gütlich thut.

Gleich der erste Bericht an den Polizeypräfekten ist überschrieben; Acteurs de la Gaieté, Ferdinand, Dumesnil, Lequior, Hippolyte. Was haben diese Herrn mit der Politik zu thun? Delavau war hinterbracht worden, unter den Schauspielern jenes Theaters herrsche im Allgemeinen ein sehr schlimmer Geist. Welche Gefahr! Aber ruhig, Delavau wacht; durch eine jener großen Maßregeln, wodurch die Staaten gerettet werden, wird das Gaietétheater in Belagerungszustand erklärt. Die besondere, die allgemeine Polizey, und die Polizey der Polizey rückt aus; man horcht in den Kulissen, im Orchester, man belauert den Souffleur in seinem Loche, und nach vierwö-

Digitized by Google

chentlicher Bemühung ist es im Reinen, das Gaietétheater habe kein entschiedenes politisches System; man habe indessen obgenannte Herrn ihren Kaffee mit unzufriedener Miene trinken und ihren Liqueur gewissermaßen auf liberale Weise zu sich nehmen sehen; sie sprechen sich aber nicht aus, gehen nur ihrem Vergnügen und ihrem Handwerk nach. Freylich haben diese Menschen große Uebung in der Verstellungskunst.

Aber wie schrecklich sah ein anderes Komplott aus! Dem Polizeypräfekten fällt ein Cirkular in die Hände: „Die Ritter vom Centauren, Straße Clichy.“ Was bedeutet dieß? Man erfährt, daß sich 150 Verschworne zu unbestimmten Zeiten in einem großen Garten versammeln, der durch ein Eisengitter vom Hause getrennt ist. Man bedenke, ein Eisengitter! Der Portier des Hauses ist kein Trunkenbold, sein Weib keine Plaudertasche; welche sonderbare Verwicklung von Umständen! Wer mögen jene gefährlichen Ritter seyn? Der Mann, den die Liebe zum öffentlichen Wohl begeistert, kennt keine Hindernisse; Delavau dringt in den Garten, und findet eine Gesellschaft von Bogenschützen; ein gemalter Centaur war das Ziel ihrer politischen Geschosse.

Delavau befiehlt am 25ten Oktober 1823 einem seiner Agenten, Herrn A. genau zu beobachten. Es war wahrlich Zeit, denn man entdeckte folgendes: „A. ist etwa 70 Jahre alt, von äußerst schlechter Gesundheit, fast blind, die Zunge gelähmt. Lesen kann er nicht mehr, oft auch nicht schreiben; er sieht Niemanden als seinen Neffen. Indessen,“ setzt der Spion hinzu, „lassen wir ihn nicht aus den Augen.“ Wahrhaftig, bald hätte die Polizey Späher auf den Kirchhof gestellt!

Einmal kommt ein Negoziant heimlich im öffentlichen Postwagen nach Paris, ein andermal ein Fremder, um französisch zu lernen, unter dem Vorwande, daß er es nicht verstehe. Kurz

Remettez vous, Monsieur, d'une alarme si chaude,

ist die Devise zu dieser und allen andern Geschichten, und die einzige vernünftige Antwort auf Delavaus Anfragen bey seinen Agenten.

Kommt man auf die Mittel dieser schönen Anstalt zu reden, so kann sich jeder denken, daß Verletzung des Postgeheimnisses das leichteste und gemeinste ist, und die Polizey erfährt wirklich auf diesem Wege artige Dinge; so ersieht das Centralbureau aus der vom geheimen Polizeykabinet Nr. 11,521 mitgetheilten Abschrift eines Briefs der Frau Belika an ihren Oheim in Marseille, daß sich Frau Belika, ihr Gemahl und ihr petit garçon vollkommen wohl befinden. — Hat die Polizey einen Herrn von Bedeutung zu bewachen, so gibt sie ihm einen Sekretär aus ihrer Mitte, und legt das Vermögen, vielleicht die Ehre eines Bürgers in die Hände eines Spitzbuben. Aber es stehen ihr noch feinere Mittel zu Gebot. Sie will wissen, was Mademoiselle N., Tochter eines spanischen Generals, thut und denkt; das Frauenzimmer lebt sehr eingezogen und die gewöhnlichen Schliche richten nichts aus. Was schlägt da ein ehrlicher Mann in Delavaus Solde vor? „Um mehr zu erfahren, wird man sich an das Kammermädchen, nämlich an Louise C. machen müssen. Wir bitten daher, daß man uns für den Augenblick einen gewandten, erprobten jungen Menschen beygebe, dem wir die nöthigen Instruktionen ertheilen werde, damit er ungesäumt in genaues Verhältniß mit dem jungen Mädchen zu kommen suche.“

Dieß ist hinreichend, um zu zeigen, daß ein System von Ränken und Verworfenheit nicht nur Schande, sondern auch Spott verdient, und vielleicht um unsern theoretischen und praktischen Staatsmännern, die von der hohen Pariser Polizey nie anders als mit Ehrfurcht sprechen, den Ausspruch des gesunden Menschenverstandes annehmlicher zu machen, daß eine Polizey, die zu viel weiß, lächerlicher ist als eine, die zu wenig weiß.

Der Petersplatz zu Rom.

(Fortsetzung.)

Nachdem endlich die Lazzaroni oder, wie sie hier heißen, Birbaccioni, welche bis dahin in der Morgensonne das Frühstück verschlafen haben, angelangt sind, befindet sich die Truppe, welche das Schauspiel aufführen soll, vollzählig und lezteres beginnt. Zuerst sondert sich das neugierige vom genießenden Publikum ab. Ersteres, meistens aus Fremden bestehend, schiendert in die Kirche, auch wohl, wer musikalisch ist, in die Chorkapelle, um die gesungene Vesper anzuhören, oder in die Zimmer des Vatikans, um den königlichen und den herzoglichen Saal und die Raphaelische und die übrigen Gallerien *) zu beschauen. Der Theil, welcher auf dem Platze bleibt, überläßt sich der Freude, doch mit Maaß, denn die Gensdarmen und die Grenadierwache sind nicht weit. Wenn der Lärm, welchen die Anwesenden machen, nicht völlig ohrenzerreißend ist, danken wir dieß der ungeheuren Weite des Platzes. Von den Stufen der Kirche, auf welchen Hunderte von Bettlern jedes Alters, jedes Geschlechts und jedes Standes, denn unter den hiesigen Bettlern gibt es eben so gut Abstufungen wie unter den wohlhabenden Klassen, gelagert liegen, schallt es im Chore, wie das Rollen eines leichten Donners herab: **In nome della santissima trinità, della santissima Madonna etc. dateci qualche cosa (un mezzo-bajocco); ho fame.** Fährt

*) Was hier genannt ist, macht denjenigen Theil des Vatikans aus, welcher, während der Papst daselbst residirt, stets offen und von Niemanden bewacht ist, und zu jeder Zeit, selbst bis spät Abends, in Augenschein genommen werden kann.

Digitized by Google

ein Wagen vor, so stürzt das ganze Heer die Treppen herab; sie fallen den Pferden in den Zügel, springen in die Kutschenschläge, ja widersetzen sich im eigentlichen Verstande dem Aussteigen der Personen, bis ihnen diese ein Stück Geld zugeworfen haben. Dann gerathen die Kinder, welche stets den Vortrab bilden, einander in die Haare, die Eltern folgen ihrem Beyspiele, und die Krüppel werfen mit den Krücken dazwischen, um einen Theil an dem Almosen zu haben. Dazwischen schreien die Pastetenbäcker ihre ciambello und moritozzi, die Krämer ihre Heiligenbilder, die Schweizerbuben ihren Branntwein, die Amuletkrämer ihre geweihten Rosenkränze und Crucifixe, und die Limonadenverkäufer ihre acqua fresca limone aus. Nach der Mitte des Platzes zu steht das Volk in kleinern oder größern Haufen und belustigt sich. Dieß geschieht auf verschiedene Weise. Seit in Folge eines päbstlichen Edikts in den Weinhäusern nicht blos getrunken, sondern auch gegessen werden muß, um dem Pöbel die Völlerey zu erschweren, sind die Kneipen im Innern freylich leerer geworden, aber nun kaufen die Trunkenbolde den Wein im Schenkhause und trinken ihn draußen. Dergleichen Trinkgesellschaften stehen in dicken Haufen auf dem Petersplatze, mit Weib und Kind, mit Magd und Vieh, wenn sie welche haben. Die Bouteille geht aus einer Hand in die andere, es wird gescherzt, gelärmt, gesungen, aber alles in Ehren. Was das hiesige Sittentribunal (Vicariat) vermag, zeigt sich hier im auffallendsten Lichte; vom Weine erhitzt, doch niemals eigentlich betrunken, mit italienischem Blute in den Adern, halb nackt, stehen Weiber und Männer, von denen oft die Unbedeutendsten noch immer schön genug sind, um einem deutschen Maler zu einem Apollo oder einer Venus zu sitzen, bunt durch einander, und dennoch erlaubt sich Niemand einen Blick, ein Wort, noch weniger eine Berührung, welche gegen die Sitte verstöße. Während ein Fremder, dessen Augen im Vaterlande dergleichen Reize nie geschaut haben, hier vor Verwunderung regungslos steht, benehmen sich die römischen Bursche mit einem Stoicismus, um den sie von allen denjenigen Männern beneidet werden müssen, welche, obgleich starken Kopfes, doch schwachen Herzens genug sind, den Weibern freylich nicht zu viel, aber immer mehr Aufmerksamkeit zu erweisen, als sie verdienen.

Außer den Trinkzirkeln haben sich andere Kreise gebildet, welche nur aus Männern bestehen. Was diese treiben, sucht der Fremde, mit den hiesigen Sitten unbekannt, lange vergebens zu errathen. Wie in einen Knäul gewickelt, schlagen sie mit geballter Faust auf einander ein und stoßen wüthend einsylbige Worte aus. Dem unerfahrnen Zuschauer wird angst und bange; jeden Augenblick, dünkt ihn, werde einer todt zu Boden stürzen. Wenn aber nach ganzen Stunden noch alle gesund auf den Beinen stehen, faßt er ein Herz, tritt näher und merkt, daß die Leute alla mora *) spielen. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Mora gespielt wird, übersteigt allen Glauben; sie scheint noch gesteigert zu werden durch den Zwang, welchen sich die Spieler anthun müssen, leise zu Werke zu gehen; denn dieß Spiel ist so gut wie jedes andere verboten.

Die Birbacioni spielen in diesem Gewirre die Rolle der stoischen Beobachter. Mit weltverachtendem Sinn gehen sie herum, und weder die gefüllten Flaschen vor dem Munde der Borghigiani, welche in der Regel den Wein lieben, noch die Bratwürste auf der Faust der Trasteverini, welche gern etwas Gutes essen, noch die sammtnen und seidnen Kleider der Popolani, welche dem Luxus ergeben sind, noch die großen Schuhschnallen der Monticciani, welchen eine Neigung zu Gold und Silber innewohnt, rühren sie. Mag selbst das schönste dreyzehnjährige Mädchen aus dem Borgo zu einem von ihnen, den sie gern heyrathen möchte, denn heyrathen ist der erste und letzte Wunsch aller Römerinnen, sagen: „Petruccio mio, ich bezahle ein halb Maß Wein für dich," weil sie sich so eben vom Pfarrer zwey Bajocchi erbettelt hat, welche sie mit dem künftigen Gatten zu verzehren gedenkt; Petruccio geht von dannen, antwortend: „Vi ringrazio, siora Marietta," ohne sie weiter eines Blicks zu würdigen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Siehe über dieses Spiel, wobey sich zwey Personen eine willkührliche Anzahl Finger zuwerfen, welche jeder im Augenblick zu errathen sucht, Nr. 270. 1828.

Korrespondenz-Nachrichten.

Auf dem Nil, zwischen Achmunein und Syout, den 8. November 1828.

Ueber die wissenschaftliche Expedition in Egypten.

Statt acht, hielten wir uns volle vierzehn Tage in Beni-Hassan auf; ich benutzte diesen Aufenthalt, so gut ich konnte, und entwarf eine genaue Beschreibung der Grotten von Beni-Hassan. Bey der genauen Untersuchung, die ich ihnen widmen konnte, entdeckte ich eine Menge interessanter Dinge, die mir bey einer flüchtigen Betrachtung unmöglich hätten auffallen können. Namentlich kann man eine der dortigen Hypogäen in Bezug auf Malerey als eines der merkwürdigsten Monumente in Egypten betrachten. Da es einer verhältnißmäßig neuen Zeit, nämlich dem neunten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung angehört, so fand ich daran eine Vollendung, eine Ausführung, wie man sie auf Denkmalen von großem Style nicht suchen darf. Bey dieser Untersuchung drängte sich mir eine eigene Vergleichung auf, deren Richtigkeit mir indessen noch manche andere Thatsachen außer Zweifel sezten, nämlich die Bemerkung, daß, als die egyptische Malerey zu diesem Grad von Lebendigkeit und malerischem Ausdruck gelangt war, der bey ihr etwas sehr Auffallendes ist, sie gerade den Standpunkt erreicht hatte, zu dem unsere Malerey im Mittelalter und unsere Schule der Glasmalerey vor Jean Cousin sich emporgeschwungen. Dieß ist die Grundidee zu einer Schlußreihe, welche, meiner Meynung nach, über die geistige Organisation des egyptischen Volks und ihr Verhältniß zu der,

Digitized by Google

The Committee on Standards for Public Address Systems has been appointed by the Board of Directors to study and report on the adequacy of current standards for public address systems in municipal buildings. The committee will hold its first meeting on January 15 at the Civic Center.

Members of the committee are: Dr. Helen Marsh, Chairman; Mr. Robert Chen; Ms. Patricia Lowell; Mr. James Ortega; and Mr. William Foster.

Membership Drive

The membership drive for the Acoustical Society of Northern California will run from January 1 through March 31. New members who join during this period will receive a free subscription to the Journal of Acoustical Engineering.

Membership dues are $25 per year for regular members and $10 per year for students. Applications may be obtained from the secretary or downloaded from the society website.

Upcoming Meetings

Date	Topic	Location
Jan. 15	Standards Committee Meeting	Civic Center
Feb. 5	Room Acoustics Workshop	Library Auditorium
Feb. 19	Noise Ordinance Review	City Hall
Mar. 12	Annual Business Meeting	Community Center
Mar. 26	Spring Social	Harbor View Restaurant

Treasurer's Report

The treasurer reported a balance of $4,210 as of December 31. Expenses for the quarter included printing, postage, and the annual audit. Income was primarily from membership dues.

Obituary

The society regrets to announce the death of Professor Emeritus Harold Whitfield, who died on December 3 at the age of 82. Professor Whitfield was a founding member of the society and served as its first president.

N°. 40.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Februar 1829.

Du Vaterland der Philosophenheere,
Mein Vaterland!

Wieland.

Skizzen und Grillen
von
Karl Immermann.

Mein Vaterland.

Zwischen Meer und Himmel schwankte treibend
Wiegenhaft mein Schifflein, das den Wandrer
Aus der weiten Ferne goldnen Gärten
Zu der Heimath lieber Noth zurücktrug,
Von dem Schlendern unter braunen Mädchen
Zu dem Lesen in gebräunten Büchern;
O, wie hatt' ich sehnend oft gestanden,
Sehnend mich nach gründlicher Beschäft'gung!
Deutschland sucht' mein Auge von dem Deck.

Aber ach, der Himmel war ein Querkopf,
Schickte Regen, Wind und rothe Blitze;
Regen schenkte zu den Wogen Wasser;
Wind, der quirlte; Blitze machten sieden;
Schifflein fing zu tanzen an im Kochtopf,
In dem ungeheuren Meeres-Kochtopf;
Und im Schifflein tanzten umgeschleudert
Zu des Donners Rumpeltopf den Veitstanz
Alle Passagiere, Mann und Weib.

Ausgelöscht die Sonne! durch die Tagnacht
Grinsen weiße Häupter, Wogenhäupter,
Schießen Riesenschlangen, giftig schäumend,
Drohen Schneegebirge; ohne Bilder
Und Hyperbeln, in gesezter Prosa:
Eine niederträchtige Verfassung!
Ruder rudert nicht und Segel hilft nicht,
Kompaß hat den Kopf verloren, zittert;
Die Matrosen fragen den Hochbootsmann:
Sprecht, wo sind wir? der zuckt mit den Achseln,
Fragt den Steuermann: der ringt die Hände,
Fragt den Kapitän: Patron, wo sind wir?
Wüthend beißt der Kapitän die Spitze,
Beißt die Spitze ab der kurzen Pfeife,
Speit sie aus und flucht: Das weiß der Teufel!
Ja, wo ist er? und wie fragt man den?

Feuerballen schlägt vom Himmel nieder,
Krach! und Ruck! und schütternde Zerschmettrung!
Bank des Unheils! Wogen peitschen wüthend
In des kranken Schiffes wunde Seiten;
Wasser über Wasser an den Pumpen!
Und die Equipage heult und jammert:
Weh! Ach weh! Wir sinken, Mann und Maus!

Da empfehle ich mein Haupt den Göttern:
Götter! die Ihr einst Arion schüztet,
Der doch Verse und Musik nur machte,
Schüzet heute ernstre Wissenschaften!
Seltne Moose trag' ich in der Tasche,
Abgepflückt auf jener wüsten Insel,
Schüzt die Moose, schüzet ihren Sammler!
Also betend sprang ich in die Fluth.

Digitized by Google

Dank Halloren, daß Ihr mich gelehret,
Starken Arms die wilden Wogen theilen!
Ueber mir die Nacht und unten Wüste,
Nasse Wasserwüste; aber kräftig
Ruder' ich durch die Wüste, und sie halfen,
Ja, die Götter halfen. Mit der Nase
Stoß' ich plötzlich an was Hartes; greife
Häuptlings eine Wurzel, schwing' an d e r mich
Aus dem Meere, und da lieg' ich athmend
Auf dem Festen, auf der Dühne Sand.

Aber nun, wer sagt mir, wo die Dühne?
Denn das Schiff war längst aus aller Richtung,
Und an's Sturmmeer gränzten viele Küsten
Und verschiedner Völker nahe Lande.
Bin ich, wo der Jüte Rinder melket?
Bin ich, wo der Belge Käse trocknet?
Bin ich nah des freyen Britten Roastbeef?
Oder bin ich im gelehrten Deutschland?
Ach, wer lehrt des Orts Topographie?

Ein Hütte dort von Tannenbrettern!
Und ich eil' und krieche in die Hütte,
In die Bergehütte, die das Strandvolk
Aufgezimmert für gefischtes Gut.

Menschen drin? Ein Jüngling! Ja, ein Wand'rer,
Auch verirrt, so scheint es, doch er muß wohl
In der Nähe seine Wohnung haben,
Denn er ist nur leichtbeschuht; Gepäcke
Seh' ich nirgends in der ganzen Hütte;
Sage mir, mein Guter..... Er versteht's nicht,
Nickend sitzet er, gebrochnen Auges,
Lallet mit der Zunge, ganz vergebens
Horch' ich auf artikulirte Laute;
Ist das Persisch, Syrisch, was ich höre?
Wehe mir! Nun ahne ich die Wahrheit,
Ach, er ist, der Lallende, betrunken,
Süßen Weines that er einen Kraftzug
Unterweges, und das gute Dunsthaupt
In die Hütte ist's hineingetorkelt.
O wer bist Du, Perser oder Syrer?
Weß das Land, wo wankt umher mein Fuß?

Sieh, da richtet er sich langsam, schwebend
Von dem Strohe auf, zieht aus der Tasche
Eine Uhr und legt sie vor sich nieder,
Blickt getrübten Auges auf die Ziffern;
Ernst ist seine Miene, prüfend faßt er
Mit der linken Hand den Puls der rechten,
Scheint zu zählen. Pünktlich, als der Zeiger
Auf dem Blatt durchlaufen die Minute,
Schreibt er an die Wand mit einem Stückchen
Kreide groß und deutlich eine: 90

Hat, ich sah' es, untersuchen wollen,
Auf wie hoch sein Puls im Rausche steige,
Neunzig schlug der Puls, das merkt' er an.

Da, da wußte ich, an welche Küste
Mich Poseidon hatte ausgeworfen!
Da, da jubelte mein Herz, ich rufte:
Heil mir! dieses Zeichen ist untrüglich!
Salve Patria! Ich bin in Deutschland!
Bin im Land der Denker! Wo im Stübchen
Schon das Kindlein denkt; wo des Bewußtseyns
Edle Pflanze grünen bleibt im Sturme
Himmelan gewehter Lust, im Brande
Der von Küssen flammenden Umarmung;
Bin in Deutschland, wo der Mann im Rausche,
Kann er gleich nicht mehr die Zunge rühren,
Ueber seinen Puls im Rausche denkt!

O mein Deutschland, das von Denkern voll steckt,
Wie der Pelz des Hundes steckt voll Flöhen,
Laß mich deiner würdig stets beweisen!
Denken will ich, bis mein Auge bricht.

Nieder legt' ich mich zum trunknen Denker,
Schlafen konnt' ich nicht vor Frost und Nässe,
Aber nachgedacht hab' ich, warum doch
Wohl das Wasser feuchte, und weßhalben
Uns die Zähne so gewaltig klappern,
Blieb kein Fädchen trocken uns am Leibe?

Morgens drauf umarmt' ich meinen Landsmann,
Ging mit ihm dann aus der Denkerhütte,
Kommen bald zur Lüneburger Haide,
Wo es wieder viel zu denken gab.

Seht Ihr Freunde, so wies mir Athene,
Wie Ulyssen einstens, Ithaka!

Der Petersplatz zu Rom.

(Beschluß.)

Die Auftritte, welche auf dem Petersplatze vorfallen, sind den Bildern einer Laterna magica zu vergleichen; kaum beginnt sich eins zu zeigen, als es schon von einem zweyten verdrängt wird. Ich will einige davon im Laufe festzuhalten suchen. Ein Weib mit stolzer, majestätischer Haltung, eine Juno, trotz der Lumpen, welche an ihr herumhängen, drängt sich durch den Haufen, einen heulenden Knaben an der Hand, der schreit: „Mama, un bajocco, per comprar una ciambella.“ Die Mutter antwortet in ihrem Romanismus: „Non ce l'ho.“ Der Junge fährt fort nach einem Bajocco zu einer Bretzel zu schreyen, und die Mutter ihm zu bedeuten, daß sie keinen habe. Einem Engländer fällt die Frau in die Augen; er folgt ihr,

Digitized by Google

nickt dem Knaben und drückt ihm ein Stück Geld in die Hand. Die Mutter reißt dem Buben das Geld weg, wirft es dem Engländer vor die Füße und sagt verächtlich: „Noi non abbiamo bisogno del vostro denaro.“ (Wir brauchen Euer Geld nicht). Ein bildschöner Priester geht vorüber, das Weib stürzt auf ihn zu, küßt ihm mit Inbrunst die Hand und sagt: „Reverendissimo, una piccola limosina.“ (Ein kleines Almosen). Der Priester, erröthend und die Augen niederschlagend, gibt ihr ein Paar Bajocchi und geht weiter. Kennt die Frau den Priester oder kennt sie ihn nicht? immer möglich, daß sie ihn nicht kennt; den Geistlichen die Hände zu küssen, ist hier ein Akt der Verehrung, der öffentlich von allen untern und mittlern Ständen, und von jedem Alter und Geschlechte ausgeübt wird. Ein eisgrauer Kapuziner schleicht daher, im linken Arme den Bettelleimer, unter dem rechten einen wachstuchenen Regenschirm, denn der Himmel ist mit einigen Wolken umzogen. Ein Birbaccione tritt zu dem Kapuziner und spricht: „Buon padre, datemi...“ Dieser, ohne ihn aussprechen zu lassen, öffnet seinen Eimer, nimmt eine Semmel heraus und reicht sie dem Lazzarone mit den Worten hin: „Ecco!“ Letzterer sagt, die Hand des Kapuziners abwehrend, im Tone der Verwunderung: „das verlangte ich nicht, sondern ...“ Der Kapuziner entgegnet leutselig: „nun was denn, mein Sohn?“ Der Lazzarone: „eine Prise Taback.“ Der Kapuziner antwortet in bedauerndem Tone: „Non ce l'ho!“ setzt dann aber sogleich hinzu: „Ma aspettate un momento.“ Damit geht er in den nächsten Tabacksladen, bettelt sich eine Prise, statt deren man ihm ein halbes Loth und mehr gibt, tritt zum Birbaccione und sagt in freudigem Tone: „Ecco, prendete, buon zitello.“ Der Birbaccione läßt sich das nicht zweymal sagen. Seinen Mantel drapirend, lehnt er sich auf den rechten Fuß, nimmt eine Prise, dann eine zweyte, endlich eine dritte, schnupft sie behaglich und sagt zum Pater: „Buon padre, grazie tanto, sà!“ Der Kapuziner folgt seinem Beyspiele und nimmt auch eine Prise, andere Birbaccione treten hinzu und langen gleichfalls nach dem Tabacke; die ganze Gesellschaft schnupft, da fallen einige Tropfen Regen, eilig öffnet der Kapuziner den Schirm und breitet ihn über der Gesellschaft aus. Endlich ist der Taback zu Ende, der Regen hat aufgehört, und der Pater seinen Schirm zumachend, geht seines Weges mit den Worten: „A rivederci!“ Ein Kardinal fährt vorüber nach dem Vatikan, um dem Pabste seine Aufwartung zu machen. Ein Bettelbube springt hinten auf, umklammert die Beine der daraufstehenden Laqueien und beschmuzt ihre weißen Strümpfe mit seinen schmuzigen Händen. Diese leiden das eine zeitlang; endlich schlägt ihm einer den Hut vom Kopfe. Der Junge erhebt im Herabsteigen ein Zetergeschrey, als habe er sich Schaden gethan. Der Kardinal läßt halten, blickt zum Schlage heraus und hebt drohend den Finger gegen den Lakaien auf; dieser setzt dem Jungen den Hut auf, wirft ihm ein Paar Bajocchi zu, und der Junge lacht hämisch dem fortrollenden Wagen nach.

Gegen Abend nimmt das Gewühl zu, denn die Vespern sind zu Ende und die Spaziergänger, welche sich bis dahin vor den nahgelegenen Thoren Angelica und Cavalleggieri belustigt haben, kehren in die Stadt zurück; auch erscheinen sämmtliche pauvres honteux des Borgo mit den Frauen, welche ihre silbernen Schuhschnallen, Kämme und goldenen Ohrringe, oft auch ihre sammtnen oder seidnen Jacken und Mieder auf das Leihhaus versezt haben, und nun ihr gezwungenes Negligé bey Bekannten mit der vorgerückten Tageszeit entschuldigen. Die Gesellschaft des Platzes ist jezt dergestalt überzählig, daß sich ein Theil derselben in die, zu demselben führende Borgogasse verliert, und der Tumult hat jezt den höchsten Grad erreicht. Da erschallt das Glöckchen des Allerheiligsten, welches zu einem auf dem Platze wohnenden Kranken getragen wird; sämmtliche Anwesende fallen auf die Knie und im Augenblicke entsteht eine Stille, daß man die Mücken summen hört. Der Kardinal liegt auf der einen Seite neben einem Kohlenbrenner, welcher im Niederfallen auf sein Purpurkleid gekniet hat, auf der andern neben einem sechszehnjährigen Weibe mit einem Säuglinge an der Brust, und vor ihm knieen ein paar Winzerbursche mit den vollen Gläsern in den Händen; eine Dame ist aus ihrem Wagen gestiegen und fällt, sich in das lange Unterkleid zweyer Jesuiten verwickelnd, auf diese. Alle diese Auftritte ereignen sich, ohne daß dadurch (und dieß Zeugniß wird jeder unpartheyische Beobachter ablegen wollen) die dem Momente gebührende Andacht gestört würde. Einigen Juden, welche nicht Zeit gehabt haben, sich zu flüchten, wird freylich übel mitgespielt. Da sie nicht niederknieen, überdem sogleich an ihrer Physiognomie erkannt werden, denn Personen, welchen, wie den Engländern, der Protestantismus auf der Stirne geschrieben steht, können ungefährdet stehen bleiben, so finden sich gleich Hunderte von Ellenbogen bereit, sie zum Liegen zu bringen. Hat sich endlich der Klang des Glöckchens in der Ferne verloren, so springt die Menge mit einem lauten „Ah!“, als Ausruf der Freude über die überstandene Mühseligkeit, vom Boden auf und fängt, um sich für die verlorene Zeit zu entschädigen, noch ärger an zu lärmen.

Unterdessen ist es völlig finster geworden. Die Einwohner aus den fremden Stadtvierteln verlieren sich und treten den Heimweg nach ihren Behausungen an. Die Bewohner des Borgo füllen die benachbarten Schenken. Nach und nach wird der Petersplatz ganz leer, das tiefe Schweigen, welches auf demselben herrscht, wird nur vom Plätschern der beyden Springbrunnen unterbrochen. Nun versammeln sich hier die Birbaccioni, um ihren Hunger theils zu verplaudern, theils zu verschlafen. Denn in

die Speisehäuser zu gehen, dazu sind sie zu arm, um die Schinken und Würste von außen zu begaffen, zu stolz, und die Semmel für einen Bajocco (pagnottella, denn sie essen nie grobes Brod), welche sie nebst einem Fenchel (finocchio) verzehrt und dazu an der Fontaine aus der hohlen Hand getrunken haben, vermag nicht die Leere ihres Magens auszufüllen. Da ihnen die Nachtschwärmerey verhaßt ist, so begeben sie sich bald, nachdem sie einige Dutzendmale den Platz auf- und abgeschritten sind, in der heißen Jahreszeit auf den Treppen der Peterskirche, sonst aber in den beyden bedeckten Gängen neben derselben, wo sie sich zur Winterszeit wie die Häringe auf- und nebeneinander schichten, um sich aneinander zu erwärmen, zur Ruhe. Freylich will ihnen die Polizey, aus guten Gründen, dieß freye Nachtlager nicht gestatten; aber der Platz ist so weitläuftig und die Treppen sind so mühsam zu ersteigen, daß die Gensd'armen, welche am Abend müde genug sind und ohnehin in der benachbarten Vorgogasse zu thun haben, selten darnach sehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Solche Unterhändler vom gewöhnlichen Schlage pflegen in der That von den Großen, wenn diese zu ihrem Zwecke gelangt sind, bald vergessen zu werden. Zudem wird ihre Anhänglichkeit oft sogar denen, die sich ihrer bedienen, verdächtig, indem solche Leute sich mit der Parthey, die sie gewinnen und bestechen sollen, innig vertraut machen und sich oft anstellen müssen, als ob sie selbst zu dieser Parthey gehörten; man hat ja auch wohl Beyspiele davon, daß sie sich wirklich von den beyden Partheyen bezahlen lassen und von einem Lager zum andern laufen, ohne einem von beyden anzuhängen. Da die lezterschienenen Memoiren des Herzogs von Rovigo und des Fauche-Borel so manche Beschuldigungen in Hinsicht des Betragens von Männern enthalten, die eine Rolle in den Weltbegebenheiten gespielt haben, so läßt sich erwarten, daß mehrere von diesen nun auch ihre Memoiren schreiben und bekannt machen werden, wodurch also noch manches neue Licht über die geschichtlichen Thatsachen wird verbreitet werden. Auch hat der Buchhändler Ladvocat bereits die Memoiren des ehemaligen Staatsministers Bourienne angekündigt, die wahrscheinlich für Deutschland viel Interesse haben werden, da Bourienne eine Zeitlang in Deutschland wichtige Aemter hatte. Wann aber wird Talleyrand mit seinen Memoiren herausrücken und die ihm vom Herzog von Rovigo gemachten Beschuldigungen zurückweisen? Es heißt, diese Memoiren seyen ganz fertig, allein der Prinz vermache sie seinem Neffen, damit dieser sie erst nach dem Tode des Prinzen bekannt machen möge. Ehe also diese Bombe ins Publikum geworfen wird, läßt sich über manche Aussagen und Beschuldigungen des Herzogs von Rovigo nicht wohl aburtheilen. Die Memoiren, deren Lektüre meistens so anziehend ist, scheinen dem Fache der Romane in Frankreich ein wenig Abbruch zu thun; wenigstens behilft man sich jezt meistens mit Uebersetzungen aus dem Englischen und Deutschen, wo an solchen Geistesprodukten kein Mangel ist. Picard, der die Lesewelt zuweilen mit Sittenschilderungen aus der Romanenwelt unterhielt, ist todt; Pigault le Brun ist alt und hat sich in der lezten Zeit mit einer Geschichte Frankreichs abgegeben. Da aber Geschichtschreibung sein Fach nicht ist, er auch wohl kaum ahndet, was zu einem guten Geschichtwerke gehört, so ist diese Arbeit mittelmäßig ausgefallen, obwohl sie sich angenehm lesen läßt. Doch kehrt der alte Romanschreiber jezt wieder zu seinem Lieblingsfache zurück, und ich habe ihn neulich ein Stück eines komischen Romans aus der Zeit der berüchtigten Ligue unter König Heinrich III. vorlesen hören, worin er sich wieder ganz seinem Hang zum Abentheuerlichen überläßt. Ein Hr. Paul de Kock schreibt viele Romane, die besonders in den Vorzimmern und bey jungen Leuten viel Glück machen sollen und ein wenig in Pigault le Bruns Geiste gedichtet sind. Auch benuzt man sie wohl dazu, um Stoff für Theaterstücke daraus zu ziehen, z. B. den Monsieur Jean im Vaudeville, der im ersten Aufzuge ein liederlicher Bursche ist, den aber die Liebe zu einem ehrlichen Mädchen zu einem ordnungsliebenden und fleißigen Manne macht; sonst wüßte ich nicht, daß man diesen Romanen vielen Werth beylegte. Ein Hr. Mortonval hat in den lezten Jahren auch viele Romane geliefert und, wenn ich nicht irre, hat man ihm in Deutschland die Ehre angethan, sie zu übersezen. Mortonval ist nur ein angenommener Name; der Mann heißt Gédéia und war Zahlmeister bey der Armee während des Feldzuges in Spanien. In seinem ersten, vermuthlich besten Romane: der Graf von Villamayor, hatte er es sich angelegen seyn lassen, spanische Sitten und vorzüglich den Hof Karls IV. zu schildern. Dies Gemälde gefiel und der Verfasser ward zu neuen Versuchen dieser Art aufgemuntert. Seitdem schreibt und dichtet dieser nun zum Schriftsteller aufgezogene Zahlmeister sehr fleißig; allein die lezten Romane sind dem ersten bey weitem nicht gleich, und kaum werden sie in den Journalen noch beachtet. Keratry hat bisher nur zwey Romane geliefert, aber ausgezeichnete Werke, und man könnte bedauern, daß er deren nicht mehrere schreibt, wenn er nicht seine Zeit als Volksdeputirter zur Vertheidigung der konstitutionellen Rechte der Nation anwendete. Dieß ist wohl nüzlicher, als schöne Romane zu schreiben.

Dg.

Auf dem Nil, zwischen Achmunein und Syout, den 8. November 1828.

(Fortsetzung.)

Endlich kam Ali, einer meiner Lieblinge, ganz vergnügt und sagte, er habe in einer Schlucht etwas gesehen, was weit schöner sey als die Grotten, wo man eben arbeitete. Diese Schlucht ist sehr breit und in ihre Wände sind eine Menge kleiner Kammern gehauen. Bey einigen architektonisch verzierten Thüren fing mir an das Herz zu pochen. Ich trat zuerst in ein Grab, wo die Malerey leider verwischt war; sodann in eine Reihe von Gemächern, auf deren Thüre ich Alexanders Sinnbild eingegraben sah, über deren Bestimmung ich aber Anfangs nicht ins Reine kam. Endlich stand ich vor einer Façade aus acht ungeheuren Pfeilern in zwey Reihen, und die großen, auf religiöse Gegenstände sich beziehenden Basreliefs an der Wand sagten mir alsbald, es sey ein unterirdischer, vom König Mandoue, einem Vorgänger des Sesostris, der Katzengöttin Bubastis geweihter Tempel. Bubastis war aber die Diana der Griechen und der Ort bey diesem Tempel heißt in den Reisebüchern: die Grotten der Diana. Ja noch mehr, der egyptische Name des Orts, den man unter den Inschriften des Tempels findet, hieß Abenni, und somit ist der jetzige Name Beni-Hassan, so arabisch er klingt, doch nur, wie fast alle egyptischen Namen, ein verderbenes altegyptisches Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. Februar 1829.

Willkommen, goldner Schein,
In meiner Seele Nacht
Zieht du wie Frühling ein.

Wagner.

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

Viktor Hugo, der kühnste Vorfechter der romantischen Poesie in Frankreich, dessen Werke den Anhängern der alten Schule ein Gräuel sind, und dessen verwegene Sprünge oft selbst die Freunde des Romantischen erschrekken, hat vor Kurzem einen kleinen Roman unter obigem Titel herausgegeben, der in Frankreich Aufsehen macht. Diesem Sektionsprotokoll einer armen geängstigten Seele, kurz ehe sie von ihrem Körper getrennt werden soll, fehlt es zwar nicht an Uebertreibungen, an grellem Farbenauftrag und theatralischem Prunk, aber eben so wenig an ächt poetischen, ergreifenden und wahren Zügen. Aus diesem sonderbaren Werke, das nicht nur durch sein poetisches Gepräge, sondern für uns auch dadurch interessant ist, daß man alle Theile des kriminellen Gerichtsverfahrens in Frankreich daraus kennen lernen kann, theilen wir die Verurtheilungsscene mit.

* * *

Seit drey Tagen war mein Prozeß eingeleitet; seit drey Tagen zog mein Name und mein Verbrechen einen Troß von Zuschauern herbey, die sich auf die Bänke des Saales niederließen, wie Raben um ein Aas; seit drey Tagen schwebten Richter, Zeugen, Advokaten, königliche Prokuratoren wie Gespenster vor mir hin und her, jezt frazzenhaft, jezt blutig, aber immer drohend, düster. Die zwey ersten Nächte hatte ich vor Unruhe und Angst nicht schlafen können, in der dritten war ich aus Langerweile und Müdigkeit eingeschlafen. Um Mitternacht hatte ich die Geschworenen bey der Berathung gelassen. Ich war in den Kerker auf das Stroh zurückgebracht worden und alsbald in tiefen Schlaf, den Schlaf der Vergessenheit, verfallen. Noch lag ich tief im tiefen Schlummer, da weckte man mich. Dießmal war der schwere Tritt des Stockknechts, seine beschlagenen Schuhe, das Rasseln seines Schlüsselbundes, das dumpfe Rauschen der Riegel nicht laut genug; seine rauhe Stimme mußte mein Ohr treffen, seine rohe Hand sich auf meinen Arm legen, sollte ich mich meiner Betäubung entringen. „So steht doch auf!“ Ich öffnete die Augen, sezte mich erschrocken auf. In diesem Augenblick sah ich durch das enge, hohe Fenster meiner Zelle, an der Decke des anstoßenden Gangs, und einen andern Himmel konnte ich ja nicht sehen, jenes gelbliche Streiflicht, an dem ein an das Kerkerdunkel gewöhntes Auge so gut die Sonne erkennt. Ich habe die Sonne so lieb! — „Es ist schönes Wetter,“ sagte ich zum Stockknecht. Er antwortete mir erst nicht, als sey er im Zweifel, ob es sich der Mühe verlohne, ein Wort zu verschwenden; dann murmelte er gezwungen und barsch: „möglich.“ Ich rührte mich nicht, in halbem Bewußtseyn, mit lächelndem Munde starrte ich den sanften, goldenen Widerschein an, der die Decke malte. — „Es ist ein schöner Tag,“ sagte ich wieder. „Ja,“ antwortete der Mensch; „man wartet auf Euch.“ Diese Paar Worte rissen mich, wie der Faden das flatternde Insekt, gewaltsam in die Wirklichkeit zurück. Plözlich sah ich, wie in Blitzes Schein, den

Digitized by Google

düstern Assisensaal, den Hufeisentisch der Richter, mit blutigen Lumpen bedeckt, die drey Reihen der Zeugen mit dummen Gesichtern, die beyden Gensdarmen an den Enden meiner Bank; sah die schwarzen Gewänder sich regen, hinten im Schatten die Köpfe der Menge wimmeln; sah, wie sie starr die Blicke auf mich richteten, die zwölf Geschwornen, die gewacht hatten, während ich schlief. Ich stand auf, meine Zähne klapperten, meine Hände zitterten und konnten die Kleider nicht finden, meine Füße wankten.

Ich folgte dem Kerkermeister. An der Schwelle der Zelle warteten meiner die beyden Gensdarmen; man legte mir die Handschellen wieder an; da war ein kleines künstliches Schloß daran, das sie sorgfältig schlossen; eine Maschine auf einer Maschine!

Wir gingen durch einen innern Hof, die frische Morgenluft machte mich munter; ich hob den Kopf auf. Der Himmel war blau und die warmen Sonnenstrahlen zeichneten, zwischen den langen Kaminen durch, große, lichthelle Winkel oben an den hohen, düstern Gefängnißmauern. Es war wirklich schönes Wetter. Wir gingen eine Wendeltreppe hinauf, durch einen Gang, durch einen zweyten, einen dritten; eine niedrige Thüre ging auf. Eine heiße Luft, ein Getöse schlug mir entgegen. Es war der Hauch der Menge im Assisensaal. Ich trat ein.

Waffen rauschten, Stimmen klangen, als ich erschien. Die Bänke wurden mit Geräusch gerückt, die Bretterverschläge knarrten, und als ich so durch den langen Saal zwischen zwey Volksmassen, von Soldatenreihen eingehekt, dahinging, war mir zu Muth, als liefen in mir die Fäden alle zusammen, welche diese starrenden, niederblickenden Gesichter bewegten. In diesem Augenblicke bemerkte ich, daß ich keine Ketten mehr trug, aber wo oder wann man mir sie abgenommen, dünkt mir nicht mehr. Tiefe Stille trat nun ein; ich war an meinem Platze. Sobald der Aufruhr in der Menge schwieg, schwieg er auch in meinem Kopfe. Mit einem Male war mir klar, was ich bisher nur verworren geahnet hatte, der entscheidende Augenblick sey da, ich sey hier, meinen Urtheilsspruch zu vernehmen. Erkläre es, wer kann, aber unter den Umständen, unter denen dieser Gedanke mir kam, hatte er nichts Schreckliches für mich. Die Fenster waren offen, die Luft und der Lärm der Stadt drangen frey herein; der Saal war hell wie zu einer Hochzeit, die Sonnenstrahlen malten hie und da lustig und hell das Bild der Fensterblenden; hier zog es sich lang über den Boden hin, hier lagerte es auf den Tischen, dort brach es sich in den Ecken der Wände, und aus den schimmernden Rautengläsern der Fenster warf jeder Strahl ein großes Prismagoldenen Staubes in die Luft hinaus.

(Der Beschluß folgt.)

Die russische Provinz Grusien oder Georgien.

Moskau, im December 1828.

Man macht sich, wie es scheint, im Auslande (wenigstens nach dem, was man in deutschen Zeitungen liest) wunderliche Begriffe von Grusien, welches in Europa gewöhnlich Georgien genannt wird, und hält es für ein Land der Finsterniß, Dummheit und Barbarey, das es doch gar nicht ist. Durch einen von der Armee am Kaukasus zurückgekehrten Freund habe ich manches Neue über diese Provinz erfahren, was ich Ihnen hier mittheile.

Die Grusier (oder Georgier), neben den Armeniern, Turkmannen, Lesgiern und Juden bey weitem die zahlreichsten Bewohner des Landes, haben ihre eigene Sprache in vier Dialekten. Dem Körper nach sind sie überaus wohl gebildet, kraftvoll und gewandt, dem Geiste nach stehen sie aber auf einer noch ziemlich niedrigen Stufe der Kultur, obgleich auf einer höhern als ihre rohen, nördlichen Nachbarn. Unter ihren Edelleuten, unter welchen selbst mehrere fürstliche Familien sind, können zwar viele weder lesen noch schreiben, viel weniger versteht dieß der gemeine Mann, welcher diesen Bojaren leibeigen unterthan ist; hingegen verstehen beydes, ohne Ausnahme, die Töchter in guten Häusern. Bey allem diesem Mangel an Bildung, fehlt es den Grusiern keinesweges an Witz und gutem natürlichen Verstande. Sie hatten von jeher Neigung und Fähigkeit zu den Wissenschaften, aber von ihren unruhigen Nachbaren, den Türken und Persern, immer geplagt und bedrückt, selten Gelegenheit und Aufmunterung gehabt, sich mit ihnen zu beschäftigen. Unter der Regierung ihrer berühmten Zaarin Tamara, von 1171 bis 1198, stand ihre Literatur in der Blüthe. Noch jetzt besitzen sie mehrere klassische Schriften aus jener Periode. In den Klöstern werden Chroniken und Annalen aufbewahrt. Sehr beliebt sind alte historische Volksgesänge, in welchen die Thaten ihrer früheren Helden, so wie die mancherley Leiden ihrer Vorfahren besungen werden. Die Bibel und die meisten griechischen Kirchenbücher haben sie, als griechische Christen, seit langer Zeit in Uebersetzungen aus dem Griechischen. Die grusinische Bibel wurde im Jahr 1743 hier in Moskau zum ersten Mal vollständig gedruckt; bis dahin besaß man sie nur theilweise. Der für seine Unterthanen väterlich sorgende Zaar Heraklius, und der gleichzeitige gelehrte und sehr verdienstvolle Katholikos (Exarch) Anton legten Schulen an; der Letztere übersetzte viele Bücher aus der lateinischen und aus andern Sprachen, unter andern auch Wolfs Physik. So besitzen sie auch neben Manchem andern den Telemach, Marmontels Belisar, den Q. Curtius, den Cornelius und Aesops Fabeln. Gegenwärtig, unter Rußlands milderem Zepter, finden die wißbegierigen Grusier nun weit bessere Gelegenheit, sich

Digitized by Google

zu belehren. Liebhaber der Literatur und der Wissenschaften hielten sich bisher an die persische Weisheit. Mehrere Fürsten besitzen kleine Sammlungen persischer Schriften. Ihre in Tiflis angelegte Buchdruckerey wurde zweymal von den Persern zerstört. Jezt gibt es drey Buchdrukkereyen daselbst, eine für die Kirchensprache, die zwey andern für die Landessprache, denn sie haben auch zweyerley Buchstabenschrift, die kirchliche und die des gemeinen Lebens. Sie schreiben übrigens, wie die Europäer, von der linken zur rechten Hand. Viele lernen jezt auch russisch. Die uralte Landessprache wird nur noch in Kirchenbüchern gebraucht, ist aber von den Sprachen aller Nachbarvölker gänzlich verschieden. Sie unterscheidet sich von der jetzigen Volkssprache ungefähr so, wie die alte slavonische von der russischen. Diese ihre Landessprache ist jezt mit vielen armenischen, persischen, türkischen, und jezt auch schon mit manchen russischen Wörtern und Redensarten vermischt. Die kirchlichen und wissenschaftlichen Ausdrücke sind größtentheils aus dem Griechischen und Armenischen genommen, die gesellschaftlichen Redensarten hingegen, oder die Umgangssprache, aus dem Persischen und Türkischen. Die persische ist bey allen Standespersonen und Gebildeten die Modesprache, so wie man bisher überhaupt persische Sitten und Moden liebte. Die Vornehmen und Reichen brachten aus Neigung zur Pracht und zum Wohlleben früher viele Zeit in Ispahan oder Teheran, jezt in Moskau und St. Petersburg zu.

Für die wissenschaftliche Bildung, für Schulen und Gymnasien ist unter der russischen Regierung schon vieles gethan worden. In Tiflis ist eine adeliche Pensionsschule, ein Gymnasium und auch eine niedere Schule, und das ganze Land gehört zu dem Universitätsbezirke von Kasan. Das Nationalgesetzbuch ist in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts vom Zaar Wachtang gesammelt und publizirt worden. Kaiser Alexander verordnete bey der Einführung der neuen Provinzialregierungsform, dieses Gesetzbuch zugleich mit den früheren Gebräuchen bey der Entscheidung bürgerlicher Rechtssachen und der Prozesse zum Grunde zu legen.

Die ältesten musikalischen Instrumente der Grusier sind die Harfe und Trompete; in der Folge lernten sie von den Persern den Gebrauch der Handtrommel, von den Russen den der Cymbel, Flöte und Balalaika.

Uebrigens sind die Georgier ein tapferes, hochherziges Volk. Ihr Adel besteht aus vielen sehr alten, selbst fürstlichen Familien, die große Reichthümer und vieles Land besitzen, und aus kleinen Edelleuten, welche ebenfalls Güter haben. Seit den ersten Verbindungen Grusiens mit dem russischen Reiche haben immer viele Fürsten, selbst Zaaren, Adeliche und Geistliche, gegen die Türken und Perser Schuz, Sicherheit und Ruhe in Rußland gesucht und auch gefunden. Von jeher haben Grusinier in russischen Diensten gestanden, so wie auch jezt viele Prinzen und andere ausgezeichnete Männer aus dem Volke sich bey Rußlands Heeren befinden, mit gegen die Perser gekämpft haben und gegenwärtig gegen die Türken streiten.

Schon zu Konstantin des Großen Zeiten nahmen sie das Christenthum an und hielten sich stets zu der orthodoxen griechischen Kirche, wenn auch bisweilen einzelne Personen, selbst Fürsten, dem muhamedanischen Glauben huldigten. Das Oberhaupt der Kirche im ganzen Lande ist der Katholikos (Eparch, Patriarch) von Georgien, bisher gewöhnlich ein Prinz aus dem Hause der Zaaren. Unter ihm stehen 12 Bischöfe, Erzbischöfe und Metropoliten und an 3000 Kirchen mit ihren Geistlichen, von welchen aber die meisten durch persische Einfälle und Verheerungen sich in einem armseligen Zustande befinden und zum Theil ganz verlassen sind. Die Klöster besitzen sämmtlich Landgüter; Nonnenklöster gibt es nicht. Der Katholikos hat seinen Sitz in Tiflis, ist Mitglied der dirigirenden Synode zu Moskau und hält ein besonderes geistliches Gericht.

Einen ansehnlichen Theil der Einwohner machen die Armenier aus. Diese gewandten Kaufleute, welche in drey Welttheilen sich häuslich niedergelassen haben und überall Handel treiben, haben auch hier den ganzen Handel des Landes in ihren Händen. Die hier befindlichen römisch-katholischen Missionäre haben bey ihnen Eingang gefunden; auch gibt es hier, wie in andern Gegenden des Reichs, viele unirte Armenier. Medizinische Kenntnisse machen diese Missionäre bey den Landeseinwohnern ungemein beliebt.

Tiflis, die Hauptstadt des Landes und vormalige Residenz der Zaare, jezt die Gouvernementsstadt, am Kur und am Fuße eines Berges, in dessen Nähe warme Bäder sind, der Sitz des Gouverneurs und Eparchen, war vor der lezten Verwüstung durch die Perser in den Jahren 1795 und 96 eine große, blühende und volkreiche Stadt, die jezt noch an 4000 Wohnhäuser und gegen 25,000 Einwohner zählt, unter welchen eine große Anzahl grusinischer Fürsten und adelicher Familien sich befindet. Sie besteht aus zwey Haupttheilen, hat drey große Vorstädte, und auf dem nahen Berge eine Festung, zwanzig orthodox-griechische, fünfzehn armenische, und eine armenisch-katholisch unirte Kirche, auch einen parsischen Tempel.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Canton im Staate Ohio. *)

Ich reiste von Canton ab, um eine 12 Meilen davon entfernte Niederlassung zu besuchen, welche mit der der Harmoniten viele Aehnlichkeit hat, und auch von den Deutschen in Pensylvanien Bäumlers Harmonie genannt wird. Es entstand nämlich zu Anfang dieses Jahrhunderts in Wür-

*) Auszug aus einem Briefe vom Jahr 1828.

Digitized by Google

temberg eine Sekte von Separatisten, welche den quäkerischen Grundsatz aufstellte: „Gott allein Ehre zu geben," daher Jedermann duzte und vor Niemand, selbst nicht vor dem König, den Hut abnahm. Durch diese und andere schwärmerische Eigenheiten zog sich die Sekte Verfolgung zu, daher etwa 200 derselben, unter der Führung eines Mannes Namens Bäumler, im April 1817 von Heilbronn abzogen. Im August langten sie in Philadelphia an, wo sie, insbesondere von den Quäkern, mit denen sie in gewissen Glaubenspunkten übereinstimmen, liebreich aufgenommen wurden. Man trug ihnen hier einen am Ohio gelegenen Strich Landes von etwa 5000 Morgen zum Kaufe an, und nach genommenem Augenschein kauften sie denselben für 3 Thlr. den Morgen. Die Männer begaben sich sogleich dahin, erbauten zum Winterquartier vier Gebäude und fingen an, das Land urbar zu machen. Die Weiber überwinterten in Philadelphia als Dienstmägde oder Spinnerinnen. Im Sommer vereinigte sich die Gesellschaft am Ohio und gab dem Dorfe, das nach und nach dem Boden entstieg, den Namen Zoar. Damals fanden sich noch wenige Ansiedler in der Gegend. Der Kolonist hatte zur nächsten Mühle nach Steubenville 54 Meilen zu reiten, und nachdem er 1½ Tag geritten war, fand er das erste Haus und die größte dessen Bewohner als Nachbarn.

Die Zoargesellschaft besteht gegenwärtig aus 180 Gliedern, wovon zwey Drittel Weiber. Bäumler steht noch immer an der Spitze; jeden Morgen werden die Tagsbefehle bey ihm eingeholt. Unter ihm stehen 3 Hauptdirektoren, die der Reihe nach gewählt werden; es gibt aber auch weibliche Aufseher. In Allem waltet die strengste Ordnung ob, und überdieß außerordentliche Reinlichkeit. Noch sind die meisten Häuser aus übereinander gelegten und mit Mörtel verbundenen Baumstämmen erbaut; die neuen sind aber von Dielen und haben Ziegeldächer. Bäumlers Wohnung hat zwar Riegelwände, sieht aber dennoch anspruchlos genug aus. Er tadelt Rapps vornehmes Wesen und oberherrliche Gewalt, namentlich auch, daß er sich Vater nennen läßt, da dieser Name Gott allein gebühre. Er und seine Leute kleiden sich noch bedeutend einfacher als die Harmoniten. Trotz der kalten Jahreszeit fand ich die Männer, selbst am Sonntag, in blauen Sommerjacken und kleinen Hüten von Stroh oder Holz. Bäumler hält jeden Sonntag Morgens eine Predigt. Die Sekte verwirft die äußerlichen Sakramente; sie sagen: die Taufe muß mit Feuer, nämlich durch den heiligen Geist geschehen, und das heilige Abendmahl inwendig genossen werden. Sie meynen mit Paulus, heyrathen sey gut, ledig bleiben aber sey besser. Sie scheinen in diesem Punkte so strenge zu seyn, wie die Harmoniten, da bisher blos zwey Ehen geschlossen worden sind, und es in beyden mit einem Kinde sein Bewenden gehabt hat. Sie nehmen zwar zuweilen Familien mit Kindern an, doch konnte ich kaum ein halb Dutzend Kinder ausfindig machen. Auch hier ist Alles Gemeingut, und die Gesellschaft hat sich bereits zu ziemlichem Wohlstand erhoben. Ihr Fabrikwesen erstreckt sich zwar noch nicht weit über ihren eigenen Verbrauch, doch verkaufen sie ziemlich viel Leinwand, gröbere zu 20 bis 40 und die feinen Qualitäten zu 50 bis 125 cents die Yard.

(Der Beschluß folgt.)

Auf dem Nil, zwischen Achmunein und Syout, den 8. November 1828.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag erfuhr ich vom Caimacan von Beni-Hassan, in dieser Gegend finde man eine Menge Katzenmumien. Der Caimacan führte mich erst zu meiner großen Verwunderung mitten in die Sandebene zwischen dem Nil und dem Berg und zeigte mir statt einer Art von Museum, in dem ich die Katzen hübsch aufgestellt zu sehen erwartet, ein großes, trichterförmiges Loch, aus dem man Katzenknochen heraufbrachte, wenn man die Erde nur mit den Händen aufwühlte. Sodann machten wir uns nach dem Tempel im Berge auf den Weg; unsere Leute gruben hier wieder mit den Händen und fanden auch hier Katzen. Aber diese waren Dutzendweise in Leinwand eingewickelt, ziemlich gut einbalsamirt, indessen stark eingeschrumpft, und sorgfältig auf Lagern von Matten aufgestellt. Hunde waren so viele da, als Katzen; ja ich fand mehrere Schädel von der schönen Windspielrace, deren Abbildung auf dem imposantesten Grabmal in Beni-Hassan ich bewundert hatte. Als ich endlich mit Licht in die lange Reihe von Kammern ging, über deren Zweck ich nicht hatte klug werden können, fand ich den Boden mit einer ungeheuren Menge von Katzengebeinen besäet, und es blieb mir kein Zweifel, daß ich mich in der lezten Wohnstätte der vornehmen Katzen befinde. Ich nahm hier auch einen Knochen mit, den bey meiner Rückkehr ein toskanischer Naturforscher für einen Löwen- oder Tigerknochen erklärte. Nun sieht man aber Bubastis, deren Tempel ganz nahe dabey ist, und von der man weiß, daß sie die Göttin der Katzen war, in ihrem Tempel und auf der Thüre der hier beschriebenen Gruft mit einem weiblichen Löwen- oder Tigerkopf abgebildet. Daraus sieht man, daß die alten Egypter, der Natur und der Wissenschaft vollkommen gemäß, sämmtliche Thiere vom Katzengeschlecht als gleichartig zusammengestellt hatten. Endlich kam ich auch darauf, daß jene Löcher in der Ebene dazu bestimmt waren, und dieß sagt ja auch Herodot, die gemeinen Thiere vorläufig einzuweichen, damit sie in der Grabstätte unten zu Füßen des aristokratischen Mnemoniums weniger Platz einnehmen möchten. . . .

Zu unserm Schmerz fanden wir Antinoe völlig dem Boden gleich. Achmunein, Antäopolis, Elephantine sind zu Grunde gegangen, weil man Kalk aus ihnen brannte, Lougsor ist an einen Salpetersieder verkauft. Das Theater, die beyden großen Straßen mit Säulengängen, der Triumphbogen in Antinoe sind verschwunden; der kolossale Portikus von Achmunein ist zu Kanaltboren und zur Zuckerraffinerie verwandt worden. Gott hatte uns indessen auf den Abend einen Trost vorbehalten; es steht nämlich auf dem rechten Nilufer, etwa zwey Meilen südlich von Antinoe, eine ganze pharaonische Stadt mit Straßen, Häusern und öffentlichen Gebäuden; sie wurde einst, man weiß nicht warum, von ihren Einwohnern verlassen. Alles ist hier, wie überall im alten und neuen Egypten, nach Einer Weise gebaut, nämlich aus Ziegeln, die blos an der Sonne getrocknet sind, deren Alter man nach der Größe und der mehr oder weniger sorgfältigen Arbeit an jedem Stücke schäzt. Aus diesem zerbrechlichen Material errichteten die Egypter unter Begünstigung ihres Klima's ungeheure, unzerstörbare Bauten, wie die schon beschriebene heilige Ringmauer von Sais. Aber noch interessanter ist hier ein Anblick, der auf mich als Alterthumsforscher einen tiefen Eindruck machte, nämlich die Ueberreste von Verzierung im Innern mancher Häuser, namentlich die Spuren von Guirlandenmalerey in mehreren Zimmern, die so frisch ist, als wäre sie eben erst fertig geworden. Diese Wände von getrockneten Backsteinen sind blos mit Kalk überstrichen und auf diesen sehr dünnen Ueberzug ist die Malerey aufgetragen, die sich bis auf den heutigen Tag vollkommen erhalten hat. Es sind Franzen u. dgl. in gutem Geschmack, und sie geben den Wänden, so ärmlich und dünn diese sind, einen Anstrich von Behaglichkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 42.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Februar 1829.

— Hüllt die Auen
Eine kalte Decke ein,
Schwindet mir der Hoffnung Schein,
Mein' ich nimmer ihn zu schauen.

Hageborn.

Der erste Schnee.

Gedichtet zu Ahlby in Schweden 1815. von Amalie v. Helwig.

Senkst Du Deine Schleyer nieder
Auf die matt verwelkte Flur,
Legst die warme Decke wieder
Um die schlummernde Natur?
Wie mit leichtem Silberflaume
Sich die graue Luft erfüllt,
Wirbelnd rings im weiten Raume
Die entfärbte Landschaft hüllt.

Breite schützend Deine Decke
Auch um meine Hütte her,
Daß sie mich der Welt verstecke,
Die mir quälend ist und leer;
Wo in trüglichen Gestalten
Jammer und Verderbniß wohnt,
Deren unerbittlich Walten
Nie ein weiches Herz verschont.

Dort im schimmernden Gewühle
Glüht Begierde, Haß und Lust;
Hier umwallt in reiner Kühle
Stiller Friede meine Brust.
Dort will Hoffahrt blendend prangen,
Neid begegnet jedem Glück;
Hier sinkt leise das Verlangen
Schlummernd in die Brust zurück.

Schnee! Dein farblos kalter Schleyer
Zeigt mir der Entsagung Bild,
Die, was lieblich einst und theuer,
Lind vor unserm Blick umhüllt;
Wenn die Freuden abgeblühet,
Jede Hoffnung hingemäht,
Und, wo Rosenpracht geglühet,
Wüster Dorn am Wege steht:

Dann berührt mit kühlem Hauche
Jene den bewegten Geist,
Der die warme Zähr' im Auge,
Wie den Wunsch, versiegen heißt;
Der des Lebens Lust und Sorgen,
Die so oft das Herz bedrängt,
Wie der Schnee die Au verborgen,
Unter kalte Hülle senkt.

Stumm und einsam ist es draußen! —
Ohne Farben, ohne Duft;
Aber auch der Stürme Brausen
Zähmt die winterhafte Luft.
Starr gefesselt liegt die Quelle,
Draus der Liebe Stern gelacht;
Doch, auch die empörte Welle
Ruht, gebannt durch Eises Macht.

Was in herrlichen Gewittern,
Auf und ab am Himmel stieg;
Was uns jauchzen macht und zittern
Bey der Kräfte kühnem Krieg;

Digitized by Google

Jedes schöpferische Streben,
Stets sich neu und selbst genug,
All' das warme, volle Leben
Schlummert unter'm Leichentuch.

Aber wenn die Erd' erwachet,
Jenem starren Band entrückt,
Rings von Hoffnung angefachet
Liebe sich zum Feste schmückt:
Sieht man sich die Decke heben,
Thauend von der Sonne Blick;
Doch allein dem Menschenleben
Kehrt kein zweyter Lenz zurück.

Unerbittlich uns geraubet
Bleibt der Hoffnung Frühlingslicht,
Und mit frischem Grün belaubet
Sich des Daseyns Baum uns nicht.
Diesem Herzen strahlt hienieden
Nur ein kurzes Morgenroth;
In Entsagung wird ihm Frieden,
Doch dem Glücke bleibt es todt.

Die russische Provinz Grusien oder Georgien.

(Beschluß.)

Die ursprüngliche Bauart in Tiflis ist schlecht, die Straßen sind schmutzig, eng, zum Theil ohne Pflaster, die Häuser von Lehm und Stein aufgemauert, die Stelle der Fenster vertritt mit Oel getränktes Papier. Mehrere Straßen liegen noch in Trümmern. Das Haus des Gouverneurs ist neu von Stein aufgeführt; auch die übrigen öffentlichen Gebäude tragen das Gepräge der neuern Bauart. Der Handel ist sehr bedeutend, und mit Persien und in das Innere Rußlands in Friedenszeiten durch Karawanen überaus lebhaft. Nicht nur Russen und Perser, sondern auch Armenier und Türken nehmen daran Theil. Am 9ten Oktober ward eine neue Messe feyerlich und unter herrlichen Aussichten eröffnet. In dem adlichen Pensionshause war ein großer Saal für die zum Verkauf bestimmten Waaren eingerichtet. Dem Eingange gegenüber war die Büste des Kaisers aufgestellt; die Wände waren mit den kostbarsten persischen Stoffen behangen; das schönste und theuerste asiatische Pelzwerk, Waffenschmuck und prächtige Teppiche schienen die Käufer zum Aussuchen einzuladen. An der einen Seite lagen die europäischen Waaren aus Leipzig, Moskau und Petersburg, auf der andern die Fabrikate und Manufakte Persiens und der Türkey. An der Thüre des Saales war eine Wechselbank mit den in Tiflis Cours habenden Münzen zur Erleichterung des Verkehrs eingerichtet. So bietet der neu belebte Handel Georgiens der Thätigkeit und Spekulation der russischen Kaufleute ein neues Feld dar, und dieser Verkehr kann sich in dem Laufe der Zeit wohl bis Leipzig und Frankfurt am Main ausbreiten. Der Landweg zwischen Tiflis und Rußland ist bis nach Moskau und Petersburg jezt ganz sicher und ohne alle Gefahr, was früher wegen der räuberischen Tscherkassier und anderer halbwilden kaukasischen Völkerschaften nicht der Fall war. Die Verbindung zu Wasser, durch das kaspische und schwarze Meer, ist für die Welterschaffung der Waaren höchst bequem, und die von Baku, Saliare und Rebute-Kale nach Tiflis führenden Straßen sind sicher und völlig gefahrlos, daher sie auch von Karawanen selten leer werden und mit europäischen und asiatischen Waaren mancherley Art bedeckt sind.

Das in den Schluchten und Thälern des Kaukasus herrschende und den Europäern nicht immer zusagende Klima, der schnelle Wechsel der Temperatur von Kälte zur heftigen Hitze, die in diesen Gegenden so häufigen Schwärme fliegender Insekten aller Art, von denen man Tag und Nacht belästigt wird, sind zwar keine angenehmen Naturgeschenke; aber die Stadt Tiflis, in einem großen Thale liegend, das mit hohen Bergen und herrlichen Hainen und Gärten umgeben, durch den mächtigen Kaukasus vor dem Einflusse des Nordwindes geschützt ist, und in Süden der mildern Luft Asiens offen steht, wird jeder Fremde mit Bewunderung betrachten. Seit mehreren Jahren nimmt die Stadt an Größe und Schönheit zu und gewinnt ein ganz anderes Ansehen. Man findet jezt schon herrliche Gebäude nach Moskauischem und Petersburgischem Geschmack, im neuesten Styl und mit den schönsten Anlagen. Die öffentlichen Plätze, welche früher ganz mit Trümmern bedeckt und daher nicht zu passiren waren, sind jezt schon von den persischen und türkischen Gefangenen sehr gut gepflastert worden, die auch noch immer an mehreren andern außerordentlichen Verbesserungen der Stadt Tag für Tag unter der strengsten Aufsicht arbeiten. Die kostbaren Karawanserais, Bauten mit großen Gewölben, die überall von geräumigen Höfen umgeben sind, zu welchen man durch den Bazar (Marktplatz) kommt, wo die reichsten orientalischen Waaren aufgehäuft liegen, mit denen sich Kaufleute, in die Kostüme aller asiatischen Völker gekleidet, mit unbeschreiblicher Thätigkeit beschäftigen, gewähren dem Auge einen herrlichen Anblick und die mannigfaltigste Unterhaltung. Asiatischer Luxus und morgenländische Bizarrerien sind mit europäischem Geschmack und Eleganz gepaart. Die Aussicht von der Vorstadt Awlabarie auf den beeisten himmelhohen Kasiberg ist bewundernswürdig.

Die Bewohner von Tiflis sind ein Gemische von Georgiern (Grusiern), Persern, Türken, Tscherkassen, Syrern, Kurden, Armeniern, Russen, Juden und Zigeunern. Unter den Manufakturwaaren, welche hier verfertigt werden, zeichnen sich besonders die schönen Tapeten und Teppiche aus, in deren Bereitung die Grusier vorzügliche Geschicklichkeit be-

Digitized by Google

sitzen; auch sind mehrere Werkstätten für seidene, wollene, baumwollene, leinene Zeuge und andere Artikel vorhanden. Man findet eine ganze Straße, die blos von Schuhmachern bewohnt wird, eine andere, in welcher Strumpf- und Mützenmacher, auch Schmiede arbeiten. Außer diesen sind noch Silber-, Kupfer- und sehr geschickte Stahlarbeiter, Gewehrmacher, Schwerdtfeger, Seiden- und Drahtspinner, Bandmacher, und unter den Juden Uhrmacher, Instrumentenverfertiger, Steinschneider und Petschierstecher thätig. Hier wird auch das in den benachbarten Steinsalzgruben gebrochene Salz raffinirt. Dennoch ist im Ganzen der Wohlstand nur mittelmäßig.

Am lebhaftesten ist der Verkehr mit Iran und der asiatischen Türkey, weniger mit Persien; Tiflis könnte aber wohl der Stapelplatz aller persischen, türkischen, russischen und europäischen Handelsartikel werden. Hier ist auch das Münzhaus für ganz Georgien. Die heißen Bäder außerhalb der Stadt bilden eine Art von freundlicher, vielbesuchter Vorstadt. Es sind ihrer zehn, alle in Grotten angebracht, in denen das schwefelhaltige Wasser in einer Temperatur von 30 Grad Reaumür sprudelt. In den meisten findet man noch aus den früheren Zeiten der Zaare Marmorbecken und Marmorbekleidung an den Wänden.

Das gesellschaftliche Leben in Tiflis hat seit der Besitznahme durch die Russen in jeder Hinsicht ungemein gewonnen. Der Generalgouverneur von Grusien und Chef der kaiserlichen russischen Reservarmee, Graf Sepechin, gibt jezt öfters Gastmahle und Bälle, um unter den grusinischen Fürsten und dem Adel die gesellige Unterhaltung des Spiels und Tanzes, welche ihnen bisher fremd war, einzuführen; sowohl die Herren, als ihre Frauen und Töchter, scheinen auch großes Behagen an dergleichen Festen zu finden. Ein Deutscher in Moskau.

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

(Beschluß.)

Die Richter hinten im Saale sahen ganz vergnügt aus; sie mochten sich freuen, daß sie nun bald fertig waren. Das Gesicht des Präsidenten, sanft bestrahlt vom Widerschein einer Scheibe, hatte den Ausdruck des Friedens und der Güte, und ein junger Assessor unterhielt sich, mit seinem Ueberschlage spielend, fast fröhlich mit einer hübschen Dame im roseufarbenen Hut, die aus Gefälligkeit hinter ihm einen Platz gefunden hatte. Nur die Geschwornen sahen bleich, niedergeschlagen aus, jedoch sichtbar vor Müdigkeit, weil sie die ganze Nacht durchwacht. Einige gähnten; sie sahen ganz und gar nicht Menschen gleich, die eben ein Todesurtheil gefällt haben, und auf den Gesichtern der guten Bürger las ich nichts, als starke Schlafluft. Mir gegenüber war ein Fenster ganz offen. Ich hörte die Blumenhändlerinnen auf dem Quai lachen, und am Fensterrande in einer Spalte des Gesteins spielte im Winde ein niedliches gelbes Pflänzchen, ganz getaucht in einen Sonnenstrahl.

Wie hätte unter so lieblichen Gefühlen ein gräßlicher Gedanke in mir auftauchen sollen? Gebadet in Luft und Sonne vermochte ich an nichts anderes zu denken, als an Freyheit; die Hoffnung strahlte in mir wie der Tag um mich her, und vertrauend sah ich meinem Spruche entgegen, wie man der Befreyung, dem Leben entgegensieht.

Allermittelst kam mein Advokat. Er hatte reichlich und mit gutem Appetit gefrühstückt. Als er an seinem Platze war, neigte er sich lächelnd gegen mich. „Ich habe Hoffnung," sagte er. — „Nicht wahr?" antwortete ich leichthin und lächelte auch. — „Ja," fuhr er fort, „ich weiß zwar noch nicht, wie ihre Erklärung lautet, aber sie haben wohl gewiß den Vorbedacht nicht vorausgesezt, und dann ist es blos lebenslängliche Zwangsarbeit." — „Was sagen Sie da?" entgegnete ich mit Unwillen, „lieber tausendmal den Tod!" — Ja, den Tod! Und, so sprach in mir eine innere Stimme, was wage ich dabey, daß ich dieß sage? Wann hat man je anders ein Todesurtheil gesprochen als um Mitternacht, bey Fackelschein, in einem düstern, schwarzen Zimmer, in einer kalten Regennacht? Aber im August, um acht Uhr Morgens, an einem so schönen Tage, diese guten Geschwornen! unmöglich! Und meine Augen hefteten sich wieder auf die hübsche gelbe Blume in der Sonne.

Plötzlich hieß mich der Präsident, der blos auf den Advokaten gewartet hatte, aufstehen. Das Kommando schulterte das Gewehr; wie auf einen elektrischen Schlag stand die ganze Versammlung in einem Augenblick. Ein nichtsbedeutendes, leeres Gesicht an einem Tisch unter dem Tribunal, der Gerichtsschreiber, denke ich, nahm das Wort und las das Verdikt, das die Geschwornen in meiner Abwesenheit ausgesprochen. Ein kalter Schweiß goß sich über meinen ganzen Körper, ich lehnte mich an die Wand, um nicht zu Boden zu sinken. „Advokat," sprach der Präsident, „haben Sie wegen Anwendung der Strafe etwas zu erinnern?" — Ich, was hätte nicht ich alles zu sagen gehabt! Aber es fiel mir nichts bey; meine Zunge blieb am Gaumen kleben. — Der Vertheidiger stand auf. Soviel begriff ich, er suchte die Erklärung der Jury zu mildern und statt der Strafe, welche ihr Spruch nach sich zog, auf eine andere zu lenken, auf jene, die er vorhin auszuwirken gehofft und mich dadurch so empört hatte. Ich wollte mit lauter Stimme wieder wie vorhin rufen: „Lieber tausendmal den Tod!" Aber der Athem versagte mir und ich vermochte ihn blos heftig beym Arm zu fassen und krampfhaft zu rufen: „Nein!"

Der Generalprokurator suchte den Advokaten zu widerlegen und ich hörte ihm mit stumpfem Wohlgefallen zu. Dann traten die Richter ab, kamen wieder herein und der Präsident verlas mein Urtheil.

„Zum Tod verurtheilt!" hieß es in der Menge, und als

Digitized by Google

man mich abführte, stürzte der ganze Volkshaufe hinter mir her mit einem Getöse, als fiele ein Haus zusammen. Ich ging dahin, betäubt, wie berauscht. Mein ganzes Innere hatte sich umgewendet; bis zum Todesurtheil hatte ich gefühlt, ich athme, bewege mich, lebe im selben Element wie andere Menschen, jezt sah ich deutlich eine Scheidewand zwischen mir und der Welt. Alles erschien mir nunmehr in anderer Gestalt als zuvor. Die breiten lichthellen Fenster, die schöne Sonne, der reine Himmel, die hübsche Blume, alles war farblos, bleich wie ein Leichentuch. Männer, Weiber, Kinder, die mich umdrängten, sie sahen aus wie Gespenster,

Unten an der Treppe wartete meiner ein schwarzer, schmutziger Wagen. Als ich einstieg, warf ich einen irren Blick über den Platz hin. „Ein zum Tod Verurtheilter!“ schrieen die Vorübergehenden und liefen dem Wagen zu. Durch die Wolke, die sich zwischen die Außenwelt und mich gelagert, unterschied ich zwey junge Mädchen, die mir mit gierigen Blicken nachsahen. „Gut,“ sagte die jüngste und klopfte in die Hände, „also in sechs Wochen!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Canton, im Staate Ohio.

(Beschluß.)

Ich spazierte in dem reinlichen, freundlichen Dorfe und bey demselben herum. Zuerst besah ich die schönen Gemüse- und Blumengärten bey Bäumlers Wohnung, dann die sinnreiche Dreschmaschine, die neuerbaute Bierbrauerey und Kornbranntweindrennerey mit dem gewölbten Keller, die Ziegelhütte, die kleine Wollmanufaktur, worin grobe Decken für die Kanalarbeiter verfertigt wurden, die Bäckerey, wo die aus weißem Weizenmehl gebackenen Brode mich anlachten, die Mehl-, Oel-, Gyps- und Sägemühlen, die Wollenkammmaschine und Walke, die von Holzstämmen errichteten Kuhställe, worin die Weiber eben beschäftigt waren, den Kühen, deren etwa 80 sind, ihre aus Kürbis und Kraut zubereitete Morgensuppe zu geben. Sie halten keine Schweine. Ich sah die zwey Weinberge, die jährlich vergrößert werden, und kostete von dem neuen Weine, fand ihn aber nicht gut. Ich spazierte über die 515 Fuß lange hölzerne Brücke, welche auf Kosten der Gesellschaft über den Tuscarawas erbaut worden ist. Als ich die angenehme hügelige Gegend und den schönen Fluß mit seinem zu Wasserwerken sich trefflich eignenden Fall betrachtete und überdieß hörte, daß der Ohiokanal hier vorbeygeführt werde, schloß ich, die Gesellschaft sey in der Wahl des Orts der Ansiedlung außerordentlich glücklich gewesen; allein leider ist die Gegend in den lezten Jahren sehr ungesund geworden, und schon manchen hat das Fieber weggerafft. Auch habe ich mich in Betreff der Menschen gar sehr geirrt. Ihr einfaches, schlichtes, freundliches Wesen flößte mir eine günstige Meynung von ihnen ein. Späterhin aber hörte ich von einem glaubwürdigen Manne, der in der Sache als Schiedsrichter ernannt war, daß in einem Prozesse, den die Gesellschaft mit einigen Männern führte, die sich von ihr getrennt hatten, weil Bäumler hinterlistiger Weise einen Kaufbrief blos auf seinen Namen gestellt und überhaupt sehr eigenmächtig gehandelt, mehrere der vornehmsten Glieder der Gesellschaft sich falscher Zeugnisse und Eide schuldig gemacht haben sollen. Der Richterspruch fiel auch zu Gunsten der ausgetretenen Männer aus. Von diesen waren mehrere verheyrathet; allein ihre Weiber wollten die Gesellschaft nicht verlassen. Die Männer wendeten sich daher an die Obrigkeit und baten, daß ihre Weiber angehalten würden, wenigstens eine Zusammenkunft mit ihnen zu haben. Dieß ward den Weibern anbefohlen und sie gehorchten, kehrten aber, trotz der Bitten von Mann und Kindern, wieder nach Zoar zurück. So groß ist der religiöse Einfluß der Häupter der Gesellschaft. Der Mann, der mir alles dieß erzählte, hält Bäumler für einen feinen Menschenkenner und einen sehr listigen Kopf. Natürlich war es mein Wunsch, Bäumlern zu sehen und zu sprechen; allein er schien mir auszuweichen. Nachdem ich aber erklärt hatte, daß ich Rom nicht verlassen werde, ohne den Pabst gesehen zu haben, kam er und setzte sich zu mir auf die Bank vor dem Wirthshause. Sonderbarer Weise redete er mich mit Sie an, da er sonst zu Jedermann Du sagt. Wir sprachen zusammen über gleichgültige Gegenstände, bis ich zum Essen gerufen wurde, und nach diesem war es Zeit, nach Canton zurück zu eilen.

Auf dem Nil, zwischen Achmunein und Syout, den 8. November 1828.

(Beschluß.)

Alles geht vortrefflich bey unserer Expedition; der Gesundheitszustand ist durchaus gut, das Wetter herrlich. Seit zwey Tagen geht indessen die Sonne unter Nebeln auf wie in Holland und diesen Morgen hatten wir sogar, zum zweytenmale, seit wir in Egypten sind, fünf Minuten lang Regen an der Grenze von Thebais, wo es doch, wie es heißt, gar nie regnen soll. Vor vier Tagen stand das Thermometer im Schatten auf 28°, in der Sonne auf 45°. Den Tag vor dem Karlsfeste feyerten wir den Geburtstag des Königs damit, daß wir auf allen Masten unserer Eskadre die Flaggen wehen ließen, Schaafe unter das Schiffsvolk austheilten und ein Paar Bowlen warmen Wein aufs Wohlergehen des Museums Karls X. leerten. Mehr konnten wir in der Wüste, über eine Meile von jeder Wohnung entfernt, unmöglich thun. — Der Wind ist stark und treibt uns rasch vorwärts; in einigen Stunden sind wir bey Syout, der Hauptstadt von Oberegypten. Vor Theben halten wir nicht mehr an.

Die Menge der Vögel und die Mannichfaltigkeit ihres schönen Gefieders verkünden uns die Nähe des Wendekreises; die Krokodille fangen an die Ufer zu besetzen. Das Licht wird immer schöner, kräftiger, gibt den unbedeutendsten Naturgegenständen reges Leben und schafft Aussichten, die man bey uns gar nicht achten würde, zu herrlichen Landschaften um. Der immer neue Kontrast zwischen der Wüste und dem so grünen Thal, das jene von allen Seiten einengt, hält die Einbildungskraft wach, und der Eindruck von Eintönigkeit, den, wie man glauben sollte, ein Fluß, der beständig zwischen zwey Bergen dahinfließt, hervorbringen muß, bleibt ihr ferne. In wenigen Tagen soll diese Natur noch durch Denkmäler, im lebendigsten Farbenglanze prangend, belebt werden; wir sollen den Anfang jener Bergkette sehen, die ununterbrochen bis an Nubiens hinterste Grenze fortstreicht; neue Menschenstämme, sonderbare Sitten, eine Natur, mit jedem Tage charakteristischer, überraschender, sollen an uns vorübergehen. Wessen ein solches Schauspiel wartet, kann sich der anders als tief bewegt fühlen? Und so ist denn auch mir; das Entzücken macht dem wehmüthigen Blicke in die Vergangenheit Platz, die süßesten Gefühle den trübsten Betrachtungen. Ueber ein Kurzes wird diese Episode meines Lebens nur noch ein leuchtender Punkt in demselben seyn; bereits liegt, was ich hier erlebt, in noch glänzenderen Farben vor meiner Seele, bereits denke ich mit bitterem Unmuth daran, wie ich die Pyramiden heruntergesetzt, deren Bild sich am Ende meiner Seele unauslöschlich eingeprägt hat. Wie wird mir seyn, wenn ich einst wieder unter unserm neblichten Himmel, in unserer armen Natur, auf unserm Boden von gestern her, jener langen Reihe von Jahrhunderten gedenke, die in Egypten vor meinem Sinn vorübergezogen, wenn dieses lichthelle orientalische Zauberbild sich nur im fernen Hintergrunde meiner Seele spiegelt!

Digitized by Google

N°. 43.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Februar 1829.

— Ihr Gespielen, leuchtende Genossen,
Die ihr das Feld der blauen Feste schmückt,
Und nach der Himmelsleyer euren Schritt
Bewegend, knüpft und löst harmon'schen Tanz,
Euch nach, geführt in diese heil'ge Kette,
Folgt' ich im Blau'n dem Zuge, der euch lenkt,
In lichter Wüste führtet ihr mein Auge,
Das sich im Feuerlabyrinth verliert.

Lamartine.

Ueber die physische Einrichtung der verschiedenen Planeten unseres Sonnensystems, und den daraus folgenden Unterschied der Lebensverhältnisse ihrer Bewohner.

Eine Vorlesung *) von Dr. Nürnberger.

Unter allen astronomischen Untersuchungen hat für die Einbildungskraft keine einen so gewaltigen, ja ich möchte sagen zauberischen Reiz, als die Frage nach der physischen Konstitution der übrigen Planeten unseres Sonnensystems, nach ihren Abweichungen von der Beschaffenheit unserer Erde und den daraus fließenden Folgen hinsichtlich der mehr oder weniger veränderten Form der Lebensverhältnisse ihrer Bewohner; alle diese Planeten sind den nehmlichen mathematischen Gesetzen der Bewegung um denselben Mittelpunkt, die Sonne, unterworfen wie unsere Erde, sie unterscheiden sich in dieser Rücksicht von derselben nur durch die längere oder kürzere Zeit, welche sie zur Ausführung dieser Bewegung, d. h. zur Vollendung ihres Jahres bedürfen. Diese Aehnlichkeit der mathematischen Beziehungen führt nothwendig auf die Vermuthung einer gleichzeitigen physischen Aehnlichkeit; aber die Aufsuchung der Verschiedenheiten dieser planetarischen Gebilde, trotz jener allgemeinen Aehnlichkeit, macht das eigentlich Interessante unserer Untersuchung aus. Unmöglich ist es, den Lauf dieser glänzenden Welten durch die Tiefen des Himmels zu verfolgen, die Regelmäßigkeit der Wiederkehr bestimmter Stellungen der Rotationsaxen gegen die Sonne, wovon Erleuchtung und Erwärmung, als Bedingungen des lebenden Organismus abhängen, die Erhellung der Nächte der sogenannten oberen Planeten durch eine, mit der Entfernung von der Sonne wachsende Anzahl von Monden, kurz so viele, auf Vorsorge für genießende Wesen hindeutende Maßregeln der Vorsehung zu beobachten, ohne bey jener allgemeinen Aehnlichkeit sowohl, als bey diesen individuellen Verschiedenheiten eine solche Vorsorge für lebende und genießende Wesen als das leitende Prinzip anzuerkennen. Diese Idee steht in einem so nothwendigen Bezuge zu unseren Vorstellungen von der Weisheit und Güte des höchsten Wesens, daß sie, ohne Herabsetzung desselben, nicht aufgegeben werden kann. Nach diesen unseren Begriffen von der Gottheit bürgt das Daseyn der Welten für die Benutzung derselben zu jenen höchsten Zwecken der Schöpfung, und was also die Beobachtung an Entdeckungen über die physische Konstitution der übrigen Planeten liefert, darf unbedenklich aus diesem so höchst interessanten Gesichtspunkte betrachtet, und nach dieser teleologischen Ansicht, als der einzigen zulässigen, erklärt werden. Unter dieser nothwendigen Voraussetzung aber gewinnt alles,

*) Diese Vorlesung ist am 29ten September 1828 vor der Versammlung der „deutschen Naturforscher und Aerzte" zu Berlin gehalten worden. Sie verdient aber, mancher darin entwickelten Ideen wegen, eine noch weitere Verbreitung.

Digitized by Google

was sich auf die Formverschiedenheit der einzelnen Planeten hinsichtlich jener Lebenseinrichtungen bezieht, eine ganz andere erhöhete Wichtigkeit, und die Forschung, an der Hand der Analogie, versezt sich gern unmittelbar auf den Schauplatz eines, an andere planetarische Einflüsse gebundenen Daseyns, um den Modifikationen nachzuspüren, unter denen sich Leben und Genießen auf fernen Welten gestalten. Welche unermeßliche Mannigfaltigkeit die Schöpfung hierbey entwickelt, werden wir im folgenden finden, und ich lade Sie nunmehr ein, mich auf der Reise durch die einzelnen Planeten unseres Systems zu begleiten.

Merkur zunächst drehet sich in 24 Stunden und ungefähr einer Minute um seine Axe, so daß die Dauer seines Tages dem unsrigen bis auf eine ganz unbedeutende Kleinigkeit gleich ist. Dagegen vollendet er seinen Umlauf um die Sonne, d. h. sein Jahr, in 88 Tagen, demzufolge ein Merkursjahr ungefähr dem Viertel unseres Jahres gleichkömmt. Eben so ist es mit den einzelnen Jahreszeiten; statt eines dreymonatlichen Lenzes, Sommers u. s. w., dessen sich die Erde erfreuet, dauert der Merkurslenz nur etwa drey unserer Wochen. Es scheint hieraus ein gewisser rascherer Verlauf des Lebens auf dem Merkur zu folgen; kaum haben sich seine Frühlingsblüthen entfaltet, so werden sie schon von den Blumen des Sommers, und diese hinwiederum von den Früchten des Herbstes verdrängt; die Natur braucht in dieser größeren Sonnennähe weniger Zeit zur Zeitigung. Der Gegensatz der Merkurjahreszeiten ähnelt übrigens dem unsrigen, indem die Neigung der Ebene seines Aequators gegen die Ebene seiner Bahn um die Sonne, d. h. die dortige Schiefe der Ecliptik, wovon jener Gegensatz bekanntlich abhängig ist, nur 5° weniger als bey uns, nehmlich 20° beträgt. Abgeplattet an den Polen ist Merkur wenig, worin er der Erde gleicht und gleichen muß, indem die Abplattung eine Wirkung der Rotationsbewegung ist, welche, wie wir gesehen haben, bey beyden Planeten gleiches Maaß hat, wozu aber für den Merkur noch kömmt, daß er bedeutend kleiner als die Erde ist. Berge hat Merkur von 50,000 bis 60,000 Fuß Höhe, also drey Mal höher als unser Chimborasso; zieht man dabey das Verhältniß der Durchmesser beyder Planeten in Betracht, so übertreffen die Merkursberge die unsrigen an Höhe gar gegen acht Mal und diese Berge bilden ganze große Züge, vierzig bis fünfzig Meilen breit und oft von doppelter Länge. Merkwürdig ist, daß die meisten und höchsten dieser Gebirge sich auf der südlichen Hemisphäre finden, welcher Umstand auch bey den übrigen Planeten eintritt, und dessen Grund gleichwohl noch nicht erforscht ist. Merkur ist nach diesem allen, wegen der Sonnennähe, von Licht und Wärme zwar überflossen; aber die zu starken Wirkungen dieser mächtigen Kräfte scheinen durch die Schatten seiner langen und hohen Gebirgszüge gemildert zu werden, und da die Natur in ihrem großen und wohlthätigen Gange nichts halb thut, so darf man annehmen, daß diese Gebirge, zur bessern Erreichung des beabsichtigten Zweckes, mit dichten Merkursgebüschen und Wäldern besezt sind.

Einen andern, aber nicht weniger merkwürdigen Schauplatz betreten wir, indem wir uns jezt auf die Venus begeben, welche an Größe und Masse unserer Erde beynahe ganz gleich ist, woraus zugleich folgt, daß der Fall der Körper dort fast in der nehmlichen Zeit wie bey uns vor sich geht. Auch die Rotationsdauer der Venus unterscheidet sich wenig von der Dauer unseres Tages, indem sie 23 Stunden, 21 Minuten und 19 Sekunden beträgt. Das Jahr der Venus enthält 224 unserer Tage und ist also, gleichwie jede der einzelnen Jahreszeiten, nur etwa um ein Drittel kürzer als bey uns. Aus der Aehnlichkeit dieser einzelnen Umstände würde eine allgemeine Aehnlichkeit von Venus und Erde folgen, wenn nicht andererseits mehrere, dem ersteren Planeten eigenthümliche Einrichtungen auch wieder eine große Verschiedenheit begründeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die französischen Weiber.

Die verschiedenen Generationen deutscher Weiber nach den verschiedenen Phasen der neuesten Geschichte charakterisiren zu wollen, wäre vergebliche Mühe; selbst den Männern in Deutschland liegt ja die Politik noch etwas ferne, wie viel mehr den Weibern. In Frankreich hingegen, wo einmal der Einfluß der Weiber weit größer ist und der Nationalcharakter überhaupt in der neuen Zeit und durch dieselbe sich sehr verändert hat, ist der Gedanke einer solchen weiblichen Statistik nach Dupinscher Manier ein ganz natürlicher; denn z. B. die Veränderung, welche etwa die Schlacht bey Leipzig im Charakter der höhern weiblichen Stände in Deutschland hervorgebracht, läßt sich wohl nicht mit der vergleichen, welche in Frankreich mit der Thronbesteigung der Bourbonen eingetreten ist. Hören wir nun einen Franzosen eine solche Statistik entwerfen, und überlassen es den Leserinnen, dazu zu denken, was sie wollen.

„Sonst überall bleiben die Weiber den Sitten des Landes, in dem sie geboren sind, unterthan; aber in Frankreich sind sie die Springfedern und Barometer der Meynungen. Sie waren ehrgeizig und galant unter Ludwig XIV., spröde und fromm mit Madame Maintenon, und wurden wie auf einen Zauberschlag ausschweifend am Hofe Philipps von Orleans. Moralische Extreme sind ihre Lust; jede Verirrung und jede Wahrheit, jedes Laster und jede Tugend, wie sie nacheinander in der Gesellschaft auftauchten, hatten Weiber zu Hauptherolden. Jeanne d'Arc übertraf Dünois an Unerschrockenheit; Ninon selbst St.

Digitized by Google

Coremont an epikureischer Virtuosität, Madame Guyon den frommen Fenelon an ascetischer Tugend, Madame de Tencin den Kardinal Dubois an Intrique, Madame Roland alle Märtyrer der Revolution an männlicher Größe. Entweder sind sie die Lehrer der Männer, oder sie übertreffen ihre Lehrmeister, wenn sie Schülerinnen derselben sind.

Der Franzose kann gegenwärtig, mit Ausnahme derjenigen gleichgültigen Geschöpfe, die eben in das Leben eintreten, und der noch uninteressanteren, die auf dem Punkt stehen es zu verlassen, drey Generationen von Weibern annehmen. Diese drey weiblichen Armeen haben ein gemeinschaftliches Ziel, Eroberung; aber sie marschieren unter verschiedenen Fahnen.

Die Weiber vergangener Tage, so nenne ich die, welche über vierzig Jahre alt sind, haben das Alter der Leidenschaften mitten unter politischen Stürmen zurückgelegt. Ihre ersten Verbindungen, in Zeiten der Unruhe geknüpft, wurden während der Erschütterungen, welche die bürgerliche Ordnung erlitt, mehrmals aufgelöst und wieder angeknüpft. Die Reihe großer und furchtbarer Ereignisse, deren Zeugen oder Schlachtopfer sie von ihrer Kindheit an waren, hatte ihnen, vor dem Alter der Reife, die volle Erfahrung des längsten Lebens gegeben.

Fünf-und-dreyßig Jahre der Umwälzung sind nicht spurlos über diese schönen Häupter hingegangen; aber die Gewohnheit zu gefallen macht sie unempfindlich gegen die Mahnungen der Zeit; sie schlummern ruhig beym Rauschen ihrer Flügel und überhören das Signal zum Rückzug. Durch lang geübte Kunst und Feinheit sind einige derselben immer noch im Stande, auch Andere in die Illusion zu versetzen, in der sie sich selbst gefallen.

Niemand ist je nach den Umständen nützlicher oder gefährlicher, als diese etwas veralteten Schönheiten des Direktoriums und der Emigration. Es gibt wohl keine liebenswürdigeren Hausherrinnen *), keine geistreicheren Gesellschafterinnen, keine treueren Freundinnen, aber sie herrschen als Königinnen und Minister in dem Gebiete der Intrique, und wehe dem, der dem Freund im Wege steht, den sie beschützen. Gleich geschickt, Lob und Tadel auszutheilen, hier einen gegründeten Ruf zu vernichten, dort einem gesunkenen wieder aufzuhelfen, lenken sie die Gunst der Mächtigen und bestimmen zuweilen sogar gewaltsam die Meynung. Treibt sie bloßer Partheygeist, so sind sie leidenschaftlich, wohl auch lächerlich; aber laßt zugleich Fanatismus sie beherrschen, so sind sie Furien; seht, wie sie den Dolch auf dem Weihwassersteine wetzen und Ströme von Blut fordern, um Thron und Altar zu reinigen! Doch muß ich hinzusetzen, daß die Weiber der leztern Art sehr selten gewesen sind, selbst in den beyden Epochen, wo sie Macht genug hatten, eine Rolle auf dem Schauplatz der Politik zu spielen.

Die zweyte Klasse umfaßt die Weiber zwischen 30 und 40 Jahren; ich will sie die Weiber des Kaiserthums nennen. Sie fingen an zu fühlen und zu denken zu der Zeit, als ein neuer, strahlender Thron auf den Trümmern einer Republik sich erhob, die in den Händen ihrer Gründer in Stücke zerfallen war. Erzogen auf den Knieen von Helden, unter Trophäen und Siegesgesängen, waren sie den Eitelkeiten des Verstandes und den kleinen Schwächen des Herzens weniger ausgesezt, als ihre Vorgängerinnen. Die Schönheit, mit der die meisten ausgestattet waren, weckte in ihnen weniger den Wunsch, zu gefallen, als das Verlangen, bewundert zu werden, und Geschmack und Bildung in den schönen Künsten wurden vorzugsweise ihre Mittel dazu. Frankreich feyerte zehn Jahre lang ein Triumphfest, bey welchem die Blüthe der Schönheiten des Reichs um den Siegeswagen eines Eroberers prangte.

Häuslichere Sitten, ein einfacherer Geschmack, eine gründlichere Bildung zeichnen die Generation der Restauration aus, welche Klasse die Weiber von 18 bis 30 Jahren in sich faßt. Man möchte fast sagen, ihre Handlungsweise sey das Resultat einer gemeinsamen Berathung, in welcher sie übereingekommen, vorzugsweise passive Tugenden anzunehmen, nachdem sie über die Vortheile und Nachtheile der Vorzüge und Mängel ihrer Mütter und Großmütter debattirt hatten. Man könnte oft glauben, sie seyen Meister ihrer Leidenschaften geworden, noch ehe sie dieselben kennen lernten, und sie haben beschlossen, sie aus ihren Herzen zu verbannen, nicht als Feinde ihrer Pflichten, sondern als Feinde ihrer Ruhe. Man wirft freylich unsern jungen Weibern auch einige Unvollkommenheiten vor, aber sie sind sehr verzeihlich. Man sagt, sie seyen nicht sowohl verschämt, als zurückhaltend, aber das Resultat ist das nämliche. Man sagt, die äußerste Einfachheit in ihren Sitten, ihrer Sprache und selbst ihrer Toilette sey nicht sowohl Natur, als Folge von berechnender Eitelkeit; man sagt, sie affektiren, im Gegensatz mit ihren Müttern, einen fast bäurischen Mangel an Eleganz, wodurch die Schönheit ihrer Formen entstellt werden müsse; der Kittel, der sie umhüllt, die weiten Aermel, in welchen sich ihre Arme verlieren, die großen Hüte, in welchen ihre Köpfe begraben sind, müssen sie nothwendig eines Theiles ihrer Reize berauben. Allein sie scheinen mit dem Allen nur zeigen zu wollen, daß die Natur die Weiber dieses Landes mit Reizen ausgestattet hat, welche allen Unbilden der Kunst und den ausschweifendsten Launen der Mode Trotz bieten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Für maîtresses de maison, ein Wort, das bey den Franzosen so bedeutsam ist, haben wir glücklicherweise keinen entsprechenden Ausdruck.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

In den Verhandlungen der königlichen asiatischen Gesellschaft ist so eben ein Brief von W. von Humboldt über die besten Mittel, die Verwandtschaft der indischen Sprachen zu erforschen, erschienen, ein Gegenstand, mit welchem sich diese Gesellschaft sehr viel beschäftigt. Dieser interessante Aufsatz ist von dem gelehrten Dr. B. G. Babington übersezt, von welchem sich in demselben Werke eine Nachricht über die zu Mahamalaipur, oder den sogenannten sieben Pagoden auf der Küste von Coromandel, in den Felsen gehauenen Bilder und Inschriften findet. Den Aufsatz begleitet eine Reihe von Steinabdrücken, bis jezt die vollkommenste Darstellung von jenen merkwürdigen Kunstwerken. Der Verfasser hat sie an Ort und Stelle abgezeichnet; leider aber erfährt man daraus nichts über den Ursprung dieses großen Werkes, welches sein Entstehen verschiedenen Zeiten zu verdanken scheint, und obgleich der Verfasser überzeugend darthut, daß die Sage der dortigen Braminen von einer großen Stadt am Fuße der Felsen, welche die See allmählich verschlungen haben soll, ungegründet ist, so weiß er doch nichts Zuverlässigeres an ihre Stelle zu sezen. Dennoch bleibt diese Mittheilung sehr wichtig und muß allen orientalischen Forschern willkommen seyn.

In einigen Tagen wird das erste Stück einer höchst interessanten Zeitschrift unter dem Titel: Records of Mining erscheinen. Es ist ein Unternehmen des im Bergbau so ehrenvoll bekannten John Taylor, dessen beyden Söhne auf ihrer bergmännischen Reise durch Deutschland im vergangenen Sommer sich so viele Freunde erworben haben. Der Zweck des Werkes ist, über den Zustand des Bergwesens und alle auf dasselbe Bezug habenden Erfindungen und Verbesserungen in der ganzen Welt, besonders aber in England, das Neueste mitzutheilen.

Nach langen Jahren hat die afrikanische Gesellschaft endlich Burkhards Reise in Arabien herausgegeben. Arabien hat keine Alterthümer, wenige Städte und noch weniger Abwechslung in den Sitten seiner Bewohner, und seitdem Niebuhr dieselben so ausführlich und trefflich beschrieben, haben zwar manche Europäer das Erdtheil Ismaels durchstreift, unsere Kenntniß von demselben jedoch wenig bereichert. Das Hedjaz allein blieb uns noch dunkel, denn die Heiligkeit, welche der Mahomedaner jener Gegend zuschreibt, schreckte die meisten christlichen Reisenden von derselben zurück. Der anziehendste Theil dieses Buches ist deßhalb des Verfassers Beschreibung der heiligen Städte, die er besucht und mit dem ihm eigenen Scharfsinn geschildert hat. — Mecca liegt in einem engen, sandigen, von Norden nach Süden laufenden Thale, ungefähr 40 englische Meilen vom rothen Meere. Das Thal ist 400 bis 700 Schritte weit und die Stadt liegt in dem weitesten Theil. Die Berge erheben sich zu beiden Seiten auf eine Höhe von 200 bis 500 Fuß, die Hauptkette liegt auf der östlichen Seite und ein Theil der Stadt steht auf ihrem Fuß. Die Berge sind alle unfruchtbar und tragen nicht einen einzigen Baum. Die Stadt scheint ziemlich hübsch zu seyn, denn die Straßen sind breit, die Häuser hoch und von Stein gebaut; vor allem aber hat sie Fenster, welche auf die Straße sehen, ein Umstand, welcher ihr im Orient einen ganz eigenen Charakter geben muß. Sonst ist die Bauart wie zu Djedda, nur daß die Häuser selten geweißt sind. Die Fensteröffnungen sind mit Rohrblenden verhangen. Jedes Haus hat eine Terrasse, deren Pflaster sich schräg absenkt, damit das Regenwasser in die Straße laufen kann; denn da der Regen sehr unregelmäßig fällt, so hält man es nicht der Mühe werth, das Wasser zu sammeln. Die Terrassen sind durch Mauern verdeckt, damit man die Frauen nicht sehen könne, die sich oft bis mit häuslichen Arbeiten beschäftigen; denn für Männer ist es im Orient eine Schande, sich auf der Terrasse blicken zu lassen, weil man dächte, sie sehen nach den Weibern in andern Häusern. Fast alle hiesigen Einwohner, außer den allerreichsten, vermiethen Zimmer, weßwegen denn auch die Häuser in Wohnungen abgesondert sind, von denen jede aus einer Stube und einer Küche besteht. Die Straßen sind ungepflastert und bey trockenem Wetter so unangenehm durch den Staub, als beym Regenwetter durch den Koth. Die Regenzeit ist hier nicht sehr lange, der Regen aber um so heftiger, und da das Wasser keinen Abfluß hat und auf den Straßen stehen bleibt, bis es austrocknet, so muß es den Häusern sehr schädlich seyn. Auch sieht man hier kein Haus, das älter als höchstens 400 Jahre zu seyn scheint, und die Moschee selbst ist so oft ausgebessert und neu verziert worden, daß sie wie ein neues Gebäude erscheint. Auch sieht man weder zu Mecca noch zu Medina irgend etwas von den Ueberresten jener sarazenischen Prachtgebäude, welche oft das unbedeutendste syrische oder egyptische Städtchen zieren. Der einzige freye Platz ist bey der Moschee, welche nebst einigen großen Privathäusern, zwey in Vorrathshäusern umgewandelten Kollegien und ein Paar Schulen die einzigen Gebäude von Bedeutung sind. Die Stadt hat weder Mauern noch Thore, weder Bäume noch Gärten, keine Beleuchtung bey Nacht und die schlechteste polizeyliche Aufsicht, die man sich nur denken kann. Alles ist vernachlässigt, die öffentlichen Gebäude in Verfall und die einzige Wasserleitung, welche die Stadt je hatte, in Trümmern, obgleich das Brunnenwasser sehr schlecht ist. Schmutz, Unrath und Betteley belästigen den Reisenden allenthalben. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 30 bis 34,000, und man darf sich kaum über den schlechten Charakter wundern, den ihnen der Verfasser zuschreibt, wenn man bedenkt, daß sie aus Leuten aus allen mahomedanischen Nationen, von den Säulen des Herkules bis zu den fernsten Malayen, bestehen. Doch sind sie eine aber alle in Kleidung und Sitten ähnlich, außer den Hindus, welche ihre Sprache und Eigenthümlichkeiten beybehalten und eine abgesonderte Race bilden. Merkwürdig ist es, daß die Meccaer und Djeddaer sich tatowiren. Wenn ein Knabe 40 Tage alt ist, macht man ihm 3 tiefe Einschnitte auf jeder Wange und 2 auf der rechten Schläfe, welche ihm fürs ganze Leben das Gesicht entstellen. Aber da die Beduinen diesen barbarischen Gebrauch nicht haben, so thun sich die Städter auf diese Auszeichnung etwas zu gute. Mädchen sieht man indessen selten so zerfezt. Die Meccaer sind verschwenderisch in ihrem Putz und in ihrem Hauswesen; ihre Hochzeit- und Beschneidungsfeste sind sehr kostbar und es geschieht nicht selten, daß die Gläubigen sich dabey betrinken.

Die Beschreibung der Kaba ist sehr weitläuftig und von allen früheren ganz verschieden, doch viel zu lang für einen Auszug.

Murray hat auch so eben Clappertons lezte Reise in Afrika nebst dem Journal seines Bedienten, der nach Clappertons Tode zu Saccatoo auf einem östlicheren Wege zurückkehrte, herausgegeben. Das Werk ist von Barrow bearbeitet, von dem auch das eben erscheinende Stück des Quarterly Review einen sehr anziehenden Aufsatz über denselben Gegenstand enthalten wird. Ich bemerke für dießmal nur, daß, obgleich der Hauptzweck der Reise, die genaue Kenntniß des Laufes des Nigers, nicht erreicht worden ist, wir jezt doch wenigstens gewiß wissen, daß der bey Saccatoo und von da gen Süden strömende Fluß nicht der Niger ist. Auch wird unsere Kenntniß von den Völkern jener Gegenden bedeutend vermehrt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 44.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. Februar 1829.

— Durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.

Schiller.

Die französischen Weiber.

(Beschluß.)

Indessen darf ich auch einige erheblichere Fehler, die man unsern Weibern nachsagt, nicht verschweigen. Man wirft ihnen eine musikalische Sprachzierey, einen selbstgefälligen Jargon vor, in dem jeden Augenblick die Stille des Herzens, der arglose Reiz der Melodie, Rossini, Madame Staël, die Türken, die Griechen ꝛc. vorkommen. Sie geben sich mit den Künsten ab, ohne für ihre Schönheiten ächte Empfänglichkeit zu haben, man sieht sie nicht, wie ihre Großmütter im vergangenen Jahrhundert, Genie und Talent durch ihren Einfluß schützen, durch ihren Rath ermuntern, durch ihr Lächeln belohnen; ihre Großmütter waren Beschützerinnen ausgezeichneter Männer, sie sind Nebenbuhlerinnen derselben; sie jagen, gleich ihren Müttern, selbst nach einem Namen im Gebiete des Geistes und scheinen nicht zu wissen, daß die Schönheit den edelsten Gebrauch von ihrer Gewalt dann macht, wenn sie große Gedanken einflößt und edle Bestrebungen unterstützt. Einige Beyspiele von Weibern, die in den verschiedenen Wissenschaften und in einer schönen Kunst Glück gemacht haben, sind für sie ein unumstößlicher Beweis, daß ihr Geschlecht, würde es mit derselben Sorgfalt und nach denselben Grundsätzen erzogen, in allen Richtungen geistiger Vollkommenheit mit den Männern wetteifern könnte. Umsonst sucht man sie auf die Erfahrung aller Jahrhunderte zu verweisen, daß die Weiber alles verschönert, aber nichts erfunden haben, daß die Natur ihre Gaben unwandelbar unter beyde Geschlechter vertheilt, daß sie, wie Fontenelle sagt, das Gehirn des Mannes für mühsame Untersuchung, gründliche Entwicklung, tiefes Nachdenken organisirt, die Weiber hingegen mit natürlicher Anmuth, einem feinen Gefühl für das Schickliche, einer gewissen geistigen Blüthe ausgestattet hat, Eigenschaften, welche ihre Herrschaft so liebenswürdig machen, ihr aber auch zugleich eine Grenze stecken.

Nach dieser Prüfung ihrer Sitten, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Talente der französischen Weiber.

Nicht leicht findet man in der ganzen Geschichte der Nation eine Epoche, welche unsern Weibern so viel Ehre macht, als die gegenwärtige. Madame Staël, die einzige ihres Geschlechts, die man ein Genie nennen kann, hat sich über alle Vorurtheile des Jahrhunderts erhoben, und ihrer strahlenden Bahn werden ihre Zeitgenossen immer mit Bewunderung gedenken. Madame Cottin wird nur von J. J. Rousseau und Goethe in der Kunst, den wahren Ausdruck für die süßeste und mächtigste aller Leidenschaften zu finden, übertroffen. Frau von Genlis wäre vielleicht die zweyte Schriftstellerin der Zeit geworden, hätten nicht Faktionsgeist, Eitelkeit und Haß gegen Philosophie ihre Begriffe verschroben. Die Damen Flahaut, Montolieu, Elise Voyart, Sophie Gay und Bawe, Dufresnoy, Babois, Salm, D'hautpoul,

Digitized by Google

Walmore haben sich im Gebiet der leichten Literatur und der Poesie durch Wahrheit, Einfachheit und Anmuth des Styls ausgezeichnet.

Ohne auf glänzende Talente Anspruch zu machen, beschäftigt sich eine Menge junger Weiber nicht ohne Erfolg mit den schönen Künsten. Es dürfte nicht schwer fallen, selbst unter den mittlern Klassen manche zu finden, deren vertrauter Briefwechsel Muster jenes leichten, seelenvollen, glänzenden Styles darbietet, welchem Madame Sevigné ihren ganzen Ruf verdankt.

In dieser flüchtigen Skizze der Weiber meiner Zeit konnte ich nicht von den Ausnahmen sprechen, die einer andern Wesenreihe angehören. Wer Gestalten, wie eine Roland, Charlotte Corday, Sombreuil und ihres Gleichen, jene unsterblichen Heldinnen, deren Büsten bereits in dem Pantheon der Geschichte stehen, schildern will, muß einen ganz andern Ton anstimmen.

Ueber die physische Einrichtung der verschiedenen Planeten unseres Sonnensystems.

(Fortsetzung.)

Zu den Verschiedenheiten der Venus von der Erde gehört zuerst die bedeutende Neigung der Ebene des Venusäquators gegen die Bahnebene, oder die dortige Schiefe der Ekliptik, welche, nach den neuesten Beobachtungen, 72° beträgt. Daher erstreckt sich die heiße Zone, wo die Sonne in des Zenith des Beobachters kömmt, auf der Venus 72° nördlich und südlich vom Aequator, an den Solstitialtagen ist die Sonne von dem ihr eben zugewendeten Pole nur noch 18° entfernt. Erwärmung und Erleuchtung sind daher allgemeiner über den ganzen Planeten verbreitet; aber der Gegensatz der Jahreszeiten ist auch empfindlicher, indem derselbe Pol, der die Sonne heute nur noch 18° von seinem Zenith sah, sie nach einem halben Venusjahre fast im Nadir hat. Auf diese Weise scheint es die Natur indeß eingerichtet zu haben, um nicht einen einzelnen Streifen dieses Planeten der ganzen Gluth der näheren Sonne auszusetzen; auf der so viel größeren Venus waren wahrscheinlich diejenigen Maßregeln, welche auf dem kleinen Merkur zur Mäßigung jener Gluthen angewendet sind, in dem nehmlichen Maaße nicht ausführbar. Für diese Vermuthung spricht der Umstand des immer klaren Venushimmels, an welchem der fleissige Beobachter dieses Planeten, Schröter zu Lilienthal, in ganzen Jahren keine Spur von Nebeln oder Wolken bemerkt hat. Gebirge hat Venus viele und hohe, einzelne Berge erheben sich gegen sieben Meilen über die Oberfläche dieses schönen und glänzenden Planeten; die meisten und höchsten finden sich wiederum auf der südlichen Hemisphäre, wo sie, gleich unseren Cordilleren, Ketten von mehr als 200 Meilen Länge bilden. Man kann sich nach diesem allen die Venus als einen lichtglänzenden Planeten denken, wo aber der oben erklärte starke Gegensatz der Jahreszeiten eine hinreichende Erniedrigung der atmosphärischen Temperatur hervorbringt, und wo überdieß die Schatten langer Gebirge einen lokalen Schutz gegen die Heftigkeit der Sonnenstrahlen darbieten. Da die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens mit der Dauer des Jahres nothwendig in einem gewissen Bezuge stehen, so ist anzunehmen, daß dieselben auf der Venus einen weniger stabilen Charakter haben als auf der Erde; man wird, im Verhältniß dieser kürzeren Dauer des Jahres und der einzelnen Jahreszeiten, auf der Venus schneller säen und schneller ernten als auf der Erde, wahrscheinlich also auch schneller genießen und schneller altern. Der eigentliche Schauplatz großer, langer, weitaussehender Unternehmungen, sofern sie durch die Lebensdauer des Individuums bedingt sind, scheinen, wie wir weiter unten sehen werden, die oberen Planeten, namentlich vom herrlichen Jupiter an, zu seyn, wo das Leben nach längeren Jahren gezählt, oder, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, mit einem längeren Maaßstabe gemessen wird. Als einer sehr schönen, der Venus besonders zukommenden Erscheinung muß ich noch des eigenen sanften Lichtschimmers erwähnen, in welchem sich ihre Nachtseite dem Beobachter zeigt, und dessen Grund ein eigenes phosphorescirendes Licht zu seyn scheint, das von der Atmosphäre dieses Planeten ausgestrahlt wird. Die Venusnächte müssen durch diese sanften Lichtwellen, die die Atmosphäre erfüllen, einen ganz eigenthümlichen Schimmer erhalten, welcher die Beleuchtung durch einen Mond, den dieser Planet bekanntlich nicht hat, entbehrlich macht. Man treibt die Analogie also nicht zu weit, wenn man sich diese solchergestalt beleuchteten Venusnächte, während welcher kein Wölkchen den tiefblauen Venushimmel trübt, als sehr schön denkt; und gewiß betrachten Sie, nach diesen Andeutungen, den schönen Planeten, welcher ohnedieß eine Hauptzierde unseres Abend- und Morgenhimmels ist, mit einem noch lebhafteren, vielleicht selbst sehnsüchtigeren Interesse.

In eine ganz andere planetarische Natur aber treten wir über, indem wir uns nunmehr dem Mars nähern, der uns in einer trüb-röthlichen Farbe entgegen schimmert. Sein Tag ist zwar wiederum dem Erdentage an Dauer fast gleich, indem derselbe nur etwa eine halbe Stunde länger währt; aber das Jahr des Mars ist dagegen beynahe doppelt so lang als das Erdenjahr. So weit der beständigere Charakter der Lebenseinrichtungen von dieser Jahresdauer abhängt, darf also dem Mars ein weiterer Umfang in allen solchen Einrichtungen beygemessen werden; um sich für den so viel längeren, vielleicht auch strengeren Marswinter mit den gehörigen Vorräthen zu

Digitized by Google

werden, wird ein dortiger Familienvater z. B., unter übrigens gleichen Umständen, größere Anstrengungen machen, größere Kräfte in Bewegung setzen müssen, als der Erdenbürger.

Diese Andeutung soll die, im Fortgange immer mehr entwickelte Ansicht einer gewissen Vollkommenheitszunahme auf den sogenannten oberen Planeten einleiten, eine Idee, welche, so viel ich weiß, noch Niemand vor mir aufgestellt hat, und welche ich gleichwohl durch bloße Folgerungen aus Thatsachen über alle Zweifel zu erheben gedenke. Es ist übrigens merkwürdig, daß die vier bisher betrachteten, der Sonne nächsten Planeten sich alle fast in der Zeit eines Erdentages um ihre Are drehen und auch sonst eine gewisse Familienähnlichkeit zeigen, während die folgenden drey noch übrigen Planeten: Jupiter, Saturn, Uranus (von den Planetoiden, welche erst in der Formation begriffene, bloße planetarische Massen zu seyn scheinen, wird hier abgesehen), bey viel beträchtlicherer Größe einer viel schnelleren Rotation unterworfen sind. Die Natur scheint unser Planetensystem dadurch ganz eigentlich in zwey große Gruppen gespalten zu haben, und man kann annehmen, daß die schnellere Rotation atmosphärische Prozesse begünstige, welche eine Ausgleichung der aus größerer Entfernung der Sonne, dieses Quells von Licht und Wärme, entstehenden Folgen bewirken. Mars ist ausgezeichnet durch die vielen veränderlichen Flecken, deren schnelle Formation, deren Gestalt, deren Verschwinden u. s. w. deutlich für ihre wolkenähnliche Beschaffenheit sprechen. Schröter zu Lilienthal, dieser fleißige und glückliche Himmelstopograph, beobachtete die Geschwindigkeit solcher Marswolkenzüge bis zu 90 Fuß in der Sekunde, wonach also die Atmosphäre dieses Planeten wenigstens eben so starken Bewegungen als die irdische unterworfen zu seyn scheint. Vorzüglich aber scheinen diese Revolutionen in der Marsatmosphäre winterlicher Natur zu seyn; außer den ebenerwähnten, schnell veränderlichen Flecken nehmlich beobachtet man zwey beständigere, blendend weiße, große, kreisrunde, welche die Polarzonen dieses Planeten einnehmen, und welche sich wechselsweise um denjenigen Pol am größten und glänzendsten zeigen, der gerade die Winternacht hat, die auf dem Mars fast noch einmal so lange dauert als auf der Erde. Da jeder dieser beyden Flecken hernach, und zwar in dem Maße abnimmt, wie sich die Sonne dem betreffenden Pole nähert, so ist bey einer so unabweislichen Analogie nicht zu zweifeln, daß der Grund dieser Erscheinung in der Anhäufung von Schnee und Eis, oder wenigstens ähnlichen Stoffen, während der Polarwinternacht liegt, auf welche Stoffe die Sonne hernach um so kräftiger wirkt, da die Schiefe der Ecliptik auf dem Mars, d. h. die Neigung der Ebene seines Aequators gegen die Ebene seiner Bahn fast 6° mehr als bey uns beträgt, um welche sich die Sonne also auch jedem der Pole mehr nähert. Da die größere Entfernung des Mars von der Sonne in dieser Auflösung seiner Winterstoffe durch ihre Strahlen keine Veränderung hervorbringt, so darf hieraus noch ein anderes Gesetz der Himmelsphysik abgeleitet werden; die Atmosphären der von der Sonne entfernteren Planeten nehmlich sind darnach eingerichtet, um von den schwächeren Sonnenstrahlen zu Erzeugung von Licht und Wärme immer noch hinreichend afficirt zu werden. Das Umgekehrte wird vom Merkur und der Venus gelten, wo wahrscheinlich die Einflüsse des näheren Sonnenstandes in einer geringeren Empfänglichkeit der Atmosphäre für Licht und Wärme, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, eine Ausgleichung finden. Somit hätte die Natur überall einen, der jedesmaligen Individualität des Planetenbewohners angemessenen Mittelzustand zu bewirken gewußt.

Mit dem Jupiter eröffnet sich vor unsern Blicken die zweyte planetarische Gruppe unsers Sonnensystems. Dieser herrliche Weltkörper ist durch so viele Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet, daß schon früher der Petersburger Astronom Schubert vorgeschlagen hat, die Scheidungslinie beyder Gruppen, die man sonst durch den Mars zog, durch den Jupiter zu ziehen. Jupiter ist der größte aller Planeten unsers Systems; er übertrifft die Erde an Oberfläche mehr als 120 Mal, indem er weit über tausend Millionen Quadratmeilen enthält, und wir werden uns länger auf diesem ungeheuren Boden verweilen müssen, um alle seine Merkwürdigkeiten mit Muße in Augenschein nehmen zu können.

Die ungeheure Jupiterskugel dreht sich in der kurzen Zeit von noch nicht vollen 10 Stunden um ihre Are, und diese den drey großen Planeten: Jupiter, Saturn und Uranus, im Gegensatze zu den übrigen, gemeinschaftliche schnelle Arendrehung scheint, wie vorläufig schon oben angedeutet worden, eins von den Mitteln zu seyn, wodurch die Natur in ihren Atmosphären Prozesse hervorruft, welche die Erzeugung von Licht und Wärme durch die, aus größerer Entfernung so viel schwächer wirkenden Sonnenstrahlen begünstigen. Der Tag dieser drey Planeten ist demnach weit kürzer, als der Erdentag; namentlich dauert der Jupiterstag, d. h. die Zeit von einer obern Sonnenculmination bis zur nächsten, nicht halb so lange als bey uns; aber die herrliche Beleuchtung der Jupitersnächte durch 4 Monde, worüber wir gleich ausführlicher sprechen werden, scheint den Unterschied zwischen Tag und Nacht bis auf einen gewissen Grad ganz aufzuheben. Die Ebene des Aequators dieses Planeten macht mit der Bahnebene einen Winkel, den die sorgfältigsten Beobachtungen nur zu 3° bestimmen, und die Wendekreise fallen daher auf diesem merkwürdigen Planeten fast mit dem Aequator zusammen. Es folgt daraus, daß das Witterungsverhältniß des Jupiter eine beständige Aehr

gitized by Google

lichkeit mit demjenigen habe, welches auf der Erde zur Zeit der Nachtgleiche statt findet, wenn die Sonne in den Aequator tritt. Das Klima muß also beständig mild, wie bey uns im Frühling oder Herbst seyn. Auf der Erde erstreckt sich die heiße Zone 23° weit zu jeder der beyden Seiten des Aequators, und die beyden kalten Zonen nehmen eben so viele Grade ein; auf dem Jupiter umfaßt die heiße Zone, nach dem Angegebenen, überhaupt nur 6°, und auf die beyden kalten Zonen kommt zusammen nur eben so viel, so daß beynahe seine ganze Oberfläche von den gemäßigten Zonen bedeckt wird. Demnach erfreut sich seine Vegetation ununterbrochen derjenigen Aequinoctialtemperatur, welche uns erlaubt, ihr ein eben so ununterbrochenes, gleichzeitiges Blühen und Früchtetragen zuzuschreiben; ein beständiges Grün wird diesen Planeten schmücken, und ein beständiger milder Himmel über ihm hängen. Diese Witterungsbeständigkeit, wenigstens im astronomischen Sinne, verbunden mit der, von demselben Umstande abhängigen, ebenfalls beynahe beständig gleichen Dauer von Tag und Nacht, muß den Lebenseinrichtungen auf dem Jupiter einen ähnlichen Charakter von Gleichmäßigkeit verleihen, und kündigt schon dadurch etwas Beständigeres, Dauernderes, Vollkommneres an. Hiezu kommt nun ferner noch die Länge des Jupiterjahres, welches beynahe zwölf Mal so lang als das unsrige dauert, aus welchem Umstande schon ein anderer Astronom, der würdige Petersburger Schubert, denselben Schluß, daß das Leben auf dem Jupiter sehr von dem Leben auf der Erde verschieden seyn müsse, gezogen hat. „Dort hat ein Mädchen," sezt er launig hinzu, „welches im sechszehnten Sommer steht, die Erfahrung von beynahe zwey Jahrhunderten, und wer achtzig Mal den Umlauf der Sonne erlebt, besizt Methusalahs Alter."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Eine wichtige Frage bewegt gegenwärtig die Aerzte in Paris und in ganz Frankreich. Das Ministerium scheint gesonnen zu seyn, ein sogenanntes Conseil de discipline zu errichten, welches ungefähr dieselben Pflichten und Vorrechte haben soll, als die Collegia medica, jedoch mit dem wichtigen Unterschiede, daß die Mitglieder der medizinischen Collegien in andern Ländern von der Regierung ernannt werden, wogegen in den Conseils de discipline, wie sie in Frankreich vorgeschlagen werden, die Aerzte selbst die Mitglieder ernennen sollen, so daß also ein solches Conseil vielmehr ein Ausschuß aus der Mitte der Aerzte, als eine über sie gesezte Obrigkeit seyn würde. Dennoch ist man schon dergestalt an bürgerliche Freyheit in Frankreich gewöhnt, daß der gesammte ärztliche Stand in Unruhe gerieth, als neulich der Minister des Innern die königliche medizinische und chirurgische Akademie über sein Vorhaben um Rath fragte. Alsbald beschlossen die Aerzte, sich zu versammeln und über den ministeriellen Plan sich zu berathschlagen. Dieß geschah; eine zahlreiche Zusammenkunft hatte statt und es ward ein Comité ernannt, um alle mögliche Auskunft einzuziehen, und dann ein Gutachten über den Vorschlag in Betreff der medizinischen Conseils de discipline aufzusetzen. In mehrern Provinzstädten ist man diesem Beyspiel gefolgt, und wahrscheinlich wird das Gutachten den Willen oder den Wunsch der Mehrzahl der Aerzte in Frankreich ausdrücken. Broussais steht an der Spitze des Ausschusses, und der unabhängige Charakter dieses berühmten Arztes läßt vermuthen, daß nicht die geringste Servilität sich in das abzugebende Gutachten einschleichen wird. Dem Anscheine nach ist es ganz in der Ordnung, daß die Regierung durch ein von den Aerzten selbst gewähltes Conseil de discipline Unordnung und Unfug in der Ausübung der Arzneykunde, welche das Leben der Bürger in ihrer Macht hat, zu vermeiden sucht. Charlatanismus und Empirismus verursachen leider allzu viel Uebel, als daß es nicht nöthig seyn sollte, auf die Aerzte ein wachsames Auge zu haben. Allein unpartheyische Beurtheiler zweifeln, ob ein Conseil de discipline den beabsichtigten Zweck erreichen werde. Erstlich sind alle Korporationen nur allzu geneigt, gewisse Lehren als heilig und unantastbar anzunehmen, besonders solche, wozu sie sich bekennen. Es schleicht sich unvermerkt ein Esprit de corps in solche Versammlungen und macht sie zu eifersüchtigen und despotischen Aufsehern, die nichts Neues und Besseres aufkommen lassen, sondern jeden Angriff auf das bestehende Alte als Hochverrath verdammen. Somit würde ein medizinisches Conseil de discipline irgend eine Heilmethode, etwa die Lieblingsmethode der angesehensten und einflußreichsten Mitglieder als Glaubensartikel annehmen und junge Aerzte, die eine bessere vorschlagen würden, als gefährliche Neuerer verurtheilen. Wer steht ferner dafür, daß sich nicht auch Charlatanismus und Empirismus sogar in das Conseil de discipline einschleichen würden? Gibt es nicht Charlatane und Quacksalber unter Aerzten von großem Ansehen, und sind diese nicht immer so gewandt und lassen sich in die medizinischen Collegien einschreiben? Ein anderes Uebel ist, daß solche Korporationen der Regierung unterthänige Dienerinnen sind und nicht so sehr das allgemeine Beste, als vielmehr den Willen der Minister zu Rathe ziehen. So besteht hier ein Conseil de discipline für die Advokaten; obschon sehr vernünftige und schätzbare Männer darin sitzen und stimmen, so hat es sich doch mehrmals sehr albern betragen, z. B. als es dem berühmten Publizisten Comte nicht erlauben wollte, vor Gericht zu advoziren, weil er einmal gegen die Minister geschrieben hatte und von diesen vor Gericht verfolgt worden war. Deßhalb dringen auch jezt die Advokaten in ganz Frankreich auf die Abschaffung ihres mehr schädlichen als nüzlichen Conseil de discipline. Bey der ärztlichen Klasse würde eine ähnliche Anstalt deste mehr Schaden verursachen, da die Arzneykunde eine beständig fortschreitende Wissenschaft ist, die völliger Freyheit bedarf und sich ungehindert bewegen muß, wenn sie etwas leisten soll. Man sorge dafür, daß diejenigen, welche sich der Arzneykunde widmen, gut studiren und sich in der Praxis üben; das ist ungefähr alles, was die Regierung thun kann. Zur Verhütung der Marktschreyerey und der Unwissenheit wird ein Conseil de discipline wenig helfen; trotz des besten Conseil de discipline werden sich Quacksalber und Empiriker bey Hofe und in der Stadt einnisten, und ein medizinisches Kollegium müßte sich mit zehnfachen Schibsern verschließen, wenn es solchen Herren den Eingang verwehren wollte.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 45.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Februar 1829.

— Sein Busen hebt sich bange,
Matt ist das Auge, bleich die Wange.
Was mag es seyn?
Der Liebe Pein.

Haug.

Ulli und Elsi.

I.

„Das gefällt mir nicht, Mütterchen, daß der Junge so sonderbar sich verändert hat; vordem war er immer so heiter und froh, und jezt schleicht er ja, weiß Gott, umher wie ein Verrückter. Hast Du nicht bemerkt, wie er heute beym Nachtessen wieder so stumm und bleich hinterm Tische saß und keine Miene verzog, wie der Heini ihn beym Kinn faßte und ihn fragte, warum er denn gar so drein schaue, als wenn er auf einem Kreuzweg gesessen hätte? Gertrud, das ist mir schwer auf's Herz gefallen; wenn so was wäre — behüt' uns Gott und die heilige Jungfrau!"

So sprach der alte Thomas eines Abends zu seiner Frau. Er meynte damit den Ulli, der ihm unter allen seinen fünf Söhnen der liebste war.

„Wie kannst Du doch so böse von dem guten Jungen denken?" erwiederte Gertrud. — „Ja, Weib, es hat schon mancher auf diesem Wege sein zeitlich und ewig Verderben gefunden. Die Jugend in unsern Tagen ist leichtfertig und unbesonnen, und der böse Geist, der ihr ohne Unterlaß nachstellt, versucht sie, wie er eben kann und mag. Hast Du die Geschichte mit dem schwarzen Hund schon wieder vergessen, der alle Nacht da hinten saß, wo die Straßen sich kreuzen, und mit feurigen Blicken den Vorübergehenden nachschaute, bis der ehrwürdige Vater Augustin ihn erlöste? Nicht umsonst vermuth' ich auch dergleichen Dinge von Ulli; denn gerade seit der lezten Fastennacht, wo er auch so lange ausgeblieben, sieht er so aus, wie der Kapuziner sagte, daß diejenigen aussehen, die Gott auf eine strafbare Weise versuchen. Sein Gesicht ist bleich, wie der Tod; seine Augen liegen ihm tief im Kopfe; er spricht nichts, seufzt, wo er geht und steht, und hat gar so alle Lust am Leben verloren. Das sind schlimme Zeichen, wo sie unter der Jugend sich finden. O Gott, was muß ich in meinen alten Tagen noch erleben!" „Sey ruhig!" antwortete die Hausfrau, „ich weiß wohl, was dem Jungen fehlt, dürft' ich's nur sagen!" „Ey, so sag's doch, wenn Du's weist! Warum mich so im Zweifel lassen? das heißt gegen den Ehstand sündigen!" rief der Alte unwillig aus. „Ach, schon lange hat's mir fast das Herz versprengt; aber wenn ich's sage, so — —" „Nun!" „Er liebt halt des Georgs jüngere Tochter, die schöne Elsi drüben, und hat ihr heimlich die Eh' versprochen; er darf Dich aber nichts davon merken lassen, weil er weiß, daß Du ihrem Vater so abhold bist." „Gott sey Dank, wenn's nichts Schlimmeres ist!" erwiderte Thomas; „aber eine Heirath mit dem Mädchen kann ich nicht zugeben. Ich mag mit dem Georg nichts zu schaffen haben, er ist ein Fuchs. Wär' er nicht gewesen, so hätt' ich jezt die Stiglisalp, sammt der schönen Weide hinten am Lauterbach; das schadet mir mehr als tausend Gulden!" „Da haben wir's; hab' ich's doch schon lange gedacht!" erwiderte Gertrud halb weinend. „Einmal für allemal, ich will nichts davon wissen; der Junge kann sich eine Frau nehmen

wo er will, nur keine Tochter vom Georg; zudem weißt Du ja, was man noch Alles von ihm sagt!“ „Wohl weiß ich's; aber — —“ „Was aber?“ „Du wirst doch den Jungen nicht unter die Erde bringen wollen, meyn' ich!“ „Ach, deßwegen stirbt er nicht!“ „Thomas, weißt Du noch, was Du sagtest, als mein Vater Dir nicht gleich zusagen wollte, wie Du um meine Hand einst warbst? Trudel, wenn ich Dich nicht bekomme, sagtest Du, so geh' ich hinauf und stürze mich hinunter über die höchsten Felsen. O, ich erinnere mich noch mit Schrecken daran!“ „'s war ein dummer Gedanke; hätt' es nie gethan. O Weib, das Leben ist dem Menschen lieber, als daß er so mir nichts Dir nichts davon sich losmachen sollte!“ „Aber wenn es dahin käme, daß Ulli in der Verzweiflung es thäte?“ „Thut's nicht, deßhalb sey nur ohne Sorgen! Und wenn der Mai einmal kommt, und wir wieder hinaufziehen auf die Alpen, dann bläst die Bergluft ihm all den Rauch wieder aus dem Kopfe.“

II.

Und der Mai kam, die Matten blühten, auf den Alpen ward's sonnig und grün; nur in Ullis Seele blieb's düster und trübe. Nur in sein Herz vermochte der wärmere Strahl nicht zu dringen und das gebundene Leben zu entfesseln. Traurig trug er die Glocken herab vom Speicher und hing sie den Kühen um; keinen heitern Blick gewann das süße Geklingel ihm ab.

Du einst so fröhlicher Junge, warum magst Du jezt nimmer johlen? es geht ja hinauf auf die Berge, in's heitere Blau, wohin kein Kummer und keine Sorgen dringen. Die Heerde muht freudig, es ist ihr zu eng schon im Stall.

Der Ustig wott cho,
Der Schnee zergeit scho!
Der Himmel isch blaue,
Der Gugger het g'schraue
Der Meye sig cho.
Lustig use—n—us em Stall
Mit de lübe Chüene,
Ueff schöni Zyt isch cho,
Luft und Freyheit wartet scho
D' inne—n—uf de Flüehne! *)

So singt Heini, der Meisterseun, und zieht voraus, ihm folgen in langer Reihe die Kühe, die schwarzen und weißen, die rothen und gefleckten, mit großen und kleinen Glocken am Hals, mit Blumen und Bändern, gar zierlich um die Hörner gebunden. Wie tönt das Geklingel, wie schallt und wiederhallt das Johlen der Hirten und Buben!

Es war ein heiterer Maitag. Der alte Thomas lag unter dem Fenster und schaute mit Vergnügen hinaus auf den Reichthum seiner Heerden. Das Geklingel kitzelte angenehm seine Ohren. „Mütterchen, heuer siehts wieder einmal gut aus!“ sprach er zu der Alten, die ihm über die Schulter sah.

„Gieb mir bald Nachricht, Ulli, wie's droben steht, und ob der Schnee die Hecken wieder so niedergedrückt, wie voriges Jahr!“ rief er dem Jungen nach. Ulli nickte leise mit dem Kopf, aber sprach nicht ein einzig Wort. Und während der Zug sich entfernte, die Sennen und Buben johlten und jauchzten, der Hund freudig bellte, die Kühe ihre Glocken muhend schüttelten, und alles lustig den Alpen zuzog, schlich er langsam und muthlos hintendrein, wie ein verstoßnes Kind. Es war ihm, als wehte Todtenluft ihm entgegen von den Bergen, und als blühte jezt sein Kirchhof droben auf den heitern Höhen, die ihm sonst immer so freudig zugewinkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) S. Sammlung von Schweizerkuhreihen. Bern 1818.

Ueber die physische Einrichtung der verschiedenen Planeten unseres Sonnensystems.

(Fortsetzung.)

Erscheint uns Jupiter schon nach dem Bisherigen in einem sehr reizenden Lichte, so tragen die vier Monde, welche dieser Planet besizt, noch sehr viel zu seiner Verschönerung bey, und es sind, in Bezug auf dieselben, Einrichtungen getroffen, welche über die wohlthätigen Absichten der Vorsehung für die ununterbrochene Erleuchtung der Jupitersnächte gar keinen Zweifel übrig lassen. Laplace hat nehmlich durch die erhabenste Analyse unwiderleglich gezeigt *), daß diese Monde, nach Maaßgabe des zwischen ihnen bestehenden, unveränderlichen Abstandsgesetzes, nie zugleich verfinstert werden oder zugleich neu seyn können, und daß daher die Bewohner des Jupiters des Lichtes wenigstens eines ihrer Monde immer gewiß sind. Diese Sorgfalt der Vorsehung gibt einen Grund mehr für unsere Voraussetzung einer Vollkommenheitszunahme der Dinge auf dem Jupiter ab; und so weit wir uns, nach diesem allen, ungefähr eine Vorstellung von der physischen Konstitution und den darauf beruhenden Lebenseinrichtungen dieses Planeten machen können, so ergibt sich unläugbar, daß wenigstens vieles dort nach einem größeren, umfassenderen Maaße zugeschnitten seyn müsse. Jupiter macht, wie schon angedeutet worden, den Anfang eines ganz andern planetarischen Seyns, und die Wißbegierde findet sich wohl durch keine Schranke unangenehmer aufgehalten, als diejenige ist, welche sie auf Konjektur einschränkt, wo sie, dem Reize geweckter Schaulust folgend, mit allen sinnlichen Kräften in ein fremdes Zau-

*) Mécanique céleste. B. 1. S. 342. Deutsche Uebersetzung. B. 1. S. 449. u. f. w.

Digitized by Google

bergebiet, in die durch vier Monde beleuchteten, und von kolossaler, immer grünender Vegetation beschatteten schönen Nachtgefilde des großen und reizenden Planeten eindringen möchte.

In einem wo möglich noch höheren Grade wird diese Begierde durch den Saturn erregt, der an seinem Ringe eine Eigenthümlichkeit besitzt, wovon unser ganzes Sonnensystem kein zweytes Beyspiel aufzuweisen hat. Außerdem umgeben ihn sieben Monde, die seinen Nächten ihr Licht schenken. Diese Zunahme der Zahl der Monde, nach dem Maaße der wachsenden Entfernung der Planeten von der Sonne, scheint in einem so offenbaren Zusammenhange mit der Nothwendigkeit eines Ersatzmittels für die aus so großer Weite immer schwächer wirkenden Sonnenstrahlen zu stehen, daß man sich einen ganz andern Begriff von den Nächten des Saturns oder des Jupiter, als von den unsrigen zu machen hat. Wahrscheinlich ist der Gegensatz zwischen Tageshelle und abendlichem oder nächtlichem Dunkel dort viel weniger grell, und ein gleichmäßigeres, milderes Licht erleuchtet ununterbrochen diese fernen Regionen. Ferner folgt aus diesem Zunahmegesetze der Zahl der Monde, daß, da die Erde bereits einen Trabanten hat, der entferntere Mars wohl ebenfalls wenigstens mit einem solchen versehen seyn werde, obgleich die Astronomen denselben noch nicht entdeckt haben. Sollte diese Entdeckung also später erfolgen, so ist derselben meine Vorhersagung aus allgemeinen Gründen eben so vorangegangen, wie die Vorhersagung eines Planeten zwischen Mars und Jupiter der Entdeckung der Planetoiden.

Jener merkwürdige Ring des Saturns, auf welchen ich nunmehr zurückkomme, ist ein fester, an und für sich dunkler, nur von der Sonne erleuchteter Körper, welcher seinen Planeten in einer gewissen Entfernung, gleich einer ungeheuern, von keinerley Pfeilern unterstützten Brücke, concentrisch umgibt. Ueber die Zwecke, welche die Vorsehung beabsichtigte, als sie dieses außerordentliche Gewölbe zusammenfügte, läßt uns die Conjecturalastronomie in einem gewissen Dunkel, indem dasselbe den Bewohnern eines bedeutenden Theiles der Saturnskugel, auf welche es seinen Schatten wirft, periodisch sogar das Sonnenlicht raubt und also nur Nachtheil zu bringen scheint. Aber trotz der Entfernung von 6000 unserer Meilen, welcher Raum von der Saturnsatmosphäre erfüllt wird, könnten die Saturnsbewohner im Besitze von Mitteln seyn, um die Hindernisse dieser weiten Reise durch ihre wahrscheinlich dichtere Atmosphäre zu überwinden.

Die sieben Monde, welche den Saturn auf seiner beynahe 30jährigen Reise um die Sonne begleiten, machen die ganze Unähnlichkeit des dortigen planetarischen Lebens mit dem unsrigen noch augenscheinlicher. Da sich dieser Planet fast in der nämlichen Zeit wie Jupiter, nämlich in etwa 10½ Stunden, um seine Axe dreht, so sind dort Tag und Nacht, rücksichtlich der Dauer und des, nach Maaßgabe so großer Entfernung geringeren Erleuchtungsunterschiedes durch die Sonne, vielleicht nicht in dem Sinne entscheidende Zeitabschnitte wie bey uns, und man darf vielmehr annehmen, daß das Licht dieser sieben Monde, wie schon vorher angedeutet worden, rücksichtlich der Beständigkeit der Beleuchtung ein ganz eigenthümliches Ersatzmittel gewährt. Es ist ferner mehr als blos wahrscheinlich, daß die Oberfläche der Monde dieses Planeten sowohl, als des Jupiters und Uranus, von der Hand der Vorsehung besonders eingerichtet worden sind, um das empfangene schwächere Sonnenlicht gleichwohl hinreichend stark zu reflectiren. Die Schiefe der Ecliptik, in dem Sinne, wie der Ausdruck durch diese ganze Abhandlung gebraucht wird, beträgt bey dem Saturn 30°; eben so weit erstreckt sich also jede seiner kalten Zonen von dem betreffenden Pol. Nimmt man hierzu die Größe des Saturns, welche, wenn auch der des Jupiters nicht ganz gleich kommend, immer noch ungeheuer ist, indem die Oberfläche dieses Planeten über 800 Millionen Quadratmeilen beträgt, und also die Oberfläche der Erde an 80 Mal übertrifft, so ergibt sich, welch ein bedeutender Raum auf seine kalten Zonen kommt. Nun dauert das Jahr des Saturn, wie bereits angeführt, fast 30 unserer Jahre, und die dortige Polarnacht, von welcher die kalten Zonen mehr oder minder betroffen werden, währt also, statt wie bey uns nur 6 Monate, fast volle 15 Jahre. Die Vorsehung mußte also Maaßregeln treffen, um so großen Ländern, während einer sehr langen Winternacht, Erleuchtung zu sichern, und sie legte zu dem Ende die Bahnen der sechs ersten Saturnsmonde in die verlängerte Ebene seines Aequators, so daß sie also ununterbrochen im Horizonte der Saturnspole kreisen. Denken Sie sich hiernach das prächtige Schauspiel der Saturnswinternacht; versetzen Sie sich auf eine große Kreisfläche, deren Rand mit sechs schimmernden Monden geziert ist, welche denselben still und ununterbrochen mit ihrem magischen Licht durchziehen, so haben Sie das Bild derselben. Allerdings darf an die Pracht dieses Schauspieles, verbunden mit seiner Dauer, die von uns verfolgte Idee einer größern Vollkommenheit der Saturnsexistenz, im Vergleiche zur irdischen, geknüpft werden. Die geringere Verschiedenheit von Tag und Nacht und die lange Jahresdauer deuten auf eine gewisse Beständigkeit des aktiven Lebens, welche auch erforderlich zu seyn scheint, da jene längere Dauer der Jahreszeiten, verbunden mit der großen Ausdehnung der Saturnsoberfläche und also eines jeden seiner Gebietstheile, viel ausdauerndere und größere Kräfte des Lebens in Anspruch nehmen muß. Betrachten Sie schon die oben erwähnte wahrscheinliche Verbindung zwischen den Bewohnern der Saturnskugel selbst und denen des

Digitized by Google

nahen Ringes. Gibt man aber dem Grad des Saturnsäquators ebenfalls 15 Meilen, so folgt, daß eine Saturnsmeile beynahe zehn der unsrigen hält, und die oben auf 6000 irdische Meilen angegebene Entfernung zwischen Ring und Saturnskugel sinkt daher, nach dortigem Maaße, auf 600 herab; es ist leicht anzunehmen, daß auf diese Nähe eine beständige Verbindung besteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

Die Strenge der republikanischen Sitten, haben Staatsphilosophen behauptet, vertrage sich nicht mit der Kultur der Wissenschaften und Künste, insofern sich die einen und die andern nicht unmittelbar auf das Gemeinwesen und dessen Geschäfte beziehen, und um die Richtigkeit dieser Behauptung darzuthun, fehlt es nicht an Argumenten in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu allen Zeiten, so weit deren Jahrbücher nur immerhin reichen. Indessen nehmen wir es heutiges Tages, diesseits des Oceans wenigstens, mit jener republikanischen Sittenstrenge so genau nicht mehr. Ja höchst wahrscheinlich würde uns das Leben, zumal im Winter, sehr langweilig dünken, sollten wir während dieser Jahreszeit alle jene, dem Betriebe von Wissenschaft und Kunst gewidmeten Anstalten, oder auch nur jene gesellschaftlichen Unterhaltungen entbehren, die eine Frucht der modernen Civilisation sind und die, werden dadurch auch keine höhern Zwecke verfolgt, doch mindestens als eben so viel Zeitvertreibe zu betrachten sind. Unsere wackern Frankfurter sind, trotz ihrer Museen, Konzerte, Bälle, bey welchen letztern, beyläufig gesagt, Manche, denen es nicht blos um das Tanzen zu thun ist, in diesem Winter die Soupers vermissen wollen, ganz gute Republikaner, eine Behauptung, die, sollte sie angefochten werden und müßte nicht, wie billig, Politik diesen Blättern fremd bleiben, durch die treffendsten Syllogismen außer Zweifel zu setzen uns eben nicht schwer fallen sollte. So aber gebe ich zu den Leistungen unserer wissenschaftlichen Institute über, unter denen der physikalische Verein die meiste Rührigkeit zeigt. Von den Vorträgen, die daselbst in der letzten Zeit gehalten wurden, scheint besonders derjenige erwähnenswerth, worin vom Dr. Vögner über die am Main- und Rheinstrom im November und Dezember vorigen Jahres verspürten Erderschütterungen, auf den Grund der darüber von den betreffenden Behörden eingezogenen Erkundigungen, eine den Gegenstand eben so erschöpfende, als ihn klar darstellende Auskunft gegeben ward. Dieser Vortrag begann mit einem historischen Abrisse der Erdbeben, die sich in den drey letzten Monaten des verflossenen Jahres in Europa hatten verspüren lassen, und knüpfte sich demnach an die früher von eben demselben Gelehrten gehaltenen und auch in diesen Blättern erwähnten Vorträge über die Geschichte der Erdbeben im Allgemeinen. Die Resultate, zu denen der Redner im Verfolg seiner Auseinandersetzung gelangte, lassen sich im Folgenden zusammenfassen: Die am 9., 10. und 11. Oktober in Ober-Italien und bis in das mittelländische Meer hinein verspürten Erdbeben haben im Verlaufe von ungefähr acht Wochen den ganzen Kontinent von Europa, in seiner Breite von Genua bis Petersburg, durchlaufen. In den südlichen Gegenden zeigten sie sich mit größerer Heftigkeit, als unter den höhern Breitegraden, wahrscheinlich wegen der in ihrer Nähe befindlichen vulkanischen Heerde, des Vesuv und des Aetna. In Betreff der gleichzeitig mit den Erderschütterungen in den Main- und Rheingegenden am 3. Dezember wahrgenommenen Erscheinungen in der Ostsee wird bemerkt: es habe der Boden des Meeres, wie auch schon bey frühern Erdbeben beobachtet worden, in Folge des Stoßes eine große Menge Wassers verschluckt. Hierdurch erkläre sich der so äußerst niedrige Wasserstand in den Travemündungen, der in der ersten Hälfte jenes Tages plötzlich eingetreten, und wobey man die Gerippe der dort schon vor mehreren Jahrhunderten versunkenen hanseatischen Kriegsschiffe habe erblicken können. Wenn aber bald darauf die Meeresfluthen zu einer solchen Höhe anstiegen, daß zu besorgen war, der Andrang der Gewässer werde die Dämme durchbrechen, so komme dieß daher, weil jetzt der Meeresgrund eben jene Wassermassen mit Heftigkeit wieder zurückgegeben habe. Was nun die in unserer Nachbarschaft selbst verspürten Erderschütterungen anlangt, so beschränkten sich solche keineswegs auf die schon zur Zeit in öffentlichen Blättern viel besprochenen Phänomene des 25. Novembers und 5. Dezembers. Bereits am 21. des zuerst genannten Monats wurde von einem Mitgliede des physikalischen Vereins, das, auf einer botanischen Exkursion begriffen, in Reiffenberg übernachtete, ein Bericht über eine von ihm um 5½ Uhr Morgens desselben Tages wahrgenommene Erderschütterung eingeschickt, die von einem entfernten Donnergeroll in der Tiefe begleitet gewesen. Aus diesen Angaben nun zieht Vögner den Schluß, daß sich muthmaßlich bereits seit jenen Oktobertagen, wo Italien von Erdbeben so arg heimgesucht ward, die Schwingungen im Innern der Erde in der ganzen angegebenen Breite des Kontinents fortgepflanzt haben, aber erst, als sie einen gewissen Grad erreicht, fühlbar geworden seyen. Der Vortrag schließt mit einer Bemerkung, deren Richtigkeit wir der Prüfung sachverständiger Gelehrten anheimstellen müssen. Der Redner meynt nämlich, es gehe aus der Geschichte der Erdbeben überhaupt hervor, daß sich dieselben an den Orten, wo sie einmal statt gefunden, über kurz oder lang stets wiederholen. So hätten die jüngsten hier in Rede stehenden Erderschütterungen mit denen, die sich am 23. Februar vorigen Jahres in der Strecke von Koblenz und Bonn bis an die holländische Küste hin gezeigt, eine und eben dieselbe Richtung genommen. Es sey daher wahrscheinlich, daß sich auch in Zukunft dieses Phänomen in jenen Gegenden noch öfters werde wahrnehmen lassen, wie sich ja dasselbe wirklich in jenem Striche während der letzten Dezennien häufiger, als Jahrhunderte vorher, gezeigt habe. Die veranlassende Ursache dieser häufigern Erderschütterungen aber will Vögner in den immer seltener werdenden Ausbrüchen jenes Lustvulkans finden, welche die Volkssprache das wilde Heer nennt und worüber wir bereits in einem frühern Berichte gesprochen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 39:
Kartenspiel.

Räthsel.

Eine Fessel, eine Zier,
Je zu zwey, zu drey, zu vier,
Ist ein Ding, das seltsam plagt.
Wenn auf seinen Spuren lange
Der Gedanke, fruchtlos, bange,
Durch des Hirns Mäander jagt.
Ist es dir zu leicht gefunden,
Flugs in losen Kranz gebunden,
Kommt, statt eines schönen Baus,
Leicht ein Kunststück nur heraus.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 46.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Februar 1829.

Die Welt ist so groß und breit,
Der Himmel auch so hehr und weit;
Ich muß das Alles mit Augen fassen,
Will sich aber nicht recht denken lassen.

Goethe.

Ueber die physische Einrichtung der verschiedenen Planeten unseres Sonnensystems.

(Fortsetzung.)

Die Gestalt des Saturns erhält, außer einer sehr bedeutenden Abplattung, welche eine nothwendige Folge der schnellen Axendrehung dieses großen Weltkörpers ist, noch dadurch etwas ganz Eigenthümliches, daß nicht, wie bey den übrigen Planeten, sein Durchmesser am Aequator der größte ist, sondern vielmehr bey dem Parallelkreise von 73°, daher die Scheibe Aehnlichkeit mit einem an den Ecken abgerundeten Vierecke hat. Es ist eben angeführt worden, daß der Ring des Saturn in der Ebene des, somit gegen jenen Parallelgrad vertieften Aequators liege, und es scheint hiernach wirklich, als ob die Hand der Vorsehung einen Theil der Aequatorsmasse des Saturn benuzt habe, um den ihren Zwecken förderlichen Ring daraus zu bilden. Wie ganz anders müssen aber die atmosphärischen Verhältnisse, die Erleuchtung u. s. w. dieses, die Saturnskugel frey umschwebenden, gleichsam eine zusammenhängende, ungeheure Bergkette bildenden Ringes beschaffen seyn! Schlagen Sie in Gedanken eine solche Gebirgsbrücke um die Erde; rauben sie z. B. dem Chimborasso seinen Fuß und denken sich den Gipfel in sehr großer Höhe frey über Ihrem Haupte schwebend, so haben Sie das Bild eines Theils des Ringes. Gewiß müssen und werden die Produkte eines solchen Gebirgsgipfels verschieden von denen der darunterliegenden Ebenen seyn.

Wir befinden uns nunmehr an der Grenze unseres Planetensystems, nehmlich vor dem wunderbaren Uranus, welcher wahrscheinlich das Uebergangsglied zu einem folgenden vollkommenern Systeme bildet. Dieser Planet zeichnet sich abermals durch eine Eigenthümlichkeit vor allen übrigen aus, nehmlich durch die Stellung seiner Rotationsaxe, indem diese Axe in die Ebene seiner Bahn selbst fällt. Dieß ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Einrichtungen in der ganzen physischen Planetenkonstitution, indem sich, in Folge davon, die Sonne während des mehr als achtzig Jahre dauernden Umlaufes des Uranus schraubenförmig um den ganzen Planeten drehet, so daß selbst die beyden Pole sie in ihr Zenith bekommen. Stellen Sie sich hiernach das Temperatur- und Erleuchtungsverhältniß des Uranus recht deutlich vor. An seinem Sommersolstitialtage sieht der Uranusbewohner die Sonne im Zenith; alsbald fängt dieselbe aber auch an, erst in kleineren, dann aber immer größeren Parallelkreisen, zu seinem Horizonte hinabzusinken, bis sie denselben im Aequator erreicht. Dieß dauert über vierzig unserer Jahre, bildet also einen eben so langen, ununterbrochenen Uranuspol-Sommertag, und gäbe einem auf diesem Uranuspol stationirten Astronomen eine schöne Zeit zur ununterbrochenen Sonnenbeobachtung. Sobald nun aber die Sonne den Aequator überschritten hat und zu dem entgegengesezten Pole hinabsteigt, so fängt dagegen

Digitized by Google

für jenen ersteren eine eben so lange, nehmlich mehr als vierzigjährige Winternacht an, und am Wintersolstitialtage hat er die Sonne in seinem Nadir, und der Gegensatz der Temperatur, so weit sie von dem Sonnenstande abhängt; ist im Maximum. Welche Nachtdauer hinwiederum für einen Uranuspolar-Astronomen, um Observationen anzustellen! Während dieser ganzen, mehr als vierzigjährigen Winternacht aber, sieht der betreffende Uranuspol sämmtliche Monde seines Planeten, deren man bis jezt zwar nur sechs entdeckt hat, deren Anzahl indeß, der Analogie nach, gewiß größer ist, ununterbrochen in seinem Horizonte kreisen, indem ihre Bahnen, gleichwie bey Saturn, alle in die erweiterte Aequatorsebene fallen. Das Schauspiel einer solchen, von so viel Monden erleuchteten Uranusnacht muß also nicht weniger prächtig seyn, als der oben geschilderte Saturnsnachthimmel, nur hat er vor lezterem noch die längere Dauer voraus, welche bey dem Genießenden eine entschiedenere Bildung für den dauernden Genuß bedingt, ein Umstand, der auch wieder auf mein Thema der Vollkommenheitszunahme auf den äußersten oder Grenzplaneten unseres Systems führt. Wenn das Jahr eines Planeten, wie aus so vielen Gründen nicht unwahrscheinlich wird, den Maaßstab des Lebens seiner Bewohner abgibt, wie viel anders muß sich dann die Lebensdauer auf dem Uranus, im Vergleiche zur Erde, verhalten, und wie viel anders muß es also daselbst um die Stabilität aller bürgerlichen Einrichtungen stehen.

Eine allgemeine Eigenschaft der unter der zweyten Gruppe zusammen begriffenen drey Planeten: Jupiter, Saturn und Uranus, ist endlich noch ihre geringere mittlere Dichtigkeit, welche bey dem Jupiter und Uranus etwa der des Holzes gleich gesezt werden kann, bey dem Saturn aber noch geringer ausfällt, während sie bey der Erde das Doppelte des Granits beträgt; das will so viel sagen, daß, um die Erdkugel aufzuwiegen, zwey ihr an Größe gleiche Kugeln von Granit erforderlich seyn würden, wogegen die Jupiterkugel z. B. dazu nur eine Kugel von Holz, so groß als sie, erfordern würde. Die Stoffe dieser drey Planeten der zweyten Gruppe müssen also im Allgemeinen zarter seyn, und diese größere Feinheit des Stoffs muß sich auch in den vegetabilischen und animalischen Gebilden offenbaren. Wäre demnach eine plözliche Versetzung von der Erde auf einen jener drey Planeten möglich, so würden wir uns von einer, vergleichungsweise viel ätherischeren Natur umgeben finden; wir würden, wenn es erlaubt ist dieses schöne Bild auszumalen, auf lockererem Boden einher wandeln und zierlichere Wellen eines specifisch leichteren Wassers dahin fließen sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Verzweifelte Liebe.

(Sonett.)

Die Liebe, sagt man, wird am Pfahl gebunden,
Geht endlich arm, verlassen, unbeschuht,
Dieß edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit ihren Thränen netzt sie ihre Wunden.

So hab' auch ich die Liebe jüngst gefunden,
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Gluth,
Noch scherzend in der Frühlingsstürme Wuth,
Und milde Kränze in das Haar gewunden.

Wie? solche Schönheit konnt' ich einst verlassen?
So kommt nun doppelt schön das alte Glück;
O komm', in diese Arme dich zu fassen!

Doch wehe! welche Miene, welch ein Blick!
Sie küßt mich zwischen Lieben, zwischen Hassen, —
Sie kehrt sich ab — und kehrt mir nie zurück.

E. Moerike.

Ulli und Elsi.

(Fortsetzung.)

III.

Elsi, Ulli's Geliebte, war die zweyte Tochter eines reichen Nachbars. Sie war das schönste Mädchen weit und breit, frisch und gesund, wie die Natur, und liebenswürdig, wie ein Engel. Kein Fürst hätte sich schämen dürfen, um ihre Hand zu werben, aber keiner würde sie erhalten haben, denn sie liebte den wackern Hirten mit unverbrüchlicher Treue. Wo die Natur noch ihre Rechte behauptet, da ist die Liebe noch rein und heilig der Schwur der Treue.

Elsis Vater besaß mehrere Heerden und Alpen, aber er stand in der Gegend umher im Rufe eines nicht gar rechtlichen Mannes. Es ging die Rede, daß er seine Reichthümer eben nicht auf die ehrlichste Weise erworben habe, und mancher arme Mann, der von Haus zu Haus sein täglich Brod sich erbettelte, klagte, mit heißen Thränen in den Augen, seinen Wohlthätern, daß der Georg ihn um Hab und Gut und an den Bettelstab gebracht habe. Viele behaupteten sogar, sie hätten ihn schon bey Lebzeiten um Mitternacht als einen feurigen Drachen durch die Lüfte fahren, oder als brennenden Mann an den Marken seines Landes wandeln sehen. Jedermann scheute sich, sein Haus zu betreten, und wenn einer was mit ihm abzurechnen hatte, setzte er seine Rechnung lieber etwas niedriger, als die Summe betrug, die er mit Recht hätte verlangen können, nur um mit ihm in keinen Streit zu

Digitized by Google

gerathen. Sogar die Kinder wichen ihm aus, wenn er ihnen auf der Straße begegnete, weil sie von ihren Müttern gehört hatten, daß der Böse ihm auf jedem Schritte folge. Er kehrte sich wohl wenig an alles das; aber für die Seinigen war es traurig. Elsi, die gute Elsi, weinte oft in stiller Nacht heiße Thränen, wenn sie unter dem Fenster lag und auf ihren Ulli wartete. Und wenn er kam, streckte sie ihm die Hand hinaus und zog ihn leise hinein in ihr Kämmerlein und drückte ihn an ihr Herz. Sie war so sanft und gut, und ihr that so weh, was man von ihrem Vater sagte.

Wohl sprach ihr Ulli immer Trost zu; aber ihr Schmerz schien dadurch nicht gemildert zu werden. „Wir werden uns doch nie besitzen," seufzte sie oft, „ich muß in meinem Leiden vergehen, wie die Alpenglöcklein im heißen Sonnenbrand; und was Du thun wirst, Ulli, das ist nur dem lieben Gott allein bekannt!" Wenn sie so sprach, da ging's tausendschneidig durch des Jünglings Seele und zog ihm die Faust krampfhaft vor die Brust; er hätte sich das Herz aus seinem Busen reißen und aufhören mögen zu empfinden. Wie besinnungslos stand er eine Weile da.

„Dich, Elsi, oder den Tod!" rief er dann plötzlich, küßte sie noch einmal und schied.

So hatten die Liebenden während eines Winters manchen wehmüthigsüßen Abend verlebt, bis der Frühling kam, der Blüthen und Freuden wohl in ihre Thäler, aber nicht in ihre Herzen brachte.

Elsi weinte den ganzen Tag, als sie die Glocken von des alten Thomas Heerden hörte und dabey dachte, daß ihr Ulli jezt auch mitziehe, weg von ihr, hinauf auf die Alpen. Ihr war's, als hätte sie ihn den Abend vorher zum lezten Mal gesehen, und als werde er nimmer kehren von den Bergen; war's ja auch ihm so sonderbar zu Muthe gewesen, daß er fast sich nicht losreißen konnte von ihr und immer wiederkehrte und länger und länger verweilte, bis der Morgen über den Bergspitzen aufdämmerte.

IV.

„Da sind wir ja wieder; Gott geb' uns Glück auf die Weide!" rief Heini, der Meisterknecht, als der Zug angelangt war oben auf den Alpen, wo beym Anblick der Hütten ihm das Herz im Leib lachte.

Ungeduldig hielten die Kühe, bis die schweren Glocken ihnen abgenommen und leichtere umgehangen waren; dann zerstreuten sie sich nach allen Seiten, gleichsam als wollten sie sehen, ob noch alles überall so wäre, wie voriges Jahr. Scheu ob dem neuen Geklingel, flogen die Raben von den Tannen und flüchteten die schüchternen Gemsen sich höher hinauf an die Felsen.

Herüber von den Nachbaralpen jauchzten die Sennen, die früher schon hinaufgezogen, und bewillkommten die Neuangekommenen. Heini nahm den großen Trichter vor den Mund, und rief seinen Nachbarn Glück zu und einen heitern Sommer, und diese schwangen ihre Eimer, zum Zeichen, daß sie ihn verstanden und ihm dankten.

Jezt richtete man sich emsig ein in der Hütte; Keller und Milchkammer wurden gesäubert, und droben auf der rußigen Diele schüttete der Küherbub das verlegene Heu auf zum Nachtlager. Mit Art und Säge zogen Franz und Kuoni aus, um die ästigen Tannen, die Winterstürme niedergeworfen hatten, wegzuräumen von der Weide und Holz herbeyzuschaffen für den Sommer.

Alles war freudig beschäftigt; nur Ulli stand da, trüb und müßig, als wenn ihn alles nichts anginge. „Ich will die Weide umgehen und schauen, wie's mit den Hekken steht; ob die Kühe nirgends durchbrechen können in die Nachbarsalpen oder hinabgleiten über die Wand an der Nesselfluh," sprach er endlich und entfernte sich von dem fröhlichen Treiben der Andern.

Das Uebermaaß von Schmerz sucht die Einsamkeit, wie das Uebermaaß der Wonne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

(Beschluß.)

Ein anderer von Dr. Hausmann vor Kurzem gehaltener Vortrag verbreitet sich über den Werth meteorologischer Forschungen, deren Nüzlichkeit in einer der Gesellschaft zugeschickten Abhandlung, betitelt: Gedanken über meteorologische Studien, mehr als in Zweifel gezogen wird, indem ihr Verfasser geradezu behauptet, es können diese Studien überhaupt zu gar keinem nur einigermaßen befriedigenden Resultate führen. Dr. H. war in seiner Kontroverse billig genug, zuzugeben, daß einzelne Beobachtungen der Art allerdings eine ziemlich müßige Beschäftigung seyen. Anders aber, glaubt er, verhalte es sich damit, wenn solche, wie es jezt auf Anregung der Edinburger Gesellschaft geschehe, an vielen Orten der kultivirten Erde gleichzeitig angestellt würden. Auf diesem Wege dürfe man hoffen, zu dem beabsichtigten Resultate zu gelangen, nämlich die Gesetze der Witterung ausfindig zu machen. Sollte demungeachtet dieser Zweck unerreicht bleiben, so dürfte doch überhaupt von jenen Bestrebungen irgend ein Gewinnst für die Naturwissenschaften zu erwarten seyn, wäre es auch nur, indem sie zu neuen Kenntnissen in dem weiten Gebiete dieser Wissenschaften anleiteten. Habe man doch, mittelst ähnlicher Studien, den Einfluß der Sonne und des Mondes auf Ebbe und Fluth u. s. w. entdeckt. — Das Senkenbergische naturhistorische Museum dürfte vielleicht in Kurzem durch die Erwerbung eines großen ostindischen Elephanten bereichert werden. Dieses Thier wurde vor mehreren Jahren hierher zur Messe gebracht und befindet sich jezt als Unterpfand in den Händen des Gläubigers seiner Eigenthümerin, von dem, wie man erfährt, dem Museum bereits Anträge gemacht worden sind. — Mit dem 19. Januar haben nunmehr auch die schon vor längerer Zeit angekündig-

Digitized by Google

ten Vorlesungen des Hrn. J. B. Rousseau, Mitredakteurs der Frankfurter Iris, in dem Saale des hiesigen Museums (im englischen Hofe) ihren Anfang genommen. Bis jezt sind deren sechs, jedwede von zweystündiger Dauer, gehalten worden. In den beyden ersten beschäftigte sich R. mit einer Untersuchung über den Begriff einer dramatischen Nationalpoesie, und in den übrigen wurden von ihm die Schriften von Uhland, Oehlenschläger, Fouqué, Hebel, Tiek, Werner, Grillparzer, Heine und Delavigne erklärt und besprochen. Diese Vorlesungen erfreuen sich eines zahlreichen Zuspruchs von Kunstfreunden und Freundinnen, denen sie, wie versichert wird, eine um so angenehmere Unterhaltung gewähren, da Hr. R. mit einer gefälligen Sprache ein glückliches Organ verbindet und überhaupt bey seinen Vorträgen keine jener billigen Bedingungen unerfüllt läßt, woran sich die Befriedigung seines Publikums knüpft. — Hrn. von Tscharners Kursus der Experimentalphysik ist fortdauernd sehr besucht. Es mag als ein Beweis des Beyfalls und der Aufmerksamkeit, womit das äußerst gewählte Auditorium den Vorträgen des geschickten Professors beywohnt, hier angeführt werden, daß mehrere unserer elegantesten Damen sich nicht selten veranlaßt finden, über die Erläuterungen, womit derselbe seine Versuche begleitet, schriftliche Noten aufzunehmen. — Seit einigen Tagen ist das größere Publikum Frankfurts mit den wunderbarsten Erzählungen von den fast übernatürlichen Kunststücken eines sogenannten professeur de physique beschäftigt, die derselbe, bis jezt freylich nur privatim und unter Beglaubigung einer eben nicht sehr zuverlässigen Zeugenschaft, wie Kellner, Perückenmacher, Barbiere u. s. w., ausgeführt haben soll. Der Mann heißt Havitt und ist, der Angabe nach, ein Russe, eben derselbe, von welchem kürzlich in Berliner Blättern vielfältig die Rede war. Er hat um die Erlaubniß angehalten, öffentliche Vorstellungen zu geben; bis jezt aber ward ihm diese noch nicht ertheilt. — Die Unternehmer der hiesigen Gasbeleuchtungsanstalt haben mit dem gestrigen Tage, dem 10. d. M., ihre Arbeiten einstweilen eingestellt. In der betreffenden Anzeige legen dieselben ihre Beweggründe dem Publikum dar. Die Unternehmung, heißt es darin unter anderm, war anfänglich darauf berechnet, daß der Verbrauch eines jeden Konsumenten an Gaslicht durch Gasmesser ermittelt und das Gas nach diesem Verhältniß bezahlt werde. Bey dieser Verfahrungsweise war eine Konsumtion, die mit der dafür zu leistenden Zahlung außer Verhältniß stand, nicht zu befürchten. Die Unternehmer ließen sich indessen durch eingetretene Umstände, vor etwa zwey Monaten, bestimmen, von dieser ursprünglichen Basis gegen Aversionalbezahlung abzuweichen, haben jedoch beym Abschlusse ihrer Rechnungen am Ende des verwichenen Monats die Ueberzeugung gewonnen, daß nur ein ausschließliches Zurückgehen auf den frühern Plan ihre Anstalt aufrecht erhalten könne. Noch wird in dieser Bekanntmachung die Hoffnung geäußert, daß die hier angekündigte Unterbrechung nur von kurzer Dauer seyn werde. Im Interesse des Publikums, und noch viel mehr in dem der Unternehmer, wäre es allerdings sehr wünschenswerth, daß die nächste Folgezeit jene Hoffnung verwirklichen möchte. Denn sicherlich, sollte die Anstalt, nach einer Dauer von kaum 5 Monaten, gänzlich aufhören, würde dieser sowohl, wie auch ihren Subscribenten, daraus ein sehr großer Verlust erwachsen. Das auf die Herstellung der ersten Einrichtungen verwandte Kapital wäre größtentheils so gut wie verloren, da ein ansehnlicher Betrag desselben in dem für die Röhrenlegung u. s. w. ausgegebenen Arbeitslohne steckt, auch selbst diese Röhren, so wie die Lampen, das Maschinenwesen und sogar die Gebäude der Fabrik bey der Veräußerung zu andern Zwecken nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Erlös gewähren würden.

Solothurn, Februar.

Der seit ein paar Jahren in der Nähe dieser Stadt mit Erfolg und unter dem Zusammentreffen mancher günstiger Umstände eröffnete neue Kurort auf der Höhe des Weißensteins, für Bergkuren und Molkenkuren, hat in dem Kantonsphysikus, Hrn. Dr. Kottmann, den sachkundigsten Beschreiber gefunden. Er war es auch, der den Kuraufenthalt in dieser Höhe der Jura zuerst empfohlen, angeordnet und geleitet hat, und auf dessen Anrathen vorzüglich der Stadtrath von Solothurn Gebäude aufführen und alle nöthigen Anstalten treffen ließ, welche in der eben erst (Solothurn bey Vogelsang, 1829. 8.) ausgegebenen Schrift: „Der Weißenstein, die Milch- und Molkenkuren, auch Molkenbäder auf dem Jura bey Solothurn," beschrieben und erörtert werden. Unter allen Bergen im Schweizerlande, welche schöne Fernsichten aus bequemem Standpunkte darbieten, steht der Weißenstein oben an,*) oder doch dem höhern, freyer und auf klassischem Boden ruhenden Rigi zunächst. Aber ein so vollendetes, malerisches Bild, wie der Weißenstein darbietet, so lieblich an den Seiten verlaufend, durch einen so erhabenen Hintergrund begrenzt, so großartig abgeschlossen, findet sich nirgends. Aus den Fenstern des Kurhauses gegen Süden, im Angesichte der hohen Gletscherwelt, dem Finsteraarhorn und der Jungfrau gegenüber, hat der Zürchersche Kartenzeichner Heinrich Keller, der geschätzte Darsteller mehrerer der großen, umfassenden Bilder seines Vaterlandes, das reichhaltige „Panorama vom Weißenstein" aufgenommen; theils mit bloßem Auge, theils mit Fernröhren hat er alle diese Herrlichkeiten geschaut und dem Naturfreunde vorgezeichnet, welcher auf dieser ausgezeichneten Bergshöhe sich an dem erhabenen Bilde ergötzen oder sich dasselbe in der Ferne vergegenwärtigen will. Neben den bleibenden Fernsichten, über deren Grad der Vollkommenheit unstreitig zunächst die Luftbeschaffenheit entscheidet, führt ein günstiger Zufall auch wohl vorübergehende und außerordentliche herbey, deren hier nur zwey kürzlich erwähnt werden sollen. Von dem unfern vom Kurhause stehenden, 335 Fuß höher gelegenen Signale der sogenannten Röthe hat im verflossenen Herbste ein Beobachter in einer Entfernung von mehr als 30 Stunden durch seine Fernröhren jene Beleuchtung des Münsterthurms von Strasburg beobachtet, welche zu Ehren der königlichen Gäste veranstaltet wurde. Ein andermal hat der durch seine Entdeckungen der merkwürdigsten Juraspezies bekannte Solothurnsche Naturforscher Hugi auf dem Weißenstein seltene Erscheinungen der Luftspiegelung (Mirage) beobachtet. Er befand sich am 3. October 1826 auf dem Gipfel des Berges in reiner Luft, während eine Wolkenschichte über ihm und eine zweyte unter ihm hing. Die Luft ward bald unruhig, die untere Schichte bekam Risse, und es spiegelte sich dadurch südlich die Aar, der Buchegg und Lomiswil herrlich ab, so daß er Häuser, Wiesen, Thüren und Fenster erkennen konnte. Er wandte sich dann nach Norden, und sah das von hier aus sonst unsichtbare Dorf St. Joseph in lustiger Höhe abgespiegelt.

*) Die Höhe des Weißensteins beträgt nach barometrischen Messungen in französischem Maaße: von der Meeresfläche bis zum Kurhause 3950 Fuß, von der Aar bey der Stadt Solothurn bis auf gleichen Punkt 2640 Fuß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 47.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. Februar 1829.

Gedankenwechsel ist's, was gleich dem Stoß
Und Gegenstoße kämpfender Wogen bricht,
Bricht den gelehrten Schaum.

Herder.

Goethe an Schiller*).

Ich studiere jezt in großer Eile das alte Testament und Homer, lese zugleich Eichhorns Einleitung ins erste und Wolfs Prolegomena zu dem lezten. Es gehen mir dabey die wunderbarsten Lichter auf, worüber wir künftig gar manches werden zu sprechen haben.

Schreiben Sie ja so bald als möglich Ihr Schema zum Wallenstein und theilen mir's mit. Bey meinen jetzigen Studien wird mir eine solche Ueberlegung sehr interessant und auch für Sie zum Nutzen seyn.

Einen Gedanken über das epische Gedicht will ich doch gleich mittheilen. Da es in der größten Ruhe und Behaglichkeit angehört werden soll, so macht der Verstand vielleicht mehr als an andere Dichtarten seine Forderungen, und mich wunderte dießmal bey Durchlesung der Odyssee, gerade diese Verstandesforderungen so vollständig befriedigt zu sehen. Betrachtet man nun genau, was von den Bemühungen der alten Grammatiker und Kritiker, so wie von ihrem Talent und Charakter erzählt wird, so sieht man deutlich, daß es Verstandesmenschen waren, die nicht eher ruhten, bis jene großen Darstellungen mit ihrer Vorstellungsart übereinkamen. Und so sind wir, wie denn auch Wolf sich zu zeigen bemüht, unserm gegenwärtigen Homer den Alexandrinern schuldig, das denn freylich diesen Gedichten ein ganz anderes Ansehen gibt.

Noch eine specielle Bemerkung. Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereignisse bey Zeiten vorzubereiten. Ich bin sehr neugierig, was ich an meinem Gedicht, wenn ich mit meinen jetzigen Studien durch bin, zu mehren oder zu mindern werde geneigt seyn; indessen mag die erste Recension in die Welt gehen.

Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichts ist, daß es immer vor und zurück geht; daher sind alle retardirenden Motive episch. Es dürfen aber keine eigentlicher Hindernisse seyn, welche eigentlich in's Drama gehören.

Sollte dieses Erforderniß des Retardirens, welches durch die beyden Homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt wird, und welches auch in dem Plan des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen seyn, so würden alle Plane, die gerade hin nach dem Ende zu schreiten, völlig zu verwerfen, oder als eine subordinirte historische Gattung anzusehen seyn. Der Plan meines zweyten Gedichtes hat diesen Fehler, wenn es einer ist, und ich werde mich hüten, bis wir hierüber ganz im Klaren sind, auch nur einen Vers davon niederzuschreiben. Mir scheint die Idee äußerordentlich fruchtbar. Wenn sie richtig ist, muß sie uns viel weiter bringen, und ich will ihr gern alles aufopfern.

*) Aus dem in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden dritten Theile des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.

Digitized by Google

Mit dem Drama scheint mir's umgekehrt zu seyn; doch hievon nächstens mehr. Leben Sie recht wohl.

Weimar den 19. April 1797.

G.

Schiller an Goethe.

Ich wollte Ihnen über Ihren lezten Brief, der mir sehr vieles zu denken gegeben, manches schreiben, aber ein Geschäft, das mir diesen Abend unvermuthet wegnimmt, hindert mich daran. Also nur ein Paar Worte für heute.

Es wird mir aus allem, was Sie sagen, immer klarer, daß die Selbstständigkeit seiner Theile einen Hauptcharakter des epischen Gedichtes ausmacht. Die bloße, aus dem Innersten herausgeholte Wahrheit ist der Zweck des epischen Dichters: er schildert uns blos das ruhige Daseyn und Wirken der Dinge nach ihren Naturen; sein Zweck liegt schon in jedem Punkt seiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, sondern verweilen mit Liebe bey jedem Schritte. Er erhält uns die höchste Freyheit des Gemüths, und da er uns in einen so grossen Vortheil sezt, so macht er dadurch sich selbst das Geschäft desto schwerer; denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität und in der allseitigen vereinigten Thätigkeit unserer Kräfte gegründet sind. Ganz im Gegentheil raubt uns der tragische Dichter unsere Gemüthsfreyheit, und indem er unsere Thätigkeit nach einer einzigen Seite richtet und concentrirt, so vereinfacht er sich sein Geschäft um vieles, und sezt sich in Vortheil, indem er uns in Nachtheil versezt.

Ihre Idee von dem retardirenden Gange des epischen Gedichtes leuchtet mir ganz ein. Doch begreife ich noch nicht ganz, nach dem, was ich von Ihrer Epopöe weiß, daß jene Eigenschaft bey dieser fehlen soll.

Ihre weiteren Resultate, besonders für das Drama, erwarte ich mit großer Begierde. Unterdessen werde ich dem Gesagten reiflicher nachdenken.

Jena den 21. April 1797.

Sch.

Ulli und Elsi.

(Fortsezung.)

V.

Tage kamen und verschwanden, Blumen blühten und verwelkten; finstere Stürme zogen um die Felsspitzen, und heiteres Abendroth vergoldete wieder ihre riesigen Häupter; die Hütte füllte sich an mit dem gesegneten Ertrag der Heerde; alles wechselte, nur in Ullis Seele lag immer und immer dumpfe, freudenlose Nacht. Er allein, wenn alles um ihn lachte, alles um ihn freudig war, mochte des Lebens nimmer froh werden. Die ganze weite Welt schloß nur Eines in sich, was seinem Herzen noch Reiz für das Daseyn gab; es lag ihm so nahe, ach, und dennoch konnte er's nicht erreichen!

Armer Junge, alles um Dich knospet und treibt Blüthen; aus den Rissen der kahlen Felswand selbst sproßt der Alpenrosen grünes Gesträuch, mit feurigen Blümchen behangen, und Du stirbst einsam ab, mitten unter der Fülle des Lebens; Dich allein vermag des Himmels heiteres Blau, die frische Luft der Alpen nicht zu beleben.

Wenn die Sonne unterging und ihre lezten Strahlen nur noch die höchsten Spitzen der Berge vergoldeten, ging Ulli öfter hinaus an die furchtbare Nesselfluh, wo's thurmtief unter ihm lag, und winkte hinab in den Silberduft, der drunten um die Hügel schwamm, aber seine Elsi sah es nicht, und wenn er ihren Namen auch tausendmal rief, antwortete ihm immer nur das einsame Echo aus den fernen Klüften. Oft kniete er nieder und betete mit zerrissenem Herzen zum Himmel um Linderung seiner Leiden, oder er blieb stehen und sah starr vor sich hinab, als wenn das sein Grab wäre, was so tief unter ihm lag. Die Sennen, die ihn da sahen, wichen ihm aus; denn sie meynten, ein böser Geist habe sich in sein Herz genistet und wolle ihn um die ewige Seligkeit bringen.

Der alte Thomas, dem man das erzählte, war tief in der Seele ergriffen. „Der Junge verbittert mir mein Alter, und ich hatt' ihn doch immer so lieb!" rief er oft und wühlte mit der rauhen Hand in den weißen Locken. „Ruf', um aller Heiligen Willen, ihn doch herab und sag', Du wollest die Elsi ihm lassen; Du siehst ja, daß er sich abhärmt, bis er eine Leiche wird," erwiderte alsdann Gertrud. „Das darf nicht seyn, das kann nicht seyn!" versezte der Alte. „Ich käme bey allen Leuten um Ehr und guten Namen, wenn ich des verrufenen Georgs Kind meine Schwiegertochter nennte. Doch, das wollt' ich noch alles eher hingeben lassen; aber in seinen alten Tagen noch einen Gewissensskrupel auf sich laden, Gertrud, Gertrud, hat der heilige Geist Dich so verlassen?" „Was meynst Du?" fragte die Hausfrau zitternd. „Mit einem Manne, dem der Böse auf jedem Schritte folgt, und auf seine Seele wie der Lämmergeier auf seine Beute lauert, in Verwandtschaft treten, mit seinem Fleisch und Blut meinen Sohn verbinden! Weib, wie sollte aus dieser Verbindung Heil und Segen erwachsen!"

Gertrud war auf diese Antwort wie vernichtet. Ihr gingen die Augen jezt auch auf, und ohne ein Wort mehr zu sagen, schlich sie sich hinaus und weinte bittere Thränen über ihres Sohnes unglückselige Liebe. Er war ihr jüngster, liebster Sohn!

VI.

Unterdessen war auch auf Elsis Wangen alles Roth verblichen. Sie war nicht mehr die Jungfrau, die wie eine

Digitized by Google

lose blühte, sondern glich dem Frühblümchen, das, vom nächtlichen Reife erstarrt, bey aufgehender Sonne Kelch und Blätter traurig sinken läßt. Einst war sie so heiter und froh, und schritt wie eine Göttin durch das Thal, von allen, die sie kannten, bewundert, und jezt lebte sie so düster und still, und ging so bleich und blaß daher, von allen, die sie sahen, betrauert! Die Lämmer, die sie einst so sehr geliebt, kamen jezt umsonst Morgens herab an die Haselhecke und blökten vergebens durch das Gatter; keine liebkosende Hand streckte ihnen Salz hin und gedörrte Apfelrinde. Nur bey den rothen und blauen Aurikeln in ihrem Garten weilte sie noch gerne und sah oft Stunden lang, mit mattem Blicke, in ihre mehligen Kelche. Sie erschrack, wenn ihre Schwester zärtlich beym Namen sie rief, und auf die Frage, was ihr denn fehle, erwiderte sie nichts und richtete ihre Augen empor zu den Bergen, wo ihr geliebter Ulli wie sie trauerte.

Endlich gelang es Elsis Mutter, die Ursache ihres stillen Grames zu erfahren. Der Vater, dem sie diese mittheilte, hatte nichts gegen der Tochter Wahl und meynte, sie hätte nicht nöthig gehabt, um ihrer Liebe willen sich so abzuhärmen. „Ich will," sprach er, „mit dem alten Thomas über die Sache reden; verschreibt er seinem Sohne so viel als Eigenthum, daß die jungen Leute ehrlich dabey bestehen können, so geb' ich die Tochter gerne hin."

Er ließ Ullis Vater wegen einer wichtigen Angelegenheit zu sich rufen. Lange zögerte dieser, aber endlich erschien er doch. Mit heimlichem Grauen betrat er die Schwelle des verrufenen Hauses; er sagte auf die Heirathsbedingungen, die Georg ihm machte, weder ja noch nein, sondern begab sich sogleich zum Pfarrer, um sich bey ihm in einer so wichtigen Sache Raths zu erholen.

„Ihr wollt Euern Sohn dem Teufel übergeben?" fuhr der alte geistliche Herr ihn an; „Thomas, Thomas, Ihr seyd noch ungläubiger als der Apostel, dessen Namen Ihr unwürdig traget!" Auf diese Anrede zitterte der Alte wie ein Espenblatt, und es floß ihm ein Strom von Thränen über die Wangen herab. „Hört!" sprach nach einiger Zeit der Pfarrer etwas ruhiger, indem er Thomas Hand ergriff: „Laßt nun vor allem für Euern verwirrten Sohn einige Messen lesen, damit Gott ihm seinen Engel wieder sende, den er ihm entzogen hat. Darauf macht mit ihm eine Wallfahrt nach dem gnadenreichen Maria Einsiedeln, daß er das wunderthätige Bild dort berühre, nachdem er vorerst eine kindliche Beichte abgelegt, und Wasser trinke von dem heiligen Brunnen, das ihn reinige von seiner sündigen Liebe und seine Seele stärke zu einem neuen, bessern Leben."

Der alte Thomas versprachs und ging getröstet nach Haus. Wenn die Erndte vorüber und er all seine Garben unter Dach gebracht, wollte er die Reise mit dem Sohne antreten. So war er entschlossen, und Mutter Gertrud billigte freudig diesen Entschluß. „Es geht doch wahrhaftig nichts über den Pfarrer; der kann aus aller Noth helfen!" rief sie aus, und ein zufriedenes Lächeln zog seit langer Zeit wieder zum erstenmale um ihre welken Lippen.

(Der Beschluß folgt.)

Sängers Traum.

Spinne, mein Herz, dich ein in die Sonnenfäden der Träume,
Wache, mein Herz, als hochfliegender Schmetterling auf!

A. Schöll.

Ueber die physische Einrichtung der verschiedenen Planeten unseres Sonnensystems.

(Beschluß.)

In der magischen Helle einer von vier Monden beleuchteten Jupitersnacht würde uns eine zartere Pflanzenwelt Bewunderung abnöthigen, feinere Früchte würden unseren Mund erfrischen. Diese Annahmen sind nicht blos liebliche Phantasiegebilde; aus der geringeren Dichtigkeit der ganzen planetarischen Masse, wie sie für die drey in Rede stehenden Planeten durch die Attractionstheorie außer allen Zweifel gesezt ist, folgt unwiderleglich eine größere Feinheit der Stoffe überhaupt. Indeß will ich schließlich versuchen, diese Ansicht, in der hier entwickelten Ausdehnung, noch durch einen allgemeinern Grund zu unterstützen. In der That würden unsere gegenwärtigen Sinne für eine zartere, vollkommnere planetarische Existenz mit verfeinerten Formen und dauernden Genüssen, wie sie z. B. der Jupiter zu versprechen scheint, nicht taugen; aber was ist natürlicher, als die Zukunft, die Unendlichkeit, für welche wir uns bestimmt fühlen, an die Unendlichkeit der Welten anzuschließen, von denen wir uns umringt sehen, und von dieser Zukunft also die Ausstattung mit so verfeinerten sinnlichen Vermögen zu erwarten, um zur Auffassung idealerer planetarischer Formen geschickt zu seyn. Hier ist der Anfang einer neuen Physik, deren System, ohne es hier ganz entwickeln zu wollen, ich mit dem Namen planetarische Metempsychose belege. Die Zukunft erhält dadurch, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen festeren, einen reizenderen Grund und Boden, und die andern Planeten unseres Systems, zusammt der Unendlichkeit der übrigen planetarischen Systeme, fangen an, noch ein anderes Interesse, als das blos astronomische für uns zu haben; der allgemeine Schatten, der sich über den Hintergrund unseres Lebens ausbreitet, löst sich in individuelle planetarische Farben auf, und dieß Alles erscheint

Digitized by Google

dabey so natürlich, so nothwendig, so ganz unabweisbar! Die Kinderjahre einer neuen, vollkommneren planetarischen Existenz, wie z. B. der schönen Jupiterexistenz, schließen sich in diesem Systeme als unmittelbare Fortsezung der aufhörenden irdischen an das Maaß der errungenen intellektuellen und moralischen Ausbildung gibt die Berechtigung zum Eintritte in eine neue planetarische Existenz, zu welcher gewisse Eigenschaften erfordert werden. So läßt die planetarische Metempsychose, neben der mechanischen Verbindung der verschiedenen Weltkörper durch die Attraction, eine moralische Attraction der Geister bestehen. Und wie kann dem auch anders seyn? Unsere Sinne streben an jedem sternenhellen Abende hinauf; sollte diesem geistigen Sehnen nicht etwas Wirkliches entsprechen? Welch eine reizende Perspektive eröffnet dieses System aber namentlich uns, die wir die Erforschung der Natur zu unserm erhabenen Zwecke gemacht haben, und die wir uns nun nicht mehr auf das enge Gebiet unserer Erde eingeschränkt sehen, sondern die Unermeßlichkeit der Formverschiedenheiten zahlloser Planeten vor dem überraschten geistigen Auge erblicken. Gewiß, wenn irgend Etwas im Stande ist, die Achtung vor unsern Bestrebungen und die innige Neigung zu denselben zu vergrößern, so ist es dieser schmeichelnde, süße Gedanke einer Aussicht auf Fortsetzung derselben mit verfeinerten Sinnen, verfeinerten Hülfsmitteln in verfeinerten Formen, und einer Ausdehnung durch ein längeres Jahr, wie sich eines solchen namentlich die großen Planetenmassen des Jupiter, Saturn und Uranus erfreuen. Auf diesen kolossalen Gebieten, mit einer nach dem nämlichen Verhältnisse wachsenden Zahl von Thiergeschlechtern und Pflanzengattungen, muß dem forschenden Geiste auch ein anderes Zeitverhältniß zu Hülfe kommen, und um uns selbst diesen reizenden Schauplatz zu erschließen, bedarf es nur der Durchschiffung des Aethermeeres, in welchem sie vor unsern Blicken umherschwimmen, und zu welcher Ueberschiffung mein hier angedeutetes System der planetarischen Metempsychose ein so zierlich gebautes Fahrzeug darbietet.

Sollten Sie endlich dogmatische Zweifel gegen einzelne Hypothesen dieses reizenden Systems erheben wollen, so thun Sie es, um uns den Genuß desselben nicht zu verkümmern, lieber nicht. Der irdische, hie und da etwas dürftige Schauplatz bedarf, selbst in Bezug auf die Ausbeute für die Naturwissenschaft, eines hellen Hintergrundes, und ich wüßte in der That nicht, welch eine glänzendere Aussicht ich zu diesem Hintergrunde hätte wählen sollen, als die erfreuliche Perspektive, einem Vereine, wie dem unsrigen, durch die schöne Bestimmung einer Fortsetzung seiner Forschungen auf noch reicher ausgestatteten Planeten die würdigste und längste Dauer anzuweisen. Mit welcher Freude will ich Sie in wo möglich noch brillanterer Versammlung, den wackern Oken, als Begründer unsers schönen Institutes, unsern Humboldt und Lichtenstein an unserer Spitze, einst sämmtlich auf dem glänzenden Jupiter wieder versammelt sehen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, Februar.

(Beschluß.)

Seit zwanzig Jahren schon ward der Weißenstein häufig besucht, um Molken zu trinken, späterhin, um in Molken zu baden, vorzüglich aber zu heilsamer Luftveränderung, besonders gegen Brustbeschwerden. Für diesen Heilzweck wurden seither auch viele andere Sennhütten am Jura alle Sommer mit Kurgästen bevölkert. Auf dem vordern Weißenstein aber befand sich ein geräumigeres, mit Zimmern und Saal versehenes Sennhaus, das ein Dutzend Personen bequem herbergen konnte. Auf der Stelle dieses Sennhauses ist nun auf Kosten der Stadt Solothurn, die auch Grundbesitzerin vom Weißenstein ist, das neue Kurhaus im schönsten Style aus solidem Mauerwerk erbaut worden. Ein gefällig an die Stallung gebängtes Nebengebäude enthält einige über die leztere gebaute Zimmer für Brustkranke. Von den Pächtern der Wirthschaft, den Besitzern der Krone in Solothurn, eines der ersten Gasthöfe der Schweiz, wird für jede Bequemlichkeit der Kurgäste aufs Befriedigendste gesorgt.

Die Molken äußerlich, d. h. in Form von Bädern anzuwenden, ward Dr. Kottmann veranlaßt, einerseits durch die Beobachtungen in mehrern Thermalbädern, wo die Anwendung des Heilwassers sowohl durch die Verdauungsorgane, als durch die Haut gegenseitig dessen Wirkung verstärkt, oft verdoppelt, andernseits durch die günstige Oertlichkeit, welche die Molken in hinlänglicher Quantität zur Benutzung für solche Bäder darbot. Die äußerliche Anwendung der Molken als Bäder geschah vorzüglich in solchen Krankheitszuständen, wo Molkentrank längst als entschieden nützlich anerkannt wird, wo aber der Magen oder die individuelle Nervenstimmung die Trinkkur versagen, wo allgemeine oder örtliche Leiden sich hauptsächlich auf der Haut offenbaren und besonders, wo diese Uebel Geist und Gemüth in Anspruch nehmen. — Was uns aus seinen praktischen Tagebüchern der erfahrne Arzt, welcher diese Bergkuren leitet, über Anwendung der Molkenbäder und die davon wahrgenommenen heilsamen Wirkungen, vorsichtig und bescheiden, mit Vermeidung jeder Einseitigkeit oder Lobrednerey meldet, verdient unstreitig die Aufmerksamkeit der Aerzte wie der Kranken, besonders aber die nachfolgende, mit zahlreichen Krankengeschichten belegte Aeußerung: „Ueberhaupt," sagt Kottmann, „sind meine mit Flechten behafteten Patienten, welche die Molkenbäder lange genug brauchten, wozu meistens vier Wochen mit dreißig bis vierzig Bädern erforderlich waren, fast alle geheilt worden, und wenn auch Rückfälle erfolgten, so wurden sie doch alle für einmal erleichtert, die Haut gereinigt und durch Wiederholung der Kur ganz geheilt, so daß ich geneigt bin, die Molkenbäder für das wirksamste Heilmittel gegen Scropheln und Flechten zu halten."

Beylage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 48.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Februar 1829.

Wie kehr' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg! an deinen Fuß zurücke.
O laß mich heut' an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!

Goethe.

Güterstein. *)

O hohes Thal, beschloßnes Thal,
Mit Deinen hellbegrünten Matten,
Mit Büsch' und Bäumen ohne Zahl
Und Deinen breiten Abendschatten;
Wie oft hast Du mich angeschaut
Aus Deiner Herrlichkeit und Fülle,
Wie vieles hab' ich Deiner Stille
Und Deiner Einsamkeit vertraut!

So oft mich Dein Gebirg umschloß,
Dein Himmel drüber mich bedeckte,
Mein Blick die grüne Welt genoß,
Die blaue Luft mein Herz erweckte,
Ergoß in Deinen trauten Schoos
Ich insgeheim die volle Seele,
Mir ward, als ob ihr hier erzähle
Dein stiller Geist ihr ganzes Loos.

Von Deinen Bergen stürzten sich
Noch einmal meiner Jugend Quellen,
Und heimlich überströmen Dich
Mit jedem Morgen ihre Wellen.

In Deiner Wälder grünen Flor
Verhüllt' ich meine Liebeswonnen,
Draus stiegen die begrab'nen Sonnen
Als Sterne jede Nacht empor.

Drum harrt' ich heut', bis Ruh' dich füllt,
Bis Dich die Nacht gewiegt in Träume.
Schon steh'n die Berge Dir verhüllt,
Schon decken Schatten Deine Bäume;
Es glimmt der Sterne Schimmer nur
Auf Deiner Gipfel Nebelfeuchte,
Und des gefüllten Mondes Leuchte
Schwebt mitten über Deiner Flur.

Wie find' ich ganz in dieser Ruh',
In dieser Friedlichkeit Dich wieder!
Ich schaue Deinem Schlummer zu,
Im Arm die Harfe meiner Lieder;
Mit offnem Aug', mit wachem Drang
Durchblick' ich Deine dunkle Hülle;
O lind empfange Deine Stille,
Empfange meiner Harfe Klang.

Ach! wie von selber tönt sie schon,
Tönt ihrer alten Sehnsucht Weise;
Und horch! dem wohlbekannten Ton'
Folgt Dein erwachend Echo leise.

*) Tiefes Felsthal bey Urach, s. Schwabs Neckarseite der schwäb. Alb. S. 88 ff.

Digitized by Google

O Thal, im Schlummer fühlst Du doch
Die eingewohnten alten Lieder,
Ich mahne Dich an alle wieder,
Und Du erkennst sie träumend noch!

Die Geister meiner seel'gen Zeit
Durchflüstern Deine Laubgehege,
Die Schatten meiner Traurigkeit
Belagern Deine Felsenstege,
Die Lieder füllten alle Luft,
Und ach! mich mahnen ihre Flüge,
Als wärst Du meines Herzens Wiege,
O Thal, und meines Herzens Gruft!

Wie nahmst Du alles in Empfang,
Was ich verbarg in Deine Gründe,
Daß jedes Bildniß, jeder Klang,
Luft, Leid und Lied ich wiederfinde!
Die Herbste zogen drüber hin,
Du wahrtest alles treu verschlossen,
Du läßt, wenn neue Maven sprossen,
In ew'ger Jugend alles blüh'n.

Verklärend gießt der Mond sein Licht
Auf Deine grauen Tempelhallen,
Durch die mit hellem Angesicht,
All meine seel'gen Träume wallen.
Dieß Herz erkennt sie ohne Scheu,
Empfängt von Dir sie neu mit Schweigen,
Und läßt die Sterne droben zeugen:
Wir halten Beyde ew'ge Treu!

A. Schöll.

Goethe an Schiller *).

Frankfurt am 16. August 1797.

Ich bin auf einen Gedanken gekommen, den ich Ihnen, weil er für meine übrige Reise bedeutend werden kann, sogleich mittheilen will, um Ihre Meynung zu vernehmen, in wie fern er richtig seyn möchte, und in wie fern ich wohl thue mich seiner Leitung zu überlassen? Ich habe, indem ich meinen ruhigen und kalten Weg des Beobachtens, ja des bloßen Sehens ging, sehr bald bemerkt, daß die Rechenschaft, die ich mir von gewissen Gegenständen gab, eine Art von Sentimentalität hatte, die mir dergestalt auffiel, daß ich dem Grunde nachzudenken sogleich gereizt wurde, und ich habe folgendes gefunden: das, was ich im Allgemeinen sehe und erfahre, schließt sich recht gut an alles Uebrige an, was mir sonst bekannt ist, und ist mir nicht unangenehm, weil es in der ganzen Masse meiner Kenntnisse mitzählt und das Kapital vermehren hilft. Dagegen wüßte ich noch nichts, was mir auf der ganzen Reise nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte, sondern ich bin heute so ruhig und unbewegt als ich es jemals, bey den gewöhnlichsten Umständen und Vorfällen, gewesen. Woher denn also diese scheinbare Sentimentalität, die mir um so auffallender ist, weil ich seit langer Zeit in meinem Wesen gar keine Spur außer der poetischen Stimmung empfunden habe. Möchte nicht also hier selbst poetische Stimmung seyn, bey einem Gegenstande, der nicht ganz poetisch ist, wodurch ein gewisser Mittelzustand hervorgebracht wird?

Ich habe daher die Gegenstände, die einen solchen Effekt hervorbringen, genau betrachtet und zu meiner Verwunderung bemerkt, daß sie eigentlich symbolisch sind, das heißt, wie ich kaum zu sagen brauche: es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannichfaltigkeit als Repräsentanten von vielen andern dasteben, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in meinem Geiste anfregen und so, von außen wie von innen, an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter ist, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man, indem man sie mit sich selbst recapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche im höheren Sinn, das ich auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte. Und Sie werden also wohl nicht lachen, sondern nur lächeln, wenn ich Ihnen hiermit zu meiner eigenen Verwunderung darlege, daß ich, wenn ich irgend von meinen Reisen etwas für Freunde oder für's Publikum aufzeichnen soll, wahrscheinlich noch in Gefahr komme empfindsame Reisen zu schreiben. Doch ich würde, wie Sie mich wohl kennen, kein Wort, auch das verrufenste nicht fürchten, wenn die Behandlung mich rechtfertigen, ja wenn ich so glücklich seyn könnte einem verrufenen Namen seine Würde wieder zu geben.

Ich berufe mich auf das, was Sie selbst so schön entwickelt haben, auf das, was zwischen uns Sprachgebrauch ist, und fahre fort: Wann ist eine sentimentale Erscheinung (die wir nicht verachten dürfen, wenn sie auch noch so lästig ist) unerträglich? Ich antworte: wenn das Ideal unmittelbar mit dem Gemeinen verbunden wird. Es kann dieß nur durch eine leere, gehalt- und formlose Manier geschehen, denn beyde werden dadurch vernichtet, die Idee und der Gegenstand; jene, die nur bedeutend seyn und sich nur mit dem Bedeutenden beschäftigen kann, und dieser, der recht wacker, brav und gut seyn kann, ohne bedeutend zu seyn.

Bis jezt habe ich nur zwey solcher Gegenstände gefunden: den Platz auf dem ich wohne, der in Absicht seiner Lage und alles dessen, was darauf vorgeht, in einem jeden Momente symbolisch ist, und den Raum meines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unterneh-

*) Dieser Brief ist auf der Reise nach Italien geschrieben.

Digitized by Google

wende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz verändert wurde. Die Anstalt ging durch sonderbare Zufälle bey dem Bombardement zu Grunde, und ist jezt größtentheils als Schutthaufen noch immer das Doppelte dessen werth, was vor eilf Jahren von den gegenwärtigen Besitzern an die Meinigen bezahlt worden. In sofern sich nun denken läßt, daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und hergestellt werde, so sehen Sie leicht, daß es, in mehr als Einem Sinne, als Symbol vieler tausend andern Fälle in dieser gewerbreichen Stadt, besonders vor meinem Anschauen dastehen muß.

Bey diesem Falle kommt denn freylich eine liebevolle Erinnerung dazu; wenn man aber, durch diese Fälle aufmerksam gemacht, künftig bey weitern Fortschritten der Reise nicht sowohl auf's Merkwürdige sondern auf's Bedeutende seine Aufmerksamkeit richtete, so müßte man für sich und andere doch zulezt eine schöne Ernte gewinnen. Ich will es erst noch hier versuchen, was ich Symbolisches bemerken kann, besonders aber an fremden Orten, die ich zum ersten Mal sehe, mich üben. Gelinge das, so müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, so weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davon tragen.

Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber in guter Stunde, damit ich erweitert, befestigt, bestärkt und erfreut werde. Die Sache ist wichtig, denn sie hebt den Widerspruch, der zwischen meiner Natur und der unmittelbaren Erfahrung lag, den in früherer Zeit ich niemals lösen konnte, sogleich auf, und glücklich. Denn ich gestehe Ihnen, daß ich lieber gerad nach Hause zurückgekehrt wäre, um aus meinem Innersten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als daß ich mich noch einmal wie sonst (da mir das Aufzählen eines Einzelnen nun einmal nicht gegeben ist) mit der millionfachen Hydra der Empirie herumgeschlagen hätte; denn wer bey ihr nicht Lust und Vortheil zu suchen hat, der mag sich bey Zeiten zurückziehen.

So viel für heute, ob ich gleich noch ein verwandtes wichtiges Kapitel abzuhandeln hätte, das ich nächstens vornehmen und mir auch Ihre Gedanken darüber erbitten werde. Leben Sie recht wohl, grüßen die Ihrigen, und lassen von meinen Briefen, außer den Nächsten, Niemand etwas wissen noch erfahren.

Frankfurt den 17. August 1797. G.

Ulli und Elsi.

(Beschluß.)

VII.

Die Mutter hatte sich schrecklich getäuscht! Der arme Ulli berührte das Wunderbild umsonst, trank umsonst Wasser von dem heiligen Brunnen. — Wallfahrten heilt die Liebeskranken nicht.

Wie er wieder hinaufkam auf die Alpen, war er noch so traurig, wie vordem. Sein Inneres wurde immer mehr und mehr zerstört und sein Geist mit jedem Tage kränker. Er dachte an nichts mehr, als an die Geliebte, und wenn der Mond hinter den Bergen aufging, nahm er seine Zitter, saß hinaus vor die Hütte und sang immer nur dieß eine Lied:

's ist gar so bö u schurig,
Mys Herz isch krank u trurig,
Voll Schmerz u Weh;
Ach Gott, 's cha nümme g'sunde,
's het gar so tiefe Wunde,
O jeh!

Vom Liebche wär i gerne,
Doch 's Liebche isch mer ferne,
Darf's nümme g'seh;
Sust isch jo nüt uf Erde,
Daß i chönt g'heilet werde,
O jeh!

I d Heimet kehr i wieder,
Bald swat my Engel nieder
Us blauer Höh;
Lebt wohl, ihr grüene Weide,
Der kranke Hirt thuet scheide,
Ade!

Eines Abends, als er auch so gesungen hatte, legte er die Zitter nieder ins grüne, feuchte Gras und ging hinauf an die Nesselwand. Lange starrte er hinab in die nächtliche Tiefe, lange hinaus in die monddeleuchtete Ferne, winkte mit dem Arm und rief: „Elsi! Elsi!"

„Komm herab zu mir, geschwinde, geschwinde!" antwortete eine Stimme von der Tiefe herauf.

„Geschwinde, geschwinde!" schrie er in herzzerreißendem Tone, und stürzte sich hinab über die Felswand.

Vergebens suchten ihn die Sennen die ganze Nacht, erst am folgenden Morgen fanden sie ihn unten an der Wand, zerschmettert und verblutet. Aber auf seinem Leichnam lag auch Elsi's Hülle, kalt und todt. Von unendlicher Sehnsucht getrieben, war sie hinaufgegangen beym Vollmondschein an die Nesselwand, weil sie gehört hatte, daß ihr Ulli dort bey stiller Nacht oft weile. Sie hatte seine Stimme vernommen und ihn herab gerufen zu ihr; aber der Liebende war ihr nur zu geschwinde gefolgt!

So wurden Ulli und Elsi das traurige Opfer unglückseliger Begriffe; aber wenn auch im Leben getrennt, wurden sie doch im Tode vereint: ihre Asche ruht in Einem Grabe.

Da, wo man ihre Leichen gefunden, stand noch vor wenig Jahren ein schwarzes Kreuz, und noch geht die Sage, daß man, so oft die Hörner des Mondes sich füllen, daselbst rufen höre: „Komm herab, geschwinde, ge-

Digitized by Google

schwinde!“ Die Hirten umher meiden den Ort; doch wollen viele gesehen haben, daß öfters zwey schneeweiße Tauben die Nesselwand umflattern.

J. Baumann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Januar.

Um dem langweiligen Sonntage in Boston zu entgehen, beschlossen wir, mehrere Deutsche, am Sonnabendmittage die Stadt zu verlassen und auf dem Dampfboote nach Plymouth, 40 englische Meilen von Boston, an der Massachusettsbay, zu fahren. Das Dampfboot war nicht gut, wie denn überhaupt die Dampfschifffahrt in Neuengland noch sehr gegen die im Staate Neuyork und auf dem Mississippi zurück ist. Gewöhnlich verkauft man alte Dampfschiffe, die schon auf dem Hudsonfluß ausgedient haben, nach Neuengland, und so kömmt es denn, daß hier nie die neuesten Erfindungen und Verbesserungen im Gange sind. Indeß ging das Boot doch schnell genug, ungefähr 7 englische Meilen die Stunde gegen die Fluth, was freylich auf dem Hudsonfluß nur Kriechen genannt werden würde. Auf dem Boote befand sich eine Musikbande, welche eine Gesellschaft von Plymouth nach Boston begleitet hatte und aus jungen Handwerkern bestand, die, wenn sich Gelegenheit darbietet, Hammer und Nadel wegwerfen und einmal Orpheus zum Patron wählen. Man musicirt in Amerika sehr viel, aber auch sehr schlecht, und dieß ist kein Wunder, denn einmal stammen die Amerikaner von den Engländern, und zweytens ist die Musik ein so geistiges Wesen, daß es sich nicht so leicht, wie manche Wissenschaften, in Büchern über das Wasser transportiren läßt. Seit einiger Zeit hat man indessen viel Aufmerksamkeit auf den Kirchengesang, namentlich in Boston, gewandt. Die Gemeinde nämlich singt hier so wenig als in England, die Methodisten ausgenommen. So ist es denn nöthig, Sänger auf dem Orchester zu haben, und die Töchter der Kirchenmitglieder und viele Männer vereinigen sich zu einem Chor. Vielleicht erwächst daraus Gutes. Beyläufig will ich doch anführen, daß die deutschen Organisten in ganz besonderm Rufe hier stehen und denen aller andern Nationen vorgezogen werden. Gerade jezt hat eine Kirche in Boston wieder um einen deutschen Organisten geschrieben.

Ich sitze auf dem Verdecke und meine Blicke wenden sich ostwärts; sie lassen sich nicht vom Himmelshorizonte hemmen, sie schweben weiter und weiter bis zum Horizonte meiner Seele, wo meines Vaterlandes Ufer den Rand desselben Meeres begrenzen, das hier an meinem Kiel sich kräuselt, denn hinter mir spielen die Musikanten ein Stück aus Mozarts Don Juan; herzlich schlecht, die Klarinettentöne laufen wie auf Eis und gleiten unversehens rechts und links, hoch und niedrig; das Fagott schnarrt nicht halb so gut als der Fachbogen eines fleißigen Hutmachers, und alle Instrumente übertönt von Zeit zu Zeit das Gerumpel einer Pauke. Es ist wahr, es war der gekreuzigte Mozart, aber es war doch Mozart.

Die Rhede von Plymouth hat eine recht schöne Form; die Stadt liegt an und auf einem Hügel. Das Dampfboot landet gerade an der Stelle, wo die ersten Ansiedler Neuenglands den 14. Dezember 1620 alten Styls ihren Fuß ans Land sezten. Mit ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit zeigen die Neuengländer den Felsen, wo „die Vorväter landeten.“ (where our forefathers landed) und dieß ist eine fast stehende Phrase. Der Neuengländer zeichnet sich dadurch sehr bestimmt aus, daß er mit tiefgewurzelter Verehrung seiner Vorfahren gedenkt, und dieses Gefühl erwärmt seinen Busen mit Recht. Es ist aber nicht Anhänglichkeit an seinen Boden, woraus dieses Gefühl fließt; Niemand ist so beweglich als der Neuengländer; er ist immer auf dem Wege nach allen Staaten des Bundes und allen Ländern der Welt. Amerikanische Kaufleute in fremden Seeplätzen sind am häufigsten Neuengländer, aber sie nehmen die Verehrung gegen ihre standhaften und freysinnigen Vorväter überall mit. Durch Anhänglichkeit an seinen Boden zeichnet sich dagegen der Virginier vor allen Nordamerikanern aus, obgleich der Wohlstand in diesem Staate bedeutend sinkt, was hauptsächlich von dem gegenwärtigen Uebergange Virginiens von einem Sklavenhaltenden Staate zu einem freyen, industriösen herrührt; wenn sich einmal das Gleichgewicht wieder hergestellt hat, so wird der Staat wieder blühen, aber jezt ist mit den Sklaven das Kapital gesunken.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

Folgendes ist eine kurze Uebersicht über die neuen indischen Besitzungen der Engländer jenseits des Ganges.

Diese Provinzen, welche an Großbritannien durch den mit dem birmanischen Reiche geschlossenen Vertrag abgetreten worden sind, liegen zwischen 10° 35′ und 16° 30′ nördlicher Breite. Als die Europäer diese Länder zum erstenmale besuchten, standen sie zum Theil unter der Botmäßigkeit des Königs von Siam, zum Theil unter der des Herrschers von Pegu, der damals über ein reiches, blühendes Land gebot; aber im Jahr 1760 wurden sie von den Birmanen erobert, und ein großer Theil ihrer Bewohner kam über der Vertheidigung ihres Landes um oder wurde in die Sklaverey geschleppt. — Das größte und am schlechtesten bevölkerte dieser Gebiete umfaßt die Provinzen Martuban, Tarowe, Ye, Tenasserim und die unbewohnten Merguiinseln. Dieses Land bildet einen 70 geographische Meilen langen Uferstrich am Meerbusen von Bengalen. Die Einkünfte schätzt man auf 4 Lacs Rupien. — Die Provinz Arracan erstreckt sich am Ocean 37 geographische Meilen weit und bringt 3 Lacs Rupien ein. — Nach Walter Hamiltons Angaben ist das Verhältniß des Flächenraums dieser Gebiete und ihrer Bevölkerung wie folgt: Martuban, Tarowe u. s. w. hat 1370 geographische Quadratmeilen, 51.000 Einwohner (19 auf die Quadratmeile). — Arracan: 330 Q. Meilen, 100.000 Einwohner (153 auf die Q. Meile).

Ferner haben in dem Vertrage die Birmanen allen Rechten und jedem Einfluß auf das Land Assam und die kleinen Staaten südlich vom Fluß Brahmapurra entsagt. Diese Gebiete, welche jezt unter englischem Schutze stehen, haben eine Ausdehnung von 2950 Q. Meilen; ihre Bevölkerung wird auf nicht mehr als 100.000 Seelen geschätzt, wonach blos 17 auf eine Q. Meile kommen. Somit hat eines der fruchtbarsten Länder des östlichen Asiens um die Hälfte weniger Einwohner als die russischen Steppen, und eine dürre Einöde ist der Bevölkerung noch förderlicher, als eine schlechte Regierung. — Die östliche Grenze von Assam stößt an den Theil von Tibet, der unter chinesischer Herrschaft steht, und ist nicht mehr als 30 Meilen von der eigentlichen chinesischen Grenze in der Provinz Yunan entfernt. Die übrigen Provinzen, welche der lezte Krieg England eingetragen hat, liegen zwischen den birmanischen und siamischen Staaten, und sie gestatten den Engländern, sich in die politischen und Handelsverhältnisse beyder Länder zu mischen. — Welche Früchte diese neuen Erwerbungen der ostindischen Kompagnie und England überhaupt tragen werden, muß die Zeit lehren.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 49.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Februar 1829.

Der Mensch verfolgt mit starrem Blick
Ein ihm entfliehend lächelnd Glück
Und was er hat, genießt er nie.

Uz.

Der Fischer von Ormus.

Eine persische Geschichte.

Abbas Mirza hatte so eben seine Sieste geendigt. Auf einen Sopha zurückgelehnt, saß er da, von Wohlgerüchen duftend, eine baktrische Zwiebel kauend, und horchte lächelnd dem Gespräche seines Günstlings Bebut, der Ehrgeizige genannt, zu.

Da trat auf einmal Kel Anayset, der Narr des großen Abbas herein. Er war phantastisch gekleidet, trug einen spitzen Delbend und das lange blaue Gewand der Derwische. Er ging gerade auf den ehrgeizigen Minister zu, verbeugte sich mit über der Brust gekreuzten Armen vor ihm, und bat ihn um die Erlaubniß, den Saum seines Kleides küssen zu dürfen.

„Warum, Narr," fragte Abbas, „bringst Du diese Huldigung Bebut und nicht Deinem Gebieter dar?" „Ich bin," antwortete Anayset stolz, „meines Handwerks ein Narr, und erkenne keinen Obern an, als den, der sich größerer Thorheit denn ich rühmen kann." „Hört den Affen!" sagte der König lachend, „er geht meinem Premierminister zu Leibe; aber wozu dieser Aufzug? Du bist ja fast wie ein Derwisch angethan." „Ach, großer König, so viele an Eurem Hof greifen mir in mein Handwerk, daß ich voraussehe, ich werde ihnen bald meinen Platz räumen und mich nachgerade an das Gewand eines Eremiten gewöhnen müssen." „Gut, bey der Seele des Propheten; hast Du nicht eine Geschichte zu erzählen? ich bin gerade bey Laune Dich anzuhören." Kel Anayset nickte leicht mit dem Kopf und warf sich in eine Ecke *) des königlichen Sophas. „Sklave!" rief Abbas mit einem zornigen Blick, „wie kömmst Du dazu, in meiner Gegenwart einen Platz einzunehmen, der nur dem Höchsten gebührt?" *) „Sklave oder König," entgegnete der Narr. „Der, welcher erzählt, steht immer über dem, der ihm zuhört." Abbas zuckte die Achseln. „Wir müssen unsere Weisheit darin zeigen," sagte er, „daß wir ihm seine Albernheiten verzeihen." „Nur wer Weisheit sucht," antwortete Kel Anayset, „kann weise genannt werden; wer sie glaubt gefunden zu haben, ist ein Thor." „Merkst Du's, Babut? nun kömmt die Reihe an mich. Er verschont Niemand; aber er mag seine Erzählung beginnen, oder, bey diesen Augen! ich will ihn bald so weise wie seine Vorfahren machen."

Kel Anayset begann folgendermaßen: Eines Tages schoß die berühmte Zauberin Dalle Mutaleha **) auf dem Vogel Simurg mit Windesschnelle vom Gebirge Kaff nieder. Sie nahm ihren Flug gen Bagdad. Als sie über den Eilanden von Ormus schwebte, begegnete sie dem Engel Tiraban, dem Genius der Wissenschaft,

*) Im ganzen Orient gilt die Ecke für den ehrenvollsten Platz.

**) Die orientalische Circe.

Digitized by Google

der auf dem himmlischen Renner des Propheten, Borak *) einherritt.

„Wohin gehst Du?“ fragte die Zauberin den Genius der Wissenschaft. „Ich will,“ antwortete er, „einen gelehrten Mann in seiner Armuth trösten.“ „Und ich,“ erwiederte die Fee, „einem Reichen helfen, der aus Unwissenheit vor Langerweile sterben will. Welcher von beyden ist am meisten zu bedauern?“ „Der reiche Dummkopf ohne Zweifel.“ „Es ist möglich, aber auch Reichthum hat seine Freuden.“ „Die Freuden der Einbildungskraft gehen über Alles.“ „Der Reiche hat Muße und Ehre. Für ihn ward das Lob erfunden, und Lob ist ein köstlicher Trank.“ „Dem Eckel und Uebersättigung folgen; der Sterbliche, den ich begeistere, ist auch in seinen Träumen gesegnet. Er besizt alles, was seine Einbildung ihm malt. Wenn sein Geist seiner Schöpfungen müde ist, kann er zu seinen lieben Büchern flüchten; und welche Gesellschaft auch der Weisesten und Tugendhaftesten läßt sich mit jener reinsten Essenz der edelsten Geister aller Zeiten vergleichen? würde er glücklicher seyn, wenn diejenigen, welche die Bücher geschrieben haben, ihren Gräbern entstiegen, ihm Gesellschaft zu leisten? Ich glaube nicht. Wenige Männer gibts, die ihren Werken gleichen.“ „Ich könnte meines Theils viel von den Reichthümern rühmen und wie Du blos die schöne Seite des Gemäldes herausheben, allein ich hasse lange Erörterungen. Erfahrung ist der einzig sichere Pfad zur Wahrheit. Suchen wir einen Menschen, dem ich den Weg zum Glück bahnen will und Du den zur Wissenschaft. Wenn er alles besizt, was sie ihm bieten können, überlassen wir ihn sich selbst und sehen, was aus ihm wird.“ „Gern,“ versezte Tiraban, „und ich kenne zu Ormus einen Mann, der wohl am besten dazu taugt; es ist ein Fischer, arm und unwissend, und seines Schicksals so überdrüßig, daß wir ihm nur wenig bieten dürfen, und er schlägt begierig den doppelten Pfad ein, welchen wir ihm öffnen.“

Ismael befand sich in diesem Augenblick an dem Gestade des persischen Meerbusens, mit dem Ausbessern seiner Netze beschäftigt. „Was soll ich,“ rief er mürrisch aus, „mein ganzes Leben so ärmlich hinbringen? keine Nahrung als Pastecke **), oder Reis, oder halbgedörrte Bohnen; keine Kleidung als ein Kurdi von elender Sackleinwand, deren grobe Fäden Striemen auf meinen Leib drücken; kein Bett als die kalte Erde, oder eine Matte, die ich für ein Götterlager hielte, bestände sie aus Euphratschilf, statt aus knotigem Maisstroh. Seit fünf Jahren stelle ich dem Stör und dem Destpich nach, um die Tafeln der Reichen zu versorgen, ohne je davon gekostet zu haben.“

In diesem Augenblick erschien Mutaleha mit ihrem Begleiter vor ihm.

„Ismael,“ sprach die Zauberin, „Deine Klagen sind zu unsern Ohren gedrungen. Willst Du mit einem Mal reich und mächtig werden? die Gelegenheit ist da, der Sohn des betagten, wegen seines Reichthums berühmten Noserats ist plözlich in seinem Bette gestorben und sein Tod noch Niemand als mir bekannt. Deine Stimme und Deine Züge gleichen so vollkommen den seinigen, daß man unmöglich den Unterschied entdecken kann. Folge mir, ich will den Leichnam sogleich wegbringen lassen, Du sollst an seine Stelle treten.“ Ismael war vor Erstaunen und Entzücken beynahe von Sinnen. Er schwang sich hinter die Zauberin auf den Vogel Simourg und befand sich im Augenblick in dem Gemache des Verstorbenen. Noch erhielt er aber eine kleine Weisung. Der Sohn Noserats hatte ein leichtes Blinzeln am Auge, welches nachzuahmen leicht, aber wesentlich war. Ismael versprach, dieser Eigenthümlichkeit die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken, und seine Beschüzerin schied mit der Verheißung, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen. Er brachte die Nacht damit zu, sich die Weisungen Mutalehas zu wiederholen und sich im Blinzeln einige Uebung zu erwerben.

Am Morgen kamen Sklaven, ihn bey der Toilette zu bedienen. Er blinzelte mit den Augen, und alles ging vortrefflich. Sie kleideten ihn in kostbare Gewänder. Der arme Ismael kannte sich selbst nicht mehr. Er lief jeden Augenblick Gefahr, sich durch seine Höflichkeit gegen die Sklaven zu verrathen. Er bekam beynahe vor sich selbst Respekt und blinzelte so sehr, daß der Garderobemeister ihn fragte, ob er sich unwohl fühle. Er zitterte ob dieser Frage und sammelte sich erst wieder, als der Küchenmeister erschien, um seine Befehle für sein erstes Mahl einzuholen. Er befahl ihm, einen Stör und einen Destpich zu bringen. Der Gedanke schmeichelte ihm, daß er jezt seine alten Widersacher vom Meerbusen anders als blos von Angesicht kennen lernen sollte. Sie wurden ihm bald vorgesezt, nebst einer Menge köstlicher Früchte, Datteln von Persepolis, Granatäpfel von Yesd, hirkanischen Orangen, Quitten und Pflaumen aus Karamanien, leckeren Pasteten und Pulver von aromatischen Kräutern, den Appetit zu wecken. Ismael war dieses Reizmittels nicht sehr bedürftig. Er aß von allem, bekam die erste Indigestion in seinem Leben, und hielt sich für den glücklichsten Mann auf Erden.

Sein erster Gang war in den Harem seines Vorfahrers. Die jungen Schönheiten Georgiens und Cirkassiens machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er vor Entzücken zu blinzeln vergaß. Die Glückwünsche, welche er hierüber

*) In der dritten Nacht nach dem Tod Mohamets, brachte ihm der Engel Gabriel ein beflügeltes Pferd, Borak genannt, auf welchem er in den Himmel emporschwebte. Kommentare zu dem Koran.

**) Wassermelonen, die gewöhnliche Nahrung der niedern Klassen in Persien.

Digitized by Google

empfing, erschreckten ihn aber dergestalt und befingen seinen Geist so sehr, daß er den Liebkosungen seiner Schönen gar keine Aufmerksamkeit schenkte, die sich nun nicht minder über die Veränderung wunderten, die plötzlich mit seiner Stimmung vorgegangen war. Der alte Noserat sah den Stellvertreter seines Sohns, ohne einen Souck zu argwohnen. Ismael brachte vierzehn Tage unter den höchsten Genüssen des Luxus und des Reichthums zu, während welcher aber sein angenommenes Augenübel ihn harten Prüfungen aussezte. Endlich begab sich der Alte an den Hof und überließ seinem vermeinten Sohn die unumschränkte Herrschaft in seinem Pallaste. Da erstaunte denn Ismael über die Pracht des Hauswesens und der Feste seines Herrn Vaters. Seine Säle glänzten von Gold, Jaspis und Porphyr. Sie wimmelten von Gauklern, in glänzenden Brokat gekleidet, von muntern, sylphenartigen, bezaubernden jungen Tänzerinnen, deren lange, üppige Haargeflechte sich in Büschel von kostbaren Steinen endigten, und die vor ihm und seinen erkorenen Freunden die künstlichsten Tänze aufführten. Man sezte sich zum Mahle, und wurde auf Gold mit den leckersten Früchten, mit Fischen und Wild bedient, wie sie das milde Klima Persiens hervorbringt. Der Kredenztisch, der sich in Form einer Pyramide erhob, war mit zahllosen Flaschen von venezianischem Glase besezt, in denen die glühenden Weine von Schiraz und Georgien schimmerten. Wohlriechende Wachslichter schimmerten in tausendfachem Glanz von den Gläsern zurück, und ihr Zimmt- und Würznelkengeruch mischte sich mit den Düften, welche den an der Decke hängenden Rauchpfannen entströmten. Sodann trat ein Trupp Musiker.

„Verschone uns mit deinen Beschreibungen!“ rief Abbas, den Narren unterbrechend, „wir wissen alle diese Dinge besser als Du. Du beschreibst uns blos das lezte Fest, das ich gab.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Entdeckung von menschlichen Gebeinen in einer Knochenhöhle.

Bisher haben die Naturforscher in den Eingeweiden der Erde vergeblich nach menschlichen Ueberresten gesucht, welche einer der Perioden der Erde angehörten, die augenscheinlich der jetzigen Schöpfung vorangegangen wäre. So oft man unter den auf der ganzen Erde zerstreuten Massen fossiler, untergegangenen Thiergeschlechtern angehöriger Knochen menschliche Gebeine zu entdecken glaubte, hat sich dieß als ein Irrthum erwiesen, und namentlich konnte man in den so reichhaltigen Knochenhöhlen bis jezt noch keinen einzigen menschlichen Ueberrest entdecken. Daher wurde der Satz, daß die Periode, in welcher die jüngsten Thiere lebten, deren Reste wir in den Erdschichten finden und die jezt nicht mehr existiren, und die Schöpfung des Menschen und der jetzigen Thiergeschlechter durch eine große Wasserfluth getrennt seyen, ganz allgemein angenommen. Aber eine höchst merkwürdige Mittheilung, welche der Pariser Akademie der Wissenschaften in ihrer Sitzung am 9. Februar dieses Jahres gemacht wurde, stößt, wenn sie sich anders bestätigt, diesen Satz vollkommen um. Ein Gelehrter, Namens Tournal, hat im Kalkgebirge bey der kleinen Stadt Bire im Departement Landes eine Knochenhöhle entdeckt und mitten unter einer Menge von Thiergebeinen, welche von ähnlichen, wie man sie sonst in Knochenhöhlen findet, sehr abweichen, Menschenknochen gefunden, und zwar nicht blos im schwarzen Letten, der gewöhnlich den Boden dieser Höhlen bedeckt, sondern im eigentlichen Kalkgestein, in der sogenannten Knochenbreccie selbst. Man findet daselbst auch Scherben von Töpferarbeit, Landmuscheln, die jezt nicht mehr in dortiger Gegend leben, und mehrere Seemuscheln.

Bestätigen sich diese Angaben, wie man nach den Kenntnissen des Entdeckers kaum zweifeln kann, so hätten wir endlich den physischen Beweis, daß das Menschengeschlecht in einer der jetzigen vorangegangenen Periode der Erdbildung wirklich zugleich mit den untergegangenen Thiergeschlechtern gelebt hat; mit andern, populäreren Worten, man hätte endlich wirklich antediluvianische Ueberreste von Menschen entdeckt. Bevor indessen diese merkwürdige Entdeckung außer allen Zweifel gesezt ist, rathen wir Niemanden, der Phantasie freyen Lauf zu lassen und wohl gar von einem antediluvianischen Pompeji zu träumen.

Einzelnes.

In La Bruyère habe ich keine Idee gefunden, die nicht praktisch wäre, d. h. die nicht aus dem wirklichen Leben herkäme, oder dahin sich nicht wieder anwenden ließe. Und wie La Bruyère, so sind seine Landsleute im Allgemeinen.

Wäre es an mir, deutsche Jünglinge von Talent in ihrer Bildung zu leiten, so sollten sie sich vor ihrem zwanzigsten Jahre mit den besten Werken der französischen Literatur bekannt machen. Da sollte deutsches Gemüth und deutsche Tiefe im Bunde mit der französischen Klarheit und dem praktischen Weltsinne die herrlichsten Früchte hervorbringen.

Ekermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Januar.

(Fortsetzung.)

Als einst ein Virginier, mit dem ich reiste, seinen Staat sehr kläglich darstellte und ich mich wunderte, einen Virginier über sein Vaterland so losziehen zu hören, sagte er: Wir machen es mit unserm guten Virginien, wie die Engländer mit ihrem Könige. Wir schimpfen genug darauf, aber wir wollen es von keinem andern leiden. — Die Kentuckier wiederum zeichnen sich durch fast kindliche Anhänglichkeit an Virginien aus; Kentucky nämlich war früher ein Theil Virginiens und wurde von diesem Staate aus hauptsächlich bevölkert. Sie sind stolz darauf, von Virginien abzustammen. Ohio, meist von Neuengland aus bevölkert, zeigt bey weitem keine so große Anhänglichkeit an die Staaten, von denen es stammt.

Als ich über den Fels schritt, der für den Punkt der ersten Landung gilt und über welchen jezt, da er abgeplattet ist, die Straße führt, sagte ein kleiner Knabe zu mir, der es mir wohl ansah, daß ich ein Fremder war: You know Sir, here is the spot where the forefathers landed? (Sie wissen, Herr, dieß ist der Ort, wo unsere Vorfahren landeten.) Es war ein schöner, milder Abend, die See lag in ruhiger Klarheit vor mir, und meine Seele versezte sich unwillkührlich in jene, jezt schon so ferne Zeit. Dort, wo man mit gutem Auge über dem dunkeln Meere einen hellern Streifen sich lagern sieht, ist das Cap Cod, wo die Ansiedler von Plymouth zuerst Anker warfen. Es ist eine 65 englische Meilen lange und sehr schmale Halbinsel, die in einem schroffen Sandhorne endet und so benannt ward, weil die Namengeber hier sehr viel Codfish (Stockfisch) fanden, der auch noch jezt in großer Menge hier gefunden wird. Von dort zogen die Flüchtlinge hier ein. Ehe sie aber das Schiff verließen, unterzeichneten die Häupter der Familien und freyen Männer, 41 an der Zahl, einen feyerlichen Vertrag, durch welchen sie sich zu einem Staatskörper verbanden, um „sich gleiche Gesetze für das allgemeine Wohl zu geben.“ Sie verordneten, daß jährlich ein Gouverneur und Beystände gewählt werden, die Souveränität aber in der ganzen Körperschaft der Freymänner bleiben solle. Ein John Carver ward zuerst Gouverneur. Nun stiegen sie am 22. Dezember an ein sandiges und mit finstern Waldungen bedecktes Ufer. Sie fanden später, daß dieses Land, wohin sie, wie es heißt, wider ihre Absicht durch den von den Holländern bestochenen Kapitän gebracht worden waren, da sie eigentlich nach dem Hudsonfluß wollten, wo sich Holländer angesiedelt hatten, der Londoner Plymouthkompagnie gehörte, erhielten von dieser das Land und nannten die junge Pflanzung Neu-Plymouth. So waren denn diese Leute Republikaner, noch ehe sie landeten, und der Satz der Volkssouveränität ist hier recht eigentlich historisch begründet. Erst im Jahr 1628 wurde ihnen eine Charte in England bestätigt. Sie waren aber nicht die ersten Entdecker dieses Landes. Schon Sebastian Cabot, ein geborner Venetianer in englischen Diensten, fuhr hieher, so wie der berühmte Abentheurer Kapitän Smith; auch wurden Niederlassungen versucht, aber vom Klima, durch Mangel und die Wilden wieder vertilgt. Mit welcher Noth auch die Plymouther zu kämpfen hatten, ist fast unbeschreiblich; aber nichts konnte ihren standhaften Sinn beugen, und nur wenige zogen wieder zurück. Aus allen diesen Umständen nun entwickelten sich die scharfen Nationalzüge der Neuengländer. Sie waren verfolgte Puritaner, das machte sie religiös hart, ja bigott; sie waren ganz auf sich und eine Wildniß angewiesen, das machte sie verwegen, kühn, unternehmend, fleißig und genügsam; sie hatten mit Indianern zu thun und waren eine protestantische Sekte, das machte sie schlau und pfiffig, denn ich habe immer gefunden, daß protestantische eifrige Sekten pfiffige, schlaue Menschen ziehen; sie waren ohne äußerlichen Zwang und aufgezwungene Gesetze, darum achteten sie die Gesetze, denn sie sahen ihre Nothwendigkeit; sie hatten wenig, darum mußten sie erfinden, und ein weites Meer und ein schönes Land lohnten den Fleiß und den Erfindungsgeist; es entstanden nach und nach neue Pflanzungen, das erregte Wetteifer; und — sie waren Engländer, damit fest, ja eigensinnig, und wahrten männlich ihre Rechte; alles Züge, die sich so tief eingruben, daß sie noch jezt sehr auffallend sind, obgleich der stete Verkehr mit aller Welt vieles abgeschliffen hat.

Bemerkenswerth ist es, daß, als sich Plymouth, Salem und Boston fester und fester begründeten und ihr Ruf viele Verfolgte von England herüberzog, auch Hamsden, Sir Arthur Haselwig und Oliver Cromwell, jene rastlosen Geister, nach Amerika gehen wollten, aber König Karl durch besondern Befehl es ihnen verweigerte, als sie auf dem Punkte waren, sich einzuschiffen. Er wußte nicht, daß er die Männer nicht ziehen ließ, die einst seinen Kopf auf den Block legen sollten.

Der obenerwähnte Knabe brachte mich nach meinem Gasthofe, und als ich ihm etwas Geld geben wollte, sagte er: „Herr, ich bin nicht arm, gebt das lieber in das Hospital.“ Im Hause fand ich den Thee schon auf der vollbesezten Tafel; denn obgleich Plymouth sehr klein ist, es hat nur 6 — 7000 Einwohner, und dieser Gasthof keineswegs glänzend, sondern sehr mittelmäßig war, standen doch auf dem Tische Beefsteak, Schinken, geräuchertes Rehfleisch, eingemachtes Süßes und Saures, Käse, Butter, Brod, Kuchen, Eyer, Hühner und was man nur immer in solchem Orte wünschen, aber kaum erwarten kann.

Auf dem Kaminsimse lagen zum Schmucke sehr schöne Muscheln aus dem stillen Meere, welche die Wallfischer in großer Zahl in ihre Heimath mitbringen, und als ich sie etwas aufmerksamer betrachtete, nahte sich mir ein alter, höflicher Herr, mit dem ich bald nähere Bekanntschaft machte. So wie man in Deutschland in den kleinen Städten die verabschiedeten Oberstwachtmeister und Hauptleute findet, so in den kleinen amerikanischen Städten alte Herrn, die sich mit einem kleinen Vermögen dahin zurückziehen, um wohlfeiler zu leben. Gewöhnlich sind sie wohlunterrichtete Leute, von denen der Reisende viel lernen kann; denn jeder Amerikaner ist sehr begierig, sich zu unterrichten, und diese alten Herrn haben Zeit dazu. Ihre Kenntnisse erhalten eine gewisse Allgemeinheit durch die Reviews, und selten wird ein solcher nicht seine North American Review oder eine andere des Landes, nebst einigen englischen, der Edinburg Review, der Quarterly oder einer andern im Original oder dem amerikanischen kontraktmäßigen Nachdruck lesen. Ein solcher freundlicher, wohlunterrichteter Herr war auch mein neuer Bekannter, und mit Bereitwilligkeit unterrichtete er mich über alles, was seine Stadt betraf, zeigte mir einige Seltenheiten und unter andern ein Exemplar der Bibel, welche für die Massachusetts-Indianer in Cambridge bey Boston schon im 17ten Jahrhundert gedruckt worden war.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 50.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 27. Februar 1829.

Klarheit gilt in Frankreich für eins der hauptsächlichsten schriftstellerischen Verdienste; es kommt vor allen Dingen darauf an, daß man bey einem Werke keine Mühe habe. — Die Deutschen gefallen sich in Dunkelheiten; oft hüllen sie, was klar am Tage lag, in Nacht, blos um den geraden Weg zu meiden.

Fr. v. Staël.

Frankreichs wissenschaftliches und Staatsleben.

Bruchstücke aus Briefen eines reisenden Veteranen deutscher Zunge.

I.

Mich dünkt, die zu einem gemischten Publikum sprechenden Schriftsteller (denn von Gelehrten, die an Gelehrte sich wenden, rede ich gar nicht), versteigen sich bey uns, sobald sie die Feder ergreifen, in eine, wo nicht ganz erkünstelte und dem allgemeinen Menschensinn entfremdete Sphäre, doch in eine den sonst nicht ungebildeten Klassen unzugängliche Ideenregion, wo diese sich nirgends zu Hause finden. Der ehemals so zahlreichen Berührungspunkte zwischen dem Volke und der belletristisch-philosophischen Literatur gibt es jezt, wenn mich nicht alles trügt, ungleich weniger. Die Kluft zwischen der Schriftstellerwelt und der Nation, zwischen der gelehrten Republik und dem wirklichen Leben scheint wissenschaftlich und ästhetisch viel gröser als sie es in früheren Perioden war, und die Einführung der durch Forscher erbeuteten Wahrheiten in das wirkliche Leben der Staaten sowohl als der Individuen wird erschwert und in's Unbestimmte vertagt. Die Literatur soll der Ausspruch des gebildetsten und sittlichsten Theils einer Nation und das Mittel seyn, die weniger gesitteten, weniger edel und hochgesinnten Klassen zu gleicher Stufe emporzuheben. Diesen Zweck kann sie nicht erreichen, wenn sie sich nicht an den intellectuellen und moralischen Standpunkt des Volkslebens anschließt und sich seine Hauptmomente aneignet. Diese Tendenz unserer gefeyertsten Schriftsteller zur Unpopularität und zur Darstellung zu hoch gesteigerter, oder durch zu feine Abstraktion gewonnener Ideen und ungewöhnlicher, mit den wesentlichsten Bedürfnissen des Gemüths in keiner Verbindung stehender Gefühlsarten, halte ich für einen Seelenschaden, für ein wahres Nationalunheil.

So werden die Deutschen nie aus den Prolegomenen kommen. Ihre Denker und Lehrer verstehen die Kunst nicht, das Errungene, an's Licht Geförderte in gangbare Münze umzuprägen. Sonderbar wäre es, aber nicht unmöglich, daß die Ergebnisse des deutschen Forschungsgeistes und die Früchte des deutschen Genius, durch französische Hände gelöst und verarbeitet, erst die Fähigkeit erhielten, wenn einmal die Cruste alter Vorurtheile und erstarrter Angewöhnungen gebrochen ist, auf dem vaterländischen Boden einmal in allgemeinen Umlauf zu kommen, die ganze gesellschaftliche Organisation zu durchdringen, und, nach geschehener Wiedereinfuhr, sich bey den Großen Audienz und Geltung, bey der Volksmasse und im Bürgerstande thätige, in's Leben eingreifende Aufnahme, und jenseits der Welt der Betrachtung sich einen lebendigen Wirkungskreis zu verschaffen.

Zu diesem Einfall bringt mich die außerordentliche Sensation, die Guizot's, Cousin's, L'herminiers rein aus deutschen Quellen fließenden historischen und philosophischen Ansichten, durch die Stenographie rasch und weit verbreitet, erregen, und zwar nicht blos bey Franzosen, denen die Ideen neu sind, sondern, wie ich aus

Digitized by Google

ihrem Munde schon oft gehört, bey deutschen Gelehrten, die diesen Vorlesungen beywohnen und sich der über die abstraktesten Materien ergossenen Klarheit freuen. Eine in der That merkwürdige Erscheinung ist der Beyfall, den Herders, Kants, Heynes, Wolfs, Creuzers, Niebuhrs, Savignys u. s. w. Ansichten und Forschungen überall finden, wohin jene Vorträge gelangen, und sie bringen in die entlegensten Provinzialstädte. Diesen Beyfall beurkunden die Wärme und Bitterkeit, womit die Grundsätze der bewunderten Lehrer angegriffen werden; die philosophischen von der Condillac'schen, noch immer den gelehrten Haufen leitenden Schule, von Broussais und beynahe allen Medizinern, die über die einbrechende Nacht des deutschen Mysticismus jammern oder spotten, die historischen von dem geschätzten Daunou, der gesammte neue Unterricht von der unermeßlichen Mehrheit der liberalen Parthey, welche die doctrines tudesques lächerlich macht, und ihre Einführung als Hochverrath an der aufgeklärtesten und gebildetsten Nation Europas behandelt. Der Celebrität der germanisirenden Professoren ist nun durch dramatische Parodien das Siegel litterärischen Adels und gesellschaftlicher Bedeutsamkeit aufgedrückt worden. Odry, ein beliebter Schauspieler des Theaters Variétés äfft Cousin, wie man sagt, zum Sprechen nach, und dissertirt in einem der neuesten Lustspiele über das Ich und Nichtich, mon moi, ton toi, son individualité, la certitude qu'il a d'être lui etc. Nächstens soll durch einen jungen Aristophanes dem Triumvirat Cousin, Guizot und Villemain die Socratische Ehre widerfahren, auf der Bühne in einer eigens dazu gefertigten Farce, les Professeurs betitelt, aufgeführt zu werden, wobey Cousins inspirirt sich geberdende Dialektik; und Guizots, seit seiner zweyten Ehe mit seiner Nichte Dillon, von den Manieren eines Dandy überzuckerte doctrinaire Morgue, dem Pinsel viel leichter aufzufassende und zur Karrikatur zu steigernde Züge darbieten möchten, als Villemains Schalksgesicht und feine Spötterey, wobey man immer in Zweifel bleibt, ob es ihm Ernst ist oder nicht, ob er des behandelten Schriftstellers oder seiner selbst spottet, Ueberzeugung und Enthusiasmus heuchelt oder fühlt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Fischer von Ormus.

(Fortsetzung.)

„Was kann ich Besseres thun?“ entgegnete der Narr. „Das Gedächtniß ist das Ruhebett des Genius. Während ich das Gedächtniß sprechen lasse, genießt der Geist der Erfindung der Ruhe, und die Renner der Erzählung stählen ihre Kraft, um mit erhöhter Geschwindigkeit den Wagen der Einbildungskraft zu ziehen.“ „Komm mit Deiner Geschichte vom Fischer zu Ende, ich will Dich nicht mehr unterbrechen; lieber noch mag ich Dich beschreiben, als Betrachtungen anstellen hören.“ Kel Anayset fuhr fort: Sodann betrat ein Trupp Musiker mit Schalmeien, Flöten und Tamburinen den Bankettsaal, und ließ ihn von lieblichen Harmonien wiedertönen. Ismael vertheilte goldene Becher von unschätzbarer Arbeit unter die Gäste, und das Fest endete mit einem allgemeinen Maskari. *)

Jeder war vergnügt, nur Ismael nicht. Er allein nahm sehr wenig Theil an der Unterhaltung, so beschäftigt war er, die krampfhaften Bewegungen seiner Augenlieder regelmäßig zu unterhalten. Dalle Mutaleha besuchte ihn bey Nacht, aber er wagte es nicht sich zu beklagen.

Die Tage flossen dahin, und dieselben Vergnügungen mit derselben Uebersättigung kehrten wieder. Der alte Noferat kam von seiner Reise zurück, da Ismael gerade auf einer großen Fischerey abwesend war; der zärtliche Vater überraschte seinen theuern Sohn auf das Angenehmste bey dem See Toranka. Er schien erstaunt über die Fertigkeit des Jünglings im Fischfang und machte ihm sanfte Vorwürfe, daß er sich solche Mühe gegeben, eine Kunst zu erlernen, die ihm durchaus keine Ehre mache. Ismael vertheidigte seinen alten Beruf mit solcher Wärme, daß er im Feuer der Rede vergaß, seine Augenlieder in die gehörige Bewegung zu setzen. Plötzlich fiel es ihm bey; er glaubte schon tausend Schwerter gegen sich gezückt, um den Betrüger zu bestrafen. Es überfiel ihn ein solcher Schrecken, daß er die Farbe wechselte, stotterte und schwieg. Noferat glaubte, er wolle durch sein Stillschweigen und seine Verlegenheit seine Unterwürfigkeit ausdrücken, und benuzte die günstige Gelegenheit, als guter Vater ihm vorzustellen, daß es ihm viel mehr Ehre bringen würde, wenn er sich mit weisen und gelehrten Männern umgäbe und der Wissenschaft obläge, statt sein Leben unter Wollüstlingen, Gauklern und Tänzerinnen zu vergeuden, und dabey keine Kunst sich zu eigen zu machen, als Fertigkeit im Essen und Angeln.

Unser Fischersmann hörte dem Alten ehrerbietig zu und versprach, seinen Rath zu befolgen. Er sah für „ch dabey einen großen Vortheil. Wissenschaft ist eine Pflanze, die am leichtesten in der Einsamkeit gedeiht. Hier war er völlig unabhängig von den Blicken der Sklaven, die ihn beständig umgaben und ihm als eben so viel Spione erschienen, sein Blinzeln zu bewachen.

Sein neuer Lebensplan versprach ihm alle seine Ruhe wieder. Er brachte ihn sogleich in Ausführung, und bald vergaß Ismael, der so gierig sich nach den Gütern dieser Welt gesehnt hatte, alle über seinen Träumen von den Schätzen der Wissenschaft.

Er hatte sich eines Abends in sein Gemach zurückgezogen und bekam zufällig ein Manuscript zur Hand, das

*) Woher wir das Wort Maskerade leiten.

Digitized by Google

mit folgenden Worten begann: „So viel Sprossen Du auf der Leiter des Glückes emporsteigst, eben so viel mußt Du wieder hinabsteigen. Die Leiter der Wissenschaft reicht in den Himmel, und die Zeit, welche die Palläste der Großen über ihren Häuptern zusammenstürzt, erhöht nur immer den Ruhm der Weisen.“ „Dieß ist eine unmittelbare Weisung vom Propheten!“ rief Ismael. „Welchen Nutzen bringt mir der Besitz von hinfälligen Gütern, von Gefäßen, die unter der Hand zerbrechen, von Wohlgerüchen, welche verdünsten, von Weinen, welche berauschen, und von kostbaren Leckerbissen, welche Unverdaulichkeit erzeugen? Das Leben der Reichen ist ein ewiger Rausch, das Vergnügen geht vorüber und läßt nichts denn Kopfschmerz hinter sich! Und dazu die beständige Furcht! das ewige Blinzeln! welch ein Leben! Aber aus dem Born der Wissenschaft zu trinken, seinen Namen auf aller Lippen zu hören, sich durch schöne, unsterbliche Werke die Bewunderung der Nachwelt zu sichern, dieß, ja dieß ist wahre Glückseligkeit! Weiser Alfarasi, fruchtbarer Avicenna, Saadi, Nachtigall von Iran, lieblicher Hafez, erhabener Attar, o! daß der Name Ismael gleich den Eurigen in Ruhmesglanz auf die Nachwelt überginge! Wie gerne wollte ich die Hälfte meines Lebens darum bieten!“

„Das Anerbieten ist angenommen!“ rief plötzlich Tiraban, der mit Mutaleha ins Zimmer trat; Ismael war wie vom Donner gerührt. „Wie!“ rief die egyptische Zauberin, „haben meine Gaben Dir nicht genügt?“ „Ach die unselige Bedingung, das ewige Blinzeln!“ „Kurzsichtiger Mensch! doch ich mache Dir keine Vorwürfe; was Du jezt fühlst, haben Tausende vor Dir gefühlt. Der geringste Zwang vergiftet die vollkommenste Glückseligkeit, wie das Weib über der einzigen Perle, die an dem Anzug an der unrechten Stelle sizt, aller Diamanten, womit sie bedeckt ist, vergißt. Ich überlasse Dich nun meinem Begleiter, der allein im Stande ist, Deine nunmehrigen Wünsche zu erfüllen. Von diesem Augenblick an entziehe ich Dir die Reichthümer, die Du so beschwerlich und nutzlos gefunden hast. Ich habe den Leichnam von Noserats Sohn aufbewahrt; er soll sich wieder an seiner Stelle finden, der Tag der Trauer ist nur um wenige Monate aufgeschoben.“

„Du sollst der gelehrteste Mann auf Erden werden,“ sprach Tiraban. „Ich!“ wiederholte Ismael verwirrt, „ich! der ich der unwissendste Mensch auf Erden bin! Ich begreife, wie ein armer Mann mit einem Mal reich, nicht aber, wie ein Dummkopf —“ „Der rauhe Stein von Badakam,“ fiel der Engel ein, „wird von dem Strahl der Sonne zum Rubin geläutert. Folge mir, Wissenschaft wohnt nicht unter dem vergoldeten Dache.“ Ismael schwang sich hinter ihn auf den Borak, und Noserats Pallast, der persische Busen und das Königreich von Ormus war alsbald ihren Blicken entschwunden.

Mit der Schnelligkeit des Adlers flog Ismael und befand sich bald in der Nähe der Stadt Teheran. Am Ufer eines Flüßchens erblickte er eine kleine Hütte. Sie war einfach, aber bequem. „Dieß Haus,“ sprach Tiraban, „gehört Dir. Du wirst hier das kostbarste aller Geräthe, Bücher finden. Jezt empfange von mir die Gabe der Sprachen; sie sind die Laubgänge zu dem Tempel der Wissenschaft. Aber willst Du deinen Verstand erleuchten, so lerne vor allem — zweifeln; der Zweifel ist die Thüre zur Wissenschaft. Wer nicht zweifelt, untersucht nichts; wer nichts untersucht, entdeckt nichts, und wer nichts entdeckt, kann vielleicht ein guter Schüler, aber kein wahrer Weiser werden.“ Der Engel berührte sodann Ismael mit der Hand, erinnerte ihn, daß um den Preis der Hälfte seines Lebens sein Name unsterblich werden solle, warf sich auf sein himmlisches Roß und verschwand.

In wenigen Jahren wurde Ismael durch seine unermeßliche Gelehrsamkeit berühmt. Die ersten Gelehrten Persiens gestanden, daß sie sich mit ihm nicht messen könnten. Seine Werke in allen Fächern des Wissens folgten einander so schnell und wurden so günstig aufgenommen, daß ihn das Volk bald als Meister der zweyundsiebzig Wissenschaften anerkannte, welche nöthig sind, um als Mouktebed *) ausgerufen zu werden. Fürsten suchten ihn auf und wiederholten seine Worte, wie die der Imans oder Propheten; das Volk warf sich ihm überall in den Weg, um einen Blick von ihm zu erhaschen oder den Saum seines Kleides zu berühren, und die größten Weisen Asiens fuhren über die See, um sich bey ihm Raths zu erholen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die großen Gelehrten Persiens werden Mouktebed genannt. Dieses Wort bedeutet einen Mann, der alle Wissenschaften vollkommen inne hat. Das Volk allein kann diesen ehrenvollen Titel ertheilen, der in einem Jahrhundert selten mehr als zwey oder drey Mal ertheilt wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Theben, 25. November 1828.

Ueber die wissenschaftliche Expedition in Egypten.

Syout, wo wir am Abend des Tages anlangten, an dem ich meinen vorigen Brief schloß, ist jezt die Hauptstadt von Oberegypten; das heißt, es sind daselbst viele Türken, schlechte Moscheen im neuen Geschmack und ein Schattenbild von Leben und Thätigkeit. Die Gegend ist sorgfältig bebaut, die Gärten sind zahlreich und gut angepflanzt, die Landschaft ist lachend und erinnert im Kleinen an Cairo. Am interessantesten ist ein Kirchhof, der in dem Grade sorgfältig unter-

Digitized by Google

№. 10.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 3. Februar 1829.

Geschichte.

(Beschluß.)

4) Napoleon Bonaparte, dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration, vom Staatsrath Thibaudeau. Erster, zweyter, vierter und fünfter Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827, 1828.

Erst vier Bände sind von diesem weitaussehenden Werk erschienen, doch bürgen sie uns bereits für die Wichtigkeit des Ganzen. Es ist ein Werk im größten Style, würdig seines riesenhaften Gegenstandes. Der bekannte Staatsrath Thibaudeau unternimmt es, schon jezt eine zusammenhängende und kritische Geschichte Napoleons nach allen Richtungen seiner unermeßlichen Thätigkeit zu geben. Er rechtfertigt dieses kühne Unternehmen folgendermaßen: „Bis zum Jahre 1815 hat man keine gute Geschichte der 25 vor demselben verflossenen Jahre. Nur als mehr oder minder unvollkommne Versuche muß alles, was in dieser Zeit bekannt wurde, betrachtet werden. Die Geschichte der Zeitgenossen ist nicht unparteyischer in Gegenwart der Völker (in der Revolution) als in Gegenwart der Könige (unter Napoleon); außerdem waren die Materialien im Geheim aufbewahrt, und die Klugheit forderte, nicht zur Unzeit noch zu neuen Erinnerungen zu wecken. Der Nachwelt, und nur ihr allein kommt es zu, bis in die Tiefen politischer Revolutionen zu dringen, ihre Ursachen und ihre Wirkungen aufzudecken, Menschen und Dinge vollständig zu beurtheilen. Die Nachwelt! Sie ist bereits für Viele gekommen, sie ist da und hat ihr erhabenes und strenges Tribunal aufgerichtet." Allerdings ist diese Nachwelt schon da, und Thibaudeau gehört ihr um so mehr an, als sein unbescholtener Ruf und seine Unparteylichkeit ihn schon früher über die Faktionen erhoben. Allein er hat den Vortheil, zugleich als Zeitgenosse und in einer nicht unbedeutenden politischen Stellung Augenzeuge dessen gewesen zu seyn, was er schildern will. Der Sturz sowohl der alten Revolutionspartey als der Napoleoniden hat mit der Furcht auch die Täuschung entfernt, die uns ihre Geschichte verhüllte. Man ist gegen die Todten nicht nur gerecht, man übersieht auch ihr Leben deutlicher und umfassender. „Interessante Nachweisungen wurden zu der Masse der bereits bekannten hinzugefügt; Aktenstücke, deren Daseyn oder Inhalt verborgen war, Reden, vertrauliche Mittheilungen, Anekdoten, verschiedene Urtheile kamen in zahlreichen Memoiren zur öffentlichen Kunde, und diese sind offenherziger und reiner von gewissen Schonungen nach dem Maaße, als sie sich von den Zeiten, die sie beschreiben, weiter entfernen. Einer der größten Prozesse, welcher jemals die Welt beschäftigte, ist zum großen Theil instruirt, periodische Schriften haben die meisten Aktenstücke gesammelt; zahlreiche Zeugen haben ihre Aussagen niedergelegt; Ankläger und Beklagte haben ihre Angaben und ihre Geständnisse vorgebracht, und die Presse hat ein unzerstörbares Protokoll geführt, das nun dem Publikum vorliegt."

Das Werk von Thibaudeau soll einen gedrängten, aber vollständigen Auszug dieses großen Protokolls enthalten. Der Verfasser will nicht Raisonnements, sondern Thatsachen geben. „Thatsachen sind die Begründung und die Seele der Geschichte. Sie kann wenig mehr, als dieselben sammeln, und das Geschäft des Geschichtschreibers besteht darin, sie mit Methode zu ordnen, sie treu wieder zu geben." Da bisher die meisten Geschichten Napoleons vorzugsweise nur seine Kriege und weit weniger seine Regierung beachtet haben, so verspricht Thibaudeau, desto mehr seine Aufmerksamkeit auf diese lezte zu richten, und hier dürfen wir uns um so mehr von ihm versprechen, als er selbst diese nicht militärische Partie am genauesten kennen muß. Ueberdies folgt er streng dem Gesetz, daß die Geschichte, so viel als möglich, gleichsam sich selbst darstellen muß, indem sie sich der Worte ihrer Helden bedient. „Den mehr oder weniger treuen Bildern und Skizzen, die Napoleon zum Gegenstand hatten, und in

Digitized by Google

denen er, nach Einigen, zu sehr vom Haß verunglimpft, nach Andern, von der Bewunderung zu sehr erhoben wurde, setzen wir ein Gemälde entgegen, in welchem er sich selbst durch seine Handlungen, seine Korrespondenz, seine Proklamationen, Reden, Unterhaltungen, vertrauliche Mittheilungen und durch seine Schriften darstellt."

Dies ist der Standpunkt des würdigen Verfassers, und es ist der richtigste und natürlichste, den er wählen konnte. Was die Ausführung betrifft, so liegen uns zwar noch nicht die wichtigsten Theile des Werks vor, doch läßt sich aus dem Gegebenen ein sehr günstiger Schluß auf das noch Fehlende ziehn. Die ersten beyden Bände enthalten die Geschichte von Napoleons Jugend, von seinem ersten militärischen Auftreten und von dem italienischen Feldzug bis zu den Präliminarien von Leoben. Der dritte Band, der die verwickelte Geschichte der Stellung Napoleons zur Zeit und nach dem Frieden von Campo Formio enthalten soll, fehlt noch. Der vierte und fünfte Band umfaßt die Geschichte der Expedition nach Aegypten bis zu Napoleons Rückkehr. Wer einerseits die Unvollständigkeit oder Parteylichkeit der frühern Lebensgeschichten Napoleons, andrerseits die unermeßliche Menge zerstreuter Urkunden und Nachrichten kennt, deren Sammlung so schwierig ist, wird sogleich den Vorzug des vorliegenden Geschichtswerks einsehn. Es übertrifft jene Versuche, indem es diese zerstreuten Schätze sammelt und sichtet. Noch nirgends hat man so vollständig und doch wieder so gedrängt alles für Napoleons Geschichte Wichtige beysammen gefunden, als hier; und was die Unparteylichkeit und Wahrheit anbetrifft, so bewährt sich diese vorzüglich dadurch, daß es noch Niemand gewagt hat, dem Werke Thibaudeaus zu widersprechen, während, wie bekannt, die treulose Geschichte Napoleons von Walter Scott gleich nach ihrem Erscheinen von allen Seiten her angegriffen und widerlegt worden ist. Es ist uns in dem ganzen Werke Thibaudeaus, so weit es vorliegt, nicht ein einziger Umstand aufgefallen, den wir einer Fälschung anklagen könnten, und, worauf wir einen nicht minder großen Werth legen; es ist uns auch keine Thatsache von einiger Wichtigkeit vorgekommen, die in dem Werke übergangen wäre, oder im Widerspruch mit ihrer Bedeutung zu wenig oder zu viel Berücksichtigung erfahren hätte. Im ganzen Werk herrscht die verständigste Oekonomie, die sorgfältigste Auswahl, die vorsichtigste Kritik. Insonderheit zeichnet es sich durch eine Anspruchlosigkeit des Urtheils aus, die nur zu selten in Geschichtswerken anzutreffen ist. Niemals nämlich entscheidet der Verfasser selbst, immer läßt er nur die authentischen Thatsachen entscheiden, und wenn diese sich widersprechen und der Irrthum nicht aufzuklären ist, so citirt er beyde entgegengesetzte Ansichten und überläßt sie dem Urtheil Andrer oder einer später zu hoffenden Entscheidung durch neue Thatsachen.

Wir knüpfen hier noch die Betrachtung einiger anderer Werke an, welche den schon genannten zwar an Wichtigkeit nicht gleich kommen, doch zur Aufklärung über einzelne Theile der Geschichte sehr interessante Beyträge liefern. Die Memoiren des Herzogs von Rovigo als Beyträge zur Geschichte des Kaisers Napoleon (acht Bände, Leipzig, Vossange 1828) beheiligen vorzüglich die vier lezten Regierungsjahre des Kaisers von 1810 bis 1814 und die Hundert Tage. Was er über die frühern Begebenheiten sagt, ist weniger bedeutend und kurz zusammengefaßt. Savary, nachmals Herzog von Rovigo, war noch ein ziemlich junger Mensch, als er die militärische Laufbahn betrat und zunächst an Desair, durch diesen an Napoleon sich anschloß. Er machte unter Napoleon die Feldzüge von Aegypten, Marengo, Austerlitz, Jena, Spanien, Wagram mit, und wurde noch außerdem in den Zwischenzeiten zu manchen wichtigen Aufträgen und Sendungen benuzt, z. B. in die Vendee, nach Italien, Spanien, Rußland und bekanntlich auch bey der Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Als der Kaiser seine zweyte Heirath vollzog und Fouché das Polizeyministerium verlor, wurde dieses dem vielerprobten, beständig in Napoleons Nähe gebildeten, zu allem anstelligen Savary verliehen, der auch nicht zögerte, die schwierige Stelle anzunehmen und durch militärischen Takt ersezte, was ihm von Fouchés in der Revolution gebildeter Ränkemacherey abging. In sein Ministerium fällt der russische Krieg und während desselben die berüchtigte Verschwörung des General Mallet, welche Savary durch seine schnelle Geistesgegenwart in der Geburt erstickte. Nach der Restauration verfolgt und, wie er sagt, selbst von Meuchelmord bedroht, schloß er sich in den Hundert Tagen wieder an den unglücklichen Kaiser an, begleitete ihn auf seiner Flucht nach Rochefort, ward aber von den Engländern gehindert, ihm ferner zu folgen, und als Gefangener nach Malta gebracht. Von hier wieder entlassen, mied er die ihm in Frankreich drohende Todesstrafe, floh nach Smyrna, Oestreich, England, und kehrte endlich am Schluß des Jahres 1819 nach Frankreich zurück, wo er durch ein neues Kriegsgericht frey gesprochen wurde. — Das Interessanteste in diesen Memoiren ist die Darstellung des Polizeywesens unter Napoleon, wobey der Herzog stets zu beweisen sucht, daß es durchaus nicht so streng und furchtbar gewesen sey, als seine Feinde behauptet haben. Nur in sehr wenigen dringenden Fällen habe sich der Kaiser eine Grausamkeit erlaubt, und die Zahl der Staatsgefangenen sey unverhältnißmäßig gering gewesen. Noch wichtiger scheinen die zahlreichen Aufschlüsse, die uns der Verfasser über die geheimen Intriguen Fouchés und Talleyrands vor, während und nach dem Sturze Napoleons gibt. Er konnte in der That von diesen Umtrieben am besten unterrichtet seyn, allein man darf auch nicht vergessen, daß er mit

Digitized by Google

jenen Männern, namentlich mit Fouché in einem sehr feindseligen Verhältniß stand. Der kleine geheime Krieg zwischen Savary und Fouché, ihr Wettkampf, sich an List und wechselseitigen Täuschungen zu überbieten, nimmt einen großen Platz in den vorliegenden Memoiren ein. Anziehend, doch von weniger historischer Bedeutung sind die vielen einzelnen Beobachtungen und Schilderungen, wozu dem Verfasser theils sein naher Umgang mit dem Kaiser, theils seine Reisen und Missionen Anlaß gaben. Der Werth dieser Einzelheiten besteht aber nicht sowohl in neuen wichtigen Aufklärungen, als in kleinen Ergänzungen, Charakterzügen, Anekdoten. Sie füllen keine bedeutende Lücke der Geschichte aus, aber sie dienen zum lebendigen Ausmalen ihrer schon bekannten Helden und Begebenheiten. Ueberhaupt schreibt der Verfasser, ohne sich in tiefe historische oder politische Untersuchungen einzulassen, die Geschichte nur wie ein Reisebeschreiber, und erzählt nur, was er gesehn, wobey er selbst gewesen ist. Sein Styl ist wie seine Auffassungsweise, einfach, klar, soldatisch. Mit edler Bescheidenheit bezieht er alle seine Nachrichten nur auf Napoleon und hält, was seine eigne Person betrifft, niemals einer eitlen Auskramung werth, außer wenn ihn sein Antheil an bedeutenden Begebenheiten zwingt, von sich selbst zu reden. Darin unterscheidet er sich sehr vortheilhaft von so manchem andern Memoirenverfasser und besonders von den Verfasserinnen, die bey dem, was sie von der großen Geschichte zu sagen haben, so gern ihre kleine Privatgeschichte mit lächerlicher Umständlichkeit ausplaudern. Nur im zweyten Bande, der größtentheils den Erörterungen über die bekannte Katastrophe des Herzogs von Enghien gewidmet ist, tritt die gereizte Persönlichkeit des Verfassers auf eine auffallende Weise hervor. Er sieht sich in die Verlegenheit gesetzt, hier Anklagen von sich abzuwälzen, und man bemerkt deutlich, wie viele Mühe es dem alten Helden der Gewaltstreiche kostet, jetzt nach so langer Zeit einen dieser sorglos vollbrachten Gewaltstreiche fein bürgerlich und advokatenmäßig entschuldigen zu müssen. Er läugnet einen Theil der Rolle, die er bey der Hinrichtung des unglücklichen Enghien gespielt haben soll, gänzlich hinweg, und entschuldigt den andern Theil mit der Pflicht des soldatischen Gehorsams. Welcher unter den Theilnehmern, die sich jetzt wechselseitig die Schuld zuschieben, wirklich der am meisten Schuldige ist, dürfte mehr für sie selbst, als für die Geschichte wichtig seyn. Wenn man die Akten, die Anklagen und Vertheidigungen unbefangen betrachtet, so ergibt sich sonnenklar, daß bey der Vollziehung jener Hinrichtung keiner der Theilhaber auch nur entfernt an die Möglichkeit einer künftigen Verantwortung derselben gedacht hat, daß sie vielmehr theils in unbedingtem Gehorsam gegen die Befehle Napoleons, theils in hastigem und übertriebenem Diensteifer und nicht ohne jene brutale Schadenfreude, welche den subalternen Dienern jeder Despotenmacht im Glück eigen ist, die Exekution übereilt haben. Hier hat eine Hand die andere befleckt, aber es wird nie eine die andere rein waschen können.

Die Geschichte Napoleons von Sir Walter Scott, geprüft von Ludwig Bonaparte, aus dem Französischen. Stuttgart bey Metzler, 1829. In dieser kleinen Schrift spricht der ehemalige König von Holland, jetzt Graf von S. Leu, seine Indignation gegen das auch schon von so vielen andern Seiten her angegriffene bekannte Werk Walter Scotts aus. Diese Kritik ist mit vieler Würde abgefaßt und verdient um so mehr Anerkennung, als sie von demjenigen der Brüder Napoleons herrührt, der mit dessen Tendenz am wenigsten einverstanden war, und ihm im Leben sogar feindlich gegenüberstand. Er wirft dem englischen Romanschreiber seine treulose und ungroßmüthige Darstellung des Leben Napoleons im Allgemeinen vor, und widerlegt ihn im Einzelnen, indem er ihm die gröbsten Irrthümer oder absichtliche Geschichtsverfälschungen nachweist. Es ist nicht nöthig, daß wir hier ins Nähere darüber eingehn, da es bereits allgemein bekannt ist, daß Walter Scott nicht nur die Geschichte Napoleons im Ganzen aus einem falschen Parteystandpunkt betrachtet, sondern sich auch reine Falsa, entstellte Darstellungen unzweifelhafter Thatsachen erlaubt hat. Dies ist unter andern auch in unsern Blättern ausführlich dargethan worden. Der Graf von S. Leu hat in seine Kritik gelegentlich auch einige Charakterzüge und Aeußerungen Napoleons eingestreut, unter denen uns die folgende die merkwürdigste scheint. Als nämlich davon die Rede war, ganz Italien zu einem einzigen Reiche zu machen, habe Napoleon mit einer unwillkührlichen Bewegung ausgerufen: Gott bewahre, sie würden bald die Herren der Gallier werden! Ließe sich aus diesem auffallenden und bey mehrern Gelegenheiten geäußerten Abscheu Napoleons vor der Integrität der Nationen nicht auch wenigstens ein Theil der Politik erklären, die ihn abgeneigt machte, den Polen ihre Integrität wiederzugeben? Wenigstens läßt sich nicht läugnen, daß es immer seine Maxime gewesen sey, schwache Nationen ganz zu verschlingen und starke zu theilen, und es war ja auch nur das Erwachen der Nationen, vor dem er sich zu fürchten hatte und das ihn wirklich gestürzt hat. Der Uebersetzung dieser kleinen Schrift ist das bekannte Urtheil Fichtes über Napoleon angehängt, das sich indeß durch Geist und Eigenthümlichkeit von andern Beurtheilungen Napoleons nicht so vortheilhaft unterscheidet, als Fichtes früheres Urtheil über die französische Revolution, welchem wohl wenig gleichkam, was damals die deutschen Politiker schreiben konnten oder durften.

Kürzlich ist in Frankreich ein sehr interessantes Werk über die französische Revolution erschienen, das

Digitized by Google

No. 51.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Februar 1829.

Güter, Ehren und Jugend haschet die Zeit hinweg;
Täuschungen sind sie verschwunden im Augenblick.
Lerne das Ewige kennen,
Und faß' es in dein Herz.

Herder.

Der Fischer von Ormus.

(Beschluß.)

Ismaels Glück weckte bald den Neid. Dauernder Ruhm ist der Menge ein Dorn im Auge. Sie faßte begierig die widersprechendsten Gerüchte über den gelehrten Ismael auf. Man beschuldigte ihn, er sey nicht der wirkliche Verfasser seiner Werke, er habe seine Weisheit aus alten, unbekannten Manuscripten geschöpft. Manche Untersuchungen darin schmeckten nach Ketzerey; er glaubte an die Ewigkeit der Materie, und ward des Atheismus angeklagt, obgleich jedes seiner Bücher mit einer andächtigen Anrufung Gottes und des Propheten begann.

Diese Ungerechtigkeit ging dem Weisen nahe; sein Herz ward tief verwundet, und in seinem Unmuth über einige harte Kritiken ging er einmal so weit, daß er sich an das Ufer seines Flüßchens zurückzog, und überließ es der Nachwelt, das ihm angethane Unrecht wieder gut zu machen.

Ein junges Mädchen in Teheran, das, obgleich es seine Werke nie gelesen hatte, großmüthig genug war, nicht übel davon zu reden, gefiel unserem Philosophen und ward seine Gattin. Sie bekamen Kinder und in dem Maße, als sich ihre Familie vermehrte, erhöhte sich ihr Glück. Ismael lebte zurückgezogen, baute seinen Garten, und gab sich gerade so viel mit den Wissenschaften ab, als nöthig war, um in seiner Ausbildung nicht stehen zu bleiben und seine Muße angenehm auszufüllen. Seine Kinder wuchsen heran, er wurde ihr Lehrer, und wunderte sich am Ende, da er fand, er sey jezt glücklicher, als er unter den Festen in Ormus, an den Höfen der Könige oder auf dem Gipfel der Volksgunst gewesen war.

Eines Tags ward er plötzlich von einer Ohnmacht befallen. Seine bestürzte Gattin, seine Kinder eilten herbey, mit Ausnahme seines ältesten Sohns, der gerade in der Stadt abwesend war. Während sie sich mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit um ihn bemühten, sah Ismael plötzlich Tiraban und Mutaleba erscheinen. Leztere hielt die Gulbadsamurblume in der Hand, und diese Pflanze hat die Kraft, den Athem, der über sie hingeht, zu vergiften.

„Ismael!“ sprach die Zauberin, „Du hast die Hälfte Deiner Lebensjahre dem Ruhme geopfert. Die lezte Stunde Deines Lebens ist gekommen, aber Deine Unsterblichkeit beginnt.“ Im nämlichen Augenblick erschienen an den vier Ecken von Ismaels Bett die vier Todesengel. „Heiliger Prophet!“ rief der Philosoph, „sterben! — sterben gerade in dem Augenblick, wo ich anfange meines Daseyns mit Lust zu genießen? — mein Weib, meine Kinder! so muß ich Euch denn ein ewiges Lebewohl sagen? Ach! wird der Ruhm meines Namens Euch für meinen Verlust trösten? — Halt!“ rief er Mutaleha zu, welche ihm die Gulbadsamurblume vorhielt, „ach halt! eines meiner Kinder ist abwesend. Darf ich es nicht sehen, bevor ich sterbe? Morgen —“ „Kein Aufschub ist möglich,“ sprach Tiraban, „wofern Du nicht auf Deinen Ruhm bey der Nachwelt verzichtest. Thue es, und Dein Tod wird

Digitized by Google

um drey Tage aufgeschoben, nicht länger!“ „Drey Tage!“ rief der Sterbende, „den großen Namen, für welchen ich so lange gearbeitet habe, für drey kurze Tage opfern! Wiegen drey Tage Jahrhunderte des Ruhmes auf! Doch ich kann nicht sterben, ohne meinen geliebten Sohn noch einmal gesehen zu haben! Herzloser Genius der Wissenschaft, Du hast mich betrogen gleich dem des Glücks! Nimm hin Deine Gaben, laß mich unbekannt sterben, aber laß mich noch drey Tage leben, drey Tage im Kreise meiner theuern Familie leben, drey Tage, daß ich den abwesenden Sohn noch einmal an mein Herz drücke.“ „Der Adel Deiner Gesinnungen entwaffnet uns,“ sprach Tiraban. „Ismael, verfolge ungestört den Lauf Deines Lebens, und lebe der Wissenschaft und der Natur. Du hast Dein Glück einem unbedeutenden Zwange geopfert; Du opferst jezt den Ruhm drey kurzen Lebenstagen. Lebe hinfort Deiner Familie und Deinem Glücke, und gedenke nicht mehr in den Zeiten, die da kommen werden, eines trügerischen Ruhmes zu genießen, an welchem der Gefeyerte keinen Theil hat.“ „Gut,“ sprach die egyptische Zauberin, „aber wer von uns hat jezt bey diesem Experimente den Sieg gewonnen?“ „Beyde und keines,“ antwortete Tiraban. „Der gewöhnliche Mensch gebraucht den Reichthum blos zur Befriedigung seiner Launen. Der Wissenschaft ist er gleich unwürdig; er mißbraucht sie allein zum Dienste seiner Eitelkeit. Das Beyspiel des Fischers von Ormus sollte uns lehren, höher als Reichthümer und Ehren zu achten —“ „Seelenruhe,“ fiel Mutaleha ein. „Und Tugend,“ schloß der Engel.

Hier endigte Kel Anayset seine Erzählung. Abbas, welcher ein wenig eingenickt war, fuhr auf, als die Stimme schwieg, wie der Müller, wenn seine Mühle stille steht. „Deine Geschichte, ehrlicher Bursche,“ rief er, „enthält eine verdammt langweilige Moral.“ „Er fällt aus seiner Rolle,“ bemerkte Bebut. „Nicht doch,“ entgegnete der vorgebliche Narr. „Ist derjenige, welcher guten Saamen auf unfruchtbaren Boden wirft, oder guten Rath ertheilt dem Tauben und Lehren der Weisheit dem Ehrgeizigen, nicht ein Thor?“

Bebut zitterte vor Wuth und sah Abbas an, aber dieser stellte sich, um den Moralisten nicht strafen zu müssen, als ob er wieder eingeschlafen wäre.

Frankreichs wissenschaftliches- und Staatsleben.

(Beschluß.)

II.

Mein kürzeres Verweilen in dem Centralpunkt alles geistigen und bürgerlichen Lebens von Frankreich, und dagegen die längere Beobachtung des moralischen und politischen Schlummers, worin die Provinzen versunken sind, und aus dem sie allein Umstände und Bestrebungen wecken können, wozu der Einfluß der Klerisey und der Zustand der Volksbildung geringe Hoffnung machen, haben mir neue und mannigfache Belege zu der Ueberzeugung geboten, daß die Treibhauscivilisation der Hauptstadt, von welcher der Anstoß zur neuen Weltreform ausging, in der Volksmasse weder verstanden wird noch auf sie übergegangen ist, jedoch Saamen ausgestreut hat, dem eine kräftigere und gemeinnützigere, aber mancher hie und da in Kampf und Noth gegründeten Verfassung an wahren Freyheitsgarantien nachstehende Ordnung entkeimen wird. Das Grundübel in dieser unzählbaren, so kenntnißarmen als willenlosen Menge, die zuerst Druck und Unsittlichkeit der Demagogen, nachher Bonapartes Despotismus verdorben oder moralisch verwahrlost hat, bleibt der gänzliche Mangel an Gemeinsinn und die zur Richtschnur des öffentlichen Lebens gewordene Verzichtung auf eigenes Urtheil in bürgerlichen Angelegenheiten und auf freye Anwendung der Gesetze des Gewissens und der Rechtlichkeit in der Sphäre außerhalb des Hauses. Es ist unglaublich, wie sonst brave und in Privatverhältnissen tadellose Menschen Passivität und Billigung aller von der Centralmacht ausströmenden Befehle, oder nur von ihr herrührenden Winke und Insinuationen, sich als Municipalbeamte, Departements- und Präfekturrathsglieder, Electeurs u. s. w. zur unverletzbaren Verhaltungsregel machen. Ob der so ängstlich erwartete Gesetzesentwurf für liberalere Organisation der Lokalbehörden diesem großen Uebel zu steuern und einige lebende Punkte außerhalb des monströsen, alles Uebrige verzehrenden Mittelfocus anzuzünden geeignet seyn werde, entscheidet vielleicht die nächste Zeit. Dem nach Heil sich umsehenden Menschen- und Vaterlandsfreund strahlt einige Hoffnung zur Belebung bisher todter, oder doch wenigstens meist illusorischer Verfassungsformen nur von jener Seite her. Leider ist zu fürchten, der aus der Fabrik der gewandtesten Zöglinge des Napoleonischen Absoluttismus kommende Vorschlag zu der ersehnten Todtenerweckung auf den weiten Gefilden der schlummernden Nation möchte den Wünschen der Gemeinsinnigen, so wie den Bedürfnissen des Reiches gar nicht, oder nur kümmerlich entsprechen, und in zweyzüngigen Artikeln als Reserve dem Machiavelismus einen leicht wuchernden Tilgungsfond sichern.

Erfreulicher als das politische Treiben ist die wissenschaftliche und literärische Thätigkeit der aufblühenden Generation. Der Untersuchungsgeist ist in der That auf eine merkwürdige Art bey Studierenden jedes Faches, besonders im historischen rege, und zeichnet sich vor der Studienrichtung des frühern Geschlechts im vorigen Jahrhundert durch reinere Wahrheitsliebe aus. Freylich wird die Staatsform, wie bey den Britten, die ehrgeizige, zu

bürgerlichen Auszeichnungen anstrebende Jugend vorzüglich auf praktische, auf's Leben unmittelbar anwendbare Kenntnisse und Arbeiten hinführen. Spekulative Wissenschaften werden jedoch, wie ich glaube, nicht wie in England in gänzlichen Mißkredit kommen. Ergründung der Principien, Aufstellung höherer Theorien im Moralischen wie im Physischen und Geschichtlichen wird dem Franzosen immer mehr Bedürfniß bleiben als dem Engländer, welcher so gut die höheren Analysen in der Mathematik, als die tiefere Metaphysik bey philosophischen Untersuchungen schon seit mehr als einem Jahrhundert völlig aus seinem Gesichtskreise verloren hat. Merkwürdig ist es wirklich, daß neben der reinfaktischen Methode in der Geschichtschreibung, die Baronte, Vitet (auch Guizot in gewisser Rücksicht) empfehlen und befolgen, zwey apriorische Geschichtsbehandlungen nicht blos sich behaupten, sondern die Aufmerksamkeit in höherem Grade ansprechen. Cousin gibt in seinen Vorlesungen und seinem noch bedeutenderen Wirkungskreis durch geistvollen, belebenden Umgang, seinen zahlreichen, aus dem Kern der jetzigen Generation bestehenden Zuhörern Impuls zu historischen Ansichten im Geschmack Herders, der Kantischen und Schellingschen Schule. Diese Tendenz ist auffallend genug, daß ihr in Schriften und vom Lehrstuhl herab mehrfach entgegengearbeitet wird, z. B. von Daunou im Collège de France, von einem jungen, talentvollen Adepten der Condillacschen Philosophie, A. Marrast im Partier Athenäum u. s. w. Auch die Brüder Thierry, die alle historischen Erscheinungen durch Racines Antagonismus enträthseln wollen, bekämpfen beydes, Cousins apodictische Geschichte der Menschheit, und Thiers, Mignets u. a. a. historischen Fatalismus, wo das Schreckenssystem, die Pentarchie, die militärische Dictatur, die Restauration u. s. w. als gleich nothwendige, unvermeidliche Entwicklungen des Ganges der Nationalangelegenheiten sich zeigen. Der leztere (Mignet), der talentvollste und gelesenste unter den jetzigen Historikern, beschäftigt sich mit einer Geschichte der Reformation und ihrer Resultate.

Begegnung.

Was doch heut Nacht ein Sturm gewesen,
Bis erst der Morgen sich geregt!
Was hat der ungebetne Besen
Kamin und Gassen ausgefegt!

Da kommt ein Mädchen schon die Straßen,
Das halb verschüchtert um sich sieht.
Wie Rosen, die der Wind zerblasen,
So unstet ihr Gesichtchen glüht.

Ein schöner Bursch tritt ihr entgegen,
Er will ihr voll Entzücken nahn.
Wie seh'n sich freudig und verlegen
Die ungewohnten Scheine an!

Er scheint zu fragen, ob das Liebchen
Die Zöpfe schon zurecht gemacht,
Die heute Nacht im off'nen Stübchen
Ein Sturm in Unordnung gebracht.

Der Bursche träumt noch von den Küssen,
Die ihm das süße Kind getauscht,
Er steht, von Anmuth hingerissen,
Derweil sie um die Ecke rauscht.

E. Mörike.

Korrespondenz-Nachrichten.

Theben, 25. November 1828.

(Beschluß.)

Am 16. Abends erblickten wir endlich beym Mondlicht und beym Scheine eines Strohfeuers den herrlichen Portikus von Denderah, der zwar nicht, wie man behauptet hat, das schönste Denkmal des Landes ist, aber doch mit den pharaonischen Wunderwerken, die fast zweytausend Jahre älter sind, um den Vorrang streitet. Den folgenden Tag sahen wir beym Tageslicht deutlich, in welcher Hinsicht dieses gigantische Werk dem Zeitraume des größten Verfalls egyptischer Kunst angehört. Verdient aber ein Gebäude in den Verhältnissen der kolossalsten römischen Bauwerke nicht immer noch hohe Bewunderung, ein Gebäude, das zu der Zeit errichtet wurde, wo Egypten die persische Herrschaft gegen die macedonische vertauscht hatte und sich bald unter das römische Joch beugen sollte, um dann völlig unterzugehen? Von Denderah nach Theben, wo wir am 20. um Mittag anlangten, brauchten wir über die Trümmer von Coptos und Apollinopolis Parva drey Tage. Seit unserer Ankunft haben wir nichts gethan, als in diesen unermeßlichen Trümmern umhergeirrt und uns maßlos unsern Gefühlen hingegeben.

Stellen Sie sich einen von zwey Bergketten umschriebenen Raum vor, sechs Stunden im Umfang, durch einen majestätischen Fluß in zwey ungleiche Hälften getheilt, da und dort mit großen Säulenmassen und gigantischen Trümmern besäet. Zur Rechten zählt man drey Hauptmittelpunkte, die man Quournah, Mnemonium und Medinet-Abou nennt. Mitten in der Ebene zeigen sich die beyden Kolossen, wovon der größere unter dem Namen des Kolosses des Memnon so berühmt geworden ist. Im lybischen Gebirge ist eine Unzahl von Grüften ausgehöhlt, und in einem Thale im Innern befinden sich die Gräber der Könige, bekannt unter dem Namen Bibanel-Malouk. Links bedecken zwey erbärmliche Dörfer zum Theil die imposanten Trümmer von Louqsor und Karnak. Der Umfang der Stadt mußte wohl nicht viel kleiner seyn, als Paris. — Aller Raum zwischen jenen Trümmermassen ist, in Folge der allmählichen Erhöhung des Thals, längst mit einer dicken Erdschichte bedeckt, so daß das Auge von den Verbin-

Digitized by Google

N°. 11.

Literatur-Blatt.

Freitag, 6. Februar 1829.

Philosophische Literatur.

Des doctrines exclusives en philosophie rationelle par J. D. Choisy, Ministre du St. Evangile et Professeur de Philosophie dans l'Académie de Genève. Genève 1828.

Man soll doch an nichts verzweifeln. Jahrhunderte lang konnte die Philosophie in dem spröden Genf nicht zum Gedeihen kommen, und wurde nur hier und da als ausländische Pflanze getrieben. Vonnet und Vonstetten verhandelten später Manches, es war jedoch wenig. Endlich drangen aus dem westlichen Musterland Royer-Collards und Cousins Beyspiel und Worte herüber, und ein geistreicher Mann begann in seinen philosophischen und staatsökonomischen Vorlesungen etwas tiefer einzugehen, als Condillac's Jünger bisher in Genf gethan.

Gerade das, was Cousin so schnell emporhob, das Studium der philosophischen Bemühungen des Auslands, besonders Deutschlands, zeichnet auch den Genfer Cousin aus, wiewohl er unserer Naturphilosophie in ihrer universellen Anwendung nicht das Wort redet.

In vorliegendem Werkchen ist Choisy's philosophisches Glaubensbekenntniß enthalten: sein festes Halten an eklektischer Lehre, fern von allem scharfabschneidenden Systemsinn, fern von ausschließenden Doktrinen, die er mit Recht für sehr nachtheilig und des höhern Menschen unwürdig hält.

Die Schrift zerfällt in zwey Abtheilungen. In der ersten bemüht sich der Verf. den großen Nachtheil des Sinnenthums (Sensualisme) in der Philosophie darzuthun, wo es sich dem Geistthum (Spiritualisme) seit dem Beginn der Wissenschaft scharf und feindlich entgegenstellt. Thales und Pythagoras begannen den Streit, den bald die Sophisten ergriffen und auf ihre Weise handhabten. Socrates rettete glücklicherweise den geistigen Sinn und Glauben des Volks. Die Wissenschaft selbst vermochte er nicht emporzuheben. Epicur, Zenon und Aristoteles sprachen dem Sinnenthum das Wort. Das Geistthum fand nur Einen Anhänger, den großen edeln Plato.

Den Spuren der Griechen folgten die Römer und die europäischen Nationen bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Plato und das Geistthum herrschte in den ersten christlichen Jahrhunderten, und übten daselbst einen glücklichen Einfluß. Als aber die barbarischen Völker eindrangen, hob sich Aristoteles wieder, und in den langen Jahrhunderten der scholastischen Nacht war nur von theologischer Dialektik und nicht von metaphysischem Forschen die Rede.

In gleichen Gegensätzen kommen in den spätern Jahrhunderten Bacon, Locke, Condillac u. s. w. als Sensualisten, denen Des Cartes, Leibnitz und Kant als Spiritualisten entgegen stehen.

Nun folgt die Anwendung dieser beyden Systeme auf Denken, Fühlen, Dichtung, Wissenschaft und Kunst bey den Griechen und bey den Nationen der neueren Zeit. Wir heben hier aus, was der Verf. über deutsche Philosophie sagt.

„Deutschland war zu allen Zeiten das Land des Antisensualismus, und wenn auch bisweilen eine fremde andere Lehre dahin verpflanzt wurde: so kränkelte sie bald wie ein ausländischer Baum, der nicht heimisch werden kann, und bald absterben muß: es ist ewiger Widerspruch und ewige Feindschaft gesezt zwischen dem deutschen Charakter und den engherzigen Lehren des Sinnenthums. Denn was zeichnet die Deutschen aus? eine Einbildungskraft, die um so lebendiger und glühender wirkt, als sie tief in dem Innern zusammengedrängt ist, leicht zu entflammende Begeisterung für alles Schöne und Gute, besondere Lust den Blick ins Unendliche, Unbegränzte zu schicken. Die Deutschen sind äußerlich kalt, in der That sind sie aber warm, glühend, ja oft fanatisch. Leichte, oberflächliche Abrisse genügen ihnen nicht: sie graben und graben immer tiefer, bis sie zu Abgründen kommen, und bisweilen stürzen sie sich muthig hinein. Der Deutsche spricht wenig und haßt die vielen Worte (?). Desto mehr aber gilt ihm das Gefühl. Wie jeder Reiz bey ihm tief eingeht, so auch sein Wohlwollen, seine Anhänglichkeit und Liebe. Worte genügen ihm nicht. Erst nach langen gründlichen Arbeiten glaubt er das Recht zu haben, über

Digitized by Google

eine Sache zu sprechen: ihn verführt der Schein der sogenannten Einfachheit nicht: gern findet er Schwierigkeiten und hebt sie hervor, um von ihrer Ueberwindung sprechen zu können. Das sogenannte, in Frankreich über Alles herrschende Lächerliche und das Spotten der Leute, die ihn über sein mühsames Klimmen auf die Höhen des Wissens auslachen, — dies alles kümmert ihn nicht: nichts schreckt, nichts hindert ihn. Dagegen steht er weit über den Regeln und oft sogar über der französischen Schicklichkeit, denn weder dem einen noch dem andern will er sich sklavisch unterwerfen. Seine Philosophie ist ganz original, immer tief, immer neu, ja auch immer edel und großmüthig. Sie erhebt wenigstens, wenn sie auch nicht überall dem Geist genügt. Die von sinnlichen Eindrücken abgeleiteten Theorien machen in Deutschland kein Glück, denn in diesem Land will die Philosophie die innersten und geheimsten Falten des menschlichen Geistes, den ganzen Umfang seiner innern Kräfte kennen und untersuchen. Darum wirft sie sich selbst die abstraktesten, oft ganz unerwartete Fragen auf, und schafft sich damit Zweifel und Probleme, die der Deutsche sich oder Andern zur Auflösung vorlegt. Wenn in schwierigen Dingen von einem ganz einfachen System die Rede ist, das handgreiflich und populär werden will, so mißtrauen sie ihm gleich und suchen es zu widerlegen. Ihnen nach kann der große Hause Dinge nicht hell, klar und lichtvoll sehen, die in Geheimniß gehüllt sind, und zu denen nur tiefes Nachdenken zu dringen vermag. Wenn nun das Sinnenthum nach solcher populären Klarheit strebt, so dürfen wir es nicht in Deutschland suchen."

Nun geht der Verfasser zu der Philosophie und ihrer Behandlung in Frankreich über, die er in wenigen großen Zügen darstellt. Man kann nicht von französischer Philosophie und Literatur sprechen, ohne den Sensualismus in seinem ganzen Umfang und die gefrorenen Regeln des Klassicismus zu nennen. Condillac, Cabanis, Racine, Voltaire, das sind die Männer, auf die Frankreich noch vor kurzer Zeit als auf die einzigen Muster zeigte. Man war so durch die Schönheiten in ihren Werken verblendet, daß Jeder mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen wurde, der neben jenen Heiden noch andere erkennen und anführen wollte. Erhoben sich doch bisweilen kühne Stimmen, um anders zu lehren und andere philosophische und literarische Grundsätze geltend zu machen; so fiel man gleich mit Schimpf über sie her, nannte sie Träumer, germanische Ideologen und verwies sie zum Stillschweigen. Dazu kam noch das despotische Verbot Napoleons, das alles höhere, kühnere und edlere Denken untersagte, und — sollte man es glauben? — die Franzosen billigten fast allgemein diese geistige Tyranney. Nichts war erlaubt, als einige materielle Lehrsätze, die man einfach und evident nannte, alles übrige war als unnütze Abstraktion, als kindische Untersuchungen und als lächerliche und unnütze Bemühungen Unsinniger, Neugieriger verpönt, die in die ewig dunkle Nacht und in unendliche grundlose Abgründe dringen wollen.. Wie hat sich das Alles geändert! Ueberall sieht man jezt in der französischen Philosophie und Literatur Bewegung, Fortschreiten, Eifer und Kraft, überall zeigt sich das Streben nach Gründlichkeit in Ideen, Lehren und Kenntnissen. Eine Menge neuer und geistreicher Reflexionen und großer Gedanken entstehen täglich im Reich der geistigen Freyheit. Vor Kurzem herrschte noch kraßer Sensualismus. Zwar leben noch jezt seine Stimmführer. Aber sie schweigen, denn sie sind besiegt. Jezt begreift und glaubt man doch in Frankreich, der Mensch könne noch etwas Anderes seyn, als Materie, man sieht ein, daß er denken und überlegen, und sich damit Kraft und Formen aneignen kann. Der tiefdenkende geistreiche Royer-Collard hat die ersten zertrümmernden Schläge auf das Condillac'sche Götzenbild geführt, und davon hat ganz Frankreich wiedergehallt. Cousin, der Royer-Collards ausgezeichnetster Schüler ist, hat das edle Wort seines Meisters fortgesezt, und aus seinen beredten Vorträgen sind eine Menge ernste Denker hervorgegangen, deren Zweck darauf geht, wohl das Wahre, aber nicht blos das Wasserklare und Einfache zu ergründen. Meister und Schüler haben das Feuer der Jugend und den Eifer, der aus dem schönen Beruf des Reformators hervorgeht. Ihre Lehren werden täglich allgemeiner, und laut wird jezt ausgesprochen, was vor wenigen Jahren Niemand zu äußern gewagt hätte. Eine Zeitschrift — die in Kurzem eine der ersten in Europa geworden ist — der Globe führt das Banner der neuen Lehre, und bemüht sich sie immer weiter fortzupflanzen. Besonders die Jugend in Frankreich richtet sich zum bessern Denken mächtig auf.

Nachdem der Verfasser den Einfluß der neuen Ideen auf die französische Dichtkunst, und besonders auf die dramatische gezeigt hat, fährt er geistreich fort: „Wird aber diese Veränderung dauern? ist sie nicht vielleicht eine Laune der Mode? Um diese Frage zu beantworten, muß man zuerst auf die Ursache sehen, aus der die neuen Erscheinungen hervorgegangen sind. Wer immer an den alten Vorwurf denkt, den man den Franzosen gemacht hat, daß sie leicht und oberflächlich sind, wird nicht an die Dauer der neuen Gestaltung glauben, heute ein Einfall, morgen ein anderer und übermorgen ein dritter u. s. w. Ich habe nie an diesen Leichtsinn geglaubt, den man für den Hauptcharakterzug der Franzosen hält. Höchstens kann man ihnen vorwerfen, daß sie ehemals Beweise davon gegeben haben. Anders ist es jezt. Vielleicht liegt die Ursache davon tiefer, als man gewöhnlich denkt. Ich halte die neuen Erscheinungen in der Philosophie und Literatur für Erzeugnisse der neuen Freyheit, die seit Napoleons Umsturz immer tiefere Wurzeln in Frankreich

Digitized by Google

schlägt, der Freyheit, die nicht mehr unterdrückt und ausgerottet werden kann. Alle Freyheiten sind Schwestern. So lange die politische einem Volke versagt ist, kann der Gedanke bey ihm nicht frey seyn. Wie hätte nun Frankreich unter seiner Willkühr-Regierung vor der Revolution und unter den Censuren aller Art unter dem Kaiser die Hindernisse literarischen Aufstrebens überwinden können? Das freye Schriftthum will alle Scenen, alle Leidenschaften darstellen, die der großen wie der kleinen Welt, die, welche der Fanatismus oder die Irreligiosität erzeugt. Wie konnte aber eine solche Literatur gedeihen, wo Intriken und höfische Umtriebe herrschen und wo des bloßen Gefallens wegen Alles vermieden werden muß. Die spiritualistische Philosophie begnügt sich aber nicht damit, die Oberfläche der Dinge zu betrachten, sie will auch ihr Inneres entdecken, Ursachen, Gründe, das Warum und Wozu; bey ihr soll der Grundsatz Herr seyn. Überdies fließen alle Staats- und Regierungsgrundsätze in Einen zusammen, in die Achtung von dem Recht und einer weisen Gerechtigkeit. Wie hätte sich aber eine solche Philosophie mit den Dogmen unumschränkter Gewalt vereinigen lassen? Das sogenannte Lächerliche und die kleinen Lieder (Chansons) konnten allein dem armen gedrängten Volk nicht genommen werden. La France chante et elle paye, Frankreich singt und zahlt, sagte ein berüchtigter Minister. Nur Eins übersah er. Diese kleinen Lieder waren des armen Volks einzige Vertheidigung, das einzige Mittel, sich seine Lasten zu erleichtern. Jezt hingegen hat die Nation andere Hülfsmittel. Sie begnügt sich nicht mehr mit Singen, sie handelt. Wer möchte den gegenwärtigen Zustand Frankreichs neben den vergangenen stellen? In dreyßig Jahren unausgesezter Bewegung sah man dort Volksanarchie, schallenden Ruhm und militärischen Despotismus mit einander wechseln. Wie könnte man dort die Stürme und blitzenden Wetter vergessen, die es von allen Seiten überzogen und tiefe Spuren da hinterlassen haben? Könnte Frankreich, wiewohl noch erschüttert von so heftigen Bewegungen und Uebergängen, in den alten Zustand zurücksinken, und sich von Neuem mit Epigrammen und kleinen Liedern bekämpfen? Nein, das ist unmöglich! noch leben in allen Gemüthern die Bilder einer furchtbaren Geschichte, noch lebt das Geschlecht, das sie gesehen, und das werdende fordert die Resultate von dem allen. Es denkt nichts als das. Edel kämpft es um seine Unabhängigkeit, und überall spricht es nur von der Lehre verständiger Freyheit, in der Politik, in Religion, und nun auch in Philosophie und Literatur. So hängen die großen Umgestaltungen in Frankreich mit einander zusammen. Könnten je die Feinde edler Freyheit dort wieder obsiegen, und könnte die Nation von neuem ein politisches Joch tragen, so würde es bald auch in Philosophie und Literatur sichtbar werden. Sensualismus und die dramatischen Einheiten würden wieder über Alles Herr. Alles dies ist aber nicht zu fürchten. Wenn der Wunsch und das Streben nach Unabhängigkeit einmal alle Klassen durchdrungen, wenn er einmal Früchte getragen und so zu sagen den Geschmack, die Gewohnheiten und Ideen umgestaltet hat, kann er nicht mehr zerstört werden. Seine Früchte sind zu süß, als daß das Volk sie so leicht lassen möchte. Es kann für Augenblicke niedergehalten werden, bald aber zeigt es sich mit doppelter Gewalt. Darum sind die in Frankreich sehr blind, welche da die Augen schließen um die gewaltigen Symptome nicht sehen zu wollen, mit denen sich dieses immer wachsende Streben und Ringen nach geistiger Freyheit verkündet. Sie schmeicheln sich, seinen immer wachsenden Einfluß und seine Fortschritte hemmen zu können: aber der Strom ist schon lange über die Stelle hinaus, wo sie ihn aufhalten wollten. Schon hat er Alles nach allen Richtungen überschwemmt und ist in alle Sphären der Gesellschaft gedrungen. Ueberall zeigt er sich, selbst in den dunkelsten, verborgensten Winkeln. Man muß ihm also nachgeben... Die aber sind noch thörichter, die den Mund voll großer Worte von Rechten und Freyheit haben, und doch Andern ihren religiösen Skepticismus, ihre literarischen Vorurtheile und Engherzigkeiten und ihre ausschließende Politik auferlegen wollten. Mit diesen Leuten müssen die Freunde der wahren Politik brechen."

Ueber die Philosophie in England sagt der Verfasser: „England bietet dem Beobachter eine auffallende Erscheinung dar. Es ist das Land des Positiven. Hier finden sich kalte und langsame Untersuchung von Thatsachen, materielle, handgreifliche Interessen, die über Alles herrschen, Klugheit und Besonnenheit in Gedanken, Lehren und Handlungen. Wenn nun die klare bestimmte Wahrheit nur in dem Sensualismus und innerhalb seiner literarischen Gränzen zu finden wäre: so hätten ihn die Engländer vor allen Andern annehmen sollen. Davon geschah aber gerade das Gegentheil. Zwar sind die berühmtesten Philosophen in den drey vereinigten Reichen sehr zahm und unkühn in ihren Systemen; demungeachtet haben sie in der Metaphysik ganz den Spiritualismus angenommen und bekämpfen in der Moral das ausschließende Nützlichkeitsprincip. Ihre größten Dichter haben ihre Lorbeern allein auf dem weiten Feld der freyen und unabhängigen Literatur gesammelt. Woher kömmt nun diese so auffallende Erscheinung? oder eigentlich was lernen wir daraus? Daß die Wahrheit nicht so gut zu finden ist, wo die Anhänger der ausschließenden Doktrinen sie suchen, daß die größten und schwierigsten Freunde der Wahrheit sie anderswo gefunden haben. Darum sehen wir in England nicht allein ein genaues Band zwischen Philosophie und Wissenschaften, sondern noch mehr: die Literatur und Philosophie, die aus der Seele kömmt und die man in

Digitized by Google

Frankreich früher Träumereyen nannte, trat in England in genaue Verbindung mit der ständigen Untersuchung des Positiven. So konnten sich da Staatswirthschaft, Philosophie der bürgerlichen Gesellschaft, Regierungstheorien und alle Wissenschaften entwickeln, die auf die Ereignisse und Erscheinungen des Tags regelnden Einfluß haben, und neben denen sich doch die Lehren hielten, die man als absurd, in unentwickelbarer Verwirrung befangen und der gemeinen Meynung, der sogenannten gesunden Vernunft zuwider erkannte, weil diese Lehren dem Menschen noch etwas mehr als Sinne und Materie geben und seiner Intelligenz das Recht und den Beruf lassen, das Unendliche zu erforschen und sich nicht an enge Gränzen zu binden. Diese Erscheinung in England spricht sehr laut. Wenn der vorsichtige Sinn der Engländer und Schotten sie auf eine gewisse Linie geführt hat: so ist zu glauben, daß darauf die Wahrheit liege und man also wohl daran thue sich auch darauf zu stellen. Die Hartley und Bentham hatten zwar in anderer Beziehung ausgezeichnete Erfolge, aber nie hat man sie in der Philosophie zu Führern nehmen wollen.

Nun schließt der Verfasser seine erste Abhandlung mit dem Grundsatz, daß es verkehrt und einseitig sey in der Philosophie ausschließende Systeme und Grundsätze anzunehmen, was er besonders durch die Naturphilosophie in Deutschland beweisen will.

Ihr ist der zweyte Abschnitt der Schrift ausschließlich gewidmet. (Der Beschluß folgt.)

Länderkunde.

Venedig (,) wie es war und wie es ist. Von Wilh. v. Lüdemann. Dresden, Hilscher. 1828.

Die Zahl der Beschreibungen einzelner Städte, welche seit Kurzem unter dem Titel: „... wie es ist“ erschienen sind, ist durch die vorliegende vermehrt worden. Im Vorworte läugnet der Verf. nicht, daß eben diese Art von Arbeiten seine Vorliebe gewonnen habe, und er gesteht zugleich, daß einige ungünstige Urtheile über sein „Stambul, wie es ist,“ und „Neapel, wie es ist,“ ihn nicht hätten abhalten können, ihnen nun auch sein „Venedig, wie es war und wie es ist“ folgen zu lassen. Was dasselbe anlangt, so ist, nach dem Vorworte, der Verf. selbst in Venedig gewesen, und er hat, außer seiner eigenen Beobachtung, auch manche Werke über diese Stadt benuzt, von denen er einige namhaft macht. Daß er aus Autopsie spreche, geht wenigstens aus der Lebendigkeit einzelner Schilderungen, z. B. der Ueberfahrt nach Venedig, des Markusplatzes u. s. w. hervor. Er hat übrigens, wie dies auch schon der Titel lehrt, nicht nur auf das jetzige Venedig, sondern zugleich auf dessen frühere Geschichte Rücksicht genommen, wie denn auch Venedig überhaupt ohne eine solche Rücksicht durchaus nicht, wenigstens in einzelnen Beziehungen nicht, gehörig gewürdigt werden kann. Auch hier, wie in der Reisebeschreibung von Thiersch, werden wir in das Haus einer alten, früher angesehenen Familie Venedigs eingeführt, was denn zu manchen Rückblicken in das Sonst und zu lehrreichen Vergleichungen mit dem Jezt führt. Bisweilen indeß, wie z. B. S. 42, scheint der Verf. das Sonst mit dem Jezt verwechselt zu haben. Auch andere Irrthümer meint Rec., der selbst vor einigen Jahren in Venedig gewesen, hier und dort entdeckt zu haben. So stehen auf der bekannten Rialto-Brücke nur zwey Häuser- vielmehr nur steinerne Bontiken-Reihen, oder — Ref. weiß die drey Häuserreihen S. 7. nicht zu deuten. Uebrigens ist in der Nähe des Rialto, wo S. 7. der Reisende aussteigt, wenigstens auf der einen Seite des großen Kanals ein Fußsteig, der sogar so breit ist, daß z. B. am frühen Morgen die Fischer ihre Waare daselbst zum Kauf auslegen können. Die Piazetta liegt zwischen dem Dogenpallaste und der Zecca, einem Flügel der Prokuratieen, in der früher die Bibliothek, welche jezt im Markuspallast ist, sich befand, (S. 9. vergl. S. 202, wo die Angabe richtig ist). Der Glockenthurm steht nicht in der Mitte des Markusplatzes (S. 10), sondern in der einen Ecke desselben. Die giardini publici (S. 13) hat wenigstens Rec. an Sonntagen gegen Abend sehr besucht gefunden. Uebrigens gibt es außer jenen Gärten und denen am Palazzo reale noch einige Privatgärten, z. B. in der Nähe des Arsenals, und in ihnen auch Bäume, so daß schon vor der Errichtung der giardini publici durch die Franzosen die Frau von Staël eine Unwahrheit sagte, daß es nämlich in Venedig keine Bäume gebe. Sie sind freylich immer eine Art Seltenheit. Das Wort laguna (flache Untiefe) soll, nach S. 42. 43. der Venezianer mit dem spanischen Idiom gemein haben; liegt aber die Verwandtschaft mit dem lateinischen lacuna (von lacus d. i. Sumpf) nicht näher? — Ugo Foscolo, Verf. der „Ultime lettere di Jacobo Ortis,“ einer Art von Werthers Leiden, ist als Grieche zu betrachten, wie Kalvos, Musteridis, Kapodistrias u. A., nicht als Italiener (S. 46), und als Griechen betrachtet ihn auch Rhizos Neroulos in seinem „Cours de littérature grecque moderne“ S. 120. — Der gerühmte Gesang der Gondoliere (S. 122) gehört wohl auch mehr einer frühern Zeit an, wie schon Goethe bemerkte, da er in den achtziger Jahren des vorigen Jahrh. in Venedig war. Die neuen Prokuratieen bilden nicht den palazzo reale (S. 222); sondern wo dieser jezt steht, war früher, wie es auch S. 202 richtig heißt, die Kirche San Geminiano, nämlich der Markuskirche gegenüber, die sogenannten Prokuratieen sind an den beyden längern Seiten des Markusplatzes. Das vorliegende Buch kann allerdings dazu beytragen, Venedig mit seiner verschwundenen Herrlichkeit und seinem frühern schändlichen Despotismus, mit seinen Kunstschätzen und seinem Leben — wenn das überhaupt Leben zu nennen ist! — kennen zu lernen; aber an St. Domingo erinnert dies „Venedig, wie es ist,“ nicht. An, oft störenden, Druckfehlern fehlt es ihm übrigens nicht.

Digitized by Google

№. 12.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 10. Februar 1829.

Philosophische Literatur.

Des doctrines exclusives en philosophie rationelle par J. D. Choisy, Ministre du St. Evangile, et Professeur de Philosophie dans l'Académie de Genève. Genève 1828.

(Beschluß.)

Die zweyte Abtheilung dieser interessanten Schrift enthält eine Abhandlung, die der Professor Choisy in der Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte zu Genf über die deutsche Naturphilosophie neuerdings vorgelesen hat. Da es unstreitig das gründlichste und besonnenste ist, was in diesem Umfang in der französischen Literatur über diesen Gegenstand geschrieben worden, und was in der nach Klarheit, Bestimmtheit und scharfer Begränzung strebenden Sprache gesagt werden kann: so glauben wir, daß ein Auszug daraus für Deutsche nicht ohne Interesse seyn dürfte. Der Verf. hat nicht eher über den Gegenstand gesprochen, als bis er durch jahrelanges Studium und gründliche Sprachkenntniß ganz vertraut damit zu seyn glaubte. Zu lezterem wünschen wir ihm um so mehr Glück, da bekanntlich gar manche deutsche Linguisten leben, die von der Sprache der Naturphilosophie nichts verstehen.

Ihr zu Folge weiß man etwas, wenn man eine vollständige, ganze und absolute Idee von irgend einem Gegenstand in seiner Beziehung zu sich selbst und zu andern Dingen hat, die ihn umgeben. Bloßes Beobachten kann dieses absolute Wissen, diese abstrakte Kenntniß des Naturuniversums und all' seiner Theile nicht geben, denn die Beobachtung sieht nichts als die Oberfläche der Dinge und dringt nicht in deren Grund ein. Deshalb kann sich der Mensch nur durch Nachdenken von innen heraus (méditation interne) zu leitenden Grundsätzen der Natur erheben. Durch dieses System wurde die einzig richtige Methode für die naturwissenschaftlichen Studien von den sogenannten Naturphilosophen verlassen? eine Idee, die zuerst Schelling, der Gründer des neuen Systems, hatte, und die von seinen Schülern und Anhängern als ein höchst genialer Gedanke angesehen und gepriesen wurde. Von nun an erklärten sie laut den Vorzug ihrer Spekulationen über die auf Erfahrungen gegründete Untersuchung in den Naturwissenschaften. Zwar haben sie es nicht verschmäht, sich ihnen indirekt zu nähern und sie zu benutzen; es war aber die vornehme Art merkwürdig, wie sie darauf herabsahen. Wie man in Frankreich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts alles Intellektuelle materialisirte, so idealisirten die deutschen Naturphilosophen am Anfang des neunzehnten alle Erscheinungen der Materie. Alle Zweige der Naturwissenschaften haben sie zwar nicht erforscht, aber doch nach ihrer Art behandelt: Physik, Chemie, Zoologie, Anatomie, Medizin, Organographie, Physiologie und Taxonomie der Pflanzen, Mineralogie und Geologie. Alles wurde dem System unterworfen. Groß war der Einfluß der Häupter in der Naturphilosophie. Schelling, Steffens und Oken mit reichem, erfindendem Geiste, großer Forschungskraft und dazu mit hinreißender, begeisternder Beredsamkeit bey ihren akademischen Vorträgen begabt, bildeten eine Menge Schüler. Aber ist ihr Einfluß auch heilsam gewesen? oder haben sie vielleicht Irrthümer oder ungleichartige Elemente in die Naturwissenschaften gebracht? Dies wird unläugbar und augenscheinlich, wenn man ihre sonderbaren, oft interessanten Systeme näher betrachtet. Ehe wir aber näher darauf eingehen, müssen wir bemerken, daß sich mehrere ausgezeichnete Gelehrte Deutschlands von Anfang an gegen diese Theorien erklärt haben, und daß Andere in ihren Schriften zu den Lehren der Erfahrung zurückkehren und die Naturphilosophen Träumereyen beschuldigen. Humboldt, Kunth, Jacquin, von Buch, Tiedemann und mehrere Andere, die zum Ruhm der deutschen Literatur beytragen, haben die Naturphilosophie mächtig bestritten. Auch Nees von Esenbeck, einer ihrer ausgezeichnetesten Anhänger, scheint sie jezt verlassen und zur Beobachtung zurückkehren zu wollen. Ich bin daher weit entfernt, das Schriftthum des Landes tadeln zu wollen, wo die Naturphilosophie entstand. Ich verkenne auch nicht, daß manche ihrer Anhänger durch wichtige Entdeckungen den Wissenschaften bedeutende Dienste geleistet haben. Nur ihre Methode, ihre allgemeinen Grundsätze

Digitized by Google

will ich zu prüfen suchen, und Nachricht geben über den philosophischen Streit, der noch heut zu Tage in Deutschland geführt wird. Es würde mich sehr schmerzen und man würde mich ganz mißverstehen, wenn einer der achtungswerthen Gelehrten, die ich nenne, sich durch meine Beobachtungen beleidigt glaubte. Zuerst von den allgemeinen Grundsätzen der Naturphilosophie und dann von der Anwendung ihrer Grundsätze auf die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft.

Erstes und Hauptprincip ist, daß das philosophische Wissen ganz von dem Erfahrungswissen getrennt werden müsse. Nach Nees von Esenbeck werden die Dinge auf zwey Wegen erkannt, durch spekulatives und durch Erfahrungs-Wissen. Einer geht von der bloßen Idee der Natur aus, führt zu der wirklichen Kenntniß derselben: der andere hat die materielle Beobachtung zum Grunde. Hieraus entsteht das Hauptdogma der Naturphilosophen: die Einheit. Demnach ergreifen sie irgend einen Fundamentalpunkt der Natur, von dem sie glauben, daß er Leben und Bewegung aller Dinge bestimme. Aus den Wahrheiten der Erfahrung nehmen sie nur die, welche zu dem von ihnen aufgestellten System taugen. So führen sie ein Gebäude auf, dessen Theile nach ihrer Meynung gut unter einander verbunden sind, dessen Grundlagen aber keine Festigkeit haben. Ihnen nach kann die Einheit — diese unbestimmte und mystische Idee, die sich nur in Gott findet — vom Menschen noch anders ergründet werden, als durch Vergleichung alles Geschaffenen und durch Bewunderung der unendlichen Harmonie, die vom Schöpfer hineingelegt ist. Unerwiesene, ja selbst durch die Erfahrung widerlegte Behauptungen halten sie darum schon für unwidersprechlich wahr, weil sie ein Einheitsprincip für alle Theile der materiellen Welt — gäben. Indessen sind doch die Mittel, wodurch die Naturphilosophen zur Einheit streben, und ihre zu diesem Zweck erfundenen Systeme sehr verschieden. Sie lassen sich jedoch auf drey Hauptpunkte zurückführen: Es bestehen allgemeine Gesetze, die nach ihrer Meynung das ganze Weltall regieren: Alles Geschaffene ging von einer gewissen Zahl immer gleicher Elemente aus, die nur in ihrer Mischung und Zusammenstellung verschieden sind; im Ganzen und in allen Theilen der Schöpfung wiederholen sich dieselben Grundsätze und Erscheinungen; so erfährt z. B. die Pflanze dasselbe, was auf und in der Erde vorgeht, und umgekehrt.

Das wichtigste Naturgesetz ist das Gesetz der Polarität. Alle Einheit in der Natur entsteht aus ursprünglichem Gegensatz, aus uranfänglicher Duplicität, und diese findet sich in allen Dingen. Die Naturphilosophie hat das Wort Pol angenommen, um die beyden Elemente zu bezeichnen, die jene Duplicität hervorbringen. Polarität heißt ihr gegenseitiges Streben. So findet sich denn überall das Positive und das Negative, das Wirkliche und das Ideale, das Helle und Dunkle, Ursache und Wirkung, und diese Polarität erzeugt nach Oken alle einfachen Naturkräfte; ohne sie würde Nichts seyn, würde die Welt nicht bestehen. Aus der Polarität entsteht die Bewegung; sie ist keineswegs Folge eines äußern Anstoßes, sondern der Duplicität und des polaren Strebens. Nach Nees von Esenbeck kann das Weltsystem ohne Polarität nicht verstanden werden. Durchaus nöthig sind dabey Axe und Aequator, die sich in der Rotationsbewegung begegnen; es müssen selbst zwey Arten von Polarität unterschieden werden, nämlich: — nach der großen und kleinen Axe, — die Länge und die Breite; jede hat ihren objektiven und subjektiven Pol. Der Punkt, wo sich beyde Axen begegnen, stellt den Tod vor, und Alles hingegen, was an den Polen wohnt, hat volles Leben. Der Lebenstypus, der unter dem Einfluß der fixen Pole steht, heißt Jahr, der Lebenstypus unter den wechselnden Polen hingegen: Tag und Nacht. Da die vier Pole vier Lebenselemente enthalten: so geben sie den vier lebenden Hauptklassen Entstehung: den Pflanzen, Schwämmen, Thieren und dem Menschen. Wilbrand hat ein eigenes Werk über das Polaritätsgesetz geschrieben. Darin findet sich einer der Lichtblitze, die von Zeit zu Zeit von den Naturphilosophen ausgehen, nämlich, daß alle Körper dem Magnetismus unterworfen sind. Dergleichen lichtvolle Ideen erkennen die Naturlehrer aber nur dann an, wenn sie die Erfahrung bestätigt. Die organische und die unorganische Natur sind in ewigem Gegensatz wie Leben und Tod.

Bey Schelling und Steffens spielten Magnetismus und Elektricität die wichtigsten Rollen. Kühner und abweichender in seiner Theorie ist Oken. Bey ihm herrscht der Aether, die Schwere und die Materie vor.

Die Zahlenverhältnisse hätten die Naturphilosophen fast in Krieg und Kampf versezt. Einige Gelehrte, besonders Wagner und Goldbeck, wollten sie nicht nur in der Naturgeschichte finden; ihnen nach sollte alles Wissen darauf beruhen, und so das alte pythagorische Idiom erneuert werden, wonach die Zahl aller Dinge Grundlage ist. Laut haben sie in ihren Werken und in den periodischen Zeitschriften ausgesprochen, daß bis auf sie alle Denker und Beobachter in der Irre herumgeschweift wären, daß alles sogenannte europäische Wissen durchaus Nichts, gar Nichts sey, daß die Naturphilosophen selbst nichts an dessen Stelle gesezt hätten, daß sie bloße Scholastiker wären, die nur mit Worten spielten und keine gründliche Methode hätten: nur in den Zahlen finde sich die Basis zu Allem; der Mensch denke, vergleiche und

Digitized by Google

handle nur als Mathematiker, alles in ihm beruhe auf Zahlen; diese seyen mehr werth als Sonne, Mond und Sterne. Besonders die mystische Anschauung der Null hat sie zu den wunderlichsten Behauptungen geführt. Goldbeck betitelt sein Buch: Bedeutung der 0, oder erste Flamme der Morgenröthe der Wahrheit. Die Zahl hält eine lange Rede an ihre Gegner und unterzeichnet sie: Ich, die Zahl.. Bey Alle dem konnte die abgefallene Sekte der Naturphilosophen in Deutschland nicht aufkommen. Viele dieser Herren verwarfen die neue Lehre ganz als Unsinn, und erklärten sich selbst nach Jener Beschuldigung für Scholastiker, die sich zu den Gelehrten Europas rechnen wollten.

Der Einfluß des Planetensystems und der Zahlenverhältnisse ist sehr sichtlich bey den Naturphilosophen. Mehrere haben in den lebenden und organisirten Wesen die Wiederholung des elliptischen Planetenlaufs, der Aren, der Pole und des Mittelpunkts erkannt und lebhaft behauptet. Runge meint, die Ellipse des Erdenlaufs wiederhole sich in jedem Erdenkinde, die demnach alle in ihrem Leben eine Ellipse durchlaufen. Nach Kieser gibt es nur einen einzigen Organismus, der in den verschiedenen Richtungen differenzirt, und den elliptischen Cyklus seiner Bildung als Mensch, Thier oder Pflanze beschreibt und durchläuft. Allerdings ist diese Vergleichung planetarischer Erscheinungen mit dem Menschen sehr interessant; aber sie steht keineswegs mit der Geschichte dieser Wesen und ihrer Naturreiche im Einklang.

Durch drey Gesetze will also die Naturphilosophie zur Einheit kommen, die ihr Zweck und Idol ist: durch das Gesetz der Polarität, durch die Theorie der Elemente und die Theorie der numerischen oder planetarischen Verhältnisse. Sehen wir nun ihre Anwendung auf die verschiedenen Zweige der Naturkunde.

Oken verwirft die bisher angenommenen Naturkräfte, wodurch die Körper, und besonders die Himmelskörper in Bewegung gesezt werden, also auch die Newtonischen Theorien. Wurfkraft und gegenseitige Attraktion sind ihm sinnleere Worte, die todte Ideen ausdrücken. Sagt man aber dafür Polarität, originelle und gegenseitige Polarbewegung, so wird gleich alles klar und der Geist erhält dadurch genügenderes und positiveres Wissen! Dieselbe Polarität bestimmt die Zahl, die Größe und die Entfernung der Himmelskörper unter einander. Freylich gibt es einige — nämlich die Kometen — die so widerspenstig sind, daß sie sich bestimmten Gesetzen und genauer Regel nicht unterwerfen wollen. Dies ist aber natürlich, denn sie haben nicht genug bestimmte Polarität. So lange ihnen jedoch nur einige eigen ist, bewegen sie sich um die Sonne. Sie können jeden Augenblick durch die Polarisation der ätherischen Lichtmaterie entstehen; wenn sie aber auf die Stelle im Raum gelangen, wo die Polarität ganz aufhört, stehen sie still und zerstreuen sich von Neuem in den Aether. Dies ist das Schicksal der Kometen, die verschwinden und nicht wieder kommen. Es sind wahre Meteore. Die Polarität kann nur zwischen den Planeten und der Sonne stattfinden; desgleichen zwischen ihr, den Satelliten und Kometen. Sie besteht aber nicht zwischen verschiedenen Sonnen, oder zwischen einer Sonne zu einer bedeutenderen, deren Planet sie wäre. Es ist demnach abgeschmackt, anzunehmen, das ganze Universum habe ein einziges Centrum. Es besteht vielmehr aus einer Menge unabhängiger Systeme.

In der Theorie der Elemente finden sich auch die Grundsätze der Naturwissenschaft über Physik und Chemie. Die Zweige der Naturkunde, die mit den Elementen in nächster Verbindung stehen, sind daher auch am meisten behandelt worden, so z. B. die Theorie des Lichts, der Dunkelheit und der Durchsichtigkeit. Darüber ist gerade zwischen den beyden Häuptern der Naturphilosophie Schelling und Oken großer Streit. Auch der Chemie erweisen die Naturphilosophen große Ehre. Sie halten sie für sehr wichtig, und unter dem Namen Chemismus stellen sie dieselbe neben die Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus. Schelling hat eine chemische Philosophie geschrieben und Steffens benuzte seine chemischen Theorien, um mineralogische Ansichten darauf zu gründen. Kieser nennt den Magnetismus, die Elektricität und den Chemismus die Trias der Eigenschaften der unorganischen Natur, wodurch sie organisch wird und Leben erhält. Im Pflanzenreich erkennt er den magnetischen, im Thierreich den elektrischen und im Menschen den chemischen Typus.

Die drey Naturreiche hängen unmittelbar von den Grundelementen ab. Sie sind auch nichts weiter als verschiedene Kombinationen derselben. Oken hält sie für Uranfänge. Ihm nach gibt es vier Hauptgrundlagen aller natürlichen Wesen: das Feuer — eine Mischung von Wärme, Licht und Schwere, — die Luft oder verdichtetes Feuer — bestehend aus Stickstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff, — das Wasser oder verdichtete Luft — bestehend aus Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff, — und die Erde oder verdichtetes Wasser — bestehend aus Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff. Unter allen diesen ist nur die Erde der Veränderung unterworfen, nicht aber die andern Elemente, Feuer, Luft und Wasser. Aber diese Erdveränderung könne nur von den andern Elementen kommen, es können ihrer also auch nur drey seyn, nämlich folgende: wenn sich die Erde mit einem der andern Elemente verbindet, so entsteht daraus ein Doppelband, die Mineralien- oder Bi-Elementar-Körper. Treten Erde, Luft und Wasser zusammen, jedoch so, daß Feuer, Licht

Digitized by Google

und Wärme sie nur influenzieren, so entstehen die Pflanzen oder die trielementarischen erdigen Körper; vereinigen sich aber alle Vier Elemente zu Einem Körper, so ist es ein thierischer, oder ein erdiger quadri-elementarischer Körper. So entstehen die Vier Naturreiche, die Vier großen Massen, die Elemente, die Mineralien, die Pflanzen und Thiere.

Andere weichen von Oken ab, z. B. Grohmann und Fries. Bey allen spielen die Zahlenverhältnisse eine große Rolle, denn sie gründen ihre logischen Klassifikationen darauf. Leicht ist zu begreifen und De Candolle hat sich schon darüber ausgesprochen, daß der Mensch, um sich seine naturhistorischen Forschungen zu erleichtern, gern zu der gabelförmigen Sichtung schreitet und in seinen Abtheilungen die Multiplikationen von 2 und 4 aufnimmt. Bey der Masse von Wesen und Dingen, die er ordnen und sichten will, beginnt er zuerst mit zwey Gruppen; diese sind aber noch zu zahlreich und können wieder getheilt werden, bis der Beobachter zu einem Grad der Vereinfachung kommt, den er ohne Mühe überschauen und erforschen kann. Dies alles ist klar. Weniger aber läßt sich begreifen, daß Gelehrte, denen große und treffliche Hülfsmittel zu Gebot stehen und denen die Klassifikations-Versuche ihrer Landsleute und der Fremden bekannt sind, daß diese Gelehrten jenen numerischen, blos zur Hülfe und augenblicklichen Erleichterung dienenden Zahlenverhältnissen so viel Wichtigkeit beylegen und sie als nothwendig von der Natur selbst gegebene und als feste Gränzen ansehen können, worin sich diese eingeschlossen und wo man sie suchen muß, wenn man ein wahres Natursystem mit dem Typus der Einheit finden will. Wie konnte so etwas in dem gelehrten, gründlichen, geistreichen Deutschland aufkommen und feste Wurzel fassen? Vielleicht kommt es daher, daß die auf die Natur selbst gegründeten Methoden erst seit einiger Zeit dort in Aufnahme kommen. Nur wenige Botaniker haben da ihre künstlichen Systeme, nur wenige haben Linné verlassen; die neuen Methoden und ihre Grundsätze sind noch wenig bekannt. Da man indessen ihren Vorzug einsah und darnach strebte, so suchte man a priori und ohne Erfahrung dahin zu gelangen, zumal man sie zu diesem Zweck in Deutschland noch nicht zu behandeln verstand. Dieselbe Erscheinung zeigt sich an mehreren Stellen der Wissenschaft und Erfahrungs-Geschichte. Wenn der Mensch von der Lust zum Generalisiren und in Einheit bringen getrieben wird, und dabey doch noch wenig Erfahrung gemacht hat, so schreitet er wohl keck über den ganzen Erfahrungskreis weg und schafft sich Allgemeinheiten und Gesetze, die mit der Wirklichkeit und mit der Natur nicht übereinstimmen, und die deshalb in Schatten zurücktreten, so wie man mit der Beobachtung vertrauter wird und sie mehr Data liefert. Es ist aber wohl nicht so sehr zu verwundern, daß in Deutschland beym Mangel an Erfahrung excentrische Ideen aufkamen, da wir in Frankreich und England ausgezeichnete Gelehrte sahen, die zerbrechliche, schlecht begründete Theorien aufstellen, in diesen Ländern aber das Positive vorherrscht und die auf Natur gegründeten Methoden fast ausschließend zu Haus sind.

Zur Erklärung der Naturphilosophie in Deutschland hat der Verfasser Eins, aber gerade das Bezeichnendste vergessen. Die Naturphilosophie ist von allen philosophischen Systemen das am meisten poetische. In ihr liegt ein unendlicher Schatz für die freyschaffende Phantasie, die von keinem Pol zum andern, von einer Gränze der Natur zur andern fliegt. Ist es zu verwundern, daß sie in dem Lieblingsland der Dichtung so schnell aufkam und so herrschend wurde?

Geschichte.

Das Siechenhaus oder äußere Krankenhaus von Bern. Von B. L. Meßmer, Lebenskommissarius der Stadt Bern. Bern, gedruckt in der Stämpflischen Buchdruckerey. 1828. 148 S. 8. Mit acht Tabellen.

Es ist ein sehr rühmliches Unternehmen der Stadtverwaltung in Bern, daß sie urkundliche Specialgeschichten der wohlthätigen Stiftungen dieser Stadt veranstalten läßt, oder tüchtigen Männern, die solche zu schreiben geneigt sind, theils ihre Archive bereitwillig öffnet, theils die Druckkosten übernimmt und zweckmäßige Vertheilungen ihrer Arbeiten anordnet. Im Jahr 1825 erschien die Geschichte des Inselspitals in Bern, von eben dem Verfasser, welcher hier ein zweytes der Bernischen Krankenhäuser, das sogenannte Siechenhaus, geschichtlich darstellt. Neben dem nächsten historischen Zweck, der auf die befriedigendste Weise erfüllt wird, mag jedoch zuverlässig auch ein zweyter durch den ersten am sichersten erzielt werden. Bey alten Stiftungen dieser Art mögen die Besserungen, deren sie bedürfen, am ehesten wohl dadurch veranlaßt und befördert werden, wenn die Reihenfolge ihrer Schicksale aufgeführt, und gezeigt wird, wie mit veränderten Zeitverhältnissen neue Bedürfnisse zum Vorschein kamen, denen die früheren Einrichtungen nicht mehr genügten, und wenn dem gegenwärtigen Zustande der lezteren die Bedürfnisse der Gegenwart zur Seite gestellt werden. Beydes hat Hr. Meßmer treu und gewissenhaft gethan.

Digitized by Google

N°. 13.

Literatur-Blatt.

Freitag, 13. Februar 1829.

Dichtkunst.

Dichtungen von Joh. Gabr. Seidl. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Erzählungen. — Der Maurer und der Schlosser. Romantisch-komisches Singspiel. Wien, bey Sollinger. 1828. 8. 140 und 108 S.

Ref. gesteht, daß, wenn von dem Verfasser nur der dritte Theil seiner Dichtungen erschienen wäre, er sich zu einer Anzeige nicht angeregt gefühlt haben würde. Nicht als ob diese Erzählungen nicht so gut und besser wären, als eine Menge Produkte unsrer Tagesliteratur, sondern weil sie, auch ohne Lob und Tadel, ihr Publikum finden, weil sie mit tausend ähnlichen in alle Leihbibliotheken wandern und von einem nie satten Publikum verschlungen werden, ohne daß dieses über die besondern Eigenschaften ihres Wohlgeschmacks oder Ungeschmacks, den es selbst nicht einmal empfindet, sich belehrt wissen will. Darum nur über die Vorrede ein Wort. Sie fängt so an: „Den Männern und Instituten, von und in welchen meine lyrischen Erstlinge mit mehr als nachsichtiger Ermunterung beurtheilt wurden, und unter welchen ich einen Müllner, St. Schütze, Hormayr, Theod. Hell, S. M. Meyer, Kollmann u. a. und hinwieder ein Beck'sches Repertorium, einen Gesellschafter, ein Leipziger Unterhaltungsblatt, einen Hermes ꝛc., nebst sämmtlichen Blättern des Inlandes nennen kann, — meinen wärmsten, öffentlichen Dank abzustatten, halt' ich für eine Pflicht, der ich anderwärts genauer nachzukommen gedenke u. s. w.“ Gegen diese Danksagung im Supplikantentone muß Ref. Herrn Seidl in Schutz nehmen: er hat ja nicht nur ein Paar mangelhafte Novellchen geschrieben, er ist ja schon als ein Dichter voll Herz und Phantasie aufgetreten, und ein solcher braucht, so löblich Bescheidenheit ist, keine solche Sprache zu führen. Da auch dieser Band, mitten unter den prosaischen Versuchen, 3—4 vortreffliche Lieder enthält, so wendet sich Ref. diesem bessern Selbst unseres Novellenschreibers zu, und spricht hier noch ein Wort über den Dichter Seidl, dem schon früher in unserem Blatte ein wohlwollender Blick zu Theil geworden ist.

Vor allen Dingen drängt es uns, von der reinen, kindlichen Gesinnung dieses Dichters mit Anerkennung zu sprechen.

In der Klopstock'schen Zeit glaubte ein Dichter auf seine Tugend pochen zu müssen; in unserer Zeit suchen viele ihre Ehre im Gegentheile: sie meinen, keine Dichter zu seyn, wenn sie es nicht mit Wohlgefallen merken lassen dürfen, daß sie ihre Jugend durchschwärmt, durchbuhlt haben, daß sie mit Gott und der Welt zerfallen und dennoch allein vortrefflich sind; nach ihrer Meynung weiß, wer nach Wahrem und Gutem fragt, nichts vom Schönen; und wer das Schöne hat, der kann das Wahre und Gute entbehren.

Für eine so widernatürliche Erscheinung kann uns nichts gründlicher trösten, als wenn von Zeit zu Zeit auch wieder junge Dichter aufstehen, die bey überwiegendem und mit seinem ersten Auftreten Achtung einflößenden Talente gar keinen Anflug jener Liederlichkeit zeigen; die, ohne Unschuld und kindliche Frömmigkeit zu affektiren, von beyden wahrhaftig beseelt sind und durch die Früchte ihres Geistes beweisen, daß ein reines Herz und eine geordnete Gesinnung dem Fluge der Phantasie und dem Reichthum und der Tiefe poetischer Gefühle keinen Eintrag thun.

Einen solchen Trost finden wir in reichem Maaße in den lyrischen Gedichten des Verfassers, die aus einer ächtpoetischen Persönlichkeit hervorgegangen, von ungetrübter Lebenslust eingegeben, vom Odem einer keuschen Jugend durchweht, einen Schatz von Gefühlen und Bildern vor uns aufthun, die eben so neu als natürlich sind; denen man es gewissermaaßen ansieht, daß der Ort, wo sie erwachsen sind, noch von wenig Dichtern durchwandelt worden ist. So macht es denn auch einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf den Leser, wenn er den Garten dieser Gedichte mustert, wenn er sieht, wie dem Sänger in allen Straßen seines alten Wiens, hinter allen Fenstern, auf allen Dächern, poetische Blumen wachsen; wie Tag

Digitized by Google

und Nacht, Schatten und Licht, Tod und Leben, Ernst und Lieblichkeit der Natur durchaus wie neue Entdeckungen von seinem Gemüthe behandelt sind; wie das Gefühl, unter der Hut eines liebenden Vaters im Himmel zu stehen, gute Eltern zu besitzen (zu besitzen, auch wenn man sie verloren hat); wie die Wonne, einen Freund nach dem andern zu erwerben; wie das Glück, eine Geliebte verklären zu dürfen, die dem Herzen gerade dann am nächsten ist, wenn sie ferne ist: — wie das Alles so frisch, so dankbar empfunden und als ein neuer Fund der Welt verkündet wird. Auch die Sprache erscheint, je unbekümmerter um Modeausdrücke und Modewendungen, desto frischer, unmittelbarer und oft in ihrer alten Ehrlichkeit neu. Dabey sind seine Lieder mit der Anspruchlosigkeit eines Gemüthes empfunden, dem es Bedürfniß ist, zu empfinden, und von einer Phantasie belebt, deren Farben sich im Sonnenglanze der Poesie spiegeln, eben, um sich zu sonnen, nicht um durch ihren Schimmer fremde Augen auf sich zu ziehen. In allen jenen Gedichten ist kein einziges, in dem prunkende Gefühle oder dichtaufgetragne Bilder zu schreyen schienen: „sehet doch her, ich bin wahrlich eines Dichters Kind!“ Nein, dadurch besonders bewährt sich die edle Unschuld dieses Sängers, daß ihm Dichterehre vor der Welt ganz gleichgültig erscheint. Um so mehr verdient er, daß sie ihm zuerkannt werde. Wir wollen damit nicht sagen, daß sich nicht viele, jugendliche Mängel an jenen Gedichten finden, daß nicht manche füglich als unbedeutend hätten wegbleiben können, daß die Romanzen nicht zu wenig episches Element haben, daß die Sprache durchweg nicht strenger und gewählter, und von einer gewissen, fatalen, modernen Vertraulichkeit freyer seyn dürfte; kurz, dem Dichter fehlt noch die Schule. Aber wir sind gewiß, daß, wo die Poesie so sehr den Grund bildet, jene nicht ausbleiben wird, und daß die Mängel von der Oberfläche gar bald verschwinden werden, wo das Innerste so ganz von ächter Masse ist.

Wir sind unsern Lesern einen Vorschmack der Poesie schuldig, für welche wir uns so warm ausgesprochen haben, damit sie unser Urtheil wieder zu beurtheilen im Stande sind, und erlauben uns daher auf die frühern zwey Theile der hier angezeigten Dichtungen zurückzukommen. Zuerst nennen wir die Romanzen u. s. w., die am reichsten an erhabenen Naturbildern sind, während sich die Phantasie des Dichters in den Liedern, nach seinem eignen wiederholten Ausspruche mehr im Lieblichen gefällt. Wir wählen die Schweizersage vom Mönch (dem Gletscher). Er war, so erzählt unser Dichter, ein Bösewicht, der nie gebetet, dafür ward er in einen Felsen (I. S. 25) verwandelt:

„Nun starrt ein Warnungsbild für die Welt
Sein steinernes Haupt zum Himmelgezelt.“

Und wer vorüberging, betete. Aber ein ungläubiges Geschlecht kam.

„Es sah das steinerne Männlein stehn,
Und spottete sein im Vorübergehn!
Da ließ es geschehen der liebe Gott,
Daß all' die Spötter wurden zu Spott!
Denn eines Tags der Fels zur Stell
Wuchs auf zum gewaltigen Berggeröll,
Die Füße schwollen zur Pfeilerwand,
Zum Steinbruch wurde die Falt' im Gewand,
Die arge Brust ward breit und weit,
Stark um zu säugen die Ewigkeit,
Die Arme wurden zu Klippen gereckt,
Und weit in die Wolken hinausgestreckt,
Und auf seinem Haupt das Käppchen von Moos
Sproßt' auf zum Bergwald finster und groß.“

Das Wunder wirkte; alles betete. Aber ein noch ungläubiger Geschlecht kam, das spottete des Riesen.

„Da ließ es geschehen der liebe Gott,
Daß all' die Spötter wurden zu Spott!
Denn eines Tages das Berggeröll,
Wuchs auf zum unendlichen Gletscher schnell;
Ein weißer Mantel, gewoben aus Schnee,
Sank faltig hernieder vom Haupte zur Zeh,
Der Wald glitt nieder im jähen Fall,
Und preßt' ihm den Leib als smaragdene Schnall',
Sein Haupt andetend zum Himmel gewandt
Verlor sich im blauen Wolkenland,
Und aus den Augen glänzend und fromm
Schoß nieder als Thränen ein ewiger Strom.
Kein Wanderer wandelt vorüber nunmehr,
Der nicht im Geist erschüttert wär',
Es heben die Blicke sich schwindelnd empor,
Aus den Augen stürzen ihm Thränen hervor,
Die Hände streckt er bewußtlos aus,
Andächtig ins weite Schweizerhaus,
Und sinkt auf die Knie und schlägt auf die Brust,
Und möchte vergehen vor schmerzlicher Lust.“

Eben so ausgezeichnet, jede in ihrem Tone, sind die Romanzen Hans Euler (S. 3), der Geist der Alpenwasser (S. 28), der arme Maler (S. 77), der rechte Quell (S. 88), des Sängers Worte (S. 91). In den letztern spricht der liebenswürdige Dichter ganz die reine Tendenz seiner Muse aus, wo er den Sänger in einer herrlichen Einsamkeit jubeln läßt: „Gewiß daß Niemand lauscht, Gewiß daß sein Lied für ihn nur rauscht!“

Wenden wir uns zu den Liedern des Dichters, so wissen wir fürwahr nicht, welches wir zuerst belauschen und den Lesern mittheilen wollen. Wir nehmen aus dem nächsten, dem ersten (I. 111) einige Strophen. Der Dichter sagt, daß, wenn er sich ein Wappen wünschte, dieses aus drey L bestehen müßte:

„Erstes „L“, du hießest Leben,
Leben, heil'ger Adelsbrief,
Aus der Wiege mitgegeben,
Als die erste Luft mir rief.

Digitized by Google

Ausgespannt die Sonnenarme,
Aufgethan dein Segensherz,
Daß ich ganz an dir erwarme,
Dich umrank in Freud' und Schmerz!

Sieh der Erde weite Länder,
Sieh der Himmel endlos Zelt,
Und so weit das Meer die Bänder
Seiner Flut hinausgeschwellt:
Unersättlich, unabwendig
Freun sich alle Wesen dein:
Was nur ist, es ist lebendig
Laß auch mich lebendig seyn!

Zweytes „L" — du wärst die Liebe,
Liebe, dieses Lebens Licht!
Welch ein armer Adel bliebe,
Führt' ich dich im Wappen nicht!
Die das Kind du machst zum Manne,
Mach' einst nur den Mann zum Kind:
Dir erscheint als Halm die Tanne,
Und der Sturm als Säuselwind!"

. . . . . .

Drittes „L" — was sollst du sagen?
Ja, du deutest mir das Lied!
Diesen Freund in heitern Tagen,
Diesen Freund, wenn Alles flieht,
Wie ein Tritt durch Klostergänge,
Dumpft ein klanglos Leben hin:
Erst im Zauberkreis der Klänge,
Fühlt und läutert sich der Sinn.

. . . . . .

Die Gedichte: das Ländchen der Liebe (I. 135), das Gelübde (138), auch ein Gebet (147), Leben (165), an Karlsbad, meines Vaters Vaterstadt (168), einer jungen Dichterin (S. 185. wunderschön und innig wahr!) und sehr viele der Lieder der Nacht, in welchen Mond und Sterne gleichsam umzingt glänzen, müssen ein Echo der Zuneigung in der Seele des Lesers erwarten. Zum Schlusse noch einige Strophen aus dem Liede Verheimlichung. Die Geliebte liegt im Sarge vor ihm, im dunkelklaren Zimmer, ein Lächeln auf den Lippen.

Ein Lächeln, wie's ein Feyertag
Auf eine Rose weht,
Da sprang ich auf, ich flog zu ihr,
Hätt' mögen darauf baun,
Sie wolle noch was frohes mir
Zu guter Lezt vertraun.

Etwas vertraun von jener Welt,
Von jenem Kanaan,
In das sie aus des Sarges Zelt
Schon einen Blick gethan.
O sage, rief ich, sage mir,
Sag' mir, wie ist es dort?
Denn ging es drüben übel dir,
Ich ließe dich nicht fort!

Sie aber sprach nicht Nein — nicht Ja,
Sie, die mir nichts verschwieg:
Still, wie ein Engel lag sie da
Nach einem großen Sieg.
Es ist wohl drüben schön und rein,
Zum Ueberraschen schön:
Drum wollte sie nicht vorlaut seyn,
Bis ich es würde seh'n!

Und so mögen es uns die großentheils eleganten, der neuesten Schreibemode huldigenden, prosaischen Dichtungen des Verfassers im dritten Theile zu Gute halten, wenn wir sie eigentlich nur zum Vorwande genommen haben, um bey dieser Gelegenheit über die schlichten, wahren Dichtungen der zwey ersten Theile ein warmes Wort sagen zu können.

Aber willkommen heißen wir zwey kleine Schriften des Dichters, die uns so eben in die Hände kommen:

Schillers Manen. Bilder aus dem Dichterleben, von Johann Gabriel Seidl. Wien. Wallishäuser. 1826. 16. 30 S.

Flinserln. Oestreichische Gschdanzln, Gsangl'n und G'schicht'ln, von J. G. Seidl. Erstes Heft. Wien. Sollinger. 1828. 16. 96 S.

Das erste dieser Schriftchen scheint wenig im Publikum bekannt zu seyn und doch verdiente es schon als ein Beytrag zu Schillers Denkmal, noch mehr als der Beytrag eines ächten Dichters, die größte Verbreitung. In den fünf Liedern ist der glückliche Gedanke ausgeführt, den Dichter (nicht blos den, dem die Schrift gewidmet ist) durch alle Lebensstufen zu begleiten und ihn als Kind, Knaben, Jüngling, Mann und Greis wieder mit einem Dichterauge zu beobachten. Statt allen Lobes höre man den Anfang des dritten Liedes:

Du, Dichterjüngling, kecker Adler,
So stolz und doch so demuthsvoll,
Du, der verschmäht den kühnsten Tadler,
Und bubst um des Geringsten Zoll.
Dich darf ich nicht in Andern schildern,
Denn ich bin du und du bist ich:
Gewiß nur malend nach den Bildern
Des eignen Innern treff' ich dich.

Die östreichischen Flinserln (Flitterchen) reihen sich an die durch Hebels Vorbild erzeugte Dialektlieder an, und gehören unter die bessern dieser Art, was schon daraus erhellt, daß sie selbst die Probe des Uebersetzens ins Hochdeutsche aushalten. Auch hier ein Pröbchen statt alles Urtheils:

Digitized by Google

Ja d' Mabelsprach lernt si	Ja die Mädelssprach' lernt sie
Bey meina Seel schwer.	Bey meiner Seel' schwer:
Denn sagns: „Geh ma dani“	Denn sagen sie: „Geh mir!“
So haßts: „Kum nuar her!“	So heißt's: „Komm nur her!“

Für den Sprachforscher ist aus diesem getreuen Bilde des östreichischen Volksdialekts gewiß viel hier zu lernen.

Alterthumswissenschaft.

Archäologie und Kunst. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums im Auslande u. Inlande, in freyen Heften herausgegeben von C. A. Böttiger. Mit 4 Bildtafeln. Breslau, im Verlage bey Josef Max und Komp. 1828.

Der für Archäologie und Kunst unermüdlich thätige Herausgeber dieser neuen Zeitschrift bietet uns in derselben eine von vielen gewünschte Fortsetzung seiner von 1820 bis 1825 für dasselbe Interesse erschienenen „Amalthea“ an. Die Archäologie der Kunst gewinnt in unseren Tagen, wie alle Kunst, immer mehrere Liebhaber, so daß wir nicht zweifeln können, das deutsche Publikum werde die erneuerten Bemühungen des Herren Hofrath mit vollem Danke anerkennen, obgleich derselbe es in einer Anwandlung ihm sonst fremder Bitterkeit, mit Beziehung auf dessen literarische Unersättlichkeit, jenem Roßkäfer vergleicht, von welchem es bey Aristophanes im Frieden V. 22 heißt:

„Ja, kein Geschäft wohl fand ein Mensch mühseliger,
Als wenn man dem Käfer miethet und reichet den Fraß. —
Denn seht nur her, seht, dieses Ding voll Uebermuth
Will eitel thun und nicht zu fressen würdigt es,
Wenn nicht man vorsetzt, was man gerührt den ganzen Tag.
Wie man den Weibern ausgeknetete Nudeln gibt.“

Abgesehn hiervon, muß man gestehen, daß Böttiger gerade seiner Humanität und Toleranz wegen vorzüglich zur Herausgabe einer archäologischen Zeitschrift berufen ist. Obgleich er in Kunst und Archäologie seine wohlerworbenen, eigenthümlichen Ansichten hat und zu behaupten weiß, so besitzt er doch auch die Tugend, fremde Ansichten und deren Entwickelung in ihrer Art anzuerkennen, wohl wissend, daß viele Wege ins Heiligthum der Kunst und Wissenschaft führen, und daß auf dieses das Meiste ankommt. So kann es ihm, wie früher schon, auch jetzt wieder besser, als jedem andern, gelingen, eine große Zahl verschiedener Gelehrten zu einem Zwecke zu vereinigen, und seinen Mittheilungen eine Mannichfaltigkeit zu geben, die sich nicht allein auf die Gegenstände beschränkt, sondern auch auf die Ansichten und deren Darstellung ausdehnt. Das vorliegende erste Heft ist ganz geeignet, den Wunsch zu beleben, daß die Zeitschrift dauerndes Bestehen gewinnen möge. Es kündigt sich darin ein sehr wohlerwogner Plan an. Gleich der Vorbericht muß äußerst zweckmäßig genannt werden, indem er einen räsonnirten Ueberblick der im ganzen Hefte enthaltenen Aufsätze gibt, worin zugleich Ziel, Bedeutung und Resultat eines jeden treffend bezeichnet ist. Sodann zerfallen die verschiedenen Mittheilungen in umfassendere Abhandlungen, in ausführlichere Korrespondenzen und antiquarische Miscellen. — Der erste Aufsatz ist für die zahlreichen Gemmenfreunde von Wichtigkeit; es wird in demselben vom Herrn Staatsrath von Köhler in Petersburg unter der Aufschrift „Dioskorides und Solon“ über das geringe Alter der Gemmen gehandelt, welche mit dem Namen der Künstler bezeichnet sind. Der zweyte Aufsatz handelt von dem Drudenfuß oder dem Pentalpha, und hier wird das Alterthum des Glaubens an die Kraft dieses Zauberzeichens von Hrn. Prof. Lange nachgewiesen, wie derselbe sich bey so vielen Völkern finde und selbst in der neuesten Zeit nicht aus dem Gedächtniß entschwunden sey. Was es hiemit für eine Bewandtniß habe, ahnet jeder, der sich der Stelle aus dem Faust erinnert:

Gesteh' ichs nur! daß ich hinaus spaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle.

Worauf Faust dem Mephistopheles, der dieses gesprochen, zuruft: das Pentagramma macht dir Pein! Wenn das dich bannt, wie kamst du denn herein? — Der dritte Aufsatz gibt Aufklärungen über die Topographie des alten Roms, indem darin von Hrn. Pr. K. O. Müller 27 heilige Plätze, nach Anleitung Varro's, näher bestimmt werden. Ferner wird in einem vierten Aufsatz Auskunft über die ersten Hefte der antiken Bildwerke von Hrn. Prof. Gerhard gegeben. In einem fünften sezt Prof. F. Passow den auf alten Kunstdenkmalen vielfach angedeuteten Mythos von „Herakles dem Dreyfußräuber“ auseinander. Korrespondenzen sind von Hofrath Heeren, von Gaetano Cattaneo, von Hofr. Rochlitz, von Prof. Seyffarth, von Dr. Dorow und von James Millinger geliefert worden. Die allgemeinere Aufmerksamkeit möchten die von Cattaneo und Rochlitz ansprechen. Jener sezt die allen Medaillenfreunden gefährliche Münzfälscherey des Hofraths Becker ins Licht. Dieser handelt von der Musik der Alten. Unter den antiquarischen Miscellen ist uns die zur Archäologie der Infibulation aufgefallen. Es wird aus Aristophanes nachgewiesen, daß die Erfindung derselben keineswegs dem Hrn. Weinhold angehöre, sondern schon den Griechen bekannt gewesen sey.

W. V. M.

Digitized by Google

No. 14.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 17. Februar 1829.

Physik.

Unter den beachtenswerthen neuen Erscheinungen in der deutschen physikalischen Literatur hat wohl kein Werk ein so ganz eigenes Schicksal erlebt, als

Fischer's Lehrbuch der mechanischen Naturlehre,

welches in einer dritten, sehr vermehrten und verbesserten Auflage (Berlin und Leipzig, in G. C. Nauck's Buchhandlung. 1827. 2 Theile mit Charten) vor mir liegt. Dasselbe wurde nämlich schon ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen (1806) in Paris, unter unmittelbarer Aufsicht und Theilnahme eines der ausgezeichnetesten Naturforscher unserer Zeit, des berühmten Biot, in das französische übersezt: Physique mécanique de E. G. Fischer, professeur de physique, de mathématiques et de chimie à Berlin, traduit de l'allemand, avec des notes par Biot. 1 Vol. 8. avec 8 planches. Paris, Klostermann. — In dieser Uebersetzung ist es in den meisten Ecoles, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Polen, bey dem Unterrichte zum Grunde gelegt. Schon 1813 war eine sehr starke Auflage derselben vergriffen; und es wurde eine zweyte, von Biot mit Zusätzen bereicherte, Ausgabe veranstaltet. Das Ausland mußte also gewissermaßen den ersten Schritt zur vollen Anerkennung deutschen Verdienstes thun, und Frankreich, dem man nicht verweisen kann, sich Parteylichkeiten für die literarischen Productionen seiner Nachbaren zu Schulden kommen zu lassen, half diesmal einem solchen Nachbarverdienste die Bahn brechen!

Der Geist dieses, mit großer Sorgfalt ausgebreiteten Lehrbuches ist der „der älteren Schulen." „Allerdings," sagt der Verf. (Vorrede VI.), „muß ich bekennen, daß ich in den neueren philosophischen und physikalischen Schulen mehr Anmaßung und weniger Gründlichkeit als in den älteren finde. Demungeachtet bin ich eben so wenig ein unbedingter Verehrer des Alten, als ein Gegner der neuen Ansichten; aber ich hasse," hätte der würdige Mann hinzufügen können, „die scientifische Arroganz, welche den Triumph neuer Hypothesen feyert, ohne sich nur die Mühe genommen zu haben, oder wohl gar ohne nur die Kräfte zu besitzen, die älteren, wohl begründeten Systeme, die sie verdrängen will, genau kennen zu lernen."

Um den Begriff der mechanischen Naturlehre, mit welcher sich unser Werk ausschließend beschäftiget, zu bestimmen, erwäge man, „daß (§. 5. der Einleitung) alle Veränderungen in der anorganischen Natur sich unter zwey Arten bringen lassen; sie sind entweder Veränderungen im äußeren Zustande der Körper, oder in ihrer innern materiellen Beschaffenheit. Jene untersucht die mechanische, diese die chemische Naturlehre." Der Verf. bringt nämlich mit Recht auf eine scharfe Sonderung der verschiedenen naturwissenschaftlichen Disciplinen. „Was Er (S. VI. der Vorrede) gegen die meisten ihm bekannten Lehrbücher einzuwenden hat, ist, daß selbst in den besseren Werken dieser Art (Gren, Errleben) durchaus kein scharf bestimmter Begriff desjenigen Theiles der gesammten Naturkunde, den man schlechtweg Physik nennt, zu Grunde liegt, indem man ganze Kapitel findet, welche offenbar in die Chemie, oder in die physikalische Erdbeschreibung, oder in die Astronomie gehören. Es scheint dem Verf. sogar, als ob man ziemlich allgemein einen unrichtigen Begriff von der eigentlichen Beschaffenheit einer möglichen Gränzbestimmung zwischen den einzelnen Theilen der Naturkunde habe; denn er hat nur zu oft das Urtheil der Naturkunde gelesen, daß es z. B. gar nicht möglich sey, eine scharfe Gränze zwischen Physik und Chemie zu ziehen. Ein solches Urtheil kann nur aus unrichtiger Ansicht einer wissenschaftlichen Gränzbestimmung überhaupt entstehen. Man sucht Etwas, was man nicht suchen sollte, weil es, der Natur der Sache gemäß, überhaupt nicht gefunden werden kann, nämlich eine absolute Gränze für den Vortrag, statt daß man nur eine scharfe Gränzlinie zwischen den Begriffen ziehen sollte, die sich sehr wohl angeben läßt. Daß eine solche scharfe Gränze für den Vortrag in einer empirischen Wissenschaft nicht gefunden werden könne, ist leicht einzusehen; denn in der Wirklichkeit sind oft die ungleichartigsten Dinge dergestalt innig verbunden, daß wir sie zwar in der Vorstellung

Digitized by Google

unterscheiden, aber nicht äußerlich von einander trennen können. In solchen Fällen kann von dem Vortrage nichts weiter gefordert werden, als daß der mechanische Physiker das Mechanische, der chemische das Chemische als Hauptsache, und so vollständig als möglich vortrage, von demjenigen aber, was nicht bestimmt in seine Disciplin gehört, gerade nur so viel aufnehme, als zur Deutlichkeit und Uebersicht schlechterdings erforderlich ist." Somit wäre also der Umfang des Gegenstandes dieser „mechanischen Naturlehre" im Allgemeinen genau bezeichnet.

Wenn aber hiernach der eigentliche Gegenstand der mechanischen Naturlehre der äußere Zustand der anorganischen Körper, oder, noch bestimmter, die Erscheinung der Ruhe und Bewegung ist, die wir an den Körpern wahrnehmen; so muß dabey, in besonderer Rücksicht, noch bemerkt werden, „daß es zweyerley, gar sehr verschiedene Arten von Bewegungen gibt: Bewegung nämlich der wahrnehmbaren Körper selbst, und Bewegungen gewisser Wirkungen in den Körpern, die wir zwar wahrnehmen, aber ohne von den bewegten Dingen selbst eine deutliche Vorstellung zu haben; dergleichen sind die Bewegungen der Wärme, des Lichtes, der Elektricität u. s. w. Die Erscheinungen der lezten Art schreibt man nicht ohne Wahrscheinlichkeit gewissen, nicht wahrnehmbaren Materien: Wärmestoff; Lichtstoff, elektrische Materie u. s. w. zu. Hiernach zerfällt die mechanische Naturlehre in zwey Theile: in die Lehre von den wahrnehmbaren Körpern, und in die Lehre von den nicht wahrnehmbaren Stoffen. Jener erstere Theil handelt in vier Abschnitten: von den Körpern überhaupt, von den festen-, den tropfbaren und luftförmigen Körpern; der lezztere aber, bey dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft, ebenfalls in vier Abschnitten: von der Wärme, der Elektricität, der magnetischen Kraft und dem Lichte. Indeß ist es weder nöthig, noch auch zweckmäßig, die Naturlehre streng in der Ordnung dieses systematischen Entwurfes vorzutragen; vielmehr wird in dem vorliegenden Kompendium die Lehre von der Wärme, gleich nach dem Abschnitte von den festen Körpern gegeben, weil ohne Kenntniß der Gesetze, nach welcher die Wärme wirkt, die Natur der tropfbaren und ausdehnsamen Körper nur sehr mangelhaft erläutert werden kann. — Vermittelst dieser Dispositon haben wir nun den Lesern eine Uebersicht des eigenthümlichen Geistes unseres Werkes, des Begriffes der darin abgehandelten „mechanischen" Naturlehre, und des Gegenstandes der lezteren, sowohl im Allgemeinen als im Besonderen, verschafft. Dagegen ist es, innerhalb der unsern Blättern gesteckten Gränzen, ganz unmöglich auf das Detail der einzelnen Abschnitte eines, in seiner Gedrängtheit so unendlich reichhaltigen Werkes einzugehen; wir begnügen uns vielmehr, Einen Gegenstand herauszuheben, und haben uns bey dieser Wahl durch das physikalische Interesse des gegenwärtigen Augenblickes leiten lassen, in welchem besonders die neueren optischen Entdeckungen, und unter diesen namentlich die sogenannten „zufälligen Farben" besprochen werden, die Hr. v. Goethe so schicklich physiologische Farben nennt. Es gibt nämlich Fälle, wo das Auge Farben sieht, ohne daß man sagen kann, daß farbiges Licht von außen in das Auge komme, demgemäß der Grund der Erscheinung allerdings im Auge selbst liegen, also physiologisch seyn muß. Jedermann kennt die schönen blauen Schatten, die sich oft Morgens, vor dem vollen Anbruche des Tageslichtes, im Zimmer zeigen. Auch kennt Jeder das Farben-Phantom, welches vor den Augen schwebt, wenn man in die Sonne, oder ein anderes sehr blendendes Licht gesehen hat, und dann die Augen schließt. Es gibt eine sehr große Menge ähnlicher Erscheinungen, von denen wir hier nur folgendes schönen, durch Hrn. v. Goethe angestellten Versuches, und zwar gerade dieses um so lieber erwähnen wollen, als er von jedem unserer Leser mit sehr geringer Mühe wiederholt werden kann. Man setze also in einem dunkeln Zimmer zwey brennende Kerzen, ungefähr in gleicher Entfernung von dem Beobachter, unter sich aber bis 1½ Fuß abstehend, auf den Tisch. Dann lege man auf denselben zwischen sich und den Kerzen einen Bogen weißes Papier, und halte ein dünnes Stäbchen senkrecht auf die Mitte des Papiers, so erhält man von demselben natürlich zwey Schattenbilder, welche aber nicht schwarz, sondern nur grau sind, indem ein jedes von dem andern Lichte beleuchtet wird. Hält man aber jezt vor die eine Lichtflamme ein etwas großes Glas, z. B. ein grünes, so daß die Farbe des ganzen Papiers dadurch einen Stich ins Grüne erhält, so erscheint der, von diesem Lichte erleuchtete Schatten ebenfalls grün, nur dunkler. Der andere Schatten aber — und dies ist das Auffallende bey dem Versuche — erscheint ganz bestimmt in der entgegengesezten *)

*) Um diesen Ausdruck zu verstehen, muß man den Begriff vom Gegensatze der Farben haben. Betrachtet man eine der sieben prismatischen Farben, oder eine Mischung aus zweyen, dreyen u. s. w., so bildet die Mischung der sämmtlichen übrigen Farben die entgegengesezte, ergänzende (komplementäre) Farbe. Nun kann man gegenwärtig als ausgemacht ansehen, daß es nur drey einfache Grundfarben! Roth, Gelb und Blau gibt, indem sich aus diesen Farben alle anderen mischen, und sich durch Zusatz von Weiß oder Schwarz auch alle Töne jeder Farbe hervorbringen lassen. Diese lezztere Bemerkung dient nur, um im vorliegenden Falle gleich zu zeigen, daß sich Roth und Grün als Komplementarfarben gegen einander verhalten, indem Gelb und Blau gemischt bekanntlich Grün geben. R.

Digitized by Google

Farbe, also im vorliegenden Falle roth. Ist dagegen die Glasscheibe roth, so ist der zweyte Schatten grün. Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung bezieht man sich auf die Thatsache, daß das Licht die Empfindlichkeit des Auges abstumpft, wogegen die Dunkelheit dieselbe erhöhet; daß nicht blos weißes, sondern auch lebhaftes farbiges Licht so wirke, ist eine sehr bekannte Erfahrung. Verbindet man aber mit dieser Erfahrung die an sich sehr wahrscheinliche Hypothese, daß ein bestimmtes farbiges Licht die Sehkraft auch gerade nur für diese Farbe, nicht aber für das übrige farbige Licht, wodurch das erstere zu Weiß ergänzt wird, schwäche; so erklärt sich diese Erscheinung, gleich allen ihr verwandten, auf die ungezwungenste Weise, indem die Ermüdung des Auges, z. B. durch Roth, nothwendig den Gegensatz: Grün zur Befriedigung des Gesichtssinnes hervorruft. Mehrere ähnliche Farbenerscheinungen hat Hr. v. Goethe in seinem bekannten Werke: Zur Farbenlehre. Tübingen. 1810. 2 Bde. 8. beygebracht; die obige sinnreiche Erklärung aber verdanken wir einem Hrn. v. Grotfuß, der sie in Schweigger's bekanntem Journal niedergelegt hat.

An diese Darstellung einer neuen physikalischen Erklärung reihe ich paßlich eine gedrängte Uebersicht desjenigen Neuesten auf diesem Gebiete, von welchem unser Verfasser bey dem Schlusse seines schönen Werkes noch keine Kenntniß haben konnte.

Wir haben nämlich in Nr. 69 dieser Blätter von 1827 Anzeige von den ersten Heften der neuen Wiener „Zeitschrift für Physik und Mathematik" gemacht, und die Vortheile in das gebührende Licht gestellt, welche einem größeren Leserkreise, aus der, als stehender Artikel durch dieses Werk laufenden „Uebersicht der Fortschritte der Physik in der neuesten Zeit" erwachsen. In der That ist eine solche, geschickt die Mittelstraße zwischen gelehrter Dogmatik und populärisirender Paraphrase haltende, und also auf die rechten Gränzen eingeschränkte Uebersicht doppeltes Bedürfniß unserer Zeit, welche größere Anforderungen an die gesellschaftliche Unterhaltung macht, und von jedem der Interlocutoren ein eben so allgemeines Fortschreiten verlangt, als sie sich selbst zum Charakter erwählt hat. Deshalb betrachten wir die vor uns liegenden fünf neuesten Hefte der in Rede stehenden Zeitschrift (das erste bis vierte des dritten, und das erste des vierten Bandes), mit ihrer sachreichen Fortsetzung jener Uebersicht, als eine sehr interessante Erscheinung, und wollen hier auf das Anziehendste daraus, in der, zunächst für dasjenige größere Publikum, welches unseren Blättern seine Aufmerksamkeit schenkt, geeigneten Vortragsform, hindeuten.

Die elektro-magnetische Theorie mit ihren Hülfsmitteln, zu deren wunderbaren Geheimnissen Oersted den Schlüssel gegeben hat, ist unter Becquerel's Händen ein Mittel zur Untersuchung der Leitungsfähigkeit der Metalle für die elektrische Materie geworden, und er hat auf diesem Wege das überraschende Resultat gefunden, daß, den sonstigen Annahmen, welche dem Golde den ersten Platz unter den Leitern anweisen, zuwider, dieser Platz vielmehr dem Kupfer zusteht, und daß, wenn die Leitungsfähigkeit dieses lezteren durch 100 ausgedrückt wird, die des Goldes = 93, des Silbers = 73, des Eisens aber nur = 15 sey. Ich hebe diesen Umstand als wichtig für die Konstruktion der Blitzableiter hervor, namentlich in dem, bey Kirchthürmen fast immer eintretenden Falle, da die überwiegende Anziehung eines Kupferdaches bey Legung der Leitung, welche leztere doch, der Kosten wegen, nur aus Eisen bestehen kann, sorgfältig zu berücksichtigen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Sprachwissenschaften.

Französisch-deutsches Wörterbuch, mit besonderer Rücksicht auf den Inhalt der Wörter und die Bildung der Redensarten, über die Wörterbücher Schwan's, Mozins' und der Akademie, bearbeitet von J. A. Solomé. 2 Thle. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828. 8. 1047 S.

Der geschäzte Verfasser dieses Werkes beabsichtigte eine bestimmte und vollständige Angabe der Bedeutung und des Sinnes der französischen Wörter und eine Sammlung der gangbaren Redensarten; durch die Ordnung und Reihenfolge aber, in welcher er die Bedeutungen aufführt, wollte er die Verständlichkeit derselben erhöhen. Er glaubt mit Recht (s. Vorr.), „daß die Reihenfolge der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes mehrentheils zu einer Entwickelung erhoben werden könne, welche nachweist, wie die Sprache, von den zunächst in einem Worte zusammengefaßten Begriffen ausgehend, bald durch Hervorheben von Theilbegriffen oder einzelnen Beziehungen, bald durch Weglassen oder Aufnehmen eines Nebenbegriffes u. s. w. den Wörtern zulezt eine von der ursprünglichen ganz verschiedene Bedeutung beylegen und Redensarten bilden konnte, welche bey einer andern Verfahrungsart oft ein unauflösbares Räthsel bleiben mußten. Man sieht, Hr. S. hat sich ein schönes Ziel gesezt, und wir waren im Voraus überzeugt, daß er sich ihm so weit, als es eine erste Arbeit dieser Art gestattet, nähern werde, da er sich in seiner Lehre von der Lautbildung bereits als einen tief gehenden Sprachforscher beurkundet hat. Der Verf. konnte, um

Digitized by Google

seinen Zweck zu erreichen, zwey Wege einschlagen: indem er nämlich die Bedeutung der Wörter voranstellte, welche ihnen so zu sagen angeboren ist und dann alles das folgen ließ, was sich ihnen durch Bildung und Verbildung aufprägte; oder indem er an die allgemeine Bedeutung, welche in den Wörtern liegt oder zu der sie sich durchgearbeitet haben, die Verzweigungen, Sproßen und neuen Anschößlinge anreihte. Der Kreis, für welchen dieses Werk zunächst bestimmt war, ließ allerdings nur die leztere Verfahrungsart zu, und Ref. freut sich, erklären zu dürfen, daß Hr. S. seinen Plan mit dem lobenswerthesten Fleiß und der größten Konsequenz durchgeführt hat, wie dies denn auch in der Allg. Lit. Zeit. Nr. 251 (J. 1828) rühmlichst anerkannt worden ist. Junge Leute, welche die französische Sprache gründlich erlernen wollen, werden dieses Werk nicht nur zum Nachschlagen benützen, sondern es zum Gegenstand ihres Studiums und ihrer Lektüre machen, da ihre Denkkraft hier geübt und geleitet, das Gedächtniß bereichert und der Geist auf das mannichfaltigste erregt und gefesselt wird.

Wir wollen unsern Lesern ein Beyspiel geben, wie Hr. Solomé verfahren ist, und zwar nehmen wir das erste beste Wort, das sich uns beym Aufschlagen des Buches darbietet — Bouton. Die Akademie und ihre Nachtreter sagen, bouton bedeute 1. die kleine Knospe, welche Bäume und Pflanzen treiben und aus der Blätter und Blüthen hervorgehen. Figürlich: Pocke, Finne. 2. Eine Art kleiner Kugel von Gold, Silber u. s. w., um die verschiedenen Theile eines Kleides zusammen zuhalten (was wir kurzweg einen Knopf nennen). 3. Verschiedene andere Sachen, welche die Gestalt eines Knopfes haben. Wir wollen keine Kritik dieser Auseinandersetzung geben, da sie in die Augen springt. Ein Etymologe würde sich folgendermaßen ausdrücken:

Bouton von βομβών, alles was eine runde, geschwollene Gestalt hat, βουβών, Drüse, (verw. βοῦτις, was eine runde Form hat, Flasche, daher unser Butte), von βύω, βυσσόω, aufschwellen; lat. bottontinus, eine kleine Erderhöhung, fibula sphærica, ad constringendas vestes, wie Du Cange sagt; ital. bottone, das man, wenn man will, auch von pultare (nach Quintilian statt pulsare gebraucht) ableiten kann; engl. button; walisisch: bottwn u. s. w. = Knospe, Knopf. Jezt wollen wir Hrn. S. hören:

„Bouton, m. runde Erhabenheit" (man sieht, Hr. Solomé führt keine indische, persische, griechische und andere Schillerwörter auf; aber er kennt den Stamm, an welchem bouton ausknospen mochte) „I. Knospe. II. Kleiderknopf, Knopf. III. Andere Gegenstände, die eine kleine (runde) Erhabenheit bilden. I. Il y a bien des boutons à cet arbre, dieser Baum hat viel Knospen. Un bouton à fleur, à fruit, eine Blüthenknospe. Un bouton à bois ou à feuilles (bourgeon) Holzknospe oder Blattknospe. Un bouton de rose, Rosenknospe. II. Un bouton d'or, d'argent, d'acier, golden, silbern, stählern. Un bouton de soie, de fil, de crin, de poil de chevre" (der Korrektor hätte überhaupt sorgfältiger seyn können; Hr. S. hat ihm hier gewiß chèvre vorgeschrieben), seiden, fäden, roßhären, ziegenhären. Des boutons à queue, mit Oehren. Une douzaine, une grosse de boutons, ein Dutzend, zwölf Dutzend Knöpfe u. s. w. — Fig. Sa robe, sa soutane ne tient qu'à un bouton, sein Gerichtsrock, sein Chorrock ist ihm sehr feil, er ist im Begriff, seine Civilbedienung oder sein geistliches Amt zu verlassen. L'entreprise n'a tenu qu'à un bouton, die Sache hing nur an einem Haare. — Sprichw. Je n'en donnerais pas un bouton, ich gäbe keinen Stecknadelknopf dafür. Mettre le bouton haut à qn. Es Jemanden schwer machen, Einem in etwas gleich zu kommen. La dépense qu'il faisait met le bouton bien haut à son successeur. Serrer le bouton à qn. Einem scharf zu Leib gehen, hart mit Drohungen zusetzen, oder auch einem den Daumen aufs Auge halten, nicht viel Freyheit lassen. III. Le bouton d'une arme à feu, pour servir de mire, das Korn, das Visierkorn an einem Feuerrohre. Le bouton d'un fleuret, der Knopf an einem Stoßrappiere. Le bouton d'un serrure, d'une verrou, der Knopf an einem Schlosse, an einem Thürriegel. Le bouton de la bride, der Zügelknopf, der kleine, lederne Ring oder Knopf, der die beyden Theile des Zügels zusammen hält und sich hin- und her schieben läßt. Mettre un cheval sous le bouton, einem Pferde den Zügel kurz machen. Un bouton, Finne, Pocke, Hitzblätterchen."

Man sieht aus diesem Beyspiele, mit welcher Einfachheit und Konsequenz Hr. Solomé zu Werke geht. Die allgemeine Bezeichnung, welche dem Worte inne wohnt, steht voran; ihr folgt die zunächst daraus hervorgehende Bedeutung des Wortes, dann die durch Aehnlichkeit u. s. w. sich bietenden mannichfaltigen Uebergänge. Sodann beginnen die nach den Ziffern geordneten Beyspiele, der Bedeutung und dem Sinne des Wortes folgend, also der einfache Gebrauch des Ausdrucks, dann der figürliche, dann der sprichwörtliche.

Der Druck ist sehr bequem, das Papier schön und der Preis billig genug, um die Anschaffung dieses gehaltvollen Werkes auf niedern und höhern Schulen zu erleichtern.

Berichtigung.

Im vor. Bl. S. 50. Sp. 2. Zeile 14 von unten lies Muse statt Mühe.

Digitized by Google

N°. 15.

Literatur-Blatt.

Freitag, 20. Februar 1829.

Physik.

(Beschluß.)

Die Wissenschaft erscheint nie ehrwürdiger, als wenn ihre Forschungen das wohlthätige Geschäft übernehmen, in den Kreis des bürgerlichen Lebens herabzusteigen, um da Sicherheit und Segen zu verbreiten, wo der Werth der abstrakten Spekulation weniger erkannt werden kann. In diesen Kreis gehören auch die hier ferner berührten chemischen Scheidungen mittelst der Berührungs-Elektricität. Daß man durch elektrische Mittel Körper gegen chemische Angriffe schützen kann, ist seit Davy's schönen Entdeckungen über die Sicherstellung des Kupferbeschlages der Schiffe vor dem oxydirenden Einflusse des Seewassers bekannt. Einen andern merkwürdigen, hierher einschlagenden Fall erzählt Dúmas. Die blevernen Wasserleitungsröhren in der Nähe von Paris, welche ein Wasser führen, das viel aufgelösten kohlensauern Kalk enthält, werden häufig durch Kalk verstopft, der sich immer an den Stellen absezt, wo diese Bleyröhren zusammengelöthet sind. Dasselbe findet zu Sèvres statt, wo ein Wasser von ähnlicher Beschaffenheit in blevernen Reservoirs aufbehalten wird; die Löthstellen sind mit einem dicken Kalkabsatze bedeckt, indeß die Bleyplatten selbst Nichts davon zeigen. Man hatte bis dahin geglaubt, daß dies eine Folge der größeren Rauhigkeit dieser Löthstellen sey; allein Dúmas zeigte, daß der Grund vielmehr in demjenigen galvanischen Prozesse liege, welcher durch die Wechselwirkung der beym Löthen angewendeten, verschiedenen, und an diesen Stellen in Berührung stehenden Metalle erregt werde. Damit war auch das Mittel zur Beseitigung dieses Uebels bereits gefunden, indem es sich nur darum handelte, den Kalkabsatz, durch überwiegenden Metallreiz, auf andere Orte der Leitung zu beschränken, wo das Resultat demnächst leicht entfernt werden kann. Dúmas schlägt zu diesem Zwecke vor, an bequemen Stellen Lothrecht Bleyröhren einzuschieben, welche mit einem Pfropfe von Eisen oder Kupfer verschlossen sind, von dem eine Stange desselben Metalles bis in das Wasser reicht; dort werde dann, aus dem angeführten Grunde, eine hinreichende Kalkentziehung und Ablagerung erfolgen, um nur die Löthstellen von einem weiteren solchen Absatze sicher zu stellen.

Ein Interesse anderer Art erregen die Bemerkungen eines neueren Reisenden über das Klima und die Eisberge von Spitzbergen, welche aus dem Philos. Journal in unsere Zeitschriften übergegangen sind. „Wir landeten," erzählt dieser Reisende, welcher sich Latta nennt, „zu Spitzbergen, in der Nachbarschaft der sieben Eisberge, die nördlich von dem Kanale liegen, der Faire-Foreland vom Hauptlande trennt, in einer Breite von 79°. Das Land war daselbst an den schneefreyen Stellen ganz nackt. Ich unternahm sogleich Exkursionen, und folgte eines Tages, wiewohl ein dichter Nebel das Innere des Landes deckte, dem Laufe eines Thales, welches landeinwärts führte, brauchte aber gar nicht weit zu gehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Schnee allgemein wurde. Wo der Nebel einen Augenblick zerriß, sah ich nur eine einförmige, wüste Schneefläche, ohne die mindeste Spur eines lebenden Wesens. — Ein anderes Mal richtete ich meine Schritte nach einem der vorzüglichsten Eisberge, und hatte dabey Gelegenheit zu beobachten, wie niedrig die Temperatur wird, wenn man sich dem Innern des Landes nähert, wie sehr die Schneegränze sich daselbst dem Niveau des Meeres nähert, und wie viel wärmer die Luft in den Küstengegenden ist. Die der See zugekehrte Seite des Eisberges bildet einen steilen, etwa 200 Fuß hohen Abhang, und wird von Wellen bespült; an dieser Seite ist nicht nur der Schnee, sondern selbst ein Theil des Eises geschmolzen; die Landseite hingegen ist mit ewigem Schnee bedeckt. Die Schneemasse seewärts ist nach allen Richtungen zerklüftet, und aus den gähnenen Ritzen stürzt das, vom Schmelzen entstehende Wasser in den Ocean. — Auffallend war die Erscheinung, daß, wenn der Wind von der See her blies, der Himmel an der Küste heiter, das Innerland dagegen in dichten Nebel eingehüllt war. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in Vermengung mehrerer Luftschichten von verschiedener Temperatur, nämlich der wärmeren See- und kälteren

Digitized by Google

Landluft. Sobald erstere mit den lezteren in Berührung kömmt, so ist man nicht ferner im Stande, die in ihm befindlichen Dünste aufgelöst zu erhalten, und diese scheiden sich also zu Nebeln aus, welche die Atmosphäre verdunkeln."

Aus diesen winterlichen Nebelgefilden gehen wir in ein helleres Gebiet, nämlich das der Optik über, um über die hier erwähnten Versuche zu referiren; Achromatische Objektive mit einer Flüssigkeit zu verfertigen. „Die Schwierigkeiten, große Stücke Flintglas zu erhalten, die wellenfrey sind, und an allen Stellen dasselbe Farbenzerstreuungsvermögen besitzen, haben schon vor vielen Jahren die Physiker auf den Gedanken gebracht, statt der, aus diesem und dem Crownglase zusammengesezten Linsen, eine tropfbare Flüssigkeit anzuwenden, die zwischen sphärisch gekrümmten Glasschaalen dieselbe Form einer Linse annimmt," und so gewählt ist, daß sie, in Verbindung mit diesen Gläsern dasselbe Resultat gewährt, die Farbenzerstreuung, bey Fortbestehen der Brechung, aufzuheben. Die ersten Versuche einer solchen Substitution mißglückten jedoch, indem die eingeschlossenen Flüssigkeiten Veränderungen erlitten, wodurch sie sich zum teleskopischen Gebrauche unanwendbar bewiesen. Jezt zeigt der englische Künstler Blair indeß eine so konstruirte, nunmehr seit 21 Jahren angewendete, und noch vollkommen brauchbare Linse vor, behandelt die Zusammensetzung des dabey angewendeten Fluidi aber als ein Geheimniß. Die Zeit muß lehren, in wie weit es der neuen Erfindung gelingen wird, die bisherigen Objektive zu verdrängen; ich, für meine Person, zweifle an einem vollständigen Erfolge.

In der Akustik verdienen Wheatstone's Versuche über das Gehör große Aufmerksamkeit. Die Beobachtungen dieses Physikers sind die ersten, welche zeigen, daß ein Schall, der von innen in den geschlossenen Gehörgang unmittelbar kömmt, verstärkt erscheint. Hält man die Hand auf das Ohr, oder verstopft mit einem Finger den Gehörgang, ohne jedoch einen merklichen Druck darauf auszuüben, so vernimmt man den von außen erregten Schall schwächer, die eigene Stimme aber hört man stärker, besonders jene Laute, bey denen der Mund fest geschlossen ist, und wo die Mittheilung also (wenigstens meistens) durch die Eustachische Röhre erfolgt. Stellt man sich eine Stimmgabel auf den Kopf, schließt, wie vorhin, die Ohren, und macht die Gabel nun erklingen, so wird der Ton auch viel intensiver vernommen. Läßt man ein Ohr offen, so bezieht man (und dies ist besonders überraschend) den Ton stets auf das geschlossene; sind aber beyde Ohren geschlossen, so vernimmt man ihn mit demjenigen Ohre stärker, dem die Stimmgabel näher steht. Dieselben Erfolge treten ein, wenn man das äußere Ohr, statt es mit der Hand zu verstopfen, mit Wasser füllt. — Da diese Versuche so leicht angestellt werden können, so habe ich dieselben besonders für solche Leser ausgehoben, die sie wiederholen und modificiren wollen, um bey einer solchen Verfolgung des, von Wheatstone eingeschlagenen Weges zu versuchen, ob nicht überhaupt eine weitere Aufklärung des noch immer so räthselhaften Hörprozesses möglich sey.

Auch chemische Entdeckungen schließt dieses schäzbare Journal nicht aus, und wir bemerken darunter ein, für die Menschheit wohlthätiges Verfahren, kleine Mengen Opium in Auflösungen zu entdecken. Der, zu Hameln lebende, würdige deutsche Physiker Sertürner*) hat nämlich bekanntlich schon früher gefunden, daß das Opium eine eigenthümliche alkalinische Substanz (das Morphium, auch Papaverin) enthalte, und daß dieselbe wiederum an eine eigenthümliche Säure (die Meconsäure) gebunden sey, welche leztere mit Eisenoxydauflösungen eine auffallend rothe Farbe hervorbringt. Gleichwohl hat man diese schöne Entdeckung nicht als ein Mittel benuzt, um Opiumbeysätze auszumitteln, wahrscheinlich weil das meconsaure Eisenoxyd keinen Niederschlag bildet. Ein englischer Chemiker, Hare, aber hat jezt hierauf ein Verfahren begründet, um Opiumzusätze, selbst wenn sie, auf eine Gallone Wasser, noch nicht zehn Tropfen der Tinktur betragen, auszumitteln. Dieses Verfahren beruhet auf der Eigenschaft der Meconsäure, vom Bley niedergeschlagen zu werden, dessen Zusatz, auf die hier ausführlich beschriebene Weise, also hinreicht, um eine schädliche Beymischung darzuthun.

Unter den größern Aufsätzen zeichnen wir aus: Barlow's Betrachtungen über die Beobachtungen und Versuche, welche zur Bestimmung der täglichen Variationen und der Intensität der Magnetnadel, vom Kapitän Parry und den Lieutenants Roß und Forster, auf Parry's dritter Polarreise angestellt wurden. Diese Beobachtungen sind auf einem der gelegensten Punkte dieser überhaupt so merkwürdigen Reise, nämlich zu Port Bowen, unter 73° 14′ nördlicher Breite, gemacht, wo die Magnetnadel eine Neigung von 88° hat, und der magnetische Pol daher nicht fern, aber doch weit genug entfernt ist, um den Magnetnadeln ihre natürliche Richt-

*) Ich benuze diese Veranlassung, um auf eine, von diesem verdienstvollen Naturforscher, unter dem Titel: Die neuesten Entdeckungen in der Physik, Heilkunde und Chemie, bey Wandenhök und Ruprecht zu Göttingen, erscheinende Zeitschrift aufmerksam zu machen, von welcher der Jahrg. 1826, in 6. mit den interessantesten Aufsätzen ausgestatteten, Heften vor mir liegt. Diese Blätter werden darauf zurückkommen.

R.

kraft zu lassen, die sie in größerer Nähe des Pols wahrscheinlich eingebüßt hätten. Eine der hauptsächlichsten Fragen, welche bey diesen Beobachtungen vorlag, war die Entscheidung: ob die Aenderungen in der Intensität der horizontal schwingenden Nadel von entsprechenden Aenderungen in der Intensität des Erdmagnetismus, oder aber von solchen Aenderungen in der Neigung der Nadel selbst abhängen? — Es ist indeß mehr Grund vorhanden, das letztere anzunehmen. Der verschiedene Stand der Sonne gegen die Einzelpunkte der Erde scheint das magnetische Verhältniß überhaupt zu afficiren; und so wird sich, als allgemeinstes Resultat dieser schönen Beobachtungen, ein neues Indicium des Wechselnexus zwischen den vier großen Agenten der Natur: Licht und Wärme, Elektricität und Magnetismus, ergeben. Denjenigen Lesern, welche diese Ansicht und das, was sich für und wider den innigen Zusammenhang der sogenannten Imponderabilien sagen läßt, weiter verfolgen wollen, empfehle ich, zur eigenen Prüfung, den im 2ten Hefte des 3ten Bandes unseres Journals (S. 157) vorkommenden bezüglichen und sachreichen Aufsatz von Baumgärtner: Ueber die Schwingungen der Magnetnadeln im Sonnenlichte und im Schatten, dessen genauere Analyse mich hier um so mehr zu weit führen dürfte, als ich in den, aus den Versuchen gezogenen Folgerungen nicht ganz der Meynung des würdigen Verf. bin. Uebrigens ist, und diese Betrachtungen mögen unsere diesmaligen Bericht schließen, jede Bemühung um die Aufklärung der Natur des Magnetismus desto verdienstlicher, da unter allen Erscheinungen, mit denen der Physiker zu thun hat, keine in ein so tiefes Dunkel gehüllt ist, als gerade diese. Der Magnetismus bringt nicht, wie Licht, Wärme, Elektricität, verschiedene Wirkungen an den Körpern hervor; er läßt sich nicht durch einen besonderen Sinn wahrnehmen, sondern beurkundet sein Daseyn nur durch das einzige Phänomen der Anziehung und Abstoßung, und zeigt selbst dieses, in einem merklichen Grade, und ohne ganz besondere Hülfsmittel, und in Beziehung auf einige wenige Körper. Mit Oersted's glänzenden, von den Naturforschern auch in diesem Literaturblatte, so enthusiastisch begrüßter Entdeckung, schien zwar auch in diesem dunklen Gebiete der Naturwissenschaften ein neuer Stern aufzugehen; aber bis jezt — man muß es zur Demüthigung des wissenschaftlichen Stolzes der Menschen bekennen — haben die Erfolge den erregten Erwartungen nicht entsprochen, und die Hand des dänischen Experimentatoren, wie geschickt sie sich bewiesen, ist nicht im Stande gewesen, den Vorhang des Allerheiligsten wegzuziehen.

Dr. Nürnberger.

Geistliche Redekunst.

Proben schottischer Beredtsamkeit, als Beyträge zur vergleichenden Homiletik übersezt und mit Anmerkungen herausgegeben vom Pastor Dr. Christ. Heinr. Friedr. Bialloblotzky. Erstes Heft. Hannover, gedruckt in der königl. Hofbuchdruckerey bey C. A. Telgener. 1828.

Der Herausgeber der vorliegenden Schrift hat schon früher Proben brittischer und amerikanischer Beredtsamkeit dem deutschen Publikum mitgetheilt. Diese schottischen Proben aber sind von besonderem Interesse, nicht nur wegen einer darin mitgetheilten Rede des zelotischen schottischen Predigers Edward Irving in London, sondern vornämlich weil sie zwey Predigten von Walter Scott enthalten. In der ersteren Hinsicht wird das Interesse allerdings auch vom Inhalt und Geiste der mitgetheilten Rede, in der zweyten einzig von dem berühmten Namen des Autors in Anspruch genommen. Man müßte in jedem Betracht dem großen Unbekannten sein Eindringen ins Prophetenamt verweisen, wenn nicht in der That die Veranlassung der Entstehung und der Herausgabe dieser Predigten rührend wäre. Lassen wir darüber ihn selbst sprechen. Laut der Vorrede des vorliegenden Buches steht Folgendes im Vorworte des Originals:

„Diese Reden wurden in der gutgemeinten Absicht geschrieben, einem jungen, Theologie studirenden Freund damit zu dienen. Sir W. Scott hatte aber keineswegs die Absicht, sie jemals dem Auge der Welt vorzulegen. Indeß veranlaßten verschiedene Umstände den Freund, welchem sie ursprünglich bestimmt waren, sich des Verf. Erlaubniß zu deren öffentlicher Bekanntmachung auszubitten, und der Verf. erlaubte, daß sie zum Besten seines Freundes gedruckt würden, wie man aus dem folgenden Bruchstücke eines Briefes ersieht.

„Die Predigten, woran Sie mich erinnern, sind ganz allein für Ihren Gebrauch geschrieben und daher Ihr Eigenthum. Es war, wie Sie selbst am besten wissen, nie meine Absicht, sie öffentlich bekannt zu machen; auch bin ich nicht sehr bereit, sie drucken zu lassen, weil es leicht scheinen könnte, als wollte ich mich in Sachen mischen, die nicht meines Amtes sind. Sie enthalten weder neue Meynungen, noch sollen sie durch ihren Styl glänzen. Meine Absicht dabey war, wie Sie sich erinnern, Ihnen zu zeigen, daß es ein leichteres Geschäft sey, eine vernünftige, aufs Leben anwendbare Rede über einen bestimmten Text auszuarbeiten, als Sie bey Ihrer natürlichen Aengstlichkeit zu glauben schienen. Ich fürchte, daß diejenigen, welche dies Heft mit größeren Erwartungen aufschlagen, sich sehr getäuscht finden werden. Da Sie aber zu glauben scheinen, daß

Digitized by Google

die öffentliche Bekanntmachung Ihnen nützlich werden könnte, so habe ich nichts dagegen, und werde mich freuen, zu hören, daß Sie Ihren Zweck erreichten. — Dieser Brief wird jedem Buchhändler, mit dem Sie sich einlassen wollen, meine Zustimmung beweisen.

Abbatsford, 2. Jan. 1828.

Ihr aufrichtiger Freund
Walter Scott."

Der Verf. hat seinen Predigten ganz richtig vorhergesagt, was die Kritik an ihnen finden oder aussetzen oder vermissen werde. Sie gehen auf einem niedrigen und breiten Boden einher, und so wenig ihnen ein klarer Gang, Gewandtheit im Gebrauche biblischer Ausdrücke — wozu dem Verf. seine früheren Romanstudien gute Vorübung gegeben haben mögen — und mancher gute, praktische Wink abgesprochen werden mag; so leidet doch Einzelnes an unpraktischer Sophistik, das Ganze an Schwunglosigkeit und Schwäche. In der ersten der mitgetheilten zwey Predigten „Vergleichung der jüdischen und christlichen Religionsverfassungen" über Matth. V, 17 zeigt er eine krasse Systemstheologie. Die zweyte ist eine paraphrasirende Erklärung des ersten Psalms und ist durchaus klar und praktisch gehalten. Von dem Tone des Ganzen und von der Breite der Darstellung aber mag den Leser folgende vierfache Tautologie überzeugen, wodurch der große Britte die sonst so berühmte Weitschweifigkeit deutscher Kanzelredner in den Schatten stellt (S. 117): „dann (beym Gerichte) wird der göttliche Hirt für immer die Böcke von den Schafen trennen, der himmlische Hausvater wird die Tenne seiner Scheune fegen, der Herzog unseres Heiles wird keine Spione in seinem Lager lassen, und der König unserer Ehre keine Verräther in seinem Gebiete dulden." Die Rede von Irving über den Werth der Bibel ist ein vortreffliches Werk, aus der Tiefe lebendiger Anschauung und Erfahrung des Christenthums und der Welt geschöpft, mit rednerischer Kraft, Phantasie und Wärme ausgeführt und der klaren Ueberzeugung keineswegs ermangelnd. Auch die von dem Prof. Dr. Chalmers zu Edinburg verfaßte Predigt über die Auferstehung der Körperwelt hat schöne Vorzüge eines deutlichen und lebhaften Vortrages; aber der Gegenstand hat den Verf. zu gelehrten Erörterungen über das Verhältniß zwischen der intellektuellen und materiellen Welt verleitet. Daß der Herausgeber als Proben schottischer Beredtsamkeit die Reden von Irving und Chalmers wählte, ist zu loben. Wie aber kam er dazu, Predigten des Dichters Scott aufzunehmen in seine Sammlung, da sie an sich sehr unbedeutend sind, und, wären sie bedeutend, vom Zustande der Beredtsamkeit in Schottland keine Auskunft geben, zur Wissenschaft der vergleichenden Homiletik keinen Beytrag liefern könnten?

G.

Orientalische Literatur.

Einer der anspruchlosesten und gründlichsten Gelehrten Frankreichs, Amédée Jaubert, bekannt durch seine Reise in der Türkey (ein Werk, welches viel Aufschluß über den östlichen Schauplatz des Krieges zwischen den Russen und Osmanen gewährt); durch seine Gefahren und Gewandtheit in Konstantinopel, eine türkische Grammatik u. a. m., ist in diesem Augenblicke beschäftigt, den bisher nur theilweise (durch die Maroniten und Hartmann) bekannten Edrisi oder den sogenannten nubischen Geographen vollständig herauszugeben. Die Uebersetzung ist bereits vollendet, und wird auf Kosten der geographischen Gesellschaft zu Paris gedruckt. Die inedirten Theile enthalten, wie sich Einsender dieser Zeilen überzeugen konnte, für die Geschichte des Mittelalters höchst wichtige Nachrichten, namentlich in Bezug auf den Handelsverkehr Arabiens mit Indien. Die Bekanntmachung dieses Werkes ist um so angenehmer und wichtiger, als die Handschrift der Escurialbibliothek zum Opfer eines Brandes geworden. Edrisi, dessen Geschlecht von den mauritanischen Königen hergeleitet wird, ist zu Ende des eilften Jahrhunderts in Ceuta geboren, studirte in Spanien und schrieb in Sizilien. Der Grund, warum man ihn den nubischen Geographen nannte; ist nicht genau bekannt, doch möchte die Ursache der Benennung keine andere seyn, als ein Irthum der Uebersetzer, welche einen Theil von Edrisis Werk lateinisch herausgaben. Man sieht aus ihrer Vorrede, daß sie ihn für einen Nubier hielten, wahrscheinlich weil er sich in weitläufige Einzelheiten über Nubien, die Nilquellen u. s. w. einläßt. Dem sey wie ihm wolle, es sehn ohne Zweifel alle, die an der Kunde Afrikas und Asiens Interesse finden, der Bekanntmachung des Ritters Jaubert entgegen. Derselbe Gelehrte hat, als Supplement zu dem bekannten Werke Meninski's, ein Wörterbuch der osttürkischen Sprache verfaßt, das zehn tausend Wörter enthält und zu welchen H. J. Klaproth noch zwey tausend andere verspricht. Dies ebenfalls bisher ungedruckte Werk Jauberts ist mit Benutzung der seltenen, in Kasan gedruckten Vokabularien, einer handschriftlichen, wohlgeordneten Wörtersammlung des Pater Amyot, und ähnlicher Dokumente ausgearbeitet, besonders aber das Resultat der eignen Reisen und Studien des Verfassers. Es wird besonders für Rußland willkommen seyn, theils für die dortigen Gelehrten, theils für die Staatspolitik. Der Verleger eines solchen Werkes wird mehr Ehre als Vortheil einernten, aber viel zur Kenntniß einer Sprache beytragen, mit der bisher so wenige vertraut sind, und ohne deren Studium die Kenntniß der westtürkischen Sprache zu wenig folgereichen Sprachvergleichungen führen kann.

D.

Digitized by Google

№. 16.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 24. Februar 1829.

Religiöse Literatur.

Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums. Dargestellt durch eine allgemeinverständliche Geschichterzählung über alle Abschnitte der vier Evangelien und eine wortgetreue, durch Zwischensätze erklärte Uebersetzung das nach der Zeitfolge und synoptisch geordneten Textes derselben. Von Dr. Heinr. Eberh. Gottlob Paulus. Des ersten Theils erste Abtheilung. Geschichterzählung der 130 ersten Abschnitte. Des zweyten Theils erste Abtheilung. Textübersetzung. Heidelberg, bey C. F. Winter. 1828.

Das Wesentliche dieser Ansichten über die Urgeschichte des Christenthums und seinen Anfang in der Person und dem Leben Jesu wollen wir durch Stellen des Buches unsern Lesern vorlegen:

„Unter den Stillen im Lande, bey dem armen gedrückten Volk und unter den Besseren des Mittelstandes, lebt eine gottandächtige Hoffnung auf, doch wieder einmal nach uralten Erwartungen Davidisch regiert zu werden, je grausamer, durch Prachtliebe erschöpfender und von fremdartiger Gewalt abhängiger der idumäische Herodes schon seit vier Jahrzehenden geherrscht hatte. — Jungfräulich sollte, nach der Auslegung einer Prophetenstelle, der für die Nation so nothwendige, heilbringendste Davidssohn geboren werden. Maria erhält hierzu die Hoffnung und die Wirklichkeit: ohne Verbindung mit Joseph, aber durch die Ehe mit ihm geschützt, das männliche Kind zu gebären, in welchem die Gottheit, wie die Thatfolgen zeigen, den Geist, dessen durchaus unläugbare Willensvortrefflichkeit wir in Jesus verehren, eingekörpert erscheinen und menschlich wirksam werden läßt.“

„Fremdartige nichtjüdische Kenntnisse zeigen sich in den Ueberlieferungen von Jesus durch keine Spur. Auch seine wichtigsten Verbesserungen in gotteswürdigen Religionsbegriffen weisen nicht auf eine wissenschaftliche Entwicklungsart, sondern auf die sittlich reine Betrachtung der Menschen und ihres Verhältnisses zum vollkommen guten Geist zurück. — Jesu Geist steht, wie ein Wunder der Willensvortrefflichkeit und Gemüthserhabenheit, durchaus auf dem höheren Standpunkt, von welchem aus er über die Menschennatur hinblickt und für alles Besserwerden die Gewißheit zum Grund legt: es hat keine Wahrheit Fortdauer, wenn nicht der Menschengeist, um durch geistiges Wollen und Denken die Antriebe der Sinnlichkeit zu regieren (nicht auszutilgen), durch die innigste zur Gottheit emporstrebende Begeisterung seiner selbst mächtig wird. Darauf erst kann durch Vereine von Menschen dieser gebesserten Gesinnungsart auch der äußere Zustand von der Hütte bis zum Pallast hinauf eine göttlich zu billigende Ordnung erhalten.“

„Der große Zweck Jesu und aller der Seinigen ist: immer von Aufforderungen zur Abänderung der gewöhnlichen sinnlichen Gesinnungen des Menschen anzufangen, und durch die gottähnliche Willensverbesserung der Einzelnen auch einen äußeren Zustand, den eine wahrhafte Gottheit billigen könnte, eine Gottesregierung oder Gottesstaat für Viele, in der Wirklichkeit hervorbringen. Dieser Zweck ist der Lebenskeim, das Ursprüngliche des Christenthums. Selbst die meisten Voraussetzungen von Kunden aus der Geisterwelt sind, wenn nicht Pflichterfüllungen davon abhängen, nicht der Zweck einer Religion oder lebensthätigen Gottandächtigkeit. — Die Grundlehren des Urchristenthums sind nirgends wie übermenschliche Entdeckungen von unerkennbaren Beschaffenheiten der Geisterwelt gestaltet. Das fruchtbar Wahre und anwendbar Nöthige sprach er aus in wenigen, sich selbst erweisenden Weisheitssprüchen. Solche „Offenbarungen“ sind nicht dadurch wichtig, daß sie unerkennbare Geheimnisse enthüllen; aber eben deßwegen, weil sie, sobald sie gesagt und verstanden werden, auch unverkennbar wahr und gewiß

für das Geistes- und Lebenswohl der Menschen überall unentbehrlich sind, ist der, welcher das wohl erkennbare, aber nicht erkannte und befolgte, so allgemein verständlich in die Volkswelt eindringen machte, und, damit ganze Völkerschaften davon erfüllt würden, das große Muster und Opfer ward, ein „Offenbarer," welchem keiner seiner Nachfolger gleich steht. — Das Wunderbare von Jesus ist Er selbst. Sein rein und heiter heiliges und doch zur Nachahmung und Nacheiferung für Menschengeister ächtmenschliches Gemüth. Seine Gewißheit, daß nur durch Geistesrechtschaffenheit das Heil, nämlich wahres Wohlergehen für die Menschengeister, vor und nach ihrer Trennung von diesem Erdenleib, erreichbar sey. Seine Beharrlichkeit, volksverständlich, ohne Gewalt und List, dennoch auch auf das äußerliche gemeinschaftliche Leben einzuwirken. Seine Selbstaufopferung im Vertrauen auf eine göttliche, wenn gleich sehr allmählige, Erziehung des Menschengeschlechtes. Diese Gesinnung unterdrohenden Lebensgefahren auszuüben und selbst durch die Art der Hingabe seines Jugendlebens den Entschluß zu ähnlicher Geistesrechtschaffenheit und Erhabenheit auf empfängliche Gemüther zu verbreiten. Ein solcher Geist, in einem Menschenkörper erschienen, ist an sich schon ein Außerordentliches. Und die Wirksamkeit von diesem kurzen Daseyn dieses Einzelnen, die Wirksamkeit, daß von vorneher nur die Sache selber, nämlich die durch Thathandlungen bis zum Kreuzestod ausdauernde Ueberzeugungstreue und die dadurch als Menschen möglich dargestellte Lehre von der Geistesrechtschaffenheit von unten herauf den für Sittlichkeit empfänglichsten Theil der Zeitgenossenschaft über sich selbst erhob und durch so unscheinbare Männer zu einer ganz neuen Geistesverbindung umschuf: dies ist das Wunder, das mit der Person Jesu verbunden in der übrigen Menschengeschichte Seinesgleichen nicht hat."

„Nach der Person sowohl, als nach der Sache betrachtet, erkennt der Aufmerksame das Urchristenthum als an sich wahr. Er erkennt auch das Wunderbare als geschehen und ursprünglich wirksam. Nur freut er sich, weder für die Sachen noch für die Person noch immer jener Wunder wie eines Beweises zu bedürfen. — Dies ist auch der Grund, warum ich selbst die mir etwa eigenen Erklärungen von der möglichen Entstehung der Wundererfolge gar nicht als das Wichtigere zu betrachten bitte. Dabey ist dem Geschichtsfreund nur darum zu thun, auch Nebenumstände nicht für unbegreiflich und daher unglaublich halten zu lassen, wenn man noch nicht einmal versucht hat, ob sie vielleicht wohl begreiflich und um so leichter glaublich seyn möchten. Der Hauptpunkt ist immer schon zum voraus sicher, daß die unerklärlichsten Aenderungen in dem Naturlauf keine geistige Wahrheit weder umstoßen noch beweisen können, da an keinem Naturerfolg zu sehen ist, aus welcher geistigen Absicht er so und nicht anders geschehe."

In dem Geiste, welchen die angeführten Stellen enthalten, schildert Herr Geh. Kirchenrath Paulus die Lebensschicksale Jesu, und zwar im ersten Theile seines Werkes bis zum lezten Laubhüttenfeste, das Jesus in Jerusalem mitfeyerte. Die jüdischen Erwartungen gingen auf einen Messias oder Unterregenten des Jehovah, dessen Begriff sich durch die Vorstellung, daß er aus Davids Familie abstammen werde, bey dem Volke ausgebildet und seit Daniel (VII, 13) zur Idee eines himmlischen Geistes, der im Messias erscheinen werde, sich erhoben hatte. Diese Vorstellungen und Wünsche werden jedoch mehr als Produkt menschlicher Thätigkeit und Sehnsucht, denn als Wirkungen einer göttlichen Anordnung geschildert, so wie auch Abrahams Religionsbegriffe, sein Schauen der Gottheit u. s. w. zunächst nur von dem eigenen moralischen Bewußtseyn und dem „Wollen des göttlich-Gewollten" in Abraham hergeleitet werden. Jesus ist ein durch eigene Willensstärke, durch selbstgewonnene reinere Ueberzeugungen, die jedoch die Gränze der geistigen Naturanlage des Menschen nicht überschreiten, durch Geistesrechtschaffenheit und durch Plan und Bestreben, auch seine Mitmenschen zur Geistesrechtschaffenheit zu erziehen, ein zur ungewöhnlichen Erscheinung erhobener Mensch, ein durch die größere Klarheit seiner Ansichten und durch die Universalität seiner Bestrebungen potenzirter Abraham oder Moses. Sein moralischer Werth und der moralische Zweck seines Lebens machen ihn des Namens „Messias, wahrer Unterregent des Jehovah, Lehrregent," der die Menschen das Gottgewollte wollen lehrt, würdig. Er fühlt sich als den [illegible] der Vorwelt ersehnten Retter und sucht, was er freythätig erkennt und befolgt, auch in Andern zur Ueberzeugung und zum Leben zu bringen. Sein Zweck geht auf sittliche Veredlung. Deshalb ist Lehre, die sich auf Sinnesänderung bezieht, und Beyspiel sittlicher Handlungsweise sein Hauptgeschäft. Sein Beruf, wohlzuthun, erstreckt sich auch auf die physische Welt. Er nimmt sich heilend der Kranken an. In der Nähe des Heiligen weichen die Krankheiten, die man dem Einflusse böser Geister zuschreibt. Andere Uebel entfernt er durch Anwendung einfacher natürlicher Mittel; das Aufhören andrer sagt er mit prüfendem Verstande vorher. Aus Verlegenheiten hilft er durch zuvorkommende Güte, schnellen Rath und gutes Beyspiel, so z. B. bey der Hochzeit zu Kana, bey der Speisung von Tausenden durch wenige Brode und Fische. Die natürliche Erklärung von Begebenheiten und Thatsachen, in welchen Jesus kein Wunder vollbringen und die Geschichtschreiber seines Lebens kein Wunder berichten wollen, schadet dem wahren Glauben und der Ehrfurcht gegen Jesu Erscheinung und Wirksamkeit keineswegs. Er selbst vermeidet oft die Gelegenheit zu Heilun-

Digitized by Google

gen, damit nicht das Volk um der äußeren Thatsachen willen, sondern damit es um der Sache selbst, um des Inhalts seiner Lehre willen sich an ihn anschließen und ihn für den Lehrregenten, den Gott sende, halten möge.

Die Sehnsucht, nur das Glaubliche oder was sich beweisen, natürlich erklären, im Kreise menschlicher Erfahrung nachweisen läßt, anzunehmen, hat den Verf. nicht über den Menschen Jesus hinauskommen lassen. Ob er damit überhaupt dem sittlichen Gefühle genügen und in seinen Lesern die Ueberzeugung begründen wird, daß Jesus einen vollkommenen reinen Willen, d. h. keine Sünde gehabt? Ob es ihm gelingen wird, ohne die Annahme einer höhern Natur in Christus den Glauben an Erlösung und Vertrauen zu dem, dessen heilige Willenskraft uns ohne Annahme eines besonderen und einzigen Einflusses der Gottheit auf seinen Geist nicht zweifellos vergewissert ist, zu erwecken? Ob er durch Hinstellung eines willensreinen und populärfaßlichen Philosophen, der die religiösen Grundsätze der Kantischen Schule zu verallgemeinern sucht und in ihrer praktischen Verwirklichung der Mit- und Nachwelt vorangeht, das religiöse Gemüth und die Bedürfnisse des schuldbewußten, und dem Zug der Sünde hingegebenen und dadurch moralisch-geschwächten Menschen befriedigen mag? Im Gegensatze gegen dogmatische Theorien scheint uns Herr Geh. Kirchenrath Paulus eine trockene moralische Theorie dargestellt, und blos einen persongewordenen kategorischen Imperativus in dem Leben und Wirken Jesu anerkannt zu haben.

Das Schwierigere liegt aber in dem Bemühen, diese Ansichten zugleich als die der evangelischen Schriftsteller nachzuweisen, sie gleichsam aus den Aeußerungen Jesu und der Evangelisten als Ansichten des Urchristenthums herauszuziehen. Wir stimmen mit dem Verf. gerne in der Bekämpfung derjenigen Theorie überein, welche von Christi Blut und Tod als einem äußeren Opfer die Sündenvergebung und Begnadigung der Menschen herleitet. („Ich habe und erharre mir nicht jenen Resignationsglauben, welcher sich dahin gibt, etwas, das an sich ihm nicht wahr seyn kann, für wahr zu nehmen, damit es ihm, um dieser mühsamen Hingebung willen, ohne weitere Mühe vor Gott zu gut komme.“ — „Das christliche Kirchenthum wurde unter das mosaische Judenthum herabgesezt, so oft man das Christenthum als ein Mittel darstellte, eben so und noch leichter als durch die Hekatomben des Heidenthums entsündigt und versühnt zu werden.)“ Wir finden mit ihm die gegentheiligen Forderungen in den Aussprüchen und in dem ganzen Verfahren Jesu nach der neutestamentalischen Erzählung. Auch zeigt sich Jesus nirgends als ein solcher, dem es darum wäre zu thun gewesen, eine Menge übernatürlicher Erkenntnisse zu enthüllen, fruchtlose Geheimnisse auszukramen, deren Annehmen und Festhalten christlicher Glaube und für den also Glaubenden beseligend sey. Der Zweck des Christenthums ist nach dem ganzen Evangelium ein praktischer, Hinleitung zum Guten, zur Willens- und Lebensgemeinschaft mit dem ewig Guten, mit der Gottheit. Aber mit Unrecht scheint der Verf. den theoretischen Mittelpunkt der praktischen Forderungen des Christenthums zu übersehen, das Uebermenschliche, Uebernatürliche, nicht blos Ungewöhnliche, Seltsame und gleichsam Wunderbare, die höhere Natur, das innige Geistesverhältniß zu Gott in Christus. Solchen Aeußerungen über seine Natur, seine Verbindung mit Gott, den er in einem ausschließenden Sinne fortwährend seinen Vater nennt, über seine vorweltliche, gewissermaßen persönliche Existenz bey Gott, über seine künftige Herrlichkeit und seinen nicht blos moralischen und mittelbaren Einfluß auf die Schicksale und den Sieg seiner Gemeinde — solchen Aeußerungen sucht Jesus nicht, am wenigsten bey Johannes auszuweichen. Freylich gibt er auch ihnen immer eine praktische Richtung, weil das Dogma von seiner Person den Anfang und den innersten Keim aller Erlösung und Heiligung enthält, soferne nur Anschließung an sein Leben, an seine Gesinnung, und Aufnahme, thätige Aufnahme und Bewahrung seines Geistes wahrer Glaube ist und völlige Sinnesänderung bewirken kann.

Wir fragen unsere Leser, ob sie beym Lesen der neutestamentlichen Evangelien blos einen tugendhaften Moralprediger in Jesus kennen gelernt, ob sie jemals angenommen haben, die Schriftsteller wollen ihnen nur einen vollkommenen, rechtschaffenen, das Gottgewollte wollenden Menschen darstellen? Unter dem Sohne Gottes verstanden Jesus und die Evangelisten unendlich mehr, als Herr Geh. Kirchenrath Paulus sie verstehen läßt. Auch die Erfahrungen des israelitischen Volkes, den Glauben Abrahams u. s. w. faßten sie in einer höhern Bedeutung als Wirkungen und Offenbarungen der göttlichen Gnade. Aus demselben Grunde sind ihnen auch die Thaten Jesu Wunder. Zugegeben, daß Jesus den Glauben an sich um seiner persönlichen Erscheinung und Lehre willen, nicht wegen seiner außerordentlichen Handlungen ansprach, sind doch seine Wunder als — wenn der Ausdruck erlaubt ist — natürliche Ergebnisse und Wirkungen der in ihm wohnenden übernatürlichen Geisteskraft im Evangelium erzählt. Der Glaube an seine Wunderthätigkeit floß den Evangelisten ohne Mühe aus der Ueberzeugung, daß, der aus dem Schooße des Vaters sey, der im Reiche des Geistes durch einen Trost, den unser Herz ersehnt, ohne ihn durch sich selbst finden zu können, die tiefsten und innigsten Bedürfnisse stillt, auch über die Erscheinungen der sichtbaren Welt zu gebieten im Stande sey. Zwar scheint im vorliegenden Buche das Wunder der übernatür-

Digitized by Google

lichen Zeugung Christi zugegeben *), und dadurch der Weg zur Annahme einer höheren Natur in ihm gebahnt zu seyn. Aber leztere tritt, wenn auch flüchtig aus einzelnen Worten, doch nicht aus dem Geiste und der Anlage des Werkes hervor, und jenes wird durch Ausdrücke folgender Art wieder verflüchtigt: „es habe Maria die lebhafte Versicherung erhalten, daß die Erzeugung ihres großen Sohnes eine Folge heiliger Begeisterung und gotteswürdiger Kraft seyn würde.“ (1 Th. S. 81).

Wir ehren die große historische und exegetische Gelehrsamkeit, wodurch Herr Geh. Kirchenrath Paulus seit langer Zeit im Gebiete der biblischen Theologie gewirkt und manche haltlose Meynung des älteren Systems gestürzt, seine supranaturalistischen Gegner aber zu besonnenem Widerstande, zu gründlicherer Erforschung der Schrift, zu heilsamer Läuterung und sichererer Vertheidigung ihres Systems veranlaßt hat. Aber dagegen sträubt sich unsere Ueberzeugung, zur Ehre seiner Ansicht denjenigen Rationalismus anzufeinden, der die ganze heil. Schrift oder einzelne Theile derselben als Dichtung und Mythe dahinstellt. Wir glauben gegen solche Angriffe auf das Christenthum nichts durch eine Ansicht gewonnen zu haben, die fremdartige Vorstellungen in die Worte der Bibel hineinzwingt, und so das Göttliche vermenschlicht, den heiligen Wunderquell zum gewöhnlichen Brunnenwasser zersezt.

Einzelne historische Untersuchungen und die chronologische Eintheilung der Begebenheiten sind sehr befriedigend und zeugen von dem Scharfsinne und der exegetischen Gewandtheit des Verfassers. Ob er die Verbreitung seiner Ansichten durch die sprachliche Darstellung seines Buches befördern wird, daran möchten wir zweifeln.

K.

*) Mit Recht sagt Steffens in seiner Schrift von der falschen Theologie und dem wahren Glauben (Breslau 1823) S. 27. „Versteckt sich hinter den Versuch, die Wunder wegzudeuteln, das Streben, die heilige Schrift gleichsam weniger unvernünftig zu machen, dann erscheint es uns als völlig unverständig, so lange noch irgend ein Wunder übrig bleibt, so lange das Fundamentalwunder des christlichen Glaubens — die Zeugung Christi durch den heiligen Geist und seine Auferstehung — bleiben.“ Man sieht, der sonst so tapfre Paulus wagt in Bezug auf dieses eine Wunder nicht recht klar mit der Sprache herauszurücken, wahrscheinlich den Schwachen und zunächst seiner eignen Schwachheit zu liebe. Daß doch die Herren immer nur bis auf einen gewissen Punkt tapfer sind! daß sich doch ihre Moral immer mit weltlicher Klugheit verträgt! — Auch verdient hier beherzigt zu werden, was Steffens so treffend über den Widerspruch sagt, in welchen die Rationalisten zu verfallen pflegen, indem sie die biblischen Wunder einerseits für Dichtung, Mythe, Fabel ausgeben, und anderseits doch wieder, als ob sie etwas Faktisches wäre, durch Physik und Arzneykunde natürlich erklären wollen. S. 49. „Die Wunder in einem Gedicht durch die Physik zu erklären, ist doch ein gar zu seltsames Unternehmen.“

W. Menzel.

Sprachliteratur.

Ausführliches Lehrgebäude der spanischen Sprache von Conrad Lüdger. Leipzig bey Johann Barth. 1828.

Mit Vergnügen zeigen wir diese Grammatik an, und hoffen, daß sie einem recht gefühlten Bedürfniß entgegen kommen werde, da in Deutschland je mehr und mehr die spanische Literatur, unter andern durch die treffliche Ausgaben spanischer Dichter von Ernst Fleischer in Leipzig, sich verbreitet. Der Verfasser, schon vorher durch seine englische Grammatik rühmlich bekannt, ist zwar nicht selbst in Spanien gewesen, aber er hat theils in London, theils in Hamburg Unterricht von gebornen Spaniern genossen. Man muß gestehen, daß er bey den geringen Vorarbeiten ein sehr fleißiges und wohlgelungenes Werk geliefert hat. Benuzt wurde von ihm die Grammatik der Akademie zu Madrid, und die spanische Grammatik für Engländer von Henry.

Das Werk beginnt mit einer besonders gut gearbeiteten und vollständigen Lehre von der Aussprache; die um so nöthiger war, da man in Deutschland so wenig Gelegenheit hat, sich einen Begriff von der wahren spanischen Aussprache zu machen. Sodann wird die Lehre von dem Substantiv, der Deklination und dem Verbum erschöpfend abgehandelt. Der Syntax ist ein Anhang über die häufigsten Hispanicismen beygegeben; den Schluß machen reiche Auszüge aus spanischen Schriftstellern, zum Uebersetzen ins Deutsche, nebst Formularen zu Geschäftsbriefen und dergleichen.

Der Berichterstatter kennt mehrere italienisch-spanische, und französisch-spanische Grammatiken; aber er würde unbedingt dem Werke Lüdgers den Vorzug vor allen diesen, so wie vor den frühern deutsch-spanischen geben.

Digitized by Google

N°. 17.

Literatur-Blatt.

Freitag, 27. Februar 1829.

Biographie.

Aus dem Leben und den Memoiren eines ehemaligen Galeerensklaven (Vidocq), welcher, nachdem er Komödiant, Soldat, Seeoffizier, Räuber, Spieler, Schleichhändler und Galeerensklave war, endlich Chef der Pariser geheimen Polizey unter Napoleon sowohl als unter den Bourbonen bis zum Jahr 1827 wurde. Aus dem Französischen. Vier Theile. Stuttgart 1829.

Im vorigen Jahrgang des Morgenblatts sind bereits interessante Auszüge aus diesen Memoiren mitgetheilt worden. Leider werden wahrscheinlich nicht alle Erwartungen, zu denen die Erscheinung dieses Werks uns anfangs berechtigte, erfüllt werden, denn die vorliegenden Theile desselben umfassen im Original wie in der Uebersetzung nur das frühere Leben Vidocq's als Privatmann, und schließen gerade da, wo seine politische Laufbahn als Chef der geheimen Polizey beginnen soll. Nun vernimmt man, Vidocq habe sich das Manuscript, welches die so wichtige Fortsetzung seines Werks enthält, unter der Hand abkaufen lassen, und es werde nie gedruckt werden. Falls sich dies bestätigen sollte, so können Vidocqs Memoiren nur als eine merkwürdige und romanhafte Lebensgeschichte gelten, ohne zugleich für die politische Geschichte Frankreichs sich wichtig zu machen.

Vidocq wurde 1775 zu Arras geboren, und seine Eltern waren die nächsten Nachbarn der Eltern Robespierres. Sein Vater, ein reicher Becker, erzog ihn für sein Handwerk, doch Vidocq strebte frühzeitig nach höhern Dingen. Durch Grausamkeit gegen Thiere, boshaften Muthwillen gegen Kinder schon zu einer gewissen Celebrität gelangt, tritt er kaum ins Jünglingsalter, als er schon auf liederliches Schlemmen und demzufolge aufs Stehlen verfällt. Ertappt und bestraft läßt er doch nicht davon ab, sondern stiehlt seinem Vater eine große Summe und entflieht. In Dieppe läßt er sich in ein schlechtes Wirthshaus locken, wird trunken gemacht und alles Geldes beraubt. Die Noth zwingt ihn, einer herumwandernden Bande sich anzuschließen, und er muß anfangs wilde Thiere füttern, nachher sich zum Seiltänzer abrichten lassen. Hunger und Prügel treiben ihn von dannen, und er tritt bey dem Inhaber eines kleinen Polichinelltheaters in Dienst. Mit der Frau desselben im Ehebruch ertappt, muß er abermals fliehen, wird der Famulus eines herumziehenden Arztes und entschließt sich endlich, als reuiger Sohn ins Vaterhaus zurückzukehren. Kaum ist ihm hier verziehen, so geht er schon wieder mit einer Schauspielerin durch, verläßt sie jedoch bald aus Geldmangel und kehrt nochmals nach Arras zurück. Hier wird er Soldat, zeichnet sich bald durch Stärke, Keckheit und Liederlichkeit aus, tödtet zwey Kameraden im Duell, desertirt zu den Oestreichern, bekommt dort ordonnanzmäßige Prügel, die sein Ehrgefühl verletzen, desertirt wieder zu den Franzosen, wird in einem Duell verwundet und kommt abermals nach Arras, sich heilen zu lassen. Gerade zu der Zeit befindet sich der berüchtigte Konventsdeputirte Joseph Lebon in Arras, und betreibt dort jene systematischen Hinrichtungen, die gleich denen Carriers zu einer so traurigen Berühmtheit gelangt sind. Die Feinde Vidocqs legen es darauf an, auch ihn auf die Guillotine zu bringen. Er wird eingekerkert und entgeht dem Tode nur mit Mühe. Sofort kehrt er zu seinem Regimente zurück, wird Offizier, läßt sich in neue Liebeshändel ein und sieht sich gezwungen, ein ziemlich häßliches Frauenzimmer zu heyrathen, um der revolutionären Verläumdung und der Guillotine zum zweytenmal zu entgehn. Seine Frau wird ihm gleich nach der Hochzeit untreu; da sie aber unter Lebons Schutz steht, darf er sich nicht rächen, sondern muß entfliehn. Er begibt sich mit den zuchtlosen Schaaren der Revolutionsarmee nach Belgien, wird ein Spieler und sezt sich mit einigen spitzbübischen Gefährten unter fremdem Namen, und, was bey der damaligen Verwirrung leicht anging, mit einem angenommenen höhern militärischen Range in Brüssel fest, gewinnt unter dieser Maske die Liebe einer reichen Baronesse, ist aber doch ehrlich genug, da sie ihn durchaus heyrathen will, den Betrug zu bekennen. Reich von ihr

Digitized by Google

beschenkt, geht er nach Amsterdam und Paris, wo ihn Spiel, Wein und Mädchen bald wieder um das Seinige bringen. Indem er arm und entblößt nach den Niederlanden zurückkehrt, geräth er unter eine Bande Gauner und wird in ihre Diebskünste eingeweiht. In Lille verliebt er sich wieder, prügelt aus Eifersucht einen Kapitän durch und wird ins Gefängniß gesezt.

Von nun an beginnt ein zweyter Abschnitt im Leben Vidocqs. Fortan ist der Kerker seine Heimath, er wird als ein Verbrecher von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, und es ist in der That sehr interessant, wie seine Freyheitsliebe gegen Zwang und Fesseln kämpft, und wie es seinem bessern Genius endlich gelingt, ihn als ein gereinigtes Mitglied der Gesellschaft zurückzugeben. Vidocq ist anfangs nur zu der leichten Strafe einer diepmonatlichen Gefangenschaft verurtheilt, begeht aber die Unvorsichtigkeit, seine Kammer im Gefängniß einigen Unglücksgefährten einzuräumen, welche daselbst eine Fälschung öffentlicher Papiere vornehmen. Die Sache wird entdeckt und Vidocq trotz seiner Unschuld als Mitschuldiger zur Galeere verurtheilt. Dreymal gelingt es ihm, zu entfliehn, doch jedesmal wird er wieder eingefangen und seine List hat keinen bessern Erfolg, als ihm den schlimmen Ruf eines gefährlichen Verbrechers zuzuziehn. Endlich gelingt es ihm, noch einmal zu entkommen; er verzieht die Füßen von Hände und tritt in die Dienste des damals berühmten Schleichhändlers Allein er wird in einem Wirthshaus abermals erkannt und nach Lille zurückgeführt. Nun entflieht er, unerschöpflich an List, zum fünftenmal, hat das Glück, ungefragt bey einem Husarenregiment angenommen zu werden, wird aber nochmals von den Gensdarmen erkannt und wieder nach Lille, von da nach dem Bicetre in Paris gebracht. Hier mißlingt jeder Fluchtversuch, und je mehr er sich unter seinen Gefährten Ruhm und Ansehn erwirbt, desto schärfer wird er auch als ein ausgelernter Verbrecher von den Wächtern gehütet. Er glaubt, völlig unschuldig zu seyn, und doch schmeichelt es ihm, für gefährlich gehalten zu werden. Endlich muß er mit der ersten Kette den Galeerensklaven nach Brest abgehn, jedesmal mit Halseisen an eine lange Kette gekuppelt, und kahl geschornen Hauptes in der schändlichsten Gesellschaft, wie sie nur aus der Hefe der französischen Revolution hervorgehn konnte. Er kommt nach Brest, entflieht aber von da, gibt sich für einen entsprungnen Matrosen aus, wird als solcher arretirt, schafft sich eine künstliche Krankheit an, entflieht aus dem Hospital in Weiberkleidern, schließt sich aus Noth an eine Räuberbande an, verläßt sie wieder aus Vorsicht, wird erst Ochsentreiber, dann Schulmeister, besucht heimlich Arras, wird in Rotterdam als Matrose gepreßt, dient eine Zeitlang mit Glück auf einem Kaperschiff, hat aber das Unglück, als der aus dem Hospital entsprungene Matrose erkannt zu werden, und kaum ist er wieder im Kerker, so wird er auch wieder unter seinem wahren Namen Vidocq als der entsprungne Galeerensklave entdeckt. Er kommt nach Bicetre zurück und geht von da mit einer neuen Kette nach dem Sklavenhause von Toulon ab. Hier wird er sehr streng gehalten und kann lange nicht loskommen. Endlich gelingt es ihm wieder, mit eben so viel Glück als List auf eine recht romantische Weise zu fliehn, und eine Bande Straßenräuber, unter die er sich aufnehmen läßt, sichert ihn zunächst vor neuer Entdeckung. In dieser Lage versucht er zum erstenmal, sich durch Verrath an seinen eignen Kameraden mit der Polizey auf einen guten Fuß zu sezen; da er indeß nicht ganz traut, zieht er sich bald wieder von diesem gefährlichen Handwerk zurück. Er wagt sich nach Arras, täuscht seine Verfolger lange Zeit mit großer Kühnheit, wird aber verrathen, wieder eingefangen, entflieht von neuem, rettet sich auf ein Korsarenschiff und läßt sich endlich in die französische Marine-Artillerie aufnehmen. Hier lernt er die weitverbreitete, gegen Napoleon gerichtete geheime Armeeverschwörung der Olympier kennen. Indem er aber schon einer höhern Beförderung entgegensieht, wird er abermals verrathen und ins Gefängniß gesezt, aus dem er jedoch so schnell, wie immer, wieder entflieht. Da er sich aber, aus alter Anhänglichkeit an seine Vaterstadt, wieder nach Arras wagt, entdeckt und verhaftet man ihn von neuem. Allein er ist unerschöpflich an Rettungsmitteln, entspringt glücklich zum zehnten Male, und entgeht allen Nachstellungen in der Verkleidung erst eines Offiziers, dann eines wandernden Krämers. Endlich wagt er es sogar, sich unter fremdem Namen als ein Kaufmann mitten in Paris häuslich niederzulassen und macht recht gute Geschäfte. Unglücklicherweise jedoch kommen zwey seiner alten Kameraden, entsprungne Galeerensklaven, auf seine Spur, und aus Furcht, von ihnen verrathen zu werden, muß er ihnen nicht nur große Geldsummen geben, sondern auch das gefährliche Amt eines Diebshehlers übernehmen. Seine Angst ist gränzenlos; da er sich in immer neue Verbrechen verstrickt, von dem ersehnten Ziele bürgerlicher Ruhe immer weiter entfernt sieht. Er bietet sich noch einmal der Polizey an, allein nun traut ihm weder diese, noch sein alter räuberischer Anhang. Er wird verrathen und ins Bicetre gesezt.

Hier beginnt ein dritter Abschnitt seines Lebens. Die Polizey faßt endlich zu seiner Aufrichtigkeit Vertrauen, und glaubt, ihn wegen seiner zahlreichen Verbindungen mit Dieben, Räubern, Korsaren, Smugglern, Fälschern, Diebshehlern und Intriganten, so wie auch wegen seines oft erprobten Muthes und Scharfsinnes, mit Vortheil benutzen zu können. Er tritt in den Dienst der Polizey, ohne daß es seine alten Brüder merken, und so gelingt es ihm bald, ganz Paris von mehrern Generationen von

Digitized by Google

Spitzbuben zu reinigen. Dies setzt ihn bey der kaiserlichen Regierung verdientermaßen in Gunst, und so wird er Chef der geheimen Polizey. Doch leider hört hier die Erzählung seines Lebens auf, und gerade das Wichtigste davon bleibt uns verborgen.

Aus dieser Skizze wird jeder Leser leicht ersehn, daß Vidocqs Leben interessanter ist, als es wohl je das Leben eines Spitzbuben gewesen seyn mag. Wir müssen noch hinzufügen, daß es trotz seiner romanhaften Scenen den Reiz unverfälschter Wahrheit hat, und daß es sehr gut geschrieben ist. Vidocq gehört zu den Menschen, welche das Schicksal, die bittere Noth erzogen hat; und die, was ihnen auch in moralischer Hinsicht fehlen mag, doch an Charakterstärke, Muth und Verstand durch große Erfahrungen hinlänglich gereift sind, um die Dreistigkeit und den Geist der Wahrheit sich angeeignet zu haben. Da solche Menschen keine andere Tugend für sich ansprechen können, machen sie wenigstens aus ihrer Wahrheitsliebe eine Tugend, und glauben einen Theil ihrer Fehler oder Verbrechen durch die geistvolle Aufrichtigkeit, mit welcher sie sich dazu bekennen, wieder gut zu machen. Vidocq ist zu verständig, um auf eine sentimentale Weise den Reuigen zu spielen. Auch mangelt ihm, wie man wohl aus seinem ganzen Leben ersehn kann, die feine moralische Unterscheidungsgabe gewissermaßen von Natur aus. Er moralisirt daher gegen die Laster, die er so genau kennen gelernt hat, keineswegs. Er betrachtet sie nur aus einem politischen Standpunkt, sieht sie nicht als böse an sich, sondern nur als schädlich für die Gesellschaft an, und redet davon nicht wie ein armer Sünder, sondern wie ein Volksrepräsentant. Er benuzt seine Erfahrungen, um die Lenker des Staats auf die vielen Mißbräuche in den Gefängnissen, auf die Ursachen vieler Verbrechen, auf die geheimen Praktiken der Räuber und Diebe und auf die Mittel aufmerksam zu machen, durch welche man denselben vorbeugen sollte. In diesem Sinne knüpft er an die Geschichtserzählung beständig lehrreiche Bemerkungen an.

W. M.

Völkerkunde.

Memoires de la Societé Royale Academique de Savoie. Tom. III. Chambéry 1828.

Dieser Band enthält die Arbeiten der französischen Akademie vom August 1826 bis 1827.

Im Eingang geschieht dankbar des Guten Erwähnung, das in diesem Jahr der Akademie geschah. Erst erhob sie der König von Sardinien zur Societé Royale, genehmigte ihre Statuten und gab ihr tausend Livres jährliche Revenuen. Der General Graf de Boigne, ihr immerwährender Ehren-Präsident, machte der Gesellschaft eine bedeutende Schenkung.

Alle Arbeiten und Abhandlungen der Gesellschaft gehören treu ihren Grundsätzen zunächst dem Land an, ohne jedoch Untersuchungen allgemeineren Interesses auszuschließen.

In der ersten Abhandlung bespricht der Dr. Gouvert den medicinischen und ackerbaulichen Charakter des Jahrs 1826 in Beziehung auf Savoyen.

Von demselben Verfasser ist der folgende Aufsatz, der für die Einwohner von Chambéry großes Interesse hat, da dem ganzen Becken, worin die Stadt liegt, nahe Gefahr droht. Diese kömmt von der zum Schrecken der Einwohner jährlich mehr zunehmenden Entblößung der umliegenden Berge von Waldung. Unklugheit und Habsucht begnügen sich nämlich nicht, die Felsen und abschüssigen Stellen des wenigen Holzes zu berauben, das da noch steht; sie reuten die Bäume sogar mit den Wurzeln aus und rauben dem Erdreich dadurch allen Halt gegen die Gewalt des Wassers. Durch dies Verfahren wird der Erdboden ganz nackt und aller Reproduktion unfähig. Die ungehalten herabstürzenden Bergströme schwellen die Wasser im Thal an, und bringen unvermeidliche Ueberschwemmungen hervor, zumal die wilden Ströme auf ihrem reißenden Weg alles mit sich fortreißen, was sie nur finden und erreichen. Diese Gefahr wäre um so drohender bey einem schnellen Thauwetter oder bey großen, mehrere Tage anhaltenden Regen. Außer diesen immer nahen Gefahren zeigt der Verfasser auch eine entferntere, die nicht weniger beängstigend ist. In kurzer Zeit wird Chambéry nicht nur gar kein Nutzholz mehr haben, sondern auch keins zum Brennen. Dann muß die Art an die wenigen Bäume in den Ebenen und Thälern gelegt werden. Wenn Ströme und Ueberschwemmungen dann auch diese veröden und aller Vegetation berauben, muß die Gegend ganz von ihren Einwohnern verlassen werden, weil durch die Menschen das schöne Thal zur Wüste geworden ist. Der Verfasser gibt am Ende seiner Abhandlung die Mittel an, wodurch für die Zukunft dem drohenden Uebel abgeholfen werden kann.

Der Kanonikus Render in Chambéry — ehemals Professor der Physik am dortigen Kollege Royal — theilt in der folgenden interessanten Denkschrift eine Reihe von Beobachtungen mit, wodurch er darthun will, daß die Krystallisation aller Körper ein elektrisches Phänomen ist.

In der folgenden Abhandlung von Prof. Raymond, immerwährender Sekretär der Akademie, wird die Lösung einer optischen Erscheinung versucht, mit der sich der

Digitized by Google

N°. 10.

Kunst-Blatt.

Montag, 2. Februar 1829.

Christus mit dem Zinsgroschen von Tizian.

Das unter dem Namen Christo della Moneta bekannte Bild von Tizian auf der königlichen Gallerie zu Dresden ist eins der herrlichsten Meisterwerke jenes grossen venetianischen Künstlers, der als Colorist für jede Schule das erste Muster bleiben wird. Nebst vielen andern Schätzen der Modenesischen Gallerie kam im vorigen Jahrhundert auch dieses Kunstwerk nach Dresden in die königl. Gallerie und Vasari gedenkt schon dessen in der Biographie Tizians, indem er erzählt: daß der Herzog von Ferrara sich ein Zimmer mit mehreren Gemälden von verschiedenen Künstlern ausschmücken und von Tizian dazu einige Bilder fertigen ließ, worunter der Christus mit dem Zinsgroschen, für eine Schrankthür *)? gehörte und welche Gemälde wegen ihres Verdienstes vom Herzog dem Künstler gut belohnt wurden.

Schon damals waren diese Arbeiten wegen ihrer Ausführung und fleißigen geistreichen Vollendung hochgepriesen und in dem größten Ruf. Hier die Worte Vasari's, des uns immer merkwürdigen Künstlerbiographen: „Similmente nella porta d'un armario depinse Tiziano „dal mezzo in su una testa d'un Christo maravigliosa „e stupenda, a cui un villano Hebreo mostra la moneta „di Cesare. La quale testa e altre pitture del detto ca„merino affermanno i nostri migliori artefici, che sono „le migliore e meglio condutte che habbia mai fatto „Tiziano, e nol vero sono rarissime, onde liberalissi„mamente riconosciati e premiati da qual Signore **) “

Tizian stellte die biblische Scene, wo Christus von einem Juden (Pharisäer) versuchender Weise über die Rechtlichkeit des Tributs gefragt wird mit der höchsten Einfachheit blos in einer Gruppe zweyer halben Figuren vor. Schon hierdurch erhob Tizian sein Werk zu dem höchsten Rang, indem die Einfachheit der Composition doppelt auf den Beschauer wirkt und das Auge desselben nicht durch störende Nebendinge abgezogen wird, sondern mit ruhigem Blick darauf den herrlichsten Eindruck genießt.

Der große, edle und die reinste Milde zeigende Charakter im Christuskopf erregt für das Gemüth eine eigene Empfindung; in dem Individuellen finden wir einerseits das höchst Natürliche, wo Ernst und Anmuth gleich gepaart sind, andererseits zeigt uns dieses Werk ein hohes Ideal, welches von dem anderer Künstler, die sich in früher oder später Zeit in Darstellungen von Christusbildnissen versuchten, ganz abweichend ist. Mit jener Beschreibung des alten Berichterstatters über Christi Person, welche unter dem Namen des Lentulus *) bekannt ist, finden wir auch hier einige Aehnlichkeit, jedoch sind die individuellen Züge ganz verschieden, besonders von denen der neugriechischen Darstellungen. Der bekannte schöne Christuskopf von Annib. Carracci in der Dresdner Gallerie deutet auf mehr Ernst als Milde und ähnelt mehr einem Jupiterskopf; auch die Darstellungen der Christusköpfe von den Meistern der niederdeutschen Schule sind immer mehr eines ernsten als Sanftmuth verrathenden Charakters. Selbst der herrliche und großartig gezeichnete Kopf des Christus von H. Hemling in der Boisserée'schen, jetzt königlichen Sammlung altdeutscher Gemälde zu München, kündet uns mehr Ernst und eine so zu sagen von uns geforderte Furcht an, wozu freylich das ganz en face ge-

*) Wenn die in demselben Zimmer von Vasari beschriebenen andern Gemälde, welche profane und mythologische Gegenstände enthielten, passend wären, so möchte man glauben, daß jener Christo della Moneta zu der Thür eines Tabernackels einer Kapelle hätte dienen können, so aber bleibt der Ausdruck zu oder auf einer Thür eines Schrankes etwas dunkel.

**) Ridolfi und später Lanzi gedenken desselben Bildes, ersterer sagt, daß es viele Copieen gebe, besonders zu Saverio di Rimini eine, wo am Saum von des Pharisäers Kleid der Name Tizians stehe. Dieses ist aber auch der Fall mit dem Original zu Dresden. Endlich befindet sich auch neben dem Original auf der Dresdner Gallerie eine Copie von Flaminio Torre, welche sich jedoch nicht neben dem Original sehen lassen darf.

*) Von welchem auch kürzlich in diesen Blättern zu lesen war, und welche Beschreibung wir ebenfalls schon früher auf einem alten Bilde fanden.

Digitized by Google

zeichnete Antlitz und das gleichsam vom Kopf ausgehende Licht vieles beyträgt. Wenn eine alte Darstellung von Christi Bildniß mit dem Tizianischen, rücksichtlich des Milde und Hoheit vereinigenden Ausdrucks zu vergleichen wäre, so ist es die von Thomas da Mutina *) in der Cathedral- und Domkirche St. Veit zu Prag. In diesem Kopfe liegt etwas, was wir kaum zu nennen vermögen, etwas was uns bey der Ansicht des Bildes fesselt, und uns nöthigt, einen längern und tiefen Eindruck in unsrer Seele zu bewahren. Es sey uns erlaubt, noch die einzelnen Theile von Tizians Christuskopf anzudeuten. Der Künstler zeichnete den hohen Charakter durch die hohe und breite Stirn, vom Scheitel wallen die dunkelbraunen Haare, die im Licht wie Gold glänzen, sanft auf die Schultern herab und umgeben den schönen weichen Bart. Das sanfte Auge, die schön geformte Nase und der dem Pharisäer eine ruhige, gelassene Antwort ertheilende Mund, alles zeigt Hoheit und Würde. Die nach dem Pharisäer ausgestreckte Hand zeigt uns das schönste Verhältniß durch ihre korrekte Zeichnung und gehört auch in Hinsicht der Färbung und Ausführung zu den vollendetesten Theilen des Bildes.

Welcher Abstand, obgleich nicht in Karrikatur übertragen, liegt in dem Kopfe des Pharisäers; mit einem verhöhnenden, schlauen und zugleich triumphirenden Blick über die klug ausgedachte Frage zeigt er dem Gottmenschen die Münze mit des Kaisers Bildniß. Die braune Färbung des Fleisches, der rohe, durch die sichtbaren Adern zum Theil aufgeschwollene Arm gibt uns ein Bild der ränkevollen Bosheit, und Vasari bezeichnet nicht mit Unrecht diesen Menschen, wenn er ihn un villano Hebraco nennt.

Die Ausführung des ganzen Bildes ist höchst bewundernswürdig, jeder einzelne Theil ist von einer Vollendung, die ohne Aengstlichkeit die höchste Liebe und Ausdauer in Nachahmung der Natur zeigt; wir finden, daß der Künstler die Natur nach seiner Empfindung, nach der eigenthümlichen Auffassung seines Geistes und Talents wiedergab, indem sich der feine schaffende Geist ungezwungen unter der Leitung des Gedankens bewegte. Wenn einige Kunstrichter dem Tizian Mängel der Zeichnung Schuld geben, so ist dies wenigstens in Bezug auf unser Bild völlig ungerecht.

Dies Gemälde, obgleich unverlezt, hat noch mehr durch die Hand des verstorbenen Restaurators Palmaroli gewonnen, indem es jezt in der schönsten Klarheit dasteht.

Herr Kupferstecher Moritz Steinla, welcher von Sr. Majestät dem König von Sachsen unterstüzt in Mayland und Florenz studiert und uns kürzlich bey der Ankündigung eines größern Blattes nach Fra Bartolomeo in diesen Blättern genannt wurde, hat das eben angeführte Bild von Tizian durch eine sehr angenehme Behandlung in Linienmanier in Kupfer gestochen. Die Platte 14 Zoll hoch, 11 Zoll breit, welche zu dem dritten Theile des Dresdner Galleriewerks gehört, ist Eigenthum des königl. Kupferstichkabinets zu Dresden, woselbst Abdrücke, auf gut Velinpapier gedruckt, um nachfolgende Preise verkauft werden:

Avant la lettre 3 Rthlr. sächs.
Avec la lettre 2 Rthlr. —

Frenzel.

*

Der Kupferstich des Hrn. Steinla, von welchem uns ein Abdruck zu Gesicht gekommen ist, hat uns freudig überrascht, indem er ein sehr bedeutendes kupferstecherisches Talent beurkundet, welches viel Treffliches hoffen läßt. Hr. Steinla hat sich durch diese Arbeit bereits unter die vorzüglichsten historischen Stecher gestellt, und wir wünschen dem deutschen Vaterlande um so mehr dazu Glück, da es bisher so arm an Künstlern dieses Fachs gewesen ist. Das Blatt ist in allen seinen Theilen mit großer Gewandtheit des Grabstichels und bewundernswürdiger Treue ausgeführt; die Fleischpartien sind mit ziemlich engen Taillen sehr schön modellirt und weich behandelt, besonders ist die auch im Gemälde berühmte sehr schöne Hand des Christus äußerst wohl gelungen. Dem Druck dürfte man wohl mehr Kraft wünschen, denn die harmonische Arbeit des Kupferstechers hat durch die etwas matte Behandlung desselben eine gewisse Monotonie erhalten, die ihr nicht wohlthätig ist. Wir messen die Schuld daran jedoch einem zufälligen Umstande und am wenigsten dem Stecher selbst bey. Diese erste Probe von dem Talent des Hrn. Steinla läßt etwas Ausgezeichnetes von dem auch in unsern Blättern kürzlich angekündigten Kupferstiche, den derselbe nach einem Gemälde des Fra Bartolomeo unternommen hat, erwarten.

S.

---

*) Thomas da Mutina oder wohl eigentlich da Modena, einer der ältesten Meister der Modenesischen Schule, gegen 1352. Aus dem in der kaiserl. Gallerie zu Wien befindlichen herrlichen Gemälde mit der Unterschrift:

„Quis opus hoc finxit? Thomas de Mutina pinxit."
„Quale vides lector Barisini filius auctor."

möchte zu schließen seyn, daß dieser Künstler nach seinem Familiennahmen anders hieß, und nach Lanzi könnte das Wort in Borasino umgeändert werden.

Digitized by Google

Schreiben eines Architekten über die Werke Schinkels.

(Fortsetzung.)

Geben wir jezt Schinkels Werke einzeln durch und sehen, wie er die zweifelnden Gelehrten und Künstler belehrt, die wahren Kunstliebhaber erfreut, jedem gefühlvollen Beschauer erhebende Genüsse bereitet, und also sich, was der beste Dank für seinen gnädigen Beschützer ist, gewiß im hohen Grade bewährt hat.

1) Die Wache. Dieselbe steht auf einem freyen Platze, auf dem sie besonders mit der einen Seite Parade gegen die Linden machen soll. Welcher Architekt weiß es nicht, wie solch ein Compositiönchen einen quälen kann, mit seinem kleinen Hofe und den schmutzigen Bedürfnissen, und wer muß nicht gestehen, daß die Auflösung, den Hof in das Gebäude hineinzulegen, das Beste und für diesen Fall vielleicht noch nie Angewandte ist. Zwar ist der Bau hier zu ungewöhnlicher Größe ausgedehnt, doch wird sich wohl auf irgend eine Art eine Benutzung der Räumlichkeit gefunden haben, deren Ueberfluß wir selten bey neueren Bauten zu beklagen haben, und der gewiß besser ist, als wenn der Architekt sich mit einer Dekorationsfaçade beholfen hätte, da ein großes Maß der Fronte zu den mächtigen Umgebungen hier durchaus nöthig war. In diesem seinem ersten Bauwerke beweist unser Meister aber besonders schon, daß er über die kleinliche Zusammenstoppelung der meisten Neueren erhaben, charaktervolle Motive für seine Totalformen suche. Dasjenige eines römischen Kastrums *) scheint ihm hierzu vorgeschwebt zu haben. Die Zierden sitzen am rechten Orte und die Details sind fein, beyde nach Originalität strebend, bis zum Gewagtesten, aber gewiß nie Verwerflichen. Die beyden sich mit diesem Gebäude gruppirenden Statuen der Generale Bülow und Scharnhorst erhöhen die edle Wirkung des Ganzen, und die Allegorien an den Piedestalen dieser Standbilder möchten wohl das seltenste Beyspiel der wahrhaften Auffassung des Geistes der Antiken in dieser Hinsicht seyn, mit dem es hier geglückt ist, sich auf die einfachste und deutlichste Art über moderne Ereignisse auszudrücken.

2) Das Theater. Hier tritt unser Freund noch kühner auf. Wer erstaunt nicht über den großen Eindruck? wenn auch mit den Mitteln dazu eben nicht spärlich umgegangen ist. Der hohe Sockel entreißt es jeder Vergleichung mit dem Gewöhnlichen, die doppelt über einander gestellte Pilasterreihe der Wände, in eigenthümlicher Behandlung, geben zwar dem Aeußeren eine fast zu reiche Linienverzierung, von der man sagen dürfte, daß sie für ein Inneres komponirt zu seyn schiene, wenn diese Behauptung nicht durch die prachtvollen Kirchenfaçaden der mittelalterlichen Kunst widerlegt würde. Und wenn auch der Gedanke, die Anfahrt unter die Treppe zu legen hier nicht ganz glücklich aufgelöst ist, und mancherley Mißstände zu Wege bringt, so ist doch dadurch mit zartem Gefühle die fast stets bey solchen Bauten wiederkehrende Widerlichkeit vermieden, zerstörende Rossehufe unter ein mit allen Herrlichkeiten geschmücktes Säulendach eindringen zu lassen. Mögen überhaupt andre Theatergebäude größer seyn oder noch mehr gekostet haben, so ist es doch unläugbar, daß seit den antiken Bauten dieser Art keines so monumentartig im Aeußeren durchgeführt ist.

Weniger wird man sich vielleicht mit der Distribution des Innern vertragen, welche zu künstlich eine große Anzahl der verschiedenartigsten Bedürfnisse bis ins Kleinliche zu befriedigen gesucht hat. Und man möchte hierbey zu der Bemerkung veranlaßt werden, daß der Architekt noch zu willfährig in jedwedes Verlangen eingegangen sey, womit gerade öfters der am meisten selbst schaffende Künstler im Anfange seiner Praxis zu nachgebend ist; denn die Vereinfachung der schwanken Wünsche des Bauherrn, und die Richtung seiner Ideen auf das Hauptsächlichste, ist der Anfang aller Arbeit beym reiferen Baukünstler. Doch auch in der Ausführung dieser verwickelten Anordnung hat unser Freund große Geschicklichkeit bewährt. Aber den schönsten Kranz hat er sich bey diesem Baue durch den Koncertsaal mit seinen Umgebungen errungen, und dadurch den usurpirten Ruf der Franzosen, als der glücklichsten Dekorateurs, zu Schanden gemacht. Was zugleich bemerkenswerth bleibt, ist, daß er in dieser seiner ersten größeren Ausführung allen dienenden Künsten und Gewerken in solchem Grade seinen Geist einzuhauchen wußte, daß es dem schärferen Auge kaum möglich ist, irgendwo das sonstige Berlinische durchblicken zu sehen.

3) Das Kriegesdenkmal auf dem Kreuzberge. Zur selben Zeit, als die eben besprochenen Bauten, entstand dieses Monument. Die neu verbreitete Liebe für das Gothische bestimmte unsern Künstler, dasselbe in diesem Style zu halten (worüber ich mir vorbehalte bey den Kirchenplänen meine Meynung auszuführen), und der Eisenguß, welcher in Berlin zu rechter Vollkommenheit gediehen war, bot ein bequemes Material zur Ausführung dar. Irgend etwas Falsches möchte nun zwar in der spitzen und pyramidalisch durchgeführten Hauptform des Ganzen liegen, welche auf der runden sandigten Anhöhe, auf den gelagerten Steinstufen, sich der Oertlichkeit nicht harmonisch anschließt. Doch die künstlerische Tüchtigkeit des Ganzen, die feine Nuanzirung der allegorischen

*) Wie Wolf in Cassel meynt, welcher in den Göttinger gelehrten Anzeigen leider für einen geringen Theil des Kunstpublikums, auf recht gediegene Weise, die ersten Hefte Schinkels recensirt hat.

Digitized

Figuren der Schlachten, werden gewiß die Freude des Beschauers, welche durch die großartige Idee des Königs erregt ist, aufrecht zu erhalten im Stande seyn.

Schließen wir nun unsern Betrachtungen über diese drey ersten öffentlichen Bauten Schinkels alle andern über dieselbe Gattung von Bauwerken an, und lassen nachher, ohne den geschichtlichen Fortgang dieses Meisters zu verfolgen, diejenigen über seine Privatbauten sich zusammen anreihen.

4) Das Monument Friedrichs des Großen. Eine der typischen Monumentformen ist hierzu angewendet, und mit selbstschaffender Formung ist eine reiche Ausbeute des umfassendsten Studiums verschiedener Kunstepochen harmonisch daran entwickelt.

5) Das Denkmal für den General von Scharnhorst zeichnet sich durch Einfachheit des Motivs und die treffendste Profilirung im Steincharakter aus.

6) Die Schloßbrücke ist hinsichtlich der Schwierigkeit der Construktion mit den größeren Bauten dieser Art in neuerer Zeit in England und Frankreich, der geringen Sprengungsweite halber, nicht zu vergleichen, übertrift dagegen als Kunstform bey weitem alles in moderner Zeit Geleistete, und ist eine wahre Triumphbrücke. Wie mächtig sind die Postamente mit ihren Statuengruppen, zu welchen das einfache, aber zugleich sich vielfach nuancirende Motiv der Krieger unterstützenden Minerva eine schöne Erfindung ist.

7) Die Singakademie spricht besonders durch den treffenden Charakter und die Eigenthümlichkeit der Verzierung an.

8) Der Trinkbrunnen in Aachen. Von vorzüglicher Schönheit ist die dem Quell überbaute, mittlere Rotunde, welche dadurch, daß an der hintern geschlossenen Seite weder Säulen noch Pilaster durchgeführt sind, dem Auge besondere Ruhe gewährt, und deren Decke durch die mit Glück den griechischen Monumenten dieser Art entlehnte Hebung und die Eleganz der Eintheilung, in welcher der Himmel mit Sonn- und Sternbildern versinnlicht ist, fast unübertrefflich genannt werden kann.

9) Entwürfe zu Kirchen, welche wir in allgemeiner Betrachtung zusammenfassen.

Denken wir an die Tempel der Griechen und Römer, so schwebt uns eigentlich nur ein Bild in der Totalform vor Augen: Säulenreihen, welche ein Dach tragen, hinter denen ein innerer Raum durch Mauern dicht eingeschlossen ist. Umfassender oder beschränkter in der Größe, mächtiger oder kleinlicher im Charakter, reiner oder unreiner im Styl, reicher oder einfacher in der Zierde, immer ist das Motiv des Baues dasselbe. Nicht so bey den christlichen Kirchen: Basiliken, Baptisterien, Kreuzkirchen mit Kuppeln oder fortlaufenden Gewölben, und diese Hauptanordnungen wieder mit einander vermischt, mit einem oder gar mehreren Thürmen. Zuerst kommen diese Arten roher zu Tage, in der gothischen aber und in der modern antiken Architektur in durchgebildetem Style.

Wie schwankend sind demnach die Vorbilder zu christlichen Kirchen, da fast jedwede Form, welche ein geräumiges Innere darbietet, schon mit Glück zum Motive eines solchen Baues gedient hat! Wie abgeschmackt daher die neuerlich von Manchen geäußerte Idee, einerseits für die protestantischen, andrerseits für die katholischen Kirchen ein unumstößliches Musterbild, wie etwa das Facit eines Rechenexempels, auszufinden, wobey man auch übrigens nie klar war, ob das Motiv der Anordnung oder der Styl zu finden sey. Schinkel hat also gewiß sehr recht, wenn er in seinen Plänen zu zeigen sucht, daß die verschiedensten Motive für christliche Kirchen zu allen Zeiten zu benutzen sind, je nachdem Lokalität oder vorherrschende Neigung der Bauenden sich für dieses oder jenes besonders aussprechen mögen, und daß nur der Ernst des Charakters und die Feyerlichkeit der Zierden dem Gebäude den Stempel der Kirche aufdrücken müsse.

Die erhabene Einfachheit der Basiliken schwebte ihm zu dem Ende als das nachzuahmendste Bild vor, wie wir Künstler denn stets, wenn es darauf ankömmt, den richtigen Grundton unseres Gemüths zur Bestimmung des Charakters wieder zu finden, das beste Theil in frommer Beachtung unserer einfältigen Vorgänger, welche noch nicht durch die Herrlichkeit der verschiedensten Leistung zerstreuet und durch die unerreichbarsten Anforderungen verwirrt waren, erwählen werden.

Die Utensilien, Altar, Kanzel und Taufstein sind, sowohl hinsichtlich ihrer Stellung als Formung, diesen Vorbildern entlehnt, und es ist sehr zu hoffen, daß hierin der Weg, den unser Meister eingeschlagen hat, bald allgemeine Anerkennung und Nachfolge finde, damit die hausbackene Pfiffigkeit unserer modernen Barbaren bald zu Schanden werde, welche z. B. den Prediger gleich dem heiligen Geiste über dem Altare schweben lassen, und gewiß auch gar zu gerne aus unsern protestantischen Kirchen ein Amphitheater, gleich einer Deputirtenkammer machten, wenn nicht der dunkle Hang am Herkommen beym Volke uns bis jezt noch so ziemlich gegen solches Afterwesen geschüzt hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

N°. 11.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 5. Februar 1829.

Kunst-Ausstellung in Mailand im J. 1828.

(Beschluß von Nr. 101. 1828.)

Zeichnungen.

In der großen Vollendung ihrer Zeichnungen beruht das hauptsächlichste Verdienst der Kupferstecher der mailändischen Schule. Pietro Anderloni hat eine treffliche Zeichnung nach einem schönen Gemälde Raphaels auf eine so liebliche und verständige Art gemacht, daß man sich um sie drängte, und das Publikum kann versichert seyn, daß der Stich alle Schönheiten des Originales glücklich wiedergeben wird.

Unglücklicherweise hat man eine sehr gute Zeichnung von Hrn. Raggio, der für einige Kupferstecher einer andern Gattung arbeitet, daneben gestellt, und unglücklicherweise war überdies diese Zeichnung die Wiederholung des schönen Kupferstiches von Anderloni, die Ehebrecherin nach Poussin. Obgleich die Zeichnung des Hrn. Raggio Verdienst besitzt, so ließ doch ihre Nachbarin das Schwerfällige und Mühsame seines Crayons hervortreten. Die Spekulation eines Kaufmannes wird vermuthlich diesen Kupferstich in punktirter Manier nachbilden lassen; denn welcher Künstler im Grabstichel würde es wagen, diesen Gegenstand noch einmal zu bearbeiten?

Unter der Zahl der Cravonzeichnungen, die sich über zwölf belief, habe ich ein Porträt eines mit Orden gezierten Militärs, von Mlle. Antoinette de Flette auszeichnen müssen. Lieblichkeit, leichte Behandlung der Kreide, harmonische, durchsichtige Tinten, Stärke mit Anmuth in den kraftvollsten Strichen, alles dies verkündet gute Studien und ein schönes Talent an dieser Kunstliebhaberin, welche zum erstenmale etwas auf der Ausstellung gezeigt hat.

Eine andere Zeichnung in einer ganz verschiedenen Gattung hat zu wiederholten Malen meine Aufmerksamkeit erregt. Ein Blatt von etwa 7 bis 8 Zollen, worauf sich das Porträt eines Gebirgbewohners als Jäger befindet; die Landschaft, welche ihm zum Grunde dient, scheint der Schweiz anzugehören. Ich glaube, das Werk ist auf ein mit Gyps überzogenes Papier gemacht, welches der Zeichner vermittelst des Wischers mit mehr oder minder starken Tinten bedeckt, und auf welchem er mittelst des Kratzeisens starke Lichter erhebt, was ihm in der Landschaft Leichtigkeit und eine seltene Vollendung in der Ausführung gewährt. Diese mit Gyps überzogene Fläche gestattet auch mit dem Crayon feine, zarte, obgleich gut angedeutete Conturen zu geben, was eine geschickte Hand mit dem Scheidewasser hervorbringen könnte. Ungeachtet der kostbaren Ausführung in der Zeichnung des Hrn. Grüner aus Dresden, erblickt man doch an derselben weder Zwang noch Trockenheit. Die Landschaft ist außerordentlich reich, wobey jedoch der Hauptgegenstand nicht Schaden leidet, weil sie mit Gefühl behandelt ist. Diese Zeichnung verdiente einen besseren Platz und es wäre keine gastfreundliche Gefälligkeit gewesen, sie in ein besseres Licht zu stellen, sondern Billigkeit und Pflicht. Aber es gibt Künstler, welche sich an den Ausspruch halten: „Außer ihrem Genre gebe es kein Talent.“ Was würden sie denn von mir denken, wenn ich einen Artikel über ein Blatt weißen Papiers von einem Fuß Breite schriebe, das, mit der Scheere ausgeschnitten, das Paradies vorstellt, wie die Schlange Adam und Eva versucht; ich glaube, daß dieses Stück, einzig in seiner Art, das nächste Jahr wird ausgestellt werden. Es ist von einem Künstler, welcher uns eine Copie in Oel von einem Gemälde Albani's gezeigt hat. Er verschmäht es nicht, mit der Spitze der Scheere zu zeichnen.

Die Perspektivzeichnungen verkünden die gute Schule, aus welcher die Gagliari, die Gonzaga, die Degoti, die Pergo und ein Sanquirico hervorgegangen sind, deren Meisterwerke auf allen Theatern Europa's in den Dekorationen von magischem Effekte glänzen. Mehrere Künstler oder Eleven, welche sich dieser Gattung der Malerey widmen, haben reiche Compositionen ausgestellt, beynahe alle in Tusch und zu den schönsten Hoffnungen berechtigend. Es macht mir viel Vergnügen, sie zu nennen: G. B. Bossi, Carl Sala, Gotthard del Marco, Ferino Zuccari, Angelo Pisoni, Anton Bramati.

Digitized by Google

Lithographie.

Mehrere lithographische Anstalten, welche zu gleicher Zeit in Mailand errichtet wurden, sind wie am ersten Tage ihrer Versuche in der Mittelmäßigkeit geblieben, und die Schuld liegt an den Druckern, weil die Zeichner bewiesen haben, daß ihre Werke unter unwissenden Händen alles verloren hatten. Sie gaben daher diese Pressen auf, und wandten sich an Herrn Guioni, welcher unter dem Namen zweyer reicher Banquiers die Erlaubniß erhalten hat, welche die Regierung früher ertheilt hatte, wahrscheinlich ohne sich um das Talent der Unternehmer zu bekümmern, denn unter fünf Privilegirten zählen wir nur einen, der es zu einer beträchtlichen Vollkommenheit gebracht hat.

Zwey und zwanzig große Drucke verschiedener Gegenstände und verschiedener Meister, unter welchen Hr. Hayez genannt zu werden verdient, haben die Bewunderung des Publikums auf sich gezogen und dem Lithographen Guioni Ehre gemacht.

Hr. Cornienti, Eleve der Kupferstichschule, hat uns mehrere Porträte gezeigt, welche mit den schönsten französischen Lithographien wetteifern; er hat das Markige, das Durchsichtige in dem Fleische mit der stärksten Kraft in den Draperien zu vereinigen gewußt. Es wurden aber auch seine Stücke von Guioni gedruckt.

Da ich nur von den Fortschritten der Künste in Mailand Rechenschaft abzulegen habe, wie man sie in den Ausstellungen beurtheilen kann, deren eigentlicher Zweck nach der Absicht der Regierung, welche sie beschützt, nicht darin besteht, der Eitelkeit der Aussteller zu fröhnen, sondern deren Studien, deren Arbeiten zu beleben, und sie durch die Beurtheilung und den Rath eines dabey nicht interessirten und deshalb unpartheyischen Publikums zu beleuchten: so sollte ich mit Recht Gegenstände mit Stillschweigen übergehen, die nie aus dem Portefeuille kommen oder die Staffeley hätten verlassen sollen, aber es ist mir unmöglich, die übel angebrachte Gefälligkeit der Akademiker nicht zu rügen. Denn es kann wahrhaftig nur persönliche Gefälligkeit seyn, wenn man, bey dem Rechte die Gekrönten zu prüfen, elende Früchte, erbärmliche auf Taffet gemalte Blumen, die meine Frau nicht einmal auf ihrem Ridikule tragen dürfte, ein Ara, der nicht auf meinem Ofenschirm einen Platz erhielte, und einige abgeschmackte, manierirte Federzeichnungen aufnimmt. Sollte das Gelächter der Kenner nicht eine Lehre für die Vertheiler der Plätze seyn, die nur von Talenten in Besitz genommen werden dürfen?

Ende der Ausstellung.

Der Buchhandel liegt in Mailand und den benachbarten Städten zu sehr darnieder, als daß die Buchhändler kostspielige, mit Kupfern gezierte Werke, welche die Kunstliebhaber interessiren könnten, zu unternehmen wagten; auch fehlt es an Kupferstechern zu Vignetten, wie die, welche man in den Ausgaben Englands, Frankreichs und Deutschlands bewundert. Einige übersezte Romane mit sehr mittelmäßigen Kupfern in Aquatinta sind alles, worauf sich der typographische Luxus beschränkt.

Mde. Lose, aus Sachsen gebürtig, hat die Gattung des Kupferstiches, worin sie in den Landschaften mit dem Scheidewasser und dem trocknen Grabstichel so glücklich war, beynahe ganz verlassen. Sie hat für die Handlung Bellatti und Balardi sehr hübsche kleine Ansichten von Mailand gestochen.

Hr. Elena, einer der Lithographen, welche Hrn. Guioni beschäftigen, hat eine Folge von beynahe achtzig lithographirten und sorgfältig ausgemalten Figuren (in Folioformat) herausgegeben. Sie stellen die Personen vor, als welche unsere Damen und Cavaliere im lezten Carneval auf dem prachtvollen Balle erschienen, den der reiche ungarische Graf Batthiany (den 20sten September zu Wien gestorben) gab, und wobey jede Person einen Helden, eine Königin oder Prinzessin aus dem Mittelalter vorstellen mußte.

Aus der lithographischen Anstalt des Hrn. Ricordi sind einige sehr gut gezeichnete Drucke hervorgegangen, deren Sujets aus dem sehr beliebten Romane Manzonis I promessi sposi gezogen waren.

Die Abwesenheit reicher Fremden, welche sich in Mailand oder dessen Umgegend aufzuhalten pflegten, ist besonders für unsere Künstler nachtheilig. Man besucht nicht mehr ihre Werkstätten, man gibt ihnen keine Aufträge mehr, und die seit einigen Jahren angefangenen Gemälde bleiben unvollendet. Von Zeit zu Zeit legen sich die Landleute eine freywillige Steuer auf, um eine Kapelle ihrer Kirche mit einem großen Gemälde schmücken zu lassen, welches die Kirche eines Dorfes sehr gut ziert, womit aber der Künstler nie als mit einer Probe seines Talentes auftreten wird, denn er war gezwungen, seine Schüler daran malen zu lassen. Woher kommt der Mangel an Engländern, Preußen, Sachsen, Franzosen, Amerikanern, welche um Meisterstücke der Künste nach Italien kamen?

Mailand, den 6ten Oktober 1828.

Sergent Marceau,
Mitglied des Athenäums von Brescia.

Digitized by Google

Schreiben eines Architekten über die Werke Schinkels.

(Beschluß.)

In wie weit es nun Schinkeln gelungen, das Erreichbarste in seinen Kirchenplänen darzustellen, brauchen wir wohl nicht weiter auszuführen, da, nachdem uns dieser Meister wieder auf die rechte Bahn gebracht hat, es für jedweden nicht schwer seyn dürfte, von diesem sicheren Boden aus sich nach eigener Empfindung die Ideale zu bilden, und nur eine allgemeine Bemerkung über die Reinheit des Styls schließe ich hier noch an.

Wie bedenklich es auch seyn möge, sich in detaillirende Erörterungen über die Ausweichungen und die Verhältnisse der Formung einzulassen, da wir uns leider nur zu oft durch das Gefallen oder Nichtgefallen an einzelnen Theilen von richtiger Würdigung des Gesammtbegriffs ableiten lassen, überhaupt auch die harmonischen und maaßlichen Verhältnisse der Architektur keinen mathematischen Gesetzen, wie z. B. in der Musik unterworfen sind, und es daher jedem Künstler freysteht, nach eigenem Gefühle seine Werke durchzubilden, dessen Individualität, wenn solche überall eine achtungswerthe ist, wir viel zu selten mit der gebührenden heiligen Scheu respektiren: so erlaube ich mir doch, mich hier über etwas auszusprechen, was nach Mancher Meynung zu einem untergeordneten Spiele und einer beliebigen Abwechslung der Modellirung gehören möchte, meines Erachtens aber in der schwachen Nachgiebigkeit der Künstler gegen die Unklarheiten eines wankelmüthigen Zeitgeistes begründet ist, und überhaupt eine der gefährlichsten Leichtfertigkeiten bezeichnet, welche bis jezt noch verhindert haben, die Baukunst des 19ten Jahrhunderts zu selbstständiger Eigenthümlichkeit eines Stylgepräges gelangen zu lassen. Es betrifft nämlich die Spitzbögen an der St. Gertrauds Kirche, wie das Bauen im Spitzbogenstyl (gothischem) in unserer Zeit überhaupt.

In vielfacher Beziehung sind sowohl die Kunstbedürfnisse als der Kunstgeschmack unserer Zeit mit denjenigen der Glanzepoche des italienischen Mittelalters zu vergleichen, denn wie dazumal, wünschen wir heutigen Tags, nicht unbekannt mit der antiken Großartigkeit, durch den geringsten Aufwand von Mitteln die Schönheit zu erreichen; daher an unsern Bauformen, welche sich eher in's Breite ziehen, saubere Mauermassen und horizontale Linirung und Endung. Daß mit diesem Bestreben die Spitzbögen, welche sich nur den Spitzendungen harmonisch verbinden, unverträglich seyen, beweisen viele Bauwerke Italiens, die des gothischen Einflusses nicht enthoben werden konnten, und welche, wenn auch oft von malerischer Wirkung, doch niemals Muster vollkommener Reinheit und Harmonie der Formen sind. Die Vergleichung der im Ganzen ähnlichen Palläste, einerseits im Sienesischen Style mit gothischer Beymischung, und andrerseits im florentinischen Style, in durchaus eigenthümlicher Durchformung, wird diese Behauptung deutlich machen, so wie überhaupt die Arbeiten der größesten Meister jener Zeit dafür reden, da z. B. Orgagna und Bruneleschi in ihren durchgearbeitesten Werken, das Disharmonische richtig herausfühlend, wenn auch sonst alles für ihren Styl Taugliche des Gothischen benutzend, doch den Spitzbogen daraus ganz verbannten. Ich wage es daher getrost zu behaupten, daß die sonst so schöne Gertraudskirche Schinkels z. B. nach dem Vorbilde der Loggia dei Lanzi des Orgagna, mit Ausmerzung des Spitzbogens, als etwas sowohl Außen wie Innen durchaus Unwesentlichen und der massigen Breite des Ganzen Widerstreitenden, zu einem vollendeteren Musterbilde umzuformen seyn würde.

Warum sollen auch nicht in unserer Baukunst überall die nur äußerlichen Bedingungen des Styls, sowohl der gothischen als jeder sonstigen Art, eben so verpönt seyn, wie dieses mit deutlicherem Bewußtseyn bey Werken der Malerey oder Skulptur der Fall ist, welche man oft, manche tiefere Tüchtigkeit übersehend, wenn sie der Grämanie oder Altdeutschheit beschuldigt werden, mit bequemem Geschmackseckel verwirft?

10) Das Museum, bis jezt Schinkels größte Ausführung, wird seinen Namen mit der ehrendsten Anerkennung auf eine späte Nachwelt bringen, denn die großartigste Zweckerreichung, die reinste Auflösung des Plans und die einfachste Totalform sind an diesem Baue mit solcher Meisterschaft zu Tage gefördert, daß die Kritik des schwierigsten Kunstverständigen hierbey verstummen wird, und wenn die Colonnade mit dem Hintergrunde der Malereyen und der offenen Treppe ganz fertig seyn wird, mag man es jedem gerührten Beschauer zu Gute halten, der zu dem Ausrufe ergriffen wird: „Auch wir haben der Nachwelt Kunstwerke überlassen!“ Also stille, stille gegen sich selbst, wer noch hie oder da etwas anders wünschen möchte, um nicht die Freude zu trüben, die wir kaum zu erleben hoffen durften.

Werfen wir jezt noch einen Blick auf die Privatbauten unsers Meisters.

11) Das Jagdschloß für den Fürsten Radzivill. Wem wird es bey diesem originellen Meisterstücke nicht deutlich werden, daß die Phantasie des Baumeisters reizendste Gabe sey, und durch sie seinen Werken die hinreißendste Liebenswürdigkeit verliehen werde.

12) Das Schloß zu Krzescowic für den Grafen Potocki. Ist in dieser vielverlangenden Wohnung durch die schicklichste Distribution eine in's Detail gehende Bequemlichkeit erreicht, so ist dieselbe noch durch die herrlichste Dekoration verschönt, welche mit der noch selten so wieder erreichten griechischen Eleganz die Ueppigkeit einer Raphaelischen Zeit verbindet. Und dabey ist das

Digitized by Google

Aeußere so ernst, wie nur großherzige Florentiner es bis jezt zu machen gewagt haben.

13) Das Lusthaus am See bey Potsdam könnte man den kunstarmen und nur zu manieriren fähigen Engländern als Muster des wahren Cottage-Styls vorhalten, dessen spielendes Wesen im Norden sowohl, als im behaglicheren Süden, nicht im barrocken Gemengsel von Formen besteht, sondern bey launiger Vertheilung anmuthiger Oertlichkeiten allerdings eine einfache und edle Formung zuläßt, wodurch eine feinere Kunstbildung selbst vom Geringeren den Begriff des fratzenhaften Wiederauffrischens Modesepender Alterthümlichkeiten entfernt.

14) Fassen wir wiederum den ganzen Cyclus von Wohnhäusern zusammen, so zeigt sich überall große Gewandtheit in der Aneinanderreihung der verschiedenen Bedürfnißräume, und zugleich eigenthümliche Auffassung unserer modernen Bequemlichkeit; dabey ist aber das edle Bestreben sichtbar, wie in den schönen Epochen der Kunst, besonders die allgemeineren Lokalitäten der Wohnung, als Vorplätze, Treppen, Höfe u. s. w. zu hübschen Bildern zu vereinigen und mit Sinn auszuschmücken. Vielleicht befriedigen die Façaden nicht so durchgehend, welche trotz der sehr rühmlichen Simplicität, zuweilen mit bequemen Manierformen sich begnügend, eine tiefere Ausbildung vermissen lassen.

Hätten wir nun ohne bedeutende Ueberschlagungen die Hefte Schinkels durchgegangen und der Freude viel dadurch genossen, so reicht diese Menge von Darstellungen doch noch nicht hin, um sich eine vollkommene Vorstellung des ganzen Umfangs der seltenen Produktionskraft unsers Meisters zu verschaffen, welche nur diejenigen ganz zu würdigen verstehn, welche in lezter Zeit in Berlin gewesen sind und dort erfahren haben, welchen neuen Schwung Schinkel den dortigen Fabriken und Gewerken, welche Formbares produciren, gegeben hat, und wie er solche einzig durch seine Wirksamkeit in wenig Jahren zum Theil über die, jedes Vorurtheil für sich habenden, Pariser Fabriken zu erheben gewußt hat.

Somit endige ich nun, lieben Freunde, meine Epistel, in der ich mich der Anerkennung des vielbegabten Meisters nicht geschämt habe. Würdet Ihr mir demnach vorwerfen, daß ich nur das Lobenswürdige herauszufinden gewußt hätte, so gebe ich Euch darauf zu bedenken, ob denn überhaupt unser ganzes Leben, und der stete Fortgang unserer Studien in etwas anderem bestehe, als darin, gleich der Biene, überall umherschwärmend, das uns anscheinend Süße aus jeglich Vorhandenem zu saugen, um selber wieder schaffen zu können. Wer aber seinen Geschmack gleich von vorne herein durch einen spottwohlfeil zu habenden Wust von Regeln beschränkt, der wird, wenn er Witz genug hat, dieselben recht consequent durchzuführen, sehr leicht dahin kommen können, nichts mehr ausreichend zu finden, und wenn er wahrhaftig zu Werke geht, sehr bald zu seinen eigenen Schöpfungen alle Lust verlieren, mit welcher dann auch Alles verloren seyn wird. Denn im aller kritischsten Zeitalter hatte das Wenige, was noch zu Stande gebracht wurde, ein höchst komisches Ansehn, und leider ist kaum einer jung genug, um nicht noch etwas von der Periode der spitzfindigsten Schönheitsbestimmungen und den damit zusammenhängenden nüchternsten Kunstleistungen mit erlebt zu haben.

Hamburg, im Juni 1828.

C.

Andeutungen über bildende Kunst.

Von V.

Ein jeder rechter Mensch ist ein Treffer unter den Würfen des Geschicks; bey großen Menschen, Dichtern, Musikern, Künstlern ist's aber, als hätte der schaffende Genius mit allen Würfeln lauter Sechse geworfen. Ich denke mir unter den Augen die günstig wirkenden subjektiven und objektiven Verhältnisse.

*

Jeder Mensch, der seine Kräfte zusammenhält und Vieles auf Eines bezieht, kann irgend etwas Tüchtiges leisten.

Nicht wegen Mangel an Talenten haben wir wenig rechte Meister, sondern weil die Wenigsten sich auf dasjenige beschränken und es möglichst ausbilden, in was sie bedeutend werden könnten.

Ein mir befreundeter Dichter eröffnete mir, schon in früher Jugend hätte er gern ein Drama geschrieben; seit mehreren Jahren trage er sich mit einem Stoffe und arbeite gleichsam immer im Stillen daran, aber er fühle, wie er, schon ein halbes Jahrhundert alt, doch noch nicht reif dazu sey. Er hoffe es noch zu werden und meyne, das Trauerspiel solle dann nicht unter die schlechtesten gehören.

Eine solche Geduld und Resignation üben nicht alle Dichter und bildende Künstler. Die Meisten halten sich für universeller, als sie sind, sie zersplittern sich und geben uns nie das Beste, was sie mit angeschwellter Kraft schaffen könnten.

Digitized by Google

№. 12.

Kunst-Blatt.

Montag, 9. Februar 1829.

Kunstliteratur.

Ueber die Erbauung einer neuen Kathedralkirche zu Rottenburg. Tübingen, gedruckt bey Ernst Eifert. 4. Mit 2 Kupfertafeln.

Die vorliegende kleine Schrift ist unseres Wissens nicht in den Buch- und Kunsthandel gekommen, wird aber der öffentlichen Ankündigung zufolge jedem, der Interesse für das in Vorschlag gebrachte Unternehmen faßt, von den beyden Verfassern der darin enthaltenen Aufsätze, Herrn Dom-Dechant Jaumann zu Rottenburg am Neckar und Herrn Dr. Heigelin, Architekt und Lehrer der Baukunst an der Universität zu Tübingen, unentgeldlich angeboten. Sie bezieht sich auf die Wünsche vieler Katholiken in Würtemberg und gibt zugleich einen ökonomischen und architektonischen Plan, eine den Bedürfnissen des neuerrichteten bischöflichen Sprengels entsprechende, große, umfassende Cathedralkirche in oder vielmehr bey Rottenburg, dem Sitze des würtembergischen Landesbischoffs, zu errichten, da die bisherige Stadtpfarrkirche zu Rottenburg den Ansprüchen an ein Gebäude, das in der Nähe des Bischofs den sichtbaren Mittelpunkt der Frömmigkeit und Andacht der gesammten bischöflichen Diöcese bilden soll, keineswegs genüge, so dankbar man auch die zur Ausschmückung dieser Kirche für ihren neuen Zweck verwendete Fürsorge der Regierung anerkennen müsse. Die finanziellen Schwierigkeiten dieses Werkes sucht Herr Dom-Dechant Jaumann durch einen für das Auge des Lesers sehr annehmlichen Vorschlag der mäßigsten Beyträge der katholischen Individuen der Diöcese, besonders aber des Clerus und der Kirchenpflegen, zu überwinden; ein Vorschlag, dem wir eben so günstige Erfolge in der Ausführung wünschen, als er sie in der Aufstellung der Hülfsquellen und in der Berechnung der daraus sich ergebenden Unterstützung verspricht. Was dem Plane am meisten fördernden Eingang bey den Betheiligten verschaffen dürfte, ist die S. 9 f. gemachte Hinweisung auf die katholische Stadtpfarrkirche zu Carlsruhe, welche größtentheils unter gleichen Bedingungen, namentlich durch Beyträge der Kirchenpflegen des Großherzogthums Baden, auferbaut worden ist. Das Einzige, was in dem ebenso schön abgefaßten, als klar überdachten und klug berechneten Aufsatze unserer ungetheilten Zustimmung in den Weg tritt, ist die S. 10 gegebene Zusage, wornach „eine namentliche Beurkundung aller Personen, mit der Summe ihrer einzelnen Beyträge, in einem der Geschichte aufzubewahrenden Buche die Namen der Gottseligen und Frommen, die zum Baue ihre größeren Summen oder ihr kleineres Scherflein beygetragen haben, der Nachwelt überliefern werde.“ Leicht möchte auch in dem unbefangensten Leser durch diese Worte der Verdacht geweckt werden, als sollten sie einer von den Aufforderungsgründen seyn, die Ausführung des neuen Kirchenbaues zu unterstützen. Wir können aber dem hochwürdigen Verfasser die Absicht nicht zutrauen, durch unreine Motive, wie das vorliegende, die Eitelkeit und Ruhmsucht vor Mit- und Nachwelt reizende seyn würde, das christliche Publikum zu einem die Frömmigkeit und den kirchlichen Sinn unseres Zeitalters späteren Jahrhunderten bezeugenden Werke zu gewinnen. Durch solche Triebfedern haben sich die frommen Väter der alten Zeit zu den Riesenbauten altdeutscher Kunst nicht entflammen lassen. Wer, damit sein Beytrag gesehen werde von den Leuten, die heilige Sache fördert, thut es mit unheiligen Händen und ist unwerth der Ehre bey der Nachwelt. Deshalb nun, um auch nicht von Ferne den Argwohn solcher Absichten anzuregen, wäre dieser Beysatz besser unterblieben.

Wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Mittheilung, zu dem Bauplane und den Rissen des Architekten. Zwey Kupferplatten stellen den Tempel nach seinem Grundrisse, so wie nach der inneren und äußeren Perspektivansicht dar. In der Einleitung zu seiner geistvollen Erörterung des Bauplanes geht Herr Heigelin von dem Andenken an den bedauernswürdigen Untergang der römischen Paulskirche, dieser herrlichsten, alterthümlich großartigsten aller Basiliken, aus und sagt: „niemals könne und werde eine ähnliche Kirche wieder erstehen; es könne nicht einmal unser Wunsch seyn, eine zweyte Paulskirche nach dem Muster der ersten wieder

Digitized b

aufzuführen, so wie wir uns den Charakter jener Jahrhunderte, von welchen die Bauwerke die äußere Darstellung seyen, nicht wieder aneignen werden. Aber wie wir nach unserer Weise ein eben so eifriges Christenthum hegen sollen, so müsse sich in Jedem, dem der Glaube theuer sey, der Wunsch erheben, diesen Glauben durch neue Denkmäler großer Art zu verherrlichen, welche in ihrer Ausführung dem Charakter unserer Kunst und unserer Bildung entsprechen." (S. 15.) Diese Ueberzeugung ist gewiß aus lebendig tiefer Anschauung des Verhältnisses zwischen dem geistigen Leben und der Kunst der Menschen und den Entwickelungen der Kunstgeschichte in den verschiedenen christlichen Jahrhunderten hervorgegangen. In der Grundidee wird freylich ein morgen zu erbauender katholischer Tempel mit der Kirche, die vor einem Jahrtausend errichtet worden ist, übereinstimmen müssen; er muß zuvörderst dem geheimnißvollen Sakrament der Messe durch die überall sichtbare Stellung des Altars und dem damit so innig verwandten Dogma von der Würde und Erhabenheit des priesterlichen Standes durch den erhöheten Chor dienen. Aber im Einzelnen sowohl der Construktion als der Anordnung und Ausschmückung wird er sich der vorgerückten Stufe der kirchlichen Vorstellungen und Gewohnheiten, so wie dem gegenwärtigen Zustande der Kunst anschließen. Der heutige Baumeister wird sich z. B. eben so wenig gedrungen fühlen, die Spitzbogenkonstruktion zu wiederholen, als Wände und Böden mit Mosaik zu belegen, weil und wie solches in den mittelalterlichen Kirchen vorgefunden wird. Diesen Grundsätzen ist denn auch der denkende Künstler gefolgt, welcher den vorliegenden Bauplan der Cathedrale zu Rottenburg entworfen hat. In allen Theilen seines Werkes hat er sich von der Rücksicht auf das kirchliche Leben, den katholischen Glauben und die religiöse Bedeutung leiten lassen, und hat darüber seine Ansichten klar, anziehend und überzeugend ausgesprochen.

„Das Innere des Tempels bietet dem Eintretenden ein weitgewölbtes Hauptschiff dar, welches über die beyden Seitenschiffe viel bedeutender hervorragt, als es sonst gewöhnlich ist, und sich hinten mit der Halbkuppel des Chores schließt. Ein sehr weites Gewölbe ist nicht allein den Zwecken des Gottesdienstes überhaupt am allerdienlichsten, sondern macht auch an sich auf das Gefühl des Menschen den mächtigsten Eindruck." Vierzehn Säulen tragen die Bogen, welche die Gewölbe der Seitenschiffe von dem des Hauptschiffes absondern. Die große Breite des mittleren Schiffes und die ziemlich große Entfernung der je in Einer Reihe hinlaufenden Säulen von einander entspricht der Hauptbestimmung einer katholischen Kirche, wornach aller Orten der Altar sichtbar und die Aufmerksamkeit auf das Amt der Messe gespannt werden muß, und unterstützt zugleich die Vernehmbarkeit der Predigtvorträge, welche im katholischen Deutschlande weit häufiger sind, als z. B. in Italien. Schwierig bleibt es immer, bey dem Umfang einer so geräumigen Kirche, wie eine bischöfliche Cathedrale seyn muß, dem Zwecke der Predigt auf gleiche Weise, wie dem der Messe zu dienen. Doch hat in der That Herr Heigelin alles geleistet, was die gegebenen Verhältnisse zuließen, um die im Kreise der katholischen kirchlichen Thätigkeiten immer freylich eine untergeordnete Stelle gegenüber dem Hochamt einnehmende Predigt zu begünstigen. „Die akustische Rücksicht ist eine höchst wichtige in der ganzen Anlage des Innern. Das weite Gewölbe des Hauptschiffes ist die geeignetste Form, um Rede und Musik durch die ganze Länge der Kirche hinzutragen. Eben so leicht vertheilt sich der Strom der Töne zwischen der weiten Säulenstellung durch, die ihm nirgends eine dicke, eckige Masse darbietet, in die Nebenschiffe." (S. 20.) Nicht minder ist zu beachten, daß durch die Halbkuppel des Chors, über dem Hochaltar, die bedeutendste Lichtmasse von oben hereinfällt, um die Wirkung dieses Ortes, der „das Ziel des ganzen Bauwerkes" ist, zu verstärken. Das Licht, als Symbol des Höchsten und Heiligsten, wird auch in den goldnen Verzierungen des Gewölbes dargestellt. Ueber den Säulen sind schwebende Engelgestalten gemalt, im Charakter der alttestamentischen Cherubim. An den Wänden laufen um purpurfarbene Felder Blumenranken auf weißem Grunde empor. Die Gewölbe sind himmelblau, mit goldenen Verzierungen, Sternen, Sonnenstrahlen und Kreisen geschmückt und von purpurnen Streifen an den Hauptgurten durchbrochen. In dem Chore sind auf himmelblauem Grunde in weißen Feldern bunte Engelsgestalten mit Schmetterlingsflügeln zu sehen. Wir gestehen, diese durchgehende Symbolik ist überaus passend und sinnig. Nur das Eine möchten wir befürchten, daß durch das viele Roth und Himmelblau die Gewölbe schwer werden und durch die gleichmäßige Aneinanderreihung runder weißer Felder mit Engelsfiguren im blauen Grunde der Chorkuppel eine das Auge nicht befriedigende Monotonie, eine tapetenartige Steifheit entstehen könnte; doch wollen wir das leztere Urtheil zunächst nur auf die Andeutungen der zweyten Kupfertafel der vorliegenden Schrift beschränken. Die Kanzel ist oben in der Mitte der breiten Treppe angebracht, welche zum erhöheten Hochaltar und Chore führt, und hätte wohl auch keine geeignetere Stelle finden können. Zu beyden Seiten des mittleren Schiffes und an den Wänden der Kirche, doch so, daß im Hauptschiff ein sehr breiter Gang, entsprechend der breiten, zum Hochaltar führenden Treppe, und in den Seitenschiffen Raumes genug zum Gehen übrig bleibt, sind die Kirchenstühle angebracht; das Gesicht der Sitzenden ist dem Altare zugekehrt.

Was das Aeußere des neuen Tempels betrifft, so hat

Digitized by Google

er einen viereckigen Vorhof; dieser hat an den drey der Kirche nächsten Seiten Bogengänge, an den beyden vorderen Ecken Glockenthürme. Ueber dem einfachen Portal der Kirche ist eine Gallerie für Musik, wohl auch für den Segen des Bischoffs. Zu beyden Seiten der breiten Treppe, die nach dem Vorhofe führt, sind die Statuen der beyden Apostel Petrus und Johannes, Symbole „der Gebundenheit und Freyheit, des Gesetzes und der Liebe, der beyden Pole der Kirche.“ Ganz angemessen ist diese Idee dem katholischen Dogma. Einer protestantischen Kirche würde wohl Herr Heigelin statt des Petrus den Paulus vorangestellt und dadurch die Repräsentanten der Freyheit im Glauben und der Liebe im Leben angegeben haben. Ohnehin scheint Johannes weniger geeignet, die Idee der geistigen Freyheit, als die der gläubigen Hingebung, Andacht und Liebe darzustellen. Die Stellung der Glockenthürme entspricht um so mehr ihrem Zwecke dann, wenn die neue Kirche außerhalb der Stadt Rottenburg auf einem der Hügel, welche das liebliche Neckarthal umkränzen, erbaut werden sollte, um gleichsam die Vortreter und Herolde des Heiligthums gegen die unten im Thale wohnende und zum Tempelberge heranwogende Menge zu seyn. In dieser freyen Stellung der Thürme, wenn sie auch keine besondere Höhe haben, was die erhöhete Lage der Cathedrale unnöthig macht, bringt der Ton eine größere Wirkung hervor. Freylich wird aber auch dem Effekt des Anblicks der Kirchenfaçade durch die voranstehenden, obwohl verhältnißmäßig kleinen Thürme geschadet, zumal wenn sich der Besuchende von einer niedriger gelegenen Gegend nach der Kirche herbewegt. — In Hinsicht der Nothwendigkeit eines Vorhofes drückt sich der verehrte Verfasser ziemlich stark in folgenden Worten aus: „Eine Hauptabweichung (des vorliegenden Bauplanes) von dem gewöhnlichen Kirchenbau liegt darin, daß vor der Hauptseite des Gebäudes ein Vorhof angelegt ist. Dieser muß als durchaus wesentlich für eine jede Kirche, selbst für eine minder bedeutende, angesehen werden. Die Stille des Ortes, welcher den heiligen (?) Gebeten der versammelten Gemeinde geweiht ist, darf nicht durch ein Geräusch von der unmittelbar an die Kirchthüre stoßenden Straße gestört werden, und, was gleich wichtig ist, der Kirchgänger soll nicht von der profanen Gasse mit einem Schritt in das Schiff des Tempels eintreten. Einen Zwischenort muß er finden, wo er alles Zerstreuende vergißt und seinem ganzen Sinn eine höhere Richtung gibt, so daß er, von dem Staube des gemeinen Verkehres gereinigt, in das Portal tritt, und, wie er es durch den Gebrauch des Weihwassers bezeichnet, das Herz der Quelle des ewigen Lebens öffnet. Dieser Zwischenort ist der Vorhof mit der Vorhalle, ein Theil, welcher schon bey den alten christlichen Tempeln nicht fehlte, und welchen nur ein für das Heilige gleichgültiger Sinn missen kann.“ (S. 16. 17.) Jedes Ding hat zwey Seiten und oft lassen sich beyde Seiten mit Ruhe betrachten und auf vortheilhafte Weise beleuchten. Das Geräusch der Straße kann entweder durch eine große Vorhalle ferne gerückt oder durch polizeyliche Maßregeln während des Gottesdienstes abgewendet werden. Der Kirchgänger aber, wenn er nicht schon auf dem Weg zur Kirche vom profanen Sinne der Welt sich ab-, und höheren Gedanken und Ahnungen seine Seele zugewendet hat, wird im Vorhofe zur genügenden Sammlung seines Gemüthes für überirdische Gegenstände entweder zu lange Zeit brauchen, oder ohne tiefere Sammlung und Ruhe des Inneren in den Tempel treten, wo er den Frieden wohl auch nicht findet, zu dem er keine rechte Empfänglichkeit mitbrachte. Im Gegentheile läßt sich ein solches Verhältniß zwischen dem Kirchengebäude und seinen Umgebungen und Besuchern denken, wobey es keines Vorhofes zur Vorbereitung bedarf, weil hier die Gläubigen ihren Gott und Glauben zur Versammlung der Gemeinde mitbringen. Dann ist die Kirche, aus der man keinen Zwischenraum nach den weltlichen Umgebungen zu durchwandern hat, ein Bild des unmittelbaren Verhältnisses zwischen Religion und Leben, Gott und Menschen, Himmel und Erde. Sie, das Allerheiligste, weihet ihre verschiedenartigen Umgebungen zum Heiligthum. Wir wollten durch diese Andeutungen nichts weiter darlegen, als daß in gewissem Sinne auch ein für das Heilige durchaus nicht gleichgültiger Sinn den Kirchenvorhof missen könne. Uebrigens sind wir weit entfernt, die Zweckmäßigkeit und Bedeutung des Vorhofes demjenigen, welchem sie einleuchtet und welcher davon ergriffen ist, bestreiten zu wollen. Vielmehr halten wir es ganz gemäß den Ideen und Satzungen des Katholicismus, daß er auch hierin den vorchristlichen Ritus und die mosaische Anordnung des Tempels sich aneigne. Wie überhaupt die Pracht des jüdischen Tempels und der Aufwand seines Gottesdienstes, wie die auszeichnende Erhöhung und die priesterlichen Gewänder des levitischen Standes u. a. m. von der katholischen Kirche in ihren Schooß aufgenommen und mit christlichen Vorstellungen vermischt, für christliche Zwecke benützt worden sind, so auch die Anordnung der Vorhöfe, die sich eigentlich bis zur Vorhalle der Kirche erstrecken, deren innerer Raum dem Heiligthum, deren Chor, abgetrennt von der übrigen Kirche, dem Allerheiligsten des Salomonischen Tempels entspricht. In dieser historischen Beziehung scheint uns vornehmlich auch der Vorhof beybehalten werden zu müssen. Herr Heigelin hat auch wirklich alles dazu benützt, diese Stätte des Vorhofs zu einem Orte der vorbereitenden Weihe zu machen. Der freye Blick nach vorne in die freye herrliche Schöpfung von dem Orte der Andacht und Ruhe aus erhebt noch mehr die zu frommen Empfindungen gestimmte Seele. Dazu kommt der Ein-

Digitized by Google

druck der Apostelstatuen über der Vorhofstreppe und die Wirkung der Freskomalereyen, welche der Verf. an den hinteren Wänden der Bogengänge angebracht wissen will und welche die bedeutendsten Ereignisse und Thatsachen aus dem Leben des Erlösers darstellen sollen. Er legt namentlich darauf ein Gewicht, daß diese Bilder der Erinnerung an den Heiligen und Gottessohn in einem dem weiten Himmel offenen Raum angeschaut werden, wobey sich der Eindruck der Gemälde besonders tief den Gemüthern einpräge. Hieher gehört aber auch die von dem Verf. S. 20. gemachte Aeußerung, daß historische Bilder im Inneren der Kirche anzubringen ihm durchaus unpassend scheine; diese gehören in die Vorhalle und in den Vorhof. Im Inneren dagegen müsse das Romantische und namentlich das Musikalische vorherrschen. Er hat dadurch unsere innigste Ueberzeugung ausgesprochen. Historische Bilder zerstreuen die Aufmerksamkeit, was Blumengewinde, Gruppen von Engeln, Strahlenkränze u. s. w. nicht leicht thun werden. Die romantische Kunst, der historischen gegenübergestellt, nährt die religiöse Stimmung, ohne einen fesselnden Gegenstand dem Gedächtnisse und der Beobachtung vorzuhalten, nährt die religiöse Stimmung gleichmäßig bey jedem Gegenstande, welchen der musikalische Vortrag der Gemeinde oder des Chors, der rednerische des Predigers, das gemeinsame Gebet oder das Anliegen des einzelnen Gemüthes hervorrufen und festhalten mag. Auch wird durch die hier vorgeschlagene Einrichtung dem idololatrischen Unfug des Volkes eher gewehrt, wenn dasselbe die Bilder, vor denen es bisher niederzufallen und zu räuchern pflegte, nur in der Vorhalle oder im Vorhofe begrüßen darf. Herr Heigelin hat in der Kirche nur Ein Bild, nämlich den Gekreuzigten, über dem Hochaltar aufgestellt, so wie er über das Portal von Aussen das Bild des Auferstandenen, der seine Gläubigen segnet, setzen will.

Am Schlusse dieser Anzeige drängt es uns, diesem in Anlage und Anordnung so originellen Plane nicht nur unsere rühmende Anerkennung zu ertheilen, sondern auch zu wünschen, daß seine Ausführung nicht ferne seyn möge. Die wenigen Ausstellungen möge Herr Dr. Heigelin als ein Zeugniß unserer Achtung seines freyen Geistes, der das Urtheil und den Zweifel freyer Geister hören und prüfen werde, freundlich aufnehmen. Und wenn — woran wir jedoch ungerne zweifeln — sein schönes Werk nicht zu Stande käme, so wäre schon der Entwurf der allgemeinen Bekanntmachung und Ehre werth.

—en.

Andeutungen über bildende Kunst.

Von B.

Eine Nation, welche beständig geschmacklose Gegenstände, z. B. hölzerne Statuen, welche bemalt und vergoldet werden, vor Augen hat, kann unmöglich einen guten Geschmack erlangen, weil dieser sich blos vermittelst der Gewohnheit bildet, indem die Sinne gewöhnt werden, lauter vollkommene Dinge zu sehen. Und wenn sie auch nicht von dieser Art seyn sollten, so müssen sie doch wenigstens simpel seyn und blos das Wesentlichste enthalten. Und wenn sie auch sogar bäurisch und armselig erscheinen sollten, so werden sie doch der Schönheit allezeit näher kommen, als solche Dinge, worauf der Ueberfluß ohne Verstand verschwendet ist. Ja die Sinne und der Verstand brauchen nicht so viel Anstrengung, die Schönheit in ihrer Blöße zu unterscheiden, als wenn sie in einem Haufen von unnützen Dingen vergraben liegt.

*

Ich glaube fest, daß alles Schöne, was die Menschen hervorgebracht haben, nach eben den Grundsätzen wieder hervorgebracht werden kann. Es ist zwar wahr, daß viele Hülfsmittel und Umstände, die öfters den Geschicktesten fehlen, zusammentreffen müssen, um dies glücklich zu erreichen, allein die Geduld überwindet alle Schwierigkeiten.

*

Ein sehr verdienstvoller Maler erzählte mir einst mit dem Ausdruck des gekränkten Ehrgefühls, das er nach Jahren noch nicht verschmerzt hatte, wie einst ein Kunstgenosse, dem er ein mit Liebe gemaltes Bild gezeigt, nach kurzer Betrachtung das Ohr der Hauptfigur mit dem Finger umkreist und gesagt habe: diese Parthie ist die gelungenste.

Seitdem gebe ich nur noch mehr auf die verächtlichen Loder und Tadler Achtung, die an eine hervortretende Kleinigkeit sich halten und aus Mißwollen oder Geistes- und Gefühlsarmuth ihr Urtheil an eine solche Erbärmlichkeit knüpfen.

Wäre man nicht an Sanftmuth und Duldung, ja an Höflichkeit gewiesen, man möchte solchen Menschen zurufen: Schweige Elender! Thor! wenn du nicht im Ganzen fassen magst oder kannst, was der Künstler geleistet und wo er der Beschränkung unterlegen.

Digitized by Google

№. 14.

Kunst-Blatt.

Montag, 16. Februar 1829.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

(Fortsetzung.)

Nach Herders schöner Legende: der gerettete Jüngling, hat H. Krainsky uns den jungen Räuber dargestellt, wie er, in Wehmuth aufgelöst, seine Lippen auf die Hand des heiligen Johannes geheftet, vor dem liebevoll zu ihm geneigten Greise kniet. Der Ausdruck schmerzlicher Reue ist hier unverkennbar, auch durch die neugierige Verwunderung der rohen Spießgesellen erhöht, welche den Hintergrund bedeutsam ausfüllen. Gern hätten wir in dem Greise noch den Abglanz jener heiligen Anmuth gefunden, welche die Maler dem Liebling Jesu verleihen. Doch geht gerade unserer modernen Welt gänzlich der Charakter ab, welcher den Künstler sonst mit Vorbildern mildwürdiger Alten versah; höchstens dürften die Motive zu einem greisen Johannes, wie wir ihn uns denken, noch etwa in einsamen Klöstern südlicher Länder angetroffen werden. Um so mehr überraschte uns der trefflich gedachte Greis in dem Bilde der vier Jahreszeiten von Ed. Däge, welches zugleich die vier Menschenalter vorstellend, in architektonischer Bogenfassung zur Linken des Beschauers zuerst das Kind, der Jungfrau Blumen darbietend, zeigt, die in so anmuthiger Heiterkeit einen mit Aehren vermischten Cyanenkranz flicht; neben ihr, und die Mitte des nicht über drey Fuß langen Gemäldes bildend, sitzt der Mann, in dieser allegorischen Zusammenstellung zugleich das Symbol fruchtbar reifen Herbstes; im Schatten eines vom Weinstock umschlungenen Baumes, hebt er den gefüllten Goldpokal eben zur bartumkräuselten Lippe. Wünscht der Beschauer dieser vollkräftigen, warm kolorirten Gestalt etwas freyere Bewegung und einen der Handlung angemessenen, geistig gesteigerten Ausdruck, so weilt unser Blick um so lieber auf dem Greise, der jenem zur Rechten, in der sanft rührenden Linie hingebender Schwäche gezeichnet, ruht. Das milde Antlitz, im Schmuck des seidenen Silberbartes, läßt die innere Geistesflamme, noch im Verlöschen auflodernd, durchschimmern, indeß der Körper, vom einfachen Faltenwurfe des purpurgrauen Gewandes umhüllt, weich in sich zusammensinkt. Ein Knabe, die Glut des Kohlenbeckens zur Erquickung des Alten schürend, schließt dieses nach Weise der Basreliefs geordnete sinnvolle Bild, das durch kräftige Farbe und Zeichnung Prof. Wach's Schule rühmlich bekundet.

Durch glückliche Zusammenstellung und idealen Charakter zog uns nicht minder ein Bild an, zu dem A. W. von Schlegels Legende des heiligen Lukas einem jungen Taubstummen, Adolph Siebert, den Stoff geliehen. Sowohl in der Beleuchtung als in den verschiedenen Gewändern war ein ungemein zarter Farbensinn bemerkbar, welcher besonders in der durch alle Nuancen spielenden grünen Bekleidung des Engels, welcher dem Apostel die Palette reicht, Ungewöhnliches geleistet hat.

Noch ein Landschaftsmaler, Wilhelm Krause aus Dessau, scheint sich in dieser Schule glücklich zu bilden, von welchem sechs Oelgemälde mehr und weniger Verdienst zeigten. Eine größere, schön gedachte Composition leitete den Blick über bedeutend angebaute Höhen des Mittelgrundes zum fernen, zwischen südlichen Gebirgsformen ruhenden Seehafen. Recht dem jugendlichen Sinn entsprechend, der die Ferne mit zauberischem Licht der Hoffnung schmückt, indeß er die Gegenwart nur zu oft unbeachtet wegwirft, schien auch hier der Vorgrund zu wenig von Hrn. K. beachtet. Das Seestück, Erinnerung der Rügenschen Küste, ward von dem Kunstverein gewählt, indeß eine größere Landschaft im griechischen Charakter, leider noch unvollendet, nur in Prof. Wach's Atelier sichtbar, die erfreulichste Erwartung erregte. Uns schien überhaupt, es schwebe dem jungen Künstler Poussin's landschaftlicher Styl als Muster vor.

Noch bleibt uns von einigen Bildern zu berichten, welche einem freundlichen Wettstreit zwischen mehreren jungen Künstlern aus derselben Schule ihren Ursprung zu verdanken scheinen, von welchem jedoch nur die Arbeit Adolph Henning's befriedigend genug war, um von

Digitized by Google

dem Kunstverein gekauft zu werden. Die an sich poetische, allein für die Malerey wenig geeignete Idee des Schutzengels hat der eben Genannte möglichst anschaulich dadurch ausgedrückt, daß ein lieblich harmloses Kind der sich freundlich züngelnd an ihm heranringelnden, buntgefärbten Schlange die frischgepflückte Erdbeere hinhält, doch von dem hinter ihm knieenden Engel mit leiser Hand vor diesem gefährlichen Gespielen gewarnt wird. Durch Harmonie der Farben, bestimmte Umrisse und fleißige Ausführung zeichnet sich dieses Bild vortheilhaft vor mehreren Darstellungen desselben Gegenstandes aus, obgleich jede ein ernstes Bestreben verräth, des ungünstigen Stoffes Meister zu werden, dessen größte Schwierigkeit eigentlich darin besteht, daß des Schutzengels Nähe dem Kinde eigentlich unbekannt seyn soll, während derselbe durch jede abwehrende Bewegung, in so fern sie von dem Schützling sinnlich wahrgenommen wird, alsobald seinen rein geistigen Charakter mit dem höchst prosaischen einer Gouvernante vertauscht.

Dieser Bericht führt uns auf das bereits früher von dem Kunstverein angekaufte und verlooste Bild des Prof. Begas, welches einer Reihenfolge von Compositionen aus der Geschichte des Tobias entnommen, den Normaltypus des aus dem alttestamentarischen Glauben uns überlieferten Begriffes des Schutzengels anschaulich darzustellen geeignet wäre. In wie fern dies dem Künstler gelungen, der bereits vor mehr als zehn Jahren durch sein Gemälde von der Ausgießung des heiligen Geistes *) große Hoffnungen erregte, wird der Kupferstich am besten nachweisen, den Herr C. Berger mit so viel Geist als technischer Fertigkeit, nach oben erwähntem Bilde für die Mitglieder des Kunstvereins ausführte.

Da wir uns gleich anfangs darüber ausgesprochen, daß diese Blätter hauptsächlich bestimmt sind, von den Fortschritten der jüngeren Künstlerwelt Kunde zu geben, so dürfen wir uns um so eher kurz fassen, wo bereits anerkannte Namen das Verdienst der Leistungen verbürgen und nur Einzelnes als charakteristisch und besonders gelungen angedeutet zu werden braucht.

So ist Kolbe schon früher durch treffliche, meist der Geschichte des Mittelalters entlehnte Compositionen bekannt, und seine Farbenskizze des Kampfes, worin Otto der Große die Magyaren auf dem Lechfelde bey Augsburg am 10ten August 955 schlug, für einen Freund und Beförderer deutschen Ruhmes **) im Großen bestimmt, trägt wiederum ganz des Künstlers Gepräge; schöne, kräftige Streitrosse, lebendige Bewegung, glänzende und phantastische Rüstungen fesseln, wie immer, den Blick. Der zur Rechten im Vorgrund angebrachten Frauengruppe wünschen wir etwas mehr Eigenthümlichkeit, da sie sonst, zu dürftig gegen jenes herandrängende Kampfgetümmel, hier überflüssig scheinen möchte. Ein besonders liebliches Bild von demselben Künstler zeigt uns eine jugendliche Fürstin, von hoher Burg zum Eichwald hinabreitend; der Edelknabe, welcher den Zügel des schön geschmückten Zelters hält, trägt den Falken auf der andern Hand; auf seinem Waffenrocke prangt der Adler, und die Beziehung wird uns durch den Rahmen des Gemäldes ferner kund, welcher zwischen zwey schmalen Goldstäben in rings umherlaufendem Bild eine anmuthige Idylle enthält. Des Rahmens unterster Theil zeigt uns das Kellergeschoß eines alterthümlichen Schlosses, vor dem zwey wackre Knappen auf das Wohl des hohen Paares anstoßen, dessen Wappen am weinüberrankten Gemäuer hinter den Sitzenden sichtbar wird. Dienende Mundschenken fehlen nicht Rechts und Links, indeß sich zu beyden Seiten im kleinen, durch die gekreuzten Goldstäbe gebildeten Viereck besondere Bilder zeigen; links über die gezackten Zinnen, wo Gewappnete Wacht halten, erblickt man längs blauen Bergen eine weite Stromansicht, im Viereck zur Rechten aber, hinter dem, an offnem Söller die Zither spielenden Knaben, ein freundliches Thal, das vom klaren Fluß durchschlängelt, von grünen Höhen begränzt, jeden an die schönen Saalgründe mahnet, welcher je von Orlamünde bis Jena längs der von Ruinen und Lustschlössern gekrönten Hügel hingezogen, deren eines hier im morgendlichen Lichte, wie ein ferner, heller Stern uns bedeutsam anlacht. Schwerlich dürfte ein anderer kühner Schlachtenmaler wie Hr. Kolbe den Raum von 3 bis 4 Zoll im Quadrat sinnreich auszufüllen, seine großen Pinsel also glücklich mit denen des Miniaturmalers vertauschen.

Das Besondere dieses anmuthigen Bildes mag unser längeres Verweilen dabey um so mehr entschuldigen, als wir diesmal mehrere Leistungen verdienter Meister nur deshalb übergehen, weil dieselben die Eigenthümlichkeit ihres Talentes weniger bestimmt aussprachen. Wir eilen daher, über zwey Gemälde zu berichten, welche sowohl durch Form als Gehalt, obgleich später aufgestellt, würdig den Platz behaupten, welcher ihnen eingeräumt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) In dem Dom von Berlin aufgestellt.

**) Den Staatsminister Freyherrn von Stein.

Digitized by Google

Der von Canova erbaute Tempel zu Possagno.

Schon in Brüssel hörte ich Canova's Projekt eines Tempels für seinen Geburtsort rühmen; in Paris sprachen dorther kommende Künstler von der guten Anlage, von der reichen Ausstattung desselben und jeder bedauerte, das Gebäude nicht nach der Vollendung gesehen zu haben. Dies war hinreichend, meine ganze Aufmerksamkeit darauf zu lenken; ich langte daher nur in Bassano an, um nach Possagno zu gehen. „Vier Miglien sinds," sagte mir der Wirth, und in der Voraussetzung, gegen Abend dort einzutreffen und zu übernachten, machte ich mich um drey Uhr auf den Weg. Um halb fünf fragte ich einen Bauer nach der Entfernung und erhielt ebenfalls die Antwort, die ich in Bassano von meinem Wirth erhalten hatte. Da ging mir ein Licht auf. Ich war genöthigt, wollte ich nicht bey Nacht einen unsichern Weg gehn, in einer Osteria di Campagne, zu Deutsch in einer Kneipe, und zwar in einer recht erbärmlichen, einzukehren. Der Wirth, welcher zugleich Schlächter war, war das leibhaftige Conterfei desjenigen im Don Quixote, der dem geplagten Helden und seinem Schildknappen eine freye Wahl unter den Speisen gestattete, aber nichts mehr als Kälberfüße in Vorrath hatte. Che domanda, Signore? wurde mir zehnmal zugerufen; auf Alles aber, was ich verlangte, ward mir die Antwort: non l'abbiamo. Ich war endlich genöthigt, mir selbst Etwas zuzubereiten. Rücksichtlich des Bettes aber war guter Rath theuer, denn der Padrone di Casa versicherte auf Ehre, kein Bett für Fremde zu besitzen. Ich bot 30 Soldi für ein solches. Das wirkte, ein edler Wettstreit erhob sich, alle Hausbewohner wollten mir jezt ihr bettähnliches Lager für eine Nacht abtreten. Die Dame des Hauses entschied für ihren Erstgebornen und somit ward ich endlich förmlich einquartirt.

In der ganzen Gegend hatte ich klugerweise mich als Franzose eingeführt, da ich stets erfahren hatte, daß man diese Nation liebt und die Deutschen verabscheut; auch hier ließ ich mir von Deutschthümlichkeit nichts anmerken, aber ein schlauer Vetturino lachte auf meine Antwort: sono Francese, und sprach scherzend zu dem Wirth, daß ich es hören konnte: „Egli e Tedesco-Stratagema di Venetia." Es scheint also, als sey es sehr üblich, daß Deutsche hier ihr Vaterland verläugnen, da man dieser List sogar einen Spitznamen gegeben hat.

Des andern Tages früh pilgerte ich auf der schlechtergewordenen Bergstraße weiter; eine halbe Stunde diesseits Possagno traf ich eine neue Straßenanlage und wenig weiter einen ungemein großen Brückenbogen zur Verbindung zweyer Felsberge, zwischen denen ein Waldstrom fließt. Brücke und Straße läßt, wie ich glaube, die Familie Canova anlegen, um den Reisenden einen bequemen Weg zu der Heimath des größten Bildners seiner Zeit zu bahnen. Die Brücke ist beynahe beendet, das Bogengerüste steht noch und die Wölbungslinie ist noch nicht geschlossen.

Der Bogen dieser Brücke ist mit Widerlagern 110′ breit und 130′ hoch, durchgehends von Ziegelsteinmauerwerk erbaut. Man muß gestehn, diese Arbeit ist der Ingenieurs Napoleons würdig und verdient die Besichtigung der Reisenden, besonders der Architekten.

Von einer nun erreichten Anhöhe aus sah ich das am Fuße des Gebirgs zerstreut gelegene Possagno und hinter der Kirche, deren Stelle er nun bald vertreten wird, den Tempel Canova's; er liegt auf einer Anhöhe, einer Stufe des höheren Gebirgs, und ist von allen Seiten sichtbar.

Ich verweilte einen Tag hier, um mir von dem Ganzen eine geometrische Skizze mit den Maßen der Haupttheile zu entwerfen. Das Gebäude ist fertig, man ist nur mit der innern und auch wohl noch mit der äußern Ausschmückung, mit der Erbauung der Altäre und der Anlage des Fußbodens beschäftigt; ich bin daher im Stande, der Lesewelt, die sich für ein Gebäude dreyfachen Werthes interessirt, eine genügende Beschreibung zu liefern.

Canova war, so großer Künstler er seyn mochte, zu wenig Architekt, um ein Projekt eigner Idee zu entwerfen, auch fehlte ihm vielleicht die Keckheit dazu, wenn ihm die Fähigkeit nicht fehlte. Was der Beschauer hier findet, ist nur eine Erneuerung des römischen Pantheons in einer wenig veränderten Gestalt und minder großen Anlage; doch ist es vielleicht noch Niemanden besser als unsrem Bildner geglückt, der Rotonda eine zweckmäßig schöne Colonnade als Porticus anzufügen.

Die Rotonda, der Tempel selbst, hat 84 Fuß im Durchmesser und gleicht der Rotonda Roms, eben so viele Fuß Höhe vom Boden bis zur Laterne. Die Umfassungsmauer enthält gleich der römischen acht Kapellen, mit dem Unterschied, daß diese nicht durch Säulen und Pilaster geradlinigt, sondern durch große Bogeneinschnitte gebildet sind. Was das Leztre betrifft, so muß man ohne Rückhalt gestehn, daß der Architekt Agrippa's einen richtigeren Maßstab des Schönen hatte, als sein bildender Nachahmer; denn der Architrav der Kapellen, von freystehenden korinthischen Säulen getragen, erhöht die Wirkung des majestätischen römischen Tempels, während die flach abstreichenden canovischen Bogeneinschnitte, aus welchen die Altäre wie aus der Mauer hervorzuspringen scheinen, dieselbe verringern. Besser läßt schon der größere Bogen mit seiner Kapelle für die Stelle des Hochaltars und der ihm gegenüber befindliche gleich große Bogen des Portals; beyde Theile sind aber auch in der Idee des Pantheons.

Digitized by Google

Die Ausschmückung des Ganzen ist einfach, reich und schön. Der Grund des Inneren vom Architrav des einlaufenden Gesimses bis zur Plinte ist künstlich gequaderter farbiger Marmor; hiedurch erhalten die Bogen vermöge des Fugenschnittes ein gefälligeres Ansehn. Die Räume zwischen den Kapellen sind mit Reliefstafeln und Gemälderahmen verziert, über welchen noch eine Platte von Stuckarbeit angebracht ist. Das einlaufende Gesims ist dorischer Ordnung, auf einem breiten, durch zwey Rundstäbe geschlossenen Friese hinlaufend, welcher durchgehends mit goldnen Arabesken ausgeschmückt ist; eben so sind die Gliederverzierungen des Gesimses golden, während der Grund des Ganzen weiß ist. Die Kuppel ist wie gewöhnlich mit Quadraten und Rosetten nach der Mitte im Kreise zulaufend ausgelegt. Auch diese Rosetten, die Glieder der vertieften Plättchen und das kleine Gesims um den Laternenkreis sind golden. Es fehlt daher dem Ganzen nichts in Rücksicht der inneren Zierde, sie ist nicht überladen, sie ist reich, einfach und schön, und der Beschauer, welcher in diese Halle eintritt, wird sich der wahren Schönheiten der Form, wie ihrer Ausarbeitung, freuen.

Von den vier Eckaltären sind zwey bereits fertig; sie haben die Form derer des Pantheons, mit dem Unterschiede, daß hier jonische Säulen angewandt sind. Das Modell dieser Säulen war keins der bessern, die Kapitäler sind übermäßig korpulent, weder schlank noch schön; ich begreife nicht, wie Canova gerade diese Ordnung und diese Art derselben zu den ohnedin nicht nachahmenswerth gewesenen Altären wählen konnte; hier hätte sein bildender Genius ohne Zweifel eine bessere Gestalt erschaffen.

So viel über das Innere des Tempels.

Ein herrlicher dorisch-äginischer Porticus von zwey Reihen Säulen führt zu dem Portal, auf dessen beyden Seiten große Nischen angebracht sind. Die Ecken des vorspringenden, die Rotunda mit der Colonnade verbindenden Mauerwerks schließen reguläre Pilaster, die Fronte der acht Säulen selbst deckt eine majestätische Frontspitze, in deren Form sich das Dach an den Zirkel anschließt. Das Gesimse des Porticus läuft als Band um die Rotonda, deren Mauerwerk, mit einem Hauptgesims schließend, noch etwa 18 Fuß höher als die Colonnade ist. Ueber dem fraglichen Hauptgesims befindet sich ein Soccus mit Oberglied, dann folgen die drey Mauerstaffeln aus Werkstein und hinter ihnen, über ihnen läuft des Daches Wölbung bis zur Glasdecke des Laternenkreises.

Drey Terrassen laufen um das ganze Gebäude, jede der zwey oberen läuft mit der Treppe des Porticus, welche vor den vier mittleren Säulen beginnt, stets drey Stufen derselben fassend, aus, die lezte aber, welche fünf Fuß breit ist, bildet zur Frontseite eine Art Souterrain des Ganzen mit einer Dossirung: sie ist gequadert und mißt die Höhe von zehn andern vorgelegten Treppenstufen. Alles dieses erhöht, verschönert die Façade und die perspektivische Ansicht.

Dies die Beschreibung von Canova's Tempel, zu welcher ich auf Verlangen der Redaktion später die geometrischen Risse nachliefern werde *).

Aug. Trarel.

---

*) Wir hoffen dieselben bald von dem Hrn. Vf. zu erhalten und unsern Lesern mittheilen zu können.

Red.

Andeutungen über bildende Kunst.

Von B.

Nur Genie *versteht* das Genie, nur Tugend die Tugend, nur Verstand den Verstand, nur Liebe die Liebe. Nur das Gleichartige versteht sich gegenseitig, eben weil das Verstehen ein Leben in der Sache, ein Heimischseyn, innigen Antheil voraussezt. So versteht auch nur der Künstler den Künstler. Aber wer ist der Künstler? Versteht sich der wahrhafte, innere Künstler, nicht immer der äußerlich so heißende.

*

Man will bemerken, daß, wenn es mit der Kunst nicht fort will, es gewöhnlich an den *ersten Prinzipien* fehle.

*

Der *Schule* wird viel zugemuthet und zugetraut, wozu sich das *Leben* eine lange Zeit nimmt. Manche Gestalten und Formen sehe ich schon fünfzig Jahre vor meinen Augen und kann noch heute nach tausendmal wiederholtem Anschauen nicht behaupten, daß ich sie kenne.

*

Höre so viel du willst, Künstler sich über die Kunst, den Styl, die Technik eines Malergenies, wie Raphaels, Claudes ꝛc. äußern, nicht leicht wird einer darunter seyn, der nicht etwas Treffendes zu sagen wüßte. Aber keiner wird den rechten Geist des Schaffens dieser Meister citiren können. Kaum die liebsten Schüler Raphaels wären vielleicht hiezu im Stande gewesen; denn „*durchschauen*“ heißt in der Kunst, wie bey vielen andern Vermögen, „*nachahmen*,“ „*Aehnliches schaffen*“ können.

Digitized by Google

№. 13.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 12. Februar 1829.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

(Fortsetzung.)

Lessings Felsenschloß, eine Landschaft von bedeutendem Umfang, gewann mit Recht hier allgemeine Aufmerksamkeit, sowohl durch das Großartige des Gedankens, als den liebevollen Fleiß der Ausführung.

Fast in Mitten der Tafel sehen wir auf Klippen, die ein kleiner, wiederum mit Buchen umkränzter See bespült, eines jener abentheuerlichen Gebäude sich erheben, wie sie das Mittelalter aus Noth und Laune zusammengesetzt, noch in Ruinen uns erkennen läßt. Auch hier ragen Thürme, Vorsprünge und sonstige Befestigungswerke, gleichsam den einzelnen Felsen entwachsen und diese krönend, phantastisch durch schmale Säulengänge und Fallbrücken unter einander zu einer Masse verbunden, ein Schattenbild der Vorzeit, ganz im Schatten gehalten, empor; die zum nachbarlichen Gebirge sich neigende Sonne, eben hinter den Schloßzinnen versteckt, strahlt den nächsten Luftstrich in hellster Beleuchtung zur Folie dieser Riesenkrystallisation an, und färbt sowohl die trefflich ausgeführte Gebirgswand zur Rechten des Beschauers, als tiefer unten zur Linken das frühlingshelle Grün der Buchen lichter. Aus der Umbegung derselben ergießt sich ein klarer Waldbach leise rieselnd in den See, dessen Wellen höher an den Kahn schlagen, der, vom rüstigen Fährmann gelenkt, dort den kriegerisch gewaffneten Eigner des Schlosses trägt, den ein alternder Schloßwart auf äußerstem Mauervorsprung erwartet und begrüßt.

Wenn uns jene drey Gestalten dem Charakter des Ganzen vollkommen genügend, und der über diese Landschaft in einem früheren Blatte ausgesprochne Tadel wegen Mangel an belebender Staffage sonach hier unstatthaft schien, so möchten wir doch einer andern, an diese sonst so verdienstliche Leistung gemachte Ausstellung beypflichten: daß die ganze Felsenmasse mit den sie krönenden Thürmen und Zinnen allzusehr des Lichtes entbehre, welches, obschon die Sonne allerdings hinter dem Schlosse steht, doch durch den Wiederschein einer, noch im vollen Tagesglanz stehenden Umgebung genugsame Helle empfangen konnte, um das gigantische Gebäude vor unsern Blicken mehr gerundet und in seinen mannigfachen Theilen abgesonderter darzustellen. Der allgemeine Antheil, den sich dieses Bild erwarb, mag auch unser längeres Verweilen dabey um so mehr entschuldigen, als die Meisterschaft des Pinsels, welche dasselbe bekundet, zu den schönsten Erwartungen berechtigt, dafern Herr Lessing sich streng versagt, dem Effekt jene höhere Naturwahrheit zu opfern, die allein zu den ewig klaren Höhen der Kunst führt. Sein eignes Bildniß im rheinischen blauen Malerhemde, herzhaft und flüchtig hingeworfen, gefiel vielleicht eben darum, weil es einen selbstständigen Gang künstlerischer Entwicklung zeigte.

Wie rasch und vielseitig diese bereits den Jüngling bis in das ernste Gebiet der Geschichtsmalerey geleitet, sahen wir in einem großen Carton: Kaiser Friedrich Barbarossa in der Schlacht bey Iconium, zur Ausführung als Freskogemälde für den Grafen von Spee bestimmt. Kühne Zeichnung und dreiste Motive beleben diesen jugendlichen Entwurf, in welchem das mit eigenem Zornesmuth kämpfende Roß, wie der ganz vorn zusammengestürzte Sarazen mir als besonders gelungen auffielen.

Das Gegenbild: Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe auf dem Reichstage zu Erfurt, ebenfalls ein Carton, von Mücke, verspricht nicht weniger Verdienstliches durch Ernst und Einfachheit der Composition. Beyde Hauptfiguren bilden einen fühlbaren Gegensatz in dem erhaben zutraulich verzeihenden Kaiser, vor welchem hier der sichtbarlich in ohnmächtiger Wuth knirschende Fürst sich geschmeidig demüthigt. Noch scheint dieser Zeichnung die lezte bestimmende Hand zu fehlen, doch haben wir schon mit Vergnügen zur Linken des Beschauers den Meister (Schadow) im malerischen Pelzüberwurf, wie dem Rande zunächst den Künstler selbst erkannt. Die erfreulichste Aufgabe dürfte ihm, nächst den Hauptfiguren, in der bedeutungsvollen Ausführung des Jünglings bleiben, welcher dem Throne zunächst, als Frie-

Digitized by Google

brichs tapfrer Sohn angedeutet, unsern Blick auf sich zieht. Doch ungern sehen wir den großen Wittelsbacher (an der Umschrift seines Schwerdtes kenntlich), auf welchen Heinrichs Besitzungen größtentheils übergingen, rechts ganz im Vorgrund vereinzelt stehen, wobey, außer dem Mangel gehörigen Gleichgewichts in der Gruppirung, auch offenbar hier ein Verstoß gegen historische Wahrheit nachzuweisen wäre, indem zu keiner Zeit der vom Glück Begünstigte allein zu stehen pflegte.

Ein fast lebensgroßes Oelgemälde, den im Quell sich spiegelnden Narcissus vorstellend, giebt nicht minder von den Fortschritten technischer Fertigkeit Kunde, welche sich Hr. Mücke seit zwei Jahren erworben hat.

Vielleicht dürfte man ihn jedoch hierbei vor der Wahl eines Gegenstandes warnen, der ein kostspieliges Studium der Natur, mit ernster Anstrengung gepaart, erheischt, ohne dem Künstler am Ziele den Lohn darzubieten, der ihm bey seiner Arbeit in Hoffnung allgemeiner Theilnahme vorschwebte.

Zu den undankbarsten Aufgaben möchten besonders jene Natur-Mythen gezählt werden, welche dem Ideenkreis des größeren Publikums fremd, wie freundlich sie auch den Kunstkenner in naiver Anmuth von den Wänden des alten Pompeji und Herkulanum anlachen, doch in unsere neuere Kunsttechnik übersezt, je größer und ausgeführter, uns um so hohler und unbestimmter dastehen, und wie einzeln abgerissene Anklänge aus einer ganz versunkenen Welt, sich jenen Tönen vergleichen ließen, die vorlängst bei dem Einsturz eines, der Freude bestimmten Gebäudes, aus dem Reiche der Todten hervordringend, dem verschütteten Musiker angehörten, der mit erlahmender Hand noch das Instrument rührte, welches früher, im Einklang mit den übrigen, Wohllaut und Ergötzen verbreitet.

Mehrere Bildnisse, theils zart empfunden, theils wacker ausgeführt, schließen die Reihe von Schadow's Schülern, welche noch zwei lobenswerthe Cartons geliefert haben; der eine: David als jugendlicher Sieger mit dem Haupt und Schwerdte Goliaths, halbe Figur in Lebensgröße, von A. Schmid; ein zweiter, ebenfalls Kniestück, eine heilige Cäcilia, die Orgel in ihren Armen tragend, von J. Jungblut. Zu wünschen wäre es, daß beide junge Künstler zur Ausführung ihrer Ideen aufgemuntert würden, da wohl nur das Miniaturformat der ebenfalls ausgestellten Farbenskizzen in Oel Schuld trug, daß diese weit hinter den großen Zeichnungen zurückblieben.

Wenn Liebe, Poesie und die Magie der Natur die jungen Künstler der Düsseldorfer Schule fast ausschließend begeistert und ihre Leistungen größtentheils mit den Reizen dieser Jugendgötter ausgestattet, so mögen sie selbst dankbar dem Genius des Ortes als Erstlingsopfer jene Kränze weihen, womit freudiger Beifall hier sie belohnte. Zwiefach glücklich, in Mitte reich abwechselnder Naturscenen, vom zerstreuenden Treiben der geräuschvollen Hauptstadt fern, und in mannichfacher Hinsicht sorgenloser sich einem heitern Kunstfleiß hinzugeben befähigt, sehen sie zugleich dem Ziel ihres Strebens in unpartheiischer Anerkenntniß der vielseitig gebildeten Kunstrichter Berlins, vor allen aber in der großmüthigen Ermunterung eines Königs-Hauses, entgegen, welchem die Kunst so viel verdankt. Preußen erfreut sich dieser auch am schönen Rhein dem heimischen Ruhm angehörenden Kinder, wie es noch in weiter Ferne seine Pflege und seine Hoffnungen für die edlen Blüthen vaterländischer Kunst ausdehnt.

Auch reifen sie bereits, und vor allen dießmal, in erfreulichster Entwicklung — von Rom her, wohin einige der vorzüglichsten Schüler des von Sr. Maj. dem Könige zum Hofmaler ernannten Prof. Wach zur Vollendung ihrer Ausbildung unlängst abgegangen. Unter ihnen hat Ahlborn als Landschaftsmaler uns ein redendes Zeugniß seines glücklichen Fleißes besonders in dem großen Oelgemälde, das Colosseum und die via sacra bis zum Kapitol darstellend, gegeben, welches aus dem Klostergarten S. Giovanni Paolo in der Nachmittagsbeleuchtung gesehen ist. Die Glut italienischer Sonne strahlt nah' und fern das alte Gemäuer mit warmem Purpur an, und wenn das Auge von dem gewählten Standpunkte aus zwischen dem Reichthum bedeutungsvoller Trümmer von einem zum andern irrt, glaubt es in dieser durchsichtigen Luft die geringste Verzierung zu unterscheiden, welche den zerstückten Riesengliedern der königlichen Roma noch mitten im Ruin geblieben ist.

Weniger südlich scheint der Himmel selbst gehalten, der in einer vor zwei Jahren ausgestellt gewesenen Landschaft von J. C. Schulze über den Säulentrümmern des Campo Vaccino, in seinem tiefen Blau leuchtend, so wesentlich zu dem Charakter jenes schönen, mir unvergeßlich gebliebenen Bildes beitrug.

Wenn' damals schon Ahlborns großes Gemälde, das neue Palais und dessen Umgebungen bei Potsdam, den glücklichsten Sinn für Luftperspektive und Lichteffekt verrieth, ja zu der Vermuthung berechtigte, daß dieser Theil landschaftlicher Ausführung besonders des jungen Künstlers Talent zusage, so ist die Vermuthung nicht zu kühn gewagt, daß Hr. Ahlborn seine lezte Leistung als eine Aufgabe behandelt hat, worin er, eingedenk der Ermahnung seines Meisters, jedem Theile seines Werkes dieselbe Aufmerksamkeit widmen, das Geringfügige neben dem Höchsten zur Mitwirkung für den Total-Eindruck benutzen wollte, welcher allerdings eben so wohl durch un-

Digitized by Google

bedingte Treue in der Darstellung, als mit leicht hingeworfenen Hauptzügen jenes Landes voll überraschender Erscheinungen erreicht werden kann. Hier sehen wir das hingestürzte Kapitol mit dem üppigen Grün südlicher Pflanzenwelt umkleidet, als ein für sich sprechendes Bild, und jener einsame Mönch, der unter hochragenden Zypressen sitzend, stumm in die reiche, glühende Landschaft hinausblickt, ließ uns wehmüthige Betrachtungen ihm nachempfinden, auch wenn das Colosseum sich nicht vor seinen Blikken ausbreitete. Wir wünschen demjenigen, welchem dies vollendete Werk durch das Loos zu Theil wird, Glück, weil der Genuß ihm vorbehalten ist, darin täglich neue Einzelnheiten zu entdecken, die sich im Drang hin- und herwogender Beschauer minder neben manchem geltend machen konnten, was den beweglichen und aufgeregten Sinn nach allen Richtungen hinzog.

Dasselbe Gepräge ernster, sich selbst genügender Ausführung trägt das Bildniß Hopfgartens, welcher vor zwey Jahren durch seine Composition: Jupiter, von den Nymphen auf Creta genährt, den Preis gewann, der ihm eine Reise nach Italien zusicherte, von wo er, mit Aufträgen für die hiesige Akademie beschäftigt, nur einige Farbenskizzen nebst einer größeren Bleystiftzeichnung, die H. Elisabeth Almosen austheilend, eine an wohlerfundenen Gruppen reiche Composition, eingesandt hat.

Ein männliches Bildniß in halber Lebensgröße von S. J. Gotthardt verdient der rühmlichsten Erwähnung, da es durch Geist, Einfachheit und Genauigkeit der Behandlung an Holbein's kleinere Gemälde erinnert. Möge der sinnige Künstler, von der Natur zu tieferer Charakterauffassung befähigt, stets wie hier die Natur im Auge behalten, so wird er gern die Anerkenntniß weniger Kunstfreunde dem geräuschvollen, aber schnell verhallenden Beyfall einer leicht von äußerem Glanz bestochenen Menge vorziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue artistische Werke.

Umrisse nach Thorwaldsens Werken. Erstes und zweytes Heft. Stuttgart. Verlag von Gebrüder Franckh. 1829. Folio.

Es ist in der That sehr zu beklagen, wie wenig in Deutschland die Arbeiten des großen Künstlers bekannt sind, welcher, ein Kind des Nordens, mit der Natur und Sonne des Südens, in dem er seit geraumer Zeit wohnt, an Produktivität und genialen Schöpfungen wetteifert. Deutsche waren es zwar, die Brüder Rievenhausen, welche an dem früheren Unternehmen Antheil nahmen, die Werke Thorwaldsens in Umrissen durch den Stich bekannt zu machen. Eben dieses Unternehmen des Italieners Mori*) liegt auch dem vorliegenden Werke bis jezt zum Grunde. Aber es war sehr zu bedauern, daß jene frühere Sammlung so unvollständig geblieben war, und daß man ihre Verbreitung im deutschen Vaterlande so wenig betrieben hatte, da sie gewöhnlich nur von Reisenden aus dem klassischen Lande mitgebracht worden war. Die Herausgeber der Hefte nun, welche wir dem Publikum anzeigen, versprechen in dem Vorworte zum ersten Hefte, nach und nach eine vollständige Sammlung von Umrissen nach den Meisterwerken des großen Dänen zu liefern; und, wenn sie im Stande sind, ihr Wort zu halten, so verdienen sie den Dank aller Kunstfreunde. Eine kurze Vergleichung dieser Lithographien mit den früher in Rom erschienenen Stichen bestätigt, was gleichfalls im Vorworte des Werkes gesagt ist, die Anschließung der neuen an die frühere Arbeit. Die Zeichnungen sind wenigstens eben so rein, und das Papier, so wie das Aeußere des Werkes, ist überaus schön und elegant zu nennen. Der Text — bekanntlich fehlt er in der römischen Edition gänzlich — ist kurz und dünkt uns erschöpfend. Ueber den Geist und die Vorzüge der Skulptur Thorwaldsens sind im Vorworte einige Winke ertheilt, die sich theils auf die Wahrheit und edle Naturmäßheit in allen Schöpfungen dieses unerschöpflichen Kunstgenius, theils auf die Allseitigkeit seiner künstlerischen Thätigkeit, theils auf sein freyes und geniales Verhältniß zu früheren Kunstwerken, aus welchen Thorwaldsen Motive zu entlehnen sich nicht gescheut habe, beziehen. Den lezteren Punkt möchte eine hämische Kritik vielleicht eher zum Tadel anrechnen, oder gar die Schaar blinder Verehrer läugnend von sich weisen, so wenig die Sache an sich geläugnet werden kann. Aber es gehört unseres Erachtens eben so eine schöpferische Kraft dazu, ein kaltes, schroffes, steifes und ungelenkes Vorgefundene zur Natur des warmen, weichen, runden und edeln Lebens hindurchzubilden und ihm einen neuen Stempel der Originalität aufzudrücken, wie, ein völlig Neues aus dem bildenden Gemüthe hervorzurufen. Hierbey erinnern wir nur an Thorwaldsens Engel mit dem Taufbecken und bitten damit die ähnlichen früheren Skulpturen zu vergleichen, wie sie unter andern die Kirche des Augustinerklosters zu Rom enthält. Wir theilen nun den Lesern das Verzeichniß der Umrisse in den beyden ersten Heften mit:

---

*) Le Statue e li bassirilievi del Cr. Thorwaldsen incisi e pubblicati da' Pdo. Mori. Napoli presso l'Editore. Roma presso Riele in Piazza di Spagna.

Digitized by Google

Erstes Heft.

1) Bildsäule des Jason;
2) Basrelief mit der von Achilles scheidenden Briseis;
3) Basrelief mit Hektor vor Paris und Helena;
4) Bildsäule des Mars;
5) Bildsäule der Hebe;
6) Basrelief mit dem Tanze der Musen um die Gruppe der Grazien zum Saitenspiele des Apoll.

Zweytes Heft.

1) Basrelief mit der anakreontischen Scene zwischen Venus und dem verwundeten Amor;
2) Basrelief mit Amor, der auf dem Löwen reitet;
3) Statue des Amor (in der früheren Weise, wie sie das Mori'sche Werk gibt; eine Nachlieferung der vor etwa vier Jahren von dem Künstler übernommenen Veränderung dieses schönen Werkes wird im Texte zugesagt);
4) Statue der Psyche;
5) Gruppe von Amor und Psyche;
6) Basrelief mit Amor und Psyche.

Bis jezt scheinen die vorliegenden Umrisse nur Nachbildungen der früheren Stiche zu seyn. Das Werk kann jedoch wohl darum kein Nachstich oder Nachdruck genannt werden, weil es bestimmt nicht nur Anschließung an die frühere römische Arbeit, sondern auch Vervollständigung derselben verspricht. Auch zeichnet es sich vor jenem Werke durch eine sinnige Zusammenstellung des Zusammengehörigen aus, wie solches namentlich der im zweyten Hefte mitgetheilte Cyclus von Darstellungen aus der griechischen Mythe von Amor und Psyche bezeugt. Störend ist aber das Ungeordnete des zweyten Heftes, so ferne hier nicht nur in dem Inhaltsverzeichniß zwey Blätter eine von der im Hefte selbst beobachteten verschiedene Reihenfolge haben, sondern auch darin eine Ungleichheit besteht, daß die sechs Blätter des zweyten Heftes mit 7 — 12 numerirt sind, während sie im Inhaltsverzeichniß mit den Nummern 1 — 6 angegeben werden. Dieser Fehler der Nachlässigkeit ist um so mehr zu bedauern, als im Uebrigen die Ausgabe sich kühn neben jedes andere Unternehmen der Art stellen darf.

— en.

An die verehrliche Redaktion des Kunstblattes in München.

Ew. Wohlgeboren

ersuche ich ergebenst, nachstehende Erklärung in Ihr geschäztes und weit verbreitetes Blatt gefälligst aufzunehmen.

Das Berliner Kunstblatt vom Oktober, November, December enthält unter der Aufschrift: „Correspondenz aus München" Mittheilungen über die in den Arkaden des K. Hofgartens begonnenen Freskomalereyen. Obschon diese Mittheilungen ganz in Form flüchtiger Bemerkungen eines Durchreisenden gegeben, und zwar für den Druck bestimmt, jedoch durch ein Versehen des Empfängers und ganz ohne den Willen des Vf. ins Kunstblatt gekommen: so können und werden sie doch leicht den Schein haben (und sind vielfach so aufgefaßt worden), als solle damit irgend ein gültig seyn sollendes Urtheil ausgesprochen, oder Thatsachen, die der nächste Tag aufheben kann, als bleibende dargestellt werden. Da ich nun weder diese, noch irgend gar eine feindselige Absicht mit jenen Relationen verband, der Erfolg aber eben so leicht unvorhergesehener Nachtheil für die betheiligten Künstler seyn kann, als er unvorhergesehene Kränkung brachte, so halte ich mich sowohl vor jenen, als vor dem Publikum zu der Erklärung verpflichtet:

Daß ich in besagten Correspondenzartikeln durchaus kein Urtheil über die begonnenen Kunstwerke ausgesprochen haben will, daß ich selbst ein solches Urtheil über unvollendete Arbeiten in aller Weise voreilig und unstatthaft heißen müßte; daß ich, wo ich den Einen oder den Andern, oder Alle durch Ton und Wendung verlezt, ich es gänzlich ohne Wissen und Willen gethan, und daß dabey den Schmerz getrübter künstlerischer Freudigkeit kaum Einer tiefer empfinden kann, als der, der ihn gab, und daß ich alle Kräfte, die mir verliehen, dazu anwenden werde, ihn zu mildern und einst, so weit es möglich ist, zu heben.

Der Umstand, daß das Berliner Kunstblatt nur in monatlichen Heften und diese selbst erst sehr spät (obige Hefte kamen erst zusammen im Laufe des Monats Januar nach München und vereitelten somit jede Protestation meinerseits) erscheinen, veranlaßt mich, Ew. Wohlgeb. zu bitten, der kurzen Erklärung, die vielleicht das Januarheft von Berlin geben wird, obenstehende in Ihrem geschäzten Blatte vorausgehen lassen zu wollen.

München, Ende Januar 1829.

— e. —

Digitized by Google

N°. 15.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 19. Februar 1829.

Archäologie.

Illustrazione di un antico vaso in marmo. Licurgo rè di Tracia assalitore del tiaso di Bacco. Bassorilievo su d'un antico vaso di marmo appartenente al principe Corsini e conservato nel suo palazzo di Firenze. Firenze presso Ciardetti. 1826. Fol.

Dieser schöne große Krater überraschte mich einst sehr angenehm, als mich im Herumstreifen in der schönen Stadt und ihrer Umgebung der Zufall in den wenig besuchten Garten Corsini geführt hatte, wo er damals im Freyen stand. Viele Jahre nachher fand ich die Vase bey Gori wieder, welcher die Vorstellung ungeschickt und falsch genug erklärt hat, und nahm damals aus ihm eine Abbildung für die Abhandlungen von Zoega, wo ich sie dem Borghesischen Relief mit dem Thrakischen Lykurgos, indem ich diesen auch an der Marmorvase erkannte, beyfügen ließ, mit dem Wunsche, daß jemand eine bessere Zeichnung bekannt machen möchte. Dieser Wunsch ist nun durch Herrn Zannoni vollkommen erfüllt. Er erblickte gleichfalls den Lykurgos, ohne von meiner Erklärung noch zu wissen, die er, wie er selbst anführt, erst durch meinen Freund Prof. Gerhard kennen lernte. Auch vergleicht er hauptsächlich die Millingensche Vasenzeichnung, welche auf meiner Kupfertafel unmittelbar über dem Relief gestochen ist. Aber ich muß gestehen, daß die Uebereinstimmung in der Hauptsache, welche mir ohnehin keinen Zweifel zuzulassen scheint, in diesem Fall mich weniger freuen kann, als die Verschiedenheit der Deutung im Einzelnen, welche sich herausstellt, traurig seyn würde, wenn sie nicht durch Gründe sich aufheben ließe. Wir haben eine gefällige, bedeutende Erfindung eines griechischen Künstlers vor uns, und eine Geschichte, welche durch die verschiedenen Behandlungen der Dichter wie der Künstler in allen ihren Motiven klar genug ist. Hier gilt es also keineswegs, die Sache überhaupt zu erkennen; sondern es kann mit Recht gefordert werden, daß in der Art der Ausführung kein einziger irgend wesentlicher Umstand unaufgeklärt oder zweifelhaft bleibe. Wir dürfen es heute gar nicht mehr zugeben, daß in Ansehung einer solchen einfachen und schönen Darstellung einer der bekannten Fabeln die Auslegung schwanke. Daher ist es wohl der Mühe werth, einige Blätter an diesen Gegenstand zu wenden. Meine Worte selbst in den Abandlingen, wie er das Buch anführt, hat der berühmte italienische Gelehrte, welchen ich bestreite, vermuthlich nicht gelesen; gewiß hätten sie sonst ihn wenigstens zu manchen Bemerkungen veranlaßt, da er im Uebrigen ausführlich genug ist.

Die Figur, von deren so sehr verschiedener Erklärung zugleich fast alle übrigen Bemerkungen auf beyden Seiten abhängen, ist die, welche ich für den Sohn des Lykurgos nehme, den seine Mutter vor dem Beil des Rasenden zu schützen sucht, Zannoni aber für ein Standbild des Dionysos ansieht, zu welchem eine der Mänaden sich flüchte. Meine Gründe sind diese: sein Weib bringt Lykurgos um nach Apollodor, Weib und Sohn nach Hyginus, beyde auch auf der Millingenschen Vase. Also in der Ueberlieferung der Poesie (etwa seit der Tragödie) und der Kunst ist die Scene, welche ich annehme, gegeben. Der Knabe steht auf einem Altar; aber so steht auch der Sohn der Medea auf der Vase von Canosa auf einem Altar in dem Augenblick, da er von seiner Mutter gemordet wird; er hat sich dahin geflüchtet eben wie der Knabe unsers Marmors, und wie in Polygnots Gemälde von Trojas Untergang nach Pausanias (X. 26, 1) ein Knabe in der Angst den Altar umfaßt. Am Hausaltar erscheint der Mord noch freventlicher und schaudervoller, als er an sich ist; hierin liegt der Anlaß für den Künstler. Auch der rasende Herkules nach einem Gemälde bey Philostratus (II. 23) hat am Hausaltar zwey seiner Kinder erschossen. Der geraden Stellung aber und regungslosen Haltung des Knaben, welche in Verbindung mit dem Altar die andere Erklärung veranlaßt hat, auch dieser, sage ich ferner, liegt eine leicht erkennbare Absicht der Künst-

Digitized by Google

lers zu Grund. Auf diese Art tritt nämlich die gänzliche Hülflosigkeit des Kindes hervor, welches, sobald die Mutter, die es jezt noch mit ihrem Leibe bedeckt, weggerissen seyn wird, dem Todesstreiche Preis gegeben ist; möge nun insbesondere mehr ein Erstarren aus Furcht zu verstehen seyn, oder eher eine kindlich unverständige Hingebung, ähnlich der des Lammes am Altare. Man denke sich neben der Verzweiflung und der äußersten Gewalt in den Bewegungen der Mutter das Kind in Angst und Schrecken sich windend oder anklammernd, und leicht wird man eingestehn, daß der Gruppe des alten Künstlers der Vorzug gebührt, und daß sie, in verschiedener Art, nicht weniger gut ersonnen ist als an der gedachten Vase die der Medea mit ihrem Knaben. Sie reißt diesen an den Haaren in die Höhe, indem sie ihn durchbohren will, so daß er den Boden nicht mehr mit den Füßen berührt; nur leidend, keines seiner Glieder mächtig, erscheint auch dieser.

Ich gehe nunmehr zur Prüfung der andern Erklärung über, und will zunächst das angebliche Götterbild (Zannoni S. 23) für sich allein genommen betrachten. Es fehlt erstlich jedes Merkmal, welches man für ein Götterbild überhaupt zu fordern berechtigt ist, außer dem Fußgestell, welches aber, wie wir gesehen haben, auch ein Altar seyn kann. Sagt jemand, es sey ein Schnitzbild, wie gewöhnlich die vorgestellten Götterbilder, so spricht dagegen der Styl, die runden Formen, die in allen Theilen vollkommen natürlich gebildete Gestalt. Und wollte man also darum eine Statue nach späterer Kunstart annehmen, so ist nicht blos das Verhältniß der Größe an dem kleinen nackten Menschen, der einen Gott vorstellen soll, anstößig, sondern weit mehr als an einem ξόανον fällt alsdann auch der gänzliche Mangel an Attributen auf. Sodann, wenn Zannoni behauptet oder gesteht, daß der Gott, vor welchem Orgien gefeyert worden, zu welchem eine Bacchantin sich flüchtet, nur Bacchus seyn könne, so ist dies zwar richtig; aber ein Bacchusbild kann dennoch gerade hier nicht gemeint seyn. Nicht darauf kommt es an, ob Dionysos in jenem Zeitpunkt schon Gott gewesen sey oder noch Heros, eine Frage, welche man nicht einmal aufwerfen kann, ohne diese und ähnliche Mythen und den ganzen Bacchischen Gottesdienst zu verkennen; auch nicht darauf haben wir zu sehen, daß zuweilen ein Gott neben seiner eigenen Statue abgebildet wird, was eben so gern zuzugeben ist, als die Gottheit des Dionysos: sondern ich frage, ob darin nicht ein thörichter Widerspruch liegen würde, wenn bey dem Widersacher selbst, denn in des Lykurgos Wohnsiz begibt sich doch die Sache, bey dem, welcher den Gott zurücktreibt, diesem dennoch Altäre errichtet wären, zu welchen der verfolgte Thiasos sich retten könnte. In den Bachen des Euripides beklagt sich der Gott (V. 45), daß Pentheus zu ihm nicht bete und von den Spenden ihn zurückdränge. Dasselbe that Lykurgos, und das Gegentheil davon würde ein Götterbild des Dionysos im Bereich des Lykurgos ausdrücken. Wenn man, dieses vorausgesezt, noch einen Blick auf die Haare der Figur zurückwirft, so wird man noch weniger geneigt seyn, darin ein Kennzeichen jenes Gottes zu erblicken. Sie fallen ganz wie die eines Knaben.

Unter diesen Umständen stehe ich daher nicht an, die Zannonische Erklärung der kleinen Figur für bestimmt irrig zu halten. Aber wie es bey zusammengesezten Vorstellungen gewöhnlich geschieht, der eine Irrthum, kaum geboren, hat neue Irrthümer erzeugt. Hierdurch wird indessen die Widerlegung nur weitläufiger, nicht schwieriger; vielmehr thun diese solchergestalt abgeleiteten Meynungen ihr oft die besten Dienste, indem die Unstatthaftigkeit einer jeden einen neuen Beweis gegen die Richtigkeit der Grundansicht liefert.

Die kleine Figur soll ein Bacchusbild seyn; also kann nun das Weib, welches sich vor sie hindrängt und von Lykurgos an den Haaren gezogen, in die Kniekehle getreten wird, nicht die Mutter, des Lykurgos Weib seyn, als welche sie durch nichts mehr unterschieden ist, sondern sie wird nun zu einer der Bachen. Und weiter, das Ganze stellt nun nicht die Strafe des Lykurgos durch den Wahnsinn, worin er die Seinigen umbringt, vor, sondern seine Verfolgung des Thiasos, gewissermaaßen seinen Triumph.

Wie aber verhält sich zu dieser Ansicht des Ganzen der Ausdruck der übrigen Personen? Es bedarf eines einzigen unbefangenen Blicks, um inne zu werden, daß er nicht übereinstimmt. Die Bachen und die Satyrn umher tanzen in seliger Trunkenheit. Dies paßt zu meiner Erklärung, zu dem Triumph des Dionysos durch die dem Lykurgos eingegebene Wuth gegen die Seinigen vollkommen, und kommt auch damit überein, daß auf der Millingenschen Vase eine Mänade zu derselben Scene das Tympanon schlägt, ein Satyr begierig zuschaut, beyde allerdings aus Freude daran, sich gerochen zu sehen, und nicht in Angst und Schrecken (denn sonst würde der Satyr nicht so nahe sich ruhig auf den Knieen halten), und endlich damit, daß der Gott selbst, behaglich hinsitzend, denn die Rückseite des Gefäßes gehört hier, wie mehrmals, unmittelbar zur Vorstellung der andern Seite, Zeuge ist, so wie er auch auf dem Borghesischen Relief der Bestrafung zusieht.

Dagegen verträgt sich mit der Zannonischen Deutung der Tanz des Thiasos durchaus nicht. Während eine ih-

Digitized by Google

rer Genossinnen den Tod erleidet und das Beil im nächsten Augenblick sich nach einer andern Person des Schwarmes wenden könnte, sollten alle ruhig ihre Feyer fortsetzen, grausam und hartherzig in ihrer Freude gegen die Schwester und unbesonnen gleichgültig gegen die eigene Gefahr? Nein, wenn der Künstler wirklich das Verscheuchen des Thiasos hätte darstellen wollen, so müßten nothwendig alle, die dazu gehören, erschrocken, verwirrt und flüchtig erscheinen; zwischen dem Aeußersten, was die eine leidet, bis zu der am wenigsten unmittelbar bedrohten Person müßten Uebergänge und Grade einer und derselben Empfindung sich ausdrücken; denn alle befinden sich in derselben Lage. Der Irrthum, von welchem die Erklärung ausging, war leicht zu begehen; aber das, worauf eine nothwendige Folgerung leitet, ist von der Art, daß es in dem Werk alle Schönheit des Ausdrucks, alle Richtigkeit der Auffassung im Ganzen, alle Einheit und Harmonie, diese allgemeinste Tugend griechischer Compositionen, aufhebt, und daß es also allerdings gegen die Annahme selbst hätte mißtrauisch machen sollen. Für jeden, welcher diese Compositionen nicht blos äußerlich und mechanisch, sondern von innen heraus zu erklären gewohnt ist, indem er die Poesie einer jeden zu fassen sucht und aus der Mitte des poetischen Gedankens das Einzelne herleitet, wird meine Gegenerinnerung überzeugend und gewiß seyn. Aber selbst für denjenigen, welcher ohne auf Erfindung, Sinn und Zusammenhang im Ganzen einzugehn, nur allein von mythologischen Thatsachen hören will, und sich etwa vorstellt, daß auch die Künstler nur nach mühsam zusammengelesenen Notizen aus Dichtern oder Mythographen willkührlich und bedeutungslos zusammengestückelt hätten, läßt sich ein Umstand anführen, welcher nicht weniger entscheidend ist.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Kunstausstellung in Florenz im Herbst 1828.

Die italienischen Künstler sind bekanntlich noch immer in jener Richtung begriffen, welche, ursprünglich von Winkelmann und Mengs ausgehend, von den Franzosen modificirt und weiter ausgebreitet worden ist. Daher sind ihre Werke gleichförmiger, als jene unsrer deutschen Zeitgenossen. Ich werde mich auf Beschreibung einiger Arbeiten einschränken, die das Publikum besonders befriedigt haben. Am meisten fühlte es sich angezogen durch das gekrönte Bild der Preisaufgabe: Leonardo da Vinci's Tod, gemalt von Cäsar Mussini, Schüler Benvenutis. Der Sterbende ist im Bette liegend, mit ein wenig empor gerichtetem Oberleibe, entblößter Schulter und nach vorn sinkendem Kopfe dargestellt; ein Arzt, auf jener Seite des Bettes stehend, befühlt ihm den Puls und blickt bedenklich empor. Franz I., hart bis an das Krankenlager vorgeschritten, breitet die Arme nach dem Leidenden aus; hinter dem Könige auf der linken Seite des Bildes stehen einige Pagen, auf der rechten, zu Häupten Leonardo's, ein junger Mann im Mantel, der den Schmerz seines Gesichtes verhüllt. Verschiedene Figuren beyderley Geschlechts füllen den Hintergrund. Lobenswerth ist die Vertheilung der Figuren im Raume. Das nämliche läßt sich, in Berücksichtigung der Schule, in welcher der Maler gebildet ist, im Allgemeinen von der Zeichnung sagen, besonders von der Figur des Königs und von dem Verhüllten. Der Kopf des Arztes ist der beste und wahrste. Die Pagen sind das Mißlungenste; sie sind nicht Knaben, sondern eine kleine Art von Menschen. Die Pinselführung ist überall recht männlich, besonders die Lichter kühn und sicher aufgesezt. Indeß wäre zu wünschen gewesen, daß der Kopf da Vinci's einige Aehnlichkeit mit jenen edlen Zügen hätte, die uns aus seinem von ihm selbst gemalten Porträt bekannt sind; auch hätte der Uebergang nach einem so tüchtigen und thätigen Leben zur Ruhe etwas sanfter seyn können. Der Künstler hätte einsehn müssen, daß eine Menge affektirter, gleichgültiger oder gaffender, mit allerhand seidnen, goldnen und buntscheckigen Zeugen angepuzter Menschen bey diesem Sterbenden nicht am Orte sind. Man behandle solche Gegenstände einfach, innig, aber niemals mit Koketterie. Ein anderes Bild fand ebenfalls, unter den Italienern zumal, viel Bewundrer und Lobredner. Philipp II., der seine Frau im Gefängnisse bey seinem Sohne überrascht, nach Alfieri's Trauerspiele von Benedikt Servolini gemalt. Das Bild machte allerdings einen gewissen Effekt. In der Mitte des Gefängnisses sizt Don Carlos, höchst elegant angekleidet, in einer recht hübschen Stellung, die große Ruhe ausdrückt, sein Kopf von der Mutter weg gegen den eintretenden König gewendet; die Bewegung der linken Hand des Prinzen scheint einige kalte Worte zu begleiten. Die junge, aufgeschreckte, verzweifelnde Königin will entfliehen. Der Künstler mochte auf die Wirkung des Contrastes gezählt haben, denn auf der andern Seite läßt er den König mit geballter Faust und fürchterlich rollenden Augen vorwärtsschreiten. Die Anordnung, die Haltung des Bildes dürften größtentheils genügen. Die Zeichnung ist in der Figur des Don Carlos am meisten gelungen; seine knappanliegenden, weiß seidnen Beinkleider zeigen einen stattlichen Schenkel, und in manchen Conturen sind schöne Linien, die jedoch mehr angelernt, als mit

Digitized by Google

lebendigem Gefühl der Natur entnommen seyn dürften. Dies alles konnte den Haufen fesseln, aber dem kein Genüge leisten, der in das Innere des Bildes eindrang. Zunächst war das Hereintreten des Königs viel zu gemein, und besonders gegen den Charakter Philipps II. Dieser kalte und besonnene Mann würde, seinem Sohne gegenüber, durch eine so rasende Aeußerung der Leidenschaft sich nicht blosgestellt haben. Ferner bezeichnet der Schreck und die Bewegung der Königin dieselbe zu sehr als gemeine Verbrecherin. Kurz der König imponirt uns nicht, und die beyden Unglücklichen erregen bey uns nicht jene Theilnahme, mit welcher wir die Helden eines Trauerspiels bis zur Erfüllung ihres Schicksals zu begleiten gewohnt sind. Hier könnte man einwenden: Alfieri läßt seine Helden lieber toben und verzweifeln, als innig fühlen. Desto tadelnswerther ist aber der Künstler, der ihm nachgeht.

Gehen wir von diesen Winken zur Anführung einiger der noch übrigen besseren Gemälde über. Unter diesen verdient Erwähnung ein Bild von Sebastiani, welches Lorenzo il Magnifico in der Werkstatt des jungen Michel Angelo, der eben einen Faunenkopf ausgehauen hat, darstellt. Mit rührender Aufmerksamkeit horcht der verständige Jüngling Buonaroti auf die Worte Lorenzos. Der Maler hat sich die lobenswerthe Freyheit genommen, mehrere der größten Künstler jener Zeit zugleich in dem dargestellten Studio zu versammeln. Viel Beyfall fand ferner ein Gemälde von Sabatelli, dem Vater: Brutus und Arons, beyde zu Pferde, eben als sie mit den Lanzen zusammengerennt, sich gegenseitig den Todesstoß gegeben haben. Das Todesringen des alten Brutus war bewundernswerth gegeben, und die Ineinanderhineingruppirung der beyden gestürzten Pferde sehr phantasiereich. Unter den Porträten zeichneten sich zwey von Canevari besonders aus; sie sind gut gemalt; in dem einen ist der Charakter einer guten liebenswürdigen Bäurin glücklich wiedergegeben, in dem andern ein junges hübsches Mädchen.

Im Landschaftsfache bot diese Ausstellung eben nichts besonderes von einheimischen Künstlern dar, weil zu leicht bey ihnen die Natur in Manier untergeht.

Der Bildhauerarbeiten waren nicht wenig ausgestellt, sowohl Statuen als Reliefe und Büsten. Mehrere der bekanntesten hiesigen Bildhauer hatten schon im Laufe des verflossenen Sommers in Privatlokalen dem Publikum Proben ihres Talents gegeben. Unter diesen befand sich das Gypsmodell einer Caritas von Bartolini, und ein anderes kolossales von ebendemselben, zu einem Denkmahl der Herzogin Marie Luise von Lucca, welches sie selbst in ganzer Figur darstellte. Es wäre so verdienstvollen Werken mehr Einheit in der Zeichnung zu wünschen gewesen, die der Künstler vielleicht dem Marmor geben wird. Kehren wir zur Ausstellung zurück. In den meisten der Skulpturen herrscht eine gewisse französische oberflächliche Grazie; sie sind süßlich und doch dabey hölzern. Indeß würde den Bildhauern Unrecht geschehen, wenn man über alle dasselbe Urtheil fällte. Santarelli's Genius des Todes bewies, daß er sich bemüht, das Schöne in der Natur zu fühlen und wiederzugeben. Dasselbe gilt von Pampaloni. Des lezteren Talent und Streben hat gegenwärtig eine schöne Belohnung dadurch gefunden, daß man ihm den Auftrag ertheilt hat, von den beyden Baumeistern des Doms zu Florenz, Arnolfo da Lazo und Brunelleschi, sitzende, kolossale Marmorstatuen, für zwey Nischen der Außenseite der nämlichen Kirche, zu hauen. Seine beyden bereits vollendeten Gypsmodelle gedachter Figuren, die im Sommer in der Akademie aufgestellt waren, berechtigen zu den besten Hoffnungen. Zu den Mißgriffen mechanischer Plastik gehört das aus Stein gehauene korinthische Capitäl zu einer neuen Treppe im Residenzschloß Pitti allhier, von Giovannozzi. Wie viel Zeit und Mühe verliert der Mann dadurch, daß er die Blätter alle so dünn und freystehend macht! Wer soll den Stein nur abstäuben, ohne ihn zu beschädigen? Für eine Holzarbeit passirte dieser Styl, für einen Erzguß wäre er vortrefflich.

Wie überall, so wird auch in Florenz viel auf dem Papiere gebaut. Die diesjährige Ausstellung enthält architektonische Entwürfe, denen man es ansieht, daß sie nicht auf die Ausführung berechnet sind.

Unter den ausgestellten Kupferstichen inländischer Künstler befand sich auch die Madonna della Seggiola, gestochen von Garavaglia, und die Sibille nach Domenichino, gestochen von Perfetti. Da diese Arbeiten leicht zu Jedermanns Gesicht kommen können, ist ihre Beurtheilung überflüssig.

Florenz, im Dec. 1828.

M. St.

Digitized by Google

Nº. 16.

Kunst-Blatt.

Montag, 23. Februar 1829.

Archäologie.

Illustrazione di un antico vaso in marmo. Licurgo rè di Tracia assalitore del tiaso di Bacco. Bassorilievo su d'un antico vaso di marmo appartenente al principe Corsini e conservato nel suo palazzo di Firenze. Firenze presso Ciardetti. 1826. Fol.

(Beschluß.)

Kein einziger alter Schriftsteller sagt, daß Lykurgos die Ambrosia, wie uns hier die von Lykurgos Ergriffene genannt wird, oder überhaupt eine der Bacchen, die er scheuchte, auch getödtet habe. Und er konnte es nicht thun, da ja die Nymphen, welche den Gott selbst umschwärmen, unsterblicher Natur sind, nicht anders wie die Satyrn. Zannoni freylich hat auch die beyden Satyrn zu Menschen machen wollen, weil die Kennzeichen der Satyrnatur nicht sichtbar sind. Allein dies ist offenbar falsch. Den Rücken zeigt keiner von beyden; die Ohren deckt dem einen das fliegende gesträubte Haar; an dem andern könnte das eine Spitzohr sichtbar seyn, und es ist vielleicht im Marmor vorhanden, nur zu schwer von einer Locke zu unterscheiden gewesen. Wo nicht, so hat der Arbeiter vergessen, es zu machen; denn das Werk ist von dem guten Schlage derjenigen, welche, wie wir an so manchem Beyspiel sehen, vielseitig kopirt wurden. Auch an dem Relief im Pioclementinum Th. V. Taf. 7. sind Satyre ohne Spitzohren, ebenfalls aus einem bloßen Versehen, das uns so wenig irren darf als die Auslassung eines zur grammatischen Richtigkeit unentbehrlichen Wortes in einer Abschrift eines guten Schriftstellers. Was Lanzi, di vasi ant. dipinti S. 121 behauptet, daß zuweilen Menschen unter Satyrn und Silenen erschienen, ist ungegründet; auch führt er nichts an, was nur einem Grund ähnlich sähe. Nur Menschen als Satyrn oder Satyrn vorstellend finden wir; niemals Sterbliche als Gesellschaft des Gottes. Daß Kadmos und Tiresias, vom Taumel ergriffen, tanzten, wie kann das beweisen, daß Figuren, welche junge Satyrn vorstellen, neben Mänaden, und an einem Orte, wo Dionysos selber erschien, die Vorstellung der Marmorvase ist wie eine Abkürzung oder ein Auszug zu betrachten, nicht wirklich auch Satyrn seyn sollten?

Nicht geringer ist die Schwierigkeit, in welche in der ferneren Erklärung des mehrerwähnten Vasengemäldes Hr. Zannoni durch die vorgefaßte Meynung verwickelt wird. Kaum kann ein Verstoß gegen die ersten Sprachgesetze ausgemachter seyn und zugleich unangenehmer auffallen, als so manche Mißdeutungen in der Auslegung der alten Kunst, deren bestimmte, im Verstand, in der Analogie und im Gebrauch festbegründete Regeln zu verletzen noch immer von den meisten für eine ziemlich gleichgültige Sache angesehen zu werden scheint, weil eine Grammatik oder Hermeneutik, worauf man verweisen könnte, nicht geschrieben ist. Wenn das Weib, welches Lykurgos mordet, nicht die Königin ist, sondern er im Begriff steht, die Begleiter des Gottes zu überwältigen, so ist freylich der schon getödtete Knabe (welcher einer Dienerin des Hauses in die Arme gesunken ist) auch nicht für den Sohn des Wüthenden zu halten. Dies ist sicher, weil der Künstler sonst die Strafe als etwas der That vorausgegangenes dargestellt hätte. Aber um den Jüngling für etwas anderes zu halten als den Sohn, könnte es nicht helfen, Beyspiele von männlichen Figuren in rein menschlicher Gestalt in Bacchischen Vorstellungen anzuführen, wenn auch bessere da wären, als die, welche ich vorhin schon ablehnte. Denn daß Lykurgos bey der Erscheinung des Dionysos irgend einen namhaften Knaben, oder, wenn man die Figur gleich jener angeblichen Mänade Ambrosia kollektiv nehmen wollte, eine Schaar von Jünglingen getödtet habe, davon weiß das Alterthum nichts. Nicht einmal wird gesagt, daß das Volk des Lykurgos sich zu dem Dienst des Gottes heraudrängte, wie nach den Metamorphosen (III. 528) die Unterthanen des Pentheus thaten.

Die Verlegenheit steigt, die nachtheiligen Folgen eines ersten Irrthums mehren sich. An einer andern Vase, die sich in Neapel befindet und noch unherausgegeben seyn

Digitized by Google

soll, genannt bey Jorio Real Museo Borbon. Galleria dei Vasi p. 78, ist vorgestellt Lykurgos und ein Jüngling, welchen er mit seinem Beil bedroht. Hr. Zannoni weiß nicht, ob er den Sohn, der aber wohl doch auch als Barbar bezeichnet seyn müsse (welche Vorstellung!), oder den Dionysos selbst erkennen soll. Die Vase oder wenigstens die Vorstellung scheint dieselbe, welche sich bey Dubois Maisonneuve Tav 53 gestochen findet, und dann ist nichts gewisser, als daß nicht Dionysos gemeint ist, knieend in Todesangst vor dem Beil. Es ist beygeschrieben ΛΥΚΟΡΓΟΣ, nach Zannoni ΛΥΚΟΟΡΓΟΣ, und hinter dem Knaben ist nur noch eine Säule. Nichts also ist vorhanden, was auf das Bacchische hindeutete, und darum ist zu vermuthen, daß eine Opferstätte zu verstehen sey, und eine Opferhandlung des Lykurgos *), was auch die knieende Stellung und das aufgebundene Haar des Jünglings anzeigen. Ja der Name Lykurgos selbst könnte hier in weiterem Sinn von einem andern ähnlichen Menschenopferer genommen seyn, so wie man den arabischen Dusares als Lykurgos aufführt.

Nach dieser Episode muß ich nochmals auf die Millingensche Vase zurückkommen, und die eine noch übrige Figur, die, welche aus der Höhe herabschwebt und mit einem Spieß dem Lykurgos nach dem Auge zielt, in Betrachtung ziehen. Hierdurch ist die Bestrafung des Lykurgos nach der ältesten Erzählung angegeben, und Hr. Zannoni, um eine Bestätigung seines von dem vermeintlichen Götterbild ausgegangenen Irrthums zu erhalten, hat gefolgert: wenn nach Homer die Strafe der Blendung angegeben ist, so werde auch als der Frevel nur das dargestellt seyn, was dieser angibt, die Verscheuchung der Mänaden, welche nach Homer freylich nur die Thyrse wegwerfen, nicht dem Beil erliegen. Da aber der Frevel in der That so wenig hier als an der Marmorvase vorgestellt ist, sondern in dem wahnsinnigen Mord nur die Bestrafung liegt, so stellt sich nun die Blendung dar als eine zweyte oder begleitende Strafe; und dies Verhältniß, wenn es einer Rechtfertigung bedarf, findet sie in dem Borghesischen Relief und in der Millingenschen Vase, welche ich unter diesem auf Taf. I stechen ließ. Denn auf beyden wird Lykurgos auf zweyerley Art gestraft. Dort verwandelt sich Ambrosia in eine Rebe, um den Frevler zu umstricken, und der Panther des Gottes fällt ihn an; hier erscheint dieser ebenfalls und die Gattin stirbt. Die Gattin, um auch diesen neuen Nebenbeweis noch geltend zu machen, muß diese hier um so mehr seyn, als sonst, wenn die Figur eine Mänade vorstellte, der Panther ganz allein viel zu untergeordnet erscheinen würde, um den Gräuel zu züchtigen. Die Furien auf beyden Werken dienen zur Bestrafung nur mittelbar; sie sind da, um den Wahnsinn einzugeben und darzustellen. Auch dieser Umstand, welchen ich in den Nachträgen zur Trilogie des Aeschylus S. 117 nachgewiesen habe, ist nicht ganz unwichtig. Denn so gewiß die Furien hier Wahnsinn ausdrücken, wie sie denn bey Megalopolis nach Pausanias (VIII, 34, 1 cf. Eurip. Or. 400) auch den Namen Μανία, führten, und so gewiß andrerseits, wie Hr. Zannoni selbst annimmt, die fliegende Figur den Lykurgos des Augenlichts beraubt, so wenig kann diese Figur eine Furie seyn, wenn auch sonst die Furien, der Hölle Kinder, je aus der Höhe kommen könnten. Meine Worte zum Philostratus I. 18, S. 315, welche Hr. Zannoni in dieser Hinsicht für sich anführt, sind, ich muß es gestehen, durch zu große Kürze dem Mißverständniß ausgesezt; sie erklären sich aber dahin, daß, wie die Furie, so auch jene Figur Wuth eingebe, ohne darum eine Furie zu seyn, hinlänglich in der eben angezeigten Stelle des Nachtrags, wo ich sage: „Iris führt hier, von Zeus gesendet, den Stachel der Wuth auf den Lykurgos zu, wenn der Speer nicht vielmehr auf sein Auge gerichtet ist, da er nach Homer durch Zeus blind gemacht wird.“ Eben so habe ich auch früher zu den Abhandlungen S. 356, nach Millingens Vorgang, mich des Namens Iris bedient und gesagt, daß sie, welche in der Aeneis (IV. 695) sogar das Geschäft hat, die Dido vom Leben zu erlösen, „die Strafe ausübe, welche dort die Furien.“ Indessen genügt mir jetzo dieses eben so wenig, als vorher die Deutung des besonnenen und kunsterfahrenen Millingen, welcher aus Nonnus XX. 182 ff. herleitete, Iris bringe, von Here gesandt, dem Lykurgos Waffen, der ja schon die Waffe, die ihm eben zukommt, hat und gebraucht. Hiergegen hat auch Hr. Zannoni treffende Einwendungen gemacht. Nur ist es wieder sehr gezwungen, wenn er den Strahlenkreis, welcher hinter der oberen Hälfte der Figur steht, ganz von ihr selbst trennt, um die Furie für sich zu haben. Gerade was er anführt, die Sonne in den unedirten Denkmälern von Millingen, Vasen Taf. 27 (auch bey Millin II. 7), ist Beweis gegen ihn, und Taf. 28 dazu, wo eben so abgesondert und am Rande, wie dort die Sonne, der Mond erscheint, um die Handlung zu beleuchten. Noch weniger sind Helios und verwandte Personen mit einem Strahlenkreis ums Haupt (in den Vasen von Canosa Taf. 5 sind drey nebeneinander) hier zu gebrauchen. Die Sonne mag allerdings der Kreis bedeuten, welcher also durch bloße Auslassung oder Nachlässigkeit nach oben zu nicht geschlossen wäre; aber sicher steht sie in Verbindung mit der geflügelten Dienerin des Zeus, so sicher, als in Denkmälern guter alter Kunst irgend etwas ist; der Augenschein gibt es. Sollte der Regenbogen ausgedrückt seyn, so wäre es natürlich, daß der Kreis unten offen wäre, nicht oben; passend wohl auch, daß die

*) Vgl. Iliad. VI. 134. Nonn. XX. 149. 167. 174.

Digitized by Google

Göttin nicht ganz vor dem Bogen oder außerhalb schwebte. Bey Virgilius (l. c. 700) tragen ihre Flügel, bey Statius der Gürtel ihre schillernden Farben. Aber die Strahlen selbst, ganz wie die, womit nach dem Kunstgebrauch die Lichtkörper bezeichnet werden, kommen überhaupt dem Regenbogen nicht zu. Daß der Spieß nach dem Auge des Lykurgos gerichtet sey, bemerkte auch gegen Millingen Hr. Zannoni, aber er nimmt ihn im eigentlichen Verstand für ein Werkzeug, womit die Furie die Augen auszustechen im Begriffe sey. Es ist darunter vielmehr, und dies gerade in Verbindung mit dem Lichtkreis hinter der Figur, der blendende Lichtstrahl zu verstehn. Auch die Fackel in der andern Hand, bekannt als Symbol des Mondlichts, des Abendsterns, des Prometheus, dient außerdem, uns zu sagen, daß dies Wesen im Lichte wirke, und damit beyde Symbole noch vernehmlicher sprächen, ist die versinnbildete Natur selbst abgezeichnet, wie bey den Bildern der Flüsse und der Quellnymphen geschieht. Noch näher zu vergleichen sind die wehklagenden Najaden bey Philostratus (II. 4, S. 120), welche unter Zerfleischung und Haarzerraufung in Wassergerieſel sich schier auflösen. Auch andere ähnliche Vereinigungen von Symbol und Sache sind ebendaselbst S. 290 angemerkt. Also nur eine Pöne *) sehen wir denn vor uns in dieser schönen neuen Allegorie, eine der tausend Töchter der Ate, und wem ein besonderer Name gefällig ist, der nenne sie meinethalb Typhlosis. Wer aber ganz befremdet seyn sollte, eine Sache wie Blendung, durch Zeus verhängt, in menschlicher Figur vorgestellt zu sehen, der wolle sich erinnern an die Echo bey Philostratus (II. 33), welche den Klang der Dodonäischen Erzbecken ausdrückt, und vorzüglich gut zeigt, wie weit diese Art der Allegorie getrieben wurde.

Dank verdient der Herausgeber für die beygefügte Abbildung des eigenthümlichen und schönen, vor kurzem aus dem Pallast Riccardi in die fürstliche Gallerie versetzten Reliefs, wenn gleich es den Angriff des Lykurgos auf die Begleiter des Bacchus und die darauf erfolgte Büßung ohne allen Zweifel nicht vorstellt.

---

*) Aeschyl. Choeph. 923 ἔμολε μὲν Δίκα Πριαμίδαις χρόνῳ, βαρύδικος Ποινά.

F. G. Welcker.

Notiz über das altdeutsche Kupferblatt: Maria mit dem Kind; von Wolfgang. Bartsch, Peintre Graveur. Vol. X. pag. 16. No. 13.

Dieses jezt häufig vorkommende Blatt, dessen Platte in den leztern Jahren in Augsburg aufgefunden worden, ist zwar an und für sich zu wenig kunstvoll in der Zeichnung, und in der technischen Vollendung noch zu sehr auf der niedern Stufe der Chalcographie jener frühen Kunstepoche, als daß es jeden Sammler der deutschen Kunstalterthümer gehörig ansprechen könnte; da es jedoch neben so vielen Meisterwerken im Peintre Graveur von Bartsch aufgenommen ist und jener achtbare Kenner nicht wußte, daß die darauf vorkommenden Gegenstände, die heil. Jungfrau mit dem Kinde und der architektonische Hintergrund, nach zwey sehr seltenen Blättern des berühmten altdeutschen Meisters E. S. 1466 kopirt sind, so verdient es in doppelter Hinsicht eine Bemerkung in diesen so vielfach gelesenen Blättern.

Für die, welche das Blatt von Wolfgang nicht kennen sollten, noch folgende kurze Beschreibung: Maria, in ein langes Gewand gekleidet, stehet in einer gewölbten Kapelle, das Kind auf dem Arme haltend. Neben ihr links ein knieender Bischoff oder Chorherr mit dem Bischoffsstab, hinter welchem man ein entrolltes Band oder einen Zettel sieht, worauf die Worte:

„Jesu verbum: suum patris: serva. servas. tuo matris." Oben im Plattenrand: Ludwicus. Abbas. anno domini 1477. und unten Wolfgang. aurifaber. Das Blatt ist innerhalb der Arbeit 10 Zoll 1 L. hoch und 7 Z. 4 L. breit.

Was nun die Gegenstände selbst betrifft, so ist die Jungfrau mit dem Kind nach einem vortrefflichen Meisterwerke des alten ehrwürdigen, uns leider nicht mit Namen bekannten Kupferstechers E. S. von der Gegenseite kopirt. Ein Abdruck dieses Blattes findet sich in der auf jeden Fall reichsten Sammlung der Blätter dieses Meisters im Königl. Kupferstichkabinet zu Dresden, und wir geben hier die detaillirte Beschreibung desselben. Die heil. Jungfrau Maria, in ein langes weites Gewand gekleidet, welches scharf an die Brust anliegt, stehet fast in der Mitte des Blattes. Mit ihrer Linken hält sie das Jesuskind, das sie mit der Rechten unterstüzt; von ihren Schultern reicht ein großer Mantel herab, dessen Ende hinter ihr auf einem Sessel liegt. Neben ihr rechts steht ein Engel von hoher edler Gestalt, welcher dem Kinde Blumen reicht, die er im Gewand mit der Linken hält. Der Erdboden ist reich mit Pflanzen geziert, eine Eigenheit, welche die meisten Blätter dieses alten Künstlers vor andern der damaligen Periode auszeichnet, da zugleich die Pflanzen einen besondern Charakter der Zeich-

Digitized by Google

nung tragen. Die Höhe des Blattes ist 7 Z. 7 L. und die Breite 5 Z. 9 L.

Das zweyte Blatt, wovon Wolfgang den Hintergrund entlehnt hat, ist eine Verkündigung der Maria in einer gewölbten Kapelle, welche Composition fast ganz gleich mit der von Bartsch unter Nro. 9. des Meisters E. S. ist, und auch fast mit der Größe übereinstimmt. Der ein langes Band haltende Engel ist auf unserem Blatt rechts, die Größe des Blattes 5 Z. 4 L. Höhe, 3 Z. 9 L. Breite.

In Wolfgang's Blatt ist der herrliche Charakter der Maria gegen das zuerst beschriebene Blatt des Meisters E. S. durchaus verfehlt; der Ausdruck der höchsten Anmuth, welcher sich im Original an den mit einfachen Formen gezeichneten Köpfen der Mutter, des Kindes und des Engels ausspricht, so wie die edle Stellung der Figuren, erheben dasselbe unter die ersten Werke jener frühern Epoche der chalcographischen Kunst. Zugleich wirkt die zarte, einfache Arbeit des Grabstichels, welche die sanften Schatten in dem großartig breit gezeichneten Gewand mit den großen Lichtmassen verbindet, äußerst vortheilhaft auf das Auge des Beschauers, der gewiß dieses Blatt als die Krone jenes alten Meisters betrachten wird. Unfehlbar gehört dieser treffliche alte Meister der niederdeutschen Schule an; mehrere seiner Köpfe, besonders in den Aposteln, erinnern deutlich an die Schule des Van Eyck, ja sogar in einigen Blättern, die der fleißigen Nachforschung von Bartsch entgangen waren, besonders in einer Anbetung der Könige, findet man in den Köpfen die Züge von den Bildnissen Philipps des Guten und andrer Fürsten des Burgundischen Hauses *). Eine genauere Untersuchung vieler Blätter dieses Meisters leitet auf deutliche Spuren, daß von jenen Provinzen aus, eben so wie die Malerey, sich auch die Kupferstecherkunst nach Oberdeutschland verbreitet haben mag.

Frenzel.

---

*) Eben so merkwürdig ist auch das Burgundische Wappen an dem Thron des Salomo des unter Nro. 7. von Bartsch beschriebenen Blattes. Könnten nicht auch mehrere Blätter dieses Meisters nach van Eyck oder einigen seiner Schüler seyn?

Andeutungen über bildende Kunst.

Von V.

Jeder große Meister hat in sich die Virtuositäten der frühern zu versammeln und nach seiner Individualität und nach der Empfänglichkeit seiner Mitwelt wiederzugeben sich bestrebt.

*

„Die Vollkommenheit der Erfindung besteht nicht blos in einem schönen Conzepte oder in was immer für einem eigenen oder guten Gedanken, sondern in der Einheit der ausgeführten Idee, welche den Verstand gleich Anfangs eingenommen und beschäftigt hat."

„Daher muß auch der Zuschauer diesen Begriff des ersten Entwurfs immer vor Augen haben und bis auf den lezten Pinselstrich verfolgen, als durch welchen am Ende des Werks die Einheit erhalten wird."

Ich hänge diesem Mengsischen Gedanken einen andern an, um ihn mit zu verkaufen.

Das Originale in redenden und bildenden Künsten unterscheidet sich von dem Aggregat, der Compilation ꝛc. durch die Einheit der Entwicklung des Hauptgedankens. Hier gewinnt das Einzelne, wenn es auch nicht mit hoher Kunst und tiefem Geist gemacht ist, durch das Ganze und seine Intention, Werth und Bedeutung. Es steigt durch die Anwendung im Preis, weil bey ihm der vorhandene Sprach- oder Formenschatz auf eine eigenthümliche Weise benuzt wird, wogegen beym Aggregat, der Compilation oder wie man immer das bezeichnen will, was nicht geistig geboren und dann körperlich auferzogen ein organisches Leben gewonnen hat, das Einzelne, die Sprach- oder Kunstformen, eine überlieferte Münze sind, oder Wechsel, auf die reiche Bank der Literatur und Kunst gezogen, welche an sich und ursprünglich eine höhere Geltung haben, als jezt bey ihrer Ausgabe durch ein kreditloses Haus.

Das alltägliche Beyspiel kann dies noch klarer machen. Das naive Wort eines Kindes, die unbehülfliche Aeußerung eines ergriffenen Menschen haben mehr Geltung, als das Geschwätz eines Altklugen oder die hohlen Phrasen eines Redners. Warum sollte es in der bildenden Kunst anders seyn?

*

Zwischen dem Beschauer der Nasenspitze und den Beobachtungen der Sternkunde liegt alles Ergründen und Ausbilden des Schönen und Wahren.

Digitized by Google

N°. 17.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 26. Februar 1829.

Monumente der alten Peruaner *).

Weder mündliche noch schriftliche Nachrichten haben sich erhalten, daß die Ureinwohner von Peru beträchtliche Kenntnisse in der Mechanik gehabt hätten, ja wir haben sogar vollen Grund, anzunehmen, daß ihre Kenntniß in dieser Hinsicht sich auf den einfachen Gebrauch des Keiles und Hebels beschränkte. So gigantische Arbeiten, wie die, mit welchen ihr Land noch jezt bedeckt ist, mußten daher das Resultat unermüdlicher Ausdauer und vereinter Anstrengung einer Menge von Menschen seyn, welche ein ausgezeichneter Geist leitete. Philosophische Untersuchungen, das Studium alter Merkwürdigkeiten oder selbst der erhabenen Werke des Schöpfers waren nicht die Beweggründe, welche die Spanier bestimmten, die Gefahren des Oceans zu bestehen, und durch ein gefahrvolles Land bis in die Hauptstadt der Inkas vorzudringen. Daher kömmt es, daß wir in den Berichten der ersten Eroberer die Beschreibungen vieler Kunstwerke vermissen, deren Namen nur erwähnt, oder auf die nur höchst partheyisch angespielt wird. Nicht Theilnahme an dem Wohl der unglücklichen Eingebornen, oder Bewunderung, welche die Ansicht so schätzbarer Gegenstände erregen mußte, sondern nur die Absicht, ihre eigenen Verdienste zu erheben, daß sie Menschen, die so kühner und wunderbarer Unternehmungen fähig waren, besiegt hatten, spricht aus diesen Berichterstattern. Doch läßt sich aus ihren unvollständigen Aufzeichnungen, aus Ueberlieferungen und Erzählungen, die auf uns gekommen sind, noch genug sammeln, um zu zeigen, daß alle Gebäude und Kunstwerke der Peruaner erst nach der Gründung der Peruanischen Monarchie unternommen worden sind; und da diese ungefähr in das eilfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung fällt, so läßt sich leicht einsehen, wie lächerlich es war, wenn die ersten Geschichtschreiber (freylich größtentheils Mönche und abgesendet, um Seiner katholischen Majestät neue Unterthanen zu bekehren) die Aufführung dieser kühnen und weitläufigen Gebäude einem Riesengeschlechte zuschrieben.

Es ist Thatsache, daß in den Steinbrüchen, wo die ungeheuren Steine zu den Bauten der Peruaner gegraben und bearbeitet wurden, andere in ihrem halbvollendeten Zustande noch zu sehen sind. Einige sind beynahe vollendet, und ruhen noch jezt auf demselben weitläufigen und unregelmäßigen Gerüste zur Fortschaffung, auf welchem sie standen, als die Nachricht von der Ankunft eines fremden und mächtigen Volkes die Fortsetzung dieser Werke plötzlich hemmte. Neu-Cusco ist der noch heute so genannte königliche Steinbruch der Inkas, in welchem mehr als zwey tausend Steine noch in derselben Gestalt und Lage zu sehen sind, in der sie von den Arbeitsleuten verlassen worden; viele derselben sind von ungeheurem Umfange. Bey Cascas, in dem Distrikte von Caramarca, ist ein Stein, dreyzehn Varas, oder fünf und dreyßig Fuß neun Zoll, lang, und eine Vara oder zwey Fuß neun Zoll in's Gevierte dick. Er ruht unbearbeitet auf einem anderen Steine, wie ihn der Arbeiter verlassen hatte. Pfeiler von ähnlichem Umfange bemerkt man an dem Pallaste von Tiahuanaco, welcher, wie man weiß, zur Zeit der Eroberung erbaut wurde; man glaubt, daß sie aus einer beträchtlichen Entfernung hergebrachtworden seyen. Ein anderer Stein wurde auch in der Nähe desselben Platzes von Reisenden bemerkt, welcher neun Varas oder vier und zwanzig Fuß neun Zoll Länge und sechs Varas oder fünfzehn Fuß acht Zoll Breite maß. Die ganze Oberseite war mit Verzierungen und Figuren von einem sonderbaren und unregelmäßigen Charakter geschmückt, und es ist unmöglich, zu bestimmen, welch einen Theil jenes herrlichen Gebäudes dieser Block zu zieren bestimmt war. Einige Theile des Baues sind seitdem zur Errichtung der Kirche und Wohnungen in der Stadt verwendet worden.

Die Ueberreste des Pallastes von Huanaco standen bey der Stadt Lapaz, und gewährten einen großartigeren und romantischeren Anblick, als alle andere, die in Peru angetroffen werden. Die Tradition schreibt den, ursprünglich dem Gebäude gegebenen Namen folgendem Ereignisse

*) The oriental Herald etc. August 1828. pag. 296 — 300.

Digitized by Google

zu: Einer der ersten Inkas traf auf einer Reise durch das Land an eben dem Orte, wo nachher der Pallast erbaut wurde, einen Eilboten an, der mit wichtigen Nachrichten aus der Hauptstadt ankam und sich so erstaunlich beeilt hatte, daß seine Schnelligkeit nur mit der des flüchtigen Huanaco, einer Art wilden Schaafes, verglichen werden konnte. Der Inka, auf diesen Vergleich anspielend, sagte zu dem Boten, als er vor ihn gebracht wurde: „Tia, Huanaco, setze dich, Huanaco.“ Um diese Herablassung von Seite des Monarchen zu einem seiner geringsten Unterthanen zu feyern, wurde eine Stadt gebaut und ein Pallast angefangen, welcher den Namen Tiahuanaco erhielt. Die unermeßliche Pyramide, welche derselbe in seinem Umfange enthält, die kolossalen Statuen, so wie die verschiedenen menschlichen Figuren, welche in Stein gehauen und noch zu sehen sind, obgleich sie im Verlaufe der Zeit beträchtlich gelitten haben, veranlaßten ohne Zweifel einige der ersten spanischen Schriftsteller, zu behaupten, daß Werke von so großem Maßstabe und Figuren von so außerordentlichen Dimensionen nur Riesen zugeschrieben werden könnten; da es doch ganz klar ist, daß diese Bildwerke merkwürdige Begebenheiten, deren Kenntniß jezt verloren ist, darstellen sollten, und ihre großen Dimensionen, so wie die des ganzen Gebäudes sind nur ein Beweis mehr für die Größe und Prachtliebe der Peruanischen Herrscher. Aus den uns überlieferten Nachrichten über die auf den Capachica Inseln gefundenen Gebäude, ist es ersichtlich, daß die Peruaner den Gebrauch des Zirkel- oder Bogenschnittes in ihrer Architektur nicht kannten; wir müßten denn die gewölbten Felsen, die noch jezt an manchen interessanten Ruinen bemerkt werden und mittelst langer, quer über die Mauern gelegter Steine konstruirt sind, eines solchen Namens werth halten; von solcher Art sind einige der Eingänge in den Tempel von Titicaca, der aus Erde und Ziegelsteinen erbaut ist, so wie die Kuppel über der Vorhalle des Tiahuanaco-Pallastes, welche auf dem majestätischen Kreise der bereits erwähnten Pfeiler ruht.

Um eine richtige Idee von den Festungswerken der alten Peruaner zu fassen, wäre es nothwendig genaue Plane und Aufrisse von den, in Cusco, Vilchashuaman und Calca-y-Lares aus Stein gebauten, so wie auch von den zu Chimo bey Truxillo aus Ziegeln und Thon erbauten zu besitzen. Seitdem Südamerika den Unternehmungen aller europäischen Nationen geöffnet ist, waren die Zeiten zu dieser Art von Untersuchungen in Peru nicht günstig. Vielleicht führt die Gunst des Augenblicks einst unsere Künstler an die Gestade des stillen Oceans, um Naturansichten und die Ueberreste Peruanischer Baukunst aufzusuchen, wie sie jezt an die des mittelländischen Meeres gehen. Was die Einrichtung dieser Festungen und Vertheidigungsplätze betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß nach der Beschaffenheit des Krieges, wie er ursprünglich in diesem Lande geführt wurde, die Peruaner keiner Festungen nach europäischem Plane bedurften. Ihr Hauptzweck war, einige wenige Männer vortheilhaft zu stellen, um der Annäherung einer großen Menge zu widerstehen; hierin zeigten sie aber auch die vollendetste Gewandtheit. Um diese Vertheidiger zu decken, hatten sie Brustwehren, welche ganz dazu eingerichtet waren, dieselben vor den durch die Angreifer auf die Besatzung geschleuderten Wurfspießen zu schützen. Sie hatten Außen- und Innenwerke, so wie auch Magazine zur Ergänzung des Mundvorrathes. In einigen ihrer Festungen vermochte, wegen der Schwierigkeit der Annäherung, eine Handvoll Menschen dem Angriffe einer großen Anzahl zu widerstehen; und diese Art von Vertheidigung ist besonders in den Befestigungen von Cusco bemerkbar.

Die Chiganas, welche noch in der leztern Stadt zu sehen sind, sind unterirdische Gänge, welche von des Inkas Pallaste und dem Haupttempel der Sonne zu der Festung oder der Citadelle führten, damit im Falle eines innerlichen Krieges oder eines Einfalles, die königliche Familie mit ihren Schätzen und den Priestern dieher flüchten konnte. Diese Zugänge sind mit solcher Kunst angelegt, daß an gewissen Stellen nur eine Person auf einmal und manchmal nur gebückt durchkommen kann; dies wird durch eine Masse von Steinen bewirkt, welche den Durchgang verhindern, und so eingerichtet sind, daß derselbe bey Annäherung eines Feindes gänzlich durch sie gesperrt werden kann. Diese Gänge, welche in einer beträchtlichen Entfernung unter der Stadt sich ausbreiten, sind wegen ihrer labyrinthischen Anlage um so schwieriger zu untersuchen. Unterirdische Gänge finden sich übrigens in allen den alten Palläsien, die in andern Theilen von Peru erbaut sind; aber in den heißen Gegenden, zum Beyspiele in Limatambo, ist jezt wegen der mephitischen Luft, die so viele Jahre hindurch darin verschlossen geblieben ist, der Besuch derselben sehr gefährlich.

Die Provinz Chachapoyas enthält eine besondere Art Gebäude von kegelförmiger Gestalt, welche große und unförmliche Büsten aus Stein tragen. Diese sonderbaren Gebäude befinden sich auf schroffen Bergesgipfeln, an Stellen, die so ganz und gar unzugänglich sind, daß der Beschauer sich zu der Vermuthung genöthigt sieht, sowohl die Materialien als die Arbeitsleute seyen an Seilen von der Höhe auf sie herabgelassen worden. Diese Gebäude scheinen die Mauseleen der Caciken oder anderer großer Männer zu seyn, deren Angehörige, wie es scheint, besorgt waren, die Asche, die sie enthielten, nicht allein vor den Stürmen der Zeit, sondern auch vor den rohen Verwüstungen der Menschen zu wahren, indem sie dieselben an Stellen anbrachten, wo die Furcht vor den steilen Abgründen jede Annäherung verhütete.

Digitized by Google

Die oben erwähnten Beyspiele, so wie die Ruinen von Pachacamac, die Gebäude von Quito, die Festungen von Herbay und Tarahuana, und endlich die durch die Cordilleras de los Andes gehauenen Straßen, besonders eine, bey deren Anlegung augenscheinlich große Hügel geebnet worden seyn mußten, sind Monumente, welche die Geschicklichkeit und die Unternehmungen der alten Indianer von Peru in der bürgerlichen und Kriegsbaukunst bezeugen. Der bey den Wohnhäusern angewandte Styl hatte nichts Bemerkenswerthes, obgleich eine Menge Wohnungen, die aus roh behauenen Steinen erbaut sind, zeigen, daß selbst in dieser Hinsicht viele Sorgfalt und Genauigkeit angewandt wurde. Die Steine sind besonders gut angepaßt, wie an mehreren Stellen bemerkt wird. Die großen in die Berge von Escamora, Chilco und Abitanis beym Suchen nach Gold gemachten Oeffnungen, die auf den Höhen von Choquipina und Porco beym Graben nach Silber, in Curachuara nach Kupfer, in Curubaco nach Bley, dann die unterirdischen Gewerke in Aucoraimes, welche alle zu den Zeiten der Inkas unternommen wurden, berechtigen uns sämmtlich zu der Annahme, daß die alten Peruaner mit der Bergwerkskunst bekannt waren und dieselbe in einem ausgedehnten Maßstabe ausübten. In den Minen von Pacares sind noch Ueberbleibsel ihrer Werke zu sehen, die anzeigen, daß sie ein regelmäßiges, auf Erfahrung und Beobachtung gegründetes System des Bergbaues besaßen. Sie waren aber mit der Art, die kostbaren Metalle von dem rohen Erze mittelst der Verquickung zu scheiden, und mit dem Gebrauch des Quecksilbers unbekannt, weshalb wir schließen müssen, daß sie ihre Resultate durch die entgegengesezte Verfahrungsart des Zerstoßens und Schmelzens erhielten. Ihre Schmelztiegel müssen besonders gut gewesen seyn; ihre irdenen Geschirre sind noch gegenwärtig von vorzüglicher Güte, und sehr kunstreich und schön geformt. Die Peruaner, wenigstens nach den hinterlassenen Spuren zu urtheilen, waren jedoch nicht so ökonomisch und systematisch, besondere Adern aufzusuchen und sich auf dieselben zu beschränken, wenn sie gleich vorläufige Proben hatten, daß dieselben viel versprachen. Sie verließen sich auf die vereinigten Kräfte einer Schaar von Arbeitern, die beständig erneut wurde, und hatten sie sich von der Gegenwart des gesuchten Metalles überzeugt, so pflegten sie die Mineralader blos zu legen, und fuhren mit ihrer Arbeit zu einer beträchtlichen Tiefe abwärts fort. Sie füllten dadurch auch die Oeffnungen zu, die sie kurz vorher gemacht hatten, indem sie in dieselben den zulezt ausgegrabenen Schutt ausleerten. Dies war besonders in den Minen von Vilcabamba, so wie auch in denen von Laricara zu bemerken, wo die inneren Gänge beynahe ganz mit angehäuftem Schutte verstopft sind.

Die Inkas hatten für die Zubereitung der Metalle auch Schmelzhäuser, die zur königlichen Würde gehörten, und fest und prächtig gebaut waren. Solche waren die von Choquequivan, einer jezt verödeten Stadt; die Schmelzhäuser stehen aber noch auf den Bergen, von dem Flusse Apurimac durchschnitten. Noch geschickter waren die alten Peruaner in Entdeckung der Goldlager, welche sie, da dieselben näher auf der Oberfläche waren, leichter bekamen, als wenn sie nach Silber gruben. Einen großen Theil ihres Goldes verschafften sie sich auch durch Waschen des Satzes, den sie in den Wasserbetten und Abflüssen, welche von den Gießbächen gebildet wurden, fanden, beynahe auf dieselbe Weise, wie man noch heut zu Tage in Peru und Brasilien mittelst einer Calebasse oder einer flachen Schüssel verfährt.

Bey der Errichtung aller Monumente der Peruaner scheint der Wunsch geherrscht zu haben, sie dem nagenden Zahne der Zeit zu entziehen, und durch ihre Dauer Unsterblichkeit zu erlangen. Daß sie in dieser Hinsicht äußerst sorgfältig waren, bezeugt die große Anzahl von Mumien, die noch erhalten in den Huacas oder Erdpyramiden gefunden wurden. Die Art und Weise jedoch, wie sie ihre Todten aufbewahrten, blieb ihren europäischen Ueberwindern ein Geheimniß. In dem Tempel von Cusco, in freyer Luft, dem öffentlichen Anblicke und einem Klima ausgesezt, das die härtesten Substanzen verzehrt, waren die Körper ihrer Herrscher der Reihe nach von dem Gründer des Reiches, Mano-Capac, bis auf den lezten seiner Nachfolger aufgestellt. Man erzählt, daß sie sich auf Sänften befanden, in einer Stellung und Kleidung, daß sie noch zu leben schienen. Garcilasso, einer ihrer Abkömmlinge und gleichzeitiger Schriftsteller mit der Eroberung versichert uns, sie selbst gesehen zu haben und fügt ausdrücklich hinzu, daß der ehrwürdige Monarch, welcher die erste Stelle einnahm, nach Verlauf von sieben hundert Jahren noch in vollkommenem Zustande der Erhaltung sich befand. Einige vermuthen, diese Körper möchten dem Froste ausgesezt und so erhalten worden seyn, eine Verfahrungsart, durch welche die Peruaner in andern Fällen besondere Wirkungen hervorbrachten; doch scheint dies unmöglich, wenn man sich erinnert, daß noch jezt Mumien in Gräbern und Pyramiden gefunden werden, die in Thälern sich befinden, wo der Einfluß der Kälte kaum je gefühlt worden ist. Wir finden es daher am wahrscheinlichsten, daß die Peruaner mit einer Zubereitung von Gummi und Balsam oder andern vegetabilischen Substanzen von der wirksamsten Art bekannt waren, die sich in ihren Wäldern fanden, und deren genaue Kenntniß sich nicht mehr erhalten hat. Dies ist nicht die einzige Sonderbarkeit, in der die alten Peruaner den Egyptiern glichen.

Digitized by Google

N°. 4.

Intelligenz-Blatt

1 8 2 9.

[22] Neue Erfindung.

GOTHAISCHE SCHWARZE TUSCHKREIDE

bey

ERNST ARNOLDI'S SOEHNEN IN GOTHA.

Dieses neue Zeichen-Material eignet sich hauptsächlich zu Landschaften, bey welchen man Luft- und Hintergründe mit keinem andern so leicht und zart herstellen kann. Beym Schattiren runder Körper kann man sich der Tuschkreide zu den sanften Uebergängen in das Licht bedienen, doch muß alsdann die übrige Zeichnung schon ganz vollendet seyn, indem auf Stellen, welche mit dieser Kreide übergangen wurden, keine andere Kreide anspricht.

Bey getuschten Landschaften kann man alle Schattenpartien durch sanftes Ueberfahren nach verschiedenen Richtungen damit anlegen, und sodann mit Tusche überlassiren und ausarbeiten, was besonders bey altem Gemäuer, bey Wegen, fernen bewachsenen Bergen, Wolken ꝛc. sich sehr gut ausnimmt. Auch bey mit Tuschfarben illuminirten Landschaften thut dieses Unterarbeiten eine sehr gute Wirkung.

Das Spitzen der Stifte geschieht, nach vorherigem Eintauchen in warmes Wasser, durch zartes Drücken zwischen den Fingern, auf welche Weise man auch zerbrochene wieder verbinden kann.

Man thut übrigens wohl, die Stifte gleich Anfangs in einige Stücke zu brechen und in Zeichenfedern, noch besser in gewöhnliche Federkiele, einzuspannen, weil in der bloßen Hand, durch deren natürliche Wärme, der Stift zu weich wird und sich biegt.

Am besten zeichnet es sich damit auf einem fein gekörnten Velinpapier, doch muß man dasselbe hohl auf Rahmen spannen, indem jede Unterlage durch Gegendruck leicht schadet.

Die Versendung der Tuschkreide geschieht in Kistchen, wovon ein jedes ein Dutzend Stifte nebst Anweisung enthält.

Der Preis für 12 Kistchen ist 4½ Thlr., das einzelne Kistchen kostet 12 Gr. preuß. Courant.

KIENSCWARZ, STEINDRUCKERSCHWARZ, REISSKOHLEN UND DIVERSE SCHWARZE KREIDEN VON ESNST ARNOLDI'S SOEHNEN In GOTHA,

in preuss. Courant. Emballage- und Kistenfrey, frey ab Gotha.

1. Kienschwarz, a) in Ballen oder Fassen.

Ein Ballen od. Faß von 100 Pf. Netto, Leipz. Gew.									19 Rthlr.
–	–	–	–	–	50	–	–	–	9½ —
–	–	–	–	–	25	–	–	–	5 —
–	–	–	–	–	12½	–	–	–	2½ —

Kienschwarz, b) in runden Packeten, welche in Kisten verpackt sind.

Ein-Pfund Packete,	das Pfund	5½	Gr.
Halbe-Pfund Packete,	– –	6	—
Viertel-Pfund Packete,	– –	6½	—

Kienschwarz, c) in Briefen, welche in Kisten verpackt sind.

oo. Zweyreif-Briefe.

Die Achtel-Kiste,	200 Br. haltend,	14½ Pf.	bto.	wgd.	2½	Rthlr.
– Viertel-Kiste,	400 – –	26 –	–	–	4½	—
– halbe Kiste,	800 – –	49 –	–	–	9	—
– ganze Kiste,	1600 – –	87 –	–	–	17	—

ooo. Dreyreif-Briefe.

Die Viertelkiste,	100 Br. haltend,	28½ Pf.	bto.	wgd.	4½	Rthlr.
– halbe Kiste,	200 – –	42 –	–	–	8	—
– ganze Kiste,	400 – –	96½ –	–	–	15	—

Wichtige Anmerkung.

Unser Kienschwarz ist die feinste Qualität Kienrauch, die auch unter dem Namen Pfundrauch bekannt ist. Unsere Abnehmer werden, nächst der Qualität, in unserer Packung den Hauptvortheil finden, indem dieselbe sich gegen die gewöhnliche, in hölzernen Fäßchen, wie 2 zu 12 verhält; folglich werden bey einer Sendung, die mit Papier und Kisten 2 Centner wiegt, 10 Centner Fracht für den Besteller rein gespart, der Nutzen wird um so größer seyn, je entfernter der Ort der Bestimmung einer Sendung ist. In Briefen gepackt, nimmt das Kienschwarz, in Vergleich mit dem Fäßchen, einen sehr kleinen Raum ein, und ist dem Käufer, außer allem Vergleich, bequemer, als die Fäßchen, die sich in keiner Tasche verbergen lassen. Ein mit oo bezeichneter Brief, ist gleich einem sogenannten Doppelfäßchen, welches brutto 13 Loth wiegt, ein mit ooo bezeichneter, gleich einem Viertelfäßchen, welches brutto 35 Loth wiegt.

2. Steindrucker- oder Pariserschwarz.

Ein-Pfundpackete,	das Pfund	15 Gr.	
Halbe-Pfundpackete,	do.		bey 100 Pf. 14 Gr.
Viertel-Pfundpackete,	do.		

3. Lange Reißkohlen. sowohl stark als schwach, in Kisten.

Das Kistchen	100 Bündel à 12 Stück	1 Rthlr.
– –	200 – – –	1½ —
– –	500 – – –	4 —
– –	1000 – – –	7½ —

Müssen die kleinen Kistchen noch besonders in große Kisten gepackt werden, so werden diese besonders berechnet.

Digitized by Google

4. Schwarze Kreiden.

Schwarze Natur-Kreide in runden Stiften, das Pf. 6 Gr.
Dergleichen – – – lackirt, – – 12 —
Schwarze Kunst-Kreide, der Pariser vollk. gleich, vierkantig, weich und bart, und vom tiefsten Schwarz bis zum Grau, das Kistchen von 48 Dtzd. Nr. 1. 6 Rthlr. Nr. 2. 5⅓ Rthlr. Nr. 3. 5 Rthlr. Nr. 4. od. Grau 3⅓ Rthlr.
Dergl. einzeln das Dtzd. Nr. 1. 4 Gr. Nr. 2. 3⅓ Gr. Nr. 3. 3 Gr. Nr. 4. od. Grau 2½ Gr.
Gothaische schwarze Tusch-Kreide in Kistchen, wovon jedes 12 Stifte enthält, die 12 Kistchen 4½ Rthlr.
Dergl. einzeln, das Kistchen 12 Gr.

---

[731] So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte
der
Staatsveränderung
in
Frankreich
unter König Ludwig XVI.,
oder
Entstehung, Fortschritte und Wirkungen
der
sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande.
Dritter Theil.

Gr. 8. 20½ Bogen auf feinem Schreibpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Der 1ste Band (1826, 24½ Bogen) kostet 2 Thlr., der 2te (1827, 22½ Bogen) ebenfalls 2 Thlr.

Leipzig, den 1. Okt. 1828.

F. A. Brockhaus.

---

[685] Empfehlungswerthes Werk für jeden Gebildeten,

welches in der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden erschienen und durch alle Buchhandlungen noch um den Pränumerations-Preis zu haben ist:

Allgemeine geographisch-statistische Taschenbibliothek,

welche eine gedrängte Darstellung der merkwürdigsten europäischen Staaten und Reiche im Lichte der Gegenwart, nach ihrer geographischen und politischen Grundmacht, Kultur, Verfassung, Verwaltung und politischen Stellung enthält.

Erste Lieferung, 1—56 Bändchen. 8. Pränumerationspreis 1 Thlr. 6 Gr.

Enthält:

Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Sachsen, in 2 Bdch., von Dr. C. G. D. Stein.
Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Preußen, 1—36 Bdch., von J. G. Fr. Cannabich.

Zweyte Lieferung, 6—105 Bändchen. 8. Pränumerationspreis 1 Thlr. 6 Gr.

Enthält:

Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Preußen, 4—66 Bdch., von J. G. Fr. Cannabich.
Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Würtemberg, in 2 Bdch., von J. G. Fr. Cannabich.

Dresden, im Okt. 1828.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

---

[29] Subscriptions-Anzeige.

Vielfach ist an mich der Wunsch ergangen, daß ich von dem in allen gelehrten Blättern mit gleichem Beyfall aufgenommenen Werke:

Ueber das
menschliche Herz
und
seine Eigenheiten.
Ein Jahrgang von Predigten auf alle Sonn- und Festtage
von
J. F. W. Tischer
2 Bände. gr. 8.

eine wohlfeile Ausgabe veranstalten möchte. — Diesem Wunsche kann ich, da die erste Auflage vergriffen, nun entsprechen, und zeige hiermit an, daß die zweyte Auflage dieses Werks bereits unter der Presse ist, der erste Band sehr bald und der zweyte und letzte Band noch vor der Jubilate-Messe 1829 dieselbe verlassen wird.

Der Subscriptionspreis für beyde Bände, auf weißem Papier, sauber gedruckt, ist Ein Thaler und Zwölf Groschen Preußisch Courant oder Zwey Gulden und fünf und vierzig Kreuzer Rhein. und dauert bis Ende Juni 1829. — Von da tritt der Ladenpreis mit Zwey Thaler Preuß. Cour. oder Drey Gulden sechs und dreyßig Kreuzer Rhein. ein.

Jede Buchhandlung nimmt darauf Subscription an.

Anzeigen mit Angabe des Inhalts sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Leipzig, im Dec. 1828.

Gerhard Fleischer.

Auch ist in allen Buchhandlungen in sehr herabgesetztem Preise zu haben:

W. D. Fuhrmann's
Handbuch
der
theologischen Literatur
oder
Anleitung zur theologischen Bücherkenntniß für Studirende, Kandidaten des Predigtamts und für Stadt- und Landprediger in der protestantischen Kirche.

2 Bände in 3 Abtheilungen. gr. 8.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1818—21.
(148 Bogen.)

Sonst 8 Rthlr. 12 Gr., jetzt 3 Rthlr.
Jede Abtheilung einzeln 1 Rthlr.

---

[25] Hallams klassisches Werk über die Constitution von England.

Bey C. H. F. Hartmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Henry Hallams Geschichte der Verfassung von England von Heinrich den VII. bis Georg

Digitized by Google

den II. Uebertragen und bis zur Regierung Georgs des III. 1828 fortgesezt von F. A. Rüder 2 Theile. gr. 8. 1828. 4 Rthlr.

Dieses treffliche Geschichtswerk fand bereits in England und Frankreich den größten Beyfall, weil Hallam, ein berühmter Anwald in London, die so eigenthümliche Verfassung seines Vaterlandes aus den darüber vorhandenen historischen Quellen auf eine höchst freymüthige und unpartheyische Weise schildert. Es muß auch für die gebildeten Deutschen, und namentlich für alle Diejenigen von großem Interesse seyn, welche mit England in näherer Berührung stehen. Das Original geht nur bis zur Regierung Georgs des II. Herr Kammer-Assessor Rüder, als Schriftsteller im Fache der Politik und der Staatswissenschaften rühmlich bekannt, wird dasselbe bis zur Regierung Georgs des III. 1828 fortsetzen, und diese Abtheilung unfehlbar zu Ostern 1829 erscheinen.

---

[20] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Johannes Wit, genannt von Dörring.

Fragmente

aus meinem Leben und meiner Zeit.

Dritten Bandes erste Abtheilung.

gr. 8. geglättetes Velinpapier. geh. 2 Rthlr.

Diese längst erwartete wichtige Fortsetzung eines Werkes, das so großes und allgemeines Aufsehen erregt, das die verschiedenartigsten Beurtheilungen und leidenschaftlichsten Angriffe erfahren hat, wird für alle Freunde politischer Literatur und die zahlreichen Besitzer des zweyten Bandes eine höchst interessante Erscheinung seyn. Den Inhalt des Ganzen möge der nachstehende Inhalt einzelner Capitel andeuten.

Inhalt:

Vorwort. Erstes Capitel. Ankunft in der Schweiz. — Die Gesellschaft der Sublimi Maestri Perfetti. — Mißbrauch der Maurerey. — Der Rosenkreuzergrad und der des Cavalier Kadosch. — Der Alt-Egyptische oder Mitraim-Ritus. — Das gereinigte System der strikten Observanz und das Altengliche System in der Schweiz. — Revolutionäre Intriguen der Ultra's in Paris. — Ueber das Geheimniß der Maurerey. — Ueber die Aufhebung der F.·. M.·. in Rußland — Classificirung der verschiedenen revolutionären Partheyen in Frankreich. — Taktik und Gewandtheit des Comité directeur. — Schändlicher Verrath und Charakteristik des Ulrich von Parrot. — Ueber Verhaftungen und Contumazurtheile. — Die Behandlung der preußischen Staatsgefangenen.

Viertes Capitel. Ueber mein Verhältniß zu den deutschen Demagogen, in den Jahren 1820 und 1821. — Schreiben des Carl Follenius. — Auszüge aus meinem Schreiben in der Morning Chronicle. — Aufsätze des Carl Follenius, über die deutsche Inquisition, über die Gründe der Untersuchung demagogischer Umtriebe und Verschwörungen in Deutschland, und über Sand und Löhning. — Bericht des Carl Follenius an den Marquis Boyer d'Argenson, über den revolutionären Zustand Deutschlands. — Schlußbemerkungen, einen Aufsatz des Advokaten Hofmann in Darmstadt und Sonstiges enthaltend.

[15] Neuer Verlag von Joh. Chr. Krieger in Marburg und Cassel.

Bartels, Dr. C. D. A., über innere und äußere Bewegung im Pflanzenreiche und Thierreiche und insbesondere über Ersatz der äußeren durch innere und chemische mit Rücksicht auf Gestaltungs-Verschiedenheit. br. gr. 8. 1½ Bogen. 3 Gr. — 12 kr.

Cicero's 2te philippische Rede, übersezt von Dr. H. A. W. Winckler, 6½ Bogen. 8. 6 Gr. — 27 kr.

Conradi, J. W. H., Einleitung in das Studium der Medizin, zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen. 3te Aufl. gr. 8. 8 Bogen. 16 Gr. — 1 fl. 12 kr.

Dessen Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen. Zweyter Bd. Von den abnormen Ausleerungen, Kacherien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten 2c. 3te verb. Ausgabe. gr. 8. 40 Bogen. 3 Rthlr. — 5 fl. 24 kr.

Heydenreich, Dr. A. L. Ch., einige Bemerkungen über die Frage: ob und in welchem Sinne das Christenthum verfolgbar sey? br. 4. 12½ Bog. 12 Gr. — 54 kr.

Häter, Dr. C. C., die Pathologie und Therapie der fünften Geburtsperiode. gr. 8. 17 Bogen. 1 Thlr. — 1 fl. 48 kr.

Lilienstern, F. A. Rühle v., die deutliche nach den gefundenen richtigen Schlüsseln nunmehr Offenbarung Johannis und ihre Uebereinstimmung mit den Weissagungen aller älteren Propheten. Auch ganz neue Ansicht der 70 Wochen Daniels. Mit acht Zeittafeln und vollständigem Sachzeiger. 2te Ausg. gr. 8. 25 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 fl. 42 kr.

Röding, K., Statistik und Topographie des Churfürstenthums Hessen. 2te verb. Aufl. 8. br. 10 Bogen. 6 Gr. — 27 kr.

Ritgen, F. A., über die Aufeinanderfolge des ersten Auftretens der verschiedenen organischen Gestalten. gr. 8. br. 7½ Bogen. 10 Gr. — 45 kr.

Spiekers, J., Leben und Leichenfeyer, von L. W. Ch. Dieffenbach. 8. br. 2½ Bogen. 4 Gr. — 18 kr.

Tennecker, S. v., Bemerkungen und Zusätze zu Waldingers Therapie, oder praktisches Heilverfahren bey den gewöhnlichsten innerlichen Pferdekrankheiten, auf vieljährige Erfahrungen gegründet. gr. 8. 23½ Bogen. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 fl. 24 kr.

Dessen Lehrbuch der speciellen Pferdekenntniß, oder Noten und Bemerkungen zu A. C. Havemanns Beurtheilung des äußeren Pferdes. gr. 8. 21½ Bog. 1 Thlr. — 1 fl. 48 kr.

Vogel, L. D., die Limburger Chronik, mit einer Einleitung und erläut. Anm. 2te Aufl. 8. 10½ Bogen. 14 Gr. — 1 fl. 3 kr.

Walch, C., der thierische Organismus und seine Verhältnisse zu der Außenwelt. Als Einleitung in das rationelle Studium der Thierarzneywissenschaft nach E. Weths Ansichten entworfen. 8. 8 Bogen 10 Gr. — 45 kr.

Wiegmann, Dr. A. F., über das Einsaugungsvermögen der Wurzeln. gr. 8. br. 1½ Bogen. 3 Gr. — 13 kr.

Zeitschrift für Predigerwissenschaften, von Dr. A. L. Ch. Heydenreich und Dr. L. Hüffel. 1sten Bandes 3tes Heft. gr. 8. br. 11½ Bogen. 18 Gr. — 1 fl. 20 kr.

Beytrag zu einer Geschichte und Beschreibung der lutherischen Pfarrkirche in Marburg. Nebst einem Anhang,

Digitized by Google

das Universitäts-Jubiläum betr. E stes Heft. br. 5 Bog. 5 Gr. — 22 kr.

---

[33] Zweyter Verlags-Bericht von Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin vom Jahre 1828.

Dr. C. A. W. Berends
Vorlesungen über praktische Arzneywissenschaft,
herausgegeben von Dr. K. Sundelin.
5r Band: Gelbsucht, Wassersucht, Windgeschwulst, Skorbut, Fleckenkrankheit, Skrofelkrankheit, Rhachitis, Syphilis, Wurmkrankheit. 1 Thlr. 18 Gr.
6r Band, erste Abtheilung: Nervenkrankheiten. 2 Thlr. 6 Gr.

Die übrigen Bände erscheinen im Jahre 1829, und mit 9 Bänden wird dieses berühmte Werk eines der ersten klinischen Lehrer geschlossen seyn, und sodann ein vollständiges Handbuch der Pathologie und Therapie bilden.

Dr. J. F. Dieffenbach's
Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden:
mit 2 Abbildungen. 16 Gr.

Friedrich Buchholz
Historisches Taschenbuch,
oder
Geschichte der europäischen Staaten
seit dem Frieden von Wien.
Zwölfter Jahrgang oder 15ter Band.
geb. 2 Thlr.

Der 14te Band dieses beliebten Werks, welcher voriges Jahr bey mir erschienen ist, kostet auch 2 Thlr. — und die ersten 13 Bände habe ich von dem frühern Verleger derselben an mich gekauft, und will solche zu dem auf ein Viertel (von 26 Thlr. — auf 6 Thlr. 12 Gr.) herabgesezten Preis, so wie einzelne Bände zu 16 Gr. ablassen, so weit der geringe Vorrath noch reicht.

Ueber die Zusammenkünfte der Physiker unserer Zeit,
von Fr. Buchholz. Geh. 4 Gr.

Ueber Preußens Gränzzölle.
Eine Abhandlung staatswirthschaftl. Inhalts von Fr. Buchholz. Geh. 6 Gr.

Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen, von Luthers Zeit bis zur Gegenwart;
von Dr. Franz Horn. 4r Bd. 1 Thlr. 16 Gr.
Alle 4 Bände kosten 7 Thlr. 12 Gr.

---

[13] Anzeige.

Verzögerungen von Seite des Kupferstechers und andern Hindernissen machen es mir unmöglich, den bereits öffentlich besprochenen Carnevals-Almanach für heuer erscheinen zu lassen. Dieses Taschenbuch wird daher zum erstenmale für das Jahr 1830 und zwar schon in der Mitte desselben ausgegeben, wozu geeignete Beyträge, Carnevals-Erzählungen-, Schwänke-, Gedichte, so wie überhaupt alle, auf das Faschings-Leben Bezug nehmende, belustigende Aufsätze, portofrey eingesendet, unter der Addresse des Herrn Herausgebers, Kriegskommissärs S. W. Schiebler, noch willkommen seyn werden. Diese neue Spende dürfte um so mehr die Theilnahme des Publikums gewinnen, als die Idee eines solchen Almanachs originell und die Ausführung, sowohl durch den Inhalt selbst, als durch die Hinzugabe neuer Charaktermasken, moderner Carnevals-Tänze von beliebten Tonsetzern und schöner Tanztouren, dem Zwecke einer heitern Carnevals-Unterhaltung vollkommen entsprechend, sich die Gunst der Leseweit verschaffen wird.

Von dem nunmehr in meinem Verlage erscheinenden neuen deutschen Original-Theater
mit Beyträgen der ausgezeichnetsten und vorzüglichsten, dramatischen Dichter Deutschlands, geleitet und herausgegeben von S. W. Schiebler ist bereits der erste Band neuer Folge, sehr elegant ausgestattet erschienen und enthält die Tartarenschlacht, Trauerspiel in 5 Aufzügen nach Van der Velde's Erzählung, von Ludwig Halirsch, und Domestikenstreiche, Lustspiel von K. F. W. Fleischer, Professor in Riga. Bestellungen, so wie Pränumeration hierauf nehmen alle deutschen Postämter, Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen u. z. zu dem so äußerst geringen Preise für den ganzen Jahrgang von 12 Bänden mit 5 Rthlr. 8 Ggr. sächs., für den halben Jahrgang von 6 Bänden 3 Rthlr. sächs. an. Die folgenden Bände des ersten halben Jahrgangs sind auch bereits zum Druck befördert, und enthalten Beyträge von Bar. de la Motte Fouqué, W. Vogel, Theod. Hell, F. v. Kurländer, Lembert, Ed. Gebe, Blumenhagen u. s. w.

Prag, im December 1828.

C. W. Enders,
Buchhändler, als Verleger.

---

[37] Von den

Epistelpredigten
von M. F. Schmalz, Pastor zu Neustadt Dresden

ist so eben der 3te Band erschienen und damit dieser vollständige Jahrgang in der 2ten Auflage beendigt. Bis Ende März 1829 soll der so billige Pränumerationspreis von 3 Rthlr. auf Druckpapier und 4 Rthlr. auf feines Schreibpapier für das Ganze noch bestehen. Nachher aber tritt der Ladenpreis ein.

Für die Besitzer der ersten Auflage wird wiederholentlich bemerkt, daß von diesem 3ten Bande eine kleine Anzahl mehr abgedruckt sind, welcher zur Vervollständigung als ein Supplementband für 1 Rthlr. zu haben ist, so lange diese Anzahl ausreicht.

Friedrich Fleischer,
Buchhändler in Leipzig.

---

[26] Unterzeichneter wird jedesmal in der dritten Messwoche eine Versteigerung von Oelgemälden, Kupferstichen und Kunstwerken halten. Auch werden Büchersammlungen zum Versteigern angenommen. Ueber die sehr billig gestellten Bedingungen wird mit Vergnügen Auskunft gegeben.

Frankfurt a. M.

P. H. Guilhauman,
Buchhändler.

Digitized by Google

N°. 5.

Intelligenz-Blatt

1829.

[35] Anzeige.

In der unterzeichneten Buchhandlung erscheint:

Die Seherin aus Prevorst.

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere.

2 Theile mit acht Steindrucktafeln,
mitgetheilt
von
Justinus Kerner.

Der Verfasser, vertraut mit dem ganzen Kreise magnetischer Erscheinungen, aber auch bekannt mit dem Ueberflusse magnetischer Geschichten, konnte nur durch die Neuheit und Eigenthümlichkeit eines in dieser Ausdehnung wohl nur selten beobachteten magnetischen Lebens und die aus demselben hervorgegangenen merkwürdigen Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere, sich zur Herausgabe dieser Geschichte bestimmen lassen. Aber auch die Aufforderung vieler Freunde, die zum Theil Zeugen waren, die Aufmerksamkeit, die diese Geschichte von Gelehrten und Ungelehrten auf sich zog und auch die Entstellung, die ihre Thatsachen hie und da im Publikum erleiden mußten, sind ihm Beweggründe ihres öffentlichen Erscheinens.

Das Leben eines, wie durch irgend eine Fixirung im Augenblicke des Sterbens, zwischen Leben und Sterben zurückgehaltenen Menschen, der schon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als die hinter ihm liegt, zu sehen fähig ist, mußte nicht nur dem Physiologen, sondern auch dem Psychologen zu einer reichen Quelle von Beobachtung werden. Das Gefühlsleben, das, wenn es rein ist, sich durch Einfachheit, Wahrheit und Bescheidenheit, ja Anmuth, auszeichnet, war hier in vollem Maaße vorhanden, und dieses Bild hat auch der Verfasser sich in der Darstellung zum Muster genommen, indem er die Thatsachen gleich einfach und unbefangen sich selbst aussprechen läßt.

In einer zweyjährigen Periode häufte sich viel Stoff, der, würde man nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen trennen, leicht in einen Folianten sich ausdehnen ließ. Es kann daher nicht die Rede von einem Tagebuch seyn, das durch Wiederholungen [illegible]det, sondern nur von Zusammenstellung der mannichfaltigen Richtungen, welche sowohl das äußere sensible Nervenleben, als das innere geistige Leben, theils freywillig, theils veranlaßt von außen, genommen hat.

Das Buch erscheint in 2 Theilen.

Der erste Theil beschäftigt sich in seinem Eingange mit dem innern Leben des Menschen überhaupt. Dann folgt die Geschichte des ausgezeichneten magnetischen Lebens, wie es sich in jener Seherin, hauptsächlich in einem Cyklus von sieben Jahren, kund gab, und hierauf in einzeln Abtheilungen: 1) ihre Verhältnisse zur physischen Außenwelt, a) zu einer großen Reihe von Mineralien, b) Vegetabilien, c) thierischer Stoffen, d) ihre Verhältnisse zu imponderablen Materien, zur Sonne, dem Monde, der Elektricität, der galvanischen Elektricität, zu einem gewißen Imponderabile in der Luft, zu Tönen. Dann 2) ihr inneres Leben und geistiges Sehen: 1. Das Menschenauge. 2. Seifenblase, Glas und Spiegel. 3. Sehen mit der Herzgrube. 4. Sehen innerer Theile. 5. Sehen mittelst eines magnetisirten Staabes. 6. Sehen der Schutzgeister. 7. Vorausſagende Träume. 8. Das zweyte Gesicht. 9. Heraustreten aus sich selbst. 10. Selbstsehen.

Hierauf folgt: Krankheit und Heilbestrebungen des Innern. — Magnetische Manipulation und magnetischer Schlaf. — Der Nervenstimmer (ein sinnreiches von der Seherin angegebenes Baquet). — Heilversuche an Andern. — Gefühle der Seherin für Krankheitsgefühle Anderer, im anscheinend wachem Zustande. — Heilung der Frau Gräfin v. M. durch die Seherin. — Die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes der Seherin und ihre Gefühle in ihnen. — Der magnetische Traum. — Nähere Aeußerungen der Seherin über die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes. — Der Sonnenkreis und der Lebenskreis. — (Lage der Seherin, in welcher diese Kreise aus ihr hervorgegangen.) — Die Kreise selbst. — Die innere Sprache. — Die innere Zahlen. — Probe von der täglichen innern Rechnung. — Das Schauen. — Trennung des Geistes im Sterben. — Vom Nervengeiste. — Bemerkungen über diese Kreise und über einige sonstige Eröffnungen der Seherin. — Eschenmayers Erklärung dieser Kreise.

Eine Folge des thätigen Antheils, den der so eben genannte geistreiche Psychologe Eschenmayer an dieser Geschichte nahm, war hauptsächlich auch diese Erklärung, der von der Seherin entworfenen Kreise über das innere Leben des Menschen und eine Darstellung ihres allgemeinen wissenschaftlichen Werthes. Aber auch noch andere Beyträge dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Mitbeobachtung sich der Verfasser zu erfreuen hatte, vermehren den Werth dieser Schrift.

Der zweyte Theil beschäftigt sich mit dem Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere und einer Reihe hieher gehörender bestätigender, oft dokumentirter, Thatsachen. Der Verfasser sieht zwar bey diesem Theile voraus, wie viel Anstoß derselbe bey der sogenannten gebildeten und gelehrten Welt finden wird, aber er würde mit Hinweglassung desselben gerade die hervorstehendste Partie dieses magnetischen Lebens unterdrücken, auch ist er lebendig überzeugt, daß noch Entdeckungen und Erfahrungen späterer Jahrhunderte den hier aufgeführten Thatsachen für Erscheinungen aus einer uns nahestehenden Welt der Geister, (in deren beständigem Umgange jene Seherin, Kraft ihres von aller Isolirung freyen Nervengeistes,

Digitized

von Anfang an bis auf diese Stunde lebt) eine bestätigende Aufklärung und Rechtfertigung ertheilen werden. Aber auch abgesehen von diesen Thatsachen, abgesehen von den vielen Zeugen, die sich dieser außerordentlichen Erscheinungen versicherten, so bleiben schon die Angaben der Seherin von einem Mittelreiche und von dem Zustande nach dem Tode ein Gegenstand tiefer Forschung.

Stuttgart und Tübingen, den 1. Febr. 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[43] Anzeige eines äußerst interessanten Werks.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und an alle gute Buchhandlungen versandt worden:

Briefwechsel
zwischen
Schiller und Goethe
in
den Jahren 1794 bis 1805.
Erster und zweyter Theil.
vom Jahre
1794 bis 1796.
8. broschirt. Velinpapier 6 fl. 48 kr.
weiß Druckp. 5 fl. 24 kr.

---

[7] Ankündigung.

Technologische Encyklopädie
oder
alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.
Zum Gebrauche
für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.
Herausgegeben
von
J. J. Prechtl,
k. k. Regierungsrath und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien, ꝛc.

Die großen und mannichfaltigen Fortschritte, welche seit 25 Jahren in den technischen Künsten gemacht worden sind, machen dem Technologen, dem Kameralisten, dem Fabrikanten, dem Kapitalisten, dem Oekonomen, und für verschiedene Fälle jedem Manne von Bildung ein Werk zum Bedürfnisse, das als ein technisches Repertorium, als eine technologische Hand-Encyklopädie in alphabetischer Ordnung der Artikel eine vollständige und gründliche Uebersicht aller derjenigen Einrichtungen und Verfahrungsarten gewähre, welche der Gegenstand aller Zweige der Manufaktur-Industrie sind.

In Folge der Anträge der J. G. Cotta'schen Buchhandlung hat der Unterzeichnete die Herausgabe eines solchen Werkes unternommen. Bey der Ausführungsweise dieser Unternehmung wird man sich zwey Bedingungen auflegen: 1) so viel möglich an Raum zu sparen, damit das Ganze nicht zu ausgedehnt werde, 2) demungeachtet die sämmtlichen Artikel mit derjenigen Gründlichkeit und Vollständigkeit zu bearbeiten, damit nicht etwa nur eine historische Uebersicht des Gegenstandes, sondern die praktische hinreichende Kenntniß desselben möglich werde, und jeder Artikel eine zwar gedrängte, jedoch vollständige Darstellung des Gegenstandes, nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit und Vervollkommnung, enthalte.

Die Haupttendenz des Werkes ist daher praktisch, und man wird alles rein Wissenschaftliche, das nicht unmittelbar und wesentlich begründend mit der technischen Ausführung in Verbindung steht, so viel die gründliche und deutliche Darstellung des Ganzen erlaubt, ausschliessen, und sich auf dasjenige beschränken, was zunächst und eigentlich in die Anwendung der physisch-chemischen, mathematischen und naturhistorischen Wissenschaften auf die Geschäfte der Gewerbs-Industrie gehört. Diese Gegenstände umfassen in den einzelnen Artikeln die gesammten Zweige der chemischen, empirischen und mechanischen Technologie, folglich außer den chemisch-technischen und empirisch-technischen Gewerben und Verfahrungsarten, das gesammte praktische Maschinenwesen in seinen verschiedenen Anwendungen auf Künste und Gewerbe.

Sowohl aus dem Grunde der Raumersparniß, als zur leichteren und vollständigeren Uebersicht wird man die häufigeren Nachweisungen von einem Artikel auf den anderen, das mannichfache Zerspalten zusammengehöriger Gegenstände in viele einzelne Artikel nach Art eines Wörterbuchs, und daher möglichst alle Wiederholungen vermeiden. Um jedoch bey dieser Einrichtung das Aufsuchen einzelner Notizen zu erleichtern, und für die Erklärung der Kunstwörter einen anderweiten Raum zu gewinnen, wird man dem Werke in Form eines Registers ein Wörterbuch der technischen Kunstausdrücke anhängen, in welchem auf die bereits in dem Werke selbst gegebenen und dort mit der verwandten Sache im Zusammenhange vorkommenden Erklärungen bezogen wird.

Dieses Werk, in welchem nicht nur der Herausgeber die Resultate seiner vieljährigen technologischen Studien und Beobachtungen niederlegen wird, sondern das auch durch die Beyträge einiger in diesen Fächern ausgezeichneter Mitarbeiter wird unterstützt werden, wird mit Einschluß des Registerbandes den Umfang von 10 Bänden gr. 8., jeden von etwa 40 Bogen, mit 10—12 Kupfertafeln nicht überschreiten.

J. J. Prechtl.

Um die Anschaffung dieses für so viele Klassen wichtigen Werks möglichst zu erleichtern, wird der Preis für diejenigen, welche darauf unterzeichnen, pr. Band zu 3 fl. 36 kr. rhein. oder 2 fl. im zwanzig Gulden-Fuß festgesezt. In Wien wird bey allen Buchhandlungen, vorzüglich aber bey Herrn Gerold unterzeichnet.

Tübingen und Stuttgart, im Jan. 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[10] Bey W. Trinius in Stralsund ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Düwell, L., 2 Reden. gr. 8. geh. 4 gGr.

Mohnike, G. Ch. Fr., Predigt am zweyten Secularfeste der Befreyung Stralsunds von der Wallensteinischen Belagerung. gr. 8. geh. 3 gGr.

Digitized by Google

Tegnér, F., Reden. Aus dem Schwedischen von G. Ch. Fr. Mohnike. kl. 8. 1 Rthlr.

Der Auerhahn von F. Tegnér und G. Ch. Fr. Mohnike. kl. 8. geh. 12 gGr.

Das leztere Büchlein enthält das neueste Gedicht des Sängers der Frithiofssage in der Urschrift mit deutscher Uebersetzung und die Geschichte des Auerhahn's von der Hand des deutschen Herausgebers und Nachbildners.

Den Reden möchten nicht gar viele in unserer deutschen Literatur an die Seite zu setzen seyn.

---

[684] Empfehlungswerthes Werk für jeden Gebildeten,

welches in der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden erschienen und durch alle Buchhandlungen noch um den Pränumerations-Preis zu haben ist:

Geschichte der merkwürdigsten Völker und Staaten der Erde

in einer Reihe geistvoll dargestellter, pragmatischer Uebersichten der speciellen Staatengeschichte,

unter dem Titel:

Allgemeine historische Taschenbibliothek,

Pränumerationspreis für jede Lieferung von 10 Bändchen in 8. (à 6 Gr.) 2 Thlr. 12 Gr.

Davon sind bereits sieben Lieferungen erschienen und enthalten dieselben die Geschichte Frankreichs, Englands, Schottlands, Nordamerikas, der Schweiz, Spaniens, der Kreuzzüge, der vereinigten Niederlande, Rußlands, Sachsens, der Lombardey, des Freystaats von St. Domingo, Polens, Preußens, Griechenlands und der Türkey, Portugals, Böhmens, Venedigs, Bayerns, Schwedens, Oestreichs und der Steuermark, Kolumbiens und des Papstthums; verfaßt von Pölitz, Hasse, Philippi, C. Münch, Schneller, Herrmann, Heusinger, Lindau, v. Bronikowski, v. Lüdemann, Baumgarten-Crusius u. m. A.

Man kann jede Lieferung einzeln noch um den Pränumerationspreis, die einzelnen Staaten aber nur zum Ladenpreis erhalten.

Dieses, dem ganzen Publikum schon durch die Namen der Bearbeiter empfohlene, höchst interessante Geschichtswerk bietet einen, in kräftigen und lebensvollen Umrissen gezeichneten, wahrhaft-universalhistorischen Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts dar, und zeichnet sich durch seine Gemeinnützigkeit, wie durch die Geringfügigkeit des Preises noch besonders vortheilhaft aus.

Dresden, im Sept. 1828.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

---

[760] Zur Nachricht

für

Journal- und Zeitungsinstitute, Lesеklubbs ꝛc.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen für 1829 folgende Zeitschriften:

I. Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. gr. 4.

Diese Zeitschrift, die im In- und Auslande der größten Achtung genießt und allgemein gelesen wird, hat zum Zweck, das große gebildete Publikum mit den wichtigsten und interessantesten Erscheinungen im Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Kunst auf eine leichte, Belehrung mit Unterhaltung verbindende Weise bekannt zu machen. Es erscheinen davon jährlich, außer den Beylagen, 300 Nummern und ist der Preis für den ganzen Jahrgang 10 Thaler.

II. Isis, oder Encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. gr. 4. Mit Kupfern.

Von dieser encyklopädischen, jedoch zunächst den Naturwissenschaften gewidmeten Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft mit Kupfern. Der Jahrgang kostet 8 Thlr.

III. Allgemeine medizinische Annalen des neunzehnten Jahrhunderts.

Neue Folgenreihe von ihrer zweyten einviertelhunderljährigen Periode an. In Verbindung mit dazu eingeladenen Gelehrten herausgegeben von

Johann Friedrich Pierer. gr. 4.

Von dieser wichtigen Zeitschrift, die seit 1798 ununterbrochen besteht und allen wissenschaftlichen Aerzten unentbehrlich ist, erscheint monatlich ein Heft von 9 Bogen, und kostet der Jahrgang 6 Thlr. 16 Gr.

Zu den 3 hier genannten Zeitschriften erscheint für literarische Bekanntmachungen aller Art wöchentlich ein

Literarischer Anzeiger,

der jeder derselben beygelegt oder beygeheftet wird. Dieser Anzeiger wird zu mehreren Tausend Exemplaren abgedruckt, und kommen durch ihn Anzeigen zur allgemeinen Kenntniß des Publikums, das Bücher zu kaufen pflegt. Für die gespaltene Zeile berechne ich nur 2 Groschen. Auch lege ich besonders gedruckte Anzeigen jeder dieser Zeitschriften gegen eine billige Vergütung bey.

IV. Hermes, oder Kritisches Jahrbuch der Literatur.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Karl Ernst Schmid. gr. 8.

Der Hermes beschäftigt sich blos mit den wichtigsten, in die Zeit oder Wissenschaft tief eingreifenden literarischen Erscheinungen und wird in Heften von 12—13 Bogen ausgegeben. 2 Hefte bilden einen Band, der 2 Thlr. 12 Gr. kostet. Jährlich erscheinen 6—8 Hefte.

V. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Friedrich Christian August Hasse. gr. 8.

Diese Zeitschrift, einzig in ihrer Art, besteht seit 1816 und hat in diesem Jahr ihre dritte Reihe begonnen. Sie theilt nicht nur blos ausgeführte Biographien mit, sondern auch biographische Andeutungen, oder Grundstriche und Umrisse zu dem Bilde eines ausgezeichneten Individuums unserer Zeit, insbesondere Nekrologe denkwürdiger Personen; ferner

Digitized by Google

biographisch-geschichtliche Miszellen, z. B. Anekdoten, einzelne Züge und Handlungen aus dem Leben denkwürdiger Menschen, Berichtigungen biographischer Angaben und Ergänzungen derselben, genealogische Mittheilungen, überhaupt biographische Nachrichten von Personen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen; und endlich werden unter der Rubrik biographische Literatur biographische Werke und Sammlungen, auch Memoiren, Denk- und Gedächtnißschriften, Briefsammlungen und ähnliche Schriften biographischen Inhalts angeführt und kurz gewürdigt. Auf den Umschlägen zu den bis jezt erschienenen 2 Heften hat sich der Herr Herausgeber ausführlicher hierüber ausgesprochen. Das Heft von 6—8 Bogen kostet 12 Gr. und von 6 zu 6 Wochen wird ein Heft ausgegeben.

Die frühern Jahrgänge und Bände dieser Zeitschriften sind sämmtlich zu sehr herabgesezten Preisen zu beziehen.

Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen auf diese Zeitschriften zu den bemerkten Preisen an; die Postämter wenden sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder an das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg.

Leipzig, den 1. Dec. 1828.

F. A. Brockhaus.

---

[27] Uebersetzungs-Anzeige.

M. Dumas,
Handbuch der angewandten Chemie.
Ein nöthiges Hülfsbuch für technische Chemiker, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende überhaupt.
Aus dem Französischen übersezt
von
Dr. Friedr. Engelhart.

Zur Erleichterung des Ankaufes soll dieses Werk in Lieferungen von 10 Bogen erscheinen, und für die Subscribenten der Preis einer jeden Lieferung auf 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. gesezt werden. Der Druck hat bereits begonnen, und mit der ersten Lieferung wird eine größere Anzeige über Inhalt und Bearbeitung durch alle Buchhandlungen zu haben seyn.

Vorläufig mag hier bemerkt werden, daß der Uebersezer, bey gegenwärtigem Aufenthalt in Paris und persönlicher Bekanntschaft mit dem Verfasser, sich seiner besondern Theilnahme in Uebertragung des Werkes erfreuet, und diese Uebersetzung noch durch Zusätze vom Verfasser selbst bereichert seyn wird.

Nürnberg.

Joh. Leonh. Schrag.

---

[31] Bey J. A. Barth in Leipzig ist so eben erschienen;

Lehrbuch zum ersten Unterrichte in der Arithmetik, Geometrie und Mechanik für Unteroffiziere der Artillerie. 1ste Abtheilung: die Arithmetik oder Zahlenlehre. 8. 12 Gr.

Die Einführung dieses nüzlichen Lehrbuchs wird der Verleger durch Partiepreise nach Möglichkeit erleichtern. Die 2te Abtheilung: Geometrie und Mechanik folgt in Kurzem nach, und mag dann den praktischen Werth der Gebrauch am sichersten entscheiden.

---

[30] Anzeige
einer neuen, sehr wohlfeilen Ausgabe von
EDWARD GIBBON'S
HISTORY
OF THE
DECLINE AND FALL
OF THE
ROMAN EMPIRE.
IN TWELVE VOLUMES.
LEIPSICK, PRINTED FOR GERARD FLEISCHER 1829.

Der erste Band dieses klassischen Werks ist bereits erschienen und an alle Buchhandlungen versendet, wo er zu sehen und zu haben ist.

Der Preis jeden Bandes ist 12 gGr. preuß. Cour. oder 54 Kr. rhein. — Jeden Monat wird ein Band die Presse verlassen, so daß mit Ende dieses Jahres das ganze Werk vollständig in den Händen der Abnehmer seyn wird.

Der höchst wohlfeile Preis für diese 12 Bände (300 Bogen enthaltend) ist demnach nur 6 Thaler preuß. Cour., oder 10 Gulden 48 Kr. rheinisch.

Anzeigen mit Proben des Papiers und des Drucks sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Leipzig, im Januar 1829.

Gerhard Fleischer.

---

[39] Herabgesezter Preis.

Filippi, italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 2 Bde. in 4 Abtheilungen. 180 Bogen. 8. Lexikons-Format. Ladenpreis 8 Rthlr. Herabgesezter Preis 5 Rthlr. 8 Gr.

Durch das Erscheinen mehrerer italienischen Taschenwörterbücher und durch den sich immer mehr und mehr verbreitenden Nachdruck von Jagemanns Wörterbuch, sehe ich mich veranlaßt, obiges für unbestimmte Zeit auf 5 Rthlr. 8 Gr. herabzusetzen, und ich hoffe, daß man dem meinigen bey seiner Vollständigkeit, seiner anerkannten Brauchbarkeit und bey einem so billigen Preise den Vorzug geben wird.

Leipzig, im Januar 1829.

Carl Cnobloch.

---

[34] Bey Th. Fr. Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Jahrbücher
der Straf- und Besserungs-Anstalten, Erziehungshäuser, Armensürsorge, und anderer Werke der christlichen Liebe, von Dr. M. H. Julius,
Erstes Heft 1829.

Der Jahrgang von 12 Heften 4 Rthlr., worauf alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Digitized by Google

No. 6.

Intelligenz-Blatt

1829.

[46] In J. G. Cotta'schem Verlag zu Stuttgart und Tübingen sind im Laufe des vorigen Jahrs nachstehende Verlags-Artikel erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlungen, naturwissenschaftliche. 2r Band. 1s und 2s Heft. gr. 8. 2 fl. 42 kr.

Almanach des Dames pour l'an 1829. 3 fl.

Annalen, neue allgemeine politische, 25ster bis 27ster Bd. 12 Hefte. gr. 8. 9 fl.

Ausland, das, ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker außerhalb Deutschland. Erster Jahrgang. 1828. gr. 4. 16 fl.

Beurer, der kleine, oder moralische Vorlesungen für die Jugend. 3r, 4r und lezter Band. 8. 2 fl.

Begebenheiten des Hajji Baba aus Ispahan in England, aus dem Englischen des J. Morier in zwey Theilen. gr. 8. 3 fl. 12 kr.

Charte, topogr., von Schwaben (Fortsetzung der Ammann- und Bohnenberger'schen Charte) Nr. 29. 38. und Erläuterungsblatt, jedes Blatt 1 fl. 30 kr.

— — Nr. 28. 37. und 46. 47. 48. (leztere drey in einem Blatt) größeres Format. 2 fl. 15 kr.

Correspondenzblatt, des Würt. landwirthschaftl. Vereins. 1828. 12 Hefte. gr. 8. 3 fl.

De Candolle, A. P., Organographie der Gewächse, oder kritische Beschreibung der Pflanzen-Organe. Eine Fortsetzung und Entwicklung der Anfangsgründe der Botanik und Einleitung zur Pflanzen-Physiologie und der Beschreibung der Familien. Mit 60 Steintafeln. Aus dem Französischen übersezt und mit einigen Anmerkungen versehen von Dr. Carl Fr. Meisner. 2 Bde. Mit 60 Steindrucktafeln. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Diel, A. F. A., Beschreibung der Kernobstsorten. 5s Heft. 8. 2 fl.

Douglas, Versuch über Grundsätze und Erbauung von Kriegsbrücken und Flußübergänge im Felde. Nach dem Französischen bearbeitet von E. Lenz mit 7 lithographirten Tafeln. gr. 8. 2 fl 45 kr.

Entomologie von Kirby und Spene. 3r Bd. Mit 25 lithographirten Tafeln zu allen 3 Bänden. gr. 8. 6 fl.

Freyberg, M., Freyh. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. I. Band 3s Heft und II. Band 1s Heft. gr. 8. 2 fl. 48 kr.

Garantieen, die staatsbürgerlichen, oder über die wirksamsten Mittel, Throne gegen Empörungen und die Bürger in ihren Rechten zu sichern. Eine Preisschrift von Hoffmann. Auf- und herausgegeben von André. Erster Theil. 8. 2 fl.

Gau, F., neuentdekte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweiten Katarakte, gez. und vermessen im Jahr 1819 und als Ergänzung des grossen französischen Werks über Egypten herausg. 13te und lezte Lieferung. gr. Fol. Velinpapier 18 fl. Fein Papier 9 fl.

Gerhard, E., Antike Bildwerke in 3 Lieferungen. Fol. Text 1ste Lf. 3 fl. Kupfer-Centurie. I. 1s 2s Heft. 10 fl.

Görz, J. C. Graf v., historische und politische Denkwürdigkeiten, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. 2r Thl. gr. 8. 2 fl. 12 kr.

Goethe, v., über Kunst und Alterthum. 6r Bd. 2s Heft. 8. 2 fl. 36 kr.

— — sämmtliche Werke, TA. 3te und 4te Liefer. oder 11tes — 20stes Bändchen.

Ladenpreis für 40 Bde. Velinp. 43 fl. 12 kr.
weiß Druckpapier 28 fl. 48 kr.
in Lieferungen von 5 Bändchen berechnet, jede Lieferung
auf Velinpapier 5 fl. 24 kr.
weiß Druckpapier 3 fl. 36 kr.

— — sämmtliche Werke in 40 Bänden. gr. 8. 1ste und 2te Lieferung oder 11 bis 10r Bd.

Pränum. f. 40 Bde. { Velinpr. 79 fl. 48 kr. / Schwzpr. 63 fl. / Druckpr. 50 fl. 24 kr.

Subscriptionspreis nach Lieferungen zu bezahlen { Velinpr. 91 fl. 12 kr. / Schwzpr. 72 fl. / Druckpr. 57 fl. 36 kr.

Graff, Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften. II. Bd. 2s u. 3s Heft. gr. 8. 2 fl. 48 kr.

Hauff, J. G., biblische Real- und Verbal-Konkordanz oder alphabetisch geordnetes, biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommenden Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtigt, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert und alle Bibelstellen homiletisch-anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet. Ersten Bandes 1ste Abtheilg. A — E. gr. 8. 4 fl.

Herder, J. G. v., christliche Reden und Homilien. Taschen-Ausg. 2 Bdchn. Herausg. durch J. G. Müller. 2 fl. 42 kr.

— — Sophron, gesammelte Schulreden, neue Aufl. Taschen-Ausg. Herausg. durch J. G. Müller. 1 fl. 48 kr.

— — sämmtliche Werke Taschen-Ausgabe in 60 Bdchn. 4te u. 5te Lief. oder 19r — 30r Bd. jede Lieferung.
Velinpapier 4 fl. 48 kr.
Druckpapier 3 fl. 12 kr.

Herschels, W., Entdeckungen und Fortschritte seiner Zeitgenossen in der Astronomie und den ihr verwandten Wissenschaften. 1ste Abtheilung. Herschels Entdeckungen, dargestellt von Pfaff. 1r Bd. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freyh. Alex. v. Humboldt, herausgegeben von H. Berghaus in Berlin. Mit Charten und Kupfern. Jahrg. 1828. 12 Hefte. gr. 8. 16 fl.

Hesperus, encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser, herausgeg. von C. C. André. Jahrg. 1828. 4. 16 fl.

Digitized by Google

Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftl. Kritik in Berlin. Jahrgang 1828. gr. 4. 21 fl.

Journal, polotechnisches, herausgeg. von Dingler, Jahrg. 1828. 24 Hefte. gr. 8. 16 fl.

Klüber, J. L. v., das Münzwesen in Deutschland nach seinem jetzigen Zustande; mit Grundzügen zu einem Münzverein deutscher Bundesstaaten. gr. 8. 3 fl.

Kunstblatt, herausgegeben von Dr. Ludw. Schorn. Jahrg. 1828. gr. 4. 6 fl.

Literaturblatt 1828. gr. 4. 6 fl.

Meisner, C. F., M. Dr., Monographiae Generis Polygoni Prodromus 4 maj. 2 fl. 45 kr.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg nach Oberämtern, 5tes Heft, enthaltend die Beschreibung des Oberamts Rottenburg. Mit einer Oberamtscharte. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

— — Würt. Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik u. Topographie. 1826. 2s Heft. 8. 1 fl. 45 kr.

Mohl, Dr. M., über die würtembergische Gewerbs-Industrie. 1ste Abthlg. 8. 2 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände sammt den oben angeführten Beyblättern: Literaturblatt und Kunstblatt. 22r Jahrg. 1828. gr. 4. 20 fl.

Mozin, Abbé, Dictionnaire complet de la langue franç. allem. et allem. franç. Nouv. Edit. T. IV. et dernier. Ladenpreis für alle 4 Bde. gr. 4. 18 fl.

Mozin et Eisenbach, Petit Dictionnaire portatif allemand-français et français-allemand, extrait du Dictionnaire de poche complet de l'abbé Mozin, contenant les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles réales et des instituts des deux sexes. 2 Vol. 8vo. 1 fl. 12 kr.

Münch, Dr. E., Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. 2r Bd. Die Urkunden enthaltend. gr. 8. 2 fl. 36 kr.

National-Kalender, neuer, für die deutschen Bundesstaaten herausgegeben von C. C. André. 1829. 4. 2 fl.

Neapels antike Bildwerke. Beschrieben von E. Gerhard und Th. Panofka. I. Theil. gr. 8 5 fl. 24 kr.

Pechmann, Freyh. v., Jahrbücher der Baukunde. 2r Bd. 2s Heft. gr. 4. 2 fl. 15 kr.

Petter, F., grammatica tedesca per gl'Italiani con un Appendice sulla calligraphia tedesca. gr. 8. 4 fl.

Pfitzer, C. v., Ueber die Gränzen zwischen Verwaltungs- und Civil-Justiz, und über die Form bey Behandlung der Verwaltungs-Justiz. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Platen, Graf v., Gedichte, 8. in Umschl. broch. 3 fl.

— — Schauspiele. 8. 2 fl.

Reyscher, Dr. A. L., über die Bedürfnisse unserer Zeit in der Gesetzgebung. Mit besonderer Rücksicht auf den Zustand der leztern in Würtemberg. gr. 8. 30 kr.

Revue trimestrielle, première année. 1828. gr. 8. 16 fl.

Schiller, Fr. v., sämmtl. Werke, Tasch.-Ausg. N. Aufl. 4te, 5te und 6te Lieferung, oder 10r bis 18r Theil. Pränumerations-Preis auf alle 18 Bde.

Velinpapier 10 fl. 48 kr.
weiß Druckpapier 8 fl. 24 kr.

Schweller, J. K., bayerisches Wörterbuch. 2r Bd. 6 fl.

Schmidts, Klamer, Werke 3r und lezter Bd. 3 fl.
alle 3 Bände. gr. 8. 9 fl.

Schulz, C. H., Die Fortpflanzung und Ernährung der Pflanzen im Zusammenhang mit dem ganzen Pflanzenleben und mit Rücksicht auf die Kulturgesetze, nach einer natürlichen Methode dargestellt, mit 3 Kupfern. Oder die Natur der lebenden Pflanzen. 2r Thl. gr. 8. 6 fl.

Schwab, G., Gedichte. 1r Bd. 8. 3 fl.

Schwerz, J. N. v., Anleitung zum praktischen Ackerbau. 3r Bd. gr. 8. 3 fl.

Solomé, J. A., französisch deutsches Wörterbuch, mit besonderer Hinsicht auf den Inhalt der Wörter und die Bildung der Redensarten über die Wörterbücher Schwan's, Mozins und der Akademie bearbeitet. 2 Thle. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Spengel, L, Συναγωγη Τεχνων, sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de rethorica libros. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Spittler, L. T. Freyhr. v., Vorlesungen über Politik, herausg. von K. Wächter. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

— — sämmtl. Werke. 4r — 6r Bd. gr. 8. 14 fl. 18 kr.

Staatsakten und Urkunden, neueste, in monatlichen Heften, 11r bis 14r Bd. 12 Hefte. gr. 8. 16 fl.

Stimmen des russischen Volkes in Liedern gesammelt und übersezt von P. v. Goetze. Mit Musikbeylagen und 3 Steindrücken. 8. 2 fl. 45 kr.

Taschenbuch für Damen 1829, mit 10 englischen Kupfern. 5 fl. 24 kr.

Tennecker, S. v., Roßarzt oder Handbuch über die Erkenntniß und Kur der gewöhnlichsten Pferdekrankheiten. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. Ersten Bandes 1r Theil, welcher die Erkenntniß und Kur der gewöhnlichsten Hufkrankheiten enthält. Ersten Bandes 2ter Theil, welcher die Erkenntniß und Kur der gewöhnlichsten Schenkellähmungen, der Hautausschläge und der Knochenbrüche enthält. gr. 8. beyde Theile 3 fl. 36 kr.

Thibaudeau, A. C., Histoire générale de Napoleon Bonaparte, de sa vie privée et publique, de sa carrière politique et militaire, de son administration et de son gouvernement. Tom. II. et V. gr. 8. 6 fl.

Ebendasselbe in deutscher Uebersetzung, 2r und 5r Band. gr. 8. 2 fl. 36 kr.

Ueber die Sponheim'sche Surrogat- und Successionsfrage. gr. 8. 36 kr.

Wagler, Dr. J., Descriptiones et Icones amphibiorum. Fasciculus primus cum XII. tabulis color. Nr. I — XII. Fol 6 fl. 24 kr.

Zahn, Wilh., Die Hauptergebnisse der neuesten Ausgrabungen in Pompeji. 1s Heft in 12 Blättern. Fol. 11 fl.

Zeitung, allgemeine. 1828. gr. 4. mit Register 16 fl. 30 kr.
Register besonders 30 kr.

---

[58] In der Unterzeichneten ist erschienen und erscheint seit dem ersten Februar täglich:

Das Inland.

Ein Tagblatt für das öffentliche Leben in Deutschland mit vorzüglicher Rücksicht auf Bayern.

Inhalt des Januarheftes:

Vorwort: Was wir wollen. Uebersicht der bayerischen Ständeverhandlungen 1827 und 1828. Bildung der Kammern. Wahlgesetz der Kammer der Abgeordneten. Geschäftsordnung der Kammer der Abgeordneten. Zeitereignisse am Ende des Jahrs 1828. (Türkey.) Staatswirthschaftliche Betrachtungen. Zeitereignisse ꝛc. Griechenland. Chronik des Tages (als stehender Artikel). Ueber die Spuren eines frühern Landbaues in der Gegend von München. Die Fortsetzung der Monumenta Boica. Korre-

Digitized by Google

spondenz aus dem Obermaynkreise. Kunst und Alterthum in Bayern. (Hieben eine Abbildung von Thassilo's Becher.) Uebersicht der bayerischen Ständeverhandlungen. Geist des gesetzgebenden Körpers. Münchner Theater. Die rationelle Landwirthschaft in Bayern. Korrespondenz. Ueber das Steigen der Holzpreise und die Benützung der Torfmoore bey München. Korrespondenz. Nekrolog auf Idephons Schatt, Inspektor des Schullehrerseminars in Bamberg. Die Donau und die Donauschiffahrt. Das Monument zu Wittelsbach. Bütte, ein Direktorium zu den Quellenschriftstellern der bayerischen Geschichte betreffend. Die Landrathswahlen in den verschiedenen Kreisen Bayerns. Obermaynkreis. Die Kunst und der Staat. Ueber einige Grundsätze der bayerischen Staatsregierung. Zweck des landwirthschaftlichen Vereins, Tripto-lomeus. Kurze Uebersicht der Gebornen, Verstorbenen und Getrauten zu München 1827 — 28. Nekrolog auf den Abbé Joseph Dobrowsky. Ueber die gegen Hrn. Kommerzienrath C. C. Hoffmann in Darmstadt obwaltende Untersuchungssache. Zur Charakteristik Münchens und seiner Bewohner. Kunst und Alterthum in Bayern. (Hiebey Bildniß Mariens mit des Herrn Leichnam von Thiemo.) Ueber die Opposition, mit Hinblick auf Bayern. Einige Erfordernisse zum Gedeihen landständischer Verhandlungen. Max v. Speck in Bayern.

Der Preis für obiges Journal ist für den ganzen Jahrgang bey der Unterzeichneten 12 fl., und bey allen löblichen Postämtern in Bayern incl. des Porto's 13 fl. 30 kr.

Literarisch-artistische Anstalt
in München.

---

[45] In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. (Preis des ganzen Jahrgangs, mit Kupfern und Charten 16 fl.)
Zweyter Jahrgang. Januar. 1829. Nr. 1—31.

Inhalt: Cairo nach Barthelemy und Merv, von Gustav Schwab. Old-Bailey in London, von H. Heine. Portugal und Brasilien. Merkwürdige Erscheinungen der Presse in Konstantinopel, mitgetheilt von J. v. H. Die Katholikenvereine in Irland. Shenandoah, der Mohawkhäuptling. Die römischen Theater. Neue brittische Niederlassung auf der Westküste von Neuholland. Sitten in Neapel. Ueber die gegenwärtige Lage der Republik Chile, von Dr. Franz Lieber in Boston. Theater zu Sidney. Uebersicht der neuesten Weltereignisse außer Europa. Barthelemy und Merv (nach Tissot). Montevideo. Die Kosacken in Sibirien. Hindu-Sculptur. Nordamerikanisches Armenwesen. Bevölkerung der französischen Kolonien. Scenen aus der spanischen Kontrerevolution. Die Wohlthätigkeitsanstalten des Königs der Niederlande. Jahresversammlung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London. Niederländisches Indien. Brittisches Indien. Suttie zu Calcutta. Ueber die Ursachen der Animosität zwischen England und Nordamerika, von Dr. Franz Lieber. Eid der Hindu. Aufstand zu Akjab. Die Lezten von Frobberas Regiment. Sittin in der Nähe von Madras. China: Bestrafung der gefangenen Empörer. Jahresversammlung der Gesellschaft für Nutzen und Bildung zu Amsterdam. Vertrag der vereinigten Staaten mit den Winnebago-Indianern. Chinesische Preisaufgabe. Paul Louis Courier's Briefe. Programm von Teyler's zweyter Gesellschaft zu Harlem, Sardinien und seine Bewohner, nach Kapitän Smith. Elphinstone's Reise über Kosseir nach dem alten Theben in Aegypten. Neu-Süd-Wales. Facundo Quiroga, Gouverneur von Rioja. Die Philippinen. Tamatoa, König von Raiatea und Tahaa. Die Gesellschaftsinseln. Die Salomoninseln. Tavoy. Niederländische Gesellschaft zur sittlichen Verbesserung der Gefangenen. König Tschaka. Die Pilger von Mekka. Erzählungen vom großen Bernhard. Die brittischen Kolonien. Cap Coast-Castle. Portugiesischer Aberglaube. Die Konstitution in Portugal. Skizzen aus Birma. Sierra Leone. Der Präsident der vereinigten Staaten. Die Macdonalds von Glenwe. Der Schiffer von Pittsburg. Der Limfiord. Die Küsten von Dänemark. Rußland im siebenzehnten Jahrhundert, nach Frhrn. v. Meyerberg. Uebersicht der neuesten englischen Literatur: Das Leben in Indien; Briefe aus der Westwelt; Buckingham's Reisen in Assyrien, Medien und Persien; der neue Reisende; die Sagen von Killarney; die Erlskorrespondenz; Emerdon's Brief aus dem ägäischen Meere; Seemänner und Betschwestern; die Farquharsons, nach W. Scott.

---

[60] Bey Tob. Löffler in Mannheim ist nachstehender, sehr interessanter Roman erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Don Carlos de Cagstro oder die Schrecken der Vergeltung. Eine spanische Inquisitionsgeschichte vom Verfasser des Conrad von Worms. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

---

[28] In der Voß'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Europa im Jahre 1829.

Ein genealogisch-statistisch-historisches Handbuch
von dem
Freyherrn von Zedlitz.
4. Kartonirt Preis 3½ Rthlr.

Auf eine eben so faßliche und interessante, als neue Weise sind in diesem neuesten Werke des Herrn Verfassers wieder eine ungeheure Masse von statistischen Notizen aller Art aus den Jahren 1827 und 1828 mit Umsicht und Sachkenntniß so geordnet, daß jedem Lande ein seiner Bedeutung nach, größeres oder minder großes Tableau gewidmet ist, welches in die vier Hauptrubriken: der Fürst, das Land, das Volk und die Zeit, auf die zweckmäßigste Weise eingetheilt ist, und alle mögliche Staats- und Lebensverhältnisse berührt. Ein starker Nachtrag und ein reiches Magazin, die allgemeinen Verhältnisse des heutigen Europa's betreffend, beschließt dieses so mühsam abgefaßte Werk. Die vielfachen genealogisch-statistischen und historischen Zusammenstellungen, so wie das Tableau der Universitäten, das der Hafenstatistik, das der Centralbehörden von Europa sind noch nicht dagewesen, höchst interessante Erscheinungen in diesem Felde der Wissenschaften, und sichern und die gute Aufnahme dieses Handbuchs, welcher die übrigen Schriften des Herrn Verfassers sich zu erfreuen haben; während die kurze Anzeige nicht im Stande ist, einen Maaßstab von der Reich-

Digitized by Google

haltigkeit dieser Arbeit zu geben, und uns die so häufig in unsern gelesensten kritischen und politischen Blättern vorkommenden, für den Herrn Verfasser, äußerst günstigen Urtheile, jedes lobenden Zusatzes überheben.

---

(38) Bey Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturgeschichtliche Reisen
durch
Nord-Afrika und West-Asien
in den Jahren 1820 bis 1825
von
Dr. W. F. Hemprich und Dr. C. G. Ehrenberg.
Herausgegeben
von
Dr. Ehrenberg,
Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse, Professor der Medicin und Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Historischer Theil.
Mit Charten und Ansichten.

Reisen
in
Aegypten, Libyen, Nubien
und
Dongala.

Erster Band.
Erste Abtheilung.

Mit einer Landcharte und einer Ansicht des Libyschen Wüsten-Abfalls.

Broch. im Umschlage 3 Rthlr. 18 Gr.

C. S. Mittler,
in Berlin, Stechbahn Nr. 3.

---

[665] In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Schneller, Dr. Julius Franz, der Mensch und die Geschichte. Philosophisch und kritisch bearbeitet. 3 Bändch. 8. Preis 1 Thlr. 3 Gr.

Inhalt: 1. Wesen der Weltgeschichte. 2. Erdkunde und Zeitrechnung. 3. Kritik der Geschichte.

---

[62] So eben ist versandt:

Jahrbücher
der
Geschichte und Staatskunst.
Herausgegeben vom Hofr. und Prof. Pölitz.

2r Jahrgang. Märzheft, enthält:

1) Krug. Entwurf zur Wiedergeburt der Universität Leipzig u. a. Hochschulen.
2) Voigt in Königsberg, Kaiser Karls V. Kriegsfahrt nach Afrika.
3) Zacharia, über den Cölibat der katholischen Geistlichen.
4) Neueste Literatur: Zeitgenossen von Hasse; Denkmäler verdienstvoller Deutschen, 28 Bändchen, von Wersebe ostphal. Gaue; Roscius Westpreußen ꝛc.

Daraus ist besonders abgedruckt:

Krug, Prof. F. T., Entwurf zur Wiedergeburt der Universität Leipzig und andrer Hochschulen, welche ihr ähnlich sind. gr. 8. 40 S. geh. 6 Gr.

Leipzig, den 2. Febr. 1829.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[56] In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands folgendes — ausgezeichnetes, nützliches und wohlfeiles Buch zu haben:

Auswahl deutscher Gedichte,
zum Deklamiren für die obern Klassen der Gymnasien, mit besonderer Hinsicht auf die Deklamationsübungen bey öffentlichen Schulprüfungen. 8. (400 Seiten.) Neue Ausgabe in saubern Umschlag broch. Preis 18 gGr. oder 22½ sGr.

Dieses sehr empfehlenswerthe Buch enthält zwey und achtzig der besten, von den vorzüglichsten Dichtern Deutschlands herausgegebenen, Gedichte.

(In Wien bey den HH. Mörschner und Jasper zu haben.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Vierzig vorzüglich wirksame Mittel
zur Vertreibung und Vertilgung
der Ratten und Mäuse,
der Kornwürmer, Schaben, Wanzen, Motten, Kohl- und Baum-Raupen, Erdflöhe und Ameisen,
zum Nutzen für Jedermann.

Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg. In Courant. Preis 6 Gr. oder 27 kr.
(Wien bey Mörschner und Jasper zu haben.)

---

[23] Da der kürzlich erschienene historische Roman:

Der Spanier

oder die Pflegesöhne des Sechzigers, Gemälde aus Hamburgs Vorzeit, 2 Theile Oktav, jezt in den Oester. Staaten verboten ist, so wird nur bemerkt: daß derselbe ganz auf Geschichte beruht, übrigens höchst decent geschrieben ist und unbedingt jeder Dame in die Hände gegeben werden kann.

---

[51] Sowohl für die Herren Schullehrer, wie auch für jeden Gebildeten ist folgendes sehr interessante Buch erschienen und zu empfehlen:

Geographische Blumenlese,
enthaltend:
Beschreibungen schöner Gegenden, merkwürdiger Naturscenen, seltener Thiere und vorzüglicher Kunstwerke; Schilderungen der Völker, ihrer Sitten und Gebräuche.

2 Theile in 3 Abtheilungen, (die Merkwürdigkeiten der Schweiz und Italien beschreibend,) von Fr. Menadier. Preis 1 Thlr. 8 gGr. oder 1 Thlr. 10 sGr.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Kometen, von Bauer. 54.
Romanzen von G. Rapp. 59. 68.
Die Stillen, v. Schöll. 61.
Thespis und der Doktor Radikal, von L. Robert. 70. 71. 72.
Sonett, v. Schöll. 73.
Keine Bedenklichkeit, von Bauer. 76.
Charaden: Rittersporn. 57. — Ungarn. 63.

Romane und Erzählungen.

Der letzte Tag eines Verurtheilten. 52. 53. 54. 55. 57. 58. 59. 60.
Die Tuchherren von England. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus Nordafrika. 52.
Navarin am Ende des Jahrs 1828. 53.
Bilder aus Arabien. 56.
Der Montmartre bey Paris. 65. 66.
Chinesische Skizzen. 69.

Reisen.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny. 60. 61. 62. 63. 73. 74. 75. 76. 77.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Einzelnes von Ekermann. 54. 56. 64. 72. 74. 76.
Gedanken über die klassische Literatur der Alten, von Schwab. 55. 56. 57. 58. 59.
Whittaw's Brennessel. 62.
Neue Art Wanzen in England. 66.
Zur Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 67. 68.
Räthsel: Ellipse. 69. — Die archimedische Spirallinie. 75.
Ueber epische und dramatische Dichtung von Schiller und Goethe. 75.
Aus einem Gedenkbuch von Robert. 76. 77.
Die deutschen Sprachlehrer in Paris. 77.

Korrespondenz.

Paris. 52. 53. 54. 56. 57. 60. 61. 67. 68. 73. 74. 75. — Berlin. 52. 53. 66. 67. 76. 77. — London. 54. 55. 56. 58. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. — Stuttgart. 59. — Aus Rußland. 61. — Luzern. 62. — Boston. 63. 64. — Prag. 65. 66. — Frankfurt. 69. 70. 71. 72. — München. 76. 77.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

Herkules Zegers. — Monument des Grafen Philipp von Hohenlohe und seiner Gemahlin, im Chor der Stiftskirche zu Oehringen. — Andeutungen über bildende Kunst.

Nro. 19.

Herkules Zegers. (Beschluß.) — Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Neckargegenden, von Karl Jäger.

Digitized by Google

N°. 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. März 1829.

Mein Hirn soll meines Geistes Weibchen seyn,
Mein Geist der Vater; diese zwey erzeugen
Dann ein Geschlecht stets brütender Gedanken,
Und die bevölkern diese kleine Welt.

Shakespeare.

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

Die Franzosen betrachten den kleinen Roman von Victor Hugo, aus dem wir bereits in Nr. 41 und 43 ein Bruchstück mitgetheilt haben, wie ein Meteor; man sieht ihn in allen Häusern, auf allen Toiletten. Auch wer das entschiedene Bestreben des Dichters, aller klassischen Autorität zu spotten und sich selbst eine Bahn zu brechen, nicht gutheißt, erkennt an, daß einzelne Parthieen des düstern Gemäldes, wenn auch das Ganze nicht von Mängeln frey ist, von ergreifender Wahrheit sind. Noch mehr Interesse gibt dem Werke der Umstand, daß gegenwärtig die Frage von Abschaffung der Todesstrafe so häufig besprochen wird, und dem Dichter sichtbar der Gedanke vorschwebte, durch seine oft schauderhaften Schilderungen vom Leben im Gefängniß auf die Mängel und Widersprüche in der peinlichen Gesetzgebung aufmerksam zu machen.

Wir theilen noch einige Scenen aus dem Werke mit.

Der vom Pariser Assisengericht zum Tode Verurtheilte wurde, wie es gewöhnlich geschieht, aus dem Justizpallaste nach Bicêtre abgeführt, um daselbst den Spruch des Cassationshofs auf seine Appellation zu erwarten.

* * *

Ich will einmal nachrechnen, wie viel Tage ich noch zu leben habe. Drey Tage nach dem Ausspruch des Todesurtheils als Frist zur Appellation an den Cassationshof. Acht Tage bleiben die Akten in der Gerichtsstube der Assisen vergessen, dann schickt man sie dem Minister. Vierzehn Tage lang beym Minister, der gar nichts davon weiß; aber man glaubt, er untersuche sie und schicke sie dann an den Cassationsgerichtshof ein. Hier werden sie in Ordnung gebracht, gezählt, einregistrirt; oft hat man bey der Guillotine viel zu thun, und es soll keiner vor dem andern befördert werden. Darüber gehen vierzehn Tage hin. Endlich kömmt der Gerichtshof zusammen, gewöhnlich an einem Donnerstag, da werden zwanzig Appellationen in Bausch und Bogen verworfen; dann wird das Ganze an den Minister, und von diesem an den Blutrichter zurückgesandt; dazu braucht es drey Tage. Am vierten Tage Morgens denkt der Generalprokurator, die Sache müsse ein Ende nehmen; dabey legt er seine Halsbinde um. Wenn nun der Gerichtsschreiber nicht gerade Freunde beym Frühstück hat, die ihn hindern, so faßt er den Befehl zur Hinrichtung ab, schreibt ihn ein, fertigt ihn aus, und Tags darauf, mit dem frühen Morgen, hört man auf dem Greveplatz ein Gerüste zusammennageln, und auf den Plätzen der Stadt schreyen sich die Verkäufer des Urtheils die Hälse heiser. Das sind im Ganzen sechs Wochen. Das Mädchen hatts ganz Recht. Nun ist es wenigstens fünf Wochen her, vielleicht fast sechs, ich bin nicht so keck genau nachzurechnen, daß ich in Bicêtre im Loche sitze, und doch meyne ich, es seyen erst drey Tage; es war ein Donnerstag . . . . .

Da habe ich mein Testament gemacht. Wozu? ich

Digitized by Google

bin in die Kosten verurtheilt, und alles, was ich besitze, wird dazu kaum hinreichen; die Guillotine ist sehr theuer. Ich hinterlasse eine Mutter, ich hinterlasse eine Gattin, ich hinterlasse ein Kind. Ein Mädchen, drey Jahre alt, lieblich wie eine Rose, zart gebaut, mit großen schwarzen Augen und langen braunen Haaren. Es war zwey Jahre und einen Monat alt, als ich es zum lezten Mal sah. Also nach meinem Tode drey weibliche Geschöpfe ohne Sohn, ohne Gatten, ohne Vater, dreyerley Waisen, dreyerley Wittwen durch das Gesetz. Ich gebe zu, man habe mich mit Recht bestraft; was haben aber diese Unschuldigen gethan? darnach fragt man nicht, man entehrt sie, man stürzt sie ins Verderben, das ist Gerechtigkeit. Zwar bange ich nicht für meine arme alte Mutter; sie ist vier-und-sechszig Jahre alt; an diesem Schlage wird sie sterben. Sollte sie es auch noch einige Zeit treiben, sie wird sich nicht beklagen, wenn man ihr nur bis zu ihrem lezten Augenblick ein wenig heiße Asche in ihren Wärmetopf gibt. Meine Frau sieht mich auch nicht an; sie ist ohnehin nicht gesund, ihr Geist ist nicht stark; auch sie wird sterben. Sie müßte denn nur den Verstand verlieren; man sagt, das friste das Leben, aber dann leidet man doch nicht am Geiste, dieser schläft. Aber meine Tochter, mein Kind, meine arme kleine Maria, die gegenwärtig lacht, die spielt, singt und an nichts denkt, sie schmerzt mich! .....

*

Noch ist es nicht Tag, was soll ich thun bey Nacht? Da fällt mir etwas ein. Ich stehe von meinem Lager auf und beleuchte mit meiner Lampe die vier Mauern meiner Zelle. Sie sind mit Schrift, mit Zeichnungen, mit bizarren Figuren bedeckt, mit Namen, die in einander laufen und einander unleserlich machen. Jeder Verurtheilte hat wohl eine Spur von sich hinterlassen wollen, wenigstens hier. Man sieht Schrift mit Bleistift, mit Kreide, mit Kohlen, schwarze, weiße, graue, hie und da rostige Buchstaben, wie Blutschrift. Gewiß, wäre mein Geist unbefangen, dieses sonderbare Buch, das ich Seite vor Seite auf den Steinen des Kerkers durchblättern kann, wäre anziehend für mich. Es würde mir Freude machen aus diesen, auf den Steinplatten zerstreuten Gedankenbruchstücken ein Ganzes zusammenzusehen, Sinn und Leben zu bringen in diese verstümmelten Inschriften, in diese zerstückelten Phrasen, diese abgeschnittenen Worte, Körper ohne Kopf, wie die, die sie geschrieben haben.

Da, wo mein Kopf an der Mauer ruht, sind zwey brennende Herzen, mit einem Pfeile durchstochen, und darüber steht: Liebe auf Lebenslang. Der arme Teufel machte sich auf keine lange Zeit anheischig. Neben an etwas wie ein dreyeckiger Hut, mit einer kleinen Figur darunter, und die Worte: Es lebe der Kaiser! 1824. Noch einmal brennende Herzen, mit der in einem Gefängniß auffallenden Aufschrift: Ich liebe, liebe über Alles Mathieu Davin. An der Wand gegenüber steht der Name: Papavoine. Das große P ist mit Arabesken umgeben und sorgfältig gezeichnet. Eine Strophe eines schmuzigen Liedes. Eine Freyheitsmütze, ziemlich tief in den Stein gegraben, und darunter: Vorrès. Die Republik. Das war einer der vier jungen Unteroffiziere aus la Rochelle. Armer Junge! Wie häßlich sind doch ihre sogenannten politischen Nothwendigkeiten! Für ein Wort, für einen Traum, für eine abstrakte Idee, die abscheuliche Wirklichkeit, die Guillotine heißt! Und ich beklagte mich, ich Elender, der ich ein wirkliches Verbrechen begangen, der ich Blut vergossen habe!

Ich mag nicht weiter suchen. In der Ecke dort sehe ich das Bild des Blutgerüstes, das man vielleicht in diesem Augenblick für mich aufschlägt, gezeichnet. Fast wäre mir die Lampe aus der Hand gefallen.

*

Dieser Tage habe ich etwas Abscheuliches gesehen. Kaum war es Tag, da hörte ich die schweren Thüren auf und zugehen, die Riegel und Vorlegeschlösser knarren, Lärmen auf den Treppen, Stimmen in den Corridors vorn und hinten. Meine Nachbarn, die Züchtlinge, waren munterer als gewöhnlich, ganz Bicêtre lachte, sang, lief, tanzte.

Stumm, unbeweglich horchte ich hin. Ein Wärter, den ich rief, antwortete mir, heute und morgen werden die Galeerenzüchtlinge angeschmiedet und abgeführt. Er fragte mich, ob ich nicht zum Zeitvertreib zusehen wolle. Ich nahm den Zeitvertreib an. Er führte mich in eine andere Zelle, schloß mich vorsichtig ein, und hier konnte ich durch ein Gitterfenster hinaussehen; auch sah ich da den Himmel. Der Wärter sagte, ich habe da meine Loge für mich allein, wie der König.

Das Fenster ging in einen Hof, von vier Mauern eingeschlossen, die alle von unzähligen Gittern durchbrochen waren; an jedem sah man ein hageres, gelbes Gesicht am andern; die eisernen Stangen waren die Rahmen der Bilder. Sie glichen den Seelen, die an den Luftlöchern des Fegefeuers nach der Hölle schauen. In ein Paar abgestorbenen Gesichtern glänzten durchbohrende, feurige Augen. Im Hofe ringsum waren steinere Bänke. Um zwölf Uhr rasselte ein Karren herein, mit den Ketten und Halsbändern beladen; er war von schmuzigen Soldaten in blauen Röcken, rothen Epauletten und gelben Riemen umgeben; es war die Galeerenwache (Chiourme). Ein wildes Getöse erschallte in dem ganzen Gefängnisse von allen Fenstern; man drohte, man fluchte, man lachte. Es war mir, als sehe ich lauter Teufelslarven; jedes Gesicht war verstellt, die Fäuste ballten sich zu den Gittern heraus, alle brüllten, alle Augen flammten. Ich schauderte, daß aus dieser Asche so wilde Flammen schlugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus Nordafrika.

Aus Kapitän Clappertons Tagebuche.

Die Wittwe von Wawa.

Zu Wawa, einer Stadt in Borgho, hatte Clapperton ein Liebesabenteuer, das er folgendermaßen erzählt: „Ich bekam unter andern einen Besuch von der Tochter eines Arabers, von sehr heller Farbe, die sich eine Weiße nennt, Wittwe ist, und gern einen Weißen zum Mann haben möchte. Sie soll die reichste Person in Wawa seyn, da sie das beste Haus in der Stadt und tausend Sklaven hat. Sie zeigte eine große Vorliebe für meinen Bedienten Richard, welcher jünger und schöner ist als ich. Aber sie war weit über zwanzig, und eine ächt türkische Schönheit, d. h. fett, gleich einem wandernden Wasserfaß. Alle ihre Künste waren an Richard verloren, und sie konnte ihn nicht vermögen, daß er sie besuchte, obgleich er von mir Erlaubniß dazu hatte. Die Wittwe Zuma war so gütig, mir, so lange ich hier war, gekochte Speisen zu schicken. Jezt, da ihr Plan mit Richarden fehlgeschlagen war, versprach sie Pascoe (ein Neger in des Kapitäns Dienst) eine hübsche Sklavin zur Frau, wenn er mich vermögen könnte, sie zu besuchen. Da ich keine besondere Gefahr dabey sah, und gern die innere Einrichtung ihres Hauses sehen wollte, so stattete ich ihr einen Besuch ab. Ich fand ihr Haus groß und voll von Sklaven und Sklavinnen, von denen die ersteren in den äußeren Hütten, die lezteren mehr im Innern gelagert waren. Mitten unter den Hütten stand eine große, von viereckiger Gestalt, mit einem Vordache umgeben und auf allen Seiten mit Matten umhangen, außer auf einer, welche eine gegerbte Ochsenhaut verdeckte. Diese zog man auf die Seite, und ich sah die Dame mit übereinander geschlagenen Beinen auf einem kleinen türkischen Teppich, mit einem großen ledernen Kissen unter dem linken Knie, sitzen. Ihr zur Seite stand als Gooratopf eine große, altmodische englische Zinnkanne und eine Kürbißflasche voll Wasser, um sich den Mund auszuwaschen; denn sie aß alle Augenblick Goora und kaute Schnupftaback, ein Gebrauch, welcher bey beyden Geschlechtern und allen Klassen herrscht; zu ihrer Rechten lag eine Peitsche. Nicht weit von ihr lauerte auf dem Boden eine zwergartige, buckelichte Sklavin, mit einem ungeheuren Munde; sie war ganz nackt, trug aber eine Menge Glasperlen und Korallen um Hals und Leib. Diese Person vertrat die Stelle einer Klingel oder eines Pagen, wie man sie ehemals hatte. Die Dame selbst hatte einen Turban von grobem weißem Muselin auf, eine Menge goldener Ketten, Korallen und Goldbeerenschnüre um den Hals; ihre Augbraunen und Augenlieder waren schwarz, ihr Haar blau, und ihre Hände und Füße mit Henna gefärbt; um den Leib trug sie ein fein gestreiftes Stück Baumwollenzeug, das bis an den Busen herauf und bis zu den Knöcheln herabreichte, und in ihrer rechten Hand hielt sie einen, von gefärbtem Gras gemachten Fächer. Sie bat mich, neben ihr auf dem Teppich Platz zu nehmen, was ich auch that; sie fing an mir Luft zuzufächeln und schickte die Bucklichte weg, ihren Schmuck herbeyzubringen. Nach vielen Komplimenten und nachdem sie mir allen ihren Reichthum vorgezeigt und aufgezählt, führte sie mich durch eine Stube in eine dritte, welche kühl und rein, mit zinnernen Schüsseln und glänzenden messingenen Pfannen verziert war. Sie sagte mir, ihr Mann sey schon zehn Jahre todt, sie habe nur einen Sohn, der sey aber schwärzer wie sie; sie habe die weißen Männer gar gerne, und wolle mit mir nach Boussa gehen. Der Spaß schien mir nun doch zu ernsthaft zu werden und ich machte ein finsteres Gesicht, worauf sie einen Spiegel holen ließ, sich darin besah, ihn dann mir hinreichte und sagte, sie sey freylich etwas älter als ich, aber nicht viel, und am Ende habe dieß auch nichts zu bedeuten. Dieß war zu arg, und ich machte mich aus dem Staube, entschlossen, nie wieder so nahe mit ihr zusammenzukommen." Clapperton ward aber die heyrathslustige Wittwe nicht so leicht los; sie folgte ihm mit einem großen Zug Bewaffneter zu Pferde bis nach Comi, wo er sein Gepäck zu finden hoffte. Dieses aber hatte der Statthalter von Wawa zurückbehalten und weigerte sich, es verabfolgen zu lassen, bis er die Wittwe Zuma zurückgeschickt habe; denn diese habe bey ihrem Abzuge gedroht, sie werde nur mit bewaffneter Hand wiederkommen und die Stadt feindselig behandeln, wie sie schon einmal früher gethan. Clapperton mußte nach Wawa zurück, wohin ihm die Wittwe bald nachfolgte, und ihre Züge endigten sich mit einem tüchtigen Verweis von dem Statthalter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Mit Scribe habe ich den lezten Theaterbericht vom vorigen Jahre beschlossen; mit Scribe muß ich auch den ersten von diesem Jahre beginnen. Er allein von allen jezt lebenden dramatischen Schriftstellern besizt die volle Gunst des Publikums; seine Stücke allein sind vermögend, ein Schauspielhaus anzufüllen, wofern nicht andere Stücke durch besondere Umstände begünstigt werden. Man könnte die Summe von 122,000 Franken, die ihm im vorigen Jahre die Darstellungen seiner Stücke im ganzen Reiche eingebracht haben, für übertrieben halten, wenn man nicht wüßte, wie häufig und mit welchem Beyfalle die große Menge seiner Opern, Operetten, Vaudevilles und Lustspiele in Frankreich aufgeführt wird. Noch nie hat sich in der französischen Dramatik ein solcher unglaublicher Erfolg gezeigt. Der neulich gestorbene Picard war eine Zeitlang im Besitze der Hauptbühnen Frankreichs; seine Lustspiele wurden mit Beyfall aufgeführt und gelesen, und dennoch ist Picard unbegütert gestorben, so daß der König für gut gefunden hat, der Tochter des beliebten Schauspieldichters einen Jahrgehalt von 1200 Franken auszusezen. Ohne diese Gnade wäre die Tochter eines Mannes, den man als einen neuen Molière pries, beynahe in Armuth versunken. Nicht so wird es sich mit Scribe verhalten; gewiß läßt er dereinst

seiner Familie ein bedeutendes Vermögen nach, obschon er nie Operndirektor war, wie Picard; seine Stücke, die ihm so zu sagen aus der Feder fallen, bereichern ihn, und sicher kann sich der größte Theil seiner Zuschauer mit ihm an Vermögen nicht messen. Im Lustspiele wollen ihm die französischen Kritiker die Palme nicht zuerkennen, und in der That gibt es 5 bis 6 Dichter, die ihm hierin gleichkommen; Duval, Cas. Delavigne, Bonjour, Mazères u. a. haben Lustspiele geliefert, die eben so viel Beyfall gefunden haben, als die Scribe'schen; allein in der Vaudevillegattung ist er allen seinen Gefährten (und es gibt deren beynahe 20) weit überlegen. Indeß sie sich mühsam nach einem guten Stoffe umsehen und sich vergebens bemühen, etwas Neues und Originelles zu erfinden, scheint Scribe'n jeder Stoff willkommen; keine Schwierigkeiten schrecken ihn ab oder halten ihn auf; er weiß auch mit dem sprödesten Metall zurechtzukommen und es auf eine gefällige Art zuzubereiten und zu gestalten. „Scribe," heißt es in einem neuen, von einigen Akademikern herausgegebenen Tagesblatte, L'Universel, „sucht die Schwierigkeiten eben so emsig auf, als Andere sie vermeiden, und indeß diejenigen, die sich seine Mitbrüder nennen, ihren Geist anstrengen, um geistreichen Kammerzofen, Rittern, Troubadouren und arglistigen Bauern veraltete Albernheiten in den Mund zu legen, geht Scribe auf die Entdeckung neuer Personen und verworrener Stoffe aus. Er läuft dem Schwierigen, dem Unmöglichen nach; er spielt mit den Drachen, die er sich erschaffen hat, er scherzt mit dem Feuer, das er angezündet, und zieht sich aus allen seinen verwegenen Unternehmungen mit einer Leichtigkeit heraus, welche immer diejenigen, die ihn gern möchten unterliegen sehen, in Erstaunen sezt. Scribe hat es sich wohl abgemerkt, daß es eins der sichersten Mittel, um die Zuschauer zu fesseln, ist, wenn man ihnen erstlich irgend eine Meynung fest einprägt, ihnen ein tiefes Gefühl über irgend einen Gegenstand einflößt und sie in ein Labyrinth ohne Anschein eines Ausganges hineintreibt; wenn man hernach alle die ersten Eindrücke, die man bey ihnen hervorgebracht, angreift und bekämpft und zulezt die gespannten Zuhörer durch eine eben so einfache, als unverhoffte Entwicklung überrascht. So pflegt Scribe zu verfahren, und diese neue, pittoreske Verfahrungsart verfehlt fast niemals ihre Wirkung." Michel und Christine, Leocadie, Fiorella u. a. m. sind die Früchte dieses Geheimnisses. Auch die neue Operette, „die Braut," ist wieder ein solches Ueberraschungsstück, in welchem sich zwölf andere Dichter verirrt und verfangen haben würden. Scribe hat sich mit dem größten Glücke herausgezogen, und bereits gehört die „Braut" zu den beliebtesten Stücken der Pariser Theater.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Februar.

Der mögliche Untergang eines Instituts, welches seit seiner Entstehung eine allgemeine Theilnahme erregte, wird jezt viel besprochen. Wie schlimm auch für den Augenblick der Kassenzustand seyn mag, das Königsstädtische Theater kann nicht füglich untergehen. Zwey Theater sind für die Schaulust in Berlin, wie sie erweckt ist, nicht zu viel, und ein Theater kann und darf auch nicht mehr die Schaulust, wie sie (qualitativ) da ist, befriedigen. Die Zahl derer, welche im Secondairtheater Unterhaltung verlangen, überwiegt bey weitem die, welche die Hofbühne des Vergnügens oder Genusses wegen besuchen. Jenes Theater liegt in ungünstiger Entfernung, und das ist freylich ein großer Nachtheil. Die schwankenden Grundsätze in der Bewirthschaftung, der Wechsel der Direktionen, die Muthlosigkeit, wenn es einmal schlecht ging, der Siegesrausch, wenn eine Woche lang volle Häuser waren, kurz der Mangel eines Grundprinzips hat weit nachtheiliger gewirkt. Unter beständigen Versuchen, die unverschwankten zwischen enthusiastischen Träumereyen und Befriedigung der materiellsten Lust, zwischen Sturmlaufen und Paradeschritt, zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen der Oper und dem Schauspiel, ja zwischen Menschen und Thieren, kam man zu keinem festen Gange. Alle Sorge drehte sich darum, für den Augenblick volle Häuser zu machen, aber nicht darum, wie es möglich sey, sie auch für die Zukunft voll zu erhalten. Die glänzendste Epoche dieser interessanten Bühne war, als Dlle. Sontag ganz Berlin hinauszog. Im Ueberrausch über dieß Phänomen vergaß man alles andere neben der jugendlichen Oper. Die Sontag ging fort; die Gewaltanstrengungen, leztere auch ohne diese Sonne zu erhalten, verzehrten die Kräfte. Die theure, brillante Oper wurde aufgegeben, die kleinlichen, eines Theaters unwürdigen Kunststücke (Fechter, Jongleurs, Athleten, Taschenspieler u. s. w.) blieben ganz wirkungslos, und nun erst kehrte man zum Schauspiel zurück; das sollte nun alle Risse heilen, aber ohne Pflege, ohne Anstrengungen dafür! Man ist beym deutschen Theater noch immer von dem in der Theorie sehr schönen Grundsatz eingenommen: „daß das Gute durch sich selbst siegen muß." Daß er in der Praxis einige Ausnahmen leidet, daß, wenn man vom Schauspiel etwas hofft, man auch etwas dafür wagen soll, daß, nachdem die Oper die Sinne aufgeregt, der geistige Genuß im recitirenden Schauspiel allein nicht eben so wirken kann, daß es der Aufhülfe bedarf, will man nicht gern einsehen. Auch die Geduld ist nothwendig, um mit minder glänzenden Mitteln durchzudringen und sich eine reellere Theilnahme zu erzwingen. Die bisherigen Fehler dürfen nicht zu strenge gerügt werden, denn ohne Experimentiren ließ sich kein solches Unternehmen denken. Aber nun ist experimentirt, außer der Erfahrung ist noch manches Gute gewonnen, z. B. die Ueberzeugung, daß ein zweytes Theater für Berlin nothwendig ist, und es läßt sich nun von einigermaßen Einsichtigen erwarten, daß sie nicht von der Hand in den Mund wie vorher leben werden.

Dieses Secondairtheater ist unter allen norddeutschen Theatern das einzige, welches mit dem Leben innigen Zusammenhang hat und aus dem Leben hervorgeht. Auf andern Bühnen regiert eine traditionelle Ehre. Hie und da wird ein Trauerspiel gegeben oder ein gutes Lustspiel, aus Spanien, England, Frankreich oder auch aus Deutschland gebürtig, aber es ist immer etwas Vereinzeltes. Ein klassisches Herkommen herrscht im Repertoire, das Neue sind Ausnahmen, man schämt sich desselben auch wohl. Dieß Secondairtheater ist durchaus auf Neues angewiesen. Aus dem Bedürfniß dieses Publikums und für dieses Publikum erwachsen die neuen Stücke. Noch mögen die produzirenden Kräfte fehlen, noch mögen die vorhandenen nicht den richtigen Weg eingeschlagen haben, es mögen Dreyviertel von dem, was entsteht, den Keim des Todes in sich tragen, aber daß hier Ergiebigkeit, Wachsthum, Leben da ist, und in solchen Fälle, wie nur in Wien auf der Leopoldstadt, wird Niemand läugnen, der einige Wintermonate den Verkehr auf der Königsstadt beobachtet. Nur das Neue lockt Zuschauer bey dem neuen Publikum, nur das Neue wird von diesen Schauspielern gut gespielt, aber auch nur das Neue wird ausgezischt und ausgepocht. Die Kritiken hier sind weit schlimmer daran als anderwärts; wo alles aus dem Leben kommt, kommt auch die Kritik daher; als Berliner Kind ist sie nicht harmlos gutmüthig und immer mit Mund und Fuß bey der Hand.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 53.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. März 1829.

Sey stille, Meer, was rauschest du? —
Halt deine Wogen an, sie schäumen
Mir widrig, sind von Blut so roth;
Du führst an diesen Strand den Tod.

Tegners Axel.

Navarin zu Ende des Jahrs 1828.

Aus dem Tagebuch eines Offiziers bey der Armee in Morea.

Die Rhede von Navarin gleicht einem, an beyden Seiten etwas offenen Oval; sie mag eine Stunde breit und zwey lang seyn. Gegen Westen ist sie durch die Insel Sphagkia oder Sphakteria geschlossen, und bietet dadurch Schiffen jeder Größe Schutz. Ehemals gehörte sie zu den besten Ankerplätzen, aber durch die, seit dem berühmten Treffen vom 28sten Oktober hier versenkten Schiffsgerippe, ist sie stellenweise gefährlich geworden. An der Südspitze der Insel ist der Eingang zur Rhede, der durch eine Reihe isolirter, von Sphakteria auslaufender Felsen verengt wird. Ihre sonderbaren, nach dem Charakter von Luft und Meer beständig wechselnden Gestalten sind ein guter Tummelplatz für die Spiele der Einbildungskraft; oft sah ich Nachts im wachen Traume Dinge daran, die ich nicht erzählen möchte, weil man mich einen Narren oder einen Lügner heißen könnte.

Wir sind jezt im Hafen und fahren längs Sphakteria hin. Ueber unsern Köpfen ragt ein Berg, mit Ruinen gekrönt, die sich nicht übel ausnehmen; es ist Alt-Navarin, ein festes Schloß, das, ich weiß nicht welche große Dame im Mittelalter gebaut hat. Die gute Dame meynte, hier werde es sich gar sicher wohnen, aber da kam eines Tags aus einem großen Salzmorast unten eine epidemische Krankheit, an der Herrn und Vasallen starben, und seitdem blieb der Platz verödet. Jenseits des schlimmen Sumpfs, Sphakteria gegenüber, beginnt die Ebene von Valova, schmerzlichen Angedenkens; hier raffte das Fieber gar manchen Franzosen dahin. Darüber werden sich einst traurige Berichte erstatten lassen. Wir wenden die Blicke ab, sie fallen aber auf etwas noch Traurigeres. Gerade mitten in der Rhede liegt eine kleine weiße Insel. Nun, was für eine schreckliche Bewandtniß hat es denn mit ihr? höre ich fragen; aus den Zeitungen wissen wir blos, daß die Admirale hier das Magazin aufgeschlagen hatten, aus dem sie Tag für Tag unter Ibrahims Truppen Lebensmittel austheilten. Wollte Gott, die Insel erinnerte sonst an nichts; nein, hier führten erst die Griechen, dann die Türken vielleicht das barbarischste Schauspiel auf, von dem die neuere Zeit erzählt. Als die Griechen im Jahr 1820, glaube ich, Navarin genommen hatten, führten sie sechshundert Türken hieher, die sie absichtlich nicht über die Klinge springen ließen, um sie Hungers sterben zu lassen. Damit keiner entkomme, umgaben sie die Insel mit Kanonierchaluppen, und sangen zu dem Jammergeschrey ihrer Schlachtopfer. Als es den Türken ihrerseits wieder gelang nach Navarin zu kommen, ermangelten sie nicht, ein so schönes Beyspiel von Grausamkeit sich zu Nutze zu machen. Wenden wir die Augen ab vom entsetzlichen Anblick; hinaus auf das Meer unter den Mastenwald! Da ist die Stadt Marseille, ein schwimmendes Kastell, und doch so leicht, von so gefälligen Formen; wir stehen still vor der Amphitrite, der Königin unserer Fregatten, ihr unterster Matrose ist stolz, daß er

Digitized by Google

sich an ihrem Bord befindet; seht da den Scipio, eben kam er wieder nach Navarin zurück, das er verflossenes Jahr als Sieger verlassen, die Daphne, die artige kleine Goelette, die sich etwas darauf zu gut thut, daß sie Fabvier hergebracht; die Syrene, die herrliche Fregatte, sie ist noch schön, so arg ihr auch die egyptischen Kugeln mitgespielt; ihre Schwester Venus, Galathea, Nisus, der Hussar und so viele andere; wir müssen eilen sie zu mustern, wollen wir sie noch beysammen sehen, denn ehe das Jahr zu Ende ist, sind Dreyviertheile aus dem Hafen und auf dem Wege nach Frankreich. Gebe der Himmel, daß sie bald hin, besonders aber, daß sie bald wieder herkommen!

Ich soll endlich von Navarin sprechen, das Dorf beschreiben, das ihr drüben eine Stadt zu nennen beliebt? Etwa zwey oder drey Häuser, recht weit von der See weg, haben allerdings das Glück gehabt stehen zu bleiben, jedoch nicht ganz; das Uebrige aber ist vollkommen dem Boden gleich; da sieht man nichts als ein Paar gelbe Zelte, ein Paar Stücke von sanftfarbigen, oder eigentlich rußfarbigen Erdmauern.

Doch weg von dem schmutzigen Nest; gehen wir dahin, wo sich eine neue Stadt erhebt. Ist Navarin abscheulich, so gibt ihm der Weg, der zum Landungsplatz hinabführt nichts nach; aber vorwärts, da breitet die französische Stadt sich vor uns aus. Zuerst sehen wir links ein großes hölzernes Haus; es ist ein Kaffeehaus, das erst neulich ein kühner Venediger errichtet hat; bey ihm läßt man sich auf Stühlen nieder; eine Seltenheit! Eben wollte er noch ein Billard in seinem Kaffeehaus aufstellen, da vereitelte die Kunde von der Rückkehr nach Frankreich den schönen Plan. Dann kommen dicht an einander die Hütten der Griechen; die einen verkaufen gebrannte Wasser, die andern Honigkuchen, Kartoffeln und Obst, oder frisches Fleisch. Nun sind wir auf dem Platze. Hier sehen wir einen Schwarm griechischer Bauern nach türkischer Weise auf dem Boden kauern; sie sind hergekommen, ihre Produkte zu verkaufen. Sie wissen mit dem Anlocken der Kunden gar gut umzugehen, und wir hören sie in gebrochenem Französisch ihre Waaren ausrufen: bonne vino, duo orenze per un soou, tabeco ecchelent. Den Platz umgibt ein weiter Kreis von Baracken und Häusern, in denen Mundvorräthe, Kleidungsstücke, Schuhe, Eisenwaaren und Parfumerie bunt durcheinander aufgestapelt liegen. Da ist der Engländer, den man überall trifft; neben ihm der Livorner mit den honigsüßen Worten; dann kommt der Triester, halb Deutscher, halb Italiener, aber mehr als zur Hälfte Jude; der Provenzale mit der lauten Stimme und der ehernen Stirne; der pfiffige Zantiote, der es sich zum Ruhme rechnet und sich darum fast für einen ehrlichen Mann hält, weil er, statt dreyhundert Procente zu gewinnen, wie der Nachbar Marseiller, sich mit hundert oder hundert fünfzig begnügt; der Corfiote, der Albaneser, der Nordamerikaner, der um's Geld dem Meere trotzt. Sie sehen, alle Welt ist auf den Beinen uns zu versorgen, und doch leiden wir noch an gar Manchem Mangel. In der Stadt und der Umgegend findet sich keine Badewanne; sein Weißzeug waschen zu lassen, war lange eine schwierige Sache, und ist es noch. Wir möchten gerne Glasfenster haben, um uns vor dem Zugwind zu schützen, und doch dabey Helle in den Zimmern behalten; wir suchen vergebens darnach. Milch und Butter sind hier noch unbekannte Dinge. All unser Holz zum Kochen und Heizen mußten wir bis jezt unter den zertrümmerten Häusern hervorsuchen; denn ausgenommen zwey oder drey Orangebäume, welche die Araber haben stehen lassen, gibt es keine Bäume um die Stadt. Der Schmuck des Bodens besteht in Felsen und Gräbern.

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

(Fortsezung.)

Unter der Wache bemerkte man einige reinlich gekleidete, schüchterne Menschen; es waren neugierige Pariser, die unter der Verkleidung hereingekommen waren. Die Wächter warfen von dem Karren die Ketten und Kleidungsstücke für die Züchtlinge, die dießmal nach dem Galeerenhofe in Toulon gebracht werden sollten. Sie sahen von den Fenstern aus zu, wie der Befehlshaber die Eisen untersuchte; dabey lachten sie aus vollem Halse, und die andern, die erst später abgeführt werden sollten, spotteten ihrer. Auf ein Zeichen stürzten aus drey niedrigen Thüren ganze Schwärme häßlicher Menschen, in Lumpen gehüllt, mit wildem Geschrey in den Hof. Es waren die Züchtlinge des Transports; bey ihrem Erscheinen erschallte von Neuem Beyfallsruf aus den Fenstern. Einige mit berühmten Namen wurden mit Jubel begrüßt, und sie nahmen das mit bescheidenem Stolze hin; die Meisten trugen Strohhüte, die sie sich selbst aus ihren Strohlagern in allerley auffallenden Gestalten geflochten hatten, um sich auf der Reise auszuzeichnen. Einer, ein ganz junger Mensch, mit einem weiblichen Gesichte, hatte sich vom Kopfe bis zu den Füßen ein Strohkleid gemacht; es war ein Taschenspieler, wegen Diebstahls verurtheilt; als er sich in diesem Putze gleich einer Schlange pfeilschnell herumdrehte, erscholl lautes Klatschen und wildes Freudengeschrey. Dieser wechselseitige Ausdruck der Freude zwischen den abgehenden und den zurückbleibenden Züchtlingen war wirklich furchtbar. Vergebens stand die Justiz da in der Person ihrer Wächter, umsonst hatte die bürgerliche Gesellschaft in der Person der bangen Neugierigen ihre Vertreter; das Verbrechen spottete ihnen ins Gesicht und machte aus der Strafe ein Familienfest.

Digitized by Google

Man trieb sie nach und nach zwischen zwey Reihen von Galeerenwachen in einen kleinen vergitterten Hof, um von den Aerzten untersucht zu werden. Alle versuchten da durch eine vorgeschützte Krankheit dem Transport zu entgehen, sie hinkten, sie hatten wunde Hände. Aber fast alle fand man gut genug für die Galeere, und alsbald hatten sie auch ihrer vorgeblichen Gebrechen vergessen. Nun öffnete man die Gitterthüre. Ein Wächter rief sie nach alphabetischer Ordnung auf; einer nach dem andern stellte sich in einer Ecke des großen Hofs zu seinem Nebenmann. Jeder fand sich so nach dem Looſe mit einem zusammen, der ihm, so wie er dem andern, unbekannt war. Wenn je ein Galeerenzüchtling einen Freund haben kann, so wird er durch die Kette von ihm getrennt, und dieß ist eine ihrer ärgsten Qualen.

Sobald etwa dreyßig durch das Gitter heraus waren, verschloß man es. Ein Wächter stellte sie in schnurgerader Linie auf, warf jedem seine leinene Kleidung und sein Hemd hin, und nun sollten sie sich umkleiden. Aber ein Zufall machte diese Demüthigung zur Marter. Es war im Oktober; schon hatten sie die Kleider abgeworfen, man sah auf ihren Schultern das Zeichen des Brandeisens, da überzog sich plötzlich der Himmel, und ein strömender Herbstregen fiel ihnen auf die baaren Häupter, auf ihre auf dem Pflaster liegenden Kleider. Das Wasser rann an ihnen zu Boden. Ihr lärmender Troß hatte diesem Stillschweigen Platz gemacht. Ihre Zähne klapperten, ihre hagern Beine, ihre knotigen Knie stießen schlotternd zusammen. Ein einziger alter Mann blieb guter Laune. Er wischte sich mit dem nassen Hemde ab, schrie, *das stehe nicht im Programm*, und ballte lachend die Faust gegen den Himmel. Als sie angekleidet waren, führte man je zwanzig oder dreyßig an das entgegengesezte Ende des Hofs, wo lange, starke Ketten, von denen in der Quere von zwey zu zwey Fuß andere kürzere Ketten auslaufen, für sie bereit lagen. An der kürzern Kette hing immer ein viereckiges Halseisen, das geöffnet und geschlossen werden kann, aber für die ganze Reise an den Hals des Züchtlings geschmiedet wird. Wenn so die Ketten auf der Erde liegen, gleichen sie dem Rückgrat eines großes Fisches. Die Züchtlinge mußten sich in den Koth niedersetzen; man probirt die Halsbänder; nun kamen zwey Galeerenschmiede mit tragbaren Ambossen und schmiedeten sie mit kräftigen Hammerschlägen an das kalte Eisen. Bey diesem furchtbaren Geschäfte wird auch den Frechsten unter ihnen bange; der Amboß schlägt an ihren Rücken, jeder Hammerschlag stößt ihnen das Kinn empor, die geringste Bewegung nach hinten, und ihr Schädel würde wie eine Nußschale zerschmettert.

Als das vorüber war, wurde Alles stille; man hörte nur die Ketten klirren oder bisweilen den Stock der Wächter auf die Knochen der Widerspenstigen fallen. Einige weinten; die Alten bissen sich schaudernd in die Lippen. Diese drohenden Profile alle, in eisernen Rahmen, sahen furchtbar aus. Das Schauspiel hatte drey Akte gehabt: Besichtigung durch die Aerzte, Untersuchung durch die Wärter, endlich das Anschmieden.

Nun schien die Sonne wieder; da erhoben sich die Züchtlinge auf einmal wie krampfhaft. Die fünf Abtheilungen faßten einander bey den Händen, bildeten so plötzlich eine lange, lange Reihe und drehten sich nun in raschem Tanze um den Lakernenstock im Hofe. Sie sangen dazu ein Galeerenlied, eine Romanze in der Diebssprache, bald in klagendem, bald in ausgelassen frohem Tone; man hörte halbunterdrücktes Gelächter, geheimnißvolle Worte aus schwer athmender Brust; dabey bildeten die klirrenden Ketten das Orchester zu dem heißern Gesang. Man brachte nun einen großen Trog in den Hof; die Wächter trieben die Züchtlinge mit Stockschlägen vom Tanze herbey; der Trog enthielt eine warme, schmutzige Brühe, in welcher etwas Grünes schwamm. Davon aßen sie; was sie übrig gelaſſen hatten, warfen sie mit ihrem Brod zur Erde, und Tanz und Gesang begannen aufs Neue. Man erlaubt ihnen dieß wohl am Tage des Anschmiedens und in der folgenden Nacht.

Ueber dem seltsamen Schauspiel hatte ich in gespannter Neugierde mein selbst vergessen. Inniges Mitleiden erschütterte mich im Innersten, und über ihrem Lachen mußte ich weinen. Plötzlich sah ich den brüllenden Haufen anhalten und verstummen. Aller Augen waren auf das Fenster gerichtet, wo ich war. — Der Verurtheilte! Der Verurtheilte! riefen Alle und deuteten auf mich mit Fingern und brachen mit einemmale in lauten Jubel aus. Ich war versteinert. Wie sie mich erkannten, woher sie mich eigentlich kannten, weiß ich nicht. — Guten Tag! Guten Abend! riefen sie mir mit boshaftem Spotte zu. Einer der Jüngsten, auf ewig zur Galeere verurtheilt, sah mit neidischem Blicke auf mich und rief: Er ist glücklich! ihn wird man kürzen. Lebe wohl, Kamerad!

Zu schildern, was ich empfand, ist mir unmöglich. Ja, ich war ihr Kamerade; der Richtplatz und die Galeere sind Geschwister, ich stehe eigentlich eine Stufe niedriger als sie; mir schauderte.

Ich war wie gelähmt am Fenster hängen geblieben, Aber als ich sah, daß die fünf Ketten vorwärts kamen, ihre höllische Herzlichkeit mir fort und fort aufdrangen, als ich das Klirren ihrer Eisen, ihr wildes Geschrey, ihre Fußtritte unten an der Mauer hörte, da war es mir, als stürmte diese Rotte von Teufeln meine elende Zelle; ich schrie, ich stürzte nach der Thüre. Die Riegel waren außen vorgezogen. Ich stampfte, ich schrie wüthend, es war mir, als kämen die furchtbaren Stimmen der Züchtlinge näher, ich meynte, ihre gräßlichen Gesichter schauten bereits zu

Digitized by Google

meinem Fenster herein; noch ein Angstschrey, und ich fiel ohnmächtig nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Scribe wählt gern Deutschland zum Orte, wo seine dramatische Handlung vorgeht. Hier findet er Vorurtheile, Adels- und Titelstolz, schroffe Trennung der Stände, diplomatische Wichtigkeit und Geheimthun, lauter Dinge, die einem Theaterdichter vortrefflich zu statten kommen, und die man an Ort und Stelle selten wohl benutzen kann. Auf dem linken Rhein- oder vielmehr Maasufer sind sie aber Gemeingut, und jedweder Dichter kann sie verarbeiten, wie es ihm gut dünkt. So hat Scribe denn auch dießmal die Handlung wieder nach Deutschland verlegt, und nach einer andern ihm stets gelingenden Gewohnheit hat er hier wieder hohe und niedrige Stände in Verbindung gesetzt und ihre Angelegenheiten so innig mit einander verknüpft, daß sie zusammen eines guten Ausganges bedürfen, um den Zuschauer zu befriedigen. Das Stück fängt mit dem Verdrusse zwischen einer jungen Putzmacherin und einem Tapezierergesellen an, und endigt mit der Heyrath eben dieser Putzmacherin und einem Oberst, der zuvor eine Gräfin geliebt hatte und wegen dieser Liebe die junge Putzmacherin, aus deren Zimmer man ihn hatte entwischen sehen oder zu sehen geglaubt, in einen zweydeutigen Ruf gebracht hatte. Der Tapezier kömmt um seine Braut und der Oberst bekömmt eine Frau, die ihm zu Anfang des Stückes sicher kein Zuschauer angetraut hatte. Um den Wechsel des Schicksals recht anschaulich zu machen, hat Scribe zuletzt einen Wagen aufs Theater fahren lassen und das neue Paar fährt davon, zum großen Erstaunen der Zuschauer. Welcher Kunst hat es aber nicht bedurft, um solch eine unerwartete Wendung herbeyzuführen, um in 3 Aufzügen voll ernsthafter Abentheuer Heiterkeit und Laune zu bringen. Doch wozu bedarf es einer ausführlichen Auseinandersetzung des Stoffes? sicher wird ehestens Scribe's „Braut" auch die deutschen Bühnen betreten und deutsche Zuschauer ergötzen; denn so groß ist schon Scribe's Ansehen, daß seine Stücke jezt auch die fremden Bühnen in Bewegung setzen, und zwar die deutschen mehr als die andern. Es muß jezt wirklich überall an originellen Theaterdichtungen fehlen, oder man muß an dem französischen Dichter ein ausserordentliches Verdienst bemerkt haben, da Scribe's dramatische Stücke so emsig auch außerhalb Frankreich gesucht, übersezt und nachgeahmt werden. Bey seiner lezten Operette hat er wieder seinen treuen Auber als Tonkünstler zur Stütze gehabt. Ueber Anders Musik sind dießmal die Stimmen getheilt; einige meynen, so wie Scribe einigemal dem Tonsetzer die Hauptrolle zutheilt und sich selbst in den Hintergrund gezogen, so habe er sich diesesmal auf den Vordergrund gestellt und dem Tonsetzer eine untergeordnete Rolle zugetheilt. Andere dagegen meynen, Auber habe seine Musik mit Scribe's geistreichem und lebendigem Texte vortrefflich gepaart und eine Musik geliefert, die seiner Oper: „Die Stumme von Portici," zur Seite gesezt zu werden verdiene. So viel ist gewiß, daß die Musik zur „Braut" dem großen Publikum sehr behagt, und in der That gefällig und leicht faßlich ist. Vielleicht hätte Boyeldieu noch eine bessere gesezt; allein damit das Publikum keine Ursache habe, zu bedauern, daß nicht Boyeldieu die Musik zur Braut geschrieben, so wird jezt angekündigt, er setze eine andere Operette, wozu ebenfalls Scribe den Text gedichtet habe; sie solle das erste neue Stück seyn, welches man in dem eben erbauten Schauspielhause für die komische Oper nach Ostern aufführen werde. Dieß ist in der That eine erfreuliche Nachricht; so kann sich denn Scribe rühmen, von den berühmtesten jezt lebenden Tonsetzern in Frankreich, von Rossini, Boyeldieu und Auber mehrmals in Musik gesezt worden zu seyn, und nach seiner unerschöpflichen Dichtungsgabe zu schließen, wird er ihnen noch lange Stoff zu neuen Meisterwerken geben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Die Dichter hätten Unrecht, sich über diese Verhältnisse beklagen zu wollen. Eben dieser seltsame Zustand des Theaters fordert ein solches Richteramt, wo die augenblickliche Laune entscheidet; der Erfolg ist das Urtheil in lezter Instanz. Es wäre thöricht, damit zu hadern. Was der Dichter hier hingibt, ist nicht für die Ehre, es ist ein Opfer, hingeworfen dem bewegten Meere der Volksgunst, die heute etwas in die Wolken hebt, was nicht darauf Anspruch machte, morgen ein anderes, was vielleicht ein besseres Schicksal verdiente, an die nächste Klippe wirft. Darauf muß, wer für die Theater arbeitet, sich gefaßt machen; er dichtet nicht für die Unsterblichkeit. Der unruhige Zustand muß noch lange fortdauern; die Mehrzahl von dem, was hier glückt, mag noch schlecht seyn, aber die Hoffnung darf man nicht aufgeben, daß aus der Gährung wirklicher Lebensstoffe doch endlich Dauerndes hervorgeben wird.

Thörichter als der Autor, der hier mit dem Publikum hadern will, weil es ihn nicht erkennt, ist aber die Kritik, welche an diese momentanen Produkte denselben Maßstab legen will, wie an Schöpfungen, welche der Dichter vor dem Altar der Kunst und Ewigkeit niederlegt. Anspruchlos Gegebenes will anspruchlos empfangen seyn. Gewiß z. B. ist Holtei's „Lenore" ein vortreffliches Stück, es bewährt auf jedem Theater von Monat zu Monat seinen relativen Werth mehr und mehr. Wie sollte es aber bestehen, wenn man den Maßstab eines Shakespearschen oder Schillerschen Trauerspiels daran legte! Es ist eben so aus einer andern Zeit, aus einem andern Bedürfniß und für ein anderes Publikum erwachsen, als jene beyden Heroen aus andern Iboen und für ein anderes Volk dichteten, wie Sophokles und Euripides. Diese Berücksichtigung von Ort und Zeit fehlt bey uns (im Gegensatz zu den Franzosen) nicht sowohl den älteren als den jüngeren Kritikern, welche übrigens mit löblichem Eifer und guten Kenntnissen streiten. Sie vergessen aber, daß das Ewige nicht in der Form besteht, sondern aus jeder neuen lebendigen Richtung sich durch sich selbst geltend macht. Auch Shakespeare's Volksstücke wurden von den Klassikern seiner Zeit als sträfliche Sünden betrachtet; selbst der große Cervantes sah mit verachtender Scheelsucht auf die populären Dichtungen eines Lopez, dem ein Calderon folgte. Damit sey auch nicht im Entferntesten gesagt, daß die Versuche auf diesem Volkstheater mit Shakespeare und Lopez zu vergleichen wären. Ihr Korrespondent räumt ein, daß die Kräfte noch schwach, oft noch in falscher Anstrengung befangen sind, daß man noch sehr viel erwarten muß, aber eine lebendige Thätigkeit zeigt sich vorzugsweise auf dem Königsstädtischen Theater, welche von der Kritik aus einem mißverstandenen Eifer für die Poesie nicht verdammt werden sollte. Der neueste, größere Versuch hier, Holtei's „Doktor Johannes Faust," ist zwar nicht ganz verunglückt, aber doch nicht so gelungen, um neben der Lenore zu bestehen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. März 1829.

— Ihr Welten, die ihr mit uns fluthet,
Nach welchem Himmelshafen lenket uns
Sein Hauch? wo ist des raschen Fluges Ziel?

Lamartine.

Die Kometen.

Ihr Weltumsegler prahlet
Mit Eurer Kunst noch jezt,
Wenn hell Arktur Euch strahlet,
Der Sturm Euch nicht verlezt:
Daß ihr das Land vergessen,
Daß ihr auf ferner Bahn
Im kühnen Flug ermessen
Den weiten Ocean.

Viel größre Meere schließen
Vor meinem Blick sich auf,
Und goldne Schiffe fließen
Dahin in freyem Lauf.
Auf hohen Felsentrümmern,
(Kein Adler flog dahin,)
Seh' eine Burg ich schimmern,
Ein König wohnt darin.

Und grenzenlos verbreitet
Die See sich um sein Haus,
Und Flott' auf Flotte gleitet
Zum Hafen ein und aus,
Und oben von dem Thurme
Strahlt durch die Fluth das Licht,
In weit'ster Fern', im Sturme
Verlischt es ewig nicht.

Die Schiffer alle wandern
Aus einem großen Port,
Die weiter, und die andern
In engern Kreisen fort,
Und nicht ein jeder schauet
Des Reiches fernste Spur,
Denn solches ward vertrauet
Den kühnsten Schiffern nur.

Kein starrer Kompaß weiset
Den leicht gefund'nen Lauf,
Kein Tau, kein Segel weiset,
Kein Räuber lauert auf,
Unwiderstehlich dringet
Es fort und fort zum Ziel,
Und vom Verdeck erklinget
Ein wundersüßes Spiel.

Ein lichter Streif auch gleitet
Dem Schiffe weit voraus,
Und sonder Irrthum leitet,
Er's in die Fluth hinaus;
Es blitzen aus dem Dunkeln
Viel Lichter tief empor,
Und goldne Gärten funkeln
Aus Meeresgrund hervor.

Digitized by Google

Und ist das Ziel erschienen,
Und ist die Schifffahrt aus,
Ruft sie mit heitern Mienen
Der Fürst zu seinem Haus.
Geschmückt das Haupt mit Kränzen,
Wird jeder nun sein Sohn,
Als lichte Sterne glänzen
Sie um den Königsthron.

L. Bauer.

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

(Fortsetzung.)

Der dumpfe Geruch des Gefängnisses war ungewöhnlich stark, noch sausten mir die Ohren von dem Galeerenlärm, die ganze Last des Bicêtre lag auf mir. Ich meynte, der liebe Gott sollte doch Mitleiden mit mir haben, und mir wenigstens ein Vögelchen schicken, das sänge, da drüben auf dem Dache. Ich weiß nicht, ob der liebe Gott mich erhörte oder ein Unhold; denn fast in demselben Augenblick hörte ich unter meinem Fenster eine Stimme, nicht die Stimme eines Vogels, nein, die reine, frische, süße Stimme eines Mädchens von fünfzehn Jahren. Ich richtete mich auf, ich war mit einem Male wach, ich horchte gierig auf das Lied, das sie sang. Es war eine langsame, klagende Weise, gleich einem bangen, traurigen Girren. Gleich Anfangs lautete der Inhalt, wie ein Verbrecher in einer bekannten Straße von drey Schergen ergriffen wird. Ich kann nicht beschreiben, wie bitter ich mich da getäuscht sah. Die Stimme erzählte weiter, wie der Räuber von ihnen fortgeführt wird, wie er einen ihm bekannten Dieb vorübergehen sieht und ihn zu seiner Frau schickt; wie diese kömmt, ihn fragt, was er denn verbrochen habe, und er antwortet, er habe gemordet und den Ermordeten bestohlen; wie dann die Frau nach Versailles vor den König mit einer Bittschrift geht, aber der König entrüstet die Hinrichtung befiehlt.

Mehr hörte ich nicht; ich hätte nicht weiter hören können. Der für mich halb versteckte Sinn des abscheulichen Trauerlieds; das Bild des Räubers, den die Wache griff; der Dieb, den er mit der gräßlichen Botschaft an sein Weib schickt; das Weib, das mit der Bittschrift nach Versailles läuft, endlich der König, der der Gerechtigkeit ihr Opfer lassen muß; und all' das nach der sanftesten Weise, mit der lieblichsten Stimme gesungen, die je einen Menschen in den Schlaf gewiegt haben mochte — es hatte mich niedergedrückt, durchschauert, vernichtet. Empörend, solch entsetzliche Worte, aus dem blühenden, rosigen Mund! Ich kann nicht beschreiben, was ich fühlte, ich war empört und gerührt zugleich: die blutige, abenteuerliche Sprache der Galeere, die häßlichen Worte von einem jungen Mädchen gesungen, mit jenen lieblichen Tönen, in welchen die Stimme des Kindes mit der Stimme der Jungfrau verschmilzt, und die unförmlichen, mißgebildeten Worte alle in Sang und Tonmaaß wie Perlen aneinander gereiht!

Welch ein Ort der Schande ist doch ein Gefängniß; da ist Gift, das alles besudelt, da ist alles welk, sogar das Lied eines fünfzehnjährigen Mädchens!

Aus der Conciergerie*).

Der Geistliche ist wieder bey mir gewesen. Er hat weiße Haare, ein sanftes Aussehen, ein gutes, ehrwürdiges Gesicht; es ist in der That ein vortrefflicher, ein frommer Mann. Diesen Morgen sah ich, wie er all sein Geld unter die Verhafteten austheilte. Wie geht es zu, daß in seiner Stimme nichts liegt, das rührt oder Rührung verräth? Ja, er hat mir noch nichts gesagt, das mir zum Verstand oder zum Herzen gesprochen hätte.

Heute früh war ich ganz betäubt. Kaum hörte ich, was er mir sagte, aber seine Worte schienen mir leer, und ich blieb gleichgültig; sie flossen an mir ab, wie der kalte Regen an der Scheibe da. Aber als er so eben wieder vor mich trat, that mir sein Anblick wohl. Unter allen Menschen ist er doch der Einzige, der noch Mensch für dich ist, sagte ich zu mir; und nun kam mir ein brennender Durst nach guten, tröstlichen Worten. Wir sezten uns, er auf den Stuhl, ich auf's Bette. Er begann: „Mein Sohn —" Das Wort öffnete mir das Herz. Er fuhr fort: „Mein Sohn," glauben Sie an Gott?" „Ja, mein Vater," antwortete ich. „Glauben Sie an die heilige katholische, apostolische und römische Kirche?" „Ich will wohl," sagte ich. „Mein Sohn," fuhr er fort, „es scheint, Sie zweifeln." Nun sprach er weiter, sprach lange, sagte viele Worte, und als er endlich alles gesagt zu haben glaubte, stand er auf, sah mich zum ersten Mal seit dem Beginn seiner Rede an und fragte mich: „Je nun?" Ich kann versichern, daß ich ihn angehört habe, anfänglich mit Begierde, dann aufmerksam, später mit Hingebung. Auch ich stand auf. „Mein Herr," antwortete ich ihm, „lassen Sie mich allein, ich bitte Sie." Er fragte mich: „Wann soll ich wieder kommen?" „Ich will es Ihnen sagen lassen." Nun ging er, sagte nichts, aber schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: „Das ist ein Gottloser."

Nein, so tief ich auch gefallen seyn mag, ich bin nicht gottlos, und Gott ist mein Zeuge, daß ich an ihn glaube. Aber was hat mir der alte Mann da gesagt? nichts Gefühlvolles, nichts Zartes, nichts mit Thränen, nichts aus der Seele Gegriffenes, nichts aus seinem Herzen zu meinem Herzen. Im Gegentheil, es war etwas Unbe-

*) Am Tage der Hinrichtung wird der Verurtheilte aus Bicêtre wieder nach der Conciergerie gebracht und erwartet daselbst die zur Hinrichtung bestimmte Stunde.

Digitized by Google

stimmtes, Ausdruckloses, wie es auf alles und für alle paßt; seine Worte waren heftig, wo sie hätten eindringen sollen, schaal, wo sie einfach seyn sollten; er hatte eine Art empfindsamer, theologischer Rede gehalten, hier und da eine lateinische Stelle angezogen auf lateinisch, den heiligen Augustin, den heiligen Gregorius — was weiß ich? Es kam heraus, als sagte er eine Aufgabe her, die er schon zwanzig Mal hergesagt, als ginge er ein Thema durch, das er so auswendig wußte, daß es in seinem Kopfe die Kraft verloren hatte; das Auge ohne Blick, die Stimme ohne Ausdruck, die Hand ohne sprechende Bewegung.

Und wie konnte es auch anders seyn? dieser Priester ist der angestellte Geistliche des Gefängnisses. Sein Gewerbe ist Trösten und Ermahnen, und er lebt davon. In den Sprengel seiner Beredtsamkeit gehören die Züchtlinge, die armen Sünder. Er hört ihre Beichte und steht ihnen bey, weil er die Stelle zu versehen hat. Längst ist er an Dinge gewöhnt, wobey andern die Haut schaudert; seine wohl mit Puder bestreuten Haare stehen ihm nicht mehr zu Berge. Die Galeere und das Schaffot sind für ihn etwas Alltägliches; er ist abgenützt. Vermuthlich steht das Alles in einem Hefte geschrieben; eine Seite für die Züchtlinge, eine Seite für die Sterbenden. Man sagt ihm den Tag zuvor an, es sey um die und die Stunde einer zu trösten; da fragt er, ob es ein Züchtling sey oder einer auf den Tod, und nun liest er die Seite durch, und dann kommt er. Auf diese Art ist er denen, die nach Toulon kommen, und denen, die nach dem Greveplatz abgehen, ein Gemeinplatz wie sich selbst.

Ach! man hole mir statt seiner den nächsten besten jungen Vikar, irgend einen alten Pfarrer aus der ersten besten Pfarrgemeinde; man nehme ihn weg von seinem Ofen, gerade wenn er in seinem Buche liest und sich dessen nicht versieht, und man sage ihm: „Da ist ein Mensch, der soll sterben, und Du, Du sollst ihn trösten. Du sollst dabey seyn, wenn sie ihm die Hände binden, wenn man ihm die Haare abschneidet; Du sollst seinen Karren besteigen mit Deinem Kruzifix, und ihm damit den Scharfrichter verdecken; Du sollst mit ihm die Stöße des Wagens aushalten bis auf den Richtplatz; mit ihm durch die abscheuliche blutdürstige Menge fahren, ihn unten am Blutgerüste umarmen und bey ihm bleiben, bis der Kopf da ist und der Leib dort.“ Dann führe man ihn zu mir, ganz wie er ist, mit dem klopfenden Herzen, schaudernd über die ganze Haut; man werfe mich ihm in die Arme, zu seinen Füßen, er wird weinen und wir werden zusammen weinen, er wird beredt werden und ich getröstet, mein schwellendes Herz wird sich ausschütten in das seine, und sein ist meine arme Seele und sein Gott ist mein.

Aber der gute alte Mann da, was ist er mir? was bin ich ihm? ein Wesen schlimmer Art, ein Schatten, wie er schon so manche sah, eine Einheit weiter zu der Ziffer der Hinrichtungen. Ich habe vielleicht Unrecht, daß ich ihn so von mir weise; er ist gut, und ich, ich bin böse. Ach! es ist nicht meine Schuld. Es ist mein Hauch, der Hauch des Verurtheilten, der Alles herabwürdigt, vor dem Alles welkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes.

In unserm Bestreben nach Tiefe und Gründlichkeit gehen wir Deutsche leicht gar zu weit, und unsere Schriften haben alles, nur keine Popularität. In welche Abgründe sind wir nicht in unserer Erforschung des Shakespeare gestiegen! Wie haben wir uns an ihm nicht verirrt, und wie sauer haben wir es uns nicht um ihn werden lassen! — Jezt kommt er den Franzosen in die Hände; man spielt den Hamlet auf dem englischen Theater in Paris, und wie leicht und heiter sehen wir nun dieses Stück von den Rezensenten des Globe behandelt! Da ist nichts gesagt, was sich nicht beym Anblick des Gegenstandes gleichsam wie von selbst darböte, nichts, was vom praktischen Wege abläge. Bey allem tiefem Durchblicke, den er besitzen mag, hat der Schreibende nur das gesagt, was für die gute Gesellschaft brauchbar und faßlich ist.

Die englische Literatur verdankt ihre Hauptwürde der hohen Ausbildung der öffentlichen Rede.

Ekermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Ich habe schon längst eine ausführliche Nachricht über die Londoner Zeitschriften mitgetheilt. Das lezte, vor Kurzem erschienene Stück des Westminster Review enthält einen Aufsaz über denselben wichtigen Gegenstand, wovon ich Einiges als Nachlese mittheile. Es erscheinen jezt in dem vereinigten Königreiche 308 Zeitungen, von denen 89 Irland und Schottland angehören. In London allein gibt es 45, von denen 13 täglich herauskommen. Von diesen 13 erscheinen, mit Einschluß ihrer gelegentlichen Beylagen, täglich ungefähr 40,000 Exemplare, wovon die Regierung für den Stempel, zu 3 Pence das Blatt, für Auflage auf das Papier und die Anzeigen, eine Summe von ungefähr 750 Pfund Sterling zieht. Die Anzeigen in den 13 Blättern werden im Durchschnitt zusammen zu 900 angeschlagen, für deren jede 3½ Schilling (2 fl. 4½ kr.) als Abgabe bezahlt wird. Die Times soll allein jährlich über 68,000 Pfund an die Regierung bezahlen. Da während der Parlamentssitzungen oder überhaupt in lebhaften Zeiten Journale, welche viele Anzeigen erhalten, oft eine Beylage drucken müssen, die sie zwar dem Publikum umsonst geben, wofür sie aber der Regierung die Stempelgebühr entrichten müssen, so verfielen die Eigenthümer der Times neulich auf den Gedanken, bey solchen Gelegenheiten die

Digitized by Google

Größe ihres Blattes zu verdoppeln und damit die Stempelgebühr nur einfach zu bezahlen. Am 19. Januar brachten sie auch einen Bogen zum Vorschein, welcher alle bisher bekannten Zeitungsformate übertrifft. Man berechnete, daß derselbe ungefähr 150.000 Wörter enthielt, und daß man mit dem Inhalt, nach der gewöhnlichen Art zu drucken, mehr als einen dicken Oktavband hätte füllen können. Die Eigenthümer der Times sollen in manchen Jahren einen reinen Profit von 24.000 Pfund gehabt haben, und man rechnet, daß in den 7 hiesigen Morgenzeitungen nicht weniger als 250,000 Pf. Kapital stecken. Die Abendzeitung, der Globe, ist eine Vereinigung von 7 Abendzeitungen, welche allmählich eingegangen sind, und man berechnet dessen Werth auf 50.000 Pfund, den des Couriers (wegen der größeren Menge der Anzeigen) auf 80 bis 90.000. Das ganze in den Abendzeitungen und den zwey- bis dreymal die Woche erscheinenden Blättern steckende Kapital wird auch auf 250.000 Pfund angeschlagen. Das mit der Herausgabe aller 308 Zeitungen beschäftigte Personal berechnet man zu 2700 Menschen, und die Kosten der ersten Londoner Morgenzeitungen auf nicht weniger als 250 Pfund wöchentlich. Der Hauptredakteur solcher Journale erhält bis 1000 Pfund jährlich.

Das lezte Stück des Foreign Quarterly Review enthält einen Aufsaz über den französischen Handel, besonders mit Weinen in Bezug auf England, welcher bey denen, welche sich mit diesen Gegenständen besassen, großes Aufsehen erregt hat. Die Aufmerksamkeit der ersten Staatsmänner ist jezt auf die Vermehrung der Handelsfreyheit gerichtet, und wenn nur erst die Sache der Katholiken in Ordnung gebracht ist, werden gewiß eine Menge Maßregeln zur Beförderung des Welthandels getroffen werden.

Obgleich man nicht läugnen kann, daß der Geschmack an geschichtlichen Romanen im Abnehmen ist, so erscheinen doch beständig neue Versuche in diesem grenzenlosen Felde der Dichtung; so eben wieder z. B. ein Werk der Art unter dem Titel des Lezten der Plantagenets (The last of the Plantagenet). Der ungenannte Verfasser bringt eine bedeutende Kenntniß des von ihm gewählten Zeitalters mit, eine Eigenschaft, die man nur zu sehr bey den meisten Nachahmern Scotts vermißt.

Ich habe schon öfter Gelegenheit gehabt, der unterhaltenden Arbeiten des lebenslustigen Crofton Croker zu erwähnen. Dieser hat so eben wieder ein Paar Bändchen artiger Mährchen unter dem Titel: Legends of the Lakes (Legenden von den Seen) herausgegeben. Dieses Werkchen vereinigt eine genaue, lebendige Beschreibung der herrlichen Seen bey Killarney in Irland mit einer endlosen Menge lustiger und ernsthafter Legenden, wovon es in jener Gegend zu wimmeln scheint. Manche darunter erhalten freylich nur einen Werth durch die Eigenthümlichkeit der Darstellungsart, indem der Verfasser sie in der besondern Mundart und der poetischen Weise des gemeinen Irländers von seinen Führleuten oder Wegweisern erzählen läßt. Aber auch dieses hat seinen Reiz und ist, in so fern es das Wesen und oft die Gesinnung des Volkes mit treffender Wahrheit bezeichnet, für den Ausländer belehrend. In der Uebersezung müßten sie unendlich verlieren.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Sedaine wurde im vorigen Jahrhundert als ein außerordentlicher Theaterdichter bewundert; denn auch er schrieb Operetten und Schauspiele, und Gretry's geistreiche und gefühlvolle Musik gab seinen Operettentexten noch einen besondern Reiz; auch er war originell in seinen Dichtungen; allein so reich und unerschöpflich als Scribe war er doch nicht; sein Theater läßt sich in wenig Bänden zusammenfassen. Auch er hatte eine neue Bahn für die Schauspieldichter gebrochen; auch er war witzig und geistreich; aber so vielseitig, so außerordentlich reich an Geist und Heiterkeit hat sich Sedaine nicht gezeigt. Was nun vollends die Kunst betrifft, einen gar nicht dramatischen Stoff zu einem gefälligen Vaudeville umzuschaffen, so hat Scribe bisher nie seines Gleichen gehabt; bey ihm gestaltet sich alles zur lieblichen dramatischen Darstellung, und wenn er auch zuweilen seinen Zweck nicht ganz erreicht, so muß man doch immer die Kunst bewundern, womit auch seine geringsten dramatischen Stücke angelegt sind, und die geistreiche Art, womit er die Handlung zu beleben weiß. Ueber ihn wird man wahrscheinlich Picard, dem es doch gewiß nicht an Dichtertalent fehlte, bald vergessen; auch werden Picards Lustspiele jezt wenig mehr gespielt; zwar hatte er in der lezten Zeit seines Lebens einige zu Vaudevilles umgeschaffen, um sie in einer jezt beliebteren Gestalt dem Publikum wieder vor Augen zu stellen; doch auch dieses hat wenig gefruchtet, und nur einige Lustspiele, die er mit Mazères gedichtet hat und die ein neueres Gepräge tragen, als seine ältern Stücke, erhalten sich noch auf der Bühne und werden von Zeit zu Zeit mit Vergnügen gesehen. Scribe hat wohl nicht zu befürchten, daß ihm sobald Jemand den ersten Rang als Vaudevilledichter streitig macht. Er herrscht allein auf der Bühne des Théâtre de Madame und es zeigt sich Niemand, der ihm sein Vorrecht streitig machen möchte. Im Gegentheile verbinden sich die andern Vaudevilledichter gern mit ihm zur Ausführung eines dramatischen Planes; denn wenn Scribe mit Hand ans Werk legt und den Stoff mit seinem Geiste belebt, so können die Herren des Erfolges und mithin einer guten Einnahme so ziemlich sicher seyn. Duval, der bekannte Theaterdichter, der wie Picard und auch jezt Scribe eine Sammlung seiner Stücke herausgegeben hat und jedes Stück, nach Picards Beyspiel, mit einer Einleitung, die oft die Geschichte der Anlage und Darstellung des Stückes enthält, begleitet, hat ein Schauspiel geschrieben: „Die Jugend des Marschalls von Richelieu.“ Unter der Regierung Ludwigs XV. war Richelieu bekanntlich als ein wollüstiger Höfling und gefährlicher Verführer der Frauen in Paris berüchtigt. Duval hatte ein Abenteuer dieses Hofmannes mit einer Bürgersfrau, bey der er sich unter dem Namen seines Sekretärs einschleicht und die er verführt, dann sitzen läßt und der Rache des betrogenen Ehemanns Preis gibt, zum Stoffe seines Schauspiels gewählt und dasselbe auf eine sehr anzügliche Art dargestellt. Da die Richelieus aber vor Kurzem in hohem Ansehen standen, auch noch jezt bey Hofe etwas gelten, so hatte man die Vorstellung des Duvalschen Drama's nicht erlauben wollen. Duval erzählt in der Vorrede zu demselben, ein junger Dichter habe ihm einmal geschrieben, er möge ihm erlauben, das Stück für ein Volkstheater zuzurichten, den Gewinnst wolle er dann mit dem Originaldichter theilen; erlaube Duval dieses nicht, so würde das Stück ohnehin für ein Volkstheater bearbeitet werden. Wahrscheinlich hat Duval auf den Vorschlag gar nicht oder doch verneinend geantwortet, und was der junge Dichter drohend verkündet hatte, ist auch geschehen. Zwey Dichter haben aus dem Schauspiele ein herzangreifendes Melodrama gemacht, aber das Abenteuer mit der verführten Bürgersfrau nicht dem Richelieu, sondern dem Rochester zur Last gelegt, so daß die Handlung nicht mehr in Paris, sondern in London vorgeht. Da sich nun hier keine Rochester im Staate befinden, so hat man auch keinen Anstand genommen, die Vorstellung des Stückes zu erlauben.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. März 1829.

Ideen, wenn es nicht Phantome sind,
Sie schleichen sich, in etwas schwerer Tracht,
Zu deiner Abendlampe. Mustre sie,
Du Weise, Liebliche, und wähle dir,
Wenn ein' und andre sich das Glück verdient,
Zur stillen Freundin diese, jene zu
Rathgeberinnen, Trösterinnen.

Herder.

Gedanken über die klassische Literatur der Alten.

In Briefen an deutsche Frauen.

Von Gustav Schwab.

Erster Brief.

Vielleicht findet sich, meine schönen Leserinnen, in der Bibliothek der einen oder der andern von Ihnen auch eine Reihe unscheinbarer Sedezbändchen, die den Titel: „Griechische und römische Prosaiker in neuen Uebersetzungen" führen. Wenigstens gesteht Ihr unterzeichneter Verehrer, daß er für seine Person an der Redaktion der genannten Sammlung hauptsächlich auch darum Antheil zu nehmen sich entschlossen hat, weil er dazu mitwirken wollte, die geistigen Schätze der großen Alten auch vor den deutschen Frauen zu erschließen. Leider aber bemerkt er mit der wachsenden Zahl jener Bände unter den Freundinnen, mit welchen ihm das Glück eines näheren Gedankenverkehrs gestattet ist, eine gewisse Muthlosigkeit, die nicht geeignet ist, ihn selbst zu dem mühseligen Geschäfte muthig zu stimmen. Wie viel Unverständliches, wie viel Langweilendes, wie viel Unziemliches wird uns hier nicht geboten; und wer kann die Goldkörner unter dem Stroh herausfinden, wenn er kein Gelehrter ist! So rufen sie mir zu. Und doch bedürfte es vielleicht oft nur eines Fingerzeigs, um manches Dunkle aufzuklären, manchem scheinbar Bedeutungslosen Interesse zu geben, vieles, das auf den ersten Anblick anstößig erscheint, in seiner Unschuld oder Unbefangenheit darzustellen, und über Unzähliges, was allerdings für Frauen schwierig oder gleichgültig ist, oder ihnen verhüllt bleiben muß, hinwegzuleiten.

Es wäre ein schöner Beruf, wenn ich mir ihn zutrauen dürfte und die nöthige Muße dazu fände, Ihr Geschlecht als Wegweiser durch diese Irrgärten der Vorwelt begleiten, und in einer Reihe von brieflichen Mittheilungen nicht nur einen Ueberblick über die Gesammtheit der klassischen Literatur, sondern auch eine Anleitung geben zu dürfen, wie die Hauptschriftsteller dieses Alterthums von Frauenhänden anzufassen seyen, was von dem Einzelnen zu erwarten, was vorzugsweise zu lesen, was ganz zu überschlagen sey. Ein negatives Erforderniß zu diesem Geschäfte glaube ich auch wirklich zu besitzen. Ich bin nämlich nicht gelehrt genug — die Philologen vom Fache werden sich ein Vergnügen daraus machen, mir dieses Zeugniß in ihren Journalen zu ertheilen — ich bin nicht gelehrt genug, daß die Frauen bey dem Gedanken, sich von mir die Alten kommentiren zu lassen, erschrecken dürften; aber vielleicht kann man von einem gewöhnlichen Schulmanne doch gerade so viel Kenntniß erwarten, als zur Entwerfung eines anschaulichen Umrisses vom Ganzen und zu den nothwendigsten Erläuterungen des Einzelnen für Laien erforderlich ist; ein Leben in der neuern Literatur führt von selbst auf beständige Vergleichung derselben mit der alten Welt, und diese Vergleichung besonders ist es, durch welche eine Darstellung des klassischen Alterthums auch Frauen verständlich werden könnte;

Digitized by Google

endlich wird hoffentlich die vieljährige Ausübung der Dichtkunst auch im Allgemeinen Geist und Geschmack so weit gebildet und einer Feder so viel Uebung gegeben haben, daß jene im Stande sind, das wesentlich Schöne und für alle gleich Interessante aus jener großen Masse der alten Literatur herauszufinden, und daß diese es in einige lebendige Gemälde zusammenzudrängen vermag. Im Uebrigen würde der gute Wille für die vielen Fehltritte entschädigen müssen, die auf einem, in der That noch wenig betretenen, Pfade von mir ohne Zweifel gemacht werden würden, und das Mangelhafte des Ganzen und Einzelnen würde schonende Nachsicht entschuldigen: denn Frauen sind ja keine Recensenten!

Bis ich aber Muße finde, mein weniges Wissen zu mustern, und zu einem so würdigen Zwecke zu concentriren (denn würdig ist dieser Zweck, wenn ihn gleich diejenigen, die alte Zeit und Kunst für ein Monopol des Zunftgelehrten halten, einen niedrigen schelten), bis dahin möchte ich wenigstens ein allgemeines Wort der Verständigung zu denjenigen sprechen, welche jenes Unternehmen hauptsächlich im Auge gehabt hat. Wird dieses Wort in seiner Anspruchslosigkeit wohl aufgenommen, so dürften zur Probe als Vorläufer einer zusammenhängenden Darstellung, Bruchstücke nachfolgen, welche Andeutungen über diesen oder jenen Schriftsteller enthalten sollen.

Wenn den Frauen eine ergründende, systematische Durchforschung der alten Zeit und ihrer Literatur, ein Zusammenfassen der Einzelnheiten und eine philosophische Uebersicht über das Ganze versagt bleiben muß, und weder die Anlage ihres Geistes noch die Art ihrer Bildung zu einem solchen Ziele führen kann, warum sollte ihnen darum das rein Menschliche und Unmittelbare, das Leben selbst, so weit es sich in den schriftlichen Denkmalen des Alterthums offenbart, nicht zugänglich gemacht werden können? Haben sie doch in der Gegenwart so viel Sinn dafür, ein so feines Urtheil darüber! Und aus wie vielen Schriften des Alterthums winkt uns nicht das Leben weit unverhüllter, weit kenntlicher und mächtiger entgegen, als in der neuen Zeit und Gegenwart, wo künstliche Bildung, konventionelle Sitte, verjährtes Vorurtheil seine freye Bewegung hemmt, und es wie eine Mumie mit unzähligen Bändern umwickelt? wie viele Schriftsteller sind ihrem wesentlichen Inhalte nach den Frauen so verständlich, wie jedes neue, für sie berechnete Buch! Mit wie manchen Charakteren Griechenlands und Roms können sie einen bald erquickenden, bald belehrenden, bald warnenden Umgang so gut pflegen, als mit den edelsten Zeitgenossen! Es kommt nur darauf an, diese Geister bey ihnen einzuführen, sie ihnen mit wenigen Worten vorzustellen, ihnen nur einige Notizen über ihre Verhältnisse zuzuflüstern; dann mögen sie sich selbst mit denselben unterhalten. Sie werden sich in ihre Gesellschaft so gut zu finden wissen, als in die anderer geistreicher Männer. Freylich gibt es wieder Autoren, deren Charakter ihnen undurchdringlich bleiben wird, deren Eigenheiten ihnen zuwider seyn, deren ungenierten Aeußerungen sie nicht gerade Gehör leihen werden; aber findet man denn derley Räthsel und Sonderlinge nicht auch in der Gesellschaft, und kann man nicht oft am meisten von solchen lernen? Wir müssen den Frauen nur ihre vernünftige, ihre löbliche Seite zeigen, so werden sie sich auch mit solchen versöhnen, ja gerade sie werden oft, wie es wohl im Leben geschieht, ihre Lieblinge werden. Von andern freylich kann unter vielen abstrusen, dunkeln, oder nur für jene alte Zeit selbst begreiflichen und nützlichen Behauptungen und Aeußerungen eine Frau oft kaum wenige Worte brauchen, die für ihren Geist, ihr Gefühl, ihre Stimmung, kurz die Worte für ihr Leben sind; aber auch solche Worte sollen nicht verloren für sie gehen; wir brauchen ihr ja nur zu sagen: lege das Bändchen nicht aus der Hand, ehe Du Dich an den vier Zeilen der und der Seite erquickt hast.

Im Ganzen wird das Leben der Frauen mit den alten Schriftstellern sich freylich auf einen solchen Umgang mit ihnen, als isolirten mehr oder minder liebenswürdigen Individuen beschränken, sie werden sich in ihnen und mit ihrer Hülfe weniger, als der Mann in ganze Perioden der Menschheit zurückversetzen, Zeitalter durchleben und in deren Ideen, Plane, Parteykämpfe sich mit Kopf und Herz hineinwerfen können. Doch, glaube ich, sind auch unsere Frauen in einer viel zu bewegten, viel zu praktischen Zeit aufgewachsen, als daß ihnen nicht wenigstens Eine Totalseite des Alterthums, die politische, von großem Interesse seyn sollte, und leicht mag ihnen das Verständniß der alten Zeit in dieser Hinsicht durch die Gegenwart und die nächste Vergangenheit mehr erleichtert seyn, als manchem Stubengelehrten aus dem stagnirenden Anfange des vorigen Jahrhunderts. Gewiß könnte es nicht schwierig seyn, den Frauen einen solchen Begriff von dem Ciceronianischen und von dem Augusteischen Zeitalter beyzubringen, daß sie ohne Mühe und mit Lust einem großen Theile der Schriftsteller jener Zeiten selbst in ihre heftigsten politischen Debatten folgen würden.

Wohlthätiger und natürlicher muß aber allerdings auf sie die sittliche, und in gewisser Hinsicht selbst die religiöse Partie des alten Schriftenthums, soweit dieselbe aus einzelnen Büchern und Bücherstellen erhellet, einwirken; hierüber dem für das Reine und Edle schneller empfänglichen Geschlechte Andeutungen geben, hier seinen Führer machen zu dürfen, denke ich mir als das belohnendste Geschäft eines fortgesetzten Briefwechsels mit den deutschen Frauen über das klassische Alterthum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht, an was ich gerade dachte, als plötzlich ein lautes Gelächter mich aus meinen Träumen weckte. Ich fuhr auf und sah mich um; ich war nicht mehr allein; ein Mensch war bey mir, ein Mann von etwa 55 Jahren, von mittelmäßiger Statur, runzelig, eingeschrumpft, grauhaarig, vierschrötig, aus grauen Augen schielend, bitteres Lächeln auf dem Gesichte, schmutzig, in Lumpen, halbnackt, ekelhaft anzusehen. Wahrscheinlich hatte man die Thüre geöffnet, ihn wie einen Unrath hereingeworfen und sie wieder geschlossen, ohne daß ich es bemerkte. Wenn der Tod so hereinkommen könnte!

Wir sahen einander einige Augenblicke starr an, er unter beständigem Lachen, das wie Röcheln lautete, ich halb erstaunt, halb ängstlich. „Wer sind Sie?“ fragte ich ihn endlich. — „Drollige Frage,“ antwortete er, „ein Braten.“ — „Ein Braten! Was heißt das?“ — Ueber die Frage lachte er aufs Neue. — „Das will heißen,“ rief er laut auflachend aus, „daß der Körper in sechs Wochen meine Sorbonne in den Korb praktiziren wird, und die deinige in sechs Stunden. He, he! verstehst Du mich jezt?“ — Ich erschrack, die Haare standen mir zu Berge; es war ein eben zum Tod Verurtheilter, den man im Bicêtre erwartete, mein Erbe. Er fuhr fort: „Willst Du wissen, wer ich bin? Da hast Du meine Geschichte: Ich bin der Sohn eines tüchtigen Diebs; schade, daß der Scherge sich einst die Mühe gab, ihm ein Halsband anzulegen. Das war damals, als man die Leute hängte. Ich war sechs Jahre alt und hatte nun weder Vater noch Mutter; im Sommer schlug ich ein Rad im Staub am Rande der Landstraße, damit man mir aus den Postchaisen einen Sou zuwerfe; im Winter ging ich baarfuß im Koth und hauchte in die blauen, erstarrten Hände; man sah mir die nackte Haut durch die Lumpen. Im neunten Jahre fing ich an, mich meiner Hände zu bedienen; von Zeit zu Zeit leerte ich eine Tasche oder stahl einen Mantel; mit zehn Jahren war ich ein Schurke. Nun machte ich Bekanntschaft und im siebzehnten war ich ein vollkommener Dieb. Jezt brach ich in die Buden ein und führte falsche Schlüssel; da wurde ich erwischt. Ich hatte das gehörige Alter; man schickte mich ans Ruder in die niedere Marine. Es ist etwas Hartes um die Galeere: da liegt man auf dem Boden, trinkt Wasser, ißt schwarzes Brod, schleppt eine einfältige Kugel nach sich, die zu nichts nüzt; dabey nichts als Stockschläge und Sonnenstiche auf den Leib. Auch die Haare scheeren sie einem und die meinigen waren so schön braun gewesen. . . Bey alle dem habe ich meine Zeit ausgehalten, fünfzehn Jahre lang, das will etwas heißen. Nun war ich zweyunddreißig Jahre alt, da gab man mir einen Paß und sechszig Franken, die ich mir erspart in fünfzehnjähriger Galeerenarbeit, sechszehn Stunden täglich, dreißig Tage des Monats, zwölf Monate im Jahre. Dennoch wollte ich ein ehrlicher Mann werden mit meinen sechszig Franken, und hatte unter meinen Haderlumpen mehr gute Gesinnungen, als man unter manchem Abbérock findet. Aber der Teufel hole die Pässe! Der meinige war gelb und auf die Farbe hatte man noch geschrieben: Züchtling, der seine Galeerenzeit ausgehalten; das mußte ich überall, wo ich durchkam, und nachher in dem Dorfe, wo man mich zu wohnen zwang, alle acht Tage dem Maire vorzeigen. Die Empfehlung war artig, ein Galeerenzüchtling! Man hatte Furcht vor mir, die kleinen Kinder liefen davon, man verschloß die Thüren. Niemand wollte mir Arbeit geben. Ich zehrte meine sechszig Franken auf und mußte nun doch leben. Umsonst zeigte ich meine Arme, die zur Arbeit ganz tüchtig waren; ich wollte mich mit fünfzehn, mit zehn, mit fünf Sous begnügen. Nichts. Was sollte ich anfangen? Da hatte ich einmal Hunger; ich stieß einem Bäcker eine Fensterscheibe ein und der Bäcker nahm mich beym Kopfe; ich hatte sein Brod nicht einmal verzehrt und bekam dafür die Galeere auf ewig, mit den drey rothen Buchstaben auf dem Rücken; ich kann sie Dir zeigen, wenn Du willst. Man heißt das Justiz im Wiederbetretungsfalle. Da war ich nun wieder im alten Stalle, kam aber für dießmal nach Toulon unter die Lebenslänglichen mit den grünen Mützen. Ich mußte zu entkommen suchen; es gelang mir. Man schoß bey meiner Abreise, wie man schießt, wenn gewisse vornehme Personen sich auf Reisen begeben. Sie verschossen ihr Pulver umsonst. Dießmal hatte ich keinen gelben Paß, dafür aber auch keine sechszig Franken. Ich traf Kameraden, die ebenfalls ihre Zeit ausgehalten oder ihren Faden abgebrochen hatten. Ihr Anführer schlug mir vor, zu ihnen zu halten; man trieb da Straßenraub mit Mord. Ich nahm es an und vergoß Blut, um zu leben. Da ging es bald gegen eine Diligence, gegen eine Postchaise, bald gegen einen Ochsenhändler. Man nahm ihnen das Geld ab, ließ die Pferde allein laufen und verscharrte den Menschen unter einem Baume, nur ließ man die Beine nicht außerhalb der Erde, und dann tanzte man auf dem Loche, damit man die frische Erde nicht bemerkte. So bin ich alt geworden, im Busche, unter freyem Himmel gelagert, von der Justiz gehezt von Wald zu Wald, aber doch frey, mein eigner Herr. Aber Alles nimmt ein Ende. Die Gensdarmen fingen uns einmal Nachts in ihren Fallen. Meine Kameraden kamen durch; aber ich, der älteste, blieb den Katzen mit den Bortenhüten in den Klauen. Man brachte mich hieher. Ich hatte längst alle Sprossen der Leiter erstiegen, eine ausgenommen. Ein Taschentuch nehmen oder einen Menschen umbringen, war fortan einerley für mich; der Wiederbetretungsfall hatte nur Eine Folge; es blieb mir weiter nichts als das Kopf-

Digitized by Google

abschneiden. Mein Handel war bald im Reinen. Ohnehin habe ich auch schon ein hübsches Alter und bin zu nichts mehr nütze. Mein Vater hat die Wittwe (den Strang) geheirathet; ich entsage der Welt; da hast Du meine Geschichte."

Ich hatte ihn mit Staunen angehört; er fing an noch lauter zu lachen als zuvor, und wollte mich bey der Hand nehmen. Ich trat mit Abscheu zurück. „Freund," sagte er, „Du siehst nicht aus, als wäre Dir wohl zu Muthe. Hast Du etwa bange vor der Stumpfnase? siehe, es ist nur ein böser Augenblick auszuhalten auf dem Platze dort, aber das dauert ja so kurze Zeit. Ich möchte nur dabey seyn, um Dir zu zeigen wie man hinüberspringt. Wahrhaftig, ich habe Lust nicht zu appelliren, wenn man mich heute mit Dir abfertigen will. Wir haben beyde genug an einem Geistlichen; mir liegt auch nichts daran, wenn Du vor mir bedient wirst. Du siehst, ich bin ein guter Bursche. He, willst Du? ich mache Dir den Vorschlag als Freund." Er wollte mir wieder nahe kommen. „Herr," sagte ich da, und schob ihn von mir, „ich danke Ihnen." Er lachte abermals. „Ha, der Herr ist ein Markis, ein Markis?" Ich unterbrach ihn: „Freund, ich möchte mich gerne fassen, lassen Sie mich." Das ernste Wort machte ihn auf einmal nachdenklich. Er schüttelte seinen grauen, fast kahlen Kopf. „Ich kann mir das vorstellen," murmelte er zwischen den Zähnen; „freylich, der Schwarzrock!" Und nach einigen Minuten fuhr er fast schüchtern fort: „Hören Sie, Sie sind ein Markis, meinetwegen, aber Sie haben da einen schönen Ueberrock, der Ihnen wenig mehr nützen wird; der Scherge nimmt ihn Ihnen weg. Geben Sie ihn mir, ich verkaufe ihn, um mir Tabak anzuschaffen."

Ich zog meinen Ueberrock aus und gab ihn ihm. Er klopfte vor Freuden in die Hände wie ein Kind. Als er sah, daß ich im Hemde war und fror, sagte er: „Sie frieren, mein Herr, bedecken Sie sich hiemit, es regnet und Sie werden naß, und dann muß man doch anständig aussehen auf dem Karren." Mit diesen Worten zog er sein grobes graues Wamms aus, und ich ließ es mir von ihm anziehen. Ich lehnte mich an die Wand; ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck der Mensch auf mich machte. Er hatte angefangen, den Ueberrock, den ich ihm geschenkt, zu untersuchen, und schrie jeden Augenblick vor Freuden: „Die Taschen sind ganz neu, der Kragen ist gar nicht abgenuzt, man gibt mir wenigstens fünfzehn Franken dafür. Welch Glück, Tabak auf sechs Wochen!"

Die Thüre ging auf. Man wollte uns beyde abholen, mich in das Zimmer, wo die Verurtheilten die Todesstunde erwarten, ihn nach Bicêtre. Er trat mitten unter die Wache, die ihn abführen sollte, lachte und sagte zu den Gensdarmen: „Ey, ey, versteht Euch nicht, wir haben die Röcke getauscht, ich und der Herr da; nehmt mich nicht statt seiner. Zum Teufel, das stände mir nicht an, da ich jezt Geld zu Tabak habe. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Thätigkeit der Sectirer und Nicht-Christen, Schulen zu stiften und Belehrung unter allen Volksklassen zu verbreiten, die, wenn sie auch nicht unmittelbar gegen die Staatskirche gerichtet, doch der Leitung derselben entzogen, und damit nicht für sie ist, hat bey vielen Mitgliedern dieser Kirche nicht nur ernstliche Besorgniß erregt, sondern sie auch veranlaßt, dagegen zu wirken. Die Anstalten, welche in London zur Gründung einer Gegenuniversität getroffen worden, sind bekannt, und obgleich fürs erste die Geber noch nicht so rasch eingehen, als man sich im Anfange geschmeichelt hatte, obgleich man Schwierigkeiten wegen eines geeigneten Bauplatzes findet, obgleich den alten Lehranstalten von Oxford und Cambridge die Stiftung einer neuen orthodoxen Universität noch mehr zuwider seyn wird, als einer nicht kirchlichen, und obgleich endlich es gar manchen Kirchenmännern nicht sehr ernst mit der Belehrung des Mittelstandes seyn mag, der der Aristokratie bereits zu nahe auf die Fersen tritt, so erlauben doch die Umstände nicht, daß man den Plan fallen lasse. Das lezte Stück des Quarterly Review enthält einen wichtigen Aufsaz über den Elementarunterricht, besonders darum wichtig, weil man in diesem orthodoxen Journal anerkennt, daß der in den englischen Gymnasien befolgte Lehrplan fehlerhaft ist. Um denselben zu verbessern und diese vom Staate unabhängigen Anstalten zu einem besseren System zu zwingen, schlägt der Verfasser vorzüglich die Errichtung einer guten Elementarschule nach einer zeitgemäßen Methode in Verbindung mit der neuen Universität vor. Dieß scheint wirklich eine unerläßliche Bedingung zu seyn, indem man an der Londoner Universität die Entdeckung gemacht haben soll, daß unsere Jugend, so wie sie jezt aus den Schulen kömmt, für die weitere Ausbildung durch Vorlesungen noch gar nicht reif ist, da derselben z. B. nicht einmal die Kunstausdrücke der Sprachlehre bekannt zu seyn scheinen. Auch wird man hoffentlich im königlichen Kollegium den Fehler der Londoner Universität vermeiden, bey welcher man die Professoren zu gewöhnlichen Schulmeistern herabwürdigt, und dieselben Männer, welche des Nachmittags Vorlesungen über Literatur und höhere Mathematik halten, Morgens Knaben, die man mit kurzen Jäckchen und mit Büchern, in Riemen geschnallt, aus- und eingehen sieht, in den Anfangsgründen der Sprachen und in den ersten Regeln der Rechenkunst unterrichten läßt. Von diesen Knaben sieht man denn auch manche bey den Vorlesungen, die weder für ihr Alter, noch ihre Fassungskraft berechnet seyn können — Uebelstände, welche die schleunigste Abänderung erheischen, wenn sie nicht für die ganze Anstalt verderblich werden sollen. Der bekannten Anstalt zur Herausgabe wohlfeiler Volksschriften (was jedoch die wenigsten sind) unter dem Namen: Library of useful Knowledge (Bibliothek nüzlicher Kenntniß), wovon bereits 43 Stück, jedes zu 6 Pence (18 kr.) erschienen sind, hat das kirchliche Interesse eine Library of Religious Knowledge entgegengesezt, welche in ähnlichen Lieferungen und zu denselben Preis erscheinen soll. Eine andere Veranstaltung der Parthey ist eine literarisch-wissenschaftliche Wochenschrift unter dem Titel: the Ecclesiastic, unter der Leitung eines der trefflichsten Literatoren der englischen Geistlichkeit. Die 3 bereits erschienenen Stücke enthalten manche schätzbare Aufsäze, die aber nicht für das gemeine Volk berechnet sind, was auch nicht die Absicht des Journals ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. März 1829.

— Durch die Wüste fort und fort
Zum heil'gen, hochgeweihten Ort,
Wo sich der Gläub'gen Stirnen neigen.

Wieland.

Bilder aus Arabien.

Aus Burckhardts lezter Reise.

Die Stadt Medina und das Grab des Propheten.

Medina steht am Rande der Wüste, dicht an der vom Libanon auslaufenden Bergkette, welche das Land von Norden gen Süden durchstreicht, in einem kleinen Becken im niedrigsten Theil der Ebene, wo sich demnach das Wasser in der Regenzeit in Pfützen sammelt und stehen bleibt, bis die Sonne es auftrocknet. Dieser Umstand macht die Luft zu Medina ungesund und das Wasser abscheulich. Die Stadt ist auf drey Seiten mit Dattelpflanzungen und Gärten umgeben; gegen Mekka hin ist aber das Land völlig unfruchtbar. Medina wird in die innere Stadt und die Vorstadt getheilt; die innere bildet ein Oval von etwa 2800 Schritten, das sich in einer Spitze endigt. An dieser Spitze steht das Schloß auf einer kleinen Felsenhöhe, und die Stadt ist mit einer dicken, dreyßig bis vierzig Fuß hohen Mauer umgeben, welche gegen dreyßig Thürme und ein Graben verstärken, der aber jezt an vielen Stellen beynahe ganz verschüttet ist. Die Mauer selbst ist in gutem Stande und bildet in Arabien eine hinlängliche Schutzwehr, so daß Medina von jeher für die Hauptfestung im Hedjaz gegolten hat. Die Mauer wurde erst im Jahr der Hegire 360 gebaut, bis wohin die Stadt offen und den täglichen Einfällen der benachbarten Beduinen ausgesezt war. Sie hat drey Thore; Bab el Masry, das Thor auf der Südseite, ist nach dem Bab el Fatouh zu Cairo das schönste Stadtthor, das ich im Orient gesehen. Die Häuser zu Medina sind gut gebaut, ganz von Stein, gewöhnlich zwey Stock hoch, mit flachen Dächern. Da sie nicht angestrichen werden und die Steine von dunkler Farbe sind, so haben die oft nicht über drey Schritte breiten Straßen ein trübseliges Ansehen. Einige der Hauptstraßen sind mit großen Steinblöcken gepflastert, eine Bequemlichkeit, der sich ein Reisender in Arabien nicht versieht. Sie ist im Ganzen eine der bestgebauten Städte, die ich im Orient gesehen habe, und steht in dieser Hinsicht Aleppo am nächsten. Jezt sieht sie indessen traurig aus; die Häuser verfallen, da die Eigenthümer, welche ehemals von der Menge der hierher kommenden Fremden große Vortheile zogen, jezt, da diese ausbleiben, die Baukosten scheuen. Die Hauptstraße von Medina ist zugleich die breiteste, und führt von dem Cairoer Thor zur grossen Moschee; in dieser Straße finden sich auch die Laden. Eine andere große Straße, el Belat genannt, läuft von der Moschee nach dem syrischen Thor; aber hier liegen die Häuser in Trümmern. Mekka hat weit mehr das Ansehen einer arabischen Stadt als Medina, welche mehr einer syrischen gleicht. Der Tempel des Propheten steht im östlichen Ende der Stadt. Die Moschee bildet ein längliches, offenes Viereck, welches auf allen Seiten ein bedeckter Säulengang einschließt; ein kleines Gebäude steht in der Mitte. Die Säulen sind von verschiedener Größe und haben keine Fußgestelle, sind aber bis zu der Höhe

Digitized by Google

von sechs Fuß von dem Boden in grobem Style bunt mit Arabesken bemalt. Das Dach, welches auf den Säulen ruht, besteht aus einer Anzahl kleiner Kuppeln, welche von außen geweißt sind. Auch die inneren Wände sind geweißt, bis auf die südliche und einen Theil der südöstlichen Ecke, welche bis nahe am Dach mit weißen Marmorplatten belegt sind. Hier sind mehrere Reihen Inschriften in großen goldenen Buchstaben angebracht und nehmen sich auf dem weißen Marmor prächtig aus. Der Boden des Säulenganges auf der West- und Ost-, und einem Theil der Nordseite ist mit groben Steinen gepflastert, der übrige Theil der Nordseite aber, so wie der Hof, ist blos mit Sand bedeckt. Auf der Südseite, an welcher der Baumeister alle seine Zierrathen verschwendet hat, läuft ein Pflaster von feinem Marmor der ganzen Säulenreihe entlang, und wo sich das Pflaster dem Grabe Mahomeds nähert, ist es mußivisch, und zwar von der trefflichsten Arbeit, die man in dieser Gattung im Orient findet. Große hohe Fenster mit Glasscheiben (die einzigen, die mir im Hedjaz vorgekommen) lassen auf der südlichen Seite das Licht ein; einige darunter sind von gemaltem Glase. Auf den andern Seiten sind kleine Fensteröffnungen, ohne Glas, in den Wänden. Das berühmte Grab steht im südöstlichen Winkel, so weit von den Wänden der Moschee, daß zwischen dem Grabe und der südlichen Mauer ein Raum von ungefähr fünf-und-zwanzig Fuß, und zwischen ihm und der östlichen von dreyzehn Fuß bleibt. Den Andrang der Neugierigen hält ein etwa zwanzig Fuß im Gevierte fassendes grün angestrichenes Geländer ab, welches ungefähr bis zur zwey Drittel der Höhe der Säulen emporsteigt. Dieses Gitter ist sehr gut gearbeitet, mit durchbrochenen messingenen Inschriften verziert, welche das Volk für Gold ansieht, und so dicht, daß man in das Innere desselben nur durch einige kleine Fensterchen sehen kann, welche fünf Fuß über dem Boden angebracht sind. Auf der Südseite des Geländers, wo sich die zwey Hauptöffnungen befinden, vor welchen die Pilger stehen und beten, ist das Gegitter mit dünner Silberplatte überzogen, und die oft wiederholte Inschrift: La illaha il allah al hak al Mobyn (es ist kein Gott als Gott, die offenbare Weisheit), ist in silbernen Buchstaben um die Fensterchen herum geführt. Das Geländer hat vier Thüren, von denen drey immer verschlossen sind, eine aber jeden Morgen und Abend geöffnet wird und die Verschnittenen einläßt, welche den Boden reinigen und die Lampen anzünden. Vornehmen Leuten, so wie den Paschas und Karavanenführern steht der Eingang zu diesem Raume, welchen man el Hedjra nennt, frey; andere können sich den Eintritt von den Verschnittenen um zwölf bis fünfzehn Thaler erkaufen. Doch bemühen sich nur wenige darum, weil man weiß, daß man innen nicht mehr sieht als durch die immer offenen Fensteröffnungen, und ich selbst wollte um meiner Neugierde willen nicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Was man sieht, ist ein Vorhang, welcher ganz herum geht, und zwischen dem und dem Gegitter nur ein Raum von ein Paar Schritten ist. Dieser Vorhang ist so hoch als das Geländer, ich konnte aber nicht sehen, ob er wie dieses nach oben offen ist. Die Verschnittenen sagen, es sey eine Decke von demselben Stoffe darüber, nämlich von reichem Seidenbrocat von verschiedenen Farben, mit silbernen Blumen und Arabesken und einer wie an der Kaaba rund umherlaufenden Inschrift von goldenen Buchstaben. Der Vorhang ist wenigstens dreyßig Fuß hoch und hat an der Nordseite einen Eingang, welcher nur für die vornehmen Verschnittenen bestimmt ist, die auch zur Nachtzeit den von Konstantinopel geschickten neuen Vorhang befestigen, wenn der alte verdorben ist oder ein neuer Sultan den Thron besteigt. Die alten Vorhänge werden nach Konstantinopel geschickt, wo man die Gräber der Sultane und Prinzen damit bedeckt. Eine sehr hohe Kuppel, die man aus weiter Ferne sieht, und bey deren Anblick die Pilger zu beten anfangen, überragt das Heiligthum, um dessen Vorhang herum eine Menge Glaslampen hängen, welche Abends angezündet werden und die Nacht hindurch brennen." — Von dem schwebenden Sarg, wovon man ehemals so viel in Europa gefabelt, hat Burkhardt weder im Hedjaz noch im ganzen Orient gehört. Von den sonst so berühmten Kostbarkeiten ist nichts mehr vorhanden; Geld soll niemals hier angehäuft gewesen seyn; die reichen Geschirre aber wurden von den Wechabiten geraubt, und man schätzt den Werth derselben auf nicht mehr als 500,000 Thaler.

Gedanken über die klassische Literatur der Alten.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

Die Moral in den Romanen, dieser Hauptnahrung Ihres Geistes, meine wißbegierigen Damen! ist verdächtig geworden; sie wird dort, und gewöhnlich mit Recht, als ein gemaltes Aushängeschild betrachtet, hinter dem sich die ästhetische Armuth verbirgt; die Psychologie ist in den bessern Produkten dieser Gattung an ihre Stelle getreten; in den schlechteren die Schilderung des Alltagslebens mit seinen Maximen, die weder kalt noch warm sind. Aber wie das Sittengesetz in seiner höchsten Glorie Ihnen aus den göttlichen Urkunden unserer Religion entgegenleuchtet, und dort, noch so einfach ausgesprochen und noch so oft angehört, doch nichts für Sie von seiner immer neuen Herrlichkeit verliert; so werden Sie den schwächern Abglanz desselben auch in manchen Schriften oder einzelnen Aussprüchen der heidnischen Weltweisen mit jenem Gefühle der Ueberraschung begrüßen, mit welchem das niemals

Digitized by Google

Alternde, wenn es am rechten Orte, frey vom Verdachte der Heucheley und der Ziererey, sich offenbart, von jedem unverdorbenen Gemüthe aufgenommen wird. In einem Roman oder einer Novelle würden Sie allgemeines Gerede über Tugend und Laster nicht ertragen können. Dagegen werden Sie mit Bewunderung, ja mit Andacht in den Erinnerungen an Socrates durch Xenophon die Worte vernehmen, die der Weisheitslehrer Prodicus der Tugend, gegenüber von dem Laster, in den Mund gelegt hat:

„Elende!“ läßt er sie sagen, „wie kannst Du etwas „Gutes besitzen? oder wie kannst Du ein Vergnügen ken„nen, wenn Dir Alles zu viel ist, was Du dafür thun „sollst? wenn Du nicht einmal warten kannst, bis Dich „nach Vergnügen gelüstet, sondern zum Voraus mit Allem, „was Raum findet, Dich anfüllst und issest, ehe Du Hun„ger, trinkest, ehe Du Durst fühlest; um mit Lust zu es„sen, nach Köchen trachtest, um mit Lust zu trinken, kost„bare Weine Dir anschaffst, und des Sommers nach Schnee „umhergehst; wenn Du, um gut zu schlafen, nicht nur bey „den Betten, sondern auch bey den Bettstellen auf Weich„lichkeit bedacht bist, und diese mit Stollen versehen lässest? „denn nicht weil Du müde bist, sehnst Du Dich nach dem „Schlafe, sondern weil Du nichts anzufangen weißt..... „Du bist eine Unsterbliche, aber verstoßen aus dem Kreise „der Götter, und bey den Besseren der Menschen verach„tet. Das Angenehmste, was man hören kann, Dein „eigenes Lob, hast Du nie gehört, das Schönste, was „man sehen kann, ein eigenes gutes Werk, hast Du nie „gesehen!“

Gestehen Sie, meine Leserinnen, daß eine solche Stelle aus den Alten neben den Phrasen unserer Unterhaltungsliteratur und den Verzerrungen mancher ästhetischen Witzlinge, wie zwischen leichtfertigen Gemälden eine ernste Büste gemahnt, die, obgleich sie keine Farbe und keinen Augenstern hat, doch darum des Lebens und des tiefsten Ausdruckes nicht entbehrt. Das Bild, das ich hier gebrauche, führt mich auf eine weitere Bemerkung.

Es fehlt allerdings der alten Literatur etwas, dessen Mangel den Frauen besonders empfindlich seyn muß, es fehlt ihr, wie der Büste, das leichtbewegliche, sich selbst bestrahlende Auge des Gefühles, das die ächte, moderne Literatur so menschlich-beseelt, ja oft so überirdisch macht. Da aber die schlechtere, und leider verbreitetere Literatur der neuern Zeit jenes wahre Gefühl nie besessen hat, sondern vielmehr an einer krankhaften Ausartung des Gefühls leidet, die jedoch nicht so leicht von dessen gesundem Zustande zu unterscheiden ist, so gibt es gewiß für Frauen kein besseres Verwahrungsmittel gegen ein so gefährliches Uebel, als sich von Zeit zu Zeit jener alten Welt zuzuwenden, wo die Gefühlsseite des menschlichen Geistes zum größeren Theile noch im Schatten liegt, während über die Sinne, den Verstand und die Phantasie das volle und heitere Licht des Tages verbreitet ist.

Darum ist aber das Gefühl keineswegs ganz aus den Werken der Alten verbannt. Eben weil es sich nicht in Alles mischt, und weil es nirgends zur weichlichen Empfindsamkeit wird, so erscheint es da, wo es einmal hervorbricht, in seiner ganzen Stärke. Unsere Gefühle, die Ihrigen nicht ausgenommen, gefühlvolle Frauen, sind nur allzuhäufig Erzeugnisse der Lektüre, Nachempfindungen irgend eines Gelesenen; nicht nur, was wir wissen, auch Vieles, was wir fühlen, bekommen wir früher aus den Büchern, als aus dem Leben; wenn es daher auch noch so wahr empfunden ist, so fehlt ihm doch eine gewisse Ursprünglichkeit und Frische. Und gerade diese, däucht mir, ist es, die den seltenen Ausbrüchen des Gefühls bey den Alten so ganz eigen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes.

Kein Roman, kein Drama ist ohne das Vermögen guter Rede denkbar. Ja sogar um jede gelehrte Abhandlung würde es gut stehen, wenn wir dabey lebendige Menschen vor Augen hätten, an die wir unsere Worte richten und die wir von unserer Ansicht überzeugen möchten.

In solchem Falle müßten wir freylich alles Abstruse, alles Dunkle, alles Weitschweifige vermeiden, aus Furcht, unsere Zuhörer damit zu verscheuchen. Wir müßten uns der höchsten Klarheit zu befleißigen und dabey unsern Vortrag auf alle Weise anziehend und angenehm zu machen suchen.

Die Franzosen sind hierin musterhaft. In ihrem Globe ist fast keine Recension, die nicht diesen Charakter trüge. Wir finden darin zwey Abhandlungen über den Zustand der Seele im Schlafe, die in dieser Hinsicht besonders merkwürdig sind. Hätte ein deutscher Philosoph diesen Gegenstand behandelt, er würde uns in alle psychologische Tiefen geführt und uns mit dunkeln Redensarten und abstrakten Ausdrücken überhäuft haben. Dagegen wie menschlich benehmen sich die Franzosen! — Der Gegenstand ist von zweyen behandelt, aber von jedem wie klar, wie anziehend! — Sie führen keine andere Sprache, als die allgemein verstandene des Lebens. Was sie vorbringen, ist jedem Stande und Geschlecht zugänglich, und sie geben uns ein Beyspiel, daß sich auf dem allgemein verständlichen Wege die tiefsten Dinge bereden lassen.

Clermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Daß die beyden Universitäten Oxford und Cambridge seit ein Paar Jahren größere Mannichfaltigkeit in ihren Unterricht gebracht haben und strenger in ihren Forderungen an die Kandidaten für akademische Ehren geworden sind, ist bekannt. Man spricht indessen jezt von einem Plane, der, weil er auf die Verbesserung der Gymnasien rückwirken wird, in seiner Ausführung von der größten Wichtigkeit seyn muß. Man will nämlich auch die Prüfungen, welche der Immatrikulation vorhergehen und die bis jezt in der Stille vorgenommen wurden, öffentlich machen, und es ist wahrscheinlich, daß dieß in Kurzem zu Oxford und Cambridge eingeführt werden wird.

Ein eben erschienenes Werk, Liber scholasticus genannt, gibt genaue Auskunft über alle Stiftungen zu Oxford und Cambridge, welche zum Vortheil armer Studenten gemacht worden sind und welche beweisen, daß den Vorfahren die Beförderung der Gelehrsamkeit allerdings am Herzen lag. Doch war ihre Sorgfalt nur auf einen Zweig derselben, nämlich die Theologie, gerichtet, was jezt nicht mehr zeitgemäß ist. Auch rühren diese Stiftungen meistentheils aus der Zeit, wo es nur eine Religionsparthey im Lande gab und wo folglich alle Bewohner der durch dieselben gebotenen Vortheile theilhaftig werden konnten. Jezt gibt es deren viele, aber nur eine maßt sich diese Vortheile an und schließt alle übrigen, obgleich deren Bekenner, zusammengenommen, die Mehrheit ausmachen, von denselben aus. Sie wird dabey vom Arme der Regierung unterstüzt und macht sich mit der Menge der gelehrten Stiftungen groß, die sie besizt. Aber der Schulmeister ist im Lande! wie Brougham sich gewichtig ausdrückte; der Schulmeister hat schon große Wunder gethan und wird deren noch größere thun. Daß die Regierung die Nothwendigkeit anerkennt, dem Helotismus der Katholiken ein Ende zu machen, ist das Werk des Schulmeisters. Der bevorrechtete hohe Adel kämpft wüthend dagegen an und sucht das Volk durch bombastische Aufforderungen zu seiner Unterstüzung zu bewaffnen, sollte auch ein Bürgerkrieg die Folge davon seyn. Er fühlt es nur zu klar, daß mit der Befreyung der Katholiken sein wichtigstes Außenwerk einstürzt, und sieht nur zu deutlich ein, daß, wenn es sich zeigen sollte, wie es sich zeigen muß, daß die Erhebung einer solchen Menge Menschen zu den allgemeinen Bürgerrechten dem Lande vom höchsten Vortheil ist, die Erhebung der ganzen Masse der Nation, welcher die Privilegirten noch so viel vorenthalten, eine nothwendige Folge davon seyn muß. Indessen ist die Gährung der Gemüther entsezlich. Die Unwissenheit ist im Ganzen noch sehr groß; die Gründe: dieß ist ein protestantisches Land, ein protestantisches Land muß eine protestantische Regierung haben, folglich darf man die Katholiken zu derselben nicht zulassen; oder, als die Katholiken die Macht hatten, verbrannten sie die Protestanten, man will ihnen wieder Macht geben und sie werden uns wieder verbrennen; oder, der Pabst sezte ehemals Könige ab, ihr wollt dem Pabst Gewalt einräumen und er wird unsern protestantischen König absezen; oder, die Katholiken sind Götzendiener, ihr wollt ihnen bürgerliche Rechte geben und ihr macht euch ihres Götzendienstes theilhaftig, — solche und ähnliche Gründe machen auf ein Volk, bey dem die Erinnerung an die schweren Kämpfe und blutigen Verfolgungen früherer Zeiten immer lebendig erhalten worden ist, tiefen Eindruck. Um die Gegengründe zu würdigen, erfordert es geschichtliche Kenntnisse und einen Grad von Urtheilskraft, die man bey dieser Masse von Bauern, Handwerkern und Krämern vergeblich sucht. Dazu kömmt dann noch der Stolz des Gebieters, den die Forderungen seines Sklaven empören; im Innern seines Herzens fühlt der Engländer, daß Irland von ihm erobert worden ist, und meint, die Eroberten müssen dem Eroberer gehorchen. Dann wirkt bey vielen die falsche Schaam: soll der Irländer glauben, John Bull fürchte sich vor ihm? Alles dieses verschafft den vornehmen Gegnern der Emanzipation einen furchtbaren Anhang, furchtbar durch seine Thätigkeit, während die protestantischen Freunde der Emanzipation sich fast nur leidend verhalten. Deßwegen hegen auch die Eldons und Newcastles noch Hoffnung, die Regierung in ihrem Entschluß wankend zu machen, obgleich sie weder zu wissen scheinen, was sie sonst zur Beruhigung Irlands thun, oder wie sie eine neue haltbare Regierung bilden sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Täglich wird das neue Melodrama Rochester unter großem Zulaufe auf der Bühne des Theaters der Porte St. Martin gegeben, und zwar mit allem Aufwande, womit dieses große Volkstheater seine Stücke ausstattet. In dem Originalschauspiel verzeiht der Ehemann am Ende seiner reuigen, verführten Frau; allein da die beyden jungen Dichter die Handlung nach England verlegt haben, so haben sie auch dem Stücke einen ächt englischen Ausgang geben wollen. Die Frau wird vergiftet und stirbt auf der Bühne; der Mann aber schießt auf Rochester und erschießt sich dann selbst. — Man hat in den Zeitungen die Frage aufgeworfen, ob es rechtlich sey, ein von einem noch lebenden Dichter verfaßtes Stück mit einigen Abänderungen vorstellen zu lassen, und dadurch den Verfasser um sein verdientes Honorar zu bringen. Von moralischer Seite freylich nicht; allein gerichtlich würden die Nachahmer oder Bearbeiter wahrscheinlich von aller Schuld losgesprochen werden; denn wenn man alle diejenigen Dichter, welche ältere Stücke zurichten oder bearbeiten, zur Verantwortlichkeit ziehen wollte, so würden die Prozesse kein Ende nehmen. Wie wenig Originelles wird heutzutage auf der Bühne vorgebracht? Ist nicht das Meiste Nachahmung oder Umwendung bekannter Situationen und Auftritte? Einen nicht übeln Einfall haben zwey Dichter gehabt, indem sie auf dem Variétés-theater, welches beständig Scenen aus dem Volksleben zu geben pflegt, das Leben eines Handwerkers, nämlich eines Maurergesellen, dargestellt haben. Es kann lehrreich seyn, einen fleißigen Handwerker zu schildern, der in seiner Haushaltung glücklich ist, den aber böses Beyspiel und böse Gesellschaften von seiner Pflicht abwendig machen, welcher dadurch auf Abwege geräth, in die übelste Lage versezt und durch seine Schuld höchst unglücklich werden würde, wenn nicht die Vorsehung, die auf dem Theater gegen das Ende des Stückes zu besonders thätig wird, ihm zu Hülfe käme und ihn aus den Schlingen rettete. Die Verfasser haben das Stück in mehrere Handlungen oder Vorgänge oder, wie es jezt heißt, Gemälde abgetheilt, wovon jedwedes eine besondere Scene aus dem Handwerkerleben und Treiben darstellt; eine derselben schildert eine Zusammenrottung der Handwerker, um höhern Lohn zu fordern, und die verderblichen Folgen solcher Versammlungen. Bey der ersten Vorstellung mißfielen einige Stücke in dieser Reihe von Gemälden; die Verfasser waren aber flink bey der Hand, besserten, strichen aus u. s. w., und so wurde die Bildergallerie in einer verbesserten Gestalt dem Publikum wieder vorgeführt, und erhielt diesmal fast ungetheilten Beyfall.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. März 1829.

Ist dieß schon Tollheit, hat es doch Methode.

Shakespeare.

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

(Fortsetzung.)

Ich hatte einen lächerlichen Vorfall. Man löste meinen guten armen Gensdarmen ab; ich undankbarer Egoist habe ihm nicht einmal die Hand gedrückt. Ein anderer kam an seine Stelle, ein Mensch mit eingedrückter Stirne, Ochsenaugen im Kopfe, ein ganz schaales Gesicht. Ich hatte nicht darauf geachtet; ich kehrte, am Tische sitzend, der Thüre den Rücken und suchte mir die Stirne mit der Hand zu kühlen; meine Gedanken waren nicht im Einklang mit meinen Gefühlen. Da rührte man mich sachte von hinten an, ich sah mich um. Es war der neue Gensdarme, mit dem ich mich ganz allein befand. Er redete mich an: „Sie, armer Sünder, haben Sie ein gutes Herz?“ „Nein,“ sagte ich. Die barsche Antwort schien ihn zu befremden; er fuhr indessen, obgleich zurückhaltend, fort: „Wenn man schlimm ist, so ist man es nicht gerne.“ „Warum nicht?“ erwiederte ich. „Wenn Sie mir sonst nichts zu sagen haben, so lassen Sie mich in Ruhe. Was wollen Sie denn?“ „Verzeihen Sie, mein armer Sünder. Nur auf zwey Worte. Sehen Sie, würden Sie einem armen Teufel zu seinem Glücke verhelfen, wenn Sie das könnten und es Ihnen nichts kostete?“ Ich zuckte die Achseln. „Kommen Sie aus dem Irrenhause? das Gefäß, woraus Sie das Glück schöpfen wollen, wäre sonderbar gewählt. Wie sollte ich, ich Jemandens Glück machen können?“ Nun sprach er leise, mit geheimnißvoller Miene, die ganz gut zu seinem Gesichte paßte: „Ja, ja, armer Sünder, ja Glück! Wohlstand! All das können Sie mir geben, und zwar so: Ich bin ein armer Gensdarme. Der Dienst ist schwer, die Löhnung gering. Da setze ich nun in die Lotterie, um mir zu helfen. Man muß doch etwas versuchen. Bisher fehlte es mir nur an guten Nummern. Ich suchte überall nach den rechten, traf aber immer nur nebenan; ich setze 76, und 77 kommt heraus. Hören Sie mich geduldig an, wenn es Ihnen beliebt; ich komme zur Sache. Sehen Sie, jezt zeigt sich eine gute Gelegenheit. Um Vergebung, armer Sünder, heute ist Ihr Tag. Nun ist es eine ausgemachte Sache, daß die Todten, welche auf diese Art haben sterben müssen, die Lotterienummern voraussehen. Versprechen Sie mir, daß Sie mir morgen Abend erscheinen wollen, was verschlägt es Ihnen? um mir drey Nummern, drey gute Nummern zu bringen; nicht wahr? Ich fürchte mich nicht vor den Todten, seyn Sie ruhig. Ich will Ihnen meine Adresse geben; ich bin in der Kaserne Popincourt, Treppe A, Nummer 26, hinten im Gange. Sie werden mich leicht wieder erkennen, nicht wahr? Wenn Sie wollen, kommen Sie schon diesen Abend.“

Ich hätte mir nicht die Mühe gegeben dem Einfaltspinsel zu antworten, wäre mir nicht gerade eine sinnlose Hoffnung durch den Kopf gefahren. In der verzweifelten Lage, in der ich mich befinde, ist einem bisweilen, als könne man eine eiserne Kette mit einem Haare abschnellen. „Höre mich an,“ sagte ich und spielte dabey meine Rolle,

Digitized by Google

so gut man kann, wenn man sterben soll, „ich kann Dich in der That reicher machen als der König ist, Du kannst Millionen durch mich gewinnen, unter einer Bedingung.“ Er riß die dummen Augen weit auf. „Was für eine Bedingung? was Sie wollen, mein armer Sünder.“ „Statt drey Nummern sollst Du vier haben. Wechsle die Kleider mit mir.“ „Wenn es sonst nichts ist!“ rief er und fing an seine Uniform aufzuknöpfen. Ich war vom Stuhle aufgestanden; ich gab auf alle seine Bewegungen acht, mein Herz klopfte; schon sah ich die Thüre sich öffnen vor dem Gensdarmenrock; der Platz, die Straße, der Justizpallast lagen mir im Rücken. Aber da drehte er sich mit unschlüssiger Miene um. „Aber wie? Sie wollen doch damit nicht weggehen?“ Ich sah wohl daß nichts zu machen war, doch wagte ich einen lezten Versuch, so unnütze, so toll er war. „Freylich,“ antwortete ich ihm; „aber Dein Glück ist gemacht.“ Da unterbrach er mich: „O nein! Das wäre schön, und meine Nummern! wenn sie gut seyn sollen, müssen Sie todt seyn.“ Ich sezte mich wieder, stumm, nur noch hoffnungsloser nach der eitlen Hoffnung.

*

Es ist sonderbar, daß ich beständig an den König denke; ich mag mich dagegen sträuben so viel ich will, den Kopf schütteln, dennoch sagt beständig eine Stimme in meinem Innern: Es ist da in derselben Stadt, zu derselben Stunde, und nicht weit von hier, in einem andern Pallaste, ein Mann, der auch Wache hat an allen seinen Thüren, ein Mensch, der einzig dasteht im Volke, wie Du, nur mit dem Unterschiede, daß er so hoch steht als Du tief. Sein ganzes Leben, Minute für Minute, ist nichts als Ehre, Größe, Vergnügen und Lust; alles um ihn her ist voll Liebe, Achtung, Ehrfurcht. Die lautesten Stimmen werden leise, wenn sie zu ihm reden, und die stolzesten Stirnen demüthigen sich. Sein Auge sieht nichts als Seide und Gold. Eben jezt hält er Ministerrath, und alle sind da seiner Meynung; oder denkt er etwa an die Jagd auf morgen, an den Ball diesen Abend, und überläßt andern die Sorge für seine Belustigungen? Je nun, der Mann ist Fleisch und Bein wie du! Und damit in diesem Augenblick das schreckliche Gerüste zusammenfalle, damit Dir Alles geschenkt werde, Leben, Freyheit, Wohlstand, Familie, brauchte es nichts, als daß er die sieben Buchstaben seines Namens unten auf ein Stück Papier schriebe, oder auch nur, daß sein Wagen meinem Karren begegnete; und er ist ein guter Mann, vielleicht wäre es ihm selber ganz lieb, und doch wird es nicht geschehen!

(Die Fortsezung folgt.)

Gedanken über die klassische Literatur der Alten.

Von Gustav Schwab.

(Fortsezung.)

Ich darf nach einem Beyspiele nicht weit suchen. Das oben angezogene Buch, das noch aufgeschlagen vor mir liegt, gibt mir eine der schönsten Stellen an die Hand, in der ein lebendiges, tiefes Gefühl freylich viel schlichter und unumwundener ausgesprochen ist, als es jezt geschehen würde und selbst könnte:

Lamprocles, der älteste von Sokrates Söhnen, zürnt auf seine Mutter Xantippe (die, beyläufig gesagt, erst durch die Verläumdungen einer spätern Zeit zu der Hypostase aller Herbheit gemacht worden ist, welche Feinde Ihres Geschlechtes den strengen Ehefrauen vorwerfen); er grollt ihr, weil sie ihm harte Worte gegeben, weil sie Dinge gesagt, die man für sein Leben nicht hören möchte. Sokrates, nach seiner gewohnten Methode, kehrt sich zu ihm, als hätte er von der Sache nichts bemerkt, und macht an ihn, wie aus dem Stegreife, einige allgemeine theoretische Fragen über die Undankbarkeit; der Sohn beantwortet sie unbefangen und richtig. Allmählig geht der Vater auf die Wohlthaten über, welche Kinder von den Eltern empfangen haben, „denen sie ihr Daseyn „und den Anblick so vieles Schönen, und den Genuß so „vieles Guten verdanken, das die Götter den Menschen „gewähren; ein Genuß, der uns auch so über Alles geht, „daß wir uns allgemein vor nichts mehr fürchten, als von ihm „scheiden zu müssen.“ So kommt er namentlich auf das, was das Kind der Mutter verdankt. „Die Frau muß, nach„dem sie empfangen hat, die Bürde mit Gefahr und Be„schwerden ihres eigenen Lebens tragen, dem Kinde einen „Theil ihrer eigenen Nahrung abgeben, und nachdem sie „mit vieler Mühe es ausgetragen und geboren hat, es er„nähren und pflegen, ohne vorher von ihm etwas Gutes „empfangen zu haben, und ohne daß das Kind weiß, wer „seine Wohlthäterin ist, oder zu verstehen geben kann, wo „es ihm fehlt; sie muß selbst errathen, was dem Kind gut „oder angenehm seyn kann, und lange Zeit mit der größ„ten Anstrengung, bey Tag und bey Nacht, es warten, „ohne zu wissen, welchen Dank sie dafür bekommen wird ....“ Der halsstarrige Junge ist noch nicht gerührt; er erwiedert trotzig: „Und wenn sie auch das Alles gethan hat, und „noch tausendmal mehr als dieses, so ist es doch nicht „möglich, daß ein Mensch ihren Ungestümm ertragen kann!“ Sokrates begegnet der Unart seines Sohnes vorerst nur mit seiner beliebten Ironie, mit einer schnellen Schwenkung aber wendet er sich plötzlich dem Ernste zu und spricht in liebreich strafendem Tone: „Nun, das weißt Du ja „auch, daß Deine Mutter bey Allem, was sie Dir sagt, „es nie böse meynt, sondern sogar Dir alles mögliche Gute

Digitized by Google

„wünscht, wie keinem andern; und dennoch kannst Du auf „sie zürnen? oder glaubst Du wirklich, die Mutter meyne „es böse mit Dir?“ — Lampr. „Ach nein, das gerade „meyne ich nicht!“ — Socr. „Und diese Mutter, die es „so gut mit Dir meynt, und in Deinen Krankheiten alles „Mögliche thut, damit Du wieder gesund werdest und „Dir ja kein Bedürfniß abgehe, die noch überdieß alles „Gute für Dich von den Göttern erfleht und ihre Gelübde erfüllt, diese Mutter soll unausstehlich seyn? in „der That, wenn Du eine solche Mutter nicht ertragen „kannst, so mußt Du das Gute nicht ertragen können!“

Mir ist es, als ob solche Stellen allen Müttern das Herz bewegen müßten. Es ist freylich nichts Neues, was hier gesagt wird, war auch vor mehr als zwey Jahrtausenden, als es niedergeschrieben ward, nicht neu. Aber es ist so wahr, so ganz aus dem Mutterherzen entlehnt, so gültig in allen Worten, so lang es Menschen gibt! Wo ist ein einsames Kämmerlein mit einer Wiege, bey der die Mutter wacht; wo eine Kinderstube mit wilden, unbändigen Knaben, in denen diese Gefühle und Gedanken nicht schon eingekehrt wären? Solche Schätze des unmittelbaren Gefühls bietet euch das Alterthum, ihr Frauen! Gewiß, keine Bildung, keine Lektüre, keine Kurzweil des geselligen Lebens hat euern Geist für solche Gefühle unempfindlich machen können. Die unmittelbarsten Regungen des menschlichen Herzens haben noch immer auch neben der stets wachsenden Schaar verfeinerter Gefühle Platz, ja sie nehmen je in der edelsten Brust auch jetzt noch die erste Stelle ein.

Meine Leserinnen sehen, was ich ihnen für ihr sittliches Bedürfniß aus den Alten verspreche. Auch ihr religiöses wird nicht leer ausgehen; nur ist hier nicht jener schnelle, sich von selbst darbietende Genuß zu erwarten: die Schriften des klassischen Alterthums werden vielmehr hier nur negativ wirken, wie eine heilsame, ja vielleicht schmerzhafte Kur.

Die unermeßlichen Wohlthaten des Christenthums werden, je länger sie die Menschheit genießt, desto häufiger von denjenigen, welche dieselben zu bezweifeln sich nie in den Sinn kommen lassen, mit einer gewissen Gedankenlosigkeit hingenommen, welche die Wirksamkeit derselben auf unsern innern Menschen geradezu aufhebt. So vegetirt auch der Glaube an die Unsterblichkeit in unzähligen Gemüthern mehr als eine blinde Tradition, denn als eine lebendige Hoffnung. Wir denken an die Ewigkeit nicht im Gegensatze mit der Zeit; wir hoffen in ihr nicht ein Aufhören, sondern eine Fortsetzung unserer irdischen Nichtigkeit; wir verstehen unter dem gepriesenen Wiedersehen, das ein sentimentales Echo aus hundert Erbauungsschriften uns unaufhörlich zuruft, ein Wiederfinden nicht blos der Hunderte, mit welchen uns die unwesentlichsten Bande, der Zufall, die Lust, der gemeinsame Leichtsinn zusammengekoppelt haben, sondern auch noch dazu ein Wiederfinden aller Werkzeuge der geselligen Unterhaltung und der Freude, die uns dieses Leben diesseits halb sinnlich, halb geistig gefristet haben. Auf solche Weise verliert jener Glaube seinen erhebenden und reinigenden Einfluß auf unser Herz, er macht nicht mehr, daß wir uns freuen, als die sich nicht freueten, und trauern, als die da nicht trauerten; sondern wir freuen uns, als sollten wir uns ewig so freuen, und bricht eine Trauer über uns ein, so trösten wir uns mit der ewigen Freude in jener Welt, wo es nach der gewöhnlichen Vorstellung nicht viel übersinnlicher hergeht, als in Muhameds Paradies. Wir alle, glaube ich, müssen uns gegen diese Täuschung, in die wir uns so gerne einwiegen, ernstlich wehren. Ich wüßte aber nichts, das sie so schnell und gänzlich zerstörte, als ein Blick auf den Glauben der weisesten Menschen in den alten Jahrhunderten.

Daß in den Mysterien ein reiner Glaube an den einen, wahren Gott und an die Unsterblichkeit überliefert wurde, beweisen uns aus ihren Forschungen die Gelehrten. Aber diese dunkeln Spuren in den Alten selbst aufzusuchen, kann nicht das Geschäft derjenigen seyn, die nur die Blüthen der klassischen Literatur zu pflücken, und nicht nach den Wurzeln zu graben berufen sind. Die Frauen sind mithin auch hier wiederum nur an die offenliegenden Meynungen der einzelnen alten Autoren gewiesen. Und was finden sie hier? bey der Menge und ihrem Widerhalle, den Volksdichtern, die trübselige Vorstellung eines wesen- und farblosen Schattenlebens im Hades, abwechselnd mit dem dürr hingestellten Gedanken an Rückkehr auf den Boden, dem wir entsprossen sind, an absolute Vernichtung des Geistes. Und diese Meynung theilten selbst nicht wenige der alten Weltweisen. Die Edelsten aber sind freylich anderer Meynung, oder vielmehr andern Wunsches. Sie haben jene brennende Sehnsucht nach der Fortdauer ihres Geistes, den gerade sie so mächtig in sich fühlen, dessen Existenz sich ihnen jeden Augenblick als eine göttliche kund gibt. Aber jene Sehnsucht bleibt durch die Nachforschungen ihrer Vernunft immer nur halb gestillt; ein Schleyer hängt selbst vor diesen edelsten Gemüthern; was sie dadurch erblicken, sie wissen nicht recht, ist es der Glanz des ewigen Lebens, oder sind es die Nachtschatten des ewigen Todes. Oft nach den klarsten Momenten der Ueberzeugung kehrt der Zweifel wie eine zurückgedrängte Welle wieder und reißt sie von dem Damme der Hoffnung den sie sich gebaut, in das unendliche Meer der Trostlosigkeit. Wie rührend gestehen sie es dann, daß sie keinen Anker des Trostes haben, oder wie suchen sie diesen Trost nur in der gänzlichen

Vernichtung selbst, die kein Gefühl, also auch kein Unglück übrig läßt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Auf einem der Melodramentheater hat man einen Galeerensklaven zum Helden des Stückes gemacht. Dieß hat ein anderes Theater bewogen, etwas Aehnliches darzustellen, nämlich den berüchtigten Schinderhannes zum Helden eines Melodrams zu machen; nach französischer Schreibart heißt dieser Bösewicht Schindéranes, was ich zur Vermeidung eines historischen Irrthums bemerke. Da die Theaterfachen in Paris zu manchen possierlichen Streitigkeiten und Prozessen Anlaß geben, so muß ich auch im Vorbeygehen einiger derselben erwähnen. Es vergeht fast keine Woche ohne einen Theaterprozeß vor dem Handels- oder vor dem Polizeygerichte. Ein Hauptschauspieler des Nouveautéstheaters, Namens Philippe, weigerte sich neulich, eine Rolle in einem neuen Stücke: „Jonas im Wallfische," zu übernehmen, was die Zeitungen komisch genug so ankündigten, als ob sich Philippe geweigert habe, sich vom Wallfische verschlingen zu lassen, weil ihm bange gewesen, er möchte im Bauche des Fisches ersticken. Der Grund aber war, daß ihm die zugedachte Rolle seines Talentes unwürdig schien. Nun stand aber in seinem Vertrage mit der Theaterdirektion, daß er alle diejenigen Rollen übernehmen wolle, die ihm der Direktor zuertheilen werde. Gegen diese Worte war nichts einzuwenden; also ließ ihm das Handelsgericht, als kompetente Behörde zur Entscheidung über Geldverträge, kein anderes Mittel übrig, als sich mit dem Wallfische zu vertragen oder 10,000 Franken zu zahlen. Vermuthlich wird er sich lieber verschlingen lassen, als eine so starke Buße dem Direktor zum Verschlingen geben, denn auch für ihn, den Zahlenden, würde sie hart zu verdauen seyn. Am Vaudevilletheater war ein Aufruhr unter den Choristinnen, für welche der Direktor die im Theaterreglement bestehenden Geldbußen wegen Versäumniß verdoppelt hatte, ohne zu gleicher Zeit ihren Sold zu erhöhen. An einem Abende, da das Schauspiel beginnen sollte, waren keine Choristinnen zu erblicken, weil sie sich unter einander verschworen hatten, nicht eher wieder zu erscheinen, als bis der Direktor entweder ihren Gehalt erhöht, oder die Geldbußen vermindert haben würde. Der Direktor ließ sie vor das Polizeygericht ziehen und war grausam genug, die Anwendung der Strafgesetze wegen Zusammenrottung der Handwerker auf die widerspenstigen Mädchen zu verlangen. Dieß war ungereimt; denn was haben die armen Choristinnen mit den Handwerkern einer Manufaktur gemein? und sollten die Mädchen wegen übler Laune mit harter Gefängnißstrafe gezüchtigt werden? Das Gericht war so billig und erkannte, daß die im Strafgesetzbuche enthaltenen Verfügungen wegen Zusammenrottung der Handwerker auf die Statistinnen eines Theaters nicht angewendet werden könnten, und sprach die armen Kinder daher frey, zur großen Zufriedenheit des Publikums, das ungern die Schwächern der Macht des Stärkern unterliegen sieht. — Die italienische Oper hat nun auch ihre Sontag wieder; sie ist unter lautem Jubel der Dilettanti und Fanatici wieder aufgetreten; die Journale thaten etwas geheim, indem sie bemerkten, sie wollten die Ursache ihrer langen Abwesenheit nicht ausforschen oder nicht laut werden lassen; eine Zeitung äußerte sogar, das Boudoir einer Schauspielerin müsse vor den Augen des Publikums verschlossen bleiben, wie das Haus jedweden Bürgers; allein dergleichen-Aeußerungen machten nur das Publikum noch aufmerksamer auf die Ursachen des so langen Verschwindens der lieblichen Sängerin; der Constitutionnel wollte bemerkt haben, daß das zart-jungfräuliche an dem Gesange der lieblichen Deutschen nunmehr verschwunden, und dagegen etwas Bestimmteres und Zuversichtlicheres an die Stelle getreten sey. Als die künstlichen Töne wie Fibten- und Saitenspiel wieder erklangen, welche sonst das Publikum entzückt hatten, so war auch dießmal des Beyfallrufens und Klatschens kein Ende. Indeß fanden doch die wahren Musikkenner den Sontag'schen Gesang allzu verbrämt und meynten, Rossini verziere die Hauptrollen in seinen Opern schon so sehr, daß eine Sängerin nicht nöthig habe, seine Arien mit Schnörkeln zu überladen, besonders wenn dergleichen Verzierungen zuweilen etwas geschmacklos ausfielen. Ueberhaupt aber wurde Mlle. Sontag in den Tagesblättern sehr glimpflich behandelt; als sie das zweytemal wieder auftrat, ließ sie, wohl berathen, manche Schnörkel ihres Gesanges weg und gefiel weit besser; indessen warf man ihr noch immer Mangel an Ausdruck und Gefühl vor und erhob die Pasta, die man die Diva Pasta nennt, in dieser Hinsicht weit über die kunstvolle Deutsche, die aber doch immerhin eine merkwürdige Erscheinung auf der Singbühne ist und bleibt. Seitdem ist sie abermals wegen vorgeblicher Unpäßlichkeit verschwunden; jedoch wird eine Benefizvorstellung angekündigt, worin sie wieder auftreten soll. Bey ihrer lezten Erscheinung erinnerte ein Pariser Tagblatt arglistig genug an die Geschichte ihres Falles über einen Pfirsichstein, welche ihr deutscher Arzt damals durch die Zeitungen zu verbreiten gesucht, und worüber man nicht wenig gelacht hatte. Man rieth ihr, sich künftighin hübsch vor den gefährlichen Pfirsichsteinen in Acht zu nehmen, die sie und uns um ihren lieblichen Gesang bringen könnten.

D g.

Auflösung des Räthsels in Nro. 51:
Nadel und Fingerhut.

Charade.

Von drey Sylben.

Einst war das goldne Ganze schier
Der beyden Ersten beste Zier,
Der Herren, die im Sturmeswind
Der Zeiten fast verschwunden sind.
Jezt ist das Dritte oft und viel
Nicht Werkzeug mehr, nur Kinderspiel;
Es macht der Geck bey jedem Schritt
Ein wichtiges Geräusch damit.
Das Ganze ward durch Zauberspruch
Ein Kräutlein sonder Wohlgeruch;
Sieh, wie's am dürren Raine steht,
Als Unkraut in dem Korne weht!

A. B.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 58.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. März 1829.

O wie taumelt
Hier die Vernunft! welch Wunder ist der Mensch
Dem Menschen! Traurig im Triumphe! freudig
Und bangend! jezt entzücket, jezt entsezt!

Young.
(Nachtgedanken.)

Gedanken über die klassische Literatur der Alten.

Von Gustav Schwab.

(Fortsezung.)

Hören Sie vier der herrlichsten Stimmen des Alterthums, aus einem Zeitraume von sechs Jahrhunderten. Eine lautet genau wie die andere.

Was legt Plato, der in seinem Dialoge Phädon den sterbenden Sokrates so beredt die Sache der Unsterblichkeit führen, der ihn in seinem Gorgias Himmel und Hölle mit solcher Zuversicht ausmalen läßt, demselben Weisen vor seinen Richtern, die ihn eben zum Schierlingsbecher verurtheilt haben, in den Mund?

„Eins von beyden," spricht er, „muß das Sterben „seyn, entweder, es ist ganz gleich dem Nichtseyn und „der Gestorbene hat keine Empfindung mehr, von gar „nichts; oder aber, es ist, nach der Sage, nur eine Ver„wandlung, nur ein Auszug der Seele aus diesem irdi„schen Aufenthalt in einen andern. Wenn nun im Tode „gar keine Empfindung ist, sondern wenn er ist wie ein „Schlaf, wo einer schlummernd selbst nicht einmal ein „Traumbild sieht, so wäre der Tod wohl ein wunderbarer „Gewinn. Ich wenigstens meyne, wenn einer, die Nacht „herauslesend, in welcher er so entschlummert ist, daß „er selbst keine Träume sah, und mit dieser Nacht alle „andern Nächte und Tage seines Lebens zusammenhaltend, „nach gehöriger Ueberlegung sagen sollte, welche Tage und „Nächte in seinem ganzen Leben er angenehmer zugebracht „als diese Nacht: ich glaube, nicht nur ein Privatmann, „sondern der große (Perser-) König selbst würde die Nächte, „die er so hingebracht, gegenüber von den andern Tagen „und Nächten, gar leicht zusammenzählen können. Wenn „nun so etwas der Tod ist, so nenne ich wenigstens ihn „einen Gewinn. Denn auf solche Weise wäre die Ewig„keit nichts mehr als eine einzige Nacht. Wenn hinge„gen der Tod nur eine Auswanderung von hier an einen „andern Ort ist, und wenn die Sagen wahr sind, daß „alle Gestorbenen dort sind, wie könnte es ein größeres „Gut geben, ihr Richter, als dieses? —"

So läßt denjenigen Philosophen, der unter allen die reinsten Begriffe von der Gottheit und die würdigste Ansicht von der menschlichen Seele hatte, sein geistigster Schüler an der Schwelle des Grabes sprechen. Und haben die folgenden Zeiten kein helleres Licht angesteckt, oder wandelte immer noch die Verzweiflung, die sich mit dem Nichts tröstet, neben der Hoffnung einher, die das Leben predigt?

Es spreche, nach vierthalb Jahrhunderten, Cicero, der sorgfältigste Forscher in allen Annalen griechischer Weisheit, der Anhänger der ernstesten Philosophie seiner Zeit: „Wenn jener lezte Tag nicht Vertilgung, sondern „nur Veränderung des Orts bringt: was gibt es Wün„schenswertheres? wenn er aber zerstört und alles vernich„tet, was ist besser als mitten in des Lebens Mühselig„keiten einzuschlafen, und so die Augen schließend, in „ewige Betäubung hinüberzuschlummern? .... Wenn

„Umstände eintreten, welche einen göttlichen Wink, daß „wir das Leben verlassen sollen, zu enthalten scheinen, wol„len wir freudig und dankbar gehorchen und glauben, daß „wir aus einem Gefängniß entlassen und von Banden be„freit werden, um entweder in die ewige, uns eigen„thümliche Wohnung zurückzukehren, oder um mit dem „Gefühle zugleich auch der Mühseligkeit entbunden zu „werden. Wird uns aber kein Wink zu Theil, so sey „doch unsere Gesinnung eine solche, daß wir jenen Tag „furchtbar für andere, für uns glücklich achten; und daß „wir nichts unter die Uebel rechnen, was von den unsterb„lichen Göttern, oder von der allgemeinen Mutter Natur „festgesezt ist. Denn nicht durchs blinde Ungefähr, nicht „durch den Zufall sind wir zum Daseyn gekommen; sondern „wahrhaftig, es war eine Grundkraft, welche für das „Menschengeschlecht sorgen wollte, welche nichts schaffen „und erhalten konnte, was, wenn es alle Mühseligkeiten „erschöpft hätte, dann in des Todes ewig dauerndes Uebel „versänke. Ein Port vielmehr ist uns bereitet und ein „Zufluchtsort; dieß sey unsere Ueberzeugung! O daß mit „ausgespannten Segeln dorthin einzufahren vergönnt wäre! „Werden wir aber durch entgegenwehende Winde zurück„geworfen, müssen wir doch eben dahin, wenn auch etwas „später, wieder geführt werden. Was aber allen un„vermeidlich ist, kann es ein Unglück für den „Einzelnen seyn?“

Immer heller flackert in dieser Stelle der Docht der Hoffnung auf, aber nur, um in der lezten Zeile desto unerwarteter plözlich zu erlöschen.

Ueber hundert Jahre gehen vorüber: die ernste Schule, welcher Cicero, wenigstens in vielen Stücken huldigte, gewinnt immer mehr Anhänger. Alles was in einer verzweifelten Zeit noch philosophirt, wirft den stoischen Mantel um und hüllt sich in seine Tugend. Nun, und was sagt Plutarch, der treue Sammler aller edleren Meynungen? hat er etwas anderes finden können, als Plato und Cicero?

„Wann je,“ spricht er, *) „war in uns selbst nicht „der Tod? es ist, wie Heraclit sagt, dasselbe lebend und „todt, wachend und schlafend, jung und alt; denn dieses geht „in jenes über, und wieder umgekehrt jenes in dieses. Wie „man aus demselben Thone Gestalten bilden und zusammen„werfen, und dieß abwechselnd ohne Aufhören thun kann, so „schuf auch die Natur aus derselben Materie einst unsere „Vorfahren, dann brachte sie nach diesen unsere Vä„ter hervor, dann uns, und so wird sie in der Folge „andere nach andern entwickeln. Und dieser Strom des „Werdens fließt in einem fort, und wird nie stille stehen, „so wie der ihm entgegengesezte Strom der Vernichtung, „Acheron oder Cocytus, wie ihn die Dichter nennen....“

*) Trostschrift an Apollonius.

Erst nach dieser hoffnungslosen Aeußerung wendet sich Plutarch zu den Ansichten und schwankenden Hoffnungen Platos.

Plutarch stirbt *) und Marc Aurel, der Stoiker auf dem Throne, wird geboren **). Längst scheint die Sonne der Wahrheit dem kleinen Häuflein, das dieser Philosoph nur verächtlich die eigensinnigen Galiläer nennt. Von ihm hingegen, was hören wir anderes über den Tod, als das alte Lied?

„Wer den Tod fürchtet, fürchtet entweder die Em„pfindungslosigkeit, oder eine andere Gattung von Em„pfindung. Allein verlierst Du die Empfindung, so wirst „Du auch kein Uebel mehr empfinden; erlangst Du eine „andere Gattung von Empfindung, so wirst Du ein an„deres Geschöpf seyn, Du wirst nicht aufhören zu le„ben ***)!“

Noch entschiedener und verzweifelter sagt er anderswo: „Des menschlichen Lebens Zeit ist ein Punkt; das Wesen „des Menschen ist dahinfließend; das Gefühl ist dunkel; das „Gefüge seines Leibes der Fäulniß unterworfen; seine „Seele ist ein irres Ding; sein Geschick etwas schwer zu „Errathendes, sein Ruf etwas Unentscheidbares. Mit „einem Wort: Alles, was den Leib angeht, ist ein Strom, „was die Seele, ein Traum und ein Rauch.“

Vielleicht wissen mir die Frauen wenig Dank, daß ich sie in diese Labyrinthe des Zweifels eingeführt habe. Mir däucht aber doch, auch diese Seite des Alterthums kennen zu lernen, dürfe sie nicht gereuen. Sie sehen freylich daraus, wie schwer es dem menschlichen Geiste wird, mit eigenen Mitteln auch nur bis zum Glauben an seine Ewigkeit vorzudringen; eine Unsterblichkeit mit Rückerinnerung, ein Wiedersehen seiner Geliebten schien den Alten insgesammt fast eine Unmöglichkeit. Vor diesen zweifelnden, ernsten Augen der alten Heiden steigt keiner jener lachenden Träume auf, mit welchen unsere gedankenlose Phantasie sich das Jenseits jezt so bequem ausmalt. Auch wir werden, je länger und ernstlicher wir uns mit solchen Gedanken beschäftigen, allmählich vielen sinnlichen Träumen entsagen müssen. Aber um so fester werden wir uns an die allgemeine Hoffnung halten, die wir aus der Quelle göttlicher Wahrheit, aus dem Munde desjenigen schöpfen, der das Bewußtseyn seiner überweltlichen Existenz, der das Gefühl der Unsterblichkeit, wie kein Sterblicher, besaß, und diesen festen Glauben allen seinen Aussprüchen gleichsam einzuhauchen wußte. Was sind jene Hoffnungen Plato's und Cicero's gegen Worte des Lebens, wie folgende: „Vater, ich will, daß, wo ich „bin, auch die bey mir seyen, die du mir gegeben hast,

*) Ums Jahr 120 nach Chr.
**) Ums Jahr 131 nach Chr.
***) Antonins Selbstbetrachtungen.

Digitized by Google

„daß sie meine Herrlichkeit sehen —“ und: „Ich bin die „Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der „wird leben, ob er gleich stürbe.“ Solche Worte siegen über die Zweifel der Philosophie ebensowohl, als sie alle unziemlichen Vorstellungen, alle schwächlichen Anthropomorphismen verscheuchen. Sie sind es, welche allein zu dem Ausrufe zu begeistern vermögen: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?

(Der Beschluß folgt.)

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

(Fortsetzung.)

Ich hatte geschlafen, es war mein lezter Schlummer; ich erwachte aus einem gräßlichen Traume, zitternd, mit kaltem Schweiß bedeckt. Der gute Geistliche saß unten an meinem Bette und las Gebete. Ich fragte ihn, ob ich lange geschlafen habe. „Mein Sohn,“ sagte er, „Sie haben eine Stunde lang geschlafen. Man hat Ihr Kind gebracht; es ist hier neben an im Zimmer und wartet. Ich wollte Sie nicht wecken lassen.“ „O,“ schrie ich, „meine Tochter! Man bringe mir meine Tochter!“

Sie ist frisch, sie ist rosig, sie hat große Augen, sie ist schön! Man hat ihr ein Kleidchen angezogen, das ihr gar gut steht. Ich nahm sie, ich hob sie empor in meinen Armen, ich sezte sie auf meine Knie, ich küßte sie auf das Haupt. Warum ist ihre Mutter nicht gekommen? Ihre Mutter ist krank; ihre Großmutter auch. Wohl! Sie sah mich erstaunt an. Ich liebkoßte sie, umarmte sie, verschlang sie mit Küssen, und sie ließ es geschehen; aber von Zeit zu Zeit sah sie unruhig nach ihrem Kindermädchen, das in der Ecke weinte. Endlich war ich im Stande zu sprechen; „Maria!“ sagte ich, „meine kleine Maria!“ Ich drückte sie heftig an meine, von Schluchzen schwellende Brust; sie schrie; „O Herr, Sie thun mir wehe,“ sagte sie. Herr! es ist beynahe ein Jahr, daß sie mich nicht gesehen hat, das arme Kind. Sie hat mich vergessen, mein Gesicht, meine Stimme; wer würde mich aber auch erkennen mit dem Barte, in den Kleidern da, und so bleich? Wie? bin ich ausgethan in diesem Gedächtnisse, in dem einzigen, in dem ich hätte leben mögen! Wie? schon bin ich nicht mehr Vater! schon verurtheilt, das Wort nicht mehr zu hören, das Wort aus der Kindersprache, ein Wort, so zart, daß man es in der Männersprache nicht mehr beybehält: Papa!

Und doch, es zu hören aus diesem Munde, noch ein Mal, ein einziges Mal, das ist alles, was ich für die vierzig Jahre verlangt hätte, die man mir am Leben nimmt. „Höre, Maria,“ sagte ich zu ihr und faltete ihre beyden Händchen in meine Hände, „kennst Du mich nicht?“ Sie sah mich an mit ihren schönen Augen und antwortete: „Gewiß nicht!“ „Sieh mich wohl an,“ wiederholte ich. „Wie? Du weißt nicht, wer ich bin?“ „Ja,“ sagte sie, „ein Herr.“

Ach! nur ein einziges Wesen lieben auf der ganzen Welt, es lieben mit Deiner ganzen Seele, und es da vor Dir haben, wie es Dich ansieht, mit Dir redet, Dir antwortet, und Dich doch nicht kennt! Nur bey ihm suchst Du Trost, und es ganz allein weiß nicht, daß Du des Trostes bedarfst, weil Du sterben sollst!

„Maria,“ fing ich wieder an, „hast Du einen Papa?“ — „Ja, Herr,“ sagte das Kind. — „Je nun, wo ist er?“ — Sie riß die großen Augen staunend auf. — „Ach, Sie wissen es nicht? er ist todt.“ — Sie schrie, ich hatte sie beynahe fallen lassen.

„Todt!“ sagte ich, „Maria, weißt Du, was das heißt, todt seyn?“ — „Ja, Herr,“ antwortete sie, „er ist in der Erde und im Himmel.“ Und nun fuhr sie von selbst fort: „Ich bitte den lieben Gott für ihn, Morgens und Abends, auf dem Schooße von Mama.“ — Ich küßte sie auf die Stirne. — „Maria, sag' mir Dein Gebet her.“ — „Ich darf nicht, Herr. Ein Gebet, das sagt man nicht bey Tage. Kommen Sie diesen Abend zu mir nach Hause, da will ich es hersagen.“ — Ich hatte genug; ich unterbrach sie: „Maria, ich bin Dein Vater.“ — „Ey!“ sagte sie. — Ich fuhr fort: „Soll ich Dein Papa seyn?“ — Das Kind sah auf die Seite. — „Nein, mein Papa war viel schöner.“

Ich küßte sie unzählige Mal und benezte sie mit meinen Thränen. Sie wollte sich mir entwinden; ich hatte ihr wehe gethan. Nun sezte ich sie wieder auf meine Knie, drückte sie sanft an meine Augen und fragte: „Maria, kannst Du lesen?“ — „Ja, ich kann es. Mama zeigt mir die Buchstaben.“ — Sie hatte in einem ihrer Händchen ein zerknittertes Papier. — „Laß sehen, ob Du lesen kannst.“ — Sie schüttelte ihr niedliches Köpfchen: „Ach, ich kann nur Fabeln lesen.“ — „Versuche es wenigstens, zeige es mir, lies.“ — Sie legte das Papier auseinander und fing an mit dem Finger zu buchstabiren: Urtheil. — Ich riß es ihr aus den Händen. Es war mein Todesurtheil, das sie mir vorlas. Ihr Kindermädchen hatte es für einen Sou gekauft; mich kam es theurer zu stehen. Was ich fühlte, läßt sich nicht ausdrücken. Meine Erschütterung hatte sie erschreckt; beynahe hatte sie geweint. Plötzlich sagte sie: „Geben Sie mir doch mein Papier wieder; es ist zum Spielen.“

Ich gab sie ihrem Kindermädchen wieder und ließ sie wegführen. Ich fiel auf meinen Stuhl nieder, düster, verlassen, in Verzweiflung. Jezt sollten sie kommen; ich bange an nichts mehr; die lezte Fiber meines Herzens ist zerrissen. Ich bin reif für das, was sie zu thun haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber den Einfluß der sogenannten Hoftrauer.*)

Die Fabrikanten und Kaufleute von Putzwaaren hielten Ende Novembers eine Versammlung zu London, in welcher sie beschlossen, Se. Majestät ehrfurchtsvoll zu bitten, die Dauer der künftigen Hoftrauern allergnädigst zu beschränken, indem, wie sie beweisen können, eine einzige Hoftrauer von der jetzt gewöhnlichen Dauer wenigstens 160,000 Arbeiter in England um ihr tägliches Brod bringt. Sie halten sich für überzeugt, daß Se. Majestät von dem ungeheueren Unglücke, das eine solche Hoftrauer über viele tausend arme Familien aus der ärmeren arbeitenden Klasse bringt, durch Ihre Minister nie in Kenntniß gesetzt wurde, und daß Allerhöchstdieselben nie zugeben werden, in christlichen Zeiten Menschenopfer zur Leichenfeyer der Großen durch Hungertod fallen zu sehen, wie es im Heidenthume durch Feuer und Schwert geschah, und bey den Neger-Caziken noch geschieht. Eine solche Hoftrauer kostet nicht blos das Leben der armen Arbeiter und ihrer Weiber und Kinder, die während derselben buchstäblich verhungern, sondern auch die Kapitalien der Kapitalisten, die der Staat so oft in Anspruch nehmen muß.

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Zweytes Heft.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Das London Weekly Review, welches seinen neuen Charakter fortwährend behauptet, enthält in dem Stücke vom 7. Februar die Beschreibung eines lächerlichen Auftrittes in der Medico Botanical-Gesellschaft; an einem Abende wurden in derselben ohne alle Vorbereitung, auf eine und dieselbe Weise, durch Aufheben der Hände, Don Zea Bermudez, der spanische Gesandte, ein Untersekretär des Ministeriums der Kolonien, zwey Wundärzte ohne Namen und Rang und JJ. MM. die Könige von Dänemark und den Niederlanden zu Mitgliedern aufgenommen.

Ich habe schon in meinem letzten Briefe des vor Kurzem erschienenen Tagebuchs des Kapitäns Clapperton erwähnt. Ich theile einige Betrachtungen, wozu das Buch Anlaß gibt, so wie ein Paar Notizen daraus mit. Die Furcht der afrikanischen Fürsten vor europäischer Ländergier scheint unter Mahomedanern und Heiden gleich groß zu seyn, und aus allen Erfahrungen ist es klar, daß die europäischen Sklavenhändler sich Mühe gegeben haben, die Absichten der Engländer bey ihren wiederholten Versuchen, ins Innere von Afrika zu dringen, verdächtig zu machen. Obgleich nur noch 30 englische Meilen von dem Quorra entfernt, konnte Clapperton doch niemals die Erlaubniß vom Könige von Yourriba erhalten, diesen Fluß zu besuchen, und wo er sich über den Lauf dieses Flusses erkundigte, wich man der Antwort aus. Sultan Bello, der ihn auf seiner vorigen Reise so freundschaftlich behandelt, wollte ihn jetzt durchaus nicht nach Bornou reisen lassen, und bemächtigte sich sogar des Briefes und der Geschenke, welche Clapperton dem Scheikh jenes Gebietes vom Könige von England bringen sollte. Dieses unrechtliche Betragen findet zwar einige Entschuldigung in dem Umstand, daß Bello eben mit dem Scheikh in Krieg verwickelt war, hatte aber doch seinen Hauptgrund in der Nachricht, die man ihm von der Küste her zugesandt, daß die Engländer als Spione kämen. Man kann sich sogar des Verdachts nicht erwehren, daß der Sultan Absichten gegen Clappertons Leben gehegt, deren Ausführung nur durch seinen natürlichen Tod verhindert wurden. Laing wurde offenbar auf Anstiften des Sultans von Massina ermordet. Lander, Clappertons Bedienter, mußte nach dem Tode seines Herrn auf seiner Rückreise zu Badagry auf Anstiften portugiesischer Kaufleute einen Fetischtrank verschlucken, vor dessen giftiger Wirkung ihn nur seine Geistesgegenwart schützte. Doch erfuhr dieser Mensch auf seinem ganzen Wege zwischen Kano und Badagry überall die freundschaftlichste Behandlung, obgleich er keine Geschenke zu machen hatte. Aus Allem geht hervor, daß mittelst der Niederlassung auf Fernando Po sich in kurzer Zeit ein thätiger Verkehr nicht nur mit den Völkern um die Bucht von Benin her, sondern auch mit dem Innern bilden kann, und trotz der Gefahren und Schwierigkeiten möchte schon jetzt ein einzeln als Handelsmann reisender Mann leicht nach Bornou kommen, und endlich das Räthsel von dem Laufe des Quorra oder Cowarra, und ob dieser und der in den Tschadsee fallende Jolliba wirklich ein und derselbe Fluß ist, lösen können. Funda, wovon Bello zu Clapperton in seiner ersten Reise gesprochen, liegt, wie man jetzt gewiß weiß, nicht an dem Meere, sondern in der Gegend, wo der Quorra sich gegen Osten wenden soll. Ueber Mungo Park hat Clapperton und später sein Bedienter mancherley Berichte eingezogen, und es ist jetzt außer allem Zweifel, daß er, mit einem doppelten Canoe den Quorra herunter fahrend, bey Boussa das Leben verlor. Allem Anscheine nach griffen ihn die dortigen Bewohner nur deßwegen feindlich an, weil sie ihn mit seinen Paar Leuten für den Vortrab der Fellatah's ansahen, von denen sie damals einen Einfall erwarteten; sonst ist es kaum erklärbar, wie in 20 Jahren Fürst und Volk so freundlich gegen Europäer werden konnten, als Clapperton sie gefunden, man schriebe denn diese Sinnesänderung der Furcht zu. Bald nach Parks Ermordung und der Plünderung seiner Fahrzeuge soll zu Boussa eine tödtliche Seuche ausgebrochen seyn, welche besonders diejenigen wegraffte, die zu seinem Tode mit beygetragen oder von den in den Booten gefundenen Lebensmitteln gekostet hatten, weßwegen die Uebriggebliebenen die Pest als eine Strafe des Gottes der Weißen betrachteten, alle Habseligkeiten derselben in eine Hütte brachten und verbrannten. Auch soll es unter den Völkern des innern Afrika zum Sprüchwort geworden seyn: „Schädigt keinen Christen, sonst werdet ihr wie das Volk von Boussa sterben." Es sollen sich noch hier und dort Bücher und Journale von dem berühmten Reisenden befinden, die man zum Theil wieder zu bekommen hofft; ja man hält es sogar für wahrscheinlich, daß der Konsul von Tripoli einen Theil von Mungo Parks Papieren erhalten dürfte. Das Land von der Küste bis nach Saccator ist überall blühend und meistentheils stark bevölkert; die Dörfer stehen oft ganz dicht bey einander; die Städte sind zahlreich und enthalten zum Theil über 30 bis 40,000 Einwohner. Das Volk war meistentheils ehrlich und gutmüthig, aber fast überall sehr dem Trunke ergeben. Unter den Heiden herrscht, wie unter den Mahomedanern, die Vielweiberey und ihre Fürsten haben oft Tausende von Weibern, ja mehr, als sie selbst wissen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. März 1829.

Was geschehn ist, sey vergeben,
Laß das neue schöne Leben
Und der Lieb' und Eintracht weihn!

Karol. Pichler.

Romanzen von Georg Rapp.

Der Markgraf.

Er birgt sich in der Ahnenhalle
Mit seiner Schwermuth dunkler Macht.
Wohl mühen sich die Diener alle,
Sie hellen nimmer seine Nacht.
Er heißet seine Jäger rasten,
Verstummen ihren Hörnerton;
Die liebsten Gäste läßt er fasten,
Und Koch und Schenke läuft davon.

Selbst seines Hofes Schalk und Narren
Betrog sein Harm um allen Witz:
„Ihr habt genug am eignen Sparren,
„Lebt wohl, ich laß Euch meinen Sitz!"
Sein Pater kriechet aus der Zelle,
Bekreuzt ihn sehr, beschwört ihn hoch.
Den weißt er grämlich nach der Schwelle:
„Geh Mäuslein in dein Mäuseloch!"

Er schauet düster aus dem Erker,
Da ihn die feile Schaar verließ:
„O Gottes Welt, du bist mein Kerker,
„Und wärest sonst mein Paradies!
„Du Vater Rhein im Sonnenfunkeln,
„Mein blühend Reich in Glanz und Duft,
„Du ewig grünes Waldesdunkeln,
„Wo weilt, die meine Reue ruft?"

„Sonst sah ich euch in ihren Armen,
„Und hieß mich jauchzend euren Herrn;
„Da schienet ihr selbst zu erwarmen,
„Und winkter Grüße nah und fern.
„In Krieg und Ruhm und Festgelagen,
„Im eitlen Tand verwarf ich Dich!
„Ich scherzte fern bey Deinen Klagen,
„Und klage lang nun wider mich!"

„Der treusten Maid vom niedern Stande
„Wie schämte sich der irre Held!
„Nun bist Du fort und Deine Bande
„Umziehn mich in der Heimathwelt.
„Ich träume Dich in meine Seele,
„Und ruf' erwachend: flieh, ach flieh!
„Doch jede Stelle, die ich wähle,
„Sie zürnt: was kommst Du ohne Sie?"

Dieß sind des Fürsten Trauerworte;
Nun hüllt er stumm sein Angesicht.
Was klingt so fröhlich an der Pforte?
Wer steht vor ihm im Abendlicht?
Wie Engel aus den Friedensweiten
Erscheinet ihm ein Kinderpaar:
Ein Mädchen bringt das Spiel der Saiten,
Ein Knabe ihm den Becher dar.

„Man sagte uns: Du müssest trauern,
„Da! trinke Dir Vergessenheit!
„Und will sie etwas überdauern,
„Wir singen es zur Freudigkeit."
Es hat ihn wunderbar durchdrungen,
Es scheucht des Unmuths Wolken fern,
Und sinnend hält er sie umschlungen,
Ihm dämmerts ahnend wie ein Stern.

Er geht ihm auf, er leuchtet helle
Den ganzen Himmel in den Saal:
Die er beweinte, tritt zur Stelle,
Gesenket scheu den Augenstrahl.
Da stürzet er zu ihren Füßen,
Und weinend sinket sie an ihn:
„Wohl magst die Kindlein Du umschließen:
„Du bist ihr Vater! Nimm uns hin!"

Nun mögen seine Jäger reiten
Und laden gehn von Haus zu Haus,
Und Koch und Schenke sich bereiten
Zu ihres Herren Freudenschmaus.
Des Hofes lustiger Berather
Wird wider witzig und gewandt;
Aus seiner Zelle schleicht der Pater,
Und einet segnend Hand in Hand.

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

(Fortsezung.)

In einem Zimmer auf dem Stadthause.

Auf dem Stadthause — da bin ich also. Die verfluchte Fahrt ist vorüber. Da ist der Platz, und unter dem Fenster der abscheuliche Pöbel, der bellt und meiner wartet und lacht.

Umsonst wollte ich mich aufrecht erhalten, mich dagegen anstemmen, es wurde mir übel. Als ich über den Köpfen weg die beyden rothen Balken mit der schwarzen dreyeckigen Einfassung des Messers sah, wie sie da zwischen den beyden Laternen des Kars aufgeschlagen sind, wurde mir übel. Ich verlangte eine lezte Erklärung zu geben. Man hat mich hier herauf gebracht und einen königlichen Prokurator geholt. Ich warte auf ihn; damit gewinne ich wenigstens Zeit. Ich muß weiter erzählen:

Es schlug drey Uhr, man meldete mir, es sey Zeit. Ich zitterte, als ob ich an etwas anderes gedacht hätte seit sechs Stunden, seit sechs Wochen, seit sechs Monaten. Es fiel mir auf als etwas Unerwartetes: Ich mußte durch ihre Corridore, ihre Treppen hinunter. Sie trieben mich zu ebener Erde in einen düstern, engen Saal, wo man bey dem Regen und Nebel nicht recht sah. In der Mitte stand ein Stuhl; sie sagten mir, ich solle mich setzen; ich sezte mich nieder. An der Thüre und längs der Wand standen einige Personen, der Priester, die Gensdarmen, und dann noch drey Männer. Der erste, größer und älter, war wohlbeleibt und hatte ein rothes Gesicht. Er trug einen Oberrock und einen alten dreyeckigen Hut. Er war es, der Scharfrichter, der Diener der Guillotine; die beyden andern waren wieder seine Diener.

Kaum hatte ich mich gesezt, so kamen die Leztern hinter mich her, wie Katzen; da fühlte ich plözlich kalten Stahl in meinen Haaren, und die Scheere knirschte in meinen Ohren. Meine Haare fielen lockenweise auf meine Schultern nieder, und der Mann mit dem dreyeckigen Hut wischte sie sanft mit seiner breiten Hand ab.

Die Umstehenden sprachen leise. Draußen war starker Lärmen. Ich glaubte anfänglich, es seye der Fluß, aber an dem schallenden Gelächter erkannte ich den Pöbel. Ein junger Mensch am Fenster, der mit einem Bleistift in eine Brieftasche schrieb, ließ sich von einem Wärter sagen, man heiße das, was man mit mir vornahm, die Toilette des Verurtheilten; das sollte also morgen in einem Journal stehen.

Plözlich nahm mir einer der beyden Knechte mein Wams, der andere ergriff meine beyden herabhängenden Hände, zog sie rückwärts auf den Rücken, und ich fühlte, wie man mit einem Stricke langsam um meine zusammengehaltenen Hände Knoten band. Zugleich band der andere mein Halstuch los; mein battistenes Hemd, der einzige Lumpen, der mir von meiner Vergangenheit blieb, machte ihn einen Augenblick stutzen, dann schnitt er den Kragen davon ab. Als bey dieser schrecklichen Vorsichtsmaßregel der Stahl meinen Hals berührte, zuckte ich, und mir entfuhr ein dumpfer Klageton; die Hand des Henkers ließ ab. „Mein Herr," sagte er, „Verzeihung, wenn ich Ihnen wehe gethan habe." Diese Schergen sind gar sanfte Leute.

Draußen brüllte die Menge lauter. Der dicke Mann mit dem rothfleckigen Gesichte bot mir ein Tuch, auf welchem Essig zum riechen war. „Ich danke," sagte ich zu ihm, so stark als ich konnte, „es ist nicht nöthig, ich befinde mich wohl."

Dann bückte sich einer der Beyden und band mir die beyden Beine mit einer dünnen Schnur ganz locker, so daß ich nur kleine Schritte machen konnte. Diese Schnur hing mit dem Strick an meinen beyden Händen zusammen. Nun warf der dicke Mann mir das Wams auf den Rücken und band es mir unter dem Kinne zusammen. Was es hier zu thun gab, war nun geschehen; da trat der Priester mit einem Kruzifix zu mir und sagte: „Nun denn, mein Sohn!"

Die Knechte nahmen mich unter dem Arm; ich stand auf und ging; meine Schritte waren kraftlos, unstet, als hätte ich an jedem Beine zwey Kniee gehabt. Da ging die

Digitized by Google

äußere Thüre mit den zwey Flügeln auf. Ein wüthendes Geschrey, die kalte Luft, das weiße Licht fielen wie Schatten über mich her. Aus dem Hintergrunde des düstern Gewölbes sah ich plötzlich durch den Regen hindurch auf einmal die tausend brüllenden Köpfe des Pöbels auf dem Geländer der großen Treppe des Justizpallasts; rechts in derselben Höhe mit der Schwelle standen Gensdarmenpferde in Reihen, gerade vor mir eine Abtheilung Soldaten, links die hintere Seite eines Karren, und an demselben eine steile Leiter. Das Gefängnißthor war dieses häßlichen Bildes würdiger Rahmen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedanken über die klassische Literatur der Alten.

Von Gustav Schwab.

(Beschluß.)

Möchten Sie doch, nachsichtige Gönnerinnen! bey meiner Epistel, die mit diesen Bemerkungen zu Ende geht, nur ein Zehntheil des Wohlbehagens empfunden haben, das mich bey deren Abfassung durchdrungen hat. Was gibt es in der That Wohlthuenderes, als unbefangen zu Unbefangenen über die Alten sprechen zu dürfen! Um Ihnen dieses begreiflich zu machen, müßte ich eigentlich schildern können, wie sich ein rechter kritischer Philolog geberden muß, wenn er hinter den alten Autoren sizt. Dieß weiß ich aber selbst nur vom Zusehen aus der Ferne oder vom Hörensagen. So viel ist gewiß, daß ein solcher vom Inhalt im Ganzen und Großen so gut als abzusehen hat. Denn wenn er davon spräche, so würde man, sonderbar genug, eben daraus den Schluß ziehen, daß er kein rechter Gelehrter sey. Was in den Alten steht, das muß er ja, wie die gelehrte Zunft voraussezt, ohnedem wissen; und wenn er davon spricht, so zeigt er nur, daß ihm selbst etwas Allbekanntes wie neu erscheint: dagegen steigt der Werth eines Philologen in dem Maße, in welchem er sich mit dem Wortinhalt eines Schriftstellers gelehrt und geistreich zu beschäftigen weiß. Aus dreißig Handschriften mit Erudition und Scharfsinn darthun zu können, ob diese oder jene Phrase, ja dieses Wort, wirklich von dem fraglichen Autor herrührt oder nicht, — das ist der Stolz unserer klassischen Schriftgelehrten. Wer das nicht kann, auf den wird mit Verachtung herabgesehen, und wenn er das Geistreichste über den Charakter eines Schriftstellers und den Inhalt einer Schrift zu sagen hätte. Und doch sollte eigentlich beydes Hand in Hand gehen; ächte Kritiker sollten die schwierige Straße mit ihrer bewundernswürdigen Kunst und aufopfernden Anstrengung bahnen, aber sie sollten dann die politischen und ästhetischen Ausleger der Klassiker, die jezt, unbekümmert um den Straßenbau, bequem auf der Heerstraße einhergehen, nicht wegen ihrer unthätigen Sorglosigkeit schelten. Umgekehrt sollten freylich auch diese, die Wanderer, dankbar anerkennen, wie Vieles jene Baukünstler geleistet, und nicht — wie vielleicht ich selbst so eben in verdächtiger Laune gethan — das verkleinern, was sie nicht zu leisten vermögen.

Doch darf sich wohl Einer der unschuldigen Freude hingeben, wenn ihm einmal vergönnt ist, das, was die Gelehrten längst wissen, in seiner Frische denjenigen vortragen zu dürfen, denen es noch neu ist. Und so möchte ich denn dereinst den Frauen von dem erzählen dürfen, was mich, bald in dieser, bald in jener Beziehung, so wie ich mich der gelehrten Bildung, deren Keime auch in mich gelegt worden, entschlagen habe, immer wieder neu aufregt, was mir die Augen mit Thränen der Ueberraschung füllt, weil ich es so wahr, oder so zart, oder so großherzig und ächt menschlich, in jenen grauen Jahrhunderten, vor denen wir doch immer einen großen Vorsprung zu haben glauben, nicht erwartet hätte.

Aber auch darüber möchte ich berichten, was nie neu unter der Sonne ist, was gerade dadurch überrascht, weil es vor Jahrtausenden war wie jezt; von jenen politischen, von jenen geselligen Charakteren, die in Griechenland und Rom von derselben Art sind, wie sie bey uns heute sich entwickeln; von jenen ewig wiederkehrenden Verwicklungen und Verlegenheiten des Staats- und Völkerlebens, von jenen herrschenden und verschwindenden Ideen, von jenen großen Hoffnungen und Täuschungen, für welche unsere Tage den Durchforschern der alten Zeiten einen so feinen Takt verliehen haben.

Was möchte ich nicht alles den Frauen sagen, wenn ich es könnte! Aber ich fürchte, sie sind schon dieser flüchtigen Betrachtungen müde, und sehnen sich aus der schlecht beleuchteten Vergangenheit zurück in die Gegenwart. Ein zweyter Brief sollte ihnen mehr Proben des Einzelnen mittheilen. Er wird sich aber erst spät und schüchtern einfinden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgardt. 8. März 1829.

Nie erscheint die eigenthümliche Verfassung Deutschlands noch jezt ehrwürdiger, als wenn das Volk beweist, daß die Liebe zum großen Vaterlande der Anhänglichkeit an das alte Fürstenhaus keinen Abbruch thut, wenn es an den Tagen, welche ein für die Königsfamilie besonders glückliches Ereigniß bezeichnet, sich freut, weil der Fürst sich freut und in des Fürsten Glücke sich glücklich fühlt. Ein solcher Tag ist seit sechs Jahren für Würtemberg der 6. März, das Geburtsfest des Kronprinzen. Seit dem, jedem Würtemberger unvergeßlichen Tage des Jahrs 1825 ist dieses Fest kaum schöner und glänzender begangen worden, als dieses Jahr, da es die Güte des Königs für die Bewohner der Residenz zu einem wahren Familienfeste umschuf. Zur Feyer des Tages ward ein glänzendes Ballfest bey Hofe gegeben, welches sich, wie alle Feste am königlich würtembergischen Hofe, durch die eben so glänzenden als geschmackvollen Arrangements auszeichnet haben soll. Am Abend des 7. März ward auf Befehl Sr. Majestät ein nicht minder glänzender Maskenball im Redoutensaale veranstaltet, zu dem der Hof und mehr als 1000 Personen geladen waren.

Der Winter hatte uns auf der Schaubühne manches Schöne und Neue gebracht; die Maskenbälle waren dieses Jahr glänzender gewesen als in früheren Jahren, und wie hätten die Freuden des Winters schöner beschlossen werden können, als durch ein Fest, das nicht allein zu den Sinnen, sondern durch seine Bedeutung auch zu dem Herzen sprach.

Da die beyden Säle des Redoutenhauses für die Menge der Geladenen nicht hinreichenden Raum boten, so war an den gewöhnlichen Speisesaal ein sehr schöner, großer, Zeltartig ausgeschmückter Raum angebaut, in welchem soupirt wurde, und überhaupt das ganze Lokal äußerst glänzend und geschmackvoll verziert worden.

Die mannichfaltigsten Kostüme bewegten sich durch die Menge, und es herrschten allgemein Heiterkeit und Lust bis zum frühen Morgen.

Wir überlassen Anderen, von den einzelnen Masken und dem schönen Maskenzug, den Triumph Merkurs vorstellend, näher zu berichten, theilen aber die Strophen mit, welche von einem unserer Dichter für den denselben begleitenden Zug von Matrosen verfaßt worden sind.

Englischer Matrose als Zugführer.

Ich bin der erste auf der Bahn,
Ich ging am liebsten allein voran: —
Doch kommen Andere hintendrein,
Kann ich's nicht ändern — mag es seyn.

Frankreich, Holland, Amerika, mit ihren Flaggen.

Frankreich.

Aus des Zeitensturmes Wogen
Rang mein Schiff sich kühn empor;
Offen ist des Segens Thor,
Jubelnd kommt es durchgeflogen.

Holland.

Herrlich war dereinst mein Walten
In des Meeres weitem Schooß;
Und noch immer bin ich groß,
Kann ich, was ich hab', erhalten.

Amerika.

Wild im Süden, mild im Norden
Kräftiget sich meine Macht;
Jung bin ich, doch übernacht
Bin ich stark und reich geworden.

Der Fleiß. Der Ueberfluß. Die Handelsfreyheit.

Fleiß.

Was sie thaten, was sie thun,
Meinen Händen, die nicht ruhn,
Meinem Wirken ist's entsprossen.

Ueberfluß.

Und wo du grubst, hat mein Horn
In dein Becken seinen Born
Unermeßlich ausgegossen.

Handelsfreyheit.

Aber dieses Stromes Drang'
Oeffn' ich rechts und links den Gang;
Du erstickest, eingeschlossen.

Matrosen, Merkurs Träger.

(Ein Franzose, Holländer, Amerikaner, Preuße, Hanseate, Spanier.)

Wir dulden Beschwerde,
Wir segeln, wir eilen,
Wir tauschen, wir theilen
Die Schätze der Erde, —
Der Sturm ist uns Spott;
Die Fluthen, sie tragen
Wie muthige Pferde
Auf rollendem Wagen
Uns hin mit dem Gott!

Merkur (mit den würtembergischen und bayrischen Wimpeln).

Ich bin es, der die Völker segnet,
Und wenn zu Land ihr oder Meer
Lastreicher, stolzer Fracht begegnet,
Sie kommt von meinem Schatze her.

Seht meine Diener vor mir schreiten:
Fleiß, weise Freyheit, Ueberfluß;
Die sollen euch mein Reich bereiten,
Euch spenden meiner Gaben Guß.

Und Jedem Heil, der den verwirrten,
Den schweren Pfad mir leichter macht!
Heil allen guten Völkerhirten,
Ihr Banner leuchtet in der Nacht!

Heil auch dem hohen Königsknaben,
Dem heut' dieß frohe Fest sich regt,
Ihm wachsen meine beste Gaben,
Von seines Vaters Huld gepflegt!

Plutus.

Ein Schätzeverspender
An blühende Länder,
Begleit' ich den Herrn!

Drey Damen.

(Preußin, Hanseatin Spanierin.)

Ha! Gold und Juwelen!
Wir dürfen nur wählen!
Wohl schmücket die Frauen der Gütige gern.

Sechs Matrosen.

(Russen, Griechen, Türken.)

Russe:

Den Gott muß geleiten der russische Aar!

Grieche (zum Türken):

Bleib mir von der Seite, du stolzer Barbar!

Türke (zum Griechen):

Komm, wag' es zu streiten, du feiger Corsar!

Alle Drey:

Doch heute sey Frieden!
Und wem auch beschieden
Sey Herrschaft und Sieg —
Heut schweige der Krieg,
Ein jeder geleite den Wagen des Herrn
Und aus unsrem Streite hell steige sein Stern!

Die Maskenbälle dieses Winters alle, welche der jedesmaligen Anwesenheit S. M. des Königs und der königlichen Familie ihren Glanz verdankten, haben gezeigt, daß nichts mehr die Herzen der Freude öffnet, als der fürstlichen Familie Herablassung und gütige Theilnahme an den öffentlichen Vergnügungen, und daß nichts mehr zu der schönen Tugend der Geselligkeit stimmt, die bey uns allerdings einiger Aufmunterung zu bedürfen scheint. Das schöne Fest von gestern hat es genug bewiesen und jeder Theilnehmer hat es wohl empfunden, daß die verschiedenen socialen Interessen in nichts leichter und schöner ihren Vereinigungspunct finden, als in der Liebe zu der angebeteten Königsfamilie und dem gleichgestimmten Wunsche Aller für deren Wohl und Glück.

Beylage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. März 1829.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg;
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis.

Schiller.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung von Nro. 53.)

Die Besteigung des Montblanc.

Auf den Grands-Mulets wird das Abendbrod eingenommen, zu dem wenigstens die Guides treffliche Eßlust mitbringen. Schnee wird am lustigen Feuer in Casserolen geschmolzen, denn anderes Wasser gibt es in dieser Hö nicht mehr. Sehr dienlich sind hier einige Gläser schwachen Grogs und nach substanzieller Nahrung einige getrocknete Feigen. Nach der kurzen Mahlzeit errichten die Führer ein Zelt aus Tüchern und Stöcken, die sie gegen die Felsenmauer lehnen. Darin findet der Reisende unter einer Wollendecke einigen Schutz gegen Thau und Nachtfrost. Sie selbst legen sich auf der schmalen Platform dicht um das Feuer, einige schlüpfen in Felsenfalten, andere wohl auch unter das Zelt, wäre es auch nur mit Kopf und Schultern.

Wer noch nicht an Reisen in die hohen Bergregionen gewöhnt ist, wird nicht so leicht hier schlafen als die abgehärteten Guides, die in der unbequemsten Lage auf dem schmalen Felsen zusammengedrängt, alle Schrecken und Gefahren so gut verschlafen, wie den unendlichen Zauber der Nächte in dieser Höhe.

Die großen Eisquader (Sorracs) und Nadeln des prächtigen Facconai-Gletschers scheinen im Mondlicht wie tausend große Leuchtwürmer. Darüber ragen die dunkeln Zinken und Zacken, zwischen denen die Sterne einherziehen. Abenteuerliche Sternschnuppen fahren um sie herum, nach oben, nach unten. Zuweilen kommen Wolken heran, die von oben im Mondlicht gar wunderbar gestaltet scheinen, silberne Thürme, Schlösser, Drachen und Riesen. Und wenn diese vorübergezogen, saußen Rechts und Links von der hohen Aiguille du Midi ungeheure Schneelawinen nieder, deren Staub bis zu der Höhe der Plattform heraufdringt. Dieser dumpfe Donner in Nähe und Ferne wiederholt sich oft in der Nacht und ist das einzige Geräusch, das hier oben vernommen wird, wo alles Leben ein Ende hat.

Die Stelle, wo man herbergt, besteht in einer schmalen Felsenplatte, ungefähr zwanzig Fuß lang und fünf breit. Auf drey Seiten hängt sie über furchtbaren Abgründen, und gegen Mittag steht noch ein Felsenzahn, an den das Zelt gelehnt wird, und der noch zehn Fuß darüber hinausgeht.

Wenn nun mit dem mühsam heraufgetragenen Holz ein Feuer angezündet ist, an der muntern, in die reine Sternennacht flackernden Flamme der Kessel siedet, so legen sich die Guides mit den Herrn darum, es wird hier und da ein Pfeifchen oder eine Cigarre hervorgeholt, und nun beginnt ein gar lustiges Bivouacleben, dessen Gleichen selbst unsere deutschen Freywilligen in den Jahren 1813, 1814 und 1815 nicht hätten aufweisen können.

Vieles hängt davon ab, daß man die rechten Sprecher bey sich hat. Da diese Leute so zu sagen nicht alt, wenigstens nicht schwach werden, so traf es sich vor einiger

Digitized by Google

Zeit noch, daß Guides dabey waren, die De Sauſſure auf den Montblanc oder auf den Col de Géant begleitet hatten. Jezt ſind es nur noch ihre Söhne. Dieſe, oft heroum filii noscii, möchten ſich gern auf der Väter Schultern ein Anſehen geben, kommen aber nicht auf, zumal gegen die, welche bereits auf dem „Berg“ waren. Zwiſchen allen herrſcht ein ewiges freundliches Necken und Aufziehen, das immer auf der Stelle aufhört, wo es verletzend werden könnte. Kommen die Leute ins Erzählen ihrer Fahrten und Abenteuer, ſo finden ſie kein Ende, und wer ihnen, in dem warmen Mantel gehüllt, zuhört, wünſcht gewiß auch, daß ihr Geſpräch voll Abwechslung und Farben nicht ausgehen möge.

Simon Devouaſſon, Sohn des Michel Devouaſſon, der mit De Sauſſure auf dem Montblanc war, erzählt, wie er beym Gemſenjagen einen Fehltritt gethan habe, geſtürzt, und dann gleich einer lebendigen Lawine von einem Felſenriff auf das andere, und zulezt in einen Eisſchlund gefallen ſey, da ſtundenlang blutend und für todt gelegen, ſich aber hernach doch erholt, und durch Stufen, die er mit ſeinem Taſchenmeſſer in die Eiswand geſchnitten, glücklich herausgekommen ſey. Marie Payot ſpottet ihn aus, erzählt dagegen andere Gemſengeſchichten mit den genaueſten Umſtänden, bey denen einem die Haare zu Berg ſtehen, und zeigt dabey nach einem Zacken des Tacul, wo er einmal vom Froſt ergriffen und erſtarrt drey Stunden lang an einer ſchmalen Stelle über einem bodenloſen Abgrund gehangen und doch die angeſchoſſene, aber noch lebende Gemſe nicht habe wollen fahren laſſen, wiewohl ſie im Todeskampf die heftigſten Bewegungen gemacht habe. Cachas, mit dem Zunamen l'Aiguille, beſchreibt eine Höhle bey dem Charmoz-Gletſcher, wo er vor Kurzem Kryſtalle ſuchen wollen, aber in eine andere, ganz unbekannte Höhle hinuntergegleitet ſey, wo zwar durch eine hohe Spalte einiges Licht auf die herrlichſten Kryſtalldruſen gefallen, wo er aber zwey Tage lang keinen Ausweg entdecken können, ſich endlich mit gefüllten Taſchen, mit Hülfe ſeines Hammers durch eine ganz dünne Felſenſpalte gearbeitet habe und auf der Südſeite des Bergs herausgekommen ſey, da wo ein ganz freyſtehendes Granitriff hängt. Sein Hammer habe ihm hier abermals gedient, aber beym Hauen einiger Stufen in den brüchigen Felſen ſey ihm das Eiſen abgefahren und in die Tiefe gefallen. Nun habe er aufwärts klettern müſſen, und von da habe er durch eine Schneeſchlucht glücklicherweiſe einen Weg hinabgefunden. Francois Simond, zugenannt des Dames, weil ihn die Damen beſonders gern zum Führer nehmen, gibt die Beſchreibung einer Lawine, die ihn acht Stunden lang verſchüttet, wie ihm dabey geweſen, was er gedacht, und wie er ſich endlich nach drey Stunden Arbeit wieder herausgearbeitet, dabey aber entdeckt habe, daß er ſeinen linken Schuh verloren, alſo wieder in die Oeffnung gekrochen ſey und den Schuh nach einer Stunde auch glücklich wieder gefunden habe. Michel Cachat, Sohn des De Sauſſureſchen Jean Michel Cachat, zugenannt le Géant, erzählt ſeinem Vater nach, was ſich mit dem Genfer Herrn bey ſeinem ſechstägigen Aufenthalt auf dem Col de Géant zugetragen, wie man ihm, da er immer nicht wieder herunterwollen, die Lebensmittel geſtohlen und ihn dadurch zum Rückzug genöthigt habe. Pierre Joſeph Simond war einer der Führer, die Madame Campbell und ihre Tochter über denſelben Col nach Courmayeur begleiteten. Man hört ihm gern zu, wenn er von dem Muth und der Unerſchrockenheit erzählt, die beſonders der Tochter eigen waren. Sie ſprach von nichts als von Fuchsjagden, wilden Pferden, Rennen, Springen, Stürzen, Laufen und Schwimmen. Dieſe brittiſche Virago hieß Thomaſina. Als ſie auf einem Gut nahe am Meerufer geboren wurde, konnte das Kind die dicke Landluft nicht vertragen. Deßhalb hüllte die muthige Mutter das kleine Mädchen dicht in einen warmen Shawl, beſtieg mit ihr ein Fiſcherboot und ließ ſich bey ſehr hohl gehender See einige Meilen weit rudern, und dieß Experiment ſoll das Kind nicht allein geheilt, ſondern ihm auch den unbändigen Muth gegeben haben, welcher die Jungfrau hernach auszeichnete, aber ungeachtet ihrer Schönheit eben nicht ſehr liebenswürdig machte. Joſeph Marie Coutet, Sohn des De Sauſſureſchen Marie Coutet, lobt ſich dagegen Madame De Sauſſure. Während ihr Mann auf den Montblanc ſtieg, um zu erfüllen, woran Jahre lang ſein ganzes Herz gehangen, ſtand ſie in Chamouni unausgeſezt vor dem Fernrohr, durch das ſie, zumal vom zweyten Tag der Beſteigung an, ſo zu ſagen jeden Schritt des Zugs unterſcheiden konnte. Nachts ſtand ſie mehrmals auf, um nachzuſehen, ob oben das Feuer brenne. Kaum entfernte ſie ſich am Tag auf eine Viertelſtunde vom Fernrohr. Glücklicherweiſe hatte ſie es zur Zeit des Mittageſſens in dem Augenblick verlaſſen, wo oben alles in unruhiger Bewegung war, und wo man eben einen Guide an ein Seil gebunden und in den Eisſchlund gelaſſen hatte, in den ein Barometerfuß gefallen war, um dieſen wieder heraufzuholen, was auch ohne allen Unfall gelang, von unten aber ſehr bedenklich ausgeſehen hätte, da man nicht wußte, wer hineingefallen war.

In allen dieſen Erzählungen herrſcht eine Heiterkeit bey den Leuten, als wenn von Luſtfahrten die Rede wäre; keine Spur von Beſorgniß, überall Scherz und frohe Laune. Fragt man ſie darüber, ſo ſehen ſie einen groß an und erwiedern, daß in dieſen ſich immer erneuernden Gefahren und Rettungen der größte Reiz ihres Lebens liege, und daß ſie demſelben auch in einer ganz freyen und unabhängigen Lage mit gutem Einkommen nicht entſagen könnten; das Leben, welches ſie nicht täglich neu gewännen, hätte keinen Werth, keinen Reiz für ſie, es würde ſie in kurzer Zeit tödten, wie die Luft des Thals. Viele dieſer

Digitized by Google

Guides könnten durch ihre Geschicklichkeit im Steinschneiden anderwärts mit Leichtigkeit ein reichliches und ruhiges Brod verdienen. Sie hungern, dursten, frieren und bluten aber lieber auf ihren Bergen mehrere Tage lang beym Verfolgen einer armseligen Gemse, wagen jeden Augenblick dafür ihr Leben, und werden oft zerschmettert nach Hause getragen, wo Weib und Kind nichts zu essen haben. Diese Leute gehen Gefahren und Unannehmlichkeiten mit Lust entgegen, und fürchten da nicht das Geringste, wo andern die Haut schaudert. Sie lachen und scherzen zwischen Abgründen, necken und kitzeln einander am schmalen Rand unvermeidlichen Todes, und wenn sie eine Lawine mitgerissen, so kommen sie nach einigen Stunden lachend wieder herausgekrochen, und kommen sie ja nicht wieder, nun so erzählen es die andern, wie wir eine Jagdlust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der lezte Tag eines Verurtheilten.

(Beschluß.)

Das war der furchtbare Augenblick; für ihn hatte ich meinen Muth zusammengerafft; ich that drey Schritte, und nun wurde ich auf der Schwelle sichtbar. „Da ist er, da ist er!“ rief die Menge, „er kömmt endlich;“ und die Nächsten vor mir klatschten in die Hände. Am Namenstage eines Königs, man liebe ihn noch so sehr, könnte man nicht mehr thun.

Es war ein gewöhnlicher Karren mit einem lungensüchtigen Pferde, und der Fuhrmann hatte ein blaues Ueberhemd mit rother Stickerey, wie die Gärtner in der Nähe vom Bicêtre. Der dicke Mann mit dem dreyeckigen Hute stieg zuerst auf; „guten Morgen, Herr Samson,“ riefen Kinder an den Gittern; nach ihm ein Knecht. Die Kinder riefen bravo. Die beyden Männer nahmen die Bank vorne ein. Nun war die Reihe an mir; ich stieg ziemlich fest hinauf. „Er geht gut!“ sagte ein Weib neben den Gensdarmen. Das gräßliche Lob gab mir Muth. Der Priester sezte sich neben mich; ich saß auf der hintern Bank, den Rücken dem Pferd zugekehrt. Man wollte mir den Anblick vorwärts ersparen; diese Schonung erschütterte mich; das ist ihre Menschlichkeit! Ich wollte mich umsehen; Gensdarmen vorne, Gensdarmen hinten, dann Pöbel und Pöbel, ein Meer von Köpfen auf dem Platze.

Die Hüte ab! Hüte ab! schrieen tausend Stimmen, als wäre es der König.

Da lachte auch ich gräßlich und sagte zum Geistlichen: „Sie die Hüte, ich den Kopf!“

Man fuhr im Schritte. Auf dem Blumenkay roch es allamisch; es ist Markttag; die Blumenhändlerinnen leben ihre Sträuße stehen wegen meiner. Gerade über, ay bevor man an den Thurm an der Ecke des Pallastes kömmt, sind Weinhäuser, deren Mittelstöcke voll Zuschauern waren, besonders Frauenzimmern, die sich über ihre schönen Plätze freuten. Der Tag trug Geld ein. Man vermiethete Tische, Stühle, Gerüste, Karren; Alles war voll von Zuschauern. Menschenbluthändler riefen aus vollem Halse: „Wer will einen Platz?“ Ich wurde wüthend gegen diesen Pöbel; ich hatte Lust, zu schreyen: „Wer will den meinigen?“

Der Karren rückte vor. Bey jedem Schritte lief die Menge hinter ihm auseinander, und ich sah mit irrem Blicke, wie sie rannte, um sich vorwärts wieder zu sammeln. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich auf dem Kay gegenüber oben auf dem Thurme der Kirche St. Jacques-la-Boucherie die beyden in Stein gehauenen Ungeheuer bemerkte. Der feine, weiße Regen zog Streifen in der Luft gleich Spinnengeweben, es war neblig, und doch entging mir nichts um mich her; jeder Gegenstand war eine Qual für mich, aber ich kann das in Worten nicht sagen. Mitten auf der Brücke, so breit, jezt kaum fahrbar, machte mich der Abscheu beynahe ohnmächtig; aber davor schämte ich mich, zum leztenmal war ich eitel; ich strengte mich an, um nichts zu sehen, nichts zu hören, als den Priester, dessen Worte durch den Lärmen kaum bis zu mir drangen. Ich nahm das Kruzifix und küßte es. „Habe Mitleiden mit mir, o Gott!“ sagte ich, und suchte mich in diesem Gedanken zu verlieren. Aber jeder Stoß des harten Karrens erschütterte mich; dann fühlte ich eine heftige Kälte, der Regen hatte mich auf dem Leibe und dem bloßem Kopfe durchnäßt. Der Priester bemerkte das. Ich sagte zu ihm: „Ich zittere nicht vor Frost allein.“

Als wir von der Brücke ablenkten, beklagten mich Weiber wegen meiner Jugend. Nun waren wir auf dem Unglückskay. Es verging mir Hören und Sehen. Diese Stimmen alle, diese Köpfe in den Fenstern, unter den Thüren, an den Gittern der Buden, an den Laternenpfählen; diese gierigen, grausamen Zuschauer; diese Menge, in der Alle mich kennen lernen wollen und in der ich Niemand kenne; dieser Weg, gepflastert mit Menschengesichtern ... ich war trunken, betäubt, sinnlos. Es ist etwas Unerträgliches in den so schwer auf einem lastenden Blicken ohne Zahl. Ich wankte auf der Bank und achtete weder auf Priester noch Kruzifix. Bereits war ich unfähig, die Stimmen des Mitleidens vom Jubel zu unterscheiden, das Gelächter von den Klagetönen, das Sprechen vom Lärmen; es war mir im Kopfe, als hämmerte man auf Kupfer. Aus sonderbarer Neugierde wollte ich sehen, ob wir vorwärts kamen, meine Geisteskraft zum leztenmal bewähren; aber als ich mich umdrehen wollte, widerstand mein Nacken, er war steif. Nur von der Seite konnte ich über den Fluß hinüber den Thurm von Notre Dame mit der Fahne bemerken; es waren viele Leute oben; die mußten es gut sehen.

Der Karren fuhr und die Buben blieben zurück, und die Aufschriften, die geschriebenen, die gemalten, die vergoldeten, folgten nacheinander. Plötzlich war die Reihe an der Ecke eines Platzes zu Ende. Das Geschrey der Menge wurde voller, gellender, froher; der Karren hielt plötzlich an und beynahe wäre ich vorwärts auf die Bretter gefallen; der Priester hielt mich. „Muth!“ sprach er leise. Nun brachte man eine Leiter hinten an den Karren; er gab mir den Arm, ich stieg ab, that einen Schrey, sah auf die Seite, wollte noch einen Schritt thun, konnte aber nicht mehr. Zwischen den zwey Laternen des Kay hatte ich etwas Trauriges erblickt; ach! es war die Wirklichkeit! Da rief ich mit schwacher Stimme: „Ich habe noch eine lezte Erklärung zu geben;“ da brachte man mich hier herauf in das Zimmer. Ich verlangte, man solle mich meinen lezten Willen schreiben lassen. Sie banden mir die Hände los; aber der Strick liegt noch neben mir und unten wartet auf mich das Uebrige.

Ein Richter, ein Kommissär, ein Justizbeamter, was weiß ich, kam; ich bat ihn um meine Gnade mit gefalteten Händen, auf den Knieen. Er fragte mich mit zweydeutigem Lächeln, ob ich ihm sonst nichts zu sagen hätte. — „Meine Gnade! meine Gnade!“ wiederholte ich, „oder aus Barmherzigkeit noch fünf Minuten. Wer kann es wissen? vielleicht kömmt die Gnade noch an; es ist so schrecklich, in meinem Alter so zu sterben! Man hat oft im lezten Augenblick die Gnade kommen sehen. Und wen wird man denn begnadigen, wenn ich nicht begnadigt werde?“ — Der verruchte Scharfrichter! Er trat vor den Richter und sagte, die Hinrichtung müsse zur bestimmten Stunde geschehen seyn, die Stunde sey nahe, er sey verantwortlich; außerdem regne es und das Messer könne rosten. „Ach, Mitleiden! eine Minute, um die Begnadigung zu erwarten. Wo nicht, so wehre ich mich mit den Zähnen.“ Der Richter und der Scharfrichter gingen ab. Ich blieb allein, allein mit zwey Gensdarmen.

Ach, der gräßliche Pöbel mit seinem Hyänengeschrey! — Wer weiß, ob ich ihm nicht entwische? ob ich nicht gerettet werde? ob meine Begnadigung.....Man muß, man muß mich begnadigen!

O! die Elenden! ich glaube, man kömmt die Treppe herauf.

Die Glocke schlägt vier.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Victor Hugo, der junge und kühne Dichter, der jezt alle Kritiker in den Literaturblättern in Bewegung sezt, weil er eine Umwälzung in der französischen Poesie und Dramatik durch Lehre und Beyspiel bewirken will, hat in seiner eben erschienenen Gedichtsammlung, les Orientales, auf eine originelle Art den Tod einer jungen Spanierin geschildert, welche ein leidenschaftlicher Hang zum Tanze ins Grab gestürzt hat, eine Warnung, die zur Karnevalszeit ganz passend ist. Zwar hat man die Mädchen schon in Predigten und in Moralbüchern vor allzu heftiger Tanzlust oft gewarnt; allein wahrscheinlich wird das Bild eines schönen, geschmückten Mädchens, welches uns der Dichter auf einem glänzenden Balle, mitten unter den rauschenden Freuden einer prachtvollen Gesellschaft schildert, und die einige Tage nachher im Grabe liegt, mehr Eindruck machen, als die bündigsten moralischen und medizinischen Beweise und Vorstellungen.

Elle est morte à quinze ans, belle, heureuse, adorée,
Morte au sortir d'un bal qui nous mit tous en deuil;
Morte hélas! et des bras d'une mère adorée,
La mort aux froides mains la prit toute parée,
Pour l'endormir dans le cercueil.

Wenn man dieses Stück den Mädchen vordeklamirte, die keinen Ball versäumen wollen, und gern die Ersten und die Lezten auf denselben sind, so könnte vielleicht etwas Gutes daraus entstehen. Indessen sind doch die Unglücksfälle, welche heftiges Tanzen nach sich zieht, in Frankreich nicht häufig, da in guten Gesellschaften ein mäßiger und bescheidener Tanz gebräuchlich und vom Walzen nur selten die Rede ist. Es wäre interessant, die Angaben der medizinischen Statistiker zu vergleichen und zu sehen, ob in Deutschland nicht mehr Mädchen durch den Tanz umkommen, als in Frankreich; ich wenigstens hege diese Vermuthung, und es müßte sonderbar zugehen, wenn der erhitzende und ermüdende Walzer nicht schädlicher wäre, als die mehr Grazie als Anstrengung erfordernde Contredanse. In der jetzigen Zeit würde aber vielleicht selbst Victor Hugo's Spanierin die Mädchen nicht vom Tanze abhalten; bey Hofe, bey den Ministern, bey den Gesandten, bey den reichen Bewohnern dieser Hauptstadt wird getanzt; fast kein Abend vergeht ohne einige Duzend glänzende Bälle, von den gewöhnlichen will ich gar nicht einmal sprechen, und für diejenigen, die keine Gesellschaftsbälle haben, stehen die vielen öffentlichen Bälle offen, die an mehreren Theatern und in den großen Ballsälen Sonntags und auch wohl in der Woche statt haben. Als Tanzmusik findet sich die Rossinische Opernmusik wieder ein, welche die Pariser Tonsetzer sehr geschickt zu ihren Contredanses zugerichtet haben. Wo ein Konzert gegeben wird, ist man ebenfalls sicher, Rossinische und keine andere Singstücke zu hören, und geht man zur italienischen Oper, so findet man Rossini beynahe im ausschließlichen Besitze der Bühne. Indessen hat sich, wie im vorigen Jahre, am Musikkonservatorium eine Gesellschaft von Tonkünstlern vereinigt, welche des Sonntags große Konzerte geben, und die Symphonien zwar von fremden Meistern, die Singstücke aber meistens aus französischen Opern entlehnen. Jedoch thut man den Haydnschen Oratorien auch die Ehre an, sie theilweise aufzuführen. Ein ganzes Oratorium bekömmt man nimmer in Paris zu hören, und hätte Rossini sein Oratorium Moses nicht zur großen Oper umgestaltet, so würde auch dieses nicht gehört werden. Vor einiger Zeit hatte der junge Listh, der schon als ein Wunderknabe sich hören und sich auch bereden ließ, noch als Knabe eine Oper zu schreiben, die aber schon in Vergessenheit gerathen ist, ein Konzert angekündigt, und am andern Tage las man in dem von Charles Maurice herausgegebenen Tagesblatte, daß das Konzert vortrefflich gewesen sey und der junge Tonkünstler seine bekannte Meisterschaft wiederum bewiesen habe. Das Unglück hatte es aber gefügt, daß kein Konzert statt gefunden hatte, weil Listh krank geworden war. Charles Maurice hatte vermuthlich den Abend in Gesellschaft zugebracht, und da er nicht zweifelte, daß Listh gut Klavierspielen würde, weil er immer gut spielt, so hatte der Hr. Redakteur des Zeitblattes keinen Anstand genommen, von der Sache zu sprechen, als ob er dabey gewesen wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. März 1829.

Behendes Mißgeschick, so leicht von Füßen!

Shakespeare.

Die Tuchherren von England.

Novelle von R. O. Spazier.

Es war ein rauher Oktoberabend, an dem in der weiten Halle auf dem Schlosse von Shrewsbury die Gräfin und deren schöne Tochter Margarethe am helllodernden Kaminfeuer saßen, an den Verzierungen eines Wehrgehänges arbeitend für den Grafen, der bereits vor mehreren Tagen an den Hof König Heinrichs, des dritten Sohnes des großen Eroberers, dessen erster und liebster Vasall er gewesen, sich nach London begeben hatte. Das Wetter draußen war so unfreundlich, daß der gegen die hohen gothischen, oben im Bogen spitz zulaufenden Fenster anstürmende Wind den emsigen Arbeiterinnen oft einen Luftzug durch die, zu damaliger Zeit noch unvollkommenen Scheiben zuschickte, und nicht selten Margarethens faltenreich über den Sessel zur Erde fallendes Gewand bewegte. Das Gefühl der Einsamkeit mußte unter solchen Verhältnissen und Umgebungen die Frauen um so mehr drücken, als erst am Morgen die Nachricht hierher gelangt war, wie der ältere Bruder des Königs, Herzog Robert von der Normandie, dem die Erbfolge nach dem Recht gebührte, von seinem Zuge nach dem heiligen Lande zurückgekehrt und bereits wirklich in Rouen angelangt sey. Die Liebe zur Heimath hatte den ritterlichen Fürsten die ihm angebotene Königskrone von Jerusalem ausschlagen lassen; im festen Glauben, er werde sie annehmen, hatte nach dem Tode des ältesten Bruders, William Rufus, Heinrich, der jüngste, den Thron in Besitz genommen und mochte freywillig nicht zurücktreten. So stand daher, da König Ludwig von Frankreich sich rüstete, dem Herzog Robert zu dem Throne von England wieder zu verhelfen, ein heftiger Bruderkrieg bevor. Ja es ging sogar das Gerücht, der Herzog hatte sich am englischen Hofe bereits seit geraumer Zeit unter fremdem Namen auf, um sich von der Lage der Dinge in England selbst genau zu unterrichten, was in so fern leicht Glauben verdiente, als er von Kindheit in der Normandie, Heinrich aber in England gelebt, die Brüder sich daher früher nie gesehen hatten, und die lange Abwesenheit Roberts in Palästina ihn selbst den Wenigen, die ihn als Jüngling gekannt, entfremdet haben mußte. Aber das unheimliche Gefühl, das stets bey der ersten Kunde von dem Herannahen eines der Allgemeinheit wichtigen, großen Ereignisses in den Einzelnen sich erzeugt, ward für die Gräfin und ihre Tochter noch durch einen besondern Umstand gesteigert, der vornämlich Margarethens sonst so blühendem Gesicht „des Gedankens Blässe angekränkelt“ hatte.

„Am Ende bangen wir aber ganz ohne Grund, Margarethe,“ hub die Gräfin an und brach das schon seit Stunden auf beyden lastende trübe Schweigen, „eigentlich könnten gerade wir ja uns über die dem Lande drohende Gefahr nur erfreuen. Warten des Königs doch nun ganz andere Sorgen, da es um eine Krone zu kämpfen gilt, daß er darüber gewiß den Dir doch nur aus vorübergehender Laune gethanen unziemlichen Liebesantrag ganz

Digitized by Google

und gar vergessen muß. Und, was die Hauptsache ist, er wird jezt auf alle Weise den Vater schonen müssen, da dessen Benehmen in dieser gefährlichen Lage das so vieler anderer mächtigen Vasallen bestimmen wird.“ „Ach,“ fiel ihr Margarethe in das Wort, „Du hättest Recht, Mutter, wäre die Botschaft früher gekommen, ehe der Vater nach London ging. Was kann aber in den langen acht Tagen nicht alles geschehen seyn!“

Eben suchte die Mutter noch mühsam nach einigen Trostgründen für die ängstliche Tochter, da dieselbe Vorstellung auch sie gepeinigt hatte, als plötzlich der alte Diener, der allein den Grafen nach London begleitet, triefend vor Nässe, denn der Regen goß draußen jezt in Strömen herunter, in die Halle stürzte, aber athemlos nach Worten rang. „Um Gottes Willen, wo ist der Graf, Euer Herr?“ rief geisterbleich die Gräfin. „Entflohen — nach Frankreich, zum Herzog Robert, nach Rouen“ — keuchte der Diener; „der König wüthet. Einige Tage,“ fuhr er, als er sich etwas mehr erholt, fort, „einige Tage nach unserer Ankunft in London ließ der König uns beyde in den Kerker werfen, weil mein Herr, so konnte ich aus seinen Aeußerungen vernehmen, ihm ein ungebührliches Verlangen fortwährend geweigert; mich warf er mit hinein, damit Euch von Niemand Nachricht gebracht werden sollte und auch sonst die Leute nichts erführen. Aber gestern, als die Botschaft von Frankreich kam, gelang es uns in der Verwirrung die Hüter zu täuschen. Der Graf mußte in der höchsten Eile an die Küste. Mich schickte er her, euch vor des Königs Zorn zu sichern. Er wird jezt erbarmungslos gegen euch verfahren. Sie sind mir schon auf den Fersen — Eure Habseligkeiten — “ „O Gott! zu spät!“ jammerte Margarethe am Fenster laut auf. „Sie kommen, sie sind schon da!“

Hell erglänzten die Fenster vom rothen Scheine unzähliger Fackeln, die von dem Schloßhofe durch die dunkle Nacht leuchteten. Mit schrecklichem Gepolter stürzte das große Hofgatter, das die entflohenen Wächter nicht augenblicklich geöffnet, ein; bald schallten die ehernen Tritte Reisiger in der Vorhalle. Betend war die Gräfin in der Mitte des Gemaches auf die Knie gesunken, Margarethe, die sich mühsam an den Fensterpfosten aufrecht erhielt, lauschte in Todesangst der seltsamen peinlichen Stille, die plötzlich eingetreten war. Bald darauf öffnete sich geräuschlos die Thüre, und nur Ein hoher gewappneter Mann trat hastig allein in die Halle. Nachdem der Ritter zu ihrem Erstaunen die Thüre sorgsam vor der draußen stehenden Schaar zugedrückt, eilte er auf die beyden Frauen zu und fragte hastig, während er ehrerbietig den Helm vom Haupte nahm: „wo ist Graf Shrewsbury; noch im Schloß?“ Verwundert sah Margarethe auf die herrliche Gestalt, in das kräftige, von der Sonne gebräunte männliche Gesicht, auf die goldbraunen Locken, die, sobald er den Helm abgenommen, bis auf die Schultern herabfielen, und während die in der Verwirrung ungepflegte, bald erlöschende Flamme nur noch ein halbes Licht auf die übrigen Gegenstände warf, glänzte ein heller Widerschein noch auf der gepanzerten Gestalt, und hob diese aus den düstern Umgebungen eher wie einen himmlischen Schutzboten als wie den Schergen eines Tyrannen heraus. „Mein Herr ist nach Frankreich; der Rache des Königs entkommen,“ entgegnete auf seine Frage, mühsam sich aufrichtend, die Gräfin: „doch sein Weib und sein Kind liegen schutzlos vor seinem Zorne hier.“ „So ist er mir zuvorgekommen,“ fuhr der Ritter fort; „aber es freut mich doch, des Königs Auftrag übernommen zu haben, um mich einem so wackern Herrn, wenn auch auf andere Weise, zu verpflichten. Der König hat Euch Eurer Besitzungen beraubt, Gräfin Shrewsbury; der König will, Ihr sollt sogleich mit Eurer zarten Tochter allein das Schloß verlassen, damit ihr, hülflos im Lande umherirrend, das Zeichen seines Zornes zum abschreckenden Beyspiel zur Schau traget.“ „Gott! in dieser rauhen Nacht!“ rief Margarethe, sich nun ebenfalls neben die Mutter auf die Knie hinwerfend, doch dabey vertrauungsvoll dem Ritter in die großen, mild strahlenden blauen Augen blickend. „Seyd ruhig, Fräulein,“ erwiederte dieser, sich in ritterlicher Galanterie zu ihr hinabneigend und ihre Hand erfassend; „des Königs ausdrücklicher Befehl muß zwar sogleich befolgt werden, weil seine andern Diener draußen darauf warten; aber ich kann Euch Zeit lassen, Euch mit Euren Kostbarkeiten zu versehen; mein Knappe soll Euch nach einem sicheren Orte führen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Die Guides bilden jezt, vierzig an der Zahl, die Kompagnie der Guides in Chamouny, die ihren Guidechef und ihren Syndik hat, alles besorgt und entscheidet, was die Guides betrifft, und an die sich die Reisenden wenden, wenn sie einen Führer wollen. Dieß geht in der Regel der Reihe nach. Die größte Rechtlichkeit, Strenge und Genauigkeit zeichnet diese Kompagnie vor so vielen andern aus.

Doch wenden wir uns wieder zu den Leuten auf den Grands-Mulets. Endlich werden die Guides doch des Sprechens, Schäkerns und Neckens müde. Die Worte und das Gelächter werden einzelner und immer seltener; Stille tritt ein. Einer nach dem Andern legt sich nieder, auf dem Felsen, in einer seiner Spalten, am verglimmenden Feuer unter dem dunkeln Dom, an dem die Sterne diamantenhell, jedoch ohne Funkeln, vorüberziehen.

Aber nicht alle Reisende können hier schlafen. Manchen weckt alle Augenblicke Uebelseyn auf, Andere das don-

Digitized by Google

nernde Brausen der dicht am Felsen niedergehenden Lawinen, die wie ungeheure weiße Gespenster mit langen Schleppmänteln vorüberziehen.

Nur oben ist Ruhe. Da geht der Mond zwischen hohen Zinken und erleuchtet die weiten Schneefelder des Grand-Plateau. Es ist, als wäre die Nacht nach dem jüngsten Gericht und Alles, Alles abgethan.

Gegen vier Uhr Morgens kommen die Guides an das Herrenzelt und wecken die Reisenden, denn es muß nun aufgebrochen werden. Vorher aber macht man Feuer zum ersten Frühstück. Einige schmelzen Schnee, Andere packen die Sachen zusammen auf einen Haufen, Zelt, Decken, Leitern u. s. w. Denn fast Alles wird für die künftige Nacht hier gelassen. Man legt auch die naßgewordenen Schuhe und Strümpfe auf dem Felsen zurecht, damit sie die Sonne trockne. Diebe hat man wenigstens hier nicht zu fürchten. Nur für das Mittagsmahl muß Etwas mitgenommen werden. Es genügt aber ein Weniges mit einigen Flaschen Wein für so Viele.

Nun wird abermals Einer an den Andern gebunden und der Zug gleicht einigermaßen einem Trupp Verbrecher, die nach einem Bagno geführt werden. Da, wo man auf der Südseite von den Grands-Mulets hinabsteigt, stehen noch die Ruinen der Hütte, die de Saussure vor seiner Besteigung erbauen ließ, von der er aber selbst gestand, daß die Stelle schlecht gewählt war, weil sie keinen Schutz gegen die Lawinen gewährte. Jetzt ragen ihre Mauern nur noch zwey bis drey Fuß hoch aus dem Schnee, der sie hundertmal bedeckt hat und hundertmal an der Mittagssonne geschmolzen ist. Auf dieser Stelle hat man auch eine weit beschränktere Aussicht, als auf dem Plateau der Grands-Mulets, wo jetzt geherbergt wird.

Von hier gelangt man auf den obern Theil des furchtbaren Tacconaigletschers, der sich gewöhnlich nicht so schön gestaltet als der Bossons. Er hat kein reinliches Eis, auch schmutzigen Schnee in den Falten. Im Bau zeigt er sich hingegen manche Jahre viel wunderbarer und bizarrer als jener. Nicht Thürmchen, Obelisken und Pyramiden allein bildet sein Eis, sondern auch ungeheure Aloës und Cactus, gothische Wände und im Schäumen erstarrte Seewellen. An Schluchten und Abgründen fehlt es ihm freylich nicht, und manche sind so tief, daß man ihr Ende nicht absieht. Das Eis ist an manchen Stellen über 500′ dick, was im Allgemeinen von den Gletschern angenommen werden kann. Der Tacconai hat hier eine Neigung von 30 bis 40°, scheint aber doch unbeweglich. Die Beschaffenheit des Berggrundes, auf dem er ruht, entscheidet, ob er schneller oder langsamer ins Thal hinabgleitet. Langsamer geht er über große Felsenzacken, schneller über ebenen Grund. Aus dieser Bewegung entstehen die Spalten oder Schlünde. Manche sind so breit, daß man unmöglich hinüber kann, manche hingegen schmal genug, um mit den langen Stöcken eine Brücke über sie schlagen und auf ihr hinüber zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Rußland.

Das ungeheure Sibirien, welches (das europäische Rußland abgerechnet) noch einmal so groß als ganz Europa ist, hat nunmehr seine neue Form und Eintheilung definitiv erhalten. Nach derselben ist es in zwey große Hauptverwaltungen eingetheilt, in die östliche und in die westliche, welche wieder in Gouvernements und Provinzen zerfallen. Der westliche Theil begreift die Gouvernements Tobolsk, Tomsk und die Provinz Omsk, der östliche die Gouvernements Irkutsk (126.500 Q. M. groß, ein ungeheurer Landstrich, der mehr als den dritten Theil des ganzen Areals von Rußland einnimmt), Jeniseisk und die Provinz Jakutsk nebst den beyden Seeprovinzen von Ochotsk und der Halbinsel Kamtschatka. Die Generalverwaltung jedes der beyden Haupttheile befindet sich in den Händen eines Generalgouverneurs, von denen der eine in Tobolsk, der andere in Irkutsk seinen Sitz hat. Seit 1820 ist der Geheime-Rath Michael Speransky Generalgouverneur von dem westlichen Sibirien. Er bereiste zwey Jahre nach einander das weitläufige russische Asien und erstattete von seiner Reise dem verstorbenen Kaiser Alexander einen sehr genauen und ausführlichen Bericht, legte ihm auch einen wohl durchdachten neuen Organisationsplan des ganzen Sibiriens vor, wovon die jetzige Form und Einrichtung des unermeßlichen Landes eine Folge ist. Speransky arbeitet jetzt an einem neuen Gesetzbuche und ist in mehr als einer Hinsicht ein um Rußland sehr verdienter Mann. Sein Vater war ein russischer Geistlicher unweit Wladimir. Nach seinen Vorschlägen vermehrte die Regierung die Schulfonds und genehmigte seine Organisation der sämmtlichen Ministerien, indem er in einem Reichsrathe alle Zweige der obern Verwaltung vereinigte. Nach seinem Rathe wurde das Steuersystem im Reiche vereinfacht, das Budget untersucht, ein Schuldentilaungsfonds errichtet, die Summe des Papiergeldes vermindert, ein neues Münzsystem, so wie ein neuer Zolltarif eingeführt. Er besaß im hohen Grade Alexanders Zutrauen; hingegen mißfielen begreiflich seine Neuerungen Allen, welche dadurch verloren. Als im Jahre 1812 der Krieg mit Frankreich ausbrach, fehlte es an Geld und die Anleiher veranlaßten seine Entfernung von Staatsgeschäften. Eine Folge davon war seine Verbannung nach Perm. Doch diese dauerte nicht lange. Bald ward er Statthalter in Penza und 1820 Generalgouverneur in Sibirien, das er in dieser Eigenschaft bereisete und seine Verwaltung untersuchte, und welches ihm allein seine neue Verfassung verdankt. Durch seine Wachsamkeit sind die dortigen Beamten in den oft 400, 600, ja 1000 und 1200 Meilen von den beyden Residenzen Moskau und Petersburg entlegenen Städten unter eine schärfere Kontrolle und Aufsicht gestellt, zufolge welcher erst unlängst der gewesene Civilgouverneur in Irkutsk, wegen gesetzwidriger, eigenmächtiger und eigennütziger Handlungen und eines ganz willkührlichen Verfahrens in der Verwaltung seiner Stelle, zum Verluste seiner Würden und Ehrenämter verurtheilt und aus den beyden Hauptstädten auf immer verbannt worden ist. Nicht weniger Verdienst um sein Vaterland als Speransky, nur in anderer Rücksicht,

Digitized by Google

erwarb sich der Admiral und Minister des öffentlichen Unterrichts, Alexander Schischkow. In einer gehaltvollen Rede an das Oberschuldirektorium empfahl er im Ganzen den öffentlichen Unterricht und die wissenschaftliche Bildung, bezeichnete die Grenzen der wahren und der falschen oder verkehrten Aufklärung, und stellte die Religion als den Vereinigungspunkt der Aufklärung und des Völkerwohls dar, schloß aber die niedern Klassen des Volks zur Begründung ihres Lebensglücks und ihres zeitlichen Heils von den Wohlthaten der Aufklärung aus. Gleichwohl gründete schon Alexander in den Garnisonen und Militärkolonieen überall Soldatenschulen, und zwar nicht blos nach der Methode des gegenseitigen Unterrichts, sondern auch nach andern Lehrformen.

Die Vortheile, welche für den Handel aus der Wolgaschifffahrt erwachsen sind, seit dieser Fluß mit der Newa in Verbindung ist, werden in der Folge durch eine ununterbrochene Wasserstraße zwischen Petersburg und Moskau, an der gegenwärtig gearbeitet wird, noch gesteigert werden. Die Verbindung zwischen beyden Städten soll mittelst eines Kanals bewerkstelligt werden, der die Flüsse Sestra und Istoa vereinigt, wovon der erstere durch die Dubna mit der Wolga zusammenhängt, der zweyte in die Moskwa fällt. Schon Peter I. faßte den Gedanken, die Wolga mit der Moskwa zu verbinden; aber erst im Jaör 1826 begann die Arbeit und der Grundstein zu der ersten Kanalschleuse wurde am 11. Oktober 1827 bey Podsolnetschnaiagora, sechzig Werste von Moskau, mit großer Feyerlichkeit gelegt.

Mit dem Juny vorigen Jahres begann in Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, eine neue Zeitung, unter dem Titel der Zeitung von Tiflis (Tiflisskiya Vedomosti). Sie erscheint alle Mittwoche in russischer Sprache mit armenischer Uebersetzung. Sie ist vorzüglich auf die Länder jenseits des Kaukasus und die neueroberten armenischen Provinzen berechnet. Sie kostet jährlich 30 Rubel (etwa 14 fl.).

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Dieser Charles Maurice soll den Schauspielern der kleinern Theater eine außerordentliche Furcht einjagen und der Schrecken der Boulevardstheater seyn, indem er die Schauspieler und Schauspielerinnen so hartnäckig in seinem Blatte verfolgt, daß sie, um Ruhe zu haben oder um Tadel gegen Lob einzutauschen, sich gezwungen sehen, mit Geschenken und Abonnements auf das Tagesblatt zu ihrem gestrengen Censor zu gehen und seine Gunst zu erflehen. Der Mann soll bey dieser Taktik gar nicht übel bestehen. Vermuthlich hat er sie dem weiland Abbé Geoffroy im Journal des Débats abgelernt, bey dem man nach seinem Tode vieles kostbares Silberzeug vorfand, ein Angedenken von erkenntlichen oder postulirenden Schauspielern. Die Aussprüche des Hrn. Abbé wurden als wahre Orakelsprüche verehrt, und weil damals das Journal des Débats das Hauptjournal und beynahe das einzige im französischen Kaiserthume war, so konnte es keinem Schauspieler gleichgültig seyn, ob er hoch gepriesen oder verunglimpft dem Publikum vorgeführt wurde. Nach dem Abbé Geoffroy versuchte es ein anderer Journalist, Namens Martainville, sich ebenfalls bey der Schauspielerzunft furchtbar zu machen; auch ihm gelang es nicht übel; allein der Drapeau blanc, in welchem er schrieb, hatte bey weitem nicht das Ansehen, dessen zuvor das Journal des Débats oder, wie es damals hieß, das Journal de l'Empire genossen hatte. Indessen soll er doch reich bey seinen Theaterkritiken geworden seyn. Sein Nachfolger, Charles Maurice, der ein eigenes Theaterblatt schreibt, das aber außerhalb Paris fast ganz unbekannt ist, steht nun noch einige Stufen tiefer; sein Ansehen besteht höchstens nur bey den kleinern Theatern; die Schauspieler der größeren bekümmern sich wenig um ihn und werden in den vorzüglichern Tagesblättern hinlänglich gewürdigt; das Silberzeug, das dem neuen Censor gebracht wird, ist also wahrscheinlich viel kleiner als dasjenige, was der Abbé Geoffroy von den reich besoldeten Schauspielern des Théâtre français bekam, und vielleicht läuft auch manches plaqué mitunter. Die Schauspieler hätten auch viel zu thun und würden sich bald zu Grunde richten, wenn sie alle Theaterkritiker durch Geschenke beschwichtigen wollten. Denn sicher erscheinen zwanzig Kritiken über die vorzüglichsten dramatischen Neuigkeiten; auch herrscht in diesem Fache ziemlich viel Unpartheylichkeit, weil die Stücke, wenn sie in den Tagesblättern kritisirt werden, vom Publikum meistens schon gerichtet sind und die Theaterkritiker also nur den Eindruck der neuen Stücke auf die Zuschauer anzugeben haben. Nur geben sich die Hauptjournale wenig mit den kleinern Theatern ab, sondern überlassen die Beurtheilung der Darstellungen auf denselben den eigends dazu bestimmten Theaterzeitungen, die denn auch nicht ermangeln, über alle Neuigkeiten der Theater und sogar ihrer Koulissen ausführlich Nachricht zu geben, was gewiß in einer so Theaterreichen Stadt, wie Paris, keine Kleinigkeit ist. Den Ruf des Abbé Geoffroy hat aber bisher noch kein Theaterjournalist wieder erlangt und wird ihn auch schwerlich erhalten können, da jezt bey der bestehenden Preßfreyheit so viele Zeitungen und Tagesblätter erscheinen, daß keines das Uebergewicht über die andern erhalten kann, obwohl das Journal des Débats und der Constitutionnel noch immer die Hauptblätter sind und ungefähr eben so viele Abonnenten haben, als alle übrigen zusammengerechnet. Seitdem die englische und auch deutsche Manier der Intelligenzen bey denselben eingeführt und für sie eine sehr einträgliche Spekulation geworden ist, sind diese Intelligenzseiten ihrer Blätter mit ekelhaftem Lobe und Marktschreyerankündigungen neuer literarischer Produkte angefüllt, die man in einem Tagesblatte la littérateur marchande à 30 sous la ligne genannt hat. An solches bezahlte Lob in den Tagesblättern war man doch in Frankreich bisher nicht sehr gewohnt; auch mag es wohl selbst für die Herausgeber der großen Tagesblätter, die doch meistens achtbare und großherzig gesinnte Leute sind, wie sie es bey allen philanthropischen Subskriptionen zeigen, etwas Ekelhaftes haben; allein um sich für die starke Stempeltaxe zu entschädigen, haben sie kein anderes Mittel gefunden, als einen Theil ihrer Blätter in Intelligenzblätter zu verwandeln und sich die darin aufgenommenen Nachrichten tüchtig bezahlen zu lassen. Statt kunstgerechter Kritiken bekommt das Publikum also jezt übertriebenes Lob, das mit 30 Sous die Zeile bezahlt worden ist. Dieß ist eine ästhetische nachtheilige Folge drückender Auflagen. Besser wäre es also gewesen, man hätte die Stempeltaxe für die Zeitungen wo nicht aufgehoben, nach dem Beyspiel Nordamerika's, das diese Auflage nicht kennt, doch wenigstens nicht erhöht. Allein so etwas läßt sich den Finanzherrn schwer einprägen. Was gehört nicht dazu, um einem dieser Herrn das Vorurtheil auszureden, daß eine Auflage vortrefflich sey, wenn sie viel einbringt?

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 62.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. März 1829.

Es senkt sich, so schaurig und still wie die Gruft,
Ein Pfad über Schiefer aus nächtlicher Kluft,
Wo Todesahnungen walten
Um gräßliche Spalten.
Oft reißen hoch aus der Umwölkungen Schooß
Mit Donnergetöse die Blicke sich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern.

Matthisson.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Das Gletschereis ist nicht wie das unserer Seen und Ströme. Es wäre unmöglich mit Schlittschuhen darauf zu fahren, denn es hat viele Poren und Zwischenräume, und auf der Oberfläche bilden sich eine Menge Luftbläschen. Das Eis der Stalaktiten und Stalagmiten in den Grotten hingegen hat die Dichtigkeit und Festigkeit des unsern, überdieß noch mehr Durchsichtigkeit. Wäre das äußere Eis ebenso, so würde man nicht so leicht Stufen zum Hinauf- und Hinabsteigen hineinhauen können. Diese Porosität ist aus der Entstehungsart dieses Eises zu erklären. In diesen hohen Regionen schmilzt der Schnee um Mittag ganz unmerklich an der Oberfläche, friert aber den Nachmittag und die Nacht wieder. Daraus entstehen dann eine Menge Schichten, wo die Sonne nie genug eindringt und einwirkt, um die darin enthaltene Luft frey zu machen.

Nicht blos der geschmolzene und dann zu Eis gewordene Schnee unterhält die Gletscher, über die so viel unnöthig gestritten worden, sondern auch eine Menge kleiner Gletscher, die in den Falten und Vertiefungen von den höchsten Spitzen und Culmen herabkommen und sich in die großen Gletscherströme münden.

Ueber den obern Tacconai weg geht man auf manchen Umwegen und Ausbeugungen in der Richtung des Dome du Goute, der aber rechts liegen bleibt. Oft ist auf dieser Höhe frischer Schnee gefallen. Dann vermehren sich die Schwierigkeiten des Steigens, so lange sich noch keine Eisrinde auf dem Schnee gebildet hat, stark genug, um einen Mann zu tragen. Diese schwache Rinde bricht dann immer ein, und macht das Fortschreiten aufwärts sehr mühsam und beschwerlich; die Führer müssen deßhalb weit voraus, um alle Stellen genau zu untersuchen, denn die Schlünde sind nun versteckt und bedeckt, haben aber nur eine dünne, trügerische Schneeschichte, die genau mit den langen Eisstöcken untersucht werden muß, ehe man sich darauf wagen darf. Bräche sie zusammen, so stürzte man in den versteckten Abgrund. Allen verdächtigen Stellen dieser Art wird sorgfältig ausgewichen. Dadurch kömmt man aber oft weit vom Weg ab, und eine Stelle, wo man ein Schnupftuch hinwerfen könnte, wird nicht selten erst nach einer halben Stunde auf weitem Umweg erreicht.

Bey solch gefährlich dünnem Schnee kann man recht die Aufmerksamkeit, die Ruhe, Klugheit, die Sorgfalt und die unerschrockene Geistesgegenwart der Guides bemerken, ja oft muß man sie bewundern. Hier würde mancher den Muth verlieren, wenn er auch sonst unerschrocken gegen feindliche Wälle und Kartätschen angegangen ist.

Von nun an beginnt eigentlich erst das Ungemach der Ascension. Bisher hatte man nur mit Beschwerlichkeiten und Gefahren zu kämpfen. Jenseits der Grands-Mulets stellt sich aber ein brennender Durst ein, den nichts zu stillen vermag, selbst nicht getrocknete Feigen und Rosinen,

Digitized by Google

mit Schnee gegessen, was doch hier das beste Mittel dagegen ist. Ueberdieß gibt es nun kein Wasser, keinen der krystallenen Bäche mehr, die diesseits der Mulets zwischen dem Eis und in den Schlünden rinnen. Peinlicher als der Durst ist jedoch die fast unüberwindliche Schlafsucht, die einen überfällt, so wie man nur einen Augenblick stille steht. Ausruhen muß man jedoch alle fünfzehn bis achtzehn Schritte, wegen der dünnen, kaum athembaren Luft; dabey wendet man sich mit offenem Mund gegen den Wind, um so viel Lebensluft aufzufangen als möglich. Kaum steht man aber still, so packt einen der Schlaf mit unwiderstehlicher Gewalt. Man möchte sich niederlegen, wenn es die Guides litten. Von oben unerträgliche Sonnenhitze, von unten Eiskälte, immer zunehmendes Uebelseyn, Eckel, Mangel an aller Eßlust.

Trotz der schwarzen und grünen Schleyer fängt auch die Gesichtshaut an zu brennen und aufzuspringen, was sehr schmerzlich ist.

Alles dieß sind lauter Feinde und Widersacher, welche die Besteigung des Montblanc hindern wollen, und sie bisher auch vielen unmöglich gemacht haben. Denn bis zu den Grands-Mulets kamen gar manche; aber weiter hinauf konnten sie nicht, zumal sich große moralische Abspannung zu dem physischen Ungemach gesellt.

Das Beste, was man hier thun kann, ist, einen Fuß nach dem andern in die Fußtapfen des vorausgehenden Guides zu setzen, nicht aufzusehen, so wenig wie möglich Bewegungen zu machen, nicht zu sprechen, und wo möglich nicht zu denken.

Eine gute Stunde braucht man zur Erklimmung der Petites Montées, einer Schneemauer vor dem Petit Plateau. Es ist nicht nur sehr mühsam und schwierig hinaufzukommen, man muß auch darüber weg, um zu einer andern, noch steilern Schneewand zu gelangen, die zum Grand-Plateau führt. Bey dieser Escalade ist folgende Procedur üblich. Der Guide klettert aufwärts, und da er sich nicht umdrehen und dem Reisenden helfend die Hand bieten kann, so klammert sich dieser an einen seiner Füße fest, die über seinem Kopf hängen. Der Guide stößt seinen langen Stock bis ans Heft in den Schnee und hält sich an ihm, um den Fremden nachziehen zu können. Ist dann dieser glücklich nachgehißt, so sezt der Guide seinen Weg auf dieselbe Art fort, bis die Eis- oder Schneemauer überstiegen ist.

Wohl denen, die hier vor Anstrengung nicht den Sinn für das Schöne und Großartige verloren haben; denn die Stelle ich wundervoll. Links die Aiguille du Midi, die nun schon bedeutend niedriger geworden ist, rechts der riesige Dome du Gouté. Er zeigt hier eine gerade Schneewand, und darüber ein Eisgewölbe wie einen mächtigen Brückenbogen. Auf ihm liegen, wie aufgehäufte Titanensteine, die viereckigen Schneeblöcke, welche Serracs heißen. Aus der Mitte ragt die Kuppe des Montblancs hervor.

Vom Dom kommen oft ungeheure Lawinen dieser Serracs herüber. Man thut daher wohl, hier ganz still fortzuschreiten, und sich so wenig wie möglich auf dieser Stelle aufzuhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

Ein Geräusch hinter ihnen schreckte die Frauen auf, mit einem Schrey sank Margarethe zu Boden; der Ritter ließ sich auf ein Knie nieder, das Haupt so tief wie möglich herab gebeugt. Der König stand hinter ihnen. Zu viel hatte diesem unter den plötzlich eingetretenen Umständen, die jede andere Begier in den Hintergrund gedrängt, daran gelegen, den glänzendsten Beweis davon zu geben, daß das sich bereits verbrettende Gerücht von der wahren Ursache der Flucht des Grafen Shrewsbury ungegründet sey; er wollte darum selbst bey der Vertreibung Margarethens aus ihrem Vaterhause zugegen seyn, und war bald seinen Abgesandten nachgeeilt. Durch den dunkeln Schein der Flammen bekam seine kleine Gestalt, namentlich im Vergleich mit dem anwesenden Ritter, ein unheimliches Ansehen. Wiewohl er glücklicherweiße dessen Worte nicht vernommen hatte, kniffen sich doch die kleinen Augen fast ganz zusammen, als er zu dem Ritter scharf betonend sagte: „Hätte ich doch kaum gedacht, Herr Ralf, daß Ihr meinen Auftrag in so zierlicher Stellung ausrichten würdet, Eure Galanterie ist hier am unrechten Platze; nehmt Euch in acht, daß ich nicht erfahre, ob der Eifer, mit dem Ihr Euch zur Vollziehung dieses Auftrages vordrängtet, mit derselben in Beziehung steht. Ihr werdet daher so lange in meiner Nähe bleiben, bis die Damen da allein ihren Weg angetreten haben.“ Ohne die geängsteten Frauen nur eines Blickes zu würdigen, deutete er den Reisigen an hereinzutreten, gebot ihnen, sogleich seinen Willen hinsichtlich der Familie des „verrätherischen“ Grafen zu erfüllen, und schritt dann mit Herrn Ralf durch die Reihen der Gewappneten, bald dem einen, bald dem andern freundlich zusprechend, zur Halle hinaus. Sobald er den Rücken gewandt, fielen die Krieger über die Frauen her und stießen die laut Jammernden, die nicht einmal ein schützendes Gewand mitnehmen durften, in die stürmische Nacht hinaus. Fürchterlich krachten hinter ihnen die Riegel des großen Thores, das zu der Zugbrücke des Schlosses führte, und ihnen jedes Obdach vor dem in Strömen herabgießenden Regen verschloß; lange noch tönte ihnen wie grausamer Hohn das Gejauchze der rohen Gesellen, die mit dem Könige im Schlosse blieben, aus

Digitized by Google

der großen Halle nach, deren Fenster von dem auf ihrem heimischen Kamine von fremden Händen neu angeschürten Feuer hell leuchteten. Nach stundenlangem Herumirren fanden sie auf dem Felde, dicht an der Straße, eine alleinstehende Wachhütte und in ihr ein kümmerliches Strohlager. Erschöpft, durchnäßt, sanken sie hin; doch in Margarethens Seele lebte noch tröstend das Bild des Ritters, der sie so freundlich hatte retten und schützen wollen.

Am andern Morgen, eben als die Sonne über die Hügel blickte und die Zinnen des Schlosses und die Gipfel der hohen Bäume röthete, und die Opfer seines Grimmes noch trotz ihres Elendes ruhig in der ärmlichen Feldhütte schlummerten, sprengte König Heinrich schon sorgenvoll mit seiner Schaar über die Zugbrücke auf der Straße nach Wales hin, da die Bewohner der Grenzmarken in jenem ewig unruhigen Lande sogleich nach der Kunde von der Rückkehr des Herzogs die Fahne des Aufruhrs erhoben hatten; um so sorgenvoller, als jener Ritter, den er am gestrigen Abend zur Vertreibung der Familie des Grafen von Shrewsbury abgeschickt, ebenfalls während der Nacht aus dem Schlosse entflohen war. Hell glänzten die Waffen und Rüstungen im Sonnenschein; bald keuchten und schäumten die Rosse der eiligen Reiter, als nach einigen Stunden den Zug ein unerwarteter Umstand plötzlich aufhielt. An einer Hecke, wo kein Vorbeykommen war, kam dem Könige eine große Menge mit Tuch beladener Wagen entgegen, die nach London fuhren, und da dieselben nicht aufhörten und immer wieder einer um die Ecke kam, da man gehofft, jeder werde der lezte seyn, fragte der König verwundert, wem sie gehörten. „Dem Thomas von Reading," antworteten die Fuhrleute. Nach einiger Zeit fragte Heinrich wieder: „Wessen Tuch ist denn das?" — „Des alten Readings," antworteten sie wieder, und als er wiederum an Verschiedene diese Frage wiederholte, erhielt er immer wieder zur Antwort: „Des alten Readings." Da die Wagen sich auf mehrere Hundert beliefen, so verging beynahe eine Stunde, ehe sie vorüber waren und er Raum gewinnen konnte, seine eilige Reise wieder fortzusetzen. Wohl regte sich oft der Zorn in dem Ungeduldigen, doch unterdrückte denselben das Staunen über solchen Reichthum. Als er einige Meilen weiter gesprengt war, begegnete er wieder einem Trupp Wagen, ebenfalls mit Tuch beladen, und als er auch hier wieder neugierig fragte, wem sie gehörten, erhielt er dießmal zur Antwort: „Dem Hauswirthe Sutton von Salisbury, guter Herr." Und nachdem eine Reihe vorüber, fragte er noch einmal: „Wem gehört das Tuch?" und „dem Sutton von Salisbury," riefen die Fuhrleute. „Gott schicke mir doch viele solche Suttons und Readings," rief da der König, als auch diese Wagen wieder vorüber waren. Aber je länger er seine Reise nach Westen fortsezte, je mehr und mehr solcher Wagen begegneten ihm. „Denn in dieses Königes Tagen," sagt das alte Volksbuch (Thomas of Reading), nach welchem wir treu diesen Umstand berichten, „wurde das Tuchmacherhandwerk in gar großem Schwunge betrieben. Ja man konnte annehmen, daß die Hälfte des ganzen Volkes davon lebte und sich so wohl dabey befand, daß es wenig oder gar keine Bettler gab, welche dem Gemeinwesen zur Last lagen. Die armen Leute, welche Gott gemeiniglich mit den meisten Kindern segnet, vermochten dieselben vermittelst dieses Gewerbes so weit zu bringen, daß sie im sechsten und siebten Jahre schon ihr Brod selbst zu verdienen im Stande waren. Aber vorzüglich neun Männer lebten da, wegen ihrer großen Tuchfabriken im ganzen Lande berühmt und geehrt; unter ihnen vornämlich Thomas von Reading, Sutton von Salisbury, Gray von Worcester im Westen, und Hodgekins von Hallifax im Norden."

(Die Fortsezung folgt.)

Whitlaw's Brennnessel (Urtica Whitlawi), neues Spinnmaterial. *)

Die Urtica Whitlawi wird jezt in England gebaut. Diese Nessel wird über sechs Fuß hoch, und treibt aus einer Wurzel acht bis sechszehn Stämme. Dicht gepflanzt stehen die Stängel so dicht wie Weizenhalme. Sie liefert mehr Faserstoff, als irgend eine bisher bekannte Pflanze und gibt die feinsten Spitzen eben so schön, als sie die stärksten Seile und Ankertaue liefert. Sie gibt sechs Fuß lange Fasern; zu feinen Arbeiten wählt man indessen nur Fasern von zwölf bis achtzehn Zoll. Die Hanfnessel, welcher die Urtica Whitlawi sehr nahe kommt, wurde seit undenklichen Zeiten in Asien verarbeitet, und wir nennen noch seine Gewebe Nesseltuch. Leser, die die Würde der Nessel als Spinnmaterial noch nicht kennen, verweisen wir auf Böhmers technische Geschichte der Pflanzen, I. B. 543.

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Zweytes Heft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Luzern, März.

Der durch seine „medizinische Topographie von St. Petersburg" rühmlich bekannte kaiserlich russische Hofrath von Altenhofer, jezt Regierungsrath in Luzern, hat als Präsident der landwirthschaftlich-ökonomischen Gesellschaft dieses Kantons eine merkwürdige Rede über die Verbesserung des Wohlstandes in demselben gehalten, worin zwischen dem Vormals und Jezt eine Parallele gezogen wird und die Contraste der Zeit vor und seit der Revolution scharf gezeichnet

Digitized by Google

erscheinen. Von der erstern sprechend, sagt der Redner unter andern: „Bereits hatte sich von andern Staaten her vieles Schlechte und Verderbliche in unser Vaterland eingeschlichen; dem Bessern verschloß man den Eingang; jenes aber wirkte vorzüglich auf den häuslichen Sinn seiner Bewohner höchst schädlich ein; Luxus und Aufwand nahmen in den letzten Zeiten der alten Republik so sehr überhand, daß alle dagegen erlassenen Verordnungen erfolglos blieben, und wie konnten dieselben auch wirken, da Jene, welche sie in stiefväterlicher Sorgfalt für das Land gaben, selbst von dem Uebel nicht frey, oder es in ihrer Nähe zu hindern unfähig waren. Die häusliche wie die öffentliche Erziehung war höchst mangelhaft; kaum konnte ein Drittheil der Bevölkerung lesen; von organisirten und ordentlichen Landschulen wußte man fast nichts. Es lag in der Politik der Machthaber, Unwissenheit und Dummheit auf dem Land zu unterhalten und ja keinem Lichtstrahl den Eingang in die Hütte des Landmanns zu gestatten. An den höhern Schulanstalten durften nur schüchtern die Söhne des Landes Theil nehmen; sie wurden meist zurückgedrängt, indem man glaubte, der Bauer gehöre nur zum Pflug, und so ging mancher treffliche Kopf für Wissenschaft und Kunst verloren. Nicht besser konnte es mit der Industrie in unserm Land stehen, denn dieselbe erhielt nicht nur keine Aufmunterung von Oben, sondern es wurden ihr alle möglichen Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg gelegt; man wollte lieber das Ausland vom Mark unsers Landes zehren lassen, als selbst eine gehörige, das Ganze erhaltende Cirkulation desselben im Innern unterhalten. Wer noch Muth und Kraft hatte, etwas zum Wohl des Landes zu unternehmen, wurde verfolgt und bieß Neuerer. Die Anlegung einer Fabrik wäre mit Acht und Bann belegt worden. Allgemein war der Wahn verbreitet, als würden Gewerbe und Fabriken uns zu einem religiösen und politischen Abfall bringen. Auch unser Landbau befand sich damals noch in einem höchst elenden Zustand; das Vieh weidete auf sumpfigen Triften, wo Giftpflanzen und Insekten wucherten, oder auf magern, trocknen Weiden, die nur kärgliche und oft ungesunde Nahrung gaben; der Boden, auf welchem einmal der ausgestreute Saamen nicht gehörig aufkeimte oder gedieh, ward, als mit dem Fluch belegt oder von einem bösen Geiste beherrscht, nicht ferner angepflanzt; es überzogen ihn Dornen und Disteln, die man ihre zerstörenden Wurzeln noch ins bessere Land hinübertreiben ließ. Zwar hatte bereits die Landwirthschaft in nachbarlichen Kantonen bedeutende Fortschritte gemacht, da theils dieselbe wissenschaftlich betrieben, theils ihr gebührende Ehre erwiesen wurde; allein nur wenige unserer Landwirthe (denn Vorurtheile und Neuerungshaß herrschten zu allgemein) wagten es, solche anschaulichen Vorbilder nachzuahmen."

Im Gegensatze hiermit wird von der gegenwärtigen Zeit und dem, was dieselbe herbeyführte, unter andern gesagt: „Jene denkwürdige Umwälzung, die unserm Vaterlande manche tiefe Wunde schlug und dasselbe schrecklichen Verheerungen preisgab, war auch die Mutter einer verjüngten Gestaltung, deren wir bedurften und deren wir uns nun zu erfreuen haben. Das Bessere schreitet jedoch nicht mit übereilten Schritten vorwärts, und so ist seit 30 Jahren manches Schöne und Gute begonnen, aber nicht vollendet worden. Häuslichkeit, Industrie und Landwirthschaft haben bey uns seit jenen Tagen eine andere, eine schönere Gestaltung erhalten. Wenn man sie und ihr Vorwärtsschreiten nur von Jahr zu Jahr betrachtet, so scheint alles dieses eher still gestanden zu seyn, und erst der Ueberblick eines Decenniums überzeugt und gibt die Beruhigung, daß das Stillstehen Täuschung ist und die Quelle in der That fortströmt. Die zum Wohlstand so unentbehrliche Schulerziehung hat eine völlig andere Gestaltung erhalten. Nicht blos ist jetzt der Elementarunterricht allgemein verbreitet, da keine Gemeinde des Kantons mehr sich findet, welche nicht eine Schule und einen tauglich befundenen Lehrer aufzuweisen hat, und eine gesetzliche Bestimmung die Kinder jeden Standes zum Schulbesuch verpflichtet, sondern der lernbegierige Knabe kann nun in den errichteten Secundärschulen seine Kenntnisse ferner erweitern und sich zum brauchbaren Manne heranbilden. Gerade dem Kanton Luzern, der freylich noch in manch anderer Hinsicht nicht ist, was er seyn könnte und seyn sollte, gebührt der schöne Ruhm, im Landschulwesen weiter, als mancher andere Kanton vorgeschritten zu seyn. Die Handelschaft und Gewerbe haben ihre, jede freye Thätigkeit hindernden Fesseln abgelegt und erheben sich von Jahr zu Jahr. Wenn auch im Kanton Luzern der eigentliche Großhandel und umfassende Unternehmungen nicht anzutreffen sind, so befindet sich dagegen der einer mittlern Wohlhabenheit sich nähernde Gewerbsstand um so besser. Die unrepublikanischen Zunft- und Innungsketten sind gelöst, Jeder kann seine Werkstätte aufschlagen, wo es ihm gefällt. Auch erheben sich seit einigen Jahren in unserm Ländchen hie und da Fabriken, die, obschon noch immer in bescheidenem Maße sich haltend, mit kluger Vorsicht der Zeit ihre Erhebung und Vergrößerung überlassen. Denn unstreitig sind die vorzüglichsten Reichthümer unsers Landes Ackerbau und Viehzucht, und nur so lange Gewerbe und Fabrikation jenen keinen Eintrag thun, sind diese gemeinnützig und befördern den Wohlstand. Die Viehzucht hat sich im Kanton nicht nur beträchtlich vermehrt, sondern auch veredelt; die Verbesserung der Feldwirthschaft im Allgemeinen, die vermehrte Thätigkeit und die nachahmungswürdigen Beyspiele geschickter Landwirthe haben hierzu das Meiste beygetragen. Selten hört man mehr von verheerenden Seuchen und Viehkrankheiten, die ehemals den Landmann nur zu oft heimsuchten und seinen ökonomischen Untergang herbeyführten. Eine zweckmäßigere Behandlung des Viehs, nebst der Stallfütterung, und die Sorge für Bildung tüchtiger Viehärzte haben diesen Vortheil gewährt. Die Urbarmachung früher unbebauter Strecken und die Anpflanzungen mit besonders gedeihlichen Grasarten auf einem sonst undankbaren Boden blieb den letztern Zeiten vorbehalten. Viele haben es bey nicht erkaltendem Eifer für Verbesserung ihres Guts dahin gebracht, daß sie beynahe doppelt so viel Vieh zählen, als vor zehn Jahren. Auch der eigentliche Ackerbau hat sich theils durch den vermehrten Viehstand, theils durch die wechselnde Bewirthschaftung sehr vervollkommnet. Wenn auch ehemals auf einer gleichen Strecke mehr und ergiebigere Frucht soll geerndtet worden seyn, was eben viele noch für die alte Methode befangen hält, so ist dagegen der weit ausgedehnte und stets wechselnde Ertrag der Landesprodukte dem Stand unserer zunehmenden Bevölkerung angemessen und mit ihm in gehörigem Verhältniß. Bey der alten Bewirthschaftung, die nur für minder volkreiche Gegenden, arbeitscheue Hände und feyertagliebende Landleute paßte, hätte dieses zunehmende Verhältniß der Menschen unmöglich bestehen können, ohne daß die Noth und das Elend höher gesteigert und zu Auswanderungen und andern verzweifelnden Mitteln geschritten worden wäre. Schätzen wir uns glücklich, in Tagen zu leben, wo der vaterländische Wohlstand nicht verlassen darnieder liegt, nicht von Einzelnen abhängig oder beschränkt ist, sondern wo er frey aufkeimt und ein gemeinsames Streben zur Verbesserung desselben rege ist."

Beylage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. März 1829.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten!

Schiller.

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

Da der König zum ersten Male so auffallend von der großen Ausdehnung der Betriebsamkeit dieser Leute unterrichtet wurde, bedachte er, was so mächtige Leute für Werth für ihn haben konnten, wenn er sich dieselben verpflichte. Er sah klar, wie er sich hauptsächlich jetzt die Gunst der Gemeinen zu sichern habe, gab daher an den letzten Wagen den Befehl, die reichen Tuchherren sollten gleich nach seiner Rückkehr nach London vor ihm erscheinen, wandte sich dann zu seinen Begleitern und rief diesen voll Erstaunen zu: „bis jetzt dachte ich immer, ihr Herren, England sey mehr tapfer als reich; doch nun sehe ich wohl, sein Reichthum hält seiner Tapferkeit die Wage. Da lohnt es sich um so mehr der Mühe, mit dem Schwerdte zu behaupten, was ich habe. Könige und Liebesleute leiden einmal keine Gefährten; darum laßt meinen Bruder Robert nur denken, er sey König durch Geburt, bin ich es doch durch Besitz.“ Und so zog er mit noch mehr Eifer weiter gegen die unruhigen Gränzbewohner.

Als die Sonne höher gestiegen war, und ihre warmen Strahlen bereits in die Oeffnungen der Hütte, in welcher die unglücklichen Frauen ruhten, hineindrangen, erwachte zuerst Margarethe. Staunend, sich noch in einem bösen Traume wähnend, saß sie lange Zeit aufrecht und rieb sich die von den Thränen des Abends noch müden Augen, um zum Bewußtseyn zu erwachen. Aber als sie einen Blick auf die bleiche, vor Ermattung noch schlummernde Mutter geworfen, kam ihr die Erinnerung an die schreckliche Vergangenheit wieder. Trostlos wankte sie hinaus, um zu sehen, wohin sie im Dunkel der Zufall geführt, und blickte bang in die reiche, friedlich im Sonnenschmuck liegende Welt, von der ihr und ihrer unglücklichen Mutter allein nichts mehr angehörte. Da sah sie nicht weit von sich auf der Straße drey Reiter, in einfache graue Tuchwämser gekleidet, fröhlich scherzend und singend daher kommen. Nichts weniger als Furcht flößte ihr Aussehen der Jungfrau ein, aber das noch so neue, ungewohnte Unglück hatte sie die tiefe Schaam, als eine Hülfslose vor fremden Menschen dazustehen, noch nicht unterdrücken und überwinden gelehrt. Daher floh sie schnell wieder in die Hütte. Aber die drey alten Herrn, es waren die auf einem andern Wege ihren Wagen zur Messe nach London nachreisenden reichen Tuchherren aus Westen, hatten alsbald verwundert das nach Art der vornehmsten Leute in faltige Gewänder gekleidete weibliche Wesen erblickt und nahten sich der Hütte, neugierig, zu erfahren, was dasselbe zu einem solchen Aufenthaltsorte bewege. Als sie vom Pferde sich herabbückend hineinschauten, sahen sie, wie Margarethe die eben erwachte, von Fieberschauern geschüttelte, erschöpfte Mutter von dem elenden Lager in die Höhe richtete, und als das Mädchen, von dem Geräusch erschreckt, sich umwandte, sah sie schon einen der Reiter, der augenblicklich vom Pferde gestiegen war, dicht neben sich stehen. Das väterliche, unter den schneeweißen

Digitized by Google

Locken, die aus der engen Tuchmütze hervorquollen, so ehrwürdig blickende Antlitz gab dem Mädchen Muth, wenn auch unter Thränen und oft stockend, und erst von dem leidenden Blick der Mutter zum fortfahren ermuntert, ihren Kummer zu erzählen, und immer mehr fühlte sie sich dabey getröstet, als sie die milden Augen des Alten nach und nach feucht werden sah. „O, das ist ja jämmerlich zu hören," rief der alte Gray von Gloceſter, und der wunderbare Liebreiz der Jungfrau übte einen so mächtigen Zauber auf ihn, daß er, die kranke Mutter einen Augenblick ganz vergessend, in seiner treuherzigen Weise, mit lieblichem Lächeln zu Margarethen herantrat, ihr die zarten Wangen sanft strich, mit den Locken spielte und im weichſten Tone sagte: „weine nicht mehr, liebes Kind, es wird sich ja wohl noch ein Heerd im Lande für Dich wärmen." „O kommt, edle Frau," fuhr er, sich zur Gräfin wendend, fort, die sich mühsam an ihrer Tochter Seite aufrecht zu halten strebte, „kommt, steigt auf mein Pferd; das Wirthshaus in Colebroke, wo wir gut angesehen sind, ist nicht mehr weit. Dort könnt Ihr Euch vor der Hand erwärmen und erholen." Freudig nahmen die Unglücklichen das Anerbieten an, und der alte Mann, so sehr er auch seine beyden Reisegefährten, welche die Erzählung mit angehört, die Köpfe schütteln sah, hob die Gräfin auf sein Pferd, nahm die schüchterne Margarethe an die linke Hand, während er mit der andern das Pferd führte und dessen Last unterstützte, und schritt mit ihnen so eilig vorwärts, daß er gar nicht bemerkte, wie seine Begleiter absichtlich weit zurückblieben. Als sie endlich an das Wirthshaus gelangten, stand der Wirth, der sie schon von Weitem erblickt hatte, mit einem pfiffigen Gesichte in der Thüre. „Nun, Herr Gray," rief er ihnen entgegen, „das muß ich sagen, so ein alter Herr! Ey, ey, ein feiner Geschmack! Wo habt Ihr denn" — „Schweig, Lästermaul," unterbrach ihn der ehrwürdige Tuchherr, „es sind Unglückliche, die ich unterweges gefunden; mach' gleich ein tüchtiges Feuer im Kamin," fuhr er fort, während er die schwache Gräfin vom Pferde herabhob. „Unterweges gefunden?" rief schnell der Wirth, dem ein Licht aufging, sprang mit einem Satze in's Haus, warf eiligst mit lautem Krachen die schwere Thüre zu, und als sich der Alte erstaunt umsah, erschien des Wirthes Gesicht am halbgeöffneten Fenster wieder. „Herr Gray," rief er ihm entgegen, „ich weiß, Ihr habt Münze genug in Eurem Säckel, um allenfalls mit großen Herrn eine Suppe auszueſſen und dumme Streiche zu bezahlen; aber mich laßt mit Euren Unglücklichen da ungeschoren," worauf er eben so schnell das Fenster wieder zumachte. Das laute Schluchzen Margarethens, das leise Wimmern der kranken Mutter, die erst jezt sich ihres großen Elendes recht bewußt wurden, und wie die Erzählung ihres Unglückes, das sonst die Herzen der Menschen dem Mitleiden öffnet, jeden von ihnen scheuchen und zum Dank für seinen Beystand in Gefahren bringen müsse, hielt den Alten ab, weiter seinen Zorn über die niederträchtige Feigheit auszulassen. Er warf nun schnell der Gräfin seinen Tuchmantel über, hob sie wieder mühsam auf's Pferd und sagte: „dacht' ich doch nicht, daß der Schurke auch schon von dem Vorfall gehört habe; aber es soll ihnen nichts helfen, ich weiß hier in der Nähe noch Leute, die sich um den König nicht einen Pfifferling kümmern. Es sind zwar schmutzige Gesellen, und es ist wohl noch ein Stückchen hin; aber Noth kennt kein Gebot." So eilte der muthige Alte, ohne sich für jezt noch in seinem schönen Eifer irre machen zu lassen, auf einem düstern Wege dem Dickicht eines nahe liegenden Gehölzes zu. Nachdem sie sich wohl eine Stunde durch das Gebüsch mühsam durchgearbeitet, hielten sie vor einem schwarzen schmutzigen Hause, an dessen Thüre indeß ein ziemlich reinlich gekleidetes altes Weib ihnen entgegen kam, deren häßliches Gesicht sich in ein Grinsen verzog, als sie die neuen Gäste musterte. Doch Herr Gray that ihrer Zunge sogleich Einhalt, indem er ihr entgegenrief: „ist Wallis zu Hause?" Schon drey Wochen ist er fort," versezte die Alte; „er hält das Euch gegebene Versprechen, so viel Mühe es ihm macht, und treibt jezt blos oben im Norden sein Geschäft." „Ein sauberes Geschäft das," unterbrach sie der Alte, „den Leuten das Tuch zu stehlen. Aber Ihr habt doch nicht vergessen, wie ich den Mann beschüzte und frey ließ, als er uns in die Hände gefallen war?" „Hätte er's vergessen, würdet Ihr's wohl an Euren Trockenfeldern gemerkt haben." „Nun, Ihr könnt mir jezt wieder einen Dienst leisten," fuhr Herr Gray fort, während er der Alten einen schweren Beutel in die Hand drückte. „Die Frauen hier haben des Königs Ungnade unverschuldet auf sich gezogen; nehmt sie so lange bey Euch auf, bis die Gefahr vorüber ist und ich sie ohne Scheu in mein Haus aufnehmen kann." „Ja, ja," sagte die Alte, den schweren Beutel wohlgefällig wiegend, „eine Hand wäscht die andere; es kommen wohl Zeiten, wo die reichen Herrn auch unser einen brauchen können." Darauf ward die kranke Gräfin in das ärmliche Haus hineingetragen, und als sie nur einigermaßen mit dem Nöthigsten versorgt schienen, entriß sich der Alte den Danksagungen Margarethens, um schnell zum Wirthshause wieder zu eilen und seine Gefährten noch anzutreffen. Auf dem Wege dahin bedachte er ernstlich, wie die Könige, bis jezt mit steten Kriegen beschäftigt, die Rechtspflege für die friedlichen Unterthanen so ganz außer Acht gelassen, daß Diebstähle und Räubereyen kaum anders als durch die stets gefährliche Selbsthülfe zu verhindern waren, und er, als er den berüchtigten Wallis in seine Gewalt bekommen hatte, froh seyn mußte, mit ihm den erwähnten Vertrag, den das Ehrgefühl dieser Räuber in jenen Zeiten stets hielt, schließen zu können. „Und was für schlimme Aussichten

Digitized by Google

bey dem neuen Kriege!“ rief er eben aus, als er das Wirthshaus vor sich liegen, aber mit Schrecken den wohlbekannten weißen Stab des Scheriffs daran lehnen sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Manche können nach Ersteigung der Petites-Montées vor Müdigkeit und Schwäche nicht weiter, und dann wird hier ausgeruht und gefrühstückt, wenn man das Wenige so heißen kann, was Alt und Jung auf solcher Höhe verzehrt. Selbst bey den rüstigen Guides ist an keine Eß- und Trinklust mehr zu denken. Sie gleichen kleinen Mädchen. Acht vermögen kaum ein gebratenes Huhn und eine Bouteille Wein zu sich zu nehmen. Einige Reisende haben es hier versucht, in ihre Mäntel gehüllt ein Viertelstündchen auf dem Schnee zu schlafen, und fühlten sich, als man sie hernach mit Mühe weckte, durch diesen Schlummer mehr gestärkt, als durch viel Speise und Trank.

Von hier braucht man gewöhnlich noch drey bis vier Stunden, um auf die Höhe des Montblanc zu gelangen.

Nun beginnt das Grand-Plateau, dieses weite Schneemeer, rund herum von unermeßlichen Felsen- und Eiswänden begrenzt. Hier entdeckt das Auge nichts als wüste Erstarrung, weißes Feld zwischen weißen Mauern; kein Ton, keine Bewegung, selbst keine Spur von Pflanzen und von lebender Kreatur wird da gefunden. Die Sonnenhitze wird erstickend und wahrhaft entsetzlich. Mit ihr nimmt körperliche Schwäche und Ungemach zu. Sie wirkt aber nur auf den Menschen, nicht auf den Merkur des Thermometers, der sich auf dieser Höhe im Schatten und in der Sonne gleich bleibt.

Die ersten Männer, die, seit der Montblanc steht, hierher drangen, waren der Dr. Paccard und sein Führer Jakob Balmat aus Chamouni, von dem wir oben gesprochen haben. Sie kamen gegen Abend in dieser Wüste an, hatten keinen Schutz, keine Hülfsmittel, sie wußten nicht einmal gewiß, ob der Mensch auf dieser Höhe leben könne. Hier übernachteten die kühnen Männer ohne Feuer in einer Grube, die sie sich in den Schnee gegraben hatten. Leichter war es daher Saussure'n im folgenden Jahr, hier mit allen auf dieser Stelle möglichen Bequemlichkeiten und Schutzmitteln zu kampiren. Nachdem er seine achtzehn Guides mit großer Mühe von den Grands-Mulets weggebracht, wo sie durchaus übernachten wollten, weil sie an der Stelle wie an einer Insel der Calypso hingen, ließ auch er eine Vertiefung in den Schnee graben und mit seinem Zelttuch überdecken. Da legte er sich mit den Seinigen hinein und brachte eine leidliche Nacht zu. Die Unternehmung war auch nicht ohne Gefahr. Die Last und Wärme von zwanzig Männern auf einer Eisrinde, die einen Abgrund decken und mit Allen zusammenbrechen konnte, die Gefahr der Lawinen vom Dome de Goûté u. s. w. machen es begreiflich, daß Saussure's sonst muthige Guides hier nicht herbergen wollten, zumal sie sich bey der geringsten Arbeit und Bewegung schwach fühlten, sich also bey einem Unglücksfalle gar nicht hätten helfen können.

Jezt, wo man nur drey Tage zur Montblanereise nimmt, wird hier nicht mehr übernachtet, und es macht da Niemand Halt, als die Lawinen, die von allen Seiten wie in ein Becken hier zusammenschießen, und aus denen nur hier und da ungeheure Eisblöcke wie diamantene Inseln hervorragen.

Hat man endlich nach zwey Stunden Hitze, Frost, Angst, Durst, Eckel und Hautbrennen diese Schneewüste überstanden, so kömmt man zu der Anhöhe, wo 1820 bey der von Dr. Hamel versuchten Besteigung drey Guides von einer Lawine in einen Abgrund gerissen, verschüttet und aller Bemühungen ungeachtet nicht wieder gefunden wurden. Dieß ist auch unstreitig wegen der Lawinen die gefährlichste Stelle. Die Guides empfehlen daher ihren Reisenden Stille und Schnelligkeit. Ersteres ist hier allerdings leichter als Lezteres, da Jedermann vor Erschlaffung und Müdigkeit zusammensinken möchte, wenn er nicht wie diese Chamounimänner an solches Sturmlaufen gewöhnt ist.

Mit aller Mühe gelangt man endlich zu dem wilden Felsengeklüft, rochers rouges genannt, das ganz steil aus dem Schnee hervorstarrt. Man läßt es links liegen und durch ein kleineres Thal erreicht man nach anderthalb Stunden endlich die Petits-Mulets. So heißen nämlich drey große Granitzacken, die lezten aufwärts. Hier wird gewöhnlich eine halbe Stunde ausgeruht, man freut sich über das nun höchst wahrscheinliche Gelingen der Reise, schüttelt sich herzlich die Hände und nimmt Muth und Kräfte für den lezten Anlauf zusammen; denn nun ist nur noch die Calotte oder die Kuppe des Montblanc zu besteigen. Wer da aber meynte, dieß sey ein Leichtes, der wäre im Irrthum. Es sind da freylich keine Klüfte und Abgründe mehr, wohl aber ungeheure Eisblöcke und Mauern, über die man klettern muß, wo oft nur dünner Schnee zum Anhalt dient, und die so steil sind, daß man mit dem Gesicht fast an die Mauer stößt. Dieß wäre jedoch nur eine Kleinigkeit für kräftige Männer. Mit der Kraft hat es aber hier bey den meisten Reisenden ein Ende, und sie würden an dieser Stelle so nahe am Ziel zurückbleiben müssen, wenn ihnen die rüstigen Guides nicht durch Halten, Ziehen und Schieben forthülfen, wiewohl sie selbst oft sehr an Augenschmerzen leiden.

Ermattender als aller Schmerz ist der niedrige Stand des ganzen intellektuellen Seyns. Es ist sonderbar, je

Digitized by Google

höher der physische Mensch auf seiner Erde steigt, desto tiefer sinkt seine Seele. Gleichgültigkeit, Abspannung und Stumpfsinn bemächtigen sich ihrer. Ganz gewöhnliche Gedanken und Verrichtungen machen ihr Mühe, sie ist keines Schwunges mehr fähig und klebt nur an ganz Gewöhnlichen und Handgreiflichen. Sie hat eine Welt unter sich, und über ihr ziehen nachbarlich die Sterne an dunklem, ungeheurem Horizont auf und nieder. Sie denkt aber nur an das körperliche Ungemach des Augenblicks und die mehrsten Reisenden säßen lieber auf einem Lehnstuhl, mitten in der Lüneburger Haide, als hier auf dem höchsten Punkt Europa's, Italien und seine Orangen zu ihren Füßen.

Doch darüber denkt hier oben Niemand nach, so lange man einen Fuß nach dem andern genau in der Führer Spur zu setzen hat. Sie selbst werden still und immer stiller, knöpfen ihre Kleider bis unter's Kinn zu, reden nur wenig ermunternde Worte, bis endlich der Vorderste auf den Gipfel gelangt, und von da ein freudiges: Nous y voilà herabruft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Februar.

Ich sah vor Kurzem auf einem Kirchhofe, wie mehrere Leute still auf einen versenkten Sarg hinabblickten, nicht schluchzend und mit verweinten Augen, aber mit dem Ausdrucke inniger Anhänglichkeit, die das Andenken des Geschiedenen still zu segnen schien. Die Beerdigung war vorüber; die Leute gingen nachdenkend oder sich über den Verstorbenen unterhaltend nach Hause. Da wurde an seine Gewohnheiten, seine Lieblingsredensarten, die Frucht der Erfahrung eines langen Lebens, an seine Geschichten aus langverflossener Zeit erinnert. Ich fragte endlich einen Mann, wer der Beerdigte gewesen sey. „Mein Nachbar," war die Antwort, „ein ehrlicher, arbeitsamer Mann und ein guter Vater. Er war einer unserer Revolutionssoldaten und hat wacker auf Bunkers Hill gefochten. So gehen die braven Krieger, einer nach dem andern, dahin! Gott segne die Braven, sie haben redlich für uns gearbeitet." — Er sagte dieß so von ganzem Herzen, daß ich mich der Betrachtung nicht enthalten konnte, wie nun eine ganze Nation mit warmer Dankbarkeit das Andenken derjenigen segnet, deren Gedächtniß, hätte das Glück der Schlachten anders entschieden, mit dem Namen Hochverrath gebrandmarkt würde.

Fast unglaublich ist die Veränderung, welche in wenigen Jahrzehenten mit den Ufern des Ohio und Mississippi vorgegangen ist. Der in Cincinnati im Staate Ohio erscheinende Almanach: The Western Souvenir, enthält eine gelungene, sehr interessante Schilderung des frühern Zustandes jener westen Gebiete und ihrer weißen Bewohner. Der Verfasser beschreibt, wie er das Land, das er in seiner Jugend gesehen, vor einigen Jahren auf einer Dampfbootreise von Pittsburg nach Neuorleans gefunden habe. Besonders anziehend ist die Schilderung der vormaligen Bootsleute auf dem Mississippi, die, bevor die Dampfschifffahrt im Westen eingeführt wurde, eine ganz eigene Menschenracé bildeten. Als Repräsentanten dieser Menschen führt der Erzähler einen alten Bootsmann, Namens Mike, auf. Als das Boot an einem der gewöhnlichen Landungsplätze hält, ruft ein Mann am Ufer in der verdorbenen und sonderbar gemischten Mundart der Bootsleute des Mississippi dem Kapitän des Dampfboots zu, wie er das Schiff wenden solle. Die Stimme scheint dem Erzähler bekannt und als er an das Ufer springt, findet er einen großen alten, robusten, fast mulattenschwarzen Mann, der ihm aus seiner Jugend wohl bekannt war; es ist Mike. Dieser freut sich, seinen alten Bekannten wieder zu finden und erzählt ihm, daß er gerade im Begriff sey, den Zinnbecher zu schießen, für ein Quart Branntwein. „Ich verstand, so erzählt der Verfasser, Mike sogleich und forderte meine Begleiter, einen englischen Reisenden mit seinem Tagebuche und zwey feine Herrchen aus Baltimore und Philadelphia, auf, mit mir zu gehen. Wir folgten Mike, der, von mehreren seiner Leute begleitet, in das Dickicht ging. Als wir auf einem lichten Platze angelangt waren, trat ein Bootsmann mit einem Bullenkopfe vor, schritt 30 Schritte ab, drehte sich um und setzte einen Zinnbecher auf seinen Kopf. Ich hatte zwar einst dieses Bootsmannsfest mehrere Mal gesehen, wurde aber doch mit meinen Begleitern während dieser stillen Vorbereitung sehr unruhig. Doch Mike's Bruder, denn dieß war der Mann mit dem Becher, rief: „Blase los, Mike." Meine Begleiter wollten den Schuß verhindern, aber schon zielte Mike mit seiner Büchse und rief: „Halt das Stück ein bischen höher, sonst mußt Du das Korn bezahlen!" Und im Augenblick fiel der durchschossene Becher vom Kopfe. Die Bootsleute verriethen nicht mehr Gemüthsbewegung, als wenn eine gewöhnliche Wette gewonnen worden wäre."

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 57:
Rittersporn.

Homonymische Charade.

Dreh' um das Erste, dreh' geschwind,
Sonst flieht's beym Drehn dir hin wie Wind.

Das Zweyte laurt in holder Augen Gluthen,
Zieht Vögel nieder aus den Lüften,
Entführt den Fisch den Wogengrüften.

Das Ganze strömt in reichen Segensfluthen,
Geschwängert wie von Morgenroth und Sonnen,
In Mutterlust,
Bald purpurblutig, bald in goldnen Wonnen
Feurige Milch aus hochgeschwellter Brust.

Viel Ganzes von dem Ganzen stammt,
Für es begeistert und entflammt;
Und sieh! wie sprengt es freudig wild,
Unbändig, wie der Hall der Schlachttrompeten,
Auf Ganzem dort ins Kampfgefild!
Flink umgedreht im Ersten umgedrehten
Haut's kühn und frey,
Zerhaut des Feindes Schelmerey.
Wie schlau ihm Zweytes auch bereitet sey.

F.....

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. März 1829.

In den Tiefen, vom dämmernden Lichte erhellt,
Iſt's ruhig, da verſtummt das Getöſe der Welt.

A. Müller.

Die Stillen.

Es iſt ſo ſüß, wenn aus und ein
Das laute Volk ſich treibt,
Zu ſcheiden aus den wilden Reih'n,
Da man mit ſeinem Sinn allein
Und ſeinem Sehnen bleibt.
Da kommen,
Die nur ſo ſtill geglommen,
Die Töne traut, halblaut.

Da hör' ich manches leiſe Wort
An mir vorüberweh'n,
Mein Sinn verliert ſich da und dort
An manchen heimlichlieben Ort,
Den keiner noch geſeh'n.
Doch neigen
Muß ich mich ganz in Schweigen,
Wenn ſich das Bild enthüllt.

Im ruhevollen Mittagsſchein
Geräth mein ſtiller Kahn
Tief in die weite See hinein,
Tief ſchau' ich in die Waſſer ein
Und weide mich daran.
Da walten
Holdſelige Geſtalten
In ihrem reichen Reich.

Sie könnten aus dem ſtillen Haus
Auftauchen an den Tag,
Doch ſie verlanget nicht hinaus,
Sie bleiben immerdar zu Haus,
Wo nichts ſie ſtören mag.
Sie hegen
Noch ihren erſten Segen
Und wohnen rein, allein.

Denn als die Welt war aufgeblüht
In ihrer Herrlichkeit,
Das wilde Waſſer ausgeſprüht,
Das wilde Feuer ausgeglüht,
Geſtillt der Winde Streit
Vom Himmel
Verſchlungen, das Getümmel
Vor ſeinem Siege ſchwieg:

Da drang aus des Allvaters Schooß
Der Friedensgruß herein,
Die Feier heilig, ſtill und groß,
Die Sabbathruhe gränzenlos,
Die ſollte ewig ſeyn,
In Frieden
Sollt' alles ungeſchieden
Daheim ſeyn, rein, allein.

Digitized by Google

Doch als die Friedenszeit vorbey
Und wieder Werktag war,
Da regt sich alles Leben frey
Und schafft sich alle Tage neu,
Und streitet immerdar.
Der Frieden,
Vertrieben und vermieden,
Irrt ohne Land, verbannt.

Den Gründen endlich schwebt er zu,
Sinkt in die Tiefen ein,
Die hielten noch die Sabbathruh,
Und fragten mich, was suchest Du?
Hier zog der Frieden ein.
Drum bleibet,
Den oben Kampf vertreibet,
Sabbath hier für und für.

Wir aber kurz und träumend nur
Schau'n ein in diese Ruh',
Verlieren bald die leise Spur,
Denn die unfriedliche Natur
Drängt uns den Kampf herzu.
Da wehet
Der Wind, und es vergehet
Des Friedens Traum in Schaum.

A. Schöll.

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

„Was giebt's denn dort?“ rief Gray einem ihm begegnenden Manne zu. „Der Scheriff, Herr,“ erwiederte dieser, „macht eben dort laut bekannt, daß mit Leib und Gut dem Könige verfallen sey, wer des verrätherischen Earl von Shrewsbury Weib und Kind bey sich aufnimmt.“ Da hielt es Herr Gray so wohl zu seiner als zu seiner Schützlinge Sicherheit für angemessener, so müde und hungrig er und sein treues Thier auch waren, sogleich die Straße nach London einzuschlagen, und auf dem Wege dorthin seiner Freunde an einem andern Orte zu harren. „Ey, ey, Herr Gray,“ sagte zu ihm der vorsichtige Thomas von Reading, als diese wieder mit ihm zusammentrafen, „da ist Euch der Kopf recht davon gelaufen. Das kann ein schlimmer Handel für uns alle werden, man weiß ja, wie wir eine Brüderschaft mit einander ausmachen. Der König braucht jezt Geld zum Kriege, da wird er denn froh seyn, einen Vorwand zu haben, um unsere Säckel tüchtig auszupressen.“ Wie heftig erschracken daher Herr Gray und seine Gefährten, als man ihnen einige Tage nach ihrer Ankunft in London den Befehl ausrichtete, den der König auf seinem Zuge nach Wales gegeben, vor demselben zu erscheinen.

Glücklich und schnell war dieser von seinem Zuge zurückgekehrt, und saß an dem bestimmten Tage, die Huld, die er den reichen Tuchherren angedeihen lassen wollte, recht fühlbar zu machen, auf seinem, mit purpurnem Sammt ausgeschlagenen, von Goldborten und Brocat strotzenden Throne unter einem hohen Baldachin in dem großen, geschmückten Wappensaale, und blickte verwundert auf die fast bäurisch aussehenden, furchtsam und verlegen mitten in der von den Edlen und Dienern überfüllten Halle dastehenden drey Tuchherren, Thomas von Reading, Gray von Glocester und den ungeschlachten Hodgekins aus Hallifax im Norden, welche im Namen der „neun würdigen Hauswirthe,“ wie sie im ganzen Lande hießen, gekommen waren, des Königs Willen zu vernehmen. Nach einer ängstlichen Pause hob Heinrich also zu ihnen an: „Gewiß habt Ihr gehört, Herren, wie ich so eben mit Gottes Hülfe aufrührerische Unterthanen die Strenge meines Zornes fühlen ließ, und auch von dem Spruche gegen den schändlichen, undankbaren Earl von Shrewsbury ist Euch wohl auf Eurem Wege nach London zu Ohren gekommen.“ Hier fuhren die Männer erschrocken zusammen, als der König absichtlich eine Weile innehielt. Wie angenehm war dagegen ihr Erstaunen, als er unerwartet fortfuhr: „Ich weiß aber auch, Ihr Herren, daß die Stärke des Königs zugleich in der Liebe und Freundschaft seines Volkes beruht, und daß der am sichersten sein Reich regiert, der Gerechtigkeit mit Gnade verbindet. Ehe ich daher nach Frankreich eile, um den Kampf um den Thron zu beginnen, möchte ich meinem Volke noch einen Beweis geben, wie ich dieser Ueberzeugung in der That stets zu folgen gesonnen bin. Da ich nun auf meiner Reise gesehen habe, wie Ihr, die Tuchbereiter von England, dem Gemeinwesen von so großem Nutzen seyd, so wünsche ich jezt aus Eurem eigenen Munde zu erfahren, ob Euch vielleicht noch etwas nicht gewährt seyn mag, was Eure Thätigkeit zu fördern im Stande, oder ob noch etwas, was dieselbe hindert, vorhanden ist. Herzlich wünsche ich Euer Gewerbe zu fördern; darum saget nur frey heraus, was Ihr begehret.“ Auf diese Worte fielen die drey Tuchherren vor ihm auf die Knie nieder, und Thomas von Reading sprach: „Eure Huld, gnädiger Herr, gegen so gemeine Leute, möge der Himmel Euch vergelten; aber da wir auf eine solche sowohl selbst nicht vorbereitet sind, als auch nicht wissen, was unsre andern Gesellen hierin meynen, und daher gern mit diesen uns darüber besprächen, so wollet uns gnädig einen Tag Bedenkzeit zur Antwort erlauben.“ „Ich habe Eile, Ihr Herren, nach Frankreich, wie Ihr wißt,“ entgegnete Heinrich; „doch Euer Verlangen ist billig, und so will ich mich noch einmal mit Eurem Wohl beschäftigen, da ich es vielleicht lange Zeit nachher nicht werde können.“ Darauf entließ er die ehrerbietig sich Verneigenden, die mit freudigen

Digitized by Google

Mienen nach Hause eilten. Als sie am andern Tage wieder vor dem Könige in der Halle standen, die noch von weit mehr Zuschauern angefüllt war, welche neugierige Blicke auf die Tuchherren richteten, trat Thomas von Reading, durch des Königs Gnade ermuthigt, mit edlem Anstande vor, neigte sich und sprach: „Als die erste Gnade, edler Herr, von Euch demüthig zu bitten, sind wir übereingekommen, Ihr wollet gnädig befehlen, daß im ganzen Lande die Tuchmaaße von einerley Länge seyn möchten; denn jezt, Herr, hat jede gute Stadt ihr eigenes Maaß; das hat denn die große Beschwerlichkeit, daß wir sie nicht alle im Gedächtnisse behalten können, und daher sehr oft bey unsern Rechnungen in große Verwirrung und Verlegenheit kommen." Hier hielt der Sprecher inne, und eine tiefe Stille im Saale bewies, wie neugierig alle auf des Königs Antwort lauschten. Aber Heinrich befahl einem Diener einen dünnen Stock herbeyzubringen, maß denselben nach seinem Arme, brach ihn dann selbst so weit ab, und übergab ihn an Reading mit den Worten: „dieß Maaß soll fortan überall eine Elle seyn, und im ganzen Königreich England kein anderes Maaß als dieses gelten; wir werden befehlen, daß alle Leute nach ihm kaufen und verkaufen, und daß jeder, der unsere Unterthanen mit einem andern Maaße betheiligt, eine Straffumme dafür an unsern königlichen Schatz bezahle." Ein allgemeines Beyfallsmurmeln im Saale begleitete die Worte des Königs, und nachdem die Tuchherren sich wieder dankend verneigt, fuhr Thomas von Reading folgenderweise fort: „Der zweyte Umstand, gnädiger Herr, der uns bekümmert und Schaden bringt, ist, daß die Leute in London kein gespaltenes *) Geld nehmen wollen, und wenn es auch von noch so gutem Silber ist. Nun nehmen wir Tuchmacher und auch wohl andere Leute große Geldsummen ein und bekommen darunter viel gespaltenes Geld mit; wir geben es aber immer einzeln an unsere Arbeiter wieder aus, und so können wir gar vieles nicht in Umlauf bringen, was nun todt und nutzlos in unsern Händen bleibt." — „Was das betrifft," entgegnete nach einigem Nachdenken der König, „so weiß ich wegen meiner plötzlichen Abreise nicht anders diesem Uebelstande abzuhelfen, als daß ich einen Befehl ergehen lasse, daß vor der Hand kein anderes als gespaltenes Geld umlaufen solle, und alles Geld im ganzen Lande gespalten werde. Habt Ihr so Euern Vorrath umgesezt, so wird sich später Alles wieder ausgleichen lassen." Diese Entscheidung ward mit gleichen Zeichen der Verwunderung über des Königs Klugheit aufgenommen; doch nun fuhr Thomas von Reading schüchterner fort: „Nun hat aber unser Freund Hodgekins hier noch ein absonderliches Anliegen. Die Stadt Hallifax liegt da so weit oben im Norden und hat von den Grenzräubern, die ihnen stets das Tuch von den Feldern, wo es zum Trocknen auch über Nacht bleibt, wegstehlen, ganz außerordentlich viel zu leiden, und hilft nichts gegen die Schlauheit und Verwegenheit der Diebe, da das Gesetz keine Beamten aufstellt, sie zu strafen. Da wollte er Euch denn bitten, gnädiger Herr, es möge Euch gefallen, der Stadt Hallifax, die größtentheils vom Tuchmachen lebt, das Privilegium zu geben, daß sie Jeden, den sie über einem Tuchdiebstahl ergriffen, ohne weitere Untersuchung auf der Stelle aufhängen dürften; das, meynt' er, würde sie schon abschrecken." — Während Reading dieses lezte Gesuch halbstotternd vorbrachte, nickte der große Hodgekins bey jedem Satze mit dem Kopfe, sah dabey den Sprecher mit offenem Munde und neugierig aufmerksamem Gesichte an und drehte dabey seine Tuchmütze beständig in den Händen hin und her. Aber sobald Reading geendet, erhob sich ein lautes Murmeln des Unwillens im ganzen Saale. „Ihr seht," hob der König zu dem ihn anglotzenden Hodgekins an, „Eure Bitte wird gar schwer zu erfüllen seyn; noch ist ein solches gewaltsames Verfahren in England unerhört und Ihr vernehmt, wie das Freyheitsgefühl meiner übrigen Unterthanen sich dagegen empört." — „Aber, Herre," fiel ihm der eckige Nordländer in seinem schrecklichen Dialekte in die Rede, „'s wird anders nicht besser." — Als hiebey ein lautes Gelächter ausbrach, wandte er sich nach Art gemeiner Leute statt an den König an die Zuschauer, gestikulirte mächtig mit seinen langen Armen und führte sein Thema weiter aus. Nachdem der König mit einem Winke den erhobenen Lärm gestillt, wandte er sich gegen seine Vasallen und sprach: „Ihr Herren, des Mannes Gesuch ist so ungerecht nicht, als es Euch vorkommt: wenn sein Tuch so oft gestohlen wird und die jetzigen Gesetze dagegen nichts vermögen, und die Räubereyen, wie ich auch anderwärts höre, so überhand nehmen, da ist es wohl, denke ich, Zeit, daß nach und nach eine schärfere Strafe gegen übelgesinnte Leute eingeführt wird. Ihr wollet bedenken, edle Herren, daß der friedliche Unterthan, der nicht, wie Ihr, die Macht hat, sich selber zu schützen, einen Schutz beym Könige finden muß, zumal diese Leute hier, die das Land so in Reichthum und zu Ehren bringen. Darum wird es, hoffe ich, Euch nicht befremden, wenn ich der Stadt Hallifax, jedoch nur ihr allein und mit Beschränkungen, die noch näher anzugeben sind, das gesuchte Privilegium ertheile." — Eine tiefe Stille erfolgte nach diesem Spruche im Saale; Niemand regte sich, außer Hodgekins, der vor Freuden ein Bein nach dem andern erhob, sein eckiges Gesicht zu einem Grinsen verklärte, seine Gefährten mit den Ellenbogen anstieß und mit handgreiflichen Pantomimen zu verstehen gab, wie es den Spitzbuben nun ergehen solle. — „So," schloß der König, zu den Tuchherren gewandt, „habe ich

*) Mitten durchgeschnittene Münzen, die noch heutzutage die mit da in England sich finden sollen. Sp.

für jezt Eure Bitten gewährt; sollet Ihr aber noch irgend etwas finden, was Euch beschwert, so legt es mir nach meiner, so Gott will, glücklichen Heimkehr vor.“ — Nach diesen Worten erhob er sich von seinem Throne, während die Tuchherren auf den Knieen lagen und laut für den glücklichen Erfolg des Unternehmens des Königs in Frankreich beteten. Nachdem sie aufgestanden waren, sich verabschiedet hatten und noch an der großen Pforte sich befanden, rief ihnen Heinrich noch nach: „Ich will Euch nach meiner Rückkehr selbst besuchen, um Eure wundersamen Werkstätten, von denen ich jezt so viel gehört, selbst in Augenschein zu nehmen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes.

Worte sind freylich immer nur Zeichen eines oft unaussprechlichen geistigen Lebens; sie sind nur Aproximationen. Aber es ist besser an der Gränze des Möglichen zu verharren, und sich mit Andeutungen zu begnügen, als im transcendirenden Bestreben jede kleinste Nüanz eines Gedankens in dem Harnisch besonderer Ausdrücke erstarren lassen zu wollen.

Plato und Aristoteles waren große Philosophen; sie mögen auch mitunter schwer zu verstehende Gedanken haben; allein mich dünkt, ihre Rede ist immer menschlich, und nie wie aus einer zweyten Welt.

Ekermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Februar.

(Beschluß.)

Der Charakter dieses sonderbaren Menschenschlags, als dessen lezte Ueberreste Mike und seine Genossen dargestellt werden, war ein Gemische von edlen und von verabscheuungswürdigen Zügen. - Völlig geschieden von der Civilisation, fast ohne Arbeit, wenn es stromab ging, und ärger als ein Lastthier geplagt, wenn sie die Flöße stromaufwärts schoben, beständig unter freyem Himmel, ohne Weiber, arteten sie zu Halbwilden aus. Mike war lange der Schrecken der wenigen Anwohner des Missisippi gewesen; Streifzüge, um Lebensmittel zu erhalten, waren an der Tagesordnung. Alle waren die besten Schützen. Ihre Tracht war eigenthümlich: ein Hemd, mit Fransen besezt, das bis auf die Knie reichte, und ein Gurt, wie man sie auf Kupferstichen aus der amerikanischen Revolution häufig sieht, und was überhaupt die Tracht der Waldbewohner war und zum Theil noch ist. Das Becherschießen war unter ihnen gewöhnlich. Für ein Quart Branntwein schoß einer einen Becher von des Andern Haupt. Wurde einer erschossen, so wurde nur ermittelt, ob es fair play gewesen, d. h. nicht absichtlich geschehen sey. Dieß wilde Leben hatte für diese Menschen unendlichen Reiz. Sogar Söhne begüterter Pflanzer verließen ihre Heimath, um Bootsleute zu werden, und alle unbeschreibliche Mühe des Stromaufwärtsfahrens in brennender Hitze wurde durch den Gedanken: „going down the river“ versüßt. Mike's Leben ist noch durch andere Umstände besonders interessant. 17 Jahr alt nahm er Dienste unter den Grenzern, wenn ich Scouts so übersezen darf. Es waren Truppen oder vielmehr Jäger an der Westgrenze Pensylvaniens, um die Indianer zu bewachen und bey einem drohenden Ueberfalle Nachricht zu geben. Pittsburg war damals der alleräußerste Punkt der weißen Bevölkerung. Diese Grenzer zogen allein aus, um zu spioniren, sahen oft in vielen Tagen kein Haus, lebten von Wild und nahmen manche Sitte von den Indianern an, mit denen sie doch in ewigem Kriege lebten und von denen sie oft einen wegputzten, wie unsere Jäger sagen würden. Mike blieb zuweilen mehrere Wochen aus und trieb sich allein umher. Mit Behagen erzählte er, wie er einst einen Indianer auf ein von ihm nicht bemerktes Reh habe zielen sehen. Er ließ den Indianer erst auf das Reh schießen und dann erschoß er den Indianer; „so, sagte er, erlegte ich wirklich zwey Stück Wild mit einer Kugel.“ Als die weiße Bevölkerung immer mehr zunahm, wurden diese Grenzer unnüz. Manche von ihnen gingen geradezu zu den Indianern über und heyratheten dort. Das wilde Leben mit den Feinden gefiel ihnen weit besser, als das Leben im Frieden bey den Freunden; andere wurden Bootsleute auf dem Missisippi und Ohio, da sich gerade damals die Bootsleute zu einer besondern Klasse bildeten. Zu diesen gehörte Mike, der fortan ein Heros unter diesen Wald-Wasser-Menschen wurde. Von Neu-orleans bis Pittsburg, 2000 Meilen weit, war sein Name bekannt. Als die Dampfböte wiederum die Bootsschifffahrt verdrängten, wurden einige dieser Schiffer Steuermänner auf den Dampfböten, andere gesellten sich zu den Pelzhändlern, welche in kleinen Gesellschaften den ganzen Sommer über tief nach Westen dringen, und theils mit den Indianern handeln, theils selbst Wild erlegen und oft die größten Mühseligkeiten, Hunger, Hize und Kämpfe mit den Indianern zu bestehen haben, und doch lauter Menschen sind, die nicht aus Noth diese harte Lebensart ergreifen. Dieß und manches Andere, was für Amerikaner mehr Interesse hat, als für die Leute jenseits des Oceans, erzählte unser Autor, als er vor wenigen Monaten den Missisippi in einem der schwimmenden Dampfpaläste von 5 Stockwerken hinauffuhr, und erkannte bald im Steuermann einen alten Bekannten Mike's. Er fragte, wo er geblieben sey und erhielt die Antwort, er habe jedes Anerbieten, auf einem Dampfboote zu dienen, ausgeschlagen; er könne, habe er oft gesagt, das verdammte Pfeifen des Dampfes nicht ausstehen. Jeder wollte Mike haben, weil er ein geschickter Missisippifahrer war und viel Geschick dazu erfordert wird, um nur einigermaßen auf diesem reißenden Strome fortzukommen, den Baumstämme und Bänke sehr gefährlich machen. Mike ging nach Missouri; eines Tages, als er zu viel getrunken hatte, wollte er wieder den Zinnbecher schießen, erschoß aber den, der ihn auf dem Kopfe trug. Der Bruder des Getödteten argwöhnte Absicht bey dieser That und erschoß augenblicklich Mike, und mit ihm starb der lezte Bootsmann von einiger Bedeutung.

Beylage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 65.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. März 1829.

— Von dieser heil'gen Stätte
Blick' ich in das Thal hinein.
Sehe nur das rege Leben
Durch die engen Gassen ziehn,
Wie sie wallen, wie sie weben,
Und der Sorge nicht entfliehn.

Th. Körner.

Der Montmartre bey Paris.

Von E. Arndt.

Die Umgebungen großer Städte erregen, wenn sie nicht, wie die mancher italienischen, eine allgemeine Celebrität in der Geschichte oder Kunst erlangt haben, wenig Aufmerksamkeit, da das Interesse der Reisenden sich in dem Innern der Hauptstädte gewöhnlich hinreichend befriedigt findet. Gleichwohl sind diese Punkte der Peripherie zur Kenntniß ihres Centrums meist sehr interessant. Wer sich bey längerem Aufenthalte ein vollständiges Bild einer großen Stadt zu erwerben wünscht, wird das Gestade des Meeres, an dem sie liegt, den Lauf des Flusses, der sie durchströmt, die Gestalt der Hügel, von denen sie umgeben wird, nicht blos in Verbindung mit der Geschichte der Stadt bringen, sondern auch manche Züge in den Sitten und Verhältnissen der Einwohner, eine gewisse eigenthümliche Sinnesart in ihnen zum Theil erklärt finden, Verhältnisse, die, da sie auf der Natur beruhen, auch von dieser abhängen, und, wie die Sprache selbst, diese ursprüngliche Weise nie ganz verläugnen. Wer nur eine einzige Stadt von prägnantem Charakter kennt, wird diese Bemerkungen nicht für ungegründet halten.

Die Anlage mancher großen Städte, namentlich der am Meer gelegenen, findet gewöhnlich in der Beschaffenheit des Ortes selbst ihre Erklärung; bey den im Innern der Länder befindlichen hat die erste Gründung häufig vom Zufall abgehangen. So natürlich die Anlagen von Konstantinopel, Neapel erscheinen, so schwer möchte das Daseyn so großer Mittelpunkte, wie z. B. Berlin, Madrid, aus ihren Umgebungen bestimmt werden. Die erste Anlage von Paris erklärt sich dagegen bey einer Anschauung ihrer Umgebungen sehr leicht. In ganz Nordfrankreich konnten die ersten Einwanderer, die aus Nordost kamen, keinen passendern Punkt als dieses schöne Seinethal mit seinen mäßigen, des Anbaues fähigen Hügeln finden. Der Montmartre, Mont Louis und der Mont du Calvaire sind die drey hervorragenden Punkte, die noch heute diese Niederlassung erklären. So wie der Mont Louis durch den Kirchhof des Père la Chaise der interessanteste Punkt um Paris ist, so ist der Kalvarienberg bey Weitem der schönste und der Montmartre derjenige, der in der Geschichte von Paris die bedeutendste Rolle spielt.

Wenn Rom dadurch ein so einziges Interesse erhält, daß die alte und neue Zeit sich hier wie nirgends sonst begegnen, so ist Paris dagegen, des Alterthums seiner Gründung ungeachtet, der modernste Ort in der Welt. Die Verfassung, der Geist, die Sitten der Einwohner sind so zu sagen von gestern, und wenn man sich hier der Vergangenheit auf eine lebensvolle Art erinnern will, so muß man sich zuweilen außerhalb des Kreises dieser ungeheuren Bewegung stellen.

Der Montmartre wird schon in den Kriegen mit den Normännern als eine ihrer Befestigungen erwähnt, und galt bis auf die Kriege mit Napoleon herab für den bedeutendsten Punkt um Paris. Er liegt mit der auf ihm

Digitized by Google

befindlichen Stadt nordöstlich von Paris, zwischen St. Denis und dem Mont Louis, und wird einzig um seiner schönen Aussicht willen von den Einwohnern aus allen Klassen stark besucht, da sich sonst kein ausgezeichnetes Etablissement irgend einer Art auf ihm befindet.

Der heilige Dionysius, der in Nordfrankreich das Christenthum verbreitete, soll auf dieser Anhöhe den Märtyrertod erlitten haben, und der Name Montmartre nur eine Abkürzung von Mont des martyrs seyn. Da Berge von den Menschen überall mehr als die Thäler gesucht werden, so mag sein erster Anbau wohl nicht viel jünger als der von île du palais, des ältesten Theiles von Paris, seyn. Er gehört zu den Punkten, die in frühern Zeiten einen weit interessantern Anblick als heute gewährten. Ein Mönchs- und ein Nonnenkloster waren mit den dazu gehörigen Kirchen und Gebäuden auf ihm befindlich. Schon Adelheit, die Wittwe Karl des Dritten, begab sich hieher, als sie zum zweyten Male von Matthieu von Montmorency Wittwe geworden. In den Kriegen der Ligue mit Heinrich IV. litt der um die beyden Klöster befindliche Flecken eben so sehr als diese selbst. Man findet in den Geschichten von Paris, namentlich in den seit der Revolution geschriebenen, manche Erzählungen von der Sittenlosigkeit, die in beyden Klöstern eingerissen war. Nach diesen Berichten trieben sich die Mönche auf der Jagd umher, zechten mit den Soldaten in den umherliegenden Lagern; die ältern Nonnen hüteten Kühe, die jüngern unterhielten Liebschaften, zogen als Bänkelsängerinnen in den benachbarten Dörfern umher, und beyde Theile lebten überhaupt mehr wie Zigeuner als wie Christen. Wie viel hievon auch übertrieben seyn mag, so viel ist genau bekannt, daß Heinrich IV. mit einer dieser Nonnen, der schönen Marie von Beauvilliers eine enge Verbindung unterhielt, die erst durch seine Liebe zu Gabriele von Estrées, einer Verwandten des Fräulein von Beauvilliers, aufgehoben wurde. Diese Marie von Beauvilliers wurde, vermöge eines dem Könige zustehenden Rechtes, zur Zeit einer Vakanz von ihm zur Aebtissin des Klosters ernannt, und änderte als solche ihre Gesinnungen und ihren Wandel so von Grund aus, daß sie als eine Verbessererin der klösterlichen Zucht und eine Vermehrerin der klösterlichen Einkünfte auftrat. Die kleine Kirche Des Martyrs, die jetzige Pfarrkirche des Montmartre, stand schon 1181 auf dieser Stelle und war damals ein Kapelle. Die Klöster sind durch die Revolution verschwunden, und, einige schöne Landhäuser abgerechnet, ist der Montmartre von einer Menge schmutziger Straßen bedeckt und die freyen Punkte desselben von Windmühlen, die dem Berge in der Entfernung ein malerisches Ansehen geben. Dieses ist im Allgemeinen für die, welche sich über diesen, in Deutschland so berühmt gewordenen Punkt unterrichten wollen, seine Geschichte. Noch findet man, daß 1534 Ignaz Loyola mit neun seiner Gefährten hier Profeß gethan habe, was aber mit andern Nachrichten schwer in Einklang gebracht werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

Des Königs Benehmen, da er unter so bedenklichen Umständen die Denkungsweise seiner Vasallen in einem Punkte verletzte, und sich eben damit die Liebe der Gemeinen errang, war um so berechneter, als seines Bruders ritterliches und kriegerisches Wesen ersteren ohnehin weit mehr zusagen mußte, und er darum sich von anderer Seite ein Gegengewicht zu verschaffen genöthigt sah. Der Ausgang mußte alle seine Erwartungen noch übertreffen. „Lieben Gesellen," sprach der umsichtige Reading, als die Freude über die Nachricht von der Gewährung ihrer Bitten, besonders aber über die ferneren Verheißungen des Königs ihm zum Worte zu kommen erlaubte, „lieben Gesellen, Ihr sehet alle, wie viel uns daran liegen muß, einen so günstigen König zu erhalten. Alles müssen wir bey einem Tausche verlieren. Der Herzog Robert ist zwar ein feiner, ritterlicher Herr, aber nur in Lagern und Schlachten erzogen, und hat gewiß für das Treiben friedlicher Unterthanen wenig Sinn. Darum sehet jezt ein tüchtig Stück Geld nicht an; s' ist ein vorgeschossener Posten, der nachher unsern Kindeskindern noch reichliche Zinse trägt, wird das Gewerbe ganz sicher und geschützt durch den König. Darum laßt uns alle eilig nach Hause gehen und in die Kästen greifen; der König braucht Geld, Waffen, Kriegsvorräthe, wir wollen's ihm schaffen; aber er wird noch mehr wackere und treue Streiter brauchen. Darum gehe jeder heim, suche die handfestesten Arbeiter aus den Fabriken aus, und solche Leute, deren Weiber und Kinder bey uns Unterhalt und Nahrung finden, stelle allen vor, wie ihnen eben so viel wie uns daran liegen muß, daß der König, der unser Gewerbe schützt, die Oberhand gewinne, und ihnen und ihren Familien, die wir alle in besonderen Schutz nehmen, ferneres Gedeihen, das auf dem Spiele steht, sichere." Mit allgemeinem Beyfallrufen ward des alten Readings Rath angenommen, und sogleich zerstreuten sich sämmtliche Tuchherren in ihre Heimath, eiligst die Rüstungen zu Stande zu bringen. Und als sie eben mit denselben zu Ende waren, kam die Nachricht, wie der König von England durch die Uebermacht des französischen Königs und die Tapferkeit seines Bruders in das äußerste Gedränge gerathen sey. Da eilte Reading zum Bischofe von Salisbury, den der König während seiner Abwesenheit zum Verwalter des Reiches ein-

Digitized by Google

gesezt hatte, und stellte dem von jener Nachricht, die bereits überall Verwirrung verbreitet hatte, höchst erschrocknen Manne zu dessen freudigem Erstaunen nicht nur eine beträchtliche Summe Geld, eine große Masse von Waffen und Kriegsvorräthen, sondern auch eine höchst bedeutende Schaar von ausgerüsteten Truppen zur Verfügung, die sich auf das Gebot der Tuchherren bereits an den Küsten, zum Einschiffen bereit, gesammelt hatten. Eiligst wurde diese, von Eifer und Treue für den bedrängten König brennende Schaar, mit dem vom Bischof noch mit dem Gelde und den Waffen, welche ihm Reading zugestellt, ausgerüsteten Hülfskorps vereint, nach Frankreich eingeschifft, und die heißesten Segenswünsche der Tuchherren begleiteten die von einem günstigen Winde geschwellten Segel der Flotte.

Alle diese Vorgänge hatten dem alten Gray die in der Waldwohnung zurückgelassenen Schützlinge entweder aus dem Gedächtniß gebracht, oder die nun bedenklicher gewordene Gefahr, verbunden mit den Zureden der mit ihm verbrüderten Freunde und der inneren Scheu, einem ihnen allen so gnädigen Könige so auffallend zuwider zu handeln, hatten sein Mitleid übertäubt, das ohnehin das liebliche, unschuldige Gesicht Margarethens nicht mehr aufregte. So verging der ungeduldig Harrenden eine trübe Woche nach der andern, und immer erschien der Ersehnte nicht, der sie aus diesem unheimlichen Aufenthalte erlösen sollte. Die Verstoßene stand ohnehin bereits ganz allein in der weiten fremden Welt. Denn alsbald, nachdem der ehrwürdige Tuchherr sie verlassen, war die geliebte Mutter dem Kummer, den Folgen der Kälte und Näße unterlegen und in den Armen der trostlosen Tochter, deren jugendlicher Körper unangegriffen geblieben war, verschieden, diese allen Unbilden der Zeit und der Menschen hinterlassend. Dazu kam, daß sie stets vor der Heimkehr Wallis, des „Räubers" zitterte, während ihr täglich die nun auch von den nähern Umständen unterrichtete Alte vorsagte, wie eine Rückkehr des alten Gray nun und nimmermehr zu hoffen sey. So lange jedoch das Geld, das der ehrwürdige Tuchherr ihr zurückgelassen, dauerte, behandelte die unheimliche Alte sie freundlich und ließ es ihr an den nothdürftigsten Dingen nicht fehlen. „Ich hab's dem Herrn versprochen," sagte sie jeden Mittag, wenn sie die Schüssel mit der schwarzen Kräutersuppe auf den Tisch sezte, und dem zierlichen Händchen den großen hölzernen Löffel, aus dem das Mädchen mehr trinken als essen konnte, hinschob. Als sich jedoch der Beutel länger und länger zog, ward die Alte mit jedem Stücke, das sie herausnahm, immer mürrischer, und sobald sie das lezte in der Hand hatte, kündigte sie unbarmherzig Margarethen an, daß sie nun das Haus verlassen müsse. Als so die Jungfrau, die Hände ringend, vor ihr stand, war es ihr Glück, daß das Kleid, das sie anhatte, noch immer ein Gegenstand der Begehrlichkeit für die Alte war; denn schwerlich wäre sonst ihre Theilnahme so weit gegangen; so nahm sie aber Margarethen bey der Hand und sagte: „Seht, Jungfrau, bey mir behalten kann ich Euch nicht, aber einen guten Rath will ich Euch noch mitgeben. Mit Eurer Herrlichkeit ists aus, und der Staat, den Ihr da anhabt, muß Euch nur verrathen; darum gebt ihn mir, ich will Euch dafür einen tüchtigen Friesrock und ein graues Mieder geben und ein Paar ordentliche Holzpantoffeln, die Euch ohnehin besser über den Schnee draußen wegbringen werden. Dann fragt nach der Stadt Glocester; es sind keine zwey Tagreisen. Da gehen jezt viele schmucke Bursche und Mädchen zum Martinimarkt hin, die keinen Dienst haben und sich einen suchen. Sie halten den Markt alle Jahre eigens deßhalb und die Leute, die einen Knecht oder eine Magd brauchen, stellen sich auch dort ein. Vielleicht bekommt Ihr da einen Dienst, und wenn Ihr arbeiten wollt, wie unser eins, werdet Ihr nicht umkommen." Was blieb der Schutzlosen anders übrig? Als sie mit den schmerzlichsten Gefühlen ihr gewohntes Kleid abthat und die groben Gewänder umlegte und der Hülfe der Alten dabey bedurfte, ahnte sie wohl nicht, wie sie noch einmal so die Kleider wechseln und noch gar prächtigere gegen noch weit ärmlichere umtauschen würde! So trat sie denn früh Morgens weinend von der Schwelle, von Neuem verstoßen, die zarten Glieder in die groben Bauerkleider gehüllt, in das Dickicht des Waldes hinaus und versuchte mit den schweren Holzschuhen mühsam in die Fußstapfen zu treten, die ein Waldschütz schon vor ihr nach dem Wirthshause in Colebroke, wohin sie auch zuerst mußte, in den tiefen Schnee gemacht hatte. Doch funkelten kleine Sternchen in überreicher Masse auf dem Schnee im Morgensonnenschein, und wenn ihr auch manchmal die von der Last tief herabgebeugten Tannenzweige in das zarte Antlitz schlugen, wenn die Fußstapfen zu tief durch das Gebüsch führten, so fühlte sich doch das ewig hoffnungsreiche jugendliche Herz in der frischen Morgenluft fast wohler, als ihr in der schwarzen Stube der unheimlichen Alten je geworden war. Und als sie endlich die gebahntere Landstraße erreichte, die ihr Begegnenden sie ungefährdet, ja meistentheils freundlich grüßend ihres Weges ziehen ließen, und des Abends die sittsame Dirne überall freundliches Obdach fand, ja Niemand sie dabey neugierig ausfragte, wurde sie froher Hoffnung voll und sah endlich am dritten Tage die Thürme der Stadt Glocester aus dem weiten Schneefelde vor sich aufsteigen. Doch als sie von weitem die Menschenmasse auf einer Wiese vor der Stadt erblickte, sank ihr wieder der Muth. Erst jezt fiel es mit Centnerlast ihr aufs Herz, die immer schwerer wurde, je näher sie dem Orte kam, wie sie die groben Arbeiten, die man von ihr fordern würde, niemals getrieben habe, zu ihnen gar bald untauglich befunden und entweder ihr

Digitized by Google

Stand entdeckt, oder sie doch wieder von Neuem werde ausgestoßen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

Unser gegenwärtiger Landesgouverneur, Graf von Chotek, befördert mit wahrhaft jugendlicher Energie die zweckmäßigen Anstalten, welche ihm sein Vorgänger, Graf von Kolowrat, hinterlassen, und gründet, kräftig eingreifend, neue nützliche Einrichtungen. Er scheint sein vorzügliches Augenmerk auf das Armenwesen gerichtet zu haben; selbst das Kleinste zu seinen schönen Zwecken benutzend, verwandelte er den lästigen Gebrauch der Neujahrsglückwünsche in einen Akt der Wohlthätigkeit. Er führte nämlich auch hier die Entschüldigungskarten ein, welche in mehreren Städten der Monarchie bereits früher im Gebrauche waren, zumal in Innsbruck, wo sie gleichfalls unter seiner Verwaltung ins Leben traten. Der Ertrag derselben ist dem „Verein zur Unterstützung der Hausarmen“ zugetheilt, welcher seit Jahren durch Konzerte und Sammlungen die Noth der Dürftigen zu lindern strebt.

Von K. E. Ebert, der unstreitig als das ausgezeichnetste Talent unter den Prager Literatoren anerkannt werden muß, ist eine zweyte Auflage seiner „Dichtungen“ in 2 Bändchen erschienen. Professor Sommer fährt fort, durch seine „Gemälde der physischen Welt“ (2te Auflage) und das „Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse“ sich das Verdienst eines redlichen und fleißigen Sammlers zu erwerben, welcher der Jugend die Wissenschaftspille vergoldet und als ein gefälliger Mittler zwischen dem Ausland, dessen neue Entdeckungen er im Auszuge mittheilt, und der bequemen Leserwelt steht, welche die Nuß am liebsten schon geschält empfängt.

Unsere Stadt, welche noch vor wenigen Jahren nicht eine einzige Zeitschrift aufzuweisen hatte, ist nun in dem Besitze von drey Journalen. Das erste und wichtigste derselben ist die „Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen,“ redigirt von Fr. Palacky. Obschon ihre vorzügliche Tendenz auf Geschichte, Alterthum, Natur- und Länderkunde, Statistik, Technologie, Literatur- und Kunstkritik, vorzüglich der Heimath, gerichtet ist, so hatte sie doch in der ersten Zeit der Poesie einen bedeutenden Raum vergönnt, der in den lezten Heften immer mehr beschränkt wurde. Sie hat die besten Köpfe des Vaterlandes zu ihrem Zwecke vereinigt und man darf hoffen, daß durch ihre Bemühungen nicht allein das Ausland mit dem Lande vertrauter werden dürfte, sondern (was unstreitig noch wichtiger ist) Böhmen sich selbst wird kennen lernen, was bisher leider bey uns weniger als in irgend einem Lande der Fall war. Die zwey bereits erschienenen Jahrgänge (1827 und 1828) liefern in allen Fächern, deren Bearbeitung die Redaktion sich vorgesetzt, sehr lobenswerthe Artikel; besonders zeigte sich im vollsten Lichte die Thätigkeit des Hrn. Dobrowsky und des Redakteurs. Der erste lieferte, nebst vielem andern, eine vortreffliche Abhandlung „über die Verwandtschaft der slavischen und nordischen Mythologie;“ die vorzüglichsten Arbeiten des lezteren sind: „Zur Geschichte des großen Zwischenreichs in Böhmen,“ dann: „Ueber die böhmische Königswahl 1440“ u. s. w. Nicht minder wichtig für die böhmische Geschichte sind die „Auszüge aus dem Tagebuch der Gesandten Georgs von Podiebrad an Ludwig XI.“; mehrere „Aktenstücke über die Belagerung Prags 1648,“ und andere wichtige Momente der Vorzeit Böhmens. Die Alterthümer des Vaterlandes wurden in historischer und ethnographischer Hinsicht vielfach beleuchtet. Daß auch hier mancher schlechte Aufsatz mit einschlüpft, ist allgemeines Journalloos; schlimmer ist es, daß dieselben sich meist durch literarischen Repotismus einzudrängen scheinen und vieles Ueberflüssige, Zwecklose und selbst Störende nur deßhalb ans Licht tritt, weil der Verfasser ein Mitglied der Gesellschaft ist. Einer der regsamsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift in den lezten Monaten ist Professor J. M. Schottky, der überhaupt in der kurzen Zeit seines hiesigen Aufenthaltes das Königreich Böhmen mit einer Emsigkeit durchforscht hat, die manchem unserer einheimischen Literatoren wohl zu wünschen wäre. Seine Bestrebungen würden recht schöne Resultate in dem noch so wenig bearbeiteten Felde der böhmischen Geschichte und Landeskunde hoffen lassen, wenn er (was ihm bey seiner literarischen Gewandtheit ein Leichtes seyn müßte) mit dem Fleiß der Bienen auch ihre Ordnungsliebe und Baukunst vereinigen wollte und — bey der Sache bliebe. Leider aber scheint es oft, daß er die Materialien, wie er sie gesammelt, ohne weitere Sichtung und Rücksicht auf die Organisation des Ganzen aufeinander thürme, was den Ueberblick erschwert und ein Chaos statt eines wohlgeordneten Bildes erblicken läßt. Oft ist er auch im Stande, von der eisernen Kette des Karlsteiner Brunnenmeyers auf — Voltaire zu springen, blos um seine Belesenheit zu zeigen. — Die böhmische Quartalschrift des Museums: „Časopis společnosti wlasteuskohv Museum w Czechach“ hat im Ganzen eine ähnliche Tendenz mit der deutschen Monatschrift; doch haben bey ihr die historischen Abhandlungen und Mittheilungen aus der ältern böhmischen Literatur das Uebergewicht. Sie lieferte nicht allein viele Gedichte aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert, die von Interesse sind, sondern brachte historische Manuskripte, Originalbriefe und Memorabilien ans Licht, die Jahrhunderte lang im Schlummer der Vergessenheit geruht hatten. Vorzüglich interessant sind: Die Geschichte des Zugs der Taboriten; Kriegsordnung unter König Wenzel (1413), und die Schlachtordnung der Reiterey, des Fußvolks und der Wagenburg für König Wladislaw (1498), mit Anmerkungen über die böhmische Kriegskunst der frühern Zeiten, von Palacky; Originalbriefe Kaiser Siegmunds aus der ersten Zeit des Hussitenkrieges. Eine sonderbare Erscheinung ist es, daß von den alten Manuskripten, die sich auf Karl IV., Georg von Podiebrad, den 30jährigen Krieg u. s. w. beziehen, in der deutschen Zeitschrift Uebersetzungen geliefert wurden; von denjenigen aber, welche in die Zeit Przemisl Ottokars oder die Hussitenkriege fallen, keines übertragen worden ist. Unter den neuern Originalarbeiten gibt es viele gute poetische Produkte von Kollar, Chmelensky, Sedlaczek u. m. a. — Seit 1827 erscheint noch eine deutsche Zeitschrift wöchentlich zweymal als Beylage der politischen Zeitung: „Unterhaltungsblätter.“ Sie bestand bisher meist aus Nachdrücken, doch soll sie in diesem Jahre nur Originale liefern. Ihre festeste Stützsäule ist der Prof. der Aesthetik, A. Müller, ein Mann von nicht unbedeutendem Dichtertalent und wissenschaftlicher Bildung, der leicht etwas Wichtigeres leisten könnte, als Berichte über die Prager Bühne schreiben, bey deren Abfassung ihm eine etwas zu weit getriebene Achtung vor Künstlern, die sich bereits einigermaßen einen Namen erworben, im Wege steht. Was ein Anschütz, ein Paganini u. s. w. thut, spricht und spielt, ist immer gut, wenn gleich die Erfahrung lehrt, daß diese Kunstheiden durchaus nicht infallibel sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. März 1829.

Groß ist der Schönheit Macht; als Siegerinnen
Ziehn Tugend, Unschuld in die Herzen ein.

Corneille.

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

Muthlos, erschöpft sezte sich Margarethe an der Heerstraße nieder und betrachtete weinend die zarten, schneeweißen Hände, die Hauptverräther ihres Standes. Von hier aus vermochte sie das geschäftige Gewühl des Marktes zu erblicken, und vernahm seufzend das Jubeln der Bursche, das Lachen der Mädchen, die, im Vertrauen auf ihre groben Geschicklichkeiten, einem gewissen Unterkommen entgegen sahen. Wie beneidete die Unglückliche jede Magd, die an ihr vorüberging, um ihre groben, von der Arbeit harten Hände, um den weiten, kräftigen Schritt! Viele gingen achtungslos vorüber, endlich aber traten zwey freundliche Mädchen zu ihr neugierig heran, und die eine fragte: „Warum weinst Du denn? sind denn heute die Dienste schon alle weg?“ „Ach nein,“ erwiederte Margarethe, „ich habe es noch nicht versucht; ich fürchte mich so, die Eltern sind mir eben erst gestorben; da weiß ich so gar nicht Bescheid, und möchte nicht gern unter gar so hartherzige Leute kommen. Könnt Ihr mir nicht sagen, wo wohl der beste Dienst ist?“ „O wenn Du spinnen und weben kannst, wie ich denke,“ fiel die andere ein, „da ist kein besserer als bey den Tuchmachern.“ Da weinte Margarethe heftiger und sagte: „ach, das kann ich nicht.“ „Was kannst Du denn?“ fuhr jene fort. Nichts als nähen und sticken, und ein Bischen auf der Laute spielen und lesen.“ „Lesen?“ riefen die beyden erstaunt aus. „Hab' ich doch mein Tage noch von keinem Mädchen gehört,“ äußerte die Erste, „das lesen kann. Ey, wenn Du das alles und Dich dabey noch hübsch vornehm betragen kannst, da ist es doch wohl möglich, daß Du einen Dienst bekommst. Komm, komm!“ fuhr die Freundliche fort, „ich will Dir einen suchen helfen.“ So getröstet ging Margarethe mit auf den Markt. „Sieh,“ sagte das Mädchen, „da stehen die Mägde alle in einer Reihe, und die Bursche dadrüben auch. Ach, das Aussuchen hat ja schon lange angefangen.“ Schüchtern, fast betäubt vom Getöse, stellte sich die Jungfrau mitten unter dem Lärm des lauten Feilschens der Dienstboten mit den Miethfrauen neben ihre neuen Freundinnen. Um so auffallender war die Todtenstille, die plötzlich nach einer kurzen Weile eintrat. Margarethe beugte sich vor und sah, daß so eben eine alte, ehrwürdige Frau an die Reihe herangetreten war, um sich eine Magd auszusuchen, und mit scharfem prüfendem Blick die Mädchen musterte. Deutlich sah sie, wie jede, dieser zu gefallen, eine schüchterne, demüthige Haltung anzunehmen sich bestrebte, daher die tiefe Stille. Doch immer sah man die erfahrene Frau den Kopf schütteln und ihre Musterung weiter fortsetzen. So lange sie noch oben war, hatte Margarethe den Muth, die Alte neugierig zu beobachten, und es entging ihr nicht, wie niedergeschlagen die Mädchen erschienen, an denen sie vorübergegangen, und nichts konnte offenbarer zeigen, wie einem Dienste bey der Alten allen das Herz entgegenschlug. Auch ihre Nachbarinnen

Digitized by Google

standen in zu großer Aufmerksamkeit da, als daß sie die leise Frage, wer die Gefürchtete und Verehrte sey, hätten vernehmen und beantworten können. Aber mit stürmischem Herzklopfen sah sie die strenge Prüferin, immer den Kopf schüttelnd, Schritt vor Schritt sich dem Orte nähern, wo sie stand. Fast vermochte sie sich vor Angst, Furcht und Erwartung kaum aufrecht zu erhalten, als sie das Geräusch des Trittes der Alten gerade vor ihr verstummen hörte. Sie bebte zusammen, als sie bey der Hand sich ergriffen fühlte. Neidisch sahen alle in der tiefen Stille allgemeiner Erwartung die Hausfrau hier den Kopf nicht schütteln und dieselbe, von der Schüchternheit und ungekünstelten sittsamen Haltung des Mädchens ergriffen, stille stehen. Die Alte trat noch näher heran, faßte die bleiche Jungfrau freundlich am Kinn, hob ihr das Köpfchen in die Höhe und sah ihr freundlich in die thränenden Augen. „Suchst Du denn nicht einen Dienst, junge Dirne," fragte die erfahrne Forscherin mild, „daß Du Dich so vor mir verbergen willst?" „Ach wohl suche ich einen," antworrete das Mädchen, und ihre Hand zitterte in der der Alten. „Kannst Du spinnen und weben?" fuhr die Alte noch freundlicher fort. Da brach Margarethe in ein lautes Schluchzen aus und versetzte stockend: „ach noch nicht, ich möchte es aber gern mit gutem Willen lernen." Da nahm die Frau sie schweigend bey der Hand und führte sie durch die Reihen der flüsternden Mädchen, nach der Stadt zu. Margarethe konnte ihren Thränen auf dem Wege so wenig gebieten, daß ihre neue Herrin ihre Fragen verschob. Aber als sie in das saubere Stübchen ihrer Wohnung eingetreten waren, die Alte das weiche Händchen los ließ und nun forschte, wer sie sey, wie hätte da Margarethe sich vor einer solchen Beobachterin verstellen können. Augenblicklich bekannte sie ihre gefahrdrohende Abkunft. Heftig erschrack darüber die Hausfrau, doch sagte sie nach einer Pause: „ich will doch lieber abwarten, was mein Eheherr meynt, ehe ich Dich hülflos verstoße." Da ging plötzlich die Thüre auf und mit stürmischer Hast, lebhafte Freude im ehrwürdigen Gesicht, mit funkelnden Augen trat der alte Herr Gray von Gloceſter herein, ein großes Stück Pergament in der Hand. Ohne den neuen Gast zu beachten, ging er auf die treue Hausfrau zu, hielt das Pergament in die Höhe und jubelte: „O unser Haus ist gesegnet, das hier hat der König an uns, an mich schreiben lassen! So juble doch mit, Frau, unsere wackern Bursche haben sich herrlich gehalten! Wir haben unsrem Herrn die Krone erhalten, wir!" „Ey, so rede doch deutlich," unterbrach ihn die Hausfrau. „Was, deutlich? merkst Du's denn nicht? Sie sind zur rechten Zeit gekommen, als der Herr von den Feinden schon eingeschlossen stand; wie ein Wetter fielen sie unverhofft jenen in den Rücken; sie haben gesiegt, der Herzog Robert ist gefangen, der König auf der Heimkehr in unser Land, und das Schreiben hier," fuhr er stolzer fort, und klopfte mit der Hand auf dasselbe, „das Schreiben hier hat seine Majestät eigenhändig gemacht, und „seinen treuen Tuchmachern" durch den ehrwürdigen Bischof von Salisbury zustellen lassen. Hör, ich will Dirs vorlesen." Aber die Hausfrau führte den Alten in seiner Entzückung zu der bebenden Margarethe, und kaum hatte er erfahren, wer Zuflucht unter seinem Obdache gesucht, so wagte der treue Tuchherr, in vollem Vertrauen auf seines Königes wohlerworbene Gnade, was kein anderer Unterthan gewagt haben würde, und nahm freudig die hülflose Jungfrau in sein Haus auf. „Du bleibst bey mir, lieb Töchterchen, rief er jubelnd und froh die zarten Wangen des Mädchens wieder streicheln zu können, ich will's jezt vor seiner Hoheit wohl vertreten, wenn er's je erfährt."

Nicht lange darauf kehrte der König mit seinem siegreichen Heere nach England zurück, seinen Bruder Diobert als Gefangenen mit sich führend. Wohl hätte er es freylich gerne gesehen, hätte das Schlachtenglück denselben todt statt lebend in seine Hände gegeben, weil, so lange derselbe lebte, jeder Mißvergnügte im Lande einen Vorwand zur Empörung fand. Doch da dem einmal so war, gab dem Könige seine große Klugheit ein, auch gegen Robert die höchste Milde zu zeigen, theils um seinen Unterthanen die Hoffnung einzuflößen, daß die Regierung dessen um so leutseliger für die Freunde seyn werde, der selbst gegen gefährliche Feinde sich nicht hart beweise, theils vielleicht dadurch seinem Bruder Gelegenheit zu geben, die Nothwendigkeit einer größeren Strenge gegen ihn vor aller Augen zu rechtfertigen und sie seine der Ruhe frohen Unterthanen wünschen zu lassen. So wies er demselben nur den Aufenthalt im Cardise Schloß in Glocesterſhire an, sogar mit der Erlaubniß, unter Begleitung seiner Aufseher in der Gegend umher seiner Neigung zur Falkenjagd ungehindert nachzuhängen. Ja, als Robert sich gegen seinen Wunsch und sein Erwarten den ganzen Winter über ruhig verhielt und alle ehrgeizigen Plane vergessen zu haben schien, nahm er ihn sogar im Frühjahr, als er die verheißene Reise in die Provinzen antrat, aus den angegebenen Gründen mit sich, und der Schlaue ließ ihm absichtlich auf der Reise manche Freyheit, ihn nur verstohlen bewachend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Montmartre bey Paris.

(Beschluß.)

Ich erinnerte mich, während ich das Bisherige schrieb, der interessanten Stelle in Steffens „Unsere Zeit und wie sie geworden," wo der Verfasser nach der Schlacht

Digitized by Google

vom Montmartre an der Seite eines berühmten preußischen Generals zum erstenmal Paris erblickt. Obgleich mir dieser Anblick nach einer friedlichen Reise und unter gewöhnlichen Umständen zu Theil wurde, und die Erinnerung an jenen Kampf in mir nicht die Erhebung wie in einem Mitkämpfer desselben hervorbringen konnte, so fühlte ich doch hier mehr als je die Bedeutung der ungeheuern Stadt, die vor mir lag. Mag man nach verschiedener Weise, die Ursachen und das Schicksal der Dinge zu bestimmen, diese unermeßliche Anlage, die für immer ein Punkt in der Weltgeschichte geworden ist, für eine Bestimmung der Vorsehung oder das Spiel eines wachsenden Glücks halten: diese Stadt ist, wie seit 14 Jahrhunderten die Hauptstadt eines mächtigen Volkes, gegenwärtig die größte Arena auf der Welt und der Mittelpunkt von Interessen, die, wie man sie auch stellen mag, für den Augenblick wenigstens, alle andern Verhältnisse überragen.

Das Wetter war heute milder und die Sonne wirkte hier stärker, als es in Norddeutschland um diese Zeit der Fall ist. Vor mir lag Paris, rechts und links die schönen Hügel des Mont Louis und der Kalvarienberg, und mich umwendend sah ich die alten Thürme von St. Denis. Der Mittelpunkt der Stadt war in dichten Rauch gehüllt, der, nur hier und da sich zertheilend, die Zinnen der Häuser erkennen ließ. Die Thürme von Notre-Dame, die Kuppel des Domes der Invaliden und die des Pantheons, die Pavillons der Tuilerien und der unvollendete Triumphbogen der Avenue von Klein-Neuilly traten als die markirtesten Punkte hervor. Liest man eine Geschichte von Paris, so erstaunt man über die Menge der in der Revolution zerstörten Kirchen, die dem Profil der Stadt ein viel reicheres Ansehen gewährt haben müssen. Jezt sind unter ihnen eigentlich nur Notre-Dame und das Pantheon bemerkenswerth, der Dom der Invaliden macht geringern Effekt und St. Eustache, St. Sulpice u. s. w. halten mit berühmten deutschen Kirchen keinen Vergleich aus.

Von drey kleinen Hügeln wird der Kirchhof des Montmartre gebildet, einer der ältesten von Paris. Ein Grab, das ich hier, ohne es vorher zu kennen, ganz zufällig antraf, brachte mir das Bild des Pariser Lebens im vorigen Jahrhundert in einigen seiner interessantesten Züge vor die Seele. Es war das Grab St. Lamberts, des Geliebten der schönen, von Rousseau angebeteten Gräfin d'Houtetot. Diese Liebe ist von Rousseau mit der tiefsten Energie geschildert worden. Wer die auf dieses Verhältniß bezüglichen Briefe und Memoiren kennt, für den ist der Anblick dieses einfachen Grabsteines von ungewöhnlichem Interesse. Madame d'Houtetot, deren Enkel gegenwärtig in der französischen Pairskammer sizt, soll noch in hohen Jahren eine enge Verbindung mit einem geistvollen und sehr vornehmen Manne unterhalten haben, und man muß, um dieß möglich zu finden und nicht zu hart zu beurtheilen, eine Anschauung von der ausdauernden Lebenskraft dieser Nation haben, deren bejahrte Männer, wie dieß die Deputirtenkammer zeigt, fast lebhafter und feuriger als die Jugend anderer Nationen sind. Auf dem einfachen Grabsteine, der von einer Cypresse und einer Pappel beschattet wird, steht: Celle qui fut cinquante ans son amie a fait mettre cette pierre sur son tombeau.

Obgleich Paris in einem ganz andern Sinne die Geschichte von Frankreich enthält, als London oder Wien die ihrer Länder, so wird man in der Stadt selbst an diese Geschichte wenig erinnert; denn überall, wo es auch alte Monumente gibt, machen die Personen, die sie beleben, jede Illusion unmöglich. Um die Vergangenheit zu empfinden, muß man sich auf eine dieser Anhöhen begeben, auf denen sich, wenn auch nicht die Gestalt, doch der Schatten einer frühern Zeit erhalten hat.

So wie mir der Greveplatz und der Anblick des Hôtel de Ville den widrigsten Eindruck gegeben haben, der noch jemals durch eine Oertlichkeit in mir hervorgebracht wurde, indem ich der abscheulichen Hinrichtungen des ancien régime und der Gräuel des revolutionären Gemeinderaths von Paris gedachte, so wurde ich auf der Höhe des Montmartre von dem mächtigsten Bilde eines großen Volkes erfüllt, das sich ein solches Centrum gegeben hat. Wenn man bey den Thürmen von St. Denis sich jener Zeit erinnert, wo die merovingischen Könige über eine waldige, einsame Gegend herrschten, aus der nur einzelne Burgen und Kirchen hervorragten, so gibt es keinen größern Kontrast als den Anblick des jetzigen Paris. Der Leser mag sich zu seiner Unterhaltung zwey Situationen in demselben Lande und derselben Dynastie ausmalen: Ludwig der Heilige, der unter einer Eiche zu Vincennes Gericht hält, und die konstitutionelle Rede Karls des Zehnten.

Was dieser Stadt ein so außerordentliches Interesse gibt, ist die Continuität ihres Daseyns, indem sie eine nie unterbrochene Wichtigkeit in den verschiedensten Richtungen zeigt. Obgleich ich, als ein Fremder und von andern Interessen als den hier geltenden erfüllt, dem Leben in dieser Stadt wie einem Schauspiele zusehe, von dem man sich trennen kann, wenn man will, so würde ich es doch natürlich finden, wenn ein Franzose bey dem Anblicke seiner Stadt und in dem Gefühle dessen, was sie enthält, wie jener Venetianer, sagte: esto perpetua!

Neue Art Wanzen in England.*)

Das amerikanische Fichtenholz, das gegenwärtig in England so häufig benuzt wird, ist oft ganz voll von einer

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Zweytes Januarheft.

Digitized by Google

neuen Art von Wanzen, die länger sind, als die gewöhnlichen, und weit stärker und lästiger beißen. Fußböden aus kanadischem Fichtenholze haben bereits ganze Häuser und Straßen in London mit dieser Pest angesteckt. Gill erwähnt einiger Fälle, wo Familien ihre alten Wohnungen wegen der Wanzen verließen und in ganz neu gebaute Häuser zogen, wo sie aber, da das Holzwerk aus kanadischem Fichtenholze war, noch weit ärger von den amerikanischen Wanzen angefallen wurden. England erhielt seine Wanzen durch das Edikt von Nantes mittelst der Möbel der über den Kanal flüchtenden Hugenotten; es wird jezt dafür Paris mit amerikanischen Wanzen versehen. Wir rathen Handelsleuten, Kisten und Sägespäne, die sie aus Amerika oder England erhalten, sogleich sorgfältig zu verbrennen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

(Beschluß.)

Paganini war hier und hat sechs, zum Theil sehr besuchte Konzerte im Theater gegeben. Man bewunderte ihn und erkannte seine seltene Kunstfertigkeit vollkommen an; man glaubt allgemein, daß ihm in diesem Genre, welches er, als das brillanteste und lohnreichste, ausschließend erwählt und für unsere Zeit gleichsam neu erfunden, kein anderer Violinvirtuose gleichkommt. Bey alle dem machte er hier nicht Furore, wie in Wien, ausgenommen bey einigen Enthusiasten, die, ohne ein eigenes Urtheil zu besitzen, von dem Fremden das Auffallendste und Abentheuerlichste am liebsten annehmen und nachbeten. Die Kenner vermißten bey all der staunenswürdigen Künstlichkeit die wahre Begeisterung und Weihe der Kunst, Gefühl und Geschmack, in seinen Kompositionen aber, die im Voraus bis an die Wolken erhoben worden waren, Gedankenfülle und künstlerischen Zusammenhang. Vorzüglich mißfiel in dieser Hinsicht sein „Sturm," den er auf der G-Saite mit Akkompagnement des ganzen Orchesters und einer analogen Dekoration spielte.

Unsere Bühne kann, als die dramatische Anstalt einer zwar großen, aber nicht reichen Provinzstadt, leider den Forderungen nicht mehr entsprechen, zu welchen ihr ehemals so glänzender Zustand unter Liebichs Direktion das Publikum gesteigert hat. Noch unter der Leitung des Hrn. von Holbein standen den beyden ausgezeichneten Künstlern Bayer und Polawsky, die jezt ihre einzigen bedeutenden Zierden sind, schöne Talente zur Seite, sehr brave Schauspieler, welche uns jezt alle verlassen haben und meist den Hofbühnen zugetheilt sind. Das Schlimmste bey dem gegenwärtigen Zustand unserer Bühne ist der gänzliche Verfall der Oper, welche ein Hauptbedürfniß des Prager Publikums ist und die Hr. von Holbein im Augenblick neu zu erschaffen wußte, wie Wallenstein seine Armeen. Zwar waren es zum Theil Anfänger, die er unter seine Fahnen versammelte, aber lauter schöne jugendliche Stimmen. Die theatralischen Neuigkeiten des heurigen Jahres bestehen in der Oper „Floreska oder das Hospitium San Lorenzo," von Auber, welche nicht gefiel, und einer Posse: „Der Pächter und der Tod," nach Langbeins Erzählung von A. Gleich. Keine von beyden ist so wichtig, daß ich durch ein Detail derselben diese kurze Uebersicht des Ganzen verlängern möchte. Auch die Wiederholung von Schillers „Räubern" rechne ich zwar unter diejenigen Vorstellungen, die Alles leisteten, was man von den Kräften unserer Bühne im Trauerspiel erwarten kann, doch keineswegs zu den gelungenen. Das Anziehendste, was wir zu erwarten haben, dürfte ein Schauspiel von Eberl: „Bretislaw und Jutta" seyn, welches nächstens in die Scene gesezt werden soll.

Berlin, März.

Wir sind gewohnt, unsere bessern Köpfe auf das Unwesen der deutschen Journalistik schmähen zu hören. Das wuchernde Unkraut, das den Weizen eigenthümlicher Schöpfungskraft erstickt, wird selbst von seinen Pflegern nicht geschont und nur unter die nothwendigen Uebel rangirt. Am meisten feindlich zeigten sich die Sänger, deren ätherische Interessen, im Konkurse mit den laufenden des Tages, hier immer zu kurz kommen. Jezt tritt ein Veteran unter ihnen als Wortführer für die Journale auf und will selbst eines begründen — La Motte-Fouqué. Es soll den Titel führen: Berliner Blätter für deutsche Frauen, in zwanglosen Heften wöchentlich erscheinen und sich dadurch auszeichnen, daß es durchaus keine Fortsetzungen duldet. Der geachtete Herausgeber wird von seiner Gattin und vielen der ausgezeichnetsten Dichter und Dichterinnen Deutschlands bereitwillige Unterstüzzung finden; außerdem ist man hier der Meynung, daß viele Personen aus den höhern Kreisen unsers geselligen Lebens dieses Blatt als ein geadeltes Organ betrachten werden, ihre poetischen Versuche und Ansichten bekannt zu machen. Daneben hört man auch wohl gern Fouqué'n, dessen Ideenkreis sich hie und da gesondert hat von dem herrschenden, seine eigenthümlichen Meynungen über Leben und Literatur an den Tag legen.

Darin ist Ihr Korrespondent mit dem Sänger aus unserer jüngsten Heldenzeit einverstanden, daß die meisten unserer bestehenden Journale friedlich neben einander fortgehen, ja sich unterstüzen könnten, wenn sie nur ihre eigenthümliche Sphäre und Nüancirung fänden. Ja, wenn diese örtliche und qualitative Begrenzung in der Konkurrenz deutlicher geworden wäre, möchten noch mehrere auftauchen, ohne Gefahr für die andern. Darin ist indessen Deutschland noch weit hinter Frankreich zurück, wo den meisten Blättern schon der Charakter ihrer zeitlichen Nothwendigkeit aufgedrückt ist. Die Mehrzahl unserer Journale schwankt noch umher. Aus Besorgniß, einseitig zu werden, greifen die Redaktoren mit ihren Fühlhörnern zu weit aus und zerstören selbst ihren Plan. Und doch läßt sich unter den angesehenern Blättern auch schon eine abgesonderte Tendenz herausfühlen. Wer z. B. bestreitet der Abendzeitung, daß sie für Theaterfreunde und Schauspieler das vollständigste Repertorium durch ihre Korrespondenzen aus allen Städten Deutschlands liefert? Wer macht dem Mitternachtsblatte den Ruhm streitig, daß die Redaktion aus einem Stücke ist? Es mustert dort ein Geist, dessen herbe Verstandesschärfe Ihr Korrespondent gerade nicht besonders liebt, aber doch ein Geist die Erscheinungen im literarischen Lebenskreise, und man weiß, wo man dran ist. Es sind keine Batterien aufgeführt, deren Kreuzfeuer, halb versteckt, halb offen, über die Richtung irre macht.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 67.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. März 1829.

Mi Hamberch hätti g'lernt, so so, la la;
Doch stoht mer's Trinke gar viel besser a,
Als 's Schaffe, sei bitenni frey und frank.

Hebel.

Zur Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Tageregister derjenigen Ausgaben, welche ein Bürger der Stadt Augsburg im Monat May 1715 in denen daselbst und außer der Stadt befindlichen Wein- und Bierhäusern gehabt. *)

Den 1ten Mai. Ich ließ heute nebst meinem Weibe zur Ader, weil das Wetter unvergleichlich schön war. Nach dem Essen gingen wir auf ein Glas Wein in die Froschlache **), und blieben daselbst bis vier Uhr. Die Zeche war 55 Kreuzer. Nach diesem machten wir einen Spaziergang ums Thor und aßen zu Nacht. Es war noch lange Tag und mein Weib klagte noch über Magendrücken, deßwegen tranken wir noch ein Maaß Wein auf dem Wederhaus; die Zeche war 30 Kreuzer. Summa 1 Gulden 25 Kreuzer.

Den 2ten Mai. Diesen Vormittag war nicht viel zu thun. Ich ging auf Meyers Kaffeehaus; mein Weib aber hatte von ihren Nachbarinnen Besuch. Auf dem Kaffehaus gefiel mirs nicht, bezahlte daher 12 Kreuzer und ging hinaus zum Prinzen ***). Daselbst traf ich verschiedene Bekannte an, blieb also bis gegen zwölf Uhr sitzen und verzehrte 19 Kreuzer. Nach dem Essen kommt eine Kutsche gefahren, welche vor meinem Hause stille hält; darin saßen mein Schwager mit seinem Weibe, welche mir, auf Anrathen meines Weibes, eine unverhoffte Freude machen wollten. Weil wir nun alle Aderlässer waren, mußte ich mich in den Possen schicken und mich aufs Jägerhäuschen schleppen lassen. Aber wahrhaftig! hier hatte es ein anderes Ansehen als in den ordinären Bierhäusern, da man außer einer Wurst oder höchstens einem Stücke Braten und dergleichen Gattungen, sonst nichts bekömmt. Hier hingegen hieß es: Was befehlen die Herren? beliebts einen guten Fisch, Krebse, Kapaunen, Hechtleberen, Pfauenzungen ꝛc. Was beliebt Ihnen zu trinken? Elsäßer, Würzburger, Rhein-, Mosel-, Neckar-, rother Schaffhauser, oder was für Weine sind die Herren sonst zu trinken gewohnt? Beliebts Vin de Schiras, d'Alicante, de Madera? die Herrn befehlen nur. Ich bestellte aber nur etliche Hühnchen und ein Glas Neckarwein. Allein ich sahe wohl, daß man hier um einen Kreuzer nicht viel gute Worte gab, deßwegen ließ ich's gehen, wie es wollte. Hierauf trug man auf, als wenn ich Hochzeit daselbst hielte. Die Weiber ließen sich's zwar trefflich schmecken, allein bey Zahlung der Zeche fiel die Freude in Brunnen. Jedoch mit 13 Gulden 43 Kreuzer war das ganze Wesen richtig gemacht, und konnten wir noch etliche Krebse mit nach Hause nehmen. Es ging andern auch nicht besser. Denn viele, die mehr Appetit als Geld gehabt, mußten einstweilen ihre Uhr, Dose oder

*) Aus des ehrlichen Mannes Schreibkalender gezogen.

**) Ein Weinhaus im St. Ulrichskloster.

***) Ist ein schönes Wirthshaus vor dem Göppinger Thore.

Digitized by Google

endlich noch auch das mit Silber beschlagene Kirchenbuch dem Wirth in Verwahrung lassen. Einige brachten auch sogar mit Vorsatz Meubles dahin, um sich davor lustig zu machen. Ich kam also noch so mit einem blauen Auge davon. Denn 13 Gulden 43 Kreuzer ist eben noch so passabel für Leute, die sich zur Ader gelassen haben und in der Kutsche kommen. Die Pferde fressen auch etwas, ohne was der Kutscher verzehrt, der wenigstens seinen Braten und etwa ein Maaß Wein haben muß. Ich kann bey dergleichen Gelegenheit nicht knickern, besonders wenn ich sehe, daß sich Leute nicht schlecht finden lassen, die doch dieses Vergnügens wegen ihre besten Sachen versetzen, oder dem Wirth aufzuheben geben. Er hatte in Wahrheit so viel Meubles und Geräthe beysammen, daß er gar füglich einen Glückshafen damit hätte aufrichten können. Wenn ich nun alle Ausgaben diesen Tag zusammennehme, so belaufen sich selbige auf 17 Gulden 14 Kreuzer. Denn wenn man heim kömmt, will man auch wieder etwas haben, und da ist man erst recht hungrig und durstig.

Den 3ten Mai war Sonntag. Wir gingen in die Kirche und nach derselben um's Thor, und dann auf's Beckenhaus auf ein gut Glas Wein, weil man sich doch beym Aderlassen nicht genugsam in Acht nehmen kann. Die Zeche war 38 Kreuzer. Den Nachmittag fuhren wir auf Hausstetten. Wir wollten es zwar nur beym nächsten bewenden lassen, allein der Wirth kehrte sich an nichts, sondern gab alles her, was er hatte. Wir verzehrten daher in aller Stille 9 Gulden 56 Kreuzer, denn außer uns war Niemand sonderliches von mittlern Leuten daselbst. Wir fuhren gegen Abend wieder nach Hause, und war sowohl ich als mein Beutel dieses Schmausens überdrüßig. Die übrigen Extraausgaben für diesen Tag waren annoch 1 Gulden 27 Kreuzer. Summa 12 Gulden 1 Kreuzer.

Den 4ten Mai. Extra für Braunbier 14 Kreuzer 1 Heller.

Den 5ten Mai. Pr. drey Maaß Bier, zwey Brod, eine Wurst, 12 Kreuzer 2 Heller. Im Rumpelspiel verloren 27 Kreuzer. Summa 39 Kreuzer 2 Heller.

Den 6ten Mai. Arbeit nach Oberhausen verfertigt und dafür eingenommen 5 Gulden 11 Kreuzer. Weil ich auf den Mann, dem die Sachen gehörten, über eine Stunde warten mußte, verzehrte ich 11 Kreuzer für Bier und Brod; und nach diesem, da ich die Zahlung empfangen und der halbe Tag schon verdorben war, ging ich hinüber auf Luginsland. Weil ich daselbst verschiedene Bekannte antraf, blieb ich sitzen bis Abends um zehn Uhr. Verzehrt 19 Kreuzer 4 Heller, auf dem Kegelplatz mit Pariren verspielt 1 Gulden 9 Kreuzer. Summa 1 Gulden 39 Kreuzer 4 Heller.

Den 7ten Mai. War Himmelfahrt. Nachmittags bey dem Prinzen verzehrt 33 Kreuzer.

Den 8ten Mai. Pr. Braunbier extra 14 Kreuzer 4 Heller.

Den 9ten Mai. Pr. dito extra (NB den ganzen Tag) 16 Kreuzer 4 Heller.

(Der Beschluß folgt.)

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

Heinrich begab sich zuerst mit seinem Gefolge nach Reading und nahm, zur großen Freude seines Wirthes, seine Wohnung sogar in des alten Thomas Hause. Verwundert betrachtete er da die Menge von Arbeitern, von Spinnern, Wollkämmern, Webern, Walkern und Färbern, die der reiche Tuchherr hielt. Und als ihm alle diese mit Zeichen ungeheuchelter Freude und Anhänglichkeit Geschenke überreichten, ward Heinrich davon so gerührt, daß er ihnen laut versicherte, wie er um der Liebe willen, die sie im Leben zu ihm getragen, seine Gebeine nach seinem Tode unter ihnen niederlegen lassen wolle; „denn wahrlich," sezte er hinzu, „ich weiß nicht, wo diese bis zum fröhlichen Tage der Auferstehung besser aufgehoben seyn sollten als unter solchen Freunden, die gewiß dieses glücklichen Ereignisses mit mir zugleich theilhaftig seyn werden." Darauf befahl er sogleich zu diesem Endzwecke eine Abtey in dem Orte zu erbauen, in der er auch wirklich nach seinem Tode beygesezt ward. Als er von dort nach Salisbury kam, überreichte ihm Sutton, der Tuchherr, ein breites Stück Tuch von so schönem Gewebe und von so herrlicher Farbe, daß dasselbe stets vom Könige in Ehren gehalten wurde. Ja die Sage geht, daß in dem daraus verfertigten königlichen Gewande, das lange aufbewahrt wurde, das erste Parlament, welches in England gehalten wurde, von jenem Könige, der es einsezte, eröffnet worden sey. Nachdem Heinrich in Exeter von Tom Dove und den übrigen westlichen Tuchmachern sieben Tage lang festlich bewirthet worden war, zog er den Küsten entlang das Land hinauf, und gelangte dann nach Gloceſter, einer „alten, von Glone, einem alten brittischen Könige erbauten, und von diesem nach seinem Namen benannten" Stadt. Hier empfing nun den König der alte Gray, der Tuchherr, mit silberweißen Haaren, an der Seite seiner würdigen Hausfrau. Aber als das überglückliche Ehepaar den finsterblickenden, stumm und scheu neben dem Könige einherschreitenden Herzog Robert erblickte, und ihnen dadurch der verbannte Graf von Shrewsbury, dessen Unglücksgefährte, und mit ihm dessen bey ihnen weilende unglückliche Tochter in den Sinn kam, fiel ihnen plötzlich schwer auf's Herz, wie sie gegen des Königes Gebot gehandelt hatten, und dieß störte sie mitten in ihrer unschuldigen Freude. Heftig erschracken daher beyde, als nach einigen, in Fröhlichkeit

Digitized by Google

und Festlichkeiten in ihrem Hause verlebten Stunden, der König plötzlich in das Arbeitszimmer ihrer Spinn- und Webermädchen, die wegen ihrer Geschicklichkeit weit und breit berühmt waren, geführt zu werden verlangte. Wie viel größer wäre noch die Furcht der beyden guten Alten gewesen, hätte ihnen Margarethe je die frühern verfänglichen Absichten Heinrichs auf sie, und daß er sie so genau kannte, erzählt. Sie wagten es nicht, sich des Königs Wunsche unter irgend einem Vorwande zu widersetzen, und traten zitternd hinter ihm und seinem ihn begleitenden Bruder in die weite Halle. Erstaunt blieb der König in der Thüre stehen, denn so weit hin zog sich die lange Reihe der Spinnrocken und Webstühle zu beyden Seiten des länglichen Saales, an denen hölzerne Säulen unzählige Abtheilungen bildeten für jedes einzelne der Hunderte von emsig beschäftigten Mädchen, daß ihm, der an dem äußersten Ende der Halle stand, in zierlicher Perspektive die Gestalten der am weitesten entfernten Arbeiterinnen in Pygmäenformen erschienen, und die Menge der neugierig auf ihn gerichteten Gesichter in eine Masse zusammenfloß. So konnte des Königs verwundertes Auge nur über das Ganze hinwegschweifen und seinen Sinn nur das Große der Unternehmung und der für das Gemeinwohl daraus hervorgehende Nutzen beschäftigen. Aber seinem Bruder, dem sich keine Betrachtungen der Art aufdrängten, und der sich vom seltsamen Anblick ganz anders bewegt fühlte, entging ein Mägdlein gleich am untern Ende des Saales nicht, das sich sogleich nach dem Eintritt des Königs geflissentlich hinter ihren Spinnrocken, der, ohnehin der zierlichste und glänzendste von allen, dem einmal dorthin gerichteten Blicke auffallen mußte, zu verbergen suchte. Immer noch würde den Herzog dieß Benehmen nicht zu weiterer Aufmerksamkeit aufgefordert haben, hätte sie nicht bey ihrem Versuche, sich zu verbergen, ihre zarte, schneeweiße Hand vergessen, wegen welcher sie in ganz Glocester Margarethe mit der milchweißen Hand hieß. Darüber staunend und von einer unsichtbaren Macht seinem Schicksale gewaltsam entgegengezogen, trat Robert einen Schritt näher und entdeckte so auch den zarten, von einem knappen himmelblauen Mieder fest umschlossenen, durch die Beugung des erschrockenen Mädchens noch mehr hervorgehobenen Wuchs, die schwarzen Locken, die am Hinterhaupt mit einer großen silbernen Nadel, dem Geschenke des guten Alten, der das freundliche Pflegekind vor Allen hervorgehoben wünschte, geschmückt waren; und bey einer schnellen Beugung auf die andere Seite hinüber, wo die Jungfrau schutzlos seinem Blicke Preis gegeben war, traf ihn erschütternd ein braunes, großes, helles Auge aus einem von Todesangst zu einer herrlichen Marmorbüste erbleichten Antlitz. Doch eben so schnell übergoß sich dasselbe mit der tiefsten Purpurröthe; denn vor ihr stand jener Ritter, der unter dem Namen Ralf sie an jenem Schreckensabende so freundlich hatte schützen wollen. Sie war nahe daran, in ihrer Erschütterung sich zu verrathen, hätte nicht das Bewußtseyn der vom König ihr und den guten Pflegeältern drohenden Gefahr ihr die nöthige Geistesgegenwart wiedergegeben. Mit dem wehmüthigsten Ausdrucke flehten die Augen um Schonung und Verschwiegenheit, was eine Bewegung der Hand noch deutlicher erklärte. Doch so tiefen Eindruck auf den Herzog diese Jungfrau machte, sie war ihm fremd. Denn kaum hatte er die Züge der am Boden in der Halle zu Shrewsbury knieenden Tochter deutlich gesehen, und die nachfolgenden Ereignisse hatten das Bild noch mehr in den Hintergrund der Seele zurückgedrängt. Dennoch regte sich dunkel in ihm etwas, was ihm aus vergangener Zeit die Erscheinung befreundete, und machte das in ihm wogende Gefühl nur heftiger und seltsamer. Wiewohl er daher nicht ahnen konnte, warum das Mägdlein sich so zu verbergen strebte, so machte doch das eigene Unglück fremdes Mißgeschick so verständlich, daß er den Wink richtig auslegte. Was wir hier lange erzählen, war nur das Werk einiger Augenblicke, und da der alte Gray, der ihm ängstlich mit den Blicken gefolgt, in seiner Angst plötzlich allen Arbeiterinnen mit dem wohlbekannten Winke sogleich wieder ihren Lärm, mit dem sie innegehalten, zu beginnen geboten hatte, und dieser den König um so mehr von jener Gruppe abziehen mußte, so gelang es dem Herzog, sich unbemerkt wiederum dem Könige anzuschließen. Doch als er noch einmal verstohlen den Blick nach der Jungfrau erhob, sah er in plötzlicher Verwandlung, als hätte der Schmetterling seine Hülle durchbrochen, die früher so demüthige Jungfrau mit zum Himmel gehobenem Blicke, hoch und hehr wie eine Himmelskönigin, mit gefaltenen Händen dastehen. Und so wie seine Erscheinung über der Jungfrau Leben, so entschied jenes Umsehen über das seinige. Unterdessen hatte der ehrwürdige Alte im eifrigen Gespräch den König zu beschäftigen und immer weiter nach dem andern Ende des Saales hinzuziehen gesucht, und so ging der gefürchtete Besuch ohne augenblickliche Folgen für den alten Gray, doch mit desto größeren für Robert und Margarethe vorüber. Innerlich erbebte die Jungfrau vor dem glühenden Blicke, den das schwärmerische Auge des schönen männlichen Herzogs beym Hinausgehen ihr noch zuwarf. Denn in ihrem Herzen war das Bild des Jünglings von jenem schrecklichen Abend, wo der König sie grausam aus dem Hause ihrer Väter gestoßen, mit größerer Stärke erwacht, und zerfloß zu einem noch schöneren mit den wehmüthig zum Herzen sprechenden Zügen des unglücklichen Herzogs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Schon seit länger als einem Jahre spazirt ein origineller Mann täglich im Palais royal; die Zeitungen haben manchmal von ihm gesprochen und neulich ist bey einem Buchhändler des Palais royal eine Biographie dieses Sonderlings, der Duclos heißt, erschienen. In wie fern aber diese Lebensbeschreibung authentisch ist, weiß man nicht; vielleicht ist sie nur von einem armen Schriftsteller nach Stadtgesprächen oder Stadtgeschwätzen zusammengestoppelt worden. Dieser Duclos ist, wie die Zeitungen berichten und wie auch seine Lebensbeschreibung aussagt, aus Bordeaux gebürtig und hat sonst viel Vermögen besessen. Damals soll er sich in den glänzendsten Gesellschaften umhergetrieben haben und ein sehr lustiger Kumpan gewesen seyn. Sogar als ein galanter Glücksritter soll er sich ausgezeichnet und bey den Damen außerordentliches Glück gemacht haben. Nach der Wiederherstellung des königlichen Throns habe sich dieser Mann mit der den Südbewohnern Frankreichs angebornen Wärme der Sache des Königthums angenommen und die Regierung der Bourbons nicht wenig befestigen helfen. Worin dieses Befestigenhelfen bestand, kann ich nicht genauer angeben. Bey Staatsumwälzungen vermögen aber gewandte, thätige, etwas intriguante Menschen manchmal sehr viel. Dadurch oder auch schon zuvor war der Mann mit vielen angesehenen Leuten in Verbindung gerathen, besonders aber mit der ultraroyalistischen Parthey, die noch weiter gehen wollte, als es der König für gut hielt, und der manchmal der Monarch selbst nicht glühend genug für die Sache des Königthums eingenommen war. Die nachmaligen Minister Villèle und Peyronnet gehörten zu seinen Freunden; lezterer besonders, der auch sein Landsmann war, lebte, wie es heißt, mit Duclos auf sehr vertrautem Fuße. Es verlautet aus der Biographie des Duclos, er und Peyronnet seyen zusammen auf Liebesabentheuer ausgegangen; allein der Biograph ist wahrscheinlich nicht dabey gewesen und spricht nach ungewissen Gerüchten. Sie können wahr seyn, nichts verbürgt aber diese Wahrheit, und im Grunde liegt auch wenig daran. Vermuthlich war Duclos ein allzu lebensfroher Gesell, als daß er ganz für die Politik hätte leben wollen oder verstanden hätte, aus dem Emporkommen seiner Freunde für sich Vortheil zu ziehen. Er fuhr fort, müßig umherzuschwärmen, indeß seine Freunde aus dem mittäglichen Frankreich sich klüglich mit guten Stellen und Ehrenbezeugungen zu versehen wußten. Er blieb eine Null, sie aber wurden Minister und vergaßen ihres Lebens- und Liebesgefährten; der Mann verfiel in Dürftigkeit und sie wurden reich. Seitdem nun findet der Sonderling ein außerordentliches Vergnügen darin, daß er sich mit langem, verwildertem Barte und in lumpigem, eckelhaftem Anzuge täglich in dem so besuchten Palais royal zeigt, wo die sonderbare Gestalt beständig Aufsehen erregt. Anfangs wollte die Polizey ihn einziehen und die Verordnung wegen der Landstreicher auf ihn anwenden; allein er antwortete der Polizey: was wollt Ihr von mir? ich bin kein Landstreicher, denn ich habe meine Wohnung in Paris; ich bin kein Bettler, denn ich verlange nichts und kann im Nothfalle beweisen, daß ich mit demjenigen, was ich besize, auskommen kann. Fällt Euch meine Kleidung auf? wo ist die Verordnung, welche verbietet, sich in schlechter Kleidung zu zeigen? Die Minister brauchen mir ja nur zu bezahlen, was ich billig von ihnen fordern kann, so will ich mich schon anders kleiden, wenn es mir beliebt. Seitdem sind seine ehemaligen Freunde, zum Glücke für Frankreich, vom Staatsruder entfernt worden. Duclos fährt aber nichts destoweniger fort, sich beständig in Lumpen gehüllt den Parisern im Palais royal zu zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

(Beschluß.)

Einmal bey den Journalen, kommt eine Erinnerung an die von Berlin ausgehenden nicht unpassend. Der Gesellschafter hat als Unterhaltungsschrift seine anerkannten Vorzüge. Im Kritischen trägt er keinen speziell markirten Charakter, durch die Mannichfaltigkeit und die Zahl seiner Beyträge weiß er aber ein großes Publikum anzuziehen. Sein Redakteur sucht immer besonnen und sicher auszuschreiten; er vermeidet daher, und oft zu ängstlich für eine Zeitschrift, die Extreme in Lob und Tadel. Das Konversationsblatt hat eine bestimmtere Tendenz. Es will die geistigeren Interessen Berlins und mit diesem Norddeutschlands repräsentiren. In den kritischen Ansichten zeigt sich noch dann und wann eine Spaltung, die aber mit der Zeit verschwinden wird. Auch die produktivern Mittheilungen an Novellen, Gedichten, sollen, nach ausgesprochener Ansicht der Redaktoren, die Richtungen der Zeit abspiegeln oder doch irgend ein literarisches Interesse haben. Es ist hier ein Hauptartikel entstanden: „Berliner Konversation," wo in jeder Form, die sich im Leben geltend macht, meist humoristisch, die Gegenstände besprochen werden, welche in dem freyen und bewegten gesellschaftlichen Verkehr Norddeutschlands den Geist anregen. Da dieser Artikel gewissermaßen ein fortlaufender Kourszettel ist, wie die geistigen Interessen, inländische sowohl als ausländische, in Berlin stehen, und in Berlin Alles, was auswärts geschieht, besprochen wird, so sind die Korrespondenzen in diesem Blatte nur Nebensache und werden nur periodisch aus größern Hauptstädten mitgetheilt. Ein launiges, gehaltreiches Gedicht des Dr. F. Förster im ersten Jahrsblatte spricht auf anmuthige Weise über das Wesen dieses Artikels, an den sich die Bestimmung des Blattes reiht. Die Tendenz des Freymüthigen hat sich, seit der Entstehung desselben, sehr geändert. Aus dem polemischen Felde der Literatur hat er sich fast ganz zurückgezogen und beschäftigt sich damit, Auszüge aus den Reisen in alle Weltgegenden zu liefern, wodurch er wieder einen gewissen Charakter und einiges Interesse gewonnen hat. Dieß sind die Journale, welche Berlin gewissermaßen im Auslande repräsentiren. Unter den literarischen Tagesblättern zeichnet sich die Staffette aus, ein von einem Kreise geistreicher junger Leute redigirtes Journal. Mitarbeiter und Redaktoren seyen ihre besten Kräfte, aus Lust zur Sache, daran; es fehlt ihnen nicht an Geschick und Kenntnissen, sie sind aber einmal nicht in ihrer Sphäre; indem sie mit Vorkenntnissen aus Lessing, Schlegel, Tieck, Solger in Fehden gegen Gegner sich einlassen, wo diese Namen nicht mit Ehren genannt werden dürfen; dann aber verirren sie sich selbst in die persönlichen Verfolgungen, die sie an ihrem ersten Gegner rügten. Ihre Polemik ist voller Witz, ihre Grundsätze sind an sich nicht zu tadeln, aber in der Anwendung ist es immer übel, wenn man sieht, daß ihre Theorie von keinen eigenen Versuchen unterstützt wird. Sie wissen trefflich Schlegel und Lessing zu citiren, sehen aber nicht ein, daß unser Theater ein anderes geworden, als das, welches diese beyden Kritiker kannten, als sie ihre Dramaturgieen schrieben. Jedenfalls verdiente dieß Blatt, weil es eine sehr bestimmte Tendenz hat, auch im Auslande gekannt zu seyn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 68.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. März 1829.

Die Welt hat uns verworfen,
Der Himmel nimmt uns auf!

Uhland.

Romanzen von Georg Rapp.

Der Abt von Maulbronn.

Der jedem Fehl begegnet
Mit seiner ganzen Macht,
Sie haben's ihm gesegnet
Mit Kirchenbann und Acht,
Die Inful ihm geschlagen
Von seinem stolzen Haupt,
Die Kutte ihm, den Kragen,
Das Ordenskreuz geraubt.

„Wo Sturm und Waldung rauschet,
Da suche Dir ein Grab. —"
Des Stiftes Krummstab tauschet
Er mit dem Wanderstab.
Die starken Wälder sprachen
Und hoben Arm an Arm:
Wir wollen Dich bewachen
In Deinem bangen Harm.

Der öden Klüfte König,
Der Geist im dunkeln Holz,
Das dünket viel zu wenig
Dem ungebeugten Stolz.
An seiner Herrschaft Ende,
Dort in dem Dorfe fern,
Vertrauet er auf Hände,
Die hoben einst sich gern:

Doch keine Kinder küssen
Die dargebotne Hand.
Sie werden ihr entrissen,
Wie des Verderbens Rand;
Die einst im frommen Drängen
Sein Segenswort gesucht,
Sie fluchen ihm und drängen
Mit Steinen ihn zur Flucht.

Doch aus der letzten Hütte,
Da Muth und Kraft ihn flieh'n,
Lädt wirthlich eine Bitte
Mit hellem Liede ihn.
Der Hand und Haus ihm reichet,
Mit blankem Schwert erscheint:
Ihn sieht er und erbleichet
Wie vor dem bösen Feind.

„Ihr kamt einst mit dem Banne,
„Mich habt Ihr einst verflucht,
„Weil ich mit Sang und Kanne
„Mein Seelenheil versucht.
„Ein gleiches Schicksal theilet
„Mit solchem Sünder nun.
„In seiner Hütte weilet,
„In seinem Arm zu ruhn."

Digitized by Google

„Ob sie uns flieh'n und hassen,
„Ein dritter Freund hält aus,
„Will seinen Segen lassen
„Selbst dem verfluchten Haus.
„Will mich die Angst bestricken,
„So läßt er Leib und Blut.
„Der soll auch Euch erquicken
„Und heben Euren Muth."

Und drunten im Gewölbe,
Aus einem großen Faß,
Da springt der alte Gelbe,
Schlägt allen Schmerz und Haß.
Des Spielmanns Saiten schwingen
Des Abtes Muth empor,
Und Liedermächte bringen
Ihm hold, was er verlor.

So ruhen sie im Dunkeln,
Geschieden von der Welt,
Wo blankes Rebenfunkeln
Die Trauernacht erhellt.
Es segnet treu im Sterben
Der nasse Freund sie ein; —
Nun müssen sie verderben,
Zu Ende geht ihr Wein.

Horch draußen auf den Schwellen
Den Lärm und Waffenklang.
„Laß sie das Thor zerschellen,
Wir fallen im Gesang!"
Sie leeren ihren Becher
Zum allerletztenmal;
Dann heben sich die Zecher
Mit Schwert und Harfenschall.

Die Mordgesellen bringen
Den Tag mit in die Gruft,
Wo hell im Waffenklingen
Das Blut nach Freyheit ruft;
Und Schwert und Speere geben
Ein Ende ihrer Noth.
Geschändet war ihr Leben,
Und freudig ist ihr Tod.

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

Herzog Robert, von dem die Sagen der Normannen und Engländer manches Abenteuerliche berichten, war ein heftiger, leidenschaftlicher Mann. Das Gefühl, das jezt eben in seiner Brust so plötzlich entstanden war, wogte darum in ihm desto stürmischer, da es zugleich alle andern in ihm erweckte, die er, an seinem Glücke verzweifelnd, was solchen Gemüthern so leicht begegnet, bisher einzuschläfern versucht hatte. Leichter hatte er eine Krone verschmerzen können, so lange sie ihm nur als ein Ziel des Ehrgeizes vorgeschwebt, leichter hatte er die Sehnsucht nach Freyheit stillen können, so lange kein bestimmter Gegenstand mit größerer Gewalt ihn über die Schranken des ihm angewiesenen Aufenthaltes hinauslockte, so lange kein Blick in die Ferne die Berge, die er aus dem einsamen Cardifeschloß erblickte, mit tieferer, sehnsüchtiger Bläue überzog. Aber als er aus der Werkstatt des alten Gray getreten war, als er an der Seite des Königs zum Thore von Gloceſter nach den nördlichen Gegenden Englands ritt, da lag die Welt anders vor ihm. Sein waren ja nach dem Recht die gesegneten Fluren, die sich vor ihnen ausbreiteten, sein die hohen Waldbäume, die im Wehen der Luft mit den Gipfeln sich zu ihm herabneigten, als wollten sie ihn flüsternd fragen: „Wo hast Du Dein Reich und Deine Königin?" Wohl war ihm klar, daß jene Jungfrau eine hochgeborne, durch das Mißgeschick der Zeiten in den Staub getretene Blüthe war, die, wieder aufgerichtet, in hohem Glanze über die Welt strahlen würde. Ihr nun die ihm gebührende Welt, die sein starker Arm wieder sich erzwungen, als Brautgeschenk darzubringen, so ein hochglänzendes Muster ritterlicher Liebesthat im Munde der Sänger in die ferne Nachwelt klingen zu lassen, ein solcher Gedanke mußte zu alles vergessender Thatbegeisterung den Mann entflammen, der, von der Schwärmerey der Zeit fortgerissen, über dem Zuge in das heilige Land zu dem Grabe des Erlösers das Reich seiner Väter verloren hatte. Die Romanzen der Chevalerie, die später den Charakter derselben zur höchsten Blüthe entwickelten, waren in seinem Jugendlande, in der Normandie, zu damaliger Zeit schon entstanden, und der Anfang jener Romanze, die in jenem wunderbaren Gemisch der Langue d'Oui die fabelhafte Geschichte der englischen Könige beschreibt:

Qui velt oir, qui velt savoir
De roi en roi et d'hoir en hoir
Qui ail furent et dono ils vinrent
Qui Engleterre primes tinrent,

tönte in seinen Ohren, Begeistert rollte das funkelnde Auge umher, muthiger bäumte sich das Roß unter ihm, und gar oft hielt ihn ein in die Stille seiner Gedanken von Zeit zu Zeit hineingeworfenes Wort des Königs, ihn an die Gegenwart erinnernd, noch zur rechten Zeit zurück, wenn er dem Rosse, die stürmenden Wogen in der Brust zu dämpfen, die Zügel ließ und schon einige Schritte weit vorausgesprengt war. Zähneknirschend hielt er dann an und suchte der verdächtigen Bewegung den Schein zu geben, als vermöge er das Thier schwer zu bändigen. Doch entgingen auf die Länge dem darüber innig frohen Könige die Bewegungen nicht, und er äußerte nur einmal mit

Digitized by Google

bedeutsamem Blick: „die Reise scheint Eurem Rosse Flügel wachsen zu lassen, Herr Herzog.“

Als sie in die nördlicheren Provinzen gelangt, war der König besonders begierig, das gute Halifax zu sehen, das er mit jenem neuen Hängeprivilegium begabt hatte. Sobald sie daher die Thürme von Halifax erblickten, konnte Heinrich kaum die Ankunft daselbst erwarten. Vergebens sah er aber in der Nähe sich nach einem jubelnden Zuge, nach Blumen und Kränzen um; vergebens suchte er sein Gehör zu schärfen und überredete sich, an diesem nur oder an den rissigen Glocken der Stadtthürme liege es, wenn er das frohe Geläute nicht vernehme. Doch nichts von allem that sich kund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Den 10. May war Sonntag Exaudi. Weil ich den Georgi-Hauszins noch nicht bezahlt hatte, that mir mein Herr Gevatter die große Gefälligkeit und lehnte mir 36 Gulden. Ich zinste daher nach dem Mittagessen. Mein Hausherr machte zwar saure Mienen über mein spätes Zinsen und gab mir verdrießliche Ermahnungen; dergleichen Leute aber haben gut schwatzen; sie leben von ihren Renten und wissen nicht, wie sich ein ehrlicher Mann bey diesen nahrungslosen Zeiten mit saurer Arbeit behelfen und durchreißen muß. Weil nun eine Ehre die andere werth ist, machte ich des Nachmittags mit meinem Herrn Gevatter einen Spaziergang auf die sieben Tische und von da aufs Jägerhäuschen. Ich mußte schon etwas thun, denn dergleichen Freunde braucht man immer. Doch kam ich selbigen Tag noch so mit 5 Gulden 59 Kreuzer davon.

Den 11. May. Heute verschlang der Hund das Roß. *)

Den 12. bis 16. May. Extra pr. Bier ꝛc. 1 Gulden 17 Kreuzer.

Den 17. May. Am heiligen Pfingstfest ging ich in meine Kirchen und nach diesem auf den Abend zu einem Glas Wein. Verzehrt mit dem Weibe 57 Kreuzer.

Den 18. May. Hingegen gings heute recht kauderwelsch zu, denn Morgens um 5 Uhr gingen wir auf die sieben Tische spazieren. Mein Weib ließ sich Kaffee geben, ich aber trank Braunbier, weil selbiges nach dem Zeugniß derer Herrn Medicorum Morgens sehr gesund seyn soll. Allein bey dem Kegelschieben trank ich in Gedanken so viel, daß mir ganz schwindlich wurde. Doch war ich gleichwohl überaus munter und aufgeräumt. Der Hammer! dachte ich, wie wirds erst den Nachmittag ablaufen? denn ich wußte wohl, daß, wenn ich Morgens schon über Durst getrunken hatte, hernach der ganze Tag verloren war. Gegen Mittag gingen wir heim. Ich konnte es aber vor Durst nicht ausstehen, trank dahero noch in der Stadt einen Krug Weißbier. Alsdann gingen wir zu Tische. Nach Tische legte ich mich eine Stunde aufs Bette, welches mich einigermaßen ermunterte. Hier überlegte ich, was den Nachmittag zu thun seyn möchte. Es schien, als wenn zwey Personen mit einander redeten und sich wechselsweise widersprächen, da ich doch nur allein war. Ich hörte ganz deutlich, wie mich eine Stimme warnte, von meinen Wegen, welche nicht die sichersten wären, abzugehen, und mich erinnerte, daß es in die Länge nicht gut thun, sondern ein schlechtes Ende nehmen würde. Ich sollte meine Gesundheit, mein Weib und Kinder, die verkürzte Nahrung und andere davon abhangende Umstände in Betrachtung ziehen u. s. w. Allein eine andere Einblasung stellte mir diese Lebensart als eine erlaubte Ergötzlichkeit vor. Es hieß eine Bürgerlust, vermittelst welcher man den, die ganze Woche durch Arbeit ermüdeten Leib und das Gemüthe wieder erquicken müßte. Ob ich nun schon die erste Stimme als eine Warnung des guten Geistes erkannte, so folgte doch mein Wille der leztern Einblasung, jedoch mit dem Vorsatze, die Freude zwar mit anzusehen, gleichwohl aber im Genuß derselben, so viel möglich an mich zu halten. Aber, o eitler Vorsatz, der sich nur auf falsche Vorurtheile gründet, und unter der Tyranney der Gewohnheit erliegt! Die Bande, die mich fesselten, waren zu stark, daß ich selbige hätte zerbrechen können. Ich ließ mich dahero abermals von dem Strome meiner Begierden dahinreißen. Ich ging auf das nahe gelegene Dorf Göggingen, um meine Schwermuth und Grillen zu vertreiben. Daselbst fand ich viele Bekannte, die es sich recht wohl seyn ließen und sich trefflich lustig machten. Anfangs war ich ganz sittsam, bis ich etliche Gläser Wein im Kopf spürte. Man lud mich zu einem Spiele ein, welches ich zwar Anfangs ausschlug, aber endlich doch mitmachte. In demselben verlor ich in kurzer Zeit 2 Gulden 24 Kreuzer. Mittlerweile kam auch mein Weib, meine Kinder nebst einer Base, die sich allem Ansehen nach auf meine Kosten lustig machen wollten. Hierauf ward der Tisch gedeckt und man besezte denselben mit so viel Speisen, als ob wir in dreyen Tagen nichts gegessen hätten. Endlich fingen wir auch an zu tanzen, und ich gelangte nach und nach wieder zu meiner vorigen Munterkeit, welcher durch den Rausch die Ausgelassenheit folgte. Kurz! wir warfen zulezt die Gläser an die Wand, welche der Wirth fleißig mit in die Zeche schrieb. Wie ich selbigen Tag nach Hause gekommen, weiß ich nicht, genug, daß mir mein Weib sagte, daß wir für unsern Part allein 6 Gulden 59 Kreuzer bezahlt hätten; denn mehr hatten wir nicht bey uns; dieses aber habe nicht reichen wollen, dahero wir unserer Kompagnie noch 5 Gulden 27 Kreuzer gut thun müßten, als welche für uns einstweilen den Rest ausgeleget hätte.

*) Dieses Räthsel ist wohl nicht anders aufzulösen, als daß der Autor dieser Bierchronik einen Röhleinsgulden in dem Bierhause zum weißen Hund verzehrt hat.

Digitized by Google

Dieses war also der Pfingstmontag, welcher mich wieder in Allem 14 Gulden 50 Kreuzer gekostet. Der Wein und die Musikanten verdarben die Sache. Doch ist es nur alle Jahr einmal Pfingstmontag.

Den 19. May. Mir war von dem gestrigen Geschwärme der Kopf so wüste, daß ich den ganzen Vormittag zu Bette liegen mußte. Gegen Abend ging ich ein wenig aus dem Hause; es war aber aller Appetit zum Trinken weg. Ich goß aus bloßer Langerweile 3 Maaß Braunbier ein, bezahlte 13 Kreuzer und legte mich frühzeitig zu Bette.

Den 20. May. Diesen Vormittag fing ich an, ein wenig zu arbeiten; es wollte aber nirgends fort. Ich ging deßwegen den Nachmittag in die Rosenau. Damit ich nicht etwa zu viel trinken und mich wieder aufs Neue verderben möchte, machte ich etliche Parthieen auf dem Billard mit, ging bey guter Zeit nach Hause und bezahlte, das, was ich auf dem Billard verloren, mit dazu gerechnet, 39 Kreuzer.

Den 21. bis 23. May. Die drey lezten Tage ging es in der Arbeit haarscharf zu, denn ich war weit zurückgekommen und man pressirte mich von allen Orten her. Extra pr. Bier, Frühstück ꝛc. 1 Gulden 49 Kreuzer.

Den 24. May war Sonntag. Vormittags ging ich in die Kirche, den Nachmittag aber in den Schießgraben. Es waren verschiedene wackere Leute daselbst, die sich auf allerhand Art divertirten. Ich meines Orts hielt mich ganz eingezogen und glaube, ganz nicht über die Schnur gehauen zu haben; denn Abends ging ich bey Zeiten nach Hause und hatte blos verzehrt 27 Kreuzer.

Den 25. Mai war blauer Montag. Ein gewisser Umstand machte, daß ich selbigen mithalten mußte. Es war noch so passabel, doch das vertrakte Piqueten brachte mich um 46 Kreuzer, da die Zeche im Bier blos 19 Kreuzer machte.

Vom 26. — 31. May extra pr. Bier ꝛc. verzehrt 1 Gulden 40 Kreuzer 4 Heller.

Summa Summarum des Monats Mai 60 Gulden 57 Kreuzer 6 Heller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Es läßt sich in der That nichts Ekelhafteres sehen, als der Anzug dieses Kerls; Beine und Füße sind bey ihm mit Lumpen und Stricken umwickelt und zeigen manche Blöße; sein Haar hängt zottig um sein blasses Gesicht herum. In einem Gehölze würde das Erscheinen einer solchen Gaunergestalt den größten Schrecken erregen, und nun denke man sich den Kontrast zwischen solch einer Spitzbubenfigur und den vielen wohlgekleideten Leuten, die im Palais royal spazieren gehen, den von Gold und Juwelen strotzenden Buden daselbst, dem prachtvollen Gebäude u. s. w. Da uns neue Jahr so viele Familien dem Palais royal zuströmen, um dort Waaren, besonders Neujahrsgeschenke einzukaufen, so suchte die Polizey einen Vorwand, um den zerlumpten Kerl während dieser Zeit aus dem Palais royal zu entfernen; sie ließ ihn daher ergreifen und verurtheilte ihn wegen seines unanständigen Aeußern und wegen Beleidigung des öffentlichen Anstands zu 14tägigem Verhaft; dann ließ sie ihn wieder laufen, und Duclos sezte ganz ruhig seine täglichen Spaziergänge fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Einige Landsleute aus Versailles haben ihm Vorstellungen wegen seines Anzuges gemacht, er aber antwortete: es gefällt mir so! Sonst spricht er gar nicht und geht immer stillschweigend auf und ab; sein „es gefällt mir so!“ blickt aber aus seinem ganzen Wesen hervor. Da die Pariser nun die Gegenstände der Tagesgespräche gern auf dem Theater aristophanisch behandelt sehen, so hat auch ein Theaterdichter den Einfall gehabt, den barbirten, zerlumpten Duclos in einem kleinen Vaudeville den Parisern vorzuführen. Die Absicht des Dichters bey diesem kleinen Stücke war, sich ein bischen auf Unkosten der vielen Memoirenschreiber zu belustigen, welche jezt auf den Beutel und die Leichtgläubigkeit der Lesewelt Jagd machen. Er hat sich ein Narrenhaus ausgedacht, in welchem jedweder von der Sucht befallen ist, Memoiren zu schreiben. Ein englischer Buchhändler, welcher in dieses Haus geräth, wird von allen Kranken angesprochen; jedweder hat ihm die interessantesten Memoiren in Verlag zu geben. Natürlich konnte hier die berüchtigte Contemporaine nicht fehlen, welche die Welt mit 8 Bänden ihrer feilen Liebschaften heimgesucht hat. Diese Figur hat der Dichter recht con amore behandelt und sie ist die komischste Person des Stückes. Der Dichter läßt sie durch einen als Weib verkleideten Mann mit dem Turban darstellen. Sie erklärt dem Buchhändler ganz bescheiden, welch interessante Liebschaften im ersten Bande ihrer Memoiren vorkommen, und solcher Dinge, sezt sie hinzu, habe ich 8 Bände voll geschrieben, die Supplementbände nicht mit eingerechnet. Plözlich faßt sie den Buchhändler scharf ins Auge; ich glaube, ruft sie aus, auch Sie gehörten sonst in die Reihe meiner Liebschaften; wenn ich nicht irre, waren sie die 53ste, und um die Sache ins Reine zu bringen, zieht sie eine Ellenlange Liste aus dem Busen hervor, worauf die verschiedenen Liebschaften in chronologischer Ordnung verzeichnet stehen. Der Buchhändler ist ganz erschrocken, daß man ihn im Verdacht habe, als stehe er auf einer solchen Proscriptionsliste. Vidocq wird auch aufgeführt; er gesteht, er sey zwar auf den Galeeren gewesen, jezt aber sey seine Rolle, zuzuborchen (eine Anspielung auf seine Anstellung als Polizeyagent) und zu schreiben. Zulezt bietet auch noch der Apotheker des Narrenhauses seine Memoiren an, wodurch man den Apotheker Castilblaze hat andeuten wollen, der im vorigen Jahre die Mémoires d'un apothicaire über die Napoleonschen Feldzüge in Spanien herausgegeben hat, wie ein anderer Apotheker Cadet Gassicourt bereits die seinigen über den Feldzug in Deutschland herausgegeben hatte. Da ein Mémoire d'apothicaire (Apothekerrechnung) in der französischen Conversationssprache ein mit Ueberforderung, übertriebener, prellender Rechnung gleichbedeutender Ausdruck ist, so erregen diese angebotenen Mémoires d'apothicaire bey den Zuschauern des Stückes immer viel Lachen. Warum der Dichter lieber einen englischen als einen französischen Buchhändler aufgeführt hat, läßt sich nicht wohl absehen; denn wenn auch die Engländer zuerst auf die Memoiren noch lebender Personen spekulirt haben, so ist dieß Beyspiel doch schnell von den Franzosen nachgeahmt und weiter getrieben worden, und sicher haben in der Lesewelt die neuern französischen Memoiren den englischen bey weitem den Rang abgelaufen. Man braucht ja nur zu sehen, mit welcher Hast alle von Pariser Buchhändlern an das Licht gebrachten Memoiren von der gebildeten Lesewelt in ganz Europa verschlungen, wie schnell sie ins Englische, Deutsche, Holländische u. s. w. übersezt werden, welch ungeheures Honorar für manche Memoiren bezahlt wird, wie emsig sich alle kritischen Zeitschriften mit denselben abgeben. Sie enthalten aber auch, unter manchem Erdichteten, Einseitigen, falsch Dargestellten, einen reichen Schay von Anekdoten, Erfahrung und Menschenkenntniß, wie man sie in einem Lande niederschreiben darf, in welchem keine Censur mehr die Geistesprodukte verkrüppelt und verunstaltet. Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. März 1829.

Ich wußte nichts von China, als es sey
Ein treffliches Mittel gegen's kalte Fieber.
Und jetzt erstaun' ich über alle Maßen,
Daß ich so kuriöse Bräuche hier
Vorfinde —

Schiller.

Chinesische Skizzen.

Ein chinesisches Gastmahl ist eine Merkwürdigkeit ganz eigener Art. Hören wir einen Engländer in Canton ein solches beschreiben.

Pan ke koua, gewöhnlich der Squire genannt, ein Mitglied des Hong, gab einem Theile der englischen Faktorie ein Mittagessen, und ich hatte das Glück demselben beyzuwohnen. Sein Haus gab mir einen vollständigen Begriff von der Wohnung eines wohlhabenden Chinesen. Ein Haus freylich konnte man es eigentlich nicht nennen, denn es war eine Reihe einzelner, jedoch zusammenhängender Gebäude, zwischen denen sich Blumenstücke und Wasserbecken befanden, auf denen Wasserlilien schwammen. In diesem Labyrinth von Zimmern, Durchgängen und Verandahs, kamen wir öfters durch kreisförmige Arkaden, wie man sie auf chinesischem Porzellane häufig abgebildet sieht. Endlich gelangten wir in den Speisesaal. Es waren unserer etwa fünfzehn Gäste. Zuerst gab man Suppe von Salanganennestern in kleinen Porcellannäpfen; ich fand sie sehr gut und wohlschmeckend; am ehesten möchte ich sie mit Nudelsuppe vergleichen; mit Schildkröten- oder wilde Entensuppe hält sie indessen keinen Vergleich aus. Wir hatten zwanzig Gänge und Schüsseln ohne Zahl; ich zählte deren sechszig auf einmal; es waren kleine Näpfe vom schönsten Porcellan, die in drey Reihen mitten auf dem Tische standen. Man gab uns zu verstehen — in wie weit es richtig war, kann ich nicht bestimmen — wir hätten das Glück mit gedämpften Taubeneyern, wildem Katzenbraten, frikassirten Fröschen, getrockneten Würmern, zu denen der Dessertwein vorzüglich gut schmecken soll, mit Haifischflossen und andern Leckereyen mehr regalirt zu werden, welchen die europäischen Vorurtheile leicht einen ganz andern Titel ertheilen könnten; mögen aber diese Schüsseln bestanden haben, aus was sie wollten, mittelst des Zusatzes von ein wenig japanischer Soya oder von Kellereselessenz, wie ich sie noch nie besser gekostet, waren sie ausnehmend schmackhaft. Alles Fleisch, wie Fasanen, Rebhühner, Wildpret, wurde zart geschnitten in kleinen Schüsseln aufgetragen, und da wir statt Messer und Gabel blos zwey kleine, runde, glatte, silberbeschlagene Elfenbeinstäbchen hatten, wußten wir nicht, wie wir es zum Munde bringen sollten; in der ersten halben Stunde glaubte ich auch wirklich, es werde mir nie gelingen, auch nur ein Stückchen dieses köstlichen Fleisches meinem hungrigen Gaumen zukommen zu lassen; auf einmal aber, als hätte ich eine Eingebung erhalten, kam ich dahinter, auf welche Weise ich mich eigentlich meiner Waffen zu bedienen hatte; nun ging es, und als das Mahl zu Ende war, hatte ich es so weit gebracht, daß ich mit meinen Stäbchen von Elfenbein die kleinsten Stückchen aufnehmen konnte.

Alle Speisen sind ausnehmend fett, so daß man bedeutend viel Sel-hing dazu trinken muß, wenn sie nicht schaden sollen. Es ist dieß eine Art weißen Weins, oder vielmehr Liqueurs, der nicht übel schmeckt. Die Tasse, aus der man ihn trinkt, gleicht ungefähr in der Größe den

Digitized by Google

Tassen, mit denen unsere Kinder spielen; die Ceremonie des Gesundheittrinkens besteht darin, daß man die Tasse mit beyden Händen faßt und Tchin-tchin macht, d. h. eine zeitlang mit dem Kopfe gegen einander nickt und schüttelt; sodann trinkt man den Wein und zeigt dem Freunde den Boden der Tasse, damit er sich überzeuge, daß sie leer ist. Pankekoua brachte verschiedene Toasts aus, und wir thaten ihm von ganzem Herzen Bescheid; wir tranken auf die Gesundheit des Kaisers, des Königs von England, der indischen Kompagnie, der Faktorie, unseres werthen Wirths u. s. w.

Einige Tage darauf gab Tchoun-koua, ein anderer Kaufmann vom Hong, ein großes Essen und ein Sing-song oder ein Schauspiel. Die Vorstellung wurde in einem ungeheuren Saale gegeben, dessen eines Ende das Theater einnahm, während am andern die Tische für etwa hundert Gäste standen. Dießmal wurde aber ganz nach englischer Weise gespeist. Das Schauspiel begann, so wie wir uns zu Tische sezten, es war noch nicht zu Ende, als wir aufbrachen, und dauerte wohl noch lange fort. Es eröffnete dasselbe ein Getöse von Zymbeln, Schellen, Trompeten und Tam-tams, zwischen welchen Harfen, Lauten, Oboen und Hackbretter durchtönten; eine abscheuliche Musikkarrikatur, aber es war vielleicht eine neue Ouvertüre, die geniale Schöpfung eines chinesischen Rossini. Sodann spielte man eine Art historischer Pantomime, worin, wie es mir vorkam, häufig Könige auf den Thron gesezt und davon herabgestoßen wurden. In der ersten Stunde kam nichts vor als Schlachten mit verschiedenem Ausgang; die sehr reich gekleideten Krieger waren zum Theil mit Bändern an verschiedenen Theilen des Körpers geziert, ihre Waffen bestanden in Streitärten, Schilden, Bogen, Keulen u. s. w. Sie schwenkten sich sehr rasch hin und her, und schwangen ihre Waffen nach allen Seiten, ohne sich zu treffen, so nahe sie einander auch kamen. Die Musik begleitete und belebte diese kriegerischen Bewegungen, bis die Kaiser alle, deren zum Voraus die Krone oder der Tod wartete, nach einander auf der Bühne gekämpft hatten und ihr Stündlein gekommen war. Auf dieses Stück folgte eine Art Lustspiel oder Posse, wobey Stoff und Charaktere moderner, verständlicher waren. Auch war eine Spur von Handlung darin; unter andern zeigte sich eine Person, nach dem Gelächter und Beyfall der chinesischen Zuschauer zu schließen, ganz besonders geistreich und witzig. Die Frauenrollen wurden von Eunuchen gegeben, die nicht unangenehm aussahen. Ihr Kopfputz stand ihnen recht gut. In einem ganz artigen Auftritt sollte wahrscheinlich das Innere eines chinesischen Harems vorgestellt werden; sechs Frauenzimmer stellten das Verfahren beym Seidewickeln vor, und begleiteten einander mit der Stimme, was sehr melodisch klang, wahrscheinlich wegen des Kontrasts mit den rohen Tönen, die wir vorher hatten hören müssen.

In den Zwischenakten dieser Posse machten Springer mit großer Gewandtheit alle Arten von Kunststücken, und sie hätten in Manchem mit den geschicktesten europäischen Künstlern in diesem Fache wetteifern können. Ein wirklich merkwürdiges Stück war das folgende: Ein Tisch wurde mitten auf die Bühne gesezt, und die ganze, gegen dreyßig Mann starke Truppe machte einer nach dem andern mit kaum glaublicher Geschwindigkeit einen Purzelbaum darüber weg, manchmal drey und vier zugleich, wie ein Trupp Delphine.

Zu den hiesigen Sehenswürdigkeiten gehören, wegen ihrer geschmackvollen Anlage, die Gärten von Fati. Sie liegen zwanzig Minuten oberhalb Canton. Es ist ihrer ein halbes Dutzend neben einander; in der Mitte befindet sich in der Regel ein Wasserstück, und kleine hölzerne Tempel und Pavillons stehen an verschiedenen Orten. Die Wege sind zu beyden Seiten mit Orangebäumen und Camelias in Töpfen auf hölzernen Gerüsten besezt. Auch sieht man eine Menge Zwerggewächse. Die Chinesen verstehen es, von allen Baumarten Zwerge zu ziehen, so daß das Miniaturgewächs dem natürlichen vollkommen gleicht. Oft wachsen solche kleine Bäume auf dem Rücken eines porzellanenen Büffels, aus dem Kopfe eines Vogels, dem Schwanze eines Hundes u. dergl. Je abgeschmackter der Gedanke ist, für desto schöner gilt er. Ueberhaupt hat das Unförmliche, Lächerliche ganz besondern Reiz für die Chinesen. Ihr Geschmack scheint seinem Wesen nach dem Geschmack aller andern Völker durchaus zuwiderzulaufen, denn nicht Symmetrie, sondern Difformität ist Ziel ihrer Kunst und Gegenstand ihrer Bewunderung. In Schrift, Sprache, Gebräuchen u. s. w. sind sie gleichsam Karrikaturen anderer Nationen, und ihre Figur ist ganz das burleske Zerrbild der menschlichen Bildung. Sie lachen nicht allein sehr gerne, sondern geben auch reichlich Stoff zum Lachen; die zwey Monate, die ich unter ihnen zubrachte, war es mir immer, als sehe ich eine Posse aufführen. Wer es daher mit Demokrit hält und glaubt, die wahre Philosophie bestehe darin, über die Leiden und Mängel des Menschengeschlechts zu lachen, statt sich darüber zu grämen, komme hieher und lache sich satt.

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

Schon leuchtete Heinrich das Symbol der herrlichen Freyheit entgegen, der weiß angestrichene Galgen nehmlich, der die ganze flache Gegend auf einem Hügel nahe an der Stadt beherrschte, er blieb aber auch noch immer der einzige ihm errichtete Ehrenbogen. Als er mit seinem Zuge vor ihm hielt, entdeckte man auch nicht das kleinste Merkmal eines freudigen Empfanges, als einen an dem Querbalken zierlich

Digitized by Google

in eine Schlinge gewundenen Strick, der sich noch nach Füllung zu sehnen schien. Erst an den Stadtthoren traf er auf eine kleine Schaar in gebeugter Stellung und mit traurigen Mienen, Hodgekins an der Spitze, der dem Könige schweigend ein Stück Tuch darbot, und mit bedeutendem Blicke auf die darauf abgedruckten Pferdehufen deutete. Zugleich trug der lange Tuchherr dem erstaunten Könige das Gesuch der Einwohner von Hallifax vor, ihnen das unglückliche Privilegium, dessen Gewichte sie nicht gewachsen seyen, und das sie zum Spott der ganzen Nachbarschaft mache, auch ihnen unsäglichen Schaden zugefügt habe, wieder abzunehmen. Als der König sich die Deutung dieses Räthsels und jenes sinnreichen Symbols auf dem Stücke Tuch erbat, erfuhr er, die Einwohner haben zu ihrem großen Leidwesen die Erfahrung machen müssen, daß ihr Privilegium ihnen darum nichts nütze, weil zu Ausübung desselben, nach der Sitte der Zeit, sich durchaus Niemand zu einem Hängemann habe hergeben wollen. Zur weiteren Erläuterung dieser Sitte führt der Verfasser unseres Volksbuches noch an, daß gerade zu der Zeit, als das Galgengesetz von Hallifax gegeben worden, zwey Häscher in London gestorben seyen, und man erst habe zwey Flämmänder zu diesem Dienste nach England herüberholen müssen, daß aber in der Interimszeit, in der Niemand ihren Dienst versehen wollen, ein verwegener Dieb, Namens Cripple, Nachts die große sogenannte Wetterglocke auf der Hauptkirche, welche von reinem Silber gewesen, und trotz ihrer Größe bey der Höhe des Thurms den Menschen wie ein Sperling so klein erschienen sey, heruntergestohlen habe. Er habe nun, klagte Hodgekins fort, im Vertrauen auf die Strenge der gedrohten Strafe, seine Mitbürger beredet, die Kosten der Nachtwächter bey dem Tuche zu ersparen; da sey ihnen nun alles Tuch gestohlen worden, besonders von einem Namens Wallis, der die Hufen seinen Pferden verkehrt aufgeschlagen habe, damit man ihn in falscher Richtung verfolge, und auf jenem Tuche seyen die Zeichen seiner That noch zu sehen. Als sie ihn endlich mit dem Tuche erhascht, habe ihn kein Mensch hängen wollen; gefangen habe man ihn nicht halten dürfen, bis sich vielleicht ein Henker gefunden hätte, da das Gesetz das Hängen „auf der Stelle" blos erlaube; so habe man ihn wieder loslassen müssen; und da, nach Bestimmung des Privilegiums, wenn einer wieder losgekommen, derselbe nur innerhalb 100 Ellen vom Galgen wieder gegriffen werden dürfe, so gehe der Kerl obendrein ihnen vor der Nase herum und lache sie mit seinen Gesellen aus. Darum möge es Se. Majestät gefallen, das Gesetz wieder zurückzunehmen, damit sie sich doch der Diebe, wo sie sie fänden, wieder bemächtigen dürften, um sie, wenn sie dieselben auch nicht hängen dürften, doch wie früher bestrafen zu können. — Wolle er aber recht gnädig seyn, so möge er die sinnreiche Erfindung erlauben, die ihnen ihr Stadtpater angegeben, vermöge welcher man den Dieben die Köpfe abschlagen könne, ohne daß irgend eines Menschen Hülfe dabey nöthig wäre. Der König, die Nothwendigkeit einer strengern Bestrafung einsehend, erlaubte dem darüberfroh Hodgekins den Gebrauch dieser Maschine, hob aber jene angeführten Beschränkungen der Ausübung des Gesetzes, in Rücksicht auf das Freyheitsgefühl der Engländer, nicht auf. Worin die Erfindung des sinnreichen Paters bestanden, darüber berichtet das alte Buch nichts Genaueres.

Nun begannen aber die Festlichkeiten wegen der Ankunft des Königs in Hallifax mit demselben Glanze, wie in den übrigen Sitzen der Tuchmacher, und da die Stadt kein glänzendes Gebäude hatte, in welches Hodgekins den König führen mochte, ward ein köstliches Mahl unter dem Schatten großer Buchen gehalten und Heinrich, in froher Laune über die närrischen und einfältigen, aber treuen Hallifarer, sprach dem guten Rheinweine, der damals in England besonders beliebt war, tüchtig zu und vergaß nebst seinem Gefolge seinen Bruder so streng wie gewöhnlich zu bewachen.

Es war aber eine Menge von Leuten nah und fern auf die Nachricht von der Ankunft des Königs in der gehaßten und verspotteten „Galgenstadt" herbeygekommen, ihren Landesherrn und sein prächtiges Gefolge anzugaffen, unter ihnen auch mancher Dieb, neugierig, was für einen Ausgang die Galgensache endlich noch nehmen werde. Als Robert nun, unbemerkt, seinen neuen Gedanken und Plänen nachhängend, allein unter den hohen Buchen hinstrich und sich bereits beynahe einen Bogenschuß weit von dem Gelage entfernt hatte, störte ihn plötzlich aus seinem tiefen Nachsinnen ein Geräusch im Laube. Er wandte sich um und erblickte an eine hohe Buche nachlässig angelehnt einen athletisch gebauten Mann, in einem saubern grünen Wamms von Lincolntuch, eine Mütze von roth und blauem Zeuge auf dem Kopfe, einen großen Bogen von Eibenholz zu seinen Füßen, ein großes Schwerdt am breiten, mit metallenen Buckeln besetzten, von der Schulter herunterfallenden hirschledernen Gehänge, an der andern Seite ein kleines gewundnes Hüfthorn über einem Köcher voll langer, an dem Schaft mit Federn versehenen Pfeile — eine von jenen Erscheinungen, die jezt bereits das Land in den nördlichen Gränzprovinzen Englands zu beunruhigen anfingen und, wegen ihrer Tapferkeit und Mannhaftigkeit von dem Volke, trotz ihrer Räubereyen stets geschützt, selbst den Königen trotzten; eine Klasse von Männern, die unter der Regierung Richards des Ersten, unter dem Namen der Bogenschützen von England in Robin Hood ihre höchste Blüthe erreichten, und noch heute in den Volksliedern und Volksbüchern und im Munde des englischen Volkes leben. (Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

Hatte ich in meinen bisherigen Berichten nur wenig Veranlassung, von unserm Museum zu sprechen, so verhielt es sich mit diesem, den schönen Wissenschaften und Künsten gewidmeten Institute fast eben so, wie mit Plato's Ideal weiblicher Tugend: es boten die Leistungen dieser Anstalt eben keinen erheblichen Stoff zur Nachrede dar. Nicht etwa, als wäre es damit überhaupt ins Stocken gerathen. Man versammelte sich vielmehr, ganz wie in frühern Zeiten, statutenmäßig und ohne Unterbrechung von 14 Tagen zu 14 Tagen im englischen Hofe; rhetorische und musikalische Vorträge wurden dort gehalten, Erzeugnisse der bildenden Künste wurden ausgestellt und beschaut. Allein es möchte fast scheinen, als wären alle jene Leistungen nur auf ihren unmittelbarsten Zweck, die Unterhaltung einiger Stunden in guter Gesellschaft, berechnet gewesen; denn keinerley Nachklänge, weder belobend noch tadelnd, ließen sich nach Ablauf dieser Zeitfrist darüber vernehmen. Unter solchen Verhältnissen mußte, wie ein Deus ex machina, eine in der Versammlung vom 14. Februar vorgelesene Abhandlung „über die mystischen Tendenzen unserer Zeit" überraschen. Als Verfasser derselben ward Professor Weber, Prorektor des hiesigen Gymnasiums, genannt. Durch die gesetzlichen Bestimmungen des Museums ist das Feld der Politik und Religion von jeder Erörterung daselbst ausgeschlossen, wodurch denn freylich die objektive Sphäre, über die Hr. W. sich zu verbreiten die Befugniß zustand, einigermaßen beschränkt ward. Es will auch von der öffentlichen Meynung hin und wieder in Zweifel gezogen werden, ob und in wiefern der geschätzte Pädagog auch wirklich den Beruf haben möchte, sich auf das Feld der Kritik in der von ihm angenommenen herausfordernden Stellung zu wagen. Ueberdieß behalte Hr. W. in seiner Abhandlung sogar eine genügende Darlegung des Begriffs des Mysticismus in Petto, eine Zurückhaltung, die, rühre sie nicht etwa aus einem Mangel an gründlichem Studium der Mystik her, um so mehr auffallen möchte, da doch aus seiner Abhandlung hervorgehe, wie er keineswegs geneigt sey, eine klare Vorstellung davon bey seiner Zuhörerschaft als schon vorhanden vorauszusetzen. Ja endlich wäre es vielleicht um so unumgänglicher gewesen, es an der geforderten Definition nicht fehlen zu lassen, da, wie sich ein Frankfurter Korrespondenzartikel in einem politischen Blatte ausdrückt, die Absicht des Verfassers dieser Abhandlung dahin ging, nicht etwa blos zu unterhalten, sondern auch zu belehren und zu bessern, „indem er dem in Liebeley mit sich selbst befangenen, für jede warnende Stimme tauben Zeitalter den Spiegel vorhält, worin es seine schnöde Gestalt erblicken könnte, wenn es nicht die Augen fest zudrückte." Dem sey indessen, wie ihm wolle, Hrn. W's. Abhandlung hat mit Recht mehr Aufsehen gemacht, als seit langer Zeit je eine, deren Vortrag man im Museum vernahm; und es wäre wahrlich zu bedauern, dieß ist des Berichterstatters Ansicht, sollte die darin angeregte Frage fortan auf sich beruhen und weder durch die Kontroversen der Gegner beleuchtet, noch von ihrem Urheber selber zur ferneren Erörterung wieder aufgenommen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

Seit meinem lezten Briefe sind diese Eilande wegen der sogenannten katholischen Frage in beständiger Gährung gewesen. Die Gegner der Emancipation im Parlamente, unfähig, einen allgemeinen Grund gegen die Ertheilung gleicher Rechte an alle Staatsbürger vorzubringen, wiederholen ihr ewiges Geschrey von der Unerläßlichkeit des protestantischen Uebergewichtes zur Erhaltung der protestantischen Verfassung, und von der Gottlosigkeit der Staatsmänner, welche aus bloßer Politik die Sache der Religion so gewissenlos aufgeben und den Staat Verwirrungen aussetzen, welche ganz zuverlässig erfolgen müssen, wenn man den Katholiken politische Gewalt im Staate einräume. Dieselben Dinge werden außer dem Hause in solchen Einkleidungen wiederholt, daß sie bey den Schwachen und Unwissenden Eingang finden müssen; man schlägt, so zu sagen, ein einziges Blatt in der Landesgeschichte auf, nämlich die Zeit der Königin Maria, welche leider den Verfolgungsgeist der Katholiken der damaligen Zeit blutig genug darstellt. Bey dieser bleibt man, ohne Vor- oder Rückblick, stehen und ruft: seht, was damals geschah, als die Katholiken die Macht hatten, seht, wie man Protestanten mit Feuer und Schwerdt und Strang verfolgte und den Katholicismus gewaltsam an die Stelle des Protestantismus zurückbrachte! Und gerade dieß, schließt man, wird wieder geschehen, wenn man Katholiken erlaubt, im Parlament, im Kabinet oder auf dem Richterstuhl zu sitzen: man wird einen katholischen König ins Land rufen, die protestantische Kirche ihrer Güter berauben und sie der katholischen geben, man wird euch eure Bibeln nehmen, euch zwingen, in die Messe zu gehen, oder spießen und braten; dieß wird dann durch kurze Sprüche und Fragen, wie: Die Verfassung ist in Gefahr! Protestanten, thut eure Pflicht! Kein Pabstthum! Kein Aufgeben unserer Rechte! Wollt ihr katholisch werden? Wollt ihr euch braten lassen? Wollt ihr eure Weiber von Priestern geschändet sehen? und oft auch durch erbauliche Holzschnitte anschaulich gemacht, so daß, wo man nur immer eine Bittschrift gegen das Pabstthum aufsetzt, sich sogleich Tausende bereit finden, nicht einmal, sondern zehnmal und an zehn verschiedenen Orten für sich selbst, ihre Weiber und ihre Kinder in der Wiege zu unterschreiben; so daß man am Ende mehr Unterschriften finden wird, als es erwachsene Mannspersonen im Königreiche gibt. Man hat dieses Spiel so weit getrieben, daß man an einigen Orten die ganze liebe Schuljugend, an andern die Gefangenen unterschreiben ließ; es haben, wie eine Provinzialzeitung witzig bemerkt hat, diese Bittschriften den doppelten Vortheil, daß sie die Jugend im Schreiben üben und das Parlament seine Pflicht lehren. An manchen Orten dagegen sind Gegenbittschriften verfaßt worden, nämlich zu Gunsten der Einbürgerung der Katholiken, und diese haben fast allenthalben die Unterschriften der vornehmsten und gebildetsten Einwohner erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 63:
Un- (Nu) garn.

Räthsel.

Wir sind unserer drey und machen ein lustiges Spiel. Zwey von uns stehen unverrückt und fest, entfernt von einander, auf einem Plan. Der dritte hält einen Spiegel und läuft in beliebiger Weite um uns herum. Er ist der Meister des Spiels; er dreht seinen Spiegel, er wählt seinen Weg, so daß wir uns beyde im Spiegel gewahren und immer gleich hell. Nenne mir die kreisende Linie, die der dritte beschreibt, so öffnen sich dir große Geheimnisse.

J. W. Pfaff.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. März 1829.

Wo Arzneymittel nicht helfen, hilft das Eisen.

Hippocrates.

Thespis und der Doktor Radikal.

Ein Schwank nach dem Narrenschneiden des Hans Sachs.

Von Ludwig Robert.

Doktor Radikal.

Mein Herr! können Sie mir nicht sagen,
Wo hier der Herr Thespis zu erfragen?

Thespis.

Ja. Hab' ich die Ehre den Herrn Doktor Radikal —

Doktor Radikal.

Derjenige bin ich allemal.

Thespis.

Der berühmte Chirurg und Mediziner?
Der Todtbesieger?

Doktor Radikal.

Gehorsamer Diener
Redensarten die bringen nichts ein,
Die füllen weder Magen noch Schrein.
Was soll ich mit Ihren Komplimenten?
Führen Sie mich lieber zu meinem Patienten,
Zum Herrn Thespis!

Thespis.

Der bin ja ich;
Erlauben Sie, Herr Doktor, ich befinde mich . . .

Doktor Radikal (einfallend).

Ich weiß schon Alles und mehr als mir lieb:
Sie kränkeln am Mangel im Einheitsprinzip,
An Kassenschwindsucht, am Stocken im Willen;
Da nehmen Sie täglich von diesen Pillen,
Sonst gehören Morgen Sie zu den Todten.

Thespis.

Pillen? Unmöglich, die sind mir verboten.
Ueberdieß so bin ich gesund und vergnügt,
Meine Tochter aber im Sterben liegt.

Doktor Radikal.

Wo ist die Patientin, daß ich sie rette?

Thespis.

Ach! schauen Sie! Da auf dem Lotterbette,
Da sizt die arme kranke Maid
Seit langen Jahren groß und breit,
Wird immer feister, trotz allen Leiden,
Und kann nicht leben und will nicht verscheiden.

Doktor Radikal.

Welch eine monstrose Kreatur!
Welch Konvolut! Kaum menschliche Spur!

Thespis.

Von Kopf zu Fuß geschwoll'ne Glieder;
Mein Kind, ich kenn' es selbst kaum wieder.

Doktor Radikal.

Ihr Kind? Ihre Tochter? Herr Thespis? Ist's wahr?
Dieselbe, die Ihnen die Muse gebar,
Und die in der Jugend so schön ich sah?

Thespis.

Die Bühne ist es — leider! ja!

Digitized by Google

Doktor Radikal.

Die Bühne? welche Metamorphoſe!
Sie ſieht ja aus wie 'ne Waſſerhoſe,
So aufgedunſen Milz, Magen und Lungen,
Als hätt' ſie vor Durſt das Weltmeer verſchlungen;
Keine Form, kein Blick, keine Phyſiognomie! —
Das iſt totale Hydropiſie.

Theſpis.

Was hilft uns, Herr Doktor, der Krankheit Titel?
Verordnen Sie lieber ein heilſames Mittel!

Doktor Radikal.

Da muß ich erſt die Patientin befragen.

Theſpis.

Ach Gott! Die wird Ihnen kein Wörtchen ſagen.
Sie kann ſich ja leider nicht rücken, nicht regen,
Kein Glied am ganzen Körper bewegen,
Ein unberührbriger rieſiger Sack. —
Vor Jahren ſchon verlor ſie den Geſchmack,
Drauf das Gefühl, und dann das Gehör;
Und nun — nun ſpricht ſie auch nicht mehr!

Doktor Radikal.

Das iſt ja komplete Lethargie!!

Theſpis.

Ach lieber Herr Doktor, helfen Sie!

Doktor Radikal.

Nun können Sie Hülfe ſchrey'n, ja, ja!
Nun merken Sie endlich Periculа!
Was hörten Sie erſt die Quackſalber an,
Und kamen nicht gleich zum rechten Mann?
Oder gaben Sie ihr etwa ſelbſt was ein?
Jeder Narr glaubt heut ein Doktor zu ſeyn!

Theſpis.

Verſchreiben Sie etwas, ich bitte!

Doktor Radikal.

Bey Leibe!
Daß ich der Tauſendſte etwas verſchreibe!
Wenn helfen ihr könnt' ein beſchriebener Wiſch,
Sie wäre ſchon lange geſund wie ein Fiſch.

Theſpis.

So wird ſie durch keinen Heiltrank beſſer?

Doktor Radikal.

Nein, Herr Theſpis, hier hilft nur das Meſſer!

Theſpis.

Das Meſſer? Sie wollten —

Doktor Radikal.

Von einander ſie ſchneiden.

Theſpis.

Von einander? Herr Doktor! Das kann ich nicht leiden!
Es iſt ja mein Fleiſch! Es iſt ja mein Blut!

Doktor Radikal.

Die Krankheit iſt chroniſch, nicht etwa akut,
Das heißt: ſie iſt eingewurzelt ſchon lange,
Und da helfen, mein Herr, nur Meſſer und Zange. —
Das Zeug, wovon ihr Körper ſo ſchwillt,
Das bin ich herauszunehmen gewillt,
Wie ſolches ein Meiſter, berühmt und bewährt,
Der derbe verſtänd'ge Hans Sachs mich gelehrt.
Nur ruhig! Sie ſollen Ihr Wunder ſehen.

Theſpis.

O weh! Mein Kind!

Doktor Radikal.

Es iſt ſchon geſchehen.
Nur einen Schnitt noch!

Theſpis.

Mein armes Kind!

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Tuchherren von England.

(Fortſetzung.)

Das von dem ſchwarzen, bis auf den Gürtel herabhängenden Barte eingefaßte braunrothe Antlitz, die große gebogene Naſe und die ſprühenden großen Augen, die dem Herzog mit ſonderbarem Ausdrucke zublinzelten, erſchütterten dieſen gewaltſam. Der Mann öffnete die Lippen nicht, und doch war es, als dringe ſein Blick in die innerſten Gedanken des Herzogs, ſeine Mienen gaben, beredter als Worte, ſo ſchlaue, auffordernde Fingerzeige, woher ihm Unterſtützung bey ſeinen Planen kommen ſolle, daß Robert lautlos daſtand und die ſeltſame Erſcheinung anſtarrte. Eben ſo unverwandt blickte Wallis, denn der ſchlaue Tuchdieb war es, den Herzog an, nahm aber dann ruhig einen gefiederten Pfeil aus ſeinem Köcher, ergriff bedächtig den ſchweren Bogen mit dem fingerdicken Strange, zog ihn gleichſam ſpielend auf, ſezte ihn langſam an die Wange und zielte dahin, wo Hodgekins und deſſen vornehme Gäſte ſaßen, deren Geſichter durch die Oeffnungen der Zweige zu ſehen waren. Erſtaunt folgte Robert mit dem Auge den langſamen Bewegungen des bärtigen Mannes, der abſichtlich zu zögern ſchien, gleichſam um erſt des Herzogs Meynung zu erforſchen; kaum hatte aber dieſer die Spitze des Pfeils ſich nach dem Haupte des Königs, der eben mit ſchallendem Gelächter einen Becher zum Munde führte, hinrichten ſehen, als er erſchrocken auf den Schützen zuſprang und ihm mit ſtürmiſcher Haſt in den Arm fiel. Der ritterliche Sinn Roberts konnte einen ſolchen Mordanſchlag nicht ertragen.

„Wie Ihr wollt," ſagte kalt und ruhig der Schütz, nahm eben ſo langſam und behutſam den Pfeil von der Senne, ſtellte dann den Bogen wieder an die Buche und fuhr fort, während er ſich beſchäftigte, den Pfeil wieder

Digitized by Google

in den Köcher zu stecken und ohne den Herzog anzusehen: „die Gelegenheit kommt Euch freylich sobald wohl nicht wieder; in einem Augenblicke," sagte er nun mit erhobner Stimme und wies auf sein Hüfthorn, „waren 300 wackere Bursche aus den Wäldern da, wie Ihr sie nicht so leicht wieder zusammen bekommt; auch kommt der König nicht so leicht wieder in die Nähe der Nordberge."

„Aber was," unterbrach ihn Robert, „macht Dich so unberufen zu einem Beschützer meiner Rechte?" „Hm!" knirschte der alte Wallis, „sahet Ihr die Schlinge da am Galgen, als Ihr vorbey kamt? sie sollte um meinen Hals, und gebehrdet sich im Winde ganz betrübt, daß sie so ohne einen festen Halt, wie ihr meine Glieder geben würden, zwischen Himmel und Erde baumeln muß! Zu Gunsten solcher stubenhockerischen Schurken einen Galgen in England bauen! Wie lange wirds dauern, so finden sie einen, der Leute aufhängt, denen sie sonst in die Augen zu sehen sich scheuten. Darum kam ich her, daß Ihr sehen sollet, wie Euch Bursche wie wir zum Herrn machen könnten, wofern Ihr nachher zum Lohn das verdammte Gesetz wieder zurücknähmet. Ist Euch damit aber nicht gedient, nun, so kann mir's gleich seyn, wer den Galgen baut, ob der da oder ein anderer." „Den Mord konnte ich nicht dulden," rief Robert, des Schützen Hand fassend, „aber willst Du im ehrlichen Streite mir mit Deinen Gesellen dienen, soll Euch werden, was Ihr verlangt, und noch mehr, wenn meines Vaters Erbe wieder mein ist. Blas, blas gleich in Dein Horn, wir überfallen sie dort beym Trunk, und gewinnen den Preis ohne Schande." „Geht nicht," sagte der Schütz kopfschüttelnd, „fällt der König durch den Schuß, könnte die ganze Heerde da wohl im ersten Schrecken auseinander fahren; so sind ihrer zu viel, und das Horn weckt sie auf." In diesem Augenblicke erhob sich der König zu seinem Heil. Denn sonst hätte vielleicht doch noch das Rachgefühl des alten Yeoman und die Ueberredungsgabe des ritterlichen Herzogs die Gefahr über sein Haupt gezogen. So mußte mit einem raschen Sprunge der Herzog sich wieder in des Königs Gefolge mischen, nachdem er dem alten Schützen noch zugerufen: „vergiß mich nicht, ich bin im Cardife-Schloß!"

König Heinrich hatte in seiner frohen Laune unter den ehrlichen Hallifarern keine Ahnung davon, welcher Gefahr er so eben durch den Edelmuth seines überwundenen Bruders entgangen, einer Gefahr, die ihm wegen seiner Nachsicht gegen Hodgekins drohte, und die ihm in der Werkstatt des alten Gray entstanden war, so wenig als davon, daß seine Leutseligkeit gegen die Tuchmacher zur Folge haben werde, ihn von der Gefahr zu befreyen, die ihm beständig von seinem Bruder drohte. So vergaß er, als nach einer Rückreise von meheeren Wochen die Brüder sich trennten, der König nach London eilte und Robert wieder nach Cardife-Schloß gebracht wurde, den Hütern Befehle zu schärferer Bewachung des Herzogs mitzugeben, und so schieden sie friedlich, um sich bald ganz anders wieder zu treffen. Der Herzog kam an spätem, sternhellem Abend bey Cardife an. Aber die Thürme des nahen Gloceſter, welche er mit funkelnden Zinnen noch in der Abendsonne erblickt, hatten zu mächtig sein Herz dorthin gezogen, als daß es ihm möglich gewesen wäre, die volle Brust in die finstern Gemächer der alten Burg einzusperren, und leicht gelang es ihm, seine Wächter, die ihn wegen seines stillen, leutseligen Wesens und seiner tiefen Schwermuth liebten, mit seiner einschmeichelnden Stimme zu bereden, ihn diesen Abend noch auf einem Gange nach Gloceſter zu begleiten. Vertraulich erzählte er ihnen, wie er dort ein Liebchen, eine schlichte Bürgerstochter habe, die er nur bey nächtlicher Weile besuchen könne und so lange nicht gesehen habe. Aus der natürlichen Neigung, Unternehmungen der Art ausführen zu helfen, und in Geschäften solcher Art am wenigsten verrätherische Absichten ahnend, erfüllten die Hüter seinen Wunsch, in geringer Entfernung von der Wohnung des alten Gray seiner Rückkehr zu harren. Die Häuser damaliger Zeit, selbst in London, waren noch mit Stroh gedeckt, niedrig und von einem Stock. Durch die Oeffnungen des hölzernen Fensterladens am kleinen Wohnhäuschen des reichen Tuchmachers drang dem Herzog ein Schein von Licht entgegen und verrieth ihm die Anwesenheit der alten Leute, während die übrigen langen Nebengebäude in tiefer Stille dalagen, indem keinem Diener über die Zeit des Nachtmahls hinaus aufzubleiben erlaubt war. So legte sich der Herzog liebesehnsüchtig an die Gluſen des Ladens und schaute in das Stübchen hinein. Ihm gerade gegenüber loderte ein lustiges Feuer im Kamine und warf seinen Schein auf die glänzend überfirnißte, mit Holz überzogene Decke und Wände des Zimmers. Aber das Lieblichste, was es beleuchtete, war Margarethe, die immer noch, als das Lieblingskind des Hauses, an ihrem glänzenden Spinnrocken am Kamine sitzen und dem Plaudern der beyden gesprächigen Alten zuhören durfte, die auf großen gepolsterten Armstühlen an dem eichenen Tische saßen, der silberhaarige Alte einen großen hölzernen Becher, an welchem die Baumrinde noch saß, voll Meth vor sich. Blässer schien dem Herzog das schöne Mädchen heute und ihr großes Auge feucht, wenn sie es emporhob, denn das Gespräch der Alten hatte ihr ihre frühere Lage lebhaft ins Gedächtniß gerufen. Der Herzog hielt den Athem an und legte das Ohr an die Ladenöffnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Fortsetzung.)

Nicht minderes, wiewohl ganz verschiedenartiges und ungetheiltes Interesse erregte in einer der lezten Sitzungen des

Digitized by Google

hiesigen physikalischen Vereins ein Vortrag über Electrizität, unter Begleitung der zu dessen Versinnlichung geeigneten Experimente, von Dr. Bögner. Um über die Wichtigkeit des Studiums der Electrizität den wahren Begriff herzustellen, begann der Redner mit einer Uebersicht der Verbreitung des electrischen Stoffes in allen Reichen der Natur. In dunkeln warmen Nächten, bemerkt derselbe unter Andern, sehen wir oft die Metallspitzen auf den Dächern der Häuser in electrischem Lichte leuchten. Aldovrandus, der in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebte, erzählt in seiner Naturgeschichte, daß er oft kurz vor dem Ausbruche von Gewittern die Schnäbel hochfliegender Raben habe leuchten sehen. Andere Naturforscher nahmen sogar wahr, daß von dem Adler, dem königlichen Vogel, der weit höher fliegt, als der Rabe, in den obern Regionen des Luftkreises ein helles, über seinen ganzen Körper verbreitetes Licht ausstrahlte. In dieser Erscheinung dürfte vielleicht die Veranlassung zu suchen seyn, daß man zur mythischen Zeit dem Adler die Ehre erwies, ihn als den Träger der Blitze Jupiters des Donnerers zu bezeichnen. Bey Menschen, fährt Bögner fort, entwickelt sich die Electrizität sowohl von selber, als durch Reiben der Körpertheile. So habe der berühmte Fougeroux de Bondaray, Neffe des großen Duhamel, oftmals, vornämlich bey trocknem, kaltem Wetter, wenn er z. B. ein Hemd gewechselt, electrische, knisternde Funken an sich wahrgenommen. Ueber eine der merkwürdigsten Erscheinungen von selbst entwickelter Electrizität erstattet 1669 Camerer, Professor zu Tübingen, Bericht. Ein junger, ganz gesunder Mann nahm auf der rechten Seite seines Hemdes Lichtstrahlen wahr. Zitternd griff er mit der Hand darnach und sogleich verbreiteten sich diese über das ganze Hemd; rieb er aber dasselbe, so fuhren Funken aus der Leinwand. Die Wahrheit dieses Phänomens, das sich vom November bis zum May des folgenden Jahres bey dem jungen Manne zeigte, wird von unverwerflichen Augenzeugen bestätigt, welche die Bewegung des Lichtes mit einem auf dem Wasser zitternden Wiederscheine vergleichen. Sauvage erwähnt mehrere Beyspiele von Personen, denen im Gehen Funken aus den Füßen fuhren. Am häufigsten kommt jedoch das electrische Leuchten am Menschen beym Kämmen dunkler, trockner Haare zur Nachtzeit vor. Brydone ließ ein Frauenzimmer, das dieses Leuchten an sich bemerkt hatte, isoliren; als hierauf dessen Haare von einer andern Person gekämmt wurden, entwickelte sich daraus so viel Electrizität, daß Brydone damit eine kleine Flasche laden und andern Individuen mehrere electrische Schläge geben konnte. Die Alten hielten dieses Feuerleuchten, dessen Ursprung sie nicht kannten, für heilig und von besonders glücklicher Vorbedeutung bey den Kindern, auf deren Scheitel es sich blicken ließ. Der Heiligenschein, womit Griechen und Römer sowohl, wie die Maler der christlichen Zeitperioden die Köpfe ihrer Abbildungen von Gegenständen der Verehrung umgaben, dürfte wohl aus jenem Glauben entstanden seyn. Allein besonders merkwürdig für den Arzt und Physiologen ist die Electrizitätsentwickelung bey aufregenden Leidenschaften. Dr. Bögner ist geneigt, Eckartshausen beyzustimmen, der darin die physische Grundursache der Sympathien und Antipathien unter den Menschen selber findet, so wie auch jener Antipathien vorzüglich nervenschwacher Personen gegen gewisse Thiere, eine Empfindung, die sich selbst dann bey ihnen äußert, wenn auch keiner ihrer Sinne deren Nähe gewahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Man kann annehmen, daß mit Ausnahme Weniger, deren Opposition blos politisch ist, Alle, deren Denkvermögen nur einigermaßen entwickelt ist, für die Maßregel sind, während alle Nichtdenkenden und Alle, bey welchen das angeerbte Vorurtheil die Denkkraft fesselt, sich mit voller Kraft dagegen stemmen. Selbst dem König, den nur der gedrohte Austritt des ganzen Kabinets wieder zur Nachgiebigkeit gestimmt haben soll, kann es nicht entgehen, daß kein antikatholisches Ministerium bestehen könnte, wenn die größten Staatsmänner und unter diesen die, welche ehemals die entschiedensten Gegner der Emancipation waren, die Maßregel als unentbehrlich für das Wohl des Landes anerkennen. Die jetzige Opposition weiß auch selbst, daß es dahin gekommen ist; sie sehen ein, daß man nicht stehen bleiben könne, wo man ist, aber sie wissen keinen andern Rath zu geben, als daß der König das Unterhaus auflöse und dem Volk (welches, wie diese neuen Volksfreunde sagen, in dieser Sache so richtig denkt) Gelegenheit gebe, seine Repräsentanten aufs Neue zu wählen. Sie hoffen, daß dasselbe dann Leute ins Parlament schicken werde, die denken, wie es denkt, um so die Regierung zu zwingen, mit Strenge gegen die irländischen Katholiken zu verfahren und das protestantische Uebergewicht zu behaupten — sollte auch ein Bürgerkrieg die Folge seyn. Die Regierung aber hat sich nicht irre machen lassen und den 5. dieses, gerade einen Monat, nachdem sie bey der Eröffnung des Parlaments ihren Entschluß darüber kundgethan, legte bekanntlich Peel in einer vierstündigen Rede, worin er sich über sich selbst erhob, dem Unterhause den neuen Gesetzentwurf vor. Die Gegner deklamirten, so lange die Debatten dauerten, heftig gegen Peel wegen seiner Gesinnungsveränderung, wußten aber vor wie nach keinen Rath zu geben, während die Whigs, die seit so vielen Jahren die Maßregel der Emancipation vertheidigt und die jetzt die Ehre der Ausführung sich aus den Händen genommen sehen, alle persönliche Rücksicht auf die Seite setzten und die Regierung mit redlichem Eifer unterstützten, obgleich eins oder das andere in den Vorschlägen ihren allgemeinen Grundsätzen zuwider ist. Als es endlich zur Abstimmung kam, zeigte es sich, wie groß der Einfluß einer Regierung in diesem Lande ist; in acht Abstimmungen über diese Frage, die seit 1819 statt gefunden hatten, überstieg die Mehrheit dafür niemals 19, und die Maßregel war sogar zweymal, obgleich nur durch Mehrheiten von 2 und 4, verworfen worden; in dem jetzigen Unterhause, bey der letzten Abstimmung im vorigen Jahre, hatten sich nur 272 Stimmen dafür und noch 266 dagegen ausgesprochen; dießmal aber waren 348 dafür und nur 160 dagegen, eine Mehrheit von 188 unter 508 Mitgliedern, wobey, selbst wenn alle abwesenden Mitglieder und zwar alle gegen die Regierung gestimmt hätten, noch immer eine absolute Mehrheit von 58 übrig geblieben wäre. Dieß entscheidet die Frage für immer, wie groß auch die Opposition seyn möge, welche die Bills finden werden, ehe sie Gesetzeskraft erlangen. Die Parlamentswahl in Oxford, wobey Peel durchfiel, wurde besonders durch die Landgeistlichen entschieden, welche als Ehrenmitglieder der Universität mitstimmten. Die alten Herrn sehen keine Sicherheit für die Kirche, als in der Ausschließung, und in ihrer Beschränktheit dünkt ihnen der ein Feind, der da meynt, man könne dem Katholiken die Lust, die hohe Kirche zu untergraben, dadurch benehmen, daß man diese Kirche nicht länger ein politisches Hinderniß für ihn seyn lasse. Wir, die wir das alles in Deutschland aus glücklicher Erfahrung wissen, können wohl kaum diese Widersetzlichkeit begreifen; hier aber hat man diese Erfahrungen noch nicht gemacht, und die unfrigen will man aus mancherley Gründen und Vorwänden nicht als Vorgang gelten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. März 1829.

Ich will ein heimlich Buch Euch öffnen,
Und Eurem schnell begreifenden Verdruß
Gefährliche und tiefe Dinge lesen.

Shakespeare.

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

„Was?“ rief die Alte eben aus, „sind wir nicht Gottes Kreaturen so gut wie die Londner, nicht des Königs Unterthanen so gut, und wohl noch besser als sie? sind wir nicht noch wohlhabender als die meisten, und sollen wir das nicht eben so zeigen? Ich, das weißt Du Alter wohl, will mich nicht mehr aufputzen; aber daß die feine Dirne da bey der Hochzeit mit unserm Sohne, bey der Hochzeit sage ich, nicht so gut gehen soll, wie eine Schuhflickersfrau in London, das kann ich nicht ertragen. Uebertreffen uns wahrhaftig die Austerweiber in London, die Küchenweiber in ihrem Sonntagsstaate! Ja Wasserträgerweiber habe ich gar auf unsrer lezten Reise mit einer Tracht Wasser und einem goldnen Ringe an der Hand gesehen.“ „Nein, Frau,“ erwiederte der Alte und schüttelte bedachtsam den Kopf; „siehst Du, Du mußt bedenken, was London ist. London ist die Hauptstadt, die vornehmste Stadt im ganzen Lande, ein Platz, auf den alle Fremde ihre Augen richten; es ist des Königs Kammer und seiner Majestät königlicher Sitz. Darum schickt sichs durchaus, daß der Bürger in einer solchen Stadt in seiner Kleidung nicht wie ein Bauer aussieht, sondern zum Kredit unsres Landes müssen sie alle solche Wämmser tragen, die den Augen aller Fremden wohlthun und Ehrfurcht einflößen; wir müssen aber mit unsrem grauen, hanfgesponnenen Tuche zufrieden seyn.“ „Ey,“ fiel die Alte ein, „giebt's nicht noch mehr Kredit, wenn das ganze Land stattlich geht? eher will ich Dir zur Schande zerlumpt gehen, ehe dem lieben Kinde da ein Londner Damenkleid am Hochzeittage fehlen soll.“ „Nichts da!“ rief jezt der Alte in stärkerem Tone und erhob sich von seinem Stuhle, über die ungewohnte Widerspenstigkeit seiner Hausfrau erzürnt; doch besänftigte er sich bald wieder und murmelte: „weiß ich doch, daß Du die dummen Einfälle blos um des lieben Kindes willen da hast, das sich uns allen in's Herz geschlichen hat; freylich mag es ihr an ihrer Wiege nicht gesungen worden seyn,“ fuhr er weicher fort, „wohl mag der stolze Graf von Shrewsbury, als ihm das neugeborne Töchterlein auf den Arm gehoben ward, nicht gedacht haben —“

Hier unterbrach ein Geräusch an dem Fensterladen des Alten Rede. Die Ueberraschung über diese Auskunft von Margarethens Geburt hatte den Herzog so übermannt, daß er unvorsichtig mit dem Kopf gegen das Fenster gerannt, und dann einen Schritt zurückgewichen war. Aber der zweyte Schreck folgte dem ersten gleich, ehe er sich noch fassen konnte, auf dem Fuße nach; denn er fühlte zu gleicher Zeit einen Schlag auf der Schulter und sah, als er sich umwandte, daß er nicht der einzige Horcher des Gespräches der beyden Alten gewesen war. Hell lag jezt der Mondschein auf der Straße und den Häusern, und grauenhaft mußte ihm deßhalb die vermummte Gestalt hinter ihm erscheinen, die mit dem Arm schnell auf den Fensterladen wies, und als Robert hinblickte, sah er erschrocken den

Digitized by Google

weißen Kopf des alten Gray im Fenster liegen. Aber zu seiner Freude zog der Alte sogleich, als er die vermummte Gestalt erblickte, den Kopf ganz still in das Zimmer hinein, machte eben so sachte den Fensterladen wieder zu, und an dem Zeichen des Kreuzes, das er zuvor noch schlug, ersah der Herzog, daß der Greis die Gestalt für irgend ein überirdisches Wesen gehalten haben mußte. „Habt Ihr gehört, wer Euer Feinsliebchen ist?“ Mit diesen Worten trat der Fremde dem Herzog wieder näher, schlug den Mantel auseinander, und das ihm nur zu erinnerliche Gesicht Wallis, des Bogenschützen, wickelte sich aus der Hülle heraus. „Habt Ihr gehört, Herr Herzog,“ wiederholte er, „welchen kostbaren Lockvogel der alte Narr drin verbirgt?“ „Aber was wolltest Du hier,“ fragte der Herzog, der seine bedeutsame Frage noch nicht verstand, sich scheu umsehend. „Ey, gestrenger Herr, Euch im Cardife-Schloß besuchen. Wunderbar gut hat es dießmal sich gefügt, daß ich zu gleicher Zeit mit Euch bey Cardife ankam, und Euch dann verwundert auf Eurem nächtlichen Gange folgte. Eure Sinne haben Euch vortrefflich geleitet; der gescheuteste Kopf hätte keinen bessern Plan ausklügeln können. Geht, geht, die Wächter rühren sich, ich will nach Frankreich hinüber. Das wird Euren alten Bundesgenossen, den Grafen von Shrewsbury, aus seinem Schlafe wecken, wenn er erfährt, daß sein Töchterchen, das er längst todt geglaubt, wie wir Alle, nun noch Königin von England werden kann; geht, schnell, sucht unterdeß das Vögelchen in Eure Gewalt zu bekommen; ich will Euch bald Nachricht ins Schloß bringen, wohin Ihr sie zu bringen habt; nicht wahr,“ damit wandte sich der Schütz zu dem forteilenden Herzog zurück, „nicht wahr, Herr, Ihr reißt dem alten Wallis den Galgen nieder, wenn Ihr König seyd?“

*

Es war einige Monate später, als dicht an der Meeresküste, am Kanal von Bristol, nicht fern von Monmouth in Gloucestershire, mitten in der dunkeln Nacht, ein gewappneter Mann langsam auf und niederging. Die Nacht war bitter kalt und der Gewappnete, der die Wachthut vom königlichen Heere übernommen hatte, damit nicht fernere Hülfe von Frankreich her der weiter im Lande hin stehenden Rebellenschaar des Herzogs Robert und des Grafen Shrewsbury zustoßen sollte, hatte sich so tief in seinen dunkeln Wappenmantel gehüllt, daß er in ganz schwarzen Umrissen dahingeschritten wäre, hätte nicht der glänzende Schaum auf den Spitzen der hoch und hohl gehenden Wogen von Zeit zu Zeit einen blitzenden Widerschein auf dem Brustharnisch gefunden und damit der dunkeln Gestalt Bedeutung und Leben verliehen. Die Stille der Nacht ward nur durch das eintönige melancholische Rauschen des Meeres, dessen Wellen sich schäumend gegen die kreidigen Felsen des Ufers stürzten, durch das ferne Rufen der Wächter, und von Zeit zu Zeit durch den Schlag der Glocken in der nahen Stadt unterbrochen. Die beyden hohen Kalkfelsen aber, zwischen denen der Mann seine nächtliche Wache hielt, und die kühn weit in die Wogen hineintraten, schnitten von der unermeßlichen Fläche des Meeres ein Stück ab, das mit dem Sternengewölbe ein schönes, übersehbares und deßhalb heimischeres, wie in einen Rahmen gezogenes Gemälde bildete. Dieß nahm der einsam schweigenden Nacht viel von dem Grausigen, das sie sonst am Gestade eines in trostlose Ferne hinausziehenden Elementes hat, das in seiner so ungeheuren physischen Größe und Gewalt das Gefühl der Ohnmacht in der Menschenbrust fast zu sehr und zu drückend erregt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Thespis und der Doktor Radikal.

Von Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Doktor Radikal.

Wie schön das klare Wasser rinnt! —
Die Eine ist voll; eine andere Tonne!

Thespis.

Das strömt ja furchtbar!

Doktor Radikal.

Es ist 'ne Wonne! —
So! — Nun schieben Sie das Faß nur zurück!

Thespis.

Sie ist ja noch immer entsetzlich dick.

Doktor Radikal.

Soll sie schon schlank seyn, wie eine Nymphe?
Nur Geduld! das ist erst die Lymphe,
Drinn haben sich die Molusken ernährt,
Die Ihre Tochter so furchtbar beschwert.
Wir werden sie schon kriegen. Seyn Sie nicht bange!
Was das Messer nicht kann, das vollbringt hier die Zange.

Thespis.

Halten Sie ein!!

Doktor Radikal.

Nur ruhig, ich hab es schon.
Da!

Thespis.

Welch Geschöpf!

Doktor Radikal.

Eine Hauptperson.

Thespis.

Das Zwerglein sieht Ihnen ähnlich.

Doktor Radikal.

Leider!

Digitized by Google

Thespis.

Ein kleiner Wundarzt?

Doktor Radikal.

Nein, ein Schneider!
Der hat ihr verursacht viel Sorgen und Qual
Mit Nadel und Scheere und Bügelstahl.
Er hat ihr rumort im Körper umher,
Als ob die Bühne seine Werkstatt wär.
Hat sich von ihrem Herzblut ernährt,
Das Unterste zum Obersten verkehrt,
Und sich sogar zuletzt erlaubt,
Allein zu fungiren, als Herz und Haupt,
Indem der Lump aus Lappen und Flicken
Die Stücke thät zusammenstricken.
Wir wollen ihn da bey Seite legen.

Thespis.

Was holen Sie jetzt?

Doktor Radikal.

Des Schneiders Segen.

Thespis.

Das glitzert, das funkelt! O Kleiderschatz!
Wo hatte denn all das Zeug nur Platz?
Das könnte ja füllen ein ganzes Haus,
Und Sie holen noch immer mehr heraus?

Doktor Radikal.

Das hat ihr arg den Leib geschwellt.
Das sind die Kostüme der ganzen Welt,
Von jedem Datum, jeder Stadt,
Vom modischen Frack bis zum Feigenblatt.

Thespis.

Ein Berg von Kleidern! Von Wasser ein Meer!
Und doch — geschwollen wie vorher!

Doktor Radikal.

Nur Geduld!

Thespis.

Erbarmen!

Doktor Radikal.

Ich kann sie nicht schonen!

Thespis.

Was ist denn das?

Doktor Radikal.

Die Dekorationen.
Die machten der Armen nicht wenig Pein,
Ein silbernes Schloß, ein goldener Hain,
Ein gläserner Berg, ein ehrner Thurm,
Ein Schiff im Meer bey wüthendem Sturm,
Und Tempel und Hütten und Wolken und Ställe
Und Schlittschuhbahnen und Wasserfälle.
Von Leinwand die vier Element,
Und alles — sehen Sie! — transparent!

Thespis.

Was soll ich sehen an diesem Plunder?
Erklären Sie mir lieber das Wunder,
Wie so mein Kind noch immer so dick?

Doktor Radikal.

Still! Jetzt faß' ich's!

Thespis.

Was?

Doktor Radikal.

Das Geschick.

Thespis.

Das Fatum, dacht' ich, sey unsichtbar.

Doktor Radikal.

Sie machen mich lachen, warum nicht gar!
Handgreiflicher gibt es auf Erden nichts,
Als diesen alten Feind des Lichts.
Es hat dieß Geschöpf der heidnischen Nacht
Ihr Kind so aufgeblasen gemacht.

Thespis.

Sie scheint doch noch immer gedunsen zu seyn. —
Wie? Was? Warum fängt sie denn an zu schrey'n?

Doktor Radikal.

Das scheint mir entzündlich.

Thespis.

Der kalte Brand?!

Doktor Radikal.

Vertrauen Sie meiner sicheren Hand.
Geduld nur! Ich hab' es alsbald zur Stelle. —
Da ist es!

Thespis.

Die Hölle!! Die Hölle!!
Alles in Flammen! O Schreck! O Graus!!

Doktor Radikal (ruhig).

Bengalisches Feuer. Es ist gleich aus.
Wie können Sie sich, mein Guter, mein Lieber,
Verwundern oder erschrecken darüber?
Die Tochter, die Ihnen die Musen gaben,
Die mußte doch Feuer im Leibe haben;
Und da es nicht wollte vom Himmel strahlen,
So ließ man es kommen von Bengalen. —
Nun weiter!

Thespis.

Ist es denn noch nicht aus!

Doktor Radikal.

Bewahre! Da muß noch Vieles heraus,
Was Ihre Tochter Nimmersatt
In letzter Zeit verschlungen hat.
Seh'n Sie! Eine ganze Menagerie
Von unverdaulich-rohem Vieh,
Das ihr den Magen sehr beschwert:
Sarastro's Löwen, Geßlers Pferd,

Digitized by Google

Rossini's Elster, Samiels Eule,
Und wilde Jagd und sonstige Gräule;
Ein edler Hund, auf Laster gehezt,
Ein liebender Aff', und hier zulezt,
Was in der Luft wohnt, im Wald und im Meer,
Eine Wiener Pastete von Adler, Fisch, Bär.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Ich habe in meinen Skizzen der Londoner Zeitschriften mehrere Beyspiele angeführt, welche Anstrengungen manche derselben bey gewissen Gelegenheiten machen, um allgemein interessante Neuigkeiten schnell zu verbreiten. Dieß geschieht besonders von neuen Zeitungen oder solchen alten, die sich gern empor arbeiten möchten. In diesem lezten Fall befindet sich die Abendzeitung the Sun, ein liberales Blatt von vielem Verdienst. Da der Ausgang der Oxforder Wahl für das ganze Land vom höchsten Interesse war, so veranstalteten die Eigenthümer dieses Journals, daß der Staud der Abstimmung und die bis um 4 Uhr Nachmittags zu Oxford gehaltenen Reden denselben Abend um halb neun im Blatte gedruckt erschienen, und am folgenden Morgen um 6 Uhr zu Oxford gelesen wurden, da doch Oxford 50 englische Meilen von hier entfernt ist und die Landkutschen gewöhnlich 6 Stunden auf der Reise zubringen.

O'Connell, the great Agitator, wie man ihn gewöhnlich nennt, ist nun schon seit einigen Wochen unthätig hier. Ein Ausschuß des Unterhauses hat seine Wahl zwar für gültig erklärt, aber er hält es doch nicht für rathsam, seine Stelle einzunehmen, weil seine Weigerung, die gewöhnlichen Eide abzulegen, zu Debatten führen müßte, die in diesem Augenblick nur der Sache der Katholiken schaden könnten. Das New Monthly Magazine enthält folgendes Bild von diesem außerordentlichen Mann, welches ein Beobachter in Irland von ihm entworfen: Der Mann war ungefähr 5 Fuß 11½ Zoll hoch und hatte ein ansehnliches, stämmiges, gesundes und freundliches Ansehen; seine Schultern waren breit und seine Beine von starkem Bau. Wie er mit einer Hand in der Seitentasche und der andern in dem beynahe ganz aufgeknöpften Brustlay (denn es war sehr heiß) dastand, würde er ein treffliches Sujet für den eifrigen Pinsel eines Harlowe abgegeben haben. Auf dem Kopfe trug er eine Pelzmütze, welche, etwas zurückgeschoben, die breite Stirne zeigte, die ich noch nie bey wahrem Talent vermißte. Sein Gesicht war blaßgelb, als wenn der Sturm der Geschäfte, der Flügel der Sorge oder die geistige Anstrengung bey der nächtlichen Lampe die Blüthe der frischen Jugend davon abgestreift hätte. Um seinen Mund spielte ein spöttischer Zug, welcher dem Beobachter sogleich sagte, daß er sich leicht zum sardonischen Lächeln verziehe. Das Auge beschattete eine Braue, die mir mehr für den Sonnenschein als für den Sturm gemacht schien, und die Nase, welche man weder römisch noch griechisch nennen konnte, war groß genug, um ihm eine Stelle in der auserlesenen Schaar jenes unsterblichen Rebellen zu sichern, welcher vorzugsweise Leute mit großen Lungen und Nasen wählte, weil solches besonders tüchtig zu Strapazen machen soll. Physische Kraft war überhaupt das Gepräge des ganzen Mannes. Er trug einen olivenfarbenen Oberrock, schwarze Beinkleider und Weste. Sein Halstuch war nachlässig gebunden und der Knoten, wegen der Hize des Tages, beynahe offen, und so wie er mit der Hand über der Brust und mit niedergeschlagenen Augen dastand, erschien er unverkennbar als der öffentliche Geschäftsmann, welcher sich zu einem Geschäfte fertig macht, das alle körperliche und geistige Kraft in Anspruch nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., März.

(Fortsetzung.)

Von der animalischen Electrizität auf die atmosphärische übergehend, macht der Redner auf die Wirkungen aufmerksam, welche eine trockene, an Electrizität reiche Luft auf die Seelenvermögen des Menschen äußert. Dieselbe stimmt zur Fröhlichkeit, wogegen eine feuchte, mithin an Electrizität arme Luft nur Trübsinn hervorruft. Daher werde denn auch in England der November der Hängemonat genannt. Die ausgezeichnetsten brittischen Dichter, Milton, Thompson u. a. waren nur in den heitern Monaten des Jahres im Stande, ihre Meisterwerke zu schaffen. Abt Bertholon de St. Lazare stellt in seiner Preisschrift über Electrizität sogar die Hypothese auf, ob sich nicht der Charakter ganzer Nationen nach der Luftelectrizität der respektiven Länder bestimme. Es wird in Kürze die Anwendung berührt, die man von dieser großen Naturkraft bis jezt in der Heilkunde gemacht; ein Zufall gab dazu Anleitung: der von einem Schlagfluß auf der einen Seite gelähmte Pfarrer Winder in Smithfield ward vom Blitz getroffen und dadurch geheilt. Indem Dr. Bogner sodann auf die Geschichte der Electrizität überging, führte er dieselbe bis zur Epoche des Thales von Milet, Stifters der jonischen Schule, zurück und gelangte noch in dieser Vorlesung bis zu Gray, der in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts lebte. Jener Weltweise machte ungefähr 640 Jahr v. Ch. G. am Bernsteine die Beobachtung, daß derselbe, wenn er gerieben wird, leichte Körper an sich zieht. Da nun im Griechischen Bernstein Electron heißt, so schreibt sich der Name Electrizität eigentlich schon von den Beobachtungen des Thales her. Abt Hemmer, der, als deutscher Purist, selbst aus der wissenschaftlichen Terminologie jedes fremdartige Wort zu verbannen suchte und den auch das Wort Bernstein, als ein abgeleitetes, nicht ansprach, schlug an dessen Stelle die veraltete Benennung Achtstein vor. Nach ihm hieße denn electrisiren beachtsteinkräftigen und eine Electrisirmaschine ein Beachtsteinkräftigungs-Räszeug. — Arrago's Aequationstabellen, die zur Ausführung des Vorhabens, die wahre und mittlere Zeit für Frankfurt zu bestimmen, seither dem Vereine noch abgingen, sind durch Vermittlung der Fürstlich Thurn und Taxischen Generalpostdirektion vor einigen Tagen von Paris angekommen. Bereits hat man sich seitdem auf dem hiesigen Katharinenthurm wegen Anlegung des Meridians und Aufstellung einer Normaluhr umgesehen. — Im Laufe des Sommers wird von Seiten des Vereins eine Analyse des hiesigen Trinkwassers vorgenommen werden. Aus Anlaß dieser gemeinnüzigen Arbeit werden Vorlesungen über die Geschichte des Trinkwassers in den Städten gehalten und hierdurch dargethan werden, wie sich dasselbe an langbewohnten Orten durch die thierischen Abgänge, welche sich in die Erde versenken, immer mehr verschlechtert und allmählig der Gesundheit nachtheilig wird. — Dem Senkenbergischen naturhistorischen Museum ist kürzlich eine eben so reiche, als höchst interessante Verlassenschaft zugefallen. Es ist dieß das sehr vollständige Conchylienkabinet eines vor wenigen Tagen verstorbenen Gönners dieser Anstalt, des Hrn. Heim, Verwalters des Braunfels. Es zeichnet sich diese Sammlung vorzüglich durch ihren Reichthum an Stücken aus dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen aus, die in andern Kabinetten selten sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. März 1829.

Wenn Du die Narrengeißel schwingst,
Sieh zu, daß Du auch Nutzen bringst.

Lozau.

Thespis und der Doktor Radikal.

Von Ludwig Robert.

(Beschluß.)

Thespis.

Das Alles verschlang mein Kind? Ey, ey!
Das ist 'ne kuriose Liebhaberey!
Aber was holen Sie denn da aus dem Bauch?
Aß meine Tochter Menschen auch?

Doktor Radikal.

Statisten, ja, und in solcher Menge,
Daß ihr zu Kopf stieg das Gedränge
Und oben endlos dann die Schaar
Und unten Alles leer ihr war.
Heraus! Die Ueberzahl ist eitel.

Thespis.

Was ist denn da in diesem Beutel?
Das sind ja lauter hohle Nüsse.

Doktor Radikal.

Ja, eingetretne Hindernisse.

Thespis.

Was sind denn das für kuriose Figuren?

Doktor Radikal.

Das sind, mein Herr, die Coloraturen:
Eine Sängerkrankheit aus welschem Land,
Zu Deutsch der Koller im Hals genannt,
Als welcher durch Ueberladung entsteht
Mit einer Speise, die schrecklich bläht,
Und die ich dem Deutschen immer verboten:
Die Makaroni von welschen Noten.

Thespis.

Das ist doch gar zu kunterbunt!

Doktor Radikal.

Still, still! jezt komm ich auf den Grund.
Da hol ich hervor jezt die Maschinen,
Die zu Diesem und Jenem, zu Allerhand dienen,
Aus der Erde zu steigen, über's Wasser zu setzen,
Maschinen auch, die von selbst übersetzen.

Thespis.

Was holen Sie denn da so mühsam heraus?

Doktor Radikal.

Das ist ein großes Schneckenhaus,
Worin zahllose Thierchen stecken,
Sie werden sie kennen, die Schreiberschnecken.
Die kleinsten dieser kleinen Wichter,
Die unterschreiben sich Bühnendichter;
Dann kommt die Schaar der Kanzelisten,
Die Führer der Akten, die Führer der Listen,
Die Legion der Brief-Kopirer,
Und endlich die Für- und Vormundirer. —
Das Ganze ist ein Gewächs am Magen,
Polypen, wie wir Aerzte sagen,
Die sich vom edeln Chylus ernähren,
Durchaus keinen Nutzen gewähren,

Digitized by Google

Ein fremdes hemmendes Impediment.
Wer dieſe Impedimente nicht kennt,
Der iſt im Stande, ſolche Geſtalten
Für nützliche Organe zu halten.
Ich aber, ein alter Praktikus,
Ich nehm' ihn heraus den Ueberfluß.

Theſpis.

Man ſollt' es nicht glauben, daß das Alles nichts nützt,
Und doch meinem Kinde im Leibe ſizt!

Doktor Radikal.

Mein Meſſer, Herr Theſpis!

Theſpis.

Was wollen Sie damit?

Doktor Radikal.

Hier iſt noch von Nöthen ein tüchtiger Schnitt.

Theſpis.

Meine arme Tochter!

Doktor Radikal.

Sie wird nicht leiden.
Aus wildem Fleiſch muß ich heraus ihr ſchneiden,
Und wahrlich, es geſchieht zu ihrem Glücke,
Die fettüberwachsnen Meiſterſtücke,
Damit zu des ganzen Heil und Segen
So edle Organe fungiren mögen.
Da iſt noch ſo Manches — belieben Sie zu ſeh'n!
Ganz kerngeſund und thätig und ſchön!

Theſpis.

Was winſelt denn aber mein Kind noch immer,
Und ſchneidet Geſichter und ſtöhnt mit Gewimmer?

Doktor Radikal.

Mein Herr, das thut der lezte Reſt,
Das aufgeblaſne Narrenneſt,
Das ewig junge Narren heckt
Und ihr noch feſt im Leibe ſteckt.

Theſpis.

Ich hör' es wie Kinder brallen und quiken.

Doktor Radikal.

Da hab' ich's, da!

Theſpis.

Doktor Radikal.

Die Kritiken.

Theſpis.

Das quäckt, das ſchnattert! Sind das Enten?

Doktor Radikal.

Ja Federvieh, Gelbſchnäbel, Recenſenten.

Theſpis.

Was ſchrey'n ſie denn ſo in einem Stück?

Doktor Radikal.

Sie verlangen nach ihrem Element zurück,
Ich werf' ſie da in das Waſſerfaß,
Da bleiben ſie hinter den Ohren naß.

Theſpis.

Gottlob! So iſt denn Alles vorbey.
Hilf Himmel!!! Sie ſchneiden mein Kind ja entzwey!

Doktor Radikal.

Zu rieſenhaft war ihres Leibes Haus;
Drum ſchauen Sie, ich mache zwey daraus,
Und leg' in jede Hälfte das hinein,
Was nach dem Kunſtgeſetz darin muß ſeyn,
Und wie ich's abgelauſchet der Natur. —
So! Nun iſt von Verwirrung keine Spur. —
Komm, Schneider! näh' zuſammen, was entzwey!
Statt Einer Bühne geb' ich Ihnen zwey.

Theſpis.

Herr Doktor! Ihre Operation,
Verzeihung! ſie kommt mir vor wie Hohn.

Doktor Radikal.

Was muß ich hören? Sie, Herr Theſpis, Sie?
Sie halten meinen Ernſt für Ironie?
Ein Wundarzt, Herr! der ſpaßt, der ſpottet nie.

Die Tuchherren von England.

(Fortſeyung.)

„S' iſt als wenn's heut nicht kommen wollte, Herr,“ ſagte eine tiefe Baßſtimme, die von einer am Felſen zuſammengekauerten Geſtalt herkam, ſo daß der in Gedanken verſunkene Waffenmann erſchrocken zuſammenfuhr, „s' will heut gar nicht kommen; es wird bald Tag ſeyn, und um die Zeit geſtern war es ſchon lange wieder fort. Das wäre doch verdammt, wenn wir Euch aus Eurem warmen Zelte herausgeholt hätten, damit Ihr vergebens hier die Nacht fröret. Aber wahrhaftig, Tom und Robin haben's alle drey Nächte mit angehört, wie es laut und vernehmlich Euren Namen rief.“ Es ſprach das einer von des Mannes Dienern, der die vorigen Nächte die Wacht am Meere gehabt, und dem mit ſeinen Gefährten dieſes Abentheuer aufgeſtoßen war. So hatte ſein Herr ſelbſt die Huth am Strande übernommen, um zu verhüten, daß nicht etwa die Furcht der gemeinen Krieger vor etwas Uebernatürlichem die vermuthliche Liſt der Feinde gelingen laſſe. Nicht weit hinter den Felſen lag eine Schaar im Hinterhalt. Eben ſtand der Orion mit ſeinem Schwerdte in überaus hellem Glanze funkelnd in der Mitte jenes Bildes, und der Gewappnete ſchaute in ſeltſamer Stimmung in die ſchönen goldnen Sterne, die den hellen, klaren Himmel zu einem blauen, ſilbergeſtirnten Königs-

Digitized by Google

mantel machten, als plötzlich ein Plätschern durch die bey Herannahen des Tages ruhiger gewordnen Wogen zu seinem Ohr drang, der schwarze Schnabel eines Fahrzeuges sich um die Ecke des einen Felsen bog, das Fahrzeug bald in der Mitte zwischen den Felsen schwebte und aus demselben eine lange weiße Gestalt sich schnell emporhob. „So war's auch gestern," sprach der Knappe, der erschrocken von seinem Lager aufsprang, zu dem Führer, der in sprachlosem Entsetzen die Erscheinung anstarrte. Eben wollte dieser, sich ermannend, jene verborgene Schaar herbeorufen, nachdem er durch das Zeichen des Kreuzes dem Schutz der Jungfrau und aller Heiligen sich empfohlen, als in demselben Augenblicke ein helleuchtender Schein, wie ihn die Dünste des Meeres oft zur Nachtzeit erzeugen, über die Gegend hinfuhr und einen Augenblick das Dunkel erleuchtete. Der liebliche Anblick einer schönen Jungfrau, mit langen, über die Schulter wallenden Haaren, gab ihm die augenblickliche Ueberzeugung, es sey ein gewaltsamer Angriff nicht zu fürchten. Da auch er durch jenen Schein umleuchtet und der Jungfrau kenntlich geworden war, so sah er den Kahn, von mehreren Männern gerudert, schnell auf den Strand zukommen. So groß war der Zauber, den die liebliche Erscheinung auf den, im Gedanken an den morgenden, blutigen Tag wehmüthig und sanft gestimmten Gewappneten ausübte, daß er, die Huth gegen eine Feindeslist vergessend, wenn auch halb in Furcht, daß ein überirdisches Wesen den Sterblichen heimsuche, an das Gestade schritt und kühn den Arm der Norne oder Nixe zum Aussteigen bot. Warm rieselte es bis in seine Brust, als eine warme weiche Hand die seinige, die er vom Eisenhandschuh entblößt, um den Feind recht sanft anzufassen, berührte. Freundlich hob er, so sauer es ihm zu werden schien, die Jungfrau über den Schlamm des Ufers hinüber, während er zu gleicher Zeit den Männern im Nachen mit drohender Geberde gebot, sich nicht vom Flecke zu rühren, was diese auch nicht zu beabsichtigen schienen.

„Margarethe!" rief der Gewappnete, als er das Mädchen an's Ufer gesezt und sie näher in's Auge gefaßt, und stieß in unwilligem Erstaunen sie von sich zurück.

„O, Vater Gray," erwiederte wehmüthig die Jungfrau, „könnt Ihr so der Tochter zürnen, daß sie vom Geliebten sich zu dem alten Vater wieder führen ließ? Bin ich, die schwache Unglückselige, Schuld an diesem blutigen Streite der rohen, ehrgeizigen Männer?" „Du bist freylich nicht Schuld, Kind," sagte weicher der Alte, „aber der Zauber, den Dir zum Unheil so vieler Männer Gott verlieh, der mich bewog eine von Gott Gezeichnete in mein Haus zu nehmen, der meine alten Glieder in ungewohnten Stahl zwängt, der mich, den alten friedlichen Mann, Morgen in die vordersten Reihen der blutigen Krieger treibt. Denn wie könnte ich anders den schweren, schimpflichen Verdacht von mir wälzen, als hätte ich Antheil an der Empörung, die sich an meinem friedlichen Heerde entspann!" „O Gott, das ist's ja eben," rief mit herzzerschneidendem Tone Margarethe, „was mir die Ruhe von dem Lager scheucht, und mich in der kalten Nacht unter rohe Männer auf das wilde Meer hinaustreibt; das ist es, warum ich vier Nächte schon die Mummerey eines Gespenstes anlege, um die gemeinen Krieger wegzuschrecken, und Euch, der die Huth hier am Meere hat, an's Ufer zu locken. Ich kann's nicht tragen, daß morgen der Vater oder der Geliebte das Todesschwert dem Greise in die Brust stoßen soll, der einem alten Vater sein Kind zweymal mit eigener Gefahr vom Tode gerettet. Hat es Euch je etwas gegolten, Vater Gray, daß Euch Margarethens Lied Abends am heimischen Heerde in friedlichen Schlummer sang, daß sie sorgsam die Fliegen von Euerm Gesichte Stundenlang verscheuchte, so beschwöre ich Euch, geht morgen nicht in die Schlacht." — „Du warst immer dem alten Manne ein liebes Kind," sagte tiefgerührt der Alte. „Aber sieh, auch meine Hausfrau ist schon vorangegangen; sie unterlag dem Kummer. Wohl hat sie das nicht gedacht, Margarethe, als sie auf dem Markte gerührt vor dir stand." — „O seyd barmherzig," schluchzte die Jungfrau, „o bleibt, bleibt zurück!

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes.

Die Franzosen sind in dem Leben und der Anmuth ihres schriftlichen Vortrages den alten Griechen ähnlicher, als wir Deutsche gerne zugeben möchten.

Der Franzose ist geselliger Natur; dem gelehrtesten genügt die Einsamkeit nicht, sondern er will auch in Gesellschaft leben und gelten. Daher bleiben sie auch immer auf dem Niveau der lebendigen Welt und entfernen sich nicht von den Uebrigen durch eine persönliche originelle Richtung. Sie stehen gleichsam alle für *einen* Mann, und jeder fürchtet etwas an sich zu haben, wodurch er von dem Ueblichen und Herkömmlichen abwiche.

Dieses sehen wir besonders an dem Globe, der mehr Mitarbeiter zählt, als irgend ein Blatt in Deutschland, und die alle dem Geiste nach nur *eine* Gesinnung, und der Behandlung nach nur *einen* Styl zu haben scheinen.

Wie aber sollen wir in Deutschland zu irgend einer durchgreifenden Uebereinstimmung der Gedanken und Gesinnungen kommen, wenn man unserer Jugend auf jeder Universität, von Kiel bis München, eine *andere* Philosophie lehrt und so ihre Köpfe auf die verschiedenste Weise präparirt!

Ekermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Beschluß.)

Das Städelsche Kunstmuseum hat kürzlich zwey erwähnenswerthe Erwerbungen gemacht: der Sohn Rubens, als Kind von dem berühmten Meister gemalt, und eine niederländische Landschaft von Bynants. Diese beyden Bilder sind zwar bis jezt noch nicht in der Gallerie aufgestellt, der Name der Künstler jedoch scheint ihren hohen Werth zu verbürgen. Wie man vernimmt, so wäre der Rubens mit 8000 fl., der Bynants mit 3000 fl. bezahlt worden. — Es ist nunmehr im Werke, die bildenden Künste, einschließlich der Architektur, nicht blos durch Zeichenunterricht, sondern auch durch sie betreffende wissenschaftliche Vorträge in dem Institute zu lehren. Um eine für diesen Zweck taugliche Person zu erhalten, hat, wie man vernimmt, die Verwaltung der Anstalt bereits Unterhandlungen angeknüpft, in deren Folge nächstens dieß Fach durch einen Mann besezt werden dürfte, der schon eines ausgezeichneten Rufes genießt. — Es befinden sich seit einigen Wochen in den Gallerien des Museums zwey Bilder von Jacobi aus Gotha aufgestellt; das größere stellt den Raub der Proserpina, das kleinere eine heilige Familie vor. Das Erstere besonders findet viel Beyfall, wenn schon nicht ungetheilten. Beyde Bilder, wollte man sie zu einer Schule ordnen, würden der neuern französischen oder Davidschen angehören. Erwägt man die Jugend des Künstlers, der ein Mann von etwa 26 Jahren ist, so berechtigen gewiß diese Leistungen zu den schönsten Erwartungen für die Zukunft. Die Proserpina soll, wie es heißt, für Petersburg bestimmt und der Preis von 4000 fl. dafür bezahlt worden seyn. — Ein neuer Kunstverein ist hier im Entstehen begriffen. Derselbe bezweckt Ermunterung einheimischer Künstler. Zu dem Ende ist eine Lotterie auf Subscription veranstaltet, das Loos zu einem Kronenthaler. Die Gewinnste bestehen in mehr oder minder werthvollen Erzeugnissen einheimischer Maler. Allein auch die Nieten geben nicht ganz leer aus. Für diesmal fällt auf dieselben ein Exemplar von Fellners lithographirten Umrissen des jüngsten Octoberfestes zu München. — Am lezterwichenen Montage hatte endlich die von Musikfreunden vielfach ersehnte und seit 5 Monaten bereits versprochene und erwartete zweyte Aufführung der trefflichen Oper von Ferd. Ries, „die Räuberbraut," statt. Auch dieses Mal wurde die herrliche, tief empfundene Musik, deren außerordentliches Verdienst in einer scharfen Individualisirung, in einer bestimmten Charakteristik, in dramatischer Wahrheit, Zauber der Melodien und der Instrumentirung besteht, mit rauschendem Beyfalle aufgenommen. Die deutsche Bühne ist so arm an eigenen Tonwerken geworden, viele mögen auch wohl, von widerwilligen Musikdirektoren zurückgewiesen, ungekannt im Pulte ruhen, daß wir mit süßen Rossiniaden und flachen Auberiaden überschwemmt wurden. Welcher Gewinn nun für uns, wenn ein Künstler, wie Ries, der schon so viel Triumphe in andern Kompositionsgebieten zählt, seine Muse der dramatischen Komposition zuwendet und gleich in seinem coup d'essai einen coup de maitre bietet. — Die seither gehaltenen Vorlesungen des Hrn. F. B. Rousseau erfreuen sich noch immer eines großen Beyfalls. Während der lezten vier Wochen verbreitete er sich, bald ausführlich, bald andeutend, über die Schriften von Reinhold, Lenz, Apel, Immermann, Müllner ꝛc., über die neuere portugiesische Literatur, über die epische Poesie der Deutschen (nebst Vortrag und Erklärung des Nibelungenliedes, das indessen ziemlich lau aufgenommen ward), über die Werke von A. W. von Schlegel, über den Werth oder Unwerth der Bestrebungen Alfieri's und Manzoni's zur Restauration der italienischen Poesie, über den poetischen Parnassus des neuesten deutschen Schauspiels und die neueren Kunstbestrebungen des Grafen Platen. Die interessanteste dieser Vorlesungen war ohne Zweifel die über die Schriften des Bonner Schlegel, indem hier die ästhetischen, theosophischen und kritischen Lehren der neuern Schule gegen die Angriffe ihrer Gegner, deren es, wie überall, so auch hier nicht wenige gibt, mit vielem Feuer, doch nicht ohne Leidenschaft verfochten wurden. Die ungewöhnliche Theilnahme, welche die Rousseau'schen Vorträge hier erwecken, bürgt übrigens schon an und für sich für den Werth derselben; denn sonstige literarische Anregungen von minderer Anziehungskraft sind früher mit einer Lauheit abgelehnt worden, wodurch sich das hiesige Publikum im Auslande in literarischer Hinsicht in schlimmen Ruf gesezt hat.

London, März.

(Fortsetzung.)

Das United Service Journal nimmt mit jedem Monat an Gehalt und Interesse zu. Das dritte Stück enthält unter andern eine Skizze von General Jacksons Leben, welche, da dieser General zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden ist, besondere Aufmerksamkeit verdient. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Skizze von Warden, einem genauen Freunde des Generals, herrührt. General Andreas Jackson stammt von irländischen Eltern. Diese verließen ihre Geburtsinsel im Jahr 1765, und Andreas wurde am 15. März desselben Jahres in einem Meierhofe, den sein Vater in dem Bezirk Warsaw, 45 Meilen von Camden, besaß, geboren. Er verlor sehr frühe seinen Vater, und seine Mutter bestimmte ihren jüngsten Sohn für den geistlichen Stand. Er war in der Schule in der Nähe seines Geburtsortes, als die Engländer unter Carleton in Südcarolina einbrachen. Er war nur 15 Jahre alt; dennoch griff er zu der Flinte und zog, von seinen zwey ältern Brüdern begleitet, gegen den gemeinsamen Feind. Während dieses Krieges verlor Jackson seine beyden Brüder, welche rühmlich im Kampfe fielen, und seine Mutter, welche ihren Kindern mit gebrochenem Herzen ins Grab folgte. Durch den Tod seiner Mutter ward er sein eigener Herr, und da ihm die Theologie nicht zusagte, begab er sich am Ende des Krieges nach Salisbury, wo er ein Paar Jahre lang die Rechte studirte, und 1786 wurde er zum Advokaten aufgenommen. Er praktizirte hierauf einige Jahre lang zu Salisbury, und zog alsdann nach Nasville in Tennessee, das seitdem beständig sein Aufenthaltsort blieb. Seine Geschicklichkeit und sein Fleiß empfahlen ihn den Einwohnern dieser Stadt so sehr, daß sie ihn zum Generalprokurator erwählten, welche Stelle er mehrere Jahre versah. In Amerika findet auch jezt noch nicht der strenge Unterschied zwischen dem bürgerlichen und Militärstande wie in ältern Ländern statt. Richter haben dort noch oft Zweykämpfe, und friedliche Bürger werden manchmal von ihren stillen Geschäften abgerufen, um ein vaterländisches Heer zu befehligen. Damals war diese Vermischung der Stände noch häufiger, so daß man sich gar nicht darüber wundern darf, daß Jackson von seinen Mitbürgern aus dem Gerichtshof gegen den Feind des Staates geschickt wurde. Die Indianer waren damals die Feinde, welche Tennessee zu fürchten hatte, und einmal drangen dieselben bis ins Herz der Provinz vor. Jackson, dessen kühner Muth bekannt war, ward an die Spize der Miliz gestellt und trieb die Barbaren mit solchem Verlust in ihre Wildnisse zurück, und nahm eine so strenge Rache an ihnen, daß sie auf viele Jahre Kraft und Lust verloren, den Staat zu beunruhigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 73.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. März 1829.

Auf den Bergen ist Freyheit; der Hauch der Grüfte
Dringt nicht hinauf in die reinen Lüfte.

Schiller.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung von Nro. 63.)

Die Besteigung des Montblanc.

Man braucht gewöhnlich von den Grands-Mulets bis auf die Spitze des Montblanc zehn Stunden.

Wäre man nicht seit diesem Felsen an die unermeßliche, und sich doch mit jedem Schritt aufwärts weiter dehnende Aussicht gewöhnt, oder könnte man Jemanden mit verbundenen Augen von Chamouny mit einem Male auf die Montblancspitze versetzen, so würde er in den ersten Augenblicken mehr betäubt als angenehm überrascht und ergriffen seyn.

Wer begriffe und verstünde gleich dieses Meer von Bergen, Alpen und Gletschern, diese ganz andere Gestaltung bekannter Gegenstände, die man vorher nur von unten gesehen und gekannt, wo hohe Berggipfel, Spitzen und Nadeln, z. B. die prächtige Aiguille du Midi, die Aiguille de Charmoz, wie unbedeutende Felsblöcke aussehen, und niedrige Berge, z. B. der Breven (8000 Fuß hoch), nur noch artige Weinhügel scheinen? Alles außer den höchsten Bergspitzen, z. B. dem Col de Géant, dem Montrosa, der Jungfrau, zeigt sich nicht nur sehr verkleinert, sondern auch unendlich verkürzt und verschoben. Dadurch verlieren sich die bekannten Formen, Kennzeichen und Charaktere. Fast kein Gegenstand ist deutlich. Man gewahrt zuerst nur Massen und wenig Einzelnes. Nur nach und nach bringt der überlegende und berechnende Geist die Augen zurecht.

Nun beginnt freudiges Staunen, das zweyte Gemüthsstadium auf dem Montblanc. Die von Genf kommen, suchen zuerst mit guten Fernröhren die benachbarten, wohlbekannten Berge und hochgelegenen Stellen, den See, Nyon und den Jura auf. Das findet sich auch artig und wie in Candis gegossen nahe beysammen, ja recht gute Fernglaser zeigen zwischen drey und vier Uhr Nachmittags bey Nyon und Morges das große Dampfboot von Genf nach Ouchy zurückkehrend. Ein Theil des Chamounythals und das Dorf mit der Arve, die wie ein Silberfaden auf grünem Teppich aussieht, ist zunächst hingebreitet. Ueber dieß Alles zieht sich der Jura wie eine niedere Gartenmauer hin, und darüber liegt die nordwestliche Schweiz, Frankreich und das südliche Rheinland mit seinen tausend Dörfern, Städten und Flüssen hingebreitet. Oestlich dringt der Blick nicht so weit. Es stehen die Alpen und Gletscher des Berner Oberlandes vor. Die Jungfrau mit dem Mönch winken wie Nachbarkinder herüber, und der Schweizerwanderer sieht auch die niedere Ghemmi, die Grimsel und St. Gotthardn gern. Der Montrosa ist mit seinem Kronenhaupt wie der benachbarte Landes- und Wolkenherr anzusehen. Der Buet, die Diablerets und die Dent du Midi stellen sich bescheiden zur Seite.

Wie ganz anders zeigt sich das Land nach Südosten und Süden hin! Jenseits der niedrigen savoyischen und piemontesischen Alpen, breitet sich Piemont und die Lombardey als

Digitized by

prächtiger Lustgarten aus, den Flüsse, Seen und hübsche Terrassen durchschneiden. Ueber ihm laufen die Appeninen nach Italien hinab, und ganz im Süden ziehen die Seealpen einen Gürtel um das mittelländische Meer. Kann man dieses sehen? kann man es nicht sehen? darüber sind noch bis zur Stunde die Meynungen getheilt. Schreiber dieses, der auf beyden Seiten die Oertlichkeiten ein wenig kennt, hält dieß bey günstigem Stand der Abendsonne für möglich, und glaubt, daß die Nebel in den lombardischen Ebenen, besonders bey Alessandria und Marengo, nicht hoch genug gehen, um die Sehlinie zu unterbrechen, die über sie hin auf das Meer in der Breite von Corsika und Elba fallen kann. Mit einem sehr guten Fraunhoferschen Instrument und bey heiterem Wetter würde man sich leicht davon überzeugen. Sherwill und Clarke, die den Montblanc 1825 bestiegen, meynen, es sey unmöglich, weil man diesen Berg von keinem Punkt des Mittelmeers aus sehe. Lezteres ist durch die Aussage einiger unwissender Korallenfischer von Genua lange nicht hinlänglich erwiesen. Die Spitze des Montblanc kennt man dort nicht, sie wurde bisher nicht scharf genug bestimmt, um entscheiden zu können, daß man sie nicht sehe. Dazu gehörte genaue Kenntniß der unscheinbaren Südspitze des Bergs, und dann genaue Untersuchung auf dem Meer. An beyden fehlt es bis jezt.

Westlich dringt der Blick über die savoyischen Alpen nach Lyon, Marseille und dem südlichen Frankreich.

So hätte man denn ein ganz artiges Reich mit hübschen Städten unter den Augen, ein Dutzend Republiken und drey Königreiche, Länder von hoher Kultur und Civilisation, und andere, auf denen der Mehlthau des Despotismus und der Unwissenheit ruht.

Denkt man an die Hauptmomente der Volks- und Kulturgeschichte aller dieser Länder, so zeigt sich, daß es da Nacht geworden, wo in fernen Jahrhunderten in freyem Städte- und Landwesen heller, warmer Tag schien, und daß jezt im entlegenen Norden und Westen das strahlende Nordlicht der Civilisation steht, wo in ferner Zeit Dunkel und Graus lag. Das Atlasband des Genfersees scheint der Gränzstrom, welcher eine alte und neue Welt scheidet.

Es ist ein Glück, daß man dieß alles auf Europas Zinne nicht so lebhaft fühlt als in seinen Thälern. Das Gemüth hat wenig Sinn mehr für Irdisches. Es ist enger oder weiter geworden. Dem Menschen, der hier heraufkömmt, geht es wie den Schmetterlingen, die manche über den Schneegipfel des Montblanc haben fliegen sehen. Sie spielen sich unversehens aus dem Thal auf den nächsten Gletscher. Hier zwischen Himmel und Eiszinken wissen sie nicht mehr, wo ihr Land liegt, und flattern auf's Gerathewohl immer weiter, immer höher und höher, bis sie müde und bang auf dem Gipfel ankommen. Da aber ist ihres Bleibens nicht. Kaum trägt die dünne Luft noch ihre Flügel, und sie eilen auf der andern Seite wieder hinunter ins Thal zu seinen Blumen und Bäumen, die ihnen aus der Ferne winken und duften.

Auch der Mensch ist nicht für diese Höhe geboren. Nichts findet er da, nicht Thiere, nicht Pflanzen, nicht einmal die geliebten Metalle, die ihn überall hinlocken. Leichter lebt er in den tiefsten Erdschachten, als hier, den Sternen um ein Sandkörnchen näher.

Demungeachtet hat diese Welt der Erstarrung und des Grausens etwas Großartiges. Das Lawinengetös zu deinen Füßen scheint das unwillige Schnaufen des Gletscherherrn, eines Vetters von Erlkönig und Rübezahl, der die Säle und Grotten seines Pallastes und seine Schneegärten besucht und da Spuren der Menschen findet, die er haßt und vergräbt, wo er ihrer nur habhaft werden kann.

Hier eben in der erstorbenen Natur schweigt alles irdische Reiben und Treiben. Die Leidenschaften sind erstarrt, oder vielmehr, sie können nicht hinauf in die reine Luft. Aller Haß schweigt, und was uns unten von den Menschen Uebels widerfuhr, ist vergessen und vergeben. Ich glaube nicht, daß ein ganz gemeiner oder böser Mensch diesen Aether länger als eine Stunde ertragen könnte, ohne zu vergehen oder umgewandelt zu werden, wie der Gichtbrüchige an der Heilquelle.

Der Himmel über diesem Reich ist nicht hell und lachend wie bey uns, sondern tief dunkelblau, fast schwarz, und wenn man oben recht im Schatten steht, kann man am Tage die Sterne ziehen sehen. Zur Nachtzeit funkeln sie aber nicht, sondern gehen still ihres Wegs. Auch die Sternschnuppen, die alle aus bedeutender Höhe des Horizonts herabschießen, sind dünne und schmächtig. Im Anfang, ehe die Guides jene dunkle Himmelsfarbe kannten, wurden sie manchmal dadurch irre geführt und in Schrecken gesezt. So sahen einmal einige durch ein Paar eng zusammengehende Eiswände ein Stück dieses Himmls und bebten zurück, denn sie hielten ihn für die Oeffnung eines Eisschlundes über ihren Häuptern, der den Einsturz drohte.

Die Wolken sind auch hier gar mannigfaltig reizend in Form und Farbe. Gegen Abend ziehen sich dunkelrothe Bänder am Horizont hin, aus denen ein brennend schönes Roth leuchtende Strahlen schießt. Die unten ziehenden Wolken ändern alle Augenblicke ihre Wundergestalten. Aus Schlangen und Drachen werden Kronen, und Schlösser bilden sich aus Todtenschädeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Sonnett.

Was wohl die vielen Regentropfen flüstern,
Die durch des Waldes tausend Blätter sinken,
Wohin die vielen kleinen Sterne winken,
Die durch die Bäume schau'n so still, so lüstern?

Mir ist, von längstverlassenen Geschwistern
Hört' ich die Stimmen, säh' die Spuren blinken;
Doch, blick' ich nach, so weicht das leise Winken,
Es eilt die Nacht, die Landschaft zu verdüstern.

Ich walle fürbaß, in mir glimmt ein Funken,
Wandelnd in Nacht ernährt ihn still die Seele,
Bis er hervorblüht aus der Nacht, als Sonne. —

Dann fliegt der Schleyer — laut und sonnentrunken
Thut sich die Welt auf, daß sie nichts mehr hehle —
Ihr Längstgeliebten, kommt zur Liebeswonne!

A. Schöll.

Die Tuchherren von England.

(Fortsetzung.)

„Weine nicht so, Kind, Du machst mir das Herz nur noch schwerer," erwiederte der ehrwürdige Tuchherr. „Laß mich nun noch den Trost haben, daß ich einen ehrenvollen Tod finde, daß die Enkel, die später kommen, sagen können: „seht, er war doch treu, der Alte, er gab sein lezes Herzblut aus den bald schon erstarrten Adern seinem gnädigen Könige, der ihn hoch vor allen geehrt;" doch hier versagte auch dem Alten die Stimme, und, um die schmerzliche Scene zu enden, winkte er dem Diener, die am Boden liegende Jungfrau wieder in den Nachen zu tragen. Als dieser die laut Weinende dort niederlegte, wischte sich selbst mancher von den Ruderern einen Tropfen aus dem bärtigen Gesichte, und Niemand beschreibt wohl den Schmerz des alten Gray, als er den Zipfel des weißen Gewandes am Felsen verschwinden sah, und sie so auf immer aus dem Gesichte verlor.

Schon war im Osten ein blasser Lichtstreif am Horizonte sichtbar; schon zogen sich die Schatten der Nacht auf dem weiten Meere in die Thäler, welche die Wellenberge bildeten, während die Wellen dem Auge immer weiter von den schaumigen Spitzen herunter sichtbar wurden, aber in der ewigen Bewegung ward bald der helle Berg das dunkle Thal und umgekehrt. Schon traf ein heller Streif die Wände der Kalkfelsen, und die größern Pflanzen wurden dem Auge wieder sichtbar. Eine scharfe Morgenluft wehte erfrischend über das Ufer, und verjagte auch aus des Alten Herzen die Gestalten und bangen Gefühle der Nacht. Bald prallte ein rother Streif oben an die Felsenwand. Es war der erste Strahl der die junge Welt begrüßenden Sonne. Rauschend schwang sich die Seemöve vom Felsen der Sonne entgegen, und herrlich funkelten ihre Flügel in den sie vergoldenden Strahlen. In diesem Augenblicke erschollen von dem englischen Lager her die Posaunen, die den Morgen und das Morgengebet für das Heer verkündeten. In vollen Accorden erzitterten die kräftigen Töne über das Land zum Meeresufer hin, und drangen ermuthigend und begeisternd selbst in des Alten Herz. Da sank auch er am Ufer auf die Knie nieder, heiß drang in dem herrlichen Morgen sein frommes Gebet zum Thron des Allmächtigen empor, und jedes einzelne Leid tauchte unter in das große Gefühl der erhabnen Schöpfung.

Die Hoffnungen Herzog Roberts und seiner Anhänger waren grausam getäuscht worden. König Ludwig hatte sie, von dem frühern Ausgange gewißigt, wenig oder gar nicht unterstützt; die Einwohner von England selbst hatten bey dem klugen Benehmen Heinrichs so wenig zu gewinnen, daß nur schlechtes Gesindel, unter Wallis Anführung, zu ihnen stieß. Von Tage zu Tage hatten sie auf mehr Verstärkung gehofft, und als sie ihrer Täuschung vollständig inne geworden, war es unmöglich, dem sie umzingelnden Heere des Königs zu entkommen. Der ungleiche Kampf war gar bald entschieden, und die dem Ausgang desselben im Zelte ihres Vaters harrende Margarethe ward bey dem Anblick der wenigen Flüchtlinge nur zu bald ihres Schicksales gewiß. Von Todtenangst beflügelt, eilte sie durch die Haufen der Krieger auf das Schlachtfeld. Unter den vordersten Reihen traf sie den Körper ihres Vaters und dicht neben demselben den des alten Gray. Beyde, die ungestümsten Kämpfer, waren gleich die ersten Opfer des Tages gewesen, und die Lage der Leichen machte es der trostlos jammernden Tochter nur zu wahrscheinlich, daß ihre Angst gegründet gewesen und daß beyde sich, einander nicht kennend, im schrecklichen Zweykampfe getödtet. Doch harrte ihrer ein noch jammervollerer Anblick, als sie die Augen erhob und den sich vergebens sträubenden Geliebten in den Armen dreyer starken Männer erblickte, umringt von einem Haufen roher Zuschauer, unter denen der König mit von Wuth erhitztem Angesicht zu Pferde hielt und mit zorniger, lauter Stimme Befehle ertheilte. Bald darauf rissen die Männer, welche sie schon in den Zelten aufgesucht, die Jungfrau gewaltsam zu der Gruppe hin. Wir ziehen einen Schleyer vor die Scene, wie der König, von der Leidenschaft des Augenblicks hingerissen, ganz gegen seine sonstige Klugheit, seinen Namen mit Grausamkeit befleckte und befahl, seinen Bruder, damit er nicht wieder entflöhe, auf der Stelle in Gegenwart der Geliebten, die mit ihm geflohen war, des Lichtes seiner Augen zu berauben, wie der unglückliche Herzog von der Sonne und dem Glanz der Erde Abschied nahm und, nachdem er noch den lezten Blick auf die ohnmächtige Jungfrau geworfen, für immer in ewige Nacht versank.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der langweilige Streit zwischen Klassikern und Romantikern ist nun von Neuem angefacht. Ein junger Dichter, Namens Dumas, der bey dem Herzoge von Orleans eine Stelle hat und bisher nur einige kleine Gedichte geliefert hatte, ist mit einem großen Trauerspiele aufgetreten, worin der weichliche oder vielmehr weibische Hof König Heinrichs III. und die Umtriebe der berüchtigten Ligue, die in unsern Tagen wieder auferstanden ist, obwohl in einer etwas andern Gestalt, auf eine lebendige Art geschildert werden; zwar hat der Verfasser die beym Théâtre français als Gesetz geltenden Einheitsregeln in Hinsicht des Orts und der Zeit strenge beobachtet, und in dieser Hinsicht haben die Klassiker nichts gegen sein Stück einzuwenden; allein in allem Uebrigen hat der Verfasser tüchtig romantisirt und ein wahres Spektakelstück geliefert, mit allerley Knalleffekten und vielen Anspielungen auf damalige Sitten, Gebräuche und Gesinnungen; Dlle. Mars, welche die Rolle der Herzogin von Guise spielt, hat nicht wenig zur guten Aufnahme des Trauerspiels beygetragen, und so wird nun jeden Abend bey vollem Hause in dem mit den ausgezeichnetsten Schauspielern besetzten Theater „Heinrich III.“ mit großem Beyfalle gegeben. Es ist ein wahres Modestück geworden, und beynahe gehört es zum guten Tone, wenigstens einer dieser Vorstellungen beyzuwohnen. Dadurch ist bey den Theaterdichtern der klassischen Schule, die schon mit vielem Mißvergnügen die gute Aufnahme des Schauspiels „der Sprou“ angesehen hatten, eine große Besorgniß entstanden, es möchte mit der klassischen Dramatik zu Ende gehen, wenn in dieser Art geschriebenen Stücke bey Seite gelegt werden und im Archiv des Théâtre français vermodern. Sie haben sich daher vereinbart, eine Bittschrift an den König zu richten, zur Aufrechthaltung des genre classique. Diese Bittschrift hat einen großen Lärm in Paris verursacht und ist in den Zeitungen ein Zankapfel zwischen Klassikern und Romantikern geworden. Der Globe und der Figaro, zwey Blätter, welche dem Romantismus huldigen und von jungen, zum Theile sehr jungen Schriftstellern verfaßt werden, haben sich über die Bittschrift lustig gemacht und die Sache so dargestellt, als ob die Klassiker den König gebeten hätten, Se. Majestät möge doch Befehle ertheilen, damit ihre dramatischen Dichtungen, und nicht die ihrer romantischen Widersacher Beyfall erhielten. Man kann denken, zu welchen lustigen Einfällen und Spöttereyen diese Art, die Sache darzustellen, Anlaß geben mußte. Die Dichter, welche die Bittschrift unterzeichnet hatten, waren hauptsächlich Etienne, Arnault, Jouy, die alle drey unter der kaiserlichen Regierung eine bedeutende Rolle spielten und denen es eine Kleinigkeit mag geschienen haben, sich einen Machtspruch vom Throne herab zu ihren Gunsten zu erbitten. Sie müssen auch wohl selbst ihr Unrecht einigermaßen gefühlt haben, da sie im Constitutionnel und in andern viel gelesenen Blättern eine Art von Schutz- und Vertheidigungsrede haben einrücken lassen, worin sie sehr gewandt dem Dinge eine liberale Wendung zu geben suchen, um dadurch die öffentliche Meynung auf ihrer Seite zu behalten. Sie behaupten nämlich, sie hätten mit vielem Schmerze gesehen, wie das Théâtre français, das gleichsam das Monopol des klassischen französischen Schauspiels besitze, die Meisterstücke der Bühne bey Seite lege, so daß Molière, Corneille, Racine und Voltaire kaum noch aufgeführt würden, wogegen denn die ungeheuersten Produkte ungezügelter Phantasie beständig die Bühne einnähmen und die von der Regierung bewilligte Unterstützung verschlängen, so daß die chefs d'oeuvre du goût nirgends mehr zu Vorbildern und Mustern dienten; denn das Théâtre français wolle sie nicht aufführen und die andern Theater können sie nicht darstellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1796 hatte Tennessee die erforderliche Bevölkerung erreicht, um als Staat in die Union aufgenommen zu werden. Jackson war einer der Männer, welche die Verfassungsakte entwarfen, und der erste, der den Staat im Kongresse vertrat. Im Jahr 1797 ward er zum Senator erwählt, welches Amt er aber schon 1799 wieder niederlegte, wo er zum Oberrichter und Obergeneral der Miliz des Staates ernannt wurde. Die erste Stelle soll er ungern angenommen haben; so viel wenigstens ist gewiß, daß er dieselbe bald wieder niederlegte und sich auf seinen Meierhof am Cumberlandfer, 10 englische Meilen von Nashville, zurückzog, wo er die folgenden 10 oder 12 Jahre seines Lebens in ländlicher Abgeschiedenheit zubrachte. Als der letzte Krieg zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ausbrach, wurde er aufs Neue an die Spitze der Kämpfer gestellt, die er schon einmal zum Siege geführt hatte. Der Kongreß übergab seiner Leitung 2500 Freywillige, mit dem Befehl, den Mississippi hinabzufahren und die südlichen Gegenden zu vertheidigen. Der Kongreß hatte ohne Rücksicht auf die Rechte der Personen befohlen, daß die Regimenter der Freywilligen am 1. Januar aufgelöst werden sollten, zu einer Zeit, wo dieselben sich viele Meilen von der Heimath und ohne Mittel zur Rückkehr befanden. Die Absicht bey dieser unbilligen Maßregel war, die Freywilligen zu zwingen, sich bey den Linientruppen anwerben zu lassen; Jackson aber vereitelte dieselbe, indem er die Soldaten mit allem Nothwendigen versah und sie erst dann verabschiedete, als sie Nashville erreicht hatten. Inzwischen hatten die Creek-Indianer angefangen die Grenze zu beunruhigen, bey einem ihrer Einfälle die Feste Mimms erobert und daselbst alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, 300 an der Zahl, erschlagen. Man versichert, diese Räuber hätten aus dem spanischen Hafen Pensacola Waffen erhalten, woselbst man auch eine Landung der Engländer begünstigt hatte. Am 8. October eröffnete General Jackson, dem der Kongreß 300.000 Thaler zur Verfügung gestellt hatte, mit 2000 Mann Linientruppen und einem Theil der Freywilligen, die er im vorigen Winter nach dem Süden geführt hatte, den Feldzug, marschirte nach Mobile, vertrieb Engländer und Indianer und gab Pensacola an die spanischen Behörden zurück. Es war am 1. Dezember 1814, als Jackson sein Hauptquartier in Neu-Orleans aufschlug. Sein Verdienst um die Vertheidigung dieser Stadt ist um so größer, da er fast alle Mittel dazu erst schaffen mußte. Wir wollen hier nicht von den Ursachen reden, welche den Angriff auf die Stadt so verderblich für die Engländer machten. Der Glaube ist aber allgemein, daß, wenn es General Packenham gelungen wäre, die Miliz aus ihren Pallisaden zu vertreiben, Jackson die Stadt angezündet hätte. Man schreibt ihm bey dieser Gelegenheit ein Wort zu, welches älter ist, als die amerikanische Republik. Die Beamten der Stadt wollten von ihm wissen, ob er, im Fall er die Schlacht verlöre, Neu-Orleans zerstören würde? worauf er geantwortet haben soll: „Wenn ich dächte, mein Haar wisse, was in meinem Kopfe vorgeht, so würde ich eine Perücke tragen.“ Er verlor die Schlacht nicht, und die Frage blieb also unentschieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 74.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 27. März 1829.

Gönnt mir eines Klosters Stille,
Meinem Heiland mich zu weih'n,
Daß ich sein Gebot erfülle,
Laßt mich dulden und verzeih'n.

Wilh. Gerhard.

Die Tuchherren von England.

(Beschluß.)

Als Heinrich von seiner ersten Leidenschaftlichkeit zurückgekommen war, seine Klugheit und sein besseres Gefühl wieder die Oberhand in ihm gewonnen hatten, reute ihn herzlich die rasche That, und vor allem jammerte ihn das Schicksal der unglücklichen Margarethe, die durch ihn Eltern und Heimath und den Geliebten verloren. Als sie daher flehentlich bat, ihre übrigen Tage in der Abtey zu Glocester verbringen zu dürfen, gewährte er ihr diese Bitte, und beschloß sogar, sie vor allem Volke königlich zu ehren und sie selbst in jene Ruhestätte ihres Herzens zu begleiten. „Als der Tag ihrer Einkleidung gekommen, so erzählt ausführlich die Sage, zog man ihr ein fürstliches Kleid, durchaus von weißer Seide, an, legte ihr einen goldenen Gürtel um, steckte ihr Perlen und Edelsteine in das schöne Haar, das, wie bey einer fürstlichen Braut, in langen Locken bis auf die Schultern herabfiel, und band um ihren weißen Nacken Juwelen von unschätzbarem Werthe aus des Königs Schatze. Aus dem Hause ihres Pflegevaters, des alten Gray, trat das so glänzend geschmückte Opfer in die von dem Volke, das an dem trüben Geschick der von allen heißgeliebten Jungfrau den innigsten Antheil nahm, überfüllten Straßen, die von den Einwohnern mit grünen Zweigen belegt waren. Alle Glocken in Glocester wurden geläutet, als sie, „wie ein himmlischer Engel," zwischen dem Könige einherging, der sein königliches Gewand um, seine Krone auf dem Haupte hatte, und dem ersten Bischofe, der seine Mitra trug und ein goldgesticktes Gewand, und über ihrem Haupte ein weiß seidener Baldachin getragen ward. Voran gingen gegen hundert, heilige Gesänge anstimmende Priester, und ihr nach die vornehmsten Frauen des Landes, dann alle Bürgerfrauen und Mädchen von Glocester, und auf jeder Seite stand eine unzählige Masse Volks. Als sie in die Kirche vor die Aebtissin gekommen war, kniete sie nieder und verrichtete ihr Gebet. Darauf that sie mit eigenen Händen ihr jungfräuliches Gewand, ihren Gürtel und ihre Juwelen ab. Dann führte man sie bey Seite, und zog ihr statt ihres seidnen Kleides ein härenes Gewand an. Die Klosterfrauen schnitten ihr die herrlichen Locken ab, und streuten ihr Staub und Asche auf das Haupt, und als man sie barfuß wieder zum Vorschein brachte, da weinte alles Volk. Darauf führte man sie für immer vor den Augen der Welt hinweg. Aber der König schenkte noch reiches Land der Abtey, der sie angehörte." So lebt die Jungfrau im Andenken des Volks, während ihres unglücklichen Geliebten nicht ferner erwähnt wird, als daß er auf sein Verlangen nach seinem Tode in dieser Abtey bestattet ward.

Einen Nachkommen jener neun „Hauswirthe" erhob der König hoch vor allen, und machte ihn zum ersten Lord Major von London. Wer konnte dieß wohl anders seyn, als der Sohn des treuen alten Tuchherrn Gray von Glocester?

Digitized by Google

So unterstützte das Schicksal nach der Sage des Volkes wunderbar den Willen dem König treu ergebner, friedlicher und gewerbfleißiger Unterthanen, um ihn ganz von jeder Furcht vor Gefährdung seines Thrones zu schützen, und es haben sich die Grundzüge jener Sage, so seltsam sie auch manchmal nach der Gewohnheit des Volkes Namen und Zeiten vermischt, darum wohl noch so lebendig im Volke erhalten, weil es demselben so vorkommen mußte, als habe das Geschick mitten in rohen und kriegerischen Zeiten, wo Gesetzmäßigkeit und friedliche Ruhe so seltne Erscheinungen sind, recht auffallend zeigen wollen, welche Gewalt der Herrscher sich gründet, welcher jene befördert, und daß ein solcher, selbst wenn er die in den Gemüthern der Menschen durch die Zeit und den Glauben geheiligten Gesetze der Erbfolge nicht achtet, dem in jenen Zeiten gefürchtetsten Gegner, dem blos ritterlichen und kriegerischen, abzusiegen vermag. Und darum zeigt sie wunderbar für Roberts Schicksal kein Mitleid und tadelt des Königs Grausamkeit nicht. Wohl mußte die Erinnerung daran desto länger im Volke leben, als das Dunkel der noch lange dauernden rohen und kriegerischen Zeiten jenem friedlichen Lichte einen um so helleren Glanz verlieh. Was die in den Daten und Namen genauere Geschichte dazu sagt, was geht dieß das Volk, was nach ihm den Dichter an?

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Keine menschliche Kraft kann sich auf der Kuppe des Bergs nur einen Augenblick halten, wenn Sturm herrscht. Selbst die baumstarken, abgehärteten Guides müssen sich zur Erde werfen, um nicht in den Abgrund gerissen zu werden, was um so leichter geschehen könnte, da die Kuppe des Montblanc klein und nach beyden Seiten abschüssig ist. Weht solcher Sturm gar Schnee horizontal von den untern Schultern und Domen herauf, so darf man keinen Augenblick zur Flucht vor diesen umgekehrten Lawinen verlieren, denn schnell wäre man eingeschneit, da sich der Schnee gleich in Massen um Arme und Beine legt, und alle freye Bewegung hindert.

Alle rasche Bewegung des Körpers und Geistes hat gleich Erschöpfung und Schwäche zur Folge. Wer nur einige Schritte auf der Kuppe schnell gehen oder laufen will, sinkt zusammen. Man kann hier recht fühlen, was Homer mit den aufgelösten Gliedern sagen will. Der Puls schlägt bis 110 Mal in der Minute, zeigt also von starkem Fieber. Daraus läßt sich der Eckel vor allem Essen und vor geistigen Getränken, so wie die Begierde nach frischem Wasser erklären. Dergleichen aber auf dem Gipfel des Montblanc zu erhalten ist keine Kleinigkeit, da hier keine Quellen sind und das Feuer, an dem man Schnee schmelzen könnte, so schwer anzumachen als zu unterhalten ist. Wären wenigstens einige Felsblöcke da, so könnten die Guides ihr gewöhnliches sinnreiches Mittel anwenden. Sie werfen nämlich eine Menge Schneeballen gegen Felsen, die von der Sonne erwärmt und ihren Strahlen ausgesezt sind. Der hängenbleibende Schnee schmilzt sogleich und bildet kleine Brunnen, die frisches Wasser liefern. Alles scharfe Denken, Ueberlegen und Rechnen ermüdet und hat nie die Bestimmtheit wie in dichter Luft, die darum freylich noch keine Dichterluft ist.

Das Feuer will hier oben nicht brennen. Man hat nicht geringe Mühe, Kohlen in Gluth zu bringen und zu erhalten, und dann ist's doch nur ein gemaltes oder ein Theaterfeuer, denn es wärmt und erhizt nur sehr langsam. In Chamouni kocht das Wasser in zehn Minuten, oben braucht es über eine halbe Stunde.

Wenn eine menschliche Lunge hier oben Luft und Kraft hätte den Serpent zu blasen, so würde man die Töne kaum hören, denn ein tüchtiger Flintenschuß knackt hier nur, aber er knallt nicht. Man versteht sich auch viel schwerer. Wenn es ja einmal gelingt auf die Spitze des Himalaia (etwa 26,868′ über der Meeresfläche) zu dringen und oben zu leben, so müssen die Leute nebeneinander durch Sprachröhre zusammenreden.

Schade, daß noch Niemand eine helle Mond- oder Sternennacht auf dem Montblanc zugebracht hat. Schöner würde man da noch finden, was auf dem benachbarten Col du Géant von Saussure beobachtet worden ist: erst die herrlichen Effekte der untergehenden Sonne, die über Frankreich breite Blut- und Purpurbänder zieht, dann der helle Schein am ganzen Horizont herum, und darüber das herrliche Zodiacallicht, das erst lange im Westen steht, dann gen Norden zieht, und am Morgen die wiederkehrende Sonne im Osten verkündigt.

Von alle dem, von dem Phosphorleuchten des Monds auf die nächsten Schneefelder, Dome, Gipfel, Spitzen und Zacken, so wie auf das unermeßliche europäische Thalland, von den wunderlichen Schatten, von dem unermeßlichen Sternenhorizont, von der furchtbaren Nachtstille da oben, von alle dem hat noch Niemand Kunde gegeben.

Gewöhnlich kömmt man in den ersten Nachmittagsstunden hinauf, und bricht bald wieder auf, um das Nachtlager auf den Grands-Mulets vor Nachts wieder erreichen zu können. Denn wie wollte man hier oben oder auf dem gefährlichen Taconaigletscher ohne Obdach und Schuh herbergen? daher dringen die Guides zum Aufbruch. Man wirft schnell noch einen Scheideblick in die Runde, höchst wahrscheinlich ist's der lezte im Leben, nimmt Abschied von Frankreich, der Schweiz und Italien, sagt den Alpen, den Gletschern und Apenninen Lebewohl, und scheidet von

Digitized by Google

dem hohen Culm (15,769′ über dem mittelländischen Meer, nach Sauſſure).

Kletternd und gebeugt kam man faſt athemlos herauf; wie auf dem Veſuv, geht es pfeilſchnell wieder hinab, nur anders. Der Reiſende ſezt ſich auf die dünne Eisrinde zwiſchen zwey Guides in gleicher Poſitur. So gleiten ſie pfeilſchnell mit ihm hinab. Die Sache iſt fürchterlich mit anzuſehen, hat aber bey der Sicherheit, Gewandheit und Kraft dieſer Männer keine Gefahr. Sie nennen dieß ramasser, Clarke und Sherwill fuhren ſo an der Oſtſeite der Calotte herab und hatten den großen St. Bernhard vor ſich. Daher war ihnen, als wollten ſie in wenigen Minuten den edeln Mönchen des Hoſpizes einen unerwarteten Beſuch von oben abſtatten. Ganz gefahrlos ſauſt man dicht an Abgründen und Schlünden vorüber.

So kömmt man in wenigen Minuten bey den Petits-Mulets an, von denen aufwärts zwey Stunden zu rechnen ſind. Darauf beginnt das Grand-Plateau, das faſt eben ſo breit und des Nachmittags noch unangenehmer zu begehen iſt, als des Morgens, weil der Schnee an der Oberfläche etwas geſchmolzen und noch nicht wieder gefroren iſt, ſo daß man bis an die Knie hineinſinkt.

Nichts kann ermüdender und peinlicher ſeyn, als wenn die Menſchen ſich nach dem pfeilſchnellen Ramaſſiren Schrittchen vor Schrittchen fortſchleppen müſſen. Dazu kommt, daß ſich nun bey der immer dichter werdenden Luft der Appetit einſtellt, und gewöhnlich kein Vorrath mehr vorhanden iſt. Denn gar manches werfen die Guides unvermerkt von ſich, um es nicht tragen zu müſſen, oder um für ihre Stein- und Kryſtallſammlungen leere Säcke zu haben. Es trifft ſich daher, daß ſie auf ihren einſamen Zügen in dieſen Schnee- und Eisfeldern auf die Jagd von vollen Weinbouteillen, Hühnern und kalten Paſteten gehen, die durch die Bewegung der Gletſcher und Serracs hier und da fortgeſchoben werden und an den Morraines liegen. Von der Hitze wird da wenigſtens nichts verdorben.

Eine neue Schwierigkeit zeigt ſich bey der Eis- und Schneemauer der Grandes montées, die nach kurzem Aufthauen wieder gefroren und glatt iſt, wie ein Spiegel. Man ſucht freylich die Stufen, die am Morgen ins Eis gehauen wurden, um hinaufzuklimmen, es bindet ſich Einer an den Andern, man rutſcht mit der größten Vorſicht und mit ausgebreiteten, anklammernden Händen hinab; aber wenn nur Einer ausgleitete und fiele, ſo riſſe er alle haltloſen, ſchweren Männer nach ſich. Es iſt aber keine Kleinigkeit um dieſe Montées, denn ſie ſind faſt ſo hoch wie die Frauenthürme in München. Gleitet aber je ein Reiſender, wie Sherwil, aus und hängt dann da wie ein Schieferdecker am Thurm, ſo rathe ich ihm, ſich ganz ſtill zu verhalten und nicht die geringſte Bewegung zu machen, auf daß er die Guides nicht hinabreiße. Sie werden ihn dann wieder an die Eiswand ziehen und auf den rechten Weg bringen, wo ſich freylich keine Gemſe hintrauen würde. Es iſt ein Glück, daß auf dieſe etwas ängſtliche Parthie abermals drey luſtige Ramaſſen folgen bis zu dem Petit Plateau, wo wieder zu Fuß gegangen werden muß; es iſt aber nicht breit. Darauf gelangt man zu den Petites Montées, wo von Neuem gerutſcht werden kann.

Dieſe fortſchaffende Mechanik hat große Aehnlichkeit mit den ruſſiſchen Eisbergen, nur iſt die Umgebung ſchöner, denn die wunderherrliche Ausſicht rechts und links mit dem furchtbaren Donner niedergehender Lawinen, die Eisſchlünde, die prächtig von der Abendſonne erleuchtet werden, aber deßhalb noch furchtbarer ausſehen, Alles dieß erinnert eben nicht an das flache Rußland.

Bald darauf beginnt der Tacconai-Gletſcher, der oft in der kurzen Zeit, ſeit man ihn verlaſſen, eine ganz andere Geſtalt angenommen hat. Da, wo Du am Morgen herzhaft auftreten konnteſt, ſind jezt breite Spalten über tief gähnende Abgründe entſtanden, auf deren Grund ſilberne Waſſer rauſchen. Nicht in alle kann man hinab und auf der andern Seite mittelſt eingehauener Stufen wieder hinaufſteigen; ſie zu umgehen, würde aber zu viel Zeit koſten und bey alle dem unſicher ſeyn. Daher werden fünf bis ſechs der langen Alpenſtöcke über die Spalte gelegt, die Guides werfen ihr Gepäck auf den andern Rand und ſchreiten keck über den ſchwindlichen Steg. Die Reiſenden werden vorerſt an Seile gebunden, dann wagen auch ſie ſich hinüber, was gewöhnlich ſeine Schwierigkeiten hat, da ihre ſteinhart gefrornen Schuhe eine dicke Rinde von Eis und Schnee an den Sohlen haben, die Stöcke aber auch mit Eis überzogen ſind. Wer da ausgleitete, könnte ſich nicht halten und müßte wieder hinauf gehißt werden, lebend oder todt.

(Die Fortſezung folgt.)

Einzelnes.

Das Vorhandene mit Geiſt zu benutzen, darin beſtehe unſere Originalität. Aber das Gefundene zu ignoriren und immer ſelbſt wieder Neues erfinden zu wollen, iſt ein ganz verkehrtes Beſtreben.

Die Kunſt liebt das Traditionelle. Meiſter die in Epochen der höchſten Blüthe leben, ergreifen treffliche Intentionen unvollkommener Vorgänger, und machen daraus etwas Gutes. So wie in Jahrhunderten des Sinkens geringere Nachkommen die Werke der großen Meiſter immerfort wiederholen und nachahmen.

Ekermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Diese Beschönigung des lächerlichen Schritts hält keinen Bestand; denn sicher haben die Herren sich nicht für Racine, Molière und Corneille an den König gewandt, sondern um ihrer eigenen Trauerspiele willen, welche das Théâtre français selten gibt, weil sie ihm wenig Geld einbringen. Die Herren beklagen sich über die Schauspieler des Théâtre français, über den bey diesem Theater angestellten königlichen Kommissär und über den Directeur des beaux arts im Departement der königlichen Hofhaltung, nämlich den Vicomte de la Rochefoucauld; alle diese Leute sollen unter einer Decke spielen und zusammen am Untergange der dramatischen Kunst in Frankreich arbeiten. Nun hat freylich der Vicomte de la Rochefoucauld manche alberne Streiche in seinem Amte als Lenker der königlichen Theater begangen; allein bey der besagten Angelegenheit kann man ihn, glaube ich, von aller Schuld freysprechen, eben so wie den königlichen Kommissär, Baron Taylor, und die Comédiens associés, die im Grunde doch am besten wissen müssen, was dem Publikum behagt oder nicht. Es ist überhaupt eine überspannte Forderung, daß Institute, die von der Gunst des Publikums abhängen, sich nicht nach dem Geschmacke desselben umsehen, sondern vor allem die ästhetischen Regeln sich zu Herzen nehmen sollen. Nun ist es allerdings wahr, daß die Regierung, oder eigentlich der Staat, dem Théâtre français jährlich eine Summe von 100,000 Franken schenkt, daß es im Stande sey, sich als erste Nationalbühne mit Würde aufrecht zu erhalten und die Meisterstücke der französischen Dramatik auf eine anständige und zweckmäßige Art darzustellen. Allein der Globe erwiedert hierauf, daß das Théâtre français außer dem besagten Zuschusse noch 500,000 Franken brauche, die es doch nur vom Publikum erhalten kann; folglich müsse es dem Publikum mehr noch als der Regierung zu gefallen suchen. Im Grunde, meynt der Globe, würde es viel klüger von dem Théâtre français gehandelt seyn, wenn es ganz auf den Zuschuß der Regierung Verzicht leistete und sich auf die Unterstützung von Seiten des Publikums beschränkte. Diesen Versuch wird das Théâtre français aber schwerlich machen wollen, und so lange es den Zuschuß der Regierung erhält, fragt sich, ob es sich von dem ihm vorgesteckten Ziele entfernen und der Bestimmung des Instituts zuwider handeln darf. Das neue Tagesblatt, L'Universel, meynt, die Ursache, weßhalb das klassische Theater so wenig Beyfall finde und dem romantischen nachstehen müsse, liege darin, daß man die klassischen Stücke Corneille's, Racine's und Molière's jezt so schlecht spiele; man solle erst gute Schauspieler zu bekommen suchen und dann werde man sehen, ob das Publikum das klassische Theater nicht noch eben so sehr liebe, als sonst. Etwas Wahres enthält diese Vermuthung oder Behauptung gewiß, und tägliche Erfahrung lehrt, daß, wenn die Rollen in den sogenannten klassischen Meisterwerken sehr gut besezt sind, das Publikum sie auch noch mit großem Vergnügen sieht. Allein kann man den Zuschauern verdenken, wenn sie auch gern etwas Neues sehen, und den jungen Dichtern, die auf neugebahntem Wege ihre Kräfte versuchen, Beyfall klatschen und sie zu ähnlichen, noch gelungeneren Versuchen aufmuntern? Das prosaische Trauerspiel „Heinrich III. und sein Hof," ist freylich eine Mißgeburt und ein gräulich anzusehendes Stück; allein man erkennt doch darin den Keim zu einer bevorstehenden besseren und vernünftigern Gestaltung der französischen Tragödie; alle die langweiligen Nachahmungen der klassischen ältern Meisterstücke der Franzosen erregen bey weitem nicht das Interesse, das dieser unförmliche, ungehobelte Versuch eines jungen und kühnen Dichters erregt. Kann man es daher wohl dem Publikum verdenken, daß es bey jeder Aufführung „Heinrichs III." seine 4 — 6000 Franken in die Theaterkasse legt, und kann man es der Dlle. Mars und den übrigen Schauspielern und Schauspielerinnen des Théâtre français zum Vorwurf anrechnen, wenn sie lieber die 4 — 6000 Franken einstreichen, als sich mit den 4 — 600 Franken begnügen, die ihnen ein ächt klassisches Trauerspiel würde abgeworfen haben?

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Am Sonntag den 23. begab sich General Jackson in die Hauptkirche der Stadt, um Gott für den errungenen Sieg zu danken, und wurde von dem Prediger als der Retter des Vaterlandes begrüßt. Bald darauf kam die Nachricht von dem Vertrage von Ghent ein; die Militärherrschaft hörte auf, die Truppen wurden entlassen, und ein Beamter, gegen den Jackson früher willfährlich verfahren, ließ diesen vor sich laden und verurtheilte ihn, wegen seiner Widersetzlichkeit gegen das Gericht, zu einer Buße von 1000 Thalern, welche sogleich durch eine Subscription seiner ihn bewundernden Landsleute bezahlt wurde. Er kehrte bald darauf nach Nashville zurück und lebte vor wie nach auf seinem Landgute in aller Stille, bis er im Jahr 1825 von den südlichen Staaten, welche schon lange Eifersucht gegen die nördlichen hegen, zum Präsidenten vorgeschlagen wurde. Von 262 Stimmen hatte Jackson 99, Adams nur 84. Da aber keiner die absolute Mehrheit von 132 hatte, so fiel die Wahl dem Senat anheim und dieser ernannte Adams. Bey der lezten Wahl hatte Jackson 180 Stimmen und Adams wieder nur 84, wodurch der Sieg für Ersteren entschieden ist.

General Jackson ist ein langer hagerer Mann, was ihm den Beynamen Hiccory zugezogen hat. Er ist 62 Jahre alt, für sein Alter noch sehr thätig und kräftig, er soll bey seiner Charakterfestigkeit ein sehr angenehmes, freundliches Wesen besitzen, und für den Aermsten und Niedrigsten, wie für den Höchsten zugänglich seyn. Die folgende Anekdote, die man von ihm erzählt, ist charakteristisch. Zur Zeit, als Jackson Richter war, wurde einmal ein Mann vor ihn gebracht, dem man eine ziemliche Anzahl Mordthaten zur Last legte, eine Sache, die in Kentucky nicht sehr ungewöhnlich seyn soll. Als derselbe sein Todesurtheil aussprechen hörte, fing er an, Arme und Beine so gut zu gebrauchen, daß er aus dem Gerichtssaal entkam und davonlief. Der Sheriff rief sogleich den Umstehenden zu, den Verbrecher wieder ergreifen zu helfen, und mehrere derselben machten sich sogleich auf die Beine und eilten ihm nach. Die Richter in Amerika tragen weder Perücken noch Mäntel, und Jackson, der mit den Uebrigen fortgerannt war, kam den Andern bald zuvor. Da der Mörder „Hiccory" dicht hinter sich sah, kehrte er sich um, und wollte sich zur Wehr seyen; der Richter forderte ihn auf, sich zu ergeben, und da er sich weigerte, zog er eine Pistole aus der Tasche und schoß ihm ganz kaltblütig eine Kugel durch den Kopf. Hierauf begab er sich nach dem Gerichtshof zurück und hörte mit möglichstem Ernst den umständlichen Bericht des Sheriffs an: wie der Verurtheilte davon gelaufen, wie er verfolgt und, da er sich den Behörden nicht fügen wollen, von einem gewissen Bürger, Namens Andreas Jackson, dessen Beystand der Sheriff gesetzlich verlangt, todt geschossen worden sey.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. März 1829.

Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinanderzieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gedange
Der Ordnung leichtgefaßtes Glied.

Schiller.

Ueber epische und dramatische Dichtung *).

Von Goethe und Schiller.

Der Epiker und Dramatiker sind beyde den allgemeinen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie beyde ähnliche Gegenstände, und können beyde alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Wollte man das Detail der Gesetze, wonach beyde zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herleiten, so müßte man sich einen Rhapsoden und einen Mimen, beyde als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht schwer fallen zu entwickeln, was einer jeden von diesen beyden Dichtarten am meisten frommt, welche Gegenstände jede vorzüglich wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich bedienen wird; ich sage vorzüglich, denn, wie ich schon zu Anfang bemerkt, ganz ausschließlich kann sich keine etwas anmaßen.

Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch seyn; die Personen stehen am besten auf einem gewissen Grade der Kultur, wo die Selbstthätigkeit noch auf sich allein angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor, das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert, die Tragödie den nach innen geführten Menschen, und die Handlungen der ächten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raumes.

Der Motive kenne ich fünferley Arten:

1) Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsschreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten oder den Weg verlängern; dieser bedienen sich beyde Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die dasjenige, was vor der Epoche des Gedichts geschehen ist, hereingehoben wird.

*) Aus dem dritten Bande des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe. Dieser Aufsatz, den Goethe an Schiller schickte, ist das Resultat ihres mündlichen und schriftlichen Ideentausches über Epos und Tragödie.

Digitized by Google

5) Vorgreifende, die dasjenige, was nach der Epoche des Gedichts geschehen wird, anticipiren; beyde Arten braucht der epische so wie der dramatische Dichter, um sein Gedicht vollständig zu machen.

Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind beyden gemein.

1) Die physische, und zwar erstlich die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören und die sie umgibt. In dieser steht der Dramatiker meist auf einem Punkte fest, der Epiker bewegt sich freyer in einem gröſsern Lokal; zweytens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Diese bringt der epische Dichter, der sich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichnisse näher, deren sich der Dramatiker sparsamer bedient.

2) Die sittliche ist beyden ganz gemein, und wird am glücklichsten in ihrer physiologischen und pathologischen Einfalt dargestellt.

3) Die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht beyden offen, nur versteht sich, daß sie an die sinnliche herangebracht werde; wobey denn für die Modernen eine besondere Schwierigkeit entsteht, weil wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören, er wird das Interesse egal vertheilen, weil er nicht im Stande ist, einen allzulebhaften Eindruck geschwind zu balanciren, er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die sich ihre Bilder selbst hervorbringt, und der es auf einen gewissen Grad gleichgültig ist, was für welche sie aufruft. Der Rhapsode sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen; er läse hinter einem Vorhange am allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahirte, und nur die Stimmen der Musen im Allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen ist gerade in dem entgegengesezten Fall; er stellt sich als ein bestimmtes Individuum dar, er will, daß man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich Theil nehme, daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Verlegenheiten theile, und sich selbst über ihn vergesse. Zwar wird auch er stufenweise zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bey sinnlicher Gegenwart auch sogar der stärkere Eindruck durch einen schwächern vertilgt werden kann. Der zuschauende Hörer muß von Rechts wegen in einer steten sinnlichen Anstrengung bleiben, er darf sich nicht zum Nachdenken erheben, er muß leidenschaftlich folgen, seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht, man darf keine Ansprüche an sie machen, und, selbst was erzählt wird, muß gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Eine abermalige Ramasse führt endlich zur Herberge auf den Grands-Mulets. Von hier bis auf den Gipfel des Montblanc braucht man gewöhnlich zehn Stunden, in vieren kömmt man bequem herab. Nun gehen die Guides an ein Handiren. Einige pflanzen das Zelt auf und lehnen es mit seinen Stangen an den Felsen, freylich wandelbar genug. Ich begreife nicht, wie die sonst so sinnreichen Leute noch nicht auf den Einfall gekommen sind, einige eiserne Haken in den Felsen zu schlagen, oder; was noch besser wäre, nach Saussures Beyspiel (auf der Südseite der Grands-Mulets und auf dem Col du Géant) eine Hütte aus nahliegenden Granitsteinen zu bauen, in der Feuer in einem kleinen Kamin gemacht werden könnte. Da die Felsenplatte vor Sturm und Lawinen gesichert ist, so hätte sie keine Zerstörung von den Elementen zu fürchten. Diese Stelle würde dann häufiger besucht werden, man würde da übernachten, um die ungeheuren Felsblöcke von den obern Aiguilles und die Lawinen ganz nah, und doch gefahrlos an sich vorüberdonnern zu hören. Jeder Fremde würde gern einen Thaler für die Benutzung dieser Herberge geben, so daß die Guides sich bald reichlich für ihre kleine Mühe belohnt sähen. Dieß wäre um so mehr zu wünschen, da es nicht ohne Gefahr ist, auf dem Rückweg vom Montblanc fast auf bloßer Erde in einem dünnen, schlotternden Zelt zu übernachten. Man ist den ganzen Tag gegangen, heftige Bewegung und Wärme hat alle Glieder weich und geschmeidig gemacht, leicht kann sie daher die Kälte ergreifen und dadurch sehr schaden. In den gesicherten Felsenspalten könnte überdieß noch ein kleines Holzmagazin angelegt werden. Die Reisenden brauchten es also nicht mit unendlicher Mühe hinaufschleppen zu lassen, so wie den ganzen Zeltapparat. Dieß wäre auch eine Ersparniß, denn man brauchte weniger Träger und Guides. Vielleicht liegt aber gerade darin der Grund, warum die Hütte nicht gebaut wird.

Hatten die Leute schon hinaufwärts froh und guter Dinge bey ihrem Bivouacfeuer gelegen, so sieht man sie nun voll ausgelassener Freude über die glücklich bestandene Bergfahrt und die fünf oder sechs Louisdor, die jeder in einigen Stunden nach Haus tragen kann, und die für diese Männer natürlich ein bedeutendes Kapital sind, mit dem

Digitized by Google

mit Frau und Kind fast den ganzen Winter über gelebt werden kann. Ruhiger bringt auch der Fremde diese Nacht in seinem Zelte zu, denn er hat sich bereits an die dünne Gletscherluft gewöhnt, hat einige am Feuer geröstete Fleischstücke und Brod mit Appetit verzehren und ein wenig Wein mit Behagen zu sich nehmen können. Das Lawinendonnern weckt ihn nicht mehr, Rechts und Links sausen und stäuben sie an dem hohen Felsen vorüber, ihn kümmerts nicht. So ungefähr leben die Menschen in Catania und in Torre del Greco leicht und fröhlich auf Lavaströmen, die vor wenigen Jahren ihre Eltern und ihre Habe begruben, sengten, brannten, verwüsteten und verschütteten, wo jezt neue Häuser stehen, die vielleicht wieder in der nächsten Nacht zu Asche werden. Umsonst leuchten und glänzen Mond und Sterne auf den weiten Schneefeldern zwischen den hohen Felsenzacken durch, Niemand sieht sie, denn Niemand regt sich.

Wenn am folgenden Morgen der Himmel wieder heiter ist, so wird gegen fünf Uhr das Frühstück mit gestärkter Lust eingenommen, und dann verwendet man gewöhnlich noch einige Stunden, um die merkwürdigen Felsengruppen der Grands-Mulets zu untersuchen und manches davon zu zeichnen. Die Guides klettern wie Gemsen an den schmalsten Rändern, den schärfsten Vorsprüngen und den tiefsten Abgründen herum, um einige Mineralien oder sonst interessante Dinge aus dieser Region mit nach Chamouny zu bringen, wo sie in einem Kabinet zum Verkauf an Fremde aufgestellt werden.

Gewöhnlich bricht man erst um sieben Uhr auf. Da sich die Gestalt und Oberfläche der beyden Nachbargletscher Bossons und Tacconai oft ändert, so läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen, ob der Rückweg über den einen oder über den andern genommen werden muß. Sehr interessant und der Mühe werth ist es auf jeden Fall, die Eiswände des Bossonsgletschers mit Muße zu beschauen und zu untersuchen. Dazu braucht man aber vier bis fünf Stunden, so daß erst gegen Mittag des Eises Grenze erreicht wird, und man die feste Erde wieder betritt, was seit zwey Tagen nicht mehr geschehen. Es liegt darin eine ganz eigene Empfindung, ähnlich der Lust, welche Seereisende empfinden, wenn sie seit langer Zeit den Fuß wieder ans Land setzen. Die lange und langweilige Zeit zur See wird hier durch die Mühen, die Gefahren und die Erschöpfung auf den Gletschern und Schneefeldern ersezt. Man scheidet nicht ungern aus dem Reich des Frostes und der Erstarrung, so schön und wundervoll es seyn mag. Der Mensch fühlt doch, daß hier seines Lebens und Bleibens nicht ist.

Auf der Pierre de l'Echelle wird zum ersten Mal auf der Terra firma ausgeruht, und wenn etwa noch ein Stückchen Brod und Fleisch mit einem Schlucke Wein übrig geblieben ist, so verschwindet es im Augenblick. Wenn man recht acht gibt, hört man hier wieder den ersten Ton aus dem Thal, ein ganz schwaches Rauschen der Arve. Dieß scheint dem unbedeutend, der sich nie hoch verstiegen hat. Es ist aber ein Zauber für den Gebirgsreisenden. So ergreift auch nach tagelangem Wandern zwischen Eis und Schnee die Erscheinung einer weidenden Ziege, und man sieht die armselige Geiß nicht ohne Bewegung an. So hängt der Mensch am Lebenden und Athmenden, wäre es auch nur ein Thier. Wer sollte es glauben? An der armseligen Sennhütte, die nun bald folgt, könnte man unmöglich vorbeygehen; sie ist wie ein Pallast Armidens. Und wenn sich darin gar, was häufig ist, ein artiges Mädchengesicht blicken läßt, so fehlt dem Zauber nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Unter solchen Umständen ist die Bittschrift der klassischen Tragiker an den König eine drollichte Begebenheit, worüber denn auch der Figaro und andere kleine Blätter nicht aufhören, nach Herzenslust zu spotten. Das Spaßhafteste ist, daß, obwohl sich fast alle Tagesblätter, die großen sowohl als die kleinen, in den Streit gemischt haben, doch keines den Text der Bittschrift mittheilt, und daß alle hin und her streiten, ohne eigentlich zu wissen, wie die Herren Dichter dem Könige die Sache vorgestellt haben. Vermuthlich schämen sich die Herren, dem Publikum die Bittschrift vorzulegen, da sie wohl einsehen, daß man dann noch viel mehr über sie spotten würde; jezt können sie die Sache wenigstens ins Dunkel stellen, und wenn sie auch gefehlt haben, so ist doch kein corpus delicti da, um wider sie zu zeugen. Ein Tagesblatt, welches klüger scheinen will als die andern, meynt, die Regierung werde sich wohl hüten, einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit zu thun, indem ihr der lebhafte Streit für und wider den Romantismus sehr gelegen komme, deßhalb, weil er die Aufmerksamkeit des Publikums von den Staatsbegebenheiten abwende, was immer etwas Erwünschtes für Minister sey, die den scharfen Blick des naseweisen Publikums zu fürchten haben. Allerdings hat der Moniteur, das wahre Amts- und Regierungsblatt, sich mit in den Streit über das klassische und romantische Theater gemischt; allein seine Einmischung war doch auf nichts Weiteres abgesehen, als auf eine Vertheidigung der königlichen Intendanz der Haupttheater; dem Moniteur zufolge ist die Leitung der königlichen Theater vortrefflich, läßt nichts zu wünschen übrig, und mit diesem Orakelspruche wünscht der Moniteur den Lesern eine gute Nacht. Was macht aber während dieses Streites, wird man fragen, der thätige Scribe? hält er es mit den Klassikern oder mit den Romantikern? Scribe gibt sich mit solchen Dingen nicht ab, sondern schreibt witzige Vaudevilles und bereichert sich. Seit meinem lezten Berichte hat er schon wieder zwey Stücke aufs Theater gebracht, und zwar eins unter dem Namen „Throbald," wozu ihm wiederum der Rückzug der französischen Armee aus Moskau eine entfernte Veranlassung gegeben hat; dieß ist das dritte oder vierte Stück, wozu er die große Weltbegebenheit benuzt hat, die für so wenige Franzosen einen Nutzen und so manchen Tausenden den Untergang gebracht hat. In dem Scribe'schen Vaudeville ist der ernsthaften Begebenheit dadurch eine scherzhafte Seite abgewonnen, daß ein aus Rußland zurückerwarteter Krieger

nicht zurückkömmt, für todt ausgegeben, aber in der Familie, die man nicht mit der Nachricht seines Todes erschrecken will, durch einen Andern ersetzt wird, der nun die Braut heyrathen soll; zuletzt erscheint der für todt ausgegebene Bräutigam doch wieder, und dadurch klärt und heitert sich das Ganze auf. Das zweyte Stück, „Madame Agnes," ist aber mit weit mehr Gewandtheit angelegt, und nur Scribe konnte solch ein Stück schreiben; seine Absicht war nämlich, eine Frau aus der großen Welt darzustellen, die mit ihrer Andacht und Gottesfurcht und mit ihren strengen Grundsätzen etwas großthut, und sich durch Umstände verleiten läßt, zweydeutige Schritte zu wagen, die sich von einer so strengen Sittenrichterin nicht erwarten ließen. Da die männlichen und weiblichen Tartüffe bey der in Frankreich noch immer mächtigen und so übel berüchtigten Kongregation in Ansehen stehen, so war vorauszusehen, daß, wenn der Dichter die Andacht der Madame Agnes allzu sehr hervorstechen ließ, man (das heißt die Jesuitenparthey) sein Vaudeville nicht würde aufführen lassen. Der feine und geschmeidige Scribe hat das Ding nun so gewandt behandelt, daß von der Andacht der Madame Agnes nirgends die Rede ist und man sie doch überall durchschimmern sieht, so daß man nun eine Scheinheilige vor sich hat, allein unter einem ächt weltlichen Gewande, gegen welches die gestrengen Theaterrichter nichts einzuwenden haben können. Daher erhält die Madame Agnes auch großen Beyfall, so oft sie aufgeführt wird; die Ultrablätter schmollen sehr mit dem Dichter, daß er die Kühnheit gehabt habe, über eine so heilige Sache, als die Andacht einer Frau, zu spotten; das Publikum aber, dem die Scheinheiligkeit um so verhaßter ist, je mehr sich die Obskurantenparthey bemüht, sie in Aufnahme zu bringen, belohnt stets den Dichter mit lautem Beyfall und dankt ihm für seine fein-ironische Schilderung einer Scheinheiligen aus der großen Welt. Dg.

London, März.

(Beschluß.)

Jonathan Martin, der arme wahnsinnige Gerber, welcher den herrlichen Münster zu York angezündet und einen Schaden verursacht hat, der kaum mit 70.000 Pfund nur einigermaßen wieder gut zu machen ist, wird in ein Paar Tagen vor Gericht gestellt und vermuthlich zu lebenslänglicher Einsperrung in einem Tollhaus verurtheilt werden. Er pflegte seine von ihm selbst geschriebene Lebensgeschichte zum Verkauf herumzutragen; sie ist in jeder Hinsicht merkwürdig, indem sie auf der einen Seite wirklich interessante Abentheuer enthält, und auf der andern die Fortschritte eines religiösen Wahnsinnes zeigt, der sich in unsern Tagen nur zu häufig bey Menschen entwickelt, die sich blindlings ihren starken Gefühlen und ihrer erhitzten Einbildungskraft überlassen. Martin, beyläufig gesagt, ein Bruder des berühmten Malers dieses Namens, ward von armen Eltern auf dem Lande geboren, lernte nur zur Nothdurft lesen und schreiben und ward im 22sten Jahre durch Betrug auf ein Kriegsschiff gelockt und gewaltsam zu dem Seedienst gezwungen. List scheint ein Hauptzug seines Charakters, und diese zeigte er bey dieser Gelegenheit, indem er sich einen falschen Namen gab, in der Hoffnung, daß dieses ihm beym Ausreißen behülflich seyn werde. Doch mußte er erst die Expedition nach Kopenhagen und mehrere andere an der spanischen und portugiesischen Küste mitmachen, ehe es ihm gelang, zu entwischen. Während dieser Zeit war er fünfmal in Gefahr, in der See zu ertrinken oder durch das Herabstürzen vom Mast zerschmettert zu werden. Daß er diesen Unfällen entging, schreibt er ganz natürlich der besondern Einmischung der Vorsehung zu, die ihn zu großen Dingen ausersehen habe. Endlich desertirte er und ging mit einem Kauffahrer nach Egypten. Hier entging er noch einmal der Todesgefahr, und dieser Umstand, so wie die Erinnerungen an die heilige Schrift, welche der Name des Landes in ihm erregte, machten einen starken religiösen Eindruck auf ihn. Nach manchen andern Abentheuern, in denen er als ein entschlossener, gewandter Mensch erscheint, kam er nach England zurück, wo er zu Norton in der Grafschaft Durham als Gerbergesell in Arbeit ging. Erst jetzt fängt die Geschichte seiner Geistesverwirrung an. Von Gewissensangst gepeinigt, von Träumen gequält, die der Unglückliche nach und nach für prophetisch zu halten anfing, lief er von Kirche zu Kirche, von Bethaus zu Bethaus, und zog überall durch seine Ausrufungen und Anreden die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, ohne Selbstzufriedenheit zu finden. Endlich führte ihn ein Traum zu einem der sogenannten Liebesfeste der Methodisten, und jezt glaubte er die Gemeinde gefunden zu haben, zu der er gehörte. Aber seine Streiche kamen selbst diesen Enthusiasten zu toll vor, und sie stießen ihn aus ihrer Versammlung. Dieß machte ihn jedoch noch phantastischer, so daß er sich einmal einfallen ließ, den Bischof von Lincoln, den er als einen frommen Mann hatte loben hören, in seinem Glauben zu prüfen; er schaffte sich nämlich eine Pistole an und wollte ihm mit dem Tode drohen, wenn er ihm nicht gewisse Stellen der h. Schrift nach seiner Ansicht erklärte. Die Sache ward aber ruchbar und der Prophet ins Tollhaus geschickt. War er vorher gegen die Geistlichkeit der englischen Kirche aufgebracht gewesen, so ward er es jezt noch weit mehr, und seine prophetischen Träume, die die Zerstörung der Kirche verkündigten, wurden immer häufiger und heftiger; ja er träumte von der Unterjochung und Zerstörung des Landes durch die Franzosen unter dem jungen Napoleon. Endlich entfloh er aus dem Tollhaus, wo man ihn sehr grausam behandelt hatte, obgleich er sich niemals heftig zeigte. Nach vielen Wanderungen und Abentheuern kam er nach Norton zurück, und man gab ihm wieder Arbeit. Doch fuhr er immer fort, zu träumen und zu prophezeihen. Er lief bald da, bald dort hin, predigte, betete, schlug Warnungsbriefe an die Kirchenthüren an und steigerte sich endlich zu einem Paroxismus, in dem er beschloß, wie ihm geträumt hatte, den Münster zu York zu verbrennen. Er verfuhr dabey mit aller möglichen Besonnenheit, ließ sich Nachts in die Kirche einschließen, trug Kissen in zwey Haufen zusammen, zündete sie an und kletterte mittelst eines Seils, das er von einer Glocke abgeschnitten, hinaus, nachdem er alle Maßregeln getroffen hatte, daß der Verdacht auf niemand anders fallen konnte, als auf ihn.

Auflösung des Räthsels in Nro. 69:
Die Ellipse.

Räthsel.

Ich bin das Bild der nie gestillten Sehnsucht. Man sollte glauben, der Verstand eines Verzweifelnden habe mich hervorgebracht; aber ich bin die Geburt des besonnensten, erfinderischsten und eines wohlthuenden Geistes. Ewig treibe ich mich umher, ohne mich selbst und meinen Mittelpunkt wieder zu finden; mein Fluch ist, daß ich zugleich das vollkommene Ebenmaaß erreichen, und doch das Unendliche erkennen will.

J. W. Pfaff.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 76.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. März 1829.

Was kümmern uns die Leute,
Was geht die Welt uns an?
So küssen wir uns heute,
Wie gestern wir gethan.

Göting.

Keine Bedenklichkeit.

Der Mond scheint ja so helle,
Die Luft weht so gelind,
Wir sind ja bald zur Stelle,
Verzage nicht, mein Kind!

Ob uns die Leute sehen?
Was kümmern wir uns drum?
Am Tisch die Lichter stehen,
Sie sitzen rings herum.

Scheurst Du des Weges Steile?
Das Ziel ist uns doch nah!
Jezt hat es keine Eile,
Der Nußbaum deckt uns ja.

Dort hinter Felsentrümmern
Sah man in alter Zeit
Ein Ritterschloß erschimmern,
Es war von hier nicht weit.

Kein Mädchen durft' es wagen,
Bey stillem Mondenschein,
Den Schleyer aufgeschlagen,
So nah' der Burg zu seyn.

O blicke doch hinunter!
Da drinnen liegt die Stadt,
Das Bächlein hüpft so munter,
Gleichwie ein Aal so glatt.

Von sanftem Licht umgeben,
Scheint Alles sich zu dreh'n,
Und durch einander schweben
Die Thäler und die Höh'n.

Das graue Stadtgemäuer
Bläht sich als Segel dort,
Der Kirchthurm führt das Steuer,
Und Alles schwimmet fort.

Die Glocke schlägt schon wieder?
O höre nicht darauf!
Wir setzen uns jezt nieder,
Die Zeit hat ihren Lauf.

Der Mond will uns nicht stören,
Er birgt sich in's Gesträuch,
Wir küssen uns in Ehren,
Die Mutter merkt's nicht gleich.

L. Bauer.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Fortsetzung.)

Ein sehr abschüssiger, steiniger Weg zwischen ungeheuren Tannen führt zu dem Dorf des Pelerins. Aber schon eine halbe Stunde vorher kommen Buben und kleine Mädchen herangeklettert, die ihren Vätern entgegeneilen.

Digitized by Google

Denn viele Guides sind aus diesem Dorf, besonders der erfahrene und unterrichtete Coutet. Das ist ein Herzen und Freuen und Jauchzen bey den Kleinen, daß man darüber wohl den Bossonsgletscher und seine Diamantgrotten vergessen könnte. Die Buben gehen vielfach forschend um die Schnappsäcke der Väter herum, nicht etwa um mitgebrachten Kuchen und Zuckerwerk zu erspähen, dergleichen wäre wohl schwer aus dem Eis- und Schneereich mitzubringen, sondern um die Bergkrystalle zu schauen, die der Vater erbeutet, oder gar ein Ammonshorn, „wie es der Wandrer findet auf den Bergen."

Immer mehr Leute kommen an den Weg, die den glücklich Heimkehrenden die Hände schütteln. In Pelerins und in Chamouny läuft alles auf die Straßen, und die Alten und Kranken treten wenigstens an die Fenster und greifen an die Mützen. Jedoch nicht blos Kinder und besorgte Frauen herzen und küssen die Rückkehrenden, es wird auch sonst manches enggepreßte Herz wieder weit. Für jezt aber bleibt es beym erröthenden Gruß und Händedruck. Auch die Reisenden werden von allen mit Höflichkeit und herzlicher Theilnahme überhäuft. Alles drängt sich heran sie zu grüßen und ihnen Blumen zu reichen. Dadurch wird ihre Rückkehr ein schönerer Triumphzug als der mit Elephanten, Löwen, Leoparden und gefesselten Königen.

Die lezte Besteigung des Montblanc hatte im Sommer 1827 statt, und über deren Erfolg herrschen einige Varianten.

Sie wurde von zwey Engländern, G. Harves und C. Fellowes, unternommen. Man zog am 24ten Julius früh um halb Neun von Chamouny aus, die Engländer, neun Guides und ein junger Mensch aus dem Thal. Es wurden Lebensmittel für zwey Tage mitgenommen. Man hielt sich östlich am Bossonsgletscher weg, und gegen zwölf Uhr war schon der Fuß der Aiguille du Midi erreicht. Da wurde zu Mittag gegessen; es waren zusammen zwey-und-zwanzig Personen, weil man den Männern begegnet war, die am frühen Morgen das Gepäck, Leitern, Seile, Aexte, Holz u. s. w. hierhergetragen hatten. Als wieder aufgebrochen wurde, ging man in folgender Ordnung: Zwey Guides, fünfzehn Fuß weit von einander angeseilt; zwey ledig gehende Guides mit Stricken und einem Beil; zwey andere vorn und zwey hinter den an sie angebundenen Reisenden; ein einzelner Guide mit Stricken bildete die Nachhuth. Man trug Brennholz, Stroh, eine Casserole und eine große wollene Decke mit sich. Jeder hatte den bey dieser Wanderung gewöhnlichen Stab, acht Fuß lang, mit einer starken eisernen Zwinge. Alle waren wie im Winter angezogen, mit großen gefütterten Pelzhandschuhen, Strohhüten, grünen Brillen und Schleyern. Man fand das Eis des Bossonsgletschers sehr porös, brüchig und veränderlich. Es war gefährlicher darüber zu gehen als gewöhnlich, weil im vorigen Winter viel Schnee gefallen war, der eine dünne Decke über die Abgründe und Eisschlünde legte. Um halb fünf Uhr kam man bey den Grands-Mulets an, und übernachtete wie gewöhnlich auf der schmalen Felsenplatte. Das Thermometer zeigte 5° Kälte. Die ganze Nacht hörte man Lawinen stürzen. Um drey Uhr des folgenden Morgens erhob man sich, frühstückte und brach dann auf. Das Gepäck wurde zurückgelassen, und nur einige Lebensmittel, etwas Wein und Limonade mitgenommen. Der Himmel war ganz dunkelblau, fast schwärzlich, die Sterne warfen keine Strahlen und schienen sehr klein. Die Berggipfel standen beym Aufgang der Sonne in der schönsten Färbung. Nach mehreren mühsam durchwanderten Schneethälern kam man an eine majestätische Kette von Eiswänden, die über 200 Fuß hoch waren und den Einsturz drohten. Um halb Neun waren sie auf dem Grand-Plateau, am Fuß des Dom du Gouté. Hier aber konnten sie auf dem gewöhnlichen Weg nicht weiter. Ungeheure Serracs waren von diesem Dom herabgestürzt und machten alles Weiterdringen unmöglich. Daher wurden vier Guides auf Entdeckung eines neuen Wegs ausgeiendet. Alle andern blieben zurück, nahmen trockene Feigen zu sich, für die folgenden vier-und-zwanzig Stunden ihre einzige Nahrung, legten sich auf den Schnee und schliefen. Erst nach anderthalb Stunden wachten sie wieder auf, suchten lange vergeblich die vorausgesendeten Guides zu erblicken, und wurden darüber nicht wenig unruhig. Endlich erblickte man sie, wie sie aus einem ungeheuren Eisschlund herauskletterten. Man trank sich mit einer Flasche Limonade Muth und folgte ihnen nach. Als sie auf die Höhe von 13,000 Fuß gekommen waren, wurde ihr Kopfweh stärker, die Adern schwollen auf und der Puls hatte gegen 100 Schläge in der Minute. Der neue Weg war so steil, daß jeden Augenblick Stufen in das Eis und den Schnee gehauen werden mußten. Er ist aber dem alten weit vorzuziehen, denn er hat weniger Brüche und Schlünde, und ist auch kürzer.

Als die Reisenden nur noch tausend Fuß vom Gipfel des Montblanc waren, bluteten sie aus Nase und Mund. Daran litt besonders der schwächliche Fellowes. Sein Gefährte Harves, von kleiner Statur, stark und robust, hatte weniger auszustehen. Ihr Athem war sehr beengt, und sie konnten nie mehr denn sechs bis acht Schritte hinter einander machen, ohne auszuruhen. Selbst zwey Guides waren von Müdigkeit ganz erschöpft, sanken alle Augenblicke zusammen und spuckten viel Blut aus. Allen waren Gesicht und Hände aufgesprungen. Die Kälte war sehr heftig und die Stricke zum Leiten und Führen der Fremden waren ganz steif von Eis geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Aus einem Denkbuche.

Mitgetheilt von Ludwig Robert.

Goethe, in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, erzählt eine Geschichte, wie ein schöner und junger, ein verständiger und sittsamer Prokurator eine, mit Erlaubniß ihres abwesenden Mannes ihm wohlwollende Frau von ihrer ungeregelten Neigung, durch ein auferlegtes strenges Fasten, heilt. Der Dichter nennt diese Erzählung eine moralische, indem er nur diejenige Erzählung für moralisch erklärt, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Besseren, selbst gegen seine Neigung zu handeln. „Dieses," so sezt er hinzu, „lehrt uns diese Geschichte, und keine moralische Geschichte kann uns etwas anderes lehren." Das leztere ist wohl unbestreitbar; daß aber diese Geschichte uns dieses lehrt, können wir nicht mitempfinden. Denn nicht die innere Kraft besserer Ueberzeugung läßt jene Frau gegen ihre Neigung handeln, nicht das Geistige in ihr überwältigt die natürliche Sinnlichkeit, sondern die physische Natur wird durch physisch-natürliche Mittel, medizinisch, durch eine Hungerkur überwältigt. Die Geschichte ist pathologisch, aber nicht moralisch, und wäre sogar prosaisch, wenn sie nicht komisch, nicht ironisch wäre, wodurch sie denn freylich höchst dichterisch wird. Jedes Kunstschöne aber ist immer, wenn auch absichtslos, in seinem Grund und Wesen moralisch, und diese Geschichte ist es auf negative Weise, indem sie uns mit vielem Humor den nichtigen materialistischen Quell einer Neigung zeigt, die sich für überschwängliche, unbesiegbare Liebe ausgibt. Moralisch im höheren, im positiven Sinne ist diese Erzählung nicht; denn gesezt auch, daß man den jungen Prokurator als den Helden der Begebenheit betrachten wollte, so müßte doch dessen Neigung für die schöne Frau dargestellt seyn. Diesen aber gewahren wir vom Anfang bis zu Ende ohne allen Kampf, und stets gleichgültig und kalt gegen die sich hingebende Schöne. Wir können also nur die humoristische Ironie und das negativ Moralische dieser äußerst ertigen Geschichte mitempfinden, sie aber keineswegs für ine — nach Goethes eigener Definition — positiv-moralische erklären.

Einzelnes.

Sehen wir die ausgegrabenen Wandgemälde von Pompeji und Herkulanum, so staunen wir billig über ihre Vortrefflichkeit, und noch mehr, wenn man uns sagt, daß e von gewöhnlichen Zimmerverzierern gemacht worden, ie es deren zu Tausenden gab. Einigermaßen begreiflich wird uns diese Erscheinung nur, wenn man annimmt, daß alle diese trefflichen Handwerker die Gemälde der höchsten Meister vor Augen hatten, von denen sie in ihren Nachbildungen einen Abglanz gaben, der, so geringe er seyn mochte, uns in unserer Zeit immer noch in Erstaunen sezt.

Jezt wirken diese künstlerischen Handwerker gleich einer Offenbarung, die, wie das Licht eines neuen Gestirnes, sich über die Länder verbreitet. Wie aber würde es um sie stehen, wenn jeder hätte originell seyn und auf eigenem Wege etwas hätte machen wollen?

Ekermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Das graue Männchen. Neue Pantomime in zwey Abtheilungen, von Balletmeister Horschelt, Musik von Röth.

Wollte ich Jemand fragen, wie hat Ihnen die neue Pantomime gefallen? so würde ich mich mit dieser Frage weder an einen jener katonischen Schriftgelehrten wenden, an deren buschigen Augenbraunen die aufschießenden Strahlen der Lust, wie das Wasser im Grabirhause an Dornbüscheln, versteinern, noch an eine jener weichen Damen, die die Seidenblumen ihres Gemüthes mit Claurens approbirtem Glanzfirniß lackirt und aufgesteift haben. Denn was würden sie mir antworten, als etwa: Närrisches Zeug! Wo ist darin Verstand? Keine Rührung! Wir wollen nicht hoffen, daß Sie daran Geschmack finden! Aber ich möchte ein Parterre voll Kinder vor mir haben und befragen, die mit ihren klaren, frischen Augen in den wunderbaren Mährchentraum hineingesehen hätten, mit jenen klaren, frischen Augen, die noch nicht auf den weißen, öden Sandsteppen des Lebens oder des Schreibpapiers halb erblindet sind, oder getrübt von dem Weindunste der Leidenschaft, oder geblendet von dem Aufleuchten der Metallplatten. Diese müßten befragt werden, oder, wenn man etwas höher steigen wollte, die großen, stampfenden und lachenden Kinder der Gallerie. Denn ich glaube fest, unser Einer werde sich eben so wenig Genuß im Zaubergarten des Mährchens versprechen können, als jener Nestor des Prinzen Zerbino im Garten der Poesie, falls man sich nicht aus dem Kopfe schlagen kann, daß man ein gesezter Mann sey mit gescheiten Gedanken, der so und so viel Schulen absolvirt und sein Anstellungsgesuch oder Patent in der Tasche habe. Ein solcher würde sich nur über unser graues Männchen, wie Zerbino's Reisegefährte über die singenden Blumen und redenden Bäume, alteriren und erbost sagen: Dummes Zeug! Das mag er immer sagen, und er überlasse dergleichen Narrheiten den kleinen Kindern der Schule oder den großen der Gallerie; die können allein ein gehöriges Gutachten darüber abgeben; denn die Pantomime ist und wird nie etwas anders seyn, als das Mährchen oder Kinderleben der dramatischen Kunst; sie hat noch keine Sprache, wie in ihren spätern Jahren, wenn sie zum Lustspiele oder zur Tragödie aufgewachsen ist; sie redet noch durch Zeichen und überläßt es ihrer ältern Schwester, der Musik, dieselben, neben ihr hergehend, auszudeuten. Wie im Mährchen, fließt in der Pantomime noch Traum und Wirklichkeit, Phantasiegebilde

und Sinneswahrnehmung in einander. Die Geister kommen ungerufen und mischen sich in das bürgerliche Leben und handeln mit, als wenn es so seyn müßte; wie das Kind, das den feindselig oder freundlich wirkenden Naturkräften noch so nahe steht, daß es ihre Stimmen in Bach, Busch und Wald vernimmt, in Bergesklüften, in See und Luft ihr wundersames Treiben sieht. Je mehr der Mensch aus dieser Erdnähe sich aufrichtet, desto ferner verklingen ihm jene Töne, desto ferner verschwinden ihm jene Gestalten des bunten Kindertraumes. Es gibt keine Geister mehr. Wie die Aufklärung den ganzen Zauberstaat von Kobolden, Zwergen, Feen und Riesen aus dem bürgerlichen Leben verscheucht hat, so verbannt auch das Lustspiel wie das Trauerspiel diese seiner höhern Lebenskraft fremd gewordenen Gewalten. Nur gerufen dürfen sie erscheinen und dann kommen sie nicht als Geister, die mit dem Kinde spielend umgingen, sondern steigen als Gespenster auf, als fremdartige, allem Menschlichen abholde Wesen, die mit entsetzlicher Hand in das Gewebe des Lebens greifen. Wie ganz anders erscheint der Knecht Ruprecht oder die Frau Hulda, Rübezahl oder irgend ein Berg- oder Wassergeist, als jener Geist Hamlets, der aus der Unterwelt heraufgetrieben wird, von deren Geheimnissen

„Das kleinste Wort
„Die Seele Dir zerreißen würde und
„Dein junges Blut erstarren, daß Dein Auge
„Den Sternen gleichen würde, die der Bahn
„Entrissen sind" u. s. w.

In der Tragödie unterliegt der Mensch dem Entsetzen über das Ungeheure, das, alle Kreise seiner Denkkraft zerbrechend, vor ihn hintritt, wie der solideste Mann sicherlich von Sinnen kommen würde, wenn in dem ruhigen Gang seiner bürgerlichen Geschäftigkeit plötzlich ein Mährchen anheben d etwa sein Tisch oder Stuhl zu geben und zu reden anfan[gen] und sein Mops beym Mittagessen sich räuspern und sagen wollte: „Guten Appetit, mein Herr!" Im Mährchen sind die Geister Hausgenossen, das seltsamste Wunder scheint begreiflich und wie im Traume finden wir dort alles vernünftig und in bester Ordnung, was uns beym Erwachen als baare Tollheit vorkommt. Eben so ist es mit der Pantomime, die mit dem Mährchen überdieß auch noch darin zusammenfällt, daß die Klugheit, oder vielmehr der offene, helle Sinn, den wir oft bey Kindern mit einer bewundernswürdigen Sicherheit das Richtige treffen sehen, und welcher sich erst in den bürgerlichen Lebensverhältnissen zur Klugheit ausbildet, Alles, woran die rohe Kraft, der Stolz, die Stärke, der Reichthum scheitern, leicht und schnell zu Wege bringt. In der Pantomime ist es Arlekin, der durch Behendigkeit, klugen Sinn und eine gewisse kindische Unbehülflichkeit sich die Gunst und den Schutz höherer Mächte zu erwerben, allen Gefahren zu entgehen und über seine Nebenbuhler den Sieg davon zu tragen weiß. Er spielt die Rolle des Däumlings, der im Mährchen verachtet, gering und klein (wie Grimm sagt), aber aller List und Behendigkeit voll ist, so daß er sich aus jedem Unfall jedesmal zu helfen, selbst noch Vortheil daraus zu ziehen weiß. Jedermann äfft er und zeigt eine Lust an gutmüthiger Neckerey. Manchmal ist er als ein kluges Schneiderlein dargestellt, das mit seinem feinen und schnellen Verstand die Riesen erschreckt, die Ungeheuer tödtet und die Königstochter erwirbt. Wer erkennt nicht in dieser Schilderung unsern Arlekin wieder, oder vielmehr jenen Sohn des Humors, der von seinem Vater das buntscheckige Gewand der neckischen Laune, der wunderlichen Grillen oder, mit Einem Worte, einer gewissen boshaften Gutmüthigkeit geerbt hat?

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, am Aschermittwoch.

Dieser Tag ist von jeher dazu bestimmt gewesen, sich nach den durchschwärmten Karnevalsnächten zu sammeln und zur Besinnung zu kommen, und somit ist er am geeignetsten, meinen Bericht darüber niederzuschreiben. Wir in Berlin merken freylich von dem Uebergange von mardi gras zu den Fastenschüsseln nichts, denn wir leben heute wie morgen und morgen wie gestern, so daß es uns schwer wird, den Unterschied des Karnevals von andern ehrlichen Tagen zu spüren. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem römischen und unserm Karneval scheint der zu seyn, daß er in Italien ein Volksfest ist, während er bey uns zu einem Hoffest erhoben worden ist; denn in Berlin gibt es außer am Hof und den dazu gehörenden Cirkeln keine Festlichkeiten. Hier wird der Karneval mit einer Courpolonoise bey dem Könige eröffnet, es folgen dann Bälle bey dem Kronprinzen, den andern Prinzen des Hauses, welche ein Haus machen, und einige Minister geben abwechselnd Assemblees. Das Volk erkennt die Karnevalsfreuden einzig und allein daran, daß es die große Oper um acht Groschen theurer bezahlen muß, als in der Fastenzeit, ohne daß bessere Schüsseln servirt werden. Die Redouten im Opernhause, zu denen Jedermann, sogar in Stiefeln, Zutritt erhält, sind ganz in Verfall gekommen, da sich die anständige Gesellschaft davon zurückgezogen hat. Für die gewähltere Gesellschaft sind durch den Grafen Brühl sogenannte unmaskirte Redouten eingeführt worden, auf denen der Hof und sein Cirkel, jedoch sämmtlich in Bürgerkleidung, erscheinen. Der Hof eröffnet den Ball mit einer Polonoise; an den folgenden Tänzen nimmt die ganze Gesellschaft Antheil. Die Einnahme von diesen Bällen war sonst nicht unbedeutend, da das Billet 1 Thlr. 12 Gr. kostet und oft über tausend Personen anwesend sind.

Von neuen Opern haben wir nur Aubers „Stumme von Portici" zu erwähnen, welche hier so ungemeinen Beyfall findet, daß die zehnte Vorstellung noch immer ein gedrängt volles Haus gefunden hat, vornämlich weil Jedermann sehen will, wie ein feuerspeyender Berg sich auf der Bühne ausnimmt. Jedoch ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Text von Scribe geschickt gemacht, die Musik von Auber leicht und gefällig und die Ausführung auf unserer Bühne durch Hrn. Becker als Massaniello, Fräulein von Schätzel als Donna Elvira und Madame Des-Argus (vom Ballet) als die Stumme, höchst gelungen zu nennen ist.

Auch die ernste Melpomene hat zu dem diesjährigen Karneval eine schöne Gabe gebracht: „Der Stern von Sevilla," nach Lope de Vega frey und dennoch treu bearbeitet von dem Baron von Zedlitz. Die Bearbeitung erhielt die vollkommenste Anerkennung unserer in dieser Hinsicht strengen Kritiker, besonders rühmte man, daß Hr. von Zedlitz sich nicht an die mangelhafte Malsburgische Uebersetzung gehalten, sondern sich das höchst seltene Original zu verschaffen gewußt hat. Die Ausführung gehörte zu den seltenen auf unserer Bühne, bey denen ein vollkommenes Zusammenspiel sich geltend machte, wozu Mad. Krelinger, die HH. Rebenstein, Krüger und Lemm mit vereinter Anstrengung beytrugen. Außerdem sahen wir auch unsern Devrient nach seiner Rückkehr von Wien als Richard III., und daß er einzig in seiner Art ist, ermessen wir besonders in dieser Rolle, an die sich, so viel wir wissen, auf andern deutschen Bühnen noch kein Schauspieler gewagt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 77.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 31. März 1829.

Es neigt sich allmählig von eisigem Plan
An brauner Granitwand hinunter die Bahn,
Wie dräu'n, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen.

Matthisson.

Die Alpen und Gletscher von Faucigny.

(Beschluß.)

„Nach häufigem Ausruhen kam man endlich am 25sten Juli gegen halb drey Uhr auf den Gipfel. Hier tranken sie auf die Gesundheit aller derer, die unter ihnen waren. Der Tag war schön, die Wolken zogen weit unter ihnen. Das nächste Land lag ganz frey da. Die italienischen Thäler waren aber wie mit Wolle vollgeschüttet. Wolken zogen zwischen Marseille und Lyon. Alles war heiter und wie eine Landkarte anzusehen. Vor dem entzückten Blicke lag das Chamounythal mit den Kirchen und den größern Häusern, der ganze Genfersee, mit Ausnahme Lausannes, die Jurakette, der Neuenburger See, die italienischen Alpen mit dem Montrosa, die Thäler Piemonts mit ihren silbernen Flüssen. Nur die Farben der Gegenstände waren schwer zu unterscheiden.

Man maß den Gipfel des Montblanc und fand, daß er eine schmale, ovale, schiefe Fläche bildet, 150′ lang und 50′ breit. Man fand den südlichen Abhang nicht mehr so steil wie Saussure (28 — 30°), sondern nur 15 — 20°, gegen Norden aber 40 — 50°. Oben liegt überall Schnee. Felsen zeigen sich erst 60 bis 70 Toisen tiefer. Die Reisenden versuchten zu singen; aber der Kuhreihen klang in der dünnen, wenig vibrirenden Luft nicht so gut wie anderwärts. Man sah keinen Vogel, nur ein Schmetterling flog schnell vorüber. Einem andern begegneten sie beym Herabsteigen.

Um drey Uhr begann man den Rückweg. Dießmal wurden die Reisenden nur an einen Guide gebunden. Gewöhnlich sezt man sich hinter den Guide und schlingt die Beine um ihn. So saußt man auf ein Mal mehr denn 700 Schritte herab. Alle fühlten sich wohler, als sie nicht mehr so hoch waren. Nun fiel aber zwey Stunden lang so dichter Schnee in Wirbeln herab, daß man nicht fünf-und-zwanzig Schritt weit vor sich sehen konnte. Auf dem Grand-Plateau hörte man vor sich eine Lawine mit ungeheurem Getös niedergehen. Bey den Grands-Mulets war der Schnee weich und feucht, so daß man bis an die Knie hineinsank. Die wollene Decke, welche am Morgen dort ausgebreitet gelassen wurde, war ganz naß von dem frisch gefallenen Schnee. Gern wäre man also die ganze Nacht fortgegangen, aber die Lawinen, die man vor Kurzem gehört, hatten den ehemaligen Weg ganz überschüttet, zum Aufsuchen eines neuen war es aber zu spät. So brachte man denn eine zweyte Nacht auf dem Felsen zu. Es regnete immer fort, aber das Wasser fror sogleich wieder. (Dieß geschah am 3ten Juli 1825, schon auf der Höhe von 9000′.) Sieben Lawinen gingen in Zeit von sieben Viertelstunden nieder. Alle, die Engländer wie die Führer, litten im Gesichte sehr schmerzlich von der Kälte.

Als der Tag graute, wurde endlich aufgebrochen. Man stieß nun auf Gefahren ohne Ende. Zulezt stand man zwischen einer neugebildeten, 200′ hohen Eismauer und einem tiefen Schlund. Man mußte Stufen für Hände und Füße hauen, um hinab und auf der andern Seite wieder hi

Digitized by Google

zusteigen. »Man war da in schrecklicher Lage, denn eine halbe Stunde lang war alles Reden streng untersagt, damit die Stimmen nicht etwa eine Lawine vom weichen Schnee losrissen. Drey Mal hörte man das Eis wie eine Pistole krachen. Kaum waren sie eine Viertelstunde weiter, so stürzte jene Eismauer mit ungeheurem Getös zusammen, die wenige Minuten früher zwölf Menschen erschlagen und begraben hätte. Endlich kam man glücklich auf den Felsenboden; in der ersten Sennhütte mußten zwey Guides zurückgelassen werden, deren Augen zu sehr entzündet waren, um weiter gehen zu können. Um neun Uhr traf man wieder zu Chamouny ein.«

So erzählten die Nouvelles Annales des Voyages vom November 1828 diese Besteigung, und begehen dabey eine Menge Irrthümer über Ort und Zeit, falsche Anführungen Saussures u. s. w., die wir hier weggelassen haben. In Chamouny selbst lauteten die Nachrichten ganz anders, als wir einige Tage nach dieser Besteigung hinkamen, und die kühnen Engländer, Harves und Fellowes, so wie mehrere Guides sprachen, die mit ihnen auf dem Montblanc gewesen waren. Nach ihrer übereinstimmenden Aussage fand man auf der Höhe des Grand-Plateau einen ungeheuren, neugebildeten Eisbruch und Schlund, der weit umgangen werden mußte, da man unmöglich darüber konnte. Vier Guides wurden wirklich zur Aufsuchung eines neuen Wegs abgesendet, entdeckten ihn zwischen dem Mont-Maudit und den Rochers-Rouges und fanden ihn viel besser als den alten. Diese Guides gelangten schon um ein Uhr auf den Gipfel des Montblanc. Die andern aber, die erst ihr Signal abwarten mußten, kamen erst um drey Uhr hinauf. Man blieb aber nur kurze Zeit oben, denn dichte Nebel verhinderten alle Aussicht.

Was ist also wohl von der Reisebeschreibung des französischen Journals zu halten?

Hier schließe ich meine Bemerkungen über die Alpen und Gletscher von Faucigny. Wenn sie nicht mißfallen, werde ich ein anderes Mal in diesen Blättern auf Chamouny und unsere Excursionen daselbst zurückkommen.

C. Müller.

Die deutschen Sprachlehrer in Paris.

Von den Ufern der Seine ist der Ruf nach Deutschland erschollen: die Franzosen wollen Deutsch lernen. Es geschah gerade in der Zeit, als in Deutschland die Eilwagen und in Frankreich die vielen neuen Messagerien aufkamen, weßhalb ich behaupten möchte, daß die Unternehmer dieser Spekulationen mit im Spiele waren, wenn die deutsche Literatur in Frankreich so laut gepriesen wurde. Denn alsbald waren Coupé, Intérieur, Rotonde, kurz die ganzen Postwagen bis hinauf zu den Impériales voll von jungen Deutschen, die es wagten, Franzosenland zu betreten, um dort das deutsche Wort zu predigen.

„Haben sie doch selber," so denken sie, „in ihrer Jugend, als die Franzosen es wagten, deutschen Boden zu betreten, das Französische gelernt, welches ihnen nun zu statten kommen soll. Warum sollten nicht eben so gut die Franzosen jezt deutsch lernen?" Und sind nun die Lehrer angelangt und wollen die Schüler unsre schwierige Sprache nicht begreifen, an wem liegt die Schuld? „An den Schülern."

Das Deutsche lernt nur der beau monde, und dieser wohnt im theuersten Theile der Stadt; da quartieren sich also auch die Deutschlehrer ein, und werden bald die Wohnungen theuer machen. Insofern nur ein geringer Theil der Pariser ganz civilisirt ist, machen die Deutschlehrer bereits einen nicht unerheblichen Theil der civilisirten Pariser Bevölkerung aus, welchen die Statistiker nicht länger außer Acht lassen dürfen. Ihre Anzahl ist, wie man zu sagen pflegt, Legion, aber sie stehen nicht in Reih' und Glied, verbunden zu Schutz und Trutz, sondern sie stehen im Bürgerkrieg. In Griechenland sind vor Alters Bürgerkriege entstanden wegen der Frage, ob die Drey- oder Vierzahl im Senate einer Stadt vorherrschen solle; in Rom aus Eigennutz, oder wenn die Diener Herrn seyn wollten, oder wenn einige Kaiser zu viel da waren; in neuerer Zeit entstanden Bürgerkriege aus Glaubenseifer oder aus Titelsucht, unter den Deutschen in Paris aber wüthet der Bürgerkrieg (man trage es in die Geschichtsbücher ein) wegen der Aussprache des G.

„Man spricht das G wie Gh!" „Man spricht das G wie Gué." Man spricht das G wie Ch." „Manchmal wie Gh, manchmal wie Gué, zuweilen wie Ch." Das sind die Losungen, das Montjoye et Saint-Denis der Deutschlehrer, und sie schießen auf einander mit Versicherungen, Grammatiken, Vorlesungen, Privatstunden und mit Grimm.

„Ich beginne meine Vorlesung über die deutsche Sprache," sagt ein Professeur de langue allemande, „und muß vor allem bemerken, daß man das G zu Ende der Wörter wie ein K sprechen muß, und zwar aus — Analogie." Die Sachsen setzen in die Zeitung, sie hätten die alleindeutschmachende Aussprache, und gleich ist einer da, welcher diesen Satz als Vorurtheil bekämpft. Auch die Berliner gestehen, sie seyen von Berlin, und dann behauptet ein anderer, sie wüßten zu wenig vom mir und dir. Wer ein Hesse ist, drückt, so lange er in Paris ist, ein Auge zu, und wird pro interim und inkognito zum Hannoveraner. Was schlimm genug ist, die lezte Instanz des verwickelten Sprachstreits bleiben nothwendig Franzosen, so inkompetent sie auch in der Sache sind.

Digitized by Google

Auch haben sie sich erst seit Kurzem zu einem Urthel entschlossen, und es dünkt ihnen, im äußersten Norden (ganz Deutschland nennen sie le Nord) müsse denn doch das Deutsche am besten gesprochen werden, daher ich denn auch den Lehrern rathe, für jeden Grad der Breite, um welchen ihre Vaterstadt nördlicher liegt als die eines andern Lehrers, geradezu einen Franken mehr für die Stunde zu verlangen.

Doch wie mit dem G? Im Norden sogar wird es nicht gleichmäßig gesprochen. Und wie ist es mit der Anzahl der Deklinationen, nach Meidinger vier, nach andern zwey, drey u. s. w., bis zehn und drüber? wie soll man dem Franzosen eine Regel geben, wann sich a, o, u in der Mehrzahl in ä, ö, ü verwandeln? wie ihm das Geschlecht der Wörter begreiflich machen, ohne ihm unaufhörlich zu sagen: „Lernen Sie auswendig, der Gebrauch ist ein Tyrann?“ Da hat denn ein Lehrer in der Ueberzeugung, daß solchem Leidwesen nicht abzuhelfen sey, einen klugen Einfall ausgesprochen. Er gibt den Rath, dreyßig bis vierzig Kinder in einem neuen, regelmäßigen, konsequenten Deutsch zu unterrichten. Sind diese erwachsen, so sollen sie wahrscheinlich, seiner Meynung nach, durch Deutschland ziehen, und die Deutschen deutsch lehren.

Das ist doch immer eine Idee, und wird sie verwirklicht, so bitte ich den Lehrer, seine Schüler bey einigen Redaktoren deutscher Blätter, sogar im äußersten Norden einzuführen, damit diese lernen, in der Grammatik, wie auch besonders in der Rechtschreibung, konsequent zu seyn.

Aus einem Denkbuche.

Mitgetheilt von Ludwig Robert.

In dem testament politique des Kardinals Alberoni sagt dieser Gärtnerssohn, Kirchenfürst, Regierer Spaniens und Meister der Politik: „Die Unwissenheit, „was man auch darüber sagen möge, muß das zugewo„gene Loos derjenigen seyn und bleiben, welche geboren „sind, um zu gehorchen. Wenn der Verstand die vollkom„mene Gleichheit, welche die Natur zwischen Menschen „und Menschen gegründet hat, faßt und begreift, so „wird es ihm allzu peinlich, sich der von der Gesellschaft „eingerichteten Ungleichheit zu fügen, indem die Vernunft „hauptsächlich gegen Knechtschaft sich empört.“

Als Ausspruch eines Gärtnersohnes, ist dieses Wort eben so frech als naiv; als Lehre eines Kirchenfürsten, ist sie unchristlich und auf heidnische Weise esoterisch; als die eines Regierers Spaniens, ist sie dem Urtheil der waltenden Geschichte anheimgefallen; als die eines Meisters der Politik, weiß man nicht, ob sie dem Meister oder seiner Kunst mehr Schande macht. Als Philosophie endlich, wofür eine gewisse Klasse von Menschen dergleichen zu halten pflegt, ist diese Behauptung eben so unsinnig als unsittlich, d. h. verstandes- und vernunftwidrig. Der Verstand sieht gerade ein, daß es die Natur ist, die zwischen Menschen und Menschen Ungleichheit gegründet hat, und die Vernunft ist es, welche gebietet, diese Ungleichheit auf verständige Weise auszugleichen. Von Natur siegt der Stärkste, der Listigste erreicht seine Absichten, zu welchen auch die Verewigung der Unwissenheit und Dummheit gehört, in welcher er die Masse erhalten will. In einer wohleingerichteten Gesellschaft aber soll (Vernunftgebot) dieses Uebergewicht natürlicher Kräfte der Einzelnen, wenn sie schädlich sind, bekämpft, wenn sie nützlich sind, vertheilt (mitgetheilt) werden. Daselbst soll Jeder an den höchsten dort erworbenen Kenntnissen Theil nehmen können, d. h. der Weg zu denselben soll Keinem verschlossen bleiben. Daselbst soll die christliche Religion walten, das ist: eine Religion, die keine exoterische Lehre für den Pöbel, keine esoterische für die Vornehmen, sondern eine und dieselbe für Alle hat. In einem heidnischen Staate durfte ein Alexander zu einem Aristoteles sagen: „Du hast nicht wohl gethan, „die tieferen Lehren bekannt zu machen; denn wodurch „werden wir uns fortan von den Uebrigen unterscheiden, „wenn die Lehren, nach denen wir auferzogen worden, „Allen gemeinsam sind?“ — Wenn aber in einem christlichen Reiche ein Kardinal so spricht, so ist er eben kein Christ und noch weniger ein Kardinal, da ihm die Kardinaltugend des liebevollen Glaubens an den heiligen und Alle heiligenden Geist durchaus fehlt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, am Aschermittwoch.

(Beschluß.)

Zu den Karnevalsscherzen können wir auch ein Gedicht, oder vielmehr drey Legenden, welche unter dem Titel: Die Runde des großen Kurfürsten, von Fr. Förster, erschienen sind, rechnen. Der Dichter hat die Sage von dem nächtlichen Umzuge des berühmten Schlüterschen Standbildes des großen Kurfürsten benutzt, um denselben drey Runden in den Jahren 1822, 1827 und nun auch in diesem Jahre machen zu lassen. Das Gedicht von diesem Jahre machte um so größeres Aufsehen, da es einen politischen Inhalt hat und den Kurfürsten einen Ritt in den versammelten Staatsrath machen läßt, in welchem er sämmtliche Minister über die Angelegenheiten des Staats ausfragt und examinirt. Es würde zu weitläuftig seyn, aus dem Gedichte selbst Auszüge mitzutheilen, von dem so eben eine vierte Auflage erschienen ist, was ich nicht er-

Digitized by Google

№. 18.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 3. März 1829.

Roman.

Sidonie. Ein Roman von Johanna Schopenhauer. Drey Theile. Frankfurt a. M. 1827 und 1828.

Die verzögerte Ausgabe des dritten Theils dieses Romans hat dessen Anzeige ein wenig verspätet. Das Geisteserzeugniß einer so talentvollen Schriftstellerin berechtigt aber auch jezt mehr darüber zu sagen, als der Raum dieser Blätter von der Mehrzahl der Romane erlaubt. Doch nicht um die verdienstvolle Verfasserin zu loben oder zu tadeln, machen wir diese Ausnahme; den Verfasserinnen sollten die Anzeigen, oder — wenn man will, die Rezensionen ihrer Romane in keinem Falle gelten, weil das Weib in Dichtungen dieser Art sich immer selbst gibt, sich also seiner selbst entäußern müßte, um für fremdes Urtheil über das ihm Liebste, am meisten Angelegenste seiner Dichtung, empfänglich zu seyn. — Also nicht um der Verfasserinnen willen theilen wir die Eindrücke mit, welche Sidonie in uns erregte, sondern um die Mehrzahl der Leserinnen (denn Romane, und vorzüglich von Weibern verfaßte, sind zuerst für sie bestimmt) aufmerksam zu machen, damit der Zauber des Ausdrucks und die Anregung der Phantasie sie nicht vom Verstandesurtheil ganz abziehen möge.

Mad. Schopenhauer schilderte in ihren beyden früheren Romanen: Gabriele und die Tante, die Menschen in der conventionellen Welt und die Leidenschaft der Liebe, wie diese ihnen gestattet sich zu bilden. Sie unterscheidet sich von Fr. v. Fouqué, deren mir bekannte Romane sich ebenfalls auf diesem Schauplatz bewegen, durch weniger Abentheuerlichkeit der Begebenheiten und einen Anstrich von Innigkeit, der ihren Dichtungen gewiß viele Herzen gewann. Innerhalb der Gränzen der von beyden Schriftstellerinnen geschilderten Welt, haben ihre Gemälde Wahrheit; doch was sie schildern ist nicht natürlich, ihre Wahrheit ist deshalb von der Natur sehr verschieden. Sie schildern nicht das Leben, sondern die Maskerade im Leben, und wenn auf dem von ihnen gewählten Schauplatz die Natürlichkeit einmal ausbricht, erinnert sie auf eine wehmüthige Weise an die Sangvögel, die man lehrte fremde Melodien zu pfeifen, die aber, wenn sie die grünen Bäume wiedersehen, in ihren Käfigen den Waldgesang anstimmen.

Diese beyden vorzüglichen Schriftstellerinnen können sich nicht für verlezt halten, wenn wir sie, alle Nationalität bey Seite, mit zwey französischen Romanendichterinnen vergleichen. Wir würden Mad. Schopenhauer neben Fr. v. Flahault, Fr. v. Fouqué neben Fr. v. Genlis setzen, (da wo sie ihre Helden auf dem Schauplatz der gegenwärtigen Zeit agiren läßt), diese vier Damen geben ein treues Gemälde der conventionellen Welt ihrer Tage, so treu, daß künftige Geschichtschreiber, wenn sie Sitten und Zeitgeist schildern wollen, (wofür ihre Leser sehr dankbar seyn würden) sich nicht für zu erhaben halten sollten, um diese Romane zu lesen. In ihnen können sie die Farben ihrer Zeitgemälde bereichern. Die gesellschaftlichen Zwecke, mit denen sich diese Geistesprodukte beschäftigen, die Sitten, die Leidenschaften, die sie darstellen, können beytragen den Geschichtforscher zu erklären..... pourquoi Votre fille est muette. — (Moliere's Medecin malgré lui).

Mad. Schopenhauer hat sich in ihrer Sidonie die Aufgabe gesezt, ein mit allen Vorzügen der Natur und des Glückes begabtes Weib, ein Konflikt mit Konvenienz und Sitte darzustellen. Die Aufgabe ist anziehend. Frau v. Staël suchte sie in ihrer Delphine zu lösen, und jezt nach dreyßig Jahren, wird kein unbefangner Leser die Kraft ihrer Schilderung dieses unseligen Kampfes verkennen. Die Sidonie der Mad. Schopenhauer muß, durch die Verschiedenheit des Zeitalters und der Nationalität, ein ganz verschiedenes Gepräge haben, und dieses ist in den deutschen Charakteren ihres Romans von großer Wahrheit. Umfassende Reisen in fremde Länder unterstüzten ihr Erzähltalent durch lebendige Bekanntschaft mit der von ihr gewählten Scenerey, und geben dem beschreibenden Theil ihres Werkes ein besonderes Interesse. Der Gang ihrer Erzählung ist folgender:

Sidonie, die Stieftochter einer eigennüzigen, herz-

Digitized by Google

losen Weltfrau, tritt in ihrem sechzehnten Jahre aus der Pension, in der sie erzogen ward, zum ersten Mal in einen glänzenden Zirkel ein. Diese Ouvertüre ist brillant, und Schilderungen dieser Art, in denen ein leiser Spott das tiefere Gefühl des Lesers vor Ermüdung hütet, gelingen Mad. Schopenhauer vorzüglich. Die erste Ehe von Sidoniens Vater ward durch eine Katastrophe getrennt, in deren Folgen ihre Mutter fern von ihren Kindern ins Grab sank. Ihr Sohn, Theodor, ward außer dem Hause erzogen, zum Diplomaten bestimmt, und kommt beym Anfang der Erzählung als Legationssekretär aus Petersburg zurück. Sidoniens Schönheit, Geist, Talente, bezaubernde Anmuth — denn daß sie diese Vorzüge besizt, wird von der Verfasserin sehr oft gerühmt, da es doch hinreichen sollte sie durch ihre Einwirkung in deren Schicksale darzuthun — erregen die Eifersucht der bösartigen Stiefmutter. Theodor, der ihr die Vortheile, welche sie durch seines Vaters Testament erhielt, abschmeicheln will, wird das Werkzeug ihres Hasses, und bemüht sich durch die treulosesten Ränke seine Schwester in die Nothwendigkeit zu setzen, einen verächtlichen Menschen zu heyrathen. Zu diesem Zweck zettelt er eine vorgebliche Entführung an, von der sie glücklicherweise ein mit Postpferden durchreisender, geheimnißvoller Herr von.., der Sidoniens Freund und Mentor während ihrer Pensionserziehung war, wie ein Deus ex machina mitten auf der Straße rettet. — Die Frage ist nun, ob ein rang- und ehrsüchtiger Mensch wie Theodor, der den ganzen Werth des Lebens in das Aeußere sezt, wegen der entfernten Aussicht, daß sein zukünftiger Schwager einst Gesandter in Schweden werden, und ihn dann protegiren könne (so sagt die Erzählung), es darauf wagen werde, die Ehre seines Hauses durch den verlornen Ruf seiner Schwester zu kompromittiren? Wenn gleich Sidoniens unverhoffter Retter ihre Entführung verhindert, thut er doch, seltsamer Weise, gar nichts ihre Lage zu verändern. Diese wird durch des Bruders und der Mutter beharrlichen Despotismus immer gefahrvoller, als unerwartet, wie der Retter in der Postchaise, ein Brief von ihrer Mutter-Schwester, deren Gatte Forstmeister in Lindau ist, eintrifft, bey der diese unglückliche Mutter seit ihrer Scheidung sich aufgehalten hatte. Dieser Brief enthält ein eigenhändiges Schreiben der Verewigten, das Sidonie erst an ihrem achtzehnten Geburtstag gegeben werden sollte, das sie von der Unschuld ihrer Mutter und dem grausamen Unrecht, das ihr widerfuhr, belehrt, und ihr entdeckt, daß Graf Altheim der Mann, dessen tugendvolle Verbindung sie ins Unglück stürzte, eben der Freund sey, der während ihrer Pensionserziehung über sie gewacht habe, und stets geneigt sey, ihr Schutz zu gewähren. Eben diesen Schutz bietet die Tante ihr an und fürchtet nur, daß der Aufenthalt in ihrem Hause in diesem Augenblick, einer todesgefährlichen Krankheit wegen, an welcher der Onkel darnieder liege, für Sidonie sehr freudelos seyn werde. Sidonie mag eben dieser Meynung seyn, denn sie bleibt noch lange nach Empfang dieses Briefs in ihren unwürdigen Verhältnissen, bis ihr Bruder durch die gröbsten Ränke alles dahin einleitet, sie zu der Heyrath mit jenem Nichtswürdigen zu zwingen. Nun entschließt sie sich, in Knabenkleidern in Begleitung ihrer mit ihr in gleichem Alter stehenden, als Bäuerin vermummten Kammerjungfer nach Lindau zu fliehen.

Daß bey dem Auftritt, welcher Sidoniens Vater das Recht zu geben schien, seine Frau schimpflich zu verstoßen, dieser sich seinem Zorne so blindlings dahin gibt, die Unglückliche „thätlich zu mißhandeln," kann das weibliche Gefühl der Verfasserin nie verzeihen. Gewährt die Schilderung der höhern Stände dem Erzähler Vortheile, so gehört gewiß der vorzüglich dahin, auch das Schlechte nie gemein schildern zu müssen. Daß die Schwester der armen Verbannten sich nicht früher um ihre Nichte bekümmerte, da sie doch die Mittel in Händen hatte, sich an deren achtzehntem Geburtstag mit ihr in Verkehr zu setzen, daß ihr Schutzgeist, Graf Altheim, nur dann für sie sorgt, als er ihr in der Postchaise begegnet, wird nicht hinreichend motivirt. Sidoniens Flucht war bey der gänzlichen, freylich in unsern Tagen nicht sehr begreiflichen, Verlassenheit, in welche die Verfasserin ihre Heldin versezt, nothwendig und bey der Unbedachtsamkeit und Weltunkunde des jungen Mädchens natürlich. Allein, daß ein achtzehnjähriges Fräulein, in einer vortrefflichen Pension erzogen, seit einem Jahre mit den Anstandsbegriffen der conventionellen Welt bekannt, sich entschließt, in Mannskleidern ganz Deutschland zu durchstreifen — denn sie muß in einer nördlichen Residenz gelebt haben — scheint unwahrscheinlich, weil es unweiblich ist. Denn obgleich heut zu Tage auf unsrer Bühne sieben Mädchen auf einmal in Beinkleidern entzücken, wagen wir doch unsern Leserinnen zu sagen, daß ein Weib mit schönen Formen, in Mannskleidern, nach dem jezt üblichen Zuschnitt, schamlos erscheint.

Sidonie entflieht, geräth in Gefahr, in einer kleinen Schenke, wo das Ungewitter sie aufhält, ihr Geschlecht von zwey rohen Studenten entdeckt zu sehen; wird von ihrem Bruder eingeholt und zur Rückkehr gezwungen. Schon der Heimath, und mit ihr der alten Knechtschaft nahe, begegnet ihr, abermals in der Postchaise, Graf Altheim, ihrer Mutter Freund, ihr angewiesener Schutzgeist, — sie ruft ihn um Hülfe an, und bittet, sie in seinen Schutz zu nehmen. Der Graf findet das so schwierig, daß ihm kein andrer Ausweg beyfällt, als sich ihr zum Gemahl anzubieten. Sidonie ist damit sehr bald einverstanden, und Theodor, dem des Grafen geheimnißvoller, höchst mächtiger Einfluß in die Angelegenheiten der höh-

Digitized by Google

ren Politik in Deutschland bekannt ist, findet sich sehr geehrt, einen solchen wichtigen Schwager zu gewinnen.

In dem Verhältniß zwischen Sidoniens Mutter und Graf Altheim, war die Liebe gar nicht im Spiele gewesen. Er lernte sie als eine ganz junge, ungebildete, durch die große Welt verschüchterte, von ihrem alternden Gatten vernachlässigte Frau kennen, entdeckte ihre schönen Anlagen, und machte sich ein gutes Werk daraus, diese durch Wissenschaft und Kunst zu entwickeln. Daß dieser Mann, der den Jahren nach Sidoniens Vater seyn könnte, mit einer Verlegenheit, die fast nioise aussieht, sich ihr, die ihn bittet, sie, um den Verfolgungen ihres Bruders zu entgehn, zu ihrer Tante zu bringen, zum Gemahl anbietet, ist sehr möglich, ist sittlich, und würde im Drange wichtiger Begebenheiten, bey besondern Schicksalsstürmen, in dieser Form, geschehen können. Wenn es aber blos darauf ankommt, einem jungen Fräulein in einem christlichen Lande ein sicheres Geleite auf der Poststraße zu geben, sieht es abentheuerlich aus.

Die Erscheinung der zwey Studenten, welche die verkleidete Sidonie in der Schenke quälen, ist kurzweilig und mag völlig zeitgemäß seyn. Ihre Eigenthümlichkeit überrascht uns aus der Feder einer Dame, und es muß wohl das weibliche Gefühl nothwendig verletzen, ein zartes junges Mädchen in einer Bierschenke den befremdlichen Scherzen und Redensarten roher Jünglinge ausgesezt zu sehen.

Graf Altheim macht Sidonien, mit der er auf seinen Gütern am Neckar lebt, zu einer glänzend reichen Frau. Er ist das Ideal eines Mannes, eines Gatten, eines germanischen Patrioten. Wir erfahren von dem, ihn bis dahin umhüllenden Geheimniß nur so viel, daß er während Napoleons Herrschaft für die germanische Freyheit wirkt und seiner jungen Gemahlin seine erhabnen Gesinnungen mittheilt. Nach dreyjähriger höchst beglückter Ehe sieht ihn diese heldenmüthig mit den Verbündeten nach Frankreich ziehn, und findet Kraft in sich, seinen Verlust zu ertragen. — Den deutschen Heeren behülflich, den Bourbonen einen Weg nach Frankreich zu erzwingen, fällt er auf Montmartre im schönen Kampf für die Legitimität.

Nach verlebter Wittwentrauer wählt Sidonie ihren Wohnsitz in einer deutschen Residenz, wo ihr durch Reichthum und Geschmack sich auszeichnendes Haus der Vereinigungspunkt der glänzendsten und geistreichsten Gesellschaft wird. Professoren unterrichten sie in den höhern Wissenschaften, Künstler entwickeln ihre Talente, und einer ihrer eifrigsten Bewundrer, ein Herr von? — ohne auf den Charakter eines Liebhabers Anspruch zu machen, ist, allein in das Heiligthum ihres Studierzimmers eingeführt, ihr Freund, ihr Mentor, ihr Geschäftsrath und täglicher vertrauter Umgang. Delphine, in der Zeit ihres höchsten Glanzes, empfing — allen Vergleich von Ort und Menschen beyseite — nicht mehr Huldigung, wie Sidonie in dieser deutschen Residenz. Diese Schilderung ist lebendig, mit seltner Leichtigkeit des Styls und glänzenden Farben dargestellt; sie muß ein junges Herz, das, an keinen höhern Zweck des Lebens gemahnt, pflichtleere Tage dahin lebt, mit Sehnsucht erfüllen, wie die Bilderchen eines Modejournals, die wenigstens bis zur Ankunft des nächsten, sehnsüchtige Wünsche — und was noch viel schlimmer ist — stümperhafte Nachahmungen erzeugen.

(Der Beschluß folgt.)

Politische Literatur.

Welt und Zeit. Sechster und lezter Theil. Heidelberg, bey Winter 1828.

Die ersten Bände von Welt und Zeit erschienen im Jahr 1816 und machten, wie jeder weiß, damals viel Aufsehn, weil sie theils mit liebenswürdigem Humor und treffendem Witz fast alle lächerliche Seiten des deutschen Charakters, namentlich im öffentlichen Leben, und wieder insbesondere in Bezug auf die damalige Gährung und Verwirrung der politischen Meynungen, aufdeckten, theils einen Schatz von praktischen Erfahrungen und feinen Beobachtungen enthielten. Nur die Rücksichtslosigkeit, mit welcher dieses Werk sich da laut machte, wo man Reden für Silber, Schweigen aber für Gold zu halten pflegt, und die Einseitigkeit, mit welcher es das Mittelalter und damit verwandte ehrwürdige Gegenstände anfocht, erweckten ihm von einer und der andern Seite eine begreifliche und zum Theil gerechte Mißbilligung. In etwas milderm Ton sprach sich der vor einigen Jahren erschienene fünfte Theil aus, und auch der vorliegende sechste und lezte trägt diesen mehr gemäßigten Charakter, obgleich auch hier noch Witz und Satyre vorherrschen.

Daß sich unter die vielen ernsthaften, pedantischen, gründlichen, langweiligen, lobpreisenden, kläglichen und zuweilen zornigen Schriften über den öffentlichen Zustand auch witzige, spottende, lachende geltend machen, ist nicht mehr als billig. Die Thorheit der Menschen ist unerschöpflich, wie ihre Weisheit, und es wäre schlimm, wenn man über Thorheiten nicht mehr lachen dürfte oder könnte. Der Verfasser beurkundet durch sein Werk selbst, daß, wer er auch seyn mag, er hinlänglich Talent, Aufforderung und Gelegenheit besizt, über das öffentliche und Privatleben in Deutschland Betrachtungen anzustellen. Da er augenscheinlich nicht mehr jung ist und einer frühern Generation angehört, so darf man sich nicht wundern, daß sich an ihm noch die alte französische Schule

Digitized by Google

verräth, und daß ihm demzufolge die moderne Romantik, Mystik, die Neigung zum Mittelalter und dergleichen mehr, keineswegs nur in ihren Uebertreibungen, sondern überhaupt in Bausch und Bogen als Gräuel oder Narrheit erscheinen. Insofern ist er sehr parteyisch und einseitig, aber es muß einmal Parteyen geben, und man kann es ihm nicht verargen, daß er die seinige verficht. Ist doch auch die andre, die er bekämpft, wieder auf ihre Weise einseitig und ausschweifend. Die Gegensätze müssen sich an einander reiben, und jede Partey bietet der andern Blößen dar, gegen welche sich Geist und Witz mit Recht und Glück bewaffnen.

Wie die frühern Bände von Welt und Zeit, besteht auch der vorliegende, mit Ausnahme einiger weniger weiter ausgeführten Satyren, gänzlich aus Aphorismen, und wir können auf sie alle anwenden, was eine davon sagt S. 366: „Von einem genialen Buche und trefflichen Weine lassen sich keine genügenden Beschreibungen und Auszüge machen. Die Liebhaber müssen es selbst genießen.“ Doch eine dieser Aphorismen wollen wir hier noch herausheben, weil sie sich vortrefflich eignet, die politische Denkart des Verfassers zu charakterisiren, und weil sie sich zugleich auf eine äußerst vernünftige Weise über einen Gegenstand ausspricht, der für uns Deutsche von allgemeinem Interesse ist. Es wäre Schade, wenn diese Ansicht nicht allgemeiner verbreitet und beherzigt würde. S. 352 heißt es: „Als im Jahr 1819 die Central-Untersuchungs-Kommission in Mainz errichtet wurde, sah die philosophische Philisterschaft darin eine schreckliche Erscheinung, ein französisches Revolutionstribunal, ein Blutgericht, welches allen denkenden Menschen die Köpfe abschlagen lassen könnte, und wurden die nach ihrer Bestimmung reisenden Glieder der Kommission auf allen Poststationen nur mit größter Furcht angestaunt. Schon zitterte der Spießbürger, daß einige freye Reden bey seinem Schoppen im Gasthofe verrathen werden könnten und er darüber das Blutgerüste besteigen müsse — schon erlebte seine liberal in Fraubasereyen überströmende Gattin, daß ihr neuerliches Raisonniren in einer Strickbeutel-Gesellschaft über die Verschwendungen des benachbarten Hofes laut werden und sie darüber in peinliche Untersuchung gerathen dürfte! — Alles war in höchster Spannung, die Furcht, von Spionen umringt zu seyn und das Mißtrauen allgemein! Auf den Kaffeehaus- und Table d'hôte-Gesichtern waren nur große Besorgnisse und die deutliche Lehre zu lesen: daß man in solchen bedenklichen Zeiten sein patriotisches Maul halten, alle politischen Betrachtungen dem Tageslichte entziehen und hinunterschlucken müsse! In Mainz, wo man der Sache selbst genug nahe stand, war natürlich die Spannung noch größer und lauerten alle auf die Tritte und Schritte der Kommissionsglieder. Da man indessen bald bemerken mußte, daß dieselben gerade so aussahen, wie andere ehrliche Leute, mehrere derselben in der Reichskrone eben so freundlich zu Mittag speisten, wie die besten Bürger der Stadt, daß die Kommission wohl viel schreiben ließ, aber Niemand etwas zu Leide that, auch sichtbarlich mit großer Besonnenheit zu Werke ging und allen Mißdeutungen ihres Strebens vorzubeugen verstand; so söhnte man sich bald mit dem Charakter der Kommissarien und am Ende auch mit dem Daseyn der Kommission selbst aus. Nicht so in den entfernteren deutschen Ländern, wo viele Politiker darüber jetzo noch schwarz sehen, obschon die gleich Anfangs bestimmte Kompetenz dieser Behörde schon jede Besorgniß der Verständigen entfernen mußte. Bey dieser Gelegenheit hat sich aber jedem Unbefangenen die Betrachtung aufdringen müssen, daß, wenn die besorgten Regierungen auf eine bisher in Deutschland unerhörte Weise zur Einheit der Maaßregeln für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gelangten, diese Eile nur aus den isolirten Verbrechen etlicher Fanatiker und nicht aus einer Tendenz der Deutschen zur Revolution geschöpft war, mit einem Worte, daß wir keine Asiaten, Spanier oder Italiener, sondern viel zu gutmüthig, mittheilungsbedürftig, immer hoffend, offen, ehrlich und mattherzig sind, um uns jemals als politische Verschwörer zu zeigen. Wer daran zweifelt, darf — wenn er auch den Glauben hegt, daß schon durch einen neuen tüchtigen Burschencomment, welcher die unberufene Thätigkeit der Musensöhne auf ihr akademisches Verhältniß zurückgeworfen und ihnen darin Beschäftigung gegeben hätte, viele Verirrungen der Studenten würden vermieden worden seyn — nur die lächerlichen Jugendprojekte und die Pater peccavi lesen, welche jung und alt nach den Untersuchungen über Vorsätze eingestanden und angestellt haben, deren Ausführung eben so wenig in ihrer Gewalt lag, als den Mond mit den Zähnen vom Himmel herunter zu ziehen. Drey Dinge sind indessen durch alle diese sonderbaren Erscheinungen wohlthätig offenbar geworden, nämlich die, daß unsere verschiedenartigsten Regierungen zwar schnelle Sicherheitsmaßregeln anzuordnen im Stande sind, aber dabey dennoch die Grundsätze der Gerechtigkeit nicht außer Augen setzen, daß deutsche Geschäftsmänner wohl ihre Berufspflichten erfüllen, aber keine Ränkemacher sind, welche Verschwörungen fabriciren und an dem Quälen ihrer Landsleute Vergnügen finden, und daß das deutsche Volk im Ganzen das höchste Vertrauen seiner Regierungen verdiene, und mit diesen Eroberungen im Gebiete der politischen Ansichten haben alle Betheiligten Ursache zufrieden zu seyn!“

Digitized by Google

N°. 19.

Literatur-Blatt.

Freitag, 6. März 1829.

Roman.

Sidonie. Ein Roman von Johanna Schopenhauer. Drey Theile. Frankfurt a. M. 1827 und 1828.

(Beschluß.)

Unter die vortrefflich gezeichneten Larven der großen Welt, tobt plötzlich ein Wesen hinein, das in der Unbildung eben so zur Karrikatur geworden ist, wie die sich um Sidonien drängende feine Gesellschaft in der Ueberbildung. Robert, ein junger, aber schon sehr berühmter deutscher Maler, kommt aus Rom, sieht Sidonie und betet sie an. Es ist besser von dieser Episode keine Details zu erwähnen. Leider mag dieser Robert ganz nach der Wahrheit geschildert seyn. Stets gepflegte Sinnlichkeit, unaufhörlich angeregte Phantasie, ungeregelter Kraftaufwand, willkührlicher Wechsel von Anstrengung und Müssiggang müssen solche Mißgeburten hervorbringen. Die Wirkung, welche Roberts Eintritt in das Gehege der plattesten conventionellen Welt hervorbringt, ist sehr lebendig und launig dargestellt. Der Auftritt, wo der Uebermüthige in einem Zirkel der zierlichsten Damen mit wilden Cynismus seine hülflose Kindheit schildert, ist schauderhaft komisch. Allein ist die liebende Annäherung dieses zügellosen Wilden zu der, bis zum Ueberirdischen gesteigerten Sidonie nicht verletzend für das weibliche Gefühl? Die Liebe selbst ist vielleicht wahr, ihre Aeußerungen aber sind karrikirt. Eine Sidonie läßt es nicht dahin kommen, daß ein Mann, welches Vorrecht sie seinem Künstlertalent zugestehen mag, sich zu jeder Stunde bey ihr eindrängt, daß er sich in ungezügelter Leidenschaft vor ihr auf dem Boden wälzt; eine Gräfin Altheim, die der besten Erziehung genossen, die drey Jahre als Gattin mit dem Ideal eines Welt- und Staatsmannes gelebt, die seit einem Jahr ein Haus in einer Residenz machte, bleibt nicht so unbekümmert um das Urtheil der Welt, daß sie eine Frau, die wegen grober, von ihr selbst anerkannter Fehltritte aus der Gesellschaft gebannt ist, in ihre Vertraulichkeit aufnimmt. Solcher Leichtsinn ist mit weiblicher Würde unverträglich; die Scheu vor dem Schlechten gibt dem edeln Weibe auch Achtung für das Urtheil der Welt.

Eine, bis zur Unwahrscheinlichkeit gesteigerte Indiskretion des Malers bahnt dem öffentlichen Tadel endlich den Weg zu der bisher vergötterten Frau. Ihr Sallon wird plötzlich leer, ihr Freund, Herr von? — zeigt sich ihr in dem Licht eines rohen Egoisten, die Fürstin versagt ihr den Zutritt. Nachdem sie den halb wahnsinnigen Künstler auf das großmüthigste bedacht hat, flieht sie vor dem unbarmherzigen Urtheil ihrer glänzenden Gesellschaftsfreunde, in die Schweiz.

Diese Vorgänge machen einen unangenehmen Eindruck, weil kein Gleichgewicht zwischen allen diesen gewaltsamen Entschlüssen und ihrer Veranlassung vorhanden ist. Der halbweg gesunde Verstand empfindet Ueberdruß, Menschenwerth und Menschenglück mit solchen Abgeschmacktheiten in Konflikt zu sehen, und sucht vergeblich nach einer Spur wahrhaft höhern Strebens in der bedauernswürdigen Heldin. Was in Sidoniens Herzen vorgeht, ist von großer Wahrheit. Sie hatte noch nicht geliebt, sie war noch nicht leidenschaftlich geliebt worden. Der Maler äußerte diese Liebe mit ungezogner Heftigkeit, und Sidonie maß seine Leidenschaft nach seiner Heftigkeit ab. Roberts ungestüme Unart sicherte Sidonie vor Gegenliebe, allein sie steigerte ihr Mitleid so sehr, daß sie den Anstand darüber aus den Augen verlor.

Sidonie wendet sich aus der Schweiz ins südliche Frankreich, wo sie Bordeaux zu einem längern Aufenthalt wählt. Die Leser werden sich dankbar der anziehenden Beschreibung erinnern, welche Mad. Schopenhauer in ihrem Reisebericht von dieser Stadt machte. Da sie zu ihrem Urtheil über die Franzosen einen durchaus deutschen Standpunkt faßt, ist es vorauszusehen, daß die leidenschaftliche, gemüthvolle Sidonie mit den herzlosen, leichtsinnigen, unwissenden Franzosen nicht sympathisiren kann! Doch die Bordeaurer sind unbekümmerter um ihr Thun und Lassen wie die deutschen Residenzbewohner, und das gefällt ihr. Bald macht sie die Bekanntschaft eines Herrn

Digitized by Google

Belmont, aus Triest, — wir glauben, daß noch kein Romanenheld daher kam. Belmont besizt alle Vollkommenheiten des Grafen Altheim, ist viel jünger und weiter gereist. Dieses vollkommene Paar verliebt sich nicht in einander — es findet sich, und gehört fortan zusammen. Das kann sehr wackern Leuten emphatisch und verschroben vorkommen; es kann aber schön und wahr seyn und kann sich mit großer Einfachheit der Gesinnung vertragen. In dieser Gestalt zeigt sich aber nie eine erste Liebe. Diese ist vorlaut, nennt sich gern bey ihrem rechten Namen. Reifere Gemüther bedürfen diese Publikationen nicht, sie genießen das Glück der Uebereinstimmung ohne über deren Namen genau zu bestimmen. Wie nachsichtig die Bordeaurer gegen die reiche, schöne Fremde sind, bedurfte es doch nur einer störenden Veranlassung um sie zu strengen Richtern zu machen. Robert, der seit jener, durch seine Rohheit herbeygeführten Katastrophe, durch Sidoniens Großmuth, in Stand gesezt war in Italien seiner Kunst zu leben, hat nach einem Jahr Sidoniens Aufenthalt erfahren, kommt nach Bordeaur, bezieht heimlich ein Zimmer in Sidoniens Hotel, erfährt durch das Gerücht ihr Verhältniß zu Belmont, belauscht mehrere Tage ihre Unterredungen mit ihm, und beschließt durch einen freywilligen Tod zu endigen. Noch einmal will er sie sehen; er läßt sich an einem Seil auf ihren Balkon herab, beschleicht sie im Vollmondschein und wiederholt seine Wuthscenen aus der Residenz, mit dem Zusatz sehr trauriger Geständnisse seiner, nun auch sittlich vollendeten Unwürdigkeit. Immer noch im Mondschein und in einem Moment wo Roberts knieende Stellung und Sidoniens Bemühen ihn zum Aufstehn zu bewegen, eben so leicht zu Mißverstand Anlaß geben konnte, wie die Zeichnenlektion, bey welcher Sidoniens Vater ihre Mutter mit Graf Altheim überraschte — in diesem schicksalvollen Moment wird die Thüre aufgerissen und eine gemeine römische Dirne, welche zum ehelichen Weibe zu nehmen Robert durch seine Sittenlosigkeit gezwungen gewesen war, stürzt mit Kerzen in der Hand in das Gemach. Es findet eine Erklärung statt, die Roberts Verzweiflung vollendet; er stößt sich einen Dolch in die Brust, und überströmt Sidonie mit seinem Blute; sein wüthendes Weib ruft die Hausbewohner zusammen und gibt Sidonie als seine Mörderin an. Die Polizey will sie ergreifen, Belmont und Sidoniens Bankier, ein angesehener Bordeaurer Bürger, entziehen sie dieser Schmach, allein das Volk und die schöne Welt verurtheilt sie und verläumdet ihren Wandel, den sie bisher unbeachtet gelassen. Alles Mitleid häuft sich auf die hergelaufene Römerin, und Belmont rettet seine unglückliche Freundin in ein kleines Landhaus in der Nähe der Stadt.

Sidonie erwacht aus einer todtähnlichen Ohnmacht in die sie bey jenem schrecklichen Auftritte gesunken war, um in den gefährlichsten Zustand von Gehirn-Betäubung zu verfallen. Ein vortrefflicher deutscher Arzt findet sich vor, er verläßt, so wie Belmont, keinen Augenblick ihr Lager, allein das Uebel trozt seiner Wissenschaft. Da erbietet sich Belmont die Kranke zu magnetisiren; es glückt ihm seine Freundin zu heilen, und die Krankenbehandlung könnte von Aerzten mit Nutzen gelesen werden.

Bordeaur gewährte nun Sidonie keinen anständigen Wohnplatz mehr. Sie gibt Belmonts Bitte nach, ihn auf einer Reise nach Schottland zu begleiten. Aus Edinburg vertreibt sie ein Bänkelsänger, der mit entstellenden Umständen jenen Vorfall in Bordeaur von einem karrikirten Holzschnitt absingt, und die rohe Sittenstrenge ihrer Hauswirthin, die ihr Entweihung des Sonntags vorwirft. Eine Reise auf die Hebriden soll ihr Zerstreuung gewähren. Die Verfasserin, die, wenn unsere Erinnerung nicht trügt, diese Gegenden bereiste, unterhält den Leser mit reizenden Naturbeschreibungen. In der Nähe der Insel Moll finden die Reisenden unter den abentheuerlichsten Umständen eine junge Brasilianerin, Viola, die ihnen als die Frau eines deutschen Geologen bekannt wird, in dem Belmont einen frühern Bekannten erkennt. Die beyden Reisepartheien vereinigen sich, Sidonie bezieht mit Viola eine elegante Wohnung in der Nähe von London, die beyden Männer gehen ihren gelehrten Forschungen zu Liebe ab und zu, in die Hauptstadt. Sidonie gelangt wieder zu einem schmeichelhaften Ansehen in der schönen Welt, Viola findet diese langweilig und zwingt die Männer sie mit nach London zu nehmen. Sidonie begleitet eine Frau von Stande nach Bath, und gefällt sich in der Huldigung, welche die Männer ihr darbringen. Belmonts Heiterkeit scheint indeß gestört, da doch Sidonie, die ihm rücksichtslos ergeben ist, nur seinem Willen zu leben wünscht. Er entdeckt ihr endlich, daß eine Gesellschaft Gelehrter, zu der auch Viola's Gatte gehört, eine wissenschaftliche Reise nach dem Orient verabredet habe, der er sich anschließen will; und beschwört Sidonie ihn zu begleiten. Diese sieht den Augenblick gekommen, wo ihr Verhältniß zu Belmont endlich eine feste Gestaltung annehmen muß. Nach bitterm Kampf in ihrem Innern sucht sie ihn auf diese Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, und er beweist ihr mit der Heftigkeit der zärtlichsten Leidenschaft, daß die Ehe das Grab der Liebe sey, daß er ewig sie lieben werde, aber sie unglücklich machen würde, wenn jene Fessel ihn bände. Ein schmerzvoller Streit der Gefühle, ja der sittlichen Begriffe erfolgt, und endet damit, daß Belmont seiner Reise nach dem Orient entsagt, und ihr Verhältniß so innig und — so platonisch bleibt, wie bisher. Krisen dieser Art drohen solchen Verhältnissen, die von einer, ja von beyden Seiten redlich und rein geträumt seyn können, immer Verderben. Hier trat es von Belmont's Seite ein. Er ward launig, selbstsüchtig, hart. Ein un-

Digitized by Google

glücklicher Zufall verräth Sidonien, daß er Viola, welche keineswegs des deutschen Geologen Gattin war, sondern seit dessen Abreise nach dem Orient zu ihrem ehemaligen Handwerk zurückgekehrt, bey Astleys Kunstreitern die bewundertste Pferdebändigerin war, als seine Maitresse unterhalte. Jezt erwachte das Gefühl ihrer Würde; auf eine edle Weise trennt sie sich von ihm, und geht mit zerrißnem Herzen nach Deutschland zurück. Belmonts Charakter, so empörend er ist, scheint uns der consequenteste der Geschichte. Wir brauchen nicht Wehe über ihn zu rufen — er trägt den Fluch des grausamsten Zwiespalts durchs Leben.

Nach einigem Umherschweifen in Deutschland, wobey die arme Sidonie von den Folgen ihrer ersten Unvorsichtigkeiten gereinigt wird, läßt sie sich im Holsteinischen nieder. Ein Holsteiner Forstmann, der sie in England, in einem sehr kritischen Augenblick einmal sah, und ihr Leben oder Ehre rettete, hatte eine glühende Leidenschaft für sie gefaßt; er findet sie unerwartet in Holstein wieder, und bald ist Sidonie in gleicher Leidenschaft für ihn befangen. Beyde sind in ihrem fünf und zwanzigsten Jahr, Sidonie also durch ihre vergangnen Schicksale und ihr Geschlecht viel zu reif für den ganz neuen Jüngling. Falkenberg, so heißt er, ist gut geschildert. Für diesen einfachen, reinen, festen, innigen Menschen, ward Sidonie durch ihr Unglück ein Gegenstand der Ehrfurcht, denn er glaubte an ihre Reinheit, und ihre Thorheiten verjüngten sie, da sie ihr das Bedürfniß eines Vormundes aufdrangen, und er dessen Ansehn über sie gewann. Allein die Erfahrung hat Sidonie nicht gewizzigt: ihre neue Leidenschaft führt wie jede ihrer Empfindungen Stürme herbey; von der Einsicht gereinigt, daß sie, die Sturmgeschlagne, Schiffbrüchige an Ruf und Herzen, nicht das jugendfrische Daseyn ihres neuen Lieblings an sich ketten soll, will sie ihm noch am Tag vor der Hochzeit entsagen; da tritt Belmont, aus dem Orient zurückkehrend, bey ihr ein und hält ihr eine Standrede, die eine gänzliche Anerkennung ihrer überspannten Ansprüche ans Leben in ihr entwickelt, und sie dem wackern Falkenberg in die Arme führt.

Die Absicht der Verfasserin uns zu zeigen, welches Unheil die irrigen Ansprüche an das Glück herbeyführen, ist dankenswerth. Sidoniens Unglück entstand aber nicht sowohl daraus, daß sie Chimären verfolgte, als daß sie den wirklichen Bestand des Glückes gar nicht kannte. Sie ist eine reine Egoistin, denn sie mag streben oder leiden, so ists ihr um angenehme Empfindung zu thun; deshalb wirkt auch Zeit und Erfahrung keineswegs auf sie, und es hätte nur von der Verfasserin abgehangen, ihre Heldin noch zehn Mal durch ihre Ungebührlichkeiten dem rohen Tadel, der verletzendsten Demüthigung auszusetzen. In ihr hatte die Erfahrung keine hellere Lebensansicht entwickelt. Die erste wahre, aber höchst schmerzliche Theilnahme, die sie uns einflößte, erregte ihr laut sich aussprechendes Gefühl des Mißverhältnisses ihrer Ansprüche und ihres Alters. Falkenberg wird schwerlich glücklich seyn an Sidoniens Seite — möge sie sich vor dem Bewußtseyn hüten, ihn unglücklich zu machen. — Und was könnte dieses Unglück, dieses Bewußtseyn abwenden? — Ein sehr prosaisches Mittel: daß Sidonie die Pflichten des täglichen Lebens erfüllen, daß sie Hausfrau zu seyn lernte — von dieser Fähigkeit zeigt aber ihr ganzes Leben keine Spur.

Dichtkunst.

Mosaik. Heinrich des Vierten erste Liebe. Ein Gedicht in drey Gesängen. Von W. v. Normann. Constanz bey W. Wallis. 1828. 172 S. 8.

Wer kennt nicht die Episode aus des großen Königs Leben, die schon so oft Stoff gab zu Erzählungen und Novellen, mit welcher er die Reihe der Liebesgeschichten begann, die alle etwas Eigenthümliches hatten, aber gleichwohl nicht zu den Lichtpunkten in Heinrichs Leben gezählt werden dürfen? Wer kennt die unschuldige und heiß liebende Fleurette nicht, die wie so manche Andere die Ruhe ihres Herzens dahin gab, um gleich der geknickten Rose langsam zu welken? Wohl ist das liebliche Wesen es werth, durch die begeisterten Worte des Dichters gepriesen und verherrlicht zu werden, und wehmüthig gestimmt legen wir die Blatter aus der Hand, die manche angenehme, manche tief ergreifende Empfindung in unsern Herzen erregt haben. Der Titel: „Mosaik“ läßt den Leser vermuthen, daß er eine aus verschiedenartigen Stücken und von abwechselndem Farbenglanz zusammengesezte Dichtung in die Hände bekommen wird, und deshalb muß es ihm scheinen, als tauge dazu eine einzelne Geschichte nicht. Gleichwohl tragen die Blätter die Ueberschrift nicht mit Unrecht, denn der Verfasser hat sich von dem raschen Pegasus, den er nicht bändigen zu können versichert, wenn nicht in allen vier Welttheilen, doch in dreyen derselben herumtummeln lassen, und seiner Abschweifungen sind so mancherley, daß wirklich ein dem Mosaik ähnliches Ganze daraus entsteht. Dieses Ganze nun aber ist keineswegs weder unbedeutend noch verwerflich, obschon zuweilen an einzelnen Stellen die Strophen etwas holpricht und die Reime mit Gewalt herbeygezogen sind, auch ein Geist des Unwillens und der Geringschäzung sich gegen das fränkische Volk ausspricht, der wohl nirgend an seinem Platz seyn dürfte, vorzüglich aber dann unangenehm auffallen, wenn der Held des Gedichts einer der ersten und vorzüglichsten Menschen jenes Volkes war. Des Verfassers augenscheinliches Bestreben, einem viel berühmten und gepriesenen englischen Dichter nachzuahmen, ist ihm an einigen Stellen geglückt, an anderen aber ist die

Digitized by Google

Lieblichkeit seiner Gedanken und seiner Gemälde dem inneren Gefühle der Menschenbrust weit anziehender und es blickt ein viel gemüthlicherer Geist hindurch als in den meisten von Lord Byrons Gedichten. Er berührt im Vorübergehen manches, was ungemein ansprechen muß: die verkehrte Erziehung der Söhne, welche in die Fesseln der Schulgebräuche geschmiedet, von den Lehrbänken ohne Lebenserfahrung und oft ohne die geringste Kunde von Lebensweisheit nach der Universität gesendet worden, die Schreiblust der Frauen mit ihrem gehaltlosen Wesen bey glänzender Außenseite, und die Leerheit der gesellschaftlichen Kreise trifft ein sehr wohl angebrachter Spott, über dessen Richtigkeit man es auch vergißt, daß zuweilen eine allzuschroffe Ansicht der Dinge, ein Lebensüberdruß und eine seinem hohen Vorbilde abgesehene Unzufriedenheit mit der Welt in allen ihren einzelnen Theilen hervor schaut, die niemals dem friedlichen und gemüthlichen Leser gefallen kann. Wo von dem Blick der rosigen Kinderzeit, wo von den schönen Täuschungen die Rede ist, deren sich das Herz so ungern und so langsam entwöhnt, da scheinen den Dichter die Geister hingeschwundener Seligkeiten festzuhalten, seine Verse werden fließend, seine Worte sprechen innige Begeisterung aus.

O Zeit der Jugend, wie noch unbefangen
Und unschuldsvoll wir kindlich froh gespielt,
Verlornes Eden, ach, du bist vergangen
Auf immer, immer! keine Thräne kühlt
Das brennende, das pochende Verlangen
Der kranken Brust nach dir. Erziehung stiehlt
Dich uns! Sie lügt von einem Kelch voll Freuden,
Zwingt ihn uns auf, wir leeren ihn — und Leiden

Sind unser Loos! Dann ists zu spät, es führen
Nur alle Wege vorwärts, keiner bringt
Uns in den Tempel wieder, dessen Thüren
Vergangenheit bewacht, vergebens ringt
Der Wandrer seine Hände, sie zu rühren,
Ja selbst der blaßen Reue Bitte bringt
Ihr nicht zu Herzen. Wir sind reich geboren.
Gibt uns vielleicht der Tod, was wir verloren?

Eine reine Vaterlandsliebe, der Wunsch dieses theure Vaterland mit allen seinen Einrichtungen in höherer Vollkommenheit dastehen zu sehn, spricht sich an mehreren Orten mit einer Leidenschaftlichkeit aus, die jes bezeugt, daß das heiße Herz des Dichters noch nicht von dem kalten Hauche der Politik und Konvenienz berührt worden ist. Doch findet man keine tadelnswerthen, keine anmaßenden Aeußerungen, nur die harmlosen Träume eines Gemüthes, das sichgewöhnt hat, bey dem Namen: „Vaterland" auch zugleich die innigsten und uneigennützigsten Beziehungen zu demselben sich zu denken. Das beweisen vorzüglich die Strophen 94 — 97 des 3ten Gesanges *); wo der Dichter von Deutschland sprechend sich also äußert:

Es liegt ein alter Fluch auf deinen Gauen!
Seit ersten Zeiten war der Fürsten Zwist
Zerrißen dich mit seinen scharfen Klauen,
Und in der Wunde fleischte fremde List!
Aus den mit Bürgerblut gedüngten Auen
Schoß endlich jezt noch reife Saat! Du bist
In deinem Mark vergiftet, denn es hassen
Sich deine Stämme, — werdens nimmer lassen.

Und so gesprengt, ein Spiegel, der zerschlagen
In Theile nicht, in Theilchen selbst zerstückt,
Zeigt Nord und Süd zwey Reiche, ohne Zagen
Bereit zum Kampf mit einer Welt! Gedrückt
Hat sie der Feind, jedoch empor getragen
Von ihren Völkern, lorbeerreich geschmückt,
Sind aus dem Schutt die Adler aufgestiegen,
Reich an verjährten nicht, an neuen Siegen!

Ach wären wir ein Volk, nach freyen Rechten
Von altem Fürstenhaus beherrscht! Das Blut
Des Deutschen wallt, für seinen Herrn zu fechten
Und um den Vorrang streitet Treu mit Muth.
Bis heut, seit jener Zeit, wo wild sie zechten,
Mit ihren Herrschern hielten stets sie gut!
Verrath selbst lehrte sie nicht sich empören!
Von welchem Volk kann man dasselbe hören?

Europa gährt, und was die künft'gen Zeiten
Gebären, liegt in Nacht; des Dichters Wort
Verhallt im rauhen Lärm der Wirklichkeiten
Und seine Wünsche trägt ein Luftzug fort!
Er sieht der Heimath Kämpfe sich bereiten!
Liebt Euer Volk, Ihr Fürsten, und ein Hort
Wird es Euch werden in den heft'gen Stürmen
Zu denen sich im Osten Wolken thürmen!

Daß der Dichter die Wahrheit berichten mußte, daß er nicht den liebenswerthen aber wankelmüthigen Heinrich zum treuen Ritter und die arme verzweifelte Fleurette zu einem muthigen Weibe mit der Heldenseele umschaffen durfte, das begreift sich leicht. Wer es ihm zum Vorwurf machen wollte, daß er eben diesen Gegenstand zu seinem Gedichte gewählt, und nicht einen andern vorgezogen habe, dessen Moral reiner und in die Augen fallender sey, der dürfte gefragt werden: ob die Moral nicht schon darin liege, daß auf den Fehler die unausbleibliche Strafe gefolgt sey, daß im Momente des höchsten Genusses die Nemesis die Arme ereilt habe, die dem Geschlechte zugehörend, welches vorzugsweise und oft ungerecht sowohl Tadel als Strafe trifft, es nicht vermochte, die eine und den anderen zu ertragen, und deshalb dahin eilte, wo sie eine höhere Milde erwartete, als die Menschen ihr gegeben haben würden. Der Dichter darf wohl am ersten in seinen Versen Dinge berühren, die in dem gewöhnlichen Leben nicht gefunden werden sollten oder getadelt werden müssen, wenn sie sich ereignen; seine Elegien versöhnen die strengen Sittenrichter mit dem, was Vernunft und Ueberlegung nicht billigen können. Bey diesen bittet Fleurettens leise Klage um Nachsicht mit denen, die das Leben und seinen Schmerz nicht zu tragen vermögen, und an ihrem Ohre vorüberziehen die Laute:

„Ich habe genossen das irdische Glück
„Ich habe gelebt und geliebet!"

*) Diese vier Strophen finden sich nicht in allen Abdrücken des Buches und dürfen auch darum schon hier am rechten Orte stehen.

Digitized by Google

№. 20.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 10. März 1829.

Zeitgeschichte.

Mémoires historiques et militaires sur les événements de la Grèce, depuis 1822 jusqu'au combat de Navarin; par Jourdain, colonel au service du gouvernement grec. II. tomes. Paris, 1828.

Nach längerer Zeit wieder einmal eine Schrift über Griechenland, von einem Philhellenen! Das soll aber für sie kein Tadel seyn, denn daß sie die Anzahl der frühern vermehrt, ist weniger ihre Schuld, als die der früheren, die leider — besonders ist von denen deutscher Philhellenen die Rede — gar nicht hätten erscheinen sollen. Von allen bisher über den griechischen Freyheitskampf bekannt gewordenen Schriften ist sie die umfassendste, denn sie verbreitet sich über die Zeit vom April 1822 bis zum Okt. 1827, indem sie, keineswegs über alle einzelnen Ereignisse dieser Zeit mit gleicher Genauigkeit berichtend, zwar nur Materialien zu einer künftigen Geschichte jenes Kampfes, aber doch recht brauchbare Materialien, enthält. Ihr Verfasser ist bereits in früheren Schriften über Griechenland, von Franzosen und Deutschen, rühmlich genannt worden, theils in Betreff seiner militärischen Kenntnisse und dießfallsigen Brauchbarkeit für Griechenland (er war früher französischer Fregattenkapitän), theils in Beziehung auf seinen uneigennützigen und thätigen Eifer für die Sache der Griechen, wofür auch schon seine Ausdauer im Dienste derselben spricht. Seine Memoiren sind vorzüglich interessant in Betreff der innern Angelegenheiten Griechenlands, der Faktionsstreitigkeiten, über welche sie, mit Rücksicht auf die hiebey leitenden Intriguen, in der That neue und wichtige Aufschlüsse gewähren. Schon seit Anfang 1824 gab es in Griechenland eine englische und eine französische Partey, und wenigstens der englischen gibt der Verf. nicht nur Intriguen mancher Art, sondern auch geradezu eine allerdings unpatriotische und verderbliche Verbindung mit der englischen Regierung selbst Schuld. Als Agent derselben bezeichnet er vorzüglich den Kommandanten der englischen Flotte im Archipelagus, Hamilton; er nennt diesen, unter andern, als den Urheber der Erklärung vom Juli 1825 und Mai 1826, wodurch die damalige griechische Regierung den Schutz und die Intervention Englands zur Vermittlung des Friedens mit der Pforte in Anspruch nahm; er schreibt ferner den Plan der Expedition des Ibrahim Pascha nach Morea (im J. 1824) nur der Politik des englischen Kabinets zu, und ein hier (II. 140) wieder abgedruckter Brief an Ibrahim, d. d. 17. Juli 1825, macht es allerdings nicht unwahrscheinlich. Der Verf. theilt über diese Intriguen der englischen Regierung und der englischen Partey in Griechenland so genaue und specielle Nachrichten mit und hat sogar selbst in diese Angelegenheiten, insofern er die Rechte der griechischen Nation dagegen kräftig und öffentlich in Schutz nahm, so thätig eingegriffen, daß man dem, was er Thatsächliches hierüber erzählt, wohl Glauben beymessen kann. Indeß darf nicht übersehen werden, daß es ein Franzose ist, der uns dies Alles sagt, daß Manches mit frühern Angaben, wie man sie z. B. in der Briefsammlung des Engländers Stanhope findet, in Widerspruch ist, daß der Verf. nicht selten hier und da Intriguen einer Partey gefunden zu haben scheint, wo ihn selbst nur eine andere Ansicht der Dinge leitete. Als das Haupt der englischen Partey in Griechenland bezeichnet er Aler. Maurokordatos; ein Umstand, der, wenn man die in den vorliegenden Mémoires ausgesprochenen Urtheile über ihn liest, die Befangenheit des Verf. nur gar zu leicht erkennen läßt. Noch ehe der Verf. von einer englischen Partey spricht und damit einer solchen das politische Benehmen des Maurokordatos in Verbindung sezt, sogleich bey der ersten Gelegenheit, wo J. mit ihm (im Mai 1822) zusammenkommt, erkennt er in ihm „mehr Ambition und Intrigue, als Fähigkeit," spricht er von seinen Prätentionen und seinem Streben nach der höchsten Macht (I. 31. 34), und da, wo er von dem den Philhellenen so unglücklichen Treffen bey Peta (4. 16. Juli 1822) berichtet, wirft er die ganze Schuld dieses Unglücks auf Maurokordatos, da sie doch bisher von allen, die hierüber berichtet haben, nur dem Verrathe des Gogo zugeschrieben worden ist und wohl

Digitized by Google

auch nur diesem zugeschrieben werden muß, und spricht von seinen ehrgeizigen und gefährlichen Plänen (I. 88. 89), zu deren Erreichung er sich mit einigen Gliedern des Senats verbunden habe. Endlich geht er sogar so weit, der genannten englischen Partey fast alles Unheil, das Griechenland durch die Invasion des Ibrahim im Jahre 1825 erlitten, zuzuschreiben, von Maurokordatos und einigen andern zu sagen, daß sie (1824) den Bürgerkrieg veranlaßt, die Einkünfte Griechenlands, das aus dem Verkaufe der Nationalgüter und der englischen Anleihe gelöste Geld vergeudet, die Preß- und Gedankenfreyheit unterdrückt haben, u. s. w. (II. 133); den Lord Byron, von dem kaum zu glauben ist, daß er sich zur Erreichung der Absichten der englischen Regierung habe brauchen lassen, und den Obrist Stanhope, dessen Briefe wenigstens das nicht vermuthen lassen und einer solchen Deutung eher im Wege zu stehen scheinen, soll M., zur Erreichung der Pläne seiner Partey, an sich gezogen haben u. s. w. Selbst offenbare Betrügereyen werden dem M. zur Last gelegt (II. 200. 214). Ueber Thatsachen dieser Art hat Ref. kein Urtheil, aber was die hier ausgesprochene, in einer Reihe von Beschuldigungen durch das Buch sich durchziehende, Deutung der Rolle, welche M. gespielt haben soll, anlangt, so muß er bemerken, daß es dem Versuche, ihm die Absicht und das System, Griechenland an England zu verkaufen, unterzulegen, noch an der nöthigen Unparteylichkeit der Entscheidungsgründe fehlt. Wenn allerdings schon von Andern dem Maurokordatos erst (1822) ein Hinneigen zu den Franzosen, dann (1825, 1826) zu England vorgeworfen, wenn ihm sogar (1824) Schuld gegeben worden ist, Morea an England verkaufen zu wollen und nach dem griechischen Throne zu streben; so ist doch die Anklage, wie sie hier geltend gemacht wird, noch zu wenig motivirt, und der Ankläger selbst ist nicht ganz unverdächtig. Nachdem im Juli 1825 die englische Partey, nach Jourdain's Aussage, die Berufung der griechischen Regierung auf den Schutz Englands herbeygeführt hatte, äußerte sich J. öffentlich gegen eine solche verderbliche Maßregel. Er ward deshalb im August 1825 in Nauplia gefänglich eingezogen und bald darauf bedeutet, Griechenland zu verlassen. Alle diese und ähnliche Maaßregeln gegen sich schreibt er dem Maurokordatos zu. Dagegen müssen die günstigen Urtheile, die, außer vielen Philhellenen, namentlich sogar Stanhope ausspricht, für Maurokordatos angeführt werden, wollte man auch seine Handlungen selbst nicht gelten lassen; noch kann er selbst dagegen sagen, was er im Mai 1824 an den bekannten Philhellenen Blaquiere schrieb: „Man hat behauptet, ich habe Griechenland an England verkauft. Noch steht Griechenland, und die Ueberbringer meiner Briefe nach England wissen wohl, was sie enthielten und ob ich mein Vaterland verkauft habe. Ich glaube, ihm Dienste geleistet zu haben; das war meine Pflicht. Jetzt heißt es, ich wollte einen Despoten; nein, gerade weil ich keinen will, werde ich angeklagt. Ich wünsche, daß die Gesetze herrschen und nicht von hundert Despoten abhängen, die sie mit Füßen treten. Ich habe stets das Beyspiel des Gehorsams gegeben und bin noch bereit dazu; wenn es aber beschlossen ist, daß Griechenland zu den Füßen eines Militärdespotismus fallen muß, so will ich weder das blinde Werkzeug noch der gehorsame Diener dieser neuen Tyrannen seyn." (S. „Griechenland in den Jahren 1823 und 1824" u. s. w. Von L. Stanhope. Deutsch, Weimar, 1826. S. 333.) Feinde hat allerdings Maurokordatos in Griechenland gehabt, und wie Stanhope selbst durch einen solchen gegen ihn eingenommen worden zu seyn fast ausdrücklich zugibt, so müssen überhaupt die ungünstigen Urtheile über M. geprüft werden, ehe man ihnen einigen Werth beylegen kann. Allerdings hat auch schon der Franzose Villeneuve in seinem „Journal fait en Grèce" (1827) bemerkt, daß die Berufung auf den Schutz Englands — im Juli 1825 — von Feinden der griechischen Freyheit ausgegangen, daß Maurokordatos die Seele dieser englischen Partey gewesen sey, und in den ehrgeizigen und unpatriotischen Absichten dieser Partey gehandelt habe, nicht ohne tyrannische Maaßregeln. Allein noch hat eine solche harte Beschuldigung zu sehr den Anstrich von Parteylichkeit, und die Unmöglichkeit einer mildern Deutung des Benehmens des M. ist noch nicht dargethan. Sagt in den vorliegenden Mémoires der Franzose Jourdain, daß Maurokordatos und seine — die englische — Partey an Griechenland schlecht gehandelt und ihm nicht wenig geschadet habe, so ist das früher und nicht ohne Grund von der sogenannten Militärpartey, der M. entgegen zu arbeiten mit Recht suchte, bemerkt worden; wird hier, zu Gunsten des Demetrius Ypsilanti, dem M. Ehrgeiz und Herrschsucht vorgeworfen, so hat sich jener, Ypsilanti, zu manchen Zeiten des griechischen Kampfes theils ehrgeiziger Absichten schuldig gemacht, theils selbst der den Plänen der Griechenland so verderblich gewordenen Militärpartey hingegeben. Es ist zu wünschen, daß die in der Schrift von Jourdain gegebenen Aufschlüsse über die Rolle des Aler. Maurokordato und seine Beziehungen zur Politik Englands näher geprüft und beleuchtet werden; zur Zeit kann Ref., was die Mittheilungen über die Politik Englands und die Intriguen seiner Agenten in Betreff der Angelegenheiten Griechenlands anlangt, nach dem früher hierüber bekannt gewordenen demselben nur Glauben beymessen, in Betreff des Maurokordatos aber muß er andere Angaben abwarten, ehe den hier mitgetheilten durchaus zu trauen ist. So viel ist einleuchtend, daß die auswärtige Politik und ihre Intriguen theils einzelne Unglücksfälle der Griechen allerdings verschuldet, theils die Faktionsstreitigkeiten im Innern Griechenlands veranlaßt und genährt haben. Man

Digitized by Google

hätte sich in der That hierbey bisweilen des Virgilianischen: „timeo — et dona ferentes“ doch besser erinnern sollen! — Uebrigens kann Rec. nicht unterlassen, zu bemerken, daß der Verf. der Mémoires, der doch selbst auch eine französische Partey in Griechenland erwähnt, Nichts von den etwanigen Intriguen dieser uns berichtet hat, so wie er z. B. bey der Absicht, dem Sohne des Herzogs von Orleans die Krone von Griechenland anzubieten, die, nicht ohne Antheil des General Roche, des Agenten des Pariser Griechenvereins, hieran, im J. 1825, in Griechenland zur Sprache kam, Nichts davon mittheilt, ob auch hierbey Alles mit rechten Dingen zugegangen sey.

Den Nutzen, den die Mémoires von Jourdain gewähren, insofern sie zur geographischen, statistischen und militärischen Kenntniß des Landes beytragen, will Rec., als einen untergeordneten, nicht sehr hoch anschlagen. Wohl aber können sie im Allgemeinen zur Würdigung des griechischen Volkes und des Charakters, den der Freyheitskrieg selbst angenommen, dienen, und Rec. bemerkt das um so mehr ausdrücklich, als noch immer Vorurtheile gegen die Griechen geltend gemacht und hin und wieder falsche und ungegründete Vorwürfe gegen sie ausgesprochen werden. Der Verf. ist keineswegs für die Griechen eingenommen, aber er fragt bey Würdigung der Wirkung nach der Ursache derselben, er legt nicht dem Volke die Fehler und die Schlechtigkeit Einzelner zur Last, so wie er diese nicht verschweigt und das an dem Volke Tadelnswerthe nicht ungesagt läßt. In dieser Beziehung ist die Bemerkung, die er Thl. I. S. 94 macht, beachtenswerth. „On ne peut voir, sagt er, sans étonnement, qu'un peuple, auquel les fers, dont il a été accablé si longtemps, auraient dû communiquer quelque chose du caractère atroce de ses oppresseurs et les moeurs lâches et cruelles compagnes de l'esclavage, ait déployé dans cette guerre autant de générosité.“ — Besonders will Rec. noch, was den historischen Werth der Mémoires betrifft, bemerken, daß J., unter anderm, von der griechischen Regierung gewählt ward, die Rechte der griechischen Nation auf dem Kongresse von Verona zu vertreten, und daher bey Gelegenheit der Mittheilung über diese fruchtlose Gesandtschaft nicht nur mehrere interessante Details, sondern auch manche nicht werthlose Aktenstücke, (z. B. die Schreiben an Gonsalvi, an die versammelten Monarchen, an den Papst, theils von Seiten der griechischen Regierung, theils der Gesandten) mittheilt. (Unter andern Gründen, warum man die Abgesandten der griechischen Regierung bey dem Kongresse nicht zulassen könne, ward aufgeführt, daß der Graf Metaxa, einer derselben, von Cephalonia verwiesen worden sey. Allerdings war er wegen seiner Theilnahme am Kampfe der Griechen seiner Güter und Bürgerrechte vom Gouverneur der jonischen Inseln für verlustig erklärt worden.) Ferner ward J. im J. 1823 nach Paris gesandt, um besonders eine Anleihe zu Gunsten Griechenlands zu bewirken, und auch sonst auf mögliche Art für dasselbe sich zu verwenden, bey welcher Gelegenheit er, Namens der griechischen Regierung, mit dem Orden der Malteserritter in Verbindung trat, dem die Insel Rhodus abgetreten werden, und welcher der griechischen Regierung durch eine Anleihe Finanzmittel verschaffen sollte; aber die Sache zerschlug sich, und die Anleihe ward nachher im J. 1824 in London gemacht. Auch über diese Angelegenheit, das Projekt der Wiederherstellung des Ordens der Malteserritter betreffend, hat der Verfasser interessante Aktenstücke mitgetheilt, wie denn überhaupt unter der Rubrik: „Pièces justificatives“ Dokumente mancher Art, wichtige und bisher unbekannt gewesene, neben freylich schon bekannten und unbedeutenden, am Schlusse eines jeden Bandes enthalten sind. Leider muß Rec. noch bemerken, daß es der Herausgeber mit der Orthographie der Eigennamen nicht gar zu genau genommen hat.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder eines fahrenden Schülers von Wilh. Wackernagel. Berlin bey Laue 1828.

Der junge Dichter, von dessen Bruder R. Wackernagel wir früher wohl hie und da zerstreute Gedichte lasen, gehört zu der Zahl der „Minne-Liederlichen,“ wie Fr. Aug. Wolf den seligen Wilh. Müller von andern Müllern scherzhaft zu unterscheiden pflegte. Wie nämlich in der vergangenen Zeit das sogenannte klassische Alterthum für Dichter und Prosaiker das einzige Vorbild gewesen, so hat sich neben jener Nachbildung englischer, italienischer, spanischer und morgenländischer Muse in den altdeutschen Dichtungen ein reichhaltiger Quell frischer Herzstärkung ergossen, aus der man Wiederverjüngung in ungeschmückter Kindlichkeit trank. Es bedurfte nach der Perücken- und Haarbeutelzeit einer solchen Wiedergeburt. Freylich soll hier von keinem Zurückgehen zu Ungelenkheit die Rede seyn, so wenig in der Malerey die Nachäffung der starren anatomischen Leibesformen und der steifen Gewandfalten uns in der Kunst weiter führt; aber so wie in den altdeutschen Bildern Haltung, Geberde und Zusammenstellung der Personen das Gepräge inneren Lebens tragen, so in den alten Liedern eine sinnige, wir möchten sagen Fleisch gewordene, nicht durch Verstand verflüchtigte Gemüthsschauung, die sich ohne Schmuck und Prunk ergießt. — Aus diesem Lebensborne scheint W. Wackernagel tiefe Züge gethan zu haben,

Digitized by Google

wie es aus dem Gedicht „des Knaben Wunderhorn“ als seine eigene Ansicht hervorzublicken scheint:

Zum Zauberberge sprengt er vor,
Erschließt mit Schall das verborgene Thor,
Es erwachen die Ritter und Jungfraun hold;
Neu glänzt an der Sonne das alte Gold.

Treue Liebe ist der Grundgedanke seiner Lieder. Ueber alle liegt eine gewisse Wehmuth als Schleyer ausgebreitet, in einigen wird sie zur Ironie, wie in der Perlenschnur:

Zur Faschingszeit im Winter
Da war ich auch nicht weise,
Ich band mir eine Perlenschnur
Aus hellem klaren Eise.

In diesem heißen Lenze
Da ist am Schein der Sonnen
Mir meine schöne Perlenschnur
Im Wasser all' zerronnen.

Was tropft mir aus dem Auge?
Was brennt mir auf der Wange?
Ich meint', ich hätt' die Perlenschnur
Verloren also lange.

Unter den Gedichten mit literarischer Beziehung finden sich leider auch sechs Gedichte auf M. G. Saphir. Treffender meistens sind die, zum Theil nur „namenlosen Xenien,“ worin sich wenigstens ein waches Auge für die Abirrungen unserer Poesie, und ein jugendlicher Uebermuth kund gibt, der sich zulezt ausspricht:

Alle höhnst du, keinen schonst du;
Kannst du denn was Bessers machen?
Davon ist hier nicht die Rede,
Sondern nur vom besten Lachen.

Müllner, Raupach, Houwald, Klingemann, Förster, Willibald Alexis und J. H. Voß sind bey ihrer schwachen Seite gepackt, also ist vom Autoritätsglauben beym Verf. keine Rede. Vielmehr trifft sein „Froschgeschrey im Lenz“ das lallende Nachbetervolk des großen Bekannten gewiß gründlich:

Die ganze Welt ist anders jezt,
Seit er sie auf den rechten Fleck gesezt.
Drum macht sie vor Sr. Excellenz
Auch billig die tiefste Reverenz.

Zwölf Lieder in mittelhochdeutscher Mundart schließen den Kranz und belegen augenscheinlich unser obiges Urtheil über des Verf. Studium. Schon vor zwey Jahren hatte sich W. W. den Spaß gemacht, ein eigenes, angeblich aus einer alten Handschrift entlehntes Bruchstück eines Gedichtes drucken und zu mehrerer Beglaubigung der Aechtheit mit einem scheinbar antiken Holzschnitte versehen zu lassen. Mehrere anerkannte Sprachforscher des Alt-Germanischen hatten sich täuschen lassen, und bereits Scholien, Glossen und Hinweisungen dazu gemacht, als zu ihrem Aerger der Scherz verrathen ward. – Auch diese zwölf Lieder haben die Mundart und den Geist jener alten Dichtungen gut und doch frey nachgebildet. Möge zur Probe eines derselben folgen, woran sich unsere freundlichen Leserinnen versuchen mögen:

Spar dich der riche got gesunt
Der vlöge ich in tûsent stunt
Unde wis dâ min je getriuwe
Liep, viel reines magedin:
So mac ich wol gemeit sin.

Des brunnen grund ist riuwe und leit
Dâ man das wazzer in treit
gelogeniu minne und valschiu liebe
Die berent dicke leet und zorn
Und hant nâch süeze scharpfen dorn.

Dâ liep von herzeliebe schiet
Dâne wehset gras noch blumen niet
Unde gelwet die liehte gilije
Die rôse vallent ab ir zwî
Dâne singet niemân vogeli.

„Du bist min, ich bin din
Des solt dû gewis sin
Du bist beslozzen in minem herzen.
Verloren ist das sluzzelin
Du must iemer drinne sin.“

Wenn dieser Versuch in dem mittelhochdeutschen Dialekt auch zu weiter nichts beytragen könnte, als uns jene Sprachformen wieder näher zu bringen, so hätten wir damit schon etwas gewonnen, und der Menge Leser, welche nur nach Adelung, Heinsius oder Heyse urtheilten, würde ein Schatz trefflicher Dichtungen eröffnet, während jezt sogar die herrlichsten Kirchenlieder wegen veralteter Sprachformen zurückgesezt werden, obgleich ihr Inhalt eine Begeisterung und eine Tiefe blicken lassen, die unsrer Zeit sehr zu wünschen wären.

C. D.

Digitized by Google

N°. 21.

Literatur-Blatt.

Freitag, 13. März 1829.

Geschichte.

Philosophie der Geschichte. In achtzehn Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1828. Von Friedrich von Schlegel. Zwey Bände. Wien, 1829, bey Carl Schaumburg und Komp.

Der plötzliche, mit der Erscheinung des vorliegenden Werkes beynah gleichzeitige Tod des berühmten Verfassers mußte zu einem Streit die Losung geben, nicht ungleich dem Streite homerischer Krieger um die Leichen ihrer gefallnen Helden. Hier sehn wir den göttlichen Achill um den Verlust des Patroklos, um die Beschimpfung seiner eignen Waffen rasen und dort wiederum Achill im Uebermuth des Sieges das edle Antlitz des gefallnen Hektor im Staube schleifen. Die Parteyen haben einander nicht viel vorzuwerfen, der Streit ist alt, von den Vätern geerbt, und beyde Theile haben beständig Repressalien geübt.

Ich darf wohl das fromme Amt eines Todtenpriesters übernehmen, und unbekümmert um der Parteyen Zwist der Leiche eines großen Mannes die gebührende Ehre erweisen. Gereinigt hat ihn der Tod von den Schwächen oder Fehlern der materiellen Natur. Diese sind mit ihm ins Grab gesunken. Nur sein unsterblicher Geist lebt unter uns fort.

Dieser Geist war ein reicher, fruchtbarer, großer Geist, und auch, wenn man ihn unfrey nennen könnte, Herkules würde selbst an Omphalens Spinnrocken noch Herkules seyn. Sollen wir den Schatten Samuels heraufbeschwören, soll der nun auch ruhende Voß wieder auftreten und fragen: „wie ward Fritz Schlegel ein Unfreyer?“ Kann man nicht mit Wahrheit auf diese Frage antworten: der Verstorbene folgte frey dem Hange seiner Natur, dem Zuge seines Herzens, und der Mensch ist nur dann frey, wenn er seiner Natur folgt. Allerdings wurde Friedrich von Schlegel durch seine Neigung zu einer Partey geführt, und er hat den Charakter dieser Parteylichkeit nie verläugnet. Auch das hier uns vorliegende, sein letztes Werk, ist in diesem Sinne eine Parteyschrift zu nennen und voll Polemik gegen die entgegengesezte Partey, sogar voll Haß, der wieder Haß hervorrufen muß. Insofern haben seine Gegner ein unbestrittnes Recht, die Herausforderung zu erwiedern und ihn ritterlich zu bekämpfen; allein dieser Kampf darf nur der Sache gelten, die Person muß dabey aus dem Spiele bleiben. Man kann, darf und soll seine Sache angreifen, aber man soll ihm nur nicht persönlich vorwerfen, daß er diese Sache zu der seinigen gemacht hat, da offenbar seine ganze Natur dahinneigte. So völlig entschieden ist das Rechte bey keiner Partey, daß nicht auch große Männer und edle Geister zu der entgegengesezten hinneigen sollten. Wie das Recht, so ist auch das Genie ziemlich gleich auf beyde Seiten vertheilt, und sobald eine zu überwiegen anfängt, erfolgt auch wieder eine starke Rückwirkung von der andern. Dahin sollte man doch endlich übereingekommen seyn, daß Legitimität und Liberalismus, Katholicismus und Protestantismus sich die Waage halten, daß sich an beydes gleich viel Großes und Kleines knüpfen läßt, daß die Geschichte auf beyden Seiten gleich viel Herrliches und Gemeines hervorgebracht hat, und daß schon seit mehrern Jahrhunderten die größten Helden, Denker und Dichter nicht weniger wie die Massen der Völker auf beyde Seiten sich vertheilt haben. An diese historische Ansicht, die zugleich, wenn man will, eine ästhetische ist, halte ich mich wenigstens fest, und bin überzeugt, daß dies auch die Ansicht der Nachwelt seyn wird. Von dieser Ansicht aus will ich aber auch das lezte Werk des Herrn von Schlegel prüfen, und zu zeigen suchen, was darin von der Wahrheit, was vom Parteyhaß diktirt ist.

Das Werk behandelt die ganze Weltgeschichte von ihrem Anbeginn bis jezt, von einem philosophischen Standpunkt aus, und sucht die den Ereignissen zu Grunde liegenden Principe von denselben zu abstrahiren, gleichsam aus dem Körper der Geschichte ihren Geist herauszuholen. Die Resultate sind folgende: Schlegel sezt drey Urkräfte, die in aller Geschichte walten: 1) den freyen menschlichen Willen, der sich zum Guten oder Bösen, Hohen oder Niedern wenden kann; 2) die rohe Naturkraft, die in den Leidenschaften und Instinkten der Menschen eben so

Digitized by Google

konsequent wirkt, wie in der ganzen übrigen Natur, aber nur dann zur Herrschaft gelangt, wenn der Mensch seine Willenskraft mißbraucht und zum Thier herabsinkt; 3) die göttliche Vorsehung, die mit liebender Hand den Menschen aus dem Verderben zum Heil, aus der Gewalt der Natur zur Freyheit zurückführt und nach einem uns unerforschlichen Plan alle Geschichte zu einem heiligen und höchsten Ziele lenkt. Sofern nun die Menschen die ihnen verliehene Freyheit der Vorsehung oder der Naturkraft unterordnen, entstehn die zwey großen Erscheinungen der Legitimität und des Liberalismus, die beständig einander widerstreiten und deren Kampf einzig und allein die ganze Weltgeschichte ausfüllt. Das Kennzeichen der Legitimität ist Relativität, d. h. Rücksicht, Billigkeit, Liebe. Das Kennzeichen des Liberalismus ist das Absolute, d. h. ausschließendes Festhalten an einem Grundsatz, wenn auch alles darüber zu Grunde gehn müßte. Demnach ist die Legitimität immer historisch, jeder Zeit anpassend, der Liberalismus aber immer eigentlich antihistorisch, jederzeit um des Einen willen gegen alles Andre vernichtend. Beyde Prinzipe gehn durch alle Erscheinungen der Religion, des Staats und der Philosophie hindurch. Alles Absolute, also auch die absolute Autokratie, erscheint dem Herrn von Schlegel illegitim, und er spricht in diesem Sinn, Bd. II. S. 243, ausdrücklich von legitimen Rechten der Nachbarn von außen und des Volkes von unten im Gegensatz gegen despotischer Willkühr. Man würde mithin sehr irren, wenn man seine Ansicht von Legitimität mit derjenigen verwechselt, die anderwärts herrschend ist. Er stellt nicht, wie die meisten Andern, die Legitimität dem Liberalismus als ein Absolutes dem Andern gegenüber, sondern als das Nichtabsolute. Selbst das Recht, die Freyheit, die Vernunft erscheinen ihm, sobald sie absolut werden, als Unrecht, Sklaverey und Unvernunft, und er verlangt dafür Billigkeit, Selbstbeschränkung, Liebe, als wesentliche Bedingungen alles Legitimen. Er nimmt an, daß es weniger auf die höhern oder niedern Gaben der Menschen, als auf die Anwendung derselben ankomme, und daß auch die edelste Gabe mißbraucht werde, sobald sie etwas Absolutes seyn oder erreichen will. Gerade das scheint ihm der Schlüssel zur ganzen Weltgeschichte, daß die göttlichsten Vorzüge der menschlichen Natur durch die Tendenz zum Absoluten in etwas Teufliches verwandelt werden konnten und können. Mit dieser unläugbaren Wahrheit verknüpft er eine andre, die noch näher seinen Begriff von Legitimität bestimmen soll. Er erinnert nämlich daran, daß dem Absoluten, welches immer die Personen dem System unterordnet, die Persönlichkeit, als das Legitime, entgegengesetzt werden müsse, und er findet das Vorwalten dieser Persönlichkeit und der mit ihr verbundnen Liebe und Billigkeit über das Absolute und der mit ihr verbundnen starren Ausschließlichkeit und grausamen Gerechtigkeit, vorzüglich im Christenthum, im altgermanischen Staatenleben, und in der schönen Durchdringung beyder zum christlichen Staate, in welchem der Monarch eben so persönlich nicht nach einem starren Gesetzesbuchstaben, sondern nach väterlicher Billigkeit das ihm vertrauende und an ihn glaubende Volk regiert, wie Gott in Bezug auf alle Menschen. Demnach setzt er diesem legitimen christlichen Staate auch ganz folgerecht nicht blos den Götzendienst des todten Gesetzes in der absoluten Republik, sondern auch den Götzendienst des absoluten Despoten, z. B. Ludwigs XIV., entgegen. Mich dünkt, die Billigkeit gegenüber der Gerechtigkeit und die Vorzüge der an das Persönliche geknüpften Relativität gegenüber dem Absoluten seyen noch nie so klar und erfolgreich gewürdigt worden, als hier. Dennoch hat sich der Verfasser der in der Theorie so sehr gerühmten Billigkeit praktisch bey seiner Schätzung der historischen Thatsachen nicht sehr befleißigt.

Man weiß, daß Friedrich von Schlegel an der Spitze derjenigen Partey unter den Historikern oder Geschichtsphilosophen steht, die im ganzen Gange der Weltgeschichte weniger ein Aufsteigen zum Ideal, als einen Abfall vom Ideal, oder wenigstens nur insofern ein Aufsteigen sieht, als damit eine Rückkehr zum verlornen Paradiese gemeint ist. Diese Ansicht wird hier sehr ausführlich entwickelt. Der Verfasser nimmt ein heiliges, mit höhern Kräften von Gott ausgestattetes Urvolk an, das sich von Stufe zu Stufe verschlimmert, und in dieser Degeneration geistig und physisch getrennt und zersplittert habe. Der Verfall ist ihm ein Mißbrauch der Freyheit und demzufolge ein Hinabsinken unter die rohe Naturgewalt. Weil aber über der Natur und der menschlichen Willensfreyheit erhaben eine göttliche Vorsehung die Geschichte lenkt, so nimmt er an, daß nicht durch die wieder zum Bessern sich wendende menschliche Freyheit, sondern durch Gottes Gnade und Offenbarung die Menschheit immer wieder aus jener Naturgewalt gerettet worden sey. Es ist charakteristisch, daß er eine Selbsterhebung des Menschen, wenn er einmal der Naturnothwendigkeit anheim gefallen, für unmöglich hält, und er befolgt darin eine so strenge Konsequenz, daß er sogar die prophetische Behauptung aufstellt, die durch die Reformation entstandne Verwirrung, in welcher wir der Naturgewalt einmal erlegen sind, werde nun und nimmer durch Menschenhand gelöst werden, sondern durch eine neue, unmittelbare, göttliche Einwirkung. Daraus folgt denn auch seine Ansicht von einer dreyfachen Offenbarung Gottes in der Geschichte. Gott der Vater habe sich uranfänglich den ersten Menschen offenbart im Worte, dem himmlischen Erbtheil der ältesten Völker; zum zweyten Mal sodann Gott der Sohn in der Kraft, als Christenthum; und nun harren wir noch auf die Offenbarung des heili-

Digitized by Google

gen Geistes im Lichte der Erkenntniß, zu welcher die Geschichte hinneigt.

Der Abfall, die Entartung begann nach Herrn von Schlegel schon im patriarchalischen Urvolk selbst, und um so furchtbarer, je mächtiger jene ersten Menschen durch die höhern, ihnen von Gott mitgegebnen Kräfte waren. Daher die Gräuel der liberalen Kainiten, wodurch selbst die legitimen Sethiten angesteckt wurden, und deren Ende die Sündfluth war. Die Völker nach der großen Fluth sind kleiner und schwächer an Lastern, wie an Tugenden, je mehr sie sich vom göttlichen Quell ihres Ursprungs entfernen.

Von den bekannten Völkern der alten Welt nun gibt Herr von Schlegel eine sehr geistvolle Charakteristik, bey welcher ich indeß die Anordnung nicht billigen kann. Er beginnt mit den Chinesen. Ich glaube aber, daß unter allen möglichen Völkern die Chinesen, Phönizier und Holländer am wenigsten geeignet sind, eine Geschichte einzuleiten. Die Chinesen liegen an einem Extrem, und man sollte doch wohl in der Mitte anfangen. Diese Mitte hätte Herr von Schlegel ohne Zweifel bey den Indiern finden können, denen in jeder Hinsicht das Primat in Asien, wie den Griechen in Europa gebührt, wenn wir sie auch nicht gerade als Prototypen annehmen wollen. Von dieser, im Ganzen gleichgültigen Rangordnung abgesehn, scheint uns dasjenige wichtiger, was der Verfasser zum Unterscheidungsgrund der alten Völker macht. Einer an sich sehr nahe liegenden Analogie zu Folge, nimmt er gewisse psychologische Unterschiede auch als nationelle an, und indem er dem Menschen vier Grundvermögen zuerkennt, vertheilt er dieselben unter die vier alten Hauptvölker dergestalt, daß die Chinesen vorzugsweise die Vernunft, die Indier die Phantasie, die Aegypter den Verstand und die Juden den Willen repräsentiren sollen. Es wäre thöricht, solche Analogien für eine bloße Spielerey auszugeben; doch hätte der Verfasser wohl besser gethan, wenn er sich in diesem ersten Abschnitt seiner Geschichtsbeurtheilung nicht so streng an ihre Konsequenz gebunden hätte, da er sie schon beym folgendenden Abschnitt wieder fallen läßt. Mich dünkt, er hätte sein psychologisches Netz entweder über alle Völker bis auf unsre Zeit ausdehnen, oder auch an jene vier ersten Völker gar nicht erst anlegen sollen. Weit mehr ist er seiner Konsequenz in so fern treu geblieben, als er überall, wie schon vor der Südfluth beym Kampf der Kainiten und Sethiten, den Antagonismus der Legitimität und des Liberalismus durchführt. Dieser tritt hervor bey den Chinesen in der Legitimität des Confu-tse, und in dem darauf folgenden Liberalismus des Rationalisten Tao-sse; bey den Indiern im Kampf der Braminen und Buddhisten, bey den Aegyptern in den Reibungen der Priester- und Kriegerkaste, und selbst bey den Juden in ihren Parteyen.

Was der in diesem Felde bekanntlich einheimische Verfasser über die Geistesrichtung, Philosophie und Poesie der Chinesen und Indier sagt, ist von dem größten Interesse und so gründlich gedacht und klar ausgesprochen, als nirgends sonst. Er verbreitet über jene dunklen Parthien altorientalischer Weisheit bey weitem mehr Licht, als von einer allgemeinen Uebersicht der Weltgeschichte sich erwarten ließ, und dies hat auch ein gewisses äußeres Mißverhältniß in der Anordnung des Werkes veranlaßt, indem wir weit über ein Drittheil desselben durchlesen müssen, ehe wir nur bey den Griechen und Römern anlangen, deren Charakteristik mit der ganzen antiken, mittelalterlichen und modernen Welt in die folgenden zwey Drittheile zusammengedrängt ist. Den Chinesen, Indiern und Aegyptern, welchen gleicherweise eine Tendenz zum Alten, ein Rückblick zum Ursprung und eine Abgeschlossenheit in sich selbst eigenthümlich ist, setzt der Verfasser theils die Juden mit ihrer prophetischen Tendenz, mit ihrem Vorblick in die Zukunft, theils die Perser mit ihrer Tendenz zur Eroberung und Völkervermischung entgegen. Die letztern führen uns erst aus der mythischen in die historische Zeit ein, und von Asien nach Europa, zunächst zu den Griechen hinüber.

Die Griechen werden vom Verfasser etwas kurz behandelt, indem er allerdings hier schon fast alles als bekannt voraussetzen konnte. Er sagt von ihnen in der That nichts neues, und das Bemerkenswertheste dürfte seine seltsame Vertheidigung der griechischen Demokratie seyn. Er hebt es nämlich nicht ohne ein gewisses Selbstbehagen hervor, daß die Griechen ungleich den Römern die Monarchen niemals gehaßt, ohne große Erschütterungen sie abgeschaft und wieder angenommen hätten. Ueberhaupt sucht er so viel nur immer möglich ihre Legitimität zu retten. Desto ungerechter ist er gegen die Römer. Sie sind ihm schlechterdings illegitim, und die sogenannte römische Tugend ist ihm nur ein blinder Götzendienst des Staats. Er äußert, seltsam genug, einen Haß gegen sie, als ob sie noch existirten. Dies steht in völligem Widerspruch mit dem, was er sonst von der einem Geschichtsforscher ziemenden Billigkeit sagt. Wenn er die Barbarey des Mittelalters keineswegs läugnet, jedoch mit vollem Recht verlangt, man solle dabey nicht vergessen, daß sie der Zeit gemäß, natürlich, nothwendig und darum zu entschuldigen gewesen sey, so ist durchaus nicht einzusehn, warum nicht die nämliche Entschuldigung auch auf die Römer angewendet werden sollte. Mit Recht findet es Herr von Schlegel abgeschmackt, daß die flachen, liberalen Aufklärer der jüngsten Zeit das ganze Mittelalter verdammt haben: wie mag er nun seinerseits die ganze alte Römerzeit verdammen?

Ich erlaube mir, hier eine Bemerkung anzuknüpfen, die mir Beherzigung zu verdienen scheint. Herr von Schl-

Digitized by Google

gel hat sich selbst gefragt, welchen Maaßstab er bey der Beurtheilung einer historischen Erscheinung anlegen wolle, und dabey fand es sich, daß er einen theologischen, juridischen, ja sogar medizinischen Maaßstab im Vorrath gehabt (Bd. II. S. 220). Warum aber keinen ästhetischen? Diese Frage liegt doch wohl bey einem Koryphäen der Romantik, bey einem Freunde der Schellingischen Philosophie sehr nahe. Hätte Herr von Schlegel überall einen ästhetischen Maaßstab angelegt, er würde gewiß billiger geurtheilt haben. Jene Römerwelt, was sie auch Schreckliches ausgeboren, die Erhabenheit wird man ihr nimmer abstreiten können, und ich meine, das Erhabne hat ein Recht zu existiren, wie das Schöne; selbst das Schreckliche möcht' ich so wenig wie das Lächerliche aus dem großen Gemälde der Weltgeschichte hinwegwünschen. Warum ist Herr von Schlegel gegen die lächerlichen Chinesen nicht so streng, als gegen die furchtbaren Römer? Sehr viel würde sein Werk gewonnen haben, wenn er sich mehr von seinem ästhetischen Gefühl, als von einem vorgefaßten politischen Grundsatz hätte leiten lassen, wenn er die Weltgeschichte überhaupt nur wie ein schönes Kunstwerk um ihrer selbst willen betrachtet, und nicht so ängstlich darin die Beziehungen auf unsere politische Gegenwart gesucht hätte. Oder ist es nicht eine Aengstlichkeit zu nennen, wenn er schon in Kain, bey den Chinesen und sofort überall die zwey Gespenster, Napoleons Despotismus und den jakobinischen Freyheitsschwindel, hervorblicken sieht?

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Einige Gedichte aus der Sammlung der Schweizer-Reise von Albert Zimmerlin von Zofingen. Basel, im Verlage bey J. J. Holdenecker und Söhne. 1828. 48 S. 8.

Die kleine Sammlung von Gedichten, die hier den Freunden der Poesie angeboten wird, gehört freylich nicht unter die bedeutenden, indem bey ächtem Dichtergenie und der Begeisterung, welche die hohe, herrliche Gebirgsnatur des Schweizerlandes auch den prosaischen Seelen einflößen muß, unzweifelhaft weit mehr geleistet werden könnte, und vor allem die Unverständlichkeit zu tadeln ist, die mit ihren mystischen Orakelsprüchen die Vergangenheit enthüllen und die Gegenwart deutlich machen möchte, während sie mit unnützem Wörtergeklingel beydes nur dichter verschleyert. Liebe zu der Kunst und Anhänglichkeit an sein schönes Vaterland läßt sich indessen dem Verfasser nicht absprechen, und im Besitz dieser beyden Eigenschaften dürfte es ihm immer noch gelingen, mit der Zeit etwas tüchtigeres zu liefern, wenn er sich selbst überzeugen könnte, daß er den Gipfel des Parnassus noch nicht erstiegen habe, sondern sich blos am Fuße desselben befinde. Besonders wäre zu wünschen, er möchte sich einer einfacheren und dadurch verständlicheren Sprache bedienen, als es z. B. in den beyden folgenden Strophen geschieht, von denen die eine nebst vielen ähnlichen Schwestern in „Huldigung der Stadt Basel" sich findet; die andere aus „Schloß Oriesheim" entnommen ist:

Dir Benedikt, deß Name heisset Segen,
Der du dein Amt mit Bischofswürde führst,
Die Vaterstadt mit neuen Straßen zierst,
Der St. Johannis Vorstadt offne Länge,
Wo breiter Straße wich das alte Bette,
Ringsum erhob sich neuer Häuser Kette,
Zum Schattenplatz verwandelst Klostergängt,
Dir tritt das schönste Zeugniß hier entgegen.

— — — —

Ihr späteren Jahrhundert möget ruhen
Im Schooße niederer Vergessenheit.
Als Pfaffentrug, der Landesvögte Ränke
Entweiheten des Rechts, der Kirche Bänke,
Entflohen war der Ritter Minne-Zeit,
Wo kaum die Kuh im Stalle durfte muhen.

Daß dem Dichter nicht alles Talent abgesprochen werden kann, daß er bey mehreren Natürlichkeiten, und wenn er nicht die edle, aber uneinträgliche Dichtkunst zu seiner alleinigen Beschäftigung machen, und mithin, koste es auch was es wolle, dichten müßte, allerdings auch Erfreuliches zu leisten vermöchte, das geht aus einigen Stellen hervor, die man mit Vergnügen liest. Ein Beyspiel davon mögen wieder zwey Fragmente liefern, von denen das erste einen Theil der „Peters-Insel-Fahrt der Großfürstin Helena" ausmacht, das andere in „dem Herbstmorgen" sich findet:

Seht Ihr vor Euch das Eiland
Mit den schattigen Hainen,
Und dem Kranze der Pappeln —
Wie es tauchet den Fuß
Nieder ins klare Gewässer?
Blauer erschließt sich der Himmel
Friedlicher grüßen die Schatten
Helena.

— — — —

Die Sonne steigt durch goldne Wolkenheere
Und licht umschleyert wachen Berg und Thal,
Die Nebel kämpfen mit dem Strahlenmeere
Und fliehen aufgelöset ohne Wahl.

Der See empfängt sie, und sie ziehen weiter,
Vermenget mit der Städte warmem Rauch,
Und steigen sie, so wird der Himmel heiter,
Und sanfter kost der Lüftchen zarter Hauch.

Lebt wohl, Ihr holden, friedlich stillen Thäler!
Mein Fuß entweicht zum öden Isarstrand;
Lebt wohl, Ihr kräftig großen Heldenmähler!
Ich denk an Euch im geist'gen Vaterland.

Digitized by Google

N°. 22.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 17. März 1829.

Geschichte.

Philosophie der Geschichte. In achtzehn Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1828. Von Friedrich von Schlegel. Zwey Bände. Wien, 1829, bey Carl Schaumburg und Komp.

(Beschluß.)

Indem aber Herr von Schlegel sich von den Gegenständen seines Hasses zu denen seiner Liebe, zum Christenthum, zu den Deutschen und zum christlich-deutschen Staate wendet, bleibt er nicht nur der Wahrheit vollkommen treu, sondern erschöpft sie mit tiefem philosophischen Geist. Ohne im mindesten zu übertreiben, spricht er hierüber nicht nur die richtigsten Ideen, sondern auch mit einer so überzeugenden Klarheit und gewinnenden Wärme aus, daß wir uns wundern müssen, so viel Gerechtigkeit und Maaß im Lobe neben so viel Ungerechtigkeit und Uebermaaß im Tadel zu finden. Seine Erklärung des christlichen Staatsprincips, auf die er im ganzen Werke den Ton legt, ist das trefflichste und fruchtbarste vielleicht von allem, was je aus seiner Feder geflossen ist. Es scheint allerdings ungerecht, alle frühern und spätern Staaten schlechterdings an diesem Richtmaaß messen zu wollen, da die historischen Bedingungen andre waren und andre geworden sind oder werden können; allein es ist unzweifelhaft, daß bey der Geschichte des Mittelalters, so weit es die abendländische Welt betrifft, nur dieser und kein andrer Maaßstab angelegt werden darf, und jede Geschichtsdarstellung, die anstatt dieses Maaßes etwa von antiken oder modernen Staatsmaximen ausgehn wollte, würde so fehlerhaft und schief seyn, als es die meisten dieser Darstellungen bisher wirklich gewesen sind. Jene unglückliche Inconsequenz des Verfassers aber, bey beständigem Predigen gegen das Absolute dennoch selbst alles absolut an seiner fixen Idee vom christlichen Staate wie in einem Prokrustesbette messen zu wollen, wo er denn freylich alles andre zu kurz oder zu lang finden muß, verleitet ihn auch zu einer Ungerechtigkeit gegen den Muhamedanismus, an dem er auch nicht das mindeste Gute, nicht einmal etwas Poetisches lassen will. Sobald er aber auch diese feindselige Parthie wieder verläßt, und nun ohne fernere Unterbrechung beym christlichen Abendland verweilt und dessen große Geschichte durch das ganze Mittelalter charakterisirend verfolgt, ist seine Darstellung auch wieder durchgängig gerecht, klar und in jeder Beziehung meisterhaft. Wer möchte nicht billigen, was er zum Ruhme der großen Zeit unter den Ottonen und Saliern sagt, da in einem wahrhaft idealen Wechselverhältniß die geistliche und weltliche Macht zu ihrem beyderseitigen Heil einander controlirten, und hier Otto dem Mißbrauch der päpstlichen, dort Gregor VII. dem Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt steuerte. Das folgende Zeitalter der Hohenstaufen bezeichnet der Verfasser als ein feindseliges, indem es das schöne Gleichgewicht der geistlichen und weltlichen Macht gestört, und vermöge seines negirenden, vernichtenden Princips Deutschland an den Rand des Verderbens gebracht habe. Er nennt dieses Zeitalter das scholastisch-romantische, und wenn er auf der einen Seite das poetische Element in den Hohenstaufen nicht verkennt, so kann er sie auf der andern nicht streng genug verdammen wegen des scholastischen Elements, welches Friedrich I. durch Einführung des römischen Rechts und Friedrich II. durch Einführung der aristotelischen Philosophie ins Mittelalter eingetragen haben. Allerdings mit Recht stellt er diese spätern Scholastiker tief unter die frühern Kirchenväter. Man ist seit langer Zeit gewohnt, die Hohenstaufen gegen die Päpste, die Ghibellinen gegen die Guelfen in Schutz zu nehmen; es ist daher heilsam, die Sache auch einmal von der andern Seite anzusehn. Allerdings ist eine partevische Verunglimpfung der erhabnen und hochtragischen Hohenstaufen unziemlich; aber eben so gröblich täuschen sich die, welche den Hohenstaufen gegenüber nur heillose Pfafferey sehn wollen.

Das der Reformation vorhergehende Zeitalter nennt der Verfasser das heidnisch-antiquarische, das der Reformation selbst aber das polemisch-barbarische, und somit faßt er das Charakteristische dieser Zeiten wirklich in einen sehr passenden kurzen Ausdruck zusammen. Nach allem

Digitized by Google

was bisher gesagt worden, versteht es sich von selbst, daß er die Reformation und den Protestantismus, wenn nicht mit so starken Ausdrücken, wie das Römerthum und den Muhamedanismus, verdammt, doch bitterlich beklagt. Was ihn hier einen etwas mildern Ton anstimmen läßt, ist zweierley, einmal die Schonung, die er den bestehenden Verhältnissen schuldig zu seyn glaubt, und sodann die Hoffnung, ja die bestimmte, zuversichtliche Erwartung, daß alle Protestanten noch einmal, vielleicht und wahrscheinlich in nicht zu langer Zeit, in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren würden. Er ist billig genug, zuzugeben, daß sich in diese Kirche große Mißbräuche eingeschlichen hatten, daß eine Reformation nothwendig war, allein er behauptet, die Reformatoren seyen zu weit gegangen, und hätten durch ihre Absonderung und neue Lehre ein feindseliges Princip in sich aufgenommen, daher auch das Tridentiner Concilium nothwendig zu einer ähnlichen Abschließung des Katholicismus gezwungen worden sey. Dies ist nicht ganz der Wahrheit gemäß. Wären die katholischen Häupter früher gegen die gerechten Ansprüche der Reformationspartey ein wenig billiger gewesen, so würde die leztere nicht so sehr zu Extremen fortgerissen worden seyn. Herr von Schlegel erlaubt sich hier, die Sache geradezu umzukehren, was bey so allgemein bekannten Thatsachen ein politischer Fehler des Parteyschriftstellers ist. In diesem Sinne muß ich es auch rügen, daß der Verf. nur der durch Protestanten bewirkten Gräuelscenen, unter Heinrich VIII., im Bauernkrieg, in Münster ꝛc. ausführlich gedenkt, dagegen von der Pariser Bluthochzeit gänzlich schweigt. Und wer wird ihm endlich glauben, daß alle Sünden des Jesuitenordens nur einzelnen Individuen, nicht dem Institut zugeschrieben werden dürfen? wer wird seiner unschuldigen Miene trauen, wenn er von den neuesten Jesuiten sagt, es sey ja nur eine kleine Anzahl, die doch wohl auf Toleranz Anspruch machen dürfen? Warum wagt er es nicht, die Wiederherstellung dieses Ordens viel wichtiger zu nehmen und höher zu stellen, da er ja sonst so große Hoffnungen von der Wiedervereinigung der Protestanten mit den Katholiken hegt, zu welcher doch offenbar die Jesuiten mitwirken sollen?

Dem Herrn von Schlegel ist der Protestantismus durchaus nur ein Menschenwerk, welches dem Katholicismus, als einem Gotteswerke, nicht lange werde widerstehn können; ein Irrthum, welcher der Wahrheit im Katholicismus werde weichen müssen; ein Extrem, von welchem die Menschen zur Mitte des Katholicismus zurückkehren müssen. Er sezt sich aufs entschiedenste der hergebrachten Meynung entgegen, als sey der Katholicismus in der Religion, und die Legitimität im Staate selbst nur ein Extrem, oder eine Seite, eine Partey; er betrachtet sie vielmehr als über alle Parteyen erhaben, gegen alle gerichtet, als das ursprünglich Göttliche in der Mitte aller irdischen Erscheinungen, wovon alle Parteyen nur abgewichen sind. Darum scheint es ihm auch außer allem Zweifel, daß der Protestantismus in der Kirche, wie die Liberalität im Staate nur etwas Vorübergehendes seyn könne, etwas Menschliches, das sich zum Göttlichen zurückwenden werde. Diese Umkehr scheint ihm sogar nahe zu liegen. Er bezeichnet das ganze achtzehnte Jahrhundert als das vorzugsweise protestantische, das neunzehnte dagegen, in welchem wir leben, als das katholische, und findet in der religiösen wie politischen Reaktion gegen das aufgeklärte und revolutionäre Jahrhundert wesentlich katholische Elemente. Schon ist die Kirche glänzender wieder hergestellt; ihre geschwornen Vertheidiger, die Jesuiten, leben wieder auf; die Regierungen huldigen dem legitimen Princip und gründen das Wesen des Staats nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, auf die Vernunft, sondern auf Religion; die Wissenschaft und Kunst selbst wird wieder religiöser, und in so fern auch katholischer; die Romantik und die Naturphilosophie hat entschieden diese Richtung genommen. Nun frägt sich der Verfasser, wie weit wird und soll diese Reaktion zurückgehn? Er findet es kleinlich, zu verlangen oder nur zu glauben, sie werde nur bis vor die Revolution zurückkommen. Er ist überzeugt, sie müsse und werde viel weiter, bis in das frühere Mittelalter, mit einem Worte bis zur glänzendsten Periode des Papstthums, bis zu dem Momente hinabsteigen, da die geistliche Macht der weltlichen vollkommen gleich stund. Dies ist das höchste und zugleich nächste Ziel, das Herr von Schlegel der Weltgeschichte steckt, und dies ist auch der Schlüssel zu seinem ganzen Werke.

Er sieht wirklich die Zukunft in einem so milden rosenfarbnen Lichte, daß es der Seele wohlthut, auch wenn man seine Täuschung erkennt. Er spricht seine Hoffnungen mit einer, sonst an ihm ungewöhnlichen, Frömmigkeit und Innigkeit aus, daß ich nicht glauben kann, er habe, selber ungetäuscht, nur Andre damit täuschen wollen. Die ganze Stimmung vielmehr, in welcher das Buch geschrieben ist, verräth eine ahnungsvolle Erhebung der Seele, vielleicht ein Vorgefühl des nahen Todes, und wirklich ist ja der Verfasser unmittelbar nach Vollendung dieses Werkes gestorben. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, der Hingeschiedne habe, ohne es vielleicht selbst zu wissen, seine persönlichen Aussichten in die himmlische Seligkeit mit den Aussichten Europas in die irdische Zukunft verwechselt. Wer möchte wenigstens läugnen, daß dergleichen Verwechslungen möglich sind!

Was nun diese goldne Aussicht Europas selbst betrifft, so ist sie gewiß nur eine Täuschung. Gäben wir auch zu, daß mehr Wahres und Gutes im Katholicismus enthalten sey, als im Protestantismus, so ist doch in dem erstern noch gerade so viel Irriges und Schädliches, als im

Digitized by Google

leztern Wahres und Heilsames, daß durchaus von keinem absoluten Uebergange des einen in den andern, sondern nur von einer harmonischen Ausgleichung beyder die Rede seyn kann. Nimmt der Katholicismus nicht das bessere Element des Protestantismus in sich auf, das ihm fehlt, so ist schlechterdings an keine Vereinigung beyder zu denken, oder wenn sie je zu Stande käme, würde sie eine neue Scheidung zur Folge haben. Abgesehn von dieser Einseitigkeit, die durchaus keine Reciprocität zwischen den kirchlichen Hauptparteyen gestatten will, begeht der Verfasser noch darin eine große Nachläßigkeit, daß er einer dritten Partey, der pietistischen, nur gedenkt, um sie als etwas Unbedeutendes sogleich wieder zu beseitigen. Es scheint aber denn doch, daß ein künftiger Sieg der Religion über die jezt entschieden weltliche Richtung durchaus durch keine äußern kirchlichen Mittel, sondern nur durch innere religiöse Begeisterung herbeygeführt werden könne, und daß insofern dem Pietismus eine weit größere Bedeutung für die Zukunft zuerkannt werden müsse, als es jezt noch geschieht. Hier und nirgends anders liegt die tiefste Quelle religiöser Reaktion gegen die Weltlichkeit; hier und nirgends anders liegt das verbindende Mittelglied zwischen den äußerlich getrennten Kirchenparteyen. Jene katholische Reaktion ist fast ganz als eine blos weltliche, politische zu betrachten, und kann höchstens zum Siege der politischen Legitimität, keineswegs aber zum Siege der Religiosität führen. Somit mag auch, nach der Hoffnung des Herrn von Schlegel, dieser weltliche Sieg nahe liegen; der religiöse dagegen liegt gewiß sehr, sehr weit entfernt, und ehe die innerliche Bekehrung zum Göttlichen wieder allgemein wird, müssen noch ungeheure Dinge geschehn, noch ungeheure Revolutionen im Leben und Wissen vor sich gehn. Unser ganzes Daseyn ist gegenwärtig noch so tief in der weltlichen Richtung befangen, daß die religiöse Begeisterung darin als etwas ganz Fremdes erscheint, oder mannichfaltig mit weltlichen Leidenschaften vermischt und getrübt ist. An eine plötzliche Heiligung unsrer oder der nächsten Generationen ist um so weniger zu denken, als die Weltlichkeit, in der wir befangen sind, auch keineswegs durchaus verwerflich ist, sondern zahllose Elemente enthält, deren wir uns nie mehr entäußern werden, die nur allmählich mit der Religion versöhnt, und von derselben gewissermaaßen geweiht werden können. Unsre praktische, wissenschaftliche und ästhetische Bildung entbehrt allerdings noch dieser religiösen Weihe, allein wir werden sie nicht mit einer Religiosität vertauschen, welche dieser Bildung nicht vollkommen vermittelt ist. Diese Vermittelung aber, die Versöhnung religiöser Begeisterung mit unsrer weltlichen Kultur, bedarf noch einer langen und sehr allmählichen Pflege.

Ich kann von dem großen Geiste, der in dem hier beurtheilten Werke zum lezten Mal zu uns gesprochen, nicht Abschied nehmen, ohne die über seinem Grabe kämpfenden Parteyen noch einmal vor einer doppelten Uebertreibung zu warnen; seine Vertheidiger nämlich vor der übertriebenen Sentimentalität, die nicht zugeben will, daß der Verstorbene als ein öffentlicher Vorkämpfer seiner Partey auch öffentlich, gleichviel ob lebend oder todt, bekämpft werde, und die bey einem Korvphäen der Gegenpartey eine solche Sentimentalität gewiß lächerlich finden würden; seine Gegner aber vor dem Mangel an Großmuth, welcher zufällige Fehler der Person zu nothwendigen Fehlern der Sache macht, und an der Person selbst körperliche Schwächen zu geistigen. Das Persönliche, das Privatleben sollte auf jeden Fall bey dem Streite weggelassen werden. Man sollte es weder benutzen wollen, um mit dem Mantel der Liebe auch den öffentlichen Charakter des Parteyschriftstellers zuzudecken, noch um etwas Gehäßiges oder Lächerliches darin aufzusuchen, wodurch ein nachtheiliges Licht auf jenen öffentlichen Charakter fallen würde.

Wolfgang Menzel.

Rechtspflege.

Beyträge zur Erkenntniß und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände von Dr. Johann Christian August Clarus, Königl. Sächsischem Hof- und Medizinalrathe u. s. w. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1828.

Auf dem wichtigen Gebiete, auf welchem Philosophie, Rechtswissenschaft und Heilkunde sich berühren, hat sich der Verfasser der vorliegenden Schrift längst einen ausgezeichneten Namen erworben. Er besizt in hohem Grade die Eigenschaften, welche dem Gerichtsarzte nicht fehlen dürfen, Gründlichkeit und Treue der Beobachtung, Feinheit, Umsicht und Schärfe des Urtheils, klare Erkenntniß von seiner Stellung und Befugniß als Arzt gegenüber den gerichtlichen Behörden. Die Grundidee des Werkes ist: Bisher hat man bey richterlichen Entscheidungen nur gefragt, ob der Verbrecher frey war, als er sich zu dem Verbrechen entschloß und es ausführte. Allein der Begriff der Freyheit reicht hier nicht aus und ist so vieldeutig, daß er die Richter zu großer Ungerechtigkeit verleiten kann. Man kann und soll nur fragen, ob der Verbrecher vernünftig war, und nur dann ist er zurechnungsfähig und strafbar, wenn er den Gebrauch seiner Vernunft hatte; nur dann ist er zu entschuldigen, wenn er wahnsinnig war oder in einem kranken Seelenzustande

Digitized by Google

sich befand, der ihm den Gebrauch der Vernunft raubte.

Nachdem der Verfasser diesen Unterschied in seiner ganzen Strenge durchgeführt und gegen die juridische Definition der Freyheit seine Definition der Vernunft auf eine überzeugende Weise geltend gemacht hat, theilt er mehrere specielle Untersuchungen über kranke und zweifelhafte Seelenzustände mit; so die Geschichte und Untersuchung einer Brandstiftung, die im Zustande geistiger und körperlicher Abstumpfung durch fortgesezten Mißbrauch geistiger Getränke nach vorausgegangenenen Visionen und epileptischen Anfällen mit der Absicht verübt worden war, sich zu einer sorgenfreyen Lebenslage im Zuchthause zu verhelfen; ferner die Geschichte eines Todtschlags, der, bey Abstumpfung des Verstandes und des Gefühls, nach vorhergegangenen Gesichten und phantastischen Einbildungen, unter Umständen, welche einen Einfluß des Hungers und der Schlaftrunkenheit auf die Seelenstimmung als möglich erscheinen ließen, im Zustande der Erbitterung durch höhnische Vorwürfe und verneinter Nothwehr begangen worden, u. a. m. Von großem Interesse ist namentlich die Beleuchtung der Frage, ob die Annahme eines Mittelzustandes, der die Zurechnung zwar nicht vollkommen gestatte, aber auch nicht vollkommen aufhebe, theoretisch richtig und praktisch nützlich oder nothwendig sey? Jede Abweichung vom normalen Zustande, heißt es S. 178, ist eine Abnormität, und jede Abnormität der Seele und des Körpers ist eine Krankheit; mithin muß die Existenz einer Abweichung vom normalen Zustande, die weder Gesundheit noch Krankheit, sondern ein Mittelzustand zwischen beyden wäre, nach strengen pathologischen Begriffen mit eben dem Rechte geläugnet werden, als jede Abweichung von der geraden Linie eine krumme, und jede Abweichung vom Recht Unrecht genannt wird. In den Fällen aber, in denen es sich mit Gewißheit nicht entscheiden läßt, ob ein Zustand für gesund oder für krankhaft zu erklären sey, liegt die Ursache hiervon nicht in der Natur des Zustandes an sich, sondern entweder in der Beschränktheit menschlicher Einsichten überhaupt, oder in der ermangelnden Kenntniß der zur Beurtheilung nöthigen Thatsachen; folglich ist auch kein Grund vorhanden, die Ursache der Ungewißheit durch Annahme eines Mittelzustandes auf das Objekt überzutragen und überhaupt eine andere als eine blos subjektive Ursache derselben anzunehmen. In dieser Verwechselung des Objektiven und Subjektiven liegt nicht blos ein Zurückhalten der Wahrheit, durch das man sich selbst und Andere täuscht, sondern auch ein praktischer Uebelstand. Gesezt nämlich, daß während der Aufbewahrung eines verdächtigen Menschen im Zuchthause seine Schuld oder Unschuld an den Tag kommen sollte, welches immer wenigstens einen Theil des Zweckes jener Maaßregel ausmacht; so würde man genöthigt seyn anzunehmen, daß nunmehr der Mittelzustand aufgehört habe, ohne daß in dem Zustande selbst etwas verändert worden wäre. Die Veränderung hat sich dabey blos in unserer Erkenntniß zugetragen, — aus dem Zweifel ist Gewißheit geworden, und darum muß auch der frühere Zustand nicht ein Mittelzustand, sondern ein zweifelhafter genannt werden. Der Unterschied liegt hier nicht in den Worten, sondern in der Sache. Denn das Beywort zweifelhaft drückt die dermalige Relation der Sache zu unsrer Erkenntniß aus, mithin das, was wir von derselben wirklich wissen und mit Grund der Wahrheit aussagen können. Der Ausdruck Mittelzustand aber bezieht sich auf die Qualität der Sache, von der wir nichts wissen und von der uns auch dieser Begriff nichts lehrt, weil seine Merkmale blos darin bestehen, daß sich von ihm keine deutlichen Merkmale angeben lassen, und der deshalb eben so gewiß ein dunkler Begriff ist, als seine Anwendung nur dunkle und schwankende Urtheile erzeugen kann. — Tritt nun bey solcher Ungewißheit die praktische Nothwendigkeit ein, dessen ungeachtet zu handeln und Maaßregeln anzuordnen, wie es nicht nur in der richterlichen, sondern auch in der ärztlichen Praxis sehr oft der Fall ist; so entsteht eine ganz neue Frage, deren Beantwortung nicht aus dem inneren Zustande des Individuum selbst, welcher vor der Hand unentschieden bleibt, sondern aus den, so lange die Ungewißheit dauert, als möglich denkbaren, und aus der Erfahrung bekannten äußeren Verhältnissen desselben hergenommen werden muß. Offenbar kann zur Wahl dieser Maaßregeln der Begriff eines Mittelzustandes keine Anleitung geben. (S. 192 bis 194.)

In seinen gerichtsärztlichen Untersuchungen und Relationen hat sich der Verfasser der alten, strengen Methode der Darstellung bedient, welche die ganze Fülle der Materialien in Eine umfassende Periode zusammenfaßt. Das Ganze wird dadurch freylich schwerfällig und liest sich nicht so leicht, wie eine Novelle; aber, sagt der Verfasser in der Vorrede S. IX., solche Arbeiten sind auch nicht für Romanleser bestimmt, sondern für Männer, die an prägnante Kürze gewohnt sind. Uebersichtlicher wird allerdings der Aufsatz durch dieses strenge Rüstwerk; allein wir glauben, daß die Deutlichkeit bey dem lebhafteren und natürlicheren Vortrage in den kriminalistischen Arbeiten eines Hitzig, Feuerbach u. A. nicht verloren gehn. In den übrigen Theilen seiner Schrift zeichnet sich jedoch der Verfasser durch eine klare und lebhafte Darstellung aus.

Digitized by Google

N°. 23.

Literatur-Blatt.

Freitag, 20. März 1829.

Die Philippide von Viennet.

Der beliebte französische Dichter Viennet, Sohn des sogenannten „ehrlichen Mannes der Konvention," und den man, weil die Akademie ihn trotz aller seiner Leistungen sich mehrmals umsonst bey ihr bewerben ließ, durch Sitz und Stimme in der Kammer der Abgeordneten getröstet hat, ein Dichter ganz eigenthümlicher Art, von vielem Humor und fast ohne Feile, der sich deutlich gegen die Romantiker erklärt und selbst ziemlich romantisch schreibt, ein Satyriker, dem es weniger um das treffende Aussprechen seiner Ansichten als um das Durchsetzen derselben zu thun ist, und dem man es gut ansehen kann, daß er seine Begeisterung mehr im Leben, auf dem Schlachtfelde, in den Zirkeln, als aus einem tiefen Studium der Ars poetica schöpfte, mit einem Worte, Viennet, Verfasser des Siége de Dames, Sigismond de Bourgogne etc. muß einem Deutschen eine noch angenehmere Lektüre gewähren als dem Franzosen. Die zehnsylbigen Verse, welche er in der Philippide gebraucht, die schönsten oder am wenigsten einschläfernden französischen Verse, deren sich Voltaire mit so vielem Glücke zu einer seiner witzigsten und verschrieensten Schriften bediente, jene Verse sind es noch mehr als der Inhalt des Gedichtes, bey welchen der Dichter zu selten die Feile anlegte, wiewohl er 28 Jahre daran arbeitete; der französische Leser aber sieht viel auf Form und Versbau des Gedichtes, seine Phantasie wird nicht ergriffen, wenn sein Ohr im geringsten beleidigt wird, und sogar der spaßhafte Vers muß, wenn er ihm gefallen soll, wohlklingen. Daher kömmt es auch, daß die französischen Zeitschriften der Philippide wenig Aufmerksamkeit schenkten, während deutsche Leser, weniger streng gegen kleine Nachlässigkeiten des Versmaßes, besonders des ausländischen, an jenem lustigen Heldengedicht Vergnügen finden werden. Vielleicht ist aber auch in Frankreich weniger über das Gedicht geschrieben worden, weil es — keine Vorrede hat, die Kritiker sich also nothwendiger Weise durch das Lesen desselben ein eigenes Urtheil suchen müssen.

Nach Anrufung der Muse oder vielmehr irgend eines begeisternden Geistes

Qui que tu sois, ange, diable ou genie,

verspricht der Dichter, ein weitläufiges Thema zu besingen den Sieger von Bovines (Philipp August), seinen würdigen Sohn (Ludwig der Löwe), seine tapfern Krieger, die innern Kriege der Albigenser, die Streitigkeiten der deutschen Fürsten, ihren und Englands Kampf gegen Frankreich. Die Zeit Philipps (Ende des 12ten und besonders Anfang des 13ten Jahrhunderts) zu malen, nicht zu erfinden, ist sein Zweck, sein Motto:

Je peins ce siècle et ne l'invente pas.

Sein Vorbild ist der Dichter des Roland,

ce poëte aimable et gracieux,
Grave et légor, tendre et malicieux.

Johann, genannt ohne Land, nicht zufrieden, sich den englischen Thron angemaßt zu haben, schifft sich ein gegen Frankreich, wird verschlagen, seine Flotte landet an den verschiedensten Punkten; bey Boulogne landet Johann's Bruder, der tapfre Salisbury; drey französische Helden, als Pilger verkleidet, wagen sich in das Lager, in die Gelage der Engländer und trinken vor Salisbury und dem kühnen Renaud, der an Philipp zum Verräther geworden, auf das Wohl Frankreichs. Sie kämpfen mit dem englischen Heere, und entkommen in das Lager von Guerin, dem treuen Feldherrn Philipps. Guerin sieht, wie die Gefahr sich vergrößert, und eilt selbst nach Paris zum König. Philipp August hält Rath, weist die verschiedenen Kommando's an, wählt für sich das schwierigste, gegen Renaud, Salisbury und seine Vasallin Johanna von Flandern — aber er ist vom Papste (Innocenz III.) gebannt, weil er seine Gemahlin Ingemberge (Ingiborg) verstoßen, das Volk flieht ihn, und Saint Denis verweigert die Oriflamme.

Gesang II.

Agnes, die Geliebte Philipps, beschwört ihn, sie zu verlassen, um Rom auszusöhnen, aber Philipps Liebe ist eben so stark als sein Heldenmuth. Der junge Arthur (Herzog von Bretagne), welchem Englands Thron ge-

Digitized by Google

hört, begleitet ihn in den Kampf, und die Feste von Tournai ist der erste Schauplatz ihrer Tapferkeit. Philipp läßt den Damm eines Teiches durchbrechen, sezt die ganze Gegend unter Wasser und gewinnt dadurch die Stadt. Die eigne Gefahr gebot diese Grausamkeit, wobey der edle Charakter Philipp's und Arthur's ins Licht gesezt wird.

Unterdessen vergißt Johann ohne Land des Krieges und entführt Isabelle, welche die Gemahlin des tapfern Lusignan werden soll. Lusignan wird wüthend. Eine Fee neckt ihn mit tausenderley Täuschungen; er geräth unter Banditen, Cotereaux; die binden ihn.

Gesang III.

Neben Lusignan ist ein Mönch festgebunden, welcher nach Frankreich gesendet ist, gegen Philipp zu predigen, und noch ein Unbekannter. Der Mönch wird gegen ein Lösegeld entlassen, die beyden andern sind zum Flammentod bestimmt.

Ritter sprengen herbey und befreyen sie. Ein furchtbarer Kampf entspinnt sich; der Unbekannte ist der tapferste, und nachdem er den Räuberhauptmann Saccamant hingestreckt, verschwindet er. Besondere Tapferkeit entfaltet Kunigunde, die Geliebte Saccamant's. Der Kampf ist ganz romantisch beschrieben, wiewohl Viennet, wie gesagt, sich gegen die Romantiker erklärt hat; wie denn überhaupt die französischen Klassiker anfangen, etwas romantisch zu werden, und wie schon die Alten, Vorbilder der Klassiker, zum Theil eben so romantisch dichteten als die Deutschen und Engländer.

Gesang IV.

Einleitung: Man rühmt die Eroberer, aber nicht die Banditen, welche ihre Zwecke nicht durchsezten:

Gemach! erwiedert man; verdammte Cotereaux,
Die Saccamant von Ort zu Ort gezogen,
Was waren sie? ein Haufen Räubervolk.
Ich sag': Gemach! es waren zehen tausend.
Und die Normannen, Herren in Sizilien,
Die Flüchtlinge der Mauern Ilions,
Gefeiert von der Muse des Virgil,
Und die Verbannten, welche Dido folgten,
Und die Karthago's stolze Macht gegründet,
Des Chlodwig, Hengist und des Rollo Männer,
Von welchen Britten und Franzosen stammen,
Und die Gefährten des gepriesnen Gama,
Die Meuchelmörder, die gen Montezuma
Des großen Cortez Kriegesmuth gesendet,
Sie zählten wen'ger Krieger in den Schaaren,
Als Saccamant mit seinen Abenteurern.
Des Mahomet Gesez, so blutbegierig,
Beherrscht ein Drittel wenigstens der Menschheit;
Er zieht Kameele vordem, wie ein andrer;
Er war ein Vagabund und ohne Brod.
Der Freunde vierzehn, an sein Loos geknüpft,
Die würd'gen Ahnen muselmänn'scher Magen.
Beraubten, um zu leben, Karavanen.
Hätt' man in Mecca Mahomet erdrosselt,
Was wär' sein Name? was der Ruhm von Mecca?
Die Beduinen spuckten auf den Namen.
Das Weltall hätte nie davon geredet.
Allein dieweil sein Kopf nicht hing am Galgen,
So wandelt sich der Treiber zum Propheten.
Vom Pruth zum Kap, vom Ganges zu dem Atlas
Glaubt fest der Mensch an Mahomet's Kalender;
Nach Mecca ziehen dreyßig Nationen
In Prozessionen hin zum heil'gen Grabe.
Was folgt hieraus? Es richtet nur der Ausschlag.
Das Recht ist nichts und Alles macht der Ausgang.
Die Sieger nennen wir Eroberer, Helden,
Und die Besiegten sind — die Straßenräuber.
Ist dieses klar, nun wieder zur Geschichte, u. s. w.

Der Unbekannte war Raymund, Graf von Toulouse, Gemahl der Schwester von Richard Löwenherz, und berühmt durch seine Thaten im Kreuzzuge und durch den Widerstand, den er im Kreuzzuge gegen die Albigenser leistete. Als Albigenser wird er im Kloster, wo er seine Gemahlin und den erwähnten Mönch findet, verstoßen, und sucht ein Nachtlager. Er weckt einen Ritter auf, dieser stürzt ihn dafür in einen Keller und reitet fort, um des Lärmens, welchen Raymund im Keller macht, los zu werden. Unterwegs trifft er andere Ritter, welche, angereizt durch die Predigt des Mönchs, gegen Philipp aufstehn, da erscheint Agnes, die Geliebte des Königs, erklärt ihren Willen, ins Kloster zu gehn, und stimmt die Ritter um. Aber Philipp und Arthur suchen Agnes auf, Arthur erkennt sie. Da erinnert ihn der Mönch, Arnaud, an den Kampf gegen Ranulf, der seine Mutter Konstanze gefangen hält, Arthur zieht mit Louis (dem Löwen, Philipps Sohn) und mit Lusignan gegen Johann von England, der aber mit Isabellen Frankreich verläßt und sein Heer preis gibt.

Gesang V.

Die Einleitung besingt auf die lieblichste Weise das Lob Amors. Denn Louis findet die zufällig vorbeyreisende Blanche von Kastilien, und fühlt sich angezogen zu ihr, die ihn bittet, sie nicht zu fesseln. Die Zusicherung des Königssohnes, seine Begeisterung beruhigt sie.

Ach! mir ist unbekannt, so spricht sie zitternd,
Wer mich als Eh'gemahl besitzen werde.
Es frei'n um mich die Könige, die Helden,
Der Zufall aber wird allein entscheiden.
Ein Lanzenbrecher wartet in Kastilien,
Der Sieger wird als Beute mich empfangen.
Kommt Ihr vielleicht, o Herr! zu dem Tournire?

Louis folgt ihr. Da raubt ihm ein Negromant die Geliebte, sperrt den kämpfenden Louis in einen unterirdischen Kerker; ihn selbst aber sticht eine Viper, als er die fliehende Blanche verfolgt, und um selbst gerettet zu

Digitized by Google

werden, muß er Blanche und Louis frey lassen und seinen Talisman herausgeben. Maulé on, der den ihm angehörigen Talisman zurückbekömmt,

Berührt die Wunde, heilet den Giganten,
Der Muth, die Stärke kehren diesem wieder,
Er stößt und wirft und bahnet sich den Weg.
Und rechts und links vertheilt er derbe Schläge,
Gewinnt den Strom, erreicht das Ufer jenseits,
Verlacht, verhöhnt das pudelnärr'sche Volk;
Läßt Steine regnen aus den vollen Händen;
Erblickt auf fettem Weideboden Schaafe,
Ergreifet eins; gequält von beissem Hunger
Verschlingt er es im Angesicht des Schäfers.
Ihr wundert Euch? „Ein Schaaf? das ist ein Mährchen!
„Ein ungeschunden Schaaf und ohne Sauce?"
Was ist ein Schaaf für einen solchen Rachen?
Gargantua, bedenkt, in solchem Falle
Hätt' sicherlich die ganze Heerd verschlungen.
Das Frühstück ist so wahr als die Genesung,
Ja sage nichts, was Ihr mir läugnen könntet.

VI. Klagelied über das Ende der Zauberey. Nach andern Episoden kehrt der Dichter zu Philipp zurück. Agnes aufsuchend begegnet er einem fliehenden Eber, rettet den Jäger, auf den das wüthende Thier losstürzt, und man weiß nicht, ob man mehr die lebhafte Beschreibung der Eberjagd loben soll oder die schöne Zeichnung von Philipps Charakter, der in den Jägern alte und neue Freunde findet:

Die Rechte beut er Nevers und Sancerre,
Dem Gui d'Auvergne, dem Tapfern von Burgund,
Durchblickt die Reue, lächelt ohne Rache,
Uns schweiget edel ihrer alten Feindschaft,
Das Aug' allein verkündet die Verzeihung.

Der Ritter, welcher den Grafen Raymund in den Keller geworfen, ist — Waldemar, König von Dänemark (Waldemar II., der Sieger), Bruder der von Philipp verstoßenen Ingeborge. Er kömmt Philipp entgegen, höhnt, fordert ihn; die Vasallen Philipps wollen den fremden König niederstoßen, Philipp hält sie zurück. Die beyden Fürsten kämpfen. Aus dem nahen Kloster ertönt das Klagelied Ingeborgens, der Kampf wird dadurch unterbrochen. Waldemar eilt zu seiner Schwester, der König selbst wird von seinen Freunden hingerissen; er führt die Königin unter lautem Jubel des Volkes nach Paris zurück.

VII. Aussöhnung von Liebenden. — Philipp wird in Soissons vom Banne losgesprochen. Innocenz III. erklärt sich für Kaiser Otto gegen Kaiser Philipp und schickt Legate gegen die Albigenser.

(Der Beschluß folgt.)

Pädagogik.

Die neue Levana oder Natur, Kunst und Schönheit. In zwey Bänden, enthaltend: 1. Die Philanthropine. 2. Die Blumengötterchen. Erziehlehre von Franziska Lennig. Darmstadt 1828.

Es würde in der That Anmaßung genannt werden müssen, wenn es Jemanden — und sollte dies eine Dame seyn — einfiele, nach Jean Paul eine zweyte, wirklich neue Levana zu schreiben. Dies zu thun, ist sogar rein unmöglich, weil die Levana ein ganz aus der Eigenthümlichkeit Jean Pauls hervorgegangenes Werk ist, wie Alles, was er gedichtet und gedacht hat. Von solchen Originalwerken läßt sich keine Nachahmung oder gar, so Gott will, vervollkommnete Darstellung, nur ein Nachdruck, denken. Auch hat die Verfasserin weder an das Eine, noch an das Andere gedacht, sie hat nur, laut der Vorrede, versucht, Jean Pauls Gedanken, deren Darstellung sie für manche Leser und Leserinnen zu unverständlich findet, zu popularisiren. Dieser Versuch ist ihr in der That zum Theil gelungen, und im zweyten Theil, in welchem sie Ansichten über Erziehung und Unterricht vorträgt, hat sie sehr viele schlagende Aussprüche Jean Pauls, mitunter auch Jean Jacques excerpirt, und mit eignem, verständlichen Räsonnement verbunden. Zu bedauern ist, daß ihre Klage über Jean Pauls Unverständlichkeit nur zu viel Grund hat, indem es ihr wenigstens selbst nicht immer gelungen ist, Jean Pauls Ansichten zu fassen. Gewöhnlich polemisirt sie dann gegen ihn. Einmal bedauert sie den Seligen sogar, daß ihn sein böser Genius nicht zu Frauen, sondern zu Hyänen geführt habe, weil er — jähzornigen Müttern, deren von ihm entworfenes Porträt in zahllosen Originalen unter uns kursirt, verbietet, ihre eignen Kinder zu stillen. Wenn er freylich hier und an andern Orten ins Grelle malt, so muß man vorerst Jean Pauls ganze Manier kennen, um ihn in solchen einzelnen Aeußerungen richtig zu beurtheilen. Wie oft führt er uns nicht die äußersten, lezten Consequenzen des Unnatürlichen, Unschönen, Unsittlichen vor die Seele, um durch den Abscheu, den er uns so davor erregt, uns selbst dem Sittlichen, Schönen, Natürlichen wieder zu gewinnen. Es gäbe gewiß keinen größeren Triumph für Jean Paul, als wenn er es noch erlebt hätte, wie tief seine Philippica gegen unnatürliche Mütter und die damit verknüpfte Drohung, ihnen ihre Kinder ganz zu entziehen, ein Weiberherz getroffen und begeistert hat, das Recht der Mütter um jeden Preis in Anspruch zu nehmen, dagegen aber auch zur Erfüllung jeder Mutterpflicht aufzufordern. — Warum die Verfasserin ihre wohlverbundnen Auszüge aus Jean Paul und Rousseau „Blumengötterchen" genannt hat, das hat uns nicht ganz

Digitized by Google

klar werden wollen. — Der erste Theil des Werkes ist mehr ihr Eigenthum. Sie entwickelt darin ihre Ansichten über die zweckmäßigste Einrichtung von Mädchenerziehungsanstalten. Viele davon und der Geist, den sie im Allgemeinen athmen, verdienen Lob. Sehr richtig sieht sie solche Anstalten nur für Surrogate einer besseren, häuslichen Erziehung an, zu denen nur dann gegriffen werden dürfe, wann die leztere, ungünstiger Umstände wegen, den Mädchen nicht zu Theil werden könne. Es folge hieraus, fährt sie fort, daß die Erziehung in Mädcheninstituten einer vernünftigen, häuslichen so ähnlich, als möglich, gemacht werden müßte. Es folgt hierauf ein recht anschauliches Gemälde von einer nach dieser Ansicht eingerichteten Anstalt. Besonders das, was über körperliche und sittliche Erziehung gesagt ist, verdient selbst von Müttern für ihre im Haus bleibenden Töchter beherzigt zu werden. Auch mit den vorgetragenen Ansichten über intellektuelle Bildung der Weiber kann man im Allgemeinen und in vielen einzelnen Punkten übereinstimmen. Im Allgemeinen ist die Forderung richtig, aus dem weiblichen Unterricht jeden wissenschaftlichen und gelehrten Anstrich zu verbannen. Was die Verfasserin deshalb über den natürlicheren Gang des Unterrichts in der Naturkunde, Erdbeschreibung ꝛc. erwähnt, ist richtig, aber nicht so neu, wie sie vorauszusetzen scheint. Aehnliches ist längst für die Volksschulen gefordert, in einigen schon eingeführt worden. — Wie sich aber mit diesem Natürlichkeitsprincip die einseitige Vorliebe fürs Französische verbinden konnte, welche die Verfasserin hegt, läßt sich vernünftiger Weise nicht einsehen. Wir geben ihr zu, daß die Erlernung einer fremden Sprache die Einsicht und Gewandtheit im Gebrauch der eignen zu erhöhen im Stande sey, obgleich die sprachgewandtesten Redner ihrer eignen Sprache, die Griechen, es nicht durch Erlernung fremder Sprachen geworden sind. Wir geben ihr ferner zu, daß, wenn einmal gefordert wird, daß Mädchen französisch sprechen und schreiben lernen, diese Forderung nur durch die vielseitigste, praktische und theoretische Einübung der französischen Sprache erfüllt werden könne. Wir läugnen aber auf das bestimmteste, daß ein fast alleiniger Gebrauch der französischen Sprache für den lezteren Zweck nöthig, und eben so, daß derselbe vortheilhaft für den mündlichen und schriftlichen Ausdruck in der Muttersprache sey. Die Verfasserin, die wirklich in dem Fall zu seyn scheint, mehr französisch zu reden, zu lesen, zu denken, als deutsch, liefert hiefür den besten Beweis. Ihr deutscher Styl ist zwar lebhaft und fließend, aber ihre dem Französischen nachgebildeten Sätze fallen oft aus einander, ja sind in Wendungen und Ausdruck nicht selten eben so undeutsch, als französisch. Man beachte z. B. nur folgende Beyspiele: S. 67. „Die beyden Arme gehören auf den Tisch fest aufgelegt zu werden, die rechte Schulter ist sonst in Gefahr höher zu werden, als die linke.“ S. 47. Wie unwissend sind doch die meisten Städterinnen mit den Produkten des vaterländischen Bodens!“ Wir könnten diese Beyspiele häufen, bemerken inzwischen nur noch, daß die Verfasserin eben so oft gegen die richtige Wortstellung, noch öfter gegen den richtigen Gebrauch der Zeiten gefehlt hat. Unzählige Male steht die jüngstvergangene Zeit, wo wir im Deutschen mit Recht nur die vergangene Zeit erwarten. Das ist doch etwas zu viel, wenn man unsere Töchter durch übertriebenes Französischlernen dahin bringen will, Gallicismen in ihre Muttersprache aufzunehmen, damit sich nur ja kein Germanism mehr in ihren französischen Ausdruck einschleicht. Aller Unterricht in Geschichte, Geographie, Naturgeschichte ꝛc. soll in ihrem Normaltöchterinstitut französisch gegeben werden. Wir dächten, es wäre mit häufigen Lese- und Schreibübungen, mit täglichen Konversationsstunden übrig genug. Einem schönen Munde steht der zur andern Natur gewordne gebildete Ausdruck in der Muttersprache nicht übel an, und dieser will um so fleißiger geübt seyn, je schwerer uns dessen Aneignung dadurch fällt, daß unser Ohr täglich an ungebildetes Reden der Muttersprache gewöhnt und zur Wiederaunahme des Ungebildeten verleitet wird. Auch auf die Aussprache des Deutschen wirkt der zu häufige Gebrauch des Französischen nicht so wohlthätig, wie die Verfasserin sich einbildet. Was im Französischen wohllautend ist, die vielen Nasentöne, das modische Schnarren des R, das Verschlucken vieler Sylben, das fast Accentlose, ja das begriffswidrige Accentuiren ist eben darum im Deutschen übelklingend. Ein zweyter, obwohl aus guter Quelle fließender Irrthum der Verf. ist der, daß sie allen Unterricht, selbst den Religionsunterricht, in ihrem Töchterinstitut von Weibern gegeben wissen will. Zu jedem eigentlichen Fachunterricht, nicht allein, wie die Verf. meint, zum Rechnenunterricht, gehört eine gewisse Strenge, Schärfe, Bestimmtheit, womit das Wesentliche hervorgehoben werden muß, welches der weiblichen Neigung, alle Ecken mit Wellenlinien zu umkleiden, nicht gelingen dürfte. Wenn es richtig ist, daß ein Mann im Umgang mit Weibern allein eine gewisse, auch ihn zierende Gefälligkeit des Benehmens erwerben kann, indem hier seine angeborne Schroffheit, ohne jedoch völlig zu weiblicher Weichheit zu werden, gemildert wird, so ist es gewiß noch richtiger, daß das Weib all' sein bestimmtes Wissen nur von Männern gewinnen kann, welche dessen angeborner Neigung zu schwankenden, schwebenden Vorstellungen bestimmte, strenge, scharfe Begriffe entgegensetzen, wodurch Haltung in das Schweben und Schwanken kommt. Ein nur von Weibern unterrichtetes Weib dürfte, der Regel nach, zu einem brepartigen Wissen gelangen.

W. B. M.

Digitized by Google

№. 24.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 24. März 1829.

Die Philippide von Viennet.

(Beschluß.)

VIII. Sittengemälde der damaligen Zeit. — Die ersten Abgesandten von Innocenz richten nichts aus.

In Kastilien hat ein Maure alle Mitbewerber besiegt, als Louis erscheint, zum zweytenmal „kömmt, sieht, siegt“ und die entzückte Blanche zur Gemahlin erhält. Beym Stiergefechte, das zu den Festlichkeiten gehört, erscheint der rasende Lusignan, richtet ein Blutbad unter den Stieren an, aber Mauleon entführt ihn; Lusignan schifft sich ein gegen England, wird an die französische Küste geworfen, und findet Arthur, der gegen Ranulf zieht.

IX. Faustrecht. — Arthur erlegt den Ranulf im Zweykampf und befreit seine Mutter Konstanze. Nach Poitou ziehend, findet er in einer Kapelle den Grafen Raymund, der in der Absicht, seine Frau im Kloster zu besuchen, sich verkleidet hatte, und den man für den leibhaftigen Teufel hielt. Raymund kehrt nach vielen spaßhaften Vorfällen in seine Staaten zurück.

Der Infant von Portugal, Ferrand, von seinem Bruder verbannt, und seine Schwester Berengère, die als Page verkleidet mit ihm reist, waren der erste Grund, daß Raymund aufgefunden wurde, und als jene nun weiter ziehen, Philipp ihren Beystand anzubieten, finden sie Beatrix, Tochter des siegreichen deutschen Kaisers und Geliebte des besiegten Otto's, die mit einem einzigen Begleiter nach Rouen, wo Otto Johann ohne Land um Hülfe bittet, hinreitet, um diesem Otto von Seiten Philipps die Erbschaft des Reiches anzubieten. Beatrix sieht ihren Begleiter ermordet und sich selbst verfolgt von einem Ritter; es ist ein anderer Otto, der sie liebt, der Nebenbuhler des besiegten Otto. Der Infant geleitet Beatrix; sie begegnen einem Ritter, es ist —

X. Einleitung: Wie wohlthätig ist der Rath der Frauen. — Es ist Otto, der besiegte Kaiser, nicht erhört von Johann. Er will dem Rathe der Geliebten nicht folgen, sie läßt ihn, da kehrt er um. Die Infanten verlieren jene aus den Augen, und finden Philipp vor den Mauern von Lille. Philipp siegt. Lille steht in Flammen. Im Kampfe rettet Waldemar Berengèren, und Ferrand befreit in der Stadt Johanna von Flandern, Tochter Balduins, der in Konstantinopel herrschte, aus den Flammen.

XI. Unglück des Volks in Kriegszeiten. — Philipp vergibt dem Rebellen Renaud. Der Infant begleitet Johanna nach Paris; auf die Nachricht von Balduins Tod eilt er nach dem byzantinischen Reiche, ihn zu rächen. Unterwegs trifft er Kaiser Otto, der seine Geliebte Beatrix im Kloster gelassen, und nach Rom geht, wo er nicht angehört wird, da die Trennung Raymunds von seiner Gemahlin und die Albigenser den römischen Stuhl beschäftigen.

XII. Sittengemälde der Zeit. — Otto warnt den Grafen Raymund, dem er begegnet, nach Rom zu gehen. Daher wendet sich dieser, in Frankreich verlassen, an Johann ohne Land.

Der Herrscher von der Themse dachte nach,
Ein großer Plan erheischte seine Sorge —
Mit Pembrock spielt er eine Schachpartie.
„Bewahr die Königin vor diesem Ritter.“
Johann erschrickt, erholt sich aber endlich,
Erwiedert stolz: „Ich biete Schach dem König.“
Und weh' dem Unglückseligen, welcher wagte,
In einem solchen Hauptcoup ihn zu stören!
Ein großer Kerl, am Eingang aufgepflanzt,
Bedroht mit frechem Blick den Grafen Raymund,
Und sperrt den Eingang ihm mit seiner Pike.
Vom Kopf bis zu den Zehen mißt er ihn
Und rufet: Halt da, Niemand darf hinein.
Dem Grafen fällt des Menschen Antlitz auf,
Der Pförtner guckt ihn an; und stup'gen Blicks,
Die Arme hängend, stehn sie wie versteinert,
„Ho ho!“ sagt der. „Hm Hm!“ erwiedert jener.
„Ich hab' dich umgebracht!“ entgegnet Raymund.
„Hab' ich dich nicht verbrannt?“ versetzt der Pförtner.
„Du wunderst dich; ich wundre mich nicht minder.“
Und warum waren beyde denn so stutzig?
Ei vor dem Grafen stand der — Saccamant,

der, von einer Zauberin geheilt, bey Johann in Dienste getreten war. Saccamant wird von diesem ausgesendet,

Digitized by Google

dem Grafen zu helfen, und begegnet Kunigunden, welche ihm den Weg zeigt, Arthur zu entführen.

XIII. Fatalismus. — Sie treffen Philipp, aber im Augenblick, da er die Hände Arthurs und Mariens, seiner Tochter, in einander legen will, entdeckt man Agnes, welche ungesehen Zuschauerin des Glückes ihrer Tochter seyn wollte. Der König bietet ihr die Krone, sie eilt weg, Philipp folgt ihr. Kunigunde entwendet den Ring Mauleons und Arthur wird von Saccamant entführt. Louis und Blanche kommen von Spanien, lassen Philipp aufsuchen und die Räuber Arthurs verfolgen. Philipp wird bey der sterbenden Agnes gefunden, welche von dem unbekannten Ritter gepflegt wird, der sie bisher begleitet hatte. Dieser Ritter, der früher von ihr verschmähte Leopold von Mähren, eilt nach dem Tode der Agnes nach Deutschland, Otto gegen Philipp von Frankreich aufzureizen, und findet in Bayern den Mönch Arnaud, der gegen Raymund den Kreuzzug predigt.

XIV. Die Einleitung, über die damaligen Missionäre, schließt wie folgt:

Et quand on voit en calèche, en landau,
Des médecins, des commis de bureau,
Des procureurs, des acteurs, des libraires,
Il est certain qu'un pontife, un prélat
Ne peut aller à pied comme un goujat.
Or pour avoir de brillans équipages,
Il faut de l'or, et pour avoir de l'or,
Il faut avoir des biens, des apanages;
Pour en avoir, il faut des héritages,
Des testateurs, et d'encor en encor,
De nouveaux saints confirmant les adages,
Je conclurai que l'abbé de Citeaux
Faisait très-bien d'avoir de beaux chevaux.

Arnaud, der Abt von Citeaux, rettet Missethäter vom Galgen, damit sie gegen die Albigenser ziehen, nur einen nicht, welcher ein Kloster bestohlen. Diesen befreit aber ein unbekannter Ritter — der Infant Ferrand, der mit dem Haupte des Bulgarenfürsten zu Johanna von Flandern zurückeilt. Er findet bey Mannheim die eingekerkerte Berengère, und Waldemar, rettet jene, vermählt sie mit dem Dänenkönig, dem sie als Page gefolgt war, eilt nach Paris — aber Johanna ist entflohen; begibt sich zu Philipp und Louis und siegt mit ihnen über Pembrock.

XV. Reue. — Kunigunde, reuig, will Arthur retten, aber Johann kömmt ihr zuvor, ermordet ihn und läßt seinen Leichnam in die Seine werfen. Die herbeyeilenden französischen Ritter finden den Leichnam auf. Philipp citirt Johann vor das Gericht der Pairs. Seine Ritter nehmen Johanna gefangen, und Ferrand bringt ihr des Bulgarenfürsten Haupt. Aber sie will ihre Hand nur einem Feinde Philipps reichen, und der unglückliche Ferrand eilt nach der iberischen Halbinsel; bey seiner Ankunft ist der Sieg über die Muselmänner, gegen welche er kämpfen wollte, schon erfochten.

XVI. Ruhm; Freude der Frauen über den Sieg. — Unglück der Albigenser; Ritter Trencavel, der sich von Anfang an den Missionären widersetzt hatte, zum Flammentode verurtheilt.

XVII. Scheinheiligkeit. — Trencavel wird im Gefängniß ermordet. Raymund, der sich gedemüthigt hatte, erklärt sich von neuem gegen die Missionäre, Peter von Aragon eilt den Albigensern zu Hülfe, und Bischof Diego erklärt sich gegen die Missionäre:

C'est dans l'éclat, le faste et l'opulence,
Que votre orgueil prêche l'humilité.
C'est par le fer, la haine et la vengeance,
Que vous servez un Dieu de charité.
— — — — — — — — —
Je hais le sang, ajoutait son Eglise;
Et pour le meurtre attestant son horreur,
Trois fois cent ans elle resta soumise
Aux volontés de son divin auteur.
Mais Constantin lui remit sa puissance;
Et le chrétien connut l'intolérance,
Et de martyr devint persécuteur.
Le glaive alors propagea l'Evangile.
Pour de vains mots les chrétiens partagés
Furent alors l'un par l'autre égorgés. etc.

Johann wird von Philipps Baronen verurtheilt. Château-Gaillard wird von Philipp durch Sturm genommen, Rouen kömmt in seine Hände, Frankreich ist ihm unterworfen.

XVIII. Recht des Stärkeren. — In England bricht eine Empörung gegen Johann aus. Er läßt sich von Saccamant die undurchdringlichen Waffen des Mauleon geben, beauftragt Brise-tout, der Arthurs Leichnam vor Kunigundens Augen in die Seine geworfen hatte, den gefangenen Lusignan umbringen zu lassen, um sich gegen Isabellen zu rächen, welche ihm vorgeworfen hatte, des Papstes Abgesandten mißhandelt zu haben. Brisetout begegnet der als Troubadour verkleideten Kunigunde, sie überlistet ihn, rettet Mauleon, gibt ihm seinen Ring wieder, befreit Lusignan und die anderen Gefangenen. Brisetout und der Gouverneur der Festung büßen mit dem Tode.

XIX. Werth der Freyheit. — Vom Papst in den Bann gethan, unterschreibt Johann, um sich zu retten, die Charte, eilt aber rachsüchtig fort, und läßt Saccamant mit den Zauberwaffen zurück, anzukündigen, daß er den Eid nicht halten werde.

XX. Lob der Wahrheit. — Saccamant, durch den Ring Mauleons besiegt, verdankt einem Zufall sein Leben, und geht in ein Kloster. Blanche, von mütterlicher Seite mit dem englischen Königshause verwandt, wird als Königin ausgerufen. Philipp, erfreut, seinen Sohn Louis auf den englischen Thron kommen zu sehen, ist im Be-

Digitized by Google

griff, mit seiner Flotte nach London aufzubrechen, da bringt Ferrand die Nachricht, daß der undankbare Renaud an der Spitze einer zahlreichen Ligue gegen ihn ziehe, und Kaiser Otto (IV.) auf dem Wege nach Flandern sey. Philipp, welcher Johanna von Flandern durch Wohlthaten besiegt zu haben glaubt, vermählt sie mit Ferrand, und es gelingt Johanna, ihren Gemahl gegen Philipp zu gewinnen.

XXI. Beständigkeit. — Der tolle Lusignan findet Isabellen und eilt mit ihr und ihrem Prinzen weg, um sie nach Frankreich zu führen. Als Mauleon sich eben einschiffen will, wird von einem Reiter ausgerufen:

— — „Tod den Hunden von Paris!
„Hoch leben die Plantagenets und England!“
Doch Mauleon entblößet seinen Pallasch,
Und haut mit einem Hieb dem Pferd den Kopf ab,
Ergreift den ungeschliffnen Kerl am Nacken,
Erhebet ihn vier Fuß hoch von der Erde,
„Du lügst, gesteh' sogleich, du Galgenschwengel,
„Es lebe Frankreich! ruf', es lebe Ludwig!
„Wofern du nicht erbrosselt, aufgespießt,
„Als Schild an jener Schenke hängen willst.“
— „Hoch lebe Ludwig!“ ruft der arme Wicht.

Unterdessen fahren aber die Ritter mit Kunigunden allein ab und lassen Mauleon, der sie begleitete, am Ufer. Er bekömmt endlich ein andres Schiff, fährt ihr nach bis — Tanger in Afrika; hier lacht man ihn aus, er richtet ein Blutbad an, findet drey Ritter, unter ihnen — Johann ohne Land.

XXII. Schicksal.

In Albion will König Philipp landen
Doch führet sein Verhängniß ihn nach Poitou.
Nach Poitiers begibt sich König Johann,
Und Mauleon erliest den Weg nach Flandern,
Das Schicksal führet alle zwey nach Tanger.
Krümmt sich Johann darum ein einzig Härchen?
Wofern er Wein und keine Schlachten findet,
Gleich ist er aller Orten wie zu Hause.
Hier mit dem Emir des Marocco-Volkes
Hat er in Freude, Festen und Gelag
Drey Tage lang die Sorgen sich verscheucht;
Und Kunigunde, landend in Marocco,
Dem Mohamed als Jungfrau dargeboten,
Allein erkannt von Johann ohne Land,
Den Schmaus betrübet durch ihre Leiden,
Als Mauleon an diese Küste kömmt
Und alles in Verwirrung setzt und Schrecken.
Doch ist mit einem Wort der Streit geschlichtet,
Dem Mauleon erstattet man die Saône,
Und in dem ersten Rausche seines Glückes
Umarmt er Johann ohne Land.

Johann, auf dem Wege nach Rom verschlagen, verlangt von Mahomed Hülfe gegen England und Rom. Er beleidigt aber Mahomed, der deshalb die ganze Gesellschaft nach Rom einschiffen läßt. Das ist nicht Mauleons Weg, und wüthend gegen Renaud, der an seiner Fahrt nach Tanger Schuld war, und den er zur Rede stellen will „ob der Weg von England nach Flandern über Gibraltar führe,“ lenkt er das Schiff nach Barcelona und findet dort Raymund. Peter von Aragon, gebannt, war im Kampfe für die Albigenser gegen Montfort, Trencavels Mörder, gefallen, und sein Erbe Don Jayme lag in Banden; diese zu rächen, zieht Mauleon mit Raymund fort. Johann wird in Rom anerkannt.

XXIII. Religiöse Streitigkeiten. — Auf dem Wege durch Italien trifft Johann Otto und Beatrix, die ebenfalls in Rom anerkannt waren. Montfort wird durch einen Stein, den die Geliebte Peters von Aragon auf ihn schleudert, zerschmettert. Raymund wüthet gegen seine Feinde, Mauleon haut einen feindlichen Ritter mit einem Streiche in zwey Stücke.

XXIV. Aberglaube. — Dieser Ritter war von einem Mönche zum Kreuzzuge beredet worden; Mauleon findet in dem Hause des Ritters den Mönch, und Kunigunde erkennt in ihm — Saccamant, den Mauleon verwundet und zum Fenster hinauswirft. Der Leichnam fällt auf — Johann, und gibt ihm den Abschiedskuß. Johann flieht vor dem siegreichen Philipp nach England, wird dort von Lusignan und seiner Frau überrascht und stirbt vor Schrecken. Salisbury überredet die Barone, sich dem Sohne Johann's, Heinrich, zu unterwerfen, und Louis schickt seine Gemahlin Blanche zu seinem Vater Philipp. Wiewohl der römische Legat es verbietet, bricht dieser gegen England auf.

XXV. Glück der Könige, auf das der Unterthanen gegründet. — Die Königin Isemberge bringt ihrem Gemahle ein Heer; die frühere Liebe zu ihr ist in sein Herz zurückgekehrt. Aber von allen Seiten stehen Feinde gegen Philipp auf. Salisbury landet in Frankreich, Johanna von Flandern steht ihm bey, Philipps Flotte wird verbrannt, durch die Vermittlung des römischen Legaten muß Louis England räumen; Lusignan, Gemahl Isabellens, wird Vormund Heinrich's und verspricht ihm sein Poitou. Dahin schickt Philipp seinen Sohn Louis, er selbst zieht gegen Renaud, Salisbury und Otto.

Selbst Heinrich von Brabant, Gemahl seiner Tochter Marie, erklärt sich gegen Philipp, natürlich auch Leopold, sein früherer Nebenbuhler, sein Todfeind Renaud und der verleitete Ferrand, Alles waffnet sich gegen Philipp. Die feindlichen Heere nahen, und Philipp redet zu seinen Kriegern.

XXVI. Der Dichter zeigt, daß die damaligen Schlachten der Dichtung ein schöneres Feld darboten als die jetzigen,

Was für ein dumm Geschenk Apollo's Kindern,
Den Schreibern und den Malern neuer Schlachten
Der Bertwold Schwarz vertrieb'n mit seinem Pulver — —

Digitized by Google

unterläßt aber nicht, in der Beschreibung des Kampfes einige Vergleichungen vom Kanonenfeuer herzuholen.

Die Schlacht bey Bovines (1214) entscheidet für Philipp. Einer seiner tapfersten Gegner ist der Lustanische Infant Ferrand.

Schon hat Leopold den König Philipp niedergestreckt, als Destaing jenen erlegt. Salisbury, Ferrand und Renaud werden gefangen genommen; Danklieder werden angestimmt.

Die Philippide ist das beste Gedicht des genre épisodique von denen, welche in den lezten Jahren in Frankreich erschienen sind. Die Mannichfaltigkeit der Vorfälle, die geschickte Verbindung derselben, indem der Dichter jede Person, die ihm begegnet, begleitet und plötzlich den verlorenen Faden wieder aufnimmt, die gute Schilderung der Charaktere, besonders Philipps, des Helden, und des tollen Lusignan's, der unterhaltende Styl endlich zeichnen die Philippide aus. Man sieht dem Gedichte sehr wohl an, daß die einzelnen Theile in sehr verschiedenen Zeiten verfaßt worden sind, aber der ursprüngliche Gedanke ist genau durchgeführt. Durch das ganze Gedicht herrscht eine joviale Laune, eine selten bittere, gewöhnlich lächelnde Satyre wider die Gegenwart.

Viennet's Philippide, in zwey Bändchen, dem dritten und vierten seiner Werke, sind in Paris 1828 erschienen; einzelne Theile waren schon vor mehr als zehn Jahren bekannt gemacht.

Epische Dichtkunst.

Die Zauberinsel, ein romantisches Gedicht in vier Gesängen, nebst einigen lyrischen Gedichten von F. W. Reinnitz. Potsdam, 1828. Verlegt bey F. Riegel. 8. VIII und 139 S.

Trotz der schönen Lettern, trotz des schönen Papiers, trotz der schönen Worte, trotz der schönen Verse kann Ref. in dem romantischen Gedichte des Verfassers doch dasjenige nicht entdecken, was ein Gedicht erst zum Gedichte macht: Eigenthümlichkeit der Erfindung, Nothwendigkeit und Neuheit der Form. Die Reinheit des Strebens und die Höhe des Zieles, von welchem Herr R. in der Vorrede mit schöner Wärme spricht, kann die Kritik nicht entwaffnen, deren Pflicht vielmehr ist, in einer Zeit, wo die höchste Ausbildung der Sprache und der äußerlichen Dichtformen so viele verführt, und dasjenige, was allgemeines Eigenthum der geistigen Nationalkultur ist, für eignes poetisches Talent halten läßt, diesen Irrthum zu bekämpfen, und die wahre Poesie aus der Masse des Alltäglichen und Unächten, von der sie erdrückt zu werden und unter der sie zu verschwinden droht, hervorzuheben und sie allein in ihrem unerborgten Glanze hinzustellen.

Ein liebend Paar von einer grausamen Fee verfolgt und aus seinem Schiffe von ihr in den Sturm geschleudert, ein Oberon, der dem Dichter in eigner Person den Weg zu ihrer Zauberinsel zeigt, wo er alles Gräßliche in ihrem Pallast, außerhalb aber eine herrliche Natur und in einem greisen Barden einen verstoßenen König, den Großvater der Jungfrau, findet, der ihm sein Unglücksgeschick erzählt, und wie der Nachfolger seines siegreichen Feindes der Bräutigam seiner Enkelin ward, und wie die Zauberin dieses Glück stört; die Ueberraschung, wie endlich doch das schöne Paar gerettet auf einem Kahn angeschwommen kommt: — Was ist diese Erfindung nach dem Mährchen Arioſts oder auch nur Wielands? Zwar kann aus dem ärmsten epischen Stoffe durch Charakterzeichnung durch guten Haushalt mit Scenen und Situationen, und durch eine reiche darstellende Phantasie noch immer sehr viel gemacht werden; aber auch dieses ist hier nicht geschehen. Der Greis, Otilo, Saruna und Merilde sind keine neue, nicht einmal neugezeichnete Gestalten und Physionomien, die Begebenheiten folgen und drängen sich nicht, um das nöthige Interesse zu erregen, auch sind sie allzuhäufig von lyrischen Ergüssen unterbrochen; die Darstellung ist wohl fließend, aber nicht strömend zu nennen; einzelne Natur- und andere Beschreibungen, die für sich wohl gelungen sind, können uns nicht für die Gewöhnlichkeit des Ganzen entschädigen. Auch die beygefügten lyrischen Gedichte sind mehr ein Denkmal der Sprachgewandtheit und einer reinen Gesinnung, als daß sie sich über den Dunstkreis der Tagespoesie emporschwängen. „Mögen," sagt der Verf. in der Vorrede, „die reiferen Jahre und größere Kenntnisse eines Verfassers seinen Dichtungen eine gewandtere und feinere Sprache, dem Gedanken mehr Genauigkeit, der Färbung des Ganzen mehr Glanz und Milde geben: ein gewisser innerer Kern der dichterischen Natur wird dadurch weder hervorgebracht noch ersezt. Ob nun von solchem etwas in mir sey oder nicht, das, hoffe ich, werden diese Gedichte wohl beurtheilen lassen; und jedes offene von Erfahrung und ästhetischer Bildung zeugende Wort eines Kunstrichters über diesen Punkt wird für mich von der größten Bedeutung seyn." Ref. hält sich für keinen Kunstrichter, er ist nur ein Kunstjünger; als solcher spricht er gegen seinen Mitbruder und vor dem Publikum sein Urtheil mit der Freymüthigkeit aus, zu welcher die edle Sprache der Vorrede herausfordert. Diese Vorrede scheint uns eben so gewiß ein allgemeines, noch unbestimmtes Talent zu verrathen, als die Dichtung selbst kein ausgezeichnetes poetisches bewährt.

Digitized by Google

№. 25.

Literatur-Blatt.

Freitag, 27. März 1829.

Rechtspflege.

1) Zeitschrift für deutsche und ausländische Kriminal-Rechtspflege. Herausgegeben von Julius Eduard Hitzig, Direktor des Kammergerichts-Inquisitoriats und Mitgliede des Kriminal-Senats des Kammergerichts zu Berlin. Erstes, zweytes, drittes Heft. Berlin, bey Ferdinand Dümmler. 1828.

Des verehrten Verfassers „Zeitschrift für die Kriminal-Rechtspflege in den preußischen Staaten, mit Ausschluß der Rheinprovinzen“ hat nicht nur unter Rechtsgelehrten, sondern auch unter dem übrigen Publikum so viele Leser und so ungetheilten Beyfall gefunden, daß er sich entschloß, vorliegendes, mit jenem früher begonnenen parallel laufende Werk anzufangen und gleichfalls dadurch an lebendigen Beyspielen zu zeigen, wie sich im übrigen Deutschland und im Auslande der Zustand der Kriminal-Rechtspflege verhalte. Dieses Werk, wie jenes frühere, dient nicht blos zur Grundlage für kriminalistische Studien des Gelehrten, noch weniger blos zur Befriedigung der Neugierde solcher Leser des Tages, welche in der Lektüre von Vergehungen, Schand-, Raub- und Mordthaten allein eine ihrem Gaumen zusagende Speise finden und ihren Heißhunger lieber an Erscheinungen der Wirklichkeit als an Fiktionen der Romanwelt stillen. Herr Direktor Hitzig hat durch seine Sammlungen krimineller Vorfälle und Untersuchungen zugleich die dankenswerthesten Verdienste um die Erfahrungsseelenlehre, um die Erforschung der menschlichen Verirrungen und Leidenschaften sich erworben. Aus diesem lezteren Gesichtspunkte vorzüglich empfehlen wir die Lesung der vorliegenden Hefte dem gebildeten Publikum, und bemerken zugleich, daß der eifrige Sammler als einen geistvollen Ordner der einzelnen Fälle sich zeigt, indem er durch die oft trefflich gewählten Ueberschriften, Leben und Interesse zu bringen und durch Beziehungen auf literarische Erscheinungen, durch Hinweisung auf historische Vorkommenheiten und einzelne feine Bemerkungen dem Gegebenen eine zeitgemäße Gestalt und mehrfachen Reiz zu verleihen weiß.

Für die späteren Hefte hat der Verf. die Zusage gehalten, aus dem größeren Reichthum der an ihn eingelaufenen Materialien nur Gutes und Treffliches zu geben; so wie denn auch für die Zukunft zu hoffen ist, daß seine Verbindung mit vorzüglichen Männern in den verschiedenen europäischen, ja sogar in außer-europäischen Ländern, wie Nord- und Südamerika, ihn in den Stand setzen werde, interessante direkte Korrespondenz-Nachrichten mitzutheilen. Indeß ist schon im ersten Heft eine sorgfältige Auswahl von Auszügen aus den neuesten Gerichtszeitungen Englands, Frankreichs u. s. w. dargeboten.

Die geschehenen Mittheilungen geben ein treues Bild von dem moralischen und socialen Zustande und von der Rechtspflege der einzelnen Länder; sie zeigen den Unterschied wohl geordneter Staaten von anderen, namentlich z. B. der pyrenäischen Halbinsel, von den Unordnungen und Meutereyen im geselligen, bürgerlichen und Familienleben des spanischen Volkes, unter welchen wir folgende kurze Nachricht hier anfügen. Sie hat die Ueberschrift: Nichts in Spanien so wohl organisirt, als das Diebswesen. (Madrid, 10. März 1828.) „Die Verfolgungen gegen einen hier als Diebeshelfer verhafteten Pfarrer haben eine förmlich organisirte Diebesunterstützung zur Kenntniß der Regierung gebracht. Die Diebe bilden nämlich hier eine vollkommene Innung mit bestimmten Gesetzen. So existirt eine Diebspensionskasse. Diejenigen nämlich, die von den Richtern zum Gefängniß verurtheilt werden, erhalten aus dieser Kasse eine tägliche Unterstützung, um angenehm daselbst leben zu können; Verwundete werden auf allgemeine Diebes-Unkosten bis zu ihrer Heilung auf's Beste verpflegt, ja sogar die Wittwen und Waisen derjenigen, die das Unglück haben, den ruhmvollen Tod für ihr Diebesvaterland oder ihren Diebesstaat am Galgen zu sterben, werden anständig pensionirt. Diesen lezten Artikel der Diebeskonstitution hat man von einem Spitzbuben erfahren, der kürzlich zu Madrid gehangen wurde, und versicherte, es würde seiner Frau und seinen Kindern an nichts fehlen. Ein anderer Pfarrer,

Digitized by Google

als der oben erwähnte, war ebenfalls Mitglied dieser Gesellschaft, hat sich aber durch die Flucht gerettet; auch ein Juwelenhändler gehörte dazu und hatte das Amt, gestohlnes Gold und Silber in Barren umzuschmelzen, worauf es leicht ins Ausland gebracht wurde." (3. Heft, S. 102 f.)

Der merkwürdigste aber unter den ausführlich mitgetheilten Kriminalfällen ist ohne Zweifel die Geschichte von dem bayerischen Priester Franz Sales Riembauer, welche das dritte Heft der vorliegenden Zeitschrift aus der Hand des Herrn Staatsraths von Feuerbach in Ansbach enthält, und welche die treffenden Worte „Tartüffe als Mörder" zur Ueberschrift hat. Der genannte Priester, eines armen Tagelöhners Sohn, aber wegen seiner guten Verstandesanlagen und wegen seiner großen Lernbegierde frühe dem geistlichen Stande gewidmet, erwarb sich nicht gemeine Kenntnisse auf seiner Studienlaufbahn, bildete aber hauptsächlich seinen Verstand durch die Künste der Dialektik und sein Gemüth nach der Kasuistik jesuitischer Moral, und scheint sich besonders tief in P. Benedikt Stattlers Werke einstudirt zu haben. Man sah in ihm ein Sittenmuster für den ganzen Klerus. Schon sein Aeußeres machte durch Wuchs und Gesichtsbildung nicht blos, sondern auch durch ernsthafte freundliche Miene, durch wortreiche und gewandte Rede, durch gefälliges und einschmeichelndes Benehmen eine empfehlende Erscheinung. Seine priesterlichen Verrichtungen übte er mit Anstand, Pünktlichkeit und Würde. Seine Predigten waren voll Feuer und Salbung; er eiferte besonders oft und sehr stark gegen die Laster und Ruchlosigkeiten der Welt, und erschien den Gemeinden, bey welchen er in einer Reihe von Jahren als Vikar, Kaplan und Pfarrer angestellt war, wie ein verklärter Frommer, wußte auch unter dem Volke den Aberglauben zu pflegen, als stehe er mit der unsichtbaren Welt in unmittelbarer Berührung; obgleich die Besseren und die Hellerdenkenden kein gutes Zeichen darin fanden, daß der Heilige Niemanden in die Augen sah. — Derselbe Priester nun ließ im Stillen den Trieben der sinnlichen Natur eine Freyheit, welche das Gesetz seiner Kirche verbietet, welche jedoch Riembauer dadurch gesetzlich und heilig zu machen suchte, daß er seine Beischläferinnen, diejenigen wenigstens, die er sich auf längere Zeit beylegen wollte, durch feyerliche Handlung, wobey er den Priester und Bräutigam in seiner Person vereinigte, sich als Gattinnen förmlich antraute. Desgleichen erlaubte er sich zuweilen, seinem Unterrichte anvertrauten Kindern den Lehrsatz praktisch begreiflich zu machen, daß sich ein Mädchen mit einem geistlichen Herrn gewisse kleine Sünden wohl erlauben dürfe. Solche Verirrungen der Zärtlichkeit ließ Riembauer nicht als seine Sünden gelten, sondern betrachtete sie ruhig und unangefochten als Sünden des Cölibats, und seine Philosophie und theologische Moral lieferte ihm eine ganze Reihe der triftigsten Beweise dafür, daß er durch sein Verfahren nicht nur nichts Strafbares, sondern sogar etwas Löbliches, dem Himmel Wohlgefälliges begehe, da er Gottes Reich zu vermehren diene, somit nichts thue, was der Vernunft oder dem Rathschluß Gottes oder dem Heil der Kirche oder dem Wohlergehen des Staates zuwiderlaufe. Er sorgte auch, soweit immer seine Verhältnisse dies erlaubten, für die von ihm erzeugten Kinder, und genoß das Glück, als Kandidat des Priesterexamens eben in München und in dem Hause gegenwärtig zu seyn, in welchem seiner Geliebten eine von einem gesunden Knaben entbunden wurde. — Uebrigens hatte R. auch ein Bauerngut auf betrügerische Weise an sich gebracht und die früheren Besitzer desselben, deren ältere Tochter nun in seiner höchsten Gunst stand, im Hause behalten. Eine frühere Konkubine besucht ihn, fordert eine Schuld ein, verlangt wiederum seine Köchin zu werden, und droht ihm im Weigerungsfall öffentliche Klage. Der geängstigte Priester holt sein Rasirmesser und zieht dasselbe durch die Kehle des Mädchens, dem er mit der Bewegung sich genähert hatte, als wolle er liebkosend ihren Hals umschlingen. Der Einschnitt war tief, und ehe noch die Unglückliche zu Boden fiel, rief ihr der Mörder zu: „Mariandel! ich bitte dich und Gott um Verzeihung! du wolltest es selbst so! Bitte zu Gott um Verzeihung deiner Sünden, und ich gebe dir die Absolution." Und bis die am Boden Röchelnde ihre lezten Lebensgeister aufgegeben hatte, sprach ihr der priesterliche Mörder mit geistlichen Trostgründen zu. Darauf begrub er sie in seiner Scheune und war zufrieden, daß in kurzer Zeit zwey wirkliche Mitwisser starben, unruhig jedoch, daß die dritte, eine jüngere Schwester seiner Konkubine, die den Mord durchs Schlüsselloch belauscht hatte, sein Haus verließ. — Durch diese kam endlich nach sechs Jahren die Geschichte an den Tag. Riembauer befolgte vor Gericht die große, hohe Politik der Verbrecher, welche im Gegensatz der kleinen und gemeinen, die alles ohne Unterschied abläugnet, auf dem Grundsatze beruht: alle Thatsachen, für welche Beweise vorhanden sind, zuvorkommend einzuräumen, aber dem Eingeräumten einen solchen Zusammenhang zu geben, daß es als wahr angenommen werden könne, ohne daß darum zugleich die Schuld des Bekennenden als wahr angenommen zu werden braucht. Er folgte der zuvor geschehenen Anzeige Schritt für Schritt und vertauschte nur die Personen; die beyden schon gestorbenen Mitwisserinnen sollten die That verübt, und was diese aus Furcht vor ihm verheimlichten, sollte er aus christlicher Liebe verschwiegen, blos in sein priesterliches Herz verschlossen haben. Im Gefängniß machte er zwar den Versuch, seine Wächter zu bestechen, falsche Zeugen durch Beweggründe ächtjesuitischer Scheinheiligkeit zu gewinnen und sich Kennt-

Digitized by Google

niß von den Untersuchungs-Akten zu verschaffen. Sobald er aber merkte, daß alles entdeckt sey, erklärte er dem Richter, er habe das Unglück gehabt, durch einen Anfall von Melancholie in vorübergehenden Wahnsinn zu verfallen, in welchem er Briefe geschrieben habe, welche gerade so aussehen möchten, als sey er seines Verstandes und Willens völlig Herr gewesen; und dabey setzte er den Unterschied zwischen einem menschlichen sensus externus, internus und intimus aus einander, mit der Betheurung, daß er bey jenen Bestechungen, Briefen u. s. w. zwar noch den sensus externus und internus beysammen gehabt, aber des sensus intimus, auf welchen doch alles ankomme, ganz ermangelt habe. Solche Erklärungen hielten den Prozeß vier Jahre hindurch auf, und nach 99 Verhören war der Richter mit dem schlauen Priester nicht zum Geständniß gekommen. Der letztere wußte durch allen Aufwand der heiligsten Beschwörungen, durch ruhige Gelassenheit des schuldlosen Dulders, durch Entrüstung über die Schlechtigkeit, die nur der Satan ihm habe andichten können, besonders aber durch die höchste Kunst dialektischer Gewandtheit das Verbrechen von sich abzulehnen. Endlich im hundertsten Verhöre, das er sich selbst erbeten hatte, gestand er seine That ein, suchte sie aber nun mit demselben theologischen Eifer und mit derselben jesuitischen Moral zu rechtfertigen, womit er sie bisher als die schändlichste aller Verläumdungen verdammt hatte. Namentlich berief er sich auf eine Stelle in des Jesuiten Stattler, seines früheren Lehrers, Ethica Christiana, woran er deutlich vor der Ausführung der That gedacht habe und wornach ein Mord zur Erhaltung der Ehre gestattet ist. Seine Absicht bey der Handlung sey die beste gewesen, Verhütung des öffentlichen Skandals, Rettung seiner eigenen und der Ehre des gesammten Klerus. Aus gleichen Gründen habe er auch — ad majorum Dei gloriam — sein Verbrechen vier Jahre lang geläugnet. Es wurden bey der Untersuchung noch andere Vergehungen des Priesters, Betrug an Geld, mordbrennerische Absicht u. a. m. entdeckt. Gleichwohl blieb der Heilige ohne Reue. Das Gericht zweyter Instanz setzte die Strafe des Mörders auf Festungsstrafe des ersten Grades fest, weil ein Mangel am Thatbestande vorhanden, nämlich Riembauer nicht mit aller Bestimmtheit als die eines Mordes fähige Person bezeichnet sey.

Unter der Rubrik: Außer-Europäisches, gibt der Herausgeber folgende für die Freunde klassischer Literatur und alter Philosophie merkwürdige Nachricht: „Kurz nach Einführung der Geschwornengerichte auf Ceylon ward ein reicher Bramin, der sich durch seine Härte sehr unbeliebt gemacht hatte, beschuldigt, seinen Neffen ermordet zu haben, und deßwegen vor Gericht gezogen. Er wählte eine Jury aus seiner eignen Kaste; die Beweise gegen ihn waren aber so stark, daß unter 13 Geschwornen 12 von seiner Schuld die vollkommenste Ueberzeugung hatten. Der, welcher ihre Meynung nicht theilte, war ein junger Bramin von der Insel Ramissaram (zwischen Ceylon und dem Festlande von Indien): er stand auf, erklärte, daß der Angeschuldigte nur das Opfer einer Kabale sey, und bat, daß man die sämmtlichen Zeugen, welche gegen ihn aufgetreten waren, zurückberufen möge. Dies geschah, der junge Bramin befragte sie mit einer so bewundernswürdigen Gewandtheit und mit solchem Scharfsinn, daß sie sich bald im Widerspruche verwickelten, und die Jury, statt den Bramin zu verurtheilen, ihn für unschuldig erklärte. Diese Angelegenheit machte großes Aufsehen auf der Insel; der Oberrichter (Sir Alexander Johnston, ein sehr gelehrter Kenner der asiatischen Sprachen) ließ den jungen Mann vor sich kommen, und ertheilte ihm über das Talent, welches er bey dieser Gelegenheit an den Tag gelegt, große Lobsprüche. Der Bramin erwiederte hierauf, daß er seine Gewandtheit im Fragen namentlich dem Studium eines Buchs zu danken habe, welches er „den Stärker des Geistes“ nannte, das er von einigen Pilgrimen in Ramissaram erhalten habe, die es aus Persien mitgebracht, und er habe es sich aus dem Sanskrit übersetzt, in das es aus dem Persischen übertragen worden sey. Sir A. Johnston wünschte das Buch zu sehen, und war nicht wenig erstaunt, als er bey genauerer Untersuchung der ihm von dem Braminen gebrachten tamulischen, auf Palmblätter geschriebenen Handschrift fand, daß es eine Uebersetzung der Dialektik des Aristoteles war.“

2) Geschichte der Zerstörung einer Fabrik falschen preuß. Papiergeldes in England im Jahr 1821 und der deshalb in Berlin und London geführten Untersuchungen. Von Julius Eduard Hitzig, Direktor des Kammergerichts-Inquisitoriats zu Berlin. Mit einer Vorrede von Dr. S. H. Spicker, königl. Bibliothekar. Berlin, bey Ferdinand Dümmler 1827.

Schon in den Jahren 1815 und 1816 war in London, und zwar in einer meistens von Juden bewohnten Gegend der eigentlichen Stadt, Moorfields genannt, ein Verein entdeckt worden, welcher sich mit Nachahmung von Preußischem gemünzten Gelde im Großen beschäftigt hatte. Von der Nachahmung fremden Papiergeldes aber war bis zum Jahre 1821 in England noch kein Beyspiel vorgekommen, wenn gleich die Versuche, englische Banknoten zu verfälschen, unzählbar gewesen waren. Im Mai 1821 wurden in Berlin falsche Ein-Thaler-Tresorscheine zum Vorschein gebracht. Die Polizey hatte bald die Juden aufgefunden, durch welche das unächte Geld vertheilt worden war, und der Richter sah sich durch die Aussage ei-

Digitized by Google

nes gefänglich eingezogenen Theilnehmers nach England als dem Vaterlande dieses gefährlichen Fabrikats hingewiesen. Der königl. preuß. Polizey-Inspektor Eckert, zu dessen großer Ehre der ganze Verlauf der politischen Thätigkeit in dieser Sache gereicht, reiste nach London und selbst nach Paris, und wohnte den Untersuchungen und Verhandlungen der englischen Gerichte bey, deren Resultat aber dennoch endlich dahin ausfiel, daß der Angeklagte, ein Jude Goldstone, auch Goldstein genannt, zu London, in Freyheit gesezt wurde. Ganz anders wäre das Urtheil der Richter ausgefallen, „wenn man bey den preußischen Papieren früher solche Kennzeichen angebracht hätte, welche sie unzweifelhaft in die Klasse englischer Staatspapiere, deren Fälschung durch die Parlamentsakte verboten ist, setzen.“ Denn ein Hauptpunkt der Vertheidigung beruht auf einem Umstande, der bey der Anfertigung der preußischen Tresorscheine gar nicht in Betracht kommen konnte, nämlich daß das darauf Gesezte zwar wohl mit der Form eines Wechsels, eines Zahlungsversprechens, übereinkomme, daß es einen Mann, Namens Altenstein gebe, der dieses ertheile, daß man aber durchaus nichts darauf bemerke, was das Papier zu einem Staatspapiere mache. Der Sachwalter des Klägers wußte es zwar durch die Aussage der Zeugen, welche bey den englischen Gerichten bekanntlich von der höchsten Bedeutung und dem größten Einfluß ist, dahin zu bringen, daß vom Oberrichter der Name Altenstein für den Namen dessen, der vermöge seiner Stellung im Staate die Befugniß habe, seinen Namen unter die Tresorscheine zu setzen, angenommen und erklärt wurde, das in Rede stehende Papier falle in die Kategorie der durch die englische Parlamentsakte bezeichneten Papiere. Was aber als nicht zu überwindendes Hinderniß für den Kläger stehen blieb, war der Umstand, daß der allgemeine Inhalt des Papiers nicht gehörigermaaßen, d. h. nicht in englischer und zwar buchstäblich treuer Uebersetzung, ohne welche das Gericht der höhern Instanz zu keinem Erkenntniß kommen könne, in den Record oder die Anklageakte aufgenommen war.

Die Geschichte des ganzen Prozesses ist mit größter Genauigkeit mitgetheilt, und der Scharfsinn der englischen Sachwalter leuchtet daraus aufs Klarste hervor.

Biographie.

Mittheilungen aus dem Leben und Wirken des Königs von Sachsen, Friedrich August des Gerechten. Leipzig, 1829. Verlag von C. H. Reclam.

Der ungenannte Verfasser war nicht sowohl mit dem verstorbenen Könige Friedrich August selbst, als mit mehreren Personen seiner näheren Umgebung und seines vertrauteren Umgangs in solcher Berührung, wodurch ihm genauere Nachrichten über den Charakter und die Handlungsweise dieses Regenten zuflossen. Die meisten der hier mitgetheilten Anekdoten und Charakterzüge sind bisher nicht gedruckt worden, ja selbst im Königreiche Sachsen wohl nur den wenigsten bekannt gewesen. „Selbst im Lande war ja die tiefe Einsicht, der vertraute Umgang mit Kunst und Wissenschaft, die seltene Ordnung und Gewandtheit in den Geschäften des Königs und der ununterbrochen thätige Antheil, den er, als Chef des geheimen Kabinets, im eigentlichsten Verstande, unmittelbar an den Regierungsgeschäften nahm, nur Wenigen genau, Vielen aber zum Theil gar nicht, zum Theil nur höchst oberflächlich bekannt. Im Auslande hielten sogar Mehrere den König nur für einen in Fasten und Beten und in steifen Ceremonien und alten Gewohnheiten befangenen, höchst unbedeutenden und befangenen Regenten, daher wurden auch in den Jahren 1813 bis 1815 Mehrere zu Berlin, namentlich Gelehrte, nicht wenig überrascht, als sie den König Friedrich August von ganz andern Seiten kennen lernten.“ — „Die Beybehaltung der scheinbar steifen Etikette war von dem Könige wohl mehr auf strenge Ordnung und Zeitersparniß berechnet, denn die Zeit wußte er zu schätzen, und er hat sie nicht in Unthätigkeit verträumt oder verspielt, und sich nie unwürdigen Zeitverkürzungen hingegeben, sondern er hat sie im ernsten Hinblicke auf das Höhere nur zur eignen Vervollkommnung und Veredlung und zum wahren Wohle seines Landes und seiner Unterthanen stets wohl genüzt.“

Merkwürdig sind allerdings mehrere der angeführten Züge, die nicht blos von Menschlichkeit, von Gerechtigkeitsliebe, von Wohlthätigkeit, von religiöser Zuversicht und Standhaftigkeit — Tugenden, welche die Mitwelt längst dem verewigten Könige von Sachsen zuerkannt hat, sondern namentlich auch von religiöser Aufklärung und kirchlicher Toleranz zeugen, über deren Aufnahme unter die Vorzüge Friedrich Augusts die Meynungen des Publikums getheilt waren. Hieher gehört unter anderem, was S. 12 f. erzählt wird: „Es wurde in einem Gespräche mit dem Könige von einem Evangelischen der drey christlichen Religionssysteme und vorzugsweise, vielleicht um nicht anstoßen zu wollen, des katholischen Kirche gedacht und dabey bemerkt, daß man doch nicht wissen könne, welches wohl eigentlich das vorzüglichere Religionssystem seyn möchte? Der König Friedrich August erwiederte hierauf freundlich: „„Wir bewegen uns Alle wie in einem Ringe dem einen Mittelpunkt zu, und da werden wir auch einst Alle zusammenkommen!““

Digitized by Google

N°. 26.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 31. März 1829.

Dichtkunst.

Klamer Schmidts Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von dessem Sohne Wilh. Wern. Joh. Schmidt, Divisionspred. und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt; und Schwiegersohne Friedr. Lautsch, Prediger zu Halberstadt. I. Bd. 1826. 537 S. — II. Bd. 1827. 483 S. — III. Bd. 1828. 404 S. gr. 8. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Es werden in vorliegender Sammlung den deutschen Musenfreunden die Werke eines Dichters übergeben, dessen Andenken gewiß noch in dem Herzen Vieler lebt, welche in den lezten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts an den Erscheinungen auf dem deutschen Parnaß lebhafteren Antheil nahmen. Es ist dieser Dichter in neueren Zeiten vielfältig schief und ungerecht beurtheilt worden, theils weil die früheren Sammlungen seiner Werke sich vergriffen haben, theils weil die späteren Erzeugnisse seiner Muse niemals gesammelt sind, sondern in vielen Musen-Almanachen, Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut stehen. Man urtheilte daher meist nur nach einzelnen Gedichten, die man hier und da gefunden hatte; man konnte nicht läugnen, von diesem oder jenem Liede lebhaft ergriffen zu seyn; und selbst diejenigen Kritiker, welche gern über den ganzen Dichter den Stab gebrochen hätten, mußten doch eingestehen, daß demselben eine feurige Liebe für die Poesie, welche er stets besessen und auch vor dem Andrange mancher ungünstigen Zeiten zu bewahren gewußt habe, nicht abzusprechen sey. Durch die oben genannte Sammlung wird endlich einem bisherigen Mangel in unsrer deutschen Literatur abgeholfen, und zugleich die Kritik in den Stand gesezt, ein gründlicheres Urtheil über Klamer Schmidt zu fällen. Leider ist es diesem Dichter ergangen, wie es seinem früher verklärten Freunde Gleim erging: er hat die Sammlung seiner Werke nicht mehr selbst veranstalten können; indessen erhellet doch aus der Vorrede des Herausgebers so viel, daß Klamer Schmidt vor seinem Tode weit mehr vorbereitende Anstalten zur Herausgabe seiner sämmtlichen Werke getroffen hatte, als Gleim, und daß die jezt veranstaltete Sammlung im Wesentlichen und auch in ihrer äußerlichen Gestalt das enthält, was Klamer Schmidt selbst gegeben haben würde. Es ist möglich, daß er selbst bey einer nochmaligen Revision, bey der Strenge, womit er im höheren Alter seine Geisteskinder beurtheilte, noch Manches mit dem Vernichtungskreuz bezeichnet hätte, was hier stehen geblieben ist; aber er hätte vielleicht dann auch manches duftige Blümchen ausgereutet, welches seine Freunde troz einiger Flecken doch nicht gern sich nehmen ließen; oder wenn er es auch stehen ließ, hätte er durch die zu scharfe Feile vielleicht den frischen Blüthenstaub davon abgestreift. Sonach wird man mit dem Herausgeber nicht darüber rechten dürfen, wenn er Manches mitaufnahm, was dieser oder jener wegwünscht, da er vor Allem den Willen des Verstorbenen, wie derselbe in mündlichen Unterredungen, oder in den hinterlassenen Papieren sich ausgesprochen, zu Rathe zog. Vergleicht man das hier Zusammengestellte mit den zahlreichen dichterischen Erzeugnissen, welche Klamer Schmidt in einer fünfzigjährigen Thätigkeit lieferte, so wird man jene Sammlung mit Recht eine Auswahl nennen können. Und diese Auswahl liefert nicht blos schon Gedrucktes, sondern auch, wie aus dem Inhaltsverzeichniß sich ergibt (wo bey jedem Gedicht bemerkt ist, ob und wo dasselbe schon früher einmal gedruckt sey), manches noch ungedruckte, das des Erhaltens werth war. Doch wir wenden uns zum Einzelnen.

An der Spitze des Ganzen steht das Leben Klamer Schmidts, von dem Schwiegersohne des Dichters bearbeitet. Dasselbe enthält zuvörderst von S. 1—27 den Anfang einer Autobiographie (die der Verf. leider nicht vollenden konnte), und ist auch hinterher meist aus den eignen Briefen des Dichters zusammengesezt, so daß darin ein recht treues Bild des Verstorbenen sich abmalt. Hier und da sind auch interessante Bruchstücke aus den an Klamer Schmidt gerichteten Briefen berühmter Zeit-

Digitized by Google

genossen, eines Klopstock, Gleim, Bürger, J. G. Jakobi u. A. eingeschaltet. Aus der ganzen Biographie geht deutlich genug hervor, daß Klamer Schmidt nicht zu den Glückskindern gehörte, sondern vielmehr öfters in einer höchst gedrückten Lage sich befand, die durch körperliche Schwäche noch peinlicher wurde. Desto mehr ist es zu achten, ja zu bewundern, daß er durch alle äußere Bedrängnisse die Schwingen des Genius sich nicht lahmen ließ und mit edler Anspruchlosigkeit im harmlosen Genuß selbstgeschaffener Freuden sich für den Mangel größerer Gunstbezeugungen des Glücks schadlos zu halten wußte.

Die Gedichte sind von dem Sohne des Dichters redigirt und in fünfzehn Bücher vertheilt worden. Die Anordnung geschah nach der Folge der Zeit, worin Klamer Schmidt zuerst in den verschiedenen Dichtungsarten sich versuchte; und auch in jedem Buche sind die Gedichte streng chronologisch geordnet worden. Der erste Band enthält außer dem Leben die beyden ersten Bücher der Gedichte, nämlich Lieder und Sinngedichte. Mit Recht macht das Buch der Lieder den Anfang, da das Erste, womit Klamer Schmidt öffentlich auftrat, die fröhlichen Gedichte waren, welche 1769 zu Halberstadt erschienen und außer einigen wenigen Sinngedichten hauptsächlich Lieder enthielten. Aus dieser ganzen Sammlung ist jedoch nur Ein Lied, der glückliche Schäfer, aufgenommen, welches demnach die Reihe der Lieder bedeutungsvoll eröffnet. Liebe, sowohl die über alles Irdische weit erhabene petrarchische Liebe, als auch die edlere Gattenliebe, uneigennützige Freundesliebe und hochherzige Vaterlandsliebe war es, was den Dichter zu den schönsten Liedern begeistert hat. Unter achtzig Liedern, welche in die Sammlung aufgenommen sind, machen wir, außer dem bekannten anakreontischen Trinklied S. 339: „Da lieg' ich auf Rasen u. s. w.," welches noch immer im Munde der Musensöhne lebt, besonders aufmerksam auf das Frühlingslied S. 328: „Es guckt sich so gülden In's Frühjahr hinein u. s. w.," dem schon Voß einen eigenthümlichen Charakter beylegte; das hohe Mailied S. 332, das Meiselied S. 417, die Post des Lebens S. 436 und Lied um Liebe S. 443. Außerdem hat das Verhältniß des Dichters zu der edeln Gräfl. Stolbergischen Familie und zu Gleim ihn zu manchem trefflichen Festliede begeistert, wie das Lied der sieben Tugenden S. 390 und der Jahrmarkt des Lebens S. 434 dazu Beweise liefern.

Das zweyte Buch, welches den lezten Raum im ersten Bande einnimmt, enthält 119 Sinngedichte, unter welchen besonders viele treffliche Grabschriften sich finden, durch deren Anfertigung der Dichter beym Tode so manches geliebten oder geschäzten Mannes ein Bedürfniß seines Herzens befriedigen wollte. Doch auch an manchen Stacheln, besonders für die Kritikaster, fehlt es nicht; und besondern Beyfall hat jene doppelte Vergleichung S. 479 zwischen dem Mädchen und der Uhr, und zwischen dem Herzen und der Uhr gefunden, wovon die erste lautet:

Mein Mädchen, meine Uhr, worin vergleich ich die?
Die zeigt die Stunden an, bey der vergeß' ich sie.

Der zweyte Band enthält fünf Bücher der Gedichte vom dritten bis zum siebenten. Im dritten Buche finden sich die poetischen Briefe. Aus den beyden Sammlungen dieses Inhalts, welche der Verf. schon in den Jahren 1782 und 1790 herausgegeben, ist das Meiste, jedoch nicht ohne Verbesserung, aufgenommen, und der Dichter hat hierbey treulich den Rath seines Freundes Gleim befolgt, der, wie er selbst S. 74 sagt:

Der zeitig schon den großen Schwur
Mich ließ beschwören: stehn zu lassen
Von hundert Versen zwanzig nur!

Das erste Stück in dieser Sammlung: An den Pantoffel, gehört wohl nicht zu den poetischen Briefen im eigentlichen Sinne, kann jedoch dazu beytragen, den Leser sogleich in die rechte Stimmung zu versetzen, die er zum Lesen der folgenden Stücke mitbringen muß. Eine muntre Laune und eine heitre Lebensweisheit ist es, die sich in diesen Episteln leicht, wohlklingend, und ungezwungen ausspricht, und auch dem Leser sich mittheilen wird, wenn derselbe einmal der ernsten Schulweisheit entgehen will. Bisher ungedruckt war in diesem Buche, wenigstens nach dem Inhaltsverzeichniß, der 42ste Brief an Tiedge, worin der Verf. auf eine launige Art halb in Prosa und halb in Versen den Antritt seiner Vikarie beschreibt; und der lezte 51ste Brief an Krieger aus dem Jahr 1812.

Das vierte Buch, welches dem dritten an Stärke beynahe gleichkommt, enthält die Elegien und Phantasien nach Petrarka's Manier. Die Gedichte dieser Gattung waren es bekanntlich, welche den Ruhm des Dichters zuerst begründeten, nachdem 1772 die Phantasien nach Petrarka's Manier und 1775 die Elegien an meine Minna erschienen waren. Gleichwohl sind unter den 66 Nummern dieses Buchs nur fünf aus jenen Phantasien und nur acht von diesen Elegien aufgenommen worden. Ein Beweis, wie streng auch hier der Dichter über sich selbst geurtheilt hat, und wie willig er den Warnungen der Kritik sein Ohr geliehen. Man fand ihn in diesen Dichtungen weich und zärtlich, aber oft zu wortreich; man munterte ihn auf, lieber seinem eignen natürlichen Gefühl zu folgen, als sich sklavisch in die Lage und Empfindung eines Andern hinein zu versetzen. Gleim, so hülfreich und freundschaftlich sonst für unsern Dichter,

Digitized by Google

erwies ihm doch dadurch nicht den besten Dienst, daß er ihn mehrmals zu solchen Nachahmungen aufforderte. Aber freylich bey dem damaligen Stande und erst beginnenden Aufblühen der deutschen Literatur war man auf nichts mehr bedacht, als gewisse vermeintliche Lücken darin auszufüllen, und so sollte auch Schmidt nach Gleim's Willen für uns Deutsche werden, was ein Petrarka, ein Katull, ein Lafontaine, ein Horaz für ihre Landsleute geworden seyen. Am meisten athmet jener petrarchische Geist in dem bekannten Selbstgespräch Petarka's S. 205, das so anfängt: „Nacht beschattet die Gefilde", und welches seine Freunde in der jetzigen Gestalt wohl wieder erkennen werden, da nur einzelne Härten und verfehlte Ausdrücke daraus weggeschafft sind. Nachher überließ sich der Verf. in diesen Elegien mehr seinem eignen Gefühl; und wir haben diesem Gefühl einige der schönsten Stücke dieses Buchs zu verdanken, als das Lied von der Trennung S. 276; an Laura S. 285: „Immer noch, du Herrliche, du Eine u. s. w.;" an Fanny; Versicherung neuer Treue S. 291. Dazwischen sind einige kleinere liebliche Lieder von rührender Schönheit eingestreut. In spätern Jahren verweilte die elegische Muse des Verf. mehr bey Verlusten theurer Freunde und Angehörigen, wie denn die Elegien Wilhelmine Schmidt S. 298; Gute Nacht S. 314, die Landpfarrerin S. 323 (fast mehr Idylle, als Elegie); an Gleim's Seele S. 340 und Orion S. 344 solchen Verlusten ihren Ursprung verdanken. Das lezte Stück, so wie mehrere kleinere aus früherer Zeit, waren noch ungedruckt.

Zu dem fünften Buche, welches 17 geistliche Lieder enthält, bildeten die schon im J. 1773 erschienenen Gesänge für Christen den Stamm. Gleichwohl sind von 25 Gesängen, die sich hier finden, in die neue Sammlung nur sieben, und zwar in sehr verbesserter Gestalt aufgenommen. Der Verf. wollte dabey, wie er in der Vorrede zu jenen Gesängen sagt, zwischen Cramer und Gellert auf der einen Seite, und Lavater auf der andern Seite die Mitte halten. Aber eben wegen solches Strebens lassen die meisten dieser Lieder kalt, weil solche Gesänge nur aus reiner Andachtsglut ohne alle Nebengedanken hervorgehen müssen. Nur mehrere von den spätern, zum Theil bisher noch ungedruckten Liedern sprechen mehr an, weil sie in einer individuellen Lage und Gemüthsstimmung entstanden, wie das Danklied nach dem großen Schloßenwetter S. 377 und der Psalm der Hoffnung während der Kriegs-Unruhen 1806. S. 382.

Das sechste Buch ist den Hendekasyllaben gewidmet, einer Dichtungsart, zu welcher der Verfasser durch das Lesen des Katullus aufgemuntert wurde, so daß schon im J. 1773 von ihm ein Bogen voll solcher Hendekasyllaben und 1774 die Katullischen Gedichte erschienen. Die Kritiker bemerkten schon damals, daß in diesen Versen mehr eine gewisse komische Tändeley, als Katull's weiche Zärtlichkeit herrsche. Der Verfasser selbst fühlte dies und behielt aus beyden Sammlungen nur 4 Stück bey, von denen drey Uebersetzungen aus Katull sind. Gleichwohl sprach ihn das Sylbenmaaß sehr an, und er gebrauchte es später in mehreren Gedichten, die eine kindliche Zärtlichkeit ausdrücken, oder mit komischen, spielenden Schilderungen untermischt seyn sollten. Die Hendekasyllaben auf Musäus, Bürger's und Abel's Tod haben deshalb einen sehr gemüthlichen Anstrich, und die Exequien für die große Linde S. 435, so wie der Hendekasyllabes auf Henning S. 438 möchten wohl jener berühmten Näuie Katull's auf den Tod eines Sperlings nichts nachgeben.

Das siebente Buch mit 19 Sonetten schließt den zweyten Band. Schon die Elegien an meine Minna enthalten ein sonettartiges Gedicht, welches in diesem Buche den Anfang macht, aber freylich noch nicht ganz die regelrechte Form hat, so wenig als die um 1776 im deutschen Merkur von Klamer Schmidt erschienenen Sonette. Da sich dieselben gleichwohl durch ihren Inhalt empfehlen, so machten sie dieser Dichtungsart in Deutschland wieder freyere Bahn. Von des Dichters weicher Seele läßt sich auch in dieser Gattung nichts Schlechtes erwarten; und noch in den lezten Jahren seines Lebens, da ihm zu Gedichten von langem Athem das Feuer erloschen war, gelang ihm manches liebliche Sonett, wie das 16te meine Geburtsfeyer S. 464 hierzu einen Beweis liefert.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseliteratur.

1. Viaggio in Savoia ossia Descriziono degli Stati oltramonitani di S. M. il Rè di Sardegna, per Davidi Bertolotti. Turin 1828.
2. Voyage dans une Vallée des Alpes, ou description topographique et lithologique de la Vallée de Sxt. Chambery 1828.

Es gehen jährlich viel Reisende über die savoyischen Alpen, sie sehen aber von dem Lande nur den kleinen Theil, der an der Heerstraße von Frankreich nach Italien liegt. Das lange Thal der Provinz Maurienne, das immer zwischen hohen Bergwänden fortläuft und wo man kaum den Himmel recht sieht; die Einwohner, die seit einem Menschenalter an der großen Straße wohnen, ihre geistige Gestaltung und Sitten, alles dies ist keineswegs hinrei-

Digitized by Google

N°. 18.

Kunst-Blatt.

Montag, 2. März 1829.

Herkules Zegers, Zeitgenosse Paul Potter's, Maler und Kupferstecher und Erfinder der Kunst, durch Kupferabdrücke mit mehreren Farben Gemälde nachzuahmen.

Herkules Zegers, dessen Landschaftsmalereyen wenig bekannt sind, radirte und ätzte in einer ganz eignen Manier mehrere Landschaftsblätter, wobey er versuchte, Abdrücke auf Leinwand oder auf mit Oelfarben grundirtes Papier zu machen, und indem er später die radirte Arbeit sowohl auf der Platte, als auf dem Abdruck mit Oelfarben überging, eine Art Oelgemälde darzustellen, die einige Aehnlichkeit mit unserer in der neuern Zeit erfundenen Lithochromie haben. Jedoch möchte, da der eigentliche Charakter eines solchen Werkes noch nicht ein wahres Oelgemälde darstellt, das völlig ohne Hülfe des Pinsels durch den Druck vollendet, und auf eine leichtere und schnellere Art gedruckt werden könnte, der eigentliche Vortheil und Hauptzweck nur in dem auf die Leinwand oder auf das Papier gebrachten Umriß oder in den durch die Nadel angebrachten Schattenwirkungen bestehen, wenn nicht, wie es bey der späteren Erfindung von Le Blond's buntem Farbendruck der Fall war, mehrere Platten zu einem ganzen ausgeführten Blatt gebraucht werden sollen.

Herkules Zegers Blätter sind sehr geistreich radirt und haben schon dadurch bedeutenden Werth, indem sie den Geist der Zeichnung in seinen Landschaften, die sehr oft mit weiten Fernen versehen sind, mit wenig Arbeit ohne alle Prätension der Nadel aussprechen. Einige tragen den Charakter von den ältern holländischen Landschaftsmalern, als Ant. Mirou, Jod. Momper, u. s. w., einige nähern sich in der Wahl den Saftleven, andere sind Marinen. Auf mehreren solchen Blättern, die jezt zu den **größten Seltenheiten** gehören und sich in wenig großen Sammlungen vorfinden, finden wir immer Versuche unsers Künstlers, mit Oelfarben ein Bildchen hervorzubringen; jedoch nur einige wenige möchten jener Kunst charakteristisch entsprechen.

Die Zahl dieser seltenen Blätter ist nicht ganz genau bekannt; indeß befinden sich in der Königl. Kupferstichsammlung zu Dresden 14 Blätter *), worunter einige große Blätter und besonders die größte und lezte Platte des Künstlers ist. Diese Zahl von Blättern gilt als die größte dieses Meisters, die sich in einer Sammlung irgendwo vorfindet; nächst dem fanden wir in der reichen Kupferstichsammlung des Erzherzog Carl zu Wien vier Stück in kleinem Format, von welchen Blättern kein Abdruck in der Dresdner Sammlung sich vorfindet; umgekehrt aber findet sich auch kein einziger Abdruck von der Dresdner in Wien. In Winckler's Kupferstichkatalog finden sich nur zwey Blätter **), welches aber Abdrücke wie die in der Dresdner Sammlung waren, es wäre also wohl anzunehmen, daß die Zahl von 18 Blättern dieses Meisters als die completeste zu betrachten sey.

Wir wollen versuchen, jene seltnen Blätter den Freunden der Kupferstichkunde hier in einfacher Beschreibung vorzulegen, da in keinem Katalog sich darüber eine nähere Erklärung vorfindet, vorher aber die Lebensgeschichte unsres Künstlers in **wörtlich treuer** Uebersetzung aus dem Werke des holländischen Künstlerbiographen Jakob Campo Weyerman anfügen, woraus wir das traurige Mißgeschick eines Künstlers des 17ten Jahrhunderts ersehen, der bey großem Talent in seiner Kunst dennoch von der Zeit un-

*) Winckler und Heinecke sagen zwar, daß sich im Königl. Kupferstichsalon zu Dresden 15 Stück befinden, es sind deren aber nur 14, da das, was wir mit Nro. 4 beschrieben, in mehreren Abdrücken, wovon Heinecke den klein beschnittenen Aezdruck für ein anderes ansah, mitgerechnet ist.

Heinecke irrt sich auch sehr, wenn er sagt: „**die Blätter seyen nicht auf Leinwand gedruckt, wie Descamps anführt.**" Es gibt, wie wir in dem Verzeichniß finden werden, mehrere, und Descamps hat sich ganz richtig ausgesprochen.

Woher übrigens Füesly im Kunstlexikon die Nachricht geschöpft, daß der Dresdner Salon die sehr seltenen Blätter von Houbraken gekauft, ist uns unbekannt.

Fr.

**) Die andern Blätter waren Copien mit der Feder gezeichnet und getuscht nach den in der Dresdner Sammlung befindlichen Originalen.

Digitized by Google

terdrückt und erst von der Nachwelt erkannt wurde, da seine Arbeiten jezt kaum mehr zu kaufen sind.

Jakob Weyerman sagt im zweyten Theil seines Werks *) S. 206: „Herkules Zegers war ein Zeitgenosse „des kunstreichen Paulus Potter, nicht weniger kunstreich, „doch weniger glücklich, und gleich diesem vorgenannten „Künstler verwelkte er in seinen Frühlingsjahren. Die„ser Herkules war ein großer Meister hauptsächlich in der „Wahl der Gegenstände, fest in der Zeichnung und be„sonders so groß in seinen Landschaften, daß er, um ver„gleichend zu sprechen, von ganzen Provinzen geschwän„gert zu seyn schien **), welche er mit ihren weit aus„gedehnten Fernen in seinen Malereyen, so wie in seinen „Kunstkupferplatten genügend, ohne große Mühe und mit „wenig Arbeit hervorbrachte."

„Er arbeitete, komponirte, zeichnete, malte und ätzte „unausgesezt, jedoch konnte er mit genauer Noth Be„schauer (wir sprechen nicht von Käufern) herbeylocken. „Die Kupferdrucker brachten ganze Körbe voll seiner Ab„drücke in die Krämerläden und verkauften sie als Maku„latur zu Pfeffertütchen Pfundweise, anstatt sie an die „Liebhaber gegen baares Geld zu vertauschen. Er sah, „was wir noch täglich sehen und welchem unsere Nach„kommen eben so wenig, wie wir entgehen können: daß „armselige und geringe Malereyen von einigen Blutsau„gern zu ansehnlichen Preisen verkauft wurden, während „er im Gegentheil mit seinen herrlichen Compositionen „kein Salz in seine Buchwaizenkuchen gewinnen konnte. „Der Maler lebte wie ein Schönhovscher Stör in „der Luft und starb vor Hunger, wie ein zweyter „Midas in dem Ueberfluß seiner Kunstschätze. Er „war der erste Erfinder der Kunst, Landschaften in Far„ben zu drucken, jedoch eben damit rannte er sich an „den Kopf, denn solche Kupferstiche waren zu ihrer „Zeit so wenig von den Liebhabern der Kupferstecher„kunst geachtet, wie die vermischten Gedichte des Herrn „und Meisters N. Hoppestyn, die jezt von den Kennern „der niederdeutschen Dichtkunst gesucht werden. Dabey „klagte die Hausfrau von H. Zegers, daß er alle Lein„wand aus dem Kasten und alles, was er und sie um„und anhatten, verdruckte, ohne daß er so viel erübrigen „konnte, um sich ein Stück Schlesische Leinwand zu kau„fen, so daß er wie ein zweyter Hiob die gräßlichsten „Schimpfreden von seiner theuren Ehehälfte neben seinem „übrigen Unglück ausstehen und ertragen mußte."

„Endlich in der lezten Zeit stach und ätzte er eine „Platte, worauf er sein äußerstes Kunstvermögen wen„dete, und worin er, so zu sagen, sich selber übertraf; „demungeachtet konnte er diese Platte an keinen Kunst„händler versetzen, die ihn anschnauzten: seine Kupfer„stiche und Malereyen wären so häufig, als nach Ostern „die Feigen oder Voogtsche Rüben nach der „Messe; er solle sich mit seinen Platten nach der Vogtey „des Zuchthauses packen, wo die Züchtlinge sie „zu Tabacksdosen für die Matrosen umformen „könnten."

„Diesen Verdruß konnte der unglückliche Herkules „Zegers nicht verdauen; er begab sich mit der zurücge„wiesenen Platte nach Hause, machte einige Abdrücke da„von, schnitt dann die Platte in Stücken, wie einen eng„lischen Verräther und that dabey im prophetischen Geiste „seiner Armuth den Ausspruch: daß jeder Abdruck „nach seinem Ableben mehr Dukaten gelten „würde, als das Wenige, was er für die „Platte bey seinem Leben verlangt hätte."

„Auch wurde diese Prophezeihung vollkommen erfüllt; „nach seinem Tode öffneten sich den Lebenden die Augen, „denn seit der Zeit wurde jeder Abdruck mit 16 Dukaten „verkauft, wie dies in der Einleitung der hohen Maler„schule von Samuel Hoogstraaten geschrieben steht."

Ferner sagt dieser Autor, „der hoffnungslose Herkules „habe sich den lezten Schimpf so sehr zu Herzen genom„men, daß er seine Sinne zu verlieren glaubte und seine „Zuflucht zu dem Wein nahm; er fiel aus dem Regen „in die Traufe, denn als er in einer Abendstunde toll und „voll nach Hause kam, stürzte er so glücklich von der „Treppe, daß er sogleich auf diesen Burzelbaum starb, „und auf solche Art sein unglückliches Leben ohne Qual „endigte, da er sonst mit Gewißheit eine Beute des Hun„gers geworden wäre."

Samuel Hoogstraaten in seinen Inleyding tot de hooge Schoole der Schilderkunst, Rotterdam 1678, gibt in der Abtheilung der Calliope S. 312 in kurzen Worten die ersten Nachrichten über unsern H. Zegers. Weiter über ihn spricht Arnold Houbraken in dem zweyten Theil seiner Schaubourg S. 156, welcher ähnliche, vom Glück weniger begünstigte Künstler, wie z. B. den Pietro Testa, anführt und wieder nach

---

*) De Levens-beschryvingen door Nederlandsche Konstschilder etc. door Jacob Campo Weyerman Konstschilder, Gravenhag 1729 4to mit Kupfern, welches dieselben Platten sind, die sich in Houbracken's groote Schouburgh der Nederlandsche Kunstschilders sich befinden.

**) Wir geben diesen originellen Ausdruck, so wie einige andere, absichtlich wieder, um dem Charakter der Holländischen Schilderung treu zu bleiben. Descamps gibt in seinem: Vie des Peintres flamands jenen Ausdruck mit den Worten: il paroissoit accoucher des Provinces entières.

Digitized by Google

des bekannten Goldschmidt Lutma's Erzählung bemerkt, daß jener in Rom einige Blätter Testa's nach dessen Tode mit einigen Dukaten bezahlt habe.

Descamps in dem schon in der Note angeführten Werk: La Vie des peintres flamands etc. Paris 1754, welches zum Theil aus Hoogstratten, Weyerman und Houbraken entlehnt ist, sezt die Lebenszeit unsers Zegers auf das Jahr 1625, beurtheilt übrigens einige Eigenheiten dieses Künstlers nicht ganz treu, wie z. B. die Veblätterung seiner Bäume, die er kunstvoll nennt. Hierüber möchte man bemerken, daß dieses wohl die schwächste Seite des Künstlers war, da die Ausführung dessen, was unter uns Deutschen mit dem unpassenden Wort: Baumschlag bezeichnet wird, auch bey H. Zegers in einigen Blättern als manierirt erscheint und besonders in Tannen und Fichten der Arbeit des in der Mitte des 16ten Jahrhunderts lebenden Künstlers H. S. Lautensak oder Hirschvogel gleicht. Dadurch ward auch der verstorbene Kupferstichkenner v. Heinecke veranlaßt, einige Blätter von Lautensak dem Zegers zuzuschreiben.

Verzeichniß der von Herkules Zegers bekannten Blätter.

Nro. 1. In der Mitte des Blattes ein großer sich weit ausbreitender Baum, dessen Fuß mit einer Rasenbank umgeben ist. Zur Rechten auf einem Hügel einige von Bäumen und Sträuchern umgebene Häuser; von hier aus zieht sich nach Links der durch viele Gebäude reich gezierte Mittelgrund, hinter welchem das Meer mit einigen Schiffen zu sehen ist. Die weitere Ferne am Horizont ist mit einigen Thürmen, so wie links der Mittelgrund mit einigen Bäumen geschlossen. 10 Z. 3 L. breit, 8 Z. 2 L. hoch.

Dieses Blatt hat in der Behandlung das Eigenthümliche, daß die Bearbeitung in aqua tinta (Tuschmanier) vollendet und die Luft bis über die Gränzen der Baumformen mit der Wiege (berceau), wie die geschabten Blätter übergangen ist. Diese Behandlung ist in so fern merkwürdig, weil uns außer zwey Blättern des im 16ten Jahrhundert lebenden Künstlers Dan. Hopfer nicht bekannt, daß vor dem im vorigen Jahrhundert lebenden französischen Künstler Le Prince, der als der Erfinder der Tuschmanier gilt, diese Manier ausgeübt wurde. Auch war die Schabkunst von dem hessischen Obrist Ludwig v. Sigen erst gegen 1645 erfunden worden, folglich zu Zegers Zeit noch ganz neu.

Nro. 2. Eine reiche von der Höhe mit weiter Ferne gezeichnete Landschaft. Links im Vorgrund zeigen sich auf der felsigen Höhe einige Tannen- und Fichtenstämme; Gebäude, wovon eins mit einem Thurm rechts sich auszeichnet, erheben sich auf dem von Sträuchern umgebenen Thalgebirge nach der Mitte, in der Ferne am äußersten Horizont erblickt man einige Lichtstreifen des Wassers. 3 Z. 11 L. breit, 4 Z. 5 L. hoch.

Auch dieses Blättchen ist, ungeachtet es mit einer stumpfen Nadel bearbeitet ist, mit einem Tuschton überzogen.

Nro. 3. Große Gebirgslandschaft, den Schweitzergebirgen ähnlich. Im Vorgrund ein großer kahler Hügel mit einigen großen Steinen; rechts ein Weinberg mit einer Hütte, von wo aus sich nach links ein schönes mit kleinen Gebäuden und Ortschaften geziertes Thal hinzieht, welches von einer hohen Gebirgskette begränzt ist. 8 Z. 9 L. breit, 5 Z. 5 L. hoch.

Dieses Blatt ist sehr leicht radirt und kräftig geätzt.

(Der Beschluß folgt.)

Monument des Grafen Philipp von Hohenlohe und seiner Gemahlin, im Chor der Stiftskirche zu Oehringen.

Die Stiftskirche zu Oehringen enthält mehrere in historischer und artistischer Hinsicht merkwürdige Monumente des sechszehnten und des siebzehnten Jahrhunderts. Das merkwürdigste in jeder Beziehung ist das des Grafen Philipp von Hohenlohe und seiner Gemahlin, im Chor der Kirche befindlich. In aufrechter Stellung sieht man die überlebensgroßen steinernen Statuen beyder gräflichen Personen an der Wand, mit Gesicht und Körper gegen den Beschauer gerichtet. Graf Philipp war der dritte Sohn des Grafen Ludwig Kasimir, Stifters der Neuenstein'schen Linie des Hohenlohischen Hauses, geboren im Jahre 1550. Er hatte Kriegsdienste in den Niederlanden genommen, sich unter den Fahnen Prinz Wilhelms, des Aelteren, von Oranien glänzend hervorgethan, dessen Tochter Maria zur Gemahlin erhalten und nach Wilhelms meuchelmörderischem Tode die Vormundschaft des Prinzen Moriz und das Kommando der holländischen Bundestruppen angetreten. In voller Kriegsrüstung steht seine Bildsäule da, den Kommandostab in der Rechten haltend und ein Schwerdt unter dem linken Arm, so wie die seiner Gemahlin in edler Tracht fürstlicher Frauen der damaligen Zeit ausgeführt ist. An dem Sockel sind sechs geharnischte Männer ausgehauen, und

Digitized by Google

vorne ruht der Hund des Grafen, welcher ihn in allen Kriegsgefahren begleitet hatte. Auch sind am Sockel die Worte zu lesen:

Monumentum honori et memoriae Philippi Comitis ab Hohenlohe ordinum foederati Belgii summi militiae praefecti: Et Mariae conjugis ejus Guilielmi principis Arausionensis filiae sacrum. ao. 1606.

Ueber den beyden Statuen sind die Wappen der Hohenlohischen und der Nassau-Oranischen Familien von drey Genien gehalten. Unter diesen ein Hochrelief und auf zwey Pilastern an den Seiten je zwey, also im Ganzen fünf Hochreliefs, welche Begebenheiten aus den Feldzügen des Grafen Philipp darstellen, die Belagerung von Gertruidenberg, welches Graf Philipp im Angesichte des feindlichen Heeres eroberte, das unter des Grafen von Mansfeld Anführung die Stadt zu entsetzen suchte; ferner die Schlacht bey Herdenberg; die Belagerung von Bommelswert; die Belagerung und Einnahme der Stadt Grave u. a. Diese Reliefs sind von ungleicher Arbeit und verschiedenem Werth. Zwey davon sind sehr erhaben und erinnern durch ihre kräftige Darstellung und genaue Ausführung an die herrlichen in der Hofkirche zu Innspruck. Von mehr Bedeutung aber sind die beyden Statuen des Grafen Philipp und der Gräfin Maria. Sie sind ungezwungen und edel. Besonders die Stellung der Gräfin hat Natürlichkeit, Anmuth und Würde und das Gesicht einen schönen Ausdruck. Wilder erscheint die Physiognomie des gräflichen Helden, von welchem Thuanus das richtige Urtheil fällt: Philippus Hohenloi Comes, militari virtute insignis et in quo nihil merito desiderare posses, nisi in praecipiti ac feroci natura moderationem. Den Namen des Künstlers konnten wir weder an dem Werke selbst auffinden, noch sonst aus irgend einer Quelle erfahren. Das Werk ist aber der Berücksichtigung jedes Durchreisenden würdig, welcher Sinn für Kunst und Kunstgeschichte besitzt.

Von der Vermählung schreibt Thuanus: Sub id Maria Guilielmi Arausionensis ex Anna Egmondana Burena suscepta a Mauritio fratre consanguineo Philippo Hohenloi comiti de se ac ordinibus foederatis optime merito, elocata est; nuptiae magna procerum frequentia ac pompa in Arce Burana, quae in Batavis, Geldriae insula, sita est, VII. Febr. 1595. celebratae et magnis muneribus ab ordinibus provinciarum unitarum munerata Maria, qua patris, fratris ac mariti merita commendabant. Der Graf starb den 5ten März 1606 zu Iselstein in Südholland, zwey Meilen von Utrecht, wurde aber in der Oehringer Stiftskirche beygesetzt. Seine Wittwe folgte ihm im Jahre 1616. Die Ehe war kinderlos.

Ein ähnliches Monument befindet sich in der Pfarrkirche zu Langenburg, so wie ein großes Gemälde des Grafen Philipp in dem großen Saale des dortigen Schlosses.

— en.

Andeutungen über bildende Kunst.

Von B.

Das Schönste wird uns gleichgültig, wenn wir uns daran ersättigt haben. Da es nun keine Variation zuläßt, so ist kein anderer Rath, als daß wir selbst wachsen, lernen, weiter streben, um es neu, schön, schöner zu finden, so lange, bis wir uns seinem Schöpfer ähnlich fühlen.

•

Zu der poetischen Ansicht eines Kunstwerks mag zuweilen die Copie so gut begeistern, als das Original; sie geht dem Leben, der Natur zu. Die eigentlich künstlerische Ansicht aber dringt durch das Behandeln, Schaffen bis zur Technik und Mechanik hin und ihr sind Copie und Original oft inkommensurabel.

•

Schaue und überdenke, schaue wieder vergleichend, bringe stets das Ueberdachte zum neuen Anschauen und die Erinnerung an das Angeschaute zum Ueberdenken. Es kann nicht fehlen, du wächst an Kunstsinn.

•

Mengs sagt: „Hängen Sie Sich nie an die Namen. Urtheilen Sie über das Gute, das Mittelmäßige der Gemälde selbst, und gehen Sie nicht davon ab. Sagen Sie: Wenn auch dieses Gemälde von dem großen Meister ist, dem man es zuschreibt, so taugt es nichts; und ebenso: wenn es auch der größte Schmierer gemalt hat, so würde es einem großen Meister Ehre machen.“

Diese Maxime ist gewiß gut, aber nur in dem Kopf des Hellsehenden.

Digitized by Google

№. 19.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 5. März 1829.

Herkules Zegers, Zeitgenosse Paul Potter's, Maler und Kupferstecher und Erfinder der Kunst, durch Kupferabdrücke mit mehreren Farben Gemälde nachzuahmen.

(Beschluß.)

Nro. 4. Felsmassen von eigener charakteristischer Form zeigen sich hier vom Vorgrund bis zur Ferne; im Mittelgrund ein kleiner Flecken mit mehreren Gebäuden, worunter sich ein spitzer Thurm und eine Brücke mit einem Bogen auszeichnen, und von wo aus ein Wasserfall nach dem Vorgrund sich herabstürzt. Das Ganze gleicht einer Schweizergebirgsgegend und hat einige Verwandtschaft mit dem Rheinfall bey Schafhausen. 7 Z. breit, 5 Z. 10 L. hoch.

Von diesem mit sehr geistreicher Nadel radirten Blatt gibt es drey verschiedene Abdrücke, nämlich:

1) Die ganz feinen Aetzdrücke, welche die geistreichste Nadel verrathen.

2) Die zweyte und dritte Sorte ist aufgeätzt und durchaus mit ganz feiner, dichter Arbeit in den Schatten- und Halbschattenparthien übergangen, wodurch die Lichter pikanter werden. Ferner ist an dem im Vorgrund links befindlichen Baumstamm ein Ast befindlich; auch an den Felsen rechts und an drey Orten in der Ferne herausgeschliffene Stellen.

Alle diese angezeigten Dinge könnten dem weniger Vertrauten die Abdrücke einer zweyten, mit Veränderungen gearbeiteten Platte, erkennen lassen.

3) Ein ganz seltener, vielleicht einziger Probeabdruck enthält über den Bergen mehrere Proben von Kreuzschraffirungen.

Nro. 5. Gebirgsgegend, der im vorigen Blatt gleichend. Die links liegenden hohen Berge ziehen sich nach dem Mittelgrund und der Ferne, eine große Zahl kleiner Gebäude und Massen von Bäumen bemerkt man in einer Fläche über einer sanften Anhöhe nach dem Mittel des Blattes; das Ganze gibt ein freundliches Bild und hat viel Aehnlichkeit mit dem Urnerthal in einem kleinen Blättchen aus dem Schweizeralmanach, von S. Geßner radirt. 7 Z. breit, 3 Z. 10 L. hoch.

Das K. Kupferstichkabinet zu Dresden besitzt hiervon vier verschiedene Abdrücke; einer ist auf die feinste Leinwand gedruckt und in der Ferne zum Theil kolorirt, der zweyte ist auf Papier, mit einem grau grünlichen Oelfarbengrund überzogen, abgedruckt. Der dritte ist auf weißes Papier gedruckt und an mehreren Stellen retouchirt. Der vierte endlich ist ein Umdruck oder Gegendruck auf Malertuch und zum Theil mit Oelfarben vollendet.

Nro. 6. Hohe Gebirgsgegend, wo im Vorgrund rechts ein spitzer Felsen sich auszeichnet und an dessen Fuß ein kleiner Bach und mehrere Bäume und Sträucher sind. Hinter diesem Felsen liegt ein Bergschloß mit einem Thurm und nach Links gewahrt man ein Dorf mit seiner Kirche. 4 Z. 7 L. breit, 3 Z. 5 L. hoch.

Das sehr liebliche Blättchen gleicht fast einer Norwegischen Landschaft von Everdingen.

Nro. 7. Kleines Gehölz von Laubholz, durch welches eine Straße führt und das hin und wieder mit einigen Verzäunungen eingeschränkt ist. Links zwischen einigen Sträuchern sieht man eine alte Hütte mit spitzem Schornstein. 4 Z. 9 L. breit, 3 Z. 9 L. hoch.

Dieses Blättchen ist hinsichtlich der Zeichnung und der geistreichen Nadel mit der höchsten Genialität vollendet; der beschriebene Druck ist mit drey Tönen in Farben gefertiget.

Nro. 8. Marine. Eine Platte mit vielen Schiffen auf offener See, zwey ihrer Signalboote sind fast im Vorgrund. 7 Z. 7 L. breit, 3 Z. hoch.

Auch dieses Blättchen ist mit sehr zarter Nadel radirt und die Schiffe von der bestimmtesten, zartesten Zeichnung. Der hier beschriebene Druck ist ebenfalls auf mit grau-grünlichem Oelfarbengrund überzogenem Papier gedruckt und einige Schiffe mit grauer Farbe übergangen, so daß man deutlich die Spuren der Versuche des Künstlers sieht.

Digitized by Google

Nro. 9. Ansicht eines Dorfs. Große Massen Bäume stehen zur Linken des Blattes bis an den Vorgrund, wo ein ziemlich breiter Weg zu einem im Mittelgrund liegenden Dorfe führt, von welchem man den Kirchthurm und einige Hütten hinter kleinem, von einem Zaun umgebenem Gebüsche sieht und wo sich besonders ein Ziehbrunnen auszeichnet. Eine weite Ferne zur Rechten zeigt einige Flecken und Dörfer; im Vorgrund ist ein Acker mit einigen großen Kräutern. 7 Z. 8 L. breit, 5 Z. 6 L. hoch.

Als Landschaft betrachtet, gehört dieses Blatt zu den schönsten idyllischen Compositionen und hat manche Aehnlichkeit mit einigen Blättern von H. Saftleven, da es zugleich mit vielem Geist radirt ist. Der hier beschriebene Druck ist noch in so fern merkwürdig, daß er auf gelbbräunlich Papier gedruckt und mit Aquarellfarben kolorirt ist.

Nro. 10. Aussicht in eine große und weite Gegend, wo vom Mittelgrund bis nach der Ferne eine Anzahl kleiner Ortschaften sich befinden *). Zur Linken in der Ferne ein breiter Strom mit mehreren kleinen Inseln, zur Rechten des Vorgrundes eine breite an Felsen gelegene Bergstraße, die nach einer alten Burg führt. Zwischen den Felsblöcken des Vorgrundes, so wie rechts an Felsen ragen einige Baumstämme hervor. 7 Z. 1 L. breit, 5 Z. 2 L. hoch.

Das Blatt ist mit äußerst geistreicher Nadel fast mehr im Umriß radirt; im K. Kupferstichkabinet zu Dresden sind zwey verschiedene Drucke, wovon einer mit blau grünlicher Farbe auf Papier, der zweyte aber auf ganz feine gelblich gefärbte Leinwand gedruckt und an mehreren Stellen, besonders in der Ferne, mit Farben übertuscht ist.

Nro. 11. Ruinen einer Kirche oder vielleicht eines Klostergebäudes (den in Rademakers lieblichen Ansichten Hollands ähnlich). Besonders ist rechts ein oben abgestumpfter Pfeiler bemerkbar, hinter welchem andere nach einem mit Fenstern versehenen spitzen Giebel führen. Links Gemäuer mit vier Fenstern. In der Mitte des Blattes nahe beym großen Pfeiler ist ein Mann, welcher Reißholz trägt. 6 Z. 5 L. breit, 3 Z. 7 L. hoch.

Hiervon kennen wir ebenfalls zwey verschiedene Drucke, wovon einer auf starke Leinwand gedruckt und mit blauer Farbe übertuscht ist. Der zweyte ist auf mit röthlichem Oelfarbengrund überzogenem Papier gedruckt und wieder mit blauer Oelfarbe übergangen, um später vermuthlich das Ganze auszuführen.

Nro. 12. Marine. Mehrere Seeschiffe, jedoch ohne Figuren, wovon besonders zwey große Dreymaster sich im Vorgrund befinden und ein dritter links nur zum Theil zu sehen ist, bilden die Gegenstände dieses Blattes, welches jedoch blos im Umriß vollendet und sehr kräftig geätzt ist. 8 Z. 8 L. breit, 5 F. 8 L. hoch.

Nro. 13. Gebirgslandschaft. Ueber bedeutend großen Felsmassen des Vorgrundes erhebt sich nach Rechts im Mittelgrund ein sehr hoher, spitzer Felsen, an dessen Fuß ein Dorf mit einer Kirche, welche einen viereckigen hohen Thurm hat, liegt; zu diesem führt vom Vorgrund aus, wo sich ein starker Baumstamm auszeichnet, an den nach links in ein Felsenthal herabgehenden Felsmassen ein Weg. An dem hohen fernen Horizont sind einige flach geformte Berge sichtbar. 7 Z. 2 L. breit, 4 Z. 5 L. hoch.

Der hier beschriebene Abdruck gleicht einem völligen Oelgemälde; Luft und Ferne, so wie der Vorgrund, sind ganz mit Oelfarben übermalt.

Nro. 14. Kleine Landschaft in der Höhe *); links ein Gebirgsweg mit hohen Bäumen. Von der Mitte des Vorgrundes zieht sich ein tiefer Grund nach der Ferne, wo man eine Stadt mit spitzen Thürmen sieht. 5 Z. 1 L. hoch, 3 Z. 10 L. breit.

Geistreich, jedoch mehr im Umriß radirt.

Nro. 15. Gebirgslandschaft mit sehr hohen Felsen, wovon einer zur Rechten von spitzer, hoher Form. Andere Felsen ziehen sich nach Links, wo in der Ferne sich ein Dorf befindet. 4 Z. 11 L. breit, 3 Z. 7 L. hoch.

Ebenfalls sehr leicht radirt.

Nr. 16. Ein Seesturm. Die brausenden Wogen stürzen nach rechts ein Schiff, links ist ein anderes mit drey Masten auf einer mehr flachen Welle zu sehen. Auf einem kleinen Ballen im Vorgrund sind die Buchstaben H. S. 7 Z. 5 L. breit, 5 Z. 2 L. hoch.

Der hier beschriebene Druck bildet ein förmlich mit Oelfarben meisterhaft ausgeführtes Bild.

Nr. 17. Stilleben. Drey übereinanderliegende Bücher, wovon das obere halb offen und ein kleineres zwischen den Blättern eingeklemmt ist. 7 Z. 4 L. breit, 5 Z. 4 L. hoch.

Auf Leinwand mit braun und gelblicher Farbe gedruckt.

Nro. 18. Sehr große und reiche Landschaft **). Rechts im Vorgrund große mit Sträuchern und Gras bewachsene Felsen, an welchen zum Theil ein Zaun ist; eine breite Straße, worauf drey Figuren zu bemerken,

*) Die Gegend ist der bey Rüdesheim am Rhein ähnlich.

*) Diese Blätter von Nro. 14. — 17. befinden sich in Wien in der Sammlung des Erzherzog Carl.

**) Dieses, das größte Blatt unsers Künstlers, ist das letzte, was er gearbeitet, und welches, wie die Biographie sagt, sein Ende herbeyführte.

Digitized by Google

führt von links bey einigen Hütten vorbey nach dem sehr reichen Mittelgrund, der mit Flecken und Dörfern, wo besonders links eine Kirche zu sehen, geziert ist. Hohe Felsen breiten sich von da links und rechts nach der sehr weit ausgedehnten Ferne und geben ein in weiter Perspektive gezeichnetes freundliches Bild. 19 Z. breit, 10 Z. 3 L. hoch.

Auch dieses Blatt ist sehr frey und breit radirt, auch kräftig geätzt und in der Zeichnung wie in der Auffassung höchst geistreich und von großer Kenntniß der Perspektive zeugend. Der beschriebene Abdruck gleicht einem mit Deck- oder Gouachefarben nicht ganz vollendeten Gemälde.

Frenzel.

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Neckargegenden von Carl Jäger, Pfarrer in Bürg bey Heilbronn*).

I.

Die Guttenberger Kapelle.

Von architektonischer Bedeutung ist die Kapelle nicht, desto merkwürdiger ist sie durch ihre Geschichte, so wie die Bildereyen, die sie in ihrem Innern bewahrt, und auf die zuerst Herr Grimm aufmerksam gemacht hat, ohne Zeit zu finden, sie näher zu beschreiben. Auf der Burg Guttenberg fand zu Anfang des 16ten Jahrhunderts der berühmte Reformator Schnepf bey dem edeldenkenden Dieterich von Gemmingen Schutz und Unterhalt, und predigte ihm dafür in dieser Kapelle die neue Lehre. So viel zur Geschichte dieser Kapelle.

Im Innern derselben finden wir zwey Altäre; der eine derselben steht unter einem arabischen Bogen, dem der höchste Ungeschmack einen wunderlich schillernden Anstrich gegeben hat. Der Altar hat Holzgemälde und Schnitzereyen. Die Schnitzarbeit stellt eine Kreuzigung dar, die zwar alt, aber von keinem sonderlichen Meister ist. Es ist alles zu steif und eckig. Mehr Werth haben die Malereyen der beyden Flügelthüren, die aber schon so gelitten haben, daß ihnen nicht mehr zu helfen ist. Auf einer derselben sind die Martern des heiligen Sebastians dargestellt, wie man sie gewöhnlich abgebildet findet. Sein Haupt ziert ein Heiligenschein. In langen gelben Locken wallt das Haupthaar über Hals und Schultern, die Augen sind halb geschlossen. Der nackte Körper ist von hoher Vollendung; schönes Ebenmaß in allen Gliedern, kräftiger Körperbau, in allen Biegungen und Krümmungen etwas Natürliches, treffliche Carnation, und im Gesicht viel Duldersinn. Das zweyte Bild ist ein Erzbischoff in vollem Ornat. Eine klare, freundliche Stirne und ein wohlwollendes Auge. Er trägt eine Kirche auf der Hand. Dagegen ist in dem Bild des heiligen Georgs wenig Ausdruck; das Gesicht ist zu voll, als daß es möglich gewesen wäre, viel Eigenthümlichkeit darein zu legen. Oben zu seinem Haupte ist noch etwas von einem Wappen zu erkennen. Wäre es deutlicher, so würde es über Stifter und Alter dieser Bilder Aufschluß geben, da wir aus handschriftlichen Nachrichten die meisten älteren Bewohner der Burg kennen. Das Gemmingen'sche Wappen ist es wenigstens nicht. Das vierte Bild, ein Bischoff, ist das schönste am ganzen Altar. Es ist ein Mann von hohem Alter; noch jezt blickt aus dem Auge die ehemalige Thatkraft eines rüstigen Geistes. Die Züge des Gesichts sind scharf und ausdrucksvoll. Auf der Stirne hoher Ernst; die drey ausgereckten Finger der Rechten sollen wohl mehr sagen, als wir errathen können; zum Himmel sind sie noch nicht gehoben, der Resignation scheint die lezte Vollendung zu fehlen. Wird dieses Bild fleißig vom Staube gereinigt, so mag es sich noch lange erhalten. An der Seite des Hochbildes sehen wir noch eine Heilige, das Unverdorbenste aller dieser Bilder. Außer einem besonders freundlichen Mund ist daran nichts zu bemerken, auch finde ich an der Draperie, die in leichten, ungezwungenen Falten den Körper der Heiligen umgibt, viele kräftige Färbung; besonders hat sich der brennendrothe Farbenglanz sehr gut erhalten. Ihr zu Füßen steht ein Tabernackel mit Kelch und Hostie, und auf dem Tabernackel die Jahreszahl 1892 (1492).

Das schmale Fußgestell des Hochbildes ist mit sechs Brustbildern geziert. Bey besserer Eintheilung des Raumes wäre es möglich gewesen, noch ein siebentes anzubringen, denn es fällt wirklich auf, daß die Mutter Gottes mit dem Jesuskind, zu deren Verherrlichung doch die übrigen Bilder dienen, durch die ungleiche Zahl der ihr zu beyden Seiten befindlichen Köpfe nicht in die Mitte zu stehen kommt. Die Mutter Gottes selbst ist ein bedeutungsloses Gesicht mit vollen Wangen. Sonst haben sämmtliche Köpfe etwas Individuelles, natürliche Stellung des Halses und kräftige Färbung des Fleisches. Die Heilige mit dem Rosenkorb scheint die heilige Elisabeth zu seyn; wenigstens erinnert der Rosenkorb an den Rosenkorb eines alten Oelgemäldes auf der Wartburg, dem die Legende folgende Deutung gibt. Elisabeth kam einst

---

*) Diese und ähnliche Mittheilungen haben den Zweck, einmal dem Kunstfreund zu zeigen, daß er nicht Ursache hat, so eilends durch Schwaben zu reisen, als ob es hier nichts für ihn zu sehen gäbe; ferner auf Manches aufmerksam zu machen, was, der Erhaltung werth, durch Gleichgültigkeit und Unverstand zu Grunde zu gehen droht, und endlich zu beschreiben, was mit dem besten Willen nicht mehr erhalten werden kann, und voraussichtlich in Kurzem der Allgewalt der Zeit anheimfallen wird.

Digitized by Google

von der Wartburg mit einem Korbe voll Nahrungsmittel in das Thal herab, sie den Armen auszutheilen, als ihr Gemahl ihr begegnete und sie mit strenger Miene anfuhr, was sie im Korbe trage? „Blumen," war die Antwort. Und siehe da, bey der Eröffnung des Korbes zeigte sich, daß sich die Nahrungsmittel in Blumen verwandelt hatten. Daß den Künstlern, die für die Ausstattung dieses Kirchleins verwendet wurden, der Legendenkreis von der heiligen Elisabeth nicht unbekannt war, werden wir nachher sehen.

Die Jahreszahl 1492 an dem Tabernackel zeigt sowohl die Restauration der Kirche als das Alter dieser Bildereyen an. Wenn wir in Schannats Histor. Episcop. Wormat. p. 27 lesen: exstitere in Heinsheim oratoria duo, quorum unum Conradus de Winsperg, Archiepiscopus Moguntinensis propo castrum suum Guttenberg intra limites parochialis ecclesiae villae Heinsheim, Wormatiensis diocesis, de consensu Capituli Wimpinensis instituisse et dotasse reperitur, in honorem S. Eucharii anno MCCCXCIII, so hätten wir die Deutung der beyden Bischöffe des Hochbildes. Als dieses Kirchlein restaurirt wurde, so erinnerte wahrscheinlich der damalige Besitzer von Guttenberg den Maler an die Würde des früheren Stifters der Kirche, nämlich an den Erzbischoff Conrad von Mainz. Daß er hier mit einem Heiligenschein geziert ist, thut nichts zur Sache, denn es ist ja eine in der Kunstgeschichte ausgemachte Sache, daß unsern alten Malern immer gewisse bestimmte Physiognomien aus dem Kreise ihrer Bekanntschaft vorschwebten. Darum trägt hier der Erzbischoff auch eine Kirche auf dem Arm. Der Bischoff wäre dann wohl der heilige Eucharius, dem die Kapelle gewidmet ist.

Der Grund dieser Gemälde besteht in geschliffener Kreide; auf diesen Grund ist noch ein Goldgrund aufgetragen, ohne daß jedoch die Bilder selbst auch nur die entfernteste Spur byzantinischer Steifheit an sich trügen. Dieser Umstand, mit dem Jahr 1492 zusammengehalten, erinnert an Michael Wohlgemuths Schule, die wir noch öfters am Neckar finden werden. Indessen mögen diese Bilder von einem Schüler herrühren, der noch etwas höher stand, als der Meister.

Der andere Altar enthält wahre Meisterstücke in Schnitzerey und Malerey, auch ist an demselben alles besser erhalten. Das Hauptbild, eine Schnitzarbeit, ist Maria mit dem Jesuskinde; sie steht in einer schön gezierten blätterreichen Nische. Zwey Engel tragen ihr den Mantel. Ihr Gesicht hat aber etwas Plumpes und Alltägliches; dagegen ist die Bildung der tieferen und schärferen Gesichtszüge bey den der Maria zu beyden Seiten knieenden männlichen Figuren trefflich gerathen. Anlage und Gruppirung ist trefflich, alles hat Charakter, Lebendigkeit, Wärme und eine Individualisirung der Gesichtszüge, die nur in dem gleichen Eindruck, den die Beschauung der Heiligen auf alle diese Gesichter macht, wieder ihre Einheit findet. Diese dreyzehn Figuren repräsentiren wohl die sämmtlichen Stände der Christenheit, die sich hier vor der wunderthätigen Mutter Gottes beugen. König, Papst, Bischoff, Abt, Mönche verschiedener Orden, Ritter, Knappen, Bürger und Bauren, alle sind in ihre rechte Ordnung gestellt. Wie an den alten Kirchen die beyden Thürme mit ihren Geschoßen die geistliche und weltliche Obrigkeit mit ihren Dienern bedeuteten, so stehen auch hier beyde Stände gesondert, jeder seinen Repräsentanten an der Spitze. Auf jeder Seite sind die Personen wieder in das ihnen eigenthümliche Rangverhältniß gestellt. In der unendlich verschiedenen Gesichtsbildung, so wie in dem Costüme ist alles der Erziehung, dem Herkommen und dem Stande angepaßt; alle in unverwandtem Hinblick auf die Heilige, in allen nur ein Gedanke. Um seiner bildenden Hand Raum zum Individualisiren zu lassen, hat der Bildschnitzer die hinteren Figuren höher gestellt, als die vordern, damit keine der andern im Lichte steht. Doch ist es noch immer nöthig, daß jeder seinen Kopf nach einer gewissen Seite hinrichtet, wo er durchsehen kann. Aber das eben gibt dem Bilde so viel Leben. Nur ein Bauer, der, wie billig, ganz hinten steht, kommt fast zu kurz. Wie bezeichnend für die Stellung des Bauernstandes im Mittelalter!

Der innere Theil der Flügelthüren ist ebenfalls mit Schnitzerey geziert. Die eine stellt die Geburt Christi dar; Maria ist auch hier wieder ohne sonderlichen Ausdruck. Dagegen ist Joseph ein schöner männlicher Kopf, nur fast etwas zu alt. Der schöne, lange Bart ist ungemein künstlich ausgeschnizt, die Stirne klar und wolkenlos, der Kopf etwas kahl, die Nase schön, und der Mund fast zu zierlich für einen Mann. Die Rechte hält den einen Finger in die Höhe, zum Zeichen, daß er des Herrn Sinn erkenne. Er ist in seiner Ergebung weiter, als die ihre Hände kreuzweis über die Brust faltende Maria. Die Linke hält etwas, wie einen gewundenen Stab, worüber vielleicht das Evangelium infantiae Christi Auskunft gibt. Zwey männliche Gestalten, wahrscheinlich Gäste der Herberge, betrachten diese Scene. Aus ihrem Gesicht spricht der Eindruck des Ungewohnten und Wunderbaren. Einer der Gäste zeichnet sich aus durch eine etwas stark vorspringende Stirne, tief liegende Augen, eingefallene Wangen und hervorstehendes Kinn. Oberhalb dieser Gruppe schläft an einem Bergabhang ein Hirte mit seinen Schaafen, während sich der Engel der Verkündigung naht. Die Schnitzerey der andern Flügelthüre stellt den englischen Gruß dar, an dem nichts Besonderes ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nº. 20.

Kunst-Blatt.

Montag, 9. März 1829.

Über die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

(Fortsetzung.)

Zugleich mit seinen Arbeiten in den lezten Tagen des Oktobers hier angelangt, brachte der, bereits früher in diesen Blättern rühmlich genannte Künstler W. Hensel, nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Italien, in seiner Copie der Transfiguration, auf Befehl Sr. Majestät des Königs, in der Größe des Originals (13 Fuß hoch und 10 Fuß breit) vollendet, zugleich ein hoch willkommenes Geschenk allen Kunstfreunden mit, denen es nie vergönnt war, im Vatikan vor Raphaels lezterm Meisterwerke zu verweilen. Aber auch den mit diesem Bekannten erschien die Leistung unseres Künstlers, als eine lebendige Reminiscenz, eben so befriedigend, wie sie in Rom selbst verdiente Anerkennung gefunden.

Das große, gewaltige Bild, voll hellsten Lichts und tiefsten Schattens, drang mächtig, fast schmerzlich auf meine Sinne ein und löschte mit seiner bewegten Leidenschaftlichkeit und erschütternden Pein, wie in seinem Himmelsstrahl leuchtender Verklärung, rund um sich her, gleich dem Tagesgestirn, die mildern schüchternen Sterne aus. Raphael schrieb auf dieser Tafel einst das Facit seines Gesammtkunstvermögens, gleichsam in einer großen Zahl nieder, und scheint uns so vielleicht hier nur darum ärmer, weil er deutlich wußte, wie reich er war. Vieles und Großes mochte er noch hervorbringen, doch gewiß keine Madonnen, wie sie uns aus seiner früheren Zeit voll himmlischer Anmuth anlächeln.

Mit Freuden sehen wir den in unserm Bericht der Kunstausstellung im Jahre 1822 bereits ausgesprochenen Wunsch in Hinsicht Hensels erfüllt, wie derselbe in der Ausführung eines so wichtigen Kunstwerkes erstarkt, auch in eigener Composition, Christus und die Samariterin, sinnvolle Einfachheit der Erfindung mit breiter und gewandter Pinselführung verbunden, zeigt. Das 10 Fuß hohe und 6 Fuß breite Gemälde, ursprünglich für eine Kirche in Potsdam bestimmt, enthält nur die zwey Hauptgestalten im Vorgrunde. Christus hat eben zu der schönen, tief im Innern getroffenen Frau gesprochen; die volle Beleuchtung trifft sein aufwärts gerichtetes Profil, dagegen der weibliche Kopf, gleichfalls seitwärts gesehen, nach vorn beschattet, auf den linken Arm gestüzt, sinnend geneigt erscheint. Das einfach weiße Gewand zeichnet, doppelt gegürtet, ungesucht die schönen Formen und läßt, vom gelbbraunen Mantel gehoben, den wohl modellirten rechten Arm frey. Als die gelungenste Parthie muß unstreitig der kräftig schlanke Hals und Nacken gepriesen werden, welcher vom links einfallenden Lichte angestrahlt, plastisch gerundet in südlich lebensvoller Färbung das sinnliche Auge immer wieder auf diesen, mit glücklichster Naturauffassung behandelten Theil des Gemäldes zieht. Für die vielfach bey demselben vernommene Frage: warum der Künstler die Gestalten über Lebensgröße dargestellt? glaubte ich die einfachste Antwort in dem sichtbaren Bestreben desselben zu finden, das bey oben erwähnter Copie Erworbene sich selbst klar zu machen, und vermöge dieser Leistung sich auf das Entschiedenste von einer früheren Weise loszusagen, welche, durch Umstände und Talent begünstigt, Hensels höherer Kunstentwicklung Eintrag zu thun drohete.

Mit königlicher Großmuth belohnt, sieht sich zugleich der junge Künstler durch die Bestimmung hochgeehrt, welche Se. Majestät der König beyden Gemälden gegeben, indem die Transfiguration der Schloßkapelle in Charlottenburg zur ernsten Zierde geschenkt, das andere Bild aber in der Speisegallerie des Königlichen Palais, in Mitte auserwählter Leistungen neuerer preußischer Künstler, seinen Platz finden und so der Ehre theilhaftig wird, den Blicken des Monarchen gegenüberzustehen, so oft derselbe hier im größeren Familienkreise sich zugleich der Werke erfreuen mag, welche des Monarchen großsinnige Ermunterung hervorrief.

Während W. Hensel durch so gediegene Leistungen seine Zeichnung befestigt und sich einen dem historischen Gemälde angemessenen Styl gebildet, vernachlässigte er doch die angenehme Gabe nicht, in kleinen Bleystiftskizzen

Digitized by Google

die Aehnlichkeit so treu als geistreich wieder zu geben, und erfreute uns durch eine Sammlung solcher Zeichnungen, die er im Lauf der lezten Jahre nach bedeutenden Künstlern und Gelehrten sich gebildet, gewiß das sprechendste Itinerarium, welches der Künstler zur Heimath zurückbringen kann. Dennoch möchten wir ihn vor einer Gefälligkeit warnen, die bey den Ansprüchen eines ausgebreiteten Kreises alter und neuer Bekannten und der Leichtigkeit, geringern Kunstforderungen auf diese Weise zu genügen, leicht zur Versuchung führen dürfte, ein wohlerworbenes Anrecht zu vernachlässigen, welches nur durch strengen Fleiß und standhafte Ausdauer bey größeren Kunstvorwürfen sich behaupten läßt.

Es dürfte hier der Platz seyn, der Leistungen eines älteren, bereits früher durch Sr. Maj. des Königs Gnade in seinen Bestrebungen freygebig unterstützten Künstlers, Herrn Ternite, Königlichen Gemälde-Gallerie-Inspektors zu Potsdam, zu gedenken, welcher diesmal besonders in den lebensgroßen Kniestücken Sr. Königl. Hoheit des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz und des Grafen Ingenheim, einen ehrenwerthen Beytrag zu der Reihe ausgezeichneter Bildnisse geliefert, welche wir hier sahen.

Außer einem a la prima sehr kräftig gemalten männlichen Kopfe finden sich noch zwölf nach pompejanischen Wandgemälden copirte Gouaches, nebst äußerst sorgfältig lithographirten Blättern nach antiken Bildwerken, wovon Hr. Ternite vor einiger Zeit eine bedeutende Sammlung, auf den Originalen calkirt, in der Absicht mitgebracht hat, dieselben durch den Steindruck bekannt zu machen. Wenn hierbey ein ähnliches Unternehmen von Hrn. Zahn ihm zuvorzukommen scheint, von welchem wir vorerst einige Proben farbig abgedruckter, meist architektonischer Zimmerverzierungen gesehen, so dürften doch bey den Kunstfreunden Ternite's Zeichnungen nicht verlieren, dafern dieser sich entschlöße, an die Gestalten dieselbe Ausführung zu wenden, welche er bisher auf die Köpfe beschränkt, da eben das Partielle derselben den Eindruck dieser Blätter stört, worin die sinnliche Anmuth der alten Kunst lebendig aufgefaßt und mit sichtbarer Vorliebe von dem Künstler wiedergegeben worden.

Das minder günstige Urtheil, welches im Publikum ein Bildniß der hochseligen Königin erhielt, das nach einem kleineren Pastellgemälde in der vor Jahren üblichen Reitkleidung hier in Lebensgröße ausgeführt erschien, bestätigte nur die allgemeine Erfahrung, daß Gegenstände, an welche das Herz besondere Erinnerungen knüpft, so heilig und theuer sie billig geachtet werden, eben darum nicht dem Kunsturtheil zu unterwerfen sind. Auf Gefahr der Indiskretion hin wagen wir jedoch, einer Pastellzeichnung zu erwähnen, welche alsbald nach der Königin Verscheiden von Hrn. Ternite von derselben entworfen ward und die Auszeichnung, welche dem damals in der Nähe befindlichen jungen Künstler dies schmerzliche Glück verschaffte, rechtfertigte. Es ist ein mit sichtbar tief bewegter Seele aufgefaßter Abdruck eines Angesichtes, über welchem der Todesengel nur als Genius des Schlafes schwebt, in dessen Zügen aber jene Wehmuth und Mütterlichkeit waltet, als sey die herrlichste der Frauen nur besorgt, um der Geliebten Trauer eingeschlafen. Sollte es jemals durch eine höchste Vergünstigung Hrn. Ternite gestattet seyn, dieses herrliche Haupt in Steindruck nachzubilden, sanft auf dem Sterbekissen ruhend, vor sich Kränze und Rosen, von weinender Liebe auf die Decke niedergelegt, worunter das schönste Herz zu schlagen aufgehört, so würde allen Preußen in diesem unschätzbaren Geschenke die einzig wehmuthsvolle Entschädigung für den Schmerz verliehen, der angebeteten Landesmutter unverlöschbares Bild nicht von Ihrem offnen Sarkophage mitzunehmen, ehe so viel Schönheit und Anmuth auf immer von der Erde verschwand.

Wenn Hr. Julius Schoppe eine rühmliche Erwähnung unter den hiesigen Künstlern mit Recht erwarten darf, so liegen doch seine Leistungen größtentheils außerhalb der Grenzen dieses Berichts. Unter mehrfachen Aufträgen, deren er sich rühmlich entledigte, sey nur die Arbeit erwähnt, welche Hr. Schoppe für Glienicke, den Landsitz Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Karl bey Potsdam, wie ganz neuerdings nach allgemeiner Angabe des Geh. Oberbauraths Schinkel in dem hier neueingerichteten Palais des Prinzen mit seinen Schülern zu Stande gebracht, wo die Wandmalereyen des großen Speisesaales von eben so viel Leichtigkeit der Behandlung als Geschmack in der Ausführung zeugen.

Weniger sprachen in hiesiger Ausstellung zwölf Cartons an, welche für die Hauskapelle Sr. Maj. des Königs meist Raphaels biblischen Darstellungen entnommen, und von Hrn. Schoppe nach dem Raum eingerichtet worden, für den sie bestimmt sind. Es bleibt jedoch immer mißlich, große gehaltvolle Werke für einen andern Zweck gleichsam aufzulösen, um Einzelnes davon zu gebrauchen, welchem sonach die Bedeutung des Ganzen abgeht, indeß das Gewicht ursprünglichen Ernstes die Nachahmung erdrückt.

Viel lieber würden wir symbolisch-religiöse Darstellungen etwa in fortlaufenden Grisaillen, als Fries, längs den mit Purpurteppichen umhangenen Wänden sehen, indem farbig ausgeführte Gestalten leicht der einfachen Würde des kleinen Heiligthums Eintrag thun dürften, welches bis jezt nur ein herrlicher Christuskopf von Correggio als Schweißtuch auf dunklem Grunde und von wunderbarem Ausdruck schmückt.

Hr. Schoppe erlaube uns schließlich die Warnung, auf seine Bildnisse nicht die Färbung überzutragen, welche

Digitized by Google

die Fresco- und Leinemalerey bedingt, wie dies an mehreren, übrigens wackern und sichtlich ähnlichen Porträts diesmal mit Leidwesen bemerkt worden, da dessen frühere Staffeleygemälde hinlänglich das Talent bekundet, welches diesem Künstler auch für die Farbe inwohnt.

Ein allgemein als trefflich anerkanntes männliches Bildniß des Hrn. Hofrath Hirt verdankten wir Herrn P. Mila, welches Kniestück zugleich durch treffliche Zeichnung der Hände und ernstgeschmackvolle Anordnung der Umgebung sich mit den besten messen konnte. Die Gruppe eigener Composition, Glaube, Liebe und Hoffnung darstellend, von derselben Hand sichtlich ohne Modelle gemalt, stand sowohl an Erfindung, als technischer Behandlung auffallend gegen jenes Bild zurück. Möge der junge Künstler sich doch ferner an die Natur halten, welche bey dem erstgenannten Gemälde ihn so richtig geleitet hat.

Noch ein vaterländischer Künstler, Hr. von Klöber, brachte kürzlich von Rom zwey verdienstvolle Compositionen mit, wovon die eine, Andromeda vom Perseus befreyt, eine Aufgabe des Kunstvereins, von diesem angekauft worden; die zweyte, Venus von den Grazien geschmückt, fand von Rom aus bereits in diesen Blättern, wo wir nicht irren, verdiente Erwähnung. Beyde Arbeiten zeichnen sich durch reiche Composition, gewählte Formen und warme, eigenthümliche Färbung aus.

Warum Herr Catel, der durch geistvolle Landschaften so oft unsre Ausstellung schmückte und seine Gegenden mit bedeutender Staffage belebend, hierin unbestritten Ausgezeichnetes geleistet, warum dieser, gleichsam als Capricio, uns die Grenzen seines Talents in dem Bildniß S. K. H. des Prinzen Heinrich von Preußen diesmal zeigen wollen, dies gehört zu den unerörterten Fragen, die sich nur durch die seltsame Neigung in uns einigermaßen erklären läßt, selbst die glücklichste uns von der Natur angewiesene Sphäre zu überspringen, um in ein Gebiet zu schreiten, wo wir, eben weil es uns verschlossen, das Verlangenswerthe sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Neckargegenden von Carl Jäger, Pfarrer in Bürg bey Heilbronn.

I.

Die Guttenberger Kapelle.

(Fortsetzung.)

Das Aeußere der Flügelthüren ist mit vier trefflichen Oelgemälden geziert, deren zwey Darstellungen aus dem Leben der heiligen Elisabeth enthalten. Das eine stellt die Gabenspendende dar. In leichten, natürlichen Falten schmiegt sich der Schleyer an den Kopf an, aus ihrem Gesicht blickt Demuth, Freudigkeit des Gebens und fromme Schwärmerey. Sonst trägt sie ein einfaches Klosterkleid. Die etwas hagere Gestalt mag mehr Eigenthümlichkeit des Malers, als Andeutung des Grams seyn, der Elisabeths spätere Jahre trübte. Vor ihr kniet ein Mann mit einem rothen Mantel, der auf der linken Achsel mit zwey übereinandergelegten Schwerdtern geziert ist. Ein crucesignatus ist es nicht, vielleicht ein Schwerdtbruder, und seine Erscheinung vor Elisabeth eine Andeutung der Wohlthaten, die dem deutschen Orden durch sie zuflossen. Der Maler hätte sich dann einen Anachronismus erlaubt, indem sich die Schwerdtbrüder erst nach Elisabeths Tode mit den deutschen Rittern vereinigten. Uebrigens unterscheidet sich dieser Knieende durch Tracht und Haltung von den hier anwesenden Bettlern. Sie gießt ihm Wein in eine Schaale, während sie mit der andern Hand einem Weibe, die ein Kind auf dem Arm trägt, ein Stück Brod reicht. Das Kind in seinem einfachen Hemdchen hat das Liebliche, das man an den Kinderköpfen der italienischen Schule findet. Es sieht die Wohlthäterin mit einem dankbar freudigen Blick an. Zwey männliche Gestalten stehen bescheiden etwas zurück und warten erst noch der Gabe. In die Stellung des einen dieser Armen hat der Maler einen gewissen Grad von Selbstgefühl gelegt, den er vor einer solchen Wohlthäterin zu verbergen nicht für nothwendig findet. Die eine Hand steckt im Busen, fast scheint sie ihm ganz zu fehlen, die schwarze Mütze bedeckt ein graues Haar. Auf seine Achsel hat sich traulich ein etwas ältlicher Mann gestützt, der an der Krücke geht, nur kümmerlich bedeckt ein blaues Kleid die Füße bis zu den Knien, Armuth und Mühseeligkeit haben sein Gesicht gebräunt; bey allem dem eine sehr ehrwürdige Gestalt. Unmittelbar hinter Elisabeth stehen eine ältliche Matrone und ein Mann. Die Matrone ist eine Nonne mit schwarzem Schleyer und Rosenkranz; ein ächtes Nonnengesicht. Sie betrachtet die Gabenspendende mit einigem Wohlgefallen. Der alte Mann neben ihr ist ein Kahlkopf, in seine hervorstehende Augbraunen hat der Maler einen ganzen Reichthum von Charakteristik gelegt, sie geben ihm ein streng heroisches, fast unerfreuliches, lauerndes Aussehen. Dieser Mann, der die Mildthätigkeit der Elisabeth als sein Werk hier wohlgefällig betrachtet, ist der strenge Beichtiger Conrad von Marburg, der mit wahrer Meisterhand gezeichnet ist. Der grausame Ketzerrichter ist ihm an die Stirne gemalt. Diese Scene scheint dem Aufenthalt der Elisabeth in dem Dorfe Wehrda anzugehören, wo sie getrennt von ihren Jugendfreundinnen sich außer Conrad nur noch des Umgangs einer adeligen Wittwe erfreute, die taub und von harter Gemüthsart ganz dazu geeignet war, im Verein mit Conrad die fromme Schwärmerin noch mehr in der Gedu'd zu üben. Als Geistesverwandte

Digitized by Google

stehen sie hier beysammen; ihnen gegenüber ist Elisabeth die duldende. Dort in Wehrda soll sie täglich Werke der Liebe gethan haben. Ein zweytes Gemälde zeigt Elisabeth in dem Gehöfte entweder des von ihr gestifteten Hospitals oder des Armenhauses in Marburg, wahrscheinlich in einer Abschiedsscene. Sie reicht einer weiblichen Gestalt die Hand; die leztere scheint unaussprechlich dabey zu leiden, sie hat die Hand unter vielen Thränen auf die Brust gelegt. Jugend, Unerfahrenheit und Sanftmuth sprechen aus den Zügen dieses Gesichts. Diesmal ist Elisabeth die Stärkere, sie scheint die Scheidende zu segnen. Unter der Hausthüre steht ein ältlicher ehrwürdiger Mann, seine Stellung hat etwas Lauschendes, er zeigt sich nur mit halbem Leibe und hofft etwas zu hören, was er nicht hören sollte. Auch seine Stirne verkündet Ernst und Strenge, doch auch viele Gutmüthigkeit. Aus einem Fenster des Hauses sehen mehrere Kinderköpfe, die verschiedenen Eltern anzugehören scheinen. Durch die Thüre des Gehöftes tritt eben Conrad von Marburg ein. Etwas tiefer gesenkte Augbraunen scheinen Unzufriedenheit mit diesem Auftritt zu verrathen und seine Erscheinung den Abschied zu beschleunigen. Wahrscheinlich lag dem Maler der Augenblick im Sinn, da sich Elisabeth auf Conrads Befehl von ihren Freundinnen, Eisentraut und Judith, trennen mußte. Der Laienbruder, der ihre alltäglichen Angelegenheiten zu besorgen hatte, ist wohl der unter der Hausthüre gelehnte Mann.

Die andere Flügelthüre ist mit zwey Darstellungen aus dem Leben der Maria geziert. Die eine zeigt Maria als Wöchnerin. Eben reicht ihr eine Wärterin Speise dar, während eine andere das zarte Kind, das eben aus der Badewanne kommt, in Windeln wickelt. Die Kopfverzierung, ein nach orientalischer Weise dreymal um den Kopf sehr zierlich gewundenes Tuch, gibt diesen weiblichen Köpfen ein jugendlich heiteres Aussehen.

Das zweyte Bild stellt den Tod der Maria vor, nur mit unbedeutenden Abweichungen von der bekannten Schoreel'schen Darstellung in der Boisserée'schen Sammlung. Das Gesicht der Sterbenden hat viele Anmuth, kaum reicht die Kraft der Hand noch zu, das Licht zu halten. Der unten am Bett stehende Apostel liest ihr mit ernster und andächtiger Miene vor. Ihr näher steht ein Apostel in priesterlichem Ornat, mit Weihwedel und Weihkessel, ein schönes männliches Gesicht. Er scheint die Sterbende zu fragen, ob sie die Weihe verlange.

Ueber das Gesicht des zunächst stehenden Apostels ist der Ausdruck ungemein milden und freundlichen Ernsts verbreitet. Er trauert nicht, er kennt den Boten des Friedens zu wohl, nur ein stilles Gebet für die entfliehende Seele ist alles, was er thun kann. Im Vordergrunde links kniet ein Apostel vor einem Altar. Kummer und Leiden haben ihn zur Ruhe gebracht und ihm den Abschied erspart. Am meisten Ausdruck und Empfindung hat der Maler in das Gesicht des Johannes gelegt; der Schmerz geht bey ihm tief, es stirbt ihm mehr, als nur die Freundin. An der obern Decke des Sterbezimmers deutet ein kleines Bildchen auf die Himmelfahrt der Maria. Sie hat das Jesuskind auf ihrem Arm. Wird diesen Gemälden sorgfältige Pflege geschenkt, so mögen sie sich noch lange erhalten.

Oben an der Spitze des Bogens, der Schiff und Chor des Kirchleins trennt, sehen wir noch eine betrachtenswerthe Gruppe geschnizter Figuren. Jesus in der Mitte seiner zwölf Apostel. Die Figuren sind etwa 1½ Schuh hoch, aber trefflich gearbeitet. Hier, wie unten an dem Hauptbilde, dieselbe Kunst, zu individualisiren; jeder dieser Köpfe hat das Charakteristische an sich, das ihn nach der Ueberlieferung der Geschichte auszeichnete, besonders ist der Petruskopf durch seine eigenthümlichen Züge bemerkenswerth. Um den Meister von den Schülern zu unterscheiden, hat der Künstler ihn höher gesezt, als diese, und ihm ein ältlicheres Aussehen gegeben. Der Bildung dieses Gesichts liegt die allgemeine Idee zum Grunde, die sich die Kirche vom Aussehen des Herrn gemacht hatte. Man kann sich aber der Vermuthung nicht enthalten, es möchten dem Bildschnizer die Darstellungen aus dem Leben der heiligen Elisabeth, so wie die übrigen Verzierungen des Reliquienkastens in der Elisabethenkirche zu Marburg bekannt gewesen seyn. Was den unter seinen Aposteln sitzenden Meister betrifft, so finden wir die Gruppe oben an der Wand der Kirche eben so gestellt, wie an dem Reliquienkasten, hier wie dort Christus in seinem Lehramte, hier wie dort sitzen die Schüler niedriger als der Meister, hier wie dort sind die Gestelle, auf denen die Füße der Sitzenden ruhen, rund gearbeitet. Auch die Darstellungen aus dem Leben der Elisabeth auf dem Altar sind mit denen zu Marburg verwandt; denn daß jene Gruppe oben, wie die Verzierungen des Altars von einem Meister sind, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; dieselbe Anlage und treffliche Gruppirung, dieselbe pünktliche Ausführung der kleinsten Theile.

Betrachtet man die Maria mit dem Mantel und die Anbetung derselben auf dem Altare, so muß man an Michael Wohlgemuths Maria denken, unter deren Mantel er alle Fürsten der Erde gestellt hat; also auch hier Wohlgemuth'sche Schule. Aus dieser Schule mögen wohl mehrere Darstellungen von dem Tode der Maria ausgegangen seyn, an denen Schoreel bey seinem Aufenthalt in Nürnberg die seinige absah.

Noch sind in diesem Kirchlein die vier Evangelisten an der Kanzel zu bemerken, die nicht ganz ohne Werth, doch auch nicht aus der Blüthezeit der deutschen Kunst sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 21.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 12. März 1829.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

(Fortsetzung.)

Außer einigen Bildnissen hatte Hr. J. Wolf, früher in der französischen Schule gebildet, auch die Preisaufgabe des Kunstvereins, Leander von den Meeresnymphen aufgefunden und beweint, ausgeführt, worin die Hauptgestalt in natürlicher und edler Lage den Kunstforderungen entsprach. Von den Nymphen schien uns die, aus der Fluth emporgerichtet, nach dem todten Leander aufblickende am glücklichsten gedacht, wie auf dem gefälligen Bilde nur der Hero minder eckigte Bewegung zu wünschen war, die auf hoher Tempelwarte, vom ersten Strahl des wiederkehrenden Lichtes berührt, von dem verhaßten Tage, der ihr zugleich die Leiche des Geliebten zeigt, auf immer scheidet.

Diesem zur lieblichen Mythe gewordenen Schmerz scharf entgegengesezt, stellte J. A. Rambour aus Trier uns das Bild von Ugolino's Schicksal, tiefsinnig gedacht, als ein romantisches Epos in einer Weise dar, die uns auf einen Blick die ganze Begebenheit in ihren Beziehungen zur Mit- und Nachwelt zeigt. Längs der, wenigstens vier Fuß breiten und etwa drey Fuß hohen Tafel läuft eine altersgraue Mauer, über deren gezackten Zinnen nur wenig von freyer Luft sichtbar, indeß die starken Quadern sich unten zu drey Pforten wölben, gleichsam uns die Gräuel des im Innern tief zerrissenen Pisa offenbarend. Dem Beschauer links starrt Ugolino mit brennendem Blick auf des Thurmes Pforte, welche ihn und seine vier Knaben lebendig zu begraben, wir eben vom feindseligen Erzbischof Ruggieri aufschließen sehen. Grell kontrastirt das weiß damastne Priesterkleid mit dem hämischen Ausdruck der tief charaktervollen Züge. Wenige Gewappnete begleiten den unglücklichen Fürsten, wovon der Eine, nach Schergen Weise, den Strick scharf anzieht, der dessen Hände bindet. Des Stolzen Muth ist gebrochen, wie er zugleich mit sich das Liebste, seine Kinder, verloren sieht. Im Ausdruck dieser Knaben zeigt sich des Künstlers richtiges Gefühl, indem wir jeden seinem Alter gemäß sich bey dem ergreifenden Auftritte geberden sehen, dessen finstere Deutung nur dem ältesten Bruder vorzuschweben scheint, der, noch des Vaters Schutze vertrauend, still ergeben zu ihm aufblickt, indeß die beyden mittleren zwischen Unbehagen und Neugier scheu umhersehen, der kleinste Knabe aber nach dem alten Spielgefährten, dem großen schönen Hund, sich umkehrt, der dem Gebieter treu zur Todespforte folgte. Wie hier im Hintergrunde die gewölbte Brücke sichtbar wird, sehen wir zur Rechten ebenfalls durch hohe Bogen des Arno Fluth, die jenes Thurmes Fuß bespült, von dessen Zinne hier Ruggieri die Schlüssel hinabwirft, und somit die unglückseligen Gefangenen dem Hungertode weiht. Mit Abscheu wendet der bärtige Flußgott im Vorgrunde sein Antlitz von der schaudervollen That, und schreyend, mit ängstlich ausgespanntem Fittig fliehen die frommen Schwäne, indeß der Himmel, feuerentflammt, den Hintergrund mit ahnungsvollen Gluthen röthet.

Am besten gelang in diesem Bilde dem Künstler die dichterische Behandlung seiner Aufgabe. Wir glauben einen Klageruf der Natur zu hören, die sich über das Entsetzliche empört, das in seiner lezten grausenden Vollendung im Mittelbilde mit dem Blick in's Innere des Hungerthurmes sich aufthut.

Wir wenden uns von einer Schmerzensgruppe, die den kleinen Gaddo bereits todt zu des Vaters Füßen, die Ueberlebenden in einen Jammerknäuel verschlungen darstellt. Entsezt und tief erschüttert sehen wir gleich darunter im Basrelief der Mauerwölbung das Bild der Strafe, welche Dante über beyde Feinde bey seinem Besuch in der Hölle verhängt findet, wie nämlich der, noch immer vom Hunger gepeinigte Ugolino an Ruggieris Schädel nagt. Zu beyden Seiten erkennt man Dantes und Virgils Profil ebenfalls als Basrelief; längs dem obern Theil der Mauer lesen wir die Ueberschrift, dem Giov. Villani, einem gleichzeitigen Geschichtschreiber, entnommen:

„Cosi fu lo ingiusto traditore, da traditore tradito giustamente."

Digitized by Google

Höher hinauf, wo das Rundbach des Mittelthurmes hinter dem Mauerwerk emporragt, noch darauf die Umschrift:

torre della fame;

an den Vorsprüngen aber ragen, ganz im Geist des Zeitalters, die Steingebilde furchtbarer Thierlarven hervor; hier die Ungeheuer andeutend, welche Haß und Verrath, sich selbst aufreibend, erzeugt.

Möge Hr. Rambour die Anerkenntniß derer genügen, die, den tiefsinnigen Geist seiner Composition verfolgend, jene peinliche Empfindung überwanden, welche die große Menge von dieser und ähnlichen Vorstellungen zu verscheuchen pflegt. Gewiß hängt es nur von dem Künstler ab, den Ernst und die Consequenz seiner Darstellung einem Gegenstande zuzuwenden, der zugleich Bedeutsamkeit und Anmuth, die Bedingung alles wahrhaft Trefflichen in der Kunst, zuläßt.

Sehr glücklich verstand Hr. Erhard (gegenwärtig in Rom) selbst der schmerzlichsten Sorge jenen geistigen Reiz in dem Bilde zu verleihen, welches die Mutter, in die Tracht des italienischen Landvolkes gekleidet, mit dem herangewachsenen Knaben am Meeresufer des rückkehrenden Gatten harrend, zeigt. Spuren früherer Schönheit verschmelzen sich auf dem Gesichte des armen Weibes mit den Zügen, welche Noth und ein unruhvolles Daseyn tief darein gegraben; sie starrt mehr vor sich hin, als in die Wellen, auf welche hingegen ihr Sohn mit dumpfer Scheu die braunen Augen heftet, von der Mutter mit einem Ausdruck umfaßt, der uns in dem Kinde den einzigen, ihr übrig gebliebenen Gegenstand leidenschaftlicher Neigung erblicken läßt.

Obwohl in technischer Ausführung nicht eben ausgezeichnet, erwarb dies seelenvolle Bild sich den Beyfall hiesiger Kunstfreunde, und kam durch die kürzlich erfolgte Verlosung in den Besitz J. K. H. der Kronprinzessin von Preußen.

Unserem nördlichen Vaterlande angehörend, rief ein so geistreiches, als eigenthümliches Bild von E. Schulze uns die Kriegszeit, und zwar aus dieser die mannigfachen Anregungen zurück, welche damals auf dem Lande mit der Einquartierung verknüpft, dem Künstler reichen Stoff zu volksthümlicher Charakteristik darboten. Hier treten zwey junge Freywillige den Mann an, der im blauen Ueberwurf sich uns als Rheinländer darstellt, und mit scheeler Miene auf den vorgehaltenen Quartierzettel sieht, während, ein Kind auf dem Arm, sein Weib an halboffener Hausthüre, des Gespräches Ausgang abwartend, eben nicht mit gastfreundlicher Stimmung verweilt. Müdes Fußvolk sehen wir weiterhin sich in den Gehöften vertheilen, im Schatten des Mittelgrundes aber ein Paar junge Krieger angelegentlich mit einem jener Gesellen im Gespräch, die durch List und Frechheit zwischen beyden Heeren ihrem Vortheil nachgehen. Mit dienstfertiger Gesprächigkeit gibt dieser, im Rücken gesehen und lebhaft gestikulirend, erwünschte Nachweisungen, indeß einer der Zuhörer, ihn knapp am Koller fassend, scharf darauf zu passen scheint, ob er ihn auf falschen Wegen ertappe. Wenn Hr. Schulze schon früher in seinen dem Leben entnommenen Darstellungen (besonders in Kosackenscenen) geistreiche Auffassung mit richtiger Zeichnung verband, so gesellt sich diesem Verdienst bey seinen jüngsten Arbeiten eine Meisterschaft in Haltung und Vortrag, die denselben einen dauernden Werth verbürgt, wie das eben beschriebene sich der Wahl S. M. des Königs erfreut hat.

Ein ganz neues Kunstgebiet erschließt sich in solchen Darstellungen, die sich weder mit Wouvermann's früheren Gefecht-, Reit- und Jagdscenen, noch mit Berghem's, van der Velde's u. a. ländlichen Auftritten vergleichen lassen, indem sie landschaftliche Gegenstände mit geschichtlichen verbindend, für den künftigen Beschauer unendlich mehr Interesse bewahren, als uns selbst das Trefflichste obengenannter Art in den großen Gallerien abzugewinnen vermag. Hierher gehören zwey kleine Gemälde von Hrn. A. Adam aus München. Das erste, ein verwundeter Offizier, der von einem französischen Kürassier aus dem Gefechte geführt wird, gibt uns nicht allein von Waffen, Tracht und Haltung Kunde, sondern läßt auch tief im Innern der Handelnden Schmerz und Antheil lesen. Neben dem todmatten Krieger, der sich nur mühsam an dem Sattelknopfe aufrecht hält, gehört das bärtige Gesicht des treuen Untergebenen, der still bekümmert neben ihm zu Pferde seinen Vorgesetzten unterstützt, wie nicht minder der des Offiziers Helm u. s. w. tragende Soldat zu Fuß wesentlich zur Gruppe, auf welcher der tiefe Unmuth ruht, den Schauplatz zu verlassen, wo sich noch vor wenig Augenblicken ihnen Glück und Ehre darbot.

In dem zweyten sehen wir einen franz. General Befehle ertheilen, indeß der Feldarzt mit dem Verband seiner Wunde beschäftigt ist, und die Zusammenstellung dieser Gruppe ist so charaktervoll, als die im Hintergrunde sichtbare Bewegung der Kämpfenden hier von großer Wirkung ist. Ja selbst die einfache Abbildung eines Hühnerstalles wußte Hr. Adam anziehend durch geistreiche Behandlung zu machen, besonders aber durch den Kopf des, aus einer Fensteröffnung in den beschatteten kleinen Hinterhof schauenden Pferdes gewinnt das trefflich gemalte Bild einen gefälligen Charakter, welcher die gemischten Gruppen der Beschauer bey ihm festhält. Dagegen steht Hr. M. J. Wagenbauer aus München in zwey herrlichen Aussichten, die Ruine Hellenstein mit der Aussicht auf den wilden Kaiser, und das Innthal bey Niederndorf in Tyrol, hinter keinem der früheren Künstler zurück, welcher ähnlichen Gegenständen seinen Pinsel gewidmet, und namentlich herrscht in den vor das Markt-

Digitized by Google

schiff gespannten Pferden und ihren Reitern ein Leben und eine Wahrheit, die uns sogleich auf die Stelle versezt, wo wir das Geschrey der Reiter, den schweren Tritt der starken Rosse zu vernehmen glauben, die eben mühsam vom Strom her das Ufer gewinnen, indeß die lezten Gespanne noch im Wasser arbeiten. Gewohnt, nur Ausgezeichnetes von dorther zu erhalten, wagen wir doch die Bemerkung, daß bey den uns bisher bekannt gewordenen Werken Münchener Künstler eine gewisse Kälte in der Farbe der sonst musterhaften Ausführung schadet, woran besonders Hrn. D. Quaglio's sonst so anziehende Bilder diesmal auffallender litten. Sechs treffliche Ansichten, worunter drey der schönsten Punkte am Rhein, gehören auch jezt noch zu den besten in dieser Art, obgleich Hr. Quaglio es verschmäht, auf seiner Palette die zauberhaften Luftköne abzuspiegeln, welche jenem herrlichen Strom eigen, und mit seinen alten Kirchen und Burgen ihn so oft vor meinen Augen verklärten.

In ernster, doch klar südlicher Beleuchtung führte Hrn. von Klenze's Pinsel den Eingang zur Burg von Dionfelice bey Padua vor den Beschauer; im Geist wandeln wir jenen Felsenweg, der zu dem Thore des Gebäudes im breiten Schatten hoher Mauern hinansteigt. Auf angenehme Weise fühlt sich an dieser anziehenden Veduta der Architekt durch, indeß dem Maler keines der Mittel abgeht, den erhaltenen Eindruck vollständig mitzutheilen.

Nur eines Bildchens erfreute sich diesmal die Ausstellung als Beytrag des Hrn. von Heidecker: ein Stall, in welchem das hoch einfallende volle Tageslicht den im Hintergrunde stehenden Schimmel trifft, der von leerer Raufe sich nach seinem Schlafgesellen, dem Postillon, umsieht, der auf nachläßig über Stroh gebreiteter Decke im gesunden Jugendschlafe ausgestreckt, unter schattendem Pfeiler im Vorgrund schnarcht. Er hat die schweren Stiefeln abgeworfen, Hut, Sattel und das ganze Inventarium seines prosaischen Berufs liegt um ihn her, und doch fesselt das kleine Bild unwillkührlich den Beschauer. Ein frischer Morgenhauch zieht durch das Gewölbe; die Freundschaft zwischen dem wohlgenährten Roß und dessen Reiter zeigt sich uns beym ersten Blick, und wir sehen schon den wackern Jungen, rüstig aufspringend, sich die blauen Augen reiben, das helle Haar hinters Ohr streichend, munter an sein Tagewerk gehen. Zu vielen Erwartungen berechtigt ein Talent, reich genug, um über jeden Gegenstand lebendigen Reiz zu verbreiten. Welche ganz verschiedene Studien stehen dem geistreichen Künstler jezt zu Gebote und versprechen auch der Heimath die Ausbeute seiner glücklichen Auffassungsgabe aus jenem herrlichen Lande, dem so viel Blicke mit Antheil zugewandt sind.

Auch zwey Landschaften (irren wir nicht, im Besitz Sr. Majestät des Königs) von Watelet ließen uns in einer verschiedenen Art landschaftlicher Behandlung, das Eigenthümliche, lobenswerther Anerkennung Werthe finden.

Ein schöner Wasserfall, licht, ja glänzend gehalten, nimmt in der ersten die Hälfte des Bildes ein, durch charakteristisch trefflich gruppirte Bäume gehoben, die im Farbenspiel des Herbstes malerisch, ohne bunt zu seyn, prangen. Sonnigheller Vorgrund und graues Gewölk, das sich in der Ferne tief zum Horizont niedersenkt, bilden hier glückliche Kontraste, welche, in der zweyten Darstellung noch gesteigert, sich bey einer Gegend entfalten ließen, welche für Preußen geschichtlich merkwürdig durch die Brücke über die Seine unweit St. Germain en Laye bezeichnet ist, über welche Blücher im Jahre 1815 mit einer Heerabtheilung zog. Mit großer Meisterschaft in der Behandlung verstand es der Künstler, die unbedeutenderen Höhen des Hintergrundes mit Wolkenschatten zu überziehen, indeß ein voller Sonnenblick die Ebene im Mittelgrunde wahrhaft magisch beleuchtet, den Mangel malerischer Formen durch jenen optischen Reiz ersetzend, welcher selbst das kundigere Auge nach dem Lichtstrahl umblicken läßt, der jene graue Brücke, den Fluß und seine sanften Ufer, wie im Vorüberziehen erhellt.

Wenn die große, trefflich ausgeführte Eiche auf hohem Gebirgsrand, nur die grauen Umrisse der gegenüber ragenden Felswände zum Hintergrunde, uns Herrn von Meuron's Pinsel gleich erkennen ließ, so gedachte mancher ohne Zweifel mit uns dankbar des Genusses, den dessen frühere Landschaften gewährt, von welchen Schreibern dieses vor allen die Ansicht vom Wetterhorn und des Gletschers von Rosenlaw im Berner Oberlande unverlöschlich im Gedächtniß geblieben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Neckargegenden von Carl Jäger, Pfarrer in Bürg bey Heilbronn.

(Fortsetzung.)

II.

Wimpfen am Berg.

Die Stadtkirche daselbst, vor der Reformation eine Stiftskirche, hat noch einige Malereyen und Schnitzarbeiten.

Die Aufschrift an einem der Pilaren der Kirche: „1492 vff Freitag nach Ascensionis Domini ist der erst Stein geleit zu diesem Buw," gibt uns so ziemlich den Maßstab für das Alter ihrer Bilder. Indessen ist diese Aufschrift nicht als Altersbezeichnung für die ganze Kirche anzunehmen. Daß das Jahr 1492 nur auf das Schiff

Digitized by Google

der Kirche oder einen Theil deſſelben zu beziehen iſt, erhellt aus einer Notiz, die ich im Archiv zu Wimpfen las, und die alſo lautet: „vff Sontag ante Cathari. anno 1451 hat man mit Meiſter Hanſen, dem Steinmezen ein Vberkomnuß gethon, von dem Sacramentheußlin in der Pfarrkirchen zu machen, das etwas ſcheinbar, auch nüzlich vnd nach ſeiner eheren zierlich ſeie, darumb ſoll man im geben x gulden, vnd were, das er mer doran verdienth hatte, vnd ſich treffe bey einem oder zweien gulden mer dan das Verding iſt, ſteht zum Pfarher, zu einem Bürgermeiſter, vnd die er zu ime nimpt. Idem, vnd von dem Fenſter daneben weiter zu machen, iſt ime verdingt für xl Gulden, das er auch weit ſoll machen, vnd als fer er mage, doch der Kirchen vnd dem Gebeum zu ertragen, nit ſchaden bringe, darzu ſoll er den Chor weißen, vnd in den Dingen ſich erzeigen, daß, ſo man ime getrawet, Gott darumb zu antworten vnd ime nach werklicher zierunge wol anſteet.“ Dieſen Meiſter Hanſen, den Steinmetzen, finde ich noch in mehreren Werken am Neckar; er iſt wohl kein anderer, als der Erbauer der Kilianskirche in Heilbronn. In Heldmanns älteſten Denkmalen der deutſchen Freymaurerbrüderſchaft (Aarau 1819), wo die älteſten Ordnungen der Strasburger Hütte abgedruckt ſind, heißt es einmal in dem Verzeichniß der Steinmetzen: „Meiſter Hans von Wimpoltezheim, meiſter des Buwes zu Hoveltprun hat diez Buoch globt zu Speyr im IIIIII (1464).“ Im Jahr 1464 nämlich auf einem Tage zu Speyer trat Meiſter Hans in die auf früheren Tagen zu Strasburg und Speyer abgeredete Ordnung deutſcher Steinmetzen und beſchwor ſie. Sein Heimathsort iſt in der Gegend von Bruchſal, und ſeine Schule kann wohl keine andere, als die Strasburger oder die der Strasburger Hütte untergeordnete Bauſchule zu Heidelberg ſeyn. Daß er aber, wie obige Nachricht ſagt, ſchon im Jahr 1451 gearbeitet hat, war bisher unbekannt, ſo wie es auf der andern Seite auffällt, daß er ſich erſt im Jahr 1464 in die Steinmetzenordnung begab. Indeſſen mögen ſeine Arbeiten am Neckar die Veranlaſſung gegeben haben, ihn zur Ordnung beyzuziehen. Dieſes Sacramenthäuschen, das er für die Stadtkirche zu Wimpfen arbeitete, iſt noch vorhanden, und ein beſonders geiſtvoll und bis auf die kleinſten Theile richtig gearbeitetes Fenſter daneben iſt von ſeiner Hand. Daß er den Chor auch weißen ſollte, beweiſt, daß man nicht erſt im Jahr 1817 dieſem Ungeſchmack huldigte, wo die Sucht, unſere Kirchen für die Reformationsjubelfeyer würdig auszuſtatten, um den Mangel in den Herzen der Menſchen durch etwas Aeußerliches zu erſetzen, die Pinſel aller Schmierer in Bewegung ſezte *).

Das Hauptbild des Hochaltars dieſer Kirche ſtellt in Schnitzarbeit eine Kreuzabnahme vor. Das Weiche, Sanfte und Ruhige in dem Chriſtusgeſicht iſt jedoch das einzig Bemerkenswerthe daran. Die Holzgemälde auf den Flügeln ſind die Heiligen Georg, Urban, Chriſtophorus mit dem Jeſuskinde, Theobald und die beyden Johannes. Die untenſtehende Jahrezahl 1519 nehmen wir für ſämmtliche Verzierungen des Hochaltars in Anſpruch. Der Culminationspunkt deutſcher Kunſt iſt hier bereits überſchritten. Das Bild Urbans mit der Traube hat in dem weinreichen Neckarthale ſeine beſondere Bedeutung und erinnert an das früher in dieſer Gegend gebräuchliche Urbansfeſt. Uralt iſt die Wetterregel in Schwaben: „Urban, laß die Trauben ſtan.“ Am Urbanstage wurde das Bild des Heiligen in Städten und Dörfern, beſonders in Heilbronn umhergetragen; hatte er in der vorangehenden Nacht die Trauben verſchont, ſo wurde er bekränzt, und alles Volk lief dem Zug mit frohem Jubel nach und beſchloß den Tag durch frohe Feſte; hatte er aber durch Froſt den Segen des Winzers verdorben, ſo trug man ihn unbekränzt mit Wehklagen umher, und warf ihn zu guter Lezt in den Neckar. Die Heiligen dieſes Altars haben jedoch wenig Ausdruck.

Dagegen enthalten die dem Hochaltar zunächſt ſich anſchließenden zwölf Chorſtühle der bey dem Stift ehmals angeſtellten Vicarien in trefflichem halberhabenem Schnitzwerk die zwölf Apoſtel und die Evangeliſten. Schade iſt es, daß ſie, dem Anlauf ſo ſehr ausgeſezt, meiſt die Naſen ſchon verloren haben. Hier iſt mit Geiſt gearbeitet, ſchon durch die Stellung des Körpers, der Arme und Füße, nicht minder durch die Eigenthümlichkeit der Mienen wird der Charakter Einzelner angedeutet; das Raſchere und Feurigere, das Sanftere und Bedächtlichere iſt trefflich ausgedrückt. Selbſt der Faltenwurf der Kleider hat ungeachtet des harten Materials, das der Künſtler zu bearbeiten hatte, etwas Leichtes, Gefälliges und Natürliches. Sämmtliche Bilder ſind etwa 1½ Fuß hoch. Matthäus iſt ein ächtjüdiſches Geſicht, deſſen Stirne ſtrenge Grundſätze verräth. An andern bewundern wir den natürlichen Wurf der Haare. Johannes der Täufer iſt einer der wohlgeformteſten Köpfe in der ganzen Bilderreihe. Thomas hervorſtehende Stirne und tiefliegendes Auge künden ganz den ſelbſtſtändigen Mann an. In dem Geſicht des Paulus liegt ungemein viel Ehrwürdiges, Entſchloſſenes und Feſtes. Auch der innere Theil der Chorſtühle, beſonders die Vorſprünge zum Auflegen der Arme, ſind mit kunſtreichen Schnitzereyen geziert.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Daß Steinmetzer auch Tüncher waren, darüber dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir hören, daß in Ulm ſogar Maler mit den Tünchern, Beindrechern und Bierbrauern in eine Zunft gehörten.

Digitized by Google

No. 22.

Kunst-Blatt.

Montag, 16. März 1829.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

(Fortsetzung.)

Von ansprechender Einfachheit, so tief empfunden als genau vollendet, zog Schilbach's *) Aussicht von den Kaiserpalästen nach dem Colosseum und dem Bogen des Constantin, obwohl zwischen Ahlborn's schönem Bilde und einer andern römischen Veduta von Schirmer das kleinste, dennoch Blick und Neigung derer an, die den Künstler gern im Bilde finden. Hier stand er mir auf den tief im Schatten des Vorgrundes schlummernden Ruinen; schmale Gänge, Stufen und Gewölbe unter seinen Füßen ließen ihn die Tage träumen, wo einst diese labyrinthischen Verbindungen, zu der Cäsaren üppigen Gemächern führend, stumme Zeugen manches Geheimnisses waren, dessen Kunde wir umsonst von ihnen fordern. Nur des Colosseums Riesenbau und jener Bogen Constantins, der Roms lezte Triumphe sah, erhebt sich von fern: alles klar und ernst, wie aus schwarzem Spiegel uns das Bild vergeistigt in melancholischem Einklang zurückstrahlt, wo wir vom stillen Zimmer aus uns gern träumerisch darin ergehen.

Minder durchsichtig und vollendet, bot eine Landschaft von Richter aus Dresden doch zu jenem ein liebliches Gegenbild aus dem Lande dar, wo neben Trümmern versunkener Größe selbst die Idylle noch großartige Formen annimmt. Landmädchen bey L'Ariccia schöpfen in der Frühe Wasser aus einem Brunnen, der am Fuße hoher Felswand in immer frischem Schatten quillt. Glückliche Beleuchtung und malerische Staffage erklären nur unzureichend den tiefstillen Reiz des Gesammteindrucks vor dem bescheidenen Bilde, das uns in seine warmen Schatten winkt. Wie der junge Künstler überall in seinen Bildern zu Hause ist, möchte ich durch einen flüchtigen Zug in der größeren Landschaft nachträglich andeuten, welche bereits in dem Berichte über die Dresdner Ausstellung vom Jahre 1827 genannt, auch hier im Publikum ihre Würdigung fand. Indem die Sennen hier vom Lauterbrunner Thale auf die Alpen ziehen, und das Vieh den Bergwald hinan der reichen Weide freudig entgegenbrüllt, sehen wir beym Brunnen im Vorgrunde das Mädchen mit der Gespielin Hülfe, vom Fliederbaum in Hast die blühenden Zweige noch zum Schmuck ihrer Sennhütte brechen.

Noch ein kleineres Bild von Richter stellt die Rückkehr einer italienischen Familie, welche Früchte gesammelt hat, vor; ganz nationell fehlt ihr der dienstbare Esel nicht, der, von den Knaben angetrieben, den steilen Pfad hinaufklimmt, indeß über dem Ganzen die Abendglut verbreitet im Mittelgrunde das Städtchen Civitella anstrahlt und die fernen Lateinergebirge mit goldnem Duft umwebt.

Wir glaubten auf diesen lezten Gegenständen etwas verweilen zu müssen, um unsere gleich anfangs geäußerte Meynung zu bestätigen, daß in der Kunst dem wahren Talent immer neue dem Kunstgeschmacke angemessene Gebiete zugänglich seyen. Die Richtung, welche sich hier noch an verschiedenen lobenswerthen Leistungen nachweisen ließe, die Genremalerey in eine höhere Region hinüber zu ziehen, gehört ganz der neuesten Zeit an, und man könnte sich verwundern, daß fast gar nichts Aehnliches von früheren Meistern vorkommt, wenn das unselige Vornehmthun in den lezverflossenen Jahrhunderten nicht, genugsam bekannt und beklagt, lange genug die Natur mit der Kunst entzweit hätte.

Gewiß vertauscht der gebildete Sammler gern die scheuernden Köchinnen, Zahnausbrecher und Fischverkäufer, gegen Darstellungen aus der Natur, eines Volkslebens, das durch nichts verkrüppelt, mit Frost und kümmerlicher Arbeit unbekannt, unter immer klarem Himmel stolz und freudig sich entfaltet, und vom liebenden Sonnenstrahl erwärmt, auch halbnackt noch den Adel reiner Menschheit bewahrt.

In dieser Hinsicht ist Hr. Pistorius hier nicht genannt worden, welcher, mit entschiedenem Talent begabt,

*) So viel uns bekannt, aus Gotha.

Digitized by Google

wenn auch zum Wohlgefallen Vieler, bisher doch allzu ängstlich die Spur früherer Genremaler verfolgte, in gemeinen Scenen nur kupfernes Geschirr und Schenkstuben, bey Vornehmen nur Atlas, Damast und Sammt auf's Genaueste darzustellen bemüht war, ohne in jenen die Naivität und Wahrheit, in diesen aber weder das Wohlbehagen noch die abgeschliffene Vollendung älterer Werke zu erreichen.

Wenn dagegen Hr. Grosclaude aus Locle zu Neufchatel auch die Gegenstände in der gemeinen Natur wählt, so verleiht er seinen, meist größer ausgeführten Compositionen durch breite, freye Behandlung einen eigenthümlichen Reiz. So ist der junge Knecht, im Innern eines Stalles seine Peitsche ausbessernd, in Licht und kecker Technik trefflich. In gleichem Maße verdient die Meierin Lob, die als Gegenstück mit einem Kinde auf dem Arm, das andere an der Hand, dem kranken Bettler die Suppe in den Stall bringt, wo Mitleid ihm sein Lager angewiesen. Von großer Wahrheit ist der Ausdruck, womit der Greis sich in den wollenen Decken emporrichtet, aus denen nur die mit Lumpen umwickelten Füße hervorsehen, um mit sichtbarer Schwäche, auf den linken Arm gestützt, in seiner rechten Hand die labende Speise zu empfangen. Aus des Weibes Blick spricht herzliches Mitleid, da hingegen das älteste Kind zwischen Neugier und Furcht sich an der Mutter Rock festhält. Indem wir in diesem wackern Bilde scharf den Uebelstand der bis in die Bauernhöfe eingedrungenen städtischen Tracht empfinden, welche dem Weibe und der Kleinen ein auffallend gemeines Ansehen gibt, steht es gleichsam warnend am Scheidewege, dem Künstler des Gebietes Schranken darzuthun.

Der Geburt nach Preußen, finden zwey junge Künstler, Blechen und Meister, hier wohl nicht unpassend ihren Platz, indem beyde unseren Kunstschulen fremd, sich theils durch sich selbst, theils in der Fremde gebildet haben. Hr. Blechen, der hier nur unlängst der Kunst einen meist ergiebigern Lebensberuf aufgeopfert, lieferte bereits in zwey Ausstellungen Proben eines eigenthümlichen Talentes, das sich besonders im Schauerlichen, gleichsam der Schattenseite der Natur, gefällt. Zum erstenmal gesellte er diesmal der größten seiner Landschaften eine historische Staffage, Semnonen, die sich zum Aufbruch gegen den Andrang der Römer im Thale rüsten, das man von den Müggelsbergen bey Köpenick gen Süden überblickt; ein in großartiger Rauheit hingeworfenes, doch durch scharfe Naturauffassung und Ursprünglichkeit in den Gestalten anziehendes Bild. Wir möchten einem Fürsten anmuthen, die Hallen irgend eines wild gelegenen Jagdschlosses mit ähnlichen Gebilden auszustatten, die in charaktervollem Ernst die laute Jagdlust an den unverrückbaren Zweck der kühnen Uebung mahnen, selbstständige Kraft gegen jeden äußeren und inneren (wenn auch schmeichelnden) Feind selbst im Schooße des Friedens zu bewahren.

Meister aus Coblenz, soll durch seine, ohne allen Unterricht sich kund gegebenen Anlagen die Aufmerksamkeit patriotischer Kunstfreunde auf sich gezogen und durch diese die Mittel gefunden haben, Horace Vernert's Schule zu besuchen. Offenbar spricht die Art seiner Malerey sich als eine fremde aus. Mehrere fast kolossal zu nennende Vorstellungen zeigten lebensgroße Bildnisse zu Pferde; der Kampf eines Griechen mit einem Türken um einen Roßschweif, in voller Naturgröße, erregte durch kühne Zeichnung, lebhafte Bewegung und das Feuer der mitkämpfenden Rosse eine Bewunderung, die jedoch an Verwunderung gränzte, und den jungen Künstler mahnen mag, nach diesem schroffen Anlauf zur Geschichtsmalerey lieber solche Bahnen einzuschlagen, auf denen die überwundene Schwierigkeit nicht als Hauptverdienst gilt, noch die flüchtige Keckheit des Pinsels mehr den gröbern Sinn besticht, als den wahren Kunstfreund befriedigt.

Wenn wir den Bericht über einige Bilder uns bis hierher vorbehalten, welche ein berühmter Name begleitet, so geschah dies lediglich, um in dem Rückblick auf die Leistungen vaterländischer Kunst uns den Standpunkt unparthepischer Beurtheilung zu gewinnen, dem wir, unsers Wissens, bisher treu geblieben, und von dem aus allein das Zutrauen derjenigen Leser uns gesichert seyn dürfte, welche nicht im Falle sind, dieses Urtheil mit ihren eigenen Erinnerungen zu vergleichen.

Gleich zuerst stehe Gerard's Werk: das Brustbild Karl X. im Krönungsornat, wie zu erwarten, mit großer Praktik gemalt, allein weder den König, noch den alternden Mann, weder Würde noch Gutmüthigkeit, sondern vielmehr in Farbe und Ausdruck die noch gefallsüchtige Matrone zeigend, nicht nur geist- sondern auch seelenlos, also unwahr, denn jeder Gesichtsbildung (um wie viel mehr der eines Königs) läßt sich der Ausdruck abgewinnen, der sie von der Larve unterscheidend, selbst den welken, schlaffen Zügen den Stempel der Menschheit aufdrückt. Atlas, Gold und Spitzen sind fast in Relief aufgetragen, also stark hervortretend, Orden und Diamanten mit hohen glänzenden Lichtern. Bey so großer Gewandtheit des Pinsels müssen wir hier doch eine Manier ansprechen, die den malerischen Effekt auf einem, von den großen Mustern ganz verschiedenen Wege verfolgt, hier um so auffallender, wo der Vergleich mit Wach's und Schadow's Werken uns so nahe stand, in denen Treue und Charakterzeichnung sich mit höchster technischer Vollendung des Einzelnen verbunden zeigte.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Dem Andenken des zu Dresden verstorbenen K. K. Galleriedirektors Rebell aus Wien.

Der Dresdner Kunstkreis genoß im vorigen Monat Oktober nur ganz kurze Zeit das Vergnügen, den Kaiserl. Königl. Direktor der Gallerie von Belvedere zu Wien, Herrn Joseph Rebell, hier zu sehen, denn leider erkrankte derselbe kurz nach seiner Ankunft und wurde der mühevollen Pflege des Arztes und der sorgsamsten Wartung in Freundes Hause *) ungeachtet, und durch den Tod entrissen. Vom Vaterland und von untröstlichen Freunden und Geschwistern entfernt, ruht seine Hülle unter fremder, doch befreundeter Erde.

Nicht Schmeicheley noch erkünstelte Lobreden sollen hier die Achtung, die der Verblichene als Künstler oder als Staatsbeamter allgemein genoß, hervorheben oder sein Verdienst vergrößern; es ist das reinste Gefühl der Wahrheit, was uns bewegt, hier unsre Verehrung und Hochachtung für einen an Geist und Herz ausgezeichneten Mann auszusprechen.

Wir theilen einige Nachrichten über das Leben des Verblichenen hier mit, theils wie wir sie von dem freundlichen Künstler selbst in einigen heitern Augenblicken vernahmen und von seinen älteren Freunden in Erfahrung brachten, theils in so weit wir uns von seinem Wirken für Kunst und Kunsterhaltung persönlich überzeugten.

Joseph Rebell (so viel wir erfuhren, der Sohn eines Bürgers und Kleidermachers in Wien) war geboren im Januar 1786. Schon in der zartesten Jugend zeigte sich bey ihm die Neigung zur Kunst; er besuchte deshalb die K. K. Akademie der bildenden Künste zu Wien und widmete sich anfangs aus nicht bekannten Gründen dem Architekturfach. Allein bald überwog das natürliche Talent, und die landschaftliche Natur forderte unsern Künstler auf, ihre Schöpfungen durch den Pinsel nachzubilden; daher er sich ausschließlich für dieses Fach bestimmte, in welchem sich nachher seine Anlagen so hoch bewährten.

Der französische Invasionskrieg im Jahr 1809 veranlaßte ihn zu einer Reise nach der Schweiz und nach Mailand, in welcher Stadt er sich zwey Jahre aufhielt und mancherley Aufträge, besonders vom Vicekönig von Italien, nachherigem Herzog von Leuchtenberg, erhielt. Später begab er sich nach Rom und Neapel; nach lezterm Ort reiste er von Rom mit Herrn v. Quandt und Prof. Siegel aus Dresden im Jahr 1811. Hier war es, wo unser Künstler durch vielfältige Studien nach der Natur in den schönen neapolitanischen Umgebungen, den herrlichen Golfen und reichbelebten Küstengegenden seinen Werken einen eigenen Geist einprägte, und sich besonders dem Fach der Marinen widmete.

Die Gemahlin des Königs Murat von Neapel ertheilte dem talentvollen Künstler bedeutende Kunstaufträge, so wie auch die vornehmsten reisenden Engländer sich bemühten, etwas von den Werken des geschickten Künstlers zu besitzen. Dies alles trug zur Verlängerung seines Aufenthalts in Italien bey, welcher nach seiner mündlichen Versicherung überhaupt fünfzehn Jahre dauerte. Nach längerem Aufenthalt in Neapel kehrte er nach Rom zurück, wo er bey ausgezeichnet hohem Ruf immer mit vielen Aufträgen beschäftiget war, indem jeder Kunstfreund sich beeiferte, einige Arbeiten des Künstlers, die schon damals zu hohen Preisen bezahlt wurden, zu erlangen. Se. Majestät der König Ludwig von Bayern, der Förderer alles Schönen und Guten, bezeugte bey seiner Anwesenheit in Rom dem Künstler den achtungsvollsten lautesten Beyfall über ein Gemälde, welches einen Seesturm mit Wahrheit und Treue darstellt. Noch auf dem Krankenbette erinnerte sich der Künstler dieser Auszeichnung mit der innigsten Freude und fühlte sich zurück in jene Periode, bey deren Andenken er mit Wohlgefallen verweilte.

Bey einer im Jahr 1819 auf dem Capitol veranstalteten Kunstausstellung befanden sich mehrere vorzüglich vollendete Werke des Meisters, die besonders auch durch das Wohlgefallen Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, welcher sich damals in Rom befand, gewürdiget und die Veranlassung für die fernere Bahn des Künstlers wurden. Einige Jahre später nämlich vertraute ihm der hohe Monarch, welcher nicht allein die große Kunst des Meisters, sondern auch die anspruchlose, offene Bescheidenheit desselben zu schätzen wußte, die durch Füger's Tod erledigte, mehrere Jahre unbesezte Stelle eines Galleriedirektors am Belvedere zu Wien, zugleich mit der eines Schloßhauptmanns daselbst an, zu welcher schon mehrere unter sehr hoher Vergünstigung empfohlen waren.

Das, was der Künstler als Beamter für die ihm anvertrauten Kunstschätze wirkte und nach Einsicht zum Vortheil derselben mit freudiger Liebe schuf, verdient das höchste Lob. Er erwarb sich dadurch die hohe Achtung seines Monarchen und der allerhöchsten Staatsbehörden, besonders aber auch die seines würdigen Chefs, des kunstsinnigen Grafen von Czernie.

Nicht allein, daß die Gemälde der K. K. Gallerie nach den Schulen zweckmäßiger geordnet wurden und die Gemälde nach dem ihnen nöthigen Licht für den Beschauer leicht bewegt werden konnten, es wurden auch mehrere durch Alter verdorbene Gemälde restaurirt und manches Halbvergessene wieder in's Leben zurückgerufen. Endlich

*) Professor Vogel übte die heilige Gastfreundschaft, indem er den Kranken in sein Haus aufnahm und ihm Wartung und Pflege angedeihen ließ.

Digitized by Google

wurde sowohl zur Bequemlichkeit der Beschauer, als auch zur Erhaltung der Kunstwerke in der rauhen Winterzeit, die herrliche sehr nachahmungswerthe Einrichtung getroffen, die Gemächer durch die Meuselsche Heizungsmethode vermittelst Wandkanälen zu erwärmen.

Mit rastloser Liebe und kenntnißvoller Thätigkeit arbeitete der Verstorbene an diesem Unternehmen und bezeugte dadurch ohne Stolz oder Eigensinn seine Achtung für das ihm vom Staat anvertraute Kunstgut, so wie er auch jedem Besuchenden mit der größten Artigkeit entgegenkam. Schade, daß der Künstler die Vollendung seiner neuen Schöpfung nicht erlebte; noch in den lezten Tagen seines Lebens auf dem Krankenlager sehnte er sich mehrmals nach seinem Belvedere.

Obgleich die Thätigkeit dieses Mannes für den Dienst der Gallerie manche Zeit erforderte, so unterließ er dennoch nicht, durch den Pinsel noch so manches Herrliche aus der Natur auf die Leinwand überzutragen und es bleibt der Mit- und Nachwelt vieles aus der Zeit seines schönsten Alters. Wir sahen in der ehemals von Füger bewohnten herrlichen Kunstwerkstatt Rebells einen Cyclus großer Gemälde, wozu der Künstler von seinem Monarchen beauftragt worden war, um damit das Lustschloß Persenbeug auszuschmücken. Diese Gemälde stellten die schönsten Gegenden von Ober- und Nieder-Oesterreich und die herrlichen Umgebungen der Donau dar. Was die Meisterschaft des Künstlers in Hinsicht auf Wahl, Behandlung und Vollendung leistete, war hier zu finden; um nur eines der Bilder zu nennen, dessen Erinnerung uns lebhaft gegenwärtig ist, erwähnen wir die Ansicht des Stiftes und der Abtey Mölck bey dem schönsten Mondlicht, welches sich klar in dem von sanften Wellen bewegten Donaufluß spiegelt, während in dem Stift, über welchem ein grauer Duft liegt, der Saal des Refektoriums durch Kerzenlicht erleuchtet wird. Auf einem andern Gemälde mit einem Theil des Parks an einem der K. Schlösser befand sich im Vorgrund eine Gruppe Figuren, die einen Theil der K. K. Familie vorstellten.

Die im Frühjahr 1828 zu Wien *) eröffnete Ausstellung der K. K. Akademie, deren Mitglied der Verstorbene war, enthielt ebenfalls mehrere sehr schätzbare Werke desselben, worunter sich ein Sturm bey Mondbeleuchtung an der Meeresküste bey Fusaro, andere Marinen und Gegenden von Sorrento und Salerno, wo Fischer in rothglühender Morgensonne ihre Netze ausbreiteten, sich auszeichneten. In diesen, wie in den erstgenannten Gemälden mit den österreichischen Gegenden zeigte sich das große Talent das Künstlers in der Klarheit der Lüfte und besonders des Wassers. Die Ausführung war frey und geistreich und verfiel nie in Aengstlichkeit.

*) Man sehe das Dresdner artistische Notizenblatt. Nr. 15. S. 57.

Der geistig thätige Künstler, welcher seit seiner Rückkehr von Italien sich in einer ganz neuen Sphäre befand, suchte trotz den Geschäften seines Amtes, das er vier Jahr verwaltete, immer neue Kenntnisse zu erlangen. Besonders lag ihm daran, die in unserer Zeit so herrlich zusammengebrachte Sammlung ober- und niederdeutscher Gemälde der Gebrüder Boisserée, die durch die seltene Kunstliebe Sr. Majestät des Königs von Bayern nach München und Schleisheim gekommen waren, kennen zu lernen, und er beschloß daher, jenen Zweck im Auge, eine Reise nach Dresden, Berlin (wo er zugleich die reiche Ausstellung besuchen wollte), Leipzig und München. Sein Vorhaben wurde durch das Schicksal vereitelt; in der Mitte des Oktobers in Dresden angekommen, hatte er nur einige Tage in ruhigem, frohem Zustande die Ansicht der Gemäldegallerie, so wie die der Kupferstiche und Handzeichnungen genossen, als er über Erkältung, die er wahrscheinlich auf der Reise sich zugezogen, und über Ekel klagte, welches Uebel in eine gänzliche Entkräftung ausartete und nach fast achtwöchentlichem Krankenlager sein thätiges und wirksames Leben sanft, wie sein Charakter gewesen war, den 18ten December im zwey und vierzigsten Jahre endete. Die vorgenommene Oeffnung des Leichnams zeigte nach des berühmten Hofraths und Leibarzts des Königs von Sachsen, Dr. Kreisig, Meynung eine völlige Destruktion der Eingeweide und des linken Lungenflügels und eine Verhärtung im Magen.

Am zwanzigsten December erfolgte das feverliche Leichenbegräbniß des Entseelten nach dem katholischen Gottesacker, woran die Mitglieder und Professoren der Königl. Akademie zu Dresden, so wie das Personale der K. K. österreichischen Gesandtschaft, der eben anwesende Legationsrath Fr. Schlegel und andere Kunstfreunde Theil nahmen. Ein langer Zug von Wagen, worunter sich die Equipage des Prinzen Friedrich befand, folgte dem mit Blumen geschmückten Leichenwagen. Bey der Einsenkung des Sarges legte einer der Leidtragenden, der den innigsten Antheil an dem Schicksal des Verstorbenen bezeugte, einen frischen Lorbeerkranz auf das Haupt des Verblichenen.

In welcher hohen Achtung der Verstorbene an seinem Hofe stand, beweist die Theilnahme, welche man durch die während seiner Krankheit eingezogenen Erkundigungen an den Tag legte. Se. Durchlaucht der Fürst Metternich, der Oberstkämmerer Graf Czernin und Graf Moritz Dietrichstein hatten deshalb besondere Aufträge ertheilt *), auch war die K. K. Gesandtschaft zu Dresden mit eigenen Instruktionen für die Bedürfnisse des Verstorbenen versehen worden.

Dresden, im Decbr. 1828. **Frenzel.**

*) Referent bewahrt selbst einige Zeilen des Grafen D. auf, worin er mehrmals den Künstler als hochverdienten, seltenen Mann schildert.

Digitized by Google

N°. 23.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 19. März 1829.

Guttenberger Kapelle.

Als Nachtrag zu der Beschreibung der alten Bilder in der Guttenberger Kapelle haben wir noch zu bemerken, daß die jetzigen Besitzer von Schloß und Herrschaft Guttenberg, die freyherrliche Familie von Gemmingen-Guttenberg, die in jener Kapelle befindlichen in Nr. 19 und 20. beschriebenen Altargemälde, von dem verdienstvollen K. Gallerieinspektor Danner in Ludwigsburg mit dem besten Erfolg und zum wahren Gewinn für die Kunstgeschichte, hat wiederherstellen lassen.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

(Beschluß.)

Mehr noch durch nachlässige Behandlung beleidigte recht eigentlich ein Gegenstück, das Bildniß der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Rußland von Dawe, das Auge der Beschauer, worin diese, statt sanft leidender Züge einer, durch Kränklichkeit früh verblühten Schönheit, nur grelle Fleischtöne und ausdruckslose Härte der Umrisse erblickten, das Ganze aber durch eben so gemein gewähltes, als wahrhaft lieblos hingefudeltes Costüm so abstoßend erschien, daß nur der berühmte Name diese Säle einer Arbeit öffnen konnte, die so wenig des Künstlers Ruf entsprach. Mit mehr Liebe und Sorgfalt sah man den Kopf an dem lebensgroßen Bildniß Kaiser Alexanders behandelt, obwohl es flach und im gelblichen Ton gehalten, sich so wenig wie die Gestalt von der grauen Luft des Hintergrundes löste, die so form- als lichtlos zum kahlen Saum der lederfarbenen Steppe herabsank, welche einer neu angelegten Chaussee nicht ungleich, den kahlen Vorgrund bildend, am möglichst tief genommenen Horizont, mit einem grellblauen Streifen zusammenfiel, von dem es unmöglich zu bestimmen blieb, welchem Elemente er angehöre.

Wie leicht es sich manche Künstler von Ruf selbst bey erhabenen Gegenständen zu machen pflegen, davon sahen wir vor einigen Jahren hier ein Beyspiel, das ich gelegentlich in diesen Blättern niederzulegen mir nicht versagen kann.

Als nämlich der bekannte Maler Lawrence im Auftrag des Königs von England, die Monarchen und berühmtesten Feldherren unserer Zeit zu malen, auch den Congreß von Aachen besuchte, fand Se. Majestät der König von Preußen sich bewogen, sein lebensgroßes Bildniß bey dem Künstler zu bestellen; wie wenig dieses Werk den gespannten Erwartungen entsprach, die ein so laut und weit gepriesener Name erweckt, mag aus wenigen Worten folgender streng treuen Schilderung hervorgehen. Außer einer ganz bedeutungslosen, der Haltung Sr. Majestät des Königs völlig fremden Stellung, bey welcher sich Hr. Lawrence eine charakteristische Arbeit durch Verdeckung beyder Hände erspart, zeigte selbst der Kopf, klein, dürftig und in einer ebenfalls den Gewohnheiten des Königs entgegengesetzten Richtung, auf der Stirn nur wenig rohe Striche schwarzen Haares (statt des braunen), höchstens jene Art von Aehnlichkeit, welche von den Franzosen mit den Worten faux air bezeichnet, sich hin und wieder in der preußischen Armee bey Staabsoffizieren vorfindet, welche auf eine leichte Annäherung in den Formen hin sich zur Erreichung einer Aehnlichkeit mit dem verehrten Monarchen abmühen. Dies ging so weit, daß, als einer unserer ersten Künstler darum angegangen wurde, den Gesichtszügen eine stärker ausgesprochene Aehnlichkeit durch Nachhülfe zu verleihen, dieser, durch gewissenhaftes Copieren des Lawrence'schen Kopfes von der gänzlichen Verschiedenheit der Grundformen belehrt, den sonst gewiß höchst ehrenvollen Auftrag in der Ueberzeugung ablehnte: daß hier nicht zu helfen sey. Ganz der edlen Nachlässigkeit, womit der Obertheil behandelt worden, gemäß, streckte an der unteren Bekleidung sich statt aller Andeutung der Formen von dem Gürtel bis zur Sohle eine große Falte; grobe, weißgraue Pinselstriche über den Fuß galten hieroglyphisch für Rundung und Stiefelglanz. Rings herum aber zogen fahle, schlecht vertriebene Rauchwolken, aus welchen, ganz tief, zur Rechten des Beschauers, ein kleiner röthlicher

Digitized by Google

Lichtfunke blizte, gegen die linke Bildecke hin rollten drey kleine Kugeln ganz im Vorgrund; ein Aufwand von Erfindung, welcher nothdürftig für das Bildniß eines Artillerielieutenants hinreichend seyn mochte. Erwägt man die Stelle, welche Lawrence durch Gunst und Talent in seinem Vaterlande einnimmt, den Preis solcher Arbeiten (1000 L. St.) und die Zuversicht, mit welcher er dieselben dem Auslande, ohne Furcht vor seinem Künstlerruhm, zuschickt (auch in Coburg sah ich des Prinzen Leopold lebensgroßes Bildniß, zwar mit mehr Prachtaufwand, doch von gleich nachlässiger Behandlung), so darf es den Deutschen nicht befremden, wenn er von dorther Urtheile vernimmt, wie wir eins in der literary gazette, May 1822. No. 322 gelesen, worin u. a. von den Werken eines der ersten deutschen Maler gesagt wird: daß sich solcher Sudeleyen in England ein Porträtmaler vom 10ten Range (??) schämen würde. Dank sey es den hochgesinnten Monarchen Preußens und Bayerns, daß sie den vaterländischen Künstlern Gelegenheit geben, des Engländers Urtheil vor dem Forum des ganzen gebildeten Europa's zu berichtigen.

Herkulanum und Pompeji *).

Hr. Raoul Rochette hat der Akademie der Inschriften und der Akademie der schönen Künste zu Paris sehr interessante Nachrichten: Auszüge eines Briefs aus Pompeji, datirt vom 15ten Januar, die neuesten Aufgrabungen in Herkulanum betreffend, mitgetheilt. Sie sind folgenden Inhaltes:

Die fortgesezten Aufgrabungen in Herkulanum und Pompeji liefern von Tage zu Tage die wichtigsten Resultate, und geben zu noch glänzenderen Hoffnungen für die Folge dieser Unternehmungen Anlaß. Man ist zu Pompeji eben im Begriff eine prachtvolle Wohnung aufzudecken, deren mit Colonnaden umgebener Garten der größte ist, den man bisher gefunden hat. Einige der Gemälde, mit denen der Säulengang geziert ist, sind gleichfalls vom höchsten Interesse. Man bemerkt unter andern mythologischen Gegenständen vorzüglich Perseus, welcher mit Hülfe Minervens die Medusa tödtet; Merkur, im Begriffe den Argus einzuschläfern, um ihm die schöne Jo zu rauben, ein Gegenstand, der unter den Denkmälern der Kunst ungemein selten ist; Jason, den Drachen und die drey Hesperiden. Das Ausgezeichnetste aber, was dieses Haus dargeboten hat, sind einige silberne Basreliefs, die auf elliptischen bronzenen Täfelchen befestigt waren und Apollo und Diana darstellten. Eine Menge anderer Gegenstände, Möbeln und Utensilien von auserlesenem Geschmacke erhöhen noch das Interesse, welches die Entdeckung dieser schönen und reichen Wohnung erregte.

In Hinsicht auf die antiken Gemälde, scheint das zulezt in Pompeji entdeckte Haus alle früheren zu übertreffen. Die durch frühere Aufgrabungen fast schon erreichte Gewißheit, daß der Theil, woran man gegenwärtig arbeitet, das schönste Viertel dieser alten Stadt sey, bestätigt sich ohne alle Widerrede durch den Umfang der eben besprochenen Wohnung, wie durch die Menge und Vollendung der Gemälde, mit denen sie geziert ist. Folgendes ist die nähere Beschreibung. Man findet gleich im Vordertheile das toskanische Atrium, den gewöhnlichen, und so zu sagen nothwendigen Theil der pompejanischen Wohnungen. Dieses Atrium ist mit kleinen, sehr angenehm verzierten Gemächern umgeben, und aus diesen kommt man in einen kleinen Garten, um welchen gleichfalls Zimmer zu dem Gebrauche der Gäste des Hauses vertheilt sind. Zur Linken des Atriums befindet sich ein Durchgang, der zu weiten Bogengängen führt, die auf roth bemalten Säulen ruhen und bis zur Verschwendung mit Allem geschmückt sind, was die antike Malerey uns Auserlesenes und Liebliches erhalten hat.

Unter den Bildern bemerkt man vor allen folgende Compositionen: Medea auf die Ermordung ihrer Kinder sinnend, die unschuldig mit Würfeln spielen, während ihr Erzieher, mit der Gefahr, die ihnen droht, nur zu bekannt, in einiger Entfernung das Loos, das ihrer wartet, zu beseufzen scheint; die Söhne und Töchter Niobe's von den rächenden Geschossen Apollos und Dianas verfolgt, eine Composition voll Leben und Mannichfaltigkeit; Meleager zieht auf die Jagd des Calydonischen Ebers; Perseus befreyt Andromeda; eine Bachantin; Musen, und mitten unter diesen tragischen oder ernsten Gegenständen groteske Darstellungen, wie z. B. ein Pigmäe, der einen Affen tanzen läßt, und Gemälde von Früchten und Thieren, die mit vorzüglicher Kunst ausgeführt sind.

Diese Bogengänge dienten nur zu Spaziergängen; sie schließen einen kleinen Garten ein, in dessen Mittelpunkte sich ein Becken befindet, in welchem man Fische nährte; in der Tiefe ist ein weites Triclinium. Das Gynäceum oder der den Frauen bestimmte Theil der Wohnung lehnt sich an ein Peristyl, gleichfalls von Bogengängen eingeschlossen und mit kleinen Zimmern umgeben, worin sich ein wahrer Luxus in Gemälden entwickelt, denn alle hier befindlichen sind vom ersten Range. Castor und Pollux, die Götter der Gastfreundschaft, sind auf jeder Seite der Eingangspforte dargestellt. Die übrigen vorzüglichen Gegenstände, die sich der Reihe nach darbieten, sind: Echo und Narcissus; Endymion; Achilles, als Kind von seiner Mutter Thetis in den Styx getaucht; Mars und Venus; Saturn; Orpheus; Ceres; Mars

*) Journal des Debats. 9. Fevrier 1829.

Digitized by Google

Pacificus; Jupiter Hospitalis, und eine Gruppe von einem Satyr und einem Hermaphroditen, ein klassisches Gemälde.

Die Exedra, der beträchtlichste Theil der Wohnung, ist mit bewunderungswürdigen Gemälden geziert, Bachantinnen von unvergleichlicher Schönheit darstellend; Achilles, das Schwerdt gegen Agamemnon ziehend, den Minerva zurückhält, ein Gegenstand, welcher für die Bewohner des alten Pompeji ein ganz besonderes Interesse gehabt haben muß, denn er fand sich schon, obgleich nur mittelmäßig ausgeführt, unter den Gemälden des Venustempels auf dem Forum; Achilles in Frauenkleidern von Ulysses am Hofe des Lycomedes erkannt; der bettelnde Ulysses von dem treuen Eumäus aufgenommen. Der Styl dieser lezten Gemälde scheint Alles zu übertreffen, was man von antiker Malerey kennt. Endlich kömmt man in einen dritten Garten, gleichfalls mit einem Säulengang umgeben, in roth gemalt und mit folgenden Malereyen gezirrt: Phädra entdeckt Hippolyt ihre blutschänderische Leidenschaft; verschiedene tragische und komische Scenen; die Fabel von Aethra und Aegeus; Apollo und die in Lorbeer verwandelte Daphne. Eine kleine Nische oder sacrarium ist an der Vorderseite dieses Gartens, aus welchem man in ein drittes Peristyl tritt, welches zur Wohnung eines Freygelassenen der Familie gedient zu haben scheint.

Unter den vorgefundenen Gegenständen der Hauseinrichtung wird auch eine mit eleganten Bronzeverzierungen reich geschmückte Kasse aufgeführt, welche in einem Winkel des Gynäceums eingefugt war, und zwey und vierzig goldne und sechs silberne Kaisermünzen enthielt.

Man kann von so interessanten Entdeckungen nicht sprechen, ohne beyzufügen, daß man sie vorzüglich dem unermüdlichen Eifer des jungen Marquis von Ruffo, Direktors der Künste im Ministerium des königlichen Hauses, verdankt, welcher in der langjährigen Erfahrung des ehrwürdigen Arditi, Direktors der königlichen Museen, und in den Talenten und der Thätigkeit des Architekten der Aufgrabungen C. Bonucci, den ersprießlichsten Beystand findet. Man darf von den Fortschritten einer solchen Händen anvertrauten Unternehmung Alles erwarten, und ohne Zweifel waren die Wünsche, die sich von einem Ende des gelehrten Europa bis zum andern für die gänzliche Reinigung Pompejis vom Schutte, und für die Fortsetzung der Aufgrabungen in Herkulanum erhoben, nie ihrer Erhörung näher, nie in dem Falle einer glücklicheren Erfüllung, als seitdem die Leitung dieses großen Unternehmens einem Manne wie Ruffo übertragen ist, welcher den Ruhm seines Namens an die Verherrlichung der antiken Monumente seines Vaterlandes knüpfen zu wollen scheint.

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Nekkargegenden von Carl Jäger, Pfarrer in Bürg bey Heilbronn.

II.

Wimpfen am Berg.

(Fortsetzung.)

Von noch höherer Vollendung ist ein Seitenaltar der Kirche, dessen auch Mone im zweyten Band des Badischen Archivs gedacht hat. Hier hat der Bildschnitzer sein Messer so leicht und sicher geführt, als der geschickteste Maler seinen Pinsel. Das Hauptbild ist ein heiliger Georg, eine sehr kräftige Gestalt, zu seinen Seiten die heilige Catharina, und eine Heilige mit einem Korbe, vielleicht abermals Elisabeth. Ueber ihren Häuptern zierlich gearbeitete, reich belaubte Bögen. Auf einem der Flügel sind die Leiden der heiligen Catharina dargestellt; wie leicht und gefällig hängen die Locken, welch ungemein zarter Körperbau, welch ein Ausdruck der Ergebung in den Zügen des Gesichts! Eine eben so vollendet schöne männliche Gestalt ist die des Scharfrichters, aus dessen schwarzen Augen etwas Wildes und Grausames blickt. Vergleicht man ihn aber mit dem ihm zunächst stehenden Peiniger der Elisabeth, der Hohn und Schadenfreude nicht verbergen kann, so erscheint er doch als ein Mann, der sine ira et studio thut, was seines Amtes ist. Im Hintergrunde dieser Scene wird Catharina, der Legende nach, von Engeln zur Spitze eines Berges getragen und dort begraben (daher die vielen Catharinenlinden in Deutschland). In diese Scene hat der Künstler etwas Aetherisches gelegt. Mit welcher Zartheit und Schonung wird nicht der Leib getragen. Ein mit Interesse nach Catharinen hinblickender Mann soll entweder die Schaar der durch Catharinens Tod Bekehrten, oder den andeuten, der nach der Sage auf den Grabhügel Catharinens eine Linde gesezt hat.

Der andere Flügel stellt die Marter des heiligen Georgs dar. In grellem Contrast gegen die Grausamkeit seiner Peiniger stehen zwey Hunde, die hier auch anwesend sind, ein Pudelhündchen von den feinsten Haaren und ein Hühnerhund; sie scheinen mehr zu fühlen, als diese Menschen. Ein dabey stehender Mann scheint mit seinem Zeigefinger auf den heiligen Georg zu weisen, entweder ihn tröstend, oder ihm das Verdiente seiner Leiden zu Gemüthe führend. Doch ist der Stab, den er in der Hand hält, mehr einem Sombol der Macht ähnlich, mit der er hier auftritt. In der Mitte eines sanft ansteigenden Berges waidet ein Schäfer seine Lämmer, und auf der Spitze des Berges wird Georg enthauptet. Composition und Ausführung an diesen Schnitzereyen verrathen die höchste Stufe der Kunst, was besonders dann auffällt,

Digitized by Google

wenn man sie mit den Schnitzereyen des Hochaltars vom Jahr 1519 vergleicht. Wenn wir hören, daß Wimpfen mit Nürnberg in allseitiger Berührung stand, so müssen wir glauben, es seye der vortrefflichsten Nürnbergischen Bildschnitzer einer, der diese Arbeit verfertigt hat; vielleicht auch ein Schüler Wohlgemuths. Die äußeren Theile der Flügelthüren haben Malereyen. Unter den hier dargestellten Heiligen ist nur einer bemerkenswerth, der mit einem sehr ausdrucksvollen Gesicht in einem Buche liest. Dagegen sind einige dieser Bilder sehr beschädigt.

In der Nähe dieses Altars sah ich eine auf Leinwand gemalte Biblia pauperum am Boden liegen. Sie wäre wohl einer besseren Aufbewahrung werth. Sie besteht etwa aus 60 Vorstellungen aus der heiligen Schrift, und fängt mit Gott dem Vater an, der mit einem Heiligenschein zwischen Sonne und Mond steht. Die sehr scharfen, schwarzen Umrisse der Figuren scheinen mit der Feder gezeichnet zu seyn, innerhalb der Umrisse ist alles mit Farben bemalt, besonders mit rothen und gelben. Hier ist noch alles roh und unausgebildet, die Beine steif, Köpfe und Mienen fratzenhaft, die Stellungen ungeschickt. Man sieht an sämmtlichen Bildchen den Kartenmaler. Uebrigens ist das speculum humanae salvationis vollkommen durchgeführt. Wenn mich nicht alles trügt, so sah ich vor Zeiten auf den schönen Glasmalereyen der Stiftskirche zu St. Peter in Wimpfen im Thal, die nun in Darmstadt sind, ganz dieselben Vorstellungen in derselben Ordnung. Dies wäre ein neuer Beweis, daß die Vorstellungen der Biblia pauperum nur Copien von Fenstergemälden sind (s. Lessings Beyträge zur Literatur II. 327). In Wimpfen hatten die Dominicaner, die sich den Unterricht des Volkes besonders angelegen seyn ließen, ein Kloster, und es wäre möglich, einer dieses Ordens hätte dem Maler die Ideen zu diesen Darstellungen an die Hand gegeben, wie einst der Prior eines Dominicanerklosters in Nürnberg im Jahr 1473 eine historia sacra et profana an die Wände seines Kreuzgangs malen ließ. Die Sacristey der Kirche bewahrt ein Hostienkästchen, das mit niedlichen Malereyen geziert ist, die zwar, wie Grimm sagt, an Dürers Zeit erinnern, aber nicht von ihm sind.

Das Kästchen nimmt etwa den Raum eines Quadratschuhs ein. Das Aeußere des Deckels enthält eine Kreuzigung auf Goldgrund, und zwar eine Andeutung des Augenblicks, da Jesus sprach: es ist vollbracht. Das magere Gesicht, die langen, dürren Beine und das regellose Haupthaar beweisen, daß dem Maler kein Ideal, sondern nur die reine leidende Menschheit vorschwebte. Ihm zu beyden Seiten stehen Maria und Johannes. In den ausdrucksvollen Gesichtszügen der Maria liegt reinmenschlicher Schmerz, noch nichts von einer Ahnung höherer Pläne. Dieses völlige Hingeben in den Jammer ihres Herzens ziert jedoch das Gesicht. Dagegen hat der Maler den Johannes wohl ruhiger gemalt, als er wirklich bey dem Tod seines Freundes war. Er hat ein Buch in der Hand, und mit einem Finger eine Stelle desselben bezeichnet. Sein Evangelienbuch ist es nicht. Aber etwas ungeschickt war es von dem Maler, dem Johannes am Kreuze seines Freundes das alte Testament in die Hände zu geben. An dieser Darstellung ist die Farbe etwas gesprungen, und droht sich in kleinen Massen abzulösen. Ein weniger feuchter Aufbewahrungsort wäre daher für dies Kästchen zu wünschen.

Auch das Innere des Deckels enthält eine, und zwar sehr sinnreiche Darstellung aus der Leidensgeschichte. Es ist nämlich der Augenblick gewählt, da Jesus von den Kriegsknechten des Pilatus verspottet wird. Die Farbe des Purpurmantels, den Jesus trägt, ist zwar sehr schön, der Mantel selbst aber will sich dem hageren Leibe nicht anschmiegen. Mit vor Schmerz gekrümmtem Leibe und vorgebeugtem Kopf sizt der Herr auf einem Steine. Auch hier nichts Ideales; den nackten Leib hat dieselbe Hand gezeichnet, wie den auf der Außenseite des Deckels; eine wahre Jammergestalt, nichts von der erhabenen Ruhe des Erlosers unter den Peinigungen seiner Feinde.

(Der Beschluß folgt.)

Etwas für Münz-Liebhaber.

Im Kunstblatt Nr. 2. vom 5ten Jänner 1829 S. 8 findet sich eine Nachricht von einer Goldmünze des Kaisers Honorius, die zu Thirsk in Yorkshire gefunden wurde. Der Beschreibung nach gehörte sie unter die seltensten Stücke des Honorius, von dem Eckhel in Catalogo Musei caesarei und Rasche in seinem Lexico rei numariae mehrere anführt, wenn die Um- und Inschriften der Haupt- und Kehrseite richtig wären. Allein auf der Hauptseite scheint das gewöhnliche D. N. (Dominus noster) durch Auflösung des N. in zwey Buchstaben I und V. in DIV. (Divus) verwandelt zu seyn, das aber auf den Honorius nicht paßt, da das DIVVS vor dem Namen verstorbener Kaiser mit Constantin dem Großen aufgehört hat. Auf der Kehrseite dürfte in der Chiffre des Abschnittes ebenfalls, statt des räthselhaften COMOD, das gewöhnliche COMOB gelesen werden; eben so scheint die Umschrift auf der Kehrseite, die man VIGTORIA AVE las, im zweyten Worte unrichtig zu seyn, da man statt AVE in den dergleichen Goldmünzen des Honorius AVGG oder AVGGG. im Ganzen aber VICTORIA AVGVSTORVM liest. Zwar sind ähnliche Verstoße wie die gerügten von den Stempelschneidern jener Zeit bekannt, allein die oben berichtigten scheinen mehr vom unrichtigen Lesen, als vom unrichtigen Prägen herzukommen.

B. g.

Digitized by Google

N°. 24.

Kunst-Blatt.

Montag, 23. März 1829.

Kunst, Künstler und Kritik.

Beym Schluß der Berliner Kunstausstellung *).

Eben schließt man die Thüren der Ausstellung. Die wogenden Massen, die hier in den hellen Stunden der späten Herbsttage, Kunst, Unterhaltung oder nur sich suchten, sind wieder zerstreut. Noch wandeln Viele, an denen der tägliche Besuch schon die Macht einer andern Gewohnheit ausübte, mechanisch unter den breiten Linden und gaffen die Bretterkisten an, die herausgetragen werden, die verhängenen Gemälde, die uns vielleicht näher bleiben. Ich kann nicht sagen, daß ich eine Aufregung sehe, eine Theilnahme in den Blicken lese, aber doch ein gewisses Etwas, das jeden überkommt bey der Zerstörung, der Auflösung eines dauernden Zustandes. Kennt man die Bangigkeit des Dichters, der jezt die lezten Federstriche an einer größern Arbeit thut? Es gilt ein Scheiden von etwas, das uns werth geworden, von Etwas, das sich mit unserm Thun und Seyn verwebt hat. Fühlt man nicht schon diese Leere, diese leichte Bangigkeit, wenn man einen bändereichen, interessanten Roman beendet? Sind mir die Gestalten lebendig, werth geworden, zögere ich wohl auf den lezten Seiten. Es ist dies eine rein menschliche Regung, ganz getrennt von dem künstlerischen Eindruck, der erst später, in seiner Größe und Reinheit, die Seele ergreift. Das Gefühl des Scheidens, des Nichtwiederkehrens will unwillkührlich sein Recht. Zaudert doch selbst der Schritt beym Hinaustreten aus einer alltäglichen, selbst einer langweiligen Gesellschaft. Es fällt uns so vieles ein, was wir uns mittheilen sollen, und Morgen ist ein anderer Tag, vier und zwanzig Stunden dem Grabe näher.

Hier ist es ein Schritt von zwey Jahren, und welche inhaltreichen zwey Jahre, wenn man vergleicht, mit den vorhergehenden, wie um zwey und zwey Jahre die Schöpferkraft wuchs, jugendliche Talente sich entfalteten und die in Mannesblüthe immer freyer und schöner sich bewegten. Rührt doch schon manche der Gedanke an die Zersplitterung einer mühsam gesammelten Bibliothek. Und dies sind doch Schätze, die kein innerer Zusammenhang unmittelbar verbindet. Die Bücher stammen aus allen Jahrhunderten, aus allen Ländern; jedes einzelne kann für sich verstanden werden, es läßt sich eine Sammlung andrer Exemplare denken und bewerkstelligen. Eine Kunstausstellung, wie die unsere, ist etwas lebendig Ganzes. Eine ganze Zeitrichtung spiegelt sich in ihr ab, wir sahen das Bestreben, die Ideen, wir verglichen die Kräfte, wir freuten uns einer ungesehenen Blüthe. Es war etwas Ueberraschendes, trat man in diese reichen Hallen. Das Auge, nur gewohnt an das blasse Licht des Nordens, wurde berauscht von den warmen, von den brennenden Farben. Gluth der Leidenschaft, der Liebe, der Andacht, der Erhebung, des Schmerzes, strahlte uns entgegen aus den tiefen Gesichtern. Wer lange unter ihnen umherwandelte, fühlte sich, wie wer auf den Kirchhöfen im Lesen der Leichensteine sich vertieft, aus der Gegenwart entrückt. Man lebte in einer untergegangenen, herrlich wieder auftauchenden Welt. Wenn man dann umherblickte auf die Mitzuschauer, wie bleich, wie ausdruckslos dünkten die schönsten Gesichter gegen einen Rinaldo, eine Armide, gegen Roland, Ariost, Turpin, gegen Julie, Romeo, den Fischer, die Nixe, Tancred, Clorinde u. s. w. u. s. w., ja selbst welch ein anderes Feuer strahlte aus den Augen derer, welche des Malers Hand aus der Wirklichkeit zu Gebilden der Kunst erhoben hatte. Selbst die süße Schwermuth, so reizend aus schönen Augen zu uns sprechend, fand sich übertroffen durch den Ausdruck so manches unscheinbaren Gesichtes zwischen den goldenen Rahmen. Und was wollte aller Putz, alle seidenen und sammtenen Stoffe, was wollten die modernsten Formen, die sich in den brillantesten Stunden des Tages zeigten, gegen die Stoffe sagen, welche der Pinsel mit einfachen Farben auf die Leinwand geworfen.

*) Obgleich dieser Aufsatz etwas verspätet erscheint, da wir erst den früher begonnenen Bericht über die Berliner Ausstellung abwarten wollten, so wird er doch, wie wir hoffen, nicht ohne Theilnahme gelesen werden.

Red.

Digitized by Google

Der Blick, und mit ihm der Sinn, wer ihn hat, war entrückt in ein Feenreich, aber keines luftiger Nebelwesen, sondern adliger Gestalten, wie sie erblühen können, wo das innere Leben siegend hindurchdringt. Und daneben diese grüne Natur. Zwar sahen wir nicht das vom Sonnenlicht getränkte Meer, wie es Catels Pinsel zu schaffen weiß, dafür aber Himmel und Erde und das dunkle, duftige Grün der Laubgrotten, und wir fühlten die Luft gemalt, wo auch mit keinem Pinselzuge der Horizont angedeutet war. Dies Feenreich, etwas durchaus Ganzes, Zusammenhängendes, verschwindet, zersplittert sich in alle Welttheile durch eine Annonce der Akademie, die schon (etwas Ungewöhnliches!) um eine Wochenfrist das Daseyn des Zauberwaldes gefristet hatte. Nun gehn wir die Linden auf und ab, der Novemberhauch feuchtet den Boden und treibt die gelben Blätter uns entgegen, mahnend, daß Feenwelt und Wirklichkeit den eisernen Gesetzen der Zerstörung unterworfen sind. Das von der Farbenpracht und Ausdrucksfülle der gemalten Gesichter entzündete Auge war so geblendet (oder so erleuchtet?), daß man häufige Beyspiele weiß, wo nahe Bekannte die Lebenden für Bilder hielten, andere die Bilder wie Bekannte grüßten. Sollten nun die empfangenen Eindrücke so schnell verschwinden, daß sie nicht noch lange vor dem inneren Auge ausdauern! Mir rauschen noch aus den entblätterten Linden die stummen Grüße entgegen, welche die Geisterwelt den Lebenden zollte; aus den dürren Aesten formiren sich Armidens und des Fischers Lauben, die schönen Frauen, mit Gluth des Südens auf der hohen Stirn, im dunkeln Auge, wandeln noch zwischen den eisernen Geländern, ich sehe noch einen Tancred, einen Roland, die Evangelisten sind mir noch nicht fremde Wesen. Ich bilde mir ein, der Gedanke von Tausenden werde noch von diesem Mozart gefesselt, ehe er in gewohnter Weise zur Bewunderung dieser oder jener gefeierten Sängerin zurückkehrt, die höchste Leistung unseres Tages- und Abendenthusiasmus. Aber nein! Alles ist schon wieder in's gewöhnliche Geleis zurückgegangen. Die Leute stehen vorm Akademiegebäude und ziehen ihre Uhren auf, nach der einen Uhr, welche die Norm für die Residenz abgibt. Sie witzeln über Armidens winklige Beine, über das rothe Sammetkleid, auf dem ein Kopf angebracht ist, und mein Kunsttraum ist vorüber.

Am Ende der Linden steht das Opernhaus; mit einer Wendung rechts begegne ich dem neuen Schauspielhause. Welche Vergleiche drängen sich dem Gedanken auf! Die Blüthe der einen Kunst begegnet dem Welken, dem Dahinsterben der andern. Wir sind der Thränodien über den Verfall des Theaters müde. Wir freuen uns, wenn noch ein Sommerstrahl gelegentlich durch den Novemberhimmel dringt. Wir sehen auch hier noch Schönes, aber im innersten Drange steht heut der Maler, wie wir ihn kennen lernten, dem Mimen und Theaterdichter schroff gegenüber. Diese arbeiten nur auf die Wirkung, auf die blitzähnlich schlagende Wirkung, auf das Begreifen der Menge, und was uns an den jungen, mit frischer, froher Kraft schaffenden Malern die höhere Freude gewährte, war weniger das Geleistete, das schon Errungene, als das künstlerische Bewußtseyn, die Selbstzufriedenheit, welche nicht nach dem gelegentlichen Applaus geizt, welche von einem heiligen Drange getrieben, nach der Vervollkommnung ringt, unbekümmert, ob es dem Geschmack der Masse entspricht oder nicht. Mit dem Geständniß, daß dies Bekenntniß der Schwäche von Jemand niedergeschrieben wird, der sich selbst zuweilen in der Bühnendichtung vergnügt, wird ihm Niemand Partheylichkeit vorwerfen. Auch sage ich mich los von den Moralisten unserer Kunst, die darin ein großes Unglück erblicken. Zu keiner Zeit haben alle Künste nebeneinander geblüht. Die Zeit der großen Malerschulen Italiens fällt ungefähr mit der Blüthe der neuern epischen Dichtung zusammen; allein das Drama lag noch im Argen oder in der Kindheit. Als die schöne Periode für das Drama in Deutschland war, sahen Goethe und Schiller keine Meister unter den Malern, die sie als Geistesverwandte hätten grüßen mögen. Will jezt der Demos das Theater allein beherrschen, was da klagen, wo dem geistig Erweckten Leben und Schönheit in mehr als einer Kunst begegnen? Hebt sich doch auch die epische Dichtung in ihrer allerneuesten Gestalt, im Roman und der novellistischen Erzählung. Lasse man sich nicht betrüben, wenn der Dramatiker in gleicher Progression abwärts steigt, wie der Maler aufwärts; denn lehrt uns nicht die poetische Erhebung dieser Kunst nach solcher Erniedrigung, Verflachung, Dürftigkeit, daß eine Regenerationskraft in der christlichen Welt lebendig ist, und was ist trostreicher, als dieser Gedanke?

Es herrschte ein großer Charakter durch die diesjährige Ausstellung. Nicht die todte Nachbildung der Wirklichkeit, nicht allegorische Phantasien ermüdeten das Auge, es erblickte überall die Poesie. Die ewige Mutter der Künste, die homerische eine Musa hatte gewaltet, man sah, wie von ihrem Hauch geschwängert, die in die Augen fallende Mehrzahl der Gemälde geboren war. Ungerecht ist es, wenn man nur Schadows Schule diesen Vorzug zugestehen will. Freylich weht über alle Bilder dieses Meisters und seiner Schüler ein eigenthümlicher Hauch dichterischer Auffassung, freylich überraschte uns wohlgefällig in allen Düsseldorfer Gemälden die Harmonie zwischen der Erfindung und der Behandlung, für die man, um sie vollständig zu bezeichnen, aus der englischen Sprache das Wort smooth entlehnen möchte; denn un-

Digitized by Google

sere „sanft," „zart," „anmuthig," „süß" mit einem schwachen Anklang von „geleckt," will, selbst zusammengefaßt, noch nicht jenen wohlgefälligen Ausdruck begreifen. Aber die Muse hatte doch nicht allein in Düsseldorf dem Pinsel zugelächelt. Sollte es keine Poesie seyn, wie Wach die Farben beschworen, wie er die Seele aus der verborgensten Tiefe in manches Antlitz gelockt hat! Es ist allein schon Poesie, wer wie er zu herrschen weiß über eine einzelne Farbe, nicht ablassend, bis sie sich ihm in aller Schattirung, in allem Lichtschein offenbart. Er erscheint uns wie ein Zauberer, der mit hartnäckigem Eigensinn einen Grundstoff in allen Verwandlungen verfolgt, bis dieser ermattet vor dem Mächtigen hinsinkt. Ein Spiel mag es seyn mit Farben und Tönen, aber ist Novalis darum kein Dichter, weil er die Gestaltung noch versäumend, sich in diesen embryonischen Träumen gefällt? Eine verfehlte Ausführung eines gemeinsam mehreren seiner Schüler gegebenen Themas kann dieses nicht in Mißcredit bringen, und wir sahen eine vortreffliche Lösung der poetischen Aufgabe von Henning: ein Kind von seinem Genius vor den Lockungen des Versuchers bewahrt. Die Composition eines andern Schülers des Meisters, Däge, ist weniger besprochen worden, als die klare Ausführung des poetischen Gedankens verdiente; sie stellt die Lebensalter mit den Emblemen der Jahreszeiten vor. Manches ließe sich hinzuwünschen, z. B. der Jugend eine anmuthigere, keckere Schönheit, aber die Poesie überwand die Allegorie. Wir lasen nie ohne Rührung die Schrift im Bilde: tacitisque senescimus annis, die nicht erst buchstäblicher Unterschrift bedurft hätte. Unter seinen andern hoffnungsvollen Schülern ist Ahlborn, jezt in Rom, schon zu einem Meister herangereift. Auch wäre man ungerecht gegen Begaß, ihm die Poesie absprechen zu wollen. Die Behandlung seines Tobias hatte etwas frostig rigides; der Hauch des Orients, der Farbenschmelz, der zarte Ton des Fleisches, die Seele im Adel fehlte ihm, aber die dichterische Composition des Bildes ist deshalb nicht wegzuläugnen. Günstiger aufgehängt, wo die scharfe Behandlung nicht zu grell im Gegensatz zu den dunkeln, warmen Sammetfarben der Schadow'schen Bilder getreten wäre, und das Urtheil über das Bild wäre günstiger ausgefallen. Außer seinem trefflichen Porträt einer schönen Dame erfreute Ausführung wie Erfindung in kleinen Genrebildern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Nekargegenden von Carl Jäger, Pfarrer in Bürg bey Heilbronn.

II.

Wimpfen am Berg.

(Beschluß.)

Desto mehr Eigenthümlichkeit hat der Maler in die Köpfe der Dränger gelegt. Bey den zwey vor ihm Knieenden ging der Maler von dem Grundsatz aus, daß sich jede Seele ihren eigenen Körper baue. Die Originalien zu diesen zwey Kerls nahm er aus der eigentlichen fex populi, die in moralischer und physischer Beziehung niederer steht, als andere ehrliche Leute: wahre Lazaroni, magere Gesichter, hervorhängende Augen, große Nasen, erhabene Backenknochen, großer Mund, breit gedrückte und ungeformte Köpfe ohne Haare, alle diese Ingredienzien der Häßlichkeit sind in voller Harmonie angebracht. Der eine ist ein Morgenländer in einem rothen Wams, das ihn durch sein Anschmiegendes und seinen sonderbaren Schnitt noch häßlicher macht. Die zerrissenen Beinkleider zeigen dürre, ungestaltete Beine. Mit der einen Hand zieht er seine Mütze ab, mit der andern reicht er dem Herrn einen Zweig mit dem Ausdruck des boshaftesten Lächelns. Der zweyte Kriegsmann ist wo möglich noch häßlicher, als sein bräunlicher Nachbar, er deutet mit seinem Zeigefinger auf seine heraushängende Zunge, zum Zeichen, daß dem Herrn dieses liebliche Gesicht gelte.

Auffallend ist die Nationalverschiedenheit zwischen den beyden genannten Kriegsknechten und zwey andern, die sich in demselben Verhältniß gleichsehen, wie die ersteren. Auch hier ist fex populi.

Der Jesu zunächst Stehende trägt einen den Leib kaum bedeckenden grünen Mantel und eine grüne Mütze. Zwischen dem etwas krumm gezogenen Munde und dem zu einem Streiche ausholenden Arm ist harmonia praestabilita. Sein Gesicht zeigt aber keinen Spott, sondern nach Ueberzeugung handelnden Amtseifer.

Der vierte Kriegsknecht, in dessen Gesicht etwas Gutmüthiges liegt, hat eben auch ausgeholt zu einem Streich, allein in demselben Augenblick scheint seine Kraft zu erlahmen, der andere Arm ist auch auf eine Weise in die Höhe gehoben, die für die Bewegungen des andern Armes gar nicht bequem ist, zudem ist der Blick dieses Kriegsknechts keineswegs auf den Gegenstand seines Eifers, gen Himmel gerichtet. Die Deutung ist wohl nicht schwer. In diesem Augenblick geht ihm ein höheres Licht

Digitiz

auf, zu dem das auch dem Rohesten nicht völlig verschlossene Gefühl des Mitleidens den Weg bahnte. Offenbar lag dem Maler die Bekehrung eines Sauls im Sinn; so wollte er das Gemüth des Beschauenden und das Grausame in der Handlungsweise der übrigen Kriegsknechte ausgleichen. Daß er zu dieser Scene den Kaiphas und nicht den Pilatus stellte, ist dem Maler zu verzeihen. Jener taugt offenbar besser hieher; Spott und Hohn hält der hier im Ornat befindliche Hohepriester unter seiner Würde, sondern es ist das ruhige Wohlgefallen eines orthodoxen Juden an der Qual eines gefährlichen Neologen. Etwas Vorsicht liegt dabey in seinem Blick, als wollte er sagen: ja nicht auf das Fest!

Der innere Boden des Hostienkästchens ist mit einem Christuskopf geziert, der sehr an den in der Boisserée'schen Sammlung erinnert. Seine Haare sind schwarz. Die kirchliche Tradition ist über die Farbe seiner Haare bekanntlich nicht einig. Die älteste aus dem Briefe eines Lentulus entnommene Tradition gibt ihm dunkle, glänzende und rollige Haare, die nach nazarenischer Sitte gescheitelt waren. (S. Roiske exercit. histor. de imaginibus Chr. p. 152. 59. der übrigens Varianten hat). Die zweyte ist von Nicephorus und sagt: seine Haare waren blond und nicht üppig, wallten aber in sanften Locken herab. Die erstere Tradition scheint in der Kunstwelt die herrschende geworden zu seyn. Um diesen Christuskopf ganz würdigen zu können, trenne man den obern Theil von dem untern. Die Stirne ist nicht ganz klar, der Schmerz von der Dornenkrone theilt sich besonders dem sonst schönen Auge mit. Dagegen drücken Mund, Nase und Kinn eine heitere Ruhe, ja fast Mitleiden mit denen aus, die ihn beweinen wollten. Die Carnation des Fleisches ist trefflich, der Kopf durchaus richtig gezeichnet und befindet sich im Goldgrunde, oberhalb desselben steht mit goldenen Zahlen die Jahreszahl 1888 (1188).

Diese Jahreszahl führt abermals auf Wohlgemuths Schule, deren Vorzüge und Mängel auch sonst an diesen Bildchen sichtbar sind. Treffliche Gruppirungen, individuelle Köpfe, lebendige Carnation des Fleisches, aber hie und da etwas steife Draperie, nur in minderem Grade, als in Albrecht Dürers Schule. Der Mantel Jesu hängt etwas zu schwer, der Faltenwurf ist nicht ganz natürlich und erinnert noch an Sculptur. Allzutreues Nachahmen der Natur hat in's Trockene und Magere geführt. Auch sieht man wohl, der Maler hat nicht nur den Pinsel gehandhabt, sondern auch in Holz geschnitten. Auch hatte bekanntlich schon van Eyck die byzantinische Fessel des Goldgrundes abgeschüttelt, um seinen Bildern mehr Leben und Wärme zu geben. Sein Schüler Wohlgemuth aber, orthodoxer als sein Lehrer an der einmal von der Geistlichkeit bestimmten Form hängend, kehrte zum Goldgrunde zurück, den wir auf unsern Bildchen finden. Ich würde keinen Anstand nehmen, Wohlgemuth selbst für den Verfertiger derselben zu halten, wenn ich nicht außen auf dem Mantel der Maria ein Monogramm, das die Figur eines liegenden ⊣, in einem Schild eingeschlossen, bildet, fände, das ich überhaupt noch in keinem Monogrammenverzeichniß fand, und entweder ein unbekanntes Monogramm Wohlgemuths seyn, oder einem unbekannten Schüler von ihm angehören müßte. Da mehrere Geschlechterfamilien von Nürnberg und Wimpfen zusammenheurathten, so ist es wohl erklärlich, daß Nürnbergische Meister nach Wimpfen kamen.

Wohlgemuths Schule hat demnach viel am Neckar gearbeitet; wir werden aber auch van Eycks Schule dort finden.

Auch von Glasmalereyen hat die Kirche einiges, doch weit mehr mag verloren gegangen seyn. In den Fenstern des Chors Maria mit dem Jesuskinde, die Hochzeit zu Cana, die Reise nach Egypten, die Begrüßung der Maria und Elisabeth, die Verklärung Christi sind gleich schön durch Farbenpracht als Composition. Ein schönes Wappen des Bischofs von Worms vom Jahr 1527 stammt wahrscheinlich von einem Anhänger des alten Glaubens her. Im Schiff der Kirche: Maria, Maria Magdalena, die heilige Barbara, die heilige Catharina, ein sehr schönes Bild von der Kreuzigung, einige Bischöfe, Maria mit dem Jesuskinde, Maria mit Jesu auf der Reise nach Jerusalem. Unter der lezteren Darstellung stehen die Worte: Erbarm dich vber vns. A. dni. 1552 haben die ersamen Eberhard Diel, Jacob Lever, Waagmeister, beide Bürger zu Wimpfen diser Zeit Kerczemeister der loblichen Brüderschaft, genant der Rosenkranz, dises Fenster laßen machen, Gott zu lob vnd Jungfrau Maria zu Fren.

Auch an den Rathhausfenstern sieht man noch hie und da etwas von Glasmalerey.

Ehrenbezeigungen.

Se. Maj. der König von Bayern haben am 18ten Febr. am Tage nach Ihrer Ankunft in Rom dem Ritter Thorwaldsen das Kommandeurkreuz, und dem Generalsekretär der Münchener Akademie der bildenden Künste, Herrn Wagner, das Ritterkreuz des bayerischen Civilverdienstordens zu verleihen geruht.

Digitized by Google

№. 25.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 26. März 1829.

Kunst, Künstler und Kritik.

Beym Schluß der Berliner Kunstausstellung.

(Fortsetzung.)

Es waren noch manche historische Gemälde von Einzelnen, denen bey allen Mängeln, bey aller Unvollkommenheit der Stempel einer poetischen Schöpfung aufgedrückt war. Aber freylich trat diesmal die neue Düsseldorfer Schule mit ihren in stiller Beschaulichkeit am Rhein gediehenen Werken in solcher Masse hervor, die Verwandtschaft zwischen allen trat so augenfällig heraus, daß das Vereinzelte dagegen verschwand. Schadow hatte vor zwey Jahren von uns Abschied genommen mit seiner frey gebornen Poesie, einer geflügelten Jungfrau, aufschwebend zum ewigen Aether von der dunkeln Erde, mit ihren Städten, Burgen, Meeren. Es war eine seiner schönsten Produktionen. Seitdem ist seine Poesie wieder zurückgekehrt und hat sich verkörpert mit den schönen Kindern der Erde. Es ist eine neue Wiedergeburt der Himmelstochter, die bey ihm und seinen Schülern in dem ewig Schönen ihre Offenbarung sucht.

Man bemerkt mehr Verwandtschaft zwischen der Poesie der Schüler unter sich, als zwischen ihnen und ihrem Meister. In allen Werken des leztern herrschte bisher die Trauer vor. Man sah noch immer allzusehr das Ringen mit störenden Elementen, als daß er zu einer ganz freyen Gestaltung des in ihm lebendigen Gedankens gelangt wäre. Der alte Schmerz der Erde durchdrang unwillkührlich seine Schöpfungen. Wenn auch seine edlen Gestalten hinausschauten zu dem Ewigen und Schönen, so sah man doch immer noch die Anstrengung in der Erhebung, die dem freyen Aufschwung der Seele einen Zwang anlegenden Rücksichten. Daher Mangel an Freudigkeit, an ursprünglicher Heiterkeit, welche die fesselose Seele verkündet, jene trunkene Unschuld des Geistes, die mit keinen Zweifeln, keinem Sinnen und Reflectiren zu thun hat. Auch seine „Poesie“ hatte sich kaum entrungen den Kämpfen der Erde; sie brauchte der Flügel, um zu dem Göttlichen aufzuschweben. Dabey hütete sie sich, die Blicke noch einmal zurückzuwerfen zur Erde, als könne sie dort noch etwas wider Willen fesseln, die Augen waren starr hinaufgerichtet zu dem Endziel, als könne noch immer ein Fehlblick wie ein Fehltritt sie von der rechten Bahn abbringen. Wenn auch Raphael seiner Poesie Flügel gab, so dünkt uns, daß er dies nur aus Uebermuth gethan. Wer sieht es dieser Stirn, diesen Augen, dieser sichern Stellung seiner Muse nicht an, daß allein das inne wohnende Numen sie himmelanhebt und trägt! Sie würde fliegen, auch wenn sie die Fittiche abwürfe. Sie sizt, wie stolz, wie sicher, wie fest. Sie braucht die Seele nicht zu stimmen zum Erhabenen, sie braucht nicht den Ernst zu fesseln. Wir denken uns, wie sie auf ihrem legitimen Wolkenthrone lächeln und scherzen kann, sich überbeugen, rückwärts, seitwärts schauen, winken und nicken, ohne zu fürchten, daß ihr Nimbus dadurch verliere, denn ihre Majestät ist eine geborne. Wir erinnern uns Schadow mehrmals äußern gehört zu haben, von ihm, und seinen Altersgenossen sey es ungerecht das zu fordern, was man erst von seinen und deren Schülern erwarten dürfe. Geboren in einer Zeit, wo das Licht des Geistes nicht in die Kunst leuchtete, wo man vom Maler keine innere Erleuchtung, keine gläubige Anschauung, wo man nichts verlangte, als ein Contersey der erscheinenden Natur, wo die Lehrer auf nichts anderes sahen, als auf korrekte Zeichnung, Licht und Schatten, Consequenz und Beobachtung der Perspektive, Schüler aus einer solchen Zeit, auch wenn ein inneres Licht ihnen aufging, auch wenn ihnen später die ganze Herrlichkeit der alten Italiener leuchtete, könnten nicht gleich wie jene Meister schaffen, die in der goldenen Zeit der Kunst und des künstlerischen Glaubens mit kühnem, freyem Pinsel ihre ewigen Werke ans Licht riefen. Das Leben derer, die, vom Strahl der neuen Sonne erweckt, sich hinausrangen aus dem Schlendrian alltäglicher Dürftigkeit, sey dem Kampfe geweiht. Die Lebensader sey durchdrungen von jener Polemik und der Geist könne noch nicht zu der Ruhe, Freyheit und Fröhlichkeit durchdringen, in der das Höchste der Kunst gedeiht. Ihren Schülern bleibe es vorbehalten, die Früchte ihres Kampfes zu erndten. Auf dem errungenen Felde würden diese erst ungehindert die jugendlichen Kräfte ent-

Digitized by Google

falten, und das schauend ergreifen, was ihre Lehrer noch in nebelhafter Ferne erblickt.

Die Ausstellung lehrte, daß die Nebelferne auch einem Meister innerhalb zwey Jahren näher gerückt war, als seine Bescheidenheit hoffte. Ich enthalte mich Schadows Mignon zu schildern. Alle Blätter haben schon über dies zarteste Wesen, das je der Pinsel auf die Leinwand hauchte, gesprochen. Der Tadel, gegründet oder ungegründet, nimmt ihm nicht die Poesie, welche aus dem Himmelsgesichte spricht, eine Poesie, die immer deutlicher wird, je länger man dies Wesen zwischen Leben und Verklärung betrachtet. Aber freylich, um ganz den Eindruck zu würdigen, müßte man es nicht im Gewühl der Gaffer betrachten. Die Stimme dieser Mignon ist kein Posaunenton, der durch das Getöse des Marktes sich vernehmlich macht. Es sind Aeolsharfentöne, nur durch die Stille der Dämmerung vernehmbar; ich wünschte die architektonisch symmetrischen Linien des Postamentes fort, die Holzflächen und Linien der malerisch immer unschönen Guitarre und vor allem die schweren Flügel, die das Kind drücken, statt zu erheben; dann schwebte sie wirklich auf vom „Scheinen zum Werden." Mignon scheint mir der höchste Ausdruck alles dessen, wohin bis da Schadows Poesie sich erhoben. Es ist die Verklärung des Schmerzes. Aber nun seine Evangelisten! Wir erkennen den Maler nicht wieder. Welche Fülle der Kraft, welche Ruhe, Freudigkeit, welcher Charakterausdruck, welche Begeisterung, und wie Viel mit wie wenigen Mitteln! Ein Kopf wie dieser Lucas, wie dieser Matthäus, so ganz, was sie seyn sollen, und ohne daß wir wissen, wodurch sie es sind, solche Vollendung ohne Studium und Aengstlichkeit, so etwas ursprünglich gebornes sahen wir noch nicht unter neuern Bildern aus der Heiligengeschichte. Sein meisterhaftes Porträt Immermanns ist schon als Zier der Ausstellung vielfach besprochen worden.

Ob der sinnende Ernst des Nordens jemals die trunkene Heiterkeit der Kunstgebilde heißerer Zonen athmen darf? Schadows Schüler haben sich ergangen in jenen Paradiesgärten, wo schwellende Lüfte um die freyen Stirnen wehen, wo die Wangen gebräunt sind und der Blick so trotzig, wo das muskulöse Gesicht mit dem dunkeln Barte die unbändige Kraft der Leidenschaften andeuten will. Dies Italien mit seinen Michel Angelo'schen Gestalten und Gesichtern ist untergesunken; meint man, daß *wir* vielleicht statt des Entnervten die dunkle Gluth seiner Vorzeit erben können? Aber die Sonne, in ihrem unwandelbaren Laufe, reift nur spärlich bey uns die Trauben, ihr Licht schwängert nicht die Erde und das weite Meer. Der lichtblaue Aether nährt das Auge mit keiner Gluth und die Völker „ziehn der Sonne zu," sie aber kommt nicht zu uns. Die dunkeln Bilder aus Schadow's Schule waren für uns etwas Reizendes, etwas Bezauberndes, aber etwas Fremdes. Und mir schien es, als fühlten sich die jungen, genialen Künstler noch selbst fremd in der heraufbeschwornen Zauberwelt. Das Auge zitterte umher, die trunkene, sorgenlose Lust fehlte, der sinnige Ernst herrschte in den edlen Gestalten und die Kunst hatte sich noch nicht frey gemacht von der Reflexion. Darf sie das überhaupt jezt und bey uns? hieße es nicht vielleicht etwas Untergegangenes mit Gewalt wieder ins Leben zwingen? Sind alle diese Bilder nicht vielleicht deshalb um so interessanter, weil sie die Macht des Geistes, des Verstandes bekunden, wie diese in der Kunst, unbeschadet der Phantasie und Schonheit, herrschen können?

Alle Journale haben schon besprochen, was von Hildebrand, Hübner, Sohn, Lessing u. a. auf die Ausstellung gekommen; unsere Rückblicke sollen weder ihre Eigenschaften vergleichen, noch den unnützen Prozeß durchführen, wem der Vorrang unter diesen genialen jungen Künstlern zusteht. Es ist nicht unerfreulich, zu wissen, wie jeder der Vier zu einer Zeit für den Ersten galt, der die andern weit hinter sich zurücklasse, bis ein nächstes Bild des zweyten, dritten, vierten die Wagschalen der andern in der öffentlichen Meynung so hoch schnellte, daß man nun unbedingt ihn den Ersten, wo nicht den Einzigen nannte. Diese Wagschale wird hoffentlich noch oft umschlagen, bey der genialen Auffassungs- und Anschauungsgabe der befreundeten Maler, bey ihrem Talente und bey ihrem unermüdeten Ringen nach Vollkommenheit. Ihre Kunst geht nicht nach Brod, das ist die beste Versicherung für ihre künstlerische Zukunft. Hildebrand hat die meiste Anerkennung für sich. Er hat das schwierige Problem gelöst, seine Bilder sind ganz populär und erfreuen die Kenner. Aber sein Genius bewahre ihn, jener Popularität zu viel nachzugeben. Es ist gut, daß er von Berlin und dem Theater entfernt ist; denn etwas Theatralisches stört uns selbst noch in seinem reizenden Tancred und Clorinde. Der Gedanke an die Zuschauer, an den momentanen Effekt hat mit der Scheere das schöne Bild beschnitten. Hübnern möchten wir den ausgebildetsten unter den Vieren nennen. Sein Genius der Schönheit geht Arm in Arm mit der Anmuth. Nur darf diese reizende Gefährtin nicht die kühnen Schritte des Genius hemmen. Er kann gewiß wie sein Roland ausschreiten, wenn er will. Zu hüten hat er sich, daß er der süßen Wehmuth nicht zu viel nachgebe. Er dichtet, wie je ein Maler, sein Fischer mit der Nixe ist ein schönes, sinnvolles Gedicht, aber nun und nimmermehr Goethe's Fischer, jenes großartig helle Elementargedicht, was auch alle Maler der Welt dagegen sagen mögen. Sie behaupten, Goethe's Fischer, wie die Aesthetiker ihn verstanden wissen wollen, lasse sich künstlerisch in der Malerey

Digitized by Google

nicht wiedergeben. Dies mag seyn, dann unterlasse man aber die Aufgabe, und gebe dem Gedichte keinen beschränkenden Sinn. Sohn erregt den Wunsch, daß wir mehr von ihm sehen, um die schöpferische Richtung seiner ganzen Kraft kennen zu lernen. Lessing hat sich am vielseitigsten gezeigt. Der jugendliche Landschaftsmaler, dem wir schon den Kranz in seinem Fache reichen möchten, tritt in seinem Carton „die Schlacht bey Iconium" als Historienmaler auf, der eben so über alle Schranken des bisher Gesehenen mit genialer Kraft zu brechen droht, wie sein Friedrich Barbarossa in jenem Schlachtgemälde durch das Getümmel hervorsprengt. Er ist aus der Familie des großen Literaten, dessen Namen er trägt.

Und doch, wie relativ ist alle künstlerische Größe! Wie verblich die Gluth, wie verschwand die Energie des Ausdrucks in den herrlichsten Gestalten der ausgezeichneten, der bewunderten Bilder gegen das Eine, das erst in den lezten Wochen aufgehängt wurde, gleichsam um zu zeigen, wie viele Stufen noch zwischen unserer Vollendung und einem Raphael in der Mitte liegen! Es war Hensels meisterhafte Copie der Transfiguration. Die Menge ging vorüber und sagte: das Bild gefällt mir nicht; je länger der Jünger und der Freund der Kunst davor stand, um so lieber sprach die Demuth: dies ist eine Poesie, wogegen die unsere nichts ist. Man war einig, wer so zu kopiren verstehe, müsse selbst ein Künstler von ächtem Berufe seyn.

Brauche ich auf die Poesie unter den Landschaftern aufmerksam zu machen? Lessings Burg am Waldsee ist eine kühnere Dichtung, als je ein Scott sie gewagt, bey einer Wärme in der Ausführung, hinter der die schöpferische Kraft in der Erfindung fast zurückblieb. Ich nenne nur noch beyspielsweise Maximilian von Meurons fernige Eiche, den moorigen Wald von Schirmer, Wateletz Landschaften, Effektbilder bey gewöhnlichen, fast dürftigen Formen, fast allein durch geschickte Benutzung der Wolkenbeleuchtung, Ahlborns Kolosseum, Agricolas Alpengipfel, Krause's italienische Landschaft, eine vollendet schöne Composition, der nur südlicher Duft und eine tiefere Gluth der Farbe abgina, Blechen's phantastische Auffassung einer dürftigen Natur in seinem seltsamen Bilde: die Müggelberge bey Berlin, u. s. w. u. s. w.

Vielen war es sogar zu viel Poesie. Den älteren Herren ging dies jugendliche Treiben, das Gähren ungekannter Säfte, dieses Eindringen einer fremden Macht in die zünftige Kunst, unangenehm durch die Köpfe. Aber die Zeit ist vorüber, wo sie die Aufruhrakte gegen die gefährlichen Neuerer hätten lesen können. In allen verwandten Künsten, und wie lange schon in der Dichtkunst, war die Revolution vorangegangen. Die Poesie in der Malerey fand überall sogleich Anerkennung. Sie brauchte sich nicht Bahn zu brechen, sie wird wie eine liebe Erwartete empfangen. Da begnügte man sich kopfschüttelnd umherzugehen, und auch für die Antipoetischen war der Trost zur Hand. Treffliche Genrebilder, ausgezeichnete Stillleben, niederländische Scenen von Grosclaude, Pistorius, Schrötter u. a. mußten überall die verdiente Anerkennung finden, und da sie vollendet in ihrer Art waren, darf man es keinem verargen, der darin seinen Trost sucht, daß er sie für die Chefsd'oeuvre der Ausstellung hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Kupferstiche.

Christo all' orto. Christus am Oelberg, gemalt von Carlo Dolce, gezeichnet von G. Tubino und gestochen von Felsing. Fol. Mannheim bey Artaria und Fontaine. Preis 7 fl.

Auch bessern Künstlern begegnet es nicht selten, daß sich über ihr Kunstvermögen und ihre Leistungen ein allgemeines ungünstiges Urtheil bildet, welches vielleicht ursprünglich aus einer nicht sehr bewährten Autorität hervorging, und auf Treu und Glauben angenommen wurde. Solche Urtheile pflanzen sich in Kunstbüchern und bey Liebhabern durch Tradition fort, und es kann oft lange anstehen, bis ein kompetenter Richter erscheint und die Revision übernimmt. So ist es unter andern auch dem wackern Carlo Dolce geschehen. Er wußte freylich nicht durch Reichthum der Composition anzuziehen, sondern beschränkte sich auf einfache Darstellungen kirchlicher Gegenstände, die er mit einer Liebe und frommen Sorgfalt vollendete, welche manche Leute als ängstliche Bemühung, als ein Streben nach geistloser Zierlichkeit tadelten. Indeß ist gewiß, daß der Styl dieses Meisters nichts weniger als kleinlich ist, und er mit edeln Formen zarte Anmuth und Innigkeit des Ausdrucks zu verbinden weiß. Bis jezt wurde wenig Bedeutendes nach ihm gestochen, und seine vorzüglichsten Bilder muß man auch nicht in Deutschland suchen. Das Original des vorliegenden Blatts befindet sich in der Gallerie des Marchese Brignole in Genua, und gehört unstreitig zu Dolce's trefflichsten Arbeiten. Er hat den Moment gewählt, da Christus ermattet in die Knie gesunken ist, aber mit hoher Ergebung ausruft: Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine. Vor ihm schwebt ein holder Engel mit den Symbolen der Passion. Die Zeichnung ist großartig, der Ausdruck wahr und edel, und zu der dem Künstler eignen Grazie gesellen sich Hoheit und Würde. Das Leiden wird gemildert durch einen

Digitized by Google

Strahl von Verklärung, der aus dem göttlichen Antlitze leuchtet. Tubino und Felsing haben den Meister in seinem ganzen Charakter wiedergegeben; die Zeichnung ist trefflich verstanden, und der Stich hat Kraft, Farbe, Harmonie, dabey ist das Blatt von schönem Effekt, der jedoch nicht gesucht erscheint, sondern mit der Bedeutung des Gegenstandes zusammenstimmt. Felsing bewährt hier neuerdings die erfreuliche Hoffnung, in ihm einen historischen Stecher zu erhalten, der den jezt lebenden tüchtigen Künstlern Italiens mit Ehre an die Seite treten darf. Die Verlagshandlung, welche das Bild einer sinnigen Kunstfreundin, der Großherzogin Stephanie von Baden gewidmet, erwirbt sich gerechtes Lob durch ihr fortwährendes Bemühen, nur solche Gemälde nachbilden zu lassen, welche klassischen Werth haben und darum ausschließend geeignet sind, einen Stecher würdig zu beschäftigen, ihm einen dauernden Namen zu sichern und den Sinn für das Bessere rege zu erhalten. Es ist dies ein um so beachtungswertheres Verdienst, da gerade in unsern Tagen die Bestrebungen der Künstler nach so entgegengesezten Seiten gerichtet sind, und die Chalkographik theils durch ein gänzliches Mißkennen ihrer Mittel, theils durch ihre Fortschritte im Technischen selbst, auf mancherley Abwege geräth.

—ber.

Preußisch Minden im Februar 1829.

Der Buchhändler Hr. Ackermann in London, Ehrenmitglied der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, hat derselben ein Geschenk mit einer bedeutenden Anzahl sehr schöner englischer Kupferstiche gemacht, welche Hr. Consistorialrath Hauff, Mitglied eben dieser Gesellschaft und Prediger in Preußisch Minden, bey seiner Zurückkunft von London mitgebracht hat. Die Blätter sind in Aquatinta, schwarzer Kunst und in Bartolozzis Manier; wenig Exemplare davon dürften auf den Continent gekommen seyn. Es ist in ihnen alles geleistet, was eine Manier zu leisten vermag, die jezt dem Grabstichel eines Morghen und Longy nachstehen muß.

Einige dieser Blätter stellen Scenen aus Englands Geschichte dar: die Söhne Eduard des Vierten, wie sie von ihrem Oheim Gloster (nachher Richard der Dritte) nach dem Tower gebracht werden; Johanna Shoree, die unglückliche Geliebte Eduard des Vierten, wie sie einer gemeinen Sünderin gleich, im weißen Bußgewande, eine brennende Kerze in der Hand, durch die Straßen von London ziehen muß.

Die Geburt Shakspeare's und Otway's (der bekanntlich lange vor Schiller einen Don Carlos schrieb), ist allegorisch dargestellt; mehrere Scenen aus Cervantes folgen solchen aus neuern englischen Dichtern. Unter den Porträts, deren sich manche unter diesen Blättern befinden, ist die Familie Rubens, von dem berühmten Maler selbst gezeichnet, sehr interessant. Rebekka, Isaaks schöne, hochherzige Tochter, die anziehendste Gestalt aus Walter Scotts Ivanhoe, ist auch darunter als ein Ideal weiblicher Schönheit des Orients; nur einen Zug der Schwermuth, vom Bewußtseyn der Unterdrückung ihres Volkes, hat sie um die dunkeln, seelenvollen Augen. Einen lebendigen Kontrast mit ihr bildet Flora Makdonald, eben so schön wie Rebekka, aber weder schmachtend noch demüthig, sondern kräftig, stolz und frey, wie Ossians Heldinnen. Die Geliebten Raphaels, Vandyks, Tintorettos, welche auch unter diesen Kupferstichen sind, stehen den beyden oben genannten idealen Damen an Schönheit weit nach. In Cartons gesondert, befinden sich diese Blätter jezt auf dem Museum der Westphälischen Gesellschaft in Preuß. Minden, welches jedem Kunstfreunde offensteht.

C. v. Hohenhausen.

Rom, 5ten Februar.

Wir haben früher schon der Nachgrabungen erwähnt, welche in der Gegend von Corneto gemacht worden sind, und die eine außerordentliche Menge Vasen, Schalen aller Art, verschiedene Bronzen und auch einige Wandgemälde ans Licht gefördert haben. Die Familie Candelori, welche eine Sammlung von einigen Hundert solcher Vasen und Schalen besizt, hat in einem neuerdings geöffneten Grabe wieder eine Menge vollkommen unversehrt erhaltener schwarzer Schalen und Teller gefunden. Man muß erstaunen über die Ergiebigkeit dieser Ausgrabungen, die bis jezt schon gegen 800 Vasen geliefert haben sollen. Bekanntlich gaben den ersten Anstoß dazu die Herren Kastner, Hannöverscher Chargé d'Affaires, und Baron von Stackelberg, welche für die Bekanntmachung der von ihnen aufgefundenen Wandgemälde ein Privilegium auf ein Jahr bekamen.

Von der Gegend von Corneto und dem alten Tarquinii hat Westphal, von dem verschiedene vortreffliche Karten hiesiger Gegenden bekannt sind, einen Plan gezeichnet und gestochen, auf welchem alle Gräber, so wie die Spuren der Straßen und die Lage dieser alten Stadt mit bewundernswürdiger Genauigkeit angegeben sind; es ist uns unbekannt, ob und wann diese Karte ins Publikum kommen wird.

Digitized by Google

№. 26.

Kunst-Blatt.

Montag, 30. März 1829.

Kunst, Künstler und Kritik.

Beym Schluß der Berliner Kunstausstellung.

(Beschluß.)

Neben der Lichtseite dieser Ausstellung zeigt sich eine Schattenseite: die Empfindlichkeit der Künstler gegen die Kritik. Man hielt dafür, unter allen Kunstverwandten seyen die Schauspieler das leichtgekränkteste Völkchen. Ihre Kunstleistungen kommen so unmittelbar mit der Persönlichkeit in Berührung, ihre Existenz ist an den Moment geknüpft, sie können nicht an die Nachwelt appelliren, ihre Eitelkeit, leichteren Stoffes, ist sehr zu entschuldigen, man vergibt es ihnen daher, man denkt, es muß so seyn. Leider belehrt uns die Erfahrung, daß die gereizte Eitelkeit der Schauspieler nichts gegen die unserer Maler sagen will. Welche Stimmen, welche unreifen Urtheile über Urtheile mußte man gelegentlich hören, welches leere Declamiren gegen die Kritik, das uns in die Kindheit des literarisch öffentlichen Lebens zu versetzen schien. Und wären es nur die Stümper gewesen, aber auch geniale jüngere Künstler, doch schon auferzogen unter einem freyeren Gesichtskreise, stimmen in die allgemeine Jeremiade über alle Kunstkritik ein, mit der uralten Betheurung gekränkter Künstlereitelkeit: Niemand habe sie verstanden, und alle Kritik tauge, so weit sie nicht in den rechten Händen sey, zu nichts, als das Urtheil der Menge zu verwirren und die Mittelmäßigkeit zum Judiciren aufzufordern. Die Kunst werde nicht eher blühen, als bis diese Art der Beurtheilungen aufhöre.

Eine so alte Verkehrtheit, ein so altes Mißverständniß, und immer wieder aufgewärmt, immer wieder das Feldgeschrey der Menge! Die Menge mag es anstimmen, es thut aber weh, auch aufblühende Geister, deren Kunst nicht nach Brod geht, darin eingehen zu sehen. Mit diesen, welche sich zwingen die Kritik, weil sie so und so ist, in den und den Händen sich befindet, zu verachten, nicht zu lesen u. s. w. erlaube ich mir ein Wort zu reden.

Dieser polemisch antikritischen Wuth liegt ein Irthum zum Grunde, über den der Literat jezt schon hinaus ist. Die Kritik ist und soll keine Richterin, am allerwenigsten eine Richterin in lezter Instanz seyn, von der es keine Appellation gibt, und deren Spruch durch Exekution zu vollziehen wäre. Sie darf, wie sie sich in unsern Zeitblättern ausspricht, nicht anders angesehen werden, als wie ein Votum zu dem großen Scherbengericht, oder, wenn man will zu dem Areopagus, dessen Entscheidung aber Jahre, oft Jahrzehnte, oft Jahrhunderte ausbleibt. Unsere Kritik, d. h. die, welche unsere schaffenden Künstler beleidigt, kränkt oder erfreut, ist kein objektives Resultat, sie ist nur ein subjektiver Ausspruch der individuellen oder der Partheyansichten. Unsere Recensiranstalten sind nur die Organe der unter den (schlecht oder gut) Urtheilenden gäng und gäben Meynungen. Wenn manche Kritiker, manche Recensiranstalten sich den veralteten, nur noch von Philosophen beliebten Schein geben, als seyen ihre Aussprüche Entscheidungen lezter Instanz, Dicta einer ewigen Wahrheit, so weiß der Unterrichtete, was er davon zu halten hat. Auf die Länge werden solche dictatorische, aus der absoluten Weisheit und Wissenschaft geschöpfte Urtheile durch sich selbst lächerlich, denn wer erinnert sich nicht, wie jedes philosophische System in seinen vergänglichen Theilen, und dazu gehört die Beurtheilung des zu Nahen in der Gegenwart, untergegangen ist, noch ehe das nächstfolgende aufgebaut war. Daher haben die meisten Recensiranstalten längst den trüglichen Charlatanschein von sich gewiesen, als sey jede aufgenommene Kritik nur die Emanation eines absoluten Gesammtwillens und Wissens, daher kann jeder Recensent für sich unterzeichnen, daher dürfen sich die Ansichten in ein und demselben Blatte selbst widersprechen.

Jene andere Kritik, die bleiben soll, die ein Endurtheil fällt, die weniger dem Kunstprodukt, als dem Künstler seinen Rang anweist in der Geschichte der Kunst, jene Kritik erwächst in der Regel erst lange nach dem Tode des Individuums. Wann wurde Shakspeare gewürdigt, wann wies man ihm den Platz an, den er unter den Heroen der Dichtung einnimmt und für ewig,

Digitized by Google

wie Homer, einnehmen wird? Jene Kritik macht sich von selbst, da bedarf es keines besondern kritischen Scharfblicks, keines besonderen kritischen Talents, da sprechen keine Rücksichten, da hilft keine Freundschaft, diese Kritik liegt außer der Berechnung, und die, welche im Leben am höchsten gestellt wurden von der gedruckten Kritik, sind oft durch die schweigende der kommenden Jahre zur Vergessenheit verdammt.

Hier haben wir es lediglich mit der Kritik der Gegenwart zu thun. Die Einrangirung eines Kunstproduktes, einer Dichtung auf den historischen Platz, den sie dereinst einnehmen kann, darf uns im Momente nicht in den Sinn kommen. Hier hören wir nur Stimmen, subjektive Ansichten. Welche Grundsätze der Einzelne, der seine Stimme der Oeffentlichkeit übergibt, zu befolgen habe, dies auseinanderzusetzen, führte zu weit. Wohl aber kommt es darauf an, wie wir diese Stimmen aufzunehmen haben.

Da hörte man ehemals manchen Dichter, manchen Künstler klagen: die Kritik sey in den Händen Unfähiger (was Niemand bezweifeln wird), und deshalb thue es Noth, sey es zu wünschen, daß die Befugniß zu recensiren *beschränkt*, daß den Recensenten Hindernisse in den Weg gelegt werden, daß eine Prüfung, eine Auswahl der Tüchtigen getroffen, oder gar am Ende, daß von der Obrigkeit Recensenten bestellt würden! Dergleichen hört man noch heut zu Tage in vollem Ernste wiederholen, und die den frommen Wunsch aussprechen, dünken sich dabey sehr klug und gereift. Gott bewahre jeden Staat, jede bürgerliche Vereinigung vor diesem Glück und dieser Gerechtigkeit! Abgesehen von der offenkundigen Verkehrtheit, welche so die Freyheit beschränken will, halte ich es umgekehrt, für Glück und Gerechtigkeit, statt die Zahl der Stimmenden willkührlich einzuschränken, ihnen Mittel an die Hand zu geben, sich zu vervielfältigen. Es kommt darauf an, nicht hie und da eine Meynung zu hören, sondern daß alle Meynungen, alle Ansichten Organe finden sich mitzutheilen. Es kommt auf eine möglichst Weise vollständige Aussprache aller existirenden Ansichten an. Das confuseste, das albernste Urtheil hat hier seine Bedeutung, es dient mit zum Ganzen, es ist ein Baum zum Walde, wo nicht der Ring zu einer großen Kette. Alle akademische, alle polizeyliche Weisheit reicht nicht so weit, eine fähige Elite zur Recensirkunst zu bestellen, und wenn sie so weit reichte, so bewahre uns der Himmel vor dieser Aristokratie. Dagegen wird der Unterrichtete aus dem Chaos der Stimmen in aller Nuancirung den rothen Faden des Wahren herauszufinden wissen.

„Wer etwas recensiren will, der muß es selbst besser machen können," das ist der Gemeinplatz der Menge. Es thut uns wehe, wenn auch Künstler ihr nachsprechen. Nicht viel anders ungefähr ist das Verlangen der Maler, daß sie nur von Kunstverwandten beurtheilt würden. Welche Kunst hat denn dies Vorrecht, daß Niemanden ein Urtheil über ihre Schöpfungen zustehe, als denen, die in ihrer technischen Genossenschaft aufgenommen sind? Lächelt man nicht schon über den Schauspieler, dessen falsches Pathos ein Recensent gerügt, wenn der Gekränkte ausruft: „Er soll doch vor die Lampen treten und es besser machen!" Es erinnert an den auch beliebten Satz, daß ein Dichter nur von einem übersetzt werden dürfe, der, wenn es ihm gefällig, eben so dichten könne. Dann kennte Deutschland Shakspeare noch nicht, würde ihn auch vermuthlich nie kennen lernen. Oder darf ein anerkannt trefflicher Singlehrer seine Schülerin, die eine Catalanistimme hat, nicht zurechtweisen, wenn sie falsch singt, weil die Sängerin ihn fragen darf: „Kannst Du's besser machen?" Es sind so abgelegte Albernheiten, die im literarischen Leben Niemand mehr einfallen, die aber um so unangenehmer tönen, je häufiger sie als Wechselreden zwischen Künstlern und Publikum noch heut geführt werden. Es beweist, wie unsere Malerkunst in ihrer Beziehung zum öffentlichen Leben noch jung ist.

Wo ist eine Kunst, die nicht diese freye und freche Kritik ertragen muß? Was vor die Oeffentlichkeit tritt, muß auch den Fluch der Oeffentlichkeit zu ertragen wissen. Es war manches in alter Zeit, als es noch keinen Druck, wenigstens keine Zeitschriften gab, bequemer. Empfindliche Witzeleyen, hämische Beurtheilungen wurden nicht so reißend schnell verbreitet. Wollten aber die Künstler wirklich die Rückkehr jener goldenen Zeit? Bietet nicht eben die ungemessene Druckerlaubniß Mittel an die Hand, daß keine hämische Unwahrheit unwidersprochen, ungerügt auf die Dauer verbreitet werde? Wo das Gift wuchert, wächst auch das Gegengift.

Die Hand aufs Herz, möchte ich die jungen Maler fragen, welche jezt am ungehaltensten ihre einseitige Wuth gegen alles Recensiren an den Tag legen, wünschet Ihr, daß die gedruckte Kritik ganz verstummte, daß in öffentlichen Blättern gar nicht mehr von Eurem Wirken und Euren Werken die Rede wäre? Die Edlern unter Euch sagen, daß sie das gespendete Lob oft mehr erröthen mache, als der Tadel. Wie nun, wenn es mit einemmale ganz stille würde, wenn das Urtheil nur, von Mund zu Munde ginge? Wäret Ihr dann zufrieden? Die Schauspieler haben auch oft so gesagt, und das Beyspiel hat gelehrt, daß auf die Dauer sie nichts tiefer kränken konnte, als gänzliches Schweigen. Auch die alten Zeiten stummer Verehrung, die ihr so hoch anpreiset, hatten ihre Kritik. Benvenuto Cellinis Thüren waren ganz überklebt mit Sonetten zu seinem Preise, und damit war er ganz zufrieden und ließ sie Jedermann lesen; wenn aber Jemand anders urtheilte, dem pflegte er „etwas Unangenehmes

Digitized by Google

zu erzeigen.“ Es läßt sich umgekehrt darthun, daß die Kritik und der gedruckte Verkehr über die Kunst in der neuern Zeit mit zu ihrer Existenz nothwendig sind. Es hat eine jede Zeit ihre besondern Gesetze, und es ist thöricht, die Maßregeln und Verhältnisse aus einer untergegangenen auf die lebende zurückzaubern zu wollen.

Freylich kann den jungen, wie den gewiegten Künstler der offenbare Unverstand in den Recensionen empören. Die offenkundige Unwissenheit, der vornehm belehrende Ton über technische Dinge, von denen der Kritiker in jeder Zeile verräth, daß er nicht das weiß, was der Schüler in seiner zweyten Lehrstunde schon erfahren, mag dem Künstler die Kritik verächtlich machen. Meinetwegen mögen von der Masse der öffentlichen Urtheile neun Zehntel windschief seyn, aber eben in der Stufenleiter der Urtheile, z. B. von denen an, welchen Raphaels Transfiguration ein Bild ist, das ihnen gar nicht gefallen kann, bis zu den Ueberbildeten, denen nach Raphael kein Maler gelebt hat, welche Belehrung für den, der daraus zu lernen fähig ist! Jede Landschaft, von einem andern Standpunkt aus gesehen, in einer andern Beleuchtung, ist ein anderes Bild. Diesem objektiven Reichthum entspricht auf der andern Seite ein subjektiver. Beyde zusammengedacht, liefern erst etwas Vollständiges. Schreiber dieses mußte und muß viele Urtheile über sich lesen, die er oft nicht viel anders finden kann, als die Maler die Kritik der Nichtmaler; er kann aber versichern, daß er keine solche Recension bey Seite gelegt, ohne etwas daraus zu lernen, wäre es auch nur gewesen, wie man ein Kunstwerk nicht betrachten soll. Jede Recension trägt dazu bey, den Standpunkt der Bildung kennen zu lernen, und ohne diesen zu berücksichtigen, ohne ihn wenigstens zu kennen, ersteht heut kein Dichter mehr, der für kommende Zeiten schaffen will. Es ist ein schöner goldener Traum von der Isolirung des Genies, von dem Herausschaffen aus dem selbstständigen Geiste. Es ist die Zeit der Wissenschaft auch über das freye Gebiet der Künste gekommen, die Wechselwirkung greift tiefer in alles Leben ein, als sich der Künstler es denkt. So zu schaffen, indem man die Zeit kennt, bleibt dennoch etwas Verschiedenes von dem der Mode Nachgeben.

Jede Kunst, die zur Erscheinung wird, steht preisgegeben dem Urtheile *Aller*. Diese Nothwendigkeit liegt bedingt in der Sache selbst und in unserer Zeit. Warum sträuben sich nur vorzugsweise die Maler gegen Beurtheilungen von Seiten der dichterischen Auffassung? Die Poesie ist die Mutter aller Künste. Welche Urtheile und von wem müssen die Jünger ihrer erstgebornen Tochter, die durch das lebendige Wort den Ruhm der Maler verkündet, die Jünger der Dichtkunst erdulden? Und sie erdulden sie ruhig. Die Zahl der wenigen, die Antikritiken schreiben, nimmt immer mehr ab. Wie lächelt man schon über die, welche den Tod der wahren Dichtung aus dem Uebermaß der Kritik prophezeihen! Selbst Raupach, den man am eifrigsten wider das Unwesen declamiren hörte, hat das klügere Theil ergriffen, und dichtet weiter, statt die Rechte des früher Gedichteten, das man angegriffen, zu vertheidigen. Goethe steht auch darin am größten, daß er sich nie um die Kritik gekümmert hat, ohne sie deshalb zu verachten.

Abstrahire doch der Künstler von der Vorstellung, daß die Kritik eine Hetzjagd sey, er ein Wild, die Recensenten die Jäger, und daß er zuletzt aufs Aeußerste gebracht, wie der in die Enge getriebene Hirsch, sich wenden müsse gegen seine Verfolger. A. v. Tromlitz hat im Damenalmanach (1829) eine Novelle: der *Recensent* geschrieben. Welche Vorzüge sie auch immer habe und aus welcher wohlwollenden Gesinnung sie auch entsprungen sey, das Wesen, die innere und die zeitgemäße Nothwendigkeit der Kritik, ist aber nicht anders aufgefaßt, als unsere Maler in ihrem Unmuth sie betrachten. Wahrhaftig, es gibt eine Kritik, bey deren Ausübung das Herz nicht verkrustet, das Gemüth nicht versteinert und das Gesicht nicht (deshalb) altert. Wer die Geschichte der Zeit verfolgt, muß einräumen, daß unser kritisches Zeitalter, wenigstens in Deutschland, durch eine innere Nothwendigkeit bedingt und nicht so fürchterlich sey, als es aussieht. Wo eine Oeffentlichkeit, ein allgemeines Interesse am Staatsleben fehlt, und das liegt weniger an den Regierungen als am deutschen Sinn, da macht sich der bewußte oder unbewußte Drang anderweitig Luft.

Indem ich die Kritik gegen unsere jungen Künstler zu vertheidigen versucht, muß ich zum Schluß bemerken, wie meine Wärme nicht daher kommt, daß ich mich selbst zu vertheidigen hätte. Von dem Unterzeichneten rührt keine der Recensionen über die Berliner Kunstausstellung her, wie er sich denn gern mehr und mehr von der Kritik zurückzieht, aber nicht aus den Gründen, weshalb schon der bloße Name der Menge gehässig klingt.

W. A.

Stempelschneidekunst.

Der Wunsch, verdienstvolle Männer durch Ausprägung von Medaillen zu ehren, ihr Andenken dadurch auf die Nachwelt zu übertragen und Nacheiferung bey der Jugend auf eine solche ehrenvolle Weise zu erwecken und zu beleben, ist schon oft öffentlich ausgesprochen worden, und ob es gleich zu keiner Zeit an zweckgemäßen Vorschlägen deshalb mangelte, so blieb diese herrliche Idee

Digitized by Google

N°. 7.

Intelligenz-Blatt

1 8 2 9.

[72] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen sind erschienen:

Dingler's polytechnisches Journal.

Jahrgang 1829. Erstes Januarheft.

Inhalt.

Holland, Vorrichtung um Kraft zu erzeugen und fortzupflanzen, und Schiffe und Wagen vorwärts zu treiben. Mit Abbildungen. — Barlow's neue Vorrichtung zur Ersparung der Kurbel an Dampfmaschinen, und zu andern Zwecken wo Kraft nothwendig ist. Mit Abbild. — Gutteridge, über Bänder und Schließen zur Verstärkung der Balken in Gebäuden. Mit Abb. — Alban's einfache Windmühle mit horizontalen Flügeln. Mit Abb. — Heisch's Verbesserung an den Baumwollenspinnmaschinen. Mit Abb. — Schuttlework, über Kunstdrechslerey. Mit Abb. — Langton's verbesserte Methode, Holz auszutrocknen. Mit Abb. — Johnson's Verbesserung in der Salzsiederey. Mit Abb. — Ueber das Ausschmelzen des Talges. — Bullmann's Kabinets-Mange. Mit Abb. — Spoerlin, über Gold- und Silberdruck auf Stoffe. — Daniell, Verbesserung beym Zurichten der Tücher. Mit Abb. — Raymond, über das Färben der Wolle mittelst Berlinerblau. — Dingler, über das Färben der Wollengewebe mittelst Berlinerblau, und den mittelst dieser blauen Substanz hervorzubringenden andern Farben. — Miner's Bereitungsart einer trockenen und flüssigen Tinte. — Ueber Bleistifte. — Miszellen. Englische Patente. — Ueber künstliche Demante. — Demante in Brasilien. — Ueber Platina. — Mittel gegen das Anlaufen und gegen den Rost. — Leinwand-Papier. — Papier aus Mais. — Ueber das Fett der Wolle. — Mehlverfälschung in England. — Aepfel und Erdäpfel aufzubewahren. — Ueber Lebensmittel in Schottland. — Literarische Rügen.

---

[73] Zweytes Januarheft.

Inhalt.

Eine neue Art Kolben in Druck- und Saugpumpen, so wie auch Kolben gegen doppelten Druck. Von A. V. v. Althaus, Hauptmann und Salinen-Inspektor auf der Ludwigs-Saline Dürrheim im Großherzogthum Baden. Mit Abbildungen auf Tab. II. — Long's Dampfpumpe. Mit Abb. auf Tab. II. — Elliott's doppelte Rad-Luftpumpe. Mit Abb. auf Tab. II. — Hydrostatische Presse des Hrn. Wilh. Russell. Mit Abb. auf Tab. II. — Hebelmaschine zum Schneiden und Durchschlagen des kalten Stangen- oder Zain-Eises. Von C. Davy. Mit Abb. auf Tab. II. — Cylinder, Retorten und Kanonen, auf welche Josua Horton sich im April 1828 ein Patent ertheilen ließ. Mit Abb. auf Tab. II. — Gefahrloses Knallgas-Gebläse von Ferdinand Oechsle in Pforzheim. Mit Abb. auf Tab. II. — Beschreibung eines Weckers, der zugleich ein Licht anzündet; erfunden von Ferdinand Oechsle in Pforzheim. — Verbesserte Probier- oder Kupellier-Ofen, von Ferdinand Oechsle, Gold-Controlleur in Pforzheim. Mit Abb. auf Tab. II. — Oekonomische Fußwärmer (Chauffrettes de Hollande) in Zimmern, Büreaux, auf Schiffen, in Wagen; von der Erfindung des Hrn. Heusch zu Henri-Chapelle. Mit Abb. auf Tab. II. — Vorrichtung zur Verhütung der Verunreinigung der Dampf-Kessel und ähnlicher Gefäße, und zur Reinigung derselben, wenn sie unrein geworden sind, worauf Anton Scott, Töpfer in Southwik-Pottery, Durhamshire, sich am 4. August 1827 ein Patent ertheilen ließ. — Jakob Allaire's Dampffang oder Behälter. — Ueber Verbesserungen bey Verdampfung von Flüssigkeiten, Dampf-Erzeugung, Ersparung an Brenn-Material und Verminderung der Reibung in Maschinen. Von Jak. Perkin's Esqu. — R. Stein's Patent Distillir-Apparat, worauf derselbe sich im Junius 1828 ein Patent ertheilen ließ. Mit Abb. auf Tab. II. — Mittel, die Gegenwart des Weingeistes in flüchtigen Oehlen schnell und sicher zu erkennen. Von Hrn. Béral. — Reinigung des Wassers. — Verbesserung in der Papiermacherey, worauf T. B. Crompton, zu Tamworth, Lancashire, und E. Taylor, zu Marsden, Yorkshire, sich im Julius 1828 ein Patent ertheilen ließen. Mit Abb. auf Tab. II. — Maschine zum Tabackschneiden, worauf S. W. Wright zu Lambeth sich im September 1828 ein Patent ertheilen ließ. Mit Abb. auf Tab. II. — Maschine zum Enthülsen des Reißes, worauf Hr. Melvill Wilson in Warnsort-Court zu London sich im Junius 1827 ein Patent ertheilen ließ. Mit Abb. auf Tab. II. — Ueber die Färbung der Blätter im Herbste. Von Hrn. Macaire-Princep. in Genf. — Praktische Anleitung, um auf Calicos in gedruckten Dessins das ächte Krapp-Rosaroth darzustellen. Vom Herausgeber. — Ueber Seidenzeuge. Von Ozanam. — Ueber verschiedene Gegenstände der Garten-Kultur. Aus den Papieren der Londoner Horticultural-Society. (Im Auszuge.) — Feigenbäume gegen Frost zu schützen. — Mittel, Bäume, die an der Wand gezogen werden, vor dem Erfrieren zu schützen. — Ananas-Beete ohne künstliche Hitze und Dünger zu treiben. — Rhabarber zu treiben.

Von diesem Journale erscheinen wie bisher monatlich zwey Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher für sich ein Ganzes ausmacht, kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Rthlr. 16 gGr. od. 16 fl. rheinl.

---

[47] Schwab, G. Gedichte. Erster Band. 8. Preis 3 fl.

Der zweyte Band ist unter der Presse und wird ehestens erscheinen.

Digitized by Google

[699] Hajji Baba in England.

Begebenheiten des Hajji Baba von Ispahan in England.

In zwey Theilen.

Aus dem Englischen des J. Morier.

8. Preis 1 Thlr. 20 Gr. od. 3 fl. 12 kr. für beyde Theile.

Dieses Buch gehört zu der Klasse der seltenen Werke, welche wie Don Quichote's Abentheuer das Privilegium theilen, die Leser ohne Unterschied des Alters, Standes und der Bildungsstufe zu ergötzen. Der schon so oft bearbeitete Stoff, Menschen, denen europäische Civilisation fremd ist, mit unseren Sitten und Einrichtungen in Konflikt zu bringen, ist wohl noch nie mit so viel Geist, Wahrheit und Takt behandelt worden. Sein langer Aufenthalt in Persien setzte Hrn. Morier in Stand, seinem Roman neben der vollkommensten inneren Wahrheit auch die äußere zu geben, und, neben der feinsten Ironie über unser gesellschaftliches Leben, ein eben so treues als wahres Charakterbild der Kinder des Propheten zu entwerfen.

Das Morgenblatt hat schon einige Kapitel aus diesem empfehlenswerthen Werke mitgetheilt, dessen Verfasser übrigens durch sein erstes Buch über persische Sitten und Gewohnheiten schon rühmlich bekannt ist.

Zum Schluß bemerken wir, daß die in Leipzig erschienene Uebersetzung, hinter der unserigen weit zurücksteht, weniger gut gedruckt und überdies bedeutend theurer ist.

---

[623] Vademecum des Mechanikers oder Praktisches Handbuch für Mechaniker, Maschinen- und Mühlen-Erbauer und Techniker überhaupt nach Robert Brunton bearbeitet von Professor Christ. Bernoulli.

Mit zwey Steindrucktafeln.

(Taschenformat.)

Diese höchst lehrreiche, zweckmäßige und für den deutschen Techniker eigens eingerichtete Bearbeitung des vorstehenden Handbuches, (welche nicht mit den bloßen Uebersetzungen desselben zu verwechseln) befindet sich eben unter der Presse, und wird binnen wenigen Wochen versendet werden.

---

[61] So eben ist in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig fertig geworden und zu haben:

D. Thom. M. Crie, Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im sechszehnten Jahrhundert nebst einem Abriß der Geschichte der Reformation in Graubünden. Aus dem Engl. herausgegeben, mit Vorrede und Anmerkungen begleitet, und dem Grafen C. C. von Benzel Sternau gewidmet von D. G. Friederich, Stadtpfarrer in Frankfurt a. M. gr. 8. (26 B.) 1829. 1 Rthlr. 21 Gr.

Wenn irgend eine Schrift den Beweis liefert, daß alle Denkende und Geistreiche eines Volkes sich zu der Reinheit des Urevangeliums hinneigen, daß in Italien schon frühe das Licht der Aufklärung geleuchtet habe, und das hierarchische System erkannt und verhaßt worden sey, so ist es die vorstehende des gelehrten Schotten. Man erstaunt über die Geduld, Mühe und Begeisterung dieses Mannes in Aufsuchung der Belege und Sammlung der Resultate. Er hat mit dem Großen und Guten auch das Schöne und Unterhaltende vereint.

---

[668] In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Ledmann, A. C., tägliches Küchen-Zettel-Buch, mit Rücksicht auf die Jahreszeit, oder: was können, sollen und wollen wir kochen? — Zur Bequemlichkeit der Frauen und Köchinnen geschrieben. Vierte Auflage. gr. 8. Preis 12 Gr.

---

[59] Bey Tob. Löffler in Mannheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Predigt über die Liebe Jesu Christi zur protestantischen Kirche, bey Eröffnung der gottesdienstlichen Versammlungen der Protestanten in Pfalzburg, von August Frölich. Deutsch und französisch. gr. 8. broch. 48 kr. oder 12 Gr.

---

[54] In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bezahlungstarif für Boston-Whist.

Auf Pappe geklebt. Preis 4 gGr. oder 5 sGr.

Neues Färbebuch für Haushaltungen, oder Sammlung bester Farberecepte, um Seiden-, Wollen-, Leinen- und Baumwollenzeuge ächt und dauerhaft selbst zu färben, nebst Anweisung:

wie man Wachs-, Theer-, Oel-, Fett-, Wein-, Obst-, Stock-, Tinten- und Eisenflecke aus allerley Zeugen herausbringen und sich verschiedene Fleckkugeln bereiten kann. (Ein für jede Hausfrau sehr nützliches Buch.) 8. geheftet Preis 10 gGr. oder 12½ sGr.

Obige Bücher sind neu erschienen und an alle Buchhandlungen so eben versandt.

---

[50] So eben ist bey A. Klönne in Wesel erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Parabeln von Agnes Franz.

Preis: 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der Ruf der würdigen Verfasserin ist durch ihre früheren Schriften und namentlich durch ihre herrlichen

Digitized by Google

Gedichte so fest begründet, daß es wohl nicht erst nöthig ist, zum Lobe dieser neuen gehaltvollen Schrift viel zu sagen. Der Styl ist bey aller Einfachheit reich an anziehenden Bildern, klar und gemüthlich, die Tendenz aber belehrend, erweckend und durchaus rein sittlich, so daß sich das Werkchen besonders als ein schönes Angebinde bey festlichen Gelegenheiten eignet. Zum Voraus kann man versichert seyn, sich in der Wahl dieser literarischen Gabe nicht getäuscht zu finden, deren Gehalt noch durch eine geschmackvolle äußere Ausstattung erhöht wird.

Auch ist von derselben Verfasserin erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Christbaum;
Preis: 4 gGr. = 18 kr.

---

[70] National-Kalender der Deutschen,
oder
Tagebuch deutscher Geschichte
von Fr. E. Petri.

Zwölf Hefte, Januar bis December, Subscriptions-Preis nur bis Oster-Messe jedes Heft 4 gGr. (oder 18 kr. Rh.) für 12 Hefte 2 Rthlr. (3 fl. 36 kr.) großes Schreibp. 2 Rthlr. 16 Gr. (4 fl. 48 kr.)

Eine vaterländische Geschichte von Anbeginn bis jezt, nach den Tagen geordnet und eine Aufstellung aller merkwürdigen Deutschen, an jedem Tage geboren oder gestorben erhält man hier. Nur in diesem Sinn ist es ein immerwährender National-Kalender. Ein Register-Heft wird das Ganze auch zum Nachschlagen brauchbar machen.

Ernst Kleins Comptoir
in Leipzig.

---

[68] Bey mir ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Gerhardt,
nach seinem Leben und Wirken, aus zum Theil noch ungedruckten Nachrichten dargestellt
von
Ernst Gottlob Roth,
Pastor Primarius zu Lübben in der Niederlausitz.
Preis 9 gGr.

Das Publikum erhält hier die ausführliche Lebens-Beschreibung eines der vorzüglichsten deutschen Dichter geistlicher Lieder. Der Verfasser hat aus dem Staube alter Archive mühsam höchst wichtige Aktenstücke hervorzuziehen gewußt aus denen er Paul Gerhardt selbst zu uns sprechen läßt, wodurch sich diese Lebensbeschreibung vor den meisten ähnlichen höchst vortheilhaft auszeichnet, uns ganz den ernsten Ton jener Zeiten wiedergibt und besonders das gegenseitige Verhältniß Paul Gerhardts zum großen Churfürsten von Brandenburg zu beyder Rechtfertigung klar darstellt.

Dieser Biographie wird sehr bald ein höchst gelungener unter der Begünstigung des alle Künste befördernden Königl. Preußischen geistlichen Ministeriums von einem der besten Meister gefertigten Kupferstich von Paul Gerhardt folgen, dessen Original-Bild in der Kirche zu Lübben aufbewahrt wird.

Leipzig im Februar 1829.

Georg Joachim Göschen.

---

[57] In den Buchhandlungen zu Mannheim, Stuttgart, München, Passau, Regensburg, Augsburg und in Wien bey den Herren Mörschner und Jasper ist zu haben:

Ernst, Witz und Laune
bestehend:

I. in 167 interessanten Anekdoten, sinnreichen Epigrammen und Witzreden.
II. in 100 der besten Räthsel, Charaden und Logogryphen,
III. in 87 unterhaltenden Scherzfragen,
IV. in einer kurzen Blumensprache, nach occidentalischer und orientalischer Weise. 8. in saubern Umschlag broch. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Es ist dieses Buch allen jungen Leuten, die eine Gesellschaft angenehm unterhalten und belustigen wollen, bestens zu empfehlen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben!

Die vorzüglichsten Mittel zur Vertreibung der Hühneraugen, Warzen, Muttermähler und Fußschwielen,

nebst nützlichen Belehrungen über: Fußschweiß, — Einwachsen der Nägel, — Uebereinanderliegen der Zehen, — einer zweckmäßigen Pflege der Füße auf Fußreisen, — und einer Anweisung,

erfrorne Glieder

sicher und aus dem Grunde zu heilen, nebst besten Heilmitteln bey Ueberbeinen, Quetschungen, bösen Fingern, Verbrennungen, Verstopfungen u. s. w. 4te verbesserte Auflage. geheftet. Preis 8 gGr. oder 10 sGr.

(Augsburg in der Wolff'schen Buchhandlung, Stuttgart bey Löfflund und Sohn, Wien bey Mörschner und Jasper zu haben).

---

[42] Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover hat so eben die Presse verlassen:

Leitfaden beym ersten Unterricht in der Länder- und Völkerkunde, für Gymnasien und Bürgerschulen, vom Subconrector Dr. Volger in Lüneburg. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 7½ Bogen in gr. 8. compreß gedruckt. 1829. Preis 4 gGr.

Der Leitfaden des durch sein mit so vielem Beifalle aufgenommenes neues Handbuch der Geographie (gr. 8. 1828. 1 Rthlr. 16 gGr.) noch rühmlicher bekannt gewordenen Verfassers, erscheint schon nach kurzer Zeit

Digitized by Google

in einer dritten sehr verbesserten Auflage. Diese führt zugleich den Titel des ersten Cursus eines vollständigen Lehrbuchs der Geographie für die verschiedenen Schulklassen, (mit dessen 2ten und 3ten Cursus der Verfasser schon beschäftigt ist) und hat deshalb einige Erweiterungen erfahren, die dieses Buch auch noch für andere Schulklassen brauchbar machen, ohne seiner Zweckmäßigkeit für den ersten Anfang des geograph. Unterrichts Eintrag zu thun.

---

[48] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neue Ansicht
über
den merkwürdigen
Naturbau der Kometen
und
die Beschaffenheit ihrer Bahnen,
wie auch über
die einstige Zerstörungsart unsers Wohnorts
von denselben.
Von
D. A. H. C. Gelpke.
Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe.
Mit drey Kupfertafeln.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1829.
Preis geheftet 16 Gr.

---

[52] So eben verließ die Presse und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuer Nekrolog der Deutschen

Fünfter Jahrgang, enthaltend 424 Lebensbeschreibungen und 952 kürzere Notizen von 1376 denkwürdigern, im Jahr 1827 verstorbenen Deutschen. Zwey Theile, zusammen 75 Bogen mit 2 Porträts. 8. Geheftet. Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Wenn man erwägt, daß hier für das Andenken von 1376 Deutschen durch mehr als 300 Mitarbeiter gesorgt wird, dabey tausendfache zum Theil noch jetzt bestehende Verhältnisse berührt werden, daß sich die allgemein vaterländische Tendenz dieses Werkes ohne Rücksicht auf unsere Zerrissenheit und Zerstückelung mit gleicher Sorgfalt auf alle Länder deutscher Zunge erstreckt, daß Tausende durch diese bleibenden Denkmäler in der Anerkennung entflohener geliebter Seelen Trost und Beruhigung finden, ja daß hier oft im Tode erst Wahrheit und Gerechtigkeit gespendet wird, daß sich hierdurch aus ächten Quellen eine Mannichfaltigkeit von Nachrichten und Veröffentlichungen, wie in keinem einzigen andern Literaturprodukt, ergibt, so wird man einräumen, daß keines so sehr als der Nekrolog auf das Recht Anspruch hat, ein Familienbuch deutscher Nation zu seyn. Dazu hat ihn schon das einstimmige, aus allen kritischen Blättern widerhallende große Lob erhoben, die alle anerkennen, daß es kein größeres Bildungsmittel für Orientirung in Wissenschaft, Welt und allen bestehenden Verhältnissen, so wie keine reichere Quelle für die Geschichte unserer Tage geben könne. Der gegenwärtige Jahrgang bietet Biographien, deren Namen von hoher Wichtigkeit sind. Wir nennen nur: König Friedr. August v. Sachsen, die Fürsten Hatzfeld und Trautmannsdorf, die preuß. Grafen v. Alvensleben, v. Keller, v. Klemming, die Obersten v. Massenbach, Hanfft, ferner einen Pestalozzi, Zarnack, v. Gönner, Daniels, v. Bülow, v. Jacob, Eichhorn, Gurlitt, Dereser, v. Beethoven, Chladni, Pfarrer Keller, Wilh. Müller, Wilh. Hauff.

---

[67] Im Verlage der Gebrüder Borntträger zu Königsberg erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber Entwickelungsgeschichte der Thiere. Beobachtung und Reflexion von Dr. Carl Ernst v. Baer. Erster Theil mit 3 kolorirten Kupfertafeln. 1828. gr. 4. XXII und 271 S. Preis 4 Rthlr.

In diesem Werke theilt der Herr Verfasser die Resultate vieljähriger Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte der verschiedensten Thiere mit. In der ersten Hälfte dieses Bandes wird die Entwickelungsgeschichte des Hühnchens vollständig erzählt und besonders die erste Bildung der Organe genau untersucht. In der zweyten Hälfte werden Betrachtungen über die allgemeinen Gesetze der thierischen Entwickelung angestellt, die verschiedenen Entwickelungsweisen der Hauptformen der Thiere unter einander verglichen, und es wird gezeigt, wie die Verschiedenheit der Organisation durch das Schema der Entwickelung erzeugt wird. Ausführlich wird untersucht, ob die höheren Thierformen bey der Entwickelung die niederen durchlaufen. Die Abbildungen dienen zur Versinnlichung der wesentlichsten Verhältnisse. Die Colorirung derselben zeigt an, aus welchen Lagen des Keimes die einzelnen Organe sich bilden.

Der zweyte Theil wird zur Ostermesse 1829 erscheinen.

---

[71] In der Hofbuchdruckerey in Altenburg ist so eben erschienen:

Guzmann d'Alfarache
von
Matheo Aleman.
Nach Le Sage's Bearbeitung aus dem Franz. übersezt
von
Friedrich Gleich.
4 Bände. Subscriptionspreis 1 Rthlr. 12 Gr.
oder:
Sammlung der ausgezeichnetsten humoristischen und komischen Romane des Auslandes, 61 — 91 Bd.

---

[41] Bey uns ist erschienen:

Napoleon auf St. Helena, gez. von Vernet, lith. v. Arnold. Preis 20 Gr.

Gebrüder Gropius,
in Berlin.

Digitized by Google

N°. 8.

Intelligenz-Blatt

1829.

[84] Anzeige.

Friedrich von Schiller's sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe in Einem Band.

Schon längst hatte die unterzeichnete, einzig rechtmäßige Besitzerin des Verlagsrechtes von Schiller's Werken eine Ausgabe derselben in Einem Band, in größtem Octavformat zu veranstalten beabsichtigt. Die in England, Frankreich, den Niederlanden, Italien und Deutschland erschienenen Ausgaben verschiedener klassischer Schriftsteller sollte der Einrichtung und vorzüglich der typographischen Vollkommenheit nach als Muster dienen, und die Ausführung wurde allein durch die Absicht verzögert, diese Ausgabe durch eine für die Verehrer Schillers interessante Zugabe noch werthvoller zu machen.

Da wir nun dieser gewiß sind, so beeilen wir uns anzuzeigen, daß wir bereits mit einer solchen Ausgabe beschäftigt sind, und daß dieselbige mit der gleichen typographischen Schönheit und Geschmack wie die bekannten ähnlichen Ausgaben erscheinen wird. Eine Probe davon kann in Kurzem in allen guten Buchhandlungen eingesehen werden.

Schillers ganz ähnliches Bildniß, so wie ein Facsimile seiner Handschrift wird mit der oben erwähnten Zugabe diese Ausgabe vor ähnlichen angekündigten oder bedrohten Nachdrücken auszeichnen, und damit sie auch in Hinsicht des Preises diesen vorgehe, so soll dieselbe für diejenigen, welche bis Ende Mai's unterzeichnen für 8 fl. rhein. oder 4 Rthlr. 12 Gr. sächs. festgesezt seyn.

Vorauszahlung wird keine verlangt, nur bey Ablieferung der ersten Hälfte, im Herbst dieses Jahrs, wird die Zahlung geleistet. Die zweyte Hälfte wird Ostern 1830 abgeliefert.

Privatsammler, welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten bey 7 Exemplaren das 8te unentgeldlich.

Stuttgart und Tübingen, im März 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[74] Um den häufigen Anfragen zu begegnen, zeigen wir hiemit an, daß von dem rühmlich bekannten, und seit einiger Zeit vergriffenen:

Taschenbuch des verständigen Gärtners. Aus dem Französischen übersezt von Lippold, nebst Zusätzen von Gebr. Baumann. 2 Bde. mit 31 lythographirten Tafeln.

eine neue Auflage nach einem erweiterten und verbesserten Plane unter der Presse ist, und bald der erste Band erscheinen wird.

Der Herr Verfasser hat es für zweckmäßig gefunden, diesem Buch wegen seiner Ausdehnung jezt den Titel: „Handbuch des verständigen Gärtners" zu geben; auch wird diese neue Auflage 51 lythogr. Tafeln erhalten.

Stuttgart und Tübingen, im März 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[43] Anzeige eines äußerst interessanten Werks.

In J. G. Cotta'schem Verlage ist erschienen und an alle gute Buchhandlungen versendet worden:

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805.

Erster und zweyter Theil. vom Jahre 1794 bis 1796.

8. broschirt. Velinpapier 6 fl. 48 kr.
weiß Druckp. 5 fl. 24 kr.

---

[40] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands, so wie bey A. Bossange in Paris und bey Treuttel und Würz, Treuttel jun. und Richter in London zu haben:

CROMWELL ET NAPOLÉON, LA RÉVOLUTION D'ANGLETERRE ET LA RÉVOLUTION FRANÇAISE PARALLÈLEMENT COMPARÉS,

SUIVIS DE

QUELQUES PENSÉES ET REFLEXIONS MORALES ET POLITIQVES,

PAR

UN AMI DE LA VÉRITÉ.

WOLFENBÜTTEL ET LEIPZIC: AU COMTOIR DE LA LIBRAIRIE.

1829.

gr. 8. Preis, elegant broch.: 1 Rthlr. 8 gGr.

Wenn die Thatsachen in der Geschichte abgeschlossen sind, so gewinnt die Reflexion ihren Raum. Die Ge-

Digitized by Google

schichte Cromwells ist jezt wohl abgeschlossen, und die Napoleons ist es so weit, als nur immer ein der Gegenwart noch so nahe liegendes Weltereigniß für abgeschlossen gehalten werden kann. Eine geistvolle Zusammenstellung der Charakterzüge, Meynungen und Thaten beyder Usurpatoren, und die Ursachen des Wesens und der Wirkungen beyder Revolutionen muß daher für den gebildeten und den über Weltereignisse nachdenkenden Leser eine höchst anziehende Unterhaltung gewähren, und eine solche wird hiemit in der geistvollsten Parallele der gebildeten Lesewelt dargeboten.

---

[670] In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Schneller, Dr. Julius Franz, Geschichte der Menschheit. 2 Bändchen. 8. Preis 18 Gr.

Inhalt: 1. Menschenkunde. 2. Schicksale der Weltgeschichte.

---

[75] Voriges Jahr erschien und wurde von den Philologen mit großem Beyfall aufgenommen:

Ciceronis Orationes IV. in L. Catilinam.

Mit erläuternden und kritischen Anmerkungen von Dr. C. Beneke,

gr. 8. 20½ Bogen. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. Parthiepreis für Schulen 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Diese Ausgabe, sowohl für den Lehrer, der nicht alle Materialien hat, als für die geübteren Schüler zum Selbststudium bestimmt, ist die ausführlichste. Wegen kritisch berichtigtem Text (vielfach belegt), genauer grammatischer und mit Rücksicht aller früheren guten Erklärer richtiger antiquarischer und historischer Interpretation, grammatischer Expositionen (worunter manche neue), antiquarischer und historischer Nachweisungen ꝛc. kann man auch die Werke der früheren Erklärer entbehren. Würdig schließt sie sich an Cornelius Nepos und Sueton von Bremi. Das Repertorium erklärt: „die Einleitungen recht brauchbar zum Verständniß, die Anmerkungen für eben so richtig als nützlich ꝛc."

Bey einem neuen Gymnasial-Cursus ist zu empfehlen:

Deutsch-lateinisches Handwörterbuch. Nach F. K. Krafts größerm Werke besonders für Gymnasien bearbeitet von ihm selbst und M. A. Fordiger. 90 Bogen Lexikonsformat. 2 Rthlr. 18 Gr. oder 4 fl. 57 kr.

Handbuch der Geschichte von Altgriechenland. Als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. Von F. K. Kraft. 3te Aufl. gr. 8. 18 Gr. od. 1 fl. 21 kr.

Kruse Graecia antiqua. Zugleich mit den neuern Namen. Größtes Landchartenformat. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr. Velinpap. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Kruse Germania magna. Mit Beyfügung der neuern Namen. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr. Velinpap. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Ernst Klein's literar. und geograph. Comptoir in Leipzig.

---

[79] POUR PARAITRE AUSSITOT QU'A PARIS, chez Aug. Wahlen, à Leipzig.

MÉMOIRES DE M. DE BOURIENNE. SUR NAPOLÉON,

LE DIRECTOIRE, LE CONSULAT, L'EMPIRE ET LA RESTAURATION.

6 vol. grand in 18., à 4 francs.

---

[32] Neue Musikalien. im Verlage von Friedrich Hofmeister in Leipzig, im Januar 1829.

Czerny, C., 14 Eccosaises brillantes, ou Exercices di Bravura p. Pfte. Oe. 174.	12 Gr.
— — 3me gr. Trio p. Pfte. Viol. et Vcelle. O. 173.	2 Thlr. 12 —
— — gr. Capriccio p. Pfte. Oe. 172.	18 —
Czapek, L. E., Fantasie p. Pfte. Oe. 39.	16 —
Deutschmann et Neuenhaus, 12 Danses p. Pfte.	8 —
Ebhardt, G., gr. Polonoise p. Pfte.	8 —
Hünten, Fr., Variations sur un Duo fav. sur un Duo de l'Op. Opferfest, p. Pfte. Oe. 9.	12 —
— — gr. Variations sur un Air de Himmel, p. Pfte. Oe. 10.	12 —
Köhler, C., six Contredances, après des motifs de l'Op. Vampyr, avec Figures arr. p. Jerwitz.	12 —
Lafont, P., Duo p. Pfte. et Violon. (Exec. p. Moscheles et Lafont.)	14 —
Marschner, H. Der Vampyr, gr. Oper. Klav.-Ausz. f. Pfte. zu 4 Händen v. Componisten. (Sämmtl. Nummern sind einzeln zu haben.)	5 Thlr. 12 —
— — Dieselbe Oper f. Pfte. allein mit Hinwegl. d. Singst. v. Componisten. (Sämmtl. Nummern sind einzeln zu haben.)	4 Thlr. 20 —
Pianoforteschule, practische. Eine Samml. leichter Uebungsstücke d. besten Tonkünstler, nach den Regeln guter Schulen geordnet. Sechstes Heft.	12 —
Pièces choisies faciles p. Pfte., extr. des Oe. de Czerny, Hummel etc. Cah. 12.	12 —
Pixis et les frères Bohrer, 3 Trios p. Pfte., Viol. et Vcelle.	
N. 2. sur le roux de vaches p. Meyerbeer.	20 —
N. 3. sur le theme favori le garçon suisse.	20 —
Pixis, J. P., Introd. et Rondo p. Pfte. et Flûte. Oe. 102.	10 —
— — 2 Marches brillantes p. Pfte. Oe. 103.	14 —
Rudolph, C. F., 2 Rondeaux mignons p. Pfte. Oe. 12.	12 —
Schmidt, Jacq., Chanson russe varié p. Pfte. Oe. 76.	12 —
— — Rondo brillant p. Pfte. Oe. 78.	1 Thlr. — —
Marschner, H., 3 Tunnellieder f. 2 Tenore u. 2 Bässe, ohne Begl. Oe. 46.	16 —
Siegel, D. S., 6 deutsche Lieder f. d. Jugend, mit leicht. Begl. d. Pfte. Oe. 47.	8 —
Giuliani, M., 6 Rossiniana p. Guitarre seul. Oe. 124.	12 —

Digitized by Google

[64] In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist eben fertig geworden:

Dr. C. G. D. Stein, Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mittel-Europa. Eine Schilderung der Länder und Städte, ihrer Bewohner, Naturschönheiten, Sehenswürdigkeiten ꝛc. 6tes Bändchen. 8.

Auch unter dem Titel:

— — Steins Reise durch Bayern, Salzburg, Tyrol, die Schweiz und Würtemberg mit 1 Kpfr. und 1 Reise- und Höhen-Charte der Schweiz. 8. (18 Bog.) 1829. 1 Rthlr. 6 Gr.

Da der überreiche Stoff einer Beschreibung der Reise durch Bayern, Tyrol, die Schweiz und Italien unmöglich in 1 Bändchen zusammengedrängt werden konnte, so gibt der Herr Verfasser in einem 7ten Bändchen ganz Italien vollständig; dem wird das versprochene ausführliche Register über das ganze Werk angefügt. Wir haben bereits mit dem früher erschienenen 5ten Bändchen die versprochene Bogenzahl (99) den Subscribenten geliefert, geben daher die Bogenzahl des 6ten Bändchens schon gratis und müssen uns billiger Weise eine Entschädigung für das 7te von 20 Gr. C. M. erbitten. Der Subscriptionspreis von 5⅓ Rthlr. sächs. steht noch bis zur Erscheinung des 7ten Bändchens offen.

— — Handbuch der Naturgeschichte für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen, besonders in Hinsicht auf Geographie ausgearbeitet. 2 Bde. Dritte verb. und vermehrte Aufl. mit 135 Abbild. auf 15 Kupfertafeln. gr. 8. (44 Bog.) 1829. 1 Rthlr. 21 Gr., mit kolor. Kupfern 2½ Rthlr. Schreibp. 3½ Rthlr., in halb Franzb. 2 Rthlr. 20 Gr,

Auf jeder Seite hat auch hier der unermüdete Verfasser Verbesserungen angebracht, und diese Auflage empfiehlt sich noch vor andern ähnlichen Werken durch besondere Wohlfeilheit.

---

[55] In den Buchhandlungen zu Mannheim, Stuttgart, München, Passau, Regensburg, Augsburg und andern deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Liederbuch

für gebildete, gesellige Zirkel, oder Auswahl der beliebtesten (neuesten) Gesellschaftslieder und vaterländischen Gedichte, mit durch Noten angegebenen Singweisen. In saubern Umschlag geheftet. Preis 1 Thlr.

Diese Sammlung der besten, von Voß, Schiller, Langbein, Bürger, Th. Körner u. s. w. verfaßten Trink-, Tisch-, Bundes- und Jagdlieder, Rundgesänge, nebst Hochzeits- und Geburtstagsliedern, Einweihungsliedern, Wein- und Punschliedern, Tabacksliedern u. s. w., können wir zur Erhöhung geselschaftlicher Vergnügungen allen jungen Leuten mit Recht empfehlen.

(Wien in der Buchhandlung von Mörschner und Jasper zu haben.)

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

In allen Buchhandlungen ist zu haben, und als das beste Buch in dieser Art zu empfehlen:

Der Whist- und Boston-Spieler, wie er seyn soll.

Oder gründliche Anweisung, das Whist- und Bostonspiel, nebst dessen Abarten, nach den besten Regeln und allgemein geltenden Gesetzen spielen zu lernen, nebst:

26 belustigenden Kartenkunststücken und 3 Tabellen zu Boston-Whist. Von F. v. H. In saubern Umschlag gebunden. Preis 12 gGr. oder 15 sGr.

Wer das Whist- oder das Bostonspiel fein und möglichst vortheilhaft spielen will, ist dieses Buch bestens zu empfehlen.

(Wien bey Mörschner und Jasper zu haben.)

---

[65] Ein zu empfehlender neuer Roman ist:

Der Spanier oder die Pflegsöhne des Sechzigers, ein historisch-romantisches Gemälde aus Hamburgs Vorzeit. Von Karl Hold. 2 Bde. 8. Hamburg. Herold. 2 Rthlr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Anton Halm und sein Zögling. 1 Rthlr.
Schuld um Schuld. 1 Rthlr. 4 Gr.

---

[76] In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reinhard, K. v., Hofrath, Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte bis auf die neueste Zeit. Ein Leitfaden für Gymnasien und Schulen, und zum Selbstunterrichte für Studirende und gebildete Leser. 4 Bände in gr. 8. 92 Bogen, mit synchronistischen Tabellen, Register und einer sauber gestochenen Charte der alten Welt. 4½ Rthlr.

178] In allen Buchhandlungen ist geheftet für 9 gGr. oder 42 kr. zu haben:

Die Palingenesie der Sophisten. Ein aus den Quellen geschöpfter Beytrag zur Beleuchtung des Primates und der Infallibilität der römisch-katholischen Kirche von einem protestantischen Layen. (Leipzig, Rein'sche Buchhandlung.)

Der Zweck dieser Schrift ist: die Hauptpunkte des Katholizismus: Primat und Infallibilität der Kirche in ihrer Unhaltbarkeit ganz besonders anschaulich zu machen und nicht allein Gelehrten, sondern jedem Familienvater in unsrer Kirche ein Geschenk damit zu machen, um die theuern Glieder seines Hauses und sich selbst immer mehr in dem heiligen Glauben des rei-

Digitized by Google

Christenthums zu befestigen und sie vor allen Sophismen zu sichern.

---

[90] Stuttgart. (Verkauf von Kupferstichen und Gemälden.) In der Königsstraße im Haus des Hrn. Hofvergolders Braun, eine Stiege hoch, sind unten benannte Kupferstiche und Gemälde, sämmtlich theils in goldenen, theils in braunen und schwarzen Rahmen, täglich Vormittags von 11—12 Uhr einzusehen. Wer bis auf den 27. März d. J. das Meiste bietet, erhält die gewählte Stücke gegen gleich baare Bezahlung.

Von Woollet gestochen:
— Die Fischerey nach Wright. gr. quer Folio.
— Celadon und Amelie nach Wilson. gr. q. Fol.
— Ceyx und Alcyone, desgl.
— Cicero's Villa, desgl.
— Solitude, desgl.
— Große Landschaft nach Smith. gr. q. Fol.
— Gegenstück, desgl.

Von Browne gestochen:
— Landschaft nach C. Poussin. 1756. gr. q. Fol. (Abdruck vor der Schrift.)
— Apollo und die Sybilla nach Salvator Rosa, sehr gr. q. Fol.
— Landschaft Diana und Endymion nach Claude Lorrain. 1779. gr. q. Fol. (Abdr. v. d. Schrift.)
— Diana und Venus nach Swanevelt. gr. q. Fol. (Abdr. mit noch nicht ausgefüllter Schrift.)

Von Peack gestochen:
— Landschaft nach Claude Lorrain. gr. q. Fol. (Abdruck vor der Schrift.)
— ditto nach T. Jones. gr. q. Fol. (Abdr. vor der Schrift.)

Von Fittler gestochen:
— Landschaft nach Claude Lorrain. 1782. gr. q. Fol. (Abdr. vor der Schrift.)

Von J. Mason gestochen:
— Landschaft nach Hobema. gr. q. Fol. (Abdruck vor der Schrift.)

Von Lowry gestochen:
— Landschaft nach C. Poussin. 1756. gr. q. Fol. (Abdr. vor der Schrift.)
— ditto, mit einem ländlichen Tanz, nach Claude Lorrain. gr. q. Fol. (Abdr. vor der Schrift.)

Schlachten im größten q. Folio-Format nach Trumbull.

Von Prof. von Müller gestochen:
— Die Schlacht bey Bunkershill.

Von W. Scharp gestochen:
— Die Schlacht bey Gibraltar.

Von Clemens gestochen:
— Der Tod des General Montgomery bey Quebec.

Von Prof. Müller, dem Sohn, gestochen:
— Der heil. Johannes nach Domenichino. Fol. (Abdruck von 1808.)

Von R. Strange, 1784, gestochen:
— Henriette Maria, Königin von England, nach van Dyck. gr. Fol.

Von J. Volpato gestochen:
— Der Tempel von Delos nach Claude Lorrain. gr. q. Fol.

Von W. Angus gestochen:
— Tobias mit dem Engel, in einer Landschaft, nach Elsheimer. q. Fol.

Von Dr. Berger gestochen:
— Schwerins Tod in der Schlacht bey Prag, den 6. Mai 1737, nach C. Frisch. gr. q. Fol.

Von A. Campanella gestochen:
— Bescheidenheit und Eitelkeit nach Leon da Vinci. Folio.

Von Franco Cecchini gestochen:
— Besuch der Elisabeth bey der Maria, nach Alessandro Bonvicino. Fol.

Von Ign. Klauber gestochen:
— Der Barbier nach Dietrich. Fol.

Von C. Rahl gestochen:
— Hiob nach Eberh. Wächter. gr. q. Fol. (Vom ersten Druck auf bräunlich Papier.)

Von F. Geisler gestochen:
— 2 Landschaften aus Wielands Oberon nach Koch in Rom. q. 4.

Von Carlom in Schwarzkunst gestochen:
— Eine Schmiedwerkstätte nach Wright. gr. q. Fol.

Von R. Pollard nach Smirke in Tuschmanier gest. gr. q. Fol.
— Untergang des Schiffs des Kapitän Coron. 1782.
— Untergang des Schiffs des Kapitän Pierce. 1786.

Farbige Kupferstiche, theils in Schwarzkunst, theils in Punktir- und Tuschmanier:
— Amor und Psyche. Angelica Kauffmann p. Winne sc. oval. Fol.
— Venus, Amor und die Grazien. Angel. Kauffmann p. q. oval Fol.
— Gorgo disuadant son père Clemene des Conseils belliqueux d'Aristagoras nach Eaneig, Wrenck, sc. q. Fol.
— 2 Bl. — Shakespeare's Geburt. — Shakespeare's Grabmal. Angel. Kauffmann p. Bartolozzi sc. oval Fol.
— Der Knabe, welcher die goldene Eyer entdeckt. M. Pape p. J. Young sc. gr. q. Fol.
— Scene aus „Viel Lärmen um nichts" von Shakespeare. W. Peters p. Peter Simon sc. gr. Fol.
— Die Wahrsagerin. Reynolds p. K. Shewrin sc. gr. Fol.
— Der Besuch bey dem Großvater. Smith p. C. Danaes sc. gr. q. Fol.
— Des Boten Rückkehr. C. Morland p. W. Ward sc. gr. q. Fol.
— Die lebhafte Unterredung von Obigem und Gegenstück zu Obigem.
— Sir Sidney Smith. R. Porter p. W. Fay sc. gr. Fol.

Farbige Bl. in Tuschmanier von Bleyler. q. Fol.
— Vue du Lac Majeur près de Stresse.
— Vue du Lac Maj. pr. de Palanze.
— Die Ruinen von Habsburg am Luzerner See.
— Die Einsiedeley des heil. Nicolaus im Canton Unterwalden.

Eine sehr große italienische Landschaft in Oel gemalt von Harper. Aus seiner guten Zeit.

Wassermalereyen; von unbekannten guten Meistern:
— 2 Rhein-Ansichten. q. Fol.
— 2 Landschaften, der Morgen und Abend. kl. q. Fol.
— 2 Landschaften. kl. q. 4.

Kupferstiche ohne Rahmen:
— Georgius Jonas Mayer. Ettlineer p. Raph. Morghen sc. Fol. Abdruck vor beendigter Schrift.
— Der Tod der Cleopatra. G. Netscher p. J. G. Wille sc. Fol.

Digitized by Google

N°. 9.

Intelligenz-Blatt

1829.

[100] In J. G. Cotta'schem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern,

zwey Theile.

Der Ertrag dieser Gedichtsammlung ist der Erziehungs-Anstalt für Blinde in Freysing bestimmt.

---

[102] Ferner:

Dingler's polytechnisches Journal.

Jahrgang 1829. Zweytes Februarheft.

Inhalt: Ueber Dampfkessel an Dampfmaschinen. — Ueber die Stempel an Dampfmaschinen. Mit Abbildungen. — Ueber Sicherheitsklappen an Dampfkesseln. Mit Abb. — Ueber das Bersten der Dampfkessel und über die Mittel zur Verhütung desselben. — Neues Mittel, um die Entstehung der Krusten beym Verdampfen des Wassers in großen Kesseln zu verhindern. — d'Arcets zweyter Unterricht über das Fein-Machen des Goldes und Silbers. Mit Abb. — Oefchen der Herren d'Arcet und Thenard, dessen sie sich zum Ueberziehen feuchter Wände mit einer Wachskomposition bedienen, um alle Feuchtigkeit von denselben abzuhalten. Mit Abb. — Ueber Beleuchtung der Gallerien zur Darstellung der Werke der Kunst. Mit Abb. — Neue Methode, die Sack- und Stock-Uhren aufzuziehen, und die Zeiger derselben zu stellen, ohne daß ein Schlüssel hierzu nöthig ist. Mit Abb. — Ueber eine verbesserte Drehbank zum Schleifen optischer Gläser, Linsen, Juwelen für Taschenuhren und zu anderen Zwecken. Mit Abb. — Perpetuum-Mobile durch Magnetismus. Mit Abb. — Neue Bewegungs-Vorrichtung. Mit Abb. — Verbesserte Lampen. Mit Abb. — Hancock's Wasserkleid, um mittelst desselben über große Flüsse zu setzen. Mit Abb. — Zanon's Kaffeemaschine. Mit Abb. — Verbesserte Patentmethode zur Verfertigung der Zuckerformen. Mit Abb. — Maschine zum Hecheln und Reinigen des Hanfes, Flachses und Werges. Mit Abb. — Ueber Prüfung des chromsauren Kali's auf salzsaure und schwefelsaure Salze. — Etwas über Mittel zur Verhütung des Schadens bey Eisgängen. — Miszellen: Ueber die Industrie zu Mülhausen im oberrh. Dep. und in den nächsten Umgebungen dieser Stadt. — Vorschlag um das Gas in eisernen Röhren längs der Chausseen nach London zu leiten. — Neue London-Brücke. — Die Londoner Schiffsdocke. — Griffith's Dampfwagen. — Verfälschung des Brodes. — Cobbetts Papier aus den Spelzen des Mays. — Feste und reine Gartenwege anzulegen.

Der Jahrgang dieses Journals, welcher aus 24 Heften besteht, kostet durch die Zeitungsexpeditionen und Buchhandlungen 16 fl.

---

[36] Da mir, ungeachtet meiner wiederholten Erinnerung, mehrere Handlungen den Pränumerationsbetrag für Kotzebues dramat. Werke noch nicht bezahlt haben, so ersuche ich dieselben nochmals, mir solchen gefälligst einzusenden. Den so eben erschienenen 37sten bis 40sten Band werde ich nur an diejenigen Handlungen senden, welche die Pränumeration berichtigt haben.

Zugleich zeige ich hiermit an, daß bis Ostern der Druck dieser Werke gewiß beendigt seyn wird, und alsdann der Pränumerationspreis aufhört.

Leipzig, den 1. Febr. 1829.

Paul Gotthelf Kummer.

---

[667] Im Verlage der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Bickelmann, G. C., Lehrer der Koch- und Backkunst zu Dresden, **Lehrbuch der Koch- und Backkunst, oder neuestes Dresdner Kochbuch**, enthaltend eine praktische Anleitung zu Bereitung von mehr als 1100 auserlesenen feinen Speisen, allen Arten Zuckerbäckereyen, eingemachten und eingesottenen Früchten, Sülzen, Gelé's, Säften, Salaten, Compots, Gefrornem und verschiedenen Getränken, nebst einem, nach den Jahreszeiten eingerichteten Küchenzettelbuche. Durchgesehen und empfohlen von Johann Anton Grimmer, Carl Heinrich Hitzschold, königl. sächs. Hofküchenmeister, und Friedrich Ignatz Jerschabeck, Johann Gottlob Weld, königl. sächs. Hofmundköche. gr. 8. Preis 2 Thlr.

---

[81] **Für Landwirthe und Kameralisten.**

Folgendes, auf Subscription angekündigte wichtige Werk hat so eben die Presse verlassen:

Die landwirthschaftliche
doppelte Buchhaltung
oder vollständige Anleitung

eine jede Landwirthschaft nach den Grundsätzen der doppelten oder italienischen Buchhaltungswissenschaft zu berechnen; die dazu erforderlichen Bücher einzurichten, zu führen, abzuschließen und die Saldos von neuem vorzutragen;

von

Ernst Ludwig Beckmann,

Gutsbesitzer, vormals Kaufmann in London.

Med. 8. auf weißem Patentdruckp. Subsc.-Pr. 2 Rthlr.

Es ist nun überflüssig, zur Empfehlung dieses Werkes etwas hinzuzufügen, da dasselbe jedem Oekonomen zur eigenen Beurtheilung vorgelegt werden kann, der das Bedürfniß einer richtigen, untrüglichen und leicht zu

Digitized by Google

übersehenden Buchführung gefühlt hat. Die auf die ersten Ankündigungen eingegangenen zahlreichen Bestellungen beweisen hinlänglich den bisherigen Mangel einer genügenden Anleitung.

Um auch diejenigen, welchen die frühern Ankündigungen nicht zu Gesicht gekommen seyn sollten, noch an der Subscription Theil nehmen zu lassen, soll der Subscriptionspreis noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen.

C. G. Hendeß.

---

[53] Ganz neu ist in der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kleiner
Haus- und Wirthschaftsschatz
zum Nutzen für Jedermann.

Enthält: Historische Merkwürdigkeiten, Erzählungen, Anekdoten, Klugheits- und Lebensregeln, Witterungsregeln, und drey und dreyßig auf Erfahrung gegründete Mittel für Land-, Hauswirthschaft- und Gesundheitskunde. 2tes Bändchen. 8. geh. Preis 6 gGr. oder 7½ sGr.

Gedichte vermischten Inhalts,
bestehend:
in Geburtstags-, Hochzeits- und Abschiedsgedichten,
nebst Logogryphen, Stammbuchsversen, Charaden und Räthseln.

Von Sch.....n. Neue verbesserte Ausgabe in saubern Umschlag. Preis 12 gGr. oder 15 sGr.

Dieses für Viele gewiß sehr willkommene Buch enthält sehr zweckdienliche Gedichte, welche sich auf Aeltern, Großältern, Gatten, Gattinnen, Freunde, Freundinnen und Verwandte beziehen.

(Wien bey Mörschner und Jasper zu haben)

---

[63] In der J. C. Hinrich'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben an alle Sortiments-Buchhandlungen versandt:

Sachsen und seine Krieger in den Jahren 1812 und 1813. Ein Beytrag zu Würdigung der strategisch-politischen Ereignisse jener Zeit. gr. 8. 1829. geh. 1 Rthlr.

Diese wichtige Schrift muß für jeden deutschen Offizier und für jeden patriotischen Sachsen von vielem Interesse seyn, da die Geschichte dieser Zeit und des ausgezeichneten Korps, das sie vorzüglich betrifft, in vieler Hinsicht von dem Verfasser als Augenzeugen anders beurtheilt und dargestellt worden ist, als es bisher geschehen war. Der Verfasser konnte die bewährtesten Quellen benutzen und ließ 15 Jahre verstreichen, ehe er es unternahm die Resultate seiner Forschung wahrhaft und treu bekannt zu machen. Ueberzeugend und klar ist die Einleitung: Ueber das Mißlingen des französischen Feldzugs gegen Rußland i. J. 1812. — „Uebrigens möchte wohl diese Schrift von jedem redlichen Sachsen als ein wehmüthiges Andenken an jenes verschwundene brave vaterländische Armeekorps um so mehr anzusehen seyn, als es seit d. J. 1745 wieder das erste war, welches, obschon unter einem fremden Obergeneral, doch mit einiger Selbstständigkeit in Polen und Sachsen so ausgezeichnet focht." — —

---

[66] Ankündigung der 7ten Auflage von Schaffers Französischer Schulgrammatik u. s. w.

In unserm Verlage sind seither erschienen:

Schaffer, J. F., Französische Sprachlehre für Schulen und zum Privatunterricht; oder erster Cursus, welcher die Anfangsgründe enthält. 7te verm. Aufl. gr. 8. (28½ Bog.) 14 gGr.

Dessen zweyter Cursus, welcher eine vollständige Anweisung zur französischen Sprache enthält. 2te Aufl. gr. 8. 1 Rthlr.

Dessen erster Unterricht in der französischen Sprache, für Kinder; oder Vorübungen zur leichten und schnellen Erlernung des mündlichen Ausdrucks im Französischen, für Schulen und zum Privatunterricht. 8. 6 gGr.

Dessen französisches Lesebuch für Anfänger. Mit einem Wörterbuche. 2te verb. Aufl. gr. 8. 8 gGr.

Vorstehende Schriften bilden eine stufenweise geordnete Sprachanweisung, bey welcher man mit jedem Fortschritte, dem Forschungsgeiste, wie dem lichtvollen Vortrage jenen Beyfall schenken muß, der immer mehr wächst, je vertrauter der aufmerksame Lehrer, der lernbegierige Schüler, mit dem Verfasser wird: denn auch für den Privatfleiß sind diese Bücher vorzüglich berechnet. Die Methode des Verfassers ist eigenthümlich; sie ist durch fortgesetztes Studium, durch vielseitige praktische Anwendung bestätigt und beurkundet wahre Einsicht in das eigentliche Bedürfniß der Lehrenden und Lernenden.

Die wiederholten Auflagen des ersten Cursus haben schon hinreichend für die Vorzüge desselben gesprochen, und zugleich veranlaßt, daß dieser durch die fortgesetzten Verbesserungen und Erweiterungen zu einer vollständigen Sprachlehre anwuchs, ohne die glücklich getroffene Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig zu überschreiten, so groß auch die hier gegebene Anzahl trefflicher Beyspiele über alle grammatikalischen Lehren und Regeln, so wie der vielseitigen Dialogen zur Erlernung und Uebung des mündlichen gewandten Ausdrucks im Französischen, ist.

Der Herr Verfasser hat überall die Voltairesche Orthographie befolgt und in der Vorrede noch schätzbare Winke über seine Methode und Erfahrungen niedergelegt. Die äußerst geringen Preise werden die fernere vielfache Verbreitung und Einführung dieser Lehrbücher sehr erleichtern.

Canzlers, C., Uebungen im Lesen und Sprechen für Anfänger im Französischen. 8. 10 gGr.

Dessen leicht eingerichtete Kindergespräche, deutsch und französisch; zur Erleichterung

Digitized by Google

des ersten Unterrichts in der französ. Sprache. 3te verb. Aufl. 10 gGr.

La Henriade, pöeme épique en dix chants par Voltaire, mit historischen und grammatikalischen Anmerkungen von C. W. Siemsen. 8. 6 gGr.

Sußmann, A., Uebungen im franz. Briefstyl, aus Voltaire's Korrespondenz gezogen. Ins Deutsche übersezt und mit franz. Noten aus dem Originale versehen. gr. 8. 18 gGr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[83] Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint mit Anfange dieses Jahres folgende höchst interessante Zeitschrift:

Cosmologisches Journal.

Monatliche Mittheilungen für die neuste Kunde des Welt- und Menschen-Lebens. Herausgegeben von Dr. H. L. Berghaus.

Das cosmologische Journal wird das Neuste und Wissenswürdigste aus den im großen Gebiete der Weltkunde vorkommenden Entdeckungen und Forschungen, und mit einer Uebersicht aller merkwürdigen historischen Begebenheiten, im Lichte der Gegenwart eine Sammlung von Dokumenten enthalten, die über das Leben des Menschen, in seinem Verein als Völker und als Individuum betrachtet, neue Ansichten und Kenntnisse zu verbreiten, im Stande sind.

Das erste Heft enthält: Blicke auf die nördlichen Provinzen von Portugal. Ueber den Zustand des türkischen Reichs. Rußlands Stellung zum übrigen Europa. Südamerikanische Kriegerheere. Schlacht von Ayacucho. Statuten der Gesellschaft zur Vertheidigung der katholischen Religion. Der Cölibat der katholischen Geistlichen. Die Wüste Schaschin. Beobachtungen über die Geschwindigkeit des Schalls. Geographie der indischen Halbinsel. Unterschied zwischen den Kirghis-Kaissaken und den wahren Kirghisen. Bericht über Cailles Reise nach Tombuktu. Reise des Schiffes Blossom. Das lezte Koncilium. Gegenwärtige Eintheilung Griechenlands. Vermischte Nachrichten. —

Monatlich erscheint ein Heft von 5 bis 6 Bogen. Der jährliche Preis ist 6 Rthlr. Da der Jahrgang in drey Bänden zerfallen wird, so kann ein halber Jahrgang nicht abgelassen werden, wohl aber ein Band zu vier Heften, der alsdann mit 3 Rthlr. berechnet wird. Das Abonnement geschieht auf allen löblichen Postämtern des Preuß. Staates und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands.

Maurer'sche Buchhandlung in Berlin. Bergstraße No. 6.

---

[94] Eltern und Erzieher,

denen die Bildung und das Wohl ihrer Kinder und Zöglinge am Herzen liegt, werden auf

J. H. Campe's

sämmtliche Kinder- und Jugendschriften,

welche zur Ostermesse in einer neuen, überaus wohlfeilen Gesammtausgabe in 37 Theilen, mit 52 Kupfern und Karten sauber cartonnirt erscheinen, aufmerksam gemacht. Diese 37 Theile enthalten 718 Bogen nach 8. gerechnet, und kosten im Subscriptionspreise 10 Rthlr. C. M. oder 18 fl. Rheinisch, wonach der Bogen, einschließlich der Kupfer und Karten, nicht mehr als 4 Pf. oder 1½ kr. kömmt. Eine ausführliche Ankündigung mit Angabe des Inhaltes ist in allen soliden Buchhandlungen unentgeldlich zu erhalten.

Braunschweig, im Februar 1829.

Schulbuchhandlung.

Bey Friedrich Vieweg in Braunschweig erscheinen auf Subscription:

Gesammelte Schriften

von

Wilhelm Traugott Krug,

Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Des Verfassers theologische, politische, philosophische und vermischte Schriften wird diese Sammlung in 4 Abtheilungen liefern. Der Subscriptionspreis ist für 24 Bogen 1 Rthlr. C. M. oder 1 fl. 48 kr. Eine ausführliche Ankündigung über Plan, Umfang und typographische Ausführung wird durch alle solide Buchhandlungen ausgegeben.

---

[97] Antwort auf die Note des Recensenten der Pyrker'schen Werke. Hall: A. L. Z. Lit. Beyl. 3ten Mai 1828.

Als ich die Tunisias des Heldensänger P. gelesen hatte, da lag eine ganze Welt, die lebende und leblose Natur mit all ihrem unermeßlichen Reichthum und ihren wundersamen Erscheinungen, wie auf einem großen Bilde vor mir ausgebreitet, und mein Auge haftete, im rastlosen Fluge, bald auf dieser, bald auf jener Gestalt, mir jene dauernd in das Gedächtniß zurückzurufen. Die Fluren zweyer Welttheile; das unendliche Meer; über ihm, und jenen der blaue Himmel; Morgen- und Abendrotd; das säuselnde Lüftchen, das die Wellen kräuselt, und die Zweige schüttelt, Gewitterstturm und der Samum sogar, der die Sandwüsten emporwirbelt, und mit glühendem Odem das Leben tilgt; Unwetter zur See und auf dem Lande; Meerfluth und Erdbeben — und das Alles nicht in leerer Pinseley, sondern in enger Beziehung auf den wichtigeren Theil des Gemäldes, auf die beyden im Kampf begriffenen Völker. Unter diesen welches Leben, welche voll Kraft und Wahrheit gezeichnete Gestalten, welches Streben nach dem bestimmten Ziele, Entscheidung und Sieg! Die Kampfweise, nach allen ihren Theilen, wie lebendig dargestellt! — der Korsaren nächtliche Landung; Entern einzelner Schiffe; Seeschlacht; Landung des Christenheeres; Vorkampf; Belagerung und Erstürmung der Veste, endliche Schlacht und Einzug in Tunis! — all das in einer einfach großen Handlung, in deren Mitte der Leser sogleich vom Anfange versezt, und in ihr bis zum Ende festgehalten wird; und all dies in der reinsten poetischen Sprache, in den wohlklingensten Versen, mit unerreichten Bildern und Gleichnissen dargestellt, deren Zahl in diesem einen Werke, selbst die Homerischen in seinen beyden Epopöen, an der Zahl übersteigt. Endlich ist sein Wunderbares, auf den Grund der Offenbarung gestüzt, im milden Zauber der Phantasie über das Ganze ergossen. — Als dieses erwähnte Gemälde vor meinen Augen schwebte, da gedachte ich: wohl hatte der herrliche Sängergreis Baggesen Recht, davon in seinem Schwanen-

Digitized by Google

gesange zu sagen: — „Einfach wälzt es die Wogen daher, wie des Oceans Epos;" — und vergleichend mit den neueren Dichtern zu sagen: — „Schaut' ich auf Jene herab, blick ich zu Dir nun hinauf," — und er, der Greis! zu dem jüngern zu sagen: — „Sey mir als Vater gegrüßt!" — (Siehe Dresdner Morgenzeitung. Nro. 103. Juni 1827).

Wie? und ein zweytes, an Umfang gleich großes Gemälde reiht sich an jenes an? Rudolph von Habsburg! Welche Riesenkraft gehörte dazu, nach jener Aufgabe noch diese zu lösen! — Minder reich mit Blüthen geschmückt, hat dieses Werk bey großer Mannigfaltigkeit eine einfache Größe und Vollendung, die das Gemüth ergreift und festhält. Drahomiras nächtlicher Flug; — des Kaisers Ritt, Alpenfahrt und Gesichte der Zukunft; — das Lager des Kumanen; — das Turnier; — Ottokar's und Wallenstein's Entzweiung; — der Wahnsinn dieses unglücklichen Jünglings; — Ottokar's auffallende Kraft am Ende des VIII. Gesanges, — die große Schlacht im XI. und des Kaisers Anzug vom Wienerberge im XII. — sind, nebst unzähligen andern Stellen, von unvergleichbarer Schönheit. — Wohl hat der selige Freyherr v. Merian, der große Gelehrte und Kenner, begeistert durch dieses Werk, mit Recht ausgerufen: — So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutsches Epos, dessen sich außer dem griechischen, kein anderes Volk rühmen kann. Ich setze Pyrker weit über Virgilius; das heißt: ich glaube, daß Er dem Homer viel näher stehe, als Virgil. — Ja, der hat es vollbracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!" — (W. Zeitschrift für Kunst, Literatur ꝛc. Nro. 94. August 1826). Selbst J. H. Voß hat es des klassischen Lorbeers würdig anerkannt. (S. Sophronizon, zweytes Heft. 1825).

Doch, noch ein drittes Werk von derselben Meisterhand erhebt sich vor unsern Augen: Die Perlen der heiligen Vorzeit, wie jene beyden in zwölf Abschnitte getheilt. Nur das höchste Anliegen der Menschheit, die Religion, nach den heiligen Urkunden in ihrer Tiefe erfaßt und empfunden, konnte den Verfasser zur Schaffung so herrlicher Gebilde begeistern. Schon in mehr als einer Sprache versuchte man, den Moses in poetisch aufgefaßten Umrissen nach dem Urbilde zu zeichnen, doch, wer wird nach solch gelungener Arbeit künftig mehr einen Versuch wagen? — Von hoher Vollendung ist das Nachtstück: Samuel; — Elias und Elisa sind voll unnachahmlicher Schönheiten, und niemand wird die Makkabäer ohne tiefe Rührung und Erhebung lesen können. Von diesem Werke steht in Benkerts Allgemeinem Kirchenkorrespondenten ꝛc. Würzburg, Februarheft 1828 herrlich geschrieben: „Was die Tiefe des Gemüthes, die aus diesen Perlen spricht, und die Zartheit der Darstellung betrifft, so ist Ref. mit sich einig den Dichter über alle neueren zu erheben, und ihm einen ruhmvollen Platz an der Seite des Sophokles zu geben" u. s. w.

Diese waren meine individuellen Ansichten von den Werken Pyrker's, welche Ansichten in den gleichlautenden Urtheilen der trefflichsten Männer ihre Gewähr fanden, als ich in der A. L. Z. von Halle jene empörende Recension las, auf welche ich, in solchen Fehden unerfahren, eine Antikritik schrieb, und welche der Verfasser jener Recension, in einem späteren Blatte (3ten Mai 1828) mit einer noch empörenderen Note begleitete. Auf die Beleuchtung der in seiner Recension enthaltenen schaaler Kriteleyen, hätte ich eine Recensentenmäßig grobe Antwort allenfalls verschmerzt; aber daß er in jener Note, wie schon früher in seiner Recension, sich nicht damit begnügte, Pyrker's unsterbliche Werke zu verunglimpfen, sondern dessen in jeder Hinsicht allgemein verehrtem Charakter so niedrige Zumuthungen zu machen, — und daß ich durch meine wohlgemeinte, aus eigenem Antriebe herrührende Antikritik dazu Veranlassung gab, das erfüllte mich mit unnennbarer Trauer. — Was könnte ihm doch dieser harmlose, von allen lit. Umtrieben fern, und ganz seinem erhabenen Berufe lebende Heldensänger zu Leide gethan haben, daß er, der anonyme Schmäher! mit solch ausgesuchter Bosheit gegen ihn auftrat? War es blos die niedrige Lust, das ächte Verdienst herabzusetzen? — Ich zweifle keineswegs, daß es der edlere Theil des lesenden deutschen Publikums dafür erkannt haben wird; weise auf meine Antikritik hin, wie ich zur Kenntniß der Recensionen über Pr's. Werke, und der bisher erschienenen Uebersetzungen derselben gelangt bin, und erkläre zugleich: daß ich das im Eremiten (Nro. 143. Nov. 1828) erst jüngst gemachte Anerbieten: meinen Namen, wo es immer gefordert würde, bekannt geben zu wollen, hiemit bekräftige, und den Einsender, der mich recht gut zu kennen behauptet, berechtige, selben zu enthüllen, damit auch der entfernteste Schein eines höchst ungerecht erregten Verdachts gegen den großen epischen Dichter, dessen Name noch bey der spätesten Nachwelt Deutschlands Völkern zum Ruhme gereichen wird, — als ob er, nach dem barbarischen Ausdruck unserer barbarisch gesinnten Kritiker, ein Selbstlobhudler, jene Antikritik selber verfaßt hätte, getilgt sey. — Daß ich von dem hohen Vorzug der P'schen Muse in meiner Antikritik nicht zu viel gesagt habe, mögen auch obige Urtheile der kompetentesten Richter beweisen, weswegen sie daselbst angeführt worden sind. —

K. —

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberdhrigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet die ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

Digitized by Google

Nº. 10.

Intelligenz-Blatt

1829.

[99] Ueberſetzungs-Anzeige.

Zur Vermeidung von Kollſionen zeigt die Unterzeichnete hiemit an, daß von dem in Paris kürzlich erſchienenen Werke:

1572

ou

Chronique du temps de Charles IX. par l'auteur du théâtre de Clara Gazul et de la Jacquerie, un vol. in 8. chez Alex. Mesnier

eine deutſche Ueberſetzung unter der Preſſe iſt, und ehеſtens erſcheinen wird, auf welches wir die Freunde einer heiteren Lektüre, ſo wie beſonders alle Beſitzer von Leihbibliotheken aufmerkſam machen zu müſſen glauben.

Stuttgart und Tübingen, im März 1829.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[84] Anzeige.

Friedrich von Schiller's

ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe in Einem Band.

Schon längſt hatte die unterzeichnete, einzig rechtmäßige Beſitzerin des Verlagsrechtes von Schiller's Werken eine Ausgabe derſelben in Einem Band, in größtem Oktavformat zu veranſtalten beabſichtigt. Die in England, Frankreich, den Niederlanden, Italien und Deutſchland erſchienenen Ausgaben verſchiedener klaſſiſcher Schriftſteller ſollte der Einrichtung und vorzüglich der typographiſchen Vollkommenheit nach als Muſter dienen, und die Ausführung wurde allein durch die Abſicht verzögert, dieſe Ausgabe durch eine für die Verehrer Schillers intereſſante Zugabe noch werthvoller zu machen.

Da wir nun dieſer gewiß ſind, ſo beeilen wir uns anzuzeigen, daß wir bereits mit einer ſolchen Ausgabe beſchäftigt ſind, und daß dieſelbige mit der gleichen typographiſchen Schönheit und Geſchmack wie die bekannten ähnlichen Ausgaben erſcheinen wird. Eine Probe davon kann in Kurzem in allen guten Buchhandlungen eingeſehen werden.

Schillers ganz ähnliches Bildniß, ſo wie ein Facſimile ſeiner Handſchrift wird mit der oben erwähnten Zugabe dieſe Ausgabe vor ähnlichen angekündigten oder bedrohten Nachdrücken auszeichnen, und damit ſie auch in Hinſicht des Preiſes dieſen vorgehe, ſo ſoll dieſelbe für diejenigen, welche bis Ende Mai's unterzeichnen für 8 fl. rhein. oder 4 Rthlr. 12 Gr. ſächſ. feſtgeſetzt ſeyn.

Vorauszahlung wird keine verlangt, nur bey Ablieferung der erſten Hälfte, im Herbſt dieſes Jahrs, wird die Zahlung geleiſtet. Die zweyte Hälfte wird Oſtern 1830 abgeliefert.

Privatſammler, welche ſich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten bey 7 Exemplaren das 8te unentgeldlich.

Stuttgart und Tübingen, im März 1829.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[43] Anzeige eines äußerſt intereſſanten Werks.

In J. G. Cotta'ſchem Verlage iſt erſchienen und an alle gute Buchhandlungen verſendet worden:

Briefwechſel

zwiſchen

Schiller und Goethe

in

den Jahren 1794 bis 1805.

Erſter und zweyter Theil.

vom Jahre

1794 bis 1796.

8. broſchirt. Velinpapier 6 fl. 48 kr.

weiß Druckp. 5 fl. 24 kr.

---

[91] Ankündigung

eines Reformations-Gedenkthalers auf die Proteſtation der evangeliſchen Stände auf dem Reichstage zu Speyer am 19. April 1529.

Die Päpſtlich Geſinnten machten an dieſem Tage den, von einem Ausſchuſſe gefaßten Beſchluß bekannt: daß das, 1521 zu Worms gegen Luther und ſein Werk erlaſſene harte Edikt der Achts-Erklärung in volle Kraft treten ſolle. Das ganze Reformationswerk wäre dadurch zertrümmert worden, wenn nicht fünf kühne von Gott begeiſterte Helden ſogleich in die Schranken getreten wären, und, in Verbindung mit 14 Reichsſtädten, noch am nämlichen Tage die Proteſtation dagegen eingelegt hätten, die ſie auch Tages darauf dem Könige Ferdinand, ausführlicher gefaßt zuſandten. Es waren die Herren: Churf. Johann von Sachſen, Markgraf Georg von Brandenburg, Landgraf Philipp von Heſſen, Herzog Ernſt von Lüneburg und Fürſt Wolfgang von Anhalt, und mit ihnen die 14 Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Coſtnitz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbrunn, Reutlingen, Isni, St. Gallen, Weißenburg und Windsheim.

Dieſe Proteſtation ward die Grundlage der evangeliſchen Glaubensfreyheit, mithin hochwichtig für jeden evangeliſchen Chriſten, und verdient daher auch unbedingt: durch ein ſichtbares Erinnerungszeichen in dem Andenken der evangeliſchen Kirche erhalten zu werden. Dazu aber

Digitized by Google

soll der Gedenkthaler dienen, welcher am 19. April in der unterzeichneten Anstalt erscheinen und für 2 Thlr. in Silber, aber auch in Bronze zu 1 Thlr. zu haben seyn wird. Der Name Gedenkthaler wird dieser Denkmünze in Wiederaufnahme des alten schönen Gebrauchs unserer Väter gegeben, welche den Denkmünzen, die von sehr allgemeinem Interesse waren, einen bestimmten, gewöhnlich der Silbermünz-Haupteinheit entsprechenden Werth gaben, um sie als Pathenthaler und zu anderen ähnlichen Geschenken mit gebrauchen zu können.

Wirklich soll diese Denkmünze auch, im Silbergepräge, den genauen Werth eines Conventions-Species-Thalers erhalten.

Die Darstellung soll reich und schön werden.

Auf der Hauptseite werden die Bildnisse der 5 ehrwürdigen fürstlichen Glaubensvertheidiger mit erklärender Umschrift abgebildet. Auf der Kehrseite erscheinen sie in ganzer Figur, und mit ihnen, als Repräsentant der 14 Reichsstädte, ein Bürgermeister in damals üblicher Tracht. Sie reichen einander über einem Denkstein die Hände, auf welchem die Bibel bey der Stelle: Gal. V, 1. (So bestehet nun in der Freyheit u. s. w.) aufgeschlagen liegt.

Die Umschrift erklärt das Bild mit den Worten: zum Gedächtnis an die zu Speyer eingelegte Protestation. Am Denkstein steht: April d. 19ten 1529. und im Abschnitt: April d. 19ten 1829.

Die unter Beyfügung des Betrages eingehenden Bestellungen auf diesen Gedenkthaler werden, nach der Reihe des Eingehens, so schnell als möglich besorgt, und Sammler von Bestellungen rechnen sich das 11te Stück als Rabatt.

Berliner Médaillen Münze,
von G. Loos,
jetzt neue Friedrichsstraße Nr. 56.

---

[85] Zur Nachricht für Singvereine.

Bey N. Simrock in Bonn am Rheine sind folgende ältere Werke, als: Messen, Oratorien, Cantaten etc. im Klavier-Auszuge und in besonders gedruckten Sing- oder Chorstimmen zu haben. (NB. Die Chorstimmen werden in beliebiger Anzahl geliefert und der Bogen von 2 Blättern oder 4 Seiten mit 4 Silbergr. Pr. Ct. bezahlt.)

Bach, C. Ph. E. Motetto: Gott deine Güte reicht so weit. Von Gellert. Für Sopr., Alt, Tenor und Bass. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singstimmen 16 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

Eberwein, C., Op. 11. Anbetung. Cantate von Köhler. Für id. Clav.-Ausz. 1 Rthlr. 2 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 14 Sgr.

Fall, von, Op. 1. Auferstehen, von Klopstock. Für id. Klav.-Ausz. nebst den einzelnen Singstimmen 24 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

— Op. 3. Preis des Schöpfers, von Gellert. Für id. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singstimmen 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

Fesca, F. E., Op. 26. Der 103te Psalm. Hymne für id. Klav.-Ausz. 1 Rthlr. 10 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 20 Sgr.

— Ein 4stimmiger Satz aus dem 13ten Psalm. Für id. Klav.-Ausz. nebst den einzelnen Singstimmen. 8 Sgr.

— An die heilige Cäcilia. Gedicht von Robert. Für id. Klav.-Ausz. nebst den einz. Singst. 10 Sgr. Die 4 Singst. allein 4 Sgr.

Gluck, C. de, De profundis. Für id. Partitur mit unterlegtem Klav.-Ausz. nebst den einz. Singst. 24 Sgr. Die 4 Singst. allein 8 Sgr.

Graun, C. H., Der Tod Jesu, Passions-Cantate von Ramler. Klav.-Ausz. 2 Rthlr. 4 Sgr. Die 4 Chorstimmen allein 16 Sgr.

Händel, G. F., Der 100ste Psalm. Klav.-Ausz. 1 Rthlr. 10 Sgr. Die 4 Chorstimmen allein 22 Sgr.

— Judas Maccabäus. Oratorium nach Mozarts Bearbeitung. Klav.-Ausz. von L. Hellwig. Deutscher Text 4 Rthlr. 8 Sgr.

Hasslinger, T., Missa für 2 Tenor- und Bassstimmen ohne Begl. Klavier-Auszug zum Einüben 1 Rthlr. 2 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 1 Rthlr. 2 Sgr.

Haydn, J., Die Schöpfung. Oratorium. Klavier Auszug 3 Rthlr. 6 Sgr. Die 4 Chorstimmen allein 1 Rthlr. 4 Sgr.

— Die Jahreszeiten. Oratorium. Klavier-Auszug 5 Rthlr. 10 Sgr. Die 4 Chorstimmen allein 1 Rthlr 22 Sgr.

— Die 7 Worte des Erlösers am Kreuze. Klavier-Auszug. 2 Rthlr. 20 Sgr. Die 4 Singst. allein 1 Rthlr. 10 Sgr.

— Missa à 4 voci Nr. 1. in B. Lat. und deutscher Text. Klavier-Auszug. 2 Rthlr. 12 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 1 Rthlr. 14 Sgr.

— Motetto: Insanae et vanae curae (des Staubes eitle Sorgen) Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singstimmen. 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

— 9 Quartetten für Sopr, Alt, Tenor und Bass im Klavier-Auszug nebst beyliegenden einzelnen Singstimmen.
Nr. 1. Die Beredsamkeit: Freunde, Wasser machet stumm. 12 Sgr.
Nr. 2. Alles hat seine Zeit: Lebe, liebe, trinke, lärme. 12 Sgr.
Nr. 3. Die Harmonie in der Ehe: O wunderbare Harmonie. 12 Sgr.
Nr. 4. Der Augenblick: Inbrunst, Zärtlichkeit, Verstand. 12 Sgr.
Nr. 5. Die Warnung: Freund, ich bitte, hüte dich. 16 Sgr.
Nr. 6. Danklied zu Gott: Du bist's, dem Ruhm und Ehre. 12 Sgr.
Nr. 7. Abendlied zu Gott: Herr, der du mir das Leben 12 Sgr.
Nr. 8. Der Greis: Hin ist alle meine Kraft. 12 Sgr.
Nr. 9. Wider den Uebermuth: Was ist mein Stand? 20 Sgr.

— 4 Terzetten im Klavier-Auszuge nebst beyliegenden einzelnen Singstimmen.
Nr. 1. An den Vetter. Für Sopr., Alt und Bass. 12 Sgr.
Nr. 2. Daphnis einziger Fehler. Für 2 Ten. und Bass. 12 Sgr.
Nr. 3. An die Frauen. Für id. 12 Sgr.
Nr. 4. Betrachtung des Todes. Für Sopr., Tenor und Bass. 12 Sgr.

Mozart, W. A., Missa zu 4 Singst. Nr. 1. in C. Latein. Text. Klavier-Auszug 1 Rthlr. 18 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 1 Rthlr. 2 Sgr.

— Missa à 4 voci Nr. 7. in G. Latein. und deutscher Text. Klavier-Auszug 2 Rthlr. 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 2 Rthlr. 4 Sgr.

— Missa pro defunctis. Requiem. Zu 4 Singst. Lat. und deutsch. Klavier-Auszug 2 Rthlr. Die 4 Singstimmen allein 1 Rthlr. 12 Sgr.

— Cantate: David de penitente. Zu 4 Singstimmen. Klavier-

Digitized by Google

Auszug. Italienisch und deutsch. 2 Rthlr. 4 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 1 Rthlr. 18 Sgr.

Mozart, W. A., Misericordias Domini. Zu 4 Singst. Lat. und deutsch. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singst. 28 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

— Nr. 1. Cantate: Lob der Freundschaft. Für 2 Tenor und Bass nebst Chor. Klavier-Auszug. 16 Sgr. Die 3 Singstimmen allein 6 Sgr.

— Nr. 2. Motette: Ob fürchterlich tobend (Nec pulvis et cinis). Für Sopr., Alt, Tenor und Bass nebst Chor. Klavier-Auszug 16 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 10 Sgr.

— Nr. 3. Hymne: Gottheit! Dir sey Preis und Ehre. Für id. Clavier-Auszug 16 Sgr. Die 4 Singst. allein 8 Sgr.

— Nr. 4. Cantate: Allerbarmer, höre! Für id. Klavier-Auszug 16 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 16 Sgr.

— Nr. 5. Cantate: Heiliger, sieh gnädig hernieder! Für id. Klavier-Auszug 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 16 Sgr.

— Nr. 6. Hymne: Preis dir, Gottheit! (Splendente te, Deus!) Für id. Klavier-Auszug 16 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

— Nr. 7. Cantate: Herr, hier vor deinem Throne. Für id. Klavier-Auszug 28 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 16 Sgr.

— Nr 8. Cantate: Alles was ich hoffe. (Tutte le mie speranza.) Für 2 Sopr. und Tenor nebst Chor. Klavier-Auszug 16 Sgr. Die 3 Singstimmen allein 6 Sgr.

— Nr. 9. Cantate: Ewiger, erbarme dich. Für Sopr., Alt, Tenor und Bass nebst Chor. Klavier-Auszug. 1 Rthlr. 2 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 16 Sgr.

— Nr. 10. Cantate: Mächtigster, Heiligster! Für id. Klavier-Auszug 24 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 18 Sgr.

— Nr. 11. Cantate: Hoch vom Heiligthume. Für id. Klavier-Auszug 24 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 18 Sgr.

— Nr. 12. Cantate: Herr, auf den wir schauen! Für id. Klavier-Auszug 24 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 18 Sgr.

— 2 Chöre zu dem Schauspiel: Thamos. Für id. Klavier-Auszug 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 16 Sgr.

Müller, E., Danklied von E. M. Arndt. Für Sopr., Alt, Tenor und Bass nebst Klavier-Begl. 4 Sgr.

Ries, F., Op. 27. Der Morgen. Cantate für Sopr., Alt, Tenor und Bass nebst Chor. Klavier-Auszug 24 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 16 Sgr.

Rink, Ch. H., Op. 59. Das Vater Unser. Für id. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singstimmen 24 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

— Op. 63. Hallelujah, von Pfeffel. Für id. Klavier-Auszug. nebst den einzelnen Singstimmen 24 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

— Op. 68. Todtenfeyer. Für id. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singstimmen 1 Rthlr. 2 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

— Op. 71. Gebet für die Verstorbenen. Für id. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singstimmen 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

— Op. 73. Weihnachts Cantate. Für id. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singstimmen 1 Rthlr. 2 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

Romberg, A., Op. 25. Das Lied von der Glocke, von Schiller. Für id. Klavier-Auszug 1 Rthlr. 18 Sgr. Die 4 Chorstimmen allein 16 Sgr.

— Op. 28. Die Macht des Gesangs, von Schiller. Für id. Klavier-Auszug 1 Rthlr. 18 Sgr.

— Op. 42. Was bleibet und was schwindet. Ode von Rosegarten. Für id. Klavier-Auszug 1 Rthlr. 2 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 24 Sgr.

— Op. 45. Die Harmonie der Sphären. Hymne von Rosegarten. Für id. Klavier-Auszug 1 Rthlr. 2 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 1 Rthlr. 2 Sgr.

Romberg, A., Op. 55. Te Deum laudamus. Für id. Partitur mit unterlegtem Klavier Auszug 2 Rthlr. 4 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 16 Sgr.

Schelble, J. N., Gebet für die Abgestorbenen. Für id. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singstimmen 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

Schneider, Fr., Die Sündfluth. Oratorium von H. v. Groote. Klavier-Auszug 4 Rthlr. 24 Sgr. Die 4 Chorstimmen allein 2 Rthlr. 10 Sgr.

Schnyder, Xaver von Wartensee. Die 4 Temperamente. Ein komisches Quartett für 2 Tenor- und 2 Bass-Stimmen ohne Begl. Klavier-Auszug zum Einüben nebst den einzelnen Singstimmen 24 Sgr.

— Wonne der Wehmuth, von Goehte. Ein sentimentales Quartett für Sopr., Alt, Tenor und Bass ohne Begl. Klavier-Auszug zum Einüben nebst den einzelnen Singst. 20 Sgr.

— Der Friede. Quartett für 2 Sopr., Tenor und Bass mit oblig. Klarinett (oder Flöte) Klav.- Begl. und Klav.- Ausz. nebst den einz. Sing- und Instr.-Stimmen 1 Rthlr. 10 Sgr.

Stegmann, C. D., Ouverture, Chöre und Märsche zum Schauspiel: Moses. Für 4 Singstimmen. Klavier-Ausz. 24 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 10 Sgr.

— Neue Melodien zu Freymaurerliedern für 1, 2, 3 und 4 Männerst. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singst. 2 Hefte. à 3 Rthlr. 14 Sgr.

Weber, C. M. von, Der erste Ton. Gedicht von Rochlitz. Mit Musik zur Deklamation und Chor für 4 Singst. Klavier-Auszug 24 Sgr.

Weber, G., Messe oder 5 Hymnen mit lat. und deutschem Text. Für 4 Singst. Partitur mit unterlegtem Klavier-Auszug, Nr. 2. in G. 3 Rthlr. 6 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 24 Sgr.

---

[98] **Erziehungslehre**
von
Fr. H. Chr. Schwarz.
In 3 Bänden. gr. 8. 120 bis 130 Bogen.

Zweyte, durchaus umgearbeitete, verbesserte Auflage, erscheint bey mir Anfangs Juni d. J. vollständig und ist eine ausführliche Anzeige darüber in jeder Buchhandlung gratis zu erhalten.

Leipzig, den 10. März 1829.

Georg Joachim Goeschen.

---

[92] In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Sniadecki, J. v., sphärische Trigonometrie in analytischer Darstellung mit Anwendung auf die Ausmessung der Erde und auf die sphärische Astronomie, zum Gebrauche öffentlicher Vorlesungen. Aus dem Polnischen nach der zweyten stark vermehrten Original-Ausgabe übersetzt, und mit einer tabellarischen Uebersicht der vorzüglichsten und am häufigsten vorkommenden Formeln begleitet, von L. Feldt. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1828. 1 Rthlr. 8 gGr.

Zur Empfehlung dieses Werkes, erlaube ich mir auch eine sehr günstige Recension, in der Jenaischen Literatur-

Digitized by Google

Zeitung, Februar-Heft 1829, aufmerksam zu machen. Wo es unter andern heißt: — Der Herausgeber hat sich ein Verdienst um die mathematische Literatur erworben, daß er diese lehrreiche Schrift nach der zweyten stark vermehrten Original-Ausgabe übersezt und mit einer wohlgewählten tabellarischen Uebersicht der vorzüglichsten Formeln begleitet hat ꝛc.

Leipzig, im März 1829.

C. B. Schwickert.

---

[77] Folgende interessante Schrift ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen geheftet für 8 Gr. oder 36 kr. zu erhalten:

Die Kunst aus jedem Zweykampfe lebend und unverwundet zurückzukehren, selbst wenn man niemals Unterricht im Fechten gehabt und es auch mit den größten Schützen oder Schlägern in der Welt zu thun hätte. In zehn Vorlesungen von J. Fougère, ehemaligen Fechtmeister der alten Garde. A. d. Französischen. (Leipzig, Reinsche Buchhandlung.)

Dieses kleine Werkchen, im Original von einem französischen Veteranen, welcher Napoleon in allen Feldzügen in — Aegypten, Spanien, Deutschland und Rußland — als erster Fechtmeister für die ganze französische Armee begleitet, und dasselbe den Manen Napoleons widmete, lehrt, durch praktische Erfahrung bestätigt, in zehn Vorlesungen, schwarz auf weiß, die Kunst, im Duell nie verwundet noch getödtet zu werden.

---

[69] Literarische Anzeige.

In unserm Verlage erscheint:

Lexikon
des
Kirchenrechts.

Mit steter Rücksicht auf die neuesten Konkordate, päpstlichen Umschreibungs-Bullen, und die besondern Verhältnisse der katholischen Kirche in den verschiedenen deutschen Staaten.

Von
Andreas Müller.
Domvikar, auch Archivar und Registrator bey dem bischöflichen Ordinariate zu Würzburg.

Drey Bände in gr. 8. Format.

Der erste Band dieses wichtigen und für Viele unentbehrlichen Werkes ist bereits unter der Presse, und erscheint bis Ostern, der zweyte und dritte Band werden demselben unverzüglich folgen.

Der Preis läßt sich noch nicht genau bestimmen, doch soll er so billig als möglich seyn, und für alle drey Bände nicht höher als auf 8 bis 9 fl. oder 5 bis 6 Thlr. zu stehen kommen; diejenigen verehrlichen Bücherfreunde, welche bis Ende März d. J. entweder bey einer ihnen nahe gelegenen Buchhandlung, oder bey uns selbst darauf subscribiren, erhalten das komplete Werk um den vierten Theil wohlfeiler, als der Ladenpreis seyn wird.

Eine ausführliche Inhalts-Anzeige dieses äußerst interessanten und belehrenden Werkes ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Von demselben Herrn Verfasser ist bereits in unserm Verlage erschienen:

Anleitung zum geistlichen Geschäfts-Style und zur geistlichen Geschäfts-Verwaltung, sowohl nach dem gemeinen Kirchenrechte, als nach den besondern königl. bayerischen Verordnungen in Religions- und Kirchensachen. Nebst einem Anhange von Formularen aller Arten, welche in den verschiedenen Verzweigungen der geistlichen Geschäfts-Verwaltung vorkommen; zunächst für katholische Geistliche. Zweyte, umgearbeitete und verm. Aufl. gr. 8. 1828. Preis 1 Thlr. 16 Gr. od. 2 fl. 45 kr.

Würzburg, den 16. Febr. 1829.

Etlinger'sche Buchhandlung.

---

[671] Im Verlage der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Girardet, Friedrich, Andachtsstunden für betrübte und frohe Herzen. XII. Predigten. Dritter Band. gr. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberdhrigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet die ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

---

[104] Frankfurt a. M. in der Brönner'schen Buchhandlung sind erschienen:

Christus-Kopf nach Holbein, in Kupfer gest. von Barth.

Le Monument de Rhôde, par le Col. Rottiers 1 et 2 livr. acc. de 10 planches lith.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Fußfall, von L. Robert. 78. 79.
Ζωὴ μοῦ σὰς ἀγαπῶ, von Byron. 84.
Herzenslast, von Just. Kerner. 85.
Der Künstler und der Böse, von L. Robert. 86.
Fabel, von L. Robert. 90.
König Sancho, von Mügl. 91.
Wo sind' ich Trost? von Moerike. 92.
Ueberirdisch, von L. Robert. 95.
Wolkenzug, von M. Rapp. 103.
Charade: Thränenweide. 93.
Räthsel: Strauß. 87. — Waffen. 99.

Romane und Erzählungen.

Heilung durch Krankheit von Wolf. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91.
Bilder aus dem Jahr 1572. 94. 95. 96. 97. 98. 100. 101. 102.
Die Mördergrube. 98. 99.

Länder- und Völkerkunde.

Der Kalvarienberg bey Paris. 78.
Gemälde des römischen Volkscharakters. 79. 80. 81. 82. 98.
Schilderung des Rigi. 93. 94. 95. 96. 97.
Die Todtenklage. 93.

Reisen.

Ueberfahrt von Göteborg nach Harwich. 85. 86. 87. 88.

Naturgeschichtliches.

Der Tapir. 102.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Räthsel: Die Wolken. 81.
Schreiben eines Norddeutschen aus Paris im März 1829. 83.
Einzelnes von Ekermann. 83. 84. 87. 89.
Aus einem Denkbuch von L. Robert. 84.
Altfranzösische Sitten im 14ten Jahrhundert. 89. 90. 91.
Wie viel Hände die Industrie in Frankreich noch beschäftigen könnte. 97.
Straßenbettler in London. 93.
Ueber die älteste Poesie in China. 100. 101. 102.
An G. Schwab. Beytrag zu seiner Sammlung. 103.

Korrespondenz.

Ueber die wissenschaftliche Expedition in Egypten. 78. 79. — München. 78. 79. — Berlin. 81. 84. 85. 90. 91. — London. 80. 81. 88. 89. 90. 91. 96. 97. 98. 100. 101. — Paris. 82. 83. 86. 87. 88. 89. 93. 94. 95. — Dresden. 83. 84. 85. — Frankfurt. 94. 95. 96. 97. — Wien. 99. 100. 101. 102. 103. — Boston. 102. 103. New-York. 93.

Digitized by Google

No. 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. April 1829.

Es ist ein Stück, ein Dutzend Worte lang.

Shakespeare. Sommernachtstraum.

Der Fußfall.

Eine Komödie in 72 Reimzeilen *).

Von Ludwig Robert.

Personen:

Der Fürst. Die Fürstin. Die Hofdame. Der Adjutant.

Erste Scene.

Hofdame. Adjutant.

Adjutant.

Und kurz und gut! Ihr Herz hat sich von mir gewendet!
Ich wiederhol' es, ja! der Fürst hat Sie verblendet!

Hofdame.

So wie die Fürstin Sie! — Genießen Sie Ihr Glück
Und nehmen Sie dieß Bild —

Adjutant.

Und Sie den Ring zurück.

(Beyde ab).

Zweyte Scene.

Fürst. Fürstin.

Fürst.

Es freut mich sehr, daß wir derselben Meynung sind.
Er ist zu flatterhaft.

Fürstin.

Und sie noch halb ein Kind.

Fürst.

Sie sollen warten noch!

Fürstin.

Erst die Vernunft befragen!

Fürst.

Zu frühe Heirath ist oft übel ausgeschlagen.

Fürstin.

Bezieht sich dieses Wort . .?

Fürst.

Amalie!

Fürstin.

Nein, mein Freund!
Du liebst mich.

Fürst.

Und Du bist treuliebend mir vereint.

Fürstin.

Verdien' ich dieses Glück?

Fürst.

O mehr als dieses!

Fürstin.

Nein!
Mir ist so wohl, so weh! Ich muß jezt einsam seyn.

(Sie umarmen sich, er führt sie an die Thüre und sie geht ab).

*) Eine literarische Gesellschaft hatte jedem ihrer ausübenden Mitglieder die Aufgabe gestellt, ein selbstgefertigtes Gedicht einzureichen, dessen Gegenstand der freyen Wahl überlassen, der Umfang aber auf höchstens hundert Zeilen beschränkt ward. Dieß die Veranlassung zu dem hier mitgetheilten dramatischen Scherze, der sich in jedem geselligen Kreise, ohne lästige Vorbereitung, leicht darstellen läßt.

Digitized by Google

Dritte Scene.

Fürst (allein).

Sie ist so gut! Und ich? Wie kann ich sie so kränken,
Und neben ihrer Huld Elisens Huld gedenken?

(im Abgehen).

Was ist des Menschen Herz?

Vierte Scene.

Der Fürst, die Hofdame (tritt ihm an der Thüre entgegen).

Fürst.

Mein Kind!

Hofdame.

Mein Fürst.

Fürst.

Elise!

Hofdame.

Zur Fürstin muß ich.

Fürst (ihre Hand ergreifend).

Bleib!

Hofdame.

Sie sind . . .

Fürst (einfallend).

Im Paradiese!
Im Himmel selbst, so oft Dein Anblick mich beglückt.

Hofdame.

Ihr' Hoheit scheinen ja der Erde fast entrückt.

Fürst.

Du spottest.

Hofdame.

Ich, mein Fürst? Ich bin sehr ernst gestimmt;
Recht traurig!

Fürst.

Was geschah? Dein Aug' in Thränen schwimmt.
O könnt' ich zaubern doch, daß sie der Lust entrollten!

Hofdame.

Sie könnten es.

Fürst.

Und wie?

Hofdame.

Wenn Sie mich schonen wollten.

Fürst.

So bin ich Dir verhaßt?

Hofdame.

Das nicht . . . doch . . .

Fürst.

Nun?

Hofdame.

Ich liebe . . .

Fürst (einfallend).

Und willst sie nicht gesteh'n des Herzens zarte Triebe!

(Die Fürstin tritt ein und lauscht).

Fürst (fortfahrend).

O rosig-holde Schaam! Du liebst! Von Deinen Lippen
Gewähre, Theure, mir dieß Balsamwort zu nippen!

Hofdame.

Um's Himmelswillen!

Fürst.

Recht! Es ist hier nicht der Ort.
Doch sehen wir uns bald.

(ab).

Hofdame.

Mein Fürst!

(Der Beschluß folgt.)

Der Kalvarienberg bey Paris.

Wenn man die Umgebungen einer großen Stadt zum ersten Mal besucht, so wird man von einem Gefühle ganz eigener Art erfüllt, das sich bey näherer Bekanntschaft mit den Gegenständen gewöhnlich zu vermindern pflegt. Wir sehen Anlagen, Gebäude von verschiedener Art und Bestimmung, alle in Beziehung auf die Hauptstadt, von der sie ausgegangen sind, alle von ihr beherrscht und belebt. Noch kennen wir nicht die Art ihrer Entstehung, ihre Besitzer, ihren gegenwärtigen Gebrauch. Von den Kuppeln und Palästen, die aus der Mitte der Stadt emporsteigen, wendet sich der Blick nach den niedrigen Wohnungen der Vorstädte. Das ganz verschiedene Schicksal ihrer Bewohner, die derselbe Himmelsbogen überspannt, der sonderbare Anblick jener ungeheuren Häusermassen, aus denen ein immerwährender Rauch emporsteigt, der ihnen ein fast vulkanartiges Ansehn gibt, ihre Thürme, die ungleichen, schroffen Uebergänge der gewöhnlichen Häuser zu den ausgezeichnetern Gebäuden, und das einfache, natürliche Ansehen der Vorstädte, die aus dem gewaltsamen Gedränge jener chaotischen Labyrinthe in die offene Natur zu flüchten scheinen, geben ein so wunderfames Bild, daß man dessen totale Auffassung selten interessant dargestellt findet. Die Phantasie, die im Innern einer großen Stadt mehr beengt als erhoben wird, hat hier ein reiches Feld. Obgleich bey längerem Aufenthalt und näherer Kenntniß alles ein geordnetes und bestimmtes Ansehen gewinnt, so kommt, unserer Meynung nach, etwas darauf an, diesen ersten phantasievollen Eindruck zu erhalten; es liegt in ihm mehr, als man gewöhnlich glaubt, das wahre Bild, die geistige Einheit dieser im Einzelnen nie zu erschöpfenden Dinge verborgen.

Die Umgebungen von Paris gewähren dem Auge und der Phantasie alle diese Vortheile in höchstem Maaße. Wir hatten absichtlich nirgends einen Wegweiser mitgenommen,

Digitized by Google

um auf unbedeutende Dinge nicht gleich aufmerksam gemacht zu werden, interessante aber in ihrer eigenen, selbstständigen Gestalt auf uns einwirken zu lassen, und diese dann erst mit ihrer Geschichte und ihren äußeren Verhältnissen zu vergleichen. Von Mont Louis wie von Montmartre aus sahen wir den größten und schönsten Hügel der Umgegend von Paris, von hohen Gebäuden gekrönt, die Seine und eine hellschöne Ortschaft zu seinen Füßen. Die schlechte Witterung, die kurzen Tage verhinderten uns lange an seinem Besuch.

Der älteste Name dieses Berges ist Mont Valérien, der von Valerianus, dem Sohne des Kaisers Gallianus, herkommen soll. Die Religiosität des Mittelalters ließ hier früh Anachoreten wohnen. Um das Jahr 1400 wurden drey Kreuze auf ihm errichtet, zum Andenken an den Tod Christi zwischen zwey Uebelthätern, und der Berg empfing davon seinen jetzigen Namen. Nachdem hier ein Haus für Priester gebaut und mit Ländereyen dotirt war, entstand zwischen den Mitgliedern der Kongregation des heiligen Jakob, die in der rue St. Honoré wohnten, und den Geistlichen des Kalvarienberges um einen Theil der Besitzungen ein heftiger Kampf, in welchem einige Theilnehmer erschlagen wurden. Da sich zu dem im Mittelalter herrschenden Hange zu selbstständiger Rechtshülfe hier schon früh eine gewisse Macht literarischer Publicität gesellte, so verfolgte die siegende Parthey ihre Gegner mit Spottschriften, deren Titel komisch genug klingen. 1791 wurde dieses Kloster durch das bekannte Dekret der konstituirenden Versammlung aufgehoben, und stand eine Reihe von Jahren durch leer.

Wir gingen durch das Bois de Boulogne, das für Reitende und Fahrende angenehmer als für Fußgänger ist, an einem Sonntag Nachmittag nach den Ufern der Seine, um den Mont du Calvaire zu besteigen. Das Wetter war hell und trocken, und die große Straße, die durch das Gehölz führt, mit zahllosen Reitern und Wagen übersät. Wir sahen heute zum ersten Male eine große Promenade in Paris. Da es ein charakteristischer Unterschied des Pariser öffentlichen Lebens von deutschen Hauptstädten ist, daß der Hof und die Klassen, die durch Geburt oder Dienstverhältnisse ihm nahe stehen, keine überwiegende Stellung in der äußern Face des hiesigen Lebens einnehmen, so schien nichts zu fehlen, obgleich man weder königliche Livreen noch große Wappen an den Kutschenschlägen sah. Der eleganten Equipagen, der schönen Pferde war eine desto größere Menge, und Engländer und Engländerinnen spielten hierbey eine Hauptrolle, die, sie mögen an einem Orte zahlreich oder nicht versammelt seyn, sich überall besonders bemerkbar machen. Im italienischen Theater, in der Galerie des Louvre, den Champs Elysees, den theuersten Restaurationen, sieht man sie immer. Eine Menge wunderschöner Kinder, deren Anblick uns so oft im Garten des Palais royal und den Tuileries um so mehr überraschte, als die erwachsene Generation in Paris keine ausgezeichnete Race ist, spielte auf den Fußpfaden, von ihren sehr anständig gekleideten Ammen bewacht. Die rosenwangigen Ladys und die fein geschnittenen Gesichter der Mesdames gewährten einen sehr unterhaltenden Anblick.

Dieses interessante Gewühl verschwand, als wir die westliche Mauer des Boulogner Gehölzes verließen; aber der Anblick eines der heimischsten Punkte um Paris that sich uns auf. Die Landschaft war jezt eben so einsam, als sie vorher belebt gewesen. Gerade vor uns lag der Kalvarienberg, dessen Anbau wir deutlich unterscheiden konnten, links von ihm streckten sich die Hügel hin, in deren Nähe St. Cloud, Trianon, Marly gebaut sind. Der Himmel war nicht vollkommen und beständig klar, das Wetter aber fest und trocken, so daß das blaue Himmelsgewölbe zuweilen den Schleyer der Wolken durchbrach, und die Erde von diesen wechselnden Lichtern auf das Anmuthigste überglänzt wurde.

Nachdem wir über die Seine gesezt waren, erreichten wir die Spitze des Berges. Hier herrschte eine klösterliche Stille. Die Fenster des großen Gebäudes waren fast alle geschlossen. Eine kleine Glocke tönte zu einer gottesdienstlichen Handlung; auf dem Kirchhofe, zu unsern Füßen, fand ein Begräbniß statt und die Altäre der Stationen waren von einigen Andächtigen besucht.

Aus dem Leben der weltlichsten Stadt heraus waren wir fast unmittelbar in diese stille, klösterliche Behausung getreten. Vor uns lag Paris, links ragte der Montmartre hervor, weit über die Stadt hinaus lag der Mont-Louis. Wir haben mehrere schön gelegene Klöster gesehen oder vielmehr die Lage derselben beobachtet, da sie selbst größtentheils aufgehoben waren, keines aber der uns bekannten geistlichen Häuser hat eine so ausgezeichnete Lage wie dieses, durch die Nähe, den Anblick, den Gegensatz von Paris.

Hier war es, wo bald nach der Restauration der Abbé von Rauzan, der Superior der französischen Missionen, der Andacht vorstand, welche die Bourbonische Familie, den jetzigen König an der Spitze, öffentlich beging. „Seht die Kinder des heiligen Ludwigs," sagte dieser Geistliche zu dem versammelten Volk, „wie sie sich vor dem Kreuze des Herrn demüthigen!" — Obgleich Niemand glaubt, daß die Andacht der Könige dem Allmächtigen näher sey, als die der Bettler, so hat ihr Beyspiel doch über die Menschen viele Macht. Daß aber die Religiosität der Bourbonischen Familie in Paris keine Nachahmung findet, davon zeugen die leeren, verödeten Kirchen. Napoleon, der die Religion zuweilen in den Kreis seiner politischen Kombinationen zog, hielt den Bau einer Kaserne auf dieser schönen Höhe für angemessener, als den einer Kirche. Dieser barbarische Plan war aber noch nicht ganz ausgeführt, als die Katastrophe von 1814 eintrat und die Jesuiten den angefangenen Bau für ihre Zwecke fortsezten. Daher kommt das

Digitized by Google

Ansehen von Neuheit, das dieses Gebäude hat. Wie es sich mit der durch die Ordonnanzen vom Juny proscribirten Gesellschaft auf diesem Berge verhält, ist uns unbekannt.

Die Gegend hatte heute ein stilles, sonntägliches Ansehen, und das brausende Leben von Paris lag diesem friedlichen, einsamen Orte fern. Man hat mit Recht behauptet, daß die Stifter der Klöster ihre Niederlassung gewöhnlich sehr zweckmäßig angelegt haben, und daß die benachbarte Natur gewissermaßen mit zu der Erbauung und Heiligung der Klosterleute beytrug. Dieses ganze Verhältniß wird aber jezt, durch den Verein mannichfacher Umstände gehemmt, aber keineswegs in seiner Quelle verstopft, für etwas durchaus Vergangenes und Verschwundenes erklärt. Da wir indeß glauben, daß die ewige Dauer des Christenthums anders verbürgt sey, als Herr von Keratry vor einigen Tagen in seiner Rede gegen die Missionen, im Sinne seiner Parthey, erklärte, indem er sagte, daß das Christenthum sich den Zeitverhältnissen akkommodiren müsse, so nehmen wir an den Instituten, die unmittelbar aus ihm hervorgegangen sind, ein innigeres Interesse, als es für den Augenblick Sitte ist. Daß es eine Seite im Christenthume gibt, in der das Klosterwesen als auf einem wahrhaften Boden ruht, wird kein in der Geschichte der religiösen Entwickelung nur mittelmäßig Bewanderter läugnen, und wo dieses gänzlich fehlt, mangelt auch gewiß etwas an der totalen Realisirung der christlichen Idee.

Der belebende Anblick von Paris, dessen Bedeutung uns jezt wohl bekannt ist, und der Genuß an dieser schönen, stillen Landschaft, in deren Einsamkeit wir uns, selbst einsamen Sinnes, gern versenkten, ließ uns erst mit einbrechender Dämmerung von diesem schönen Punkte scheiden.

Eduard Arndt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Auf der Insel Philoe, 8. Dezember 1828.

Ueber die wissenschaftliche Expedition in Egypten.

Ich vermochte den Eindruck, den die Masse der Denkmale von Theben auf mich gemacht, nur sehr unvollständig wiederzugeben und die Verwirrung meiner Ideen wird Ihnen nicht entgangen seyn. Es drängte sich mir aber auch so viel Neues auf, wovon ich gar keine Ahnung hatte, daß es mehr als eines Kampfes bedarf, bis Alles im Kopfe geordnet ist. Egypten ist Eigenthum der ganzen Menschheit, und namentlich Theben wird einmal, wie ich hoffe, für das denkende Europa ein Gegenstand verständiger Wißbegier werden, statt jenes langweiligen Angaffens, wobey man nicht aufhören konnte, von der Höhe der Obelisken, von der Größe der Kolossen und Sphinxe zu salbadern. Allerdings ist der Anstoß dazu kaum gegeben, der Schleyer ist kaum gelüftet und die Entdeckungen sind noch nicht viel mehr als Vermuthungen. Aber wie hell kann es noch in der Zukunft werden und welche Masse von Gegenständen birgt die Vergangenheit, die eines Tags ans Licht kommen müssen!

Am Abend unserer Abreise von Theben (26. November) befanden wir uns nicht weit von Hermonthis, woselbst wir Tags darauf ankamen. Wegen ungünstigen Winds blieben wir diesen ganzen Tag bey einem schlechten Tempel der Ptolemäer. Die Untersuchung dieses, verhältnißmäßig wirklich elenden Gebäudes gab uns aber einige interessante Aufschlüsse, und überzeugte uns, wie tief der egyptische Kultus gesunken war, ehe das Land unter römische Botmäßigkeit kam. Der Tempel von Hermonthis ist nichts als ein glänzender Zeuge von Cleopatra's Ausschweifungen, ein Denkmal zur Feyer ihrer glücklichen Niederkunft und eine voreilige Apotheose Cäsarions, des Sohns Cäsars und Cleopatras. Ein kleines Gemach hinter dem Heiligthum, aus dem Niemand hatte klug werden können, wird in der hieroglyphischen Schrift das „Entbindungszimmer" genannt. Daselbst ist vorgestellt, wie Cleopatra, unter dem Namen und mit den Attributen der egyptischen Venus, von einem neuen Horus, d. h. von Niemand anders, als von Cäsarion, entbunden wird. An der Thüre dieser Kammer sieht man die Wöchnerin, wie der Gott Ammon selbst vor sie tritt; die junge, noch leidende und schwache Mutter wird von der Göttin Swan, der egyptischen Lucina, unterstüzt. Der Vater der Götter läßt sich so weit herab, den kleinen Bastard zu liebkosen. Weiter hin macht der Neugeborne, der nun auf einmal ein großer Junge ist, den vornehmsten Göttern seine Aufwartung, und diese bekleiden ihn nacheinander mit ihren Attributen. Wo diese eigennüzigen Besuche zu Ende sind, wird der neue Horus zum Sonnen-Ammon selbst; er sizt als Gebieter auf den symbolischen Lotusblättern, und Typhon, das Sinnbild des Bösen, d. i. der Materie, der wohl an dem Neugebornen etwas mit seinem Wesen Verwandtes finden mag, steht ihm als getreuer Wächter zur Seite und scheint die Profanen noch mehr durch seine scheußliche Fratze, als durch die drohende Geberde mit seinen Messern verscheuchen zu wollen. Die Ausführung bey diesen Schilderungen einer liederlichen Mythologie ist kraftlos, dem Gegenstande vollkommen angemessen. Man sieht es auch dem Tempel und den Bildwerken an, daß ihre Ausführung so übereilt worden ist, wie es sich von der Ungeduld eines Weibes wie Cleopatra erwarten läßt; aber die Natter machte dieser Mummerey, die eines Heinrichs III. würdig ist, ein Ende, und das Denkmal der Schande und der Lächerlichkeit blieb unvollendet.

Am 29. kamen wir nach Esne. Ich wollte den großen Tempel besehen, den Denon für das Meisterstück der egyptischen Baukunst hält; Champollion aber ließ sich sogleich an das andere Ufer bringen, woselbst er den Tempel von Contra-Lato zu finden hoffte. War ich von meinem Ausflug wenig befriedigt, so war es Champollion noch weniger; denn just zehn Tage vorher war der Tempel, den er suchte, vollständig zerstört worden. Morgens darauf sollte es uns mit dem Tempel von Elythia eben so gehen, und dießmal war die Sache ernsthafter, weil wir hier den Untergang eines Denkmals von Sesostris zu betrauern hatten. Wenn sich die europäischen Mächte nicht darein mischen, so läßt sich darauf wetten, daß in zwanzig Jahren nicht ein einziges Denkmal mehr in Egypten steht.

Von Elythia kamen wir nach Edfou und zum großen Tempel von Apollinopolis-Magna. Die Denkmale sind hier aus der Periode der Ptolemäer, so wie zu Ombos, der Hauptstadt des lezten Bezirks Egyptens. Am lezteren Ort fanden wir einen großen Ptolemäischen Tempel, der ausnehmend malerisch liegt und an dem der Farbenton des Mauerwerks herrlich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 79.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 2. April 1829.

Ein frohes Völkchen lieber Müssiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Platen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Kirchweih- und Madonnenfeste.

Wenn Rom von der einen Seite den historischen und Kunstsinn durch ein Interesse fesselt, welches ans Wunderbare gränzt, so wird von der andern das religiöse Gemüth selbst des egoistischen und gleichgültigsten Verstandesmenschen von den mancherley Kirchenfeyerlichkeiten, welche in Rom und in seinen nächsten Umgebungen stattfinden und einen ganz eigenthümlichen Charakter haben, nicht minder ergriffen. Kirchweihfeste gibt es zwar auch in andern Ländern, selbst in den protestantischen, aber sie nehmen sich gegen die römischen aus, wie ein Modell in verjüngtem Maßstabe zum Originalgebäude. Gott prüft Herz und Nieren; dem Menschen wird blos sichtbar, was der Körper aussagt. Dieser hat aber bey dem Römer einen religiösen Mechanismus, ich möchte fast sagen, eine religiöse Kunstfertigkeit erlangt, gegen welche die äußere Andacht des Auslandes absticht, als wäre leztere roher Naturalismus. Es ist nicht wahr, was so viele Reisebeschreiber in den Tag hinein geschrieben haben, daß sich die Römer in den Kirchen nicht andächtig zeigen; bey der gesprochenen Messe, bey der gesprochenen Vesper, so wie bey jedem andern augenblicklichen Besuche der Kirche, dessen Zweck blos ist, den Rosenkranz abzubeten, verräth ihre äußere Haltung eine musterhafte Erbauung. Den Römern steht der Kirchendienst, als wären sie die unmittelbaren Hofleute des lieben Gottes, wogegen sich die andern Nationen wie schlichte Bürgersleute ausnehmen, denen es alle Jubeljahr einmal gestattet ist, ihren Landesvater von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Ohne hier von den gebildeten Klassen zu reden, welche überall mehr oder weniger repräsentiren, habe ich besonders das Volk im Sinne. Man sehe einen Birbaccione, einen Facchino (nur muß er ein Römer und kein Ausländer seyn), einen Fuhrmannsknecht mit dem spitzen Hute und den ledernen Kamaschen u. s. w., mit welchem nicht gemachten, sondern wahren Anstande sie in die Kirche treten, den Hut abnehmen, das Weihwasser nehmen, sich segnen, niederknieen und wieder aufstehend sich gegen den Altar verbeugen.

Es gibt Kirchweihfeste in den größeren umliegenden Städten, z. B. in Albano, Genzano, Marino, Frascati, Tivoli, Palestrina, deren großartiger Charakter nicht minder durch seine religiöse Haltung als durch seine bürgerliche Lebendigkeit in Verwunderung sezt. Acht Tage vorher werden an allen Ecken in Rom Programme angeschlagen, und in diesen von der respektiven Ortsobrigkeit nicht allein alle einzelnen Umstände, die Kirchenfeyer betreffend, auseinandergesezt, sondern auch die öffentlichen Vergnügungen, welche dabey stattfinden sollen, mit großer Ausführlichkeit und nicht ohne einige Emphase angezeigt, auch die Einwohner Roms mit gebührender Ehrerbietung eingeladen, dem Feste beyzuwohnen. Zugleich sendet die Gemeinde des Orts aus ihrer Mitte eine Deputation nach Rom ab, welche dort den ganzen Heerbann von Künstlern und Handwerkern anwerben muß, welche bey dem Feste gebraucht werden

Digitized by Google

sollen, als da sind: einen Kapellmeister, Sänger, Musiker, Harmonie, Feuerwerker, Tapezierer und besonders den renommirten großen Trommelschläger, welcher, seit Rossini die große Trommel zu einem Lieblingsinstrumente der hiesigen Dilettanten gemacht hat, bey keiner Kirchweihe wie in keiner Oper fehlen darf; ja es werden sogar, wenn ein Pferderennen stattfinden soll, einige Barberi (Wettrenner) von Rom verschrieben. Ist dann der Tag vor dem Feste gekommen, so sendet die Gemeinde die nöthigen Fuhrwerke ab, um sämmtliche engagirte Subjekte, die Pferde ausgenommen, welche zu Fuße gehen, an Ort und Stelle zu schaffen. Daß dabey der Kapellmeister neben den Tapezierer, der Kastrat Ferri neben den Feuerwerker, der Tenorist Pinto neben den großen Trommelschläger zu sitzen kommt, verschlägt Niemanden etwas, denn von dem Bettelstolze, welcher die deutschen und französischen Artisten aufschwillt, weiß der natürliche Römer heut zu Tage noch nichts. Diese Künstlerkaravane ist mehr oder minder zahlreich, je nachdem die Gemeinde mehr oder weniger aufwenden kann.

Am Morgen des Festes machen sich dann, meistens noch vor Anbruch des Tages, die Römer auf den Weg, zu Wagen, zu Pferde, zu Esel oder zu Fuß, wie es die Stände oder vielmehr die Umstände mit sich bringen. Daß Jedermann so früh als möglich, meistens sogar schon in der Nacht, aufbricht, geschieht nicht sowohl um die Hitze zu vermeiden, sondern vielmehr um die Kanonenschüsse zu hören, mit welchen die Kirchweihe bey Anbruch des Tages eröffnet wird. Wo je ein Fremder, besonders ein Nordländer, einer solchen Karavane beygewohnt hat, dem muß eine Eigenthümlichkeit derselben aufgefallen seyn. Niemand schleppt zu essen oder zu trinken mit sich, keine Branntweinflasche, keine Wurst, kein Stück Schinken macht die Reise mit. Die löbliche Sitte des Nordens, sich auf einer Fahrt von wenigen Stunden zu verproviantiren, als gelte es eine Fahrt um die Welt, kennt der Römer in seiner Genügsamkeit nicht. Nachdem bey der Ankunft dem Abfeuern der Mörser, die auf dem Markte stehen, zugehört worden ist, begibt sich Jedermann in die Hauptkirche des Orts, um der Frühmesse beyzuwohnen. Erst wann diesem geistigen Bedürfnisse Genüge geleistet ist, wird an die leiblichen gedacht. Die Vornehmen gehen entweder in die Casini, welche sie an den meisten dieser Orte besitzen, oder auch zu einem Gastfreunde, der reiche Bürger in die Trattorien oder Osterien, der Mittelmann in die Kaffeehäuser, und die Birbaccioni von allen Farben bleiben auf der Gasse, wo sie ein Stück Brod von der Hand essen und Wasser daraus dazu trinken. Den meisten Zuspruch oder das meiste Zusehen vielmehr haben die Garköche, deren Boutiken von oben bis unten mit Lorbeerkränzen und Blumensträußen geschmückt sind, und wo an solchen Tagen vor der Madonna oder dem Schutzheiligen des Hauses statt einer Lampe deren drey oder gar eben so viele Wachslichter brennen. Aber nicht diese, sondern die Schinken und Schlackwürste, oder die Berge von Käsen oder die wohlfeilere und deßwegen sehr beliebte Ricotta (süßer Schmierkäse) werden von dem draußen stehenden Publikum in Augenschein genommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fußfall.

Von Ludwig Robert.

(Beschluß.)

Fünfte Scene.

Hofdame. Fürstin.

Hofdame (ohne die Fürstin zu sehen).

Er ist schon fort.
Welch Mißverständniß! Ach! Von allen so verkannt!
(ab).

Sechste Scene.

Fürstin (allein).

Das ist zu viel! Das war doch mehr als nur galant.
Ich Blinde, daß ich das auch nicht geahnet hatte!
Ich armes, armes Weib! Treuloser, falscher Gatte!
Das also war, wie fein! der still-geheime Grund,
Weßhalb er stets verschob Elisens Ehebund.
Verräther! — Nun, und ich? Werf ich ihm jezt nicht vor,
Was ich... Nein nein! Mir war gleichgültig der Major.
Nun aber will ich ihn, ja den Major erwählen,
Um, wie er mich jezt quält, den Gatten auch zu quälen.
Ha, eben recht! Weh mir! Ich fühle mich erbeben.

Siebente Scene.

Fürstin. Adjutant.

Adjutant.

Den Fürsten glaubt ich hier. Ihr' Hoheit wird vergeben!
(will ab).

Fürstin (verlegen).

Den Fürsten?

Adjutant (verlegen).

Zu Befehl.

Fürstin.

Mißbilligt mein Gemahl
Noch immer Ihren Wunsch und Ihres Herzens Wahl?

Adjutant.

Gottlob! er thut's.

Fürstin.

Gottlob? Ist Liebe das und Treue?

Digitized by Google

Adjutant.
Erspart hat mir der Fürst die lächerlichste Reue.
Ich wähnte mich geliebt.

Fürstin (mit Zärtlichkeit).
Sie sind's!

Adjutant.
Ich war es nie.

Fürstin.
Sie täuschen sich.

Adjutant.
Nein, nein! Verachtet bin ich.

Fürstin.
Sie?
Wie können Sie derley sich in den Kopf nur setzen?
Im Gegentheil, wir Frau'n, wir wissen Sie zu schätzen;
Und keine gibt es wohl, die Ihren Werth nicht kennt,
Selbst, wenn der Zufall sie von dem Erkannten trennt.

Adjutant.
Die gnäd'ge Fürstin scheint mit ihrem Knecht zu scherzen.

Fürstin.
So war der Scherz nur Schein. Ich sprach aus tiefstem Herzen!

Adjutant.
Ist's möglich? Himmel!

Fürstin.
Ja.

Adjutant (zu ihren Füßen).
O selig-süße Stunde!

Fürstin (wirklich erschrocken).
Was wagt' ich! steh'n Sie auf!
(Der Fürst erscheint im Hintergrund.)

Fürstin.
Wenn je hievon die Kunde . .

Achte Scene.

Die Vorigen. Der Fürst.

Fürst.
Was seh' ich? Ha! Madame! Und Sie? So offenbar!
Die Schmach! Ist's möglich? Nein! nein, nein! Es ist nicht wahr!
Sie sind des Todes, Herr! wenn Sie's nicht läugnen!
Gleich!

Adjutant (verlegen).
Ihr Hoheit . . .

Fürst.
Reden Sie.

Adjutant
Ich bin . . .

Fürst.
Vor Schrecken bleich.

Adjutant.
Mein Fürst verkennt mich ganz. Ich bin kein Uebelthäter,
Ich kam zur Fürstin hier; sie war voll Huld . . .

Fürst.
Verräther!

Adjutant.
Fußfällig wagt' ich es . . . .

Fürst.
Und sie hat es gelitten? . . . .

Adjutant.
Sie um Elisens Hand als höchste Gunst zu bitten.

Fürst.
Wie, um Elisens Hand? bey ihr?

Adjutant.
Ja, in sofern
Als solch ein Fürwort wirkt bey meinem gnäd'gen Herrn.

Fürst (zur Fürstin).
Und Sie, was sagen Sie?

Fürstin.
Daß mir's geziemt, zu schweigen.

Fürst.
So wie zu glauben mir, und dieses will ich zeigen.
(Er geht in ein Nebenzimmer, unterdessen stehen der Adjutant und die Fürstin stumm und verlegen da).

Neunte Scene.

Die Fürstin. Der Adjutant. Der Fürst. Die Hofdame.

Fürst
(Elisen herein- und zu dem Adjutanten führend).
Wie ich's versprach, mein Kind, so will ich Sie versöhnen,
Und Ihres Herzens Wunsch durch die Erfüllung krönen.
Sie werden heute noch verlobt mit dem Major,
Doch fahren Beyde Sie schon morgen aus dem Thor,
Dieweil wir huldvoll Sie, Herr General, ernannten
Beym Herzog von Burgund zu unserem Gesandten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Auf der Insel Philoe, 8. Dezember 1828.
(Beschluß.)

Am folgenden Tage wartete unser ein neuer Auftritt: wir besuchten einen Stamm von Arabern auf den Grenzmarken von Egypten und Nubien, der im Schatten der schönsten Palmen von der Welt ein patriarchalisches Leben führt. Da diese Stämme noch vor wenigen Jahren völlig unabhängig waren und die Oberherrlichkeit des Pascha's nur dem Namen nach anerkannten, so hat das Elend ihr Leben noch nicht getrübt, ihre schönen Gesichter noch nicht mit seinen Krallen entstellt. Die Ackerbau treibenden Araber, wozu die, von denen hier die Rede ist, gehören, haben nicht den trocknen, gekrümmten Körper, wie ihn der Beduine vom Leben in der Wüste bekommt. Sie sind nicht schwächlich und abgezehrt,

Digitized by Google

wie die Fellahs, und das ruhigere Leben, das sie führen, ertheilt ihren Zügen und ihren Bewegungen einen sanfteren, friedlicheren Charakter. Unter einem so reinen Himmel bedarf es so wenig, und daher kommt es, daß ihre niedrigen, indessen ziemlich reinlichen und gut eingerichteten Hütten dem Auge nicht übel gefallen und den lieblichen Eindruck, den die Seele mitbringt, nicht stören. Sämmtliche Bedürfnisse, die man zu Abrahams Zeit kennen mochte, finden hier ihre Befriedigung: da ist die Matte und die Decke zum schlafen, die Mühle, Wasser und ein Paar große irdene Gefäße; die Heerden geben ihre Milch und ihr Fließ, die Bäume ihre Früchte; ein Paar Felder mit Durah und recht artige Weinpflanzungen machen die Schäze des Stamms vollzählig. Die Weiber weben Tuch und bereiten das Töpfergeschirr für die Haushaltung selbst; man bezieht von außen nichts als Luxusartikel, Glasperlen zu Hals- und Armbändern, große Ohr- und Nasenringe und das Cedernöhl zum Parfümiren der Haare. Die Weiber sind sehr reinlich, schön wie Bronzestatuen, anständig und nicht wild wie die Egypterinnen; sie scheinen einer vernünftigen Freyheit zu genießen und stellen ganz gute Hausfrauen vor. Die Männer sind groß und sehr gut gewachsen, mit offenen, sanften Gesichtern. Man sieht viele junge Leute unter ihnen, eine Seltenheit in Egypten, wo der Vorgang der Napoleonischen Conscription so schöne Früchte getragen hat. Sie führen eine Lanze, Pfeile und einen Schild, wie zu Moses Zeiten, und mit ihren in lange Zöpfe geflochtenen Haaren sehen sie aus wie egyptische Steinfiguren.

Ich war in meine biblische Schäferwelt versunken und glaubte mich noch weit von Sonan, da sah ich mit einemmal den Nil durch eine Reihe rothschwarzer Felsen gesperrt. Geradeaus engten zwey senkrecht abstürzende Massen den Fluß in ein sehr schmales Bett ein; rechts lag eine grüne Insel, unausgesezt mittelst der großen Räder bewässert, deren einförmige Musik man so weit hört; links große arabische Bauwerke in Trümmern; näher bey uns ein kleiner Hafen mit hübschen Pflanzungen und, wie es schien, einigem Leben; am Ufer liefen schöne Pferde von der Race von Dongola, und ein großer Strauß spazirte unter Kameelen einher, als wäre er unter seiner Familie. Es war Siene, die lezte egyptische Stadt; etwas weiter oben ist der Wasserfall, dann kommt Philoe, dann Nubien. Besonders seit ich diese Tropenluft athme, fühle ich mich recht weit von der Heimath, und die dürre Wüste von Siene bis Philoe, wo die Sonnenstrahlen so grell vom Granit abprallen, macht vollends, daß man sich nicht heimisch fühlt. Was die Cataracte betrifft, so sieht man, weil der Wasserstand noch bedeutend hoch ist, auf der Wasserfläche kaum leichte Wellenlinien von den untenliegenden Felsspitzen, und die Stimme dieses antiken Niagara ist blos ein Hauch, der mit dem Abendwind verweht. — Wir sind jezt seit drey Tagen in Philoe; diese kleine Insel, die den Wasserfall beherrscht und nur eine Viertelstunde im Umfang hält, ist mit Denkmalen und Palmbäumen völlig bedeckt. Die düstern, wilden Felsen umher erhöhen noch den unbeschreiblichen Reiz dieses Orts. Die Insel ist blos von drey Weibern bewohnt; wir fünfundzwanzig, Herren, Dolmetscher, Janitscharen und Diener, machen sie jezt lebhafter, als sie wohl seit der französischen Expedition je war. Die hiesigen Denkmale, sämmtlich aus der griechischen und römischen Periode, bekommen dadurch hohen Werth, daß sie besser als irgend welche in Egypten erhalten sind.

Ich verlasse hier die Expedition, um allein nach Nubien zu reisen. Meine Barke wird mit fünf Arabern, den Rais oder Kapitän eingeschlossen, bemannt. Ich brauche zehn Tage ans Ziel der Reise, nämlich zum Tempel von Semme, eine Tagereise über der zweyten Cataracte. Sodann gehe ich wieder so schnell als möglich stromabwärts, bleibe fünf bis sechs Tage in Theben, und hoffe dann in Alexandrien bald Reisegelegenheit nach Europa zu finden.

München, März.

(Fortsezung.)

Drittes Bild. Indessen wird die lebensfrische, muthwillige Columbine von zwey Freyern belagert; der Eine, eine Art zum Kubus potenzirter Speckseite von Menschennatur, der Andere ein durchsichtiges Kleisterälchen, das nur im warmen Theeaufguße zum Leben kommt und in seinem Tropfenraume gar munter und selbstbehaglich schwimmt und schnalzt; beyde die modernisirten Ersatzmänner des steifen spanischen Kapitäns und des verliebten Doktors in der alten Komödie. Ihre Liebeserklärung, die von der Musik zu Don Juans: „Reich' mir die Hand, mein Leben." begleitet wird, endigt, wie natürlich, mit einem Kniefalle. So weit lässest du dich hinreißen im unbedachtsamen Freyermuthe, unglückliches Talggebirge? Bedenkst du nicht, daß die Centripetalkraft der Erde, wenn du ihr zu nahe kömmst, dich nicht mehr loslassen wird und du in deinem Speckharnische, unbehülflich, wie eine auf den Rücken gelegte Schildkröte, umsonst dich auf die Beine zu arbeiten streben wirst? — Da liegt er nun, und die Erde klebt an ihm, wie ein unabreißbares Pechpflaster. Kaum gelingt es endlich dem herbeyeilenden Vater Columbinens und dem geschickten Diener Pierrot, den Talgfelsen mit einer Winde in die Höhe zu schrauben.

Viertes Bild. Aus der bürgerlichen Stube sehen wir uns an den Strand des Meeres versezt. Schiffe kommen und gehen, ein buntes Menschengewühl bedeckt das Gestade. Aber das ganze laute Treiben verstummt vor dem Schalle ernster Posaunen, die mit ihrer feyerlichen und rauhen Stimme etwas Ungewöhnliches verkünden und von vier geflügelten Mohren geblasen werden. Hinter ihnen folgt unter einem Baldachin ein chinesischer Magus. Den Knopf des Palankins bildet eine kaum zwey Fuß hohe Pagode, die starr und leblos mit untergeschlagenen Beinen dasizt, aber, von dem Stabe des Zauberers berührt, ihre winzigen Glieder zu dem anmuthigsten chinesischen Solotanze in Bewegung sezt. Ein verderbleicht machender Zaubertrank wird von dem wundertätigen Magus ausgetheilt und mit Begier angenommen und verschlungen. Aber der unmäßige Genuß offenbart alsbald seine entkörpernde Wirkung. Unter allen zuerst verspürt das zierliche Almanachmännchen, mit dem lustigen Köpfchen voll Nichts, den hochfahrenden Drang einer Montgolfiere; kaum bedarf es eines Blasebalgs, mit welchem Pierrot den schon im Auffluge begriffenen Rockschößen nachhilft; das Vignettengeschöpf fährt wie ein Stoßvogel auf und davon. Vergebens sträubt und wehrt sich sein fetter Nebenbuhler gegen die in ihm erwachende Flugfertigkeit, auch ihn trägt es den höhern Regionen zu. Von allen Seiten läuft man herbey, den edeln Mann aus seiner dichterischen Extase herabzubringen; umsonst klammert man sich ihm an Hände und Füße; er reißt wie ein ungeheurer Firstern Alles in seine Sphäre mit hinein und wird langsam schwebenden Fluges, als Knopf einer Pyramide aneinander geklammerter Figuren, den irdischen Räumen entrückt. Die kecke Phantasie Hofmanns hätte sich dieses Einfalles nicht zu schämen, der obnehin an dessen Schneiderlein von Sachsenhausen erinnert, das am Sonntage in der Apotheke ein Schnäpslein zu sich nehmen will, aber aus Versehen des Lehrlings Aether trinkt und vor den Augen seiner Eheliebsten in die hohe See des Himmels hinein verschlagen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. April 1829.

— Willkommen und nach weiter Reise
Im Heimathland, in alter Freunde Kreise!

Haug.

Heilung durch Krankheit.

Novelle von D. L. B. Wolff.

Werner und Reimbold, zwey junge Kaufleute, saßen an einem Nachmittage im Mai 18— vor dem Alsterpavillion in Hamburg, und ließen die Vorübergehenden die Musterung passiren. „So gut mir auch der Kaffee noch immer schmeckt,“ hob Reimbold an, „so will es mir doch gar nicht mehr hier behagen, seitdem unser Kaffeeklub so geschmolzen ist, und Du und ich allein noch die ganze sonst so ehrenwerthe Versammlung, die mehr als zwölf Köpfe zählte, repräsentiren.“ „Säßen wir in einer Landstadt mitten in Deutschland und wären keine Kaufleute, die nun einmal auf der ganzen Erde zu Hause seyn müssen, so würde das nicht der Fall seyn,“ entgegnete Werner, „aber so, da ist es eben nicht zu verwundern.“ „Der liebste war mir doch der Doktor. Es war ein allerliebster Junge, ein Gelehrter und doch so genteel; er hätte eine reiche Parthie machen können, obgleich er selbst Moses und die Propheten hatte, und da plagt ihn der Kuckuck nach Meriko zu gehen und den wilden Schröder zu begleiten. Wer weiß, wann der wieder kommt.“ „Und Du weißt nicht, daß er wieder zurück ist,“ fiel ihm Werner lebhaft in die Rede, „und bildest Dir ein, ich säße Deines schönen Gesichtes wegen so lange hier, obgleich Posttag ist?“ „Der Doktor ist wieder da, ist hier?“ rief Reimbold aufspringend, „wo ist er? warum kommt er nicht? hat er seinen besten Freund vergessen? wo weilt der Edle? er soll mir sagen, wie es in Meriko aussieht, ob für die neue Anleihe mit Barclay nichts zu befürchten ist; ob es wahr ist, daß die englischen Manufakturisten den Markt so überfüllt haben? hast Du ihn schon gesprochen? wo hast Du ihn gesehen?“

Auf diese Weise sprudelte der Redselige noch eine Menge von Fragen heraus, ohne die Antwort abzuwarten, und bemerkte nicht, daß eben die Person, für die er sich so lebhaft zu interessiren schien, seit mehreren Minuten ihm zur Seite stand. Er würde nicht aufgehört haben sich in Redensarten zu ergießen, hätte ihm nicht Werner sanft das Gesicht dem Doktor zugedreht. Nun war des Jubels kein Ende, und der zurückgekehrte Freund konnte noch lange nicht zu Worte kommen.

Wir ersparen dem Leser die mit seltsamen Ausrufungen von Seiten Reimbolds verbrämte Scene des Wiedersehens, und machen ihn mit dem merikanischen Reisenden bekannt. Doktor Roland war ein junger, reicher, liebenswürdiger Mann. Wer ihn aber noch näher kannte, der wußte auch, daß er von Natur an einer unbezwinglichen Schwermuth litt, die er nur mit Mühe bekämpfte, wodurch sein ganzes Wesen etwas Eigenes, Schwärmerisches bekam, das ihn den Frauen nur noch interessanter machte, den Männern von reiferem Alter aber, die mehr auf Thätigkeit nach außen als nach innen drangen, nicht recht behagen wollte. Diese Schwermuth sprach sich auf seinem wohlgebildeten Gesichte aus, und fügen wir noch hinzu, daß er lang und schlank gewachsen war, einen schönen

Digitized by Google

Lockenkopf hatte und ein anmuthiges Benehmen, so brauchen wir wohl nicht erst des Breiteren zu beweisen, daß er ganz zu der Klasse von Männern gehörte, die die Frauen interessant zu nennen pflegen, welches Beywort aber leicht in manchem Frauenherzen sich in das englische interesting verwandelt, das unsere Sprache nicht ganz wiederzugeben vermag.

„Verschone mich mit Deinen Fragen," sagte Roland endlich, nachdem ihn Reimbold zärtlich an das Herz gedrückt und, wie gewöhnlich, dabey mit einer Menge Fragen und Erkundigungen gequält hatte. „Ich bin so ermüdet von der Menge von Besuchen, die ich heute nothgedrungen machen mußte; obendrein liegt mir die Seereise noch sehr in den Gliedern, denn wir hatten dicht vor Curhaven einen so starken Sturm auszustehen, daß wir sämmtlich glaubten, anstatt in die Elbe in das Himmelreich einzulaufen." „Hast Du denn auch schon von den Ueberschwemmungen gehört, die unser armes Hamburg und die ganze westliche Küste so arg heimgesucht haben?" fragte Reimbold wieder. „Mit Deinen ewigen Fragen," entgegnete Roland; „Du bist und bleibst doch ganz der Alte." „Warum soll ich denn nicht fragen?" sagte Reimbold ärgerlich. „Fragen bringen Antworten, weißt Du wohl, und ich sehne mich darnach, mich einmal nach Herzenslust mit Dir auszusprechen." „Ich will Dir einen Vorschlag machen, liebster Freund," erwiederte der Doktor, „komm morgen Abend mit Werner zu mir und bringe mit Dir, wen Du willst von unseren Bekannten. Ich sehne mich auch herzlich darnach, wieder einmal traulich mit Euch zu plaudern."

Roland wollte sich entfernen, da faßte ihn Reimbold ungeduldig bey dem Rockzipfel und rief: „da geht er hin, hat die Leute eingeladen und sagt ihnen nicht einmal, wo er wohnt." „Ich bin so glücklich gewesen," erwiederte Roland, „mein altes Logis auf dem Jungfernsteige wieder zu bekommen, und das wird Euch, wie ich hoffe, noch erinnerlich seyn; denn wir haben doch dort manchen lieben Abend zusammen verlebt." „Dein altes Logis?" sagte Werner und lächelte seltsam. „Nun spielt er wieder den Geheimnißvollen," rief Reimbold, „und ich will Dir nur gleich sagen, was er mit seinem Lächeln meynt, damit Du nicht erst nöthig hast viel zu fragen. Denn das viele Fragen ist mir, wie Du weißt, unausstehlich." „Das ist wahr," sagte Werner, „darum erkläre es ihm, denn ich muß auf das Comptoir, mich drängt der Posttag."

Werner ging. Reimbold sah ihm nach und sagte: „Da geht er hin, und wenn ich nicht dabey wäre, so hätte er Dich noch recht neugierig gemacht, und Dich recht lange zappeln lassen nach seiner gewöhnlichen Art. Ich will mich aber kurz fassen und Dir ohne langes Fragen die Frage vorlegen, ob Du wohl weißt, wer in demselben Hause mit Dir Stube an Stube wohnt?" „O ja," erwiederte Reimbold, „eine Madame Walter aus Bremen mit ihrer Tochter; das hat mir die alte, treue, freundliche Lisbeth, die gar nicht weiß, was sie mir zu Liebe thun soll, weil ich wieder da bin, schon heute Morgen erzählt, als sie mir den Kaffee brachte. Die Tochter soll sehr hübsch die Harfe spielen, aber sehr schwermüthig seyn, und Lisbeth meynte, sie hätte jezt, seitdem ich wieder da sey, lauter ernsthafte Leute im Hause." „Wenn Du nicht mehr weißt," antwortete Reimbold, „weißt Du nicht viel. Das Mädchen ist sehr schön, hat aber eine unglückliche Liebschaft gehabt, mit wem? mag Gott wissen, lag lange am Nervenfieber darnieder, weil ihr Charmanter sie verlassen hat und in die weite Welt gereist ist; von dem Nervenfieber ist ihr ein unbezwinglicher Tiefsinn übrig geblieben, und unser Allerweltsmagnetiseur, der Doktor M., hat erklärt, sie könne nur psychisch, d. i. durch eine neue Liebschaft geheilt werden. Die Mutter, die das wohl einsieht, ist reich und möchte die Tochter, die ihr einziges Kind ist, gern an einen respektablen Gatten, ein solides Haus verheirathen. Das ist so ziemlich stadtkundig geworden, und unsere jungen Dandies laufen sich die Beine ab, um das Töchterlein und mit ihm das goldene Vließ zu erobern. Die Mamsell scheint aber von Nichts wissen zu wollen, sondern nährt sich von ihrem Gram, wie jene seltene Cactusart von der Luft, und bis jezt sind alle Bewerber wie ein schlechtes Papier von einem dem Bankerott nahen Hause mit Protest zurück geschickt. Weißt Du was, erobere Du sie, Du hast Alles, was dazu gehört, um einem Mädchen den Kopf zu verrücken, wenn er ihr auch schon verrückt ist, und nun Gott befohlen, die preußische Post wartet nicht, bis es Reimbold, Riemer und Comp. gefällt, ihre Briefe fertig zu machen."

Sie trennten sich. Roland, von Reimbolds Worten wunderlich ergriffen, wandelte nach einer ihm lieben Stätte, dem Grabe seiner Eltern auf dem schönen Friedhofe vor dem Dammthor, den die fromme Sitte der Hamburger zu einem Garten umgeschaffen hat, und kehrte erst spät Abends in seine Wohnung zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Im Orte selbst, wo ein Kirchweihfest gehalten wird, sieht es so festlich als möglich aus. Wenn auch im ganzen Jahre nicht, so werden die Gassen doch am Kirchweihfeste gefegt, deßgleichen die Häuser. Aus allen Fenstern, von allen Balkonen hängen farbige, gewirkte Teppiche oder dergleichen Tücher herab; die sämmtliche Jugend des Orts ist gewaschen, gekämmt und hat ein reines Hemd an, die Erwachsenen prangen, wie sich von selbst versteht, im besten

Digitized by Google

Sonntagsputz. Was die weibliche Tracht anbetrifft, so zeigt sich hier der Triumph der antiken Wellenlinienform vor dem ärmlichen Stückwerke der französischen Mode; bringt leztere lebendige Musterkarten hervor, so hat es die antike Form mit ganzen Stücken, aus dem Vollen geschnitten, zu thun. Seht eine Castellgandolferin mit ihrem fünfellenlangen Schleyer, ihrem silbergewirkten, weißen Mieder, bis auf die natürlichen Hüften herabreichend, ihrem battistenen, mit fünffacher Garnierung besezten Rocke, ihren kurzen Aermeln und den feinsten weißen Lederhandschuhen. Fändet ihr sie in einer Hofassemblee, sie würde euch eine Fürstin, eine Königin scheinen; im Grunde ist sie aber nichts als eine Winzerin. Wollte man freylich ein viertehalb Fuß hohes Püppchen in eine ähnliche Toilette stecken, so würde es sich zum wenigsten lächerlich ausnehmen; so gewiß ist es, daß nicht Kleider Leute, sondern Leute Kleider machen. Daß übrigens körperliche Majestät nicht allein im Schooße von Königinnen gezeugt wird, davon kann man sich auf den Kirchweihfesten um Rom überzeugen.

Was sich bis Morgens gegen zehn Uhr auf den Gassen blicken läßt, sind meistens Fremde; denn die Eingebornen haben bis dahin alle Hände voll zu thun. Um diese Zeit pflegen sie mit der lezten Arbeit, der unangenehmsten von allen, folglich auch derjenigen, welche bis ans Ende verschoben wird, fertig zu seyn, ich meyne mit dem Putzen und Säubern der Heiligen- und Madonnenbilder und der davor befindlichen Lampen und Laternen, welche leztere an dem Tage sämmtlich frisches Oel und einen neuen Docht bekommen. Nach zehn Uhr hebt der erste Akt des Festes an, nämlich die Prozession. Wer im Auslande sollte errathen, daß dieß der schwierigste Theil des ganzen Festes ist? und doch verhält es sich so. Denn obgleich gewöhnlich mehr als eine Probe gehalten worden, fällt die Vorstellung nicht selten schlecht aus. Das Gelingen hängt nämlich von einer einzigen Person ab, vom Standartenträger. Gewöhnlich begnügt man sich, den Herkules des Orts dazu zu nehmen, ohne ihm zuvor Unterricht in der Balancierkunst zu geben. Bey ruhiger Luft geht es so gewöhnlich gut. Fängt aber die Luft an zu wehen, und der Träger versteht die Kunst nicht, die Fahne nach dem Winde zu halten, so arbeitet sich der arme Teufel dergestalt ab, daß man glaubt, er werde noch früher als die Standarte zu Boden stürzen. Die vier Leinen, an welchen vier Männer, zwey vorn und zwey hinten ziehen, um die Standarte im Gleichgewichte zu halten, sind bey ruhigem Wetter überflüssig und schaden bey stürmischem mehr als sie helfen. Nach der Prozession beginnt die Messe in der Hauptkirche. Leztere ist von unten bis oben mit seidnen Stoffen behangen und mit Festons geschmückt; die Zahl der Kerzen ist hundertfach größer als gewöhnlich, große Tafeln, mit den Wunderthaten des respektiven Heiligen bemalt, hängen an den Wänden, und auf den Altären stehen die Schätze nicht allein dieser Kirche, sondern aller übrigen des Orts, da sie einander freundschaftlich aushelfen, ausgebreitet. Einen besondern Eindruck machen vorzüglich auf den Fremden die Berge von Lorbeerzweigen, welche auf den Boden gestreut sind, deren starker Geruch, mit dem Weihrauche und mit den Wachsdunste permischt, eine Betäubung hervorbringt, welche, insofern sie den Geist zu allen andern Operationen untauglich macht, der Andacht nicht hinderlich zu seyn scheint. Die Frauen sitzen, abgesondert von den Männern, in der Mitte der Kirche, mit den Gesichtern nach dem Hauptaltare gewandt; die Männer stehen oder sitzen dahinter oder auch im Kreise herum. Ich erinnere mich nicht, irgendwo im Leben von einem Haufen von einigen Hundert Weibern einen magischern Eindruck empfangen zu haben, als auf der lezten Kirchweihe zu Marino. Ein Glück hierbey ist, daß die Kirchenverordnung, deren Weisheit sich nicht genug rühmen läßt; dem weiblichen Geschlechte verbietet, in der Kirche im bloßen Kopfe zu erscheinen. Daß die Messe nicht allein stets gesungen, sondern auch mit Instrumenten begleitet wird, habe ich schon oben gesagt. Die Musik pflegt selten durchaus neu, in keinem Falle aber durchaus alt zu seyn.

Wo etwa während der Messe, entweder weil die Musik oder der Gesang zu gut oder zu schlecht befunden worden sind, Störung geherrscht hat, da entsteht im Augenblicke, wo die Predigt beginnt, die tiefste Stille und dauert fort, so lange und so mystisch-abstrakt der Prediger auch reden mag. Schnarchen, Scharren oder Husten, diese in andern Ländern so gewöhnlichen Aeußerungen des Unmuths über langweilige Kanzelreden, sind hier unerhört; im Gegentheile sieht man das ganze Auditorium den lebhaftesten Antheil an der Predigt nehmen, besonders wenn darin eine oder die andere Anspielung auf gesellschaftliche Verhältnisse vorkömmt. Selbst unter den strengsten Katholiken, wofür man doch billig die Römer halten muß, beginnt das geistige Bedürfniß nach positiven, die bürgerlichen Verhältnisse abhandelnden Kanzelvorträgen auf das lebhafteste fühlbar zu werden. Nach der Predigt wird gewöhnlich das Bildniß des Schutzheiligen mit dessen Lebenslaufe und Wunderthaten, mit einem eleganten rothseidnen Bande umwundem, unter die Honoratioren, besonders unter die Fremden, vertheilt. Dann naht der interessanteste Moment des Festes heran, und Alles steht in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, die Religiösen, die Neugierigen und die Weltleute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

War Lord Wellington früher der Held von Torres vedras, von Salamanca, Victoria und Waterloo, so erscheint er jezt, nachdem er, wie die um einen Gnadensold schreibenden Torypblätter ihn nennen, ein Abtrünniger, ein politischer Apostat geworden, als der wahre politische Held des Tages in seinem eigenen Vaterlande. Man sollte beynahe glauben, er habe sich, da er die Toga für das Schwerdt eintauschte, kein geringeres Musterbild als den versutum et callidum Solonem gewählt; denn wem konnte es träumen, daß derselbe Mann, in demselben Augenblicke, als er im brittischen Senate vor kaum 18 Monaten erklärte, man müßte ihn für toll halten, wenn man glaubte, daß er den Ehrgeiz oder das Talent besitze, auf die Stelle eines ersten Ministers des Reichs Anspruch machen zu wollen, wenn derselbe Mann, sage ich, sich schon in demselben Augenblicke mit dem Gedanken beschäftigte, seinen Gegner (Canning), der mit ihm um den höchsten Einfluß rang, zu stürzen (wie sein merkwürdiges Amendement zur Canningschen Getreidebill 1827 bezeugt) und denselben Rang im Staatshauptquartier zu Downingstreet einzunehmen, wie er ihn im Feldhauptquartier zu behaupten gewohnt war? Es ist eine wahre Freude, wie er jezt die Herrn im Oberhause abfertigt, gerade als ob sie Cadetten wären; sogar ihr Aufführer, der alte, schlaue und zähe Exkanzler Lord Eldon, dem sie die ganze Last der Polemik aufbürdeten, wagt nicht, ihm eine direkte Antwort zu geben, und richtet seine Ultra-Torypfeile vielmehr instinktartig auf seine natürlichen Feinde, die Whig-Lords. Unsere anglikanischen Bischöfe, diese ehrwürdigen geistlichen Lords und christlichen Hirten, welche die reichsten Weiden des Landes besitzen und von den ihrer frommen Seelsorge anvertrauten Schaafen ein größeres Einkommen beziehen, als alle Merinos Europa's ihren Eigenthümern eintragen, bezeugen schon eine solche Ehrfurcht vor dem Könige, daß sie selbst kaum den Mund zu öffnen wagen, und nur verstohlener Weise den abgerichteten Bullenbeißern in beyden Häusern bisweilen einen Wink zum bellen geben. Unter diesen wilden Hausthieren zeichnet sich besonders der Graf von Winchelsea aus. Noch vor wenig Jahren war er ein bloßer Schreiber (clerk) in einem der Regierungsbureau's von Sommersethouse; aber der Heimgang eines Oheims metamorphosirte ihn in einen Grafen und Pair des Reichs, und wie man oft an Neulingen in Würden und Stellen wahrnimmt, scheint auch er als heroischer Vertheidiger der alten guten Einrichtungen leben oder als Märtyrer für sie sterben zu wollen. Wäre dieser Mann um einige Grade südlicher zur Welt gekommen, er würde den besten Torquemada oder Abbé de la Menais abgegeben haben; in diesem Lande ist aber aus ihm ein Ultra unter den Ultra-Torys geworden, und er würde in dieser Eigenschaft, könnte er die Zeiten Heinrichs des Achten zurückrufen, den Lord Wellington, Hrn. Peel und Alle, welche nicht an das Supremat seiner Meynung glauben, dem Scheiterhaufen und dem Strange übergeben. Andere seiner Gattung plagen zwar das ruhesuchende Menschengeschlecht nicht so häufig und laut mit ihren Stimmen, doch sind sie nicht minder pfiffig, durch andere etwas unschuldigere Streiche die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu fesseln, wie z. B. durch Placate, oder durch Ausstellen von Karrikaturen u. s. w. Da sieht man denn z. B. die Zusammenkunft des Herzogs mit dem Pabste, wie jener als Premierminister von England in knieender Stellung den nackten Fuß Seiner Heiligkeit erfaßt und mit der größten Demuth deren Fußzehen küßt, während Peel hinter ihm den Rosenkranz betet.

(Der Beschluß folgt.)

München, März.

(Beschluß.)

Fünftes Bild. Pierrot, der bey dem Versuche, den dicken Phaeton von seinem kühnen aeronautischen Fluge abzubringen, selbst die Luftfahrt mitzumachen gezwungen worden, liegt nun, müde und erschöpft zurückgekehrt, auf seinem Bette. Noch wirbeln in seinem Gehirne die Schwindel des tollen Fluges, er träumt vom Fliegen und Fallen; das gibt die auf- und absteigende Lagerstelle zu erkennen. Da treten Genien herein, die sein geängstigtes Gemüth sanft tröstend mit Wildpretpasteten, Fasanen und einem Lorbeergekrönten Schweinskopfe beschwichtigen. Er springt von seinem Bette auf, er streckt in namenloser Sehnsucht die Hände nach dem voll besezten Tische aus und öffnet die Augen, um sein ganzes Paradies, als aufgestiegene Traumblase seines Gehirnes, in Nichts zerrinnen zu sehen.

Sechstes Bild. Posthornklang und Peitschenknall kündigen in Columbinens Hause die Ankunft eines vornehmen Besuches an. Ein winziger Läufer rennt seiner winzigen Herrschaft voran. Das hinkende graue Männchen tritt in großer Galauniform, mit Ordensband und Degen geschmückt, herein, vor ihm her zwey rothröckige, kniehohe Kammerherrchen, mit den zierlichsten Hofdegen an der Seite. Die kleine Hoheit wird mit ihrer Duodez-Hofhaltung von Columbinens Vater, Pierrot und Arlekins Nebenbuhlern mit aller gebührenden Höflichkeit empfangen. Prinz Däumling ist als Brautwerber Arlekins um Columbinens Hand gekommen. Erzürnt und eifersüchtig hebt der Fettkloß seine gigantische Hand gegen den Zwergprinzen auf; da reißt, voll ritterlicher Begeisterung, zu den Füßen seines Herrn zu sterben, das eine der Kammerherrchen seinen spannenlangen Degen von der Seite und hält dessen Nadelspitze kühn dem frechen Drober entgegen. Die Anmuth dieses Bildes, voll ächt kindlicher Mährchenlaune, dürfte schwerlich von Hofmanns Möhrenräuber-Prinzen und dessen saffrangelbem Zwerghofstaate übertroffen werden.

Siebentes und lezte Bild. Das graue Männchen hat alle Schwierigkeiten beseitigt und Arlekin mit Columbinen vereinigt; nun wirft es sein graues Gewand und seine Krücken (Sinnbilder, wenn ich nicht irre, gekränkter und angefeindeter Liebe) hinweg und steht als Amor in einem Tempel, dessen schimmernde Säulen sich auf einem mit dichtem Rosengebüsche bedeckten Hügel erheben. Aber auch diese Gebüsche werden lebendig und verwandeln sich in unzählige Sonnenschirme, unter deren jedem eine chinesische Pagode an den Stufen des Tempels hinaufsizt. Ein wunderlich baroker Chinesentanz feyert Columbinens und Arlekins Vereinigung und schließt das Stück, nicht ohne eine größtentheils durch das ganze Mährchen laufende geheime Ironie, welche allen freversüßigen Jünglingen zuruft: Trau, schau, wem! Oft sizt hinter den Rosengesträuchen der Liebe eine steife Pagode mit wackelndem Kopf und aufgereckten Fingern.

Ungern scheiden wir von dem lieblichen Kindertraume, und wenn wir schließlich nicht den Wunsch bergen könnten, daß Herr Horschelt in seiner phantasiereichen und anmuthigen Schöpfung, vorzüglich in der zweyten Abtheilung, die allzu üppig wuchernde Erfindung etwas beschränken und dadurch dem Ganzen mehr Kürze und eine gefälligere Rundung geben möchte, so geschieht es blos deßhalb, weil wir des Glaubens sind, daß allzu große Freygebigkeit des Humors nicht allein den Fehler habe, leicht der Verschwendung gleich zu sehen, sondern auch den Nachtheil, daß sie selten Dank erndtet.

Beylage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. April 1829.

Es entrunzelt sich jedes Gesicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.

Goethe.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Im Augenblicke, wo am Ende der Messe das Allerheiligste gezeigt wird, brennt man beym ersten Klang des damit verbundenen Geläutes die auf dem Platze vor der Kirche aufgestellten Mörser, die Lauffeuer und die Raketen ab. Die Devotion steht dann auf dem Scheidewege, wie Herkules: wer den Segen mitnehmen will, für den fährt Donner und Feuerwerk ungesehen und ungehört in die Luft; im umgekehrten Falle meynen die Gläubigen zu den Verdammten in die Hölle zu fahren. Was ist da zu thun? Die Schlauesten wissen einen Ausweg zu treffen: sie haben nämlich während der ganzen Messe nach hinten zu manövrirt, ohne von dieser eine Sylbe zu verlieren, und stehen im Augenblicke, wo der Priester die Monstranz aufhebt, auf dem Peristyle vor der Kirche, wo sie, zur Erde niedergeworfen, die eine Hälfte des Gesichts nach dem Innern der Kirche richten, mit der andern aber auf den Platz schauen. Die Verlegenheit der Weltleute ist noch größer; sie möchten obenein die Frauen nach Hause gehen sehen. Doch ist ihr Entschluß gefaßt: auch sie warten zuvor den Segen ab, pflanzen sich dann, dem schönen Geschlechte den Vorsprung abgewinnend, draußen fest auf und bewundern die Schönheiten der lebenden Natur, ohne sich um die Mörser und das Lauffeuer zu bekümmern.

Nun geht Jedermann, Fremde und Einheimische, dahin, wo er glaubt seinen Gaumen befriedigen zu können. Bis hierher hat der Ausländer die rechte Seite des Festes kennen gelernt; jezt stellt sich ihm die Kehrseite dar. Denn da ranziger Speck, stinkendes Schmalz und abgestandenes Oel in der ganzen Welt wohlfeiler sind als fettes Rindfleisch, frische Butter und am Morgen gelegte Eyer, so wissen die Köche, was sie zu thun haben. Glücklicherweise gibt es auch hier eine Ausgleichung. Denn Wein, Brod und Käse, und nach den Jahreszeiten auch die Früchte sind in allen diesen Ländchen vortrefflich und durchgängig wohlfeil; folglich stirbt Niemand Hungers. Nichts desto weniger rathe ich den Fremden keineswegs, diese kalte Küche auf der Straße zu verzehren, wie wohl einige hochweise Ausländer zu thun pflegen, und den Speisehäusern verächtlich den Rücken zu kehren. Im Gegentheile wird sich hier jeder verständige Beobachter höchst angenehm unterhalten. Denn fehlen auch die wirklichen Gerichte; so ist doch an den herrlichsten Schaugerichten ein solcher Ueberfluß, daß dem Bewunderer weiblicher Reize die Augen übergehen. Ihr geistvollen Beobachter, die ihr meistentheils die Sitten des großen oder kleinen Krähwinkels, in welchem ihr die Menschen studiert habt, zu Maximen für die ganze Erde aufstellt, hütet euch hier, eure gewöhnlichen Böcke zu schießen. Bedenkt, daß ihr nicht hinter dem Ofen eurer Heimath, sondern unter dem glühendsten Himmelstriche Europas sizt! Habt ihr übrigens Sinn für Heiterkeit und Laune, für jene Unbefangenheit, welche allein unter einem, um den folgenden Morgen unbekümmerten Volke, wie das römische ist, herrschen kann,

Digitized by Google

bey welchem nicht einmal mit Worten, am wenigsten mit der That der Anstand verletzt wird, wo die nichtswürdige Völlerey, welche die nördlichen Völker Europas charakterisirt, gänzlich bis auf die leiseste Spur fehlt, wo besonders kein Trunkenbold zu finden ist, so werdet ihr euch, unter diese Menschen in den Speisehäusern gemischt, wenn auch nicht mit dem Gaumen, doch im Gemüthe besser unterhalten als bey einem Festgastmahle unter sogenannten gebildeten Leuten. Habt ihr aber, neben eurer Sinnigkeit, schwache Nerven oder zu empfindsame Ohren, so rathe ich wegzubleiben; denn die Freude dieser Leute ist geräuschvoll, besonders sprechen sie etwas laut, ja man könnte sagen sie schreien; alles sehr natürlich bey ihnen, da sie im Freyen leben, in weiten Entfernungen zu einander reden und besonders ganz vortreffliche Lungen haben.

Nach Tische beginnt das eigentliche öffentliche Volksfest, das heißt der Jahrmarkt, welcher mit allen Kirchweihen verbunden ist. Hier findet man alles, was bey dergleichen Feyerlichkeiten in Deutschland die Freude des großen Haufens macht, ausgenommen die Eß- und Trinkbuden. Höchstens geht ein Ciambellaro (Bretzelbäcker) herum, der zugleich Rosoglio schenkt. Aber der Zuspruch bey ihm ist so gering, daß ein einziger im Stande ist, die Bedürfnisse des ganzen Jahrmarkts zu befriedigen; desto mehr drängt sich Alt und Jung, Vornehm und Gering um die Bambocciari (Puppen- oder Nürnberger Tandhandler), die auf der Erde, denn Boutiken sind hier nicht Mode, ihre Waaren ausgestellt haben. Der Gliedermann, der Pulcinello, der Pagliaccio, der Arlecchino u. s. w. geben aus einer Hand in die andere, eben so die Hieb- und Schießgewehre; Eltern und Kinder ergötzen sich daran. Ein Spielwerk ist vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte vorbehalten, ich meyne das Tamburino. Es ist in den römischen Staaten ein so unentbehrliches häusliches Möbel, daß die Frau es ihrem Manne eher verzeihen würde, wenn er ihr keinen Kochtopf kaufte, als daß er sie ohne Tamburino ließe. Freylich ist dieß Instrument nur noch in den unteren Volksklassen, und zwar unter den weiblichen Eminenti derselben Sitte, seit die Pasticciette*) hin und wieder die Augen nach der französischen Guitarre erheben. Die vorzüglichste Qualität wird jezt das Stück mit einem Groschen römisch bezahlt. Dieser civile Preis macht, daß auch die unbemitteltsten Frauen oder Mädchen ihr Gelüste nach demselben befriedigen können.

Bald beginnt nun der Saltarello, der eigenthümliche Tanz der Römer. Der Tanzplatz ist ein grüner Rasen, wenn es einen in der Nähe gibt; sonst begnügt man sich auch mit dem ersten besten offenen Platze, am besten, wenn er nicht gesegt ist, weil es sich desto bequemer darauf tanzen läßt. Die Fremden stehen in dicken Haufen herum, dem Anscheine nach die Walzer, die Country-Dances, die Quadrillen, ja selbst die Fandangos ihrer Heimath vergessend, um sich mit dem Saltarello zu beschäftigen. Aber es sind meistens lose Vögel, denen die reizenden Formen der Tänzerinnen und ihre ausdrucksvollen Bewegungen mehr gelten als der Tanz selbst. Die Etikette erheischt, daß nur die Weiber und Mädchen in bloßem Kopfe den Saltarello tanzen dürfen. Die in der Bautta stehen von Ferne und begnügen sich, heimlich sämmtliche Bewegungen des Tanzes mitzumachen. Die Nobeldenkenden unter ihnen machen es wie der Fuchs: sie verschreyen den Saltarello als zu gemein, werfen verächtlich den Blick von ihm ab und setzen sich auf den Markt (Piazza) vor das Kaffeehaus. Hier versammelt sich die elegante Welt der einheimischen Einwohner, wie der in der Nähe liegenden Ortschaften; es wird konversirt, geliebäugelt, nur nicht gelästert, denn dieß Laster ist Menschen, welche weder ehr- noch habsüchtig sind, unbekannt.

(Der Beschluß folgt.)

*) So nennen die Petites-Maitresses der unteren Klassen, um sich zu rächen, die Bürgerfrauen, welche sich über die Gebühr putzen, das heißt, welche an Festtagen statt der Bautta (des schwarzen Huts mit dem schwarzen Spitzenschleyer) einen farbigen, mit Blumen geziert, tragen.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Es war schwül in Rolands Zimmer, als er eintrat. Er öffnete das Fenster, und ein Luftzug löschte das Licht aus. In seiner angebornen Gutmüthigkeit mochte er die alte Dienerin nicht wieder die hohen Treppen herauf bemühen. Da er sich ohnehin zur Ruhe legen wollte, so beschloß er, sich im Dunkeln auszukleiden. Mechanisch trat er an das Fenster. Unter demselben wogte auf dem beliebten Spaziergange das regste Leben noch hin und her. Der Mond spiegelte sich in dem schönen Alsterbassin, und die Ruhe der klaren Fluth kontrastirte seltsam mit dem regen Treiben auf der Straße. Seine Seele versank dadurch in eine eigene weiche Stimmung. Er hatte nicht bemerkt, daß die Fenster in dem benachbarten Zimmer gleichfalls geöffnet waren; da weckten ihn die Töne einer Harfe. Holde Melodien schwebten zu ihm herüber. Er wußte nicht, ob er der kunstvollen Behandlung oder dem seelenvollen Vortrage den Vorzug einräumen solle. Endlich gingen die Läufe in ein sanftes Solfeggiren über nnd begleiteten folgendes rührende, ihm ganz fremde Lied:

Verbirgst Du mir den Schmerz in Deiner Seele
Und blickst mir freundlichlächelnd ins Gesicht?
Feucht ist Dein holdes Auge; o verhehle
Des Herzens tief geheime Regung nicht.
Ich seh' des Mondes bleichen Strahl sich spiegeln
In Deinem Blick, da er hernieder weint;
Laß mich die Liebe mit dem Wort besiegeln.
Ich weiß es wohl, Du hast um mich geweint.

Digitized by Google

Du weißt es wohl, Du hättest gern zu Zeiten
Die Thräne mir vom Auge fortgeküßt,
Du weißt es wohl, wie wir uns Gram bereiten,
Wenn Alles um uns lachend heiter ist.
Das eben ist der Liebe süßes Leiden,
Daß zu der Lust sie stets den Zweifel eint.
Denn im Umfangen sieht sie schon das Scheiden;
Drum weiß ich wohl, Du hast um mich geweint.

Du weißt es wohl, Du willst es nur nicht sagen;
Errathen darf ich's, aber wissen nicht.
Und glaubst Du denn, ich hätte keine Klagen,
Wenn ohne Worte Deine Lippe spricht?
O wie beredt sind diese Schmerzenszüge,
Des Mundes Lächeln ist des Auges Feind.
Betrügst Du Dich, daß ich mich leicht betrüge?
Ich weiß es wohl, Du hast um mich geweint.

Du weißt es wohl, wir wissens beyde, beyde,
Laß uns zusammen weinen, 's ist so schön,
Es liegt Genuß im eng verschlung'nen Leide
Und hebt den Menschen auf der Menschheit Höh'n.
Und lächelnd sollst Du unter tiefen Klagen,
Daß kein beständig Glück die Erde eint,
Wie ich zu Dir, zu mir halb freudig sagen:
Ich weiß es wohl, Du hast um mich geweint.

Das Lied machte einen tiefen Eindruck auf unseren Freund; es war ihm nicht ganz verständlich, und er suchte es zu deuten. Aber es ging ihm damit wie manchem Ausleger des Dante, der das Allegorische verschmäht und aus der Geschichte der vergangenen Zeiten die Erklärung dunkeler Stellen gleichsam bey den Haaren herbeyzieht. Was er von der Geschichte seiner unbekannten Nachbarin, denn sie mußte die Sängerin des Liedes seyn, gehört hatte, reichte hin, um seinen Verstand und seine Phantasie noch lange zu beschäftigen, und es wurde spät, ehe er sich zur Ruhe legte. Er war kaum eingeschlummert, da kam es ihm vor, als ob eine weibliche Stimme neben ihm mehreremal den Namen Aloys flüsterte und dann in ein heftiges Schluchzen ausbräche. Ehe er aber noch genauer darauf hinhorchen konnte, hatte sich der Schlaf seiner bemeistert, und er wußte am andern Morgen nicht genau, ob er es geträumt oder wirklich gehört hatte.

Es war hoch am Tage, als er erwachte. Die alte Lisbeth versicherte ihm, daß sie schon mehreremal an seiner Thüre gehorcht habe, ob er noch nicht auf sey, und sich über seinen gesegneten Schlaf freue. Denn bey der gewaltigen Störung im Hause, fuhr sie fort, die während der Nacht vorgefallen sey, wäre Jedermann, außer ihm, der nöthigen Ruhe beraubt worden. „Die fremde Mamsell neben an, versetzte sie, als er sie um die Ursache befragte, ist plötzlich wieder sehr krank geworden, und wir haben noch spät in der Nacht den Doktor holen müssen. Sie liegt noch immer zu Bett und phantasirt, und es darf ihr Niemand zu nahe kommen. Das arme junge Blut!" schloß sie; „ich möchte die Schuld nicht auf dem Gewissen haben." — „Das thut mir sehr leid," erwiederte Roland, dem es jetzt deutlich wurde, daß das, was er vor dem Einschlafen gehört hatte, kein Traum gewesen war. „Ich wollte den Damen heute meine Aufwartung machen und glaube nun nicht, daß ich ihnen recht kommen werde." — „Auf jeden Fall will ich hinübergehen und fragen," erwiederte die geschwätzige Alte und trippelte fort, ohne seine Antwort abzuwarten. Es dauerte eine Weile, bis sie wiederkam. Roland beschäftigte sich indessen in Gedanken mit dem armen jungen Mädchen, und wie ein Blitzstrahl fuhr es plötzlich durch seine Seele, daß der sonst so seltene Name Aloys ihm durchaus nicht fremd sey, und schon einmal auf eine merkwürdige Weise in sein Schicksal eingegriffen habe. Er war eben in dem Begriff, diesen Gedanken weiter auszuspinnen, da kehrte die alte Magd zurück und berichtete, daß die junge Dame sich in der Besserung befinde und Mutter und Tochter sich die Ehre von ihm auf den nächsten Morgen erbäten. „Es ist doch ein ganz eigenes Ding um den Menschen," fuhr die Alte fort; „heute Nacht sah die Mamsell so kreideweiß aus, wie eine Leiche, und das war sie auch noch, als ich eben in das Zimmer trat. Aber kaum hatte ich Ihr Kompliment ausgerichtet, da wurde sie roth wie eine Rose und bat die Mutter, sie solle Sie gar nicht annehmen, sie wisse einmal, sie könne und wolle keinen Fremden sehen, und man kenne ja Sie auch nicht, und was dergleichen mehr war. Das nahm ich aber sehr übel und sagte ihr mit dem gehörigen Respekt, den unser eins nicht aus den Augen setzen darf, daß ich Sie recht gut kenne, und daß Sie ein sehr stiller, ein sehr braver und ein sehr gelehrter junger Herr wären, und hätten schon sechs Jahre hier im Hause gewohnt, ehe Sie die große Reise nach Mexiko machten, und würden, will's Gott, wieder so lange hier wohnen, wenn Sie sich nicht verheyrathelen. Denn das wäre Ihnen sehr zu wünschen. Sie würden gewiß eine Frau glücklich machen." Roland versuchte umsonst den Strom ihrer Rede zu hemmen; sie ließ aber nicht ab, war unerschöpflich in seinem Lobe, und hörte nicht eher auf, als bis Werner hereintrat, der den Freund zu einem Spaziergange abholte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Schon längst ist durch ganz Deutschland die von Fasch und Zelter gestiftete Singakademie bekannt, und neuerdings hat sogar L. Tieck in einer Novelle das Verdienst derselben um Erhaltung und Belebung des ebtern Geschmacks in der Musik rühmend anerkannt. Dieß Institut hat seit zwey Jahren sich einen eigenen prachtvollen Saal gebaut und durch Aufnahme vieler neuer Mitglieder, so wie durch die Vereinigung mit einem neugestifteten philharmonischen Verein, an Umfang und innerer Kraft gewonnen. Dieß hat wel-

Digitized by Google

ter dazu geführt, daß man sich an die Aufführung größerer Kirchenmusiken macht und besonders das der Vergessenheit schon anheimgefallene Treffliche wieder hervorsucht. Eine der schwierigsten Aufgaben aber, welche sich die Singakademie seit langer Zeit gestellt hat, war die Aufführung der Passionsmusik von Sebastian Bach, eines so schweren und für so unausführbar geltenden Werks, daß, obwohl in mehrfachen Abschriften in den musikalischen Bibliotheken vorhanden, dasselbe doch bey Lebzeiten Bachs nur unter seiner Leitung in der Thomaskirche in Leipzig, und seit seinem Tode nie mehr aufgeführt wurde, so daß es jezt nach hundertjährigem Schlummer zuerst wieder ins Leben gerufen worden ist. Am 11. März fand die Aufführung unter der Leitung des Hrn. Felix Mendelssohn statt; da die Einnahme für eine milde Stiftung bestimmt war und es einige, für diese Musik enthusiastisch Eingenommene an empfehlenden Vorausankündigungen nicht hatten fehlen lassen, so war der Saal so überfüllt, daß eine Menge Gesuche um Einlaßkarten zurückgewiesen werden mußten. Von den einzelnen Musikstücken ist gewiß nur Lobenswerthes zu sagen; schon der Name des Meisters reicht hin, uns die höchste Achtung vor seinem Werke einzuflößen; allein wenn man in den hiesigen Blättern liest, wie diese Passionsmusik „die wahre Repräsentantin der evangelischen Kirche sey, wie durch sie überhaupt uns das Evangelium aufgeschlossen werde," so muß man wohl billig Bedenken tragen, ob hier die Vorliebe und die Begeisterung nicht zu weit geführt habe. Wir sind gewiß so protestantisch gesinnt, als irgend ein Anderer, allein eine Messe in der Rotonde in Rom, ein Requiem von Mozart, ein Stabat Mater von Pergolese hat uns nicht minder erbaut, als Bachs Passionsmusik, und in musikalischer Hinsicht können wir, bey allem Patriotismus, dem deutschen Meister keinen Vorrang vor den altitalienischen gestatten. So unübertrefflich schön einige Doppelchöre und Arien sind, so können wir uns doch mit der Art und Weise der Anordnung der ganzen Komposition durchaus nicht einverstanden erklären. Hierbey mag der Dichter vielleicht mehr Schuld als der Komponist tragen; der Text rührt von einem „Schäfer an der Pleisse," Namens Henrici, der jedoch als Dichter den Namen Picander führt, her. Die beyden Kapitel des Evangeliums des Matthäus sind wörtlich beybehalten, jedoch Chöre und Choräle dazwischen gefügt, ohne sonderliche Rücksicht auf den Zusammenhang. Da nun die beyden Kapitel (Kap. 26 u. 27) des Evangelisten beynahe zweyhundert Verse lang sind und die Recitative so vorgetragen werden, daß jeder, der redend eingeführt wird, seine eigene Stimme singt, so zerfällt das Ganze in zu kleine Theile, wird einförmig und ermüdend, wenn uns, wie es in dem Konzertsaale der Fall ist, nicht zugemuthet werden darf, die Andacht, auch wenn wir uns dabey langweilen, als ein frommes Werk zu üben.

Paganini gab am 13. sein zweytes Konzert, dießmal vor einem ganz vollen Hause, denn das erstemal waren nur 800 Billets, dießmal gegen 1200 verkauft. Der Beyfall war wieder ungemein groß, und er wurde, was hier in Konzerten noch nie geschehen ist, sogar nachdem er abgetreten war, noch einmal hervorgerufen. r.

London, März.

(Beschluß.)

Eine dieser Karikaturen gab Veranlassung zu einem lächerlichen Auftritte in einem unserer Polizeybureau's. Die Nachbarn des Eigenthümers eines Bilderladens in Cheapside verklagten nämlich denselben vor einigen Tagen wegen zweyer Vergehen, erstens daß das Publikum in solcher Anzahl sich vor seinem Laden auf dem Seitenpflaster versammle und stundenlang seine Bilder angaffe, daß Niemand in ihre eigenen Laden kommen könne und sie ihre Kunden verlören, und zweytens, daß er eine äußerst obscöne Karikatur auf den Herzog von Wellington ausstelle, um das Publikum anzulocken. Die erste Klage wies der Richter als unstatthaft ab, weil sie als eine wahre Actio publica gegen das neugierige Publikum und nicht gegen den Bilderhändler geführt werden müßte. Auch im zweyten Punkt sprach der Richter den Beklagten frey, da das Uebertreiben in unsern Zerrbildern selten geahndet wird. Ueberhaupt ist jezt die wahre Blüthezeit für diese Erzeugnisse der plastischen Politik, in welchen der Herzog von Wellington wie natürlich immer die Hauptrolle spielt, wobey seine politische Stellung und seine von der Natur selbst sehr chargirten äußern Züge dem Künstler sehr zu statten kommen. Hier wird er als Todtengräber dargestellt, wie er, während die Trauerprozession der auf einer Bahre in einem Sarge liegenden und von den andern Ministern getragenen Konstitution aus der Ferne herannaht, im vollen Eifer das Grab bereitet; dort ist er der Erste und Eifrigste unter vielen andern Whigs, Brougham, Huskisson, Mackintosh u. a., welche wie Schiffsvolk an dem um einen protestantischen wankenden Kirchthurm geschlungenen Tau aus allen Kräften ziehen. Ein andermal steht John Bull dickleibig und zu unschuldig, sich selbst zu rathen, von der einen Seite vom Herzoge und den Emanzipationisten mit Gewalt auf ihre Seite hingezogen, während die Bischöfe und die Ultra-Torys seine rechte Hand nicht loslassen und ihn mit gleicher Anstrengung zu sich hinüberbringen wollen. Man würde in der That einen ganzen Band mit den über diesen einzigen Gegenstand erschienenen Karikaturen füllen können, da seit dem berüchtigten Prozesse gegen die verstorbene Königin Karoline kein Ereigniß so vielen Stoff für diese Gattung der spottenden Kunst gab, als das gegenwärtige. R—s.

Auflösung des Räthsels in Nro. 75:

Die archimedische Spirallinie.

Räthsel.

Wir sind wie die Gedanken des Menschen. Schnell steigen wir auf aus einer unergründlichen Tiefe; nirgends sieht man den Keim, oder die Wurzel, oder die schaffende Hand; frey schweben wir heran und entschweben. — Wir sind wie Schäfchen auf der Weide; auf einem unbegrenzten Plan zerstreut; mit glänzender weißer, auch röthlicher Wolle erfreuen wir den Blick, ins Freye gerichtet. — Wir sind wie wandelnde Berge. Wir thürmen uns zusammen. Schlünde sind zwischen uns und Spitzen und Zacken steigen in die Luft; wunderliche Gestalten von Thieren und Geistern, und Schlössern und Bäumen stehen glänzend auf den Schatten, oder werfen selbst in die Schatten sich. — Wir weinen Thränen auf ein unermeßliches Leichenfeld. Tausende und aber Tausende liegen tief unter uns begraben; die Blumen und Bäume an ihren Gräbern nähren sich von unsern Thränen. — Wir sind wie der Zorn Gottes; schnell, unaufhaltsam, im Schauer der Nacht Zerstörung tragend und Verderben.

J. W. Pfaff.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 82.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. April 1829.

Kaum iſt die Schönheit je mächtiger, als wenn zugleich mit ihrem Zauber ſich Mitleid in das Herz ſchleicht.

Rouſſeau.

Heilung durch Krankheit.

(Fortſetzung.)

Der Abend war gekommen, Werner, Reimbold und mehrere andere Bekannte hatten ſich bey Roland verſammelt und tranken ihren Thee auf eine ſo behagliche Weiſe, wie es nächſt dem Engländer nur der Hamburger zu thun vermag. Roland hatte ſein Tagebuch hervorgebracht und las allerley Merkwürdiges daraus vor. Da unterbrach ihn der immer fragluſtige Reimbold mit den Worten: „Ehe Du weiter lieſeſt, ſage mir erſt, was aus Deinem Cumpan Schröder geworden iſt?“ „Der iſt leider todt,“ erwiederte Roland, „er ſtarb in meinen Armen in dem Dorfe Santa Fé am Vomito, das ihn furchtbar ergriffen und aller ſeiner Sinne beraubt hatte.“ „Iſt er todt?“ riefen faſt einſtimmig die Freunde. „Es muß,“ fuhr Roland fort, „ihm etwas ſehr Schweres auf der Seele gelegen haben. Ihr wißt bereits, daß wir gleich bey der erſten Ausfahrt aus der Elbe von einem heftigen Sturme zu leiden hatten, der uns hoch hinauf an die jütiſche Küſte verſchlug. Schröder, den alles Widerwärtige leicht unſchlüſſig machte, ſchwankte, da wir in einem däniſchen Hafen einlaufen mußten, um das Schiff kalfatern zu laſſen, ob er nicht lieber die ganze Reiſe aufgeben und zu Lande nach Hamburg zurückkehren ſolle. Nur die Furcht, von ſeinen hieſigen Freunden und Bekannten verſpottet zu werden, hielt ihn davon ab; als wir aber wieder in See ſtachen, wurde ſeine Unruhe, die eigentlich ein Hauptzug ſeines Charakters war, faſt peinigend, und er quälte ſich beſtändig mit dem Gedanken, die Reiſe würde, wenn auch nicht für alle, doch wenigſtens für ihn unglücklich ablaufen. Widrige Winde verzögerten unſere Ankunft zu Veracruz, und ſo kam es, daß wir dieſen Hafen erſt in einer Zeit erreichten, in welcher wir längſt in Mexiko zu ſeyn gehofft hatten. Die heiße Jahrszeit war ſchon eingetreten, man warnte uns vor längerem Verweilen in der ungeſunden Stadt, und Schröder beſchleunigte unſere Abreiſe mit einer faſt ängſtlichen Haſt, ſo daß wir kaum in allem zwey Stunden daſelbſt verweilten. Dem ungeachtet aber ergriff ihn das Fieber ſchon in dem erſten Nachtlager mit einer ſolchen Heftigkeit, daß an Weiterreiſen gar nicht zu denken war, und nach zwey, für mich in der Erinnerung noch ewig fürchterlichen Tagen gab er ſeinen Geiſt auf. Als ich ſeine Papiere zu mir nahm, fand ich einen an mich gerichteten Brief darin, den er ſchon zu Anfang der Reiſe geſchrieben hatte, in welchem er mich bat, die Nachricht von ſeinem Tode nur dann im Vaterlande bekannt zu machen, wenn ich ſelbſt zurückgekehrt ſeyn—“

Das Wort erſtarb unſerem Freunde im Munde; er wie ſeine Gäſte ſprangen plötzlich erſchreckt auf, denn ein einziger gellender Schrey, der aus dem Nebenzimmer herzukommen ſchien, drang furchtbar ſchneidend in ihr Ohr. In derſelben Minute riß die alte Dienerin Rolands Thür auf, ergriff den Doktor, ohne ein Wort zu reden, haſtig bey dem Arm, zog ihn in die andere Stube und deutete ſprachlos, gleich als ſey ihr die Zunge gelähmt, auf eine,

auf dem Sopha liegende junge Dame, die, wie es schien, leblos da lag; dann eilte sie plötzlich aus der Thür und ließ ihn in der seltsamsten Lage allein mit der Kranken zurück. Roland wußte nicht, was er dabey thun solle, und fing, gleichsam wie vom Instinkte getrieben, an, die Kranke zu magnetisiren. Warum er es that, das war ihm selbst fremd; aber nach einer Weile bemerkte er, daß das so oft verschrieene Mittel nicht ohne Wirkung blieb. Die starre Leblosigkeit des jungen Mädchens löste sich in einen leichten Schlummer auf, und Roland, ohne weiter der Freunde im Nebenzimmer zu gedenken, sezte sich auf einen Stuhl, der zur Seite des Sophas stand, und beobachtete sie mit verhaltenem Athem. Etwas Reizenderes hatte er nicht leicht gesehen, und obgleich ihre Augen geschlossen waren, so sprach doch so viel Geist und Liebenswürdigkeit aus ihren Zügen, daß Roland nicht im Stande war, den Blick von ihr abzuwenden. Wehe dem, der Dir so wehe gethan hat, Du armes Kind! dachte er bey sich, und die Thränen flossen unwillkührlich aus seinen Augen. Die alte Lisbeth kam jezt mit dem Arzt, den sie glücklicher Weise gefunden hatte. Roland erzählte ihm in lateinischer Sprache, der Alten wegen, was er gethan habe. Der Arzt sah ihn erstaunt an und bat ihn sich zu entfernen.

(Die Fortsezung folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Nachdem man den Körper mit Speise und Trank, und den Geist durch Unterhaltung, jeder auf seine Weise, erquickt hat, wird um zwanzig Uhr an die Seele gedacht. Um diese Zeit beginnt die Vesper, welche ebenfalls, wie die Messe am Morgen, gesungen und mit Instrumenten begleitet wird. Bekanntlich hat dieser Gottesdienst in der katholischen Kirche nicht dieselbe Heiligkeit wie die Messe; der Besuch der leztern an jedem Sonn- und Festtage ist gesetzlich vorgeschrieben, während Jedermann der Vesper nach Gutdünken beywohnen kann. Aus demselben Grunde pflegt auch die religiöse Haltung des Publikums in lezterer weniger andächtig zu seyn als in der Messe. Männer und Frauen sitzen gemischt unter einander und unterhalten sich theils mit anständigen Gesprächen, theils geben sie auf die Musik Acht, besonders wenn das Laudate pueri von Guglielmi gesungen wird. Ja es tritt hier sogar die Kritik ein: erlaubt sich nämlich der päbstliche Tenorist Pinto, der bey solchen Festen nicht fehlen darf, zu unstatthafte Verzierungen, in der Meynung, dadurch den Mangel an Stimme zu ersetzen, oder trägt der Altkastrat Tobili über die Gebühr auf, oder zeigt sich die Stimme des Sopranlastraten Ferri heiserer als gewöhnlich, so murrt das Publikum zwar leise, aber sehr vernehmlich, ja es lächelt wohl gar.

Geht es während der Vesper etwas weltlich zu, so ist dagegen das Ende derselben weniger anstößig als bey der Messe, vorausgesezt, daß ein Wettrennen stattfindet. Denn, statt daß sich alsdann die Männer in Reih und Glied aufstellen, um die Frauen herausgehen zu sehen, und die leztern absichtlich die Steine zählen, um jenen das Geschäft so leicht als möglich zu machen, eilt alles, um einen bequemen Platz beym Pferderennen zu bekommen. Die Honoratioren miethen einen Stuhl für zwey Bajocchi. Das ist zwar eine geringe, aber dennoch unnöthige Ausgabe, weßwegen sie auch nicht ohne einige Bedenklichkeit gemacht wird. Doch bleibt immer noch der Ausweg übrig, sie am Abendessen wieder zu ersparen. Wer sich auf diese Weise seinen Platz gesichert hat, kann nun bis zum Anfange des Rennens den geliebten Spaziergang auf dem Corso machen; denn jedes um Rom liegende Städtchen und Fleckchen hat einen Corso, auf welchem Sonntag Nachmittags vor Untergang der Sonne gelustwandelt wird, es mag regnen oder die Sonne scheinen. Auch in der Woche würde er besucht werden, wenn die Einwohner nicht arbeiten müßten. Desto heißhungeriger zeigt sich jeder am Kirchweihfeste darnach, der vielen Fremden wegen, welche alsdann anwesend sind; denn an diesem Tage haben sie spät Abends beym Zubettgehen die Genugthuung, wie die Römer sagen zu können: „Oggi il Corso era magnifico.“ Freylich ist der Corso in dergleichen Städtchen und Flecken meistens etwas unbequem, denn er geht bergauf, bergab, wie die Orte selbst, welche sämmtlich an oder auf Bergen liegen. Um mit gehörigem Anstande dem Spaziergange beywohnen zu können, hat jeder einmal in seinem Leben eine Reise nach Rom gemacht, um den Römern ihre Haltung auf dem Corso abzusehen. Nun wird das Erlernte in Ausübung gebracht, mit mehr oder weniger Glück. Daß vorher eine Corsoprobe gehalten werden sollte, wie einigen dieser Orte nachgesagt wird, scheint bloße Verläumdung, wenigstens ist mir nie etwas davon bekannt geworden. Die meiste Mühe gibt man sich mit dem Fingergruße, welcher bekanntlich den Römern, vorzüglich den Römerinnen so gut steht. Mitunter gelingt er auch; meistens aber thun sie in der Sache zu viel, indem sie den ganzen Arm wie einen Dreschflegel hin und herschleudern, während der römische Bonton will, daß der Arm ruhig in der Wellenlinie gehalten und nichts als die vier Finger bewegt werde. Während die Honoratioren spazieren gehen, steht das Volk an beyden Seiten in bunter Reihe, um sich des Platzes zu versichern. Je weiter lezteres in den Weg drängt und diesen beengt, je hämischer lacht die am Eingange des Corso stehende Veteranenmiliz dazu. Unverantwortlich ist der Unfug, welchen besonders das römische Militär, mitunter sogar die Bürgerwache in den umliegenden Orten, unter dem Vorwande, die Ordnung bey dergleichen Festen zu handhaben, und unter dem Schuze ihrer Unverletzlichkeit am Volke

Digitized by Google

ausübt. Bey keiner öffentlichen Feyerlichkeit oder Prozession wird der dazu erforderliche Platz vor Anfang derselben vom Militär besetzt, sondern dieses stürzt erst in demselben Augenblicke, wo sie anhebt, unter das Volk, schlägt darein und wirft es rechts und links zu Boden, tritt es mit Füßen und übt alle mögliche Gewaltthätigkeiten gegen dasselbe aus. So stürzen denn auch im Augenblicke, wo das Zeichen zum Anfange des Pferderennens gegeben wird, die Veteranen unter das Volk. Dieses, vor Wuth mit den Zähnen knirschend und krampfhaft die Faust ballend, murmelt: Cani, weicht aber der Gewalt, und hat im nächsten Augenblicke in seinem glücklichen Leichtsinne die Brutalität des Militärs vergessen, um sich allein dem Vergnügen hinzugeben, welches ihm das Vorüberlaufen der Pferde verursachen wird, ein Vergnügen, um so entzückender für dasselbe, als sich seine Dauer fast auf eine Sekunde beschränkt. Ohnstreitig stützt sich die Freude am Pferderennen in und um Rom auf einen andern Grund als im übrigen Europa. Den Engländern z. B. dient es zur Beförderung eines Zweigs der Nationalindustrie, oder zur Befriedigung persönlicher, habsüchtiger Leidenschaften; die Römer sind weder Roßkämme, noch gehen sie Wetten ein, aber bey ihnen erwecken die Pferderennen die Erinnerung an die circensischen Spiele und somit an ihre glorreiche Abstammung.

Mit dem Pferderennen, welches noch vor Untergang der Sonne enden muß, hört auch das Vergnügen auf dem Corso auf. Nachdem der Pöbel in der Hast ein Glas Wein und die Honoratioren ein Gelato verschlungen haben, eilt Alles auf den Markt (Piazza), um dem Feuerwerke, welches dergleichen Kirchweihfeste in der Regel zu beschließen pflegt, zuzusehen. Die Fertigkeit, welche die Römer in dieser Kunst besitzen, kennt Jedermann; es ist unmöglich, graziöser zu zeichnen und verwickeltere Stücke auf einen engeren Raum zusammenzubringen, als hier geschieht. Wäre dem Römer nicht jede Spekulation fremd, die hiesigen Feuerwerker könnten im Auslande ein Glück machen, so glänzend, als ihre Produktionen sind. Wie sehr die Feuerwerkerey in Rom der in andern Ländern überlegen seyn muß, wird selbst demjenigen einleuchten, welcher, ohne sie aus eigener Erfahrung zu kennen, erwägt, daß es seit Jahrhunderten in keiner Stadt Europa's mehr Veranlassung gegeben hat, diese Kunst auszuüben, als in Rom. Die Feuerwerke auf den Kirchweihen sind natürlich, wie die Feste selbst, von mehr oder minderer Bedeutung, je nachdem die Gemeinde reich oder arm ist, freygebig oder karg dazu beygetragen hat; gewöhnlich pflegt der Aufwand dabey verhältnißmäßig höher zu seyn, als das, was die übrigen Theile des Festes gekostet haben. Sehr natürlich, denn das Feuerwerk ist ja in jeder Hinsicht der glänzendste Theil des Festes! Daß man den Künstlern vorzugsweise anempfiehlt, die Kanonenschläge, mit welchen jedesmal geschlossen wird, so stark als möglich zu machen, kömmt daher, weil ein guter Theil der Zuschauer nur dem Feuerwerke zusieht, um sich von der Porta Battoria (wie sie der Anschlagzettel zu versprechen pflegt) die Ohren kitzeln zu lassen. Außer dem Feuerwerke lassen die reichern Gemeinden auch die Façade der Kirche erleuchten, und in diesem Falle ist eine aus Rom oder sonst in der Nähe woher verschriebene sogenannte Banda (Harmoniemusik) anwesend, welche abwechselnd mit dem übrigen Instrumentalorchester die gangbarsten Opernsymphonien und Arien vorträgt. Die Blaseinstrumentalmusik ist in Rom, überhaupt im südlichen Italien, bey weitem beliebter, als die der Saiteninstrumente. Warum? Die Antwort ist leicht: weil der Naturmensch am Natürlichen Geschmack findet, und was vermag der todte Ton des bloß mechanisch und materiell gehandhabten Saiteninstruments gegen den lebendigen Odem, welchen der Mensch dem Blaseinstrumente einhaucht?

Drey Stunden nach Untergang der Sonne ist das Fest so vollkommen aus, daß man glauben sollte, es hätte gar nicht statt gehabt. Der Römer (ich spreche von der großen Volksklasse) ist eben so wenig ein Nachtschwärmer, als ein Säufer oder Fresser, was überhaupt kein Naturmensch ist, ehe ihm mit den Tugenden der kultivirten Welt auch die Laster derselben bekannt geworden sind. Dem unschuldigsten Geschöpfe des Thierreichs ähnlich, ist er gewohnt, wie die Hühner mit der Sonne zu Bette zu gehen und mit ihr wieder aufzustehen. In Hinsicht seiner Mäßigkeit, besonders des Trinkens, sind, ich weiß es recht wohl, mehrere geistvolle Beobachter anderer Meynung. Ich ging auf der Kirchweihe von Marino mit einem deutschen Frondeur durch die Gassen. Unter einer Menge überaus lustiger Birbaccioni war einer, welcher sich durch seine heftigen Gesticulationen und durch sein lautes Schreyen vor allen übrigen auszeichnete. Der Frondeur sprach: „Sehen Sie, wie betrunken der Mensch ist!“ Ich ging auf diesen zu, klopfte ihm auf die Schulter und bat ihn, uns irgend eine Gasse, welche ich vorgab, nicht finden zu können, zu zeigen. Er war sogleich bereit dazu. Unterwegs äußerte ich, es freue mich, ihn so lustig zu sehen; er habe vermuthlich gut gegessen und noch besser getrunken. Der Kauz blieb stehen, sah mich verwundert an und gab zur Antwort: „Sono ancora a digiuno da jeri sera, e non ho ne meno due bajocchi, per comprarmi una mezza foglietta e una mezza pagnottella.“ (Ich bin seit gestern Abend noch nüchtern, und habe keine zwey Bajocchi im Vermögen, um mir ein Viertelmaaß Wein und eine halbe Semmel zu kaufen.) Es war 2 Uhr Nachmittags. Ich sah den Frondeur an; dieser sagte: „Glauben Sie dem Burschen nicht, er lügt.“ Ich drückte dem Birbaccione einen Grosso (fünf Bajocchi) in die Hand; er sträubte sich ein wenig, wenn auch nur der Form wegen, ging dann mit einem: Mille grazie, doch ohne den

Hut abzunehmen, was überhaupt kein Römer thut, majestätisch etliche zwanzig Schritte von dannen, sezte sich dann aber in Lauf, stürzte zum Bäcker, dann zum Weinhändler und ließ sich endlich mit einer Semmel und einem halben Maaße Wein auf einen Eckstein nieder, wo er mit einem Heißhunger zu essen und zu trinken begann, daß man wohl sah, er sey in der That seit gestern Abend nüchtern. Ich sah den Frondeur an, der aber sagte: „Und der Mensch war doch betrunken, wie er sich auch stellen mochte."

Unabhängig von der Tagesfeyerlichkeit beginnt jezt eine Unterhaltung, welche besonders den Ausländern interessant ist, nach welcher aber die Eingebornen selten hinhören, diejenigen etwa ausgenommen, für welche sie zunächst bestimmt ist, vorausgesezt, daß diese nicht schon schlafen. Ich meyne die Nachtmusiken, welche die Verliebten ihren Schönen bringen. Das Städtchen Marino (um vom ersten dem besten zu reden) hat viertausend Einwohner. Wie viel glauben die Leser, daß executirende Singdilettanten darin sind? Ich habe sie zwar nicht gezählt, aber ich wette, kaum vier. Der Mangel an allzeitfertigen Singliebhabern steigert die wenigen, welche sich öffentlich mit dem Dilettantismus abgeben, im Preise, besonders an den Kirchweihfesten. Man sieht deren, welche sich nicht mehr mit einer halben Bouteille Wein, nicht einmal mehr mit einer Tasse Kaffee, mit einigen Tropfen Rhum begnügen, sondern denen geradezu gegen Abend ein Gelato in den Mund gestopft werden muß, wenn sie ihn zum Singen aufthun sollen. Die Sänger setzen sich nun gegen Mitternacht in Marsch und durchziehen entweder bloß singend, oder, wenn der Zufall besonders günstig ist, von einer Guitarre oder Flöte begleitet, die Gassen, oder begeben sich auch vor das Haus, wo die Schöne wohnt, welcher sie das Ständchen bringen wollen. Der Effekt, welchen sie hervorbringen, ist mitunter sehr verschieden; in der Hauptsache finden sie weder bey den unmittelbar noch bey den mittelbar interessirten Partheyen besondern Beyfall, denn die Römer sind, wie schon oft gesagt, Naturmenschen, denen die Nacht dazu dient, wozu sie ist, zum Schlafen. So geschieht es, daß die Schöne, welcher das Ständchen gebracht wird, kaum einmal ans Fenster tritt, selbst wenn sie noch nicht im Bette liegt. Größer ist die Aufmerksamkeit, welche nicht selten die mittelbar interessirten Personen, Gatten, Brüder u. s. w. zeigen; sie stehen augenblicklich auf und schleichen leise ans Fenster, um die Musikanten zu überraschen; aber diese entfernen sich, ehe sie vom Inhalte der Waschbecken ihrer Bewunderer erreicht werden können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Einiger jüngst Verstorbenen werde mit einigen Worten erwähnt. Zuerst des Schlesiers Oelsner, welcher einer von den wenigen Deutschen war, die während der Revolutionszeit in Paris gelebt und mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit in Verbindung gestanden hatten; Cramer und Schlabendorf gehörten ebenfalls zu dieser Anzahl; sie sind aber schon längst verschieden. Wie lebhaft damals Oelsner von den Zeitbegebenheiten angezogen wurde, sieht man aus den merkwürdigen Briefen, die er nach der Schweiz schrieb, und die kurz darauf von Dr. Ebel gesammelt und unter dem sonderbaren Titel: „Lucifer, oder Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution. Zürich 1797—1799" herausgegeben wurden. Diese Briefe scheinen wenig bekannt geworden zu seyn, auch sind sie in literarischer Hinsicht ohne Bedeutung. Als Zeugnisse eines Fremden über wichtige Revolutionsbegebenheiten verdienen sie aber doch zu Rathe gezogen zu werden. Nachdem die Revolution einen andern Gang genommen hatte, als Oelsner und die andern Freunde rechtlicher Freyheit es gehofft hatten, muß er sich wohl der allzu lebhaften Theilnahme an dem Partheykampfe entschlagen haben, wenigstens erschien nichts Politisches mehr von ihm; er verheyrathete sich mit einer Französin, fertigte gelehrte Preisschriften aus, ward preußischer Legationsrath, wie er früherhin bey der französischen Republik Geschäftsträger der Stadt Frankfurt gewesen war, und lebte sehr still. Er hatte beym Institut de France den Preis wegen seiner Abhandlung über den moralischen Einfluß Mahomeds erhalten; diese Schrift soll er späterhin noch weiter ausgearbeitet haben; die verbesserte oder vermehrte Ausgabe ist aber bisher nicht erschienen. Es ist Schade, daß er nicht auch seine Revolutionsbriefe wieder durchgesehen und vermehrt hat; wahrscheinlich hatten sich aber seine Ansichten seit seinen ersten Briefen, die im vollen republikanischen Eifer geschrieben sind, in manchen Punkten geändert. Da ich Oelsner nicht genau gekannt habe, so weiß ich hierüber nicht weiter Bescheid. Besser kannte ich den jungen Naturforscher Desmoulins, der allzu früh den Wissenschaften entrissen worden ist. Dieser junge Mann verrieth schon frühe einen tiefen Forschergeist, besonders in der Physiologie; er stellte eine Menge Versuche an und gab einige ausgezeichnete Schriften heraus. Er mußte natürlich bey seinen Studien mit Cuvier in Verbindung kommen, besonders wegen des Naturalienkabinets, das unter dieses großen Gelehrten Aufsicht steht. Männer, die zu einem so hohen Ansehen in der Wissenschaft gelangt sind, wie Cuvier, und von der ganzen Gelehrtenwelt zu Rathe gezogen werden, sind es gewohnt, sich von den jungen Gelehrten, welche dieselbe Laufbahn betreten, als untrügliche Führer verehrt zu sehen und nichts als Huldigungen von ihnen zu empfangen. Der junge Desmoulins war aber so kühn, selbst zu prüfen und seine Meynungen scharf auszusprechen, sie mochten nun mit denjenigen seiner Lehrer übereinstimmen oder nicht. Ob er recht hatte oder nicht, geziemt mir nicht zu entscheiden. Genug, er widersprach, bestritt den großen Naturforscher, dieser wurde aufgebracht und verschloß ihm das anatomische Kabinet, das dem jungen Desmoulins zu seinen Forschungen unentbehrlich war. Dieß brachte die starke Reizbarkeit des jungen Physiologisten in Aufruhr. Vor einem sehr gelehrten Buche über die Uebereinstimmung der Menschenracen des nördlichen und nordöstlichen Europa's mit den asiatischen gab er eine derbe Vorrede, worin er in heftiger Gemüthsbewegung seinen Streit mit Cuvier schilderte und ihn ungefähr also ansprach: „Sie sind reich, ich bin arm, Sie haben eine Menge Stellen, ich besize keine einzige, Sie genießen ein großes Ansehen, ich bin beynahe noch unbekannt in der Gelehrtenwelt. Sie mißbrauchen auf eine empörende Art dieses Ansehen, um mir meine Laufbahn zu versperren u. s. w." Ein Exemplar dieses Buches sandte er an die königliche Akademie der Wissenschaften, an welcher Cuvier Generalsekretär ist. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. April 1829.

Ist dem Gezücht Verdienst ein Titel?
Ein Fallum wird ein heilig Mittel,
Das schmeichelt ja, sie wissen's schon,
Der frommen deutschen Nation,
Die sich erst recht erhaben fühlt,
Wenn all ihr Würdiges ist verspielt.

Goethe.

Schreiben eines Norddeutschen aus Paris im März 1829.

Seit kurzer Zeit erst in dieser Weltstadt, hat keine Sitte so freudig mich überrascht als die allgemeine Ehrerbietung, die hier weder Vornehme noch Volk dem Homme-de-lettres *) versagen. Sie gehört zu den alten, wohlerworbenen Rechten, und hat recht eigentlich jene Präponderanz französischer Gesittung herbeygeführt, die ein grosser Theil von Europa noch heute anerkennt. Der Deutsche aber scheint es nicht zu wissen, wie gar leicht der Gelehrte sich selbst und seinen ganzen Stand in der allgemeinen Meynung herabsezt, so oft er die Waffen der Polemik, statt in dem verschwiegenen Tempelhain der Musen, auf offenem Marktplatz führt, einer müssigen und schadenfrohen Menge zur Schau. Bedenk ich dieses, und blicke ich nach Deutschland hinüber, so gab es für den Verehrer der vaterländischen Literatur niemals einen niederschlagenderen Anblick, als unser jetziges kritisches Unwesen.

Während heut zu Tage das besonnene Alter und die gelehrte Kompetenz sich von dem entweiheten Richteramte zurückziehen, treiben dort Knaben und Abenteurer mit bäurischer Rohheit, plattem Aberwitze und ignoranter Frechheit ein Gewerbe, das seine tägliche Pfuscherarbeit für kritische Polemik feil bietet und — absezt. Man sage nicht, daß kein Volk und keine Literaturepoche von solchen Auswüchsen frey war, ja, daß selbst die edelsten Geister, im heiligen Zorne die kritische Geißel schwingend, nicht selten die Grenzen der Rücksicht überschritten; man berufe sich nicht auf die Xenien, oder gar auf die, dem römischen Joche so ähnliche Ehrenpforte für Kotzebue. Mögen diese Produkte auch Aergerniß und böses Beyspiel gegeben haben, so waren sie doch zu einer unumgänglichen Reform vielleicht unerläßlich, wo nicht gar Nothwehr auf Tod und Leben. Ueberdieß erkannte Deutschland in den Urhebern der Xenien zwey Heroen seiner Poesie, in dem Verfasser der Ehrenpforte ein bey metrischer Gewandtheit damals schon reifendes Talent gelehrter Kritik, während beyde polemische Dichtungen Werke der Kunst waren, die ja durch Schönheit alles mildert und sogar Streit und Kampf in ein anmuthiges Fechterspiel wandelt. Von solchen zierlichen Waffenspielen aber ist jezt in Deutschland auch nicht die Spur mehr. Namenlose Klopffechter benuzen die Anarchie des Geschmacks und des Urtheils, die Kneipe wird ihr kritischer Gerichtssaal, jeder Eckstein zur demagogischen Tribune, und der täglich frecher werdende Sansculotismus einer gemeinen Gassenpolemik greift immer weiter um sich. Schon besteht ein klettenartiger Zusammenhang literarischer Vagabunden, die mit der Schaamlosigkeit der Adamiten die Argliſt der Jakobiner verbinden. Sie rekrutiren sich aus der Hefe des Schreibervolks, und

*) Homme-de-lettres nennt man den gelehrten Schriftsteller, insofern er der Kunst, den Dichter, insofern er der Wissenschaft nicht entbehren kann. Der Autor in diesem Sinne hat den Rang in der öffentlichen Meynung vor dem artiste (Künstler), weil diese Benennung zu vielumfassend ist.

Digitized by Google

treiben an den äußersten Grenzen der Wissenschaft und Kunst bald das Gewerbe bewaffneter Schleichhändler, bald das der Weglagerer, die den friedlichen Wandrer mit dem Geschrey anfallen: „Die Börse, oder Deinen guten Namen!!“ In der Maske kritischer Hanswürste täuschen sie die Wachsamkeit der Polizey, aber ihre Pritschen verbergen heimliche Banditenwaffen, und der unverschämteste Skandal bleibt ihr einziger Nahrungszweig. Nichts jedoch ist trauriger als die freudige Theilnahme an diesem Skandal; ohne sie würde er in sich selbst zerfallen, leider aber sieht man aus dem Volkshaufen, der sich um diese Rüpelmasken sammelt, auch Personen hervorragen, die, ihrer Bildung nach, derley bösartige und plumpe Späße nicht belachen sollten. Und so fahren die ehrabschneidenden Possenreißer fort, nicht nur die Tagesliteratur zu beschmutzen, nein! sie füllen sogar eigene Bände, worin sie die bewährtesten Namen, wie das aufblühende Talent, eben so unverschämt als grausam zu beflecken suchen. Ja, und dieses geschmacklose Unwesen hat so hoch sich gesteigert, ist so sehr schon Gebrauch worden, daß junge Belletristen, und selbst junge Gelehrte, die vielleicht recht gutmüthige Menschen sind, ihre literarische Laufbahn nur deßhalb mit einem frechen Buche beginnen, weil sie dieß für das leichteste und zugleich sicherste Mittel halten, sich bemerkbar zu machen.

Um so tröstender (oder soll man sagen um so wehmuthsvoller?) ist es für einen in Paris angelangten Freund der deutschen vaterländischen Literatur, wenn er sieht, wie mehr und mehr sie hier anerkannt wird. Un homme de lettres ist, wie gesagt, ein solcher Ehrentitel hier, und berechtigt in ganz Frankreich zu einem solchen Range in der Gesellschaft, daß auch der bösartigste Skribler, weil er von der allgemeinen Sitte getragen wird, unmöglich in niedrige Gemeinheit versinken kann. Ein gewisser Anstand wird nie verlezt, eine gewisse Anmuth auch von dem lezten im Volke gefordert. Große des Reichs aber sind Dichter und Kritiker, wissenschaftliche Schriftsteller und Journalisten. Nur teutonische Einseitigkeit, die keiner fremden Ansicht Raum gestattet, zürnt dem Franzosen, der zu dem literarischen Autoritätsglauben an deutsche Unfehlbarkeit sich nicht bekennen will; der billige Deutsche räumt jedem das Recht ein, die eigene Nationalität zu schützen und zu wahren. Ihm gewährt es, gerade dieser Billigkeit wegen, zweyfache Genugthuung, so oft der Glanz und der Gehalt unserer Literatur selbst den Ultra-Patriotismus der Franzosen zur Anerkennung zwingt. So öffnet man z. B. mit Freude den jüngst erschienenen siebenten Band der revue française. Außer so manchen Citaten aus deutschen Werken der Wissenschaft findet man eine ehrenvolle Anzeige der Tafeln der Geschichte des römischen Rechts von Stockart 1828; von Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter eine ausführliche Kritik, die von einem sehr hochgeschäzten Gelehrten herrühren soll, und worin — man höre! — die Ansicht und die Forschungen des berühmten deutschen Rechtslehrers gegen die Sentenzen eines Montesquieu vertheidigt werden, während es sich von selbst versteht, daß der Kritiker bey seinen Ausstellungen gegen das deutsche Buch einen nachahmungswürdigen guten Ton beobachtet.

Auch von deutscher Dichtkunst ist die Rede, und nachdem Schiller, Goethe, Herder, Wieland schon als Meister in Frankreich bekannt und ihre Bildnisse und Werke hier in Kunst- und Buchhandlungen ausgestellt sind, werden auch jüngere Meister: Werner, Müllner, Houwald, Heinrich v. Kleist, Grillparzer, die Brüder Collin, Raupach, Uhland und Michael Beer dramatische Dichter genannt, welche „die von Goethe und Schiller illustrirte Bahn verfolgen.“ „Ottokar“ und „das Trauerspiel in Tyrol“ werden rühmlich angeführt, und von M. Beers „Struensee“ eine anerkennende Kritik und die Uebersetzung einiger Scenen gegeben. So übernimmt hier ein französischer Gelehrter und, wie es heißt, ein Pair von Frankreich, das schöne Amt, aufblühende deutsche Talente zu ermuthigen und zu erheben, während es in Deutschland hergeht, wie es in diesem Schreiben leider nur allzuwahr geschildert wurde. Die Grundursache dieser disparaten Erscheinungen sey rücksichtsvoll verschwiegen, die Konklusion mir erlassen.

W. B.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Als Roland zu den Freunden zurückkehrte, fand er, daß sich diese bis auf Reimbold und Werner leise fortgeschlichen hatten. Reimbold hatte jezt nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich gehörig nach allem zu erkundigen. Nachdem seine Neugier befriedigt war, fing er an unsern Freund auf eine etwas unsanfte Weise damit zu necken. Obgleich Roland ihm aus innerem Antriebe alles, was zwischen ihm und der jungen Dame vorgegangen war, verschwieg, so hörte doch Reimbold nicht auf, allerley Folgerungen zu ziehen, und trieb es endlich so weit, daß Roland, den Reimbolds Wesen schon anfänglich verlezt hatte, sich auf eine etwas scharfe Weise alle weiteren Bemerkungen verbat. Reimbold fuhr, darüber bald entrüstet, auf und rief: „Stell Dich nur nicht so an, Du bist auch kein Weiberfeind, und ich wette hundert Austern mit Dir und sechs Flaschen Portwein gegen eine Flasche Langkork, heute über sechs Monate zeichnest Du: Roland und Comp., und Dein stiller Compagnon ist eine stille Sie im Nebenzimmer, oder ich müßte Dich nicht kennen, Freund Roland, denn solche Augen, wie Du machtest, als Du hereintratst,

Digitized by Google

hast Du in Deinem Leben noch nicht gemacht.“ Roland schwieg; aber Werner, der doch fürchtete, es möchte ein böses Ende nehmen, lud beyde ein, mit ihm im König von England zu Abend zu essen, wohin sich auch die andern begeben hatten. Roland willigte nur ungern ein, da er sich darnach sehnte, in einsamer Stille seinen Gedanken nachzuhängen, aber die beyden ließen ihm keine Ruhe.

Roland war eben im Begriff, sich im Wirthshause an den Tisch zu setzen, als ihm Jemand von hinten die Augen zuhielt. Ueberrascht machte er sich los und erkannte, als er sich umwandte, seinen liebsten Jugendfreund, Ruhfeld, mit dem er während seiner ganzen Studienbahn zusammengelebt hatte, und den er jezt zum ersten Male nach drey Jahren wieder sah. Sie hatten beyde ihre gegenseitige Ankunft in Hamburg nicht geahnet, desto erfreulicher war ihnen daher diese Ueberraschung. Ruhfeld, der sich zu einem tüchtigen Arzt ausgebildet hatte, kehrte eben erst von Paris zurück, und war fast an demselben Tag mit Roland in Hamburg eingetroffen. Eine ungemeine Heiterkeit verbreitete sich über des lezteren Züge; es war ihm zu Muthe, als sey ihm der leitende Stern seines Lebens wieder aufgegangen, aber es bereitete ihm neben der großen Freude zugleich tiefen Schmerz, daß die Gegenwart so Vieler ihn verhinderte, seine Gefühle in den Busen des geliebten Jugendgenossen auszuschütten. Das vor wenigen Stunden erlebte merkwürdige Ereigniß hatte seltsam auf ihn gewirkt. Was in seinem Innern arbeitete, davon konnte er keine Rechenschaft geben; aber ihm war, als befände er sich plötzlich an einem Wendepunkte seines Lebens. Es gibt Augenblicke im menschlichen Daseyn, wo uns zu Muthe ist, als ständen wir gleich einem Wanderer auf einem hohen Berge; dieser schaut in die Thäler zu beyden Seiten hernieder; das Durchreisete liegt gleich einer Fläche seinem Blicke offen da, aber so mancher Punkt, der seine Aufmerksamkeit erregte, als er vorbeyging, fesselt jezt sein Auge nicht mehr und erscheint ihm kahl und unerfreulich. Er will nun nach der andern Seite hinunterblicken, doch undurchdringliche Nebel verhüllen ihm die Gegend; er ahnet, daß ihm dort ein neues, reiches Leben aufgehen werde; aber umsonst bemüht sich sein Auge den dichten Nebel zu durchdringen, und nichts vermag ihm Kunde zu geben von dem, was in dem neuen Leben ihn erwartet. Ein solches Gefühl herrschte jezt in Rolands Seele.

Wir haben bis jezt das Thun und Treiben Rolands seit seiner Ankunft Schritt für Schritt verfolgt, und es ist endlich einmal Zeit, um den Leser nicht zu sehr zu ermüden, eine längere Periode in wenigen Worten zusammenzufassen. Wir bemerken daher nur, daß unser Freund sich am folgenden Tage den Damen vorstellte, sowohl von der Mutter wie von der Tochter höchst unbefangen, wenn auch von der leztern etwas kalt, aufgenommen wurde und aus innerm Zartgefühl sich von dem, was am vorigen Abend zwischen ihm und der leztern vorgefallen war, durchaus nichts merken ließ. Die Rede drehte sich um gleichgültige Dinge, und es ward daher Rolanden leicht, zu bemerken, wie Agnes, so hieß das junge Mädchen, wenn sie sich nicht beobachtet glaubte, ihn verstohlen, aber scharf betrachtete, und, so wie er das Gesicht zu ihr wandte, erröthend niedersah.

Er zweifelte lange, ob er das, was in ihr vorging, zu seinem Vortheile deuten sollte; aber die Liebe, die sich seines Herzens schon gänzlich bemächtigt hatte, gestattete nicht, es anders auszulegen. Sein Besuch, der nur eine Viertelstunde hatte dauern sollen, verlängerte sich unbemerkt, da Agnes, wenn gleich immer ernst bleibend, doch gegen das Ende gesprächiger wurde und einen großen Reichthum an Geist entfaltete. Endlich empfahl er sich den Frauen, wurde äußerst freundlich entlassen, und versprach, so oft es ihm die Zeit gestatte, seinen Besuch zu wiederholen.

(Die Fortsezung folgt.)

Einzelnes.

Der praktische Sinn ist dem Menschen natürlich. Er ist kein Vorrecht gewisser Nationen, sondern er findet sich durchgehends bey der thätigen Klasse. Der deutsche Handwerker ist so praktisch, als der Franzose und Engländer; aber der deutsche Gelehrte läßt sich leicht durch hohle Spekulationen auf unpraktische Abwege verleiten.

Die Dunkelheit des Styls entspringt aus Mangel an Talent.

So lange der Mensch im Subjektiven hingeht, thut er das Gute leicht, instinktmäßig, ohne daß er es wisse. Sobald aber diese Hülle seinen Augen entfällt und die Welt der Objekte vor ihm aufgeht, entsteht eine Stokkung; denn es soll nun mit Wahl gehandelt werden, und da fragt es sich, daß er das Bedeutende vom Unbedeutenden zu unterscheiden und zu sondern wisse.

Der Maler, um der Welt der Objekte das Seinige abzugewinnen, muß fühlen oder wissen, welche Gegenstände ein Bild machen, der Poet, welche ein Gedicht. So lange sie hierüber im Dunkel sind, werden sie das Bedeutende nicht finden.

Alles, was mit keiner höhern Idee zusammenhängt, ist trivial.

Ekermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die Akademie pflegt sich über die ihr zugesandten wissenschaftlichen Werke einen mündlichen Bericht erstatten zu lassen. Allein als das Buch von Desmoulins dargereicht wurde, stand Cuvier ganz erbost auf, behauptete, ein Mitglied der Akademie sey in diesem Buche schrecklich verläumdet worden, und sie könne unmöglich eine solche Gabe annehmen, worauf dann beschlossen wurde, sie abzuweisen. Desmoulins wollte in den Zeitungen sich beklagen; allein wie konnte man glauben, daß Cuvier Unrecht habe? Vielleicht bestand damals auch die Censur noch, die wahrscheinlich den Hrn. Staatsrath gegen einen jungen Gelehrten in Schutz nahm; genug, die Zeitungen beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Desmoulins sahe alle Hoffnung, in Paris zu einer Professorstelle zu gelangen, vereitelt, und zog sich in die Provinz zurück, um dort als Arzt zu leben. Wahrscheinlich hat der Kummer über seine ganz vereitelten Plane zu seinem schleunigen Ende beygetragen. Sein Beyspiel zeigt, wie behutsam junge Gelehrte mit angesehenen Obern aus ihrem Fache verfahren müssen, wenn sie sich nicht selbst den Weg zu bessern Aussichten versperren wollen. — Ein noch kläglicheres Ende hat ein anderer junger Gelehrter genommen, nämlich der Piemonteser Pacho, bekannt durch seine Reise ins nördliche Afrika. Er war, wie der neulich aus Tombuctu zurückgekommene Caillé, ohne große Aussicht nach Afrika gegangen. Hier vernahm er, gerade wie Caillé, daß die geographische Gesellschaft einen Preis auf eine gute Reisebeschreibung über einen Theil Afrika's ausgesezt habe, nämlich über das alte Cyrenaika auf der Nordküste, und er bekam Lust, gerade wie späterhin jener Caillé, den Preis zu verdienen. Er befand sich in Egypten, nebst manchen andern Italienern, die dort ihr Heil suchen; ein Kaufmann zeigte sich bereitwillig, eine Summe zur Deckung der Reisekosten vorzustrecken; Pacho mochte sich damals wer weiß welche große Vorstellungen vom Erfolge seiner Reise machen, und ging die ihm vorgeschlagenen Bedingungen zur spätern Rückerstattung des Kapitals willig ein, trat seine Reise muthvoll an, vollendete sie glücklich, brachte einen bedeutenden Schatz von Zeichnungen (freylich viele mangelhafte) und Reisebemerkungen nach Paris, bekam den von der geographischen Gesellschaft ausgesezten Preis, und fand an Firmin Didot einen gefälligen Verleger seines Werkes, auf dessen Ausarbeitung der junge Pacho außerordentlichen Fleiß verwandte. Pacho war kein trockener Mensch wie Caillé, sondern mit der südlichen Phantasie eines Italieners ausgestattet; seine Reisebeschreibung ist in einem blühenden, zuweilen phantasiereichen Style abgefaßt und überhaupt ein anziehendes Werk. Er besaß auch ziemlich viele Gelehrsamkeit oder wußte sie sich bey seinen Forschungen zu erwerben, und so konnte seine Reisebeschreibung auch von Gelehrten und wissenschaftlichen Männern gelobt werden. Allein das erborgte Kapital mußte wieder zurückerstattet werden. Die großen Hoffnungen, die der Reisende sich vom Erfolge seiner Entdeckungen mochte gemacht haben, verschwanden; er war belohnt worden, es blieb ihm nichts weiter zu fordern übrig; die Regierung unterstüzte zwar die Herausgabe seiner Reisebeschreibung, dieß war aber keine Aussicht auf die Zukunft; auch die Aufmerksamkeit des Publikums war schon von dem Reisenden auf andere Gegenstände abgelenkt worden, und Pacho hatte vielleicht vermuthet, man würde seine Bemühungen weit mehr würdigen. Er wurde mißmuthig und unzufrieden mit den Menschen; ich habe ihn einmal in einer Gesellschaft die wandernden Beduinen Afrika's enthusiastisch rühmen hören; er wünschte sich wieder unter die Zelte der Araber zurück; dort allein, behauptete er, sey wahres Glück, wahre Unabhängigkeit, wahre Freyheit. Seine Noth und seine Unzufriedenheit stiegen auf den höchsten Grad; er wähnte sich von Feinden umringt; seine aufgeregte Phantasie faselte von Verschwörungen wider sein Leben, und in einem Anfalle von Raserey schnitt er sich mit einem Messer den Hals ab. Der arme Pacho! Sein Werk war noch nicht ganz erschienen; hätte er doch den Muth und die Ruhe gehabt, es zu vollenden, seinen Freunden seine mißliche Lage zu gestehen und sich nach einem Erwerbsmittel umzusehen! Hätte er doch, ehe er die Reise antrat, einsichtsvolle Männer über seine Erwartungen, künftige Leistungen und Beschäftigungen um Rath gefragt! Wie sehr hat es die Jugend oft zu bereuen, wenn sie mit Ansprüchen ins öffentliche Leben tritt, die schwerlich befriedigt werden können! Die geographische Gesellschaft hat beschlossen, ihm ein kleines Denkmal zu errichten.

Dg.

Dresden, März.

Es verbreitet sich hier die für die Dresdner sowohl, als für die unser Elbflorenz zahlreich besuchenden Fremden sehr angenehme Nachricht, daß unser guter König, der schon durch so manche neue Einrichtungen für Schönheit, Bequemlichkeit und Sicherheit seiner Residenz gesorgt hat, die Einwilligung dazu gegeben habe, daß das vor länger als 40 Jahren zu einem Konzertsaale umgestaltete große Opernhaus am Zwinger wieder zur Schaubühne hergestellt, dadurch ein der Größe und Einwohnerzahl Dresdens angemessenes Schauspielhaus gewonnen und der steten Klage über Mangel an Raum, Unannehmlichkeit und Kostspieligkeit bey den bisherigen Vorstellungen abgeholfen werde. Das neueinzurichtende Gebäude würde mehr als 1800 Zuschauer fassen können und in vieler Hinsicht sehr zweckmäßige Verhältnisse bekommen.

Die Regsamkeit, welche während dieses ganzen Winters, dessen lezte Fröste wir noch so eben empfinden, bey der königlichen Bühne statt fand, hat sich auch in diesem Monate durch mehrere neue und anziehende Erscheinungen bewährt. Die erste Vorstellung von Raupachs „geraubtem Kuß“ war für den Fastnachtstag sehr passend. Die Kleinigkeit ward gut dargestellt, doch dürfte sie schwerlich des Dichters Ruhm sehr erhöhen, da die Intrigue so ganz unbedeutend ist. Von neuem gefielen die darauf folgenden „Schleichhändler.“ Tags darauf trat „der beste Ton,“ Lustspiel in 4 Akten, von Töpfer, ins Leben. Auch bey ihm that die Darstellung wohl das meiste, denn Intrigue wie Situationen sind theils längst verbraucht, theils unnatürlich; doch ist der Dialog fließend und witzig, und die Hauptpersonen finden Gelegenheit, durch gutes Spiel sich geltend zu machen.

Von A. Heiter, deren „Krönungstag sich im vorigen Monate vielen Beyfall erworben hatte, erschien in diesem ein großes Schauspiel in zwey Abtheilungen unter dem Namen: „Mesru, König von Bactriania.“ Der Stoff scheint mir glücklich gewählt. Die erste Abtheilung in drey Akten schildert nämlich einen durch Hofschranzen verdorbenen, tyrannischen, mißtrauischen und herrschsüchtigen Fürsten, der sich durch falsche Vorspiegelungen so weit verleiten läßt, seinen unschuldigen Bruder tödten zu wollen. Da steht das Volk auf und er wird kaum durch seinen frühern edlen Erzieher, einen Magier, gerettet; dieser bringt ihn in eine Felsenkluft und gibt ihm da unter dem Vorwande des Stärkungstranks einen Schlaftrunk, der ihn 50 Jahre lang in dieser Höhle bewußtlos erhält. Damit schließt die erste Abtheilung, welche die Ueberschrift hat: Die Prüfung.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 84.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. April 1829.

Hin nimm die Seele mein,
Athme mein Leben ein,
Laß mich ganz Du nur seyn,
Ganz bin ich Dein!

Helmina von Chézy.

Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ *).

Von Lord Byron.

Gib mir, mein Athenerkind,
Gib zurück mein Herz geschwind,
Oder, weil es mich verläßt,
Nimm es ganz und halt es fest.
Eh' ich gehe, schwör' ich so:
Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ.

Bey des Lockenhaars Gewühl,
Des ägeischen Windes Spiel,
Dem Augenlied, deß dunkler Kranz
Küßt der Wange Blumenglanz,
Beym Gazellenauge froh:
Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ.

Bey der Lippe, meiner Lust,
Bey der schöngewölbten Brust,
Bey aller Blumenrede Kraft,
Die mehr als Worte Zauber schafft,
Bey heißer Liebe Wechselloh':
Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ.

Ich muß gehn, Athenerkind,
Sey mir einsam hold gesinnt,
Flieg' ich gleich nach Stambul hin,
Hält Athen mir Herz und Sinn.
Endet mein Liebe? wo?
Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ.

W. Hofmann.

*) Zoë mu sas agapo.
Mein Leben, ich liebe dich.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Es vergingen mehr als acht Tage, ehe Reimbold seine Zusage erfüllte. Zwar hatte sein Herz ihn täglich angetrieben wieder hinzugehen, aber selbst wenn er schon den Drücker an seiner Thür gefaßt hatte, hielt ihn eine unerklärliche Scheu davon ab. Ueberhaupt wußte er sich von seinen Gefühlen keine Rechenschaft zu geben. Er liebte Agnes und hätte es ihr doch um keinen Preis sagen können. Ihre Gegenwart that ihm so wohl und doch wieder so weh, und es war ihm immer, als habe er eine ungeheure Schuld bey ihr gut zu machen. Ruhfeld, vor dem keine Falte in seinem Innern verhüllt lag, gab ihm, als er sich ihm entdeckte, den Rath, die Zeit walten zu lassen, sein Gefühl nicht zu nähren, aber auch ihm nichts in den Weg zu legen, und endete seine Rede mit einer ihm eigenthümlichen Phrase, die er sich wahrscheinlich am Krankenbette angewöhnt hatte: der liebe Gott wirds schon

machen! Roland gab ihm Recht und beschloß darnach zu handeln. Jezt aber mußte Ruhfeld ihn selbst antreiben wieder hinzugehen. Als er eintrat, fand er Agnes allein, mit Malen beschäftigt. Sie empfing ihn ruhig, ja, wie es ihm schien, mit einem gewissen Wohlgefallen; doch fühlte er sich im ersten Augenblicke so beklemmt, daß es ihm fast unmöglich war, mehr als die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln und selbst diese nur mit großer Mühe auszusprechen. Sie nöthigte ihn zum Sitzen und legte den Pinsel hin, ohne nach der gewöhnlichen Art junger Mädchen, die sehr nahe an Pruderie streift, die Zeichnung zuzudecken. Als sie bemerkte, daß er schüchtern einen Blick darauf warf, schob sie ihm selbst, ohne ein Wort zu sagen, ihre Arbeit hin. Es war eine Nachahmung des berühmten Bildes von Gerard: der blinde Belisar, der seinen Führer, den von einer Schlange gebissenen Knaben, mühsam fortträgt. Roland staunte. Ein so großes Talent hatte er nicht bey ihr vermuthet. Sie ging leicht über seine Lobsprüche hin und bemerkte, daß sie sich deßhalb gern mit solchen Gegenständen beschäftige, weil sie ausschließlich ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nähmen und ihr nicht erlaubten, ihre Gedanken umherschweifen zu lassen. „Das ist nicht der Fall," fuhr sie fort, „bey den sogenannten Handarbeiten, auf die man unser Geschlecht gewöhnlich beschränkt; wenn ich das abrechne, was jede Frau thun muß, um nach ihren Pflichten für sich und ihre Umgebung zu sorgen, so bleibt ihr sehr wenig, wenn sie sich nicht mit etwas anderem zu beschäftigen weiß. Diese Stickereyen, Strickereyen, Häckeleyen u. s. w., wie sie auch heißen mögen, sind nur mechanisch. Die Nadel erreicht nie, was der Pinsel mit einem kühnen Zuge schafft, und ist das Werk fertig, so ist es nichts weiter als eine niedliche Kleinigkeit, und jede Kleinigkeit ist immer ein schlechter Lohn für große Mühe." „Sie nehmen die Sache zu streng," entgegnete Roland, „ja ich möchte sagen zu großartig. Ich habe mich immer gefreut, wenn ich eine Dame sich Wochen, selbst Monate lang mit einer solchen Arbeit mühsam beschäftigen sah, um ihrem Gatten, Bruder, oder irgend einem Freunde ein Geschenk damit zu machen. Der Werth liegt ja in der Absicht, nicht in der Gabe." „Und achten denn die Männer diese wirklich so sehr?" fiel sie lebhaft, ja, wie es schien, erbittert ein. „Wir armen, armen Frauen, unser emsiges, ruhiges Bestreben wird nie nach seinem Werthe geschäzt. Die Männer überschätzen es zu einer Zeit und achten es zu einer andern wieder höchst gering. Die rechte Mitte weiß keiner zu treffen. Wie oft habe ich nicht von meinen Freundinnen hören müssen, daß sie ein solches mit dem größten Fleiß und der äußersten Zierlichkeit verfertigtes Geschenk acht Tage nachher auf irgend einem Seitentischchen oder in einer Fensterecke mit Staub bedeckt, ungeachtet und ungeschont liegen sahen!" „Das mag wohl seyn," erwiederte Roland, „und es ist allerdings wahr, daß uns die den Frauen eigene und von ihnen so oft geforderte Sorgsamkeit abgeht. Aber wenn man gibt, gibt man ja nur um zu geben, und hat selbst nach dem Rechte keinen Anspruch mehr an die Gaben. Denn wenn ich Jemanden etwas schenke, so mache ich ihn zum unumschränkten Herrn davon." „Das ist es eben," antwortete sie und wandte sich ab, um eine Thräne im Auge zu zerdrücken, „was die Männer immer wollen, immer verlangen und wir armen Frauen leider immer thun, im Kleinen wie im Großen. Und was bleibt uns dafür? Wir verlieren uns am Ende selbst."

Roland wußte nicht, was er ihr darauf antworten sollte, und es entstand eine lange Pause zwischen ihnen, die nur durch das Eintreten der Mutter unterbrochen wurde. Als diese unsern Freund erblickte, verbreitete sich Heiterkeit über ihr ganzes Antlitz, und sie begrüßte ihn mit ausgezeichneter Herzlichkeit. Agnes schien aber in diesem Augenblicke wie umgewandelt zu seyn; sie arbeitete emsig an ihrer Zeichnung fort und mischte sich durchaus nicht mehr in die Unterhaltung. Die Mutter erkundigte sich auf eine, den Frauen eigenthümliche, feine Weise, die einem Diplomaten Ehre gemacht haben würde, nach Rolands Verhältnissen. Sie schien nicht ganz ununterrichtet zu seyn, und als Roland ihr das zu verstehen gab, brach sie davon ab und bat ihn, da er so fertig die Flöte spiele, ihre Tochter bey der Harfe zu begleiten. Er gab eine ausweichende Antwort, und bemerkte mit innerem Unbehagen, daß Agnes hartnäckig zu schweigen fortfuhr. Die Mutter entließ ihn aber nicht eher, als bis er ihr versprochen hatte, an einem der nächsten Abende seine Flöte mitzubringen. Er that dieses Versprechen nicht ungern.

Als er Ruhfeld das Vorgefallene erzählte, wobey er das ganze Gespräch mit Agnes, wie ein englischer Zeitungsschreiber, treu mit denselben Worten wieder gab, bemerkte dieser: das Mädchen fürchtet Dich und sich. Roland fragte, was das heißen sollte, da sagte der treue besonnene Freund: „Führe mich, sobald Du kannst, bey ihnen ein, und wir wollen sehen."

Mehrere Wochen waren vergangen. Roland war jezt der tägliche Abendgenosse seiner Nachbarin und begleitete sie überall hin. Seine Liebe zu Agnes blühte in aller ihrer Stärke, und er wußte, daß sie ihn nicht ungern sah. Aber sie behandelte ihn mit einer solchen Ruhe und Sicherheit, daß er, wie von höherer Macht gezwungen, alle seine Gefühle in seine Brust zurückdrängte. Mochte er sich auch den ganzen Tag vornehmen, ihr das, was in seiner Seele sich zutrug, zu offenbaren, der Abend kam und schwand, und es war nichts geschehen. Ruhfeld, dem er oft seines Herzens Leid schilderte, verwies ihn auf die Zeit. Die Mutter begünstigte unsern Freund außerordentlich, und hatte sich nicht undeutlich merken lassen, daß sie sich

Digitized by Google

gerade ihn vor allen zum Schwiegersohn wünschte. Trotz dem konnte er es aber dennoch nicht über sich bringen, mit ihr von seiner Neigung zu reden, und Ruhfeld, dem er seine Scheu mittheilte, bestärkte ihn darin, indem er als ein scharfer Menschenkenner richtig meynte, daß das gerade der Weg sey, um Agnesens Herz zu verscherzen. „Laß Du Dich nur nicht irre machen, pflegte er gewöhnlich seine Rede zu schließen, sie achtet Dich, aber sie muß Dich erst verehren, und dann ist es nicht mehr weit zur Liebe. Der Saamen ist gelegt, aber er muß Zeit haben zu keimen, und ein in der Liebe verwundetes weibliches Herz ist ein harter Punkt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus einem Denkbuche.

Mitgetheilt von Ludwig Robert.

In den ältesten, wie in den neuesten Zeiten finden wir Scherzgedichte, die als Kunstwerke Epoche machten, achtbare und tugendhafte Männer fesselten, zugleich aber von eben so achtbaren, frommen Gemüthern verabscheuet wurden, weil sie, wie sich die leztern ausdrücken, „Gott verspotten." Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Wie ist es möglich, daß ein in Grund und Boden unsittliches und unvernünftiges Gedicht ein schönes Kunstwerk seyn und achtungswerthe Männer fesseln kann? — Eine andere Frage führt uns vielleicht zum Quell dieser räthselhaften Erscheinung. — Was heißt Gott verspotten? Der Undenkbare ist unerreichbar; verspottet werden könnte also nur der Gott, der gedacht wird. Was heißt aber Gott denken? Doch wohl in keinem Falle, Ihn vollkommen so denken, wie Er ist; denn das hieße nichts weniger, als Gott selbst seyn, und wäre also Wahnsinn. Es kann also nichts anderes heißen, als: nach seinen besten, von Gott selbst verliehenen Kräften und Gnaden sich Gott denken, sich Ihn in Herz und Geist einbilden, sich ein Bild von Ihm entwerfen, welches Bild nicht Gott selbst, wohl aber ein göttliches seyn wird, weil es ja eben ein Bild Gottes seyn will. Solch ein Bild Gottes wird nun auf den verschiedenen Bildungsstufen der Menschheit, wie bey den einzelnen Individuen, je nach geistigen Anlagen, Kräften und vererbtem Gnadenbesitz, auch verschieden ausfallen. Da kann es nun wohl geschehen, daß ein auf einer niedern Stufe stehender Mensch das Bild Gottes, das auf einer höhern Bildungsstufe entworfen wurde, zu verspotten wähnt; aber alsdann wähnt er es auch nur; denn da er es nicht wahrhaft erkennt, nicht nachzubilden vermag, verspottet er es auch nicht. Oder — es verspottet ein auf einer höhern Bildungsstufe stehendes Individuum das Bild Gottes, das auf einer niedern Bildungsstufe entworfen wurde; und alsdann wird nur die Verkehrtheit, das Widersprechende, das Götzenhafte dieses Bildes verspottet, nicht aber die Religiosität im Menschen dieser niedern Stufe, nicht sein Bedürfniß, nicht seine Anlage überhaupt zur Bildentwerfung von Gott. Denn diese Anlage, dieses Bedürfniß ist es ja einzig und allein, woran der ironische Dichter anzuknüpfen vermag, um dem Irrenden seinen Irrthum in voller Evidenz der Verkehrtheit zu zeigen. — Welches Bild aber auch der beschränkte Sterbliche sich von Gott entwerfen mag, stets wird es ein unvollkommenes seyn, und gerade das Bewußtseyn von der Unvollkommenheit aller dieser Bilder ist das höchste geistigste Vermögen der Menschheit. In diesem höchsten menschlichen Vermögen sind nun alle jene ironische Scherze gegründet, die bey allen Völkern und in allen Zeiten sich wieder finden, und die nur ein nicht klares, in sich selbst verharrendes Gefühl als Spott gegen Gott empfindet; während sie nur (wie immer der ironische Humor) das Unvollkommene und Unzulängliche des beschränkten Menschengeistes hervorheben, der sich, auch bey der geistigsten Bildentwerfung Gottes, des Anthropomorphisirens nicht erwehren, nicht aus dem kosmischen Bildersystem der Sprache herauskommen kann. Diese anscheinenden Spottgedichte sind demnach — wenn sie nur einem ächten Dichtergemüth entsprungen sind — Theodiceen! Denn indem sie die Unvollkommenheit eines menschlichen Bildes von Gott zeigen, sagen sie, daß Gott unendlich über alle menschliche Vorstellung erhaben, und daß dieses innige Bewußtseyn unser höchstes geistiges Vermögen ist. Wie wäre auch sonst der Reiz zu erklären, den solche Gedichte auf alle wahrhaft naiven Gemüther ausüben!

Einzelnes.

Der Dichter ist auf das Leben angewiesen, und zwar auf das besondere. Damit er aber im Besonderen das Bedeutende auffasse, so muß er darin das Allgemeine erkennen. Dieses sezt voraus, entweder daß diese Erkenntniß in der Höhe seines Geistes liege, oder daß er eine große Lebensstrecke durchlaufen und beym Begegnen stets wiederkehrender Erscheinungen zum Aperçü einer gewissen durchgreifenden Einheit gekommen sey.

Die Shakespeare'schen Stücke haben keinen theatralischen, sondern einen welthistorischen Charakter.

Schriftsteller sind die Protokollführer ihres Jahrhunderts.

Ekermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Im Anfange der zweyten Abtheilung, die Vollendung erwacht Mesru nach 50 Jahren, glaubt aber nur eine Nacht geschlafen zu haben, wechselt mit einem hinzukommenden Jäger die Kleider und eilt nun in die Stadt, wo er glaubt, daß durch sein Erscheinen die Flamme der Empörung werde gelöscht werden. Unterdessen ist aber sein Bruder auf den Thron gekommen, hat die früher Mesru bestimmte Braut geheyrathet und mit ihr in spätern Jahren eine Tochter erzeugt, die denselben Namen trägt, wie die Mutter, auch dieser sehr ähnlich sieht. Mesru tritt unter all diesen Verhältnissen ungekannt ein, und noch immer wähnend, es sey nur ein Tag vergangen, da doch ein halbes Jahrhundert dazwischen liegt. Es würde zu weitläuftig seyn, die anziehenden Scenen näher zu bezeichnen, wozu dies führt und in welchen nach und nach Mesru's Gemüth sich läutert, da er seine Regierung überall verwünschen, die seines Bruders dagegen preisen hört und die treue Liebe erblickt, welche dieser noch im Tode, denn alles glaubt natürlich Mesru todt, für ihn hegt. Endlich entwickelt sich das Ganze durch eine Schrift, welche jener Magier im Tempel niedergelegt hat und die das Geheimniß enthüllt, da sie nun, der Verordnung desselben zu Folge, nach 50 Jahren eröffnet wird. Der Bruder will Mesru den Thron abtreten, dieser aber nur als einstiger Thronerbe von ihm die Regierungskunst erlernen. Daß die jüngere Tochter des Bruders nun seine Gattin wird, versteht sich von selbst. Dieser romantische Stoff ist mit großer Geschicklichkeit behandelt, und Sprache wie Tendenz des Ganzen macht der Verfasserin viele Ehre. Ich bin überzeugt, daß das Stück auf allen Bühnen Glück machen würde, doch möchte ich es lieber dramatisches Märchen als Schauspiel nennen.

Vor einigen Tagen sahen wir schon wieder ein neues, großes und ebenfalls noch nirgends aufgeführtes Stück: „Die Fischerin von Island." Trauerspiel in 5 Akten, von Karl Pansé. Nur durch seinen Eremiten, einige Arbeiten in Zeitschriften und neuerdings durch gründliche historische Forschungen hat sich Pansé bisher bekannt gemacht, kaum erwartete man daher ein Bühnenwerk von ihm. Das vorliegende dürfte aber kaum seinen Namen in diesem Fache verewigen. Man sieht es dem Gewebe des Ganzen, so wie jeder einzelnen Scene, deutlich an, daß der Verfasser nur auf Effekte hingearbeitet hat. Diese hat er auch reichlich hervorgebracht, aber sie sind von keiner wohlthuenden, erhebenden oder wahrhaft erschütternden Art, sondern gewaltsam herbeygeführt, zerreißend und Widerwillen erregend. Das Kostüm der ganz frühen Zeit, in welcher das Stück spielt, ist auch nicht beobachtet, weder in Dialog noch Charakterschilderung. Einzelnes ist kraftvoll und lebendig, aber das Gewebe des Ganzen nicht haltbar. Man sieht, daß der Verfasser Shakespeare sich zum Muster genommen hat, aber wenn er ohne dessen Riesengeist gleiche Riesenerscheinungen auftreten lassen will, so gibt sich die mangelnde wahre Kraft um so sicherer kund. Die Basis des ganzen Trauerspiels ist die tolle Idee eines alten norwegischen Königs, der drey seiner Kinder auf fernen Küsten aussetzen läßt, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, und ihnen blos als Erkennungszeichen eine goldene Medaille mitgibt. Sein einzig übrig behaltener Sohn stirbt und er läßt nun die Ausgesetzten, Verlassenen aufsuchen, um einen neuen Thronerben zu haben. Eines der drey Kinder starb als Säugling, das zweyte auf dem Schaffot, das dritte wird an Islands Küste als Gattin eines braven Fischers und Mutter eines lieben Kindes gefunden und an den Hof geführt. Aber gleich bey der ersten Frage des Vaters nach der ersten Umarmung und Vorstellung an die Reichsstände, ob sie verheyrathet? antwortet sie ganz kurz mit Nein! und verläugnet so Mann und Kind. Dabey bleibt sie denn auch im Laufe des Trauerspiels, ohngeachtet der Gatte mit dem Kinde sie aufsucht, und daraus geht die unnatürliche Verfettung und jene grauße Scenenreihe hervor, die mit dem Tode von Kind, Mutter und Vater endet, worauf der ganz kinderlose König sein Reich an den Dänenprinzen übergibt. Jenes unmotivirte Nein! aber ist auch die Störung, welche der ganzen Handlung den Schein von Unwahrheit und Unnatur gibt, so daß manche in der That gelungene Einzelnheit nicht wirkend hervortreten kann. Auf diesem Wege darf der talentvolle Pansé nicht fortschreiten; wohl aber möchte man ihn auffordern, die Wärme und ächte Kraft, die sich auch hier in Einzelnheiten zeigt, nicht durch Schauder und Gräßliches zu vernichten, sondern zu einem freyen, wohlthuenden Gebilde zu benutzen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

Das Karneval ist vorüber! und das ist das erste, was davon verlautet. Früher wußte nur eine einzige Seele darum, das war „die Stumme von Portici," und die konnte nichts verrathen. Die Redouten zu besuchen, gehört nicht mehr zum guten Ton, und da hier alle Leute von gutem Ton sind, die Schattenspielleute und die Handwerker ausgenommen (nämlich jene, welche auf dem Theater Angely gegeben werden), so fanden sich an jedem der vier Karnevalsdienstage zwanzig Masken und anderthalb Witze in dem großen Opernhause ein. Der halbe Witz war Eigenthum von neunzehn Personen, so daß auf jede $\frac{1}{19}$ kam, welches Eigenthum bewahrt und behauptet wurde; der ganze Witz aber wurde ausgegeben, und zwar von einer einzigen Maske, die, als die Neunzehn fortgegangen waren, schlafend sitzen blieb und, von der müden Polizey geweckt und nach Hause zu gehen ermahnt, sich auf das Recht berief, bis zu Ende der Festlichkeit bleiben zu dürfen, welches der Anschlagzettel auf drey Uhr Morgens bestimmt hatte. — Von den glänzenden Subscriptionsbällen im Konzertsaale des Schauspielhauses weiß ich nichts zu sagen, denn ich war nicht dort. Aber es ist nicht meine Schuld. Im Gegentheil, ich hatte mir vorgenommen, nicht allein hinzugehen, sondern gewissermaßen dort Aufsehen zu erregen. Ich bat also meine Nichte, eine junge, reiche Wittwe und, nächst der Allerschönsten, die schönste Person in ganz Berlin, daß sie mir erlauben möge, sie hinzuführen. Unmöglich! sagte sie, die Gesellschaft ist mir da zu wenig gemischt. Zu wenig gemischt!! ein solches Wort aus dem Munde einer so überaus zierlichen und eleganten Frau erschreckte mich so sehr, daß ich anfänglich verstummte; endlich aber übermannte mich der Aerger und mit beißender Ironie sagte ich: So wollen Sie vielleicht, Madame, daß ich Sie auf einen jener in den Zeitungen angekündigten Tanzbälle zur stolzen Heinrichssauce führen soll? Da ist freylich die Gesellschaft gemischter. — Eine Einheit, antwortete sie ruhig, eine Einheit kann man nicht vermischt nennen, wohl aber ist eine Zweyheit, die sich wie Oel und Essig verhält, eine zu wenig gemischte, wenn sie sich gleich in demselben Gefäße befindet, oder in demselben Gesellschaftssaal. Ich bat um Erklärung dieser räthselhaften Worte; aber meine eigensinnige Nichte wollte sich auf nichts weiter einlassen; und da ich nicht allein hingehen mochte, kam ich nicht allein um die Subscriptionsbälle, sondern diese Blätter auch um deren Beschreibung.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 85.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. April 1829.

Selbſt dann ſaß er am Ruder, und ſteuerte kunſtverſtändig
Ueber die Fluth. Nicht deckte der Schlaf ihm die wachſamen Augen,
Auf die Plejaden gewandt, und den ſpät geſenkten Bootes.

Homers Odyſſee.

Ueberfahrt von Göteborg nach Harwich.

Aus den Briefen eines Reiſenden.

So war denn der lezte Tag meines Aufenthaltes in Schweden gekommen. Mein Paß war unterzeichnet, die Ueberfahrt auf dem engliſchen Konſulate bezahlt, die Abſchiedsbeſuche gemacht. Ich ging in dem großen Zimmer in Herrn Segerlinds ſchönem Gaſthofe, das mich eine Woche beherbergt hatte, auf und ab, und hatte Abſchiedsgedanken. Da öffnete ſich die Thüre, ein wohlgenährter ſtämmiger Mann von Mittelgröße, in blauer Jacke trat herein, fragte engliſch, ob ich der Paſſagier fürs Paketboot wäre. Da ich bejahend geantwortet hatte, ſagte er mir, ich möchte mich fertig halten; er werde ſogleich einen Matroſen ſchicken, mein Gepäcke zu holen, dann werde er ſelbſt wieder kommen mich an Bord zu bringen. Es war der Steuermann des Paketboots. Er hielt Wort, nach einer Viertelſtunde gingen wir an dem ſchönen Quai hinauf, der an dem Fluße, der Göteborg durchſtrömt, gebaut, und mit zwey Reihen prächtiger Häuſer eingefaßt iſt. Da wir nahe an einer der Brücken, die über den Fluß führen, angekommen waren, ſtellte mich der Steuermann einem ſchlanken Manne vor, der ein ſtarker Dreyßiger zu ſeyn ſchien. Er war elegant in ſchwarzem Frack gekleidet, mit ſeinen weißen Pantalons, ein zierlicher Mann. Es war der Kapitän des Paketboots, Heir von Harwich. Er redete mich engliſch an, und wir waren bald im Geſpräche. Das Boot, das uns nach dem Schiffe bringen ſollte, lag bereit. Ich ſtieg in das Boot, das mit vier Matroſen bemannt war. Wir fuhren unter der Brücke hindurch auf der Götha-Elf, die ſich hier ins Meer ergießt, in den Hafen. Hier war denn gleich alles ſeemänniſch: das Kommando des Kapitäns, das den Burſchen ſagte wie ſie unter der Brücke durchkommen ſollten, der pünktliche Gehorſam der Ruderer. Da lag unter vielen größern und kleinern Schiffen, das nette zierliche Ding, unſer Paketboot, Jane genannt, recht freundlich glänzend im Sonnenſchein. Wir fuhren daran hin, die Leiter ſenkte ſich herunter, wir ſtiegen hinauf, meine Bagage wurde in dem Raum untergebracht, ſo ſah ich mich denn für eine Weile einquartirt, und es war ungewiß, wie lange dieſe Einquartierung dauern würde. Denn ich hatte gehört, daß in ſehr glücklichen Fällen dieſe Ueberfahrt wohl in drittehalb Tagen gemacht worden ſey, bey ſtürmiſcher Witterung aber waren wohl auch drey Wochen dazu nöthig geweſen, und ein Gothenburger Freund hatte mir erzählt, wie einſt ein Sturm das Paketſchiff nach einer Inſel an der norwegiſchen Küſte verſchlagen habe, wo dann zulezt die Lebensmittel knapp geworden ſeyen. Die Sorge über längere oder kürzere Dauer der Ueberfahrt bekümmerte mich vor der Hand nicht. Die Sonne ſchien hell und warm, das Meer glänzte um uns, und kräuſelte kleine Wellen ſeidenartig feingeſtreift; dunkel lagen die Granitfelſen der Küſte vor uns, und rings umgaben uns die unzähligen Granitblöcke, welche den Hafen auf beyden Seiten umſchließen. Es war das erſte Segelſchiff, auf dem ich mich

Digitized by Google

befand. Denn ich war von Stralsund nach Ystad mit dem Dampfboot gegangen, und hatte auch die Reise auf dem Mälar mit dem Dampfschiffe gemacht, desto heitrer und freundlicher sprach mich das Segelschiff an. Die dichte Dampfsäule des Dampfboots hat mit ihrem häßlichen Geruch immer etwas Unangenehmes, die Anstalten und Maschinerien die man sieht, der Rauchfang und die rauchigten Matrosen haben nichts Einnehmendes. Dann fehlt jenes Interesse an Wind und Wetter fast ganz, das man sich aus früherer Reiselektüre als ganz unzertrennlich von Seereisen denkt. Mit diesem heitern Gefühl stand ich auf dem Verdecke und sah nach der zierlichen Flagge, die mit einem eingewebten reitenden Postillon am Maste wehte, um das königliche Postschiff anzudeuten. Langsam lavirten wir aus dem Hafen auf dem großen Ausgang, den er in die See hat. Ich blieb auf dem Verdecke, und erfreute mich an der Zärtlichkeit und Ordnung die dort herrschte, so wie an der gediegenen festen Bauart des kleinen Schiffes. Da diese Paketschiffe jede Witterung auszuhalten bestimmt sind, so werden sie vorzugsweise mit großer Sorgfalt gebaut, wie man denn auch nur die erprobtesten Leute zu Kapitäns, Steuerleuten und Matrosen derselben wählt.

Bis gegen Abend hatten wir uns wider den Wind abgemüht, und da wir aus dem Hafen waren, hatte er uns von dem Eingange ab südlich getrieben. Nun begann plötzlich der Himmel sich zu wölken, die See warf größere Wellen, und es war ein sonderbares Getöne, wie von siedendem Wasser rings um das Schiff, und gleich darauf folgten einige harte Windstöße. Das brachte die Mannschaft schnell in Bewegung. Der Kapitän rief ein Paar Worte in den unverständlichen Seemannsausdrücken; sofort stand jeder Matrose auf seinem Posten; der Kapitän selbst trat ans Steuer und lenkte das Schiff wieder nach dem Hafen, Henry kletterte am Maste hinauf, das Hauptsegel zum Einraffen loszumachen. Das Schiff war nun aber schon in so gewaltigem Schwanken, daß die Spitze des Masts sich nah an die Wellen neigte, und Henry rutschte, nachdem er sein Geschäft verrichtet, aufs schnellste aufs Verdeck herunter, weil ihn von dem Schaukeln oben die Seekrankheit befallen hatte. Der Steuermann rieth mir in die Kajüte zu gehen, ich bat ihn aber in kurzen und höflichen Worten mir einen Platz anzuweisen, wo ich nicht hinderlich wäre. Er zeigte auf eine Art Bank, die von dem Gehänge gebildet wird, in dem die Boussole vor dem Steuer steht. Ich nahm den Mantel um und sezte mich. Ich saß kaum, so zischte eine Welle im Bogen über das Verdeck hin und träufelte auf mich nieder. Da wir die Einfahrt in den Hafen nicht mehr gewinnen konnten, die See zu halten aber bedenklich schien, so blieb nichts übrig, als durch die Granitklippen auf dem engen Wasserwege das Schiff durchzusteuern. Das dauerte mehrere Stunden. Der Kapitän wich nicht vom Steuer. Nur von Zeit zu Zeit hörte man einige Kommandoworte, die Matrosen standen mit Stangen, um im Nothfall das Schiff von den Felsen abzuhalten.

(Die Fortsezung folgt.)

Herzenslast.

Fühlt seines Bündels Drücken
Der müde Wandersmann,
Schnallt er die Last vom Rücken,
Sucht wo er ruhen kann.

Den Rock zieht er herunter,
Deucht er ihm allzuschwer,
Und gehet noch so munter
Im leichten Hemd einher.

Ablegen doch kann nimmer
Der Müde eine Last,
Die trägt er fühlend immer
Durch Berg und Thal ohn' Rast.

Die schlägt oft wie ein Hammer
An seine Brust mit Schmerz:
Das ist in einer Kammer
Das volle Menschenherz.

Justinus Kerner.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsezung.)

Die Freunde und Bekannten, die wir dem geneigten Leser bereits zu verschiedenen Malen vorgeführt haben, saßen eines Abends spät vor dem Pavillon, der an diesem Abend so zahlreich wie gewöhnlich mit Besuchern angefüllt war. Da sie sich alle sehr lebhaft unterhielten, so achtete keiner darauf, als sich zwei Damen ohne männliche Begleitung in ihrer Nähe niedersezten und sich sehr leise mit einander unterhielten. Reimbold, der wie gewöhnlich das Wort führte, hatte schon mehrere Male Roland mit seiner Schweigsamkeit geneckt, und fing endlich damit an, ihn über seine Nachbarschaft aufzuziehen. Roland erwiederte ihm Anfangs nicht, und Ruhfeld suchte vergebens das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Reimbold ließ sich nicht irre machen und fuhr fort: „ich habe mir es längst denken können, sein Herz hat Havarie gelitten, und kein Assekuradeur will ihm die Prämie gut schreiben. Die spröde Dame seines Herzens übt das Vergeltungsrecht. Du hast mir freylich nicht gesagt, spann er den Faden wieder fort, daß Du sie liebst, aber das kann ich Dir an der Nase ansehen, und das wäre ja auch

Digitized by Google

ein Narr, der Wand an Wand mit einer liebekranken Arhanasia wohnte, die wie die Kotzebuische vor allen Dingen weiß: mon coeur palpite, und sie nicht zu kuriren versuchte. Nun, nun, immer zu; die Mamsel Walter hat zwar ein Erkleckliches verloren, schon einmal bey einem Herzensbankerotte, aber wenn Du failliren mußt, so—„Ich finde es nicht allein unzart, sondern auch unverschämt und unbescheiden von Dir, hier im Pavillon, an einem öffentlichen Orte," fiel ihm Roland lebhaft in die Rede, „ein unbescholtenes, anständiges Mädchen bey ihrem Namen zu nennen, und Deinen schaalen Witz über sie auszugießen." „Unverschämt, unbescheiden?" fuhr Reimbold kirschbraun im Gesicht auf, „weißt Du, mit wem Du redest? Was hält mich ab, daß ich Dir nicht für diese Impertinenz dieses Glas Grog ins Gesicht werfe?" „Dann liegst Du in der nächsten Minute in der Alster," entgegnete Roland sehr ruhig. Reimbold, der von Natur ein sehr gutmüthiger Mensch war, erkannte, durch Rolands kurze und bestimmte Antwort etwas aus der Fassung gebracht, seinen Irthum und sagte: „Du hast nicht Unrecht, es war ein dummer Streich von mir, sie bey Namen zu nennen, aber meine verdammte Lebhaftigkeit war daran Schuld; warum ist sie aber so interessant? denn Du mußt wissen, ich habe sie gestern mit der Mutter und mit Dir spazieren gehen sehen, und konnte gar die Augen nicht von ihr abwenden, obgleich mir der englische Cours im Kopfe herumging, der nun schon seit drey Posttagen immer steigt, und das will für einen Kaufmann doch wahrhaftig viel sagen. Und warum," sezte er am Ende herzlich hinzu, und reichte dem Freunde die Hand, haben wir Dich alle so lieb, und möchten Dich so gern glücklich verheirathet sehen, damit Du nicht wieder einen tollen Abstecher nach Meriko machen kannst, wobey man in beständiger Angst schwebt, wenn man lange nichts von Dir hört, daß Dich die Haifische gefressen haben." Die Freunde lachten laut auf, und selbst Roland mußte unwillkührlich mit einstimmen und konnte keinen weitern Groll gegen den gutmüthigen Schwätzer, der die zarteste Seite seines Herzens so unsanft berührt hatte, im Innern hegen. Um ihn ganz wieder zu beruhigen, erwiederte er ihm: „Du mußt auch nicht weiter böse seyn; ich hätte Dir nicht so hart antworten und wohl bedenken sollen, daß kein Arg in Dir ist und hinter Deiner Neckerey gewiß keine schlechte Absicht steckte." „Böse seyn?" erwiederte Reimbold, „und wenn Du mich in die Alster geworfen hättest, ich wäre Dir doch nicht böse. Aber nun sage mir auch aufrichtig, wenn Du wieder gut bist, wann machst Du Hochzeit mit Deiner schönen Nachbarin. Ich habe mir bey dem Doktor B. ein plattdeutsches Epithalamium, wie die Gelehrten das Ding nennen, bestellt, und das wäre doch Schade, wenn ich das nicht abfeuern könnte an Deinem Ehrentage." Roland antwortete ihm nicht; aber Ruhfeld versprach, ihn zur rechten Zeit davon zu benachrichtigen, und unter Scherz und Gelächter wünschten sich Alle eine gute Nacht.

Roland war am andern Tage sehr erstaunt, als er von der alten Lisbeth hörte, daß seine Nachbarinnen plötzlich das Logis aufgekündigt hätten und Willens wären, noch an demselben Tage auszuziehen. Er ließ sich bey den Damen melden, wurde aber nicht angenommen, indem sie vorschützten, zu sehr mit Einpacken beschäftigt zu seyn. Nach einer Stunde aber brachte die alte Dienerin ein Billet von der Mutter, worin ihm diese mittheilte, daß eine seltsame Grille der Tochter, der sie ihrer Kränklichkeit wegen noch immer nachgeben müsse, sie zwinge, ihre angenehmen Zimmer zu verlassen; sie bäte ihn aber, sie sobald als möglich in ihrer neuen Wohnung, die sie ihm genau bezeichnete, zu besuchen. Er würde ihr jeder Zeit willkommen seyn.

Roland ließ einige Tage vergehen, ehe er sich zu den beyden Frauen begab. Als er hinkam, fand er die Mutter allein und hörte von ihr, daß Agnes sich unwohl befände und zu Bette läge. Sie nöthigte ihn, sich zu setzen und bat ihn auf eine freundliche, doch, wie es ihm schien, beklemmte Weise, sie ruhig anzuhören und ihr genau auf jede Frage, die sie ihm thun würde, zu antworten. Er versprach es und ihr erstes Wort war nun: „Lieben Sie Agnes?" Verwundert und erstaunt blickte er sie an und erwiederte ihr dann: „Auf eine so bestimmte Frage muß ich Ihnen, meiner Pflicht gemäß, bestimmt antworten. Ja, ich liebe Ihre Tochter, hatte mir aber vorgenommen, zu schweigen, bis ich fest überzeugt wäre, meine Neigung würde erwiedert." „Sie machen mich unaussprechlich glücklich," versetzte die Mutter; „denn ich wüßte Niemanden, dem ich mein einziges Kind lieber anvertrauen möchte, als Ihnen. Ich habe Ihnen dieß schon mehrere Mal nicht undeutlich zu verstehen gegeben, und ein Vorfall, der sich vor einigen Tagen zutrug, zwingt mich jezt, so offen, wie mit meinem Sohne, als welchen ich Sie betrachte, zu reden. Vor allen Dingen muß ich Sie mit Agnesens unglücklicher ersten Liebe bekannt machen. Mein Mann starb früh und zwey liebe Söhne folgten ihm nach. Agnes blieb mir allein zurück und die Furcht, auch dieses theure Wesen durch den Tod zu verlieren, so wie eine durch Kränklichkeit und Unglück höchst aufgeregte Stimmung ließen mich in der Erziehung meiner Tochter den argen Mißgriff begehen, sie so abgeschieden wie möglich zu halten, um sie vor aller Gefahr zu behüten. Agnesens ganzes Wesen, das von Natur schon dazu geneigt war, bekam dadurch etwas Schwermüthiges, das unsere Einsamkeit noch vermehrte. Nur ungern ließ ich sie mit andern Gespielinnen ihres Alters zusammenkommen, was mir um so leichter wurde, da sie sich in der Gesellschaft derselben nicht zu gefallen schien. Da ich mich selber des Glücks einer vorzüglichen Erzie-

Digitized by Google

ziehung erfreut, und mein geistreicher Mann noch sehr viel zu meiner Bildung beygetragen hatte, so war es mir ein Leichtes, Agnes in allem dem zu unterrichten, was mir selbst Freude und Genuß gewährte. Die Lehrerin wurde bald von der Schülerin übertroffen, aber Agnes bekam dadurch einen so ernsten Charakter, daß ihr alles Komische, ja selbst alles Heitere aus innerster Seele zuwider war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Was das deutsche Theater betrifft, so heißt es, daß das Diorama eingehen wird. Es soll zu einer Bühne für unsere französische Truppe eingerichtet und dort ernstlich gespielt werden. Dieses wird von allen melancholischen Kunstfreunden für eine gerechte und heilsame Reaction gehalten. Sind, sagen sie, sind bisher unsere Bühnen Dioramen geworden, so will nun auch einmal ein Diorama zur Bühne werden. Wenn dieses Beyspiel Nachfolge im Vaterlande fände, so könnten wir vielleicht wieder zu der abhanden gekommenen dramatischen Kunst kommen. Ich glaub's nicht. Uns fehlt ein deutscher Scribe; ein solcher jedoch würde lieber französisch schreiben; dann aber blieb es wieder beym Alten: wir müßten uns wieder mit Uebersetzungen begnügen. Nous ne sortirons jamais de ce cercle vicieux. Zu übersetzen brauch' ich das nicht; dafür lasse ich Deutschland sorgen. Uebrigens kann nicht Alles übersezt werden; so z. B. habe ich neulich auf unserer deutschen Bühne etwas Französisches gehört, was dort nicht deutsch dürfte gesagt werden, und das mit Recht; denn wie plump würde es klingen, unterstände man sich, einen deutschen Komiker auf deutsch sagen zu lassen: à cent Louis on n'est qu'un intrigant, à cent mille on est diplomate, oder: ah quel plaisir d'enrichir ce qu'on aime avec l'argent de ce qu'on n'aime pas. Aber so wie Figaro spricht: „Gesungen klingt's vortrefflich," so auch der deutsche Censor: „Französisch klingt's vortrefflich." Und hierauf könnte wieder Tasso's Prinzessin Eleonore sagen: „Im Wahlspruch ändert sich ein einzig Wort." Von solchen Meisterwerken ist aber nicht mehr die Rede. Die Muse des Drama's geht hier ihren eigenen Weg, z. B. unter den Linden, wo ein Offizier, von einem Platzregen überfallen, unter einen Thorweg tritt und dort von einer Köchin, die ihn für ihren bestellten Schatz hält, einen eiligen Schmatz nebst einem Töpfchen voll Schmalz erhält, welches leztere dem Staunenden in Händen bleibt, bis er es einem Reiter seiner Schwadron, als dem wahren Eigenthümer, einhändigt. Einen schöneren Stoff zur Komödie hätte die Tochter Zens und der Mnemosyne über besagtem Thorwege, nämlich in den Bel-Etagen jener Prachtstraße, nicht finden können, gesezt auch, daß ihre Geburt sie berechtigte, dort zu erscheinen. Was Wunder also, daß sie dieses Straßenereigniß einem ihrer Lieblinge vertraute, und daß daraus ein komisches Kunstwerk entstand, welches Stadt und Vorstadt ergözte, obgleich es nicht auf unserm Vorstadttheater gespielt wurde. Inwährend man hier nun so viel für Kunst thut, noch mehr darüber schreibt und noch mündlich mehr Leute darüber sprechen, die Frivolen von Paganini, die Beschaulichen von einem Kunstwerke Sebastians Bach, und alle ohne Ausnahme von Musik und nur von Musik: läßt sich die Natur durchaus nicht stören. Die Kälte weicht schnell und schon sieht man müde Gäule langsam fußdicke Eisschollen, auf Wagen gehäuft, aus der Stadt ziehen; Gossen und Rinnen versuchen es wieder, aber leider vergebens, zu fließen; an Straßenecken und auf Plätzen blinken und winken kleine Landseen, am Tage im Glanze der Märzsonne. Nachts im Scheine der Gaslaternen, wenn solche nämlich angezündet sind, welches nicht immer geschieht, oder im Scheine des Mondes, wenn solcher aus dunkeln Wolken hervortritt, was er aber oft, dem Kalender zum Troz, absolut nicht thun will. Kurz, der Lenz naht, laue Weste verkünden seine baldige Ankunft, und, während sich die hiesigen Freunde der Kunst anschicken, ihn auf der Potsdamer Chaussee oder in Charlottenburg zu empfangen, treffen einige empfindsame Freunde der Natur von auswärts hier ein, um in der Stille der Stadt sich des erwachenden Frühlings zu erfreuen. Es sind darunter berühmte Reisende, die vortreffliche Bücher geschrieben haben, und ich könnte sehr interessante Dinge von ihnen erzählen, wenn es mir meine Bescheidenheit erlaubte, mit ihrer Bekanntschaft zu prahlen. Indessen kann ich es nicht verschweigen, daß ich dem Berühmtesten derselben, einem gewaltigen Humoristen, dieses Schreiben vorgelesen habe und er mich versichert hat, daß die Natur darin sehr künstlich und die Kunst sehr natürlich behandelt sey, welches zu glauben ich den geneigten Leser bitte.

Dresden, März.

(Beschluß.)

Die deutsche Oper, bey welcher Oberon und Libella mit stets erneuter Liebe wechselten, gab uns eine in mancher Hinsicht sehr gelungene Darstellung der herrlichen „Vestalin" Spontini's. Wir hatten dieses Meisterwerk bisher italienisch gehört, aber die Darstellungskunst der Madame Schröder-Devrient war ganz dazu bestimmt, uns diese so schwierige Rollen in der deutschen Bearbeitung zu verwirklichen.

Die italienische Oper gab eine sehr ausgezeichnete Vorstellung des „Figaro," der ganz neu einstudirt worden war. Dieses Muster aller komischen Opern ward mit großer Präcision dargestellt, und war in den Hauptpartieen sehr gelungen.

Unsere hiesigen Petites affiches, Anzeigen genannt, haben seit einiger Zeit sehr lebhaften Antheil an dem Streite der homöopathischen Aerzte mit den allopathischen genommen. Dieß hat mich weniger angezogen, da ich so bald keine von beyden Schulen zu brauchen hoffen darf. Dagegen waren die statistischen Nachrichten, welche dieses sehr anziehende Blatt obnlängst mittheilte, um so anziehender, da bisher nirgends etwas Aehnliches über Dresden bekannt gemacht worden ist. Es belief sich nach denselben im Jahre 1828 die Einwohnerzahl, mit Ausschluß des Militärs auf 59,580 Seelen, worunter 752 jüdische. Häuser waren 2810, öffentliche Plätze 35, Straßen 142, Gotteshäuser, Kapellen ꝛc. 23, darunter 9 evangelische, 1 katholische und 1 reformirte Kirche, 3 evangelische und 4 katholische Kapellen und 5 israelitische Betstuben. Ferner 4 öffentliche Lehrsäle und 23 Bildungsanstalten, 58 Schulen, 1 Schullehrerseminar, 5 Krankenhäuser, 6 Armenversorghäuser, 1 Waisenhaus, 1 Findelhaus, 1 Leihhaus, 1 Sparkasse, 50 Hôtels und Gasthöfe, 506 Wein-, Kaffee- und andere Schenkwirthschaften und 49 Speisewirthschaften. Die Polizey hatte 2380 Personen verhaftet, 250 Diebstähle waren vorgefallen und 18 Selbstmorde ausgeführt worden. Man hatte 205 Bauten approbirt, 26,196 Fremde waren durchgereist, worunter 18,547 Handwerksburschen, und 1431 Erlaubnißscheine waren für öffentliche Tanzvergnügungen ertheilt worden. Sie sehen also, daß es ziemlich lustig bey uns zugegangen ist.

Beylage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. April 1829.

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.

Goethe.

Der Künstler und der Böse.

Für welchen Narren bau'st Du jetzt?
Ruft, in und zu dem Meister,
Der, welcher immer schürt und hetzt,
Das Haupt der Plagegeister;
Ich sehe Dich ohn' Unterlaß,
Seit Jahren schon und Tagen,
Mit Zirkel und mit Winkelmaaß,
Dich unaufhörlich plagen;
Hast nur zu treu, zu streng geschafft!
Was besserst Du noch weiter?
Sey weniger gewissenhaft,
So bist Du gleich gescheidter!
Denn wie Du änderst, her und hin,
An Haupt- und Nebenwerken,
Doch wird der Menge stumpfer Sinn
Von alle dem nichts merken;
Noch weniger die große Welt —
Dort kannst Du nichts erreichen,
Als daß Dein Kunstwerk so gefällt,
Wie Seiltanz und dergleichen;
Den Kenner aber seh' ich schon
Die kalte Nase rümpfen,
Den Federfix für baaren Lohn
Dich und Dein Werk beschimpfen.
Allein gesetzt, man fände brav,
Wenn Dir das Glück gewogen,
Das Kapitäl, den Architrav',
Den kühngesprengten Bogen,
Und was man sonst noch stückweis schau't
Und einzeln weiß zu nennen:
Doch wird man, was Du auferbaut,
Im Ganzen nie erkennen.
Ja, wenn Du, ohne Noth und Lohn,
Nicht aufhörst Dich zu plagen,
So hör' ich Deinen Bauherrn schon
Zu seinen Gästen sagen:
„Ich traf gar eine schlechte Wahl,
„Und nur zu spät erst weiß ich,
„Mein Architekt ist nicht genial,
„Denn er ist gar zu fleißig. —"
Drum ende rasch, Du junges Blut,
Und glaub' mir, Deinem Gönner,
Was Du vollbracht, ist schon zu gut
Für Narren, wie für Kenner.
Die Kenner laß doch Kenner seyn,
Die Narren laß nur zahlen;
Sonst hast Du nach wie vorher Pein
Mit Deinen Idealen. —
So, als zum Fleiß er hin sich setzt,
Ruft, in und zu dem Meister,
Der, welcher immer schürt und hetzt,
Das Haupt der Plagegeister.
Und ob der Künstler auch solch' Wort
Nicht strafen kann als Lügen,

Digitized by Google

Doch schafft er redlich fort und fort
Und will sich selbst genügen.

Ludwig Robert.

Ueberfahrt von Göteborg nach Harwich.

(Fortsetzung.)

Es war Nacht geworden, da wir wieder sicher im Hafen lagen. Nun ging ich, mich etwas krank fühlend, in die Kajüte und zu Bette. Am andern Morgen erwachte ich frisch und gesund, trat aufs Verdeck und sah noch die schwedische Küste nahe vor uns liegen; aber von dieser Küste her erhob sich allmählig ein leiser, immer stärker werdender Wind; mit diesem in den Segeln fuhren wir nochmals auf der großen Straße aus dem Hafen, und er blieb uns den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht so günstig, daß wir am zweyten Morgen schon die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatten. Der Himmel lag im reinen Blau über uns, das Meer in großen Wogen, wie schöne glänzende Hügel und Thäler, um uns; wie da die unzähligen Wellen mit leichtem Geräusche wimmelnd durch einander wogten, und sich hoben und sanken mit leichten Lichtblitzen auf den Erhöhungen, und das so fort und fort bis an den Horizont, und rings so weit das Auge reichte, fühlte ich jenes Homerische πολυφλοισβοῖο θαλάσσης mir mit einem Mal in einer gar nicht zu beschreibenden Anschauung vor den Sinn gebracht. Wir ließen die nördliche Spitze von Jütland links; sie sah von Ferne wie ein langer Hügelrücken mit einzelnstehenden Bäumen aus. Ich hielt mich fortwährend auf dem Verdecke, nördlich schauend, wo ich mir Island träumte, dann an den prächtigen Wogen mich ergötzend, die mit majestätischerem Schlage als die kurzen, schmalen Wellen der Ostsee das Schiff schaukelten, hoben und senkten. Von Zeit zu Zeit schwammen einsame Taucher, sich auf den Wellen schaukelnd, vorüber, zuweilen auch Paare; die Flagge züngelte spielend nach Westen, nach England zu; einige Mal schnalzten große Fische wie Ungethüme der Tiefe nahe am Schiffe auf.

So hatte ich denn die Hoffnung, in kürzester Zeit die Ueberfahrt zu machen, aber der Seereisende auf dem Segelschiffe, vom Winde abhängig, kann über seine Ankunft nicht mit der Sicherheit bestimmen, wie der Passagier des Dampfbootes. Nach vier-und-zwanzigstündigem frischem Ostwind trat Windstille ein, dann kamen Gegenwinde, und wir waren gezwungen, langsam hin und her zu laviren. Es konnte einem der Wunsch kommen, ein Dampfschiff zum Bugsiren bey der Hand zu haben, ein Wunsch, welchen der Kapitän mit Lächeln auszusprechen nicht anstand. Man konnte sich allerley Gedanken machen. Würden die Gegenwinde stärker, so konnten sie uns an die holländische Küste treiben, und wir hatten an dieser nicht ungefährlichen Küste aufzupassen, um nicht Schaden zu leiden; oder wenn der Wind umsetzte, so konnte ich Gelegenheit bekommen, die Erfahrung jener früheren Reisenden an der norwegischen Küste zu wiederholen. Da die Reise nicht vorwärts geht, so will ich einstweilen von der Einrichtung unseres Lebens auf dem Schiffe einiges zur Unterhaltung erzählen.

Ich erwache Morgens zwischen sechs und sieben Uhr. Henry tritt an das Bett, das, wie auf allen Paketbooten, in die Wand des Schiffes eingelassen ist, und sagt mir, daß Wasser und Seife bereit stehen. Schon scheint die Sonne durchs Kajütenfenster herein. Ich stehe auf, was, da das Bett ziemlich hoch an der Wand ist, denn zu ebener Erde, gerade unter demselben, ist noch ein Bett angebracht, mit einiger Schwierigkeit bewerkstelligt wird, kleide mich an und eile aufs Verdeck. Da weht mir nun die frische Morgenluft vom Meere entgegen, das Verdeck ist schon gescheuert, die Matrosen sind an ihrer Arbeit, einer derselben steht am Steuer; der Steuermann geht auf und ab; zuweilen kommt der Kapitän, wir sprechen zusammen, und ich übe mich, festen Schrittes auf dem schwankenden Boden gehen zu können. Die Matrosen sind nie müßig. Wenn nichts anders zu thun ist, sind sie beschäftigt, die Oehre, mit welchen die Taue an den Seiten des Schiffes befestigt sind, auszubessern und neu zu flechten. Der Kapitän sieht nach und macht es ihnen, wenn er sieht, daß es nicht recht gemacht wird, vor. Es ist überall Ordnung, und man fühlt sich ganz heimisch. Indeß hat die zehrende Seeluft, das Gehen, das Sprechen, einen tüchtigen Appetit erzeugt, und es ist eine sehr angenehme Empfindung, mit der ich Henry die Kajütentreppe heraufkommen und höflich an mich heran treten sehe; denn ich weiß schon, daß er sagen wird: breakfast is ready, Sir, das Frühstück wartet. So begeb ich mich denn rücklings die Kajütentreppe hinunter; man muß diesen Vortheil gebrauchen, um nicht anzustoßen; Kapitän und Steuermann folgen, und so setzen wir uns zum Frühstück nieder. Es ist das gewöhnliche englische Seefrühstück, starker Thee, Butterbrod und gesalzenes Rindfleisch. Das Brod ist feiner weißer Zwieback von vortrefflichem Geschmacke, das englische Salzfleisch ist berühmt, und mir war ganz recht, daß die Vorräthe frischen Fleisches, die wir von Gothenburg mitgenommen hatten, schon am zweyten Tag nicht mehr genießbar waren. Wir hatten große Hitze, von der sogar das Wasser litt. Da wir nun so traulich beysammen sitzen, so entspinnt sich auch bald ein trauliches Gespräch. Die beyden Seeleute erzählen von fernen Ländern und Küsten, schildern die Passagiere, die schon mit ihnen von Schweden nach England und von England nach Schweden gegangen, erinnern sich auch der deutschen Küsten, Hamburgs besonders, und lassen sich dann gerne vom Binnenlande erzählen. Besonders ist ihnen die Napoleonsche

Digitized by Google

Zeit interessant, und wie es da bey uns auf dem Kontinente ausgesehen, während sie ihre Martellothürme zur Hut vor Ueberfall, und ihre Küstenbatterien zur Abwehr der Landung bauten. Nach dem Frühstücke geht jeder an sein Geschäft. Der Steuermann rechnet, ich lese oder schreibe, oder lasse, auf dem Verdecke auf- und abwandelnd, die Bilder des vergangenen Lebens vor der Seele auf- und niedergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

„Ich sah leider zu spät ein," fuhr die Mutter fort, „welcher Nachtheil Agnesen daraus erwuchs, und als ich nun den Fehler dadurch verbessern wollte, daß ich sie mehr in die Welt führte, war es zu spät. Die Einsamkeit hatte ihr so etwas Entschiedenes und Festes gegeben, daß ihr Charakter im sechszehnten Jahre schon völlig ausgebildet war, und alle Bemühungen, sie geneigter für die heitere Seite des Lebens zu machen, fruchtlos blieben. Jezt beging ich einen zweyten Fehler: ich erwartete Alles von der Liebe; denn der thörichte Glaube so mancher Mutter, daß ihre Tochter ohne ihre Erlaubniß nicht lieben werde oder könne, täuschte mich nicht. Ich strebte nur darnach, Agnesens erste Freundin und Vertraute zu seyn und so Alles zum Besten lenken zu können. Ach wir armen Frauen sind leider zu kurzsichtig und schwach, und das Schicksal reißt uns nur zu oft den Faden, an dem wir Alles so sicher zu leiten glaubten, aus den Händen. Wir feyerten eben ihren siebzehnten Geburtstag, da trat unangemeldet ein junger, rascher Mann in das Zimmer, gab sich mir als den einzigen Sohn meiner verstorbenen Schwester zu erkennen und wurde auf das freundlichste von mir, wie von Agnes aufgenommen. Wer mir damals gesagt hätte, daß dieser so froh verlebte Tag eine Quelle von unsäglichen Leiden sey, den würde ich einen Träumer gescholten und es für unmöglich gehalten haben. Alovs, so hieß der junge Mann, wurde uns täglich lieber; eine merkwürdige Unruhe in seinem Wesen abgerechnet, die ihm selten erlaubte, lange an einer Stelle zu verweilen, war er wirklich in jeder Hinsicht ausgezeichnet zu nennen, und ich sah mit Vergnügen die wachsende Liebe der beyden jungen Leute. Wozu soll ich Sie mit unnöthigen Kleinigkeiten länger aufhalten? Nichts stand ihrer Verbindung entgegen und der Tag der Trauung war bereits angesezt. Da kam eines Morgens statt seiner ein Brief, worin er mit wenigen Worten schrieb: er sey Agnesens nicht würdig, fühle lebhaft, daß er sie nicht glücklich machen könne, und wolle daher lieber das Band zerreißen, ehe es zu spät wäre. Wir möchten keinen Schritt thun, um ihn zurückzuhalten, denn er schreibe diesen Brief von einem Schiffe aus, das bereits die Anker lichte, um nach der neuen Welt abzusegeln. Meine Bestürzung war unbeschreiblich, ich konnte ihr das schmerzliche Geheimniß nicht lange verborgen halten und sie versank in einen Tiefsinn, der mich für ihr Leben fürchten ließ. Alle Zeichen eines Brustübels gesellten sich dazu. Auf den Rath des Arztes, unsern Wohnort zu verändern, um jede peinliche Erinnerung, die die gewohnten Gegenstände leicht in ihr heraufrufen könnten, von ihr zu entfernen, begaben wir uns zwey Jahre später hierher. Leider ist ihr unglückliches Schicksal auch hier nicht ganz verborgen geblieben, und wir hatten anfänglich viel von der Gemeinheit der gewöhnlichen Menschen auszustehen. Agnes wurde dadurch immer scheuer und schwermüthiger. Es gelang zwar dem geschickten Arzte, ihren Körper zu heilen; aber er erklärte mir, daß ihre Seele wohl nur durch eine neue, stärkere Liebe gerettet werden könne. Ich mußte also Alles wieder der Zeit überlassen und erwarten, was Gott bestimmt hatte. Da erschienen Sie, mein theuerster Freund. Ich bemerkte, daß Agnes Ihnen vom Anfang an gewogen war und hoffte das Beste, als ein unglücklicher Zufall höchst grausam meine schönsten Träume, wenn auch nicht gänzlich zerstörte, doch zu vernichten droht."

Sie hielt erschöpft inne. Roland saß schweigend und in sich versunken da. In diesem Augenblick fühlte er lebhaft, wie unendlich er Agnes liebe, da vernahm er plötzlich ihre Stimme im Nebenzimmer. Sie sang weit lauter, als sie gewöhnlich zu thun pflegte, folgendes Lied:

Du mußt nicht um mich weinen;
Es hilft Dir nichts, mein Herz.
Denn was uns kann vereinen,
Das trennt uns auch: der Schmerz.

Du mußt nicht um mich klagen,
O laß' das Seufzen seyn.
Ich muß, ich muß Dir's sagen,
Ich werde nimmer Dein.

Du weinst um mich vergebens; —
Und doch mit einem Wort
Nehm' ich den Trost des Lebens
Dir, ach! für immer fort.

Laß' bluten Deine Wunden,
Auch meine Wunde brennt:
Wir werden erst verbunden,
Wenn wir uns ganz getrennt.

Roland wußte nicht, wie er dieses Lied deuten sollte. Die Mutter erzählte ihm, es sey eine merkwürdige Eigenschaft Agnesens, laut zu singen, wenn Krankheit oder Trübsinn sich ihrer bemächtigt habe. „Beydes wirkt so auf ihre Geisteskräfte, fuhr sie fort, daß sie sowohl Lied wie Melodie unwillkührlich in demselben Augenblicke erschafft, aber auch in dem nächsten nichts mehr davon weiß, und

Digitized by Google

nicht im Stande ist, sich dessen auch nur mit einem Worte zu erinnern. „Aber lassen Sie uns," sprach sie weiter, „diesen ruhigen Augenblick nicht unbenuzt vorüberlassen. Die Ursache, warum wir unsere freundliche Wohnung so schnell und unerwartet aufgaben, ist die, daß wir die beyden Damen waren, die an jenem Abende in Ihrer Nähe auf dem Balkon des Pavillons saßen. So sehr ich mich auch bemühte, Agnesens Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu lenken, so entging ihr doch kein Wort von dem Gespräche, das an Ihrem Tische geführt wurde, und ich fürchte, Ihr unbesonnener Gesellschafter hat meine schönsten Plane zertrümmert."

„Sie haben mir volles Vertrauen geschenkt," entgegnete jezt Roland, „und ein so ehrendes, daß ich schlecht handeln würde, wenn ich es Ihnen nicht aus vollster Seele erwiederte. Sie wissen bereits, daß ich Agnes liebe, lassen Sie mich hinzusetzen, aus tiefstem Herzen; kein Opfer wäre mir zu groß, um dem geliebten Mädchen die ganze Ruhe ihrer Seele wieder zu geben, sollte es auch auf Kosten meines Lebensglückes seyn. Lassen Sie mich handeln, und wenn es mir gelingt, so hat der schönste Segen, der Segen der Mutter, den größten Theil dazu beygetragen." „Ja, den haben Sie, so innig, so herzlich, wie ich ihn nur zu geben vermag," erwiederte die Mutter. „Geben Sie, mein Sohn, o daß ich Sie bald öffentlich so nennen könnte, und thun Sie, was Ihr Herz Ihnen eingibt."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Vor Gericht ist neuerdings die arge Geschichte der Selbstvergiftung der jungen Gräfin von Lusignan wieder vorgekommen, wovon ich bereits vor einigen Jahren ausführliche Meldung gethan habe, die aber damals in ein gewisses Dunkel gehüllt war, was durch die lezten gerichtlichen Verhandlungen aufgeklärt worden zu seyn scheint. Die junge Gräfin war aus einer guten, aber unberühmten Familie und hatte ihrem mit einem alten Namen begabten, aber geldarmen Manne, der Adjutant beym Herzoge von Belluno war, eine Aussteuer von einigen hunderttausend Franken mitgebracht. Da der Marschall Victor, Herzog von Belluno, sich einen Theil des Jahrs auf seinem Schlosse zu Menars aufhielt und der Adjutant beständig um ihn seyn mußte, so hatte das junge Paar eine Wohnung in der Umgegend des Schlosses bezogen, der Adjutant hielt sich aber meistens auf dem Schlosse auf, ließ auch wohl die junge Frau, die ein liebend Herz hatte, öfter allein, als gebührlich war. Diese sanfte Seele ward melancholisch, vielleicht auch ein wenig eifersüchtig; nach dem Prozesse zu urtheilen, muß sie sogar gegen die Frau Marschallin einigen Verdacht gehegt haben, daß sie den jungen Ehemann von seiner Pflicht ablenke. Sie schrieb zärtliche Briefe an ihren Gemahl; einige derselben sind vor Gericht vorgelesen worden; sie könnten das rauheste Herz erweichen. Dennoch scheint es nicht, daß der junge Graf es vermochte oder es sich angelegen seyn ließ, die Traurigkeit seiner Gattin zu zerstreuen. Endlich faßte sie den furchtbaren Entschluß, ihrem Leben ein Ende zu machen. Wahrscheinlich ist diesem Schritte manches vorhergegangen, was nur den beyden Gatten bekannt seyn konnte, und wovon also vor Gericht nichts ans Tageslicht gebracht worden ist. Genug, die liebende Frau ward des Lebens müde, sie nahm in einem höchst gefühlvollen Briefe von ihrem Gatten Abschied, vermachte ihm ihr bedeutendes Vermögen und vergiftete sich an demselben Tage. Als ihr Mann in ihrer Wohnung anlangte, hatte sie eben das Gift verschluckt; sie wurde auf das Schloß Menars gebracht und gab daselbst den Geist auf. Der Mann aber säumte nicht, das zu seinen Gunsten ausgestellte Testament zu vollziehen und sich in den Besiz des Vermögens zu seyen; seitdem hat er sich wieder verheyrathet. Es kam nun ein alter Großoheim der verstorbenen Gräfin zum Vorschein, und obschon er mit seiner Nichte in keiner vertrauten Verbindung gestanden, ja sie kaum gekannt hatte, so machte er dennoch Ansprüche auf die Erbschaft, als nächster Verwandte, holte Gutachten bey den vorzüglichsten Advokaten ein und fing einen Prozeß gegen den Grafen von Lusignan an; in seinen Prozeßschriften ließ er sogar etwas von einem Verdachte über die wahre Todesart der Gräfin laut werden. Der Adjutant mußte sich nun vor Gericht vertheidigen; er gewann das erste Mal; darauf war durch den Großoheim, Namens Lablée, vom ersten Urtheilsspruche appellirt worden, und deßhalb wurde dann die ganze Sache neulich wieder umständlich vor Gericht erörtert, aber blos wegen der Ansprüche auf die Erbschaft, nicht wegen der Vergiftungsart, die übrigens jezt auch wohl keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Der Adjutant brachte Zeugnisse des Wohlverhaltens bey, die der Marschall ihm ausgefertigt, so wie auch die zärtlichen Briefe, die ihm seine Frau geschrieben hatte, und welche das schöne Einverständniß beweisen sollten, worin sie beyde gelebt hätten. Allein kann das gute Einverständniß zwischen zwey Eheleuten zu dem verzweifelten Entschlusse führen, sich das Leben zu rauben? Auf die Erörterung dieser Frage hütete sich der Anwalt des Adjutanten wohl, sich einzulassen. Hierauf kam es auch vor Gericht nicht an. Die einzige Frage war nur, ob eine Person, die sich das Leben rauben will, als ihrer Vernunft noch mächtig angesehen werden kann, und ob folglich ein in diesem Zustande von ihr ausgefertigtes Testament gültig ist. Denn hierauf baute der Großoheim sein Recht, das Testament umzustoßen und das Heyrathsgut wieder zur Familie zurückzubringen. Die junge Frau, behauptete er, sey offenbar in großer Geistesverwirrung gewesen, irgend eine heftige Leidenschaft habe ihren Verstand verrückt; in dieser Art von Wahnsinn habe sie das Testament und den Brief geschrieben und sich dann durch Gift ums Leben gebracht. Dagegen aber behaupteten die Anwälte des Adjutanten, das ganze Betragen der jungen Frau habe zwar einen starken Mißmuth, aber keine Geistesverwirrung verrathen; der furchtbare Entschluß, sich das Leben zu nehmen, könne in einer zwar stürmisch bewegten, aber deßhalb doch nicht der Vernunft beraubten Seele entstehen, und wollte man unter solch einem Vorwande einen lezten Willen umstoßen, so bliebe fast kein Testament unantastbar, denn man brauchte ja nur immer zu beweisen oder zu behaupten, irgend eine heftige Leidenschaft habe denjenigen, der es ausgestellt, stark bewegt. Besonders könnten diejenigen Verwandten, die in einem Testamente übergangen worden, stets einwenden, der Testator sey aufgebracht gegen sie gewesen, eine feindselige, leidenschaftliche Gesinnung habe seinen Geist verwirrt, und sein lezter Wille müsse als nichtig angesehen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 87.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. April 1829.

Ergötzend ist und schön das Meer,
Wann seine Silberwellen
Ums Schiff in gleichem Takte her
Sich mit Gemurmel schwellen.
Und wann in einer Sommernacht
Der Mond, die Sterne lachen,
Wem wird des Meeres stille Pracht
Das Herz nicht größer machen?

Jägle.

Ueberfahrt von Göteborg nach Harwich.

(Fortsetzung.)

Abgeschnitten von der Welt, aus allen den hemmenden und kleinlichen Verührungen heraus, von einfachen Menschen umgeben, die einen Theil vom Charakter des Elements, auf dem sie leben und walten, angenommen haben, im Angesichte dieses mächtigen, einfachen, ununterbrochenen Elements selber, und des weiten, reinen Himmels darüber, fühlt sich das Herz selbst weiter und der Sinn freyer, und es gelingt dem Betrachtenden leichter als im Gewirr der Verhältnisse, die großen einfachen Linien des Lebens zu ziehen und zu bemerken. Ich fühle mich auf mich selbst gewiesen, aber nicht trüb und ängstlich wie in der Zelle oder im Studierzimmer, sondern ich blicke in eine frische Tiefe hinein, die denn freylich auch unergründlich ist. Wenn ich am Vordertheile des Schiffs über Bord sehe: da liegt das Meer in schönem Perlgrau unter mir, von Zeit zu Zeit theilt die Bewegung des Schiffs diese graue Oberfläche, und es schaut ein tiefes Sapphirblau, oder ein reiches Smaragdgrün warm unter dem grauen Schleyer hervor; oder wenn ich das große Fernrohr des Schiffes nehme und in der weiten Ferne Schiffe am Horizont heraufkommen; je ferner sie sind, desto zerrißner, spinnenwebartiger sind ihre Segel anzusehen, aber ein frischer Wind treibt sie heran, mehr und mehr verliert sich der zerrissene Anblick, die Segel erscheinen weißer und weißer, und endlich fährt ein großer Kauffahrer mit aufgezogenen Segeln stolz an der kleinen Jane vorüber; Matrosen hängen in den Tauen, Kinder und Frauen und Männer bewegen sich auf dem Verdecke durcheinander, und das alles trägt die perlgraue Fluth mit dem Smaragd und dem Sapphir in der Tiefe. So geht die Zeit hin, und Henrys Stimme, die mir zuruft: Diner is ready Sir, erinnert mich, daß es schon zwey Uhr ist und Mittagessenszeit.

Da sitzen wir denn wieder um den traulichen Tisch. Der Steuermann legt gewöhnlich vor. Alles geht mit großem Anstand, wie an einem englischen Tische zu. Der Steuermann trinkt Grog, der Kapitän Wein, ich aber habe mir aus Portwein und Zucker und Wasser ein eigenes, wohlschmeckendes, gesundes Getränke zurecht gemacht. Unser leckerstes Gericht beym Mittagessen waren mehrere Tage Makrelen, die wir selbst gefangen hatten. Diese Fischerey gehörte besonders mit zu unserem kleinen Schiffshaushalt. Im Sommer finden sich diese Fische gerade in der Gegend der Nordsee, wo wir uns am längsten aufzuhalten gezwungen waren, etwa in der Mitte zwischen England und Schweden; früher sind sie ganz nahe an der englischen Küste, und werden dort in großer Menge gefangen und verspeißt. Wir aber sind täglich mit einem halben Dutzend zufrieden. Am Steuerbord des Schiffes läuft eine etwa hundert Ellen lange Angelschnur über eine Rolle in die See. Die Angel ist mit einem kleinen Anker versehen, und der Köder ist ein Stückchen Fleisch oder ein Stück eines andern Fisches, eines schmalen Dings mit

Digitized by Google

langer Schnauze, den wir auch zuweilen fangen, der aber nicht eßbar ist. Da stehen wir nun, die Gentlemen des Schiffs, abwechselnd in den Nachmittagsstunden an der Angel, und sehen sehr ernsthaft nach der Schnur, wie in tiefe Gedanken versunken. Wir wollen aber blos sehen, ob sie nicht zuckt. Bemerkt man dieß, dann wird schnell und mit gespannter Erwartung die Schnur aufgerollt. Erscheint die Angel über dem Wasser mit einer Makrele, so ist große Freude, selbst die Matrosen, die gerade bey der Hand sind, sehen ganz lustig und lächelnd darauf hin, ob sie gleich nichts davon bekommen. Hängt aber so ein langschnauziges Ding daran, so ist allgemeine Betrübniß. Man wirft den unwillkommenen Gast wieder ins Meer, oder zerschneidet ihn zu Ködersticken. Die Makrele aber wird sorgfältig herunter genommen, gleich ausgeweidet, zertheilt, mit Pfeffer und Salz bestreut und auf das Boot, das in der Mitte des Deckes liegt, gelegt, wo die Sonne dann ihre Wirkung darauf äußern kann. Dort holt sie am andern Tage der Koch, ein ältlicher, knochiger, ruhiger Mann, der wie ein Cyklope aus dem Raume heraufsteigt, und sie uns als Leckergericht zum Frühstück sowohl als zum Mittagessen zubereitet. Nach dem Essen muß man dann wieder einige Bewegung auf dem Verdecke haben. Da ist nun alles still und ruhig beschäftigt. Ich sehe die Matrosen ihre Tauringe flechten; der Steuermann holt seinen Sextanten aus einem alten schwarzseidenen Halstuche heraus, in das er ihn gewickelt hat, und observirt; Henry nimmt dasselbe Instrument, aber ganz neu aus einem zierlichen Futterale, und observirt und rechnet gleichfalls; ich gehe dazwischen in die Kajüte und schreibe. Henry treibt sich zuweilen auch mit einem andern Passagier herum, der allgemeine Gunst bey der Mannschaft genießt. Es ist ein weißer Pudel, den sie alle verziehen. Als ich Henry einmal die Zwiebackkrummen, die wir auf dem Tisch gelassen, forttragen sah, sagte ich, das werde wohl für den Hund seyn. Nein, antwortete er ernsthaft, der frißt blos Fleisch, und das darf nicht zu sehr gesalzen seyn.

Vorgestern hatte ich mich in den Tagen verrechnet und fragte den Steuermann, warum heute nicht gefischt würde. Wir fischen nicht am Sonntage, war seine einfache Antwort. Aber schon früher hatte er mir, da er meine Landsmannschaft noch nicht wußte, die ganze Bibelsammlung, von der Bibelgesellschaft dem Schiffe geschenkt, gezeigt und zum Gebrauch angeboten. Da fand sich die Bibel in englischer, französischer, schwedischer, spanischer, italienischer und deutscher Sprache. Und so saßen denn am Sonntag, es war eben sehr stilles Wetter, die Matrosen behaglich auf dem Verdecke hier und dort, und hatten die Bibel auf dem Schooß, oder lasen ihr Common prayer book, redeten dazwischen von England, von ihren Familien, Verwandten, Freunden; einige rauchten wohl auch aus thönernen Pfeifen. Es war so sonntäglich, als ob man in der ordentlichsten Kirche wäre. Diese Matrosen sind aber auch besonders brave Leute, so treuherzig, höflich, dienstfertig, obwohl kurz von Worten. Kommt der Abend heran, und es dunkelt auf dem Verdecke, so gehen wir in die Kajüte zum Thee. Nun beginnt die eigentlich stille Zeit des Seelebens. Der Kapitän hat Freude am Lesen, und deßhalb fanden sich ein halb Hundert Bücher am Bord. Nach dem Thee sitzen wir nun einander gegenüber, an dem wohlbefestigten Tisch der Kajüte, mit den gleichfalls befestigten Lichtern. Ich lese in Gibbon, der Kapitän in der Edinburger Encyklopädie. Alles ist still und heimlich, daß man die Wogen deutlich kann rauschen hören. Es ist eine eigentliche Einsamkeit, stiller und tiefer, als man sie sich je auf dem festen Lande denken kann. Denn dort ist doch nah und fern Leben, Lärm und Geräusch der Menschen. Hier aber schwimmt ein kleines Gebäude allein für sich auf dem Meere, und weit und breit ist keine menschliche Seele. Gegen eilf Uhr hebt einer der beyden Leser zuerst die Augen vom Buche auf, entweder der Kapitän, um mich zu fragen: es ist wohl bald eilf Uhr? oder ich, um ihm zu sagen: es wäre wohl Zeit zu Bett zu gehen, und so scheiden wir denn mit einem gegenseitigen good night Sir. Zuweilen steige ich auch wohl nach eilf Uhr noch die enge Treppe zum Verdecke hinauf. Da wirft das Licht vor der Boussole den stillen Schein, der Steuermann geht stumm in der Nachtluft auf und ab; stumm steht der wachthabende Matrose am Steuer. Ich geselle mich zu dem corpulenten Steuermann und wandle mit ihm sprechend, den Mantel umgeschlagen, auf dem Deck. Die Sterne funkeln auf die wimmelnden Wellen nieder, und die Wellen rauschen hinter dem Schiffe her, und die Straße glänzt, die der Kiel da zog, und wir reden immer leiser, als wollten wir den Windhauch nicht wecken, der rings um uns schläft und in seinen Träumen mit den plaudernden Wellen redet.

(Der Beschluß folgt.)

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Agnes, fast gänzlich wieder hergestellt, saß sinnend in ihrem Zimmer. Ihr zur Seite lag folgender Brief Rolands:

„Nach langem innerem Kampfe ergreife ich die Feder; denn „ich würde es für zweyfaches Unrecht halten, länger zu „schweigen, da jede Minute der Ungewißheit mein Leben „um eine Qual vermehrt. — Lassen Sie mich es mit ei„nem Worte aussprechen, Agnes, und wenn ich auch „die Erwiederung nicht finde, die zu meinen schönsten „Hoffnungen gehört, so werden, so können Sie mir doch „nicht zürnen. Ich liebe Sie mit der ganzen Gluth eines „jugendlichen Herzens, mit dem ganzen Ernste eines „Mannes. Ich kann nichts weiter hinzufügen, denn

Digitized by Google

„schon bey diesen wenigen Worten zittert mir die Hand „so sehr, daß ich aufhören muß. Lassen Sie mich nicht „ohne Antwort; was Sie mir auch entgegnen mögen, „Sie sind meine erste, Sie werden meine einzige „Liebe seyn — der Engel meines ganzen Lebens.

Roland."

Agnes blieb lange unschlüssig. Da trat ihre Mutter ein und sah gespannt nach dem Briefe. Mit einem Blicke des Vorwurfs reichte ihn die Tochter ihr hin und verharrte im Schweigen. Beyde sahen sich lange an, da traten heiße Thränen in der Mutter Augen — aber Agnes schwieg noch immer. „Bin ich Deine Freundin nicht mehr?" fragte jene endlich. „Du bist es," sagte sie, „und daß Du es bist, möge Dir meine Antwort beweisen." Sie nahm Feder und Dinte und schrieb:

„Ich glaube nicht, daß ein Mann lieben könne, in dem Sinne, den ich in das Wort lege; ich habe zu sehr gelitten, und aller Glauben ist in mir erstorben. Ihre Freundin will ich seyn, jezt, immer — möge eine Lebensfrohere Ihnen gewähren, was mir ewig fehlen wird, Vertrauen. Die Liebe muß auf das Herz des Geliebten bauen können, wie auf sich selbst, aber in mir ist aller Glaube daran erstorben.

Agnes."

„Ich fürchte, meine Tochter, Du zerstörst Dein Leben jezt selbst für immer, und glaube mir, der ewige Richter wird uns jede Freude, die wir uns absichtlich zerstörten, einst anrechnen wie eine Sünde," sagte die Mutter. Agnes antwortete nichts. Der Brief würde abgeschickt.

Die innere Spannung hatte unserem Freunde nicht erlaubt aus seinem Zimmer zu gehen, bis er die Antwort erhielt. Diese kam endlich. Ruhfeld war bey ihm und nahm ihm den Brief aus der Hand, noch ehe Rolands zitternde Finger ihn zu eröffnen vermocht hatten. Er las ihn dem Freunde vor. Als er geendet hatte, bedeckte Roland sein Antlitz mit beyden Händen und saß regungslos da. Endlich brach er in die Worte aus: „Sie hat mein Todesurtheil unterschrieben. O hätte ich Hamburg nimmer wieder gesehen! Wäre ich doch an Schröders Statt eine Beute des gräßlichen Fiebers geworden! Ich hatte nichts mehr gut zu machen. Was soll ich noch auf der Welt!"

„Was Du sollst?" erwiederte Ruhfeld ruhig und legte ihm die Hände auf die Schultern, ihn durch diese Bewegung aufrichtend, „was Du sollst? — Agnesen heyrathen, und das wirst Du, noch ehe sechs Monate über das Land gezogen sind. Du Kurzsichtiger, siehst Du denn nicht, daß sie Dich liebt? Aber ihr Herz ist wie ein schon einmal auf das Haupt geschlagener Feldherr. Dieser zieht sich trotzend in die einzige Festung, die ihm blieb, zurück, will sich bis auf den lezten Mann vertheidigen und findet am Ende doch gerathener, zu kapituliren. So auch sie; ihre Jungfräulichkeit wirft sich hinter ihren Unglauben; aber auch die wird bald fühlen, daß jede Verschanzung zu schwach ist. Sie bietet Dir an, Deine Freundin zu seyn: reich' ihr nur getrost die Freundeshand, sie wird Dir sie auch am Altare nicht entziehen. Und nun Muth, mein Freund. Gehe Deinen ruhigen Gang fort und in ihre Ansicht ein, sie wird Dein ohne alle Klausel, oder ich will mich verbindlich machen, im Leben keinen Kranken mehr zu behandeln." „Du überredest mich wohl, aber Du überzeugst mich nicht," erwiederte Roland. „Ueberzeugen kann Dich nur die Zukunft, wenn sie zur Gegenwart herangewachsen ist," entgegnete Ruhfeld. „Patientia ist gar ein gutes Kräutlein und überaus krampfstillend, hilft mehr als alle Mixtur aus der Apotheke und wächst, wenn wir es nicht im Raptus mit Stumpf und Stiel ausrotten, auf eigenem Grund und Boden, wo es gar wohl gedeihen kann. Darum — „Du hast Recht," unterbrach ihn Roland, „was bleibt anders übrig? Ohne sie kann ich nicht leben, und ob ich gleich am eigenen Feuer mich langsam verzehre, so will ich doch in ihrer beseligenden Nähe bleiben, so lange ich es nur auszuhalten vermag."

Ruhfeld wollte gehen, da bat ihn Roland, einen Stoß Papiere mitzunehmen, die dem verstorbenen Schröder, von dem in diesen Blättern schon die Rede gewesen ist, gehörten, sie durchzulesen und zu ordnen. „Ich habe diese Arbeit von Tage zu Tage verschoben," sezte er hinzu, „und fühle mich jezt gar nicht aufgelegt, es zu thun. Sie wurden mir erst kürzlich wieder von dem Advokaten, dem ich sie zugesandt hatte und der nicht im Stande gewesen war, einen Verwandten Schröders aufzufinden, da sich auf das Proklam, das er erlassen hatte, Niemand meldete, zurückgegeben. Hier sind noch andere Papiere, die in einem Koffer in Verwahrung liegen geblieben waren und die ich auf der Rückreise erst wieder zu mir nehmen konnte. Habe die Güte und gehe sie durch und theile mir mit, was Du darin findest." „Das will ich thun," erwiederte Ruhfeld scherzend; „am Ende liegt das große Loos oder Agnesens Herz darin." „Der Popocatezelt auch vielleicht," entgegnete Roland halb lachend, halb zürnend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes.

Der Mensch bringt nichts mit als die Fähigkeit, Dummes oder Gescheutes aufzufassen.

Der Grund, warum frühe Kunstepochen bedeutend durch geistreiche Motive sind, mag wohl darin liegen, daß in solchen Zeiten die Kunst nur von durchaus gebornen Talenten geübt wird, die durch das Bedürfniß ihrer Natur zur Produktion getrieben, nicht aber durch vorhandene Werke dazu verleitet werden.

Ekermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Richter dachten wie Lusignans Advokaten, und so bestätigte das Appellationsgericht den Ausspruch der ersten Richter, welche das Testament als gültig anerkannt hatten, und der Großoheim mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. hat auch seitdem in den Zeitungen angekündigt, er wolle den Damen Unterricht in der Literatur geben; denn der Mann ist unbegütert und hätte gern die große Erbschaft der unglücklichen Nichte in Empfang genommen. Der Adjutant bleibt also alleiniger Besitzer desselben; wohl ihm, wenn er das beträchtliche Vermögen, das ihm eine vergiftete Ehefrau hinterlassen, ohne bittere Rückerinnerung an seine erste unglückliche Gattin besitzen kann! Dem Marschall Victor soll durch den traurigen Vorfall der Aufenthalt im Schlosse Menars so verbittert worden seyn, daß er dasselbe verkaufen will. Alle Pariser Zeitungen haben neulich von einem andern Selbstmorde gesprochen, der aber zu keinem Prozesse Anlaß gegeben hat, nämlich von dem des Generalsekretärs der Académie française, Hrn. Auger. Allerdings mußte es in Paris Erstaunen erregen, daß ein Mann, der eine junge und hübsche Frau, einträgliche Stellen und ein ziemlich großes Ansehen in der neuern französischen Literatur hatte, kurz dem es an keinem der zeitlichen Güter fehlte, plötzlich aus seiner Wohnung verschwunden war, um nicht wieder hineinzutreten. Bekanntlich hatte er am Abend Gesellschaft gehabt und sich vertraulich, ja ruhig mit seinen Freunden unterhalten. Nur hatte er von seinem Vorhaben, eine Reise nach Italien anzutreten, um sich zu zerstreuen und zu erheitern, mit einiger Gemüthsbewegung gesprochen; dann hatte er seine Freunde entlassen, sich in seine Studierstube begeben, hier ein Briefchen an seine Frau geschrieben, um Abschied von ihr zu nehmen, war dann ausgegangen und hatte sich bey dunkler Nacht in die Seine gestürzt. Auger war einer der gewandten Schriftsteller, die ohne viele Originalität sich doch einen Namen zu erwerben wissen, weil sie mit Eleganz und Geschmack schreiben, zwey Gaben, die bey den gebildeten Franzosen sehr hoch geschätzt werden, und manchem Schriftsteller in die Akademie und zu großem Ansehen verholfen haben. Auger hat nur einige kleine Schriften, Aufsätze in Journalen, Beyträge zu der Biographie universelle und eine schöne Ausgabe der Molièreschen Lustspiele geliefert; keine große Komposition ist aus seiner Feder geflossen, und doch hatte man ihn zum Generalsekretär der Académie française gemacht, wie vor ihm Jouard, der ebenfalls in der französischen Schriftstellerwelt einen sehr großen Ruf besaß, obschon er auch nur kleine Stücke geschrieben oder Uebersetzungen geliefert hatte. Da es Hauptpflicht der Generalsekretäre ist, die Arbeiten ihrer Mitbrüder hervorzuheben und Stellvertreter derselben bey dem Publikum zu seyn, so ist es auch schon genug, wenn diese Herren gut schreiben und reden und mit Geist ihr Amt verwalten, anstatt sich selbst auf Dichten und Erfinden großer Werke zu legen. Die Stelle eines Generalsekretärs bey der Académie française bringt 6000 Franken ein. Außerdem war Auger so gewandt und suchte mit den Ministern in gutem Vernehmen zu bleiben, die ihn denn auch mit allerley Aemtern ohne große Beschäftigung, aber mit gutem Gehalte versehen hatten. Einmal hatte er sich sogar als Obercensor brauchen lassen, als der Zorn der Minister die Strafe der Censur über die arme Schriftstellerwelt verhängt hatte. Diese Nachgiebigkeit von Seiten eines Schriftstellers, der solch ein gehässiges Amt füglich hätte ausschlagen können, hatte ihn in der Meynung der freysinnigen Parthey außerordentlich herabgesetzt; man schrieb sein Betragen habs- und ehrsüchtigen Absichten zu, manche seiner Mitbrüder in der Akademie fanden es erniedrigend und empörend, sich bey der Herausgabe ihrer Schriften dem Eigenwillen eines Kollegen unterwerfen zu müssen. Glücklicherweise dauerte das Uebel nicht lange, denn die Censur mußte aufgehoben werden; die Abneigung, die man gegen den Excensor gefaßt hatte, verschwand aber deßhalb nicht und die kleinern Journale verfolgten den Mann mit Epigrammen und Sticheleyen, die Manchem sehr wohl gefielen. Eine andere Fehde zog er sich durch seine rüstige Vertheidigung des Klassizismus gegen den Romantismus zu; als Sekretär der Académie française hielt er sich vermuthlich im Gewissen dazu verbunden, die ächten orthodoxen Lehren, zu deren Aufrechthaltung die Akademie eigentlich bestimmt schien, aus allen Kräften zu schützen, damit sie nicht durch schnöde Neuerungen verunstaltet würden und zu Grunde gingen. Da er ein Mann voll Kraft und mit einer volltönenden Stimme begabt war, so gab er seinen Ausfällen wider die Romantiker, die er wie eine Art von literarischen Carbonari behandelte, gewaltigen Nachdruck, und die dem Klassizismus huldigenden Tagesblätter, wozu sogar der liberale Constitutionnel gehört, ermangelten nicht, ihn sehr wegen seiner vortrefflichen Grundsätze in der Literatur zu loben; beynahe hätten sie ihm darüber seinen alten Censurunfug verziehen; denn da sich in Paris politische und literarische Partheyen durchkreuzen, so geschieht es manchmal, daß ein Schriftsteller, der es in politischer Hinsicht mit einer Parthey verderbt, es in literarischer mit ihr wieder gut macht, und umgekehrt. So ereignete es sich denn auch, daß Auger bald Paris zu Freunden und die andere Hälfte zu Feinden oder doch zu Gegnern hatte. Es erregte also allgemeines Aufsehen, als man vernahm, dieser Schriftsteller von so bedeutendem Ansehen sey verschwunden und habe sich wahrscheinlich in die Seine gestürzt. Allerley Vermuthungen wurden rege über den Grund dieser raschen That; meistens suchte man sie in häuslichen Verhältnissen, worüber man je doch wenig Gewisses erfuhr. Ein sonderbares Gerücht hatte man in Umlauf gebracht; er sollte sich nämlich nicht ums Leben gebracht, sondern sich zu den Trappisten in Bretagne begeben haben. So hatte es nämlich ein ziemlich angesehener Beamte gemacht, der vor ungefähr einem Jahre auch aus seiner Familie und aus Paris verschwand, mit Hinterlassung eines Briefchens, worin er seine Angehörigen davon benachrichtigte, daß er gesonnen sey, seinem Leben ein Ende zu machen; lange wußte man nicht, was aus dem Manne geworden war; endlich erfuhr man, er sey ein Trappisten-Bruder geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 31:
Die Wolken.

Räthsel.

Die Liebesreiche, die süßen und bittern,
Vereint, selbst hinter den Klostergittern,
Wo sonst nur Todtenkränze flittern;
Den Vogel, gejagt, daß die Rosse zittern;
Den Kampf, gefochten von muthigen Rittern,
Drob Funken sprühen und Lanzen splittern:
Kannst du sie in Einem Wort! erwittern?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 88.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. April 1829.

— Die Liebe ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet, als sich selbst;
Die Liebe ist der Liebe Preis.

Schiller.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

„Du wirst mir doch zugeben müssen, daß ich so etwas von einem Propheten an mir habe," sagte Rubfeld am Abende des folgenden Tages zu Roland. „In Schröders Papieren liegt allerdings das große Loos, dessen Erbe Du jetzt mit allem Rechte wirst." „Ich glaube Du fabelst," entgegnete Roland, „oder delirirst gar." „Nichts von dem allen, mein lieber Freund, aber lies." Er reichte ihm ein beschriebenes Blatt hin. Roland nahm es und las folgendes:

„Ich habe viele Thorheiten begangen, lieber Freund, und nur sehr wenige wieder gut machen können. Die größte Thorheit beging freylich meine Mutter, als sie mich gebar, denn sie setzte einen unnützen Menschen mehr in die Welt. Es war auch eine Thorheit, daß ich mich entschloß nach Meriko zu reisen, angeblich um Handelsverbindungen anzuknüpfen, und mich kaufmännisch daselbst niederzulassen. Eigentlich wollte ich nur mir selbst entlaufen; leider aber sehe ich jetzt ein, daß man das nicht kann, weil die Erde rund ist, und man sich endlich einmal auf demselben Flecke wieder finden muß, von dem man auslief. Jetzt plagt mich wieder eine Thorheit; die nämlich, zu glauben, ich werde nicht mehr lange leben. Eigentlich wäre das recht gut; denn es gibt nichts Neues mehr für mich auf der Welt, welcher Fehler eigentlich meinen seligen Eltern zuzuschreiben ist, die mir zu früh die Mittel in die Hände gaben, allem Neuen nachzujagen. Ich sehe aber eben, daß ich bey den vielen Eigentlichs, die ich für gut fand, in meine Rede einzuschieben, das eigentliche Eigentlich, um dessentwillen ich diese Zeilen Dir schreibe, aus den Augen verliere. Das darf aber nicht seyn. Wenn Du einmal diese Zeilen lieset, so bin ich wahrscheinlich schon vermodert, und es lebt nichts mehr von mir als mein Echo, mein Name, der noch eine kurze Frist auf der Erde herumirrt, wenn die Seele schon in die Hölle und der Leib unter die Erde gefahren ist. An diesem Namen haftet aber ein Mackel, Roland, und das thut sehr weh. Du bist immer ein guter Junge gewesen, der mehr für andere als für sich gelebt hat. Darum will ich Dir diesen Mackel aufpacken, als Ballast, damit ich ihn mir vom Halse schaffe, und Du wirst, wenn Du kannst, gut machen, was ich verdarb, und wenn Du es nicht kannst, denn es wird ein sehr schweres Geschäft seyn, doch Dein Möglichstes thun, nicht wahr? Ich bin im Geiste von Deinem ehrlichen Ja ohne Klausel überzeugt, darum will ich mich nun daran machen, Dir das zu erzählen, was mich drückt. Es wird mir sehr sauer — sehr — sehr, und wenn Du den Seufzer hören und die Thräne sehen könntest, die in diesem Augenblicke aus meiner zerrissenen Seele dringen, Du würdest großes Mitleid mit mir haben. Aber was hilft das? Ich habe es nun einmal verdorben — und haße mich selbst deßhalb.

Digitized by Google

„Wenn Du nach Europa zurückkehrst, so reise für mich nach Bremen, 'steig im Lindenhof ab, geh' über den Domshof und biege nach dem Rathhause zu in die erste große Straße ein, die sich Dir darbietet. Gehe bis in die Mitte, wo ein Haus ist mit Nr. 00 bezeichnet, frage da nach einer Madame Walter und ihrer Tochter Agnes; diese muß jezt 19 Jahr alt seyn. Bitte, ihr vorgestellt zu werden; wenn sie aber nicht mehr lebt — Roland — dann bete für meine arme Seele — denn ist der Engel schon im Himmel vor mir angekommen, so läßt man mich gewiß nicht ein, dann — hab' ich sie getödtet. Lebt sie aber noch, Roland, lebt sie noch und hat mich vergessen, dann erzähl' ihr, ich sey gestorben und ließe sie schönstens grüßen; sie möchte den Schmuck von ächten Perlen, den ich ihr einmal geschenkt, verkaufen oder vertauschen, und sich einen recht blitzenden, flimmernden Schmuck dafür zulegen. Hat sie mich aber nicht vergessen — ist sie gar krank, weil sie immer an mich denken muß, dann trete zu ihr und sage ihr: Mich sendet Aloys; ich soll bitten, daß Du ihm vergebest; er meynt, einer Bitte aus meinem Munde könntest Du nicht widerstehen; ich bin der reinste Mensch, den je die Erde trug. — Wenn sie Dir dann die Hand gibt und sagt: ich habe ihm vergeben, so laß ihre Hand nicht los — für das ganze Leben nicht; sie ist mein Vermächtniß an Dich, Roland, Du mein Vermächtniß an sie. Ich muß Dir noch beichten warum. — Im sechzehnten Jahre verliebte ich mich — in eine Bäuerin auf meines Vaters Gut; die hatte den Großknecht lieber als mich und heirathete ihn. — Darüber wurde ich böse und zwanzig Jahre alt; mein Vater starb; ich kam nach Hamburg und machte allerley Connoissancen. — Du verstehst mich. — Nachher lebte ich drey Jahre mit der Idalie Lamotte — die betrog mich. — Nun haßte ich Alles, was Weib hieß, kam nach Bremen, um Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen, sah meine himmlischreine Agnes und betete sie an; sie sollte mein werden und ich war überselig. Da trat der Rächer zu mir und flüsterte mir ein, ich Teufel würde den Engel unglücklich machen und — ich floh.

„In Hamburg traf ich Dich; ich verlockte Dich, mit mir nach Merico zu reisen, so ungefähr, wie die Maintenon ein Kind auf den Schooß nahm, wenn es gewitterte. — Du gingst mit mir; Du wirst mich nicht verlassen; wirst bey mir aushalten und mein Vermächtniß annehmen. — Jetzt ist mir ein Stein vom Herzen. — Du schläfst sanft in deiner Koje, während ich diese Zeilen schreibe. Es ist dein Schlaf der Schlaf des Gerechten. — Ich habe schon lange keine ruhige Nacht mehr.

Gute Nacht, guter Roland!

Geschrieben in der Nacht, als wir die Linie passirten.

Aloys Schröder."

Roland legte das Blatt schweigend und nachdenkend aus der Hand. „Wozu bist Du entschlossen?" sagte endlich der Freund. — „Ihr Alles zu verschweigen," erwiederte er. — „Ich kann dein Vornehmen weder billigen, noch tadeln," entgegnete Ruhfeld; „Du handelst edel, wenn Du schweigst, aber nicht klug, und im umgekehrten Falle klug, aber nicht edel." „Da wollen wir doch lieber das Erstere wählen," bemerkte Roland; „komm es, wie es mag, ich will mir nichts vorzuwerfen haben; denn auf jeden Fall müßte sie es schmerzlich verwunden, wenn ich ihr jezt diese Zeilen mittheilte. Sie denkt sehr großartig, und wird es ihr da nicht erscheinen, als wollte ich sie entweder kränken oder mir irgend eine Herrschaft über sie anmaßen? Beydes darf und soll von meiner Seite nicht geschehen. Wie die Zeit es auch gestalten mag, ich erwarte Alles von ihrem Herzen und sie soll sich in dem meinigen nicht geirrt haben."

„Ich muß Dich nur desto mehr lieben," versetzte der ruhige Ruhfeld, „aber ich kann es Dir nicht verhehlen, daß Du Dir durch deinen Mangel an Egoismus beständig schaden wirst. Etwas Egoist muß der Mensch seyn; das gibt uns schon Plato auf eine feine Weise zu verstehen, indem er uns die Mythe vom getrennten Androgyn auftischt; aber nun lebe wohl! ich habe noch einen kranken Freund zu besuchen."

Er ging. Roland warf sich auf das Sopha und durchlas Schröders verhängnißvolles Blatt noch einmal. Wie viel war ihm nicht damit in die Hände gegeben, und doch wollte er es nicht benutzen; denn die Liebe will Alles einmal nur sich selbst verdanken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueberfahrt von Göteborg nach Harwich.

(Beschluß.)

Begeb' ich mich endlich zu Bette, so finde ich mich nur durch die Wand des Schiffes vom Meere getrennt, und daß ich ihm so nahe bin, läßt es mich auch vernehmen. Ich höre, wie Welle um Welle mit Geräusche heran rollt, näher und näher kommt, bis sie sich endlich mit einem klatschenden Schlag am Schiffe zerschlagen. Schon rollt wieder eine andere daher und dieß einförmige Wogenspiel schläfert mich bald ein wie eintöniger Gesang. Die Bewegung und die frische zehrende Luft haben mich müde gemacht; so schlaf' ich sanft und ununterbrochen, nur leichte phantastische Träume beschäftigen meine Seele.

Gestern Abend saß ich auf dem Verdecke, den Arm auf den Rand gelegt und sah dem Untergang der Sonne zu. Sie tauchte in die frische Fluth und es glühte lange ihr Schein auf den Wellen nach. Als dieser allmählig

Digitized by Google

verglommen war, und es am fernen Horizonte zu gelben anfing, sah ich ferne im Westen eine kleine Wolke in das reine milde Blau hereintreten. Die Wolke wurde bald größer und füllte zulezt ein großes Stück des westlichen Horizonts. Es war eine Gewitterwolke, die dort in der Ferne stand; denn bald sah ich Blitze aus ihr schießen, ohne donnern zu hören; diese Blitze aber zuckten in der ganzen Länge des Westhorizontes breit und röthlicht über die fernen Wogen hin. Es war ein eigenes Gefühl, in dem stillen Schiffe, von den ruhig kräuselnden Wellen umgeben, den heitern Himmel über sich, in eine Gewitterferne hinein zu sehen. Es war tiefe Nacht, als ich mich von dem zauberischen Schauspiele losriß.

Indeß war das Schiff weiter und weiter gegangen; das Meer wurde nach und nach belebt; schon zogen mehrere Schiffe die Aufmerksamkeit auf sich. Ostwärts, südwärts, nordwärts segelten größere, kleinere Schiffe nahe und ferne. Ich war eben am siebenten Tage mit dem Kapitän beym Frühstück, da kam der Steuermann die Treppe herunter und sagte: Wenn Sie England sehen wollen, auf dem Verdeck ists sichtbar. Ey was, sagte der Kapitän, er wirds doch nicht sehen. Er meynte, dazu gehörten Seemannsaugen. Ich aber sezte die Tasse, die ich schon aufgehoben hatte, wieder hin und eilte auf das Verdeck. Da lag im fernsten Westen ein feiner, weißlichter, neblichter Streif, das war England. Ich wich nicht mehr vom Verdecke, häufiger fuhren die Schiffe an uns vorbey, die Metropole der Meere kündigte sich wie eine Landhauptstadt durch ihre Equipagen an. Da segelten Schiffe nach Holland, dort gingen andere nach Norwegen, am häufigsten fuhren sie an der Küste auf und ab, von England nach Schottland und zurück. Die Matrosen waren mit einemmal ganz munter geworden. Jedem Schiffe hatten sie ein Wort nachzuwerfen. Eine zierliche Schaluppe fuhr an uns vorbey; was für ein zierliches Geschöpf das ist, sagten sie (What a pretty creature she is). Dagegen hatte ein schwerer Kauffahrer von Ipswich, der nahe an uns vorbeyfuhr, viel Spott auszuhalten, da er sich gegen den Wind nicht sonderlich schnell und zierlich bewegte. Und so kamen wir denn näher und näher an England. Es war die Küste von Yorkshire, an die uns die Gegenwinde hinaufgetrieben hatten. England kündigte sich heiter, frey und reich an. Das Land hat ohnedem etwas Zauberisches und Liebes, wenn man auch nur eine Woche auf dem Meere gewesen ist, ohne es zu sehen; es ist einmal unsere Heimath. Wer nun aber aus dem einfachen, granit- und wälderreichen, kultur- und städtearmen Schweden kommt, und einige Monate lang durch jene starre nordische Natur gewandert ist, und nun am schönsten, heitersten Sommermorgen die üppige gesegnete Küste des glücklichen Englands erblickt, den überwältigt ein bewunderndes und freudiges Gefühl. Das Ufer des Meeres stürzt dort steil in eine große Tiefe ab, so daß die Schiffe sich nahe an der Küste halten können. Als wir, so nahe es anging, hinzugesegelt waren, wurde das Schiff gewendet, ein starker Nordwind erhob sich in dem Augenblicke, die Segel wurden aufgezogen, füllten sich, schwollen, die Fluth trat ein, und so flogen wir auf den sich bäumenden Wogen, die im durchsichtigsten, schimmernden Grün um das Schiff taumelten, nah an der Küste herunter. Da erschien Yarmouth, die schöne Stadt, und ich konnte mit dem Perspektive die auf den Straßen und Plätzen wandelnden Menschen erblicken; da lag Lowestoff, die östlichste Stadt von England, auf einer schönen Landzunge; da sah ich zuerst die lieblichen Greens, den Schmuck von England. Dörfer und Landhäuser wechselten, schöne Baumgänge zogen sich von Zeit zu Zeit von blinkenden Schlössern her, man sah liebliche Gärten und auf weiten Getreidefeldern wurde geerndtet. Hier und da standen die dicken, runden Thürme an der Küste, die sie Martellothürme nennen; die Wachtschiffe lagen an der Küste. Fortwährend aber flogen Kähne, Schiffe von allen Größen nach allen Seiten an uns vorüber. Und so brauseten wir in den Hafen von Harwich hinein. Kleine Knaben badeten darin und schwammen, als ob sie im Wasser geboren wären, und balgten sich über der Tiefe. Ich aber dachte: das also ist England und so öffnet sich eine neue Scene; aber dabey wollte sich doch etwas Heimweh nach dem stillen, beschlossenen, ruhigen Leben auf dem Meere einstellen. Ich dachte mir lebhaft, wie wir da so still mit leisem Windhauche auf dem Meere schwammen, das wie eine grüne Scheibe mit wimmelnden Wellen um uns lag, und nur am Rande ein schwacher, blaß violetter Streif sich blicken ließ. An alle kleine Scenen, die ich erlebt, dachte ich, da wir in den Hafen von Harwich hineinfuhren. Man erwartete die Douaniers (customhouse officers) zur neuerlich aufs Strengste angeordneten Durchsuchung des Schiffes. Diese brauchte ich nicht abzuwarten. Ich nahm von dem Steuermann, von Henry und allen einzelnen Matrosen einen gerührten Abschied; Tom ließ sichs nicht nehmen, mich ans Land zu bringen und anzuweisen. Der Kapitän befahl ihm, mich in den weißen Hirsch zu führen, den Wirth von ihm zu grüßen und ihm zu sagen, daß er selbst diesen Abend noch kommen wolle. Dann empfahl er sich mir mit dem Versprechen, mich bald wieder zu sehen und für meine Bequemlichkeit im Gasthofe, so wie für meine Weiterreise nach London am andern Tage zu sorgen. Tom rudert mich ans Land, ein Träger nimmt Koffer und Mantelsack, beyde gehen vor mir eine steile steinerne Treppe hinauf, von deren Spitze treten wir in eine enge Gasse der Stadt. Ein neuer Aufzug beginnt, die Jane wird nicht mehr gesehen und diese Seereise ist zu Ende.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Eine unserer merkwürdigsten Ausstellungen, die ja kein Fremder unbesucht lassen muß, ist das Panorama von London in dem sogenannten Colosseum im Regentspark. Vor ungefähr 3 Jahren, als man den Knauf und das Kreuz auf dem Dome der St. Paulskirche erneuerte, ließ sich ein Künstler, Namens Horner, ein Häuschen auf demselben errichten und zeichnete von dieser Höhe das mächtige London mit seiner reizenden Umgegend bis auf 30 und 40 englische Meilen hinaus, mit Allem, was sich in diesem weiten Umkreise seinem bewaffneten Auge darbot. Eine Anzahl junger Künstler vollendete die Zeichnungen mehr in der Nähe der Gegenstände, und darnach entwarf er ein Panorama, das wohl in vieler Hinsicht seines Gleichen nicht in der Welt hat. Bey einem ganz hellen Tage kann man dasselbe wohl besser in der Natur von der St. Paulskirche selbst, dem höchsten Punkte in London, sehen, aber wann haben wir solche Tage? und wann verhüllt nicht zum wenigsten der Rauch einen Theil der Stadt? Horner errichtete ein prachtvolles Gebäude für sein Panorama mit einem Porticus, der an Kühnheit vielleicht ohne Gleichen ist, und umgab es mit mannichfaltigen Verzierungen, welche die Kosten nur vermehrt und ihn verhindert haben, das Panorama selbst zeitig genug zu vollenden, um durch das Zeigen desselben seine dringenden Gläubiger zu befriedigen. Am Ende mußte er es unvollendet sehen lassen; aber obgleich es selbst in diesem Zustande sehr viel Geld einbrachte, so reichte dieß doch nicht hin, um ihm aus der Klemme zu helfen; nach einigen Wochen lief er davon und die ganze Sache ist jezt in den Händen der Gläubiger, welche das Gemälde allmählig vollenden lassen.

Ein junger Künstler, Namens Carew, hat vor Kurzem drey Gypsgruppen ausgestellt, welche ihm einen hohen Standpunkt unter unsern Künstlern anweisen. Sie sind folgende: ein höchst reizendes Frauenbild in einer horchenden Stellung, mit einem ebenfalls horchenden Hunde zur Seite; er nennt sie Arethusa; der Kampf des Adonis mit dem Eber, eine vortreffliche Gruppe, wenn sich in dem Gesichte des Jünglings etwas mehr von der Todesgefahr zeigte, in der er so augenscheinlich schwebt; Vulcan und Venus, bey weitem die beste Arbeit. Vulcan, der beym Anblick seiner treulosen schönen Gattin seine Arbeit verlassen zu haben scheint, hat sich mit trotzigem Blick auf den Ambos geworfen und sieht der Kommenden entgegen, die sich, im Bewußtseyn ihrer Macht, ihm mit süßem Lächeln nähert. Ich erinnere mich weniger neuern Werke, in welchen Komposition und Ausführung, besonders aber das Anatomische vorzüglicher wären.

In den Oratorien hat man eine herrliche Komposition Händels, ein Motett des Dominus à dextris tuis, ans Tageslicht gebracht und vortrefflich ausgeführt. Die Liebhaber des alten Meisters sind ganz entzückt darüber, und man ist begierig zu erfahren, wo ein solcher Schatz so lange vergraben gelegen haben mag. Indessen waren die Oratorien schlecht besucht, bis Miß Paton (Lady William Lenox, die Schwägerin der Herzogs von Richmont) darin erschien. Diese Dame, unstreitig die beste Sängerin auf der englischen Bühne, zieht auch jezt ein großes Publikum nach Covengarden, wo sie uns als das Mädchen von Juda in einem aus Scotts Ivanhoe und Rossini's Kompositionen zusammengeflickten Stücke dieses Namens mit ihrer schönen Stimme und natürlichem Spiel entzückt; ein Glück für dieses Theater, das bisher unter der Menge der neuen, übersezten oder bearbeiteten Stücke, die man ihm jährlich anbietet, nur Nieten gezogen hatte. Ueberhaupt scheint eine glücklichere Periode für dasselbe anzufangen, indem eben auch ein anderes Machwerk mit Musik von Bishop, und ein Stück unter dem Titel: das Heimweh oder der Kuhreihen, gut aufgenommen worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Wie dieser Beamte, erzählte man, habe es Auger auch gemacht; denn da er mit der berüchtigten Kongregation, welche unter dem Villèleschen Ministerium so großen Einfluß besaß, in enger Verbindung gestanden hatte, wenigstens glaubte man es, so fand man es gar nicht so auffallend, daß er sich ins Trappistenkloster geworfen habe, da die Trappisten als geistliche Gemeinde bestehen und vom Staate beschüzt werden. Diejenigen aber, welche Auger genau gekannt hatten, wußten wohl, daß solch ein Mann, welcher die zeitlichen Güter nach ihrem vollen Werthe stets geschäzt hatte, sich nie zu den Trappisten begeben würde, er müßte denn verrückt geworden seyn. Da man 6 Wochen lang nicht erfuhr, was aus Hrn. Auger geworden war, so hatte man Zeit genug, allerley sonderbare Vermuthungen in Umlauf zu setzen. Endlich aber ward sein Leichnam in der Seine zu Melun aufgefunden, und damit hatte das Vermuthen ein Ende. Hätte man ihn nicht wiedergefunden, so hätte, wie es heißt, die Académie française 5 Jahre warten müssen, ehe sie zur Wiederbesetzung seiner Stelle hätte schreiten können; denn so viel Zeit räumen, wie es scheint, die Gesetze der Akademie den verschollenen Mitbrüdern ein, um sich wieder einzufinden. Was für weise Gesetzgeber müssen doch diejenigen gewesen seyn, die das Reglement der Akademie abgefaßt haben, da sie sogar den Fall des Verschollenseyns vorhergesehen und darüber ein Gesetz abgefaßt haben! Auger hatte noch das Ende der Biographie universelle erlebt, zu deren erstem Bande er die Vorrede geschrieben hatte und die nun in 52 Bänden vollendet dasteht, nachdem sie im Jahr 1811 begonnen und unter den ungünstigsten Zeitumständen, in Kriegsbedrängnissen unaufhörlich fortgesezt worden war; eine schöne und wichtige literarische Unternehmung, die freylich große Mängel hat, aber doch das vollständigste der bisher erschienenen biographischen Lexica ist, und woran die ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs gearbeitet haben. Einige haben freylich in ihren Aufsätzen bewiesen, daß die Biographie ihr Fach nicht war; allein mit Hülfe von Anmerkungen und Zusätzen haben die Herausgeber das Mangelhafte derselben zu ergänzen gesucht. Die Biographie ist zu 6 bis 7000 Exemplaren abgedruckt worden und soll 4 bis 5000 Subscribenten gehabt haben. Dieß einzige Werk beschäftigte den Herausgeber, Michaud, schon hinlänglich; es ist Schade, daß dieser Mann oft seine ultraroyalistischen Gesinnungen hat einfließen lassen, wodurch diejenigen Männer, die sich in der französischen Revolution ausgezeichnet haben, in ein sehr gehässiges Licht gestellt worden sind, was sie doch nicht alle verdienten, wogegen andere, die wenig geleistet, als bedeutende Männer hervorgehoben werden, blos weil sie so dachten, wie der Herr Herausgeber und seine Freunde. Im Ganzen genommen ist die Biographie doch immer ein höchst merkwürdiges Werk, was wahrscheinlich künftighin in den meisten öffentlichen Büchersammlungen angetroffen und beständig zu Rathe gezogen werden wird. Auch ist es die Absicht des Herausgebers, es durch Supplementbände zu ergänzen, obschon ein solches Werk sich eigentlich nie ergänzen läßt. Man sollte etwa alle 10 Jahre ein neues Supplement liefern zur Lebensschilderung derjenigen merkwürdigen Personen, die unterdessen gestorben sind; alsdann würde es aber ein ewig fortdauerndes Werk werden, das zulezt schon allein eine ganze Bibliothek ausmachen würde. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 89.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. April 1829.

Das Beste in dieser Art ist nur Schattenspiel, und das schlechteste ist nichts schlechteres, wenn nur die Phantasie nachhilft.

Shakespeare.

Altfranzösische Sitten im vierzehnten Jahrhundert.

Das interessante, in Frankreich erschienene Werk: Histoire des Francais des divers états aux 5 derniers siecles, das die Sitten des Volks selbst zur Anschauung zu bringen sich vorgesezt hat, gibt unter andern in fingirten Briefen eines Geistlichen in Tours an einen Franziskaner in Toulouse, außerordentlich interessante, mühsam aus staubigen Quellen zusammengesuchte Details, von denen wir einige in den Worten des Mönchs hier mittheilen.

Dramatische Darstellungen.

Das Theater, zu jeder Zeit hauptsächliches Kriterium des Geschmacks und der Bildung eines Zeitalters, befand sich im vierzehnten Jahrhundert in Frankreich noch in völliger Kindheit. Erstanden durch die sogenannten Mysterien, Darstellungen der heiligen Geschichte, veranlaßt durch die aus Palästina zurückgekehrten Pilgrime, war die Bühne hauptsächlich den Geistlichen anvertraut, und ward von ihnen entweder als Mittel zu moralischem und religiösem Unterrichte gebraucht, oder zur Unterdrückung ketzerischer Meynungen, oder um mehr Novizen für das Klostergelübde anzulocken. Doch wurden diese Arten geistiger und geistlicher Vergnügungen nur theilweise vom Clerus gebilligt. Indessen ward der Geschmack daran immer allgemeiner, und selbst die eingeschlossnen Mönche belebten die Einförmigkeit ihrer mechanischen Existenz durch Darstellungen der Art. Mehrere dieser Mysterien beschreibt unser Mönch in Tours auf folgende Weise:

„Du erinnerst Dich doch noch des glänzenden Festes, das Philipp der Schöne in Paris gab, als er die Erhebung seines Sohnes zum Ritter feyerte? Ich glaube nicht, daß seit der Zeit wieder eines gegeben worden ist, das dieses an Pracht übertroffen hätte, ja ihm nur gleich gekommen wäre. Wir waren damals beyde noch sehr jung, darum hörst Du wohl gern, was mein Vater immer davon erzählte. Viele Jahre lang nachher war dieses Fest noch Gegenstand der Unterhaltung in Tours, und meinem Vater, der dabey gewesen war, machte es die größte Freude, wenn er seiner Familie und seinen Freunden die kleinsten Umständen davon erzählen konnte. Es kamen darin, wie er erzählte, alle die verschiedenen Scenen vor, die das Leben wirklich darbietet: Handwerker mit ihren Werkzeugen, Doktoren mit ihren Arzneyflaschen, Justizbeamte mit ihren Verhaftbefehlen, Krieger mit ihren Schwerdtern, Geistliche mit ihren Chorröcken, und die Seele selbst, durch das allerklugste Thier, den Fuchs, versinnbildlicht, jezt als Lehrbursche, dann als Gesell, später als Meister; dann als Gildevorsteher, als ein Apotheker, ein Wundarzt, ein Arzt, ein Mäkler, ein Advokat, ein Richter, ein Präsident; dann als ein gewöhnlicher Geistlicher, ein Mönch, ein Abt, ein Bischof, ein Erzbischof, dann als der Pabst selbst, wobey er aber immer seine angebornen natürlichen Eigenschaften zeigte, beständig seinen langen Schweif aus

Digitized by Google

den Kleidern hervorstreckte, und seine kleinen Ohren zeigte, stets seine lebendigen, klugen Augen rollen ließ und immer Eyer oder Hühner verzehrte. „Nun stellt Euch," fuhr mein Vater fort, „Gruppen von Königen vor, von Wüstlingen, von Menschen aller Art; Pariser Nymphen, die verschiedene Tänze und Stellungen ausführten, und in einiger Entfernung die ehrwürdige Gestalt Adams, in Betrachtungen versunken über seine Abkömmlinge des vierzehnten Jahrhunderts." Auch die Hölle wurde dargestellt, als ein ungeheurer See voll Schwefel, Pech und Feuer; in der Mitte seiner dunkeln Wellen befand sich eine tiefe Höhle, in welcher unzählbare Legionen Teufel, mit Seelen beladen, auf- und abstiegen; und mein Vater, der ein ausgezeichnetes Gedächtniß und viel Witz besaß, ahmte die Qualen und das Geschrey der Verdammten mit so vieler Kunst nach, daß man sie zu sehen und zu hören meynte. Ja einem kam es sogar vor, als ob er, da mein Vater erzählte, selbst den dicken, peinigenden Luftstrom, der aus den Regionen der Finsterniß aufsteigen soll, röche. Aber mein Vater ließ besonders dem frommen Sinn des Pariser Künstlers Gerechtigkeit widerfahren, welcher den Heiland als Kind so einfach, so lieblich darzustellen wußte, wie er, einen Rosenkranz um seinen Arm, mit seiner Mutter plaudert, lächelt und Aepfel verzehrt; bey seinen Leiden aber so sanft, so rührend spielte, als er mitten unter Hohn und Geschrey, Verzeihung auf seinen Lippen, starb; der aber alles übertraf, als er endlich am Tage des Triumphes in glorreicher Macht siegreich gen Himmel fuhr, und den Pilatus auf der Erde zurückließ, so wie den Caiphas mit seiner Mitra, den Herodes mit seiner Krone auf dem Haupte, eine schreckliche Lehre für ungerechte Richter, verworfene Priester und schlechte Könige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Es war spät geworden; das rege Leben auf der Straße erstarb allmählig, und die Stille wurde am Ende nur durch das einförmige Rufen der Nachtwächter und die Tritte irgend eines Vorübereilenden unterbrochen. Es ward unserem Freunde zu schwül im Zimmer; er öffnete das Fenster, legte sich hinaus und athmete mit Behagen die frische Nachtluft ein. Da war es ihm plötzlich, als blitzte es in der Ferne; doch der gleich darauf folgende Knall belehrte ihn, daß es ein Flintenschuß sey, der sogleich von der nahen Wache auf dem Gänsemarkt wiederholt wurde, das gewöhnliche Signal bey Feuersnoth. Augenblicklich fingen die Wächter an, mit ihren Knarren zu rasseln, ihr eintöniger, plattdeutscher Ruf: Füür! Füür! drang durch die stille Nacht; überall von den nahen und fernen Wachen wurde die Trommel gerührt und das Horn geblasen, und schon in den nächsten Minuten sprengten Uhlanen durch die Straßen, denen bald die Spritzen in rasselndem Trabe nachfolgten. Nur derjenige, dem der Zufall gestattete, in Hamburg Augenzeuge einer Feuersnoth zu seyn, ist im Stande, sich einen Begriff von dem regen, geschäftigen Lärme zu machen, der sich augenblicklich durch die Straßen verbreitet. Schon auf den ersten Schuß eilt jeder, den Amt oder Pflicht dazu auffordern, an seinen Posten, und in wenig Augenblicken sind bereits alle Rettungsanstalten mit einer solchen Schnelligkeit und Präcision im wirksamsten Gange, als wenn es ein lange vorher einexercirtes und an einem bestimmten Tage zu exekutirendes Manöuvre wäre.

Roland war einer der Ersten, die sich auf die Straße begaben und von den verschiedenen Zeichen geleitet, dem muthmaßlichen Orte des Brandes zueilten. Eine seltsame Angst beflügelte seine Schritte und trieb ihn mechanisch Agnesens Wohnung zu. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, es brannte in ihrem Hause; doch hatten sich glücklicher Weise beyde Frauen noch nicht zur Ruhe gelegt, sondern waren gleich bey dem ersten, durch ihre eigene Dienerin gemachten Lärm in das Erdgeschoß hinabgeeilt. Hier fand sie Roland noch unschlüssig, was zu thun sey. Er beschwor sie, sogleich aus dem Hause und überhaupt aus der Straße sich zu entfernen, ehe diese versperrt würde, und versicherte ihnen, daß er dort bleiben und nach ihren Sachen sehen wolle, für die übrigens bey den vortrefflichen Anstalten nichts zu befürchten wäre. Sie waren eben im Begriff, seinem Rath zu folgen, als plötzlich eine junge Frau, die im obersten Stock, wo das Feuer ausgebrochen war, wohnte, sich zwischen sie stürzte und rief: Um Gottes Willen, mein jüngstes Kind! es ist in der Wiege liegen geblieben und vergessen worden! Es muß verbrennen! Agnes hörte kaum das Angstgeschrey der armen Mutter, als sie dieselbe auch sogleich befragte, wo das Kind liege, und schnell wie der Blitz an der Treppe war, um hinaufzueilen. Roland sprang ihr nach, riß sie unsanft zurück in seiner Angst, warf sie der herzukommenden Mutter in die Arme und verschwand im Nu. In wenig Augenblicken war er oben; schon brannte das Treppengeländer, aber er drang glücklich in das Zimmer ein, obgleich das Feuer ihm Haare und Gesicht versengte, faßte das Kind, das ängstlich in seiner kleinen Wiege schrie, hob es auf den Arm und machte sich auf den Rückweg. Die Treppe brannte bereits und er sprang daher, ohne sich zu besinnen, hinab, wobey er sich den Fuß bedeutend verletzte, was er jedoch im Drange des Augenblickes nicht bemerkte. Unten empfing ihn die Mutter des Kindes mit lautem Jauchzen; er übergab ihr dasselbe und brachte nun Madame Walter und Agnes mit ängstli-

Digitized by Google

cher Hast aus dem Hause und begab sich mit ihnen nach seiner Wohnung.

Glücklicher Weise waren die Zimmer, welche die beyden Frauen früher bewohnt hatten, noch nicht wieder bezogen, und der Hauswirth räumte sie ihnen sogleich mit vieler Bereitwilligkeit ein, was sie um so dankbarer annahmen, da das so eben verlassene Haus gänzlich abbrannte. Roland trug jezt mit der alten Lisbeth gemeinschaftlich alles herbey, was zur Pflege der beyden Damen dienen konnte. Die alte Dienerin wiederholte beständig, gleich als redete sie nur mit sich: das ist Gottes Finger, was der Herrgott zusammenfügt, das kann keine Menschenmacht trennen.

Agnes ließ unsern Freund still gewähren und blickte ihn wohlwollend an; aber als er ihr eben eine Erquickung reichen wollte, sank er plötzlich besinnungslos und wie vom Schlage gelähmt zu Boden.

Die nächsten Tage brachten Roland dem Tode nahe. Eine heftige Erkältung, die er sich an jenem Abend zugezogen hatte, verbunden mit der Beschädigung, die er bey der Rettung des Kindes erhielt, erzeugte ein Nervenfieber in ihm und führte ihn an den Rand des Grabes, von dem ihn Ruhfelds geschickte Hand nur mit großer Mühe zurückriß. Agnes, die jezt wieder unseres Freundes Nachbarin geworden war, befand sich fortwährend in der unruhigsten Seelenstimmung. Sie erkannte, wie sehr sie ihn liebe, aber jungfräuliche Schaam, und das Andenken früherer Leiden legten ihr gleichsam Fesseln an und hinderten sie, selbst ihrer Mutter das Geheimniß ihres Herzens zu offenbaren. Unzählige Mal schwankte sie in ihren Entschlüssen; nur eine Wand trennte sie von dem leidenden geliebten Freunde, und doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, irgend etwas zu thun, das, wenn auch nicht zu seiner Rettung, doch zur Erleichterung seiner Schmerzen dienen möchte. Aengstlich lauschte sie auf jedes Geräusch, und Ruhfeld, den sie schon am Tritte kannte, fand sie, wenn er kam und ging, was öfter am Tage geschah, jedesmal unter irgend einem Vorwande vor der Thür ihres Zimmers, um sich bey ihm nach Rolands Befinden zu erkundigen. Sie war unerschöpflich in Fragen, ganz aus ihrer sonstigen Furchtsamkeit herausgehend, und er brauchte nur irgend eines Mittels Erwähnung zu thun, die dem Kranken ersprießlich seyn könnte, so fand es sie auch gewiß bey seinem nächsten Besuche im Zimmer so ausgesucht, wie es nur immer zu haben war.

Endlich konnte er ihr versichern, daß der Freund die Hauptkrisis überstanden habe und man das Beste hoffen dürfe. Agnes war wie umgewandelt bey diesen Worten und wäre ihm vor Entzücken fast um den Hals gefallen. Eine tiefe Röthe überzog im nächsten Augenblicke ihr Antlitz und sie schwieg verwirrt. Ruhfeld, der trotz seiner Jugend schon einer der gewandtesten Menschenkenner war, sah was in ihrem Innern vorging, that jedoch, als bemerkte er es nicht und fuhr, in einen gleichgültigen Ton übergehend, fort: „Sehr unangenehm ist es mir indeß, daß ich diese Nacht nicht wie gewöhnlich bey ihm wachen kann; ich muß über Land zu einem gefährlichen Kranken und darf nicht hoffen, vor Morgen früh von ihm, der noch obendrein mein Verwandter ist, zurück zu seyn. Roland aber ist, wie überhaupt Nervenkranke, sehr eigen und will nicht leiden, daß ich irgend einen Fremden bestelle, bey ihm zu bleiben, zumal da sich die alte Lisbeth erboten hat, meine Stelle zu versehen. Die alte Person ist zwar sehr zuverlässig, aber des Tages Last ermüdet sie und so wäre es allerdings sehr möglich, daß sie einschliefe. Nach Mitternacht hat es nichts mehr zu sagen, aber bis dahin hätte ich es höchst ungern. Da Ihr Zimmer dicht daran stößt und Sie sich doch wohl auch spät zur Ruhe legen, würden Sie wohl von Zeit zu Zeit hinhorchen, ob die Alte wacht, was sich bey den dünnen Wänden leicht wird unterscheiden lassen. Sollte Roland irgend etwas zustoßen, so ist die Alte instruirt, zum Doktor N. zu eilen, den ich bereits von Allem unterrichtet habe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes.

„Ein Buch zu schreiben," sagt La Bruyère, „ist ein Metier, so wie es ein Metier ist, eine Uhr zu machen. Es gehört mehr als Geist dazu, um ein Autor zu seyn. Dieses bedenken übrigens wackere Männer nicht, die in Geschäften tüchtig sind, aber verlockt, Autoren seyn zu wollen, sich nicht zu gebärden wissen."

„Der größte Theil unserer Vaudevilles," sagt der Globe, „stirbt vor Alter noch vor dem Ende des Trimesters. Le Voile d'Angleterre ist nach fünfzehnjähriger Existenz noch nicht verbraucht. Eine pikante, sinnreiche Fabel, ohne Unwahrscheinlichkeit, geistreiche Details ohne Manier, gewählt ohne unwahr zu seyn, dieß sind die Ursachen einer so dauernden Gunst. So leben die Autoren, die ein wahrhaftes Talent haben und daraus keinen Handelsartikel machen."

Ekermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

In der italienischen Oper geht es bis jezt ziemlich schlecht; zum Ersaz dafür hat man eben jezt ein glänzendes Ballet, Masaniello betitelt, auf die Bühne gebracht, worin Coulon in der

Digitized by Google

Rolle des berühmten Rebellen die kühnsten Luftsprünge macht und der Vesuv ganz erschrecklich donnert und blizt.

Morgen (den 2. April) wird man zum Besten der armen spanischen Emigranten singen und geigen, d. h. ein Konzert geben, nämlich in Guildhall unter dem Schuze des Lord Mayors, wobey der Herzog von Wellington und viele andere Große zugegen seyn werden, und den folgenden Tag wird man zum Besten unserer verhungernden Seidenweber tanzen. Ich hoffe, alle Theile werden dabey gewinnen; aber gewöhnlich kosten dergleichen Späße so viel, daß nur wenig für die Nothleidenden übrig bleibt, zu deren Vortheil man sie veranstaltet. Könnten sich die Leute doch entschließen, ihre Guinee zu geben und sich einzubilden, sie hätten dafür getanzt und Musik gehört!

Guatemala, leider bis jezt noch immer eine Beute kämpfender Faktionen, verspricht durch seine Lage, sein Klima, seine Naturerzeugnisse und die verhältnißmäßig starke Anzahl seiner Einwohner einer der wichtigsten Staaten in Südamerika zu werden, selbst wenn (was doch keinem Zweifel unterworfen scheint) kein Verbindungskanal zwischen den beyden Weltmeeren durch denselben zu Stande kommen sollte. Er ist indessen von allen atlantischen Staaten der, welcher in den neuesten Zeiten am wenigsten besucht worden; weßwegen denn auch ein eben erschienenes Werk eines Hrn. Thompson, welcher im Jahr 1825 die brittische Kommission nach Mexiko als Sekretär begleitete, und nach geschlossenem Vertrag mit diesem Staate auch Guatemala oder, wie die Einwohner es jezt zu nennen belieben, Republik von Mittelamerika, als Kommissär besuchte, desto interessanter ist. Der Titel: Narrative of an official Visit to Guatemala from Mexico, darf die Unterhaltung suchenden Leser eben so wenig abschrecken, als die blos nach Statistik forschenden zum Lesen des Buches aufmuntern. Die persönlichen Abenteuer des Reisenden sind für den, welchem in einem Lande die Menschen das Interessanteste sind, bey weitem der anziehendste Theil. Z. B. zu Sonsonate traf er einen Engländer, Namens Branchard, welcher vor Kurzem erst eine Eingeborne geheyrathet hatte, und mit welchem er während seines Aufenthaltes täglich speiste. „Die junge Frau war ein kleines, schüchternes Weibchen von ungefähr 15 Jahren, aber plump und gesund, mit einem Paar schwarzer Augen, die durch die Stärke und Mannichfaltigkeit ihres Ausdrucks für die frostige Schweigsamkeit und Zurückhaltung ihres Wesens entschädigten. Die hohen Tische machen das Essen sehr unbequem, selbst für Leute von hoher Statur; für ein so kleines Persönchen, als unsere angenehme Wirthin, scheinen sie aber sehr bequem zu seyn; denn mit dem Kinn auf dem Rande des Tellers und mit beyden Ellbogen auf dem Tische ruhend, fuhr sie mit beyden Händen äußerst gewandt, wie mit zwey umgekehrten und unregelmäßig geführten Rudern, beständig nach dem Munde." Dieses Weibchen scheint ein wahres Schlaraffenleben geführt zu haben, wie denn überhaupt die Damen jener warmen Zone weder geistig noch körperlich viel arbeiten. Der Thüre gegenüber, mitten in dem großen Saale, worin wir speiseten, und gerade vor meinem Sitze am Tische, hing eine Hängematte unter einem Vordache, welches das innere Gebäude umgab. In diese warf sie sich nachlässig und träge, gab einem der Pfeiler einen Fußtritt, stieß an die gegenüberstehende Wand mit der Hand und sezte sich hiermit augenblicklich in vollen Schwung. Alsbald kam eine von ihren Mägden mit einer Papier-Cigarre herbey, die sie im Munde brennend erhielt, und geschickt das Tempo wahrnehmend, steckte sie dieselbe in die mechanisch ausgestreckte Hand der Gebieterin, welche sie sofort in den Mund brachte. Alles dieses geschah mit einer solchen Geschicklichkeit, daß der Schwung nicht im geringsten unterbrochen wurde. Ein gelegentlicher Tritt und Stoß sezte denselben ungefähr eine Viertelstunde lang fort; dann hörte er allmählig auf; die Cigarre war geraucht, die Dame eingeschlafen und unser Essen beynahe zu Ende."

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Für Abfassung der Biographie universelle hatte der Verleger anfangs ungefähr 80 Gelehrte vereinigt. Von diesen ist beynahe die Hälfte während der 18 oder 20 Jahre der Abfassung gestorben; einer, der ehemalige Oberst **, Verfasser einer Reisebeschreibung in Südamerika, ist wegen Bigamie zu den Galeeren verurtheilt worden, und nun hat sich kürzlich der Verfasser der Vorreden der Biographien, Hr. Anger, selbst ums Leben gebracht. Mehrere Gelehrte haben sich während der Arbeit mit dem Verleger überworfen, weil er an ihren Aufsätzen meistern wollte, oder aus andern Gründen; dagegen sind neue eingetreten; indeß bestand zulezt die Zahl der Mitarbeiter höchstens noch aus 50 thätigen Schriftstellern. Bekanntlich faßt diese Biographie blos die Todten in sich; während der Erscheinung derselben, besonders in der lezten Zeit, sind mehrere kleinere Biographien lebender und verstorbener Männer in Paris unternommen worden, deren Verfasser alle aus jener Biographie universelle tüchtig gestohlen haben; nur ihre Darstellungsart des Betragens und der Handlungen berühmter Männer weicht oft beträchtlich von derjenigen der Biographie universelle ab. Diejenigen Werke dieser Art, welche zur Zeit der heftigen Partheybewegungen geschrieben worden sind, besonders die berüchtigte Biographie des contemporains von Arnault, Jay, Jouy, Etienne, sind voll von leidenschaftlichem Geiste und müssen daher mit Vorsicht gebraucht werden; denn sie schmähen auf Leute, die es oft nicht verdienen, und streichen dagegen andere heraus, die so großen Lobes ebenfalls nicht würdig sind. In den lezten Jahren hat man die biographischen Werke in einem gemäßigteren Geiste abgefaßt. So erscheint eine bey dem Buchhändler Aucher Eloy in feingedruckter Schrift, die in dieser Hinsicht manches Lob verdient. Nur sollen viele Aufsätze über noch lebende Männer, besonders in Paris, von ihnen selbst oder ihren Freunden herrühren, was nicht zu tadeln wäre, wenn blos Thatsachen dargestellt werden sollten. Da aber auch die Handlungsweise der Personen zugleich mit beurtheilt werden soll, so läßt sich denken, daß eine solche Beurtheilung von Seiten eines Freundes nicht auf Unparteylichkeit Anspruch machen kann. Uebrigens hat man sich so ziemlich in Paris daran gewöhnt, sich in einem biographischen Lexikon porträtiren zu lassen. Anfangs konnten sich manche Leute an dieses öffentliche Hervorziehen des Lebens einzelner Bürger nicht gewöhnen; allein nach und nach sieht man doch ein, daß, da Publizität ein wesentliches Erforderniß aller Staatseinrichtungen bey einer repräsentativen Verfassung ist, auch jedwedes Mitglied des Staats, wenn es öffentlich gehandelt hat, vor den Richterstuhl des Publikums gezogen werden kann. Freylich haben während der Revolutionszeit manche Menschen sich zu bösen Handlungen verleiten lassen, und schämen sich jezt der Erwähnung derselben vor einer neuen, ruhigern und fügern Generation; allein diese Männer gehören der Geschichte an; auch nimmt ihre Zahl beständig ab und sie müssen sich zulezt darein ergeben, daß die Geschichte ihre Thorheiten aufzeichnet, die sie doch nun einmal nicht läugnen können.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 90.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. April 1829.

Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer vor des Lebens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab.

Schiller.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Agnes, hocherfreut über Ruhfelds Bitte, zog sich, als der Abend gekommen war, schon frühzeitig in ihr Zimmer zurück, um dem Wunsche des Arztes, der ihr eine so heilige Pflicht auferlegte, zu entsprechen. Sie sezte sich so dicht wie möglich an die Wand und lauschte mit verhaltenem Athem auf alles, was im benachbarten Zimmer vorging. Da schien es ihr gegen Mitternacht, als rede der Kranke mehrere Male und bekomme keine Antwort von seiner Wärterin. Ohne sich zu bedenken, stand sie auf und befand sich in Rolands Zimmer, ehe sie selbst wußte, wie sie dahin gekommen war. Das Bett des Kranken war von einem Schirm umgeben und verdeckte ihm die Aussicht auf die Thür; die alte Lisbeth saß in einem Lehnstuhle am Fenster und war, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen. Auf den Zehen schlich sich Agnes an Rolands Lager, aber auch er schlief sanft. Wie wohl that es ihr, ihn wieder zu sehen. Sie kämpfte mit sich, ob sie die Alte wecken sollte, aber die Furcht, ihn dadurch zu erschrecken, behielt die Oberhand. Sie sezte sich daher leise auf einen Stuhl vor seinem Schreibtische, auf dem eine Lampe brannte, und beschloß dort ruhig zu verharren, bis Lisbeth von selbst erwache. Die höchste Ruhe herrschte im Zimmer, da fielen ihre Augen zufällig auf einen offenen Brief, der auf dem Tische lag. Es war Schröders Brief, den Roland in der Verwirrung jenes Abends nicht weggelegt hatte, den Ruhfeld auch nicht weiter beachtete, und der dort liegen geblieben war. Ihr scharfes Auge erkannte sogleich die wohlbekannten Züge, und ehe sie wußte, was sie that, hatte sie schon die erste Seite überblickt. Sie konnte sich nicht enthalten, ihn ganz zu lesen; er machte einen tiefen Eindruck auf sie. Alles Leid vergangener Tage trat wieder vor ihre Seele und die Sinne schwanden ihr.

Rolands Stimme weckte sie aus ihrer Betäubung. Sie lauschte ängstlich; er sprach im Schlaf, und sie unterschied deutlich einige Zeilen aus ihrem Lieblingsliede, das sie sich sehr wohl erinnerte, an jenem ersten Abende von Rolands Einzuge gesungen zu haben, und auf das sich unsere Leser wohl noch besinnen werden. Wie eine Geisterstimme erklangen die Worte:

Laß uns zusammen weinen, 's ist so schön,

und nach einer Pause:

Und lächelnd sollst Du unter tiefen Klagen,
Daß kein beständig Glück die Erde eint,
Wie ich zu Dir, zu mir halb lächelnd sagen:
Ich weiß es wohl, Du hast nun mich geweint.

Sie konnte sich nicht länger halten; sie schlich sich leise zu seinem Lager und bog sich über ihn hin. Auf seinem, obgleich von Krankheit geschwächten, doch nicht entstellten Antlitz, war der Frieden seiner Seele zu lesen. Eine Thräne fiel aus ihrem Auge auf seine Stirn; da erwachte er und flüsterte Agnes, und seine matten Augen erglänzten

Digitized

plötzlich von Heiterkeit. In diesem Augenblicke rührte sich die Alte, und Agnes verschwand, noch ehe diese sich besinnen konnte.

Jezt stand es fest und klar in der Jungfrau Seele, was sie zu thun habe. Sie überraschte die Mutter am folgenden Morgen mit der Erklärung, sie sey entschlossen, Rolands Gattin zu werden und es ihm selbst zu gestehen, sobald seine Krankheit von ihm gewichen sey. Die Mutter fiel ihr entzückt um den Hals, und Agnes entdeckte ihr nun das Vorgefallene. Rolands zartes Benehmen hatte Agnesens verwundetes Herz mit einem Male gänzlich geheilt. Sie erkannten beyde die Fügung des Himmels, doch beschlossen sie, ihm zu verschweigen, daß sie um Schröders Brief wüßten.

Roland fragte, als Agnes unbemerkt das Zimmer verlassen hatte, die Alte, ob Niemand außer Ihr da gewesen sey. Diese versicherte ihm, den ganzen Abend wach gewesen zu seyn und die Thür fest verschlossen gehalten zu haben. Er bildete sich nun ein, es sey ein schöner Traum gewesen, und der alles heilende Schlaf nahm ihn alsbald wieder in seine Arme. Der Nachklang jenes schönen Augenblickes lebte und wirkte während des übrigen Theils der Nacht in seiner Seele fort, und Ruhfeld wunderte sich erfreut am andern Morgen über des Freundes Riesenschritte zur Besserung.

Roland ward endlich wieder so weit hergestellt, daß er das Zimmer verlassen durfte. Ruhfeld verordnete ihm auszufahren, und Agnes und ihre Mutter boten sich ihm als tägliche Begleiterinnen an, was ihm zweyfache Freude machte; denn Agnes war wie umgewandelt. Obgleich immer noch sehr ernst, wurde sie doch oft sehr beredt, besonders gegen ihn, und an tausend Kleinigkeiten, den süßen Kleinigkeiten der Liebe, sah unser Freund, daß ihr Herz sich ihm immer mehr zuneigte. Dennoch aber fesselte jungfräuliche Schaam ihren Mund, und Roland wagte es nicht, seinerseits von seinen Empfindungen zu ihr zu reden. Seine Liebe entfaltete sich auf das Schönste, ihre Gegenwart beglückte ihn, und er brachte fast mehr Zeit in den Zimmern der Frauen als in dem seinigen zu. Auf diese Weise ersezten Jugend, Freude und Hoffnung ihm die geschwundene Kraft bald wieder, und sein Antlitz trug in Kurzem keine Spur der körperlähmenden Krankheit mehr.

(Der Beschluß folgt.)

Altfranzösische Sitten im vierzehnten Jahrhundert.

(Fortsezung.)

In Tours spielten wir einmal auf Veranstaltung der Obrigkeit die Mysterie der betenden Apostel. Ich war damals just fünfzehn Jahr alt, und trieb das Studium der Rhetorik. Da ward ich denn wie der heilige Johannes angezogen, und ich kann es nie vergessen, wie ich und meine Mitapostel sechs lange Stunden hindurch auf den Knieen liegen mußten, ohne zu essen noch zu trinken, damit sich das Volk daran erbaue. Aber, was kam erst nachher! Als wir die Bühne verließen, kamen in Schaaren die jungen Mädchen herbey, um die Apostel, mochten sie nun wollen oder nicht, zu umarmen. Ich wehrte mich für mein Theil herzhaft mit Hand und Fuß dagegen, denn ich hatte mir schon damals vorgenommen, ein Franziskaner zu werden. Aber es half nichts, und so mußte ich nicht weniger als dreyßig junge Mädchen küssen; und, lieber Bruder, kannst Du es glauben? der Eindruck davon ist mir jezt, wiewohl das beynahe schon über sechszig Jahre her ist, noch ganz frisch. Oft habe ich diesen Umstand auf der Kanzel erwähnt, als einen Beweis von den Gefahren, die uns durch die Lockungen des andern Geschlechtes drohen. Später haben wir Franziskaner unsere eigne Mysterie dargestellt. Hatten sich die Geistlichen des Pariser Parlements auf einen Marmortisch in der Halle, wo der König seine Feste hält, gestellt, so stiegen unsere jungen Klosterleute auf einen großen Tisch im Refektorium und begannen dann, als alles versammelt war, folgendes darzustellen: In der ersten Scene wird ein Jüngling von Dämonen, in der Gestalt von Frauen, von Würden, Ehrenstellen, Reichthümern, Glück und Ehrgeiz in der Welt zurückgehalten. Der heilige Franziskus führt ihn aber mit mächtigen Armen in das Kloster. Nun beginnt eine neue Scene: dem Jüngling sind die Haare abgeschnitten, er hält sie in der Hand, und aus den schönen Locken wird eine prächtige Krone gewunden; ein Banquet fevert seine Aufnahme. In einer andern, noch freudigeren Scene legt er seine Gelübde ab. In den folgenden Auftritten wird das Kapitel, die Wahlen u.s.w. dargestellt. Lieber Bruder, da bemerkte ich leider, daß die gedankenlosen Jungen das Hin- und Herlaufen, das Gewisper, die Schmeicheleyen, die Kunstkniffe und Intriguen der Welt gar gut, ja nur zu gut darstellten. Das Stück ging weiter, nacheinander wurden die Würden eines Sakristan, Vorsängers, Vorlesers, Vikars, Guardians, Provinzials und Generals dargestellt. In jeder neuen Scene erschien der Franziskaner in neuen Kleidern. Als er Ordensgeneral geworden war, da sah er auf die Welt, als läge sie zu seinen Füßen; wir alle lächelten vor Freude. Dann wurde das Sinken des Zeitalters dargestellt. Mit jedem Auftritt sinkt der Franziskaner immer tiefer. Zulezt sieht man ihn auf seinem Todtenbette, wo der Teufel nach ihm brüllt. Dieser versucht den Weihkessel umzustoßen, doch das Weihwasser widersteht ihm; er versucht die Kerzen auszulöschen, verbrennt sich dabey aber nur seine Klauen. So stirbt der Franziskaner; während er dessen Seele gen Himmel fahren sieht, macht der Teufel unzählige Grimassen, mit denen die Zu-

Digitized by Google

schauer ergözt und belustigt werden, und der Spaß hat ein Ende.

Während der unglücklichen Regierungen Philipps des Schönen und Johanns, dessen Sohnes, sank die Schauspielkunst, lebte aber unter Karl dem Weisen, mehr noch aber unter Karl VI. wieder auf, der jezt so häufig mit seiner jugendlichen Gemahlin und seinem glänzenden Hofe die neuen Mysterien, die von Zeit zu Zeit in St. Maur dargestellt werden, besucht. Man hat sich jezt entschlossen, wie man sagen hört, stehende Bühnen in Paris zu errichten. Die vier Bettelorden, die sich mehr als alle andern für die Sicherheit des Christenthums verantwortlich glauben, haben großen Lärm über diesen Plan erhoben. Wir, die Häupter der vier Konvente, haben uns mehrere Male dieserhalben zur Berathung versammelt. Doch haben weder die Jakobiner noch die Franziskaner sich bis jezt zu etwas entschlossen; die Augustiner aber haben sich so eben dahin entschieden, daß sie sich jeden Falls allen theatralischen Vergnügungen widersetzen wollen.

Der Aussätzige.

Trotz der Ungleichheit ihres Standes hatte die jugendliche und schöne Tochter eines Würdenträgers an unserer Universität zu Tours in die Heirath mit dem Sohne eines reichen Kaufmanns gewilligt; wiewohl die Welt laut darüber Schande schrie, ward die Heirath vollzogen, und da die Ehe anfangs höchst glücklich war, so schwiegen bald alle Stimmen. Nach Verlauf einiger Zeit aber begann die Blüthe der Gesundheit, die früher auf dem Gesichte des jungen Mannes geprangt hatte, zu welken. Hitze, Entzündungen, Geschwüre verkündeten endlich den wüthenden Ausbruch jener unreinen Krankheit, die aus dem Lande, wo unser Erlöser starb, zu uns gebracht worden ist. Lange Zeit versuchten die Verwandten des jungen Mannes sich über seinen Zustand zu täuschen, doch endlich brachen die Mäler des Aussatzes so heftig aus, daß ärztlicher Beystand unumgänglich nöthig war; die Aerzte erklärten aber, man könne hier die Einschreitung von Seiten der Kirche nicht vermeiden. Da der Vater der Frau das Amt eines Anwaldes bey unserem Kloster bekleidete, konnte ich nicht umhin, der Familie bey dieser Gelegenheit Beystand zu leisten. Wie übermannte mich aber das Mitleiden beym Anblick des jungen Mannes! Seine blühenden Wangen, seine schönen Augenbrauen waren durch den Aussatz ganz zerstört, und nur zu klar sah man an diesem hübschen Manne, wie die Sünde schrecklich befleckt. — Gegen Nachmittag des festgesetzten Tages, vor einer zahllosen Zuschauermenge, ward die Ceremonie, durch welche dieser junge Mann von der Gemeinschaft mit seinen Angehörigen und dem ganzen Volke getrennt werden sollte, vollzogen. Der Aussätzige, in ein Sterbekleid gehüllt, harrte an der untersten Treppenstufe seines Hauses, und die Geistlichkeit seiner Diöcese begab sich in Prozession zu ihm, um ihn von da in die Kirche zu führen. Eine erleuchtete Bahre war dort aufgestellt. Auf diese ward der junge Mann gelegt, ganz so, wie die Todten auf dem Paradebette zu liegen pflegen. Darauf wurden Messen für den Abgeschiedenen gelesen und die gewöhnlichen Besprengungen und Räucherungen vorgenommen. Darauf führte man ihn zu der Brücke außerhalb der Stadt und zu dem kleinen Hause, das er fortan zu bewohnen hatte. Als man an der Thüre desselben, über welcher man eine kleine Glocke und über dieser wieder ein Kruzifix angebracht sah, angekommen war, warf sich der Aussätzige, ehe er sein Gewand ablegte, auf die Kniee. Der Pfarrer, der ihn begleitete, hielt darauf eine ergreifende Rede, ermahnte ihn zur Geduld, erinnerte ihn an die Leiden Jesu Christi, zeigte ihm den Himmel über seinem Haupte, der zu seiner Aufnahme schon bereit sey, die Freuden, die des Betrübten dort harrten, wo es weder Leiden noch Aussatz gäbe, und wo alle ewig rein und glücklich seyn würden. Nach dem Schluß dieser Rede warf der unglückliche junge Mann seine Kleider ab, zog die eines Aussätzigen an, und nahm seine Klapper (ähnlich den Klappern, wie man sie den Kindern zum Spielen gibt), um Jeden zu warnen, daß er seine Nähe fliehe. Darauf rief der Pfarrer mit lauter Stimme die in dem Ritual verordneten Verbote aus: Ich verbiete dir, diese Kleider eines Aussätzigen abzulegen. Ich verbiete Dir, barfuß einher zu gehen. Ich verbiete Dir, durch Nebengassen und enge Straßen zu gehen. Ich verbiete Dir, zu irgend Jemand zu sprechen, dessen Angesicht windwärts von dir ist. Ich verbiete Dir, eine Kirche, ein Kloster, eine Messe, einen Markt oder irgend einen Ort, wo Menschen versammelt sind, zu betreten. Ich verbiete Dir, zu trinken oder deine Hände zu waschen in einer Quelle oder in einem Bach. Ich verbiete Dir, irgend eine Waare in die Hände zu nehmen, ehe Du sie gekauft hast. Ich verbiete Dir, irgend etwas zu berühren, was Kindern gehört, noch ihnen etwas zu schenken. Dann reichte ihm der Priester die Hand zum Kusse, warf eine Handvoll Erde auf sein Haupt, schloß die Thüre hinter ihm zu, und empfahl ihn den Gebeten der anwesenden Geistlichkeit. Darauf ging Alles wieder nach Hause.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Fabel.

Minerva's Schild ein Spiegel war;
Drob führt der Affe Klage.
Sehr alt ist diese Fabel zwar;
Geschieht noch alle Tage.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Das Mittagsschläfchen führt mich zu einer Beschreibung einer Siesta. „Auf der Schwelle lag eine große Dogge, welche sich am Morgen sehr unanständig meinem Eintritt widersetzt hatte, worauf ein Kampf zwischen uns entstand, welcher unglücklich für mich hätte ausfallen können, wenn nicht den Hund der Herr abgerufen hätte, der aber jetzt schlief; da ich also nicht auf die Vermittlung dieser Partei zählen konnte und für's erste nur ein Waffenstillstand zwischen uns herrschte, so fühlte ich mich nicht versucht, den wachen Schlummer des Hundes zu stören, dessen er nach dem halboffenen Auge zu schließen, womit er mich besah, gegenwärtig genoß. Eine Katze schlief mit der Sicherheit eines kleinen Staats, der sich des Schutzes einer großen Macht erfreut, quer über seinem Rücken. Ich wandte mich gegen die Mitte des Weges, wo sich eine kleine Hütte und Krippe für die Maulesel der Reisenden befand. Die unsrigen hatten ihr Futter aufgefressen und ihre hängenden Ohren und Köpfe zeigten, daß auch sie schliefen. Das Gepäcke lag auf dem Boden umher, und als ich eine von den Matten in die Höhe hob, um mein Schreibpult zu suchen, fand ich meine drey Mauleseltreiber, die sich darunter gegen die brennenden Sonnenstrahlen geflüchtet hatten. Zwey von den dreyen schliefen: ein sprechendes Bild einer wohl bestellten Kommission. Aber wo war mein Bedienter, der Bader des Hospitals von Acapulco? Ich rief ihn zwei oder dreimal bei seinem rechten Namen, Henrico, obgleich er mir in der Idee immer als Don Quixote vorschwebte; aber er kam nicht. Ich rief wieder, aber nicht laut; denn meine Stimme hallte so schauerlich aus der mich umgebenden Todtenstille zurück, daß ich selbst davor zurückbebte. Es entstand eine kleine Bewegung in der Hütte unter den Mauleseln, und der Chinese kam heraus, nackt bis auf ein Paar kurze baumwollene Unterhosen und eine Nachtmütze. Er sah mich an, wie einer, der durch einen Feuerlärm aufgeweckt worden ist; aber nie habe ich eine solche Figur gesehen, als etwa auf einem chinesischen Theetopf.“ Einmal schlief der Reisende in der Hütte eines Weibes von halb afrikanischer und halb indianischer Abkunft. Eine Matte theilte das Gebäu in zwei Gemächer; die Betten lagen am Boden. „Es war Mitternacht, ehe ich ein Auge schließen konnte. Dieß war um so unangenehmer, da wir um vier Uhr aufbrachen, und selbst in dieser kurzen Zeit meine Ruhe unterbrochen worden war, und dieß durch einen ziemlich sonderbaren Zufall. Ungefähr eine Stunde, nachdem ich eingeschlafen, weckte mich ein Kitzeln im Gesichte; im Aufspringen kam es mir vor, als sähe ich etwas Schwarzes auf meinem Kissen; anfangs hielt ichs für die Katze, da es einen knurrenden Ton von sich gab und sich haarig anfühlte; ich schlug mit meinem Schnupftuche darauf, und es fuhr durch eine Oeffnung in der Scheidewand, gegen welche das Haupt meines Bettes stieß. Während ich noch darüber nachdachte, was für ein Thier es wohl gewesen sey, hob sich die Matte aufs neue langsam in die Höhe, und ich sah sogleich meinen Irrthum: es war nichts anders als der Kopf der Negerin, welche im Schlaf einen Theil meines Kissens gesorgt hatte, das von dem übrigen nur durch die bewegliche Wand getrennt war.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Ende März.

Von dem Gelingen der Stummen von Portici spricht Alt und Jung, wer überhaupt vom Theater spricht. Der speyende Vesuv, der Golf von Neapel, der Sänger Bader als Masaniello, wie er so schön ausgesehen und gespielt, als Niemand vermuthet, das immer gefüllte große Opernhaus, und zwar zu hohen Preisen, und die immer glänzende Versammlung — das ist das Thema der Lust unseres Carnevals! Und nicht jedes Jahr weiß eine Modeoper so zu reussiren, so von sich reden zu machen. Die herkömmlichen Hoffeten traten nicht aus ihren engen Kreisen heraus; und wenn sie es auch, wie zuweilen in früheren Jahren, gethan, die allgemeine Lust, die das Wort begreifen soll, wurde nicht dadurch geweckt. Was hier geschehen ist und was noch geschehen wird, der einmal dazu bestimmten Jahreszeit ein frohes Lustre zu geben, trägt immer den Charakter des Gemachten. Es wächst nicht heraus aus dem innern Bedürfniß, es ist ein Schauspiel, das aufgeführt wird. Die Darsteller und Direktoren müssen sich freuen, wenn es nur duldend hingenommen wird, daß das Parterre über das Orchester klettern und im Bacchantenchor mittanzen solle, darf nie erwartet werden. Wir sind wie W. v. Normann in seinem Mosaik (Jugendliebe Heinrich des Vierten. Constanz, Wallis. 1828) singt:

In Deutschlands Norden,
Der klug, doch nimmer lebensfroh geworden.

Ist es doch selbst thöricht, Possen und Schwänke gerade in dieser Zeit zu geben. Das Publikum ist eben so ernst als sonst. Ein geistreicher junger Schriftsteller, eben aus Italien zurückgekehrt, der also am empfindlichsten den Ernst und die Kälte unseres nordischen Carnevals fühlen mochte, hat in einer humoristischen Satyre seinen Unmuth ausgelassen. Carneval, ein kecker Knabe, wird von vier Grenadieren geknebelt und mit versiegelten Flügelspitzen durch das Brandenburger Thor in Berlin eingeführt. Er ist aus dem Süden requirirt und ausgeliefert worden, weiß sich aber in Berlin gar wenig zu finden, und der arme Junge ist überdieß auf dem Wege beynahe erfroren. Ueberall begleiten ihn zwei Polizeybeamte, damit er nicht zu Schaden kommt und nicht selbst zu munter wird. Am peinlichsten fühlt er sich auf dem sogenannten Brühlschen oder Subscriptionsballe in der steifen Halsbinde unter den vornehmen, geputzten Gestalten. Sein Freund befreyt ihn aus Noth und Zwang, löst ihm das Siegel, der muntere Knabe wirft Frack und Cravatte ab, schüttelt die Flügel und flattert durch das geöffnete Fenster nach seiner Heimath Rom. Und die Berliner merken nicht, daß er fort ist, und noch fünf Wochen feyern sie Carneval, ohne daß Carneval da ist. Die satyrische Idylle führt den Titel: „Carneval in Berlin“ und steht im Februarheft des hiesigen Conversationsblattes.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. April 1829.

— Wann's Matthä am letzten ist, —
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Aengsten und aus Nöthen.

Bürger.

König Sancho.

Altspanische Romanze.

In den tiefen Kerker warf
Seinen Bruder, Don Alfonso,
König Sancho von Kastilien;
So erscholl des Königs Wort:

„Ein Verräther ist des Landes,
Wer für Don Alfonso bittet;"
Und kein Ritter, keine Dame
Wagt es mehr, für ihn zu fleh'n.

Sieh, da wagt's die treue Schwester,
Nahet bittend sich dem König:
„König Sancho, König Sancho,
Ihr mein Bruder und mein Herr!"

„Einst, ich war ein kleines Mädchen,
Einst verhießt Ihr ein Geschenk mir;
Jetzt, da ich heran gewachsen,
O gewährt es mir, Sennor!"

„So begehrt es denn, o Schwester,
Aber die Bedingung setz' ich:
Burgos dürft Ihr nicht verlangen,
Burgos nicht, auch nicht Leon;

„Nicht Valladolid, das reiche,
Nicht das prächtige Valencia;
Was Ihr sonst erbittet, Schwester,
Will ich nicht verweigern, nein."

„König, nicht erbitt' ich Burgos,
Burgos nicht, auch nicht Leon;
Nicht Valladolid, das reiche,
Nicht das prächtige Valencia:
Um den lieben Bruder bitt' ich,
Den Ihr noch in Banden habt."

„Wohl! rief Sancho, wohl, o Schwester,
Morgen geb' ich ihn Euch frey."
„Lebend will ich seh'n den Bruder,
Lebend, nicht will ich ihn todt." —

„O so seyd verwünscht Ihr, Schwester,
Und verwünscht, wer dieß Euch eingab:
Morgen früh, am frühen Morgen,
Hätt' ich ihn Euch — todt gesandt."

Mutzl.

Heilung durch Krankheit.

(Beschluß.)

Eines Morgens trat Rubfeld früher als gewöhnlich in Rolands Zimmer. „Mache Dich fertig," sagte er, „heute ist Agnesens Geburtstag, und die Mutter und ich

Digitized by Google

haben es schon längst mit einander verabredet, ihn in dem lieblichen Flottbeck zu feyern. Wir wollen zugleich das Fest Deiner Genesung begehen; denn Du sollst heute von den Klauen Deines Aeskulap, die Dich lange gepackt hatten, befreyt werden. Der Doctor medicinæ Ruhfeld empfiehlt sich Dir und Dein alter Heinrich Ruhfeld bleibt von nun an allein bey Dir zurück. Auf denn! die Rosse schnauben und stampfen und harren Deiner.

Ruhfelds Aufforderung wurde willig und schnell Folge geleistet. Als sie zusammen im Wagen den Frauen gegenüber saßen, fühlte sich Roland so heiter, wie er sich lange nicht erinnern konnte gewesen zu seyn. Agnes strahlte von Liebenswürdigkeit, und die Mutter trieb tausend Scherze mit Ruhfeld, weil dieser ein Mal über das andere sagte: er würde mit seinem Geburtstagsgeschenke sich erst am späten Abend einstellen; denn es sey gar zu gewöhnlich, die Leute am frühen Morgen anzubinden. Da indessen Fräulein Agnes einmal hergebrachter Maßen angebunden werden müßte, so wäre das am Abende auch noch nicht zu spät. Roland wollte in den Scherz mit eingehen, aber es gelang ihm nicht recht; er ließ sich daher lieber in ein Gespräch mit Agnes ein, das ernstere Gegenstände berührte, aber ihn so sehr fesselte, daß er seiner Meynung und seinem Herzen nach viel zu früh in Flottbeck ankam.

Wer von meinen Lesern in Hamburg gewesen ist, dem wird gewiß das reizende Flottbeck, der Lieblingssitz eines der geistreichsten und edelsten Männer Deutschlands, nicht unbekannt seyn. Dem Fremden erzähle ich nur, daß es hart an der hier schon sehr breiten, sich wie ein glänzendes Silberband durchziehenden Elbe liegt, und daß das dazu gehörende Hölzchen durch den Geschmack des hochsinnigen Besitzers zu einer der schönsten Parthieen in Norddeutschland umgewandelt ist. Unsere Freunde ruhten im Gasthofe aus und beschlossen dann einen Spaziergang dahin zu machen. Ruhfeld führte die Mutter, Roland Agnesen. Das erstere Paar blieb, ob zufällig oder absichtlich, das wollen wir dahin gestellt seyn lassen, zurück, und so kam es, daß nach halbstündigem Wandeln Roland und Agnes in eine Hütte traten, um die beyden andern dort zu erwarten. Ihr Gespräch hatte eine sehr ernsthafte Wendung genommen; sie redeten von dem Schmerze, den das Leben in tausend Gestalten mit sich führt, und Agnes sagte: „Was kann der Mensch nicht ertragen! Ich glaubte auch einst dem Grame erliegen zu müssen, da fielen mir die Worte eines geistreichen und gefühlvollen Mannes ein, die mir gleichsam eine Richtschnur gaben: Il y a des momens où tout ce que l'on peut faire, c'est de vivre; ich trug meinen Schmerz, ohne ihn bekämpfen oder mich von ihm besiegen lassen zu wollen, und besiegte ihn endlich.“ Diese Worte rührten Roland so sehr, daß er nichts sagen konnte als „Agnes.“ Aber der Ton seiner Stimme und der beredte Blick seiner Augen verkündeten deutlich was er fühlte. Da brach ihre Liebe hervor. Sie faßte seine Hand, er zog sie an sein Herz, und „ewig Dein“ seufzte sie unter seinen beseligenden Küßen.

In diesem Augenblick traten die Mutter und Ruhfeld hinzu. Agnes wand sich nicht aus Rolands Armen; sie reichte der Mutter ihre Hand, Roland die seinige dem Freunde.

„Kennst Du die Inschrift dieser Hütte?“ fragte Ruhfeld bewegt den Freund. „Sie lautet: Hoc erat in votis. Das sage ich jezt aus vollstem Herzen, denn ich liebe Dich wie mich selbst.

Vier fröhlichere Menschen fuhren wohl nicht leicht am Abend in die Thore der alten ehrenwerthen Hansestadt Hamburg ein.

Als Roland spät am Abend bey Agnes saß, sagte diese: „Wie gut ist Gott! Was habe ich gelitten! Als ich von dem Nervenfieber, das mir der tiefe Gram zugezogen hatte, genas, aber tiefe, fast an Wahnsinn gränzende Schwermuth meine beständige Begleiterin wurde, da vernahm ich, wie der Arzt, wähnend, ich höre es nicht, zur Mutter sagte: nur eine ernste Krankheit, oder eine neue, tiefgefühlte Neigung könne mich heilen. Mir schauerte davor, noch einmal erkranken zu müssen, und doch, ward nicht die Heilung auch durch eine ernste Krankheit herbeygeführt, durch die Deinige, mein geliebter Freund?“ Sie erzählte ihm darauf, daß sie an jenem Abende, wo er das Kind rettete, deutlich gefühlt habe, wie sie ihn unaussprechlich liebe, in der Nacht aber, wo sie Schröders Brief fand, sich fest entschlossen, ihm alles zu gestehen.

Ihre Hochzeit wurde auf Rolands Geburtstag festgesezt. Am Abende vorher, dem in Hamburg in Ehren gehaltenen Polterabende, erschienen Ruhfeld, Werner und Reimbold, um das frohe Fest mit ihnen zu begehen. Der leztere hatte sich als Arbeitsmann maskirt, um sich, auf seinen früheren Scherz anspielend, dem Hause Roland und dessen stillem Kompagnon zu empfehlen, wurde aber an seinen vielen Fragen bald erkannt. Als man sich zu Tisch sezte, brachte Ruhfeld den Toast aus: „Es lebe die Homöopathie, Heilung durch Krankheit!“ „Wie so?“ fragte Reimbold.

Altfranzösische Sitten im vierzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Zweykämpfe.

Die Zweykämpfe waren in früherer Zeit so häufig geworden, daß man sich genöthigt sah, trotz der Chevalerie des Zeitalters, besondere Verfügungen zu treffen, um sie theilweis zu verhüten. So durfte z. B. kein Zweykampf stattfinden, wenn die Schuld, um die ein Streit der Art

entstanden war, sich nicht höher als auf etwa acht Groschen belief. Selbst die Bestimmungen der Gesetze und der Ordnung bey den Zweykämpfen erforderten die Aufmerksamkeit der Könige. Im Jahr 1205 hatte schon Philipp August die Länge der Keule, mit der gewöhnlich damals der Zweykampf ausgemacht wurde, auf drey Fuß festgesezt, und im Jahre 1260 hob der heilige Ludwig den Gebrauch auf, streitige Rechtspunkte durch den Zweykampf zu entscheiden. Als im vierzehnten Jahrhundert Wissenschaft und Kunst wieder etwas aufzuleben begannen, und dadurch die Sitten des Volkes milder wurden, sank der Gebrauch des Zweykampfs natürlich in seinen Augen. Doch geschah es noch oft, daß die Franzosen mit großer Freude herzuströmten, wenn ein solcher Vorfall, über den die normännischen Romane der Trouveres einen so poetischen Reiz verbreitet hatten, vor sich gehen sollte, namentlich da der Zweykampf durch die abergläubischen Ceremonien, von denen er begleitet war, in den Augen vieler noch immer etwas Heiliges behielt. Diese Ceremonien bestanden aber in Folgendem:

Wenn eine Streitsache durch einen Zweykampf entschieden werden sollte, trafen sich die Partheyen am bestimmten Tage, sehr häufig auf einem offenen, von den Mauern eines Klosters, das die blutige Scene zu heiligen schien, beschatteten Platze. Von Tagesanbruch an war gemeiniglich das Volk schon beschäftigt, Gerüste aller Art zu errichten und auf die Thürme und Zinnen der benachbarten Gebäude zu klettern, um dem Vorgange gemächlich zusehen zu können. Um Mittag sah man gewöhnlich die Reiterzüge an dem Eingange der Schranken erscheinen, worauf der Herold ausrief: „Laßt den Herausforderer erscheinen!“ Auf diesen Ruf trat derselbe vor, von Kopf bis zu Fuß gewappnet, den Schild vom Hals herab hängend, das Visier herabgeschlagen und das Bildniß eines Volksheiligen in der Hand; man führte ihn dann zu seinem Zelte. Eben so erschien der Angeklagte. Dann begab sich der Herold in seinem mit Lilien durchwirkten Wappenmantel in die Mitte des Kampfplatzes und rief aus: „Hört, hört! Grafen, Ritter, Herren und Leute aller Art, unser Lehnsherr, von Gottes Gnaden, König von Frankreich, verbietet euch bey Todesstrafe oder Einziehung eurer Güter, weder zu sprechen noch zu schreyen, noch zu husten, noch auszuspeyen, noch Zeichen zu machen.“ — Unter tiefem Stillschweigen, während dessen man kaum etwas anders als das Murmeln der etwa vorbeyströmenden Bäche oder das Gezwitscher der Vögel vernahm, verließen die Kämpfer ihre Zelte, um, jeder einzeln, die beyden ersten Schwüre abzulegen. Sobald sie den dritten Eid ablegen sollten, mußten sie gewöhnlich zusammen erscheinen, der Marschall die rechte Hand eines Jeden von ihnen nehmen und dieselbe auf das Kruzifix legen. Dann begannen die Priester ihr Amt und versuchten gewöhnlich, die Kämpfer zu versöhnen und sie an ihre gemeinschaftliche Unterwerfungspflicht unter das höchste Wesen zu erinnern; doch waren gewöhnlich alle diese Bemühungen vergeblich. Beharrten die Partheyen auf ihrem Entschlusse, so leisteten sie nun den lezten Eid. Sie mußten feyerlich schwören, daß sie weder an sich, noch an ihren Pferden, weder Steine, noch Kräuter, noch Zaubermittel irgend einer Art hätten, und daß sie nur allein mit ihrer Körperkraft, ihren Waffen und Pferden die Sache ausfechten wollten. Hierauf ward ihnen das Kruzifix und das Breviarium zum Kusse gereicht, dann zogen sich die Partheyen wieder in die Zelte zurück; die Herolde ermahnten noch einmal zu Gewandtheit und Muth und die Kämpfer traten endlich aus ihren Zelten, die unmittelbar dicht an den äußern Schranken standen. Dann rief der Kampfmarschall: „Laßt sie allein! laßt sie allein!“ worauf sich die Sekundanten zurückzogen. Die Kämpfer bestiegen ihre Pferde und der Streit begann.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Die folgende Beschreibung eines ländlichen Festes ist sehr anziehend. „Es war 6 Uhr des Abends, als wir das Dorf erreichten, und nahmen von einem Hause Besitz, welches man zu unserer Aufnahme geräumt, ich will nicht sagen eingerichtet hatte. Das Mittagsessen bestand aus einer Menge kostbarer Gerichte, die Herren aber hielten sich sehr mäßig und tranken nicht mehr als 2 bis 3 Gläser Wein; dafür nahmen sie, schon ehe man abgedeckt hatte, ihre Zuflucht zur Cigarre. Wir waren noch nicht ganz zu Ende damit, als man uns zu einem Balle einlud. Ich erschrack ein wenig über den Vorschlag, denn mein Anzug, welcher, blos aus einer nach mexikanischer Mode mit Borten und Quasten besezten Jacke von Shawlzeug und weißen Beinkleidern und Weste bestand, paßte durchaus nicht für eine solche Gelegenheit. Aber die Herren rissen mich aus der Verlegenheit, indem sie mich versicherten, es sey eine Gesellschaft ohne alle Förmlichkeit, und da wir nicht über 100 Schritte zu gehen hatten, so begaben wir uns zu Fuße nach dem Orte der Lustbarkeit. Da die Musik alle Müßiggänger des Ortes herbeygelockt hatte, so hatten wir einige Mühe, uns bis an die Hausthüre zu drängen. Der Saal war auf drey Seiten mit einer dreyfachen Reihe von Bänken umgeben, und auf der vierten standen Tische mit Obst, Kuchen, Wein und Branntwein zur Erfrischung. Wunderte ich mich über die Einfachheit des Tanzbodens, so staunte ich noch weit mehr über die Menge der schönen Frauen, welche denselben anfüllten. Ich hatte die glänzendsten Versammlungen gesehen, welche Mexiko zusammenzubringen vermochte, aber hier sah ich, so zu sagen, einen Verein von allen Schönheiten, die ich in jener Hauptstadt einzeln erblickt. Auch hatte ich schon von den mexikanischen Damen die vorzügliche Schönheit der Guatambarinnen rühmen hören. Man tanzte nichts als Walzer und ich muß bekennen, daß dieselben mit großer Züchtigkeit und Zierlichkeit ausgeführt wurden. Die Figuren und Stellungen waren sogar noch mannichfaltiger, als ich sie in Mexiko gesehen hatte. Es waren mehrere der vornehmsten Familien hier, und darunter auch zwey oder drey

Digitized by Google

Mitglieder des Ministeriums. Die Musik bestand aus acht trefflich gespielten Guitarren, deren Inhaber oft zu vergessen schienen, daß sie dieselbe Melodie zu spielen hatten, so stark unterschieden sich die Variationen eines Jeden; die Wirkung aber war entzückend und die Genauigkeit des Tempo bey dem unabhängigen Spiel der Musikanten wirklich wunderbar.“ Von der Kleidung der Bewohner schreibt der Reisende Folgendes; „Einige Weiber trugen kurze rothe Röcke, mit einfacher weißer Besetzung am untern Ende; den obern Theil des Körpers bedeckte blos das Hemd, welches, in dicke Falten gestärkt, gewissermaßen die Stelle einer Jacke vertrat; das Haar war vorn getheilt und hinten in zwey Zöpfe geflochten und in mancherley Figuren um den Kopf gewunden. Blaßrothe Atlasschuhe, besonders lang und weit, ohne Strümpfe vollendeten den Anzug. Die meisten Mädchen in Guatemala, d. h. alle aus den untern Ständen, kleiden sich auf diese Art, außer daß sie meistens keine Schuhe, manchmal aber auch die feinsten seidenen Strümpfe und die zierlichsten Schuhe tragen. Die Männer tragen bis zum Gürtel selten etwas mehr als das Hemd, und ein Paar an den Knieen offener Beinkleider von rauhgegerbtem Gemsenfell macht ihre übrige Kleidung aus. Das Haar aber tragen sie entweder wie die Weiber getheilt, oder lassen es wie unsere Matrosen in kurzen Locken hängen, während es hinten, je nach der Würde des Mannes, in einem oder zwey Zöpfen herunterhängt.“

„Bey allen Sonderbarkeiten,“ sagt der Verfasser an einer andern Stelle, „hatte ich die Einwohner für ein sanftes, harmloses Geschlecht. Von der ganzen Bevölkerung haben vielleicht nicht mehr als drey Zehntel eine politische Meynung, oder einen Begriff davon, daß Jeder Antheil an der Regierung seines Vaterlandes nehmen kann. Die übrigen sieben Zehntel können indessen immerhin als Freunde des Unabhängigkeitssystems betrachtet werden, da sie bereits durch die Verminderung der Abgaben und die Freygebung der Sklaven fühlbare Vortheile davon genossen haben. Freylich ist das gemeine Volk, von dem hier die Rede ist, meist durch seinen Wohnort und den Grad seiner Bildung so sehr von dem Sitze der Regierung und der geistigen Quelle der politischen Verhandlungen entfernt, daß es von der erstern kaum das Daseyn kennt und durch die leztern selten angeregt wird. So wenig es aber von Präsidenten, Staatsräthen und Kongressen weiß, so kennt doch ein Jeder den Pfarrer seines Ortes, und da dieser der einzige Vorgesezte ist, von dem sie etwas Näheres wissen, so muß das Beyspiel und der Rath desselben natürlich sehr vielen Einfluß haben. Die meisten Pfarrer sind eingeborne Kreolen. Die höhern geistlichen Stellen waren ehemals ausschließlich den Alt-Spaniern vorbehalten; nach dem neuen System aber sind diese völlig ausgeschlossen, weßwegen man wohl erwarten darf, daß die Masse der Geistlichkeit der Verfassung gewogen ist; daher würde auch das Volk sich bereitwillig zeigen, solche im Fall der Noth zu vertheidigen. Unter den mittleren und höheren Ständen gibt es selbst dem Namen nach keinen Ueberrest von einer spanischen Parthey mehr, und die alte Iturbidesche Parthey ist jezt eins mit den Freunden der Unabhängigkeit. Es gibt in der Republik ungefähr 300 Pfarreyen, wovon die meisten 2 bis 4 Niederlassungen unter sich begreifen. Jede Pfarrey hat ihren Priester, deren jeder im Durchschnitt ein Einkommen von 1500 spanischen Thalern haben mag. Guatemala hat eine Domkirche mit einem Bischof und Domherrn, und Leon de Nicaragua, Concayagua und Cindad Real deßgleichen; auch geht man damit um, ähnliche Anstalten und Würden den Städten San Salvador und Costa Rica zu gewähren.“

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Ende März.

(Beschluß.)

Ungefähr mit dem Carneval schloß Hr. v. Holtei seine dramatischen Vorlesungen. Er sagte zwar für immer in seinem Abschiedsworte, es wird hoffentlich aber nur eine temporelle Ewigkeit seyn. Der überfüllte Saal am lezten Abende strafte den Vorleser Lügen, wenn er über abnehmende Theilnahme klagte. Es ist schon sehr viel für Berlin, wenn vier Winter hindurch ein äußerst achtbares Publikum zu einer Unterhaltung sich zahlreich einfindet, die nichts für die Sinne, nur für den Geist Nahrung bietet. Keine Dekorationen, kein Glanz der Lichter, kein Personenwechsel, auch nicht einmal eine einleitende, vermittelnde, schließende Musik; ein wie allemal sitzt ein schwarz gekleideter Mann auf dem Katheder, dessen Stimme weder so wohl-, noch so volltönend ist, um allen Modulationen des Schmerzes und der Lust zu folgen, dessen Gesichtsspiel zwar Ausdruck hat, aber lange nicht genug, um alle Nuancen zwischen dem königlichen Schmerz des wahnsinnigen Lear und der Verdrossenheit und Schelmerey in Falstaffs Bande lebendig werden zu lassen. Ueberdieß ist man einig, daß der männliche Vorleser die Frauen nicht zu charakterisiren weiß; man tadelt, zuweilen mit Unrecht, Anwendung falscher Mittel. Und doch ist Alles während beynahe drey Stunden ohne Unterbrechung Aug' und Ohr, wie kaum im Theater, wenn die beliebteste Mimin in einem Monolog ihre ganze Kunst entfaltet. Man rückt nicht mit den Stühlen zum Schluß, die Thüren klappen nicht, keine Ungeduld; die feineren Schönheiten, Witze finden den meisten Eingang. Es ist die ursprüngliche Macht der Dichtung, die hier ergreift, fesselt. Weder beym Selbstlesen, noch bey der theatralischen Darstellung empfängt man das Drama so als ein Ganzes, gewissermaßen aus der ersten Hand, durch ein unmittelbares Organ. Die Kritik, die sich am Einzelnen hält, muß hier verstummen. Daher erklärt sich auch, daß man am liebsten klassische Stücke hört, und zwar solche, die partheienweis auf unserm königlichen Theater meisterhaft dargestellt werden. Man will nicht Stücke aus dem zerrissenen Dichter, sondern diesen selbst, seinen Ideengang lebendig hören. Vermuthen hätte man mögen, daß der Vorleser als Organ jüngerer Tragödiendichter, deren praktische Unerfahrenheit ihnen noch die Bretter verschließt, willkommen seyn würde. Aber die Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt; das Publikum findet sich am mindesten zahlreich bey Neuigkeiten ein; Holtei darf dagegen immer auf einen vollen Saal rechnen, wenn er Tiecks gestiefelten Kater ankündigt. Im Vortrag dieses humoristischen Meisterwerks hat er eine eigene specifische Kraft errungen.

Ich schließe meinen Bericht mit einem schönen Zuge unseres ebenso gerecht, als tief fühlenden Monarchen, dessen Authentizität man verbürgen will. Der Inhaber der berühmten Mühle von Sanssouci, direkter Nachkomme jenes trotzigen Müllers, ist in schlimme Vermögensumstände gerathen. Von Gläubigern gedrängt, bietet er nunmehr freywillig seine bekannte Mühle dem Besitzer von Sanssouci zum Kauf an. Aber ein gnädiges Schreiben erwiedert darauf: „Die Mühle gehöre nicht mehr dem Müller, sondern der Geschichte an. Sie müsse für kommende Zeiten stehen bleiben. Aber als guter Nachbar sende der Besitzer von Sanssouci dem Windmüller 6000 Thaler, seine Gläubiger zu befriedigen.“

Beylage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. April 1829.

Wem kam nicht diese Gotteszeit
So oft und oft im Leben?
Wer muß nicht die Gerechtigkeit
Anflehn, ihm zu vergeben?
Und fühlt in seinem Innern noch
Viel stumme Schulden, denen doch
Er einst wird müssen beben!

Herder.

Wo find ich Trost?

Eine Liebe kenn' ich, die ist treu,
War getreu, so lang ich sie gefunden,
Hat mit tiefem Seufzen immer neu,
Stets versöhnlich, sich mit mir verbunden:

Welcher einst mit himmlischem Geduldeu
Bitter bittern Todestropfen trank,
Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden,
Bis es in ein Meer von Gnade sank.

Und wie kommts doch, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde,
Frage: Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und wer rettet mich von Tod und Sünde?

Arges Herze! Ja, gesteh' es nur,
Du hast wieder böse Lust empfangen,
Frommer Liebe, frommer Treue Spur,
Ach, das ist auf lange nun vergangen!

Dieses ist's auch, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde.
Hüter, Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und wer rettet mich von Tod und Sünde?

E. Mörike.

Schilderung des Rigi.

Von Herzen gerne erfülle ich Deinen Wunsch, Dir einen Theil der Beobachtungen mitzutheilen, die ich während eines Aufenthaltes von mehreren Monaten auf dem Rigi gemacht habe, vorzüglich in Bezug auf die Ansiedelungen der Menschen daselbst. So unangenehm es ist, mit Neulingen, die durch den Betrug ihrer Phantasie alles falsch auffassen, über fremde Länder zu sprechen, so interessant ist es, mit einem vielgereisten Manne, wie Du bist, sich über Gegenstände der Art zu unterhalten. Indem ich mich auf den Haupttheil Deines Wunsches, Dir eine Schilderung von dem Treiben der Menschen auf dem Rigi zu geben, beschränke, worüber Du in vorhandenen Schriften allerdings nur höchst unvollkommene Auskunft findest, will ich über Lage, Gestalt und physikalische Beschaffenheit dieses Berges nur so viel bemerken, als für jenen Zweck erforderlich ist. Ich setze dabey nur voraus, daß die gewöhnliche Keller'sche Karte in Deinen Händen ist; die mancherley Panorama's von Keller, Pfyffer u. s. w., tragen zur Deutlichkeit wenig bey.

In der langen Reihe der Nagelfluhegebirge, die sich von Genf über Freyburg, den Thuner- und Vierwaldstätterse nach Zug, Schwyz, Glarus und Appenzell hin ausdehnen, und gegen Süden sich durch die Kalkgebirge (deren Hauptspitzen der Pilatus, Döbi, Titlis u. s. w. sind) an die Hochalpen, gegen Norden an die Sandstein- und Mergelformationen (die durch die Kantone Waadt,

Digitized by Google

Argau, Zürich und Thurgau ziehen) anschließen, steht der Rigi in unvergleichlicher Schönheit da. Die Fronte des Berges erhebt sich von dem Küßnachtersee (so heißt derjenige Theil des Vierwaldstättersees, welcher sich nach Küßnacht hin erstreckt), Anfangs sanft abhängig, bis zu dem Absatz, der Seeboden genannt wird, eine kleine Ebene in der Mitte der Bergwand, die ehedem einen See enthielt, dann immer steiler, an manchen Orten so steil wie ein Dach. Oben an beyden Enden der Fronte, die 3510′ über dem Vierwaldstättersee liegt *) und so ziemlich in gerader Linie läuft, erheben sich Reihen von Spitzen oder Piken; an dem südwestlichen Ende der Rothstock (etwa 3800′ über dem See), gerade über Weggis, einem Dorfe unten am See, mit seinen hohen Fortsätzen, dem Schilt, Dossen (3900′) Schneealpli und den Gersauer Alpen (4020′). Diese Reihe, die gegen vier Stunden längs dem See hinläuft, der ihre steilen Wände bespült **), schließt sich bey Brunnen, wo das Schwyzer Thal an den See stößt. Dieß ist die südwestliche Seite des Berges. An dem nordwestlichen Ende der Fronte erhebt sich der zweyte Bergrücken, der Rigikulm (culmen), etwa 4400′ über dem See (auf der Keller'schen Karte steht durch ein Versehen 4250′), die höchste Spitze des ganzen Gebirgs. Dieser zweyte Rücken ist viel kürzer als der vorige; seine Seiten senken sich steil in den Zuger See hinab, laufen an ihm fort, so weit er in das Schwyzer Thal einbeugt, und vereinigen sich schon oberhalb Goldau mit dem erstern, oben beschriebenen Rücken, wie die Karte zeigt. Dieser lauft dann mit seiner nordöstlichen Seite steil an den Ufern des Lauwerzensers hin, das Schwyzer Thal begrenzend, und endet sich, wie schon bemerkt, bey Brunnen.

Sämmtliche Seiten des Gebirgs sind mit Fichtenwäldern bedeckt, die nach oben hin immer dünner werden und gegen die Spitzen sich ganz verlieren, die nackt und kahl sind. Am interessantesten ist die Südwestseite, die in den Vierwaldstättersee gesenkt ist. Höhe, dunkle Wälder wechseln mit einsamen Thälern, schönen grünen Matten und furchtbaren Felsabhängen, die wie aneinander gereihte Säulen aussehen.

Zwischen den erwähnten beyden Bergrücken liegt eine kleine Ebene, oder, wenn man lieber will, ein hohes Bergthal, das ein gleichschenkliches Dreyeck bildet. Die Basis desselben ist die Seite zwischen dem Rothstock und Kulm, die oben beschriebene Fronte oder First des Berges, deren steile Halden in den Seeboden und von da in den Küßnachtersee hinabgehen. In der Mitte dieser Seite liegt das Wirthshaus, das Rigistaffel genannt wird, 3510′ über dem See, ganz nahe an der First. Die dritte Spitze des Dreyecks, wo die zwey gleichen, an den innern Wänden des Kulm- und Rothstockrückens hinlaufenden Seiten zusammenstoßen, liegt viel tiefer; hier ist Maria zum Schnee. Die innere Wand des Kulmrückens vereinigt sich hier mit dem Rothstock (die äußere, wie früher bemerkt, bey Goldau), und schließt das Thal; eine völlige Vereinigung verhindert eine tiefe und enge Schlucht, in welcher der reißende, forellenreiche Aabach, der nicht weit vom Rigistaffel entspringt, nach Goldau hinabstürzt, sich dann nördlich wendet und in den Zugersee sich ergießt. Wie sehr die Thalebene gegen Maria zum Schnee hin gesenkt ist, erhellt aus der Vergleichung der Höhen; lezteres liegt nur 2680′, der Rigistaffel, der nur eine kleine halbe Stunde davon entfernt ist, 3510′ über dem See. Die Wände der beyden Bergrücken, die sich in dieses Bergthal herabneigen, sind sparsamer als die äußern mit Fichtenwäldern bedeckt, der größere Theil derselben besteht aus Waiden, von den Schweizern Alpen genannt, auf denen läutende Viehheerden umherirren und hin und wieder Alpenhütten stehen.

Hier hast Du eine, wie ich hoffe, ziemlich deutliche Anschauung von der Gestalt des Rigi, so weit es möglich ist, sie dem innern Auge der Phantasie zu geben, ohne daß das äußere gesehen hat. Die Form des Berges auf der Keller'schen Karte ist richtig; nur ist hier sowohl wie auf der kleinen Rigikarte, die dem Kellerschen Panorama beygefügt ist, das zulezt beschriebene Bergthal bey Maria zum Schnee lange nicht eng und geschlossen genug dargestellt. Ich gehe nun zu dem Hauptgegenstand meiner Schilderung über.

Der ganze Berg ist der heiligen Jungfrau gewidmet. „Schon von Natur," sagt das Rigibüchlein *) „ist dieser prächtige Berg der Himmelskönigin gewidmet, weil noch nie eine Schlange, die alte Erbfeindin des menschlichen Geschlechts, welcher die heilige Jungfrau den Kopf zertreten hat, auf ihm gesehen wurde." Daher die vielen heiligen Oerter auf demselben, die ihm eine eigene religiöse Weihe geben und ihn gleichsam kanonisirt haben; daher die vielfachen, zum Theil höchst rührenden Legenden, die sich an diese geweihten Stellen knüpfen, die Wundermähren von den Wirkungen der Gnadenbilder, die da ihren Sitz haben; die Inschriften, Votivtafeln und Stiftun-

*) Der Vierwaldstättersee liegt 1350′ über dem mittelländischen Meer.

**) Zwischen den Wänden des Bergs und dem See ist kein ebener Ufersaum, wie es nach der Keller'schen Karte scheinen möchte. Die Wände gehen fast überall ziemlich steil in den See. Auch ist das Thal bey Brunnen lange nicht so breit, als diese Karte andeutet. Fehler der Art sind in Menge auf dieser Karte; die Thäler sind fast überall zu breit und die Bergrücken zu schmal angedeutet.

*) So heißt eine von den Kapuzinern im Klösterle geschriebene Erzählung von der Entstehung ihres Klosters. Den Namen Rigi leiten sie von regina ab. Wirklich nennt man dieses Kloster noch jezt die Rigi.

Digitized by Google

tungen, wodurch die Geretteten ihre Dankbarkeit bezeugten. Aus dem Anblick dieser Denkmäler einer eigenthümlichen religiösen Fabelwelt entspringt das besondere Interesse, welches der Aufenthalt auf diesem Gebirge sentimentalen Gemüthern gewährt, indeß stärkere Seelen sich an den Denkmälern der politischen Welt ergötzen, die an seinem Fuße den Freyheitsheroismus der Vorfahren verewigen.

Die ganze Civilisation des Berges, um mich dieses passenden Ausdrucks zu bedienen, knüpft sich an diese geheiligten Orte. Ich will meine Nachrichten darüber mit einer Beschreibung der Hauptpfade, die auf ihn führen, verbinden.

Der betretenste dieser Pfade ist der, welcher in das Schwyzer Thal führt, weil der größte Theil des Berges zum Kanton Schwyz gehört. Die Pfade von Neugoldau und Arth vereinigen sich da, wo der Kulmrücken mit dem Rücken des Rothstocks oberhalb Goldau zusammenstößt, und nun läuft der Weg längs des reißenden Aabachs, gegen anderthalb Stunden lang, bis zum Kloster. Etwa eine Stunde von da liegt ein geringes Wirthshaus, Unterdächli genannt, das dem Wanderer gegen Regen und Donnerwetter, die auf dem Rigi und Pilatus so häufig sind, einen willkommenen Schutz gewährt. Steil und schauerlich windet sich von da der Weg, meist auf Stiegen von Holzstämmen, in dieser finstern Schlucht aufwärts; dunkle Wälder, tosende Wasserfälle, die theils die Aa bildet, theils von den Seiten der beyden Gebirgsrücken herabbrausen, und ungeheure Felswände sind die grauenvollen Dekorationen dieses Pfades; angenehme Erheiterungen in dieser Wildniß sind einige Schirmdächer und Bildhäuschen und zwey Kapellchen, von welchen das eine die Kreuztragung, das andere die Kreuzigung Christi darstellt. Etwa eine Viertelstunde von dem Kloster erweitert sich die Schlucht ein wenig, der Pfad wird weniger steil und ungemein anmuthig durch die grünen Wände, an welchen er hinzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Straßenbettler in London.*)

Man rechnet zu London täglich 7000 Bettler auf dem Pflaster, wovon jeder im Durchschnitte sich 2 Shilling erbettelt; alle zusammen gewinnen demnach täglich 700 Pf. Sterl. (8400 fl.) Sie haben ihre eigenen Herbergen, in welchen sie für 3 Pence (9 kr.) Streu, für 4 Pence (12 kr.) reines Stroh, für 6 Pence (18 kr.) eine Matratze als Nachtlager bekommen. Diese Bettler halten jährlich eine Generalversammlung und werden täglich in eigenen Kompagnien für bestimmte Bezirke vertheilt. Mancher Bettler erwirbt sich durch seinen Betrug 5 Shilling des Tages (3 fl.). Ein Bettler, Jak. Turner, rechnet jede Stunde, die er bettelt, auf 1 Shill., und seine Ehehälfte unterrichtet arme Mädchen in der Kunst des Bettelns. Die Polizey weiß dieß und hilft diesem Unfuge nicht ab; sie vermehrt ihn noch dadurch, daß sie täglich aus verschiedenen Gefängnissen und Arresten in der Stadt London und um dieselbe an hundert Diebe frey zu ihrem Handwerke zurück läßt. — Wie sehr sticht gegen diese Bettelindustrie die Würde eines exilirten Grande d'Espanna, eines Pairs des Königreichs Spanien, ab, der, um seine Gattin mit drey Kindern kümmerlich zu nähren, nicht bettelt, aber auf der Chaussee in der Nähe von London als Taglöhner die Straße ausbessern hilft und Steine zerschlägt für täglich Einen Shilling, d. i. 36 kr, was er in England gerade so viel ist, als wenn er bey uns sich 6 kr. verdiente.

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Erstes Märzheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Noch immer herrscht ein heftiger Zwist wegen des Trauerspiels „Heinrich III. und sein Hof" in der literarischen und auch in der politischen Welt allhier. Denn nicht allein die Klassiker sind mit dem Stücke, und mehr noch mit dem großen Zulaufe, den es erregt, unzufrieden, sondern auch die Royalisten, das heißt die Parthey, die sich den Namen Royalisten beylegt; sie behaupten nämlich, das Stück sey ein Spott auf den königlichen Hof jener Zeit. Nun war freylich der Hof Heinrichs III., der Ausschweifung mit Andacht paarte, der erbärmlichste, den man sich denken kann, obschon der König doch einige gute Eigenschaften besaß; der junge Dichter Dumas hat diese elende Zeit ungefähr so dargestellt, wie sie von Geschichtschreibern, die in derselben lebten, beschrieben worden ist, oder wie sie in den übriggebliebenen Dokumenten erscheint. Die Schuld des Dichters ist es keineswegs, wenn so viel Erbärmlichkeit und Elendigkeit in seinem Gemälde vorhanden ist; warum geht sie aus der Geschichte hervor? Es dünkt mir also eine abgeschmackte Beschuldigung, der Dichter habe den königlichen Hof verächtlich machen wollen. So könnte man ja auch die Geschichtschreiber beschuldigen, sie hätten die Absicht gehabt, König Heinrich und seine miserablen Mignons zu verspotten. An solche Beschuldigungen kehrt sich auch der vernünftige Theil des Publikums wenig, und wichtiger ist der dem Dichter gemachte Vorwurf, er habe kein Kunstwerk geliefert, sondern nur eine Reihe von Auftritten historischen Inhalts dargestellt. Manche gehen sogar so weit, daß sie alles Zulaufes und Beyfalls unerachtet, den das Stück erregt, es dennoch für schlecht halten und nicht begreifen können, wie so etwas nur das geringste Aufsehen erregen kann. Der lebhafte Beyfall eines sich stets nach etwas Neuem sehnenden Publikums beweist freylich noch nicht viel, und bürgt in Paris nicht immer für den innern Gehalt eines Kunstwerks; zuweilen vermag das geschickte Spiel eines großen Schauspielers oder ein sonstiger Zufall ein Werk hervorzuheben, das ohne

Digitized by Google

ihn wenig beachtet worden wäre. Dlle. Mars, in der Rolle der Herzogin von Guise, muß natürlich Beyfall finden; auch ergießt sich mit Recht der junge Dichter in der Vorrede zu seinem nunmehr gedruckten Trauerspiele in Lobeserhebungen und Dankbezeugungen gegen die Schauspieler und Schauspielerinnen, die sein Stück darstellen, besonders über die Dlle. Mars, die sehr viel zur überaus günstigen Aufnahme desselben beygetragen hat. Indessen um solch ein Aufsehen zu erregen, wie dieses Trauerspiel gethan hat, muß doch wohl in demselben etwas liegen, was das Publikum anzieht. Ich glaube, es ist die ziemlich getreue Schilderung einer allerdings jämmerlichen, aber doch höchst merkwürdigen und auf das Schicksal Frankreichs einflußreichen Zeit. Es ist eine Episode aus dem Kampfe der alten und neuen Ideen, der Ligue und der nach Kirchenverbesserung und Geistesfreyheit strebenden Menschheit, des Lichtes und der Finsterniß. Solch ein Gemälde ist immerhin interessant, auch wenn der Künstler noch nicht stark und kräftig zu malen versteht. Man hat es dem Dichter zum ästhetischen Fehler angerechnet, daß er keine eigentlichen Charaktere zu schildern unternommen und den Personen keine feste Haltung, keine entschiedene Konsequenz in ihren Handlungen gegeben habe, so daß sie nicht, wie in den ältern Trauerspielen, als Kontraste einander gegenüberstehen und, scharf gezeichnet, sich als bestimmte Figuren hervorheben. Solche bestimmte, konsequente Charaktere sind aber in der Geschichte der vorigen Jahrhunderte schwer zu finden; fast alle tragen das Gepräge des damaligen Zeitgeistes, und wenn der Dichter keine solche bestimmten Charaktere vorfand, so konnte er sie auch nicht in sein Trauerspiel bringen, falls dieses eine geschichtlich treue Schilderung der damaligen Zeit werden sollte. Einem geübtern Dichter wäre es jedoch vielleicht gelungen, die in der Geschichte zerstreuten Züge mit geschickter Hand zu vereinigen und zur schärfern Bezeichnung seiner Charaktere zu benutzen. In einer schlechten Zeit sind die Menschen großentheils charakterlos; allein ihre Hauptneigungen und Empfindungen stechen doch hie und da hervor; des Dichters Pflicht und Talent ist, sie wie Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln. Dann haben manche Kunstrichter es in ästhetischer Hinsicht unedel gefunden, daß eine Haupttriebfeder der dramatischen Handlung in „Heinrich III“ darin besteht, daß der Herzog von Guise körperliche Gewalt braucht, um die Herzogin, seine Gemahlin, zu zwingen, dem jungen Grafen von St. Megrain, einem der Günstlinge oder Mignons des Königs, ein Billet zu schreiben und ihn zu einer heimlichen Unterredung mit ihr zu berufen, wodurch der Herzog den jungen Günstling, der die Herzogin anbetet, in seine Gewalt bekommen will. Er drückt deßhalb der Herzogin, die sich weigert, das verhängnißvolle Billet zu schreiben, mit seinem eisernen Handschuh den Arm so heftig, daß sie laut aufschreyt und, von Schmerz getrieben, das Billet schreibt und dadurch den jungen Grafen in die Falle lockt. Damit die Zuschauer von der Wirkung dieses Druckes mit dem eisernen Handschuh recht überzeugt werden, läßt der Dichter in einem der folgenden Auftritte die Herzogin den Aermel aufstreifen, und dem Texte zufolge sieht man am weißen Arme derselben die blauen und schwarzen Flecken, welche die mächtige Faust hervorgebracht hat. Dieß mißfällt nun den Kunstrichtern außerordentlich. Allein solch ein Zwang ist ganz dem rohen Zeitalter angemessen, worin die Handlung vorgeht, vielleicht ist der Zug sogar historisch wahr, und da sehe ich denn nicht ein, warum so etwas minder ästhetisch schön seyn sollte, als das Stoßen mit dem Dolche, das Vergiften und dergleichen, womit andere Trauerspiele endigen, und was nunmehr ein ziemlich abgenutztes Mittel ist, den dramatischen Knoten zu lösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Beschluß.)

Die Orden sind Franziskaner, Dominikaner (sehr reich), Augustiner u. s. w. Alle Klöster zusammen mögen ungefähr 300 geistliche Personen enthalten. Jedes Kloster unterhält eine Freyschule, worin die Armen im Lesen, Schreiben, Rechnen und den Grundsätzen der Religion und Sittenlehre Unterricht empfangen. In einigen Gegenden dienen die Mönche als Pfarrer und sind durch die Unterweisung der Eingebornen in den Gewerben und dem Ackerbau vom höchsten Nutzen. Sie haben bedeutenden Einfluß in Regierungssachen und sind sehr ordentliche Bürger. In der Hauptstadt gibt es höchstens 8 Nonnenklöster, die sich von ihren eigenen Einkünften erhalten und Schulen zum Unterricht der Mädchen haben; die Lebensart der Nonnen ist unbescholten. Die Anzahl der Kirchen in der Hauptstadt beläuft sich auf 30. Sie sind aufs kostbarste verziert, prächtig in ihrer Bauart und scheuen keine Kosten, um ihren Feyerlichkeiten den höchsten Glanz zu geben; es ist ganz zuverlässig, daß in der Republik der Gottesdienst zwey Mal so viel kostet, als die Regierung. Die Kirche steht mit der Regierung in gutem Vernehmen, so wie in ihrem eigenen Schooß Friede herrscht. Doch hat die eigenmächtige Wahl eines Bischofs zu St. Salvador, den der Erzbischof nicht bestätigen wollte, zu einer Streitigkeit Anlaß gegeben, die man dem Pabst zur Schlichtung anheimgestellt hat.

Man schätzt die ganze Einwohnerzahl der vereinigten Republik auf 2 Millionen; von diesen rechnet man in der Hauptstadt des Gesammtstaates 50.000 und in den Hauptstädten der vier andern mitverbundenen Staaten zusammen 140,000 Seelen; nämlich 39.000 zu San Salvador, 38.000 zu Leon, 37.000 zu Chiquimila und 26.000 zu Cartago. Was die Racen betrifft, so rechnet man Weiße und Creolen ein Fünftel, farbige Leute zwey Fünftel und Indianer zwey Fünftel. Eigentliche Europäer zählt man nicht mehr als 5000. In Hinsicht der mannichfaltigen Blutsvermischungen in den ehemaligen spanischen Provinzen in Amerika gibt der Verfasser ein merkwürdiges Verzeichniß von Gemälden, die sich in der Gallerie einer gewissen Dona Manuela Sarco zu San Angel, 3 Stunden von Mexiko, befinden: Mestisa, geboren von einem Spanier und einer Indianerin; Castisa, von einer Mestisa und einem Spanier; Española, von einem Castiso und einer Spanierin; Mulata, von einer Spanierin und einem Neger; Morisco, von einer Mulattin und einem Spanier; Tornatras, von einem Albino und einer Spanierin; Tenteneclaire, von einem Tornatras und einer Spanierin u. s. w.

Es ist bekannt, daß die Hauptstadt von Guatemala drey Mal durch Erdbeben zerstört worden und eben so oft auf einer andern Stelle wieder erbaut worden ist. Doch wurde die alte Stadt niemals gänzlich verlassen. So enthält Guatemala Vieja, die alte Stadt, noch 2000 Einwohner, die Antigua oder die älteste, eine herrliche Stelle, 18.000, die neue, Nueva, 50.000. Die Lebensmittel sind, außer den harten Bohnen, Mais und Plantonen, welche fast die einzigen Nahrungsmittel des Volkes ausmachen, theurer, als vielleicht in den meisten Gegenden Europa's. Dieß rührt wohl von dem schlechten Zustand des Ackerbaues, dem verhältnißmäßig großen Geldumlauf und dem Umstande her, daß in der Nähe der Hauptstadt wenig Vieh gezogen wird; so kostet z. B. ein Pfund Fleisch 36 Kreuzer und ein Pfund Brod 18 Kreuzer.

Beylage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. April 1829.

O süße Ruh im Tannenwalde
Fern ob dem See,
An Rigiberges grüner Halde
Auf luft'ger Höh!
Der Rinder Glocke thut von Weiten
Im Wiesenplan;
Es schallt des Kircheins Feyerläuten
Den Berg hinan.

Friderike Brun.

Schilderung des Rigi.

(Fortsetzung.)

Ueber die Entstehung des Klosters und der Kapelle, der Hauptkirche auf dem Berge, gibt das Rigibüchlein folgende Auskunft: Im Jahre 1689 versammelte Seb. Zay, Kirchenvogt zu Arth, die Hirten, die seit undenklichen Zeiten sich mit ihren Sennhütten auf dem Rigi angesiedelt hatten, und erbaute mit ihrer Hülfe eine Kirche und ein kleines Haus für die Kapuziner von Arth, die nun herauf kamen, um den Gottesdienst zu halten. Im Jahr 1690 ward ein Mariabild auf den Altar gestellt, das Jos. Balth. Steiner von Arth gemalt hatte, wobey eine höhere Macht seine Hand leitete, so daß er selbst fast nichts dabey that; auch konnte er nie wieder ein ähnliches Bild entwerfen. Der Stifter, Seb. Zay, und die Kapuziner von Arth wandten sich darauf nach Rom und baten den heiligen Vater, die Kapelle sammt der Mission der Kapuziner der heiligen Versammlung de propaganda fide in Rom einzuverleiben, als verbreiteten sie den Glauben in diese Wildniß. Ihre Bitte ward gewährt; der Nunzius Mich. Ang. Conti nahm 1696 die ganze Stiftung in den Schutz der heiligen Versammlung; der Gottesdienst wurde den Kapuzinern in Arth übergeben, und im Jahr 1700 weihte der Nunzius Jul. Piazza die Kapelle unter dem Namen Maria zum Schnee, vor einer ungeheuren Menge Volkes ein. Da die Zahl der Pilgrime sich zu sehr vermehrte, ließ der Landamman Schorno von Schwyz im Jahre 1709 eine neue, viel schönere Kapelle erbauen, wiewohl alle Baumaterialien, außer dem Holze, auf dem Rücken der Menschen heraufgetragen werden mußten. Im Jahr 1728 wurden die Kapuziner zum zweyten Male als Missionarien bestätigt; seit dem wohnen sie Sommers und Winters in dem Kloster und verrichten den Gottesdienst. Die Kapelle, in der sich fünf Altäre, ein kostbares Kirchengeräth und das Gnadenbild befinden, erhielt vielfältigen Ablaß von den Päbsten, den größten am 5ten August, dem Stiftungstage derselben. Pius VI. gab allen Pilgrimen, die hierher wallfahren, vollkommenen Ablaß. Ein besonderes Fest ist am 6ten September, dem Geburtstag der Himmelskönigin. Das Rigibüchlein ist voll von Nachrichten der Wunder, welche die heilige Jungfrau der Kapelle verrichtet hat, und die Kapelle selbst voll von dankbaren Erinnerungszeichen an diese Wunder, Krücken, hölzernen Füßen und Händen, Halseisen und Handschellen, und einer Menge von Votivtafeln. Maria zum Schnee ist nach Einsiedeln einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte in der Schweiz.

Wegen der Menge der Wallfahrer entstanden nach und nach Wirthshäuser um das Kloster. Die ältesten sind das Rößli und der Löwe; sie haben ihren ursprünglichen Charakter von Bauerwirthshäusern beybehalten. Die neuern (die Sonne und das Schwerdt) beweisen durch größere Eleganz und bequemere Einrichtung im Innern, daß sie mehr um der Fremden willen, die den Berg besuchen, erbaut wurden. Diese ganze Gruppe von Häusern

Digitized by Google

führt gleichfalls die Namen Klösterle und Maria zum Schnee. Da Du so manches Gebirgsland bereist hast, so darf ich Dir kaum bemerken, daß die Häuser sämmtlich von Holz aufgeführt sind; die Kapelle jedoch ist sehr regelmäßig aus Stein und Mörtel erbaut. An den meisten Häusern befinden sich kleine Gärtchen, in denen man Kartoffeln zieht, die vortrefflich gedeihen, und Salat, der einen kräftigen, aber etwas wilden Geschmack hat. Besonders gefällig ist das Gärtchen im Kloster. Die Mönche pflanzen hier auch Sommerblumen und Zwergobst, das jedoch selten reif wird. Das Innere des Klosters zeichnet sich durch ungemeine Ordnung und Reinlichkeit aus; auch ist es durch mancherley Unterstützungen, welche Frömmigkeit und Theilnahme diesen Bergmönchen gewährten, vor der ärmlichen Gestalt bewahrt worden, die gewöhnlich den Dominikanerwohnungen eigen ist. In den Zellen dieses Klosters hausen vier Mönche und ein Superior, ein gebildeter und unterrichteter Mann, in dessen Gesellschaft mir manche Stunde sehr angenehm verstrichen ist.

Eine Felsbank, nicht weit von dem Kloster, zwischen einigen hohen Fichten, war der Lieblingssitz des Herzogs Ernst von Gotha, der lange in der Schweiz lebte und fast jeden Sommer auf dem Rigi zubrachte. Nach seinem Tode ließ der Kriegsrath Reichard zum Andenken des edlen Fürstensohnes eine marmorne Platte in den erwähnten Fels setzen, mit folgender Inschrift:

„Dem frommen Andenken weiland Ernsts von Sachsen Gotha, hehr durch Ahnen und Kenntnisse, größer durch Edelsinn und Biederkeit, widmet dieses im Angesicht der Alpen und des frommen Volkes, das er liebte und hoch ehrte, Reichard. 1804.“

Aus der geweihten Nähe der heiligen Jungfrau, vor deren Gnadenbild ich oft, wiewohl Protestant, mit der andächtigen Menge niederkniete, zumal an großen Ablaßtagen, so sehr auch meine Sündenlast auf den heitern Höhen dieses Gebirges von selbst getilgt wurde, führe ich Dich nun zu einigen mehr weltlichen Anstalten. Von Maria zum Schnee leitet ein etwas unbequemer Pfad das Bergthal hinauf zum Rigistaffel, dessen Lage an der First über dem Küßnachter See ich oben bezeichnet habe; von da geht er, Anfangs sehr bequem, über die ziemlich ebene Trift, dann steil und gewunden die Kulmspitze hinauf, zu dem Kulmwirthshause. Vom Kloster bis zum Rigistaffel ist eine halbe Stunde, und eben so weit von da zum Kulm. Diese beyden Wirthshäuser wurden im Jahre 1816 erbaut; zuerst das Kulmwirthshaus. Eine Gesellschaft Zürcher schoßen, auf Betrieb des Herrn Keller, eine Summe Geldes zusammen und bewog den Wirth zum Löwen im Klösterle, auf dieser Höhe ein großes, geräumiges Haus, nebst einem Stalle für Pferde zu erbauen. Bis dahin war der Wanderer, der den Aufgang der Sonne zu sehen wünschte, genöthigt, von dem Klösterle noch in der Nacht hinaufzusteigen, und war dann oben, wo alle Winde brausen, jedem Ungestüm der Witterung ausgesezt. Das Unternehmen war also sehr verdienstlich. Das Haus liegt in einer kleinen Vertiefung, etwa 200 Schritte von der First; an der First ist ein großer freyer Raum, auf welchem ein hohes, hölzernes Gerüste, auf das eine Leiter führt, sich befindet. Die Aussicht wird von diesem Gerüste allerdings noch etwas, wiewohl nicht viel erweitert. Kein Strauch, keine Pflanze gedeiht mehr auf diesem hohen Rücken; nur die einsame Alprose blüht an den steilen Halden. Alle Versuche, die man machte, Kartoffeln hier anzupflanzen, mißlangen. Der Kulm reicht nahe an die Schneeregion, was ersichtlich wird, wenn man die Höhe des Vierwaldstätterseés zu der Höhe des Berges über dem See addirt. Daher sind Lagen von Schnee an kalten Sommertagen, vorzüglich beym Wehen des West- und Nordostwindes, nicht selten; die Sonne verzehrt ihn jedoch sogleich am Tage wieder. Der Rigistaffel wurde in demselben Jahre von dem Wirth zum Schwerdt im Klösterle gebaut, aus Eifersucht gegen den Löwenwirth. Dieses Haus gibt dem auf dem Kulm befindlichen an Geräumigkeit und bequemer Einrichtung wenig nach; die Lage desselben ist noch anmuthiger als die des leztern, es liegt aber freylich gegen 900 Fuß tiefer als dieses. An dem Rigistaffel vereinigen sich die drey Wege, die auf den Berg führen. Den einen habe ich Dir vorhin beschrieben; der zweyte geht von Küßnacht aus, und läuft dann an der Frontseite des Berges über dem Küßnachter See aufwärts, meistens steil und ohne angenehme Partien. Nur der Seeboden, die kleine Ebene in der Mitte der Bergwand, gewährt mit seinen Sennhütten, rieselnden Bächen und Fichtengruppen einen lieblichen Ruheplatz. Der dritte Weg von Weggis am Vierwaldstättersee ist der interessanteste, auch am besten gemacht. Lage und Klima von Weggis, das in einem Winkel des Sees vor allen kalten Winden geschüzt ist, sind ganz italienisch. Die zerstreuten Häuser sind auf herrlich grünen Matten zwischen Kastanien und Obstwäldern versteckt; ein immerwährender Blüthenduft steigt aus den Blumenbeeten, die vor den Häusern prangen, und aus der üppigen Schaar wilder Blumen, welche die Matten schmücken; jenseits dem Spiegel des Sees aber blicken die Riesenhörner der Unterwaldner Alpen in schauerlicher Pracht in diese zauberische Gelände eines tropischen Himmels herüber. Der Wanderer glaubt in einem Feenlande zu seyn. Der Weg schlängelt sich Anfangs durch einen Kastanienwald, dann unter einsamen Eichen, über heimliche Thälchen aufwärts in einen schönen Buchenwald; weiter in der Höhe, in der Mitte der Bergwand, wo der Fichtengürtel beginnt, steht eine Kapelle, Einsiedley genannt, weil ehedem hier ein Einsiedler wohnte. Zu gewissen Zeiten im Sommer hält hier ein

Digitized by Google

Geistlicher von Weggis Gottesdienst. Der Charakter dieser geweihten Stätte der Andacht ist über jeden Ausdruck romantisch. Von hier zieht der Weg durch schattige Fichten, grüne Alpen mit Sennhütten und klingelnden Heerden, oft an ungeheuern Felsblöcken vorüber, auf deren Spitzen Fichten aus dem Stein zu wachsen scheinen, in einem beständigen magischen Wechsel des Prospekts, endlich verliert sich dieser feenhafte Pfad in eine große freye Matte, die Abdachung des Rothstocks. Hier ist eine Kapelle und ein Wirthshaus; beyde führen den Namen des kalten Bades, 3100′ über dem See.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Todtenklage.

Die folgende Skizze eines der merkwürdigsten Gebräuche des irischen Landvolks ist zugleich eine Probe des interessanten neuen Werks von Croker, dessen in unserer Londoner Korrespondenz, Nr. 54. d. J. erwähnt wurde.

Es war Weihnachten, und mit inniger Zufriedenheit blickte ich in der ländlichen Küche umher und sah, wie die grünen Blätter und rothen Beeren zierlich zwischen dem glänzenden zinnernen Geschirr an den Wänden umherstacken. Ich hege eine gewisse Vorliebe für alte Gebräuche und lasse sogar ein altes Vorurtheil gelten, wenn es sonst nur harmlos ist. Ich hatte also auch nichts gegen den Klotz einzuwenden, welchen man ins Feuer geschoben, noch gegen die ungeheure Kerze, die man dem freudigen Feste zur Ehre angezündet. Kaum hatte aber die Familie den Abendkreis um das Feuer her gebildet, als uns ein lautes Jammergeschrey in die Ohren drang. Die Todtenklage der Irländer ist immer ein wilder, trauriger Ton, aber in diesem Augenblicke der Festlichkeit klang sie besonders erschütternd, und mit dem Winde vermischt, welcher draußen heulte, tönte sie manchmal so gespensterartig, daß ein abergläubisches Gemüth davon leicht lebhaft ergriffen werden mochte.

„Der Herr behüt' uns!“ rief Debora, die Magd, „das ist der Banschie, wem mag das gelten?“ „Thorheit,“ sagte ich, „ich will gleich sehen, wer's ist;“ und ohne mich an die Abmahnungen des Weiberpolkes zu kehren, setzte ich meinen Hut auf und ging hinaus, um zu erforschen, woher der Jammerruf komme. Die Nacht war sehr dunkel und nur mit Mühe fand ich meinen Weg zu einer Hütte, woher die Klage zu kommen schien. Sie gehörte einem armen Manne, Namens Sulivan. Nach dem Aeußern zu schließen, war es eine bessere Wohnung, als der irländische Bauer gewöhnlich besitzt; denn sie hatte ein Schieferdach und zwey Fenster, in denen nicht wie gewöhnlich Stroh und alte Hüte die Stelle zerbrochener Scheiben vertraten. Aber sobald ich die Thüre öffnete, verschwand auch jeder Gedanke an Bequemlichkeit und Wohlstand. Ein naßkalter Lehm bildete den Boden des ganzen Gebäudes, das nur ein einziges schauerliches Gemach bildete; durch die Spalten der Thüre säuselten alle Winde; rußige Wände und ein beynahe erloschenes Torffeuer unter einem ungeheuern schwarzen Schornsteine, in dessen Schatten es sich beynahe ganz verlor. Ein Paar Binsenstühle, ein kleines Tischchen und eine elende Bettlade, die mit ihrem noch elenderen Bette der Wärme wegen dicht bey dem Heerde stand, machten den ganzen Hausrath dieser Jammerwohnung aus. Das Tischchen stand am Fuße des Bettes und auf demselben lag die Leiche eines vierjährigen Knaben; das schwarze Haar war glatt über die Marmorstirne heruntergestrichen, und die langen dunkeln Augenbraunen warfen ihren Schatten über die ruhig blassen Wangen. Auf der einen Seite saß die Mutter mit dem Blick des Jammers und stöhnte, mit dem Leibe hin und her wiegend, leise vor sich hin. Auf der andern war ein kleines Mädchen in die Höhe geklettert und versuchte des Brüderchens schwere Augenlieder aufzuheben. Zwey andere Schwestern saßen auf dem Bette und der unglückliche Vater stand mit gefalteten Händen und mit einem Blick geduldiger Ergebung über den kalten Heerd hingebeugt. Der Körper der Leiche war mit einem von einem wohlhabendern Nachbar geborgten Leintuche bedeckt; zu dessen Füßen stand ein großer Teller voll Taback und auf jeder Seite ein Licht. Dieß war alles, was sie für die Leichenwache hatten aufbringen können; an sich selbst schon Beweis genug von ihrem Elend, da die Irländer bey solchen Gelegenheiten niemals Kosten scheuen, wenn es nur in ihren Kräften steht. Was mir am meisten auffiel, war die Abwesenheit von Gästen, da doch die Landleute es sonst für verdienstlich halten, bey den Todten zu wachen, und sich immer zahlreich dabey einfinden. Ich erfuhr indessen, daß der Weihnachtsabend Schuld an der Leerheit des Hauses sey, da Niemand an einem solchen Abend gern sein Heimwesen verläßt. „Ich kann sie nicht darum schelten,“ sprach der arme Mann, „denn es ist nicht mehr, als wir selbst gethan hätten; aber gegen 9 oder 10 Uhr erwarte ich sie, und dann wachen sie mit uns bis zur Frühmesse.“ Es war, wie er gesagt hatte, allmählig fanden sich die Bauersleute ein, und nach einiger Zeit war die Hütte ganz voll. Die Männer hielten sich stille auf ihren Sitzen, aber einige Weiber traten von Zeit zu Zeit zur Leiche und erhoben ihre Allagone oder Todtenklage. Die Zeit verging unter Rauchen, Gesprächen und Geschichten, worunter Geistergeschichten natürlich die Hauptrolle spielten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, März.

Wäre es eine in der Natur der Dinge liegende Nothwendigkeit, daß die alte Kraft zurücksinkt, sobald eine neue

Digitized by Google

in jungen Schößlingen emporblüht, so wäre es auch nicht undenkbar, daß, wie jetzt die Ultima Thule Künstler nach dem ewigen Rom sendet, um dort unerreichbare Werke zu fertigen, so dereinst ein irokesischer Professor der alten Literatur eine Abhandlung herausgäbe über die Verdienste, welche einst die Deutschen, Engländer, Franzosen ꝛc. um Förderung und Verbreitung der Wissenschaften sich erworben haben. Ob diese lezteren wirklich in Kunst und Geschmack wieder rückwärts zu gehen anfangen, mag hier füglich unerörtert bleiben; wie aber klingt es europäischen Ohren, wenn man hört: Die Nationalversammlung der Irokesen hat die Errichtung einer Akademie beschlossen und die nöthigen Fonds dazu angewiesen. Und doch kann ein jeder Europäer, der englisch versteht, das in einem Blatte lesen, welches unter dem Titel: The new Phoenix (der neue Phönix) in Neu-Echota im Lande der Irokesen erscheint; versteht er aber irokesisch, so hat er den Vortheil, das Blatt um den halben Preis erhalten zu können, und mag er sich deßhalb nur nach Newyork oder Mobile an den Herrn Thomas R. Gold wenden. Für diejenigen, die den weiten Weg scheuen, heben wir hier Einiges aus der 34. Nummer vom 22. Oktober v. J. aus.

Der erste Artikel enthält eine „Botschaft der obersten Häuptlinge an den versammelten allgemeinen Rath der Irokesen," worin sie diesen im Eingange darauf aufmerksam machen, wie viel Ursache sie, trotz mancher Leiden und Prüfungen, hätten, dem allmächtigen Gotte Dank zu bringen für die bedeutenden Fortschritte und den sich immer mehr zeigenden Einfluß der Religion, Moralität und Civilisation. Bey dem Punkte der Gesetzgebung empfehlen sie besonders Vermeidung aller complicirten Formen für die Prozesse. Sodann kommt der Vorschlag wegen Errichtung einer National-Akademie zu Neu-Echota, für welche ein Fonds (im strengsten Sinne des Wortes) von 15 englischen Quadratmeilen Land angewiesen wird. In Bezug auf auswärtige Angelegenheiten ist besonders die Art der Zurückweisung von Ansprüchen der Provinz Georgien auf einige irokesische Ländereyen interessant, wobey zugleich darüber geklagt wird, daß sich eine Anzahl Familien habe bestechen lassen, sich jenseits des Missisippi anzusiedeln. Die Bestechung bestand in einer Kugelbüchse, einem Bettlacken, einer stählernen Falle, einem kupfernen Kessel und fünf Pfund Taback für jeden Indianer.

Unter den laufenden Geschäften kam unter andern eine Bittschrift um Bewilligung von Grobschmiedsgeräthschaften vor, wobey sich der Bittsteller auf eine Verordnung des Nationalkonseils vom 26. Oktober 1820 berief. Ihm wurden 57 Doll. und 25 Cent. (¼ Doll.) dazu bewilligt.

Ein anderer Beschluß bezog sich auf eine Abgabe von öffentlichen Vergnügungen, indem Jeder, der während der Dauer der Nationalversammlung in Neu-Echota daselbst Schaubelustigungen anstellte, eine Abgabe von 8 Dollars geben sollte.

Die Nationalversammlung besteht aus 24 Mitgliedern, nämlich 3 für jeden Distrikt, und es mögen hier folgende besondere Namen derselben ihren Platz finden: Schlafendes Kaninchen, lachende Fliege, weißer Pfad, Wanderstab, Schildkröte, magerer Kerl, Robert Bisamkatze und Hirsch im Wasser. Sprecher war: Gehende Schlange.

Im Uebrigen enthält das Blatt noch Auszüge aus englischen und nordamerikanischen Zeitungen, politischen und literarischen Inhalts, namentlich auch über Griechenland und die Türkey, und endlich zwey Annoncen. Etwa anderthalb Kolonnen sind mit irokesischen Lettern gedruckt.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Etwas gräßlicher ist es, wenn der junge St. Megrain, um nicht vom Herzoge überfallen zu werden, aus dem Fenster des Zimmers der Herzogin springt, in die Hände seiner Feinde fällt, die auf Befehl des Herzogs unten auf ihn lauern, und von diesen erdrosselt wird, wozu der Herzog ihnen aus dem Fenster das Schnupftuch der Herzogin zuwirft, mit der Aeußerung, so werde den jungen Laffen der Tod verfaßt werden. Aber auch dieser Zug liegt ganz im Geiste jener rohen Zeit, und da Alles hinter dem Theater vorgeht, so hat der Zuschauer ja kein grausameres Schauspiel vor Augen, als was ihm in so manchen andern tragischen Stücken dargeboten wird. Noch ein ästhetisches Vergehen wird dem Dichter vorgeworfen: er hat nämlich sein Trauerspiel in Prosa geschrieben, obschon bisher keine andere Trauerspielart möglich schien, als die in Alexandrinern gedichtete. Leichter ist es freylich, schlichte Prosa zu schreiben, und allerdings erhöhen schön gedichtete Verse den Kunstwerth eines Trauerspiels ungemein. Auf die Alexandriner hätte der junge Dichter Verzicht leisten können, wenn er doch wenigstens nur in Versen, gleichviel welchen, gedichtet hätte. Sein Trauerspiel gleicht allzu sehr den historischen Scenen, wie Viktor und andere junge Schriftsteller dergleichen in der leztern Zeit herausgegeben, und eine Tragödie sollte doch höhere Kunst verrathen. Ein Tagesblatt behauptet sogar, Dumas habe anfangs blos ein Melodram für eine Volksbühne aus seinem „Heinrich III." gemacht, und erst späterhin habe er es versucht, das fürs Volk bestimmte Spektakelstück, mit Hinzusetzung von 2 Aufzügen in eine Tragödie fürs Théâtre français umzustalten. Wenn es sich so verhält, so muß der junge Dichter sich über die Pariser lustig machen, die so begierig ihre großen Salons und glänzenden Gesellschaften verlassen, um im Théâtre français ein Stück zu bewundern, das er nur fürs Volk bestimmt hatte. Zu einer Parodie eignete sich der Inhalt und die Behandlungsart des Stoffes „Heinrichs III." vortrefflich; daher denn auch die kleinern Theater die Gelegenheit nicht haben entschlüpfen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 87:

Strauß.

Charade.

Erste und zweyte Sylbe.

Ein Regen, der nach rauhen Stürmen
Die Ruhe wiederbringt.

Dritte und vierte Sylbe.

Ein Baum, des abgeblüht Zweige
Der Weinstock um sich schlingt.

Das Ganze.

Ein Denkmal, das um Gräber flüstert,
In dessen Wölbung es wohl gelingt,
Daß, wenn Verlust den Sinn dir umdüstert,
Von Auferstehn die Nachtigall singt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 94.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. April 1829.

— Waffenbrüder,
Laßt uns nach Frankreich! wie Blutigel, Kinder,
Zu saugen, saugen, recht das Blut zu saugen.

Shakespeare.

Bilder aus dem Jahr 1572.

Ein vor Kurzem in Frankreich erschienenes Werk, das den Titel führt: 1572; Chronik aus der Zeit Karls IX. *) ist wohl bis jezt das vorzüglichste in einer Gattung, die in Frankreich Mode zu werden scheint, zu der zwar die schottischen Romane den Anstoß gegeben haben, die sich aber von denselben wesentlich dadurch unterscheidet, daß eine ganz einfache Fabel nur der Faden ist, an den sich die Schilderung der Sitten, des Volkslebens, des ganzen Charakters der betreffenden Zeit reiht. Wir theilen aus dem angeführten Werke, das in mehr oder minder wahren und ergreifenden Gemälden ein Jahr schildert, welches durch die Bartholomäusnacht in den Annalen der Menschheit auf ewig schwarz bezeichnet ist, einige Auftritte mit.

* * *

Die Reitres **).

Nicht weit von Etampes, auf der Straße nach Paris, sieht man noch jezt ein großes viereckiges Gebäude mit gewölbten und mit rohem Schnitzwerk verzierten Fenstern.

Vor mehr als zwey Jahrhunderten, nämlich im Jahr 1572, hatte dieses Haus, wie jezt, die Bestimmung, durstigen Reisenden Erfrischung zu bieten; doch war das Aeußere desselben von dem jetzigen sehr verschieden. Die mit Inschriften bedeckten Mauern verkündeten die wechselnden Schicksale eines Bürgerkriegs. Neben den Worten: Es lebe der Prinz! *) las man: Es lebe der Herzog von Guise! Tod den Hugenotten! ein wenig weiter hatte ein Soldat mit einer Kohle einen Galgen mit einem Gehängten daran gezeichnet und, um jedes Mißverständniß zu verhüten, darunter geschrieben: Gaspard von Chatillon **). Doch schien es, als ob später die Protestanten hier die Oberhand erhalten hätten, denn der Name ihres Anführers war ausgestrichen und der des Herzogs von Guise an die Stelle geschrieben. Andere halb verwischte, kaum lesbare und mit anständigen Worten nicht auszudrückende Inschriften zeigten, daß man den König und seine Mutter nicht mehr geschont als die Häupter der Partheyen.

Seit mehreren Monaten war ein Friede zwischen beyden streitenden Sekten geschlossen; allein nur mit dem Munde und nicht mit dem Herzen war er beschworen. Der Haß beyder Partheyen war so unversöhnlich als je. Alles zeigte, daß der Krieg kaum aufgehört; alles kündigte an, daß der Friede nur von kurzer Dauer seyn könne.

Die Schenke zum goldenen Löwen war mit Soldaten gefüllt. Ihre fremde Aussprache, ihre sonderbare Klei-

*) Eine deutsche Uebersetzung von diesem interessanten Werke, die in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird, ist bereits unter der Presse.

**) Reitres kommt von der verdorbenen Aussprache des Worts Reiter; die deutschen Hülfstruppen wurden so benannt.

*) Der Prinz von Condé.

**) Der Name des Admirals Coligni.

Digitized by Google

dung gelegt, daß sie zu jenen deutschen Trouppen gehörten, die unter dem Namen Reitter bekannt waren und so waren, die Zeugen der unmenschlichen Barbarey angeführt, welchen wenige Tage nachher ihre Landsleute in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg ihre Verwandten im Kriege dieser Epoche auf so schreckliche Weise unterwarfen. Die in der Schlacht; allein auf der andern Seite hatten sie auch den wichtigen noch mehr verblutenden Theil, die ersten Verwundeten und unerschütterlichen Sieger zu sein. Die in der Schlacht beschädigten Trouppen bedienen sich gewöhnlich der Nacht, theils, um sich in die ganze Breite des Schlachtfeldes hin zu ziehen und Verfolgung machen.

Während dessen war an der Weser gefundenen Beute gelegenen, sinken andern das Feuer, bestehe der Feind, Pferde und Gefangenen, die sich machten. Der tapfere Herr Wirth betrachtete, mit der Miene in sein Haus und Scheuren im Auge, die Verheerung eines Heeres. Er sah seinen schönsten Hausrath zerstört, seinen Acker gepflügt, der, seinen Kindern den Brod abschneiden, an sich die Stelle des Gefangenen setzen.

Wer einem flüchtigen eigenen Thier und sein Hausmann der Weiber, die ersten, starker, unserer sinnigen Hausfrau Thränen, mit einer gutmüthigen Lage, Lachen, Scherzen, Spielen, grauen Haaren, die seinen eine breite Narbe bedecken, mit am Leibe, die ruhig und gut in seinen linken Ruhebett ruhte. Er hatte den Krieg und dessen Ungemach und sein Hausgesinde zu ernähren hatte, ausgestanden, hatte doch bei seinem Abzuge Pferden gewonnen und ungestillt an mehreren Stellen angehalten war. Hätte sich Pferden lange auf Pferd, so hatte er sie mit der Faust verscheuen können, und es hatte seine andern Pferden an, als einen langen Tod. Ein in seinen Leben jener verhängte Strom war dem Pferde heran er sich zu Pferde bringen. In seinen Armen, in sein ganz, zerrte, gewaltsam mehrere Pferden von Pferd der Schlachtfeld. Sein Stamm war gefällt, und seine ganze Richtung zeige mehr Sorgfalt als die Leichen der Todten. Doch war sein war der Schmerz des Hausvaters. Jener junge, Pferden von gewaltig hin und her, Jenes Pferden an die Pferden. Eine Pferden von Pferden, und Pferden Pferden, und Pferden durch die Verwundeten Pferden, Pferden Pferden, Pferden, Pferden Pferden Pferden und Pferden Pferden Pferden, Pferden Pferden Pferden, Pferden Pferden Pferden,

ihn diese Untersuchung und das offene, lächelnde Gesicht des jungen Mannes allmählig beruhigten, so fuhr er leise fort: „Ein Protestant mit einem grünen Sammtrocke! ein Hugenott mit einer spanischen Halskrause! o es ist unmöglich! Nein! mein junger Herr, so etwas Prächtiges findet sich nicht bey den Ketzern.“ Hier pfiff die Reitpeitsche dem armen Wirthe um die Ohren und diente ihm statt eines Glaubensbekenntnisses von seinem Gaste. „Unverschämter Schwätzer! Das wird Dich lehren künftig Deine Zunge im Zaume zu halten. Geh! führe mein Pferd in den Stall, und daß es ihm an nichts fehle!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung des Rigi.

(Fortsetzung.)

Die Entstehung der Kapelle erzählt eine Tafel, die in derselben aufbewahrt wird, auf folgende Art. Zu den Zeiten des Kaisers Albrecht von Oestreich lebten drey Schwestern am Ufer des Sees, eben so schön, als fromm. Sie zogen die Augen der gewaltthätigen Vögte des Kaisers auf sich; alle Mittel, ihren Nachstellungen zu entgehen, wurden vereitelt. Da flehten sie zur heil. Jungfrau, ihre Unschuld zu retten. Sie sandte ihnen einen Engel, der, von einem Strahlenglanz umgeben, sie in einer finstern Nacht sicher in diese damals unbekannte Wildniß geleitete. Hier bauten sie mit Hülfe des Engels eine Hütte, weihten ihr Leben der heil. Jungfrau und beschlossen ihre Tage in dem stillen Frieden dieser Einöde. Die Himmelskönigin ließ aber aus einem Felsen neben der Hütte einen wunderthätigen Born sprudeln, der noch jetzt der Schwesternborn genannt wird. Nicht lange darauf ward an der Stelle, wo die Hütte stand, eine Kapelle errichtet. Sie liegt wunderschön zwischen hohen Fichten und Felsstücken in einem einsamen Winkel. Welch ein Stoff für eine Romanze! Gleichwohl ist er, meines Wissens, noch von keinem Schweizer bearbeitet worden. Für die Mystiker in Luzern ist er in der That viel zu poetisch.

Welche Bestandtheile das Wasser dieses Felsenquells enthält, weiß ich nicht; gewiß ist es, daß es wegen seiner Kühlung und Reinheit ungemein stärkend ist und auf viele Konstitutionen kräftiger und belebender als Stahlwasser wirkt. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Nie habe ich den köstlichsten Wein mit dieser Wollust getrunken, mit der ich aus diesem Lebensquell schlürfte. Schon nach wenig Tagen fühlte ich neue Schnellkraft in allen Gliedern, „jeder Schritt war mir zu kurz.“ Nur ein Quell, den die zauberische Gewalt so reiner und heiliger Jungfrauen dem Felsen entwandt, konnte diese magische Kraft besitzen; seit Jahrhunderten ist das Wunderwasser des heiligen Borns berühmt. Kranke und Gebrechliche trinken es oder baden sich darin. Auch in andern Leiden und Unglücksfällen des Lebens spendete das Gnadenbild der Kapelle seine Segnungen aus. Daher die vielen Votivtafeln, schöne, oft höchst rührende Denkmäler frommer Seelen, denen der Glaube allein Muth und Rettung in schweren Leiden gewährte. Auch Krücken u. s. w. stehen in den Winkeln der Kapelle, wie in Maria zum Schnee. Zwar fehlt ihr das kanonische Ansehen, das diese hat; aber die himmlische Lage und den süßen Zauberreiz einer so schönen Legende hat sie vor jener voraus — eine höhere Weihe für poetische Gemüther. Stundenlang irrte ich unter den Votivtafeln umher, die Leidens- und Rettungsgeschichten lesend, bis das Gebet eines Gebrechlichen vor dem Gnadenbild mich aus meinen Träumereyen weckte, oder die Tritte einer Jungfrau, die mit verklärten Augen aus dem Schwesternborn trank, einigemal auch die Seufzer trauernder Mädchen, die erst hier den Werth dessen, was sie verloren hatten, zu fühlen schienen.

Die Kapelle gab Veranlassung zur Entstehung des Wirthshauses, welches das kalte Bad heißt. Es ist sehr alt, aber schlecht und ärmlich, so trefflich auch die Lage ist. Indessen wird von einer Luzerner Gesellschaft ein großes, schönes Haus neben dem alten, hauptsächlich für Kurgäste, gebaut. Wenn es gut verwaltet wird, muß es den ersten Rang erhalten; es soll diesen Sommer fertig werden. Vom kalten Bad geht der Pfad die Matte hinauf, windet sich dann längst der First unten am Rothstock hin und vereinigt sich am Staffel mit den andern, eine Viertelstunde vom kalten Bad. Auch zieht vom kalten Bad ein lieblicher Fußweg längs der südwestlichen Abdachung des Rothstocks über eine Senkung des Bergrückens auf die andere Seite desselben nach Maria zum Schnee.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

Dem unermüdeten Eifer und der rastlosen Thätigkeit unsers Mitbürgers, des hiesigen Buchhändlers und Buchdruckers Brönner, verdankt die typographische Technik eine wesentliche Vervollkommnung, die recht bald allgemein bekannt und von andern Buchdruckern benutzt zu werden verdient. Es ist nämlich dem Hrn. Brönner, der sich sowohl durch seine bisherigen typographischen Leistungen, als durch sein Fortschreiten in der Schriftgießerey vortheilhaft ausgezeichnet hat, gelungen, nach langer Bemühung und vielen Versuchen, mit Kosten und Zeitaufwand, und unterstützt von geschickten, sachkundigen Männern, eine Maschine zu Stande zu bringen, die dem Erfindungsgeiste der Deutschen Ehre macht und der Buchdruckerkunst zum großen Nutzen gereicht. Es ist dieß eine Farbe-

Reib- und Auftragmaschine, deren Zweck ist, die auf die Form zu tragende Farbe stets vollkommen gleichmäßig zu nehmen und eben so aufzutragen, dadurch aber einen ganz gleichförmigen Druck zu erzielen. Ein Arbeiter an der Presse kann in Verbindung mit dieser Maschine fast eben so viele und dabey bessere Arbeit liefern, als sonst deren zwey, woraus sich nebenbey noch eine nicht unbedeutende Ersparniß an Arbeitslohn ergibt. Die Mangelhaftigkeit und Unzuverlässigkeit, womit das Geschäft des Farbereibens und Auftragens früher ausgeführt ward, brachte Hrn. B. schon längst auf den Gedanken und den Wunsch, dieser Unvollkommenheit abzuhelfen und die ganze Verfahrungsart durch eine mechanische Vorrichtung so zu simplifiziren, daß die Absicht derselben auf weit vollständigere, zuverlässigere und einfachere Weise erreicht werde. Die Ausführung dieser Idee ist ihm glücklich gelungen. Seit einem Jahre sind seine sämmtlichen eisernen Pressen (denn nur an solchen läßt sich gedachte Vorrichtung mit Nutzen anbringen), mit der neu erfundenen Maschine versehen, zu seiner vollen Zufriedenheit in beständigem Gange; die bey dieser Vorrichtung gelieferten Arbeiten aber lassen, nach dem Zeugnisse aller Sachverständigen, die bis daher Einsicht davon genommen haben, nichts zu wünschen übrig. Wir vernehmen, daß Hr. B., wie von ihm, als einem gemeinnützig denkenden Manne, auch nicht anders zu erwarten stand, gerne bereit ist, seine Erfindung andern Druckherrn mitzutheilen, und können nur wünschen, daß seine beyfallswürdige Einrichtung an recht vielen Orten in Anwendung kommen möge.

Im physikalischen Vereine ist eine zweyte Vorlesung über die Geschichte der Elektrizität von Dr. Böhner gehalten worden. Der Redner gelangte damit bis zur Epoche Franklins. Es wurde in der betreffenden Sitzung vornämlich das Ausströmen, das Vertheilen und das Sammeln der Elektrizität in den einzelnen Körpern abgehandelt. In den folgenden Sitzungen wird die Erörterung derselben Materie bis zur Elektro-Chemie und dem Elektro-Magnetismus, nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, fortgesetzt und hiemit dieser Cyclus von Vorträgen über Elektrizität geschlossen werden. Die Experimente, mittelst deren in den seither gehaltenen Vorlesungen Alles versinnlicht ward geben Gelegenheit, den Vorrath schön gearbeiteter Instrumente des Hrn. Albert kennen zu lernen. Aus Veranlassung der bis jetzt täglich auf Veranstaltung des Vereins seit vier Jahren angestellten meteorologischen Beobachtungen wird nunmehr die Höhenbestimmung der Lage unserer Stadt über der Meeresfläche von Seiten eben dieses Vereins bewirkt werden. Diese weitschichtige Arbeit soll im Laufe der Messe, während deren der Verein ohnedieß seine ordentlichen Vorlesungen aussetzt, zur Ausführung gebracht werden, zu welchem Ende der Vorstand desselben eine Kommission von acht Mitgliedern ernannt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Das Théâtre des Variétés hat sich besonders durch seinen parodierenden Schwank: „Crieri“ lebhaften Beyfall erworben; diese Parodie wird fast jeden Abend gegeben; wenn die Leute das Trauerspiel „Heinrich III.“ im Théâtre français gesehen und bewundert haben, so wohnen sie einer Darstellung der Parodie desselben bey und zollen auch dieser ihren Beyfall, und diejenigen, die dem Trauerspiele des Hrn. Dumas abhold sind, klatschen noch einmal so stark und meynen, der Schwank sey vortrefflich; lustig ist er gewiß. Statt des Zwistes der königlichen Parthey und der Ligue, welche dem Trauerspiele zum Grunde liegt, hat man in der Posse des Variétéstheaters den eben jetzt herrschenden Streit zwischen den Pariser Bäckern und der sogenannten Boulangérie mécanique zur Haupttriebfeder der Handlung genommen. Da die Mechanik mit ihren außerordentlichen Wirkungen jetzt beynahe in alle Handwerke eindringt und manche alte Schlendrians-verfahrungsarten über den Haufen wirft, so ist auch das Bäckerhandwerk von einer, alle Bäcker in Furcht jagenden Neuerung in seiner langen und behaglichen Ruhe gestört worden. Der Bäcker in Paris war eine bestimmte Anzahl, die man nicht überschritt, und die nach altem Brauche schmutzig und langsam ihren Teig kneteten; das Publikum mußte das Brod nehmen, wie es ihm verkauft wurde, und höchstens konnte es sich beklagen, wenn das Gewicht zu schlecht war. Da erscheint auf einmal ein Konkurrent, der das Ding anders zu machen verspricht. Eine Gesellschaft von Unternehmern wollte nämlich neben Paris vermittelst Dampfmaschinen Korn mahlen und das Brod zubereiten; Anstalten zum Bauen der nöthigen Gebäude wurden bereits getroffen; dieß erste Mal kamen die Pariser Bäcker jedoch mit dem bloßen Schrecken davon, denn das Unternehmen zerschlug sich und es war weiter nicht die Rede davon. Nun aber kamen andere Unternehmer, die keinen so großen Lärm machten, als die vorigen, und legten eine Bäckerey an, bey der vermittelst einer großen Maschine der Teig sollte geknetet werden. Zum Glücke für sie war das Korn theuer; die Polizey glaubte auf alle mögliche Art dem Mangel an Brod zuvorkommen zu müssen und ertheilte daher dem „mechanischen Bäcker“ ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, auf seine Weise sein Brod zuzubereiten und zu verkaufen, was auch geschah; die mechanische Bäckerey setzte viel Brod ab, zum großen Verdrusse der mit Händen und Füßen knetenden Bäcker, die völlig der Meynung gewisser Regierungen waren, daß nur das längst Bestandene vortrefflich und jede Neuerung ein Schritt zu einer Revolution sey. Das Publikum aber hält dasjenige für vortrefflich, was nützlich und wohlfeil ist, es mag nun neu oder alt seyn. Die mechanische Bäckerey erhielt daher großen Zuspruch; die nach altem Brauche arbeitenden Bäcker machten ihr indessen das Recht streitig, Brod in Paris zum Verkaufe herumfahren zu lassen, und hätten ihr gern noch andere Schwierigkeiten in den Weg gelegt, wenn sie gekonnt hätten. Nun kann man sich vorstellen, wie komisch sich der Partheykampf zwischen Royalisten und Ligueurs in der Bäckerzunft ausnehmen muß. Aus St. Megrain ist ein St. Petrin geworden, Guisard ist in Gueusard verwandelt, die Herzogin in die Bäckersfrau u. s. w.; dabey allerley Schnickschnack in witzigen Versen. Man behauptet, Hr. Dumas habe selbst an einer Parodie seines Trauerspiels Hand angelegt; allein an dieser hat er wohl keinen Antheil, denn es kommen ironische Anspielungen auf die Fehler seines Stückes darin vor, die er schwerlich hätte durchgehen lassen, wofern er nur einige Eigenliebe hat. Solche kleine Begebenheiten belustigen die Pariser ungemein, und so sehr sie sich auch zu einem neuen Stücke hinzudrängen, so ist es ihnen doch lieb, wenn man sich witzig über ihr Zudringen lustig macht, und sie lachen dann selbst mit über ihre Voreiligkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 95.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. April 1829.

Hier ist Einstum!
Wo Freudeit in den Hütten
Bey frommer Einfalt wohnt,
Und Kraftgefühl der Sitten
Des goldnen Alters lohnt;
Hier, wo die Heerde läutend
Im Blumengrase geht,
Und Wohlgeruch verbreitend,
Die Bergluft milder weht!

Matthisson.

Schilderung des Rigi.

(Fortsetzung.)

Der Topographie des Rigi will ich nur noch einige statistische Bemerkungen beyfügen.

Der größte Theil des Berges gehört zur Gemeinde Arth (Kanton Schwyz), nur die südwestliche Abdachung des Rothstocks mit dem kalten Bad zur Gemeinde Weggis (Kanton Luzern). Auf allen Waiden oder Alpen stehen Sennhütten und irren Kuhheerden oder Ziegen herum, die besonders dem Thal zwischen dem Kulm und Rothstock ein munteres und lebendiges Ansehen geben. Das Leben dieser Hirten ist äußerst einfach; frey und harmlos fließen ihre Tage dahin; in beständiger Berührung mit den gewaltigen Naturkräften, die sie umgeben, wachsen sie stark am Körper und kühn am Geiste auf, ähnlich, wie alle Bewohner der Schweizer Alpenlande, den Hirten auf dem nördlichen Theil der schottischen Hochlande, deren einfaches Naturleben Dich so sehr angesprochen hat. Nur ist hier kein Laird, als Gebieter dieser Söhne der Natur. Eines Originalgenies unter diesen Hirten muß ich erwähnen, eines Geisenhirten, der an der Wand des Kulmrückens, etwa eine Viertelstunde vom Klösterle, sich in einer geräumigen Felshöhle eine Wohnung zugerichtet hat. Zwey Betten sind darin; das eine für ihn und seine Frau, das andere für seine zwey Kinder. Eine besondere Umzäunung umschließt seine sechs Ziegen, eine andere vier Schweine, alles in derselben Höhle. Ein großer Stein ist sein Feuerheerd, ein anderer sein Tisch; die Höhle ist stets reinlich und das kleine Hausgeräth in Ordnung; selbst einige Blumentöpfe schmücken die hintere Felswand; außen sprudelt ein klarer Bach in einem Wasserfall über den Felsen herab. Seit acht Jahren verlebt diese Familie in harmlosem Frieden und unangefochtener Ehrlichkeit ihre Sommertage in diesem Exemplar einer ursprünglichen Menschenwohnung. Weder der Hirt noch seine Frau fordern je etwas von Fremden; auch hat er seinen Kindern das Betteln streng verboten; nur was ihm geschenkt wird, nimmt er dankbar an. Ein Engländer, mit dem ich den Hirten öfter in dieser Sommerresidenz besuchte, bemerkte jedesmal: I would wish, to pass my life in this residence (ich möchte mein Leben in dieser Wohnung zubringen).

Die Bewohner des Rigi bilden eine kleine Gemeinde. Am Tage ihrer Kirchmesse (den 22sten Juli) versammelt sich dieselbe am Klösterle unter freyem Himmel, nach dem Geist der Verfassung in den Urkantonen; da wählen sie ihren Amman, Seckelmeister u. s. w., treffen Gemeindeverfügungen, machen ihr Budjet für das Jahr u. s. w., alles auf ächt demokratische Art. Mit Lust hörte ich einem Redner unter diesen Hirten zu, welcher mehr oratorisches Talent verrieth, als in der ganzen Tagsatzung ist. Das Kirchweihfest wird mit vieler Jovialität gefeyert. Jung und Alt strömt aus den benachbarten Dörfern herauf; Buden mit Zuckerwerk, unbedeutenden Galanteriewaaren, Marienbildchen und andern heiligen Zierrathen sind vor dem Kloster aufgeschlagen; ein fröhliches Leben

Digitized by Google

bewegt sich auf dem ganzen Berge. Am interessantesten sind die gymnastischen Wettkämpfe, das Laufen, Springen, Steinwerfen (eine Art des Diskuswerfens der Alten) und Ringen, die nach Schweizerart bey diesem Feste stattfinden. Den Siegern werden kleine Preise ausgetheilt. Noch nie sind demagogische Umtriebe aus diesen Turnübungen entstanden, wiewohl ein ....Rath, der Zuschauer war, bedenklich den Kopf schüttelte. Eine ähnliche Kilbe (so nennt man in der Landessprache dieß Fest) findet am St. Laurenztage am kalten Bade, und etwas später auf dem Seeboden statt.

Viel Industrie herrscht unter diesen Hirten nicht. Mit Holzverkohlung, Zuschneiden von Bauholz u. s. w. ließe sich bey den trefflichen Fichtenwäldern etwas gewinnen. Allein das kümmert sie nicht. Gewinn und Sorge quälen sie nie; sie leben fortdauernd in einer angenehmen, liberalen Muße auf ihren freyen Höhen. Mit dem Holz gehen sie verschwenderisch um; haben sie ein Geschäft im Freyen, so enden sie nicht selten mit dem Anzünden einiger Fichtenkronen und beschließen ihr Tagwerk mit Jauchzen und der ferntönenden Musik des Alpenhorns bey diesen majestätischen Fackeln. Ein bekannter Nationalökonom, dem ich dieses erzählte, fluchte über diesen „Unfug;“ dann stellte er auf der Spitze des Rothstocks, wo wir standen, mit ernster Miene lange pekuniäre Berechnungen an, unter feyerlichen Zitationen aus seinem Kompendium. Von der ganzen Poesie dieses Berges und des Lebens seiner Hirten begriff er nichts.

Unter mehrern Einrichtungen und Personen, die vorzüglich die Reisenden interessiren, erwähne ich noch der auf dem Kulm befindlichen Bude von Alphüttengeräthe, der trefflichen Sammlung von Karten, Panorama's und Kupferstichen berühmter Schweizergegenden, gleichfalls auf dem Kulm, und des kräftigen Gemsjägers, mit Namen Feßler, der auf dem Staffel Alpstöcke, Gemshörner, Alpenfossilien und besonders schön geschliffene Bergkrystalle verkauft. Selten sah ich eine kräftigere Bergnatur; Samstag Abends läuft er zehn Stunden weit ins Silthal am Glarnich, wo sein Weib mit seinen Kindern wohnt, und Montag Morgens ist er wieder da. Er macht zugleich den Barbier; sein Strich ist aber nicht der feinste.

Hier hast Du eine Skizze von der Civilisation dieses Berges; er ist dadurch, um mich des Ausdrucks der Bewohner desselben zu bedienen, etwas zahm geworden; ehedem, sagen sie, sey er viel wilder gewesen. Viel zahmer, als er jezt ist, wird er schwerlich werden; auch wäre es Schade. Es ist gerade Kultur genug da, um den Aufenthalt angenehm zu machen, ohne den hohen Zauber zu verwischen, der in der wilden Majestät des Berges liegt. Eine Gartenanlage, die einige Engländer vor mehreren Jahren am Abhang des Kulmes versuchten, wollte nicht gedeihen; gleiches Schicksal hatte ein Beet wilder Pflanzen, das einige Zürcher unweit des kalten Bades anlegten. Den schmählichsten Civilisationsversuch beabsichtigte im Jahr 1823 ein liederlicher Franzose mit einem frivolen Schweizer; sie wollten ein Spiel- und Kaffeehaus auf der reinen Höhe dieses Berges anlegen. Auf die Vorstellung der Dominikaner trat die Regierung von Schwyz verbietend ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueberirdisch.

Könnt außer der Erd', in himmlischen Sphären,
Ihr einen festen Standpunkt mir geben,
So will ich die Erde wenden und kehren
Und sie aus ihren Angeln heben.
So sagt Archimedes, der alte, der weise,
Und beweis't, was er sagt, mit Gründen.
Doch nie im Leben unternahm er die Reise,
Um diesen Standpunkt aufzufinden.

Nun sind aber heut' in unseren Tagen
Gewisse Leute zusammengekommen,
Die im Tone der Demuth sagen:
Wir haben jene Reise unternommen,
Und stehen über des Denkens Grenzen
Auf unantastbaren Autoritäten,
Von wo wir das Denken und seine Tendenzen
Hinab zum Pfuhl der Hölle treten.

Nie soll man solche Gemüther kränken,
Sie nimmer bestreiten, noch weniger hassen,
So lang' es wahr ist, daß sie nicht denken,
Und also Gedachtes auch nicht fassen.
Sobald sie aber disputiren,
So sey dergleichen nicht gelitten;
Man kann nicht nachher deduziren,
Und erst das Denken sich verbitten.

Ludwig Robert.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Der Fremde trat in die Küche und begrüßte die Gesellschaft, indem er mit seinem Anstande eine der breiten Krempen seines, von einer gelben und schwarzen Feder beschatteten Hutes aufschlug. Nachdem der Hauptmann seinen Gruß erwiedert, sahen beyde sich eine Zeit lang, ohne zu reden, an. „Hauptmann,“ sagte der Fremde endlich, „ich bin ein protestantischer Edelmann, und freue mich, hier Glaubensbrüder zu finden. Wenn es Euch gefällig ist, so wollen wir mit einander zu Abend essen.“ Der Hauptmann, den das ausgezeichnete Ansehen und die zierliche

Digitized by Google

Kleidung des Fremden zu seinen Gunsten eingenommen, antwortete, er erzeige ihm viel Ehre. „Ich heiße Dietrich Hauslein," fuhr der Hauptmann fort, indem er mit dem jungen Manne anstieß. „Ohne Zweifel habt Ihr vom Hauptmann Dietrich Haustein gehört! Ich war es, der die enfans perdus in die Schlacht von Dreux und Arnay-le-Duc führte." Der Fremde verstand diese versteckte Weise, ihn nach seinem Namen zu fragen, und antwortete: „Ich bedaure, Euch keinen so berühmten Namen, als der Eurige ist, nennen zu können, Hauptmann; ich rede von dem meinigen, denn der meines Vaters ist in unsern bürgerlichen Kriegen wohl bekannt. Ich heiße Bernhard von Mergy." „Was sagt Ihr?" rief der Hauptmann, indem er sein Glas bis an den Rand füllte. „Ich habe Euren Vater gekannt, Herr Bernhard von Mergy; seit den ersten Kriegen habe ich ihn gekannt, wie man einen vertrauten Freund kennt. Auf seine Gesundheit, Herr Bernhard!" Der Hauptmann hielt sein Glas in die Höhe und sagte seinen Leuten einige Worte auf Deutsch. In dem Augenblicke, wo der Wein seine Lippen berührte, warfen alle Reiter ihre Hüte mit lautem Jauchzen in die Luft. Der Wirth glaubte, dieß sey das Zeichen zum Morde und warf sich auf die Knie. Bernhard war selbst ein wenig über diese ungewöhnliche Ehrenbezeugung erstaunt, doch hielt er sich verpflichtet, die deutsche Höflichkeit zu erwiedern, indem er die Gesundheit des Hauptmanns trank.

Man brachte frischen Wein, das Abendessen folgte, und nach einem augenblicklichen Stillschweigen fing der Hauptmann wieder mit vollen Backen an: „Ja wohl habe ich Herrn von Mergy gekannt, er war Obrist des Fußvolks bey dem ersten Unternehmen des Prinzen von Condé. Während der ersten Belagerung von Orleans haben wir zwey Monate in derselben Wohnung geschlafen. Und wie befindet er sich denn jezt?" „Ziemlich wohl, Gott sey Dank! für sein hohes Alter. Er hat mir oft von den Reitern und ihren tapfern Angriffen in der Schlacht von Dreux erzählt" „Ich habe auch seinen ältesten Sohn gekannt — Euren Bruder, Hauptmann Georg. Ich meyne bevor —" Mergy schien verlegen. „Es war ein tapferer Degen," fuhr der Hauptmann fort, „aber ein verdammter Hitzkopf! Es thut mir leid um Eures Vaters wegen; sein Abtrünnigwerden muß ihm sehr nahe gegangen seyn."

Mergy ward über und über roth und stammelte einige Worte zu Entschuldigung seines Bruders; allein es war augenscheinlich, daß er seine Religionsveränderung ebenfalls für ein großes Verbrechen hielt.

„O! ich sehe, es thut Euch leid," sagte der Hauptmann; „wohlan, reden wir nicht länger davon. Es ist ein Verlust für die Religion und ein großer Gewinn für den König, der ihn, wie man sagt, sehr ehrenvoll behandelt." „Ihr kommt von Paris," unterbrach ihn Mergy, der die Unterredung abzulenken wünschte; „ist der Admiral angekommen? Ihr habt ihn ohne Zweifel gesehen? Und wie geht es ihm jezt?" „Er kam mit dem Hofe von Blois, wie wir abmarschirten. Er befindet sich vortrefflich, frisch und munter. Er hat noch zwanzig bürgerliche Kriege im Leibe, der liebe Mann. Der König behandelt ihn mit so vieler Auszeichnung, daß alle Papisten vor Aerger bersten möchten." „In der That! der König kann seine Verdienste niemals zu hoch schätzen." „Seht, gestern noch habe ich den König auf der Treppe des Louvre gesehen, wie er dem Admiral die Hand drückte. Der Herzog von Guise kam hinter her und sah so erbärmlich aus, wie ein gepeitschter Dachshund; und ich, wißt Ihr, was ich dachte? Mir däuchte, ich säh' einen Menschen, der einen Löwen zur Schau ausstellte; er läßt ihn die Tatze geben wie einen Hund; allein obgleich Hanns sich ein tapferes Ansehen gibt, so vergißt er doch nicht, daß die Tatze, die er in seiner Hand hält, mit fürchterlichen Klauen besezt ist. Bey meinem Barte, man hätte sagen mögen, der König fühle die Klauen des Admirals." „Der Admiral hat einen langen Arm," sagte der Fähnrich; dieß war ein Sprüchwort im Heer der Protestanten. „Er ist ein schöner Mann für seine Jahre," bemerkte Mila. „Ich möchte ihn eher zum Liebhaber, als einen jungen Papisten," versezte Trudchen, die Freundin des Fähnrichs. „Er ist die Säule der Religion," sagte Mergy, der auch sein Wort zu den Lobsprüchen geben wollte. „Ja, aber er hält verdammt strenge Mannszucht," meynte der Hauptmann mit Kopfschütteln. Der Fähnrich blinzelte bedeutend mit den Augen und seine groben Züge verzerrten sich in eine Grimasse, die für ein Lächeln gelten sollte. „Ich erwarte nicht," versezte Mergy, „einen alten Soldaten, wie Ihr seyd, den Admiral wegen seiner strengen Mannszucht tadeln zu hören." „Ohne Zweifel ist Mannszucht nöthig, allein man muß auch die Mühseligkeiten in Anschlag bringen, welche der Soldat erduldet, und ihn nicht verhindern, sich schadlos zu halten, wenn sich von Ungefähr die Gelegenheit darbietet. Pah! wir haben alle unsere Fehler, und obgleich er mich hat hängen lassen, so wollen wir nichts desto weniger die Gesundheit des Admirals trinken." „Der Admiral hat Euch hängen lassen!" rief Mergy, „für einen Gehangenen seht Ihr noch recht frisch aus!" „Ja, Sapperment! er hat mich hängen lassen, allein ich hege keinen Groll, und so laßt uns seine Gesundheit trinken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

In der erwähnten Parodie scheint es eigentlich nur darauf abgesehen, die Gebrechen des so gerühmten romantischen

Digitized by Google

Versuches des Hrn. Dumas in ein komisches Licht zu stellen und das Klassische gegen das Romantische zu schützen; allein der Streit der alten Bäcker gegen die neuern ist, ohne daß die Verfasser es ahnden, zu gleicher Zeit auch eine Satire auf den Streit zwischen Klassikern und Romantikern. Die alten Bäcker sind die Klassiker, die ihre alte Verfahrungsart für die beste und einzig erlaubte ausgeben und die neuern Versuche als etwas Schlimmes ausschreyen. Klassiker und alte Bäcker möchten gern ihre Widersacher oder diejenigen, die das Ding auf andere Art angreifen als sie, als gefährliche Irrlehrer verschreyen und sie zur Ruhe und zum Stillschweigen verurtheilen. Allein so wie das Publikum dasjenige Brod vorzieht, welches am besten und saubersten gebacken ist, es mag nun auf eine alte oder eine neue Art zubereitet seyn, so zollt es auch demjenigen literarischen Produkte seinen Beyfall, das ihm die meiste Ergötzung gewährt, es mag nun klassisch oder romantisch heißen. Die Feindseligkeiten der Klassiker gegen Romantiker und umgekehrt sind also eben so lächerlich, als diejenigen, welche die mit Händen und Füßen knetenden Bäcker gegen die vermittelst einer Maschine knetenden gezeigt haben; denn erstere brauchen ja nur besseres Brod zu liefern als ihre Gegner, wenn sie sich auch fernerhin der Gunst des Publikums erfreuen wollen. Den neuen Versuchen aber den Weg versperren wollen, damit man nach altem Schlendrian sein Geschäft ruhig forttreiben könne, ist unsinnig, sowohl in der Literatur, als in den Handthierungen. Auch ist in Frankreich der Geist der Gewerbsfreyheit schon zu allgemein, als daß der Zunftgeist künftighin noch sein Unwesen treiben könnte, und der Regierung selbst liegt viel daran, daß diese Gewerbsfreyheit ungefährdet bleibe. Die Volksmenge nimmt mit jedem Jahre bedeutend zu. In allen Ständen ist Ueberfüllung; die Leute müssen aber doch leben, da sie einmal da sind, und um zu leben, muß es ihnen vergönnt seyn, sich in den Gewerben zu versuchen, die ihnen am besten anstehen. Beschränkt nun aber Zunftwesen und Monopol ihren Wirkungskreis, so gerathen sie ohne ihre Schuld in Noth, und der Staat muß sie am Ende ernähren oder sie als die öffentliche Sicherheit gefährdende Menschen einsperren. Herrscht dagegen völlige Gewerbfreyheit, so gewinnt Jeder freyen Spielraum; ein allgemeiner Wetteifer, das Publikum am besten zu bedienen und seinen Zuspruch zu haben, beseelt die Gewerbfleißigen. Neue Erfindungen und wichtige Vervollkommnungen des Alten treten überall hervor, der allgemeine Wohlstand nimmt sichtbar zu und die übergroße Volksmenge hat zu leben und ist glücklich. Einen auffallenden Beweis der Konkurrenz hat Paris gerade jezt vor Augen. Zuvor hatte man blos die Fiacres, um von einem Stadtreviere zum andern zu fahren. Man klagte über die schmuzigen Wagen, die zerlumpten Kutscher, ihre Grobheit und über den Preis ihrer Fuhren. Im vorigen Jahre ließ die Polizey die Omnibus oder Stadtdiligencen aufkommen, ohne jedoch den Unternehmern ein ausschließliches Privilegium zu ertheilen. Ihre Anstalt fand bald Nachahmer; jezt bestehen deren über ein halb Dutzend. In allen Gegenden von Paris findet man elegante Diligencen vor, die alle Viertelstunden, auch wohl noch öfter, in entfernte Reviere fahren und jeden Mitfahrenden nur eine Kleinigkeit an Reisegeld kosten. Um nicht ganz zu unterliegen, haben die Inhaber der Fiacres angefangen, statt der schmuzigen Kutschen schöne Equipagen auf die öffentlichen Plätze zu schicken, ohne jedoch den Preis zu erhöhen. Gesezt nun, die Fiacres hätten eine Zunft nach altfränkischem Brauche ausgemacht, so würden sie die Unternehmer der Stadtdiligencen gerichtlich verfolgt und die Pariser für ihr vollwichtiges Geld mit groben Worten in den schmuzigen Kasten nach wie vor umhergefahren haben. Die Pariser wären erbärmlich bedient worden, wie vor 50 Jahren; allein die Fiacres hätten ihre alten Vorrechte aufrecht erhalten, und dieß wäre für sie und für die Anhänger des Zunftzwanges eine wichtigere Angelegenheit gewesen, als die Vervollkommnung des Fuhrwesens und der Bequemlichkeit des Publikums.

Dg.

Frankfurt a. M., April.

(Fortsezung.)

Bey Gelegenheit der, in unserm vorigen Berichte bereits erwähnten, chemischen Analyse des hiesigen Trinkwassers wird auch die Analyse des Rhein- und Mainwassers vorgenommen werden. Diese Untersuchung dürfte zu Resultaten führen, welche für die Schifffahrt auf beyden Strömen nicht ohne Wichtigkeit sind. Denn es ist eine Thatsache, daß alle beladenen Schiffe, die aus dem Rhein in den Main nach Frankfurt hinaufgehen, im leztern Strome minder tief im Wasser stehen, wie im erstern. Ist der Rhein schlammig, so kann man an jenen Schiffen einen Unterschied von etwa einem halben Schuh deutlich wahrnehmen; eine Erscheinung, welche voraussetzen läßt, daß das Mainwasser specifisch schwerer seyn müsse, als das des Rheins. — Da der Bestimmung der mittlern und wahren Zeit die Ziehung eines genauen Meridians vorausgehen muß, so hat der Verein bey der hiesigen Behörde um die Erlaubniß nachgesucht, die hiezu erforderlichen Messungen auf unsern Stadtthürmen vornehmen zu dürfen. — Bekanntlich ist mit unserer Gesellschaft zur Beförderung nüzlicher Künste und deren Hülfswissenschaften eine Sparkasse verknüpft, deren Direktion vor nicht gar langer Zeit ihren sechsten Jahresbericht erstattete. Dieser Bericht gewährt nur erfreuliche Resultate, indem er außer Zweifel sezt, daß diese Anstalt eines immer zunehmenden Vertrauens genießt. Zwar hatte die Herabsetzung des Zinsfußes von 3½ auf 2½ vom Hundert für die Einlagen über 500 fl. die Folge gehabt, daß viele bey der Sparkasse angelegten größern Summen, welche dem Begriffe eines Sparpfennigs nicht mehr entsprechend schienen, zurückgenommen worden sind. Dagegen aber hat sich die Zahl derjenigen, welche kleinere Guthaben bey der Sparkasse anlegten, im Laufe des verflossenen Rechnungsjahres um 326 vermehrt. Die ganze bey der Kasse am Schlusse dieses Rechnungsjahres angelegte Kapitalsumme betrug 314.838 fl. 39 kr., woran 2741 Individuen Theil haben. „Wenn," heißt es in dem Berichte, „die Einsicht der Bücher angibt, daß die Einlagen aus Ersparnissen minder bemittelter hiesiger Bürger, Beysassen oder deren Wittwen, aus Patbenpfennigen oder andern Geschenken für Kinder, Verwandte und Angehörige der Geber, aus zurückgelegtem Lohn hier anwesender Dienstboten, Handwerker und Arbeiter, aus dem Geldvorrath anderer Wohlthätigkeitsanstalten bestehen, so drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Tugenden des Fleißes und der Sparsamkeit durch die hiesige Sparkasse in hohem Grade in der minder bemittelten Klasse der hiesigen Einwohner geweckt, befördert und nach allen Seiten hin ausgebreitet worden sind, und daß unsere Anstalt bisher ihren Zweck so vollständig als möglich erfüllt hat." — Der Neubau vom Senkenbergischen naturhistorischen Museum ist nunmehr in vollem Gange und wird mit solcher Thätigkeit betrieben, daß nicht wohl zu bezweifeln steht, es werde derselbe noch in diesem Jahre vollendet werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 96.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. April 1829.

Er stahl nur ein' Monstranz, und muß gehangen seyn!
Verdammter Tod!
Der Mensch sey frey, der Galgen gäbne Hunden,
Und Hanf erstücke nicht die Luftröhr' ihm!

Shakespeare.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Ehe Mergy noch seine Fragen wiederholen konnte, hatte der Hauptmann alle Gläser gefüllt, den Hut abgenommen und seinen Reitern befohlen, dreymal ein Lebehoch zu bringen. Nachdem die Gläser geleert waren und der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, fing Mergy wieder an: „Warum seyd Ihr denn gehangen worden, Hauptmann?" „Um einer Kleinigkeit willen: wegen eines elenden Klosters in Saintanges, welches man geplündert und hernach von ungefähr verbrannt hatte." „Ja, aber die Mönche waren nicht alle heraus," unterbrach ihn der Fähnrich, aus vollem Halse über seinen eigenen Witz lachend. „Was kommt denn darauf an, ob solches Pack ein wenig früher oder später verbrennt? und doch, solltet Ihr es glauben, Herr von Mergy? der Admiral ward ernstlich böse, er ließ mich einstecken, und sein Generalprofoß war im Begriff kurzen Prozeß mit mir zu machen. Sein ganzes Gefolge, alle ihn umgebenden Edelleute, selbst Herr von Lanoue, der dafür bekannt ist, daß er nicht zu sanft mit dem Soldaten umgeht, alle seine Hauptleute flehten ihn an, mir zu verzeihen, umsonst, er schlug es rund ab. Tausend Sackerlot! in welcher Wuth war er! er zerbiß seinen Zahnstocher vor Zorn, und Ihr kennt das Sprüchwort: Gott bewahre uns vor den Paternostern des Herrn von Montmorency und dem Zahnstocher des Admirals! „Gott verzeih mir," sagte er, „wir müssen die Plünderey umbringen, während sie noch in der Kindheit ist; lassen wir sie zur großen Dame werden, so bringt sie uns um." Unterdessen erschien der Feldprediger mit seinem Buche unter dem Arme; man führte uns beyde unter einen gewissen Eichbaum — mir däucht, ich sehe ihn noch, mit seinem vorwärts gestreckten Aste, der aussah, als ob er absichtlich so gewachsen wäre; man legte mir den Strick um den Hals — jedesmal, wenn ich an den Strick denke, wird mir der Hals trocken wie Zunder." „Hier, um ihn anzufeuchten," sagte Mila, indem sie sein Glas bis an den Rand füllte. Der Hauptmann leerte es auf einen Zug und fuhr fort: „Ich hielt mich schon für nichts mehr und nichts weniger als für eine Eichel, da fiel es mir ein, dem Admirale zu sagen: Aber, gnädiger Herr, hängt man so einen Mann, der die verlorenen Kinder in der Schlacht von Dreux anführte? Ich sah ihn seinen Zahnstocher ausspucken und einen andern nehmen, und sagte zu mir selbst: Wohl! das ist ein gutes Zeichen; er rief den Hauptmann Cormier, sprach leise mit ihm und sagte dann zu dem Profoß: „Fort, hinauf mit ihm an den Baum!" Er drehte sich auf dem Absatz herum, und auf und davon. Man hing mich in der That an den Ast, allein der ehrliche Cormier nahm den Degen zur Hand und schnitt sogleich den Strick durch; ich fiel herunter so roth wie ein abgekochter Krebs." „Ich wünsche Euch Glück," sagte Mergy, „daß Ihr Euch so wohlfeil aus der Sache gezogen."

„Der Admiral stellte sich sehr zornig gegen Cormier an;

Digitized by Google

allein es war alles zwischen ihnen abgekartet. Was mich anbetrifft, so folgte ich lange dem Heer, ohne es zu wagen dem Admiral jemals vor die Augen zu kommen; endlich gewahrt'er mich bey der Belagerung von Longnac in dem Laufgraben und sagte zu mir: „Dietrich, mein Freund, da man Dich nicht gehangen hat, so geh' und laß Dich hier erschießen.“ Und er zeigte dabey auf die Bresche; ich verstand, was er meynte, lief tüchtig Sturm, und stellte mich ihm am andern Morgen in der breiten Straße, meinen von Kugeln durchlöcherten Hut in der Hand, vor. „Gnädiger Herr,“ sagte ich, „man hat mich erschossen, wie man mich gehangen hat;“ er lächelte, gab mir seine Börse und sagte: „Hier hast Du etwas zu einem neuen Hut.“ Seit dieser Zeit sind wir stets gute Freunde gewesen. O! was für eine herrliche Plünderung hatten wir in diesem Longnac! Der Mund läuft mir voll Wasser, wenn ich nur daran denke!“ „Ach! was für schöne seidene Kleider!“ rief Mila. „Was für eine Menge prächtiger Wäsche!“ rief Trudchen. „Unsre leichten Reiter hättet Ihr sehen sollen, sagte der Hauptmann, wie sie in den Meßgewändern der Priester zur Tränke gingen; unsre Pferde fraßen Hafer auf den Altären, und wir thaten uns gütlich mit dem Weine der Priester aus ihren silbernen Kelchen.“

Er wandte den Kopf, um zu trinken zu fordern, und sah den Wirth mit gefaltenen Händen die Augen mit einem undeschreiblichen Ausdrucke des Abscheues gen Himmel richten. „Dummkopf!“ sagte Dietrich Haustein, die Achseln zuckend; „wie ist es möglich, daß es so einfältige Menschen gibt, die an alle Abgeschmacktheiten glauben können, welche jene katholischen Priester ihnen weiß machen! Seht, Herr von Mergy, in der Schlacht von Montcontour erschoß ich einen der Edelleute des Herzogs von Anjou mit der Pistole; als ich ihm das Wamms auszog, wißt Ihr, was ich auf seiner Brust fand? ein großes Stück Seidenzeug mit Heiligennamen beschrieben. Dieß, glaubte er, würde ihn gegen die Kugeln sichern. Donner und Wetter! ich zeigte ihm, daß es kein Scapulier gibt, das einer protestantischen Kugel widersteht.“ „Ja Scapuliere!“ unterbrach der Fähnrich, „aber bey mir daheim verkauft man Pergamentblätter, durch die weder Kugel noch Schwert dringt.“ „Ich würde einen Küraß von gutem Stahl vorziehen,“ sagte Mergy, „wie sie Jakob Leschot in den Niederlanden verfertigt.“ „Hört,“ fing der Hauptmann wieder an, „es läßt sich nicht läugnen, daß man sich fest machen kann; ich selbst, der ich hier vor Euch stehe, ich sahe in Dreux einen Offizier gefechten, den eine Büchsenkugel mitten auf die Brust traf; er kannte die Salbe, womit man sich fest macht, und hatte seinen Koller von Büffelleder damit eingerieben; und denkt Euch, nicht einmal ein rother oder schwarzer Fleck, wie ihn eine Quetschung zurück läßt, war auf seiner Brust zu sehen.“ „Und glaubt Ihr nicht, fiel Mergy ein, daß der büffellederne Koller, wovon Ihr sprachtet, allein hinlänglich war, um die Kraft der Kugel zu brechen?“ „Ach, so seyd Ihr Franzosen, Ihr glaubt an nichts. Was würdet Ihr aber sagen, wenn Ihr wie ich einen schlesischen Gardereiter hättet seine Hand auf den Tisch legen sehen, und wie da Niemand im Stande war, mit großen Messern ihm eine Wunde zu versetzen? Ihr lacht und glaubt nicht, daß so etwas möglich seyn könne; fragt Mila! Ihr seht das Mädchen da, sie ist aus einem Lande, wo es eben so viele Hexenmeister wie hier Mönche gibt; sie könnte Euch fürchterliche Geschichten erzählen. Zuweilen in den langen Herbstabenden, wenn wir in freyer Luft um das Feuer herumsitzen, stehen mir die Haare bey den Abenteuern zu Berge, die sie uns erzählt.“ „Ich würde mit großem Vergnügen eines davon hören,“ sagte Mergy; „schöne Mila, thut mir den Gefallen.“ „So hört denn,“ sagte Mila, „und Ihr, mein junger Herr, der Ihr an nichts glaubt, Ihr werdet so gut seyn, Eure Zweifel für Euch zu behalten. Hauptmann, Ihr seyd wohl gewiß in Hameln gewesen?“ „Niemals.“ „Aber Ihr, Fähnrich?“ „Eben so wenig.“ „Was! sollte denn Niemand hier seyn, der in Hameln gewesen ist?“ „Ich bin ein Jahr da gewesen,“ sagte einer der Reiter und trat vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung des Rigi.

(Fortsetzung.)

Die Fremden, welche den Rigi besuchen, theilen sich in zwey Klassen. Die eine besteht aus solchen, welche um der Aussicht willen den Berg besteigen, die andere aus Kurgästen, die um der Herstellung ihrer Gesundheit willen hierherkommen, sich längere Zeit hier aufhalten und meistens die Schotten- (Molken-) Kur gebrauchen. Diese wohnen größtentheils im Klösterle oder kalten Bade, weil auf dem Staffel und Kulm durch das ewige Geräusch der ab- und zuströmenden Reisenden der erstern Klasse die Nachtruhe zu sehr gestört wird. Schwerlich gibt es für Patienten einen köstlichern Aufenthalt als der Rigi, vorausgesetzt, daß die Brust nicht zu schwach ist, um die oft plötzlichen Abwechslungen der Temperatur zu ertragen, an die man sich jedoch bald gewöhnt. Die Luft ist gleich rein, balsamisch und belebend wie an den berühmten Kurorten von Appenzell und auf dem Weissenstein; die Schotten der Rigiziegen sind gleich kräftig und wirksam, wo nicht noch wirksamer; an Auswahl von Speisen in den bessern Wirthshäusern mangelt es nicht; Unterhaltung findet man immer durch die kleinern und größern Parthien von Kurgästen, die nie fehlen; auch hat der Kulmwirth den guten Gedanken gefaßt, im Klösterle einen gemeinsamen Gesellschaftssaal für

Digitized by Google

die Kurgäste erbauen zu lassen. An Wohlfeilheit kann sich kein anderer Kurort mit diesem messen; während man in Gais, auf dem Weißenstein u. s. w. nicht unter drey Gulden des Tags lebt, zahlt man hier für Logis und Kost nicht mehr als fünfzehn bis achtzehn Batzen *) (jedoch ohne den Wein, der indessen, als unverträglich mit der Molkenkur, für Patienten wenig Ausgaben verursacht). Schon diese Vortheile sind bedeutend; was sind nun aber die Naturschönheiten der übrigen Kurorte, so groß sie auch seyn mögen, gegen die zauberischen Reize des Rigi? gegen diese Magie in der Verbindung und Mischung der lieblichsten Anmuth mit der furchtbarsten Größe der Natur, diese schauervolle Nacht dunkler Haine, diesen lachenden Schmelz grüner Matten, diesen tausendfachen und immer reizenden Wechsel drohender Felsen, von rauschenden Kaskaden belebt, einsamer Thälchen und hoher Fichtengruppen; gegen diese waldumkränzten Flächen mit ihren Alphütten und muntern Heerden, diese ragenden Spitzen mit ihren grausenvollen Abgründen und steilen Felswänden, mit dunkelgrünen Streifen durchzogen, auf denen Guirlanden von Alpenrosen glühen, gegen die ganze süße Poesie auf diesem wunderschönen und fabelreichen Berge? was endlich gegen die unaussprechlich schönen Aussichten von diesen Höhen, die kein anderer Berg in der Welt gewährt? Darüber hast Du schon mancherley gelesen; ich will daher über dieses Kapitel nur wenig sagen, um so lieber, da jede Sprache zu arm ist, um ein solches Schauspiel würdig zu schildern. Indessen will ich doch einige interessante Punkte berühren, die in den gewöhnlichen, in Zürich und Luzern fabrizirten Schilderungen des Rigi übergangen sind.

Da alle Pfade, die auf den Rigi führen, sich an dem Staffel vereinigen, so ziehen alle Fremde, die um der Aussicht willen den Rigiberg besuchen, an diesem Hause vorüber; denn alle, auch die, welche in dem Staffel übernachten, gehen auf den Kulm, weil diese Spitze die umfassendste Aussicht gewährt. Da der Wirth zum Schwerdt im Klösterle auch Besitzer des Staffels ist, und seinen Kurgästen gestattet, so oft sie wollen, in dem leztern Hause den Tag, wenn Raum da ist, auch die Nacht zuzubringen und hier ihre Mahlzeiten einzunehmen, so haben diese den Vortheil, das interessante Schauspiel der vorüberziehenden Fremdlinge mit aller Muße zu genießen. Wie auf einem Jahrmarkt strömen an schönen Tagen von allen Seiten (Weggis, Küßnacht, Arth und Goldau) Menschen aus allen Ständen und von allen Nationen den Gipfel hinauf, Schweizer aus allen Kantonen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Dänen, Schweden und Russen; auch Amerikaner, Ost- und Westindier sah ich den lezten Sommer, sah selbst einen Türken mit einer langen Pfeife im Mund in einer Sänfte heraufragen. Eben so verschieden ist die Art, mit der diese Züge sich heraufbewegen: bald mit Tornistern auf dem Rücken, als wahre Bergreisende, rüstig mit dem Alpstock in der Hand; bald mehr in dem Kostüme der vornehmen Welt, in lange Mäntel gehüllt; bald auf Saumrossen, bald in Sänften, oft ein weitläuftiges Gepäck des Luxus hinter sich herschleppend. Ein englischer Lord brachte sogar einen Koch und einen mit Lebensmitteln beladenen Maulesel mit sich. Am anziehendsten ist bey schönem Sonnenuntergang das Menschengewühl auf dem freyen Rasenplatz des Kulm, das ich oft beobachtete. Hier lag ein träumender Engländer und zeichnete den majestätischen Anblick; ein anderer las davon in einem Buche, um sich Alles im Kleinen abzumerken; vornehme Damen saßen auf den Bänken unter den beyden Kreuzen und ließen sich ihn von geschwätzigen Herrn explizíren; in Mäntel von Wachstuch und Kapuzen gehüllt wandelte langsam eine nordländische Gruppe auf und ab; ah! que cela est beau, que cela est beau! c'est magnifique! tönte es aus einem Haufen Franzosen, die in lauter Exklamationen aufgelöst waren; steife Schweizer sprachen in einem barbarischen Französisch über die Militärkonventionen mit Frankreich und Holland, das große Thema jener Zeit; eine jubelnde Schaar von Studenten trank und sang und scherzte mit lustigen Dirnen; kleine Mädchen boten Sträuße von Alprosen an, und ein Hirtenknabe ließ weithin sein Alphorn ertönen. Ich fand immer, daß die Menschen bey solchen Scenen ungemein offen und mittheilend gestimmt waren; jeder nahm, ohne Unterschied des Standes, von jedem, der ihm freundlich entgegenkam, ein Gespräch an; bey dem überwältigenden Anblick der unermeßlichen Naturgröße, vor der wir alle in den Staub sinken, schien jeder mehr als je das allgemeine Band der Menschheit zu fühlen, das Alle umschlingt, und weniger als je den Werth der Prärogative, den einige Kinder dieser Natur sich vor andern anmaßen. Zum Lobe der Wirthe muß ich bemerken, daß sie Sorge tragen, damit diese freye Ungezwungenheit nie in Gemeinheit ausarte oder dem Anstand zu nahe trete.

(Der Beschluß folgt.)

*) Auf diesen Fuß werden jedoch nur Kurgäste behandelt, die acht bis vierzehn Tage u. s. w. da bleiben; bey Durchreisenden wird ein ganz anderer Maßstab angelegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

(Fortsezung.)

Das Städelsche Kunstinstitut steht jezt im Handel um die Erwerbung eines Raphael, für den der Preis von 8000 fl. gefordert wird. Das in dem Lokale dieses Instituts aufgestellte Bild des Hrn. Jacobi, der Raub der Proserpina,

Digitized by Google

gab kürzlich einem hiesigen Kanzelredner Anlaß, gegen die Anstößigkeit von dergleichen Schaustellungen, wegen der an solchen Bildern unvermeidlichen Nacktheiten, loszuziehen, wodurch, wie er meynte, das Sittlichkeitsgefühl gar sehr verletzt würde. Gewiß ließ sich der Redner dabey von den besten Absichten leiten. Ob er indessen zu deren Erreichung gerade das kanglichste Mittel wählte, dieß möchte um so mehr bezweifelt werden können, da man die Wahrnehmung gemacht haben will, daß sich seitdem das Zuströmen der Schaulustigen, in Folge der durch jenen Sermon nur noch stärker angeregten Neugier, eher vermehrt, als vermindert hat. Gleich darauf war in der That einige Tage hindurch jenes Zuströmen so groß, daß, um dem Gedränge auf dem zu dem Saale, wo sich das Bild befindet, führenden Korridor abzuhelfen, ein zweyter Eingang zu demselben eröffnet werden mußte. — Für das baldige Wiederaufglimmen unserer Gasbeleuchtung haben sich seit Kurzem mehrere Aussichten eröffnet. So fand sich bereits vor zehn oder zwölf Tagen ein sachverständiger Emissär von Seiten einer brittischen Gesellschaft hier ein, die sich wahrscheinlich auf Empfehlung des hiesigen, für den Augenblick in London anwesenden englischen Konsuls bewogen gefunden hatte, den Gegenstand als Spekulationswürdig in Betrachtung zu ziehen. Nach vorgenommener Besichtigung der zur Anstalt gehörigen Anlagen, äußerte sich derselbe sehr günstig darüber, namentlich in Betreff der Gasfabrik selber, versichernd, es sey diese, nach seinem Dafürhalten, so vollständig und zweckmäßig eingerichtet, als solches bey Oelgasfabriken nur irgend möglich sey. Indessen werden wir muthmaßlich die Mitwirkung der Fremden zur Wiederbelebung unserer Gasbeleuchtungsanstalt entbehren können. Mehrere unserer vermöglichsten und angesehensten Mitbürger interessiren sich, wie man von guter Hand vernimmt, sehr für die Sache. Ihr Vorhaben ist, heißt es, das Unternehmen auf eigene Gefahr und Kosten, so beträchtlich letztere auch seyn möchten, fortzusetzen, vorher aber einen bewährten Techniker beyzuziehen. Zu dem Ende soll Syst. Becker aus Mannheim, unter dessen einsichtsvoller Leitung schon mehrere Gasbeleuchtungsanstalten in Deutschland mit dem besten Erfolg angelegt wurden, um seinen Rath und Beystand ersucht werden. Die Vorbereitungen zur Ausführung dieses Planes werden in der Stille betrieben, um, sollte irgend ein Wechselfall eintreten, das Publikum nicht um so schmerzlicher zu täuschen. Je lebhafter dieses das Wiederaufblühen einer Anstalt wünscht, deren Vorzüge es während ihrer fünfmonatlichen Dauer kennen lernte, und die es seit der letzten Unterbrechung nur höchst ungern entbehrte. — Der Ausbau der schönen Barfüßerkirche geht rasch von Statten. Ein großer Theil der hiesigen Einwohnerschaft wünscht, daß dieser Tempel mit einem seiner Herrlichkeit entsprechenden Thurme möge versehen werden, zumal da unsere Stadt verhältnißmäßig nur wenige Monumente dieser Art zählt, diese aber von so Manchen für eine fast unentbehrliche Zierde großer Städte gehalten werden. Da nun aber von den Behörden nur ein sogenannter Glockenstuhl, wahrscheinlich aus ökonomischen Rücksichten, mit in den Bauplan aufgenommen wurde und dieses thurmähnliche Gebäude die Dachhöhe des Schiffs der Kirche nur wenig überreichen wird, so wird jetzt eine Subskriptionsliste herumgetragen, der eine lithographirte Zeichnung des projektirten Thurms beyliegt, um mittelst freywilliger Beyträge die Kosten zu dessen Herstellung aufzubringen. Allgemeinen Beyfall findet jedoch dieser Entwurf keineswegs, da es selbst unter Kunstverständigen eine Zweifelsfrage bleibt, ob überhaupt ein Thurm mit dem Baustyl dieser Kirche im Einklang stehen dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

London, April.

Auf dem Coburg-Theater wurde neulich gegeben: „Undine und der Kobold," oder: „der Wassergeist," Feenoper, nach dem Deutschen für die Bühne arrangirt von Milner, Musik aus „dem Donauweibchen" von (wie der Courier ihn nennt) Kauer Bierey. Ueber das Stück selbst braucht hier nichts gesagt zu werden; dagegen verdient die Maschinerie einiger Erwähnung. Undine erscheint am Ende des ersten Aktes ganz in eine klare Fontaine von wirklichem Wasser gehüllt; am Ende des zweyten Aktes wird auf Befehl des Wassergeistes das schwarze Thal mit einem brausenden Strome angefüllt; dieser wird durch Einwirkung des Feuerkönigs auf einen Augenblick in lichtes Feuer verwandelt, erlangt aber bald wieder seine ursprüngliche Gestalt und glänzt durchsichtig wie der heilste Krystall. Die Erscheinung der kolossalen, aber nebligen und unbestimmten Gestalt des Wassergeistes, der aus der Fluth hervorsteigt und ihr gebietet, ist beynahe erhaben zu nennen. Besonders glänzend ist die letzte Scene, wo an hundert Fontainen, die die Bühne bedecken, einen mächtigen, in die Höhe gehenden Regenguß bilden, den zwischendurch bunte Feuerstrahlen erleuchten. Die Ausführung macht dem Maschinisten, Hrn. Cabanel, wirklich große Ehre.

Seit einiger Zeit hat sich die Politik aller Köpfe so sehr bemeistert, daß es fast gar keine literarischen Neuigkeiten gibt und die Verleger sogar schon gedruckte Bücher einstweilen zurückgelegt haben. Bey der Befangenheit der Gemüther durch die große politische Frage ist es daher desto auffallender, zu sehen, wie der alte Zauberer, Walter Scott, immer noch seinen Einfluß übt; man sieht mit Ungeduld der neuen Ausgabe seiner Werke entgegen, die vom 1. Juny an in Lieferungen erscheinen wird. Sie soll mit belehrenden Noten und einer allgemeinen Vorrede versehen werden; jeder Roman erhält eine Einleitung, in der der Verfasser die Geschichte seiner Geistesstimmung bey Abfassung desselben, die Legenden, die Familiensagen u. s. w., die dem Roman zu Grunde liegen, auseinandersetzt; ferner wird er die Landschaften beschreiben, in denen die Abentheuer sich begeben, er wird die Materialien, wie sie ihm wirklich die Geschichte geliefert, von seinen Zuthaten scheiden, damit gleichsam die Geschichte reconstruiren und dadurch denjenigen einen schlechten Dienst erweisen, welche in seinen Romanen die englische Geschichte spielend studirt zu haben glaubten; in einem Glossarium werden die alten Gebräuche und Volkssagen, auf die er anspielt, erörtert werden. Die Vorrede zu Waverley soll im Grunde nichts seyn, als des Verfassers Selbstbiographie, wenigstens die Schilderung seiner literarischen Laufbahn; auf sie sollen einige seiner ersten, noch ungedruckten prosaischen Versuche folgen. Die Ausgabe wird dem König zugeeignet, erhält Titelkupfer und Vignetten, und monatlich erscheinen 2 Bände, die 10 Schilling kosten. W. Scott verspricht in der Ankündigung, den Text sorgfältig zu revidiren, den oft etwas breiten Styl zu beleben, zu sehr gedehnte Stellen abzukürzen, kurz die letzte Hand an das Werk zu legen. Allermittelst läßt er in diesen Tagen Anna von Guirstein, als Fortsetzung seiner Chronik von Canongate, erscheinen. Ist wohl in Deutschland noch Enthusiasmus genug für den großen Unbekannten vorhanden, daß man auch diesen mächtigen Ballast seiner Romane wird übersetzen können und lesen wollen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 97.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. April 1829.

Hier, wo des Schreckhorns kalte Stirne
Die Nes' umschwebt,
Und um des Glarnisch hohe Firne
Ein Golddust bebt —
Hier fern von aller Welt geschieden,
Athm' ich Gesundheit, Kraft und Frieden
Aus freyer Brust.

Friederike Brun.

Schilderung des Rigi.

(Beschluß.)

Um vollen Genuß aus dieser glücklichen Stimmung der Bergwanderer zu schöpfen, muß man der französischen und englischen Sprache mächtig seyn. Wer den Engländer in der Schweiz, wo das Englische so selten gesprochen wird, in seiner Sprache anredet, gegen den wird er sogleich mittheilend. Diesen Vortheil benutzte ich bestens. Ich könnte Dir eine Menge interessanter Züge mittheilen; ich begnüge mich indessen mit der Bemerkung, daß ich selten einen Menschen fand, bey welchem dieser große Anblick seine Wirkung ganz verfehlte. Am mächtigsten wurden alte, vom Schicksal vielfach erprobte Militärs ergriffen. Ich habe über diese psychologische Merkwürdigkeit eine Reihe interessanter Beyspiele gesammelt. „Le cœur me bat!" rief ein alter Napoleonscher Obrist mit funkelnden Augen, als er aus der Schlucht von Goldau an die First des Staffel kam; „le cœur me bat," wiederholte er und ließ sich von dem Pferde auf seine Krücke nieder; eine Kugel hatte ihm bey Wagram das rechte Knie gelähmt. Ich sprach mit ihm, er bat mich, ihn den Nachmittag auf dem Kulm zu besuchen. Dort fand ich ihn mit verklärtem Antlitz auf der Bank unter dem Kreuze sitzend. Ich erklärte ihm die Landschaft, die Züge der Thäler und Gebirge. Nicht auf den Pyrenäen und Appeninen, versicherte er mich, nicht zwischen dem mittelländischen und baltischen Meere, welche Länder er mit seinem Feldherrn durchwandert, habe er ein solches Schauspiel gesehen. Et que veut dire la liberté de ce beau pays? fragte er endlich. Meine Antwort mochte ihm nicht gefallen, denn er stand auf, hoppelte einige Mal mit seiner Krücke auf und nieder, und murmelte etwas zürnend zwischen den Zähnen. Dann rief er aus: mais la nature est invariable, und blickte wieder heiter in die himmlische Schöpfung, als wollte er in diesem göttlichen Anblick einen schweren Gedanken vergessen.

The most awful tempest on the sea is not worth this spectacle! rief ein alter englischer Seemann, an derselben Stelle am Staffel seiner wunderschönen Tochter zu.

Nur bey alten Weibern verfehlte dieses große Naturschauspiel häufig gänzlich seinen Effekt. Nie vergesse ich folgenden Zug. Ein Engländer kam mit seiner alten Ehehälfte, beyde zu Pferd, an dieselbe Stelle. Is not that worth coming! coming from a thousand miles! rief er aus. (Ist dieß nicht der Mühe werth, daß man ein Tausend Meilen weit herkömmt?) I do not see any thing worth coming, not any thing at all! come, let us take a cup of tea, erwiederte sie. (Da sehe ich nichts, was die Mühe lohnte, hierherzukommen; nein, gar nichts! komm, laß uns eine Tasse Thee trinken.) Der Mann ging geduldig mit der alten mürrischen Ehehälfte ins Haus und trank Thee.

Die Hauptpunkte auf dem Rigi, was die Aussicht betrifft, sind der Kulm, der Rothstock und das Känzeli. Du hast, wie ich schon bemerkt habe, in dieser Hinsicht nur Andeutungen von mir zu erwarten. Der

Digitized by Google

Kulm gewährt die umfassendste Aussicht, ein Gemälde, welches das ganze Reich ästhetischer Naturformen erschöpft, ein Meisterstück der Natur, das eine Vereinigung alles Schönen, Erhabenen und Romantischen in einem Totalanblick dem Auge darstellt. Gegen Nord und West breitet sich der größte Theil der ebenen Fläche der Schweiz aus, die Kantone Luzern, Aargau, Zürich, Theile von Solothurn und Basel, mit den mannigfaltigsten Hügelreihen, Seen, Flüssen, Städten und Dörfern. Bis nach Frankreich und Schwaben hinein reicht das Auge. Umkränzt ist diese Fläche und Hügelreihe gegen Norden von den Appenzeller Bergen, den Höhen längs der Donau und dem Schwarzwald; gegen Westen von den Vogesen und der langen Kette des Jura. Unbeschreiblich schön sind die Endpunkte dieser Ebene; links (denke Dich immer auf der Kulmspitze stehend) am Pilatus Luzern mit dem See und der Emme, die wie ein Silberband vom Entlibuch herabglänzt, und der Reuß, die in entgegengesezter Richtung ihre Wellenlinie beschreibt; vorn Küßnacht mit dem Küßnachter See und der Tells Kapelle; links der Zugersee, mit seinen blühenden Geländen und schimmernden Städtchen und Dörfern.

Gegen Süd und Ost erhebt sich von dem Vierwaldstättersee und dem Schwyzerthal das kolossale Amphitheater der Gebirgsmassen in immer höhern Abstufungen bis zu den blendenden Eisbergen, die in einem ununterbrochenen Gürtel diese Höhenwelt umschließen. Die äußersten Punkte dieses Eisgürtels sind südwestlich am Pilatus, fern im Berner Oberlande, der Aretis und die Blümlisalp, an welche sich die Jungfrau und der Mönch anschliessen; südöstlich der hohe Sentis in Appenzell. Die höchsten Eishörner in der Mitte sind das Schreckhorn und Finsteraarhorn, der Titlis, der Uriothstock, der Gotthard mit seinen vielfachen Spitzen, die Windgalle, das Scheerhorn, der Döbi und der Glarnisch mit seinen vielfachen Fortsätzen. Zwey Dinge habe ich nie mit der bloßen Einbildungskraft erreichen können, die grenzenlose Meeresfläche und die Alpen; es bedurfte der Anschauung, um das rechte Bild zu gewinnen. Ich fand, daß es dem oben erwähnten englischen Seemann eben so ging. Die lezte Purpurgluth der sinkenden Sonne auf dem blendenden Weiß dieses furchtbar schönen Riesengürtels der Eiswelt ist in der That ein Anblick, gegen den jedes Bild, auch des höchsten Dichtergenies, ohne Anschauung nur Kinderspiel seyn kann; das sind Wunder der Schöpfung, für die es keinen Maßstab gibt. Nach dieser Seite hin (Süd und Südost) erblickt das Auge wenig Thäler und Seen; jedoch zeichnet sich auf der einen Seite ungemein malerisch das Schwyzerthal aus, mit dem Lowerzer See in der Mitte und dem Dörfchen Arth, Seewen und dem Flecken Schwyz, dessen weitzerstreute Häuser auf den grünen Matten herrlich glänzen; auf der linken Seite dieses Thales, vorn dem Kulm gegenüber, liegt der rothe Erd- und Felsschutt des Roßbergs, dessen Sturz einst Goldau begrub; weiter hinten ragen der Haken und Mythen mit ihrem grauen Gestein gespensterartig in die Lüfte. Auf der andern Seite, am Pilatus, liegt ernst und düster das Thal von Unterwalden, mit dem Sarnensee in der Mitte. Auf dem Rothstock ist zwar der nördliche und nordöstliche Theil der vorhin beschriebenen Ebene, so wie der Zugersee, durch den Kulm verdeckt; alles andere stellt sich gleich vollkommen auf dieser Spitze dar, und außerdem gewährt sie, was der Kulm nicht kann, den Blick auf die niedrigern Höhen des Vierwaldstättersees und einen Theil seiner vielfach gewundenen Ufer, deren zauberischer Wechsel von Licht und Schatten, Abends und Morgens, innerhalb des umgürtenden Kranzes von Fichtenhöhen und Eisbergen jede, auch nur mäßig thätige Imagination in die Fabeln der Geisterwelt versezt. Eine eigenthümliche Magie belebt die Scene, die sich von dem Känzeli, einem Vorsprunge unweit des kalten Bades, in einem kleinern Umfange dem Auge entrollt.

Ich könnte Dir noch Manches erzählen von den mannichfachen Formen, gleichsam Phasen, unter welchen sich diese herrliche ästhetische Naturanschauung vom Rigi darstellt, z. B. bey den Gewölken des Westwindes, die wechselnd nur einzelne Theile der Ebene und der Alpenhöhen enthüllen, oder bey den Nebeln im September, die gleich einem Meere die ganze Ebene bedecken, über welches, von der Sonne beleuchtet, des Pilatus und die Jura Spitzen wie Inseln auftauchen, oder könnte ich von dem berühmten Nebelbilde auf dem Rigi reden.

Ich schließe indessen, und beneide nur die, welche jeden Sommer auf diesem Berg der Himmelskönigin zubringen können, wie ein Frauenzimmer von Luzern schon seit Jahren thut. Ich werde ihr Beyspiel, wenigstens so lange ich kann, nachahmen, und hoffe auch Dich diesen Sommer dort zu finden.

Dr. L. S.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

„Wohl denn, Fritz," sagte Mila, „hast Du die Kirche in Hameln gesehen?" „Mehr als hundert Mal." „Und die gemalten Fensterscheiben?" „Natürlich." „Und was ist auf diesen Scheiben gemalt?" „Auf den Scheiben? — Auf dem großen Fenster zur linken Hand steht, glaube ich, ein großer schwarzer Mann, der auf der Flöte bläst, und dem ein Haufen kleiner Kinder nachläuft." „Richtig. Nun will ich Euch die Geschichte des schwarzen Mannes und der Kinder erzählen.

Vor vielen Jahren waren die Leute in Hameln mit ei-

Digitized by Google

ner unzähligen Menge von Ratzen geplagt, die in so dicken Haufen aus dem Norden kamen, daß die Erde ganz schwarz davon erschien und ein Karrenführer nicht gewagt hätte, seine Pferde über einen Weg zu treiben, wo sie ihren Marsch hielten. In weniger als einem Augenblick war alles aufgezehrt, und in einer Scheune machten diese Ratzen kürzern Prozeß mit einer Tonne voll Korn, als ich mit diesem Glas guten Weines." Sie trank ihr Glas aus, wischte sich den Mund und fuhr fort. „Mäusefallen, Ratzefallen, Eisen, Gift, alles war vergebens. Man hatte von Bremen ein Schiff mit eilfhundert Katzen kommen lassen; aber nichts half; für tausend, welche man tödtete, erschienen zehntausend, und noch hungrigere wie die vorigen. Kurz, wenn man keine Hülfe gegen diese Plage gefunden hätte, so wäre kein Weizenkorn in Hameln geblieben und alle Einwohner vor Hunger gestorben. Da erschien an einem gewissen Freytage vor dem Bürgermeister ein langer, brauner, dürrer Mann mit großen Augen, einem Munde von einem Ohre zum andern, in ein rothes Wamms gekleidet, mit einem aufgestutzten Hute, weiten, mit Bändern besetzten Beinkleidern, grauen Strümpfen und Schuhen, mit feuerfarbenen Schleifen. Er hatte einen kleinen Beutel an seiner Seite hängen. Mir däucht, ich sehe ihn noch." Alle Augen wendeten sich in diesem Augenblicke unwillkührlich nach der Wand hin, auf welche Mila ihre Blicke heftete. „So habt Ihr ihn denn gesehen?" fragte Mergy. „Nein, ich nicht; aber meine Großmutter, und sie erinnerte sich seiner so wohl, daß sie ihn hätte malen können." „Und was sagte er zum Bürgermeister?" „Er bot ihm an für 100 Dukaten die Stadt von der Plage, unter der sie litt, zu befreyen. Ihr könnt denken, daß Bürgermeister und Bürger den Handel auf der Stelle eingingen. Sogleich zog der Fremde eine metallene Flöte aus seinem Beutel und stellte sich damit auf den großen Marktplatz vor die Kirche hin, der er aber, wohl zu bemerken, den Rücken zukehrte; er begann ein sonderbares Lied zu blasen, ein Lied, wie kein deutscher Flötenspieler jemals eines geblasen. Und siehe da, so wie dieß Lied ertönte, so kommen von allen Dachboden, aus allen Löchern in den Mauern, unter allen Sparren und Dachziegeln Ratzen und Mäuse bey hunderten und tausenden hervor und laufen ihm nach. Der Fremde, immer fort blasend, nahm seinen Weg nach der Weser hin, und da zog er seine Unterkleider aus und ging ins Wasser hinein und alle Ratzen aus Hameln ihm nach, die auf der Stelle ersoffen. Nur eine einzige blieb in der ganzen Stadt und ihr sollt bald sehen, warum. Der Hexenmeister, denn das war er, fragte einen der Nachzügler, der noch nicht in die Weser hinein war, warum die weiße Ratze noch nicht gekommen sey. — Herr, antwortete die Ratze, sie ist so alt, daß sie nicht mehr gehen kann. — So lauf' denn hin und hole sie, antwortete der Hexenmeister, und die Ratze lief augenblicklich in die Stadt, von wo sie bald mit einer alten, dicken weißen Ratze zurückkehrte, die aber so alt, so alt war, daß sie sich kaum zu schleppen vermochte. Beyde Ratzen, die junge die alte beym Schwanze ziehend, stürzten sich in die Weser und ertranken mit ihren Gefährten. So ward die Stadt von ihnen befreit. Allein als der Fremde nun aufs Rathhaus ging und die versprochene Bezahlung forderte, hatten der Bürgermeister und die Bürger unterdessen überlegt, daß sie nichts mehr von den Ratzen zu fürchten hätten, und da sie glaubten, leicht mit einem Menschen umspringen zu können, der ohne Schutz war, so schämten sie sich nicht, ihm zehn Dukaten statt der versprochenen hundert anzubieten. Der Fremde machte Vorstellungen, die weit weggeworfen wurden; er drohte dann, sich theurer bezahlen zu lassen, als sie glaubten, wenn sie den Handel nicht buchstäblich hielten. Die Bürger lachten laut über diese Drohung, warfen ihn die Rathhaustreppe hinunter, hießen ihn „den weitberühmten Ratzenfänger," und alle Kinder in der Stadt schrieen ihm diesen Namen nach, indem sie ihm durch die Straßen bis zum neuen Thore folgten. Den folgenden Freytag um die Mittagsstunde erschien der Fremde von Neuem auf dem Marktplatze; allein dießmal hatte er einen purpurfarbenen, auf eine besondere Weise aufgestutzten Hut auf. Er zog eine von der vorigen ganz verschiedene Flöte aus dem Beutel, und sobald er anfing darauf zu blasen, liefen ihm alle Knaben von sechs bis fünfzehn Jahren aus der ganzen Stadt nach und gingen zum Thore mit ihm hinaus." „Und die Bewohner von Hameln ließen die Kinder wegführen?" fragten Mergy und der Hauptmann zugleich. „Sie folgten ihm nach bis an den Koppenberg zu einer Höhle, welche jezt geschlossen ist. Der Flötenspieler ging in die Höhle hinein und alle Kinder mit ihm. Der Ton der Flöte ward noch einige Zeit gehört. Nach und nach ward er leiser und leiser und endlich hörte man nichts mehr. Die Kinder aber waren alle verschwunden, und seitdem hat man nie wieder etwas von ihnen erfahren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie viel Hände die Industrie in Frankreich noch beschäftigen könnte. *)

Nach dem Coup d'oeil de la Misère hat Frankreich unter 32 Millionen Einwohnern:

5,000,000 Bettler;
130,000 legitime Diebe;

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Erstes Märzheft.

Digitized by Google

150,000 Individuen in Spitälern und Gefängnissen;
11,464 freygelassene Sträflinge;
7,896 freygelassene Gefangene;
60,000 Bettelkinder ohne Unterkunft;
3,000,000 die nicht angeben können, wovon sie leben.

8,359,360 Individuen des legitimen Elendes.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

(Beschluß.)

Es wurden im Verlaufe der lezten Wochen mehrere große Konzerte, zur Beförderung gemeinnüziger Zwecke, von hiesigen Künstlern und Kunstfreunden ausgeführt. Bey diesen Anlässen bestätigte sich leider die schon früher gemachte Wahrnehmung, daß die mit den Konzerten verknüpften Nebenkosten hier immer höher steigen, mithin der Reinertrag sich in eben demselben Verhältnisse vermindert. So betrugen jene Kosten bey dem einen der hier erwähnten Konzerte, das Hr. Baldenecker zum Vortheil der Epileptischen des hiesigen Krankenhauses veranstaltet hatte, 246 fl., während sich der Rest der Einnahme nur auf 192 fl. belief. — Unter den neuerlichen Leistungen unserer Bühne verdient die mehrmals hinter einander unter großem und stets steigendem Beyfalle wiederholte Aufführung von Ferdinand Ries großer Oper, „die Räuberbraut," rühmlich erwähnt zu werden. — Fast wäre unsere Theaterdirektion für den Zeitraum der Messe in schlimme Verlegenheit versezt worden. Dem ersten Sänger bey der Oper, Hrn. Nieser, ward vor wenigen Wochen seine Gattin durch den Tod entrissen, und nun erwog sich die für das Bühnenwesen überhaupt wohl nicht unwichtige Frage, ob in solchen oder ähnlichen Fällen die Trauer des Herzens durch Entfernthalten von jeder artistischen Leistung für längere oder kürzere Zeit kund zu geben, nicht, seinen sonstigen Pflichten unbeschadet, innerhalb der Befugniß des Künstlers liege. Es hieß, Hr. Nieser spreche diese Befugniß an und werde während der gesezlichen Trauerzeit, die den Zeitraum der Messe einschloß, nicht auf der Bühne erscheinen. Inzwischen hat man sich dahin verständigt, jene Leistungen lediglich aus dem Gesichtspunkte von Berufsgeschäften auf Seiten des Künstlers zu betrachten, und Hr. Nieser wird am Ostermontage, wo die Stumme von Portici hier zum ersten Male gegeben werden soll, in die Sphäre seiner frühern Thätigkeit wieder eintreten. Von dem vorhin erwähnten Tonsezer der Räuberbraut, Hrn. Ries, ist so eben ein herrliches Oratorium vollendet worden, das auf dem großen Musikfeste zu Aachen in den beyden Pfingsttagen, unter des Komponisten eigener Leitung, zum ersten Male aufgeführt werden wird. Das Oratorium heißt: „Der Sieg des Glaubens;" die Worte dazu sind von Hrn. J. B. Rousseau gedichtet. Derselbe Literatus hat vor einigen Tagen den Cyclus seiner in diesen Blättern schon öfters erwähnten Vorlesungen für diesen Winter geschlossen. Die beyden lezten Abende füllte Hr. Rousseau mit Vortrag einer Abhandlung über Schiller und dessen Huldigung der Künste. Beym Abschiede allen Anwesenden dankend, zeigte derselbe an, er beabsichtige im künftigen Winter einen Kursus über Aesthetik zu lesen. Unter denjenigen Vorlesungen, womit Hr. R. in der jüngsten Periode sein Publikum unterhielt, verdient noch nachträglich diejenige erwähnt zu werden, worin er sich über die Gedichte des Königs Ludwig von Bayern verbreitete. Wiewohl diese Vorlesung nicht viel mehr als eine Improvisation war, denn sie ward zwey Tage nach Ankunft jener Gedichte auf unserm Platz gehalten, so vernahm man doch von dem Redner manche recht treffende Bemerkung über diese denkwürdige Erscheinung und mehrere kritische Andeutungen, worin derselbe Bescheidenheit mit Freysinnigkeit glücklich zu paaren verstand.

London, April.

(Fortsezung.)

Haben wir gegenwärtig in der Literatur wenig Neues, so erwartet man nach Ostern desto mehr. Unter andern wird Murray mit der Herausgabe seiner Familienbibliothek anfangen, welche dem Unternehmer reichlichen Vortheil verspricht. Diese Sammlung, welche fürs erste hauptsächlich aus geschichtlichen Werken bestehen wird, worunter auch Lockharts früher angekündigte Geschichte des Cervantes erscheinen soll, kommt in monatlichen Bändchen, jedes zu 5 Schilling, heraus, was bey der Dicke, dem schönen Druck und den Kupfern, abgesehen vom innern Gehalt, sehr wohlfeil ist. Die ersten zwey Bändchen werden die Privatgeschichte Napoleons enthalten, wovon der Verleger bereits 10,000 Exemplare unter den Buchhändlern abgesezt hat.

Auch von der unter der Leitung der Freunde der Erziehung, welche die Londoner Universität gestiftet haben und die Bibliothek nüzlicher Kenntnisse herausgeben, erscheinenden Unterhaltungsbibliothek (Library of Entertaining Knowledge) ist das erste Stück erschienen. Es enthält eine Menge Holzschnitte und Beschreibungen von fremden Thieren, die sich jezt in England befinden und deren Natur und Lebensweise hier an Ort und Stelle beobachtet worden ist. Man kann das Werk in wöchentlichen und monatlichen Lieferungen für einen halben Schilling und zwey Schillinge kaufen.

Die lezten Stücke des London Weekly Review enthalten Auszüge aus dem Tagebuche eines Edelmanns zu Wien während des Kongresses, voll interessanter Anekdoten und Charakterzüge von den vielen hohen Personen, welche sich damals in der Kaiserstadt zusammendrängten. Allem Anscheine nach werden dieselben noch lange fortgesezt werden.

Es ist ohne Zweifel in Deutschland bekannt, daß in dem lezten Stücke des Quarterly Review irgend ein Anonymus in einem Artikel über das Gesalbader des Dr. Granville von einer Reise in Rußland es gewagt hat, den würdigen Niebuhr als einen Revolutionär und vorlauten Religionsspötter anzugreifen, und dieß zwar nur hingeworfen und ohne den geringsten Versuch, die Anklagen zu beweisen. Ob solche Beschuldigung in einer so vielgelesenen Zeitschrift den Mann, gegen den sie gerichtet ist, gekränkt hat, weiß ich nicht; freuen muß er sich aber jezt darüber, da sie zu einer Antwort von einem seiner trefflichen Uebersezer, dem Hrn. Hare, Anlaß gegeben hat, welche jedem redlichen Herzen wohlthut. Solche Freundschaftswärme, gepaart mit einer gereinigten Philosophie, edlen Freiheitsliebe und mannichfaltiger Kenntniß, findet sich heut zu Tage selten, besonders unter den Geistlichen der anglikanischen Kirche. Der Titel der Flugschrift ist: Vindication of Niebuhrs History of Rome from the calumnys of the Quarterly Review, und verdient von allen Freunden des großen Historikers, ja von allen Freunden der Wahrheit gelesen zu werden. Der Styl der Schrift ist besonders rein und kräftig.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 98.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. April 1829.

Im Windsgerausch in stiller Nacht
Geht hart ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
Und ruft die Sterne an.

Tiek.

Die Mördergrube.

Eine alte Volkssage.

In einem Lande hoch gegen Norden erstreckt sich eine unabsehbare Moorheide mehrere Meilen längs dem Wege hin, und ermüdet das Auge des Wanderers durch das Einerley der Verödung. Ist die Gegend noch jezt traurig und wüste, so war sie es noch mehr vor dreyhundert Jahren; da bot kein Baum Obdach, kein Gesträuch erquickte das Auge durch sein Grün, keine heimische Blume schmückte das unfreundliche Erdreich; keine Spur weit und breit, daß ein Sterblicher diese einsame Wildniß je betreten, außer wenigen in der Mitte der Heide zerstreut liegenden rohen Hütten, und einem Pfad für diejenigen, welche ein Geschäft und dringende Noth zwang, diese Einöde zu durchziehen. Im Verfolge der Zeit ward dieser wilde Strich immer düsterer, unheimlicher. Seltsame Gerüchte gingen, daß daselbst Verrath und Mord des einsamen Wanderers warte. Mehrere Personen, welche diesen Weg eingeschlagen, waren verschwunden; die Nachfragen der Angehörigen veranlaßten genaue Nachforschungen, die Diener der Justiz durchstreiften die Gegend und befragten die Hüttenbewohner, nirgends aber zeigte sich eine Spur von den Verlorenen, kein Versteck fand sich, der dem tückischen Verbrecher Zuflucht und Aufenthalt hätte gewähren können. Da jedoch die Nachfrage nach verschwundenen Menschen immer häufiger wurde, erweckte dieß bey den Bewohnern des Dörfchens selbst die ängstlichsten Besorgnisse. Einige wollten oft in nächtlicher Stille plötzlich übernatürlichen Angstruf aus der Ferne vernommen haben, und ein Schäfer, der sich eines Abends von dem Wege verirrt hatte, erzählte, er habe drey geheimnißvolle Gestalten mit übermenschlicher Kraft mit einander kämpfen, und endlich die eine plötzlich mit einem entsetzlichen Schrey in die Erde versinken sehen.

Allmählich verließen die Bauern ihre Hütten auf der Heide und siedelten sich in wohnlicheren Gegenden an, bis endlich blos noch eine Hütte mit einer alten Frau und ihren zwey Söhnen übrig blieb, welche jammerten, daß sie durch ihre Armuth an diesen traurigen Ort gefesselt würden. Wanderer, welche diesen Weg machen mußten, thaten es nicht leicht anders als in Gesellschaft, um sich gegenseitig Schutz zu gewähren, und wenn sie die Nacht überfiel, kehrten sie gewöhnlich in der unansehnlichen Hütte der Alten und ihrer Söhne ein, wo reinliches Nachtlager ihrer wartete, und die Kühnern bey einem Torffeuer über die eingebildeten Schrecknisse des Weges lächelten, während den Furchtsamern bey der Erzählung der Geschichten, womit sie ihre Gastfreunde unterhielten, die Haare zu Berge standen.

In einer finstern, stürmischen Novembernacht zog ein Krämerjunge mit hastigen Schritten durch die Moorgegend hin. Bestürzt, als er sich in dieser endlosen Wildniß von der Finsterniß überfallen sah, kamen ihm unwillkührlich tausend schauerliche Sagen, die sich an diesen Ort knüpften, in sein Gedächtniß zurück. Jeder Windhauch, der über die

Digitized by Google

Heide strich, war ein Geächze abgeschiedener Geister, und die Vögel, welche über seinem Haupte durch die Luft hinglitten, schienen ihn mit ihrem lauten, schrillen Gekrächze vor nahender Gefahr zu warnen. Das Pfeifen, womit er gewöhnlich seine Wanderschaft kürzte, verstummte, und mit zitternden, ungewissen Tritten, die ihm gar so laut in das Ohr tönten, schwankte er dahin. Aber die Verheißung der Schrift fiel ihm ein und stärkte seinen Muth: „Ich will dein Fels seyn in der Wüste und dein Zufluchtsort im Sturm.“ „Gewiß, wenn auch allein,“ dachte er, „bin ich doch nicht vergessen,“ und ein Gebet um göttlichen Beystand sprachen unwillkührlich seine Lippen.

Ein Licht glimmte jezt in der Ferne, das, wie er schloß, ihn zu der Hütte der alten Frau führen mußte; nach diesem richtete er seine Schritte, wobey er sich erinnerte, wie er hier leztes Jahr mit einer großen Reisegesellschaft eingekehrt, die sich den Abend mit jenen geheimnißvollen Geschichten verkürzt hatte, welche jezt seinem Gehirne Schreckbilder vorgaukelten. Er erinnerte sich noch, wie angelegentlich die alte Frau mit ihren Söhnen ihm zuredete dazubleiben, als die andern Reisenden aufbrachen, und hoffte jezt dieselbe herzliche Aufnahme zu finden. Sein erster Anruf schien wenig beachtet zu werden, plötzlich aber ließ sich lauter Lärm und Aufruhr in der Hütte hören. Sie glauben, es komme einer der übernatürlichen Gäste, von denen die alte Frau so viel spricht, dachte der Junge und trat an ein Fenster, wo ihm bey der schwachen Beleuchtung alle Bewohner verschiedentlich beschäftigt schienen. Die Alte scheuerte eilig die steinerne Flur und bestreute sie dick mit Sand, während ihre zwey Sohne mit gleicher Hast einen großen und schweren Gegenstand in eine große Küste schoben und diese sorgfältig verschlossen. Der Bursche klopfte in jugendlichem Uebermuth an das Fenster, da fuhren alle auf und verriethen solche Bestürzung, daß ihn unwillkürlich eine unerklärliche Furcht überfiel und er zurückschrack; ehe er jedoch Zeit hatte sich zu besinnen, fuhr plötzlich einer der Männer aus der Thür, griff ihn unsanft an der Schulter und zog ihn gewaltsam in die Hütte hinein. „Ich bin nicht der, wofür ihr mich haltet,“ sprach der Junge und versuchte zu lachen, „ich bin blos der arme Krämer, der euch leztes Jahr besuchte.“ „Seyd Ihr allein?“ fragte die Alte in einem barschen, tiefen Ton, vor dem sein Herz erbebte. „Ja,“ versezte der Bursche, „ich bin allein hier, und ach,“ fuhr er mit ängstlicher Beklemmung fort, „ich bin allein in der weiten Gotteswelt, habe Niemand, der mir beystünde in der Noth, oder eine Thräne vergöße, falls ich in dieser Nacht noch sterben sollte.“ „Dann seyd Ihr willkommen!“ sprach einer der Männer mit höhnischem Grinsen, indem er den andern Bewohnern der Hütte einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. (Der Beschluß folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Sind Sie verheyrathet?

In einer Stadt, wo die Bevölkerung, trotz der ausserordentlichen Fruchtbarkeit der Weiber, sehr gering ist, scheint die Heyrathslust der Römerinnen eine weise Einrichtung der Vorsehung zu seyn. Splitterrichter, welche nur die Schattenseite der Dinge im Auge haben, erklären dieß bald so, bald anders. Ohne die Sache genauer zu untersuchen (denn Gott allein sieht ins Herz und prüft die Nieren), will ich nur die Thatsache anführen, daß ein Fremder keinem hiesigen unverheyratheten Frauenzimmer irgend eine, wenn auch nur formelle Aufmerksamkeit beweisen kann, ohne sogleich von ihr mit der Frage: Siete maritato? heimgesucht zu werden. Dabey kömmt es weder auf Stand, noch auf Alter, noch auf Reichthum, noch auf Liebenswürdigkeit, nicht einmal auf Schönheit an; es ist genug, ein Beinkleid zu tragen, um gefragt zu werden: Siete maritato?

Die Heyrathen im Süden sind eben so sehr von denen im Norden verschieden, als die Sonne, welche den einen und den andern bescheint. Urtheilt darum nicht unbillig von diesen Kindern der Sonne, ihr, die ihr nicht weit vom 50sten Grade der Breite oder jenseits desselben geboren seyd.

Vorzugsweise äußert sich die Heirathslust der Römerinnen gegen Ausländer. Der böse Leumund erklärt dieß wieder auf seine Weise: es sey, meynt er, der bedeutendere Wohlstand, vielleicht auch die größere Herzensgüte, welche man bey ihnen voraussetze, Schuld daran. Und unverschämter Weise wird ferner behauptet, nicht reine Lust an dieser Güte, sondern die Ueberzeugung, leztere lasse sich ungestrafter als der hitzige Kopf der römischen Männer mißbrauchen, sey die Ursache jenes Vorzugs. Unter den Ausländern trifft dieser ganz besonders die Deutschen, und unter diesen, sonderbar genug, wieder die Protestanten, obgleich leztere von drey Viertheilen der Römer für Juden oder Türken gehalten werden. Schüzt man, um dem Heirathsantrage mit Ehren auszuweichen, den Protestantismus vor, so wird geantwortet: „Non fa niente“ (das macht ja gar nichts!); sagt man, man sey ein ewig Verdammter: „Non fa niente“ (das macht gar nichts!); man komme nicht in den Himmel: „ma non fa niente, vi dico.“ (Aber ich sage Ihnen ja, daß dieß kein Hinderniß ist. Ein kleines Abenteuer mag um so mehr zum Belege des Gesagten dienen, als kein Buchstabe davon erdichtet ist. Ein Ausländer von Welt, aber weder schön noch jung, und den Fünfzigen näher als den Vierzigen, trifft in einer Schauspielloge mit einem sechszehnjährigen, höchst wohlgebildeten Frauenzimmer zusammen. Die erste Veranlassung zur gegenseitigen Annäherung gibt der Dank, welchen sie im Beyseyn ihrer Geschwister und eines Onkels dem Fremden für die Bereitwilligkeit, ihr den Vorderplaz einzuräumen, abstatter;

Digitized by Google

dann erkundigt sie sich, ob der Fremde verheyrathet sey.*) Auf seine verneinende Antwort erhält die Conversation neuen Schwung; ein Wort gibt das andere, von Seiten des Mädchens mit eben so strenger Beobachtung der Convenienz als Vermeidung aller Ziererey; dabey entwickelt sie einen Schatz von klarem, gesundem Menschenverstande. Das Ende des Schauspiels naht heran, ohne daß beyde großen Antheil daran genommen haben. Man steht auf; mit einer Natürlichkeit, wie man sie nur unter dem südlichen Himmel findet, gesteht das Mädchen, (nicht gerade so laut, daß es ihre Verwandte ohne besondere Aufmerksamkeit hören, aber auch nicht so leise, als ob sie ihnen ein Geheimniß daraus machen wollte) dem Fremden, sich nie in ihrem Leben so gut unterhalten zu haben, sagt dann, beym Austritt aus der Loge, in höchster Eile, um ihren Verwandten nachzukommen: „Wenn Ihnen eben so viel daran gelegen ist, mich wieder zu sehen, als ich Vergnügen haben werde, Ihre fernere Bekanntschaft zu unterhalten, so kommen Sie Sonntags früh auf das *** Kaffeehaus, wo wir, meine Mutter, Schwester und ich, nach gehörter Messe in S. Andrea Della Valle, und nach gemachtem Einkaufe auf der Rotonda gewöhnlich an diesem Tage zu frühstücken pflegen.“ Damit eilt sie, nachdem sie lange und sichtbar in der Absicht gewartet hat, der Fremde solle ihr den Arm bieten, was dieser aber nicht zu thun für gut findet, auch ihm unaufgefordert Wohnung und Namen gesagt hat, ihren Anverwandten nach, welche schon einen bedeuten den Vorsprung gewonnen haben. Der Sonntag erscheint; der Fremde, neugierig, zu sehen, wie weit das Mädchen gehen zu dürfen glauben möchte, ohne ihrer Meynung nach den Anstand zu verletzen, begibt sich zur besagten Stunde auf das Kaffeehaus. Kurz nach ihm erscheint sie mit ihrer Schwester, ihrer Mutter, einer, dem Anscheine nach sehr würdigen Matrone, und einem ältlichen Manne, den der Fremde für ihren Vater hält. Sie sieht sich beym Eintreten rings im Kaffeehaus nach ihm um, und wird, als sie ihn erblickt, blutroth. Da nur ganz am entgegengesezten Ende des Saales ein einziger Tisch leer ist, so kömmt die Familie außer den Bereich des Fremden zu sitzen. Dieser Umstand und der Gedanke, daß das Mädchen mit Fleiß ihre ganze Sippschaft mitgebracht hat, um ihn gleichsam die Musterung passiren zu lassen, veranlaßt ihn, das Kaffeehaus zu verlassen, ohne sich ihr zu nähern, obgleich sie kein Auge von ihm verwandt hat. Da der Zufall will, daß sie in einer Gasse wohnt, durch welche ihn täglich gegen Abend sein Weg zum Restaurateur führt, so erblickt er am folgenden Tage die Schwester am Fenster. Kaum ist diese seiner gewahr geworden, als sie davon läuft und die andere herbeyholt. Nun geht es an ein Gruß- und Kußzuwerfen, daß die Nachbarn aufmerksam werden, und der Fremde sich genöthigt sieht, davon zu gehen, um kein Aufsehen zu machen. Ein Paar Tage nachher ereignet sich dieselbe Scene. Als eben die Grüße und Küsse im besten Gange sind, fühlt sich der Fremde am Kleide gezogen. Er sieht auf, eine Dienstmagd in ein Seitengäßchen tretend, winkt ihm, ihr zu folgen. Der Fremde geht ihr nach. Sie werde, spricht sie hier, von der Signora** geschickt, um ihn zu fragen, ob er ihr etwas zu melden habe? Er sucht sie mit einigen allgemeinen Phrasen abzufertigen, merkt aber an ihrem Zögern und Stammeln, daß sie noch etwas auf dem Herzen hat. Doch geht sie endlich. Ein Paar Tage darauf dieselbe Scene, dieselbe Botschaft. Die Magd sagt ihm, ihre Mamsell gehe heute Abend mit ihrem Bruder und ihrer Schwester ins Theater Argentina, in die und die Parterreloge; der Fremde werde gebeten, ein Parterrebillet in deren Nähe zu nehmen. Dieser folgt der Einladung; das Mädchen kömmt und wendet während des ganzen Schauspiels kein Auge von ihm. Am Tage darauf eine abermalige Botschaft. Jezt geht die Magd mit der Sprache heraus: ihre Mamsell, heißt es, lasse ihn bitten, sich, wenn er ehrliche Absichten habe, an die Mutter zu wenden. Der Fremde begreift jezt, daß ihm, da es nicht in seinem Plane liegt, sich zu verheyrathen, nichts übrig bleibt, als diese Intrigue abzubrechen, ob ihm gleich hinterbracht wird, daß das Mädchen die Tochter eines nicht reichen, aber doch wohlhabenden und sehr geachteten höhern Regierungsbeamten ist. Er hat sie seitdem, obgleich immer zufällig, häufig wiedergesehen und zu bemerken geglaubt, daß sie ihm, obgleich sichtbar empfindlich, immer noch dieselbe Aufmerksamkeit schenkt. Ihre Gasse vermeidet er oder sieht wenigstens nicht nach ihren Fenstern hinauf. Die Botschaften der Magd haben seit der Zeit aufgehört.

*) Hier, oder nie, könnte ich mit der Frau von Genlis sagen: Historique.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Die Zigeunerin hielt inne, um in den Zügen ihrer Zuhörer die durch ihre Erzählung hervorgebrachte Wirkung zu beobachten. Der Reiter, der in Hameln gewesen war, nahm das Wort und sagte: „Diese Geschichte ist so gewiß wahr, daß, wenn man in Hameln von irgend einer außerordentlichen Begebenheit spricht, es beständig heißt: Dieß geschah zwanzig Jahre oder zehn Jahre nach dem Auszuge unserer Kinder — sechszig Jahre nach dem Auszuge unserer Kinder ward unsere Stadt von dem Herrn von Falkenstein geplündert.“ „Das Sonderbarste bey der Sache ist aber,“ sagte Mila, „daß zu gleicher Zeit weit von da, in Siebenbürgen, eine Zahl Kinder erschien, die gut Deutsch sprachen und nicht sagen konnten, von woher sie kamen. Sie verheyratheten sich im Lande und lehrten ihre Kinder ihre Sprache, woher es kommt, daß man noch bis auf diesen Tag Deutsch in Siebenbürgen spricht.“ „Und so sind dieß die Kinder von Hameln, welche

Digitized by Google

vom Teufel dort hingeführt worden?“ fragte Mergh lächelnd. „Beym Himmel, es ist wahr!“ rief der Hauptmann, „denn ich bin in Siebenbürgen gewesen und weiß wohl, daß man dort Deutsch spricht, während sie in der ganzen umliegenden Gegend ein höllisches Kauderwelsch reden.“ Die Versicherung des Hauptmanns war wenigstens eben so gut als manche Beweise, wie sie oft geführt werden.

Trudchen nahm eine Art Mandoline, auf der nur wenige Saiten fehlten, und fing an einen deutschen Marsch zu spielen; wie sie die Soldaten sich in einen Kreis um sich her sammeln sah, sang sie in ihrer Sprache ein Kriegslied und die Reiter stimmten aus vollem Halse in den Chor ein. Durch das Beyspiel gereizt, begann der Hauptmann ebenfalls mit einer das ganze Zimmer erschütternden Stimme ein altes hugenottisches Lied, dessen Melodie zum wenigsten eben so barbarisch wie die Worte war:

„Le prince de Condé,
Il a été tué;
Mais Monsieur l'amiral
Est encore à cheval
Avec La Rochefoucauld,
Pour chasser tous les papaux,
Papaux, papaux, papaux.“

Die vom Weine erhizten Reiter fingen an, ein jeder sein eigenes Lied zu singen. Trümmer von Tellern und Flaschen bedeckten den Fußboden. Die Küche erschallte von Flüchen, Gelächter und Trinkliedern. Doch bald übte der Schlaf, von den Weindünsten herbeygeführt, seine Macht auf die meisten der Theilnehmer dieser bacchantischen Scene aus. Die Soldaten warfen sich auf die umherstehenden Bänke. Der Fähnrich wankte seinem Bette zu, nachdem er zwey Schildwachen vor die Thüre gestellt. Der Hauptmann, der noch die Kraft hatte, sich auf gerader Linie zu erhalten, stieg ohne Schwanken die Treppe hinauf, die in das Zimmer des Wirths führte, welches er, als das beste in der Schenke, für sich gewählt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Diesen Abend (den 10.) wird im Oberhaus das Emanzipationsgesez angenommen werden; aber die Stadt, so wie das ganze Land, ist stille und all die Furcht, die Unruhe und die Drohungen haben sich allmählich, so wie das Parlament in der Sache weiter ging, in Friedfertigkeit und Vertrauen aufgelöst, so sehr auch mehrere Zeitungen offenbar Aufruhr gepredigt und es der Nation zur religiösen Pflicht gemacht haben, sich ihren Gesetzgebern mit bewaffneter Hand zu widersetzen. War es nur Gleichgültigkeit, Verzagtheit oder bessere Erkenntniß, so viel ist gewiß, daß es selbst in der Gährung, welche den ganzen Februar durch in mehreren Städten herrschte, fast nirgends zu Thätlichkeiten kam, und auf jeden Fall kein einziger Mensch mißhandelt oder im Geringsten beschädigt wurde. Diesen Morgen noch war der Pöbel aufgefordert, sich in großer Menge vor dem Hause des Herzogs von Wellington zu versammeln, um einen Demagogen mit einer Bittschrift an den König nach Windsor zu begleiten. Es fanden sich nur ein Paar Hunderte ein, die sich sehr friedlich benahmen und am Ende den Mann mit seiner Bittschrift allein ziehen ließen. Wenn man sich erinnert, zu welchen Auftritten dieselbe Sache im Jahre 1780, ja selbst noch 1807 hier in London Anlaß gegeben hat, so wird man unwillkührlich an den „Schulmeister“ erinnert.

Das Monthly Magazine enthält eine sehr interessante Beschreibung einer Reise durch die Pampas, woraus ich folgende Scenen ausbebe: „Wir trafen auf ein Beyspiel jenes außerordentlichen Geistes der Unabhängigkeit und Unternehmungslust, wie man sie nur bey Wilden findet. Wir erblickten eine kurze Strecke vor uns einen Mann zu Pferde, welcher 12 andere Pferde vor sich her trieb. Als wir uns näherten, um zu sehen, wer eine Wüste, wo der Mensch nie dem Menschen begegnet, ohne daß er ihn als einen Feind fürchten muß, so ganz allein durchreisen mochte, fanden wir, daß es ein alter Gaucho von Rojas war. Er sagte uns, er reise nach San Ignacio im Gebirge von Cordova, um seinen Sohn abzuholen. Dieß schien uns so unwahrscheinlich, daß wir seinen Paß zu sehen verlangten, und wir fanden, daß es so war. Er reiste wirklich von Rojas nach San Ignacio, eine Strecke von 70 Stunden, von denen 50 über eine pfadlose Ebene führen, auf welcher ihn nichts leiten konnte, als die Sonne am Tage und die Sterne bey Nacht, und zwar mit keinen andern Lebensmitteln, als ein wenig getrocknetem Rindfleisch, zwey kleinen Hörnern voll Wasser und etwas Taback. Er war beständig der Gefahr ausgesezt, wilden Indianern zu begegnen, und mußte dabey die 12 Thiere zusammenhalten, welche ganz frey umherliefen und Lust genug bezeigten, zu entwischen. Er fing sie eins ums andere mit dem Lasso, wenn er seinen Sattel umtauschen wollte; des Nachts pflegte er, sobald die Sonne untergegangen war, anzuhalten und seine Pferde zu füttern, worauf er sich ein Paar Minuten zum Schlaf niederlegte, von dem er sich aber bald wieder erheben und ein Pferd besteigen mußte, um die andern wieder zusammenzuholen. Während er schlief, hatte er immer den Zaum des Pferdes, das er eben reiten wollte, in der Hand. Ueberhaupt würde es schwer seyn, in der civilisirten Gesellschaft ein Beyspiel von Einfalt und Selbstvertrauen zu finden, wie wir es hier vor uns hatten.“

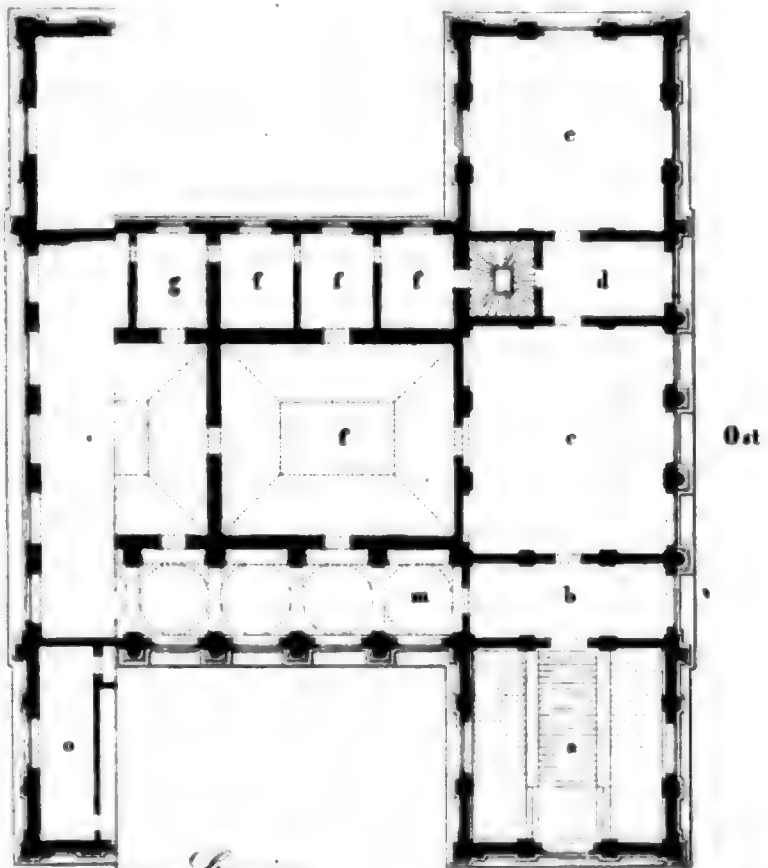
„Indem wir auf einen Sumpf zuritten, entdeckten wir zu unserer großen Freude eine Menge Regenwasser zwischen dem Rohr und wollten eben absteigen, um davon zu trinken, als plözlich ein großer Puma oder südamerikanischer Löwe aus den Binsen hervorbrach, wo er versteckt gelegen hatte, und über die Ebene hinfliehen wollte. Diese unerwartete Erscheinung ließ uns für den Augenblick unsern Durst vergessen, und wir sprengten alle dem fliehenden Thiere nach. Der Cordovese Wegweiser holte es bald ein, warf ihm sein Lasso über den Kopf und brachte es in einem Nu, durch die zusammengezogene Schleife beynahe erstickt, zu Boden. Doch der Löwe erholte sich schnell wieder und schien sich gegen seine Verfolger kehren zu wollen; aber ehe er noch aufstehen konnte, warf ihm ein anderer sein Lasso geschickt um die Hinterbeine. Die Cordovesen sprangen nun blitzschnell von ihren Pferden, zogen ihre Messer, und in wenigen Sekunden färbte des Löwen Blut den Rasen. Nachdem wir unsern Durst mit dem sumpfigen Wasser gestillt hatten, wurde der todte Löwe zu dem Karren hingeschleppt, und nachdem man ihm die Haut abgezogen, das Fleisch in kleine Stücke zerschnitten, gebraten und eine Stunde, nachdem wir seiner zuerst ansichtig geworden, verzehrt. Das Fleisch, welches ich kostete, war sehr weiß und glich dem Kalbfleisch, schmeckte jedoch fischig, war aber auf jeden Fall besser als das Fleisch eines eben erlegten Rehbocks, welches zu gleicher Zeit geröstet wurde. Die Gauchos halten sehr viel auf Löwenfleisch, und freuten sich daher ungemein über diesen Fang.“

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

vil 1826.



...n u. Spazier-
...e. Schule.
...ngsgallerie
...l.

Digitized by Google

N°. 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. April 1829.

— Laßt uns Menschen seyn.
Der Menschheit Schwingen sind Verstand und Herz.

Herder.

Der alte Streit.

„Sah man von je die Welt entbrannt
„Sich so wie jezt entzweyen,
„Hier für Gefühl, dort für Verstand
„Zwey feindliche Partheyen?“

„„Ja wohl, mein Sohn, von Urbeginn
„„Währt dieser Kampf beständig;
„„Und war für höheren Gewinn,
„„Und ist der Welt nothwendig.““

„Nothwendig? Wie, und blut'ge Spur
„Von der und jener Lehre?“

„„Mein Sohn die Weisen streiten nur
„„In reiner geist'ger Sphäre.““

„Doch im Verkehr der Welt, o sprich!
„Wohin soll ich mich wenden?
„Du weißt es, Vater, sicherlich,
„Wie dieser Kampf zu enden!“

„„Kein Wort kann Dich aus diesem Streit,
„„Doch eine That erlösen.
„„Die That heißt Ehrerbietigkeit
„„Vor gottgeschaffnen Wesen.

„„Die Ros' erblühet rosenroth,
„„Die Lilj' in weißem Kleide;
„„Auf ihres Schöpfers Urgebot
„„Sind sie verschieden beyde.

„„So keimen auch in Herz und Geist
„„Verschied'ne Gottesgaben,
„„Und Er, der Schöpfer selbst, er heißt
„„Davor uns Ehrfurcht haben.

„„Nur Hochmuth, der sich geistarm nennt,
„„Will sich allein nur dulden,
„„Und spricht von Schuld, er, der nicht kennt
„„Sein eigenes Verschulden.

„„Nur der Verstand, der nicht in sich
„„Zu Ende ist gekommen,
„„Sezt sich als Höchstes freventlich,
„„Und hat nur sich vernommen.

„„Nicht so, mein Sohn, nur liebevoll
„„Ist dieser Streit zu schlichten.
„„In eines andern Seele soll,
„„Und kann der Mensch nicht richten.““ —

„Schon recht. Was aber fang' ich an,
„Wann in mir beyde streiten?
„Soll der Verstand im Innern dann,
„Soll das Gefühl mich leiten?“

„„Ist in Dir Streit, und mußt Du klar
„„Erst Dein Gefühl begründen,
„„Dann bist Du schon für immerdar
„„Entrückt dem Urempfinden.

„„Dann führt der Rückweg Dich in Nacht,
„„In Selbstbetruges Schlingen;
„„Dann mußt Du durch des Denkens Schacht
„Stets vorwärts muthig dringen.

Digitized by Google

„„Hindurch! Sieh, dort erglänzt ja schon
„„Ein Stern, des Schachtes Mündung;
„„Dort kommst Du in die Region
„„Begründeter Empfindung,
„„Wo zu des Denkens Klarheit sich
„„Empor Gefühle ranken,
„„Und die erforschte Wahrheit sich
„„Verklärt zu Herzgedanken.““

Ludwig Robert.

Die Mördergrube.

(Beschluß.)

Mehr vor Furcht als Kälte schaudernd, trat der Junge an das Feuer, und die Blicke, welche die Alte mit ihren Söhnen wechselte, ließen ihn wünschen, er hätte lieber in den zerstreut umherliegenden, zertrümmerten Hütten Schutz gesucht, als diesen verdächtigen Leuten sich anvertraut. Schrecklicher Argwohn stieg in ihm auf und eine unwiderstehliche Angst bemächtigte sich seiner; aber allein, außer dem Bereich menschlicher Hülfe, mußte er seinen Verdacht unterdrücken, um die Gefahr nicht zu vergrößern.

Das Zimmer, in welches er sich für diese Nacht begab, befand sich in der ärgsten Zerstörung; die Bettvorhänge schienen gewaltsam abgerissen und hingen in Lappen umher; der Tisch war zertrümmert, und Stücke von verschiedenem Hausgeräth lagen auf dem Boden umher. Der Junge bat, ein Licht in seinem Zimmer brennen zu dürfen, bis er einschlafen könnte, und untersuchte sorgfältig das Thürschloß; dieses schien aber früher einmal zerbrochen worden und so geblieben zu seyn.

Lange konnte sich der Krämer nicht entschließen, seine erschöpften Glieder zur Ruhe zu legen; endlich aber begann der Schlummer sich seiner Sinne zu bemächtigen; seine Einbildungskraft aber blieb in peinlicher Thätigkeit und malte seinem Geiste neue Schreckensscenen in den Farben der lebendigsten Wirklichkeit vor. Ihm war, als wanderte er über die Heide, welche voll Gespenstern war, die ihn baten, nicht in die Hütte zu treten, und als er ihr nahte, mit hohlem Verzweiflungsschrey vor ihm verschwanden. Die Scene veränderte sich, und er saß an dem Feuer, wo die Blicke der Männer mit teuflischer Bosheit auf ihm ruhten; plötzlich packte ihn die Alte in die Arme. Da fuhr der Junge wie auf einen Nothruf aus seinem unruhigen Schlummer auf, war im Augenblick völlig wach und saß aufrecht im Bette; aber der Schrey wiederholte sich nicht und er suchte sich zu überreden, daß es blos eines der Schrecknisse gewesen sey, die seine Ruhe gestört hatten, als er mit einem Blick auf die Thür unter derselben durch eine breite Blutlache sich langsam auf dem Boden herstehlen sah. Vor Bestürzung außer sich, war er im Augenblick auf den Füßen und an der Thür, wo er ungesehen durch eine Ritze beobachten konnte, was in dem anstoßenden Zimmer vorging. Seine Furcht verschwand sogleich, als er bemerkte, daß es blos eine Ziege war, die sie geschlachtet hatten; schon wollte er, beschämt über seine grundlosen Besorgnisse, in sein Bette zurückschleichen, als die Unterhaltung, die er außen hörte, ihn bestürzt an die Stelle fesselte.

„Dieß ist eine leichtere Arbeit als Deine gestrige,“ sagte der Mann, der die Ziege hielt. „Ich wollte es wäre mit allen Kehlen, die wir abgeschnitten, so leicht und stille abgegangen. Hörte man auch je einen solchen Lärm, wie der alte Herr gestern Nacht einen machte! Es war gut, daß wir keine Nachbarn im Umkreis von ein Paar Meilen hatten, sie müßten sein Geschrey um Hülfe und Gnade vernommen haben.“ „Schweig davon,“ sprach der andere „nie hab' ich gerne Blut vergossen.“ „Ha! ha!“ hohnlachte der erste, „das wäre?“ „Ja,“ antwortete der andere verdrossen, „die Mördergrube ist mein Element, die schwazt nichts aus, ein einziger Puff, und der Bursche ist todt und begraben. Ja, die Natur hat ihr gut Theil gethan, als sie uns einen solchen Ort verschaffte. Wer sah wohl je eine Grube auf der Heide, mit klarem Wasser gefüllt, und so eng, daß das lange Gras drüber zusammenwächst, und glaubt, daß sie mehr denn vierzig Leute verbirgt, die darin ihren Tod gefunden haben? sie saugt sie ein wie ein Blutigel.“ „Wie gedenkt Ihr den da drinnen abzufertigen?“ fragte die Alte mit gedämpfter Stimme. Der ältere Sohn machte ihr ein Zeichen, stille zu seyn, indem er nach der Thüre wies, die ihren zitternden Zuhörer verbarg, der andere aber fuhr mit dem Ausdruck entmenschter Rohheit mit dem Messer an der Kehle hin.

Der Krämerjunge besaß kühnen Unternehmungsgeist, der jezt bis zur Verzweiflung stieg; da er aber bey offenem Widerstand ohne Rettung verloren war, schien ihm die Flucht der einzige und beste Rettungsweg. Leise stahl er sich daher an das Fenster und ließ sich, nachdem er mit verzweifelter Anstrengung den rostigen Riegel, womit es geschlossen war, erbrochen, ohne Geräusch und Schwierigkeit hinab. „Eine gute Vorbedeutung,“ dachte er und hielt einen Augenblick an in furchtbarer Unschlüssigkeit, welche Richtung er nehmen sollte. Da riefen mit einem Male die rauhen Stimmen der Männer: „Der Bube ist entsprungen! laßt den Bluthund los!“ Diese Worte fuhren ihm wie ein Dolchstich ins Herz, sein Entkommen schien jezt unmöglich. „Soll ich freywillig erliegen!“ dachte er, raffte seine Kräfte zusammen, und floh wie ein hülfloses, von grausamen Jägern gescheuchtes Reh über die Heide dahin. Aber nicht lange, so brach das Gebell des Bluthunds die Stille der Nacht, und die Stimme seiner Herrn erscholl

Digitized by Google

durch den Moor, wie sie ihn zur Eile antrieben; keichend und athemlos verfolgte der Junge seine hoffnungslose Flucht; aber jeden Moment schienen seine Verfolger ihm näher zu kommen. Die Finsterniß, die ihm undurchdringlich war, hinderte den Hund nicht, und sein Gebell drang immer lauter, immer und gräßlicher in sein Ohr, näher und näher flimmerten die Laternen der Männer.

Im vollsten Laufe stürzte da mit einem Male der Junge mit Heftigkeit über einen Steinhaufen, und da er nichts als sein Hemde anhatte, ward er schmerzlich an allen Gliedern verlezt. Ein wilder Angstruf um den Beystand des Himmels entfuhr ihm, er lag blutend, fast bewußtlos auf der Erde. Die heisern Stimmen der Männer und das Hundegebell waren jezt so nahe, daß augenblicklicher Tod unvermeidlich schien; schon fühlte er die Fänge des Hundes, schon blizte das blutige Messer der Mörder vor seinen Augen, da gab ihm Verzweiflung neue Kraft und in Todesangst, die an Wahnsinn grenzte, faßte er sich zum lezten Mal auf, nochmals die Flucht zu versuchen. Ein helles Bellen an dem Orte, den er eben verlassen, traf alsbald in sein Ohr. Der Hund hatte an der Stelle gehalten, wo des Krämers Wunden so reichlich geflossen waren, und da er die Jagd beendigt glaubte, legte er sich dabey nieder und konnte nicht zu weiterer Verfolgung gebracht werden; umsonst schlugen die Männer mit Wuth auf ihn ein und versuchten ihn wieder auf die Fährte zu bringen. Der Anblick des Bluts hatte das Thier überzeugt, daß sein Werk gethan sey, und mit mürrischer Beharrlichkeit widerstand es jeder Aufforderung, dieselbe Fährte zum zweyten Male zu verfolgen. Der Krämerjunge aber hielt nicht eher an, als bis der Morgen dämmerte; immer, so weit er auch floh, war es ihm, als höre er das Geräusch von Tritten hinter sich, immer tönte ihm noch das Geschrey der Mörder aus weiter Ferne gräßlich in die Ohren. Nach mehreren Stunden erreichte er ein Dorf und machte augenblicklich Lärm. Voll Entrüstung erhob sich die ganze Einwohnerschaft, mehrere hatten Söhne, hatten Brüder oder Freunde auf der Heide verloren. Sie zogen auf der Stelle aus und ergriffen die Alte mit ihren Söhnen, welche sie in ihrer Wuth beynahe in Stücke rießen. Drey Galgen wurden alsbald auf dem Moore errichtet, und die Schuldigen bekannten vor ihrer Hinrichtung, gegen fünfzig Schlachtopfer in die Mördergrube, welche sie zeigten, gestürzt zu haben. Die Gebeine mehrerer Ermordeten wurden mit Mühe aus dem Abgrund hervorgebracht, aber so eng ist die Oeffnung der Grube und diese so tief, daß, wer sie sieht, leicht begreift, daß das Landvolk glaubt, sie sey unergründlich.

Dieser schauerliche Ort erscheint heute, also nach 300 Jahren, noch eben so wie damals. Die Trümmer der alten Hütte mit ihren schwarzen Mauern, natürlich jezt der Sitz von tausend bösen Geistern, und der weit ausgedehnte Moor, auf welchem ein kleines, moderneres Wirthshaus steht, tragen ganz das Gepräge der Vorzeit, nur die Bewohner haben sich geändert; der Wirth im kleinen Wirthshause ist ein musikalisches Genie und ausnehmend gewandt im Erzählen von Schaudergeschichten. Seine Tochter, welche nie über die Heide hinausgekommen ist, hat ihres Vaters Talent geerbt und gibt alle seine schreckhaften Geschichten mit viel Geist zum Besten. Wenn sie euch aber über die Heide führt, und ihr einen Stein in den engen und tiefen Schlund hinabwerft, wenn ihr auf dem schlüpfrigen Rande steht und über das lange Gras weg, womit er bedeckt ist, in seine geheimnißvollen Tiefen schaut; wenn sie euch so lebhaft, als wäre sie dabey gewesen, den Kampf der Schlachtopfer beschreibt, die nach dem Gras, als dem lezten Rettungsanker griffen, und als lezten Racheversuch ihren Mörder mit sich hinabzuziehen strebten; wenn ihr erfahrt, daß 300 Jahre lang das klare Wasser in diesem Demant der Wüste von keines Sterblichen Lippe berührt ward, und daß den einsamen, nächtlichen Wanderer auf der Heide immer noch das Heulen des Bluthundes verfolgt, dann erst vermögt ihr die Schrecken der Mördergrube völlig zu würdigen.

Runkelrübenzucker-Fabrikation in Frankreich. *)

In Folge der von der Handlungskommission angestellten Untersuchungen ergab sich, daß zu Ende des Jahres 1828 beynahe hundert Runkelrübenzucker-Fabriken in Frankreich im Gange waren; daß sie im vorigen Jahre 2,300,000 Kilogramm (mehr als 50,000 Ctr. schweres Gewicht) Zucker erzeugten und dieß Jahr 5 Millionen Kilogramm erzeugen werden. Es läßt sich hiernach erwarten, daß Frankreich in einigen Jahren seinen Bedarf an Zucker selbst erzeugen und dabey auch reichlich Mastvieh erhalten wird.

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Erstes Märzheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar bis April.

Die Musen haben in der lezten Zeit unsere Hauptstadt mit besonderer Vorliebe bedacht. Kaum hat einer ihrer bedeutendsten Lieblinge, Devrient, uns verlassen, so senden sie uns zwey andere dafür zum Ersaz, Mad. Pasta und Hrn. Eblair. Eine geraume Zeit vor der Ankunft der erstern stritt man sich darüber, wo sie sich würde hören lassen, ob im Redoutengebäude oder im landständischen Saale, welche beyden

Digitized by Google

Säle zu Konzerten am geeignetsten sind. Sie erschien und trat in keinem dieser Orte, sondern im Hoftheater, nächst dem Kärnthnerthore, auf, gegen alles Vermuthen, weil man das Personal der deutschen Oper nicht für geeignet hielt, neben ihr, und noch dazu in italienischer Sprache zu singen. Es wurde ein Abonnement für sechs Vorstellungen eröffnet, dergestalt, daß Logen und Sperrsitze nur an Jene vergeben wurden, welche sie für alle Vorstellungen nahmen. Zwey Tage vor dem Auftreten der Sängerin waren bereits alle Sitzplätze, deren Preise auf das Doppelte erhöht wurden, vergriffen. Den Wünschen des Publikums gemäß wurde ein zweytes Abonnement eröffnet; außerdem sang sie in einer Vorstellung zum Besten der Armen, ferner in einer zweyten, außer dem Abonnement, Konzertstücke und im „Othello," das vorletzte Mal „Tancred" außer dem Abonnement, und zum Abschiede zu ihrem Benefize „Semiramis," vor welcher Oper sie das Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" und eine Arie von Gluck aus der Oper „Orfeus" vortrug. Ein Mal hörten wir sie im Hofburgtheater in Konzertstücken und den Theilen der Oper „Giulietta e Romeo," in welchen sie im Kärnthnerthortheater erschienen war, welch letztere Vorstellung Se. Majestät der Kaiser mit Ihrer Gegenwart beehrten und der Künstlerin am folgenden Tage einen kostbaren Schmuck, und durch Ihren Oberstkämmerer, Grafen von Czernin, das Dekret als erste Kammersängerin zustellen zu lassen geruhten. Bey all diesen Vorstellungen war Andrang und Beyfall des Publikums ungewöhnlich.

Mad. Pasta ist eine Sängerin ersten Ranges und dabey eine vollendete Schauspielerin. Ihre Stimme ist in den hohen Tönen zwar umschleyert und in der Tiefe zuweilen rauh, aber bey der siegreichen Kunst, die sie entfaltet, vergißt man alle die Mängel, welche der unpartheyische, doch dabey kalte Kunstrichter rügen wird. Was die Stimme betrifft, haben wir in jeder Hinsicht eindrucksvollere gehört. Vor Allem ist das Zaubervolle, was die Jugend dem Tone gibt, verschwunden, aber etwas Vollendeteres in der Kunst des musikalischen und mimischen Vortrags, eine sprechendere, würdigere und richtigere Gesticulation, die, beyläufig gesagt, der Mehrzahl unserer jetzigen Sänger und Schauspieler entweder ganz mangelt oder in Grimasse ausartet, hörten und sahen wir nie. Sie besitzt eine Kunst der Individualisirung, welche Referent bis jetzt nur an Devrient in gleichem Maße gefunden hat. Unnachahmlich waren die Sterbeseenen in „Giulietta e Romeo" und im „Othello," die Scene in der „Medea" und fast alle Scenen in „Semiramis," ihrer größten Leistung. In „Tancred" wollte das Frauenhafte, welches hin und wieder, z. B. in dem anmuthigen Gange, in dem Spiele mit dem Schwerte und dergleichen, vorschlug, nicht ansprechen, als Romeo aber dachte man nicht an das Weib. Wie herrlich war der Moment dargestellt, in welchem sie das Giftfläschchen leert. Sie stellte sich, der Weise anderer Darsteller entgegen, dem Sarge Julius gegenüber, und indem sie, mit fest auf die Leiche gerichteten Blicken, sich gleichsam Muth zum schrecklichen Unternehmen holte, trank sie in langsamen, feyerlichen Zügen den Trank, der sie mit der Geliebten vereinigen sollte. Ihr ausdrucksvolles, obgleich nicht mehr jugendliches Gesicht und ihre wahrhaft königliche Gestalt begünstigten sie vorzüglich in der Rolle der „Semiramis." Man kann die Darstellung dieser Rolle durch Mad. Pasta unbedenklich eine klassische nennen. Jene sichere Ruhe, jene erhabene Würde und jene Gewalt des Eindrucks, welche sich in dieser Leistung vereinigten, sind nur dem durch das strengste Studium künstlerischer Erfordernisse geleiteten Genie eigen. Und damit Sie ja nicht glauben, daß jener ungewöhnliche Beyfall, dessen die Künstlerin sich erfreute und den man wohl mit dem beliebt gewordenen Prädikate eines stürmischen bezeichnen könnte, meist in der leichten Erregbarkeit der Wiener für schöne Kunst seinen Grund habe, so mögen Sie wissen, daß die Künstlerin in einem Theil ihrer letzten Darstellung von dem in Ueberzahl vorhandenen Publikum laute Zeichen des Mißfallens erhielt. Sie sang, wie schon gesagt worden, vor der „Semiramis" das Volkslied, hatte es zu wenig eingeübt und detonirte. Das Publikum ließ sich von ihrer sonstigen Kunstgröße nicht imponiren, nahm den Fehler dafür, wofür er zu nehmen war und äußerte seinen Unwillen. Als die „Semiramis" an die Reihe kam und die Künstlerin wieder den alten Höhepunkt erreicht hatte, belohnten sie dafür wieder die lautesten und unzweydeutigsten Beyfallsbezeugungen. Ich melde Ihnen dieß, damit Sie erkennen mögen, daß die Wiener unparteyisch sind im Lob, wie im Tadel, und daß jener Beyfall, welcher der Künstlerin zu Theil wurde, ein wohlverdienter und ein gerechter war. Seltsam genug wollten Manche aus der Betrachtung, daß die Künstlerin vieler Mühe bedürfe, um eine große Leistung hervorzubringen und ihr nicht die Erregung eines Eindruckes durch schnelles Auffassen gelinge, nachtheilige Folgerungen für die künstlerische Natur der Mad. Pasta ziehen, ohne zu bedenken, daß es uns in der Kunst nur um die Wirkung zu thun ist, nie darum, wie jene Wirkung erfolgt. Zugleich muß bemerkt werden, daß die deutsche Operngesellschaft sich ehrenvoll neben Mad. Pasta behauptete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 93:

Thränenweide.

Räthsel.

Sprich: eine scharfe Zunge
Und eine kräftige Lunge,
Beil, Säge, Kolben, Hammer,
Weibergeschrey und Jammer,
Schild, Stacheln, Gift, Gerüche,
Stuhlfüße, Besen und Fläche,
Huf, Kralle, Flügel und Schwanz,
Staub, Steine, Sand und Glanz,
Arm, Fuß, Zahn, Schnabel, Horn,
Stillschweigen, Bitte, Zorn,
Speer, Pfeil, Schwert, Stock und Flinte,
Selbst gute Feder und Tinte,
Schönheit und Häßlichkeit,
Stärke und Schwächlichkeit:
Vermagst Du mir ein Ding zu nennen,
Das Alle sind und werden können?
Und kannst Du mir auch die Dienste nennen,
Die sie als solches leisten können?

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 100.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. April 1829.

Sie sind Meister in der Kunst, ein lächerliches Kleid mit Anstand zu tragen, sie sind gewandt in leichtfertigen Reden, aber vor Allem geschickt im Nichtsthun.

Lesage.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Die jungen Herrn vom Hofe.

Bey seiner Ankunft in Paris hoffte Mergy die besten Empfehlungen an Admiral Coligny zu erhalten, und freute sich darauf, im bevorstehenden Kriege gegen Flandern unter dem Befehle dieses großen Feldherrn zu dienen. Freunde seines Vaters, welchen er Briefe zu überreichen hatte, würden, so dachte er, ihm in seinen Bemühungen beystehen, ihm Eingang am Hofe König Karls zu verschaffen, wie auch bey dem Admiral, der ebenfalls seinen Hofstaat hatte. Mergy wußte, daß sein eigener Bruder nicht ohne Einfluß war, konnte sich aber nicht leicht entschließen davon Gebrauch zu machen. Ehe er über das Verhältniß, in welches er sich mit seinem Bruder setzen sollte, im Reinen war, und noch vor dem Ueberreichen seiner Empfehlungsschreiben, hielt er für gut, auf Mittel zu sinnen, wie er seine leere Börse füllen könne. In dieser Absicht verließ er sein Gasthaus und machte sich auf den Weg, um von einem Goldarbeiter auf der St. Michelsbrücke eine Summe Geldes einzufordern, welche dieser seinen Eltern schuldig war.

Am Eingange der Brücke begegnete er einigen sehr elegant gekleideten jungen Leuten, die in einer Reihe, Arm in Arm, den engen Durchgang zwischen den vielen Läden und Krambuden, welche sich zu beyden Seiten der Brücke wie zwey parallele Mauern erhoben, fast ganz versperrten. Hinter den jungen Leuten her gingen ihre Lakaien, und jeder Lakai trug in der Scheide einen langen, zweyschneidigen Degen (Duel genannt) und einen Dolch mit so breitem Stichblatte, daß es zur Noth als Schild dienen konnte. Die Herrn schienen in guter Laune zu seyn, wenigstens nahm ihr lautes Gelächter kein Ende. Ging eine anständige Frau vorbey, gleich grüßten sie dieselbe auf eine halb höfliche, halb impertinente Art, während sich ein anderer Theil der lustigen Brüder das Vergnügen machte, den in schwarzen Mänteln ernst einherschreitenden Bürgersleuten die Kraft ihrer Ellenbogen fühlen zu lassen; die Bürger gingen ihrer Wege, tausend Verwünschungen gegen die Unverschämtheit der Leute von Hofe — ganz leise murmelnd. Nur ein einziger unter den Leztern ging mit gesenktem Haupte, und schien an den Scherzen allen keinen Antheil zu nehmen.

„Gott verdamme mich! Georg," rief einer der jungen Leute und schlug ihm auf die Schulter, „Du wirst mir gewaltig ungelenk. Eine starke Viertelstunde hast Du den Mund nicht aufgethan. Willst wohl Karthäuser werden?" Beym Namen Georg fuhr Mergy auf, aber er hörte von dem, welchen man so anrief, keine Antwort. „Ich wette hundert Pistolen," begann jener von Neuem, „der ist wieder in eine erztugendhafte Seele verliebt. Armer Freund! Du dauerst mich; von Unglück kann sagen, wer eine Grausame findet.... und gar in Paris!" Geh hin zum Zauberer Rudbek, hol Dir einen Liebestrank, damit Du geliebt werdest." „Vielleicht," meynte ein Anderer,

Digitized by Google

„vielleicht ist unser guter Kapitän in eine Nonne verliebt. Diese verteufelten Hugenotten, bekehrt oder nicht bekehrt, stellen den Verlobten unsres Herrgotts nach.“ Traurig erwiederte eine Stimme (die Mergy augenblicklich erkannte): „Laß mich in Ruhe! die Liebesgeschichten allein würden mich nicht so schwermüthig machen, aber,“ setzte er leise hinzu, „de Pons, dem ich Briefe an meinen Vater mitgegeben, ist zurück, und bringt mir die Nachricht, daß mein Vater durchaus nichts mehr von mir hören wolle.“ „Je nun, dein Vater ist von altem Schrot,“ sagte einer von den jungen Leuten, „einer von den alten Hugenotten, welche Amboise stürmen wollten.“

Kapitän Georg wandte zufällig den Kopf und erblickte Mergy. Außer sich vor Freude und Ueberraschung, stürzte er mit offenen Armen auf ihn zu. Mergy zauderte keinen Augenblick, ihn an sein Herz zu drücken. Wäre das Wiedersehen nicht so unverhofft gewesen, vielleicht würde Bernhard versucht haben, sich etwas gleichgültig zu stellen, allein durch die Ueberraschung gewann sein inneres Gefühl die Oberhand, und so war das Wiedersehen herzlich, wie das zweyer Freunde, die sich nach einer langen Reise wiederfinden. Nach den Umarmungen und den ersten Fragen wandte sich Kapitän Georg zu seinen Freunden und stellte ihnen seinen Bruder vor und nannte demselben den Baron von Vaudreuil, den Ritter von Rheincy, den Vicomte von Beville u. s. w. Sie überhäuften den Neuling mit Schmeichelworten, er mußte einen nach dem andern umarmen. Der lezte, welcher ihn umhalste, war Beville. „Oho!“ rief dieser, „Gott verdamm' mich! Kamerad, ich rieche Ketzerey. Ich wette meine goldene Kette gegen eine Pistole, Du gehörst zur Religion.“ „Ihr habt Recht, und ich halte nicht so fest am Glauben als ich sollte.“ „Seht doch, ob ich nicht unter Tausend einen Hugenotten herausfinde! Alle Hagel! was diese Herrn von der Colas-Kuh *) für ein ernsthaftes Gesicht machen, wenn sie von ihrer Religion reden.“ „Mich dünkt über diesen Gegenstand sollte man nie spaßen.“ „Herr von Mergy hat Recht,“ sagte Baron von Vaudreuil; „und Euch, Beville, wird es übel ergehen, wenn Ihr mit dem Heiligen Spott treibet.“ „Seht doch einmal dieses Heiligengesicht an,“ sprach Beville zu Mergy. „Das ist der Ausgelassenste von uns allen, und doch fällt ihm zuweilen ein, uns eine Predigt zu halten.“ „Ich bin was ich bin, Beville,“ erwiderte Vaudreuil. „Ich bin ausgelassen, weil ich nicht anders kann; aber ich achte wenigstens, was Achtung verdient.“ „Ich für meinen Theil achte sehr ... meine Mutter; sie ist die einzige sittsame Frau, die ich je gekannt. Uebrigens, mein Lieber, gelten mir alle gleichviel, Katholiken, Hugenotten, Papisten, Juden und Türken, Alles ist mir einerley; ich scheere mich den Teufel um ihren Streit.“

*) Spitzname der Protestanten.

„Gottloser!“ murmelte Vaudreuil vor sich hin und machte das Zeichen des Kreuzes auf seinem Munde, hielt aber wohlbedacht sein Taschentuch vor. „Du mußt wissen, Bernhard,“ sagte Kapitän Georg, „unter uns findest Du wenig Glaubensverfechter, wie unsern geschickten Lehrer Theobald Wolfsteinius. Wir halten wenig auf theologische Unterhaltung und wenden, Gottlob! unsere Zeit besser an.“ „Vielleicht,“ entgegnete Mergy etwas empfindlich, „vielleicht wäre es besser für Dich gewesen, wenn Du die gelehrten Worte des würdigen Predigers aufmerksam angehört hättest.“ „Brechen wir davon ab, lieber Bruder, später kommen wir wohl auf diesen Gegenstand zurück; ich weiß, Du hast von mir eine Meynung, eine Meynung .... thut nichts .... Wir sind nicht hier, um von dergleichen zu reden .... Ich glaube ich bin ein ehrlicher Mann, und Du wirst Dich gewiß eines Tages davon überzeugen .... Und damit Punktum; wir müssen jezt darauf denken uns zu amüsiren.“ Nach diesen Worten strich er mit der Hand über seine Stirn, als ob er sich von einem traurigen Gedanken losmachen wollte. „Lieber Bruder!“ sagte Mergy ganz leise und drückte ihm die Hand; Georg drückte die Hand des Bruders, und beyde eilten den Gefährten nach, welche einige Schritte voraus waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die älteste Poesie in China.

Von Dr. Heinrich Kurz.

Bis jezt mag die Meynung, die wir von China hegen, mit dem Begriff von Poesie ziemlich unvereinbar gewesen seyn, und wenn man von chinesischen Dichtungen sprechen hörte, so wird man wohl ganz unwillkührlich an die pedantischen Nachahmungen französischer Galanterien durch unsere deutschen Poeten des vergangenen Jahrhunderts erinnert worden seyn; denn bis jezt kannte man chinesische Poesie entweder gar nicht oder nur aus einzelnen französisch mitgetheilten Stücken, welche nicht nur die Sprache, sondern nur zu oft auch den Gedanken des Originals französirten. Lateinische Uebersetzungen, welche von den Jesuiten verfaßt worden, waren nur in Abschriften vorhanden, und ziemlich selten. Eine solche wird zum ersten Male gedruckt in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen. Man möge folgenden Versuch über die älteste Poesie in China als einen Vorläufer und Ankündiger dieser wichtigen Unternehmung betrachten.

Das chinesische Reich, welches eine mythenlose Geschichte von mehr als 4000 Jahren besizt, und dessen Literatur eben so weit zurück geht, bar, trotz der ihm vorgeworfenen pedantischen Stabilität, doch so manche wesentliche Veränderungen in seiner innern Verwaltung, in den Sitten seiner Völker, in seinen Beherrschern, in

Digitized by Google

seinen religiösen wie in seinen philosophischen Ansichten erfahren, daß nothwendig seine Literatur, und hauptsächlich die Volksliteratur (die Dichtungen), dieser klare Spiegel der Geschichte, ebenfalls diese Veränderungen an sich zeigen muß. Wie im ganzen übrigen Leben des chinesischen Volkes, so macht auch hier ihr politischer Reformator, Kung-dsö (Confucius) Epoche. Denn mit ihm schwindet alles poetische Element, welches sich früher in seinem Volke vorgefunden hat, und, mit wenigen Ausnahmen, werden wir von seiner Zeit an nichts anderes finden als schaale Nachahmungen altvaterländischer Poesien, oder politische Grundsätze und moralische Lebensregeln Kung-dsö's und seiner vornehmsten Schüler in unpoetische, pedantische Verse gebracht, unsern gereimten Sprichwörtern nicht unähnliche, deren Knüttelverse aber doch noch mehr dichterisches Gefühl verrathen, als die schönsten und künstlichsten Combinationen der neueren chinesischen Versemacher. Denn bey einem Volke läßt sich wohl nicht leicht eine reiche Ader von Poesie denken, wo blos literärischer Ruf und eigentliche Belletristik selten mehr Ruhm und Reichthümer gewähren als bey uns die kühnen Sprünge eines Seiltänzers. Der Staat ist in China die alles in Bewegung setzende Triebfeder; ein Beamter und der in den administrativen Funktionen Erfahrene ist alles; der Enkel eines alten, edlen Hauses eben so sehr als der Gelehrte und Schöngeist, ist als solcher mehr verachtet als geehrt und vorgezogen. Staatsverwaltungskunst ist der einzige, aber auch unfehlbare Weg zu Ehrenstellen und zum Reichthum, und nur einem um den Staat verdienten Manne wird die Achtung und die Ehrfurcht der Mit- wie der Nachwelt zu Theil. Uebrigens ist das ganze Leben so prosaisch, so einförmig; es ist zu einer so ängstlichen Nachbeterey des Lebens im hohen Alterthum geworden; alle Elemente der Poesie sind mit so vieler Einsicht unterdrückt, daß es ein seltenes Glück ist, wenn ein poetisches Genie, deren es in China eben so gut gibt als irgendwo sonst in der Welt, zu seiner eigenen Erkenntniß gelangt.

Ich will indessen diese meine Meynung nicht als eine von vielen Gründen unterstützte, sondern nur als eine noch sehr zu untersuchende Hypothese angeben, da ich neuere chinesische Dichter im Original zu lesen noch nicht Gelegenheit hatte, und die Arbeiten der Europäer über dieselben von keiner Bedeutung sind; sie schien mir aber als nothwendige Folge des eben Vorangeschickten sich ergeben zu müssen.

Vor Kungdsö aber war das chinesische Leben vielleicht gänzlich verschieden von dem jetzigen, aus seiner Reformation hergeflossenen. Alle Elemente des poetischen Lebens waren noch vorhanden; das Reich war eine Erbmonarchie, der deutschen nicht unähnlich; man kann nen gewissen ritterlichen (freylich nicht germanisch-ritterlichen) Geist in ihren Fürsten und Herrn nicht verkennen; anstatt der heute vorherrschenden Lebensphilosophie und Staatspraxis hatte man eine, von den ältesten Zeiten herstammende Religion *), und daher auch alle, mit Religion nothwendig verbundenen poetischen Elemente. Die Frauen scheinen damals nicht in der gänzlichen Abgeschiedenheit von den Männern gelebt zu haben, wie jetzt; die Gründer des Reichs endlich und alle Helden des höchsten Alterthums lebten noch in lebendigen Traditionen fort und sie wurden nicht, wie jetzt, nur als hochzuehrende Muster guter Regenten, sondern vielmehr als Männer betrachtet, welche in religiöser Begeisterung und mit religiösen Zwecken handelten und die mit der Gottheit in mittelbarer oder selbst unmittelbarer Verbindung standen. Alle diese Bemerkungen würden sich wohl durch Belege aus den ältesten Gedichten beweisen lassen, und wenn mir auch Zweck und Raum der vorliegenden Abhandlung nicht erlauben, es zu thun, so werde ich wohl einst im Stande seyn, es irgendwo anders ausführlich zu unternehmen.

Beynahe alle Ueberreste der altchinesischen Poesie sind in dem Buche der Gedichte (chinesisch Scht-ging) aufgezeichnet. Freylich können die andern heiligen Bücher der Chinesen, obgleich entweder historischen Inhalts (wie das Schu-ging, das Buch der Annalen) oder mystisch-philosophischen Inhalts (wie das Iging, das Buch der Verwandlungen) eben so gut als Produktionen des poetischen Enthusiasmus betrachtet werden, als die Bücher des alten Testaments, und man kann gewiß die Beschreibung der chinesischen Fluth im Schu-ging der Noachischen in die Seite setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein auffallender Beweis dieses Alterthums ist der sich in China vorfindende altasiatische Glaube an den Gott Jehovah, Jova, Jovis, Javo, Jav, Ja, Janus ꝛc.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Endlich ist die Sache der Katholiken zur Freude aller Wohlgesinnten günstig entschieden, und Jedermann überläßt sich wieder seiner gewohnten geistigen Thätigkeit, ohne auf einen Grad größerer Vollkommenheit in der Kunst der Politik Anspruch zu machen, als er vor dem Streite über jenes berühmte Befreyungsgesetz besaß. Wir athmen jetzt wieder freyer und es ist, als ob den Leuten eine wahrhaft drückende Bürde abgenommen worden sey. So sehr fesselte diese Angelegenheit die Aufmerksamkeit Aller, und bildete das Tages- und Abendgespräch so ausschließlich, im Freyen wie in den Häusern, in den öffentlichen wie in den Privatunterhaltungen, daß man sich beynahe in gewisse Hauptstädte des festen Landes versetzt glaubte, wo bisweilen ein neues Ballet oder Singstück eine fast ähnliche Wirkung auf die Gesellschaft hervorbringt und allen Klassen mehr Stoff zur Unterhaltung, Kritik und zum Nachdenken gibt, als sämmtliche Reichsangelegenheiten des

Landes. Sogar eine freywillige Verbannung aus London würde gegen das Uebel dieser politischen Aufregung nicht geschützt haben; das ganze Land war davon ergriffen und mochte man sich auch fünf oder zehn deutsche Meilen weit von der Hauptstadt entfernen, die Schnellkraft der neuen Druckpressen, der Wetteifer der Zeitungshändler und das Lauftalent unserer Pferde gleichen alles aus, und von London bis nach Windsor — il n'y a qu'un pas. Wer z. B. in diesem königlichen Residenzstädtlein um 8 Uhr Morgens oder in dem 54 Meilen von hier entfernten Brighton 3 Stunden später sich zum Frühstücke setzt, findet bereits die hiesigen Morgenzeitungen desselben Tages auf dem Tische. Hat man sich auch schon am Tage vorher an den Debatten auf mehrere Wochen satt gelesen, und wird das neue Tageblatt nur mit dem Vorsatze, es leicht zu überfliegen, skimming over, wie wir es nennen, in die Hand genommen, so stößt man immer wieder auf die Reden seiner Lieblinge, die man unmöglich ungelesen lassen kann. Der „Vorwärts" Rufende will nicht gern seinen Makintosh, Brougham, Russel, Milton und viele ähnliche Freunde im Stiche lassen; die „Rückwärts" oder die Welt steh' still Männer können sich eben so wenig von ihren Eldons, Newcastles, Bunkets und andern Stützpfeilern des gesellschaftlichen gothischen Gebäudes trennen. Hat man sich nun an den Reden der Männer seiner eigenen Parthey gelabt und unvermerkt die schönsten Tagesstunden eingebüßt, dann legt der Patriotismus die Pflicht auf, auch die Antworten der Gegner nicht zu übergehen, damit man doch erfahre, was wohl solche Herrn Haltbares und die Wahrheit Entkräftendes vorbringen können, und diese Unparteylichkeit des audiatur et altera pars erklärt es, warum wir uns während der Sitzungen des Parlaments oft ganze Tage mit dem Zeitungslesen beschäftigen und sogar dem Abende einige Stunden für die Abendblätter abzugewinnen wissen. Die Zeitung ist in der That jetzt ein so unentbehrliches Bedürfniß aller Klassen Englands, und trägt sicher zu einem viel nützlicheren Wohlbefinden auch des gemeinen Mannes bey, als leider die üble Gewohnheit des Tabacks in unserm deutschen Vaterlande. Der kaum 10jährige Bursche fängt schon an, sich täglich wenigstens eine Stunde im Zeitungslesen zu üben, und beginnt er auch, wie die hiesigen Damen gewöhnlich zu thun pflegen, bey der letzten Seite, die wegen der Polizeyberichte und Gerichtsverhandlungen so vielen Reiz gewährt, so rückt er doch bald, wenn er nur ein vernünftiger Mensch ist, zu den Leading Articles vor, weil beynahe jede Neuigkeit oder Erörterung, welche er in diesen Blättern findet, nur auf sein Land und dessen Interessen Bezug hat. Und gerade dieser Umstand ist es, der dem Britten das Lesen seiner Zeitungen so unentbehrlich macht, daß sie ihm nach allen Welttheilen nachgeführt werden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, Januar bis April.

(Fortsetzung.)

Eßlair behauptet seinen alten, wohlverdienten Ruf und füllt das Theater an der Wien auf ungewöhnliche Weise mit Zuschauern. Er trat bisher zwey Mal als Tell, zwey Mal als Belisar, zwey Mal als alter Fällner in der Dienstpflicht, ein Mal in Holbeins Verräther und im Essighändler, und ein Mal im Taubstummen als Abbé de l'Epée auf. In allen Rollen bewährte er den vollendeten Meister, zu welchem Neid und Mißgunst nicht hinauf reichen. Uebrigens ist doch die Mehrzahl auf seiner Seite, denn jedes Mal wurde er drey und mehr Mal gerufen, und als der Advokat im Taubstummen zu ihm, als Abbé, sagte: „Sie sind ein Mann, der unserm Jahrhundert Ehre macht," bezog man die Stelle auf Eßlair und der Beyfall wollte kein Ende nehmen. Neu war uns von den genannten Darstellungen nur Belisar, in welchem er weniger als in den übrigen von Manier frey war, doch zugleich eine seltene Großartigkeit in der Auffassung und Durchführung des Charakters zeigte. Besonders zu loben ist, daß er den Römer charakteristisch bezeichnete, worauf vom Darsteller Rücksicht genommen werden muß, weil uns sonst die Handlungsweise Belisars gegen seinen Sohn, welche als vorhergegangen dem Stücke zum Grunde liegt, nicht wohl begreiflich wird. Das Stück bewährte aufs Neue seine Wirksamkeit und seinen Gehalt, welchen hin und wieder das nur Wirkungsloses und Unnatürliches anpreisende Unvermögen fruchtlos ihm abzusprechen bemüht war.

Außerdem geben unsere Theater den alten, das heißt, guten Gang. Die Hofbühne gab seit meinem letzten Berichte als neu drey Stücke von Raupach: „den Nibelungenhort," „das Ritterwort" und „der Fürst über Alle." „Der Nibelungenhort" ist eine poetische Bearbeitung des bekannten Heldengedichtes. Es ist zu bedauern, daß der Dichter, welcher die bedeutende Mühe nicht scheute, diesen, durch seine Größe eigentlich nur für ein Epos geeigneten Stoff auf den beengten Raum der Bretter zu bringen, manche geringere Schwierigkeit in der Ausgleichung und Motivirung vermied, wozu besonders das Klarmachen des Grundes gehört, der Hagen zum Morde antreibt und der, wie wir ihn in Raupachs Tragödie erblicken, nicht mit der sonstigen Denk- und Handlungsweise des Helden zusammenhängt. Auch ist der König zu passiv gehalten und der Uebergang Ehrimhildens von der Rachsucht zur Duldung zu wenig vorbereitet und begreiflich gemacht. Das Vorspiel ist meisterhaft als Exposition, nur hätte wohl zweckmäßiger manches Fabelhafte, wie z. B. die Erzählung von dem Raub durch den Drachen, weggelassen werden können, da in dem darauf folgenden Stücke keine Rücksicht darauf genommen wird, und sich die halb aus der fabelhaften, halb aus der wirklichen Welt geholten Theile als fremdartig nicht innig zu einem Ganzen verbinden. Das Vorspiel geht ganz im Reich des Zaubers vor, im darauf folgenden Stücke ist, die Nebelkappe ausgenommen, nichts dergleichen enthalten. Das Stück gefiel sehr und würde noch mehr gefallen haben, wenn man Hagen den Meuchelmord und dem König seine Theilnahmlosigkeit hätte vergeben können. Die Aufführung war ausgezeichnet. — Beyde Lustspiele sprachen sehr an und werden sich bleibend auf dem Repertoire erhalten. Obschon sie nicht von entschiedenem Gehalte sind, ist in beyden der Dichter sichtbar, der das Interesse des Inhalts mit ächt künstlerischer Behandlung zu vereinigen weiß. Töpfers „guter Ton" ging nach einigen Darstellungen ziemlich spurlos vorüber. Man fand den Witz zu karg gebraucht und zu platt, und das Ganze erschien als ein nicht mißlungener Scherz, aber ohne eigentliche künstlerische Bedeutung. Die Regisseure gaben zu ihrem diesjährigen Benefiz eine musterhafte Uebersetzung von Delavignes „Paria" durch den der Kunst wieder geschenkten Hofrath und Vizedirektor der Hoftheater, von Mosel. Das Stück, welches hier unter dem Titel „Ihamor und Neale" erschien, fand eine sehr ehrenvolle Aufnahme. Sein Kunstwerth ist bekannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 101.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 28. April 1829.

Ich höre gern von alten Sprachen, wenn man von ihnen nur menschlich redet; sie geben die unterscheidendsten Züge vom Charakter und der Sehart einzelner Völker, wo man aus der Vergleichung mit andern immer lernt.

Herder.

Ueber die älteste Poesie in China.

(Fortsetzung.)

Das Buch der Gedichte, das Schiging, hat seine jetzige Gestalt von Kungdsö erhalten. Vor ihm waren die in demselben enthaltenen Gedichte theils in einzelnen Sammlungen zerstreut, theils lebten sie auch [illegible] Munde des Volkes. Kungdsö sammelte sie; aber von mehr als 3000 Gesängen, die er zusammenbrachte, hat er uns nur 305 mitgetheilt. Wenn sich auch die warmen Anhänger des chinesischen Reformators über diese Auswahl freuen und ihn rühmen, daß er das Ueberflüßige und Ungeeignete der Vernichtung preisgegeben habe, so müssen wir, die wir unpartheyischer seyn können, diesen Verlust um so mehr bedauern, da Kungdsö hier wie in den andern heiligen Büchern die Stellen hauptsächlich wird vernichtet haben, welche vom höchsten Alterthume sprachen und seiner neuen Lehre entgegenstanden, und es bleibt uns nichts übrig, als den tiefblickenden Geist des Reformators zu bewundern, welcher sein Werk, das er in seinem Leben nicht durchführen konnte, dadurch gleichsam der Nachwelt aufdrang, daß er sich zum Vermittler des allen Chinesen so theuren Alterthums machte, indem er allen Traditionen und allen hinterlassenen Büchern der Vorzeit sein Siegel aufdrückte.

Im Allgemeinen ist über die uns im Schiging aufbewahrten Gedichte zu bemerken, daß sie beynahe sämmtlich historische, d. h. Gelegenheitsgedichte sind. Ihre Form ist, mit wenigen Ausnahmen, ein Vers von vier Sylben, der in einigen verschiedenen Versmaaßen eingekleidet und mit harmonischen, manchen prosodischen Regeln unterworfenen Reimen geendigt ist. Der Styl ist einfach, kräftig und an's Herz sprechend. Man kann ihn nur mit dem des alten Testaments vergleichen, und unwillkürlich wird man an diese altpatriarchalischen Dichtungen erinnert, gegen welche selbst homerische Gesänge so modern erscheinen. Poetischer Figuren sind wenige, die Sprache des Herzens und der Kindheit bedarf keiner Unterstützung, die einzige mag die auch in den hebräischen Poesien sich vorfindende des Parallelismus seyn, und eine Art von Refrain, welcher in wenigen, aber kräftigen Zügen den Grundton des Lieds angibt. Eine den Chinesen eigenthümliche und in keiner Sprache wiederzugebende Schönheit ihrer dichterischen Schöpfungen liegt in ihrer Schrift, die, vorzüglich im Alterthume, eine sinnliche Darstellung der Ideen war, so daß die Dichtkunst nicht allein in der glücklichen Wahl der Gedanken, in der glücklichen Wahl wohltönender und die Idee treffend bezeichnender Worte bestand, sondern auch in der Wahl von Schriftbildern, welche diesen Ideen und diesen Worten entsprachen, und welche den Augen zeigten, was das laute Wort dem Gemüthe gab. Es ist schwer, sich einen richtigen Begriff von dieser Eigenthümlichkeit zu verschaffen, unmöglich aber ist es, sie wiederzugeben. Man kann sie mit der Onomatopöie unserer Poesie vergleichen, und Virgils

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum

macht denselben Eindruck auf unser Ohr, als z. B. die

Digitized by Google

Beschreibung der Fluth im Schuging auf die Augen chinesischer Leser machen mag.

Daraus erhellt schon, daß eine gute, wahrhaft poetische Uebersetzung, welche die Schönheiten, vorzüglich die vielsagende Einfachheit des chinesischen Dichters mit aller nur möglichen Treue wiedergeben würde, gewiß keine leichte Aufgabe seyn wird. Die wenigen Proben, welche hier nachfolgen werden, machen durchaus keinen Anspruch auf diese Vollkommenheit, und von allen Forderungen ist nur die der Treue gewissenhaft erfüllt worden, von der ich nur dann abgewichen bin, wo ich sonst zu lange Bemerkungen hätte einschalten müssen; doch nehmen sie dem Ganzen nichts von seiner Eigenthümlichkeit.

Vorher wird es nicht an ungelegenem Orte seyn, einen Chinesen selbst über den Schiging sprechen zu lassen. Dieß ist Tschu-chi, welcher im zwölften Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, und einen ausgezeichneten Rang unter den chinesischen Gelehrten einnimmt. „Wie das Buch der Gedichte entstanden sey? — Der Mensch erhält bey seinem Eintritt in die Welt die Ruhe des Herzens vom Himmel als Mitgabe. Von den äußern Gegenständen in Bewegung gesezt, verwandeln sich seine Gefühle in Wünsche, die Wünsche bringen den Gedanken hervor, der Gedanke ruft das Wort aus seinem Schlummer auf, das Wort aber reicht nicht hin für seine stürmischbewegte Brust; es bricht in laute Seufzer aus und in schneidende Jammertöne, welche auch ohne unsern Willen zu Melodien werden und zu Gesängen voller Harmonie. So ward das Schi-ging verfaßt!“ Man vergleiche: Essai sur le Chi-king par Mr. Brosset. Paris 1828. 8., das, ob es gleich niedergeschrieben ist, ohne daß der Verfasser von seinem Gegenstande hinlänglich durchdrungen war, doch einige interessante Bemerkungen liefert.

Nun einige Proben:

Erstes Buch. Neunzehntes Lied.

Ich ging hinaus zur Pforte des Orients;
Siehe, da stand eine Jungfrau, lieblich wie die Wolken!
Wohl stand sie da, lieblich wie die Wolken
Und herrlich! Und mein Herz flog ihr entgegen.
Einfach war ihr Kleid, himmelblau ihr Häubchen,
Ihr Anblick entzückte mich Glücklichen.

Ich ging hinaus zum thurmbesezten Thore,
Siehe, da stand eine Jungfrau, anmuthig wie die Rose!
Wohl stand sie da anmuthig, wie die Rose
Und herrlich! Und mein Herz beugte sich vor ihr.
Einfach war ihr Kleid und blau wie ein Veilchen,
Ihr Anblick erfüllte mich mit unendlicher Sehnsucht.

Erstes Buch. Siebtes Lied.

Ich will hingehen auf die Heerstraße,
Mit meinen Händen will ich Dein Kleid fassen, mein Geliebter!
Ach! hasse mich nicht!
Vergiß die Vergangenheit nicht!
Ich will hingehen auf die Heerstraße,
Mit meinen Händen will ich Deine Hände fassen, mein Geliebter!
Ach! wende Dein Angesicht nicht ab von mir!
Vergiß nicht, daß Du einst mich an Dein Herz gedrückt.

Zweytes Buch.

Die herbstlichen Gebüsche grünten noch,
Der weiße Thau glänzte noch auf ihnen,
Und jener Jüngling, den ich singe,
Sieh', er stand an des Stromes Ufer,
Und stromaufwärtsgehend folgt' ich ihm. —
Ha! der Pfad, er war so steil, er war so felsig!
Und den Strom durchwatend, folg' ich ihm. —
Ha! Da verschwand er hinter einer Insel.

Die herbstlichen Gebüsche grünten noch,
Aber der weiße Thau war zum Reif geworden.
Und jener Jüngling, den ich singe,
Stand an des Stromes hohem Ufer.
Und stromaufwärtsgehend folgt ich ihm. —
Ha! der Pfad, er war so steil, er war so weit!
Und den Strom durchwatend folgt' ich ihm. —
Ha! Da verschwand er, von Wogen fortgerissen!

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsezung.)

Als sie an dem Louvre vorbey gingen, kamen gerade eine Menge Personen in stattlicher Kleidung heraus; der Kapitän und seine Freunde grüßten oder umarmten fast alle die vornehmen Herrn, welchen sie begegneten. Zugleich stellten sie den jungen Mergy vor, der auf diese Weise schnell mit einer großen Zahl der damals berühmten Leute Bekanntschaft machte; zu gleicher Zeit lernte er auch ihre Spitznamen kennen (jeder vornehme Mann hatte damals seinen eigenen) und die scandalösen Geschichten, welche man ihnen zur Last legte. „Sieh,“ sagte man ihm, „hier ist der kleine Kapitän Brule-Banes; dort ist der Flaschen-Erzbischof *), der sich ziemlich aufrecht hält auf seinem Maulesel, dieweil er noch nicht zu Mittag gespeist. Da ist auch ein Haupthelb Eurer Partey, der tapfere Graf de la Rochefoucauld, zubenannt: der Feind der Kohlköpfe. Im lezten Kriege hat er ein unglückliches Kohlbeet mit Büchsenschüssen zerfetzen lassen; der Mann ist kurzsichtig, und sah die Kohlköpfe für Infanteristen an.“ Noch war nicht eine Viertelstunde vergangen, und schon kannte Mergy die Auserwählten aller Damen vom Hofe dem Namen nach, und wußte die Zahl der Duelle, zu welchen ihre Schönheit Anlaß gegeben hatte. Er erfuhr, daß der Ruf einer Dame von der Menge der Todesfälle, woran sie Schuld war, abhing; Frau von Courtavel zum Beyspiel, deren jetziger Geliebter zwey Nebenbuhler getödtet,

*) Der Erzbischof von Guise.

war bey weitem berühmter als die arme Gräfin von Pomerande, die nur zu einem kleinen Duell Veranlassung gegeben und zu einer sehr geringfügigen Wunde. Besonders aufmerksam wurde Mergy auf eine Dame von schönem Wuchs, die auf ihrem weißen Maulthier einherritt, geleitet von einem Knappen, hinter ihr zwey Lakaien; ihre Kleider waren nach der neusten Mode, ganz steif vor lauter Stickerey. So viel man abnehmen konnte, mußte sie hübsch seyn; bekanntlich gingen die Damen damals nicht anders aus als maskirt. Ihre Maske war von schwarzem Sammt; das Wenige, was durch die Augenöffnungen sichtbar war, zeigte oder verrieth vielmehr die blendende Weiße der Haut und das Dunkelblau ihrer Augen. Als sie an den jungen Leuten vorbey kam, ließ sie das Maulthier langsamer gehen und schien sogar Mergy, dessen Gesicht ihr unbekannt war, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Auf ihrem Wege kehrten alle Federbüsche die Erde, und sie neigte das Haupt voll Anstand, für die zahlreichen Verbeugungen zu danken, welche zu beyden Seiten die Reihe der Bewunderer vor ihr machte. „Wer ist die Dame, vor welcher Jedermann sich verneigt?“ fragte Mergy neugierig. „Schon verliebt!“ rief Beville. „Uebrigens thut sie es ja Allen an; Hugenotten und Papisten, alle sind verliebt in die Gräfin Diana von Turgis.“ „Sie ist eine der Schönheiten des Hofes,“ fügte Georg hinzu, „eine der gefährlichsten Circe's für unsre jungen Galans. Aber, der Henker! diese Festung ist nicht leicht einzunehmen.“ „Wie viele Duelle zählt sie?“ fragte Mergy lächelnd. „O diese zählt die Duelle zwanzigweis,“ erwiederte der Baron von Vaudreuil; „was aber das Schönste ist, sie hat sich selbst schlagen wollen; einer Hofdame, welche ihr den Rang abgelaufen, hat sie eine Herausforderung in bester Form zugeschickt.“ „Possen!“ rief Mergy. „Die wäre nicht die erste,“ entgegnete Georg, „die sich in der lezten Zeit geschlagen hätte; der Sainte-Foix hat sie eine förmliche Herausforderung zugesandt, auf Leben und Tod, auf Säbel und Dolch, und im Hemd, wie es raffinirte Duellisten machen.“ „Die Turgis ist wie der Vaudreuil,“ sagte Beville; „aus der Religion und den Sitten der Zeit macht sie ein Ragout; sie will sich schlagen, und das ist, glaube ich, eine Todsünde, und täglich hört sie zwey Mal die Messe.“ „Laß mich doch zufrieden mit der Messe,“ rief Vaudreuil. „Ja, zur Messe kommt sie,“ fiel Rheincy ein, „aber blos, um sich unmaskirt sehen zu lassen.“ „Deßwegen, glaube ich, sind so viele Damen bey der Messe,“ bemerkte Mergy, erfreut über die Gelegenheit, eine Religion zu bespötteln, welche nicht die seinige war. „Und bey der Predigt,“ sagte Beville; „wenn ich einer Hugenottin einen Liebesbrief zuzustellen hätte, würde ich mich an ihren Geistlichen wenden.“ „Ohne Zweifel,“ antwortete Mergy, „weil Ihr gewohnt seyd, euren Priestern solche Bestellungen zu geben.“ „Unsern Priestern . . .,“ rief Vaudreuil, roth vor Zorn. „Laßt den langweiligen Streit,“ unterbrach sie Georg, denn er merkte, wie bey jeder Gegenrede die Bitterkeit zunahm; „lassen wir die Andächtler aller Sekten. Ich schlage vor, daß der Erste, dem das Wort Hugenotte, Papist, Protestant, Katholik, über die Lippen kömmt, Strafe zu geben habe.“ „So sey es,“ rief Beville; „er soll uns im Gasthaus, wo wir speisen, mit gutem Cahorsweine bewirthen.“

Einen Augenblick schwiegen alle still. „Seit dem Tode dieses armen Launoy, der vor Orleans umkam, hat die Turgis keinen bekannten Liebhaber,“ hob Georg an, der seine Freunde nicht bey den theologischen Ideen lassen wollte. „Wer kann behaupten,“ rief Beville, „daß eine Pariserin keinen Liebhaber hat? So viel ist gewiß, Comminges sezt ihr lebhaft zu, und er verheißt Jeglichen umzubringen, der es wagt, die schöne Gräfin zu lieben; und um nicht ohne Liebhaber zu bleiben, wird sie sich schon entschließen müssen, mit Comminges vorlieb zu nehmen.“ „Wer ist denn dieser furchtbare Mann?“ fragte Mergy. „Er ist,“ antwortete Rheincy, „einer unserer famösesten Raffinirten. Da Ihr aus der Provinz kommt, so muß ich Euch wohl das schöne Wort erklären. Ein Raffinirter ist ein Galanthomme in der höchsten Vollkommenheit, ein Mann, der sich schlägt, wenn der Mantel eines Andern den seinigen berühret, oder wenn man vier Schritte von ihm ausspuckt, und aus jedem andern eben so gewichtigen Grunde.“

Ein Jeder führte nun irgend ein merkwürdiges Beyspiel von der Geschicklichkeit und Streitsucht des Commings an. Das war ein reichhaltiger Stoff, und mit dieser Unterhaltung gelangten sie vor die Stadt nach dem Wirthshause zum Mohren, das mitten in einem Garten an der Stelle gelegen war, wo nachher das Schloß der Tuilerien erbaut worden ist. Mehrere Edelleute von Georgs und seiner Freunde Bekanntschaft trafen sich hier, und man sezte sich in zahlreicher Gesellschaft zu Tische.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Während deutsche Tageblätter die politischen Ereignisse aller andern Länder unsers Erdbodens, so wie die ausgesprochenen Meynungen aller großen Staatsmänner des Auslandes fleißig sammeln und gewissenhaft mittheilen, wogegen das liebe Vaterland mit Stillschweigen übergangen wird, räumt ein englisches Blatt den Angelegenheiten des eigenen Landes alle seine Kolumnen ein und weiset den Neuigkeiten aus andern Gegenden nur ein kleines, spärliches Plätzchen an. Dieser Mangel an Interesse für die Angelegenheiten fremder Länder, bisher durch das schlechteste Erziehungssystem veranlaßt.

Digitized by Google

wovon ein Volk jemals heimgesucht wurde, erscheint noch jezt bisweilen in einem sehr grellen Lichte, gerade wie umgekehrt uns vor lauter Universalität unser eigenes Staatsgebäude bisweilen fremd ist; so fragte mich vor kurzer Zeit ein gelehrter Geologe in allem Ernste, ob denn die Einwohner der Moldau und Wallachey Christen seyen und unter welcher Vormäßigkeit sie ständen. Gestehen wir hingegen zur Steuer der Wahrheit, daß der noch immer nicht unverdiente Vorwurf, den man den heutigen Britten macht, daß sie mit dem Leben anderer Staaten gar zu unbekannt sind, vollkommen dadurch aufgewogen wird, daß sie der größten aller Ideen huldigen und sie zu verwirklichen bemüht sind, die Idee nämlich, allen Welttheilen vermittelst einer zweckmäßigen moralischen Erziehung der jungen Geschlechter die Civilisation Europa's zuzuführen. Kein Volk auf Erden besizt freylich einen solchen Spielraum und solche Kräfte zur Ausführung dieses Planes, wie das englische; aber auch kein mit eben denselben Vortheilen begabtes Volk würde, wenn man das deutsche ausnimmt, diese hohe Aufgabe so schon gelöst haben, wie dieß jezt hier geschieht. Unzählig sind die Vereine, welche alle auf denselben Zweck hinarbeiten; keine Race, Malaien oder Hindus, Buddhisten oder Tartaren, Neger oder Indianer, ist vor ihrem Civilisationslämpchen sicher, und mit ungetrübter Freude blickt der Menschenfreund schon auf die großen und gewissen Erfolge, womit die Zukunft die Bemühungen jener Wohlthäter unsers Geschlechts krönen wird. Die französischen Blätter gaben vor kurzer Zeit einen anziehenden Bericht von dem Pomp und den Ceremonien, welche bey der Beerdigung des unlängst verstorbenen vortrefflichen Königs von Madagascar, Radama, statt fanden; eine kurze Nachricht von den neuesten Fortschritten des Erziehungswesens unter den vier Millionen Madagascaren wird hoffentlich manchem Leser nicht weniger angenehm seyn. Diese Fortschritte sind in der That erstaunlich. Vor zehn Jahren (im Jahre 1818) sendete eine hiesige Missionsgesellschaft mehrere Missionäre dahin ab, die unter dem Schuze und mit Aufmunterung des Königs ihr Civilisationswerk begannen. Im Jahre 1826 bildeten jene Männer auf der Insel selbst schon eine eigene Madagascar-Schulgesellschaft. Die Schulkinder erhalten Unterricht in allen Elementarkenntnissen, in der Erdbeschreibung, Erdsonlehre, Religionslehre und in der englischen und Malegasy-Sprache. Im Jahre 1825 wurden 64, im Jahre 1826 185 und im Jahre 1827 909 Kinder aus der Schule entlassen. Im Anfange des vorigen Jahres gab es in 6 Schuldistrikten 38 Schulen mit 44 Lehrern und 46 Unterlehrern und 2309 Schulkindern beyden Geschlechts, von welchen 1449, nämlich 969 Knaben und 480 Mädchen, im Durchschnitte täglich die Schulen besuchten. Am 19. und 20. März waren öffentliche Prüfungen in Gegenwart der königlichen Familie und vieler Beamten, und die sichtbaren Fortschritte der Kinder hatten den Eifer der Eingebornen so rege gemacht, daß aus allen Theilen der Insel Gesuche um Errichtung von Schulen einlaufen, und am Ende des vorigen Jahres ihre Anzahl von 38 schon auf 90 gestiegen war. Bereits liefern die Schulen viele Lehrer aus ihrer eigenen Mitte; eine beträchtliche Anzahl der ausgezeichnetsten Knaben erhielten gleich nach ihrem Abgange ehrenvolle Anstellungen im Dienste ihres Fürsten, und da die Obern sogar nachdem die Kinder die Schule verlassen, noch eine heilsame Aufsicht über sie ausüben und die Schulzucht sich selbst auf alle Dörfer im Innern der Insel erstreckt, so kann man sich ohne Zweifel dem schönen Gedanken überlassen, daß die europäische Civilisation in den lezten drey Jahren durch die friedlichste aller Eroberungen, Erziehung, Madagascar mit seinen vier Millionen Einwohnern der europäischen Familie gewonnen habe.

R—s.

Wien, Januar bis April.

(Fortsetzung.)

Von Neuigkeiten erwarten wir auf der Hofbühne „Hero und Leander“ von Grillparzer, und „Maximilian von Oestreich und Maria von Burgund“ von Deinhardstein. Das wieder eröffnete Kärnthnerthortheater gedeiht unter der Leitung des Grafen Robert Gallenberg, welcher dem Regisseur des Wanderers, Joseph Ritter von Seyfried, Bruder des Kapellmeisters, einem im Theaterwesen vielerfahrnen Manne, einen Theil der Geschäftsleitung übertragen hat. Besonders zu rühmen ist der rasche Wechsel der Vorstellungen auf dieser Bühne, welche sich nach der langen Ruhezeit und nach gleichsam zerstörter deutscher Oper ein ganz neues Repertoire schaffen mußte. Eine der merkwürdigsten Darstellungen war Webers „Oberon.“ Die Berichte, welche sagen, daß er mißfallen habe, berichten Unwahrheit. Er entsprach den Erwartungen nicht, welche man davon hatte, das muß zugegeben werden, aber von Mißfallen kann keine Rede seyn, wenn gleich die Erwartungen groß, ja überspannt waren. Die Musik der Oper wurde so gewürdigt, wie sie es verdient; man verkannte die Vorzüglichkeit, den Fleiß und die musikalischen Kenntnisse des Meisters nicht, fand sich aber nicht bedeutend aufgeregt, weil diese Musik, vom Verstande erzeugt, nicht unmittelbar auf das Gefühl wirkt, wie jedes schöne Kunstwerk es soll. Die Darstellung war gut, ohne ausgezeichnet gewesen zu seyn. Die Hauptpartthieen waren zweckmäßig besezt, die Nebenpartthieen unvollkommen. Auf welchem deutschen Theater kann aber gegenwärtig Oberon genügend gegeben werden? Weit mehr sprach die Reprise von Rossini's „Barbier“ an, in welcher Oper Dem. Hähnel, welche früher als ausgezeichnete Dilettantin in Wien lebte, zum ersten Male auftrat. Nie vielleicht hat eine Sängerin bey ihrem ersten Debüt so entschieden gefallen und die allgemeine Theilnahme gerechter in Anspruch genommen. Man muß aber auch gestehen, daß in Dem. Hähnel sich Alles vereinigt, was, selbst wenn es einzeln gefunden wird, Zufriedenheit hervorbringt, Jugend, Liebreiz, Wohlklang der Stimme, Kunstfertigkeit im Gesange und im Spiel. Auch Kreutzers „Lisbussa,“ so wie „Don Juan“ und „die Entführung aus dem Serail“ gingen bisher in Scene und wurden entsprechend dargestellt. Eine neue Oper von Kreutzer, „die Insulanerinnen,“ eine Jugendarbeit des talentvollen Tonsetzers, fand keinen Beyfall. — Balletmeister Astolfi findet sich immer mehr in den Geschmack des Publikums, und seine neuen Ballete, „Panurge auf der Laterneninsel“ und selbst „der Maskenball,“ lezteres eigentlich nur ein Divertissement, haben verdienten Beyfall gefunden. Ein neues Ballet vom Tänzer Crombé, „Zephyr und Flora,“ wollte weniger ansprechen, wahrscheinlich, weil derselbe Stoff ehedem in besserer Behandlung vorhanden war, und man sich dabey des unvergeßlichen Duport als Zephyr zu lebhaft erinnerte. Von Tänzerinnen sind die beyden Dlle. Elsler ausgezeichnet, eben so Mad. Crombé. Von Tänzern kann man die Herren Mottié und Crombé unübertrefflich nennen, besonders was die Grazie betrifft. Sie sind beyde Lieblinge des Publikums geworden. Von Sängerinnen gefallen außer Dem. Hähnel, der Perle der Oper, Dem. Hartmeler, eine Schweizerin, und Dem. Achten, eine niedliche Soubrette.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. April 1829.

Wollt ihr nicht hören? Männer! wilde Thiere!
Die ihr die Flammen eurer schnöden Wuth
Im Purpurquell aus eurn Adern löscht!

Shakespeare.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Mergy, der zur Seite des Barons von Vaudreuil saß, bemerkte, daß dieser, als er sich zu Tische sezte, das Zeichen des Kreuzes machte und mit leiser Stimme, die Augen geschlossen, ein lateinisches Gebet sprach.

„Ihr versteht Latein, Herr Baron?“ fragte ihn Mergy— „Ihr habt mein Gebet gehört?“ „Ja, aber ist gestehe, daß ich es nicht verstanden.“ „Um Euch die Wahrheit zu sagen, ich verstehe kein Latein, und weiß auch nicht, was dieß Gebet bedeutet; allein ich habe es von meiner Muhme, die sich immer wohl dabey befunden, und seitdem ich es hersage, habe ich nur gute Folgen davon gesehen.“ „Ich denke, das ist katholisches Latein, und daher können wir Hugenotten es nicht verstehen.“ „Strafe her! Strafe her!“ riefen zugleich Beville und Kapitän Georg. Mergy fügte sich gutwillig, und man besezte den Tisch mit andern Flaschen, welche alsbald die Gesellschaft in gute Laune brachten.

Die Unterhaltung wurde lärmend, und Mergy nuzte den Tumult, um mit seinem Bruder zu reden, ohne darauf zu achten, was um sie her vorging. Erst nach dem zweyten Gange wurden sie durch den heftigen Wortstreit, der zwischen zwey Gästen ausgebrochen war, in ihrem Seitengespräche gestört. „Das ist eine Unwahrheit!“ schrie der Ritter von Rheincy. „Unwahrheit!“ rief Vaudreuil, und sein von Natur blasses Gesicht wurde weiß wie eine Leiche. „Sie ist die tugendhafteste, keuscheste Frau von der Welt,“ fuhr der Ritter fort. Vaudreuil lachte bitter und zuckte die Achseln. Alle Augen waren auf die beyden Zänker gerichtet, und jeder schien still und neutral abwarten zu wollen, was der Streit für ein Ende nähme.

„Was gibt's, meine Herrn, wann soll einmal dieser Spektakel enden?“ fragte der Kapitän, stets bereit, sich jeder Friedensstörung zu widersetzen. „Unser lieber Ritter,“ antwortete gelassen Beville, „meynt, seine Geliebte, die Sillery, sey keusch, und unser lieber von Vaudreuil dagegen behauptet, daß sie nicht keusch sey, und daß er hierüber ein Wörtchen mitsprechen könne.“ Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten und steigerte die Wuth Rheincy's, der mit zornflammenden Augen bald Vaudreuil, bald Beville anblickte. „Ich könnte Briefe von ihr zeigen,“ sagte Vaudreuil. „Thu' das!“ schrie der Ritter. „Je nun!“ sagte Vaudreuil mit boshaftem Hohnlächeln, „ich will diesen Herrn einen ihrer Briefe vorlesen. Die Schrift ist ihnen vielleicht eben so bekannt als mir; denn ich will mich nicht rühmen, allein Billetchen und Gunstbezeugungen von ihr zu empfangen. Hier ist zum Beyspiel ein Billet, das ich erst heute von ihr erhalten.“ Und nun suchte er in seiner Tasche, als ob er einen Brief herausziehen wollte. „Du lügst in Deinen Hals hinein!“ rief der Ritter. Der Tisch war zu breit, als daß die Hand des Barons seinen Widersacher, der ihm

Digitized by Google

gegenüber saß, hätte erreichen können. „Du lügst in Deinen Hals, und magst dabey ersticken," schrie er und begleitete seinen Satz mit einer Flasche, die er dem Ritter nach dem Kopf warf. Rheincy wich aus, schlug in der Eile seinen Stuhl rückwärts um und lief an die Wand, um seinen Degen vom Hacken abzunehmen.

Da standen alle auf, einige um den Streit beyzulegen, die Meisten, um nicht zu nahe dabey zu seyn.

„Haltet ein, ihr tollen Menschen!" rief Georg und stellte sich vor den Baron, welcher ihm am nächsten stand. „Sollen sich zwey Freunde um solch eine armselige Weibsperson schlagen?" „Eine Flasche an den Kopf ist so viel als eine Ohrfeige," versetzte Beville kaltblütig. „Auf! mein lieber Ritter, vom Leder gezogen!" „Ehrlich gefochten! Platz gemacht!" schrien fast alle Gäste. „Holla! Hänsel, die Thür zu!" rief guter Dinge der Wirth zum Mohren, der an dergleichen Auftritte gewöhnt war; „wenn die Häscher vorbey kämen, könnten die edlen Herrn unterbrochen werden, auch könnt' es meinem Hause schaden." „Wollt Ihr Euch im Gastzimmer schlagen, wie betrunkene Soldaten?" mahnte Georg, um Zeit zu gewinnen; „wartet wenigstens bis morgen." „Gut, auf morgen," sagte Rheincy und wollte den Degen in die Scheide stecken. „Unser Ritterlein ist ängstlich," versetzte Vaudreuil. Da stürzte Rheincy, zu beyden Seiten alle zurückdrängend, auf seinen Gegner los. Wüthend griffen die beyden einander an. Vaudreuil aber hatte Zeit gehabt, sorgfältig eine Serviette um seinen linken Arm zu wickeln, und benuzte dieß geschickt, die Hiebe zu pariren; Rheincy dagegen, minder vorsichtig, wurde gleich bey den ersten Ausfällen an der linken Hand verwundet. Er ließ dennoch nicht ab, muthig weiter zu fechten, rief seinem Lakaien und forderte seinen Dolch. Beville behauptete, Rheincy dürfe seinen Dolch nicht brauchen, da sein Gegner keinen habe, und hielt den Lakaien zurück. Einige Freunde des Ritters machten Einwendungen; es wurden bittere Worte gewechselt, und aus dem Duell wäre gewiß ein Scharmützel geworden, hätte nicht Vaudreuil in diesem Augenblicke seinen Gegner durch einen plötzlichen Stich in die Brust zu Boden gestürzt. Schnell sezte er nun seinen Fuß auf Rheincy's Degen, daß er ihn nicht aufheben konnte, und war im Begriff, dem Ritter den Gnadenstich zu geben. Solche Grausamkeit im Zweykampf war erlaubt. „Er ist entwaffnet!" schrie Georg und riß Vaudreuil den Degen aus der Hand.

Die Wunde des Ritters war nicht tödtlich, er verlor aber viel Blut. Man verband ihn so gut als möglich mit Servietten; er verbiß seinen Schmerz und sagte mit erzwungenem Lächeln, die Sache sey noch nicht zu Ende. Bald darauf erschienen ein Mönch und ein Wundarzt, die sich eine Zeit lang um den Verwundeten stritten. Der Wundarzt erhielt jedoch den Vorzug, ließ seinen Kranken an die Seine tragen und führte ihn zu Schiffe bis an seine Wohnung. Während Knechte die blutigen Servietten wegtrugen und den rothen Fußboden wuschen, brachten andere von Neuem Flaschen herbey. Vaudreuil trocknete für's Erste sorgfältig seinen Degen, steckte ihn in die Scheide, machte das Zeichen des Kreuzes, zog sodann mit der kaltblütigsten Gelassenheit einen Brief aus der Tasche, bat um's Wort und las die erste Zeile, auf welche ein lautes Gelächter erfolgte. „Mein Lieber, dieser langweilige Ritter, der nicht von mir weicht....."

„Wir wollen gehen, sagte Mergy voll Abscheu zu seinem Bruder. Der Kapitän folgte ihm. Der Brief beschäftigte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, und die Abwesenheit der beyden Gäste fiel nicht auf.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die älteste Poesie in China.

(Beschluß.)

Wie schon oben erwähnt worden ist, können die andern Bücher des chinesischen Alterthums, vorzüglich das Schuging, als Ausströmungen des poetischen Geistes betrachtet werden; außerdem findet man in diesen Büchern mehrere Gesänge, welche den historischen Personen in den Mund gelegt werden. Der große Jao z. B. gibt seine Befehle in Liedern eingekleidet, und alle Ausbrüche der Leidenschaften, alle religiösen und edlen Empfindungen werden von den ältesten Kaisern und andern Personen des Alterthums gesungen. Man wird uns erlauben ein Beyspiel herzusetzen.

Gesang der fünf Brüder. Schuging, Zweytes Buch, dritter Abschnitt.

Tai-kang, dritter Kaiser der Dynastie Chia (2200—1766 vor Chr. Geb.), und Enkel des großen Yu, des Stifters dieser Herrscherfamilie, hatte sich nicht bestrebt, die herrlichen Vorbilder seiner Väter nachzuahmen, sondern hatte sich vielmehr den Ausschweifungen hingegeben und seine köstlichste Zeit auf die Jagd verwandt. Dieß benutzend, hatte ein Rebell seine Hauptstadt erobert, und er selbst irrte flüchtig im Lande herum. Seine fünf Brüder, voll Schmerz über seine Entartung, betrauern seine Nichtswürdigkeit.

Der erste Bruder.

Unser kaiserlicher Ahnherr hat uns gelehrt:
Das Volk sollt Ihr zu Euch ziehen,
Nicht darf es herabgesezt werden!
Denn das Volk nur ist des Reiches Grundlage,
Ist sie gesichert, ist auch das Reich im Frieden.

Wenn ich hinblicke auf des Reiches rohteste Männer,
So können alle besser seyn und edler als ich.
Doch wenn ein Mensch drey Mal fehlt,

Digitized by Google

Wie sollte der Haß sich nicht zeigen gegen ihn?
Und wie sollte er diesen Haß nicht bemerken?
Wenn ich hinblicke auf das Volk, so schaudre ich,
Wie wenn ich mit zerrißnen Zügeln sechs Rosse wollte bändigen.
Die Menschenfürsten, sollten sie nicht ewig zittern?

Der zweyte Bruder.

Also lautet meines Ahnherrn Lehre:
Im Hause sich hinzugeben der Wollust,
Nach Außen nichts Höhres ahnen als die Jagdvergnügungen,
Den Wein zu lieben und unzüchtige Musik,
Hohe Paläste aufzubauen und schönbehauene Mauern,
Eines schon von diesen Lastern,
Reicht es nicht hin, um uns zu stürzen in's Verderben?

Der dritte Bruder.

Seit unserm Altvordern Jao
Besaßen wir dieses herrliche Land.
Ach! da man vergessen hat seine Tugend
Und verachtet seine weisen Gesetze,
Haben wir auch dieses Land verloren!

Der vierte Bruder.

Durch seine unendliche Weisheit ist unser Ahnherr
Des Menschengeschlechts Herr geworden.
Er war so tugendhaft, er war so würdevoll;
Sein Beyspiel ließ er seinen Enkeln.
Er hatte gleiches Maaß für alle, und gleiche Liebe;
Ach! Maaß und Liebe sind aus dem Land verschwunden!
Denn sie haben seine Lehren verworfen,
Gestürzt haben sie die Tempel und entweiht die Opferstätten!

Der fünfte Bruder.

Wehe! wehe! was beginnen wir?
Ich bin durchdrungen von Traurigkeit!
Das ganze Volk hasset uns,
Auf wen sollen wir uns stützen?
Wehmuth umschnürt mir das Herz,
Meine Stirne erröthet vor Schaam!
Ach! ich habe ja die Tugend nicht geübt!
Wenn ich auch reuevoll bin,
Kann ich je zurückrufen die Vergangenheit?

Der Tapir.

Bey mehreren Volksstämmen in den hohen Gebirgsthälern der amerikanischen Cordilleren herrscht der Glaube, daß hoch oben im Gebirge ein unbekanntes großes Thier lebe, und es ging mit dieser Sage, wie es mit ähnlichen auf dem alten Kontinente gegangen ist, das selten gesehene Ungeheuer, Pinchaco genannt, wurde mit der Zeit immer wunderbarer und größer, so daß selbst manche Naturforscher zu dem Glauben veranlaßt wurden, es möchte das Mastodon, dessen gigantischen Gebeine wir fossil in Amerika finden, wirklich noch hie und da in jenen Hochthälern leben. Bald sollte das Thier so groß wie ein Pferd, bald weit größer seyn, man wollte Spuren davon in nahe bey Bogota gefunden haben, man brachte den Maß des Thiers und das Maaß seiner Fährte dahin, man sammelte Haare von ihm, die es in sehr bedeutender Höhe an den Bäumen abgestreift haben sollte. Der französische Reisende Roulin hat aber jezt nach sorgfältigen Untersuchungen bewiesen, daß dieses Thier nichts ist als eine bisher unbekannte Tapirart, die etwas größer und kräftiger ist als die gewöhnliche und nur ganz oben im Gebirge lebt, wohin der Mensch selten kommt; diese neue Art und der orientalische Tapir von Sumatra gleichen weit mehr dem Paläotherium der Vorwelt, als der gemeine Tapir. Roulin thut dar, daß alle Spuren, die man von jenem halb fabelhaften Thiere gefunden, auf diesen Gebirgstapir passen, die Haare hoch oben an den Bäumen ausgenommen, die vom kletternden amerikanischen Bären herrühren. Hätten die Eingebornen von jenem Thier noch weit wunderbarere Dinge zu erzählen gehabt, so wäre es nicht zu verwundern; denn selbst der Tapir der Ebene ist z. B. so stark, daß er mit Einem Riß die Stricke zerreißt, mit welchem die spanischen Jäger die wildesten Ochsen bändigen.

Der Pinchaco ist übrigens nicht das einzige fabelhafte Wesen, zu dessen Schöpfung die Thiere aus dem Tapirgeschlecht Veranlassung gegeben zu haben scheinen. In den Büchern der Chinesen kommt ein fabelhaftes Thier, Namens Me vor, das offenbar nichts ist, als ein Tapir mit der gefleckten Haut, wie sie die jungen Thiere dieses Geschlechts haben, nur mit einem zu langen Rüssel. Sie schreiben ihm wunderbare Eigenschaften zu: so widerstehen seine Knochen dem Eisen und dem Feuer, er verschlingt Schlangen, frißt Kupfer und Eisen. Fast alles dieß hat wohl wirklich in der Lebensart des Thiers seinen Grund; der wahre Tapir zerbeißt und frißt Holz, und packt überhaupt alles Mögliche mit den Zähnen. Aber noch weit ältere, wichtigere Fabeln lassen sich vom Tapir herleiten. Wenn unwissende Menschen von Weitem den Me, oder orientalischen Tapir sitzen sahen, wo dann sein kurzer Rüssel sich über den Mund herabkrümmt, konnte es ihnen vorkommen, das Thier habe einen krummen Schnabel, ähnlich einem Adlersschnabel; seine Füße mit den runden Zehen mochten ihnen wie Löwentatzen mit eingezogenen Krallen erscheinen; auf diese Weise soll nun nach Roulin die uralte Fabel vom Greifen entstanden seyn. Allerdings erinnert der Umriß des sitzenden Tapirs auffallend an die Figur, die man gewöhnlich dem Greifen beylegt, mit Ausnahme der Flügel; aber gerade diese Flügel scheinen ein späterer Zusatz zu seyn, denn Herodot erwähnt ihrer in seiner Beschreibung dieses fabelhaften Thieres nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Anfangs März.

Herr Jaulon soll, als er nach Washington kam, nicht weniger als 3000 Briefe an ihn auf der Post gefunden haben.

Digitized by Google

Da hätte Göthe noch eine bessere Gelegenheit gehabt, um über den Inhalt derselben zu träumen, als dort in der Champagne, wie er uns so angenehm erzählt. Wenn Herr Jackson nicht vorräthige Antworten hat, wie jener Arzt vorräthige Rezepte hatte, welche sein Diener ausgab, so sehe ich nicht ein, wie er auskommen will. Dreytausend Briefe! Ein guter Geschäftsanfang. Und das Uebelste ist, daß Herr Jackson erst nach dem Antritte seines Amtes freyes Porto erhält. Da hat der arme amerikanische Jackson noch mehr zu thun mit Briefen, die an ihn gerichtet sind, als die arme europäische Polizey mit denen, die nicht an sie gerichtet sind. Und was mag der Inhalt seyn? Jeder Dummkopf, der einmal in einer Zeitung recht grob auf Adams geschimpft hat, empfiehlt einen Freund zu einem Amte, während er von einem andern empfohlen wird; ein Gastwirth, bey dem er vor Jahren vielleicht eingekehrt war, ernennt die alte Freundschaft; Andere machen wohl gar Vorschläge, aber die große Masse bezieht sich doch gewiß auf Aemter. Nach Briefen aus Washington ist das Schnappen nach einem Amte (office hunting) ungeheuer, und ein Theater hat ein Stück „the office Hunters" versprochen. Jackson zeigt sich indessen sehr ruhig. Obschon nun seine Installirung vor der Thüre ist, so weiß doch noch Niemand etwas von seinem Kabinette. Er scheint dieß sehr selbstständig zu wählen. Er fragt alle Leute von Bedeutung nach der öffentlichen Stimme, wen man wünsche, scheint sich über Alles genau zu unterrichten, aber läßt sich von keiner Wahl etwas merken. Jeden Morgen von 12 Uhr bis 3 hält Herr Jackson Lever. Als er hörte, daß die Adamsche Familie Anstalten zum Ausziehen aus dem Präsidentenpallaste mache, bat er Madame Adams höflich, nicht zu eilen, er bleibe gern in seiner bisherigen Wohnung, bis sie mit voller Bequemlichkeit ausgezogen sey. Indeß hat Herr Adams schon ein Privathaus gemiethet und wird noch einige Zeit in Washington bleiben. Diese Stadt bietet jezt dem Beobachter reichen Stoff dar; eine Regierung an ihrem Abend, die andere an ihrem Morgen.

Ich gebe hier eine Uebersetzung des Erlkönigs von Göthe. Sie steht im Galary, einer Bostonschen Zeitung. Sie ist zwar nicht sehr ausgezeichnet, aber es mag doch manchem Leser die amerikanische Uebersetzung eines so beliebten Volksliedes interessant seyn. Sonderbar ist es, daß sich die Uebersetzer mit dem Namen Erlkönig nicht vertragen können; der Amerikaner macht einen König der Elfen daraus, und ein französischer Uebersetzer nennt ihn roi des Tilleuls.

THE ELF-KING.

From the German of Goethe.

Who rides so late through the dreary midnight?
A father it is, with his infant so bright —
He folds him all close in his faithful arm, —
He bears him along all safe and warm.

— Why hide you your face in affright my Son?
— O, see you not, Father, the Elfin-King come?
With his glittering crown, and his garments so wild —
— It is but a vapour, thou innocent child.

— „Lovely boy, wilt thou go with me?
Gay are the gambols, I'll play with thee —
Bright o'er the strand my flowers unfold,
And my mother has many a garment of gold."

— My father, my father, and do you not hear,
What the Elfin King whispers so soft in mine ear?
— Be quiet, my child — it is but the breeze —
Hark, how it rustles among the dry trees!

„Wilt thou come, fair boy, and away with me?
My daughters shall tend thee right royally —
My daughters, who lead the dance by moonlight,
Shall sing thee asleep at the coming of night."

— His daughters, dear father! O, see you not
The Elfin King's daughters in yonder dark spot?
— I see it my son — it is but a ray,
That plays on the leaves of the willows so gray.

„Thy face has a charm in it — infant, I love thee —
And wilt thou not come? — then force must remove thee."

— O! Save me dear father! I'm pressed in his arm —
My father! I feel he has done me a harm.

The Father, he trembles — he drives o'er the wild,
And strains to his bosom the deep-groaning child —
He reaches the court-yard, in anguish and dread —
His only child lies in his arms stone dead.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, Januar bis April.

(Fortsetzung.)

An Sängern haben wir leider mehr Mangel. Die beyden Tenoristen Schuster und Cramolini sind brave, aber nicht ausgezeichnete Sänger; Cramolini, im Spiel sehr zu loben, hat eine angenehme, aber zu schwache Stimme, bey Schuster ist die Mühe zu sichtbar und die Stimme nicht sehr wohlklingend; mit dem Baß sind wir besser bestellt. August Fischer gefiel ausnehmend als Figaro in Rossini's Barbier und als Leporello im Don Juan. Sibert ist ein bedeutender Sänger, und Hauser vereinigt Kunstbildung mit einer herrlichen Anlage. Die neuen Engagements der Mad. Ernst aus Prag und Dem. Dietmar aus Berlin sind als entschiedener Gewinn anzusehen, und so haben wir gerechte Hoffnung, bald wieder eine deutsche Oper zu besitzen, wie sie uns seit geraumer Zeit nicht geworden ist. Das Orchester und die Chöre sind ausgezeichnet, selbst, dem allgemeinen Urtheile nach, besser als unter Barbaja.

Das Theater an der Wien kultivirt seit einiger Zeit vorzugsweise die Oper. „Der Schnee," „das Pilgerhaus," „der Barbier von Sevilla" wurden nacheinander aufgeführt. Dem. Bio, Sopranistin, und die Bassisten Forti und Seipelt thun ihr Möglichstes und sind in jeder Rücksicht zu loben; aber die Nebenpartheien sind schlecht besezt und da ein Tenorist fehlt, so können ihre Bemühungen nicht recht durchgreifen, besonders da das Kärnthnerthortheater Alles aufbietet, jene Leistungen zu übertreffen. Das recitirende Schauspiel und die Tragödie wollen gleichfalls immer nicht ganz aufkommen. Es ist nicht zu läugnen, daß einzelne Mitglieder gut, ja ausgezeichnet zu nennen sind, aber da die Mehrzahl nicht zu jenen Darstellungen brauchbar ist, bleibt die Gesammtwirkung meist schwach und ungenügend. Von Schauspielerinnen steht Mad. Birch-Pfeifer oben an; was die Schauspieler betrifft, so kann das schöne Talent der Hrn. Kunst, Artour und Fehringer nicht verkannt werden, allein das falsche Pathos und eine Manier, welche man die gleichförmig schreyende nennen könnte, stehen hauptsächlich dem gewünschten Totalerfolge entgegen. Vielleicht bringt Eblairs Anwesenheit eine günstige Reform auf dieser Bühne hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. April 1829.

Wolken ihr, stets unversiegt,
Aufwärts nun, daß zur Schau
Wir mit thauigem Wuchs rasch vorgehn
Vom dumpftosenden Vater Okeanos,
Hochaufstarrende Berge hinan! —
Flugs denn, des Regengewölks sey entlediget
Uns der unsterbliche Leib, und beschaun wir
Fernspähenden Blickes das Erdreich.

Aristophanes.

Wolkenzug.

Von Moriz Rapp.

Das ungedruckte Drama des jungen Dichters, das diesen Namen führt, charakterisirt in phantastischen Bildern verschiedene Individuen unserer Zeit; den Chor bilden nach Aristophanischer Weise die Wolken. Eine Probe dieser Dichtung wird manchen Lesern nicht unwillkommen seyn, und wir wählen dazu eine Stelle, die sich aus dem Zusammenhang trennen läßt.

* * *

Zwischengesang der Wolken.

(Stratus.)

Herbey, herbey,
Träge, dämmernde Nebel,
Braucht die Winde zum Hebel,
Seyd frey.
Was klebt ihr zäh in den Fichtenwipfeln?
Was weint ihr am scheidenden Erlenbach?
Reißt los euch, rennt euch im Sturmwind wach,
Auf zu den schimmernden Alpengipfeln!
Herüber, heraus aus dem pressenden Thale,
Wo ihr die Nasen zerstoßt und die Stirne,
Von des Nordens mattgeebnetem Saale
Auf an die sonnigen Alpenfirne!

Eine Festfey'r gilts,
Hört mich, ihr Schwestern,
Die Meisterin wills,
Laßt euch nicht Säumende lästern.

Sie nahn, sie nahn,
Heran! heran!
Sie streichen den Schlaf
Aus den schweren Liedern,
Sie putzen sich brav
In feuchten Miedern,
In langen Zöpfen,
Hereingekämmt,
Im Morgenhemd
Sich Luft zu schöpfen;
Sie lassen die schweigenden Thale
Und ziehen zum goldenen Mahle.
Laßt leuchten die sonnigen Kerzen zum Feste
Und lockt mir die Gäste!
„Der Sonne Gruß.“ Guten Morgen,
Willkommen. Wes Wegs?
Ihr kommt mit den Lerchen. —
„Von dem Rücken des Fichtelstegs,
Da war'n wir geborgen
In den weinenden Förchen,
Wo wir mit den zarten
Küssend uns paarten.“
Und ihr? — „Laßt uns ruhn,

Digitized by Google

Wir ſchwanken von wieriger Reiſe;
Laßt uns leiſe
Das heilige Morgengebete thun.
Bedenkt, in dreyer Tage Grauen
Durchritten wir ſtraff
Die endlos gebreiteten deutſchen Gauen,
Fernest herüber vom kuriſchen Haff.“
O nehmt Platz hier am Heerde,
Wo der Sonnball ſteigt ob der harrenden Erde.

Horch, horch!
Was kommen ſie da mit Geſchrey?
Mit Klappergelärm wie der ſtelzige Storch?
Die tanzen herbey,
Es ſind die luſtigen Schaaren vom Rhein.
„Gu'n Tag, gu'n Tag!“
Tretet ein, tretet ein!
„Heiſa, und ſchenkt uns den goldenen Wein,
Wer uns bewirthen und leiden mag.“ —

„Voran da ihr Alten,
Die uns gemahnt,
Am frühen Morgen den Schlaf zu verhalten,
Weil uns die dämmernde Straße gebahnt.
Voran, geh, geh,
Halbwelſche du aus der Zuyderſee,
Und führ' uns die Nachbarn,
Die flüchtigen, wachbarn,
Von der Yſſel und Waal und Lippe heran;
Wir folgen euch dann,
Wir hoch von der Veen und der Eifel herüber,
Vom Weſterwald hier und vom Hundsrück dort.
Wir ſahn uns in einerley Spiegel, o Lieber,
Nun ziehn wir geſammt an den Freudenort.
Ihr jetzo, die ihr die Grenzen bewacht
Der rauh in uns hallenden deutſchen Zunge,
Wasgauer, zeigt euch in heimiſcher Tracht,
Deckt auch ein welſches Wappen die Lunge.
Jetzt müßt ihr noch die Langſchläfigen holen,
Die Schwarzwaldmaid und die rauhe Alb,
Sie plätſchern im Bodenſee noch mit den Sohlen,
Um zu glänzen beym Tanz und verſäumen ihn halb.
So ſchwingt ſich die glänzende Rheinprocerſion
Ueber die Münſterſpitzen von Straßburg und Ulm,
Und ſammelt ſich lachend und grüßend ſchon
Zum Reigen und Tanz um den Rigi-Kulm.

Sieh, ſieh und da ruhn ſie all' ſchon gelagert
Die durſtigen Donauweibchen im Kreis! —
Ey, ey wie ſeyd ihr mir abgemagert,
Daß ich euch mit Noth zu erkennen weiß,
Ihr ſchlüpfrigen Nymphen der kühlen Elbe!
Und ihr auch, Gruß euch vom nächtigen Harz,
Du, Teutoburg, edle, biſt noch dieſelbe,
Wie Hermann du kannteſt, dein Schweigen bewahrts.
Vom welſchen Meer ihr, herein über Briren,
Kobolde vom Erz- und Rieſengebirg,
Ihr Weſer-Elfen, ihr Oder-Niren
Herauf zur gerötheten Höhe von Zürch! —

Schweſtern hervor!
Es ſteigt aus den Gründen das ewige Licht,
Wendet in Andacht das fromme Geſicht
Und grüßt es im Chor!

Stern des Lebens, dich grüßen wir,
Hoher Hyperion, ſeliger Stern,
Vor deiner brennenden Kraft zerfließen wir,
Hör uns von fern!
Du rufſt die ſchwellende Kraft in die Traube,
Du vergeiſtigſt die kriechende Raupe,
Du beflügelſt die fröhlichen Sohlen,
Wenn ſie ſich drehn nach dem Klang der Mandolen,
Du ſchaffſt die Wonne der ſeligen Braut,
Wenn der Altar ſie dem Helden getraut,
Du weckſt des Weiſen erhabenſte Macht,
Daß er das Weſen der Gottheit gedacht.
Heiliger Stern!
Sieh, wir flatternden, träumenden Kinder
Preiſen im nebligen Spiel dich nicht minder,
Leucht' uns von fern!

An G. Schwab.

Beytrag zu ſeiner Sammlung.

Nürnberg, den 4ten April 1829.

Du haſt, geliebter Freund, aus Deiner Sammlung *) uns eine Reihe von Bildern vorgeführt, an welcher viele mit mir ſich innig ergötzt haben. Die Rahmen dazu mußteſt Du aus der neuern Zeit nehmen, weil die Gemächer, worin Du Deine Alten fandeſt, wohl auch die des lateiniſchen Metzgers und des Oelmüllers, auf jeden Fall aber die der beyden andern ſich nicht ſo, wie ſie zur Zeit der Geburt jener Männer waren, erhalten haben. Laß mich daher aus unſerer alten Stadt, die von jeher viel Schnitzwerk liefert, Dir einen Rahmen ſenden, welcher freylich unter Deinen Bildern faſt nur für den General oder für ſeinen Oheim, den Geheimenrath, paſſen wird.

Viele unſerer Häuſer ziehen ſich in einem Parallelogramm, oder in unregelmäßiger Geſtalt, von der Straße, an welcher ihre Fronte ſteht, durch ein ganzes Quartier, jedoch immer mit dem Zwiſchenraume eines Hofes oder kleinen Gartens hindurch, bis in eine andere Straße, wo ſie wieder hervorkommen, und ein beſonderes Haus, das Hin-

*) Siehe Nr. 228 ff. des Morgenblatts 1828.

Digitized by Google

terhaus, darstellen. Ich lade Dich ein, in einem solchen den Gang vom Vorderhause zum Hinterhause mit mir zu machen; unterwegs werden wir den Rahmen zu Deinem Generalsbilde antreffen. Wir gehen von dem Vorplatze der Wohnzimmer, der mit weißen Marmorplatten belegt ist, über einen bedeckten, aber nach Einer Seite offenen Gang, dem gegenüber ein Gesindezimmer und unter dem ein kleiner Hofraum ist, dem Hinterhause zu. Aber zuerst treten wir durch eine kleine Thüre in einen großen, mit rothen und grauen Backsteinen gepflasterten Saal, in dessen Mitte eine starke eichene Säule den gewaltigen Durchzug trägt, auf dem dieser Theil des Hauses vornehmlich ruht. Von diesem Saale aus, dessen Fenster wieder in einen Hofraum blicken, und von dem aus fünf Thüren nach verschiedenen Theilen des Hauses führen, gehen wir durch eine derselben etliche Treppen hinab, wieder über einen gepflasterten, bedeckten, auf einer Seite offenen Gang in ein Mittelgebäude, das den zweyten Hofraum schließt, aber unten wieder einen Durchgang hat. Hier wäre zwar allerley zu zeigen; ich führe Dich aber durch mehrere Räume ohne Aufenthalt, eine kleine Wendeltreppe hinab, jedoch immer noch im ersten Stocke des Hauses, auf einen hellen Vorplatz vor zwey Thüren, der wieder mit Marmorplatten belegt ist. Du siehst aus den Fenstern in den dritten Hofraum dieses Hauses. Im zweyten und im dritten stehen ein Paar Bäume, gleichsam als Exemplare dieses Theils der Schöpfung für solche Leute, die nicht leicht von der Arbeit im Hause vors Thor kommen, und auch dann nicht eben viel Baumwerk sehen. Den Hofraum trennt vom Nachbar ein Theil des Gebäudes und eine hohe Mauer, stark, wie man sie jezt um keine Stadt mehr zieht. Wir öffnen eine der Thüren, vor der wir stehen, sehen aber fürs erste nichts, als den äußern Theil der Thüre selbst, deren Oelfarbe, silbergrau und gelb in verschiedenen Feldern, seit neun-und-neunzig Jahren sich nur wenig gebleicht hat; denn drinnen ist's Nacht. Wir müssen erst die Fenster, dann die Läden öffnen. Es sind schwere kupferne Läden, oben eingehängt, die wir mit Mühe an ihren eisernen Stangen von uns schieben und feststellen. Jezt, da es licht um uns wird, finden wir uns in einem Gemache, das ganz so geblieben ist, und auf den ersten Blick so erscheint, wie es im September 1729 eingerichtet und von den Besitzern als Prunkgemach eingeweiht worden ist. Zuerst fällt uns in die Augen, daß es zwey Abtheilungen hat, deren zweyte durch einen Vorhang und durch Schranken von der ersten geschieden ist. Wir sehen links in den dritten Hofraum, rechts in einen kleinen Garten. Die Fenster sind hoch und breit, die Scheiben rund und vom reinsten Glase. Das Messing am Thürschloß und den Angeln ist so rein und glänzend, wie von gestern; an den Wänden sind Tapeten von Leder. Auf dem reichen Goldgrund derselben ist allerley Druck von Silber, Roth und Grün, Gestalten, die man weder Blatt, noch Thier, noch Geräthe, noch Arabeske, die man überhaupt gar nicht benennen kann. Links und rechts, je zwischen den zwey Fenstern, hängt an seidenen Goldschnüren mit starken Quasten ein Spiegel, das einzige Stück, worin jene Zeit nicht prachtvoller war als die gegenwärtige. Beyde Spiegel sind sich vollkommen gleich, nicht groß nach dem jetzigen Maße, mit schmalen Rahmen von Nußbaumholz, ohne alles Schnitzwerk. Unter denselben je ein halbrunder Tisch. Diese zwey Tische nebst einem dritten viereckigen, der zur Seite neben dem Ofen steht, sind mit scharlachrothem Zeug bedeckt und bis an den Boden verhängt; an den Kanten ist eine Einfassung von gelben Borten. Der viereckigte Ofen, des Töpfers Werk und weiß angestrichen, aber auf vergoldetem Postamente ruhend, ist mehr nach der Art französischer Kamine, als der alten großen Stubenöfen; er ist eine Zierde des Zimmers und hat oben eine Vase von gleicher Arbeit. Unter ihm ist der Boden und hinter ihm die Wand mit weißem und blauem Porzellain eingelegt, das in kleinen viereckigten Feldern allerley Bilder vorstellt. Nichts, was einem Sopha ähnlich sähe, ist im Zimmer, auch nicht in der andern Abtheilung, wohl aber hier und dort sechs stattliche, schwere Sessel, Sitz und Rücklehne gepolstert, der Ueberzug von façonirtem rothem Sammt. Links und rechts, wo die Wände den Eingang in die zweyte Abtheilung, der nach Art der Alkoven eine bogenförmige Oeffnung hat, begrenzen, hängen die Bilder des Herrn und der Frau an Schnüren derselben Art, wie die Spiegel, aber in runden goldenen Rahmen mit Schnitzwerk; sprechende Bilder aus der kräftigsten Zeit des Lebens, er mit Alongeperücke, in grauem Staatskleide; es fehlt nicht der Mantel, der auch ihr eben von der Schulter fällt und bey beyden rotd ist; sie in reichem Seidenstoffe; ihm gegenüber an der Wand in gleicher Größe und Form das Bild des Söhnleins, wohlfrisirt und gepudert, in einer Art rother Husarenuniform, eine Rose auf der Brust, einen Degen an der Seite, nach dem kleinen dreyeckigten Hute greifend. Wir öffnen die niedrigen Schranken, welche die zweyte Abtheilung von der ersten trennen und mit brauner Oelfarbe bestrichen sind, außer dem Schnitzwerk daran, welches wohl vergoldet ist. Ueber uns ist ein Vorhang rings über dem bogenförmigen Eingang, nicht sowohl zur Verhüllung, als zur zierenden Bekleidung, wie etwa jezt unsere Fenstervorhänge. Er ist von demselben Scharlachzeug mit gelben Borten, wie die Bedeckung der Tische. Von eben demselben und mit denselben Borten reich versehen ist die Bekleidung des hohen Himmelbettes, vor dem wir unmittelbar stehen. Der Betthimmel ist ganz oben an der Decke angebracht und von da aus fließen die reichen Vorhänge an den vier Seiten des Bettes herab, das in dem Zimmer wieder ein eigenes Zimmer vorzustellen scheint; so ansehnlich ist sein Umfang, so wohl ist für die zwey Schläfer gesorgt, die es beherbergen soll. Es steht

Digitized by Google

N°. 27.

Literatur-Blatt.

Freitag, 3. April 1829.

Dichtkunst.

Klamer Schmidts Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von dessem Sohne Wilh. Wern. Joh. Schmidt, Divisionspred. und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt; und Schwiegersohne Friedr. Lautsch, Prediger zu Halberstadt. I. Bd. 1826. 537 S. — II. Bd. 1827. 483 S. — III. Bd. 1828. 404 S. gr. 8. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

(Beschluß.)

Der dritte und lezte Band enthält acht Bücher, nämlich vom 8ten bis zum 15ten. Im achten Buche finden sich 78 Oden, größtentheils in alten Sylbenmaaßen, wobey auch 13 Uebersetzungen aus Jakob Balde und einem ungenannten lateinischen Dichter des 17ten Jahrhunderts. Die Oden sind mehr in horazischem, als pindarischem Geiste; sie halten sich mehr im mittleren Tone der Begeisterung, als auf dem höchsten Gipfel des lyrischen Schwunges; und wir dürfen uns hierüber nicht wundern, da Klamer Schmidt sich so viele Jahre lang mit der Uebersetzung des Horaz beschäftigt hat. Zuweilen erhebt sich der Dichter in kühnerem Fluge, wie in dem Säculargesang für die Preußen S. 84. In diesem Gesange sowohl, als auch in mehrern andern Oden spricht sich eine warme Vaterlandsliebe aus, die wenigstens nach dem Tode des Dichters Anerkennung finden möge. Es gehört zu den Mängeln unsrer Zeit, daß begeisterte Sänger, weil sie nur durch den todten Buchstaben und nicht durch das lebendige Wort sich der Nation mittheilen können, nicht mehr so wohlthätig auf den Nationalcharakter einwirken, als dies im Alterthum, besonders bey den Griechen, der Fall war. — Am glücklichsten ist der Dichter im Ausdruck der Gefühle der Wehmuth und der Entsagung, und mehrere der rührendsten, ergreifendsten Oden verdanken diesen Gefühlen ihren Ursprung, als z. B. an Elisa. Ueber Sophia's Tod. S. 9; an das Euphon S. 18; Sehnsucht nach Ruhe S. 91; Maria S. 117 u. A. Die Oden aus Jakob Balde enthalten eine schöne Nachlese zu Herder's Terpsichore, deren Erscheinen selbst den Dichter zu einem seiner feurigsten Gesänge an den Verfasser der Terpsichore S. 44 begeistert hat.

Das neunte Buch enthält Romanzen, Balladen und poetische Erzählungen, zusammen 13 Nummern. Fast alle komischen Erzählungen, deren der Verfasser viele, aber anonym geliefert hat, sind verworfen worden, wie auch alle seine Fabeln und Idyllen, deren 1776 ein ganzer Band von ihm herauskam. Das jezt Mitgetheilte sind zum Theil Nachbildungen, z. B. die bekannte Ballade aus dem Landprediger von Wakefield, Edwin und Angelina S. 156, welche der Verfasser für die Uebersetzung seines Freundes Benzler von diesem Roman (welche Uebersetzung, beyläufig gesagt, wie die übrigen schätzbaren Uebersetzungen Benzler's aus dem Englischen, da sie anonym erschienen, noch jezt häufiger benuzt, als genannt werden) bearbeitete. Originell ist die Romanze Mellus und Mella S. 138 und die Volkssage aus der alten Griechenzeit Agathon S. 162, ein höchst rührendes und sinniges Festgedicht zum Geburtstage des damals schon erblindeten Gleim. Ueberhaupt ist es interessant, aus der ganzen Sammlung zu ersehen, wie mannichfaltig und immer neu in einer so langen Reihe von Jahren der Dichter den zweyten April zu feyern wußte. Auch das folgende zehnte Buch, an Personen überschrieben, 40 Gelegenheitsgedichte im edlern Sinne des Worts enthaltend, liefert Belege dazu; und die zwey hinzugefügten Theaterreden werden den wandernden Bühnen als herzliche Pro- und Epiloge willkommen seyn. Das eilfte Buch gibt uns eine ländlich-malerische Dichtung unter dem Titel: Klamersruh, die früher schon in den Becker'schen Erholungen gestanden hat, aber

Digitized by Google

jezt sehr verbessert ist. Wenn jeder edlere Mensch, besonders im Blüthenalter des Lebens, gern Pläne für die Zukunft entwirft, und das Bild derselben nach seinen Wünschen sich ausmalt, so lebt wohl der Dichter, besonders wenn die Wirklichkeit ihn nicht sehr begünstigt, am liebsten in solchen Bildern und wird gewiß für sein Idyll viele theilnehmende Leser finden. — Die 29 Triolette des zwölften Buchs empfehlen sich durch eine leichte Versifikation und auch meist durch einen solchen kleinen Musenkindern angemessenen Gedanken. Nur Nro. 17 und 18 scheint uns nicht zart genug, während die beyden Triolette an Stamford und das an Luise wohl zu den gelungensten in dieser Gattung gehören mögen.

Die 169 Sprüche des dreyzehnten Buchs sind meistentheils zum ersten Male gedruckt. Sie enthalten freylich, was auch der Verfasser selbst eingesteht, manche schon oft gesagte Wahrheit, aber immer in einem neuen und oft sehr ansprechenden Gewande, so daß sie sich dem Gedächtniß leicht einprägen und so zur Veredlung des Charakters viel beytragen können. Manche lassen auch einen Blick in den individuellen Charakter des Dichters thun. Andre berichtigen Sprichwörter, wie Nr. 17. Ueberlegung S. 270.

Auf bloßes Wollen kommt's nicht an;
Wer Ueberlegtes will, der kann.

Unter allen wird jeder Leser doch etwas finden, das ihm gefällt.

Die 33 Räthsel des vierzehnten Buchs wurden, wie sich aus dem Inhaltsverzeichniß ergibt, zunächst für das Becker'sche Taschenbuch gedichtet. Manche davon, wie Nr. 18. Oben blau und unten grün u. s. w. S. 311 machten zur Zeit ihres ersten Erscheinens gewissermaaßen Sensation in der geselligen Welt, und zogen dem seligen Becker häufige Anfragen zu von ungeduldigen Lesern, die nicht bis zum Erscheinen des nächsten Taschenbuchs auf die Lösung des Räthsels warten wollten. Mit den Schiller'schen Räthseln können sich diese nicht messen; doch sind sie nicht ohne Geist und manche enthalten angenehme Spiele des Witzes, wie Nr. 27 S. 314:

Was ich fliehe, sucht mich alle Tage,
Was ich suche, flieht mich alle Tage,
Wenn mich findet, was ich fliehe,
Flieht mich nicht mehr, was ich suche.

Die ganze Sammlung schließt mit dem fünfzehnten Buche, welches drey prosaische Erzählungen enthält. Der Verfasser hat sich zu diesem Felde am spätesten gewandt, und wurde unstreitig durch seine Theilnahme an den Beckerschen Erholungen und an den von Nachtigal und Hoche herausgegebenen Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück dazu veranlaßt. Kleine häusliche Gemälde gelingen ihm am besten. Zu Erzählungen von größeren, verwickelteren Plänen scheint er weniger Anlage oder Ausdauer gehabt zu haben. Das einzige Werk dieser Art, Palmhorst, wovon sich der Anfang in den Erholungen abgedruckt findet, ist unvollendet geblieben und deshalb, wiewohl das Gelieferte zu den gelungensten Arbeiten des Verfassers gehört, nicht mit in diese Sammlung aufgenommen. Die hier sich vorfindenden Erzählungen werden einige Stunden angenehm verkürzen, und wenn die erste (die große Begebenheit aus kleiner Ursache S. 319) ein wehmüthiges Gefühl bey dem Leser zurückläßt, so stimmen dagegen die beyden andern (die gelungene Redoute S. 331 und Klopstock's Sieg über den frischen Häring S. 360) bey dem muntern, gemüthlichen Tone, worin sie vorgetragen sind, zu Heiterkeit und unschuldigem Lebensgenuß.

Sollen wir unser Urtheil über Klamer Schmidt's Werth als Dichter im Allgemeinen abgeben, so würden wir ihm den Rang zwischen seinen verklärten Freunden Göckingk und J. G. Jakobi anweisen. Tiefes Gefühl in seinen elegischen und lyrischen Gedichten und heitre Laune in seinen poetischen Briefen macht seinen Hauptcharakter aus; und wenn man ihm zum Vorwurf machen will, daß er kein Werk von größerem Umfang geschaffen oder nicht in einem gewissen Tone gesungen habe, so heißt das nichts Anderes, als einem Anakreon vorschreiben, daß er Pindar oder Sophokles werden solle. Jeder originelle Geist und jede Zeit hat ihren eigenthümlichen Ton. Es war aber eine schöne Zeit unsrer deutschen Literatur, da Klamer Schmidt seine Dichterlaufbahn begann. Seine Werke dürfen Niemanden fehlen, der diese Zeit in ihren wichtigsten Momenten auch nur historisch auffassen will, und das Lesen derselben wird gewiß jedem reinen Gemüth auch einen reinen Genuß verschaffen.

Biographie.

The life and adventures of Alexander Selkirk; containing the real incidents upon which the romance of Robinson Crusoe infounded

Digitized by Google

with an appendix etc. by John Howel, editor of the Journal of a Soldier etc. 1828. Leben und Abentheuer Alexander Selkirks, die wahren Begebenheiten enthaltend, auf denen die Geschichte Robinson Crusoe's begründet, nebst einem Anhange ꝛc. von John Howel, Herausgeber des Tagebuchs eines Soldaten ꝛc. 1828.

Selten hat wohl ein Buch so viele Leser gefunden, ist in so viele Sprachen übersezt worden und hat so viele Nachbildungen gehabt als De Foe's Robinson Crusoe. Wer erinnert sich nicht noch aus seinen Kinderjahren des lebhaften Interesses, mit dem er Robinson auf seiner wüsten Insel begleitet, seine Leiden und Sorgen, so wie seine Freuden, wenn es ihm gelang, sich sein einsames Leben zu erleichtern und endlich selbst einen Gefährten zu finden, mit ihm getheilt hat? — Es ist bekannt, daß De Foe seinen Roman auf die wirklichen Begebenheiten des englischen Matrosen Alexander Selkirk oder Selcraig gegründet hat. Der Verfasser des gegenwärtigen kleinen Werks hat mit großer Sorgfalt, aus allen ihm zu Gebote stehenden mündlichen und schriftlichen Quellen, das ganze Leben Alexander Selkirks zusammengestellt und sich dadurch um die zahlreichen Freunde Robinson Crusoe's verdient gemacht.

Alexander Selkirk war 1676 in Drumochik geboren, welches zu Nether Largo, einem kleinen artigen Dorfe, an dem Busen desselben Namens in der schottischen Grafschaft Fife gelegen ist. Sein Vater, John Selkirk oder Selcraig, war ein wohlhabender Gerber und Schuhmacher. Unser Held hatte Scharfsinn und einen lebhaften Geist, allein er war eigensinnig und von seiner Mutter verzogen, die aus Aberglauben, weil er der siebente Sohn war, große Hoffnungen auf ihn sezte. Sie ermunterte ihn, seinen Lieblingsplan auszuführen und zur See zu gehen, welches zu vielen häuslichen Streitigkeiten führte, da sein Vater den lebhaften Wunsch hegte, seinen jüngsten Sohn zu Hause zu behalten, um ihn in seinem Handwerke zu unterstützen. Er hatte sich ziemlich bedeutende Kenntnisse vorzüglich in der Schiffahrt erworben, und da seine Sonderbarkeiten und unordentliche Lebensart zunahmen, so entzog er sich endlich in seinem achtzehnten Jahre ganz der väterlichen Gewalt und folgte seiner frühern Neigung, indem er zur See ging. Während sechs Jahren nach der Ausführung dieses Entschlusses weiß man wenig von ihm, doch geben mehrere Umstände der Vermuthung Wahrscheinlichkeit daß er unter den Bucaniers in Amerika gelebt. Im April 1703 ward er zum Bootsmann eines Schiffs ernannt, das bestimmt war, gegen die Spanier in der Südsee zu kreuzen. Der Kapitän des Schiffs starb, und sein Nachfolger, Stradling genannt, war ein Mann von so wilder und grausamer Gemüthsart, daß Selcraig, der sich höchst unglücklich unter seinen Befehlen fühlte, sich entschloß, lieber Gefahr zu laufen, auf einer unbewohnten Insel zu sterben als länger unter ihm zu dienen.

Seinem Verlangen gemäß ward Selcraig im Sept. 1704 mit seinen Habseligkeiten auf der Insel Juan Fernandez gelandet; allein kaum hatte das Boot, das ihn ans Ufer gebracht, sich nach dem Schiffe umgewandt, so begann sein Entschluß zu wanken; die Furcht, vielleicht auf immer dort verlassen und einsam zurück zu bleiben, kam über ihn; er warf sich ins Wasser und flehete seine alten Gefährten an, ihn an Bord zurück zu führen; allein Stradling, dessen Stolz beleidigt worden, blieb taub gegen alle seine Bitten und spottete seiner Verzweiflung. Was zuerst seine freye Wahl gewesen, ward nun zur bittern Nothwendigkeit, und anderthalb Jahre verliefen, ehe er sich mit seinem Schicksale aussöhnen konnte. Lange vermochte er, sich mit nichts zu beschäftigen, als am Ufer über das unermeßliche Meer hinzustarren um ein fernes Segel zu erspähen — oft brachte die verfehlte Hoffnung ihn an den Rand der Verzweiflung und er war im Begriff, sein trauriges Daseyn zu enden — doch endlich erwachten bessere und tröstendere Gefühle in seiner Brust; in der einsamen Natur, die ihn umgab, erkannte er den Urheber und Geber Alles Guten, früher eingepflanzte und längst erstickte Gefühle wurden aufs neue angeregt, und er fing an sich nicht mehr so verlassen zu finden — er begann nun auch auf die Verbesserung seiner äußeren Lage zu denken, er baute sich ein Obdach gegen die regnichte Jahrszeit, und statt sich mit Fischen und Austern zur Befriedigung seines Hungers zu begnügen, bemühte er sich nun, wilde Ziegen zu fangen und zu zähmen, welches ihm eine gesundere Nahrung verschaffte, während die Bewegung, wozu er sich genöthigt sah, zugleich seinen Körper stärkte. Seine Schwermuth verlor sich; die reine Luft, die einfache Nahrung, alles trug dazu bey, ihm Gesundheit und Heiterkeit zu schenken; die Schönheit ohne Gleichen der ihn umgebenden Natur erfüllte seine Seele mehr und mehr mit höheren Gefühlen. Er verschaffte sich Gefährten in den Thieren, welche er zähmte, und lebte so in Ruhe und Frieden. Vom September 1704 bis zum Februar 1709 brachte er auf Juan Fernandez zu; zu dieser Zeit langten zwey Schiffe, die ebenfalls gegen die Spanier kreuzten, bey der Insel an, und Selcraig ließ sich nicht ohne Mühe überreden, eine Stelle als Bootsmann auf einem derselben anzunehmen. Er war diesmal glücklicher als bey seiner frühern Fahrt und kehrte mit einem kleinen Vermögen in sein Vaterland zurück. Allein er hatte eine Liebe zur Einsamkeit und Abneigung gegen das geräuschvolle Leben mit sich gebracht, die ihn oft seine Rückkehr in die Welt beweinen machte. Bey Largo auf einer Anhöhe hinter der Wohnung seines Vaters, von der man

Digitized by Google

eine entzückende Aussicht über den Meeresarm hin und dessen reizende Ufer hat, bildete er sich eine Grotte, wo er oft Stundenlang über die blaue See hinblickte und sich nach seinem geliebten Eiland zurücksehnte. — Liebe zog ihn endlich ins gesellige Leben zurück — auf seinen einsamen Wanderungen ward er mit einem hübschen, jungen Mädchen bekannt, die eine Kuh, ihren einzigen Reichthum, auf jener Anhöhe weidete; — aus Furcht durch diese plötzliche Aenderung seiner Gesinnungen lächerlich zu erscheinen, führte er seine Geliebte nach London, wo sie seine Gattin ward, und diese Verbindung war, wie es scheint, so glücklich, daß, nachdem er drey Jahre später seine theure Sophie verlor, er nicht Anstand nahm, eine zweyte Ehe zu schließen. Von dieser Zeit an ist wenig mehr aus seinem Leben bekannt. Das kleine Buch wird allen Lesern des Robinson Crusoe eine willkommene Erscheinung seyn und wäre wohl einer Uebersetzung werth.

Erziehungskunde.

De la nécessité de l'éducation domestique, pour seconder l'instruction publique dans le Canton de Vaud, par A. Gindrox, professeur à l'académie de Lausanne. Lausanne. Imprimerie de Hignon ainé 1828. 84 pag. 8.

Die drey Reden des Hrn. Prof. Gindrox, deren gründliche Vortrefflichkeit keiner von allen denjenigen verkennen wird, die sich einige Ideen über Erziehung gesammelt haben, wurden in den Jahren 1825, 26 und 27 bey Anlaß der Schulpromotionen in Lausanne gehalten, und es ist ihnen eine Einleitung zugegeben, die in wenigen Worten die Absicht des Verf. beym Druck derselben und den Hauptinhalt einer jeden von ihnen andeutet. Das Ganze mag aber nicht nur in dem Kanton Waadt, für den es eigentlich bestimmt ist, mit Interesse und herzlicher Billigung gelesen werden. Die, zu den öffentlichen Studien vorbereitende häusliche Erziehung wird in dem ersten Vortrage eben so zweckmäßig als anmuthig beleuchtet. „Man hat gewiß noch nie so lebhaft wie in unserm Zeitalter die volle Wichtigkeit des Unterrichts empfunden; nie hat man noch besser eingesehen, wie sehr er dazu diene, den Charakter einer Nation zu entwickeln, die Einrichtungen vorzubereiten, die ihr Glück sichern, und die Menschen zu bilden, deren Gedanken, deren Gefühle und Betragen dem großen Interesse der menschlichen Gesellschaft gewidmet seyn sollen. Europa gibt heute das Schauspiel, das in der Geschichte einzig ist, einer allgemeinen Kraftanstrengung, um der Erziehung der Jugend die Verbesserung zu verschaffen, deren sie von Jahrhundert zu Jahrhundert bedarf. Wenn in einigen Gegenden die Politik sich der Erziehung aus Absichten bemächtiget hat, die von dem Zwecke der Erziehung selbst abweichen, so sind doch überall die Regierungen inniger als je überzeugt, daß ihre Pflicht wie ihr Interesse sie zur Aufsicht über die Jugend beruft.“ — In der zweyten Rede wird die Nothwendigkeit, nebst der öffentlichen Erziehung auch die häusliche fortzusetzen, deutlich gemacht, und auf das Bedürfniß ernster Beschäftigung und mehrerer Zurückgezogenheit von gesellschaftlichen Zerstreuungen hingewiesen, welche die tüchtige Ausbildung der Jünglinge in unseren Zeiten immer schwieriger machen und oft den Trieb nach Wissenschaft im Keime ersticken. In der dritten endlich, werden die Gründe erörtert, warum, auch nach vollendeten Studien, welche nur die intellektuellen Fähigkeiten der Menschen bilden können, der Einfluß der häuslichen Umgebungen auf die Entwicklung der Gefühle und des Willens eines lebenskräftigen Menschen noch nicht aufhören dürfen und selbst alsdann erst beynahe am wichtigsten werden: „Es ist nicht hinreichend, heißt es da, einen jungen Mann zu dem Unterrichte seiner Lehrer und Professoren vorzubereiten, und diesen Unterricht, um seinen Erfolg zu sichern, mit allem Erforderlichen unterstützen zu wollen. Es ist nicht genug, daß der Mensch unterrichtet sey, um sein Schicksal zu erfüllen, und die Erziehung des Verstandes ist nichts, wenn sie nicht von der Bildung des Herzens gehalten und gestärkt wird. Das innere Daseyn, das moralische Leben der Seele, die Quelle aller menschlichen Betriebsamkeit hat keine geringeren Rechte auf die Vorsorge der Erzieher der Jugend, als das Gedächtniß und das geistige Wesen.“ Ueberall in der ganzen Schrift bleibt der Gedanke vorherrschend: daß die häusliche Erziehung allein der öffentlichen ein genügendes Resultat verschaffen könne, daß, wo die erstere fehle, oder die junge Seele sich von abstoßenden und empörenden Verhältnissen umgeben sehe, die leztere nur in seltenen Fällen Ausgezeichnetes hervorzubringen vermöge. Mit ernstem Ermahnen weist der Verfasser besonders auf jene frühesten Jahre des sich entwickelnden Lebens hin, die in ihrer anscheinenden Unbedeutenheit so wichtig und folgenreich sind, und in denen die jugendlichen Gemüther allein den häuslichen Beziehungen zur Bildung hingegeben seyn können.

Digitized by Google

№. 28.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 7. April 1829.

Reiseliteratur.

A pilgrimage in Europe and America, by J. C. Beltrami, London 1828. 2 in 8.
Lettres from Europe, by N. H. Carter. New-York, 1827. 2 in 8.

Beltrami gehört zu den Reisenden, welche mehr Verstand als Kenntnisse und noch mehr Glück als Verstand zu haben scheinen; Italiener von Geburt, seinen Ansichten nach Engländer, reist er durch die Welt der Nase nach — und entdeckt die Quellen des Missisippi; schreibt Alles auf, was er vor Augen sieht oder was ihm durch den Kopf fährt — und muß gerade sehr wichtige, interessante Scenen ansehn, die ihm zu allerley guten Gedanken Anlaß geben. So erscheint wenigstens sein Reisewerk, wenn man es liest; doch wer es studirt, oder wer das Glück hat, den Verfasser zu kennen, möchte glauben, er wisse recht viel und stelle sich blos oft leichtfertig, und es sey ihm sogar in seinen Schriften mehr um Belehrung als um Unterhaltung zu thun. Ist dem aber auch so, sind doch die neuen Thatsachen und die gelehrten Untersuchungen so sehr in den sentimentalen und abentheuerlichen Styl verflochten, daß man sich blos unter der Bedingung, unterhalten zu werden, belehren kann.

Die zwey Bände, wovon sich einer mit Europa, der andere mit Amerika beschäftigt, sind in Neu-Orleans und seitdem umgearbeitet in London vom Verfasser herausgegeben. Es scheint, daß in der neuen, wie in unserer alten Welt hoch- und tiefgelahrte Schriften weniger Leser finden als amusirende; und da ein Entdecker seine Entdeckungen gerne aller Welt auseinandersezt (diejenigen etwa ausgenommen, wofür er einträgliche Brevets d'invention bekommen kann), so zauderte Beltrami nicht, Citate, Kommentare und dgl. den Grazien aufzuopfern, und widmete sein Werk dem schönen Geschlecht. Nun schmerzte es viele Amerikaner, daß Major Long an der Spitze einer offiziellen Expedition nicht so weit ins Innere von Nordamerika habe vordringen können, als der einzelne fremde Reisende, der, er weiß selber nicht wie, ins Binnenland gerathen war, den größten Theil seiner Baarschaft an der Küste gelassen hatte, keine andere Protektion mitbrachte als die seiner Entschlossenheit; und da Beltrami statt des Barometers eine Flinte, statt des Chronometers Spielzeug für die Wilden, statt des Sextanten einen Bogen trug, und mit Bogen, Spielzeug und Flinte weder Höhe, noch Breite, noch Länge der Missisippi-Quellen ganz genau bestimmen konnte, so glaubten jene Amerikaner zum Heile ihres Nationalruhms am besten zu thun — Beltramis Nachrichten für unwahr zu erklären. Ja in Philadelphia, wo Major Long zu Hause ist, wurden alle Exemplare, welche Beltrami hinschickte, damit sie von dort aus durch die östlichen Staaten vertheilt würden, in Beschlag genommen, wiewohl in dem ganzen Buche kein böses Wort gegen die Amerikaner geredet wird, außer etwa gegen den Major Long. Während nun die aufrichtigen amerikanischen Blätter jene Anschuldigung widerlegten, und „der große Patriarch der amerikanischen Freyheit, der Cincinnatus von Monticello," d. i. Thomas Jefferson, dem Verfasser einen ehrenvollen Brief schrieb, war eine dem Erscheinen des Werkes vorangeeilte Kritik nach Paris gerathen und in einer französischen Zeitschrift so systematisch ausgesponnen worden, als ob der französische Rezensent das Buch gelesen hätte oder die Quellen des Missisippi besser kennte als Herr Beltrami; glücklicher Weise kam bald darauf das Werk selbst nach Paris, versehen mit einem (in der Londoner Ausgabe gedruckten) Briefe des Reisenden, und der französische Zoilus nahm seine Angriffe zurück.

Kein Wunder, daß nach dieser Ehrenrettung, nach dem Briefe des edlen Jefferson, nach den Lobsprüchen der nordamerikanischen Journale, wie auch des Gouverneurs, der Professoren und gelehrten Gesellschaften von New-York ꝛc. der Verf. beynahe stolz geworden ist. Ich glaube, sagt er, die Zeit hat jezt über mich gerichtet. Die Welt, bemerkt er ferner, urtheilt oft, wie ein Harlekin, blos nach dem Namen eines Schriftstellers.

Beltramis Werk wimmelt von Abentheuern. Viele Leute können sich nicht einbilden, warum so viele Schriftsteller mehr Abentheuer haben als andere Leute, und be-

Digitized by Google

denken nicht, daß man Abentheuer blos zu suchen braucht, um zu finden. So erzählt Beltrami einen Schwank, der sich in der französischen Stadt Arles ereignete. Den Abend nach seiner Ankunft ging er dort ins Theater. Er glaubte zu merken, daß viele Forscherblicke auf ihn gerichtet waren, und sah, wie der Polizey-Kommissär und seine Gensd'armen ihre Posten einnahmen. Er dachte mit Recht, sein Gesicht und seine Person müßten mit irgend einem Signalement etwas zu thun haben, und fand für gut, die Leute in ihrem Irrthume zu bestärken. Er spielte also den Verlegenen; jene glaubten, der Vogel sey im Netz, und man konnte an ihren Gesichtern lesen, wie der eine auf Belohnung, der andere schon auf eine höhere Stelle rechnete. Nun fand Beltrami den Roman reif, mit entschlossener Miene steht er auf, man läßt ihn zur Thüre hinaus, aber die Thüre, welche nach der Straße ging, war verschlossen. Er fragt, was man ihm anhabe? Man verlangt seinen Paß. „Den tragen blos Schwindler bey sich," ist seine Antwort; „wollt ihr meinen Paß sehen, so müßt ihr mir nach dem Hotel folgen." Der Kommissär geht mit sechs Gensd'armen nach, Beltrami zeigt ihm seine Papiere, so viel er nur will, und sagt ihm beyläufig seine Meynung über diese nicht sehr artige Weise, den Fremden lästig zu fallen.

Die zwey Bände sind, wie der Verf. selbst sagt, ein wahres Potpourri, aber nicht blos von Schwänken und Abentheuern, sondern auch von kurzweiligen Wahrheiten und Thatsachen. Der Styl trägt das Gepräge der Behandlungsart. „Es ist wohl der Styl eines Mannes, dessen Lage, Umstände und Gedankenfolge, oft zwey, dreymal wechseln, während er eine einzige Seite schreibt; eines Mannes, der in aller Eile von Berg zu Thal herabsteigt, vom Erhabnen zum Scheußlichen, vom Ueberfluß zur Dürftigkeit, von der raffinirtsten Kultur zur vollkommensten Wildheit (savageism); der manchmal vom Trauerspiel zum Lustspiel, von der Geschichte zum Roman, von der Wissenschaft zum Empirismus übergeht; gelegentlich von Menschen auf Thiere kömmt und umgekehrt, von der Aufrichtigkeit auf Heucheley, von Tugenden auf Laster, von der Religion auf Jesuiten, von den höchsten Himmelsbewohnern auf die niedrigsten Erdkreaturen."

Den Mississippi nennt er den Achilles seiner exploits, das Schild, worauf sein gewissenhafter Stolz oft mit Entzücken ruhe; und wenn man die Gefahren berechnet, gegen welche Beltrami anzukämpfen hatte, bis er die Quellen jenes Riesenstroms erreichte, welchen er dann bis zur Mündung verfolgte; wie er Bären, Wölfe, Büffel, Wasserfälle, und besonders Menschen zu fürchten hatte und alle Gefahren durch Entschlossenheit besiegte, gönnt man ihm seinen Stolz. Er beschreibt einen ungeheuren, von keinem civilisirten Reisenden bisher besuchten Länderraum, und ist trotz seines Stolzes aufrichtig genug, die Mängel einzusehen, welche der Bericht eines weder in Naturwissenschaften noch in praktisch-mathematischen Kenntnissen bewanderten Reisenden nothwendig an sich trägt. Seine Dedikation an das schöne Geschlecht ist ein Muster von Zartheit; und wer die gelehrten Forschungen seines Werkes näher zu kennen wünscht, kann sich an die Herren Hunt and Clarke, York Street, Covent Garden (mit 1 Pfund, 11 Schilling und 6 Pence) wenden, die auch wohl bald die andern Schriften Beltrami's, über Canada, Meriko u. a. m. herausgeben werden, die bereits im vorliegenden Buche versprochen sind.

Sehr verschieden von Beltramis Briefen durch Europa und Amerika sind des Amerikaners N. H. Carter Briefe über Irland, England, Schottland, Frankreich, Italien und die Schweiz. Die zwey starken, enggedruckten Bände (5 Dollars) sind in Neu-York bey G. und C. Carvill, 108 Broadway, Ende 1827 erschienen. Carter ist ein sehr anspruchloser Mann, dem es so sehr um Wahrheit zu thun war, daß man in seinem Werke wenig von den Kontrasten findet, die den Schriften der Reisenden, welche nur das Auffallende einzelner Erscheinungen suchen, so viel Anziehendes gibt. Carter's Reisebuch ist daher interessanter für den Amerikaner, der sich belehren, als für den Europäer, der das Bekannte in eine neue Form eingekleidet von neuem hören will. Für uns bietet es aber den Vortheil dar, daß sich darin vieles über die in Europa lebenden Amerikaner und Philamerikaner zusammengestellt findet; auch lernt man, wenn ein Fremder es der Mühe werth hält, irgend eine Sitte, eine Erscheinung in unserm Welttheile zu schildern, daß dieselben in seinem eignen Welttheile verschieden seyn müssen. Wir beginnen mit einigen Worten über seine Fahrt von Neu-York nach Europa:

„So sicher man sich auch auf dem Meere dünken, so gefaßt man auf jede Gefahr seyn mag, wird doch die Einbildungskraft, aufgeregt durch das Krachen der Maste, das Pfeifen der Winde, das Klatschen der Wogen, zuweilen nach dem Grunde des Ozeans hinabsteigen und sich da unten Schreckliches träumen. Sie wird aber auch ihre Wanderungen durch Korallenhaine und durch jene grüne Einsamkeit fortsetzen, welche von Dichtern und nicht weniger einbildungsreichen Naturforschern geschaffen sind. Buffon dachte, die Tiefe der See zeige eben die Mannichfaltigkeit von Berg und Thal, Erde und Felsen, wie sie auf trockenem Lande zu sehen ist, und daß die Pflanzen dort eben so regelmäßig vertheilt seyen; andern zufolge haben Vegetation und Produkte unterhalb des Meeres die grellsten und glänzendsten Farben, wetteifern an üppiger Schönheit mit den malerischen Landschaften der Erd-Oberfläche. Die Phantasie kann einen Schritt weiter gehen, und jene lichten Wohnungen mit den Eingebornen der Tiefe bevölkern, mit jenen fabelhaften, von den Dichtern des Alterthums ins Daseyn gerufenen Gottheiten. Laßt

Digitized by Google

uns aber nochmals zur Oberfläche emporsteigen. Nie habe ich die Schilderungen und die von allen Autoren, von Homer bis Byron, gegebenen Epitheta so bewährt gefunden als auf dieser Reise. Die Schilderung Byron's im ersten Verse des Corsair: „Ueber die frohen Wasser der dunkelblauen See" ist ganz der Wahrheit angemessen; dunkelblau ist das Weltmeer, wo es tief, wo kein Ankergrund mehr zu finden ist. Je mehr man sich von der Küste entfernt, desto mehr verwandelt sich das Seegrün in das Cärulische. Ein geschickter Seemann unterscheidet sehr genau mit dem Auge, ohne Hülfe des Senkblei's, die Anzahl der Faden, welche des Meeres Tiefe beträgt. Sonne, Mond und Sterne gewinnen an Interesse, wenn man sie vom Weltmeer aus sieht, besonders beym Auf- und Untergang. Zuweilen erscheint, wenn der röthliche Kreis in das Meer sinkt, die Scheibe länglicht, der Glanz blizt durch die Wellen, und die Sonne zeichnet eine Lichtpyramide von der leuchtendsten Farbe. Diese grelle Erscheinung gegen Abend ist um so glänzender, wenn man sie mit der Dunkelheit des Ostens vergleicht, wo keine Erhebung den Strahl des Tages zurückwirft, wenn die Sonne den Stand des Horizontes erreicht hat. Die Scheibe sieht aus, als ob sie von den Wogen gefärbt und allmählich gelöscht werde, und nimmt im Sinken hundert verschiedene Formen an."

Der Verfasser sucht seine Landsleute besonders mit neuen europäischen Erfindungen bekannt zu machen, und so spaßhaft er auch zuweilen von denselben spricht, scheint doch sein Zweck zu seyn, sie in Amerika einzuführen. Zu diesen Erfindungen gehören auch die Eilwagen, Accélérées, Berlines, Gondolas, oder wie man sie nennen mag.

In der Pariser Polizey fällt unserm Reisenden auf, daß nicht blos die Namen aller Fremden, sondern auch aller Bürger einregistrirt sind, und daß man Pässe oder Erlaubnißscheine nehmen muß um sich in Paris aufhalten zu dürfen. Folgende Anekdote ist ihm erzählt worden und er charakterisirt den Nutzen der auf der Pariser Polizey herrschenden Ordnung. Ein Fremder, der nicht mit der Stadt bekannt war, wagte sich in die Straßen und verirrte sich bald dermaaßen in dem Labyrinthe, daß er den Heimweg nicht mehr finden konnte, dazu war ihm Haus und Nummer außer Gedächtniß gekommen. Lange wanderte er vergebens herum, da kam er auf den Gedanken, bey der Polizey nachzufragen, hier erfuhr er, wo er wohnte, und man zeigte ihm den nächsten Weg.

In Paris, berichtet Carter, sind nicht weniger als hundert Personen aus allen Theilen der vereinigten Staaten. Mehrere derselben gehören zum diplomatischen Korps: der Gesandte, sein Sekretär, die früheren und jetzigen Konsuls, wie auch der Geschäftsträger für Schweden, der Konsul für die Insel Wight und der Legationssekretär für Madrid, welche den Winter in Paris zubringen. Andere Amerikaner treiben daselbst Handelsgeschäfte, oder reisen der Belehrung, Gesundheits halber u. s. w. Viele junge Aerzte aus fast allen Städten zwischen Neu-Orleans und Portland bilden sich in den medizinischen Vorlesungen aus. Wir fanden einen Gentleman von den grünen Bergen, einen andern von den Ufern des Ohio, einen dritten von den Wildnissen der Arkansas, zwey, dreyhundert englische Meilen westlich vom Mississippi, welche alle ihren Tour in Europa machen und die alte Welt mit der neuen vergleichen.

Verweilen wir auch bey einem Mittagessen nach französischer Art, wozu Carter beym Gesandten der vereinigten Staaten eingeladen war; es ergibt sich daraus zum wenigsten, was einem Nordamerikaner in einer Pariser Gesellschaft am meisten auffällt. „Um 6 Uhr kömmt man zu Tische. Die Gäste treten mit Hut und Handschuhen ins Gesellschaftszimmer. Der Name eines Jeden wird von einem Bedienten ins Zimmer hineingerufen, er wird keinem in der Gesellschaft besonders vorgestellt. Bey Tische werden keine Plätze angewiesen, sondern jeder kann sich um Platz für sich und für die Dame, welche er führt, umsehen. Die Franzosen, so viel sie auch auf Wohlleben halten, machen aus dem Essen ein Geschäft anstatt eines Vergnügens, und die Hauptsache dabey ist, so schnell als möglich durchzukommen. Anderthalb Stunden ist die längste Zeit, die auf ein fashionables Diner verwendet wird; in dieser Zeit bekömmt der Gast vielleicht dreyßigerley Speisen, und eben so viele Arten (?) Wein. Eine Reihe von Gerichten wird in Einem fort von einem Zuge von Aufwärtern herumgetragen, und jeder Gast, auch die Damen, greifen zu dem, was ihnen vorgeschnitten zur Seite angeboten wird, selber zu. Ein andrer Zug von Bedienten trägt die Weine herum, und nennt sie vor dem Einschenken mit Namen. Es wird keine Gesundheit getrunken, es wird nicht laut über die Tafel gesprochen, nichts von der lärmenden Festlichkeit eines englischen oder amerikanischen Mittagessens. Jeder Gast spricht in leisem Tone mit seinen Nachbarn. Ein Pariser würde es für roh halten, die Aufmerksamkeit der Tafel auf sich zu ziehn. Damen und Herren treten zu gleicher Zeit ins Gesellschaftszimmer, wo Kaffe gereicht wird, und im Laufe des Abends zuweilen noch Thee. Aber hierauf werden nicht wie bey uns Erfrischungen herumgeschickt; ich habe fünf, sechs Stunden in fashionablen französischen Zirkeln zugebracht, ohne zu essen oder zu trinken."

Carter spricht von der Ruhe, welche die Zuschauer in den französischen Theatern beobachten; in England wird bekanntlich oft das Spiel durch Scenen unter den Zuschauern unterbrochen, welche zuweilen ein tragischeres Ende nehmen als das Theaterstück selbst; so ist es, nach unserm Reisenden zu schließen, wohl auch in Nordamerika.

Digitized by Google

Er bemerkt mit Recht, daß man in Paris, wenn man seinen Sitz im Schauspiel verläßt, nur einen Handschuh oder sein Schnupftuch liegen zu lassen braucht, fügt aber hinzu: „Man könnte eben so gut seine Uhr, seine Börse oder sein Portefeuille liegen lassen, ohne daß diese in Gefahr kämen.“ Sollte Carter's Reisewerk ins Deutsche übersezt werden, kann man getrost zu diesem lezten Satz drey Fragezeichen hinzufügen. Die Behauptung war wohl nur ein Spaß seines Cicerone.

Das Buch enthält mancherley Anekdoten über die Staatsmänner, Dichter u. s. w. des westlichen Europa's; besonders interessant schien mir der Besuch bey Lafayette auf dessen Landgut La Grange. Das Leben Lafayette's in politischer Hinsicht ist zu bekannt, als daß Carter es mit einem einzigen Worte berührt hätte, sein häusliches Leben dagegen war noch nicht geschildert, und gewiß konnte ein Nordamerikaner seinen Landsleuten keinen wertheren Dienst erzeigen, als durch die Skizze des häuslichen Glückes eines Mannes, dem die vereinigten Staaten so viel zu danken haben, den sie vor wenigen Jahren mit so großem Enthusiasmus in ihrer Heimath wiederbegrüßten, und dessen Sinn für Volksglück auch in Frankreich in der lezten Zeit durch die Wahl zum Abgeordneten belohnt worden ist. D.

Uebersetzungsliteratur.

Das Lied des lezten Minnesängers. Ein Gedicht in sechs Gesängen von Walter Scott. Aus dem Englischen von Friedrich Lennig. Mainz, 1828. In der S. Müller'schen Buchhandlung.

Die schöne Dichtung vom Lied des lezten Minstrel hat in Herrn Lennig ihren dritten metrischen Uebersetzer in Deutschland gefunden. Die erste Uebertragung war die des verstorbenen Professors Storck in Bremen, die zweyte die von Willibald Alexis. Während Storck die Dichtungen Walter Scotts in freyerer Form zu verdeutschen suchte, hat sich Willibald Alexis in Sprache und Form der Darstellung des Originals so eng als möglich anzuschließen gesucht. In der Mitte zwischen diesen Beyden scheint uns der dritte Uebersetzer sich zu halten, und sich sowohl vor ängstlicher Gebundenheit als vor einer den Geist und Ton des Originales leicht verläugnenden Freyheit zu hüten. Im Ganzen ist auch seine Uebertragung dem Ohre wohltönend, und manche Stellen sind wirklich in Einem vollendeten Gusse geschrieben. Oft aber begegnet dem Leser eine unsichere Form, eine unbestimmte Breite und ein Fehler der Diktion, wie z. B. S. 106:

> Der Kenntniß naher Erlösung beraubt,
> Gefiel der Vorschlag jedem schottischen Haupt.

Auch möchten Licenzen um des Reimes willen, wie bezeichent statt bezeichnet auf vergleichend allzugewagt seyn. Doch muß dem Werke das Zeugniß gegeben werden, daß es nur selten Anstößiges in dieser Hinsicht enthält.

Wir überlassen dem Leser ein weiteres Urtheil und eine fernere Vergleichung der vorliegenden Uebersetzung mit den früher erschienenen, indem wir einige Beyspiele ausheben.

Dritter Gesang S. 55.

Und sagt' ich, meine Glieder wären alt,
Und sagt' ich, meine Adern wären kalt,
Und sagt', daß Liebe eine Flamme fehre,
Die in erstorbner Brust mir nicht mehr lohre,
Drum dürft' ich sie nicht zu besingen wagen? —
Wie könnt' ich doch am Ersten Gegenstande,
Den je der warme Traum des Dichters kannte,
In meinem irren Wahn verzagen!
Wie könnt' ich nur den Namen Liebe nennen,
Und nicht geweckt mein Herz in süßen Liedern brennen?
Im Frieden thronet sie des Schäfers Rohr,
Im Kriege besteigt sie des Kämpfers Roß;
Mit heit'rem Glanz erscheinet sie im Schloß;
Im Dörfchen tanzet sie den Frühlingsreigen vor.
Der Hof, der Hain, das Feld beherrschen ihre Triebe,
Kein Mensch, kein Heiliger, der ihr nicht zinsbar bliebe,
Denn Lieb' ist Himmel, und Himmel ist Liebe.

Sechster Gesang S. 143.

Lebt hier der Mann mit so kaltem Gemüth,
Der nie sich selber konnte sagen:
Hier ist mein eigenes, mein Vaterland,
Er, dessen Herz im Innern nicht erglüht,
Da, nach der Wanderschaft an einem fernen Strand,
Sein Fuß zur Heimath ihn zurückgetragen? —
Ist er's, dann gebe, merke dir ihn recht, (?)
Für ihn wird keine Sängerbrust entzücket,
Mag stolz sein Name seyn, erhaben sein Geschlecht,
Sey er mit Gütern gränzenlos beglücket;
Trotz Ruhm und Titel, diesem eiteln Schein,
Der Elende, sich alles selbst allein,
Verliert im Leben schon des guten Namens Glück,
Und doppelt sterbend, sinket er zurück
Zum niedern Stand, aus welchem er entsprungen,
Ruhmlos und unbeweint und unbesungen.
O Caledonien schroff und wild! — Du schon
Der Wiege Pflegerin dem Dichtersohn!
Land der Gebirge, Land der Heidefelder,
Der Wässer und der bunten Wälder,
Land meiner Väter! welche Menschenhand
Kann jemals lösen das kindliche Band,
Das mich geknüpfet hält an deinen rauhen Strand?!
Noch kann ich jede mir bekannte Scene sehen,
Noch denk' ich, was geschieht und was geschehen,
Doch scheint es mir, von all den Theuren, Lieben,
Sey'n deine Wälder nur und Ströme mir geblieben,
Und während mich der Gram verzehrt,
Sind sie mir eben doppelt werth,
Laßt irren mich um Zarrows Flußgestade,
Wankt ohne Führer auch mein Fuß auf rauhem Pfade,
Die Luft mich trinken, die von Ettrick mich umwallt,
Weht sie mir auch die welke Wange kalt.
Gönn't, daß auf Teviots Stein mein Haupt ich niederlege,
Schlägt auch vergessen dort, allein und ohne Pflege,
Mein Dichterherz die lezten Todesschläge.

Der Leser wird in den vorstehenden beyden Stellen der Uebersetzung die Leichtigkeit und Sprachfertigkeit nicht verkennen, aber auch zugleich bemerkt haben, wie leicht der Vf. den Fehler des Hiatus an mehreren Orten hätte vermeiden können. — Dem Buche muß übrigens auch das Lob einer sehr schönen, typographischen Ausstattung ertheilt werden.

Digitized by Google

N°. 29.

Literatur-Blatt.

Freitag, 10. April 1829.

Trauerspiele.

1) Dramatische Dichtungen von Grabbe. Nebst einer Abhandlung über die Shakespeare-Manie. Zwey Bände. Frankfurt a. M., Herrmannsche Buchhandlung 1827.

Eine so seltsame poetische Individualität, wie die des Herrn Grabbe, konnte sich nur in einer Zeit erzeugen, in welcher die Poesie das goldne Alter schon überlebt hat, in Verfall geräth und excentrisch nach allen Seiten zu Extremen abschweift. Man hat längst und oft die Bemerkung gemacht, daß das Herabsinken der Poesie von irgend einer einmal erreichten Höhe jederzeit mit einem handwerksmäßigen Nachahmen der durch große Dichter eingeführten Formen beginnt, indem aus diesen todten Formen der lebendige Geist selbst entweicht. Man hat aber auch ferner bemerkt, daß immerdar, sobald diese zünftigen Stylisten und Formenschneider überhand nehmen, auf der andern Seite einzelne Opponenten aufstehn, die den entschwundnen Geist wieder lebendig machen möchten, aber in gleicher Einseitigkeit, theils die Form absichtlich vernachläßigen, theils den Geist von allem Maaß, von aller Anmuth entblößt, in nackter cynischer Wildheit austoben, und sich allen Uebertreibungen und krankhaften Ausgeburten desselben absichtlich überlassen, um, wie sie vermeinen, seine Freyheit gegen den Zwang, seine Lebendigkeit gegen den Tod der Stylisten geltend zu machen. Wenn nun unläugbar in der gegenwärtigen Zeit eine Unzahl von poetischen Fabrikanten existirt, die Jahr aus Jahr ein völlig maschinenmäßig in den hergebrachten Göthe'schen und Schiller'schen Formen fortschreibt, ohne Geist, ohne Leben, Kraft, schöpferische Phantasie und Eigenthümlichkeit; so ist es auch wohl ziemlich natürlich, daß hin und wieder ein wildes Genie, wie das des Herrn Grabbe, daran Aergerniß nimmt, und die Lust nicht unterdrücken kann, den mattherzigen, nüchternen Nachahmerpöbel mit einem unerhörten cynischen Uebermuth zu erschrecken. Hr. Grabbe verkennt und verläugnet diese polemische Beziehung seiner Schriften keineswegs. Er bedeutet uns vielmehr grade zu, daß man den heutigen ästhetischen Stutzern gegenüber nicht grob genug seyn könne. Allein er bedenkt nicht, daß, wenn er auch, was unmöglich ist, mit seiner Opposition durchdringen könnte, dies doch nur eine ganz negative Wirksamkeit seiner Poesie wäre, und welchen bleibenden Werth kann wohl eine solche Poesie ansprechen, die allein darauf berechnet ist, zu opponiren, deren absichtliche Uebertreibungen nur durch ein vorübergehendes Parteyinteresse erklärt und entschuldigt werden können. So ganz in Polemik versunken steht der Dichter eigentlich mit seinen Gegnern völlig auf gleicher Linie. Sie haben ein Extrem gewählt, er das andere; beyde gehn darüber zu Grunde.

Wenn Herr Grabbe richtig erkannt hat, daß nicht blos eine gefällige Form, geschickte Handhabung des Styls und besonders des Verses den Dichter macht, warum hat er nicht auch erkannt, daß Geist, Phantasie, Kühnheit und Fülle der Gedanken und Bilder an und für sich auch noch nicht den Dichter machen? Mögen diese innern Gaben des Geistes höher stehn, als jene äußern der Form, so ist doch eben deshalb auch an den Besitzer jener Gaben eine weit höhere Anforderung zu machen, und der arme Stylist, dem die Natur einmal den Geist versagt hat, dürfte eher zu entschuldigen seyn, als der geistreiche Dichter, der seine Gaben mißbraucht, absichtlich übertreibt, und das schöne Maaß, in welchem jeder edle Geist sich selbst beschränkt, mißkennt, den Schleyer der Gr. ley zerreißt und wie ein Wahnsinniger zwar stärkere Kräfte hat, als der gewöhnliche Mensch, doch sie unnütz oder verderblich anwendet. Wo keine Kraft ist, kann man freylich nichts erwarten, aber desto unangenehmer ist es, wenn unsre Erwartung da betrogen wird, wo wir zu derselben berechtigt sind.

Indem ich mich nun unbedingt gegen den Mißbrauch erkläre, den Herr Grabbe von seinen Anlagen gemacht hat, ja mich davon empört fühle, scheint es mir doch nothwendig, ihn gegen die Partey in Schutz zu nehmen, deren Feind er ist und die bereits seine Blößen benutzt hat, um ihn als einen räuberischen Wolf aus dem lieben Schaafstall deutscher Belletristik gänzlich hinauszuwerfen.

Digitized by Google

Ein niedrig denkender Berliner Rezensent ist so weit gegangen, ihn für einen malkontenten armen Teufel auszugeben, der aus bloßem Hunger satyrisch und grob wird, und gewiß ganz zahm schreiben würde, wenn er ein einträgliches Aemtchen hätte. Was soll man zu solcher Misere sagen? Verdient ein talentvoller Mann, selbst wenn er sein Talent übel anwendet, nicht einige Rechtfertigung gegen die schamlosen Gemeinheiten solcher Gegner? Ich weiß nichts von den persönlichen Verhältnissen des Herrn Grabbe, allein jedermann weiß, daß der am meisten cynische, menschenverachtende, gotteslästerliche Dichter unsrer Zeit, Lord Byron, seinen Spleen gewiß keiner Hungerleiderey verdankt.

Inwiefern trotz aller seiner ins Frazzenhafte ausschweifenden Phantasie, trotz seines im Gräßlichen und Scheußlichen mit grausamer Wollust behaglich wühlenden Cynismus, Herr Grabbe dennoch wegen großer poetischer Anlagen zu schätzen sey, wollen wir aus einigen Proben darthun.

Der erste der vorliegenden Bände enthält das Trauerspiel: Herzog Theodor von Gothland. Demselben ist eine kurze briefliche Beurtheilung von Ludwig Tieck vorangedruckt, in welcher es heißt: „Ihr Werk hat mich angezogen, sehr interessirt, abgestoßen, erschreckt und meine große Theilnahme für den Autor gewonnen.“ Dies Urtheil ist nicht seltsamer, als das Werk selbst. Indem dieses alles weit überbietet, was Müllner und Grillparzer, was Schiller in den Räubern, Shakespeare im Titus Andronikus im Gräßlichen geleistet, enthält es doch auch wieder herrliche Geistesblitze, edle Gesinnungen, große Gedanken, treffliche Bilder in sehr kraftvoller Sprache. Für beydes mögen folgende Stellen den Beweis führen. Es sind Ausbrüche der Verzweiflung bey einem Brudermörder:

Der Mensch
Trägt Adler in dem Haupte
Und steckt mit seinen Füßen in dem Kothe.
Wer war so toll, daß er ihn schuf?
Wer würfelte aus Eselsohren und
Aus Löwenzähnen ihn zusammen? Was
Ist toller als das Leben? Was
Ist toller als die Welt?
Allmächtiger Wahnsinn ists,
Der sie erschaffen hat.
Wahnsinn? Nein!
So gräßlich wäre Wahnsinn nicht.
(Donnerschläge.)
Horcht! Horcht!
Das sind die Fußtritte des Schicksals!
Oh,
Jetzt erst, jetzt erst begreif ich euch,
Ihr himmelstürmenden Giganten!
— Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einandergekettet, herrscht
Mit alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es seine Geißeln sich zusammen
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit, und schleppet, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefangnen mit sich fortreißt,
Das Weltall hintendrein!
Die Himmelsbogen sind gekrönte Würmer
Und krampfhaft ringeln sie
Sich unter seinen Füßen!
Die Menschenherzen sind der Staub,
Worauf es geht! — O immer, immer mehr
Begreif ich euch, Giganten!
Was ist natürlicher, als Himmelssturm!

* * *

Das Geschick ist grausam und entsetzlich,
Doch planvoll, tückisch, listig ist es nicht.
— Allmächt'ge Bosheit also ist es, die
Den Weltkreis lenkt und ihn zerstört!
Was zitt're ich?
Weswegen flüstre ich's so leise?
— Ja, Gott
Ist boshaft, und Verzweiflung ist
Der wahre Gottesdienst!
(Donnerschläge.)
Hu, wie
Die Nachtigallen zwitschern.
— Weil es verderben soll,
Ist das Erschaffene erschaffen.
Deshalb ist unsres Leibes kleinster Nerv so
Empfänglich für den ungeheu'rsten Schmerz,
Deshalb sind unsre Glieder so gebrechlich,
Deshalb sind wir so fasernackt geboren!
Daß die Verführung sicher uns
Berücke, wurden wir
Mit Dummheit reichlich ausgestattet, und
Unsterblich sind wir für — die Höllenstrafen!
Wie ein riesiges Henkerrad
Kreist dort der sogenannte Himmelsbogen;
Die Tage und die Nächte, Sonne, Mond
Und Sterne sind
Wie arme Delinquenten drauf geflochten, und

Digitized by Google

Mit aufgesparten Gnadenstößen
Zerrädert und zermalmt er sie.

* * *

Ein Pallast der Stürme ist
Mein Haupt; wie 'n tollgewordner Hund
Schlägt mein Gewissen seine Zähne
Die Tiefen meiner Seele; meine
Gedanken würgen, meine Glieder
Betrügen sich —
Ich bin ein Haufe von zusammen-
Gesperrten Tigern, die einander
Auffressen. —

Dies ist indeß noch nicht das ärgste. Es kommen Stellen in dem Trauerspiele vor, gegen welche nicht nur das moralische, sogar das physische Gefühl sich empört, weil sie ganz ekelhaft sind, Stellen, gegen welche die eben angeführten noch in reiner Erhabenheit glänzen. Dennoch versichert der Verleger, er habe viele noch weit beleidigendere Stellen im Manuscript gestrichen und gar nicht abdrucken lassen. Dies mag dem geneigten Leser einen Begriff von der Kühnheit der Grabbeschen Phantasie geben. Was den dramatischen Werth dieses Trauerspiels betrifft, so hat bereits Tieck dem Verfasser erklären zu müssen geglaubt, daß er die dramatische Poesie nicht für dessen eigentlichen Beruf halte, und das mit Recht. Schon unter der Last der ungeheuern, fast wahnsinnigen Hyperbeln geht alle Wahrheit des Dialegs verloren, und im Scenischen erlaubt sich der Dichter unbedenklich die größten Willkührlichkeiten, ja Unmöglichkeiten. Offenbar würde die freyere elegische Form besser als die gebundene dramatische für Grabbes Geist sich eignen. Wir könnten dann so schauderhafte, aber auch so großartige Nachtstücke von ihm erwarten, wie Byrons Finsterniß.

Der zweyte Band enthält ein kleines Trauerspiel, ein Lustspiel und das Fragment eines größern Trauerspiels. Das erste, Nannette und Maria, ist, obwohl kurz und gewissermaaßen nur skizzirt, doch das in sich vollendetste Gedicht der ganzen Sammlung, und die zwey weiblichen Hauptcharaktere sind so vortrefflich angelegt, daß sie einer weitern Ausführung wohl werth gewesen wären. Besonders Maria, die in ihrer stolzen, großmüthigen Seele die tiefste glühendste Leidenschaft gewaltsam zurückdrängt und an die Donna Ursaka im Cid erinnert, erscheint als die schönste Gestalt, die aus der Schöpferkraft des Dichters hervorgegangen ist, und beweist, daß derselbe wohl im Stande seyn wird, vom Uebermaaß zum Maaß, von der Kraft zur Anmuth zurückzukehren.

Das Lustspiel: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung ist, wie sein wunderlicher Titel schon ahnen läßt, eine Satire gegen mancherley Thorheiten der modernen Poesie. Obgleich es gänzlich undramatisch, zügellos, toll ist, so wird es doch niemand lesen können, ohne herzlich dabey zu lachen, und das ist am Ende doch immer der Zweck und Lohn jedes Lustspiels. Welches auch das Mittel sey, der Zweck bleibt immer, Lachen zu erregen. Herr Grabbe ist im Lustspiel eben so witzig, wie er im Trauerspiel erhaben ist, aber er verfällt auch hier eben so wie dort in cynischen Uebermuth, und mag er sich noch so sehr mit dem Zweck der Satire und mit der Nothwendigkeit der Grobheit entschuldigen, so bleibt es doch immer bedauernswürdig, daß er so wenig Scheu vor dem Eckelhaften bewiesen hat. Er zeigt auf der einen Seite einen so feinen Witz und Verstand, ein so feines moralisches Urtheil, daß wir uns wahrhaft gekränkt fühlen müssen, wenn wir auf der andern Seite wieder die plumpsten und derbsten Eulenspiegeleyen und manches finden, das als unflätig niemals, am wenigsten in Verbindung mit so vielem Wahren und Guten gesagt werden sollte. Um auch von der komischen Darstellungsweise des interessanten Dichters eine Probe zu geben, wähl' ich einiges aus einem Gespräch zwischen dem Teufel und dem Dichter Rattengift aus:

Rattengift.

Gott im Himmel! Herr Teufel, ich merke, daß man in der Hölle nicht blos meine Gedichte, sondern die ganze deutsche Literatur kennt! Wie erklärt sich das?

Teufel.

Ganz natürlich! In die Hölle kommt nicht allein das Böse, sondern auch das Jämmerliche, Triviale: so sitzt der gute Cicero eben so wohl darin als wie der schlechte Catilina. Da nun heutzutage die neuere deutsche Literatur das Jämmerlichste unter dem Jämmerlichen ist, so beschäftigen wir uns vorzugsweise mit dieser.

Rattengift.

Merkwürdig! merkwürdig! — Sagen Sie mir, wissen Sie auch im Himmel Bescheid?

Teufel.

Warum nicht? Erst jüngst habe ich den Samiel aus dem Freyschützen, der in die Hölle kam und durchaus ein Vetter von mir seyn wollte, wegen seines Edelmuthes, den er an dem Jägerburschen Max bewiesen, mit Gewalt dahin zurück geführt. Er sträubte sich zwar entsetzlich, aber endlich, als ich ihm einen eisernen Ring durch die Nase zog, sagte er mit hohler Stimme: „das findet sich!“ und folgte mir zur Pforte des Himmels nach, wo ihn auch Sokrates mit offnen Armen empfing, und sogleich zum Barbier führte, damit er sich den Bart abscheeren ließe und etwas kultivirter aussähe.

Digitized by Google

Rattengift.

O, da Sie also im Himmel Bescheid wissen, so beschwöre ich Sie, erzählen Sie mir, was beginnen jene unsterblichen Heroen der Tugend, die ich zu den Leitsternen meines Lebens und meiner Dichtungen erwählt habe? Vor allem, was macht das erhabene Muster der Freundschaft, der göttliche Marquis Posa?

Teufel.

Sie meinen den, der im Don Carlos auftritt.

Rattengift.

Denselben, den Maltheser!

Teufel.

Da irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß der im Himmel wäre; der sizt bey mir in der Hölle.

Rattengift.

Wie?

Teufel.

Ja, ja, eben so sehr als sich Samiel verwunderte, daß er in den Himmel mußte, verwunderte sich Marquis Posa, daß er urplözlich in der Hölle stand. Aber wir nahmen ihm sein gewaltig schallendes Sprachrohr ab, und gaben ihm die Bestimmung, zu welcher er die meisten Talente besaß. Er ist Kuppler geworden, und hat einen Bierschank angelegt, mit dem Schilde: zur Königin Elisabeth.

Wie fein und richtig ist nicht dieses Urtheil! Ferner äußert der Teufel noch: „Die härteste Strafe eines Verdammten besteht darin, daß er die Abendzeitung und den Freymüthigen lesen muß. — Shakespeare schreibt Erläuterungen zu Franz Horn, Dante hat den Ernst Schulze zum Fenster hinausgeschmissen, Schiller seufzt über den Freyherrn von Auffenberg ꝛc.“

Anderwärts heißt es von den modernen Trauerspielen: „Dichten Sie künftig nichts als Trauerspiele! Wenn Sie denselben nur die gehörige Mittelmäßigkeit verleihen, so ist es unmöglich, daß Sie nicht den rauschendsten Applaus einärnten. Sie müssen insbesondere den Plan der Stücke hübsch winzig und flach gestalten, sonst möchte ihn nicht jeder kurzsichtige Schaafskopf überblicken können, — Sie müssen dem Verstande und dem Forschungsgeiste der Leser nicht das geringste zumuthen, und, wenn durch ein Unglück eine hervorstechende Scene mitunterlaufen sollte, sorgfältig hinterdrein bemerken, was sie abzwecken und in welcher Beziehung auf das Ganze sie zu nehmen sey, — Sie müssen beyleibe alles hinlänglich weich knäten, denn das Weiche gefällt, und wenn es auch nur nasser Dr—k wäre. — Vorzüglich aber müssen Sie stets den Geschmack der Damen im Auge behalten, denn diese, welche noch niemals von einem wahren Dichter als berufene Richterinnen anerkannt sind, gelten jezt im Reiche der Kunst als oberste Appellationsinstanz; ob man sie wegen ihrer kränklichen Nerven oder wegen ihrer Geschicklichkeit im Charpiezupfen dazu erwählt hat, ist eine unentschiedene Frage. Desto entschiedener ist es, Herr Rattengift, daß man Sie, wenn Sie Gewalt genug besitzen, eine dieser Regeln zu verachten, als einen blindlaufenden, verrückten, rohen Phantasten verschreit, der Schönheiten und Erbärmlichkeiten neben einander kleckst. Ständen Homer und Shakespeare erst jezt mit ihren Werken auf, so wären Beurtheilungen zu erwarten, in denen die Iliade ein unsinniges Gemengsel und der Lear ein bombastischer Saustall genannt würde; ja, manche Recensenten gäben vielleicht dem Homer einen wohlgemeinten Fingerzeig, sich nach der bezauberten Rose empor zu bilden, oder geböten dem Shakespeare, fleißig in den Romanen der Helmina von Chezy und der Fanny Tarnow zu studiren, um daraus Menschenkenntniß zu lernen.“

Das lezte Trauerspiel: Marius und Sulla, ist noch unvollendet, doch beweisen die vorliegenden Fragmente, daß der Dichter die drey Hauptcharaktere, Marius, Sulla und Mithridates in ihrer tiefsten Bedeutung aufzufassen verstanden hat. Auch ist die ganze Dichtung mäßiger, gewählter, würdiger, als der Herzog von Gothland, und es wäre zu wünschen, daß der Dichter sein Werk vollendete.

Zu den Sonderbarkeiten des Herrn Grabbe gehört auch die, daß er das Publikum auffordert, zu entscheiden, ob er zu dichten fortfahren soll oder nicht, dasselbe Publikum, das er in seinem Lustspiel scharf genug gegeißelt hat, dem er die Urtheilsfähigkeit eigentlich abgesprochen hat. Indeß ist es löblich, daß er eingesteht, das Gewissen habe ihn gerührt. Mißtrauen in seine eigne Kräfte ist dem Ueberschätzen dieser Kräfte keineswegs entgegengesezt. Wer auf der einen Seite allzu keck auftritt, ist gewiß auf der andern Seite allzu furchtsam. Der Mensch fällt nie aus dem Gleichmuth, ohne hier zu tief zu sinken, dort zu hoch zu steigen. Wenn es aber, wie wir hoffen, Herrn Grabbe gelingt, jene gleichmüthige Ruhe der Seele, die unentbehrliche Herrschaft des Dichters über sich selbst, zu erringen, so wird er mit uns einsehn, daß seine Zweifel an sich selbst, seine feige Appellation ans Publikum eben so übertrieben war, als sein Cynismus, als sein derbes Dreinschlagen, und in dem Maaße, in welchem er seine Keckheit zügelt, wird er auch mehr wahren Muth in sich finden und sich von seinem angebornen und echten Beruf zum Dichter überzeugen, indem er ihn immer ruhiger und anspruchsloser erfüllt. Leicht wird Herr Grabbe sich über seine literarischen Feinde wegsetzen können, wenn er erst den Feind in sich selbst besiegt hat, und dieser ist einzig und allein Mangel an Gleichmuth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 30.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 14. April 1829.

Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

2) Der Vierzehnender. Drama von Dr. Theodor Mörtl. München, bey J. F. Leutner. 1828.

Der Vorhang geht auf. Wir erblicken das Innere einer einsamen (Förster-) Wohnung, wie in Müllners neun und zwanzigstem und Werners vier und zwanzigstem Februar. Die Försterin Käthe und ihr Sohn Max warten noch spät in der Nacht auf die Rückkehr des Försters. Käthe beginnt:

Wie die düstern Wolken sich vermehren!
Will die Nacht noch eine Nacht gebären?

(Schiller: als wollte das Meer noch ein Meer gebären.)

Sie ängstigt sich aber nicht sehr, denn der Wintersturm kommt ihr nur wie das Keifen eines kindisch gewordenen Greises vor:

Ja, die Zeit beginnt jetzt alt zu werden,
Und darum sich kindisch zu geberden.

Max will den Vater suchen und prahlt mit seiner Furchtlosigkeit und mit seinen bisherigen kleinen Heldenthaten. Dies bringt Käthen auf den wilden Sinn ihres Mannes und zu folgender Apostrophe:

Wahrlich, eisern sind der Männer Herzen,
Riesentritte können sie nur schmerzen,
Was auf leichten Schwingen uns umschwebt,
Leise durch des Herzens Saiten bebt,
Für des Lebens zartgeschwungne Laute
Ist denn doch das Weib nur die Vertraute,
Von dem Fühlen zarterer Natur
Findet sich bey Männern keine Spur.

Nun scheint es ihr einzufallen, daß Jean Paul einmal Schillers Lied von der Freude getadelt hat und sie sucht es zu verbessern:

Nein, du göttlichster der Menschentriebe,
Du, o himmlisch reine Mutterliebe,
Schöne Tochter aus Elysium,
Du warst nur des Weibes Eigenthum.
Dich, o freudereicher Götterfunken,
Warf die Gottheit, als sie wonnetrunken
Einst das All in ihre Arme schloß,
In des Erdenweibes zarten Schoß.

Es schlägt schon eilf Uhr:

Horch, es ringt sich mühsam aus dem Sturme
Schon der eilfte Glockenschlag vom Thurme,

und der Vater kommt immer noch nicht. Nun wird auch dem Sohn bange, und er, der Neunjährige, spricht folgende Phrase:

Alle meine Glieder zittern, wanken,
Und um Worte betteln die Gedanken,
Denn nichts weiß ich, als ein weinend Ach.

Jezt kommt Robert, der Vater, und Käthe empfängt ihn so ruhig, als ob er nur aus dem Wirthshause käme.

Robert, bist du endlich einmal da?
Aber ernster, als ich je dich sah!
Deiner Käthe doch gesteh es offen,
Hat ein Unglück dich vielleicht getroffen?

Allerdings ein Unglück, denn er hat — einen Vierzehnender geschossen. Käthe begreift das sogleich.

Wie, ein Vierzehnender! Ist es wahr?
Gott, nun wird dein finst'rer Blick mir klar.

Dem Leser bleibt er noch unklar, doch Robert sagt:

Das Unglück kehret bey mir ein.
Horch nur, horch, es kommt ja schon gegangen.

Endlich erfahren wir, daß es den Jägern Unglück bedeute, wenn sie einen Vierzehnender schießen. Das Ehepaar fängt an über den Werth solcher Vorbedeutungen zu philosophiren. Käthe meint:

Künft'ges ahnen können wir, nicht wissen,
Der Verstand hat nie den Schleyer zerrissen,
Welcher uns die Zukunft streng verhüllt,
Nicht wer rechnet, läßt ihn, wer sich fühlt.

Digitized by Google

Robert meint:

Aller Weisen hochgelehrte Sätze
Nichts sind sie, ein albernes Geschwätze.

Man vergesse nicht, daß der Verfasser ein Doktor, wahrscheinlich der Philosophie, ist. Robert meint ferner, er halte sich an die Erfahrung, und diese lehre ihn, daß die Vierzehnender Unglück bringen.

Nahte sich mir eine schwarze Stunde,
Stets gab mir das gleiche Zeichen Kunde,
Kam ein Vierzehnender mir die Quer, —
Richtig lief der Teufel hinterher.

Käthe tröstet ihn:

Auf die eigne innre Kraft vertrau'
Und es thürmet sich ein Riesenbau —
Stark genug, um Stürme zu verachten,
Kühn aus des Gemüthes tiefen Schachten,
Und es wölbt aus Himmels-Sympathie
Sich zur Kuppel dann die Phantasie,
Und du siehst sie auf der Ahnung Schwingen
Durch des Lebens Nebelwolken dringen,
Und das volle Herz schaut hocherfreut
In die offene Unendlichkeit.

Käthe frägt Robert, ob ihn nicht etwa eine geheime Schuld drücke? Er weicht aber dieser Frage durch folgendes bescheidne Gleichniß aus:

Blicke freudig in der Sonne Licht,
Kümm're dich um ihre Flecken nicht.

Dennoch erzählt er ihr sogleich alles, was sie zu wissen begehrt.

Käthe, der in deinem Arm gelegen,
Brust und Lippe dir geküßt, verwegen
Sich in deinen reinen Himmel stahl,
Zu ersticken des Gewissens Qual,
Hast du's an der Stirn ihm nicht gelesen,
Daß ein niedrer Mörder es gewesen?

Käthe (erschrocken).

Großer Gott! Unmöglich! Robert, du —

Robert.

Graut dir schon, Liebchen? Hör nur zu!
Alles, was ich stets von mir berichtet,
Alles, alles war nur rein erdichtet!
Käthe komm' und setz' dich zu mir her —
(Sie setzen sich auf die Ofenbank.)

Er erzählt nun, er sey am Rhein geboren und habe sich, als ein wilder Bursch, dem Waidwerk gewidmet. Wegen seiner Rohheit von allen Genossen geflohn, hab er nur an Kaspar einen treuen Freund gefunden. Die Namen des Freundes Kaspar und des Sohnes Max erinnern bereits an den Freyschützen, noch mehr aber, was folgt. Roberts Herr, der Förster war gestorben, und

Nach des Grafen baldigem Befehle
Sollte die vakante Försterstelle —
Und sie trug ein hübsches Sümmchen ein —
Jenem alsogleich verliehen seyn,
Der von uns als Schütz beym nächsten Jagen
Würd' den ersten Preis nach Hause tragen.
Alles ward von kühnem Muth bewegt,
In der Brust die Hoffnung aufgeregt,
Ja, zum höchsten Jubel ward die Kunde,
Daß des Försters schöne Kunigunde,
Wär' sie anders auch dem Sieger hold,
Noch mit einem schweren Beutel Gold,
Den der Graf der Schönen geben wollte,
Mit dem Sieger Hochzeit machen sollte.

Robert verfehlt nicht, wenn nicht in der Wolfsschlucht, doch

In der Berge finstern Geisterklüften,
In des Kirchhofs schauerlichen Grüften

Freykugeln zu gießen, thut dann den besten Schuß, indem er einen Vierzehnender erlegt, und der Graf sagt: Nimm die schöne Kunigunde

Und zugleich den vollen Beutel Gold!

Allein hinter dem Vierzehnender kam der Teufel her. Man warf dem Mädchen vor:

Dieses Mädchen, sonst so stolz gesinnt,
Wählt zum Gatten sich ein Hurenkind?

Robert, über die Aufdeckung dieses Makels auf's höchste erbittert, stürzt fort und trifft auf seine Mutter.

Alle Sinne waren ganz zerrüttet,
Nicht gesteht wie sonst, es wurd' gewüthet:
Mutter, nenne meinen Vater mir,
Rief ich brüllend, wie ein wildes Thier.

Die Mutter weigert ihm die Antwort, und er — stürzt sie von der Brücke in den Fluß hinab. Kaspar kommt dazu.

Fluch dem Mörder, rief er, und behend
Stürzt er sich ins schäumend' Element.

Robert sieht sich weiter nicht darnach um, sondern entflieht, wird Soldat und irrt umher, bis er Käthen findet.

Ich begann von deinen süßen Lippen
Wieder frische Lebenslust zu nippen.

Käthe versichert ihn ihrer Liebe, ob er gleich ein Muttermörder sey.

Jeder Puls, der meiner Brust entbebet,
Sey als Liebesbote dir gesendet.

Robert zweifelt:

Schau ich in dein innerstes Getriebe,
Mitleid sind ich, aber nimmer Liebe.

Digitized by Google

Sie versichert ihn dagegen, wie Hamlet die Ophelia:

Läugne, daß sich Tag und Nächte gatten,
Läugne, Robert, deinen eignen Schatten,
Läugne Sonne-, Mond- und Sternenlicht,
Aber Gott und meine Liebe nicht.

Robert versinkt in düstre Träumereyen und sieht im Geist, wie Müllners Oerindur — das Schaffot.

Robert.

Käthe, sieh, was kommt denn jetzt heran?

Käthe.

Nichts.

Robert.

Ey horch, es rasselt — sieh, ein Karren
Kommt ganz dicht an uns vorbeygefahren!
Sieh mit grauem Kittel, bloßem Kopf,
Blaß und bleich, den Schedel ohne Zopf,
Fährt ein Mann voll Schweiß und Todesbangen,
Auf dem Rücken eine Tafel hangen,
Mit dem Crucifixe sitzt er dort
Und ein Priester predigt immerfort ꝛc.
— Kanntest du ihn nicht?

(Nach einer Pause wild auflachend.)

Es war kein Mann!

Doch, meint er, so weit soll es nicht kommen, denn er trage auf alle Fälle ein Fläschchen mit Gift bey sich.

Damit, Weibchen, hab ich gut gesorgt
In die Ewigkeit den Paß geborgt.
Nicht vom Henker werd' der Stab gebrochen.

Käthe.

Horch, ich höre an der Thüre pochen.

Ein Fremder tritt herein, bittet um Obdach und hält mit dem Wirth folgende kleine Conversation.

Fremder.

Habt ihr etwa auf das Glück zu schelten?

Robert.

Nein, das Glück ist eben mir nicht groß,
Denn ich habe reichlich, was ich soll.

Fremder.

Schätze hat's auch nicht an mir vergeudet,
Doch ich lebe still und unbeneidet,
Habe immer das, was mir gebricht.

Auf einmal kommen sie sich näher und erkennen sich. Der Fremde fährt auf:

Wie, was seh' ich? Alle Elemente!

Und Robert ruft: Kaspar! Ja, der Fremde ist Kaspar, der seiner Mutter einst ins Wasser nachgesprungen. Damit nun Robert Zeit hat, in einem Monologe sich zu besinnen, was er thun will, geht Kaspar mit Käthen in eine Nebenkammer, um — den Reisebündel abzulegen. Unterdeß meint Robert:

Als Sinnbild diene mir des Erdballs Lauf,
Die Sonn' muß einer Hälfte untergehn,
Sonst geht sie nicht der andern Hälfte auf.

Daraus folgt, daß entweder Er oder Kaspar untergehn müsse.

Wohlan, in strengen Waagschalen
Wieg ich den Werth von unsrem Leben ab.

Die Waagschale neigt sich natürlich auf Roberts Seite, denn er ist noch jung und hat Weib und Kind, während Kaspar schon alt und ein Hagestolz ist. Also ist Kaspar des Todes schuldig. Ob er, der seiner Mutter das Leben hatte retten wollen, der stets sein Freund gewesen, jetzt nach so langer Zeit nicht großmüthig schweigen werde, darnach wird nicht gefragt. Robert nimmt an, Kaspar werde ihn verrathen, und, ohne eine Erörterung abzuwarten, gießt er in den gastlichen Becher das Gift, das er bey sich getragen. Allein er besinnt sich von neuem. Nicht etwa, daß es ihn reute, einen alten Freund zu morden, o nein, er findet nur, daß beym Licht besehn das Leben nicht viel werth sey, und dies bewegt ihn, den Mord in ein Gottesurtheil zu verwandeln. Er stellt seinen Becher neben den vergifteten und beschließt, Kasparn die Wahl zu lassen. Dieser tritt wieder ein, Robert ist ziemlich trotzig, und hilft sich mit einer merkwürdig galanten Moral:

Was die Welt an mir auch schmäht und tadelt —
Gleichviel, hat mein Weib mich doch geadelt!

Sie trinken. Kaspar nimmt den unvergifteten Becher und Robert trinkt muthig das Gift. Jetzt erst erzählt Kaspar mit der gemüthlichsten Ruhe, daß er damals, als er Roberts Mutter ins Wasser nachgesprungen sey, dieselbe — wirklich gerettet habe, und daß Robert also ferner außer Sorgen seyn könne. Allein das Schicksal muß erfüllt, der Wille muß wie die That bestraft werden und der Vierzehnender muß Recht behalten. Robert sagt:

Herr — du hast — gerecht — — gerichtet!

und stirbt. Der Vorhang fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

Emalie, ou la mort et l'amour, Romanpoème par M. le Vicomte d'Arlincourt. Première partie. Paris, Ponthieu et Comp. 1828.

Dieses Werk beginnt mit einer Einleitung über das Verhältniß des Klassischen zum Romantischen, so wie

Digitized by Google

der altfranzösischen Poesie zu der neuern. So schön auch der Dichter hier sein poetisches Glaubensbekenntniß ausspricht, so können wir ihm doch einige unsrer Einwürfe nicht vorenthalten. Wenn er sagt, es gebe zwar wirklich einen Unterschied zwischen antiker und moderner Poesie, es sey aber dennoch in jener auch das romantische, in dieser auch das antike Moment enthalten, das leztre aber, wie dort das erstere vorherrschend, so scheint uns dieses Urtheil aus einer unrichtigen Ansicht über diese beyden Arten der Poesie hervorgegangen zu seyn. Er betrachtet diese beyden als verschiedene Dichtungsarten, die man wählen könne, als Abtheilungen einer und derselben Zeitpoesie, in denen sich der Dichter nach Belieben aussprechen könne. Dies aber ist in der That der Unterschied nicht. Es ist eine ganze Welt, die hier in das Wort „romantisch“ dort in das Wort „antik“ eingeschlossen wird, wenn auch die Gränzen wirklich etwas in einander laufen. Der Dichter, der sich zum Klassischen durch seine Bildung und sein Naturell hinneigt, wird, wenn er auch dem Antiken ähnlich dichtet doch ganz modern bleiben, wenn wir von Aeußerlichkeiten absehen. Und wie seltsam ist die Charakteristik des Klassischen, als eines nur die strenge Nachahmung verlangenden, während dem Romantischen die Erfindung zu Grunde liege! Nein, gerade Nachahmung ist die klassische Poesie nicht, wenn man nicht etwa die altfranzösische, welche sich pedantisch an einzelne Regeln hielt und sie auf Alles ausdehnte, darunter verstehen will, sondern sie ist die lebendigste Schöpfung, aber eine solche, in der durch die Totalität und Harmonie des menschlichen Wesens, wie es damals erstrebt wurde, Stoff und Form in unzertrennlicher Einheit mit einander erscheinen, während die neuere Poesie, die auf dem Gebiete der Selbstergreifung oder Reflexion sich bewegt, diese Einheit erst hervorbringen und künstlich bilden muß, da ihre Gebilde ursprünglich innerlich und ideell wie die der antiken Anschauungsweise, das im Materiellen sich bereits aussprechende und mit ihm identische Ideelle sind. Es ist über diesen Unterschied in der Poesie schon so viel hin und wieder gesagt worden, daß auch die fernere Ausführung dieser Sätze ohne ihre philosophische Begründung ganz nutzlos wäre; wir wollen daher zum Gedichte selbst, das wir zu beurtheilen haben, uns wenden.

Die Sage, welche ihm zu Grunde liegt, ist auf dem dichterischen Boden der Normandie entsprungen und zu der Art von Poesie, in der sie der Verf. geben wollte, sehr geeignet. Sie ist folgende:

Das Schicksal des Hauses St. Pâër, von Richard vom Walde an mit Schuld belastet, brach über die unschuldige Ismalie, Tochter des Besitzers dieses Schlosses unter Richard Löwenherz herein. Längst hatte die Zauberin Olnèzer geweissagt, es würde die Rache kommen, wenn Rauffle (ein benachbartes Schloß) in Flammen aufgehe, wenn ein Ritter mit goldnem Helm zu St. Pâër sich einfände, wenn die Sonne sich verfinstere. All diese Zeichen wurden plötzlich erfüllt, als der Vetter Ismaliens, Graf Oscar von Romelien, während des Krieges zwischen Richard Löwenherz und Philipp August das Schloß besuchte.

Er liebt die schöne Ismalie, sie ihn, aber eine furchtbare Erinnerung und ein Gelübde binden ihn, nie seine Liebe zu erklären. Die Hochzeit ist festgesezt. Die Zauberin erscheint Ismalien und heißt sie Oscarn das Wort „Azila“ den Namen seiner frühern Geliebten, von der übrigens Ismalie nichts weiß, nennen, und die Worte von ihm fordern: „Je t'aime.“ Es nahet sich unter schauderhaften Zeichen die schicksalvolle Stunde, Ismalie schwört, Oscarn nicht zum Altare zu folgen, bis er die verhängnißreichen Worte gesprochen, er spricht sie aus und stürzt in seinem Blute nieder.

Hier bricht der erste Theil des Gedichtes ab. Es rechtfertigt sich hier auch in der Ausübung des Verf. unbestimmtes theoretisches Urtheil über den Unterschied antiker und moderner Poesie; er mischt alles, Nachahmung der Alten nach französischem galantem Zuschnitt, fantastisch-romantische Erscheinungen, schöne Balladen aus der Normandie, Zauberer, Geister, Ritterthum und moderne Liebe zusammen, so daß der Leser nicht mehr zu scheiden weiß. Er umringt uns, wo die Sage selbst spricht, mit den Schaudern einer furchtbaren Ahnung, die mindestens beym Dichter nicht als Rache des Schicksals an der Unschuldigen für die Sünden ihres Geschlechts hätte erscheinen sollen, besonders da es ein Schicksal ist, dem die Arme nicht den geringsten Widerstand entgegen zu setzen vermag. Aber um doch das Gefühl nicht in diesem Schauderhaften untergehen zu lassen, ist der Verf. so mitleidig, dasselbe durch lange, oft unpoetische, meist aus unbedeutenden Reflexionen bestehende Tiraden wieder abzukühlen. Ueberhaupt wird sich jedermann überzeugen müssen, daß nicht selten eine Leerheit des Gefühls und eine unbefriedigende Dürre, ein gänzlicher Mangel an poetischer Anschauung hinter dem übermäßigen Schimmer und Gepränge verborgen liegt, das nur zu glänzen, aber nie zu ergreifen vermag.

Hätte der Verf. sein Nachdenken doch nicht auf das Romantische in der Poesie, sondern auf das Wesen der Poesie selbst gewandt, vielleicht wären seine Resultate geeigneter gewesen auf den zweyten Theil seiner Ismalie begierig zu machen. — Was die Form des Werkes betrifft, so ist sie sehr anmuthig und geläufig und hätte einen bessern Inhalt verdient.

Digitized by Google

N°. 31.

Literatur-Blatt.

Freitag, 17. April 1829.

Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

"Nachdem wir in Herrn Grabbes dramatischen Dichtungen trotz ihrer ungeheuern Ausschweifungen die Spuren einer hohen tragischen Kraft, und in der Schicksalsfarçe des Herrn Mörtl trotz ihrer Müllnerischen Korrektheit ein trauriges Beyspiel der tiefsten Erniedrigung Melpomenens erkannt haben, wenden wir uns von diesen äußersten Enden des tragischen Gebietes zur Mitte, das heißt zur lieben Mittelmäßigkeit. Hier treten uns schaarenweise jene Tragiker entgegen, welche Herr Grabbe so trefflich gegeißelt hat, jene mattherzigen Jammerfabrikanten, die Jahr aus Jahr ein am Kothurn fortschustern und uns in jeder Messe mit ein Paar Dutzend fünfaktigen, reinlich in Jamben geschriebenen Trauerspielen beschenken. Ich bin weit entfernt, diesen Mittelmäßigen ihr kleines Talent absprechen zu wollen, aber eben das macht sie bedauernswürdig, daß sie weder etwas ganz Schlechtes noch etwas ganz Gutes leisten, daß sie in uninteressanter Halbheit weder eine rechte Liebe, noch einen rechten Haß im Leser erwecken. In diesem Sinne darf ich behaupten, daß jeder Leser von Geist aus der Mißgeburt des Herrn Mörtl mehr Vergnügen schöpfen wird, als aus irgend einem der Schwächlinge, die wir sofort betrachten werden, denn über eine Karrikatur kann man wenigstens lachen. Das Talent der Mittelmäßigen beschränkt sich auf ein bloßes Geschick in der Form, im Styl, in den Versen, und ich gestehe, daß ich es nicht hoch anschlage, denn es ist in der That nicht schwer, in dem tausendmal befahrnen Jambengleise des deutschen Thespiskarrens fortzufahren. Was den Mittelmäßigen aber abgeht, ist Erfindungskraft, Phantasie, tiefe Empfindung, warme lebendige Darstellung und vor Allem Geist. Ohne alle Originalität bringen sie uns immer wieder das tausendmal abgeleyerte Thema vom kühn aufstrebenden Helden, der gestürzt wird, und vom jungen Liebespaar, das sterben muß. Die Helden wie die Liebenden sprechen immerfort in den nämlichen Phrasen. Kaum schwimmt einmal ein neues oder großartiges Bild, oder ein Gedanke auf dem nassen Jambenmeer wie ein paar sparsame Fettaugen auf einer Wassersuppe herum. Neue Gedanken? neue Aufschlüsse über die Tiefe der menschlichen Seele? geistreicher Humor? das sind den Mittelmäßigen wildfremde Dinge. Daß ein Trauerspiel auch ohne sie sein Daseyn durch zehntausend langweilige Jamben fortschleppen, ja sogar gefallen könne, haben sie hinlänglich bewiesen, und was brauchen sie mehr? In der neuern Zeit haben diese Mittelmäßigen vorzüglich große historische Stoffe behandelt, als ein mattes Nachbild der historischen Romane, aber der große Gegenstand macht nicht den Dichter groß, im Gegentheil erprobt er dessen Kleinheit.

Ich weiß zwar wohl, daß alle Bemühungen strenger Kritik bey diesen Mittelmäßigen vergeblich sind, denn deutlicher als jede Kritik sprechen die Beyspiele großer Tragiker, die sie ja hinlänglich kennen. Sie würden ihre Sache gewiß besser machen, wenn sie nur könnten. Ihnen predigen zu wollen, wäre lächerlich. Doch bleibt es heilige Pflicht des Kritikers, wie des Publikums, darauf zu achten, daß die Mittelmäßigen nicht etwa, weil zufällig kein großer Dichter da ist, den vakanten ersten Platz für sich in Anspruch nehmen. Indeß können sie sich nicht einmal des falschen Ruhmes recht erfreuen, selbst wenn das Publikum ihn aufs reichlichste spendete. Wo so gar viele Leute berühmt sind, vertheilt und verkleinert sich der Ruhm von selbst. Nach dem Ausspruch eines nicht unweisen Mannes, würde sogar eine Armee von Newtons nur noch Pöbel seyn.

3) Raphaele, Trauerspiel in fünf Akten, nach einer neugriechischen Sage von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, bey Hoffmann und Campe, 1828.

Der Held dieses Stücks ist ein türkischer Kaufmann, Abdallah, der für das Glück seiner Kinder zu sorgen gedenkt, indem er seine Tochter Mekula mit einem mächtigen Pascha, seinen Sohn Osmin aber mit der Griechin Raphaele, die seine Mündel ist, vermählen will. Es findet sich aber, daß Raphaele sich schon mit einem andern

Digitized by Google

Liebhaber, dem Griechen Heliodor, versehn hat, und in dem Augenblick da dieser mit seinem Nebenbuhler Osmin zusammentrifft, erdolcht er denselben ohne weitres und wird von einem Freund desselben wieder erdolcht. Raphaele erfährt nichts davon und wartet bey Nacht im Garten auf Heliodor, während ihre Freundin Ykelula an ihrer Stelle in ihrem Bette schläft. Abdallah sieht die Leiche seines Sohns, will ihn durch Raphaelens Tod rächen, und — spekulirt dabey auf die Schätze Raphaelens, die er bisher nur verwaltet hat und die er nun nach ihrem Tode zur Aussteuer seiner Tochter verwenden will. Er eilt in Raphaelens Schlafzimmer, und erdolcht im Finstern Ykelula. Sobald er seinen Irrthum erkannt, wird er wahnsinnig, und Raphaele geht ins Kloster.

Ist nun wohl in dieser wüsten Mordgeschichte Poesie? Was auch etwa Rührendes in dem Schicksal des unglücklichen Liebespaares liegen mag, so ist es doch etwas gar zu Alltägliches. Eine Mündel, die dem Vormund trozt und hinter dessen Rücken dem Liebhaber ein Rendezvous gibt, ein zärtlicher in den gewöhnlichen Phrasen abgehaltener Dialog zwischen den Liebenden, endlich ein Nebenbuhler und zwey Dolchstiche, das ist ja nur das tägliche Brod der Melpomene. Die Verwechslung Ykelulens mit Raphaelen scheint etwas pikanter, ist aber wirklich auch nur ein gewöhnlicher Theaterstreich und schon gar oft da gewesen. Ueberdies sträubt sich das poetische Gefühl gegen die unglaubliche Gemeinheit eines Vaters, der, indem er den Tod des einzigen Sohnes rächen will, mitten im Zorn sich Zeit nehmen kann, kaufmännisch den Geldvortheil dabey zu berechnen. Diese Gemeinheit wird um so unerträglicher, als uns Abdallah anfangs als ein edler Mann geschildert wird. Damit nehmen es aber unsere Dichter nicht genau. Stellt doch Müllner sogar seinen Hugo Oerindur, den erbärmlichen Schuft, der einen ehrlichen Freund von hintenher erschießt, als einen würdevollen Heros dar. Wenn sich das Laster erbricht, sagt Schiller, sezt sich die Tugend zu Tisch.

Herr Raupach gehört übrigens immer noch zu den bessern unter den mittelmäßigen Dichtern, deren Mangel an Geist wenigstens mit einer gewissen Ahndung des Geistes verbunden ist. Er fühlt, daß die Sprache des tragischen Dichters sich über die alltägliche Jambenprosa erheben müsse; es ist ihm nicht unbekannt, daß alle großen Tragiker, besonders aber die uns Neuern noch am meisten verwandten, Shakespeare, Calderon, endlich Goethe, Schiller, Tieck durch ihre Gedanken- und Bilderfülle in jeder Zeile ihrer Werke eben so groß sind, als durch eine erhabene Grundidee des Ganzen. Er strebt also über die wasserhelle Prosa hinaus und müht sich um Bilder und Sentenzen. Allein sie gehn nicht aus der Fülle seines Geistes hervor, sie sind etwas Erzwungenes und lassen dies nur zu deutlich merken, daher ihre Wirkung verloren geht. Als Beleg dafür will ich unter andern eine Stelle anführen, worin, was in simpler Prosa heißen würde: „Es dauert doch verdammt lange. Ich habe schon den ganzen Tag vergebens gewartet," auf folgende qualvolle Weise zur Poesie hinaufgeschraubt wird:

Hab ich nicht schon
Gewartet und geharrt und mich gedultet,
Hab ich des Tages ekelhaft Getränk
Nicht langsam und doch standhaft ausgeschlürft.

Ich frage nicht, ob Shakespeare sich ein solches Bild erlaubt haben würde; ich sage, es ist in jedem Fall unästhetisch. Indeß kann ich nach so vielem Tadel nicht umhin, zu bemerken, daß das vorliegende Drama eins der schwächsten Werke des Verfassers ist, und daß, wenn man im Allgemeinen über ihn urtheilen will, man sein bestes Werk, Isidor und Olga, zu seinen Gunsten sprechen lassen muß.

4) Kaiser Friedrich der Zweyte. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann. Hamburg bey Hoffmann und Kampe, 1828.

Ich habe mich schon vor mehreren Jahren in diesen Blättern über Immermanns Cardenio und Celinde und im vorigen über sein Trauerspiel im Tyrol tadelnd ausgesprochen und finde das vorliegende Drama noch matter als jene frühern.

Es würde mir leicht fallen, auch hier wieder, wie bey dem Trauerspiel in Tyrol, dem Dichter nachzuweisen, daß sein Gedicht weit hinter der Poesie der Geschichte selbst zurückgeblieben ist. Doch wem sollte das Poetische in den Charakteren und Schicksalen der Hohenstaufischen Kaiser und namentlich Friedrich des Zweyten unbekannt seyn? Ich erspare mir daher, Herrn Immermann auseinanderzusetzen, daß, und warum er seinen Horizont ein wenig erweitern und im Interesse seines Dramas etwas mehr als ein gewöhnliches Familien-Interesse hätte suchen sollen. Ich will nur auf das sehn, was Herr Immermann uns dargestellt, und es ihm erlassen, daß er selbst mehr hätte sehn und darstellen sollen. Er schildert uns das Ende jenes wunderbarsten unter den Helden des Mittelalters, und wenn ein so großer Gegenstand uns nicht einigermaßen rühren sollte, so müßte der Darsteller wahrlich ein Stümper seyn. Unser Dichter aber hat auch hier wieder, wie im Trauerspiel in Tyrol, die Poesie der Geschichte für unzureichend gehalten und dieselbe durch eine eigne Erfindung erst aufputzen zu müssen geglaubt. Ein äußerst mißliches Unternehmen, das nur im dringendsten Nothfall und auch alsdann nur mit der vorsichtigsten Delikatesse ausgeführt seyn will. Die Erfindung des Herrn

Digitized by Google

Immermann ist doppelt verwerflich, weil sie vom wahren und großen historischen Interesse des Dramas abführt, um ein falsches und kleines Familieninteresse an dessen Stelle zu setzen, und weil sie eine bloße Nachahmung der Braut von Messina ist. Der Dichter läßt nämlich die beyden Söhne Friedrichs, Enzius und Manfred, in die schöne Rorelane sich verlieben, die, ohne daß sie es wissen, ihre Schwester, eine natürliche mit einer Sarazenin in Asien erzeugte Tochter des Kaisers ist. Diese ganz chimärische Liebe zieht nun allein alle Aufmerksamkeit auf sich, und der große Kampf des Kaiserthums mit der Hierarchie, ja die Person des Kaisers selbst wird dadurch viel zu weit in den Hintergrund geschoben. Dies alles möchte noch angehn, wenn nur aus dieser Liebe selbst etwas Ordentliches würde. Aber da ist alles Halbheit, und der Dichter muß, um nicht gar zu arg gegen die Geschichte zu sündigen, desto ärger gegen seine Erfindung, oder, wenn man lieber will, gegen die Braut von Messina, sündigen. Beyde Brüder lieben die Schwester, die ebenfalls von ihrer nahen Verwandtschaft nichts weiß. Enzius ist der glückliche, Manfred der verschmähte Liebhaber. Beyde wenden sich an ihren Vater. Dieser unterrichtet Enzius von der Wahrheit; als aber der stürmische Manfred auftritt, erzürnt er sich über denselben so, daß er sagt: „Warte nur, Bursche, jezt will ich dir auch nicht sagen, was du eigentlich wissen solltest. Jezt will ich dich zu deiner Qual zappeln lassen, und du sollst glauben, Enzius sey noch dein glücklicher Nebenbuhler.“ Oder liegt ein andrer Sinn in den Worten:

> Zermalmt von einem Worte liegst du da
> Und küssest mir den Staub von meinen Füßen!
> Du aber bist nicht werth, es zu vernehmen.

Diese wohl eher einem alten Weibe als einem Kaiser anständige Tücke, dem verzweifelnden Sohne die so wichtige Nachricht, daß Rorelane seine Schwester ist, zu verschweigen, wird das Motiv der folgenden Unglücksfälle, indem sie Zwiespalt und Unordnung im Heer der Brüder und bey den Maaßregeln gegen den Feind veranlaßt. Ein artiges Motiv! Was wir selbst dem gemeinsten Iffland'schen Komödienvater und alten Polterer verdenken würden, wird hier dem großen Hohenstauffen Friedrich aufgebürdet. — Doch es ist noch nicht genug. Enzius wird gefangen, Friedrich verwundet, und Rorelane, die sonst so zärtlich geschilderte Tochter, ist nicht etwa besorgt um den Vater, beschäftigt sich nicht etwa mit seiner Pflege — nein, sie hängt nur ihrer thörichten Liebe zum Bruder Enzius nach, und kann sich gar nicht trösten, daß es nur ihr Bruder, nicht ihr Geliebter seyn soll. Wie widerlich und unnatürlich ist dies Verhältniß! Hier hätte sich Herr Immermann wohl an die Delikatesse Lessings in der Behandlung eines ähnlichen Verhältnisses zwischen dem Tempelherrn und Recha erinnern sollen. Doch auch das ist der Abgeschmacktheit noch nicht genug. Rorelane will nicht einmal etwas für den gefangnen Geliebten thun, sie läßt ihn gutes Muths im Kerker sitzen und ihren Vater auf dem Krankenlager verschmachten, und — vergiftet sich. Mißgriffe dieser Art bedürfen weiter keines Kommentars. Nur einem Umstand will ich dem Dichter noch zu Gemüthe führen. Die Geschichte hat ihm einen höchst energischen und glaubensstarken Papst, hat ihm die Hierarchie in ihrer furchtbarsten, aber auch erhabensten Gestalt gezeigt, und gerade das macht das Schicksal der Hohenstauffen so tragisch, daß sie keiner gemeinen Uebermacht des Bösen, sondern einem seltnen und unglaublichen Aufschwung religiöser Begeisterung erlagen. Dem Herrn Immermann hat es aber beliebt, einem leider in den protestantischen Ländern fast allgemein verbreiteten, lächerlichen und unhistorischen Vorurtheil zu Liebe sich jene großartige und begeisterungsvolle Hierarchie als bloßes bösartiges Pfaffenthum vorzustellen, und als Repräsentanten desselben einen Kardinal zum obligaten Bösewicht seines Dramas zu machen. Diese Auffassung der Geistlichkeit und ihres großen Ringens mit der weltlichen Macht ist kleinlich und unwürdig.

5) Der Kampf der Hohenstauffen, Trauerspiel von Friedrich von Heyden. Berlin, 1828, bey Reimer.

Auch dieses Trauerspiel hat eine Hauptscene aus dem Leben des genannten Kaisers zum Gegenstande, nämlich den Zwist Friedrichs mit seinem ältesten, während seiner Abwesenheit zum deutschen König ernannten Sohne Heinrich. Diese Begebenheit erinnert an Don Karlos, obgleich hier das poetische Recht auf der Seite des Vaters ist. Heinrich empörte sich aus jugendlichem Ehrgeiz, aus Herrschbegierde gegen seinen Vater und machte seinen Fehler dadurch unverzeihlich, daß er sich mit des Vaters bittersten Feinden in Verständniß sezte. Er unterlag, Friedrich ließ ihn verhaften und er starb im Gefängniß. Der Dichter hat mit Recht in beyden Hauptcharakteren die feurige Kraft der Hohenstauffen darzustellen gesucht, die jeder Abhängigkeit von Natur aus feindselig, den erstarkenden Sohn gegen den noch nicht geschwächten Vater bewaffnen mußte. Daß er in dem Sohne neben dem leidenschaftlichen Feuer noch viel jugendlichen Leichtsinn, im Vater aber ruhige Besonnenheit vorherrschen läßt, ist löblich, und dadurch erscheint der Sieg des Vaters eben so natürlich motivirt, als es der Kampf selbst durch die Reibung der Kraft an der Kraft, des Willens am Willen in zwey von Natur gleich starken Seelen ist. Allein der

Digitized by Google

Dichter hat eine so schöne dramatische Anlage nicht glücklich genug ausgeführt, und auch hier ist es wieder wie bey Herrn Immermann, und bey fast allen Dichtern historischer Trauerspiele und Romane die neue und fremde Zuthat aus des Dichters Phantasie, welche die im geschichtlich gegebenen Gegenstande liegende Poesie verunstaltet. Herr von Heyden hat hauptsächlich zweyerley hinzugedichtet, eine Liebe nämlich und eine Freundschaft. Als Zankapfel zwischen Vater und Sohn war ihm der deutsche Reichsapfel nicht genug, er fügte noch den Apfel des Paris hinzu. Der junge und der alte Held sollten sich nicht nur um die deutsche Krone, sie sollten sich auch um ein Mädchen streiten. Dieses Mädchen ist die Gräfin Rutina, die anfangs von Heinrich räuberisch entführt, aber wieder gerettet und nachher von Friedrich geheyrathet wird. Ich kann dieses Liebesverhältniß nicht billigen, weil es ein fremdes und kleines Interesse an die Stelle des wirklichen und großen jenes Zwistes setzt. Der Dichter hätte ja wohl eine andere Liebe in sein Gedicht einflechten können, ohne sie gerade zur Hauptsache zu machen. Die Hohenstauffen erscheinen groß, so lange sie um die Krone streiten, sie sinken aber zu ziemlich gemeinen Nebenbuhlern herab, sobald nicht mehr die Krone, sondern ein Mädchen Gegenstand des Streites ist. Friedrich verliert ungemein dadurch, daß er die Geliebte seines Sohnes heyrathet, und wenn Heinrich darüber wahnsinnig wird, so erscheint er ebenfalls nur wie ein gemeiner junger Werther und fällt ganz aus der Rolle des hochgesinnten Kronenräubers. — Eben so unpassend scheint es mir, daß der Dichter dem Hochmeister des deutschen Ordens, Herrmann von Salza, als dem Freunde sowohl des Sohnes wie des Vaters, über beyde ein so enormes Uebergewicht gegeben hat. Er verhält sich zu ihnen beynahe, wie ein Hofmeister zu zwey zankenden Schulknaben. Immer ist er es, der den Willen der beyden Kämpfer und ihr Schicksal lenkt, ja er ist gewissermaßen das personifizirte Schicksal selbst. Heinrich will sich mit dem Papst gegen seinen Vater verbinden, und schon unterhandelt er, da tritt Herrmann mit dem absoluten Veto dazwischen. Heinrich will Rutinen entführen und hat sie schon ergriffen, da tritt Herrmann wieder als Ehrenretter auf. Friedrich hält seinen Sohn belagert und will stürmen, da nimmt sich Herrmann wieder Heinrichs an und rettet ihn. Vater und Sohn gerathen wegen der schönen Rutina in einen erbaulichen Zweykampf, da tritt Herrmann wieder zwischen sie und befiehlt ihnen, die Schwerter einzustecken. Kurz ohne diesen Deus ex machina, ohne diesen dienstfertigen Ueberall und Nirgends wäre gar nicht abzusehn, wie die handelnden Personen mit einander fertig werden sollten. Diese Maschinerie ist gewiß zu plump, und da Herrmann sonach eigentlich die Hauptperson des Trauerspiels ist, so sieht man nicht ein, warum es der Dichter den Kampf der Hohenstauffen, warum er es nicht lieber wie Iffland: Dienstpflicht genannt hat?

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Im Literaturblatt vom 23. Oktober 1827 wird der Guzla, einer Sammlung aus dem Illyrischen ins Französische übersezten Volksgesänge, rühmlich gedacht. — Der Uebersetzer gibt sich in der Vorrede als einen gebornen Italiener an, dessen Mutter eine Morlakin wäre, weshalb ihm die illyrische Sprache geläufig und er in verschiedenen Gegenden der Provinz gereiset sey ꝛc., welches Alles in der deutschen Anzeige aufgenommen und hinzu gesezt ward: „Daß die vorliegende Sammlung den Leser nicht nur in das Volksleben jener Länder einführt, sondern auch manche liebliche Blüthe der Volkspoesie derselben enthält.“ — Einige dieser Lieder oder Balladen sind auch aus dem Französischen ins Deutsche übersezt und einer Sammlung Volkspoesien beygefügt worden.

Nun findet es sich aber, daß diese Gedichte, die ein wirklich bedeutendes Talent verrathen, niemals illyrisch waren. — Der Verf., Herr Merrineet, den wir das Vergnügen haben, persönlich zu kennen, ist ein junger Mann mit ausgezeichneten Fähigkeiten, der niemals in Illyrien gewesen, und sich, wie er selbst sagt, den Spaß gemacht hat, diese kleine Sammlung zu schreiben, um seine Freunde damit irre zu führen, welches ihm denn auch aufs vollkommenste gelungen ist, da die Guzla nicht allein hier in den besten und gebildetsten Cirkeln, in denen der Verf. lebt, für illyrische Volkspoesie aufgenommen, sondern auch in Deutschland und England, von wo man an den Verf. geschrieben und um die Mittheilung des illyrischen Manuscripts gebeten, als solcher betrachtet worden ist. Die Balladen haben wirklich etwas so eigenthümliches und das Ganze ist mit so viel Kunst durchgeführt, daß die Täuschung sehr natürlich war — und selbst nun, da die Sache bekannt ist, wird das kleine Werk noch immer mit großem Interesse gelesen.

Hr. Merrineet hat außer der Guzla noch eine Sammlung angeblich aus dem Spanischen übersezter, in der That aber von ihm selbst verfaßter Schauspiele, — unter dem Titel: Théâtre de Clara Gazul herausgegeben, welche ebenfalls als ursprünglich spanisch mit vielem Beyfalle aufgenommen wurden, und noch ein andres Werk: la Jacquerie. —

Jezt wird er ein Bändchen in-8., betitelt: „1572. Chronique du tems de Charles IX.“ drucken lassen.

Digitized by Google

№. 32.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 21. April 1829.

Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

6) Die Wäringer in Konstantinopel. Trauerspiel in fünf Akten von Oehlenschläger. Berlin, Schlesinger 1828.

Wer sollte nicht mit der größten Hochachtung für den Verfasser des Correggio und der Inseln im Südmeer erfüllt seyn? Wie viele seiner deutschen Nebenbuhler übertrifft nicht dieser bescheidene Däne? Doch sind seine Werke nicht von gleich hohem Werthe, und gerade die Werke, die ihn vorzüglich als Nordländer charakterisiren sollen, scheinen mir die verfehltesten und unbedeutendsten, und unter diesen auch das vorliegende Trauerspiel. Der Verfasser hat den Ruhm und das Verdienst, zuerst auf die zahlreichen poetischen Schätze aufmerksam gemacht zu haben, die in der norwegischen Chronik des Snorro und in der dänischen des Saro verborgen liegen. Mit Recht hat er darin in unsrer dichterreichen, aber erfindungsarmen Zeit eine Fundgrube noch nicht verarbeiteter Stoffe erkannt und dieselben ans Licht gefördert. Allein die Art, wie er diese Stoffe behandelt hat, ist nicht die beste; die Façon paßt nicht zum Material. Ich fordre jeden auf, die altnordischen Sagen, wie sie in den Quellen bey Snorro treuherzig und herodotisch, bey Saro mit fast orientalischer Farbenpracht erzählt sind, mit den Oehlenschlägerschen Trauerspielen zu vergleichen, und ich bin Bürge, daß jeder mit mir fühlen wird, die möderne Jambensprache der leztern reiche nicht an den lebendigen Ausdruck der erstern. Auch die dramatische Form scheint für jene Sagen nicht ganz angemessen. Diese Form nöthigt den Dichter, manches an der alten Sage fallen zu lassen, anders hinzuzudichten, und nur dann kann er etwas Großes schaffen, wenn er, wie Shakespeare sich die ausgedehnteste Freyheit erlaubt. Herr Oehlenschläger hat sich aber möglichst streng an die Sagen gehalten, und dadurch seinen nordischen Trauerspielen eine Trockenheit gegeben, die nur zu sehr an gewisse deutsche geschichtliche Schauspiele erinnert, in welchen man nur ein Fragment der Weltgeschichte in Jamben geschrieben findet. Man vergleiche z. B. die Sage von Palnatocke bey Oehlenschläger und die von Hamlet bey Shakespeare, zwey Sagen, welche beyde aus einer Quelle, dem Saro Grammatikus, geschöpft sind.

Auch den Wäringern liegt eine nordische Sage zu Grunde, und da die Scene in Konstantinopel ist, bot sich dem Dichter allerdings ein schöner Kontrast der kräftigen Nordlandssöhne mit den verdorbenen Byzantinern dar. Harald Haarderaade, der König von Norwegen, tritt in Konstantinopel auf als Anführer der Wäringer, oder der aus Skandinaviern bestehenden Leibwache des griechischen Kaisers. Dieser Kaiser, Romanos Argyros, ist ein Schwächling, und seine Gemahlin Zoe, ein buhlerisches Weib, verliebt sich in Harald und bietet ihm den Thron an. Harald aber ist weit entfernt, die dem Kaiser schuldige Treue zu verletzen, und überdies liebt er Marien, eine junge Anverwandte der Kaiserin. In dem Augenblick aber, in welchem er sich mit dieser Maria verloben will, kommt Elisif, eine russische Fürstin, an, die er früher geliebt, aber todt geglaubt hat. Er gibt nun Marien auf, welche von Zoe, die von der Ankunft Elisifs noch nichts weiß, umgebracht wird. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Russin hätte wegbleiben können. Die blos halbe Theilnahme des Helden an der unglücklichen Maria hätte lieber eine ganze seyn sollen. Der Held, in allem so klar und einfach, hätte auch nur Eine lieben sollen, nicht zwey. Er erinnert etwas zu sehr an Kotzebues Grafen Benjowsky. Auch scheint es mir etwas gezwungen, daß der Dichter den alten norwegischen König Olaf Trygwason (der einer Sage nach in Syrien noch als Eremit leben sollte), als einen mystischen Einsiedler im Geschmack des Zacharias Werner einführt, ohne diesen großen Nordlandshelden eine wichtigere Rolle spielen zu lassen, als die eines warnenden Rathgebers der armen Maria.

Digitized by Google

7) Ezelin von Romano. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Freyherrn von Eichendorff. Königsberg, 1828. Im Verlage der Gebrüder Bornträger.

Die erste Scene dieses Trauerspiels erinnert an Goethes Götz von Berlichingen, und obgleich der Dichter bald nach dem Beyspiel Shakespeares und Tiecks die muntere Volksprosa mit dem tragischen Jambus abwechseln läßt, so ist es doch in jedem Falle zu loben, daß er es überhaupt gewagt hat, wieder einmal Prosa im Tempel der Melpomene hören zu lassen. Ich will die Ehre der Jamben durchaus nicht beeinträchtigen, allein es ist nur zu gewiß, daß sich unter wohlklingenden Jamben hohle Empfindungen und seichte Gedanken verstecken können, die in einfacher Prosa ausgesprochen in ihrer ganzen Blöße dastehn würden. Wie würden die meisten unsrer Tragiker vor sich selbst erschrecken, wenn sie einmal ihre Jamben in Prosa übersezt lesen sollten? Wie wenige würden die Probe Shakespeares aushalten, der immer Shakespeare bleibt, ob ihn Schlegel in Jamben oder Wieland in Prosa übersezt! Jeder begreift, daß man Trauerspiele in Prosa nie ohne Geist, Witz, Phantasie, nie ohne große Gedanken und Bilder schreiben kann, wenn sie nicht unerträglich werden sollen. Darum werden so selten Trauerspiele in Prosa geschrieben.

Daß der Dichter zur Darstellung lebhafter Volksscenen sich Götz von Berlichingen zum Muster genommen hat, verdient alles Lob und war ganz an seinem Platz, da die Zeit des Ezelin nicht weniger aufgeregt und tumultuarisch dargestellt werden konnte, als die des Götz. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß diese Volksscenen in Italien spielen, also für uns Deutsche nicht das vertraulich bekannte haben können, was uns in dem Göthe'schen Meisterwerk anzieht. Dann ist auch der Dichter wohl zu wenig originell, und zu wenig gedrängt. Etwas weniger Worte, etwas mehr Gedanken würde diesem dramatischen Gemälde mehr Kraft und Leben verliehen haben.

Was den Helden und sein Schicksal betrifft, so hat der Dichter sehr richtig gefühlt, daß er das Interesse an denselben durch mannichfaltige Dekorationen unterstützen, daß er mehr die Zeit, als den Helden allein schildern müsse. Denn der Held ist etwas zu abentheuerlich, als daß wir in seinem Charakter die echte tragische Würde finden könnten, und die Macht, die ihn zulezt niederbeugt, entbehrt dieser Würde ebenfalls. Man ist zwar der Meynung, daß es in der Poesie wie in der Mathematik nicht auf die äußere Größe, sondern nur auf das innere Verhältniß ankomme; allein dies bestätigt sich nicht überall. Wenn Ezelin auch ein kleiner Napoleon ist, der durch kleine legitime Mächte gestürzt wird, so ist das in der That nicht so poetisch, als wenn er der große Napoleon wäre.

8) König Pedro. Trauerspiel in fünf Akten von F. Ismar. Hamburg bey Hoffmann und Campe. 1829.

Das oben Gesagte gilt zum Theil auch von dem vorliegenden Trauerspiel. Auch König Pedro ist ein Tyrann, der zulezt zum Heil des Volks gestürzt wird. Dieser Held ermangelt der tragischen Würde aber noch weit mehr, als Ezelin. Er strebt nicht nach Hohem, er ist schon im Besitz seiner Krone, und nur sein finstres grausames Gemüth treibt ihn an, sein Glück selbst zu zerstören, indem sein Argwohn, seine Tyranney selbst die zur Verzweiflung bringt, die ihm treu ergeben waren. Peter der Grausame, König von Kastilien, ist, wie sein Beyname schon erwarten läßt, ein Tiberius. Ein so finstrer Charakter muß poetisch dadurch gehoben werden, daß man ihm die leidende Unschuld, das unterdrückte Recht gegenüberstellt. Es kann aber wohl keine Frage seyn, daß es bey weitem poetischer ist, wenn die leidende Unschuld der Macht des Tyrannen erliegt, wie z. B. der edle Jüngling Germanikus der Macht des Tiberius, als wenn umgekehrt nach allerley Aengsten die unterdrückte gute Sache gerettet und der Tyrann abgestraft wird, wie z. B. in Parteyenwuth. Es ist schon oft genug gesagt worden, und immer mit Recht, daß die Abstrafung eines Böswichts mehr vor die Kriminaljustiz, als auf die Bühne gehört. Der Dichter konnte freylich den gegebenen historischen Stoff nicht ändern, allein er hätte diesen Stoff gar nicht erst wählen sollen. Es ist nichts im Charakter und Schicksal Pedros, das uns Theilnahme einflößen könnte, und eben so wenig in dem seines Bruders und Nachfolgers, König Enrico, zubenannt der Brudermörder, durch den die Katastrophe herbeygeführt und Pedro umgebracht wird. Man kann den Brudermord als Nothwehr entschuldigen, allein er wird deshalb nicht poetisch. Man kann den neuen guten König dem alten Tyrannen vorziehn, allein diese politische Befriedigung ist noch keine poetische. Das Trauerspiel ist übrigens im ganz gewöhnlichen Jambenton geschrieben.

9) Franz von Sickingen vor Darmstadt. Historisches Drama von Bender. Darmstadt bey Schmitt, 1827.

Auch dieses Schauspiel hat eine ähnliche politische Tendenz und könnte man es ein konstitutionelles Drama nennen. Es stellt weniger einen Kampf, als einen Fric-

Digitized by Google

denschluß zwischen dem kecken Ritter Franz von Sickingen und dem Landgrafen Philipp von Hessen dar, hat ein ganz lokales, beschränktes patriotisches Interesse und bringt nur in langweilige Jamben, was in langweiliger Prosa schon hundertmal über die Gedanken: Einigkeit zwischen Fürst und Volk, Frieden, Bürgerglück ꝛc. gesagt worden ist.

10) Cyrus, historisch-dramatisches Gemälde in fünf Abtheilungen. Nebst einem Vorspiele: der Traum des Astyages, in einem Akt, von Herrmann Michaelson. Berlin und Breslau 1828, Kommission der Maurer'schen Buchhandlung.

Dieses Schauspiel verfolgt das Leben des Cyrus bis zu seinem Tode, und hält sich einfach an die bekannte Geschichte. Der Dichter hat ihm indeß eine Art von poetischer Einheit dadurch gegeben, daß er im Munde des gefangenen Crösus, der die Stelle des Chorus vertritt, durch das ganze Stück einen Grundgedanken hindurchführt, den nämlich, daß alle irdische Macht und Größe vergänglich, und daß das Loos der Könige kein glückliches sey. Das ist alles recht gut und schön, allein es ist zugleich trivial. Wer möchte sich die Mühe nehmen, dergleichen uralte Wahrheiten immer wieder vorzutragen, als ob sie noch niemand gehört hätte? Indeß ist die Welt, so alt sie ist, doch der Jugend immer neu. Der Dichter scheint noch jung zu seyn, und seine ganze Arbeit ist höchst schülerhaft. Seine Jamben können kaum schlechter gemacht werden, und das will in einer Sprache, die von selber jambt, doch viel sagen. Ein Beyspiel S. 41:

> Und welche waren denn des Glückes Gaben,
> Der jener bloße Bürger sich erfreute,
> Daß du so hoch ihn über alle stellst?

oder S. 49:

> Verlange, Krösus, nicht des Sohnes Stimm
> In deinem Hause schallend zu vernehmen,
> Weit besser ist es ja für dich und ihn,
> Je länger er der Sprache noch entbehrt;
> Denn allzuerst (?) hörst du sie schrecklich tönen,
> Am Tag des Unglücks.

11) Otto von Rheineck, Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. J. Reiff. Coblenz, bey Hölscher, 1828.

Wie man sich noch verfucht fühlen kann, solch abgedroschenes Stroh immer wieder zu dreschen, scheint unbegreiflich. Der Held des Stücks, Otto, liebt die Nichte eines Erzbischofs, die aber gezwungen wird, einen Andern, den obligaten Bösewicht des Stücks zu heirathen, und er fällt durch die Hand dieses Bösewichts. Die Behandlung ist eines solchen Stoffs vollkommen würdig, und auch hier fließt wieder ein großer Jambenstrom ins Meer der Vergessenheit.

12) Die Sulioten, ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von F. Metellus. Berlin bey Reimer, 1828.

Dieses Stück stellt wieder in der gewöhnlichen Manier à la Pouqueville eine Scene aus dem griechischen Freyheitskampfe dar, und erhebt sich über die verschiedenen ähnlichen Produkte, die uns von dieser Art zu Gesicht gekommen sind, keineswegs. Der Mangel an Poesie muß indeß durch den guten Zweck, Begeisterung für die griechische Sache zu erwecken, entschuldigt werden. Man sieht, der Dichter besitzt einen reichen Vorrath von gewöhnlichen, in unsrer tragischen Jambensprache sich endlos wiederholenden Phrasen, allein er wendet sie etwas zu gedankenlos an. S. 222 heißt es:

> Ich höre Stimmen: „Griechenland ist frey!"
> Ich kenn' die Töne, unaussprechlich dringen
> Sie mir zum Herzen.

Das liebe Wörtchen „unaussprechlich" kommt in den Trauerspielen unsrer Jünglinge eben so oft vor, als das liebe Wörtchen „unbeschreiblich" in den Romanen unsrer Damen. Fühlen sie sich nicht jedesmal, wenn sie es niederschreiben, im Gewissen gerührt, daß sie von Rechtswegen gar nichts aussprechen, gar nichts beschreiben sollten?

(Der Beschluß folgt.)

Reisebeschreibung.

Streifzug durch das östliche Ligurien, Elba, die Ostküste, Sizilien und Malta, zunächst in Bezug auf Pflanzenkunde im Sommer 1826 unternommen von S. Brunner, Med. Dr. in Bern. Winterthur, in der Steinerschen Buchhandlung. 1828. 334 S. 8.

Der Verfasser theilt seine Reisebeschreibung in sieben Abschnitte, von welchen der erste den Leser durch das östliche Ligurien von Genua nach Livorno führt; der zweyte enthält die Erzählung seines Besuches in Elba, der dritte die seiner Ueberfahrt von Livorno nach Milazzo. In dem vierten legt er von seiner Reise bis nach Messina Rechenschaft ab, der fünfte bringt ihn nach Katanea und

Digitized by Google

liefert die Beschreibung des Aetna; in dem sechsten gibt er von seinem zweymaligen Aufenthalt in Syrakus und dem zu Marzememi Nachricht, und im siebenten endlich reist er nach Malta, hält sich zu Valetta auf, besucht Civita vecchia und kehrt nach Livorno zurück.

Wenn irgend ein Zweig der Literatur häufigem und oft ungerechtem Tadel unterworfen ist, so sind es die Reisebeschreibungen, in welchen der Leser nicht nur die Wahrheit der Darstellungen und Angaben, die gedrängte Kürze dessen, was die Mehrheit nicht interessirt, sondern auch noch die Leichtigkeit und die Anmuth solcher Schriften finden will, bey welchen man mit Recht fordern darf, daß sie sich durch diese Eigenschaften vorzüglich auszeichnen sollen. Dabey sollte der jeweilige Verfasser viele romantische Beschreibungen schöner Standpunkte liefern, und auch hier und da irgend eine kleine wirkliche oder erdichtete Erzählung einschalten, die auf die Einbildungskraft der lesenden Welt einen angenehmen Eindruck zu machen, und die unvermeidliche Trockenheit zu mildern vermöchte, welche dieser Art von Lektüre eigen ist. Wenn auch in dem vorliegenden Buche dieser Menge von Forderungen nicht ganz entsprochen wird, so muß doch der Leser am Schlusse desselben sich gestehen, daß er eben so unterrichtend als angenehm unterhalten worden sey; denn obschon der Verfasser, wie er sich in seiner Vorrede selbst ausspricht, es verschmäht, die kleinen unschuldigen Mittel zu Verschönerung seines Werkes zu gebrauchen, und wenn vielleicht an mancher ausgezeichneten Stelle, wo man eine etwas enthusiastische Beschreibung erwarten dürfte, eine geflissentliche Kürze und Vermeidung alles Malerischen auffallen muß, so entschädigt er an den meisten übrigen durch eine gedrängte und dennoch klare Uebersicht dessen, was den Leser ansprechen und seine Neugierde befriedigen kann. Der Styl ist angenehm, die Notizen nicht ermüdend, und das Ganze trägt das Gepräge der Wahrheit an sich. Besonders anziehend ist alles, was über Elba gesagt wird, wo der Verfasser sich von dem Gedanken aufgeregt fühlt, daß dieser kleine Raum ein Jahr lang der Aufenthalt und das Besitzthum des größten Mannes unseres Zeitalters gewesen sey. Er fand das Land wie die Bewohner der Beachtung und der Theilnahme würdig: „Der Menschenbeobachter, (sagt er S. 55), wird einen arbeitsamen, wiewohl ungebildeten Schlag von Leuten kennen lernen, bey welchem Gastfreundschaft, Unbefangenheit, Sanftmuth und Redlichkeit noch nicht zu den ganz seltenen Eigenschaften gehören. Allein man lasse einmal den Modezug durch die Insel gehen, und ich stehe gut dafür, es vergehen keine zwey Jahre, so wird man über die Schlechtigkeit und Habsucht der Elbaner klagen, wie man jezt über die der andern Italiener klagt. Immer noch hoffe ich auf die Maremmen und sehe in ihnen das wahre Bollwerk für die Genügsamkeit der Elbaner.“

Besonders ergriffen wurde der Reisende von der Aussicht auf dem Gipfel des Aetna, bey dessen Besteigung er zwar viele Mühseligkeiten erfahren, aber dann auch in dem einzigen lichten Momente eine vollständige Entschädigung erhalten hatte. Er drückt sich hierüber (S. 148) also aus: „So war er denn erfüllt dieser Wunsch meiner frühesten Jugend, erreicht einer der Hauptzwecke meiner Herreise aus der fernen Heymath! Ausgebreitet zu meinen Füßen sah ich ganz Sizilien bis zum fernen Lylibäum, von drey Meeren umflossen, nicht zwar im lieblichen Schmucke des Frühlings, sondern seiner Saaten beraubt und nackt. Die romantischen Vorgebirge und Buchten der ganzen Ostküste, von den ernsten Höhen Tauromaniums bis ans flache, bedeutungslose Capo Pafavo nebst den schmalen Erdzungen von Agosta und Syrakus, dann Siziliens größter Fluß, der alte Simethus und jetzige Giannetta, wie er gleich einem Silberfaden Katanions weite Ebenen durchschlängelt, der blanke, fischreiche See von Lentini, die pflanzenreichen Neborden, das binnenländische Enna, das wilde Thal von Bronte, wohin der Aetna seine meisten und schrecklichsten Laven sendet und im nahen Westen, die hohen Madonien-Gebirge bey Palermo im Fernen, im Norden die liparischen Inseln, welche gleichsam aus den Wellen empor zu wachsen schienen, das romantische Vorgebirg von Milazzo und im Osten die jenseitigen wilden Kalabrien, alles war in diesem Augenblicke geistig mein, ich herrschte, wie der schwebende Adler über Land und See, glaubte zu träumen und fühlte mich näher jener gewaltigen Urkraft, welche diese Erde so schön als wunderbar gestaltete und uns fähig machte, die Wohlthat zu empfinden.“

Sehr befriedigend und angenehm ist der lezte Abschnitt, der über Malta, das Wunderland längst vergangener Zeiten, und den Schauplatz gigantischer aus dem Dunkel der Vergangenheit mit eigenthümlichem Zauber hervorleuchtender Heldenthaten, einen ausführlichen Bericht erstattet, um so mehr, da selten einer aus der ungeheuren Zahl derjenigen, welche uns schon ihre wirklichen und geträumten Reisen nach Italien zum Besten gegeben haben, einen Absprung dahin gewagt hat, und wenn auch die Anspruchlosigkeit, welche der Verfasser von sich selbst rühmt, aus seiner Vorrede nicht ganz hervorzugehen scheint, so darf der Leser, welcher in dem ganzen Werke Genuß und Unterricht gefunden hat, demjenigen leicht einige Ansprüche verzeihen, der ihm diese beyden bey jeder Lektüre so nothwendigen Dinge zu verschaffen wußte.

Digitized by Google

N°. 33.

Literatur-Blatt.

Freitag, 24. April 1829.

Trauerspiele.

(Beschluß.)

Eben da ich im Begriff bin, meine Betrachtungen über die neuesten Trauerspiele für diesmal zu schließen, erscheint ein Werk, welches in der Form des Lustspiels die schlechten Trauerspiele parodirt, dessen Betrachtung also hier ganz am rechten Orte seyn dürfte.

13) Der romantische Oedipus. Lustspiel in fünf Akten von August Grafen von Platen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

Graf Platen ist ein rüstiger Kämpfer gegen die schlechten Tragöden, die in der jüngsten Zeit sich der Bühnenherrschaft bemeistert haben, und durch wechselseitige Lobhudeley sich eine Berühmtheit erkünsteln, die noch trauriger ist als die unverdiente Vergessenheit, welche so manchen bessern, aber anspruchsloseren Dichter trifft. Schon vor drey Jahren richtete Platen sein geistvolles Lustspiel „die verhängnißvolle Gabel“ (vergleiche Literaturblatt von 1826 Nr. 97) gegen Müllner; das vorliegende ist gegen Immermann gerichtet.

Wenn auch jeder Vernünftige, der nur einigermaßen im Stande ist, die jezt herrschenden Tragiker mit den großen Tragikern früherer Zeiten zu vergleichen, von der unverschämten Anmaßung der erstern empört werden muß, so scheint doch, den heroischen Müllner ausgenommen, kein Einziger als solcher bedeutend genug, um vorzugsweise zur Zielscheibe der Satyre zu dienen, und wir müssen allerdings fragen, warum Platen sich gerade Immermann ausgewählt hat? Hat nicht Immermann, wenn auch nur hin und wieder, manches Gute geschrieben? Verdient, daß er noch nie etwas Großes im Ganzen geleistet, eine so harte Rüge, so verdienen sie hundert andere nicht weniger. Oder hat Platen etwa gefürchtet, daß sich das deutsche Publikum von dem trefflichen Heine, dessen Sentimentalität zuweilen unwillkührlich ironisch wird, wie seine Ironie sentimental, im Ernst werde überreden lassen, sein Freund Immermann sey der größte Trauerspieldichter des neunzehnten Jahrhunderts? Nein, sein Unwillen gegen Immermann hat eine näher liegende Quelle. Er ist von Immermann beleidigt, mit dem Uebermuth, welcher der berühmt werdenden Mittelmäßigkeit eigen ist, verhöhnt worden, und dies hat Platen gereizt, ein Rachgedicht gegen ein Individuum zu schreiben, wo er nur ein Strafgedicht gegen die ganze Gattung hätte schreiben sollen. Dieser Umstand schadet dem sonst vortrefflichen Lustspiel ungemein. Personalsatyre erweckt immer einiges Mitleid mit dem Verspotteten und einigen Unwillen gegen den Spötter; aber was hier noch wichtiger ist, Immermann hat weder im schlimmen, noch im guten Sinne eine so ausgezeichnete literarische Persönlichkeit, daß ein Porträt derselben Interesse einflößen könnte, daß es nur der Mühe werth wäre, sich die alltäglichen Züge einzuprägen. Platen stellt uns daher in der That kein Bild von charakteristischer Eigenthümlichkeit, sondern nur das auf hundert deutsche Schriftsteller passende Bild eines anmaßenden Vielschreibers dar. Warum gibt er gerade diesem Einen den Vorzug und berechtigt ihn dadurch gewissermaßen, sich wirklich für wichtiger zu halten, als ein Dutzend Seinesgleichen?

Auch hat sich Graf Platen von seinem beleidigten Stolze zu weit führen lassen. Er mißhandelt auch Immermanns Freund, den Dichter Heine, der sich freylich auf die unbesonnenste Weise zu einem Lobhudler Immermanns hergegeben hat — und wenn je der Ausdruck Lobhudeley passend war, so ist er es hier — der aber dieser kleinen freundschaftlichen Schwachheit wegen keineswegs einen so boshaften, ja unanständigen Spott verdient hat, und dessen Gedichte ihm immer einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Humoristen sichern werden.

Der Uebermuth des Geistes ist gewiß nicht weniger zu tadeln, als der Uebermuth der Geistlosigkeit.

Scheiden wir diese Fehler aus, so ist in allem Uebrigen der romantische Oedipus ein tadelloses Kunstwerk von seltner Trefflichkeit. Platen hat sich diesmal in der Meisterschaft des Verses selbst überboten, und wo seine

Digitized by Google

Satyre nicht rein persönlich wird, wo sie den tragischen Unfug im Großen und Ganzen angreift, ist sie eben so sicher treffend und vernichtend, als würdig und vom edelsten Zorn diktirt.

Der Dichter führt das Publikum als redende Person ein, und versezt es in die Lüneburger Haide, wo der große Nimmermann von Seiten der Haidschnucken göttliche Verehrung genießt. Um ihm einen Beweis seines Talentes zu geben, führt Nimmermann vor dem Publikum eine seiner neuesten Tragödien, den ins Romantische übersezten Oedipus des Sophokles, auf, eine Quintessenz alles Abgeschmackten der modernen deutschen Trauerspiele, von Platen zu einer geistvollen Selbstpersiflage umgewandelt. Das Publikum ist anfangs sehr entzückt darüber, wird aber am Schluß durch den Verstand, der als ein „Erlirter aus Berlin“ auftritt, abtrünnig gemacht, und Nimmermann bleibt verlassen bey seinen Haidschnucken zurück. Dies ist die einfache Skizze eines Gemäldes, das sich im Großen durch eine treffliche Haltung und geschickte Gruppirung, im Einzelnen aber durch eine überreiche Menge von satyrischen Zügen und höchst gelungene Parodien auszeichnet und an das bekannte Bild von Ostade erinnert, in welchem eine Heerde Affen mit ernsten, ja tragischen Mienen das Treiben der Menschen nachäfft. Ueber das ganze Gedicht aber hat Platen den unnachahmlichen Reiz des Wohlklangs ausgegossen, der seine Verse vor denen aller jezt lebender Dichter auszeichnet und ihn den besten Dichtern des Alterthums an die Seite sezt. Schon Aristophanes machte seine Satyren dadurch so pikant, daß er die verkehrtesten und lächerlichsten Personen in einer sehr harmonischen Sprache reden ließ. Platen aber übertrifft ihn noch an Wohllaut, und dieser Wohllaut allein ist schon die bitterste Satyre gegen den Unsinn, den er darein kleidet. Man kann den Esel nicht lächerlicher machen, als wenn man ihm eine Löwenhaut umhängt.

Fragen wir aber: was wird diese Satyre nützen? so kann die Antwort wohl nur betrübend seyn. Das Publikum ist noch nicht auf dem Standpunkt, auf welchen es Platen versezt. Was hat die mächtige Schlegelsche Schule gegen Kotzebues Bühnendiktatur vermocht? Was wird ein aus der deutschen Theaterrevolution nach Italien emigrirter poetischer Graf gegen die zahlreichen Revolutionstribunale und Revolutionsarmeen ausrichten, welche die vaterländischen Bühnen fast ohne Ausnahme überschwemmen? Wer mag das Beyfallgeklatsch von dreyßig entzückten Parterres, von dreyßig verbrüderten Rezensiranstalten überschreyen? Es kommt noch dazu, daß die heutigen Trauerspieldichter sich keineswegs mehr, wie der selige Kotzebue, mit dem Beyfall der Menge begnügen, sondern sich auch theils von ihren kritischen Söldnern, theils in Selbstrezensionen ganz dreist für die ersten und größten Poeten des Jahrhunderts ausgeben, und sich zum Theil sogar wirklich dafür halten. Wenn die Dummheit in Begeisterung geräth, mit welchen Waffen will man sie bekämpfen? Ich bin überzeugt, man würde, wenn es darauf ankäme, eher den Shakespeare, als den Herrn Müllner überreden, daß er ein schlechter Dichter sey.

Es ist wohl schon der Fall gewesen, daß ein ganz unpoetisches Zeitalter, z. B. das Zeitalter Ludwigs XIV., sich für poetischer gehalten, als frühere durch und durch poetische Zeiten; allein erst unser Jahrhundert gibt uns das merkwürdige Beyspiel einer Ueberschätzung des Unpoetischen, während das Poetische dicht daneben allen vor Augen liegt. Noch niemals wagten es die seichtesten Köpfe, die leersten Herzen so dummdreist und in solcher Nähe sich über echte Dichter zu erheben. Oder in welcher Zeit, an welchem Ort würde je eine Miserabilität wie die des Dresdner Hell sich erfrecht haben, einem unsterblichen Dichter, wie Ludwig Tieck, die Spitze zu bieten? Und hat er nicht sogar in den Augen des Pöbels über ihn den Sieg davon getragen? Solche Triumphe waren unsrer Zeit allein vorbehalten.

Wenn wir indeß gerecht seyn wollen, so müssen wir eingestehn, daß die bessern Dichter zum Theil selbst an diesem Unfug ihrer Gegner Schuld sind, indem sie ihnen das Feld überlassen und sich selbst etwas zu vornehm vom praktischen Bühnenleben zurückgezogen haben. Ich bin weit entfernt, Dichtern wie Tieck, Schlegel, Arnim, Platen das Untheatralische ihrer dramatischen Werke zum Vorwurf zu machen. Ist doch auch Goethes Faust untheatralisch, und können doch sogar viele der trefflichsten Werke von Shakespeare, Calderon, sogar Holberg bey der jetzigen Versunkenheit des Theaters nicht mehr als theatralisch gelten. Allein jene geistvollen deutschen Dichter dürfen sich nun doch über ihr Mißgeschick nicht wundern. Sie haben, anstatt sich, unter solchen Umständen, mit einiger Selbstverläugnung zur Bühne herabzulassen, vielmehr die Kluft zwischen der Bühne und der echten Poesie geflissentlich erweitert, indem vor allen Tieck vom Standpunkt der erstern aus der leztern geradezu den Krieg erklärt hat. Die sich selbst überlassenen Bühnendichter fröhnen nun ungescheut ihrer Gemeinheit, und im Besitz der wirklichen Theater lachen sie nur über die armen Poetischen, deren zarte Spiele nur wie eine Fata Morgana in der Luft hängen.

Bis einmal wieder ein großer Dichter auftreten wird, welcher zugleich echte Poesie mit echter Bühnenpraxis verbindet, werden die unpraktischen Dramatiker, mögen sie auch noch so poetisch seyn, den praktischen nie den Rang ablaufen. Allein es wäre mindestens zu wünschen, daß sie so lange der Bühnengemeinheit zum Gegengewicht dienen möchten, damit die schlechtere Partey nicht ganz allein die Oberhand behalte. Die bessern Kritiker und der bessere Theil des Publikums sollten dieses Gegengewicht ver-

Digitized by Google

stärken. Wir haben doch hoffentlich noch nicht alle Scham vor der Nachwelt und Vorwelt verloren. Wie müßten wir uns schämen, wenn wieder ein großer Dichter erschiene, unterdeß die goldnen Kälber angebetet zu haben. Und gesezt, es käme nie wieder ein Shakespeare oder Schiller, müssen wir nicht vor den Manen dieser Alten selbst erröthen, wenn wir ruhig zusehen, wie sich unsre jüngsten Poeten dutzendweise für ihresgleichen halten?

Stillschweigende Verachtung reicht nicht aus. Hier ziemt offner Kampf, selbst auf die Gefahr hin, daß die frechen Emporkömmlinge in ihrer Erbosung die lezte ehrfurchtsvolle Scheu vor den echten Dichtern und vor der Poesie selbst abwerfen und auf ihre große Anzahl gestüzt einen ehrlosen Sieg erkämpfen, einen schamlosen Triumph fevern sollten. Besser dem Pöbel zum Spott werden, als selbst zum Pöbel zählen! In diesem Sinne hat Platen muthig und männlich gehandelt, indem er zu den Waffen griff, obgleich ihn der Zorn zu weit fortgerissen hat. Die Uebertreibung war zu natürlich, als daß sie nicht entschuldigt werden sollte. Ein Krieg kann kaum ohne Grausamkeit geführt werden, und zufällige Barbareyen hindern nicht, daß wir einen gerechten Krieg nicht für heilsam halten sollten. Ich tadle den Dichter nur im Einzelnen, trete aber im Ganzen unbedenklich auf seine Seite, und unterschreibe gern, was er S. 97 von sich selbst sagt:

Wenn streng der Poet, voll feurigen Spotts, der empor sich schraubenden Ohnmacht
Schwerfälligen Wahn, der platt, wie er ist, den begeisterten Schwärmer sogar noch
Will spielen, wie einst in die Saiten Apolls des Silens Maulesel hineingriff:
Wenn streng der Poet ihn strafte, verdient er den Dank und die Liebe der Mitwelt.

Wolfgang Menzel.

Lyrische Dichtkunst.

Aus dem Nachlasse der Fürstin Louise zu Wied. Ihren Verehrern gewidmet. Frankfurt a. M. Gedruckt mit Andreäischen Schriften. 1828. gr. 8. 219 S.

Die erlauchte Verfasserin dieser Gedichte, die Fürstin Marie Louise Wilhelmine zu Wied-Neuwied, geborne Gräfin von Sayn-Witgenstein-Berleburg, ward am 15. Mai 1747 geboren, wurde am 26. Jan. 1766 an den damaligen Erbgrafen Friedrich Carl von Wied-Neuwied vermählt, und ward Mutter von acht Kindern. In den Jahren 1802 bis 1804, nachdem der Fürst die Regierung niedergelegt hatte, verwaltete sie dieselbe für den damals abwesenden jungen Fürsten. Sie starb am 15. Nov. 1823.

Der Herausgeber ihres dem Fürsten Johann August Carl von Wied gewidmeten Nachlasses, Herr Dr. Bernstein, entwirft uns mit Worten, die das Gepräge der Wahrheit tragen, ein edles, Achtung erweckendes Bild dieser fürstlichen Dichterin: „Holde Anmuth," sagt er, „stille Würde und menschenfreundliche Milde erhoben ihre Schönheit in jüngern Jahren, und blieben der Matrone eigen bis in ihre lezten Lebenstage. Ihre irdische Hülle war ein würdiger Tempel eines sehr hohen und edeln Geistes. Mit Leichtigkeit eignete ihr heller Verstand sich an, was Kunst und Wissen ihr darbot, und in allem, was sie ergriff, machte sie überraschend schnelle Fortschritte.... Was auf Menschenwohl Einfluß hat, fesselte ihre Aufmerksamkeit, und überall offenbarte sich ihr schneller und richtiger, ernster und unbefangener Scharfblick. Sie besaß in einem seltenen Grade die Gabe mit Hohen und Niedern aller Klassen und Stände auf eine ihnen wohlthuende Weise sich zu unterhalten... Für frohe und schmerzliche Eindrücke sehr empfänglich, zeigte sie doch bey allem Wechsel der Schicksale eine wunderbare Herrschaft über sich selbst.... So weit sie entfernt war ihre innige Frömmigkeit zur Schau zu tragen, so wurde diese doch in ihrem ganzen Seyn, in allen ihren Lebensverhältnissen sichtbar. Sie nahm gern und auf eine geistreiche Weise Theil an heiterer Unterhaltung und war mit den Fröhlichen froh; aber auch nicht von Ferne durfte diesen Kreisen etwas nahen, was Sittlichkeit verlezte, das Heilige entweihte, oder einem Herzen wehe thun konnte..... Selbst geistig gebildet, achtete und ehrte sie jeden geistigen Werth; (wie sie) selbst rein und edel (war, so) gewann der Edle und Redliche leicht ihr Vertrauen....."

Diese Schilderung wird durch die nachfolgende Sammlung nicht Lügen gestraft; allenthalben offenbart sich in ihr eine reine, edle Seele, eine Hoheit der Gesinnung, die unabhängig ist von der Würde ihres Standes, ja von dieser lezteren nichts zu wissen scheint; es sind Gedichte, wie sie wohl die mäßige Bildung eines unbefangenen Mädchens aus den mittlern Ständen hier und dort vor fünfzig Jahren erzeugt haben mag; sie tragen die allgemeine Physiognomie der Periode, die der großen Umbildung unserer schönen Literatur voranging; die späteren zeigen auch einige Spuren dieser Umwälzung selbst; alle sind der ungeschminkte Ausdruck des Nachdenkens und Gefühls in gewohnter Form; aber der edle Sinn, der aus allen gleichmäßig spricht, adelt auch das Gewohnte, und die strenge Wahrhaftigkeit, die man diesen Oden und Liedern auf der Stirn ansieht, macht einen, dem ästhetischen wenigsten analogen Eindruck.

Der Herausgeber selbst äußert sich mit vieler Mäßigung über die dichterischen Bemühungen der Fürstin. Sie selbst urtheilte sehr bescheiden von ihren Arbeiten... Nicht für das große Publikum, nur für den kleinen Kreis, in dem sie so freundlich und segnend wirkte, schrieb und dichtete sie. — Wir legen darum auch dem in dieser Sammlung Mitgetheilten weder hohen poetischen Werth noch strenge

Digitized by Google

Korrektheit bey; und nicht die Reihe der Meisterwerke deutscher Dichter glauben wir durch sie zu vermehren. Aber fest halten wir uns überzeugt, daß wir den zahlreichen Verehrern der unvergeßlichen Fürstin, und vielen selbst, die sie persönlich zu kennen nicht das Glück hatten, durch diese Sammlung eine sehr willkommene Gabe darreichen... Mag die Kunst an diesen Gedichten hie und da zu tadeln finden: wahrlich keiner, dessen Herz heilige Menschenliebe und frommen Glauben nährt, wird sie lesen, ohne den innigen Wunsch: möchte der reine freundliche, fromme Geist, der aus diesen Gedichten spricht, alle Frauen des deutschen Vaterlandes heiligen!

In Beziehung auf diesen reinen und frommen Geist zeichnen wir besonders aus: „Auf meiner Tochter Louise Geburtstag 1791.“ Hier der schöne Schluß des leichten und anmuthigen Liedes, dessen sämmtliche Verse balladenartig mit: Wieschen von Weda anheben:

„Wieschen von Weda, die Graziengestalt
Sicher vor Krankheit und Altersgewalt
Ist der nach oben gerichtete Sinn,
Niedriges zieht ihn zum Staube nicht hin.
Wieschen von Weda, so rage empor!
Kronen am Ziele — sie strahlen dir vor.

Wieschen von Weda, so muß ich dich sehn
Schimmern und lächeln, um nie zu vergehn!
Reif zur Vollendung durch irdische Nacht,
Unter dem Auge, das Welten bewacht!
Wieschen von Weda, macht Tugend dich schön —
Wohl dir, die Schminke wird Alter erhöh'n.

Wer sollte die Fürstentochter nicht glücklich preisen, die einer Mutter von solcher Gesinnung ihre Erziehung verdankte? Gleicher Adel der Empfindung beseelt auch die andern ernsten Gedichte der Sammlung; durch Würde des Tones oder Anmuth der Sprache ragen noch hervor: „Mitgefühl“ S. 10. „Der letzte Schritt.“ S. 41. „Wechsel überall.“ S. 73. „Bey Gelegenheit, wo eine Leiche unsern eines Schauspielsaales lag.“ S. 137. „An Louise.“ S. 139. Am Neujahrstage 1796.“ S. 141. „Vollendung.“ S. 163. „An Gott, den Schicksalslenker 1792.“ S. 176. „Das Rosenfest.“ S. 113. Von den zahlreichen Uebersetzungen sind die zwey Gedichte Lamartine's, „das Gebet“ und „der Mensch“ ebensowohl Zeugen eines ausgezeichneten Sprachtalents, als eines bis ins hohe Alter empfänglichen Dichtersinnes der mehr als 70jährigen Bearbeiterin.

Aber höher als alle diese Gedichte stehen die prosaischen Zugaben, die ihre Vorhalle bilden: drey Briefe der Verewigten, der erste „an ihren in Militärdienste abgehenden Sohn,“ der zweyte „an ihren blessirten dem Tode nahen Sohn,“ der dritte „über einen in Spanien gebliebenen Sohn;“ an den frühern Erzieher des Prinzen. Bey Abfassung von Gedichten denkt man immer mehr oder weniger an Oeffentlichkeit; der Schluß vom Ausdrucke sittlicher Gefühle in ihnen auf die Gesinnung und den Charakter ist daher nie ganz sicher. In solchen Briefen aber gibt sich der ganze Mensch, ohne durch die Form beengt, und durch Nebenabsichten verwandelt zu seyn, wie er ist; und so beglaubigen denn auch erst diese Briefe jene Gedichte; sie sind der unmittelbare Ausdruck eines von der Glorie sittlicher Schönheit verklärten Geistes. Wir können uns nicht enthalten, mit einigen Stellen des ersten Briefes, welcher Belehrungen enthält, deren Inhalt und Styl an das schöne attische Sittenbüchlein des Isocrates an Demonicus erinnert, diese kurze Beurtheilung zu beschließen.

„Beynahe in allen Ländern meint man, es gehöre zum Soldatenrock, über Gott und Religion zu spotten. Aber dennoch gibt es in allen Diensten und Verhältnissen edle und gescheite Leute, die sich mitten in der verderbtesten Gesellschaft, mitten im thörichten Hausen der Lacher durch Ehrfurcht gegen das große, gute Wesen, dem sie Alles, also auch den Menschenverstand (den Andere gebrauchen, ihn auszuspotten und wegzuläugnen) zu verdanken haben. Sey du, lieber, guter Jüngling, einer von diesen wenigen Klugen und Geschätzten. Laß den Gedanken an den Allgegenwärtigen Zeugen aller deiner Gedanken und Handlungen dir nie fremd, und noch viel weniger furchtbar werden. Er schützt dich vor Entehrung deiner selbst, macht dir das Leben schön, zum wahren Segen, und den Tod — er komme wann er wolle — zum Freund und Beförderer höherer Glückseligkeit.....

Einen Fehler, Theurer! hast du an dir, der dir in deiner neuen Lage oft Verdruß zuziehen kann; es ist der, worüber deine treue Mutter dich schon manchmal tadelte — die Unvollkommenheiten des Andern nämlich so gern und lächerlich hervorzuziehen — es ist das, was mit mehrerer Strenge man Afterreden heißt. O Lieber! entwöhne dich davon! Denke ernsthafter als bisher, scherze nicht immer, und sieh das Gute und Edle am Nebenmenschen. Hebe es hervor, rede davon, das ist gottgefällig und macht auch bey Menschen beliebt.....

Vor Lastern brauche ich den sich seiner Menschenwürde bewußten Jüngling nicht zu warnen. Du weißt, wie unglücklich die Wollust macht, und wie gefährlich der erste Schritt dazu ist. Fliehe wie die Pest Alles, was dazu Gelegenheit gibt. Lies keine schädliche, verführerische Schriften; verabscheue den Müssiggang. Du hast gelernt, dich zu beschäftigen; übe deine Talente und bereichere deine Einsichten. Arbeite täglich für Kopf und Herz: Verlebe nicht in ewigem Scherz und Gedankenlosigkeit deine Tage. Gewöhne dich bey Schlafengehen die Geschäfte und Gedanken und Thaten des Tages zu überdenken. Ueberhaupt suche in allem Guten zu wachsen. Wer nicht vor sich geht, geht zurück. Es gibt, wie du weißt, keinen moralischen Stillestand.“

So schrieb an ihren Sohn eine deutsche Fürstin, die erzogen ward, als das Jahrhundert Ludwigs des Fünfzehnten die Leuchte der deutschen Höfe war! Wenn man diese Briefe durchlesen, so ruht der Blick mit Rührung auf dem Bilde der hohen Frau, welches dieser Sammlung voransteht. — Flava pia anima!

Digitized by Google

N°. 34.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 28. April 1829.

Die Leipziger Büchermesse von Ostern 1829.

Die diesjährige Ostermesse bringt beynahe dreyhundert Werke weniger als die vorjährige, und somit ist die seit vielen Jahren steigende Progression der Bücherzahl auf einmal unterbrochen. Die Ursache kann wohl nur eine zufällige, vielleicht versäumtes Einrücken von Büchertiteln, seyn. Die nächste Herbstmesse muß entscheiden, ob das Jahr 1829 wirklich an Büchern weniger produktiv seyn wird, als das vorige.

Der Meßkatalog enthält im Ganzen 3614 Artikel (der von Ostern 1828 enthielt 3885). Darunter sind 2568 fertig gewordene Werke in deutscher und in alten Sprachen; 85 Werke in neuen fremden Sprachen, die aber in deutschen Buchhandlungen erschienen sind; 180 Romane und 40 Schauspiele, zusammen 2871 fertig gewordene, in deutschem Verlag erschienene Bücher. Hierzu kommen noch 95 Landcharten, 53 musikalische Werke, 259 ausländische Kommissionsartikel und 356 im Voraus angekündigte Werke. Die meisten Verlagsartikel zählen: Franckh in Stuttgart 59, Reimer in Berlin 53, Basse in Quedlinburg 49, Hartmann in Leipzig 43, Industrie-Comptoir in Weimar 38, Campe in Nürnberg 35, Hennings in Gotha 35, Hilscher in Dresden 31, Enobloch in Leipzig 30.

Daß man sich aber auf diese Angaben nicht völlig verlassen kann, daß mancherley Mißverständnisse bey der Anfertigung des Meßkatalogs obwalten, davonmögen unter andern folgende Umstände Beweise liefern. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung vermißt folgende, von ihr eingesandte, aber im Katalog nicht abgedruckte Artikel:

Hain, Repertorium II. 1r.
Vonstetten, Philosophie der Erfahrung, zwey Theile.
Fernow, ital. Sprachlehre, zwey Theile, dritte Aufl.
Mistelhueber, über die Nothwendigkeit der Errichtung von Arbeits- und Erziehungsanstalten ganz verwahrloster Kinder.
Abhandlungen, naturwissenschaftliche. III. 1. 2.
Arndt, E., Israelitische Gedichte.

Ihren Einsendungen für den Meßkatalog nach beträgt die Zahl ihrer Fortsetzungen 29
— Neuigkeiten 35
zusammen 64;
rechnet man hiezu die Neuigkeiten der lit.-art. Anstalt ihrer Commandite zu München mit . . . 14
so beträgt dies im Ganzen . . . . . 78.

Dagegen kommt ein Werk von Justinus Kerner im vorliegenden Meßkatalog zweymal vor, einmal als fertig, das zweytemal als künftig. Auch herrscht noch immer der Uebelstand, daß unter den für die Zukunft versprochenen Werken die nämlichen Bücher zuweilen vier- oder fünfmal in den auf einander folgenden Meßkatalogen wiederholt vorkommen. Dies ist unter andern bey Schleyermachers christlichem Glauben und Festpredigten, bey der Fortsetzung von Tiecks Aufruhr in den Cevennen, überhaupt bey Reimer'schen Verlagsartikeln der Fall, und wenn Herr Reimer mit Recht in seinen, dem Meßkatalog beygefügten Erklärungen gegen die doppelte Einrückung fertiger Bücher sich verwahrt, sollte er doch auch gegen die allzu häufigen Wiederholungen der künftigen Bücher strenger seyn. — Zu den in der neuern Zeit mehr als sonst überhand nehmenden Mißbräuchen gehört auch, daß der Meßkatalog so viele Werke bereits als erschienen angibt, die noch nicht gedruckt, zum Theil noch nicht geschrieben sind. Exempla sunt odiosa. Ich könnte deren auch in dem vorliegenden Kataloge nachweisen. Einige Verleger setzen die Titel noch nicht erschienener Werke blos versuchsweise in den Katalog, um aus den erfolgenden Bestellungen zu ersehn, ob das Werk, wenn sie es wirklich drucken ließen, auch Abgang finden würde. Lassen sich dann die Bestellungen gut an, so kommt das Buch vielleicht in Jahr und Tag heraus, und die Besteller müssen so lange warten. Gehn aber wenig Bestellungen ein, so erscheint häufig das angezeigte Buch gar nicht, obgleich es als längst erschienen im Meßkatalog steht. So wird nicht nur das Publikum, sondern es werden auch die Sortimentshandlungen von den Verlagshandlungen getäuscht. Könnten die Herren in ihren Zusammenkünften in Leipzig gegen solche grobe Mißbräuche nicht Vorkehrungen treffen? — Bey dieser

Digitized by Google

Gelegenheit scheint es auch passend, wieder einmal daran zu erinnern, daß die Rubriken des Meßkatalogs schlecht gewählt sind. Es wäre doch wohl schicklich, die ausländischen Kommissionsartikel in eine besondere Abtheilung zusammenzustellen, anstatt sie mit den einheimischen Verlagsartikeln bunt zu vermischen, und schicklich, die fertigen Werke nach den Realfächern, statt nach den Sprachen abzutheilen. Es wäre vielleicht an acht Fächern genug: Theologie, Philosophie, Staats- und Rechtswissenschaft, Geschichte, Naturwissenschaft, Gewerbe, Kunst und Poesie, vermischte Schriften. Man hätte dann wenigstens eine Uebersicht über die wichtigsten literarischen Gebiete, während jezt der Meßkatalog nur ein buntes Chaos darbietet.

So weit man aus bloßen Titeln schließen kann, ist die literarische Ausbeute des lezten Semesters nicht in allen Fächern gleich reichhaltig. Es kommen viele neue Schriftstellernamen im Meßkatalog vor, von denen wir im Voraus nur das Beste erwarten wollen, aber noch nicht nachweisen können. Indem wir uns nach der Gewohnheit dieser Blätter nur auf die Literaturzweige beschränken, die dem größeren Publikum interessant seyn müssen, also die strengen Fakultätswissenschaften ausschließen, heben wir folgende Erscheinungen hervor.

Unter den Schriften von religiösem Inhalt werden einige neue Auflagen ausgezeichneter Werke von Schleyermacher (der christliche Glaube, Monologen ꝛc.) und bereits eine dreyzehnte Auflage der berühmten Stunden der Andacht angekündigt; ferner ein allem Vermuthen nach sehr interessantes Werk des beliebten Arztes nud Dichters Justinus Kerner: die Seherin von Prevost, worin wir das religiös-philosophische System einer merkwürdigen Somnambule zu erwarten haben. Unter den philosophischen Werken finden wir die neue Ausgabe einer Schrift von Baco, Herbarts Metaphysik, mehrere Schriften gegen Hegel, unter andern eine von Schubarth, dem bekannten Beurtheiler Goethes, und zwey Geschichten der Philosophie, von Rixner und Ritter. Im Voraus wird noch angekündigt eine Geschichte der Philosophie von Ast, eine Geschichte der scholastischen Philosophie von Hillebrandt, eine Logik von Trorler, eine Geschichte der Seele von Schubert, und eine zweyte Auflage der Oken'schen Naturphilosophie, so daß die philosophische Literatur diesmal verhältnißmäßig und in Vergleich mit frühern Semestern sehr reichhaltig und ausgezeichnet ist.

Auch die Geschichtsliteratur bietet manches Bedeutende dar, z. B. den vierten Band der Geschichte der Osmanen von Hammer, den vierten der Geschichte des Städtewesens im Mittelalter von Hüllmann, den dritten von Buchholz Geschichte Napoleons, den dritten von Mailaths Geschichte der Magyaren, eine Geschichte der Ommijaden in Spanien von Aschbach, eine Geschichte der Ostmongolen von Sanang Setsen, herausgegeben von J. J. Schmidt, Originalbriefe von Wallenstein, Huberts Geschichte des Cid, Uebersetzungen von Lameths Geschichte der gesetzgebenden Versammlung, Deppings Heerzüge der Normannen, Bottas Geschichte von Italien, Jomini, Bausset, Ludwig Bonaparte über Walter Scotts Geschichte Napoleons ꝛc., endlich eine neunte Auflage von Kohlrauschs deutscher Geschichte und eine sechste von Beckers Weltgeschichte. Versprochen wird noch: von Thibaudeaus Geschichte Napoleons der sechste bis achte Band, von Niebuhrs römischer Geschichte der zweyte und dritte Band der zweyten Auflage, eine dritte Auflage von Mannerts Geographie der Griechen und Römer, eine Geschichte Indiens von John und Retchie, und eine Geschichte der Empörung der Mauren in Granada von Mendoza. Unter den Biographien bemerken wir die Memoiren von Vidocq, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Cannings, Franklins Leben, das Leben des berühmten Schauspielers Devrient, ferner Biographien von Thomas Morus, Paul Gerhard ꝛc. Unter den staats- und rechtswissenschaftlichen Werken finden sich mehrere über Baierns Verfassung und Landstände, z. B. von Behr, Graf Benzel-Sternau und Freyherrn von Freyberg, ferner Malchus Finanzwissenschaft, zwey Uebersetzungen von Says Nationalökonomie und der fünfte Theil des berühmten Werks von Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Unter den naturwissenschaftlichen Werken zeichnen wir aus: Cuviers Geschichte der Fortschritte der Naturwissenschaften; ferner einige Reisen von Rugendas nach Brasilien, von Beauclere nach Marocco, von Berggren in Europa und Asien, Escarlovic Gemälde von Ungarn ꝛc.

Ueber Kunst und Literatur ist wieder manches Bedeutende geschrieben worden. Wir erhalten Solgers Vorlesungen über Aesthetik, herausgegeben von Heyse, den dritten Theil der berühmten deutschen Grammatik von Jakob Grimm, eine älteste Geschichte der deutschen Poesie von Wilhelm Grimm, den zweyten Theil der Vorschule Shakespeares von Tieck, Diez Leben der Troubadours, Wachlers Leben und Wirken der Literatur, zunächst in Beziehung auf Deutschlands Literatur unsrer Zeit, eine zweyte Auflage von Passows griechischer und römischer Literatur, Bärmanns Assonanzen der deutschen Sprache ꝛc.

Was die poetischen Werke betrifft, so sind dieselben durch ein seltnes Kleinod ausgezeichnet, nämlich durch die Gedichte des Königs Ludwig von Bayern, und sie allein würden dieses Jahr in der Geschichte der Poesie unsterblich machen, wenn wir auch nicht noch einige andere bedeutende Dichterwerke zugleich erhalten hätten. Jeder Freund der Poesie wird mit Vergnügen bemerken, daß bereits eine vierte Auflage der trefflichen Gedichte Uhlands angekündigt ist. Wir bemerken ferner den zweyten Band der Gedichte von Gustav Schwab, den dritten von Heines Reisebildern, eine Sammlung der Gedichte und

Digitized by Google

Uebersetzungen von Gries. Uebrigens sind diesmal unvergleichlich weniger lyrische Gedichtsammlungen angezeigt, als früher. Unter den wenigen epischen Gedichten finden wir Oehlenschlägers Götter des Nordens. Unter den Uebersetzungen: eine dritte Auflage des Don Quixote von Tieck, den Roman des Fierabras von Bekker, Napoleon in Aegypten nach Barthelemy und Mery von G. Schwab, Thomas Moores Liebe der Engel, Coopers Nordamerikaner, Victor Hugos lezter Tag eines Verurtheilten, Bug Jargal und Notre Dame in Paris, und fortgesezte Uebersetzungen von Lord Byron, Chateaubriand, Florian, Voltaire, Boccaccio, Lady Morgan, Walter Scott, einiges von Horaz Smith, Pigault Lebrun, Frau von Staël ꝛc. Unter den deutschen Romanen ist uns eine dritte Auflage der Fiormona von Heinse (?) aufgefallen, ferner eine zweyte Auflage des Bastard und zwey Novellensammlungen von Spindler. Ueberdies haben folgende Herrn und Damen Romane oder Novellen geliefert: Freyherr von Bilderbeck, W. Blumenhagen, Bronikowsky, Frau von Fouqué, Wilhelmine von Gersdorf, Henriette Hanke, Herloßsohn, Elise und Henriette von Hohenhausen, Kind, Krug von Nidda, Kruse, Langbein, Laun, Leßmann, Friederike Lohmann, W. von Lüdemann, Manfred, Sophie May, Müchler, Müllner, Prätzel, A. von Schaden, Leopold Schefer, Schilling, Amalie Schoppe, Graf von Soden, A. von Tromlitz, Julius von Voß, Wolff, Caroline von Woltmann, der übrigen nicht zu gedenken. Auch sind zwey neue Almanache angekündigt, von A. Wendt und von Spindler. — Unter den dramatischen Werken bemerken wir den siebenten Band der Uebersetzung des Calderon von Gries, das Theater der Hindus nach der englischen Uebersetzung, Fortsetzungen der Voß'schen und Mayer'schen Shakespeare-Uebersetzung, Fortsetzung der neuen Ausgabe der Kotzebue'schen Stücke, die Schauspiele von E. von Schenk, den romantischen Oedipus vom Grafen Platen, Rübezahl von W. Menzel, die Geschwister von Rimini von E. Arndt, Castellis dramatisches Sträußchen, Deinhardsteins Hans Sachs, Grabbes Friedrich Barbarossa (woran sich eine ganze Reihenfolge von Trauerspielen, die Geschichte der Hohenstaufen darstellend, anschließen soll), Immermanns Schule der Frommen, der Dichter und der Uebersetzer von Maltitz, Anna Bullen von Waiblinger, den zwölften Band der neuesten Schauspiele von Johanna von Weissenthurn ꝛc.

Gesammtausgaben sind theils begonnen, theils fortgesezt von folgenden berühmten Schriftstellern: Goethe, Schiller (in einer neuen Ausgabe in Einem Band), Herder, Tieck, Börne, Hippel, Ulrich Hegner, Spittler, Krug, Carl Maria von Weber, Matthisson, Tiedge, Caroline Pichler, Saphir. Hieran schließen sich noch der dritte und vierte Band des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe, der Briefwechsel von Georg Forster, eine Auswahl aus den Schriften des Galler von Kaisersberg.

Als Kuriosa möchten wir noch anführen: Rheinauers Entdeckung der Quadratur des Zirkels und Frankens Kunst, die Galopade zu tanzen. Auch verdient als Seltenheit erwähnt zu werden, daß sich einmal ein deutscher Schriftsteller gefunden hat, dessen Namen mit dem Y anfängt, nämlich: Yelin.

Lyrische Dichtkunst.

Kleine lyrische Werke von Leopold Schefer. Zweyte Ausgabe. Frankfurt am Main, bey Brönner. 1828. IV und 329 S. 8.

Wir treffen hier auf einen Dichter, der unstreitig das poetische Grundvermögen, die Phantasie, in hohem Grade besizt, und der dieses als erfindungsreicher Erzähler in Novellen geübt hat, die so wohl aufgenommen worden sind, daß der Verf. sich berechtigt glaubt, auch diesen Dichtungen den Namen kleiner lyrischer Werke zu geben. Diesen Titel wird aber die vorliegende Sammlung einst in der Geschichte der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts schwerlich führen. Denn von Werken eines Dichters verlangt die Kritik zum wenigsten zweyerley: Vollendung der Form, und Einheit des Tones. Aber beyde sind in Herrn Schefers Gedichten keineswegs herrschend. Herameter zu hunderten, wie folgende:

Jeglichem gibst du etwas zu lieben, etwas zu beweinen
. . . . . .
Wie ein unmündiges Kind, dem die liebenden Eltern dahin sind,
Der Großmutter verbleibt . . . . . .
Daß sie begnügt, ohn' Angst, ihre kleine Geschäfte vollbringen

und Distichen zu fünfzigen wie:

Freylich in Einer umarmst du sie Alle, doch ist Jede neue
Andre, dann auch noch gleich Allen! o vielfaches All!

sind wahrlich keine Theile von Werken. Die antiken Erbsenmaaße können, wie fremde Pflanzen in botanischen Gärten, nur dann Glück bey uns machen, wenn sie in einer Vollkommenheit erzeugt werden, wie sie die ferne Heimath vielleicht selbst nicht zeigt; verkrüppelte Seltenheiten sind keine. Auch in den andern Gedichten hat es der Verf. mit der Form zu wenig genau genommen, den Reim sehr häufig verschmäht, oder sehr willkührlich angewendet, kurz die Bequemlichkeit des Prosaisten nicht verläugnen können. Eben so wenig herrscht in seinen Produktionen Einheit des Tons; wir wollen nicht einmal Eigenthümlichkeit verlangen; denn es kann ein Dichter einer Schule angehö- in derselben ganz nach einem fremden Muster ge-

Digitized by Google

№. 27.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 2. April 1829.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

(Fortsetzung von Nr. 22.)

Plastik.

Nur mit Scheu betrat ich, und zwar zulezt, die Halle, wo in wohlgedachter Anordnung die Werke der Plastik aufgestellt, zu gesammelt stiller Beschauung einluden.

Wenn von Jugend auf der erwachende Kunstsinn mit Werken des Pinsels genährt, in treuer und liebevoller Nachahmung, mit dem Trefflichsten der verschiedensten Schulen vertraut, hiedurch beym Urtheil über neue Leistungen sich unterstüzt fühlt, sieht hier der Betrachtende sich von den früheren Führern verlassen, und es bleiben ihm nächst dem regen Gefühl für das Schöne nur die allgemeinen Maximen zur Leitung durch ein ganz verschiedenes Kunstgebiet. So dürfte Schreiberin dieses vielleicht minder das Bekenntniß scheuen: daß sie bisher noch immer einem Bericht über die Werke der Plastik ausgewichen, lediglich aus der Ueberzeugung, die selbst Diderot in seinen, durch Geist [illegible] rfe der Beobachtung berühmten Salons [illegible] es schwerer sey, ein Urtheil über die Leistungen [illegible] ildhauers, als über die des Malers zu fällen.

Hier kann nichts Oberflächliches bestechen, Praktik nicht die höhere Kunstwahrheit ersetzen, und Diderot's in jenem Werke ausgesprochene Worte standen, indem ich diese ernste Region betrat, hell vor mein Gedächtniß: „Wenn es erlaubt ist, sich des Pinsels zu bedienen, um auf die Leinwand einen flüchtigen Gedanken hinzuwerfen, den der Augenblick erschafft, der nächste Hauch verwischen kann, so ist's ein Anderes mit Werken des Meisels, wo der Künstler, indem er seinen Gedanken dem harten, widerspenstigen Stoff vertraut, welcher ihm ewige Dauer verheißt, eine eigenthümliche und edle Wahl zu treffen hat. Die Plastik sezt eine beharrlichere und tiefere Begeisterung voraus, ein größeres Maaß jener schaffenden Phantasie, die nach Außen ruhig, ein bedecktes Feuer nach Innen lodert. Die Muse der Skulptur ist eine gewaltige, aber schweigsame und geheimnißvolle *).

Und von diesem Standpunkt aus betrachtet, wie vielsagend blicken mich schon die nächsten Kunstgebilde an! Dem einzigen Mittelfenster zunächst, von woher der geräumige Saal die Beleuchtung empfängt, treten wir zwischen die auf Säulenschäften stehenden Marmorbüsten Sr. Maj. des Königs und Sr. Königl. Hoheit, des Kronprinzen von Preußen, beyde von Rauch's Meisterhand. In der ersten erblicken wir, sowohl die Kunst als ihren Gegenstand auf einem Punkte, welcher den Zenith eines zur herrlichsten Reife gediehenen Lebens in voller harmonischer Kraft jedem Beschauer zu erfreulichster Bewunderung offenbart. Wenn es wohl bey bedeutenden Individuen öfters bemerkt worden, daß die Jahre sie verschönern, so findet dies recht eigentlich hier seine Anwendung, wo in den Zügen des allverehrten Monarchen das Gepräge väterlicher Milde sich jenem Ernst des Charakters vermählt, der auf dem edelsten Bewußtseyn ruhend, eine über alle Zufälligkeiten erhabene Harmonie des Willens mit der Ueberzeugung kund gibt. Es wäre interessant, die zu verschiedenen Epochen verfertigten Büsten des Königs neben einander zu betrachten, wo jedem Unbefangenen sich wohl einleuchtend darthäte, wie die Erfahrungen von Leid und Glück sich zum Ausdruck kräftigst hoher Zuversicht auf diesem wahrhaft königlichen Angesicht verklärt.

Geistvolle Heiterkeit spricht uns in den bewegten Zügen der zweyten Büste, durch einen schwärmerischen Anflug über Stirn und Augen hier in höchster Anmuth, seelenvoll und herzgewinnend an.

Ganz verschieden und doch von gleicher Meisterschaft hält Spontini's Büste, ebenfalls von Marmor, so treu als geistreich dessen Persönlichkeit für späte Zeiten fest. Wie schwer auch die Behandlung der an sich edlen, aber hageren Gesichtsbildung, so wußte der Künstler doch jenen

*) Oeuvres de Diderot. T. XIII. Salon de l'année 1765. p. 287 — 88.

Digitized by Google

Zug um Aug' und Lippen festzuhalten, der die Süßigkeit der Töne auch bey Gluck's Büste (von Hudon), des Componisten Sinn umschwebend, uns nachempfinden läßt. Ein natürlich leichter Fall des Haares über die hohe zurückweichende Stirn verschönt die sonst schwierig darzustellende Form des Schädels, an dem sich der gemischte Nationalcharakter auffallend darthut.

Deutsche Kraft, das heißt, die stille Macht des frommen Willens, prägt dagegen ihren geistigen Adel auf die schlichten, fast stumpf zu nennenden Züge des menschenfreundlichen Franke, dessen für Halle bestimmtes Denkmal von Bronze hier den Vater der Waisen zwischen zweyen seiner Schützlinge darstellt, wie er im tief herabfallenden Chorrock, das Studierkäppchen auf glatt gekämmtem Haar, mit der Rechten nach Oben, dem Schutz und Hort aller Unmündigen zeigend, die linke Hand sanft auf des Mägdleins Haupt sinken läßt, das nach ihm vertraulich aufblickend, die kleinen Hände zum Dankgebet erhebt. Wenn der Künstler uns den Knaben mit gedrungenen Zügen, das Buch unterm Arm, schon auf dem Weg begriffen zeigt, durch Fleiß und Wissenschaft der fremden kalten Welt ein spärlich Unterkommen abzutrotzen, läßt er hier die Hülflosigkeit des schwächeren Geschlechtes, wie in rührender Ahndung, an dem zarten, der liebend häuslichen Pflege mehr bedürftigen Mädchen sehen. Ein schöner Abguß, welchen Prof. Rauch hievon dem weiblichen Wohlthätigkeitsverein freundlichst geschenkt, ließ bey Betrachtung dieser lieblichen Kindergestalt in der Schreiberin zugleich den Wunsch entstehen, daß dieselbe doch im Familienkreise oft auf häuslichen Altar gestellt, die glücklicheren Kinder dort an die Gespielen mahnen möge, die des Vaters Schutz, der Mutter Herz entbehrend, ein geheiligtes Anrecht auf den Beystand ihrer Mitgebornen haben. So wie diese edel schöne, etwas über Lebensgröße gehaltene Gruppe, gleich frey vom Frömmelnden, wie vom Sentimentalen, alles Wahre und Menschliche in uns aufregt, darf jeder hoffen, daß sie eine Zierde des Ortes, für den sie bestimmt, zugleich der stillberedte Mahner an die Wohlthätigkeit derer bleiben werde, welche durch Kunstgefühl veredelte Eindrücke zu empfangen fähig sind.

Eine gleich ehrenvolle, jedoch offenbar schwierigere Aufgabe erhielt Prof. Rauch in dem Auftrage: Albrecht Dürers Standbild für des Künstlers Vaterstadt auszuführen, wovon wir vorerst neben einer kleinen Skizze in Gyps, dieselbe auch in Bronze von Vollgold ciselirt sahen. So wahr und edel der schöne, nach Dürers von ihm selbst gemalten Bildniß entworfene Kopf in ausdrucksvoller Einfalt den Beschauer anblickt, störte doch, vielleicht auf individuelles Gefühl begründet, die stattliche Prunktracht hier den reinen Einklang des Bestehenden mit der selbstgehegten Vorstellung. So mochte Dürer allerdings im kostbar schweren, mit Pelz verbrämten Mantel vor Fürsten und Herren erscheinen, die langen Oberärmel kunstvoll befestigt, bis an's Knie herabhängend. Doch das ist nimmer Meister Albrecht, der im Erker jenes Hauses, das des künftigen Beschauers Blicken als Hintergrund für sein Standbild dort begegnet, still und emsig einst sich mühte. Die schlichtere Kleidung, wie sie den Künstler bey der lieben, selten nur verlassenen Staffeley schicklich, doch bequem umgab, verstattete dem Künstler auch dabey größere Freyheit der Bewegung, da im Gegentheil das Prachtgewand nur steife Förmlichkeit bedingt, dem Kanzler oder Bürgermeister, nicht aber dem Maler angemessen, der, wenn er seiner engen, drückenden Häuslichkeit entschlüpfte, gern des Lebens leichtere Seite sich besah. So erhielte, nach unserm unmaßgeblichen Dafürhalten, auch das von Heidloff zu Nürnberg im altdeutschen Geschmack geistreich erfundene Fußgestell erst seine volle Bedeutung, wo Dürers edle Freunde, im Federbaret mit ritterlichem Mantel bekleidet, an den vier Ecken angebracht, des Künstlers innere Herrlichkeit bekunden, den jene Männer bewundernd einst geliebt.

Schon muß es genügen, daß Rauch selbst es nicht bey dem mit Lorbeer umgebenen Pinsel bewenden lassen will, den er der Skizze vorerst in die Hand gegeben, und wenn jeder Deutsche es mit empfindet, daß hier ein weit ausgedehnteres Gebiet des schaffenden Vermögens anzudeuten bleibt, so leben wir der Hoffnung, daß der Künstler, bald dahin versetzt, von woher der Beschluß zu diesem Denkmal ausgegangen, in Berath mit jenem königlichen Kunstfreund die Bezeichnung finden werde, welche Dürers reichen, tiefen Genius und dessen vielseitige Leistungen in seinem Standbilde für alle Zeiten und Geschlechter vollgenügend ausspricht.

Noch ein anderes Werk, von demselben hohen Freund der Künste hervorgerufen, stand die kolossale Marmorbüste des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, nach dessen trefflicher Reiterstatue und der Todtenmaske, vom Prof. Ludwig Wichmann, für das der Erinnerung großer deutscher Männer bestimmte Walhalla, in großartiger Einfachheit vollendet. Nur wenig Köpfe dürften sich ihrem Charakter nach für kolossale Verhältnisse so glücklich eignen, wie dieser, an den die Natur schon einen größeren Maßstab anlegend, „ihm das Siegel der Macht kühn auf die Stirn gedrückt.“ Trefflich paßt zu diesem wahrhaft alt fürstlichen Angesicht das in großen Parthien zum Nacken niederfallende, sichtlich weiche Haupthaar, hier die angeborne Milde jedes wahrhaft großen Herrschersinnes bekundend.

Würdig so vom hohen Ahnherrn und erhabenen Angehörigen umgeben, erhob sich das Modell der lebensgroßen Statue Ihrer Majestät, der regierenden Kaiserin Alexandra in des, von Kunstwerken gebildeten Kreises

Digitized by Google

Mitte, wovon wir hier, obwohl aus einer früheren brieflichen Notiz im Morgenblatt über denselben Gegenstand erinnernd, doch eine nachträgliche Schilderung nicht überflüssig halten. Nach diesem, nur in dem Haarschmuck von der bereits in Charlottenburg aufgestellten Statue verschiedenen Modell, führt Prof. Karl Wichmann eine zweyte für Se. Maj. den Kaiser von Rußland, ebenfalls in Marmor aus, zu welcher das Porträt bey der Kaiserin lezten Anwesenheit in Berlin nach dem Leben modellirt worden. Die hohe Fürstin, auf antik geschweiftem Stuhle sitzend, stüzt den linken Arm auf dessen Lehne, das Doppelmedaillon ihrer hohen Eltern mit sanfter Beugung des Hauptes gegen diese Hand betrachtend, indeß der rechte Arm in ihrem Schooße ruht. Nächst dem seelenvoll bewegten Ausdruck, scheint uns besonders die Haltung treu und glücklich aufgefaßt, nach welcher dem Blick selbst im Moment der zärtlichen Betrachtung nicht das rege Leben der Gestalt entgeht, die wir schon im nächsten Augenblicke sich erheben und in anmuthsvoller Eile dahinschweben sehen, wie selbst das leicht anschließende Gewand, der in reichen Falten vom Sitz herabsinkende Mantel, die im nächst vorhergegangenen Augenblick verlassene Stellung so zart als charakteristisch andeuten. Nur der im ersten Bildwerk das Haupt der Kaiserin zierende Blumenkranz blieb nach des erlauchten Gemahles Wunsch an dieser Wiederholung weg, und die schöne Stirne wölbt sich aus zart gescheiteltem Haar, hier nur mit geistiger Hoheit gekrönt. Indem die Wiederholung dieses schönen Werkes genugsam dessen Verdienst bezeugt, dürfte sie zugleich dem Künstler das Mittel an die Hand geben, selbst dem eigensinnigsten Tadel durch möglichst sorgfältige Ausführung zu begegnen und so diejenigen zu befriedigen, welche gegenwärtig an die Plastik Anforderungen einer technischen Vollendung machen, die das Alterthum kaum gekannt, deren Zauber jedoch in neuester Zeit die ernste Statuenkunst gleichsam hoffähig gemacht zu haben scheint.

Auch eine treffliche Marmorbüste der Kaiserin von derselben Hand, für den russischen Minister, Hrn. von Alopeus bestimmt, sehen wir in diesem Kreise aufgestellt.

Dieser gegenüber erkannte mit Vergnügen jeder die durch Talent und Jugendreiz lange als Liebling des Berliner Publikums gefeyerte Sängerin Sontag, die ihren Verehrern hier ein Bild zurückließ, welches Hrn. Ludw. Wichmann's Auffassungsgabe das gefälligste Leben und eine zart verschönernde Aehnlichkeit verdankt. Der Künstler wußte glücklich auch im Marmor dem Blick jene Süßigkeit, dem kleinen Munde jene Rundung zu verleihen, die mit dem Ohr zugleich das Auge bestechen, und die uneigennützige Gesinnung, welche Hrn. L. Wichmann in der Ausführung einer so ansprechenden Aufgabe genügende Belohnung finden ließ, sah sich durch den Antheil und die Anerkenntniß vergolten, welche ihm, außer der Bestellung von zwey Marmorbüsten der Sängerin, höchst wahrscheinlich den ehrenden Auftrag erworben, das Modell zur Marmorbüste J. D. der Fürstin von Liegniz zu entwerfen, welches, wie verlauten will, von dem sich selbst schwer genügenden Künstler zweymal ausgearbeitet, den Allerhöchsten Beyfall erhielt.

Wir übergehen hier mehrere Porträtbüsten der eben genannten Brüder Wichmann, um eines höchst gelungenen Werkes von August Wredow aus Berlin, jezt in Rom, zu gedenken, den Ganymed vorstellend, welcher emporblickend, Jupiters Adler gewahrt. Er hält, wie von der Sonne geblendet, den linken Arm zum Schuz über die Stirn und nimmt durch Wahrheit, fließende Umrisse und gewählte, der schönsten Natur entliehene Formen, würdig seinen Raum in dem so viel des Trefflichen enthaltenden Kreise ein. Hieher gehört auch ein liegender Scheibenwerfer, von N. Bosio, erstem Bildhauer des Königs von Frankreich; ganze Figur in Bronze, von Sr. Majestät dem Könige bestellt. Sie zeichnet sich besonders durch gefällige Eleganz, den überaus gelungenen Guß, und eine im Verhältniß der Größe ungewöhnliche Leichtigkeit aus.

(Der Beschluß folgt.)

Stempelschneidekunst.

(Beschluß.)

Wir wünschen, daß es Hrn. Loos gelingen möge, auch für die folgenden Medaillen so zweckgemäße Münztypen aufzufinden, wie für die Medaille Friedrichs II., eine Aufgabe, die allerdings nicht so leicht seyn dürfte, als es anfangs scheint, und wenn auch Loos nicht, wie ein bekannter Kunstrichter im artistischen Notizenblatt vom Februar 1828 wünschte, an alle guten Köpfe des deutschen Vaterlands einen Aufruf hat ergehen lassen, ihn darin zu unterstützen, so glauben wir doch befugt zu seyn, hier zu bemerken, daß Loos gewiß mit Dank alles Gute annehmen wird, was ihm von auswärts geboten wird; so wie wir auch glauben, daß es ihm bey seinem sichtbaren Bestreben nach Vollkommenheit in seiner Kunst, nie eingefallen ist, in Berlin gleichsam einen Areopag in künstlerischer Hinsicht zu bilden.

Weiter ist bis jezt von dieser Suite nichts erschienen, doch läßt uns der bekannte Geist des Preuß. Militärs hoffen, daß seine Offiziere ein Unternehmen unterstützen werden, das die großen Feldherrn darstellen soll, welche so oft die siegreichen Fahnen in ferne Gegenden führten.

Digitized by Google

Die im Monat September v. J. in Berlin stattgehabte Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte gab eine passende Gelegenheit zu Eröffnung der zweyten Suite, und die erste Medaille auf diese Begebenheit ist als das Titelblatt der nachfolgenden Reihe anzusehen. Sie zeigt auf der Vorderseite, als Symbol der schaffenden Natur, das stehende Bild der Isis, Sonne und Mond in Händen; vor ihr liegt eine Sphinx, gleich als wollte sie uns auffordern, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, um uns dadurch von der Wahrheit der Umschrift:

Corto Digestum Est Ordine Corpus,

dem lateinischen Dichter M. Manilius entlehnte Worte, zu überzeugen.

Die antiken Vorbilder sind bey dieser Darstellung nicht zu verkennen, und der Stempelschneider, Fr. König, hat alles geleistet, was zu wünschen war; da uns jedoch Hr. Loos gewöhnt hat, nur ganz fehlerfreye Prägungen aus seiner Werkstatt zu erhalten, so mag er es nicht übel deuten, wenn wir diesesmal bemerken, daß der Stempel zwischen der Brust und rechten Klaue der Sphinx etwas ausgesprungen ist.

Die Rückseite enthält in neun Zeilen die Aufschrift:

In Memoriam Conventus Naturae Scrutat (orum) Totius Germaniae Septim (um) Celebrati Berolini MDCCCXXVIII mens (e) Septembri.

Bereits im December v. J. erschien die zweyte, welche das Bildniß unseres A. v. Humboldt von der linken Gesichtsseite enthält, mit der Umschrift:

Alexander ab Humboldt,

unten:

Nat. XIV. Septbr. MDCCLXIX.

Dieses Bildniß ist sprechend ähnlich, es ist von L. Posch nach der Natur modellirt und von C. Pfeuffer sehr fleißig gravirt, und somit allen Anforderungen der Kunst entsprechend.

Die Rückseite enthält in einem vollen Eichenkranz die Titel der vorzüglichsten wissenschaftlichen Werke dieses großen Naturforschers, kurz angedeutet; nämlich:

Plora subt (errance); Irrit (abilitas) veg (etabilium) et an (imalium); Iter Americ (anum); Geogr (aphie) plant (arum); Disq (uisitiones) geol (ogicae) et magn (eticae); Lin (eae) isoth (ermae).

Bey dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß zwar dieser reiche Eichenkranz sehr brav gearbeitet ist, aber doch zu sehr manierirt, was den Effekt bey längerer Beschauung sehr schwächt, und obgleich es wohl nur Nebensache ist, so erlauben wir uns doch den Künstler auch darauf aufmerksam zu machen und den Wunsch auszusprechen, künftig diesen Arbeiten mehr Abwechslung und Leichtigkeit zu ertheilen.

Wenn es uns Freude machte, den Kunstliebhabern Vorstehendes mitzutheilen, so ist es uns um so schmerzlicher, hier bemerken zu müssen, daß es leider den Anschein hat, als ob auch dieses schöne Unternehmen nicht gedeihen wolle, indem wir eine Anzeige in der Berliner Zeitung finden, nach welcher sich zu der mit B) bezeichneten Suite nur 70 Subscribenten gefunden haben, welche natürlich die Kosten nicht decken werden. Es ist zwar höchst niederschlagend, eine solche traurige Erfahrung von dem geringen Kunstsinn unserer Mitbürger zu machen, doch hoffen wir, daß der nähere Anblick der vorliegenden zwey schönen Medaillen solchen noch erwecken wird, besonders da der Preis von 20 gGr. niedrig genug gestellt ist.

Noch ist uns eine Medaille zu Händen gekommen aus dieser Kunstwerkstatt, welche einer besondern Anzeige werth ist; sie ist 23 Paris. Lin. groß und zeigt auf der Vorderseite das Bild des berühmten Reisenden Rüppel von der rechten Gesichtsseite mit der Umschrift:

Eduardus Rüppel M. Doct. nat. Francofurti ad Moen. D. 20. Nov. MDCCXCIV.

Die Rückseite enthält als Aufschrift:

Civi Reduci Terrarum Quas Nilus Irrigat Scrutatori Indefesso. S. P. Q. F. MDCCCXXVIII.

Wenn uns auch der Mann, dessen Bild diese von C. Pfeuffer überaus schön gearbeitete Medaille zeigt, nicht persönlich bekannt ist, so zweifeln wir doch nicht, hier ein treues Porträt erhalten zu haben, denn so muß unstreitig der Mann aussehen, der mit festem unerschütterlichem Sinn alle die namenlosen Schwierigkeiten muthig besiegte, welche Reisenden in jenen Gegenden bey jedem Schritte entgegentreten; der Senat der freyen Stadt Frankfurt verdient allen Dank für die öffentliche Anerkennung der Verdienste dieses ihres Mitbürgers.

—er.

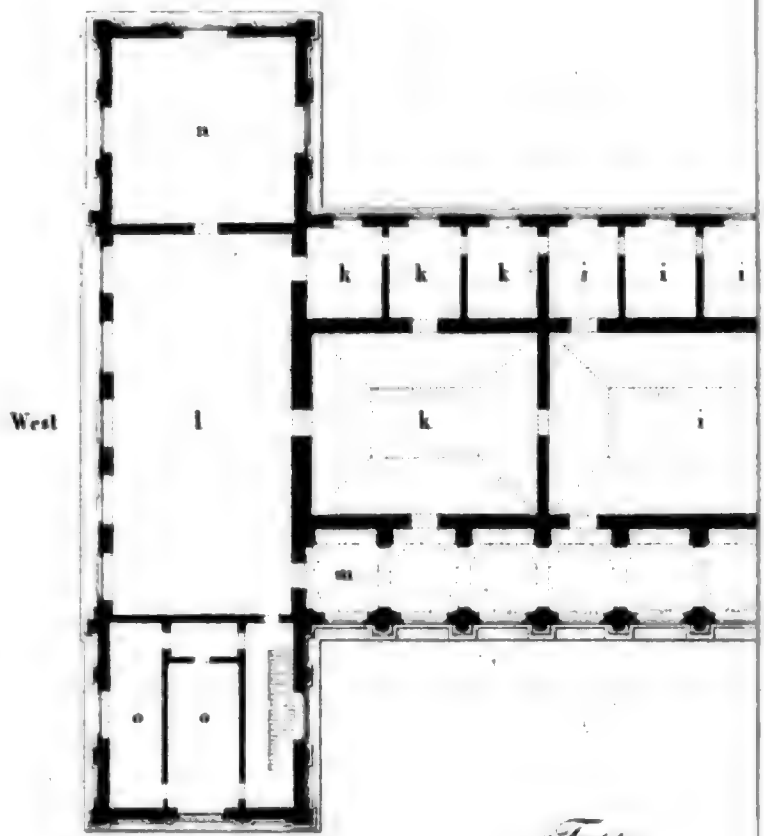
Neue Kupferstiche.

Les Fontaines de Paris anciennes et nouvelles, les plans indiquant leurs positions dans les différens quartiers, et les conduits pour la distribution de leurs eaux; ouvrage gravé au trait, précédé d'une Dissertation sur les eaux de Paris, servant d'introduction, et suivi des descriptions historiques et des notes critiques et littéraires pour chacune des fontaines. Nouvelle édition, Paris, Bance aîné, Rue St. Denis 214. 1828. 66 pl. 150 pages. Fol. Pr. 21 fl. 20 kr.

Digitized by Google

Digitized by Google

nach dem Entwurf



a Treppe.
b Vorplatz.
c Hauptmittelsaal.
d Treppenvorzimmer.

№. 28

Kunst-Blatt.

Montag, 6. April 1829.

München, im März 1828.

(Hiezu der lithographirte Grundriß der Pinakothek in München.)

Indem wir unsern Lesern einige Nachrichten über die gegenwärtig im Werke begriffenen öffentlichen Gebäude und größeren Kunstwerke unserer Stadt geben wollen, beginnen wir bey der im Jahr 1826 begründeten neuen Gemäldegallerie oder Pinakothek. Sie ist bis zum Beginne der Fenster im ersten Stock gediehen, und wird in den drey folgenden Sommern ganz unter Dach gebracht werden. Daß die Mauern aus Backsteinen a cordone, und alle architektonischen Formen, Säulen, Gesimse, Archivolte aus Quadern erbaut werden, und von welcher Anordnung und Gliederung das Aeußere sey, haben wir bereits früher, bey der Nachricht von der Grundsteinlegung des Gebäudes *) gesagt; gegenwärtig können wir hinzufügen, daß die Ausführung dieses Mauerwerks von der größten Schönheit, mit einer Sorgfalt der Fügung und Reinheit der Linien gearbeitet ist, die ganz abgesehen von den architektonischen Formen, schon an sich als Construktion eine vortreffliche Wirkung thut. Die schöne hellgelbe Farbe der Ziegel, die ohne Bewurf bleiben, stimmt sehr gut zu der grünlichen Farbe der Kehlheimer Sandsteine, deren große Massen auch den Gliederungen ein einfaches, mächtiges und dauerhaftes Ansehen geben.

Durch die gefällige Mittheilung des Architekten, Herrn G. R. v. Klenze, sind wir im Stande, unsern Lesern den Grundriß des ersten Geschosses vorzulegen, welcher die Anordnung des Ganzen vollkommen deutlich macht. Denn auch das Erdgeschoß ist auf dieselbe Weise eingetheilt, nur daß eine große Ein- und Ausfahrt in der Mitte der Süd- und Nordseite, und ein für die gewöhnliche Benutzung bestimmter Eingang in der Mitte der Ostseite hinzuzudenken ist, von welchem man durch ein großes Vestibulum über die breite Treppe hinauf in die Gemäldesäle gelangt. Die schmälern Räume des Erdgeschosses auf der Süd- und Nordseite, so wie die des westlichen Flügels sind für die Aufnahme der Cabinette von Kupferstichen und Handzeichnungen, so wie der Sammlungen von antiken Vasen und Mosaiken, als Denkmälern der alten Zeichenkunst und Malerey bestimmt, die mittlern Räume aber werden die für eine solche Gallerie höchst nothwendigen Magazine bilden.

Aus der Anordnung des ersten Geschosses, welches den Hauptzweck des Gebäudes erfüllt, ist sowohl die Distribution des Baues, als seine äußere Form im Allgemeinen und der Styl der Ausführung im Einzelnen hervorgegangen, und der Architekt hat darin unseres Bedünkens nicht nur jede Forderung, die man an eine Gemäldegallerie zu machen berechtigt ist, auf's Befriedigendste gelöst, sondern auch das Zweckmäßige zu einem vollkommen schönen Kunstwerke vereinigt und erhoben.

Aus dem Complex von Gemälden, welche sich in München, Schleisheim, Augsburg, Nürnberg, Aschaffenburg und im königlichen Privatbesitz befinden, soll, wie bekannt, für die Pinakothek eine Auswahl getroffen und das Uebrige sodann in die genannten Städte vertheilt werden, so daß jede derselben eine so viel möglich vollständige Gallerie erhält. Die Sammlung, welche auf diese Weise für die Pinakothek entstehen wird, enthält nun eine fast eben so große Zahl von Gemälden in und über Lebensgröße, als kleinere Cabinetsstücke. Es war daher vor allem nothwendig, diese beyden Gattungen zu trennen, um jeder die ihr zuträglichste Beleuchtung geben zu können. Für die kleineren Gemälde ist Seitenbeleuchtung durch Fenster unbedingt nothwendig, daher fanden sie am schicklichsten ihren Platz auf der für Gemäldebeleuchtung allein günstigen Nordseite, in einer Reihe von Zimmern, deren jedes nur durch ein einziges Fenster erhellt wird und an drey Wänden den mannichfaltigsten Raum darbietet. Die größeren Bilder dagegen konnten nicht anders als in großen Sälen angebracht werden, und da es in solchen unmöglich ist, die richtige Seitenbeleuchtung durch große Fenster zu erhalten, wenn man nicht die Gemälde sehr weit auseinanderhängen und für jedes ein eigenes Fenster

*) Kunstblatt 1826. Nr. 35.

Digitized by Google

bestimmen kann, so ergab sich hier von selbst die Nothwendigkeit, eine Beleuchtung von Oben einzurichten. In hochgewölbten Decken so angebracht, daß kein Reflex des Lichts auf den Gemälden stattfinden kann, gewährt dieselbe zugleich eine vollkommene Helle und den großartigen Effekt, der von einem für das ganze Volk geöffneten Nationalmuseum gefordert werden kann. Hierdurch erhielt der Architekt eine prachtvolle Reihe von Sälen in der Mitte des Gebäudes, das sich eben darum auch äußerlich in diesem Theile erhöht.

Der Zugang zu diesen Räumen mußte ein gedoppelter seyn. Denn nicht jedem Beschauer und Kunstfreunde, der ein bestimmtes Bild oder eine bestimmte Schule sucht, ist es angenehm, erst durch eine Reihe von Sälen hindurchzuwandern und sich durch die verschiedensten Gegenstände, durch die abwechselnden, glänzenderen und gedämpften Farben der Bilder, die ihn von allen Seiten ansprechen, Augen und Geist ermüden zu lassen. Ja auch der, welcher gern eine solche Sammlung der Reihe nach durchmustert, wird sich doch nicht verhehlen können, daß die unmittelbare Aufeinanderfolge verschiedener Schulen für den Eindruck nicht günstig ist, wie z. B. die hellen und lebhaften Farben der Niederländer, besonders der Bilder des Rubens, das gedämpftere Colorit der Italiener unscheinlich machen, wenn man die lezteren unmittelbar nach den ersteren sieht. Der Architekt hielt es demnach für nothwendig außer der Communikation der Hauptsäle und ihrer Nebenzimmer unter einander noch jedem der Hauptsäle einen besondern Eingang zu verschaffen. Dieser Absicht entsprach nichts zweckmäßiger, als ein auf der Mittagsseite neben den Sälen hinlaufender Corridor, welcher als offene Loggia zugleich dem Aeußern des Gebäudes einen schönen Arkadenschmuck verlieh, der an die Loggien Bramante's im vatikanischen Pallast erinnert, und dieser Bauart zufolge dem ganzen Gebäude seinen eigenthümlichen Charakter und Styl gibt.

So entstand das längliche Viereck des Gebäudes und der Ansatz der beyden Flügel ergab sich von selbst, sowohl zur Erweiterung des Raumes, wie zum Abschluß der Form. Aus den Angaben auf der Zeichnung ist die Bestimmung jedes Raumes ersichtlich. Der neuern Schule, welche zuvorderst an dem Hauptvestibüle ihren Platz erhält, folgt die altdeutsche, dieser die niederländische, dann die Franzosen und Spanier und endlich die Italiener. Jeder Hauptsaal hat eine Anzahl Nebenkabinette, welche die zu seiner Schule gehörigen kleineren Bilder enthalten. Der Säle für die Niederländer sind drey und der Cabinette neun, weil die königlichen Sammlungen an diesen den größten Reichthum besitzen; die italienische Schule, welche durch die Privatankäufe Sr. Maj. des Königs bedeutend vermehrt und ergänzt ist, wird in drey Cabinetten und zwey großen Sälen Platz finden, deren einer allein unter allen durch fünf Fenster erleuchtet ist. Für einen Reservesaal, einen zum Copiren und für die Arbeitszimmer der Inspektoren und des Direktors ist ebenfalls zweckmäßig gesorgt.

Da unser König gern jede Gelegenheit ergreift, um die Leistungen mehrerer Künste zu vereinigen und diesen dadurch zu größerer Entfaltung und Vervollkommnung Anlaß zu geben, so wurde auch der Vorschlag des Architekten genehmiget, daß die Loggien nach Art der vatikanischen mit Frescomalereyen im Arabeskenstyle verziert werden sollten, und Hr. Direktor v. Cornelius erhielt den Auftrag, die Entwürfe dazu zu zeichnen. Sein Antrag, in den Lünetten der Bogenstellungen die Geschichte der neueren Malerey nach ihren Hauptbegebenheiten als Einleitung zu der Sammlung ihrer Werke, die sich den Sälen eröffnet, vorzustellen, ward als der passendste erkannt, der für die Bestimmung des Gebäudes gefunden werden konnte, und Hr. Prof. Zimmermann übernahm es, nach Cornelius Skizzen die Cartons und Malereyen theils selbst auszuführen, theils unter seiner Leitung ausführen zu lassen. Da jeder der fünf und zwanzig Bogen der Loggia zwey Haupträume für Gemälde darbietet, nämlich das Gewölbe und die der offenen Arkade gegenüberstehende Lünette, so bestimmte Cornelius für die lezteren die Hauptbilder, welche die Folge der Begebenheiten enthalten, und für jede Kuppel kleinere Abtheilungen, in welchen die leitenden Ideen dargestellt werden sollen. Die kleineren Gemälde werden mit Arabesken umgeben und nähern sich dadurch der Anordnung der Kuppeln in den raphaelischen Loggien; in den Lünetten wird, nach Art der Wandgemälde von Herkulanum und Pompeji, die architektonische Arabeske unmittelbar mit dem Gemälde verbunden. Nur die mittelste und die beyden äußersten Lünetten als Anfang, Mittel und Ende der Darstellung werden größer und reicher gehalten. An den Pfeilern werden überdies noch einfache Arabesken zur Andeutung verwandter Beziehungen angebracht. Da Cornelius bereits mehrere Zeichnungen vollendet, auch Prof. Zimmermann schon an der Ausführung der Cartons begonnen hat, so ist es uns verstattet worden, unsern Lesern eine kurze Uebersicht der ersten Entwürfe zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Oktober 1828, von Amalie v. Helvig, geb. Freyin von Imhof.

Plastik.

(Beschluß.)

Es sey vergönnt, bey dieser Veranlassung einiger Basreliefs zu erwähnen, worin der rühmlich bekannte Hofmedailleur, Herr Fr. Brandt, außer einigen Medaillen, die vier großen Vorstellungen, welche Blüchers Denkmal schmücken, im Kleinen besonders geistvoll wiedergegeben. Dies Unternehmen verdient um so mehr Lob, da die Art der Behandlung wahrhaft genial zu nennen ist. Hr. Brandt bildete nämlich diese Basreliefs zuerst leicht in Wachs nach, goß darauf nach seinem nur eben aus dem Groben gearbeiteten Modell die Bronze ab, und führte nun erst aus freyer Hand die Einzelnheiten der durch Mannichfaltigkeit und charaktervollen Ausdruck so bedeutenden Gruppen mit liebevollster Genauigkeit aus. So sahen wir die großen selbst aus einiger Ferne auf dem freyen Platz erkenntlichen Compositionen hier in einer Form, die, an frühere zum Schmucke irgend eines seltenen Waffenkleinodes angewendete Werke erinnernd, durch gleiche Meisterschaft auch an unsere Zeit gerechte Ansprüche auf eine ehrende Bestimmung von hoher Hand zu machen hat.

Wenn wir bis hieher über mehrere, nach ihrer Stellung und Beziehung auf einander zunächst verbundene Kunstleistungen berichtet, müssen wir aus dem beschränkten Raume dieses Saales mit den Lesern uns versetzen, um diese mit einigen der letzten vom Prof. Tieck vollendeten Werke bekannt zu machen. Nur historisch zeigen wir dasjenige an, was bereits anderwärts aufgestellt worden ist. Hierunter nimmt die sechs Fuß hohe, in Bronze von Hopfgarten gegossene Statue Friedrich Wilhelms II. den ersten Platz ein, welche für die Stadt Neu-Ruppin bestimmt ist, deren Gemeinwesen diesem Monarchen bedeutende Wohlthaten verdankt und nach Jahren seinem Andenken eine treue Huldigung bewahrt hat.

Zwey Gruppen, zehn Fuß hoch, Pferdebändiger, für den oberen Aufbau des Museums bestimmt und hier in Eisen gegossen, erblicken wir bereits am Orte ihrer Bestimmung; dahingegen ging die Büste unserer hochverehrten Kronprinzessin, über Naturgröße in Marmor ausgeführt, zur Zierde des Elisabethenbrunnens im Lauf dieses Jahres nach Aachen ab.

Früher schon erwähnten, wie ich glaube, briefliche Notizen dieses Blattes, auch der in Naturgröße ausgeführten Marmorstatue Ifflands vom Prof. Tieck, die seitdem den Vorsaal des großen Concertlocals im Schauspielhause würdig schmückt, und für deren gediegenes Verdienst schon des Künstlers Name bürgt.

Zu dem großen Saal der Ausstellung sahen wir die Reihe hoher Götter und Heroengestalten diesmal vervollständigt, welche sich als Cyclus plastischer Poesie in einem Gemach der Kronprinzessin aufgestellt befinden. Vor zwey Jahren bereits gaben die 2 Fuß 7 Zoll hohen sitzenden Figuren von dem tiefen Studium Zeugniß, durch welches Prof. Tieck sich den Geist der Antike genugsam angeeignet, um in Werken seiner Erfindung ganz denselben klassischen Geschmack, jedoch von jeder Nachahmung frey, zu entfalten. Damals rührte die am Opferaltar niedergesunkene Iphigenia, wie jezt Proserpina der hoffnungslosen Trauer hingegeben, unser Herz. Eine liebliche Hippolyta, Herkules und Omphale, Kassandra und Elektra, mahnen an Hellas Blüthenalter, und geben sich durch Kunstwerth, wie in ihrer höheren Deutung als würdige Zierden ausersehlter Raume kund.

Durch glückliche Aehnlichkeit und gelungenen Charakterausdruck muß die Büste der Königl. Kammersängerin Anna Milder, die wir derselben Hand verdanken, ihren Freunden sowohl, als den Bewunderern ihres eigenthümlich schönen Gesanges ein werthes Geschenk bleiben, wie sich darin jene Eigenthümlichkeit ausgeprägt findet, welche der naiv melancholischen Eveline die ersten Beyfallskränze erwarb, der hohen Iphigenia, der zürnenden Statira und endlich der dem Opfertod sich hingebenden Alceste den dauernden Lorbeer vollendeter Kunst gesichert.

Auch die Büste des Kanzlers Dr. Niemeyer zu Halle stand hier in Marmor, wie der Künstler sie zweymal auszuführen beauftragt worden, nebst den Medaillons Alexander von Humboldts und des Geh. Rathes Beuth, ebenfalls in Marmor.

Indem wir, durch den Raum gebunden, streng von diesem Bericht die hier in bedeutender Anzahl befindlichen Copien ausschließen, so lobenswerth auch manche zu nennen waren, müssen wir auch solche Büsten übergehen, welche von der Aehnlichkeit einen subjektiven Werth erhalten, da allein an plastischen Werken sich wohl an 100 Nummern aufgestellt befanden.

Doch auch in diesem Gebiete gibt ein regeres Streben jüngerer Künstler und Kunstschüler sich, zu schönen Hoffnungen berechtigend, kund. Zu diesen gehört der bereits oben genannte A. Wredow, neben dessen Ganymed wir gern der Marmorstatue des Jägers von Emil Wolff und dem Modelle eines Schäfers und einer Schäferin (aus Rom hieher gesandt) ihren Platz anwiesen, hätte

Digitized by Google

er selbst uns nicht zu höhern Forderungen nach den früheren Proben seines Talentes berechtigt, indem bereits vor vier Jahren einige sinnig erfundene Basreliefs für das Denkmal seines Oheims, Rudolf Schadow, uns ein rasches Fortschreiten hoffen ließen, das sich an den hier aufgestellten Arbeiten minder bestimmt gezeigt hat.

Wahrhaft ansprechend fanden wir dagegen die Büste des Majors von Scharnhorst, welche nach dessen Tode von Franz Sanguinetti aus Carrara in Marmor ausgeführt, den Verstorbenen schlafend vorstellt. In dieser Lage nehmen sich die schön ernsten Züge besonders edel aus, wie die ganze Behandlung hier besonders Rauch's Schüler verräth, indeß die Büsten zweyer schlafenden Kinder nach dem Tode, so rührend auch dieselben in brüderlicher Umarmung ruhen, noch zu sehr die Spuren des Todes an sich trugen, um als Kunstwerk einen reinen Eindruck zu verstatten. Vielleicht behält Hr. Sanguinetti sich für den Marmor die höhere Vollendung vor, da er bey seinem Modell ganz der Natur treu blieb.

Wie sich Gegenstände dieser Art zu höchster Kunstschönheit verklären lassen, ohne darum die menschlichen Beziehungen für das Gemüth einzubüßen, sahen wir bereits, außer dem großen Denkmal der Hochseligen Königin, noch verwichenes Jahr an dem trefflichen Bildwerk, welches Prof. Rauch, mit wenigen Abweichungen von jenem ersten, in natürlicher Größe vollendet und rücksichtlich der Ausführung sich darin selbst übertroffen hat. Das Modell einer verwandten Kunstaufgabe *) ließ uns der Künstler in dem schönen Kinde bewundern, das, beym Spielen eingeschlafen, in der Rechten noch die Blumen hält, der leis erschlossenen Linken aber das Geflecht entsinken läßt, das sich nie zum vollen Lebenskranze ihm vollenden sollte.

Die Wendung des jugendlichen Körpers ist ungemein anmuthig, und wenn man, einem individuellen Gefühl nach, vielleicht das Haupt etwas tiefer liegend wünschte, wie Kinder meist zu schlafen pflegen, ja überhaupt das holde Mägdlein als auf dem Rasen leicht hingestreckt, so die vorhergegangene Handlung des Blumenpflückens mit seinem jetzigen Zustande gern verbunden sähe, so bescheiden wir uns nichts desto weniger gern, daß der Künstler hier nicht unbedingt seiner Eingebung folgen können, ja vielleicht ein gewisses vornehmes Decorum ihm auch die Stiefelchen aufdrang, wo nackte Füße sowohl dem kindlichen Charakter angemessener, als mit der übrigen zwanglos gehaltenen Bekleidung übereinstimmender scheinen dürften.

Erst gegen den Schluß der Ausstellung traten uns in einem der größeren Säle mehrere Modelle einer Darstellung desselben Gegenstandes als Basrelief, in Folge der für die Eleven der Skulptur veranstalteten Preisbewerbung, entgegen.

Ein junger Sachse, Rietschel, Prof. Rauch's Schüler, war einstimmig von der Akademie des Preises würdig erklärt worden, und das Publikum bestätigte ihm das Urtheil, da er die schwere Aufgabe gelöst, uns für den greisen Icarius zu gewinnen, der, als Ulysses eben im Begriff steht, seine Neuvermählte heimzuführen, die geliebte Tochter flehend zurückzuhalten strebt. Noch hat Penelope nicht den Wagen des Gemahls bestiegen, und das Haupt schamhaft in den Schleyer hüllend, neigt sie im beredten Schweigen sich zu dem Geliebten hin. Ein die ungeduldigen Rosse haltender Genius (ein sinniger Eros) schmückt symmetrisch die Gruppe, wo, dem Beschauer links, der König beyde Hände gegen die Scheidende mit jenem Ausdruck schüchterner Trauer erhebt, die das vereinsamte Alter so schmerzlich bezeichnet.

Da der junge Ausländer jedoch nur der Ehre wegen an der Bewerbung Theil genommen, so wurde das mit dem ersten Preise verbundene Stipendium zu einer mehrjährigen Reise nach Italien dem zunächst würdigen W. Matthiä, Prof. C. Wichmann's Schüler, zugesprochen. Zu freudiger Genugthuung muß es jedem Kunstfreunde gereichen, daß dem Erstgenannten in Folge der ihm von hiesiger Akademie gewordenen Auszeichnung, von der Gnade seines Königs ebenfalls eine Unterstützung zu einer Studienreise auf drey Jahre zugesichert worden ist. Möge denn ein gleich löbliches Streben die Zöglinge des deutschen Vaterlandes zu immer innigerer Wechselwirkung vereinen, wie die hochgesinnten Fürsten in schöner Uebereinstimmung unsere vaterländische Kunst zu neuer edler Blüthe sich erziehen!

Unter also erfreulichen Anzeigen darf dieser mangelhafte Bericht sich dennoch vielleicht in so fern des Lesers Theilnahme versprechen, als dieser darin die Umrisse einer Ausstellung erhält, welche fast eine europäische zu nennen wäre, wie es sich die Schreiberin zu höchstem Lohne achten würde, in ihren Ansichten dem wohlbegründeten Urtheil unpartheyischer Kunstfreunde manchmal zu begegnen.

*) In Auftrag J. K. H. der Frau Erbgroßherzogin von Hessen Darmstadt.

Beylage: ein Steinabdruck.

№. 29.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 9. April 1829.

München, im März 1828.

(Fortsetzung.)

Der Charakter der Arabeske, welcher in allen diesen Gemälden beobachtet werden sollte, berechtigte die Phantasie des Künstlers, sich auf den höheren Standpunkt zu versetzen, in welchem sie das Verhältniß der Natur und der menschlichen Geschichte als ein Ganzes zusammenwirkender Kräfte überschaut. Die Mythen und symbolischen Gestalten, worin das Heidenthum der antiken Welt seine Naturreligion ausgesprochen hatte, galten ihm als die sinnliche Basis, auf welcher der geistige Tempel des Christenthums und der christlichen Kunst sich erhob, und deshalb glaubte er, in eine phantastische Behandlung der Geschichte der Malerey antike Symbole und Andeutungen mit demselben Recht aufnehmen zu können, mit welchem Raphael in seinen Loggien die ernsten Darstellungen der biblischen Geschichte, von den heitern Spielen der griechischen Götterwelt umgeben, gezeigt hat. In einer solchen Freyheit der Motive, gewonnen aus umfassender Weltanschauung, erreicht unstreitig die Phantasie erst den vollen Gebrauch ihrer schöpferischen Kraft, und wir sehen auch bereits in den ersten Entwürfen, daß Cornelius seinen Stoff in höchst eigenthümlicher und gedankenreicher Art behandelt hat.

Die erste Kuppel kann als malerische Versinnlichung des Gedichts von A. W. Schlegel: der Bund der Kirche mit den Künsten, betrachtet werden. In einem Mittelbilde zeigt sich die Religion, das Prinzip aller christlichen Kunst, als eine weibliche Gestalt in sitzender Stellung, von den Genien der Poesie, Malerey, Plastik und Baukunst umgeben, unter welcher die Malerey zuvörderst und von der Religion mit segnender Hand berührt, als die hier begünstigte erscheint. In vier Seitenbildern, welche durch arabeskenartige Cherubim getrennt sind, erblickt man die vier, dem christlichen Cultus vorzüglich gewidmeten Künste durch biblische und kirchliche Gegenstände versinnlicht: Die Architektur durch Salomo, welchem Adoniah das Modell des Tempels bringt, die heilige Dichtkunst durch David, die kirchliche Musik durch die heil. Cäcilia und endlich die Malerey durch St. Lukas, welcher die Madonna malt.

Mit diesen allgemeinen Ideen steht das Hauptbild der Lünette in unmittelbarer Verbindung; hier tritt der Monarch, dem dies Gebäude sein Entstehen verdankt, an der Hand des Genius der Dichtkunst, in den Hain der Dichter und Künstler. Unter dem Schatten der Palmen, an dem klaren Bache des kastalischen Quells, sind Homer, Pindar, Aeschylus und Sophokles, Dante und sein Freund Giotto, Petrarcha und Ariost, und ihnen gegenüber Michel-Angelo, Leonardo, Raphael, Joh. v. Eyck, Albr. Dürer und Holbein, Fra Giovanni, Ghirlandajo u. A. versammelt; die Frauen, welche die Begeisterung dieser Künstler entflammt und genährt, schließen auf's Anmuthigste diese Gruppen.

Die Kuppel der zweyten Loggia deutet auf die großen Begebenheiten der Kreuzzüge, welche die christliche Begeisterung erweckten, den Orient und Occident verbanden, und durch Aufregung der Phantasie, wie durch Herbeyschaffung größerer Mittel das Erwachen der Kunst in Italien und Deutschland vorbereiteten. In dem mittleren Feld ist die Geschichte dargestellt, die Thaten der Menschen verzeichnend, und in zwey gegenüberliegenden Seitenabtheilungen der Orient und Occident unter den Gestalten des Lucifer und Hesperus, die als Genien, mit Sternen über dem Haupt, in reichen Kränzen sitzend erscheinen. Um diese Sinnbilder sieht man den Centauren Chiron mit der Erziehung des Achilles zu Gesang, Musik, Jagd und Krieg beschäftigt, anzudeuten, daß in der alten Welt das Heldenthum durch Weisheit hervorgerufen worden, und als Gegensatz zweyer Scenen, welche das durch religiöse Begeisterung erweckte Ritterthum der neuern Zeit bezeichnen. Die eine stellt den heiligen Bernhard dar, wie er den Kreuzzug predigt; in der andern sieht man die Schlacht bey Iconium, als eine der Hauptbegebenheiten jener Züge und

Digitized by Google

des christlich-religiösen Heldenmuths. In kleinen arabeskenartigen Verzierungen ist noch Psyche, welche die Lampe mit Oel versorgt, und der Genius, welcher das Roß der Begeisterung nährt, angedeutet, beyde in Bezug auf die nach den Kreuzzügen erwachte Regsamkeit und Thätigkeit, woraus so vieles Geistige sich entwikkelt hat.

Die Lünette unter dieser Kuppel enthält die Andeutung der ersten großen Anregung, welche die zeichnende Kunst im Abendland erhielt: Giovanni Pisano legt dem hohen Rathe von Pisa den Entwurf zur Erbauung der Halle um das Campo Santo vor, welche die Pöcile der neuern Malerey geworden ist, indem die vorzüglichsten Maler, von Giotto im 14ten bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts wetteiferten, deren Wände mit großartigen Darstellungen zu schmücken. Man sieht im Vordergrunde die Männer des Raths auf erhöhten Sitzen, vor ihnen den Bildhauer und Architekten Giovanni, den Plan zum Gebäude darreichend. Durch die geöffnete Halle gewahrt man im Hintergrunde den Dom, den schiefen Thurm und das Baptisterium von Pisa, und zur Rechten den Hafen mit der heimgekehrten Flotte, welche die im Campo Santo niedergelegte heilige Erde von dem heiligen Lande gebracht hatte. Dieses Bild ist kleiner, als das der vorigen Lünette und die Seitenwinkel sind in pompejanischem Geschmack verziert: zwischen Pfeilern und Candelabern sieht man zwey Mütter, die ihre Kinder am Gängelbande laufen lehren, Anspielung auf das allmähliche Heranwachsen und Erstarken der Kunst.

Ein schmales Relief unter dieser Lünette, welches in Stucco ausgeführt wird, zeigt in der Mitte sitzend Italia, als weibliche Figur, die Fasces als Sinnbild der Ordnung in der einen Hand, das Füllhorn in der andern haltend. Zu ihrer Linken nahen sich die Völker des Orients, ihre Wissenschaften und Reichthümer heranbringend; eine Gruppe von Griechen, welche die aus der Verwüstung geretteten Codices der alten Literatur tragen, dann die naturkundigen Araber, den Globus in der Hand, und zulezt ein Pilger, der aus dem gelobten Lande heimkehrt. Zur Rechten kommt nordisches Ritterthum sammt deutscher Bau- und Bilderkunst heran, welche in Italien Eingang gefunden und gewirkt; Architekten, die Modelle von Kirchengebäuden tragend, Bildhauer mit ihren Werkzeugen, Ritter, gewappnet und zu Roß, und endlich ein deutscher Steinmetze, da auch das Handwerk des Nordens auf die erwachende italische Kunst eingewirkt hat.

In der dritten Lünette ist der Ehrenzug aus dem Leben des Cimabue dargestellt, wie sein Bild der Madonna von den florentinischen Bürgern in feyerlicher Prozession durch die Stadt getragen wird. Unter einem phantastischen Triumphbogen sieht man das Bild mit Kränzen geschmückt, auf erhöhtem Gerüste von den Zünften getragen; voran geht die Geistlichkeit mit ihren Chorknaben, Kruzifix und Kerzen in den Händen; hinter ihm folgen Chorknaben, die Rauchfässer schwingend, Musiker mit Harfen und Zinken, und die Fahnen der Zünfte. Zu beyden Seiten kniet das Volk und Neugierige schauen von den Fenstern herab. Diese Scene ist von dem schön geschmückten Bogen umschlossen, an dessen Sockel der Phönix abgebildet ist, der sich verjüngt aus seiner Asche erhebt; und wie in Cimabue ein neues glänzendes Licht für die Kunst emporsteigt und als Morgenröthe den anbrechenden Tag verkündet, so hat der Künstler in den Nebenräumen, in welche sich die phantastische Architektur des Bogens verliert, die Aurora angedeutet, wie sie sich über die schlummernde und träumende Welt erhebt, und gegenüber die Nacht, umgeben von ihren phantastischen Wesen, und den Abendstern, in den Ocean niederkauchend.

Diese Uebersicht der ersten Bilder, in welcher wir nur die Hauptgegenstände, mit Uebergehung mancher feinen und geistreichen Beywerke, angeben konnten, möge einstweilen genügen, um einen Begriff von dem Wege der Auffassung und Behandlung zu geben, welchen Cornelius in diesem großen Werke eingeschlagen hat. Die Erfindung desselben wird gewiß seinen Dichter- und Künstlerruhm nicht minder erhöhen, als die Ausführung dem ausgezeichneten Ruf entsprechen wird, den sich Prof. Zimmermann bereits als Frescomaler erworben hat.

Durch diese reichgeschmückte Halle, denn es werden noch die Zwischenräume der Gemälde mit Stuccaturen und die Wände mit Stuckmarmor verziert, gelangt man also in die Räume, welche eine Sammlung von 13 bis 1500 Oelgemälden, und zwar der auserlesensten, enthalten werden, und so wird das ganze Gebäude, aus einem harmonischen Gedanken entstanden, als ein Denkmal nicht blos der vergangenen Malerey, sondern auch der gegenwärtigen Bau-, Bild- und Malerkunst in allen ihren Zweigen zu betrachten seyn.

Nicht minder großartig ist die Anlage des Königsbaues oder des neuen Flügels der Residenz, an welchem ebenfalls unter der Leitung des Hrn. v. Klenze thätig gearbeitet wird. Die Anordnung, wie wir sie bereits in einem frühern Bericht (Kstbl. 1827. Nr. 12.) auseinandergesezt, zeigt sich nun in dem Erdgeschosse bereits ausgeführt, und nimmt man die Schönheit des Quaderbaues (denn das Ganze wird aus Kehlheimer Steinen errichtet), die Sorgfalt der Construktion in allen ihren Theilen zusammen mit dem Entwurfe der ganzen Façade, so muß man dem Architekten ohne Zweifel zugestehen, daß es ihm gelungen sey, den Ernst und die Großartigkeit der floren-

Digitized by Google

tinischen Architektur mit den Forderungen einfacher Schönheit in Einklang zu bringen. Denn obgleich der Wohnhausstyl, der sich in Florenz nach der Wiedergeburt der Künste entwikkelte, ein organisch aus den Bedürfnissen der Zeit gebildeter ist, so waren doch die antiken Elemente, auf die er sich stüzte, die schlechteren römischen, und daher blieb er selbst in vielem Einzelnen roh, übertrieben, inconsequent und mangelhaft. Es fand also für den neuen Architekten, der diesen Styl anzuwenden hatte, die Aufgabe statt, neben jenem Charakter von Macht, Ernst, Dauerhaftigkeit und Größe auch das zweckmäßig Schöne der griechischen Kunst zu bewahren, und wir glauben, daß er darin nicht fehlgegriffen habe. Die Länge des ganzen Flügels beträgt 425, die Tiefe 196 und die Höhe 109 Fuß. Das Erdgeschoß, welches die Wohnung des Königs und der Königin enthält, und in seiner ganzen Länge die niedrigeren Flügel des Gebäudes bildet, soll im nächsten Herbste, das zweyte, in welchem ein Festgemach eingerichtet wird, im nächstfolgenden Jahre unter Dach kommen.

Die Auszierung des ganzen Gebäudes im Innern soll durchaus auf dem Wege der Kunst geschehen, und keinen jener Modeartikel enthalten, welche nur die vergängliche Pracht eines höchst veränderlichen Geschmacks darbieten. Die Wohngemächer sollen in dem leichteren Verzierungsstyle der antiken und raphaelischen Wandmalerey dekorirt werden. Für die Ausschmückung des Erdgeschosses aber sind bereits Vorbereitungen getroffen, die uns ein großes und ernstes Werk der Malerey verheißen. Der Wohnung eines deutschen Königs ziemt die Schilderung deutscher Heldensagen, und daher hat S. M. bestimmt, daß in den fünf Sälen des Erdgeschosses, welche sich in der Abtheilung zur Linken der dreyfachen Einfahrt befinden, die Darstellung des Nibelungenliedes al Fresco durch Prof. Schnorr ausgeführt werden soll. Der Künstler, der durch seine Arbeit in der Villa Massimi in Rom auf ein so großes Unternehmen mehr als hinlänglich vorbereitet ist, hat bereits eine beträchtliche Anzahl von Entwürfen und mehrere Cartons dazu nach einem sehr durchdachten Plane ausgeführt. Unter den fünf Sälen sind der Eingangs- und der Eckſaal kleiner, die drey dazwischen liegenden von größeren Verhältnissen; da nun diese fünf die Darstellung des ganzen Nibelungenliedes an ihren Wänden aufnehmen sollen (die Deckengewölbe werden nur Verzierungen erhalten), so schien es dem Künstler passend, die drey Haupttheile des Nibelungenliedes: Siegfrieds Leben, Siegfrieds Tod und Chriemhildens Rache, den drey größeren Sälen, dem ersten Gemach aber einleitende Darstellungen und dem lezten Schlußbilder anzuweisen. Demnach soll das erste oder Eingangsgemach die Entstehung des Liedes, so wie das Thema desselben andeuten und die Hauptgestalten vor die Augen des Beschauers führen. Ueber der Eingangsthüre zeigt sich daher der Sänger des Helden liedes, wer es auch sey, umgeben von zwey symbolischen Gestalten, welche die alte Tradition in Erzählung und Gesang bezeichnen; jene ist dargestellt als ein graues Mütterchen, das sich erzählend die Hände wärmt, und hinter welchem ein Alter die Tafel mit der Inschrift Mähre hält; diese, der Gesang, als eine schöne Jungfrau, die Harfe spielend und von einem mit Rosen bekränzten Knaben begleitet, auf dessen Tafel die Inschrift Sage steht. Um das Hauptthema des ganzen Gedichtes anzudeuten, war wohl keine Darstellung geeigneter, als die Scene, wie Hagen von den Meerweibern die Prophezeihung von dem Untergange der Nibelungen hört. Daher sieht man in der Lünette gegenüber den trotzigen Recken, um welchen sich das ganze Schicksal des Heldengeschlechts wendet, in der Mitte der racheverkündenden Nixen, welche die Bilder der Vergangenheit wie der Zukunft mahnend und erschütternd vor seine finstere Seele rufen. An den Wänden sodann erscheinen die Hauptgestalten der Dichtung in einzelnen Gruppen, nach den verschiedenen Räumen zu zweyen oder dreyen geordnet; als z. B. Siegfried und Chriemhilde, Gunther und Brunhilde, Ute, Giselher und Gernot, Hagen, Volker und Dankwart u. s. f. Mehrere dieser Compositionen hat der Künstler schon theils in kleinen farbigen Oelskizzen, theils in Cartons vollendet, wo die Figuren über Lebensgröße sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste archäologische Entdeckungen in Asien.

Da die interessante Reisebeschreibung der Herrn Irby und Mangles, obgleich schon vor sechs Jahren in den englischen Tagesblättern angekündigt, nicht in den Buchhandel gekommen ist, hat Herr Brewster in Edinburg der Wissenschaft einen Dienst geleistet, indem er aus dem neuesten Theil dieser Reise die Nachricht über die Nekropolis von Petra in seinem Journal für die Wissenschaften (Edinburgh Journal of Sciences) mittheilte. Auch der Graf von Laborde hat die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese bisher ganz unbekannten Denkmäler alter Baukunst gelenkt, indem er in einer öffentlichen Sitzung der Pariser Akademie Bericht über einen Besuch erstattete, welchen sein Sohn erst kürzlich selbst in den Ruinen der an der nördlichen Gränze von Arabien gelegenen Stadt Petra gemacht hatte. Mehrere alte Schriftsteller sprechen von dieser Stadt. „Die Nabatäer," sagt Plinius, Hist. Nat. VI. c. 28. „bewohnen eine Stadt, Namens Petra, in einem Felsenthale, das etwa zwey Meilen im Umkreise hat, von unersteiglichen Bergen

Digitized by Google

umgeben und von einem Flusse durchschnitten ist. Sie liegt 600 Meilen von der Stadt Gaza an der Küste und 122 von dem persischen Meerbusen.“ Strabo liefert folgende Nachrichten: „Die Hauptstadt der Nabatäer, sagt er, heißt Petra und ist in einer von der Natur gebildeten Ebene gelegen, die von allen Seiten durch Abgründe und Felsen eingeschlossen wird. Innen ist sie mit einer Quelle des vortrefflichsten Wassers zum Trinken und zur Bewässerung der Gärten versehen. Außerhalb des Einschlusses ist das Land größtentheils wüste, vorzüglich gegen Judäa hin. Jericho ist 3 bis 4 Tagereisen davon entfernt.“ Er fügt noch bey, daß immer ein Prinz aus königlichem Geblüt in Petra regiere, der einen Rath mit dem Titel Bruder bey sich habe. Auch spricht er von den Gesetzen und Gebräuchen dieses Volkes. Bey Diodor von Sicilien findet sich eine lange Erzählung von dem Feldzuge des Antigonus gegen die Nabatäer. Er sagt, sie hätten große Reichthümer in Gold und anderen Dingen besessen, und der schwache und kranke Theil des Volkes hätte sich auf einen Felsen geflüchtet, welcher von Natur wie eine Festung gebildet gewesen und zwey Tagereisen von allen bewohnten Orten entfernt gelegen sey. Man sieht nichts ähnliches dieser Art in der Umgegend von Wady-Musa, aber außerhalb trifft man Felsen, deren Oberflächen früher zu Festungen dienen konnten.

Die Lage von Petra ist im Ganzen genau so, wie sie Strabo und Plinius beschreiben, nur ist die Gegend weder ein Thal noch eine Ebene zu nennen; der Boden ist gleichförmig und niedrig im Vergleich zu den schroffen Abgründen und Felsen, die ihn umgeben. Es ist eine Fläche, die sich etwas hügelig und von Schluchten durchschnitten in den Schooß eines Gebirges hineinzieht. In der gegenwärtigen Umgebung der Stadt sind zwey Hügel, welche mit Bauwerken bedeckt gewesen zu seyn scheinen, denn es liegen Steine, Ziegel und andere Bruchstücke darauf umher, die zum Theil eine äußerst feine und gefällige Form haben. Diese zwey Hügel durchschneidet der Fluß, indem er sich nach Nordosten wendet. Am Fuße des einen Hügels, auf dem linken Ufer, scheinen einige der vorzüglichsten Gebäude gestanden zu haben. Ein Bogengang von schöner Bauart mit Pfeilern und Feldern, welche mit Blätterwerk wie die zu Palmyra geschmückt sind, diente als Portal zu einer Masse jetzt sehr verdorbener Gebäude, welche auf jeder Seite einen Eingang hatten. Die Vorderseite war mit einem Portikus von vier Säulen geschmückt. Im Innern erkennt man drey parallele Säle; wahrscheinlich war dies ein Pallast oder ein Privatgebäude von mehreren Stockwerken. Der Hügel auf dem andern Ufer ist mit einer Menge Ruinen von unbestimmter Form bedeckt. Obgleich der nubische Geograph versichert, alle Häuser in Petra wären aus dem Felsen gehauen, so sieht man doch an der Menge der auf dem Boden herumliegenden Steine, daß viele Häuser auf der Ebene frey erbaut waren. In der Nähe des alten Pallastes, von welchem eben die Rede war, sieht man noch Höhlen, welche zu Wohnungen gedient haben müssen. An einer derselben ist die Vorderseite mit einem großen Thor und vier Fenstern durchbrochen; im Innern ist ein Saal, welcher drey dieser Fenster einnimmt; das vierte befindet sich in einer Art von Schlafzimmer; keine dieser Höhlen ist mit Bildwerken verziert.

Zu den Gegenständen, welche am ersten auffallen, wenn man von der östlichen Seite nach Petra kömmt, gehört ein aus dem Felsen gehauenes Theater. Der Durchmesser des Podiums mißt 120 Fuß; das Theater hat 33 Sitzreihen; die Scene, anstatt auch aus dem Fels gehauen zu seyn, wie das Uebrige, war gemauert und ist deshalb jetzt zerstört; nur die Füße von vier Säulen stehen noch. An allen Zugängen, welche zu diesem Theater führen, sind die Felsen zum Behuf von Grabmälern ausgehöhlt. Von der Höhe des Theaters selbst gewahrt man eine Menge der größten. Ueberhaupt müssen die Gräber in allen Theilen der Stadt zu sehen gewesen seyn und fast scheint es, als wären die Wohnungen der Todten noch zahlreicher gewesen, als die der Lebenden, so viele sieht man auf allen Seiten. Das größte dieser Grabmäler hatte ursprünglich drey Stockwerke, und da die Höhe des Felsens nicht hinreichte, half man sich durch einen Aufsatz von Mauerwerk, welcher jetzt zerstört ist. Das untere Stockwerk oder Erdgeschoß war mit vier Säulenportalen geschmückt, welche in eben so viele Zimmer führten, die jedoch nicht unter einander verbunden waren.

Die beyden englischen Reisenden konnten sich nur zwey Tage in den Ruinen von Petra aufhalten und bedauerten sehr, daß sie nicht alles hatten genauer untersuchen können. Aus Mangel an einem Führer konnten sie nicht zu einem Monumente gelangen, welches sie von weitem erblickten und nur durch Fernröhren sich etwas näher bringen konnten. In dem Hohlweg, durch welchen sie nach Petra kamen, fanden sie zu beyden Seiten ausgehöhlte Felsen, welche überall Todtenkammern enthielten. An manchen Orten hat man den Fels in Form eines viereckigen Thurmes zugehauen, welcher sich nach oben verjüngt, wie die Pylonen der egyptischen Bauwerke. Häufig fanden sie auch Nischen, in welche man einen Altar eingehauen hatte, auf dem eine Art von Opfer lag, das aber schwer zu erkennen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№. 30.

Kunst-Blatt.

Montag, 13. April 1829.

München, im März 1829.

(Fortsetzung.)

Der zweyte Saal oder der erste größere soll die wichtigsten Momente aus Siegfrieds Leben, so weit das Nibelungenlied es umfaßt, enthalten. Da die Thaten, welche das Lied von Siegfried erzählt, sich hauptsächlich auf die Erlangung Chriemhildens beziehen, so hat der Künstler in seinem Entwurfe für die Hauptbilder der Wände die vier Scenen aufgenommen: Wie Siegfried aus dem Sachsenkriege mit den gefangenen Königen zurückkommt; wie die Helden mit Brunehild aus Isenland zurückkehren; Siegfrieds Verlobung und wie Siegfried Chriemhilden die Bezwingung der Brunehild erzählt und ihr die Kleinodien, Gürtel und Ring übergibt. Außer diesen großen Räumen bieten sich noch zwey große, halbrunde Felder über dem Wandgesimse dar, welche Siegfrieds erste Ankunft zu Worms, und seine Rückkehr zu seinen Eltern mit Chriemhilden aufnehmen sollen. Vier kleinere Bilder über den Thüren werden als Nebenandeutungen darstellen, wie der Bote Chriemhilden Siegfrieds Thaten im Sachsenkrieg erzählt; wie die vier Helden nach Isenland fahren; Siegfried und Chriemhilde als König und Königin in ihrem Reich, und wie Chriemhilde Siegfrieden sein Knäblein reicht. Endlich werden in sechs kleineren Lünetten die bey Gunthers und Siegfrieds Vermählung veranstalteten Kampfspiele bezeichnet.

Aus diesem Saale, welchen man den der Hochzeit nennen könnte, tritt man in den dritten, wo die Begebenheiten, welche Siegfrieds Tod angehen, geschildert werden sollen: Siegfrieds Abschied von Chriemhilden, Siegfrieds Ermordung, wie Chriemhilde dessen Leiche vor der Thür ihrer Kammer findet, endlich wie Chriemhilde bey der Leiche ihres Geliebten den Hagen als Mörder erkennt. Diese Scenen werden die vier Hauptbilder ausmachen; in den kleineren Räumen werden Episoden aus Siegfrieds und Chriemhildens Leben dargestellt, und an der Decke der Nibelungen-Hort und die geheimnißvolle Welt der Erdgeister in Verzierungen angedeutet werden.

Der vierte Saal wird den Untergang der Nibelungen-Helden oder Chriemhildens Rache darstellen. Die wichtigsten Momente der furchtbaren Kämpfe im Hunnenland werden die Hauptgemälde an den Wänden ausmachen.

Den fünften Saal oder das zweyte kleinere Gemach endlich fand der Künstler am geeignetsten, die Stimmung, welche in der, gewöhnlich mit dem Nibelungenliede verbundenen Nibelungenklage ausgesprochen ist, in einzelnen Bildern anzudeuten, z. B. wie die Todten aus dem Saale getragen werden, wie die Boten mit den Waffen der Gefallenen davonziehen u. s. w.

Wir haben nur die Anordnung der beyden ersten Säle ausführlich mitgetheilt, weil zu diesen bereits fast sämmtliche Entwürfe in kleinen Federzeichnungen vorliegen, der Künstler aber, der von dem bloßen Schema seiner Anordnung zum Entwurf der einzelnen Bilder übergeht, immer noch Einzelnes zu ändern findet. Doch werden unsre Leser auch aus diesen Andeutungen schon ersehen, daß sich hier ein Werk erwarten lasse, das nach seiner Vollendung zu den größten Zierden der Hauptstadt gehören wird.

An der Rückseite der Residenz ist im vorvorigen Jahre die Allerheiligen-Kapelle gegründet worden, welche künftig statt der für ihre Bestimmung zu engen Hofkapelle zu dem Gottesdienst des Königs und Hofes dienen soll. Sie ist von solchem Umfang, daß man sie füglich eine Kirche nennen könnte; ihre Länge beträgt 145 Fuß, die Breite 103, und die Höhe gegen 80. Der Architekt, Hr. von Klenze, hatte sich bey ihrem Entwurfe nach dem ausdrücklichen Willen des Königs an den byzantinischen Baustyl zu halten, welcher eine für die Bedürfnisse des katholischen Rhitus höchst zweckmäßige Disposition und ganz eigenthümliche, aus der kirchlichen

Digitized by Google

Anordnung unmittelbar hervorgegangene Formen für das Auge darbietet. Die Art, in welcher hier dieser Styl angewendet worden ist, zeigt ihn befreyt von den heterogenen und oft entstellenden Zusätzen, welche viele bestehende Gebäude dieser Art im Laufe der Jahrhunderte erhielten. Die Kapelle wird von der Chorseite mit dem neuen Flügel der Residenz in Verbindung gebracht, wie es für den Dienst nöthig ist; übrigens bildet sie als architektonisches Werk ein für sich bestehendes Ganzes. Nach dem, was wir von den Entwürfen des Aeußern gesehen, glauben wir, daß es dem Architekten gelungen ist, in die Formen und Linien der Façade ein günstiges Verhältniß zu bringen, und die Seitenfaçaden, welche häufig bey den älteren Werken dieser Art vernachlässiget und gestückelt sind, mit der Hauptseite in Uebereinstimmung zu setzen.

Im Innern mußten der Hofetikette wegen Tribünen oder Emporkirchen angebracht werden, welche hier auf Säulenarkaden ruhen, ähnlich denen in der St. Markuskirche zu Venedig. Die Decke ist aus Tonnen- und Kuppelgewölben gebildet, und eine große Nische, worin der Hochaltar steht, schließt das Presbyterium. Diese Anordnung ist einfach und ohne weiteren architektonischen Schmuck; der untere Theil der Kirche wird bis über die Brüstung der Tribünen ganz mit Marmorvertäfelungen bekleidet; die Verzierung des oberen Theiles wird ganz allein die Malerey übernehmen. Pfeiler, Wände, Gewölbe und Kuppeln, so wie die Chornische, werden mit reichen Darstellungen christlicher Gegenstände und Fresken ausgemalt. Diese große Arbeit ist Herrn Professor Heinrich Heß übertragen, der bereits seit einem Jahre mit dem Entwurfe des Plans und mit Auszeichnung der Cartons beschäftigt ist. Die Anordnung ist, nach dem Willen des Königs, mit der Anlage des Gebäudes übereinstimmend, in einer den Musaikverzierungen der byzantinischen Kirchengebäude entsprechenden Art; alle Gemälde erhalten Goldgrund und werden, wie in den alten Basiliken nur durch reich verzierte Bänder und Inschriften in Verbindung gesetzt; Stuccatur oder farbige Hintergründe werden nirgends angebracht.

Die Entwürfe, welche Prof. Heß für die Anordnung des Ganzen gemacht hat, sind so durchdacht, und enthalten die Hauptsymbole der mosaischen Geschichte und der christlichen Dogmen in so schöner und bedeutsamer Verbindung, daß unsre Leser uns dafür Dank wissen werden, wenn wir ihnen hier eine Uebersicht derselben liefern. Sowohl in der Zusammenstellung, wie in der Ausführung der einzelnen Gegenstände, so weit sie bis jezt in den Cartons gediehen ist, spricht sich ein tiefreligiöser Ernst aus, und der einfache, großartige Styl, welchen der Künstler sich für dieses Werk gebildet hat, entspricht vollkommen der alterthümlichen Einfachheit der Anordnung.

Da das Schiff der Kirche sich in zwey Kuppeln, jede mit zwey Seitenlogen versehen, dann in den Hauptchor oder das Presbyterium theilt, so hat der Künstler den Cyclus seiner Darstellungen in drey Abschnitte gefaßt: 1) Das alte Testament. 2) Das neue Testament. 3) Die symbolische Verklärung beyder in der Ecclesia triumphans. In der Wahl der Gegenstände hat sich der Künstler nur an das gehalten, was auf symbolischem Wege die Lehren der Kirche darstellen konnte, und alles vermieden, womit die künstlerische Phantasie durch willkührliche Ausbildung das Bereich der Lehre und des eigentlichen Symbols hätte überschreiten können. Daher ist in der Mitte der ersten Kuppel Gott der Herr, umgeben von einem Kranze von Seraphim, als Mittelpunkt des ganzen alten Testamentes dargestellt. Unmittelbar an die Seraphim schließt sich eine reiche Kranzverzierung, in welcher acht Felder die Geschichte der Schöpfung und des Paradieses bis zur Vertreibung der Erzeltern aus demselben enthalten. Der übrige Umkreis der Kuppel nimmt die Geschichte Noahs und seiner Söhne bis zur Zerstreuung der Stämme am Thurm zu Babel, in vier größeren und kleineren Bildern auf, und außerhalb eines reich verzierten Bandes, welches diese Darstellungen umschließt, sind an den vier Pfeiler-Zwikkeln, welche die Kuppel tragen, die kolossalen Gestalten der vier Erzväter angebracht, bezeichnend die vier Häupter der direkten Offenbarung des alten Testamentes.

Die erste Seitenloge enthält die Offenbarungen der Erzväter. In der Mitte des Bandgewölbes ist der Bund Abrahams mit Melchisedeck, links daran die Verheißung eines Geschlechts durch die drey Engel, und rechts die Verstoßung Ismaels und der Hagar abgebildet; auf den beyden äußersten Räumen endlich zwey Stellen aus den Offenbarungen Jakobs, der Traum der Himmelsleiter und der Kampf mit dem Engel. Die Hauptwand dieser Seitenloge nimmt die Opferung Isaaks ein, welche als Symbol der Hingebung in den göttlichen Willen und als Hauptvorbild des Opfertodes Christi mit der auf derselben Seite folgenden Kreuzigung korrespondirt. Mit zwey kleineren Darstellungen unter diesem Bilde, welche den Segen Isaaks über Jakob und Jakobs über die zwölf Stämme enthalten, schließt sich der gedrängte Cyclus der Geschichte der Erzväter, und man gelangt in die dritte Periode, das Judenthum, in der zweyten, zu dieser ersten Kuppel gehörigen Seitenloge.

Hier ist auf dem Bandgewölbe die Findung Mosis, sein Beruf am Dornbusch und die Erhal-

Digitized by Google

tung des Volkes Israel beym Durchgang durch das rothe Meer dargestellt, und auf beyden Enden je zwey Gestalten, die vier Hauptperioden der jüdischen Geschichte andeutend: Josua, der Führer, Samuel, der erste Richter, Saul, der erste König, und David, der Prophet. Auf der Hauptwand empfängt Moses die Gesetztafeln Gottes auf dem Sinai, und in den beyden kleineren Feldern unterhalb sieht man den Einsturz der Mauern von Jericho und die Zerstörung Jerusalems. Hiermit schließt die Geschichte des alten Testamentes, da der Raum keine weitere Ausdehnung gestattet.

Das mittlere Bandgewölbe, welches die erste Kuppel von der zweyten scheidet, enthält vorbereitende Gegenstände für das neue Testament. An den beyden Enden über den Pfeilern sieht man die vier Hauptpropheten: Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel, als die ersten Verkündiger des Heilands. Ueber den beyden ersteren ist die Predigt Johannis in der Wüste, über den andern die Verkündigung Mariä angebracht, in der Mitte derselben, also zwischen beyden Kuppeln stehend, die Geburt Christi.

Die erste Seitenloge enthält nun nach derselben Eintheilung, wie die vorhergehenden, am Bandgewölbe Darstellungen aus dem Leben Christi bis zu seinem Leiden am Oelberg, und die Hauptwand nimmt die Kreuzigung ein. In der zweyten Seitenloge gegenüber werden am Bandgewölbe, die Begebenheiten von der Auferstehung an dargestellt und die Hauptwand enthält das Ende seiner irdischen Erscheinung, die Himmelfahrt.

Hiermit ist der geschichtliche Cyclus des N. Testaments in diesen zwey Seitenlogen beschlossen, und es beginnen die symbolischen Darstellungen in der zweyten Kuppel, welche die triumphirende Kirche oder das Symbol der Gemeinschaft aller Heiligen enthalten. Christus als Heiland sizt in der Mitte, zwischen der Jungfrau Maria als Fürbitterin und Johannes dem Täufer, um diese im Kreise der Verklärung die zwölf Apostel, darstellend die Gemeinschaft der Kirche. Die Pfeiler, welche die Kuppeln tragen, enthalten die Stützen der heiligen Ueberlieferung, die vier großen Gestalten der Evangelisten.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste archäologische Entdeckungen in Asien.

(Fortsetzung.)

Die Säulen, mit welchen die Façaden der Gräber geschmückt sind, haben Kapitelle, welche die Reisenden wegen ihrer sonderbaren Form, die sie den unvollendeten jonischen Kapitellen ähnlich macht, Kapitelle von arabischer Ordnung nennen wollten. Diese Pfeiler und Säulen tragen ein Gebälk und einen Fries, die wenig von der jonischen und korinthischen Ordnung verschieden sind. Irby und Mangles fanden nur zwey auf Gräbern oder innerhalb derselben eingehauene Inschriften. Die eine findet sich auf einem Grab nicht weit von dem Theater, aber sie ist zu sehr zerstört, als daß man sie lesen könnte. Die andere ist auf der breiten arabischen Vorderseite eines Grabes eingehauen, welches sich in der Richtung gegen Deledebar findet. Die Schriftzüge waren sehr gut ausgedrückt und erhalten, aber den beyden Reisenden und ihren Begleitern unbekannt, ausgenommen Herrn Banks, der sie ganz denen ähnlich fand, die er auf den Felsen bey Wadi-Makoutub und am Fuße des Berges Sinai eingehauen gesehen hatte. Das Innere des mit dieser Inschrift versehenen Grabes bestand aus zwey Kammern, welche nichts Merkwürdiges darboten.

Das Schönste, was die Ruinen von Petra aufzuweisen haben, ist ein alter, ebenfalls ganz aus dem Felsen gehauener und vollkommen erhaltener Tempel. Als die Reisenden sich durch die Schlucht nahten, wo die Felsen über ihren Köpfen zusammenhingen, machte der Anblick einer sonderbar erleuchteten Façade, auf welcher eine fliegende Figur eingehauen war, einen zauberischen Eindruck auf sie. Ein Portikus, auf beyden Seiten mit Gruppen von ausgehauenen Figuren geschmückt, die einen Centaur und einen jungen Mann darstellen, führt zu einer Treppe von vier Stufen, über welche man in einen großen einfachen Saal gelangt, der an der Seite kleine Säle hat. Nichts deutet an, welcher Gottheit dieser Tempel geweiht war; die kolossalen Statuen sind zu sehr zerstört, als daß man daraus etwas schließen könnte; das obere Stockwerk ist in Form einer Kuppel und trägt eine Urne, die nach einer alten Landessage die Schätze des Pharao enthielt; auch zeigt diese Urne Spuren von Musketenschüssen, mit welchen man sie in Stücke hat schießen wollen. Es scheint, die Araber konnten die höchsten Felsen nicht erklimmen. Auf den benachbarten Höhen sieht man mehrere kleine aus dem Felsen gehauene Pyramiden. Unsere Reisenden erstiegen einen ziemlich schroffen Berg, auf welchem sie ein Grabmal fanden, welches die Araber das Grabmal des Aaron nennen. Auf diesem Berge wohnt ein einsiedlerischer Muselmann bey dem neuen Grab eines Heiligen

seines Glaubens. Von dieser Höhe verfolgt das Auge eine entfernte Bergkette, die sich gegen das östliche Ufer des todten Meeres hinzieht. Irby und Mangles sprechen mit Entzücken von dem malerischen Ansehen der Ruinen von Petra; die Felsen haben sehr lebhafte Farben, was um so anziehender ist, da sie durch den Meisel die verschiedensten Formen erhalten haben und sich mit den Laubmassen der wilden Feigen, Oliven, Kapern und anderer Bäume und Gesträuche vermischen, welche ein dickes Buschwerk am Rand des kleinen Flusses bilden und vielleicht von den Gärten der alten Nabatäer herrühren.

Diese Nachrichten machen uns mit einer Stadt bekannt, die ihrer Lage nach an Tadmor und Palmyra erinnert, deren Monumente jedoch wahrscheinlich der Zeit der Seleuciden, mithin einer frühern und eigenthümlicheren Periode angehören, als die Bauwerke jener zwey schon länger bekannten Städte, die ohne Zweifel erst in der Zeit der spätern römischen Kaiser die Ausschmückung erhielten, deren kolossale Ueberreste jezt noch übrig sind. Von nicht geringerem Interesse sind die vorläufigen Notizen, die wir über des Hrn. Prof. Schulz Entdeckungen am See Van in Armenien vernehmen. Sie führen uns in ein noch höheres, ja sagenhaftes Alterthum, in die Zeit des babylonischen Reiches zurück und geben wenigstens eine Andeutung, daß die Erzählungen der alten Schriftsteller von den Bauwerken der Semiramis sich auch außerhalb des babylonischen Gebietes an wirklich vorhandene Monumente knüpften.

Herr Schulz, Professor an der Universität Gießen, trat im Sommer 1826 eine Reise nach der asiatischen Türkey und nach Persien in Auftrag des Herrn Baron von Damas an. Diese Reise soll wenigstens vier Jahre dauern und ihr Hauptzweck ist, die in der altpersischen Sprache geschriebenen Werke und besonders die Bücher des Zoroaster aufzusuchen. Auch soll Herr Schulz auf seinem Wege die Monumente berücksichtigen und die bedeutendsten alten Inschriften abschreiben, zu welchem Behuf er sehr ausführliche Instruktionen erhielt, die auf Ersuchen des Baron von Domas von einem Mitglied der französischen Akademie, Herrn Saint-Martin, redigirt worden sind. Leider konnte er jedoch wegen der politischen Unruhen im Orient bis jezt nicht in das eigentliche persische Gebiet eindringen und war nach mehreren vergeblichen Versuchen gezwungen, nach Constantinopel zurückzukehren.

Demungeachtet ist seine Reise schon bis jezt keineswegs ohne Nutzen gewesen.

Unter die verschiedenen Orte, welche Herrn Schulz als Gegenstände seiner Forschungen in Bezug auf alte Denkmäler und Inschriften bezeichnet waren, gehört die Stadt Van, welche in dem mittleren und am wenigsten besuchten Theil des türkischen Armeniens liegt. Folgendes ist der Abschnitt aus den Herrn Schulz gegebenen Aufträgen, welcher sich auf die Untersuchung dieser Stadt und ihrer Umgebung bezieht.

„Wenn die Untersuchung aller Ufer des Sees Urney beendigt ist, soll Herr Schulz einen Abstecher in das türkische Armenien bis an die Stadt Van zu unternehmen suchen, welche am Ende eines Sees liegt, der seinen Namen von ihr hat.“

„Man schreibt den Ursprung der Stadt Van einer sehr entfernten Zeit zu; die Armenier gaben ihr den Namen Schamiramakert, das heißt Stadt der Semiramis, und erzählen von großen und prächtigen Denkmälern, welche noch jezt dort von ihr vorhanden seyen; das, was sie davon sagen, stimmt ganz mit den Nachrichten überein, welche man in griechischen Schriftstellern über die Gebäude findet, die auf den Befehl der Semiramis in Medien und Assyrien erbaut wurden. Die persischen Bücher sagen uns, am Ende des 13ten Jahrhunderts habe Tamerlan versucht, die alten Bauwerke von Van zu zerstören; aber an der Festigkeit und Ausdehnung derselben seyen die Anstrengungen seiner Soldaten ermüdet. Die neueren Reiseberichte in armenischer Sprache erzählen von alten Statuen und Monumenten, welche man häufig in dem Innern der Stadt Van gefunden hat; sie bezeichnen hauptsächlich einen großen Hügel, welcher den nördlichen Theil der Stadt einnimmt, als den Ort, der die meisten antiken Ueberbleibsel enthalte. Sie sprechen von Säulen, Statuen und geräumiger, aus dem Felsen gehauenen Höhlen, an deren Eingängen sich große Inschriften befänden, deren Schriftzüge allen Landesbewohnern unbekannt seyen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Inschriften Keilschrift und daß es dieselben sind, welche nach den alten Schriftstellern die von der Semiramis aufgeführten Monumente schmückten. Der Name und das Andenken dieser assyrischen Königin sind in diesem Lande unter den Armeniern und Curden sehr verbreitet. Mehrere Gebäude und ein Fluß, welcher in den See fließt, tragen noch ihren Namen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№. 31.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 16. April 1829.

München, im März 1829.

(Beschluß.)

An diese Kuppel schließt sich das Heiligste, der Hauptchor an, welcher vor der Nische zwey Bandgewölbe hat. Auf dem ersten werden in drey Darstellungen die Einsetzung des Abendmahles, die Ertheilung der Schlüssel und die Sendung der Apostel angebracht, und über den beyden Enden an den Pfeilern die vier Väter der Kirche: St. Ambrosius, Gregorius, Hieronymus und Augustinus. Das zweyte, welches den Hauptchor wie ein Rahmen umschließt, enthält in reichen Verzierungen eine Reihe von Medaillons, in welchen die Hauptgleichnisse in Bezug auf Christi Lehre dargestellt und von Sprüchen umgeben werden. Dies Band stützt sich zu beyden Seiten des Hauptchors auf zwey Pfeiler, an welchen Cherubim stehen, der eine mit Schwerdt und Wage, das Gericht, der andere mit Palmzweig und Märtyrerkrone, die Gnade bedeutend. Hieran stößt unmittelbar die Chornische; in deren Mitte steht Christus der Erlöser, über ihm schwebt der heilige Geist und zu höchst Gott Vatrr. Ein reicher Kranz von Seraphim umgibt dieses Bild der Dreyeinigkeit, und zu beyden Seiten des Erlösers stehen noch, symmetrisch geordnet, Petrus und Paulus, andeutend das neue, und Moses und Elias, andeutend das alte Testament.

Hiermit schließt der ganze Cyclus der Kirche und es bleibt nur noch der Musikchor über dem Eingang übrig, welcher zwischen reichen Verzierungen mehrere allegorische und symbolische Gestalten der Künste und Wissenschaften in Bezug auf die Religion enthalten wird.

Schon aus dieser gedrängten Uebersicht, die nicht einmal den Entwurf des Künstlers ganz vollständig enthält, ergibt sich die innere Consequenz und Zweckmäßigkeit des Plans, und je seltener in unsern Tagen zusammenhängende religiöse Darstellungen im Gebiete der Malerey erscheinen, desto größere Aufmerksamkeit muß ein Werk erregen, das einen so gründlich durchdachten und schön geordneten Cyclus der Hauptsymbole katholischer Lehre umfaßt. Wenn gleich bey der Ausführung im Einzelnen noch manche Veränderung eintreten wird, so glauben wir doch nicht, daß der Künstler an dem Wesentlichen seines schon so durchgebildeten Gedankens etwas verändern wird. Die ganze Ausschmückung der Kapelle wird nach diesem Entwurf eben so reich als bedeutungsvoll und belehrend, und wir sehen in ihr die zweckmäßige und tiefsinnige Anlage der frühesten christlichen Kunst in gereinigter und veredelter Form wiederkehren.

Faßt man die Gegenstände der drey erwähnten großen Werke der Malerey, so wie der schon größtentheils vollendeten in der Glyptothek in's Auge, so ist einleuchtend, welcher große Vortheil der Kunst dadurch erwachsen müsse, daß die Erfindungskraft aus dem ursprünglichen Quell der Religion, Poesie und Geschichte frey schöpfen und in weiten Räumen sich ausbreiten darf. Cyklische Gemälde von ernster Bedeutung auf eigenthümliche Weise auszubilden, ist ohne Zweifel das Größte und Nützlichste, was man einer aufstrebenden Kunst gewähren kann, und diese Aufgabe, so wie die großartige Conception der Prachtgebäude, welche die Räume dazu liefern, verdanken wir dem eben so großartigen als tiefen Sinn eines Königs, der unsrer Zeit bietend, nicht was sie in ihrer Erschlaffung verlangt, sondern was zu ihrer Stärkung und Erhebung Noth thut, diese Werke hervorgerufen hat.

Die protestantische Kirche, die vor dem Carlsthor errichtet wird und über deren Anordnung wir bereits im Kunstblatt (1827 Nr. 67.) berichtet haben, ist unter der Leitung ihres Architekten, des Oberbauraths Pertsch, im verflossenen Jahre schnell emporgestiegen; auch ist das Kirchenhaus selbst bereits unter Dach gekommen. Im laufenden Jahre wird der Thurm vollends aufgerichtet und im zukünftigen das Innere beendigt werden. Ist einmal der Platz vor der Kirche von den störenden Baraken befreyt, so wird das Gebäude von der Straße aus eine gute Wirkung machen, so wie auch die Einrichtung des Innern sich als zweckmäßig erproben wird. Obgleich zur Ausschmückung dieser Kirche keine

großen Mittel vorhanden sind, so hoffen wir doch, daß auch hier die bildende Kunst ihre Hand bieten werde, um wenigstens den Altar und die Nische, worin er angebracht ist, würdig auszuschmücken.

Außer diesen einzelnen prachtvollen und bedeutenden Bauwerken erfreut den Kunstsinn auch noch die Anlage einer großartigen Straße. Es ist die Ludwigsstraße, die von der Residenz an bis an die Barrière gegen Schwabing zu geführt werden soll und bereits zu beträchtlicher Länge gediehen ist. Zunächst an der Residenz machen die Arkaden und das neue Kaufhaus auf der rechten, und das Odeon mit dem Leuchtenberg'schen Pallaste den Anfang, indem sie einen breiten Platz zwischen sich lassen. Dann treten die Häuser auf der linken Seite näher zusammen, so daß die Straße eine Breite von 132 Fuß sammt den zu beyden Seiten laufenden Trottoirs gewinnt, in welcher sie schnurgerade fortgeführt wird. Die ganze Anlage dieser Straße, so wie die Zeichnungen ihrer sämmtlichen Häuserfaçaden sind bis jezt von Herrn v. Klenze, der hierin des seltenen Glückes sich zu erfreuen hat, eine große zusammenhängende architektonische Anlage zu begründen und ohne Beschränkung auszuführen. In zwey fortlaufenden, blos durch die Querstraßen unterbrochenen Häuserreihen, sind die einzelnen Wohnhäuser durch Abwechselung des Styls und der Eintheilung von einander unterschieden, und gewähren eben durch diese Mannichfaltigkeit dem Auge einen angenehmeren Anblick, als die früher und anderwärts so beliebte Einförmigkeit und Symmetrie. Zwar sind sie in der Höhe nicht ganz gleich, doch größtentheils zu drey Stockwerken, einige auch mit Mezzaninen angelegt, mit großen Portalen versehen, und theils im römischen, theils im florentinischen Style, jedoch immer in einfacher, dem Wohnhaus angemessener Art, verziert. Zwey größere Gebäude, welche gegenwärtig den äußersten Punkt der Straße bilden, sind im verflossenen Jahre angelegt und unter Dach gebracht worden: der neue Flügel des Kriegsministeriums und der Pallast Sr. Hoheit des Herzogs Maximilian von Bayern.

Der schon früher von demselben Architekten errichtete Theil des Kriegsministeriums, dessen Façade mit Portikus und großen Bogenfenstern in florentinischer Art sich durch ihre schönen Verhältnisse auszeichnet, steht in einer Seitenstraße, welche in spitzem Winkel gegen die Ludwigsstraße stößt, und mußte wegen der geringen Breite derselben einen großen Hof an der Vorderseite erhalten. Dieses für sich bereits abgeschlossene Gebäude war nun mit einer großen und hohen Façade gegen die Ludwigsstraße zu in Verbindung zu setzen, und die Zusammenstellung dieser Massen zu einem architektonisch regelmäßigen und malerischen Ganzen bot nicht geringe Schwierigkeiten dar. Der Bau in der Ludwigsstraße, theils aus Quadern, theils aus Backsteinen geführt, ist 270 Fuß lang und durch einen in der Mitte sich höher erhebenden Theil gruppirt. Vor diesem laufen im Erdgeschoß offene Arkaden her, deren Tympana mit Waffengruppen geziert werden. Der Styl ist derselbe, wie an dem Hintergebäude und das Ganze erhält durch die Anordnung sowohl der Masse als des Einzelnen etwas Großartiges und Imposantes.

Diesem Gebäude schräg gegenüber steht der Pallast Sr. Hoheit des Herzogs Maximilian, bereits im vorigen Herbste völlig unter Dach gebracht. Wenn wir nicht irren, wird man diesen Bau nach seiner Vollendung als eines der gelungensten Werke des Hrn. v. Klenze betrachten. Er ist ein wahres Fürstenhaus im Aeußern wie im Innern. Die günstige Lage mit der Hauptseite gegen Morgen und der zweckmäßige Platz zwischen vier Straßen verbanden sich hier mit dem Vortheile, daß man dem Architekten in der Anordnung völlig freye Hand ließ, eine Bedingung architektonischer Vollkommenheit, welche so selten erfüllt wird. Das Erdgeschoß bietet eine dreyfache Einfahrt dar, über welcher ein großer Balkon von vier dorischen Säulen getragen wird. Zu beyden Seiten sind Arkadenfenster. Der erste Stock ist mit vollständiger jonischer, der zweyte mit korinthischer Pilasterordnung geschmückt und von einem Consolengesimse gekrönt. Der mittlere Theil und die beyden Ecken bilden Vorsprünge, wodurch das Ganze sehr günstig gruppirt wird. Die Vorderfronte des Hauptgebäudes ist 220, der Flügel in jeder Seitenstraße 150 Fuß lang und die Höhe beträgt 74 Fuß. Alles ist aus Backsteinen sehr sorgfältig erbaut. Durch eine gewölbte Vorhalle tritt man in ein Treppenhaus, dessen Gewölbe vier Marmorsäulen tragen; die Treppe selbst ist ganz von Marmor und steigt zwischen hermenartigen Pfeilern auf. In der Eintheilung des Ganzen verbinden sich großartige Verhältnisse mit Bequemlichkeit, wie es von einem Wohnhause fürstlicher Personen gefordert wird. Die Dekoration der Säle und Zimmer wird, entfernt von Modegeschmack und Flitterwerk, ganz künstlerisch und mit vieler Pracht angeordnet werden. Für die Auszierung eines der größeren Empfangsäle hat bereits Hr. Robert v. Langer, Direktor des Kabinets der Handzeichnungen, Entwürfe begonnen, welche an den Wänden à Fresco von ihm ausgeführt werden sollen. In sechs Abtheilungen soll der Kampf der Heroen des Alterthums gegen die Mächte der Unterwelt, und die Verklärung des antiken Heldenthums durch Geisteskraft und Gesang dargestellt werden. Daher wird die erste kleinere Abtheilung die Darstellung der Nacht enthalten; in der zweyten größeren wird Theseus geschildert nach Besiegung des Minotaurus; dann in zwey gleich großen Bildern Herkules,

Digitized by Google

den Theseus aus der Unterwelt heraufführend, und des Herkules Aufnahme in den Olymp, ferner Orpheus als Begleiter der Argonauten, den Centauren Chiron im Wettgesang besiegend, und endlich als Gegenbild der ersten Abtheilung: Aurora.

Wir begrüßen dies Gebäude wie den Anfang dieses Werks der Malerey, als erfreuliche Gewährleistung, daß in dem mit lebendigem Kunstsinn begabten und für alles Schöne empfänglichen fürstlichen Besitzer jedem Zweige der Kunst ein neuer, des erhabenen Beyspiels unseres Königs würdiger Gönner und Förderer zu Theil geworden sey. Nach Verlauf von zwey Jahren soll dies Gebäude schon bezogen werden, und wir sehen also der Vollendung eines der schönsten und prachtvollsten Paläste in kürzester Zeit entgegen.

Der obere schon vollendete Theil der Ludwigsstraße, da wo er zwischen dem Kaufhause und dem Leuchtenbergschen Pallast sich erweitert, wird noch durch ein Denkmal verziert, das eben so neu in seiner Art, als ehrenvoll für den Begründer und für das bayrische Volk ist. Schon im russischen Feldzuge entstand unter den Kriegern des bayrischen Heers der Gedanke, ihren vielen gefallenen Brüdern ein Denkmal zu errichten; aber durch die Zeitläufte verschoben, ward der Gedanke erst 1818 wieder aufgenommen, und Hr. v. Klenze erhielt den Auftrag, einen Entwurf zu dem Denkmale zu fertigen. Zwar wurde dieser Entwurf gebilligt und angenommen, aber zur Ausführung fehlten wieder die Mittel, und so wurde das Ganze aufgeschoben bis jezt, wo König Ludwig es über sich nahm, die nöthigen Summen aus eigener Kasse zu bestreiten. Der Gedanke, die Form eines Obelisken, welche wir in großer Masse durch Monolithen in unserm Klima nicht ausführen können, in Erz darzustellen, wird hier zum erstenmale ausgeführt. Auf drey Stufen erhebt sich ein Würfel aus Erz, mit Widder- oder Ballistenköpfen geschmückt, welche reiche Gehänge von Eichen- und Cypressenlaub tragen, die als Umgebungen der Inschriften dienen. Auf diesem ruht der eigentliche Obelisk, gleichfalls aus Erz, das Ganze ist 100 Fuß hoch, und der Obelisk hat unten neun Fuß im Durchmesser. Die Inschriften nennen Erbauer und Jahrzahl und bezeichnen den Zweck der Errichtung. Schon im verflossenen Sommer ist das Modell zu dem Würfel von dem Inspektor der K. Erzgießerey, Hrn. Stieglmayer, in Thon gefertigt worden; auch sind bereits alle Vorkehrungen zu dem Guß desselben, so wie der kolossalen Würfel, aus welchen der Obelisk zusammengesezt wird, in derselben Anstalt getroffen.

Gegenwärtig ist Hr. Stieglmayer jedoch, wie wir hören, mit dem Guß einiger Theile des Fußgestells zu dem Denkmale des höchstseligen Königs Maximilian beschäftigt, zu dessen Vollendung Professor Rauch aus Berlin im kommenden Frühjahre selbst in München eintreffen wird.

S.

Neueste archäologische Entdeckungen in Asien.

(Fortsetzung.)

Der mitgetheilte Abschnitt aus den Herrn Schulz gegebenen Instruktionen gründet sich auf die Nachrichten, welche die armenischen Schriftsteller über die alten Monumente der Stadt Van und des sie umgebenden Landes liefern. Folgendes sind noch einige speziellere, diesen Nachrichten entnommene Angaben. Der armenische Geschichtschreiber Moses von Khoren, welcher im fünften Jahrhundert lebte und in der Stadt Van die auf den Befehl der Semiramis erbauten Monumente gesehen hatte, erzählt weitläuftig die Gründung dieser Stadt nach den Büchern eines viel älteren Schriftstellers, des Markas Catina, dessen eigene Ausdrücke er oft wiederholt. Dieser lezt ere Geschichtschreiber, ein Syrier von Geburt, schrieb sein Werk 140 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Nach Moses von Khoren befand sich Semiramis, nachdem sie die Eroberung Armeniens beendigt hatte, mit ihrem Heer am Ufer des Sees Van; entzückt von der reizenden Aussicht, von der milden Luft, von dem üppigen Grün, von der reichlichen Bewässerung des Landes, welches sich gegen die östliche Seite des Sees hin ausbreitet, beschloß sie hier eine Residenz zu gründen und daselbst ihren Sommeraufenthalt anzulegen. Sie wählte auf der Südostseite einen schönen, gegen Norden abhängigen und wohl bewässerten Ort. Sie ließ 4200 Arbeiter aus Assyrien kommen, welche bey ihren Arbeiten durch 600 im Holz- und Steinhauen und im Bearbeiten des Eisens und Metalles erfahrene Architekten geleitet wurden. Man fing damit an, einen sehr großen ebenen Platz aus viereckigen Felsstücken zu erbauen, welche durch einen Kitt von Kalk und Sand miteinander verbunden wurden. Die Construktion war so dauerhaft, daß sie zur Zeit des armenischen Schriftstellers noch wohl erhalten war. Man würde keinen einzigen Stein haben herausbrechen können, fügt er hinzu, so haltbar war der Kitt. Die Steine waren so gut polirt und so glatt, daß sie nichts von ihrem Glanze verloren hatten. Dieser Platz, unter welchem man geräumige Höhlen angebracht hatte, die zur Zeit des Moses von Khoren als Zufluchtsorte für die Räuber dienten, erhielt eine Ausdehnung von mehreren Stadien bis an die Stelle, wo man die Stadt gründen wollte. Diese

Digitized by Google

Stadt war in Zeit einiger Jahre vollendet, mit großen Mauern umgeben und mit Thürmen von Erz geschmückt; man erbaute mehrere Paläste, die aus Steinen von verschiedenen Farben zusammengesezt und mit schönen Terrassen geschmückt waren. Man legte öffentliche Plätze und zahlreiche Bäder an, das Wasser aus der Nachbarschaft leitete man in die verschiedenen Theile der Stadt und in die Gärten. Viele kleine Vorstädte wurden zu beyden Seiten erbaut, man legte schöne Frucht- und Weinpflanzungen an und zog dadurch eine Menge Bewohner herbey. Der armenische Geschichtschreiber sagt: es sey ihm unmöglich, alle die Wunderwerke dieser Stadt zu beschreiben. Er kommt noch einmal auf den großen ebenen Platz zurück, von dem er bereits gesprochen hat, und sagt, daß, nachdem man denselben mit den stärksten Vertheidigungswerken umgeben hatte, Semiramis darauf die königlichen Wohnungen habe erbauen lassen. Der Ein- und Ausgang derselben wurde sehr erschwert, indem man nur seitwärts durch grausenhafte Höhlen hineingelangen konnte. Moses von Khoren sagt, er wisse nicht, wie man alle diese Bauwerke habe zu Stande bringen können, aber sie sind, fügt er hinzu, das schönste und größte königliche Denkmal. Die Masse, fährt er fort, aus welcher die südliche Vorderseite besteht, ist so dauerhaft, daß man sie nicht einmal mit Eisen verletzen kann. Daselbst befinden sich Tempel, geräumige Gemächer, Räume zur Aufbewahrung der Schätze, unermeßliche Souterrains und eine Menge von Inschriften, welche allein schon Bewunderung erregen. Es ist, als habe man beym Eingraben derselben das Geheimniß gekannt, die Steine so weich wie Wachs zu machen. Semiramis ließ auch Säulen zu ihrer Verherrlichung errichten und viele derselben befanden sich in armenischen Orten.

Diese Beschreibung, welche im ersten Augenblick sehr romanhaft klingt, stimmt mit den Erzählungen der neueren armenischen Schriftsteller über die alten Monumente von Van eben so überein, wie mit denen des Herrn Schulz. Herr Saint-Martin, welcher die obigen Auszüge im Journal des Savans vom August 1828 mittheilt, fügt noch die Uebersetzung einer auf die Alterthümer von Van bezüglichen Stelle aus der neuen Geographie von Armenien bey, welche von dem Pater Lucas Indjidjian in armenischer Sprache verfaßt und im Jahr 1806 in Venedig erschienen ist. „Auf der Nordseite der Stadt, heißt es, ist ein sehr hoher Felsenberg, dessen Gipfel man nicht mit einer Flintenkugel erreichen könnte, und dort ist das unbezwingliche Schloß von Van, ein Werk der Semiramis, aus dem Felsen gehauen und gegründet. Dieser Berg besteht aus einem sehr harten Stein besonderer Art, er zieht sich von Osten nach Westen eine Stunde Weges; der Fuß des Berges gränzt gegen die Mittagsseite an die Stadtmauern an und hier ist die Vorstadt. Diese Mauern und das Schloß sind eine halbe Stunde von dem See entfernt. Die äußere Seite dieses Berges, das heißt, die an der Nordseite der Ebene, ist eine sehr schroffe Anhöhe voll ungeheuerer Felsen. Die Mauern sind oft zerstört und wieder aufgeführt worden.

Im Innern dieses Felsens findet man an 5 bis 6 Orten große vor Alters eingehauene Höhlen; die Thüren derselben sind gegen die Stadt zu oder gegen Süden angebracht. Man sieht noch mehrere Höhlen auf der Nordseite des Berges, die aber jezt alle verlassen sind; es sind dieselben Keller, Höhlen und Souterrains, von welchen Moses von Khoren spricht.

Auf der Mittagsseite sieht man eine Oeffnung, welche mit der größten Mühe in den härtesten Marmor gehauen ist; sie führt in ein sehr schönes Gemach mit gewölbter Decke. Auf der ganzen Länge dieser Oeffnung befinden sich Inschriften, deren Buchstaben den Einwohnern unbekannt sind. Dieser Eingang führt bis in das Innerste des Berges. Es ist sehr schwer für die Einwohner, sowohl vom Gipfel des Berges, als unten von der Stadt her mit Leitern in diese Oeffnung zu gelangen. Auch an der Nordseite, am Fuß des Berges, findet man drey Oeffnungen, welche ebenfalls zu Gemächern mit gewölbten Decken führen. Auf diesen Thüren sieht man gleichfalls Inschriften, deren Buchstaben den Einwohnern unbekannt sind. Es sind wahrscheinlich die Inschriften in alten Sprachen, die auf den Befehl der Semiramis eingegraben wurden, und von welchen Moses von Khoren spricht. An der nördlichen und südlichen Seite dieses Felsenberges hat man an verschiedenen Orten kleine Kreuze und menschliche Figuren eingehauen. Vor nicht gar langer Zeit erst hat man beym Nachgraben im Innern der Stadt eine steinerne Bildsäule gefunden, welche einen Mann zu Pferde vorstellt.

Dieser Berg und die Festung haben kein Wasser, aber in Friedenszeiten ist ein Weg vorhanden, durch welchen man leicht von dem östlichen Fuße des Berges an das Thor Iskelé Kapouß gelangen kann. Auf demselben bringt man das den Bewohnern des Schlosses nöthige Wasser herbey; unten findet man eine köstliche Quelle, welche sich in den See ergießt. Bey diesem Bache sieht man sehr große verlassene Marmorblöcke und nicht weit davon einen verlassenen Thurm; in der Ebene befindet sich eine andere Quelle des besten Wassers.“

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

№. 32.

Kunst-Blatt.

Montag, 20. April 1829.

Gedächtnißfeyer Peter Vischers, am Vorabende seines vor 300 Jahren erfolgten Todes begangen von dem Nürnberg. Verein von Künstlern und Kunstfreunden, den 6ten Januar 1829.

Wenn es Pflicht ist, das Verdienst der Altvordern anzuerkennen und ihr Gedächtniß zu ehren, so gehört diese Pflicht, wenigstens im Fache der Kunst, gegenwärtig nicht zu den versäumten. Die Sekularfeyer Albrecht Dürers nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern auch in mehreren Städten Deutschlands liefert hiefür einen schönen Beweis. Nicht Allen, die Großes geleistet haben, hat das Schicksal zwar die gleiche Anerkennung bey der Mit- und Nachwelt gegönnt, und manches ausgezeichnete Genie lebte in dunkler Verborgenheit unter seinen Zeitgenossen, manches ward vergessen von den folgenden Jahrhunderten. Nicht immer ist dieses Ungunst des Zufalls, oft hängt es auch von dem besonderen Fache ab, welches der eine oder der andere sich gewählt hat. Diese Betrachtung drängt sich unabweislich auf, wenn man von Albr. Dürer den Blick auf einen andern Nürnbergschen Künstler, einen Zeitgenossen des ersten und werth von allen Jahrhunderten bewundert zu werden, richtet, ich meyne Peter Vischer. Vergessen nennen wir ihn nicht, sein Name glänzt unsterblich in den Kunstannalen Nürnbergs. Verkannt heiße er uns eben so wenig; denn wohl betrat noch keiner, der Sinn und Gefühl für's Schöne hat, unsere Stadt, ohne das von ihm gefertigte Sebaldusgrab zu bewundern. Aber wenn man die allgemeine Jubelfeyer am Todestage Albrecht Dürers mit der zusammenhält, welche dem Gedächtniß Peter Vischers an seinem Todestage geworden ist, so drängt sich der Gedanke auf, daß der Ruhm und die Bewunderung der Nachwelt eben so unsicher und zufällig sey, als es oft die Gunst der Zeitgenossen ist.

Nirgends als in dem Nürnbergschen Verein von Künstlern und Kunstfreunden ist, so viel wir wissen, das Gedächtniß dieses großen Meisters gefeyert worden. Herr Lepsius, Königl. Preuß. Landrath in Naumburg hatte diesem Vereine eine Abhandlung über Peter Vischers Leben und Werke, insbesondere über das Sebaldusgrab, im Manuscripte zugesendet. Diese eben so gediegene, als trefflich ausgeführte Abhandlung bot den eigentlichen Gegenstand der festlichen Erinnerung dar. Es versammelte sich der Verein in dem gewöhnlichen Lokale im Museumsgebäude am Vorabend des Todestages, den 6ten Januar (Peter Vischer starb den 7ten Januar 1529). Die Feyer eröffnete der erste Direktor mit einer kurzen Anrede an die versammelten Mitglieder, in welcher er auf die Verdienste des Gefeyerten und auf die noch von ihm vorhandenen Denkmale, als auf sprechende Proben des am Geiste der Antike gebildeten Genies des altdeutschen Künstlers, hinwies. Es ist uns gestattet, den Schluß jener Rede hier mitzutheilen.

„Wenn überhaupt die dankbare Nachwelt keinen schönern Stolz kennt, als den, das Verdienst ihrer ruhmvollen Väter zu ehren, so sey es auch uns heute, am Vorabend des dreyhundertjährigen Todestages Peter Vischers heilige Pflicht, seiner mit jenen Empfindungen zu gedenken, die, indem sie als ein Opfer der Dankbarkeit und der Liebe dargebracht werden, erhebend und begeisternd auf uns selbst zurückwirken. Glücklich die Stadt, die solche Feste feyern kann, wie wir heute, wenn gleich nur im engen Freundeskreise, eines begehen! Glücklich die Zöglinge und Meister der Kunst, die an solchen vaterländischen Vorbildern das Auge weiden und den Geist zum eigenen Schaffen entzünden können! Glücklich die Zeit, die es versteht, alles Große, Gute und Schöne mit jener allseitigen Begeisterung und Bewunderung anzuerkennen, die das Eine nicht übersieht, während sie das Andere hervorhebt!“

„Mutter deines Albrecht Dürers, auch auf deines Vischers Grab lege den Lorbeerkranz der Bewunderung und der Verehrung!“

Nach dieser kurzen Rede wurde nun die Abhandlung des Hrn. Landrath Lepsius vorgelesen und mit allgemeiner Aufmerksamkeit und Theilnahme angehört, besonders war der Schluß derselben, welcher, nachdem er die Idee, die

Digitized by Google

dem Grabe Sebaldus zu Grunde liegt, entwickelt hatte, auf das Lezte und Höchste hinweist, wornach die Kunst zu ringen hat, ungemein ergreifend und erhebend. Auch Herr Pfarrer Wilder, eines der thätigsten Mitglieder des Nbg. Künstlervereins, gab einen höchst willkommenen Beytrag zu der Feyer, indem er folgendes schöne, von ihm gefertigte Gedicht vorlas, das am 8ten Januar in der freyen Presse erschien:

Zur Gedächtnißfeyer des Todestages Peter Vischers

den 7ten Januar 1529.

Auch dieser Stern ist unter dir gegangen,
Du alte Stadt, die Dürern kaum verloren [1]),
Mein Nürnberg, dem zum ew'gen Ruhm es dienet,
Daß Vischern und so viele du geboren,
Die noch der Enkel Huldigung empfangen,
Und deren Lorbeer unverwelklich grünet;
Die Großes sich erkühnet,
In Kunst des Geistes Trieb vielfach geübet,
Bemüht den Glanz der Stadt und ihrer Zeiten
Werthin und unerreichbar auszubreiten
Durch das, was sie erfunden und geliebet. —
Dein Peter Vischer starb, ihn soll umschweben
Ein Strahlenkranz, noch heller als im Leben.

Du wackrer Meister, dessen biedre Züge
Und sinnig Auge jeden muß gewinnen,
Der noch dein Bild an deinem Werke schauet,
Das er bewundernd wägt mit stillem Sinnen,
Ob unsre Zeit auch rastlos überflüge
Das Ehemals, und keck auf das vertrauet,
Was sie sich hat erbauet,
Du bist der Herrliche, dem keiner gleichet,
Der Geist und Leben eingehaucht dem kalten
Und starren Erz. — in der Gewänder Falten,
In allem uns den Genius gezeiget,
Der dich geführt — frey von des Kunstzwangs Banden,
Hoch über deiner Zeit bist du gestanden!

Und wirst du zürnen uns, o hoher Schatten,
Daß nicht ein Standbild dir mit viel Gepränge
Geweihet wird, wie deinem Zeitgenossen,
Den Bühnenspiel gefeyert, den Gesänge
Beym Festmahl und beym Wein gepriesen hatten,
Daß nicht zusammen Künstler sind geflossen,
Die eng sich angeschlossen
Aus Süd und Nord zu Albrecht Dürers Preise,
Zu deinem Preise auch, wie dir gebühret
Mit vollem Recht, da sich die Zeit verlieret
Gern in partheyisch glanzvoll eitler Weise,
Und einem huldigt, als ob ihm gehöre
Alleine des Jahrhunderts ganze Ehre?

Du schufst ein Denkmal dir mit eignen Händen
In Sebalds Grab, wohl herrlicher als alle,
Die dir die Nachwelt hätte widmen können!
Die Lieder schweigen mit dem lauten Schalle,
Dort, wo die Herzen sich zum Himmel wenden,
Dort stehet es — wer wird von ihm sich trennen
Und müßte es nicht nennen
Die Perle, die das Gotteshaus umschließet?
Wie Fürsten oft und Herren in der Hütte,
Wo du gegossen, dich mit emsig'em Schritte
Einst aufgesucht und ehrend dich begrüßet [2]),
So auch noch jezt — wer nur in Nürnberg weilet,
Zu dir zuerst und deinem Werke eilet.

Hier wandst du uns im schlichten Werktagskleide,
Mit Schurzfell, von dem Käppchen nur bedecket —
Das theure Haupt, damit wir sein'n erhalten
Die Einfachheit, die Ehrfurcht stets erwecket,
Die still sich ihres innern Werths erfreute,
Und freundlich aussprach sich in deinem Walten! [3])
Und herrliche Gestalten
Erheben über dich sich hoch zum Kranze;
Soll etwa nur auf dich der Blick nicht fallen?
Klein neben seinem Werke mag wohl wallen
Der Künstler — ihn erhebts zum höchsten Glanze!
Das ist des Geistes Kraft, sie muß ja tragen
Noch sein Gedächtniß zu entfernten Tagen!

So sollst du stets in aller Munde leben,
Du Stolz der Vaterstadt, der deutschen Lande,
Du Stamm, der schön in seinen Söhnen blühte
Wie weithin auch dein Fleiß die Werke sandte,
Uns hast das Herrlichste du doch gegeben.
Und Wonne schaffts dem staunenden Gemüthe,
Daß es dir innig biete
Die Huldigung, die unser Geist empfinden!
Ihr, du und Hermann, habt in euch getragen,
Was Welschland hat besessen in den Tagen
Des Raphaels, mit deutschem Ernst verbunden, [4])
Und dennoch hat in dem, was dich durchglühet,
Zu üben sich die fert'ge Hand bemühet [5]).

Und eine Stimme höre ich ertönen:
„Gegeizet hab' ich nicht nach eitlem Rühmen,
Ich gab, was mir mein Innerstes geheißen,
Mir will, o Dichter, nicht das Lob geziemen,
Mit dem du meinen Namen suchst zu krönen!“ —
Will ich auch Achtung dir, o Geist, beweisen,
So muß ich dennoch preisen
Dich, der du würdig wohl bist dieser Ehre.
Noch bist du nicht wie andere besungen,
Kein Band durchs Knopfloch hat sich dir geschlungen,
Mir ist es klar, was dir mit Recht gehöre!
Die Schuld der Zeit will ich dir nur bezahlen,
Von Tausenden sich hervor dich strahlen!

Anmerk. [1]) Dürer starb den 9. April 1528. [2]) Neudörfer erzählt (s. dessen Nachr. von nürnb. Künstlern, gedr. Nbg. 1828 bey Campe. S. 10.), daß Vischer dermaßen bekannt war bey großen Herren, daß wenn ein Fürst oder großer Potentat herkam, er es selten unterließ, daß er ihn in seiner Gießhütte besuchte. [3]) So stehet bekanntlich die Portraitfigur am Sebaldusgrabe unten. [4]) Hermann war Vischers ältester und geschicktester Sohn, von dem uns Neudörffer S. 12 berichtet, daß er Kunst halber auf seine eigenen Kosten gen Rom zog und brachte viel künstliche Ding, die er aufgerissen hat, mit, welches seinem alten Vater wohlgefiel und seinen Brüdern zu großer Uebung kam. [5]) Der nämliche erzählt S. 13, daß Lindenast und Vischer der ältere und Adam Krafft alle Feyertag in ihrem Alter zusammengegangen und sich nicht anders als wären sie Lehrjungen mit einander gübet.

Nachdem dieses Gedicht vorgelesen war, wurde sogleich zu der Berathung geschritten, ob nicht die Abhandlung des Hrn. Landrath Leysius dem Drucke übergeben werden solle und beschlossen, sie mit einem Anhang und mehreren Kupfern bereichert, die vorzüglich solche Vischersche Werke geben sollen, welche durch den Stichel noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden sind, als 4tes Heft der von dem Vereine bearbeiteten Nürnbergschen Künstler, nach ihrem Leben und ihren Werken, herauszugeben. Ich halte es für Pflicht, alle Kunstkenner und Liebhaber im Voraus auf dieses höchst interessante Werk, das zur Ostermesse erscheinen dürfte, aufmerkam zu machen.

Nürnberg.

L.

Neueste archäologische Entdeckungen in Asien.

(Beschluß.)

Die prachtvollen Denkmäler dieser Stadt, welche nach Moses von Khoren in Armenien durch Semiramis gegründet wurden, erinnern an ähnliche Beschreibungen, welche Diodor von Sicilien von den unter dieser Königin in Medien aufgeführten prachtvollen Bauwerken und von ihren reizenden, auf künstlich gehauenen Bergen angelegte Gärten machte. Der Theil von Armenien, worin die Stadt Van liegt, ist oft mit Medien verwechselt worden, weil er daran gränzt und sogar zu manchen Zeiten davon den Namen geführt hat, und es wäre nicht unmöglich, daß einige der von Diodor beschriebenen Monumente dieselben wären, von denen Moses von Khoren erzählt.

Strabo spricht auch von großen durch die Semiramis ausgeführten Werken, von großen künstlichen Hügeln, welche sie an mehreren Orten in Asien habe aufführen lassen, und nennt Städte, die sie in Armenien und Kleinasien gegründet habe. Uebrigens ist der Ruf der Semiramis in Armenien volksthümlich geblieben und die Stadt Van hat immer die Stadt der Semiramis geheißen. Der Name und die Geschichte dieser Königin ist den arabischen Schriftstellern nicht unbekannt geblieben. Masudy erzählt in seiner Marudy-eddhebeb von ihr; er spricht von ihrem Gemahl Ninus und von den Eroberungen, die sie in dem Theile von Armenien, wo sich die Stadt Van befindet, gemacht habe, und bezeichnet mehrere Gebirge, welche diese Stadt umgeben. Die genauen Nachrichten, welche er beybringt, scheinen aus griechischen oder syrischen, uns unbekannten Schriftstellern genommen zu seyn, denn in den alten Schriftstellern, welche wir besitzen, findet sich nichts von der Eroberung Armeniens durch Semiramis erwähnt. Wir wissen einzig durch die armenischen Schriftsteller davon.

Die Hoffnungen, welche Herr Saint-Martin auf die Erzählungen der orientalischen Schriftsteller gebaut hatte, sind nicht getäuscht worden. Copien von 42 keilförmigen Inschriften, welche in Van und dessen Umgebungen aufgefunden und durch Hrn. Schulz an Herrn Baron Damas gesendet wurden, sind die beste Bürgschaft für die Richtigkeit dieser Erzählungen. Ein Brief des Herrn Schulz aus Constantinopel vom 4ten März 1828 gibt folgende Rechenschaft von seinen Entdeckungen.

„Nachdem ich Khumaz, Ghumaghum, den bewundernswürdigen Berg von Bengheul, Mouch und Bitlis besucht hatte, begab ich mich über die Ebene nach dem See und bereiste dessen Ufer, indem ich Toukh, Tadwan, Akhlath und Aldjewas passirte. Ich habe die Fahrt über den See in einer der widerwärtigen Mahue'n von Aldjewas gemacht und bin am 21ten Juli in Van angekommen, wo ich auf die freundlichste Weise vom Pascha empfangen wurde, an den ich sehr gute Empfehlungsbriefe vom Seraskier-Pascha von Erzerum hatte. Sie werden gewiß mit Vergnügen hören, daß unsere Hoffnung, Monumente der Semiramis am Ufer des Sees Van zu finden, nicht getäuscht worden ist. Aus der großen Anzahl von keilförmigen Inschriften, welche ich in Van und dessen Umgebungen entdeckt habe, und welche ich heute an S. Exc. den Herrn Minister sende, werden Sie abnehmen können, welche Rolle das Schloß von Van und seine Umgebungen in der Geschichte der alten assyrischen Monarchie gespielt haben muß. Der Charakter der keilförmigen Inschriften auf allen diesen Monumenten ist ganz verschieden von dem, welchen wir in den persischen Inschriften und auf den babylonischen Ziegeln finden. Unter den 42 Inschriften, welche ich heute nach Paris schicke, werden Sie eine einzige finden, die der in Europa bekannten Art gleicht. Sie ist neu, wenn es erlaubt ist, eine Inschrift so zu nennen, welche in Zend-, in assyrischer und medischer Sprache am Felsen des Schlosses Van auf Befehl des Khschearscha, Sohn des Dareiusch (Xerres, Sohn des Darius), eingehauen ist. Ich habe mir viele Mühe gegeben, jeden Zug mit der größten Genauigkeit aufzufassen. Wenn Sie bey genauerer Untersuchung in den gleichlaufenden Zeilen Verschiedenheiten einzelner Buchstaben bemerken, so glauben Sie nicht, daß dies ein Irrthum des Abschreibers sey; diese Verschiedenheiten sind auch mir aufgefallen. Sie sind oft sehr interessant, indem sie uns den Werth eines Buchstabens bestimmen helfen, wie Sie z. B. auf den drey Tafeln von der nördlichen Seite des Schlosses bemerken werden, welche ich unter Nr. 13, 14 und 15 gestellt habe und welche alle dieselben Inschriften nur mit dieser Verschiedenheit der Orthographie enthalten.“

Digitized by Google

Die von Herr Schulz in Van und dessen Umgebungen aufgefundenen Inschriften sind größtentheils in die Felsblöcke gebauen, die den großen freyen Platz bilden, worauf die kostbaren Bauwerke und die königlichen Wohnungen der Semiramis standen, welche jezt durch die starke Festung von Van ersezt sind. Mehrere andere kommen aus den Höhlen, welche von Moses von Khoren beschrieben wurden und vor 1400 Jahren dessen Bewunderung so sehr erregten. Einige unter ihnen sind von großer Ausdehnung und in beträchtlicher Höhe angebracht. Herr Schulz hat eine derselben copirt, welche 98 Zeilen und mehr als 5000 Buchstaben enthält, noch andere enthalten deren 7, 8, 10 und auch 12000. Diese flüchtigen Angaben reichen hin, um den Eifer, die Geduld und Aufopferung zu beurtheilen, mit welcher Herr Schulz so viele Mühseligkeiten überwand und seine Arbeit beendigte.

Unter den von Herrn Schulz in Van selbst entdeckten Inschriften findet sich eine, welche in drey Sprachen wiederholt ist und deren Buchstaben ganz denen gleichen, welche man auf den Mauern von Persepolis findet. Sie ist in ihren drey Theilen sehr gut erhalten. Die Risse daran sind unbedeutend und gewiß wenig störend. Die Buchstaben der medischen und assyrischen Inschriften sind viel zierlicher und deutlicher, als die derselben Art, welche man an den Mauern von Persepolis findet. In diesen Inschriften findet man nach Herrn Saint-Martins Deutung wirklich einigemale den Namen Xerres, Sohn des Darius, Khschearsche, Sohn des Dareiousch, mit den in Persien gewöhnlichen Titeln und Beynamen, als Khschaehieiere, tapfrer König, Khschaehie Khschaehiehmaa, König der Könige, Khschaehie Deoueamaa, König der Götter, Aouraida, Geschenk des Ormuzd, Oukhaamisshia, Achaemenide, Khschaehie achoumoush, König der Welt ꝛc. Die übrigen Inschriften von Van sind nach Herrn Schulz Bemerkung zusammengesezter, als die drey Arten, welche die Ruinen von Persepolis zeigen, aber einfacher als die auf den babylonischen Ziegelsteinen. Es ist unmöglich, ihre Aehnlichkeit mit den Buchstaben zu verkennen, welche Saint-Martin assyrische genannt hat; der Unterschied scheint ganz unwesentlich und kann auch von der Verschiedenheit der Zeiten kommen in denen diese Monumente errichtet worden sind. Wenn zufällig die Inschriften von Van in die entfernte Zeit der Semiramis gehörten, so hätte diese Annahme nichts Unwahrscheinliches, denn es wäre in der That sehr zu verwundern, wenn eine Schreibart sich ohne alle Veränderung während 1500 Jahren und durch die Revolution von Asien hindurch fortgepflanzt hätte. Herr Saint-Martin glaubt, daß die oben erwähnte Inschrift in drey Sprachen sicher dem Xerres, Sohn des Darius, der den Krieg gegen die Griechen führte, angehöre und die späteste dieser Inschriften sey. Die andern seyen in einer Schrift abgefaßt, wie man sie nicht auf den Monumenten jener und der späteren Zeiten finde. Sie scheinen ihm assyrisch zu seyn und gehören nach seiner Meynung in die ältesten Zeiten der Geschichte. Diese Inschriften bilden eine Sammlung von Denkmälern, welche dreymal wichtiger sind, als alle keilförmigen Inschriften zusammengenommen, welche wir bisher besaßen.

Diese Entdeckung, unter Mühseligkeiten und Schwierigkeiten aller Art gemacht, bringt allein schon dem Herrn Schulz die größte Ehre und ist die sicherste Gewährleistung für das, was wir von diesem jungen, muthigen und gelehrten Reisenden zu hoffen haben.

Nachtrag zu der Notiz über Herkules Zeghers. Nr. 18. und 19.

Bey der Angabe von Zeghers Werken habe ich zwey Blätter übergangen, welche aus einer Privatsammlung in Hamburg in die Sammlung Sr. K. Hoheit des Prinzen Friedrich zu Dresden gekommen sind; ich füge daher die Beschreibung derselben hier nachträglich bey:

Nr. 19. Felsige Landschaft; eine hohe Bergstraße führt von der Mitte des Blattes nach links, wo sich ein sehr spitzer Felsen auszeichnet, im Mittelgrund bemerkt man eine Thurmspitze und einige Gebäude, hinter welchen noch einige Gebirge zu sehen sind. Auf gelblichtes Papier mit blaugrünlicher Farbe gedruckt; die Luft ist mehr durch einen rothen Ton der Abendbeleuchtung vollendet. 6 Zoll 10 Linien breit, 4 Zoll 11 Linien hoch.

Nr. 20. Gebirgslandschaft in der Höhe, rechts im Vorgrund hohe Felsen, von wo aus eine Straße nach einem Thal herabführt, in welchem eine Windmühle, einige andere Häuser und eine Kirche zu sehen sind. Am Fuß der Straße bemerkt man einen Mann, welcher den Berg hinangeht. Fast über die ganze rechte Seite des Blattes zeigen sich die Spuren eines großen radirten Schiffes, woraus zu ersehen, daß die Platte erst größer und zu einem andern Gegenstand benuzt war. Auf gelbbraun Papier mit bläulicher Farbe gedruckt. 6 Zoll 2 Linien hoch, 5 Zoll 8 Linien breit.

Frenzel.

Digitized by Google

No. 33.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 23. April 1829.

Deutsche Kunst in Genf.

Der um Genf hochverdiente Professor Pictet gründete wenige Jahre vor seinem Tode eine Gesellschaft für Künste, die bey dem regen Eifer für Alles Gute und Nützliche in unserer Stadt und bey der fast allgemein verbreiteten Wohlhabenheit schnell emporkam, wiewohl bey dem vorherrschenden praktischen Nützlichkeitssinn die bildende Kunst hier so wenig recht aufkommen und gedeihen kann, wie die Poesie, ihre Schwester und Genossin.

Schon bey ihrem Entstehen theilte sich die Gesellschaft in mehrere Classen: für die bildende Kunst (Beaux-arts), für Industrie und Mechanik, und für Agrikultur. Alle legten passende Sammlungen an.

Als das neue Museum Rath vollendet war, vertauschte die ganze Gesellschaft ihr enges, kleines Lokal gegen dieses schöne und würdige Gebäude, und breitete sich in den Sälen, Zimmern, Hallen, Hörsälen und Arbeitsstätten aus. Alles vervollkommnete sich schnell im Verhältniß. So auch die Schulen für Linienzeichnung, Zeichnung nach lebenden Modellen, Kupferstecher- und Bildhauerkunst, Architektur u. s. w.

Ebenso wurden zahlreiche und bedeutende Geschenke von Gypsabgüssen und Originalgemälden gemacht, seitdem sie in schönen Sälen verständig aufgestellt und dem Publikum geöffnet waren.

Die Classe der bildenden Kunst, von der hier vorzugsweise die Rede seyn soll, vereinigte bald, was Genf jezt an Künstlern, Kennern, Sammlern und Freunden der Kunst Vorzügliches aufzuweisen hat: Favre-Bertrand, Decandolle, Töpfer, Audeoud, Duval, Sellon, Bonstetten, Constant, Baucher und manche Andere. Auch unsere Stadt- und Landesregenten nahmen Theil und legten den Syndikenstab für einen Augenblick ab, um unter den Andern freundlich Platz zu nehmen.

Bald fand man die gewöhnlichen Sitzungen zu trokken, weil sie sich nur mit Angelegenheiten der Gesellschaft und der Classe beschäftigten, und suchte sie daher durch Vorträge über Gegenstände der bildenden Kunst selbst zu erheben, würdiger und mannichfaltiger zu machen.

So begann unser erster Syndikus Rigaud eine anziehende Geschichte der Kunst in Genf. Der Architekt Baucher (Erbauer des Museums Rath) Vorträge über Baukunst. Andere ließen Parallelen zwischen Raphael und Michel-Angelo, Bemerkungen über Reynolds, Wilkie und andere folgen. Jeder brachte von nun an in die Sitzung mit, was in Beziehung auf die Kunst interessant seyn konnte: Handzeichnungen, neue englische und französische Kupferstiche, Lithographien u. s. w.

Da die Literatur und Kunst in Genf durchaus französisch ist, so zeigt sich hier fast überall eine unwissende Geringschätzung der bildenden Kunst in Deutschland, ihrer Bestrebungen und Leistungen. Es herrschen darüber die irrigsten Begriffe und kaum hat man hier den Namen Thorwaldsen aussprechen hören; erst vor einiger Zeit wurde er Einigen durch den Globe bekannt. Alle übrigen deutschen Künstler, die Schinkel, Klenze, Dannecker, Rauch, Cornelius, Schnorr, Riepenhausen, Heß und andere werden mit dem Collektivnamen: gothique zusammengefaßt. Ist es doch selbst in Paris nicht besser.

Dies bewog ein Mitglied der Classe, den D. Christian Müller, die Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland seit ihrem Beginne bis auf die neueste Zeit in einer Reihe von Vorträgen zu behandeln. Diese waren natürlich nur auf sein Publikum berechnet, und mußten daher Vieles ausschließen, was bey Behandlung dieses Gegenstandes in Deutschland selbst erforderlich gewesen wäre.

Indessen dürfte es vielleicht nicht ganz uninteressant seyn, hier einen Auszug dieser deutschen, auf französischem Boden geschriebenen und für Franzosen berechneten Kunstgeschichte zu geben, zumal gar Manches darin Beziehung auf die französischen Ansichten von deutscher Kunst im Allgemeinen hat.

Wie vor einigen Jahren bey Müllers Vorlesungen über deutsche Literatur begannen die Zuhörer damit, bey der Einleitung vornehm die Achseln zu zucken und den

Digitized by Google

Nachbarn Bemerkungen des Mitleids ins Ohr zu flüstern. Aber schon bey der Cöllnischen Epoche wurde man still und aufmerksam. Die französischen Sprecher waren einsylbiger und drehten sich wie eine Schraube ohne Ende nur noch in einigen stereotypen Phrasen über den Gout herum, den Müller einmal scherzend und in Beziehung auf bildende Kunst l'égout français genannt hatte, was die meisten für einen gothischen Pronuntiationsfehler hielten.

„Der ganze Charakter und Typus der bildenden Kunst in Deutschland ist so eigenthümlich und national, daß man ihn in der Fremde nur selten kennt und begreift.

Dazu gehörte vor Allem vollständiges Vergessen der Lehren und Gesetze des Schönen, wie sie in manchen Ländern seit dem XVI. Jahrhundert herrschend geworden sind, Vergessen aller gezwungenen Anmuth, aller akademischen Schönheit, aller Affektation und alles manirirten Nachahmens der Antike.

Die großen Künstler Italiens aus dem Zeitalter Leo's X. haben der deutschen Kunst volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und doch kannten sie sie nur zum Theil. Raphael selbst, dieser Erzengel der Malerey, achtete Albrecht Dürer in Nürnberg sehr hoch und nannte ihn einen großen, tieffühlenden und frommen Maler. In Venedig machte man seine Arbeiten nach und verkaufte sie um hohen Preis als ächt.

Eben so ging es mit Johann van Eyck, Hemling, Martin Schön und Johann Holbein. Manche verglichen die Italiener selbst mit ihrem Perugin und mit Leonardo da Vinci. Manches deutsche Bild wurde in Italien copirt oder nachgeahmt und benuzt.

Schon im XII und XIII. Jahrhundert, also gleichzeitig mit Italien, hatte Deutschland in Cölln seinen Giotto und Cimabue. Die bildende Kunst betraf aber hier dasselbe Schicksal, wie jenseits der Alpen. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert artete sie aus, wozu das Zeitalter Ludwigs des XIV. und Ludwigs des XV. und der darin herrschende Geschmack wesentlich beytrug.

Winkelmann und Mengs stellten freylich die Kunst gewissermaßen in Deutschland wieder her; aber nur in Beziehung auf Reinheit und Correktheit. Alles blieb noch kalt und frostig ohne Schwung, Tiefe und Poesie. Erst in unsern Tagen, etwa seit zehn Jahren und nach einem Augenblick rückgängiger Crisis, hat sich die bildende Kunst auf eine ausgezeichnete Stufe erhoben. In Deutschlands Hauptstädten und in Rom leben eine Menge deutsche Architekten, Bildhauer und Maler. Großartig unterstützen und beschäftigen sie ihre Landesfürsten. Durch diesen Verein hat die bildende Kunst in Deutschland einen merkwürdigen Charakter erhalten.

Die Gränzen weniger Vorlesungen erlauben keine umständliche Entwickelung. Selbst auf den anziehendsten Stellen darf ich nur kurz seyn. Im Reich der schönen Formen und Farben ist es gewiß peinlich, sich auf trockene Umrisse beschränken zu müssen. Meine Darstellung wird auch Lücken haben und ich bitte deshalb um Entschuldigung. Die Geschichte der deutschen bildenden Kunst wurde bisher nicht in Frankreich besprochen. Nichts ist darüber gedruckt und auch Genf entbehrt in dieser Beziehung aller deutschen literarischen Hülfsquellen, die ich so gerne benuzt hätte.

Ich habe die deutsche Kunstgeschichte in fünf Epochen getheilt, die auch mit der deutschen Literaturgeschichte in Verbindung stehen. Die bildende Kunst und die Literatur eines Volks sind nur verschiedene Strahlen desselben Lichtkerns.

Erste Epoche: von Ulfilas bis Carl den Großen, oder von 360 bis 768. Sie kann auch die Lombardisch-Gothische genannt werden. Zweyte Epoche: von Carl dem Großen bis zu den Hohenstaufischen Kaisern, oder von 768 bis 1137. Dies ist die Fränkisch-Byzantinische Kunstzeit. Dritte Epoche: von 1137 bis 1460, oder Cöllnische. Vierte Epoche: von 1460 bis 1599, oder Nürnbergische. Fünfte Epoche: von 1599 bis auf die neueste Zeit, oder deutsche Kunstperiode.

Ich folge der Ordnung, in der sich die bildende Kunst bey allen Völkern entwickelt hat. Zuerst die Architektur, dann die Bildhauerkunst und zulezt die Malerey.

Erste Epoche: von 360 bis 768. Es gibt kein Monument germanischer Architektur vor der Völkerwanderung. Die germanischen Götter hatten keine Tempel, nur heilige Haine. Auch Könige, Fürsten und Heerführer kannten keine Schlösser. Unter dem Schatten einer großen Eiche sprachen sie Recht. Hier wurden auch die Bündnisse mit andern Nationen geschlossen. Auf weiten Feldern versammelten sich die Stimmführer der Nation.

Im IV. Jahrhundert zogen Völker von Norden und Osten nach Griechenland und Italien. Unter ihnen hatten nur die Gothen Bildung.

Es wäre einmal Zeit, in Frankreich die alten Vorurtheile über dies germanische Volk aufzugeben. Wenn Sie etwas Unförmliches, Geistloses, Rohes oder Barbarisches bezeichnen wollen, so nennen Sie es gothique, und ein Mensch mit diesen Eigenschaften heißt bey ihnen Ostrogoth. Wissen die Franzosen auch, was sie sagen? Während ganz Europa und besonders sein Westen in der tiefsten Nacht lagen, lebte ein Volk an den östlichen Donauufern und sammelte da die Trümmer der griechischen Civilisation. Diese bewahrte es nicht nur für künftige bessere Zeiten, es stellte auch die Schreibekunst, die

Digitized by Google

Grundlage aller Literatur, wieder her. Wem verdankt Europa deren Wiedererweckung und ihr erstes Erzeugniß? Dem Gothen Ulfilas, der das Evangelium in die Sprache seines Volkes übersezte und niederschrieb. Uebrigens kannten diese Gothen geistliche Beredtsamkeit, Dichtkunst und Künste. Sie hatten daneben sehr merkwürdige Institutionen. So stand es um dies Volk, während Frankreich auch nicht vom kleinsten und schwächsten Strahl des Lichts und der Civilisation erhellt war.

Diese Gothen trugen hier und da sogar für die Erhaltung antiker Monumente Sorge. Theoderich, ihr König, ließ manche wieder herstellen und dazu neue Gebäude errichten. Sie zeichneten sich durch Einfalt, Stärke und einen gewissen volksthümlichen Typus aus. In dieser Zeit erlag die alte griechische und römische ausgeartete Architektur der fremden Baukunst, die mit den germanischen Völkern in's Land kam. Wir finden sie daher in allen Ländern Europas, welche diese siegend durchzogen, in Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Deutschland und England.

Früher glaubte man, die neue Architektur gehöre den Gothen an, und nannte sie daher die gothische. Dies ist aber ein Irthum. Am klarsten beweist dies England, wo die schönsten Gebäude dieser Art stehen und wo doch nie ein Gothe hingekommen ist. Diese Architektur gehörte nicht nur den Gothen, sondern allen germanischen Völkern an, von denen die Gothen ein Stamm waren. Angelsachsen, Dänen und Normannen brachten sie nach England.

Es gibt aber noch einen andern germanischen Baustyl, der oft mit jenem verwechselt wird. Es ist der lombardische, oder der Styl, welchen man seit der Herrschaft der Longobarden in Italien (seit 568) anwendete und in dem besonders die Mönche ihre Klöster erbauten.

Die Lombarden kümmerten sich wenig um die antiken Gebäude. Oft rißen sie dieselben ein. Wenigstens thaten sie nichts für ihre Unterhaltung. Ihre eigenen Bauwerke sind geschmacklos und fehlerhaft. An der Aufsenseite haben die Kirchen kleine halbrunde Säulen und Pfeiler, die sich kaum bis zu den Giebeln erheben. Im Innern sind die Säulen schwerfällig, plump und durch halbrunde Gewölbe verbunden. Dieselbe Form finden wir auch an Fenstern und Thüren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Paris im März.

Das für die Deputirtenkammer bestimmte große Gemälde Delaval's, die Eidleistung Karls X. darstellend, ist seit einiger Zeit vollendet und im hôtel de ville ausgestellt. Es ist auch in deutschen Blättern im voraus viel davon die Rede gewesen, und gegenwärtig, nachdem das Stück fertig ist, wäre es vielleicht nicht der Mühe werth, desselben zu erwähnen. Der Wetteifer aller großen und berühmten Männer auf diesem Gemälde zu erscheinen, war so groß, daß es beynahe nur aus Köpfen besteht. Die Personen, auf deren Kostüm mehr Raum verwendet worden, namentlich die königl. Familie und Marschall Soult, sind großentheils nicht ähnlich. Der König sieht hier jünger aus, als der Dauphin; den Herzog von Bourbon möchte man für den König halten. Das Gemälde entspricht nach einstimmigem Urtheil der Kenner den Forderungen neuerer Kunst in keiner Hinsicht, und gehört übrigens, in so fern das ganze vorige Ministerium darauf dargestellt ist, bereits einer älteren Zeit an. Den ersten Gedanken zu Skizzen der Krönungsfeyerlichkeiten hatte ein Engländer, James Vere; Delaval erhielt durch das Loos die übernommene Abtheilung, und man behauptet, er hätte etwas Besseres leisten können, wenn er nicht gezwungen gewesen wäre, den Gesichtern das Costüm aufzuopfern. Wahrscheinlich kömmt das Gemälde für erst nicht in die Deputirtenkammer; gerne würde man den Maler Gerard mit einer ähnlichen Arbeit beauftragen, aber alter Erinnerungen halber wollen mehrere Personen, die auf dem Gemälde nicht ausbleiben dürfen, sich nicht von ihm malen lassen *).

In dem egyptischen Museum (Musée Charles X.), welches sich durch die Sendungen französischer Reisenden sehr bereichert, öffnet man zuweilen eine der Mumien, um die an und in derselben gefundenen Antiquitäten dem Museum einzuverleiben. Anstatt, wie dies mancher Orten geschieht, den ganzen uralten Leichnam für die Zukunft der Einwirkung der Luft auszusetzen, sondert man klüglich in Paris gleich bey der Eröffnung so viel als möglich die Reste der Muskeln von dem Skelett, welches alsdann besser und mit größerem Nutzen aufbewahrt wird. Am 8ten Januar d. J. wurde im Louvre wiederum eine Mumie eröffnet. Den Namen der einbalsamirten Person konnte man nicht voraus angeben, weil derselbe nur auf dem äußersten der drey Särge angegeben und unkenntlich geworden war. Wer nicht wüßte, daß man gegenwärtig die Eigennamen in den Hieroglyphen lesen kann, könnte jene Entschuldigung nicht für ernstlich halten. Selbst Hr. Champollion hatte sich bey Eröffnung von Passalacqua's Mumie, als eine zahlreiche Versammlung auf seine Erklärung wartete, entschuldigen lassen, befand sich aber trotz der vorgeblichen Unpäßlichkeit unter den Zuschauern. Ueber die gegenwärtig eröffnete Mumie wurde mit bedeutsam ernsten Worten die ohne Zweifel richtige Vermuthung vorgetragen, daß sie aus dem 3ten Jahrhundert

*) Bey Normant père ist eine Nachzeichnung des Gemäldes erschienen.

Digitized by Google

vor Chr. herzurühren scheine. Die Mumie, welche zufällig ein Goldblättchen auf dem Munde trug, konnte nichts gegen jene Vermuthung einwenden. Außer dem Goldblättchen befanden sich bey ihr etliche andere goldähnliche Sachen, deren Form nichts über die Bedeutung errathen ließ; an der Seite, wo die Einbalsamirung vorgenommen war, ein kunstreich gearbeitetes Metallstück in länglicher Halbmondform; außerdem ein anderes Stück, worauf ein Auge abgebildet, und im Körper ein Stück terra cotta. Merkwürdiger waren die naturgeschichtlichen Resultate. Ueber dem ganzen Körper lag eine weiße Efflorescenz, welche chemisch untersucht werden soll; dieselbe zeigte sich im Leibe an den großen Stücken Asphalt, welche den Leib um so eher ausfüllten, als sie sich fast mit allen animalischen Theilen gänzlich vermischt hatten. Die Mumie war weiblich, aber kein neuerer Mannshirnschädel ist so dick, als der Schädel dieser Frau, wie sich denn immer Herodots Erzählung über die egyptischen Schädel bewährt gefunden hat. Am deutlichsten ließ sich von den inneren Theilen die Leber erkennen. An der Stelle des Gehirns waren bey dieser Mumie Stückchen Leinwand mit Asphalt, welche bekanntlich durch die Nasenlöcher nach und nach hinaufgestoßen wurden. Die dura mater hatte Flecken, und der Arzt, welcher die Mumie öffnete, zog daraus den Schluß, die arme Frau sey am Schlagflusse gestorben. Sie war übrigens schöner gebaut als die egyptischen Götterbildnisse, hatte besonders eine sehr schöne Hand; dem Arzte zufolge zeichnete sie sich durch embonpoint aus, aber dies leuchtete mir nicht ein, da die ganze Mumie sammt den unzähligen Leinwandbinden und dem Deckel ziemlich dünn war. An den Ohren fanden sich keine Gehänge. Die Augen waren, wie dies bey vielen Mumien bemerkt worden, mit Leinwand zugestopft, aber diesmal waren dennoch die Kerne vorhanden. Man bewunderte die feine Leinwand und die Franzen an vielen Stücken derselben; aber, wie eine anwesende Dame richtig bemerkte, es war keine neue, sondern gebrauchte Leinwand, sie hat wenigstens viele Risse und Löcher. Die egyptische Manier zeigte sich besonders in der Gleichmäßigkeit, womit zu beyden Seiten die Leinwandstücke angelegt waren; große Sorgfalt war darauf verwendet, den Füßen regelmäßige Form und Lage zu geben. Der Asphalt hatte die oberen Muskeln und die untere Leinwand so sehr durchdrungen, daß man das Zeug abreißen mußte; es wäre wohl nützlich, wenn die Chemiker auf Mittel sännen, die Leinwand in solchen Fällen leicht und schnell vom Körper zu trennen, damit dieser so sehr als möglich in der ursprünglichen Form erscheine. Vielleicht achtet man ferner zu wenig darauf, die Mumien unterwegs und in Europa vor Feuchtigkeit zu schützen. Die Eröffnung wurde unter Leitung des Hrn. Dubois vorgenommen, welcher gegenwärtig auf der Reise nach Morea begriffen ist; mit der chemischen Untersuchung der Efflorescenz ist der Eröffner der Mumie, Dr. Bonastre, beauftragt.

Seitdem die antiquarische Gesellschaft zu London ihre Aufmerksamkeit auf genaue Bekanntmachung egyptischer Ueberreste richtete, ist man argwöhnischer gegen die früheren, zum Theil auf unvollkommenen Nachbildungen beruhenden Ansichten über egyptische Denkmäler und Bilderschrift. In so fern verdient eine neue Unternehmung der HH. Klaproth und Dorow, welche den Ansichten der antiquarischen Gesellschaft folgen, eine vorläufige Erwähnung. Dieselben werden, Ende Aprils, einen Folioband unter dem Titel: Collection d'antiquités égyptiennes herausgeben, enthaltend: Facsimiles der Gemmen, Cameen, Scarabäen, Pasten des schwedischen Gesandten, Baron von Palin, und mehrere Scarabäen des Hrn. Passalacqua. In diesem Werke (36 Folioblätter Zeichnung, 6 Bogen Text, für 50 und später 60 Franken, bey Gide in Paris) versuchen die Herausgeber keine Erklärung der Inschriften, dagegen eine Uebersicht der bisherigen Entzifferungsversuche. Hr. Klaproth ist bekanntlich Verfasser der gegen Champollion gerichteten beyden Flugschriften über das System Graf Gulianoff's.

Das 1828 von Chambure herausgegebene Werk: Napoléon et ses Contemporains, ein Quartband für 120 bis 381 Franken, enthält Zeichnungen ausgezeichneter Künstler, Charlet, Deveria, Steuben u. a. m.

Das vor 25 Jahren begonnene Werk: Musée Français, welches berühmte Mitarbeiter aus Stuttgart, Florenz, Mailand und Paris zählte, wird vom Februar d. J. an fortgesezt. Es erscheint in 25 Lieferungen, jede zu 50 Fr., in Großfolio, 343 Blätter. Auf die italienische Schule folgt die deutsche, darauf die niederländische und französische. Herr Duchesne der Aeltere verfaßt für dieses Werk eine Geschichte der Malerey. (Bey Galignani zu Paris, Druck von Jules Didot).

Großes und verdientes Lob erhält zu Paris die Lithographie von Raphaels Madonna, welche man der geschickten Hand Aubry Lecomte's verdankt. Die Zeichnung ist nicht nach Müllers Kupferstich kopirt, sondern nach der in Rouen befindlichen Copie der Dresdener Madonna. Wenig Künstlern ist es bisher so sehr als Aubry Lecomte gelungen, so auf dem Steine zu zeichnen, daß die Abdrücke der Handzeichnung nicht zu unähnlich seyen. Der Kunsthändler Hr. Gaugain hat dem Künstler für das in einem halben Jahre vollendete Stück 12,000 Franken gegeben und vorerst tausend Abdrücke gemacht, für je 40 bis 80 Franken. Die Abdrücke auf weißem Papier sind fast schöner als die auf chinesischem.

Digitized by

№. 34.

Kunst-Blatt.

Montag, 27. April 1829.

Andeutungen über den Zweck des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen *).

Die Kunst zeigte während ihres glücklichen Gedeihens in Griechenland und Italien eine entschiedene und vorherrschende Richtung, sich dem Schmucke des öffentlichen Lebens zu widmen und sich in dessen Zier zu verewigen.

Für Tempel und Prytaneen, für Kirchen und Hallen arbeitete der Künstler in Griechenland wie in Italien. Man fand ihn da, wo man das Volk fand. Nahm auch der Einzelne sein Genie für Einzelgut in Anspruch, so geschah dies doch meistens nur für solche Anlagen und Räume, die nach dem Charakter der Zeit fast zu den öffentlichen gehörten. Wer mag bey dem Vatican, bey dem Farnesischen Pallaste an Privatgebäude in unserm Sinne denken!

Und in der That bewahrt die Kunst durch ein solches Verhältniß am sichersten ihren Gehalt und ihre Würde; Darstellung religiöser oder historischer Gegenstände, bedeutende Allegorie, alt-klassischer Mythus, das ist es, was für das öffentliche Denkmal verlangt wird. Schon seiner Natur nach schließt dieses Alles aus, was einem niedern Darstellungskreise sich zuwendet.

In jenen höchsten Sphären aber hat sich von jeher auch nur das Höchste, was wir in der Kunst kennen, erzeugt und erzeugen können. Der Stoff für sich begründet zwar keineswegs den Werth des Kunstwerks, aber das Größte ist doch nur möglich, von jeher möglich gewesen, wenn die geniale Behandlung zugleich den bedeutendsten Stoff ergriffen hatte. Dies lehrt die Geschichte der Kunst; ihre großen Werke aus jenen glücklichsten Sphären sind es eigentlich, die ihren Bestand verbürgen.

Flüchtig und wechselnd ist der Geschmack des Einzelnen, bey weitem dauernder und beständiger sind die Neigungen, die Begriffe und Gefühle, zu denen das öffentliche Kunstwerk reden will. Die Verführungen einer weichlichen Mode, die Anreizungen eigener Bizarrerie wird der Künstler, welcher an einem öffentlichen Werke arbeitet, mit besonderer Strenge abzuweisen sich getrieben fühlen. Es wird ein Antrieb mehr vorhanden seyn, den ernsten und strengen Styl in der Darstellung zu bewahren, das Charakteristische der Gestalten und Compositionen nicht in das willkührlich Ersonnene ausschweifen zu lassen.

Wenn uns aus den Werken der Griechen und Italiener neben dem außerordentlichen Genie der Künstler der typische Charakter dieser Werke so ehrfurchtgebietend ansieht, wenn jene Meister in ihren Darstellungen vom erhabensten bis zum niedrigsten Charakter hinab immer bestimmte Grundformen und Grundbezüge festgehalten haben, so können wir zwar diese Erscheinung genügenderweise nur aus dem Zusammenwirken mehrerer glücklicher Umstände erklären; wir werden aber kaum irren, wenn wir zu Lezteren auch den rechnen, daß jene großen Meister, da sie hauptsächlich nur darzustellen hatten, was das ganze Volk und dessen gemeinsamen Gefühlskreis ergreifen sollte, immer die Nothwendigkeit besonders stark empfinden mußten, sich diesem allgemein gültigen und verständlichen Kreise nahe, und die Willkühr ihrem Schaffen fern zu halten. Mit einem Worte: nur wenn die Kunst mit dem öffentlichen Bedürfnisse, mit dem Volksleben befreundet bleibt, wird sie, wenn die übrigen günstigen Bedingungen glücklichen Wachsthums zugleich eintreten, Popularität vereinigt mit Idealität zeigen; löst sie sich von jenem wahren Boden ihres Gedeihens ab, sind ihre Werke nur bestimmt, sich in Privatkabinette zu verlieren, so steht sie in Gefahr, jene Eigenschaften mit dem Interessanten und Eleganten zu vertauschen, und von da ist nur ein Schritt noch zum Grillenhaften und Süßlichen.

Aber nicht blos die Kunst selbst gewinnt durch Bestimmung für die Oeffentlichkeit, auch die Kultur des Volks gewinnt durch eine öffentliche Kunst.

Die Schönheit ist, wie die Wahrheit, nicht zu kaufen, nicht in einen ausschließlichen Privatbesitz zu bringen, sie

*) Diese Andeutungen, so wie das folgende Statut des Kunstvereins für die Rheinlande in Westphalen sind wirklicher Abdruck der von dem Verein erlassenen und der Redaktion zu diesem Zwecke mitgetheilten Bekanntmachungen.

ist ein Gemeingut der Menschheit. Nicht, damit einige Reiche und Vornehme sich allein ihrer erfreuen, ward sie dem Menschengeschlechte geschenkt, sondern damit das ganze Menschengeschlecht an ihr sich erhebe und begeistre, und in ihren Offenbarungen eine heitre Lösung der Räthsel finde, die das Leben Jedem vorlegt. Diese ihre höchste Bedeutung, ihre edelste Wirkung kann aber die Kunst am unmittelbarsten und sichersten nur durch öffentliche Denkmale gewinnen. Sie sind Jedem ohne Mittel zugänglich, das Volk versammelt sich um sie, mit solchen Werken knüpft es die genaueste Bekanntschaft an, sie werden zu einem geistigen Bande, wodurch sich die Nation in sich selbst verknüpft sieht. Volksdenkmale sind Volksheiligthümer, die Nation tröstet, ermuthigt, entzückt sich an ihnen.

Sehen wir uns nun um nach dem, was gerade gegenwärtig in Deutschland für die Oeffentlichkeit geschaffen wird, so müssen wir dankend anerkennen, daß großgesinnte Fürsten Schönes und Herrliches in jener Richtung hervorrufen; indessen beschränken sich diese Bestrebungen meistens auf den Schmuck der Haupt- und Residenzstädte, und müssen sich darauf beschränken; die bey weitem gröss're Masse von Kunstwerken entsteht für Einzelne. Und sollte denn das immer und überall so seyn und bleiben müssen?

Sollte nicht grade jezt ein günstiger Zeitpunkt für ein auch noch in einem andern Sinne zu unternehmendes Vorhaben eingetreten seyn? Deutschland hat mit seiner wieder erlangten Selbstständigkeit auch in der Kunst einen neuen Aufschwung gewonnen. Der urtheilsfähige, wohlwollende Beobachter verkennt nicht, daß in Vergleichung mit dem achtzehnten Jahrhundert, die Kunst sich jezt durch einen höhern Ernst, durch eine gehaltvollere Tiefe charakterisirt.

Unter diesen Verhältnissen wird das Bestreben sich rechtfertigen lassen, ihr einen Kreis der schönsten und bedeutendsten Wirksamkeit von Neuem zu öffnen.

*

Einige Düsseldorfer Kunstfreunde, welche die bisher entwickelten Ansichten theilten, faßten den Entschluß, einen solchen Versuch in Beziehung auf die Rheinlande und Westphalen zu wagen. Mittel zum Zweck sollte ein für diese Provinzen wirkender Kunstverein werden. Sie sind keineswegs der Meynung gewesen, den Wünschen Einzelner, zu besitzen, entgegen treten zu wollen, sie halten vielmehr dafür, daß Kunstwerke m**e gefälliger als strenger Art, daß die Landschaft, das Genrebild, die historische Darstellung in kleinerer Dimension, sich recht eigentlich für den Privatbesitz eignen. Sie haben daher die Rücksicht auf dergleichen Kunstwerke nicht aus dem Auge gesezt, und in dem von ihnen entworfenen Statut die Erwerbung und Verloosung solcher Werke unter die Glieder des Vereins, nach dem Beyspiele andrer schon bestehenden Gesellschaften ausdrücklich bevorwortet.

Auf der andern Seite aber wünschten sie, daß der Verein auch eine zweyte Richtung verfolge, nämlich: durch seine Kräfte die Entstehung öffentlicher Kunstdenkmale in den Rheinlanden und Westphalen zu vermitteln. Und in dieser Beziehung enthält ihr Vorschlag etwas von den Zwecken der bisher gestifteten Kunstvereine wesentlich Abweichendes. Nach dem Sinne und der Absicht der Begründer will man in keiner Art mit einer jener ältern Gesellschaften rivalisiren, sondern geht von der Ueberzeugung aus, daß je mehr Punkte der zusammenwirkenden Kunstliebe sich bilden, desto mehr Lebenspunkte für diese Kunstliebe, wie für die Kunst selbst, gewonnen seyn dürften.

Indem die Begründer das Statut dem Publikum übergeben, haben sie für Pflicht gehalten, ihre Ansichten von dem, was sie der Kunst selbst, was sie der allgemeinen Kultur durch die Kunst vorzugsweise für förderlich achten, offen auszusprechen. Ob diese Ansichten die im Publikum anerkannten seyen, das wird das Publikum nun selbst durch die That zeigen können. Die Meynung der Begründer ist eine individuelle; die Stifter haben nur Wünsche und Hoffnungen. Die Meynung der Gesellschaft wird sich in den Generalversammlungen beurkunden, welche nach Art. 19. des Statuts über die Frage, ob ein erworbnes Kunstwerk in die Verloosung für den Privatbesitz zu bringen, oder ob es einem öffentlichen Zwecke zu widmen sey, entscheiden sollen.

Die Begründer haben sich nicht verhehlt, welche Schwierigkeiten der Erfüllung ihres Wunsches in den Weg treten möchten. Auf der andern Seite ermuthigte sie aber wieder ein unbefangener Blick auf die Verhältnisse beyder Landschaften und auf den Charakter ihrer Bewohner.

Nichts Gemeinsames ist dem Rheinländer, ist dem Westphalen ein Fremdes; wer den Sinn unsrer Landsleute kennt, weiß, daß sie sich wohl und heimisch in ihren Gauen fühlen, und das Recht, stolz auf ihre Provinz zu seyn, sich freudig bedienen. Ein Jeder rechnet sich zum Ruhm und Heil, was der Provinz Rühmliches und Heilsames widerfuhr, ein Jeder fühlt, daß er sein Haus ziere, wenn er zur Zier der Provinz etwas thut und gibt. Nie ist der Sinn für die Kunst hier erstorben, manches werthvolle Privatbesitzthum, manches würdige Bild in unsern Domen hat ihn von Alters her rege erhalten; neuerdings ist uns durch die in unserer Mitte erblühte Kunstschule wieder ein Pfand verliehen worden, daß das Schöne sein Reich unter uns nicht verlieren werde. Wer Wallraffs Museum, seit es dem Pu-

Digitized by Google

blikum geöffnet ist, wer die Düsseldorfer Kunstausstellungen besucht hat, weiß, daß alle Klassen, und Menschen von jedem Stande und Alter sich hier um die Werke der Kunst zu versammeln pflegen.

Sollten wir mit der Gesinnung unsrer Landsleute in Widerspruch gerathen, wenn wir sagen: wir halten es für gut, wir wünschen, daß die Züge hochverdienter Mitbürger an der Stätte, wo sie mit Rede oder That gewirkt haben, verewiget werden, daß die öffentlichen Gebäude sich mit bedeutsamer Zier erfüllen, daß der Gottesdienst vor würdig geschmückten Altären gefeyert werde?

Es fehlt nicht an Mitteln, gerade hier recht bald solche Früchte zu erziehen; die wiederhergestellte Düsseldorfer Akademie erleichtert im hohen Grade die Entstehung der Kunstwerke; das Maaß der Geldbeyträge wird in diesen Provinzen in einem größern Kreise nicht zum Hindernisse des Beytritts werden.

Es kommt also, um es zu wiederholen, nur auf die Gesinnung unsrer Landsleute selbst an, ob der Verein in's Leben treten und zugleich die von den Begründern gewünschten Zwecke erreichen soll. Schon haben wir günstige Auspizien für das Gedeihen desselben. Se. Königliche Hoheit, Prinz Friedrich von Preußen, haben uns Ihr huldreiches billigendes Fürstenwort zu ertheilen geruhet; dankbar haben wir von den geistlichen und weltlichen Vorständen und von vielen andern der angesehensten, würdigsten Männer beyder Provinzen günstige Zusage empfangen.

Mögen diese ersten Zeichen unserm Unternehmen Glück, uns selbst aber die Hoffnung verbürgen, ein für die Provinzen nützliches und heilsames Werk begonnen zu haben!

Künstlerbiographie.

Johann Caspar Huber, Landschaft- und Marinemaler, geboren zu Zürich 1752, gestorben ebendaselbst 1827, war gewiß keiner von den Menschen, über deren Menge man sich heut zu Tage ordentlich zu beklagen Ursache hat, die, durch bloßen Nachahmungstrieb und ein eitles Gelüste verleitet, sich zur Kunst berufen glauben, und dann, wenn ihnen die äußern Mittel fehlen, sich um Empfehlungen und fremde Unterstützung bewerben müssen, am Ende aber doch nichts Tüchtiges zu leisten vermögen. Im Gegentheile kann man von Huber mit Grund der Wahrheit sagen, daß er wider seinen Willen nur durch die Gewalt der Umstände in die Künstlerlaufbahn gleichsam hineingestoßen worden, daß er nur bey beharrlicher Pflichttreue erst allmählich Lust und Liebe zur Malerey gewann und durch unermüdete Ausbildung eines nicht geahndeten Talentes sich auf eine höchst ehrenvolle Stufe der Kunst erhoben habe.

Er war der dritte Sohn eines Fleischers, Johann Ulrich Huber von Zürich, der sich des bessern Fortkommens wegen aus seiner Vaterstadt nach dem Dorfe Glattfelden, im Canton Zürich, begeben hatte, und daselbst nebst seiner Profession noch Landwirthschaft trieb. Daher wurde auch der junge Hans Caspar Huber gleich seinen ältern Brüdern neben dem Besuche der Dorfschule frühzeitig zur Feldarbeit angehalten. Bald fand es indessen der Vater gerathener, mit seinen Kindern wieder in die Stadt zurückzukehren, wo sie besser erzogen werden konnten, und so mußte auch unser junger Freund vom Jahr 1761 an, die lateinischen Schulen besuchen, die damals außer den Primarschulen die einzigen Bildungsanstalten in Zürich waren. In diesen machte er durch Fleiß und Aufmerksamkeit gute Fortschritte, so daß er Neigung für die Studien gewann und auf die Frage: welchen Beruf er ergreifen wolle, sich unverholen für den geistlichen Stand erklärte. Allein die Eltern waren nicht der gleichen Meynung, sie fanden, daß ihr Sohn bey der damaligen großen Menge von Candidaten des Predigtamtes allzulange warten müßte, um auch nur eine mittelmäßige Stelle zu erhalten, und da die beyden ältern Brüder bereits das Handwerk ihres Vaters gewählt hatten, so beschloß dieser, sein dritter Sohn müsse ein Maler werden, da ihm dieses Fach am wenigsten mit Bewerbern übersezt schien. Der junge Mensch wurde daher ganz gegen seine Neigung zu einem gewissen Felix Zimmermann auf drey Jahre handwerksmäßig in die Lehre gegeben; denn der Meister verstand nichts als das Anstreichen.

„Nun war (so erzählt Herr Huber selbst) mein Beruf gewählt; mein Lehrmeister, ein sonst rechtlicher Mann, gewann mich bald lieb; an Arbeit fehlte es wohl zuweilen, und dann ward ich zur Erholung an den Reibstein gestellt; so lange es Tag war, mußte mit dieser Arbeit fortgefahren werden, auf den Abend wurde mir verstattet, ohne alle Anleitung nach Kupferstichen zu zeichnen, die Hertel in Augsburg herausgegeben hatte. Mein Lehrmeister ermahnte mich fleißig, fortzufahren und die sämmtlichen Vorlegeblätter von Excudit (er hielt dies für den Namen des Künstlers) zu kopiren. So vergingen zwey Jahre unter der gleichen armseligen Beschäftigung, als mein Lehrherr erkrankte und starb; ich blieb indeß bey der Wittwe bis ans Ende der bestimmten Lehrzeit und wurde im September 1771 auf der Zunft als Malergeselle ledig gesprochen.“

„Mittlerweile war Herr Wüest im Jahre 1769 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, und Jedermann sprach mit

Digitized by Google

großer Achtung von ihm, da seit langer Zeit Niemand unter uns so viel in der Landschaftmalerey geleistet hatte. Auch ich vernahm Manches von ihm, besonders durch meinen ehemaligen Schulkameraden Heinrich Freudweiler, der das Glück gehabt hatte, bey ihm in die Lehre zu kommen, so daß ich mich nach nichts Besserem sehnte, als bey Herrn Wüest als Malergeselle angestellt zu werden, was mir auch bald zu Theil wurde. Erst jezt gingen mir die Augen auf; alles, was ich bey meinem Meister sah, war nach meinen damaligen Begriffen ein Wunder und unmöglich zu erlernen. Durch meinen Fleiß erwarb ich mir zwar seine Gewogenheit, aber die Bezahlung, die ich als Malergeselle erhielt, reichte kaum hin, meine Nahrung und Kleidung zu bestreiten, so daß ich, wenn meine bemittelten Cameraden Sonntags spazierengingen und sich lustig machten, zu Hause bleiben mußte; dadurch gewann ich aber Zeit, fleißig nach den Werken meines Meisters zu arbeiten, und so in der Kunst allmählige Fortschritte zu machen; aber im Oekonomischen ward meine Lage um nichts gebessert, so daß ich mich nach Verfluß von beynahe zwey Jahren auf Anrathen meiner Freunde entschloß, mein Glück unter den Fremden zu suchen."

Im April des Jahres 1773 verließ also Huber Zürich und kam zuerst nach Basel, wo er indeß wieder keine andere Beschäftigung fand, als Lakieren und Anstreichen; im Winter nur, wo er von dem ersparten Gelde leben mußte, konnte er sich ausschließend mit Zeichnen und Malen auf eigene Hand und immer ohne Anleitung beschäftigen. Im Mai 1774 reiste er nach Strasburg, wo es ihm nicht besser erging, ausgenommen, daß er durch unausgesezten Fleiß in den Nebenstunden beständig etwas weiter in der eigentlichen Kunst vorrückte, jedoch noch immer sich nicht stark genug fühlte, um als Künstler selbstständig aufzutreten. Eine Empfehlung des berühmten Salomon Geßner, der sich gerne seiner jüngern Mitbürger annahm, führte ihn endlich in die damals blühende Tapeten- und Gemäldefabrik des Herrn Nothnagel zu Frankfurt am Main.

„Wie erstaunt war ich, so erzählt Huber selbst, als ich zum erstenmal in die Malerstube kam und hier mehr als zwanzig Maler in jedem Fache antraf; wie glücklich schäzte ich mich, einen so guten Platz bekommen zu haben. Gleich den folgenden Tag wurde mir meine Stelle angewiesen und mir gesagt, was ich zur Probe machen müsse. Meine erste Arbeit bestand in zwey kleinen Gemälden, welche Schweizerlandschaften vorstellten, die Herrn Nothnagel ziemlich gut gefielen; er bemerkte mir aber dabey, daß solche Gemälde, eins in das andere gerechnet, wenigstens in einem Tage fertig seyn müßten, sonst könne es nicht dabey bestehen und mich auch nicht behalten. Was sollte ich machen? die Andern leisteten eben so viel und sein Geschäft hatte nicht umsonst den Namen einer Fabrik, denn diejenigen, welche keine Gemälde machen konnten oder durften, mußten nur Tapeten von Blumen und Arabesken malen, und zwar täglich ein bestimmtes Stück von zehn bis sechszehn Ellen, je nachdem die Arbeit mehr oder minder mühsam war. Nach Verlauf von vierzehn Tagen ließ mich Herr Nothnagel zu sich rufen, um mit mir den Wochenlohn auszumachen; er bemerkte mir aber gleich Anfangs, daß er mir nicht mehr als zwey und einen halben Gulden für Kost und Arbeitslohn geben könne; wenn ich mich vervollkommne, so wolle er im zweyten Jahr um einen halben Gulden steigen. So erbärmlich auch der Lohn war, so mußte ich mich doch darein finden, oder Frankfurt wieder verlassen, wo ich doch so Manches lernen konnte. So verging nun der Sommer, als aber die Tage kürzer wurden, sah ich keine Möglichkeit, ein Gemälde in einem Tage fertig zu machen. Um nun meinen Platz nicht zu verlieren, entschloß ich mich, meine Arbeiten bey Licht zu übermalen und am Tage zu vollenden; nur so gelang es mir, das Geforderte zu leisten. Es läßt sich leicht denken, daß auf diese Art keine großen Meisterstücke geliefert werden konnten; Kupferstiche und alle Arten von Hülfsmitteln mußten angewendet werden; denn wie wollte ein Maler sich täglich neue Ideen schaffen, während die Ausführung alle Zeit in Anspruch nahm?"

(Der Beschluß folgt.)

Zürich, den 12ten Februar 1829.

Im Besiz einer beynahe ganz kompleten Sammlung Waterloo'scher Kupferstiche wünschte ich, zur Ergänzung derselben, das von Bartsch mit Nr. 38. bezeichnete Blatt dieses Meisters, den Baum in der Mitte des Vorgrundes, zu erhalten. Ich würde mir gern den dorpelten und auch dreyfachen Preis, als sonst Blätter von dieser Größe bezahlt werden, gefallen lassen.

Ferner wünschte ich, folgende Kupferstiche nach einem Gemälde von Raphael käuflich zu erhalten:

La Vierge assise dans une Chambre, tenant dans sa main un Bouquet de fleurs; l'Enfant assis sur un coussin sur ses genoux, tient une rose dans ses mains, la pensé au sein de sa mère, avec l'inscription: Dilectus meus mihi etc.

D'après Raphael, gravé p. Jean Morin. Fc.
J. Boulanger.
Jeqs. Couvay.
Fr. Poilly.
Ridé.

Heinrich Füeßli, Maler.

Digitized by Google

№. 35.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 30. April 1829.

Statut des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen. 1829.

I. Zweck des Vereins.

Art. 1.

Der Zweck des Vereins ist: die Kunst zu befördern, daher die Künstler und Kunstjünger in ihren Bestrebungen aufzumuntern und zu unterstützen, allgemeine Theilnahme für das Schöne anzuregen und dahin zu wirken, daß die Kunst vorzugsweise dem Schmucke des öffentlichen Lebens sich widme und so Gelegenheit erhalte, die würdigsten Denkmale ihres Strebens der Zukunft zu überliefern.

Art. 2.

Der Verein wird seinen Zweck dadurch zu erreichen suchen, daß er

Erstens: die vorzüglicheren Werke der Kunstschule zu Düsseldorf und derjenigen Künstler, welche ihre Arbeiten zur Ausstellung, Prüfung und Wahl einsenden werden, ankauft; davon aber

1) diejenigen Kunstwerke, welche für den Privatbesitz, als eine willkommene anmuthige Zierde, sich eignen, unter seine Mitglieder verlooset;
2) den Kunstwerken, welche, weniger oder nicht für den Privatbesitz geeignet, im öffentlichen Leben eine bedeutungsvollere Stelle finden möchten, eine öffentliche Bestimmung gibt;

daß er

Zweytens: nach Verhältniß seiner Mittel Bestellungen auf Kunstwerke für jede Art des Bedürfnisses im öffentlichen Leben ertheilt; auch die Herstellung und Erhaltung älterer öffentlicher Kunstdenkmale befördert und unterstützt.

II. Verfassung des Vereins.

Art. 3.

Düsseldorf, als Sitz der durch die Munificenz S. Majestät des Königes wiederhergestellten Kunstakademie, ist der Mittelpunkt des Vereins.

Art. 4.

Der Verein ist als vom ersten Januar 1829 zusammengetreten zu betrachten.

Art. 5.

Der Verein bildet sich als ein freyer durch das Zusammentreten aller Freunde der Kunst, welche sich zur Erreichung des gemeinsamen Zwecks zu einem jährlichen Geldbeytrage von mindestens fünf Thalern Preußisch Courant verpflichten.

Art. 6.

Der jährliche Beytrag von fünf Thalern berechtigt zu einer Actie.

Es steht jedem frey, sich mit so vielen Actien, als er will, zu betheiligen.

Art. 7.

Die Theilnahme steht fortlaufend offen.

Die Theilnehmenden verpflichten sich wenigstens für die zwey ersten Jahre 1829 und 1830.

Demnächst wird das Ausscheiden ebenfalls jährlich frey stehen.

Art. 8.

Von dem Jahre 1830 an wird jährlich am ersten Mai die Liste geschlossen.

Wer nach dem ersten Mai 1830 beytritt, nimmt erst vom Jahre 1831 an Theil, und so ferner.

Art. 9.

Jeder Theilnehmer erhält als Mitglied einen Schein über jede von ihm genommene Actie.

Nach den Nummern dieser Scheine wird demnächst die Verloosung der für dieselbe bestimmten Kunstwerke bewirkt.

Art. 10.

Der Kassenüberschuß Eines Jahres wird für das folgende mit verwendet.

Art. 11.

Die Liste der Mitglieder des Vereins und ihrer Actien wird jährlich nach dem am ersten Mai erfolgten Abschlusse gedruckt.

Jedes Mitglied erhält ein Exemplar derselben.

Digitized by Google

Art. 12.

Es soll wenigstens alle zwey Jahre eine öffentliche Ausstellung der von der Kunstschule zu Düsseldorf gelieferten und der dem Vereine eingesendeten Kunstwerke Statt finden.

Art. 13.

Während dieser Kunstausstellungen werden zugleich die Generalversammlungen der Mitglieder des Vereins gehalten.

Art. 14.

Die Besorgung der Geschäfte des Vereins übernimmt ein Ausschuß, dessen Mitglieder aus sämmtlichen Theilnehmern gewählt werden und bey deren Wahl auf die Vertretung der verschiedenen Landschaften und Städte, in welchen der Verein Theilnahme gefunden hat, Rücksicht genommen werden soll.

Art. 15.

Zehn in Düsseldorf wohnhafte Mitglieder des Ausschusses bilden den Verwaltungsrath, welcher aus einem Vorsitzenden, neun Berathenden, (darunter ein Sekretär und ein Schatzmeister) bestehen soll.

Art. 16.

Dem Ausschusse liegt es ob, die Zwecke des Vereins zu befördern und die Theilnahme an demselben möglichst zu verbreiten. Er trifft die Auswahl der zu erwerbenden Kunstwerke und erwägt die zu machenden Bestellungen.

Art. 17.

Der Verwaltungsrath besorgt die innere und lokale Verwaltung, den schriftlichen Verkehr ꝛc. und ordnet überhaupt die Wirksamkeit des Vereins in allen Beziehungen innerhalb der Gränzen des Statuts und beziehungsweise nach den Beschlüssen des Ausschusses und der Generalversammlungen.

Art. 18.

Der Vorsitzende des Verwaltungsrathes führt auch im Ausschuß und in den Generalversammlungen den Vorsitz und leitet die Berathungen.

Der Secretär führt den Briefwechsel des Vereins, die Protocolle der Verhandlungen; er entwirft und zeichnet alle öffentlichen Bekanntmachungen.

Der Schatzmeister besorgt die Verwaltung der Gelder, die Einnahmen und Ausgaben, letztere auf schriftliche Anweisung des Vorsitzenden, und legt die Rechnung.

Art. 19.

In den Generalversammlungen wird der Ausschuß und Verwaltungsrath über seine Thätigkeit und Verwaltung Rechenschaft ablegen.

In denselben wird über die Bestimmung, welche den vom Vereine erworbenen Kunstwerken gegeben werden soll, entschieden; die Verloosung der zu dieser bestimmten vorgenommen; über die Erweiterung und Ergänzung des Ausschusses abgestimmt; auch werden in denselben die allgemeinen Interessen des Vereins berathen.

Art. 20.

Jedes Mitglied, welches nach vorheriger Berufung in den Versammlungen des Ausschusses oder in den Generalversammlungen nicht erscheint, wird als den Beschlüssen der Mehrheit beytretend gezählt.

Die Beschlüsse werden überall nach absoluter Stimmenmehrheit gefaßt.

Bey Stimmengleichheit gibt der Vorsitzende den Ausschlag.

Art. 21.

Jedem Mitgliede steht es frey, in den Generalversammlungen Mittheilungen für und über die Interessen des Vereins zu machen; es muß vorher aber seine Absicht dem Secretär anzeigen, welchemnächst der Vorsitzende dasselbe nach der Reihenfolge zum Vortrage auffordern wird.

Art. 22.

Die Rechnung des Vereins wird jährlich gedruckt, öffentlich bekannt gemacht und jedem Mitgliede mitgetheilt.

Art. 23.

Von jedem vom Vereine erworbenen oder auf dessen Veranlassung ausgeführten Kunstwerke erhält jedes Mitglied einen radirten Umriß, oder eine lithographische Zeichnung unentgeldlich mitgetheilt.

Die Unterzeichneten haben sich als provisorischer Ausschuß und Verwaltungsrath konstituirt.

In der ersten Generalversammlung wird die Bestätigung, oder neue Bildung desselben durch Stimmenmehrheit erfolgen.

Düsseldorf, am 23. Januar 1829.

von Pestel, Reg. Präsident, Vorsitzender; Graf von Spee; Jacobi, Geh. Reg. Rath; Dr. Kortüm, Consist. Rath; W. Schadow, Dir. der Akademie: Mosler, Prof. und Secret. der Akademie; Immermann, Land. Ger. Rath; Fr. Fallenstein, Neg. Secr., Secretär; Brüggemann, Dir. des Gymnasiums; Büsen, Maler, Schatzmeister.

Künstlerbiographie.

(Beschluß.)

Diese Anstrengung, verbunden mit den Einflüssen des Winters warf unsern Freund auf's Krankenlager, wovon er sich nur langsam wieder erholte, dann aber bey fortgesezter unermüdeter Arbeit die versprochene Erhöhung des Wochenlohnes erhielt. Am Ende des zweyten Jahres

Digitized by Google

kam sein Freund Kuster aus Winterthur nach Frankfurt, um unsern Huber zu einer Reise nach den Niederlanden abzuholen. Da er aber so viele geschickte Künstler, die mehr leisteten als er, bey Nothnagel vereinigt fand, so beschloß er, auch an dieser Geschwindmalerschule Theil zu nehmen, und so arbeiteten die beyden vereinten Freunde mit größerer Lust zusammen. Am Ende aber wurden sie doch der Plackerey überdrüssig und beschloßen, ihr Glück anderwärts zu suchen, was sie auch bald gefunden zu haben glaubten, indem ihnen ein gewisser Herr Junge aus Düsseldorf den Antrag machte, einen Saal für ihn zu malen. Die baldige Ankunft der beyden Freunde zu Düsseldorf im März 1778 bewieß, wie gerne sie das Geschäft übernahmen, für welches sie jedoch nicht glänzend, mit Einhundert Gulden für sechs große Gemälde belohnt wurden. Der schlechten Bezahlung ungeachtet hatten sie jedoch so wacker gearbeitet, daß ein Herr André zu Mühlheim am Rhein ihnen einen großen Saal für fünfhundert Reichsthaler zu malen anbot, den sie zu großer Zufriedenheit des Bestellers in vier Monaten vollendeten, und wodurch sie zu solchem Rufe gelangten, daß es ihnen von dieser Zeit an nie mehr an Aufträgen fehlte. Dadurch wurden sie nun erst in den Stand gesezt, sich ihrer Kunst ordentlich und mit Liebe und Neigung zu widmen, und besonders nach der Natur und den Meisterwerken der Düsseldorfer Gallerie zu studieren, wozu ihnen bey dem frühern mühsamen Broderwerb keine Zeit übrig geblieben war. Unser Huber besonders dachte nunmehr daran, auch seinen Freunden zu Hause von seinen Fortschritten in der Kunst Beweise zu geben, und denen, die ihn aufgemuntert und durch Empfehlungen gefördert hatten, seine Dankbarkeit zu bezeugen. Zu dieser Absicht sandte er vier Gemälde nach Zürich, von denen eines seinem Lehrer, Herrn Wüest, eines seinem Freunde Freudweiler und zwey dem Herrn Rathsherr Salomon Geßner zugehören sollten. Den leztern erfreute dieses dankbare Andenken so sehr, daß er ohne Hubers Wissen dem täglichen Rathe eine Bittschrift für Unterstützung eines so hoffnungsvollen jungen Mitbürgers eingab, und zwanzig Louisd'or für ihn erhielt, durch deren unerwartete Zusendung er ihn auf das Angenehmste überraschte. Die beyden Gemälde waren Seestücke gewesen, in welchem Fache sich auch Huber in der Folge am meisten ausgezeichnet hat. Gerade in Düsseldorf hatte er nämlich die Bekanntschaft eines Ingenieurs gemacht, der eine große Sammlung von Schiffszeichnungen besaß, und ihm dieselben gerne zum Studium mittheilte. Der Brief, womit Geßner seine Geldsendung begleitete, enthielt neben verdienten Lobsprüchen besonders auch die Aufmunterung, bald nach Holland zu gehen, und dort Meer und Schiffe nach der Wirklichkeit zu studieren, zu welcher Reise Kuster und Huber schon früher Lust bezeugt hatten. Obgleich sie nun in Düsseldorf ihr gutes Auskommen fanden, dabey die Gallerie benutzen konnten und mit Professoren daselbst in gutem oder doch leidlichem Vernehmen standen, so konnte Kuster, der recht gut wußte, welches Glück sein Lehrer, Wüest, in Holland gemacht hatte, dem Verlangen, dieses Land zu besuchen, nicht länger widerstehen und ging nach Amsterdam, von wo aus er seinen Freund Huber mit Briefen bestürmte, ihm doch bald nachzufolgen. Freylich hatte dieser indessen mit seiner nachherigen Gattin in Düsseldorf Bekanntschaft gemacht, auch mit Lips und Gmelin vertraute Freundschaft geschlossen und dachte mit schwerem Herzen an eine Entfernung; jedoch die Liebe zu seinem einmal gewählten Fache und die sichere Erwartung, in jenem Lande die besten Muster und Vorbilder zu finden, überwog alle andere Rücksichten, und er reiste im September 1782 wirklich nach Amsterdam ab.

Die von Herrn Wüest und Andern dahin mitgebrachten Empfehlungsschreiben wollten Anfangs bey den vornehmen Kunstbeschützern wenig helfen; ein Einziger, Herr Schonefeldt, nahm sich der jungen Schweizer mit Eifer an, bestellte für eigene Rechnung Arbeit bey ihnen und ermunterte sie, nur fleißig fortzuarbeiten. Als sie eine ziemliche Anzahl von Gemälden fertig hatten, fanden sich auch wirklich Künstler und Liebhaber ein, unter welchen leztern sogar Käufer waren, die gut bezahlten. Nach anderthalb Jahren bekam Kuster das Heimweh und kehrte nach Hause zurück; unser Huber hingegen verweilte noch ein Jahr länger in Holland, ging dann im Winter 1784 wieder nach Düsseldorf und erhielt dort bey nun vermehrter Kunstfertigkeit so viele Bestellungen, daß er es wagen durfte, sich nach eingeholter Bewilligung von seinen Eltern im Anfang des Jahres 1785 zu Düsseldorf zu verheirathen. Nunmehr aber, da er nicht blos für sich allein zu sorgen hatte, mußte er mit desto angestrengterem Fleiße arbeiten; an Gelegenheit dazu fehlte es nicht; kleinere und größere Gemälde für Kunsthändler und Liebhaber, sogar wieder ein ganzer Saal mit acht großen Landschaften wurden bestellt und nach einander vollendet. Von einem Ritter von der Reck zu Overdok im Hannöverschen ward Hubern aufgetragen, sechszehn große Prospekte in der Mark zu malen, welche in Umrissen gestochen und kolorirt herausgegeben wurden. Ein großer Theil des Jahres verging unter diesem Geschäfte und den damit verbundenen Reisen, nach deren Vollendung Huber seine Haushaltung mit einer Tochter vermehrt sah. Da man ihn nunmehr als in Düsseldorf angesessen betrachten konnte, so wurde er zum Mitgliede der dortigen Kunstakademie ernannt, und vielleicht hätte auch diese Auszeichnung ihm von einigem

N°. 11.

Intelligenz-Blatt

1829.

[47] In J. G. Cotta'schem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Schwab, G., Gedichte. Erster Band. 8.
Preis 3 fl.

Der zweyte Band ist unter der Presse und wird ehestens erscheinen.

---

[106] In der unterzeichneten Buchhandlung hat die Presse verlassen:

Reyscher, Dr. A. L., vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze. Staatsgrundgesetze, erster Band. CII und 520 Seiten. gr. 8. Preis 5. fl.

— — Ueber die Bedürfnisse unserer Zeit in der Gesetzgebung; mit besonderer Rücksicht auf den Zustand der leztern in Württemberg. 56 S. gr. 8. Preis 30 kr.

Die leztere Schrift ist aus der Vorrede zum erstgedachten Werke entnommen, und vorzüglich aus Rücksicht auf die Zahl derjenigen Abnehmer in gegenwärtiger Form abgedruckt worden, welche vor dem Ankauf des Werks sich erst eine genauere Kenntniß seiner Zwecke zu verschaffen wünschen. Es werden nämlich darin die höheren Gründe des fraglichen Unternehmens namhaft gemacht; insbesondere wird darauf hingewiesen, welches die Ursachen der gegenwärtig allgemein herrschenden Gesetzes-Unsicherheit seyen, welches die Mittel, die da und dort, namentlich in Preußen, Oestreich und Frankreich zu Herbeyführung eines besseren Zustandes versucht worden, und welches endlich, mit Rücksicht auf diese Erfahrungen, die wohl einzig sicheren Maaßregeln seyen, um baldmöglichst zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Daß eine geschichtliche Ergründung des Bestehenden in der Gesetzgebung, namentlich eine Sammlung der vorhandenen Gesetze hier überall das Erste seyn müsse, hat der Verfasser mit manchem Andern, was sich darauf bezieht, überzeugend dargethan.

Für diejenigen, welche auf die Gesetzsammlung selbst bereits unterschrieben haben, wird die Nachricht von dem Erscheinen des ersten Bandes um so erfreulicher seyn, als wir damit zugleich die bestimmte Zusicherung verbinden können, daß der Druck des Werks künftig keinen Störungen mehr unterliegen, sondern unausgesezt betrieben werden wird. Dieser erste Band enthält neben der ausführlichen Vorrede, woraus die oben angeführte Abhandlung theilweise entnommen ist, eine geschichtliche Einleitung in die Verfassung des königlichen Hauses und des Landes bis zum Jahr 1806, worin auch der Entstehung und Ausbildung einer selbstständigen Staatsgewalt in Württemberg näher gedacht ist, so wie die erste Folgereihe der Staatsgrundgesetze bis zum Jahr 1495. Die Fortsetzung der leztern bis zum Jahr 1806 wird im zweyten Bande, dessen Druck nun begonnen hat, und jene bis zum J. 1828 nebst dem Ende der geschichtlichen Einleitung aus demselben Zeitraume, im dritten Bande nachfolgen. Die Sammlungen der Gerichts- und der Regierungs-Gesetze, wobey die Redaktion sich der thätigen Hülfe zweyer Mitarbeiter, des Herrn Rechtskonsulenten Rieke und dem Herrn Referendär bey dem königl. Ministerium des Innern, Fritz, dahier, zu erfreuen hat, sind nun schon so weit gediehen, daß zu Anfang des nächsten Jahrs die ersten Bände derselben werden erscheinen können.

Schließlich bitten wir alle jene, welche noch von dem Vortheile der Subscription Gebrauch zu machen entschlossen sind, ihre Bestellungen möglichst zu beschleunigen, damit wir im Verlaufe der nächsten Wochen den ersten Band gleichzeitig an sie und die bereits angemeldeten Abnehmer versenden können. Wer auf die ganze Sammlung unterzeichnet, erhält das Alphabet (von 23 Bogen) zu 1 fl. 54 kr. und bezahlt bey Empfang des ersten Bandes mit dem Preis desselben den ungefähren Betrag des lezten Bandes von 2 fl. 30 kr., worauf alsdann bey Ablieferung des lezten Bandes abgehoben werden wird. Wer auf einzelne Bände nur unterzeichnet, zahlt das Alphabet mit 2 fl. 24 kr.

Hienach kostet der erste Band von 39 Bogen bey Bestellungen für das ganze Werk 3 fl. 15 kr. und mit Pränumeration auf den lezten Band 5. fl. 45 kr.

Der Subscriptionspreis dieses Bandes ist bey Unterzeichnung auf einzelne Bände 3 fl. 54 kr.

Der nach Versendung des ersten Bandes eintretende Ladenpreis desselben ist 4 fl. 54 kr.

Stuttgart, im April 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[134] Hajji Baba in England.

Begebenheiten des Hajji Baba von Ispahan in England.

In zwey Theilen.

Aus dem Englischen des J. Morier.

8. Preis 3 fl. für beyde Theile.

Dieses Buch gehört zu der Klasse der seltenen Werke, welche, wie von Don Quichote's Abentheuer, das Privilegium theilen, die Leser ohne Unterschied des Alters, Standes und der Bildungsstufe zu ergötzen. Der schon so oft bearbeitete Stoff, Menschen, denen europäische Civilisation fremd ist, mit unseren Sitten und Einrichtungen in Konflikt zu bringen, ist wohl noch nie mit so viel Geist, Wahrheit und Takt behandelt worden. Sein langer Auf-

Digitized by Google

enthalt in Persien setzte Hrn. Morier in Stand, seinem Roman neben der vollkommensten inneren Wahrheit auch die äußere zu geben, und, neben der feinsten Ironie über unser geselschaftliches Leben, ein eben so treues als wahres Charakterbild der Kinder des Propheten zu entwerfen.

Das Morgenblatt hat schon früher einige Kapitel aus diesem empfehlenswerthen Werke mitgetheilt, dessen Verfasser übrigens durch sein erstes Buch über persische Sitten und Gewohnheiten schon rühmlich bekannt ist.

Stuttgart und Tübingen, den 1. April 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[84] Anzeige.

Friedrich von Schiller's sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe in Einem Band.

Schon längst hatte die unterzeichnete, einzig rechtmäßige Besitzerin des Verlagsrechtes von Schiller's Werken eine Ausgabe derselben in Einem Band, in größtem Oktavformat zu veranstalten beabsichtigt. Die in England, Frankreich, den Niederlanden, Italien und Deutschland erschienenen Ausgaben verschiedener klassischer Schriftsteller sollte der Einrichtung und vorzüglich der typographischen Vollkommenheit nach als Muster dienen, und die Ausführung wurde allein durch die Absicht verzögert, diese Ausgabe durch eine für die Verehrer Schillers interessante Zugabe noch werthvoller zu machen.

Da wir nun dieser gewiß sind, so beeilen wir uns anzuzeigen, daß wir bereits mit einer solchen Ausgabe beschäftigt sind, und daß dieselbige mit der gleichen typographischen Schönheit und Geschmack wie die bekannten ähnlichen Ausgaben erscheinen wird. Eine Probe davon kann in Kurzem in allen guten Buchhandlungen eingesehen werden.

Schillers ganz ähnliches Bildniß, so wie ein Facsimile seiner Handschrift, wird mit der oben erwähnten Zugabe diese Ausgabe vor ähnlichen angekündigten oder bedrohten Nachdrücken auszeichnen, und damit sie auch in Hinsicht des Preises diesen vorgehe, so soll dieselbe für diejenigen, welche bis Ende Mai's unterzeichnen für 8 fl. rhein. oder 4 Rthlr. 12 Gr. sächs. festgesetzt seyn.

Vorauszahlung wird keine verlangt, nur bey Ablieferung der ersten Hälfte, im Herbst dieses Jahrs, wird die Zahlung geleistet. Die zweyte Hälfte wird Ostern 1830 abgeliefert.

Privatsammler, welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten bey 7 Exemplaren das 8te unentgeldlich.

Stuttgart und Tübingen, im März 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[103] Uebersetzungsanzeige.

Von nachstehendem Werke:

Mémoires de Bourienne sur Napoléon, le Directoire, le Consulat, l'Empire, et la Restauration.

erscheint nächstens bey mir eine deutsche Uebersetzung.

Leipzig, den 12. März 1829.

Paul Gotthelf Kummer.

---

[678] Im Verlage der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Ammon, Dr. F. A. v., die ersten Mutterpflichten und die erste Kinderpflege, zur Belehrung junger Frauen und Mütter dargestellt. 8. Preis 1 Thlr.

Inhalt: 1. Einleitung: Physische Bestimmung des Weibes auf Erden. 2. Die Schwangerschaft. 3. Die Entbindung. 4. Das Wochenbett. 5. Die stillende Mutter und der Säugling. 6. Die Amme. 7. Die Ernährung des Kindes ohne Mutter- und Ammenbrust, oder das Auffüttern desselben. 8. Die diätetische Behandlung des Kindes während seiner ersten Lebensperiode, d. h. von der Geburt an bis zum Erscheinen der Zähne. 9. Der Eintritt der Zähne und die Entwöhnung des Kindes von der Mutter- oder Ammenbrust. 10. Die Vaccination oder das Einimpfen der Kuhpocken, als Schutzmittel gegen die Menschenblattern. 11. Die diätetische Behandlung des Kindes während der zweyten Lebensperiode, nach dem Erscheinen der Milchzähne. 12. Anleitung zur Erkenntniß der Erscheinungen, welche Kinderkrankheiten vorauszugehen pflegen, und ärztliche Hülfe erheischen. 13. Mehrere Anhänge.

---

[80] Bey C. G. Hendeß in Cöslin sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Benno, J. E., Die stille Abtey. Historischer Roman. 8. Berl. Patentpapier. 1½ Rthlr.

— — König Burisleif und seine drey Töchter. Historischer Roman. 8. Berl. Patentpapier. 1 Rthlr. 10 sGr.

Dreist, S. E., Prediger in Barzwitz, Kleiner Katechismus Luthers mit hinzugefügten, den Inhalt desselben zerlegenden und erklärenden Fragen und Antworten, wie auch biblischen Beweissprüchen, Beyspielen und Liederversen, nebst einem Anhange von Morgen-, Tisch- und Abendgebeten. Zweyte verbesserte Auflage. 12. 3 gGr. oder 3½ sGr. Partheipreis: 25 Exempl. 2 Rthlr.

Henning, J. W. M., Direktor des Königlichen Schullehrer-Seminars zu Cöslin, Nachricht von der Elementar-Schule der Stadt Cöslin, nebst einigen vorausgeschickten Bemerkungen über das Wesen und die Wichtigkeit der Elementarschule überhaupt. (Der Ertrag dieser Schrift ist einer neu zu errichtenden und mit dem Königl. Schullehrer-Seminar zu verbindenden Armen-Freyschule bestimmt.) Mit einer Abbildung des Gebäudes der Elementarschule. 8. 4 gGr. od. 5 sGr.

Homann, G. G. J., Flora von Pommern oder Beschreibung der in Vor- und Hinterpommern sowohl einheimischen als auch unter freyem Himmel leicht fortkommenden Gewächse, nebst Bezeichnung ihres Gebrauchs für die Arzeney, Forst- und Landwirthschaft, Gärtnerey, Färberey u. s. w., ihres etwaigen Nutzens oder Schadens. 3 Bde. 1r Bd. enthaltend die 10 ersten Klassen des Linneischen Pflanzensystems. gr. 8. weiß Patentdruckpapier. Subscriptionspreis 1½ Rthlr.

Lindenblatt, Dr. C. W., Kleine französische Sprachlehre in vereinfachter Stufenfolge nebst einer Anzahl von Lesestücken. 8. Auf weißem Druck-

Digitized by Google

Papier. 12 gGr. od. 15 sGr. Parthiepreis: 25 Expl. 8 Rthlr.

Müller, O. M., Philos. Dr. et Gymnas. Coeslin. Director, De vi et usu verborum quorumdam latinorum. 4. 3 gGr. od. 3½ sGr.

Ueber die Nothwendigkeit einer allgemeinen evangelischen Kirchen-Agende oder innerer Werth der erneuerten Agende im preußischen Staat; dargestellt in einer kurzen Vergleichung derselben mit den kirchlichen Formen des Urchristenthums von einem evangelisch-lutherischen Prediger. (Zum Besten des Bibel-Vereins in Stettin.) 8. brosch. 6 gGr. oder 7½ sGr.

Waldow, Herrmann, Gedichte. 8. brosch. 1 Rthlr.

Werner, Muscheln, gesammelt am Strande der Ostsee. Zweyte Sammlung. Vier Erzählungen. gr. 8. 1½ Rthlr.

---

[86] Zur Nachricht für Singvereine.

Bey N. Simrock in Bonn am Rheine sind folgende neue Werke für Kirchenmusik im Klavier-Auszuge und in besonders gedruckten Sing- oder Chorstimmen erschienen. (NB. Die Chorstimmen werden in beliebiger Anzahl geliefert und der Bogen von 2 Blättern oder 4 Seiten mit 4 Silbergr. Pr. Ct bezahlt.)

Breidenstein, C., Op. 4. 6 geistl Gesänge für den Männerchor. Partitur und Klavier-Auszug zum Einüben 28 Sgr. Die 4 Chorst. allein 1 Rthlr. 2 Sgr.

Cherubini, L., Requiem à 4 voci. Vollst. Partitur mit unterlegtem Klavier-Auszug 5 Rthlr. 10 Sgr.

— Messe solennelle Nr. 2. in D moll à 4 part. de chant. Texte. latin. Klavier-Auszug. 3 Th. 14 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 2 Rthlr. 20 Sgr.

Gleim, J. A., Liedersammlung für die Morgen-Andachten der Königl. Preuss. Gymnasien. Partitur (auch als Klavier-Auszug zu gebrauchen). 1 Rthlr. Die 4 Singstimmen zusammen 1 Rthlr. 20 Sgr. Eine jede Singst. 12½ Sgr.

Händel, G. F., Der Messias. Nach Mozarts Bearbeitung. Deutscher und neu hinzugefügter latein. Text. In vollständigem Klavier-Auszug von X. Gleichauf. 4 Rthlr. 24 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 1 Rthlr. 18 Sgr.

— Israel in Egypten. Grosses Oratorium. Mit deutsch und englischem Texte. In vollst. Klavier-Auszug von Professor C. Breidenstein. 5 Rthlr. 26 Sgr. Die 4 Chorstimmen allein 4 Rthlr. 4 Sgr.

Haydn, J., Nr. 1. Hymne: Allmächt'ger! Preis Dir und Ehre. Für Sopr., Alt Tenor und Bass nebst Chor. Klavier-Auszug nebst den einzelnen Singstimmen 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 8 Sgr.

— Nr. 2. Hymne: Walte gnädig o ewige Liebe! (Ens aeternum, attende votis.) für id. Klavier-Auszug nebst den einz. Singst. 20 Sgr. Die 4 Singst. allein 8 Sgr.

— Nr. 4. Cantate: Denk' ich, Gott! an deine Güte. Für id. Klav.-Ausz. nebst den einz. Singst. 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 4 Sgr

Henkel, M., 6 religiöse Gesänge für Kirchen und Schulen. Für id. Klav.-Ausz. nebst den einzelnen Singst. 28 Sgr. Die 4 Singst. allein 16 Sgr.

Isaak, Ch. H., Motetto. Lobe den Herrn, meine Seele. Für id. Klav.-Ausz. nebst den einzelnen Singstimmen 20 Sgr. Die 4 Singstimmen allein 4 Sgr.

---

[113] So eben ist bey mir erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein

biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

1sten Bandes 1stes, 2tes und 3tes Heft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung

von

Friedrich Christian August Hasse,

Professor der historischen Hülfswissenschaften an der Universität zu Leipzig.

Gr. 8. Geh. Das Heft von 6—7 Bogen auf Druckpapier 12 Gr.

Inhalt des 1sten Hefts:

Biographien und Charakteristiken.
- Victor Keller. Biographische Skizze von Ernst Münch.
- John Flarman. Von Heinrich Hase.
- Percy Bysshe Shelley. Von Adrian.

Biographische Andeutungen.
- Biographisch-geschichtliche Nachrichten über und von Eduard Rüppell aus Frankfurt am Main, so wie dessen Reisegefährten im Innern von Afrika, Michael Hey aus Rüdesheim.

Miscellen und Anekdoten.
- Victor von Bonstetten.
- Anekdoten zu Schiller's Leben.
- Minister de Ribeaupierre.

Biographische Literatur.
- Anzeiger der biographischen Literatur vom Jahre 1827. A—C.

Inhalt des 2ten Hefts:

Biographien und Charakteristiken.
- Vittorio Alfieri. Von Friedrich Köppen.
- Willem Bilderdyk. Von Philipp Feit.

Biographische Andeutungen.
- Biographisch-geschichtliche Nachrichten über und von Eduard Rüppell aus Frankfurt am Main, so wie dessen Reisegefährten im Innern von Afrika, Michael Hey aus Rüdesheim.

Miscellen und Anekdoten.
- Züge aus dem Leben Canning's.
- Walter Scott über den Herzog von York.

Biographische Literatur.
- Anzeiger der biographischen Literatur vom Jahre 1827. D—L.

Inhalt des 3ten Hefts:

Biographien und Charakteristiken.
- Don Pedro I., Kaiser von Brasilien.

Biographische Andeutungen.
- Geschichtliche Nachrichten über die Familie Ypsilanti
- Taylor Combe. Von Heinrich Hase.

Miscellen und Anekdoten.
- Ueber die Politik, die Stellen un
- bedeutendsten Mitglieder des je
- terbaues.
- Richard Porson.

Digitized by Google

Biographische Literatur.

Anzeiger der Biographischen Literatur vom Jahre 1827. M — P.

Das 4te Heft des 1sten Bandes erscheint Ende Febr. 1829.

Sowohl die 1ste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thlr., und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thlr. Werden beyde Folgen zusammengenommen, so erlasse ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreyßig Thlr. Einzelne Hefte, sowohl von der 1sten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 31. Januar 1829.

F. A. Brockhaus.

---

[112] Von der Quartalausgabe des Schreber'schen Säugthierwerkes ist die XII. Lieferung erschienen und bereits an die Subscribenten versandt worden.

Der Subscriptions-Termin auf dieses Werk ist nun geschlossen, und findet der bisherige Subscriptionspreis von 6 Rthlr. für die Lieferung nur durch unmittelbare Bestellung auf dasselbe bey Unterzeichneter noch Statt.

Erlangen, den 28. Febr. 1829.

Expedition des Schreber'schen Säugthierwerkes.

---

[101] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Deutsche Zeitschrift für die gesammte Thierheilkunde.

In Verbindung mit den vorzüglichsten Thierärzten Deutschlands herausgegeben von Dr. J. D. Busch. Ersten Bandes erstes Heft. br. gr. 8. 12 Gr. oder 54 kr.

Von dieser, allen Zweigen der Thierheilkunde gewidmeten Zeitschrift werden jährlich vier Hefte erscheinen, welche einen Band bilden. Der Preis eines Heftes ist 12 Gr. oder 54 kr.

Kassel und Marburg, den 20. Febr. 1829.

Joh. Chr. Krieger.

---

[82] Ankündigung.

Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache wird eine Auswahl ihrer seit Erscheinen ihres Jahrbuchs 1820 gehaltenen Vorträge und Aufsätze in diesem Jahr in Form einer Zeitschrift herausgeben, welche sich als Fortsetzung dem Jahrbuche anschließt, und zugleich der neuen, bequemen Form gemäß, auch anderweitige Arbeiten ihrer hiesigen, so wie auswärtigen Mitglieder aufnimmt: Uebersichten der deutschen Sprachliteratur seit 1820, kleinere Beyträge zur älteren deutschen Literaturgeschichte, einzelne Sprachbemerkungen, (besonders über zweifelhafte Fälle), Mittheilungen aus lebenden deutschen Mundarten. Nachrichten von altdeutschen Handschriften, Abdruck und Erläuterungen kleiner Stücke altdeutscher Sprache und Poesie, werden sich mit den ältern sprachwissenschaftlichen und geschichtlichen Abhandlungen verbinden, und jedes Heft wird aus den verschiedenen Zeitaltern und mannichfaltigen Gebieten der deutschen Sprachforschung etwas darbringen.

Wir haben den Verlag der oben angegebenen Zeitschrift übernommen. Jährlich sollen 6 Hefte à 5 bis 6 Bogen erscheinen, und wird der Preis des ganzen Jahrgangs 3 Rthlr. 12 gGr. od. 15 fGr. seyn.

Alle soliden Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Berlin, im Januar 1829.

Maurer'sche Buchhandlung, Burg-Str. Nr. 6.

---

[111] So eben ist bey Breitkopf und Härtel in Leipzig in Kommission erschienen und an die Subscribenten versandt worden:

Nissen, G. N. v., Biographie W. A. Mozarts. Nebst einem Anhange. gr. 8. Mit 8 lithographirten Blättern in quer Fol. und Oktav (63 Bogen).

Ladenpr. auf Druckp.	6 Rthlr.	12 Gr.	od. 11 fl.	42 kr.	rh.
— — Schreibp.	7 —	18 —	— 13 —	57 —	—
— — Velinp.	8 —	16 —	— 15 —	36 —	—

---

[105] Anzeige für Theaterdirektionen.

Das historische Schauspiel: Heinrich III. und sein Hof, von Dumas, welches vor Kurzem mit so glänzendem Erfolge auf der Pariser Bühne erschienen ist, und aus Auftrag der großherzoglichen Hoftheaterintendanz in Mannheim, von dem dortigen Hofschauspieler Thürnagel frey übersetzt worden, ist unter des letzteren Adresse, auf vorangegangene Bestellung, in deutscher Sprache, und zwar im Manuscripte, zu erhalten.

v. Sp.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberdhrigen Nähnadeln, von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet die ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberdhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

Digitized by Google

No. 12.

Intelligenz-Blatt

1829.

[139] In der unterzeichneten Buchhandlung hat so eben die Presse verlassen, und wird in wenigen Wochen an alle Buchhandlungen versandt:

Napoleon in Aegypten,

Gedicht in 8 Gesängen von Barthelemy und Mery. Metrisch übersezt von Gustav Schwab.

Mit dem französischen Original zur Seite groß Lexikon-Format, mit hübschem Umschlag, auf Velinp. gedruckt, brochirt 3 fl. 36 kr.

Dieses Werk, das in acht glänzenden Gemälden den wunderbaren Feldzug der Franzosen und ihres großen Führers in Aegypten vom Jahr 1798 auf eine eben so treue als poetische Weise schildert, ist den 4ten Novbr. 1828 in Paris erschienen, hat den Beyfall der verschiedensten politischen Partheyen erhalten und in 14 Tagen fünf Auflagen erlebt. Es schildert den Helden der neuesten Zeit in einer Periode, wo er der Liebling der Welt war, und darf somit auch auf die Theilnahme von ganz Europa Anspruch machen. Der Uebersetzer hat sich bemüht, das Gedicht in derselben Weise wieder zu geben, in welcher er bereits andere Poesien auf deutschen Boden verpflanzt hat, und die uns, wenn wir hier nur kurz Lamartine's poetische Gedanken erwähnen, jeder weitern Empfehlung überheben.

Da dieser Uebersetzung, wie wir oben bemerkten, der französische Text beygedruckt ist, so wird mancher Liebhaber das Original, welches in Paris 7 Fr. 50 Ct. kostet, gerne entbehren; indem sich erstere Ausgabe, neben dem äußerst niedrigen Preis, auch durch schönen und correkten Druck auszeichnet.

Stuttgart und Tübingen, im April 1828.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[136] Neue Charte der Türkey und Griechenlands.

Von der sehr rühmlich bekannten

Charte des Osmanischen Reiches in Europa mit einem Theile desselben in Asien nebst den angränzenden östreichischen und russischen Gebieten in dem Stande vom Jahre 1828 bearbeitet in 6 Blättern nach den besten Quellen. Preis für alle 6 Blätter 4 fl. Das Blatt einzeln 1 fl.

sind nunmehr die zwey lezten Blätter erschienen und somit die ganze Charte vollständig; dieselbe umfaßt das ganze Osmanische Reich in Europa nebst Griechenland und dem Schauplatze des Krieges mit Rußland.

Die Bearbeitung für welche die besten, größtentheils bisher unbekannten Hülfsmittel benuzt worden sind, ist eben so vollständig, als die Ausführung lobenswerth, und kann daher diese äußerst wohlfeile Charte den Geographen von Fach gleich sehr, als den Zeitungslesern und Lesekabinetten empfohlen werden.

München, im März 1829.

Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[138] In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu München sind erschienen und durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Zweyter Jahrgang. Monat März. Nro. 60 bis 90. (Preis des Jahrgangs, mit Kupfern und Karten 16 fl.)

Inhalt: Scenen aus dem ägeischen Meer, nach Emerson. Smyrna. Griechen und Türken. Die Cykladen. — Die Wolga und das Treiben der Menschen an derselben. — Italien und seine Bewohner. — Die Erfindung des Weins. — Avalon's Bonapartiana. Die Panzerprobe. Der Kranz von Brienne. Der Usurpator. Napoleon und Joseph Bonaparte. — Beytrag zur Geschichte des bürgerlichen Lebens in Amerika. Resultat zwanzigjähriger Erfahrung in den verschiedenen Gegenden dieses Erdtheils, von A. F. D—n in Hamburg. — Betrachtungen über den Krieg in der Türkey. — Navarin zu Ende Decembers 1828. — Das Pflugziehen in Geldern. — Preisaufgaben des niederländischen Instituts. — Neu-Süd-Wales. Sydney; Klima; Pflanzenreich; Boden; Viehzucht; die thierische Bevölkerung; die Urbewohner; die Deportirten auf der Ueberfahrt und in der Kolonie; der gesellschaftliche Zustand. — Alexander Dumas, Heinrich III. und sein Hof (die beyden ersten Akte). — Bertolotti's Reisen in Savoyen. — Versteinerte Menschenknochen. — Wollaston. — Schah Abbas. — Naturreligion und Philosophie in Persien. — Die ungesunde Luft Roms. Von G. L. P. Sievers. — Montrose. — Walter Scott. — Geschichte der nordwestlichen Durchfahrt von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit einer Karte der neuesten Entdeckungen der Britten in der Polarsee. — Kardinal Wolsey und Heinrich VIII. — Geschichte der Kartoffel. — Skizzen aus Burkhardts Reisen. Mekka. Medina. Mohammeds Grab. Die Kaaba. Der Mekkabalsam. Luxus in Mekka. Ueberlieferungen in Arabien. Sonderbare Sitten eines Beduinenstammes. Handschriften im Orient. — Das

Digitized by Google

Conclave von 1829 mit einer lithographirten Darstellung desselben. — Skizzen aus Malcolm's Geschichte von Persien. Hochzeitgebräuche der nomadischen Stämme in Persien. Lustiger Rath des Schahs. Der Pferdestall des Schahs. Der persische Dichter. Der Astrolog in Schiras. — Erzählungen aus dem Polarmeer. — Clapperton. Auszug aus dessen Reise. — Thompson's Besuch in Guatimala. — Pitschuiew's Denkwürdigkeiten der Mongoley. — Die türkische Geistlichkeit, von einem Griechen. — General Jackson. — Brocchi's Reisen in Sennaar. — Athen (nach Malte Brun). — Geschichte des Buddhismus. — Spanien zur Zeit der ersten französischen Invasion (nach Mémoires d'un apothicaire). — Das Kap der guten Hoffnung. — Jean-Raymond Pacho. — Timbuktu, (nach Graberg di Hemsö). — Macao und Canton. — Die Juden in Rußland. — Vulkane in Arrakan. — Picard. — Palmieri über die gegenwärtige Lage von Sizilien. — Mademoiselle Sonntag in London. — Englische Politik. — Das Fürstenthum Lygor. Neue Polarexpedition von Kapitän Roß. — Der Kalender des Schafhirten. (Eine Scene aus dem Leben des schottischen Landvolks).

---

[137] Das Inland.

Ein Tageblatt für das öffentliche Leben in Deutschland, mit vorzüglicher Rücksicht auf Bayern.

Monat März.

Preis für den ganzen Jahrgang 13 fl. 30 kr. bey den Postämtern in Bayern, und bey der Unterzeichneten 12 fl.

Inhalt: Patriotische Phantasien von Hesta. — Mittheilungen über Nürnberg. (Beschluß.) — Erwiederung auf einen Aufsatz des Hesperus, die Verhaftung eines Ausländers in Bayern betreffend. — Aus einer im verwichenen Sommer unternommenen Reise nach Salzburg und Tyrol. Die Hochzeit im Zillerthale. — Ein Wort über bayerische Geschichte. — Ein Wort mit dem Landboten. — Ueber die Benützung der größeren Kurrentmünzen als Denkmünzen. — Denkmal für Friedrich Schlegel. — Das Brunnenspringen der Metzger in München. — Der Liederkranz in München. — Ueber die Infant-Schools in England, als eine auch für unser Vaterland wohl zu beherzigende Einrichtung. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der Rechtsgesetzgebung in Bayern. — Ueber öffentliche Anlagen um München. — Ueber den Bücher-Nachdruck und das herzoglich Sachsen-Koburg-Gothaische Gesetz wider denselben. — Das Leichenbegängniß. — Römische Alterthümer in Bayern. — Berichtigung und Zurechtweisung eines Aufsatzes der Aurora Nr. 18. Thaten berühmter Bayern der Vorzeit betreffend. — Oeffentlicher Dank des Schreiber-Personals im Ober-Mainkreise. — Ueber die Provinzialstände in Preußen. — Erklärung wider Herrn Professor Görres. — Sind die Klagen über die neue Gewerbegesetzgebung gegründet, und wie könnte ihnen vielleicht abgeholfen werden? — Das Maifest in Bayern und das Sittenfest im Markte Viechtach. — Korrespondenz aus Regensburg, den Brückenbau zu Etterzhausen betreffend. — Ueber die neuen Satzungen der königl. Hof- und Staatsbibliothek. Zweyter Artikel. — Glaubensbekenntniß eines bayerischen Landtagsdeputirten. — Das Neujahrsfest zu Miesbach. — Armen-Kolonie. — Alterthümer im Rezatkreise. 1. Die Ruinen von Hohentrüdingen. — Beyträge zur Lebensgeschichte und Charakteristik des großherzoglich hessischen Staatsministers Karl von Grollmann, gest. den 14ten Febr. 1829. — Bruchstücke zur Kulturgeschichte des Rheinkreises. — Der Blinden-Unterricht im preußischen Staate, von Zeune. — Beytrag zur Statistik von Bayern, Beylage von den darauf bezüglichen Tabellen. — Ein Kanal von München an die Donau. — Noch ein Wort über Geistesbildung in der Oberpfalz. — Ueber den neuen Schulplan. — Polizeyliche und statistische Nachrichten über Dresden vom Jahre 1828. — Gedicht an König Ludwig. — Staatshaushalt in Preußen. — Ueber die sittliche Besserung der Gefangenen und entlassenen Verbrecher. — Betrachtung der Verordnung: Maaßregeln gegen die Erzeugung des verfälschten und schlechten Bieres. — Neue Zeitschrift in Bayern. — Wie Frau Maria Magdalena Haidenbuchnerin, Aebtissin zu Chiemsee, ihren Tod beschreibt. — Die Advokatur und die Advokaten mit besonderer Rücksicht auf Bayern. — Des Götz von Berlichingen Reiterzug auf Nürnbergische Kaufleute im Jahre 1512. — Literarische Neuigkeiten. — Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichter-Gärten von Melchior Diepenbrok. Sulzbach (von Seidel), 1829. 8. — Ueber die Gedichte Sr. Maj. des Königs Ludwig von Bayern. Erster und zweyter Aufsatz. — Erinnerungen aus dem bayerischen Hochlande und Tyrol. — Nekrolog des königlichen Oberkirchen- und Studienrathes Friedrich Schamberger. — Jedem Blatte schließt sich die fortlaufende Chronik des In- und Auslandes, an, sammt Fremden-, Geburts- und Todes-Anzeigen, Schrannenpreisen, Theater-Anzeigen u. s. w.

Literarisch-artistische Anstalt
in München.

---

[132] **Literarische Anzeige.**

Ehestens wird bey mir, mit Zustimmung der Verfasser, welche mir für Deutschland, ihre Rechte abgetreten haben, eine schöne Ausgabe des Gedichtes: Napoléon en Égypte, par BARTHÉLEMY et MÉRY, erscheinen. Das Exemplar in Pappband soll nur einen Gulden kosten; ein Preis, welcher hoffen läßt, daß dieses herrliche Gedicht, wovon in Frankreich, binnen wenigen Monaten, neun Auflagen, das Exemplar zu 3 fl. 30 kr. sich vergriffen haben, in die Hände Vieler kommen werde.

Bestellungen wolle man bey mir direkt in frankirten Briefen oder bey der Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. machen.

Zweibrücken, im bayerischen Rheinkreise, den 10ten März 1829.

G. Ritter,
Buchdrucker und Buchhändler.

---

[108] An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Grabbe, Don Juan und Faust, eine Tragödie, 8. Cart. Preis 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Der Verfasser dieser Dichtung, die eben sowohl durch die Wahl des Gegenstandes, als durch dessen Ausführung von hohem Interesse ist, hat schon durch seine früher erschienene dramat. Dichtungen (2 Bde. 1827) bewiesen, welche großartige Anlagen in ihm ruhen, und zu welchen Erwartungen sein ausgezeichnetes dichterisches Talent berechtigte. Dies ist auch das übereinstimmende

Digitized by Google

Urtheil der deutschen kritischen Blätter über seine ersten von jugendlich dichterischem Feuer lodernden und durch eben so große Mannichfaltigkeit als wahrhaft poetische Kraft ausgezeichneten Leistungen gewesen, und selbst in England hat sich durch das Organ des Foreign Quarterly Review im Septemberheft 1828 dieser interessanten literarischen Erscheinungen des Auslandes gewidmeten Zeitschrift dieselbe Anerkennung auf höchst ausgezeichnete und für den Verfasser ehrenvolle Weise ausgesprochen.

Wir enthalten uns über das gegenwärtige Stück, dessen Idee sich in der Gegenüberstellung des Strebens nach dem Sinnlichen und Uebersinnlichen in den beyden Charakteren des Don Juan und Faust begründet, absichtlich jeder weitern Ausführung, da das Publikum bald durch eigne Ueberzeugung finden wird, daß so wahre poetische Schöpfungen keiner weitern Anpreisung bedürfen.

Joh. Christ. Hermann'sche
Buchhandlung in Frankfurt a. M.

---

[117] **Uebersetzungsanzeige.**

Hr. Dr. Karl Friedrich Alexander Hartmann bearbeitet für meinen Verlag die vierte Auflage von:

Beudant (F. S.), Traité élémentaire de physique. (Paris, 1828.)

was ich zur Vermeidung von Kollisionen hierdurch anzeige.

Leipzig, den 10. Febr. 1829.

F. A. Brockhaus.

---

[87] Anzeige neuer Musikalien, welche im Verlage von N. Simrock in Bonn erschienen sind:

Für Bogeninstrumente.

Beethoven, L. v., Op. 21. 1re Sinfonie arr. en Quatuor p. 2 Vlons, Alto et Basse par Ch. Zulehner. In C. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Op. 23 et 24. 2 Sonates p. Piano et Vlon, arr. en Quatuors p. Violon, par Ph. G. Heinzius. In A moll. F. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Op. 36. 2me Sinfonie arr. en Quat. p. Violon par Ch. Zulehner. In D. 1 Thlr. 10 Sgr.

Beriot, C. de, Op. 9. Etudes ou Caprices p. Violon seul. 1 Thlr. 2 Sgr.

Dotzauer, J. J. F., Op. 78. Introd. et Rondo p. Violoncelle; av. accomp. de 2. V. A. et Basse. (Flûte ad lib.) In G. 1 Thlr. 2 Sgr.

— — Op. 79. Variat. p. idem. Av. Orch. In G. 1 Thlr. 18 Sgr.

— — O. 93. 7me. Concerto p. id. Av. Orch. 2 Thlr.

— — Op. 94 Potp p. 2 Violoncelles; sur des thèmes de l'Opera: Preziosa, de Ch. M. de Weber. 16 Sgr.

— — Op. 95. 3 Son. fac. et instr. p. Violoncelle; av. accomp. d'un 2d. Vlle. Dédiées aux amateurs, 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Op. 98. Var. p. Violoncelle, av. accomp. de 2 V. A et Basse. Sur un thème d'Obéron de Weber. In A. 20 Sgr.

— — Op. 100. 8me. Concerto p. Vlle. Av. Orch. In D moll. 2 Thlr. 4 Sgr.

Onslow, G., Le Colporteur. Opéra arr. en Quat. p. Violon. Liv. 1 et 2. à 2 Thlr. 12 Sgr.

Rahles, F., Op. 5. Variat. Concert. sur l'air. Brûlant d'amour, ou le vaillant troubadour Pour Violon principal, av. accomp. de 2 V. A. et Vlle. In F. 20 Sgr.

— — Op. 7. Variat. brill. sur un thème de l'Opéra: Zelmira de Rossini. Pour idem av. accomp. de id. (et Contrebasse). 20 Sgr.

Ries, F., Op. 150. 3 Quat. p. 2 Vlons, Alto et Vlle. Nr. 1. 2. 3. à 1 Thlr. 18 Sgr.

Romberg, H., Op. 8. Duo concertant p. 2 Violons, entremêlé d'airs favoris du Vaudeville: Les Viennois à Berlin. (Die Wiener in Berlin.) 16 Sgr.

Für Blasinstrumente.

Blatt, F. T., Op. 12. 6 Var. p. Basson. Av. Orch. In C. 28 Sgr.

— — Op. 14. Introd. et 5 Var. brill. p. Clarinette. Av. Orch. In G moll. 28 Sgr.

— — 8 Variat. concert. p. Clarinette, av. accomp. de 2 Vlons, A. et Vlle. In Es. 16 Sgr.

— — Adagio et Polon. p. Cor, av. Orch. In F. 1 Thlr. 2 Sgr.

Dressler, R., Op. 50. Fant. brill. p. Flûte seule. 12 Sgr.

— — Op. 84. Exercices utiles p. Flûte. Ou 2me Supplément au livre d'instruction, et au compagnon permanent des amateurs de Flûte. 24 Sgr.

— — 27 Melodies populaires choisies, comp. et arr. pour une ou deux Flûtes dans les tons majeurs et mineurs les plus usités et précedées d'un préludo au commencement de chaque autre ton. Supplément à la Méthode de l'auteur. 28 Sgr.

— — Choix de jolies bagatelles, telles que: Préludes, Danses, Marches, Rondos, Andantes, Variat. etc. etc. Pour Flûte seule. Liv. 1. à 6. à 16 Sgr.

Duvernoy, Fr., Op. 3. 20 Duos p. 2 Cors. 1 Thlr. 2 Sgr.

Enckhausen, H., Op. 20. Int. et Var. p. Basson, av. Orch. in B. 28 Sgr.

Fesca, F. E., Op. 42. 4me Quatuor p. Flûte, V. A. et Vlle. In D. 1 Thlr. 18 Sgr.

Fischer, C., Op 7. Potpourri p. Musique militaire, Tiré de la Dame blanche. A 18 parties (et un choeur de 2 voix de Ténor et 2 Basses ad libit. 2 Thlr.

Kleine, D., Introd. et Var. p. Clarinette, av. Orch. 28 Sgr.

Kummer, G., Op. 37. Quatuor p. Flûte, V. A. et Vlle. In C. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Op. 44. Air varié p Flûte, av. accomp. de 2 V. A. et Vlle. In G. 1 Thlr. 2 Sgr.

— — Op. 47. Quatuor p. Flûte, V. A. et Vlle. In E moll. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Op. 49. Quatuor p. idem. In D. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Op. 50. 3 Duos concert. p. 2 Flûtes. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Op. 51. Rondo concert. et facile p. 2 Flûtes av. Orch. Sur des motifs de l'Opéra: La Dame blanche. In D. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Op. 52. Trio p. 3 Flûtes. In E moll. 28 Sgr.

Lellmann, G. F., Introd. et Rondo p. Clarinette, av Orch. In Es. 1 Thlr. 6 Gr.

— — Introd. et Air varié p. 2 Clarinettes, av. Orch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Onslow, G., Le Colporteur. Opéra arr. en Quatuor p. Flûte par Ch. Zulehner. Liv. 1. 2. à 2 Thlr. 12 Sgr.

Reisinger, M. J., Op. 21. Potpourri p. musique militaire. Sur des thèmes de Rossini. A. 25. parties. 1 Thlr. 18 Sgr.

Digitized by Google

Reisinger, M. J., Op. 22 et 23. 2 Polp. p. musique milit. Tirés de la Dame blanche. à 23 parties à 1 Thlr. 18 Sgr.

Rossini, G., 6 Airs célèbres arr. p. Flûte seule par R. Dressler. 12 Sgr.

Spohr, L., Airs favoris de l'Opéra: Faust. Arr. p. Flûte seule par R. Dressler. 12 Gr.

Vern, A., Op. 12 Theme varié p. Flûte, av. Orch. In G. 1 Thlr. 10 Sgr.

---

[93] Vorläufige Anzeige eines höchst interessanten historischen Gemäldes:

Die lezten Johanniter auf Rhodus,
oder
die Belagerung dieser Ordensinsel durch die Türken im Jahr 1522.
Ein historisches Gemälde
mit Noten
von
A. Freyherrn von Oefele,
Verfasser der Olga.
Zwey Theile

welcher zur bevorstehenden Ostermesse erscheinen wird.

Dieses nach den besten Quellen gearbeitete Werk des bereits rühmlich bekannten Verfassers, überall mit erläuternden Noten versehen, wird hoffentlich zu den interessantesten Neuigkeiten der nächsten Messe gehören. Als Zierde wird das Bild des lezten Großmeisters Villiers l'isle Adam dem Buche beygegeben und der Preis zwischen 3 und 4 Rthlr. gestellt werden.

Leipzig, im Febr. 1829.

Ch. E. Kollmann.

---

[109] In G. P. Aderholz's Buch- und Musikhandlung in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundsätze der Mädchen-Erziehung
für Mütter und Erzieherinnen.
Von Auguste Teschner.
gr. 8. geh. 16 gGr.

Klänge der Erinnerung
von
Leopold Bornitz.
8. geh. Velinpapier 12 gGr.

Schlesische Blätter
für Literatur, Kunst und Theater.
4r Jahrgang 78 Bogen. 4. 4 Rthlr.

Hiervon erscheinen wöchentlich 1½ Bogen und sind Probeblätter in allen Buchhandlungen zu haben.

[6791] Im Verlage der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Choulant, Dr. Ludwig, Anthropologie oder Lehre von der Natur des Menschen für Nichtärzte faßlich dargestellt. 2 Bändchen. 8. Preis 18 Gr.

Inhalt: Einleitung. I. Naturgeschichte des Menschen. 1. Verhältniß des Menschen zur Thierwelt. 2. Verhältniß des Menschen zur Erde. 3. Verschiedenheit im Menschengeschlechte. 4. Genesis und Klima. 5. Zahl und Verbreitung des Menschengeschlechtes. II. Physiologie des Menschen. 1. Allgemeine Betrachtung des menschlichen Organismus. 2. Verdauung und Ernährung. 3. Ab- und Aussonderung. 4. Blutlauf und Athmen. 5. Stimme. 6. Nervensystem. 7. Willkührliche Bewegung. 8. Empfindung. a) Tastsinn. b) Geschmacksinn. c) Geruchsinn. d) Gehörsinn. e) Gesichtsinn. 9. Geistige Verrichtungen überhaupt. a) Verstand. b) Wille. c) Gemüth. d) Vernunft. 10. Wechselwirkung von Geist und Körper im Menschen. 11. Temperamente. 12. Schlaf und Traum. 13. Geschlechtsverhältniß. 14. Empfängniß und Schwangerschaft. 15. Geburt und Wochenbett. 16. Fötusalter. 17. Kindesalter. 18. Jugendalter. 19. Mannesalter. 20. Greisenalter. 21. Tod. 22. Entwickelungsstufen des Lebens. 23. Schlußbetrachtung.

---

[105] Anzeige für Theaterdirektionen.

Das historische Schauspiel: Heinrich III. und sein Hof, von Dumas, welches vor Kurzem mit so glänzendem Erfolge auf der Pariser Bühne erschienen ist, und aus Auftrag der großherzoglichen Hoftheaterintendanz in Mannheim, von dem dortigen Hofschauspieler Thürnagel frey übersezt worden, ist unter des lezteren Adresse, auf vorangegangene Bestellung, in deutscher Sprache, und zwar im Manuscripte, zu erhalten.

v. Sp.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberöhrigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet die ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

Berichtigung.

In Nr. 3. Spalte 1. Lin. 7. v. u. lies Boivin statt Boivie.

— 2. — 5. v. o. lies Tailleser statt Bailleseu.

Digitized by Google

No. 13.

Intelligenz-Blatt

1829.

[135] **Neue Musikalien,**
welche bey B. Schott Söhnen in Mainz, Paris und Antwerpen erschienen sind:

Adam, Valentine Romanze mit Pfte. oder Guitt. franz. und deutschem Text. 16 kr.
Beauplan, „J'entendais bien." Canzonette ebenso. 16 kr.
— — La loi du Baron. Canzonette ebenso. 16 kr.
— — La Barque. Romanze ebenso. 16 kr.
Beethoven, Sinfonie pastorale op. 68. von Hummel f. Pfte. und Flöte, Violin et Violelle arrg. 4 fl. 30 kr.
— — Dieselbe von Hummel f. Pfte. allein arrg. 2 fl. 24 kr.
Berr et Fessy, fant. concertte p. Piano et Clarte ou Violon sur un theme de Mathilde de Shabrau de Rossini. 2 fl. 24 kr.
Blatt, vollständige Clarinett-Schule franz. und deutsch. 1ster Theil. 3 fl. 30 kr.
2ter und dritter Theil jeder 1 fl. 24 kr.
Carafa, La Violette im Klavier-Auszug franz. u. deutsch. 6 fl.
Diehl, der Gruss, Gedicht von Haupt mit Pfte. oder Harfe oder Guitt. 16 kr.
Fischer, Milit.-Music für Cavallerie op. 11. 1 fl. 12 kr.
Herz, brite Variat. f. Pfte. üb. d. Marsch aus der Stummen von Portici. 1 fl. 36 kr.
Hünten, Rondoletto p. Pfte. à 4 mains op. 31. 1 fl. 24 kr.
— — air suisse variée à 4 mains op. 32. 1 fl. 30 kr.
Kuffner, 16tes Potpourri f. Pfte. et Flöte oder Violine über Themas aus Rossinis Graf Ory op. 213. 2 fl.
Lindpaintner, Ouverture f. gr. Orchester op. 66. 3 fl. 36 kr.
Romberg, Andr., gr. Sinfonie in B. op. 22. von Hummel f. Pfte, Flöte, Violine et Violoncelle arrg. 3 fl. 12 kr.
— — Dieselbe f. Pfte. allein von Hummel arr. 1 fl. 48 kr.
Rossini, Graf Ory. Klavier-Auszug. 10 fl.
Sievers, Mozart und Süssmayer ein neues Plagiat, ersterem zur Last gelegt und eine neue Vermuthung, die Entstehung des Requiems betreffend. 1 fl. 12 kr.
Walzer der Frankfurter Harmonie-Bälle über Themas aus Webers Oberon für Tanz-Musik. 24 kr.
Ebenso über Themas aus Femys Raugraf. 24 kr.
Dieselbe Walzer fürs Pianoforte, jeder 8 kr.
Weber, C. M. de, Dernière pensée musicale pour. Pfte. 16 kr.

Obige Musikalien sind auch in Stuttgart in der G. A. Zumsteeg'schen Musikalienhandlung zu haben.

---

[128] **Bericht über die im Laufe des Jahres 1828 bey F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.**

1. Annalen, Allgemeine medizinische, des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folgenreihe, von ihrer zweyten einviertelhundertjährigen Periode an. In Verbindung mit dazu eingeladenen Gelehrten herausgegeben von Johann Friedrich Pierer, Jahrgang 1828. 12 Hefte. Gr. 4. 108 Bog. auf gutem Druckpap. 6 Thlr. 16 Gr.

Die ältern Jahrgänge dieser Zeitschrift sind zu folgenden herabgesetzten Preisen zu erhalten:

Die Folge von 1798—1825. 28 Jahrgänge, nebst 8 Heften Supplemente. Gr. 4. Ladenpreis 163 Thlr. 8 Gr. Jezt 45 Thlr.

Die Folge von 1806—15. 10 Jahrgänge, nebst 8 Heften Supplemente. Gr. 4. Ladenpreis 62 Thlr. Jezt 18 Thlr. 16 Gr.

Die Folge von 1811—15. 5 Jahrgänge. Gr. 4. Ladenpreis 37 Thlr. 8 Gr. Jezt 12 Thlr.

Die Folge von 1816—25. 10 Jahrgänge. Gr. 4. Ladenpreis 66 Thlr. 16 Gr. Jezt 20 Thlr.

Die Folge von 1816—20. 5 Jahrgänge. Gr. 4. Ladenpreis 33 Thlr. 8 Gr. Jezt 12 Thlr.

Die Folge von 1821—25. 5 Jahrgänge. Gr. 4. Ladenpres 33 Thlr. 8 Gr. Jezt 12 Thlr.

(Einzeln kosten: Jahrgang 1798—1810 à 4 Thlr. 8 Gr.; die Supplemente zu 1801—10, 3 Thlr. Jahrgang 1811—12 à 8 Thlr. 16 Gr.; 1813—25, so wie 1826 und 1827 à 6 Thlr. 16 Gr.)

2. Annalen, Allgemeine medizinische, des neunzehnten Jahrhunderts, oder: Kritische Annalen der Medizin als Wissenschaft und als Kunst vom dritten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts an. Supplementband 1821—25. Herausgegeben von Johann Friedrich Pierer. 4 Hefte. Jan.—Dez. 1827. Gr. 4. 36 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Jahrgang 1826 dieses Supplementbandes kostet auch 2 Thlr. 6 Gr.; für 1828 erscheint ein dritter Jahrgang.

3. Bachmann, Karl Friedrich, System der Logik. Ein Handbuch zum Selbststudium. Gr. 8. 41½ Bogen auf gutem Druckpapier. 3 Thlr.

4. Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes. Erster bis funfzehnter Band. 12. Auf Druckpapier. Geh. 8 Thlr. 18 Gr.

Erster bis vierter Band: Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha, von Don Miguel de Cervantes Saavedra. Neu übersezt durch Dietrich Wilhelm Soltau. Mit einer Einleitung. 60¾ Bogen. 1825. 2 Thlr. 12 Gr.

Fünfter Band: Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung von Oliver Goldsmith. Neu übersezt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. 11¾ Bogen. 1825. 15 Gr.

Sechster bis neunter Band: Gil Blas von Santillana, von Alain René Le Sage. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung. 45¼ Bogen. 1826. 2 Thlr.

Zehnter Band: Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul, von Don Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spanischen übersezt durch Johann Georg Keil. Mit einer Einleitung. 8¼ Bogen. 1826. 12 Gr.

Eilfter bis vierzehnter Band: Geschichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Aus dem Eng-

Digitized by Google

lischen übersezt von Wilhelm v. Lüdemann. Mit einer Einleitung. 59 Bogen. 1826. 2 Thlr. 12 Gr.

Funfzehnter Band: Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt. Von Ludwig Holberg. Aus dem Lateinischen übersezt durch Ernst Gottlob Wolf. Mit einer Einleitung. 13½ Bogen. 1828. 15 Gr.

(Jeder Roman ist unter besonderm Titel auch Einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.)

5. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesezt von Karl Förster. Erstes bis eilftes Bändchen. 8. Auf feinem franz. Schreibpapier. Geh. 15 Thlr.

Erstes Bändchen: Martin Opitz. 16 Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.

Zweytes Bändchen: Andreas Gryphius. 15½ Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.

Drittes Bändchen: Paul Flemming. 19½ Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.

Viertes Bändchen: Rodolf Weckherlin. 15½ Bogen. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Fünftes Bändchen: Simon Dach; Robert Roberthin; Heinrich Albert. 17 Bogen. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Sechstes Bändchen: Friedrich Logau; Hans Aßmann von Abschatz. 15 Bogen. 1824. 1 Thlr. 4 Gr.

Siebentes Bändchen: Julius Wilhelm Zinkgref; Andreas Tschernina; Ernst Christoph Homburg; Paul Gerhard. 16½ Bogen. 1825. 1 Thlr. 8 Gr.

Achtes Bändchen: Johann Rist; Daniel Georg Morhof. 13½ Bogen. 1825. 1 Thlr. 4 Gr.

Neuntes Bändchen: Georg Philipp Harsdörffer; Johann Klaj; Sigmund von Birken; Andreas Sculteius; Justus Georg Schottel; Adam Olearius; Johann Scheffler. 14½ Bogen. 1826. 1 Thlr. 4 Gr.

Zehntes Bändchen: Johann Christoph Günther. 13½ Bogen. 1827. 1 Thlr. 4 Gr.

Eilftes Bändchen, herausgegeben von Karl Förster: Jakob Schwieger; Georg Neumark; Joachim Neander. 18½ Bogen. 1828. 1 Thlr. 12 Gr.

(Jedes Bändchen ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.)

6. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1828. Außer den Beylagen 300 Nummern. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 10 Thlr.

Für die frühern Jahrgänge dieser Zeitschrift gelten folgende herabgesetzte Preise:

Literarisches Wochenblatt. 6 Bände, oder Jahrgang 1818 — 20. (Erster bis fünfter Band herausgegeben von August v. Kotzebue; sechster Band herausg. von Friedrich Arnold Brockhaus.) 4. Ladenpreis 25 Thlr. Jezt 12 Thlr. (Einzelne Bände à 4 Thlr.)

Literarisches Conversations-Blatt. 11 Bände, oder Jahrgang 1821 — 25 und Jan. bis Juni 1826. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Gr. 4. Ladenpreis 55 Thlr. Jezt 25 Thlr.

Werden beyde Folgen, „Lit. Wochenblatt" und „Lit. Conversationsblatt," zusammengenommen, so erlasse ich sie für 32 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung, 1826, Juli bis Dezember, 150 Nummern, kosten 5 Thlr.; der Jahrgang 1827 kostet 10 Thlr.

7. Bronikowski, Alexander, Erzählungen. I. Die drey Vettern. II. Der verhängnißvolle Abend. 8. 19½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

8. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Realencyklopädie für die gebildeten Stände. In 12 Bänden. Siebente Originalauflage. Gr. 8.

Pränumerationspreis für das ganze Werk:

Nr. 1, auf weißem Druckpapier 15 Thlr.
Nr. 2, auf gutem Schreibpapier 20 Thlr.
Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier 30 Thlr.

9. Ebert, Friedrich Adolf, Allgemeines bibliographisches Lexikon. Gr. 4. Geh.

Erster Band, A — Lz, nebst einem Verzeichniß der Aldini'schen und Giuntini'schen Ausgaben. 1821. 69 Bogen. Auf feinem franz. Druckpapier 10 Thlr., auf feinem franz. Schreibpapier 13 Thlr. 8 Gr.

Zweyten Bandes erste bis fünfte Lieferung, Maaler bis Thott. 1822 28. Preis des zweyten Bandes auf feinem franz. Druckpapier 10 Thlr., auf feinem franz. Schreibpapier 13 Thlr. 8 Gr.

10. Ersch (Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. 4 Bände oder 8 Abtheilungen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier 12 Thlr., auf feinem franz. Schreibpapier 16 Thlr., auf demselben Papier in gr. 4. 24 Thlr.

Erschienen ist davon bis jezt:

Ersten Bandes erste Abtheilung: Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik. Neue, fortgesezte Ausgabe von Ernst Gottfried Adolf Böckel. 19 Bogen auf gutem Druckpapier. 1822. 1 Thlr. 16 Gr.

Ersten Bandes zweyte Abtheilung: Literatur der Theologie. Neue, fortgesezte Ausgabe von Ernst Gottfried Adolf Böckel. 19 Bogen auf gutem Druckpapier. 1822. 1 Thlr. 16 Gr.

Zweyten Bandes erste Abtheilung: Literatur der Jurisprudenz und Politik, mit Einschluss der Kameralwissenschaften. Neue, fortgesezte Ausgabe von Johann Christian Koppe. 23 Bogen auf gutem Druckpapier. 1823. 1 Thlr. 18 Gr.

Dritten Bandes erste Abtheilung: Literatur der Medizin. Neue, fortgesezte Ausgabe von Friedrich August Benjamin Puchelt. 24½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1822. 1 Thlr. 20 Gr.

Dritten Bandes zweyte Abtheilung: Literatur der Mathematik, Natur- und Gewerbskunde mit Inbegriff der Kriegskunst und anderer Künste, ausser der schönen. Neue, fortgesezte Ausgabe von Franz Wilhelm Schweigger-Seidel. 55 Bogen auf gutem Druckpapier. 1828. 4 Thlr.

Vierter Band: Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften. Neue, fortgesezte Ausgabe. 44 Bogen auf gutem Druckpapier. 1826. 3 Thlr. 8 Gr.

(Jede Abtheilung ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.)

11. Forster's, Johann Georg, Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H., geb. H. In 2 Theilen. Erster Theil. gr. 8. 56 Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Thlr.

12. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Erster bis dritter Theil. gr. 8. Auf

Digitized by Google

feinem Schreibpapier. 5 Thlr. 16 Gr. (Commissions-Artikel.)

Erster Theil. Mit 2 Tabellen. 24½ Bogen. 1826. 2 Thlr.

Zweyter Theil. 22½ Bogen. 1827. 2 Thlr.

Dritter Theil. 20½ Bogen. 1828. 1 Thlr. 16 Gr.

13. Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. Erster und zweyter Theil. gr. 8. 5 Thlr. 8 Gr. (Commissionsartikel.)

Erster Theil. Mit 4 Plänen. 24½ Bogen. 1827. 3 Thlr.

Zweyter Theil. Mit 1 Plan und 1 Uebersichtskarte. 20½ Bogen. 2 Thlr. 8 Gr.

14. Hartlaub, Karl Georg Christian und Trinks, Karl Friedrich, Reine Arzneymittellehre. Erster Band. gr. 8. 25½ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

15. Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Dreyßigster und einunddreyßigster Band. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Karl Ernst Schmid.) Gr. 8. Geh. Preis des Bandes von 2 Heften, jedes Heft von 12—13 Bogen auf gutem Druckpapier, 2 Thlr. 12 Gr.

Die frühern Jahrgänge werden zusammengenommen zu folgenden herabgesetzten Preisen erlassen:

Jahrgang 1819—24 (I—XXIV), mit alphabetischen Repertorien zu jedem Jahrgange. 6 Jahrgange. (1819 herausgegeben von Wilhelm Traugott Krug, 1820—23 herausgegeben von Friedrich Arnold Brockhaus, 1824 herausgegeben von Karl Ernst Schmid.) Gr. 8. Geh. Ladenpreis 60 Thlr. 4 Gr. Jezt 25 Thlr.

(Einzeln kosten: 1819, 9 Thlr.; 1820 8 Thlr. 16 Gr.; 1821—23 à 10 Thlr. 16 Gr.; 1824, 10 Thlr. 12 Gr.; ein einzelnes Heft von 1819 und 1820, 2 Thlr.; von 1821—24, 2 Thlr. 12 Gr.; das Repertorium zu 1819, 1 Thlr., zu 1820—23, à 16 Gr., 1824, 12 Gr.)

Der fünfundzwanzigste bis neunundzwanzigste Band, 1825—27, (herausgegeben von Karl Ernst Schmid), kosten à 2 Thlr. 12 Gr.

16. Isis, oder encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1828. 12 Hefte. Gr. 4. 150 Bogen auf Druckpapier, mit vielen Kupfern. 8 Thlr. (Commissionsartikel.)

Die frühern Jahrgänge dieser Zeitschrift sind zu folgenden herabgesetzten Preisen zu erhalten:

Jahrgang 1817—22. Gr. 4. Ladenpreis 46 Thlr. Jezt 24 Thlr.

(Einzeln kosten: 1817, 6 Thlr.; 1818—22, so wie 1823—27, à 8 Thlr.)

17. Kreysig, Friedrich Ludwig, Ueber den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Ems, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa. Zweyte, verbesserte Auflage. 8. 22 Bogen auf Schreibpapier. 1 Thlr 8 Gr.

18. Krug, Wilhelm Traugott, Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet. In 4 Bänden. Erster bis dritter Band. A—Sp. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis 6 Thlr.

Erster Band: A—E. 48 Bogen 1827. 2 Thlr.

Zweyter Band: F—M. 52½ Bogen. 1827. 2 Thlr.

Dritter Band: N—Sp. 48½ Bogen. 1828. 2 Thlr.

(Bis zur Beendigung des Werks dauert der Subscriptionspreis fort; später tritt ein erhöhter Ladenpreis ein).

19. Krügelstein, Franz Christian Karl, Erfahrungen über die Verstellungskunst in Krankheiten. Gr. 8. 6 Bögen auf gutem Druckpapier. 10 Gr.

20. Lenning, C., Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabethischer Ordnung. Durchgesehen, und mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. 3 Bände. Gr. 8. Geh. Auf gutem Druckpapier 9 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz. Druckpapier 11 Thlr.

Erster Band: A—G. 31 Bogen. 1822. 2 Thlr. 12 Gr. und 2 Thlr. 20 Gr.

Zweyter Band: H—M. 40 Bogen. 1824. 3 Thlr. und 3 Thlr. 12 Gr.

Dritter Band: N—Z. 50 Bogen. 1828. 4 Thlr. und 4 Thlr. 16 Gr.

21. Montesquieu, Betrachtungen über die Ursache der Größe der Römer und ihres Verfalls. Uebersezt von Karl Freyherrn von Hacke. 12. 10½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr.

22. Raumer, Friedrich von, Ueber die preußische Städteordnung, nebst einem Vorworte über bürgerliche Freyheit nach französischen und deutschen Begriffen. 8. 5 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

23. — — Zur Rechtfertigung und Berichtigung meiner Schrift über die preußische Städteordnung. 8. 2 Bogen auf Schreibpapier. Geh. 4 Gr.

24. Schmidt, Ernst Alexander, Geschichte Aragoniens im Mittelalter. Gr. 8. 30½ Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 4 Gr.

25. Schweikert, Georg August Benjamin, Materialien zu einer vergleichenden Heilmittellehre zum Gebrauch für homöopathisch heilende Aerzte, nebst einem alphabetischen Register über die positiven Wirkungen der Heilmittel auf die verschiedenen einzelnen Organe des Körpers und auf die Funktionen derselben. Erstes bis viertes Heft. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 8 Thlr. 12 Gr.

Erstes Heft. I.—IV. Abtheilung. 26 Bogen. 1826. 1 Thlr. 20 Gr.

Zweytes Heft. V. und VI Abtheilung. 21 Bogen. 1827. 1 Thlr. 16 Gr.

Drittes Heft. VII. Abtheilung. 34 Bogen. 1828. 2 Thlr. 12 Gr.

Viertes Heft. VIII. Abtheilung. 35 Bogen. 1828. 2 Thlr. 12 Gr.

26. Solona, Friedrich von, Drey Tage am Bord der deutschen Najade. 2 Theile. 8. 53½ Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr. (Commissions-Artikel.)

27. Stephani, Heinrich, Wie die Duelle, diese Schande unsers Zeitalters auf unsern Universitäten so leicht wieder abgeschafft werden könnten. 8. 11 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

28. Unger, Ephraim Salomon, Praktische Uebungen für angehende Mathematiker. Ein Hülfsbuch für Alle, welche die Fertigkeit zu erlangen wünschen, die Mathematik mit Nutzen anwenden zu können. Erster Band. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 34 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Das Berechnen, Verwandeln und Theilen der Figuren.

Digitized by Google

Ein Hülfsbuch für Geometer und für Solche, die mit Gemeinheitstheilungen zu thun haben, und ein Uebungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln.

29. Ungern-Sternberg, E. Baron von, Projectionslehre (Géométrie descriptive). Mit 12 lithographirten Tafeln. Gr. 4. 9½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

30. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1829. Mit 7 Kupfern. 16. 32 Bogen auf feinem Druckpapier. Geb. 2 Thlr. 6 Gr.

Wilhelm Müller's Bildniß in gr. 4. kostet 16 Gr.

Von den frühern Jahrgängen sind die für 1815, 1817 – 24, 1826 – 28 noch zu erhalten und es werden diese 12 Jahrgänge zusammengenommen in den gewöhnlichen Ausgaben für 12 Thlr. und in der Ausgabe auf feinem Velinpapier mit den besten Kupferabdrücken zu 18 Thlr. erlassen. Einzelne Jahrgänge kosten, ebenfalls im herabgesezten Preise, 1 Thlr. 8 Gr. und 2 Thlr. Alle Kupfer sind zusammengenommen und einzeln zu billigen Preisen zu erhalten. Die Bildnisse von Calderon, Baggesen, Sprengel (diese 3 nicht aus der Urania), und von Shakspeare, Schulze, Goethe, Tieck, Böttiger, Canova, Jean Paul, Walter Scott, Thorwaldsen in gr. 4. kosten jedes 10 Gr.

31. Weißel, Johannes, Betrachtungen über Deutschland. Von der lezten Hälfte des achten bis zur ersten des dreizehnten Jahrhunderts, oder von Karl dem Großen bis auf Friedrich II. 12. 11½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

32. — — Was soll man lernen? oder Zweck des Unterrichts. 12. 4½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

33. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Friedrich Christian August Hasse.) Ersten Bandes erstes und zweytes Heft. (I, II.) Gr. 8. Geh. Jedes Heft von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Sowohl die erste als neue Reihe der „Zeitgenossen," jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesezten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur 16 Thlr. und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur 24 Thlr. Werden beyde Folgen zusammengenommen, so erlasse ich sie auf Druckpapier zu 24 Thlr. und auf Schreibpapier zu 36 Thlr. Einzelne Hefte sowohl von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

34. Sketsches for Shakspeare's plays. Designed and drawn by Lewis Sigismund Ruhl. 4 Hefte. Gr. 4. 1827 – 28. 5 Thlr.

Die bis jezt erschienenen 3 Hefte enthalten Darstellungen zu „Romeo und Julia" und „Sommernachtstraum;" das vierte Heft wird den „Kaufmann von Venedig" zum Gegenstand haben und als Rest nachgeliefert. Dem Ganzen ist eine Einleitung in französischer Sprache und jedem Hefte sind die scenischen Stellen im Originale mit französischer und deutscher Uebersetzung beygefügt.

Herabgesezte Preise.

Die göttliche Komödie des Dante. Uebersezt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Zweyte, sehr veränderte Auflage. 3 Theile. Mit einem Titelkupfer und geometrischen Plänen der Hölle und des Paradieses. 1825. Gr. 8. 60½ Bogen auf dem feinsten französischen Druckpapier 6 Thlr. Jezt für 2 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. 1827. Gr. 8. 31½ Bogen auf dem feinsten französischen Druckpapier 2 Thlr. 8 Gr. Jezt für 1 Thlr.

(Wer beyde Schriften zusammennimmt, erhält sie für drey Thlr.)

---

[677] Im Verlage der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

CARUS, J. CARL GUSTAV, Grundzüge der vergleichenden Anatomie und Physiologie. 3 Bändchen. Mit 2 Kupfertafeln. 8. Preis 1 Thlr. 3 Gr. —

Inhalt: 1) Einleitende Betrachtungen. 2) Von dem Baue und den Lebenserscheinungen der Thiere im Einzelnen. 3) Von den Skeleten der Eithiere. 4) Von den Skeleten der Rumpfthiere. 5) Von den Skeleten der Hirnthiere. 6) Wie ernährt sich das Thier? 7) Wie entwickelt sich das Gefäß-System der Thiere? 8) Auf wie vielerley Weise athmet das Thier und wie entwickeln sich die Athmungsorgane in der Thierreihe? 9) Auf welche Weise und an welchen Orten geschehen die wesentlichen Aussonderungen (Se- und Excretionen) in der Reihe der Thierklassen? 10) Auf welche Weise und durch welche Organe wird in den verschiedenen Klassen des Thierreichs die Entstehung eines neuen thierischen Einzelwesens bedingt? 11) Welches sind die wesentlichen Entwickelungszustände und Metamorphosen, welche in den einzelnen Thierklassen während ihrer verschiedenen Lebensperioden durchlaufen werden? 12) Schlußbemerkungen über Wachsthum, Abnahme und Tod, so wie über Seelenleben der Thiere.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberöhrigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet die ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

Digitized by Google

No. 14.

Intelligenz-Blatt

1829.

[127] **Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1829 von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften wird für 1829 fortgesezt:

*1. Annalen, Allgemeine medizinische, des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folgenreihe, von ihrer zweyten einviertelhundertjährigen Periode an. In Verbindung mit dazu eingeladenen Gelehrten herausgegeben von Johann Friedrich Pierer. Jahrgang 1829. 12 Hefte. Gr. 4. 108 Bog. auf gutem Druckpap. 6 Thlr. 16 Gr.

*2. Annalen, Allgemeine medizinische, des neunzehnten Jahrhunderts, oder: Kritische Annalen der Medizin als Wissenschaft und als Kunst vom dritten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts an. Supplementband 1821 — 25. Herausgegeben von Johann Friedrich Pierer. 4 Hefte. Jan. — Dez. 1828. Gr. 4. 36 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

Für 1826 und 1827 sind 2 ähnliche Supplementbände zu denselben Preisen erschienen.

*3. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1829. Außer den Beylagen 300 Nummern. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 10 Thlr.

*4. Isis, oder encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1829. 12 Hefte. Gr. 4. 150 Bogen auf Druckpapier, mit vielen Kupfern. 8 Thlr. (Commissionsartikel.)

Zu den genannten Zeitschriften erscheint für literarische Bekanntmachungen aller Art wöchentlich ein

Literarischer Anzeiger,

der jeder derselben beygelegt oder beygeheftet wird. Für die gespaltene Zeile wird 2 Gr. berechnet.

Gegen Vergütung von 6 Thlrn. werden auch besonders gedruckte Anzeigen jeder dieser Zeitschriften beygefügt; Beylagen zu jener dieser Zeitschriften kosten 3 Thlr.

*5. Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Zweyunddreyßigster Band und folgende. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Karl Ernst Schmid) Gr. 8. Geh. Preis des Bandes von 2 Heften, jedes Heft von 12 — 13 Bogen auf gutem Druckpapier, 2 Thlr. 12 Gr.

*6. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Friedrich Christian August Hasse.) Ersten Bandes drittes Heft und folgende. (Nr. III. u. fgde) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6 — 8 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

II. An Resten, die nicht berechnet werden, liefere ich bis zur Messe und im Laufe des Jahres:

*7. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Realencyklopädie für die gebildeten Stände. Siebente Originalauflage. In 12 Bänden. Zehnter, eilfter und zwölfter Band. Gr. 8.

Die Pränumerationspreise bestehen noch fort und betragen für die verschiedenen Ausgaben:

Nr. 1, auf weißem Druckpapier 15 Thlr.
Nr. 2, auf gutem Schreibpapier 20 Thlr.
Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier 36 Thlr.

8. Ebert, Friedrich Adolf, Allgemeines bibliographisches Lexikon. Zweiten Bandes sechste Lieferung. Thou — Z. Gr. 4. Auf feinem franz. Druckpapier und feinem franz. Schreibpapier. Geh.

Ueber die Erscheinung dieser Lieferung getraue ich mich nichts fest zu bestimmen und bemerke daher nur, daß einige Bogen davon bereits fertig sind und der Druck in dem Maße fortschreitet, als der Herr Verfasser das Manuscript liefert.

9. Ersch, Johann Samuel, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste.

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften.

Leider liefern die Bearbeiter dieser noch fehlenden Abtheilungen das Manuscript so spärlich, daß der Druck nur sehr langsam fortschreiten kann, und ich bin daher nicht im Stande, über die Erscheinung etwas fest zu bestimmen. Mein eignes Interesse erheischt die baldige Beendigung des Werks. Um übrigens die Besitzer desselben einigermaßen zu entschädigen, lasse ich die Literatur bis zur Ausgabe fortführen.

III. An sonstigen Fortsetzungen erscheint bis zur Messe und im Laufe des Jahres:

*10. Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Sechszehnter Band und folgende. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

*11. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesezt von Karl Förster. Zwölftes Bändchen und folgende. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das zwölfte Bändchen wird Friedrich Spee enthalten.

*12. Forster's, Johann Georg, Briefwechsel, nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben

Digitized by Google

von Th. H., geb. H. In 2 Theilen. Zweyter Theil. Gr. 8. 52½ Bogen auf gutem Druckpapier. 3 Thlr. 16 Gr.

*13. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Vierter Theil und folgende. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier. (Commissionsartikel.)

*14. Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. Dritter Theil und folgende. Mit Karten und Planen. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier. (Commissionsartikel.)

15. Hartlaub, Georg Christian und Trinks, Karl Friedrich, Reine Arzneymittellehre. Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

16. Henke, Adolf, Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medezin. Fünfter Band. Gr. 8. Auf Druckpapier.

17. Kreysig, Friedrich Ludwig, System der praktischen Heilkunde, auf Erfahrung und daraus hergeleitete Gesetze der thierischen Natur gegründet. Dritter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druckpapier.

*18. Krug, Wilhelm Traugott, Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet. In 4 Bänden. Vierter Band. St. — Z. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Nach Erscheinung des vierten Bandes hört der Subscriptionspreis von 2 Thlr. für den Band auf, und es tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

19. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, inwieweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehreren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Zweyter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druckpapier.

20. Roblwes, Johann Nikolaus, das Ganze der Thierheilkunde nebst allen damit verbundenen Wissenschaften, oder Bücher der Thierarzneywissenschaft für Landwirthe, Cavalleristen, Pferdezüchter, Thierärzte und Pferdeliebhaber. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Mehreren. Fünfter Band und folgende. Gr. 8. Auf Druckpapier.

21. Schweikert, Georg August Benjamin, Materialien zu einer vergleichenden Heilmittellehre zum Gebrauch für homöopathisch heilende Aerzte, nebst einem alphabetischen Register über die positiven Wirkungen der Heilmittel auf die verschiedenen einzelnen Organe des Körpers und auf die Funktionen derselben. Fünftes Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*22. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Zweyter Band und folgende. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der zweyte Band wird außer einer Vorrede enthalten: I. Die schöne Emma. Ein Schauspiel. Um 1586 geschrieben. II. Der Tyrann, oder die zweyte Jungfrauentragödie. Ein Trauerspiel von Massinger. Geschrieben 1611. III. Die Geburt des Merlin, oder das Kind hat seinen Vater gefunden. Ein Schauspiel von W. Shakspeare und W. Rowley. Um 1612 — 13 geschrieben.

*23. Unger, Ephraim Salomon, Praktische Uebungen für angehende Mathematiker. Ein Hülfsbuch für Alle, welche die Fertigkeit zu erlangen wünschen, die Mathematik mit Nutzen anwenden zu können. Zweyter und letzter Band. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 36 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr.

IV. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint bis zur Messe und im Laufe des Jahres:

24. Bendant, F. S., Lehrbuch der Physik. Deutsch nach der vierten Auflage bearbeitet von Karl Friedrich Alexander Hartmann. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

25. Boccaccio, Giovanni, Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersezt durch Karl Witte. Mit einer Einleitung. 3 Bände. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

*26. Ciceronе in und um Neapel nach Romanelli, Marzullo, del Re, Paolini, Vasi ꝛc. An Ort und Stelle (im J. 1824) bereichert und berichtigt von J. K. 3 Bände. Mit 6 Steindrücken. 53½ Bogen auf Schreibpapier. 3 Thlr. 16 Gr. (Commissionsartikel.)

27. Constitutionen, Die, der amerikanischen Staaten. Ergänzungsband zu den europäischen Constitutionen. Gr. 8. Auf Druckpapier.

*28. Conversations-Lexikon. Supplementband für die Besitzer der sechsten und frühern Auflagen und der Neuen Folge. Enthaltend die neuen und umgearbeiteten Artikel und die Zusätze der siebenten Auflage.

Dieser Supplementband wird 70 — 80 Bogen enthalten und in folgenden Ausgaben erscheinen:

Nr. 1. auf Druckpapier in ord. 8.

Nr. 2. auf gutem Schreibpapier in gr. 8.

Nr. 3. auf gutem Mediandruckpapier in gr. 8. (für alle Besitzer einer Ausgabe in gr. 8. geeignet).

*29. De nos réformes, des causes qui s'opposent à notre liberté politique, et des moyens qui nous restent pour acquérir une liberté raisonnable. Gr. 8. 18½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

30. Ebert, Friedrich Adolf, Lehrbuch der Bibliographie. 2 Bände. Gr. 8.

31. — — Sagen des christlichen Alterthums. 8.

*32. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Dritte, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. 4 Bände. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

33. Ersch, Johann Samuel, Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesezte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

34. — — Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesezte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*36. Foscolo, Ugo, Lezte Briefe des Jacopo Ortis.

Digitized by Google

Aus dem Italienischen übersezt durch Friedrich Lautsch. Mit einer Einleitung. 12. 13½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 15 Gr.

36. Gebauer, August, Handbuch der deutschen Literatur und Sprache. Von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Für gelehrte Schulen und zum Selbstgebrauch. 2 Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*37. Geschichte Frankreichs von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Ludwigs XV. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*38. Glatz, Jakob, Die Familie von Karlsberg, oder die Tugendlehre; anschaulich dargestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch für den Geist und das Herz der Jugend beyderley Geschlechts. Zweyte, umgearbeitete Auflage. 2 Bändchen. Mit 2 Kupfern. 8. Auf feinem Druckpapier. Geb.

*39. Hasse, Friedericus Christianus Augustus, Cuinam nostri aevi populo debeamus primas oeconomiae publicae et statisticae notiones? Questio historica. — De cura peculiari quam Saxoniae principes inprimisque Augustus Elector rei familiari impenderunt. Commentatio. Gr. 4. 10 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr. (Commissionsartikel.)

*40. Hesse, Karl Gustav, Ueber Varicellen und ihr Verhältniss zu den Menschenblattern und Varioloiden. Gr. 8. 18 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 8 Gr.

41. Huber, Therese, die Ehelosen. Roman. 8.

*42. Kreysig, Frederic Louis, Sur l'usage des eaux minérales naturelles et artificielles de Carlsbad, Embs, Marienbad, Pyrmont et Spaa. Traduit sur la seconde édition. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*43. Krug, Wilhelm Traugott, Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur. 2 Bände. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 53 Bogen auf gutem Druckpapier. 3 Thlr. 16 Gr.

*44. Licht und Schatten, Altes und Neues. An seine Waffenbrüder, von einem invaliden Soldaten. 8. Auf feinem Schreibpapier.

*45. Marlens, Charles de, Guide diplomatique à l'usage de ceux qui se destinent à la carrière diplomatique. 2 volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*46. Melanchton, Philipp, Werke. In einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Besorgt von Friedrich August Koethe. 6 Bändchen. 8. 100—110 Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 8 Gr.

In allen Buchhandlungen ist eine ausführliche Anzeige hierüber gratis zu erhalten, aus der ich hier nur anführe:

1) Das Werk wird ganz übereinstimmend mit der zweyten Auflage von Luther's Werken (Hamburg, bey F. Perthes) gedruckt.

2) Die ersten 2 Bändchen erscheinen zur Ostermesse und die übrigen 4 folgen binnen Jahresfrist.

*47. Müller, Wilhelm, Vermischte Schriften. Herausgegeben von Gustav Schwab. Mit einer Biographie Müller's und seinem Bildnisse. 5 Bändchen. 8. Auf feinem Velinpapier.

Es wird nächstens durch eine besondere Anzeige zur Subscription aufgefordert werden.

*48. Neigebaur, Johann Ferdinand, Handbuch für Reisende in England. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Kartonnirt.

*49. Orfila, M., Vorlesungen über gerichtliche Medizin. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Jakob Hergenröther. 3 Bände. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*50. Sartorius, A. von, Erzählungen. I. Die Werber. II. Der Student. III. Die Harfenspielerin. 8. 20½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

*51. Scott, C. W. W., Arithmetisches Handbuch, oder Briefe über das praktische Rechnen und seine Abkürzungen, für den Kaufmann sowohl wie für jeden Andern, mit leicht faßlichen Erklärungen aller Gründe, ausgerechneten Beyspielen und neuen Regeln. Zum Selbstunterrichte wie auch als Leitfaden beym Unterrichten Anderer zu gebrauchen. Erster Theil, aus dem ein Frauenzimmer sich selber und einem Andern so viel vom Rechnen lehren kann, wie ein solches davon zu wissen braucht, und wie Jedermann von einiger Bildung davon wenigstens wissen sollte. Zweyter Theil, aus dem der angehende Geschäfts- und Kaufmann sich selber in dem Meisten unterrichten kann, was ein solcher vom Rechnen wissen muß. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*52. — — Briefe an eine Schwester über die deutsche Sprache, zur Vermeidung der gröbsten und gemeinsten Fehler. Zum Selbstunterrichte, ohne daß man nöthig hat, deklinirer und konjugiren zu lernen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

53. Schmid, Reinhold, Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*54. Schopenhauer, Johanna, Reise durch Holland und die Niederlande im Jahre 1828. 8. Auf feinem Druckpapier.

Wird sich im Aeußeren an die übrigen Reisen der Verfasserin anschließen.

*55. Schulze, Ernst, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in 3 Gesängen. Mit 7 neuen Kupfern. In verschiedenen Ausgaben.

*56. Solger's, Karl Wilhelm Ferdinand, Vorlesungen über Aesthetik. Herausgegeben von K. W. L. Heyse. Gr. 8. 31 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

*57. Sprengel, Curt, Literatura medica externa recentior, comprehendens libros omnes medicos ab anno 1750 in et extra Germaniam editos. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*58. Staël-Holstein, Anne Germaine de, Delphine. Aus dem Französischen übersezt durch Friedrich Gleich. Mit einer Einleitung. 3 Bände. 12. Auf gutem Druckpapier. Geb.

*59. Suwaroff-Rimnikoi, Anekdoten aus seinem Leben. Mit Suwaroff's Bildniß. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*60. Theotima, von dem Verfasser der „Theomela." Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

*61. Turner, Eduard, Lehrbuch der Chemie. Deutsch bearbeitet von Karl Friedrich Alexander Hartmann. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 49 Bogen auf Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

*62. Unger, Ephraim Salomon, Die Lehre vom Kreise. Erläutert durch eine bedeutende Sammlung von systematisch geordneten Aufgaben aus allen Theilen der reinen Mathematik. Ein Uebungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 36 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr.

Digitized by Google

*63. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1830. Mit Ludwig Uhland's Bildniß und 6 Darstellungen zu Bürger's Gedichten. 16. Auf feinem Druckpapier. Geb. in Goldschnitt.

*64. Versammlung, Die, der deutschen Naturforscher und Aerzte in Berlin im J. 1828, kritisch beleuchtet. 8. 4 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 6 Gr.

65. Walpole, Horatio, Das Schloß Otranto. Aus dem Englischen übersetzt durch Karl Friedrich Kretschmar. Mit einer Einleitung. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

66. Winkell, Georg Friedrich Dietrich aus dem, Leitfaden beym öffentlichen und Selbstunterricht in den gesammten Zweigen der Jagdkunde. Gr. 8. Auf Druckpapier.

---

[130] **Uebersetzungsanzeige.**

Zur Vermeidung von Kollisionen mache ich hierdurch bekannt, daß sich eine deutsche Uebersetzung der so eben erschienenen

Mémoires de Mr. de Bourienne

unter der Presse befindet.

Darmstadt, den 27. März 1829.

C. W. Leske.

---

[681] Im Verlage der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Döring, Moritz, Conrector am Gymnasium zu Freyburg, Geschichte der vornehmsten Mönchsorden. Zwey Bändchen. 8. Preis 21 Gr.

Inhalt: 1. Entwicklung des Mönchslebens im Morgenlande. Asceten. Eremiten. 2. Klosterleben. Antonius. Pachomius. 3. Weitere Ausbreitung im Morgenlande. Basilius. 4. Verpflanzung des Mönchsthums nach dem Abendlande. Benedict. 5. Ausbreitung der Benedictiner bis zum ersten Reformationsversuch Benedicts von Aniana. 6. Canonici. Lavenäbte. Cluany. 7. Orden von Camaldoli, Valumbrosa Grandmont. 8. Karthäuser. Mönche St. Anton's. 9. Cisterzienser. 10. Orden von Fontevraud, der Gilbertiner, der Humiliaten, der Brüder Brückenmacher und der Trinitarier. 11. Prämonstratenser. 12. Cölestiner, Feuillanten, Orden von la Trappe. 13. Geschichte der alten Benedictiner bis auf die neuere Zeit. 14. Ursachen der Macht und des Einflusses der Benedictiner. 15. Der heilige Franziscus. Stiftung des Minoritenordens. 16. Von den Clarissinnen und Tertiariern. 17. Geschichte des Franziscanerordens seit des Stifters Tode. 18. Kapuziner und Minimen. 19. Die Dominicaner. 20. Die Carmeliter. 21. Die Augustiner. 22. Serviten, Väter des Todes, Hieronymiten und anderer Klosterfegen. 23. Der Orden der heiligen Brigitta, und von der Buße der Magdalena. 24. Die Reformation. 25. Folgen der Reformation für die Klöster in katholischen Ländern. Neue Orden. 26. Stiftung des Jesuitenordens und Geschichte desselben bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts. 27. Die Jesuiten im 17ten Jahrhundert. 28. Aufhebung der Jesuiten und ihre Wiedererweckung. 29. Säcularisation der Klöster. Beschluß.

---

[107] Von dem vor einigen Tagen in Paris erschienenen Werke:

Histoire de la Russie et de Pierre le Grand, durch den Grafen von Ségur, den berühmten Verfasser der Geschichte Napoleon's und der großen Armee während 1812

wird in der kürzesten Frist bey dem Unterzeichneten eine gute Uebersetzung erscheinen. Uebersetzung, Papier und Druck werden gewiß befriedigen. Das Werk bildet einen starken Oktavband, wofür der Preis, einschließlich des Pappbandes, nicht über zwey Gulden kommen wird.

Vorläufige Bestellungen mache man bey der Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt, oder direkt bey mir in frankirten Briefen.

Zweibrücken, im bayerischen Rheinkreise, den 28sten Febr. 1829.

G. Ritter,
Buchdrucker und Buchhändler.

---

[110] Rey Breitkopf und Härtel in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Auber, D. F., Pièces détachées de l'Opera: la Muette de Portici (die Stumme). Nr. 1 — 15. 5 Rthlr. 2 Gr.

Onslow, G., 3 Quintuors p. 2 Violons, Viola, Violoncelle et Contrebasse. op. 33. 34. 35. à 2 Rthlr.

— — Quatuors p. 2 Violons, Alto et Violoncelle. Extrais des Trios p. Pianof Violon et Violoncelle formant l'Oeuv. 14. de G. Onslow, op. 36. Liv. 1. 2. 3. à 1 Rthlr. 12 Gr.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberöhrigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den streng wissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Musik und Dichtkunst in umgekehrtem Verhältnisse, von L. Robert. 106. 107.
Frühlingslieder, von Felder. 113.
Die Sehnsucht des Alls, von Bocksbammer. 116.
Das Opfer, von Schöll. 121.
An die ungebornen Lieder, von Bocksbammer. 127.
Charade: Frankfurt. 105. — Haarputz. 111. — Aufsatz. 123.
Logogryph: Haug. 117.

Romane und Erzählungen.

Bilder aus dem Jahr 1572. 106. 107. 108. 109. 112. 113. 114. 116. 118. 119.
Die Zwillingsbrüder, von Schwarz. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129.

Länder- und Völkerkunde.

Die Erzähler des Orients. 104. 105.
Die königlichen Grüfte in St. Denis. 110. 111.
Skizzen aus Amerika. 112. 128. 129.
Ein Sonntag in London. 122.
Fahrt auf dem Tigris. 127.

Reisen.

Die Seen von Killarney in Ireland. 125.

Naturgeschichtliches.

Ueber einige Mittel zur Wiederbelebung Scheintodter. 106.
Ueber den Diamant. 125.
Zur Naturgeschichte des Maulwurfs. 125.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der Magnetismus im Geisterreich. 104. 105.
Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. 109. 110. 111. 113. 114. 115. 118. 119. 120. 121.
Leichen im Sarge vor Entwendung zu sichern. 110.
Die Londoner Diebshöhle. 115.
Zimmetcultur auf Zeylon. 115.
Ewige Erdäpfel. 115.
Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. 116.
Schillers Gedächtnißfeyer zu Stuttgart. 117.
Chinesen in Paris. 124.
Anfrage eines Todtengräbers. 126.
Ungedruckter Brief Wielands. 128.
Räthsel: Magnetnadel. 129.

Korrespondenz.

Genf. 104. 105. 106. 125. 126. — Wien. 104. — Paris. 105. 108. 109. 110. 111. 116. 118. 119. 121. 122. 127. 128. 129. — Prag 106. 107. 108. 109. 110. — Berlin. 111. 112. 113. 126. 127. — Stuttgart. 112. 113. — Boston. 114. 115. — Modena. 114. 115. — London 116. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. — Dresden 120. — Zürich. 128. 129.

Digitized by Google

N°. 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. Mai 1829.

— Findet sich
Aus Irrthum irgendwo ein Fünkchen Wahrheit;
Schnell muß das Fünkchen Wahrheit wiederum
Zum Irrthum werden. So dreht wunderbar
Der Völker, Zeiten, der Geschlechter Rad
Sich auf und ab, erhebet oder stürzt,
Zerquetschet aber immer.

Herder.

Der Magnetismus im Geisterreich.

In einem alten Lustspiel, „Harlekins Hochzeit" betitelt, steht eine uralte Wahrheit, die aber auch von der neuesten Zeit noch gar nicht erkannt ist. Ganz vergebens würde man sie in philosophischen Systemen suchen, dennoch ist es eine sehr philosophische Wahrheit, und lautet also: „die Wahrheit muß sich oft erst in unsere eigene Meynung, in unser Vorurtheil verwandeln, ehe sie ihr Recht behaupten kann." Das Zeitalter der Kritik, in dessen Herbst wir leben, wo die zahllosen Fliegen matt werden, aber um so häufiger aufs Blut stechen, wollte dem Menschengeschlecht für ewige Zeit die Weisheit aufdringen, die, im höchsten Grad zufrieden mit dem, was sie Vernunft nennt, mitleidig auf alles Vorurtheil herablächelt, ohne gewahr zu werden, daß es nur ihr eigener Schatten ist, worüber sie spottet. Unbarmherzig spricht sie allem Vorurtheil das Endurtheil, ohne durch ihre Brille, mit der sie alles durchschauen will, in der Geschichte zu sehen, daß die Menschen ohne Vorurtheil noch zu gar keinem Urtheil gekommen wären. Sehen doch die in dem Rest ihrer Zeit, im Abendschimmer des kritischen Jahrhunderts befangenen, oder, wie sie glauben mögen, verklärten Kritiker selbst nicht, was sie treiben, daß sie rastlos die unbewohnbaren Pyramiden einer Philosophie, einer Metaphysik abtragen, die aus den, von ihren kritischen Vorgängern längst demolirten Meynungen früherer Jahrhunderte erbaut wurden und ihre Zeit überstanden haben, ohne sie überdauern zu können. Umgeben, bald von den Sandwüsten des Zweifels und des Unglaubens, bald von den blühenden Oasen der Hoffnung und des freudig regsamen, auch ins Leid sich senkenden Gemüths, ragten sie im Leben der Geister empor, die das vergangene, in Zahlen und im Nichts aufgegangene Erscheinen ihrer Zeit mit ihrem Seyn erfüllten. Wie leuchtend, und selbst erwärmend aber auch die Sonnen seyn mochten, die an diesem Himmel vorüberzogen, es zeugt auf Erden kein Himmelsstrahl die Frucht für eine Ewigkeit. Was hienieden reift, das dauert nur im Wechsel durch seinen Saamen fort. So auch unser Wissen und Glauben, dessen Früchte weit mehr ausarten, ins Bessere und Schlimmere, als irgend eine andere Frucht. Ein, von der Kritik als in hohem Grade schlimm und gefährlich bekämpftes Vorurtheil könnte leicht einst der schönste Schmuck in den Bildungen werden, die, aus kritischem Material geformt, dieses Urtheil aus dem Saamen seiner früheren, als Vorurtheil bezeichneten Existenz ganz anders entfaltend, irgend einen Abschnitt in der Zukunft des menschlich strebenden Geistes darstellen mögen.

Was man heut zu Tage thierischen Magnetismus und Geistererscheinungen nennt, war ohne Zweifel zu allen Zeiten da, als die abwechselnd mannigfach gestaltete Ursache einer Wirkung, die sich erst dann wird erkennen lassen, wenn die Wirkungen lang genug ohne Vorurtheil beobachtet seyn werden, ohne daß man sich nämlich der Beschränktheit überläßt, die von alle dem nichts wissen

Digitized by Google

will, was einmal die Aufklärung, als Aberglauben, in ihre Rumpelkammer geworfen.

„Gehören Sie zu den Gläubigen oder zu den Ungläubigen?“ so wurde ich dieser Tage an einer Wirthstafel gefragt, als davon die Rede war, daß im Morgenblatt (1829, Intelligenzblatt Nr. 5) die Erscheinung der „Seherin von Prevorst,“*) die gedruckte nämlich, angekündigt worden. Man mochte sich um so mehr zu dieser Frage aufgelegt fühlen, als man wissen konnte, daß ich seit beynahe zwey Jahren mit dieser Leidenden an einem und demselben Orte wohne und persönlich mit ihr bekannt bin. Was bey solchen Fragen unter Gläubigen und Ungläubigen zu verstehen sey, ist eine weitere Frage, die vor allem beantwortet seyn will. Sehen wir uns daher zunächst nach einem tüchtigen Repräsentanten der Ungläubigen um, der für sie reden mag. Wir finden ihn vielleicht in Sir Richard Philipps, der in seiner vor acht Jahren, und seitdem auch in einer deutschen Uebersetzung erschienenen Schrift: „Ueber die nächsten Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums,“ also spricht: „Glaube „an Wunder oder an die Möglichkeit von Wirkungen „ohne analoge und angemessene Ursachen war die gewöhnliche Narrheit der Gelehrten und der Laien zu Newtons „Zeiten. Diese Schwachheit ist nun nur noch auf den Pöbel beschränkt; wiewohl es, leider! in jedem gesellschaftlichen Stande solchen Pöbel gibt. Wir wollen hier nur „das Berühren bey Scropheln, die sympathetischen Pulver, „das Wahrsagen und andere Prophezeihungen, gutes und böses „Glück, Schicksal und Vorausbestimmung, Vorbedeutungen „aller Art, zweytes Gesicht, Zeichen und Coincidenzen, Geister, Zaubereyen, Träume, und endlich Attraction und „Repulsion, als eine Familie von Volksaberglauben anführen.“ Das heißt doch gewiß vieles wegblasen mit einem Athemzug. Da aber auch die Ungläubigsten immer noch an Etwas glauben, so darf man allerdings auch fragen: was glaubt denn Sir Richard Philipps? Antwort: er glaubt, daß Descartes richtig, Newton hingegen unrichtig gelehrt habe, die Welt aber eine Maschine sey, in welcher die Gedanken der Menschen durch materielle Ursachen entstehen, und daß alles, was man Schicksal, Glück und dergleichen nenne, nach mathematischen Principien erfolge und eingesehen werden könne. Man sieht leicht ein, daß, wenn man diesem Weltmechaniker in seiner Sprache entgegnen will, sein Aberglauben sich darauf reduciren läßt, daß er die sonderbaren, aus einer großen, aber dunkeln Wahrheit entwickelten Phantasien, welche Descartes, mit Hülfe der Mathematik, zu einer astronomischen Naturgeschichte verarbeitet hat, für die Natur selbst hält, die er nur durch seine Ideen, denn er hat allerdings welche, und mittelst seiner Mechanik etwas moderner herausputzt. Was gewinnen wir aber damit? Haben wir durch eine solche Retorsion bewiesen, daß dasjenige, was Sir Richard Philipps mit andern, die ihm vorangingen und nachfolgen werden, in Newtons Weltschöpfungs- und Erhaltungstheorie für Aberglauben erklärt, kein Aberglauben sey? und in der That, geben wir mit Sir Richards und anderer Scharfsinn auf diese Beschuldigung ein, und schenken wir den Schriftstellern, die uns von einer uralten Doppel- und Gegenwirkungs-Lehre, als einer Schwerkraftstheorie der Chinesen berichten, einigen Glauben, so kommen wir vielleicht zu der Ahnung oder gar zu der Ueberzeugung, daß, wenn es wirklich eine solche Anziehung der Massen im Verhältniß ihrer Größe und Dichtheit, ein solches Einkrallen der Erde als eine aus ihrem Mittelpunkt wirkende Kraft gäbe, weder Weltbewegung noch Leben überhaupt, was doch alles von dort herrühren und seine Fortdauer daher haben soll, je möglich gewesen wäre, und daß Newton große Wahrheiten nur mit Hülfe eines uralten Vorurtheils gefunden. Konnten die Naturgesetze, die der, noch von ganz andern Vorurtheilen eingenommene Keppler zu entdecken anfing, von Newton nur auf diesem Weg bestätigt, von Laplace nur im Verfolg desselben, in seiner Himmels-Mechanik, noch genauer bestimmt werden: was kann es dann verschlagen, ob diese großen Denker mit dieser oder jener Zange, mit diesem oder jenem Aberglauben die Elemente ihres Systems gefaßt? ist dieses System, mit unverbrüchlicher Mathematik gelöthet, nur in sich selbst haltbar bey allen Himmelsfeuerproben, was liegt dann daran, daß die Weltkörper sich nicht auf eine irdische Wage legen lassen, um damit den Beweis zu führen, daß dieser so leicht sey wie feines Glas, jener gerade noch einmal so schwer als Granit u. s. w.? was liegt daran, daß sich nicht beweisen läßt, der in die Luft geworfene Stein könne aus keinem andern Grund wieder niederfallen, als weil er aus dem Mittelpunkt der Erde mit deren ganzen Massenkraft angezogen werde?

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Seherin aus Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen, in 2 Thln. mit 8 Steinabdrücken, von Dr. J. Kerner. Dieses höchst interessante Werk befindet sich eben unter der Presse und wird in wenigen Wochen in den Buchhandel kommen.

Die Erzähler des Orients.

Merkwürdig, auch vom philosophischen Gesichtspunkt aus betrachtet, erscheint es, daß die Völker, welche sich gegenwärtig zur muhamedanischen Religion bekennen, zu keiner Zeit ein Schauspiel, oder, wie wir sagen würden, ein Theater gehabt haben. An den alten Höfen von Memphis, Susa und Jerusalem, an den neuern von Bagdad, Cairo und Cordova, die allen andern überlegen waren, und in Pracht und Luxus mit einander wetteiferten, gehörte es nicht zu den herrschenden Vergnügungen, die Be-

Digitized by Google

gebenheiten des wirklichen Lebens in solcher Weise nachzuahmen; in Griechenland jedoch und Italien, wie in Indien und China, fand man in allen nur irgend bedeutenden Städten theatralische Darstellungen, und auf dem ganzen Erdball gibt es jezt kein Volk, die rohen Inselbewohner des Südmeeres nicht ausgeschlossen, welches nicht, durch Pantomime wenigstens, die Ereignisse des Lebens wiederzugeben suchte.

Eine allgemeine Erklärung dieser Thatsache möchte überflüssig seyn, denn welcher Beweis, der für den geselligen Zustand von Egypten und Persien paßt, ließe sich nicht auch dem von Indien und China anfügen? Da es aber dem Menschen überall darum zu thun ist, sich unter irgend einer geselligen Form zu vergnügen und zu zerstreuen, so mußten die Völker, von welchen wir sprechen, nach etwas suchen, was ihnen für den Mangel der scenischen Darstellungen Ersatz gebe, und dieser ward ihnen denn durch die mündlichen Mittheilungen merkwürdiger Begebenheiten.

Im ganzen muhamedanischen Asien gibt es Erzähler; in den Städten sind sie so häufig, daß sie, wie die verschiedenen Zweige der Kaufmannschaft, ein eigenes Korps bilden, welches ein Oberhaupt hat, Scheikul-meddah oder Seeicco, der Erzähler des Kaffeehauses genannt. An jedem Ort und zu jeder Stunde sind sie bereit, ihre Geschicklichkeit zu zeigen und sind immer sicher, zahlreiche Zuhörer zu finden. Ob man am Tigris oder am Nil reist, durch die Wüsten Irak's oder die Ebene Syriens zieht, nach Hedschaz oder zu den anmuthigen Einöden von Yemen wandert, überall begegnet man Erzählern, deren Mittheilungen die höchste Lust des Volkes ausmachen. Man sieht sie im Zelte des Beduinen, wie in der Hütte des Fellah *), und in den Kaffeehäusern der Dörfer sowohl als in denen von Cairo, Damask und Bagdad. Bewundernswürdig geschildert ist ein solcher Erzähler in dem Werke von Morier, dem ehemaligen Geschäftsträger des englischen Hofes in Persien, welches den Titel führt: Begebenheiten des Hadschi Baba.

Eine ihrer gewöhnlichen Künste ist es, wie wir dieß aus „Tausend und eine Nacht“ kennen, die Erzählung abzubrechen, wenn sie zum interessantesten Punkte gekommen sind, und das Uebrige auf den nächsten Tag zu versparen, wo sie dann wiederum eine neue Geschichte beginnen und sie liegen lassen, um die des vorhergehenden Tages zu vollenden, oder eine dritte anzufangen, wodurch ein buntes Gewebe von tausend Farben entsteht, welche Kunst Ariost wohl zu schätzen wußte und aufs Vollkommenste nachahmte; eine Kunst, die dem Erzählenden für eine Reihe von Tagen seine Zuhörer sichert.

*) Der Beduine ist der nomadisirende und Viehzucht treibende Araber, der Fellah hingegen derjenige, welcher fest wohnt und den Acker baut.

Die Gabe zu erzählen ist indessen nicht nur denen eigen, welche sie als Gewerbe treiben, es besitzen sie auch, namentlich in Arabien, unter den Bewohnern der Zelte viele in gleichem Grade. Naht die Kühle des Abends, so versammeln sich die Beduinen um einen der Ihrigen, von dem sie wissen, diese Kunst sey ihm eigen, und horchen aufmerksam den wunderbaren Erzählungen, welche von seinen beredten Lippen strömen.

Merkwürdig ist es, welche Macht diese Geschichten auf die ungestümen, feurigen Gemüther der Araber ausüben, ein Volk, dessen Freude es ist, wie sein Prophet sagte, zu fühlen, zu schauen und zu handeln. Nicht nur in den Städten muß man sie sehen, wie sie in einem Kaffeehause auf Kissen und Sopha's nachläßig hingestreckt, Mocca oder die Dünste des Narguille schlürfend, sich ohne Zurückhaltung den Empfindungen hingeben, welche ein geübter Erzähler durch anmuthige Reden und wohlklingende Verse in ihnen erweckt; ein weit belebteres und merkwürdigeres Bild bietet die Wüste dar, wenn die Beduinen beym Sinken der Sonne einen Kreis um den Erzählenden schliessen, und mit immer gleich lebendigem Interesse die Geschichte anhören, welche sie vielleicht zum hundertsten Male vernehmen; ihre regsame Einbildungskraft und die Kunst des Erzählenden läßt den Eindruck, den sie auf ihre Gemüther mach, niemals schwächer werden.

„Man muß diese Söhne der Wüste gesehen haben,“ so schreibt ein Reisender, „wenn sie eine ihrer Lieblingsgeschichten hören, wie sie abwechselnd von Angst erfüllt sind und sich beruhigen, wie das Auge in den dunkeln Gesichtern leuchtet, wie Zorn den zarten Empfindungen, Lächeln den Klagen und Thränen folgt, wie ihr Athem stockt und sich neu belebt, wie sie alle Gefühle des Helden theilen, seine Freude, seinen Schmerz. Es ist ein wirkliches Drama, ein Drama aber, bey welchem die Zuschauer zugleich auch die Handelnden sind. Mit allen Hülfsquellen, welche den europäischen Dichtern zu Gebote stehen, mit dem Zauber der Verse, dem Reiz der Musik und der Magie der Dekorationen vermag man auf die satten und schläfrigen Gemüther der Abendländer nicht zum hundertsten Theil den Eindruck zu machen, welche dieser halbwilde Erzähler hervorbringt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

Ich habe zu meiner lezten Korrespondenz von Genf noch Einiges aus vorigem Jahre nachzutragen, was vielleicht nicht ohne alles Interesse für Sie ist.

Ueber Rousseau's Denkmal ist intra et extra muros ein gewaltiger Krieg und Streit entstanden, bey dem viel unnütze Worte und wohlfeiler Witz zum Vorschein kamen. Im Innern der Stadt ließ sich ein Augendiener vernehmen und behauptete, es sey unpassend und respektwidrig, daß jezt Privatpersonen Rousseau'n ein Denkmal errichten wollten, da es

das Conseil d'Etat aus guten Gründen abgeschlagen. Diesem allein gebühre darin die Initiative. Der Mann ging viel weiter, als der Staatsrath selbst will und bey seiner Entscheidung im Sinne hatte. Vor dem Thor donnerte der Hirt und Wächter der Témoignage-Kirche, der Zion unserer Methodisten (momiers). Ihm ist Rousseau ein Gottes- und Religionsverächter, ein Sittenverderber u. s. w., dem kein Ehrendenkmal gebühre, vor dem man vielmehr Groß und Klein warnen müsse. In den folgenden Tagen ergoßen sich die Patrioten in unserm Lokalblatt mit argem Schimpfen und Schelten gegen den Dissenter. Da seine Gründe aber doch nicht ganz widerlegt werden konnten, so nahmen die infinimentpetits zu Persönlichkeiten und gar nicht hierher gehörigen Dingen ihre Zuflucht, nannten den Priester serpent hypocrite und warfen ihm unter andern vor — welches Verbrechen! — er habe Pré l'Evêque, dem Platze, an dem sein Haus nebst Garten und Kapelle steht, einen andern Namen gegeben und es pré bénit geheißen u. s. w. Des Methodistenpredigers Antwort auf diesen Vorwurf hat etwas Rührendes. Sie drückt übrigens die Denkungsart dieser Gemeinde genau aus. „Die Redaktion," schrieb Dr. Malan, „ist im Irrthum. Nicht den Platz, an dem mein kleines Haus liegt, habe ich Pré bénit genannt, da ich wohl weiß, daß nur die Regierung solche Namensveränderungen vornehmen kann, sondern mein geringes Eigenthum selbst. Damit hat es folgende Bewandniß. Als am 20. März 1827 ein ungeheurer Regenguß und die daraus entstandene Ueberschwemmung die Mauer meines Gartens eingerißen, Alles verwüstet hatte und in mein Haus eingedrungen war, wo die Zerstörung noch größer wurde, zogen Tausende von Genfern aus der Stadt, um die Verwüstung zu sehen. Damals hörte ich mit meinen eigenen Ohren die ärgsten Schmähungen und Verwünschungen gegen mich und meine Familie, ich hörte dabey den laut ausgesprochenen Wunsch, daß uns Alle das Wasser verschlungen haben möchte. Da erkannte ich alsobald mit den Meinigen, daß Jesus der Herr, dem alle Gewalt gehört im Himmel und auf Erden, diese verwüstete Stelle gesegnet, wo sein Wort verkündet wird und wo ich, des ungerechten Hasses ungeachtet, mit den Meinigen den herrlichen Frieden genieße, den freylich die Welt nicht kennt, aber uns auch nicht nehmen kann. Darum nannte ich in meinem Danke gegen Gott mein kleines Eigenthum pré bénit, denn da hatte mich der Herr bisher mit Wohlthaten überhäuft." Ich dachte damals nicht, daß man mich tadeln könnte, weil ich es nicht la Grénade, Montchoisi oder la Pendtre genannt, alles neue Namen, welche die Eigenthümer ihren Landhäusern bey Genf gegeben. Es konnte mir überdieß nicht in den Sinn kommen, eine Benennung zu ändern, die (Pré l'Evêque) an die gesegneten Zeiten erinnert, deren Gedächtniß gewiß kein Freund der Religion und unserer Väter verwünschen wird." — Wie nun die Redaktoren unsers Journals nach ihrer Art auch über diese Aeußerung spottend herfielen, brach eine bedeutende Feuersbrunst aus, bey der Viele um das Ihrige kamen und in den harten Wintertagen ohne Dach und Fach waren. Da sammelte der Dr. Malan in seiner Methodistenkirche in Kurzem gegen 1000 Franken und sandte sie den Redaktoren jener Zeitung, die zu Beyträgen aufgefordert hatten. Dieser Zug hat der Gemeinde eine Menge neuer Glieder aus allen Ständen gewonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, Januar bis April.

(Beschluß.)

Von merkwürdigen Leistungen anderer Art sahen wir einen Hrn. **Theodorich**, einen Dalmatier, ein Muster von Schönheit, Jugend und Kraft, der die bewunderungswürdigsten Proben von körperlicher Stärke und Geschicklichkeit zeigte. Eine der merkwürdigsten war wohl die, als er wagerecht, nur mit einem Fuße an einer Säule hängend und den andern Fuß dagegen stemmend, in jeder Hand ein Gewicht von 50 Pfund und mit den Zähnen einen, an einem Seile schwebenden starken Mann trug. Ihm folgte der Tambourmajor **Liebhardt**, welcher mit großer Kunstfertigkeit 15 Trommeln fast zu gleicher Zeit schlug, die Trommelschlägel während des Spiels in die Lüfte und seinen Gehülfen zuwarf, sie wieder fing, ohne aus dem Tempo zu kommen, forttrommelte und zum Beschlusse mit einem frey ihm auf dem Kopf stehenden Manne, der gleichfalls die Trommel schlug, trommelnd auf dem Theater herumspazirte. Beyde wurden sehr bewundert, fanden aber nur geringen Zuspruch. — Auch die Osagen sahen wir hier. Sie bezogen einen Gasthof dritten Ranges und ließen sich, da sie auch hier wenig Theilnahme fanden, zuletzt für 20 kr. C. M. bey Tanzmusiken in Gasthöfen sehen; in Paris bezahlte man Anfangs 20 Franken. Wir sahen nur drey derselben, da die andern unter Begleitung des Obersten David **Delaunay** nach Italien gegangen waren. Sie werden alle in Rom zusammentreffen und von dort die Rückreise nach ihrem Vaterlande antreten. Die Frau ist an ihren Begleiter Paul **Loise** verheyrathet, von dem sie ein Kind hat, welches sie sowohl, als die beyden andern Osagen mit besonderer Zärtlichkeit lieben.

Von dem Tode unsers würdigen Galleriedirektors **Rebell**, dessen Stelle bereits durch den bedeutenden Maler **Kraft** besetzt ist, so wie von dem des ersten Custos an der Hofbibliothek, **Basquez**, und Hofrath Adam **Müllers**, welche beyde vom Schlage gerührt worden, werden Sie schon gehört haben. **Basquez** wurde in seinem Bureau todt gefunden. Da er gewohnt war, sich dort einzuschließen, so wurde sein Tod erst dann entdeckt, als keine Hülfe mehr möglich war.

Von literarischen Erscheinungen kann ich Ihnen vor der Hand nichts melden; doch erwarten wir Einiges von Belange, worüber ich Ihnen ungesäumt berichten werde. Der heftige Winter scheint auch nachtheilig auf die Produktivität der Schriftsteller gewirkt zu haben. Er war in der That von seltener Art und begrub uns, im eigentlichsten Sinne des Wortes, unter Schnee und Eis. Noch (am 8. April) bemerken wir keine Spur des wiederkehrenden Frühlings.

Zum Schluß dießmal einen Unglücksfall, der sich vor kurzer Zeit in dem bey Wien gelegenen kaiserlichen Lustschlosse **Schönbrunn** in der dort befindlichen Menagerie ereignete. Der Thierwärter **Franz** wurde von einem Bären tödtlich verstümmelt. Das Thier, welches man, weil es im vorigen Jahre seine Jungen aufgefressen hatte, jezt, da es wieder Junge hatte, von denselben getrennt hielt, kühlte seine Wuth an dem gedachten Manne, welcher, nichts Arges vermuthend, ihm Brodkrummen vorwarf. Mit Blitzesschnelle griff es durch die Stäbe des Eisengitters den Wärter mit der Vordertatze, riß ihn zum Gitter, biß ihm die rechte Hand ab, verschlunkte sie und würde ihn unfehlbar gleich getödtet haben, wenn nicht ein zweyter, auf das Geschrey des Unglücklichen herbeygelaufener Wärter dasselbe durch mehrere Stöße mit einer Eisenstange dazu gebracht hätte, vom Beschädigten abzulassen. **Franz** wurde augenblicklich ins Spital gebracht, starb aber, aller Pflege ungeachtet, kurze Zeit darauf.

— ſt —

Beylage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Mai 1829.

Den Erzähler umwimmelt es, Jung und Alt,
Stehend, sitzend, zur Erde gelagert und über's Knie
Beyde Hände gefaltet, in horchender Wißbegier.

Platen.

Die Erzähler des Orients.

(Beschluß.)

„Droht dem Helden der Geschichte Gefahr, so beben die Zuhörer und rufen: „La, la, la istaghfer Allah!" nein, nein, Gott schütze ihn! Ist er inmitten eines Gefechtes und kämpft mit dem Schwerte in der Faust gegen den Feind, so legen sie rasch die Hand an den Säbel, als wollten sie ihm zu Hülfe eilen. Wird Verrath gegen ihn angestiftet, so runzelt sich ihre Stirne, und man hört Verwünschungen gegen die Verräther ausstoßen. Unterliegt er der Menge der Gegner, so vernimmt man einen schweren Seufzer, welchem die Segnungen folgen, die man den Todten weiht: Gott sey ihm barmherzig! er ruhe im Frieden! Geht er hingegen siegreich und triumphirend aus dem Kampfe hervor, so tönt die Luft von dem lärmenden Rufe wieder: Ruhm dem Gott der Krieger!

„Die Beschreibung der Naturschönheiten, besonders die des Frühlings, erwecken den Ruf: taib! taib! schön! schön! unmöglich aber wäre es, die Freude zu schildern, die aus ihren Augen strahlt, wenn der Erzählende eine schöne Frau schildert. Schweigend, ohne zu athmen, hören sie ihn an, und endet er, so ruft einer: Ehre sey dem Gott, der die Frau schuf! Alle zusammen rufen dann mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Dankgefühls: Ehre sey dem Gott, der die Frau schuf!

„Bestimmte Phrasen wie diese und eine Menge von Sprichwörtern gestatten dem Erzählenden einen Ruhepunkt, und machen es ihm leicht, seine Geschichte ohne beständige Anspannung des Gedächtnisses oder der Einbildungskraft fortzusetzen. Wo es z. B. dem Europäer genügen möchte zu sagen: sie setzten ihre Reise fort, würde der Araber sich ausdrücken: sie verfolgten ihren Weg über Berge und Thäler, Wälder und Fluren, anmuthige Wiesen und brennende Sandwüsten, von dem Beginn des Tages, bis spät die Sonne sank. Während er mechanisch, und fast ohne es zu wissen, solche Worte spricht, sammelt er seine Aufmerksamkeit und entwirft die Fortsetzung seiner Erzählung, mit welcher er fortfährt, bis er endlich erschöpft, zum großen Mißvergnügen der Zuhörer gezwungen ist, zu enden. Die Kameele und Dromedare strecken, während er spricht, ihren Hals über das Haupt ihrer hingelagerten Gebieter, es scheint als wollten auch sie an dem allgemeinen Vergnügen Antheil nehmen, und das Feuer des nahen Bivouaks, wo die einfachen Speisen der Hirten kochen, erleuchtet diese Scene mit flackerndem, grellem Licht, und leiht ihr einen malerischen Reiz."

Diese geselligen Zusammenkünfte, bey welchen der Beduine in nächtlicher Kühlung Stunden hinbringt, die Geschichten des Erzählenden anzuhören oder selbst solche mitzutheilen, heißen im Arabischen musemerit, das heißt: Unterhaltung bey Mondlicht oder gestirnter Nacht.

Digitized by Google

Der arabische Erzähler braucht bey seinen Fabeln jenen Unglauben nicht zu fürchten, mit welchem Horaz die Poeten bedroht, welche allzukühn in ihren Erfindungen sind; die lebhafte Einbildungskraft der Bewohner jener Länder glaubt eben so leicht an seine Schöpfungen, als er sie hervorbringt. Man könnte im Allgemeinen sagen, der Araber bemühe sich das Gegentheil von dem zu thun, was der Lateiner empfiehlt. Dieser sagt:

Semper ad eventum festinat, et in medias res
Non secus ac notas auditorem rapit.

Der Araber hingegen leitet den Faden seiner Erzählung so ferne her wie nur möglich, und anstatt seine Zuhörer schnell inmitten der Scene zu führen, ist es eine seiner gewöhnlichen Künste, sie lange in Ungewißheit zu lassen, welchen Weg er gehen wird, an welchen Ort er sie zu führen gedenkt. Je mannigfaltiger und wunderbarer seine Erfindungen sind, desto sicherer wird ihm Beyfall, und dieß ist es, was der Tausend und eine Nacht, welches Buch Pope und Voltaire so sehr vergnügte, seinen wohlverdienten Beyfall gesichert hat.

Die folgende Anekdote kann einen Begriff geben, welche Wichtigkeit in jenem Theile von Asien den Erzählungen beygelegt wird, und welchen Einfluß sie dort ausüben. Sir John Malcolm, englischer Gesandter am Hofe von Teheran, fragte eines Tages den Aga Mir, ob sie keine andere Gesetze hätten als den Coran und die orthodoxen Commentare dieses Buches, worauf ihm jener mit Ernst entgegnete: Wir haben die Erzählungen und Vorschriften von Sädi; und diese Erzählungen und Vorschriften, die in Persien jeder, vom König bis zum Landmann kennt, tragen vielleicht mehr bey, Mißbrauch der Gewalt und Willkühr zu verhindern, als die Gesetze des Propheten. Erfahrung hat bewiesen, daß Novellen und Fabeln das sicherste Mittel sind, die Jugend zu unterrichten, und die Araber sind in vielfacher Beziehung halbe Kinder. Unter allen ihren Geistesfähigkeiten ist die Phantasie am entwickeltsten, und während sie durch Fabeln und Gleichnisse, mit Lebensregeln untermischt, ihre Vorgesezten beurtheilen lernen, erhalten diese auf demselben Wege Lehren der Menschlichkeit, Großmuth und Gerechtigkeit.

Der Magnetismus im Geisterreich.

(Beschluß.)

Gesezt auch, Galilei habe das Vorurtheil, der Druck der Luft sey die Ursache vom Zunehmen der Geschwindigkeit beym Fallen der Körper, ein Vorurtheil, dem er sich selbst nur mit Mühe entzog, doch nur durch ein anderes besiegt, ist denn nicht demungeachtet schon vieles für die Berichtigung unseres Wissens, wo nicht für die Wissenschaft, gewonnen, daß man eine unrichtige Theorie aufgegeben, wenn auch früher oder später gefunden würde, daß die dafür angenommene ebenfalls unrichtig sey? Wer vermag dem zu ermessen, wie viele, am Ende als Vorurtheil sich aufklärende Hypothesen als eben so viele Stationen auf dem Wege zur Wahrheit vom Gesetz des Falles liegen? Wenn diejenige Station, bey der man so lange stehen blieb, weil ein Aristoteles sie erreicht hatte, doch am Ende, trotz aller Mißhandlung, die man sich gegen Galilei erlaubte, verlassen werden mußte, so folgt hieraus nichts weniger, als daß Galilei in alle Ewigkeit über diesen Punkt Recht behalten werde. Wir hoffen vielmehr von der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts, daß man uns nicht gerade zum Scheiterhaufen verdammen werde, wenn wir die ketzerische Meynung bekennen, daß der Glaube des Aristoteles, was das Fallen der Körper betrifft, wäre er nicht auf die leichteste Weise durch ganz einfache Thatsachen widerlegt, uns weit annehmbarer sich zeigen würde, als der hieher gehörige Glaubensartikel des Galilei, der auf das alte Vorurtheil von der sogenannten Schwerkraft gebaut ist. Wir könnten uns sogar versucht fühlen, im Vertrauen auf das Licht unseres Zeitalters, alle bis jezt bekannt gewordenen Lehren vom Entstehen oder Herkommen des Lichtes zu verwerfen, und vielleicht gar zu dem Wagniß uns hinreißen lassen, für das Erforschen dieses imponderablen Wesens, wie für das Ergründen des Grundes vom Falle, neue, wenn auch noch nicht so ganz nahe Stationen zu bezeichnen.

Wir beabsichtigen hier jedoch keineswegs, den Leser mit einem Glaubensbekenntniß zu behelligen. Wir lassen andern Zeitgenossen hierin gerne den Vorrang. Unser Bestreben geht nur dahin, auf den Glauben im Unglauben, und umgekehrt, so wie auch auf den Aberglauben der Weisen, mögen sie nun, wie J. J. Rousseau, Bekenntnisse geschrieben haben oder nicht, aufmerksam zu machen. Denn hat auch das noch im vorigen Jahrhundert gedruckt erschienene „Grab des Aberglaubens“ nichts davon erwähnt, so möchte es dennoch eine bewährte Sache seyn, daß sich das Vorurtheil mit dem Wissen, wie der Sauerstoff mit dem Wasserstoff, ohne daß dieß die Chemie recht anzugeben weiß, nach Aequivalenten verbindet, und so wie dieses Mischungsgewicht, ob es gleich im Grunde gar kein Gewicht ist, doch das eigentliche Gleichgewicht des menschlichen Geschlechts ausmacht, so ist vielleicht das, was der Sterbliche seine liebe Vernunft nennt, nichts anders als das Produkt einer solchen stöchiometrischen Verbindung.

Um aber nun dem Verdacht auszuweichen, als sey ich im Grunde selbst Sir Richards Mechanik, oder gar der allerschlimmsten Kritik im höchsten Grad ergeben, muß ich, halb unfreywillig, doch ein Bekenntniß machen. Ich glaube nämlich, daß man sich seines Glaubens, so fern er nur ehrbar

Digitized by Google

ist, nicht zu schämen brauche, wenn er sich auch durch keine Differenzialrechnung mit der hochgepriesenen Vernunft anderer Leute ausgleichen, und sich eben so wenig nach den Grundsätzen vom Hebel und der schiefen Ebene handgreiflich machen läßt. Ich bekenne also, nicht daß ich bey meinem Unglauben ein Sünder gewesen, sondern daß ich im Allgemeinen die Eintheilung der Menschen in Gläubige und Ungläubige für eben so unzuläßig halte, als die staatswirthschaftliche Eintheilung derselben in Producenten und Consumenten, übrigens aber in die Aussagen der „Seherin von Prevorst“ keinen Zweifel setze, auch wenn sie mit der Schwerkraftstheorie im Widerspruch stehen, wie z. B. dasjenige, was sie von dem Widerstand, oder, wenn man will, von der Repulsion des Wassers erzählt, die sie in einer gewissen Epoche ihres magnetischen Zustandes empfand, wenn sie Bäder oder Fußbäder nahm oder nehmen wollte. Ich setze keinen Zweifel in die Aussagen dieser Frau, d. h. ich kenne durchaus keinen Grund, ihr die Achtung zu versagen, die ich andern ehrenwerthen Leuten schuldig zu seyn glaube, und darum nehme ich auch ihre Worte als wahre Darstellungen dessen, was sie glaubt und empfindet, wenn sie von den ungewöhnlichen Erscheinungen spricht, die ihr an und in ihrer eigenthümlichen Konstitution vorkamen und zum Theil noch vorkommen. Warum sollte sie auch bey ihrem, nach Aussage der Aerzte in einem so überaus hohen Grad afficirten Nervenwesen nicht manches in dem, was allen Menschen gemein ist, wahrnehmen, wenn es auch uns übrigen Sterblichen, die wir uns, so zu sagen, im Normalzustand befinden, nicht wahrnehmbar ist?

Sehr gerne gebe ich zu, daß in der Sprache, d. h. in der Ideen- und Begriffsmittheilung der Menschen, diese verständige Frau, wie sie war, und auch wie sie noch jezt ist, eine Kranke, und das Auffallendste in ihrer Krankheitsgeschichte phantastisch genannt werden müsse. Können denn aber die Menschen anders reden als sie's verstehen? Und weiß denn, so viel es auch Aerzte und Philosophen in der Welt geben mag, irgend einer derselben mit dem Grund der Gründe zu beweisen, was es im Allgemeinen mit einem kranken und phantastischen Zustand auf sich habe? Fragt man einen von denen, die man Ungläubige nennt, oder die sich selbst so nennen, was denn z. B. eine Vision sey? so wird er, philosophisch oder wissenschaftlich genommen, ganz gewiß keine Erklärung davon geben können. Mit solchen, nur das Erforschen abweisenden und den Wissensdünkel zur Schau tragenden Reden ist also eigentlich gar nichts gesagt. Viel leichter ist es auch, mit Herrn Philipps das Schicksal und die Träume, die Geister und die Attraction für „Wirkungen ohne analoge und angemessene Ursachen,“ und darum für etwas unmögliches und gleichbedeutend mit einem „Wunder“ zu erklären, als nach den Lehren seines großen Landsmanns Baco, die Natur, die dem Forscher noch lange ein Wunder bleiben wird, auf dem mühseligen Wege der Beobachtung und Erfahrung, im Ringen nach wahren Ideen zu studieren.

Danken wir es daher dem Schicksal und dem Verfasser des Buchs, das unter dem Titel: „Die Seherin von Prevorst“ erscheint, daß wir damit eine für den Denker eben so wichtige, als für Andere, die sich nicht gerade mit Forschungen abgeben, interessante Mittheilung von Thatsachen und Erscheinungen erhalten, die mit rastlosem Eifer, im Streben nach einem genaueren Erkennen, nur im Verlauf von Jahren unter begünstigenden Umständen gesammelt werden konnten. Ihre völlige Enträthselung können sie nur im Verlauf der Jahrhunderte oder Jahrtausende erhalten, und wir glauben für jezt nur die Andeutung aufstellen zu müssen, daß der sogenannte thierische Magnetismus eher die magnetische Kraft des Geisterreichs zu nennen seyn möchte. Wie Kraft und Empfindung aus dem Magnetiseur oder vielmehr aus der Seele des Magnetiseurs in das magnetisirte Individuum übergehen, so können, scheint es, auch Gedanken, als Thatenzeuger, in Sprachzeichen, Tönen und menschlichen Umrissen versinnlicht, magnetisch wahrgenommen werden, ohne daß die Bedingungen des gewöhnlichen sinnlichen Wahrnehmens in Zeit und Raum dabey eintreten. Es liegen über diesen Punkt hier Zeugnisse vor, die zu denen gehören, von welchen selbst Immanuel Kant, in Absicht auf Geistererscheinungen, sagt, daß sie, in großer Anzahl vorhanden, sich durchaus nicht geradezu verwerfen lassen, wenn auch die Sache unbegreiflich bleibt. Wir zweifeln nicht, daß somnambüle Menschen auch irren; aber man lese, denke und forsche, wie einst Möser, der Verfasser von „Harlekins Hochzeit.“

Dr. Keßler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Nun hat es die Académie des Inscriptions et belles Lettres auch mit dem Publikum verdorben, und sie muß harte Vorwürfe von den Tagesblättern vernehmen. Sie soll nämlich von innerm Zwiespalt und heimlichen Intriguen heimgesucht werden und unter dem Einflusse einer Cotterie stehen, welche sie zu manchen ungereimten Handlungen verleitet. Aehnliche Vorwürfe werden, leider nicht ohne Grund, den meisten gelehrten Vereinen gemacht, besonders denjenigen, die von der Regierung abhängen, und wenn man sieht, welch kleinlicher Hader und Neid oft das Gute verhindert, welches dergleichen Vereine stiften könnten, so sollte man zweifeln, ob der Nutzen der besoldeten Gelehrtenvereine nicht vom Nachtheile derselben überwogen wird. In England hat man bisher dergleichen Vereine wenig gekannt; der freye Geist der Inselbewohner konnte sich unter das Ansehen eines besoldeten Gelehrtenkorps nicht wohl beugen, und sie mußten demselben um so weniger hold seyn, da sie sahen, daß selbst ihre weit unabhängigeren Subscribentenvereine nicht von dem verhaßten kleinlichen Hader frey waren. Die englische Royal Society läßt sich gewiß in Hinsicht ihres freyen Bestandes mit den französischen Akademien nicht vergleichen; dennoch haben im Innern derselben manche

Digitized by Google

armselige Vorfälle stattgehabt, z. B. zwischen Pringle und Joseph Banks wegen der spitzen und der runden Blitzableiter; wenn unter Jos. Banks Präsidentschaft, als der Krieg zwischen England und Nordamerika am heftigsten wüthete, ein Mitglied der Gesellschaft die spitzen Blitzableiter in Schutz nahm, die Franklin vorgeschlagen hatte, und nicht die mit einem Knopfe versehenen, welche von englischen Physikern gerühmt wurden, so wurde er als ein schlechter Engländer verschrieen und hatte es mit Banks und der Regierung zu thun. Weit schlimmer geht es bey den französischen Akademien, besonders wenn sich die Regierung in die Angelegenheiten derselben mischen und solchen Vereinen eine politische Richtung geben will, weil alsdann alle diejenigen Akademiker, welche sich bey der Regierung empfehlen wollen, sich blindlings in ihren Willen ergeben, indeß der unabhängige Theil der Akademie kraftvoll widersteht und sich dadurch eine offenbare Trennung bildet. Unter dem vorigen Ministerium geschah es leider nur allzuhäufig, daß sich der Minister des Innern in die akademischen Wahlen mischte und den Akademikern irgend einen seiner Günstlinge vorzugsweise empfahl; natürlich war dieser Günstling meistens ein Mann, welcher nicht verdiente, vorgezogen zu werden, und eben weil ein solcher Gelehrter oder Scheingelehrter fühlte, daß er von der Gelehrtenklasse nicht werde beachtet werden, wendete er sich an den Minister, damit dieser zu seinen Gunsten das ihm ertheilte große Ansehen gebrauchen möge. Zuweilen ward er dem Minister nur deßhalb empfohlen, weil er zur heimlichen Kongregation gehörte und von dieser kräftig unterstützt wurde. Jener Minister Corbière, welcher seinem Nachfolger so manches wieder gut zu machende Uebel hinterlassen hat, war einmal auf den Einfall gekommen, die Académie des Inscriptions et belles Lettres, oder die historische und philologische Klasse des königlichen Instituts, von 40 Mitgliedern auf 30 zu reduziren, weil es ehemals so gewesen seyn soll und man bey der Wiedereinsetzung der vier Akademien auf diesen alten Brauch nicht Rücksicht genommen hatte. Nun mag es seyn, daß unter Ludwig XIV., das heißt vor länger als einem Jahrhunderte, die philologische und historische Akademie aus 30 Mitgliedern bestand; allein damals hatte die Akademie nichts weiter zu thun, als lateinische Inschriften zu Ehren des sogenannten großen Königs zu verfertigen und Forschungen über griechische, römische und vaterländische Alterthümer anzustellen. Damals mochten wohl nicht viel mehr als 30 Männer vorhanden seyn, die eine ehrenwerthe Akademie bilden konnten. Allein heut zu Tage ist das ganz anders; so manches neue Feld steht den gelehrten Forschern offen; Asien und Afrika bieten so viele Sprachen, Literaturen, Denkmäler u. s. w. dar, der Gelehrten sind jezt bey einer Volksmenge von mehr als 30 Millionen (zur Zeit Ludwigs XIV. zählte man kaum 20 Millionen Seelen) eine solche Menge, daß sogar eine Akademie von 40 Mitgliedern nur einen geringen Theil der sämmtlichen Gelehrtenzunft, bestehend aus Orientalisten, eigentlichen Philologen, Münzkundigen, Geschichtschreibern u. s. w. in sich fassen kann und man noch eine sehr gute Akademie vermittelst derjenigen, die nicht berufen sind, bilden könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, April.

(Fortsetzung.)

Gegen das Jahresende hatten 858 Personen 31,308 Genfer Gulden, gegen 15,000 französische Franken, zu dem Rousseau-Denkmal unterzeichnet, was allerdings viel genannt werden muß, wenn man unsere kleine Population berechnet und davon noch die Fremden abzieht. Ueberdieß ist das Denkmal kein Gegenstand öffentlichen Nutzens oder Bedürfnisses, zu dem gern Jeder beysteuert, sondern eine Sache höherer Ueberlegung und Empfindung, deren verhältnißmäßig nur Wenige fähig sind. Bey alle dem ist es doch sehr auffallend, daß Genf, das reiche Genf, bisher für ein solches Denkmal nicht mehr zusammenbringen konnte als 15,000 Fr. Für die kleine Summe kann wohl schwerlich eine Marmor- oder Bronzestatue mit Postament, Inschrift und sonstigem Zubehör hergestellt werden; James Pradier in Paris, der sie machen soll, müßte sich denn, wie es heißt, nur die Auslage für den Marmor und keineswegs seine Arbeit bezahlen lassen. Ist dieß aber der Fall, so thut der Genfer Künstler weit mehr für seinen Landsmann, als die hiesigen Millionäre, welche 20 bis 50 Louisd'or hergaben.

Republiken sind undankbar, ist ein ziemlich wahres Wort, das sich gewissermaßen auch hier in Genf bestätigt. In einer Sitzung des Conseil représentatif trug Pictet-Decandolle darauf an, daß die Wände des neuverzierten Sitzungssaales mit den Namen der Männer geschmückt werden sollten, die sich im Conseil représentatif, im Staatsrath oder sonst besonders um das Land verdient gemacht; um aber die Eindrücke und Motive des Moments zu vermeiden, solle erst zehn Jahre nach dem Tode eines Mannes entschieden werden, ob sein Name hierhergesezt zu werden verdiene oder nicht. Dieser Antrag wurde jedoch von Niemanden unterstüzt, wahrscheinlich aus Bescheidenheit. Er ist aber gewiß passend in einem kleinen Freystaat, der seinen ausgezeichneten Männern und Staatsdienern keine andere Belohnung und Aneiferung zu geben hat, als dergleichen Anerkennung. In Genf ist es nicht wie in großen Staaten. Bey uns reizt und belohnt nicht Rang, Einfluß, Ehre, Orden oder Reichthum. Der Ruhm, so Vielen ein mächtiger Impuls, ist bey uns auf wenige Quadratmeilen beschränkt. Wir haben keine andere Belohnung für unsere um den kleinen Staat verdienten Männer, als ihr Bewußtseyn, genüzt und dem Vaterland ganz ohne Entgeld gedient zu haben. Wäre ihnen nicht eine so geringe Auszeichnung zum Vorbild für die Jüngern und Nachkommen zu gönnen?

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 99:

Waffen.

Charade.

Erste Sylbe.

Ein Geldstück ist es, wohl bekannt,
Sein Ursprung ist im fränkischen Land.

Zweyte Sylbe.

Mein Zweytes ist ein nasser Weg;
Man kommt hinüber ohne Steg.

Das Ganze.

Darin glänzt, hieron sey belehrt,
Ein Tag, der schon viel Jahre währt
Und nimmer sich in Nacht verkehrt;
Der oft ins Feyerkleid sich kleidet,
Dann gleichsam von sich selber scheidet,
Und dennoch bleibt am alten Ort.
Wo ist der Tag? wie heißt mein Wort?

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Mai 1829.

Gebieten ist der stolzen Schönheit Recht.

Racine.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Bernhard von Mergy war kaum einige Tage am Hofe gewesen, dem Admiral von Coligny vorgestellt und von dem König zum Fähnrich ernannt worden, als er mit dem Liebhaber der schönen Diana von Turgis, die vom ersten Augenblick sein Herz gefesselt hatte, in Streit gerieth, weil ihm jener beym Aufheben eines der Gräfin entfallenen Handschuhs zuvorgekommen war. Von einem dienstfertigen, um seine Ehre besorgten Freunde aufgehezt, hatte er den furchtbaren Comminges gefordert, und der Streit sollte den folgenden Tag auf dem pré aux Clercs ausgemacht werden.

* * *

Die Jagd.

Ein Hirsch ward angejagt und floh in das Gehölz; die ganze Jagd folgte, und Mergy bemerkte nicht ohne Erstaunen die Geschicklichkeit, mit welcher die Gräfin ihr Pferd lenkte, und die Unerschrockenheit, mit der sie über alle Hindernisse, die ihr in den Weg kamen, dahin flog. Er verdankte es seinem guten Barber, ihr folgen zu können; allein zu seinem großen Verdrusse begleitete sie der Graf von Comminges, der eben so gut als er beritten war, ebenfalls, und ungeachtet des sausenden Galops, ungeachtet der ganz besondern Aufmerksamkeit, welche er der Jagd widmete, fand er Mittel mit der reizenden Amazone zu reden, während Mergy schweigend seine Leichtigkeit, seine Unbefangenheit, und besonders das Talent beneidete, auf eine angenehme Weise unbedeutende Dinge zu sagen, die nach dem Verdrusse, welchen sie ihm verursachten, die Gräfin wahrscheinlich unterhalten mußten. Uebrigens fanden die beyden Nebenbuhler, von edlem Wetteifer beseelt, keine Hecke zu hoch, keinen Graben zu breit, und liefen mehr als zehnmal Gefahr den Hals zu brechen. Auf einmal lenkte die Gräfin, sich von der Jagd entfernend, ihr Pferd in eine Allee des Gehölzes, welche mit der, die der König und sein Gefolge einschlugen, einen Winkel bildete.

„Was macht Ihr?“ rief Comminges; „Ihr verirrt Euch, hört Ihr nicht die Hörner und Hunde auf jener Seite?“ „Wohl, reitet in die andere Allee, wer hindert Euch?“ Comminges antwortete nichts und folgte ihr; Mergy that dasselbe.

Die Gräfin hatte das Haupt auf die Brust gesenkt und schien in Gedanken verloren. Schweigend erreichten alle drey einen Kreuzweg am Ende der Allee.

„Ist das nicht das Horn?“ fragte Comminges. „Es scheint aus dem Dickicht zu unserer Linken zu kommen,“ sagte Mergy. „Ja es ist das Horn, nun bin ich es gewiß, und sogar ist es ein Bologneser Horn. Hol mich der Teufel, wenn es nicht Pompignan's Horn ist. Ihr könnt nicht glauben, Herr von Mergy, welch ein Unterschied zwischen einem Bologneser Horn und denjenigen ist, die unsre elenden Werkleute in Paris verfertig-

Digitized by Google

hört man weit.“ „Und was für ein Ton! wie voll! wenn die Hunde es hören, so vergessen sie, daß sie zehn Stunden gejagt haben. Hört, die Wahrheit zu gestehen, versteht man nirgends zu arbeiten als in Italien oder in Flandern. Was denkt Ihr zu diesem Kragen à la Wallonne? er paßt sehr gut zu einem Jagdkleide; ich habe Kragen und Krausen à la confusion, um auf den Ball zu gehen; allein selbst diesen Kragen, so einfach er auch ist, glaubt Ihr, daß man ihn in Paris sticken könnte? Nein, er kommt von Breda. Wenn Ihr wollt, so kann ich Euch einige durch einen meiner Freunde, der in Flandern ist, verschreiben — Aber — (er lachte laut auf) — ich bin so zerstreut! Mein Gott! ich hatte ganz vergessen —“

Die Gräfin hielt still: „Comminges, die Jagd ist hier vor uns, und nach dem Horne zu urtheilen, ist der Hirsch seinem Ende nahe.“ „Ich denke Ihr habt Recht, schöne Gräfin.“ „Und wollt Ihr nicht dem Hallali beywohnen?“ „Ohne Zweifel, sonst wäre es um unsern Ruf als Jäger gethan.“ „Wohlan denn, schnell!“ „Ja, unsre Pferde sind wieder zu Athem gekommen; sprengt fort!“ „Ich? ich bin ermüdet; ich bleibe hier, Herr von Mergy wird mir Gesellschaft leisten. Nun, reitet hin.“ „Aber . . .“ „Aber muß man Euch die Sachen zwey Mal sagen? die Sporen gegeben!“ Comminges blieb unbeweglich; eine glühende Röthe überzog sein Gesicht, und er blickte abwechselnd die Gräfin und Mergy mit dem Ausdrucke der höchsten Wuth an. „Frau von Turgis wünscht eine Unterredung unter vier Augen zu haben,“ sagte er mit bitterm Lächeln.

Die Gräfin streckte die Hand nach dem Dickicht aus, von woher man den Hörnerschall hörte, und machte ihm ein sehr bedeutungsvolles Zeichen mit dem Finger. Comminges schien indessen noch nicht geneigt, seinem Nebenbuhler das Feld frey zu lassen. „Es scheint, man muß deutlich mit Euch reden. Verlaßt uns, Herr von Comminges, Eure Gegenwart ist mir lästig. Versteht Ihr mich nun?“ „Vollkommen, gnädige Frau,“ antwortete er wüthend und sezte leiser hinzu: „was aber dieses artige Schooßkindchen betrifft — so soll es Euch nicht lange unterhalten. Lebt wohl, Herr von Mergy, auf Wiedersehen!“ Er legte einen besondern Nachdruck auf die lezten Worte, und seinem Pferde die Sporen gebend, sprengte er davon.

Die Gräfin hielt ihr Pferd, welches ihm nacheilen wollte, an, brachte es in den Schritt und ritt zuerst schweigend fort; sie hob von Zeit zu Zeit den Kopf auf und blickte Mergy an, als ob sie mit ihm reden wollte, und wandte sich dann ab, beschämt, nicht das rechte Wort zum Beginnen ihrer Rede finden zu können. Mergy glaubte sich verbunden, das Gespräch anzufangen. „Ich bin stolz, gnädige Frau, auf den Vorzug, mit dem Ihr mich beehrt.“ „Herr von Mergy — könnt Ihr fechten?“ „Ja,“ antwortete er, erstaunt über diese Frage. „Ich meyne aber gut — — sehr gut?“ „Gut genug für einen Edelmann, und ohne Zweifel schlecht für einen Fechtmeister.“ „Allein hier zu Lande verstehen die Edelleute das Fechten besser als ausgelernte Fechtmeister.“ „In der That habe ich sagen hören, daß manche unter ihnen auf dem Fechtboden eine Zeit verlieren, die sie anderwärts besser anwenden könnten.“ „Besser?“ „Gewiß. Ist es nicht besser sich mit den Damen unterhalten,“ sagte er lächelnd, „als auf dem Fechtboden schwitzen?“ „Sagt mir, habt Ihr Euch schon oft geschlagen?“ „Gott sey Dank, niemals. Aber, gnädige Frau, warum alle diese Fragen?“ „Lernt denn erst, daß man nie eine Frau frägt, warum sie dieß oder jenes thue; dieß ist wenigstens Sitte bey Leuten von guter Erziehung.“ „Ich werde mich darnach zu richten wissen,“ erwiederte Mergy lächelnd, indem er sich bis auf den Hals seines Pferdes bückte. „— Allein — — wie werdet Ihr's morgen anfangen?“ „Morgen?“ „Ja, stellt Euch nicht so erstaunt an.“ „Gnädige Frau . . .“ „Antwortet mir, ich weiß Alles. Antwortet mir!“ rief sie aus, die Hand mit dem Anstande einer Königin nach ihm ausstreckend. Ihre Fingerspitze berührte Mergys Aermel und machte ihn erbeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musik und Dichtkunst in umgekehrtem Verhältnisse.

Ein praktischer Versuch.

In alter Zeit waren die Dichter Sänger, die Sänger Dichter und Wort und Weise ungetrennt. Ob dieser Zustand die Kindheit der Kunst war, ob Dicht- und Tonkunst sich für immer getrennt haben, ob wir wieder wie die Kinder werden sollen, ist eine Untersuchung, die keine Theorie und nur die Kunst selbst, im Laufe der Zeiten, praktisch zu Ende führen kann. Indessen bleibt es Thatsache, daß da, wo beyde getrennten Künste späterhin nach ursprünglicher Verbindung strebten, es immer das Gedicht war, welches die Musik hervorrief: Werke der Lyrik, der Epik, der Dramatik wurden in Musik gesezt. Diese Ordnung scheint auch die einzig mögliche zu seyn, indem der Musiker, der auf dem unbegrenzten Tonmeere dunkel-tiefer Empfindungen dahinwogt, des verständigen Wortes als Leitstern bedarf. Sollte es aber nicht auch möglich seyn, daß sich das lichte Wort, Gestirnen gleich, in dem Tonmeere musikalischer Empfindung reflektirte und so zu einem tieferen Selbstbewußtseyn käme? Sollte der Dichter nicht auch durch Musik zu einer bestimmten Dichtung veranlaßt werden? Unläugbar begeistert die Macht harmonisch-melodischer Töne jeden ächten Künstler; ob aber zu einem bestimmten, der eben gehörten Musik angemessenen Gedichte — dieses dürfte bezweifelt werden. Dennoch

Digitized by Google

schwebte mir immer die Möglichkeit vor der Seele, daß die gewohnte Ordnung umzukehren wäre, daß man nicht nur Worte unter ein einzelnes Gesangstück legen könne, welches schon häufig geschehen ist, sondern daß ein begeisterter und erfahrungsreicher Musiker ein vollständiges dramatisches Werk, ein Oratorium, oder selbst eine Oper schreiben möchte, wo ich dann, wenn mich die Musik verständlich und lebendig anspräche, es versuchen wollte, einem solchen Tonwerke ein analoges Gedicht unterzulegen. So manchem Komponisten ich indessen diesen Gedanken auch mittheilte, so fand sich doch, selbst unter denen, die ihn billigten, keiner, der sich zu dessen Ausführung entschloß.

Den Kennern der Dicht- und der Tonkunst widme ich nun vorläufig einen Versuch hier, wenn auch nicht zu einer innigen Verschmelzung, doch zu einer verwandtschaftlichen Beziehung beyder Künste: nämlich eine bestimmte Dichtung, die ihr Daseyn einer bestimmten Musik verdankt, und zwar einer Instrumentalmusik, einer Gattung, die sich, als völlig von dem Worte abgetrennt, als reines Tonwerk darstellt. Worte also konnten weder dieser Musik untergelegt, noch gesprochen von ihr begleitet werden. Tonwerk und Dichtung sollten selbstständig für sich bleiben, und beyde ihren Einheitsquell nur in dem gleichen Stoffe haben, ihre fortwährende Beziehung auf einander nur durch die Aehnlichkeit der innern Form, durch möglichst gleiche Gefühlssteigerung und Gedankenfolge darthun. Um meine Intention vollkommen wahrzunehmen, müßte erst das Instrumentalwerk, und dann die Dichtung vorgetragen werden. Hier, um mich doch einigermaßen verständlich zu machen, vermag ich nur ein unzulängliches Schema des Instrumentalwerks zu geben. Es ist dieses eine Fuge, von Herrn Felix Mendelssohn-Bartholdy, nach seiner eigenen Aussage in nächtlicher Stunde am Krankenlager eines Jugendfreundes gesezt. Der Baß beginnt das einfach-ruhige Thema in langsam getragenem Tempo, andere Stimmen nehmen es, sanft eintretend auf, und der Charakter des Ganzen bleibt eine Zeit lang ruhig und bewältigend, bis das Thema sich umkehrt. Nun folgt eine allmählige Steigerung, sowohl der Verschlingung der Melodie als der harmonischen Tonfolge und des Wechsels und der Fülle rhythmischer Figuren, bey immer zunehmender Menge rascher Noten und anschwellendem Forte. Wann diese Steigerung, die ununterbrochen anwachsend den bey weitem größten Theil des Tonwerks einnimmt, wann nun endlich diese Steigerung ihren höchsten, schwindelnden Gipfelpunkt erreicht hat, tritt die Beruhigung (die Katharsis) dadurch ein, daß plötzlich mitten und zwischen dem Sturm flutender Klänge ein Choral, wie aus weiter Himmelsferne, sich hören läßt, der nach und nach Stimme um Stimme bewältigt und in sich aufnimmt, so daß er endlich in voller Kraft der Erhebung siegreich ertönt, bis er zulezt mit einem Nach- und Wiederhall des Themas verklingt.

In dem hier folgenden Gedichte habe ich, wie gesagt, mich bemüht, die innere Form des Tonwerks durch möglichst gleiche Gedankenfolge, Gefühlssteigerung und endliche Katharsis abzubilden. Eine leere Nachahmung der Musik aber durch gesuchte Entfernung verständiger und verständlicher Gedanken zu erzielen, war nicht meine Intention. Dahingegen habe ich es nicht versäumt, durch Wiederholung, Reminiscenz und Anklang auch der äußern Form des Tongedichts nachzustreben. Der Kenner möge diesen vorläufigen Versuch beurtheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Es wird wohl wenige Städte in Deutschland geben, welche seit Menschengedenken eine so bedeutende Umwandlung erhalten haben, als die alterthümliche Hauptstadt Böhmens. „Sonst" und „Jezt" sind ein Paar inhaltschwere Worte für Prag, die sich bey der sinnlichen Beschauung, so wie bey der Betrachtung des Lebens, der Wissenschaft und Kunst wiederholen. Was die äußere Gestaltung der Stadt betrifft, muß allerdings das „Jezt" den Preis erringen. Wer Prag nur zehn bis zwölf Jahre nicht gesehen hat, wird sich verwundern über die neuen Bauten, die sich erheben, die vermehrte Bequemlichkeit und die Verschönerungen aller Art (zu welchen noch im lezten Jahr die Verwandlung einiger Theile des Stadtwalls in eine freundliche Promenade durch den Grafen von Chotek hinzugekommen ist). Ja er wird die Stadt an manchen Stellen nur schwer wieder erkennen. Auch die Bevölkerung und mit ihr, natürlich, die Lebhaftigkeit auf den Straßen hat so bedeutend zugenommen, daß wohl schwerlich Jemand im gegenwärtigen Augenblicke Prag eine „stille Stadt" nennen möchte, wie es sonst gewöhnlich der Fall war. Aber der tiefer Eindringende in Leben und Gesittung einer Stadt und ihrer Bewohner dürfte in vielen Fällen die Reize des „Sonst" vermissen. Am Auffallendsten wird die Veränderung im gesellschaftlichen Leben fühlbar. Dieses hat sich zwar in der neuesten Zeit mit manchem äußern Flitter behangen, den es „sonst" kaum kannte; doch ist ächter Glanz und Fülle darüber zu Grunde gegangen. Wenn nun Prag „jezt" eigentlich fast gar keine Geselligkeit, wenigstens keine umfassende und öffentliche besizt, so liegt der Grund davon nicht allein in der Abnahme des allgemeinen Wohlstandes. Dieser trägt wohl auch einen Theil der Schuld; allein das größere Uebel in dieser Hinsicht ist die von Jahrzehend zu Jahrzehend zunehmende Vereinzelung der Stände, die entschiedene Absonderung des Adels von den gebildeten Bürgerklassen, welche lezteren nur dann mit ihm in Berührung kommen, wenn sie gleich ihm ihre Börsen zur Beförderung irgend eines wohlthätigen Zweckes öffnen. Im hellsten Lichte zeigt sich diese Trennung der Stände im Karneval, welches sonst alle Stände in hellem Frohsinn vereinte. Auf den Bällen des Freyherrn von Breitfeld tanzte der höchste Adel ganz unbedenklich an der Seite der bedeutenden Kaufleute, Beamten und der Söhne und Töchter der ge-

Digitized by Google

bildetern Bürgerhäuser. Selbst zu den adelichen Gesellschaftsbällen wurden, nebst dem Militär, die ausgezeichneten Staatsbeamten, Räthe u. s. w. nebst ihren Frauen geladen. Sogar in den bunten Haufen der gemischten Redoutengesellschaft mischten sich die Vornehmen gern und oft. Sie erschienen dort in gewählten Charaktermasken und bildeten eigene nationale oder Idealmaskenquadrillen. Manche Dame verschmähte es nicht, in dichte Schleyer tief verhüllt, in traulich kosendem Maskenscherz mit dem bürgerlichen Jüngling sich für den Zwang der Etikette zu entschädigen, den ihr die Pflichten ihres Ranges auferlegten. Am Morgen war Alles wieder vergessen und kein Gesetz der Sitte beleidigt. So war es „sonst.“ Jezt sind die Unterhaltungen des Adels ein Samielscher Zauberkreis, den kein Uneingeweihter überschreiten darf, und der kleine Cirkel jener ersten Familien der Stadt, welche den Ton angeben, bildet in den gröbern Versammlungen wieder einen Staat im Staate, aus dem der geringere Adel verbannt bleibt. Ja sogar die Bürgerlichen vom Militär, denen sich doch selbst der Gesellschaftskreis des Monarchen öffnet, haben die adelichen Fräulein durch so artig und unartig gestochtene Körbchen aus dem Heiligthume der adelichen Gesellschaftsbälle verscheucht, daß sie dieselben nur von ihrem General — kommandirt besuchen, und beynahe frober sind, wenn der Balldienst vorüber ist, als wenn sie die Kasernen-Inspektion (die doch nicht unter die angenehmsten Geschäfte gehören mag) überstanden haben. Leider hat der Mittelstand Prags weder Reichthum, noch Einigkeit und Selbstständigkeit genug, um aus sich einen allgemeinen Gesellschaftskreis zu bilden. So vereinzelt sich Alles und jede einzelne Abtheilung des Ganzen schäzt es sich für eine Ehre, wenn Personen vom Adel es nicht verschmähen, an ihren Belustigungen Theil zu nehmen. Daß Verhältnisse dieser Art allen öffentlichen Karnevalsunterhaltungen den Untergang bringen müssen, ist natürlich. Sonderbar finde ich es dagegen, daß das Geschäft, das Vergnügen des Publikums zu fördern, größtentheils in den Händen der Jugend liegt. Studierende sowohl als Kadetten u. s. w. geben Bälle, was auf das Widersprechendste mit manchen Maßregeln und Beschränkungen gegen die studierende Jugend kontrastirt.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, April.

(Beschluß.)

Wenn es dem unermüdlichen Sellon gelingt, durch sein wiederholtes Reden und seine Anträge die Abschaffung der Todesstrafe in unserm Kanton zu bewirken, so verdient sein Name vorzugsweise die Ehrenstelle an den Wänden des Conseil représentatif. Wir sind aber lange noch nicht so weit hier, wiewohl Eine Bemerkung doch Viele nachdenklich macht. Nirgends steht die Todesstrafe auf weniger Verbrechen als in Frankreich, und doch ergab sich dort 1826 Folgendes: In den lezten sechs Monaten jenes Jahrs wurden neun Todesurtheile gesprochen, die ungesezlich gewesen und bey einem neuen Verfahren aus irgend einem Grund umgestossen worden wären; sie wären vollzogen, es wären neun Menschen ungesezlich ums Leben gebracht, so zu sagen von der Justiz gemordet worden, wenn sich durch Zufall nicht größere oder geringere Fehler in den Proceduren gefunden hätten. Da nun ein Kassationshof besteht, der bey dem geringsten Irrthum oder Fehler in der Procedur die Todesurtheile umstößt, und da die Ergreifung des Kassationsrechtsmittels jedem Verbrecher zugänglich ist, so liegt darin eine Garantie mehr gegen ungerechte Hinrichtungen. Möglich bleiben aber diese doch immer und darum bin auch ich für Abschaffung der Todesstrafe, die nichts ungeschehen machen kann. Nach und nach kömmt man doch der Wahrheit näher und es läßt sich auch in dieser Beziehung bey uns Gutes hoffen, wenn man bedenkt, welche Schritte, Eroberungen könnte man es nennen, Genf seit fünfzig Jahren in Sachen der Justiz und der Humanität gemacht hat. Vor der Revolution hatten wir gar keine peinlichen Gesetze, die sich mit den heutigen vergleichen ließen. Die Richter sprachen gegen die Schuldigen und erkannten Strafen, die sie ungefähr für passend hielten oder die aus fernen Jahrhunderten überliefert und dadurch gleichsam heilig gesprochen waren. So hing man flugs weg für Diebstähle, wie wir zu Calvins Zeiten für Ketzerey verbrannten, a sempre bene. Als später Genf an Frankreich kam, so mußte es auch seinem Kriminalkodex folgen. Dieß Gesetzbuch ist streng und blutig, aber doch genau bestimmt, und es wurde zum erstenmal als Grundsaz aufgestellt: Alles, was durch das Gesez nicht unter namhafter Strafe verboten ist, kann nicht als Vergehen angesehen werden. Gleich nach der Restauration, in der Morgenröthe der Freyheit, sah man ein, daß der Napoleonsche Code pénal für uns viel zu hart und streng sey. Daher strich man daraus fürs Erste alle Minimums der Strafen weg, behielt jedoch das Gesetzbuch selbst provisorisch und bis zur Aufstellung eines neuen bey. Im Jahr 1816 machte Sellon seinen ersten Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe. Damals war aber der Uebergang noch zu schnell; es gab auch noch nichts Passendes an deren Stelle. Die Prison pénitentiaire bestand noch nicht. Jezt ist dieß schon ganz anders; seit drey Jahren ist diese treffliche Anstalt in Genf und zeigt täglich trefflichere Folgen und erfreulicheren Einfluß auf die Moralität der Sträflinge. Darum hat Sellon seit 1826 seinen Antrag jährlich zweymal beym Conseil représentatif erneuert und den Preis wegen Abschaffung der Todesstrafe ausgesezt, den bekanntlich der Advokat Lucas in Paris gewann. Bey jeder Gelegenheit zeigt der wackere Mann seinen auf begeistertes Studium des Gegenstandes gegründeten Eifer, in Verbindung mit den Grundsäzen der Philosophie und des Christenthums, um seine Mitbürger über diesen Gegenstand aufzuklären. Freylich ist er noch weit vom Ziel und gegen ihn spricht noch eine bedeutende Majorität in den Conseils der Republik. Indessen hat sich doch schon eine heildenkende Minorität gebildet, die seine Grundsäze vertheidigt; sie nimmt täglich zu. Vor zehn Jahren dachte noch Niemand daran, den Nuzen und die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe zu bezweifeln; jezt sind schon Alle darüber einverstanden, daß sie nur in sehr wenigen Fällen und da mit aller Vorsicht angewendet werden darf. Darum sind auch in dem Projekt unsers neuen Strafgesetzbuchs nur sechs Kapitalverbrechen angenommen. Manche wünschen gänzliche Abschaffung der Todesstrafe; Viele meynen, die Sache sey noch nicht zur Entscheidung reif; diese sind aber auch schon bald gewonnen; Zeit, gute Gründe und Erfahrungen werden sie der menschlichen Sache zuwenden. Am meisten aber ist zu hoffen von den jungen Männern unserer Tage, die nicht mehr an den hergebrachten Gewohnheiten und Vorurtheilen der Vorzeit hängen. Sellon geht noch weiter. Er glaubt, daß nach allgemeiner Abschaffung der Todesstrafe in Europa auch aller Offensivkrieg aufhören und die goldene Zeit eintreten wird, wo die hohen Mächte ihre Streitigkeiten vor einem Bundes- oder Amphyktionengericht entscheiden lassen werden, zu dem der heilige Bund in seiner Ursprünglichkeit schon einen herrlichen Anfang bildete, die Erneuerung von Heinrichs IV. Idee.

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. Mai 1829.

— Wie die schwang're Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennet
Das luft'ge Nichts, und gibt ihm festen Wohnsitz.
Shakespeare.

Musik und Dichtkunst in umgekehrtem Verhältnisse.

(Beschluß.)

Nachtwache am Krankenlager eines Freundes,
eine Fuge von Felix Mendelssohn-Bartholdy.
In Worte gesetzt von Ludwig Robert.

Die Welt umher, sie ruht bewegungslos
In dem geheimnißvollen Riesenschooß
Der stillen, dunkeln Nacht.
Da ist nun Wild und Heerde, Wurm und Aar,
Und was in Luft, Meer, Feld lebendig war,
Zur Ruhe längst gebracht.
Die Wälder ruh'n, von Schlummer lind besiegt,
Der West hat sanft die Blüthen eingewiegt,
Die Quellen rieseln sacht.
Schlaf, süßer Schlaf erquickt rings die Natur,
Inwährend, ach! mein armer Kranker nur
Hier qualvoll-leidend wacht.

Gleich! — Was fehlt Dir? Theurer! Lieber! —
Nein, im Fieber rief der Arme.
Herr, erbarme seiner Dich
Gnädiglich! —
O Gott, wie ruh't so leidenlos
Die Welt im stillen Mutterschooß
Der dunkeln Nacht;
Indeß mein armer Kranker nur,
Im grausen Kampf mit der Natur,
Schwerleidend wacht. —

Gleich! Was fehlt Dir? Theurer! Lieber!
Ach, im Fieber ruft er: Erbarmen!
Kann Dir Armen den brennenden Schmerz,
Wie mir das Herz Dein Schmerz auch bricht,
Lindern nicht! —

Warum nicht? Kräftig wallt mein Blut!
Fühle mich stark und jung!
Habe Gesundheit und Muth,
Und Liebe genung,
Um von des Freundes bedroh'tem Leben
Die lastenden Plagen
Hinwegzuheben,
Und still zu tragen
Der Krankheit Pein
In freudiger Ergebenheit! — —
Aber die starre Unmöglichkeit
Ruft ihr grauses Nein!
Sein Schmerz ist sein! —

Er stöhnt! Was fehlt Dir, Lieber?
Das Fieber quält Dich? O Du Armer!
Der Allerbarmer möge Dein
Barmherzig seyn!

Ruhen Felder doch und Wälder,
Lind von lauer Nacht besiegt;
Aehren hangen, schlafumfangen,
Sanft auf schwankem Halm gewiegt;

Silberwellen träumend fließen,
Laden rieselnd ein zu Ruh',
Und des Frühlings Kinder schließen
Ihre tausend Augen zu.

Schuldlose Frühlingskinder!
Ihr schlummert lind;
Und ist mein Freund denn minder
Ein schuldloses Kind?
Jung wie die Blüthe
Im rosigen Morgenschein,
Ein Herz voll Güte,
Und wie die Lilie rein,
Und wie das Veilchen bescheiden,
Und so zu leiden
In Flammenpein! —

Er stöhnt. — Was fehlt Dir Lieber?
Ich frage? Brennendes Fieber,
Todbringendes, ohn' Erbarmen,
Flammt aus des Armen
Geängsteter Brust
Zum glühenden Haupt;
Und erst bewußt,
Nun sinnberaubt,
Krampft er die Glieder
Schrecklicherweise,
Und sinkt dann nieder,
Und wimmert leise.

Doch unbekümmert und mitleidlos
Verfolgt gesetzlich die Natur
Stets ihres Riesenkreises Spur,
In des Alls unendlichem Schooß.
Wie unser Loos auch gefallen,
Was uns das Schicksal auch raubt,
Die Sterne leuchten und wallen
Ruhig über des Menschen Haupt.

Sonnen in ewiger Ferne,
Die ich gewahre hier,
Stillniederblickende Sterne,
Löset das Räthsel, das furchtbare, mir!
Laßt es da droben mich lesen
In eurer goldenen Himmelsschrift:
Warum hier schuldlose Wesen
So grauses Unheil trifft?
Könnt' ich bewaffnen mein Auge, das trübe
In Thränen des Mitleids schwimmt,
Zu schauen den Gott der Liebe,
Zu schauen, warum er ergrimmt.....?

Horch! — Es erklingen
Die rollenden Sphären;
Heilige Lehren
Zum Herzen dringen.

Du willst den Erdenblick bewaffnen?
Du legst uns Räthselfragen vor?
Du willst Ihn schau'n, den Unerschaffnen?
Wird Mitleid Wahnsinn? Blöder Thor! —
Den unentfaltet-ewig-Einen
Hat keine Seele noch gewahrt;
Als Vater nur hat Er den Seinen
In Sohn und Geist sich offenbart.
Frey soll der Geist durch Leiden werden,
Los winden sich vom Schein der Welt;
Drum hat der Sohn sich selbst auf Erden
Als Leidensbeyspiel aufgestellt.
Erhebt in euren herben Schmerzen,
In Bangigkeit und Angst und Grau'n,
Erhebt zum Vater nur die Herzen,
So blüh't aus Schmerzen Gottvertrau'n;
Und schauen werdet ihr das Wesen,
Und schwinden wird der Wandelschein,
Von jedem Erdenleid genesen,
Der Geist schon hier im Himmel seyn. —

Er ruft! Du lächelst? Theurer! Lieber!
Hast Du noch Fieber, Armer?
Zum Allerbarmer laß uns treten,
Und beten an dem Altar unsrer Herzen,
In Erdenschmerzen! —

Vater Du! Wie Du Dich selbst genannt
Durch Jesum, Deinen eingebornen Sohn,
In Nacht und Mißgeschicke
Sind unsre Seelenblicke
Vertrauungsvoll emporgewandt
Zu Deinem lichten Gnadenthron.
Vater! dessen Kinder wir ja sind,
Dein heil'ger Wille möge stets geschehn.
Ja nur Dein heil'ger Wille;
Doch nie und nie erfülle,
Was wir, für unsre Heilung blind,
In kindischer Beschränkung fleh'n.
Vater, Dank! Jedwede Noth entflieht,
Wenn man sich Deinem Willen übergibt.
Fest auf die Gnade bauen,
Läßt uns den Vater schauen,
Der, selbst wann Er uns streng erzieht,
Uns doch unendlich huldvoll liebt.
Vater, Dank! Für Beten in der Noth!
Und für den Blick in uns zu Dir empor!
Was ist die Qual des Kranken
Bey himmlischen Gedanken?
Erschließt ihm doch der dunkle Tod
Des Paradieses Strahlenthor!

Digitized by Google

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

„Ich werde mein Bestes thun," sagte Mergy endlich. „Eure Antwort gefällt mir. Sie kömmt weder von einem Feigen noch von einem Raufer. Allein wißt Ihr, daß Ihr für Euer Probestück mit einem sehr furchtbaren Menschen zu thun haben werdet?" „Was wollt Ihr? ich werde ohne Zweifel sehr verlegen seyn; so wie ich es jezt bin," sezte er lächelnd hinzu; „ich habe bis jezt nur Landmädchen gesehen, und bey meiner ersten Erscheinung am Hofe befinde ich mich unter vier Augen mit der schönsten Frau in Frankreich." „Sprechen wir ernsthaft; Comminges führt den besten Degen an diesem Hofe, an dem so viele gute Fechter sind. Er ist der König der Raffinirten." „So sagt man." „Wohl denn! seyd Ihr nicht ein wenig unruhig?" „Ich wiederhole es, ich werde mein Bestes thun. Mit einem guten Degen muß man niemals verzweifeln, und vorzüglich mit der Hülfe Gottes!" „Die Hülfe Gottes!" unterbrach sie ihn mit verächtlicher Miene; „seyd Ihr nicht ein Hugenotte, „Herr von Mergy?" „Ja, gnädige Frau," antwortete er ernsthaft, wie es immer seine Gewohnheit auf eine solche Frage war. „Folglich lauft Ihr größere Gefahr als ein anderer." „Und warum das?" „Sein Leben aussetzen ist nichts, Ihr aber setzet mehr als das Leben aus — Eure Seele." „Ihr schließt nach den Lehren Eurer Religion; die meinige ist beruhigender." „Ihr spielt ein gewagtes Spiel. Eine Ewigkeit voll Pein auf einen Wurf!" „Auf alle Fälle käme dieß auf Eins heraus; denn stürbe ich morgen als ein Katholike, so würde ich doch in einer Todsünde sterben." „Darüber läßt sich vieles sagen, und der Unterschied ist groß," rief sie ärgerlich, daß Mergy ihr einen Grund entgegensezte, der ihrem eigenen Glauben entnommen war; „unsre Geistlichen würden Euch erklären . . . ." „Ohne Zweifel, gnädige Frau; denn sie erklären alles; sie nehmen sich die Freyheit, die heilige Schrift nach Gefallen zu verändern. Zum Beyspiel—" „Lassen wir das. Man kann nicht einen kleinen Augenblick mit einem Hugenotten reden, ohne daß er bey jeder Gelegenheit die heilige Schrift anführt." „Das kömmt daher, daß wir sie lesen, während sogar Eure Priester sie nicht einmal kennen; doch reden wir von etwas anderm. Glaubt Ihr, daß der Hirsch bald gefangen seyn wird?" „Ihr hängt also sehr fest an Eurer Religion?" „Ihr fangt selbst wieder an, gnädige Frau." „Ihr haltet sie für gut?" „Weit mehr als das, ich halte sie für die beste, für die einzig gute; wäre dieß nicht, so würde ich morgen eine andere annehmen." „Euer Bruder hat eine andere angenommen." „Er hatte seine Gründe, katholisch zu werden; ich habe die meinigen, Protestant zu bleiben." „Sie sind alle verstockt und taub gegen die Stimme der Vernunft!" rief sie zornig aus. „Es wird morgen regnen," sagte Mergy, gen Himmel blickend. „Herr von Mergy, meine Freundschaft für Euren Bruder und die Gefahr, in der ich Euch sehe, flößen mir Theilnahme für Euch ein" — Er verbeugte sich ehrerbietig. „Ketzer, wie Ihr, glauben nicht an Reliquien?" Er lächelte. „Und würden sich zu beflecken glauben, wenn sie eine berührten?" fuhr sie fort — „würdet Ihr Euch weigern sie zu tragen, wie wir Katholiken thun?" „Diese Gewohnheit scheint uns zum wenigsten unnütz." „Höret. Einer meiner Vettern hing einmal eine Reliquie einem Jagdhunde an den Hals und schoß dann auf zehn Schritte eine mit grobem Schrot geladene Büchse auf ihn ab." — „Und der Hund fiel?" — „Nicht ein einziges Schrotkorn berührte ihn." „In der That, das ist bewundernswerth! ich möchte wohl ein solche Reliquie haben." „Wirklich? und würdet Ihr sie tragen?" „Ganz gewiß; da die Reliquie einen Hund vor dem Schusse bewahrte, so muß sie vielmehr — doch, ist es auch gewiß, daß ein Ketzer so viel werth ist, wie der Hund eines Katholiken?"

Ohne auf ihn zu hören, knüpfte die Gräfin schnell ihr enges Leibchen auf. Sie zog eine kleine, sehr flache goldne Dose, an einem schwarzen Bande hängend, aus dem Busen. „Hier," sagte sie, „Ihr habt mir versprochen sie zu tragen. Eines Tages werdet Ihr sie mir wieder geben." „Wenn ich es vermag, gewiß." „Doch höret; Ihr werdet Sorge dafür tragen? — keine Entweihung! Ihr werdet die größte Sorge dafür tragen!" „Sie kömmt ja von Euch, gnädige Frau." Sie gab ihm die Reliquie, die er um den Hals hing. „Ein Katholik hätte der Hand gedankt, die ihm diesen heiligen Talisman gab." Mergy ergriff ihre Hand und wollte sie an seine Lippen drücken. „Nein, nein! es ist zu spät." „Bedenket, daß mir vielleicht niemals wieder ein solches Glück widerfährt." „Ziehet mir den Handschuh aus," sagte sie und reichte ihm die Hand.

Indem er den Handschuh auszog, glaubte er einen leichten Druck zu fühlen. Er drückte einen brennenden Kuß auf diese schöne weiße Hand. „Herr von Mergy," sagte die Gräfin mit bewegter Stimme, „wollt Ihr denn bis zum lezten Augenblick in Eurem Eigensinn beharren? Und gibt es kein Mittel, Euch zu rühren? Werdet Ihr Euch endlich durch mich bekehren lassen?" „Ich weiß nicht," erwiderte er lachend, „bittet mich recht schön und recht lange. Gewiß ist es, daß Niemand als Ihr mich jemals bekehren kann." „Sagt mir offenherzig — wenn eine Frau — nun — welche gewußt hätte — —" Sie hielt inne. „Welche gewußt hätte?" — „Ja, — die Liebe zum Beyspiel, die Ihr für eine Frau von einer andern Religion als die Eurige fühltet — könnte eine solche Liebe Euch nicht bewegen? — Gott bedient sich verschiedener Mittel." „Und Ihr wollt, daß ich Euch freymüthig und ernsthaft antworte?" „Ich fordere es." Mergy senkte das Haupt und zögerte zu antworten. In der That suchte er eine ausweichende Antwort. Frau von Turgis kam ihm auf eine Weise entgegen, die er nicht zurückzuweisen

wünschte. Auf der andern Seite sträubte sich sein Gewissen, das noch an den Vorurtheilen der Provinz klebte.

„Ich höre das Hallali," rief auf einmal die Gräfin, ohne diese so schwierige Antwort abzuwarten. Sie gab ihrem Pferde einen Peitschenhieb und flog sogleich im Galopp davon; Mergy folgte ihr, ohne ferner einen Blick oder ein Wort von ihr erhalten zu können.

In einem Augenblicke hatten sie die Jagd eingeholt. Der Hirsch hatte sich in einen Teich geworfen, aus dem man ihn mit Mühe herausgetrieben. Einige der Herren waren abgestiegen und mit langen Stangen bewaffnet hatten sie das arme Thier gezwungen, seinen Lauf aufs Neue zu beginnen. Allein die Kälte des Wassers hatte die Erschöpfung seiner Kräfte vollendet. Keuchend kam er aus dem Teiche heraus und lief schwankend dahin. Die Hunde schienen im Gegentheile neuen Muth gewonnen zu haben. In einer kleinen Entfernung von dem Teiche strengte der Hirsch, welcher fühlte, daß es ihm unmöglich sey, durch die Flucht zu entkommen, seine lezten Kräfte an, und sich mit dem Rücken gegen eine große Eiche stemmend, stellte er sich muthig den Hunden entgegen. Die ersten, die ihn anzugreifen wagten, wurden in die Luft geworfen oder ihnen die Bäuche aufgeschlizt; ein Pferd mit seinem Reiter ward unsanft zu Boden gestürzt. Menschen, Pferde und Hunde waren nun vorsichtig gemacht und bildeten einen weiten Kreis um den Hirsch, doch ohne es zu wagen, sich seinem drohenden Geweih zu nähern. Rasch sprang da der König vom Pferde, schlich sich geschickt mit dem Hirschfänger in der Hand um die Eiche herum und schnitt mit einem Hieb dem Hirsche die Kniesechsen durch. Einen kläglichen Schrey ausstoßend, stürzte dieser nun zu Boden. Augenblicklich warfen sich mehr als zwanzig Hunde auf ihn, und ihn beym Halse, bey der Nase und bey der Zunge packend, hielten sie ihn unbeweglich nieder. Helle Thränen flossen aus seinen Augen.

„Ruft die Damen herbey!" rief der König. Die Damen näherten sich; fast alle waren vom Pferde gestiegen. „Hier, Parpaillot!" sagte der König und stieß dem Thiere den Hirschfänger in die Seite, indem er die Klinge in der Wunde umdrehte, um sie zu erweitern. Das Blut sprizte mit Heftigkeit in die Höhe und bedeckte das Gesicht, die Hände und Kleider des Königs.

Parpaillot (Spitzkopf) war ein Schimpfname, mit dem die Katholiken oft die Kalvinisten belegten. Dieser Ausdruck und die Art, wie er hier angewandt wurde, mißfiel Vielen in der Gesellschaft, während er von Andern mit Beyfall aufgenommen wurde.

„Der König sieht wie ein Fleischer aus," sagte der junge Teligny, der Schwiegersohn des Admirals, ziemlich laut und mit dem Ausdrucke des Abscheues.

Gutmüthige Seelen, wie sich deren doch immer einige am Hofe vorfinden, verfehlten nicht, diesen Ausdruck dem Monarchen zu hinterbringen, der ihn im Gedächtniß behielt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Fortsezung.)

Ohne im Geringsten eine politische Gefahr dabey zu ahnen, scheint mir diese Beschäftigung in anderer Hinsicht nicht recht passend für junge Leute. Diese entziehen durch dieselbe einen Theils ihren Studien viel mehr Zeit (da insbesondere die Prüfungen meist in die Fastenzeit fallen), als wenn sie blos die Vergnügungen des Karnevals genössen und deren Arrangement Andern überliessen; andern Theils ist es nicht leicht möglich, im Jünglingsalter all die Umsicht zu haben, die dazu erfordert wird, eine solche Versammlung zu vereinigen und den Collisionen auszuweichen, die damit verbunden sind. Die Jugend zerhaut gerne den gordischen Knoten und erzeugt Dissonanzen, wo nur Harmonie herrschen soll.

Unsere Redouten, seit Jahren mehr geflohen als aufgesucht, schienen in der neuesten Zeit eigentlich den Begriff einer Maskerade zu parodiren. Traurig und lautlos schwankten die armselig und geschmacklos verlarvten Zerrbilder herum und wurden, statt Andere zu necken und Neugier und Frohsinn zu erregen, vom rohen Muthwillen der männlichen Jugend aufs Grausamste mißhandelt. Auch fiel es Niemand mehr ein, eine Maske zu tragen, so lange er einen anständigen Frack besaß, in dem er sich der Welt zeigen konnte. Im laufenden Jahre wurden die Redouten wieder etwas mehr besucht. Die Direktion der ständischen Bühne, zu deren Regalien jene gehören, hat Maskenzüge veranstaltet, die jedoch nicht eben glänzend waren und daher weder bey der eleganten Welt, noch beym Adel die verschollene Maskenlust aufs Neue erzeugen konnten. Auch waren die Mitglieder jener Aufzüge meist so schweigsam, wie die übrigen Masken, höchstens machten Arlequin und Pulcinell einige Bocksprünge, Pierrot haranguirte irgend eine komische Karrikaturmaske oder ein paar Juden erlustigten die Zuschauer durch ein possierliches Kampfduett.

Nachdem ich nun dem Prager Karneval schon so viel Raum vergönnt, muß ich doch auch noch der Art erwähnen, wie das Ballvergnügen genossen wird. In dem grellen Modetostüme à la Giraffe erscheinen die Damen, die Herrn in einfacherer Kleidung, doch mit den ungestalteten Claquehüten ausgerüstet, die sie selbst beym Tanze nicht ablegen, daher in der Cravatte keine Hand zu rechen haben und beym Walzen, dieselbe weit hinausstreckend, fliegenden Meilenzeigern gleichen. Und der Tanz selbst! Was würden unsere Großväter und Großmutter zu den heutigen bacchantischen Tänzen sagen, deren Exzentrizität schon den Walzer, ja selbst den gemüthlichen Ländler anstößig fand, blos weil Tänzer und Tänzerin in zu vertrauter Umschlingung miteinander die Reihen hinabglitten?

Wenn die rauschenden Klänge des Karnevals verhallt sind, tritt die ernste Fastenzeit ein, die größtentheils der Tonkunst und der Mildthätigkeit gewidmet ist. Sie trägt nicht wenig zu dem Ruhme bey, daß Prag mehr als irgend eine deutsche Stadt Privatanstalten zur Linderung der menschlichen Noth besizt und sich in dieser Hinsicht mit vielen englischen messen darf. Auch heuer ritten die jungen Adelichen Carroussel zum Besten der Elisabethiner-Nonnen (die theatralischen Ausstellungen zum Vortheil der barmherzigen Brüder, die sonst im Gräflich Clam-Gallasschen Hause statt fanden, sind noch ausgesezt) und für das Blindeninstitut, die Taubstummen, Hausarmen, Wittwen und Waisen aller Bürgerklassen u. s. w. wird gesungen, konzertirt und bellamirt u. s. w. Daß es mit den eigentlichen Kunstleistungen all dieser musikalischen Akademien nicht viel auf sich hat und sie dem Dilettantismus ein weites Feld darbieten, sich breit zu machen und den Wohlthätern Gelegenheit zu geben, nebst der Tugend der Mildthätigkeit auch zugleich jene der Nachsicht und Geduld zu üben, ist leicht zu begreifen. Schon Lessing sagte ja: „Die Kunst geht nach Brod!" und das: „Point d'argent, point de suisse" bewährt sich vielleicht nirgends so vollkommen, als bey den Tonkünstlern. Doch der Zweck heiligt hier die Mittel und Niemand wird die Bereitwilligkeit des Prager-Publikums zur Unterstüzung solcher Anstalten verkennen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Mai 1829.

Mit Sühnungsworten wird hier nichts gerichtet;
So bitt'rer Schimpf wird niemals gutgemacht.

Corneille,
Le Cid.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Der Raffinirte auf dem Pré aux Clercs.

Trotz der Ermattung von der Jagd, brachte Mergy einen guten Theil der Nacht schlaflos zu. Ein hitziges Fieber regte ihn auf und quälte seine rastlose Einbildungskraft. Tausend Gedanken, welche durchaus keine oder nur wenige Beziehung auf sein bevorstehendes Abenteuer hatten, belagerten und verwirrten seinen Sinn; mehr als einmal bildete er sich ein, das Fieber sey nur das Vorspiel einer heftigen Krankheit, die sich nach wenigen Stunden erklären und ihn an sein Lager fesseln werde. Was würde dann aus seiner Ehre? was würde die Welt sagen? und besonders Frau von Turgis und Comminges? er hätte viel darum gegeben, wenn der Augenblick des Zweykampfs schon da gewesen wäre.

Bey Sonnenaufgang fühlte er glücklicher Weise, daß die Hitze seines Bluts sich legte, und er sah ohne Unruhe dem, was ihm bevorstand, entgegen. Gelassen kleidete er sich an und verwandte sogar einige Sorgfalt auf seinen Anzug. Es schwebte ihm vor, die schöne Gräfin eile auf den Kampfplatz und finde ihn leicht verwundet, sie verbinde ihn mit eigener Hand und mache kein Geheimniß mehr aus ihrer Liebe. Die Glocke des Louvre schlug acht Uhr und entriß ihn diesen Gedanken; fast in demselben Augenblicke trat sein Bruder ins Zimmer. Auf seinem Gesichte lag tiefe Trauer; er schien die Nacht nicht besser zugebracht zu haben. Doch gab er sich Mühe, guter Laune zu scheinen und zu lächeln, indem er Mergy die Hand drückte.

„Da ist ein Degen," sagte er zu ihm, „und ein Dolch mit einem Stichblatt, beyde von Luno von Toledo; sieh, ob das Gewicht des Degens Dir recht ist." Er warf damit einen langen Degen und einen Dolch auf Mergy's Lager. Mergy zog den Degen, krümmte ihn, betrachtete die Spitze, und schien zufrieden. Drauf besah er den Dolch; das Stichblatt war mit unzähligen kleinen Löchern durchbohrt, um die Spitze des feindlichen Degens festzuhalten. „Mit so guten Waffen," sprach er, „werde ich mich schon wehren können." „Hier ist ein Brief für meine Mutter," fuhr er fort. Georg nahm ihn, ohne etwas zu sagen, trat an einen Tisch, öffnete eine kleine Bibel und las, um Fassung zu gewinnen, während sein Bruder sich vollends ankleidete. Auf der ersten Seite, welche der Kapitän aufschlug, las er folgende Worte von der Hand seiner Mutter: „Den 1sten Mai 15. . ist mein Sohn Bernhard geboren. Herr, führe ihn auf deinen Wegen! Herr, bewahre ihn vor allem Uebel!" Da biß er sich stark in die Lippe und warf das Buch auf den Tisch. Mergy, der dieß sah, glaubte, es sey ihm ein gottloser Gedanke in den Kopf gekommen; er nahm mit ernstem Gesicht die Bibel, steckte sie in ein verbrämtes Futteral und legte sie in einen Schrank, alles mit Zeichen tiefer Ehrfurcht. — „Es ist die Bibel meiner Mutter." Der Kapitän ging auf und ab im Zimmer und antwor-

Digitized by Google

tete nicht. „Ist es nicht Zeit aufzubrechen?“ sagte Mergy, indem er seinen Degen umgürtete. „Noch nicht, wir haben Zeit zum Frühstücken.“

Beyde sezten sich an einen Tisch, worauf Brod stand und ein großes silbernes Gefäß voll Wein. Beym Essen besprachen sie sich lang, und als ob ihnen daran gelegen wäre, über diesen Wein und seine Güte, in Vergleich mit andern im Keller des Kapitäns; jeder wollte dem Andern durch ein so gleichgültiges Gespräch verdecken, was in seiner Seele vorging. Der Kapitän stand zuerst auf. „Wir wollen weg,“ sagte er mit heiserer Stimme, drückte seinen Hut in den Kopf bis auf die Augen und ging eilig der Treppe zu.

Sie nahmen einen Kahn und fuhren über die Seine. Im Augenblicke, da sie landeten, gewahrten sie einen Kahn mit zwey Männern, der einige hundert Fuß weiter unten über den Fluß sezte. „Da sind unsre Leute,“ sagte der Kapitän; „bleib hier!“ und er lief voraus nach dem Kahne, welcher Comminges und den Vicomte von Beville trug. „Ach! da bist Du!“ rief dieser. „Bist Du es, oder Dein Bruder, den Comminges tödten wird?“ so sprechend, umarmte er ihn mit Lachen. Der Kapitän und Comminges grüßten einander voll Ernst.

„Mein Herr,“ sagte der Kapitän zu Comminges, sobald er sich von Bevilles Umhalsung losgemacht hatte, „ich halte es für meine Pflicht, noch einmal zu versuchen, die traurigen Folgen eines Streits zu verhindern, bey dem es nicht auf eine Ehrensache ankömmt; ich bin überzeugt, mein Freund (er deutete auf Beville) wird sich mit mir darum bemühen.“ Beville schnitt eine verneinende Grimasse. „Mein Bruder ist sehr jung,“ fuhr Georg fort, „ohne Namen, ohne Erfahrung in den Waffen, muß sich also empfindlicher zeigen als ein anderer. Euer Ruf im Gegentheil, mein Herr, ist begründet, und Eure Ehre kann nur gewinnen, wenn Ihr vor Herrn von Beville und mir erkennen wollt, daß nur ein Versehen .....“ Comminges unterbrach ihn mit lautem Gelächter.

„Spaßet Ihr, mein werther Kapitän, und haltet Ihr mich für den Mann, der das Zimmer seiner Geliebten so frühe verläßt, über die Seine fährt, und alles dieß blos, um einen Buben um Verzeihung zu bitten?“ „Ihr vergesset, mein Herr, daß derjenige, von welchem Ihr redet, mein Bruder ist, und es ist eine Beleidigung ....“ „Und wär' er Euer Vater, was liegt mir daran? Ich kümmere mich wenig um die ganze Familie.“ „Nun wohl, mein Herr, mit Eurer Erlaubniß sollt Ihr mit der ganzen Familie zu thun haben. Und da ich der Aelteste bin, so werdet Ihr gefälligst mit mir den Anfang machen.“ „Um Vergebung, Herr Kapitän; ich bin genöthigt, wie alle Regeln des Duells es mit sich bringen, mich mit dem zu schlagen, der mich zuerst gefordert. Euer Bruder hat unumgängliche Ansprüche auf den Vorrang; wenn ich mit ihm fertig bin, stehe ich Euch zu Diensten.“ „Das ist vollkommen gerecht,“ rief Beville, „und ich für meinen Theil werde nicht zugeben, daß es anders sey.“

Erstaunt über die Länge des Gesprächs, war Mergy allmählig hinzugekommen. Er gelangte gerade zur rechten Zeit an, um zu hören, wie sein Bruder Comminges mit Beleidigungen überhäufte, und ihn am Ende eine Memme schimpfte, während dieser mit der kaltblütigsten Gelassenheit antwortete: „Nach Eurem Herrn Bruder werde ich mich mit Euch abgeben.“ Mergy ergriff seinen Bruder beym Arm: „Georg, also das ist der Dienst, den Du mir erzeigst? Herr!“ richtete er darauf das Wort an Comminges, „ich stehe Euch zu Diensten, sobald Ihr wollt.“ „Diesen Augenblick!“ antwortete Comminges. „Das ist herrlich, mein Lieber,“ sagte Beville und drückte Mergy die Hand. „Habe ich heute nicht das Leidwesen, Dich hier zu begraben, so bringst Du es weit, mein Junge.“

Comminges zog sein Wamms aus und machte seine Schuhbänder los, um dadurch seinen Entschluß zu zeigen, sich nicht um einen Schritt zurückzuziehen. Dieß war bey den Duellisten von Profession Sitte. Mergy und Beville thaten dasselbe; der Kapitän allein hatte nicht einmal seinen Mantel abgeworfen. „Was machst Du denn, Freund Georg?“ sagte Beville; „weißt Du denn nicht, daß Du mit mir vom Leder ziehen mußt? Wir gehören nicht zu den Sekundanten, die ruhig die Arme kreuzen, während ihre Freunde sich schlagen; wir machen es, wie in Andalusien.“ Der Kapitän zuckte die Achseln. „Glaubst Du denn, ich spasse? Ich schwöre Dir bey meiner Treu', Du schlägst Dich mit mir. Hol' mich der Teufel, wenn Du Dich nicht schlägst!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Mittel zu Wiederbelebung Scheintodter.

Wenn auch die sogenannte Wiederbelebungskunst Erstickter, Ertrunkener u. s. w. wirklich eine Kunst wäre, was sie nicht ist und sobald nicht werden wird, so muß sie doch der Natur der Sache nach, da der Zufall jedes Individuum berufen kann, sie in Anwendung zu bringen, immer mehr von Dilettanten als von den Künstlern selbst ausgeübt werden; daher verdient jeder Beytrag, der unsere Kenntnisse in dieser wichtigen Sache zu erweitern verspricht, beachtet und bekannt gemacht zu werden.

Nach den Versuchen des französischen Naturforschers Leroy d'Etioles sterben mehrere Thiere, wie Schaafe, Kaninchen, Ziegen, Füchse plötzlich, wenn man ihnen nur ein wenig gewaltsam Luft in die Lungen bläst; andere, wie der Hund, überstehen die Aufblasung ihrer Lungen; doch folgt immer eine Zeitlang sehr starke Kurzathmigkeit darauf.

Digitized by Google

und sie kränkeln mehrere Tage, erholen sich aber in der Regel wieder. Wie ist es nun mit dem Menschen? gehört er in Hinsicht der Widerstandsfähigkeit seiner Lunge in die Klasse der Schaafe und Füchse, oder in die der Hunde? Nur die schottischen Leichenhändler hätten darüber unmittelbar Versuche anstellen können, aber ein besonderer Fall scheint wenigstens die Gefahr des Lufteinblasens beym Menschen außer Zweifel zu setzen. Ein Mann, der mit seiner Frau scherzte, kam auf den seltsamen Einfall, ihr die Nase zuzuhalten und ihr heftig in den Mund zu blasen; sogleich stellte sich ein schmerzhaftes Gefühl von Erstickung ein und dauerte mehrere Tage zum nicht geringen Schreck des Schäkernden. So viel sich ferner aus Versuchen an Leichnamen abnehmen läßt, könnte ein gewaltsames Einblasen von Luft allerdings plötzlich tödten. Die Lunge neugeborner Kinder hat nach angestellten Versuchen weit größere Widerstandskraft als die Erwachsener, und das bey Kindern, die scheintodt zur Welt kommen, übliche Lufteinblasen scheint also verhältnißmäßig wirklich weniger Vorsicht zu erheischen, als dasselbe Verfahren bey Erwachsenen.

Aber auch beym Scheintod Erwachsener läßt sich der Nutzen des Lufteinblasens vernünftigerweise nicht in Zweifel ziehen; denn seit undenklicher Zeit wird dieses Mittel mit dem besten Erfolge angewandt; es handelt sich ganz allein darum, wie es angewandt werden soll. Das langsame Einblasen von Luft mittelst des Munds oder eines vorsichtig geführten Blasebalgs ist sicher eines der kräftigsten Mittel bey Erstickung; treibt man aber die Luft, wie sogar berühmte Schriftsteller rathen, gewaltsam ein, so kann dieses an sich heilsame Mittel äußerst gefährlich wirken. Da dieß nun bisher so gut als unbekannt war, so muß man ernstlich darauf aufmerksam machen und namentlich bemerken, daß zwischen dem Einblasen mittelst des Munds und einer in die Kehlöffnung gebrachten Blasebalgröhre ein großer Unterschied ist; auf dem lezten Wege kann man offenbar leicht die Lungen zerreißen und den Scheintod plötzlich in den wahren verwandeln. Der Blasebalg wird indessen, weil man blos daran denkt, daß die so eingeblasene Luft reiner ist, allgemein empfohlen und angewandt, und Blasebälge gehören überall zu den öffentlichen Rettungsapparaten.

Sehr interessant ist in dieser Beziehung die Beobachtung, daß seit Einführung dieses Instruments in Paris, wo jährlich mehr Menschen ertrinken, als in mancher deutschen Residenz im Bette sterben, die Hülfe, welche man den Ertrunkenen leistet, bey weitem keinen so guten Erfolg mehr hat. In sechs Jahren, von 1820 — 1826, wurden 1835 Ertrunkene aus der Seine gezogen; 568 davon erhielten ärztliche Hülfleistung und 283 von diesen kamen wieder zum Leben. Vom Jahr 1772 bis 1778 dagegen brachte der Pariser Schöffe Pia, der Stifter der Rettungsanstalten für Ertrunkene, von 934 Unglücklichen, denen er seine Hülfe angedeihen ließ, 813 wieder zum Leben, d. h. er rettete $\frac{7}{8}$, während jezt blos $\frac{1}{3}$ zum Leben gebracht werden. Im Ganzen werden nur an einem Achtheil der Ertrunkenen Rettungsversuche angestellt.

Es wäre diesem nach gar nicht unmöglich, daß die Art des Lufteinblasens, wie es gegenwärtig bey Erstickten oft vorgenommen wird, statt seine Wirksamkeit zu vermehren, die Wahrscheinlichkeit der Rettung bedeutend vermindert hätte.

War man in der neuern Zeit mit der Anwendung des Blasebalgs gar zu freygebig, so scheint dagegen ein anderes sehr wirksames Rettungsmittel bey Ertrunkenen, das im vorigen Jahrhundert fast allgemein empfohlen wurde, fast ganz außer Gebrauch gekommen zu seyn. Dieses Mittel besteht darin, daß man die Brust und den Unterleib mäßig drückt, dabey die elastischen Rippen auf- und abbewegt, und gleichsam eine künstliche Respiration hervorbringt, wodurch häufig die Lebensthätigkeit des Zwergfells erweckt und der natürliche Athmungsprozeß wieder hergestellt wird. Es ist ein alter Schifferbrauch, die Ertrunkenen heftig zu rütteln, und oft half dieses Verfahren noch bey Menschen, die eine Viertelstunde unter Wasser gewesen waren. Einem Mann, der sich in seiner Jugend mit Arzneykunde abgegeben hatte, fiel auf der Jagd bey großer Hitze ein Hund für todt nieder; er ließ ihn liegen, aber nach einiger Zeit kam er auf den Gedanken, ob das Thier nicht noch zu retten sey; er faßte es also mit beyden Händen an der Brust und schob die Rippen auf und ab, wodurch sich die Brust wie ein Blasebalg abwechselnd zusammenzog und erweiterte; in wenigen Minuten kam das Thier, das seit zehn Minuten todt geschienen hatte, wieder zu sich. Als ihm derselbe Fall noch einmal begegnete, stellte er absichtlich Versuche an ertränkten Thieren an und das Mittel schlug ihm, nach einigen Minuten angewandt, nie fehl. Einst ging er an einem Flusse vorüber, als eben die Bauern einen Ertrunkenen herausgezogen hatten; sogleich ließ er ihn aufrecht setzen, ergriff ihn mit beyden Händen unter den Achseln und rüttelte und schüttelte ihn heftig. Alsbald kam der Ertrunkene wieder zu sich; das erste aber, als er zur Besinnung kam, war, daß er sich in heftigem Zorn aufraffte und auf seinen Retter losfchlug. Waren die Umstehenden darüber erstaunt, so war es dagegen dem Hundeerwecker nichts Neues, denn mehr als einmal war er bey seinen Versuchen von den zum Leben erwachenden Hunden gebissen worden. Ist bey dieser Methode, da man den Körper aufrecht und den Kopf hoch hält, von einem Schlagfluß durchaus nichts zu befürchten, so war dagegen die alte Methode, da man den Ertrunkenen in ein Faß steckte und von einer Anhöhe herabrollen ließ, in dieser Hinsicht desto gefährlicher.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Es gibt in der Académie des Inscriptions et belles Lettres einige Herren, welche der Meynung sind, daß, weil sie einmal drinnen sitzen, man die Thür sehr füglich verschließen und die andern, welche hinein wollen, draußen stehen lassen könne. Diese Herren haben denn auch vor mehreren Jahren die königliche Ordonnanz bewirkt, welche gebot, in jener Akademie 10 Mitglieder aussterben zu lassen. Quatremère de Quincy wurde als der Haupturheber dieses ungerechten Beschlusses im Publikum angegeben, und da er sich seitdem selbst desselben gerühmt hat, so ist dieses auch jezt kein Geheimniß mehr; einige jüngere Akademiker hatten sich ihm ausgereiht und dieses kleine Häuflein war fest entschlossen, wie es scheint, sobald keinen neuen Mitbruder zu ernennen; die Herren genügten sich selbst und es dünkte ihnen, daß es keiner andern Gelehrsamkeit als der ihrigen bedürfe, um die Akademie aufrecht zu erhalten. Sobald aber nun das Corbièresche Ministerium ein Ende genommen hatte und ein vernünftigeres an dessen Stelle getreten war, erfolgte eine Gegenwirkung von außen her auf die Akademie; diejenigen Kandidaten, die man hatte entfernen wollen, drangen auf die Abschaffung der unklugen Corbièreschen Verordnung und auf die Wiederherstellung der vorigen Ordnung der Dinge. Die Tagblätter, die Gottlob nun wieder frey reden konnten, und die Deputirten auf der Rednerbühne unterstützten sie, indem sie verlangten, das von der Nation so freygebig hergegebene Geld solle besser und mit nicht so karger Hand zur Aufmunterung der Gelehrten gespendet werden; der jetzige Minister, v. Martignac, suchte das geschehene Unrecht wieder gut zu machen und stellte durch eine neue königliche Verordnung die Corbièresche ab, wobey er vorschrieb, die Lücken in der Akademie sollten zur Hälfte in diesem Jahr, zur Hälfte im folgenden besezt werden. Da das Jahr aber bis zum 31. Dezember dauert, so hat es sich die Akademie bisher noch nicht angelegen seyn lassen, auch nur eine einzige der leeren Stellen zu besetzen. Dasselbe Häuflein, welches zuvor Niemand hineinlassen wollte, hat auch jezt noch Einfluß genug, um die Thüre verschlossen zu halten; vielleicht hofft es, daß Martignac sich nicht lange auf seinem Posten werde halten können und daß es alsdann unter einem nachgiebigern Minister wiederum die Akademie auf drey Viertel zu reduziren im Stande seyn werde. Die armen Kandidaten ringen verzweiflungsvoll die Hände vor den Thüren; allein das Häuflein sezt ihnen seine Vis inertiae entgegen und kümmert sich wenig um die bittern Klagen der Kandidaten und ihrer Anhänger in den Tagesblättern. So standen nun die Sachen, als neulich Hr. Gail starb und dadurch ein Sitz in der Akademie leer ward, welcher doch wieder besezt werden mußte. Es regte sich alsbald ein Schwarm von Kandidaten und den Akademikern wurde beynahe bange vor der Menge von Sollizitanten, die ihnen auf den Hals kamen; Einige schlugen auch weislich vor, man möchte doch bald alle Stellen besetzen, um der lästigen Besuche los zu werden. Das wurde aber nicht angenommen. Man beschloß, blos den Hrn. Gail zu ersetzen. Es fehlte den Kandidaten nicht an warmen Unterstützern in den Tagblättern; das eine behauptete, es sey doch eine Sünde, daß Champollion, der die Kunst erfunden habe, die Hieroglyphen zu lesen (so stand es in den Zeitungen), noch nicht in der Akademie sitze; ein anderes erhob die HH. Thierry, Guizot und andere Geschichtschreiber bismelhoch; des erstern sollte man sich erbarmen, weil er beynahe blind geworden sey; ein drittes wollte wissen, Cousin sey der gründlichste und beredtste Philosoph unserer Zeit, ihm gebühre vor allen der Platz in der Akademie; andere hatten Niemand, der sie in den Zeitungen ausposaunte, waren aber nicht weniger Akademiefähig als die andern, und man konnte unter den Kandidaten ein Dutzend anführen, die mit Recht Anspruch auf die akademische Stelle machen durften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Von Konzerten, welche mehr auf sich selbst beruhten, weiß ich nur jene des Conservatoriums und der Klavierlehrerin Dem. Barth zu erwähnen. Lezztere ist eine ausgezeichnete Pianofortespielerin, die mit außerordentlicher Bravour, Leichtigkeit und seltener Ruhe Schwierigkeiten überwindet, die oft so über alle Maßen künstlich und spitzfindig sind, daß man es ihr nicht einmal recht Dank weiß, wenn sie es sich nicht leichter macht. Das war dießmal mit dem Pianofortekonzert von J. P. Pixis der Fall, welches mehr zum Erstaunen der Pianofortespieler und Entsetzen der Dilettanten, als zum Ohrenschmaus der Zuhörer geschrieben scheint.

Das Conservatorium der Musik besteht seit 1810 und hat in den 19 Jahren seiner Wirksamkeit seinem ersten Zweck, brauchbare Instrumentisten zu bilden, mehr als entsprochen. Aus dieser Kunstschule sind nicht nur tüchtige Orchestermitglieder und Kapellmeister hervorgegangen, die in allen Theilen der Monarchie wie im Auslande gern aufgenommen werden; sondern es hat auch schon ausgezeichnete Konzertisten und Komponisteurs gebildet, deren Erstlingsfrüchte jährlich in den beyden Konzerten des Instituts, zur Seite vorzüglicher klassischer Werke des In- und Auslandes, der Vergangenheit und Gegenwart, dem Publikum vorgeführt werden. Da der Unterricht in dieser Lehranstalt, in zwey Klassen getheilt, auf sechs Jahre beschränkt ist und die Zöglinge, wie sie in die zweyte Klasse treten, auch zu den Konzerten verwendet werden, so erscheint hier alle drey Jahre ein neues jugendliches Orchester und neue Konzertisten. Die Direktion wählt natürlich zu den lezteren die hervorstechendsten Talente und es ist für den Kenner der Tonkunst ein überaus angenehmes Geschäft, zu prüfen und zu beobachten, welches Instrument die begabtesten Knaben und Jünglinge (oft machen jene diesen den Rang streitig) zählt. Gewöhnlich läuft die Violine den übrigen den Rang ab, heuer theilte das Klarinet den Preis der Theilnahme und dem Violoncell wurde einstimmig der erste zuerkannt. Allein so interessant die Leistungen der Zöglinge im Solospiele in kunsthistorischer Rücksicht sind, bleiben doch die Ensemblestücke die Hauptsache und wenige Orchester dürften hierin eine Parallele mit diesen jungen Leuten aushalten. Der schwächste Theil des Ganzen ist bisher die mit dem Institute vereinigte, aber erst seit 10 bis 12 Jahren begründete Gesangschule. Bisher ist aus derselben noch kein einziger nur leidlicher und anderswo als im Chor brauchbarer Sänger, und auch nur Eine einzige bedeutende Künstlerin hervorgegangen. Dieß war Dem. Henriette Sontag, die jedoch vor ihrer gänzlichen Ausbildung von dem Unterricht im Institute ausgeschlossen wurde, weil sie bereits in theatralische Verbindung getreten war. Dieser Stern am musikalischen Horizont Europens gehört aber eigentlich auch unter jene seltenen Talente, welche sich mehr aus ihrem reich begabten Innern entfalten und bilden, als sie ihren Lehrern verdanken; denn keiner ihrer Lehrer und Lehrerinnen, sowohl im Conservatorium als außer demselben, hat der Welt bis jezt eine zweyte bedeutende Sängerin geliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Mai 1829.

Je weiter sich ein Gesellschaftszustand durch Zeit und Charakter von dem unsrigen entfernt, desto größern Nutzen können wir oft aus seiner Betrachtung ziehen.

Montesquieu.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

Da wo jezt im schönen Waadtland ein freundliches, wohlhabendes Dorf an dem andern liegt, wo sich wohlbebaute Felder und Wiesen aneinanderreihen, wo sich in den Gärten die Bäume unter trefflichem Obst beugen, fand der Reisende in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nur einzelne dürftige Wohnungen und Höfe, dichte Tannenwälder und wilde Bergwasser ohne Brücken und Dämme, denn diesen traurigen und einförmigen Landstrich bewohnten nur alte helvetische Ureinwohner. Da war keine Spur von römischer Kolonie; aber oben gegen Norden blühete an seinem See Aventicum (Avenches), die helvetische Hauptstadt, im Süden Geneva, Lausanna, Rugodunum u. s. w. in römischer Kultur, die sich oft sonderbar mit des eingebornen Volkes Sitten und Gebräuchen mischte. Wie interessant, ja wie wichtig wäre es, könnten wir von diesem helvetisch-gallisch-römischen Gesellschaftszustand, in welchem sich die Grundlage zu der ganzen moralischen und politischen Verfassung der jetzigen Bewohner Galliens und Helvetiens bildete, eine Anschauung erhalten; wie anziehend müßte es seyn, könnten wir bald in denjenigen Momenten, welche das zweyte und das neunzehnte Jahrhundert unendlich weit zu trennen scheinen, die Analogie beyder Epochen erkennen oder doch ahnen, bald da, wo die Verhältnisse fast dieselben sind, und die Welt stille gestanden zu haben scheint, den stillen, aber unaufhaltsamen Gang einer sechszehnhundertjährigen Kultur bemerken. Da uns nun eine solche Anschauung versagt ist, so nehmen vielleicht die Leser mit einer, nach den alten Schriftstellern, nach Münzen, Inschriften, alten Bauwerken und Alterthümern jeder Art entworfenen Schilderung vorlieb, und stellen sich vor, der junge Septimius von Aventicum sey in Rom erzogen worden, kehre endlich mit römischer Bildung ausgestattet in die Vaterstadt zurück, und beschreibe in Briefen an einen römischen Freund sein fernes Vaterland.

* * *

Aventicum.

Schon drey Stunden vor Aventicum merkt man die Nähe der Hauptstadt, das Land ist bevölkerter, besser angebaut, es ist mehr Bewegung unter den Leuten. Bald beginnt auch eine gute Landstraße auf steinernem Rost, wo sich zwey Wagen bequem ausweichen können. Es gehen Sänften von den anliegenden Landhäusern ab und zu, dazwischen prächtige Wagen oder öffentliche Kutschen (eine Art Diligences oder Messagerien, wie sie August für Reisende und für den Waarentransport eingerichtet). Dahinter kommen Soldaten, die Pike auf der Schulter und ihr Gepäck mit Riemen auf den Rücken geschnallt. Sie ziehen zu ihren Legionen am Rhein oder in den Rhätischen Provinzen. Immer gedrängter wirds von Leuten aus der Stadt, Männern und Frauen, dazu eine Menge Sklaven, Pferde, Mäuler und Hunde, kurz das helvetische Rom naht.

Wie dort, reihen sich hier Tempel, Säulengänge, Thermen, Amphitheater, Cirken und Theater an einander, nur alles im Kleinen. Es ziehen Legionen auf und ab. Hier wie in Rom siehst Du habsüchtige Generale, dünkelhafte Präfekten und um sie kriechende Freygelassene, die ihren Herrn schmeicheln und sie dafür betrügen. Auch an den Blutsaugern fehlt es nicht, die sich mästen und blähen auf des armen Volkes Unkosten; überall zeigt sich der Einfluß Roms in den gleißenden Sitten und in der Verdorbenheit, die nicht mehr das Dunkel sucht. Auch hier lebt man in ewigem Zwang, in Rücksichten aller Art, zwischen Pflichten, Anstand und Gebräuchen; man muß Menschen schonen, ja gar freundlich mit ihnen thun, wiewohl man sie verachtet; andern muß man die Hand drücken, weil sie schaden können, oder doch gefährliche Neider sind. Glaubt ja nicht, daß es uns an Genüssen und an den Künsten fehle, die das Leben verschönern. Aber auch das Nachtheilige der Civilisation haben wir in Hülle und Fülle. Diese Bildung lehrte uns in Menge erkünstelte Bedürfnisse kennen, sie lehrte uns Glanz, Schimmer, Freuden, Laster und Leiden, die früher zwischen diesen Bergen unbekannt waren, und die Niemand ahnete. Kurz, das einst so keusche und züchtige Aventicum gleicht unserer Nachbarin Lugdunum (Lyon), wo Du Sybaris selbst nicht vermissest. Vespasian hat die Stadt wesentlich verschönert, und auf seinen Befehl erhoben sich Gebäude, die von römischer Größe zeugen, wenigstens von der, die man nach Fußen messen kann. Die starken, bethürmten Mauern ziehen wie die von Rom über mehrere Hügel weg. In den breiten Straßen und auf den weiten Plätzen, die wir früher in Helvetien nicht kannten, stehen ansehnliche, mitunter herrliche Gebäude, denn mit so manchem Unschönen und Unguten sind auch die Künste bey uns eingewandert. Auch wir haben unsere Baumeister, Bildhauer und Maler; aber mit lezteren sieht es scheu aus, und ein alter Grieche, der sich hier niedergelassen, übertrifft sie bey weitem. Sie machen auch schöne Mosaikfußböden.

Das Forum liegt mitten in der Stadt, und an einer Seite des großen Platzes der Apollotempel. Ihm gegenüber zieht sich der Markt hin, in dessen Mitte eine Ceresstatue steht. Hier kommen alle Müssiggänger zusammen, da werden die Neuigkeiten aus Rom und aus den Provinzen besprochen. Hier wird getadelt und über die Obrigkeit losgezogen oder gelobhudelt und gekrochen, je nachdem es nun kömmt. Reges Treiben nach allen Richtungen macht übrigens den Markt sehr unterhaltend, und seine Habitués heißen auch hier Forenses. Auch in den Straßen drängt sich eine thätige Menge. Da kommen eine Menge Leute über die Stufen des Apollotempels herab und haben Mühe durchzukommen. Dort unterhält sich friedlich ein Paar Landeigenthümer über den Kauf eines Ackers. Links flucht einer über dieses oder jenes, und schwört beym Jupiter, beym Kaiser, bey seinem eigenen Kopf. Weiterhin spielt ein Haufen Knaben; sie üben sich im Laufen, ringen mit einander oder spielen mit kleinen Knochen. Wie komisch sehen dagegen die wichtig thuenden Rathsherrn aus, die hinter einem Liktor gehen, der ihnen Platz machen und die Leute auf die Seite schieben muß. Dieß stört aber jene zusammenstehenden Kaufleute, Krämer und Mäkler nicht, denen ihr Handel und Wandel über Alles geht. Alle Tage werden der Advokaten, Prokuratoren und Kandidaten mehr, die geschäftig hin- und herlaufen, und wie Eideren in die Häuser schlüpfen. Lacertenartig sehen auch jene schmucken Dirnen aus, die aber die Augen nicht niederschlagen, die viel auf redende Vorder- und Hinterfaltung ihrer Gewänder halten, und die reichen Haarflechten mit schimmerndem Staub gepudert haben. Auf dem Forum und den andern Plätzen stehen eine Menge Kaiserstatuen und Standbilder von Männern, die der Schweiz wichtige Dienste geleistet haben. Manchmal erinnert auch blos eine Büste oder eine Inschrift an sie. Bisweilen spricht darin wahrer, wohlverdienter Dank, häufiger jedoch Lobgehudel, wie es uns von Rom aus vorgeschrieben wird. In Beziehung auf Kunst können diese Statuen freylich nicht gerühmt werden. Die mehrsten sind hier von Freygelassenen aus Sandstein gemacht. Nur zwey sind aus Marmor und kamen von Rom. Die, welche in den Kunstländern gewesen, meynen, es sey nicht viel daran, denn Rom schicke nicht leicht etwas Gutes und Schönes in die Provinzen, schleppe es aber gern da weg.

Hier und da zeigen sich kleine Nischen, worin die Laren des Volks stehen; hier strömt die Menge zu, alles drängt sich um die freundlichen Götter mit seinen stillen Hoffnungen und Wünschen und Befürchtungen. Diese Laren haben auch in jedem nur etwas bedeutenden Hause ihren Altar. Hierher kommt Groß und Klein schon am frühen Morgen mit Blumen und Kränzen, Dank oder Bitte.

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsezung.)

„Du bist ein Narr und ein Thor," sagte der Capitain kalt. „Alle Wetter, Du gibst mir Genugthuung für diese beiden Worte, oder Du zwingst mich zu etwas . . ." Beville hob seinen Degen, der noch in der Scheide war, als ob er Georg damit schlagen wollte. „Du willst es," sagte der Capitain; „es sey!" In einem Augenblicke war er entkleidet.

Comminges stieß mit einem ganz eigenthümlichen Anstand seinen Degen in die Luft, und bey'm ersten Schwung flog die Scheide zwanzig Schritte weit. Beville wollte es

Digitized by Google

nachmachen; aber die Klinge kam nur zur Hälfte aus der Scheide, was zugleich für eine Ungeschicklichkeit und als üble Vorbedeutung galt. Die beiden Brüder zogen ihre Degen mit weniger Umständen, warfen aber ebenfalls ihre Scheiden weg, die ihnen hinderlich seyn konnten. Ein jeder nahm seine Stelle vor dem Gegner, den entblößten Degen in der Rechten, in der Linken den Dolch. Sie banden die vier Klingen zu gleicher Zeit.

Zuerst schlug Georg durch die Bewegung, welche bei den damaligen italienischen Fechtmeistern liscio di spada e cavare alla vita hieß, Beville den Degen aus der Hand und sezte ihm die Spitze des eigenen Degens auf die nackte Brust; aber anstatt sie zu durchbohren, neigte er gelassen seine Waffe. „Wir sind nicht von gleicher Stärke" sagte Georg, „genug, warte nicht, bis ich in Zorn gerathe."

Beville war erblaßt, als er den Degen Georgs vor seiner Brust sah. Etwas bestürzt, reichte er ihm die Hand, beide steckten ihre Degen in den Boden, und ihre ganze Aufmerksamkeit war nunmehr auf die zwei Hauptpersonen des Auftritts gerichtet.

Mergy hielt sich tapfer und kam nicht außer Fassung. Er war ziemlich gewandt im Fechten, und seine Körperstärke übertraf bei weitem die von Comminges. Eine Zeit lang parirte er nur äußerst vorsichtig, wich aus, wenn Comminges zu weit ausfiel, und kehrte ihm stets die Spitze seines Degens nach dem Gesichte, während er mit dem Dolche die eigene Brust deckte. Der unerwartete Widerstand reizte Comminges. Man sah ihn erblassen. Bei einem so herzhaften Manne drückte die Blässe nur das Uebermaß seines Zornes aus. Wüthend wiederholte er seinen Angriff. Bei einem Ausfall hob er mit großer Geschicklichkeit den Degen Mergy's und, sich rasch vorbeugend, hätte er ihn unfehlbar durch und durch gestochen, ohne einen fast wunderbaren Umstand, welcher den Stoß vereitelte. Die Degenspitze stieß wider das Reliquienkästchen von reinem Golde, gleitete ab und rannte etwas seitwärts. Anstatt in die Brust zu dringen, bohrte sich der Degen nur in die Haut, drang längs der Rippe vor und kam zwei Zoll von der ersten Wunde wieder heraus. Ehe Comminges seine Waffe zurückziehen konnte, stieß ihm Mergy seinen Dolch gegen den Kopf mit solcher Heftigkeit, daß er das Gleichgewicht verlor und stürzte. Comminges fiel zugleich über ihn; die Secundanten glaubten, beide seyen todt. Aber bald hatte sich Mergy erhoben und schnell den zur Seite gefallenen Degen ergriffen. Comminges rührte sich nicht. Beville hob ihn auf; sein Gesicht war mit Blut bedeckt; er wischte es mit seinem Taschentuche weg und sah, daß der Dolch in's Auge gedrungen und sein Freund auf der Stelle gestorben war; der Stahl hatte sich ohne Zweifel bis in's Hirn gebohrt. Mit verstörtem Blick betrachtete Mergy den Leichnam.

„Du bist verwundet, Bernhard," sagte der Capitain, auf ihn zulaufend. „Verwundet?" fragte Mergy, und nun erst bemerkte er, daß sein Hemd von Blut triefte. „Es ist nichts," sagte der Capitain, „der Stoß ist abgeglitten." Beville ließ die Leiche, welche er hielt, auf das Gras fallen und gab sogleich sein Tuch, wie auch das von Comminges, welches er aus dessen Wamms holte, um Mergy zu verbinden. „Lieber Gott! Freund, welcher Dolchstoß! Ihr habt einen furchtbaren Arm! Daß mich der Tod! Was werden die Herren Raffinirten von Paris sagen, wenn solche Gesellen aus der Provinz ihnen auf den Hals kommen! Bitte, sagt mir doch, wie viel Duelle habt Ihr schon gehabt?" „Ach!" erwiderte Mergy, „dieß ist mein erstes. Aber um Gotteswillen geht, helft Eurem Freunde." „Alle Teufel, wir Ihr ihn zugerichtet, braucht er keine Hülfe. Der Dolch ist ins Hirn gedrungen und der Stoß war so gut und so tapfer beygebracht, daß.... Seht seine Augenbraunen und seine Wange: das Stichblatt hat sich darauf gedrückt, wie ein Siegel auf Wachs." Mergy zitterte an allen Gliedern, Thränen rollten ihm über die Wangen. Beville hob den Dolch auf und betrachtete aufmerksam das Blut, welches die Vertiefungen des Stichblatts füllte. — „Das ist ein Werkzeug, zu dessen Ehre der jüngere Bruder des Comminges eine stattliche Kerze anzünden kann. Der hübsche Dolch da macht ihn zum Erben eines prächtigen Vermögens." „Laßt uns gehen.... Bringe mich weg," sagte Mergy mit erstickter Stimme, seinen Bruder beim Arme nehmend. „Betrübe Dich nicht," sagte Georg, indem er ihm half, sein Wamms anzuziehen. „Am Ende ist der Mensch, der da gefallen, des Bedauerns nicht sehr würdig." „Armer Comminges!" rief Beville; „und von einem jungen Mann erlegt zu werden, der sich zum ersten Mal schlägt! Der Du Dich gegen hundert Mal geschlagen hast! Armer Comminges!" Damit war seine Leichenrede zu Ende. Indem Beville einen lezten Blick auf seinen Freund warf, sah er die Uhr des Verblichenen nach damaliger Sitte an seinem Halse hängen. „Alle Wetter!" rief er, „Du brauchst jezt nicht mehr zu wissen, welche Zeit es ist." Er nahm die Uhr ab und steckte sie in die Tasche, mit der Bemerkung, der Bruder des Comminges werde reich genug, und er wolle sie zum Andenken an seinen Freund behalten. Die Brüder wollten sich entfernen; „wartet auf mich," rief er ihnen zu, schnell sein Wamms anziehend: „Ey, Herr von Mergy, Ihr vergeßt Euren Dolch! Den müßt Ihr nicht verlieren." Er wischte die Klinge am Hemde des Todten ab. „Zu! Schiffer, rudre, als ob Du eine Pistole gewinnen wolltest. Da kommen Leute mit Hellebarden auf uns zu, die Herrn Wachmeister vom Thurme von Nesle; mit diesen wollen wir nichts zu schaffen haben." (Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Das dirigirende Häuflein in der Akademie machte sich über die Tagblätter und über die Zeitungen lustig und wählte den Hrn. Pardessus, an welchen keine Zeitung gedacht hatte. Nun ging der Spektakel in den Tagesblättern los. Das Journal des Débats bezeigte sich entrüstet darüber, daß man seine Günstlinge bey Seite gelassen hatte; es deckte die in der Akademie herrschenden Intriguen ohne alle Schonung auf und drang auf die Vermittlung der Regierung, um dem „Skandal" ein Ende zu machen und die leeren Stellen selbst zu besetzen, weil sie sonst nur durch oberflächliche Gelehrte, wie Hr. Pardessus sey, besetzt werden würden. Allerdings ist es jämmerlich, einen gelehrten Verein niedrigen Ränken preisgegeben zu sehen, und es läßt sich nicht denken, wie solch ein Ränkegeist sich wird vertilgen lassen können, indem er wie ein Krebsschaden um sich greift. Allein deßhalb einen Machtspruch von Seiten der Regierung anzurufen, heißt doch ein Uebel durch ein anderes ersetzen; denn die Freyheit der Wahlen ist ein Hauptvorrecht einer Akademie und man muß immer voraussetzen, daß eine Akademie besser weiß als die Regierung und als die Zeitungen, welche Gelehrte zu ihr passen. Dieß machte auch das dirigirende Häuflein der Akademie in einem ihm ergebenen Tagblatte geltend. Der Globe wollte ebenfalls nichts von der Dazwischenkunft der Regierung hören, meynte aber doch, die Ernennung des Hrn. Pardessus sey nicht allein eine schlechte Wahl, sondern auch eine schlechte Handlung. Die kleinern Blätter schossen scharfe Witzpfeile auf den ernannten Kandidaten und auf diejenigen Akademiker ab, die ihn ernannt hatten. Abel Remusat scheint zu den letztern zu gehören; der gelehrte Sinologe hatte sich durch seine in philosophischem Geiste abgefaßten Arbeiten bisher bey den Liberalen in großem Ansehen zu erhalten gewußt, allein seitdem er in die Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher (das heißt im Sinne der Kongregation) aufgenommen worden und man erfahren hat, wie er sich diesmal bey der Geschichte in der Akademie benommen, hat er es mit dieser Parthey verdorben und es wird ihn viel Mühe kosten, sich jezt wie zuvor bey allen politischen Partheyen Frankreichs in Ansehen zu erhalten. Pardessus ward aber noch weit schlimmer von den Journalen behandelt. Er, ein ehr- und gewinnsüchtiger Mann, welcher Richter am Kassationshofe, Professor an der Rechtsfakultät, Deputirter in der Kammer ist und ein äußerst bedeutendes Einkommen hat, war schon vorher wenig beliebt wegen seiner blinden Anhänglichkeit an das Villèlesche Ministerium und wegen der vielen antiliberalen Aeußerungen in seinen Reden vor der Deputirtenkammer; seine Ernennung zum Akademiker hat ihn nun vollends zur Zielscheibe des Witzes der Tagesblätter gemacht. Eins derselben will wissen, seitdem er Mitglied der Académie des Inscriptions geworden, betrachte er aufmerksam mit der Lorgnette die Inschriften an den Gebäuden von Paris, und er habe es schon so weit gebracht, daß er die nicht lateinisch abgefaßten ziemlich geläufig lesen könne. Solche muthwillige Scherze haben sie seit 14 Tage dem Publikum, das sich an so etwas ergötzt, mit allerley Varianten aufgetischt. Die ersten Tagblätter äußern aber mit Recht ihren Unwillen darüber, daß man einen Mann gewählt habe, welcher der akademischen Ehre und Pension gar nicht bedarf und weit weniger Ansprüche darauf machen kann, als so viele Gelehrte, die nicht wie er die Gelehrsamkeit bewläufig treiben, sondern davon leben. Wollte man Hrn. Pardessus in der Akademie haben, so brauchte man ihm ja nur eine der 10 Honorarstellen zu geben, worüber die Akademie ebenfalls verfügt und mit denen kein Gehalt und kein akademisches Votum verknüpft ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon in meinem ersten Berichte der väterlichen Sorgfalt gedacht, womit unser Landesgouverneur, Graf von Chotek, für die Unterstützung der ärmsten Volksklassen wirkt. Ihm verdankt auch die neue freywillige Arbeitsanstalt und die Armenversorgungsanstalt zur gänzlichen Aufhebung der Haus- und Straßenbetteley ihr Entstehen. Die erste zeigt einen so günstigen Fortgang, daß, öffentlichen Anzeigen zu Folge, schon auf Erweiterung ihres Lokales gedacht werden mußte. Wenn die zweyte ihrem schönen Zwecke noch nicht vollkommen entspricht und dem Uebel bisher nur zum Theile gesteuert ist, so liegt das wohl großentheils in dem Umstande, daß die Bewohner Prags diese Institution nicht mit Liberalität unterstützen, die sonst dieselben zu charakterisiren pflegt. Leider schien der größte Theil den Zweck dieser Einrichtung nicht gehörig zu fassen, und Manche, welche, die ganze Woche hindurch von Bettlern bestürmt, im Laufe des Jahres bedeutende Summen an dieselben vertheilen, unterzeichneten im vorigen Jahre zu jener Versorgungsanstalt nur wenige Gulden; ja selbst sehr wohlhabende Bürger entzogen sich unter nichtigen Vorwänden der Mitwirkung ganz. Andere, und besonders der gesammte Handelsstand, zollten reichliche Beyträge, obschon die Zeitverhältnisse für den letztern nicht eben die günstigsten sind. Nachdem man sich von der Zweckmäßigkeit dieses Instituts durch die Verminderung der Betteley überzeugt hat, steht zu erwarten, daß die Subskriptionen dieses Jahr ergiebiger ausfallen dürften. Wollte jeder reiche und wohlhabende Bewohner nur die Hälfte von dem, was ihn sonst die Bettler kosteten, hier zur regelmäßigen Vertheilung beytragen, so wäre gewiß der Straßenbetteley auf immer gesteuert. Durch diese Summe würden die wahren Bedürfnisse der sämmtlichen Armen hinlänglich gedeckt seyn, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß freche und zudringliche Bettler täglich mehrere Gulden sammelten und, nachdem sie den Tag über die Schwachen, Hinfälligen, Blinden und Lahmen gespielt, des Abends in ihren Herbergen ziemlich lecker schmausten, während verschämte, wahre Dürftige die bitterste Noth litten.

Auf unserer Bühne war die wichtigste, und zwar beinahe mathliche Neuigkeit der letztern Zeit Eberts vaterländisches Schauspiel: „Bretislaw und Jutta." Es ist besonders erfreulich in der Hinsicht, daß endlich einmal ein Dichter gewagt hat, ganz gegen die Sitte der Künsteley unserer Zeit, durchaus nicht auf den Effekt hinzuarbeiten, der darum nicht minder reichlich hervorgebracht wurde. Die Sprache ist schön und edel, die Situationen ergreifend und wirksam, der technische Bau großentheils gut. Bretislaw ist ein vortrefflich durchgeführter Charakter, das Urbild roher Kraft und rein menschlichen Gefühls. Manche der übrigen haben mehr den Zuschnitt von gewöhnlichen Bühnenhelden. Vorzüglich ist Ebert mit dem Herzog Udalrich, von dem die Chronik ein recht kräftiges Bild gibt, nicht minder grausam umgegangen, als Grillparzer mit seinem Ottokar. Von jenem ist nichts übrig geblieben als ein alltäglicher zärtlicher Vater nach dem theatralischen Zuschnitt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 110.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Mai 1829.

So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit.

Matthisson.

Die königlichen Grüfte in St. Denis.

Die Umgebungen von Paris besitzen eine Menge mehr oder minder bekannter Punkte, deren Gründung mitunter noch in die Periode der römischen Herrschaft und die Ausbreitung des Christenthums in Gallien reicht. So wurde z. B. Nanterre, der Geburtsort der heiligen Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, im 5ten Jahrhundert Nemetodorum genannt, und wir dürften blos einige der neuern Geschichtswerke über Paris ausziehen, um eine Menge ähnlicher Beweise zu finden, die von der frühen Kultur dieser Gegend zeugen. Jezt ist Nanterre ein unbedeutendes Oertchen und doch wirkte hier einst ein in seiner Zeit so hoch berühmter Mann wie der heilige Germanikus, einer der Väter der gallikanischen Kirche. Diese Notiz würde uns entgangen seyn, wenn nicht einige schöne Bilder der heiligen Genovefa, wie sie als ein Landmädchen auf dem herbstlich kahlen Felde ihre Heerde hütet, uns auf ihren Geburtsort aufmerksam gemacht und der Kontrast, daß eine Hirtin die Schutzpatronin der weltlichsten aller Städte geworden, uns angezogen hätte. Die stillen unschuldigen Züge, die einige Maler den Bildern dieser Heiligen gegeben haben, deren Grab noch heute in der Kirche St. Etienne du mont (neben dem Pantheon) besucht wird, sind zwar aus den Gesichtern ihrer geistlichen Töchter in dieser Stadt nicht gänzlich verschwunden, aber doch etwas selten geworden.

Der berühmteste aller Punkte in den Umgebungen von Paris ist die Abtey, oder wie sie heute richtiger genannt wird, die église royale de l'abbey de St. Denis, eine der schönsten Kirchen des Landes und der Begräbnißort der Könige von Frankreich, oder vielmehr der Bourbons aus der ältern Linie, da das Haus Orleans seine Gruft in der Normandie hat.

Es gehört wenig poetischer und nur ein mittelmäßiger historischer Sinn dazu, um sich für einen Ort zu interessiren, dessen Existenz an die Gründung des Christenthums in einer Gegend, an die Zeit seines größten Glanzes und die Herrschaft vollkommen entgegengesezter Principien erinnert. Diese drei Momente, die wir hier auf einmal genannt haben, drücken sich in dem Märtyrerthum des heiligen Dionysius und der Verwaltung des Abts Suger aus, der unter Ludwig dem Dicken eine Zeit lang Regent von Frankreich war und dieses Kloster zu dem berühmtesten und reichsten, nächst Montekassino, in der ganzen Christenheit erhob, so wie in der Beraubung dieser Kirche und der Entweihung ihrer Gräber in der Revolution.

Bei der Fülle historischer Erinnerungen, die dieser Ort zurückruft, wollen wir uns bemühen, dem Leser ein Bild von seiner Lage und Bedeutung zu geben.

Vom Montmartre aus sieht man nördlich diese gewaltige Kirche, die ihrer einsamen imponirenden Größe wegen die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die weite Ebene rings umher, die Stadt, die wie zu den Füßen dieses Tempels zu liegen scheint, machen den Eindruck desselben noch auffallender. Man erzählt, daß der heilige Diony-

Digitized by Google

sius auf dem Montmartre erschlagen und auf einem Felde, in der Nähe der heutigen Kirche von St. Denis, durch heimliche Christen begraben wurde. Daß diese und ähnliche Notizen nicht die Bedeutung historisch beglaubigter Fakten haben, wird Niemand läugnen, obwohl man aus Abneigung gegen den Geist, den solche Ueberlieferungen aussprechen, sie doch zu leicht und gern in Zweifel zieht. Bestimmter wird die Geschichte dieser Gegenden seit dem 7ten Jahrhundert, wo Dagobert, König der Franken, zur Erinnerung und Verherrlichung des Märtyrertodes des heiligen Dionysius und seiner beiden Gefährten Rustikus und Eleutherus hier eine Kirche und ein Kloster bauen und 636 den 24ten Februar einweihen ließ.

Der Reichthum dieser Stiftung, den viele Jahrhunderte fortwährend mehrten, ihre Ehrenrechte, wie die Aufbewahrung der Krönungsinsignien, die Freiheit, vom Pabst unmittelbar selbst beaufsichtigt und gerichtet zu werden, dauerten mit geringen Abwechselungen und Einschränkungen bis zum Jahre 1792, wo dieses uralte große Kloster durch ein Dekret des Konvents vernichtet wurde. Napoleon, der von seinem Standpunkt aus die Religion für ein Soutien der Regierungen hielt, stellte statt des ehemaligen Klosters ein Kapitel wieder her, dessen Mitglieder den Gottesdienst in der Kirche verrichteten, obwohl schwach besezt und mittelmäßig dotirt. Es geschah dies, als er St. Denis zum Begräbnißort seiner Dynastie erwählte, de la quatrième race, wie es dabei hieß. Ludwig XVIII. hat diese Bestimmungen im Wesentlichen bestätigt, und die Abtey von St. Denis, die unter den Merovingern gestiftet wurde und unter den Karolingern und den ersten Kapetingern einer der mächtigsten Körper im Reiche war, führt heute, von dem Budget abhängig, ein dürftiges unsicheres Daseyn, das von seiner ehemaligen Macht und Größe nicht einmal der Schatten ist. Die Mitglieder des jetzigen Kapitels sind meist sehr alte Priester, denen nicht einmal die Einwohner dieser kleinen Stadt besondere Aufmerksamkeit zollen, und haben keine Aehnlichkeit mit jenen vornehmen adlichen Mönchen, deren Vorsteher so oft aus der regierenden Familie selbst waren.

Der Altar dieser Kirche, mit seiner prachtvollen Arbeit, wurde von Napoleon hieher geschenkt, nachdem er zu seiner Trauung mit Marie Louise gedient hatte. Die drey schönen Denkmale Ludwigs XII., Franz I. und Heinrichs II., sind vollkommen erhalten, sonst trägt ein Theil der Kirche noch Spuren der Verwüstung, und von ihren alterthümlichen Zierden hat sich wenig erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsezung.)

An den mehrsten Fenstern stehen große Gefäße mit Erde, so zu sagen schwebende Gärten, in denen Gemüsse oder Blumen gezogen werden. Dieß gibt der Stadt ein ganz eigenes, reizendes Ansehen, das ich nirgend anderswo bemerkt habe. Alles scheint nur ein großer Garten, wo auch der Aermste einen kleinen Antheil hat.

Aventikum hat viele öffentliche Bäder; manche sind prächtig, mit Luxus und Kunst ausgeziert, alle geräumig und bequem. Gegen den See hin liegt des Cossus Haus, dessen Muth sein Vaterland gegen Cäcinas Wüthen schüzte; auch Sabinus, Vespasians Vater wohnte da. Weiter hin stehen die Altäre des Bacchus und des August, und auf der Höhe hat der Tempel der Göttin Aventia seine Stelle. Rom nahm der Stadt wohl Freyheit und Institutionen, ließ ihr aber doch die Verehrung und den Dienst dieser vaterländischen Göttin. Am Ufer zwischen schattigen Platanen sind große Häuser gebaut, wo die wilden Thiere für die Thierkämpfe aufbewahrt werden. Hier stehen auch die Pferde für den Circus und die Wettrennen.

Dergleichen Häuser sollen eigentlich nur die Städte ersten Rangs haben, so Aventicum, Vindonissa (Windisch, heut zu Tage nur ein kleines Dorf im Kanton Aargau), und Augusta (Augst, zwey Stunden von Basel), aber wenn sie vorhanden sind, so stimmt dieß die Administratoren der zahlreichen Feste und Feyerlichkeiten günstig. Daher legen auch die kleinern Städte dergleichen an, denn sie reißen sich um die armselige Ehre, solche Feste in ihren Mauern zu haben.

Von hier stammen mehrere ausgezeichnete Rechtsgelehrte, und die Regierung hat da eine Arzneyschule angelegt. In mehreren Lyceen werden die Wissenschaften gelehrt. Aber auch die Künste finden Aufmunterung.

Aventicum heißt die Bundesgenossin des Römischen Volks. Dadurch hat die Stadt den Rang vor allen übrigen Helvetiens und sie besizt als Roms Bundesgenossin bedeutende Rechte und Freyheiten. So kann ihr die Haltung eines Justiz-Tags unter Vorsiz der Quästoren nicht zugemuthet werden. Die Beamten aus der Provinz müssen gerade durch die Stadt reisen, und dürfen nie da übernachten. Die Regierungsbeamten haben nur über die Leute der römischen Kolonie Recht zu sprechen. Die Legionen werden zwar auf ihrem Durchmarsch durch Aventicum verpflegt, dürfen aber nie da in Garnison bleiben. Es liegt jezt nur ein kleines Detachement Frumentarien (römische Gensdarmen) da, jedoch blos für die Sicherheit der Straßen, die Polizey bey den Festen und die Exekution der Urtheile.

Vor einiger Zeit hatten wir ein ganz eigenthümliches

Digitized by Google

Landesfest hier. Die Einwohner haben ihrer Göttin Aventia eine silberne Tafel, fünfzig Pfund schwer, gewidmet. Man trug sie im Triumph vom Stadthaus nach dem Aventiatempel. Voran gingen alle Priester dieses Kultus, die Duumvir'n, Decurionen, die städtischen Beamten, die der römischen Kolonie. Darauf folgte das schreyende und jubelnde Volk. Der Oberpriester der Aventia empfing die Tafel im Namen seiner Göttin, dankte und versprach dafür dem Volke Glück und Segen. Tanz, Spiel und Gesang beschloß den festlichen Tag. Hernach wurde die silberne Tafel im hellsten Theil des Tempels mit einer großen und langen Inschrift aufgestellt.

Der Stadtrath von Aventicum besteht aus zehn Gliedern, die Decurionen heißen, und denen zwey Duumvirn vorstehen. Vier Kuratoren verwalten die römische Kolonie. Es reißt sich keiner um die Ehre, Mitglied des Municipalraths zu werden, denn viele betrachten sie nur wie eine bemäntelte Steuer, der sie auf alle mögliche Weise zu entkommen suchen. Dieß ist aber unmöglich, wenn sie an Ort und Stelle wohnen, und sie nach Alter, Vermögen oder sonstigen Verhältnissen wahlfähig sind. Daher kömmt es, daß seit einigen Jahren mehrere Familien von hier auswanderten, neuerdings eine nach Nevidunum (Nyon) am Limmensee (Léman).

Um in die Klasse der Honoratioren zu kommen, muß man alle Municipalfunktionen durchgemacht haben, selbst die unterste, niedrigste und verächtlichste der Steuereinnehmer. Die Lage der Decurionen ist sehr unangenehm und fast peinlich. Streng verbietet ihnen das Gesetz, auf dem Lande zu wohnen, sich zwey Tage ohne besondere Erlaubniß ihres Kollegiums aus der Stadt zu entfernen; sie dürfen kein fremdes Gut verwalten, keine Art von Handel treiben, keine Prokuratur, kein Staatsgut in Pacht nehmen; alles bey Strafe des Exils und der Infämie. Kein untergeordnetes und persönliches Interesse soll den städtischen Beamten zerstreuen oder in seiner Amtsübung irre machen. Erst wenn ein Bürger von Aventicum fünf-und-zwanzig Jahre lang seiner Vaterstadt treu und redlich gedient hat, tritt er in die Klasse der Ausgedienten, und nun beginnt zum Lohne ein Leben voller Annehmlichkeiten für ihn. Denn als Mitglied der Honoratorenkaste hat er das Recht, im Rath zu sitzen, überall seine gewichtige Meynung zu sagen, in den Tribunalen und in allen Conventus zu stimmen. Außerdem sind sie frey von indirekten Auflagen, von dem Beytrag zur Unterhaltung der kaiserlichen Paläste (Mansiones), von Einquartierung und Militärfuhrwerk; sie können ausser Aventicum nicht vor Gericht gezogen werden, nie darf ein Militärgericht über sie erkennen, sondern nur Civilrichter. Es ist gewiß erfreulich und erhebend, daß die Römerherrschaft und die von ihr ausgegangene Sittenverderbniß doch diesen schönen Gebrauch der Altvordern nicht verdrängen konnte. Jahrhunderten zum Trotz, erhielt sich diese Stufenfolge verdienter Bürgerwürde; der zu Folge keiner zu höherem Grade gelangen kann, wenn er nicht mit dem niedrigsten begonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leichen im Sarge vor Entwendung zu sichern. *)

Das alberne Vorurtheil, das man in England gegen Leichenöffnungen hegt, und das den Unterricht in der Medicin und Chirurgie in diesem Lande unendlich erschwert, indem eine Leiche den Studierenden im Durchschnitte auf 10 — 12 Pfund (124 — 148 fl.) zu stehen kommt, veranlaßte bekanntlich seit einigen Jahren die Entstehung einer eigenen Kaste von Leuten, die sich „Auferstehungsmänner" nennen und die Leichen der Begrabenen des Nachts aus den Kirchhöfen heimlich oder mit Gewalt holen. Um nun die Leichen gegen alle Angriffe der „Auferstehungsmänner" zu schützen, hat Clemishaw, Büchsenmacher zu Easingwold, eine Vorrichtung in dem Sarg angebracht, wodurch jeder, der es wagen würde, den Sarg öffnen zu wollen, auf der Stelle niedergeschmettert wird, ohne daß die Leiche im Mindesten dabey leidet. Es ist eine Art von Selbstschuß.

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Zweytes Aprilheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Beschluß.)

Der Dichter scheint anzunehmen, daß die Werschowcye bis auf den einzigen Preslaw ausgerottet waren; doch lebte damals der blutdürstige Greis Kochan noch, dessen List den getäuschten Udalrich noch einmal einzuschläfern wußte. Unwahrscheinlich und gegen die Würde des historischen Stoffes scheint es mir, daß Kaiser Konrad so unvorsichtig dem Abenteurer traut, ihn zum Grafen erhebt und die Tochter seines Lieblings zur Gemahlin verspricht u. s. w. Die Aufführung entsprach dem, was die Kräfte unsers Bühnenpersonals im höhern Schauspiel zu leisten vermögen. Die Direktion hätte das vaterländische Drama würdiger mit Dekorationen, Garderobe, Chor und andern Gegenständen des äußern Schmuckes ausstatten können und würde dabey wahrscheinlich ihre Rechnung gefunden haben. Der Beyfall des zahlreich versammelten Publikums war das erste Mal so stürmisch, daß man wohl erkannte, es sey nicht das Werk allein, sondern auch die wohlverdiente Zuneigung für den Verfasser, die sich in fortwährend wiederholtem Hervorrufen desselben aussprach. Auch die übertriebenen Lobpreisungen eines hiesigen Kunstrichters könnten den Verfasser leicht auf den Irrweg leiten, er habe im Drama zwar etwas Fehlerfreyes geliefert; aber Ebert hat bereits bewiesen, daß er sich selbst kennt und besser als Alle weiß, was er geleistet hat und noch leisten wird. Schade wäre es, wenn er, gelockt durch den Reiz der lauten Anerkennung, sein Ta-

lent, welches sich so entschieden zum Epos und der Lyrik hinneigt, ganz dem Drama widmen wollte. Der Gewinn für die Bühne dürfte den Verlust kaum aufwiegen, den jene beyden Kunstgattungen erleiden würden. Schenks „Albrecht Dürer," welcher am Geburtstage des Kaisers von Oesterreich zum ersten Male gegeben wurde, hat allgemein angesprochen. Holbeins „Männerschule" nach Molière vereint mit dem Verdienste großer theatralischer Wirksamkeit die Durchführung einer ächt komischen Idee, die durch lebendige Charaktere belebt wird. „Velva oder die Stumme," Melodrama nach dem Französischen von Theodor Hell, gehört in die Klasse der rührenden Folterdramen, die jezt an der Tagesordnung sind, und muß daher jedem feinfühlenden Publikum gefallen, das sich schon vorher an den „drey Tagen aus dem Leben eines Spielers" ergözt hat. Mersano's einaktiges Lustspiel: „Die Heiden," in welchem nur zwey Frauenzimmer spielen, gehört in die Klasse, von welcher die Referenten und Rezensenten sehr viel gesagt zu haben glauben, wenn sie dieselbe „Pièces à tiroir" nennen. Ohne gerade etwas Neues zu enthalten, ist es keines der schlechtern Stücke dieser Gattung; doch werden, wie bey allen, die Ausfüllscenen ermüdend, welche die Umkleidungen nöthig machen. Auch der Schluß ist zu lang gedehnt. Hr. Kalliwoda, ein ehemaliger Schüler des Conservatoriums, gegenwärtig Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen, hat der Bühne eine Oper geliefert: „Christine," die wahrlich für einen ersten Versuch in der dramatischen Musik alles Lob verdient und reichen Beyfall fand. „Prinz Liebchen," komische Oper von Gehe, mit Musik von Wolfram, ist nach zwey Vorstellungen wieder vom Repertoire verschwunden.

Paris, April.

(Fortsezung.)

Es ist dem Publikum vorgekommen, als ob eine heimliche Intrigue vorwalte, wodurch man die verdienstvollen, aber unabhängigen und freysinnigen Gelehrten entfernen und die Akademie mit Leuten anfüllen wolle, die wie Hr. Pardessus nach Geld und Ehre fischen, die nie genug bekommen und, um dazu zu gelangen, sich unbedingt den Machthabern in die Arme werfen und ihnen alle erworbenen Rechte der Nation kaltblütig in die Hände spielen, wenn das Volk so blind ist, dergleichen Männer zu seinen Stellvertretern zu wählen. Im Grunde ist eine akademische Wahl eine unbedeutende Begebenheit in einem Staate, wo so manche wichtige Reichsangelegenheiten beständig zur Sprache kommen; hier aber war mehr als eine akademische Wahl im Spiel; man sah hier den noch lebenden Einfluß der berüchtigten Kongregation, die zwar den Todesstoß erhalten hat, aber doch unter ihren Trümmern noch fortlebt. Pardessus ist übrigens ein tüchtiger Rechtsgelehrter; er hat neulich ein Werk unternommen, das ihm wahrscheinlich später einen gerechten Anspruch auf einen Sitz in der Akademie verschafft haben würde, wenn er jezt nicht schon durch Intrigue hineingekommen wäre; dieß ist nämlich eine Sammlung der in Europa geltenden Seegesetze und Gewohnheiten; sie soll drey bis vier Quartbände ausmachen; der erste ist bereits mit Unterstützung der Regierung erschienen und auch schon in deutschen Blättern rezensirt. Pardessus hat sich klüglich seines Ansehens bey den Ministern bedient, um an alle französischen Handelsagenten in Europa die Bitte gelangen zu lassen, die in jedem Lande geltenden Seegesetze der ältern Zeit zu sammeln.' Diese ihnen durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugeschickte Bitte haben die Handelsagenten als einen Befehl angesehen; sie haben entweder die Stücke selbst gesammelt oder sich an einheimische Gelehrte gewendet, welche dann auch gesucht haben, dem französischen Ministerium einen Gefallen zu thun, und sich das Sammeln, Abschreiben, Uebersezen und Kommentiren nicht haben verdrießen lassen. Durch alle diese Gefälligkeiten ist Hr. Pardessus zum Besitze einer ansehnlichen Menge von Materialien gelangt, ohne daß es ihn das Geringste gekostet hätte; ein sogenannter Stubengelehrter würde nimmer, bey allem seinem Fleiße und bey allen angewandten Kosten, so weit gekommen seyn. Es ist Pardessus hernach ein Leichtes gewesen, Leute in Paris zu finden, welche ihm, bey seinem Mangel an Sprachkenntniß, die in fremden Sprachen abgefaßten Stücke übersezten und erläuterten. Der Regierung soll dieses Unternehmen sehr theuer zu stehen kommen und Pardessus erndtet allein den Ruhm davon. Allerdings ist es löblich, solch ein Unternehmen ins Werk gesezt zu haben, und da das Publikum im Grunde doch den Nutzen davon zieht, so ist es dem Sammler und Herausgeber noch obendrein Dank schuldig. Pardessus tritt, wie oben gesagt worden, an die Stelle des Professors Gail, eines Mannes, dessen philologischen Arbeiten, besonders die Ausgaben des Thucydides und Xenophon, auch in Deutschland bekannt genug sind, obschon sie dort manchmal sehr strenge beurtheilt wurden. Hrn. Gail war aber so viel an der Billigung deutscher Philologen gelegen, daß wenn einer so gütig war und ihm einige aufmunternde Worte darüber schrieb, Gail sie sogleich drucken ließ; in seinen Vorlesungen, so wie in seinen Schriften bekamen die deutschen Gelehrten allerley schmeichelhafte Beywörter, als doctes, savans, érudits; auch nahm er die nach Paris kommenden deutschen Gelehrten sehr gastfreundlich auf und suchte ihnen während ihres Aufenthaltes hierselbst gefällig zu seyn, nahm auch wohl Belehrung von ihnen an, was er schwerlich von französischen Gelehrten gethan haben würde; denn mit diesen hatte er manchmal gelehrten Streit, besonders in der Akademie, wo er gern seine vielen Arbeiten vorlas und man ihm nichts nachgab. Gail hat das Verdienst, daß er gleich nach der Revolution, als der klassische Unterricht daniederlag, mit großem Eifer das Studium des Griechischen wieder in Aufnahme zu bringen gesucht hatte. Seine Schulbücher waren eine Zeitlang beynahe die einzigen, die man besaß, und da er sie auf seine Kosten verlegte, so hatten sie ihm bedeutende Summen eingebracht, wovon er nachher einen Theil auf die Herausgabe seiner Prachtausgaben, z. B. seines Xenophon in 40 Quartbänden verwendete. Manche behaupten, Gail hätte besser gethan, wenn er beym Schulunterricht geblieben wäre und sich nicht in die höhere Region der Philologie verstiegen hätte. Daß er während der Revolution den sonderbaren Einfall hatte, einen Anacreon mit Gossec's und Méhul's Musik herauszugeben, hätte man noch hingehen lassen; allein daß er so gewaltig theure und kostbare Ausgaben des Thucydides und Xenophon veranstaltete, ohne den Forderungen der philologischen Kritik Genüge zu leisten, dieß konnten ihm die Gelehrten nicht wohl verzeihen; ihre scharfe Behandlung ließ ihn zuweilen dort für seinen übergroßen philologischen Eifer büßen. Am lezten Januar las er in der Académie des Inscriptions eine Abhandlung über das Grabmal des Osimandias in Egypten vor; seine Behauptungen wurden bestritten; der Mann ereiferte sich; am folgenden Tage las er dieselbe Abhandlung in der Académie des beaux arts vor, fast ohne Athem zu schöpfen. Dadurch entzündete sich sein Blut, er wurde krank und starb einige Wochen hernach. So hatte er sich mehrere Jahre zuvor über die Bedeutung des Ausdrucks ἀπὸ τῆς Θρᾴκης im Thucydides gewaltig erhizt und die Entdeckung der ächten Bedeutung desselben dünkte ihm ein Hauptsieg zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Mai 1829.

O glückliche Zeiten fürwahr, wo
Du auf Sittenverderb lobzielst! Jetzt schäme sich Rom nur!

Juvenal.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Rom hat leider auch mit Bürgern aus Aventicum sein altes Kunststückchen, die Ernennung zum römischen Bürger, versucht. Viele genießen dadurch einer Achtung, welche weder von Dank noch von Werthschätzung ausgeht, wie sie so oft dem Ansehen und dem Reichthum gezollt wird. Ja, ehemals war dieß anders! Da sah man edle, unbeugsame Männer diese Auszeichnung von Cäsars Hand ausschlagen. Aber in zwey Jahrhunderten ist dieß anders geworden. Jezt reißt und streitet man sich um die Ehre des römischen Bürgerrechts, und erhält sie auch zu verschiedenen Bedingungen und Preisen. Einige treten deßhalb in römische Kriegsdienste und garnisontren einige Jahre in der Festung Ala (Aigle im Kanton Waadt) an den Gränzen, oder ziehen an die Rheinufer; andere übernehmen in den Häscherkompagnien zu Rom selbst die niedrigsten und verächtlichsten Sbirrendienste. Noch andere tragen wenigstens ihr Wissen und ihr Talent nach Rom und wuchern damit. Unter den frühern Kaisern, von August an, war es ziemlich schwer, römischer Bürger zu werden. Seit Claudius ist diese Ehre käuflich geworden.

Aventicum hat anmuthige Umgegenden. Paterniacum (Paverne) ist ein beginnender Ort mit freundlichen Landhäusern. Noch schöner zeigt sich die Landschaft gegen den Aventicussee (Murtnersee) hinab, dessen Wasser unsere Stadtmauern bespülen, oder an dem Gestade der Brognice (La Brove; im Celtischen bedeutet dieß Wort ein Wasser, das im Thal fließt), die mit großem Geräusch in den See strömt.

Die Lebensart hat hier viel von der in Rom. Man steht gewöhnlich um sechs Uhr auf. Gleich darauf beginnen die Geschäfte. Die Läden öffnen sich mit Lärm, Straßen und Plätze werden lebhaft. Ganze Schwärme von Landleuten kommen mit Gemüß, Milch oder Getreide in die Stadt, die Clienten laufen hin und her, Haus ein Haus aus, die Schildwachen lösen sich ab, und die Leute ziehen nach den Tempeln. Von neun Uhr bis Mittag geht jeder seinen Geschäften nach. Um die Tempel ist großes Gedränge; Handel, Spekulation und Gewerbfleiß setzen alles in Thätigkeit; Richter und Decurionen begeben sich in ihre Sitzungen. Um eilf Uhr wird zu Mittag gegessen. Es ist eigentlich nur ein Frühstück, das aus Wenigem besteht. Dabey ist die Familie allein, und es wird kein Fremder eingeladen. Von Mittag bis ein Uhr hält alles Mittagsruhe. Diese Gewohnheit, die man den Thieren abgemerkt und nachgemacht hat, war früher nicht in Helvetien, und erst mit den Römern ist sie hierher gekommen; jezt herrscht sie allgemein auch bey den niedrigsten und arbeitsamsten Ständen. Um ein Uhr füllen sich die Straßen wieder. Die Geschäfte werden von Neuem vorgenommen. Die Badezeit ist um zwey Uhr; manche baden zu Haus, manche in den öffentlichen Thermen, wo sich alle Bequemlichkeiten in Ueberfluß finden. Auf einer Seite dieser Thermen nimmt ein weites Reservoir die

Digitized by Google

gemeinen oder armen Leute für einen Teruncius (drey Heller) auf, und man kann so lang darin bleiben, wie man mag. Gegenüber liegen eine Menge kleiner Gemächer, verschiedenen Preises, je nachdem die Einrichtung und Bedienung in und nach dem Bade ist. Nach vier Uhr wird der Preis immer höher. Weiter hin liegen die Frauenbäder. Wer sollte es glauben, daß das Unwesen in Rom, das gemeinschaftliche Baden der Männer und Frauen, auch bey uns zur Sitte geworden war, bis ihm Kaiser Hadrians Edikt ein Ende machte? Uebrigens gibt es in den Bädern keinen Unterschied, und nie ist dem zuerst Ankommenden das zunächst leer gewordene Bad versagt worden. Die Quinquennalen haben die Polizey der Bäder. Im Sommer werden sie um zwey Uhr geöffnet, im Winter erst um drey. Eine Glocke gibt dazu das Zeichen. Einmal in der Woche kommen die Gefangenen zum Baden. Ehemals war man in Helvetien zufrieden, wenn man sich nach der Arbeit Arme und Beine waschen konnte, jezt gibt es Leute bey uns, die nicht leben können, wenn sie nicht täglich drey bis vier Bäder nehmen.

Um drey Uhr wird zu Abend gegessen. Es ist die None des Tags und das Hauptessen, wo jeder, frey von Geschäften, den Freuden der Geselligkeit und der Tafel lebt. Hernach wird mancherley gespielt. Die Mädchen sind abgesondert in einem Theile des Saales und nehmen keinen Theil an dem Spiel. Dafür biegen sie Rosenblätter in kleine Bläschen zusammen und drücken sie schnell gegen die Stirne, so daß sie knacken. Die Art dieses Knacks entscheidet bey ihnen, ob sich das Mädchen verheirathet, wie und wann, ob sie Kinder bekommt, wie viele u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die königlichen Grüfte in St. Denis.

(Beschluß.)

Wir wollen uns nun zu dem wenden, was dieser Kirche noch immer Interesse giebt, zu den Gräbern der Könige von Frankreich aus drei Dynastien.

Die Kirche hat einen ausgezeichnet schönen Chor, über dessen Hauptaltar, zur Erinnerung alter Zeiten, die Fahne der Oriflamme hängt, ursprünglich der Banner des Klosters in seinen Fehden. Unter diesem Chor erstrecken sich in demselben Bogen die Grüfte oder vielmehr die Denkmale, wie man sie richtiger nennen muß, da von jenen vor vielen Jahrhunderten gestorbenen Fürsten, auch ohne die Zerstörungen der Revolution, wohl kein Stäubchen übrig seyn könnte. Man steigt an der linken Seite des Altars in diese Räume hinab und wird zuerst durch vier Gewölbe geführt, bis man eine Gallerie betritt, in der sich zwar auch Nischen befinden, die aber keine bestimmten Abschnitte in ihrer Konstruktion hat. In der ersten Abtheilung ruhen nur zwei Sarkophage; davon ist der eine der Clodwigs, des Gründers der französischen Monarchie. In dem zweiten Gewölbe steht das Bild Dagoberts, Sohn Clotars II., schöner gearbeitet als die seiner Vorgänger; ihm gegenüber ruht sein Weib, die Königin Nanthilde. Dann kommen in einer langen Reihe die bekanntesten historischen Personen: Karl Martell, Pipin, Ludwig der Fromme, Karl der Kahle, nur Karl der Große selbst fehlt, da er in Aachen begraben liegt; erst Napoleon hat sein Bild hier aufgestellt. Die Statue Karl des Großen von weißem Marmor steht im Krönungsstaate und mit der Krone, auf einer Erhöhung unmittelbar an dem Fenster, so daß das wenige Licht, das diese uralten Bilder beleuchtet, sich ausschließend um diese Heldengestalt sammelt. Eine eigene Kapelle haben Ludwig der Heilige und seine Familie, sie ist die hellste, aber geschmacklos verziert. Das Bild Karls von Anjou, das ausgestreckt auf einem Sarkophage liegt, hat mit der bekannten Abbildung in Raumers Hohenstaufen keine Aehnlichkeit. Jene herrschsüchtigen strengen Züge sehen hier ganz fromm und lammhaft aus. Eines dieser Gewölbe hatte Napoleon für sich und seine Familie einrichten lassen; eine prächtige bronzene Thüre führte dazu, die man heut noch sieht und die mit Greifen und andern Symbolen der Macht, aber keinem einzigen der Frömmigkeit geziert ist. Uns fielen dabei manche Bemerkungen in Bezug auf die Politik jenes Eroberers ein, die so gern eine andere Basis für ihre Macht suchte, als die ihr eigenthümlich war. Man hat in seinem Streben nach absoluter Herrschaft oft mit vermeintlichem Scharfsinn eine Tiefe seines Blickes zu finden geglaubt; uns erscheint die Art, wie er die Religion wieder zu Ehren zu bringen suchte, wie er in seiner Familie eine erbliche Dynastie begründen wollte, wie er sein Ansehn auf eine immer gerüstete Armee, eine despotische Administration, auf Verachtung der Volksrepräsentation, der Preßfreiheit, kurz auf alle der Entwickelung eines edeln und freien Volksgeistes hinderlichen Mittel zu bauen dachte, ein Beweis zu seyn, daß seine Bestimmung für unsere Zeit eine vorübergehende war, die vieles niederzureißen und zu beginnen, nichts aber zu erschaffen und zu vollenden bestimmt war. Darum erscheinen aber weder er noch seine Thaten geringer als die anderer Weltheroen. Man denke nur an Rom nach Julius Cäsar, an die Alexandrinische und Karolingische Monarchie nach dem Untergange ihrer Begründer! — Die Ueberreste der Regenten aus dem Hause Bourbon, die bei der Plünderung von St. Denis auf die schändlichste Art vom Pöbel beschimpft wurden, und die Leichen Ludwigs des XVI., Ludwigs des XVII., seiner Tante und des ermordeten Herzogs von Berry ruhen zusammen in einem verschlossenen Gewölbe. In einer kleinen Entfernung ruht die Asche des Prinzen von Condé bei einer ewigen Lampe.

Digitized by Google

Die Denkmale aus der ältern Periode sind meist aus einem harten feinen Sandsteine verfertigt, Särge, auf denen die Gestalten nicht in Rüstungen, sondern mit langen Gewändern, mit der Königskrone jener Zeiten, die aber noch nicht geschlossen war, ausgestreckt da liegen. Eine Aehnlichkeit der Bildung scheint hierbei nicht bezweckt gewesen zu seyn. Die Physiognomien tragen fast ohne Ausnahme den nordischen Charakter, wie man ihn auf alten Denkmalen findet, d. h. den Ausdruck einer gewissen Ruhe und Einfachheit, in der Art, wie etwa heut zu Tage die Züge unserer Landleute sind. So oft ich Abbildungen aus jenen frühern Zeiten erblickt habe, fiel mir eine sonst nicht leicht gemachte Bemerkung ein, daß der seit dem fünfzehnten Jahrhundert so unendlich erweiterte Horizont des europäischen Lebens, der größere Reichthum seiner Anschauungen und Vorstellungen, sein Licht auch auf die Züge des äußern Daseyns geworfen habe, und daß, bestimmte physisch entgegenwirkende Ursachen abgerechnet, die Schönheit des menschlichen Geschlechtes sich durch die fortschreitende Civilisation gemehrt habe. Die gewöhnliche Ansicht, durch die Hirngespinnste mancher Romanschreiber genährt, denkt sich das Geschlecht des Mittelalters als ein apollonisches. Wenn man aber überhaupt weiß, daß der Geist den Körper gebaut hat, so wird man sich auch durch fortschreitendes Nachdenken überzeugen, daß die Bildung im Ganzen und Großen auf die physischen Verhältnisse Einfluß hat. Einzelne Anomalien in diesem Grundsatz, wie etwa die Schönheit der rohen Kaukasier, sind Widersprüche der Natur gegen die Bestimmungen des Geistes, die man in der Fülle und dem Reichthum des Universums häufig findet, ohne daß sie die allgemeinen Principien aufheben. Der Wurf der Gewänder an diesen Statuen ist höchst einfach, fast ohne alle Kunst. Die Haare hängen an den Schläfen herunter, wie bey unsern ehemaligen Turnern, eine freylich uralte Sitte, die bey den Landleuten in manchen Gegenden noch allgemein gebräuchlich ist. Daß diese Haartracht weniger schön als die jezt in den gebildeten Klassen übliche ist, die man mit geringer Modifikation von den Antiken entlehnt hat, lehrt der flüchtigste Blick, da jene die Köpfe unförmlich dick macht und das natürliche schöne Oval des Hauptes entstellt.

Wir theilten, indem wir diese uralten Gewölbe durchschritten, weder jene sentimentale Empfindung, für welche die Todten interessanter als die Lebenden sind, noch die hier in Frankreich, trotz alles Scheines vom Gegentheil, noch immer vorherrschende Reflexion, die gegen den Stolz der Könige und die Pracht ihrer Gräber eifert, und die Existenz wie das Andenken derselben lieber zerstören als erhalten möchte. Manche hier erneute Erinnerungen der Geschichte ergriffen uns auf das Lebendigste; wir müssen aber gestehen, daß, so wie wir die Existenz aller dieser Merovinger, Karolinger und Kapetinger im Leben nicht beneiden, wir auch die Grüfte von St. Denis nicht als eine wünschenswerthe Ruhestätte für unsere unwürdigen Gebeine ansprechen möchten. Suum cuique! Der Anblick dieser zahllosen grauen Statuen, die finstern feuchten Gewölbe führen das Bild des Todes, was der Zweck aller dieser ekklatanten Gräber seyn sollte, keineswegs in einer erhebenden Gestalt vor Augen. Es ist seltsam und zeigt, wie tief die Macht alter Gewohnheiten eingewurzelt ist, auch wenn sie ihre wahre Bedeutung längst überlebt haben, daß sich, gegen die heute geltenden Ansichten, die Sitte vereinzelter Grüfte noch immer erhält, und daß man, gegen den ausdrücklichen Sinn des Christenthums, die Zeichen einer mit dem Leben erlöschenden Ungleichheit noch immer festzuhalten sucht. Es gibt keinen Kirchhof, die in Jerusalem und Rom abgerechnet, wo die Todten schöner ruhten als auf dem des Pater La Chaise, keiner, wo dieß weniger der Fall wäre, als die dumpfigen Höhlen von St. Denis. Die egyptisch-jüdische Sitte des Einbalsamirens ist die Spitze jener Verkehrtheiten; sie soll das, was vom Staube ist und zu Staube werden soll, dem Lauf der Natur entgegen, eine Zeit lang erhalten! O vanitatum vanitas! Wenn auch die übrigen Könige von Frankreich den Anblick von St. Denis nicht so gescheut haben, wie Ludwig XIV., von dem man behauptet, daß ihn in St. Germain die Glocken von St. Denis traurig machten, so würde doch keiner von ihnen, wenn er sie einmal durchschritten hätte, seine künftige Wohnung angenehm gefunden haben.

Gibt es irgend einen Ort, der die Ansicht in einem denkenden Menschen erhöhen könnte, daß der Geist etwas Größeres ist, als die verschiedenen Situationen, in die ihn die Natur, im Conflikt mit dieser Existenz, stellt, eine Ueberzeugung, die zwar allgemein angenommen ist, im Geräusch des Lebens aber gewöhnlich nicht befolgt wird, so kann dieß bey der Asche und den Denkmalen so vieler Könige geschehen, deren besonderes Daseyn spurlos verschwunden ist, von denen aber die, welche groß waren, jezt nach einem ganz andern Maaßstabe geschäzt werden, als dem der äußern Würde.

Eduard Arndt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Gall hatte in seinem Alter wenig von dem Feuer seiner Jugend verloren und stritt mit dem vollen Eifer eines kraftvollen Jünglings; nur mochte dieser Eifer zuweilen etwas blind seyn, wie es aller Eifer zu seyn pflegt; seine Entdeckung in Betreff des ἐπὶ τῆς Θρανίδος hätte er um Vieles nicht aufgegeben. Im Gespräche war er geistreich; nicht so in seinen

Schriften, wo er oft in eine übergroße Redseligkeit verfällt und außerordentlich weitschweifig wird. Da er als Bibliothekar an der großen königlichen Bibliothek dieselbe Wohnung inne hatte, welche zuvor Millin und dann Langlès gehabt hatten, so versuchte Gail die bekannten Thés littéraires der beyden vorigen Gelehrten wieder einzuführen, welche für Fremde besonders so vielen Reiz und Nutzen gehabt hatten, da sie ein Vereinigungspunkt für alle diejenigen gewesen waren, welche sich den Wissenschaften widmen. Die Akademiker kamen aber nicht hin und somit blieben auch die andern Gelehrten aus, und Gail gab die Thés littéraires wieder auf. Es werden jetzt bey manchen andern Gelehrten Abendvereine gehalten, besonders im Winter, so daß also die ehemaligen Thés littéraires an der Bibliothek nicht so unentbehrlich mehr sind. Indessen wäre es doch zu wünschen, daß Gails Nachfolger an der Bibliothek sie nicht ganz aufgäbe; da diese große Bibliothek beynahe im Mittelpunkte der großen Stadt liegt, so ist sie gerade dadurch vortrefflich zu einem Abendvereine der einheimischen und fremden Gelehrten geeignet. Um den Mangel eines solchen Vereinigungspunktes zu ersetzen, hatte man im vorigen Jahre den Vorsatz, eine Lesegesellschaft nach Art der Gensler zu errichten; es fanden sich aber zu viele Schwierigkeiten vor, oder eigentlich, die Hoffnung, die großen Kosten, welche die Errichtung einer solchen Gesellschaft erforderte, zu decken, war nicht stark genug, um die Unternehmer aufzumuntern, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen. Es gibt in Paris der Abendzerstreuungen so viele, und die Entfernungen von einem Stadtreviere zum andern sind so groß, daß sich auf keine bedeutende Anzahl von Subskribenten rechnen läßt, zumal da schon ein Athénée des arts und eine Société des bonnes lettres vorhanden sind, welche außer dem Lesezirkel auch noch Vorlesungen über Literatur und Wissenschaften den Abonnenten zum Besten geben, also mehr leisten und unterhalten, als eine bloße Lesegesellschaft. Die Anstalten einer kleinen Stadt lassen sich auf eine Hauptstadt wie Paris nicht wohl anwenden. Auch einen deutschen Lesezirkel hat man mehrmals versucht in Gang zu bringen; es ist aber immer bey dem bloßen Projektiren geblieben; vielleicht glückt dieß doch einmal; denn wenn auch in der St. Antoines-Vorstadt, wo es von deutschen Handwerkern wimmelt, sich Niemand um deutsche Literatur bekümmert, so gibt es doch in der mittlern Stadt Gebildete genug, denen der Gang unserer Literatur nicht gleichgültig ist, und da die Engländer bey dem Buchhändler Galignani einen Vereinigungspunkt haben, warum sollten die Deutschen nicht auch den ihrigen haben können? Unterdessen will Laurent, Inhaber der italienischen Oper, der auch das englische Schauspiel hier eingeführt hatte, den Parisern einen Vorschmack des deutschen Theaters geben, indem er die Aachener Truppe hierher kommen läßt, um zwölf Darstellungen deutscher Opern zu geben. Weislich hat er die Zahl der Vorstellungen auf ein Dutzend beschränkt. Des englischen Theaters sind die Pariser bald müde geworden; ein 4 Stunden dauerndes Shakespearesches Trauerspiel ist eine zu harte Probe für französische Geduld; wer kann auch 4 Stunden lang seine Aufmerksamkeit auf eine einzige Handlung heften? Dieß Unternehmen hat nicht Stand halten können und die Truppe hat sich schon längst wieder zerstreut. Wenn die deutsche Truppe auch nicht gefallen sollte, so wird sie doch wenigstens dem französischen Publikum keine Langeweile verursachen; auch würde das deutsche Opernpersonal schwerlich Originalstücke genug darstellen können, um lange Zeit durch Mannichfaltigkeit zu ergötzen. Es wird interessant seyn, zu sehen, welchen Eindruck deutscher Gesang auf Pariser machen wird; ich fürchte, nicht den besten.

Dg.

Berlin, April.

In diesem Augenblicke herrscht die Musik über alle Kunstgenüsse, und in ihrem einen Repräsentanten **Paganini** übt sie sogar eine Alleinherrschaft über die Conversation aus. Wir leben zwar nicht so im Luxus wie der Wiener, daß Fächer, Schleifen, Hüte und Alles, was die Mode nur in die Hände gibt, den Namen des Lieblings annimmt; ich weiß aber nicht, ob Paganini nicht größere Wunder in Berlin hervorgebracht hat. Kritische Gegner alles dessen, was das neue musikalische Italien uns herüberschickt, sah man vor seiner Ankunft die Waffen gegen den Wundermann schleifen. Er kam, wurde gehört **und gesehen**, und die Kritik war besiegt. Jetzt ist nur ein Ton des Lobes und des Erstaunens unter den Schreibenden und Sprechenden. In den Ansichten ist Alles einig, nur im Ausdruck der Ansichten herrscht ein Wettkampf. Man will die Lyrik des Enthusiasmus vermeiden und sucht im Gebiet des Verstandes und Gefühls nach Gründen umher, die Macht des Virtuosen auf alle Gemüther sich klar zu machen. Ich bin Ihr Korrespondent für Berlin und nicht für Paganini, habe daher nur die Pflicht, Ihnen vom Eindruck, den er in unserer Stadt bewirkt, zu melden, ohne Ihnen die Pflicht aufzuerlegen, meine subjektiven Erörterungen über den Virtuosen in Ihr Blatt aufzunehmen, die Ihnen ohnedieß aus allen europäischen Weltgegenden zuströmen und noch zuströmen werden, wenn Sie ihn nicht etwa selbst zu hören bekommen. Einige haben bey seinem ersten Konzerte ein Zischen gehört, als er auf herkömmliche Weise empfangen wurde. Das ist auch Herkommen — in Berlin. Es kann nichts so Anerkanntes ohne Opposition des kleinlichen Neides bleiben. Das Zischen mußte verstummen vor der hinreißenden Gewalt seines Spiels. Die nur einen kunstfertigen Grimacier in ihm erwartet hatten oder in ihm finden wollten, bekannten sehr bald, nicht allein den Virtuosen, sondern auch den selbstschaffenden Künstler bewundern zu müssen. Die Berliner Sarcasmen verstummten bis auf wenige, die sich der Größe der Erscheinung willig unterordneten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 105:
Frankfurt.

Charade.

Als einst die Töchter der Natur
Am klaren Quell das Erste schmückten,
Als Zweytes für das Erste nur
Am grünen Rand die Blumen pflückten,
Da war das Ganze schnell vollbracht,
War frisch und hat Effekt gemacht.

Was quälst du dich vor deinem Glas,
Streust todten Flitter ins Gewirre,
Thürmst auf das Erste ohne Maaß,
Das zürne nicht, wenn ich mich irre,
Nur deiner Reize Zaubermacht
Das plumpe Ganze leidlich macht.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. Mai 1829.

Verspart den Freudenrausch auf ruh'ge Tage;
Der Augenblick verlangt Besonnenheit.

Körner.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Der 24ste August war vorüber; im Gemetzel der Bartholomäusnacht hatten mehr als 60,000 Protestanten das Leben verloren; Bernhard von Mergy, dem Blutbad entkommen, hatte sich nach la Rochelle, dem Bollwerk der Hugenotten geflüchtet, und kurz darauf wurde dieses von den katholischen Truppen zu Wasser und zu Land eingeschlossen und belagert.

* * *

La Noue *).

Die Belagerten hatten einen ziemlich gelungenen Ausfall gegen die vorgerückten Werke des katholischen Heeres gemacht. Sie hatten einen Theil der Laufgräben gefüllt, mehrere Schanzkörbe umgestürzt und ungefähr hundert Feinde getödtet. Der Trupp, der diesen Zug ausgeführt, kehrte durch das Thor von Tadon in die Stadt zurück. Zuerst kam Hauptmann Dietrich Haustein an der Spitze einer Kompagnie Büchsenschützen, alle mit erhitztem Gesicht, keuchend und zu trinken fordernd, ein sicheres Zeichen, daß sie sich nicht geschont hatten. Dann sah man eine starke Abtheilung von Bürgern, unter denen man einige Weiber bemerkte, die an dem Gefechte Theil genommen zu haben schienen. Hierauf folgten ungefähr vierzig Gefangene, die meisten mit Wunden bedeckt, welche zwischen zwey Reihen Soldaten marschirten, die große Mühe hatten, sie gegen die Wuth des Volkes zu schützen, das sich auf den Straßen versammelte. Ungefähr zwanzig Reiter bildeten den Nachtrab. Zuletzt ritt la Noue, dem Mergy als Adjutant diente. Sein Küraß war von einer Kugel eingedrückt und sein Pferd an zwey Stellen verwundet. In der linken Hand hielt er eine abgeschossene Pistole, und vermittelst eines Hackens, der statt einer Hand an seinem eisernen Arme befestigt war, lenkte er den Zügel seines Pferdes. „Laßt die Gefangenen ziehen, meine Freunde," rief er alle Augenblicke. „Seyd menschlich, brave Bürger von la Rochelle, sie sind verwundet, sie können sich nicht vertheidigen und sind nicht länger unsere Feinde." Allein der Pöbel antwortete ihm mit wildem Gebrüll: „An den Galgen mit den Papisten! an den Galgen mit ihnen! Lang lebe la Noue!" Mergy und die Reiter verstärkten die Wirkung der großmüthigen Worte ihres Generals, indem sie von Zeit zu Zeit einige Streiche mit ihren Lanzenschäften austheilten. Die Gefangenen wurden endlich in das Stadtgefängniß geführt und durch eine starke Wache gegen die Wuth des Pöbels gesichert. Die Truppen zerstreuten sich in die Stadt, und la Noue, nur von einigen Edelleuten begleitet, stieg vor dem Rathhause in dem Augenblicke ab, als

*) La Noue, mit dem Beynamen Eisenarm, war ein vertrauter Freund Colignys und einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Kalvinen.

der Bürgermeister heraustrat, dem mehrere Bürger und ein ältlicher Prediger, mit Namen Laplace, folgten.

„Schön, braver la Roue!“ sagte der Bürgermeister, ihm die Hand reichend, „Ihr habt diesen Bluthunden gezeigt, daß nicht alle Tapfern mit dem Admiral gefallen sind!“ „Ja, Herr,“ antwortete la Roue mit bescheidenem Tone, „das Gefecht hat einen ziemlich glücklichen Ausgang genommen. Wir haben nur fünf Todte und wenig Verwundete.“ „Da Ihr den Ausfall anführtet, Herr von la Roue, versetzte der Bürgermeister, „so waren wir im voraus des Ausgangs gewiß.“ „Und was wäre la Roue ohne die Hülfe Gottes?“ rief der alte Prediger in bittrem Tone; „der Herr der Heerschaaren hat heute für uns gefochten; er hat unser Gebet erhört!“ „Gott verleiht und versagt den Sieg nach seinem Gefallen,“ sagte la Roue mit ruhiger Stimme; „ihm allein gebührt der Dank für das Glück des Krieges.“ Dann fuhr er, sich zu dem Bürgermeister wendend, fort: „Nun, Herr, hat der Rath die neuen Vorschläge Sr. Majestät in Betrachtung gezogen?“ „Ja,“ antwortete der Bürgermeister, „wir haben dem Herzoge von Anjou den Trompeter zurückgesandt und ihn gebeten, sich die Mühe zu ersparen, uns aufs Neue aufzufordern. In Zukunft werden Büchsenschüsse unsere einzige Antwort seyn.“ „Ihr hättet den Trompeter sollen aufhängen lassen,“ bemerkte der Prediger, „denn steht nicht geschrieben: „„Falsche Propheten haben sich aus deiner Mitte erhoben und die Bewohner der Stadt verführen wollen . . . . Allein du sollst sie tödten; deine Hand soll zuerst auf sie fallen, und dann die Hand des ganzen Volkes.““ La Roue seufzte und blickte gen Himmel, ohne zu antworten. „Was! uns ergeben?“ fuhr der Bürgermeister fort, „uns ergeben, wenn unsre Mauern noch aufrecht stehen, wenn der Feind kaum wagt uns anzugreifen, während wir ihn alle Tage in seinen Laufgräben beunruhigen! Glaubt mir, Herr von la Roue, und wären auch keine Soldaten in la Rochelle, die Weiber allein wären im Stande, den Pariser Würgerbanden zu widerstehen.“ „Herr, wenn man der Stärkere ist, so soll man mit Mäßigung mit seinem Feinde reden, und wenn man der Schwächere ist — —“ „Und wer sagt, daß wir die Schwächeren sind?“ unterbrach ihn Laplace. „Kämpft nicht der Herr für uns? war nicht Gideon mit dreyhundert Israeliten stärker als das ganze Heer der Midianiten?“ „Ihr wißt besser als irgend Jemand, Herr Bürgermeister, wie unzulänglich unsre Vorräthe sind. Das Pulver fängt an auszugehen, und schon bin ich genöthigt gewesen den Büchsenschützen zu verbieten, aus der Ferne zu schießen.“ „Montgomery wird uns Pulver aus England schicken,“ sagte der Bürgermeister. „Das Feuer des Himmels wird auf die Papisten fallen,“ fügte der Prediger bey. „Das Brod wird alle Tage theurer, Herr Bürgermeister.“ „Bald wird die englische Flotte erscheinen, und Ueberfluß wird aufs Neue in der Stadt herrschen.“ „Gott wird Manna vom Himmel regnen lassen, wenn wir deren bedürfen,“ rief Laplace heftig aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Die Dienstboten.

Das Verhältniß der Dienstboten zu den Herrschaften gehört zu denjenigen, welche sich in den Vereinigten Staaten ganz anders als in Europa gestaltet haben, namentlich wenn wir es mit der starren Kluft, welche in England den Diener vom Herrn trennt, vergleichen. Ich rede dießmal nicht von den Arbeitern der Landwirthe, oder den Knechten, wie man sie bey uns heißen würde, sondern beschränke mich auf die Dienstboten in den volkreichen Städten der atlantischen Staaten. In dem Süden, wo es Sklaven gibt, sind die Dienstboten gewöhnlich aus dieser Klasse, und sehr häufig mit großer Anhänglichkeit ihrer Herrschaft zugethan. Oft findet man einen alten Diener, der seinen Herrn auf dem Arm getragen hat, und Leib und Leben für ihn ließe. In den nördlichen großen Städten sind die Dienstboten beyderley Geschlechts meist irländische Auswanderer, deren Abkömmlinge, oder freye Neger; diese lezteren sind jedoch nördlich von Neu-York sehr selten. Kein Mensch in den Vereinigten Staaten, wenn er noch so niedrig steht, gedenkt in dieser Lage zu bleiben. Jeder sieht Tausende von Beyspielen vor sich, wie unbedeutende Leute durch Thätigkeit und Sparsamkeit zu Geld und Gut kamen, oder sich durch Talent zu den ersten Stellen im Staate emporschwangen, wie z. B. gerade jezt der Präsident der Sohn eines unvermögenden Irländers ist, und der Staatssekretär ein Junge zum Heizen und Fegen in eines Advokaten Bureau war; keinem steht ein lähmendes Gesetz, ein Privilegium Anderer im Wege; alle politischen Rechte sind vollkommen gleich; die sichern Sparkassen bieten mannigfaltige Gelegenheit, auch das kleinste Ersparniß auf Zinsen zu geben; die Abkunft hat in der Gesellschaft fast gar keinen Werth; jeder trägt zu der Kirche bey, zu welcher er sich hält; die Zeitungen werden von allen gelesen, Belehrung ist allgemein, und die Folge von diesem allen, daß sich die Mitglieder der Menschenklasse, welche ich zum Gegenstande dieser Mittheilung gewählt habe, *fühlen und vorwärts streben*, und nur so lange Diener sind, als sie nichts anderes seyn können. Die sehr natürliche Folge davon ist wiederum, daß, allgemein gesprochen, die Bedienung in Amerika schlecht ist, obgleich auch dieß von flüchtigen Reisenden, wie so manches andere, in falschem Lichte dargestellt wird. Ich kenne mehrere Familien, in denen dieselben Diener seit vielen Jahren sind. Gewöhnlich aber wechseln sie sehr häufig; der Diener,

Digitized by Google

die Magd mögen aus dem Dienste gehen, wann sie wollen. Bey den eingebornen Dienstboten kommt noch dazu, daß sie alle gute Schulkenntnisse haben, d. h. sie lesen, schreiben und rechnen fertig, was nothwendig in ihnen das Gefühl der Unabhängigkeit steigert. Der Lohn ist sehr hoch, und wie Jedermann in Nordamerika, so kleiden sich auch die Dienstboten sehr gut. Ein Diener erscheint am Sonntage wie ein Gentleman; die Mägde kleiden sich mehr denn gut, und sie müssen große Summen für Kleider verschwenden. Seidene Kleider, große französische Hüte sind ganz gewöhnlich, und wenn Du die Magd nicht am weiten Schritte oder den dicken Händen erkennst, die Kleider, Federn und goldnen Ohrringe verrathen es Dir wahrlich nicht. Sie haben ihre Gesellschaften und Bälle. Vor Kurzem machte ich einer Bostoner Dame einen Abendbesuch. Ich hörte einen Wagen nach dem andern vor der Thüre halten und die Hausglocke ziehen. Ich fragte nach der Ursache, und meine liebenswürdige Wirthin gab lächelnd zur Antwort: „Meine Mägde und Bedienten haben heute Soirée. Sie müssen deßwegen, sezte sie hinzu, auch entschuldigen, wenn wir heute nicht wie sonst bedient werden.“ Das war mir neu, und ich konnte nicht umhin um Erlaubniß zu bitten, diese Gesellschaft besuchen zu dürfen. Man hatte Gefrornes, Wein, Kuchen ꝛc. Die Mägde waren ...ant gekleidet, und die kurzen, modernen Kleider zeigten frank und frey die dicken Knöchel, von denen mehrere mit feinen durchbrochenen, französischen Strümpfen bedeckt waren. Die rothen Küchenhände steckten in weißen, ziegenledernen Futteralen. Man spielte Blindekuh; meine Wirthin ging in ihrer Liberalität aber doch nicht soweit, Tanzmusik zu erlauben. Man sah kein verlegenes Gesicht, als ich eintrat, und die Diener meiner Bekannten boten mir sogleich artig Erfrischungen an. Eine andere Dame meiner Bekanntschaft erlaubte auch ihren Mägden eine Gesellschaft und überließ ihnen ihr Silberzeug, so wie ihre Speisekammer zum freyen Gebrauch. Aber die Mägde waren strenge Methodisten, und somit auch ihre Bekannten; so kam es, daß die ganze Gesellschaft, auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Frauenzimmer, steif, flüsternd, unbehaglich dasaß, bis sie endlich eine Bibel vornahmen, lasen und geistliche Lieder sangen; keines aber wollte die silbernen Löffel anrühren. Folgendes ist ein Gegenstück zu dieser Bescheidenheit. Ich saß in Philadelphia mit einer Dame aus dem Süden zu Tische, als sie herausgerufen ward und bald wieder lachend hereinkam. „Sie errathen nicht, fing sie an, weßwegen mich meine Negermagd so eben rief. Sie hat sich aus meinem Schmuckkästchen die Brillantohrringe, Brustnadel und Armbänder genommen und fragt mich, ob ich sie ihr nicht heute Abend auf den Ball leihen wollte. Sie hätten nur die goldenen Armbänder auf dem schwarzen Arme sehen sollen.“ — Erlaubten Sie es? war meine Frage. — „Nein, aber Viele thun es.“ — Von der Politik der Berliner Köchin, welche sich Sonntags Kleid und Schmuck für den Tanzboden miethet, weiß die solide amerikanische Magd, besonders wenn sie eine Pflanze dieses Bodens oder Hibernias Tochter ist, lediglich nichts.

Ein schöner Zug im Charakter des Nordamerikaners von allen Klassen bleibt immer der Drang nach Belehrung und Kenntniß, und das gilt von der Jugend in der Schulzeit, wie vom reiferen Alter. Es liegt jedem zu klar vor Augen, daß hier nur Talente und Kenntnisse einen Unterschied machen, als daß nicht der Wunsch nach Belehrung für sich und seine Kinder in ihm rege werden sollte. Und dieser Drang lebt auch im Herzen der Dienstboten. Sie machen tausend Fragen an die Herrschaft, wobey ihnen die Ehrerbietung, die man in Europa von ihnen fordert, nicht im Wege steht. Mein kleiner Knabe, der mein Bureau rein hält und heizt, sieht sich jeden Tag nach Büchern um und legt mir eine Menge Fragen vor. Jene Neugierde, das Erbtheil des Volks der Athener, von dem auch die Yankees eine gute Portion erhielten, mag freylich auch Theil an diesen Fragen haben.

Vergleiche ich das Verhältniß der Dienstboten bey den verschiedenen Nationen, so finde ich, daß sie hier in Amerika schlechte Diener sind; freylich kein Vorwurf für eine Nation, daß sie schlechte Diener zieht; daß sie in England der Herrschaft zu fern stehen, aber, es ist nicht zu läugnen, mit sehr großem Anstande behandelt werden; daß sie in Deutschland nur zu häufig grob, und als seyen sie nicht ehrenwerthe Glieder der Gesellschaft, oder auch zu familiär behandelt werden; daß man in Italien menschenfreundlich gegen sie ist und ihr Recht auf Mitgenuß anerkennt; daß sie, nach meiner Ansicht, nirgends so human, würdig und oft herzlich behandelt werden, als in Frankreich. Ein Franzose ist immer höflich gegen seinen Diener und betrachtet ihn gewöhnlich als Glied der Familie, für das er zu sorgen hat. Ich rede von ganz Frankreich; in Paris finden natürlich Ausnahmen statt, und doch nicht so viele als man glauben sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

In Friederich Haug verlor Deutschland einen seiner heitersten, lieblichsten Sänger; uns starb in ihm der Mann, an dessen liebenswürdige Persönlichkeit wir uns seit lange gewöhnt, der seit vierzig Jahren die geselligen Kreise seiner Vaterstadt mit seinem nie versiegenden Humor, mit seiner immer neuen, unerschöpflichen Liedergabe erfreut und belebt hatte. Stuttgart hat seit langer Zeit keinen Mann zu Grabe tragen sehen, dessen Individualität sich jedem, der ihn auch nur entfernt kannte, so tief ins Gedächtniß gewrägt hätte, und sein freundliches Bild lebt in Aller Herzen. Unserem Wunsche, das Andenken des Mannes, der Deutschland und seiner Vaterstadt Ehre machte, in den Blättern, denen er früher, vor bereits drey und zwanzig Jahren, seine Thätigkeit gewidmet hat, mit einigen Worten zu feyern, können wir nicht besser entsprechen als dadurch, daß wir der Rede, welche ein Freund Haugs, Hofrath Reinbeck, bey der Todtenfeyer desselben im Stuttgarter Liederkranze hielt, einige Stellen entheben:

„Gewiß, es war ein ausgezeichneter Mann, der aus unserer Mitte geschieden ist und dessen Erinnerung wir in diesem Augenblicke feyern. Ein sich selbst klarer Geist, früh gebildet durch den Genius des großen Alterthums, nicht in abstraktem Wissen und Denken, im Anschauen und Fühlen; — Phantasie und Verstand im vollkommensten Gleichgewicht, keine von beyden Kräften thätig ohne die andere; — leicht erregbar, ja in oft üppiger Fülle sprudelnd; — ein kindlicher Sinn für das dem gemeinen Auge Alltägliche, dem sein geweihter Blick mit Blitzesschnelle irgend eine neue Seite, eine neue überraschende Form, ja oft selbst wahre Poesie abzugewinnen wußte, und dabey Blick und Schwungkraft für das Höhere; — frey von vorgefaßter Meynung; — vertraut mit dem Dichtergenius aller neuern gebildeten Nationen, denen seine Muse wohl tändelnd zuweilen selbst ihre Sprachklänge entlieh; — das Gute und Schöne willig anerkennend, wo es sich ihm auch darbieten mochte, aber feind jeder Uebertreibung, jeder hochmüthigen Einseitigkeit, jeder Modethorheit im Gebiete des Geistes, die bald seinen giftlosen, doch spitzigen und scharfen Stachel fühlen mußte; — Dichter im weitern Sinne des Wortes, dem das Leben selbst, und was auch darin ihn freudig oder schmerzlich berührte, zum Gesang wurde; — begabt mit dem Zauber, der Klänge in Gedanken umwandelt, doch nicht blos mit den Klängen spielt, sondern auch wie ein Blitzstrahl das Innerste dem überraschten Blicke enthüllt, und dieß oft mit einem einzigen glücklichen Worte; — nie verlegen um Ausdruck und Form, und in Gedanken, Ausdruck und Form um so glücklicher, je weniger vorbereitet; — dabey Geist und Gemüth im seltensten Einklange, und daher, wie dieß dem gefährlichen Talent des Witzes sonst so leicht begegnet, niemals verletzend; — ausgezeichnet in der Gabe der Geselligkeit; — gegen Jedermann gleich freundlich, Jedem gern gefällig, Jeden zu erheitern bemüht; — gern bereit, seine Lyra auch fremden Leiden, noch lieber fremden Freuden zu leihen; — einfach und schlicht in seinem Aeußern; bey'm Bewußtseyn inneren Werthes höchst bescheiden. — Und einfach, wie er selbst, war auch der Gang seines äußern Lebens, doch gleichfalls nicht ohne Bedeutung. Von gebildeten Eltern im Schooß einer blühenden Natur geboren, sah er sich früh in die herrliche Pflanzschule versetzt, die damals ein ächt fürstlicher Geist der Bildung zu Wissenschaft und Kunst in hoher Vollkommenheit hervorzauberte, und kam hier in jugendlich-innige Berührung mit Genien, nicht blos seines Volkes, sondern aller Nationen, unter denen Mancher seinem Namen Unsterblichkeit gewann, wie ein Schiller, der schon damals seine Adlerschwingen entfaltete, und auch in unserem Freunde den Dichtergenius erkannte und ermunterte.“ (Der Beschluß folgt.)

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Als sich der Schlag der Entzückung durch alle Organe der Mittheilung elektrisch über Berlin verbreitet, fehlten nicht die Pilgerfahrten in den Konzertsaal, die Theater standen leer, ein Bauchredner und ein Deklamator aus Sachsen („Ohremser“ und „Sturm“) beriefen sich umsonst darauf, daß sie Deutsche wären und Paganini ein Italiener, und ein anderer berühmter Landsmann des letztern, der Taschenspieler Petorelli, hatte, ohne daß Jemand ein Wort über ihn sprach, abziehen müssen. Und doch hörte man Stimmen über den Mangel an Kunstsinn beym Publikum klagen, denn einmal war der große Saal nicht ganz gefüllt. Daran war aber nicht der Kunstsinn, sondern der Preis von zwey Thalern schuld, der in unserem Lande nur Ausnahme seyn kann. Schon sollte Paganini aus Aerger darüber sein letztes Konzert gegeben haben, als er plötzlich eine neue Reihe von Kunstleistungen im großen königlichen Opernhause eröffnete, wo bey, wenn gleich erhöhten, doch verschiedenen Preisen Jedermann einmal den Wundermann anzustaunen Gelegenheit gegeben wird. Doch, obgleich selbst das ganze Orchester dicht mit Zuhörern besetzt wird, ist kein Platz unverkauft geblieben und der Virtuos hat Berlins und, wie man sagt, Warschaus wegen London für dieses Jahr aufgegeben. Er hat endlich die größtmögliche Stufe der Popularität erreicht: er ist auf das Theater gebracht worden, wenigstens auf dem Königsstädter wurde schon in einer ältern Posse à la Paganini gegeigt, und Schmelka, der beliebte Komiker, machte Variationen auf der G-Saite, welche der Italiener nicht macht.

Wiewohl es nicht an tief in das Wesen dieses außerordentlichen Künstlers eingehenden Kritiken fehlt, mochte Hr. v. Holtei am würdigsten und lebendigsten in einem Gedichte, das in Privatabdruck circulirte, die Gefühle ausgesprochen haben, welche den Zuhörer ergreifen. Auch an sich, als Gedicht betrachtet, ist dieser Anruf an Paganini gelungen zu nennen, und er wird den Lesern Ihres Blattes daher nicht unwillkommen seyn.

Du düstrer Mann, in Mährchen eingehüllt,
Die vor dir her sich wundersam gestalten,
Die finstre Stirn von Lorbeern überfüllt,
Beherrscher du dämonischer Gewalten,
Was willst du hier mit deinem heißen Schmerz;
Mit den zerriss'nen räthselhaften Klängen;
Mit niegehörten zauberischen Gesängen;
Mit deinem schauerlichen, wilden Scherz;
Mit deiner Geige streitenden Akkorden; —
Was willst du hier bey uns? Wir sind im Norden;
Uns fließt das Blut gemäßigt in den Adern,
Nur die Vernunft regiert uns Herz und Hand.
Wir müssen wohl mit deiner Keckheit hadern,
Denn unsern Richterstuhl ziert der Verstand;
Und sanft umglänzt von reinem Sonnenstrahle
Seh'n wir im Geist die reinen Ideale
Und legen auch an dich, du fremder Mann,
Den wohlgeprüften, strengen Maaßstab an.

Da nimmst du spöttisch deinen leichten Bogen —
— Es ist kein Bogen mehr — ein Zauberstab!
Und wider Willen von dir fortgezogen,
Schweigt der Verstand, der sich gefangen gab.

Du reißt der Seele Tiefen; ruft ein Sehnen
Aus stillem Busen an das Licht hervor;
Wir glauben dir; wir bringen unsre Thränen —
Da trifft ein Mißlaut das bewegte Ohr. —
Du spielst mit uns, wie mit den bunten Tönen,
Du ziehst uns an, du stößest uns zurück,
Und deine Kunst will uns nicht mehr versöhnen,
Aus deinen Klängen spricht kein heitres Glück.
Gewalt'ge Klagen deines eignen Lebens
Vernehmen wir aus dieser Meisterschaft;
Du stehst am Ziele jedes ird'schen Strebens,
Doch ohne Freude scheint die Riesenkraft.

So blickt der Wandrer von den schroffen Höhen
Ins Felsenthal, das einst ein Strom zerriß,
Wie wir vor dir mit bangem Staunen stehen,
Dich hören, unsrer selbst noch ungewiß;
Noch ungewiß, ob wir denn auch erleben,
Was jedem Hörer ganz unmöglich scheint. —
Und selbst wenn deine Fibeltöne beben,
Hör' ich den „Geist, der immerdar verneint.“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 12. Mai 1829.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Uhland.

Frühlingslieder.

Von Carl Felder.

Eintönigkeit.

Stets ein lieblich Einerley,
Singst Du, Vöglein, frank und frey.
Tadle Niemand Deine Weise!
Rosen nur von seinem Reise
Kann der Rosenstock verleih'n;
Ruhig läßt er andres blühen,
Jenen Busch von Nelken glühen,
Diesen voller Lilien seyn.

Treib' in dieser Frühlingszeit
Jeder nur, was ihn erfreut.
Frühling wird vom frühen Morgen
Schon für alles Andre sorgen.
Gib nur, Frühlingssänger, dich!
Andre werden auch sich geben,
Und ein süß verbreitet Leben
Rührt dann tausendfältig sich.

Singlust.

Wo sich nur im Lenze jezt
Kurze Zeit ein Vogel setzt,
In des Waldes grünem Reiche,
In der Wiesen Bachgesträuche,
Läßt er frey sein Lied erschallen,
Schöne Welt, dir zu Gefallen!

Menschen sind wir, unbeflügelt,
Minder selig ungezügelt;
Aber, wie im Waldgefieder,
Weckt in uns der Frühling Lieder;
Frühlingsglück, dem keines gleicht,
Macht auch Herzen vogelleicht.

Der vernünftige Frühling.

Wenn ich durch den Frühling streife,
Wo, ach wo erschallt die Pfeife
Dir vom Munde, alter Pan?
Wo, ach wo
Lehnst Du Dich im Dickicht an?

Nymphen, mit Satyren schäckernd,
Satyrn, lachend oder mäckernd,
Eure Spiel' und Sprünge husch!
Wo, ach wo
Birgt sie Wasser oder Busch?

Wo erblick' ich Götter liegend,
Sich um Quellesurnen schmiegend?
Ward der Lenz, der Hain, die Flur
Gänzlich nur
Ein Gedankending, Natur?

Darf ich nicht mehr, halb mit Schauern,
Halb mit Neugier, hoffend lauern,
Welches Wesen, waldgeheckt,
Mich im Forst
Unversehens etwa neckt?

Digitized by Google

Frühling, Frühling, laß Dir's klagen,
Daß Du in so klugen Tagen
Mich in Wald und Flur geführt,
Wo so nichts
Sich von Ungeschiedtem rührt!

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Lausanna.

Lausanna scheint als reizende Königin des Sees hingesezt, von dessen Ufer es sich nach der Höhe hinaufzieht. Wir sind nun acht Tage hier, und täglich machen wir größere und kleinere Spaziergänge, aber immer haben wir neue Schönheiten gefunden, bald an den Ufern des Sees, bald auf den mittlern Hügeln, bald in dem dichten Gehölz in der höchsten Umgegend, wo man bisweilen aus dem grünen, dichtgeflochtenen Dickigt tritt, und dann die wunderreizende Landschaft, den See in seiner ganzen Ausdehnung, drüben das wilde Allobrogerland mit seinen hohen Schneebergen vor den Augen hat. An dem Uferland fehlt es nicht an Dörfern, Weilern und Landhäusern, und ich wundere mich nicht, daß so viele Römer sich hier ansiedeln, besonders gegen Viviscus (Vevey) hin, wo ein hoher Bergkranz gegen die rauhen Nord- und Ostwinde schüzt. Auch drüben am See herum liegen einige Dörfer, sie sind aber elend und armselig zu nennen, gegen die um Lausanna. Tiefe Einsamkeit und Stille fanden wir in der Sylva Beleni (la forêt de Sauvabelin) eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Hier grünen tausendjährige Eichen und seit uralten Zeiten wird hier die Sonne verehrt, der noch jezt viele huldigen, trotz unserer neuen Theologie. Wer fühlte sich nicht in Mitten dieser erhabenen Bäume ergriffen? an ihnen führte der Zeitenstrom Nationen vorüber, sie standen in Sturm und Donner fest, während Throne brachen, Reiche, Jahrhunderte und Völker versanken. Hier opferten unsere helvetischen Druiden dem großen Licht- und Gluthball im Namen der Nation. Zu diesem Sonnendienst kommen noch jezt Helvetier zusammen, die dem alten, schönen Glauben zugethan sind. Wer möchte sich nicht dankend oder bittend zur Sonne wenden? denn durch sie lebt, bewegt sich und erneut sich Alles. Sie färbt und malt die Blumen, sie gibt uns unsere Erndten, sie kocht und reift unsern Wein und richtet unsere Greise zu neuem Leben auf. Doch nur kindlich ist unsere Anbetung, und unser Gott hat nicht Tempel, nicht Priester. Sein Tempel ist das Weltall, und die Menschen dienen darin als Priester. Nichts herrlicher, als wenn am Abend die Sonne hinter uns nach Gallien niedergeht, und die ewigen Schneegipfel im Allobrogerland hell und immer heller leuchten, und noch lange von ihr angelächelt werden, wenn sie für uns schon verschwunden ist und die fernen Kymmerier bescheint, deren Land man von jenen riesigen Bergen aus sehen muß.

Wenn die Natur in Lausanna viel herrlicher und großartiger ist, als zu Aventicum, so fehlen dagegen alle Annehmlichkeiten der Hauptstadt. Hier gibt es keine großen Thürme, kein Theater, keine Wett- und Thierkämpfe, Wagenrennen u. s. w.; die Häuser sind im Innern einfacher und schmuckloser eingerichtet. Es fehlt an den Genüssen und an den Lastern Aventicums, und doch sind die Leute hier heiterer und fröhlicher als dort, was wohl dem Weinbau zuzuschreiben ist, der jenseits Lausanna aufhört und auch da schon viel geringer ist, als bey dem nahen Nevidunum und bey Viviscus. Hierzu mag auch die offene, schöne Natur wirken und das etwas mittäglichere Klima. Die Einwohner von Lausanna sind nicht gut auf ihre überseeischen Nachbarn, die Allobroger, zu sprechen, die doch auf ihren kleinen Fahrzeugen alle Markttage mit Fischen, mit Geflügel, Gemüsen und Eyern über den See kommen und wohlfeiler verkaufen, als die anliegenden Helvetier. Sie kämpfen oft um geringen Gewinn mit den stürmischen Seewellen, so daß sie bisweilen, um ihre geringen Kähne zu erleichtern, die Fische wieder in den See werfen müssen, die sie nicht ohne Mühe die Tage vorher gefangen haben.

Es ist wahrscheinlich, daß Lausanna zuerst von gallischen Kolonisten bewohnt wurde, welche die Schönheit des Landes, sein guter Boden und seine für Handel und Verkehr günstige Lage herbeyzog. Im Celtischen bedeutet Lous das Wasser, onna oder anna aber einen Fluß. Dieß paßt sehr gut auf diese Stadt, die an der Cam-ber-onna und an dem Ufer des Sees liegt. Im Allgemeinen kommen die mehrsten helvetischen Städtenamen von ihrer Oertlichkeit oder von ihren Naturprodukten. So machten die Römer Nevidunum aus Newid-dun (Nyon), zwey Celtische Worte, deren erstes neu und das zweyte Höhe bedeutet. Es heißt also neue Stadt auf der Höhe. Minidunum (Moudon) kömmt von Mini-dun, Eberdunum (Yverdon) von Aber-dun. Beyde Worte bezeichnen einen Hügel, am Ufer oder am Ausfluß eines Flusses gelegen. Mit Aventicum haben es die Römer eben so gemacht. Es hieß im Celtischen Awent-ui, oder schnellfließendes Wasser.

Die Einwohner sind dem Spazierengehen sehr ergeben. Dazu laden die reizenden schattigen Ufer so sehr ein, wie die Höhen und Waldungen. Viele reiten spazieren, und die Frauen lassen sich von Mauleseln in Sänften tragen. Die Jagd liebt man sehr, und sie beschäftigt zu allen Jahreszeiten. Sie ist ganz frey und unbeschränkt. Bald geht man auf Auerochsen, bald auf Elenthiere, Hirsche und Steinböcke, bald auf wilde Schweine und Geflügel aus.

Die Mädchen sind sehr geschickt und fleißig in weiblichen Arbeiten, im Nähen, Stricken und Sticken. Sie lou-

Digitized by Google

nen an Spazlergängen, Tänzen und an den Schauspielen Theil nehmen. Durch diese Mischung gewinnt das öffentliche Leben sehr an Milde und Sitte. Die Frauen hingegen leben nur für ihre Männer und für die Sorgen des Hauswesens, die Geringeren backen Brod, spinnen, weben und machen Kleider, sie geben daher auch nur selten aus.

Die Männer haben alle Geschäfte außer dem Haus, ja sie gehen sogar auf den Markt und kaufen Lebensmittel ein. Die Wohlhabenderen lassen sich dabey von einem Sklaven begleiten, der die eingekauften Viktualien trägt. Das Geld haben sie in eine Ecke ihres Sudariums eingewickelt. Die Frauen tragen es im Gürtel.

Die Tempel sind bey uns nicht wie in Rom, denn die meisten haben achteckige Form. Sie stehen immer offen, von frühem Morgen bis nach Sonnenuntergang. In ihrem Innern herrscht Stille und Andacht. Mit bedecktem Haupt und verschleyertem Gesicht tritt man zu ihren Altären. Im Ganzen herrscht hier viel Frömmigkeit und religiöser Sinn. Doch gibt es auch Scheinheilige, zumal wenn die Wahlen herannahen, wo gern jeder für fromm, gut und rechtlich gelten will.

Es wohnen im Allgemeinen nur wenig sehr reiche Leute hier. Doch gibt es einige, deren Häuser römischen Luxus enthalten, und wo alle Bequemlichkeiten und Ueppigkeiten des Lebens angebracht sind. Die Häuser der Armen und wenig Bemittelten sind rund und aus Holz gebaut, mit Stroh gedeckt und stehen abgesondert von einander, so daß oft Gärten und Wiesen dazwischen liegen. Die Landhäuser sind nur einen Stock hoch, und haben gewöhnlich einen großen Thurm, auf dem gegessen wird, und wo man sich an der herrlichen Aussicht auf Land und See ergötzt.

Manche Häuser sind auf gallische Art gebaut, wo eine ungeheure Thüre bis zum Dach hinaufreicht. Durch sie allein fällt das Licht ins Innere. Diese Bauart nimmt aber täglich mehr ab, und die Vorderseiten der Häuser bekommen Fenster, bald rund, bald viereckig, bald oval, bald herzförmig, in Gestalt von Augen und Kleeblättern. An diesen Fenstern werden gewisse durchsichtige Steine angebracht, die das Licht einlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

„Was die Hülfe betrifft, wovon Ihr redet," sagte la Noue, „so kann ein Südwind von einigen Stunden sie verhindern, in unsern Hafen einzulaufen. Auch kann die Flotte genommen werden." „Der Wind wird von Norden wehen, ich prophezeihe es Dir, Kleingläubiger," sagte der Prediger. „Du hast den rechten Arm verloren und mit ihm hat Dein Muth Dich verlassen." La Noue schien entschlossen, ihm nicht zu antworten. Er fuhr in seiner Rede fort, sich stets an den Bürgermeister wendend: „Wenn wir einen Mann verlieren, so ist das mehr für uns, als wenn der Feind zehn verliert. Ich fürchte, wenn die Katholiken anfangen, die Belagerung mit Ernst zu betreiben, so werden wir genöthigt seyn, härtere Bedingungen anzunehmen, als die, welche Ihr jezt mit Verachtung verwerft. Wenn der König sich, wie ich es hoffe, begnügen will, seine Herrschaft in der Stadt anerkannt zu sehen, ohne Opfer von ihr zu verlangen, die sie nicht zu bringen vermag, so glaube ich, ist es unsere Pflicht, ihm die Thore zu öffnen, denn am Ende ist er doch unser Herr." „Christus allein ist unser Herr, wir haben keinen andern! Ein Gottloser allein kann jenen verruchten Ahab, Karl, der das Blut der Propheten trinkt, seinen Herrn heißen!" Die Wuth des Predigers schien sich durch la Noue's unerschütterliche Kaltblütigkeit zu verdoppeln. „Was mich betrifft," sagte der Bürgermeister, „so erinnere ich mich noch, wie der Admiral, als er zum leztenmal durch unsere Stadt ging, uns sagte: Der König hat mir sein Wort gegeben, seine katholischen und protestantischen Unterthanen völlig gleich zu behandeln. Sechs Monate später hat der König, der ihm sein Wort gegeben hatte, die Protestanten ermorden lassen. Wenn wir unsere Thore öffnen, so wird die Bartholomäusnacht hier wie in Paris gehalten werden." „Kurz," fuhr la Noue kaltblütig fort, „mein lezes Wort ist, daß, wenn der König einwilligt, keine Besatzung in la Rochelle zu legen und uns unsere Predigten frey zu lassen, wir ihm die Schlüssel bringen und ihn unsers Gehorsams versichern müssen." „Du bist ein Verräther!" schrie Laplace, „und von dem Tyrannen erkauft!" „Guter Gott! was sagt Ihr, Herr Laplace?" versezte der Bürgermeister. La Noue lächelte verächtlich. „Ihr sehr, Herr Bürgermeister, wir leben in einer wunderbaren Zeit; Kriegsleute sprechen für den Frieden, und die Prediger des Friedens reizen zum Kriege. — Lieber Herr," fuhr er fort, sich endlich an Laplace wendend, „es ist Mittagszeit, wie mir däucht, und sicher erwartet Eure Frau Euch zu Hause."

Die lezten Worte steigerten die Wuth des Predigers aufs Höchste. Er fand in seinem Eifer keine Schimpfnamen, und da eine Ohrfeige der Mühe überhebt, eine vernünftige Antwort zu suchen, so versezte er dem alten Krieger einen Schlag auf die Wange. „Gerechter Himmel! was macht Ihr?" rief der Bürgermeister. Mergy, der gegenwärtig war, stand im Begriff, Laplace eine Lehre zu geben, deren er sich erinnert haben würde; doch la Noue hielt ihn zurück. Als die Hand des alten Thoren seinen grauen Bart berührte, so blizte ein Strahl des Unwillens und Zorns in seinen Augen, doch sogleich waren seine Züge wieder unbeweglich wie zuvor; es war, als habe der Prediger der Marmorbüste eines römischen Er-

Digitized by Google

nators einen Streich versezt, oder la Roue sey von einer leblosen Sache von ungefähr berührt worden. „Bringt diesen alten Mann zu seiner Frau,“ sagte er zu einigen Bürgern, die den alten Prediger mit sich fortzogen, „empfehlt ihr, Sorge für ihn zu tragen, denn gewiß ist er heute nicht wohl. Herr Bürgermeister, ich bitte Euch, mir 150 Freywillige unter den Bürgern zu verschaffen, ich möchte morgen mit Tagesanbruch einen Ausfall thun, in dem Augenblicke, wo die Soldaten, welche die Nacht in den Laufgräben zugebracht, noch ganz steif von Kälte sind, wie die Bären, welche man während des Thauwetters jagt. Ich habe bemerkt, daß Leute, welche die Nacht unter Dach geschlafen, des Morgens wohlfeilen Kaufs mit denen fertig werden, die sie unter freyem Himmel zugebracht haben.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

(Beschluß.)

„Den bürgerlichen Beruf eröffnete Haug ehrenvoll die Gnade seines fürstlichen Wohlthäters, dessen Blick Haugs lebhafter Geist und Streben auf sich gezogen hatte, und bald sah er sich in Verhältnissen, die ihn über die gemeinen Sorgen des Lebens erhoben. Weltlicher Ehrgeiz war seine Schwäche nicht. Seine höhern Vorgesezten wie seine Kollegen waren größerntheils Zöglinge der nämlichen Anstalt und seine Jugendfreunde, und dieß traufliche Verhältniß erhielt sich für ion, weil er nie andere als bescheidene Ansprüche darauf gründete, und so fühlte er sich behaglich in seiner Lage. Sein Beruf gewährte ihm die glückliche Muße, nach seiner Neigung der Dichtkunst sich zu weihen, der er sich im Innern ganz zu eigen gab. Auch entstand ihm der bescheidene Kranz nicht, der seinen edlern Ehrgeiz reizte; sein Name wurde mit Auszeichnung in Deutschland genannt, und welcher Gebildete aus der Fremde Stuttgart berührte, der brachte seinem Genius gern den ihm gebührenden Zoll, und gewann bald nicht den Genius blos, sondern auch den Menschen lieb. — So durfte er sich eines großen ausgedehnten Kreises ferner Bekannter und Freunde unter den Ausgezeichnetern des gesammten deutschen Vaterlandes rühmen, und dieß erweckte, als ihm in den spätern Jahren eine noch ungebundenere Lage gewährt war, den Wunsch, mit diesen sich noch einmal zu erfreuen, und ihren Kreis durch die Berühmtern und Ausgezeichnetern der Gelehrten und Dichter, die er noch nicht persönlich kannte, zu erweitern. Er unternahm, nach einigen kürzern Reisen in den nähern Umgebungen Würtembergs, bey schon vorgerücktem Alter mit Jugendmuth eine weitere Reise nach Norddeutschland, und überall sah er sich mit Beweisen von Liebe und Anerkennung aufgenommen. — So kehrte er mit befriedigtem Herzen in unsere Mitte zurück und hier wurde ihm die Freude, thätig mitzuwirken zu der seltenen und herzerhebenden Feyer, welche die noch lebenden Lehrer und Zöglinge jener Pflanzschule, die seine Jugend gebildet hatte, dem Andenken ihres gemeinschaftlichen erhabenen Wohlthäters weihten: eine Huldigung gebildeter Männer und Greise für das Höchste, das der Mensch dem Menschen zu geben vermag — für ächte Bildung des Geistes und Herzens. Er sahe sich aufs lebhafteste in die glückliche Zeit der goldenen Träume versezt, die für ihn, den Genügsamen, mehr als Träume gewesen, erblickte mehrere der Genossen dieser Zeit um sich, — und so fügte sich das lezte Glied der goldenen Kette, die nie ein Sturm gerüttelt, die kein trübender Hauch berührt hatte, an das erste Glied. Der Kreis seines Lebens war vollendet — der Todesengel nahte — er hörte das Rauschen seines Flügels von ferne und sang:

Oft hört' ich schon ob Sarkophagen
Schrecklos der Schollen dumpf Geroll.
Bald ist von meines Lebens Tagen
Vielleicht die kleine Summe voll.
Doch kämst du heut' mir's anzusagen,
O Tod! ich hege keinen Groll.
Wohl mir! Ich darf es ruhig wagen,
Mit des gerührten Dankes Zoll
Zu Dem das Auge aufzuschlagen,
Von wo mir Licht und Athem quoll.
Warum denn, Vater, soll' ich klagen,
Wenn Deines Engels Ruf mir scholl?
Warum vor einem Ende zagen,
Das enolos mich beglücken soll! *)

Aber als uns nun die Kunde von seinem Hinscheiden erscholl, da überraschte sie uns Alle erschütternd; — so nahe hatten wir uns sein Scheiden nicht gedacht und Jedem war es, als habe er in diesem Manne ein persönliches Gut verloren.“

*) Gedicht von Haug im Oktober 1828.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Die weit verbreitete Sage, daß Paganini seine Frau umgebracht und deßhalb Galeerensklave gewesen, soll ganz unbegründet seyn. Nur daß er einmal, des Quasicarbonarismus verdächtig, in Venedig auf einige Wochen eingezogen worden, geben seine Freunde zu. In seinem Gesichte frevlich könnte man mehr lesen. Die Mutter eines Dienstmädchens entschuldigte neulich ihre eines Diebstahls überwiesene Tochter bey der Herrschaft mit den Worten: „Sie ist ja noch jung und die Leidenschaft wird sich mit dem Alter schon geben. Wissen Sie nicht, daß der große Paganini in der Jugend sogar seine Frau umgebracht hat, und ist doch noch ein so ausgezeichneter Mann geworden?“

Bey Paganini's Triumphzug jubilirten vor allem die Freunde der neu italienischen Musik, die noch immer eine ecclesia pressa bilden. Wenigstens fehlen ihnen alle kritischen Organe, und die Sontag, welche Rossini durchhalf, ist noch fort. Das Ansehen der Singakademie unter dem alten Zelter ist noch nicht gebrochen. Marx läßt sich in seiner musikalischen Zeitung durch nichts erweichen und fast für noch furchtbarer wird Hr. Rellstab als kritischer Cherubim der klassischen Musik angesehen. Aber die Verehrer der leztern wollen Paganini auch nicht als Kind der neuern Schule gelten lassen. Er ist für sie wie ein Boreu für die Klassiker. Der tiefere Born, aus dem er schöpft, läßt sich nicht wegläugnen, wenn sie auch nicht mit der Anwendung seiner Kraft zufrieden sind. Ein Fest für die Klassiker war der Beyfall, den Sebastian Bachs Passionsmusik in einer meisterhaften Ausführung durch die Singakademie unter Felix Mendelssohns Leitung eingeerndtet. Die Opposition verstummte. Die Graunsche Passionsmusik, sonst regelmäßig am Charfreytag gegeben, mußte dießmal der gewaltigen ältern Komposition weichen. Ebenso gab Mad. Milder Händels Jephta mit Beyfall, und die Pensionirung dieser ausgezeichneten Sängerin ist, wiewohl projektirt und, dem Gerücht nach, schon ins Werk gesezt, wieder rückgängig geworden, zur Freude derer, welche über die Stumme von Portici noch nicht Glucks Schöpfungen vergessen können.

Beylage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Mai 1829.

Schlagt Lärm, schlagt Lärm, wir stürzen auf sie ein! —
— — — — — — — —
— Verfluchte Unglückshand,
Die dieses teufl'sche Trauerspiel vollführt!

Shakespeare.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Der Ausfall.

In der Stadt fiel das dämmernde Morgenlicht, mit dem Scheine der Fackeln vermischt, auf einen ziemlich zahlreichen Trupp Soldaten und Freywilliger, die sich in einer, zu der Evangeliumsbastey führenden Straße versammelten. Sie stampften mit den Füßen auf das Pflaster und erhielten sich in beständiger Bewegung, ohne den Platz zu verändern, um sich gegen die feuchte und durchdringende Kälte zu schützen, welche den Aufgang der Sonne im Winter begleitet. Flüche und kräftige Verwünschungen gegen den, der sie so früh Morgens unter die Waffen gerufen, wurden nicht gespart, doch bemerkte man, trotz ihrer Schimpfworte, in ihren Gesprächen jenen Anstrich von guter Laune und Hoffnung, welcher Soldaten belebt, die einem geachteten Führer folgen. Während man den Soldaten Branntwein austheilte, hörten die Offiziere, welche um la Noue herum unter dem Schirmdach einer Bude standen, mit lebhaftem Antheil den Plan des Angriffs an, den er gegen die Belagerer vorhatte. Trommelwirbel ließ sich hören; Jedermann begab sich auf seinen Posten; ein Prediger näherte sich, gab den Soldaten den Segen, ermahnte sie, ihre Pflicht zu thun und versprach ihnen das ewige Leben, sollte es ihnen unmöglich seyn in die Stadt zurückzukehren und Dank und Lohn von ihren Mitbürgern zu empfangen. Die Predigt war kurz, und doch fand la Noue sie zu lang. Sobald die Rede des Predigers geendigt war und die Soldaten Amen geantwortet hatten, rief er mit fester und rauher Stimme: „Kameraden, der ehrwürdige Herr hier sagt die Wahrheit, empfehlen wir uns Gott und unsrer lieben Frauen von Schlagdrein. Dem ersten, der schießt, ehe die Mündung den Leib eines Papisten berührt, renne ich meinen Degen in den Leib, wenn ich lebendig zurückkomme.“ Er gab ein Signal; ein Kanonenschuß ertönte, und der ganze Trupp wandte sich im Geschwindschritt gegen das offene Feld hin; zu gleicher Zeit wurden kleine Abtheilungen durch verschiedene Thore hinausgesandt, um an mehreren Punkten der feindlichen Linie zugleich Lärm zu machen, damit die Katholiken sich von allen Seiten angegriffen glauben und nicht wagen möchten, Hülfe gegen den Hauptangriff zu senden, aus Furcht, irgend eine Stelle ihrer allenthalben bedrohten Verschanzungen zu entblößen.

Die Evangeliumsbastey, gegen welche das katholische Heer hauptsächlich seine Angriffe richtete, litt besonders durch eine Batterie von fünf Kanonen, die auf einem kleinen Hügel errichtet war, auf dem ein zu Grunde gerichtetes Gebäude stand, welches vor der Belagerung als Mühle gedient hatte. Ein mit einer Brustwehr versehener Graben vertheidigte die Zugänge von der Stadtseite, und vor den Graben hatte man mehrere Büchsenschützen als Schildwachen gestellt. Allein ihre der Nässe ausgesetzten Lunten mußten, wie der protestantische Heerführer es vorausgesehen, fast unbrauchbar geworden seyn, und seine mit

Digitized by Google

allem wohl versehenen und auf den Angriff vorbereiteten Truppen hatten einen bedeutenden Vortheil über plötzlich überfallene Leute, die vom Wachen ermüdet, vom Regen durchnäßt und von Frost starr waren. Die ersten Schildwachen wurden niedergestochen. Einige wie durch ein Wunder losgegangene Büchsen weckten die Wache der Batterie gerade zeitig genug auf, daß sie die Protestanten, welche sich schon des Grabens bemächtigt hatten, die Erhöhung gegen die Mühle heranklimmen sehen konnten. Einige versuchten Widerstand zu leisten, allein die Waffen entglitten ihren von Frost steifen Händen; fast alle ihre Büchsen versagten, während kein Schuß der angreifenden Truppen verloren ging. Der Sieg ist entschieden, und schon hört man von den Protestanten, die sich der Batterie bemächtigt, das wilde Geschrey: Kein Quartier! Gedenkt des 24sten Augusts!

Ungefähr fünfzig Soldaten mit ihrem Hauptmanne lagen in der Mühle; der Hauptmann, mit der Nachtmütze auf dem Kopfe und halb angekleidet, ein Kissen in der einen Hand und den Degen in der andern, öffnete die Thüre und fragte, woher dieser Lärm rühre. Weit entfernt an einen Ausfall des Feindes zu denken, glaubte er, das Getümmel entstehe von einem Zanke unter seinen eignen Leuten. Er ward schrecklich aus seinem Irrthum gerissen; ein Stoß mit der Hellebarde streckte ihn in Blute gebadet zu Boden. Die Soldaten hatten Zeit, die Thüre zu versperren, und eine Zeitlang vertheidigten sie sich mit Vortheil, indem sie durch die Fenster schossen; allein dicht neben dem Gebäude lag ein großer Haufen Heu und Stroh, so wie auch Strauchwerk, um Schanzkörbe zu machen. Die Protestanten steckten ihn an, das Feuer ergriff in einem Augenblick das ganze Gebäude und breitete sich bis zu der Spitze desselben aus. Ein Jammergeschrey ertönte. Das Dach stand in Flammen und drohete auf die Häupter der Unglücklichen, über welche es sich ausbreitete, herabzufallen. Die Thüre brannte; sie selbst hatten sich den Ausgang versperrt. Wenn sie aus dem Fenster zu springen versuchten, so stürzten sie in die Flammen oder wurden auf den Spitzen der Piken aufgefangen. Da zeigte sich ein schrecklicher Anblick. Ein Fähnrich in voller Rüstung versuchte wie die Uebrigen aus einem engen Fenster zu springen. Sein Küraß lief, nach einer damals gewöhnlichen Mode, in eine Art von eisernen Rock aus, der den Leib und die Schenkel bedeckte, und sich nach unten hin wie ein Trichter erweiterte, um nicht am Gehen zu hindern. Das Fenster war nicht breit genug, um diesen Theil der Rüstung hindurch zu lassen, und der Fähnrich hatte sich in der Verwirrung mit solcher Heftigkeit in dasselbe hineingeworfen, daß der größte Theil seines Körpers sich außerhalb befand, ohne daß er sich zu bewegen vermochte, und wie in einem Schraubstocke eingezwängt saß. Während dessen stiegen die Flammen bis zu ihm herauf und erhitzten seine Rüstung, worin er langsam, wie in einem Schmelzofen oder in dem berüchtigten ehernen Ochsen des Phalaris, verbrannte. Der Unglückliche stieß ein schreckliches Geschrey aus, vergeblich bewegten sich seine Arme um Hülfe flehend. Eine augenblickliche Stille entstand unter den Angreifenden, dann aber brachen alle auf einmal in ein fürchterliches Kriegsgeschrey aus, als ob sie sich betäuben wollten, um nicht das Jammern des brennenden Menschen zu hören. Er verschwand endlich in einem Wirbel von Flammen und Rauch, und in der Mitte der Trümmer des Hauses erblickte man einen glühendrothen rauchenden Helm. Schauderhafte und traurige Gefühle sind aber nur von kurzer Dauer während eines Gefechts. Während ein Theil der Protestanten die Flüchtlinge verfolgte, vernagelten andere die Kanonen, zerschlugen die Räder und stürzten die Schanzkörbe der Batterie und die Leichen ihrer Vertheidiger in den Graben.

Mergy war einer der ersten gewesen, die den Graben und die Brustwehr eingenommen. Ein Soldat hatte einen Offizier der Katholiken, der kein Lebenszeichen mehr gab, beym Kopfe ergriffen, ein anderer hielt ihn bey den Füßen, und ihn nach dem Takte hin- und herwiegend, waren sie eben im Begriffe, ihn in den Graben zu stürzen. Auf einmal öffnete der vermeinte Todte die Augen, erkannte Mergy und schrie: „Herr von Mergy! Gnade! Gnade! ich bin Euer Gefangener! Rettet mich! Erkennt Ihr nicht Euern Freund Beville?“ Das Gesicht des Unglücklichen war ganz mit Blut bedeckt, und mit Mühe erkannte Mergy in dem Sterbenden jenen jungen Höfling, den er so fröhlich und voll Leben verlassen. Sorgfältig ließ er ihn auf das Gras niederlegen, verband seine Wunde, und nachdem man ihn, so gut es möglich war, quer über ein Pferd gelegt, befahl er, ihn behutsam in die Stadt zu bringen. Als er ihm Lebewohl sagte und das Pferd aus der Batterie herausführen half, ward er einen Trupp Reiter gewahr, die im Trab zwischen der Stadt und der Mühle vorrückten. Allem Anscheine nach war es eine Abtheilung des Heeres der Katholiken, welche ihnen den Rückzug abschneiden wollte. Mergy eilte, la Noue hievon zu benachrichtigen. „Wenn Ihr mir vierzig Büchsenschützen anvertrauen wollt,“ sagte er, „so werfe ich mich hinter den Zaun, der den Hohlweg einfaßt, durch den sie kommen, und wenn ich sie nicht schnell zum Umlenken bringe, so mögt Ihr mich hängen lassen.“ „Wohl, mein wackrer Bursche, aus Dir wird einst ein tüchtiger Feldherr. Hier, folgt diesem Offizier und führt seine Befehle aus.“

In einem Augenblicke hatte Mergy seine Schützen längs der Hecke geordnet; er befahl ihnen sich auf ein Knie niederzulassen, ihre Gewehre in Bereitschaft zu halten, und vor allen Dingen nicht zu schießen, bis er es befehlen würde. Die feindlichen Reiter kamen schnell vorwärts, und schon hörte man deutlich den Trab ihrer Pferde in dem Hohl-

Digitized by Google

wege schallen. „Ihr Kapitän," sagte Mergy mit leiser Stimme, „ist jener Bursche mit dem rothen Federbusche, den wir gestern verfehlten. Daß er uns heute nicht wieder entgehe." Der Büchsenschütze zu seiner Rechten winkte mit dem Kopf. Die Reiter waren nur noch zwanzig Schritte entfernt, und ihr Kapitän schien, indem er sich zu seinen Leuten umwandte, im Begriff, ihnen einen Befehl zu ertheilen, da erhob sich Mergy plötzlich und rief: „Feuer!" Der Kapitän mit dem rothen Federbusch wandte das Haupt, und Mergy erkannte seinen Bruder. Er streckte die Hand nach der Büchse seines Nachbars aus, um sie abzuwenden, doch ehe er sie fassen konnte, war der Schuß abgefeuert. Die Reiter, über diesen unerwarteten Angriff verwirrt, zerstreuten sich und flohen nach verschiedenen Seiten; Georg aber stürzte von zwey Kugeln getroffen zu Boden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Die Schlüssel zu den Tempeln sind ungemein groß, und man trägt sie auf der Schulter. Die Hausschlüssel sind fast eben so. Im Innern der Häuser, für Kisten und Kasten, gibt es keine. Die Frauen verschließen sie mit einer Schnur und einem Stückchen weichen Wachses, auf das sie ihre Siegelringe drücken.

Jahrhunderte der Vermischung mit Römern und Gallern haben freylich vieles an dem physischen Charakter des Volks geändert. Es ist ihm aber doch manches Eigenthümliche geblieben. Fast alle Männer sind groß, stark und robust. Dadurch kann man sie auf den ersten Blick von den Römern unterscheiden, die gewöhnlich mager und klein sind. Sie haben blaue Augen, blonde, oft rothe Haare, sie sprechen laut und gehen ziemlich langsam. Die Frauen sind fast alle schön und wohlgebaut, mit gesunder, blühender Gesichtsfarbe, und einem Ausdruck von Freundlichkeit und Wohlwollen. Wie die Gallier, sind auch die Leute aus dieser Gegend ziemlich unthätig, faul und lieben den Schlaf. Auch wirft man ihnen vor, sie seyen unbeständig und veränderlich in ihren Meynungen, sie erzürnen sich leicht. Es fehlt ihnen dagegen auch nicht an guten Eigenschaften, sie sind freymüthig, gastfrey, voll Anhänglichkeit in Freundschaft und Liebe. Die Helvetier verdienen im Allgemeinen das Lob der Tapferkeit, so auch die Uferbewohner des Limmensees. Helvetische Korps haben sich in der pharsalischen Schlacht, in Judäa, in Britannien, unter Titus, Agricola und Drusus ausgezeichnet; wie Helden schlugen sie sich an den Ufern der Aar neun Stunden lang gegen die kriegskundigen römischen Legionen und gegen Cäsars Glück, und unterlagen am Ende nur der Uebermacht." Der römische Senat traute auch lange diesem Siege nicht und fürchtete sehr einen Aufstand des verzweifelten Volks.

Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in Rind- und Schweinefleisch, in Honig und Käse; an Fischen ist im See Ueberfluß; man ißt sie hier ohne Butter, blos mit Essig, Kümmel und Salz. Wenn sich die Leute in ihren Häusern wenig Genüsse verschaffen können, so suchen sie solche in den Thermen und Thermopolen. So heißen nämlich eine Menge kleiner Schenken in der Nähe der Stadt, wo man des Abends Eyer ißt und Bier trinkt, auch bisweilen tanzt. Hier hört man auch Bänkelsänger. Von vier Uhr des Nachmittags an füllen sich die Thermopolen, und von dieser Zeit an wird oft bis in die späte Nacht getrunken und geschwärmt; dergleichen lieben die lustigen Lausanner.

Einige tragen die Haare kurz, den Bart oder den Schnurrbart dagegen lang, das Gewand ohne Falten, kurze Aermel, mit einem Wort die alte gallische Kleidung. An andern sieht man ein Kleid, Caracalla genannt, weil es dieser Kaiser von Gallien brachte und selbst bey der Armee einführte; es ist vorn offen und reicht bis auf die Fersen herab. Auch die römische Eleganz, die gestickten Halbstiefeln, die tausendfaltige Toga sieht man bisweilen, und die mit duftenden Oelen eingeriebenen Köpfe riecht man viele Schritte weit.

Die Leute werden in dieser Gegend sehr alt und man begegnet vielen Greisen. Ich habe eine Christin von 102 Jahren gesehen, die noch ihre vollen Sinne hatte. Camillus Faustus, der Priester der kaiserlichen Familie, ist 95 Jahr alt, versieht aber noch täglich den Tempeldienst. Einige alte Soldaten erinnern sich an den Krieg in Judäa. Viele haben unter Agricola die Feldzüge in Britannien mitgemacht, und erzählen von der Regierung des Kaisers Domitian.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Anfangs März.

Es wird Ihnen nicht unwillkommen seyn, wenn ich von der am 4. März erfolgten Installation des Präsidenten Jackson das Wesentlichste berichte.

Am 11. Februar um 12 Uhr zeigte der Sprecher dem Hause der Repräsentanten an, die Tagesordnung sey, die Stimmen für den Präsidenten und Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten zu zählen. Ein Mitglied schlug darauf vor, der Schreiber solle dem Senate anzeigen, daß das Haus bereit sey, von seiner Seite diese Pflicht zu erfüllen; angenommen. Es wurden Sitze für den Senat und den Vicepräsidenten, der nach der Konstitution Präsident des Senates ist, bereitet. Kurz darauf kam der Senat, der Vicepräsident an seiner Spitze; vorauf gingen der Sekretär des Senats und der Sergeant-

Digitized by Google

at-Arms (hier wie in England, was in Paris der Greffier de la chambre ist). An der Thür ward der Senat von dem Sergeant at-Arms des Hauses der Repräsentanten empfangen; diese standen mit entblößtem Haupte. Sonst sitzen die Repräsentanten hier, wie die Parlamentsglieder in London, gewöhnlich mit dem Hut auf dem Kopfe, und entblößen ihn nur, wenn sie aufstehen und reden. Der Vicepräsident setzte sich zur Rechten des Sprechers, die erwählten Zähler neben die Schreiber. Der Vicepräsident, der vor sich alle Patete, von jedem Staate zwey mit demselben Inhalte, hatte, nahm die vom Staate Maine und erklärte, daß sie von den Senatoren und Repräsentanten dieses Staates, als die Stimmen von Maine für den Präsidenten und Vicepräsidenten enthaltend, gesetzmäßig anerkannt seyen; er brach die Siegel auf und gab die offenen Patete den Zählern. Dasselbe ward mit jedem Patete wiederholt, und nachdem alle 24 geöffnet und gelesen waren, trat der Senator Tazewell, einer der Zähler, vor und las die Liste der Staaten mit ihren Stimmen ab, wieviel jeder für Adams und Jackson als Präsident, und für Rush und Calhoun als Vicepräsident gegeben habe. Das Ergebniß war bekanntlich: Adams 83 Stimmen, Jackson 178, Rush 83, Calhoun 171. Der Vicepräsident Calhoun (denn dieser war auch Vicepräsident unter Adams und ist nun wieder gewählt) las dann das Resultat noch einmal und sagte: „Ich erkläre deßwegen, daß Andreas Jackson ꝛc. gesetzlich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten auf vier Jahre vom vierten Tage des nächsten März, und John C. Calhoun gesetzlich zum Vicepräsidenten für dieselbe Zeit erwählt sind." — Am 4. März um 11 Uhr nahm der Vicepräsident der Vereinigten Staaten seinen Sitz im Senate. Der Senator Smith nahm ihm den Eid, die Verfassung zu unterstützen und aufrecht zu halten, ab. Vierzehn neu gewählte Senatoren leisteten zugleich ihren Eid und nahmen Sitz im Senate. Kurz darauf kam General Jackson in den Senat, nach ihm der Oberbundesrichter mit den übrigen Mitgliedern des Oberbundestribunals, die fremden Gesandten und eine große Anzahl Damen. Um 12 Uhr vertagte sich der Senat und eine Prozession wurde gebildet, welche sich nach dem Ostportikus des Kapitols begab, wo Herr Jackson in Gegenwart einer Menge Volkes, welches auf der Treppe, im Säulengange und vor demselben stand, den Eid in die Hand des Oberbundesrichters ablegte. Der von der Verfassung vorgeschriebene Eid ist folgender: „Ich schwöre (oder versichere)*) feyerlich, daß ich getreulich das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten verwalten und nach meinen besten Kräften die Verfassung der Vereinigten Staaten erhalten, beschützen und vertheidigen will." Im Original heißen die Worte so: „I do solemnly swear (or affirm), that I will faithfully execute the office of president of the United States, and will, to the best of my ability, preserve, protect and defend the constitution of the United States." Der Präsident hielt seine Inauguralrede, Salven wurden abgefeuert, die Prozession von Neuem gebildet und nach dem Präsidentenhause gezogen, wo der Präsident die Glückwünsche empfing. Man hatte bey der Inauguration einen Stuhl zur Linken des Präsidenten für den abtretenden Adams gestellt; er erschien aber nicht. Es wäre auch etwas viel gewesen, da er nicht wie seine drey lezten Vorgänger, Jefferson, Madison und Monroe, freywillig abtrat, sondern nach einem lebhaften Partheykampfe. Jefferson war bey Madisons und dieser bey Monroes Inauguration zugegen gewesen. John Adams aber, der Vater des jetzigen, reiste früh am Morgen des 4. Märzes ab; ihm folgte Jefferson nach sehr hartem Partheykampfe. — Von Uebergabe eines Emblems oder etwas dergleichen ist nicht die Rede; der Präsident und die Minister verlassen ohne Weiteres ihre Stellen. Ja es findet nicht einmal eine Uebergabe der Archive oder Inventarien in den Bureau's statt. Der oberste Schreiber (Chief Clerk) übernimmt dieß alles, und die abgetretenen Beamten bleiben als Bürger für alle Fehler verantwortlich, welche etwa später entdeckt werden sollten. Clay, der vorige Staatssekretär, hielt, noch ehe er Washington verließ, eine Rede bey einem Mittagsmahle, welches ihm seine Freunde gaben, und betheuerte darin noch einmal im Angesichte Gottes, daß er einer Verabredung zwischen ihm und Herrn Adams, wegen dessen Wahl zum Präsidenten und seiner Anstellung als Staatssekretär, fälschlich beschuldigt werde. Er ist zurückgereist nach Kentucky, wo er wahrscheinlich wieder advociren wird. Hr. Adams hat Vermögen genug, um sorgenfrey davon zu leben.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieß ist auf den Fall bezogen, daß der Kandidat (als Quäcker) Gewissensscrupel wegen des Eides haben könnte.

Modon, 7. März 1829.

Ueber die wissenschaftliche Expedition in Griechenland.

Unsere Ueberfahrt war ruhig, jedoch langsam. Südostwinde hielten uns lange auf der Höhe von Corsika und Elba. Durch ein Wolkenmeer gewahrten wir die römische Campagna, den Vesuv mit seinem Rauch, der sich in Gestalt einer Seeschnecke gegen Capri verabzog, das herrliche Gestade von Ischia. Strombolis Blitze hatten wir mehr in der Nähe; aber erst als wir Italiens Gebiet verließen und durch die Meerenge von Messina die Welt Homers betraten, hatten wir den vollen Anblick der Scene. Der Schnee bedeckte die Gipfel des Apennins, wie zu des Sängers Zeit. Messina breitete sich am Fuß der Berge Siziliens aus; es glich einer schäumenden Fluth, die der Sturm auf die Küste getrieben. Hoch oben auf dem Felsen der Scylla hing unter Olivenbäumen ein Dorf und statt des Ungeheuers gewahrte man blos ein Paar auf dem Sande gestrandete Barken. Charybdis ist jezt ein gerades Ufer. Der wilde Feigenbaum, der einst Ulysses barg, hat einem Leuchtthurm Platz gemacht, der ziemlich traurig aussieht; Pferderudel weiden umher. Vom Aetna konnten wir nichts sehen. Allmählich flossen die beyden Nachbarländer, Großgriechenland und Sizilien, in eins zusammen, und wie der geschichtliche Charakter beyder Länder in ihren Kolonien Tarent und Messina, Metapontus und Agrigent derselbe ist, so sahen wir jezt, hier wie dort, bald Schneegipfel, die mich an die Berge des Schwarzwalds erinnerten, wo ich vor Kurzem gewesen, bald Gruppen von Feigen- und Olivenbäumen, jezt nackte, glänzende Felsen, jezt ein azurnes Meer.

Als wir aus der Meerenge heraus waren, sezte der Wind um und trieb uns in vier Tagen an die Küste von Messenien. Am 3. März gegen 4 Uhr Abends gewahrte ich deutlich und zum erstenmal das ersehnte, traurige Sandufer von Navarin. Um 5 Uhr lagen wir auf Schußweite von der Insel Sphakteria vor Anker. Hier hätten wir das Geschrey der Hopliten hören können; wir befanden uns der Spitze, wo sie sich zum leztenmale vertheidigten, gerade gegenüber; vom Walde, der in der Nacht vor ihrem Untergange abbrannte, ist keine Spur mehr vorhanden und weder auf der Insel, noch auf dem weiten Amphitheater von Sand gewahrt man einen grünen Fleck, auf dem das Auge ausruhen könnte. Links erhebt sich ein einziger Palmbaum über die Trümmer der Moschee von Navarin.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Mai 1829.

Tapfre Männer sollen haben was vom Fuchse, was vom Leuen,
Daß Betrüger sie nicht fangen, daß sie Frevler etwas scheuen.

Logau.

Die Londner Diebshöhle.

Dem englischen Parlament ist bekanntlich ein Polizeygesetz für die Stadt London vorgelegt worden; wie nothwendig ein solches ist, wird aus dem Berichte unseres Korrespondenten im morgenden Blatte und aus folgender Geschichte erhellen, die einem eben erschienenen Werke: „A second Judgment of Babylon the great" entnommen ist.

* * *

Ein Freund von mir verlor eines Abends, auf dem Wege von der Altstadt nach Kennington, seine Uhr aus der Tasche. Auf der Londoner Brücke hatte er sie noch bey sich gefühlt; aber als er an die St. Georgenkirche kam, und sie mit der Uhr, welche eben neun schlug, vergleichen wollte, war sie fort. Er hatte seitdem nur eine einzige Straße zurückgelegt, und die Zeit, in der er gewiß war, sie gehabt und nicht gehabt zu haben, betrug zehn Minuten. Die Straße war gedrängt voll gewesen, doch war er in keinen eigentlichen Volkshaufen gekommen, und nirgends hatte es einen Lärm oder Auflauf gegeben. Die Uhr hatte einigen innern Werth, war aber überdieß meinem Freunde als ein Familienstück besonders theuer. Er ging daher sogleich zu einem Polizeydiener, den er sehr gut kannte, und sezte ihn von seinem Verlust in Kenntniß. Dieser erkundigte sich genau nach allen Umständen des Raubs, ob solcher in der Hauptstraße oder in einem Nebengäßchen geschehen, ob ein Auflauf dabey stattgefunden oder nicht u. s. w., und nachdem mein Freund das Wenige, was er davon wußte, mitgetheilt hatte, sagte er: „Ich kann Ihnen nicht mit Gewißheit versprechen, daß Sie die Uhr wieder haben sollen, aber ich will mein Möglichstes thun; und wenn Sie mich begleiten wollen, so dürfte Sie das, was Sie sehen werden, einiger Maßen für Ihren Verlust entschädigen, denn Verlust bleibt es allemal, da Sie für die Zurückgabe bezahlen müssen, und zwar im Voraus." „Darf ich Ihnen aber mein Leben, und was ich von Werthe bey mir habe, anvertrauen?" fragte mein Freund. „Ich stehe mit meinem Leben dafür," erwiederte der Polizeydiener, „nur halten Sie sich dicht an mich, und seyen Sie stille. Indessen, da die Herrn nicht gern Banknoten nehmen, so thäten Sie wohl sich mit etwas Gold zu versehen, etwa fünf Guineen." Mein Freund sagte, er habe so viel bey sich. „Gut denn," fuhr der andere fort, „je eher wir gehen, desto sicherer sind wir eines guten Erfolges." Sie gingen durch so viele Gassen, Gänge und Winkel, daß mein Freund am Ende gar nicht mehr wußte, wo er sich befand. Zulezt kamen sie an eine Art von Lagerhaus, welches nicht nur verschlossen, sondern gänzlich verlassen zu seyn schien. „Dieß ist der Ort," sprach der Polizeydiener, und murmelte einige Worte durch die Thür, die mein Freund nicht verstehen konnte. In dem Augenblick fiel das Licht einer Blendlaterne, zuerst auf den Polizeydiener, dann auf den Fremden. Eine Stimme von Innen antwortete in derselben unübersezbaren Sprache; dann vernahm man, wie leise die Riegel gezogen wurden, und die Thüre öffnete sich ein wenig, aber kein Licht ward

Digitized by Google

sichtbar. „Halten Sie sich an mich und herein!“ flüsterte der Polizeydiener, und in einem Augenblick waren sie in einem stockfinstern, todten stillen Raum, und die Straßenthüre schloß sich hinter ihnen. Sie verfolgten einen langen, dunkeln Gang, der dem Führer ziemlich bekannt zu seyn schien. „Sie sind heut Abend etwas unhöflich,“ sprach er, „weil ich einen Fremden mitgebracht habe, sie werden aber schon artiger werden, wenn sie erst die Absicht unseres Besuchs erfahren.“ Nach einigen Schritten schloß sich eine zweyte Thüre, welche offen gestanden hatte, hinter ihnen, und in dem Augenblicke erschien Licht, und menschliche Stimmen ließen sich vernehmen. Der Polizeydiener wiederholte sein babylonisches Paßwort, und man führte sie in ein großes Gemach, welches eine Menge Personen beyderley Geschlechts enthielt! einige hatten sich gelagert, andere zechten, andere waren in eifrigem Gespräche begriffen, hier vertheilte man Habseligkeiten, dort schienen einige mit Juden zu schachern, mehrere saßen düster da, als wenn der Tag ihnen kein Glück gebracht hätte.

Sicher in ihrer Höhle, zeigte diese Versammlung keine Unruhe beym Anblick der Fremden; und der Eigenthümer der Uhr war vermuthlich der einzige, welcher etwas Furcht empfand, obgleich er nichts Beunruhigendes, als hier und da einen kurzen mißtrauischen Seitenblick wahrnehmen konnte. Der Polizeydiener fragte, ob Kapitän J. nicht zu Hause und zu sprechen sey. „Ich will nachsehen, mein Herr,“ sprach einer von der edeln Gesellschaft, und verschwand sogleich durch eine Thür, welche vorher nicht von der übrigen Wand zu unterscheiden gewesen war. Nicht lange, so kam der Bote zurück, mit der Meldung, der Kapitän würde sich freuen, Herrn — in seinem eigenen Zimmer zu sehen, wohin auch der Bote alsbald die beyden Besuchenden führte, und sich empfahl. Kapitän J. war ein Mann von mittlerem Alter, mit etwas jüdischen, doch einnehmenden Zügen, und würde, hätte man ihn anderswo getroffen, durch sein angenehmes Wesen das vollkommenste Zutrauen eingeflößt haben. Er war sehr anständig gekleidet, und sein Zimmer schön möblirt; auf dem Tische stand eine Flasche Wein, womit er sich eben labte, und daneben lagen zu seiner Erbauung die Tagesblätter, das Polizeyjournal und allerhand Zettel, welche Belohnungen für verlorenes Eigenthum anboten. Er stand auf und begrüßte den Polizeydiener als einen guten Bekannten, verbeugte sich gegen dessen Begleiter, und bat ihn höflich, sich niederzulassen und ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Der Polizeydiener gab ihm hierauf zu verstehen, der Herr habe ein kleines Geschäft, wobey ihm der Kapitän wohl behülflich seyn könnte. „Mit Vergnügen,“ war die Antwort, „d. h. auf dem gewöhnlichen Wege.“ „Das versteht sich,“ erwiderte der andere, und sezte die Sache auf's Genaueste auseinander. „Entschuldigen Sie, daß ich mich auf ein Paar Minuten entferne,“ sprach der Kapitän, und verließ das Zimmer. Mein Freund, dessen Neugierde auf's Höchste gespannt war, that jezt eine Frage an seinen Führer; aber dieser unterbrach ihn mit einer unbedeutenden Bemerkung über das Wetter, ein Wink, den jener sogleich verstand, und schnell die Ursache davon in einer an der Wand hinlaufenden Sprachröhre erkannte. Der Kapitän kam auch bald wieder zurück, und erklärte die Uhr sey wieder zu haben; da dieses aber viele Mühe kosten werde, so müsse man bey ihm fünf Guineen niederlegen, wofür die Uhr den folgenden Morgen zurückgegeben werden solle. Die fünf Guineen wurden aufgezählt, und der Eigenthümer beschieden, sich mit dem Schlage zwölf vor der St. Georgenkirche einzufinden, um seine Uhr zu empfangen. Als dieses abgemacht war, sagte der Polizeydiener: „Jezt Herr Hauptmann, wollen wir eins mit Ihnen trinken, wenn es Ihnen beliebt.“ „Von Herzen,“ erwiederte dieser, und zog die Klingel. „Ein hübsches Mädchen in der gewöhnlichen Tracht einer Magd brachte ungeheißen Gläser und eine andere Flasche. Als sie diese auf den Tisch sezte, sah sie den Gast mit einem langen, durchdringenden Blick an und verließ das Zimmer. Dieß erregte natürlich neue Besorgniß bey ihm, und ließ ihm den Wein nicht ganz so gut schmecken, als er seinem Gefährten zu schmecken schien, der nicht die geringste Lust zum Aufbruche bezeigte, bis er die Flasche leer sah. Endlich stand der Polizeydiener auf, und der Kapitän führte beyde auf einem andern ganz verschiedenen Wege hinaus, und ehe sich mein Freund versah, befanden sie sich in der Hauptstraße. „Das ist ein kürzerer Weg,“ bemerkte er. „Ja, und ein weit schwererer,“ erwiederte der andere. Mein Freund, welcher sehr begierig war über das Gesehene näheren Aufschluß zu erhalten, bat den Polizeydiener, in einem nahen Gasthofe mit ihm zu Nacht zu essen, was aber dieser unter einem Vorwande ablehnte, dafür aber versprach, am folgenden Abend in einem entfernten Theil der Stadt mit ihm zu speisen, wann er den Beweis haben würde, wie Diebe ihr Wort halten.

Zur bestimmten Stunde fand sich mein Freund, eben so gekleidet wie am Abend vorher, an dem bezeichneten Orte. Die Glocke schlug eins, zwey — elf Mal, und eben fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, man habe ihn geprellt, als ein prächtig gekleidetes Frauenzimmer an ihm vorbeystreifte, ihn mit einem einzigen Blick ansah, ein Paket ihm in die Hand drückte, und unter der Menge verschwand. Es war die Uhr; aber es fehlte ein schwerer goldener Schlüssel, der daran gebunden gewesen war; doch auch dieser ward ihm Tags darauf in einem Brief mit der kleinen Post zugeschickt, nachdem er den Umstand gegen den Polizeydiener erwähnt hatte, der sich Abends versprochener Maßen im Gasthofe einfand. Mein Freund erfuhr von diesem jedoch nichts Näheres, als daß das Daseyn solcher Diebsversammlungen selbst den höheren Behörden bekannt sey; daß es durchaus nothwendig schiene sie zu dulden, weil es sonst unmöglich seyn würde (selbst wenn die Diebe ergriffen,

Digitized by Google

und was doch, außer bey Straßenräubereyen, fast unmöglich ist, überwiesen würden), gestohlene Dinge wieder zu bekommen.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Diese Gegend hat nicht viel Verbindungen mit dem nördlichen Helvetien. Die Einwohner von beyden Ländern sind auch sehr verschieden. Hier ist alles gallisch, im Guten wie im Bösen, gen Norden hin herrscht germanische Art vor, die Sitten sind rauher, wie Himmel und Erde. Dort erinnert vieles an die Celten, hier zwingt man sich hingegen zu der Massilischen (Massilia, Marseille) Artigkeit; alles wird nachgeahmt, was von dort kömmt, man kleidet sich massilisch, man lispelt massilisch, man ißt und trinkt massilisch. Daraus entstehet zwischen unserem Land und dem nördlichen Helvetien eine Art von Hader. In Tigurum (Zürich) wirft man Lausanne vor, da sey Affektation, Streitsucht und Ringen nach falschem Schein zu Haus. Die Leute von hier und Novidunum (Nyon) beschuldigen hingegen jene Helvetier, sie seyen Spielratzen, hämische, geldgierige, wilde und rauhe Leute. Beyde Theile mögen Recht haben. Am ärgsten aber ziehen alle gegen das glänzende und reiche Aventicum los, denn alle sind neidisch darauf. So nennt man es spottweise Galiläa, weil der Kaiser Titus behauptet hat, dieß Land habe mit den Ufern des Aventicussees eine auffallende Aehnlichkeit.

Nichts kauderwälscher als die Sprache in Lausanne. Die unterrichteten und gebildeten Leute, die Priester und Tribunale sprechen reines Lateinisch. Es wird auch in den Schulen gelehrt und ist die juridische Geschäftssprache. Viele von denen, die unabhängig sind und an dem alten Landesüblichen hängen, haben das Celtische beybehalten, denn es ist die Sprache ihrer Väter und der Druiden; an sie knüpfen sich eine Menge Erinnerungen an, die ihnen wohlthun; sie hängen an den kräftigen Einsylben, die rein und unvermischt sind, und die andere Sprachen benuzt haben. Die Volkssprache ist weder lateinisch noch celtisch, sondern ein unkorrektes Gemisch aus beyden, das sie gallisch oder welsch nennen, und das in später Zeit wohl einmal eine eigene Sprache geben wird.

Als ich nach Helvetien kam, hatte ich, wiewohl es mein Vaterland ist, die Vorurtheile über das Land, die in Rom allgemein sind. Ich dachte an ein Mischvolk, das bunt untereinander wohne, wie es die Natur gewollt, bald auf Höhen, bald in Thälern, an Seen oder an Strömen, wild, unwissend, isolirt, ohne alle gesellschaftlichen Institutionen, gleichgültig für alle stille, friedliche Tugend und kein anderes Vergnügen kennend, als das des Kampfes und des Krieges. Statt dessen fand ich ein uraltes Volk, mit aufgeregtem Sinn für die Genusse der gebildeten Welt, voll Sinn und Eifer für die Kunst, gebildet, höflich, zartfühlend, vorsichtig, ein Volk, das sich an's Schmeicheln gewöhnt hat und das fast bis zur Verdorbenheit kultivirt ist. Bey ihm finde ich herrliche und geschmackvolle Monumente, Achtung für Talent, Handel und Luxus und ungemessenen Hang zu Vergnügungen im Genusse des einschläfernden Friedens.

Fast alle Römer, die zum erstenmal ins Land kommen, denken und irren wie ich. Daran ist viel ihr Dünkel Schuld. Sie vergessen, daß Helvetien, seit zwey Jahrhunderten Rom unterworfen, in seinen Sitten dieselbe Revolution erfahren hat, wie in seinem politischen Daseyn. In dieser Zeit haben seine ununterbrochenen Verhältnisse mit Rom den Ausdruck und Charakter der Eigenthümlichkeit sehr verwischt. Dazu hat noch viel Anderes mitgewirkt: der Aufenthalt reicher römischer Beamten im Lande, der Luxus ihres äußern Lebens und im Innern ihrer Häuser, die Verdorbenheit der durch langgewohnte Sklaverey verdorbenen Kolonisten, der Aufenthalt vieler Helvetier in Rom, wo Alle vaterländischen Sinn ablegen, Reichthum, Luxus und Scheinleben über Alles setzen und die heimischen Sitten verachten. Gleich nachtheilig wirkt das Ungebundene im Kriegsdienst, wo die jungen Helvetier mit Unabhängigkeit und Vergnügungssucht bekannt werden. Alles strebt darnach, sich zu bereichern, Alles will gefallen, und muß darum oft heucheln und schmeicheln. Alles dieß wirkt furchtbar zusammen. Kaum haben sich noch einige Erinnerungen an das alte Helvetien erhalten. Alle Furcht und Hoffnung hat nur Eine Richtung — nach dem stolzen Rom und dem verdorbenen Kaiserhof, wo man kriechen muß, um seinen Zweck zu erreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zimmtkultur auf Zeylon*).

Das Zimmtdepartement auf der Insel Zeylon hat 25—26,000 Einwohner, die eine eigene Kaste bilden, sich blos mit Wartung und Pflege des Zimmtbaumes beschäftigen und mit Zubereitung der Rinde desselben für den Markt. Die Zimmtausfuhr aus Zeylon beträgt nicht selten 6000 Ballen des Jahres, den Ballen zu 80 Pfd. Obschon der Zimmt im südlichen und südwestlichen Theile der Insel häufig wächst, hat doch die ehemalige holländische und gegenwärtig englische Regierung es für besser befunden, fünf sehr große Gärten zur Anzucht des Zimmtbaumes zu bestimmen; einer der größten derselben, Marandan, ist dicht an Colombo. Aus der Rinde dieses Baumes wird nicht blos der im Handel vorkommende Zimmt zum Küchengebrauche gewonnen, sondern es wird auch Zimmtwasser und Zimmtöhl bereitet, und aus den Blät-

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Zweytes Aprilheft.

Digitized by Google

kern gewinnt man ein Oehl, das dem Nelkenöhle nahe kommt, so wie aus den Wurzeln die feinste Art von Kampher.

Ewige Erdäpfel.

Man baut jezt in England eine Erdäpfelsorte, die man ewige Erdäpfel nennt (everlasting Potatoe), weil sie das ganze Jahr über Früchte, d. i. Knollen geben. Man legt sie gegen Ende Mai's, wenn man sie nicht früher will, nicht sehr tief und nimmt sie nicht eher, als bis man sie braucht. Ehe Frost eintritt, wird die Erde, unter welcher sie sich befinden, mit etwas Mist bedeckt. Man kann dann (in England) um Weihnachten frische Erdäpfel ausstechen und die kleineren, die man allenfalls unter den übrigen findet, bis zum nächsten Mai zur Aussaat aufbewahren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Modon, 7. März 1829.

(Beschluß.)

Ein feuchter Hohlweg in rothem Erdreich führte uns zu den Thoren der Wälle von Navarin. War alles ein Schutthaufen, so hörte man doch da und dort im Gemäuer die Soldaten singen, hörte Trompeten und kriegerische Musik. Bereits zeigte sich wieder eine Spur von Ordnung unter diesen Steinhaufen; jeder hatte ein Obdach gefunden und strenge seinen Fleiß an, es wohnlicher zu machen. Als wir aus dem südlichen Thore traten, sahen wir uns zum erstenmal inmitten der armen Griechen. Noch in ihrem Elend sind sie schön wie olympische Statuen. Zweyhundert Mann, halbnackt, meist mit Pistolen und Dolchen bewaffnet, arbeiteten unter den Soldaten an den innern Festungswerken. Rings um sie her hatten sich die Weiber und Kinder unter Steinhaufen gelagert, wovon übergebreitete Felle die Stelle des Daches vertraten; andere lagerten unter französischen Zelten. Man denke sich nur, wie auf diesem Boden, den die Natur selbst zerrissen hat, und dessen Anblick unwiderstehlich zur Wehmuth stimmte, die Truppen in wirklich bewundernswürdiger Thätigkeit sich bewegen; überall sieht man Menschengruppen zerstreut; geht man zum Meere hinab, so kommt man an eine Reihe hölzerner Häuser, denen der Rest der Bevölkerung zuströmt, die sich hier durcheinander drängt und täglich vermehrt; in der Ferne wird die Trommel gerührt, die Trompete geblasen, ins Gewehr gerufen; man ziehe um dieses Bild ein Amphitheater von völlig kahlen, verbrannten Bergen, und einen Hafen mit Schiffen und den abgerissenen Massen der Insel Sphakteria, so hat man einen Begriff davon, wie sich Griechenland uns darstellte, nackt und kahl auf dem Sandufer, nur noch schön, weil es so schauerlich ist. Der Weg nach Modon, der sich hinten am Berg von Navarin hinschlängelt, führte sonst durch Olivenwälder, an Landhäusern und Dörfern vorbey; jezt sieht man nichts mehr als verkohlte Baumstämme, Mauerstücke, Reste von Ibrahims Lagern. In der Nähe der Stadt weiden zahlreiche Heerden italienischer Ochsen auf den Gefilden, wo einst Nestors Heerden weideten; kleine weiße Flaggen flattern in der Ferne auf den zerstreuten Zelten der Schäfer, und der Soldaten, die auf sie rechnen. Kaum in der Stadt angelangt, eilten wir auf den Boden des alten Methone. Den Ort, den wir suchten, bezeichnete nichts als ein Paar mit blühendem Gesträuch bedeckte Erdhügel; wo die Tempel der Diana und der Minerva Anemotis gestanden hatten, war nichts zu sehen als Backsteine von Lehm, die die Araber gebaut. Egyptische Mäntel am Boden, Pferdegerippe bleichen da und dort, und das Meer führt Menschengebeine, Kleiderfetzen und Waffen, die an einer venetianischen Wasserleitung vollends in Stücke gehen.

Ein andermal vom griechischen Volke selbst. Was einem alsbald auffällt, ist seine Gleichgültigkeit bey den neuen Auftritten allen, deren Zeuge es ist. Es hat so viel gesehen, gelitten und vergessen, daß seine uralte Neugier endlich einmal gestillt ist. Mit unsern Soldaten stehen sie in sehr gutem Vernehmen, und in der lezten Zeit weiß man kaum ein Beyspiel, daß die Ruhe der Reisenden im Innern von Morea gestört worden wäre.

Wir hoffen, alsbald nach Messene aufbrechen zu können.

Boston, Anfangs März.

(Beschluß.)

Eben ging ich durch eine enge Gasse, in welcher sich zwey Fuhrleute begegneten. Es entstand der alte Streit, wer ausweichen solle. Nach einigem Hin- und Herreden sagte der Eine: „Ich weiche einmal nicht.“ „So nehme ich mein Frühstück hier,“ sagte der Andere und nahm Eßwaaren aus dem Kasten, der als Bock diente. „So geb' ich und esse Austern,“ erwiderte der Erste; „ich bin heute so unabhängig, wie je in meinem Leben.“ „Halt,“ rief der Zweyte, „ich will mitgehen, Austern essen.“ Und in der That gingen beyde in einen Austerladen; ich folgte. Bey den Austern ward der Streit fortgesezt. Endlich fing der Wirth an: „Gentlemen, wie soll das enden, jeder hat soviel Recht, als der Andere; wie wäre es, wenn ihr durch das Loos entscheidet?“ Dieß ward angenommen; das Loos entschied und die Streiter waren zufriedengestellt. Das Gröbste, was bey diesem Streite gesagt wurde, war: „Ihr seyd kein anständiger Gentleman.“ Ich behaupte nicht, daß alle Gassenstreite so gut und friedlich abgehen, aber im Ganzen kann man nicht läugnen, daß man hier in Amerika weit weniger Schimpfreden hört, als auf dem europäischen Kontinente. Deutsche Fuhrleute hätten sich eine halbe Stunde lang ausgeschimpft; englische hätten ruhig ihren Rock ausgezogen und unter dem Zuruf der Umstehenden: Fair play! fair play! sich tüchtig gehört; Franzosen hätten einen unmenschlichen Lärm gemacht, mit höflichen Reden dazwischen, und Italiener vielleicht still, blaß vor Wuth, mit dem Messer geendet.

Man gedenkt eine Eisenbahn von Boston bis an den Hudsonfluß zu bauen, und hat zu dem Ende den Beystand Vieler nöthig. Es soll ein nationales Werk des Staates Massachusetts werden. Auch die über den Gegenstand Unterrichteten und die nicht unmittelbar dabey Interessirten müssen aufmerksam gemacht werden. Wie fängt man dieß an? Die am meisten Interessirten suchen auf alle Weise den Leuten über diesen Gegenstand Licht zu geben. Alle Zeitungen sind voll von Berichten über Eisenbahnen in Amerika, England und Oestreich; an großen Holzschnitten fehlt es nicht. Kleine Flugschriften enthalten genaue Auseinandersezungen und Berichte über Vermessungen, Kosten ꝛc.; dann und wann hält ein Wohlunterrichteter Vorlesungen über diesen Gegenstand, man veranstaltet öffentliche Versammlungen, worin man lebhaft debattirt und Beschlüsse faßt, z. B. daß sich die Versammlung sehr zu Gunsten der Sache ausspreche, daß die Legislatur in einer Butschrift ersucht werden soll, Theil an der Sache zu nehmen. So wird die Sache besprochen, von allen Seiten betrachtet und gewöhnlich erst nach sehr reiflicher Ueberlegung ausgeführt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. Mai 1829.

Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes, denn auch die Kreatur frey werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens, zu der herrlichen Freyheit der Kinder Gottes.

Paulus
im Brief an die Römer.

Die Sehnsucht des Alls.

(Aus C. F. Bockhammers Nachlaß *).

Leis, wie Geisterlaute, schweben
Ferne Töne mir zum Ohr,
Und der Welt geheimstes Leben
Tritt aus dunkler Nacht hervor.
Ihre Sehnsucht zu verstehen
Hat dem Sänger sie verlieh'n:
In ihr großes Herz zu sehen
Würdigt selbst die Gottheit ihn.

Welch ein frisches, kühnes Regen!
Ewig zeugt sich Kraft aus Kraft,
Alles Einem Ziel entgegen
Harret brünstig, unerschlafft.
Möchte Großes gern erringen,
Gern sich dehnen schrankenlos,
Sehnet sich hindurch zu dringen
In der ew'gen Freyheit Schoos.

Wundervolle Kräfte glühen
Tief in des Gebirges Kluft:
Alten Banden zu entfliehen
Regt sich's in der Felsengruft.
Brünstig harret auf Erneuung
Was erstarrt in Stein und Erz:
Schrecklich heischend die Befreyung
Sprüht die Flamme himmelwärts.

Dort im blauen Aether blühend,
Fühlt der Stern des Sehnens Schmerz
Nach dem Ziel' enteilt er glühend,
Nach dem Ziele schlägt sein Herz;
Aller Himmel Kräfte sehen
Freundlich auf der Erde Lauf,
Schwesterlich nach jenen Höhen
Sendet sie den Blick hinauf.

Sieh — es dehnt mit grünen Zweigen
Mächtig sich der Baum empor!
Blüthen athmen, Früchte steigen
Hoffend an die Luft hervor.
Eingedenk des Ziel's, erheben
Blumen dort ihr Angesicht:
Und der Nacht entwunden, streben,
Froh begrüßend, sie zum Licht.

*) Der im besten Mannesalter verstorbene Verfasser hat sich dem gelehrten Deutschland durch zwey Schriften: Die Freyheit des menschlichen Willens (1821) und Offenbarung und Theologie (1822) als tiefer Denker bekannt gemacht; durch einige schöne Gedichte aus seinem Nachlasse, die in unserem Blatte niedergelegt werden, machen wir dem Publikum gewiß ein angenehmes, wohl selbst seinen Freunden ein unerwartetes Geschenk.

Digitized by Google

Auch der Strom, der nimmer weilet,
Rastlos, seit die Zeit begann,
Stets dahin rollt, ewig eilet,
Sucht das Ziel auf seiner Bahn.
In's Unendliche zu dringen
Sehnt er sich in seinem Lauf;
Nimmer will es ihm gelingen,
Wie er anfing hört er auf.

Und nach freyerem Bewegen
Ringt die unzufried'ne Kraft,
Die mit ewigem Erregen
Leben stets aus Leben schafft.
Halb der Fessel schon entronnen
Steh'n Lebendige mit Lust.
Und bis zu den fernsten Sonnen
Sehnt sich's in der Menschen Brust.

Und was in der Berge Klüften
Ein erstarrt Gestein erweckt;
Was empor zu blauen Lüften
Sich mit Macht im Baume regt:
Inniger und tiefer fühlet
Solchen Trieb des Menschen Herz,
Ach und karg und selten kühlet
Hoffnung nur den heißen Schmerz.

Harre muthig! nicht vergebens
Sehnt und strebt die Kreatur:
Blüthen eines schönern Lebens
Bietet allen die Natur — —
Dem Gebundenen Befreyung
Bringt — wie er auch zögern mag,
Dem Zertrümmerten Erneuung,
Bringet der Vollendung Tag.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Das Hospital.

Ein altes, von dem Stadtrathe in la Rochelle eingezogenes Mönchskloster, war zum Hospitale während der Belagerung eingerichtet worden. Das Pflaster der Kapelle, aus der man die Bänke herausgenommen, der Altar und alle Verzierungen waren mit Heu und Stroh bedeckt; hierher brachte man die gemeinen Soldaten. Der Speisesaal war für die Offiziere und Edelleute bestimmt. Hier lag Georg auf einer Matratze, die von seinem und dem Blute mancher andern, die vor ihm auf diesem Schmerzenslager gelegen, geröthet war. Ein Bund Stroh diente ihm zum Kopfkissen. Man hatte ihn so eben von seinem Küraß befreyt, und sein Wamms und Hemd zerrissen. Er war bis auf den Gürtel entblößt, doch war sein rechter Arm noch mit der Armschiene und dem eisernen Handschuh bedeckt. Ein Soldat suchte das aus den Wunden rinnende Blut zu stillen; die eine war im Unterleibe gerade unter dem Küraß, und eine andere leichte im linken Arm. Mergy war so von Schmerz niedergedrückt, daß er unfähig war ihm irgend eine wirksame Hülfe zu leisten. Bald lag er weinend auf den Knieen vor ihm, bald wälzte er sich auf dem Boden, und klagte sich unaufhörlich an, den zärtlichsten Bruder und besten Freund ermordet zu haben. Der Kapitän war ruhig, und bemühte sich, den wilden Schmerz seines Bruders zu mäßigen. Ganz nahe bey seiner Matratze war eine andere ausgebreitet, worauf sich der arme Beville in einer eben so unglücklichen Lage befand. Seine Züge hatten nicht den ruhigen Ausdruck, den man an Georg bemerkte. Von Zeit zu Zeit stieß er ein dumpfes Gewinsel aus, und wandte die Augen auf seinen Nachbar, als ob er ihn um etwas von seinem Muthe oder seiner Ergebung ansprechen möchte.

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, trocken, mager, kahlköpfig und mit vielen Runzeln, trat in den Saal und näherte sich dem Kapitän; in der Hand hielt er einen grünen Beutel, in welchem man ein für die armen Kranken schreckliches Geräusch von chirurgischen Instrumenten vernahm. Es war Meister Brisart, ein für diese Zeit ziemlich geschickter Wundarzt, ein Schüler und Freund des berühmten Ambrosius Paré. Er hatte so eben eine Operation vollendet, denn seine Aermel waren bis zum Ellbogen aufgestreift, und er hatte noch eine große blutige Schürze vor. „Was wollt Ihr von mir? und wer seyd Ihr?“ fragte Georg. „Ich bin ein Wundarzt, mein Herr Offizier, und wenn Euch der Name von Meister Brisart unbekannt ist, so habt Ihr noch viel zu lernen. Wohl! Muth gefaßt wie ein Lamm! wie jener sagt. Ich verstehe mich auf Büchsenschüsse, Gott sey Dank! und wollte ich hätte so viele Beutel mit tausend Franken, als ich Kugeln aus dem Leibe von Leuten gezogen habe, die heute eben so frisch und gesund als ich selbst sind.“ „Nun denn, Doktor, sagt mir die Wahrheit. Der Schuß ist tödtlich, wenn ich mich anders darauf verstehe?“ Der Wundarzt untersuchte zuerst den linken Arm und sagte: „Kleinigkeit!“ dann begann er die andere Wunde zu sondiren, welches dem armen Leidenden bald das Gesicht schrecklich verzieben machte. Mit seinem rechten Arme stieß er noch ziemlich kräftig die Hand des Wundarztes zurück. „Zum Henker! nicht weiter!“ rief er aus; „ich sehe schon an Eurer Miene, daß ich genug habe.“ „Kapitän, sehr, ich fürchte sehr, die Kugel ist zuerst schief durch den Unterleib gegangen, und dann im Rückgrate stecken geblieben, den wir auf griechisch rachis nennen. Was mich dazu führt dieß zu denken, ist, daß Eure Beine ohne Bewegung, und schon ganz kalt sind. Dieß pathognomische Zeichen trügt selten, und in diesem Falle —.“ „Wohl denn, so quält mich nicht länger, und laßt mich in Ruhe sterben.“

Digitized by Google

„Nein, er wird leben! er soll leben!“ rief Mergy, mit verwilderten Augen den Wundarzt anstarrend, den er heftig beym Arme ergriff. „Ja, noch eine Stunde, vielleicht zwey,“ sagte kaltblütig Meister Brisart, er ist ein kräftiger Mann.“

Mergy sank auf seine Knie, ergriff die rechte Hand des Kapitäns, und überströmte den eisernen Handschuh mit Thränen. „Zwey Stunden,“ fing Georg wieder an. „Desto besser, ich fürchte länger zu leiden.“ „Nein, es ist unmöglich,“ rief Mergy schluchzend. „Georg, Du wirst nicht sterben. Ein Bruder kann nicht von Brudershand sterben!“ „Still, still, bleib ruhig und erschüttere mich nicht. Ich fühle jede Deiner Bewegungen hier. In diesem Augenblicke leide ich nicht sehr; wenn es nur lange dauert, sagte Zany, als er von einem Thurme herunterfiel.“

Mergy setzte sich neben die Matratze, das Haupt auf seine Knie gebeugt, und mit seinen Händen bedeckt. Er war wie betäubt, von Zeit zu Zeit nur erzitterte sein ganzer Körper unter konvulsivischen Zuckungen, wie in einem Fieberschauer, und Jammertöne, die keiner menschlichen Stimme glichen, rangen sich mühsam aus seiner Brust los. Der Wundarzt hatte einen leichten Verband angelegt, nur um das Blut zu stillen, und wischte nun ganz ruhig sein Instrument ab. „Ich rathe Euch sehr, Eure Vorbereitungen zu machen; wollt Ihr einen Prediger, hier ist kein Mangel daran. Zieht Ihr einen Priester vor, so wird man Euch einen bringen. Ich habe so eben einen Mönch gesehen, den unsere Leute gefangen genommen. Seht, da unten hört er jenen katholischen Officier Beichte, der im Sterben liegt.“ „Gebt mir zu trinken,“ sagte der Kapitän. „Hütet Euch! Ihr werdet eine Stunde früher sterben.“ „Eine Stunde Leben ist nicht ein Glas Wein werth. Nun lebt wohl, Doktor! hier liegt einer neben mir, der Euch mit Ungeduld erwartet.“ „Soll ich Euch einen Prediger oder den Mönch senden?“ „Keinen von beyden.“ „Was?“ „Laß mich in Ruhe!“

Der Wundarzt zuckte die Achseln und näherte sich Beville. „Bey meinem Barte,“ rief er aus, „das ist mir eine schöne Wunde. Diese Teufel von Freywillige schlagen darauf los, als ob sie weder hören noch sehen könnten.“ „Ich werde mich erholen, nicht wahr?“ fragte der Verwundete mit schwacher Stimme. „Holt einmal Athem,“ sagte Meister Brisart. Man hörte ein schwaches Geröchel, welches die Luft hervorbrachte, die aus Bevilles Wunde zu gleicher Zeit wie aus dem Munde kam, und das Blut strömte wie roth gefärbtes Moos heraus. Der Wundarzt pfiff, als ob er das sonderbare Geräusch nachahmen wollte, dann legt er eilig einen Verband an, nahm, ohne ein Wort zu sagen, seinen Beutel auf, und bereitete sich, den Saal zu verlassen. Beville's Augen, die wie zwey Fackeln leuchteten, folgten allen seinen Bewegungen. „Nun Doktor?“ fragte er mit zitternder Stimme. „Macht Euch zur Abreise bereit,“ antwortete kalt der Wundarzt und entfernte sich. „O! muß ich denn so jung sterben!“ rief der unglückliche Beville, und ließ sein Haupt wieder auf das Bund Stroh sinken, das ihm zum Kissen diente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beyträge zur Geschichte der Erfindungen.

Wir halten manches für neue Erfindung, was längst bekannt, in Folge der eingebornen Trägheit des menschlichen Geistes aber nicht nur nicht benützt, sondern sogar wieder vergessen wurde. Die Biblioteca italiana, liefert in ihrem Februarhefte des l. J. eine Reihe von Beweisen hierüber aus einem in Deutschland nur wenig bekannten Werke eines Italieners, Fausto Veranzio, der am Ende des 16ten Jahrhunderts lebte. Dieses Werk führt den Titel: „Machinae novae Fausti Veranzii Sicani.“ Es ist in fünf Sprachen geschrieben: latein, italienisch, spanisch, französisch und deutsch, und Deutsche, Franzosen, Spanier und Italiener haben dreyhundert Jahre lang vergessen, was ihnen ein Welscher doch in ihrer eigenen Sprache laut genug vorpredigte. Veranzio predigte ihnen, sie sollen Hängebrücken bauen, Kettenbrücken; ein Engländer, in dessen Sprache er nicht gepredigt hat, Kap. Brown, erbaute die erste Kettenbrücke erst 300 Jahre nach Veranzio's Tode. Veranzio empfahl das Tretrad, an welchem der Mensch auf der convexen Seite desselben tritt, als die brauchbarste Anwendung menschlicher Kraft; die Engländer allein haben seinen Rath in ihren Strafarbeitshäusern befolgt, und endlich auch ein Franzose, Albert, an den Krahnen auf der Seine. Veranzio empfahl die Zugboote (bateaux de remorque) als Barca rimurchiante mit Ruderrädern, die vom Strome selbst bewegt werden; erst nach 300 Jahren befolgte man seinen Rath in Frankreich auf der Rhone zuerst und dann auf der Seine. Veranzio empfahl tragbare eiserne Mühlen; erst nach 300 Jahren hat Napoleon, der Unsterbliche, sie bey seiner Armee eingeführt. Veranzio lehrte schon vor 300 Jahren die Kasten an Reisewagen so hängen, wie man sie seit einigen Jahren an den Mail-Coaches in England gehängt sieht. Veranzio verbesserte den Gebrauch des allerdings schon vor ihm bekannten Fallschirmes, den aber erst 300 Jahre nach ihm Garnerin mit sicherem Erfolge anwendete. So groß ist die Trägheit des menschlichen Geistes, daß er 300 Jahre bedurfte, um zu Hängebrücken, zu Treträdern, zu Zugböten, zu tragbaren Mühlen, zu bequemen Kutschen, zu Fallschirmen zu gelangen, die man ihm doch in fünf Sprachen vorgepredigt hat. „Es wäre der Mühe werth, eine neue Auflage des 300 Jahre alten Traktates „de machinis novis F. Veranzii“ zu veranstalten; es ist nach 300 Jahren noch viel Neues darin zu finden.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, May.

Der Hauptpunkt in dem neuen Plan des Hrn. Peel ist die Errichtung eines Polizeykorps von ungefähr 1500 Mann unter der Aufsicht von 3 Beamten, welches London und die Umgegend Tag und Nacht bewachen soll. Dieß ist freylich etwas, aber noch bey weitem nicht genug, um einer so ungeheuern Stadt Sicherheit zu verschaffen. Doch selbst gegen dieses erheben sich die alten Tory's, welche seit Kurzem die eifrigsten Vertheidiger der Volksfreyheit geworden sind, und versichern, es gehöre mit zu den Plänen des ehrgeizigen Herzogs, das Land unter eine militärische Regierung zu bringen. Dieses Geschrey wird aber die wohlthätige Maaßregel eben so wenig verhindern, als ihre bis zum Hochverrath getriebene Opposition die große Maaßregel verhindern konnte, welche jedem gesetzlichen Gewissenszwang in England ein Ende macht. Bis zum letzten Augenblick schrieben sie, der König könne, dürfe die mehr als abscheuliche (atrocious, das Lieblingswort der Partey) Bill nicht bestätigen; in dem Moment, wo er sie unterschriebe, sey sein Recht auf die Krone verschollen und jeder Unterthan seiner Pflicht gegen ihn entbunden, ja es trete die Pflicht ein, sich seiner Regierung mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Dergleichen Schreibereyen hätte vielleicht zu ernsthaften Auftritten Anlaß geben können, wenn die Minister nicht den Muth gehabt hätten, das Geschmier zu verachten. Die Bill ward von dem König zugleich mit 40 andern unterschrieben, und alle zusammen haben Gesetzeskraft erhalten, ohne daß in den beyden Eylanden auch nur ein halbes Duzend Fenster darüber zerbrochen worden wären. In Dublin hatten die einflußreichsten Katholiken die Klugheit, ihre Glaubensgenossen am Illuminiren ihrer Häuser zu verhindern, was jedoch in einigen andern irländischen Städten geschah, und hier und da einen durch den Triumph gekränkten Protestanten verleitete, eine beleuchtete Fensterscheibe einzuwerfen. Sonst aber ist alles in beyden Ländern friedlich und ruhig, und die Torryjournale müssen sich mit Prophezeihungen künftiger Stürme begnügen. Wie ganz anders würde es geworden seyn, wenn die Regierung durch gerichtliche Verfolgungen der Partey Wichtigkeit gegeben hätte, so daß Fanatiker die Ehre des Martyrthums hätten finden können? An Materialien zur Rebellion fehlte es nicht, die ärmsten Volksklassen waren meistentheils gegen die Emanzipation, und viele Tausende derselben waren zu gleicher Zeit brodlos; das feste, ruhige Fortschreiten der Regierung aber benahm den Demagogen den Muth und es blies vom Gerede — eine große Lehre für alle künftigen Minister in der ganzen Welt!

Ich habe eben von den vielen brodlosen Menschen unter den gemeinen Volksklassen, nämlich den Handwerkern und Fabrikarbeitern, geredet. Brodlos ist freylich der geeignete Ausdruck nicht; denn nach den in England bestehenden Gesetzen darf kein Eingeborner ohne Brod seyn; das Kirchspiel, worin er geboren oder worin er sich über ein Jahr aufgehalten, darf ihn nicht verhungern lassen. Das ist aber auch alles; wenn es den Armen nur eben „les vis o morte" vegetiren läßt, ist das Gesetz erfüllt. Mehr kann auch in den meisten Fällen der erschöpfte Mittelstand (auf den hier wie überall die schwersten Bürden fallen) nicht thun. Man klagt zwar in allen Ländern und hat hier wie anderwärts zu allen Zeiten geklagt; aber es steht bey uns jetzt wirklich schlimm aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

An der italienischen Oper haben die Vorstellungen aufgehört bis zum künftigen Herbste; vergebens haben einige Journale im Namen der edlen Tonkunst geflecht; man möge doch fortfahren und die Stadt Paris nicht ein halbes Jahr lang eines der höchsten musikalischen Genüsse berauben. Das Flehen ist den Herren ein Leichtes; allein wie soll die Oper das ganze Jahr hindurch bestehen, da die Sängerinnen davon gehen und die Abonnenten auch? Glaubt man denn, daß der Unternehmer Laurent nicht eben so gern das ganze Jahr hindurch in seinem Saale spielen ließe, wenn die Sache möglich wäre? was soll aber der arme Mann anfangen, wenn ihm eine Prima Donna wie die Malibran-Garcia oder die Sontag sagt: Herr, ich verlange 40,000 Franken jährlich und sechs Monate Urlaub dazu, weil ich nöthig habe, in London eben so viel, wo nicht noch mehr zu gewinnen und mich mit dem runden Sümmchen von 100,000 Franken bestmöglichst zu nähren? Da darf Hr. Laurent nicht einmal ein saures Gesicht schneiden, sondern muß der Prima Donna, wenn sie um Ostern sich zur Abreise anschickt, recht höflich eine glückliche Reise wünschen und sie demüthig bitten, doch nicht zu vergessen, im Herbste wiederzukommen, ja ihr noch obendrein eine Benefizvorstellung als Lockspeise in der Ferne zeigen. Und hat er nicht den ganzen Sommer hindurch sich mit dem Gedanken zu ängstigen, vielleicht kommt die Prima Donna nicht wieder und läßt mich stecken in der Verlegenheit, wie ich die Abonnenten befriedigen soll? Nur der Gedanke, daß 40,000 Franken doch einen unwiderstehlichen Reiz haben und daß eine Prima Donna so göttlich sie auch singt, einen solchen Haufen klingenden Metalls selten verschmäht, vermag ihn einigermaßen zu beruhigen. Eine Prima Donna hat manche irdische Bedürfnisse, welche die Sehnsucht nach einem glänzenden Erwerbe vermehren; bedarf sie nicht eine Kutsche, prächtigen Schmuck, ein großes Haus u. s. w., andere Gründe nicht mitgerechnet, die den Gehalt noch unentbehrlicher machen? So z. B. hat die junge und schöne Mad. Malibran Garcia einen Ehemann im Schuldthurm in Amerika sitzen, und läßt ihm von Zeit zu Zeit Unterstützung in seinem Arreste zukommen. Man sollte glauben, wenn eine Frau 100,000 Franken im Jahre gewinnt, so müsse es ihr nicht schwer fallen, den Mann ganz und gar aus dem Schuldthurme herauszuziehen; allein es ist vielleicht gut für ihn oder für die Frau, daß er darin sitzen bleibt. Gibt es doch Leute, die einmal zum Schuldenmachen geboren zu seyn scheinen und bey denen das Geld nimmer haften bleibt. Wer kennt nicht die durch ihre Schönheit berühmte tragische Schauspielerin Dlle. Georges? Wie viel hat sie nicht in Rußland, wie viel in Frankreich durch ihre Darstellungen verdient? wie prächtige Geschenke von Königen und Kaisern Europa's, denen sie zu gefallen das Glück gehabt hat, sind auf sie niedergefallen? und dennoch ist sie immer des Geldes bedürftig. Nur die Diamanten und die Schawls sind ihr geblieben, das Geld aber ist zerronnen, wie gewonnen. Man hat sich in Paris im vorigen Jahre sehr über einen Schauspieldirektor in der Provinz lustig gemacht, welcher, um das Publikum noch mehr anzuziehen, auf dem Anschlagzettel angekündigt hatte, Dlle. Georges werde in der Rolle der Semiramis mit allen ihren Diamanten auftreten. Für die Provinzbewohner muß ihr Schmuck allerdings eine große Merkwürdigkeit seyn. Das Hauptstück dieses Schmuckes ist ein Diadem, das ihr der Kaiser Alexander in einem freygebigen Augenblicke zum Geschenke gemacht hatte, und dessen Werth von Einigen auf 50,000 Franken angeschlagen wird; vielleicht schätzen sie das Stück blos nach dem Augenschein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 117.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Mai 1829.

Hören nicht kannst Du den Dank, nicht sehen kannst Du die Thränen,
Nicht den Wallfahrtzug jubelnder Enkel mehr schaun!
Aber, wofern ein Gefühl Dir droben noch lebt in der Seele,
Dort, wo im weißen Talar wandeln die Priester Apolls,
Wo sie, die schimmernden Schläfe geziert mit schmerzigen Binden,
Ihr vollendetes Lied singen zum Harfengerausch:
Geist, wofern ein Gefühl Dir droben noch lebt in der Seele,
O so entgeht Dir gewiß unsere Huldigung nicht!

J. G. Seidl.

Schillers Gedächtnißfeyer zu Stuttgart.

Am 9ten Mai 1829.

Zum fünften Male hat der Stuttgarter Liederkranz an Schillers Todestage das Denkfest des unsterblichen Dichters vor einer sehr zahlreichen Versammlung in einem der blühendsten öffentlichen Gärten der Stadt begangen, dessen neue Einrichtung von einem unsrer einheimischen Künstler, Herrn Architekt Mäntler, zu besonders günstiger Aufstellung der lorbeerbekränzten Dannecker'schen Büste des Sängers, und zu der geschmackvollsten Verzierung des ganzen Raumes mit Maien und Blumenkränzen benützt worden war. Der Liederkranz wurde in seinen Leistungen durch Frauen und Jungfrauen, durch Dichter und Tonsetzer, und durch Mitglieder der königlichen Hofkapelle auf's Kräftigste unterstützt.

Nach einleitendem Gesange, von Kochers Composition, betrat ein Mitglied des Liederkranzes, Herr Rechtskonsulent Dr. Seeger die unter des Dichters Bild errichtete Tribune, und sprach das nachstehende, von ihm zu dieser Feyer verfaßte Gedicht:

Hoch auf des Gebirges Matten,
Seiner engen Bande los,
Unter dunkler Bäume Schatten
Dringt ein Quell durch Stein und Moos;
Eine Stimm' aus tiefen Gründen
Scheint sein Rauschen zu verkünden.

Seine Bahn sich zu erzwingen
In dem dicht verwachs'nen Hain,
Bricht er mit gewalt'gem Ringen
Jugendlich durch Busch und Stein;
Von dem Felsen springt er nieder
Und das Echo hallt es wider.

Und die alten Stämme neigen,
Aufgeweckt aus stiller Ruh',
Mit Erstaunen und mit Schweigen
Sich dem jungen Helden zu.
Was noch keinem war gelungen,
Hat des Felsen Kind erzwungen.

Schon in sonnenhellen Fluren,
Wo ein holder Frühling lacht,
Zieht er glänzend seine Spuren
Und begrüßt der Blumen Pracht;
Und die Blume beugt sich leise,
Spiegelt sich im Wellenkreise.

Wonnig ist's, in Lenzes Tagen
Kosen in der Blumen Spiel,
Doch mit Kampf nur und Entsagen
Naht ein Ringer seinem Ziel —
Höher schwellen seine Wogen
Und er ist hinabgezogen.

Digitized by Google

Städte, Thäler, Länder fliegen
Vor dem wonnetrunk'nen Blick,
Und es führt von Sieg zu Siegen
Ihn, bezwungen, das Geschick;
Er verbindet Nationen,
Die auf weiter Erde wohnen.

Wie des Himmels lichter Bogen
Breitet er die Arme aus,
Oeffnet auf den blauen Wogen
Jedem Freund ein gastlich Haus,
Und in seinem Spiegel malen
Sich der Sonne goldne Strahlen.

* * *

Wollt' ihr nach dem Felsensohne fragen?
Kennet ihr den hohen Dichter nicht,
Dessen Lied in Jubelton und Klagen
Wie ein heller Strahl durch Wolken bricht?
Der die Saiten mächtig angeklungen
Und den Preis der Lieder hat gesungen?

Herrlich war ein Stern ihm aufgegangen
In der Dichtung göttlichem Geschenk,
Und erfüllt von männlichem Verlangen,
Seines hohen Rufes eingedenk,
Strebte er, wenn unter Blüthenbäumen
Andre spielten, nach des Himmels Räumen.

Freudig, wie ein junger Held zum Siegen,
Trat er in dem weiten Ringplatz auf,
Welten sah er endlos vor sich liegen,
Und beflügelt ward sein Heldenlauf;
Mochte Kleines Kleinere verführen,
Nur das Höchste konnt' ihn mächtig rühren.

Forschend in der Schöpfung weiten Fernen
Oeffnet er des Himmels goldnes Thor,
In der Freude fliegt er zu den Sternen
Und belauscht der Engel Jubelchor;
In des Kummers trauervollen Tagen
Kann er edel nur und männlich klagen.

In den Kreis alltäglicher Gestalten
Tritt sein Genius bezaubernd ein,
Hohe Tugend sieht man sich entfalten,
Dem Verbrecher eine Thräne weihn;
Und des Himmels sel'gen Trost, den Glauben,
Darf kein Sturm den edeln Herzen rauben.

Auf ist eine Welt durch ihn gegangen,
Wie der Lenz aus tausend Blüthen bricht,
Alles hat er seelenvoll umfangen,
Lebenspendend wie des Tages Licht.
Drum, wo Menschen irgend menschlich wohnen,
Blühen auch dem Dichter seine Kronen.

Tönet denn in diesen Feyerstunden,
Wehet zu ihm, Lieder ernst und mild!
Blumen seyen um sein Bild gewunden,
Die des Himmels Morgenthau gestillt.
Ach! so schwebten einstens seine Lieder,
Perlen reinsten Thaues zu uns nieder.

Doch, was immer Wort und Töne sagen,
Höher sey er durch die That geehrt!
Treu im Herzen wollen wir es tragen,
Was der hohe Meister uns gelehrt;
Und was ihm vom Himmel kam zu singen,
In das Leben soll es mächtig dringen.

Jene Blüthen sollen nicht vergehen,
Die er ausgestreut in jedes Herz,
Früchte sollen herrlich auferstehen,
Und die Pflanzung strebe himmelwärts:
Lieder, die der Väter Brust gehoben,
Müssen Enkel in den Thaten loben.

Ewig, Meister! sey'st Du uns verbunden;
Unzertrennlich schlingt sich Geist um Geist.
Tugend lehr' uns in der Freude Stunden,
Glauben, wenn uns Finsterniß umkreis't:
Daß wir uns nach männlichem Vollbringen
Auf zu Dir, zu ew'gen Sternen schwingen.

Auserlesene Instrumental- und Vokalmusik, darunter ein durch Fräulein Emilie Zumsteeg, eine Tochter von Schillers berühmtem Jugendfreunde, trefflich komponirtes Lied von Ritter, füllte den Zwischenraum zwischen jenem Vortrag und der Rede, die Herr Professor C. F. Hochstetter, auf die Bitte des Liederkranzes verfaßt hatte, und jezt von der Tribune sprach, und welche wir hier mittheilen.

Rede.

In freyer, freudiger Bewegung haben wir uns auf's Neue zu einem Feste vereinigt, das dem Andenken an einen unsterblichen Sohn des Vaterlandes, einen geistigen Bildner des deutschen Volkes, einen Wohlthäter der Menschheit in edelster Bedeutung, geweiht ist; dem Andenken an Friedrich Schiller, den Dichter, den Geschichtschreiber, den Weltweisen, dessen hoher Genius diese verschiedenartigen Richtungen des menschlichen Geistes nach dem gemeinschaftlichen Ziele der Humanität zusammenzuleiten vermochte. Und gewiß! der gerechte Stolz einer Nation

Digitized by Google

auf ihre Weisen und Dichter, die Liebe und Dankbarkeit, womit eine spätere Generation die Bildnisse ihrer geistigen Heroen ehrt und schmückt, sie sind der schönste Triumph, den ein Volk zu feyern vermag, sie geben das ehrenvollste Zeugniß seiner eigenen Bildung, sie verkünden das edelste Selbstgefühl, wovon ein Volk im Bewußtseyn seiner geistigen Einheit durchdrungen seyn kann. Denn wie unerforschlich auch die Geburtsstätte des ächten Genius ist, wie fremdartig und staunenerregend die meisten großen Autoren unter ihren Zeitgenossen dasteben, wie unerreichbar von je für gewöhnliche Menschenkräfte die geistige Herrschergewalt weniger Einzelnen gewesen; so gewiß, mit einem Worte, ein großer Dichter seine Nation hebt und bildet, und ihr einen noch nie gefühlten Schwung zu geben vermag; so ist es dennoch wiederum der vielleicht Jahrhunderte lang-schlummernde Geist eines Volkes, der in seinen Dichtern und Weisen gleichsam zur Selbstanschauung gelangt; es ist die seit lange her in der Masse der gesammten Nation verhüllte geistige Kraft derselben, die sich von Zeit zu Zeit in ihren unsterblichen Schriftstellern zusammendrängt, steigert, verklärt, und, wie nicht selten, aus schweren, dem Lichte scheinbar verschlossenen Körpern ein glänzender Strahl hervorgelockt wird, als eine göttliche Flamme zum Himmel leuchtet.

Nur wenn wir von diesem umfassenderen Gesichtspunkte aus das Leben und eigenthümliche Wirken unsrer großen Schriftsteller betrachten, werden wir im Stande seyn, das besondere Verdienst eines jeden gerecht zu würdigen; nur wenn wir verstehen, auf welche Weise jeder derselben der geistige Ausdruck seiner Nation in dieser oder jener Epoche ihrer Entwicklung gewesen, wird es uns deutlich werden, wie die großen Dichter einer Nation sich gegenseitig erklären, ergänzen, und wie keiner dem geistigen Bedürfnisse seines Volkes Genüge thun würde ohne die andern. Es ist dasselbe geistige Licht einer Nation, welches sich durch das Medium ihrer Dichter in verschiedene Farben bricht, deren jede herrlich an sich, noch herrlicher jedoch durch Zusammenstellung und Gesammtheit mit den übrigen.

Geben wir im Geiste zu jener frühern Zeit zurück, die nun bald ein Jahrhundert hinter uns liegt, da sich der Genius der deutschen Sprache und Bildung mit neuerwachten Selbstgefühlen dem Regelzwange einer auswärtigen Literatur zu entwenden, da der Deutsche wiederum deutsch zu denken und zu fühlen begann; war es da nicht vor allem jener tiefe Ernst sittlicher Gefühle, welcher ringend gegen die Aeußerlichkeit und Flüchtigkeit, womit diese Heiligthümer der Menschheit seit lange behandelt worden waren, Deutschlands Dichter ergriff und begeisterte? Das deutsche Herz sprach zuerst seine Rechte wieder an; und je nachdem die Phantasie ihren Flug nahm, waren es bald Lieder voll hohen, mächtigen Schwunges, bald in weicheren, elegischeren Tönen athmend, die von den Saiten eines Kleists und Klopstocks, eines Gleims oder Müllers unzählige Herzen entflammten, rührten; und sollten wir nicht alle noch jezt erfahren, daß, wiewohl der nicht selten in's Weichliche ausartende Geist jener älteren Dichtungen dem jetzigen, durch schwere Kämpfe gekräftigten deutschen Sinne weniger zusagt, dennoch in dem Leben eines jeden unter uns Stunden und Stimmungen vorkommen, wo manche jener halbverklungenen Lieder uns mit neuer Gewalt zu Herzen dringen? Sollte es nöthig seyn an das schöne ehrende Denkmal zu erinnern, das unser eben so gerechter als geistvoller Schiller diesen seinen Vorgängern in dem Pantheon des deutschen Dichterruhmes gestiftet hat?

Jedoch, der nun einmal freygewordene deutsche Genius versuchte noch weiter und auf andere Weise die ihm eingeborne Kraft. Jener, den germanischen Völkern eigenthümliche, in den Dichtungen und Künsten des Mittelalters oft so herrlich kundgewordene Naturſinn sollte, nachdem ihn traurige bürgerliche und kirchliche Kämpfe unserer Nation lange Zeit zurückgedrängt hatten, auch wieder erwachen, und jene fast wunderbare Gabe des deutschen Gemüthes, sich anschauend in das eigenthümliche Wesen der mannigfachsten Erscheinungen zu versenken, den innern lebendigen Geist der verschiedensten Naturen, Begebenheiten, Zeiten aufzufassen, und im verschönernden Gewande der Poesie darzustellen, jene frühe Empfänglichkeit für alle Kundwerdungen eines unendlichen Lebens in Natur und Geschichte, in der Welt außer dem Menschen, wie in seinem tiefsten Innern; auch diese große, unübertroffene Eigenschaft des deutschen Volksstammes suchte und fand auf's Neue Wort und Bild, und ein lebendiges, beredtes Organ in so vielen Dichtern unsrer Zeit, die wir, nur mit halbgenügender Beziehung, die romantiſchen nennen. Vergleichen wir so viele gemüthvolle Lieder unsres Goethe, die eine wundervolle, und doch die natürlichste Welt vor uns aufschließen, die Dichtungen des unvergeßlichen Novalis, die unter dem Gewande leichten, heitern Spiels einen tiefen Ernst des Lebens und der Gesinnung verbergenden Phantasien unseres Tieck und andere, die ich nicht zu nennen brauche, mit den Liedern jener früheren, empfindsameren Zeit; es handelt sich hier nicht um die richtende Frage: welche davon die geistreicheren, poetischeren seyen? es genügt an dem Zeugnisse, wozu jeder Unbefangene, jedes freye, deutsche Gemüth sich gedrungen fühlt. Hier ist deutscher Genius und dort, ob er so sich rege, oder anders; je vielgestaltiger, desto erfreulicher; überall der in dichterischer Gestalt offenbar gewordene Geist eines großen Volkes!

Allein die geistige Entwicklung unsrer Nation mußte ferner in sich schließen, daß eben so gewiß noch eine andre große Eigenschaft derselben, unter allen unbestreitbar die

Digitized by Google

erhabenste in dichterischer Erscheinung sich kund gab. Jener mächtige Drang der Seele aus den beengenden Schranken der Wirklichkeit nach einem reinen, vollkommenen Seyn, jener, durch keine Zweifelsucht erschütterte Glaube an eine, dem Innern des Menschen entstammende Wahrheit, jene hohe Achtung vor einer sittlichen Freyheit, jenes freudige Gefühl, daß nur in dem Geiste wahres Leben ist, und die daraus stammende Ueberzeugung, daß der Menschengeist vor allem dazu berufen sey, das in ihm selbst lebende Urbild des Schönen, Wahren, Guten in die Wirklichkeit überzutragen, und erst hierdurch dem zeitlichen Daseyn höhern Adel und eine ewige Bestimmung zu verleihen — diese, um es mit einem Worte auszudrücken, Erkenntniß und Liebe des Idealen, findet sich bey keinem andern Volke so klar und mächtig wie in dem deutschen Volke.

Und welchem Dichtergeiste nun ward der große Beruf zugetheilt, dieses hohe Ideal der Menschheit, wie es in seiner Anschauung lebte, in dem zauberischen Gewande der Dichtkunst aufzustellen? Welches deutschen Dichters Gesänge entflammen so gewaltig das begeisterte Gefühl für ächte Größe und Menschenwürde, als Schillers ernste, geistvolle Dichtungen? Wohl sind auch seine Lieder gefühlvoll, wie die Lieder unserer älteren Dichter; aber es lebt in ihnen nicht blos eine, das Herz erweichende, schwärmisch ergreifende Empfindung, sondern ein großer Gedanke beherrscht die Regungen des Gemüths; die Freuden des Lebens veredelnd, vergeistigend, für dessen Schmerz nicht blos den Trost der Wehmuth bereitend, vielmehr ihn verklärend und damit vernichtend durch das über alles irdische Drangsal erhabene Ideal. Auch die Poesie der Geschichte, den innern, lebendigen Geist der Völker und Zeiten erfaßte Schillers hoher Geist; wissen wir doch daß er bey solchen Betrachtungen und Darstellungen mit besonderer Liebe verweilte. Jedoch auch hierin hielt Schiller des Griffels der Geschichte, der tragischen Muse des Dichters besonders die Momente würdig, wo ein hoher, freyer Geist ringend, schaffend eingriff in den unter dem lähmenden Zwange der Gewohnheit oder des Vorurtheils sich hinschleppenden Schritt der Zeit, wo es die großen, ewigen Angelegenheiten der Menschheit galt; wo selbst ein scheinbarer Untergang den künftigen Sieg großer Ideen verkündigte.

So tragen Schillers Dichtungen vor andern die Kennzeichen der stürmischbewegten Zeit, worin er lebte; einer Zeit, worin es vor allem galt, die Wahrheit gegen blinden Wahn oder herzlose Zweifelsucht, die ächte Freyheit gegen ungezügelte Willkühr, Recht und Gesetz gegen eine, alles mit Umsturz bedrohende Gewalt in Schutz zu nehmen; wo es allen bessern Seelen zum Bedürfnisse ward, sich aus dem Kampfe der Meynungen und Leidenschaften zu dem hohen Frieden göttlicher Ideale zu retten.

Und dieß war es denn auch, dieser Einklang der Muse Schillers mit der geistigen Stimmung des deutschen Volkes, was ihn so frühe zu dessen Lieblinge gemacht, und warum Schiller, der nur allein auf sich stand, und die geistigen Wirkungen seiner Poesie gänzlich dem Geschicke überließ, eine so allgemeine begeisterte Anerkennung fand, wie sie in gleichem Maße keinem andern deutschen Dichter zu Theil geworden. Was sich aber so tausendfältig ausgesprochen hat, und auch nach dem frühen Hingange des Unvergeßlichen, sich noch mit derselben Liebe und Verehrung ausspricht, das ist unsres Volkes Stimme, das ist der dem großen Dichter antwortende Wiederhall aus der Tiefe des deutschen Gemüthes!

Freuen wir uns denn des hohen Aufschwunges, den unser Volk in einer Zeit gewonnen hat, da andern Völkern das Scepter geistiger Herrschaft zu entsinken droht; laben wir uns an der Fülle vielgestaltiger Dichtungen, worin der Genius Deutschlands zu uns redet; vertrauen wir seiner unerschöpflichen Kraft, daß der Kreis deutscher Dichter-Heroen auch mit einem Schiller nicht geschlossen seyn werde, und geben wir nun dem freylich nie zu verwindenden Schmerze Raum: daß ein solch' herrlicher Geist in voller Reife und Kraft seinem Vaterlande und der Menschheit entrückt wurde!

* * *

Gesang und andere Musik folgte dieser Rede, und schwieg nur, solange unser Krebs Schillers Ballade, der Kampf mit dem Drachen einfach und kräftig deklamirte. Die ganze Feyer hinterließ eine ernst-heitre Stimmung in der Seele jedes Theilnehmers.

Der Himmel begünstigte das Fest nach einem trüben Morgen unerwartet durch den heitersten Abend. Die Sammlung für Schillers Denkmal erfreute sich auch dießmal eines erwünschten Zuwachses.

Auflösung der Charade in Nr. 111:
Haarputz.

Logogryph.

Todt bin ich zwar, doch leb' ich noch;
Nimm mir den Kopf, so seh' ich doch!
Nimmst Du mir auch den Fuß dazu,
So weidet drauf das Vieh in Ruh.
Nun gib mir meine Glieder wieder,
So sang ich schöne kleine Lieder;
Doch sprich mich ja nicht preußisch aus,
Sonst geht mir schnell das Leben aus.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. Mai 1829.

Jetzt sinken wir dahin, von langer Ruh' erweichet,
Wo Rom und jeder Staat, wenn er sein Ziel erreichet;
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nach dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen.

Albrecht von Haller.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Die Revolution hat so manches Unheil erzeugt, keines ist aber drückender als der fortwährende Durchmarsch der Legionen nach dem Rhein, oder an die Gränzen Germaniens. Diese Züge nehmen täglich zu, denn die Germanen werden mit jedem Tag drohender und unruhiger. Der unbemittelte Unterthan leidet am meisten bey diesen Märschen, aber auch dem Bemittelten und Reichen sind sie lästig. Niemand aber wagts zu klagen, und man will noch lieber die römischen Legionen ertragen, da sie gegen die germanischen Barbaren schützen sollen, die wir über alles fürchten. So zog gestern die ein-und-zwanzigste Legion durch nach Windisch. Von Lausanna wandte ich mich nach Nevidunum (Nyon), um dort Verwandte zu besuchen. Die Militärstraße dahin führt am See weg, eine andere geht über das Gebirg.

Nevidunum erhielt seinen ersten Glanz von der Equestrische, die Julius Cäsar da anlegte. Jezt ist der Ort größer und bevölkerter; da er an der äußersten Gränze Helvetiens gegen Gallien liegt, so haben die Römer eine starke Garnison da, auch eine Kompagnie Schiffsleute, und ein Depot von Kriegsmaschinen. Diese Vorsichtsmaßregeln sind wohl in der Nähe eines Volkes nicht überflüssig, das nur durch die Gewalt der Waffen unterworfen wurde.

In Nevidunum ist eine zahlreiche Kolonie, die, wie in allen übrigen Städten dieser Art, eine von den eigentlichen Einwohner ganz verschiedene Caste bildet. Die Kolonisten nehmen ein eigenes, abgesondertes Quartier der Stadt ein. Ihre Kleidung, Art und Weise, Sitten und Sprache, gleicht einer alten Münze, deren Gepräg durch vieles Hin- und Herwenden abgegriffen ist. Noch bemerkt man einige ursprüngliche Züge, die aber jeden Tag durch unselige Nachgiebigkeit immer unkenntlicher werden. In Beziehung auf Regierung und Verwaltung sind die Eingebornen ganz von den Kolonisten getrennt. Diese haben ihre eigenen Beamten, die unter dem Präfekten von Gallien stehen. Die Eingebornen (Incolae) hingegen ernennen selbst ihre Beamten, ihre Decurionen, Sevirn und Municipalen. Ihr Amtsansehen beschränkt sich freylich nur auf Lokalpolizey, aber auch diese wird ihnen bey dem Unterdrückungs- und Gleichmachungssystem Roms in der Folge nicht gelassen werden.

Die Städte, wo sich Kolonien befinden, sind freylich glänzender als die andern, wo diese fehlen. Die römischen Sitten machen die Orte angenehmer und vergnüglicher, Luxus und Künste entwickeln da ihren Reiz. Diese Vortheile werden aber durch erniedrigende Opfer allzutheuer erkauft. Häufig finden sich hier alte Soldaten, die an die Freyheit und Unabhängigkeit im Lager gewöhnt, aller Gesetze und nützlichen Verordnungen spotten, und dabey doch von der römischen Regierung immer geschützt werden. Sie maßen sich daher ein drückendes Uebergewicht über die

Digitized by Google

andern Einwohner an, und plagen sie wo sie nur wissen und können; an Abndung ihres Unfugs ist nicht zu denken. Diese zwey Einwohnerklassen leben immer in Streit und Fehde. Mit den einst so sittsamen Frauen und Mädchen der Stadt liegen die reichen und galanten Römer freylich nicht im Streit, sie lassen ihnen vielmehr manches schöne Kleidungsstück, manche Kleinode aus Massilia oder Lugdunum kommen.

Nevidunum hat ein Theater, ein öffentliches Gymnasium, mehrere Tempel und Statuen, und ein Collegium Augustalischer Seviren. Lezteres Gebäude ist wirklich schön zu nennen, denn es erhebt sich in großartigen und strengen Formen. Als ich zum ersten Mal in diesen Tempel trat, zeigte man mir eine Augustalische Priesterin aus der Familie Julia. Sie hatte ein Gelübde gethan, dem sie jezt nachkam. Sie erregte durch ihre Schönheit, ihre Würde und ihre Andacht allgemeines Aufsehen, und alle, die ihr nahe standen, schienen von ihrem frommen Sinn ergriffen.

Von Nevidunum aus hat man eine herrliche Aussicht auf das nun näher da liegende Uferland der Allobroger mit ihrer kleinen Stadt Dina (Thonon), hinter der sich grüne Berge und röthliche Felsen erheben. Auf dem Land umher herrscht viel freundliche und milde Sitte. Wären die Leute in diesem Paradies frey, und herrschten die Römer nicht bey ihnen, so gäbe es wohl kein glücklicheres Land und Volk als die Uferbewohner dieser Sees. Vor einigen Tagen sah ich in dieser Beziehung einen Zug, der mich sehr erfreut hat. Junge Leute beyderley Geschlechts tanzten am Ufer der Alpona, waren lustig und guter Dinge. Zu Zeiten warfen die Männer den Mädchen Aepfel zu. Bisweilen fingen sie diese nicht auf, und nahmen sich auch in Acht, daß sie der Apfel nicht treffe, manche aber empfingen die zugeworfenen Früchte, bissen hinein, und steckten sie dann in den Gürtel. Dieß ist ein Zeichen erwiederter Liebe, und der junge Mann kann sicher darauf bauen.

Oestlich von Lausanna, wo das Weinland bis nach Vivisous (Vevey) hin immer besser und ergiebiger wird, und die Natur immer schöner und reicher, feyern die Einwohner um den Tempel des Gottes (in Cully) Bacchusfeste, die an Indien und Rom erinnern, und die in eurem Campanien nicht anmuthiger seyn können, zumal hier doch, trotz des römischen Bemühens, mehr Sitte herrscht, als in euren wollüstigen, sonnenglühenden Thälern.

Geneva.

Will man aber recht Strenges und Kaltes sehen, so muß man sich nach Geneva wenden, das nahe an der helvetischen Gränze, aber schon in Gallien liegt, auch in Sprache und Sitte ganz gallisch ist. Auch diese Uferstadt liegt in einer sehr reizenden Gegend, die jedoch ganz von der zu Lausanna, Vivisous und Nevidunum abweicht. Hier fluthet kaum mehr der See, sondern der in ihm blau gewordene Rhodanus, der sich an der Stadt vorüber nach dem gallischen Thor drängt.

Die Stadt bildet ein Dreyeck. Das Rhonethor liegt an einer seiner Spitzen. An dem zweyten Winkel der Stadt steht das Haus der Flaminen. Es sind die Priester Apolls, dessen Tempel ganz nahe liegt. Unter Hadrian legte ihn eine Feuersbrunst in Asche. Seitdem ist er aber schöner und prächtiger wieder aufgebaut worden. Wir sahen mehrere dieser Priester am Altar des Gottes. Sie tragen eine Mütze von Schaffell, und darauf einen Büschel Wolle, von da hängen feuerfarbige Bänder herab. Sie stehen bey den Einwohnern in großem Ansehen. Ihr Haus dient den Verbrechern zum Asyl bey allen öffentlichen Gelegenheiten, in den Theatern und bey Festen nehmen sie den ersten Platz ein. Der dritte Winkel der Stadt wird durch ein festes Schloß gebildet, in dem eine halbe Legion liegt. Nahe dabey, jedoch außerhalb der Mauern, liegt der Ochsenmarkt, links der Platz, wo die Todten verbrannt werden, und noch weiter hin die Arena, wo in weitem Einfang die Gladiatoren kämpfen. Merkwürdig ist die Turris Votuli (la tour de Boël) wo die Kriegsmaschinen aufbewahrt werden.

Unter den Familien, die hier am meisten Ansehen haben, müssen zuerst die Plinius genannt werden, die mit dem römischen Naturforscher verwandt sind, und schon unter Trajan sehr angesehen waren. Ferner die Julius, die von den ersten römischen Cäsaren abstammen wollen. Diese vornehmen Familien, ihr Dünkel und ihre Ansprüche bringen etwas sehr Kaltes und Steifes ins Umgangsleben. Sie wollen überall vorherrschen, ohne dazu durch Talente oder Liebenswürdigkeit einigen Beruf zu haben, und da sie überdieß reich sind, so schmiegen sich viele vor ihnen. Diese Familien und noch einige andere wohnen in dem obern Theil der Stadt, und sehen vornehm auf die herab, die in den untern Straßen zu Haus sind, weil sie sich mit Handel, Gewerbe und Schiffahrt beschäftigen, und dabey keine vornehmen Ahnen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Georg forderte zu trinken, allein Niemand wollte ihm ein Glas Wasser reichen, aus Furcht, sein Ende zu beschleunigen. Sonderbare Menschlichkeit, welche nur die Leiden verlängert! In diesem Augenblicke traten la Noue und Hauptmann Dietrich mit mehreren andern Offizieren in den Saal, um die Verwundeten zu sehen. Beyde standen vor Georg still, und la Noue, auf seinen Degen gestützt, betrachtete einen der beyden Brüder um den andern. Das lebhafte Gefühl, welches ihm dieser

Digitized by Google

traurige Anblick einflößte, malte sich in seinen Blicken. Eine Kürbisflasche, welche an der Seite des deutschen Hauptmanns hing, zog Georgs Aufmerksamkeit auf sich. „Hauptmann," sagte er, „Ihr seyd ein alter Soldat..." „Ja wohl, ein alter Soldat. Pulverrauch macht den Bart schneller ergrauen als Jahre. Ich bin der Hauptmann Dietrich Haustein." „Sagt mir, was würdet Ihr thun, wenn Ihr wie ich verwundet wäret?"

Hauptmann Dietrich betrachtete einen Augenblick seine Wunden, wie ein Mann, der gewohnt ist, die Gefahr derselben zu beurtheilen. — „Ich würde mich mit meinem Gewissen abfinden," antwortete er, „und dann ein gutes Glas Rheinwein trinken, wenn eine Flasche in der Nähe zu finden wäre." „Nun, und ich bitte nur um ein wenig von ihrem schlechten Rocheller Wein, und die Dummköpfe wollen mir keinen geben." Dietrich nahm seine Kürbisflasche ab, die von beträchtlichem Umfange war. „Was macht Ihr, Hauptmann?" rief ein Soldat, „der Arzt hat gesagt, er würde auf der Stelle sterben, wenn er tränke." „Was thut's, so hat er doch noch eine kleine Freude vor dem Tode. Hier, mein braver Krieger, es thut mir leid, keinen bessern Wein für Euch zu haben." „Ihr seyd ein Ehrenmann, Hauptmann Dietrich," sagte Georg, nachdem er getrunken. Dann reichte er die Flasche seinem Nachbar: „Und Du, mein armer Beville, willst Du mir Bescheid thun?" Beville schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

„O!" rief Georg, „eine neue Pein! Was wollen sie mich nicht in Frieden sterben lassen?" Er sah einen Prediger mit der Bibel unter dem Arme sich nähern.

„Mein Sohn," fing der Prediger an, „da Ihr..." „Genug, genug! Ich weiß, was Ihr sagen wollt, allein Ihr verliert Eure Mühe; ich bin katholisch." „Katholisch!" rief Beville. „So bist Du denn kein Atheist mehr?" „Ihr seyd aber," fuhr der Prediger fort, „früher in der reformirten Religion erzogen worden, und in diesem feverlichen und schrecklichen Augenblicke, wo Ihr im Begriff steht, vor dem höchsten Richter unsrer Gesinnungen und Handlungen zu erscheinen.." „Ich bin katholisch, laßt mich in Ruhe." „Aber..." „Hauptmann Dietrich, habt Ihr kein Mitleid mit mir? Ihr habt mir schon einen großen Dienst erzeigt, ich bitte Euch noch um einen andern. Macht, daß ich in Ruhe, ohne Ermahnungen und Klagelieder, sterben kann." „Seht," sagte der Hauptmann zum Prediger; „Ihr seht, er ist nicht aufgelegt, Euch zu hören." La None gab dem Mönche ein Zeichen, der sich sogleich näherte. „Hier ist ein Priester von Eurer Religion," sagte er zu Georg; „wir wollen keinen Gewissenszwang auflegen." „Mönch oder Prediger, schickt sie alle zum Henker," antwortete der Verwundete.

Der Mönch und der Prediger standen an beyden Seiten des Bettes und schienen geneigt, sich um den Sterbenden zu streiten. „Dieser Offizier ist katholisch," sagte der Mönch. „Er ist aber in der protestantischen Religion geboren," versetzte der Prediger, „und gehört mir an." „Er hat sich bekehrt." „Er will aber in dem Glauben seiner Väter sterben." „Beichtet, mein Sohn." „Sagt Euer Glaubensbekenntniß, mein Sohn." „Nicht wahr, Ihr sterbt als ein guter Katholik?" „Bringt diesen Abgesandten des Antichrists hinweg!" rief der Prediger, der sich von der Mehrzahl der Anwesenden unterstüzt hielt. Sogleich ergriff ein Soldat, ein eifriger Hugenott, den Mönch bey den Schnüren seiner Kutte und stieß ihn fort, indem er ausrief; „Fort von hier, mit dem Pfaffen! Man singt schon lange keine Messe mehr in la Rochelle."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Zustand dieser Nation kommt mir zuweilen vor wie der einer verarmten altadelichen Familie: sie wohnt noch auf dem tief verschuldeten Erbgute, das Aeußere des Schlosses zeigt noch ziemlich die ehemalige Pracht, in den Sälen sieht man noch die alten kostbaren Vorhänge, die damastenen Sessel und Kanapees, die großen Spiegel und Glasleuchter; dann und wann wird noch groß tractirt, aber in den abgelegenen Gemächern der Familie ist's nackt und elend. Speicher und Keller sind leer und das Gesinde nagt am Hungertuche. Es läßt sich nicht läugnen, England ist seit dem Frieden im Rückschreiten, und Jeder ist gezwungen, zu erkennen, daß der Verfall, der seit 1816 in einem Gewerbszweige nach dem andern überhand nimmt, nicht vorübergehend ist. Der lange Krieg häufte einen papiernen Reichthum an, welcher alle Volksklassen in den Stand sezte, splendid zu leben, alle Betriebsfächer erhielten dabey einen neuen Anstoß, alles wurde verbessert oder doch erweitert, die ganze Nation ging auf Stelzen und bildete sich ein, sie sey zur Riesin geworden und mit ihrem Kapital, mit ihrem Kunstfleiß, meynte sie, könne es keine Nation in der Welt mit ihr aufnehmen, selbst wenn der Friede den Welthandel wieder freygemacht hätte. Es zeigte sich aber anders. Hunderttausende, welche für den Krieg und durch den Krieg gelebt hatten, wurden durch den Frieden auf einmal arm und fielen ihren glücklicheren Mitbürgern zur Last; andere Völker traten mit unsern Fabrikanten, unsern Kaufleuten und unserer Schifffahrt in Konkurrenz und oft mit Glück; die Menge des Papiergeldes hatte den Werth desselben bey einem Viertel vermindert, indem man trotz allen Parlamentsakten 27 bis 28 Schillinge Papier für eine goldene Guinee von 21 Schillingen gab, und da der Werth noch tiefer zu fallen drohte, so mußte man zum Metallgelde zurückkehren und der Bank die Pflicht wieder auflegen, ihre Noten auf Verlangen gegen Gold einzutauschen. Das Plötzliche dieser Umwandlung brachte großes Elend herbey, wobey nur diejenigen gewannen, welche lang laufende Verträge geschlossen hatten zu einer Zeit, wo das Pfund Sterling nur 15 Schillinge werth war, und jezt zu einem Pfund Sterling vom vollen Werth berechtigt sind, so vor allem die Staatsgläubiger, welchen die Nation jezt größtentheils 25 pCt. an Zinsen mehr bezahlt, als sie billiger Weise sollte. Auch steht diese Klasse, besonders die, welche lebenslängliche Jahrgehalte zu bekommen haben, sehr gut; aber bey der Masse der Na-

Digitized by Google

tion schrumpfen die Mittel immer mehr zusammen, während das Fabrikwesen und alle öffentlichen Anstalten nur langsam und ungern sich den beschränkteren Mitteln gemäß einschränken und Privatpersonen sehr zögernd sich bescheiden lernen. Bey dem veränderten Zustande der Welt die alte Handelssperre beyzubehalten, war unmöglich, und man führte so viel von Handelsfreyheit ein, als die Umstände erlaubten. Dieß sind die zwey großen Schritte, welche die Legislatur seit dem Frieden gethan, nämlich: die Rückkehr zum Metallgelde und die Zulassung auswärtiger Produkte, welche sonst gänzlich verboten waren und nur von den Schleichhändlern ohne Abgaben eingeführt wurden. Wegen dieser Maßregel nun, welche die Folgen und nicht die Ursachen des veränderten Zustandes der Dinge sind, wird jetzt die Regierung von vielen Seiten angegriffen, und wenn sie sich nicht sehr weise zu benehmen weiß, so werden wir nächstens die furchtbaren Versammlungen von 1818 erneuert sehen. Auch wird von allen Seiten Rath angeboten, wie den gegenwärtigen und noch mehr den drohenden Uebeln abzuhelfen oder zu begegnen sey. Das eben erschienene 78ste Stück des Quarterly Review enthält z. B. nicht weniger als drey Aufsätze, welche den Zustand des Landes berücksichtigen; nämlich einen über die neue Kolonie am Schwanenfluß in Neuholland, worin unter andern die Anlegung von Kolonien und die Beförderung der Auswanderungen in der doppelten Absicht empfohlen werden, die Masse der Bevölkerung im Lande zu vermindern und neue Märkte für unsern Gewerbfleiß zu bilden; einen andern, worin man zu beweisen sucht, daß die Einziehung aller Banknoten unter 5 Pfund, welche so eben stattgefunden, nicht nur keinen Nachtheil gebracht habe, sondern das beste Mittel seyn werde, um für die Zukunft panische Schrecken, welche in Handelsstaaten unvermeidlich scheinen und für eine kürzere oder längere Zeit das öffentliche Zutrauen zerstören, weniger verderblich zu machen; und endlich einen, welcher nichts Geringeres, als den Zustand der ganzen Welt, besonders aber den von Großbritannien in Betrachtung zieht. Dieser enthält nun zwar keine neue Wahrheiten, ist aber als ein Phänomen in dieser Zeitschrift merkwürdig, da er auf die liberalste Weise dem demokratischen Element huldigt und darauf besteht, daß das Glück der Menge nicht länger den Vortheilen weniger Privilegirten aufgeopfert werden dürfe. „Wenn wir," sagt der Verfasser gegen den Schluß, „unsern Platz behaupten sollen, so ist es unumgänglich nothwendig, daß jedes Hinderniß, welches die Thätigkeit einzelner Personen oder der Regierung hemmt, hinweggeräumt werde. Jeder Theil der gesellschaftlichen Maschine muß der größern Kraft, welche man ihr zumuthet, angepaßt werden. Wenn dem so ist, so muß jeder Zweig des öffentlichen, so wie des Privathaushalts, die Geschäftsverwaltung der Kirchspiele und Grafschaften, der Zustand der milden Stiftungen, der Korporationen, der öffentlichen Schulen und Universitäten, der Gesetzgebung, der Kirche und der ganzen Verwaltung unserer auswärtigen Besitzungen, nach und nach der Untersuchung und Verbesserung unterworfen werden. So reich auch das Land und so groß auch immer dessen Anhänglichkeit am Herkömmlichen seyn mag, ist es nicht im Stande, länger die Bürde der bisherigen Steuerungsmethode zu ertragen." Wer hätte dergleichen im Quarterly Review gesucht? (Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Vor einigen Jahren, als Dlle. Georges am Odeontheater spielte, hatte sie, hart bedrängt, den prächtigen Schmuck gegen eine Summe von 12.000 Franken versetzt; da nun aber die hehre Königin von Babylonien nothwendig ein Diadem auf der Stirne tragen muß und das Publikum, wenn es den schönen Schmuck nicht mehr auf dem Haupte der Schauspielerin erblickt hätte, sich ängstlich nach demselben würde erkundigt haben, so war die Uebereinkunft getroffen worden, daß so oft Dlle. Georges die Semiramis spielen würde, das Pfandhaus ihr den Schmuck gegen eine Summe von 50 Franken pr. Abend leihen würde. Ein Beamter vom Pfandhause begab sich dann mit dem Schatzkästlein zum Theater, händigte das prächtige Diadem ein, wartete, bis das Trauerspiel zu Ende und Semiramis todt war, nahm den Schmuck ihr wieder aus den Händen und begab sich mit demselben und mit den 50 Franken zum Leihhause zurück. Paris ist nun aber schon einige Jahre des Vergnügens beraubt, die freylich nicht mehr junge, aber immer noch stattliche Semiramis und ihr diamantenes Diadem zu beschauen. Denn die unstäte Schauspielerin, die weder auf der Bühne des Théâtre français, noch auf derjenigen des Odeons hat bleiben wollen, irrt in der Provinz mit einer Truppe umher und spielt überall, wo sie gut bezahlt wird. Der Direktor dieser wandernden Truppe ist ein Hr. Harel, der in der letzten Zeit der Napoleonschen Herrschaft ein junger, gewandter und thätiger Auditeur am Staatsrathe war, und in den berüchtigten hundert Tagen, als Napoleon sich wieder auf den Thron geschwungen hatte und seine vorigen Anhänger um sich versammelte, von demselben zum Präfekten eines Departements ernannt wurde, in welcher Stelle der junge Beamte sich als einer der heftigsten Gegner der Bourbonischen Dynastie zeigte. Dafür wurde nach erfolgtem Umsturze der kaiserlichen Macht Harels Name auf die Verbannungstafel gesetzt, er mußte eine Zeitlang im Auslande umherirren und erst einige Jahre nachher gelang es ihm, die Erlaubniß zu erhalten, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Die Aussicht auf Staatsämter war für den eifrigen Napoleonisten verloren. Vermögen besaß er auch nicht; seine Bekanntschaft mit Schauspielern und Schauspielerinnen gab ihm nun den Gedanken ein, sich mit ihnen in der Provinz herumzutreiben und Theaterdirektor zu werden. Unter der Napoleonschen Regierung, hätte sie fortgedauert, wäre er vermuthlich Baron, Graf, Staatsrath, wer weiß was noch mehr geworden; jetzt aber bleibt ihm nichts übrig, als Komödianten zu dirigiren. Der Beyspiele solchen Glückswechsels bietet Frankreich eine Menge dar; diejenigen, die lange genug unter Napoleon gedient haben, um sich zu bereichern, leben ruhig von ihrem Vermögen; allein diejenigen, die damals noch jung waren und erst anfingen, ihren Diensteifer zu bezeigen, folglich noch nicht hoch gestiegen seyn konnten, haben sich bey eingetretener Wiederherstellung des königlichen Throns plötzlich wieder auf der Erde befunden, mit leichtem Bündel und wenig Hoffnung auf ähnliche Glücksbegünstigungen wie unter der kaiserlichen Botmäßigkeit. Dieses junge Geschlecht hat daher allerley Wege einschlagen müssen, um in der Welt fortzukommen; so ist denn der Auditeur Harel ein Komödiendirektor geworden; einer seiner Gefährten, Saunier, der jetzt die Bibliothèque britannique herausgibt und damit ziemlich viel Geld verdient, hat sich auf den Handel mit egyptischen Alterthümern verlegt und ist so schlau gewesen, bey der Regierung den berühmten Stein mit dem Thierkreise aus dem Tempel zu Denderah für die ungeheure Summe von 120.000 Franken anzubringen, da ihm das Herbeyschaffen des Steins aus Egypten höchstens 20.000 Franken gekostet hatte. Nie ist wohl die Regierung so schrecklich hinters Licht geführt worden, als bey diesem Kaufe; denn Niemand sieht jetzt den Stein mehr an und für die Summe, die er gekostet, hätte man ein ganzes Museum mit Alterthümern ankaufen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. Mai 1829.

Sieh' wie er bleich wird. — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.

Schillers Tell.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Beschluß.)

„Halt!" sagte la Noue; „wenn dieser Offizier zu beichten wünscht, so schwöre ich bey meiner Ehre, daß Niemand ihn daran verhindern soll." „Vielen Dank, Herr von la Noue . . .," sagte der Sterbende mit schwacher Stimme. „Ihr seyd alle Zeugen," unterbrach der Mönch, „Er will beichten." „Nein, zum Teufel!" „Er will zum Glauben seiner Väter zurückkehren," rief der Prediger. „Nein, laßt mich beyde in Ruhe. Bin ich denn schon todt, daß die Raben sich um meinen Leichnam streiten? ich glaube weder an Eure Messen noch an Eure Psalmen." „Er lästert!" riefen zugleich die beyden Priester der streitenden Kirchen. „Man muß doch an etwas glauben," sagte Hauptmann Dietrich mit unzerstörbarer Ruhe. „Nein, ich glaube an nichts! so geht und laßt mich wie einen Hund sterben." „So stirb denn wie ein Hund!" sagte der Prediger, sich unwillig entfernend. Der Mönch machte das Zeichen des Kreuzes, und näherte sich Beville's Lager. La Noue und Mergy hielten den Prediger auf. „Noch einen lezten Versuch," sagte Mergy. „Habt Erbarmen mit ihm! habt Erbarmen mit mir!" „Herr," sagte la Noue zu dem Sterbenden, „glaubt den Worten eines alten Kriegers; die Reden eines Mannes, der sich Gott gewidmet, können auch die lezten Augenblicke eines Soldaten sanfter machen. Gebt nicht einer strafbaren Eitelkeit Gehör, und stürzt nicht einer Prahlerey wegen Eure Seele ins Verderben." „Herr," antwortete der Kapitän, „ich denke nicht heute zum ersten Mal an den Tod. Ich bedarf keines Menschen Ermahnung, um mich darauf vorzubereiten. Ich habe niemals geprahlt, allein in diesem Augenblick bin ich weniger als je aufgelegt, Alfanzereyen anzuhören." Der Prediger zuckte die Achseln, la Noue seufzte. Beyde entfernten sich langsam und mit gesenktem Haupte. „Kamerad," sagte Dietrich, „Ihr müßt höllisch leiden, um zu reden, wie Ihr thut?" „Ja, Hauptmann, ich leide höllisch!" „So hoffe ich denn, daß Gott Euch Eure Worte vergeben wird, die Lästerungen sehr ähnlich sehen. Allein, wenn man eine Büchsenkugel im Leibe hat, so ist es beym Henker wohl erlaubt, ein wenig zu fluchen, um sich darüber zu trösten." Georg lächelte und nahm die Flasche. „Auf Eure Gesundheit, Hauptmann! Ihr seyd der beste Krankenwärter für einen verwundeten Soldaten." Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand. Hauptmann Dietrich drückte sie mit einigen Zeichen von Rührung. „Georg, mein Freund," sagte Beville mit kläglicher Stimme. „So sprich doch mit mir. Wir werden sterben; es ist ein schrecklicher Augenblick . . . Du magst sagen, was Du willst, allein ich will als ein guter Katholik sterben. So laßt mich denn meine Beichte sagen, mein Vater, und helft mir ein, denn ich fürchte, ich habe sie ein wenig vergessen."

Während er beichtete, trank Georg noch einen Schluck Wein, legte dann das Haupt auf sein hartes Kopfkissen und schloß die Augen. Er blieb mehr als eine Viertel-

stunde ruhig liegen. Dann kniff er die Lippen zusammen und schauderte, und stieß ein lautes Aechzen aus, das ihm der Schmerz entriß. Mergy, der glaubte, er gebe den Geist auf, schrie laut und hob ihm das Haupt auf. Der Kapitän öffnete die Augen. „Noch einmal?“ sagte er, ihn sanft zurückstoßend. „Ich bitte Dich, Bernhard, beruhige Dich.“ „Georg! Georg! und Du stirbst von meinen Händen!“ „Was willst Du? ich bin nicht der erste Franzose, der von den Händen eines Bruders stirbt . . . und glaube, ich werde nicht der lezte seyn. Ich habe nur mich allein anzuklagen . . . Als der Herzog von Anjou mich aus dem Gefängniß befreyt hatte, und mich mit sich nahm, hatte ich geschworen, meinen Degen nicht zu ziehen . . Als ich aber jenen armen Teufel, den Beville, so bedrängt sah, und das Geknalle der Büchsen hörte, so wollte ich die Sache zu nahe betrachten . .“ Er schloß aufs Neue die Augen, und öffnete sie bald wieder: „Frau von Turgis hat mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß sie Dich noch immer liebe.“ Er lächelte sanft.

Dieß waren seine lezten Worte. Er starb nach einer Viertelstunde, ohne großes Leiden, wie es schien. Nach einigen Minuten gab auch Beville den Geist in den Armen des Mönches auf, der hernach versicherte, deutlich den freudigen Willkomm der Engel in den Lüften beym Empfange der Seele des reuigen Sünders, so wie unter der Erde das triumphirende Heulen der Teufel gehört zu haben, welche Georgs Seele mit sich fortschleppten.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Außer den alten Einwohnern der Stadt, hat Geneva auch eine römische Kolonie. Auch hier wie in allen andern ist alles römisch: Sitten, Gebräuche, Feste, Sprache und Vorurtheile. Die römische Besatzung ist ziemlich stark. So sahen wir einen großen Theil der zweyten und der sechsten Legion, die auch die Siegreiche heißt, desgleichen eine große Abtheilung der dreyzehnten. In den Straßen sieht man nichts als Hastarier und Veliten, und bey den Schauspielen zeigen sich eine Menge Tribunen und Dekurionen.

Gar sonderlich ists, daß die Genever glauben, der ganze See gehöre ihrer Stadt. Zur Bekräftigung ihres Anspruchs führen sie an, daß ihnen Julius Brocchus, der Anführer der Aequestren, vor ungefähr fünfzig Jahren ein Geschenk damit gemacht hat. Sie verwahren die Schenkung, auf weißen Marmor gegraben, im Apollotempel. Seit dieser Zeit sagen sie nicht anders als lacus noster, wiewohl sie nur ein Stückchen davon sehen. Mit gleichem Recht nennen die Römer das mittelländische Meer nostrum mare. In Geneva gibt es mehr Christen, und ihre Zahl nimmt täglich zu, wiewohl die Regierung sehr streng gegen diese Sekte ist, und alles Mögliche thut, um deren Ausbreitung zu verhindern. Zarius, Petri Schüler, predigte zuerst das Christenthum hier unter Tiberius. Celsus, ein junger Feuerkopf aus Geneva, bekannte sich bald zu seinen Irrthümern, und ward wie Zarius hingerichtet. Ihnen folgte Paradocus, stärkte den jungen Glauben, und wurde der erste Bischoff von Geneva. Ihm ist Donceus im Amte gefolgt, und als Hadrian nach Gallien zog, ertheilte er dem Bittenden die Erlaubniß, den christlichen Märtyrern eine Kirche zu weihen. Ich habe gestern den würdigen Greis gesehen, der sich an einen langen, oben krumm gebogenen Stab stüzte. Der Anblick dieses Mannes hat mich wunderbar ergriffen. War es doch, als ruhte die Tugend als Diadem auf seiner, von weißen Haaren umflossenen Stirn, und ich konnte in diesem Augenblick nicht alles das Nachtheilige glauben, was man von den Christen sagt. Einige Tage darauf wohnte ich dem Leichenbegängnisse der jungen Papiria bey, deren Vater Lucius Papirius Probus Tribun der dreyzehnten Legion ist; es war mir auffallend, daß hierbey manche Gebräuche vorkamen, die nicht römisch sind. Das schöne Mädchen war noch nicht kalt, und ihre Lippen hatten noch einen Schein von Rosenroth, als Vater und Mutter mit Andacht herzutraten, und der Todten den lezten Kuß gaben. Darauf schritt man zur Conklamation. Mehrere Frauen traten um das Bett, rüttelten und schüttelten den erstarrten Körper, und riefen laut das Mädchen bey ihrem Namen. „Papiria,“ hieß es, „Du, blühender als der Morgen, sanfter als ein Lamm, und schöner als die Rose, blühende, sanfte, schöne Papiria antworte uns.“ Die Todte schwieg aber und nun zog man ihr die Fingerringe ab, und es begannen die Trauertage. Die Libitinarien kamen herbey, um den Leichenzug anzuordnen, und alles Nöthige für die Ceremonie zu bereiten. Zuerst traten die Pollinctoren heran, um den Körper zu waschen und zu balsamiren. Die auch im Tode noch schöne Papiria wurde nun weiß gekleidet, und man nahm dazu das Kleid, das sie im Leben am liebsten hatte. Dann legte man sie auf ein schönes und reiches Ruhebett, und stellte dieß in das Vestibulum des Hauses, die Füße gegen die Thüre gewendet. Diese Ausstellung dauerte sieben Tage, Tage der Trauer und des Schmerzes für die Familie. Hierauf rief der Herold die Stunde aus, wann der Leichenzug stattfinden solle, und lud dazu die Verwandte und Freunde der Familie ein. Als alle zusammen waren, zog man in folgender Ordnung nach dem Todtenacker: Voraus ging der Chef der Libitinarien; darauf ein Korps Musikanten, die klagende Trauertöne hören ließen; hinter ihnen trugen acht Tribunen der 13ten Legion die Leiche auf ihrem Bette. Ihr Gesicht war unbedeckt, Blumen kränzten ihre Haare; ein Sklave ging rechts und

Digitized by Google

trug die Wachsbüste der Todten, links war ein Anderer, der mit einem weichen Federwedel der Leiche Kühlung zufächelte. Nun kamen die Aeltern in schwarzer Kleidung und langen Florschleyern, ferner die Freunde und Bekannte der Familie. Ihnen folgten zwölf Mädchen, Freundinnen der Papiria, weiß gekleidet und mit bloßen Füßen. Hinter ihnen die Klagfrauen, in traurigen Tönen das Lob der Verstorbenen singend, dazwischen wehklagend und die Hände ringend. Den Zug beschlossen dreyhundert Soldaten von Papirius Legion, mit umgekehrten Lanzen. Als der Zug auf dem Todtenacker angekommen war, wurde die Leiche auf einen Scheiterhaufen gelegt. Die Verwandten zündeten ihn unter neuem Wehklagen an. Die flackernde Flamme hatte bald aus dem schönen Körper ein Häufchen Asche gemacht; diese that man in ein irdenes Gefäß, die Priester weihten es durch die Asperſion und es wurde dann im Columbarium der Familie beygesezt. Hierauf verkündeten die Klagefrauen das Ende des Leichenbegängnisses; am Abend wurde noch ein Leichenmahl gehalten, bey dem es oft nicht würdig hergeht und die Trauer um den Verstorbenen bisweilen selbst in laute Lust übergeht.

* * *

Gern wäre ich noch einige Tage in Geneva geblieben; es traf aber ganz unerwartet die Nachricht von Kaiser Antonin's Tod ein. Dieser Umstand veranlaßte mich, nach Aventicum zurückzukehren.

Als wir von Geneva abreisten, kamen wir durch den ehemaligen Kanton der Urbigener (die Gegend von Orbe). In diesem Land hat Cäsars Eroberung die traurigsten Spuren zurückgelassen. Es leben darin auch nur noch wenige der Urbewohner. Das Schwerdt der Römer hat Alles niedergemacht, und nur seit sie Kolonien in dem Land angelegt haben, nimmt die Bevölkerung wieder zu, ist aber fast ganz fremden Ursprungs. Eine Kolonie von 6000 Urbigener suchte sich Cäsars Herrschaft zu entziehen, weil sie sich seinen Vorschlägen nicht unterwerfen wollten. Er ließ sie aber verfolgen und Alle ohne Ausnahme über die Klinge springen. Durch solche Mittel suchte der Herrscher das Murren gegen Rom und seinen Druck zu ersticken.

Die Wege in dieser Gegend sind in schlechtem Zustand, und man sollte nicht glauben, daß Römer in dem Lande hausen. Hier und da sieht man Baumstämme, die den Gränzen- und Feld hüthenden Gott vorstellen, oder auch Steinhaufen, denn jeder Wanderer muß hier nach der Sitte einen Stein hinwerfen, damit man sie aus dem Weg räume, und ihn dadurch verbessere. An den Zäunen sahen wir mehrere baumstarke Männer liegen, die da im Schatten schlafen oder der Ruhe pflegen, während ihre Frauen und Mädchen im Schweiß ihres Angesichts das Feld bauen, selbst pflügen, wenn sie kein Vieh halten, und den härtesten Arbeiten obliegen.

Wir sahen in dieser Gegend auch eine Menge Schweine. Hier und da waren große Heerden eingepferchi. Damit wird ein bedeutender Handel nach Italien und nach Rom getrieben; dabey habe ich etwas gar Sonderbares bemerkt. Will man, daß am Abend die Schweine in ihre Ställe zurückkehren, so stößt der Hirt in ein Horn, und nun rennen auf einmal diese Thiere wie besessen durcheinander, grunzen weidlich, und jedes nimmt seinen Weg, ohne sich um das andere zu bekümmern, kömmt auch richtig in seinem Stall an. Auch große Heerden Gänse ziehen in den Feldern auf und ab. Mit ihnen wird gleichfalls stark nach Rom gehandelt, wo sie hingetrieben und dann erst gemästet werden. Ihre Führer gebrauchen eine eigene List gegen die Gänse, die müde sind und langsam gehen. Sie stellen sie an die Spitze der Heerde, da müsse sie denn fort, sie mögen wollen oder nicht, denn die Kollegen stoßen alle Augenblicke mit den Schnäbeln auf sie.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Napoleon hatte unter seinen jungen Auditoren sehr gewandte Leute; wie würden diese Jünglinge die Welt bewegt haben, wenn sie nicht bey den ersten Schritten in ihrer Laufbahn wären gehemmt worden! Harel hat so eben die Direktion der Odeonbühne in Paris erhalten, welche bereits seit einigen Monaten geschlossen ist, weil der lezte Direktor dasselbe Schicksal wie seine Vorgänger gehabt hatte, das heißt, die Ausgaben hatten bey weitem die Einnahmen überstiegen, so daß der Mann die Schauspieler nicht bezahlen konnte und diese sich weigerten, länger zu spielen. Obschon nun bereits drey- oder viermal der Versuch, dieß Theater in Aufnahme zu bringen, mißglückt ist, so verfehlte man doch nicht, in den Zeitungen darauf zu dringen, es müßte eine neue Direktion gebildet werden, um das Theater wieder in Gang zu bringen, da dasselbe der Vorstadt St. Germain unentbehrlich sey. Allein wenn die Vorstadt jenes Theater so nothwendig braucht, warum hat sie dasselbe nicht besser unterstüzt? Ein kluger Kopf schlug vor, alle Familien in der Vorstadt sollten sich anheischig machen, einmal in der Woche das Theater zu besuchen und dafür eine geringe Summe entrichten; dadurch würde ein Fonds entstehen, worauf der künftige Direktor bauen könne, zumal da die Regierung auch noch einen bedeutenden Zuschuß zu geben immer bereit ist. Nun erschien aber der Hr. Harel mit der Dlle. Georges und machte der Regierung Anträge, die denn auch angenommen worden sind. Der vormalige Auditeur wird also nun eins der Haupttheater von Paris zu leiten und seine in der Provinz erworbenen Talente im Schauspielwesen an den Tag zu legen haben. Die klassische Partey in der Literatur hofft, daß die Odeonbühne bald wieder Corneille's, Racine's und Voltaire's Meisterwerke auf eine würdige Art darstellen werde, da das Théâtre français, die eigentliche Nationalbühne, auf der bisher die orthodoxen Grundsäze der französischen Dramatik unwandelbar beybehalten worden waren, nunmehr vom klassischen Glauben abtrünnig geworden ist und Stücken wie Ancelots „Spion" und Dumas „Heinrich III." den Vorzug gibt, das heißt, dem Romantismus im französischen Sinne viel zu sehr huldigt. Den

Digitized by Google

Stocklassikern ist der glänzende Beyfall, den Heinrich III. erhalten hat, die empfindlichste Wunde, die ihnen hätte beygebracht werden können. Wenn sie nicht einmal das Théâtre français mehr haben, um ihre Augen und Ohren an klassischen Meisterwerken zu weiden, wo sollen sie dann Trost und Freude suchen! In ihrem Aerger haben sie daher den Entschluß des Casimir de Lavigne gebilligt, welcher dem Théâtre français das Manuskript seines noch nicht aufgeführten Trauerspiels Marino Fabieri entzogen und einem Boulevardstheater, der Porte St. Martinsbühne, gegeben hat. Zu einer andern Zeit würde ein solcher Schritt ganz Paris wider den Dichter empört haben; denn was läßt sich Aergeres denken, als einem Theater, welches nur Melodramen aufführt und von den Volksklassen besucht wird, ein klassisches Trauerspiel zu übergeben? Jezt aber, da man gegen das Théâtre français aufgebracht ist, billigt man dieß Betragen, und ein Blatt der romantischen Partey, der Figaro nämlich, welcher sogar hyperromantisch, folglich zuweilen etwas lächerlich ist, jauchzt über den Entschluß des Casimir de Lavigne und meynt, die Klassiker möchten nun wehklagend um die Trümmer des versinkenden Théâtre français einhertanzen und seinen lezten Zügen beywohnen. Es ist unglaublich, welche Heftigkeit die beyden literarischen Parteyen beseelt. Die ächten Klassiker sind wüthend auf alle die neuern Versuche junger Dichter, welche die alten Fesseln zersprengen, und die ächten Romantiker bringen allerley tolles Zeug an den Tag, das sie für romantisch ausgeben und worin Manches wirklich sehr romantisch klingt. Diese Neuerer werden von dem gewöhnlichen Enthusiasmus aller Neuerer beseelt und ziehen auf ihre Gegner tüchtig los. Da ist ein junger Hr. de St. Beuve, welcher unter dem Namen Joseph Delorme eine ganz sonderbare Sammlung von Gedichten herausgegeben hat, ein ächter Typus der neuern romantischen Schule in Frankreich. In diesen Gedichten wagt es der junge Dichter, Gedanken zu äußern, Bilder und Allegorien anzuwenden, eine Sprache zu gebrauchen, wozu vor ihm kein Dichter in Frankreich die Kühnheit gehabt hätte. Die Klassiker fragen beständig: aber wo sind denn die Meisterstücke, welche die alten klassischen verdrängen sollen? Geduld, ihr Herren, der Geist ist noch im Gähren begriffen; wartet, bis die Gährung vorüber ist und die Dinge sich von Neuem gestalten. Dg.

London, May.

(Fortsezung.)

In dem Artikel des Quarterly Review räth man Söhnen und Enkeln der Großen, sich nach den Kolonien zu begeben, da, wie man zu verstehen gibt, die Nation zu arm geworden, sie in Trägheit zu ernähren. Dieß sind warnende Zeichen der Zeit und wir dürfen noch manchen Kämpfen gegen die Privilegirten entgegensehen. Der angeführte Aufsatz über die Kolonie am Schwanenfluß ist in vieler Hinsicht interessant. Das Land scheint fruchtbar und zu fast allen europäischen und manchen orientalischen Erzeugnissen tauglich zu seyn; besonders hofft man, Taback, Wein und sogar Baumwolle ziehen zu können. Dabey ist das Land voll von Bächen und Quellen und nur mit wenigen Bäumen bewachsen, so daß der Anbau desselben sehr leicht seyn muß. Der Schwanenfluß liegt an der westlichen Küste jenes Kontinents und so erfordert es an 6 Wochen weniger Zeit, um von England aus dahin zu gelangen, und die Nähe vom Vorgebirg der guten Hoffnung und St. Mauritius macht es unnöthig, Vieh, Bäume u. s. w. von England mit hin zu nehmen. Dabey verspricht die günstige Lage in Hinsicht auf Indien, China und Amerika die Kolonie mit der Zeit zu einem Mittelpunkt des Handels der südlichen Welt zu machen, wozu die Leichtigkeit der An- und Abfuhr und die Sicherheit der Küste sehr viel beytragen wird. Unter diesen Umständen hat die englische Regierung für gut gefunden, die Kolonie nach einem ganz neuen Plan zu gründen, nämlich ohne alle Unkosten für sich selbst und ohne verurtheilte Verbrecher hinzuschicken. Wer vor dem Ende des Jahres 1830 dort landet, erhält so viel Mal 40 Acker Land zum freyen Lehn, als er ausweisen kann, daß er 3 Pfunde hat, um sie auf den Anbau des Landes zu verwenden, wenn das Geld auch erst im Zeitraum von 3 Jahren daran verwendet wird. Kapitalisten erhalten für jede Person über 10 Jahre, die sie hinbringen, 200 Acker Land, und Vieh und Ackerbaugeräthe wird mit als Kapital angeschlagen. Unter solchen Umständen und bey dem Druck der Zeiten ist es kein Wunder, daß Viele sich rüsten, dieses gelobte Land zu besuchen, und es hat allen Anschein, als wenn in wenig Jahren um ganz Neuholland ein Gürtel von englischen Kolonien gezogen seyn werde. Welche Aussichten für die Verbreitung europäischer Kultur!

Die Emanzipationsgeschichte hat unter andern zu einem Kunstprodukte Anlaß gegeben, welches wohl verdient, erwähnt zu werden, nämlich zu einem Zeitungsblatte von einer bedruckten Fläche von beynahe einundvierzig englischen Fußen, d. h. zu einem Bogen Papier von mehr als 5 Fuß Länge und 4 Fuß Breite. Während der Parlamentssitzungen nämlich pflegen sich die Anzeigen und andere Neuigkeiten oft so anzuhäufen, daß manche Tagblätter sich genöthigt sahen, Beylagen zu drucken, die sie den Lesern zwar umsonst gaben, wofür aber die Eigenthümer eine besondere Stempelgebühr entrichten mußten. Um dieser Auflage zu entgehen, führten die Times den Gebrauch ein, bey solchen Gelegenheiten ihre Größe zu verdoppeln und die übrigen Zeitungen ahmten dieß bald nach; unter andern auch der Atlas, eine Sonntagszeitung, die an sich selbst schon ungeheuer groß ist, indem sie aus einem Bogen von 16 Großquartseiten besteht, und dieser ungeheure Bogen ward, um die wichtigen Debatten, die in der Woche in beyden Häusern über die Emanzipationsbill stattgefunden, vollständiger zu geben, verdoppelt, dabey aber doch nur um den gewöhnlichen Preis von einem Schilling verkauft. Auch sollen 20,000 Exemplare davon abgesezt worden seyn. Ermuntert durch diesen glücklichen Erfolg, haben die Eigenthümer unter dem Titel die Neue Magna Charta einen ähnlichen Bogen herausgegeben, welcher die beyden Bills, nebst einem Ueberblick aller darauf Bezug habenden Debatten und einer gedrängten Angabe der heutigen Statistik der Katholiken in beyden Inseln enthält. Von dieser lezteren mag hier das Interessanteste stehen: Edelleute in England (welche durch ihre Geburt zum Sitz im Oberhause berechtigt sind) 8, worunter ein Herzog, in Irland 8 und in Schottland 2. Baronets: in England 16, in Irland 6 und in Schottland einer. Die ganze katholische Bevölkerung in Großbritannien wird auf eine Million geschäzt, wovon an 200,000 in und um London wohnen, meistentheils arme irländische Tagldhner; in Irland zwischen 5 und 6 Millionen. Die katholische Geistlichkeit in England und Schottland steht unter 4 apostolischen Vikarien, die ihre Bischofstitel von andern Ländern her haben, und die Geistlichen selbst heißen Missionarien. In Irland aber gibt es 32 regelmäßige Erzbischöfe und Bischöfe, die bisher dieselben Titel führten, wie die protestantischen, nach dem neuen Gesetze aber denselben entsagen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Mai 1829.

In starken Seelen zieht die Freundschaft früher ein, als die Liebe.

Jean Paul.

Die Zwillingsbrüder.

Eine Erzählung

von Dr. J. Ch. Schwarz.

Zu Silo, einem Flecken im Lande Israels, lebte vor Zeiten der ehrwürdige Hohepriester, Sadok, ein Enkel Eleazars. Geliebt von Gott, weil er die Menschen liebte, beobachtete er mit strengem Eifer alle Vorschriften der Gesetze, und bat mit sanfter Rührung für alle leichtsinnigen Uebertreter der göttlichen Gebote. Während der vierzig Jahre seines Hohenpriesteramtes, fand die weinende Wittwe, der verlassene Sohn, und jeder Unglückliche in Israel, in ihm eine Stütze, einen Vater, und wenn sie, gerührt über seine Sorgfalt, seine Hülfe und seine Tröstungen, ihm weinend seine Hände küßten, und seine Güte bewunderten, sagte er zu ihnen: Gott allein ist gut, und alles Gute kommt allein von ihm.

Sadok hatte keine Frau mehr. Nur zwey Zwillingssöhne waren ihm geblieben, Elieser und Nephtaly, die, kaum neunzehn Jahre alt, das Vorbild und die Liebe von Israel waren. Schön und verständig, wie Joseph; liebenswürdig wie Benjamin, geschmückt mit weißen Kleidern, begleiteten sie den Hohenpriester, und reichten ihm das ungesäuerte Brod oder das Rauchwerk an dem Altare; das Volk, wenn es den Vater und die Söhne so sah, glaubte Abraham in der Mitte von Engeln zu sehen. Nach Untergang der Sonne gingen sie um die Stadt spazieren, wo es sie besonders belustigte, die schweren Steine, welche die Cisternen rings herum bedeckten, hinwegzuräumen, damit die vom Felde zurückkehrenden Mädchen ihre Heerden um so leichter tränken konnten. Die schönen Hebräerinnen, indem sie beyde grüßten, erröteten wider Willen, und waren sie nach Hause zurückgekehrt, so dachten sie nur an die beyden Jünglinge, und ließen sich von ihren Müttern von jenem Abende erzählen, an welchem Jakob diejenige zu seiner Gattin wählte, deren Heerde er getränkt hatte.

Beyde Brüder kannten aber die Liebe noch nicht; eine zärtliche, lebhafte Freundschaft ersezte in ihren reinen Seelen die Stelle der alles beseligenden Liebe. Diese Freundschaft war ihnen angeboren, und eben so nothwendig als ihr eigenes Wesen; ohne bestimmten Anfang hatten sie immer dieselbe gefühlt, ohne jemals dazu aufgefordert worden zu seyn; sie genoßen sie, wie ihr Leben. Ihre Herzen waren so vereinigt, so in einander verwebt, als ob sie nur Eines wären; beyde hatten immer nur einen und denselben Wunsch und Willen. Der Morgen traf sie vereinigt, und vereinigt fand sie der Abend.

Nur unbedeutende Schattirungen, die aber kaum bemerkbar waren, unterschieden ihre beyden Charaktere. Elieser, nicht weniger liebenswürdig und zärtlich als Nephtaly, war ernsthafter und nachdenkender. Sein reiner Geist liebte den Frieden und ein stilles, beschauliches Leben; seine fromme und ruhige Seele fühlte sich erquickt durch heilige Betrachtungen. Er vergnügte sich in dem Umgange mit Alten, mit dem Studium der heiligen Bü-

Digitized by Google

cher, und in Uebung religiöser Gebräuche. Nephtaly, viel rascher, aber eben so rein wie sein Bruder, liebte wie er die Tugend, doch ohne so sehr in die Beschauung ihrer Schönheit sich zu versenken. Sein Herz, den Leidenschaften offen, verlangte selbst nach ihren Mühen; diese Last war ihm angenehmer als der Mangel einer lebhaften Empfindung. Allein die Klugheit Eliesers mäßigte die Hitze seines Bruders; die größere Lebhaftigkeit Nephtalys machte Eliesern nur liebenswürdiger. Und so, ob sie gleich mit verschiedenen Eigenschaften geboren waren, vereinigten sie sich doch liebend mit einander, vertauschten sich, ohne sich zu verlieren, und wechselseitig zog einer von dem andern Nutzen. O süßes Vorrecht der Freundschaft! die nicht nur die Freuden des Lebens, sondern auch die Tugenden verdoppelt.

Nephtaly, der sich lange Zeit in den Kriegskünsten der Hebräer geübt hatte, erlegte mit seinem Pfeile den Vogel in der Luft. Niemand in Israel machte ihm den Preis der Stärke und der Gewandtheit streitig. Er bedeckte sich gerne mit einem Leopardenfelle, umgürtete seine Hüfte mit einem Hanfgewebe, und, ohne sich mit andrem Mundvorrathe als einem Gefäße mit Milch zu versehen, den Bogen in der Hand, den Köcher über der Schulter, drang er in die dicksten Wälder, und verfolgte den Hirsch und die wilde Ziege, griff den fürchterlichen Löwen an, und kam mit seiner Haut beladen nach Hause. Für Eliesern, der weniger stark und gewandt war, hätte die Jagd weniger Anziehendes gehabt, wenn sie Nephtaly nicht geliebt hätte; daher begleitete er ihn auch in die weitesten Reviere nur, weil er gerne bey seinem Bruder seyn wollte; wenn hingegen Elieser vom Aufgange der Sonne bis zum Aufgange der Sterne in dem Tabernakel betete, so betete auch Nephtaly oft mit ihm, und verließ ihn nicht, die Jagd vergessend, ob der Neigung zu seinem Bruder.

Einst, als die beyden Brüder, in Gesellschaft von Freunden ihres Alters, die Felsen von Remmon überstiegen, ließ sich Nephtaly von seiner Hitze verleiten, einen Panther so tief in den Wald zu verfolgen, daß er sich von Eliesern und seinen Gefährten weit entfernte, und bald die ihm bekannten Wege verlor. Das Thier, welches er mit einem Pfeilschusse verwundet hatte, verfolgend, verirrte er sich immer mehr; er eilte, und sah sich endlich in der Mitte von Felsen, wo seine Fußtritte ihm nicht mehr als Wegweiser dienen konnten. Unruhig, nicht über seine eigene Gefahr, sondern über den Kummer, welchen sein Bruder empfinden würde, verdoppelte er seine Schritte, übersprang ausgetrocknete Strombette, und erstieg die Firsten der Berge. Aber alles, was er hier entdeckte, diente nur dazu, seine Verwirrung zu vermehren. Sein Geschrey verhallte in der Luft; die brennende Scheibe der Sonne umhüllte sich in Gluthglanz, und verzehrte ihre eigenen Strahlen; rings herum erblickten seine müden Augen nur nackte Felsen, und über seinem Kopfe einen Feuerkreis. Nichts bewegte sich in der Natur; unter dem sengenden Brande des Tagsgestirnes schien sie unterliegen zu müssen. Immer steigend vermehrte sich die Hitze, und Nephtaly strengte jezt alle seine Kräfte an; denn er fühlte schon die Qualen jenes schrecklichen Durstes, der in diesem Himmelsstriche einen schnellen Tod nach sich zieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Von Aventicum bin ich seit einigen Tagen wieder hier in Lausanna angekommen. Das Volk geht in einem Augenblick von tiefer Trauer zu ausgelassener Freude über. Noch vor einem Monat war alles schmerzlich von Antonin's Tod ergriffen. Stille herrschte auf Gassen und Straßen. Heute sind alle über Marc-Aurels Thronbesteigung außer sich, und in Lausanna sollen deßhalb große Feste seyn. Ueber diese Ehre sind die andern helvetischen Städte neidisch. Aventicum beruft sich auf seine alten Vorrechte, Vindonissa auf die Bequemlichkeit seiner öffentlichen Gebäude, Aquae Helveticae auf seine warmen Heilquellen, und Augusta auf die Anwesenheit zweyer römischen Legionen; man zog Lausanna wegen seiner reizenden Lage vor.

Zu diesem Fest strömte alles aus Helvetien, aus dem nachbarlichen Gallien und aus dem Allobrogerlande zusammen. Die Fremden fanden nicht Wohnungen genug in der Stadt, deßhalb wurden Bretterhütten in der Ebene für sie aufgeschlagen, und die, welche da ihr Unterkommen nicht finden konnten, suchten des Nachts Schuz in den Tempeln. In diesen Tagen konnte man recht den unglücklichen Einfluß Roms in den beängstigenden Fortschritten der Civilisation und den Verfall der alten Sitten erkennen. In den Umgebungen der Stadt stößt man alle Augenblicke auf etwas Neues. Da kommen Deputirte aus den benachbarten Städten und bringen Tempelgeschenke und Votivgaben. Mit ihnen drängen sich fremde Kaufleute an den Thoren mit Luxuswaaren und Gegenständen des Vergnügens. Nichts aber ist unterhaltender als die Gruppen von Landleuten, die von dem festlichen Anblicke ganz verdutzt sind. Man kann sie an ihrer faltenlosen Tunica, ihren kurzen Aermeln und an den eisenbeschlagenen Schuhen erkennen. Ihnen begegnet manchmal ein wohl parfümirter Stuzer und sieht sie lächelnd über die Achsel an. Schnelle Wagen beschmuzen sie und kaum sind die armen Leute in der Stadt, so fallen Possenreisser und Haus-

Digitized by Google

wurfte über sie her und benutzen ihre Unerfahrenheit zu lustigen Schwänken.

Die Frauen, besonders die Lausannerinnen, zeigen ausnehmenden Luxus, und an ihnen ist recht der nachtheilige Einfluß römischer Sitte und Verführung zu erkennen. Einige haben breite goldne Ketten, die von den Ohren auf den fast bloßen Busen herabhängen und sich da kreuzen. Reiche Ringe schmücken die linke Hand, wenn sie schön ist und die Blicke auf sich ziehen soll. Auch die Beschuhung, oft mit Edelsteinen geschmückt, weiß den Fuß recht herauszuheben und ihn zusammenzudrücken, wenn er zu groß oder zu fleischig ist. Keine hat ein Hülfsmittel der Kunst oder ein Toilettengeheimniß vernachlässigt. Zartes Roth ahmt auf ihren Wangen das Incarnat der Jugend nach; ihre Augbraunen sind orientalisch gebogen; dicke Korksohlen lassen kleine Mädchen groß erscheinen; sie haben ihre Haut mit Bleyweiß gemalt, und wollen den ewigen Frühling wenigstens dadurch bey sich festhalten, daß sie ihre Haare mit Blumenöl, und ihren Busen mit Rosenblättern parfümiren. Auch in Kopfputz und Kleidung der Frauen herrscht große Verschiedenheit; hier ringeln sich goldblonde Locken über blendend weiße Schultern, dazu langsamer Gang, halbgeöffnete Lippen und süß schmachtende Augen. Manche haben keinen Geschmack, und kramen alles aus, was sie an Putz nur irgend auftreiben können; ihre Haare theilen sich vorn und sind gescheitelt. Ueber das alternde Gesicht ist weislich ein Schleyer gezogen. Sie verschmähen die einfache Toga, die der wahren Schönheit und Jugendfülle so gut steht, deßgleichen die kurzen Aermel, die weitausgeschnittenen Gewänder und ihre verrätherischen Falten. Ihre Obertunika geht bis auf die Knie herab, die zweyte schließt sich eng an den Hals an. Von der Schulter bis zum Handgelenk sind die Aermel aufgeschlizt, und werden von einer Menge goldener Agraffen zusammengehalten. Darüber ist die nachschleppende Stola geworfen; sie hat goldene Streifen, und ihre Falten verlieren sich zum Theil im Gürtel. Ueber dieß alles kommt der lange und weite Mantel aus Purpurstoff, mit Gold durchwirkt. Andere Frauen suchen durch andere Kleidung zu gefallen, denn das Aufsehenerregen ist nicht ihre Sache; an ihrem Putz ist alles zart und berechnet. Ihre Haare hängen in einem leichten Netz, und zwischen durch schlingt sich ein leichter, duftender Blumenkranz. Ein dünner Schleyer verhüllt und versteckt nichts, sondern reizt nur. Ihre obere Tunika ist kurz, und die zweyte schmiegt sich traulich um die schönen Formen. Die Aermel sind über den Ellenbogen zusammengefaßt. Ganz oben liegt der Aermel nicht dicht an, sondern erlaubt dem Busen und den schönen Schultern, ein bescheidenes Wort mitzusprechen. Im Gehen wird die aufgeschlizte Tunika auf der rechten Seite bis über das Knie aufgehoben. Große Sorgfalt wird auf die Fußbekleidung verwendet. Bald besteht sie aus feinem Leder, roth oder weiß; manchmal sind diese Schuhe gestickt, immer eng an den Fuß anschließend und gehen bis zur Wade, bald sind sie kleiner und leichter und die Sohle ist mit einer Menge geschmackvoller Schnüre an den Fuß festgebunden. Manche tragen dazu eine weiße Toga. Am meisten gefallen mir die Togen, welche auf dem linken Arme von einer Agraffe festgehalten werden, dann schräg unter den Busen laufen, den sie festhalten, und den rechten Arm freylassen, damit er die Tunica beym Gehen aufheben kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 14. April.

Zahlreicher als vorgestern hatten sich noch nie die Zuhörer bey dem großen Musikfeste eingefunden, das seit einigen Jahren jedesmal alle Palmsonntage in dem Saale des großen Opernhauses aufgeführt wird. Es war fast, als ob man sich beeilen wollte, den in seiner Art ungemein prachtvollen und wahrhaft merkwürdigen Saal noch einmal zu sehen, ehe er, wie es bey dem sich bestätigenden Gerüchte zu erwarten steht, bereits im Laufe dieses Jahres wieder zu einer Schaubühne umgestaltet werde. Man durfte die Zahl der Anwesenden auf mehr als 3000, die der bey der musikalischen Aufführung Beschäftigten auf 300 schätzen. Diese selbst gewährte aber auch einen ausgezeichneten Genuß. Zuerst gab man unter der ruhigen, aber kräftigen und sicheren Leitung des Kapellmeisters Mordacchi das Kyrie und Credo aus der großen Beethovenschen Messe. Ein Meer von Tönen! Man muß eine so wundervoll verschlungene Tonmasse, wie besonders das Credo ist, mehr als einmal hören, um klare Vorstellung davon zu erhalten. Bey dem ersten Vernehmen klingt noch Manches zu fremd, sonderbar, ja wohl oft zu barock, als daß es möglich wäre, den reinen Genuß mit sich davon zu tragen, ja die Aufführung scheint selbst in einzelnen Takten verworren und schwankend, wo sie doch nur die eigentlichste Idee des Tonsezers, nur noch fremd und unentwickelt für uns, wiedergibt. Der Beyfall war daher auch nicht so groß, als man ihn hätte erwarten können. Wohlthuend trat darauf das einfach herrliche, liefergreifende Stabat mater von Pergolesi, nur bey einer Quartettbegleitung von zwey Frauenstimmen gesungen, ein. Schöner, wohllautender, wahrer und doch auch kunstreicher konnte es aber auch nicht vorgetragen werden, als es von den Sängerinnen Palazzesi und Schiasetti geschah, und wie die erstere durch den Schmelz, so riß die leztere durch die Reinheit ihrer Stimme hin, das Ganze aber entlockte manchem Auge Thränen der tiefsten Wehmuth. In der zweyten Abtheilung des Konzerts ward die große Sinfonia eroica Beethovens mit all der Präcision, Kraft und Eigenthümlichkeit von dem Orchester ausgeführt, welche dieses Meisterwerk erfordert, um als eine der gewaltigsten und doch auch wieder reizendsten Tonschöpfungen hervorzutreten. Den Schluß machte das kräftige Halleluja von Händel in seiner einfachen Größe. Da die Einnahme bey diesem Konzerte für einen Pensionsfond der Wittwen bey der musikalischen Hofkapelle bestimmt ist, so war ihr Reichthum ein doppelt erfreuliches Ergebniß.

Der sächsische Kunstverein, welcher, Anfangs April vorigen Jahres am Albrecht Dürersfeste begründet, aus kleinem Anfange durch die rege Theilnahme der Kunstfreunde und die Gnade unsers Königs jezt in reicher Blüthe steht und festgestellt erscheint, hielt gestern seine zweyte Generalversammlung. Die erste war im Dezember vorigen Jahres zu Auslosung der angekauften Gemälde gehalten worden. Es waren deren acht gewesen und darunter einige von entschiedenem Werthe. Hocherfreulich war dem Vereine, der in allen Städten Sachsens, besonders in Leipzig und Chemnitz, bereits viele Mitglieder zählte, der Hinzutritt der Weimarischen Kunstfreunde, und an der Spitze desselben des großherzoglichen Hofes, durch Vermittlung des verehrten Göthe gewesen. Die Zahl der Actien war dadurch im vorigen Jahre bereits auf 500 angewachsen, und im laufenden Jahre haben sie sich schon wieder beträchtlich vermehrt. Im Februar wurden an die Mitglieder sehr wohl gerathene Kupferstiche nach den angekauften Gemälden, mit Hinzufügung des Namens der Acquirenten, durchs Loos vertheilt, welche unter dem Namen der Bilderchronik des sächsischen Kunstvereins in dieser Art jährlich fortgesezt werden sollen. Diesesmal sind es sieben Blatt in großem Formate, die außerdem nicht in dem Buchhandel zu haben seyn werden, jedem 1829 neu Hinzutretenden aber noch gratis nachgeliefert werden. Mit Vergnügen bemerkt man, daß bey dem sächsischen Kunstvereine die Möglichkeit des Gewinnes der Gemälde durch das Loos nicht wie bey einigen andern blos auf Einheimische beschränkt ist, sondern daß ohne Unterschied jeder Inhaber einer Actie, welche jährlich 5 Thaler kostet, diese Hoffnung hat. Unser kunstfördernder König selbst gibt jährlich 500 Thlr. zu diesem Vereine, ohne jedoch auf irgend einen Antheil durchs Loos Anspruch zu machen, so wie sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses mit mehreren Actien beygetreten sind. Herr von Quandt, als Vorstand auf vier Jahre bestätigt, hatte zugleich bey Austheilung der Bilderchronik an die Actieninhaber ein sehr geistvoll und kenntnißreich geschriebenes Werkchen über Preisaufgaben in der Kunst mitvertheilen lassen, welches höchst interessante Anregungen gab, und auch bereits ein anderes Mitglied des Comité, Hofrath Böttiger, veranlaßte, sich darüber in den artistischen Notizen zur Abendzeitung beurtheilend und zum Theil widerlegend auszusprechen, daher die Verhandlungen darüber noch nicht geschlossen sind. Bey der gestern gehaltenen Generalversammlung nun legte Hofrath Winkler (Th. Hell) als Secretär und Kassierer des Vereins öffentlich die auch im Drucke dem Jahresberichte angefügte Berechnung über Einnahmen und Ausgaben ab, wonach sich die erstern über 2000 Thlr. beliefen, die leztern aber wenig über 1000 betrugen, so daß noch ein bedeutender Kassenbestand blieb, welcher in diesem Jahre mit verwendet, und dadurch der Ankauf von Kunstwerken um so bedeutender werden soll.

Unsere Hofbühne ist wegen Eintritts der Osterferien mit dem 4. d. M. geschlossen worden. Für die Wiedereröffnung nach den Feyertagen wird aber lebhaft gearbeitet, indem man im Deutschen Shakspeare's Heinrich IV. und im Italienischen Merlacchi's neue, in Genua mit so ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommene Oper Colombo einstudiert. Dieses wird wohl der Schwanengesang der Palazzesi seyn, welche mit Ende May's die hiesige Oper verläßt und ein Engagement in Italien antritt.

London, Mai.

(Beschluß.)

So eben ist der erste Band von Murray's Family Library erschienen; es ist das erste Bändchen von einem Leben Napoleons, welches von Hrn. Lockhart seyn soll und worin der Verfasser ziemlich treu dem größeren Werke seines genialen Schwiegervaters, Sir W. Scott, gefolgt ist. Druck und Papier sind vortrefflich, und die Kupfer und Holzschnitte, womit das Werkchen geziert ist, meistentheils gut. Da an dieser Sammlung nebst Lockhart Männer wie Sir. W. Scott, Southey und Brewster arbeiten, so kann man sich wohl einbilden, daß sie keine gewöhnlichen Kinderbücher enthalten wird, und man muß es mit als ein Zeichen der Zeit ansehen, daß Männer von großem literarischem Rufe sich zur Abfassung von Volksbüchern vereinigen; ihr Zweck, nächst dem unmittelbaren Gewinn, scheint der, dem demokratischen Geiste und religiösen Libertinismus des Jahrhunderts entgegenzuarbeiten. Bey dem Preise (5 Schill. das Bändchen) kann das Werk jedoch nur auf die mittleren Stände Einfluß äußern.

Die neulichen Ereignisse haben zu mancherley Disputationswerken Anlaß gegeben, welche der Form nach darauf berechnet sind, auch diejenigen mit in den trüben Pfuhl der Controverse hineinzuziehen, die sich bis jezt davon entfernt gehalten. Besonders hat es ein Katholik gewagt, die Sache seiner Religion in der Gestalt eines Romans vor das Unterhaltung suchende Publikum zu bringen. Es ist, so viel ich weiß, das erste Mal, daß in England von dieser Seite so kühn die Offensive ergriffen wird, und wie mir scheint, hat ihr der Verfasser mit seinem Werke wenig gedient. Es heißt Florence, the Aspirant, und ist offenbar die Arbeit eines jungen Mannes und eine schwerfällige Capucinade, die dem Katholicismus wenig nützen wird. — Zu den wichtigeren Werken, welche jene Begebenheiten hervorgerufen, gehört the History of the Hugenots in the 16th Century, Geschichte der Hugenotten im 16ten Jahrhundert, von W. S. Browning. Der Verfasser hat sehr fleißig seine Quellen benuzt, und erzählt die Begebenheiten in einem klaren, fließenden Style; da er aber als Protestant und für den Augenblick geschrieben, so läßt sich wohl denken, daß die Katholiken keine Gnade vor ihm finden, welche sie auch wenig verdienen würden, wenn die Protestanten jener Zeit nicht eben so unduldsam und blutdürstig, als ihre Gegner gewesen wären. — Wir haben eine neue Uebersetzung von Schillers Wilhelm Tell hier, welche im Ganzen einen ziemlich guten Begriff vom Originale gibt. — Beynahe hätte ich zu erwähnen vergessen, daß ein gewisser Forster seinen protestantischen Eifer in 2 großen Octavbänden ergossen hat, worin er darthut, daß 1) der Mahommedanismus der Gegensatz vom Christenthum, und 2) das Seitenstück vom Papstthum ist. Das Buch heißt Mahomedanism unveiled. — Heut zu Tage kann, wie es scheint, nichts der Emanzipationsmanie entgehen; sogar das Foreign Quarterly Review enthält im 7ten Stück, welches den 30. April erschienen ist, einen Aufsatz über diesen Gegenstand, unter dem sehr guten Vorwande, daß sich das Ausland auch damit beschäftigt habe. Die Ansicht darin ist höchst liberal. — Es ist auffallend, daß, nachdem so viele hier versuchte Zeitschriften über auswärtige Literatur fehlgeschlagen haben, jezt nicht nur diese, sondern auch das Foreign Review sich zu erhalten vermögen. Der Veränderung in dem Nationalgeist, welcher das Bedürfniß, sich mit den Geistesprodukten des Auslandes vertraut zu machen, immer mehr fühlt, ist freylich vieles von diesem Gelingen zuzuschreiben; aber unstreitig weit mehr dem höheren, umfassenderen Plan dieser Werke und der Reichhaltigkeit, womit jedes Stück derselben ausgestattet gewesen. Ihr Kreis ist freylich nicht so ausgebreitet, aber im Range der öffentlichen Achtung stehen sie (und besonders das erste vor beyden) den Quarterly und Edinburgh Reviews gleich; weiß man doch, daß wie in diesen die Hauptartikel von den ersten Schriftstellern herrühren!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Mai 1829.

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Goethe.

Das Opfer.

Auf Bergen stand ich, wo sich Felsen reihten,
Und Winde durch Gewölk und Wipfel tos'ten,
Auf Steine trat ich, Trümmer stolzer Zeiten,
Bey grauen Mauern, grünlich übermos'ten,
Und nieder sah' ich in des Thales Breiten,
Wo Quellen mit beblümten Triften kos'ten,
Und Kränze sich um stille Dörfer lockten
Von Blüthenbäumen, roth und weiß beflockten.

Hoch ob der Erde lebensvollen Gründen
Stand ich erhöht auf stummen Todtenmalen,
Und immer stiller hügelan entschwinden
Sah ich die grünen Lichter aus den Thalen;
Der Wälder höchste Scheitel zu entzünden,
Entzogen sich der Flur die Abendstrahlen,
Bis alle fern in blauer Luft zerflossen
Und strömend sich zurück in's Thal ergossen.

Da war die Erde nur der Kelch des holden
Lichthimmels, der sich liebend niedersenkte,
Und aller Bäume volle Blüthendolden
Mit reiner Gluth aus Abendröthen tränkte;
Zum Priester ward' ich, dem mit Weine golden
Der Weltpokal sich voll und voller schenkte;
Da stand ich weihend auf des Felsen Krone
Und nannte deinen Namen, Orgeone!

A. Schöll.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Erschöpft, nur mühsam athmend, schlich Nephtaly, auf seinen Bogen gestützt, vorwärts; kaum vermochte er es mehr sein Haupt zu erheben, und seine Augenlieder schloßen sich vor den Strahlen der Sonne. Von heißem, verzehrendem Durste darniedergedrückt, ergriff er jezt das Gefäß mit Milch, das er beständig bey sich trug, und welches nun seine einzige lezte Hoffnung war. Schon sezte er's an den Mund, als er hinter sich Jammertöne hörte. Im nämlichen Augenblicke näherte sich ihm eine junge Israelitin mit aufgehobenen Händen, zerstreuten und in ihren Schleyer verwickelten Haaren. Sie strengte ihre lezten Kräfte an, fiel auf die Knie nieder und schrie: „Ich verschmachte, ich sterbe ... Wasser! um Gotteswillen einen Tropfen Wasser!"

Sie hatte kaum geendet, als Nephtaly auch schon sein Gefäß an ihre Lippen sezte. Mit heißer Begierde trank sie, ohne sich von der Erde zu erheben, und ohne ihren Blick von dem Getränke zu kehren, das sie wieder belebte. Nephtaly stand unbeweglich, versunken in der Betrachtung ihrer lieblichen Züge. Die anmuthigsten Augen, die unter glänzend schwarzen Braunen und einer Stirne hervorleuchteten, die den Alabaster an Weiße übertraf, und deren Glanz gegen das lange, schwarze Haupthaar so schön abstach, ergriffen ihn wunderbar; von

Digitized by Google

dem Zauber der schönen Israelitin hingerissen, dachte er nicht an seine eigenen Uebel, und nur mit der dringenden Gefahr der Hülferufenden beschäftigt, verlor er sich in diesem göttlichen Anblicke so sehr, daß er seinen eigenen Durst nicht empfand.

Als die Israelitin das Gefäß bis auf den lezten Tropfen geleert hatte, fühlte sie sich erholt und dankte dem jungen Manne mit freundlichen Blicken. Sie stand auf und sagte: „O! — mein Wohlthäter! vernimm, wie viel ich Dir schuldig bin. Diesen Morgen führte ich die Schaafe meines Vaters auf die Weide, die sich am Fuße dieser Berge herumzieht. Ein Haufe bewaffneter Männer stand plötzlich vor mir; es waren die grausamen Moabiten. Mit Hülfe des Höchsten entfloh ich in diese steilen Felsen, wo ich seither herumirre, ohne daß die geringste Nahrung oder ein Tropfen Wassers meine sinkenden Kräfte gestärkt hätte. Dir, nur Dir habe ich mein Leben zu verdanken. O! komm mit mir zu meinem Vater, und siehe die Freudenthränen, die seinen Augen entstürzen werden! Dem Retter meines Lebens schlachten wir ein Lamm, und im Kreise meiner Familie wirst Du mit dem innigsten Dankgefühle empfangen werden, mit dem Dich schon jezt meine gerührte Seele verehrt. Ich will Dich führen; komm, wenn Du auch keine Belohnung annehmen willst, so gönne uns wenigstens die Wonne, Dir unsere herzliche Erkenntlichkeit bezeugen zu dürfen."

Nephtaly, der während ihrer Rede das schöne Mädchen mit unverwandtem Blicke betrachtet hatte, fühlte jezt von Neuem die Heftigkeit des brennenden Durstes, der ihn zu verzehren drohte. Im Begriffe zu antworten, blieb sein Mund halb geöffnet stehen und seine Zunge klebte am Gaumen. In diesem Augenblicke riß sich der Schleyer der Israelitin los, der nur leicht um ihren Kopf flatterte, und fiel zu seinen Füßen nieder. Nephtaly bückte sich noch ihn aufzuheben; er ergriff ihn mit zitternder Hand; allein zu kraftlos sich wieder aufzurichten, sank er erschöpft nieder, und blieb ohne Stimme und ohne Bewegung auf der Erde liegen.

Von Erstaunen und Entsetzen ergriffen, betrachtete sie ihn erblassend, und überzeugte sich, daß er aus der nämlichen Ursache umkommen müsse, welche sie so eben dem Tode so nahe gebracht hatte, und daß nur sie allein daran Schuld sey. Jezt brach ihr Jammer in lautes Rufen aus; aber ihre Angst vermehrte sich, da ihr Hülferufen ungehört verhallte. Der Gedanke, daß sie in ihres Vaters Hause Hülfe suchen müsse, gab ihr unerhörte Kraft; mit der Schnelligkeit des Rehes eilte sie davon, flog und stürzte über Felsen und Steine.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Beschluß.)

Sehr merklich ist der Unterschied zwischen der Kleidung der Lausannischen Frauen und der der Römerinnen, die mit ihren Männern oder Vätern aus der Hauptstadt kommen. Diese zeigen sich in ganz dünnen, durchsichtigen Kleidern. Vor zwanzig Jahren trugen sich nur die öffentlichen Mädchen in Rom auf diese Art. Jezt ist's die Tracht der Frauen, die sich wenigstens ehrlich nennen. Wahrhaftig, unsere Civilisation ist nichts als der Untergang der guten Sitten! Schon lange hat man eingesehen, daß es nicht allzureinlich sey, wollene Kleider auf der Haut zu tragen. In Rom trug man schon seit einigen Jahren linnene Tuniken, und auch hier kömmt der Gebrauch auf.

Als die rauschenden Feste in Lausanna vorüber waren, zogen wir aus das Land zu sehen, und zwar seinen schönsten Theil, immer am See gegen Morgen nach Viviscus (Vevey) hin. Einige Meilen von Lausanna liegt Cullia-cum (Cully), das durch einen Bachustempel und den Dienst dieses Gottes bekannt ist. Deßhalb wandern viele Leute hieher, wäre es auch nur, um die jungen Bachuspriesterinnen mit Thyrsusstäben und Epheukronen zu sehen, die in dem Tempel schreyen und heulen, was in Helvetien eine auffallende Erscheinung ist.

Der Weinbau geht hier in die ältesten Zeiten hinauf. Im Land herrscht die Sage, Elicon, ein Lausanner, sey als Knabe nach Rom gekommen und habe den Weinbau kennen lernen. Später sey er in sein nordisches Vaterland zurückgekehrt und habe seinen Landsleuten seine Kenntniß mitgetheilt. Lange blieb jedoch der Weinbau in der Kindheit, bis die Pflanzungen vermehrt wurden; es wurden Wälder ausgerottet und Moräste ausgetrocknet. Dadurch bekamen die Weinreben die gehörige Wärme. Später pflanzte man die berühmte Weinrebe der Bituriger (in der Gegend des heutigen Bordeaux in Frankreich) an. Man lernte in Massilia (Marseille) den Weinbau der Griechen und die Kunst, die Trauben recht reifen zu lassen.

Schon unter Cäsar wurde viel Wein in Helvetien gebaut; er und die ersten Kaiser begünstigten den Weinbau sehr. Als aber unter Domitian (im Jahr 92) eine Hungersnoth über Italien kam, ließ er im ganzen Reich die Weinreben ausrotten und befahl dafür Korn anzupflanzen. Von diesem Unglück, das sich auch an den Leman erstreckte, bemerkt man jedoch heutzutage nichts mehr. Bis Penniucus (Villeneuve, an der Ostseite des Genfersees) hin stehen links und rechts Weinreben an der Landstraße, sie ziehen sich die Hügel hinauf und bis zum Seeufer hinab, oft zwischen Felsen und Dörfern

Digitized by Google

hin, kurz, es scheint dieß Land sey Bacchus Lieblingssitz in Helvetien. Hier ist auch der Weinbau am meisten vervollkommnet worden, und es wird hier der beste helvetische Wein gebaut. Die Einwohner binden die Reben an Pfähle, und ziehen dann die Ranken von einem Baum zum andern. Sie düngen die Weinstöcke mit Asche und streuen diese auch auf die Trauben. In großen hölzernen Kufen werden die Trauben zertreten, und wenn die Flüssigkeit hier gegohren hat, wird sie in Fässer gefüllt; hier reinigt sie sich durch Beymischung mancherley Substanzen. Es wird dazu Gyps, Asche, Harz, Pech, Kreide oder Salz gebraucht, nach den verschiedenen Arten des Weins. Mit Wermuth, Majoran oder Berberisbeeren wird ihm oft Farbe und Geruch gegeben. Nach Verlauf eines Jahres füllt man ihn in große irdene Gefäße, und stellt diese in den Kellern auf. Die Weine dieser Gegenden sind leicht und von angenehmem Geschmack, und manche ziehen sie gar dem Massilischen Wein vor. Einige Weinbauer haben den Massiliern das Räuchern nachgemacht, um ihm Farbe und Geruch des alten Weins zu geben. Zu diesem Zweck bringen sie die Weinamphoren in eine Kammer; darunter steht ein Ofen, durch dessen Röhren der Rauch hinaufzieht. Auf diese Weise wird er nach und nach so dick wie Honig, und manchmal so fest, daß man ihn in einer andern Flüssigkeit auflösen muß. Hier und da bedient man sich hölzerner Fässer statt irdener Amphoren; man sagt, sie seyen bequemer und dauerhafter. Diese Fässer werden mit Pech ausgeschmiert, Andere nehmen dazu eine Komposition, um dem Weine einen feineren Geschmack zu geben.

Man muß dieß schöne, interessante Land zur Zeit der Weinlese sehen, wo es von Gesängen und Tänzen widerhallt. Bacchus Tempel und Altäre umgibt dann ein ausgelassenes Volk, Bacchantinnen mit Thyrsusstäben durchziehen in Haufen die Ufer des See's, singen ihr Evohe Bacchus, tanzen um die Winzer und reizen sie zu Lust und Genuß. Es gibt hier besonders einen Tanz, genannt Keltertanz, den Jünglinge und Mädchen alle Abend nach der Arbeit aufführen. Darin wird unter Trommelschall die ganze Verrichtung des Weinbaues pantomimisch dargestellt. So sieht man die Trauben sammeln, zusammentragen, zertreten, keltern und die Fässer anfüllen.

Viviscus (Vevey, der Name Viviscus, welchen die Theodosianische Tafel hat, scheint der heutigen Benennung Vevey besser zu entsprechen, als Vibiscus, das im Itinerarium Antonini vorkommt) liegt sehr angenehm am See-ufer, sanft die Anhöhe hinaufgebreitet. Von Kunstsachen fand ich da nichts, als einen hübschen Altar aus weißem Marmor, den die 20ste Legion dem Gott Sylvan gewidmet hat. Ich mußte mich einen Tag in Viviscus aufhalten; es war gerade ein unglückbringender, an dem nicht gut reisen ist. Die Läden und Schulen waren geschlossen; die Kinder spielten nicht und von der zehnten Stunde (4 Uhr Nachmittags) an verließen die Leute ihre Werkstätten, um in den Schenken das Ende des unglücklichen Tages abzuwarten.

Ein uralter, dem Gott Penn (Penn war in der celtischen Zeit der Gott der Berggipfel) geweihter Wald führt nach Penniucus (Villeneuve). Diese Stadt liegt vortheilhaft, nahe am Einflusse des Rhodanus in den See. Weiter ins Land hinein verliert die Natur ihren freundlichen, lachenden Charakter und wird ernst, düster und wild. Hier mitten zwischen drohenden Felsen und schäumend herabstürzenden Wasserfällen wohnten einst die Nantuater und Veragrer, die mit den Helvetiern nach Gallien zogen und da ihren Untergang fanden. Sie sind wie andere Völker in dem Zeitenstrom fortgerissen worden; ihr Muth rettete sie nicht vor Vernichtung; Rom hat Alles verschlungen. In diesen Gegenden, wo man kaum eine Spur von gesellschaftlichem Daseyn findet, ist keine einsame Stelle, wo der Römer Zwingherrschaft nicht hingedrungen wäre. Und doch scheint sie gerade hier so armselig und kleinlich. Betrachte diese riesigen Berge und Felsen; Jahrtausende haben ihre Furchen gezogen, nach Jahrtausenden werden sie noch in Jugend dastehen. Sie wird der Wanderer noch anstaunen, wenn Rom schon lange in dem Kreis von Umwälzungen untergegangen ist, die rund um die Erde gehen. Wenn von den prächtigen Monumenten römischer Herrschaft nichts mehr übrig ist, als einige umgesunkene und zertrümmerte Säulen, wenn sich auf ihnen vielleicht neue Throne erhoben haben und auch zerfallen sind, dann werden diese Berge und Felsen noch stehen und der lächerlichen Größe menschlicher Herrschaft spotten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Bey der Sucht des Publikums nach neuen Erscheinungen haben es einige junge Schriftsteller darauf abgesehen, mit demselben ihren Scherz zu treiben, und es unter allerley Namen und Vorwänden hinter das Licht zu führen, was das Publikum aber nicht zu merken scheint, wenigstens geht es ziemlich treuherzig in die Schlingen hinein, die seiner Neugierde gelegt wurden; und haben die neuen Schriften, die ihm vorgelegt werden, einigen Reiz, so ist es auch eben nicht besorgt darum, zu erfahren, welchen Ursprungs dieselben sind, und ob sie wirklich von denjenigen herrühren, die als Verfasser angekündigt wurden. So hat man es neulich wieder mit Memoiren hintergangen, die vorgeblich von der berüchtigten Mad. Dubarry, Maitresse Ludwigs XV., geschrieben seyn sollen, wovon dieses Weib aber keinen Buchstaben geschrieben hat. Da jedoch das Werk interessant zu lesen ist und manche Anekdoten enthält, deren Wahrheit nicht bezweifelt werden kann, so haben diese falschen Dubarry'schen Memoiren viele Leser gefunden; dieß scheint den oder die Verfasser zu neuen Versuchen aufgemuntert zu haben, und jezt werden Memoiren einer ältern königlichen Maitresse, der bekannten Diane de Poitiers, Ge-

Digitized by Google

liebten König Heinrichs II., im Voraus angekündigt. In der Vorrede wird man mit Zuversicht sagen können, sie seyen gerade so ächt, wie die Dubarry'schen. Schlimm ist es aber, daß sich junge Schriftsteller, die doch einigen Anspruch auf öffentliche Achtung machen, nicht entblöden, solche unverschämte Verfälschungen zu treiben. Ehemals erschienen auch wohl dergleichen falsche Memoiren; die Verfasser waren aber mehrentheils hungrige Schriftsteller ohne Ruf und ohne Ehre, die von einem holländischen Buchhändler ebenfalls ohne Ehre besoldet wurden, um etwas Verkäufliches zu schreiben; jezt aber lassen sich talentvolle Schriftsteller zu diesem entehrenden Handwerke herab, und angesehene Buchhändler schämen sich nicht, die von denselben gelieferten Verfälschungen unter ihre Verlagswerke aufzunehmen und dem Publikum für schweres Geld zu verkaufen. Unbedeutender ist der Scherz, wenn er bloß dichterische Werke betrifft, die keinen Namen einer wirklichen Person an der Stirne tragen. So z. B. konnte es dem Publikum ziemlich gleichgültig seyn, zu wissen, ob die vor einigen Jahren erschienenen Proverbes dramatiques, welche mit der Lebensgeschichte und dem Portraite à la silhouette des angeblichen Verfassers Fongeray versehen waren, wirklich von einem Manne dieses Namens geschrieben worden waren oder nicht. Man weiß jezt sehr wohl in Paris, daß kein solcher Schriftsteller vorhanden gewesen ist, und daß die Proverbes dramatiques von zwey jungen Dichtern herrühren. Man fand diese dramatischen Kleinigkeiten unterhaltend; dies war die Hauptsache; das übrige war ein Scherz, über welchen das Publikum hätte böse werden können, und der vielleicht künftighin noch irgend einen Neusel in Irrthum führen kann, aber sonst ist kein Schaden dabey herausgekommen. Etwas ernsthafter ist es schon, daß man dem Publikum eine unter dem Titel Guzla bekannt gemachte Sammlung vorgeblich illyrischer Volkslieder verkauft hat, wovon, wie man jezt allgemein behauptet, keines aus Illyrien herstammt, sondern welche sämmtlich dem dichterischen Talente des Hrn. Mérimée ihren Ursprung zu verdanken haben. Hr. Mérimée hatte bereits dem Publikum ein vorgebliches Theater der spanischen Schauspielerin Clara Gazul aufgebunden; so mag er geglaubt haben, er könne auch eben sowohl dem illyrischen Volke Lieder zuschreiben, wovon dasselbe nie etwas geträumt hat; er hatte aber nicht bedacht, daß man in Deutschland das Ding ernsthaft nehmen und seine Gedichte als ächte Beweise der illyrischen Dichtkunst ins Deutsche übertragen würde, wie es geschehen ist. Wie konnten auch die ehrlichen deutschen Autoren glauben, daß man in Paris alles nachmacht, sogar illyrische Gedichte? Ein anderer junger Dichter, St. Beuve, der jezt ziemlich viel Aufsehen erregt durch den kühnen Aufschwung seiner noch ungeregelten Phantasie, hat seine Gedichte unter dem Namen Joseph Delorme drucken lassen, und denselben eine Lebensgeschichte dieses vorgeblichen Jünglings vorangesezt, der an einer Brustkrankheit gestorben seyn soll. Es ist nicht hübsch, das Mitleiden des Publikums ganz unnüzer Weise durch die traurige, aber erlogene Geschichte des Joseph Delorme erregt zu haben. Was man zur Entschuldigung des St. Beuve sagen kann, ist, daß er wahrscheinlich die scharfen Kritiken gefürchtet und daher zu jenem Täuschungsmittel seine Zuflucht genommen hat, um unter der Maske eines Fremden sich bey dem Publikum einzuschleichen. Die Furcht kann in dieser Angelegenheit stärker gewesen seyn, als die Lust, das Publikum zu täuschen, und in der That, wenn man sieht, wie sich die Journale über die sonderbaren Aeußerungen und Einfälle lustig machen, die in jenen Gedichten vorkommen, so kann man es dem wahren Dichter nicht so übel nehmen, daß er sich zu verstecken gesucht hat. Welchen Spaß haben die klassischen Journalisten nicht mit seiner Muse getrieben, die, wie er in einer seiner Dichtungen sagt, keine Göttin des Olymps, keine Bewohnerin des Feenreichs, sondern eine schwindsüchtige Bäuerin ist, welche dort am Teiche ihre alte Leinwand wäscht? Wie haben sie nicht über den Dichter gescherzt, der, nachdem er eine Landschaft recht romantisch und poetisch geschildert hat, ganz ernsthaft ausruft: O der schöne See! wie hübsch könnte man sich hier ersäufen! Auch weiß das Publikum noch nicht einmal, ob der Dichter das alles ernsthaft geschrieben hat oder ob er das Publikum hat zum Narren haben wollen; lezteres ist jedoch nicht glaublich, da St. Beuve sich schon zuvor als sehr eifrigen Romantiker bewiesen hatte, besonders in seiner Schrift über die französische Literatur des 17ten Jahrhunderts, worin er den von Boileau verachteten Ronsard hoch erhebt, dagegen Boileau tüchtig heruntermacht. Man sollte aber auch sehen, wie er dafür von den klassischen Journalisten behandelt worden ist! Zum Troste haben ihn die wenigen romantischen Blätter, der Globe besonders, kräftig in Schuz genommen.

(Der Beschluß folgt.)

London, Mai.

Unter den mannichfaltigen Mitteln, welche von der englischen Nation in freywilligen Vereinen benuzt werden, um den Trieb zum Festhalten der Freyheit und Selbstständigkeit des Volkes stets in seiner Schwungkraft zu erhalten, und jedem gebildeten Manne den Weg zur Ausbildung der einem freyen und denkenden Menschen so ziemenden und wahrhaft nothwendigen Redekunst zu bahnen, verdienen die debattirenden Gesellschaften, debating Societies, noch immer eine vorzügliche Stelle. Es sind wahre Pflanzschulen für diese dem brittischen Volke eigenthümliche Nationalbildung, die wir in Europa wie in dem seinem Scepter unterworfenen Indien, bey der amerikanischen Tochternation wie in der Verbrecherkolonie Australiens, in allen Verhältnissen seines öffentlichen Lebens, von der Schule bis zum Parlamente und von da wieder bis zur Vorsteherversammlung einer Dorfkirche herab, wieder finden. Wie oft ist der Ausländer erstaunt, sogar in Versammlungen von minder unterrichteten Klassen, z. B. von Handwerkern, Redner anzutreffen, die als wahre Muster gelten können. Jeder Britte weiß das Talent der Rede im öffentlichen Leben als eine hohe, ächte Kraft zu schäzen, als ein nothwendiges und glänzendes Werkzeug, das seine Erhebung und seinen Einfluß befördert, zu gebrauchen, wogegen dieses Werkzeug gegenwärtig bey den meisten andern Völkern germanischen Stammes leider noch in der Rumpelkammer der Geschichte rostet, und nur als Tändeley im verfeinerten Lebensluxus von Deklamatoren und Improvisatoren hin und wieder zum Broderwerb benuzt wird. Beym Britten erhielt glücklicherweise die falsche und irrige Meynung niemals Spielraum, daß nur der Staatsmann allein ein Redner zu seyn brauche; als ob er allein der Anwalt und Vertheidiger aller Interessen seyn könnte, die bey einem civilisirten Volke so mannichfaltig, so verwickelt sind und so mächtig ineinandergreifen! Ja unsere hiesigen wirklichen Staatsmänner und Parlamentsmitglieder bekümmern sich kaum um alle jene Interessen, wenn das Volk und die laute öffentliche Stimme sie nicht hierzu auffordert. Aus diesem Grunde muß hier jede Klasse für sich selbst sorgen und ihre Beschwerden, ihre Wünsche, ihre Pläne zur Hinwegräumung veralteter Mißbräuche, schädlich gewordener Gesetze oder anderer Unbilden durch die Macht der öffentlichen Rede kund geben, welche dann das Gesez in seiner wahren Heiligkeit als Volksgesez erzeugt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. Mai 1829.

Der eine dient Gott nicht wie der andere; aber derjenige dient ihm besser, der ihm menschlicher dient.

Herder.

Ein Sonntag in London.

***** Um fünf Uhr Morgens rollte die Kutsche in den Hof des goldenen Kreuzes. Alles war stille, als wir über die Westmünsterbrücke und White Hall entlang fuhren, kein Arbeiter, welcher Art es sey, war zu sehen. Die Ruhe hatte etwas Ueberirdisches. Es war etwas ganz anderes als die Sommermorgen, denen ich mich sonst von London erinnerte; ich mochte mich aber freylich Sonntag Morgens noch nie so früh auf der Straße befunden haben. Gegen zehn Uhr hatte ich mich ziemlich von der Ermüdung einer dreytägigen Reise erholt, hatte gefrühstückt, und war auf dem Wege nach Grosvenor-Square.

Ich wollte einen alten Freund besuchen, der dort wohnte. Ich hob den schweren Thorhammer und gab einen lauten Schlag, welcher dröhnend durch das große Haus wiederhallte. Ein Weib erschien in dem Vorraum unten und rief mit schrillem Tone: „Was macht Er einen solchen Lärm? konnte er nicht die Klingel ziehen? was will Er?“ Sehr grob, dachte ich; aber das ist englische Unabhängigkeit. „Ich möchte gern Euren Herrn sehen, wenn Ihr nichts dagegen habt.“ „Wirklich! Nun so sucht ihn in der Gegend von Norwich.“ Und somit entwich sie in's Haus, und ich sah sie nicht wieder. Ich merkte nun wohl, daß mein Freund auf sein Gut gegangen war, aber warum man mich so grob behandelt hatte, konnte ich mir gar nicht denken. Ich besah mich auf allen Seiten; mein Rock war gut, ich hatte eine Uhr in der Tasche, und sonst alles, was zu einem vornehmen Aeußern gehört. Erst drey Stunden darauf, nachdem ich in mehreren Häusern ähnliche Behandlung erfahren, fiel mir ein, was ich während eines siebenjährigen Aufenthaltes auf dem Kontinent vergessen hatte, daß in England ein einziger Schlag mit dem Thorhammer ein Zeichen ist, daß der, welcher ihn gibt, zum gemeinen Volke gehört, und daß alle Klassen jezt so ähnlich gekleidet sind, daß, wenn einer nicht genau die Stutzermanier in der Schleife seiner Halsbinde trifft, er leicht für seinen Bedienten gehalten werden kann. *)

Mehrere andere Versuche hatten denselben Erfolg, und ich fand, daß London ganz leer war. Nun, dachte ich, so gehe ich zu meinem alten Kriegsgefährten, Dr. R., der seinen Degen als Regimentswundarzt auf die Seite gelegt hat und als Apotheker den Stößel handhabt. Nach seiner wohlbekannten Wohnung richtete ich also meine Schritte, und nach manchen Wanderungen durch die herr-

*) Diese Lehre hinsichtlich des Klopfens an den Hausthüren sollte sich jeder, welcher London besucht, wohl merken. Drey, vier Schläge schnell und stark hinter einander verkündigen den Gentleman, zwey starke Schläge den Briefträger, zwey etwas leiser und schneller den Steuereinnehmer, einer den Handwerker, Krämer oder Bedienten; doch haben die lezteren, wenn sie mit ihrer Herrschaft kommen, das Privilegium, ja die Pflicht, so laut und so lange zu klopfen, als sie nur immer können, und die Burschе scheinen sich alsdann für ihre sonstige Beschränkung schadlos zu halten. Wenn man Gesellschaft gibt, so steht ein Mann gewöhnlich an der Thüre, der für jede neue Kutsche das Klopfen wiederholen muß, zur Erbauung der Nachbarschaft.

Digitized by Google

lichsten Straßen, Vierecke, Halbmonde und Viertelzirkel und manchem Ausruf über die vielen Verirrungen der Baukunst, hinter welchen die tollsten Abgeschmacktheiten der Chinesen zurückbleiben, war ich doch endlich genöthigt, meinen Weg zu erfragen. Man denke sich mein Erstaunen, als ich von einem Höckerweib erfuhr, die große, prächtige Oeffnung, vor der ich stand, führe in die Schwalbenstraße meiner Jugend, die wie zum Spotte noch immer den alten Namen führte, aber selbst der empfindsamste Leser kann sich den Schrecken nicht denken, mit dem ich von derselben guten Frau erfuhr, mein ehrlicher Hans R. sey nicht mehr, nicht eine Spur von seinem Hause, keine Pillenschachtel, kein Stäubchen von seinen Pulvern sey mehr vorhanden, alles längst verschüttet und verbaut; nur noch ein Paar Arme, denen er umsonst Arzney zu reichen pflegte und Geld dazu gab, erinnerten sich der Stelle, wo das alte Haus gestanden, und kämen, wie die Alte sagte, „dann und wann, um eine Thräne auf die Stelle fallen zu lassen, wo einst die gutmüthigste Seele, und der geschickteste aller Apotheker wohnte."

Ein wehmüthiges Gefühl bemächtigte sich meiner; ich wanderte noch einige Zeit in der Mittagsstille der Plätze und Straßen. Es lag etwas ungewöhnlich Feyerliches in der Vergleichung dieser Sabbathöde, mitten in der volkreichsten Stadt von Europa, mit dem lärmenden Feyertagsgenuß in den Continentalstädten. Ich dachte an den Corso zu Rom, den Prado zu Madrid, die Boulevards zu Paris, die Linden zu Berlin, und konnte nicht umhin, über die Frage nachzudenken, welche Art, den Ruhetag zuzubringen, am förderlichsten für die Sittlichkeit sey. Ich hatte sieben Jahre auf dem festen Lande gelebt, aber die Erinnerung an mehr als drey Mal so viele Jahre, in der Heimath zugebracht, lebte noch in mir, ich glaubte mich also mehr befugt, über die Frage zu urtheilen, als viele andere, und der Schluß, zu dem ich kam, war, daß die Art, wie man den Sonntag auf dem festen Lande zubringt, der englischen Sonntagsfeyer vorzuziehen ist. Die Erlaubniß, an einem Tage in der Woche lustig seyn zu dürfen, scheint mir geeigneter, den Geist freudig zum Himmel zu erheben, als der Befehl trübsinnig zu seyn; das Tanzen scheint mir weniger verderblich als die Trunkenheit, und Politik, Frömmigkeit und Sittlichkeit laufen, wie mich dünkt, weniger Gefahr in einem Tanzsaal als in einer Kneipe. Dabey will ich nicht läugnen, daß dann und wann ein Tag der Selbstverläugnung und stillen Feyer eine gute Wirkung auf das Volk haben möchte, wie ich eben an mir selbst erfuhr, die aber die allwöchentliche Wiederkehr dieses Tages nicht hervorbringen kann. Die Saturnalien und die Fastnacht des alten und neuen Roms konnten und können durch ihre Länge und Ausschweifung nur Ermattung aber kein wahres Vergnügen zuwege bringen; auf der andern Seite aber verursacht die englische Sonntagsfeyer auch mehr Ermüdung, als sie religiösen Sinn erzeugt und hegt. Der Widerspruch, der darin liegt, daß man die Wirthshäuser öffnet und dagegen alle Orte der unschuldigsten Unterhaltung verschließt, machte mich für mein Vaterland erröthen. In diese und ähnliche Gedanken vertieft, entfernte ich mich aus den besuchtesten Vierteln der Stadt. Meine Gedanken schienen einen Gegenstand zu suchen, auf dem sie ruhen und sich sammeln könnten; aber sie fanden ihn erst spät. Ich stand vor der St. Martinskirche und bewunderte das herrliche Gebäude, als ich mit Erstaunen bemerkte, daß ich auf Gräbern wandelte, und während ich mich niederbückte, um die halb ausgetretenen Inschriften auf den Grabsteinen zu lesen, war es mir, als vernähme ich ein tiefes Murmeln in dem Innern der Kirche. Ich traf durch die halboffene Thüre, und die hohle Stimme des Kaplans und die Nasentöne des antwortenden Küsters verkündigten mir, daß sich hier buchstäblich zwey oder drey zum Gebete versammelt hatten. Welch ein Abstand gegen die gepuzte, prächtige Versammlung, die man hier am Morgen sieht! Aber die Stimme der Betenden drang mir so kräftig ans Herz, daß ich keinem bitteren Gedanken Raum geben konnte. Der Gottesdienst ging langsam und feyerlich seinen Gang, die vornehme Welt war ja nicht zugegen, und als der Segen gegeben war, näherte sich der würdige Pfarrer, von dem Küster geleitet, der Stelle, wo ich, gegen einen Pfeiler gelehnt, stand. Als er das nordwestliche Ende der Kirche erreichte, bemerkte ich zu meinem Erstaunen drey Männer mit eben so vielen Weibern, deren jede ein Kind mitgebracht, und welche während des Gottesdienstes alle so fest geschlafen hatten, als ein Bischof bey einer Ordinationspredigt thun soll. Die Kleinen wurden jezt von den Gevatterinnen geweckt und die Taufe begann mit einer einfachen Feyerlichkeit, die mich bis zu Thränen rührte. Als die Eltern sich mit den theuern Pfändern ihrer Liebe entfernt, der Schatten des Geistlichen sich in dem düstern Seitengange verloren hatte und der schwache Tritt des alten Küsters an der Thüre verschollen war, trat ich hinaus auf die Straße. Die Lampen brannten schon und ich eilte, ohne mich umzusehen, meinem Gasthofe zu, aus Furcht, einem jener eckelhaften Trunkenbolde zu begegnen, welche hier unseren Sabbath entheiligen und deren Anblick mich in meiner jetzigen Stimmung tief empört haben würde.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Inzwischen durchlief der ängstlich beunruhigte Elieser ringsherum alle Schluchten des Gebirgs. Seine Begleiter durchsuchten vertheilt alle Höhlen und Tiefen. Elieser,

Digitized by Google

von den Gipfeln der Felsen weit umherschauend, unterbrach alle Augenblicke sein inbrünstiges Gebet zu dem Allerhöchsten mit dem Ausrufe: „Nephtaly, mein geliebter Nephtaly!“ . . . Außer sich, unbeweglich, mit aufgehobenen Armen stand und horchte er, hoffend, der Allmächtige werde seine Wünsche erfüllen; aber nur das Echo der Berge antwortete ihm. Da überwältigte ihn der Schmerz, sein Kopf sank auf seine Brust und Thränen flossen über seine Wangen.

Endlich, noch vor Untergang der Sonne, einige Augenblicke nachdem die junge Israelitin fortgeeilt war, langte Elieser am Fuße des Felsen an, wo Nephtaly besinnungslos auf der Erde lag und den Schleier der Jungfrau noch fest in seiner Hand hielt. Bei diesem Anblicke zerriß Elieser seine Kleider, warf sich auf den Körper seines Bruders und drückte ihn weinend an seine Brust. Zu seinem Troste fand er jedoch, daß, obwohl wie todt daliegend, er wenigstens nicht verwundet sey; schnell rief er daher seine Begleiter zu sich und sammelte in seinem Gefäße alle Tropfen Milch, die diese noch übrig hatten. Diese wohlthätige Feuchtigkeit ließ er dann langsam über die bleichen, verwelkten Lippen des unglücklichen Nephtaly fließen. Nephtaly öffnete die geschlossenen Augen, welche vergebens die Israelitin suchten und ermattet sich bald wieder schlossen; doch, trotz seiner Schwäche, verbarg er noch vorher den Schleier in seinem Busen. Elieser und seine Freunde hoben ihn mit Vorsicht auf, und mit Hülfe eines Hirten des Gebirges, dem sie begegneten, trugen sie ihn auf dem kürzesten Wege nach Silo.

Tödtlichen Schmerz empfand Sadok, da er seinen Sohn in diesem Zustande erblickte. Vergebens suchte der zärtliche Elieser, seine eigene Besorgniß verbergend, den niedergeschlagenen Vater zu versichern, daß sein Sohn lebe; der Greis stand unbeweglich, in sich gekehrt, hob stillschweigend seine Augen gen Himmel, wagte es aber nicht, wider Gott zu murren, der das Unglück über ihn verhängt hatte. Schon schien alle Hülfe, die man nur auffinden konnte, vergebens bey Nephtaly angewendet. Auf einem Bette von weichen Fellen lag er ohne Bewegung, bleich und welk. Aber einige Tropfen des köstlichen Weines von Engaddi, welche man ihm beybrachte, wirkten Wunder. Der junge Hebräer öffnete seine Augen, erkannte Vater und Bruder, und streckte seine Arme nach ihnen aus. Elieser, auf den Knieen vor seinem Bette, hielt mit der einen Hand das sinkende Haupt seines Bruders, mit der andern reichte er ihm den stärkenden Trank. Sadok sah's und weinte Freudenthränen.

Der auf diesen traurigen Tag folgende war der sechste des Monats Sivan, jener wichtige Tag, an welchem der Allerhöchste seinem auserwählten Volke auf dem Berge Sinai selbst seine Gesetze gegeben. Festlich wurde das Andenken an diese große, wohlthätige Begebenheit gefeyert. Der Hohepriester, von allen Leviten umgeben, opferte im Namen der Kinder Jakobs zwey Brode von neuem Waizenmehle, als Erstlinge der Erndte, zum Brandopfer zwey junge Stiere, einen Widder, sieben Lämmer ohne Makel, als Zeichen des Friedens, und das männliche Kalb des muntern Rehes, zur Versöhnung der Irrthümer eines allzu ungehorsamen Volkes. Nach diesem Dankopfer vereinigte sich jede Familie, um sich der Freude zu überlassen; jeder Israelite öffnete sein Haus seinen Brüdern aus andern Stämmen. Die Kinder Jakobs waren an diesem feyerlichen Tage nur beschäftigt, die Bande der Freundschaft und Bruderliebe fester zu knüpfen. Sadok nahm nicht Theil an der allgemeinen Freude. Nach verrichteten heiligen Pflichten schloß er sich mit seinem Sohne ein. Der fromme Elieser konnte selbst während des feyerlichen Gottesdienstes seinen Bruder Nephtaly nicht verlassen. Erst jezt, da es Nacht geworden war und ein wohlthätiger Schlaf die Augen seines theuren Kranken geschlossen hatte, eilte er in den Tempel. Dicht vor dem Allerheiligsten, das mit einem Vorhange verdeckt war, warf er sich mit ausgestreckten Armen in den Staub und bat in langer Andacht für die Erhaltung seines geliebten Bruders.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, May.

(Fortsezung.)

Will der Katholik seine staatsbürgerlichen Rechte wieder erlangen, so heißt es: Sprechet, bis Eure Reden die Herzen Aller durchdrungen haben; verlangten die Arbeiter wohlfeileres Brod, so sagte man ihnen: redet, bis die Mauern von St. Stephan Eure Klagen hören und wiederholen; wollen Kaufleute Monopolien sprengen, Flüsse, Straßen und Länder von den drückenden Banden herkömmlicher Habgier befreien, so gebrauchen sie in freien öffentlichen Versammlungen die Rede als den legitimen und besten Hebel zur Durchbrechung der hindernden Scheidewand. Freilich kostet dies dem Volke mehr Mühe, mehr Geistesanstrengung und Nachdenken, als wenn es selbst sich nur leidend verhielte, und manche Abhülfe kömmt wohl etwas spät, da hier jede Parthei sich derselben Waffe bedient; dafür bleibt der Britte aber mündig, selbstständig, ist sich seiner Freiheit bewußt und ist stolz auf seine Freiheit. Daher sein tiefer Abscheu gegen alle Willkühr, seine unbezwingbare Abneigung gegen das Bajonet und äußern Militärglanz, welcher ihm und seinem Sprößlinge, dem Nordamerikaner, immer das Wort „Zwingherrschaft“ in den Sinn bringt. Daher seine stets rege Eifersucht gegen die entfernteste Handlung der Heimlichkeit und Willkühr, und seine Wärme, mit welcher er sein Britons shall never be slaves ausspricht; Worte, deren Bedeutung der geringste Kohlenträger bei seinem pint of porter im Pothouse eben so tief fühlt (und dabey das Wörtchen „never“ vielleicht fünfmal in einem Athem wiederholt) wie der Gentleman bei einem politischen dinner, das einem Burdett oder O'Connel gegeben wird. Dieses Gefühl ist wahrhaft natio-

mal, und äußert sich allgemein. John Bull bleibt noch immer gutmüthig, bieder, treuherzig, höflich und dienstfertig. Wiewohl nun leider in neuerer Zeit sein Hang, glänzender zu erscheinen, als die Vernunft billigt, von mancher jener Eigenschaften nur die dünne, unfruchtbare Schale zurücklässt, so theilt doch der Engländer noch alle Cardinaltugenden seines guten deutschen Bruders. Aber ein Freiheitssinn liegt in ihm, der schnell erwacht, sobald er sich in einem befehlenden Tone oder mit einem geringschätzenden Worte angesprochen sieht; er brütet dann zwar keine Rache, Messer und Hinterhalt kennt er nicht, und auch beym Boxen will er fair play, aber er spricht auf der Stelle und in kurzen, bündigen Worten seine Meinung aus, und entzieht auf immer seinem Obern oder Beleidiger seine Dienste und sein Zutrauen. Daß nun Vereine, wie die oben erwähnten, berechnet sind, in einem vorzüglichen Grade den Freiheitssinn bei den jüngeren Mitgliedern der Gesellschaft zu erwecken, und ihn bei den älteren stets jung zu erhalten, bedarf wohl keiner fernern Erläuterung; es soll auch hier nur eine Vereinigung dieser Art, die philomatische Gesellschaft, näher beschrieben werden. Die Mitglieder, weniger aus der streng gelehrten, als aus den praktisch gebildeten bessern Klassen zusammengesetzt, halten ihre öffentlichen Zusammenkünfte für die Debatten und Vorlesungen wöchentlich zweimal in der Kapelle einer Baptistengemeinde auf dem Platze Burton Crescent, im westlichen Theile der Stadt. Jeder gebildete Ausländer, der nach London kommt und seinen Gesichtskreis über das ohnehin zur Uebersättigung schon beschriebene Leblose und Gemeine der Hauptstadt erhebt, besuche dieses Institut oder andere ähnlicher Art, und er wird hier ohne Zweifel einen höhern Genuß finden, als der Anblick aller Docks, Brücken und Stage Coaches ihm gewähren kann. Jene Gesellschaft hat einen Ehrenpräsident, Sir James Mackintosh, und zwei Vizepräsidenten, die wirkliche Geschäftsführung ist aber einem Ausschusse von dreizehn durch jährliche Wahl ernannten Direktoren übertragen; es sind nämlich zwei Vorsitzer für die öffentlichen Zusammenkünfte, die gleich dem Sprecher des Hauses der Gemeinen selbst nicht sprechen, denen aber zur Handhabung und Aufrechthaltung der Ordnung und des Anstandes bei den Debatten die ausgedehnteste Machtvollkommenheit anvertraut ist, ferner ein Vorsitzer bei allen Privatzusammenkünften, sowohl der Direktoren als der allgemeinen vierteljährigen Versammlungen, ein Kassenführer, ein Sekretär, ein Protokollführer, ein Bibliothekar, und endlich sechs Beisitzer. Zur Aufnahme eines neuen Mitgliedes ist eine Mehrheit von zwei Dritteln der anwesenden Wahlstimmen erforderlich, und der jährliche Beitrag ist zwei Guineen. Alle Uebertretungen der Gesetze oder das Nichterscheinen der hierzu verpflichteten Mitglieder in den öffentlichen Versammlungen, wofern sie sich nicht durch Andere vertreten lassen, werden durch Geldstrafen gerügt. Die Dienstagabende sind den Debatten gewidmet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Im Grunde sind die Dichtungen des vorgeblichen Joseph Delorme wahre Mißgeburten, und entfernen sich von dem eigenthümlichen Geiste der französischen Dichtkunst, oder von den bisher allgemein befolgten Regeln dieser Kunst noch weit mehr als die kühnen Dichtungen Viktor Hugo's; allein man muß doch die Kühnheit loben, womit solche junge phantasiereiche Dichter es wagen, sich über die veralteten Formen hinwegzusetzen und neue Bahnen zu brechen; natürlich bringt ihr Ungestüm anfangs wilde Produkte; dieser Ungestüm wird sich aber schon legen, wenn sich das Publikum erst an die neuen Gestalten wird ein wenig gewöhnt haben, und sie nicht mehr aus dem bloßen Grunde, weil es Versuche in einer neuen Gattung sind, verwerfen wird. Uebrigens mögen sich die jungen Schriftsteller, die eine neue Dichtkunst aufbringen wollen, und deßwegen von den Anhängern der alten lächerlich gemacht werden, wozu sie, wie gesagt, Vorwand genug hergeben, mit den Aerzten der neueren Schule trösten, über die man sich auch in Paris lustig macht, weil sie ihre Grundsätze manchmal übertreiben. Wie viel Späße hat man nicht über die Anhänger der Broussais'schen Schule gemacht, die mit ihren Blutegeln oft Wunderkuren verrichten, aber auch zuweilen die armen Patienten jämmerlich ausmergeln! Es ist in Paris ein launigter Zeichner, welcher den Einfall gehabt hat, Menschen mit allerley Thiergesichtern darzustellen. So hat er auch ein Blatt geliefert, worauf drey Aerzte in Gestalt von Blutegeln dargestellt sind; sie stehen um das Bette eines abgezehrten, als Heuschrecke abgebildeten Kranken herum, und ihr Ausspruch steht dabey geschrieben: „Allzu große Fälle; strenge Diät, und morgen fünfzig Blutegel angesetzt!“ Das ganze Bild ist äußerst grotesk. Wäre die Homöopathie hier bekannter, so würde auch sie wahrscheinlich zu solchen Karrikaturbildern Anlaß geben; bis jetzt ist nur der drollige Einfall eines großen Arztes bekannt, welcher, als man ihm berichtete, welche Wirkung die Homöopathisten von einem Billionentheilchen Medicin erwarten, in einem ernsthaften Tone rieth, man solle Wachen um den Genfer See herumstellen; denn sollte zufälligerweise ein Quintchen Chinapulver aus Muthwillen hineingeworfen werden, so könnte der ganze See in eine Chinatinktur umgeschaffen und dadurch den Uferbewohnern sehr nachtheilig werden. Wenn ein Hr. Ste. Beuve zu seiner Muse eine schwindsüchtige Wäscherin wählt, und in einer schönen Landschaft die Gelegenheit zum Ersäufen rühmt, so hat dieß weiter keinen Schaden, als daß sich der Dichter ein wenig lächerlich macht; allein wenn neue Aerzte auch neue Bahnen brechen und ihre neuen Theorien an den armen Patienten versuchen wollen, so ist der Fall ein wenig bedenklicher. Vor einiger Zeit wagte ein hiesiger berühmter Wundarzt eine kühne Operation; sie schien gut abzulaufen; allein nach einigen Tagen starb der arme Patient daran. Dieß wurde in den Zeitungen von den Freunden des Wundarztes un demi-succès, ein halb glücklicher Erfolg genannt! Ein anderer Wundarzt erregte großes Aufsehen durch die Ankündigung, er habe eine besahrte Frau in einen magnetischen Schlaf versetzt, um ihr einen Krebs wegzuschneiden. Die Zeitungen sprachen mit vielem Lobe von der glücklichen Entdeckung, die man gemacht habe, die zu operirenden Kranken zuerst in einen festen Schlaf zu versetzen, so daß sie beym Erwachen von ihrem Uebel befreyet wären, ohne die Schmerzen der Operation empfunden zu haben. Allein die Frau starb mehrere Tage darauf, und hiemit hatte das Gerede und das Loben ein Ende. In der medicinischen Akademie hatten mehrere geschickte Wundärzte sich gleich Anfangs sehr bestimmt wider die Ankündigung des vorgeblichen festen magnetischen Schlafes der zu operirenden Kranken ausgesprochen, und die Meynung geäußert, es müsse ein Irrthum oder eine Betrügerey hiebey vorwalten. Die Sache ist aber nicht weiter aufgeklärt worden; denn da die vielbesprochene Frau kurz darauf starb, so konnten die von der Akademie beschlossenen Beobachtungen nicht angestellt werden; diejenigen also, welche gern an den festen magnetischen Schlaf glauben mögen, haben keinen hinlänglichen Grund, um die Thatsache zu bezweifeln.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Mai 1829.

Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn!
Das faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz. —

Schiller.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Die Morgenröthe erschien bereits, und die Lampen des goldenen Leuchters gaben nur noch ein schwaches Licht, da erhob sich Elieser wieder, um zu Nephtaly zurückzukehren. Aber im zweyten Vorhofe wurde er von einer jungen Israelitin aufgehalten, welche in ihren Händen zwey Tauben hatte und ein weißes Lamm an der Seite führte. Unruhe und Schmerz drückte sich in allen ihren Mienen aus. Eine sanfte Röthe überzog ihr Gesicht, und die liebenswürdigste Schamhaftigkeit, mit reiner Frömmigkeit verschmolzen, gab ihr unwiderstehliche Reize. Mit niedergeschlagenen Augen näherte sie sich dem staunenden Elieser und sprach zu ihm: „Verzeihe, Diener des Herrn, verzeihe einer Unbekannten, daß sie Dich noch einige Augenblicke zurückhält. Obgleich fremd in Silo, bin ich doch keine Ungläubige, sondern aus dem Stamme Benjamin, und wohne in dem Flecken Luza. Mein Name ist Rachel. Mein Vater Abdias betet den Gott Isaaks an. Ich bringe dem Ewigen dieses Lamm und diese zwey Tauben zum Opfer dar, den einzigen Reichthum, worüber die Tochter eines armen Hirten gebieten kann. Halte sie nicht für unwürdig, Sohn Aarons, daß Du diese Gaben für sie auf dem Altare opferst und den Allerhöchsten um die Gnade bittest, die sie von ihm erfleht."

Sie schwieg. Versunken im Anschauen, vermochte Elieser nicht zu antworten; sein Herz war zu bewegt von dem süßen Tone ihrer Stimme. Starr vor Bewunderung, überrascht von einem Etwas, das seine Sinne verwirrte, fühlte er sich im Innersten der Seele von einer unwiderstehlichen Empfindung ergriffen, die ihn beunruhigte und ihm doch wohl that; er kämpfte mit Qualen, die ihm schmerzlich und doch wonnevoll waren. Endlich ergriff er zitternd eine Hand der bescheidenen Rachel. „Tochter Abdias," sagte er zu ihr, „stehe mir bey, wenn ich Dein Opfer darbringe. Deine Gegenwart wird es reiner machen. Ich will dem Herrn Deine Gaben mit meinen heißesten Wünschen opfern, damit sich aber meine eifrigen Gebete mit Deinem rührenden Flehen vereinigen mögen, so antworte mir aufrichtig, was bittest Du von dem Herrn?" Rachel erröthete auf's Neue und schlug ihre Augen nieder. „Sohn Levi," antwortete sie, „die reinen Empfindungen, die mich beseelen, soll und darf ich Dir nicht verbergen. Ich flehe den Allerhöchsten um die Erhaltung des Lebens eines Sterblichen an, dem ich das meinige zu verdanken habe. Ich kann ihm nicht beystehen, und doch ist sein Leben in Gefahr. Möge der Allerhöchste alle die Leiden, die er duldet, auf mich wälzen! Siehe, das ist mein Gelübde, meine Bitte, das der Gegenstand meines Opfers. Die Dankbarkeit, die der Schöpfer in unsre Seele gelegt hat, kann dem Ewigen selbst an diesem heiligen Orte nicht mißfallen."

Während Rachel so sprach, drangen T

Digitized by Google

ihren Augenliedern hervor; Elieser fühlte die seinigen fließen. Er kehrte sich nun gegen das Allerheiligste, wusch sich Hände und Füße, und zündete das Feuer an auf dem Opferaltare. Die Leviten wollten ihm bey den Zubereitungen zum Opfer beystehen. Elieser schlug es aber aus, denn er wollte diese süße Bemühung mit Niemanden theilen. Indessen lag Rachel im Vorhofe des Tempels auf ihren Knieen, hielt mit der rechten Hand den Kopf ihres Lammes, in der Linken ihre Tauben, und erwartete so den Augenblick des Opfers. Alsbald entzündete sich das heilige Feuer und die Flamme stieg himmelwärts. Jezt ergriff Elieser die Schlachtopfer; ihr Blut floß über den Altar, und er streute darein reine Waizenähren, die mit Oel begossen waren; die Flamme erhob sich auf's Neue und hüllte das Opfer ein. Auf der Erde liegend, betete die junge Rachel zum Ewigen. Elieser aber rief den Allmächtigen an mit lauter Stimme, das Flehen der frommen Benjamitin zu erhören und das Leben desjenigen zu erhalten, für den sie bitte. In seinem Innern zweifelte er nicht daran, daß es ihr Vater sey, für dessen Leben sie flehe, und dieser Gedanke, der sich mit der Erinnerung an die Gefahr seines eigenen Bruders vereinigte, machte sein Gebet um so dringender und heißer. Die Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem der reizenden Rachel vermehrte die Liebe zu ihr, die ihn schon jezt zu verzehren drohte. Kaum war das Opfer vollbracht, als sich Elieser mit lauter Freude erhob; er eilte zu Rachel und rief: „Vernimm, was der Herr spricht: „kehre heim in Dein Haus, der Gegenstand Deiner Bekümmerniß hat seine Gesundheit wieder erhalten. Danke dem Gott Deiner Väter und erinnere Dich des Leviten, der so glücklich war, Dein Opfer zu vollbringen."

Rachel neigte sich zur Erde und betete an. Hierauf erhob sie sich und trocknete die Thränen, die ihre Wangen bedeckten. Sie warf noch einen Blick der Erkenntlichkeit auf Eliesern und ging eilends weg.

Der Sohn Sadoks unterstand sich nicht sie aufzuhalten; aber ein tiefer Seufzer und seine wehmüthigen Blicke folgten ihr nach. Doch die Erinnerung an seinen Bruder schreckte ihn aus seinen Betrachtungen auf. Er eilte zu ihm zurückzukehren und fand bey seiner Ankunft das Haus mit Blumenkränzen geschmückt. „Nephtaly ist außer Gefahr, Nephtaly wird gesund?" fragte er mit lauter Stimme und ging hinein. Trotz seiner Schwäche, konnte Nephtaly dem geliebten Bruder bis an die Schwelle entgegengehen, wo er ihn mit ausgebreiteten Armen empfing. Erstaunen und Freude überwältigten Elieser.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber den Diamant.

Obgleich der Diamant noch immer der König der Steine ist, so hat er doch in einer Zeit, wo man es in der Kunst, falschen Schmuck zu verfertigen, so weit gebracht hat, viel von seinem alten Ansehen verloren. Da er indessen, abgesehen von seinem Werth als Luxusartikel, für Künste und Gewerbe von Bedeutung ist, so hat die vor Kurzem erregte Hoffnung, daß es gelingen könnte dieses merkwürdige Naturprodukt künstlich darzustellen, die öffentliche Aufmerksamkeit von Neuem auf dasselbe gerichtet. Einige Andeutungen über den Diamant werden daher nicht unwillkommen seyn.

Der Diamant findet sich in der Natur bald krystallisirt, bald in rundlichen, unregelmäßigen Körnern, immer in einem, allen Anzeichen nach ziemlich neuen, aufgeschwemmten Land, und die Geologen sind allgemein der Meynung, daß er in diesem Erdreich sich nicht gebildet habe, sondern anderswoher dahin geschwemmt worden sey. Dieses diamanthaltige Thonland ist übrigens äußerst selten; bis jezt hat man es nur in Ostindien, bey Visapur und Golkonda, auf Borneo und in Brasilien entdeckt. Der Diamant ist im Allgemeinen schwerer als die Substanzen, mit denen er vermengt ist, und so kommt es, daß man die größten auf dem Boden oder an den Seiten der breiten Thäler findet. Das Suchen dieser kostbaren Körper ist ein sehr kostspieliges, wenig einträgliches, und in Ländern, wo es keine Sklaven gäbe, fast gar nicht zu bewerkstelligendes Geschäft. In Indien wusch man die Diamanterde, brachte den Rückstand auf eine Tenne, trocknete ihn, und ließ die Diamanten durch nackte, streng bewachte Sklaven aussuchen. Dieß geschah beym Sonnenlicht, weil man die Steine so besser bemerkt. In Brasilien geht man jezt ungefähr auf dieselbe Weise zu Werke. Der Neger, der einen über 70 Gran schweren Diamant findet, wird in Freyheit gesezt. Trotz dem rechnet man auf die Contrebande über ein Drittheil des Ertrags. Die brasilischen Minen liefern jährlich 25—30,000 Karat, d. h. 10—13 Pfund rohe Diamanten, wovon nur 8—900 Karat geschnitten werden können. Die Diamanten sind sehr theuer; die nicht geschliffen werden können, kosten 15—18 Gulden der Karat. Karat nennt man das Gewicht, nach dem beym Diamantenhandel allgemein gerechnet wird; dieses Wort, das Anfangs nur beym Goldgewicht gebraucht wurde, kommt daher, daß man in dem Sbangallaslande in Afrika, wo ein starker Goldhandel getrieben wurde, das Gold mit den Fruchtkörnern eines Schotengewächses, mit Namen Kuara wog; mit solchen Körnern wog man später auch die Diamanten in Indien; der Karat wiegt nicht ganz vier Gran.

Können die rohen Diamanten geschnitten werden, und beträgt ihr Gewicht keinen ganzen Karat, so kosten sie gegen 48 Franken der Karat. Sind sie über einen Karat schwer,

Digitized by Google

so nimmt man das Quadrat des Gewichtes und multiplicirt es mit 48; ein drey Karat schwerer Diamant gilt somit drey Mal drey Mal 48, also 432 Franken. Dieß ist die Formel für den mittlern Preis der rohen Diamanten; die geschnittenen sind aber weit theurer.

Das Schleifen der Diamanten ist eine neuere Erfindung; man verdankt sie Ludwig Berquem von Brügge im Jahr 1476. Es geschieht auf einer wagerechten Scheibe von weichem Stahl, mittelst Diamantpulvers, das mit Oel angefeuchtet ist. Die Alten kannten diese Kunst nicht, und wandten daher nur diejenigen Steine an, die von Natur glatt oder regelmäßig krystallisirt sind. Der Steinschneider sucht den Diamant zu poliren, ohne ihm zu viel an Gewicht zu benehmen, und ihm eine, nach den Regeln der Optik berechnete Form zu geben, wodurch seine Eigenschaft, die Lichtstrahlen zu brechen und zu zerstreuen, erhöht wird. Man schneidet den Diamant als Rosette oder als Brillant; der Brillant gibt mannigfaltigeres Licht und wechselnderes Farbenspiel; die Rosette strahlt lebhafter, spielt aber nicht so schön. Man gibt jezt dem Brillant den Vorzug. Der Preis des geschnittenen Diamants ist nach Form, Reinheit, Farbe und Gewicht sehr verschieden. Von $\frac{1}{16}$ Karat bis zu einem Karat Gewicht ist der Mittelpreis 60—250 Franken der Karat; über einen Karat nimmt man das Quadrat des Gewichts und multiplicirt mit 192.

Fast alle große Diamanten kommen aus Indien; der größte brasilianische wiegt blos 95 Karat; er ist nicht geschnitten und gehört der Krone Portugal. Der allergrößte, den man kennt, wiegt 500 Karat (über zwey Unzen) und gehört dem Rajah Matun auf Borneo. Der des Großmoguls wiegt 279 Karat; er hat schönes Wasser und eine schöne Form, aber doch einen Fehler; der des Kaisers von Rußland, der im Jahr 1772 gekauft wurde, wiegt 195; der des Kaisers von Oesterreich 129; der des Königs von Frankreich endlich 136 Karat. Lezterer ist unter dem Namen Pitt oder Regent bekannt, weil ihn in der Minderjährigkeit Ludwigs XV. der damalige Regent, der Herzog von Orleans, von einem Engländer Pitt gekauft hat. Er ist sehr schön geformt und vollkommen wasserhell.

Der Diamant war und ist noch ein bedeutender Bijouterieartikel, er ist aber auch sonst nicht ohne Wichtigkeit für Künste und Gewerbe. Seine Anwendung zum Glasschneiden ist allgemein bekannt, und wegen seiner ausnehmenden Härte taugt er vor allen Substanzen am besten, um die Zapfenlöcher in feinem Uhrwerk zu fürtern.

Sagen wir jezt einige Worte von seiner innern Beschaffenheit. Von Alters her dachte man nicht anders, als er habe in seinen chemischen Verhältnissen große Aehnlichkeit mit den andern Edelsteinen. Newton kam zuerst durch die Betrachtung, daß brennbare, durchsichtige Körper, wie die aetherischen Oele, der Weingeist u. s. w. die Lichtstrahlen sehr stark brechen und zerstreuen, und daß der Diamant diese Eigenschaft im höchsten Grad besizt, auf den Gedanken, dieser merkwürdige Stein könnte ein brennbarer Körper seyn. Die florentinische Akademie bestätigte diese Vermuthung; ein in den Brennpunkt eines sehr starken Linsenglases gelegter Diamant verflüchtigte sich vollkommen. Lavoisier analysirte zuerst das Produkt dieser Verbrennung, und durch seine und anderer Chemiker Versuche gelangte man zu der Ueberzeugung, daß der Diamant nichts sey als vollkommen reine, krystallisirte Kohle. Man konnte den Diamant in Kohle verwandeln, nicht aber die Kohle wieder in Diamant; wollte man also künstliche Diamante machen, mußte man hinter das Geheimniß kommen, die Kohle zu krystallisiren. Auf den ersten Blick könnte es sonderbar erscheinen, daß ein so durchsichtiger, glänzender, harter Körper und eine schwarze, undurchsichtige, weiche Substanz aus denselben Elementen bestehen und der ganze Unterschied in der symmetrischen Anordnung der kleinsten Theile, Krystallisation genannt, liegen soll. Wir finden indessen in der Natur verschiedene ähnliche Fälle; die Kalkerde kommt in ungeheuern Massen als sogenannter kohlensaurer Kalk in der Gestalt von Kreide, von Marmor, von dichtem Kalkstein vor; ist aber dieser kohlensaure Kalk krystallisirt, so bildet er ein schönes, durchsichtiges Mineral, Kalkspath genannt, das die Sonnenstrahlen bricht, ja die sonderbare Eigenschaft hat, sie zu polarisiren. Die Kieselerde sehen wir gewöhnlich in Gestalt von harten, undurchsichtigen Geschieben, von Sand oder Granit; ist sie aber krystallisirt, bildet sie einen schönen durchsichtigen Krystall, den sogenannten Bergkrystall, der geschnitten und polirt werden kann.

Seit die chemische Beschaffenheit des Diamants bekannt ist, dachte man auf Mittel, die Kohle zu krystallisiren, um künstliche Diamanten zu machen. Leider gab der Zustand, in dem man den Stein in der Erde findet, über die Art, wie er sich ursprünglich gebildet haben mochte, keinen Wink; denn, wie schon erwähnt, ist er bestimmt älter als das Land, in dem man ihn findet. Man dachte also auf Mittel, die Kohle auf einem der uns bekannten Wege zu krystallisiren. Um einen Körper zu krystallisiren, muß er aufgelöst werden, entweder in einer Flüssigkeit oder durch Wärme; er muß in lezterm Fall geschmolzen, d. h. gleichsam in Wärmestoff aufgelöst werden; so krystallisiren die Metalle, der Schwefel u. s. w., wenn man sie schmilzt und langsam erkalten läßt. Diese Wege waren bey der Kohle nicht anwendbar, denn sie ist unauflöslich und unschmelzbar. Man nahm daher zu dem Galvanismus, zur Elektrizität seine Zuflucht; aber ohne Erfolg. Durch die bekanntlich in der neuesten Zeit der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegten Proben von künstlichen Diamanten glaubte man endlich der schö-

Digitized by Google

nen Entdeckung um vieles näher zu seyn. Die großen Hoffnungen, die man Anfangs hegte, haben sich aber bey weitem nicht ganz bestätigt, und wenn auch je diese Versuche zu einem Resultate führen, so werden doch die reichen Leute nicht so bald das Privilegium verlieren, mit ächten Diamanten Strahlen zu werfen, und noch länger wird es währen, bis unsere Wagenachsen in Diamanten laufen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Zu diesen Sitzungen werden auch Damen zugelassen, die sich auch oft in beträchtlicher Menge einfinden; für die Ordnung der Debatten gelten folgende Regeln: Jedem Mitgliede steht es frei, dem Sekretär schriftlich seinen Wunsch mitzutheilen, einen beliebigen Gegenstand zur öffentlichen Diskussion zu bringen. Finden die Direktoren denselben zur Diskussion geeignet, so wird er vom Protokollführer in ein besonderes Buch eingetragen, und kann ohne Erlaubniß der Direktoren weder zurückgenommen, noch in seinem Titel verändert werden. Politische Partheyfragen (party politics) und Glaubenskontroversen werden nie zur Debattirung zugelassen, es darf ihrer sogar in Debatten über andere Gegenstände nicht erwähnt werden. Der Vorschlagende reicht dem Präsidenten acht Tage vor der Diskussion schriftlich ein, ob er für oder wider den Gegenstand sprechen wolle. Jedem Mitgliede ist nur 15 Minuten zu sprechen erlaubt; jedoch bleibt die Verlängerung dieser Zeit lediglich der Ansicht des Vorsitzers anheimgestellt. Wer nach der Mahnung noch länger als 5 Minuten spricht, oder die Bemerkungen des Vorsitzers (from the Chair) mißachtet, ist in eine Geldstrafe verfallen. Werden die Debatten vertagt, was bey wichtigen Erörterungen bisweilen geschieht, so ist der erste Antragende verpflichtet, bey der Fortsetzung jedesmal gegenwärtig zu seyn. Der Vorsitzer hat das Recht, jedes Mitglied zur Theilnahme an der Debatte aufzufordern, was indessen abgelehnt werden kann. Die Mitglieder reden sich „my friend" oder „thou gentlemen" an. Nachdem die Debatte geschlossen ist, wird durch Aufheben der Hände abgestimmt; auch den Besuchenden ist hier das Recht, to vote for or against the question, gestattet. Das Verzeichniß der zur Diskussion eingeschriebenen Gegenstände und Vorlesungen wird alle drey Monate den Mitgliedern auf gedruckten Karten mitgetheilt. In dem gegenwärtigen Vierteljahre kommen folgende Fragen zur Diskussion: Ist die Verbreitung höherer Kenntnisse unter den arbeitenden Klassen geeignet, ihnen einen glücklicheren Zustand zu bereiten? Müssen Anwälte das Interesse ihrer Clienten vertheidigen, ohne Rücksicht auf den moralischen Charakter der Sache selbst zu nehmen? Ist aus der Revolution von 1688 mehr Nutzen oder mehr Nachtheil entstanden? Bringt die Zuflucht zum Zweykampf mehr Gutes oder mehr Nachtheil? Ist der Nutzen der Jagdgesetze größer als ihr Nachtheil? Ist die Bevölkerungstheorie des Hrn. Malthus wohl begründet? War die Achterklärung des Lords Strafford im Rechte begründet? Hat die Regierung Buonaparte's Frankreich mehr Vortheil oder Nachtheil zugefügt? Schützen die englischen Gesetze die Interessen des weiblichen Geschlechts hinlänglich? Sind Armengesetze nothwendig? Was sollte vorzüglich bey der Bestimmung des zukünftigen Berufes der Jünglinge in Betracht gezogen werden? ihre eigene Neigung oder die Ansichten der Aeltern? Ist es billig, daß die von ihren Angehörigen nicht abgeholten Körper der in Kranken- und Armenhäusern verstorbenen Personen den Aerzten zur Zergliederung übergeben werden? Soll überhaupt eine Beschränkung für die Dauer des Verlagsrechtes stattfinden? Der Inhalt dieser Fragen führt schon zu einem deutlichen Begriff von dem Charakter solcher Gesellschaften und dem hohen Nutzen, den sie für die Entwickelung einer regen Theilnahme am öffentlichen bürgerlichen Leben und dessen Vervollkommnung haben. Die Diskussionen über die erste Frage wurden durch drey Sitzungen fortgesetzt. Vor einigen Abenden kam die dritte Frage zur Verhandlung, nämlich: ob die Revolution von 1688 in ihren Folgen mehr Vortheil als Nachtheil gehabt habe. Der Eröffner der Debatte, ein junger Mann, welcher für das Ueberwiegen der Vortheile sprach, die jenes Ereigniß zur Folge hatte, war anfangs schüchtern, gewann aber im Flusse der Rede sichtbar an Selbstvertrauen, besonders als Beyfallszeichen und ein billigendes „hear! hear!" sich bisweilen hören ließen; gar schön gelang ihm die Darstellung des für die Nation vortheilhaften Eindruckes, welche jene Begebenheit auf die nachfolgenden Regentenhäuser Großbritanniens hatte und noch stets ausüben muß; minder glücklich war er hingegen in der Vertheidigung der Nationalschuld, ein Uebel, das zuerst unter Wilhelm von Oranien zu wuchern anfing. Diesem folgte nun ein anderer ausgezeichneter Redner, bestätigte nicht nur die Ansicht seines Vorgängers durch noch scharfsinnigere Argumente, sondern vertheidigte auch die Politik Wilhelms, die Kriege Englands gegen Ludwig XIV., aus dem Gesichtspunkte der innern und äußern Verhältnisse des Landes, auf eine meisterhafte Weise; ein dritter Redner, vom Präsidenten aufgefordert, mißbilligte hingegen in einer köstlichen Sprache, mit der Gewandtheit eines vollendeten Dialektikers, die Vertreibung Jakobs II. und bewies aus dem Freyheitssinne der Nation, daß sie, selbst wenn die Dynastie der Tudor nie aufgehört hätte zu regieren, jetzt auf derselben Stufe der Freyheit, ja vielleicht auf einer noch höheren stände und also nicht nöthig gehabt hätte, zu der Vertreibung ihre Zuflucht zu nehmen; er zeigte aus der frühern Geschichte Englands, daß die Entwickelung und Ausbildung jener Freyheit nicht aufgehalten oder unterdrückt werden konnte, und daß überhaupt jene Revolution das Werk des höhern Adels war, wobey die Nation mehr eingebüßt, als gewonnen habe. Mehrere Redner folgten, und bey der Abstimmung siegte die Ansicht vom Ueberwiegen der Vortheile jenes Ereignisses mit 15 Stimmen gegen 2.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 117.

Haug. Aug. Au.

Charade.

Erste Sylbe.

Ein Zauberwort, dem Nichts verschlossen bleibt,
Wenn's aus des Herren Mund ertönt,
Das früh den Schläfer zum Geschäfte treibt,
Und wenn er noch so ungern fröhnt.

Zweyte Sylbe.

Ein rascher Sprung, ein erstes Kapital,
Ein Rückstand und ein Redestück zumal;
Du siehst es hier
Dreymal vor Dir.

Das Ganze.

Zum Schmucke dient's dem Kopf der Damen,
Doch plagt es ihn im Institut;
Mit Mühe meist bracht' er's zusammen:
Aus ihm ging's schwer, auf ihm steht's gut.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Mai 1829.

Was? Ein Perser ist der Herr? Das ist ja etwas ganz Außerordentliches! Wie kann man ein Perser seyn!

Montesquieu.
Lettre pers. I. 30.

Chinesen in Paris.

Vier Individuen aus dem himmlischen Reiche sind wie vom Himmel nach Paris gefallen. Daß sie angekommen, dem König und einem Minister vorgestellt worden, und bey Hofe lateinische Reden gehalten haben, ist alles, was bisher über sie unter das Publikum kam; auch wollte man noch wissen, sie seyen nach Europa gekommen, um China zu bekehren. Das sind so wenig Chinesen als die Osagen Osagen waren, behauptete sogleich eine Zeitung, welche ungern sieht, daß die Aufmerksamkeit des Publikums von den politischen Verhandlungen des Inlandes abgelenkt werde; und wenn es Chinesen wären, fragte ein vorlautes Theaterblatt, wer in Paris könnte es entscheiden? Und im Chorus stimmten die andern Publizisten ein: „die Chinesen sind eine neue Mystifikation. Die lazaristischen Geistlichen, welche mit denselben imponiren wollen, haben die Absicht, ihre eigene Wichtigkeit zu zeigen.“ Es ist um so klarer, meynten die Herausgeber der leichten Blätter, daß es ein Unternehmen des Ministeriums ist, da man die Leute so neugierig macht und diese Asiaten nicht sehen läßt; bald aber, behaupteten sie, wird man sie sehen lassen, ja es wird noch mehr Geld durch sie verdient werden als durch die Osagen. Nein, erhob das Journal des Débats seine Stimme, nein, davon wißt ihr alle nichts, aber wir sind von der Sache unterrichtet, und zum Beweis: Hr. Abel-Rémusat stellt das Zeugniß aus... Nein, erwiederte seinerseits Hr. Abel-Rémusat öffentlich in einem Briefe, ich habe die Chinesen noch gar nicht zu Gesichte bekommen. Aber der Moniteur hatte bereits die Nachricht aus den Débats aufgenommen; man fing an das Sprichwort: Le Moniteur ne ment jamais in Zweifel zu ziehen, und gerade die Zeitungen, welche nicht wollen, daß man sich mit den Chinesen abgebe, haben so viel von denselben gesprochen, daß alle Welt desto neugieriger wurde. Heute endlich (8. Mai) ist einer Anzahl von Gelehrten, H. Abel-Rémusat, Klaproth, Stanislas Jullien und andern, welche mehr oder weniger Chinesisch verstehen, erlaubt worden, die Chinesen zu sehen, und als Stell-dichein wurde die königl. Buchdruckerey bestimmt, wo H. von Villebois, Direktor derselben, sehr zuvorkommend die Honneurs machte.

Ich war so glücklich, mich an die genannten Gelehrten anschließen zu dürfen. Sind es Chinesen, dachte ich, so sind sie weither genug gekommen, daß man eine Stunde Wegs ihrenthalben macht, und ich begab mich nach der fernen Rue Vieille du Temple, wo die große Druckerey steht, die sonst 1200 Beamte und Arbeiter beschäftigte, jezt aber nur noch 700. Der Pförtner wollte, um sich ein freysinniges Ansehen zu geben, kaum glauben, daß die Leute, welche man noch erwartete, Chinesen wären. Der Huissier scheute sich nicht, sie im Voraus für Osagen zu erklären, und meynte, die Franzosen ließen sich nichts aufbinden, als das Budget. Die andern glaubten, weil sie es wünschten, daß es Chinesen seyen. Durch das Fenster sah man ihnen entgegen, und da man gewöhnlich annimmt, in China sey alles um-

Digitized by Google

gekehrt, wie bey uns, so war wohl mancher darauf gefaßt, die Leute würden rücklings zur Thüre hereinkommen. Sie kamen aber in einem ganz verschlossenen Wagen, wurden in den Audienzsaal eingelassen, und man führte uns endlich zu den Chinesen.

Die weißgelbröthlichen Gesichter, die eigenthümlichen Backenknochen, die seitwärts aufgezogenen Augen und die wildfremde, milde Physionomie überzeugten noch schneller als das rasirte Haupt, der fast bis zur Erde hängende starke Zopf, der regensammelnde Kopfputz und die Gewänder, daß die Leute weither seyn müßten. Sie grüßten nicht blos mit einer Verbeugung und indem sie an den Kopfputz griffen, sondern mit allen süßlächelnden Zügen des Gesichtes, und man sah ihnen an, daß sie sprechen würden, wenn man sie nur fragte. Ungefragt spricht der Chinese nicht; in Macao hielten die Portugiesen vor einiger Zeit mit den Chinesen Berathung; da aber die Portugiesen nicht zuerst reden wollten, so blieben beyde Theile mehrere Tage bey einander und trennten sich ohne ein Wort gewechselt zu haben. Die vier Individuen sind 19 bis 26 Jahr alt, und die zwey Lazaristen, ihre Begleiter, erzählten uns, diese Jünglinge wollten die christliche Religion und unsre Kenntnisse näher kennen lernen, um mit besserem Erfolge in China dem wahren Glauben nützlich seyn zu können. Sie sind von Haus aus Christen, wie es überhaupt deren in China sehr viele gibt, in mancher Stadt 40,000; aber die Regierung verbietet ihnen zuweilen, sich Christen zu nennen, und diese harte Verfolgung droht dem Glauben Untergang. Einen von den Asiaten fanden wir Europäer schön, besonders die anwesenden Damen, welche hierüber das beste Urtheil haben; aber dieser hat eine gebogene Nase und ist schlank, gilt also in China für häßlich; der kleinste dagegen, mit dem Vollmondgesicht und dem beträchtlichen Leibe, welcher lächeln kann wie ein vornehmer Mann, scheint uns häßlich, aber den Chinesen schön, und kann seiner Wohlbeleibtheit halber dort zu hohen Ehren gelangen.

Man erließ ihnen die, in China gewöhnliche Mühe, ihre Schuhe auszuziehen, und führte sie in die Druckerey. Ich wußte, Bley heiße auf chinesisch si, und kaum in der Werkstätte angelangt, fragte ich den einen: Quomodo plumbum vocatis in sinensi lingua? (Wie nennt ihr Bley auf chinesisch?). Er antwortete si. Andere Neugierige fragten Aehnliches und erhielten richtige Antwort. Der eine besonders sprach gut Latein, welche Sprache sie als Geistliche in China von Jugend auf lernen. Ihre Aussprache des Lateins ist eher französisch als deutsch. Sie lernten es wie eine lebendige Sprache, lasen nie einen lateinischen profanen Schriftsteller und kannten von gedrucktem Latein nur die Gebetformeln. Ich fragte sie, wann sie China verlassen hätten; Reliquimus, antwortete der eine, Macaonem die vigesimo quinto Novembris (wir verließen Macao am 25sten November). Sie waren nur vier Monate auf dem Meer, erlitten einige Stürme, lernten die insulam Africam kennen, wie auch Sanctam Helenam. In Frankreich gefällt es ihnen sehr, und dieß nimmt mich nicht Wunder; denn sie werden von Fürsten und Ministern wie gleich und gleich behandelt, und zu Hause waren sie keine bedeutende Leute; der eine sagte: dieß Land gefällt mir besser als das Reich der Mitte. Mit Neugierde, Verwunderung und Lachen sahen sie die beweglichen Lettern, die mechanischen Pressen, die Arbeiter an, und erwiederten sogleich jegliche Frage, die man an sie richtete. Manche Frage setzte sie freylich in Verlegenheit. Ein junger Franzose erkundigte sich: Quomodo invenis hanc terram? (wie findest du, comment trouves-tu ce pays) und diesen Europäismus verstanden die Chinesen nicht; dagegen berichteten sie auf andere Fragen: Kanton ist so groß als Paris; die Kantoner verstehen kaum die Pekinger, das schöne Geschlecht hat in Paris größere Freyheit als bey uns u. dgl. m. Des Fragens war kein Ende, und dieß fiel den Chinesen nicht auf. Denn in China, wo man genöthigt ist, die Namen fremder Völker mit chinesischen Grundsylben zu bezeichnen, gibt man den Franzosen einen Namen, welcher Vielplauderer bedeutet, die Engländer nennt man Wucherer, ohne ihren Namen sehr zu verdrehen, die Deutschen haben dort keinen Namen, die Holländer nennt man Kaufleute u. s. w. So findet es sich, daß die Namen europäischer Völker in China bezeichnender sind als bey den Völkern selbst, woraus man jedoch nicht schließen muß, daß diese aus China stammen.

Abel-Rémusat, bekannt durch Uebersetzung der chinesischen „zwey Basen“ und durch viele eben so geistreiche als gelehrte Schriften, ergriff nun die Kreide und schrieb an die Tafel auf chinesisch, mit einer Schnelligkeit, worüber die Asiaten erstaunten: „Ich bin Lehrer der chinesischen Sprache im großen Reiche des Abendlandes.“ Die Ostländer machten ihre Verbeugung und lächelten süß; bey jedem Zeichen, das auf der Tafel erschien, erheiterte sich ihr Antlitz mehr und mehr, und wenn der Satz dastand, lasen sie ihn und lächelten schmunzelnd. „Ich heiße Abel-Rémusat; wollt ihr mir eure Namen und euren Geburtsort aufschreiben? denn ich schreibe eure Sprache, aber rede sie nicht.“ Dieß that einer nach dem andern, aber jeder wollte dem andern den Vorzug lassen, ja sie beriethen sich so lange, daß man fragte: Warum berathen sie sich? Cur consultatis? fragte sie der Lazarist. Die einen sind aus der Gegend von Kanton, die andern aus einer nordwestlichen Provinz, aber sie verstehen alle den Dialekt von Peking; dort und in Kanton leben die gelehrtesten Männer. Nach Peking sind sie niemals gekommen; nimis distat (es ist zu weit); auch kannten sie die Russen oder Moskowiten nicht, und dieß nimmt mich nicht Wunder. Denn als vor zehn Jahren russische Schiffe in Peking anlangten, hielt man die Passagiere für Betrüger, weil

Digitized by Google

man nicht glauben konnte, daß eine westliche Nation von Norden gekommen sey.

Pater Basil von Glemonas chinesisch-lateinisches Wörterbuch wurde aufgeschlagen, außerdem des H. Jullien Mencius und mehrere von Rémusat herausgegebene Texte; Zeichen zum Druck, Pinsel u. a. wurden herbeygeholt, und H. Rémusat schrieb auf: „Sezt euch und gebt uns eine Stunde.“ Lächelnd fügten sich die Chinesen, schrieben und übersezten, gaben Aufschluß über die Aussprachen, lasen in verschiedenen Dialekten. Man sagt gewöhnlich, die Chinesen haben kein r und die Japaner kein l, aber unsre Chinesen sprachen das l wie l und r zugleich, man weiß nicht, ob wie l r oder wie r l; es ist weder ein l mouillé noch ein Wiener rl. Sie sprechen nicht, wie man sich zuweilen ausdrückt, ein weiches d und ein hartes t, sondern nur ein hartes. Einer sagte das Vaterunser auf chinesisch; die Sprache ist weich und die Wörter fließen in einander; der Accent ist kaum so auffallend als bey der englischen Sprache.

Während sie lasen, stand ein Maler in der Nähe und zeichnete sie; der schönste (nach unserem Geschmack) war so gefällig, seinen regensammelnden Kopfputz abzunehmen und den gaffenden Zuschauern zu zeigen, wo der ellenlange Zopf auf dem kahlen Haupte seinen Anfang nimmt. Wahrscheinlich werden sie morgen oder übermorgen lithographirt erscheinen, in drey Tagen auf Dosen, Arbeitsbeuteln, in vier Tagen auf Teppichen, Büchertiteln, und in einem Monat ist Alles à la Chinoise. Aber die jungen Fremden können nicht die Freude haben, sich mit eigenen Augen überall so vervielfältigt zu sehen, wie Ludwig XIV. in seinen Sälen zu Versailles; denn sie leben, bisher wenigstens, zurückgezogen im Lazaristenhause, nicht so frey als die Aegypter, Türken, Perser und Schwarzen zu Paris, und vom Lazaristenhause werden sie einst in ihre Heimath zurückkehren, um die schwierige Aufgabe zu lösen, unter 150 Millionen Chinesen das Christenthum zu verbreiten. Die Rückkehr ist nicht so schwierig, als man glaubt. Zwar steht Todesstrafe auf der Rückkehr, oder, wie man besser sagen würde, auf der Auswanderung; aber jährlich wandert eine Unzahl nach den indischen Inseln, treibt dort Handel, verzehrt und verspielt den Gewinnst an Ort und Stelle, und ein Gelehrter, welcher die Macaozeitung liest, versichert mich, sie könnten dennoch in das Reich der Mitte zurückkehren.

Im Lazaristenhause vergönnt man einigen Leuten den Zutritt, und da Hr. Joseph, einer von den Chinesen, auch mir den Besuch verstattet, so kann ich später den Lesern dieser Blätter ausführlichere oder wenigstens geordnetere Nachricht über die wahrhaften vier Chinesen ertheilen, als mir dieß heute möglich ist.

D.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Die Kinder Israels überließen sich nun allgemeiner Freude, die Wiedergenesung des allgemein geliebten Nephtaly feyernd. Verwandte und Freunde versammelten sich; die Stämme mischten sich traulich unter einander. Die Alten, die Priester, die Handwerksleute, alle Einwohner der Stadt machten an diesem Tage nur eine Familie aus. Alle schienen nur eine Seele zu haben, um das schöne Fest des Glückes ihres Hohenpriesters mit gleicher Rührung zu feyern. Sadok, in Begleitung seiner zwey Söhne, war in ihrer Mitte. Alles drängte sich um ihn, Alle erhoben bey seinem Anblicke ihre Hände gen Himmel und flehten zum Höchsten für sein Leben. Jeder wollte zuerst den so theuren und geliebten Nephtaly sehen, der, bleich und schwach, gestüzt auf seinen Bruder, langsam an der Seite seines Vaters einherging. Elieser wandte keinen Blick von ihm, obgleich aber in seinen Augen Freude glänzte, so verriethen sie doch innerliche Unruhe. Nephtaly lächelte, ihn zu beruhigen; doch auch sein sanftes Lächeln war mit Trauer gemischt. Jeder von ihnen hatte ein Geheimniß, das der andere nicht wußte; beyde wurden dadurch innerlich beunruhigt und baten einander, ohne es auszusprechen, in stillem Händedrucke um Verzeihung.

Sobald sie im väterlichen Hause angekommen waren, trennten sie sich von ihren Freunden, und ohne einander ihre Absicht mitzutheilen oder sich nur ein Zeichen zu geben, ging jeder auf einem andern Wege nach jener Einsamkeit, die am äußersten Ende des Feldes war, das sie nährte. Hier, am Rande eines Abgrunds, der alten Grenze ihres Erbguts, unter dem Schatten eines großen Feigenbaums, den die Kananäer gepflanzt, war ein Sitz, auf dem sich die zwey Brüder alle Abende, von den Arbeiten des Tages ausruhend, mit der Betrachtung der heiligen Gesetze unterhielten. Immer kamen sie traulich Hand in Hand mit einander hierher; nur diesesmal trafen sie, von entgegengesezten Seiten herkommend, hier wie zufällig zusammen. „Ich erwartete Dich,“ sagte jeder zum andern. Sie umarmten sich innig; Nephtaly wollte anfangen zu reden, Elieser kam ihm aber zuvor. „O mein Freund,“ sagte er, „Du, die liebste Hälfte meines Lebens, welche Gefahr bedrohte uns, und welch innigen Dank sind wir Gott schuldig, der Dir das Leben geschenkt hat! Vergebens lag ich die vergangene Nacht vor der heiligen Arche und flehte den Ewigen an, unsers jungen Lebens zu schonen und uns noch einige Zeit auf der Erde mit einander leben zu lassen, damit wir uns lieben könnten; ich hatte kaum Hoffnung dazu; kein günstiges Zeichen antwor-

Digitized by Google

tete mir, daß der Allmächtige meine heißen Wünsche erhören würde. Ich sagte zu mir: es ist vorbey „der Höchste verstößt mich in seinem Zorn; sein Antlitz ist in eine dicke Wolke gehüllt, durch welche meine Seufzer nicht dringen können; er will mich meines Bruders berauben!.. O mein Freund! was sind wir? und mit welch unwiderstehlicher Gewalt wirkt bisweilen ein Augenblick auf unsere Seele! Von Verzweiflung ergriffen, von den fürchterlichsten Qualen niedergedrückt, wo man sein Daseyn nur an dem Gewichte folternder Empfindungen noch erkennt, sah und fand ich die junge Rachel, die Tochter des Hirten Abdias, in dem zweyten Vorhofe des Tempels. Mein Herz flog ihr entgegen, wie der leichte Strohhalm der Ambrastaude zufliegt. O mein Bruder! wenn Du sie gesehen hättest, wie sie auf den Knien lag, in ihren Händen zwey Tauben haltend und mit gen Himmel gerichteten thränenvollen Augen!... Ihre Trauer verschönerte sie und ihr Schmerz erhöhte ihre Anmuth. Sie flehte für ihren Vater, der in Benjamin im Flecken Luza wohnt; sie bat den Höchsten, dem Urheber ihres Lebens seine Tage zu fristen. Ihre Frömmigkeit, ihre rührende Tugend war auf ihrem reinen Gesichte abgemalt; heilige Ehrfurcht war mit der Liebe gepaart, die aus ihren Augen sprach. Ich will Dir's gestehen, mein einziger Freund, Du wirst es mir verzeihen! Versunken im Anschauen der Liebenswürdigen, vergaß ich, an Dich zu denken. Ach! verzeihe mir, Nephtaly! Doch, nicht weiter ... Wie niedrig bin ich, daß mich diese Leidenschaft so sehr hinreißen konnte, meines Bruders zu vergessen!“ Elieser verbarg sein Gesicht in Nephtalys Händen. Dieser sah ihn an, weinte und sprach: „Sey versichert, ich bedarf der nämlichen Nachsicht, wie Du und ich bitte Dich darum. Ja, mein Bruder, ich liebe wie Du, und ein eben so heftiges Feuer brennt in meiner Seele. Mein Herz, das kaum unserer Freundschaft genügen konnte, das sich keiner Freude überließ, wenn es nicht vorher überzeugt war, daß sie mit Deinen Wünschen übereinstimmte, dieses Herz ist von einer unwiderstehlichen Leidenschaft geängstigt und beunruhigt, die nicht mehr Elieser zum Gegenstande hat. Es verlangt, es wünscht, es sucht ein Glück, das nicht Du bist. Ich kenne dieses Glück nicht, ich kenne mich selbst nicht mehr. Meine Seele ist von einer unwiderstehlichen Gewalt gefesselt. Allein und unaufhörlich mit derjenigen beschäftigt, die mir überall folgt, sehe ich nur sie, höre ich nur sie, spreche ich nur mit ihr; sie nur ist mein Wunsch, sie mein einziger Gedanke. Die Zeit, die mir ohne sie verfließt, gehört nicht mehr zu meinem Leben. Die ganze Welt drängt sich auf den Ort zusammen, wo sie mir begegnete. Obgleich an Deiner Seite, suche, verlange, erwarte ich doch nur sie. Ich bin bey Dir und seufze; ich umarme Dich und bin nicht glücklich. O mein Bruder! verzeihe mir, oder vielmehr, laß uns Muth fassen! Unsere Seelen sind noch immer die nämlichen; das heilige Feuer unserer Freundschaft hat noch nichts von seiner Stärke verloren; es beseele uns, es unterstütze uns! ja, diese holde Tochter des Himmels lebe in unserer Seele; wenn uns auch eine fremde Flamme zu verzehren und zu tödten droht, soll sie uns doch aufrecht erhalten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Bey dem ganzen Verfahren herrschte der höchste Anstand, die größte Würde und Ruhe, und die Bemerkungen des Präsidenten, wozu er jedoch nur selten Gelegenheit hatte, wurden mit solcher Ehrerbietung aufgenommen, daß wahrlich weder die rechte noch die linke Seite der französischen Deputirtenkammer sich zu scheuen brauchte, Einige aus ihrer Mitte nach der Kapelle in Burton Crescent abzuordnen, um diesem freywilligen Miniaturparlamente einige Regeln der guten Ordnung abzulernen. Die Vorlesungen an den Freytagabenden, von wirklichen und Ehrenmitgliedern gehalten, sind nicht minder belehrend und gewählt, wie z. B. über Kants Lehre von Zeit und Raum, über die brittischen Satyriker, über die neuere französische Literatur, über den Geschmack am Wunderbaren u. s. w. Die Gesellschaft zählt mehrere der ausgezeichnetsten Männer, wie Sir James Mackintosh, Sir Anthony Carlisle, Brougham, Southey, Hallam, Coleridge u. a. m. unter ihren Ehrenmitgliedern, und dennoch sind die meisten aktiven Mitglieder, die auf das lebhafteste sich für die Sache interessiren und den Zuhörern durch ihre Reden aus dem Stegreife den höchsten Genuß gewähren, großentheils Geschäftsmänner, die jene Vereinigung als eine Erholung von ihrem Berufsgeschäfte ansehen. Welch eine edle, ja großartige Benutzung der Musestunden für den freyen, gebildeten Mann! Möchten doch auch in Deutschland würdige Männer solche Vereine nachbilden, damit auf das Schöne und Eigenthümliche im brittischen Nationalcharakter nicht blos hingeblickt, sondern dieses Schöne auch unter das dem Britten so nahe verwandte Volk verpflanzt, von ihm gepflegt und das Eitle und Niedrige immer mehr verbannt werde. *)

R—e.

---

*) Die Redaktion des Morgenblattes ist beauftragt, von Seiten ihres Korrespondenten zu erklären, daß er bereit sey, für die erste Gesellschaft, die sich in Deutschland zur Belebung der öffentlichen Beredsamkeit unter Männern bilden würde, welche bereits ins Geschäftsleben übergetreten sind, jährlich fünfzehn Gulden zu den Ausgaben derselben beizusteuern.

Beylage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. Mai 1829.

Welch eine Harmonie! Horcht, gute Freunde! —
Wundersam liebliche Musik!

Shakespeare.

Die Seen von Killarney in Ireland.

Das folgende Bruchstück einer ungedruckten Reisebeschreibung schildert einige Naturwunder eines, in so vieler Beziehung interessanten, an hohen Naturschönheiten so reichen Landes.

Als wir uns mitten auf dem untern See von Killarney befanden, war der leichte Morgennebel ganz gefallen, und nun breitete sich eine ungemein herrliche Landschaft vor uns aus. Kein Lüftchen kräuselte die Fläche des Wassers, und Felsen, Bäume, Häuser spiegelten sich darin so deutlich ab, wie ich es noch nie gesehen. Es war mir unmöglich, von der Schreibtafel Gebrauch zu machen; ich gab mich ganz dem reinen Genusse des ewig neuen Schauspiels hin.

Der untere, größte See hat eine Menge malerischer Felseninseln, die mit Gebüsche aller Art gekrönt und meist fast ganz unzugänglich sind. Die interessanteste ist die Insel Innisfallen; so klein sie ist, so bedeutend erscheint sie durch die mannigfachen Gesichtspunkte, unter denen sie sich darbietet. Betritt man sie, ist man in einem Wald, ergeht man sich auf ihr, ist man in einem Garten, in einem Garten, der nach keinem Vorbilde angelegt ist, und den Niemand nachmacht. Folgt man den Krümmungen des Ufers, hat man die herrlichsten Aussichten auf den See und die Berge; im Innern Laubgänge, grüne Rasenstücke, plätschernde Quellen, Felsen, mit reichem Pflanzenschmuck bekleidet, Thäler, wo tiefe Stille und Einsamkeit herrscht; hier eine trauliche Hütte, wo man fern von der Welt und ihren Leidenschaften leben möchte, dort die Trümmer eines Klosters, traurige Zeugen der Bürgerkriege, die selbst eine so friedliche Stätte nicht verschonten. Nie fühlte ich mich wohler, heimischer, als in dieser Miniaturwelt.

Während wir an der Halbinsel Mucross und dem Waldteppich hinfuhren, der sich in alle Windungen und Schluchten des Gebirges legt, machten wir den Versuch mit dem Waldhorn; wir hatten einen der besten Musikanten vom See bey uns, und fanden, daß die Sagen vom Echo von Killarney durchaus nicht übertrieben sind. Es wirft den Schall mit fast unglaublicher Reinheit und Stärke zurück, und scheint zuzuwarten, bis der Hornbläser aufhört, um dann das Stück nach allen Tönen und Läufen weit stärker zu wiederholen, nicht schülerhaft, sondern als Meister, indem es ihm durch die größere Kraft und den Zauber der Entfernung einen ganz eigenen Reiz verleiht; das erste Echo weckt sodann ein zweytes schwächeres, sanfteres, das aber nichtsdestoweniger die zartesten Noten, die feinsten Triller wiederholt. Noch weiter her, wie hinter dem Berge vor, kommt ein drittes Echo; man muß darauf horchen, es ist aber gleich rein, gleich vollständig. Es ist verklungen, und noch horcht man hin, wie auf eine Musik, die immer weiter wegzieht.

Ich hatte von dem Glauben der alten Bewohner von Killarney an die Wunder in den Bergen und an den Riesen O'Donaou sprechen hören, der einst unumschränkter Herr

Digitized by Google

im Lande war; er mußte vor einem mächtigern, glücklicheren Feinde sein Scepter beugen, aber noch kommt er zuweilen aus den Felsen hervor, unter die er sich verkrochen hat, und ergeht sich auf dem See, in eine Wolke gehüllt, oder reitet auf einem weißen Rosse. Ich wollte erfahren, ob unsere Schiffer an diese alten Sagen noch glaubten. Der älteste, ein verständiger Mann, versicherte uns nicht allein, daß der Riese existire, sondern auch, daß er sich noch immer, obgleich seltener zeige. Er komme, sagte er, alle sieben Jahre, und das lezte Mal habe er ihn selbst gesehen. Der Himmel war rein, der See vollkommen ruhig, es war früh Morgens; da erschracken seine Kameraden und er, als sie plötzlich O'Danaou, halb in eine weiße Wolke gekleidet, auf dem Wasser einherkommen sahen. Nachdem sie den ersten Schreck überwunden, entschlossen sie sich, auf den Riesen zuzugehen, aber er wich ihnen aus; sie fuhren ihm lange nach, sahen ihn auf eine Insel zugehen, die sie uns zeigten, und meynten gerade ihn erreichen zu können, da schwoll plötzlich der See, das Wasser zischte auf, der Riese tauchte unter und war verschwunden. Auf dem Gesichte des alten Schiffers war dieser ganze Auftritt wie gemalt zu sehen, und er betheuerte, er könne auf die Wahrheit seiner Aussage einen Eid ablegen. Da die irischen Landleute vortreffliche Schauspieler sind und für sehr schlechte Historiker gelten, so zweifelte ich stark, ob die scheinbare Ueberzeugung des Mannes nicht dennoch Maske sey; doch wäre es immer möglich, daß sich auf dem See Wasserhosen bildeten, die zu jenen Erscheinungen könnten Anlaß gegeben haben. Ich wundere mich übrigens gar nicht, daß eine lebendige Einbildungskraf für einen so poetischen, erhabenen Schauplaz eine eigene Mythologie geschaffen hat. Ich fragte meinen Schiffer, ob das Echo nicht etwa O'Danaous Stimme sey, er meynte aber, ich mache mich lustig über ihn, das Echo sey der Schall, der zurückgeworfen werde, und sonst nichts.

Wir kehrten an diesem Tage wieder nach Killarney zurück, und schlugen am folgenden den Weg nach dem obern See ein; er ist mitten im Gebirge, fünf englische Meilen vom untern entfernt. Beyde Seen stehen durch einen Fluß in Verbindung mit einander, dessen Ufer fortwährend einen Wechsel der herrlichsten Ansichten bieten. Es ist, als sähe man die Natur am Schöpfungstage, als habe sie diesen Winkel der Erde für sich behalten, der unzugänglich wäre, hätte sich nicht das Wasser Bahn durch die Felsen gebrochen. Welche Ansichten! welche Fundgrube für einen Landschaftsmaler! Doch ich komme zu dem größten Wunder dieser Gegend, zu dem Felsen, genannt Adlerhorst. Hier ließ sich unser Musiker ans Land setzen und wies uns unsere Stelle an. Er blies leise sein Waldhorn an, so leise, daß wir es in geringer Entfernung kaum hörten; aber keine Minute, so dröhnt der mächtige Fels und erklingt von den stärksten, lieblichsten Tönen. Man denke sich einen freystehenden Felsen, fünf- bis sechshundert Fuß hoch, fast pyramidalisch aufsteigend, seinen Fuß und die Mitte mit Eichenwald bedeckt, der sich um seine mächtigen Flanken schlingt, weiter oben das nackte Gestein mit den großen senkrechten Marmorschichten, zu oberst die Felsenkrone, von der man oft Jupiters Vogel aufsteigen und in diesem Reviere, wo er noch Herr geblieben, auf seine Beute stoßen sieht; und in diesem herrlichen Fels lebt die fast zauberische Kraft, die Töne, die gegen ihn stoßen, so stark zurückzuwerfen, daß es ist, als lebe er und die Töne schallen aus seinem Schooß, weil man den Hornton, der den Anstoß dazu gibt, nur so ganz schwach vernimmt. Der Eindruck, der sich von Ueberraschung bis zum Entzücken steigert, ist unbeschreiblich. Es war, als sey der ganze Fels ein ungeheures musikalisches Instrument geworden, das von oben bis unten mit einer Kraft ertönte, die mit seiner Größe im Verhältniß stand. Die zartesten Noten, die ganz schwachen Anklänge, die feinsten Schwingungen gab diese ungeheure Orgel rein und vollkommen wieder, und die lautesten Töne schienen weiter her hinter dem Berge vorzukommen und allmählig in grenzenloser Ferne zu verklingen. Fünfhundert Instrumente und dreyhundert Stimmen bey den Konzerten in der Cathedrale zu Westminster machten nicht den großen, erhabenen Eindruck auf mich, wie die Musik dieses großen Felsen. Ich bemerkte an unsern Schiffern, daß die Gewohnheit den Eindruck dieses harmonischen Wunders nicht schwächt; man hätte glauben sollen, sie hören es zum ersten Mal wie wir, so lautlos horchten sie. Mit diesem Genuß hätte ich für diesen Tag genug gehabt und gerne etwas für Morgen aufgespart; aber der Reisende kann oft nicht anders; gleich einem Verschwender muß er auf einmal aufzehren, womit er lange hätte ausreichen können. Unsere Bootsleute machten sich die Lust, ein kleines Stück abzufeuern, und im Widerhall ertönte fernhin fürchterlicher Schlachtlärm, mit Donnerschlägen untermischt.

Der obere See ist ein großes Becken, das ein Berg-amphitheater völlig einzuschließen scheint. Hier ist der Mangerton, der sich 3500 Fuß über den See erhebt; die Purpurberge, so genannt von dem blühenden Heidekraut, das sie bedeckt; die Mac Cuddy Reeks, eine Kette unersteiglicher Felsen; die ganze Landschaft ist erhaben schön.

Woher kömmt es, daß die Seen von Killarney nicht den Ruf haben, den ihre hohe Schönheit verdiente? Wohl daher, daß es hier weniger schöne Tage gibt, als vielleicht irgend anderswo. Die Westwinde treiben fast beständig die Wolken von der See über das Land, diese ergießen sich in Regenströmen, und mancher Reisende mußte nach langem Warten wieder umkehren, und hatte diese majestätische Landschaft von keinem Sonnenblick beleuchtet gesehen.

Digitized by Google

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Hierauf erzählte Nephtaly, wie er bey den Felsen von Remmon der Israelitin das Leben gerettet und auf den ersten Blick diese verzehrende Liebe empfunden hätte. Er kenne sie nur nach ihrer äußeren Anmuth und Schönheit, und wisse übrigens nicht, weder wer sie sey, noch wie sie heiße; er zog jezt den Schleyer aus seinem Busen, den die schöne Unbekannte fallen lassen, und zeigte ihn seinem Bruder. Nach einem kurzen Stillschweigen sagte er sodann zu demselben: „Elieser, ich weiß ein sicheres Mittel, wie ich mich weniger unglücklich fühlen werde: ich will mich bemühen, Dich glücklich zu machen. Wir werden bald darüber einig seyn. Du weißt, daß die junge Rachel bey ihrem Vater Abdias, in dem Flecken Luza wohnt. Kannst Du wohl glauben, ein schlichter Hirte werde nicht dem Höchsten danken, wenn er so glücklich wird, seine Tochter dem Sohne des Hohenpriesters zur Frau geben zu können? Kannst Du zweifeln, daß das Herz der Rachel nicht vor Freude schlagen und sich sehr geehrt fühlen wird, wenn sie erfährt, daß sie für den jungen Elieser bestimmt ist, der wegen seiner Tugenden, wegen seiner Frömmigkeit so berühmt ist und von ganz Israel fast so sehr wie von seinem Bruder geliebt wird? Sey versichert, Elieser, Rachel wird Deine Gattin; noch heute rede ich deßhalb mit unsrem ehrwürdigen Vater; er wird mich Morgen nach Luza senden, ich werde für Dich bey Abdias um seine Tochter freyen und werde sie Dir selbst zuführen. Dein Glück wird mich ruhiger machen und mir Muth geben, das meinige mit Geduld zu erwarten und zu suchen."

Auf diese tröstliche Rede warf sich Elieser dem zärtlichen Bruder dankend in die Arme; aber so nahe sich Elieser dem Ziele seines heißen Wunsches glauben durfte, so beunruhigte ihn doch die Ungewißheit über die Geliebte seines Bruders so sehr, daß er sein eigenes Glück darüber fast vergaß, und sich nur mit dem Gedanken beschäftigte, die schöne und reizende Unbekannte wieder zu finden. Er sprach daher unaufhörlich nur von ihr, indessen Nephtaly ihn von der Tochter des Abdias unterhielt. Beyde unterbrachen sich wechselsweise, um sich selbst zu vergessen.

Von der Stimme Sadoks gerufen, kehrten sie zu dem Greise zurück. Nephtaly eilte, ihm die Wünsche und die Leidenschaft seines Bruders zu entdecken. „Wie, mein Sohn," sagte er und ergriff Eliesers Hand, „Du getrautest Dich nicht, mir die Empfindungen Deiner Seele zu eröffnen? weißt Du denn nicht, daß ich nur dann erst glücklich bin, wenn ich sehe, daß Euer beyder Glück gegründet ist? Komm an mein Herz, furchtsamer Elieser; wünsche Deinem Vater zu dem reinen Vergnügen Glück, das er fühlt, Deine Wünsche erfüllen zu dürfen." Elieser wollte ihm zu Füßen fallen, Sadok drückte ihn aber an seine Brust, wendete sich zu Nephtaly und sprach: „Bereite Dich, mein Sohn, Morgen nach Luza zu reisen. Besteige das ruhige Thier, das wir zu unsern Feldarbeiten gebrauchen; nimm zwey Maaß neues Gerstenmehl, trockene Weinbeeren, Datteln und wilde Feigen mit, biete diese kleinen Geschenke dem Vater der Rachel dar und bitte ihn in meinem Namen, seine Tochter meinem Sohne zur Gattin zu geben. Ich werde Dir für sie die goldenen Ohrengehänge und die zwey Fingerringe mitgeben, mit denen sich einst Deine Mutter schmückte."

Er sprach es, Nephtaly machte sich fertig und reisete des andern Tages mit Aufgang der Sonne ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Naturgeschichte des Maulwurfs.

Man glaubte bisher fast allgemein, daß der Maulwurf nicht nur an animalischer, sondern auch an vegetabilischer Nahrung Behagen finde, und schrieb lezterem Umstande vorzüglich die Verheerungen zu, über welche Gärtner und Agronomen zu allen Zeiten so bittere Klagen führten. Durch zahlreiche Versuche des berühmten französischen Physiologen Flourens scheint es indessen außer Zweifel gesezt, daß der Maulwurf ein rein fleischfressendes Thier ist und eher den Hungertod erleidet, als daß er vegetabilische Kost berührt. In Ermangelung anderer thierischer Nahrung schont er sogar seines Gleichen nicht, und der Schwächere und Furchtsamere wird unvermeidlich die Beute des Stärkeren oder Beherzteren. Merkwürdig ist auch die Beobachtung des genannten Naturforschers, daß 10 bis 12 Stunden das Maximum der Zeit sind, die der Maulwurf ohne Nahrung ausdauern kann, und 5 — 6 Stunden Hunger reichen schon hin, ihn in den Zustand der größten Schwäche zu versetzen. Aus den angeführten Thatsachen leuchtet zur Genüge ein, daß die Verheerungen, welche dieses Thier in Gärten u. s. w. verursacht, nicht eine Folge seiner Vorliebe für vegetabilische Kost, sondern vielmehr des unermüdlichen Eifers ist, womit er seiner Nahrung, den Insekten und Würmern, nachjagt. Mögen daher die Oekonomen nicht vergessen, daß jene Verheerungen zum Theile dadurch vergütet werden, daß der Maulwurf unzählige schäd-

liche Würmer und Insekten, vorzüglich aber die Larven des Maikäfers, diese Geißel des Landbauers, vertilgt und daß eine gänzliche Ausrottung dieses so hart verfolgten Thieres ohne Zweifel größeren Nachtheil als Gewinn herbeyführen müßte.

F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Es thut mir leid, es sagen zu müssen, daß sich unter unsern Fremden viele Griechen oder angebliche Griechen großen Tadel ausgesezt haben. Einige, die schon länger hier lebten und durch ihren Namen angesehen waren, machten leichtsinnige Schulden und sind heimlich davon gegangen, andere stahlen, betrogen und bettelten, um das von gutherzigen Menschen Empfangene zu verschlemmen. Dieß bewog den seit mehreren Jahren hier lebenden Zantiotischen Grafen Lunzi, den Verfasser einer sonderbaren Lobschrift auf die griechischen Klephten gegen einen trefflichen Aufsatz unsers Sullin de Chateauvieron, eine Warnung gegen die angeblichen Griechen bekannt zu machen und zu bitten, „man solle ihnen nicht eher etwas geben oder anvertrauen, bevor man sich bey andern Griechen erkundigt.“ Eine etwas starke Zumuthung in einer Stadt, wo keine Müßiggänger zu Hause sind und die Leute nicht Zeit haben, die hier lebenden Griechen auf Kaffeehäusern, Lustpartien, Spazierritten u. s. w. aufzusuchen, um bey ihnen Erkundigungen einzuziehen, ob ein um Unterstützung Bittender in griechischer Nationalkleidung, griechisch sprechend und mit griechischen Gesichtszügen auch wirklich ein Grieche sey? Wer kann es den Genfern übel nehmen, daß sie lieber keinem Individuum dieser Nation mehr trauen, für die sie so viel gethan? Ueberdieß spricht noch manches Andere gegen sie. So waren z. B. in der Erziehungsanstalt des Professors J. Humbert, eines großen und enthusiastischen Griechenfreundes, eine Menge junge Griechen, manche selbst von berühmten Namen. Er hat sie aber nach und nach Alle entfernt und nimmt keine Neuen mehr an. So lange der Graf Capodistrias hier war, hielten sie sich sehr ordentlich und bescheiden unter seiner strengen Vormundschaft und Aufsicht; seit er aber fort ist, kann man nicht viel Gutes von ihnen rühmen. Indessen leben doch noch manche wackere, thätige und ordentliche junge Griechen hier, die ihrem Vaterlande keine Schande machen.

Man mag über die Engländer und ihre spröde Weise noch so viel spotten, man muß ihnen doch nachsagen, daß gegen ihre Pünktlichkeit im Zahlen nicht das Geringste einzuwenden ist. Das knickert und sperrt sich dabey, ist dumm-stolz, unbehülflich und insolent, aber — es zahlt doch. Man hat annähernd die Zahl der Engländer berechnet, die jährlich von ihrer Insel nach dem Kontinent reisen. Zu Calais und Boulogne landen ungefähr 20.000, eben so viel in den holländischen und andern Seehäfen. Im Durchschnitt kann man annehmen, daß sie zwey Monate auf dem Kontinent bleiben und daß jeder täglich eine Guinee oder 25 Franken verzehrt, aber viele hatten sich Jahrelang auf dem Kontinent auf und verzehren dabey viel mehr. Dieß macht also 60 Guineen auf den Kopf, und diese, mit 40.000 multiplizirt, geben eine Summe von 2.400.000 Guineen oder sechszig Millionen Franken. Unsere Gastwirthe, Uhrmacher, Bijouteriehändler u. s. w. wissen dieß sehr gut. Hiernach trugen die 206 Engländer, welche sich voriges Jahr längere Zeit hier aufhielten, und die 1681, die ungefähr nur 4 bis 8 Tage dablieben, der Stadt gegen 18.964 Guineen oder 464.100 Franken ein. Dafür, meynen die Genfer, müsse man sich schon etwas gefallen lassen. Unter den 135 Amerikanern, die hier durchkamen, war Cooper der ausgezeichnetste. Im Ganzen hatten wir, inclus. der Handwerksgesellen, gegen 50.000 Reisende, worunter die Schweizer, Piemonteser und Savoyer, Deutsche, Franzosen und Engländer am häufigsten waren.

Unter den Deutschen machte uns der Violinist Moliane aus München durch sein treffliches Spiel das meiste Vergnügen. Mit ihm gab der Violoncellist Menter und die Contra-Altsängerin Julia Robert aus Frankreich ein schönes Konzert, leicht das beste, das wir diesen Winter hier hatten. Bey jedem war zu bemerken, daß unserm Orchester das verständige Haupt fehlte, welches voriges Jahr so günstig auf unsere Musik wirkte, der Musikdirektor Fränzl von München, der sich einige Monate auf seiner Reise hier aufgehalten und für diese Zeit die Leitung des Orchesters übernommen hatte.

Da wir einmal bey der Kunst sind, muß ich Ihnen etwas Artiges erzählen, das sich ganz in unserer Nähe zugetragen hat. Am Fuße unserer nachbarlichen Berge liegt ein kleines Dorf, Petit-Bornand geheißen. Unter den vielen Leuten, die aus dem armen Ort auswandern, befand sich auch vor langen Jahren ein junger Bauer. Er ging nach Rom, kam dort in die Dienste des Kardinals N. und stieg täglich in seinem Wohlwollen, da dieser die treue, uneigennützige Anhänglichkeit des Savoyarden wohl zu schätzen wußte. Endlich aber kam Pierren doch die Sehnsucht nach seiner Heimath, und es war seines Bleibens nicht länger in Rom, in den vergoldeten Marmorzimmern seines Herrn. Sehr ungern gab ihm dieser den Abschied, und um dem treuen Diener sein ausgezeichnetes Wohlwollen zu beweisen, erlaubte er ihm, von seinen Mobilien das Stück zum Andenken zu nehmen, welches ihm am meisten gefalle. Was wählte nun der wackere Savoyarde? einen großen Spiegel? einen sammtnen Lehnstuhl oder eine silberne Schüssel? Nein, ein Bild aus des Kardinals Kabinet, die Kreuzabnahme von Guido Reni. So hatte es der geistliche Herr nicht gemeynt und er wollte nicht recht daran. Da aber Pierre versicherte, er habe um das schöne Bild nur gebeten, um es der Kirche seines Dorfes zu verehren, so willigte der Kardinal endlich ein. Das Bild kam auch glücklich in Petit-Bornand an und hatte schon einige Jahre lang die Kirche geschmückt, als die Franzosen kamen und nach ihrer Art das Gemälde flugs wegschleppten. Als ihre Herrschaft ein Ende hatte, wurde es wie so vieles Andere von der sardinischen Regierung reklamirt; es war aber verschwunden. Erst voriges Jahr erfuhren die Einwohner von Petit-Bornand genau, wo es stecke; sie thaten deßhalb sogleich Schritte bey ihrer Regierung. In Frankreich konnte man die Sache nicht läugnen, wollte aber das Bild nicht herausgeben, sondern bot der blutarmen Gemeinde eine bedeutende Summe dafür. Sie ging aber nicht von ihrem Recht ab, und vor Kurzem ist endlich das Gemälde wirklich herausgegeben worden, und hängt nun wieder über dem Altar der kleinen Kirche.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Mai 1829.

Liebt' ich den Bruder nicht, wie glücklich könnt' ich seyn!

Corneille
Rodogune.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Nephtaly hatte nur eine Tagereise zu machen. Vor Untergang der Sonne kam er schon nach Luza und fragte nach der Wohnung des Abdias. An der Thüre begegnete ihm ein Greis. „Was wünschest Du?" sagte dieser zu ihm, „bist Du einer unserer Brüder? doch, wer Du auch seyest, beehre mein Haus mit Deiner Gegenwart, und ruhe diese Nacht bey mir aus." Nephtaly trat näher zu Abdias und antwortete: „Dank sey dem Höchsten! Er ist's, der mich nach Luza leitete, um Dir im Namen meines Vaters Sadok, des Priesters des lebendigen Gottes, diese Gaben, die uns der Ewige von den Wohlthaten der Erde zutheilte, anzubieten. Mein Vater Sadok bittet Dich, Deine Tochter Rachel meinem Bruder Elieser zur Gattin zu geben, Eliesern, dessen Name Dir ohne Zweifel schon bekannt ist, und den Israel für den würdigen Nachfolger Aarons und Sadoks erkennt." „Täuschest Du mich nicht mein Sohn?" entgegnete der Greis mit sanftem Lächeln, „ist es der Hirte Abdias, der ärmste unter den Kindern Jemini, den der Hohepriester der Hebräer um seine Tochter bitten läßt?" „Ja Du bist es," sagte Nephtaly. „Wir sind Kinder Eines Vaters. Die Söhne Levis halten zwar das Rauchfaß; aber die vor dem Herrn beten, sind ihre Brüder; die Rechtschaffensten sind die Ersten." Abdias nahm statt aller Antwort Nephtalys Hände und schloß sie gerührt in die seinigen, er schwur beym Namen des Ewigen, daß seine Tochter in diesem Augenblicke die Gattin Eliesers seyn solle. „Sie ist noch auf dem Felde mit der Heerde," sezte er hinzu; „die Sonne ist aber schon hinter den Bergen von Seir, meine Tochter wird bald zurückkehren. Komm herein, mein Sohn, unter mein ländliches Dach; ich wähle indessen das Lamm aus, das ich Dir zu Ehren schlachten will."

Der Bruder Eliesers, allein in der Hütte, fühlte sich von innerer Lust und einem unwiderstehlichen, sanften Sehnen ergriffen, das er sich nicht erklären konnte. Alles gefiel ihm in dieser einfachen Wohnung, alles fesselte seine Blicke. Mit Rührung betrachtete er die schöne Ordnung, in welcher die irdenen Gefäße zur Aufbewahrung der Milch, die von Binsen geflochtenen Körbe, die Schäferstäbe, die Blumenkränze vom lezten Feste gereiht waren. Alles sprach an das Herz Nephtalys, alles vermehrte seine Unruhe. Aber bald vernahm er nahe am Hause das Blöcken der von der Waide zurückkommenden Heerde. Nephtaly zitterte und unterstand sich nicht aus dem Hause zu gehen; er fragte sich selbst um die Ursache seiner Furcht. Er suchte und rufte den Abdias; der Greis kam und führte seine Tochter herein. Nephtaly sah sie ... „O, allmächtiger Gott," so sprach er zu sich, „das ist sie, das ist die Israelitin, die ich gerettet habe; das ist die schöne Unbekannte, deren Bild mich seitdem nicht mehr verließ und die mein Herz entflammte!" Unbeweglich, wie der Wanderer, der in einer Wüste von einem plözlichen Gewitter überfallen wird, stand er mit

Digitized by Google

ausgebreiteten Armen da und hielt nur mit Mühe den Ausruf zurück, der ihm schon entschlüpfen wollte.

Rachel trat vorwärts mit niedergeschlagenen Augen. „Meine Tochter," sagte Abdias zu ihr, „heute ist der schönste Tag Deines Lebens; der tugendhafte Elieser, der Sohn und Erbe des Hohenpriesters, verlangt Dich zur Gattin. Sein Bruder, den Du vor Dir siehst, hat schon meine Zusicherung. Gib auch Du ihm Dein Wort und danke dem Ewigen, daß er Deine Jugend und mein graues Haar einer solchen Verbindung gewürdigt hat." Bey diesen Worten erhebt Rachel ihr Haupt und wirft einen furchtsamen Blick auf den Bruder ihres Gatten ... Sie erkennt ihn ... stößt einen heftigen Schrey aus und läßt ihren Kopf wieder sinken; Todtenblässe überzieht ihr Gesicht, ihre Knie zittern und brechen; ohne Farbe und ohne Bewegung sinkt sie in die Arme ihres Vaters. Aber Nephtaly eilte ihr beyzustehen und Rachel kam bald wieder zur Besinnung; sie gab sich Mühe, ihren Vater zu beruhigen, und schüzte heftigen Durst als die Ursache der Ohnmacht vor. Jezt bat sie Nephtaly, den sie mit festem Blick ansah, ihr eine Erfrischung zu reichen. Nephtaly, der sie nur gar zu gut verstand, füllte ein Gefäß mit reinem Wasser und reichte es ihr mit niedergeschlagenen Augen, kaum athmend und mit zitternder Hand. Rachel wandte sich hierauf zu dem Greise und sagte mit schwacher Stimme: „Mein Vater, Du hast mich dem Sohne Sadoks zur Gattin versprochen, ich gehorche schweigend. Mein Herz wird meiner Hand folgen, wenn der Bruder Eliesers versichert, daß er hieher gekommen ist, mich seine Schwester zu nennen."

Diese Worte, an Nephtaly gerichtet, begleitete sie mit einem Blick halb des Zorns, halb der zärtlichsten Liebe. Mit welcher Gewalt drang der Blick in die Seele des jungen Hebräers! welche Qual duldete er in diesem Augenblicke! Allein der Freundschaft stand die Tugend schüzend zur Seite; Elieser, der abwesende Elieser, siegte über die Gegenwart der reizenden Rachel. „Ja," sagte er mit Rührung, „mein Bruder fühlt heiße Liebe für Dich. Sein Glück, seine Zufriedenheit, sein Leben hängt davon ab, daß Du sein werdest. Ich selbst verlangte, Dir seine Wünsche überbringen zu dürfen; auf den Knien wiederhole ich meine ernstliche und dringende Bitte."

Schnell sprach er diese Worte aus, weil er fürchtete, sie bey längerem Besinnen nicht vollenden zu können, und fiel vor Rachelu auf die Knie, ohne sie anzusehen. Seine Seele war nun weniger gepreßt. Zufrieden, seine Pflicht gethan zu haben und seinem Bruder getreu geblieben zu seyn, fühlte er sein Unglück nicht mehr, und in dumpfer Ruhe erwartete er Rachels Antwort. Die Benjamitin hatte ihn bald erröthend, bald erblassend angehört. Sie ging von Nephtaly weg, gab ihm ein Zeichen aufzustehen und sprach: „Ich bin beruhigt, ich nehme Eliesern zu meinem Gatten. Erlaube mir jezt nur, den Rest dieses Tages dem Abschiede von meinen Freunden widmen zu dürfen. Ich liebe sie, ich liebe alle die Orte, wo ich meine Jugend zugebracht und wo ich so lange glücklich war. Morgen muß ich sie verlassen; der Bote Eliesers wird mir daher meine Thränen verzeihen."

Nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, ging sie schnell weg.

Die Nacht hatte ihren Schleyer schon über die Erde ausgebreitet, als Rachel wieder zurück kam. Feyerlicher Ernst glänzte auf ihrer Stirne. Sie nannte Nephtaly ihren Bruder; mit Sorgfalt beobachtete sie die Pflichten der Gastfreundschaft gegen ihn, machte Lämmerfelle zu seinem Nachtlager zurecht, bereitete das Abendmahl, überstreute den Tisch mit Blumen, sezte sich zu dem jungen Hebräer und legte ihm das beste Stück von dem gebratenen Lamm vor. Abdias lächelte seiner Tochter Beyfall zu; sie allein belebte die Mahlzeit, ohne Nephtaly durch Fragen oder Anspielungen in Verlegenheit zu sezen; dieser wagte es nicht sie anzusehen, sie aber verkürzte den Abend, indem sie bald wegging, um sich dem Schlafe in die Arme zu werfen.

Des andern Morgens, mit Anbruch des Tages, war Rachel schon bereit sich auf den Weg zu begeben. Ihr Vater wollte sie begleiten, und Nephtaly dankte dem Himmel für diesen Entschluß. Rachel, geschmückt mit den Geschenken, die ihr Sadock überschickt hatte, bestieg das sanfte Thier, das Nephtaly am Zaume führte. Er ging mit niedergeschlagenem Haupte einher und getraute sich nicht diejenige anzublicken, die er führte. Rachel beobachtete ihn schweigend, sie widerholte sich's und gab sich Mühe zu glauben, Nephtaly habe sie nie geliebt, nur aus Mitleid ihr das Leben gerettet, nur darum ihr den grausamen Dienst geleistet, um sie für einen andern zur Gattin zu werben, und die düstre Schwermuth, die sie auf seinem Gesichte sah, sey nichts als der gewöhnliche Ausdruck seines Gemüths. Nach diesem Selbstgespräche fühlte sie einen heimlichen Widerwillen in sich, den sie für Haß nahm. Ihr Herz gab ihr Beyfall, und sie bemühte sich jezt wirklich, diesen Menschen recht sehr zu hassen; indessen benuzte sie die Verlegenheit des jungen Hebräers, ihn beständig anzusehen, und nur mit Mühe konnte sie ihren Blick von ihm wenden, ob sie sich gleich darüber Vorwürfe machte.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Anfrage eines Todtengräbers. *)

Ein Todtengräber zu London fragt im Mechanics Magazine, wie er es anfangen solle, um in seinem Kirchhofe fortan ein Grab zu graben. Die Erde hält nicht mehr, und er hat doch im Durchschnitte täglich 8 Gräber zu fertigen. Wie er etwas tief in die Erde kommt, so stürzen die Wände des Grabes von beyden Seiten ein, und mehrere seiner Arbeiter wurden schon öfters bis an die Brust verschüttet; in größerer Tiefe schweben sie in offenbarer Lebensgefahr. Er wird oft Tage lang mit einem Grabe nicht fertig und die Leichenbegängnisse müssen aus Mangel eines Grabes verschoben werden. Die gewöhnliche Methode des Ausspreizens mit Brettern geht in diesem morschen Grunde nicht mehr an.

Wir sind von einem andern Todtengräber in Deutschland, dessen Kirchhof dicht an einem Flusse liegt, gefragt worden, was er thun soll, um ein Grab zu graben, wenn das Wasser steigt. Er steht oft bis über die Knie im Wasser, wenn er ein Grab graben muß! — So steht es mit unserer medizinischen Polizey! Vergebens hat Joseph, der Unsterbliche, Europa das erste Beyspiel der medizinisch-polizeylichen Klugheit, um nicht zu sagen Nothwendigkeit, gegeben, die Kirchhöfe außerhalb der Städte und Märkte ꝛc. zu verlegen; in der größten Stadt Europens, in London, werden die Todten noch jezt in der Stadt begraben. Eben dieß ist in vielen Städten Deutschlands noch heut zu Tage der Fall, und selbst in mehreren derjenigen, wo die Leichenäcker vor einigen Jahren außerhalb des Umfangs der Stadt verlegt wurden, hat die schnell zunehmende Vergrößerung derselben sie wieder in den Bezirk der Stadt gebracht. Mehrere Kirchhöfe Deutschlands sind bereits fast auf dem Punkte des oben erwähnten Kirchhofes in London, und alle müssen in der Reihe der Jahre dahin kommen, daß kein Grab mehr in denselben hält. Was wird das Resultat hiervon werden? Wird das Fortschreiten der Kultur uns eben dahin bringen, wohin sie die klassischen Völker des Alterthums brachte, wenigstens zu einer verständigen, der Natur gemäßen Aufbewahrung der irdischen Reste unserer Lieben, die wir jezt im Grabe, ferne von uns, vermodern lassen, während der Heide ihnen den ersten Platz in seinem Hause weihte, und die Asche seiner Lieben in Denkmälern der Kunst aufbewahrte, die wir noch heut zu Tage, nach mehr denn zwey tausend Jahren bewundern? Daß das Verbrennen der Leichen die zweckmäßigste Art der Entfernung derselben und die zärtlichste Weise ist, die Reste der Erde, aus welcher der Mensch gebildet ward, aufzubewahren, hat die Geschichte der klassischen Jahrhunderte erwiesen; nur bey Wilden finden wir die in die Erde gegrabenen Gräber, die sich, nebst vielen andern Spuren des Dschirokhsen-Zustandes, in welchem die Deutschen vor kaum sechszehn Jahrhunderten gewesen sind, in unserem heutigen Zustande noch erhalten haben. Durch das Verbrennen der Leichen werden alle jene Nachtheile entfernt, welche die ärztliche Erfahrung so vieler Jahrhunderte aus dem Einscharren der Leichen in die Erde in der Nähe der Wohngebäude entstehen sah. Unsere heutige Pyrotechnik hat uns die Leichen schneller und mit geringeren Kosten einäschern gelehrt, als mittelst des Scheiterhaufens. Das Einäschern würde nicht so viel kosten als der Sarg und das Grab kostet. Man muß nicht vergessen, daß der menschliche und überhaupt jeder thierische Körper Brennmaterial genug in sich selbst führt, und so zu sagen nur angezündet zu werden braucht, um zu brennen.

Mehr als ein Paar Tausend Pferdeleichen wurden bey der lezten Invasion in Frankreich vor den Mauern von Paris in ein Paar Mal vier-und-zwanzig Stunden verbrannt, und dieß in offenem Feuer. Die Gesundheit der Einwohner litt nichts durch diese Einäscherung, sie würde aber sehr gelitten haben, wenn ein Paar Tausend Pferde in ihrer Nähe eingegraben worden wären.

Kaiser Joseph hatte wirklich die Idee, die Einäscherung der Leichen als die gesezliche Begräbnißart in seiner Monarchie wieder einzuführen; allein ein damals noch junger Mann, den wir nicht nennen wollen, weil er vielleicht noch leben könnte, und es ihm unangenehm seyn möchte, wenn wir ihn nennten, bemerkte ihm: „Ew. Majestät, das deutsche Volk ist noch keiner altrömischen Idee fähig. Es verbrennt nur seine Ketzer und seine Hexen.“ Joseph klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Du hast Recht; die Leute sind noch zu —— zu etwas Gescheidtem.“

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Erstes Maiheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Der Privatenthusiasmus, welchen man unsern Einwohnern zum Vorwurf macht, tritt dann und wann etwas solider auf. An die vergangenen Zeiten brauchen wir nicht zu erinnern; aber in diesem Augenblicke bewährt sich der Wohlthätigkeitssinn der Berliner, oft schon gerühmt, werkthätig und schnell. Die Nachrichten von den Verwüstungen des Wassers in Ost- und West-Preußen und Lithauen kamen zuerst als

Digitized by Google

partielle Unglücksfälle durch Anzeigen der näher oder entfernter Betheiligten zu unserer Kenntniß. Aber während noch jener Prediger über die Verluste seiner Gemeinde klagte und um Hülfe die Hände aufhob, kam schon sein Superintendent und sprach von seinen fünfzehn Ortschaften, wo die Grundbesitzer wenig, nichts, Viele nicht einmal das Leben gerettet hatten. Man wollte für die genannten Unglücklichen sammeln, da meldeten Briefe und Zeitungen von hundert Ortschaften, die unter Wasser ständen, und eine offizielle Anzeige der Regierung zu Marienwerder, die uns von der Größe des ganzen Unglücks in den Weichselniederungen unterrichten sollte, versicherte, daß alle Privatbeschreibungen nicht ausreichten. Ein seltener Fall, daß das Gerücht von einem Schaden hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Noch fehlen übrigens die detaillirten Beschreibungen, die Abschätzungen oder Vermessungen des Unglücks, und eben so wenig gehört in Ihre Blätter die Wiederholung alles dessen, was bisher davon bekannt geworden ist. Die Phantasie erhält weiten Raum, sich den Jammer zu malen. Zuerst erfuhr man von den Verwüstungen des Pregelstroms in und um Königsberg. Sie haben nur Schaden am Eigenthum zugefügt und kamen gegen die späteren gar nicht in Betracht. Noch hat man nicht offiziell die vielen Durchbrüche der angeschwollenen, mit mächtigen, Alles zerstörenden Eismassen dahertreibenden Weichsel gezählt. Wo ein Hauptbruch erfolgte, versteben sich die Nebeneinbrüche und das allmählich weitere Losspülen der Deiche von selbst. Das erste Nothgeschrey kam aus der Danziger Niederung; die halbe Stadt stand unter Wasser und der wüthende, unaufhaltsame Strom brach sich ein neues Bette, indem sein gewaltiger Anprall eine Schanze an der Weichselmündung ins Meer spülte. Nachdem man erfahren, daß das ganze fruchtbare Weichselthal unter Wasser stehe, glaubte man kaum, daß die Verwüstung ein größeres Maaß haben könne, und doch scheinen die lezten Nachrichten von den Ueberschwemmungen der Memel in Lithauen selbst dieses Bild eines großartigen Unglücks überbieten zu wollen. Die Berichte einer Kommission, welche aus Tilsit mit Rettungskähnen und Lebensmitteln zu den unter Wasser stehenden Ortschaften umhergeschifft ist und doch nicht überall retten konnte, grenzen an das romantisch Fabelhafte. Die meisten Unglücklichen fand man auf hohen Misthaufen, mit Kälte und Hunger kämpfend; sie hatten dieses ungewisse Asyl den Dächern vorgezogen, indem sie fürchteten, daß die Häuser unter ihnen einstürzen könnten.

Von den Memelgegenden weiß man noch wenig. Rührend ist es, zu erfahren, daß in der Weichselniederung eine große Anzahl Kinder in den Wiegen gerettet worden, zu denen sich noch keine Eltern und Verwandte gemeldet haben. Man schreibt dieß dem Umstande zu, daß die Landleute jener Gegenden ihre Kinderwiegen gewöhnlich in die obern Theile der Häuser stellen; so konnten die reißend steigenden Fluthen die unten schlafenden Eltern ersticken und fortschwemmen, ehe die Kleinen aus ihrem Schlafe erwachten. Auch hat man schwimmende Wiegen mit lebenden Kindern im Strome gefunden.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Mai.

(Beschluß.)

Unser Genf macht täglich größere Fortschritte in seiner Verschönerung und Erweiterung. Wenn aber nun auch neue Hafen, Quais, Brücken, bedeckte Märkte und Hallen angelegt werden, so bleibt doch noch gar Manches zu thun übrig. Vor Allem fehlt es unserer Stadt an Reinlichkeit. Wir haben zwar eine Chambre de netteté; sie gleicht aber dem Vehmgerichte, denn kein Mensch weiß, wo sie ist und was sie thut. Neulich machten die Kehrleute in einer Straße einen so gewaltigen Staub mit ihren Besen, daß die Leute des Quartiers über sie herfielen, die Staubmacher fortjagten und ihre Besen in tausend Stücke brachen. Sie sehen, es fehlt uns nicht an Muth, wenn nur die Gelegenheit dazu da ist. Daran zweifeln freylich die, welche über unsere Festungswerke spotten, deren Ausbesserung jezt wieder eine bedeutende Summe kostete und die wir mit dem besten Willen nicht zwölf Stunden halten können, wenn uns auch ein Paar Haubizen am rechten Fleck nicht noch früher zur Uebergabe geneigt machen. Unsere ganze Waffenmacht, Alles eingerechnet, besteht in 2003 Mann; zur Vertheidigung der weitläuftigen Festungswerke gehörten aber wenigstens 20,000 und das erforderliche Artilleriematerial. Gäben wir dieß Festungssystem auf, so hätten wir an den Casematten und Festungsgräben trefflichen Raum für die immer zunehmenden Magazine und Werkstätten, woran es in der Stadt fehlt. Genf, dessen Population bedeutend im Steigen ist, könnte sich nach seinem dringenden Bedürfnisse erweitern, die großen Kasernen könnten besser benuzt, es könnten die jezt streng versagten neuen Ketten- und Drathbrücken über einige Theile der Festungswerke angelegt werden, man könnte eine Menge neuer Häuser bauen, dadurch würden die Wohnungen wohlfeiler, die Stadt würde reinlicher und gesunder, tausend anderer Vortheile nicht zu gedenken. Man will nicht einsehen, daß unsere unhaltbaren, von mehreren Seiten dominirten Festungswerke im Falle eines Krieges selbst schädlich für uns sind. Sie dürften den Feind herbeyziehen, der außerdem nicht in unsere Nähe gekommen wäre, und kämen auch unsere Bundesgenossen schnell genug, um sie für einige Zeit zu vertheidigen, so könnten sie sie doch nicht für längere Zeit halten und wären in Kurzem darin wie in einer Mäusefalle gefangen. Dieß hartnäckige Beharren auf dem Festungssystem hat nach Einiger Meynung seinen Grund im pecuniairen Interesse. Werden die Fortifikationen aufgegeben, so erweitert sich schnell die Stadt, eine Menge Häuser werden gebaut, dadurch fallen natürlich die Hausmiethen; alle Hauseigenthümer verlieren dadurch mehr oder minder; sie sitzen im Conseil représentatif, das über die Sache zu entscheiden hat, und stimmen im Rath für die Beybehaltung des Festungssystems. So mögen allerdings Einige denken, aber lange nicht Alle, am wenigsten die vielen achtungswürdigen Männer in den höhern Ehren. Sie halten streng darauf, daß Genf mit seinen Festungswerken das Mittel bewahre, sich im Fall einer Ueberrumpelung wenigstens für sich und seine Consöderirten so lange zu halten, bis ihm, was nicht ausbleiben könne, Hülfe von irgend einer Seite komme. So angesehen, gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. Ein deutscher Fürst, der in Frankreich bewiesen hat, daß er den Krieg versteht, ging vor einigen Jahren über die Drathbrücke, wo man die südlichen und südwestlichen Festungswerke übersehen kann. Er blickte lange in das Labyrinth von Gräben, Contrescarpen, Schwalbenschwänzen, gemauerten Wällen, Casematten u. s. w. Endlich sagte er zu seinen Begleitern: „Ich habe die Genfer immer für kluge Leute gehalten, da ich aber sehe, daß sie diese gefährlichen Festungswerke beybehalten, so nehme ich meine Meynung zurück.“ Dieser Fürst hätte vielleicht anders geurtheilt, wären ihm die Gründe der Beybehaltung recht auseinandergesezt worden, da diese gar nicht militärisch, sondern politisch, volksthümlich, kommerziell und industriell sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Mai 1829.

Wo ist dein Gottentsprungner Himmelsquell?
Und kannst du armer, trüber, blut'ger Bach
Zurück zur Quelle fließen? Kannst du je
Die erste, reine Himmelsquelle werden?

Herder.

An die ungebornen Lieder.

(Aus G. F. Bocksbammer's Nachlaß.)

Frey im Reiche der Gedanken,
Fühlend nicht des Lebens Joch,
Rein und herrlich ohne Schranken
Steht ihr Ungefall'ne noch. —
Geister ungeborner Lieder,
Nicht in's Leben strebt hernieder!

Doch aus unsichtbaren Landen
Dränget sich die kühne Schaar,
Willig zu des Leibes Banden
Stellen selber sie sich dar,
Daß in irdischen Gestalten
Sie vor Menschen sich entfalten.

Und ihr laßt euch denn umgarnen,
Sinkend aus des Aethers Licht?
Und es frommet nicht mein Warnen,
Meine Stimme hält euch nicht?
So vernehmt, was sich im Leben
Künftig soll mit euch begeben.

Ach beengt ist und gefangen,
Was hienieden sich enthüllt,
Und das glühendste Verlangen
Nie auf Erden wird's gestillt.
Ob der Geist die Flügel spannet,
Hält die Form ihn doch gebannet.

Nicht, wie in des Aethers Höhen
Herrlich strahlet die Gestalt,
So nicht werdet ihr euch sehen,
Von der Erdenform umwallt.
Was auf Erden ist geboren,
Hat des Urbilds Glanz verloren.

Dennoch mit den Geistern droben
Ist verwandt ein schöner Sang:
Denn aus zartem Stoff gewoben
Ist des Liedes Wunderklang.
An des Urbilds erste Wahrheit
Mahnt der Dichtung stille Klarheit.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Abdias, eines kürzern Weges nach Silo kundig, als den Nephtaly Tags zuvor nach Luza genommen hatte, durchschritt eine lange Ebene, auf der nur hin und wieder einzelne Palmbäume standen, näherte sich den Bergen von Ephraim und kam gegen drey Uhr an den Fuß der Gebirge Remnon. Nephtaly, der dem Abdias folgte, ohne sich um den Weg zu kümmern, stieg ihm auf einem engen, krummen und mit wildem Gesträuche bewachsenen Pfade nach. Die Beschwerlichkeit

Digitized by Google

des Weges, die angestrengte Aufmerksamkeit, um Rachelu sicher zu führen, entfernten auf Augenblicke die schmerzlichen Gefühle, die ihn bestürmten. Nach langem und beschwerlichem Gehen kam er, mit Schweiß bedeckt, auf die Höhe der wilden Felsen. Hier sah Nephtaly um sich und erkannte den Ort, an welchem Rachel ihn um Hülfe angefleht hatte. Er stand zitternd stille, und durch eine unwillkührliche Bewegung fiel sein Blick auf Racheln. Rachel hatte diesen Blick erwartet, vermochte aber nicht ihn auszuhalten. Ihr Kopf sank auf ihre Brust, und mit beyden Händen verbarg sie ihre Thränen. Nephtaly fühlte seine Knie wanken und lehnte sich an einen Felsen; der Alte eilte ihm beyzustehen. „Laß uns hier ausruhen, mein Sohn, sagte er; wir haben die Hälfte des Wegs zurückgelegt und können schon einige Augenblicke hier verweilen.“ Abdias hob seine Tochter vom Thiere, führte sie zu Nephtaly und ließ sich selbst zu beyden nieder. Dem langen, traurigen Schweigen ein Ende zu machen, fragte Abdias Nephtaly, zu welcher Zeit und bey welcher Gelegenheit Elieser Racheln gesehen habe? Nephtaly erzählte ihm, wie Rachel in den Tempel gekommen sey, und sein Bruder das Opfer von zwey Tauben und einem Lamme, das sie dem Herrn für die Wiederherstellung der Gesundheit ihres Vaters darbrachte, verrichtet habe. „Für mich?“ rief Abdias und wendete sich an seine Tochter: „welch' unnöthige Besorgniß für mein Leben? es war ja von keiner Gefahr bedroht. Warum verbargst Du mir Deine Reise, warum sagtest Du mir nichts von dem Gelübde Deiner kindlichen Frömmigkeit, dessen Gegenstand ich war?“ „Man täuscht Dich, Vater!“ sagte Rachel, „dieses Opfer war nicht für Dich. Des Tags zuvor ward ich, Du weißt es, von den Moabiten verfolgt, ich floh und irrte in diesen wilden Felsen umher; dem gewissen Tode nur durch den Beystand eines jungen Jägers entgangen, verließ ich ihn sterbend, der mich zuerst gerettet hatte. Bald kam ich wieder zurück, suchte und fand ihn nicht mehr. Beunruhigt über sein Schicksal, zitterte ich, daß er unsern Feinden in die Hände gefallen seyn möchte. Des andern Tages gegen Abend reisete ich ab und trug die kleinen Gaben in das Haus des Herrn. Elieser betete für meinen Vater; ich aber flehte für meinen Wohlthäter.“ Bey diesen Worten erröthete Rachel und Nephtaly rief außer sich: „O Himmel! was sagst Du? das Opfer war für diesen glücklichen Sterblichen?“ „Ja,“ antwortete Rachel und sah ihn zärtlich an, „es war für den Retter meines Lebens; ich glaubte sein Leben in Gefahr, ich glaubte.... ich erfuhr darauf, er sey zum Leben und Glück genesen; ich erfuhr, er habe seine Gefahr und seine Wohlthat vergessen.“ Nephtaly erhob sich bey diesen lezten Worten schnell und sagte zu dem Greise: „mein Vater, wir wollen abreisen, mein Bruder erwartet uns sehnlich!“

Schon sank die Sonne in's große Weltmeer; die Heerden versammelten sich und zogen langsam die Berge herab, da näherte sich Abdias mit seiner Tochter und Nephtaly Silo, und erblickte das violette Zelt, unter welchem sich der Tabernakel befand. Sie hielten hier still, bezeigten dem Höchsten ihre Ehrfurcht, gingen nach einem kurzen Gebete weiter und kamen bald an die Thore von Silo. Hier erwartete sie Sadok, Elieser und seine Verwandte und Freunde schon seit einigen Stunden. Junge Mädchen von Silo in Feyerkleidern, mit Blumensträußen von weißen Lilien in der Hand, gingen vor Rachel einher, bekränzten sie mit Blumen und bestreuten den Weg; so führte man die reizende Braut, wie im Triumphe, dem Hohenpriester entgegen. Rachel warf sich vor ihm auf die Knie; Sadok hob sie auf, umarmte sie und stellte sie dem vor Liebe und Freude zitterndem Elieser vor. Die bescheidene Rachel war still und in sich gekehrt. Ihr Gatte, voll von seinem Glücke, trunken vor Wonne, schien seinen Bruder nicht zu bemerken. Doch jezt rief er ihn, breitete ihm die Arme entgegen, verließ Racheln und flog zu ihm; er führte ihn zu seiner Gattin, nahm beyder Hände, drückte sie zärtlich und brach nach dem Vaterhause auf. Der Hoepriester folgte mit Abdias; die jungen Mädchen gingen voraus, und die Einwohner von Silo standen am Wege und feyerten die schöne Verbindung mit jauchzendem Jubel.

Sadok bewirthete seine Gäste mit den Früchten und Erfrischungen, die zu diesem Zweck bereitet waren. Er unterhielt sich vorzüglich mit Abdias und schlug ihm vor, seine Tage bey seiner geliebten Tochter zu verleben und in Silo zu wohnen: „wir wollen uns vereinigen,“ sagte er zu ihm; „das Alter bedarf freundschaftlicher Unterstützung. Es ist für uns Greise nirgends besser als im Schooße unserer Familie. Mit dem süßen Namen Vater ergrauet man ruhig. Die zärtlichste Sorgfalt, die Rachel nicht immer genau abmessen möchte, wird Dir von Eliesern erwiesen, so wie mir von Racheln, wenn sie Elieser nicht immer gegen mich ausüben sollte.“ Abdias versprach bey ihm zu bleiben; Rachel dankte ihm gerührt für diese Zusicherung. Die zärtliche Aufmerksamkeit Eliesers nahm sie mit vieler Empfindung auf, und Nephtaly, der sein schmerzliches Gefühl verbarg, bemühte sich, eine heitere Miene anzunehmen; er war gegen Racheln und seinen Bruder freundlich und wünschte ihnen mit gerührtem Herzen Glück zu ihrer Verbindung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fahrt auf dem Tigris.

Ein französischer Beamter, der von 1807 bis 1828 ganz Westasien durchreiste, unter andern vier Mal das

Digitized by Google

wüste Arabien durchzog, und dessen Aussagen nicht blos offiziell sind, sondern auch glaubwürdig, mit andern Worten, Herr Vidal, bisher erster Dolmetscher seines Hofes zu Bagdad u. a. O. hatte die Güte, noch vor Bekanntmachung seines Reiseberichts mir sein Notizenbuch zu eröffnen; und da ich die Auszüge daraus im Ganzen geeigneter für ein anderes Blatt (das Ausland), als für dieses halte, so möchte ich wenigstens den Lesern des Morgenblatts eine einzige Merkwürdigkeit des Buches nicht vorenthalten, welche mir nicht minder anziehend als belehrend scheint.

Vor zweytausend Jahren und drüber erzählte Herodot seinen wißbegierigen Landsleuten ein ganzes Kapitel hindurch (Euterpe, 194) von der sonderbaren Schifffahrt auf dem Euphrat; die Stadt Babylon ausgenommen, hat er dort zu Lande kein größeres Wunder gesehen. Die Pracht Babylons ist dahin, und heut zu Tage kann Herr Vidal den Franzosen nichts Anziehenderes erzählen, als die sonderbare Fahrt auf dem Tigris. Die beyden Ströme sind nicht weit von einander und vereinigen sich bekanntlich, um in's Meer zu fließen. Ganz von Leder sind die Fahrzeuge, sagt Herodot; der Kalak (die Flöße) besteht aus Schläuchen, versichert Herr Vidal. Weidenkörbe that man vor zweytausend Jahren in die Schläuche, jezt bläst man sie auf. Einst legte man Stoppeln auf das Leder, jezt legt man ganze Zweige darauf. Kein Vorder- und kein Hintertheil hat das Fahrzeug, berichtet der Halikarnasser, und doch wird der Kalak, bemerkt Herr Vidal, ohne Segel, Mast, Steuer und Nagel, nach allen Richtungen in Bewegung gesezt. Zwey Ruder braucht man dazu, wie mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt, und die Ruder verrichten ihr Geschäft nach jeglicher Seite, wie sich dasselbe aus Herodots Worten ergibt.

Der gelehrte Mannert fand in einer früheren Quelle eine ähnliche, aber offenbar nicht so genaue Andeutung; denn er glaubte im fünften Bande seiner Geographie (Nürnberg 1797, S. 374), die erwähnte Flußschiffahrt habe jezt eine geringere Vollkommenheit als früher. Nichts fehlt außer dem von Herodot erwähnten Esel, der allein, oder mit etlichen Kollegen, von dem Fahrzeuge getragen wurde, und sodann das Fahrzeug, die Ladung ausgenommen, nach Armenien zurücktrug. Vielleicht nimmt man jezt Kameele dazu, die man nicht von Armenien kommen zu lassen braucht.

Diese Uebereinstimmung ist eben so interessant, als aus der Natur jener Ströme erklärbar.

Herodot beginnt nun ein anderes Kapitel (195) und spricht von der Kleidung; es trifft sich, daß Herr Vidal denselben Weg einschlägt. Herodot redet von einem linnenen und einem wollenen Gewand, Vidal desgleichen; nur war sonst das wollene kürzer, jezt das linnene; das leztere hing sonst bis auf die Füße herab, und jezt hüllen sich die Frauenzimmer, von der Stirn bis zu dem meist bloßen Fuße herab, in das wollene. Sonst trugen die Babylonier Sohlen, ungefähr den böotischen ähnlich, welche Herodot den Griechen nicht zu beschreiben brauchte; jezt gehen die armen Leute barfuß. Sobald sich ein Kalak sehen läßt, werfen sich die Weiber in's Wasser, schwimmen auf Schläuchen durch den reißenden Strom, bringen den Reisenden Rauchtabak, Mossuler Brod, frische Butter und Milch; natürlich nicht umsonst, und wenn nur viele Reisende hingehen wollen, so werden jene von Neuem auf größerem Fuße leben können.

Obige Bemerkungen war ich so frey, Herrn Vidal mitzutheilen; er freute sich, daß ich ihn mit Herodot verglich. Er für seinen Theil hatte seine Beobachtungen noch nicht mit denen seines Vorgängers verglichen, dessen nähere Bekanntschaft er bisher nicht gemacht hatte. Wie werden sich aber erst die Perser wundern, wenn sie im Herodot lesen, was sie jezt noch in ihrer Nähe sehen können. Bisher lasen die Perser die Schriften jenes Erzperserfeindes, der Griechenlands Sieg über Westasien beschrieb, nicht; aber einer ihrer Landsleute, der gegenwärtig Professor in London ist, übersezt so eben Herodot ins Persische. Wenn dieß Werk an den Euphrat und Tigris gelangt, so werden die dortigen Asiaten sehen, daß sie seit zweytausend Jahren und drüber nicht viel weiter gelangt sind, aber sie werden sich trösten durch den Gedanken, daß auch andere Völker nicht Anstalten treffen, um nach zweytausend Jahren viel weiter gelangt zu seyn, als gegenwärtig.

D.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Es ist wohl schon in Deutschland bekannt, daß hier vier Chinesen angekommen sind,*) welche, wie es heißt, von den französischen Missionarien nach Frankreich gesendet wurden, um sich auszubilden. Die Neugierde der Leute, diese vier geschornen Menschen in Schlafröcken zu sehen, ist dießmal vielleicht verzeihlicher als sonst. Die Ultrablätter behaupten ernsthaft, wenn diese vier Jünglinge sich in Frankreich ausgebildet hätten, so sollten sie wieder nach China gesendet werden, um dort den Saamen künftiger Civilisation auszustreuen; allein ich möchte wetten, daß von diesem Saamen wenig aufkeimen wird. Wer weiß auch, was für Menschen die Missionarien zu ihrem Behufe mögen aufgefischt haben! Der Courrier français äußert mit Recht, das beste Mittel, um China zur Civilisation vorzubereiten, sey, Handelsverbindungen mit diesem Reiche anzuknüpfen zu suchen, und die Kaufleute würden bessere Bekehrer seyn, als die Missionarien. Natürlich haben die Ultrablätter an dieser Aeußerung großes Aergerniß genommen, und sie hatten es für sehr verwegen, auch nur den Ursprung der vier sonderbaren Menschen in

*) Wir verweisen auf Nr. 124 des Morgenblatts.
D. Red.

Digitized by Google

Zweifel ziehen zu wollen. Es heißt, sie werden in wenigen Tagen ihre chinesische Tracht ablegen und mit Seminaristenröcken bekleidet werden. Wer sie also noch in ihren bunten Schlafröcken sehen will, mag eilen. Man muß es den Parisern verzeihen, daß sie in Hinsicht solcher fremden Figuren etwas mißtrauisch sind und sich nicht gern etwas aufbinden lassen. Seitdem man selbst König Ludwig XIV. mit einer vorgeblichen Gesandtschaft aus Siam geäfft hat, ist mancher Betrug mit Personen aus fremden Welttheilen in Paris gespielt worden, und mit der Civilisation, die man durch einzelne Personen in barbarischen Ländern hervorzubringen hoffte, hat es bisher wenig auf sich gehabt. Die vier Chinesen werden in ihrem Seminar schwerlich etwas anders lernen, als was sich auf den geistlichen Stand bezieht, und dadurch wird ihrem Vaterlande wenig geholfen seyn. Zweckmäßiger ist die Bildung, welche den egyptischen Jünglingen zu Theil geworden ist, obschon hier ein nicht sehr löblicher Nebenzweck vorwaltet, da es dem Pascha von Egypten hauptsächlich darum zu thun ist, gute Offiziere nach europäischem Fuße zu bilden. Anfangs waren diese Jünglinge hier in einem besondern Hause vereinigt, dem man schon den Namen egyptisches Kollegium gegeben hatte. Nachher hat man eingesehen, daß, wenn die Jünglinge in dieser abgesonderten Anstalt beysammen blieben, sie wenig von französischer Bildung annehmen würden; dazu kam noch, daß sie ihre Zeit verloren, indem sie kein französisch, die Lehrer aber kein arabisch verstanden. Somit beschloß man weislich, die jüngern in französische Erziehungshäuser zu vertheilen, wo sie dann, in beständigem Verkehr mit französischer Jugend, bald Sprache, Sitten und Gebräuche erlernen würden; die ältern hingegen blieben in der besondern Anstalt oder miethoten sich in der Stadt ein, um dem öffentlichen mathematischen, chemischen und andern Unterrichte beyzuwohnen. Dadurch hat man den Zweck erreicht. Die jungen Egyptier, Kopten und Armenier haben sich ziemlich leicht gebildet; sie sprechen sehr geläufig französisch und machen augenscheinliche Fortschritte in den Wissenschaften; einige kennen schon ziemlich gut die französische Literatur und besuchen fleißig die Schauspiele; andere sind, mit nützlichen Kenntnissen bereichert, schon in ihr Vaterland zurückgekehrt. Könnte mit der Sendung solcher fähigen Jünglinge aus Egypten nach Frankreich ein halbes Jahrhundert lang fortgefahren werden, so würde sicher ein solches Unternehmen auf den moralischen Zustand Egyptens nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben, so große Hindernisse auch der muselmännische Geist und der türkische Despotismus den Fortschritten der Bildung entgegensetzen. Hört das Versenden der Jünglinge nach Frankreich aber bey dem Tode des jetzigen Pascha's auf und hat es keinen andern Zweck, als die türkischen Armeen der Vorzüge der europäischen Heere theilhaftig zu machen, und den Hrn. Pascha und seinen Großsultan dadurch in Stand zu setzen, die Völker desto leichter und länger zu unterdrücken, so möchte man denken, es wäre eben so gut unterblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Wenige der schwachgebauten Häuser sind da stehen geblieben, wo der Strom mit ganzer Gewalt hinstürzte. die, welche erhalten wurden, sind in ihrem Grunde unterwühlt und durchweicht, daß man an eine Reparatur nicht ohne Gefahr gehen dürfte. In einer weiten, der fruchtbarsten, Strecke unseres von der Natur so wenig begünstigten nördlichen Vaterlandes ist der Reichthum der sehr betriebsamen Bewohner, ihre Viehzucht, in einigen Stunden auf einmal vernichtet. Die Wintersaat ist überall verloren. Noch weiter hinaus droht der unermeßliche Schade, den der die Weichselüberschwemmungen allemal begleitende Flugsand den fruchtbaren Niederungen zugefügt haben wird. Generationen können wechseln, ehe diesem Kiessande wieder Produktionskraft gegeben ist; man muß eine ertragsfähige Schichte Dammerde darüber bauen oder ihn fortschaffen. Zu jeder Operation gehört ein halbes Jahrhundert, die letztere Arbeit übersteigt fast menschliche Kräfte, und es bleibt zweifelhaft, ob, wenn man den Sand mit herkulischer Kraft fortgeschafft, man den alten Fruchtboden wieder finden wird und nicht die Fluth die Dammerde mit sich fortgespült hat. Wird doch sogar hier und da ein Grenzstreit entstehen, wo Gräben, Wälle, Hügel, Wasserbäche und Häuser von der Fluth verschlungen sind. Die Geretteten sehen mit banger Erwartung dem Sinken des Wassers entgegen. Nur die entfernter von ursprünglichen Durchbrüchen gelegenen Besitzer haben einige Hoffnung, indem der Kiessand sich gewöhnlich nur dahin lagert, wo ihn beym Durchbruch die ganze Stromgewalt mit hinträgt; wo das Wasser sich späterhin widerstandlos hin ergießt, hat es nicht die Kraft, seinen fürchterlichen Bodensatz mit sich fortzuschleppen.

Ich möchte sagen, schnell wie das Wasser wuchs hier die thätige Theilnahme. Kollektensammler bey großen Unglücksfällen sind im Augenblicke bestellt. Die beyden Zeitungsexpeditionen (Hande und Spener und Voß) nehmen täglich Beyträge an und berichten darüber am folgenden Tage. Bis jetzt ist keiner vergangen, wo nicht eine enggedruckte Spalte mit Opfern, kleinen und oft sehr bedeutenden, gefüllt ist. Unser König hat sogleich über 100,000 Thaler aus seiner Privatchatoulle nach den Niederungen gesandt, nach andern sogar carte blanche gegeben; auch sollen die Ueberschüsse aller Staatskassen vom vorigen Jahre zu gleichem Zwecke angewiesen seyn. Am lebendigsten war die Kunst bey der Hand, und Berlin, das in diesem Frühjahre in der Musik fast unterging, hört Einheimisches und Fremdes noch einmal zu einem wohlthätigen Zwecke. So haben die Musikchöre der Garderegimenter, die Akademie, Paganini, Mad. Seidler u. s. w. Konzerte gegeben und mit dem vollsten Ertrage. Karl Blum veranstaltete mit Karl von Holtei ein musikalisches Deklamatorium, bis jetzt einzig in seiner Art, da sie die besten Kräfte beyder Theater freundschaftlich dazu vereinigten. Es werden Kupferstiche, lithographische Zeichnungen und sogar Bücher und Prachtwerke von Heldengedichten dafür herausgegeben (eines: „Alboin, König der Longobarden," von Gruppe aus Danzig, mit Kupferstichen nach Zeichnungen von Schadows Schülern; Alles umsonst geliefert, Manuskript, Zeichnung, Stich und sogar der Druck vom Verleger, Nauck, geschenkt), und wenn man eben erfährt, daß auch vom Auslande,*) z. B. Hamburg, bedeutende Gaben eingehen, daß fremde Monarchen, wie der König von Dänemark, menschenfreundlich beysteuern, so könnte man glauben, es sey fast genug geschehen, wenn nicht der Schade so groß wäre, daß die Mildthätigkeit nur den Schmerz des Augenblicks lindern kann.

*) Die Expedition der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg und die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zu Stuttgart haben sich angeboten, Beyträge für die Verunglückten anzunehmen und an die k. preußischen Behörden zu befördern.

Beylage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 128.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. Mai 1829.

Wenn die Hochzeitfackel lodert,
Sehet, welcher Gott sie hält;
Hymen kommt, wenn man ihn fodert,
Amor, wenn es ihm gefällt.

Gotter.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

So verstrich der Rest des Tages. Als das Licht der Lampen immer schwächer wurde, befahl Sadok seinen Söhnen, diese Nacht in dem Hause eines ihrer Verwandten zuzubringen. Beyde gingen zu Phanuel, um sich daselbst zur Ruhe zu begeben. Allein kein Schlaf schloß die ganze Nacht ihre Augenlieder. Elieser, den die Traurigkeit Nephtalys beunruhigte, schrieb sie der Liebe zu jener Israelitin zu, nach der er sich sehnte. Er hoffte ihn zu beruhigen, wenn er von dieser Unbekannten spräche und ihn versicherte, daß er sie nun bald mit ihm aufsuchen wolle. Nephtaly versuchte vergeblich, diese traurigen Gedanken zu entfernen, indem er den Gemahl der Rachel von dem Glücke unterhielt, in dessen Besitz er jezt schon sey. Elieser kam aber immer wieder auf die Empfindungen zurück, die sein Bruder nährte; er schwur, daß er nicht glücklich seyn könne, wenn es nicht auch sein Bruder sey, und bemühte sich zärtlich, sein leidendes Herz zu trösten und es völlig zu beruhigen. Endlich vergoldete die aufgehende Sonne die Gipfel der Berge und erleuchtete den Horizont. Der neue Gatte schmückte sich mit seinen schönsten Gewändern und Nephtaly machte sich's zum Geschäfte, seinen Bruder so glänzend wie möglich zu kleiden. Seine langen Haare legte er zuerst zurecht, dann zierte er ihn mit seinem eigenen Hauptschmucke, hierauf bedeckte er seine Schultern mit einem langen, hyazintfarbenem Mantel, mit welchem er sich immer bekleidete, wenn er in den kriegerischen Spielen der Israeliten den Preis der Geschicklichkeit und des Muthes davon getragen hatte. Sie kehrten nun beyde zu ihrem Vater Sadok zurück. Hier fanden sie schon die Leviten, die jungen Mädchen und das Volk vor der Thüre versammelt, die junge Braut erwartend. Sie erschien jezt in einem weißen Kleide, das Gesicht mit einem gestickten Schleyer bedeckt. Schüchtern, unruhig, beynahe wankend ging sie zu ihrem Vater, nachdem sie den Arm Nephtalys, der sie führen wollte, ausgeschlagen hatte. Elieser, von Freude durchdrungen, eilte mit den Leviten voraus in den Tempel und war sehr geschäftig, die Schlachtopfer herbeyzuführen und sie seinem Vater selbst darzureichen. Zwölf Widder wurden geopfert. Das Volk vereinigte seine Wünsche mit dem herzlichen Gebete des Hohenpriesters und flehte mit ihm zum Ewigen, diese neue Rachel, so schön wie die erste, möge Leas Fruchtbarkeit besitzen und beyde Gatten ein so glückliches Alter erreichen wie Sara und Abraham. Nach vollbrachtem Opfer wurden sie wieder zurückgeführt, sie gingen durch die ganze Stadt, sangen ihre Lobgesänge und bestreuten den Weg mit Blumen. Nach dieser Ceremonie gab Sadok den Neuvermählten ein Zeichen sich die Hände zu reichen, zum Beweise ihrer vollzogenen ehlichen Verbindung. Eliesers Hand zitterte vor Freude, Rachels Bewegung war noch sichtbarer. Nephtaly war nicht zugegen; aber beym Hochzeitfeste sezte ihn Elieser an die Seite seiner Gattin.

Der glückliche, liebenswürdige Elieser redete mit Rachel und Nephtaly nur von seiner Hoffnung, mit zwey ihm gleich theuern Wesen eines beneidenswerthen Glückes zu genießen, und wie sehr er wünsche, daß sein Bruder und seine Gattin sich so herzlich lieben möchten, wie er sie liebe. Rachel und Nephtaly errötheten, da sie sich's versprachen. Beyde zitterten und fühlten sich strafbar bey diesem Versprechen. Doch Nephtaly verließ sich auf seine Tugend und auf seine Freundschaft; Rachel aber hatte diese doppelte Unterstützung nicht, sie war daher unruhiger und wünschte die Gefahr zu fliehen. Da faßte sie einen kühnen Entschluß, den sie auf der Stelle ausführte; einige geräuschvolle Augenblicke benutzend, entfernte sie sich von dem Feste und bat den unglücklichen Nephtaly um eine geheime Unterredung.

Sie gingen, ohne sich anzusehen, nach der Einsamkeit des Feigenbaums, der am Rande des Abgrundes stand. Rachel sezte sich an den Stamm des alten Baumes, ließ Nephtaly neben sich sitzen und redete ihn mit fester Stimme an: „Die Augenblicke sind theuer, lassen wir sie nicht ungenüzt verstreichen. Wir können uns unsern innerlichen Streit nicht verbergen. Ich liebe Dich und Du liebst mich; ich eile Dir meine Wünsche zu sagen; Deine Tugend läßt mir sonst nichts übrig, als eben so tugendhaft zu seyn wie Du bist. Es ist mir nicht unbekannt, was sich seit jenem unglücklichen Augenblicke zutrug, da mich Elieser gesehen hat; ich will es aber für immer vergessen. Indessen weiß ich und bin überzeugt, daß Du Deine Liebe zu mir der Liebe zu Deinem Bruder aufopferst. Dieses Opfer ist edel und groß; Du opferst Deine Liebe der brüderlichen Zärtlichkeit auf, und es bleibt Dir wenigstens noch die Freundschaft übrig. Ach, ich fühle, man ist nicht so unglücklich, wenn man die Beruhigung hat, seine Pflicht gethan zu haben. Nephtaly, ich habe keinen Bruder! Du bist's, den ich mir erwählte, und doch muß ich die Gattin Eliesers seyn! Du bist's, dem ich das Leben schuldig bin! Glaubst Du denn nicht, daß Deine Wohlthat, die Bewunderung, welche Deine schmerzliche Aufopferung in mir erregt, der Anblick Deines immerwährenden, innerlichen Kampfes und Deiner Triumphe über Dich selbst die Empfindung der Liebe zu Dir, die ich doch ersticken soll, täglich steigern werden? Vergebens wirst Du stets Sieger seyn, Deine Siege machen mich immer schwächer; je länger ich Dich unglücklich sehe, desto liebenswürdiger wirst Du mir erscheinen; ich werde gegen meine eigenen Qualen zu ringen haben, ohne die Deinigen zu vermindern. Nur von Dir kann mir Hülfe kommen. Fliehe, fliehe weit von hier! Ist dieß nicht nöthig um Deiner Tugend willen, so erfordert es um so dringender die meinige und das Glück Deines Bruders; denn in Deiner Nähe, ich erkläre es, ist es mir unmöglich mich zu bekämpfen. Suche und finne auf einen Vorwand, welcher es sey; nur entferne Dich von Rachel. Komm, wenn es möglich ist, geheilt zurück, oder besser, komm nie mehr zurück!“

(Die Fortsezung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Ueber die Sklavengesetze auf Cuba und in den Vereinigten Staaten.

Vor Kurzem erschien in Boston ein Werk: „Briefe, im Innern von Cuba geschrieben, vom Februar bis Mai 1828, von Abiel Abbot 1829.“ Abbot war ein Geistlicher in Beverly in Massachusetts, und ging, wie so mancher Kranke, im Winter und Frühjahr zur Genesung nach Cuba. Es wird jezt immer häufiger, im Winter vom Norden der Vereinigten Staaten nach dem Süden, Charlestown, Neu-Orleans, oder nach Cuba zu gehen. Die stete Verbindung erleichtert das Reisen außerordentlich. Die Bäder von San Diego, berühmt wegen der heilsamen Quellen und munteren Gesellschaft, ein westindisches Spaa, werden immer mehr besucht.

Wir theilen aus diesem Werke einiges über die Sklaven auf Cuba mit, und vergleichen Abbots Berichte mit den Verhältnissen der Sklaven in den Vereinigten Staaten.

„Die verschiedenen Stämme der Schwarzen auf Cuba zeigen, wenn sie eingeführt werden, sehr bestimmt verschiedene Charaktere. Die Carrobaleen sind stolz, die Mandingos vortreffliche Arbeiter, groß, geschickt, zufrieden, und vermehren sich schnell; die Gangaren sind diebisch und laufen gern fort, sind aber dennoch sehr brauchbar; sie sind die häufigsten hier. Die Aschantes sind sehr selten, weil sie in ihrem Lande sehr mächtig sind. Der Janti ist rachsüchtig und läuft gern fort; die Ebros sind weniger schwarz als die andern und haben hellere Wolle. Die Behandlung der Sklaven ist in Südcarolina, hier war Herr Abbot gewesen, und auf Cuba sehr verschieden. In Carolina ist die tägliche Aufgabe auf allen Plantagen und für beyde Geschlechter dieselbe; 105 Quadratfuß, für jeden Neger genau abgesteckt, ist das Tagwerk des Sklaven; hat er dieß gethan, so kann sein Herr nichts weiter von ihm an dem Tage verlangen. Die Starken und Thätigen vollenden ihr Tagwerk gegen drey oder vier Uhr, zuweilen schon um zwey und ein Uhr; die Starken stehen oft den Schwachen bey, der Mann seiner Frau, die Eltern dem Kinde, und eine Art gegenseitigen Wohlwollens bildet sich unter den Sklaven eines Hauses. Auf Cuba hingegen haben sie keine bestimmte Aufgabe auf den Kaffee- und Zucker-Plantagen. Mit Ausnahme eines Theils des Sonnabends und Sonntags, gehört die ganze Zeit, in welcher der Sklave arbeiten kann, seinem Herrn. Sie stehen mit Tagesanbruch auf und arbeiten mit kurzen Zwischen-

räumen, um ihre Mahlzeiten einzunehmen, bis Sonnenuntergang; auf einigen Plantagen fangen sie schon beym Mondenschein oder bey Feldfeuern wieder an. Wenn sie sich in einer Reihe, einer nach dem andern, auf das Feld begeben, treibt sie der Treiber mit einem Peitschenknall, ohne zu hauen, zu schnellerem Schritte an; auf dem Felde arbeiten sie nahe beysammen, und zuweilen muntert sie der Treiber zu rüstigerem Werke mit einem Zurufe auf, wie Fuhrleute ihre Ochsen. Ich glaube aber, die Peitsche wird selten angewandt; ich wenigstens habe es nie gesehen, noch je gefunden, daß es nothwendig gewesen wäre. Der Schritt der Sklaven ist schnell, ihr Körper aufrecht, der Rücken einwärts gebogen, und ihre muntern, kräftigen Bewegungen, ja oft ihre stolze, anmuthige Haltung setzen den Fremden in Erstaunen. Es ist zum verwundern, mit welcher Schnelligkeit sie z. B. ein Feld voll Unkraut und kleinen Büschen reinigen. Keine Unterhaltung findet zwischen ihnen statt, man hört keinen lachen, sieht keinen sich auf die Hacke lehnen, und jeder Hieb scheint zu treffen.

So weit meine Beobachtung geht, haben sie gesunde, ja köstliche Speise, und so viel als sie verlangen. Ihr Essen ist gewöhnlich nicht, wie in Carolina, zugemessen, noch kochen sie es selbst; sie kommen in die Küche und nehmen so viel vom köstlichen Pisanggerichte als sie wollen; sie haben Rationen von Fisch, getrocknetem Fleisch und Gekröse. Außerdem haben sie ihre eigenen Lieblingsgerichte, die sie für sich kochen, Melanga, Ochra, und was sie sonst in ihren kleinen Gärten ziehen. Am Samstag Abend geben sie kleine Gesellschaften, zu denen sie ihres Gleichen einladen. Die Einfachheit ihrer Nahrung und die beständige Arbeit erhalten sie gewöhnlich gesund.

(Der Beschluß folgt.)

Ungedruckter Brief Wielands an den Verleger seiner Abderiten.

Mitgetheilt von Dr. Ernst Münch.

Ich danke Ihnen für die Mittheilung der hiebey zurückkehrenden Zeichnungen zu den Abderiten. Ich finde sie sehr wohl gemacht, und weiß nichts dabey zu erinnern, als daß nun alles auf Hrn. Geysers geschickte Ausführung ankommen wird. Ich bitte, Ihm besonders das Charakteristische in den Gesichtern (welches in der Zeichnung ziemlich gut angedeutet ist) zu empfehlen. Die ganze Figur des weggehenden Hippokrates, Miene, air de tête, Gebehrdung der Schultern und Arme, muß die kalte, mitleidige, halblachende Verachtung, womit er von den Abderiten scheidet, aussprechen, und gleichsam sagen: Das sind Narren, denen alle Nießwurz der Welt nicht helfen wird. Ich weiß wohl, wie leicht es in solchen Fällen ist, viel von einem Künstler zu fodern, und wie schwer es hingegen diesem fällt, auch nur halbweg zu leisten, was man fodert. Es kommt fast alles auf einen glücklichen genialischen Augenblick an — der auch einem Chodowiecky nicht immer zu Gebote steht. Ein einziger glücklicher Zug thut oft mehr, als eine Stundenlange Arbeit. Um den Käufern gleich auf dem Titel zu sagen, was diese neue Ausgabe von der ersten stückweisen Ausstattung der Abderiten im Merkur, von dem schwäbischen Nachdruck und von der eben so unvollständigen Hofmannschen Ausgabe, die ich blos connivendo und ohne Theil daran zu nehmen, habe machen lassen, unterscheidet: können Sie auf das Titelblatt setzen lassen:

„Neue, umgearbeitete und vermehrte Ausgabe."

Freylich ist dagegen auch manches, als unnützer Auswuchs, weggeschnitten worden; aber genug für das Publikum, daß dieß nun die Ausgabe ist, worin die Abderiten völlig diejenige Gestalt haben, in welcher das Werk mir selbst genug thut. Es ist nun, so wie es jezt ist, vollständig; ich habe nichts mehr davon noch dazu zu thun, und wenn diese Ausgabe, wie ich hoffe, ohne Druckfehler (wenigstens ohne solche, die den Sinn verstellen) aus der Presse kommen wird, so wird, falls auch künftig eine neue Auflage nöthig werden sollte, nicht das mindeste daran geändert werden.

Sollten Sie zum zweyten Theil auch ein Titelkupfer machen lassen, so könnte der Moment, da der Stadtrichter Philippides zwischen dem Zahnarzt und dem Eseltreiber Anthrax den Ausspruch thun soll, und sich nicht zu helfen weiß, weil ihm däucht, beyde Theile hätten Recht, ein sehr gutes Sujet dazu abgeben. Der Esel mit seinem Schatten muß aber auch nicht dabey vergessen werden, und der Künstler würde hohes Lob verdienen, wenn er machen könnte, daß der Esel gescheuter aussähe als die Partheyen und der Richter. Wenn auch die beyden dazukommenden Sykophanten noch mit in die Gruppe gezogen und gehörig charakterisirt würden, so müßte es ein Stück geben, das Ihrer neuen Ausgabe sehr gut thun würde. Ich halte auch nicht viel von Kupfern, zumal zu Gedichten wie Oberon, wo sie meist (Exempla sunt odiosa) verunglücken; aber unser Publikum ist nun auf einmal auf Bilderchen gestimmt, und bey einem komischen Werke laß' ich sie noch immer am liebsten gelten. Nur müssen sie anders aussehen als die zum neuen Amadis, die Ihnen so viel Geld gekostet haben, und dem ohngeachtet, Dank dem Eigensinn oder der Laune unsers Freundes Oeser, größtentheils kaum auszustehen sind.

Leben Sie wohl, mein werthester Herr und Freund, und bleiben meiner ganzen Hochachtung und Ergebenheit versichert.

Wieland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Mai.

Die hiesige naturforschende Gesellschaft hat am 1. Mai, bey Eröffnung ihres Normaljahres nach Ostern, den Bericht über ihre Verhältnisse im verflossenen Jahr angehört; seit mehreren Jahren werden nun diese Berichte für die Mitglieder gedruckt. Wir entheben dem lezten derselben einige Notizen, die ein allgemeineres Interesse darbieten dürften. Der Zürichsche Aufseher über Maaße und Gewichte, Schultheß, hat in den Bädern zu Baden im Aargau die vergleichenden Versuche über Abkühlung des Thermalwassers und künstlich erwärmten Wassers auf dreyfache Weise wiederholt; er hat nämlich erstens das natürlich heiße Thermalwasser von 36½° R. mit dem bis zum gleichen Grade erwärmten Flußwasser verglichen; hernach das bis zum Siedepunkt erhizte und wieder bis auf 36° abgekühlte Thermalwasser mit natürlich warmem, und endlich das zuvor abgekühlte und wieder bis auf 36° erwärmte Thermalwasser mit gleichmäßig erwärmtem Flußwasser. Die Resultate dieser mit Genauigkeit angestellten Versuche zeigten auch hier, daß der Wärmestoff dem Thermalwasser nicht bleibender anhängt, als dem künstlich erwärmten. Die bisher in Baden selbst, wie vielfältig anderswo und auch noch von manchen Naturforschern gehegte entgegengesezte Meynung dürfte zunächst wohl auf dem Umstande beruhen, daß die Abkühlung des Thermalwassers in den Baderäumen in der That äußerst langsam und langsamer als unter gewöhnlichen Verhältnissen geschieht, weil in jenen durch die beständig ausdünstende Hize Luft und Wände erwärmt sind. Dr. Ebel las eine Denkschrift über die in der Schweiz wahrgenommenen Erderschütterungen. Er hatte dafür die vorhandenen Nachrichten von den ältesten Zeiten her gesammelt. Von dem zehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart, also in einem Zeitraume von ungefähr eintausend Jahren, finden sich sechszig allgemeine Erdbeben in der Schweiz verzeichnet; der mehr lokalen aber seit dem sechszehnten Jahrhundert beyläufig 590. Die verzeichneten Lokalerdbeben versuchte Hr. Ebel nach den Gebirgsformationen zu ordnen, in welchen sie vorkamen: in den Hochalpen finden sich gegen 400, in der Sandsteinformation 147, in der Juraformation 110. Von den einzelnen Erschütterungen werden auch die aufgezeichneten nähern Umstände angegeben und damit diejenigen Nachrichten verglichen, welche von gleichzeitig mit diesen schweizerischen anderwärts beobachteten Erschütterungen aufgefunden wurden. Am ausführlichsten verweilt Hr. Ebel bey dem an Erschütterungen vorzüglich reichen Zeitraume um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und bey dem Erdbeben vom 9. Dezember 1755. Beynahe über den vierten Theil der Erdoberfläche, von den Antillen bis nach Finnland, verbreiteten damals die Erschütterungen Schrecken, und alle Erscheinungen, welche sonst einzeln nur beobachtet wurden, waren hier vereint beysammen. Lissabon erlitt bekanntlich die furchtbarsten Zerstörungen; nirgends aber waren die Erschütterungen so andauernd, wie in der Gegend von Brieg im Wallis; stündlich und halbstündlich wiederholten sie sich hier Tage lang und hernach täglich viele Wochen lang; Quellen versiegten, andere brachen hervor, in der Luft wurde ein Brausen und Heulen vernommen, gewaltige Regengüsse, furchtbare Orkane gingen vorher und folgten nach; die Gewässer vieler Seen in der Schweiz hatten sich kurz vor jenem Zeitpunkte in heftiger Bewegung gefunden, im Momente der Erschütterungen selbst waren sie ganz ruhig; an vielen Orten fiel rother Regen, rother Schnee, das Wasser vieler Quellen färbte sich roth; jenes außerordentlich heftige Erdbeben traf in die Mitte der Periode von 1750 bis 1760, welche durch eine große Anzahl Erderschütterungen von Europa bis nach Persien ausgezeichnet war. Während derselben verhielten sich der Vesuv und Aetna vollkommen ruhig.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Jene egyptischen Jünglinge sieht man noch in ihren rothen Jacken und weiten rothen Hosen auf den Straßen einhergehen; ihre Tracht ist aber keine Neuigkeit für die Pariser mehr und es läuft kein Mensch mehr hinter ihnen her. Also in einigen Tagen wird es wirklich an einer Tagesneuigkeit fehlen in dieser Hauptstadt, und der Zeitpunkt ist günstig, um den Parisern ein neues Wunderthier vorzuführen. Zum Glücke ist die schöne Jahrszeit da, die Reichen begeben sich auf Reisen oder auf ihre Landgüter, die Andern haben Schauspiele, um sich zu belustigen, öffentliche Sitzungen, Konzert und hie und da eine Stadtneuigkeit, z. B. die Heyrath des Herzogs v. Duras, welcher im vorigen Jahre seine geistreiche, durch ihre kleinen Romane bekannte Frau verloren und jezt eine reiche Portugiesin aus dem Handelsstande geheyrathet hat, was die einen eine Mesalliance nennen, andere aber einen vielleicht übereilten Schritt. Zwar haben die Tagesblätter über diese Heyrath nicht gescherzt, wie die Londoner Tagesblätter neulich über die Heyrath des hochbejahrten Lord Nelson mit einer jungen Frau scherzten, indem sie ihm recht witzig den bekannten Tagesbefehl seines Namensträgers, des berühmten Admirals Nelson, bey der Seeschlacht von Trafalgar zuriefen: „England erwartet, daß jeder Mann seine Schuldigkeit thue.“ Allein im Gespräch hat man doch allerley Bemerkungen darüber gemacht, wovon manche vielleicht gar nicht gegründet waren. So z. B. behauptete man, der Herzog habe sich vermittelst des Intelligenzbureaus des berüchtigten Villaume verheyrathet, der noch immer die Güte hat, die Leute zusammen zu paaren und sich in seinen Ankündigungen rühmt, Wunderdinge in Heyrathssachen gethan zu haben. Man hat den Wundermann einigemal auf den kleinen Theatern auf eine komische Art zur Schau gestellt; er läßt sich aber dadurch nicht irre machen, sondern fährt ruhig fort, für die Jungfrauen und Wittwen schöne, junge, reiche und liebenswürdige Männer zu suchen, und umgekehrt. Da er nun Erbinnen mit einer halben Million Vermögen in seinen Ankündigungen ausbietet, so wäre es nicht unmöglich, daß sich ein Vermögen suchender Herzog an ihn gewendet hätte; darüber habe ich indessen keine weitere Nachricht. Das Heyrathsstiften muß eine gute Spekulation seyn, denn es gibt noch zwey andere Herren in Paris, welche dieß Geschäft im Großen treiben; der eine heißt Brunet, der andere Alexandre. Beyde sind eifrige Nebenbuhler des Hrn. Villaume; beyde haben beständig allerliebste reiche und junge Bräute zu versorgen; es ist unglaublich, welche bedeutende Geldsummen die Wittwen und Mädchen, die unter dem Schutze der HH. Brunet und Alexandre stehen, zum Heyrathsgut mitbringen; es muß wirklich an Männern in der Welt fehlen; denn wozu hätten sonst dergleichen reiche und schöne Bräute vonnöthen, durch das Heyrathsbureau jener beyden Herren zu passiren und Ehemänner zu suchen? Man hat in den Tagesblättern das Innere dieser Heyrathsbureaux beschrieben: es scheint, daß die Vorsteher auf einem sehr glänzenden Fuße leben, in kostbar meublirten Gemächern ihre Audienzen ertheilen und sich für versprochene oder geleistete Dienste tüchtig bezahlen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Mai 1829.

— Wie groß wird unsre Tugend,
Wenn unser Herz bey ihrer Uebung bricht.

Schiller.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Rachel sprach es und wollte sogleich in das Haus des Hohenpriesters zurückkehren; aber Nephtaly machte eine Bewegung, sie zurückzuhalten und ergriff ihre Hand. Kaum hatte er sie berührt, als er erschrocken die seinige wieder zurückzog; er raffte sich auf, suchte seine fliehenden Kräfte zu sammeln und sagte, ohne Racheln anzusehen, mit bebender Stimme: „Meine Schwester! sey ohne Sorge. Ich gebe Dir die heilige Versicherung, daß ich noch diese Nacht abreisen will. Ich werde Dich nicht wieder sehen ... ich werde meinen Bruder nicht mehr sehen ... Ach, verzeihe mir die Thränen, sie fließen für ihn! Ich fühle es, ich hätte fliehen sollen, ohne Dir zu antworten; allein zu Deiner Ruhe, zur Ruhe meines Bruders, mußt Du wissen, daß Elieser bis diesen Augenblick noch gar nicht einmal ahnt, daß ich Dich vor ihm gesehen habe. Es ist ihm unbekannt, und von mir erfuhr er es nicht, daß Rachel jene Israelitin ist ... Genug, meine Schwester, diese Unterhaltung bleibt ein ewiges Geheimniß zwischen meinem Herzen und Deiner Tugend; Elieser erfahre nie, was die Freundschaft für ihn gethan hat; er würde nicht glücklich seyn, und ich verlöre die Früchte meines Opfers. Nun bleibt mir noch eine Pflicht zu erfüllen übrig, wozu mich Deine Ehre auffordert. Ich will, ja ich will in Deine Hände das einzige Gut zurückgeben, das ich besaß, das einzige Pfand, das mir von einer Liebe übrig geblieben ist, die künftig strafbar seyn würde. Empfange den Schleyer wieder, der mir so lieb war, den Schleyer, der seit jenem Tage auf meinem trauernden Herzen ruhte. Hier ist er, Rachel, laß uns zurückkehren, denn ich zittere, wenn ich denken muß, daß selbst dieses Gespräch nicht mehr schuldlos war. Möge es doch wenigstens meinem Bruder nützlich seyn! Morgen, wenn der Unglückliche Thränen über meine Abreise vergießt, vermagst nur Du, ihn zu trösten; sage ihm dann, meine Schwester! sage ihm: Nephtaly hat mir seine Leiden anvertraut; er kann nicht ohne jene Unbekannte leben, die mit Dir in seiner Seele wohnt; er ging weg, um sie wieder zu finden oder zu sterben. Darauf, meine Schwester, kannst Du schwören!“ Nach diesen Worten reichte ihr Nephtaly mit zitternder Hand den Schleyer. Rachel nahm ihn, ohne ein Wort zu erwiedern, und warf ihn über ihr Gesicht.

Beyde gingen nun mit einander in das väterliche Haus zurück. Nephtaly verließ sie und sah sich nach Eliesern um.

Aber Elieser hatte es bemerkt, wie seine Gattin und sein Bruder aus dem Saale gegangen. Da es nun für sein Herz Bedürfniß war, immer bey denen zu seyn, die er liebte, so folgte er ihnen von Ferne nach, und da er sie beysammen sitzen sah, nahm er einen weiten Umweg, um sich ihnen ungesehen zu nähern. Das that er aber weder aus Mißtrauen noch aus bloser Neugierde; arglos, ohne Absicht überließ er sich seinen sanften Empfindungen mit dem reinsten Vertrauen, der liebenswürdigen Be-

gleiterin der Freundschaft, die nie zu beleidigen fürchtet, weil sie nicht beleidigt werden kann, und sich daher alles das erlaubt, worüber sie selbst niemals zürnet. Als er sich nun dem Baume näherte, sah er, wie Nephtaly der Rachel den Schleyer gab, den er in seinem Busen verwahrte, und den Elieser für jenen der unbekannten Israelitin erkannte; er hörte noch die lezten Worte Nephtalys. Diese Worte und der Schleyer machten ihm alles klar. Mit einem Mal enthüllten sich ihm die Leiden und die Tugend seines Bruders, so wie Racheis Unglück. In sich gekehrt, unbeweglich, das Haupt auf die Brust gesenkt, lehnte er an dem Feigenbaume. Seine Augen waren mit Finsterniß bedeckt und seine Seele verlor das Bewußtseyn durch das Uebermaß schmerzlicher Gefühle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

(Beschluß.)

„Man gesteht allgemein zu, daß die Arbeit auf den Zuckerpflanzungen höchst erschöpfend ist, und man hat mir mehrmals im Vertrauen gesagt, daß auf vielen dieser Pflanzungen ein Verlust von zehn bis fünfzehn Prozent der Arbeiter jährlich stattfinde. Indeß auf den wohleingerichteten Pflanzungen ist dieß nicht der Fall. Wie mühsam die Arbeit auf den Zuckerplantagen ist, scheint aus dem Umstand hervorzugehen, daß man auf einigen Pflanzungen nur männliche Sklaven kauft, und auf denen, wo man beyde Geschlechter nimmt, wenig oder gar keine Vermehrung stattfindet. Da die Sklaveneinfuhr von Afrika, seit dem Vertrage mit England, nach welchem jede Sklaveneinfuhr als Seeräuberey betrachtet werden solle, immer schwerer wird, so wendet man mehr Aufmerksamkeit auf die schwangeren Sklavinnen, um den Stamm der Plantage zu erhalten. Ich hoffe, daß viele, ich weiß, daß einige Mitleiden mit den armen Frauen in diesem Zustande haben. Sie sind einen Monat vor und einen nach der Niederkunft von der Arbeit ganz frey, und noch lange nachher mehrere Stunden des Tages.

Die Zahl der freyen Neger auf Cuba soll 100,000 übersteigen. (Humboldt gibt in seinem Werke 154,000 freye Farbige an). Es gereicht den Spaniern zu großer Ehre, daß ihre Gesetze die Befreyung der Sklaven sehr begünstigen, und daß die Regierung diese Gesetze streng befolgt. Wenn der Sklave seinen Werth, oder nur was er gekostet hat, dem Herrn geben kann, so muß ihn dieser frey lassen, wenn er auch ein geschickter Handwerker, ein thätiger Treiber (denn diese sind oft selbst Sklaven) oder treuer Diener ist; will der Herr nicht, so klagt der Sklave beym Kapitän des Partido, und der Herr muß eine nicht unbedeutende Geldbuße erlegen. Ich will hier eines Vorfalls erwähnen, der vor Kurzem stattgefunden. Ein Sklave hatte seinem Herrn Geld gestohlen und seine Freyheit damit von diesem erkauft. Später ward der Diebstahl entdeckt und der Herr forderte den Sklaven als Eigenthum wieder. Die Regierung entschied aber, daß er frey sey und bleibe, aber als Dieb bestraft werden solle. Auch ist es nicht so schwer für einen fleißigen, tüchtigen Neger, sich etwas zu ersparen, um einst seine Freyheit zu kaufen. Speise wird ihnen in solchem Ueberfluß vom Herrn gegeben, daß sie den ganzen Ertrag ihres Gärtchens, den die meisten, vielleicht alle Sklaven haben, zu Geld machen können. Gewöhnlich füttern sie sich ein Schwein mit Mais von ihrer eigenen Erndte, und ich habe einige dieser Schweine gesehen, die von 40 bis 50 Dollars, 100 bis 125 Gulden, werth waren. Manche vergraben ihr Geld, bis ihr Errungenes so viel werth ist, als sie selbst werth sind. Noch diese Woche (der Brief ist vom 20ten März 1828) wurde hier eine Negerin mit einem prächtigen Leichenbegängnisse begraben. Sie hatte sich früh ihre Freyheit gekauft, und hinterließ 100,000 Dollars, die sie sich durch Fleiß und Verstand erworben. Von meinem Schlafzimmer sehe ich auf eine befreyte schwarze Familie, die für mich wascht. Die Tochter singt alle Abend zur Guitarre, wenn die Familie sich im Hofe versammelt."

Ich füge nun den Bemerkungen Abbots einiges über die Sklavengesetze der verschiedenen Staaten Nordamerikas bey. Sie sind alle schärfer als die spanischen, theils weil die englischen Gesetze in Beziehung auf diese Unglücklichen immer härter waren, theils weil sich die Bürger einer Republik, wo also die Exekution verhältnißmäßig schwächer ist, mehr gegen die Sklaven sichern müssen als die Unterthanen einer absoluten Regierung, wo Soldaten und Gewalt immer bey der Hand sind. Wenn in Maryland der Sklave an Körper und Geist gesund, nicht über 45 Jahr alt ist und sich sein Brod zu erwerben weiß, so kann ihn sein Herr durch ein, von zwey Zeugen beglaubigtes Dokument frey lassen. Dieß Gesetz wurde 1797 gegeben. Der Freylasser muß aber seine Creditoren befriedigen können, sonst darf jeder Gläubiger den Freygelassenen anstatt der Schuld nehmen. In Kentucky und Missouri gilt dasselbe Gesetz, eben so in Virginien, nur fügt dieser Staat bey, daß ein Freygelassener über 21 Jahr alt, der länger als zwölf Monate nach der Freylassung im Staate bleibt, wieder in Sklaverey verfällt. Nordcarolina verlangt, daß ein Sklave eine verdienstliche Handlung (a meritorius service) verrichtet habe; sonst kann er nicht freygelassen werden. Die Freylassung muß durch einen Gerichtshof geschehen. In Südcarolina, Georgien und Alabama kann ein Sklave nur durch besondere Entscheidung der Staatslegislatur, an die sich der Herr wenden muß, frey-

Digitized by Google

gelassen werden. Hohe Strafen stehen auf Vergehen gegen dieß Gesetz. Creditoren können den Freygelassenen an Zahlungs Statt angreifen. Jedes Testament, welches die Sklaven frey erklärt, ist gänzlich null und nichtig, und wer bey solchem Testamente Beystand leistet, zahlt eine Buße von 1000 Dollars. Die Sklaven aber sollen, sind sie schon in Freyheit gesezt, öffentlich von der Obrigkeit verkauft werden. Der Staat Missisippi ist der strengste. Er erlaubt dem Bürger nicht einmal, sich an die Legislatur um Freylassung seines Sklaven zu wenden, ausgenommen, dieser hat eine verdienstliche Handlung für seinen Herrn verrichtet oder dem Staate einen Dienst geleistet. Creditoren können aber auch hier den Freygelassenen angreifen. In diesem und mehreren andern Staaten ist selbst die Freylassung durch ein Testament, welches die Legislatur bestätigt hat, nicht gültig, wenn die Wittwe des Erblassers nicht ein Drittheil der Hinterlassenschaft erhalten hat. Sie kann sich an den Freygelassenen halten. Der neue Civilcoder von Louisiana erlaubt Manumission der Sklaven durch ausdrückliche Stipulation im Testamente, oder bey Lebzeiten des Besitzers, wenn er seine Absicht beym Kreisgericht anzeigt. Menschlich ist auch noch das Gesetz dieses Coder, daß das Kind einer Sklavin, wenn die Freylassung dieser auf eine bestimmte Zeit festgesezt ist und das Kind zwischen dem Eintritte dieser Zeit und dem Tage, an welchem ihr der Herr dieses Versprechen gab, geboren wurde, mit der Mutter frey ist. In andern Staaten gilt der Grundsatz streng, daß Sklaverey erblich ist, und wer vor der Freylassung der Mutter geboren ist, ist Sklave. In vielen Staaten Nordamerikas kann der Sklave durchaus kein Eigenthum besitzen, daher ist auch von eigner Loskaufung, wie auf Cuba, nicht die Rede, in andern Staaten aber ist es ziemlich allgemeiner Gebrauch, daß ein Sklave frey gelassen wird, wenn er bezahlen kann, was er auf dem Markte werth seyn würde. Daher sieht man nicht selten, daß bey öffentlichen Versteigerungen Weiber erklären, sie seyen sehr schwach und können nichts thun als waschen, damit man wenig für sie bezahle, und damit sie desto eher ihren Werth erlegen können. Es gibt verschiedene Arten, wie sich Sklaven in den Vereinigten Staaten Geld erwerben, z. B. Kellner in Gasthöfen legen Trinkgelder zurück, viele Sklaven sind Handwerker, leben für sich in den Städten und bezahlen wöchentlich ihrem Herrn eine bestimmte Summe. Fast alle spielen, wenn sie können, in der Lotterie. Nie habe ich ein menschliches Wesen in so tiefem Kummer gesehen, als einen Schwarzen, der seit Jahren für seine Freyheit gespart hatte und dem dieser höchste Schatz gestohlen worden war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

In einer so großen Stadt wie Paris gibt es immer eine Menge gutmüthiger Seelen, welche sich durch prunkende Ankündigungen und glänzende Zimmer anlocken lassen und ihr Geld in Erwartung versprochenen Glücks hingeben. Hier und da wird denn auch wohl eine Heyrath vermittelst eines solchen Bureau's gestiftet, besonders wenn Braut und Bräutigam nicht allzu neugierig nach ihrem vorigen respektiven Wandel forschen und geradeswegs in den Ehestand treten, ohne die Vergangenheit zu kennen. Der Reichthum wird auf so manche Art erworben und die Quellen des angekündigten Heyrathsgutes mögen zuweilen etwas trübe seyn. Wer sich aber über die Geschichte des Ursprungs des beygebrachten Heyrathsgutes hinwegsetzen kann, je nun, der mag bey Hrn. Brunet, oder Hrn. Alexandre, oder Hrn. Williaume wohl ziemlich leicht eine Frau oder einen Mann finden, obschon von den 500,000 Franken manchmal wohl einige Nullen mögen gestrichen werden, wenn es an das Zahlen geht. Daß man in Paris auf eine eben nicht rühmliche Art reich werden kann, beweist Hr. Boursault, der die Spielhäuser in Pacht hat. Das Geld so mancher Unglücklichen und Verblendeten, die ihre Familien oder ihre Prinzipale berauben, oder sich selbst zu Grunde richten, häuft sich bey diesem Manne bedeutend auf und er kann sich mit den Reichsten in Paris messen. Er kann es aber nicht verkennen, daß die Quelle, woraus dieses Sündengeld ihm zufließt, höchst unrein ist, und daher sieht er sich nach andern Unternehmungen um, in die er das erworbene Vermögen steckt. So hat er große und prächtige Gewächshäuser angelegt, wie sie ganz Paris nicht aufzuweisen hat, und kann daraus im strengsten Winter die schönsten Gewächse liefern. Vor nicht gar langer Zeit gab er in diesen Treibhäusern ein glänzendes Fest, wie es wenige Fürsten hätten geben können. Die Gesellschaft wandelte in den aufs hellste beleuchteten Gallerien unter herrlichen Stauden und Blumen umher, Musik ertönte aus den südlichen Gebüschen und man hätte sich in eine Sommernacht unter dem italienischen oder spanischen Himmel hineinträumen können. Auch auf die Theaterdirektionen hat dieser Boursault sein Augenmerk gerichtet und mehrmals versucht, die Oper in seine Gewalt zu bekommen. So sehr nun aber auch die Tagblätter auf die gänzliche Freyheit der Theater dringen, so wollen sie dieselben doch lieber von der Regierung, als von dem Inhaber der verruchten Spielhäuser abhängen lassen, und man hat sich mehrmals in den Zeitungen sehr scharf und bestimmt darüber ausgesprochen, so daß es die Regierung nicht gewagt hat, dem Boursault die Leitung der Oper zu übergeben. Dieser hat sich aber nicht abschrecken lassen, und da es mit der großen Oper nicht hat gehen wollen, so hat er sich an die komische Oper gewendet und diese unter die Hände zu bekommen gesucht. Im vorigen Jahre löste sich die frühere Direktion dieses Opernetentheaters auf und es entstand eine andere, die mit Unterstützung der Regierung ein neues und schönes Theater bauen ließ. Dieß ist nun eben fertig geworden und bey der Wiedereröffnung der Schauspiele nach Ostern hat man begonnen, in dem neuen Hause zu spielen, das seiner schönen Einrichtung wegen in den Zeitungen sehr gelobt worden ist. Da die Erbauung des Saals aber bedeutende Kosten verursacht hat, so hat die Direktion reiche Kapitalisten aufgesucht, um mit ihrer Hülfe ihre Leitung fortzusetzen. So ist denn, wie es scheint, Boursault eingetreten und hat einen

N°. 35.

Literatur-Blatt.

Freitag, 1. Mai 1829.

Ueber die Bibelgesellschaften.

1) The twenty-third Report of the British and Foreign Bible Society; MDCCCXXVII with an Appendix. London: Printed by J. Moyes, Took's Court, Chancery Lane.

2) Assemblée générale de la Société Biblique Protestante de Paris. 23 Avril 1828. Neuvième Anniversaire. A Paris, Imprimerie de J. Smith, Rue Montmorency. No. 16. 1828.

3) Dreyzehnter Jahresbericht der sächsischen Bibel-Gesellschaft. 1827. Dresden, gedruckt bey Karl Ramming.

4) Dreyzehnter Jahresbericht der preußischen Haupt-Bibelgesellschaft zu Berlin über das Jahr 1827. Berlin 1828. Gedruckt in der Decker'schen Geh. Ober-Hofbuchdruckerey.

5) Fünfzehnter Jahresbericht der privilegirten Bibel-Anstalt im Königreiche Würtemberg, nebst mehreren Beylagen. Stuttgart, mit Steinkopf'schen Schriften. 1827.

6) Nachricht von der zwölften öffentlichen Versammlung der Bibelgesellschaft in Basel in der St. Martinskirche den 19. Juni 1827. Gedruckt bey Felix Schneider.

7) Bericht über die eilfte allgemeine Versammlung der Straßburgischen Bibelgesellschaft. Straßburg, bey Wittwe Dannbach.

8) Société Biblique Protestante de Colmar, 7e. Rapport annuel. Assemblée générale du 4 Juin 1827.

9) Zwölfter Jahresbericht der Wiedischen Bibel-Gesellschaft. 1828. Neuwied, bey Karl Wilhelm Lichtfers.

10) Dritter Jahresbericht der Rügischen Abtheilung der Bibelgesellschaft für Pommern und Rügen. Stralsund, K. Regierungs-Buchdruckerey. 1827.

11) Zwölfter Jahresbericht über den Fortgang der Schleswig-Holsteinischen Landes-Bibelgesellschaft. Schleswig, im K. Taubstummen-Institut. 1828.

12) Twenty-fourth Anniversary of the British and Foreign Bible Society, May 31, 1828. Printed by R. Watts, Crown Court, Temple Bar. London.

Unter allen Bewegungen des religiösen und kirchlichen Lebens, welche unsere Zeit erfahren hat, ist unstreitig das Unternehmen, die Bibel in christlichen und nichtchristlichen Ländern zu verbreiten, das großartigste. Es liegen Berichte der bedeutendsten europäischen Bibelgesellschaften vor uns, durch welche wir auf den Zustand dieser Anstalten und auf die Erfolge ihrer Bemühungen nicht nur in Europa, sondern auch in den übrigen Welttheilen den Blick unserer Leser hinzulenken in den Stand gesezt sind. In den unruhigsten Zeiten, wo politische Reiche entstanden und vergingen und eine weltliche Universalmonarchie eben so schnell zertrümmert wurde, als sie sich zu befestigen begonnen hatte, ist das Werk der Bibelverbreitung von wenigen edeldenkenden Engländern ausgegangen, gleich als ahneten sie, daß diese Inselwaare mehr als irgend eine andere die Opposition des gewaltigen Korsen überdauern werde. Die Stiftung der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft fällt in das Jahr 1804. Bald schloßen sich in England, Schottland und Irland Tochtergesellschaften an die Mutter an. In der Schweiz entstand gleichfalls im Jahre 1804 die Gesellschaft in Basel; die zu Regensburg 1805; die zu Philadelphia 1808; die zu Stockholm 1809; die zu Calcutta 1811; die zu Abo, zu Preßburg, zu Zürich, zu Stuttgart, zu Colombo auf Ceylon 1812. Im Jahre 1813 wurde die große russische Bibelgesellschaft in St. Petersburg gegründet, und seitdem sind in allen europäischen Ländern, Oesterreich, Ita-

lien, Spanien, Portugal und die Pforte ausgenommen, verwandte Vereine entstanden.

Das Grundgesetz dieser Gesellschaften ist, daß die biblischen Schriften in der heimathlichen Sprache jedes Volkes und zwar ohne Anmerkungen und Erklärungen gedruckt und verbreitet werden. In Deutschland ist, was den protestantischen Theil seiner Bewohner betrifft, die kraftvolle Lutherische Uebersetzung beybehalten, für die Katholiken aber die wortgetreuere des Herrn van Eß in Darmstadt angenommen worden. Die Londoner Gesellschaft läßt aber fortwährend die Bibel auch in fremde Sprachen übertragen. Die Anzahl der Sprachen und Dialekte, in welche die Bibel durch unmittelbare oder mittelbare Wirksamkeit der Londoner Gesellschaft übersezt ist, beläuft sich nach der in Nr. 1. mitgetheilten Liste (S. 173. 174.) auf 147, darunter 57, in welchen die Bibel vor der Stiftung des Londoner Vereins nicht gedruckt worden war, ja manche, in welchen die Bibel das erste Buch ist, das ihren Völkern zu Gesicht kommt. Dabey verharrt aber die Londoner Gesellschaft so streng bey dem Grundsatze der Uebersetzung und Verbreitung des einfachen biblischen Textes, daß die von dem gewesenen Bischofe in Barcellona unternommene, von dem päpstlichen Nuncius sowohl als von dem Könige von Spanien genehmigte Uebersetzung der Bibel in den reinkastilischen Dialekt keine Unterstützung zur Herausgabe von jenem Verein erhielt, weil sie mit erklärenden Noten versehen ist; doch hat sich in England zur Verbreitung dieser Bibelübersetzung in Spanien ein besonderer Verein gebildet.

In den Berichten des Londoner und des Berliner Vereins ist ein Verzeichniß sämmtlicher mit der brittisch-auswärtigen Bibelgesellschaft verbundenen Bibelgesellschaften mitgetheilt. Dasselbe gibt die beste Schilderung der Wirksamkeit, welche seit 23 Jahren ihres Bestehens bis 1826 diese Institute geäußert haben. Wir wollen es deshalb unsern Lesern im Auszuge geben:

In Großbritannien: die Muttergesellschaft hat in 23 Jahren ausgegeben 4,303,395 Exemplare der heiligen Schrift.

Sie hat in Großbritannien:

Hülfsgesellschaften 249.
Zweiggesellschaften 372.
Associationen 1445, darunter etwa 600 weibliche.

In den Kolonien und andern abhängigen Ländern:

Hülfsgesellschaften 55.
Zweiggesellschaften 55.
Associationen 18.

Bibelgesellschaften in Verbindung mit der irländischen Bibelgesellschaft:

Hülfsgesellschaften 52.
Zweiggesellschaften 18.
Associationen 162.

Auswärtige Vereine.

a) in Europa:

1) in Basel, gestiftet 1804,	hat ausgegeben bis 1826,	146,670	Exemplare.
2) Zürich, gest. 1812,	—	21,540	—
3) Chur, gest. 1813,	—	10,256	—
4) Schaffhausen, gest. 1813,	—	4,522	—
5) St. Gallen, gest. 1813,	—	24,500	—
6) Aarau, gest. 1815,	—	7,208	—
7) Bern, — .	—	34,116	—
8) Lausanne, gest. 1814,	—	20,000	—
9) Genf, gest. 1814,	—	8,000	—
10) Neufchatel, gest. 1816,	—	5,210	—
11) La Tour (Waldenser Bibel-Gesellschaft) gest. 1816,	—	4,258	—
12) Glarus, gest. 1819,	—	1,050	—
13) Preßburg, gest. 1812,	—	5,000	—
14) Stuttgart, gest. 1812,	—	152,285	—
15) Carlsruhe, gest. 1820,	—	14,000	—
16) Straßburg, gest. 1815,	—	25,300	—
17) Darmstadt, gest. 1817,	—	18,324	—
18) Hanau, gest. 1818,	—	3,026	—
19) Cassel, gest. 1818,	—	5,000	—
20) Regensburg, gest. 1805,	—	65,000	—
21) Hessen-Homburg, gest. 1816,	—		
22) Nassau, gest. 1816,	—		
23) Frankfurt a. M.	—	69,699	—
24) Pyrmont, gest. 1817,	—		
25) Detmold, gest. 1816,	—	2,135	—
26) Hannover, gest. 1814,	—	55,000	—
27) Bremen, gest. 1815,	—	6,027	—
28) Hamburg u. Altona, g. 1814,	—	54,596	—
29) Lübeck, gest. 1814,	—	2,589	—
30) Eutin, gest. 1817,	—	1,927	—
31) Ratzeburg, gest. 1816,	—		
32) Schwerin, gest. 1816,	—		
33) Rostock, gest. 1816,	—	8,067	—
34) Braunschweig.			
35) Berlin,	—	100,604	—
36) Eisenach, gest. 1818,	—		
37) Weimar, gest. 1821,	—	3,775	—
38) Köthen, gest. 1818,	—		
39) Dresden, gest. 1814,	—	104,505	—
40) Ebersdorf, gest. 1816,	—	100	—
41) Nürnberg, gest. 1821,	—	5,701	—
42) Island, gest. 1815,	—	4,974	—
43) Abo, gest. 1812,	—	21,155	—
44) Petersburg, gest. 1813,	—	704,831	—
45) Stockholm, gest. 1809,	—	240,195	—
46) Norwegen, gest. 1816,	—	16,000	—
47) Kopenhagen, gest. 1813,	—	87,000	—
48) Schleswig, gest. 1815,	—	68,000	—

Digitized by Google

49) Warschau, gest. 1816,				
50) Niederlande,	—	—	42,100	Exemplare,
51) Paris,	—	—	77,039	—
52) Jonische Inseln,	—	—	6,612	—
b) In Asien:				
1) Calcutta, gest. 1811,		—	49,400	—
2) Bombay, gest. 1815,		—	26,298	—
3) Madras, gest. 1820,		—	6,000	—
4) Colombo (in Ceylon) g. 1812,		—	12,100	—
c) In Amerika:				
1) Neu-York, gest. 1816,		—	532,902	—
2) Philadelphia, gest. 1808,		—	100,659	—

Es sind gegen die Bemühungen dieser Vereine manche Stimmen unter dem Publikum laut geworden. Das einzige Krankhafte an dem Unternehmen liegt wohl darin, daß an mehreren Orten ein unlauterer Pietismus das Regiment dieser Anstalten an sich gerissen, und daß dadurch das Ganze den offenen, klaren, allgemein-brüderlichen Charakter verloren hat, welchen es haben sollte. Die Idee selbst und der Zweck der Bibelgesellschaften ist ächtchristlich und menschlich groß. Wir unseres Ortes können uns mit der Meynung derjenigen nicht einverständigen, welche das Christenthum in seiner wahren Kraft und in seiner praktischen Wirksamkeit ohne die unmittelbarsten Quellen christlicher Erkenntniß und Lebensweise erhalten zu können glauben. Die Gefahr, welche mit der Bibel entsteht, ist gewiß minder groß und in der That in keine Vergleichung zu setzen mit den religiösen und kirchlichen Uebeln in den Ländern und Orten, wo das Licht des evangelischen Wortes für den größeren Theil der Menschen unter den Scheffel gestellt ist, und sie des Dogmas und der Sittenlehre der Bibel nur durch das Glas eines Dritten gewahr werden. Die Bibelverbreitung entspricht vollkommen dem Geiste und den Zwecken der protestantischen Kirchen und ist deshalb auch in allen protestantischen Ländern der Christenheit mit Interesse bisher gefördert worden. Auch in andern Kirchen wird das Wohlthätige derselben anerkannt. Zwar haben päpstliche Verordnungen, und einzelne bischöfliche Hirtenbriefe ihr als einem verdammlichen Unternehmen entgegengearbeitet und die in Rußland unter der Pflege der Regierung gemachten Fortschritte sind, wenn nicht ganz gehemmt, doch verzögert worden durch den kaiserlichen Ukas von 1826, welcher das fernere Drucken der biblischen Schriften untersag'. Desto merkwürdiger sind dagegen nicht nur die fortwährend glücklichen Bemühungen des ehrwürdigen Herrn van Eß zu Darmstadt im katholischen Deutschland, sondern namentlich auch die Bibelverbreitung im spanischen Amerika, welche mit den übrigen bürgerlichen und kirchlichen Entwickelungen jener Staaten Hand in Hand geht. In Bogota hat sich bereits eine katholische Nationalbibelgesellschaft gebildet.

Man hatte neuerlich Zweifel gegen die Aechtheit und Genauigkeit vieler in lebende Sprachen übersezter und von der britt. und ausl. Gesellschaft zu London vertheilten Bibeln hegen wollen. Es konnte auch wohl nicht anders geschehen, als daß gegen jede Uebersetzung, zumal gegen die in kürzerer Zeit gefertigten, Einwendungen und Vorwürfe in nicht geringer Anzahl vorgebracht wurden. Aber namentlich versuchte ein Edinburger Kritiker im Quarterly Review diese Beschuldigungen weiter auszuführen und zu begründen, wobey er ein Anathema über dieselben ausspricht. Einer der gelehrtesten Professoren Oxfords aber, Herr Thomas Pell Platt, hat in einer kleinen Schrift (Facts respecting certain Versions of Holy Scripture published by the British and Foreign Bible Society in Reply of an article in the 71 Number of the Quarterly Review by Thomas Pell Platt M. A. F. A. S, London. printed by Hatchard) die Einwürfe seines Gegners bestimmt widerlegt und dargethan, daß diese Versionen dem Ideale einer vollkommen treuen Uebertragung so nahe kommen, als dies bey der bisher erlangten Kenntniß z. B. der chinesischen Sprache (in welcher seit 18 Jahren an zwey verschiedenen Uebersetzungen der Bibel zugleich gearbeitet worden ist) immer möglich sey.

Ein noch merkwürdigeres Ereigniß der neuesten Geschichte der Bibelgesellschaften ist der englische Apokryphenstreit, welcher auf das Gedeihen und die Thätigkeit vieler europäischen Kontinentalvereine großen Einfluß oder vielmehr Nachtheil ausgeübt hat. Die britt. und ausl. Bibelgesellschaft zu London hatte zwar nie in England selbst englische Bibeln mit den apokryphischen Büchern des alten Testaments ausgegeben, obgleich die allgemein gebräuchliche und zum Kirchengebrauch autorisirte englische Bibel derselben nicht entbehrt; sie hatte jedoch bey den von ihr gestifteten Tochtergesellschaften auf dem Festlande darüber nichts verfügt, somit auf keinerley Weise auf Weglassung der Apokryphen aus ihren Bibeln gedrungen. Nun standen sowohl in England als namentlich in Schottland Eiferer auf, welche diese Duldung der brittischen Hauptgesellschaft zum Vorwurfe machten, indem sie behaupteten, daß die reichlichen Beyträge zu den Fonds der Gesellschaft nur zur Verbreitung der ächtkanonischen Bücher der Bibel gegeben worden seyen. Die Unzufriedenheit trat immer lauter und gewaltsamer hervor; Streitschriften und Pamphlets aller Art erschienen. So sah sich denn am Ende die Muttergesellschaft, um allem weiteren Zwiespalt zu begegnen, bewogen, an alle Töchtergesellschaften auf dem Kontinent und besonders in Deutschland Umlauf-Schreiben ergehen zu lassen, worin sie erklärte, daß sie fortan nur diejenigen Gesellschaften mit unmittelbaren Vorschüssen und Geldhülfen aus ihren Fonds unterstützen könne, welche Bibeln ohne die Apokryphen drucken und austheilen wollten; übrigens aber, wenn diese bey den Apokryphen beharrten,

Digitized by Google

weit entfernt sey, den alten Verband wechselseitiger Mittheilung aufzulösen. Denn sie erklärte sich bereit, und hat seitdem durch die That ihre Erklärung bestätigt, durch Uebersendung Neuer Testamente, welche gebunden den Vereinen zugestellt werden und über deren Austheilung oder Verkauf zu beliebigen Preisen Bericht und Rechnung an die Londoner Gesellschaft geschickt werden muß, ihre Theilnahme noch ferner zu beweisen. Der ganze Streit war von dem eifernden Geiste der Schottländer ausgegangen. Es wäre gewagt, in den Ländern, wo die Lutherische Bibel im Gebrauche, auf einmal mit der Ausschließung der Apokryphen, unter welchen namentlich Sirach und Tobias Lieblinge des Volkes geworden und besonders der erstere von großem Nutzen ist, den Anfang zu machen. Es haben sich aus diesen Gründen, und weil die Privilegien der deutschen Regierungen meist nur die kirchlich-autorisirte Bibel nach Luthers Uebersetzung zu verbreiten gestatten, die meisten deutschen Bibelvereine den Forderungen des englischen widersezt und namentlich hat sich hiebey die Berliner Hauptbibelgesellschaft, an deren Spitze die Herren von Schuckmann, Graf Danckelmann, Nicolovius und Rosenstiel stehen, durch ihr Antwortschreiben an die Londoner Gesellschaft aufs Glänzendste ausgezeichnet.

Zu den interessantesten Vereinen gehört der französische, dessen Mittelpunkt die Bibelgesellschaft in Paris ist. Die Anstrengungen dieses Vereins bringen der protestantischen Kirche Frankreichs zugleich den großen Vortheil, daß durch die Nachforschungen nach dem Bedürfnisse der Bibel unter dem Volke der allgemeine und besondere Zustand der protestantischen Gemeinden mehr bekannt wird, und diese durch den Einen Zweck der Bibelverbreitung enger verbunden werden.

G.

Geschichte.

Histoire de la révolution grecque, par Alex. Soutzo. Paris, Didot. 1829.

Immer reichere und bessere Materialien zur einstigen Geschichte der griechischen Revolution kommen uns nun auf dem Wege des Buchhandels entgegen; reichhaltiger fließen nun die Quellen und die Leidenschaften lassen immer mehr ab, sie absichtlich zu trüben. So ist auch die vorliegende „Histoire", aus der Feder eines Griechen, ein interessanter und wichtiger Beytrag zur Kenntniß der griechischen Revolution, theils was das Mitgetheilte selbst anlangt, theils in Betreff der ruhigen, leidenschaftslosen Darstellung desselben. Nur das harte Urtheil über Maurokordatos (S. 132, 374, 455 und öfter) scheint uns nicht ganz frey von Parteylichkeit, und diese Parteylichkeit scheint auch die etwas allzu günstigen Urtheile über Dem. Ypsilantis, Kolokotronis und Odysseus motivirt zu haben. Ueber die Hetairie (S. 13 ff.), über das Verhältniß des Aler. Ypsilantis zu ihr (S. 28, 33) und zum Kaiser Alexander in Betreff der griechischen Revolution (S. 34. 60), über Oestreichs Politik in Bezug auf die Festnehmung des Aler. Ypsilantis (S. 60. 86 ff. aus dessen in der Gefangenschaft gehaltenem Tagebuche), über den Kongreß von Astros im J. 1823 (S. 267 ff.), über die Intriguen der englischen und französischen Partey in Griechenland, u. s. w. enthält das Buch höchst interessante, historisch-wichtige Details, und sie kündigen sich auch, als aus guter Quelle entnommen, an. Zum Theil urtheilt der Verfasser selbst als Augenzeuge, wie er sich denn schon auf dem Titel als: „témoin oculaire d'une grande partie des faits, qu'il expose" bezeichnet, obgleich er über die Zeit seines Aufenthalts in Griechenland etwas Näheres selbst nicht mittheilt; in dem Jahre 1826 war er jedoch, wie man aus einigen Stellen ersieht, dort. Die „Histoire" von Soutzos reicht bis zum Frühjahre 1827. Sie gewährt, so weit Ref. aus der Ferne und nur nach Büchern, die er über den Freyheitskampf der Griechen seit dem Beginne desselben gelesen hat, urtheilen kann, ein treues Gemälde dieses Kampfes mit allen den Großthaten, die in ihm gethan wurden, mit den Beweisen der Kraft und des unbesiegbaren Willens, die er aufstellt, mit den Leidenschaften, die sich in ihm regten, auch mit den Freveln, die ihn begleiteten; und daß neben dem Lichte in dem Gemälde auch an Schatten es nicht fehlt; kann wohl nicht anders seyn. Wenn der Unbefangene auf die jahrhundertlange Sklaverey und auf den gegenwärtigen revolutionären Zustand Griechenlands sieht, darf er sich über jene Schattenseite nicht wundern und wird trotz derselben auch die Lichtseiten zu würdigen wissen und zu der Ueberzeugung gelangen, daß in dem griechischen Volke die Elemente reichen und kräftigen Nationallebens sich finden, und daß es nur darauf ankommt, ob und wie die äußeren Verhältnisse dem innern Wesen der griechischen Nation entsprechen und ob diese Verhältnisse sich so gestalten werden, daß der Kern zur freyen Entwickelung gelangen könne. Das vorliegende Buch vermag jene Ueberzeugung zu geben und zu nähren, und auch in dieser Rücksicht empfiehlt es Ref. der Beachtung der Leser.

Berichtigung.

In Nr. 33. S. 132. Sp. 2. Lin. 2 von unten statt **Flavo** l. **Havo**.

Digitized by Google

№. 36.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 5. Mai 1829.

Dichtkunst.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Zwey Theile. München, im Verlage der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

Die seit einem Jahrtausend bewährte und sprichwörtlich gewordne Liebe der Deutschen zu ihren Fürsten ist mit dem englisch-französischen, rein politischen Gehorsam gegen die gesetzmäßig konstituirte Monarchie eben so wenig zu verwechseln, als mit der chinesisch-türkischen, rein sklavischen Vergötterung des Despoten. Jener politische Gehorsam, diese sklavische Vergötterung sind vielmehr in ihrem innersten Wesen völlig liebelos, und das Liebelose liegt darin, daß sie den Fürsten als eine Sache behandeln, nicht als eine Person. Ihnen ist der Fürst ein abstrakter Begriff des konstitutionell oder absolut legitimen Staatsoberhaupts, ein bloßer Rahmen, dessen Ausfüllung gleichgültig ist. Die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters hat aber von jeher gegen diesen abstrakten Begriff sich gesträubt, hat im Fürsten immer zuerst die Person gesehn, und weniger auf das geachtet, was er seinem Stande nach mit Andern seines Gleichen gemein hat, als auf das, was ihn als Individuum und als Menschen unterscheidet und auszeichnet. Die lange Reihe von Beynamen, die unsere Fürsten in der Geschichte führen, ist der Ausdruck dieses dem Volke inwohnenden Sinnes für die Persönlichkeit seiner Regenten, und obgleich von den beyden Hauptparteyen unsrer Zeit allerdings die eine mehr zu dem englisch-französischen, die andre mehr zu dem chinesisch-türkischen Begriffe hinneigt, ist in der breiten Mitte und Tiefe des Volks doch unzweifelhaft noch immer der alte deutsche Sinn, der jenen abstrakten Begriffen entgegen ist, der vorherrschende geblieben.

Sonach können wohl nur die Ultraliberalen auf der einen, die Ultralegitimen auf der andern Seite die Frage aufwerfen, ob es für einen König politisch sey, als Dichter aufzutreten, den reinsten Ausdruck der persönlichen Eigenthümlichkeit in Gesängen niederzulegen? Das Volk im Ganzen wird diese Frage gar nicht aufwerfen, sondern sich an der wunderbaren Erscheinung eines Dichters auf dem heimathlichen Throne nur erfreuen, wie es sich jederzeit erfreute, wenn die Persönlichkeit seiner Fürsten zu einem besondern Zweige des Schönen, Wahren und Guten hinneigte, wenn ein Fürst etwa zugleich ausgezeichnet religiös, oder ein Philosoph war, oder für Kunst, Wissenschaft, Handel und Ackerbau eine besondere Vorliebe hegte. Und das Volk wird sich um so mehr an einer solchen Erscheinung erfreuen, als ja die Dichtkunst zu den edelsten Beschäftigungen des Menschen gehört, und unter allen unköniglichen Künsten die königlichste ist. Wer möchte noch an der geheimen Wahlverwandtschaft der Dichter mit den Königen, und an Schillers schönem Ausspruch zweifeln:

> Es soll der Dichter mit dem König gehen,
> Denn beyde stehen auf der Menschheit Höhen!

Ist die Stellung, die der echte Dichter einnimmt, nicht eine wahrhaft königliche? Ueberblickt er nicht die Menschen und Völker, beherrscht er sie nicht in seiner unsichtbaren Welt, dem verschönernden Spiegel der wirklichen, und wird er ihnen nicht zum Heil, indem er aus der innern Fülle seines Geistes die Schätze einer höhern idealen Welt ihnen verschwenderisch mittheilt, sie adelt mit dem Adel der Seele, und sie richtet mit dem poetischen Rechte? Wem, nächst den Königen und Priestern, ist eine größere Macht über die Menschen gegeben, als den Dichtern? Und daß die Dichtkunst dem königlichen Geschäfte keinen Eintrag thut, bestätigt wenigstens die Geschichte. Wenn der Wittelsbacher Ludwig mit dem Hohenstauffen und Hohenzollern, dem Kaiser und König Friedrich II., das schöne Kleeblatt der echten gekrönten Poeten vollzählig macht, so beweisen zugleich alle drey, daß der Dichter nicht auf Kosten des Königs bevortheilt ist, daß sich die Gabe der Muse mit den höchsten Herrschertalenten und Regententugenden vereinigen kann.

Die Gedichte des Königs Ludwig sind indeß ungleich

bedeutender als die des kaiserlichen Minnesängers und als die des Philosophen von Sanssouci; denn jener betrachtete die Poesie nur als ein ritterliches und galantes Spiel ohne Beziehung auf seine Kaiserwürde, und dieser zertheilte sich gewissermaßen in zwey Personen und ironisirte in Versen den König, in Thaten den Dichter. König Ludwig dagegen ist als Dichter zugleich und durchaus König, seine Poesie steht im innigsten Einklang mit seiner Königswürde, die meisten seiner Gedichte beziehn sich auf sein Verhältniß als Fürst, und auch die, welche mehr an einen Privatmann erinnern, lassen sich auf jenes Verhältniß zurückbeziehn, indem sie uns im Fürsten den Menschen zeigen.

Da die Kritik einmal dazu verurtheilt ist, zu scheiden und zu trennen, wo des Dichters Geist einig und sich selber gleich nur ein sonnenheller Glanz ist, so kann ich es auch hier nicht vermeiden, den Lichtstrahl des königlichen Geistes in die sieben optischen Farben zu zerlegen.

Als die drey ursprünglichen Farben erkennen wir vor allem Andern des Königs Sinn für das Hohe und Heilige, für die Ideale der Andacht, Liebe und Ehre, seinen Sinn für unser gemeinsames deutsches Vaterland und seinen Sinn für das Schöne und die Kunst.

Wenn die Ideale der Andacht, Liebe und Ehre auch wie ewige Sternbilder überall gleich hoch erscheinen, ob wir sie aus dem tiefsten Thal oder vom höchsten Berge der Erde betrachten, so ist es doch eben deshalb nur selten der Fall, daß der Hochgestellte des scheinbaren Vorrechts sich begibt und eben so demüthig zu jenen höchsten Höhen hinaufblickt, wie wir unten im Thale. Nur zu oft wendet er die stolzen Blicke statt nach oben nach unten, und zieht auch die fremden, nach den Sternen gerichteten Blicke nur auf sich selbst. Ohne im mindesten den großen Fürstentugenden und der über jede Kleinmeisterey erhabnen Genialität Friedrichs des Einzigen zu nahe treten zu wollen, liegt doch eine Vergleichung dieses Königs mit dem König Ludwig als Dichter zu nahe, als daß wir sie umgehn könnten oder dürften. Diese Vergleichung aber zeigt den König Ludwig in einem schönern Lichte, als Friedrich. Bey dem leztern war der Verstand und in dessen Gefolge die Ironie, der vernichtende Spott, der Unglaube vorwaltend, bey dem erstern dagegen hat das Gemüth und mit ihm die Liebe, der heilige Ernst, die Würde des sittlichen Willens und ein erhabner Glauben das Uebergewicht. Daher war auch Friedrich als Dichter am meisten mit dem Fremdling Voltaire verwandt, Ludwig ist es mit unserm heimathlichen Schiller. Diese Uebereinstimmung mit Schiller liegt nicht nur in dem hohen Ernst des Gefühls, in der Gluth für Wahrheit und Recht, in der großherzigen und zugleich treuherzigen Gesinnung, sie spricht sich sogar im Ton, in dem Nachdruck und Schwunge des Verses aus.

Betrachten wir nun dieses Gemüth in seiner Sehnsucht nach dem Höchsten, wornach das menschliche Gemüth trachten kann, in seiner Selbsterhebung über das Gemeine und Unreine, in seinem unerschütterlichen Glauben an ein Heiliges und Göttliches in der Menschenbrust, so müssen wir vor Allem das Religiöse in den vorliegenden Gedichten hervorheben. Nicht nur sind einige Gedichte ausschließlich der Andacht und Erhebung zu Gott gewidmet, sondern es spricht sich auch in der ganzen Sammlung die bekannte religiöse Gesinnung des Königs aus, und es findet sich auch unter den heitern und scherzenden Gedichten nichts, was mit dieser echten und durchaus anspruchslosen Frömmigkeit in Widerspruch stünde. Die religiöse Weihe, deren nie und nirgends ein Dichter entbehren sollte, ist dem König zu Theil geworden. Nur der fromme Dichter ist der wahre Dichter. Wo das Prophetische fehlt, kann die Dichtkunst nicht viel mehr als eine Spielerey seyn. Folgende Stellen des Dichters mögen das Gesagte bekräftigen:

Es ist der Frieden längstens hier verschwunden,
Am Himmel suchet ihn von neuem wieder,
Von dorten kommt er in den Menschen nieder,
Von reinem Herzen wird er nur gefunden.
(Theil I. Seite 59.)

Dem Ew'gen, Himmlischen sind wir Verwandte,
Es ziehet uns zu edleren Naturen
In Sehnsucht hin zu überird'schen Fluren,
Die Seele nach dem alten Vaterlande.

In uns, die auf der Erde wie Verbannte,
Enthalten sind des Hohern treue Spuren;
Von außen nicht die Menschen es erfuhren,
Laut zum Gefühl, schwach spricht es zum Verstande.

Dem Lichte angehören unsre Seelen,
Die Kälte hält nur ihre Kraft gebunden,
Sie sehnet sich mit Wärme zu vermählen.

Wenn Frieden durch des Lebens Last entschwunden,
Dem Tiefgebeugten Trostesgründe fehlen,
Wird Ruhe in dem Himmel nur gefunden. (I. 47.)

Beneidenswerth ist, dem die Zweifel schweigen,
Wer kindlich glaubet, lebet in dem Glücke! (I. 69.)

Wenn um den ganzen Himmel Dunst gegossen,
Daß selbst der Sonne Strahlen matt erbleichen,
So müssen, daß sie sicht sich wieder neigen,
Sie völlig werden erst dem Blick verschlossen.

Doch schon, da grau Gewölke sie umflossen,
Wird Blau sich anderswo am Himmel zeigen,
Die Wolken alle werden plötzlich weichen,
Vor den durchdringend raschen Sonnenrossen.

So muß, wenn Laubeit an dem Herzen naget,
Verloren Religion die Menge meinen,
Indem es doch von Neuem mächtig tagt.

Trüb muß es werden, soll die Luft sich reinen,
Das neugeborne Herz nur würdig schlaget,
Das Licht wird siegend immer wieder scheinen. (I. 262.)

Digitized by Google

Es möchte gern der Sterbliche sich theilen,
Dem Geistigen und Sinnlichen gehören.
Läßt von der Hölle Lüge sich bethören
Und will doch wieder zu dem Himmel eilen.

Es gibt für ihn kein Ruhen und kein Weilen.
Ein Schiff, das Stürme drohen zu zerstören;
Gehorsam nur kann sie allein beschwören,
Die arg zerriss'ne Seele einzig heilen.

O wem das Licht der Wahrheit aufgegangen,
Der las in ew'gen Zügen Gottes Willen
Und kann nicht mehr die Sünde froh umfangen.

Bereits wird Qual und Wollust ihn erfüllen,
Nach Frieden trachten wird dann sein Verlangen,
Das Treue gegen Gott allein kann stillen. (I. 266.)

Dem, welcher Kost der Seligen genossen,
Kann ird'sche Nahrung ferner nicht genügen,
Nicht Sinnlichkeit den Menschen mehr vergnügen,
Dem sich der Himmel liebend aufgeschlossen. (I. 267.)

Froh zu seyn in diesem Erdenleben,
Schwinge dich aus seinem engen Kreis,
Zu dem Himmel musst du dich erheben,
Von demselben nur wird Glück gegeben,
Das kein Sinnlicher zu ahnen weiß. (II. 70.)

Im innigsten Einklange mit der Religiosität steht die ewig unbefriedigte Sehnsucht des Dichters. Es gab noch niemals einen großen Dichter, noch niemals ein poetisches Gemüth, eine schöne Seele, in der nicht diese Sehnsucht den Grundton angegeben hätte. Wer hat ein Herz und sagt nicht mit Shakespeare:

Die See hat Grund, die Lieb' und Sehnsucht nimmer!

Am schönsten und königlichsten spricht unser Dichter diese Sehnsucht in seinem herrlichen Abendlied aus:

Und schöner erscheinet die Bläue,
Himmelvoll nahet die Weihe,
Eine niemals empfundene Lust
Gläubig erfüllet die menschliche Brust.

Die Blumen im Sonnenreiz blühen,
Die Eiswände, die ewigen, glühen;
Hinweg von der Höhe Gebiet
Höher die sehnende Seele es zieht. (I. 57.)

Aber auch in vielen andern Liedern ist diese Sehnsucht ausgedrückt.

Nicht bey dem Glücke kann der Mensch verweilen,
Denn er muß immer sehnen, immer hoffen,
Die Welten liegen seinen Wünschen offen,
Rastloses Treiben spürt er, fortzueilen. (I. 35.)

Es treibet ein geheimes Dringen,
Des Menschen Bess'res zu dem Besten hin,
Zu Himmelshöhen will's ihn schwingen,
Zum Endelosen seine Seele ziehn. (I. 54.)

Aus der Gegenwart geengten Schranken
Immer wieder treibt es die Gedanken
Zu des Idealen Seligkeit.
Im Gefühle, daß wir sie gefunden,
Ist die flüchtige Gestalt verschwunden,
Sie verweilet nicht in Raum noch Zeit.

Reizend vor uns liegt des Himmels Bläue,
Fern doch nur der Blick sich ihrer freue,
Niemals, niemals dringen wir zu ihr!
Niemals bringen wir zum Ideale,
Wir erwärmen nur an seinem Strahle,
Ewig ferne weilt es von uns hier. (I. 257.)

Aus derselben Quelle ewiger Sehnsucht, aus welcher die Religiosität fließt, fließt auch die ewige Liebe des Dichters.

Wie die Sonne, wenn die trübe
Wolke selbe überzieht,
So erloschen scheint die Liebe,
Desto glüh'nder sie dann glüht.

Endend stets und sich erneuend
Lebet Liebe ewig fort,
Durch der Jugend Reiz erfreuend,
Ungebannt an Zeit und Ort.

Unabhängig von dem Willen
Ist die Lieb', kein Menschenspiel;
Ew'ge Glut, die nicht zu stillen,
Nicht zu bändigend Gefühl. (I. 82.)

Lieben muß ich, immer lieben,
Sey's auch meines Lebens Grab,
Lieben werde ich noch drüben;
Stirbt zur Gruft das Herz hinab. (I. 87.)

O Liebe, in Natur bist du geschrieben,
Es kann der Mensch nicht deine Macht ergründen.
Durch Liebe werden wir befreyt von Sünden,
Durch sie zur höchsten Tugend selbst getrieben.
Aus ihr die heiligsten Gefühle stammen,
Und Erd' und Himmel hält sie fest zusammen. (I. 89.)

Lieben will ich, ewig, ewig lieben!
Liebe ist die Seele der Natur,
Flammend steht sie überall geschrieben,
Alles zeiget ihre heil'ge Spur.

Ohne Liebe wäre nicht die Erde,
Ohne Liebe selbst der Himmel nicht;
Liebe, welche sehnend ich begehrte,
Du allein bist meines Lebens Licht. (I. 296.)

Aber nicht leere Sehnsucht, nicht thatenlose Frömmigkeit und Liebe soll das Herz allein erfüllen. Es soll auch glühen für die Ideale der Sittlichkeit im Leben, den Willen zur Tugend kräftigen und zum Kampfe für Wahrheit und Recht.

Aber nicht in ängstlichem Entsagen,
In wehmüth'ger Seufzer Traurigkeit,
Nicht mit sehnsuchtsvollen bangen Klagen
Bringe hin des Lebens kurze Zeit.
Leben sollst du, lebe du das Leben!

Aber wer dem Sinnenreiz gefröhnet,
Dem verschließet sich des Tempels Thor;
Es verstößt den, welcher Tugend höhnet,
Der Kamönen jungfräulicher Chor. (I. 165.)

Nur in der Tugend erhält sich die Stärke. (I. 157.)

Nicht für die Ruhe ist, zum Kampf geschaffen
Der Mensch; was ihm auch droht, er soll nicht zagen,
Für das, was recht und edel, Alles wagen,
Es darf dafür nicht seine Kraft erschlaffen. (I. 48.)

In des langen Friedens stillem Schatten
Muß der Muth der Sterblichen ermatten,
Streitend wächst der Baum dem Himmel zu.
Um zu kämpfen ist der Mensch geboren,
Kampflos geht das Leben ihm verloren. (I. 263.)

Kampf ist das Leben,
Immerwährender Streit;
Gegenbestreben,
Nie von Sorgen befreyt. (I. 81.)

Am schönsten spricht dieser männliche Muth, diese Begeisterung eines thätigen Kampfes für alles Gute und gegen alles Schlechte in den Gedichten sich aus, in welchen der König mit besonderer Beziehung auf sich selbst und seine königliche Stellung redet.

Der Sturm der Welt umfing des Kindes Leben,
In Stürmen wurde es zum Mann erzogen,
Um seine Ruhe wurde es betrogen,
Und nun kann sie Befriedigung nicht geben.

Sich täuschend hat er selbsten sich belogen,
Die Stille nicht genüget seinem Streben;
Bey Felsentitypen, nimmer wo es eben,
Befindet er sich wohl, auf wilden Wogen.

Herz, Seele oder Geist muß er befassen,
Es darf von ihm Begeisterung nicht lassen,
Zu dem Gewöhnlichen kann er nicht passen.

Des Himmels hehrer Stimme sehnend lauschen,
Beschäftigungen gegen andre tauschen,
Sein Glück, der Seele ewiges Berauschen. (I. 281.)

Vorwärts, vorwärts sollst du schauen,
Darfst zurücke niemals sehn;
Ach! der Ruhe stille Auen
Mußten wie ein Traum verwehn.

Glücklich nur in den Beglückten
Kannst du jezt und künftig seyn,
Blos in Anderer Entzücken
Gründet deines sich allein. (II. 51.)

Es spricht die Welt der Worte viel,
Es scheint, daß Tugend sie erzeuget,
Doch sind sie der Verstellung Spiel,
Gesagt, damit der Zweck erreichet.
Wenn nur es schimmert, nur es rauscht,
So hält das Volk sich überzeuget,
Die Wahrheit gegen Schein es tauscht
Und vor dem Glanz die Kniee es beuget,
Noch alles bey der Meng' gelang,
Verstand man edel nur zu scheinen,
War's gleich des Staates Untergang;
Sie siehet nicht auf Seyn noch Meynen,
Und nicht auf das, was wirklich klug,
Es siegt Betrug. (I. 42.)

Auf Erden lebt des Volkes viel,
Mit sich aufs innigste zufrieden,
Es wähnt erreicht der Pflichten Ziel,
Erfüllet den Beruf hienieden,
Grundsätze sprechend häufig aus,
Die Schönes, Edeles enthalten,
Doch handelts in den Tag hinaus,
Von Thorheit einzig zeugt sein Walten.
Es wähnet, was es sagt, zu thun,
Doch nicht nach Wirken geht das Streben,
Es spricht — und lässet alles ruhn,
Hinfließet ungenützt das Leben.
Durch Reden glaubt's erfüllt die Pflicht
Und handelt nicht. (I. 43.)

Aber der Dichter hat auch seine eigenen Worte erfüllt. Er hat nicht nur schön von Wahrheit, Recht und Tugend gesprochen, sondern auch königlich sein Wort gelöst durch die großartigen Handlungen, die jeder kennt.

Dürfen wir nach den wenigen hier ausgezeichneten Stellen nun noch fragen, ob der Dichter nicht aufs innigste verwandt ist mit dem reinsten, edelsten, und, wenn der Kampf für das Heilige selbst heilig ist, mit dem heiligsten unsrer Dichter? Und muß der Gedanke, einen Fürsten mit dem Seelenadel Schillers zu besitzen, nicht für alle Deutsche wunderbar ergreifend seyn? König Ludwig ist selbst zu sehr Dichter, als daß er nicht jeden großen Dichter gebührend ehren sollte, allein er weiß, daß die Poesie nur ein heiteres Spiel ist, wenn sie nicht zugleich dem Heiligen, der Tugend und der Wahrheit dient; darum preist er vor allen Dichtern unsern Schiller, den er also anredet:

Geschmücket mit dem ew'gen Lorbeerkranze,
Ist dir geworden deines Lebens Lohn,
Verklärt wohnst du nun im Himmelsglanze
Und siehest, was du hie geahnet schon.

Gepriesen sey, der nie die Kunst entweihet,
Der nie ins Reich der Sünde trat hinaus,
Der Reine nur sich an das Sel'ge reihet,
Er gehet ein in seines Vaters Haus. (I. 155.)

Und mit tiefem Sinne spricht der Dichter, daß Schiller ihn anfeure zur Thatkraft, der heitre Goethe dagegen seine Ruhe nach der Arbeit verschönere.

Wenn ich erwache, bevor ich betrete den Kreis der Geschäfte,
Les' ich in Schiller sogleich, daß mich's erhebe am Tag;
Aber nach geendigtem Lärmen, in nächtlicher Stille,
Flücht' ich zu Goethe und träum' fort dann den lieblichen Traum. (I. 150.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 37.

Literatur-Blatt.

Freitag, 8. Mai 1829.

Dichtkunst.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Zwey Theile. München, im Verlage der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

(Fortsetzung.)

Nächst der Religion, Liebe und Tugend gibt es nichts Heiligeres für den Menschen als das Vaterland. Darum muß die echt deutsche Gesinnung des Königs als das zweyte Element seiner Poesie, als die zweyte der drey Urfarben, in welche der Lichtstrahl seines Geistes sich spaltet, hervorgehoben werden. Die kluge Meynung des Franzosen Davoust: er kenne keine Deutsche, nur Oestreicher, Preußen, Bayern, Würtemberger, Sachsen ꝛc., ist Gott sey Dank von den Deutschen selbst im Jahr 1813 als eine für sie unkluge Meynung verworfen worden. Sie ist überhaupt unvernünftig und ehrlos, durch die Sprache, durch zwey Jahrtausende der Geschichte und in jedem Augenblick durch das Gefühl und Gewissen in jeder deutschen Brust hinlänglich widerlegt. Dennoch gibt es Deutsche genug, die sich über diese Stimme des Gewissens selbst zu täuschen suchen, und was zu einer andern Zeit als blos natürlich und als eine Sache, die sich von selbst verstehen müßte, angesehn worden wäre, daß ein bayrischer Fürst sich nicht blos einen Bayern, sondern auch einen Deutschen nennt, muß in unsrer Zeit als eine seltne Ehre für den verkannten deutschen Namen betrachtet werden. Es ist bekannt, wie sehr die deutsche Gesinnung des Königs Ludwig sich von jeher gegen die Vergötterung Napoleons sträubte, wie tief er die Schmach Deutschlands empfand, wie freudig er die Tage der Rettung begrüßte, wie treu sein Herz immer für Deutschlands Ehre schlug. Von dieser Gesinnung gibt er auch in den vorliegenden Gedichten Zeugniß.

An die Deutschen, im März 1807.

Auf ihr Deutschen! auf, und sprengt die Ketten,
Die ein Corse euch hat angelegt!
Eure Freyheit könnet ihr noch retten,
Deutsche Kraft, sie ruhet unbewegt.
Ach! sie ruhte, doch sie ruhet nimmer,
Daß der eignen Freyheit leztem Schimmer
Werd' beschleuniget der Untergang.
Waffen habt die Brüder ihr zu morden,
Für Den kämpfend, der euch unterjocht,
Deutschlands Kräfte sind nicht kund geworden,
Als noch Deutschland selbst für Deutschland focht.
Für der Unabhängigkeit Vereine
Hatte es nicht Willen, Kräfte keine,
Da noch für Selbstständigkeit es rang. (I. 46.)

Leipzig, Leipzig! hören wir's erschallen,
In der Nachwelt wird noch widerhallen
Leipzig, wo des Fremden Herrschaft sank.
Heil euch, die ihr Deutschland frey erstritten,
Die ihr für dasselbe viel gelitten,
Unauslöschlich währt der Heimath Dank.

Stimmet, Deutsche, an die Siegeslieder!
Denn wir haben uns're Ehre wieder,
Den verlornen, ererbten Ruhm.
Die entrissnen alten deutschen Lande
Tragen nimmermehr des Joches Schande,
Sind nicht mehr des Fremden Eigenthum. (I. 102.)

Höchstes, reinstes, seligstes Entzücken!
Zu genießen dieses Siegs Beglücken,
Zu erleben Deutschlands schönste Zeit.
Doch es ist auch Jener Loos zu preisen,
Welche dafür sterben, denn verheißen
Ist denselben Ruhm in Ewigkeit.

Seh' nach Frankreich Deutschlands Jugend eilen.
Mit den Fürsten, ich allein muß weilen
Thatlos, von dem Heere weit zurück.
Mich, den frühe deutscher Sinn begeistert,
Den nicht die Gefahr, nicht Glanz bemeistert,
Seh' ich ausgeschlossen von dem Glück.

Siedend rollt das Blut in meinen Adern,
Und mit meinem Schicksal möcht' ich hadern,
Daß es mich vom Kampf entfernet hält,
Den Tyrannen helfen zu bezwingen,
Siegend bis zu seinem Throne dringen;
Dies Gefühl ersetzet keine Welt. (I. 103.)

Aufs höchste war des Wüthrich's Macht gestiegen,
Und gräßlich, wie den Laokoon die Schlangen,
So hielt Europa würgend er umfangen,
Dem Schwerte schien die Welt zu unterliegen.

Verderben drohte denen, die nicht schwiegen;
Mit der Verzweiflung alle Völker rangen,
Als plötzlich neues Leben aufgegangen,
Den Menschheitsschänder Edlere bezwangen.

Die früh den Saamen in die Herzen legten
Zu Thaten, welche Ruhm und Sieg bekränzen,
Erfreue Dankbarkeit, die ohne Gränzen.

Die in den Deutschen deutschen Sinn erregten,
Die unerschüttert treu das Gute pflegten,
Verherrlicht werden sie für ewig glänzen. (I. 115.)

Nur die Leiden habe ich getragen,
Um das Vaterland den tiefen Schmerz,
Seine Schlachten durfte ich nicht schlagen,
Ach! vergeblich sehnte sich mein Herz,
Wie die übersehungslosen Wogen
Kamen kämpfend Völker hergezogen,
Alles schimmerte in Waffenglanz,
Ich allein entbehr' den Siegeskranz.

Kriege mag es viele künftig geben,
Doch ein solcher kommt uns nimmermehr,
Nie von neuem dieses heilge Streben,
So ein gottbeseeltes hohes Heer.
Freudig hatte sichs geweiht dem Sterben,
Um der Heymath Freyheit zu erwerben.
Zu des Wüthrichs Sturz vom Erdenthron
Eine Palme nur verlangt zum Lohn.

Ihr seyd glücklich, die ihr steht im Glauben
An des deutschen Sinnes neue Macht,
Welchen unsre Tage gräßlich rauben,
Niemals aus dem Traume ihr erwacht,
Und in jenen bessern schönern Welten
Lohnet euch das ewige Vergelten,
Aber Trauer immer mich umragt,
Denn mir wurde jener Kampf versagt. (I. 177.)

Trauriges Bild des Reiches der Deutschen: zweyköpfiger Adler;
Wo zwey Köpfe bestehn, ach! da gebricht es an Kopf. (I. 244.)

Kräftig wie du zum Himmel, erhabene, herrliche Eiche,
Ernst, auch freundlich und mild, stand es, der Deutschen Geschlecht.
Immer seltener werden die kräftigen Eichen und Deutsche.
Doch gedeihende Saat wachset zu beyden heran. (I. 151.)

Unter den aus dem königlichem Geist ausstrahlenden drey Hauptfarben habe ich oben schon als die dritte seinen Sinn für die Kunst bezeichnet. Es war zu erwarten, daß derselbe Fürst, der seine Hauptstadt zu einem Heiligthum aller Künste gemacht hat, auch in seinen Gedichten liebevoll der Kunst und der Künstler gedenken würde. Wie hoch er sie stellt, erhellt schon daraus, daß er ihnen das erste Gedicht widmet, womit die Sammlung sich eröffnet.

An die Künstler.

Aus der Erde engem, dumpfem Thale
Schwingt es euch zum hohen Ideale,
Zu dem Blüthenreich der Phantasie.
Kaum berühret das gemeine Leben,
Euer himmelwärts gekehrtes Schweben,
Seligkeit empfindet ihr schon hie.
Freudig sehet, wie's um sie gestaltet
Eure glühende Begeisterung,
Glückliche! die niemals ihr veraltet,
Ewig bleibt der Künstler froh und jung.

Mag den Himmel grau Gewölk bedecken,
Endlos die Natur sich kalt erstrecken,
Doch in euch ists südlich warm und licht.
Und das Schöne, was ihr einst empfunden,
Treibet Blüthen noch in späten Stunden,
Wird zum Ton, zum Bilde, zum Gedicht.
Wenn versunken längst die Sonnenstrahlen,
Glänzt ihr Widerschein noch in der Luft,
Auf dem heitern Himmelsraum sich malen
Ihre Gluten, auf dem Abendduft.

An das Ird'sche seyd ihr nicht gekettet,
Aus des Trübsinns Traurigkeit gerettet,
Aus der lastenden Alltäglichkeit.
Sorge haltet nimmer euch befangen,
Liebend ist der Himmel aufgegangen,
Selig schwingt sich euer Geist befreyt,
Es berührt die Hülle nur die Erde,
In des Geist's unendlichem Gebiet,
Nicht gefaßt von irdischer Beschwerde,
Hohes Ideal die Seele sieht.

Was als flüchtige Gestalt geschwebet,
Das verwirklicht, daß es ewig lebet,
Herrlich eure hochbegabte Hand.
Was in einem Augenblick geboren,
Geht dann nie und nimmermehr verloren,
Es vereint Gefühl sich mit Verstand.
Nebel lasten in des Thales Grüften,
Wenn der Alpen Haupt das Licht verklärt,
Künstler bringen zu des Himmels Lüften
Wenn die andren Menschen Gram beschwert.

Doch es kann nichts ewig hier bestehen,
Was geworden, das muß auch vergehen,
Hellas Tempel selbst die Zeit zerbrach;
Aber wie die Blume sich erneuet,
Durch den Saamen, den sie ausgestreuet,
Zieht ein Kunstwerk auch das andre nach.
Aus dem Leben keimet frisches Leben,
Das zum Werk gewordene Gefühl
Wird ein neues künftig herrlich geben
Selber nach Jahrtausender Gewühl.

Von den schönsten Lorbern, die gewinnen
Kann ein Held, doch Blut und Thränen rinnen,
Leicht verwelkt der größte Siegeskranz;
Aber frey von einem jeden Flecken
Wird der eure, Künstler, euch bedecken,
Strahlet im verklärten Ruhmesglanz.
Nur beglückend, freudevoll erhebend
Blüht in ewig während höhrem Ruf,
Edle Thaten noch der Nachwelt gebend,
Was der Künstler liebevoll erschuf.

Den deutschen Künstlern zu Rom, im Jahr 1818.

In der Stille muß es sich gestalten,
Wenn es kräftig wirkend soll erstehn,

Digitized by Google

Aus dem Herzen nur kann sich entfalten
Das, was wahrhaft wird zum Herzen gehn.

Wie zum freudig schattenreichen Baume
Einst der Saamen wird, der ausgestreut,
Geht das Schöne, welches einem Traume
Gleich, verkläret in die Wirklichkeit.

Und von Nord nach Süd, von Ost nach Westen
Wölbt der Baum sich über Deutschland ganz
Mit den herrlich lebensfrischen Aesten,
Und euch wird der ew'ge Siegeskranz.

Und der Baum wird tiefe Wurzeln schlagen
In dem ganzen deutschen Vaterland,
In der Zukunft Ferne wird er ragen,
Wenn des Staatsmanns Werk bereits verschwand.

Lange ungekannt, noch unbelohnet,
Blieb ihr viele Jahre ungeehrt,
Doch den Geist hemmt nichts, der in euch wohnet,
Und auch ihr erschuft euch selbst den Werth.

Wie Italien vom hellen'schen Strande
Die verherrlichende Kunst empfing,
Kommt zurücke aus dem deutschen Lande
Sie nach Rom, wo wahre Kunst verging.

Lust und Stolz von unserm deutschen Volke,
Deutscher Künstler römischer Verein,
Sonne durch die lang verhüll'nde Wolke
Dringst, erhellend in die Nacht du ein. (I. 227.)

Wenn es vor allem erfreulich seyn muß, daß der König die lebenden Künstler unterstützt und das blühende Gedeihen der neuen Kunst fördert, so verdient doch nicht minder sein Sinn für die alten Kunstwerke die rühmlichste Anerkennung. Viele schätzen die alte Kunst, ohne so viel für sie zu thun, als König Ludwig, aber gewiß nur sehr wenige wissen zugleich die neue Kunst zu heben und die vom Ruhm der alten Zeit fast erdrückten und erstickten neuen Künstler zu ermuthigen. König Ludwig sieht auch in der alten Kunst nur das Lebendige, ewig Schöne, nicht das blos selten Antiquarische, darum weiß er auch die alte Kunst so schön mit der neuen zu verknüpfen. Wie warm und lebendig er die Wunderwerke der griechischen Kunst anzuschauen gewohnt ist, davon gibt er den Beweis besonders in der in diesen Gedichten oft wiederholten Klage, daß jene Kunstwerke ihrer ursprünglichen Heimath geraubt, in nordischen Ländern zerstreut, aus dem lebendigen Zusammenhange des alten Lebens herausgerissen seyen. Ich enthalte mich, des engen Raumes wegen, auch Proben aus den vielen den alten Kunstdenkmälern von Hellas und Italien gewidmeten Gedichten und Sinnsprüchen des Königs mitzutheilen, und führe nur noch zwey treffliche Lieder an, in deren einem der Dichter über die Natur des Schönen überhaupt, und in dem andern über die Wirkung der Töne spricht.

Von selbst kann sich das Schöne nur entfalten,
Es strömet aus dem Innern unbewußt,
Der Mensch vermag darüber nicht zu walten,
Er ruft es nicht hervor nach seiner Lust.

Wenn die Entzückung seine Seele hebet,
Er willenlos allein das Eine fühlt,
Wird ihm, was kein Bemühen je erstrebet;
Wie dessen sich bewußt ist er gekühlt.

Wenn ihn die Angst um Irdisches will fassen,
Ob gegen Hergebrachtes er gefehlt,
Dann hat die Muse ihn auch schon verlassen,
Gefühl verstummt, wie Ueberlegung wählt.

Es muß der Mensch des Menschen Werk vergessen,
Sich überlassend dem beseelten Schwung,
Nicht ordnen darf die Worte er, noch messen;
Begeistern nur kann die Begeisterung. (I. 72.)

Es sind nicht trügerische leere Träume,
Die spurlos in die Nichtigkeit verschwinden,
Gefühle, die dem Schlummer sich entwinden;
Die Sonne weckt die Blüthe so der Bäume.

Der Seele Sprache lebt in den Gesängen,
Die, wie sie wollen, das Gemüth gestalten,
Die Scheidewand des Standes schnell zersprengen.

Gehorchend überirdischen Gewalten,
Darf nicht den Menschen Sorge mehr beengen,
Wenn Töne in dem Herzen widerhallten. (I. 252.)

Was wir bisher an dem königlichen Dichter kennen gelernt, stellt ihn in seiner Beziehung zu dem Ewigen dar, das für alle Zeiten gilt. Das Heilige in Frömmigkeit, Liebe und Sittlichkeit, das Vaterland und das Schöne der Kunst sind gleich bedeutend für jede Zeit und für jede Person. Ist der Dichter aber auf der einen Seite jenen höchsten Idealen zugekehrt, so wendet er sich auf der andern auch der Zeit, in der er lebt mit der besondern Eigenthümlichkeit, die ihm geworden, zu; und in dieser zweyten Beziehung müssen wir den König Ludwig in seinen Gedichten noch kennen lernen. Billig aber habe ich vorangestellt, was als Allgemeines dem Besondern übergeordnet ist. Was alle Menschen angeht, für alle Zeiten gleich bedeutend ist, muß auch höher gelten, als was nur eine besondere Zeit und Umgebung angeht. Ist König Ludwig am höchsten gestellt in seinem Bayern und in seiner Zeit, so acht' ich es doch noch höher, daß er, wenn längst diese Zeit verschwunden ist, noch in den großen Gedanken fortleben wird, die er für die Ewigkeit gedacht hat.

Die Gedichte, welche die persönlichen Verhältnisse des Königs und seiner Stellung zur Gegenwart berühren, lassen sich in vier Klassen eintheilen, und diese dürfen wir als die noch übrigen vier Farben in dem zum Regenbogen entfalteten Lichte seines Geistes betrachten.

Die erste Klasse bilden die eigentlichen bayrischen Gedichte, worin der König theils seinen Gefühlen für die

Glieder seiner Familie und mehrere seiner Freunde, theils seinen großherzigen Entschließungen als Regent, seiner Liebe zum Volke rührende Worte leiht. Der erste Rang unter diesen Gedichten gebührt dem Gedicht an seinen sechstägigen Sohn Max. (I. 65.) Niemand wird diese eben so königlichen als väterlichen Worte ohne Rührung lesen können.

Meinen sechstägigen erstgebornen Sohn betrachtend.

Deine Augen decke sanfter Schlummer,
Ruhig schlafe, vielgeliebtes Kind,
Fremd ist dir noch unsres Daseyns Kummer,
Ach! die kurze Jugend flieht geschwind.

Unbewußt sind dir des Lebens Freuden,
Seine großen Leiden sind es dir,
Kein Geborener kann sie vermeiden,
Unvollkommene sind alle wir.

Jubelvoll beginnt dein Lebensmorgen,
Max, geliebter Max, o werde brav,
Dann genießest auch bey Königssorgen
Du des Frommen ruhig heitern Schlaf.

Lächelnd öffnest du die großen Augen,
Fröhlich blickst du jetzo in die Welt,
Ihren Wermuth wirst du einstens saugen,
Finden, wie sie tückisch sich verstellt.

Unbehülflich lieget da vor Allen,
Der zum künft'gen Herrscher ist bestimmt;
Einst beglückt es schon ihn zu gefallen,
Dessen Wort so vieles gibt und nimmt.

Daß zu währen nichts vermag auf Erden,
Dieses präge du dir frühe ein,
Doch an Tugend darf nicht Aend'rung werden,
Ihr getreu sollst du für ewig seyn.

In dem Herzen trage du den Himmel,
Kindlich folg' dem göttlichen Gebot,
In der Einsamkeit, im Weltgewimmel,
Und dich findet ruhig einst der Tod.

Dessen eingedenk, o Max, sey immer,
Daß als Deutscher du geboren bist,
Nie verblende dich des Auslands Schimmer,
Steh' gewaffnet gegen seine List.

Sollte hören nur dein kindisch Lallen,
Jener, welcher dir das Leben gab,
Frühe für das Vaterland er fallen,
Weihe eine Thräne seinem Grab.

Werde seines deutschen Sinnes Erbe,
Für die Heimath muthig fähr' das Schwert;
Freudevoll für ihre Rettung sterbe,
Werde deiner alten Ahnen werth.

Von derselben Innigkeit für die geliebten Glieder seines Hauses zeugen auch die Gedichte an die Königin (I. 101. 268. II. 164), an die Königin Mutter (II. 156) an seine Tochter (I. 110) und an seine Schwester, die Kaiserin von Oestreich (I. 298). Wir heben hier nur eines der Gedichte an die Königin hervor.

An meine Frau, im Jahr 1828.

Du verkennest mich nicht, obgleich mich die Menge verkennet,
Unerreichbares Weib, trefflichstes, welches gelebt!
Und so trage ich leicht das Schicksal, das mich getroffen;
Scheint uns die Sonne, dann wird anderes Licht nicht vermißt.

Nicht die Zahl der Stimmen bestimmt den Werth, nur die Güte;
Da du, Beste, für mich, schmerzen Verläumdungen nicht.
Herrlich in leuchtendem Glanze erregest du stete Bewund'rung.
Hätt' ich nicht andre geliebt, liebte ich dich nicht so sehr,
Würde nicht kennen die Fülle der Hoheit des edelsten Herzens;
Ideal bist du immerfort deines Geschlechts.
Du Seelvolle, du zwingst die Seele dich hehr zu verehren,
Und mein Wesen, es ist innigst mit deinem verwebt.
Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen beweget,
Wurzelt sie dennoch fest' ewig die Liebe für dich. (II. 161.)

Diesen folgen Gedichte an schon verewigte oder noch lebende Freunde des Königs, z. B. an den Fürsten von Oettingen-Wallerstein, an Hompesch ꝛc. und Elegien auf Gegenden, die ihm heitre Erinnerungen verschönern z. B. auf Nymphenburg, Schwetzingen, das Heidelberger Schloß ꝛc. Unter den Gedichten von lokalem Interesse verdient aber vor allen das folgende hervorgehoben zu werden, weil es zugleich das einzige eigentlich politische in der Sammlung ist. (I. 289.)

Die drey leeren Erwartungen
in einem gewissen Lande, im Jahre 1821.

Drey Dinge vernehmen wir gar zu oft
Und mußten sie häufig schon hören,
Betrogen ist, der auf sie noch hofft,
Man will durch Versprechen betören.
Von ihnen wird verkündiget viel,
Es treibt sich damit ein ärgerlich Spiel.

Ersparung ist das Losungswort,
Doch sehen wir nirgends ersparen,
So wie es ging, so geht es fort,
Wenn wir nicht des Schlimmern erfahren!
Dem kärglich Besoldeten zwackte man ab,
Da man dem Reichen doch mehr noch gab.

Es tönet von Vereinfachung sehr,
Doch wie in den Spinnengeweben
Die Fliegen, verwirren sie sich nur mehr,
Nicht könnend dem Kreis sich entheben;
Benennung wird anders, die Sache verbleibt,
Im ewigen Ringe es endlos sich treibt.

Vergebens sucht ihr gediegenen Sinn,
Er will euch niemals erscheinen,
Gerichtet ist alles auf leeren Gewinn,
Es möchte der Redliche weinen.
Gezählt wird nur, es wird verzählt,
Denn überall das Göttliche fehlt.

Auf diese Verheissungen nie mehr baut,
So lang jene Männer noch schalten,
Doch auf die Zukunft beharrlich vertraut,
Es lebet ein höheres Walten;
Ob häufig getäuscht auch Hoffnung entfiel,
Wird einstmals dennoch erreicht das Ziel.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

№. 38.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 12. Mai 1829.

Dichtkunst.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Zwey Theile. München, im Verlage der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

(Beschluß.)

Eine zweyte Klasse unter den Gedichten des Königs, die sich auf die gegenwärtige Zeit beziehn, bilden die, welche wir die griechischen nennen wollen. Es ist bereits jedem bekannt, welchen Antheil der König an dem unglücklichen Schicksal der Griechen genommen hat, und hier spricht er diese seine großmüthige Gesinnung in einer Reihe von trefflichen Gedichten aus. (Zweyter Theil, S. 1—35.) Wir heben einige der schönsten der darin enthaltenen Gedanken hervor:

Wo gebietend fremde Waffen tönen,
Wird Selbstständigkeit nicht hergestellt,
Und der Gallier muß dem Franken fröhnen,
Wenn das Römer-Joch durch diesen fällt;
Freyheit wird vom Fremden nur verhöhnet,
Den allein, der sie errang, sie krönet,
Blos das Eigene ist von Bestand. (II. 1.)

Wo hell die Sonne aufgegangen,
Da soll jezt werden ew'ge Nacht!
Es soll der Mond da blutig prangen,
Von wo das Licht zu uns gebracht!
Die Hölle jauchzt, die Engel trauern,
Es seufzt, gehemmt, die Menschheit mit,
Es jubelt in der Schlösser Mauern,
Weil Hellas der Barbar zertritt.
Verzweifelt nicht, wenn selbst verschwunden
Der Hoffnung lezter Strahl erscheint;
Wenn Hülfe nur der Feind gefunden,
Man euch selbst Menschlichkeit verneint.
Der Deutschland half, wird Hellas retten;
Die Fürsten brachen nicht das Joch,
Zersprengen wird er eure Ketten,
Der Allgewalt'ge lebet noch. (II. 7.)

Mit Blut gefärbt, ist frisch das Kreuz errichtet,
Und Muth mit Frömmigkeit hält es umschlungen;
Dem Staube habt's, Hellenen, ihr entschwungen,
Viel neue Märtyrer sind rings geschichtet.
Und weil ihr auf das Irdische verzichtet,
So ward das Himmlische von euch errungen,
Und auch zugleich das Irdische bezwungen,
Auf Hellas Fluren ist der Feind zernichtet. (II. 11.)

Seyd froh, Hellenen, ihr nur könnt es sagen,
Daß ihr nicht des Beschirmers Schild getragen,
Von keinem andern wird ein Volk befreyt. (II. 21.)

Um soviel Herakles Kraft sich mehrte,
Als die Arbeit Here ihm erschwerte,
Als ihr Haß die Kämpfer ihm gebar,
Wachse mit des wüth'gen Krieges Größe
Euer Muth, daß sich im Sieg dann löse
Der Zernichtung dräuende Gefahr. (II. 23.)

An die Hellenen, da ich König.

Nur Gebete vermochte die Seele zum Himmel zu senden,
Tapfre Hellenen, für euch, für den befreyenden Kampf.
Thatlos verwebeten mir in den Lüften die Töne der Lyra,
Blos in die Saiten allein durfte sie greifen, die Hand;
Einsam erklangen dieselben wie Seufzer verheimlichter Liebe,
Jezt ist die Lyra verstummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige aus der Fülle des glühenden Herzens,
Daß sichs gestalte zur That, Griechen zu euerem Heil.
(II. 29.)

Eine andre sehr zahlreiche Klasse von den Gedichten des Königs wollen wir mit dem Namen der italienischen bezeichnen, sofern dieselben Italien und italienisches Leben zum Gegenstande haben. Man weiß, wie sehr der König Italien liebt, wie oft er sich in dieser schönen Heimath der Kunst und jedes Lebensreizes aufhielt, wie es ihn immer und immer wieder über die Alpen hinüberzog. Vom Gardasee bis Sizilien ist ihm Italien so bekannt, wie sein eignes Vaterland, und indem er in der Erinnerung diese schönen Wege noch einmal zurücklegt, an den reizenden Orten noch einmal verweilt, bilden seine Gefühle und Phantasien sich hier zu einer größern Elegie, dort zu einer kleinen Xenie, hier zu einem ganzen Gemälde, dort zu einem Epigramm aus. Bald ist es die Natur und das fröhliche Leben selbst, bald sind es die ehrwürdigen Denkmäler der Vorzeit und die Werke der Kunst, die ihn an-

ziehn und ihm ein Gedicht ablocken. In den Elegien spricht der Dichter sich mit ernster Wehmuth und Bewunderung der untergegangenen Größe aus, in den Xenien zuweilen mit edlem Unwillen und gerechtem Spott gegen die unwürdigen Nachfolger der alten Römer. Die meisten dieser Gedichte sind theils Rom und seinen Umgebungen, theils Sizilien gewidmet. Der Raum gestattet uns nicht, einige von den größern Elegien anzuführen, dagegen wollen wir einige Xenien auszeichnen.

Die Beweisgründe.

Ist dies Grauumwölkte Italien? Könnt' es nicht glauben,
Säh' das zerrissene Volk, sähe die Bettler ich nicht.

Die Alten, die Neuen (1817).

Holz und Papier wir, Erz und Marmor die Alten gebrauchten;
Währen soll, was geschah; schade! wenn blieb' was geschieht!

Vesta-Tempel.

Klein bist du, doch warst du auch nur für Jungfern erbauet;
Für die Frauen, die treu, wärest in Rom du zu groß?

Roma's Jugend.

Täuschung und Wahrheit umringen vereinigt die Jugend von Roma,
Wie sie den Sterblichen selbst führen durchs Leben hindurch.

Der Friedenstempel.

Da du zertrümmert, verdienst du endlich deine Bestimmung;
Nur wenn das Sterbliche todt, kommet der Frieden hinein.

Mozarts Titus.

Deine Accorde ergreifen mit Wehmuth die sehnende Seele,
Wie in dem heutigen Rom sie das Vergangene fühlt.

Il dolce far niente.

Denke nicht nach, nur sehe auf Rom und du denkest am weisten.
Scheinbar im Müßiggang thut immer das Schönste der Geist.

Der Wechsel.

Schweiget die Zunge, dann nur erst redet entfesselt die Seele;
Schlafet das heutige Rom, wachet das vorige auf.

Die von Michael Angelo verfertigte Bildsäule Moses in San Pietro in Vincoli.

Solcher zermalmenden Kraft bist, Moses, du sicher gewesen,
Dich darstellend hiemit zeiget der Künstler sich selbst.

Michael Angelo Buonarotti.

Heidnische Ruhe und christliche Milde sie blieben dir fremde;
Alttestamentalisch bist du, Zürnender, wie es dein Gott.

Christus in Rapaels Disputa.

Dieses ist Christus; so und nur so denken wir selben,
Wie er's von Rapael ist, malet die Seele sich ihn.

Orto Farnese.

Schillers Tod erfuhr ich hier in dem Garten; in Roma,
Wo ich's verlängern gewollt, hört' ich: „das Licht ist verlöscht.“

Empfindung in Rom.

Heidnische Wollust möchten wir haben und christlichen Frieden,
Aber Leben und Tod nie sich vereinigen läßt.

Die wahren Einheimischen.

Heimisch im Corso, in Rom doch Fremdlinge, leben die Römer
Und der Fremde allein kennet und fühlet auch Rom.

Canovas Grazien.

Ueppige Mädchen sind hier die Grazien, Lüsternheit weckend.
Ist zu reizen jedoch je die Bestimmung der Kunst?

Thorwaldsens Grazien.

Unverhüllt sind auch die deinigen, unverhüllend uns zeigend
Hellas Charitinnen, keusch, göttlich, in heiliger Kunst.

Auf den Cardinal Staatssekretär Herkules Consalvi.

Auch hier trachtet ein Herkules, emsig die Ställe zu säubern,
Aber der Koth ist zu tief, ach! und gefesselt der Arm.

Die Oper: Scipio in Afrika.

Auf der Bühne allein noch sehen in Roma wir Römer;
Ach! wie schlecht sogar werden dieselben gespielt.

Der Marionettenkarren.

Wie auf Erden bereits längst alles verkleinlicht geworden,
Fährt auch kein Thespis mehr, fahren die Puppen herum.

Rom im Mondschein.

Auf dir weilet der friedliche Schimmer des Mondes, auf welcher
Lange die Zeit schon ruht; ruhe, ermüdete Stadt!

Die Contraste.

Rosen bey Schnee! Oestreichische Krieger und Masken! Der größte
Gegensatz ist und verbleibt immerhin Rom doch von Rom.

Doppelter Magnet.

Ganz Rom ziehet mich an und mich zieht es zur liebenden Gattin;
So verlanget der Mensch Himmel und Erde zugleich.

Anschauung der Weltgeschichte.

An der Geschichte der Welt gehn wir in Roma vorüber,
Jede Vergangenheit spricht hier aus den Werken uns an.

Wir können uns nicht enthalten, auch noch die folgenden zwey schönen Sonette herzusetzen. (I. 221. 222.)

Der Sicilianerinnen Augen.

Kein Feuer, Glut, was strömt aus euern Augen,
Ein namenloses sehnendes Verlangen,
Um liebend Gegenliebe zu empfangen,
Entzücket Seel' in Seele zu verhauchen.

Ein neues Daseyn ist mir aufgegangen,
Ins Meer der Wonne fühle ich mich tauchen,
Der Augen Strahlen möcht' ich ewig saugen,
Mein Blick möcht' an dem ihren ewig hangen.

Her aus dem Aetna diese Gluthen flammen;
Sind wie die seinen unvergänglich während;
Aus eigner Gluth ist sich die Gluth ernährend.

Des Zaubers Macht vereinigt sich zusammen
In eurer Augen allgewalt'gen Flammen.
Nicht lebt, der eurer Nähe ist entbehrend.

Digitized by Google

Der Römerinnen Augen.

Wer könnte jemals nennen das Beglücken,
In eurer Augen Liebesglanz zu sehen!
Vor meinen Erd' und Himmel da vergehen;
Es ist der Lebensblüthe wonn'ges Pflücken.

Wie mag'sche Lüfte aus Elysium weben,
So bringen eure Augen mir Entzücken,
Aus diesem Leben sie mich her entrücken,
Kein Sterblicher vermag zu widerstehen.

Der Blick ist Sonnenstrahl, der Blindheit bringet,
Wir nahen ihm nicht lange unversehret,
Der Himmel weilt in eurem Aug' verkläret.

Beseliget, dem Liebe es gewähret!
Lebend'ges Feuer, das zum Himmel dringet;
Die Sinne schwinden, Seele sich entschwinget.

Wir lernen hier den Dichter von einer neuen Seite kennen. Wenn wir ihn bisher nur in seiner erhabenen Stellung als König, und als einen für Religion, Tugend und Recht begeisterten König kennen gelernt haben, so tritt er uns hier in liebenswürdiger Menschlichkeit näher. Wir sehn ihn gewissermaßen incognito als einen poetischen Reisenden; der König tritt mehr zurück, der heitre, nach allen Seiten für die Freude und den Genuß empfängliche Dichter macht sich frey.

In dieser Weise nun bilden die italienischen Gedichte den Uebergang zu der Klasse von Dichtungen des Königs, die wir vorzugsweise die empfindsamen nennen wollen, weil sich darin ein an sanften Gefühlen unendlich reiches Dichterherz, eine nach den Freuden der Ruhe, des Privatlebens und des stillen Glücks sich sehnende schöne Seele, ein rein menschliches und zugleich poetisches Gemüth ausspricht, uns seine geheimen Leiden und Wonnen offenbart und uns in rührenden Worten gar oft daran erinnert, daß dem glänzenden Glücke des Thrones nicht selten das bescheidne Glück der Hütte vorzuziehn ist, daß die erhabnen Rechte des Throns oft das nicht gewähren, was dem Privatmann seine Niedrigkeit gewährt.

In einer Menge von Gedichten sehn wir die reinste Flamme der Liebe lodern, das Herz fließt über und seine Sprache gewinnt eine Wahrheit und Innigkeit, wie sie nur die größten Dichter auszeichnet. Vergessen ist die königliche Sorge und nur der glückliche Dichter, der Mensch, ist noch übrig. In andern Gedichten aber beklagt er sich über Täuschung, und scheint zu zweifeln, ob er nicht in doppelter Person als König und als Mensch sein eigner Nebenbuhler geworden sey, ob er nicht in manchem Falle dem Purpur über dem Herzen verdanke, was er nur dem Herzen selbst verdanken wolle. Wieder in andern Gedichten beklagt er sich, daß ihm sein Loos zu viele Mittel des Lebensgenusses und des Glückes gewährt habe, daß er an Freuden übersättigt sey, und daß ihm eben deshalb die höchste Freude, die in der Beschränkung des Glücks, in der Sehnsucht und Erwartung liege, benommen sey.

Sehnsucht nach Sehnsucht.

Kehre wieder um, mein vor'ges Sehnen,
Namlos süßes, schmerzliches Gefühl,
Du bist hin! verrinnt sind meine Thränen,
Jetzo ist's in mir so still, so kühl.

Freudig hatte es das Herz gehoben,
Wie beseligt war dasselbe da!
Nun ist mir der holde Wahn zerstoben,
Wie's in Ferne war, ist's nicht mehr nah!

In der Ferne nur die Sonne glänzet,
Immer kalt und Dunkel ist sie nah;
Schimmer, der's Vergangene bekränzet,
In der Gegenwart kein Auge sah.

In dem Licht entschwind't der Dämmrung Schimmer,
Feind des Schönen ist die Wirklichkeit;
Wie wir's fühlten, fühlen wir es nimmer,
Wie das Ziel erreicht, ist's ewig weit.

Darum nur der Kindheit Reiz uns währet,
Weil von allem sie das Frühste war;
Weil für uns sie nie zurücke kehret,
Stellt sie immer wünschenswerth sich dar.

O! wie reich war ich in dem Verlangen,
Sehnend ward mir herrlicher Genuß
Im Besitze nun wie arm! vergangen
Ist der Zauber mit der Brautnacht Kuß. (II. 92.)

Allein auch hier artet die Klage nie in Weichherzigkeit und Ermattung aus. Stets erinnert sich der Dichter, daß es ein Höheres gibt, woran er kraftvoll sich festhält.

Jetzt über Venus üpp'gem Reich erhoben,
An welches sklavisch lange ich gekettet,
Auf einem Felsen stehe ich gerettet,
Es rauschet unter mir der Lüfte Toben.

Ihr Sinnenreize seyd für mich zerstoben.
Ihr seyd, als wenn ihr nie gefaßt mich hättet;
In Seelenruhe ist mein Seyn gebettet,
Nach unten nicht, es geht mein Blick nach oben.

Ich bin so überselig! bin verkläret!
Und Luft und Erde sind mir nun erheitert,
Durch Liebe ist der Himmel mir erweitert.

Die Glut, die mich durchströmt, mich nicht verzehret,
Mich wonnend der Geliebten ihre nähret,
Auf meine Tugend jeder Angriff scheitert. (II. 111.)

Indem er aber als König über die weite und tiefe Kluft hinüberblickt, die ihn von andern Menschen trennt, und oft gern die Brücke finden möchte, aber nur die Regenbogenbrücke der Poesie findet, bricht er in Klagen aus,

deren rührende Wahrheit wir anerkennen und ehren sollen. Der Dichter hat so oft königlich gesprochen, sollen wir es dem König verargen, wenn er einmal ganz wie ein Dichter klagt?

Der Könige Loos.

Von des Hofes Zwang umgeben,
Schon ein Todter in dem Leben,
Wie ein Götterbild von Stein,
Thronen in des Schlosses Mauern
Soll der König, soll vertrauern,
Immer abgesondert seyn,

Was dem Aermsten selbst gewähret,
Er auf seinem Thron entbehret
Frohen Umgangs heitre Lust.
Wie an Fäden soll er wandeln,
Gleich wie auf der Bühne handeln,
Seiner Rolle sich bewußt.

Abgewogen, abgemessen
Sey ihm alles, soll vergessen,
Daß er Mensch ist, immer kühl
Soll sein Herz nie höher schlagen,
Einsam freudlos soll er ragen,
Abgestorben dem Gefühl.

Ach, worauf sein Blick verweilet,
Von Verläumdung wirds ereilet,
Sey es noch so gut, so rein,
And'res Ansehn es erlanget,
Und der Himmel selbst empfanget,
Gleich davon der Hölle Schein. (II. 55.)

Königsklage.

Düst're Wolken mich umschweben,
Um mich waltet dunkle Nacht,
Hin ist alles, um das Leben,
Bin ich frühe schon gebracht.

Was ich suche muß ich meiden,
Ach es ist noch nicht genug,
Durch Verläumdung selbst zu leiden;
Bringe üb'rall hin den Fluch.

Wenns für mich ist ein Vergeben
Mit den Menschen Mensch zu seyn,
Sollen sie mich auch nicht sehen,
Bin ich unter ihnen doch allein.

Ein Verlaß'ner in der Menge,
Wandle wie ein Schatten stumm,
Einsam selber im Gedränge,
In der Heimath fremd herum.

Fliehend von den Menschen ferne,
Um das Herz schlingt Schwermuth sich;
Mir nur leuchten keine Sterne,
Schwarz Gewölk umfinstert mich.

Stiller werd ich, stiller immer,
Mir gleichgültig wird Natur;
Sie verlor den heitern Schimmer,
Ach für mich bis auf die Spur.

Sagt was habet ihr gewonnen,
Wenn mein Wesen sich umeint,
Wenn der frohe Sinn zerronnen,
Dumpf und trüb erstarrt der Geist? (II. 56.)

Verarget mir's nicht, wenn ich mich entrücke
Auf Augenblicke aus dem leeren Raume,
Zu halten mich bestrebend an dem Saume
Der Freude, doch sie kehret nicht zurücke.

Gestattet, daß ich von dem Lebensbaume
Zuweilen doch ein einz'ges Blättchen pflücke,
Mich wieder wende zu dem frühern Glücke,
O! weckt mich nicht aus dem flücht'gen Traume.

Mißgönnt mir nicht die kurze, freye Stunde,
Wenn ich ein Sklave bin im ganzen Tage,
Daß meine Seele wiederum gesunde!

Doch rufts von überall mir her: „Entsage!
„Entbehrung stehet mit dem Thron im Bunde,
„Dir bleibet nur der ew'gen Sehnsucht Klage."
(II. 59.)

Hiermit sind, wie mich dünkt, wenigstens die Hauptzüge angedeutet, in welchen der großartige und originelle Charakter der vorliegenden Gedichte sich ausgesprochen.

Nachdem wir erfahren, was diese Gedichte enthalten, kann es uns Deutschen nur zur Ehre und Freude gereichen, daß ihr Verfasser sie uns mitgetheilt hat. Verberge sich in Nacht, was vor dem Lichte sich zu scheuen hat. Die reine Gesinnung und echte Begeisterung darf niemals das Licht fürchten, soll und muß sich offenbaren. Wir dürfen von jedem edlen Geist verlangen, daß er sich zeige und öffentlich zu dem Heiligen sich bekenne, dem er dient, zur Ermuthigung der Bessern, zur Beschämung und zum Schrecken der Widersacher. Dies gilt aber in noch höherm Grade von einem Fürsten, auf den die Augen eines ganzen Volkes sehn, und der nicht leicht etwas Geheimes haben darf, ohne daß hier das lauernde Mißtrauen, dort die schamlose Schmeicheley in der Nacht des Geheimnisses ihre optischen Maschinen spielen lassen und uns magische Trugbilder vorgaukeln. Wie der Wahrheit überall ein Thron gebührt, so gebührt dem Throne Wahrheit. Offen liege das Herz des Fürsten seinem Volke! So war es in der alten treuherzigen Zeit, und König Ludwig hat ihr Andenken wunderbar verjüngt. Nur eins vermag uns dahin zurück zu führen, dabey zu erhalten: wenn die Wahrheit sich nicht verbergen und verstellen soll, muß sie schön, muß sie eine liebenswürdige Wahrheit seyn!

W. M.

Google

N°. 39.

Literatur-Blatt.

Freitag, 15. Mai 1829.

Reisen durch Morea.

Spon — Gell (Itinerary; Argolis; Narrative) Dodwell — Pouqueville — Bartholdi — Stanhope u. a. m.

Ein eigenthümlicher Reiz waltet von jeher über Griechenland. Die Gestaltung, wodurch sich unser Erdtheil vor den andern auszeichnet, erkennt man im Kleinen an diesem Lande, und an wenig andern Ländern Europa's tritt derselbe Charakter so bestimmt hervor. Es tritt zuerst auf im Halbdunkel der ältesten europäischen Ueberlieferungen. Seine kleinen Staaten verbreiteten ihren segensreichen Einfluß über drey Erdtheile. Sein Volk hat unter allen geschichtlichen Völkern Europa's am längsten, am reinsten seine Sprache bewahrt. Die Sklaverey vieler Jahrhunderte konnte seinen Nationalsinn nicht unterdrücken. Was ist aber der erste, der hauptsächliche Grund jenes Zaubers, der sich über Hellas verbreitet? Es ist die Mutter unsrer Wissenschaften, unsrer Künste.

Unsere Vorfahren lebten unbekannt in ihren Wäldern ein kulturloses Leben, da sangen schon Homeriden in Hellas, in Argos, an den Küsten Kleinasiens, deren Himmel, Sprache, Bevölkerung griechisch waren, jene Epopeen, welche sogar nach Dante's großartigen Dichtungen die ersten Muster bleiben.

Fehden entzweyten die von friedlichem Völkerverkehr entfernten Stämme des nördlichen Europa's, da glänzten schon Phidias, Lysipp, Herodot, Thucydides; da erklangen die Dithyramben Pindars; da ward die großartige Tragödie des Aeschylos, die geregelte, liebliche Dichtung des Sophokles um den Beyfall Attika's; attisches Salz, aristophanischer Witz, die Philosophie des Sokrates, des Aristoteles sezten drey Erdtheile in Staunen; und Griechen schrieben gedemüthigten Feinden als Bedingung des Friedens vor — die Menschenopfer aufzuheben.

Das stolze Rom konnte die Griechen nicht Barbaren nennen; es geizte um den Beyfall der Besiegten. Rom, Venedig, Frankreich, welche ihren Einfluß in Griechenland aufrecht hielten, brachten wenigstens selbst eine, freylich zum Theil von Griechenland erborgte, Kultur mit dahin. Der Muselmann, der verächtlich auf Kultur herabsah, legte dadurch den Keim zu einem nothwendigen Falle. Denn Barbaren erkaufen dauernde Herrschaft blos durch eigne Bildsamkeit.

Durch die Annahme griechischer Kultur wurde ein dauerndes Band zwischen Griechenland und dem übrigen Europa geknüpft. Die großartigen Naturerscheinungen aller Welttheile sind uns bekannt, und kein Naturwunder flößt solche Begeisterung ein, als der klassische Boden griechischer Länder. Apoll und die Musen, Tempe und der Mäander, der Kampf um Troja und die Befreyung von persischer Botmäßigkeit, sie begeistern noch unsre Dichter, unsre Krieger; und verdankt Europa den Griechen seine Kultur, schöpften Fürsten und Völker Beyspiele aus der Geschichte Griechenlands, so war es die Hülfe und die Theilnahme, welche Fürsten und Völker dem erwachenden Griechenland bezeigten, die zur Vollendung seines schwierigen Freyheitskrieges beytrug.

Die gemeinschaftlichen großen Unternehmungen und die gegenseitigen Fehden der alten Griechen sind vorüber, aber die Keime des Kulturlebens, welche sie ausstreuten, haben Wurzeln getrieben und Früchte gebracht. Auch die neueren Gährungen, welche den Boden von Hellas verwüstet, seine Bevölkerung verringert und fast ganz Europa in Trauer versezt haben, sind ihrem Ende nah, aber die Siegsgesänge der Kalvo, Sutzo, Ritzo gehören schon allen Nationen Europa's.

Ein französisches Heer betrat den klassischen Boden, um schönere, reinere Trophäen heimzubringen, als seine Vorfahren zur Zeit Montferrat's. Jedermann erinnert sich der wichtigen Folgen, welche die französische Expedition nach Aegypten zu Anfang dieses Jahrhunderts, wiewohl sie verunglückte, für Kunst und Wissenschaft hatte. Schon der Feldzug an und für sich richtet unsre Aufmerksamkeit nach Morea. Bald werden Gelehrte und Künstler folgen, um die noch vorhandenen Reste des Alterthums aufzusuchen. Richteten die Verwüstungen des lezten Kriegs einen Theil der noch übrigen Denkmäler zu Grunde, so hat doch gewiß die Erde in ihrem Schooße den größeren Theil

aufbewahrt. Vor dem Wiederaufleben der Wissenschaften fand sich eine unbedeutende Anzahl von Bildsäulen in Italien; die Kunstwerke, welche jezt in den Museen dieses Landes und in ganz Europa bewundert werden, trozten vergraben den Zerstörungen, der Unwissenheit des Mittelalters.

Die Quellen, aus welchen man Belehrung über Morea schöpfen kann, sind durch den lezten Krieg sehr veraltet; einige Jahre brachten größere Veränderungen mit sich, als in andern Ländern Jahrhunderte. Die während des Krieges erschienenen Schriften, über die Wiedergeburt Griechenlands von Pouqueville, über Europa in Bezug auf Griechenland u. a. m. vom Abte Pradt, die zahlreichen Bücher und Flugschriften über das glorreiche Missolunghi, u. dgl. m. lehren uns das Volk kennen, nicht das Land, und die früheren, veralteten Quellen müssen uns auf die Nachrichten, welche nicht lange ausbleiben können, vorbereiten.

Der bescheidene Spon, der vor hundert Jahren schrieb; der gelehrte Tournefort; die Untersuchungen von Le Roi, Chandler, Hobhouse, Holland, Hughes, Leake, Walpole, Clarke, die gründlichen Werke von Stuart, Gell und besonders Dodwell, die unterhaltenden Reisewerke Castellan's, Bartholdy's und Pouqueville's, die Resultate von Haller, Linkh, Cockerell, Foster, Brondstedt, Gropius, Stanhope, alle diese Leistungen müssen demjenigen bekannt seyn, der mit Ernst die Entdeckungen, welche zu erwarten sind, studiren will; aber mit Bezug auf Morea insbesondere ist die Kenntniß einer kleinen Anzahl von Quellen und Hülfsmitteln besonders nothwendig, und von diesen werde ich versuchen, in möglichster Kürze eine Skizze zu entwerfen.

Spon, ein französischer Arzt, der bescheidenste und einer der kenntnißreichsten, gründlichsten Reisenden, welche Griechenland besuchten, reiste zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, begleitet von dem, ebenfalls kenntnißreichen, Engländer Wheler. Ihr Werkchen: Voyage (d'Italie etc) de Grèce. A la Haye, 1724. 2 in 12. verbindet das Angenehme mit dem Nützlichen; denn nicht blos die Erzählungen und Fabeln der Alten, welche immer bey guter Gelegenheit angeführt werden, sondern auch die wichtigsten Untersuchungen sind darin mit einer Naivität vorgetragen, wie sie jezt selten in französischen Büchern zu finden ist. Eine genaue Vergleichung mit andern Werken ist nothwendig, um alle die von Spon angeführten Orte wiederzufinden; sie sind zum Theil längst verschwunden. Erzählt er Auffallendes, oder was zu seiner Zeit auffallen konnte, so beruft er sich auf das Zeugniß des englischen Edelmanns, welcher ihn begleitete, und der ihn Lügen strafen würde, wenn er nicht die Wahrheit sagte. Ein Reisender unsrer Zeit, welcher so viele Materialien zurückbrächte als Spon, würde sein Werk in Quart, wenn nicht in Folio, herausgeben, und die bedeutendsten Gelehrten würden gegen solchen Prahlaufwand nichts einzuwenden haben, würden ihn anpreisen, wenn die Folio-Bände auch viel Unbedeutenderes enthielten; denn „es ist gut, archäologische Werke in Kredit zu erhalten.“ Die Worte sind historisch; verstanden werden sie zum wenigsten in Berlin.

Ich übergehe ein Jahrhundert und komme auf Sir William Gell. Er reiste 1805 ꝛc. durch Morea, und zwar als Sekretär des brittischen Gesandten in Konstantinopel. Die türkischen Pforten standen ihm offen; seine Wirthe, seine Führer waren Türken, daher sahen ihn die Griechen ungern, und er hat sich gerächt. Noch im Jahre 1823 will er nichts von ihrer Unabhängigkeit hören, und da er wahrscheinlich nicht insgeheim dagegen wirken konnte, so schreibt er dagegen. Dies hindert nicht, daß sein Itinerary of the Morea. London 1817. 1 in 8. ein nüzlicher Wegweiser für Reisende sowohl, als für Stubengelehrte und Belletristen sey. Die größten Gelehrten sind zuweilen einseitig in ihrer Wissenschaft, um so mehr im Leben, in ihren Ansichten überhaupt. Gell's Argolis (London 1820. 1 in 4.) ist die gründlichste Monographie eines Reisenden über einen einzelnen Theil des Peloponneses; die großen Reste des Alterthums, welche in Argolis der Zeit und den Verwüstungen trozten, sind darin gut gezeichnet, gut beschrieben, mit einer interessanten Vorrede bereichert, worin die Alt- und Neugriechen verglichen werden; und es ist zu hoffen, daß die Erbitterung Gell's gegen die Griechen ihn nicht abhalten wird, über andre Theile von Morea eben so tüchtige Arbeiten herauszugeben. Jene Erbitterung spricht sich laut aus in seinem Narrative of a journey in the Morea. London 1823. 1 in 8. Gell scheint in einigen Tory-Häusern beliebt zu seyn, und eine Lady drang in ihn: „Geben Sie „uns doch einmal etwas anders, als Ihre abgeschmackten „Karten und Messungen!“ Gehorsam schrieb der gelehrte Mann ein Buch von 411 Seiten, welches nicht hinderte, daß Graf Capodistrias von mehreren Regierungen nach Griechenland geschickt wurde. Dank dem Verfasser für das schöne, aber doch wohl übertriebene Lob, daß Griechenlands Loos bey den Deutschen und Engländern einen stärkeren und reineren Enthusiasmus erregte, als bey den Griechen selbst! Aber es scheint ihm unmöglich, daß die Griechen ein ehrwürdiges Oberhaupt fänden; und wenn dennoch, daß sie ihm gehorchten, und er kann sich nicht denken, daß sich unter den Unterdrückten Volkskraft entwickle!! Einen Griechen nennt er höchstens einen guten Menschen, einen armen Menschen, er zeichnet die Griechen ab, die Lady's zu amüsiren; aber wo eine türkische Ader zu finden ist, da hat er Angenehmeres zu erzählen. „Die Lalioten sind

Digitized by Google

„das beste Volk in Morea;“ die Lalioten, sagt Pouqueville, sind rohe Albanesen, halb Türken, halb Griechen, tyrannisch gegen beyde. Besonders mißtrauisch bin ich gegen Gell geworden, als ich ihn so kurzweg und so falsch über das nördliche Deutschland aburtheilen sah. Kann er das nördliche Deutschland nicht leiden, je nun! an jedem Lande findet sich etwas auszusetzen, und es gibt Kritiken, die wir gern hören. Wie ist es aber mit folgender?:

„Das nördliche Deutschland im Allgemeinen, „der größere Theil Spaniens und ganz Por„tugal (1823) erscheinen dem (englischen?) Reisen„den weniger verwandt (congenial) und weni„ger civilisirt als selbst die Türkey. Eng„land allein ist gleichmäßig civilisirt in seiner „ganzen Ausdehnung; nächstdem das nördliche „Italien und Holland.“

Nun aber ein wichtiger Vorwurf!:

„Ich fürchte, der Abscheu vor dem Ausspucken „ist auf die englischen und mahomedanischen „Nationen beschränkt. (Schöne Geistesverwandt„schaft!) Ich glaube (mit Unrecht), die gebildeten „Franzosen fahren noch fort, auf den Fußboden „zu spucken; und ich weiß, die Deutschen und „die Italiener thun es ohne Gnade. Daher „dürfen die Franken nicht in die Moscheen ein„treten.“

Einen reichen Schatz von Belehrung enthält das gründliche Werk von Dodwell, a classical and topographical tour trough Greece. London 1819. 2 in 4. Dodwell reiste in den Jahren 1801, 5, 6. Er schrieb seine Notizen auf dem Pferde, aber nicht aus dem Stegreif. Sein erster Zweck ist Wahrheit, und sollten dabey die Wendungen des Styls an Schönheit verlieren, und sollte sein Buch nicht unterhaltend seyn. Wo die Wahrheit nicht zu gründen ist, da ist sein Zweck Forschung, und sollte er kein Resultat finden. Und wo er kein Resultat fand, ist er aufrichtig, sollte er seinen Nachfolgern den Ruhm überlassen, schärfer zu sehen als er. Kann er nicht beschreiben, deutet er blos an; was er nicht gesehen, davon spricht er nicht. Aber er ist Gelehrter, und hat seine Privathypothesen; die cyklopischen Mauern hält er für ägyptisch; doch will er seine Ansichten Niemanden aufzwingen. Darum ehre ich Dodwell als den trefflichsten unter den Reisenden, welche Griechenland besucht und bis jezt ihr Werk vollständig herausgegeben haben. Er und der römische Künstler Pomardi, sein Begleiter, haben etwa 1000 Zeichnungen zurückgebracht, wovon leider nur ein Theil erschienen. Die Gebirgszeichnung seiner Karte ist wahrscheinlich unrichtig.

Der 4te und ein Theil des 5ten Bandes von Pouqueville's Voyage dans la Grèce. Paris, chez Didot. 1820, 21, beschäftigen sich mit Morea. Pouqueville war französischer Konsul in Janina. Ueber das nördliche Griechenland ist er Hauptquelle unter den Neueren; durch Morea aber reiste er schnell. In einem Kloster, wo er Handschriften sah, unterhielt er sich mit den Mönchen über Dogmen, anstatt die Handschriften zu untersuchen, ohne zu bedenken, daß in den pariser Bibliotheken etwa hundert hdschr. Bände von den Glaubensverschiedenheiten der abendländischen und morgenländischen Kirche handeln. Er glaubt, an manchen Orten künftigen Reisenden nichts zum Entdecken übrig gelassen zu haben, ohne daß er selbst Plane aufgenommen, gezeichnet, gegraben hätte. Einen Theil seiner Reise machte er mit dem englischen Konsul Cartwright; lezterer hielt seine Uhr in der Hand, und Pouqueville wahrscheinlich einige Blätter des Pausanias und so gaben sie chemin faisant den Hütten, den Gegenden, den Flüssen, Bergen, Ruinen Namen aufs Geratewohl, und Compendienschreiber, Kartenzeichner haben diese Andeutungen nicht unbenuzt gelassen. Groß war der Ruf von Pouqueville's Reisebeschreibung; sie ist so schön geschrieben, ja sie ist eine poetische Prosa, und er sagt, es sey nicht anders möglich gewesen, als so zu schreiben, denn das Land ist poetisch; aber Pouqueville ist kein Dichter, daher hat ihm der Styl viele Mühe gekostet, und die Akademie belohnte sie, indem sie ihn aufnahm. Allerdings verdient Pouqueville, Mitglied der pariser Akademie zu seyn, und seine Reisebeschreibung ist, wo nicht die gründlichste, doch die angenehmste, enthält viel Gutes, und ich empfehle sie allen denen an, welchen es nicht darauf ankömmt, ob er das Wort Lavra richtig verstanden, welches Kloster bedeutet, und welches er wie andre in St. Laure verwandelt; aber wer ganz genau seyn will, lese die Abhandlung von Letronne im Journal des Savans, von Letronne, dem gefürchtetsten philologischen Kritiker in Frankreich, der Freund und Feind die ganze Wahrheit sagt.

Solche Bücher sind es, welche am besten auf die nähere Kenntniß, die wir von Morea erwarten, vorbereiten. Bartholdy's Reise in Griechenland (Berlin 1805, 1 in 8. Paris 1807, 2 in 8.) ist ebenfalls sehr belehrend, unterhaltend. Zu den wichtigen Schriften über einzelne Gegenden gehört noch der kleine Folioband über Olympia, von Stanhope, in Deutschland wahrscheinlich selten. Die Ufer des Alpheus, namentlich Olympia, waren der Hauptschauplatz griechischer Kunst, und Bildung überhaupt, im Peloponnes. Achtzig Stadien waren voll von Kunstwerken; hier glänzte Phidias; nirgends wie hier, suchte sich der Grieche hervorzuthun, denn er war umringt von Siegern, Helden, Fürsten, Dichtern, Geschichtschreibern. Frühzeitig wurden die goldenen Bildsäulen entwendet, und die Werke des Phidias wanderten wohl nach Rom und andere nach Konstantinopel; aber die Bildsäulen, welche Nero in die Kanäle

ed by Google

Denkmäler der Baukunst, welche der Alpheus untergrub und mit einer Anschwemmungserde überdeckte, welche achtzehn Fuß hoch seyn soll, — dies und die Erzählungen des Pausanias erregten die Begierde zum Nachgraben. Winkelmann schlug eine Subscription dazu vor, aber große Männer, wie Winkelmann finden selten dieselbe Leichtigkeit im Ausführen ihrer Unternehmungen, als die, welche sie ihren Nachfolgern verschaffen. Gell fand Münzen an dem Orte, wo Olympia lag. Dodwell und Pouqueville sahen Helme, welche die Fischer aus dem Alpheus hervorziehn; Stanhope grub, aber nicht tief genug, und er hatte nicht Mittel in Händen, den Fluß wegzuleiten.

War Olympia eine Stadt? Cellarius nannte sie Stadt, in der Eile vielleicht, und die Fehler der Vorgänger nützen den Nachfolgern. Also schrieben über diesen Gegenstand Jollard, Pauw, Choiseil Gouffier, Barthelemy, Visconti, la Borde, Gail, Pouqueville, Poppo (und ich glaube ein Professor in Halle). Die Druckkosten ihrer Werke betrugen mehr, als die Ausführung von Winkelmann's Vorhaben erfordert haben würde. Gab es je eine Stadt Olympia, so waren doch nur die Tempelanlagen berühmt, daher schien die Untersuchung manchen Gelehrten unwichtig. Aber der Eifer der verschiedenen Parteyen machte die Frage wichtig, und schon hängt der Ruf, schon hängt vielleicht die Anstellung mehrerer Akademiker von der Entscheidung ab.

Als Stanhope das pariser Institut (Académie des Inscriptions et Belles Lettres) um Instruktionen ersuchte, gerieth die gelehrte Versammlung in große Bewegung. J. B. Gail hatte mehrere Bände über Olympia geschrieben, wovon einer, der sich wenigstens um Olympia herumdreht, 72 Franken kostet und noch großentheils im Buchladen war. Ihm war es darum zu thun, daß Olympia keine Stadt war. Nun war freylich Pouqueville, dem es um das Gegentheil zu thun ist, noch nicht in der Akademie, aber er hatte dort Stellvertreter, und diesen zufolge sollte Olympia eine Stadt gewesen seyn. Was geschah? Stanhope kam zurück und das Resultat seines Folianten ist:

„Ob Olympia eine Stadt gewesen sey oder nicht, weiß ich nicht."

Dies wird von Neuem untersucht werden. Wichtiger aber, umfassender wird folgende Untersuchung seyn. Zum Ausführen derselben wird es nicht hinreichen, einen Fluß abzuleiten, sondern man wird ganz Morea aufgraben müssen, um die Wahrheit ans Tageslicht zu bringen.

War Fourmont ein Betrüger? Von Reisenden sagt Gell: Ja; Pouqueville: Nein. Von Gelehrten sagt Aberdeen: Ja; Raoul-Rochette: Nein. Fourmont rühmte sich, mehr Städte in Griechenland zerstört zu haben als die Römer; Inschriften zerschlagen, Hunderte von Arbeitern zu diesem Zwecke in Bewegung gesezt zu haben. Dies meldete er dem französischen Ministerium, der Brief ist vorhanden; da er es aber gethan haben soll, damit die Engländer nichts fänden, erhielt er statt den Vorwürfen zu seiner Zeit Lob, und die Franzosen vertheidigen jezt gegen die Engländer Fourmont insofern, daß er in dem Briefe an sein Ministerium eine Unwahrheit gesagt. That er dies, sind die von ihm herausgegebenen Inschriften erdichtet (und das sagt Böckh, der die erste Stimme hat!), wer bürgt für die Aechtheit aller nicht herausgegebenen? Und hat er, wie man glaubt, einen Theil der Inschriften vergraben, welche wichtige Aufklärung wird alsdann aus den jetzigen Nachgrabungen hervorgehen!

Barthelemi's Anacharsis ist keine gute Vorbereitungsschrift zur näheren Kenntniß von Griechenland; sie gibt blos nützliche Winke für den, welcher das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden weiß.

Aber so viel auch alle Werke geleistet, welche ich aufgezählt, gibt es kaum bessere Quellen zur Kenntniß des Peloponneses, als die Alten selbst. Wer der griechischen Sprache unkundig ist, kann sich wenigstens durch das Lesen der Uebersetzungen und durch Vergleichung mit den oben genannten Quellen und Hülfsmitteln in den Stand setzen, die Entdeckungen, welche man erwartet, gehörig zu würdigen. Nicht die Schriften aus der klassischen Zeit geben den umfassendsten Begriff von den Kunstwerken des Alterthums; sie waren damals zu gegenwärtig, zu bekannt, als daß sie umständlich beschrieben worden wären. Aber Strabo, und besonders Pausanias, wie auch Plinius müssen uns für den Verlust so vieler anderen Schriften Ersatz leisten. Sie schrieben, nachdem die großen Leistungen der Griechen ein Ende genommen hatten; ihr Urtheil ist nicht immer Kritik, aber ihre Feder, oder vielmehr ihr Griffel ist schon Griffel der Geschichte *).

D.

---

*) Die Karten d'Anville's, Vaudoncourt's, Barbié du Bocage's konnten noch nicht genau, nicht vollständig seyn. Die von Gell gibt blos die Reisewege an. Selbst die Karte Dodwell's ist unzuverlässig. Die von Reichard ist mit Kritik gearbeitet. Auch Müller dankt man eine Karte des Peloponneses. Die von Mannert drückt nicht die Zweifel aus, welche er in seinem trefflichen Werke ausspricht. Erst nach den astronomischen Beobachtungen Kapitän Gauthier's war es Lapie möglich, die ausgezeichnete Karte Griechenlands zu verfassen, welche aber bald darauf durch die Beobachtungen des Kapitän Smith Abänderungen erleiden mußte. Das geographische Institut zu München beschäftigt sich mit einer kritischen Karte Griechenlands.

Digitized by Google

№. 40.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 19. Mai 1829.

Dichtkunst.

The course of time, a poëm in ten books by Robert Pollok, the fifth edition. William Blackwood, Edinburgh. Herold Hamburgh 1828.

Dieſes Gedicht hat außerordentliches Aufſehen in England gemacht. Fünf Auflagen wurden in der kurzen Zeit von 4 Monaten nöthig. Ein engliſches Literaturblatt, die Eclectic Review, kündigt es mit den Worten an: Die course of time iſt das vollendetſte Gedicht, das ſeit Miltons verlornem Paradies in irgend einer Sprache erſchien. Ohne gerade behaupten zu wollen, daß Polloks Genius über dem Miltons ſtehet, geſtehen wir doch offen, daß, wenn die Wahl uns frey ſtünde, Verfaſſer des einen oder anderen Gedichts zu ſeyn, wir unbedingt für die course of time entſcheiden würden u. ſ. w. Wir waren natürlich ſehr begierig, ein Werk zu leſen, dem ein ſo guter Ruf vorangeht, und in der That hat uns die Erwartung nicht getäuſcht. Wir kennen kein neueres Gedicht, das eine ſo ſchwierige Aufgabe ſo trefflich gelöst, das ein chriſtliches, man möchte ſagen ein theologiſches Thema ſo ſchön beſungen hätte. Dante hat in Italien tauſend Nachtreter gefunden; ihre vergeblichen Bemühungen dienten blos dazu, den Ruhm des Meiſters zu heben, und zu zeigen, wie gefährlich Nachahmung in dieſem Gebiete ſey, und doch war bis zu Anfang des lezten Jahrhunderts der Zeitgeiſt einem ſolchen theologiſchen Gegenſtande hold. Aber in unſern Tagen, wo die Dichtung ſich ſo ganz von der Offenbarung abgetrennt hat, ein ähnliches Thema auf eine Art zu behandeln, daß Jeder, auch Derjenige, der ſonſt ſolchen Poeſien abgeneigt iſt, zugleich chriſtlich und poetiſch angeregt und bezaubert wird, iſt ein Lob, das Herrn Pollok einen ehrenvollen Platz unter den Barden des geſangreichen England ſichert.

Das Ganze zerfällt in zehn Bücher, in reimloſen Jamben, wie die in Miltons Paradies. Es iſt course of time, der Verlauf der Zeit, betitelt, weil, wie die drey lezten Jamben des 10ten Buches ſagen, darin beſungen wird.

Die Welt im Morgenroth, im Mittag, im Verfalle,
Wie Zeitlichkeit verſtrich und der Gerechte
Gerettet ward, verdammt der Sünder und erfüllt
Des ew'gen Schöpfers wundervolle Plane.

Das erſte Buch beginnt mit einer an das alte Teſtament erinnernden Anrufung des ewigen Geiſtes der Wahrheit, der die Dinge ſo ſieht, wie ſie ſind. Vorüber iſt die Zeitlichkeit, das Gericht, ſo lang gefürchtet und ſo viel erſehnt, iſt vorüber. Zwey Söhne des Himmels wandeln herum auf den Wällen des Paradieſes, um ihren Blick am Schauſpiele himmliſcher Schöpfung zu ergötzen. Da ſchwebt eben ein anderer ſeliger Geiſt aus einem unteren Planeten nach vollbrachtem Laufe empor, und wird von ihnen als neuer Bürger des Himmels geprüft. Er beſchreibt ihnen ſeinen Aufſchwung in die Höhe nach dem Orte der Seligkeit, und ſchildert, was er ſeit ſeiner Entfernung von dem Planeten, auf dem er gelebt, auf ſeiner Reiſe nach oben geſehen, die Räume, die er durchwandert.

Selbſt wißt ihr es, wenn reif die Tugend iſt,
Wenn voll ihr Maaß, ſtrebt ſie zum Himmel auf,
Von ſüßem innerem Drang emporgetragen.
Gleich wie die Schwerkraft in der Körperwelt
Die niedern Kreiſe nach den höhern zieht.
Reif war in mir die Tugend, nicht zum Ruhme ſag' ich's,
Denn was ich bin, verdank ich Gott, nicht mir,
Und ihm allein verdank ich es, ich ſelbſt bin Nichts.
Vollendet war ich und ſo drang es mich,
Von jener Welt dort unten, die das Auge
Hier kaum noch trifft, wir ſie in weitem Kreiß
Sich um das Centrum ihrer Sonne ſchwingt,
Zu ſcheiden und entbunden ſchwebt ich auf.
Doch erſt noch hemmte meine ſchnelle Flucht
Der Wunſch, die Welt zu ſchauen, welche jenſeits
Der ſichtbaren Schöpfung liegt. Lang war der Weg
Und wundervoll. Ich überſchritt die Gränze,
Die Gott geſezt dem Leben und der Liebe,
Wo Licht und Finſterniß, wo Harmonie und Ordnung
Mit furchtbar ödem Graus zuſammentrifft.
Und durch die dichte ew'ge unerſchaff'ne Nacht

Digitized by Google

Brach ich lang, lang auf flücht'gen Schwingen,
Durchschifft ich leere namenlose Räume,
Wo Chaos ist, formlos und öde Nichts.
Hier trifft kein Aug', kein Ohr, kein Sinn,
So scharf er seyn mag, einen Gegenstand,
Nichts schaust du dort in gränzenloser Oede als dich selbst.

Sofort erzählt dieser Selige, wie er auf seiner Fahrt die Wohnung der Verdammten gesehen; beschreibt ihre Verzweiflung, ihre Pein, ihre Verworfenheit, und befragt die zwey andern, warum diese Bewohner der Hölle an der Liebe des Allerbarmenden keinen Antheil hätten. Letztere antworten, daß sie, selbst noch neu im Himmel, diese Frage nicht zu beantworten wüßten. Aber sie wollen ihn zu einem alten Seher führen, der einst auf der Erde gelebt, und dem alle Geheimnisse offenbar seyen. Dies geschieht nun, sie schweben hinan! Der Ort, wo er wohnt, ist so beschrieben:

Schön war der Platz, für heiliges Sinnen auserkoren;
Auf einem Hügel, welcher sanft emporstieg,
In blendend weißem Kleide saß er, über ihm
Erhob ein Lorbeerbaum von mächt'gem Wuchse
Nicht schmucklos, wie auf Erden, sondern reich
Mit Blüthen und mit Himmelsfrucht bedeckt
Die Riesenkrone; rings um seinen Schaft
Wand sich ein ewig grüner Myrtenstrauch
Und jede Blum' voll süßen Duftes,
Der Rosen Pracht, der Lilien blendend Weiß,
Entsproß an seinem Fuß. Zu beyden Seiten
Umschlang die heilige Höh' ein Silberquell,
Der hein're Himmelsmelodien murmelte
Und sanft einstimmte in des Zephir's Lispeln.
In ferner Aussicht öffnet sich dem Auge
Der Lebensstrom, der mannichfach sich windend
Herabfloß von dem luft'gen Throne Gottes.
Denn dieser schließt in Himmelsglanz die Scene.
Der Barde war aus Adams Stamm und saß allein
An diesem Tage in sich selbst versunken
Und über Zeitlichkeit und Erdenleben sinnend,
Und ernste bald, bald heitere Melodien
Entlockt' er einer wunderbaren Harfe.
Sie war von Gold, ein himmlisches Geschenk,
Das er zusammt der Lebenskrone
Am Tage des Gerichts als würdigen Lohn
Des Erdenlebens von dem Herrn empfangen.

An diesen wenden sich die drey Geister mit der Bitte, daß er ihnen die oben angedeuteten Räthsel erklären möchte. — Der Plan des Gedichts umfaßt die Ewigkeit oder eine unermeßliche Zeit; so mußte der Dichter thun, was Homer in der Odyssee und Virgil in der Aeneis that, die Vergangenheit einem Dritten als Erzähler in den Mund legen. Dieser Dritte ist der Seher, und seine Erzählung reicht vom zweyten Gesang bis ans Ende.

Im zweyten Buche nimmt das Gedicht, das im ersten einen epischen Charakter trug, einen didaktischen an. Der Seher beginnt dem Ebenangekommenen, der nichts von den Erdenbewohnern weiß, weil er auf einem andern Planeten lebte, vom Zustand der ersten Erdensöhne und von ihrer Unschuld zu erzählen; dann spricht er vom Sündenfalle und dem über die ganze Erde sich verbreitenden Elende, sodann von dem Plane der Erlösung durch den Opfertod des Sohnes; zuletzt beschreibt er die Ursache, warum so wenige das göttlich angebotene Heil annahmen. Stolz sey das Grundlaster der Menschen, Stolz die Ursache ihrer Verdammniß.

Stolz, der sich selbst anbetet, wilder Stolz,
Der sich nicht bändigen läßt; die dir'ste Sünde
War Ursach alles Wehe, alles Uebels.
Aus dieser einen Quelle des Verderbens floß
Empörung gegen den Allmächtigen
Und Haß des Menschen gegen seine Brüder
Und alles Böse, das die Erde sah.
Stolz trieb die Wurzel in des Menschen Herz,
In jeglichen Gedanken seines Innern
Goß er sein Gift. Du Vater alles Lasters,
Unglaube, Haß und Gottes-Lästerung,
Verläumdung, Bosheit, Neid und Rache,
Betrug und Mord und jedes Thun
Verdammlicher Natur, ist dein Geschlecht.
Es war des Herzens nie gestillter Trieb,
Das stete Ziel, der ewig glühende Wunsch
Des Sünders, der nicht neu geboren,
Ein Gott zu seyn; im Purpur, oder
Im Bettlerrock sich selber anzubeten.
Was je die äuß're Form des Handelns war,
Mit welcher Schminke der Gedank' sich deckte,
In welchen Mantel sich das Leben kleidete,
Der eine Wunsch des Herzens war's, der Erste
Zu seyn, das eine glühende Bestreben,
Gelobt, bewundert, angestaunt zu werden.
Doch wer wird je dem Knechte eines Andern dienen:
Daher des Menschen Müh' bey Tag und Nacht
Zu zeigen, daß er sey sein eig'ner Herr,
Und, daß er unabhängig sey vom Schöpfer.
Daß, was er habe, er von Niemand als sich selbst
Zum Leben trage. Auf sich selber
Allein zu stehen, zu Niemands Dienst verpflichtet,
Dies war das Ziel und Streben seines Lebens,
Und in der Thorheit frevelhaften Stolzes
Stieß er sich los von Gott, um selber nun
Ein Gott zu seyn, entschlossen, was da käme,
Der Macht des eigenen Armes zu vertrau'n.

Im dritten Buche spricht sofort der Seher von den Mitteln, welche die göttliche Liebe dem Menschengeschlechte dargereicht, um sich aus dem sittlichen Elende zu befreyen; es ist dies die Offenbarung, die Bibel. Aber wie der menschliche Stolz sich in des Erlösers Tagen gegen die Annahme des Heils sträubt, so wirken jetzt die Leidenschaften der Menschen dem segensreichen Entschluß der Offenbarung entgegen. Diese sind Wollust, Durst nach Ehre, Ruhm nach Gold. Sie Alle sind irdischer Natur und werden durch den Tod vernichtet. So wird der edlere Durst nach Ruhm beschrieben.

Viel sind der Wege, die sie giengen, viel
Der Plane, die sie machten. In die Kammer

Digitized by Google

Schließt sich der Denker ein, auf seine Hand
Stützt er das Haupt, in stilles Brüten
Versunken sinnt und sinnt er fort,
Der Dinge fernste Ursach' zu erspähen.
Des Ruhmes Zauber und der Wunsch treibt ihn,
Des Wissens neue Bahn zu finden,
Die seinen Namen auf die Nachwelt trage.

In nächt'ger Einsamkeit, wo stärker sich
Der Geist regt, und der Ungeweihte
In trägem Schlummer liegt, steht auf der Barde
Und geisterartig, wild unird'sches Feuer
Aus seinen truck'nen Augen sprühend,
Schickt Phantasie er aus, um Näh' und Ferne
Um Himmel, Erd' und Hölle zu durchspähn,
Und neue Dichtungen strebt er, und Bilder,
Die nie ein Geist zuvor gedacht, ans Licht zu bringen,
Und wenn dem Blitze gleich, ein mächtiger
Gedanke ihn durchzuckt, schnell taucht er ein,
Und bey der Lampe Schimmer, bey dem Schein des Monds,
Der durch das Fenster bricht, schreibt er voll Wonne,
Was ihm ein ew'ger Fund scheint, hastig nieder.

Der Priester selbst, der Diener des Altars,
Der über sel'ge Dinge nachsinnt, über
Die Eitelkeit der Welt, hört oft die Stimme
Des Ruhmes in sein unbewachtes Ohr
Sanft schmeichelnd eitle Töne lispeln.
Und einen Schleyer dann aus ird'schem Stoffe
Zieht über heil'ge Wahrheit er, und wagt,
Den bittern Text mit Honig zu vermengen,
Wie ihn des Sünders eitle Neigung liebt.

Und ward nicht oftmals schon der schlichte Hirt,
Der ohne Ehrgeiz schien, im armen Kleide
Gesehn, wie er zur Seite seiner Heerde
Am wilden Waldstrom sinnend saß
Und auf den Lieblingsstab den Namen schnitt,
Wie er in rohen Zügen ihn der alten Eiche
Einsenkte oder einem grauen Felsen,
Mit wunderbarem Fleiße ab sich mühend,
So wie die Schrift allmählig unter seiner Hand
Sich rundet und die Form gewinnt, hofft er,
In ferner Zeit, wenn er schon lang begraben,
Werd' einst ein and'rer Wicht des Abends kommen
Und seines Namens Kunde finden.

Im vierten Buche fährt der Seher fort, die andern verderblichen Leidenschaften des Menschenherzen zu schildern: Herrschsucht, falscher Freyheitsschwindel, Schriftstellereitelkeit; hierauf berührt er die andern Hindernisse der Beschäftigung mit den ewigen Angelegenheiten der Seele, ungleiche Austheilung der innern und äußern Güter, des Reichthums und der Geistesgaben.

Die Schattenseite des Lebens war nun genug geschildert; es mußten auch die irdischen Freuden eine Stelle finden, wenn die Harmonie des Eindrucks nicht gestört werden sollte; dies geschieht im fünften Buche. Der Seher besingt die Freuden der Erde, Freundschaft, Liebe, Glauben, Vertrauen auf Gott. Als Probe von lezterem folgende Stelle.

Schwer war der Schmerz und zahllos unsre Thränen,
Denn sie, die wir verloren, war so gut,
Und viel geliebt, frisch ist das Angedenken
Des Tags in mir, als wär' sie gestern erst gestorben.
Es war ein Maitag, und in froher Jugendkraft
Entblühte rings im Sonnenscheine die Natur,
Und einen schönen Herbst verhieß sie; o wie froh
Schlug unser Herz! Im Hochgefühle der Gesundheit
Durchflog das Blut die Adern, als die Nachricht kommt,
Geboren sey ein Kind; und abermals kommt Nachricht,
Daß sie, die es gebar, zum Tode niederliege.
So schnell tritt Jammer auf der Freude Fersen!
Wir eilen an ihr Bett', wir beugen unsere Knie'
In glühenden Gebeten vor dem Throne
Der Gnade, vor dem Höchsten schütten wir
Mit Flehn und Reuethränen unsere Herzen aus,
Doch einen Engel rufen wir zurück
Und einen Geist, der reif zum Himmel ist.
Die ew'ge Gnade, die am heilsten leuchtet,
Wo wir nur dunkel sehen, die uns liebend pflegt,
Wo wir nur Strafgewalt und Zorn erblicken,
Schlägt uns're unverstand'ne Bitte ab.
Noch seh' die Kammer ich vor mir, und seh' das Bette,
Auf dem sie sterbend lag, und alle die Gesichter,
Die aufgelöst in Schmerz die Dulderin umgaben,
Da lag der Vater auf den Knien, die Mutter dort
Und über ihre greisen Wangen floß
Ein Strom von Bitterkeit; dort stand der Gatte,
Die Brüder standen dort im Kreise und die Schwestern,
Laut weinten sie und härmten sich, auch ich,
Obwohl der Thränenquell in mir schon trocken war,
Ich mußte weinen; wer im Hause war,
Nahm Theil am allgemeinen gränzenlosen Schmerz.
An all' dies denk' ich stets, doch noch lebendiger
Erinn' ich mich, und werde ewig mich erinnern
Ans sterbende Auge, das allein noch hell war
Und immer heller leuchtete, je näher
Der Tod hervortrat; also prangt das Blümchen
Am schönsten in dem Schein des Silberstrahls,
Der durch die Wetterwolke bricht, eh' diese
Herniederstürzt und seinen zarten Bau zertrickt.
Sie gab ein Zeichen, ihr das Kind zu bringen;
Es ward gebracht, und neben sie gelegt.
Sie blickt auf sein Gesichtchen, das nicht weint,
Nicht lacht, nicht weiß wie ihm geschieht; sie legt
Die Hand ihm auf die Brust; mit einem Blick,
Der durch den Himmel aufzudringen scheint,
Und wie nur Müttern, welche ihre Kinder
Auf Erden lassen, Gott ihn leiht, erfleht
Sie unaussprechlich Heil und Segen ihrem Sohn.
Gott, nimm mein Kind! so hörten wir sie beten.
Und hörten Nichts mehr, angekommen war
Der Bundesengel, seinem Worte treu
Schickt er sich an, sie durch das Todesthal zu führen.
Jezt wurde heller noch ihr Blick, und immer heller.
Zu hell für uns're Augen, die der Schmerz
Mit namenlosen Thränen überwölkte.
Zulezt erlosch er, wie der Morgenstern,
Der nicht zurücksteht in den dunkeln Westen,
Noch hinter Wetterwolken, sondern der
Allmählig in des Himmels Rosenlicht zerschmilzt.

(Der Beschluß folgt.)

Badeschriften.

1) Die Bäder am Ostseestrande. Geschildert in malerischem Briefe einer Dame an eine Freundin. Leipzig, 1828, bey Paul Gotthelf Kummer.

Recht malerisch mit leichter, weiblicher Hand und einem weiblichen Auge, dem die kleinsten äußerlichen Züge des geselligen Lebens nicht entgehen, schildert die Dame einen Theil von Ostland und das einzige Bad Reval, die Stadt, die Gegend und das Leben des Volks. Das Ganze ist in die Form eines kleinen Romans gebracht, der sich zwischen den leichten, poetischen und geschichtlichen Bemerkungen in liebenswürdiger Anspruchlosigkeit bewegt Eine junge schlecht und recht vermählte Frau ist nahe daran, die Beute eines romantischen Verführers zu werden, und wird gerettet durch das Erscheinen eines früheren Opfers dieses Mannes.

2) Das Renchthal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Feuersbach und Sulzbach, im Kinzigkreise im Großherzogthum Baden. Heilkundig, geschichtlich, topographisch, statistisch und landwirthschaftlich mit einem botanischen und geologischen Anhange dargestellt von J. Zentner, Hofgerichtsadvokat in Freyburg. Mit 3 Kupfern. Ansichten von Oberkirch, Griesbach und Petersbach. Freyburg im Breisgau, gedruckt bey Friedrich Wagner. 1827.

Gewiß eine höchst willkommene Erscheinung allen Freunden und Freundinnen des reizenden Renchthals. Der gesunde, männliche Frohsinn, die Liebe, mit der der Verfasser alles, was über das schöne Thal belehrendes und anziehendes gesagt werden kann, gesammelt und ausgearbeitet hat; die Treue und Sorgfalt, mit der er das benüzte, was ihm zunächst von Andern gegeben werden mußte, wie die Notizen über den chemischen, botanischen geognostischen und besonders den heilkundigen Theil seines Gegenstandes machen ihn zu einem eben so angenehmen als nüzlichen und brauchbaren Geleitsmann für alle, die das romantische Thal besuchen wollen, für Aerzte und Nichtärzte, Kranke und Gesunde.

3) Résumé d'analyse et d'experience sur la nature et l'usage des Eaux minérales de Pyrmont. Dédié aux médecins étrangers par Richard Harnier, Dr. Médecin des Eaux susdites. Hanovre 1828. Chez Hahn libraire de la Cour.

Wenn auch zunächst nur dem ärztlichen Publikum bestimmt, ist diese Schrift den Laven doch wohl verständlich wegen ihres klaren, die medicinische Terminologie wo möglich vermeidenden Sprache, und durch den Reichthum von tiefen psychologischen Blicken in das kranke innere Leben einer großen Badewelt auch von allgemeiner Bedeutung. Die unbefangene nicht moralisirende Weise, mit der der Verfasser, gleichsam wie zufällig, oft die Wurzel der leiblichen Krankheit hinein verfolgt bis in den Grund des Seelenlebens, und dann eben so Winke zur Heilung gibt, ist besonders anziehend und bedeutungsvoll. Der Verf., eine lange Reihe von Jahren Arzt an den Bädern von Pyrmont, will nur Eignes geben und gibt auch nur seine Erfahrung. Im ersten Abschnitt redet er von den Mineralquellen in Pyrmont an sich, den Einrichtungen zu ihrer Benüzung; im zweyten, dritten und vierten über die wirkliche Anwendung zum Heilzweck und im fünften läßt er noch allgemeine Bemerkungen folgen, vorzüglich über die Zeit, in der die Quellen besucht werden sollten, in Beziehung besonders auf den damit zu verbindenden Besuch von neuern Bädern.

Novellenliteratur.

Novellen von Wilhelm Hauff. Drey Bändchen. Stuttgart, 1827, 1828. Gebrüder Franckh.

Die Dichtungen Hauffs, welche früher in einzelnen Taschenbüchern und Blättern zerstreut waren, erscheinen hier in einer Sammlung, um ihren Freunden den früher empfundenen Genuß zu erneuen. Lebhafte Darstellung und blühende Sprache sind ihr Vorzug vor unzähligen Erzeugnissen dieser Art in der neuesten Zeit, und somit werden sie billig auch fernerhin noch unter die gelesensten gerechnet werden. — Dem aufmerksamen Beobachter der Hauff'schen Novellen wird die successive Lesung derselben ein schönes Zeugniß von den schnellen Fortschritten der früheverblüheten Muse geben. Es ist merkwürdig, wie in kurzer Zeit sich die fließende Sprache zur gewandten und geschmackvollen Darstellung, die Erzählung der Situationen und Ereignisse des äußeren Lebens zur Charakteristik der inneren Welt hervorgearbeitet und seine Dichtungen mehr und mehr gewonnen haben. Zu den willkommensten Produktionen Hauffs gehören unstreitig die beyden Novellen des lezten Bandes: die Ritter von Marienburg, und: das Bild des Kaisers. Im ersten Bande sind: die Bettlerin vom Pont des Arts, und: Othello, im zweyten: Jud Süß, und: die Sängerin, enthalten.

Digitized by Google

N°. 41.

Literatur-Blatt.

Freitag, 22. Mai 1829.

Dichtkunst.

The course of time, a poëm in ten books by Robert Pollok, the fifth edition. William Blackwood, Edinburgh. Herold Hamburgh 1828.

(Beschluß.)

Von nun an gegen das Ende des fünften Buches nimmt die Dichtung wieder epischen Schwung, indem sie sich genau an die Offenbarung des Johannes anschließt. Der Seher beschreibt den Sieg, den nach langem Kampfe die Guten über die Bösen erlangen. Das tausendjährige Reich beginnt. Die Gerechten aus allen Völkern und Zonen versammeln sich in dem gelobten Lande. Aber noch ist das Ende nicht da. Schnell gehen jene seligen Jahre vorüber, denn in ihnen ist ein Tag wie der andere, nichts als Frieden, Ruhe, Glück und Seligkeit, und so verschwinden sie wie ein Augenblick. Da beginnt das Reich des Bösen von Neuem, und schrecklicher als je. Das sechste Buch beschreibt das Ende jenes Reichs und den darauf folgenden Zustand gränzenloser Verderbniß; da naht endlich der lezte Tag, der furchtbare Tag Jehovas, an dem er die Völker richtet. Namenlose Angst geht ihm voran; während nun eben die Erzählung auf diesem Punkte angelangt ist, und das Herz des Lesers alle jene Gefühle theilt, die der Dichter hervorruft, unterbricht er sich plötzlich durch eine ergreifende Schilderung dessen, was in dem Augenblicke im Himmel vorgeht. Er spricht:

O Erde! deine Stunde war gekommen,
Geboren war der lezte der Gerechten,
Die Zahl der Guten voll, das lezte Sandkorn
Fiel durch die Uhr der Zeit, der Kelch der Sünden
War bis zum Rande nun gefüllt.
Und müde war die Gnade des Erbarmens
Zurückgetreten hinter der Gerechtigkeit
Furchtbares Rachesschwert, doch immer blieb
Verstockt des Menschen Herz; beym Trinkgelage
Rief prophezeihend er, der kommende Tag
Wird wie der heut'ge seyn, nur üppiger.
Du sollst vernehmen, was geschah; doch horch —
Es tönet die Posaune, und zum Abendhymnus
Ruft sie die Selgen. Denn obwohl der Lobgesang
Der Geister niemals endet, und in ew'gem Preise
Den Mensch geworb'nen heil'gen Gott erhebt.
So wisse: Jeden Abend zur bestimmten Stunde
Und jeden Morgen, eh' der Tag erwacht,
Vereinen sich die Schaaren der Erlösten,
Das ganze Heer der Herrlichkeit vereint sich,
Und stimmen Melodien des Himmels an
In Weisen, deren Süßigkeit kein Mund beschreibt,
Auf Himmelsharfen, deren Zahl kein Auge mißt,
Sieh! wie des Paradieses auserkor'ne Bürger
Auf allen Seiten von des Tags Geschäft
Umkehren und im ganzen Kreis des Himmels
Sich zu Jehovas Tempel wenden, niederstürzend
Und Ihres Gottes Majestät verehrend.

Der Seher hatte von Geschäften der Seligen gesprochen. Er nimmt daher Anlaß diese zu beschreiben. Sie seyen je nach der Individualität der Einzelnen verschieden, obwohl ihrem Ziel und Zweck nach gleich; die einen winden Kränze und sammeln Blumen, die andern verfolgen des Stromes mannichfache Wendung, in welcher sie ein Bild des Lebens sehen; andere sind in Betrachtung versunken; andere lesen im Buche des Schicksals; andere erzählen sich in traulichem Gespräche von den Schicksalen ihres Planetenlebens. Nachdem der Seher dies dem Angekommenen erklärt, stimmt er selbst einen Hymnus an, der an Orfeus, Homers Hymnen erinnert, und kaum zu übersetzen ist.

Im siebenten Buche beginnt nun der Seher den lezten Tag zu beschreiben:

In vollem Glanz' wie sonst erhub die Sonne
An diesem Morgen sich, mit Licht und Wärme
Und Heiterkeit die Erde überströmend;
Sie schien so jugendkräftig und so stark,
Die längst gewohnte Bahn des Himmels aufzusteigen,
Als nur an jenem Morgen, da zum erstenmal
Der Morgenstern ihr Aufgehn grüßte, da zuerst
Die alte Nacht vor ihrem Angesicht erblaßte.
Das weite Himmelszelt empfing erröthend sie
Wie eine Braut den Bräutigam empfängt.
Es lächelte, vor ihrem Auge ausgegossen,

Die Erde. Ihr entgegen zur Umarmung
Erhoben sich die Nebel, die die ganze Nacht
Nach ihr geweint; die Kräuter und die Blumen
Eröffneten den Kelch voll Duft, und füllten
Mit süßem Wohlgeruch die heitern Lüfte.
Des Waldes Riesen trockneten in ihrem Strahl'
Die Locken, von dem Thau der Nacht befeuchtet,
Und das belebte Geschlecht der Waldbewohner
Begann sein Morgenlied. Die Drossel stimmte
Sanft in den Hymnus, den aus heit'rer Höh'
Die Lerche wirbelte. Auf grünen Hügeln
Erginzen sich die Lämmer, in den Tiefen
Die Heerden. Und der frohgestimmte Hirt
Schaut liebesdurstig nach der Milchmaid hin,
Die achtlos (scheints) vorübergeht, und doch
Verstohl'ne Blicke nach dem Burschen sendet.

Er fährt nun weiter fort:

Kein Zeichen der großen Verwandlung, die vorgehen sollte, ist zu sehen, die Natur bewegt sich in gewohnter Harmonie, der Landmann eilt an sein Geschäft, auf den Straßen spricht der eilende Kaufherr vom Handel, von Bankrotten, Schiffe kommen an und gehen ab. Bey seinem Schreibtisch sizt der Gelehrte, über seinen Processen der trügerische Advokat. Hierauf folgende Stelle:

Kein Zeichen der Verwandlung war zu sehn,
Ein jeder nahm den Tag wie einen andern,
Bis Mittag blickt die Sonne glorreich auf
Die Erd' und ihre Scenen eitler Lust.
Urplötzlich wandelt alles sich, die Sonn erlischt:
O Erde! deine Stunde ist gekommen.
Des Lichtes Strahlen, rückwärts strömen sie
Hinauf zu Gottes Thron'; und über
Dem Erdenrund bricht dunkle Nacht herein,
Sternlose Nacht, und stille steht Natur.
Es steht die See, es stehen Ström' und Bäche.
Die Winde stehen still, und jedes Wesen steht.
Der Katarakt, der einem Riesen gleich
Sich wüthend niederstürzt, urplötzlich, wie
Von starrem Frost in seinem Lauf gefesselt,
Steht still, es stehen alle Thiere
Und tiefes, finst'res Schweigen herrscht allein,
In jeder Brust stirbt Hoffnung; Furcht und Schrecken
Kommt über Jeden; Niemand spricht ein Wort.
An seine Gattin denkt nicht mehr der Mann;
Nicht an ihr Kind die Mutter, nicht an Freund der Freund,
Nicht Feind an Feind. In schrecklicher Erwartung
Steht jeder Sterbliche, und wie sie stehen
Und horchen; hört man Wagen rollen,
In Himmels Höh'n, geoffenbart in Flammen,
Erscheinen Gottesengel, furchtbar anzuschau'n,
Und schwören, auf die Hand erhebend,
Bey Dem, der ewig lebt, daß Zeitlichkeit
Vorüber sey. Es hört den Schwur die Schöpfung
Und seufzt; die Ströme, Seen, Wälder,
Die unbebaute Wüste, und das Thal voll Frucht,
Die Bergeskläfte, Höh'n und Felsen,
Laut seufzen sie, in ihrer Bahn gehemmt,
Und wie im Schlachtfeld, von gehob'ner Axt
Getroffen, stöhnt die Erde in ihrem Innern.
Ein Krachen wird gehört, als wenn
Die Ribben der Natur zerbärsten, und
Der Schöpfung erzne Säulen stürzten;
Auf jedem Angesicht sizt Todesblässe,
Und eiskalt wird ein jedes Herz,
Und jedes Knie schlägt an das andre,
Kein Wort, kein Laut, ja keine Thräne mehr.
Entsetzen fesselt jede Zunge;
Im Himmel hoch in strahlend Licht gekleidet,
Vor dem die Finsterniß entweicht, und das
Fernhin der Menschen Schaar beleuchtet, steht
Ein andrer Engel; die Posaune Gottes
Läßt er ertönen. Auf ihr Todten, steht
Vom Schlummer auf, verwandelt euch
Ihr Lebenden, zieht der Unsterblichkeit
Gewand an, denn Jehovas Tag ist da
Und das Gericht! So sprach die Stimme.
Es hört die Nacht, die unerschaffen außer
Des schöpferischen Wortes Kreisen schläft,
Den Ruf, die ganze Welt erwacht und hörts;
Der Himmel hörts; die Erde, selbst die Hölle
In ihren fernsten Höhlen der Verzweiflung hörts.
Das Ohr des Todes hört es; und der Schlummer,
Der schon so lang die Augenlieder lähmt, entweicht.
Die Lebenden verwandeln sich zumal,
Die Todten stehen auf aus ihren Gräbern.

Sofort wird die allgemeine Auferstehung ausgemalt: Die Schlachtfelder senden ihre Erschlagenen, das Meer gibt die Ertrunkenen, die Erde die Begrabenen wieder, die Lebenden verwandeln sich; der Greis erhält wieder Jugendkraft, und verjüngt sich wie ein Phönix. Die leblose Natur dagegen, Pflanzen, Bäume, Ströme, Felsen, selbst das heilige Meer sinkt in Zerstörung. So bis zum Ende des siebenten Buchs.

Das achte Buch fährt in demselben Thema fort. Es wird erzählt, wie die verschiedenen Sünder in banger Verzweiflung ihr Urtheil erwarten. Der falsche Philosoph, der muthwillige Zweifler, die Mönche, Orthodoxe ohne Liebe, bigotte Päpstler, falsche Priester, der Modemensch, das eitle Weib werden aufgeführt. Das Loos einer armen Verführten ist so beschrieben:

Das Unglück einer Jungfrau fänd' ich dir.
Geliebt vom Vater, ihrer Mutter Stolz,
In stillem Frieden lebte sie, so schön,
So leichten Herzens und so gut, so jung,
Daß kaum das Herz dem Auge trauen mochte,
Wenn sie im Morgenthau die Rose brach;
Ob Fleisch und Blut und Wirklichkeit es sey,
Ob eine heilige Erscheinung in
Der Weiblichkeit vollendeter Gestalt.
Doch kurz war ihre Blüthe, kurz ihr Glück.
Ein Mann sieht ihre Lieblichkeit, und in
Unheiliger Begierd entbrennend, spricht er sie
Mit Heuchler-Worten an, es sey sein Leben,
Sein Himmel ihre Gunst, ihr Zorn sein Tod;
Mit schwälst'ger Schmeicheley bethöret er
Ihr weiblich Herz, ihr unerfahrnes Alter,
Verführt die Arme, und verläßt sie, denn
Ein ausgemachter Böswicht war er,
Und Lasterthaten fähig, welche keine Reue
Entsühnt; bald sieht der Vater ihre Schmach,

Sein Herz wird Stein, aus seinem Hause stößt er sie
In kalter Winternacht, mit wildem Fluche
Ihr Ohr erschütternd, jede Rückkehr untersagend.
Auf grüner Klippe wurde todt
Am Meeresstrand ihr Kind gefunden,
Auf seiner kleinen Wange war zu Eis
Die Thrän' geronnen, welche die Natur
Den armen Kleinen weinen lehrte,
Und in den Torf sein Aermchen eingefroren;
Denn Wahnsinn hatte in der Stunde der Geburt
Die unglückselige Mutter überfallen;
Ihn legte sie ihr Kind, gleichgültig gegen
Sein Schicksal und ihr eignes. Viele Tage
Des Jammers lebte sie, und weinte nicht.
Man sah sie oft am Meeresstrande gehen,
In bloßer Hand verwelkte Blumen tragend, die
Im Frühling sie gepflückt; wenn einer fragte,
Warum, hob sie zu lächeln an und sprach:
Es seyen ihre Schwesterlein, und werden
Ihr Grab bewachen, wenn sie sterbe.
Von Vater, Mutter, von der Heimath, vom
Verführer sprach sie nie, von ihrem Kinde,
Von Himmel, Ewigkeit und Hölle nie.
In öder Einsamkeit hielt sie sich auf,
Sah immer auf die welken Blumen
Und sprach mit ihnen, bis sie schwand
Zu einem Schatten, und von Jammer, den
Kein Herz faßt, aufgerieben endete.
Verlassen von den Menschen, nicht vom Geiste,
Der wundervoll die Herzen heiligt, und
Die schwere Schuld der Armen sühnte.
Ihr Vater fluchte jenem Tage, wo
Sein sünd'ger Stolz die Tochter ausstieß, welche
Der Herr des Himmels anzunehmen würdigte.
In ihrem heil'gen Blicke las an diesem Tag
Der Falsche, der sie einst betrogen, voll
Verzweiflung der Verdammniß Urtheil.

Es werden noch die ungerechten Richter, die Selbstmörder, die Heuchler, die Wollüstigen, die Neidischen aufgeführt, und zu Ende des Buches der wahre Glauben beschrieben.

Im neunten Buche wendet sich der Seher von diesen Scenen der Verzweiflung ab, und schildert die frohe Zuversicht der Gerechten. Das Gericht wird vorbereitet, die Guten und die Bösen ausgeschieden.

Den zehnten und lezten Gesang beginnt der Seher mit einer Hymne an Jehova, den Gott seiner Väter, der ihn in die Wohnung der Seligen treu geleitet. Sofort folgt eine prachtvolle Beschreibung vom Gerichte. Das Heer der Seligen, den Messias an der Spitze, zieht vor dem Throne Gottes vorüber, und aus der ewigen Burg des Himmels aus. Das Gericht wird gehalten, die Gerechten in die Gottesstadt aufgenommen, die Bösen in den Feuerpfuhl zu ewiger Strafe verdammt.

Dies ist der Inhalt des course of time. Wir hoffen, dieser Auszug werde hinreichen, daß unsere Leser ein eigenes Urtheil fällen können. Wir bemerken nur noch so viel: So schwer es ist, bey einem Gegenstande das Interesse festzuhalten, der sich ganz in höhern Sphären des Himmels bewegt, so ist dies unseres Erachtens dem Sänger vollständig gelungen. Die große Mannichfaltigkeit der Schilderungen, der Wechsel des Tons, der bald didaktisch ist, bald zu lyrischen Ergießungen übergeht, bald sich zu epischem Schwunge erhebt, hat ihm dies möglich gemacht. Der Eindruck des Ganzen ist harmonisch; der Geist, der darin weht, ein rein sittlicher; und wenn Dantes divina commedia vorzugsweise ein katholisches Epos zu nennen ist, so trägt dieses Gedicht den Charakter des Protestantismus. Wir schließen mit dem Wunsche, daß bald eine gute Uebersetzung dieses klassischen Werks zu Stande kommen möge.

Geschichtkunde.

Das alte Zürich, historisch-topographisch dargestellt. Oder eine Wanderung durch dasselbe im Jahr 1504. Mit Erläuterungen und Nachträgen bis auf die neueste Zeit herausgegeben von Salomon Vögelin. Zürich, 1829. Bey Orell, Füßli und Komp. 358 S. 8.

Diese gehaltreiche und anziehende Schrift ist die Frucht des sorgfältigsten Forschens eines Mannes, der, mit voller Tüchtigkeit für das Quellenstudium ausgestattet, demselben die glückliche Muse von zehn Jahren widmete.

Zwar fehlten Vorgänger, die in ansehnlichen Werken Zürichs Alterthümer beschrieben haben, keineswegs, aber es sind dieselben unzuverläßig, voll Irrthümer und zum Theil ungereimter Angaben und Behauptungen, die einer dem andern nachschrieb, und auch die besten hatten bey Benutzung ihrer Quellen der nöthigen Kritik ermangelt, die bey den Chronikschreibern zumal höchstes Erforderniß ist. Hr. Vögelin hat das mühsamere Studium der archivalischen Urkunden jeglicher Art sich zur Pflicht gemacht, und alle jene Angaben, die aus eigner Ansicht erwahret werden konnten, hat er auch selbst durch Untersuchung an Ort und Stelle erhoben. — Er hat denn aber nicht minder viele Sorgfalt darauf verwandt, die Ergebnisse seiner Forschungen in angenehmer Form darzustellen, und statt einer Materialiensammlung, die bey dem Reichthum des Gesammelten leicht den vier- oder sechsfachen Umfang des vorliegenden Buches füllen konnte, erhält man hier, mittelst sinnreicher Anordnung und Sonderung, zuerst die Erzählung einer Wanderung durch Zürich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, die alles historisch und topographisch Bemerkenswerthe aus jener Zeit befaßt, und hernach in 466 Erläuterungen und Nachträgen theils die Nachweisung der urkundlichen Belege für die Angaben der Erzählung, theils die Meldung der seitherigen Veränderungen bis auf die gegenwärtige Zeit ergibt. Der Abschnitt,

welcher die ältere und die neuere Zeit trennt, ist um so schicklicher gewählt, da hier gerade das sogenannte Mittelalter sich schließt und mit der Reformation die neuere Zeit beginnt. „Wenn (sagt die Vorrede) diese Topographie des alten Zürich noch etwas Eigenthümliches hat, so dürfte diese darin bestehen, daß sie auf das Architektonische unserer Kirchengebäude genauere Rücksicht nimmt. In unseren Tagen ist das Interesse für altdeutsche Baukunst in Deutschland durchgängig erwacht. Auch bey uns ist die Zeit längst vorüber, wo man den Gedanken fassen konnte, ob nicht die Großmünsterkirche, dieses seltene Denkmal vorgothischer Baukunst, diese erste Alterthumszierde unserer Stadt, füglicher abzutragen und dagegen eine neue Kirche mit nur Einem Thurme aufzuführen seyn möchte? Darum schien es mir an der Zeit zu seyn, vorzüglich auf die schönen Denkmäler der alten Baukunst, wie wir sie an dem Großen- und dem Frauen-Münster besitzen, den Blick zu richten, und sie in ihren Einzelnheiten zu beschreiben."

Die angenehme Einkleidung der Haupttheile der Schrift ist diese, daß ein Geistlicher aus Zug seinen auf das große, überallhin ausgeschriebene Freyschießen zu Zürich im August 1504 reisenden Freund dahin in der Absicht begleitet, sich mit den Merkwürdigkeiten dieser Stadt bekannt zu machen, und daß ein günstig Geschick ihm zwey junge Züricher zuführt, die mit allen Verhältnissen und mit der Geschichte ihrer Stadt vertraut, auf seiner Wanderung durch diese ihm zu Begleitern dienen und jede wünschbare Auskunft geben. Seinen Reisebericht dann hat der verständige Besucher in der Schreibart seiner Zeit oder im Styl des sechszehnten Jahrhunderts niedergeschrieben, und es sollte dieser mit Ausnahme der Orthographie meist auch in seinen besonderen Ausdrücken beybehalten werden. Wenn nun von dem Einzelnen und Speciellen, das hier vorkommt, Manches allerdings nur dem Züricher wichtig und anziehend erscheinen mag, so fehlt es dem Buch darum keineswegs an allgemeinerem und höherem Interesse, zunächst in den geschichtlichen Erörterungen über Zürichs ältere und früheste bürgerliche und politische Verhältnisse, über seinen kirchlichen Zustand vor der Reformation und hinwieder auch über manche seiner berühmten Männer, ferner in den zahlreichen Berichtigungen historischer Irrthümer, die auch in klassische Geschichtbücher übergegangen waren, und endlich in vielen scharfsinnigen, jederzeit nur mit Bescheidenheit weiterer Prüfung dargebotenen Vermuthungen des Verfassers über dunkle noch unaufgeklärte Punkte und Aufgaben der Alterthumskunde.

Wir wollen nur noch auf wenige Einzelnheiten aufmerksam machen. Erst fünfzehn Jahre waren seit Hinrichtung des Bürgermeisters Waldmann verflossen, als sein Landsmann, der Geistliche aus Zug, um Zürich kennen zu lernen, eintraf, und das Gespräch mit seinen Begleitern mußte somit wohl öfters Anlaß finden auf die Vorfälle zu kommen, die jenen betrafen. Unter Waldmanns Leitung, als Bauherr, war die schöne Wasserkirche (jezt das Bibliothekgebäude) erbaut worden. „Mit Freuden und mit Wehmuth zugleich (schreibt der Erzähler) betrachtete ich das schöne Denkmal, welches sich Waldmann auch durch dieses edle Gebäu in Zürich gestiftet. Bald aber wich diese Empfindung bitterem Unwillen, als ich vernahm, wie nicht lange hernach dasselbe dadurch schändlich befleckt worden, daß eben in dieser von Waldmann erbauten Kirche die Bürgerversammlung zusammen gekommen, in welcher der alte Rath gewaltsam entsezt, und dagegen ein anderer, der sogenannte hörnerne, eingesezt worden, der aber seiner Unwissenheit und Tyranney wegen kaum zwey Monate Bestand hatte." Zu anderen Betrachtungen gibt die Richtstätte Anlaß, auf der Waldmanns Haupt fiel, und als die Jünglinge in der Fraumünsterkirche eine Weile schweigend um das Grab gestanden und die Inschrift des Grabsteins: „Vf den 6. Tag Abrel 1489 ist gericht Hans Waldmann" gelesen hatten, — sprach der eine (Bönst) mit einem Seufzer: „Daß doch dieser große Mann, der auch Zürich groß machen wollte, nachdem er aus niedrigem Stande zum Gipfel des höchsten Ansehens sich ganz allein heraufgeschwungen, durch Neid und treulose List ein solch schmähliches Ende nehmen mußte!" — Des in Zürichs Geschichte nicht minder merkwürdigen Bürgermeisters Rudolf Brun Todesjahr wird, seinem bisherigen Dunkel durch die richtigere Leseart der Inschrift seines Grabsteins im Chor der Peterskirche und unter Bekräftigung durch Urkunden, auf den 16. Herbstmonat 1360 unzweydeutig festgesezt (statt MCCCLX. XV. Kal. Oct., hatte man bisher irrig gelesen MCCCLXXV. Kal. Oct.), und durch diese Berichtigung erscheint dann auch die Hypothese, als ob Brun sein Bürgermeisteramt freywillig niedergelegt und die lezten fünfzehn Jahre im Privatstand zugebracht habe, in ihrer völligen Nichtigkeit." Die Manessen, Felix Hemmerlin, der Mönch Suso und andere leuchtende Sterne ihrer Zeit erhalten geziemende Würdigung. Besonders aber verdient das Schlußstück der Erzählung (S. 137, 153) die aufmerksamste Beachtung, indem es das ältere Zürich, bis auf seinen Wendepunkt in der Reformation zusammengefaßt und in einer Art historischem Panorama aufstellt. Der Verf. verheißt diesem ersten historisch-topographischen Versuche einen zweyten folgen zu lassen, der die „Wasserkirche in Zürich" in ihren drey Perioden behandeln soll und Gelegenheit bieten wird, in der Geschichte dieses denkwürdigen Gebäudes die Perioden der Kulturgeschichte Zürichs auf befriedigende Weise zu entwickeln. Zwey Kupfer und eine Titelvignette sind dem Buche beygegeben und ihre Bilder befassen hinwieder die beachtenswerthesten Gebäude der Stadt in der Gestalt, die sie zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hatten. Ein sehr ausführliches alphabetisches Sach- und Namenregister erleichtert den Gebrauch des Buches ungemein.

Digitized by Google

N°. 42.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 26. Mai 1829.

Briefliteratur.

1) Jean Paul's Briefe an Friedrich Heinrich Jakobi. Berlin, bey G. Reimer. 1828.

Wenn irgend ein Verhältniß zwischen edeln Geistern interessant ist, so ist es die Freundschaft der Beyden, von deren Korrespondenz im vorliegenden Schriftchen die eine Seite uns dargeboten wird. Verwandte Genien berühren sich in dem Bunde des philosophischen Dichters mit dem im reinsten und heiligsten Sinne poetischen Philosophen. Jeder mußte seiner eigenthümlichen Natur und geistigen Richtung nach mit dem andern zusammentreffen und sich befreunden, wie sie denn auch auf dem Gebiete der Literatur sich gefunden und geliebt und viele Jahre mit einander Briefe gewechselt haben, ehe sie sich im Raume persönlich nahe getreten waren. Das Verhältniß aber gestaltete sich nach dem klaren Ton und Zeugniß der Briefsammlung so, daß Jakobi als väterlicher Freund — ohne daß jedoch durch das Prädikat väterlich, wie es zu geschehen pflegt, der Charakter der eigentlichen Freundschaft und offen reiner Hingebung in den Hintergrund gedrängt worden wäre — den weich und kindlich sich anschliessenden Jean Paul zu sich heranzog. Es war eine gegenseitige Aufschliessung der Geister und der Gemüther, eine Mittheilung der theuersten Gedanken und Wünsche, eine Vorlegung ihrer neuesten philosophischen und poetischen Produktionen zur Ansicht und Beurtheilung, wobey aber stets der ältere Philosoph die ernstere und rügendere Stimme führt, Jean Paul in seiner begeisterten Liebe des Freundes und seiner Philosophie, theils Anerkennung ausspricht, theils im Drange seines Gefühles zu weiteren Erörterungen im Geiste des Philosophen und zu kräftigen, nicht selten höchst treffenden Aeußerungen über die Häupter und Anhänger der ihm entgegenstehenden Systeme fortgerissen wird.

Aus den Briefen erhellt deutlich die Ansicht, die beyde Freunde von einander nicht blos nach ihrem moralischen Werthe und ihrer geistigen Kraft, sondern auch von ihren einzelnen Schriften hatten. Jakobi fühlte sich von der Tiefe, Zartheit und Wärme der Dichtungen Jean Pauls ausnehmend angezogen und erquickt. Aber die Mischung des Komischen mit dem Ernsthaften, der heiteren spielenden Laune mit dem tiefen Gefühl und der sinnigen Reflexion wollte dem Verfasser des Woldemar und Allwill nicht behagen. Jean Paul findet es sogar auffallend, daß der Freund den wenigsten Vorzug in der Seite seiner Poesie erkenne, welche doch ihm selbst als das eigentliche Element seines dichtenden Geistes immer vorgekommen, von welcher er sich bey seinem ersten Auftreten in der literarischen Welt — in den grönländischen Prozessen — ausschliessend gezeigt und welche unwillkürlich bey allen seinen Arbeiten hervortrete. — Dagegen spricht Jean Paul seine durchgängige Anerkennung der philosophischen Grundsätze, Ansichten und Bestrebungen Jakobis aus. Er geht mit freudiger Ueberzeugung in die Sache des Freundes ein, und weiß sich aus ruhiger Ferne den Gegensatz der Theorien, den Charakter der Systeme und das Resultat des damaligen Kampfes zwischen der kritischen Schule und der Gefühlsansicht, der Vernunft und des Uebersinnlichen klar zu machen. Freylich hat er sich keine Zeit genommen, in die Schriften der Parteyen sich zu vertiefen. So schreibt er S. 41: „Studirt habe ich eigentlich Fichte nicht — und keinen Philosophen, außer Dich, der Du mir Anfangs klar und doch jährlich klärer vorkommst, — da ich den Schlüssel, d. h. die Principien habe, konnt' ich blättern; mein Körper leidet seine mir süße Lektüre nicht lange; — mit dem Schlüssel gibt sich alles u. s. w." — Trotz dieser leichten und unzusammenhängenden Bekanntschaft ist zu verwundern, wie Jean Paul die großen Gegner aufgefaßt hat. Zu dem Interessantesten in dieser Beziehung gehört Folgendes:

S. 59. vom Jahre 1800: „Der Fichtianismus wird, glaub ich, sein handelndes Leben nicht hoch bringen; aber was hilft der Tod des Teufels, wenn seine Großmutter fortlebt, die kritische Philosophie? Je älter man wird, desto demüthiger glaubt man an die Allmacht der Objektivität. Gott ist das wahrste und einzige Subjekt. Ach, wie viel ist nicht in uns selbst, Bewußtseyn und Wollen ausgenommen, Objekt." —

S. 85 vom Jahre 1801: „Fichte, mit dem ich sehr gut stehe, obwohl unser ganzer Dialog ein Ja — Nein ist, sagte mir, er nehme über und außer dem absoluten Ich, worin ich bisher seinen Gott fand, in seiner neuesten Darstellung noch etwas an, Gott.“ Aber so philosophiren Sie sich zulezt aus der Philosophie heraus, sagt ich zu ihm, Du hast ihn wahrscheinlich da hinauf gepeiniget. Allein dann zerbricht das Gebäude und das Deduziren und Philosophiren hört bey dem auf, was er nicht geschaffen, und nur ein Dualismus andrer Art tritt ein. Ich sagt ihm, dann hab ihn Schelling, Reinhold und alle nicht recht dargestellt; und er ließ es lieber zu, „seine Philosophie sey eben noch nicht fertig gewesen.“ Was sagst Du?“

S. 174 in Beziehung auf die Einleitung Jakobis zum ersten Bande seiner sämmtlichen Werke: „Rein und scharf hast Du von Deinem Berge herab den Lauf der verschiedenen Systeme geschieden und verfolgt. Hätten wir nur ein anderes Wort statt der Vernunft, welche bald subjektiv Vernehmen und Anschauen, bald objektiv Vernommenes und Angeschautes bedeutet. Eigentlich glauben wir doch nicht das Göttliche (Freyheit, Gott, Tugend u. s. w.), sondern wir schauen es wirklich schon Gegeben oder Sich-gebend; und dies Schauen ist eben Wissen, nur ein höheres; indeß das Wissen des Verstandes sich blos auf ein niedriges Schauen bezieht. Man könnte die Vernunft das Bewußtseyn des alleinigen Positiven nennen; denn alles Positive der Sinnlichkeit löst sich zulezt in das der Geistigkeit auf und der Verstand treibt sein Wesen ewig blos mit dem Relativen, das an sich nichts ist; daher vor Gott das Mehr oder Minder und alle Vergleichstufen wegfallen. — Sogar die Zufälligkeit muß sich der Verstand erst von der Vernunft erborgen, denn jene sezt schon die Nothwendigkeit als ihren Gegensatz, den aber nur die Vernunft geblert und feststellt, voraus, und der Zufall ist blos eine Verschleyerung der Freyheit; oder die Nothwendigkeit wäre selber ein ewiger Zufall von Ewigkeit. — — Genug! leider sag' ich Dir kein wahres Wort mit allem, als höchstens Dein eigenes. So wollt' ich z. B. noch schreiben, daß ohne göttliche Persönlichkeit ja gar keine endliche, die doch keiner läugnet, zu Stande käme, oder diese wäre denn selber jene, oder eine Weltseele, da jedes Selbstbewußtseyn höher und mächtiger ist, als ein ganzes, blindes, taubes Spinoza-All. — — Die größte Beschämung der Philosophie des Verstandes ist die Scholastik — diese größere, kantische Antinomistik — aus welcher man den schärfsten Skeptizismus als aus einer kritischen Essigmutter bereiten könnte.“ —

Merkwürdige Aeußerungen findet man hin und wieder zerstreut über die ausgezeichneten Männer der Literatur. So über Friedrich Schlegel unter anderem S. 65: „Indem ich sein Herz höher stellte, so fand ich auf der andern Seite sein Gehirn nicht vollöthig. So ferner über Schleyermacher S. 74: „Schleyermacher's, (der mir als Mensch sehr gefällt), Reden über die Religion las ich wieder, und finde außer der herrlich elastischen Hülse noch den markigen Kern. Sein Unterschied von Dir ist, glaub' ich, daß er das Unendliche nicht individualisirt, was doch immer menschlicher ist, als das Umgekehrte, die Individualität in das Unendliche zu zerlassen.“ S. 90: „Lies Schleyermacher's Predigten, kein gemeines Herz hat hier seine Kanzel und kein hölzerner Geist schwebt darüber, ich achte den freyen, das Göttliche in der Philosophie nur achtenden und vielsinnigeren Menschen (als Fichte ist).“

Man sieht aus allen diesen Mittheilungen, wie durchdrungen Jean Paul von der Jakobischen Philosophie war. Wie innig, wie brüderlich, ja wie bräutlich zart und feurig er ihn liebte, gibt er in vielen herrlichen Stellen des Buches zu erkennen. Des Dichters Phantasie steigerte seine Freundschaft zu so lebendigen Bewegungen und begeisterten Ausdrücken, die nur, weil sie von dieser Quelle fließen, in den Gränzen der Natürlichkeit und edler Würde bleiben; wie z. B. die schönen Worte S. 53: „Mein guter Heinrich, sage mir doch einmal bey Gelegenheit wieder, daß Du mich lieb hast. Ich will, gleich den Mädchen, dasselbe, wenn nicht Trillionen- doch Millionenmal wiederholen hören. Es ist die stumpfeste Unkunde des heiligen Geistes der Liebe, — der die einzige Aussöhnung mit dem platten dürren Erdenleben ist, — die ewigen Refrains der Versicherungen in Briefen der Liebe zu tadeln. Die Worte der Liebe sind Werke der Liebe; sie sind nicht Schälle, sondern Töne, und die alten Töne führen immer die alten Wellen wieder zu.“ Solche überschwellende Worte sprühten aus dem von Gefühlen und Bildern und Träumen aller Art überschwellenden reinen und kindlichen Herzen, das sich in Worten, wie in Empfindungen geben ließ und alles eher kannte als Convenienz und Etikette in der Freundschaft.

2) **Briefe von Karl Viktor von Bonstetten an Friederike Brun. Herausgegeben von Friedrich von Matthissun. Erster Theil. Frankfurt a. M. Verlag von Wilhelm Schäfer's Buchhandlung. 1829.**

Mit Anzeige dieser Briefsammlung sind wir in wahrer Verlegenheit. Unter dem Lesen derselben haben wir uns bald angezogen, bald abgestoßen gefühlt, und wir glauben, in diesen Zwiespalt der Ansichten und Gefühle nicht geführt worden zu seyn wenn wir nicht immer den Briefsteller und die Empfängerin als noch lebende Zeitge-

d by Google

nossen und die Herausgabe der Sammlung durch Freund Matthisson unter freyer Zustimmung, ja Mitwirkung jener Beyden erfolgt uns hätten denken müssen. Wir wollen uns recht gerne getäuscht haben; aber unterdrücken konnten und können wir noch jezt das Gefühl nicht, daß etwas Unnatürliches, Widerliches darin liege, solche Briefe zur öffentlichen Bekanntmachung zu überlassen, welche ohne einen historischen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweck zunächst das Freundschaftsbündniß zwischen Bonstetten und Friederike Brun, dem auch Matthisson als Stifter und Theilnehmer angehört, pflegen sollten, und daher zunächst auch nur für die betreffenden Familien, ihre Freunde und Bekannten Interesse haben konnten. Daher kam es denn auch, daß wir dem Ursprung so mancher Mittheilungen und Erklärungen in den Briefen selbst mißtrauten, zumal da dieser erste Theil aus einer Zeit herrührt, wo die Gelehrten so gerne eine deklamatorische Korrespondenz führten und mit oratorischen Floskeln und conventioneller Zartheit, die heiligen Regungen und Worte der wahren Liebe, Verehrung und Freundschaft zu besitzen und zu geben meinten. Ohnehin ist das Verhältniß des Mannes zum Weibe, sobald es in den Schranken geistig reiner Freundschaft bleiben will, ein so delikates und keusches, daß hier Betheurungen der Liebe und glühender Anhänglichkeit, wie sie in den vorliegenden Briefen sehr häufig vorkommen, entweder bloße Worte, Erzeugniß einer angenommenen Rolle oder, was wir hier nicht annehmen, unrein und sinnlich zu seyn scheinen. Wir leiten die Sprache dieses Verhältnisses aus der Zeitmode her; aber eben diese Zeitmode kann dem natürlichen, reinen Gefühle nicht zusagen. Dabey verweisen wir nur auf die einzige Stelle, wo Herr von Bonstetten in dem Briefe vom 6. Januar 1798, — der mit den Worten beginnt: „Die Stunde schlägt, der Tod ist unvermeidlich. Bären und Wölfe werden wieder ihre alten Wohnungen beziehen, wo Friede und Wohlstand jeden Alpenwinkel beblümte. Liebe Schwester, Brun, ihr Geliebten alle! Hier meine Hand, vielleicht bald zum lezten Male," — der Freundin weiter schreibt: „Ueberlebe ich, so rasse ich meine Kreuzer zusammen und wandle zu Euch ins Himmelreich, und wohne da neben Euch, meine Geliebtesten! Also sey munter, ich habe Glauben an Freundschaft. — Meine arme Frau grämt sich zu Tode neben ihrer leidenden Mutter. Ich bin munter und mehr als je. Die großen Begebenheiten der Welt, da, wo meine Seele die Töne der Natur hört, heben mich empor, und dann bin ich auf den Flügeln Deiner Freundschaft über den Abgrund getragen." Wir trauen dem gebildeten Manne zu, daß ihn mehr, als Freundschaft, über den Abgrund emporgehalten. Aber es hat uns geschmerzt, hinter solchen Worten den patriotischen Sinn, die philosophische Ansicht und das religiöse Gefühl zurücktreten zu sehen in einer Zeit der furchtbarsten Ereignisse und Bewegungen.

Uebrigens enthalten die mitgetheilten Briefe mehrere Beyträge zur Geschichte der Schweizerrevolution und des Genfer Lebens. Sie erstrecken sich vom Mai 1791 über alle Drangsale und Gräuel des lezten Jahrzehends vom vorigen Jahrhunderte bis zum November 1814, und berühren namentlich auch den Aufenthalt der Madame Staël in Genf und Coppet. Wenn wir das Schönste und Rührendste im ganzen Buche, den Brief Matthissons über den Tod seines Sohnes, nennen möchten, so hat die Nachricht, welche Bonstetten über das Sterben Neckers seiner Freundin ertheilt, ein historisches Interesse: „Necker ist nicht mehr; heute (Montag) starb er gegen zwey Uhr nach Mittag! Ich wußte ihn in den lezten Zügen, noch ging ich vorbey, ehe ich an die Rhone ging. Die Rilliet-Hubert kam an die Thür — Dans ce moment il expire. Der gute Mann war lauter Liebe und Wohlwollen in seiner Krankheit. Er sagte seinen Anverwandten, wie sehr er sie liebe; — er ließ alles, was da war, und alle Aerzte zu sich kommen, um ihnen zu sagen, wie gut ihn alle Bedienten bedient hätten, wie zufrieden er mit ihnen wäre. Vorgestern ließ er mich zu sich kommen; ich sah nur den mächtigen Leib, der Kopf war hinter der grünen Gardine; er wollte mir sagen: es wäre gut mit ihm, es freue ihn, mich zu sehen. Er hatte aber den Schlucken. Gestern Abend war er halb von Sinnen; oft betete er, „J'aime mon Dieu," sagte er. Er hatte immer den Schlafrock seiner Frau unter dem Kissen; den nahm er heute zu sich und bat, man möchte ihn darin begraben. „Ma femme, ma chère femme, je vais Vous rejoindre!!" sagte er oft. Die Staël war sein einziger herrschender Gedanke. Gestern sagte er: „On ne doit pas la blâmer de n'être pas ici. Je l'ai voulu ainsi, et c'est au coeur d'un père à le juger." — Là — là — là! sagte er, heftig aufschreyend, und auf sein eigenes Herz schlagend: da solle man sie beurtheilen, da sey sie nicht verkannt! Dieß sagte er, weil er wohl wußte, daß man über sie afterredet hatte. Er ist liebend gestorben, und hat im Ganzen wenig gelitten. — — Die große Rolle, die er in der Welt gespielt hatte, hatte er ganz vergessen. Er sprach oft laut, und ich hörte ihn vom Salon aus; — nie ist ihm ein Wort von Erinnerung an sein Ministerium eingefallen. Es ist unglaublich, wie er das alles vergessen hatte. Ich war sehr aufmerksam auf alles, um zu wissen, wie er sich selbst beurtheile — aber keine Spur war da; seine Tochter war beynahe sein einziger Gedanke, denn seine Frau und alle, die um ihn waren, besonders sein Bruder, mehr nicht. Gegenwart und Zukunft, aber kein Rückblick auf die Zeiten seines Glanzes." (S. 205 f.)

Reflexionen von größerem Umfang und tieferem Gehalte sind nur selten eingestreut. Zu dem Besten aber

gitized by Google

gehört unstreitig, was in einem Briefe aus Bern vom Jahre 1803 über den politischen Zustand der damaligen Zeit steht: „Alles hier ist Wunder für mich; mit jeder Stunde ist das Resultat der neuen Dinge in meiner Seele anders, und mit jeder Stunde entsteht ein neuer Glaube, eine andere Meynung, ein widersprechendes Urtheil. Man sieht durch alle Spalten so viele Möglichkeiten des Besseren und des Schlimmeren, alles ist noch so vorüberschwebend, so formwechselnd, daß nichts schwereres ist, als eine feste Hoffnung sich zu bilden, und eine Meynung zu haben; nur Nachsinnen und das Festhalten der höheren Grundsätze kann dem Sinne vernünftige Erscheinungen und wahrscheinliche Muthmaßungen geben; mir ist aber die große Weltgeschichte immer heller; immer heller sehe ich, wie allmächtig der Wille auf den Menschen wirkt, und was ein Geist, was das Genie vermag. Griechenland und Rom, und, durch ihr Beyspiel und ihr Wirken, die Welt, haben ihre Formen einem Paar großen Männern zu verdanken. Hier fällt uns Mangel an Energie und an hellen Einsichten alles zusammen aus einander; kein Mensch hat hier einen Begriff von einer Republik und vom wahren Leben eines Freystaates. Wären wir alle nicht mit einer großen Kette umwunden, so würde Bürgerkrieg und das Ausgähren der Leidenschaften endlich einen Geist in das Chaos werfen, aus dem alle Resultate wie von selbst entstehen. So entsteht das Große selbst bey Unwissenden allein aus der Energie der Leidenschaften. Zu unserer Lage aber, wo die Leidenschaften alle gefesselt sind, könnten große Einsichten helfen; aber die hat keiner, keiner hat auch ein überwiegendes Ansehen, jeder muß sich an die Meynung der Mehrzahl ankleben, und jedes Vorurtheil, jede Dummheit, ja selbst die äußerste Verdorbenheit zur Vorschrift nehmen, u. s. w.“

Die eingeflochtenen Briefe von Frau von Staël sind blos Mittheilungen und Ergießungen der Freundschaft gegen Herrn von Bonstetten und Madame Brun. Von dem Leben und Treiben jener berühmten Dame geben die vorliegenden Briefe ein anschauliches Bild, jedoch mehr das Bild der äußeren Erscheinung, als eine Enthüllung ihres inneren Lebens, Denkens und Dichtens. Eine ausführliche Schilderung der Anstalt Pestalozzis in Burgdorf wird gleichfalls hier angetroffen; so wie der Leser die freylich nur oberflächliche und meist kurze Bekanntschaft von Sismondi, Rumford, Pictet, Müller, A. W. Schlegel u. A. macht. Wir können den Wunsch nicht verhehlen, die vorliegende Briefsammlung wäre zu Lebzeiten und unter Mitwirkung der Madame Brun und des Herrn von Bonstetten entweder nicht oder mit der zur Abwehr aller Vorwürfe von Eitelkeit und Profanation des Heiligen erforderlichen Abkürzungen und Veränderungen erschienen. Nun, da dieser erste Band ins Leben getreten ist, sind wir auf den Inhalt und noch mehr auf den Ton und die Sprache des folgenden um so begieriger, je mehr sich erwarten läßt, daß im vorgerückten Alter das Leben und die Rede, unter Freunden wenigstens, zur Natur und gleichmäßig edler Würde zurückgekehrt seyn werde.

Naturkunde.

Bericht über das Detonationsphänomen auf der Insel Meleda bey Ragusa, nebst geographisch-statistischen und historischen Notizen über diese Insel und einer geognostischen Skizze von Dalmatien, von Paul Partsch, Inspektor am k. k. Hof-Naturalien-Kabinet zu Wien. Mit einer Karte. Wien 1826. Im Verlage bey J. Heubner.

Um über dieses Phänomen, einen Schalleffekt, welcher, entfernteren oder näheren Kanonenschüssen ähnlich, in unregelmäßigen Zeiträumen, bald ohne Erschütterung des Bodens erfolgte, bald von schwächeren oder stärkeren Erderschütterungen begleitet war, und vom März 1822 an bis 1824 die Bewohner der Insel in Schrecken hielt, genaue Kunde einzuziehen, wurde von der östreichischen Regierung eine eigene Kommission nach der Insel Meleda abgesandt. Die Gelehrten in Wien, Mailand, Pavia und Padua wurden um ihr Gutachten gefragt, und eine Menge französischer, wie italienischer und deutscher Zeitschriften beschäftigten sich mit der Erklärung dieses Phänomens. Nach siegreicher Bekämpfung aller andern Erklärungsarten entscheidet sich der Verfasser für die Annahme des immer mehr Grund gewinnenden Glaubens, an lebendige Processe im Innern der Erde, die ihr als ein Ganzes angehören, und sich besonders in mancherley vulcanischen Formen äußern. Hierzu zählt er er auch dieses Phänomen, wie es Alexander von Humboldt und Wagener von ähnlichen Phänomenen in Amerika gethan haben. Da nur ein Zusammentreffen aller Erscheinungen in der Tiefe der Erde wie auf ihrer Oberfläche uns zum Verständniß des einzelnen Baues und Lebens führen kann, so wie der Bildungsgesetze im Ganzen, so verdient auch die treffliche geognostische Skizze von Dalmatien dankbare Anerkennung.

Digitized by Google

N°. 43.

Literatur-Blatt.

Freitag, 29. Mai 1829.

Zeitgeschichte.

Deutsche Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden. Materialien zu dem verheissenen ersten Theile der Fragmente aus dem Leben des Abentheurers Ferd. Johannes Witt, genannt von Dörring. Mit Bezugnahme auf des Herrn Major's von Lindenfels freysinnige Bemerkungen über den zweyten Theil dieser Fragmente. — Si vis me flere, dolendum est Primum ipsi tibi. Horat. (Willst du, daß ich weine, betrübe du dich zuerst.) Magdeburg, in Kommission bey W. Heinrichshofen, 1828.

Unzählige Schriften sind seit dem Wartburgfest über, für und wider die Burschenschaften und Turngemeinden erschienen. Sie wurden durch die Berichte über die demagogischen Umtriebe und deren Untersuchungen abgelöst, denen dann einige schwache Versuche, die Jugend zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, gegenübertraten. Endlich hatte die ganze Sache das Publikum bereits zu ennüyiren angefangen, als Ferdinand Witt seine Lucubrationen eines Staatsgefangenen, so wie die Fragmente aus seinem Leben herausgab und damit ein ungewöhnliches, wenn auch schnell vorübereilendes Aufsehen erregte. Hier glaubte man — denn der Verfasser versicherte es — die befriedigendsten Aufschlüsse über Wesen, Entstehen und Entwickelung der immer noch dunkel gebliebenen, demagogischen Umtriebe auf deutschen Universitäten, wie anderswo, zu empfangen, und dabey wußte der junge, abentheuerliche Mann so gefällig zu schwatzen, so die Mitempfindung für sich, so die Theilnahme für seine Jugendstreiche zu erregen! Wir müssen bekennen, über die Frivolität und Suffisance, womit wir in den Lucubrationen wie in den Fragmenten Würdiges und Unwürdiges, Heiliges und Frevelhaftes, wie es sich an Menschen und Vorgängen gezeigt, behandelt sahen, nur Indignation empfunden zu haben.

Es besteht nun aber ein Hauptverdienst der vorliegenden Schrift darin, daß sie das frühere, von ihm selbst noch nicht beschriebene Leben des Herrn Witt beleuchtet und über seine in dieses frühere Leben fallende Charakterentwickelung Aufschlüsse ertheilt, welche kein Befremden mehr zulassen, über die eben so klägliche als anmaßende Rolle, die derselbe unter den Demagogen gespielt, noch über die Schamlosigkeit, mit welcher er sich dieser Rolle, obwohl unter der Maske eines reumüthigen Sünders, noch zu rühmen weiß. Hier werden wir darüber belehrt, wie Witt weit früher, als er mit Demagogen zusammen getroffen sey, bereits keine größere Lust gekannt habe, als auf irgend eine Weise Aufsehen zu erregen; wobey es ihm auf eine kleine Lüge, Prahlerey, Verläumdung selten ankam, sobald er eine solche für seinen erhabnen Zweck, seine werthe Person, vortheilhaft hielt. — Auf der Universität Kiel versuchte ers mit Stürmer und Kanonen und jeder Art burschikosen Bramarbasirens; da ihm dieser Versuch nichts als eine gehirnerschütternde Kopfwunde eintrug, so wandte er sich nach Jena und begann daselbst den Grundsätzen der Humanität, ja den jakobinischen Ansichten von Freyheit und Gleichheit zu opfern, indem er großherzig für die sogenannten Füchse Gleichheit der Rechte in Anspruch nahm. Doch bald zeigte sich, daß er weniger diese Rechtsgleichheit als seine eigne, hiebey in die Augen fallende Vortrefflichkeit geltend machen, und mittelst derselben zu studentikosen Aemtern und Würden gelangen wollte; und so reüssirte er abermals nicht. Hierauf unternahm er eine abentheuerliche Reise, deren Anfang und Ende hier mit unübertrefflichem Humor geschildert ist, auf welcher er zu Fulda in Policeygewahrsam gerieth, weil er, ungehalten, daß ihn dortige Offiziere seines verrückten Aufzugs wegen nicht bewunderten, sondern auslachten, diese zu schimpfen beliebt hatte. Später verläumdete er dieselben öffentlich, bezüchtigte sie der Feigheit, kam, als sich die Unwahrheit seiner Aussagen erwieß, zu Jena in allgemeine Mißachtung, und mußte

Digitized by Google

da er unter andern den Officieren die geforderte Satisfaktion zu geben sich nicht entschliessen konnte, endlich Jena verlassen. In der Zeit, da er sich um allen Kredit in Jena gebracht hatte, suchte er diesen einigermaaßen wieder zu restauriren, und es gelang ihm wirklich, sich in die Freundschaft des Dr. Karl Follenius zu stehlen, mit welchem er, nachdem er zuvor noch eine Reise nach Paris gemacht hatte, im Herbst 1818 nach Jena zurückkehrte. Von diesem Augenblick an trat Witt eigentlich ganz in den Hintergrund, und so geschieht es auch in dieser Schrift. Hervorgehoben wird fortan die Wirksamkeit des Dr. Karl Follenius in Jena und Treiben und Leben der Jenaischen Burschenschaft, sofern dieselbe als Repräsentantin aller übrigen deutschen Burschenschaften betrachtet werden darf. Hierin besteht nun das zweyte, unseres Dafürhaltens größere Verdienst vorliegender Schrift, weil die Sache von allgemeinerem Interesse ist.

Der Verf. bekennt offen, daß er selbst Jenenser und Glied der Burschenschaft gewesen, auch, daß es ihm unmöglich sey, sein und seiner Freunde Universitätsleben in so ungünstigem Lichte zu betrachten, als Manche für gut gefunden; und so macht er uns selbst gegen seine historische Treue etwas mißtrauisch. Allein schon diese Offenheit, womit er es thut, räth, das Mißtrauen nicht auf Thatsachen auszudehnen, sondern höchstens auf einige Urtheile und Ansichten zu beschränken. Und in der That tragen alle Mittheilungen das Gepräge historischer Wahrheit an der Stirn. Was zuerst die Entstehung der Burschenschaften anlangt, so wird zur Ueberzeugung erhoben, daß dieselben in natürlicher Nachwirkung der Befreyungskriege sich gebildet hätten; wie denn überall deren Stifter aus dem Felde auf die Universität zurückgekehrte Jünglinge gewesen seyen. Es wird hiebey keineswegs verschwiegen, daß F. L. Jahn durch persönliche Bekanntschaft mit diesen Jünglingen bedeutenden Einfluß auf die innere Einrichtung dieser Studentenvereine gehabt habe, deren Bild übrigens schon in dessen „Volksthum“ entworfen worden war. Ursprünglicher Zweck der Burschenschaft war aber kein anderer, als der doppelte: die Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande in der Jugend wach zu erhalten und das gesellige Leben der Studirenden durch sie selbst an das Gesetz freyer, edler Sittlichkeit zu binden. Alle Grundsätze, nach welchen die Burschenschaften eingerichtet waren, entsprachen diesem doppelten Zweck und nur diesem. Darum waren sie allen Studirenden geöffnet, ob sie Bayern, Hessen, Preußen, Sachsen, Schwaben ꝛc. seyn mochten; darum traten sie den sogenannten Landsmannschaften entgegen, weil diese einerseits das Princip einseitiger Absonderung nach den besondern Landschaften hegten, anderseits einen sittlichen Lebenswandel als etwas Indifferentes behandelten, ja wahres Sittlichkeits- und Rechtsgefühl dadurch unterdrückten, daß sie das Faustrecht als höchste Instanz ihrer geselligen Rechtsentscheidungen handhabten. Der Verf. zeigt ferner, wie eben dadurch, daß die Burschenschaften jedem Studenten, gegen dessen Ehrenhaftigkeit nicht erhebliche Einwendungen zu machen waren, offen standen, in ihnen bald eine Mannichfaltigkeit der Ansichten zur Sprache kam, die jedes Verfallen in Extreme so lange verhindern mußte, als jenen eine öffentliche, allgemeine Existenz vergönnt blieb. Er läugnet nicht, daß in ihnen gar Manche gewesen seyen, die bald eine extravagante, sittliche und politische Richtung genommen; aber er thut auch dar, daß die desfalls geäußerten Ansichten derselben regelmäßig durch entgegengesetzte bekämpft und neutralisirt worden seyen. So habe sich immer eine mittlere, gemäßigte Ansicht herausgestellt, der die größere Menge der Glieder gehuldigt, und von der Burschenschaft als solcher sey nie ein im Geiste der Extravaganten abgefaßter Beschluß ausgegangen. Es ist in der That sehr belehrend, zu sehen, wie sich alsbald in der Burschenschaft rechte und linke Seite und ein beyde vereinigendes Centrum gebildet haben. In moralischer Hinsicht bestand die rechte Seite aus den sogenannten flotten Burschen, den Epikuräern unter den Studenten, die linke aus den Stoikern, wozu auch die Hyperaltdeutschen gehörten; Cyniker waren auf beyden Seiten; Eklektiker bildeten die Mitte. In gesellig-akademisch-bürgerlicher Hinsicht waren unter den Epikuräern die meisten Anhänger der Tyrannis, unter den Stoikern die der Republik; die Mitte war konstitutionellmonarchisch; doch gehörten zu dieser auch viele Altdeutsche. Der Verfasser weiset ferner auch, in Uebereinstimmung mit dieser gemäßigten Natur der Burschenschaft, nach, wie die wenigen Glieder derselben, welche, von dem Geist der Zeit berührt, eine entschieden politische Richtung und ihrem Alter gemäß auf exaltirte Weise nahmen, sich bald mit ihren phantastischen Ansichten auf sich selbst zurückgewiesen sahen und in Privatzirkel zusammentreten mußten, um ihre Meynungen wenigstens unbekrittelt vortragen zu können. Diese Privatzirkel erhielten, als Karl Follenius nach Jena kam, in diesem einen Mittelpunkt, und nun zeigte es sich gar bald, daß die jungen Politiker unter einander sehr uneins waren. Ein bedeutender Theil hatte nur ein wissenschaftliches Interesse, und wollte, ohne sich dessen vorher bewußt zu seyn, im Grunde nur zu klarer Ueberzeugung über Politik kommen, und für diese war Follenius, gerade weil er einen so entschiedenen Republikanismus auf moral- und rechtsphilosophischen Principien gegründet und in sich bis zu den extremesten Ansichten ausgebildet hatte, ein wahrer Geburtshelfer. Der andere Theil der Politiker aber, der wirklich eine praktische Richtung nehmen wollte, konnte sich, drey oder vier ausgenommen, zu denen Sand gehörte und Witt sich bekannte, durchaus nicht mit dem

Digitized by Google

Grundsatz der Unbedingtheit, den Follenius an die Spitze aller seiner Behauptungen und Forderungen stellte, befreunden. Die drey oder vier ausgenommen, sahen alle übrigen bald ein, daß dieser Grundsatz der Unbedingtheit, nach welchem die Republik nicht allein als einzig rechtmäßige Staatsform anerkannt, sondern auch, es koste was es wolle, durchgesezt werden sollte, ein rein terroristischer sey, und als Follenius darauf bestand, wurde ihm erklärt, daß man fortan, bey aller Achtung vor seiner Person, wider ihn sey. Zu dieser festen Ueberzeugung wären aber die jungen Leute schwerlich so bald gekommen, wenn sie für dieselbe nicht eine starke Stütze in den Lehrern gefunden hätten, mit denen sie durch die Vorträge und Werke der Professoren Fries und Luden vertraut geworden waren. Ja es wird auf das bestimmteste erwähnt, daß Fries sogar persönlich, wo er mit Follenius zusammengetroffen, dessen ins Jakobinische überschweifende Grundsätze, wiewohl vergebens, bekämpft habe. Man ersieht hieraus, mit wie großem Unrecht man diesen edlen Mann mit lezterem verwechselt und ihn wohl gar bezüchtigt hat, mit demselben gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Es ist zwischen ihnen nie zu etwas anderm, als zu einem wissenschaftlichem Streit über ihre rechtsphilosophischen Ueberzeugungen gekommen. Auf ähnliche Weise macht der Verfasser bemerklich, wie wenig auch Jahn's und Dewette's Einfluß auf die studirende Jugend mit dem gemein gehabt habe, nach welchem Follenius, — so lange er in Jena war, vergebens — getrachtet. Der mit Follenius von Gießen nach Jena gekommene, wir dürfen wohl sagen, revolutionäre Republikanismus war den politischen Ansichten Jahn's durchaus entgegengesezt, und zwischen die Anhänger Jahn's und Follen's trat nicht selten gegenseitige Anfeindung ein; denn Jahn's politisches Vergehen war keines gegen die Monarchie, sondern gegen die absolute Monarchie und gegen einseitiges Preußenthum, weil er nicht aufhören konnte, vom heiligen, deutschen Reich zu träumen, da die Zeit dieses Traumes, der nur einen Moment gedauert, längst vorüber war. Endlich deutet der Verfasser auch an, wie von Seiten Dewette's und seiner Schüler oder Freunde ein Gegensatz gegen Jahn und die Seinigen gebildet worden sey. Schon Jahn's heftiges, leidenschaftliches Auftreten mußte ihm, der das Leise und Bedächtige liebte, verhaßt seyn; eben so war Dewette, wie weiland Seneca, geneigt, Alles von wissenschaftlicher und namentlich gelehrter Bildung zu erwarten, während Jahn nicht minder einseitige Hoffnungen auf die Entwicklung gesunder Leibes- und Lebenskräfte sezte. Auch Schleyermacher hegte wieder andere Ansichten, als beyde Männer. Und da nun, wie um diese, sich um ihn in Berlin, in Jena um Luden, Fries, Follenius, anderswo um andere, von einander in ihrer Denkungsart abweichende, wenn auch immerhin freygesinnte, Männer, verschiedene Kreise von Schülern, Anhängern, Verehrern bildeten, die sich wohl gar befehdeten, wo ihre Lehrer nur abweichend sich äußerten, so leuchtet schon hieraus ein, wie Unrecht man thut, wenn man alle diese Männer nach demselben Maaß mißt oder es nur für möglich hält, daß die deutsche Jugend auf Universitäten im Allgemeinen das blinde Werkzeug geheimer Obern gewesen sey. Dies war bis zu den Karlsbader Beschlüssen bestimmt auf keine Weise, auch nicht im Einzelnen, der Fall. Wenn nachmals, als die Burschenschaften geheime Verbindungen werden mußten, was ihrer Natur und ursprünglichen Anlage durchaus fremd war, gar manche Studenten zu solchen Werkzeugen mißbraucht worden sind, so haben daran ihre akademischen Lehrer und die ersten Gründer der Burschenschaften und deren Gönner keine Schuld. Alle hierauf bezüglichen Mittheilungen gegenwärtiger Schrift sind von ausgezeichnetem Werth, und dieselbe darf selbst von der Geschichte, wann sie einmal von dem Leben der deutschen Jugend im verwichenen Decennium zu reden hat, als lauterer Bericht eines unbefangenen Augen- und Ohrenzeugen benuzt werden.

Wir dürfen schließlich nicht übergehen, daß die Darstellung in dieser Schrift, ihrer Form nach, äußerst unterhaltend ist. Herr Witt wird, wie ers wohl kaum anders verdient, durchweg als eine eben so verächtliche, als lächerliche Figur behandelt. Ebenso wird Herr Major von Lindenfels, der sich bekanntlich dem Publikum als einen, ohne Zweifel getäuschten, Freund Witt's gezeigt hat, fortwährend auf eine ergötzliche Weise apostrophirt.

W. B. M.

Geschichte.

David Cusick's Sketches of ancient history of the six Nations: comprising sirrt — a tale of the foundation of the Great Island, (now North America) the two infants born, and the creation of the Universe. Second a real account the early settlers of North America and their dissentions. Third Origin of the Kingdom of the Five Nations which was called a Long House: the wars, fierce animals etc. Second edition

№. 36.

Kunst-Blatt.

Montag, 4. Mai 1829.

Archäologie.

Ueber den Apollo von Belvedere und das Verhältniß der griechischen Plastik zur Tragödie. (Einleitung und Fragment aus einem noch ungedruckten Werke von Anselm Feuerbach, Professor in Speyer. Speyer, gedr. bey Kranzbühler 1828. S. 1 — 26 in Quart.)

Herr Prof. Anselm Feuerbach, der älteste Sohn des berühmten und hochverdienten Rechtsgelehrten dieses Namens, ist seit einer Reihe von Jahren mit dem oben bezeichneten Werke beschäftiget, und benützt die Gelegenheit, wo ihm oblag, zur öffentlichen Preisevertheilung bey dem Gymnasium, an welchem er angestellt ist, ein Programm drucken zu lassen, die Einleitung zu jenem Werke und ein Bruchstück davon mitzutheilen. Beydes ist geeignet, die öffentliche Aufmerksamkeit ganz zu seinem Vortheile auf die Erscheinung desselben hinzurichten.

Herr Feuerbach spricht zuerst von dem großen und ehedem unbedingten Ruhme jener erhabenen Bildsäule, welcher besonders durch die begeisterungsvolle Schilderung und Bewunderung Winckelmanns ihr für alle Zeiten gesichert schien. Die reichere Erfahrung und die schärfere Sichtung der neuern Zeit hat jedoch diesen Enthusiasmus herabgestimmt. „Mit der Umsicht, sagt der Verf., haben wir zugleich an Vorsicht gewonnen, und wie früher dem Urtheile die Bewunderung vorherging, so jetzo der Zweifel.“

Er geht nun in die Beleuchtung der Ansichten und Urtheile ein, welche der Apollo erfahren, seitdem schon Raphael Mengs an ihm Unvollkommenes nachgewiesen, und wie er nach dem beschränkten Standpunkt seiner Zeit sich bestimmt fühlen konnte, ihm die Originalität abzusprechen, obwohl mit der Statue sich weder eine früher, noch eine andere nach ihr vergleichen läßt. Während aber ihm von dieser Seite sein Werth geschmälert wurde, fehlten Andre nicht, welche, das Unvergleichbare mischend, fortdauernd behaupteten, daß von den existirenden Werken aller Künste, die Dichtkunst selbst mit eingeschlossen, der Apoll das vollkommenste sey.

Dieses fortdauernde Hervordringen der alten Begeisterung gegen die Zweifel der Kritik leitet der Verf. von der jener Statue inwohnenden Gewalt und Belebtheit, von einer Unmittelbarkeit und Energie ihrer Wirkung her, welcher sich auch der ruhige Betrachter nicht entziehen kann, und durch welche sie das Gebiet der Plastik zu überschreiten, jener stillen Größe und Ruhe sich zu entäußern scheint, in welcher nach Winckelmann der Ausdruck ächt griechischer Statuen begriffen ist, um durch eine Bewegung und die Darlegung eines Affekts zu wirken, der dem zu Folge sie dem Kreise der Werke ächt hellenischen Geistes zu entrücken scheint. Denn soll dieser sichtbar seyn, so muß „Ruhe, gänzliche Verzichtleistung auf Beziehung der Statue nach Außen hin, die Hand des Künstlers geleitet haben.“

Hiermit aber ist der Verf. auf den wichtigen Punkt gekommen, den er in diesem Bruchstück seiner Erörterung zu unterwerfen denkt.

„War plastische Ruhe und Abgeschlossenheit der Statue das leitende Prinzip der griechischen Kunst, war es einziges und unwandelbares Prinzip? Hört ein Bildwerk schon dann auf, in griechischem Geiste gedacht zu seyn, wenn der Ausdruck in höherem Grade beseelt, die Stellung bewegt ist, in der ganzen Anlage sich ein gewisses Hinneigen zur Phantasie des Beschauers Kund gibt?“

Gegen die in diesen Fragen zu Grunde liegende Ansicht führt der Verf. die Natur und Bedeutung der Götterstatuen an, von welchen der Kanon und Geist der Darstellung sich auf das ganze Gebiet der Plastik ausbreitete. Nicht jene Abgeschlossenheit von Allem außer ihnen war diesen Bildern nach dem Begriffe der Alten eigenthümlich, sondern im Gegentheil ein Heraustreten aus derselben und ein Theilnehmen an demjenigen, was in dem Tempel vorgeht und ihnen angesonnen wird. Sie vernehmen die Bitten der Anbetenden, neigen ihnen ihr Haupt, strecken die Hand aus mit der Opferschale, die Spendung zu empfangen, oder mit dem Bilde

des Sieges, mit dem Kranze, den sie ihren Verehrern darbieten. Der Verkehr der Bilder und ihrer Verehrer, ein näheres, lebendiges Verhältniß zwischen ihnen, wodurch alle Vorstellung von Abgeschlossenheit und einer in sich selbst versunkenen Ruhe abgehalten wird, ist schon dadurch sattsam nachgewiesen.

Der Verfasser erläutert seine Ansicht durch passende Beyspiele, besonders in zwey erhabenen kolossalen Tempelbildern des alten Styles, dem Apollo Barberini und der Pallas von Velletri. „In beyden Statuen sind die Götter unverkennbar nicht blos als seyend, sondern als erscheinend gedacht, ihre Stellung sagt ganz dasselbe, was jene bekannte Formel, womit die Götter die tragische Bühne zu betreten pflegen: Τὴν σὴν ἥκω χάρᾳ οὐρανίας ἔδρας προλιπών.“ Auch fehlt es nicht an feinen Bemerkungen über Symbolisches in der alten Kunst, z. B. über den Unterschied der von dem Gott auf die Erde getragenen, und entweder ihm oder dem Beschauer zugekehrten Siegesgöttin.

Eben dahin aber, wohin diese Eigenthümlichkeit der Bildung alter Götterstatuen, führt die Erwägung dessen, was die Götterbilder dem Griechen waren. Nicht Symbole und Allegorien der Gottheit waren sie ihm, sondern die Olympier waren mit ihrer Wesenheit und Gegenwart in sie als in eine körperliche Hülle übergegangen. Sie werden deshalb die Leiber der Götter, die sichtbaren Götter genannt, und es ist nicht ein bloßes Bild, wenn der Grieche in dem Zeus des Phydias den Sohn des Kronos und der Rhea sieht, welchen der Künstler in den Tempel eingeführt hat. „Gradezu wie lebende Wesen werden die Statuen gehegt und gepflegt, sie werden bekränzt, gesalbt, gebadet, ja, als hätte man es für nöthig geachtet, ihrer plastischen Langeweile vorzubauen, mit Possenspielen erlustiget. Alles wurde aufgeboten, um ihnen, so zu sagen, ihren Wohnsitz so angenehm als möglich zu machen.“

Die Gegenwart der Götter hatte die Statuen mit dämonischer Kraft erfüllt. Der Hermes von Pharä gab Orakel, nachdem man ihm sein Anliegen in das Ohr gesagt, man sprach mit ihnen, vernahm je zuweilen von ihren Lippen den Laut der Stimme, oder zu Daphne den Klang von des Apollo Leyer. Daher kein Wunder, daß sie gleich belebten Körpern Thränen vergießen, und daß die Angst ihnen Schweiß und Blut austreibt.

Dieses und vieles andere zur Sache und vollen Aufhellung der hier obwaltenden Vorstellung Gehörige, hat der Verf. mit großer Belesenheit und vielem Urtheil ausgeführt. Das vollständige Werk wird wahrscheinlich, was man hier noch vermissen könnte, ebenfalls enthalten, z. B. die Nachweisungen über die Gebräuche und Gebete bey der ἵδρυσις oder dem ἐνιδρυσμός der Statuen, der eigentlichen Bildweihe, wodurch die Statue zur Aufnahme des Gottes, wie man glaubte, eingerichtet ward, und die schrecklichen Strafen, mit denen man öfter auch kleine oder unwillkührliche Beleidigungen des Bildes, als wären sie dem Gotte selbst geschehen, belegt hat.

Mit diesen Begriffen und Ansichten des Alterthums von seinen Götterbildern, neben denen eine Vorstellung von gleichgültiger Ruhe und Abgeschlossenheit derselben unmöglich Platz haben konnte, bringt der Verf. die alten Kunstsagen von Prometheus, Hephästos, Dädalos, Deukalion, in denen er die Schutzherren und Horte der einzelnen Zweige der Plastik sehr scharfsinnig und gelehrt nachweist, sodann von den Telchinen und idäischen Dactylen, in Verbindung und macht für seinen Zweck von ihnen dadurch einen sehr verständigen Gebrauch, daß er nachweist, wie nach der übereinstimmenden Vorstellung des höhern Alterthums alle Werke dieser Götter, Göttersöhne oder Zauberer lebendig, gehend, die Ortschaften umwandelnd, ja mit Verstand und Seele begabt, angenommen wurden. Jene Urkünstler hatten also nur in größerer Fülle und Beschränkungslosigkeit dasselbe bewirkt, was man in den Götterbildern der Spätern, wenn auch nicht als durch die Kunst ihrer Urheber, sondern durch einen Eintritt der göttlichen Natur in ihre Form bewirkt, anzunehmen kein Bedenken trug.

„So hatte,“ damit schließt der Verfasser, „der griechische Künstler die Statue von der Religion und aus den Händen seiner mythischen Ahnherrn als ein beseeltes Werk bekommen. Sie bewegte sich, sie schritt einher, sie empfand und wirkte mit dämonischer Kraft. Sollte das athmende Werk nun erst unter seinen Händen zur todten Marmorbüste erkalten? Hatte er nichts zu thun, als die Tempel mit neuen Götterpetrefacten anzufüllen? Oder gebot nicht schon, wie wir sehen, der Glaube des Volks, jenes Prinzip der Beseelung vor allen andern festzuhalten, der Form, wenn ich so sagen darf, nur die Beweglichkeit eines Gewandes zu geben, in welchem die Seele, die es umgeworfen, sich ungehindert und frey bewegen, in glücklich überraschenden Momenten sich offenbaren könne? Undenkbar ist es, daß die Kunst eigenwillig den Weg sollte verlassen haben, den die Religion geboten und die Sage als die Bahn zum höchsten Ziel bezeichnet hatte. Sage und Religon war die erste und lange Zeit hindurch die einzige Theorie der Kunst. Waren einmal die Tempel von beseelten Statuen bewohnt, hatte die Mythe von wandelnden Statuen berichtet, so konnte die Aufgabe des griechischen Künstlers nur noch Eine seyn. Er hatte jenes materielle Leben zu einem idealen zu verklären, die dämonische Kraft zur poetischen Wirkung, jene grobsinnliche Bewegung und Empfindung des Idols zur me-

Digitized by Google

tapherischen des Kunstwerkes zu erheben.“ Wie dieses geschehen, wird der Verf. im Verlauf seines Werkes nachweisen.

Man sieht hieraus, daß der Stoff, welchen der Verfasser zu bearbeiten sich vorgenommen hat, schon nach dieser Einleitung eben so eigenthümlich und neu, als für die Entwickelung der griechischen Plastik bedeutend seyn wird. Er hat das Prinzip des Lebens, welches der griechischen Kunst schon von ihrem ersten Anfange an inwohnte, bestimmter und überzeuglicher, als es vor ihm geschehen war, nachgewiesen, und dadurch für die weiteren Untersuchungen eine festere Basis gewonnen. Es wird sich zeigen, wie er dieses bey den wichtigen Erscheinungen der älteren griechischen Kunst, ihrem langen Bestand in überlieferten Formen und dem spätern Beginn ihrer eigentlichen Entwickelung zur Erklärung oder Minderung der zahlreichen Schwierigkeiten, welche hier im Wege liegen, gebrauchen und suchen wird, das historisch Sichere der großen Thatsache mit dem stillen und lange Zeit in engen Schranken gehaltenen Wirken jenes ihres eigenthümlichen und inneren Lebens zu verbinden. Zugleich eröffnet der Verfasser durch die Angabe, daß er das Verhältniß der Plastik zur Tragödie in den Kreis seiner Untersuchung ziehen werde, eine Aussicht auf ein Werk, das aus dem Gebiete der bildenden Kunst eben so fruchtbringend in die redende sich ausbreiten kann, wie der Laokoon von Lessing, und es könnte diesen Studien nichts erwünschteres begegnen, als in dem Geiste dieses großen Mannes andere Punkte zwischen beyden Künsten zur Vergleichung gezogen zu sehen. Daß es dazu unserem Verfasser weder an Geist und Talent, noch an Gelehrsamkeit und Gabe der Darstellung fehlte, davon hat er in dieser Probe seines Werkes die erfreulichsten Beweise gegeben, und jeder Freund der Archäologie wird deshalb der Erscheinung des Ganzen mit den besten Hoffnungen entgegensehen.

F. Thiersch.

Neue Kupferstiche.

Der Tempel des Apollo bey Delphi, gem. von Claude Lorrain, gest. von Duttenhofer. Gr. q. Fol. Preis 8 fl.

Mit Vergnügen zeigen wir diesen Kupferstich an, welches zum Gegenstück des vor mehreren Jahren erschienenen Blattes: der Tempel der Diana bey Nemi, von demselben Künstler, bestimmt ist. Das Original befindet sich im Pallast Doria zu Rom, und gehört zu den schönsten Compositionen von Claude. Ein anmuthiger Weg im dunklen Vordergrunde, von Gebüsch und Bäumen umgeben, führt über eine Brücke nach dem majestätischen, von hoher Kuppel bekrönten Tempel, um welchen ein Festzug sich herumbewegt. Zwischen zwey hohen dunkeln Baumgruppen, deren eine die Mitte des Bildes einnimmt, blickt man über Felsenabhänge nach der weiten Fläche des Meeres, in welcher sich die noch nicht lang über demselben emporgestiegene Sonne glänzend wiederspiegelt. Ihre Strahlen stiegen zu beyden Seiten durch das leichte Gewölk hinauf und bezeichnen den feuchten Morgendunst, der über der ganzen Landschaft schwebt und eine zauberische Harmonie über sie verbreitet. Bekanntlich ist die Darstellung dieser duftigen und sonnenhellen Töne in der Landschaft fast das ausschließliche Eigenthum von Claude's Pinsel, denn kein anderer Maler hat es ihm daran gleich gethan, eben dies aber hat der Kupferstecher, so viel es die farblose Abschattung des kräftigsten Farbengemäldes nur irgend zu leisten vermochte, in seinem Blatte mit großer Kunst wiedergegeben. Wir sehen den feuchten Glanz der Luft und des Wassers, das Duftige und Harmonische der Töne in Gründen, Gebäuden und Laubmassen, wodurch das Ganze zu einem großen Effekt zusammenschmilzt und die Ausführung des Einzelnen fast verschwindet, wenigstens nur bey genauerer Betrachtung dem Auge sichtbar wird. Das Sammetgrün des Vordergrundes liegt in tiefem Schatten und vermehrt durch seine Dunkelheit die schöne Wirkung des milden Lichts, welches die Sonne über den ganzen Mittel- und Hintergrund verbreitet. Die kupferstecherische Behandlung, die Anlage der Taillen und Töne ist durchgängig rein und harmonisch und entfernt von allem Metallglanz; wir glauben nicht zu irren, wenn wir diesem Blatt, sowohl der Anlage als der harmonischen Ausführung nach, einen großen Vorzug vor dem frühern einräumen, dem es wohl auch an Schönheit der Composition von Manchem vorgezogen werden möchte.

S.

Bemerkungen über bildende Kunst.

Von B.

„In den Hervorbringungen des Künstlers und Dichters ist die Freyheit, die Unabhängigkeit des Geistes von dem Triebwerke nothwendig ineinander greifender Ursachen und Wirkungen nicht zu verkennen. Denn obwohl die schöpferische Kraft der Kunst durch Schickung verliehen und als Geschenk von oben zu betrachten ist; obgleich eben darum der Künstler in den Stunden der Begeisterung einem höheren Zuge nicht widerstreben kann noch will: so ist doch die freyeste Uebereinstimmung mit jenem Zuge unverkennbar, und eben so gewiß, daß

ohne Selbstständigkeit und Freyheit des Geistes nie ein wahrhaftes Kunstwerk entstanden sey."

„Wie die Idee der Schönheit etwas schlechthin Innerliches ist, so ist auch die Hervorbringung und Beurtheilung eines einzelnen Werkes der Schönheit ein Handeln schlechthin aus sich selbst. Die Abhängigkeit von den Gesetzen der erscheinenden Welt ist gerade hier so bestimmt aufgehoben, daß ja vielmehr eine durch kein Naturgesetz bedingte ideale Erscheinungsweise selbstthätig hervorgerufen und dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gegenübergestellt wird."

„Die Kunst ist so weit entfernt, eine bloße Wiederholung oder selbstlose Nachahmung dessen zu seyn, was im Lauf der Natur zur Erscheinung kommt, daß vielmehr in jener, der Kunst, nach Darstellung dessen gestrebt wird, wovon auch die äußerliche Natur nur Erscheinung ist, nach Darstellung der urbildlichen Natur also, oder der Ideen, wodurch demnach der Künstler und Dichter eine andere Natur der erscheinenden gegenüberstellt, und in seinen Hervorbringungen sich als wahrhaft frey, das heißt, als schöpferisch bewährt."

„Aber die Unabhängigkeit von der erscheinenden Natur erweist sich auch in Beurtheilung dessen, was in ihr schön sey oder nicht, wozu der Maßstab nicht wieder aus ihr, als welche Abbilder enthält, nicht Urbilder, sondern aus der Idee genommen wird, welche der Künstler und Dichter selbstständig anwendet; so daß also der freye Wille Grundbedingung des wahren Wissens sowohl, als auch der Kunst und Poesie ist."

Diesen Gedanken enthob ich einem Buche, das wohl nicht genug gekannt ist: Ueber die Freyheit des menschlichen Willens, von Bockshammer.

Der Verfasser ist im Jahr 1822 als Landprediger viel zu früh für die Wissenschaft gestorben.

*

Sie schreiben mir, daß Sie sich zur Landschaftmalerey gewendet, als welche mit Ihren Bestrebungen und Kenntnissen, mit Ihrer Liebe zur weiten Natur, mit Ihrer frühen Neigung zu den Bergen, mit ihrer Wanderlust mehr im Einklang stehe, als die Geschichtmalerey, die Porträt- und die Genremalerey.

Sie haben, sagen Sie, schon interessante Ausflüge ins Tyrol und die Schweiz gemacht, und ein Portefeuille mit Skizzen heimgebracht. Sie ärgern sich aber, daß dasjenige, was Sie daran zur Ausführung in Oel vorgenommen und vollendet haben, Ihnen nicht so gefallen will, als seine Skizze. Ich würde mich über das Umgekehrte wundern.

Ihre Skizze enthält, wie ich mir denke, immer einen kecken Griff aus der Natur. Mit kräftigen Zügen, starken Contraposten suchten Sie das Bild festzuhalten. Das so unmittelbar Aufgefaßte, mehr Angedeutete als wirklich Gegebene, reizt unsere Einbildungskraft. Wir sehen mit Ihnen durch diese Symbole und Chiffern hindurch die Natur. Es sind lakonische Kunstworte, welche uns ergötzlicher ansprechen, als eine Rede in wohlgefügten Perioden. Wir denken dort an den Stoff, hier hält uns die Sprache auf.

Je mehr Sie nun die Skizze durch Pinsel und Pallete in ein selbstständiges Werk, in ein Ebenbild der Natur umsetzen wollen, desto mehr fallen Sie der Vergleichung anheim, und müssen gegen die Natur um so mehr verlieren, je mehr Ihr Bild in der Vollendung vorrückt. Wir wollen jezt nicht mehr an die Natur erinnert werden, wir wollen sie schauen. Daher steht ein frecher Pinsel, der Effekte zu erhaschen weiß, immer im Vortheil. Ich rathe aber nicht, daß Sie sich einen solchen eigen machen. Freye Leichtigkeit sey einst das Ziel ihrer Kunst, der Gewinn Ihrer Sicherheit, mit wenig Mitteln das Rechte zu treffen, nicht aber das Vehikel schneller Produktion, oder der Lieferung blendender, bestechender Tableaux. Wenden Sie alle erfinnlichen Mittel auf, Naturwahrheit hervorzubringen; die Elemente der Kunst haben Sie gelernt, jezt studieren Sie die Elemente der Natur, Eins um das Andere, als wäre jedes ein schwer zu enträthselndes, sibyllinisches Buch.

Die Natur ist aber so mannichfaltig, unerschöpflich und in jedem einzelnen Element so tief, daß wie der Naturforscher, so auch der Maler, der ja ebenfalls ein solcher in Beziehung auf die Erscheinungsarten der Natur ist, stets, und in jedem Jahr, in jeder neuen Kunstsaison wieder bey ihren Elementen anfangen muß. Muß denn das Aehnliche nicht jeder belebende, beobachtende und denkende Geist?

Ich möchte Ihnen aber rathen, neben Skizzen von Landschaften stets auch und zwar ziemlich große Skizzen von einzelnen Partien derselben, ja von einzelnem Getheil aufzunehmen. Sie wagen sich an Wald, Wasserfall, Fluß, Himmel ꝛc., aber vergessen Sie nicht, immer wieder Baum, Wasserstrahl, Welle, Wolke nachzuahmen. Haben Sie diese Eigenthümlichkeiten und ihre freylich unzähligen Varietäten im Kopf, so fällt Ihnen um so leichter, sie in der Verjüngung des Tableaus mit täuschender Wahrheit anzubringen.

Wie der Geschichtschreiber, Dichter ꝛc. mehr wissen muß, als er schreibt, wenn er gut schreiben will, so muß auch der Künstler mehr und ausführlichere Bilder in sich tragen, als er gibt, wenn er gut bilden will.

Digitized by Google

№. 37.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 7. Mai 1829.

Kunstnachrichten aus München.

Vom Domcapitular B. Speth.

Lithographie.

In Nro. 29. dieser Blätter v. J. 1826 haben wir bereits das Galleriewerk von München und Schleißheim nach seiner bis dahin gediehenen Ausdehnung von 38 Lieferungen angezeigt, und sowohl deren Inhalt, als die Lithographen, nebst der individuellen Weise, womit ein jeder seinen zur Darstellung gewählten Gegenstand behandelt hat, näher gewürdiget. Indessen wurde dieses ausgezeichnete Werk bis zur 47sten Lieferung fortgesezt und man muß gestehen mit nicht minderer Beharrlichkeit im Fleiße und in der Sorgfalt der Ausführung und Vollendung.

Herr Piloty fertigte zu der bezeichneten Fortsetzung verschiedene Blätter nach Karl du Jardin, Ludw. Garzi und P. P. Rubens, dann nach Ant. Pereda, Carlo Dolce, Tizian, Albr. Dürer und Raphael. Die Namen dieser Meister bürgen schon für den gediegenen Inhalt dieser Blätter; doch müssen wir insbesondere die Nachahmungen nach du Jardin in der 39sten Lieferung, nach Ant. Pereda in der 42sten, nach Raphael in der 47sten und nach Rubens in der 41sten und 43sten Lieferung als vorzüglich auszeichnen. Es ist sehr erfreulich, daß die Wahl des Künstlers auf diese beyden Gemälde von Rubens gefallen ist, da sie unstreitig zu den schönsten der an Gemälden dieses Meisters so reichen Münchener Sammlung gehören. Das eine, muntere Knaben vorstellend, welche ein Früchtegehäng tragen, zeichnet sich ganz besonders durch die Wahrheit seiner einfachen Färbung mittelst einer minder brillanten Mischung der Töne aus; das andere aber, eine Darstellung der h. Dreyeinheit *) führt uns nicht minder in die Großheit und Gewalt der Ideen und Darstellungsweise dieses deutschen Buonarotti ein, als dessen Schilderung der beyden Apostelfürsten, Peter und Paul, deren gegenseitig verschiedene Charaktere Rubens, wie wir schon früher zu bemerken Gelegenheit hatten, mit einer solchen Tiefe und überraschenden Wahrheit erschöpft dargestellt hat, daß er unseres Dafürhaltens hierin weder übertroffen ist, noch es je werden wird.

Ein nicht minder schätzbares Blatt unter den oben berührten ist auch Raphaels Madonna mit dem Christkinde und dem kleinen Johannes, nebst St. Anna und Joseph in einer Landschaft, nach einem Gemälde aus Raphaels früherer Kunstperiode, welches vormals der Gallerie zu Düsseldorf einverleibt, jezt mit derselben einen Bestandtheil der Münchener Gemäldesammlung ausmacht und früher bereits von dem verst. Professor Karl Heß gar zierlich gestochen worden ist.

Der sehr richtigen Zeichnung des Hrn. Piloty, dieses viel geübten und längst bewährten Lithographen, so wie seinem regen Gefühle für das Geistige und Charaktervolle seiner Vorbilder, verdanken wir stets eine so viel möglich treue Vergegenwärtigung derselben, wozu ihm seine große technische Gewandtheit, sein farbenreicher Vortrag und die Klarheit seines Korns, besonders in den Mitteltinten, gar glücklich zu statten kömmt. Die Blätter von seiner Hand werden daher immer eine wesentliche Zierde dieses Werkes seyn.

Auch Herr Flachenecker nahm an der Fortsetzung dieser Ausgabe einen ungemein thätigen Antheil. Die lezten 9 Lieferungen enthalten 15 Blätter von ihm nach Ph. Wouvermanns, Gabriel Metzu, Joh. Bapt. Weenix und Ant. van Dyck; nach Garofolo, Tizian, F. Catel, Murillo, Rubens, Ary de Vois, Rembrandt und F. Zurbaran. Doch will uns die Wahl dieser Gegenstände nicht durchgehends so glücklich

*) Dieses Gemälde war ehemals ein Seitenaltarblatt in der Augustiner Kirche zu München, seit deren Unterdrückung es eine Zierde der hiesigen Gallerie geworden ist. Ein gleiches Schicksal hatte auch das große Hochaltarblatt, eine Kreuzigung Christi von Tintoret, das nebst einigen andern vorzüglichen Altarbildern dieser Kirche, nach Aufhebung des Klosters, der K. Sammlung in Schleißheim einverleibt wurde.

Digitized by Google

dünken, wie bey den vorerwähnten Bildern. Die Nachahmung nach J. B. Weenix's Scheerenschleifer vor dem Landhause eines reich Begüterten in einer offenen Landschaft, mit mehreren Figuren, Federvieh und andern Mannigfaltigkeiten staffirt, wird den Kennern kaum genügen. Ungeachtet des bewunderungswürdigen Fleißes, womit Hr. Flachenecker diese Gegenstände so kräftig behandelt und ausgeführt hat, kann die Nachahmung dennoch dem Vorwurfe der Monotonie nicht entgehen. Aus Mangel eines geeigneten Helldunkels treten die Figuren mit den übrigen Beywerken nicht gehörig auseinander, und nach dieser gewiß mit möglichster Sorgfalt behandelten Nachahmung zu urtheilen, mag solches auch selbst dem Maler bey dem Reichthume verschiedenartiger Farbentöne wohl kaum befriedigend gelungen seyn.

Auch Murillo's spielenden Knaben, halbe Figuren, können wir als Vorwurf einer Nachbildung keinen Geschmack abgewinnen, so gelungen auch diese in technisch-lithographischer Beziehung ist. Der Knabe, der ganz im Vorgrunde sich so über die Hälfte des Bildes, von der Seite her, sitzend hereinlegt, und um vollends uninteressant zu werden, ganz von rückwärts dargestellt ist, erscheint schwerfällig und plump und bildet mehr einen dunklen Flecken, als einen gefälligen Gegensatz zu dem ganz im Lichte gehaltenen Knaben, der vor ihm steht. Die K. Gallerie besitzt noch ein weit besseres Bild der Art von diesem Meister.

Das Blatt nach Catel entwickelt eine ungemein zarte und fleißige Ausführung, aber wozu? um uns eine ganz gleichgültige ländliche Gesellschaft von italienischen Frauen, Männern und Kindern, zum Theil mit häßlichen Gesichtern zu schildern, die sich im Freyen tanzend belustigen. Die Aussicht auf das Meer in der Bucht von Bajä gegen das Cap Missenum im Hintergrunde, und was sonst noch Gefälliges in die Darstellung aufgenommen ist, entschädiget nicht für diese alles Helldunkels entbehrende Gruppe im Vorgrund. Hätte unser Lithograph diesen Fleiß in der Ausführung auf die Nachbildung eines klassischen Gemäldes verwendet, er würde etwas Vollkommenes geliefert und Kenner und Liebhaber ganz zufrieden gestellt haben. Warum entbehrt dieses Werk noch immer der gelungenen Darstellung von Palma's h. Hieronymus?

Wie glücklich Hr. Flachenecker sich auch mit Darstellungen von Genrebildern abzufinden weiß, davon hat er uns mit einer gelungenen Nachbildung der Schlittenfahrt auf dem Eis nach Ph. Wouvermanns in der 39sten Lieferung sehr befriedigend überzeugt. Seine Madonna mit dem Christkinde nach Benvenuto Garofolo ist ein höchst erfreuliches Blatt, ganz im Geiste und Charakter des Originals wiedergegeben; desgleichen seine beyden Nachbildungen nach Rubens, wovon die eine den Künstler mit seiner ersten Gemahlin, Elisabetha Brant, ganze Figuren, in der 44sten, die andere des Künstlers zweyte Gattin, Helena Forman, ganze Figur, in der 47sten Lieferung darstellt. Beyde Blätter fallen schon durch ihre bedeutende Größe auf und gewähren einen um so erfreulicheren Anblick, als Hr. Flachenecker in der Beharrlichkeit des Fleißes nicht ermüdete, um Haupt- und Nebensache gleich vollendet darzustellen.

Das Porträt des Malers Govaert Flink nach Rembrandt und die Madonna mit dem h. Johannes, ganze Figuren, nach Zurbaran, beyde in der 46sten Lieferung, reihen sich nicht weniger mit Auszeichnung an die vorgenannten Blätter an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Bayern.

Schon vor längerer Zeit erließ S. M. der König eine Verordnung über die Erhaltung der geschichtlichen und artistischen Denkmäler des Landes, welche von der großen Sorgfalt zeugte, welche der König diesen früher so vernachlässigten Gegenständen widmete. Sie ist folgenden Inhalts:

Ludwig von Gottes Gnaden ꝛc., da wir schon mehrmals mit Bedauern bemerkt haben, daß den in unserem Reiche zerstreuten reingeschichtlichen, architektonischen und andern Denkmalen der Vorzeit von Seiten der öffentlichen Behörden nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet, und hierdurch viele historisch oder artistisch wichtige Ueberreste früherer Jahrhunderte zerstört oder verwahrlost worden sind, wir aber die Erhaltung solcher Denkmale zur Bildung des Nationalgeistes, zum Studium der vaterländischen Geschichte und zur Verbreitung der Kunde derselben unter dem Volke, so wie für dessen alterprobte Liebe für seine Dynastie und seinen heimatlichen Boden für vorzüglich wichtig erachten, so ertheilen wir unserm Staatsministerium des Innern den Auftrag, sämmtlichen Kreisregierungen diese unsre Willensmeynung zu eröffnen, und dieselben anzuweisen:

1) Nicht nur selbst für die Erhaltung und Bewahrung der in den verschiedenen Kreisen des Königreichs sich befindenden schon bekannten oder noch zu entdeckenden historischen Denkmale (dieselben mögen nun in Alterthümern römischen Ursprungs, oder in Ueberresten des Mittelalters, in geschichtlich denkwürdigen Burgen und Kirchen, oder in Bildsäulen, Denksteinen, Grabmälern, Inschriften u. s. w. bestehen) die möglichste Sorge zu tra-

gen, sondern auch die Landgerichte und Magistrate zu gleicher Sorgfalt hinsichtlich der in ihrem Bezirke sich befindenden Monumente dieser Art aufzufordern.

2) Die summarischen, von den einzelnen Behörden, oder von Geschichts- und Kunstfreunden und Sammlern des Orts, welche sich wohl dazu geneigt finden dürften, anzufertigenden Anzeigen und Verzeichnisse jener Denkmale einzusenden, welche alsdann unsrer Akademie der Wissenschaften als Notizen und Anhaltspunkte weiterer historischer Untersuchungen mitzutheilen sind:

a) Insbesondere hinsichtlich der Grabmäler, die einen geschichtlichen, genealogischen oder artistischen Werth haben, dafür zu sorgen, daß dieselben so viel möglich erhalten, und so gut es geschehen kann auch gegen die Unbilden der Witterung geschützt werden; doch dürfen solche nicht von ihrer Stelle, als ihrem eigentlich bedeutungsvollen, klassischen Boden, gerückt werden.

b) Vorzüglich ist in vormaligen bischöflichen Städten (z. B. Freysing, Eichstädt, Passau, Bamberg, Aschaffenburg, Augsburg ꝛc.) dahin zu trachten, daß die Epitaphien der ehemaligen fürstbischöflichen Regenten in möglichst vollständiger Folgenreihe erhalten werden; wogegen in den größeren vormaligen Reichsstädten, namentlich in Augsburg, Nürnberg und Regensburg, auf die Ueberreste und Denkmale der Entwicklung des Municipalwesens, der kommerziellen und anderer bedeutenden städtischen Verhältnisse vorzügliche Aufmerksamkeit zu richten ist.

3) In Beziehung auf die in den Kirchen und andern öffentlichen Gebäude zerstreuten eigentlichen Kunstwerke, z. B. Altargemälde, Bildsäulen, andere einzelne Kunstsachen ꝛc. ist dahin zu wirken, daß dieselben in reinlichem Zustande erhalten und sowohl vor jeder Vernachlässigung oder gar Beschädigung, als auch vor ungeschickten Restaurationsversuchen bewahrt werden.

Auf diese Verordnung bezieht sich eine kürzlich (10ten Nov. 1828) erschienene Bekanntmachung, in welcher die Regierung des Oberdonaukreises, deren Präsident der um Sammlung altdeutscher Kunstwerke vielfach verdiente Fürst v. Oettingen-Wallerstein ist, noch ausführlicher die zur Erhaltung der alten Kunstdenkmäler nöthigen Vorkehrungen bezeichnet, und welche daher als Erneuerung und Commentar jener königlichen Verordnung angesehen werden kann. Es heißt darin:

„Die erklärte Absicht S. M. des Königs ist, die Behelfe der vaterländischen Geschichte, insbesondere die Belege der vaterländischen Kunstgeschichte zu Lichte gefördert, den artistischen Reichthum der Monarchie in Evidenz gestellt, jedem Orte die Ueberlieferungen seiner Vorältern, und die künstler'schen sowohl, als sonstigen Urkunden seiner Vergangenheit bewahrt, und alle jene Objekte vor Beschädigung oder Untergange gesichert zu wissen, welche in irgend einer historischen oder artistischen Beziehung eine Art von Werth, sey es für das Königreich insbesondere, oder für die Lokalität einzelner Distrikte und Orte, behaupten.

Gegenstände der Erforschung und Aufzeichnung sind daher:

I. Alle aus der Anwesenheit der Römer und aus den ältesten Zeiten der germanischen Völker stammenden Straßenüberreste, Gebäude, Statuen, Denksteine, Münzen, Geräthschaften und Fragmente jeder Art, mit genauer Angabe der Zeit, der Art und des Ortes ihrer Auffindung, der an solche Gegenstände etwa geknüpften Volkslagen, und der über ihre früheren Schicksale etwa vorhandenen Notizen, dann wo möglich mit einer einfachen Abzeichnung, oder doch mit Hinweisung auf die darüber erschienenen gedruckten Beschreibungen.

II. Ebenso alle vorhandenen, bestimmt oder wahrscheinlich als antike Gräber zu betrachtenden Hügel mit gleichmäßigen Zeichnungen oder Hinweisungen auf gedruckte Beschreibungen.

III. Alle in der christlich vormittelalterlichen und mittelalterlichen Zeit, und überhaupt vor dem Jahre 1600 entstandenen, noch existirenden Kirchen, öffentlichen oder merkwürdigen Privatgebäude, Denksteine, Inschriften, Gemälde, Schnitzwerke, Altäre, Grabsteine, Waffen, Geräthschaften, mit genauer Angabe der Zeit und der Art ihrer Entstehung, der an diese Gegenstände etwa geknüpften Volkssagen und der sie betroffenen Schicksale, dann wo möglich mit einfachen Abzeichnungen, oder doch mit Hinweisung auf die darüber erschienenen gedruckten Beschreibungen.

IV. Alle alten Handschriften, insbesondere alle in den städtischen Archiven, in öffentlichen oder Privatbibliotheken etwa vorfindlichen ältern Urbarien, Saalbücher, Ortsverzeichnisse, Bürgerregister, Malerbücher und alle sonstige Notizen über Künstler, Gelehrte oder sonst merkwürdige Männer des Vaterlandes.

V. Endlich alle durch ihren Kunstwerth oder durch ihre historische Beziehung denkwürdigen öffentlichen Denkmale und Kunstprodukte neuerer Zeit.

Bey Aufzeichnung dieser Gegenstände selbst kömmt es nicht darauf an, blos das zu beschreiben, was dem Aufschreibenden wichtig oder schön erscheint.

Es ist vielmehr nöthig, alles alterthümliche oder historische ohne Unterschied des innern Werthes und des Erhaltungsgrades zu notiren, und der K. Regierung das Urtheil darüber zu überlassen, ob das Aufgezeichnete zur Vorlage an die allerhöchste Stelle würdig erscheine oder nicht. Oft ist die einfachste alte Inschrift, der anspruch-

Digitized by Google

Mrs. Ann Smith, Administratrix, &c., of Joseph Smith, deceased, v. Richard Mayo and Peter Mayo.

Mrs. Ann Smith, Administratrix, &c., of Joseph Smith, deceased, v. Richard Mayo and Peter Mayo.

Mrs. Ann Smith, Administratrix, &c., of Joseph Smith, deceased, v. Richard Mayo and Peter Mayo.

N°. 38.

Kunst-Blatt.

Montag, 11. Mai 1829.

Kunstnachrichten aus München.

Vom Domcapitular B. Speth.

Lithographie.

(Fortsetzung.)

Die Bildnisse des Pietro Aretino in der 43sten und des Vindo Altoviti in der 44sten Lieferung, beyde nach Tizian, sind von hoher Schönheit und übereinstimmender Aehnlichkeit mit den Gemälden; die vorherrschende Klarheit, Kraft und Gediegenheit in der Ausführung lassen nichts mehr zu wünschen übrig, wir zählen diese beyden Blätter mit zu den erlesensten dieses Werkes.

In die Fertigung der übrigen Blätter zu den vorgenannten Lieferungen theilten sich mehrere Lithographen.

Herr Friedrich Thöming übernahm die Darstellung einer ruhigen See mit einer Stadt im Hintergrunde, nach Alb. Kuyp, und eines bewegten Meeres mit Schiffen belebt, nach Ludolph Backhuysen für die Lieferungen 41 und 42. Hr. Thöming, selbst Künstler im Fache der Landschaft, konnte mit um so größerer Zuversicht des Gelingens beyde Nachahmungen unternehmen, da ihm hierzu insbesondere seine ungemein zarte Behandlungsweise trefflich zu Statten kam.

Herr Hohe lithographirte eine Landschaft nach Franz Milet. Gewohnt von diesem ausgezeichneten Lithographen Alles, auch die kleinsten Details bis zur Vollendung ausgeführt zu sehen, erkennen wir in der Behandlung der Luft und des fernen Gebirges die ungemein geübte und fleißige Hand desselben; nur können wir uns mit dem Vorgrunde nicht recht befreunden, was wir jedoch mehr dem Originale als der Behandlung des Lithographen zuzuschreiben geneigt sind.

Herr Fr. Winterhalder fertigte zwey Steinzeichnungen nach Gemälden von Tilborgh und Karl Maratti. Die erstere gefällt durch ihre gute Wirkung im Helldunkel mit fleißiger Behandlung und lebendigem Ausdruck der Köpfe. Nicht so spricht uns die zweyte Zeichnung an. Maratti's h. Johannes auf der Insel Pathmos entwickelt durchaus nicht Bedeutnng und das Ganze nicht Interesse genug.

Herr Steingrübel lithographirte zwey Blätter nach Wynants und Adrian van der Velde. Dieser Lithograph besizt ein wesentliches Geschick in Behandlung der Landschaft, insbesondere der charakteristischen Beblätterung der Bäume. Wir erinnern uns daher, weit Besseres von ihm gesehen zu haben, als dieses Blatt nach Wynants, von welchem Meister übrigens die K. Gallerie weit bedeutendere und interessantere Vorbilder enthält. Dagegen befriediget das zweyte Blatt nach Adr. van der Velde mehr; der Fleiß und die zarte Behandlung, die Hr. Steingrübel dabey angewendet, finden sich in der schönen wirksamen Haltung des Ganzen hinreichend belohnt.

Außerdem hat noch Hr. Moll sich in der Nachbildung des Weltheilandes in seiner Jugend, Brustbild, nach Querchino, versucht; Hr. J. A. Sedlmayr lithographirte eine Landschaft nach Ruysdael; Hr. Richter eine Bauerngesellschaft nach Teniers; Hr. Gustav Kraus eine Landschaft nach Hermann Zaftleven; Hr. A. Borum eine Seegegend nach Wilh. Vitringa und Hr. F. Legrand einen betenden Mönch in seiner Felsenhöhle nach Barth. Breenberg. Alle strebten auf die einem jeden eigene technische Behandlungsweise, die Bedeutung ihrer Vorbilder mit möglichster Treue wiederzugeben.

Herr Selb, der den Druck besorgte, bewährte auch bey diesen Blättern seine früher erprobte Kenntniß und Geschicklichkeit in diesem mit mancherley Schwierigkeiten verbundenen chemischen Verfahren. Seinen Bemühungen verdankt dieses Werk einen wesentlichen Theil der Schönheit, das bey der bedeutenden Größe, in welcher die Gegenstände in lithographirten Nachbildungen gegeben werden, besonders wenn in Zukunft sich die Wahl nur auf die erlesensten und besten Gemälde aus den so reichen K. Sammlungen zu München und Schleißheim beschränkt, sich immer stets reger Theilnahme des Publikums zu erfreuen haben wird.

Der Text zu diesem Werke, welcher nebst der näheren Angabe des Inhalts von jedem Gegenstande, nebst der Größe des Gemäldes, auch noch eine gedrängte Biographie des Künstlers enthält ꝛc., ist bereits bis zur 43sten Lieferung vorgerückt.

*

Wir erwähnen nun auch jener einzelnen Blätter, die unter den seit einiger Zeit hier erschienenen lithographirten Produkten mit Vorzug und Auszeichnung genannt zu werden verdienen.

Hr. Friedrich Hohe hat nun die Suite von sechs Blättern nach vorzüglichen Oelgemälden des Peter Heß vollendet. Das vorlezte Blatt, der Morgen, stellt das Innere des bayr. Dorfes Partenkirchen vor. Mehrere Mädchen, mit Waschen und Putzen beschäftigt, stehen an einem Brunnen. Ein Hirtenknabe bläst eben die Heerde zum Austreiben zusammen. Zunächst hinter dem Dorfe erhebt sich das zum Theil mit Schnee bedeckte, theils von neblichtem Gewölk umzogene Gebirge. Das Gemälde befindet sich in der Sammlung des Herzogs von Leuchtenberg. Wie P. Heß sich bey diesem schönen Gemälde als kräftiger Künstler bewies, so auch sein Lithograph, Herr Hohe, dessen Fleiß eine Vollendung des Ganzen erzielte, die wohl höher nicht getrieben werden kann.

Das sechste und lezte dieser Blätter schildert uns eine italienische Osterie, vor welcher ein Reitender von dem Wirthe und seiner Frau Abschied nimmt und ein Mönch bey einem Gläschen Weine sich gütlich thut ꝛc. Diese Lithographie steht weder an Lebendigkeit der Darstellung, noch im Fleiße der Ausführung den fünf früheren nach, an welche sich diese muntere und joviale Scene mit den übrigen Umgebungen würdig anschließt. Nicht minder zart und harmonisch in seiner Wirkung gelang diesem fleißigen Lithographen die Darstellung eines Gegenstandes anderer Art, der Stadt Freyburg im Breisgau, nach einem Oelgemälde des Herrn Dominicus Quaglio.

Hr. Hohe, unterstüzt von mehreren tüchtigen Lithographen Münchens, ist bereits seit einiger Zeit mit der Herausgabe der Gemäldesammlung des Herzogs von Leuchtenberg beschäftiget. Unter seiner Leitung dürfte dies Unternehmen von entsprechendem Erfolge seyn.

Herr Hanfstängl fährt fort, nebst den Bildnissen merkwürdiger Griechen der neuesten Zeit, nach Zeichnungen von Krazeisen, eine Menge Porträts von ausgezeichneten und anderen Privatpersonen in München nach der Natur zu lithographiren, die sämmtlich durch große Aehnlichkeit nicht minder als durch technische Geschicklichkeit in der Behandlung sich empfehlen, welche lezterer seinen Blättern bey durchgängiger Klarheit des Korns auch Kraft und Harmonie des Druckes sichert. Deswegen ward ihm auch die Lithographirung eines Blattes anvertraut, welches der Kunstverein in München für das Jahr 1827 seinen Mitgliedern zum Geschenke bestimmt hat. Es ist nach einem Gemälde des Hrn. Direktors Rob. von Langer, und stellt St. Catharinens Vermählung mit dem Christkinde dar. Durch richtige Auffassung der Charaktere, zarte Rundung der Glieder, Klarheit und Weiche mit wechselnder Kraft der Töne gelang es dem Lithographen, sein Vorbild treu wiederzugeben, wozu der aus der Presse des Herrn Lacroix hervorgegangene Druck wesentlich beytrug.

Hr. Hanfstängl ist Mitarbeiter an der bereits erwähnten Herausgabe der Gemäldesammlung des Herzogs von Leuchtenberg.

Herr Winterhalder übernahm die schwierige Aufgabe, nach einer getuschten Zeichnung des Herrn F. Overbek, Christus läßt die Kleinen zu sich kommen, eine lithographirte Darstellung zu liefern. Christus in Mitte der Kleinen, die sich um ihn gesammelt, breitet segnend die Arme über sie aus. Die Haltung dieser Figur ist im höchsten Grade würdevoll; der Ausdruck des Kopfes entwickelt tiefes Gefühl des Wohlwollens, doch dies nicht allein. Die Bahn des Lebens dieser Unmündigen hat sein allwissender Blick schon durchlaufen, und was Freudiges ihnen begegnet und Bitteres im unvermeidlichen Geschick durch die Freyheit ihres eigenen Willens selbst herbeygeführt wird, es steht klar vor des Göttlichen unendlichem Geiste, der da ist und vor dem Vergangenheit und Zukunft nur als Gegenwart bestehen. Darum, so will es uns bedünken, ist dem Ausdruck der Milde und des Wohlwollens zugleich jenes bewegtere Gefühl von inniger Theilnahme beygemischt, das, die ganze göttliche Gestalt durchströmend, ihr eine tiefere, ernstere Bedeutung gibt.

Wie die Kleinen so den göttlichen Mittler umstehen im wechselnden Ausdrucke inneren Gefühls der Andacht, des Vertrauens und einer naiven, sinnigen Betrachtung, sind sie alle in mannigfaltigen Gebehrden nur auf ihn gerichtet und schließen mit ihm eine wahrhaft rührende Gruppe ab.

Die frommen Mütter befinden sich zu beyden Seiten, von den Segnungen ihrer Theuern tief gerührt; edle, bedeutungsvolle Gestalten.

Das mahnende Wort des Heilands an die Jünger: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht“ ist gesprochen, sie haben sich in den Hintergrund zurückgezogen und harren des Ausganges.

So ist diese Aufgabe meisterhaft gelöst durch eine Darstellung, in der Alles auf die Haupthandlung bezogen, nichts müßig, nichts überflüssig, vielmehr jede Figur, jede Gruppe als ein integrirender Theil dieses in sich abge-

schlossenen Ganzen erscheint. Der Künstler bediente sich edler und zur Mannigfaltigkeit charakteristischer Bezeichnung wohlgewählter Formen mit bestimmten und richtigen Umrissen; die Gewänder zeugen von des Künstlers großem Geschmacke und Verstand in der Anordnung.

Diese Zeichnung, welche unserm Lithographen zum Vorbilde gedient, ist leicht getuscht mit zarter Rundung und Auseinandersetzung der Figuren. Sie entbehrt durchaus jedes sogenannten malerischen Effektes durch markirte Gegensätze von Schatten und Licht, deren so mancher Künstler bey reicheren Compositionen sich bedient, um seinem Bilde für das Auge dadurch eine frappante Wirkung zu sichern. Hier ist jede Gestalt vom hellen Tageslichte umflossen.

Es blieb daher eine schwierige Aufgabe für den Lithographen, bey der Nachahmung ein solches Verfahren einzuschlagen, um, ohne dem Originale selbst und für den Kenner wesentlich etwas zu vergeben, sein Werk doch auch wieder für das größere Publikum anziehend und gefällig zu machen.

Herr Winterhalder hat sich mit dieser Aufgabe durch eine nach den Graden des Helldunkels gleichmässig durchgeführte Kraft, übrigens in völlig harmonischer Uebereinstimmung mit seinem Originale, sehr befriedigend abgefunden. Wir finden daher in dieser um ein Drittheil verkleinerten Nachbildung, so viel eine solche es zu erreichen vermag, den physiognomischen Ausdruck nach den verschiedenen Individualitäten der Charaktere mit möglichster Treue wiedergegeben; wir finden die feste Zeichnung mittelst zart bestimmter Umrisse, die weiche Rundung der Glieder, die Durchsichtigkeit der Schatten, selbst in den dunkelsten Stellen, durch jene Klarheit des Korns glücklich erreicht, die wir an Hrn. Winterhalders Lithographien zu sehen gewohnt sind.

Es ist daher kein Zweifel, daß dieses so gelungene Blatt allen Kennern und selbst Künstlern willkommen seyn müsse, wie es denn auch bey gründlichen Liebhabern des Beyfalls nicht verfehlen kann.

Den Verlag desselben hat die Kunsthandlung J. Velten in Karlsruhe, in deren Besitz sich auch die Originalzeichnung befindet.

Herr Borum, welcher es unternahm, mehrere Gemälde des Herrn D. Quaglio zu lithographiren, wovon bereits in Nr. 97. dieser Blätter v. J. 1827 Meldung geschah, fertigte noch eine Ansicht der Stadt Huy an der Maas, welche auf dem Vorgrunde einen Theil dieses Flusses mit der Brücke und der zunächst daran befindlichen Kirche und Straße darstellt. Gleich hinter diesem Theile der Stadt erhebt sich steiles Gebirge mit schroffer Felsenwand und dunkler Gewitterluft, die eben hier nicht am besten thut, da unstreitig Gebirge und Stadt von einem helleren und ruhigern Horizonte sich wirksamer abgehoben haben würden. Indessen sparte der Lithograph weder Mühe noch Fleiß in der Behandlung, die das so mannichfaltige Detail der gothischen Bauverzierungen, so wie die nothwendige Klarheit in den Schatten und Reflexen erforderten.

Das Blatt, welches der Kunstverein seinen Mitgliedern für das Jahr 1828 zum Geschenke bestimmte und welches das Coliseum zu Rom, von den Farnesischen Gärten aus gesehen, nach einem Gemälde des Herrn Rottmann darstellt, ward zur Lithographirung dem Hrn. Borum übertragen. Das kolossale Gebäude, einsam und abgeschlossen mitten in einer weit ausgedehnten Landschaft, entwickelt einen ernsten, großartigen Charakter und gab dem Lithographen einen interessanten Vorwurf zur Nachbildung, die ihm auch durch eine kräftige, wirksame Haltung des Vordergrundes im Gegensatze und im harmonischen Einklange zu der ungemein zart behandelten Luft und Ferne auf eine vollkommen befriedigende Weise gelang. Durchgängige Klarheit des Drucks, den Hr. Lacroix besorgte, ist mit eine wesentliche Schönheit dieses Blattes, das unbedingt den besten Lithographien der Art beygezählt werden kann.

Die lithographirten Blätter des Herrn Gustav Kraus, nach Gemälden von D. Quaglio *), reihen sich mit Auszeichnung an die früher erwähnten des Hrn. Borum an und sind gleichsam als Fortsetzung derselben zu betrachten. Bis jezt sahen wir von seiner Hand die Abtey von Ouen bey Rouen und das Rathhaus mit der St. Peterskirche zu Löwen.

Hr. Kraus hatte schon durch seine früheren Blätter, Ansichten mehrerer Städte Bayerns mit landschaftlichen Umgebungen, zu der Hoffnung berechtiget, daß er sich hierdurch mehr und mehr jene technischen Fertigkeiten erwerben werde, die durchaus nur durch mancherley Uebung erlangt werden können. Diesen Erwartungen hat unser Künstler entsprochen. Beyde genannten Blätter bewähren einen fertigen Lithographen, der mit erprobtem Fleiß und durch eine solide Behandlung, Klarheit der Töne und Reinheit des Korns die Eigenthümlichkeiten seiner Originale möglichst treu und wirksam wiederzugeben versteht.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Dieser Künstler hat im Monate März dieses Jahres eine Kunstreise nach Italien und dessen malerischen Gegenden unternommen, von wo er nicht ohne reichlichen Stoff zu biblischen Darstellungen seines Faches zurückkehren wird.

Lithographie.

Pauline, Herzogin v. Nassau, geb. Prinzessin von Würtemberg, gez. v. Maria Steinkopf nach C. Leybolds Gemälde, lith. v. J. G. Schreiner.

Die Erscheinung dieses Blattes in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, so zusammentreffend mit der Vermählung der erlauchten Prinzessin und dem Augenblick ihres Abschieds aus dem Vaterlande, wird der großen Anzahl derer, die ihr eine patriotische und persönliche Verehrung widmeten, willkommen seyn. An der Auffassung, welche von Allen, denen ein Urtheil darüber zusteht, höchst ähnlich gefunden wird, erkennt man Hrn. Leybolds großes Talent, und selbst die Art seiner Ausführung ist, so viel es die Mittel der Zeichnung erlauben, durch die gewandte Hand seiner ausgezeichneten Schülerin, einer Tochter des rühmlichst bekannten Landschaftmalers, Hrn. Steinkopf in Stuttgart, aufs Befriedigendste wiedergegeben worden. Auch der Lithograph hat keine Mühe gespart, seinem Vorbilde nachzukommen und hat in der Behandlung des Kopfes wie der Beywerke seinen schon erworbenen Ruhm eines fleißigen und getreuen Copisten bewährt. Zwar wäre den Abdrücken etwas mehr Kraft zu wünschen, doch ist vermittelst eines leichten Tones durchgängig eine schöne und befriedigende Harmonie bewirkt. Der anmuthige Kopf hebt sich vom Himmel ab; die halbe Figur wird von einer Landschaft umgeben, in deren Hintergrund man den Rhein und das Schloß Biberich erblickt.

S.

Rom, im April.

Bey dem Bilderhändler Gigli in Via Felice ist ein Bild, einige Palm groß, Christus am Oelberge vorstellend, zu kaufen, welches von Raphael gemalt seyn soll, und wofür nicht weniger als 1500 Carolin gefordert werden. Es soll sich früher in der Orleans'schen Sammlung befunden haben und auch gestochen seyn. Da es hier kein Kupferstichkabinet gibt und man zur Ansicht dessen, was sich auf der Korsinischen Bibliothek befindet, schwer gelangen kann, weil angeblich oft Blätter entwandt worden sind, so war es nicht möglich, darüber nachzusehen. Ob nun dies schöne Bild wirklich von Raphael herrühre, scheint eine mißliche Frage zu seyn, da die Kennerschaft oder die Zweifelsucht, so weit gediehen ist, daß man an der Aechtheit der bisher unbestrittensten und unfehlbar von Raphael verfertigten Bilder irre geworden ist. Auf jeden Fall wäre es aus seiner frühern Periode, wäre vielleicht noch vor dem Sposalizio von Mailand gemalt; denn Vieles erinnert auffallend an Perugino, wie z. B. die Häscher, welche von Judas geführt im Hintergrunde erscheinen und die ganz wie die Figuren im Cambio kostumirt sind. Im Vorgrund des Bildes liegen die schlafenden Jünger, Petrus in der Mitte; darüber kniet auf einer Anhöhe Christus, betend gegen einen Engel gewandt, der auf einem Bilde des Perugino ganz so vorkommen soll. Links vom Beschauer, in der Ferne, sieht man zwey Figuren, die Eine wie vorhin erwähnt kostumirt, die Andere in einer schwarzen Kleidung nach damaliger Art, vielleicht der Donatar mit seinem Schutzheiligen, vielleicht auch der Maler selbst. Ueber die Gesichter derselben könnte man indeß einige Zweifel haben, da sie mit dem Farbenton der Uebrigen nicht übereinstimmen. Rechts steht Judas, der sehr edel aussieht und eher Mitleid als verrätherische Absichten zu hegen scheint. Das Ganze hat einen sehr lieblichen Ton und ist etwas heller als das Sposalizio. Die Beleuchtung ist Tageslicht.

Aus England.

Sieben Bildsäulen sind den 12ten und 13ten Januar d. J. von den Arbeitern, welche ein Museum für die philosophische Gesellschaft von Yorkshire bauen, gefunden worden, an der Stelle, wo sonst St. Mary's Abbey lag. Die Bildsäulen lagen unter einer zehn Fuß dicken Mauer, welche sechs Fuß unter den Boden reichte, und haben sich ziemlich gut erhalten. Die eine Statue ist ein Moses; vier andere wahrscheinlich die Evangelisten. Zwey sind ohne Kopf. Sie müssen das Werk eines guten Künstlers seyn und waren ursprünglich glänzend bemalt und vergoldet; jezt aber ist die Farbe und das Gold fast verschwunden. Diese Bildsäulen brauchen keine weite Reise zu machen, um in das Museum der philosophischen Gesellschaft zu gelangen, und dem Monthly Magazine (February 1829) zufolge sind sie ein sehr wichtiger Beytrag für deren antiquarische Schätze.

Ein Liverpooler Blatt rühmt den neuen Kirchhof, den man vor der Stadt anlegt, und ist überzeugt, daß er „in gewisser Hinsicht den des Père la Chaise übertreffen „wird, womit, wie uns dünkt, die Idee eines verzierten „Beerdigungsplatzes begann.“ Man hat darin bereits eine Kapelle angelegt, ganz nach dem Muster eines griechischen Tempels.

Digitized by Google

№. 39.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 14. Mai 1829.

Bemerkungen über bildende Kunst.

Von B.

Sie klagen mir, daß Sie mit den Planen für ihre Künstlerreisen oft in Verlegenheit seyen, und nicht wissen, wo Sie sich jedesmal hinwenden, welche Berge und Thäler Sie aufsuchen, wo Sie stillhalten sollen, ob an den Vorbergen, im Mittelgebirg oder in den Hochalpen; daß Sie zuweilen, von einem interessant scheinenden Standpunkte gefesselt, anfangen zu zeichnen, dann, weil das Thal, hinauf oder hinab, malerische Formen verspreche, der Gebirgsstrom höher oben oder tiefer unten schönere Fälle machen könnte, den rechten Ernst verlieren, wieder einpacken, weiter gehen, nicht selten fort und fort gefoppt, dann ärgerlich werden, und so Zeit und Gelegenheit verlieren.

Um etwas Allgemeines hieran zu knüpfen: Es ist wahr, die Reichthümer der Natur sind, wie die Schätze der Kunst und Wissenschaft, uns beengten Menschen oft zugleich zur Lust und zur Qual da. Sie verführen oder tyrannisiren uns; bald lehnen wir entbehrend ab, bald greifen wir genießend zu; heute haben wir die Fülle, morgen darben wir. Den Kunstzögling kann nur Bildung in's ruhige Verhältniß zu den Gebilden setzen.

Auch ich war als Jüngling so ein Naturenthusiast; ich glaubte jeden Gipfel erklimmen, jede wilde Schlucht durchkriechen, jedes Waldesdunkel erspähen, jedem Springquell liegend lauschen zu müssen; gestern rannte ich mich in ungenügsamer Sucht auf Felsenklippen müde, heute durchpilgerte ich verwünschend eine endlose niederländische Ebene ꝛc.

Was ich aber äußerlich in der Erfahrung niemals zu Ende gebracht hätte, weil die Natur durch ewig neue Variationen lockt, das gelang mir innerlich durch das Studium der Erdbildung, der Gebirge, ihrer Struktur, ihrer Formen, ihrer wahrscheinlichen Entstehung. Bey der Ansicht einer Landschaft ward mir das Ganze verständlich; ich fand, wenn ich sinnend darauf ruhte, einen ursächlichen Zusammenhang von Berg- und Thalformationen, und so konnte mich dieses Getheil nicht mehr wie sonst beunruhigen; aus einem unstäten Enthusiasten ward ein heiterer Beschauer.

Wer den Gedanken der Schöpfung noch einmal nach Menschenweise zu denken versucht, der fühlt sich dem Schöpfer um einen Schritt näher. Er freut sich des Objektiven, als eines aus dem Weltgeiste stammenden Lebens, und insofern dieses auf Gesetzmäßigkeiten beruht, begrüßt er es als einen Verwandten seines erkennenden Geistes.

Ich las viel über die Gegend, die ich besuchen wollte, ich brachte schon ein Vorbild mit, das, je öfter ich reiste, den Landschaften selbst desto näher kam. Ich sah mehr, tiefer, als meine Reisegefährten, weil ich unterrichteter war. Ich suchte auch entferntere Schönheiten auf, während sie an solchen, die kaum hundert Schritte vom Wege lagen, vorübergehen wollten; ich war mit vielerley Interessen in der Gegend ansäßig. Durch Uebung und Erfahrung kam ich dahin, daß ich endlich an meinem Reiseplan auf der Pilgerfahrt selbst, und wenn sie auch durch ein Gewirr von Bergen und Thälern führte, keinen Schritt, durch Umstände genöthigt, abzuändern brauchte.

Die Kenntniß der Berg- und Thalformen in den Hochgebirgen, den Mittelalpen, den Vorbergen und selbst im aufgeschwemmten Land ist dem Landschafter der beste Leiter zur Erfindung und Composition und er entgeht dadurch dem Fehler vieler guten Maler, daß sie geologisch unmögliche Berge und Höhen in ihre Gemälde bringen.

Neben der Lesung lehrreicher Schriften über die Gebirge, wovon ich ihnen nur Ebel über die Schweiz nennen will, und guter Reisebeschreibungen, rathe ich Ihnen, die besten und speziellsten Landkarten über die Landschaft, die Sie bereisen wollen, sich zu verschaffen und zu studieren, beydes freylich nicht wie für wissenschaftliche, sondern für Ihre Kunstzwecke.

Sie könnten mich allerdings fragen, ob denn die berühmtesten Landschaftmaler der ältern und neuern Zeit auch so viel Umstände gemacht. Ich gebe Ihnen aber zu bedenken, daß man in verlornen Stunden viel Förderndes nebenbey treiben kann, daß wir Manches durch künstliche Mittel erlangen müssen, was jene Künstler als ihr Ele-

Digitized by Google

ment vorfanden; daß vielseitige Bildung oft die Kraft des Genius und die Gunst der Umstände ersetzen muß.

*

In der Kunst wird der Kranz der Meisterschaft und Idealität errungen, 1) von Einem, wenn er Alles auf Eins, auf sein Streben, sein Studium bezieht, wie Raphael, Titian, Correggio, Claude, van Dyk ꝛc. durch die größte Concentration seiner Kunstkräfte, 2) von Vielen, wenn sie in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Formen den Typus der Schönheit suchen und ihn in gegenseitiger Verständigung immer mehr vereinigen, wie die griechischen Bildhauer, Baumeister, wohl auch Dichter, also durch die größte Ausbreitung der anschauenden, abwägenden, bildenden Kunstvermögen. Dies ist vielleicht das unterscheidende Merkmal der ältern und neuern Kunst. Jener half das Zusammenwirken, dieser die Isolirung; jene war mehr centripetal, diese mehr centrifugal, obwohl am Ende jede Kunst sich von den in der ganzen Kunstsphäre bereitliegenden Mitteln nährt, und ihre Zeit abzuspiegeln trachtet.

Kunstnachrichten aus München.

Vom Domcapitular B. Speth.

Lithographie.

(Beschluß.)

Herr Brandmüller, welcher sich früher ausschließlich dem Porträtfache als Miniaturmaler gewidmet, in welchem er durch Aehnlichkeit der Bildnisse, durch sehr gefälligen Auftrag und ein klares, natürliches Colorit sich vielen Beyfall erwarb, hat sich seit einigen Jahren auch der Steinzeichnung zugewandt und durch seine ersten Versuche schon die beste Erwartung von sich erregt. Die dem Miniaturmaler eigene Pünktlichkeit, ein genaues Halten an den Charakter seines Vorbildes und die nette und reinliche Behandlung kam ihm dabey gar glücklich zu statten, und er hat dies auch in mehreren früheren Lithographien, vorzüglich Bildnissen (man vergl. Nr. 74. v. J. 1827 dieser Zeitschrift) auf eine lobenswerthe Weise dargethan. Insbesondere ist es diesem Lithographen eigen, bey sehr dunkeln Hintergründen demselben Steine ein gröberes Korn von ganz besonderer Art abzugewinnen, während er dasselbe an zärteren Stellen bis zum möglichsten Grade der Feinheit zu behandeln weiß.

Vor Allem aber müssen wir hier seines großen Blattes, der Madonna di San Sisto erwähnen, die er nach dem der Kunstwelt bekannten vortrefflichen Kupferstiche *) von Müller in derselben Größe lithographirt hat. Man kann von einer Nachahmung kaum mehr Treue und Wahrheit in Uebereinstimmung mit dem Originale verlangen und zwar von den Umrissen bis zur charakteristischen Bezeichnung des Ausdrucks in allen Köpfen; kaum mehr Weiche und Rundung der Glieder mit abstufender Kraft im Einklange aller Theile zum Ganzen, als in der uns vorliegenden Nachahmung enthalten ist, die aus mäßiger Ferne dem Betrachtenden mit der Täuschung des Kupferstiches entgegentritt und nur den Wunsch übrig läßt, daß der Madonna Kopf im Ganzen etwas heller und ungetrübter anspräche.

*) Die Abdrücke dieses Kupferstiches vor der retouchirten Platte sind bereits von 4 auf 14 Louisd'or gestiegen.

Herrn Behringer führen wir unter den Lithographen hier zum erstenmal auf. Was er früher als solcher geleistet, wodurch er sich zu dieser Fertigkeit gehoben, ist uns unbekannt geblieben. Das Blatt, worauf wir aufmerksam machen, stellt das Bildniß Ihrer Majestät der jetzt regierenden Königin von Bayern, ganze Figur, vor, nach dem Originalgemälde des Hrn. Hofmalers Stieler.

Die edle Gestalt, in weißen Atlasstoff gekleidet, mit dem königlichen Diademe festlich geschmückt, steht seitwärts gekehrt, der Blick aber nach Vorne gewendet. Von der linken Schulter herab fällt der mit Hermelin verbrämte Mantel und den Hintergrund schmückt eine reiche mit goldenen Crepinen besetzte sammtne Draperie, von welcher die Figur wie lebend hervortritt. Zwischen Pilaren öffnet sich zur Seite die Aussicht ins Freye.

Alles, was das Gemälde anziehend macht, frappante Aehnlichkeit der Physiognomie, Kraft und Lebendigkeit des Colorits, wirksames Helldunkel und täuschende Nachahmung der verschiedenen Stoffe, alles mit Meisterschaft behandelt und vorgetragen, bot dem Herrn Behringer vielfältige Gelegenheit dar, sein lithographisches Talent mehrseitig zu entwickeln und dadurch sein Original möglichst treu wiederzugeben, was er auch durch seine fleißige Behandlung, durch klaren und gesättigten Auftrag in den zärteren wie in den kräftigeren Stellen mit glücklichem Erfolge zu erreichen sichtbar bemüht gewesen ist. Dieses Blatt ist daher ein würdiges Seitenstück zu dem bereits früher angezeigten Bildnisse Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Herr Phil. Benucci, Landschaftmaler, benützte bisher seinen Aufenthalt in München zur Herausgabe einer Reihe Ansichten von Gibraltar und von Gegenden auf den beyden Inseln Malta und Gozo, alle nach der Natur aufgenommen.

Von den erstern sind uns drey Blätter zu Gesicht gekommen, wovon zwey in Hinsicht ihres Gegenstandes

sowohl als der malerischen Wirkung und Behandlung ohne Interesse sind. Desto befriedigender aber nimmt sich die dritte Ansicht aus. Die Abdachung einer großen Felsen- und Gebirgsmasse in das offene Meer hinein und deren Fortsetzung in kleineren Formen in die Ferne hin ist von imposanter Wirkung und gibt einen großartigen Charakter der Natur zu erkennen. Was Luft- und Linien-Perspektive hierzu beytragen konnte, hat Hr. Benucci sehr verständig in Anwendung gebracht. Das auf der Gebirgsfläche in Masse zusammengehaltene Licht und wie es hinwieder auf den Kanten einzelner Felsenstücke und über den leichten Wogenkräusel im Vorgrunde des Meeres hinwegstreift, das Alles ist der Natur treu nachgebildet.

Was die Ansichten von Gegenden auf den Inseln Malta und Gozo betrifft, so kennen wir deren drey, welche nicht ohne Interesse von Seite des Standpunktes und Gegenstandes sind. Eine von Felsen eingeschlossene Meeresgegend zu Gozo bey Malta ist ernst und einsam; desgleichen die St. Pauls-Capelle bey Casal Musta auf der Insel Malta; der Hafen von Marsa Muscetto auf derselben Insel gewährt einen heiteren Anblick.

Man kann bey diesen Blättern dem Hrn. Benucci das Verdienst nicht absprechen, daß er sich in das beym Lithographiren eigenthümliche Verfahren wacker eingearbeitet habe, daher Alles mit Sicherheit behandle und somit seinen Produktionen die nöthige Klarheit des Korns zu geben wisse.

Herr Wilhelm Gail hat als Maler sich dem Genre gewidmet und zu seiner weitern Ausbildung früher eine Reise nach Italien unternommen, wovon er vor zwey Jahren nach München zurückgekehrt, und von Zeit zu Zeit Beweise seiner Fortschritte in Oelgemälden nach seinen dort gesammelten Studien zu erkennen gibt.

Als im August 1828 Herr Graf Schönborn auf seiner Herrschaft zu Gaibach Sr. Majestät dem Könige von Bayern ein glänzendes Fest gab und Hr. Stadler zur Verherrlichung desselben mit Anfertigung großer Transparentgemälde, bezüglich auf die Huldigung der verschiedenen Stände Bayerns, beauftragt war, übernahm es Hr. Gail, die zu demselben Zwecke verfaßten Huldigungsgedichte der acht Kreise Bayerns mit passenden Randzeichnungen zu verzieren, die, auf den Inhalt jedes Gedichtes sich beziehend, denselben näher zu versinnlichen bestimmt sind. Wodurch jeder Kreis vor den übrigen durch seine ihm eigenen Naturprodukte oder durch Kunst- und Gewerbsfleiß sich auszeichnet, das beabsichtete der Künstler, bildlich hervorzuheben. Wir wollen hiervon nur Ein Beyspiel anführen.

Die Worte des Gedichtes für den Regenkreis:

„Wohl mögen andre Gauen reicher blühen,
„Doch in dem unsren wohnt des Eisens Kraft;
„Gesegnet sieht der Regen unser Mühen.
„Wie jeder selbst sein Loos sich bey uns schafft."

hat der Künstler zur Rechten des Randes durch die stehende Figur eines kräftigen Werkmeisters versinnbildet, der, mit dem Schurzfelle angethan, auf den Ambos gestützt, mit der Linken den gewaltigen Hammer gefaßt hält; auf der entgegengesezten Seite des Randes aber durch eine sitzende weibliche Figur, die mit Flachsbrechen beschäftiget ist, was auf den häufigen Bau dieses Naturproduktes im Regenkreise und dessen Zubereitung und Verarbeitung hindeutet. Die zwey schlanken Baumstämme zu beyden Seiten der Columne dienen ihr in leichter Verschlingung der zarten Zweige zur Einfassung; die weiter angebrachten Embleme sind sinnige Attribute, bezüglich auf den Hauptgegenstand. Und so durchaus.

Diese Phantasiegebilde, die in ihrer Anwendung eben so passend und sinnreich als in der Ausführung in Kreidemanier leicht und gefällig erscheinen, gereichen unserm jungen Künstler zu allen Ehren. Sämmtliche acht Blätter, in einem angemessenen Umschlage, wurden am Tage des Festes nur an mehrere der geladenen Gäste zur Erinnerung vertheilt und kamen unseres Wissens nicht ins größere Publikum. Der Druck wurde, mit Anspielung auf die bayrische Nationalfarbe, auf schönem weißem Papier mit hellblauer Farbe veranstaltet.

Wir können unseren Bericht über die einzelnen hier erschienenen Lithographien nicht würdiger schließen, als mit der Anzeige einer Darstellung von der Erfindung und Ausführung des Herrn Wilhelm Strecker, Malers von Stuttgart.

Der Künstler hat den Gegenstand hierzu aus dem historischen Roman: der Talisman, von Walter Scott, genommen und zwar jenen Moment gewählt, wo der Ritter vom Leoparden, ein Kreuzfahrer und im Verlaufe des Romans, Kronprinz von Schottland, begleitet von einem türkischen Emir, nachmals Kalif, Saladin, in einer Höhle mit Theodorich, dem Einsiedler Engaddi, in der syrischen Wüste zusammenkommt. Allerdings ist die Handlung von sehr einfacher Art und es mag den Künstler nur das Zusammentreffen höchst contrastirender Personen mit einem vom Dichter so phantastisch gezeichneten Einsiedler in einer vom Fackelscheine erhellten Höhle zur Wahl einer bildlichen Darstellung begeistert haben, die nicht anders als von pikanter Wirkung seyn kann.

Theodorich, der Einsiedler, eine lange hagere Gestalt im Mönchskleide, das, auf beyden Knien zerrissen, die Spuren langen, anhaltenden Gebetes trägt; — sein wild verwach-

fenes Haar fließt vom Haupte und Kinn in langen, weißen Strömen über die Schultern und bis auf das Knie herab, — steht, durch den im nahen Felsengange wiederhallenden Hufschlag der Pferde aus einsam stiller Betrachtung aufgeschreckt, scheu und wie zurückgezogen mit vorgestreckter Fackel am Eingang der Höhle, vor welchem bereits die unerwartet sonderbaren Fremdlinge auf flüchtigen Rossen angelangt und, noch im Helldunkel, als Ritter und Emir kenntlich sind. Hinter Theodorich gewahrt man einen in den Felsen gehauenen Altar mit heiligen Gefäßen, vor dem eine düstere Lampe brennt; jenseits ein aufgestelltes Kreuz, vom Fackelscheine hell beleuchtet, darunter eine Quelle, von deren entströmendem Wasser das davorstehende Gefäß überfließt. Dem steinigen Boden entkeimen da und dort nur spärliche Gräser und Pflanzen.

So ist der Künstler ganz in die Phantasie des Dichters eingegangen und hat, was er beabsichtete, sie durch bildliche Darstellung für Phantasie und Reflexion zugleich räumlich festgehalten.

Was dabey die lithographische Behandlung betrifft, so haben wir keinen Hehl, zu gestehen, daß uns kaum eine in jeder Hinsicht bessere Produktion zu Gesicht gekommen ist, wenn wir nicht etwa einige der besten französischen Blätter ausnehmen wollen. Wir glaubten kaum, daß einem Steine bey so ungewöhnlicher Feinheit zugleich eine so auffallende Gleichheit des Korns und mit einer solchen Klarheit desselben in den dunkelsten und gesättigtesten Stellen abgewonnen werden könne. War hier die Zubereitung des Steines, die zu solchem Gelingen wesentlich beyträgt, nicht ein glücklicher Zufall, so ist Herrn Strecker's Methode und Behandlung von der eigenthümlichsten Art und so vollkommen, daß sie nichts mehr zu wünschen übrig läßt, um so mehr, als sie zugleich für den Druck eine solche Sicherheit zu gewähren scheint, daß kein Abdruck einer wesentlichen Ausgleichung bedarf.

Bey dem vorliegenden Blatte, auf chinesischem Papiere und nach Art der pariser Drucke zugleich mit erhöhten Lichtern abgezogen, konnten wir uns beym ersten Anblicke der Täuschung, ein fremdes Produkt zu sehen, um so weniger erwehren, als dieselbe durch die tiefe und gesättigte Schwärze, womit Hr. Lacroix die Schönheit der Drucke auffallend erhöhte, noch vermehrt worden ist. Möchte Hr. Strecker recht bald durch Herausgabe eines zweyten, eben so gelungenen Blattes das über seine hier bewiesene Geschicklichkeit ausgesprochene Urtheil im vollen Maaße rechtfertigen.

Neue artistische Werke.

1. Dreyßig Bilder zu Horazens Werken. Von ihm beschriebene Gegenden und Monumente darstellend, wie sie jezt noch vorhanden sind. Erstes Heft. Carlsruhe im Kunstverlag 1829. gr. 4. Enthält: 1) Tibur, Villa Maecenatis. 2) Paludes Pomptinae. 3) Aricia. 4) Varia oder Vicovaro. 4) Mons Vaticanus. 5) Digentia, Licenza. 6) Lacus, Lucrinus. 7) Athen, Acropolis. 8) Roma, Mons Quirinalis. 9) Bajae. Sämmtl. Stahlstiche.

2. Darstellungen zu Homers Iliade und Odyssee nach Zeichnungen von John Flarman. Erstes Heft. Umrisse zur Iliade. Ebendas. 1829. gr. 4. Nachstiche der verkleinerten Umrisse, welche sich bey Wolfs Ausgabe der Ilias und Odyssee finden, doch mit einigen später von Flarman komponirten Blättern vermehrt, nämlich: 1) Homer ruft die Muse der Dichtkunst an. 2) Minerva besänftigt die Wuth Achills.. 3) Thetis bittet Jupiter, dem Achill beyzustehen. 4) Hektors Abschied von Andromache. 5) Die Griechen vertheidigen den Körper des Patroklus. 6) Urtheil des Paris.

3. Monuments romains et gothiques de Vienne en France, ancienne et puissante colonie romaine, dessinés et publiés par E. Rey, Directeur du Musée de Vienne et de l'école royale de dessin, membre de la commission des beaux arts. 1re Partie. Museum. Livr. 1. 2. Paris, Treuttel et Würtz. 1821. Dies Werk ist auf drey Abtheilungen angelegt: die erste soll alle antike Kunstwerke des Museums von Vienne, Statuen, Reliefs, architektonische Theile, Mosaiken und Inschriften enthalten. Die zweyte: Perspektivische Ansichten, Grundrisse, Durchschnitte, Aufrisse u. s. w. der noch vorhandenen antiken Gebäude. Die dritte: Die gothischen Bauwerke und Ornamente. Einige Zeichnungen sollen kolorirt, die übrigen lithographirt und das ganze Werk mit einem historischen und erläuternden Texte von C. Vietty begleitet werden. Jede Abtheilung ist auf sechs Lieferungen und das Ganze auf 62 Abbildungen berechnet. Preis jeder Lieferung: 12 Franken. Bis jezt sind nur die erste und zweyte erschienen. Sie enthalten architektonische und Skulpturfragmente des Museums und einige schöne kolorirte Mosaikböden. Unter den Skulpturen ist nichts Merkwürdiges, außer der Gruppe von zwey Knaben, von welchen der eine den anderen in den Arm beißt. Der leztere hält einen Vogel; beyde sind stehend zwischen zwey Baumstämmen, an welchen sich eine Eidechse und eine Schlange befinden. Von guter Arbeit ist ferner ein wohlerhaltener liegender Hund.

Digitized by Google

№. 40.

Kunst-Blatt.

Montag, 18. Mai 1829.

Deutsche Kunst in Genf.

(Fortsetzung.)

An den Säulen, ihren Kapitälen und an den kleinen Gewölben sind oft barocke oder wiedersinnige Zierrathen ausgebauen, die Decken der Kirchen bestehen gewöhnlich aus Balken und Brettern, weil die Architekten noch keine großen Gewölbe zu bauen verstanden.

Der lombardische Styl gehört in die Zeit, wo Wissenschaften und Künste im tiefsten Verfall waren. Im VII. Jahrhundert gebrauchte man ihn zuerst in Pavia, der Hauptstadt des lombardischen Königreichs, hernach in Parma und von da verbreitete er sich nach Süddeutschland. Er zeigt sich an einigen Kirchen zu Freising und Regensburg, desgleichen in den Kapellen von Alten-Oetting und Eger, besonders jedoch am Nürnberger Schloß.

Die Bildhauerey dieser Zeit leistete nichts als architektonische Ornamente; sie waren grob und unbehülflich und zeigten dadurch den tiefen Verfall der Kunst. Indessen finden wir auch in Deutschland, wie anderwärts, daß sich die Bildhauerkunst früher entwickelte, als die Malerey. Dies beweisen die alten germanischen Statuen und Idole, die hier und da ausgegraben worden sind. Aus ihnen geht aber auch der rohe Zustand der Bildhauerey jener Zeit hervor.

Durch das Christenthum kam die Malerey nach Deutschland, denn durch sie wurden die ersten Kirchen ausgeschmückt. Die ersten Spuren davon finden sich in Bayern, wo der Herzog Theodor II. im Jahr 696 den St. Ruprechten von Worms kommen ließ, um ihm die Ausmalung einiger bayrischen Kirchen aufzutragen. Es sind Beweise genug vorhanden, daß in dieser Zeit die Benediktinermönche am Rhein und in Bayern fleißig malten.

Zweyte Epoche, von Karl dem Großen bis zu den Hohenstaufischen Kaisern, oder von 708 bis 1137. Fränkisch-byzantinische Kunstzeit. Allbekannt ist die große Anhänglichkeit, die Karl der Große für Deutschland und besonders für die Rheinufer hatte, wo er prächtige Pfalzen baute. Dergleichen bewunderte man in Aachen, Mainz und Ingelheim. Sie waren mit seltenen Kunstsachen aus dem Orient und aus Griechenland geschmückt. Die Kunst hätte sich viel schneller in Deutschland entwickelt, wenn Karls des Großen Bemühungen nicht unter seinen schwachen Nachfolgern wieder verwischt worden wären. Dazu kommen das IX. und X. Jahrhundert mit ihrer Rohheit und Barbarey.

Damals war die Architektur vom lombardischen Styl verdorben. Die griechischen Baukünstler, die man von Byzanz kommen ließ, änderten Manches, besserten aber wenig. Sie brachten Säulen auf, die auf jonischen Festgestellen standen, wiewohl ihre Capitäle keiner Ordnung angehörten, sondern willkührlich erfunden waren. Oft gebrauchten sie auch gewundene Säulen. Dieser Lombardisch-byzantinische, und der Basilikenstyl wurden nicht blos in Italien, sondern auch in Deutschland angewendet. Darin baute man die Dome von Bamberg, Worms und Mainz, so wie den ältesten Theil des Strasburger Münsters. Es wurden dabey auch Morgenländische Kuppeln gebraucht und mehrere kleine Säulchen zusammengestellt. Dergleichen kamen jedoch nicht in Deutschland zur Anwendung, so wenig wie der baroke Styl, in dem die Normannen den großen Dom von Massina bauten. Als die Mauren in Spanien die Westgothen und andere germanische Völker besiegt hatten, erhob sich die Arabische und Maurische Baukunst neben der Germanischen. Deutschland hat kein Maurisches Baumonument aufzuweisen, wiewohl das erobernde Volk bis in die südwestliche Schweiz an die Ufer des Lemansees drang. In derselben Zeit, wo in Spanien wundervolle Paläste und Moscheen in Maurischem Styl entstanden, waren Sarazenische Baumeister auch in Griechenland, Italien und Sicilien und in den Mittagsländern thätig. Die Lombardisch-byzantinische Baukunst empfand aber doch den Einfluß des Maurischen und Arabischen Styls. Karl der Große hatte wesentlichen Einfluß auf die Architektur in Deutschland. Zwar waren seine Gebäude und großen Pfalzen noch im gemischten Styl jener Zeit gebaut, sie dienten aber den deutschen

Baukünstlern zur bessern Entwickelung ihrer Kraft, denn bald sollten die byzantinischen Architekten überflüssig werden. Schon am Ende dieses Zeitraums begann die germanische Baukunst, ihren herrlichen, großartigen Charakter zu entfalten.

Die Bildhauerey verzierte fortgesezt das Innere und Aeußere der Kirchen. In unsern ältesten Domen finden sich Statuen von Rittern und Heiligen aus dieser Zeit. Wahrscheinlich stammen sie aber noch von byzantinischen Künstlern, wenigstens sind keine deutschen Bildhauer aus dieser Zeit bekannt. Karls des Großen Pfalzen enthielten viele Kunstwerke, auch Bildhauerarbeit in Metall. Dies waren aber größtentheils Geschenke der griechischen Kaiser.

Auch die Malerey machte Fortschritte, wiewohl auch in ihr der byzantinische Styl vorherrschte, besonders am Rhein und in Ostdeutschland. Ihm ist eine gewisse orientalische Trockenheit eigen, die etwas Düsteres, Hartes und Geschmackloses hat. Die Gemälde sind auf Goldgrund und um die Köpfe sind Heiligenscheine eingedrückt. Auf diesem Goldgrund sind Blumen gemalt, und er gleicht dadurch einer Tapete. Die Umrisse aber und die bräunlichen Schatten machen, daß man ihn für vergoldete Bildhauerarbeit halten könnte. Die Conturen sind oft sehr zart und die Farben klar und rein, freylich ohne Harmonie, aber auch ohne Buntscheckigkeit. In dieser Zeit zeichneten sich schon mehrere deutsche Länder durch ihre Fortschritte in der Malerey aus. In Oestreich finden wir den Abt Reginwald, den Gründer des Klosters Murr, gegen 900. Er begründete den Kunstsinn in einem deutschen Land, wo er seitdem immer rege geblieben ist. Ihm ahmten St. Thiemo in dem benachbarten Salzburg und die Königin Gisela von Hungarn nach. Ludwig der Fromme erhielt kostbare Geschenke von den byzantinischen Kaisern. Auch die Fürsten von Schlesien und Mähren standen mit den Byzantinern in freundschaftlichen Verhältnissen. St. Mathodius, der 863 als Missionär zu den Slaven geschickt wurde, soll für seine Zeit ein geschickter Maler gewesen seyn, und diese Kunst für sein Missionsgeschäft benuzt haben. Die ersten schlesischen Bischöffe waren Italiener. Sie führten die Malerey in den Kirchen ein. Wir finden noch in drey schlesischen Kirchen Gemälde aus diesem Zeitraum. So enthält die St. Bernhardkirche die berühmte Hadwigtafel, wo auf zwey und dreyßig Vierecken das Leben dieser Heiligen dargestellt ist. In den bayrischen Benediktinerklöstern wurde die Malerey frühzeitig mit ausgezeichnetem Erfolg betrieben. So nennt man Alfrod und den Mönch Ariram als vorzügliche Maler ihrer Zeit; desgleichen Wernher, Benediktiner im Kloster Tagarnsee, dessen Glasmalereyen berühmt waren. Dies Kloster verdient vielleicht in Beziehung auf bildende Kunst die erste Stelle unter den Klöstern Deutschlands. In Franken zeigen sich die ersten Spuren von Malerey zur Zeit des heiligen Bruno, der den Dom von Bamberg neu bauen ließ. Der Kaiser Heinrich III. und die heilige Kunigunde, seine Gemahlin, beschüzten alle Künste, besonders aber die Malerey. Das Kloster Heilsbronn besizt mehrere Gemälde aus St. Otto's Zeit, der Erzbischoff von Bamberg war und 1139 starb. Wahrscheinlich wurde damals schon die bildende Kunst in Nürnberg mit Eifer betrieben. In der St. Sebalduskirche hängen mehrere alte Bilder, die unserem Zeitraum anzugehören scheinen. Im nördlichen Deutschland lebte der Landgraf Ludwig II. von Thüringen, der die Künste schäzte und übte. Er baute das berühmte Schloß Wartburg, das hernach in der Nationalpoesie eine so interessante Rolle gespielt hat. Auch die Elisabethenkirche von Marburg enthält sehr alte Gemälde. In Sachsen beschüzte Kaiser Heinrich I. zuerst die Künste. Doch fanden sie sich alle ausgezeichneter am Rhein zusammen, wo in Mainz und Trier, aber besonders in Cölln ein herrliches Kunstleben begann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäologische Untersuchungen im nördlichen Frankreich.

Den Nachgrabungen in Frankreich wird die Geschichte der alten Kunst noch mannigfaltige Aufklärungen verdanken. Auch im Norden dieses Landes hat man in neuster Zeit manches für die lezte Periode römischer Kunst in Gallien wichtige Denkmal aufgegraben, namentlich in der Gegend der alten Morinier, wo der Hafen Gesforiacum lag, im Boden von Brequereque bey Boulogne sur mer, über welche Gegend ich schon unlängst in archäologischer Hinsicht zu sprechen Gelegenheit hatte.

Der Güte eines Akademikers danke ich des Hrn. Alexandre Marmin zu Boulogne an das frz. Ministerium eingesandten Bericht, worüber die Académie des Inscriptions erst später ihr Gutachten aussprechen wird. Ich theile davon einen gedrängten Auszug mit. Unter den Kunstgegenständen, welche bey den Nachgrabungen der „Boulogne-Gesellschaft für Ackerbau, Handel und Kunst“ entdeckt wurden, finden sich Fragmente halberhabener Arbeit auf ehernen dünnen Platten; sie lagen zu den Füßen eines Skeletts, in ziemlich üblem Zustand. Die dünnen Platten scheinen einer viereckigen Geräthschaft als Einfassung gedient zu haben. Montfaucon und Caylus reden nicht von dem Gebrauche der Römer, neben ihre Todten Kästchen zu legen, worin kostbare, dem Verblichenen angehörige, kleine Gegenstände enthalten waren;

Digitized by Google

vielleicht war der Gebrauch nicht allgemein, oder fand er erst in sehr später Zeit statt, oder endlich hatte man, als jene Kunstforscher ihre Werke herausgegeben, noch keine Denkmäler gefunden, woraus jener Gebrauch sich ergeben konnte. Neuere Entdeckungen hingegen lassen keinen Zweifel übrig, daß in Gallien wenigstens, Kästchen in die Gräber gelegt wurden. Den Beweis gibt ein zu Clermont gefundenes, in den „Abhandlungen der celtischen Akademie“ beschriebenes Denkmal. Dies Mausoleum (sagt Marchangy, Gaule poétique), wurde zu Ehren der Emma Lucia errichtet, die in ihrem 18ten Jahre starb; es enthielt ein Basrelief, den Leichenzug dieser jungen Person darstellend; eine Frau hält die untröstliche Mutter aufrecht, einige Personen tragen das Reinigungswasser, Rauchwerk, die Todtenlampe und Aschenurne, andere tragen Werkzeuge zum Oeffnen und Bedecken des Grabes; am Rande ist ein Kästchen, das mit den Resten der jungen Lucia in die Erde gelegt werden soll; es enthält ohne Zweifel ihren noch nicht gelösten Gürtel, die Perlen, Ringe und Halsketten der Jungfrau.

Ferner ist zu Brequereque nahe bey den Basreliefs ein Kästchen von Ebenholz gefunden worden, worin 19 eherne Medaillen von Konstantin und seinen Söhnen, ein Armband und ein Ohrgehänge. Bald darauf fand man nahe dabey ein anderes 8 bis 9 Zoll langes, 6 bis 7 Zoll breites Kästchen von fast zersetztem, ein Zoll dickem Holze, worüber stark oxydirte eherne Platten mit einigen Figuren; dies Kästchen, dessen Griff und Schloß ebenfalls von Erz, enthielt ein Halsband von Glasperlen und zwey Armbänder, eins von schwarzem Glas, das andere von Erz. Solche Kästchen wurden also in Gallien zur römischen Zeit angewendet.

Die Erzplatten mit den Basreliefs waren unstreitig die äußere Einfassung eines Grabkästchens, man erkennt dies an den Nagellöchern; ihre geringe Dicke und die Arbeit selbst zeigt, daß sie nicht gegossen, sondern ausgehöhlt sind, ein bis jezt an keinem römischen Denkmal außer den Medaillen beobachtetes Verfahren. Die Götterbilder auf den erwähnten Basreliefs sind mehrmals wiederholt; es ist sehr zu bedauern, daß diese Einfassung nicht besser erhalten ist. Die Bruchstücke, neun an Zahl, zeigen acht verschiedene Gegenstände auf Vierecken von verschiedener Größe.

Auf dem ersten Viereck gewahrt man einen schreitenden Jüngling, auf der Schulter eine zurückgeworfene Chlamys, am übrigen Körper nackt, auf dem Haupt eine Strahlenkrone, in der Linken eine auf die Schulter geneigte Peitsche, die Rechte ist erhoben. Es ist der Sonnengott.

Auf dem zweyten Viereck sieht man eine Frauengestalt in langem, um die ebenfalls lange Taille stark gegürteten Gewande, mit Haarputz, auf der Stirn einen Halbmond, in der Rechten eine große nach oben gerichtete brennende Fackel, die linke Hand ausgestreckt. Es ist Diana. Eine erhobene Fackel trägt nicht blos die Diana des Praxiteles, deren Pausanias erwähnt, die von Segeste bey Cicero, und andere bey Montfaucon, sondern auch die auf einem Medaillon der Faustina und auf mehreren Medaillen der Kaiser.

Das dritte und vierte Bruchstück zusammen zeigen eine männliche Figur mit Helm, Schwert und Harnisch, die rechte Hand auf einen gesenkten Spieß geneigt; ein länglicher Schild, welchen die linke Hand oben hält, berührt unten den linken Fuß; die Schultur ist mit dem Paludamentum bedeckt, an den Beinen Halbstiefel. Offenbar Mars.

Auf dem fünften Bruchstücke ist ein bartloser Jüngling mit zurückgeworfener Chlamys, vorne nackt, in der Rechten den Donnerkeil haltend, in der Linken eine Hasta, zu seinen Füßen ein Adler. Es ist Jupiter; als junger Krieger erscheint er auf mehreren Denkmälern nach Pausanias und bey Montfaucon. In der Sammlung des Hrn. Sabbatini ist ein Medaillon, wo Jupiter mit dem Donnerkeil in der Linken und der Hasta in der Rechten, ohne Bart ist; eben so findet man ihn auf Medaillen der Familien Fonteja und Licinia, bey Morelli in dessen Spezimen der bartlose nackte Gott, mit dem Donnerkeil in der Rechten, die Hasta in der Linken, den Adler zu seinen Füßen hat. Endlich stellen mehrere Medaillen von Vespasian, Posthumus, Diokletian und Maximian den Jupiter ohne Bart dar, in der Rechten den Donnerkeil, in der Linken die Lanze.

Das siebente und achte Bruchstück vereinigt zeigen eine Frauengestalt in der Tunica und einem leichten Peplos, mit Helm und Aegide, die Rechte auf eine gesenkte Lanze geneigt; der längliche Schild, den sie oben mit der Linken hält, berührt unten ihre Füße. Wiewohl ohne Medusenhaupt, wie übrigens auch auf andern Denkmälern, ist es Minerva.

Auf dem neunten, unvollkommenen Viereck ist eine verstümmelte Figur: ein aufrecht stehender Jüngling mit erhobenen Armen, zu jeder Seite ein vierfüßiges Thier. Es ist wohl der junge, der böotische Bacchus.

Das zehnte Viereck enthält die Figur eines Jünglings in der Tunica, auf seinem Rücken sind Schmetterlingsflügel, in der Linken ein Bogen mit der Sehne, die Rechte hält er vor. Selten erscheint Amor mit Schmetterlingsflügeln, welche der Psyche eigenthümlich sind; doch erkennt man in einer kleinen Figur bey Montfaucon einen sitzenden Amor, der eine Vase mit Schmetterlingsflügeln an den Mund bringt.

Das sechste Viereck endlich zeigt die Figuren eines Mannes und einer Frau, beyde ganz nackt, gegen einander über; beyde erheben die Rechte, um die Frucht eines Ban-

Digitized by Google

mes zu pflücken; der Baum steht zwischen ihnen; es schlingt sich darum eine Schlange, deren Kopf gegen den Mann hin gewendet ist; das Haar der Frau ist in Flechten aufgebunden; die linke Hand beyder Figuren bedeckt die Blöße. Man möchte sie für Adam und Eva halten, und sie gleichen in der That mehreren auf diese bezüglichen Basreliefs des Mittelalters. Aber die Darstellung stimmt doch nicht völlig mit den Worten der heil. Schrift überein, „und ein Gegenstand aus den jüdischen Alter„thümern kann sich nicht unter einer römischen Bildhauer„arbeit der uns beschäftigenden Zeit finden..... Auch „bleibt von den Juden kein andres Denkmal der Kunst „übrig (?) als einige Münzen, die überdies von griechi„schen und römischen Künstlern geprägt wurden; man kann „sich also nicht denken, daß die Juden, welchen ihr Gesetz „ausdrücklich verbot, irgend eine Figur abzubilden, sich je „darauf gelegt haben, die Genesis in Bildern darzustellen, „und daß aus ihr die Römer irgend etwas, gleich unserm „Basrelief, entlehnen konnten.“ Auch die Christen hatten zu spät eine Kunst, als daß die Römer von ihnen jenes entlehnt hätten. Ein Agat, worauf man Jahrhunderte lang in den französischen Kirchen die Abbildung des irdischen Paradieses und von Adams Sünde finden wollte, stellte nur Jupiter und Minerva zur Rechten und Linken eines Baumes dar. Um die neugefundenen Basreliefs zu erklären, reichen die übrigen vorhandenen Denkmäler nicht hin; man muß seine Zuflucht zur Mythologie nehmen. Die Schlange ist ein Attribut von Apollo, Bacchus, Aeskulap, Hygiäa u. a. m.; sie kömmt häufig mit dem Palmbaume vor; die Bartlosigkeit des Mannes hindert an sich nicht, ihn für Aeskulap zu halten, den Pausanias in Sicyon bartlos sah, und ein Medaillon von Bergamo zeigt Aeskulap gegenüber einer Frau, welche Hygiäa seyn könnte. Die Bedeckung der Blöße ist auf römischen Bildhauerarbeiten nicht zu finden, aber es könnte eine Nachahmung der Venus von Praxiteles seyn. Die Schlange besonders deutet auf Aeskulap, der in dieser Form verehrt wurde; übrigens können die beyden Figuren, ohne Attribute, also wahrscheinlich keine Gottheiten, zwey neuvermählte darstellen, welche diesem Gotte opfern.

Dazu kommt, daß in den zu Brequereque entdeckten Ruinen ein kleiner Aeskulaptempel erkennbar ist, sowohl durch die Form der Lage, als auch besonders, weil ganz in der Nähe mehrere Opferwerkzeuge und ex voto's gefunden worden sind, worunter ein wohlerhaltener Hahn von Erz. Der Hahn war Aeskulap geweiht, und der Dienst dieses Gottes scheint in Morinien in Ehren gestanden zu haben.

Auf den Pateren, Urnen, Lampen der alten Gräber sind bekanntlich Figuren von Jupiter, Mars, Minerva, dem Sonnengott, Diana-Luna, Bacchus, Amor, Aeskulap.

Was das Zeitalter betrifft, aus welchem unsre Basreliefs herrühren, so möchten die Medaillen am besten zum Anknüpfen der Vergleichungen geeignet seyn. Die ersten Götterbilder, die man von Augustus an auf Medaillen findet, sind Jupiter und Mars; Diana erscheint erst unter Caligula, Diana-Luna erst zur Zeit der zweyten Faustina; Minerva seit Adrian, Aeskulap auf den Medaillen von Antoninus, erst unter Heliogabalus der Sonnengott; Bacchus und Amor kommen im römischen und byzantinischen Reiche nicht auf Medaillen vor. Da nun erst von 218 n. Chr. an der Sonnengott auf Medaillen steht, erst seit Alexander Severus zu Fuße, und seit Diokletian mit Strahlen, die Hand erhoben, in der Linken eine Peitsche (welches mit unsern Basreliefs übereinstimmt), unter Constantin dagegen schon eine Kugel in der Hand; so scheinen unsre Basreliefs mit dem Sonnengott nach einem Muster gearbeitet, das gegen 305 n. Chr. verfertigt wurde.

Die Abbildungen des bartlosen Jupiters, der Diana mit der Fackel und den übrigen Gottheiten auf den Basreliefs waren ähnlichen Aenderungen unterworfen und deuten sehr auf die Zeit Diokletians; der Helm und die Waffen unseres Mars gleichen vollkommen der Tracht der Kaiser von Probus bis Constantin; die Medaillen im Kastchen von Ebenholz endlich sind aus der Zeit Constantin's und seiner Söhne. Das Original, wonach die Basreliefs gearbeitet wurden, scheint zwischen den Jahren 284 und 305 (Regierung Diokletians) verfertigt zu seyn. „Weitere Nachgrabungen um Brequereque würden manchen Punkt der Geschichte und alten Erdkunde „aufklären, . . . und somit den Umfang der archäologi„schen Wissenschaft ausdehnen.“

Auf den Zeichnungen, welche Herr Marmin seinem Berichte beygefügt hat, sind die Umrisse so seltsam, die Formen so roh, daß man seine Abbildung für ungenau halten möchte, und doch erkennt man leicht, daß gute Muster den Nachbildungen der Basreliefs zu Grunde lagen. Die beyden Figuren neben dem Baume mit der Schlange sind übrigens offenbar Adam und Eva; die Figur mit erhobenem Arm und Thieren zur Seite scheint Daniel in der Löwengrube zu seyn, wie ihn sehr viele andre Denkmäler darstellen; die anderen Bilder dagegen sind heidnischen Ursprungs. Der Sonnengott, Luna, Mars, Jupiter, Amor (statt der Venus) deuten auf die Tage der Woche: dies Solis, Lunae, Martis, Jovis, Veneris, Merkur und Saturn fehlen. Dies ist die höchst wahrscheinliche Ansicht, welche in dem von der Commission der Akademie abzustattenden Berichte ausgesprochen wird, und so erhalten die beschriebenen Basreliefs ein eigenthümliches Interesse: sie sind ein Denkmal des Uebergangs römischer Kunst in die französische Kunst des Mittelalters.

Digitized by Google

№. 41.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 21. Mai 1829.

Hans Holbein der Jüngere.

1) Hans Holbein der jüngere, von Ulrich Hegner. Mit des Meisters Bildniß. Berlin, bey G. Renner. 1828. 8. 366 S.

Sowohl des Verfassers, als des Gegenstandes wegen hätte dem vorliegenden Werke längst in diesen Blättern eine beurtheilende Anzeige gebührt. Zufälligkeiten verursachten die Zögerung. Jedoch, wie ein gutes Buch nie früh genug, so kann es auch nie zu spät empfohlen werden; daher, und besonders bey dem Gewirre des heutigen literarischen Drängens und Treibens, wodurch manche sehr schätzbare Erscheinung eine Zeit lang dem Blick entzogen wird, glauben wir immer noch vielen Freunden der vaterländischen Kunst und Geschichte einen angenehmen Dienst zu erweisen, indem wir ihre Aufmerksamkeit auf diese Biographie zu lenken suchen.

Wer die Klarheit des Geistes und die gediegene Urtheilskraft des Verfassers aus der Molkenkur und seinen übrigen Schriften kennt, wird es schon erwarten, daß er mit seinem schönen Talent der Darstellung nicht der beliebten Manier romanhafter Geschichtschreibung gehuldigt habe. Er ist durchaus in den Gränzen rein geschichtlicher Behandlung geblieben, ja, er hat sich mit dem treusten Fleiße, jedoch ohne pedantische Kleinlichkeit in das mühselige, trockene Geschäft der speziellsten Nachforschungen eingelassen, um Dunkelheiten aufzuhellen, Irrthümern zu berichtigen, Widersprüche zu lösen und Lücken auszufüllen. Indem er nun das Ergebniß dieser Arbeit, welche er seit zwanzig Jahren verfolgte, darlegt, gibt er uns in seiner einfachen, geistreich belebten Sprache eine mit den gehörigen Nachweisungen ausgestattete Schilderung von Holbein's Familien- und Lebensverhältnissen, von seinem Charakter, Kunstvermögen und Thätigkeit, so wie eine Aufzählung der von ihm verfertigten oder ihm zugeschriebenen Werke.

Der Verfasser beginnt mit einer gedrängten aber anziehenden Darstellung des Zustandes der Reichsstadt Basel zu Ende des 15ten Jahrhunderts, und das mit Recht; denn war auch Basel nicht der Geburtsort unseres Malers, so war diese Stadt doch der Schauplatz, auf welchem er zuerst sein Kunsttalent übte und wo er dasselbe bis zu einer Vollkommenheit entwickelte, die ihm einen weit verbreiteten Ruhm erwarb. Hierauf läßt sich der Verfasser in die Untersuchung über Holbein's Herkunft ein, und es gelingt ihm, mit den gründlichsten Beweisen darzuthun, daß von den drey Städten Basel, Grünstadt und Augsburg, zwischen welchen bisher die Meynung schwankte, nur leztere und zwar auf glaubwürdigste Weise für den Geburtsort dieses Künstlers zu halten sey. Der Nachricht, daß zu Ende des 15ten Jahrhunderts eine Familie Holbein in Grünstadt gelebt, sezt er eine ähnliche durch den Freyherrn von Laßberg aufgefundene von einer Familie Holbein in Ravensburg entgegen; diese Familien führten beyde dasselbe Wappen wie unser Künstler. Es folgt aber daraus nichts weiter, als daß sie mit demselben verwandt waren; hingegen sprechen alle Umstände und namentlich das noch vorhandene Testament des Malers Siegmund Holbein in Bern, Oheims des Hans Holbein in Basel, fast ausdrücklich dafür, daß der ältere Hans Holbein von Augsburg der Vater eben jenes, unsers Malers sey. Dieser ältere Hans Holbein, wie sich aus dem Malerbuch von Augsburg ergibt, war im 15ten Jahrhundert dort ansässig, und auf einer der beyden gegenwärtig in der Gemäldesammlung dieser Stadt befindlichen Tafeln, welche er im Jahr 1499 für den Kreuzgang des Frauenklosters St. Catharine daselbst machte, nannte er sich noch Bürger von Augsburg. Da nun der Sohn im Jahr 1498, wo nicht früher, geboren, so ist nicht zu bezweifeln, daß er in Augsburg zuerst das Licht der Welt erblickt habe. Ob der Vater einer alten Sage nach zum Bau des Rathhauses, wozu schon im Jahr 1501 und früher Vorbereitungen getroffen, aber erst im Jahr 1508 der Anfang gemacht wurde, nach Basel berufen worden und sich dort niedergelassen, oder ob der Sohn Anfangs allein dorthin gezogen, bleibt bis jezt ungewiß. So viel ich ausgemacht, daß beyde das neue Rathhaus zu Basel mit Wandgemälden geschmückt haben. Es wäre möglich, daß der junge Holbein auch

Digitized by Google

durch Verwandte zu der Versetzung nach dieser Stadt wäre veranlaßt worden, denn unser Verfasser bringt Urkunden bey, woraus erhellt, daß im Jahr 1500 in Basel eine Familie Holbein bestand, welche ein Haus, zum Pabst genannt, besaß, und daß dieses Haus mit demselben Namen schon um das Jahr 1288 dieser Familie zugehört habe.

Von Hans Holbein dem Vater, der zu den ausgezeichnetsten oberdeutschen Malern seiner Zeit gehört, und dem wir besonders als Coloriſt einen sehr großen und günstigen Einfluß auf seinen Sohn zuschreiben müssen, hat der Verfasser nur wenig Nachrichten finden können. Von seinen Werken führt er, außer jenen im Jahr 1499 zu Augsburg verfertigten Gemälden, noch eine köstliche Chortafel an, welche er nach einer alten Chronik von Kaisersheim im Jahr 1502 für diese Abtey gemalt; dann 55 große Handzeichnungen nebst zwey Duodezbüchlein mit Studien auf der Bibliothek zu Basel, eines der leztern mit der Inschrift:

Depictum per magistrum Johannem Holpain Augustensem
1502,

und mehrere in Frankfurt vorhandene Gemälde. Wir können hinzufügen, daß jene für die Abtey Kaisersheim gemalte Tafel nun nach ihren verschiedenen Abtheilungen in mehrere Stücke getheilt, sich in der Königl. Bayrischen Sammlung zu Schleißheim befindet, und daß die für das Dominikanerkloster zu Frankfurt gemalten Tafeln, welche gegenwärtig in dem Städelschen Museum aufgestellt sind, nach einer dabey von dem Maler selbst mit seinem vollständigen Namen angebrachten Inschrift, im Jahr 1501 verfertigt worden. Auch haben wir in der Königl. Sammlung zu Augsburg zwey Gemälde von ihm mit der Jahreszahl 1512 aufgefunden.

Die frühsten Werke des Sohnes, welche dem Verfasser bekannt geworden, gehören in das Jahr 1513; sie bestehen aus einem Bildniß des Bernhard Meyer von Basel und aus einer Zeichnung, drey Nachtwächter mit Hellebarden vorstellend, beyde auf der Bibliothek zu Basel. Nach der fast allgemein angenommenen Voraussetzung, daß er im Jahr 1498 geboren, war Holbein damals erst 15 Jahre alt; diese Frühzeitigkeit erregt jedoch, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, bey einem so ausgezeichneten Talente keinen Zweifel. Von jener Zeit an scheint Holbein meist in Basel und in der Umgegend thätig gewesen zu seyn; im Jahr 1519 wurde er dort in die Zunft und im Jahr 1520 in die Bürgerschaft aufgenommen. Bis zum Jahr 1521 hat er an den Mauergemälden gearbeitet, womit er und sein Vater das Rathhaus von Innen und Außen verziert haben. Ob der Vater so lange oder noch länger gelebt, wissen wir nicht; das sehen wir aber aus den Werken des Sohnes, daß der Vater sein Hauptlehrmeister gewesen; denn nicht nur die klare, durchsichtige und zugleich schmelzartige Färbung desselben hat der junge Holbein angenommen und weiter ausgebildet, sondern wir finden auch in seinen historischen Werken, namentlich in den vortrefflichen Bildern der Passion auf der Bibliothek zu Basel noch mehrere Charaktere und Physiognomien, welche der Vater vorzugsweise darzustellen liebte. Der Verfasser erkennt dieses auch im Allgemeinen an, deutet aber zugleich auf den Einfluß hin, den andre damals in Basel und in der Nähe thätige Maler: wie Claußner und Herbst, Martin Schön in Colmar, Hans Baldurg Grün in Freyburg und dann die überall verbreiteten Werke Albrecht Dürers und Lucas von Leyden, auf Holbein mögen ausgeübt haben. Er hätte hier auch Schoorel nennen können, welcher zwischen den Jahren 1515 und 1519 sich einige Zeit in Basel aufgehalten.

Der Verfasser spricht bey dieser Gelegenheit seine Meynung über Kunsterziehung aus, redet der ältern Lehrweise in der Werkstätte eines Meisters das Wort, tadelt den heut zu Tage herkömmlichen akademischen Unterricht, bey welchem auf Zeichnen und Componiren zu viel, auf das eigentliche Malen aber zu wenig und zu spät Rücksicht genommen werde, und scheint geneigt, die Seltenheit großer Maler dieser Lehrart zuzuschreiben. Diese Ansicht ist in neuerer Zeit schon oft geäußert worden, sie hat auch, besonders was die Vernächlässigung des Malens betrifft, gewiß viel Wahres; aber unbedingt können wir derselben nicht beystimmen. Die gegenwärtige Erziehung im Allgemeinen, so wie unsere Sitten und Denkart sind zu verschieden von der unserer Vorfahren, als daß wir damit wieder zu dem einfachen Verhältniß zurückkehren könnten, in welchem bey ihnen die Schüler zum Meister standen. Auch sind wir durch die Bekanntschaft mit dem Vortrefflichsten, was die Kunst in allen Zeiten hervorgebracht hat, rücksichtlich des künstlerischen Unterrichts zu Forderungen veranlaßt worden, welche ohne besondere Lehranstalten nicht befriedigt werden können. Wir sprechen hier nicht von einer allerdings unnützen Kunstgelehrsamkeit, sondern von gründlicher Kenntniß und Uebung im Nachbilden der Formen des menschlichen Körpers, von Kenntniß und Ausübung der Regeln der Perspektive und Optik u. s. w. Es bedarf hierzu freylich nicht der Akademien, sondern gehörig eingerichtete Kunstschulen würden den Zweck weit besser erfüllen; und gerade an solchen Schulen, in welchen die Jünglinge zur Kunst, wie in den Gymnasien zur Wissenschaft vorbereitet werden, fehlt es in unserer Zeit noch sehr. Wären wir mit dergleichen wohl eingerichteten Anstalten hinreichend versehen, so könnten die Professoren der Akademien des zwar höchst wichtigen, aber seiner Natur nach immer untergeordneten Schulunterrichts enthoben werden, und sie würden da-

Digitized by Google

durch in den Stand gesezt werden, sich mit ungetheilter Thätigkeit ganz ihrem höheren Beruf zu widmen, gemäß welchem sie, wie die Professoren an den Universitäten die Wissenschaften, so die Künste im eigentlichsten Sinn, d. h. mit Voraussetzung der allgemeinen Vorkenntnisse, zu lehren haben. Die jungen Leute, die nach Vollendung ihrer Studien in der Kunstschule zu einer höheren selbstständigen Ausbildung fähig erkannt würden, könnten dann ihrer Wahl und ihrem Bedürfniß nach jeder in die Werkstätte dieses oder jenes Professors übergehen, um dort unter den Augen desselben und durch mittelbare oder unmittelbare Theilnahme an seinen Arbeiten sich in der Malerey, Bildhauerey, Baukunst oder Kupferstecherey zu üben. Auf diese Weise würden durch Trennung der Anstalten beyde Lehrarten: der Schulunterricht, nach den wesentlichen Grundlagen der Kunst im Allgemeinen, und jene lebendige, einen besonderen Kunstzweig in seinem Ganzen umfassende Entwickelung in der Werkstätte eines einzelnen Meisters, in natürlicher Stufenfolge gewiß sehr zweckmäßig und ersprießlich angewendet werden.

Was übrigens die Seltenheit großer Maler betrifft, so scheint uns, dieselbe sey weniger der mangelhaften Lehrart, als den ungünstigen Umständen zuzuschreiben, welche auf die Kunst eingewirkt haben. Wir rechnen dazu ganz vorzüglich das Zurücktreten des populären, religiösen und poetischen Elements, und anderseits die prosaische und gelehrte, wir möchten sagen, vornehme Richtung, welche seit der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in der europäischen Bildung überhaupt immer mehr sichtbar geworden. Den neuen Aufschwung deutscher Kunst in unseren Tagen haben wir allein der Einwirkung jenes edeln Geistes zu danken, der zuerst von unserer Literatur ausgegangen ist, und nun den bessern Theil der Nation durchdrungen hat. Die Lehranstalten sind allerdings sehr wichtig für die Kunst, und sie sollten nie vernachlässigt werden, denn immer, auch in den schlimmsten Zeiten, dienen sie dazu, die Grundsätze und Regeln der Technik zu erhalten und dadurch gänzlichen Verfall zu verhüten; aber das eigentliche Schicksal der Kunst hängt, scheint uns, von dem geistigen Leben der Völker ab, und es sind allzeit einzelne Individuen, welche von diesem mächtigen Element ergriffen, den größten Einfluß auf die Kunst ausüben, sie zu ihrer Vervollkommnung oder zu ihrem Verderben führen. Zu ihrer wahren Blüthe, meynen wir, kann sie indessen nur gelangen, wenn sie in Zeiten harmonischer Entwickelung der edelsten Kräfte, wie bey den Alten, und in dem 15ten und 16ten Jahrhundert bey den Neuern, ein religiöses und bürgerliches Bedürfniß, und so Gegenstand allgemeiner Theilnahme geworden ist.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zum Leben Holbeins zurück und folgen dem Verfasser, welcher uns nun von seiner Kunstthätigkeit in Basel und in der Umgegend, von seinen Verhältnissen zu Frau und Kindern, zu Freunden, Gönnern und Schülern bis zu seiner Reise nach England unterhält. Der Verfasser nimmt Holbein mit vielem Wohlwollen und zugleich mit Unbefangenheit und Scharfsinn gegen den Vorwurf roher Unsittlichkeit in Schutz, den ihm über hundert Jahre nach seinem Tode ein Schriftsteller gemacht; er denkt mit Recht, Männer wie der gelehrte Kunst- und Alterthumsfreund Amerbach, der hochgeachtete Buchdrucker Frobenius, und der allberühmte Erasmus würden nicht seine Freunde und Gönner gewesen seyn, wenn er sich mehr als jugendliche Leichtsinnigkeit und lustige Streiche hätte zu Schulden kommen lassen. Daß unter diesen Dreyen Erasmus sich vorzugsweise als Gönner und weniger als Freund gegen unsern Maler verhielt, mag zum Theil in der großen Verschiedenheit des Alters, zum Theil aber auch, wie der Verfasser durch mehrere Stellen aus des Erasmus Briefen klar macht, in dem kalten, selbstsüchtigen Wesen dieses sonst so ausgezeichneten Mannes seinen Grund gehabt haben. Unter Holbeins Gemälden aus jener Zeit, welche auf uns gekommen, sind vor allen die Passion in acht Bildern nebst dem Abendmahl auf der Bibliothek zu Basel, und die beyden im Münster zu Freyburg im Breisgau befindlichen Gemälde, die Geburt und die Anbetung der dreyen Weisen, zu rühmen. Dann gehören auch die Lais corinthiaca von 1526 und das Bildniß seiner Frau und Kinder, beyde auf der Basler Bibliothek, zu seinen vorzüglichsten Werken aus jener Zeit. Der Verfasser vermuthet mit Grund, daß Holbein auch dieses lezte Bild, wie die Lais, kurz vor seiner Abreise nach England gemalt habe. Aus der großen Meisterschaft, die sich in den angeführten historischen Bildern offenbart, müssen wir ebenfalls schließen, daß er dieselben erst in den lezten Jahren seines Baseler Aufenthalts verfertigt habe. Die Meynung, daß die Passion ursprünglich auf einem Altar in der Münsterkirche zu Basel aufgestellt gewesen, und bey dem Bildersturm im Jahr 1529 gerettet worden sey, ist auch die unserige, und wir glauben, daß das Abendmahl, an dessen beyden Enden Stücke fehlen und welches überhaupt manche Spuren gewaltsamer Unbilden an sich trägt, das Mittelstück dazu gewesen. Als solches mußte es auf dem Altar befestigt seyn und konnte nicht schnell von der Stelle geschafft werden; dahingegen die Flügelbilder nur aus den Angeln gehoben und weggetragen zu werden brauchten, um sie der Zerstörung zu entziehen. Der Verfasser führt bey diesem Abendmahl die von Kunstfreunden gemachte Bemerkung an, daß Holbein sich in diesem Gemälde meist italienischer Kunst genähert; wir haben beym ersten Anblick wie bey wiederholter Betrachtung einige Erinnerungen an das Abendmahl von Leo-

nardo da Vinci darin gefunden, dermaßen, daß uns die Vermuthung entstanden, Holbein dürfte wohl auf seiner ersten Wanderschaft nach Mailand gekommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über bildende Kunst.

Von B.

Wie man durch Selbstthätigkeit sich tausend äußere Behelfe, durch Nachdenken vielerley Lektüre, durch höheres Anschauen und Erkennen viele untergeordnete Gelüste, viele Genüsse, nach welchen die Weltmenschen gierig haschen, erspart und entbehrlich macht, so kann man sich auch durch sinnige, kunstfertige Beschauung der Natur manche Kunst ersetzen.

Mittelmäßige Schweizerprospekte konnten mich als Jüngling mit der ahndungsvollsten Sehnsucht erfüllen. Wie ruhig gehe ich an ihnen vorüber, erfreue mich aber nur desto mehr gelungener Nachbildungen durch Radirnadel oder Pinsel.

Den Schmerz über den Nichtbesitz eines Claude, Everdingen, Ruisdael kann man vielleicht am besten verwinden, wenn man mit offenem Sinn der Natur nachgeht, welche sie so kunstreich aufzufassen gewußt haben. Studium der Natur erhöht mit der Kunstliebe zugleich die Resignation.

*

Meide im Leben und in der Kunst das Identische, und wende dich frisch immer dem Neuen zu. Das ist das Element des Philisters, bey der Wiederkehr der gleichen Formen sich behaglich zu fühlen. Das tüchtige Leben ist sehr oft unbehaglich. Wer ein rechter Mensch und Künstler werden will, der muß das höhere Glück durch ein immerwährendes Ueberwinden von Unbequemlichkeiten zu erwerben suchen.

*

Ihr großen Künstler, Dichter und Weise der Vor- und Mitwelt! wie faß' ich euern überschwänglichen Reichthum, die Fülle des Schönen, das ihr über die staunende, entzückte Welt ergoßet, die Wunder eures Schaffens?

„Aus dem größern Reichthum und Wunder ihres Lebens.“ Was uns in Erstaunen sezt, das war ihnen ein Natürliches, der Ertrag, der Ueberfluß ihres Daseyns; er fiel aus der Entwicklung ihres Wesens, wie das Korn aus der Aehre. Ihre Schöpfungen sind das Produkt der göttlichen Gabe, der hohen Seele, in welcher sich die Welt klar abspiegelte, der augenblicklichen Begeisterung, der höhern Eingebung, der Verklärung ihrer sterblichen Natur, und doch auch wieder der Ertrag ihres kleinsten Bemühens, sorgsamsten Sammelns und Zurathhaltens, leisesten Beobachtens, treuer Anwendung der Minute, ihres nie rastenden Sinnens, durchwebend ihre gewöhnlichsten Anliegen und täglichen gemeinen Bedürfnisse, einer Funktion, so natürlich wie das Athemholen.

*

Der wahre Meister ist der, welcher in jedem Zug und Pinselstrich, in jedem Takt, jeder Zeile sich ganz gibt, den kleinsten Theil mit seinem geistigen Wesen erfüllt.

*

Der Idiot mag Nichts leiden, was größer ist, als seine Sachen. Er mißt es nach seinem verjüngten Maßstab; so verkleinert läßt es ihn dann in Ruhe und mag passiren. Der Philister hört es gern, wenn ihm der Vielgereiste von weltberühmten Dingen sagt: „Ich hab's geseh'n, 's ist nichts daran.“ So ist sein Verbleiben im Schneckenhaus legitimirt, er braucht sich nicht mehr mit Respekt oder wirklichem Besuch der großen Fremde zu inkommodiren und das Heimweh nach seiner Alltäglichkeit zu riskiren. Der Pedant wandelt im Schlafrock und der Nachtmütze im Studirzimmer auf und ab; er hat aber Sporen an den Pantoffeln, eine Reitpeitsche in der Hand und sizt in Gedanken auf dem Flügelpferd. So deklamirt er über das Schöne und Erhabene der weiten Welt. Es sind aber reine encyklopädische Wesen ohne Fleisch und Blut, Mark und Bein, Gedankendinge, die in der wirklichen, leibhaften Schöpfung keinen Augenblick leben würden, ja die oft ganz unmöglich sind.

Ist es nicht auffallend, daß man bey den Menschen so selten ein emsiges Suchen des Schönen und Großen, ein helles, treues Anschauen, ein liebendes Hegen und Bearbeiten antrifft?

Digitized by Google

№. 42.

Kunst-Blatt.

Montag, 25. Mai 1829.

Hans Holbein der Jüngere.

1) Hans Holbein der jüngere, von Ulrich Hegner.

(Fortsetzung.)

Mit der Reise nach England, welche Holbein im Jahr 1526 unternahm, beginnt ein neuer Abschnitt in seinem Leben. Die unruhigen und kriegerischen Zeiten und die neuen Religionsansichten, die der Kunst gänzlich abhold waren, veranlaßten ihn zu dieser Reise, wozu er schon mehrere Jahre vorher von einem Grafen Arundel, der als Gesandter durch Basel kam, aufgemuntert worden war. Mit Empfehlungsbriefen von Erasmus an Thomas Morus und andere Bekannte dieses Gönners ging Holbein zu Ende des Sommers 1526 über Antwerpen nach England, und Morus fand solch ein Wohlgefallen an ihm, daß er ihn gleich auf längere Zeit, Carl van Mander sagt: drey Jahre lang in sein Landhaus aufnahm, welches er in der Nähe von London am Ufer der Themse, in Chelsea, mit zahlreicher Familie bewohnte. Erasmus nannte dieses Haus eine wahre Schule christlicher Frömmigkeit; er schrieb darüber an den Johannes Faber, Bischoff von Wien: „Niemand, welches Alters „und Geschlechtes er auch sey, entbehrt daselbst ehrbaren „Beyspiels und heilsamer Lehre; vor allem aber wird „Gottesfurcht geübt. Man hört keinen Zank, keine aus„gelassene Rede, man nimmt keinen Müßiggang wahr. „Eine so vortreffliche Hausordnung aber weiß dieser Mann „ohne böse Worte und mit Freundlichkeit und Wohlwollen „zu behaupten. Alles thut seine Pflicht mit Munterkeit „und man ist auf anständige Weise fröhlich.“ Der Verfasser führt diese Aufnahme in die Familie des Morus als einen neuen Beweis gegen den Vorwurf schlechter Sitten an, welche mehr als hundert Jahre später Patin und nach ihm andere unserem Maler gemacht haben. Eine skizzirte Handzeichnung auf der Bibliothek zu Basel, von Meckel herausgegeben, stellt diese ehrwürdige, später so unglückliche Familie mit beygeschriebenem Namen und Alter dar; es ist diese Zeichnung ohne Zweifel diejenige, welche Holbein im Jahr 1529 dem Erasmus aus England brachte, denn sie wurde in diesem Jahre verfertigt. Es war wohl der Entwurf zu einem Gemälde, vielleicht zu demjenigen, welches unser Künstler nach Carl van Mander in Lebensgröße mit Wasserfarben ausgeführt hat. Durch Morus wurde unser Holbein im Jahr 1528 dem König Heinrich VIII. bekannt; dieser nahm ihn sofort in seine Dienste, und von nun an wurde er vorzugsweise Porträtmaler, in welcher Eigenschaft er zu einem europäischen Ruhm gelangt ist, den er sich durch sein Talent für die Historienmalerey gewiß auch würde erworben haben, wenn er zur Uebung desselben eben so günstige Gelegenheit und so große Aufforderung gehabt hätte. Holbein malte nun eine Menge vornehmer und berühmter Personen; die unschätzbare Sammlung von 89 Porträtskizzen, welche die Königin Caroline im vorigen Jahrhundert im Schloß zu Kensington entdeckte und welche durch Bartalozzi's Hand der ganzen Welt vor Augen gestellt ist, gibt uns einen lebhaften Begriff von dieser Thätigkeit. Es ist das passendste Denkmal, welches einem Maler wie Holbein je hätte errichtet werden können. Unter den durch Wissenschaft berühmten Männern, welche er abbildete, zeichnen sich der gelehrte und als lateinischer Dichter geachtete Nicolas Bourbon und der Astronom des Königs Heinrich VIII. Nicolas Kratzer aus. Der erste, ein Franzose, besang den Maler in zierlichen Versen. Kratzer war ein Deutscher, von München gebürtig; Holbein malte denselben mehreremal, eins dieser Bildnisse sieht man sehr wohl erhalten in dem königlichen Museum zu Paris; es sind darauf mathematische Instrumente angebracht, wir fanden an denselben folgende Inschrift:

Imago Nicolai Kratzeri, Monacensis bavari erat quadragesimū primū annū coplebat 1526.

Holbein verfertigte auch Miniaturgemälde, von denen noch mehrere vorhanden sind; überdem machte er Zeichnungen von allerley Geräthen und Verzierungen für Goldschmiede, Schmelzarbeiter, Münz- und Holzschneider; er modellirte und schnizte, ja er war selbst in der Baukunst erfahren.

Unterdessen er auf diese Weise in England vielfach beschäftigt war, kam er einigemal nach Basel, wo er seine

Frau und Kinder zurückgelassen hatte. Bey seinem ersten Besuch im Herbste 1529 fand er die traurigen Verheerungen, welche die religiöse Wuth gegen die Bilder in diesem Jahre angerichtet hatte, und konnte sich also nicht aufgemuntert fühlen, lange in der Heimath zu verweilen. Jedoch sind auf der Bibliothek zu Basel einige seiner Handrisse mit der Jahrzahl 1529 vorhanden. Auch scheint er in dieser Zeit jenes berühmte Bild der Dresdner Gallerie: das Porträt des Bürgermeisters Jakob Meier mit seiner Familie, gemalt zu haben. Später, zu Ende des Jahres 1532, wiederholte er die Reise auf eine Aufforderung des Magistrats, welcher ihm einen Jahrgehalt aussezte, um ihn an die Stadt zu fesseln. Aber auch jezt war sein Aufenthalt nicht von langer Dauer, und als er im Jahr 1538 die Heimath zum dritten Mal besuchte, nahm er sich wieder neuen Urlaub auf zwey Jahre. Der Magistrat gab ihm denselben mit Zusicherung eines erhöhten Jahrgehalts, „damit er der Stadt in Bau- und anderen Sachen, die er verstehe, mit Rath dienstbar sey, und ihr Malwerk verfertige, wenn sie dergleichen zu machen hätte;“ und zwar sollte während seiner Abwesenheit die Frau vier Fünftel dieses Gehalts jährlich genießen. Seitdem scheint Holbein die Heimath nicht wieder betreten zu haben. Zu Ende des Jahrs 1539 ging er indessen aus Auftrag des Königs nach dem festen Lande, um das Bildniß der Herzogin Christiana von Mailand, Wittwe von Franz Sforza II., aufzunehmen; wie er denn in ähnlichen Angelegenheiten von dem so grausam wandelbaren, immer wieder heirathsustigen König oft ausgesandt wurde. Diesesmal erhielt Heinrich, der nach Ansicht des Bildnisses sogleich um die Herzogin werben ließ, die einer Nichte Carls V. würdige Antwort: „Sie habe nur einen Kopf, hätte sie zwey, so „würde einer davon Sr. Majestät zu Dienste stehen.“ In der Privatrechnung des Königs ist diese Reise als nach dem Hochburgund angegeben, und so dürfte denn Holbein bey dieser Gelegenheit den Auftrag zu dem schönen Altar mit italienischer Architektur in der Abtey St. Claude bey Genf erhalten haben, welchen ihm die Sage zuschreibt. Die Nachricht und die Abbildung von diesem Altar in dem Reisewerk von Nodier, Taylor und Cailleur konnte dem Verfasser noch nicht bekannt seyn, als er sein Buch vollendete. Von dieser Zeit an bis zum Tode seines königlichen Gönners im Jahr 1547 und bis zu seinem eigenen Ende scheint Holbein in England geblieben zu seyn; er starb im Jahr 1554 in London an der Pest.

Zum Beweis, daß Holbein in England der Geschichtsmalerey nicht ganz entsagt habe, führt der Verfasser mehrere diesem Fach angehörige Gemälde und Zeichnungen von ihm an; aber es hat sich nur wenig davon erhalten. Ueberhaupt ist das Schicksal seinen Werken sehr feindselig gewesen; was er früher schon von der religiösen Zerstörungswuth in Basel gesehen, mußte er gegen das Ende seines Lebens auch in England erfahren. Doch richteten die bürgerlichen Krieger unter Carl I. und Cromwell noch eine viel schlimmere Verheerung an, und in dem großen Brand von London im Jahr 1666 und später im Jahr 1697, als das Schloß zu Whitehall mit hundert fünfzig anstoßenden Häusern der vornehmsten Edelleute ein Raub der Flammen wurde, ging vollends das Meiste von Holbeins kunstreichen Schöpfungen zu Grunde.

Gegenwärtig ist ohne Zweifel die Sammlung auf der Bibliothek zu Basel der größte Schatz, welcher sich irgendwo von Gemälden, Handzeichnungen und Holzschnitten Holbeins vereinigt findet. Nach der Baseler Bibliothek ist das in jeder Hinsicht so herrlich ausgestattete Königl. Bayrische Museum das reichste an historischen Werken dieses Meisters, indem es seit Kurzem auch dessen Gemälde aus der Fürstlich Wallerstein'schen Sammlung besizt. Von Bildnissen seiner Hand haben ausser der Sammlung des Königs von England vor allen die Gallerie zu Wien, dann die Gallerien zu Dresden, Paris und Florenz wohl die meisten Stücke aufzuweisen. Es bleibt künftigen Freunden und Kennern der altvaterländischen Malerey vorbehalten, das Verzeichniß der vorzüglichsten unbezweifelten Werke Holbeins zu vervollständigen. Von dieser Seite dürften fast allein wesentliche Nachträge zu dem vorliegenden Buche zu erwarten seyn; denn was auf dem literarischen Wege zu erforschen war, hat der Verfasser, so viel wir zu urtheilen vermögen, alles erschöpft, und wenn auch in dieser Hinsicht neue bedeutende Entdeckungen sollten gemacht werden, so wird doch die vorliegende Biographie für alle Zeit das Hauptwerk über Holbein bleiben.

Von den verschiedenen Compositionen dieses Künstlers, welche in Holzschnitt erschienen, von dem großen und kleinen Todtentanz, so wie von den alttestamentlichen Bildern, den Zeichnungen zu Cranmers Katechismus u. s. w. gibt der Verfasser gegen das Ende seines Werks ausführliche Rechenschaft. Er entscheidet nicht, ob Holbein die vorzüglichsten dieser Holzschnitte selbst verfertigt habe, ist aber sehr geneigt, der Meynung derjenigen beyzustimmen, welche glauben, daß Dürer, Holbein und andere Künstler jener Zeit nicht nur selbst die Zeichnungen auf die Holzstöcke getragen, sondern daß sie auch noch die Köpfe, Hände und andere Haupttheile umschnitten, die übrige Arbeit, das Herausnehmen der Holztheile u. s. w. aber ihren Formschneidern überlassen haben, deren es damals so viele und geschickte gegeben. Wirklich, wenn man das wunderschöne und geistreich behandelte Bildniß des Erasmus in ganzer Figur betrachtet, wovon der Holzstock noch in der Basler Sammlung vorhanden ist, so muß man gestehen, daß eine solche Arbeit sich kaum ohne thätige Theilnahme des Erfinders erklären läßt.

Digitized by Google

Es bleibt uns endlich noch von Holbeins eigenem Bildniß zu reden; er hat daſſelbe mehrmal und zu verſchiedenen Zeiten verfertigt; der Verfaſſer gibt uns davon und von den Kupferſtichen, welche darnach erſchienen, alle Nachrichten, die er hat finden können. Ueber die Aechtheit dieſer Bildniſſe müſſen wir von zuverläßigen Kennern, die Gelegenheit zur Vergleichung haben, unſere Belehrung erwarten. Der Verfaſſer wählte zu ſeinem Werke das jugendliche, lebensfrohe Bild aus der Baſeler Sammlung, an deſſen Wahrhaftigkeit nicht zu zweifeln, indem das Inventarium von Amerbach daſſelbe als Holbeins Bildniß bezeichnet. Es iſt von dem jungen Lips recht brav geſtochen und dient dem ſaubergedruckten Buch zur angenehmen Zierde.

Wenn wir nun das Bildniß eines ausgezeichneten Künſtlers am liebſten von ſeiner eigenen Hand ſehen, ſo hören wir auch einen geiſtreichen Schriftſteller am liebſten ſelbſt reden; wir glauben daher unſere Anzeige am paſſendſten mit folgender Betrachtung zu ſchließen, worin der Verfaſſer S. 350 ſeine Anſicht über biographiſche Charakteriſtik ausſpricht und ſo gewiſſermaaßen ſich ſelbſt beurtheilt: „Zu einer Biographie wird in der Regel eine „Charakterſchilderung erfordert, wenn auch der Charakter „ſich ſchon klar genug aus dem beſchriebenen Leben und „Streben ergibt, ja darin wahrer und eigenthümlicher „erſcheint, als im abgezogenen, künſtlich ausgeſprochenen „Urtheile, das man Charakteriſtik nennt; denn eben in „ſolcher unbedingter Entſcheidung beſteht die Schwierig„keit, ja das Unmögliche. Vollgültige Aehnlichkeit bringt „nicht einmal ein Bildnißmaler heraus, und wenn Hun„derte daſſelbe Geſicht malen, hat jedes ſeine beſondern „Züge und Farben; was aber bey blos äußerlichen Merk„malen nicht einmal erhältlich iſt, wie viel ſchwieriger „muß es ſeyn, wenn die ganze Geiſtesſumme ſoll in die „Schranken willkührlicher Anſicht gebannt werden, einer „Anſicht, die uns oft mehr das Gepräge des Abſprechen„den als des Beſprochenen zu erkennen gibt. Das gilt „vom Kunſt- wie vom Weltleben; der individuelle Geiſt „läßt ſich nicht ſo leicht in eine Wortformel zwingen, je „größer er iſt, deſto weniger. Man mag die Schranken „noch ſo ſcharfſinnig abſtecken, er ſchwingt ſich darüber „hinaus, oder bleibt unſichtbar in der Begränzung; im„mer wird man ſie zu enge oder zu weit finden. Manche „mögen ſich einbilden, einen Charakter zuſammenſtricken „zu können, wie die Frauen einen Strumpf, aber was „kömmt dabey heraus? eine Geflechte von Eigenſchaften, „das den Selbſtforſcher niemals befriedigt und nur dem „nachſprechenden Dilettanten genügt. Die Alten waren „damit behutſamer.“

Unſere Leſer werden überzeugt ſeyn, daß ein Biograph, welcher ſeine Aufgabe ſo richtig zu beurtheilen weiß, dieſelbe nicht unbefriedigend löſen könne; und ſo hoffen wir mehr noch durch dieſe eigenen Worte des Verfaſſers als durch unſere Anzeige ſie auf ſein mit aller Liebe und Treue ausgeführtes Werk begierig gemacht zu haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Rom, den 2ten Mai.

Zum Behufe eines ländlichen Feſtes, welches ſpäterhin wegen Unpäßlichkeit Sr. M. des Königs von Bayern unterblieb, verfertigten drey Künſtler, Stielke, Hopfgarten, Götzenberger gemeinſchaftlich ein Transparent, welches Se. Majeſtät am Vorabend der Abreiſe noch in Augenſchein nahmen. Man erblickt auf demſelben oben in der Mitte eine weibliche Figur, Bayern vorſtellend, die in der Rechten ein Schwerdt und in der Linken das Wappenſchild des Landes hält; ſie ſizt auf einem Löwen. Aus einer unter derſelben befindlichen Höhle tritt eine geflügelte weibliche Figur, die Poeſie, hervor und deutet mit der Rechten nach oben. Zwey geflügelte Genien halten hinter derſelben eine Art von Vorhang oder Tuch. Im Vorgrund ſizt links vom Beſchauer der Dichter der Niebelungen, ſein Heldengedicht der Malerey überliefernd, welche an Pinſel und Palette kenntlich iſt, rechts aber Homer, neben dem die Skulptur, mit dem Meiſel in der Hand, ſteht. Zwiſchen dieſen beyden lezten ſitzen zwey Knäbchen, welche Zettel halten, worauf man die Namen der Iliade und Odyſſee lieſt. In den Falten des Mantels des Niebelungendichters verbirgt ſich der Zwerg Alberich mit der Narrnkappe. Im Mittelgrunde in einer buſchigen Landſchaft ſieht man zwey Züge von Helden, welche nach dem in der Mitte hoch liegenden Walhalla ziehen: links die berühmteſten aus den Niebelungen, König Günther, Hagen, Gieſelher, Siegfried u. ſ. w.; rechts Karl der Große, Ludwig der Bayer und mehrere andere Fürſten, worunter auch der hochſelige König von Bayern ſich befindet. In der Ferne gewahrt man die Thürme und einen Theil der Stadt München. Die Anordnung des Ganzen ſoll von Stielke herrühren. In die Ausführung theilten ſich die erwähnten Künſtler ſo, daß Hopfgarten die Figuren links (die Malerey, einen der Genien und den Zug der Niebelungenhelden), Stielke die in der Mitte (den Niebelungendichter, den Homer, die Poeſie, die Figur, welche Bayern vorſtellt und den Zwerg Alberich), und Götzenberger die auf der rechten Seite (die Bildhauerey, die zwey Knäbchen, den anderen der Genien und den Zug der Fürſten) übernahm. Das Ganze war mit ſehr großer Zierlichkeit und Präciſion ausgeführt und

machte eine ungemeine Wirkung; mehrere Gewänder prangten in den schönsten Farben, besonders gut nahm sich das rothe Unterkleid des Niebelungendichters aus. Die Figuren, welche den meisten Beyfall zu haben schienen, waren die Malerey von Hopfgarten, der Niebelungendichter von Stielke und der rechts stehende Genius, von Götzenberger ausgeführt.

Rom im April 1829.

In diesem Monat besuchten wir drey Kunstausstellungen, die römische der Akademie S. Lukas, die französische der Pensionnäre und die neapolitanische. Die erstere zeigte nur werthlose Schülerarbeiten, und die beyden andern wenig Bedeutendes, Ausgezeichnetes gar nicht.

Die Aufräumung des antiken Straßenbodens zwischen dem Bogen des Konstantin und dem Tempel der Roma und Venus (gew. der Sonne und des Mondes), von dem durch die Zeit und den Ruin alter Gebäude aufgehäuften Schutt, hat ihren Fortgang, ohne jedoch bedeutende Ausbeute in antiquarischer Beziehung zu liefern. Die meta sudans steht jezt ganz frey, und der Rand des sie einst umfassenden Bassins ist nach deutlichen Spuren restaurirt. Ueberhaupt ist es sehr lobenswerth von der Regierung, jede bemerkenswerthe Kleinigkeit, sey es ein Ueberbleibsel von dem Fußboden eines Tempels, eine Säulenbase, oder ein Stück einer Stiege, so durch Mörtel fixiren zu lassen, daß noch in späten Zeiten der Alterthumsfreund diese Reste auf ihrem ursprünglichen Ort und in der Lage, wie sie gefunden worden, wahrnehmen kann. Eben so ununterbrochen währen auch die Arbeiten am Kolosseo fort, welche die weitere Zerstörung desselben durch Stütz- und Strebemauern verhindern sollen. Endlich, nach fast zwey tausend Jahren, erhielt der Friedenstempel seine erste Bestimmung wieder, für die er von Vespasian erbaut wurde. Er ist zum größten Theil mit hölzernem Gitterwerk geschlossen, um alle ausgegrabenen gröberen Fragmente, die nicht für das vatikanische oder kapitolinische Museum passen, aufzunehmen und vor Beschädigung zu bewahren. Natürlich wird sich dieses neue Museum so zu dem vespasianischen verhalten, wie die Ruinen dieses Tempels zu seiner vollkommenen Existenz.

Bekanntmachung.

Die Königl. Akademie der bildenden Künste in München wird im Oktober des laufenden Jahrs abermals eine Kunstausstellung veranstalten. Diese Ausstellung wird, gleich den früheren, alle Fächer der bildenden Kunst umfassen. Die Akademie gibt sich daher die Ehre, sämmtliche Künstler des In- und Auslandes einzuladen, ihre Werke zu derselben einzusenden. Da die Eröffnung am 12ten Oktober geschieht, so ist der lezte Einsendungstermin der 12te September l. J.; später einkommende Werke würde man mit Bedauern nicht mehr in die Ausstellung aufnehmen können. Auch werden alle auswärtige Künstler ersucht, ihre Werke an einen hiesigen Commissionär zu übersenden, welcher sie der Akademie übergeben und nach dem Schlusse der Ausstellung zur Rücksendung in Empfang nehmen kann.

München, den 24sten April 1829.

P. v. Cornelius. Statt des Generalsekretärs:
Dr. Ludwig Schorn.

Erklärung.

Um möglichen Irrungen vorzubeugen, hält sich der unterzeichnete Ausschuß zu der Anzeige verpflichtet, daß das in Nürnberg durch Herrn Architekt Eberhard redigirte, vom Buchhändler Herrn Lechner verlegte „Nationalarchiv für Deutschlands Kunst und Alterthum“ mit dem am Dürerfest gestifteten allgemeinen deutschen Künstlerverein und mit dem von diesem beabsichtigten Werke in keiner andern Verbindung stehe, als daß Herr Eberhard, dem allgemeinen deutschen Künstlerverein am Dürerfest beygetreten, bey dem von ihm angekündigten Werke im Allgemeinen sich dieselben Aufgaben stellt, wie der Künstlerverein bey dem seinigen.

Was nun der unterzeichnete Ausschuß in Beziehung aufs Leztere, gemäß dem ihm am Dürerfest ertheilten Auftrag, vorbereitet, wird nächstdem durch einen ausführlichen Bericht mitgetheilt werden, dessen Verzögerung einerseits in der Nothwendigkeit schriftlicher Berathungen zwischen München und Nürnberg, anderntheils in dem Umstand zu suchen, daß man einem vielleicht verdienstlichen Privatunternehmen kein Hinderniß in den Weg legen wollen.

München, im Monat April 1829.

Der provisorische Ausschuß des allgemeinen deutschen Künstlervereins.

Digitized by Google

oder Bayern aber neben sie unter dem Beding ledig, daß | stens der Hauptsache nach, aus dem Umriß zu beurtheilen

image
not
available

No. 43.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 28. Mai 1829.

Ludwig der Strenge, Herzog von Bayern, siegt bey Mühldorf über Ottokar, König der Böhmen. Frescogemälde von Stürmer in den Arkaden des Hofgartens in München.

(Zur Erklärung des beyliegenden Umrisses.)

Aventin erzählt im siebenten Buche seiner Chronik, wie im Jahr 1258 Herzog Heinrich in Bayern, da er zu Landshut seinen Sitz genommen, während sein Bruder, Pfalzgraf Ludwig, genannt der Strenge, am Rhein geblieben war, von dem böhmischen König Ottokar, seinem Vetter, hart mit Krieg bedrängt worden. „Am 13ten Tag des Augustmonats rückte Ottokar durch Passau hinauf in das Vilsthal, brannte, raubte bis gen Frohnhofen, da die Vils entspringet, nicht weit von Landshut. Pfalzgraf Ludwig, dem es nach fünf Tagen kund gethan ward, eilte herauf vom Rhein seinem Bruder Heinrich zu Hülfe; die zwey Brüder stießen mit ihrem Volke zusammen, rückten des Königs Lager zu und begehrten des Streits. Der böhmische König hätte sich der Ankunft des Pfalzgrafen nicht versehen und begehrte nur einen Tag Aufschub des Kriegs. Also ward nur einen Tag Fried' angestoßen, das war ein Freytag und St. Bartholomäustag. Da die Sonne unterging, machte sich der König mit Wenigen davon und floh durch Mühldorf in das Land ob der Ens. Da sein Heer sah, daß der König nicht bey ihm war, nahm es auch die Flucht gegen Mühldorf zu; die Bayern eilten hinten nach. Zu Mühldorf brach die Brücke ein unter den Böhmen, und es ertranken ihrer wohl dreytausend im Inn. Etliche nahmen den Thurm in der Vorstadt ein und wehrten sich allda; die ließ Pfalzgraf Ludwig mit dem Thurm verbrennen. Viele böhmische Herren waren gen Mühldorf in die Stadt geflohen, die wurden allda von den bayrischen Fürsten belagert und ergaben sich am vierzehnten Tag. Es wurden sechszehn Landesherren aus Böhmen, sieben aus Oestreich, mit sammt ihrem Hofgesinde niedergeworfen; die Fürsten der Bayern aber ließen sie unter dem Beding ledig, daß sie zum König, ihrem Vetter, zögen, ewigen Frieden und Bündniß erlangten, wo nicht, sich wieder in Bayern stellten. Nachmals zu Eham im Wintermonat ward ein ewiger Fried' und Bündniß gemacht. Der böhmische König gab seinen Vettern, den Herzogen von Bayern, Schezern in Böhmen, Ried, Schärding, Neuburg am Inn, und verzichtete darauf zu ewigen Zeiten für sich und seine Nachkommen. Und zog nachmals Herzog Heinrich von Bayern gen Mitterfels, und von dannen nach Böhmen zu seinem Vetter, dem König Ottokar. Und dieweil Graf Gebhart von Hersperg (Hirschberg) das Beste wider die Böhmen gethan hatte, gaben die Fürsten von Bayern ihm ihre Schwester, Fräulein Sophiam, zur Ehe. Sie hat das Predigerkloster zu Eichstädt gestiftet, wo sie begraben liegt mit ihren zwey Söhnen Gebhard und Gerhard."

Diese Begebenheit war als Gegenstand des vierten Bildes in der (Kstbl. Nr. 1. d. J. bereits von uns beschriebenen) Reihe historischer Scenen in den Arkaden des Hofgartens gewählt. Der junge Künstler, Herr Stürmer, stellte den bedeutendsten Augenblick dar, wo unter den fliehenden Böhmen die Brücke bricht. Herzog Ludwig der Strenge, im kühnsten Verfolgen begriffen, wendet eben sein weißes Roß, um nicht in den Sturz der Feinde hinabgezogen zu werden, und kämpft noch halb gewendet. Hinter ihm schwingt Herzog Heinrich sein Schwerdt auf die gedrängten Flüchtlinge. Ottokar, der Böhmenkönig, an Krone und Scepter kenntlich, hat schon den Ausgang der Brücke erreicht und blickt in schneller Flucht nach den Verfolgern um. Die Freyheit, den böhmischen König noch auf der Brücke darzustellen, da er nach der Geschichte seinem Heere scheint weit vorausgeeilt zu seyn, nahm sich der Künstler zur genügenden Bezeichnung seines Gegenstandes.

Wie er denselben in Haupt- und Nebenmotiven ausgebildet, in Gruppen behandelt, und wiefern er Lebendigkeit und Wahrheit in Charakteren, Bewegungen, Ausdruck und Costüm erreicht, werden unsre Leser, wenigstens der Hauptsache nach, aus dem Umriß zu beurtheilen

Digitized by Google

vermögen, von dem wir nur bedauern, daß er in der Haltung zerstreut, und durch Schuld des Lithographen in den Linien nicht rein genug ausgefallen ist.

S.

Hans Holbein der Jüngere.

(Beschluß.)

2) Auswahl der Werke H. Holbein des Jüngern von Basel, welche sich auf der öffentlichen Bibliothek daselbst befinden; erster Theil, Passionsgeschichte, nach den Originalgemälden in gleicher Größe lithographirt und herausgegeben von Birmann und Söhne, Kunstverleger in Basel. gr. Fol. (Erste Lieferung 1829.)

Es ist ein glückliches und sehr erfreuliches Zusammentreffen, daß gerade in der Zeit, wo Holbein einen würdigen Biographen gefunden, die HH. Birmann sich entschlossen haben, eine Auswahl seiner in Basel befindlichen Werke auf eine sehr lobenswerthe Weise herauszugeben. Man muß es den Unternehmern Dank wissen, daß sie nicht gescheut, mit dem Bedeutendsten und Schwierigsten, mit den Passionsgemälden anzufangen, welche, da sie nie nachgebildet worden, noch ein ganz besonderes Interesse darbieten, und daß sie die Ausführung einem der vorzüglichsten Lithographen unserer Zeit anvertraut haben. Herr Oeri, rühmlichst bekannt durch die Vermählung der Maria nach Raphael und den Verkauf des Joseph nach Overbeck, welche er für den Kunstverleger Velten in Carlsruhe auf Stein gezeichnet, hat in den vorliegenden Blättern sein Talent für treue, geistvolle Nachbildung, so wie für künstlerische Behandlung der lithographischen Kreide neuerdings auf das Vollkommenste bewährt.

Die in diesem Hefte dargestellten Gegenstände sind Christus vor Kaiphas, die Kreuztragung und die Grablegung. Das lezte dieser Bilder zeichnet sich durch Einfachheit, das mittlere durch Reichthum und das erste vor allen durch Wahrheit und Lebendigkeit der Composition aus. Christus, umgeben von der bewaffneten Rotte und schreienden Anklägern, betrachtet den Oberpriester, der im Ingrimm über die ihm ertheilte Antwort sein Kleid zerreist, mit einem Blick voll Milde und Mitleid, während einer der Schergen ausholt, um ihm, dem Angeklagten, einen Backenstreich zu geben. So ist Anfang, Mitte und Ausgang der Handlung auf das Natürlichste in Eins zusammengefaßt; dabey sind Charakteristik und Gruppirung durchaus entsprechend. Man kann die göttliche Sanftmuth nicht wohl in edleren Zügen sehen, als sie sich hier, umgeben von Bosheit, Haß und Rohheit, zeigt. Aber auch in Rücksicht auf künstlerische Technik macht dieses Bild besondere Ansprüche auf unsere Bewunderung; es ist ein Nachtstück, in welchem alles Licht, welches die Figuren und den Pallast, die Scene der Handlung beleuchtet, blos von den Fackeln der Bewaffneten ausgeht. Herr Oeri hat die Wirkung dieser Nachtbeleuchtung, welche in den großen dunkeln Massen für die Lithographie viele Schwierigkeiten darbot, ganz vortrefflich wiedergegeben. Mit nicht minderer Sorgfalt hat er die beyden andern Stücke behandelt, von denen die Kreuztragung durch die Menge der Figuren und den landschaftlichen Hintergrund besonders vielen Fleiß erforderte. Ueberhaupt sind alle drey Stücke bis in die kleinsten Theile und zartesten Züge auf das Treuste den Originalen nachgebildet, wobey denn allerdings auch der Umstand zu Statten kömmt, daß ganz die Größe der Originale beybehalten worden. Der Druck, in der lithographischen Officin von Merian in Basel besorgt, ist größtentheils sehr befriedigend und lobenswerth.

Gerade diese vollkommene Treue der lithographischen Nachbildung hat die Unternehmer veranlaßt, durch die vielgeübten Aquarellisten, welche sie in ihrer Umgebung haben, einen Versuch der Colorirung anstellen zu lassen; und dieser ist so gelungen, daß gleich mehrere Bestellungen gemacht und die Unternehmer bewogen wurden, eine Anzahl Exemplare im Vorrath coloriren zu lassen. Wirklich auch müssen wir nach den Blättern, die wir vor uns liegen haben, gestehen, daß uns nie befriedigendere Copien von Oelgemälden in Aquarellfarben vorgekommen. Nicht nur ist die Trübe, welche von der Unterlage der Druckerschwärze hätte entstehen können, durch schwachen zu diesem Zweck besonders veranstalteten Abdruck der Platten und durch starken Auftrag der ganz rein und durchsichtig gehaltenen Farben glücklich vermieden worden, sondern die Farben der Originale sind bis in die feinsten Abstufungen der Carnation mit der Einsicht eines kunstgeübten Auges und mit der Fertigkeit künstlerischer Hand so treu nachgeahmt, daß man sich nach diesen Blättern sehr gut einen Begriff von Holbeins Colorit machen kann. Wir glauben daher denjenigen, welche auch in dieser Hinsicht Holbeins Passionsgemälde kennen lernen oder sich eine Erinnerung davon verschaffen wollen, die colorirten Abdrücke empfehlen zu müssen, die übrigens auf ausdrückliche Bestellung auch einzeln abgegeben werden. Sie sollten, scheint uns, in keiner öffentlichen Sammlung fehlen.

Was nun den Plan betrifft, den die Unternehmer für ihre Werke angenommen haben, so zerfällt derselbe in drey Theile. Der erste umfaßt die acht Gemälde der

Digitized by Google

Passionsgeschichte, und wird als ein für sich bestehendes Ganzes auch besonders ausgegeben. Da aber das Abendmahl, wie wir in der Anzeige von Hegners Biographie des Holbein erwähnt haben, höchst wahrscheinlich zu diesen Passionsgemälden gehört hat, so wünschen wir, die Unternehmer möchten hinlängliche Unterstützung finden, um dieses Bild, welches sie für den zweyten Theil bestimmt haben, noch dem ersten hinzufügen zu können.

Der zweyte Theil soll aus den in Basel befindlichen Bildnissen Holbeins bestehen; statt dem Abendmahl, welches wir noch in den ersten Theil aufgenommen wünschen, dürften die Unternehmer dann das Bildniß des Bürgermeisters Meyer aus der Dresdener Gallerie, und jenes der Familie von Thomas Morus, in England befindlich, welche sie für den Fall einer günstigen Aufnahme nachzuliefern versprachen, dem zweyten Theil beygeben, wobey freylich auch die Skizze zu dem Bildniß der Familie Morus aus der Baseler Sammlung nicht fehlen dürfte.

Der dritte Theil endlich soll kleine Passionsbilder, Trachten, Verzierungen, Entwürfe zu Glasgemälden, die Randbilder zu des Erasmus Lob der Narrheit und andere Gegenstände nach Holbein'schen Zeichnungen, so wie den Todtentanz nach den Holzschnitten, alles in der Größe der Originale, enthalten. Für diesen Theil wird daher ein kleineres Format als für den ersten und zweyten angenommen werden müssen, indem es unangenehm seyn würde, mehrere kleine Darstellungen auf so großen Blättern vereinigt zu sehen.

Dem ganzen Werke wird ein räsonnirendes Verzeichniß beygegeben werden.

Ein Werk, welches wie dieses nicht blos auf Gelderwerb angelegt ist, sondern einen ernsten kunsthistorischen Zweck hat, und mit so viel Sorgfalt und Aufwand ausgeführt wird, verdient alle Empfehlung und Aufmunterung. Möge es den Unternehmern gelingen, dasselbe mit vollkommenstem Erfolg durchzuführen; es wird dann für Holbein, der ganz Deutschland, ja Europa angehört, so wie für die Stadt, welche das Glück hat, den größten Schatz seiner Werke zu besitzen, ein schönes Denkmal seyn.

Bey dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit und Pflege zu rühmen, welche der Magistrat von Basel seit einigen Jahren den dortigen Kunstalterthümern widmet, und wir hoffen, daß nachdem für die Erhaltung und anständige Einfassung de Gemälde gesorgt worden, man nun auch eine zweckmäßigere Aufstellung derselben in günstiger Beleuchtung veranstalten werde. Ganz besonders verdient auch die Erneuerung des Rathhauses erwähnt zu werden, welche der Rathsherr Huber auf eine sehr sinnige und verständige Weise angeordnet und geleitet hat. Alles Alterthümliche, welches der Erhaltung werth war, ist wiederhergestellt, und was ganz neu gemacht werden mußte, ist dem Bestehenden mit Einsicht und weiser Mäßigung angepaßt worden. Von Holbeins Wandgemälden ist freylich nichts mehr übrig, sie wurden zu verschiedenen Zeiten übermalt, und so wurden auch die Wandgemälde, welche in den Jahren 1609 und 1610 der Baseler Maler Hans Bock, mit seinem Sohn, in dem Hof, den Gängen und auf der Stiege des Rathhauses verfertigte, mehrmals erneuert; indessen geben diese Gemälde doch dem ganzen Gebäude einen höhern Charakter und erregen den Wunsch, daß sie einst von einem talentvollen Maler unserer Zeit durch neue möchten ersezt werden.

Ueberhaupt sind die Rathhäuser in großen Städten immer noch diejenigen Gebäude, welche nächst den Kirchen sich am meisten zur Ausschmückung mit Kunstwerken eignen. Die geschichtlichen Erinnerungen, deren jede große Stadt mehr oder weniger bedeutende hat, bieten von selbst die würdigsten Gegenstände dar, und da diese Gebäude, zum öffentlichen Gebrauch bestimmt, jedem zugänglich sind, so finden die Kunstwerke hier auch stets zahlreiche Beschauer aus allen Ständen. Man denke sich nur das Rathhaus der freyen Stadt Frankfurt auf ähnliche Weise wie das zu Basel, mit Berücksichtigung alles dessen, was der Erhaltung werth ist, neu hergestellt und den großen Kaisersaal mit den Bildnissen der Kaiser von Carl dem Großen bis zu Franz II. und mit passenden historischen Gemälden geschmückt; nicht nur die Einwohner der Stadt, sondern jeder Deutsche würde Genuß und Erhebung darin finden. Es ließe sich über Wiederherstellung alterthümlicher Rathhäuser in großen Städten und Ausschmückung derselben mit neuen Kunstwerken noch Manches sagen, was ernstlicher Betrachtung werth seyn dürfte, aber dieses würde eine eigene Abhandlung erfordern. Wir müssen uns bey dieser gelegentlichen Erwähnung begnügen, die Wichtigkeit des Gegenstandes anzudeuten. Städte wie Staaten, welche das Andenken bedeutender Vergangenheit lebendig zu erhalten wissen, ehren nicht nur sich selbst, sondern flößen dadurch auch den Auswärtigen und Fremden Achtung, ja Ehrfurcht ein.

Sulpiz Boisserée.

No. 15.

Intelligenz-Blatt

1829.

[147] Neue Verlagsartikel von C. W. Leske in Darmstadt, welche an alle Buchhandlungen versendet wurden:

v. Zangen, die Verfassungs-Gesetze deutscher Staaten in systematischer Zusammenstellung. Ein Handbuch für Geschäftsmänner. 1r Theil. gr. 8. à 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 fl.

Dieses, eine längst fühlbar gewordene Lücke in unserer staatsrechtlichen Literatur ausfüllende Werk behandelt in zwey Bänden, deren zweyter unverzüglich erscheinen wird, und in eilf Abschnitten: 1) die Entstehung der Verfassungen in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten; 2) das Verhältniß der deutschen Staaten zum deutschen Bunde; 3) das Staatsgebiet, die Regierung und Thronfolge; 4) die allgemeinen Rechte und Pflichten der Staatsangehörigen; 5) die besonderen Rechte des Adels; 6) die Landstände, deren Zusammensetzung und Befugnisse; 7) die Kammergüter, Staatsdomänen, Kron- und Staatsgüter; 8) die Kirche, die Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten; 9) die Gemeinden; 10) den Staatsdienst; 11) die Gewähr der Verfassungen. — Diese systematische Zusammenstellung aller in sämmtlichen deutschen Staaten bestehenden Gesetze macht um so mehr dies Werk jedem höheren Staatsbeamten und allen Mitgliedern der landständischen Kammern zu einem nothwendigen, ja unentbehrlichen Handbuch, da der schätzbare Verfasser seine Aufgabe mit unermüdeter Sorgfalt zu vollführen sich bestrebt hat und gewiß allen gerechten Forderungen Genüge leisten wird.

Sempere, J., Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der spanischen Monarchie, übersezt und mit Anmerkungen begleitet von H. Schäfer. 1r Theil. gr. 8. 1 Thlr. 8. Gr. od. 2 fl. 20 kr.

Aus den gehaltvollen Worten der Vorrede, die der gelehrte Uebersetzer seiner Arbeit vorgesetzt hat, führt man hier nur Folgendes an:

Hr. Sempere, dieser gelehrte Spanier und Veteran im Fache der Geschichte, hatte bisher nur Bearbeitungen von einzelnen wichtigen Gegenständen aus der Geschichte von Spanien ans Licht treten lassen, eine Geschichte des Luxus, eine Geschichte der Majorate, der Cortes, des Staatsrechts u. s. w. In dem vorliegenden Werke umfaßt er nun, nachdem er über 40 Jahre die Geschichte seines Vaterlandes in so vielfachen Beziehungen durchgearbeitet hat, alle diese und andere Gegenstände, sofern sie auf die Veranlassungen und Ursachen der Größe und des Verfalls dieser Monarchie sich beziehen, sich darstellen und erläutern. Eine bessere Vorschule zu diesem Werke konnte er nicht wählen. Als vormaliger Staatsbeamter in das innere Treiben der Verwaltung und Rechtspflege eingeweiht, im Auslande aller beschränkenden Rücksichten entrückt, und vielleicht auch von manchen vaterländischen Vorurtheilen befreit durch den jahrelangen Aufenthalt in einer fremden Hauptstadt (Paris), mit den Quellen und Hülfsmitteln der spanischen Geschichte vertraut, von redlicher Wahrheitsliebe und einem gesunden Auge geleitet, durfte wohl Hr. Sempere ein solches Unternehmen wagen, ein Unternehmen, das gerade in der spanischen Literatur so schwierig war.

Der zweyte und lezte Band dieses Werkes erscheint in der Kürze.

Rau, Dr. G. L., Ueber die Erkenntniß und Heilung des Nervenfiebers. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 40 kr.

Des geachteten Verfassers Bestreben, die rein praktische Tendenz seiner Schrift nicht aus dem Auge zu verlieren, das Wahre der verschiedenen, der Aufmerksamkeit am werthesten Ansichten vom Wesen der behandelten Krankheitsform hervor zu heben, Irrthümer und Einseitigkeiten zu enthüllen, daß Bessere aber, sey es alt oder neu, mit der angegebenen, auf Grundsätze gestützten, möglichst einfachen Heilmethode in Einklang zu bringen und Anleitungen dazu zu geben, die historische Kenntniß vorhandener Beobachtungen nicht roh empirisch, sondern erfahrungsgemäß zu benutzen, wird gewiß vom ärztlichen Publikum anerkannt und seiner gehaltvollen Schrift ein ehrenvoller Platz neben so manchen anderen über denselben Gegenstand eingeräumt werden.

Reinhold, F., Allgemeines Wörterbuch der deutschen und französischen Kriegs-Kunst Sprache. Ein Handbuch für den praktischen Offizier. Erster oder deutscher Theil. Lexikonformat 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 20 kr.

Das militärische Publikum wird es dankbar erkennen, daß der achtbare Verfasser der große Mühe sich unterzogen hat, durch ein möglichst vollständiges Wörterbuch der Kriegs-Kunst Sprache einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen. Der zweyte oder französisch-deutsche Theil befindet sich unter der Presse und wird sich eben so wie der erste durch guten Druck und Papier empfehlen.

Tenner, K., kurze Beschreibung eines Planimeters oder allgemeinen Inhaltsmessers zum Gebrauch bey Landesvermessungen und für praktische Geometer, nebst einer Anweisung, wie auf eine leichte Weise eine sehr einfache Rechenmaschine verfertigt werden kann. Mit drey Kupfertafeln. 8. geh. 8 Gr. oder 36 kr.

Der Verfasser hat durch seine sinnreiche Erfindung dem vielbeschäftigten praktischen Geometer ein willkommenes Erleichterungsmittel bey der Ausmessung und Be-

Digitized by Google

rechnung der auf Karten verzeichneten Parzellen gegeben, und es wird ihm die dankbare Anerkennung und die gerechte Würdigung seiner Arbeit gewiß nicht entgehen.

Vogel, Jak., Sprüchbuch oder die christliche Glaubens- und Sittenlehre in Bibel-Sprüchen nebst einem Verzeichniß aller Bücher des alten und neuen Testaments und mehrern Schulgebeten. Zum Gebrauch in Stadt- und Landschulen. gr. 12. 6 Gr. oder 24 kr.

Der Verleger hat, neben gutem Papier und Druck, den Preis bey Einführung in Schulen so niedrig gestellt, indem er bey Abnahme von wenigstens 25 Exempl. zugleich das mehr als 200 Seiten starke Büchlein um 4 Gr. oder 15 kr. gibt, daß dieser gewiß kein Hinderniß bey Einführung in Landschulen seyn wird.

Das größere Sprüchbuch kostet einzeln 12 Gr. oder 48 kr. Bey Abnahme von 25 Exempl. zugleich 6 Gr. oder 24 kr. und ist ebenfalls durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Sackreuter, L., kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Zum Gebrauch in Volksschulen und andern Lehranstalten. 3te verbesserte Aufl. 8. 4 Gr. oder 18 kr.

Die Nothwendigkeit einer dritten Auflage bezeugt schon hinlänglich die Brauchbarkeit dieses Büchleins. Ist dasselbe schon in den frühern Auflagen einer so ungetheilten Aufmerksamkeit werth geachtet worden, so wird es in dieser neuen Gestalt gewiß noch eines größeren Beyfalls sich erfreuen.

Bausset, L. F. J. von, Fortgesezte Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Innern des kaiserlichen Palastes. Ein Beytrag zur Geschichte Napoleons und seiner Zeit. Aus dem Franz. mit 1 Kupfer. 1r und 2r Theil. gr. 12. geh. 2 Thlr. 8 Gr. od. 4 fl.

Haben die einfachen und getreuen Erzählungen des Verfassers schon in den ersten Bänden seiner Denkwürdigkeiten eine höchst anziehende Lektüre gewährt, so wird diese Fortsetzung, welche sich über weit weniger bekannte Ereignisse verbreitet und wichtige Aufklärungen oder doch Fingerzeige dem nachdenkenden Leser gibt, welche die gewöhnlichen Ansichten mancher wichtigen Begebenheiten aus den verhängnißvollen Jahren 1814 und 1815 bedeutend verändern, gewiß noch ein weit größeres Interesse erregen. Der mannichfaltige Inhalt dieser beyden Bände, deren lezter bereits unter der Presse ist und ehestens versendet wird, erlaubt keine nähere Analyse, und man verweiset demnach die Freunde der Geschichte auf die Lektüre des Werkes.

Zur Geschichte unserer Zeit. Eine Sammlung von Denkwürdigkeiten über Ereignisse aus den lezten drey Decennien. 9r bis 12r Theil. 8. Jeder Theil geheftet 6 Gr. oder 27 kr.

um welchen Preis auch noch der 1ste bis 8te Theil zu haben sind. Die Sammlung wird fortgesezt.

Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten vom Anfange der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons. Nach den einzelnen Feldzügen für Leser aller Stände erzählt. 116 Bändchen (Krieg in der Vendee 26 Bdchn.) mit einer Karte; und 126 Bdchn. (Feldzüge in Italien, 2r Thl. 16 Bdchn.) Bey Unterzeichnung für das ganze Werk kostet jedes Bändchen geh. 6 Gr. oder 27 kr. Bey Abnahme der Geschichte einzelner Feldzüge ist der Preis pr. Bändchen 9 Gr. oder 40 kr.

Dieses Werk wird nach dem bekannten Plane fortgesezt und aus ungefähr 24 Bändchen bestehen.

---

[143] Bey mir ist so eben fertig geworden:

Meine Reise nach Grusien im Jahre 1827 von F. Ch. W. Vetter. 8. 144 S. geh. 12 Gr.

Diese in einem humoristischen Gewande abgefaßte Reise dürfte eine sehr willkommene Erscheinung seyn, da Grusien jetzo von besondern Interesse ist.

Leipzig, im April 1829.

Carl Cnobloch.

---

[153] Für Homöopathen ist erschienen:

Dr. Hartlaub und Dr. Trinks, systematische Darstellung der antipsorischen Arzneymittel in ihren reinen Wirkungen. In drey Bänden. gr. 8.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Systematische Darstellung der reinen Arzneywirkungen, zum praktischen Gebrauche für homöopathische Aerzte. 7r, 8r, 9r Theil.

Bis zur Ostermesse dieses Jahrs lassen wir, um einem möglichen Nachdruck vorzubeugen, einen Preis von 9 Thlrn. gelten, wofür alle drey Bände in allen Buchhandlungen zu bekommen sind. Späterhin tritt der Ladenpreis von 13 Thalern unabänderlich ein.

Dresden und Leipzig, im März 1829.

Arnold'sche Buchhandlung.

---

[120] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Hasse, Fridericus Christianus Augustus, Cui nam nostri aevi populo debeamus primas oeconomiae publicae et statisticae notiones. Questio historica. — De cura peculiari quam Saxoniae principes inprimisque Augustus Elector rei familiari impenderunt. Commentatio. Gr. 4. 10 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

Leipzig, den 14. Febr. 1829.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[88] Anzeige neuer Musikalien, welche im Verlage von N. Simrock in Bonn erschienen sind:

Für Pianoforte.

Auber, D. F. E., Ouvert. de l'Opéra. La Muette de Portici. Pour Pianof. et Violon. 14 Sgr.
— Idem p. Pianoforte seul. 10 Sgr.
Beethoven, L. v., Op. 74. Quatuor de Violon arr. à 4 mains par X. Gleichauf. In Es. 1 Thlr. 2 Sgr.
— Op. 95. Quatuor de Violon arr. à 4 mains par idem in F moll. 1 Thlr. 2 Sgr.
— Sextuor p. harmonie in Es arr. en Trio p. Pianof. av. Violon et Violoncelle (ou Clarinette et Basson) par A. F. Wustrow. 1 Thlr. 6 Sgr.
Berbiguier, T. Op. 39. 3me. Air varié p. Pianof. et Flûte obl. 24 Sgr.
— Op. 77. Gr. Fant. av. Variat. sur 2 motifs de l'Opéra. Der Freyschütz. Pour Pianof et Flûte obl. 24 Sgr.
— Op. 78. Fant. sur la romance de Charles de France. Pour idem. 28 Sgr.
Dotzauer, J. J. F., Op. 78. Intr. et Rondo p. Pianof. et Violoncelle obligé. In G. 20 Sgr.
— Op. 79. Variat. p. Pfte. et Violoncelle. obl. In G. 24 Sgr.
— Op. 92. Rondoletto pour idem. In D. 24 Sgr.
— Op. 93. Andante et Polacca, tirés du 7me Concerto. Pour idem. In F, 20 Sgr.
— Op. 97. Divertissement sur des motifs de l'Opera: Il Crociato in Egitto, de Meyerbeer. Pour Pianof. et Flûte obl. In F. 24 Sgr.
— Op. 98. Variat. p. Pianof. et Violoncelle obl. Sur un thème de l'Opera: Obéron, de Weber. In A. 20 Sgr.
Dressler, R. 6 Duettinos p. Pianof. et Flûte obl., tirés des Opéras de Mozart. No. 1 — 6. à 8 Sgr.
— 12 thèmes favoris arrangés pour idem. Liv. 1 à 12. à 8 Sgr.
— 12 idem arrangés pour idem. Liv. 1 à 12. à 8 Sgr.
Farrenc, L. Op. 10. Variat. p. Piano seul sur la Ronde à 2 voix de l'Opéra: le Colporteur, de G. Onslow. 20 Sgr.
Fischer, C., Düsseldorfer Lieblingstänze f. Pianof. allein. 2 Hefte. à 6 Sgr
Fränzl, F. Variations et Rondo p. Pianof. et Violon obligé. 24 Sgr.
Merz, M. Op. 41. Gr. Variat. brill. p. Pianof. seul. Sur l'air favori: le petit tambour. 28 Sgr.
— Op. 43. Variat. quasi Fantaisie p. le Pianof. seul. Sur le trio favori de Mazaniello de Carafa: Notre Dame du mont Carmel. 28 Sgr.
— Op. 44. Rondo-Capriccio sur la barcarole favorite de la Muette de Portici. Pour Piano seul. 20 Sgr.
— Op. 45. 3 Nocturnes caractéristiques pour le Piano seul. 28 Sgr.
— Les mêmes séparés. No. 1. La dolcezza 12 Sgr. — No. 2. La Melanconia 10 Sgr. — No. 3. La Simplicità. 12 Sgr.
— Op. 46. Air Suisse av. Intr. et Variat. p. Piano seul. 24 Sgr.
— Op. 49 Les Elégantes. Contredanses brill. et variées, suivies d'une grande Walze pour Pianof. seul. 1 Thlr. 2 Sgr.
— Grande Walze pour le Pianof. seul, tirée de l'Op. 49. 12 Sgr.
— 3 Airs de ballets de la Muette de Portici, p. le Piano seul. No. 1. La Guarache. No. 2. Le Bolero. Nr. 3. La Tarentelle. à 12 Sgr.
Köhler, M. Op. 166. 6 Variat. p. Pianof. et Flûte. Sur l'air du Jean de Paris. Welche Lust gewährt das Reisen. 16 Sgr.
— Potpourri p. Piano et Flûte tiré de l'Opera: Silvana de Ch. M. de Weber. No. 5. 24 Sgr.
Kummer, G. Op. 43. Air tirolien: Maisa geh i aussi in Wald. Varié p. Pianof. et Flûte concert. 20 Sgr.
— Op. 44. Air varié p. Pianof. et Flûte obligée. In G. 24 Sgr.
Latour, T. No. 23. Air Anglois. The plough Boy. Pour Pianof. seul. 10 Sgr.
Mendel, J. Op. 2. 3. Amusemens p. Pianof. seul. 20 Sgr.
Mozart, W. A. Op. 8. 2 Sonates comp. pour Pianof. et Vlon. arr. à 4 mains par X. Gleichauf. No. 1. 2. In A. Es. à 1 Thlr. 2 Sgr.
— Op. 19. Divert. p. Vlon., Alto et Vlle. arr. à 4 mains par le même. In Es. 1 Thlr. 10 Sgr.
— Fugue in C moll composé p. 2 V. A. et B. et arr. à 4 mains par le même. 16 Sgr.
— L'Enlèvement du serail (die Entführung aus dem Serail) Opera arr. à 4 mains par Ch. Zulehner. 3 Thlr. 6 Sgr.
Mühlenfeldt, Ch. Op. 45. 3 Sonates p. Pianof. et Violon. No 1. 2. 3. à 20 Sgr.
Pixis, J. P. Op. 96. Ballade ecoissoise variée, p. Piano solo. 20 Sgr.
— Op. 97. Gr. Duo concertant p. Pianof. et Violon. In Dmoll. 1 Thlr. 10 Sgr.
Rahles, F. Op. 5. Variat concert. sur l'air. Brûlant d'amour, ou le vaillant troubadour. Pour Pianof. et Violon obligé. In F. 12 Sgr.
— Op. 7. Variat. brill. sur un thème de l'Opéra: Zelmira de Rossini. Pour idem. 20 Sgr.
— Op. 8. Divertissement sur des motifs de l'Opera: Marie de F. Herold. Pour Pianof. et Flûte obl. 16 Sgr
Ries, F. Op. 151. Gruß an den Rhein (Salut au Rhin) 8me gr. Concerto p Pianof. av. Orch. In As. 4 Thlr. 24 Sgr.
— Le même Concerto arrangé p. Pianof. seul. 2 Thlr.
Rossini, G. Airs favoris de l'Opéra: la donna del lago. Arr. p. Pianof. et Flûte obl. par T. Latour. Liv. 1 — 4. à 1 Thlr 2 Sgr.
— Airs favoris de l'Opéra. Ricciardo et Zoraide. Arr. pour idem par T. Latour. Livr. 1. 1 Thlr. 2 Sgr.
— Ouverture de l'Opéra: le Comte Ory. Pour Pianof. et Violon. 10 Sgr.
Schmidt, G. Op. 1. Potpourri p. pianoforte, Violon et Vlle, composé sur des morceaux fav. de l'Opéra: Jessonda. 1 Thlr. 2 Sgr.
— Op. 2. Rondo brillant pour Pianof. et Violon obligé. 24 Sgr.
Tulou, Op. 42. 6 Airs italiens arr. p. Pianof. et Flûte obligée. No. 1 — 6. à 16 Sgr.
Vern, A. Op. 12. Thème variée p. Pianof. av. Flûte obligée. In G. 1 Thlr. 2 Sgr.

---

[158] Erholungsstunden. Viertes Heft 1829. Mit einer Zeichnung.

Inhalt: Ein Besuch im Kings Bench Gefängniß, v. Adrian. — Wittekinds Brautfahrt, v. Starklof. — Rede am Lessingsfeste von Th. Hell. Gedichte

von W. Müller und A. Gebauer. — Logogryph von Th. v. Haupt. Die früheren Hefte enthalten Beyträge v. G. Döring, Fr. Rückert, Weissflog u. A. — Der Jahrgang von 12 Heften, mit Musik und Zeichnungen, kostet 5 Rthlr. oder 7 fl. 30 kr.

J. D. Sauerländer.

---

[662] Im Verlage der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Lüdemann, W. von, Neapel wie es ist. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr. —

Inhalt: 1) Ankunft — Lazzaroni — Lage und Geschichte Neapels. 2) Erste Wanderung durch die Stadt. — Der Toledo — Chiaja — Strand der heiligen Lucia — Largo di Castello — Hafen. — 3) Leben und Seyn der Neapolitaner. 4) Der Mercato. 5) Straßenpredigt — Catacomben des heiligen Januarius — Capo di Monte — Albergo de' Poveri — Camaldoli — Sant Elmo. 6) Adel — Gesellschaft — Frauen — Signora Taddei. 7) Die Studien — die Vicaria — der Scrivano. 8) Kirchen — Paläste — Bibliotheken. 9) Theater und Schauspäle — Corso. Pallast der Königin Johanna. 10) Todtenfest — die Hinrichtung. 11) Der Vesuv. 12) Fest des heiligen Januarius — Weihnachten — Carneval. 13) Sitte und Art des Volks — Ponte Maddalena — Skizzen aus der Revolution. 14) Wanderung durch die südlichen Umgebungen Neapels — Gervasio Leanzi — Pompeji — Pästum — Amalfi — Castellamare — Sorrent. 15) Fest von Mariä Geburt — die Morra — Geistlichkeit — Gelehrte. 16) Nördliche Umgebungen Neapels — Puzzuoli — Baiä — Cuma — Cap Misen. 17) Villeggiatura — Laura — die Inseln. 18) Der Salzumbank — Caserta — Aufstand von 1820. 19) Prediger — Jettatori — Ferdinand — die Censur. 20) Die letzte Revolution — Abreise.

---

[133] An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Grabow, System der Erzeugung, Verwandlung und Theilung geometrischer Figuren, nach wissenschaftlichen Prinzipien ohne Benutzung compilatorischer Hülfsmittel entworfen und ausgeführt und mit einer kurzgefaßten, aber gründlichen Anleitung zum Feldmessen und Nivelliren versehen. Mit 6 Figurentafeln. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 16 gGr. oder 3 fl. rhein.

Religiös-kirchliches Leben in Frankreich während des 17ten und 18ten Jahrhunderts, von Dr. Räß und Dr. Weis. 2r Band. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr. rhein.

Auch unter dem Titel:

Denkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte von Frankreich im 17ten Jahrhundert, oder Darstellung der in diesem Zeitraume gestifteten religiösen Anstalten und der Beyspiele des Eifers, der Frömmigkeit und Nächstenliebe. Nach dem Französischen des Herrn Picot frey bearbeitet von Dr. Räß und Dr. Weis. 2r Band.

Der erste Band dieses in doppelter Beziehung wichtigen Werkes erschien zu Ende des vorigen Jahres und umfaßt mit dem vorliegenden zweyten Bande die Begebenheiten der französischen Kirche und den Zustand des religiös-kirchlichen Lebens in Frankreich im 17ten Jahrhundert, wobey das in Frankreich selbst mit so vieler Theilnahme aufgenommene französische Originalwerk des Herrn Picot zum Grunde gelegt, jedoch in der deutschen Bearbeitung theilweis umgestaltet und durch mannigfache Zusätze und Ausführungen bereichert worden ist.

Die zwey letzten Bände, die das religiös-kirchliche Leben Frankreichs im 18ten Jahrhunderte behandeln werden, erscheinen noch im Laufe dieses Jahres, und zwar, da das französische Werk mit dem 17ten Jahrhundert schließt, als eigenthümliche Arbeit der rühmlichst bekannten Herrn Verfasser, in gleichem Geiste gehalten wie die beyden ersten Bände.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M.

---

[187] Bey J. A. Barth in Leipzig ist so eben erschienen:

Weisse, Dr. Chr. H., über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft. In besonderer Beziehung auf das System Hegel's. 8. brosch. 21 Gr.

Auf diese Schrift glauben wir alle Freunde der Philosophie um so mehr aufmerksam machen zu dürfen, als sie wohl die erste von allgemeinerm Inhalte seyn möchte, welche bey unbefangener Anerkennung der Verdienste des berühmten Denkers, der auf dem Titel genannt ist, und bey genauem Eingehen in dessen eigenthümliche dialektisch-spekulative Methode, doch in den gewonnenen Endergebnissen der philosophischen Forschung wesentlich von ihm abweicht.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberähnigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberähnigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

Digitized by Google

N°. 16.

Intelligenz-Blatt

1 8 2 9.

[136] Neue Charte der Türkey und Griechenlands.

Von der sehr rühmlich bekannten

Charte des Osmanischen Reiches in Europa mit einem Theile desselben in Asien nebst den angränzenden östreichischen und russischen Gebieten in dem Stande vom Jahre 1828 bearbeitet in 6 Blättern nach den besten Quellen. Preis für alle 6 Blätter 4 fl. Das Blatt einzeln 1 fl.

sind nunmehr die zwey lezten Blätter erschienen und somit die ganze Charte vollständig; dieselbe umfaßt das ganze Osmanische Reich in Europa nebst Griechenland und dem Schauplatze des Krieges mit Rußland.

Die Bearbeitung für welche die besten, größtentheils bisher unbekannten Hülfsmittel benuzt worden sind, ist eben so vollständig, als die Ausführung lobenswerth, und kann daher diese äußerst wohlfeile Charte den Geographen von Fach gleich sehr, als den Zeitungslesern und Lesekabinetten empfohlen werden.

München, im März 1829.

Literarisch-artistische Anstalt
der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[159] In J. G. Cotta'schem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pabst, H. W., Anleitung zur Rindviehzucht und zur verschiedenartigen Benutzung des Hornviehs. gr. 8. Mit 9 lithograph. Tafeln und 2 Tabellen. Preis 2 fl. 45 kr.

Schon lange fühlte man das Bedürfniß einer vollständigen Anleitung über die Rindviehzucht, einem der wichtigsten Zweige der Landwirthschaft. Diesem Bedürfniß soll durch obiges Werk abgeholfen werden. Statt aller Empfehlung fügen wir nur noch den Inhalt bey:

Einleitung:

I. Abth. Von der Zucht, Ernährung und Pflege.
- 1ster Abschnitt. Von der Natur des Rindes.
- 2ter — Von den Racen des Hornviehs.
- 3ter — Von der Paarung.
  1) Auswahl der Zuchtthiere.
  2) Alter zur Begattung.
  3) Verbehaltung zur Zucht.
  4) Kühezahl für einen Bullen.
  5) Begattung.
- 4ter Abschnitt Von der Aufzucht.
  1) Trächtigkeit und Geburt.
  2) Säugezeit der Kälber.
  3) Weitere Aufzucht nach dem Absetzen.
- 5ter Abschnitt. Von der Ernährung und Pflege des Nutzviehes.
  A. Allgemeine Grundsätze.
  B. Verschiedene Verfahrungsarten bey der Ernährung und Pflege.
  1) Auf dem Stalle.
  2) Ernährung auf der Waide.

II. Abth. Von der verschiedenartigen Benutzung des Rindviehs.
- 1ster Abschnitt. Die Jungviehzucht.
- 2ter — Die Molkerey. Bereitung der Butter. Käsebereitung.
- 3ter — Mastung.
- 4ter — Die Benutzung zur Arbeit.

---

[129] Supplementband
zu
Friedrich von Schiller's sämmtlichen Werken
in Einem Bande.

Schon längst haben sich die Verehrer Schillers und die vorzüglichsten kritischen Blätter für die von der unterzeichneten rechtmäßigen Verlagshandlung herausgegebene

„Sammlung von Fr. v. Schiller's Briefen an „den Freyherrn Heribert von Dalberg"

und

„Demetrius, nach dem hinterlassenen Entwurfe „des Dichters bearbeitet von Franz v. Maltitz"

günstig ausgesprochen.

Hierdurch aufgemuntert, wird dieselbe nun unverzüglich beyde Gegenstände als Supplementband zu der von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart in Einem Bande angekündigten Ausgabe in gleichem Format, Papier und Druck herausgeben.

Der Subscriptionspreis ist für diejenigen, welche bis Ende Mai unterzeichnen 36 kr. oder 9 Gr. sächs.

Mit der ersten Abtheilung der J. G. Cotta'schen Ausgabe wird der ganze Supplementband erscheinen.

Privatsammler, welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten bey 7 Exemplaren das 8te unentgeldlich.

D. A. Marr'sche Buch- und Kunsthandlung
in Karlsruhe und Baden.

---

[154] Ein unentbehrliches Buch für Gesunde und Kranke.

Die vierte sehr vermehrte und verbesserte Auflage von

Dr. S. Hahnemann, Organon der Heilkunst,

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen bis zur Ostermesse für den höchst billigen Preis von 1 Thlr. 18 Gr. zu bekommen.

Nach der Ostermesse tritt der bestimmte Ladenpreis von 2 Thlr. 8 Gr. ein.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Jeder Verständige sollte dieses Buch lesen! — Es ist klar und deutlich geschrieben und gibt über Krankheit und Krankheit-Heilung so überraschende Aufschlüsse, daß

Digitized by Google

der Unbefangene sich sofort selbst befragen wird: wurdest du zeither in solchen Fällen naturgemäß behandelt oder vielmehr angehalten, einen Mischmasch von Arzneyen in großen Schachteln und Flaschen, die längste Zeit und gewöhnlich ohne glücklichen Erfolg, zu verschlucken, und wie willst du dich künftig vor solchen Mißgriffen schützen und dich überhaupt so lange als möglich gesund erhalten?

Das hier angezeigte Buch wird ihm die sicherste Anleitung hierzu geben und ihn zugleich unterrichten, daß auch die jezt so häufigen Geistes- und Gemüthskranken ganz anders als es zeither gewöhnlich erfolglos geschehen, zu heilen sind.

---

[88] Anzeige neuer Musikalien, welche im Verlage von N. Simrock in Bonn erschienen sind:

Für die Orgel.

Rink, Ch. H., Op. 84. 25 drei- und 4stimmige Fughetten für die Orgel. 2 Hefte. 30stes Werk der Orgelstücke à 1 Thlr. 2 Sgr.

Umbreit, K. G., 24 Orgelstücke verschiedener Art. Neue Auflage. 1stes Heft. 1 Thlr. 2 Sgr.
24 ditto. 2tes Heft. 1 Thlr. 2 Sgr.
24 ditto. 3tes Heft. 1 Thlr. 2 Sgr.

Für die Guitarre.

Berton, H., Ouvert de l'Opéra: Montano et Stephanie. Arr. pour 2 Guitarres par F. de Fossa. 16 Sgr.

Dalairac, N., Ouvert. de l'Opéra: Renaud d'Ast; arr. p. 2 Guitarres par F. de Fossa. 16 Sgr.

Fossa, Fr. de, Op. 5. 1re Fant. p. Guitarre seule. 12 Sgr.
— Op. 12. 5me Fant. pour idem. Sur les folies d'Espagne. 8 Sgr.
— Op. 13. 4 Divertissemens extraits des oeuvres de Jos. Haydn. Pour idem. 20 Sgr.

Gaude, F., Op. 49. Variat. p. Guitarre, Violon et Vlle. 16 Sgr.
— Op. 53. Gr. Duo concert. p. 2 Guitarres, la 1me Guitarre avec Capo d'astro sur la 3me position. 1 Thlr. 2 Sgr.
— Op. 54. Thème avec 9 Variat. p. Guitarre et Flûte. 12 Sgr.

Neuland, W., Divertissement p. Guitarre seule. Livr. 1. 2. à 10 Sgr.

Paulian, E., Op. 24. Livr. 1. Mon retour à Cluny. 24 petites pièces brill. et faciles p. Guitarre seule. 12 Sgr.

Spontini, G., Ouvert. de l'Opéra: la Vestale. Arr. p. 2 Guitarres par F. de Fossa. 16 Sgr.

Neue Opern im Clavierauszuge.

Auber, D. F. E., La Muette de Portici (Die Stumme von Portici) franz. und deutscher Text. 3 Thlr. 6 Sgr.

Ondow, G., Le Colporteur (Der Hausirer) franz. und deutscher Text. 4 Thlr. 24 Sgr.

Rossini, G., Le Comte Ory (Graf Ory) franz. und deutscher Text. 2 Thlr. 28 Sgr.

Lieder und Gesänge mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre.

Klein, Jos., Op. 6. 8 Lieder und Gesänge, Mit Pianof. 16 Sgr.

Kreutzer, Conr., 4 Waldlieder von Wilhelm Kilzer. Mit Guitarre. 12 Sgr.

Liste, A., Op. 17. 6 Lieder mit Begl. der Guit. 2 Hefte. à 12 Sgr.

Gesänge für 4 Männerstimmen ohne Begleitung.

Kuhlau, F., Op. 89. 8 Gesänge f. 2 Tenor- und 2 Bassstimmen. 1 Thlr. 2 Sgr.

Marschner, H., Op. 41. 6 Gesänge für idem. 1 Thlr. 2 Sgr.

---

[161] In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Ihling, Dr. J. C., Euthymia oder des Lebens Freuden. Ein didaktisches Gedicht in fünf Gesängen. 8. Velinpapier, elegant cartonirt. 1 Rthlr. 9 Gr.

Der Dichter schildert hier seinen Lesern die mannichfaltigen, zahllosen Freuden des Lebens in lieblichen Farben, führt sie in die Gefilde der Natur, in den geselligen Kreis der Menschen, zu den Hallen der Künste und Wissenschaften, in den heiligen Tempel der Tugend ꝛc. Gebildete Leser und Leserinnen finden in den, jedem Gesange beygefügten historischen, mythologischen und andern Anmerkungen auch reichhaltige Beyträge zur schönen Literatur, so daß sich die Euthymia zur angenehmen Gesellschafterin in der Einsamkeit, zur willkommenen Freundin in traulichen Abendstunden, zur unterhaltenden Begleiterin auf Reisen, zu einem Vademecum für Bäder Besuchende, zur belehrenden Führerin in den Gebilden der Kunst ꝛc. eignen wird. Man darf sie nicht mit Unrecht das immer neue Taschenbuch nennen, denn sie eignet sich auch ohne diesen Titel zu einem angenehmen Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke, so wie überhaupt zu einem schönen Andenken der Freundschaft und Liebe, und ist würdig Tiedges Urania, Neubecks Gesundbrunnen und ähnlichen Werken zur Seite gesezt zu werden.

J. A. Barth in Leipzig.

---

[160] Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen aus der ältern und mittlern Geschichte zum ersten gründlichen Unterricht in der Weltgeschichte, von D. H. Rockstroh. 5 Theile. 129 Bogen. Preis 4 Thlr.

Diese sehr reichhaltige, die früheste Geschichte so wie die späteren Zeiten umfassende Sammlung der wichtigsten und interessantesten nach der Folge der Jahrhunderte geordneten Erzählungen aus der Weltgeschichte, eignet sich vorzüglich zum Unterricht für die Jugend, da dieselbe sich nicht blos auf die Darstellung wichtiger Begebenheiten und Ereignisse geschichtlich merkwürdiger Völker und Staaten, oder auf Schilderung berühmter Männer und Frauen beschränkt, sondern zugleich auch in faßlicher Sprache die Beschreibung der vorzüglichsten Geistes- und Kunstwerke, der Sitten und Gebräuche, der Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der verschiedenen Völker mit Erklärung aller hier vorkommenden, dem Kindesalter unverständlichen Begriffe und fremder Ausdrücke enthält. Ueberdies wird durch die jeder einzelnen Geschichtsperiode beygefügte, zur Erläuterung der in derselben erzählten Begebenheiten nöthige Länderkunde die Brauchbarkeit dieses Buches erhöhet. Es ist hiervon auch eine Ausgabe mit 12 sauber ausgemalten Kupfern u. gebunden à 6 Rthlr. zu haben.

Leipzig, im April 1829.

Carl Enobloch.

Digitized by Google

[156] Von der rechtmäßigen Ausgabe der sämmtlichen Schriften von

Gustav Schilling

in 50 Bänden, in 12. auf Velinp. ist die zweyte Lieferung, oder 11r—20r Band (122 Bogen stark) erschienen und für 2 Thr. 12 Gr. in allen Buchhandlungen zu bekommen. Alle 50 Bände kosten nur 11 Thlr. in der Vorauszahlung. Der spätere Ladenpr. ist auf 20 Thlr. festgesetzt.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[152] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Subscriptions-Anzeige
(mit Probe des Drucks und Papiers)
vom
Conversations-Lexikon
für den
Handgebrauch.
In einem Bande,
welches bey Gerhard Fleischer in Leipzig erscheint.

---

[150] Von der äußerst wohlfeilen und schön gedruckten Ausgabe der

Allgemeinen historischen Taschenbibliothek
oder
Sammlung historischer Uebersichten der merkwürdigsten Völker und Staaten
(Pränumerationspreis für jede Lieferung von 10 Bändchen in 8. [à 6 Gr.] 2 Thlr. 12 Gr., wofür solche noch fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

sind bereits Sieben Lieferungen erschienen.

Dieses, dem Publikum schon durch die Namen der gelehrten Mitarbeiter nachdrücklich empfohlene, höchst interessante Geschichtswerk bietet einen, in kräftigen und ebensvollen Umrissen gezeichneten, wahrhaft universalhistorischen Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts dar, und zeichnet sich nicht minder durch seinen anerkannt reichen Gehalt als durch seine Gemeinnützigkeit und die Geringfügigkeit des Preises besonders vortheilhaft aus.

Die Achte und Neunte Lieferung befindet sich bereits unter der Presse.

Dresden, im April 1829.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

---

[141] Bey J. Perthes in Gotha ist so eben erschienen:

Chr. Ferd. Schulze's historischer Bildersaal. Fünften Bandes zweyter Theil. Mit 10 Kupfern. Subscriptionspreis 3½ Thlr. (6 fl. 18 kr.) auf Schreibp., 2⅔ Thlr. (4 fl. 48 kr.) auf Druckpr.

Dieser neue Theil eines geachteten Werkes kann auf denselben Beyfall Anspruch machen, den seine Vorgänger erlangt haben. Mit erhöheter Sorgfalt ausgearbeitet und ausgestattet, schildert er genau und anschaulich die Zeiten nach dem westphälischen Frieden bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, mithin höchst wichtige Begebenheiten und hervorragende Charaktere, worunter vornämlich: Ludwig XIV., Eugen und Marlborough, die Königin Christine und König Karl XII. von Schweden, Peter der Große, Katharina I., Maria Theresia, Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege, und Andere glänzen. Zehn Kupfer nach geistvollen Zeichnungen von Heideloff stellen denkwürdige Scenen daraus vor.

---

[165] Für Volksschullehrer.

So eben ist erschienen und versendet worden:

Archiv für das praktische Volksschulwesen, herausgegeben von Dr. Gräfe. Dritter Bd. 1s Heft. 10½ Bogen in 8. und 1 Bogen Noten in gr. 4. Preis des Jahrgangs von 4 Heften 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Man bittet, die Bestellungen auf diese immer allgemeinern Beyfall findende und besonders auch durch die trefflichen Kompositionen für kirchliche Musik von Rink, Gebhardi u. A. sich auszeichnende Zeitschrift bald zu machen.

---

[169] Von der so eben in Paris erschienenen Schrift:

Die entschleyerte Policey, seit der Restauration und namentlich unter Franchot und Delavau. Von M. Froment, vormaligen Chef vom geheimen Cabinette des Policeypräfekten;

erscheint bey uns eine deutsche Uebersetzung, deren erster Theil unverzüglich ausgegeben wird.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart.

---

[164] In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben folgende interessante Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Merkwürdige Prophezeihungen des ehrwürdigen von Gott erleuchteten Mannes Doctoris Martini Luther, die zukünftige Verachtung und Verfälschung des göttlichen Worts, das Papstthum, den Einfall der Türken in Deutschland, die Zukunft Christi, den jüngsten Tag und die Herrlichkeit des ewigen Lebens betreffend. Mit einer Einleitung herausgegeben von einem Freunde göttlicher Wahrheit. 8. geh. 8 Gr.

Luthers Ansichten von der Zukunft nahmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, da der Erfolg für die Wahrheit derselben sprach. So verhält es sich auch mit seinen Weissagungen, ein großer Theil derselben, verglichen mit der Geschichte der Gegenwart, ist wirklich in Erfüllung gegangen und scheint daher auch die Erfüllung der übrigen Weissagungen mit Sicherheit zu verbürgen. Aus diesem Grunde wird sich gegenwärtige Sammlung der merkwürdigsten Prophezeihungen Luthers mit Recht empfehlen, und Niemand wird sie aus der Hand legen, ohne seine Erkenntniß der göttlichen Rathschlüsse ver-

mehrt zu haben und sich im Glauben an die Wahrheit der heiligen Schrift gestärkt zu fühlen.

---

[140] Bey G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Geschichte Italiens
vom Jahre 1789 bis 1814.
Von Carl Botta.
Aus dem Italienischen übersezt von L. G. Förster.
Vierter Band.
gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Für jeden Gebildeten, der nur einiges Interesse an dem herrlichen Italien und an der Geschichte der ewig denkwürdigen leztvergangenen Decennien nimmt, ist dieses Werk von hohem Interesse, daher besonders Lesezirkeln mit Recht zu empfehlen. Es umfaßt einen sehr wichtigen Zeitraum der Geschichte (1789—1814) Italiens, und bietet die genauesten Details jener Epoche freymüthig dar. Der Verfasser verbindet mit der größten Unparteylichkeit und Wahrhaftigkeit einen ruhigen Geist, ein festes, kühnes Urtheil; er lobt das Lobenswerthe, und tadelt das, was Tadel verdient, aber nicht im Tone des Fehlersuchenden Kritikers, sondern als scharfsinniger Geschichtschreiber, der nur ein Ziel — die göttliche Wahrheit — vor Augen hat. — Der 5te und 6te, als lezte, Band erscheinen noch im Laufe dieses Jahres.

---

[155] Neue Schriften für Feldmesser und Oekonomen, für Militär- und Forstakademieen.

C. A. Becker, (K. S. Major), das Aufnehmen mit dem Meßtische, im Sinne der Lehmannischen Lehrart als praktische Ergänzung und nothwendige Erläuterung derselben. Mit 3 großen Planen,

ist nunmehr erschienen und bis zur Ostermesse noch im Preise der Vorausbezahlung von 6 Thlrn. durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen. Der nachherige Ladenpreis beträgt 7 Thlr. 12 Gr.

Dresden und Leipzig, im März 1829.

Arnold'sche Buchhandlung.

Die im Jahre 1799 von J. G. Lehmann herausgegebene: „Theorie zur Bezeichnung schiefer Flächen im Grundriß," fand so viele Gegner, daß sie erst nach dessen im Jahre 1815 (nach seinem Ableben) erschienener: „Lehre der Situationszeichnung" ꝛc. allgemeiner erkannt und befolgt wurde.

Die darin zugleich enthaltene: „Anleitung zum Gebrauche des Meßtisches" war jedoch für ununterrichtete nicht ausreichend, um daraus das Aufnehmen zu erlernen — und so entschloß sich ein ehemaliger Schüler Lehmann's: „die Aufnahme des unebenen Bodens mit dem Meßtische" — umfassender darzustellen.

---

[166] Prospectus und Subscriptions-Einladung.

Mehr als je erfreut sich unsere Hauptstadt gerade jezt einer großen Anzahl ausgezeichneter Künstler, und das zunehmende allgemeine Interesse an den Erzeugnissen vaterländischer Kunst beseelt auch die Unterschriebenen nach Kräften dazu beyzutragen, dieses Interesse in Regsamkeit zu erhalten.

Wir beabsichtigen, vielfach ausgesprochenen Wünschen und mehrfach gütig gegebenen Versprechungen zufolge, der jetzigen Zeit so zu sagen ein Denkmal zu setzen, welches für die Kunstgeschichte Berlins sowohl schon jezt, als besonders in spätern Jahren interessant werden dürfte.

Durch das Zusammenwirken der Künstler mit einigen Verlegern in England und Frankreich entstanden bereits in jenen Ländern Sammlungen von Handzeichnungen lebender Künstler, welche durch die Mittel, die die Lithographie jezt darbietet, mehrfach verbreitet werden konnten.

Um nun auch hierin andern Ländern nicht nachzustehen, beabsichtigen wir folgendes.

Es sollen bey uns erscheinen:

Zeichnungen der jezt in Berlin lebenden Künstler, von denselben selbst auf Stein gezeichnet oder radirt, mit der eigenhändigen Unterschrift.

Wir erfreuen uns bey diesem Unternehmen bereits der Theilnahme einer großen Anzahl namhafter Künstler, und können ungefähr 10 Hefte zu 6 Blatt in Folio versprechen.

Das Werk wird auf Schweizer Velinpapier gedruckt, und es sollen nur 300 Abdrücke davon gemacht werden, weshalb wir um zeitige Subscription bitten. Dieselbe bleibt bis zur Ostermesse, wo bereits 2 Hefte erschienen seyn werden, offen, und wird die Zahlung erst bey Empfang der Hefte geleistet.

Der Subscriptionspreis beträgt pro Heft 1 Rthlr. 20 Sgr., wogegen der Ladenpreis vom ersten Juni d. J. an bedeutend höher seyn wird.

Wer das erste Heft erhält, verpflichtet sich zur Abnahme der folgenden neun Hefte.

Berlin, den 1. April 1829.

Gebr. Gropius
im Diorama.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberdhrigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberdhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

Digitized by Google

No. 17.

Intelligenz-Blatt

1829.

[174] In J. G. Cotta'schem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die dritte Lieferung
der Ansichten, Risse und einzelnen Theile
des
Doms von Köln
von
Sulpiz Boisserée.

Dieses allgemein rühmlichst anerkannte Prachtwerk wird spätestens in Jahresfrist mit der vierten und lezten Lieferung geschlossen werden, wobey dann auch der noch übrige größere Theil des Textes ausgegeben wird.

Jede Lieferung kostet 60 fl. rheinl.

---

[171] In dem unterzeichneten Verlage hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Napoleon in Aegypten,

Gedicht in 8 Gesängen von Barthelemy und Mery.
Metrisch übersezt
von
Gustav Schwab.
Mit dem französischen Original zur Seite.
Groß Lexikon-Format, mit hübschem Umschlag, auf Velinp. gedruckt, brochirt 1 fl. 36 kr.

Dieses Werk, das in acht glänzenden Gemälden den wunderbaren Feldzug der Franzosen und ihres großen Führers in Aegypten vom Jahr 1798 auf eine eben so treue als poetische Weise schildert, ist diesen Winter in Paris erschienen, hat den Beyfall der verschiedensten politischen Partheyen erhalten und in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt. Es schildert den Helden jener Zeit in einer Periode, wo er der Liebling der Welt war, und darf somit auch auf die Theilnahme von ganz Europa Anspruch machen. Der Uebersezer hat sich bemüht, das Gedicht in derselben Weise wieder zu geben, in welcher er bereits andere Poesien auf deutschen Boden verpflanzt hat, und die uns, wenn wir hier nur kurz Lamartine's poetische Gedanken erwähnen, jeder weitern Empfehlung überheben.

Da dieser Uebersezung, wie wir oben bemerkten, der französische Text beygedruckt ist, so wird mit derselben auch das Original, welches allein in Paris 7 Fr. 50 Ct. kostet, entbehrlich.

Im April, 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[172] In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München sind erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. (Preis des ganzen Jahrgangs, mit Kupfern und Karten 16 fl.)
Nro. 91 bis 120. Monat April.

Inhalt: Bibliothek und Bildergallerie des Marschall Soult. — Die neuen brittischen Provinzen auf der hinterindischen Halbinsel. — Muselmännischer Luxus und Aberglaube mit edlen Steinen. — Memoiren des Marschall Suchet. — Die Parlamentsreporter. — Der Tower. — Verbindung zwischen Siam und Mergui. — Napoleons Familie. — Eine Scene am Hofe Karls IX. — Rettung zweyer Matrosen von einer wüsten Insel. — Die alte Stadt Anurajapura in Ceylan. — Nachrichten aus Neuseeland. — Periotische Literatur in Spanien. — Tagebuch eines englischen Lords auf dem Wiener Kongresse. — Dramatische Versuche des Mittelalters. — Bevölkerung von Bombay. — Bourienne's Memoiren. — Fontaniers Reisen in Georgien, Persien und der Türkey. — Ein türkisches Wirthshaus nach der Unterdrückung der Janitscharen. — Tibet. — Daniel O'Connel, the great Agitator. — Heilige Bücher der Buddhisten. — Guatimala (nach Thomson.) — Die Juden in Syrien. — Locke's Leben. — Die Memoiren der Akademie der Wissenschaften in Batavia. — Die Insel Java. — Hugo's Orientales. — Die Wasserscheu. — Babylonische Inschriften. — Die Mahomedaner in Ceylan. — Finland's periodische Literatur. — Seemacht der vereinigten Staaten von Nordamerika. — Zahl der Aerzte in Frankreich. Die Insel Bali. — Die Samojeden (nach Wassili Krestinin.) — Afrika und seine Bewohner. — Das Amphitheater in Arles. — Skizzen aus meinem javanischen Portefeuille. — Reisebemerkungen von Dr. Wagler. — Die Londoner Universität durch sich selbst geschildert. — Die Republik San Marino. — Größte Höhe der Apenninen. — Die Blätter des Talipot. — Die Insel Bourbon. — Oehlenschlägers neue poetische Schriften. — Hilsenberg's Reise nach Madagascar. Italienische Literatur. — Das Strafgesetzbuch der vereinigten Staaten, von C. A. Medold. — Briefe über die Nilaberries. — Die Bheils. — Lochaber. — Abel-Remusat's neueste Schriften über China. — Cromwell und das Parlament. — Kriegsmacht der Republik Hayti. — Die Inseln Ooshima und Cooshima. — Die Aegyptier in England und Frankreich. — Die Winde im nördlichen Europa. — Windsor. — Der Kampherbaum auf Sumatra. — Salzbereitung auf Java. — Erbrecht der Malaien auf Sumatra. — Crawfurd's Gesandtschaftsreise nach Siam und Cochinchina. — Die Raskolniken. — Tempel des Fo zu Canton. —

Digitized by Google

Volkslieder der Chipeway's (nach Mackeney). — Reise von Mendoza nach Buenos-Ayres über die Pampas. — Grattan's Reisebildner. — Wilhelm Bilderdijk. — Prinz-Wales-Insel. — Ein chinesisches Gastmahl. — Vier Jahre in Morea. — Freymuth und Keckheit der Birmanen. — Theepflanzung bey Canton. — Die Stadt Amritsir. — Terceira. — Monti's Nachlaß. — Das Colosseum in London.

---

[173] Das Inland.

Ein Tageblatt für das öffentliche Leben in Deutschland, mit vorzüglicher Rücksicht auf Bayern.

Preis für den Jahrgang bey der Verlagshandlung 12 fl. bey den wohllöbl. Postämtern 13 fl. 30 kr.

Inhalt des Monats April.

Sollen wir mit Papiergeld unsere Schulden tilgen? — Lorenz von Westenrieder. — Ausstellungen des Münchener Kunstvereins im Februar und März. — Des Gotz von Berlichingen Reiterzug auf Nürnbergische Kaufleute. (Schluß.) — Die Advokatur und die Advokaten. (Forts. und Schluß.) — Denkmal für Friedrich Schlegel. (Forts. und Schluß.) — Aphorismen. — Der landwirthschaftliche und polytechnische Verein des Oberdonaukreises. — Die land- und forstwirthschaftliche Lehranstalt zu Hohenheim bey Stuttgart. — Ueber Verbesserung und Erhaltung der Vicinalwege. — Ueber die bayerischen Landräthe. — Ehre dem Ehre gebührt. — Die Runkelrübenzuckerfabrikation von dem Standpunkte der Nationalökonomie betrachtet. — Schelling's Rede am 70sten Jahrstage der königlichen Akademie der Wissenschaften. — Ueber die historische Gerechtigkeit in Bayern. — Ueber die Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Dritter und vierter Aufsatz. — Ueber die Beförderungsmittel der Agrikultur und des Gewerbwesens in Frankreich (Schrift von Oberdorraith Kleinschrod). — Uebersicht der Getreidepreise im Rießgau seit den letzten 80 Jahren. — Zur Charakteristik Münchens und seiner Bewohner. — Ueber die neuen Satzungen für die Benützung der königl. bayerischen Hof- und Staatsbibliothek (dritter Aufsatz). Erinnerung an die Feyer der 25jährigen Amtsführung des ersten Bürgermeisters zu München, Hrn. Franz von Paula, Edlen von Muttermayr. — Erinnerung an Bernhard Joseph Docen. — Berichtigung, den Artikel über die öffentlichen Bildungsanstalten in der Schweiz betreffend. — Der Wallersee (Gedicht). — Auszeichnung eines auswärtigen Mitgliedes der bayerischen Akademie der Wissenschaften. — Literarische Korrespondenznachrichten. — Erinnerungen aus dem bayerischen Hochlande und aus Tyrol. III. — Ueber Kultur der Eichenschälwaldungen in Bayern. — Nürnberger Singvereine und Liederkranz. — Die Blindenanstalt in Freysing. — Oeffentlichkeit. — Der Kulturkongreß und Schafzüchterkonvent, welcher durch den landwirthschaftlichen Verein Triptomenes am 3. und 4. Okt. d. J. in München gehalten werden wird. — Die erläuterte bayerische Gerichtsordnung.

Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

---

[163] Bey J. A. Barth in Leipzig ist so eben erschienen:

Tennemann, Dr. W. G., Geschichte der Philosophie. 1r Band 2te Auflage, mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von A. Wendt. gr. 8. 2 Rthlr. 18 Gr.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der griechischen Philosophie bis auf Sokrates, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Geschichte der Philosophie.

Länger, als früher angezeigt war, hat dieser erste Band des seit einer Reihe von Jahren als das wichtigste anerkannten philosophischen Geschichtswerkes unserer Literatur, den gelehrten Herrn Bearbeiter beschäftigt, und es gereicht nun zu desto größerer Genugthuung, denselben, welcher zugleich einen besondern Abschnitt der Geschichte der griechischen Philosophie umfaßt, hier in seiner neuen völlig durchgearbeiteten und vermehrten Gestalt, wie sie die seit seinem ersten Erscheinen fortgeschrittene Wissenschaft erforderte, dem Publikum übergeben zu können. Ist des Verfassers anerkanntes Verdienst die ausführlichste Darstellung, so erhebt des Herausgebers Sorgfalt das Werk nun auch zu dem gründlichsten und umfassendsten und weist den inneren Zusammenhang unter den älteren Systemen deutlicher nach; zugleich vertreten die beygegebenen Beweisstellen in den meisten Fällen den Besitz einer Hülfsbibliothek, zu der auch in den literarischen und bibliographischen Notizen die vollständigsten Materialien dargeboten werden. Der Preis ist der möglichst sparsamen Drucke auf das billigste gestellt worden.

Aristoteles Physik. Uebersezt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Chr. H. Weisse. 2 Abtheilungen. gr. 8. 3 Rthlr. 18 Gr.

---

[162] Berlin. Im Verlage von Duncker und Humblot ist erschienen:

Dr. Theod. Heinsius, Geschichte der deutschen Literatur, oder der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen, bis auf die neuesten Zeiten. Vierte, theilweise umgearbeitete, durchweg berichtigte und mit vielen Zusätzen vermehrte Ausgabe. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

In keinem andern Werke findet man so genaue, bis auf unsere Zeit fortgeführte, biographische und bibliographische Nachrichten über deutsche Dichter, besonders über die der neueren Zeit, wie in dem obigen, daher solches auch Gelehrten willkommen seyn wird. Studirenden wird es ein treffliches Hülfsmittel zur Selbstbelehrung seyn.

---

[116] So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Berlin im Jahr 1828, kritisch beleuchtet. 8. 4 Bog. auf feinem Druckpapier. geh. 6 Gr.

Leipzig, den 14. Febr. 1829.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

148] Bey Heinrich Ludwig Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ciceronis, M. T., de Divinatione et de Fato libri, cum omnium eruditorum annotationibus quas Joannis Davisii editio ultima habet. Textum denuo ad fidem complurium codd. Msstorum edd. vett. aliorumque adiumentorum recognovit, Fr. Creuzeri et C. Ph. Kayseri suasque animadvers. addidit G. H. Moser. 8. maj. XXVI. et 769. pp. 5 Rthlr. 18 Gr. od. 9 fl. 54 kr.

Velinpapier 7 „ — „ „ 12 „ — „

Der Herausgeber, durch einen Apparat unterstützt, wie ihn noch keiner der frühern Bearbeiter dieser Ciceronischen Schriften hatte, liefert hier außer der eigenen reichlichen Zuthat, den Beyträgen von Creuzer und dem kürzlich verstorbenen Direktor des Heidelbergischen Gymnasiums, C. Ph. Kayser, die eine besondere Zierde des Werkes sind, eine Auswahl des Besten und Gediegensten, was ältere und neuere Gelehrte in Commentaren und gelegentlich über diese Werke in Hinsicht auf Kritik, Sprachcrläuterung und Sacherklärung geschrieben und bemerkt haben, und so dürfte denn diese Ausgabe Alles vereint, und dem jetzigen Stande der Philologie angemessen, leisten, was von einer das Studium des Cicero in kritischer, grammatikalischer und exegetischer Hinsicht fördernden Ausgabe erwartet werden mag.

The British Poets of the 19th Century, including the select works of Crabbe, Wilson, Coleridge, Wordsworth, Rogers, Campbell, Miss Landon, Barton, Montgomery, Hogg, Barry Cornwall and others; being a supplementary volume to the poetical works of Byron, Scott and Moore. One volume. Royal 8. XVI and 788 pp. boards. 5 Rthlr. 8 Gr. od. 9 fl. 36 kr.

Velinpapier 8 — — „ „ 14 „ — „

Eine unentbehrliche Sammlung für alle Freunde der englischen Literatur, ein gewiß gewünschter Ergänzungsband für die Besitzer der Werke Byron's, Scott's und Moore's. Um den vollen Reichthum der englischen Poesie des 19ten Jahrhunderts zu genußreicher Uebersicht zu bringen, bedurfte es einer Gesammtausgabe der gelungensten Stücke der mit jenen berühmten Drey in die Schranken getretenen Dichter. Nicht eine gewöhnliche Blumenlese (sogenannte Specimens, wie sie in geschmackloser Weise so häufig zusammengedruckt werden,) wird hier geliefert, sondern eine ganze Reihe bedeutender Werke. Der eine Band enthält neben einer umfassenden Auswahl von Wordsworth's, Barton's, Southey's und vieler Andern Gedichten, folgende fünfzehn ganze Werke:

Crabbe's Tales of the Hall (22 Books);
— Parish register (3 Parts);
Wilson's Isle of Palms, and miscellaneous poems;
Coleridge's Sybilline leaves;
Roger's Pleasures of Memory,
Campbell's Pleasures of Hope;
— Gertrude of Wyoming;
— Theodric;
Miss Landon's Improvisatrice;
— Troubadour;
— Golden Violet;
Montgomery's World before the flood (10 Cantos);
Hogg's Queen's Wake (3 Nights);
Barry Cornwall's Marcian Colonna and other poems;
Canning's poetical Works.

Nur durch ökonomischen, compressen und dabey doch dem Auge sehr wohlthuenden Druck war es möglich, nahe an achtzig Tausend Verse in einem Band zu geben, und den Preis so anzusetzen, daß er für alle Dichter nicht die Hälfte so viel beträgt, als man in London zahlen müßte, um nur einen davon, wie etwa Crabbe oder Wordsworth, oder auch nur eines der Werke von Miß Landon zu erhalten.

Gegen einen so reichen Band, der durchaus nichts Gemeines oder Mittelmäßiges enthält, sondern nur ewigduftende Blüthen der zartesten Poesie, wahre Geniuswerke, schrumpft das ganze Geschlecht der so gepriesenen theuer bezahlten englischen Almanache mit ihrem ephemeren Inhalt in Nichts zusammen, so daß, wer einem Freund oder einer Freundin ein dauerndes Andenken geben will, es gewiß nicht bereuen wird, wenn er seine Wahl auf die „British poets of the 19th Century" fallen läßt.

Meidinger, Heinr., Reisen durch Großbritannien und Irland, vorzüglich in topographischer, kommerzieller und statistischer Hinsicht. Neuestes Handbuch für Reisende durch die drey vereinigten Königreiche England, Schottland und Irland. 2 Bände mit Karten, cart. gr. 8. 5 Rthlr. 8 Gr. oder 9 fl.

Dasselbe auf gewöhnlichem Druckpapier 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 fl.

In diesem Werke übergibt der Verfasser die Früchte mehrjähriger Reisen (von 1820 bis 1826) durch ganz Großbritannien und Irland, und die Verlagshandlung glaubt nicht zu viel zu sagen, wenn sie es als das vollständigste, was bis jetzt (nicht blos in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich) über die brittischen Inseln erschienen ist, den Freunden der Länder- und Völkerkunde anempfiehlt. Außer einer genauen Schilderung sämmtlicher Städte und Flecken, Fabrikörter, Bergwerke, Häfen, Kanäle, schiffbaren Flüsse ꝛc., liefert es zugleich einen Ueberblick der wissenschaftlichen und Bildungsanstalten, so wie ausführliche Notizen über Brunnenörter, Seebäder, Landsitze und Schlösser, Rennbahnen und Theater, und behandelt die wichtigsten Fragen des englischen Handels, der Finanzen und des Ackerbaues. Besonders wichtig sind die von dem Verfasser auf seinen Reisen mit Sorgfalt berichtigten Karten, die nur diejenigen, welche die Unvollkommenheit der seitherigen Karten von England, Schottland und Irland kennen, zu schätzen wissen werden. Die große Karte von England ist dem ersten Theile in 20 Blättern beygefügt, weil es manchem angenehm seyn dürfte, sie dem Buche als kleinen Atlas anzuheften.

Bey dem Näherrücken und rascheren Verkehr der europäischen Völker vermittelst der Dampfschifffahrt und

Schnellposten kann es nicht fehlen, daß das reiche, hochkultivirte England mit seiner thätigen Menschenwelt, seinem ausgebreiteten Welthandel, und seinen freyen bürgerlichen Instituten und gemeinnützigen Anstalten jeder Art, ein gesteigertes Interesse in Deutschland erwecken, und die Verbindung zwischen beyden Ländern mit jedem Jahre lebhafter werden wird, daher ein getreuer Wegweiser allen Reisenden dahin, und allen denen, die sich mit der Topographie Großbritanniens bekannt zu machen wünschen, nicht anders als von großem Nutzen seyn kann.

Schefer, Leopold, kleine lyrische Werke. Zweyte Ausgabe. gr. 8. Geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.
Velinpapier 2 Rthlr. 16 Gr. od. 4 fl. 30 kr.

Der, als einer unserer geistreichsten Novellisten bekannte Verfasser gibt hier eine vollständige und wohlgeordnete Sammlung seiner kleinen Dichtungen, und berührt in den einzelnen Abtheilungen: Hymnen für Liebende, Legenden und Balladen, vermischte Gedichte, für Kunstfreunde und Künstler, Gedanken und Sprüche, Epigramme, Dithyramben und Römischer Kalender, die höheren Interessen des Lebens, des Glaubens und der Kunst. Alle Freunde des Schönen, und die Liebhaber der Dichtkunst insbesondere, werden daher gewiß auf ein Werk aufmerksam seyn, das sich durch Reinheit der Gesinnung und der Form, wie auch durch eine wohlthuende Gemüthlichkeit auszeichnet, und das den besten Erscheinungen im Gebiet der lyrischen Poesie zur Seite gestellt werden darf. Die Verlagshandlung hat diese Sammlung so ausgestattet, daß sie sich zu einem artigen Geschenke oder zu irgend einem Angebinde vorzüglich eignet.

Schwenk, Konr., etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache, mit Vergleichung der griechischen und deutschen. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

In diesem Wörterbuche erhält das Publikum ein Verzeichniß der lateinischen Wörter, etymologisch geordnet, wobey die aus dem Griechischen entlehnten Wörter durch die Anordnung, daß das griechische Wort jedesmal vor dem lateinischen steht, gleich in das Auge fallen. Was von irgend bemerkenswerthen Etymologien bis zur Ausarbeitung des Buchs bekannt geworden war, findet sich aufgezählt, und hinzugefügt sind die Etymologien des Verfassers und die zu vergleichenden griechischen und deutschen Wörter. Von der leztern Sprache sind außer der jetzigen sogenannten deutschen Schriftsprache, das Mösogothische, Angelsächsische und Holländische zur Vergleichung benuzt worden.

[18-] In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schrettinger, Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft. 2r Bd. enth. des ganzen Werkes IV. und leztes Heft nebst Zusätzen und Berichtigungen zum 1sten Bd. oder 16 bis 36 Heft, und endlich ein vollständiges Sachregister über das ganze Werk. gr. 8.

Da sich das Urtheil des Publikums über den klassischen Werth dieses in seiner Art einzigen Originalwerks seit 20 Jahren hinlänglich ausgesprochen hat, so enthalten wir uns aller weitern Empfehlung, in der völligen Ueberzeugung, daß die endliche Erscheinung dieses so lange erwarteten lezten Theiles gewis jedem Bücherfreunde sehr willkommen seyn wird. Durch die Zusätze zum ersten Band erhält derselbe vermittelst der seit seiner Erscheinung vom Verfasser gemachten Erfahrungen den Werth einer neuen verbesserten Auflage, der früher auf Kosten des Herrn Verfassers erschien und jezt nur durch uns zu beziehen ist.

---

[142] So eben habe ich versandt:

Arendt, H. H. W., Gedächtnißübungen für die ältere Jugend, eine zweckmäßige Auswahl von Liedern, Erzählungen und Fabeln zum Auswendiglernen und zur Uebung im Declamiren. Neue Ausgabe. 8. 240 S. geb. 12 Gr.

Diese mit vieler Sorgfalt gemachte Auswahl dürfte ungeachtet der vielen ähnlichen Sammlungen nicht überflüssig seyn, da der Verfasser vorzüglich nur solche Stücke gewählt hat, die das jugendliche Gemüth ansprechen.

Leipzig, im April 1829.

Carl Enobloch.

---

[167] Neue Musikalien.

Bey mir ist erschienen:

Die Stumme von Portici, grosse Oper von Auber, ganz vollständiger Klavier-Auszug mit deutschem und französ. Text. Ladenpreis 8 Rthlr.

Die Ouverture zu 2 und 4 Händen, Ballets und Arien daraus auch einzeln.

H. A. Probst in Leipzig.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberöhrigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

Digitized by Google

N°. 18.

Intelligenz-Blatt

1829.

[181]

Verlags-Bericht

der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung

und ihrer

Literarisch-Artistischen Anstalt zu München.

Bis zur Ostermesse sind erschienen:

Almanach des Dames pour l'an 1829. 3 fl.

Arnd, E., israelitische Gedichte. Velinpr. 1 fl. 24 kr. Druckpr. 1 fl. 12 kr.

Ausland, das, für 1829. 16 fl.

Arel, eine Romanze von E. Tegner, aus dem Schwed. von Mohnike. 30 kr.

Baader, Vorlesungen über spekulative Dogmatik. Erstes Heft. 1 fl.

Beer, M., der Paria, ein Trauerspiel. 36 kr.

— — Struensee, ein Trauerspiel. 1 fl. 45 kr.

Begebenheiten des Hajji Baba von Ispahan. Zwey Theile. 3 fl. 12 kr.

Bernoulli, Vademecum des Mechanikers oder praktisches Handbuch für Mechaniker u. s. w. nach Robert Brunton bearbeitet. 48 kr.

Bonstetten, Philosophie der Erfahrung. Zwey Theile. 4 fl.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 3r. Band. Velinpapier 4 fl. 12 kr. weiß Druckpapier 3 fl. 24 kr.

Chronik (1572) aus der Zeit Karl IX. vom Verfasser des Theaters der Clara Gazul. Aus dem Franz. 2 fl. 24 kr.

Correspondenzblatt, des Würt. landwirthschaftl. Vereins. 1829. 12 Hefte. 3 fl.

Dom, der, von Kölln. — Prachtwerk. Herausgegeben von Dr. S. Boisserée. 3te Lfrg. 1ste Ausgabe. 60 fl. 2te — 120 fl. 3te — 150 fl.

Entwurf einer Strafprozeß-Ordnung für Würtemberg. 1 fl. 24 kr.

Freyberg, M., Freyh. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, II. 2s, 3s Heft. 3 fl. 15 kr.

Goethe, v., Gedichte. 2 Thle. 8. 4te Auflage. 5 fl. 12 kr.

— v. Sämmtliche Werke. Taschen-Ausgabe. 5te Lfrg. oder 21ster bis 25ster Bd. Velinpr. 5 fl. 24 kr. Druckpr. 3 fl. 36 kr.

Graff, Diutiska III. 1s Heft. 1 fl. 24 kr.

Herder, J. G. v., sämmtliche Werke. Taschen-Ausgabe. 6te Lfrg. oder 31s bis 36r Bd. Velinpr. 4 fl. 48 kr. Druckpr. 3 fl. 12 kr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. 1829. 12 Hefte. 16 fl.

Hesperus, encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgeg. von C. C. Andre. Jahrg. 1829. 16 fl.

v. Hoerdt, Unterricht über die Pferde-Hufbeschlagekunst mit Lithographien. 2te Auflage. 2 fl. 42 kr.

Humboldt, A. v., Reisen nach den Aequinoctial-Gegenden. Hist. Theil. 6r Bd. 1ste Abthlg. 2 fl. 42 kr.

Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. 1829. 21 fl.

Immermann, die Schule der Frommen, Lustspiel. 1 fl.

Journal, polytechn. v. Dingler, Jahrg. 1829. 24 Hefte. 16 fl.

Kunstblatt 1829. 6 fl.

Linné, Systema vegetab. ed. Schultes. Tom. VII. p. 1. 7 fl. 30 kr.

Literaturblatt 1829. 6 fl.

Mannert Geschichte der alten Deutschen. 1r Bd. 4 fl.

Martius, Flora Brasiliensis Tom. II. p. 1. Auch unter dem Titel: Agrostologia Brasiliensis auct. Nees io ab Esenbeck. 5 fl.

Memminger, J. D. G., Oberämter Würtembergs. 6tes Heft. Saulgau. 1 fl. 12 kr.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1829. 20 fl.

Mozin, Dictionnaire portatif. Tom. II. et dernier, als Rest.

Napoleon in Aegypten, Gedicht von Barthelemy und Mery. Metrisch übersezt von G. Schwab. Mit dem franz. Original zur Seite. 1 fl. 36 kr.

National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten, herausgegeben von C. C. Andre. Siebenter Jahrgang. 1829. 2 fl.

Pabst, Anleitung zur Rindviehzucht und zur verschiedenartigen Benutzung des Hornviehes. 2 fl. 45 kr.

Panorama von Stuttgart. 2 fl.

Platen, Gr. A., der romant. Oedipus. Velinpr. 1 fl. 15 kr. Druckpr. 45 kr.

Revscher, Dr. A. L., vollständige historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der würtemb. Gesetze. 1r Bd. 4 fl. 34 kr.

Ristelhuber, über die Nothwendigkeit der Errichtung von Arbeits- und Erziehungsanstalten für ganz verwahrloste Kinder. 6 fl.

Runen, von L. A. Rilander; aus dem Schwed. von Mohnike. 54 kr.

Digitized by Google

Schenk, Ed. v., Schauspiele. 1r Bd. 2 fl.
Staatsakten und Urkunden, neueste, IIr bis 14r Bd. 12 Hefte. 16 fl.
Thiersch, gelehrte Schulen III. 16 Heft. 1 fl.
Zeitung, allgemeine. 16 fl.
Nominal- und Sachregister besonders 30 kr.

Künftig erscheinende Bücher:

Abhandlungen, naturwissensch., herausgegeben von einer Gesellschaft in Würtemberg. III. 1s. 2s Heft.
Annalen, neue allgem. politische. Neue Folge.
Bonstetten Briefe an Müller.
Brönstedt Reisen durch Griechenland. 2te Lfrg.
Chi-king sive Confucci liber carminum ex lat. interp. P. Alexandri de la Carme soc. Jesu Edit. J. Mohl.
Confucci J-king ex lat. interpr patrum soc. Jesu nunc prim. ed. J. Mohl.
Denkmale der christl. Religion oder Sammlung der ältesten Kirchen oder Basiliken in Rom, vom 4ten bis 13ten Jahrhundert, von Gutensohn und Knapp, 6s und 7s und leztes Heft.
Elsner, deutsche Landwirthschaft. 2 Bände.
Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. 3r Band.
Fernow, ital. Sprachlehre. 2 Thle. 3te Aufl.
Fischer, J. B., Dr. Synopsis Mammalium.
Freisauff von Neudegg, Planetarium.
Fritz, Polizey-Gesetze der Residenzstadt Stuttgart.
Gerhard, antike Bildwerke. 2r Thl.
v. Goethe, Gedichte 24 Zeichnungen von F. Neureutter. 12 Hefte. Fol.
Goethe's Kunst und Alterthum. 6r Bd. 3s Heft.
— Werke. gr. 8. in 40 Bänden. 3te Lfrg.
Gros, Naturrecht. 5te Auflage.
Hain, D. L., Repertorium bibliograph., quo libri omnes ab arte inventa usque ad Annum MD. typis expressi ord. alph. enumer. Tom. II. sect. 1.
Hauff, J. G., biblische Real- und Verbal-Konkordanz, oder alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch. 1sten Bandes 2te Abthlg.
Humboldt, A. v., Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 1r Bd.
Jahrbücher, würtemb., von Memminger. 1827. 1s Heft.
Jahreszeiten, die, in Basreliefs entworfen von Weitbrecht.
Immermanns Gedichte.
Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama, neue Folge.
Kerner, D. J., die Seherin aus Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen, in 2 Theilen, mit 8 Steinabdrücken.
Klaproth Mithritades.
Lippold, Handbuch des vollständigen Gärtners, 2 Thle., neue verbesserte Auflage.
Malchus, v., Finanz-Wissenschaft und Finanz-Verwaltung.
Mendoza's Geschichte der Empörung der Mauren, übersezt von Dr. R. O. Spazier.
Menzel, W., Rübezahl, ein dramat. Mährchen. 8.
Nees von Esenbeck, Monographie der Ichneumoniden. 2 Bände.
Persoon, Synopsis plantarum, ed. Kunsch. 4 Vol., neue Auflage.
Prechtl, technologische Encyklopädie. 1r Bd.
Schillers Fr. v., sämmtl. Werke. gr. 8. in Einem Band.
Schmeller, J. A., bayrisches Wörterbuch. 3r Bd.
Schmid, Ed., über das Licht von Herschel.
Schubart, Geschichte der Seele.
Schwab, G., Gedichte. 2r Bd.
Spittler, sämmtliche Werke. 7r — 9r Bd.
Taschenbuch für Damen, für das Jahr 1830 mit engl. Stahlstichen.
Tennecker, S. v., Roßarzt, neue Auflage. 2r Bd. 1ste, 2te Abthlg.
Thibaudeau histoire gen. de Napoléon Bonaparte. Tom. VI. VII. VIII.
— Geschichte Napoleon Bonaparte's 6r, 7r, 8r Bd.
Thorwaldsen Alexanders Zug, von Overbeck gezeichnet und gestochen von Amsler in 17 Platten.
Trorler, Logik, die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniß. 2 Thle.
Uhland, Gedichte, 4te von dem Dichter vermehrte Auflage.
Wächter, Staatsrecht Würtembergs.
Wagler, Amphibien. Fasc. II.
Wörterbuch, allgemeines, geograph. statistisches. 1r Bd.

Neuigkeiten der literar.-artistischen Anstalt in München.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. 2 Thle. 4 fl. 48 kr.
Inland, das, Ein Tagblatt für das öffentliche Leben in Deutschland mit vorzüglicher Rücksicht auf Bayern. 1ster Jahrgang 1829 13 fl. 30 kr. für Bayern. 13 fl.
Kleinschrod, C. Th., Ueber die Beförderungsmittel der Agrikultur und des Gewerbswesens in Frankreich. Eine staatswirthschaftliche Betrachtung. gr. 8. 1 fl. 24 kr.
Schmidlein, Ph., Prüfungen und Erörterungen. 2 fl.
Sonne, D. A., Beschreibung des Königreichs Hannover, in 3 Büchern. 1r Thl. 2 fl. 24 kr.
Zuccarini, Charakteristik der deutschen Holzgewächse im blattlosen Zustande, mit Abbildungen. 1s Heft.

Charten.

So eben ist erschienen:

Charte des Osmanischen Reichs in Europa mit einem Theile desselben in Asien, nebst den angränzenden östreichischen und russischen Gebieten in dem Stande vom Jahr 1828 bearbeitet, in 6 Blättern nach den besten Quellen. Preis für alle 6 Blätter 4 fl.
Das Blatt einzeln 1 fl.

Im Laufe dieses Jahres erscheinen:

Schulcharte von Europa. 4 Blatt rauhaus.
Charte vom jetzigen Griechenland in Vergleich zum Alten. 1 Blatt rauhaus.
Reisecharte in die südbayerischen Hochgebirge. 2 Bl. rauhaus.
Administrativcharte vom Isarkreis des Königreichs Bayern rauhaus.
Geographische Charte von Oestreich, Ungarn und Siebenbürgen rauhaus.
Hydrographische Charte von der Schweiz. 1 Bl. rauhaus.
Reisecharte von der Schweiz rauhaus.

Digitized by Google

1.1.1 Uses of Computer Networks

Many companies have a substantial number of computers. For example, a company may have computers for individual workers to plan, keep records, and design products. Initially, these computers may have been used individually, but at some point, management may have decided to connect them to be able to distribute information throughout the company.

Roughly put, this desire stems from the fact that companies often have many departments that originally operated independently but suddenly discover that they need to interact to get organized, for example, to market their products effectively. This realization leads to the need to connect our computers so that we can manage the company as a whole. This may mean connecting the computers of different departments, so that one department can use the data produced by another department. Typically, the more data that are available, the more complex the processing that can be done on them. Management may also want to connect its computers to those of its suppliers or customers to obtain and process their data. Small companies may have only one location but large companies usually have multiple locations scattered in different cities, countries, or even continents. Sometimes, a new company may be formed entirely by computer networks, with no physical existence at all. For example, a group of people may start a company by communicating over the Internet: designing their Web pages, creating boilerplate for contracts, and so on.

Computer networks can be extremely valuable for small companies, too. They can allow employees to share valuable information, such as customer prospects, quotes, and inventory records. Networks can also support electronic mail between employees, which is faster than physical meetings or telephone calls. Once networks are established, it is usually straightforward to add, remove, or move computers, and the network will automatically reconfigure itself to continue working. For people who must work with computers at home, networks provide a link to the information and services that are needed.

Another common use of networks is to access remote information. People may want to interact with distant databases for entertainment, shopping, work, or other purposes. This is already a huge area that is growing rapidly. It is common for many people to read and write mail, order products, and perform many other activities that rely on interacting with remote computers.

Moving from companies to people, computer networks offer a powerful communication channel for individuals. Using the Internet, two people who want to collaborate on a project can often exchange messages, files, and perform complex interactions even if they rarely see each other. Similarly, a group of friends can use the Internet to find out about events that interest them. Many Internet newsgroups and Web sites are dedicated to people who have a common hobby, such as a particular kind of music, sport, or food.

Finally, computer networks can provide people access to digital entertainment. Many people like to download music, movies, and books, and read the news online. Other people like to play games that require many participants scattered around the network. Digital entertainment is already a huge industry that is growing rapidly.

1.1.2 Network Hardware

It is now time to turn our attention from the applications and social aspects of networking to the technical issues involved in network design. There is no generally accepted taxonomy into which all computer networks fit, but two dimensions are important: transmission technology and scale. We will now examine each of these in turn.

Broadly speaking, there are two types of transmission technology that are in widespread use:

1. Broadcast links.
2. Point-to-point links.

Broadcast networks have a single communication channel that is shared by all the machines on the network. Short messages, called packets in certain contexts, sent by any machine are received by all the others. An address field within each packet specifies the intended recipient. Upon receiving a packet, a machine checks the address field. If the packet is intended for the receiving machine, that machine processes the packet; if the packet is intended for some other machine, it is ignored.

As an analogy, consider someone who walks down the hallway of a train shouting "Watson, come here. I want you." Many passengers will hear the announcement. Broadcast systems usually also allow the possibility of addressing a packet to all destinations by using a special code in the address field. When a packet with this code is transmitted, it is received and processed by every machine on the network. This mode of operation is called broadcasting. Some broadcast systems also support transmission to a subset of the machines, something known as multicasting.

Point-to-point networks consist of many connections between individual pairs of machines. To go from the source to the destination, a packet on this type of network may have to first visit one or more intermediate machines. Often multiple routes, of different lengths, are possible, so finding good ones is important in point-to-point networks. As a general rule (although there are many exceptions), smaller, geographically localized networks tend to use broadcasting, whereas larger networks usually are point-to-point. Point-to-point transmission with one sender and one receiver is sometimes called unicasting.

An alternative criterion for classifying networks is their scale. Distance is important as a basis for classification because different technologies are used at different scales. We will start with personal networks, networks for a single person, and work our way up to larger and larger networks. An example of each is given in Fig. 1-1.

Interprocessor distance	Processors located in same	Example
1 m	Square meter	Personal area network
10 m	Room	Local area network
100 m	Building	Local area network
1 km	Campus	Local area network
10 km	City	Metropolitan area network
100 km	Country	Wide area network
1000 km	Continent	Wide area network
10,000 km	Planet	The Internet

Figure 1-1. Classification of interconnected processors by scale.

Personal area networks, or PANs, let devices communicate over the range of a person. A common example is a wireless network that connects a computer with its peripherals. Almost every computer has an attached monitor, keyboard, mouse, and printer. Without using wireless, this connection must be done with cables. So many new users have trouble figuring out which cable plugs into which socket. As an aid to these users, some companies have agreed to provide a wireless option for their customers. Other PANs connect headsets and computer gaming devices, and so on.

Local area networks, or LANs, are networks that are usually confined to a single building or campus. They are widely used to connect personal computers in offices and factories to share resources (e.g., printers) and exchange information. LANs are distinguished from other kinds of networks by three characteristics: (1) their size, (2) their transmission technology, and (3) their topology. LANs are restricted in size, which means that the worst-case transmission time is bounded and known in advance. Knowing this bound makes it possible to use certain kinds of designs that would not otherwise be possible. It also simplifies network management. LANs may use a transmission technology consisting of a cable to which all the machines are attached, like the telephone company lines once used in rural areas. Traditional LANs run at speeds of 10 Mbps to 100 Mbps, have low delay (microseconds or nanoseconds), and make very few errors. Newer LANs operate at up to 10 Gbps. In this book, we will adhere to tradition and measure line speeds in Mbps and Gbps, where 1 Mbps is 1,000,000 bits/sec and 1 Gbps is 1,000,000,000 bits/sec.

Various topologies are possible for broadcast LANs. Figure 1-2 shows two of them. In a bus (i.e., a linear cable) network, at any instant at most one machine is the master and is allowed to transmit. All other machines are required to refrain from sending. An arbitration mechanism is needed to resolve conflicts when two or more machines want to transmit simultaneously. The arbitration mechanism may be centralized or distributed. IEEE 802.3, popularly called Ethernet, for example, is a bus-based broadcast network with decentralized control, usually operating at 10 Mbps to 10 Gbps. Computers on an Ethernet can transmit whenever they want to; if two or more packets collide, each computer just waits a random time and tries later.

Figure 1-2. Two broadcast networks. (a) Bus. (b) Ring.

A second type of broadcast system is the ring. In a ring, each bit propagates around on its own, not waiting for the rest of the packet to which it belongs. Typically, each bit circumnavigates the entire ring in the time it takes to transmit a few bits, often before the complete packet has even been transmitted. As with all other broadcast systems, some rule is needed for arbitrating simultaneous accesses to the ring. Various methods, such as having the machines take turns, are in use. IEEE 802.5 (the IBM token ring), is a ring-based LAN operating at 4 and 16 Mbps. FDDI is another example of a ring network.

Broadcast networks can be further divided into static and dynamic, depending on how the channel is allocated. A typical static allocation would be to divide up time into discrete intervals and use a round robin algorithm, allowing each machine to broadcast only when its time slot comes up. Static allocation wastes channel capacity when machines have nothing to say during their allocated slot, so most systems attempt to allocate the channel dynamically (i.e., on demand).

Dynamic allocation methods for a common channel are either centralized or decentralized. In the centralized channel allocation method, there is a single entity, for example, a bus arbitration unit, which determines who goes next. It might do this by accepting requests and making a decision according to some internal algorithm. In the decentralized channel allocation method, there is no central entity; each machine must decide for itself whether to transmit. You might think that this always leads to chaos, but later we will study many algorithms designed to bring order out of the potential chaos.

Metropolitan area networks, or MANs, cover a city. The best-known example of a MAN is the cable television network available in many cities. This system grew from older community antenna systems used in areas with poor over-the-air television reception. In these early systems, a large antenna was placed on top of a nearby hill and signal was then piped to the subscribers' houses. At first, these were point-to-point systems built by engineering companies. Later, cable television companies began offering Internet access over the same cables. These MANs are high-performance broadcast systems. They can support speeds of hundreds of Mbps over tens of kilometers.

A wide area network, or WAN, spans a large geographical area, often a country or continent. It contains a collection of machines intended for running user (i.e., application) programs. We will follow traditional usage and call these machines hosts. The hosts are connected by a communication subnet, or just subnet for short. The job of the subnet is to carry messages from host to host, just as the telephone system carries words (really just sounds) from speaker to listener. Separation of the pure communication aspects of the network (the subnet) from the application aspects (the hosts) greatly simplifies the complete network design.

In most WANs, the subnet consists of two distinct components: transmission lines and switching elements. Transmission lines move bits between machines. They can be made of copper wire, optical fiber, or even radio links. Switching elements are specialized computers that connect three or more transmission lines. When data arrive on an incoming line, the switching element must choose an outgoing line on which to forward them. These switching computers have been called by various names in the past; the name router is now most commonly used. Unfortunately, some people pronounce it "rooter" and others have it rhyme with "outer." Determining which is correct is left as an exercise for the reader. (Note: the perceptive reader will observe that there are two kinds of exercises: easy and left as an exercise for the reader.)

In most WANs, the network contains numerous transmission lines, each one connecting a pair of routers. If two routers that do not share a transmission line wish to communicate, they must do this indirectly, via other routers. When a packet is sent from one router to another via one or more intermediate routers, the packet is received at each intermediate router in its entirety, stored there until the required output line is free, and then forwarded. A subnet organized according to this principle is called a store-and-forward or packet-switched subnet. Nearly all WANs (except those using satellites) have store-and-forward subnets. When the packets are small and all the same size, they are often called cells.

The principle of a packet-switched WAN is so important that we will come back to it several times later in this book. For now, we will just observe that packet-switching networks are one place where the term switched makes sense. In contrast, in a broadcast network, every machine is always connected to the machine it wants to talk to. As an example of the delivery of a message over a WAN, consider our company with computers in many cities. When the computer in Amsterdam wants to send a message to the computer in Paris, the message will have to first go to the local router, which sends it to the router in London or directly to the router in Paris, depending on which lines it has. This router will then forward the message to the router that has a line to Paris, which will then deliver the message to the computer in Paris. The path that the message must follow is entirely software controlled; hardware is not involved.

Wireless networks are becoming extremely common. Many homes have a wireless network for connecting computers, videogames, and phones. Cellular networks are also a form of wireless network. Satellite networks are also wireless in a sense. Wireless networks can be broadcast networks and can operate at a range of speeds. They often connect to wired networks to reach remote computers.

An internetwork is formed when distinct networks are connected together. We consider the connection of an internetwork to be a WAN or MAN if the networks that they connect are WANs or MANs. We do not normally consider two LANs connected directly (e.g., via cables) to be an internetwork, but rather a single LAN.

1.1.3 Network Software

The first computer networks were designed with the hardware as an afterthought. This strategy no longer works. Network software is now highly structured. In the following sections we examine the software structuring technique in some detail. The method described here forms the keystone of the entire book.

Protocol Hierarchies

To reduce their design complexity, most networks are organized as a stack of layers or levels, each one built upon the one below it. The number of layers, the name of each layer, the contents of each layer, and the function of each layer differ from network to network. The purpose of each layer is to offer certain services to the higher layers, shielding those layers from the details of how the offered services are actually implemented. In a sense, each layer is a kind of virtual machine, offering certain services to the layer above it.

This concept is actually a familiar one and used throughout computer science, where it is variously known as information hiding, abstract data types, data encapsulation, and object-oriented programming. The fundamental idea is that a particular piece of software (or hardware) provides a service to its users but keeps the details of its internal state and algorithms hidden from them.

Layer n on one machine carries on a conversation with layer n on another machine. The rules and conventions used in this conversation are collectively known as the layer n protocol. Basically, a protocol is an agreement between the communicating parties on how communication is to proceed. As an analogy, when a woman is introduced to a man, she may decide to stick out her hand. He, in turn, may decide either to shake her hand or kiss it, depending, for example, on whether she is an American lawyer at a business meeting or a European princess at a formal ball. Violating the protocol will make communication more difficult, if not impossible.

A five-layer network is illustrated in Fig. 1-3. The entities comprising the corresponding layers on different machines are called peers. The peers may be processes, hardware devices, or even human beings. In other words, it is the peers that communicate by using the protocol to talk to each other.

Figure 1-3. Layers, protocols, and interfaces.

In reality, no data are directly transferred from layer n on one machine to layer n on another machine. Instead, each layer passes data and control information to the layer immediately below it, until the lowest layer is reached. Below layer 1 is the physical medium through which actual communication occurs. In Fig. 1-3, virtual communication is shown by dotted lines and physical communication by solid lines.

Between each pair of adjacent layers is an interface. The interface defines which primitive operations and services the lower layer makes available to the upper one. When network designers decide how many layers to include in a network and what each one should do, one of the most important considerations is defining clean interfaces between the layers. Doing so, in turn, requires that each layer perform a specific collection of well-understood functions. In addition to minimizing the amount of information that must be passed between layers, clean-cut interfaces also make it simpler to replace the implementation of one layer with a completely different implementation (e.g., all the telephone lines are replaced by satellite channels) because all that is required of the new implementation is that it offer exactly the same set of services to its upstairs neighbor as the old implementation did. In fact, it is common that different hosts use different implementations.

A set of layers and protocols is called a network architecture. The specification of an architecture must contain enough information to allow an implementer to write the program or build the hardware for each layer so that it will correctly obey the appropriate protocol. Neither the details of the implementation nor the specification of the interfaces is part of the architecture because these are hidden away inside machines and not visible from the outside. It is not even necessary that the interfaces on all machines in a network be the same, provided that each machine can correctly use all the protocols. A list of the protocols used by a certain system, one protocol per layer, is called a protocol stack. The subjects of this book are networks, architectures, protocols, and stacks.

Design Issues for the Layers

Some of the key design issues that occur in computer networks are present in several layers. Below we will briefly discuss some of these issues.

Every layer needs a mechanism for identifying its senders and receivers. Since a network normally has many computers, each of which has one or more processes, some means is needed for a process on one machine to specify with which process it wants to talk. As a consequence of having multiple destinations, some form of addressing is needed in order to specify a specific destination.

Another set of design decisions concerns the rules for data transfer. In some systems, data only travel in one direction; in others, data can travel in both directions. The protocol must also determine how many logical channels the connection corresponds to and what their priorities are. Many networks provide at least two logical channels per connection, one for normal data and one for urgent data.

Error control is an important issue because physical communication circuits are not perfect. Many error-detecting and error-correcting codes are known, but both ends of the connection must agree on which one is being used. In addition, the receiver must have a way of telling the sender which messages have been received correctly and which have not.

Not all communication channels preserve the order of messages sent on them. To deal with a possible loss of sequencing, the protocol must make explicit provision for the receiver to allow the pieces to be reassembled properly. An obvious solution is to number the pieces, but this solution still leaves open the question of what should be done with pieces that arrive out of order.

An issue that occurs at every level is how to keep a fast sender from swamping a slow receiver with data. Various solutions have been proposed and will be discussed later. Some of them involve some form of feedback from the receiver to the sender, either directly or indirectly, about the receiver's current situation. Others limit the sender to an agreed-upon transmission rate.

Another issue is how to allow an arbitrary number of processes to use the network simultaneously. The ability for processes to communicate is not enough; some bookkeeping is required to prevent two processes from confusing each other's messages. To allow for growth from low data rates to high data rates, various solutions are possible. Often hierarchical schemes are used.

When the network can route data along more than one path, it may be advantageous to use multiple paths to increase the data rate. Sometimes bookkeeping is needed to make sure that packets arrive in the proper order when they may take different routes.

Finally, when the network can route data along more than one path, it may be advantageous to use multiple paths to increase the data rate. Sometimes bookkeeping is needed to make sure that packets arrive in the proper order when they may take different routes.

Connection-Oriented and Connectionless Services

Layers can offer two different types of service to the layers above them: connection-oriented and connectionless. In this section we will look at these two types and examine the differences between them.

Connection-oriented service is modeled after the telephone system. To talk to someone, you pick up the phone, dial the number, talk, and then hang up. Similarly, to use a connection-oriented network service, the service user first establishes a connection, uses the connection, and then releases the connection. The essential aspect of a connection is that it acts like a tube: the sender pushes objects (bits) in at one end, and the receiver takes them out in the same order at the other end.

In contrast, connectionless service is modeled after the postal system. Each message carries the full destination address, and each one is routed through the system independently of all the others. Normally, when two messages are sent to the same destination, the first one sent will be the first one to arrive. However, it is possible that the first one sent will be delayed so that the second one arrives first.

Each service can be characterized by a quality of service. Some services are reliable in the sense that they never lose data. Usually, a reliable service is implemented by having the receiver acknowledge the receipt of each message so the sender is sure that it arrived. The acknowledgement process introduces overhead and delays, which are often worth it but sometimes undesirable.

A typical situation in which a reliable connection-oriented service is appropriate is file transfer. The owner of the file wants to be sure that all the bits arrive correctly and in the same order they were sent. Very few file transfer customers would prefer a service that sometimes scrambles or loses a few bits, even if it is much faster.

Reliable connection-oriented service has two minor variations: message sequences and byte streams. In the former variant, the message boundaries are preserved. When two 1-KB messages are sent, they arrive as two distinct 1-KB messages, never as one 2-KB message. In the latter, the connection is simply a stream of bytes, with no message boundaries. When 2 KB arrive at the receiver, there is no way to tell if they were sent as one 2-KB message, two 1-KB messages, or 2048 1-byte messages. If the pages of a book are sent across a network to a phototypesetter as separate messages, it might be important to preserve the message boundaries. On the other hand, if a user is logging into a remote server, a byte stream from the computer is all that is needed. Whenever the message boundaries are not relevant or must be invented by the transport layer, the byte stream is simple and convenient.

For some applications, the transit delays introduced by acknowledgements are unacceptable. One such application is digitized voice traffic, which customers prefer to receive some data quickly rather than receive data with high reliability. Real-time applications, such as sensors and control, also fall into this category. Unreliable (meaning not acknowledged) connection-oriented service is called reliable message stream service. Unreliable connectionless service is called datagram service, in analogy with telegram service, which also does not return an acknowledgement to the sender.

In some services, the sender or receiver may want to define certain restrictions on the delivery time, for example, to limit the amount of jitter. Applications that handle streaming media often have this kind of requirement.

Sometimes, connectionless service is called unreliable service. This is misleading. Even though datagram service is not reliable, it is often good enough for many purposes. For example, if a packet is sent over a network that is very reliable, it is likely to arrive correctly. Nevertheless, if the application needs to be sure that all packets have been received, it is better to use a connection-oriented service.

In some cases, the client and server will always exchange only a single request and a single reply. For example, a request to look up the address associated with a name and a reply containing the address may be all that is needed. Connectionless service is usually used in this case because connection establishment takes three messages even if the application data (the request or the reply) fit in a single packet.

Service Primitives

A service is formally specified by a set of primitives (operations) available to a user process to access the service. These primitives tell the service to perform some action or report on an action taken by a peer entity. If the protocol stack is located in the operating system, as it usually is, the primitives are normally system calls. These calls cause a trap to kernel mode, which then turns control of the machine over to the operating system to send the necessary packets.

The set of primitives available depends on the nature of the service being provided. The primitives for connection-oriented service are different from those for connectionless service. As a minimal example of the service primitives that might be provided to implement a reliable byte stream between a client and a server, consider the primitives listed in Fig. 1-4.

Primitive	Meaning
LISTEN	Block waiting for an incoming connection
CONNECT	Establish a connection with a waiting peer
ACCEPT	Accept an incoming connection from a peer
RECEIVE	Block waiting for an incoming message
SEND	Send a message to the peer
DISCONNECT	Terminate a connection

Figure 1-4. Six service primitives that provide a simple connection-oriented service.

These primitives might be used in the following way. First, the server executes LISTEN to indicate that it is willing to accept incoming connections. A common way to implement LISTEN is to make it a blocking system call. After executing the primitive, the server process is blocked until a request for connection appears. Next, the client process executes CONNECT to establish a connection with the server. The CONNECT call needs to specify who to connect to, so it might have a parameter giving the server's address. The operating system then typically sends a packet to the peer asking it to connect. The client process is suspended until there is a response. When the packet arrives at the server, the server is unblocked and can establish the connection with ACCEPT. The server can then RECEIVE for the first request. Then the client can SEND its request. After the request has been sent, the client can RECEIVE to block until the reply comes back.

When the server process has the request, it can do the work needed to handle it. Then it uses SEND to send the reply to the client. With this arrangement, the server must execute RECEIVE before the client can send the second message. The packet arrival at the server side causes the server to be unblocked so it can handle the message. When it is done, it calls SEND to send the reply to the client. After this has arrived, the client is unblocked so it can examine the reply. To release the connection, both parties execute DISCONNECT. Usually, a call by one party initially results in a packet being sent and the other party executing a DISCONNECT to fully release the connection.

The Relationship of Services to Protocols

Services and protocols are distinct concepts. This distinction is so important that we emphasize it again here. A service is a set of primitives that a layer provides to the layer above it. The service defines what operations the layer is prepared to perform on behalf of its users, but it says nothing at all about how these operations are implemented. A service relates to an interface between two layers, with the lower layer being the service provider and the upper layer being the service user.

In contrast, a protocol is a set of rules governing the format and meaning of the packets, or messages that are exchanged by the peer entities within a layer. Entities use protocols to implement their service definitions. They are free to change their protocols at will, provided they do not change the service visible to their users. In this way, the service and the protocol are completely decoupled. This is a key concept that any network designer must understand well.

To repeat this crucial point, services relate to the interfaces between layers, as illustrated in Fig. 1-3. In contrast, protocols relate to the packets sent between peer entities on different machines. It is important not to confuse these two concepts.

An analogy with programming languages is worthwhile. A service is like an abstract data type or an object in an object-oriented language. It defines operations that can be performed on an object but does not specify how these operations are implemented. A protocol relates to the implementation of the service and as such is not visible to the user of the service.

Many older protocols did not distinguish the service from the protocol. In effect, a typical layer might have had a service primitive SEND PACKET with the user providing a pointer to a fully assembled packet. This arrangement meant that all changes to the protocol were immediately visible to the users. Most network designers now regard such a design as a serious mistake.

1.1.4 Reference Models

Now that we have discussed layered networks in the abstract, it is time to look at some examples. In the next two sections we will discuss two important network architectures, the OSI reference model and the TCP/IP reference model. Although the protocols associated with the OSI model are rarely used any more, the model itself is quite general and still valid, and the features discussed at each layer are still very important. The TCP/IP model has the opposite properties: the model itself is not of much use but the protocols are widely used. For this reason we will look at both in detail. Also, sometimes you can learn more from failures than from successes.

The OSI Reference Model

The OSI model (minus the physical medium) is shown in Fig. 1-5. This model is based on a proposal developed by the International Standards Organization (ISO) as a first step toward international standardization of the protocols used in the various layers. It was revised in 1995. The model is called the ISO OSI (Open Systems Interconnection) Reference Model because it deals with connecting open systems—that is, systems that are open for communication with other systems. We will just call it the OSI model for short.

Figure 1-5. The OSI reference model.

The OSI model has seven layers. The principles that were applied to arrive at the seven layers can be briefly summarized as follows:

1. A layer should be created where a different level of abstraction is needed.
2. Each layer should perform a well-defined function.
3. The function of each layer should be chosen with an eye toward defining internationally standardized protocols.
4. The layer boundaries should be chosen to minimize the information flow across the interfaces.
5. The number of layers should be large enough that distinct functions need not be thrown together in the same layer out of necessity and small enough that the architecture does not become unwieldy.

Here is a brief description of each layer, starting at the bottom. We will come back to each of these layers in detail later in the book.

The physical layer is concerned with transmitting raw bits over a communication channel. The design issues have to do with making sure that when one side sends a 1 bit it is received by the other side as a 1 bit, not as a 0 bit. Typical questions here are how many volts should be used to represent a 1 and how many for a 0, how many nanoseconds a bit lasts, whether transmission may proceed simultaneously in both directions, how the initial connection is established and how it is torn down when both sides are finished, and how many pins the network connector has and what each pin is used for. The design issues here largely deal with mechanical, electrical, and procedural interfaces, and the physical transmission medium, which lies below the physical layer.

The data link layer's task is to take a raw transmission facility and transform it into a line that appears free of undetected transmission errors to the network layer. It accomplishes this task by having the sender break the input data up into data frames (typically a few hundred or a few thousand bytes), transmit the frames sequentially, and process the acknowledgement frames sent back by the receiver. Since the physical layer merely accepts and transmits a stream of bits without any regard to meaning or structure, it is up to the data link layer to create and recognize frame boundaries. This can be accomplished by attaching special bit patterns to the beginning and end of the frame. If these bit patterns can occur in the data, special care must be taken to make sure these patterns are not incorrectly interpreted as frame delimiters.

A noise burst on the line can destroy a frame completely. In this case, the data link layer software on the source machine can retransmit the frame. However, multiple transmissions of the same frame introduce the possibility of duplicate frames. A duplicate frame could be sent if the acknowledgement frame from the receiver back to the sender were destroyed. It is up to this layer to solve the problems caused by damaged, lost, and duplicate frames. The data link layer may offer several different service classes to the network layer, each of a different quality and with a different price.

Another issue that arises in the data link layer (and most of the higher layers as well) is how to keep a fast transmitter from drowning a slow receiver in data. Some traffic regulation mechanism is often needed to let the transmitter know how much buffer space the receiver has at the moment. Frequently, this flow regulation and the error handling are integrated.

If the line can transmit bits in both directions, this introduces a new complication that the data link layer software must deal with. The problem is that the acknowledgement frames for A to B traffic must compete for the use of the line with data frames for B to A traffic. A clever solution has been devised for this problem and will be discussed later.

The network layer controls the operation of the subnet. A key design issue is determining how packets are routed from source to destination. Routes can be based on static tables that are "wired into" the network and rarely changed. They can also be determined at the start of each conversation, for example, a terminal session (e.g., a login to a remote machine). Finally, they can be highly dynamic, being determined anew for each packet, to reflect the current network load.

If too many packets are present in the subnet at the same time, they will get in one another's way, forming bottlenecks. The control of such congestion also belongs to the network layer. More generally, the quality of service provided (delay, transit time, jitter, etc.) is also a network layer issue.

When a packet has to travel from one network to another to get to its destination, many problems can arise. The addressing used by the second network may be different from that used by the first one. The second one may not accept the packet at all because it is too large. The protocols may differ, and so on. It is up to the network layer to overcome all these problems to allow heterogeneous networks to be interconnected.

In broadcast networks, the routing problem is simple, so the network layer is often thin or even nonexistent.

The transport layer accepts data from the session layer, splits it up into smaller units if need be, passes these to the network layer, and ensures that the pieces all arrive correctly at the other end. Furthermore, all this must be done efficiently and in a way that isolates the upper layers from the inevitable changes in the hardware technology over the course of time.

The transport layer also determines what type of service to provide to the session layer, and ultimately, to the users of the network. The most popular type of transport connection is an error-free point-to-point channel that delivers messages or bytes in the order in which they were sent. However, other possible kinds of transport service are the transporting of isolated messages with no guarantee about the order of delivery, and the broadcasting of messages to multiple destinations. The type of service is determined when the connection is established. (As an aside, an error-free connection is not possible; what is usually meant is that the error rate is low enough to ignore in practice.)

The transport layer is a true end-to-end layer, all the way from the source to the destination. In other words, a program on the source machine carries on a conversation with a similar program on the destination machine, using the message headers and control messages. In the lower layers, the protocols are between each machine and its immediate neighbors, and not between the ultimate source and destination machines, which may be separated by many routers. The difference between layers 1 through 3, which are chained, and layers 4 through 7, which are end-to-end, is illustrated in Fig. 1-5.

The session layer allows users on different machines to establish sessions between them. Sessions offer various services, including dialog control (keeping track of whose turn it is to transmit), token management (preventing two parties from attempting the same critical operation simultaneously), and synchronization (checkpointing long transmissions to allow them to continue from where they were after a crash).

The presentation layer is concerned with the syntax and semantics of the information transmitted. In order to make it possible for computers with different data representations to communicate, the data structures to be exchanged can be defined in an abstract way, along with a standard encoding to be used "on the wire." The presentation layer manages these abstract data structures and allows higher-level data structures to be defined and exchanged.

The application layer contains a variety of protocols that are commonly needed by users. One widely used application protocol is HTTP (HyperText Transfer Protocol), which is the basis for the World Wide Web. When a browser wants a Web page, it sends the name of the page it wants to the server using HTTP. The server then sends the page back. Other application protocols are used for file transfer, electronic mail, and network news.

The TCP/IP Reference Model

Let us now turn from the OSI reference model to the reference model used in the grandparent of all wide area computer networks, the ARPANET, and its successor, the worldwide Internet. Although we will give a brief history of the ARPANET later, it is useful now to mention a few key aspects of it. The ARPANET was a research network sponsored by the DoD (U.S. Department of Defense). It eventually connected hundreds of universities and government installations, using leased telephone lines. When satellite and radio networks were added later, the existing protocols had difficulty interworking with them, so a new reference architecture was needed. Thus, the ability to connect multiple networks in a seamless way was one of the major design goals from the very beginning. This architecture later became known as the TCP/IP Reference Model, after its two primary protocols. It was first defined in (Cerf and Kahn, 1974). A later perspective is given in (Leiner et al., 1985). The design criteria were:

1. Connect multiple networks seamlessly.
2. Survive subnet or gateway failures.
3. Support multiple types of services.
4. Be flexible.
5. Be efficient.
6. Be extensible.

Because the DoD was worried that some of its precious hosts, routers, and internetwork gateways might get blown to pieces at a moment's notice, another major goal was that the network be able to survive the loss of subnet hardware, with existing conversations not being broken off. In other words, the DoD wanted connections to remain intact as long as the source and destination machines were functioning, even if some of the machines or transmission lines in between were suddenly put out of operation. Furthermore, a flexible architecture was needed, since applications with divergent requirements, ranging from transferring files to real-time speech transmission, were envisioned.

The Internet layer is the linchpin that holds the whole architecture together. Its job is to permit hosts to inject packets into any network and have them travel independently to the destination (potentially on a different network). They may even arrive in a different order than they were sent, in which case it is the job of higher layers to rearrange them, if in-order delivery is desired. Note that "internet" is used here in a generic sense, even though this layer is present in the Internet.

The analogy here is with the (snail) mail system. A person can drop a sequence of international letters into a mailbox in one country, and with a high probability most of them will be delivered to the correct address in the destination country. Probably the letters will travel through one or more international mail gateways along the way, but this is transparent to the users. Furthermore, that each country (i.e., each network) has its own stamps, preferred envelope sizes, and delivery rules is hidden from the users.

The Internet layer defines an official packet format and protocol called IP (Internet Protocol). The job of the Internet layer is to deliver IP packets where they are supposed to go. Packet routing is clearly the major issue here, as is avoiding congestion. For these reasons, it is reasonable to say that the Internet layer is similar in functionality to the OSI network layer. Figure 1-6 shows this correspondence.

Figure 1-6. The TCP/IP reference model.

The layer above the Internet layer in the TCP/IP model is now usually called the transport layer. It is designed to allow peer entities on the source and destination hosts to carry on a conversation, just as in the OSI transport layer. Two end-to-end transport protocols have been defined here. The first one, TCP (Transmission Control Protocol), is a reliable connection-oriented protocol that allows a byte stream originating on one machine to be delivered without error on any other machine in the internet. It segments the incoming byte stream into discrete messages and passes each one on to the Internet layer. At the destination, the receiving TCP process reassembles the received messages into the output stream. TCP also handles flow control to make sure a fast sender cannot swamp a slow receiver with more messages than it can handle.

The second protocol in this layer, UDP (User Datagram Protocol), is an unreliable, connectionless protocol for applications that do not want TCP's sequencing or flow control and wish to provide their own. It is also widely used for one-shot, client-server-type request-reply queries and applications in which prompt delivery is more important than accurate delivery, such as transmitting speech or video. The relation of IP, TCP, and UDP is shown in Fig. 1-7. Since the model was developed, IP has been implemented on many other networks.

Figure 1-7. Protocols and networks in the TCP/IP model initially.

The application layer contains all the higher-level protocols. The first ones were virtual terminal (TELNET), file transfer (FTP), and electronic mail (SMTP). Many other protocols have been added to these over the years. Some important ones that we will study, in Fig. 1-8, include the Domain Name Service (DNS), which maps host names onto their network addresses, HTTP, the protocol for fetching pages on the World Wide Web, and RTP, the protocol for delivering real-time media such as voice or movies.

The host-to-network layer is the lowest layer in the TCP/IP reference model. It describes what links such as serial lines and classic Ethernet must do to meet the needs of this connectionless Internet layer. It is not really a layer at all in the normal sense, but rather an interface between hosts and transmission links. Early material on the TCP/IP model has little to say about it.

The Model Used in This Book

As mentioned above, the strength of the OSI reference model is the model itself (minus the presentation and session layers, which have proven to be of little use to most applications). It has served extremely well as a general framework for discussing computer networks. In contrast, the strength of the TCP/IP reference model is the protocols, which have been widely used for many years. Since computer scientists like to have their cake and eat it too, in this book we will use a hybrid model that has five layers, as shown in Fig. 1-8. This model has the physical, data link, network, transport, and application layers.

Figure 1-8. The hybrid reference model.

The physical layer specifies how to transmit bits across different kinds of media as electrical (or other analog) signals. The data link layer is concerned with how to send finite-length messages between directly connected computers with specified levels of reliability. Ethernet and 802.11 are examples of data link protocols.

The network layer deals with how to combine multiple links and networks into networks with arbitrary topologies and how to find the packets' destinations in these networks. The Internet Protocol is the principal example we will study for this layer.

The transport layer strengthens the guarantees provided by the network layer to provide more reliable or faster service to applications. Examples of transport protocols are TCP and UDP.

Finally, the application layer contains programs that make use of the network. Many, but not all, network applications have user interfaces, such as a Web browser. We will study the application layer as part of our discussion of protocols and layers.

1.1.5 Example Networks

The Internet is probably the most widely known computer network, but it is not the only one. There are also many other networks, both older and newer. In this section we will discuss two examples: the Internet and 802.11 wireless LANs. These will serve as important examples that we will return to later in the book.

The Internet

The Internet is not really a network at all, but a vast collection of different networks that use certain common protocols and provide certain common services. It is an unplanned system that has grown remarkably successfully over the years. The Internet has enabled hundreds of millions of computers throughout the world to communicate. It is hard to imagine modern life in many countries without it. Therefore, it will be discussed frequently throughout this book.

The term "Internet" comes from the word "internetwork." In this book, we will use the term "Internet" only to refer to the global internetwork that uses the TCP/IP protocols. We will use the term "internetwork" in a generic sense.

The Internet has its roots in the ARPANET, a research network sponsored by the DoD. It began operation in 1969 with three computers. This small beginning was rapidly followed by hundreds, then thousands, then millions of computers. Many of the early networks were joined to the ARPANET, and the term "Internet" came into general use. Around 1990, the ARPANET was shut down and the Internet was handed over to the management of the NSF. Later, the NSF allowed commercial Internet service providers to connect to the Internet backbone. The Internet was then taken over by thousands of commercial networks. Many of the early networks, including the ARPANET, no longer exist.

The Internet today is a collection of many networks operated by many companies and organizations. The physical backbone of the Internet is formed by the long-haul networks that connect major locations around the world. These networks are operated by companies such as Level 3 and Sprint. Connected to the backbone are the networks of Internet service providers that provide access to the Internet for computers in homes, businesses, and universities. Cable networks also provide Internet access. Finally, many computers are connected to the Internet by wireless networks.

802.11 Wireless LANs

Wireless networks are also becoming very popular. Many homes, offices, and public places such as cafes are now equipped with wireless networks for connecting computers, videogames, and phones. Cellular networks are also a form of wireless network. Satellite networks are also wireless in a sense. Wireless networks can be broadcast networks and can operate at a range of speeds. They often connect to wired networks to reach remote computers.

The most widely used wireless LANs are those based on the IEEE 802.11 standard. Since this standard is widely implemented, we will discuss it in detail later in the book. For now, we will just say that 802.11 networks are usually found in homes, offices, and public places such as cafes. They operate at speeds ranging from 11 Mbps to 54 Mbps.

1.1.6 Network Standardization

Many network vendors and suppliers exist, each with their own ideas of how things should be done. Without coordination, there would be complete chaos, and users would not be able to get much work done. The only way out is to agree on some network standards.

Standards fall into two categories: de facto and de jure. De facto (Latin for "from the fact") standards are those that have just happened, without any formal plan. The IBM PC and its successors are de facto standards for small office computers because many companies have chosen to buy them. De jure (Latin for "by law") standards are formal, legal standards adopted by some authorized standardization body. International standardization authorities are usually divided into two classes: those established by treaty among national governments and voluntary, nontreaty organizations. In computer network standardization, there are several of each variety, which we will discuss briefly below.

Who's Who in the Telecommunications World

The legal status of the worldwide telephone companies varies considerably from country to country. At one extreme are the United States and a handful of countries that have (or had) entirely private telephone systems. At the other extreme are countries in which the government has a complete monopoly on all telecommunications, including the mail, telegraph, telephone, radio, and television. In many countries, the telecommunications authority is a government-owned monopoly that may or may not be run as a government department.

With the worldwide growth of deregulation and competition, the trend is toward separating the government's regulatory role from the actual day-to-day operating agencies and introducing competition. Getting all the players to agree on anything is usually a big struggle. The existence of so many competing factions makes it difficult to introduce new services on an international scale because global services require cooperation to work. The need for international standards is clear. Many companies are very large and have operations in many countries. They want their computer networks to be compatible so that their employees can communicate efficiently, even if the company is organized as a collection of loosely-coupled profit centers.

Who's Who in the International Standards World

International standards are produced and published by international standardization authorities. These authorities are usually divided into two classes: those established by treaty among national governments and voluntary, nontreaty organizations. In computer network standardization, there are several of each variety

JS-CAND 44 (Rev. 12/12)

The JS-CAND 44 civil cover sheet and the information contained herein neither replace nor supplement the filing and service of pleadings or other papers as required by law, except as provided by local rules of court. This form, approved in its original form by the Judicial Conference of the United States in September 1974, is required for the use of the Clerk of Court for the purpose of initiating the civil docket sheet. Consequently, a civil cover sheet is submitted to the Clerk of Court for each civil complaint filed. The attorney filing a case should complete the form as follows:

I. (a) Plaintiffs-Defendants. Enter names (last, first, middle initial) of plaintiff and defendant. If the plaintiff or defendant is a government agency, use only the full name or standard abbreviations. If the plaintiff or defendant is an official within a government agency, identify first the agency and then the official, giving both name and title.

(b) County of Residence. For each civil case filed, except U.S. plaintiff cases, enter the name of the county where the first listed plaintiff resides at the time of filing. In U.S. plaintiff cases, enter the name of the county in which the first listed defendant resides at the time of filing. (NOTE: In land condemnation cases, the county of residence of the "defendant" is the location of the tract of land involved.)

(c) Attorneys. Enter the firm name, address, telephone number, and attorney of record. If there are several attorneys, list them on an attachment, noting in this section "(see attachment)".

II. Jurisdiction. Place an "X" in one of the boxes. If there is more than one basis of jurisdiction, precedence is given in the order shown below.

United States plaintiff. (1) Jurisdiction based on 28 U.S.C. 1345 and 1348. Suits by agencies and officers of the United States are included here.

United States defendant. (2) When the plaintiff is suing the United States, its officers or agencies, place an "X" in this box.

Federal question. (3) This refers to suits under 28 U.S.C. 1331, where jurisdiction arises under the Constitution of the United States, an amendment to the Constitution, an act of Congress or a treaty of the United States. In cases where the U.S. is a party, the U.S. plaintiff or defendant code takes precedence, and box 1 or 2 should be marked.

Diversity of citizenship. (4) This refers to suits under 28 U.S.C. 1332, where parties are citizens of different states. When Box 4 is checked, the citizenship of the different parties must be checked. (See Section III below; NOTE: federal question actions take precedence over diversity cases.)

III. Residence (citizenship) of Principal Parties. This section of the JS-CAND 44 is to be completed if diversity of citizenship was indicated above. Mark this section for each principal party.

IV. Nature of Suit. Place an "X" in the appropriate box. If the nature of suit cannot be determined, be sure the cause of action, in Section VI below, is sufficiently clear for this purpose.

V. Origin. Place an "X" in one of the seven boxes.

Original Proceedings. (1) Cases which originate in the United States district courts.

Removed from State Court. (2) Proceedings initiated in state courts may be removed to the district courts under Title 28 U.S.C. 1441. When the petition for removal is granted, check this box.

Remanded from Appellate Court. (3) Check this box for cases remanded to the district court for further action. Use the date of remand as the filing date.

Reinstated or Reopened. (4) Check this box for cases reinstated or reopened in the district court. Use the reopening date as the filing date.

Transferred from Another District. (5) For cases transferred under Title 28 U.S.C. 1404(a). Do not use this for within district transfers or multidistrict litigation transfers.

Multidistrict Litigation. (6) Check this box when a multidistrict case is transferred into the district under authority of Title 28 U.S.C. 1407.

Appeal to District Judge from Magistrate Judge. (7) Check this box for an appeal from a magistrate judge's decision.

VI. Cause of Action. Report the civil statute directly related to the cause of action and give a brief description of the cause. Do not cite jurisdictional statutes unless diversity. Example: U.S. Civil Statute: 47 USC 553 Brief Description: Unauthorized reception of cable service

VII. Requested in Complaint. Class Action. Place an "X" in this box if you are filing a class action under Rule 23, F.R.Cv.P.

Demand. In this space enter the dollar amount (in thousands of dollars) being demanded or indicate other demand such as a preliminary injunction.

Jury Demand. Check the appropriate box to indicate whether or not a jury is being demanded.

VIII. Related Cases. This section of the JS-CAND 44 is used to reference related pending cases if any. If there are related pending cases, insert the docket numbers and the corresponding judge names for such cases.

Date and Attorney Signature. Date and sign the civil cover sheet.

N°. 19.

Intelligenz-Blatt

1829.

[179] **Ankündigung**
eines für alle Gemeinden des Königreiches höchst wichtigen neuen Werkes.

In kurzer Zeit erscheint im Verlage der Unterzeichneten:

Sammlung der Polizeygesetze der K. Würt. Residenzstadt Stuttgart.
Von J. Fritz, Min. Referendär.
Mit einem ausführlichen Register.

Dieses, von dem hohen Ministerium des Innern durchgesehene Werk, welchem durch die, dem Verfasser gestattete Benutzung der betreffenden Archive und Registraturen, und durch die Aufnahme aller bisher nicht gedruckten Verordnungen die größt mögliche Vollständigkeit gegeben ward, ist nicht allein für jeden Bewohner und Hausbesitzer der Residenzstadt Stuttgart, der bisher nur unvollständig von den bestehenden örtlichen Polizeyvorschriften unterrichtet seyn konnte, von sehr großer Wichtigkeit, sondern es hat auch für alle die, welche mit der Stadt verkehren, so wie für jede andere Gemeinde des In- und Auslandes ein nicht unbedeutendes Interesse. Für erstere ganz besonders, insofern ihnen die Polizeygesetzgebung von Stuttgart, die zu den vollendetsten gezählt zu werden verdient, als Muster für die Ausbildung der ihrigen dienen kann und soll.

Zugleich muß bemerkt werden, daß mehrere der in der vorstehenden Sammlung enthaltenen Gesetze zugleich für die Residenzstadt Ludwigsburg, und für die Stadt Cannstadt gegeben worden sind. Der Preis wird so mäßig als möglich gestellt werden.

Stuttgart und Tübingen im April 1829.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[184] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Philosophie der Erfahrung oder Untersuchung über den Menschen und seine Vermögen durch Karl Viktor v. Bonstetten, Mitglied mehrerer Akamien und gelehrten Gesellschaften, 2 Theile, gr. 8. Preis 4 fl.

Unter diesem Titel wird hiemit eine deutsche Umarbeitung eines früheren Werks: etudes de l'homme, Genève Paschoud 1821, gegeben.

Die Umarbeitung geschah unter den Augen des Verfassers und unter seiner thätigen Mitwirkung. Es wurde aus dem Früheren vieles weggelassen, dagegen noch mehr Neues hinzugesetzt, so daß die deutsche Ausgabe dem Material nach um ein Viertheil stärker ist als die französische.

Der Name des Verfassers ist in Deutschland wie in Frankreich hinreichend bekannt. Wir begnügen uns daher zu sagen, daß in diesem Werke die philosophischen Resultate der Erfahrungen seines ganzen Lebens von einem Verfasser niedergelegt sind, der so viel sah, und so gut zu sehen verstand.

---

[178] **Stuttgart und Tübingen.** In der J. G. Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung des Königreichs Würtemberg.

Sechstes Heft, enthaltend die Beschreibung des Oberamts Saulgau. Mit einer Charte des Oberamts und einer Ansicht von Altshausen. Herausgegeben auf Auftrag der Regierung, von Professor Memminger, Mitglied des königl. stat. top. Büreau Gr. 8. 15 Bogen und 4 Tabellen. Subscriptionspreis, geheftet 1 fl., ungeheftet 54 kr., ohne Charte 36 kr.; Preis der Charte allein 36 kr. Ladenpreis, geheftet 1 fl. 12 kr., roh 1 fl. 6 kr.

Der Oberamtsbezirk Saulgau zeichnet sich neben mancherley Eigenthümlichkeiten seiner topographischen und statistischen Verhältnisse, hauptsächlich auch durch die geschichtliche Merkwürdigkeit seiner Bestandtheile, insbesondere dadurch aus, daß sich die Spuren des Mittelalters mehr, als in irgend einem andern Bezirke erhalten haben.

Die vormalige Grafschaft Friedberg, die Herrschaft Scheer, die Grafschaft Königseck, die Landkommenthurey Altshausen, die Städte Saulgau, Menaen, Scheer und die habsburg-östreichische Herrschaft, wozu hier Kaiser Rudolph und seine Söhne zuerst den Grund in Schwaben gelegt haben, bieten alle ein mannichfaltiges Interesse dar, und der Leser wird in diesem Hefte darüber eine Menge neuer, meist aus Urkunden geschöpfter Nachrichten, über sämmtliche Orte des früher so vielfach getheilten Oberamtsbezirks aber eine genaue Nachweisung ihrer ehemaligen Landes- und grundherrschaftlichen Verhältnisse finden.

---

[185] **An edle Menschenfreunde.**

Zum Besten der durch Wasserfluthen verunglückten Bewohner Westpreußens wird Unter-

Digitized by Google

zeichneter einige Erzählungen unter dem Titel: „Das Blättchen der Liebe," herausgeben.

Ferdinand Asch.

Der Verfasser, in der literarischen Welt durch mehrere mit Beyfall aufgenommenen Werke bekannt, hat mir bereits das Manuscript zu dem von ihm bestimmten edlen Zweck eingehändigt. Es enthält 4 Erzählungen: 1) Das größte Loos. 2) Der grüne Tisch. 3) Die Stiefmutter. 4) Der Besuch im Irrenhause. Das Ganze wird ungefähr 250 — 300 Seiten stark, elegant ausgestattet, und der Preis von 1 Rthlr. festgesezt. Ich hege die Ueberzeugung, daß Menschenfreunde, deren es in unserem Vaterlande so viele gibt, dieses würdige Unternehmen wohlmeinend befördern werden. Der ganze Ertrag nach Abzug der Kosten für Druck und Papier, wird zum Besten der Unglücklichen verwandt; um einigermaßen die Auflage festsetzen zu können, ersuche ich alle Diejenigen, welche zur Unterstützung geneigt sind, Ihre Namen in irgend einer Buchhandlung aufzeichnen zu lassen; diese sollen dem Werkchen vorgedruckt werden. Ueber den Erfolg wird später öffentlich berichtet.

G. P. Aderholz, Buch- und Musikhandlung in Breslau.

---

[191] Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Vollständiges Handbuch
der
Blumen-Gärtnerey
oder
genaue Beschreibung
von mehr als 4060 wahren Zierpflanzen-Arten
mit Angabe
des Vaterlandes, der Blüthezeit, der vorzüglichsten Synonyme, der bekannt gewordenen Pflanzenpreise, und der Orte, an welchen die beschriebenen Pflanzen zu finden oder käuflich und gegen Tausch zu haben sind.
Alphabetisch geordnet
und mit deutlichen, auf vieljährige Erfahrung gegründeten Kultur-Anweisungen,
so wie mit einer Einleitung über alle Zweige der Blumengärtnerey, einer Uebersicht des Linne'schen und Jussieu'schen Pflanzensystemes, einigen Auswahlverzeichnissen von Zimmerblumen, einem Adreß- und einem Inhalts-Verzeichnisse, und einem vollständigen Register der deutschen Namen und der Synonyme versehen.
Für Blumenfreunde und angehende Gärtner
mit besonderer Rücksicht auf Zimmer-Blumenzucht
bearbeitet
von
J. F. W. Bosse.
Herzogl. Oldenburg. Hofgärtner, des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den Preuß. Staaten Ehren-Mitgliede ꝛc.

Erste Abtheilung.

gr. 8. 1829. sauber geheftet. Preis 1 Rthlr. 16 gGr.

(Die 2te und lezte Abtheilung wird im Laufe dieses Sommers nachfolgen.)

[190] Im Verlage der Hartmann'schen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben:

H. F. Richter,
das philosophische Strafrecht.
Zur Kritik der Theorie des Strafrechts.
gr. 8. 1 Rthlr. 16 gGr.

Ungeachtet der fleißigen Bearbeitung des Kriminalrechts in neuerer Zeit fehlte es doch bey der Verschiedenheit und dem Widerspruche der aufgestellten Theorien der Strafe an einem Werke, wie das vorliegende, welches die wichtigsten in das Strafrecht einschlagenden Fragen in rechtlicher und politischer Hinsicht einer gründlichen und umfassenden Beurtheilung unterwirft, um durch Gewinnung fester Grundsätze die Wissenschaft des Rechtes und des Staates zu fördern.

---

[187] So eben erschienen:

F. H. Grautoff, geographische Tabellen für Bürgerschulen. Zweyte berichtigte und umgearbeitete Ausgabe. 4. Lübeck, 1829, bey Fr. Aschenfeldt. geb. 16 Gr.

In dieser neuen Auflage hat der Verf. nicht nur die neuesten Berichtigungen seiner früheren Angaben aufs sorgfältigste benuzt, sondern auch durch ausführlichere Beschreibung der europäischen, namentlich aber der deutschen Staaten, das Bedürfniß deutscher Schulen noch strenger wie früher beachtet. Sind daher diese Tabellen schon bis dahin in vielen Schulen und im Privatunterricht mit Nutzen gebraucht worden, so erscheinen sie in ihrer neuen Bearbeitung gewiß doppelt empfehlenswerth. Ueberall geben sie nämlich dem Schüler die deutlichste Uebersicht, so daß nach ihnen nicht nur in Bürgerschulen der geographische Unterricht vom ersten Anfang bis zu Ende durchgeführt werden kann, sondern sie demselben auch in den Klassen des Gymnasium noch mit Vortheil zu Grunde zu legen sind.

---

[195] So eben habe ich an sämmtliche Buchhandlungen versandt:

Corpus juris civilis cura J. L. G. BECK. Editio stereotypa. Opus uno Volumine absolutum. Sectio Ia Justiniani Institutionum et Digestorum seu Pandectarum Libri 50 continens. Folio. 100 Bogen cartonn.

Der Text ist von neuem revidirt und möglichst korrekt. Druck und Papier sind schön. Die zweyte und lezte Abtheilung, welche eben so stark als die erste werden wird, soll bald möglichst nachfolgen. Der Preis des Ganzen ist 4 Thlr.

Sollten sich noch Druckfehler vorfinden, so bitte ich um gefällige Anzeige, um sie vor dem zweyten Abzuge verbessern zu können.

Leipzig, den 23. April 1829.

Carl Cnobloch.

Digitized by Google

[145] Neue empfehlenswerthe Werke, welche bey Kayser und Schumann in Leipzig erschienen sind:

Eusebii historiae eccles. libri X. Ex nova recognitione cum aliorum ac suis prolegomenis, integro Henr. Valesii commentar., selectis Readingo, Strothii aliorumque viror. doct. observat. edidit suas animadversiones et excursus indices emendatos ac longe locupletiores adjecit, Fr. Ad. Heinichen III. Tomi, cum tab. lithogr. 8 maj. Preis 7 Rthlr. 15 Sgr. Charta Vel. 10 Rthlr.

Obige Ausgabe der Kirchengeschichte des Eusebius, wozu der Hr. Herausgeber auch die neuesten Schriften über Eusebius von Möller, Kastner, Denz, Reuterdahl u. a., mit sorgfältiger Auswahl benuzt hat, kann den Freunden kirchenhistorischer und patristischer Forschungen nur erfreulich seyn. Druck und Papier ist ausgezeichnet schön.

Gründliche und vollständige Anweisung zur praktischen Forst- und Feldmeßkunst in ihrem ganzen Umfange, nebst den dazu erforderlichen Hülfswissenschaften zum Selbst-Unterricht, für Ingenieur-Offiziere, Forst- und Feldmesser, Cameralisten, Juristen, Magisträte, Landleute, Justizbeamte und Oekonomen, von Marius Wölfer, Herzogl. Sächs. Ingenieur für Land- und Wasserbauten ꝛc. ꝛc. Mit 9 schwarzen und illum. Kupfertafeln in quer 4 Folio. gr. 4. Subscriptionspreis auf Druckp. 7 Rthlr. 15 sGr. auf Schreib-Velinp. mit breitem Rand 9 Rthlr. Nach Ostern ist der Preis 9 Rthlr. auf Druckp. und 10 Rthlr. 16 sGr. auf Velinp.

Vorstehend interessantes Werk enthält Alles, was der praktische Forst- und Feldmesser zu wissen nöthig hat; die Forst- und Feldmeßkunst ist mit möglichster Deutlichkeit und Gründlichkeit ausgeführt, die praktisch zu führenden Rechnungen sind auf eine kurze und deutliche Art gezeigt, kurz dieses Werk enthält das ganze Gebiet der Forst- und Feldmeßkunst in seinem weitesten Umfange und darf daher mit Recht zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern Literatur gezählt werden, um so mehr, als durch Anschaffung desselben der Ankauf anderer Hülfsbücher ꝛc. erspart wird; vornehmlich aber ersezt die in obigen enthaltene Logarithmenrechnung bey den genannten Gegenständen auch das Vega'sche Werk und macht dessen Anschaffung entbehrlich. Die Pläne sind mit großer Genauigkeit und Schönheit ausgeführt und werden den Sachkundigen vollkommen befriedigen.

Der Winter auf Spitzbergen. Ein Buch für die Jugend, von Prediger C. Hildebrandt. Mit 4 illum. Kupf. gebunden. 1 Rthlr. 4 Gr., ohne Kupfer roh 18 Gr.

Unter der großen Masse von Jugendschriften zeichnet sich dieses vortheilhaft aus; es ist eben so belehrend als unterhaltend und wird den zahlreichen Besitzern des „Campischen Robinsons" als ein würdiges Seitenstück eine willkommene Erscheinung seyn, so wie es sich auch zu Preisvertheilungen bey Schulen ganz besonders eignet.

Leipzig, im Okt. 1828.

---

[176] Höchst wichtige Werke.

So eben haben bey Gebrüder Franckh in Stuttgart die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Rußland und Peter der Große.

Geschildert von dem General Grafen v. Segür, Verfasser der: „Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812." Aus dem Franz. Erster Theil. gr. 8. br. Preis 21 Gr. sächs. oder 1 fl. 36 kr. rhein.

Der Staatsminister,
oder
Geheime Memoiren über Napoleon, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration.

Ans Licht gebracht von Bourienne. Aus dem Franz. Erster Band. gr. 8. br. Preis 1 Rthlr.

Polen und König Johann Sobiesky,

von N. A. Salvandy. Aus dem Franz. Erster Band. gr. 8 br. Preis 1 Rthlr. 6 Gr.

---

[193] Unterwelts-Angelegenheiten.

Pluto, oder Vertheidigung des Buches: die Unterwelt, oder Gründe für ein bewohnbares und bewohntes Inneres unserer Erde. gr. 8. geh. Preis 8 Gr.

Inhalt: Recensionen und Erwähnungen, welche die Unterwelt erfuhr. — Schreiben an zwey Kritiker. — Vertheidigung gegen erfolgte Einwürfe nebst Erwähnung zweyer Falsas. — Gravitation, kein Hinderniß, daß die Erde hohl sey und ein bewohn- und erreichbares, mit Innensternen versehenes Inneres besitze. —

Nachwort. — Schreiben an die berittene Akademie der Künste und Wissenschaften zu Düllen bey Cölln a. R.

Diese interessante Schrift ist so eben fertig geworden und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt.

Leipzig, im Mai 1829.

A. Wienbrack.

---

[114] Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes.

12. Auf Druckpapier. Geheftet.

Erster bis vierter Band:

Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra. Neu übersezt durch Dietrich Wilhelm Soltau. Mit einer Einleitung.

1825. 60½ Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Digitized by Google

Fünfter Band:
Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung von Oliver Goldsmith. Neu übersezt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung.
1825. 11½ Bogen. 15 Gr.

Sechster bis neunter Band:
Gil Blas von Santillana, von Le Sage. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung.
1826. 45½ Bogen. 2 Thlr.

Zehnter Band:
Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul, von D. Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spanischen übersezt durch Johann Georg Keil. Mit einer Einleitung.
1826. 8½ Bogen. 12 Gr.

Eilfter bis vierzehnter Band:
Geschichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Aus dem Englischen übersezt durch Wilhelm von Lüdemann. Mit einer Einleitung.
1826. 59 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Fünfzehnter Band:
Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, von Ludwig Holberg. Aus dem Lateinischen übersezt durch Ernst Gottlob Wolf. Mit einer Einleitung.
1828. 13½ Bogen. 15 Gr.

Sechszehnter Band:
Lezte Briefe des Jacopo Ortis, von Ugo Foscolo. Aus dem Italienischen übersezt durch Friedrich Lautsch. Mit einer Einleitung.
1829. 13½ Bogen. 15 Gr.

Alle bis jezt erschienene 16 Bände kosten 9 Thlr. 9 Gr.

Jeder Roman ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

Leipzig, 14ten Februar 1829.

F. A. Brockhaus.

---

[189] Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

Schilling, Dr. Friedrich Adolph, Bemerkungen über römische Rechtsgeschichte. Eine Kritik über Hugo's Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian. gr. 8. 2 Rthlr. 9 Gr.

Dem juristischen Publikum übergibt hier der Verfasser eine Reihe von kritischen Bemerkungen über Hugo's Rechtsgeschichte, woran sich weiter ausgeführte historische Untersuchungen knüpfen. Die Wichtigkeit des dieser Kritik zum Grund liegenden, bereits bis zur zehnten Auflage gediehenen Werkes ist zu allgemein anerkannt, als daß sie noch besonders hervorgehoben zu werden brauchte, und eben darum hielt es der Verfasser für angemessen, der Kritik desselben ein eignes Buch zu widmen, wodurch er zu dessen Vervollkommnung einen Beytrag geliefert zu haben hofft, der gewiß jedem Besitzer des Hugo'schen Lehrbuchs, wie allen Denen, die die Geschichte des Rechts zu ihrem Studium zählen, willkommen seyn wird. Der Verleger glaubt daher auch, sich aller weiteren Empfehlung dieser neuen Erscheinung enthalten zu können.

---

[194] In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

P. Ovidii Nasonis Libri Tristium. Zum Schulgebrauch herausgegeben und mit erklärenden Anmerkungen und einem Namenregister versehen. Zweyte, ganz neu gearbeitete Auflage. gr. 8. 14½ Bogen. 16 gGr.

Obgleich das Buch eine neue Auflage der 1793 in meinem Verlage erschienenen Ausgabe heißt, so ist es doch eine ganz neue Ausgabe, in welcher aus der alten so gut wie nichts stehen geblieben ist. Sie ist von einem praktischen Schulmanne, der sich seit langen Jahren mit Ovid beschäftigt, für untere Gymnasialklassen ausgearbeitet, und mit Allem ausgestattet, was das Bedürfniß der Schüler erheischt. Durch berichtigten Text und zweckmäßige Anmerkungen wird sie sich jedenfalls eben so als durch billigen Preis den Schulen empfehlen, zumal da es an einer Schulausgabe der Tristien in dieser Gestalt ganz fehlt, und da überhaupt außerdem keine der vorhandenen für das Bedürfniß des Schülers sich recht eignet.

Leipzig, im April 1829.

C. B. Schwickert.

---

[6] Uebersetzungs-Anzeige.

Um alle Kollisionen zu vermeiden, beehrt sich die Unterzeichnete hiemit anzuzeigen, daß sie eine Uebersetzung der in Paris erschienenen

Flore artificielle von Ferlier,

oder vollständige Anweisung zur Verfertigung künstlicher Blumen besorgen läßt, und dazu lithographirte Abbildungen der verschiedenen Raubarten liefern wird, welche den Freundinnen dieser angenehmen Kunst höchst willkommen seyn dürfte.

Stuttgart, den 6. Januar 1829.

F. G. Schulz'sche Kunsthandlung.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberdhrigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthenlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Vor dem Münster in Freyburg, von Preuschen. 132.
Die Ulme zu Hirsau, von L. Uhland. 134.
Friedrich Barbarossa, von Grabbe. 136. 137. 138. 139.
Der Wunsch, von Schöll. 141.
Die Sonnenblume, von Bocksbammer. 145.
Deutsche Barden, von Chamisso. 148.
Lied an die Sonne, von Tegnér. 150.
Ländliche Lieder von Felder. 155.
Palindrome: Traber, Rebart. — Rettig, Gitter. 147.
Homonyme: Bock. 155.

Romane und Erzählungen.

Die Zwillingsbrüder. (Forts.) 130. 131. 133. 133.
Die Mazze in Wallis. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147.
Die schöne Wittwe von London. 151. 152. 153. 154.

Länder- und Völkerkunde.

Gemälde des römischen Volkscharakters. 130. 131. 132. 135.
Ueber die Besitzungen der Britten in Nordamerika. 149. 150.
Skizzen aus Amerika. 155.

Biographie.

Bruchstücke aus Fichtes Lebensbeschreibung. 142. 143. 144. 145. 147. 148. 149. 150.
Laplace. 152. 153.
An Frau Louise Duttenhofer. 154.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aphorismen von Baldamus. 130. 138. 139.
Der Untergang der Strelitzen nach Ségur. 134. 135.
Der königliche Wallfisch von Ostende. 139.
Ueber die moralischen Eigenschaften der Blinden. 141.
Zeitungsdruck in England. 142.
Geographisch-statistische und philosophische Betrachtungen eines gebildeten Barbiergesellen über Wiesbaden 146.
Jean Paul an A. 151. 155.
Räthsel: Die Ziffern. 135. — Der Punkt und das Punktum. 141.

Naturgeschichtliches.

Ueber den innern Zustand des Erdballs. 133.
Zur Naturgeschichte des Affen Quistitis. 134.
Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel, von Nürnberger. 136. 137. 138. 140.
Zur Geschichte der Bildung der Sonnenfäden. 148.

Korrespondenz.

Frankfurt. 130. 131. 132. 133. 149. 150. 151. — London. 130. 131. 132. 135. 140. 141. 153. — Paris. 134. 135. 136. 148. 149. 150. 154. 155. — Dresden. 134. 135. — Lyon. 137. 138. 139. 140. 141. 151. 152. 153. — Schinznach. 142. — Prag. 143. 144. 145. 146. — Genf. 145. 146. 147.

Google

N°. 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. Juni 1829.

Der Eigennutz spricht alle mögliche Sprachen und spielt alle mögliche Rollen, sogar die der Uneigennützigkeit.

La Rochefoucault.

Gemälde des römischen Volkscharakters.
Die Zimmervermiether und ihre Sensalen.

In demselben Verhältnisse, als sich aus Gründen, welche vielleicht ebensowohl in der übersättigten Reisesucht der Ausländer, als in der nie zu sättigenden Gewinnsucht der Römer liegen, die Anzahl der Fremden in Rom mit jedem Jahr mindert, nehmen die Zimmervermiether zu. Auf den gangbarsten Plätzen und Straßen ist fast kein Haus, wo nicht über der Thüre ein Brett mit der Aufschrift: Camere da affittarsi con mobile, hängt. Der ungeheure Gewinn, der bisher von diesem Gewerbe gezogen worden ist, hat selbst die untersten Klassen angelockt, sich auf diese Art zu bereichern; so kömmt es, daß es nicht selten einem Menschen, welcher im eigentlichsten Sinne keinen Stuhl unter dem Leibe hat, plötzlich einfällt, Zimmer zu vermiethen. Geht man hinauf sie zu besehen, so werden die vier nackten Wände gezeigt, mit dem Strohsacke auf dem Boden. Wer Verwunderung blicken läßt, zu dem spricht der Vermiether: „Ma, sieto comico; non vedete, la pagliaccia ci è già" (das finde ich doch sonderbar: sehen Sie denn nicht, der Strohsack ist ja schon da!) Entweder läuft der Fremde vor Aerger davon und wird hinter drein ausgelacht, oder er läßt sich aus Gutmüthigkeit, oder um Spaß zu haben, in eine Unterhandlung ein. Im lezten Falle wird augenblicklich zu Dinte und Feder geschritten, den Kontrakt aufzusetzen; denn für schwarz auf weiß haben die Römer eine große Vorliebe. Die erste Klausel ist dreymonatliche Vorausbezahlung der Hausmiethe. Wundert man sich darüber, heißt es: „Ma, sieto veramente curioso! müssen wir denn nicht Meubeln kaufen?" Bewundernswürdig ist dabey ihr Talent, die Wohnung anzuempfehlen; der stumpfsinnigste Idiot, dem sonst keine drey Worte im Zusammenhange zu Gebote stehen, und nicht links von rechts zu unterscheiden weiß, wird ein Cicero, wenn es darauf ankömmt, seine Zimmer und seine Meubeln herauszustreichen; eine wurmstichige Kommode ist ein mobile prezioso, eine Matratze von ein Paar Ellen Sackleinwand, in welcher ein halbes Pfund von der Straße aufgelesener Wolle steckt, ein letto stupendo, und der zerbrochenen Strohstühle braucht sich keine Eccellenza zu schämen. Außerdem ist alles erst im vorigen Jahre neu angeschafft. Zweifelt man daran, weil an der Kommode kein Schlüssel schließt, oder die Stühle nur drey Beine haben, so antwortet er auf jeden dieser Einwürfe: „Che vuol, ch'io gli dica; sono stato ingannato!" (Was soll ich da sagen, ich bin betrogen worden). Findet sich's, daß in einer Wohnung ein Schrank (credenza), gleichviel von welcher Beschaffenheit, steht, so ist keinem Fremden zu rathen, die geringste Einwendung gegen den Preis oder die sonstigen Bedingungen zu machen, wenn er nicht Händel bekommen will; er ist dann nicht „comico" oder „curioso," auch heißt es nicht mehr: „Quest'è buffa!" (das ist lächerlich) sondern es heißt: „Lei è un uomo sofistico!" (Sie sind ein Sophist). Nicht mindere Geschicklichkeit besitzen sie in Anpreisung der reinen

Digitized by Google

Luft, welche die Wohnung haben soll: „aria buona, Signore, aria eccellente.“ ist die lezte Beschwichtigung, mit welcher sie den Einwürfen des Fremden begegnen. „Aria buona, Signore,“ sagen sie sogar in den heißesten Sommermonaten, auf dem Volksplatze, „aria buona,“ draußen vor dem Volksthore, auf dem Vatikane, in den Einöden zwischen dem Pauls- und Sebastiansthore; ja sie würden selbst in den pontinischen Sümpfen „aria buona, Signore,“ sagen, wenn sie dort etwas zu vermiethen hätten. Im Grunde mögen sie hierin nicht Unrecht haben; aber ihre Absicht ist nichts desto weniger boshaft, da sie selbst keineswegs an die gesunde Luft der genannten Orte glauben.

Daß die römischen Zimmervermiether in der Regel ihre schlechtesten Mobilien den Fremden geben, die besten aber für sich behalten, ist nicht zu verwundern; diese Sitte haben sie mit allen denen gemein, welche dasselbe Gewerbe treiben, in welchem Lande der Erde es seyn möge. Nicht selten findet sich aber, daß ihre eigene Wohnung, in Vergleich mit den zu vermiethenden Zimmern, höchst gewöhnlich, oft sogar ärmlich meublirt ist; der Eigenthümer schläft auf einer alten, schmuzigen Matraze, mit einer zerrissenen wollenen Decke behangen, legt seine Wäsche in eine hundertjährige, von Würmern durch und durch zerfressene Kommode, und speist auf einem zerbrechlichen tannenen Tische, während er dem Fremden zwey neue, wohl ausgestopfte Pfühle mit seidner Decke, eine nußbaumene, glänzend fournirte Kommode, musselinene Vorhänge und einen Cederbaumtisch gibt. Bezeigt man Verwunderung darüber, so spricht er von den schlechten Zeiten, vom Mangel an Fremden und von den Opfern, welche er bringen muß, um mit Ehren durch die Welt zu kommen (per campar onestamente). Gerührt von so uneigennüzigen Gesinnungen, welche um so weniger ihre Wirkung auf den Fremden verfehlen, als dergleichen ungewöhnlich gut meublirte Wohnungen in der Regel bey weitem wohlfeiler sind als andere mit schlechteren Mobilien, tritt er die Miethe freudig an. Trifft sich's, daß ihn, früh oder spät, der Zufall oder seine häuslichen Bedürfnisse mit den nebenanwohnenden Nachbarn, als mit dem Krämer, oder der Obsthändlerin, oder dem Kaffeewirthe in Berührung bringen, so sehen ihm diese starr in's Gesicht und sprechen: „Mosiù, sta poco bene,“ (der Herr ist unpäßlich.) Der Fremde, sich wohl fühlend, verneint dieß; nichts desto weniger setzen sie hinzu: „Non mi sarebbe specie.“ (es würde mich nicht wundern.) Dabey thun sie so geheimnißvoll, daß ihn die Neugierde antreibt, nach der Ursache zu fragen, warum sie ihn für krank halten? Mehr verlangen sie nicht, um ihm zu hinterbringen, daß in der Wohnung, welche er bezogen, einer an der Schwindsucht gestorben sey, daß dergleichen Krankheiten in Rom nicht allein durch die Meubeln und Kleidungsstücke, sondern sogar durch die vier Wände anstecken, daß der pflichtvergessene Eigenthümer der Zimmer, unterstüzt von dem noch pflichtvergessenern Arzte, der, statt der Verordnung gemäß bey der Polizey die wirkliche Krankheit anzuzeigen, diese für ein Nervenfieber oder eine Brustwassersucht ausgegeben, weder die Habseligkeiten des Verstorbenen habe verbrennen, noch weniger die Wände abkrazen und von Neuem mit Lehm überziehen lassen. Je nach dem der Fremde, in Hinsicht dieser Ansteckung, an welcher übrigens kein geborner Römer zweifelt und gegen welche in der That alle eben erwähnten Polizeyverordnungen bestehen, abergläubisch ist oder nicht, verläßt er entweder die Wohnung, oder er bleibt in derselben, wenn sie ihm sonst gefällt. Im erstern Falle läßt sich der Wirth, wenn man ihn nur der gerichtlichen Untersuchung überhebt, gern bereitwillig finden, auf die Miethe Verzicht zu leisten, wie lange man auch bey ihm gewohnt habe; ja er erstattet sogar, wenn es verlangt wird, die Kosten der Räumung; bleibt der Fremde, so kann er versichert seyn, für geraume Zeit am Wirthe den billigsten und gefälligsten Mann zu finden. Bemerkungswerth ist, daß in Neapel derselbe Glaube in Hinsicht der Ansteckungsfähigkeit der Schwindsucht herrscht.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsezung.)

Inzwischen waren Rachel und Nephtaly wieder nach Hause gegangen. Elieser, aus seiner Betäubung erwachend, empfand eine fürchterliche Freude, da er sich frey und allein sah. Er trat an den Rand des Abgrundes, betrachtete seine schäumenden Wellen, maß seine Tiefe und überließ sich der Verzweiflung. „Gott der Güte,“ schrie er, „ich rufe deine Gerechtigkeit an! Hätte ich nur allein zu leiden, ich würde deinen heiligen Rathschluß verehren und alles Unglück ertragen. Aber meine Gattin, mein Bruder, sind durch mich unglücklich; sie werden es mit jedem Tage mehr, sie werden unglücklich seyn, so lange ich lebe. Es steht nicht mehr in meiner Gewalt, ihr Opfer auszuschlagen, und doch kann ich es auch nicht annehmen. Alles, was das Leben angenehm und erträglich macht, die Liebe, die Freundschaft, die Tugend, vereinigt sich, meine Qualen zu vermehren. Allmächtiger Gott! sey du mein Richter; mein Bruder will für mich sterben, sein Tod würde mich nur elend machen; der meinige gibt ihm Ruhe und Frieden!“

Nach diesen Worten war Elieser im Begriffe sich in den Abgrund zu stürzen, da fällt sein herumirrender Blick auf sein väterliches Haus, auf das Haus, in welchem sein ehrwürdiger Vater wohnt, der in diesem Augenblicke für ihn seine Hände betend erhebt und die reinsten

Digitized by Google

Wünsche für sein Glück zum Himmel steigen läßt. Bey diesem Anblicke faßte er sich und ergriff mit der einen Hand den wilden Feigenbaum und versicherte sich desselben als einer Schutzwehr wider seine schreckliche Absicht; er betrachtete den Rasensitz, auf dem er seit seiner Kindheit so oft mit Nephtaly gesessen, auf dem sie sich so oft zugeschworen, mit einander zu leben und zu sterben. Bey dieser Betrachtung fühlte sich Elieser wehmüthig erweicht. Bis jetzt hatte er nicht geweint; doch nun strömten Thränen aus seinen Augen, und diese Thränen erleichterten seinen Schmerz und gaben ihm seine Besinnung, seine Vernunft und seine natürliche Sanftmuth wieder. „Nein, nein," sagte er schluchzend, „hier kann ich nicht sterben. Dieses Heiligthum der Freundschaft darf ich durch keinen Selbstmord entweihen. Dieser Ort, an welchem mich mein Vater umarmte, wo mich mein Bruder so innig liebte, ist ein heiliger, ein unverletzlicher Ort. Fliehe, fliehe, und suche für Deine Verzweiflung ein Land, das niemals Zeuge eines stillen Glücks und reiner Zärtlichkeit war." Elieser stieg hierauf eilig in den Abgrund nieder; er fand Felsenstücke in dem Strome, die ihm den Uebergang erleichterten, und kam so an das jenseitige Ufer.

Nephtaly suchte indessen seinen Bruder und fragte ängstlich nach ihm. Bereits waren einige Stunden verflossen; Rachel, Abdias, Sadok glaubten Eliesern im Tempel mit Gebet zum Allerhöchsten beschäftigt. Der Tag hatte schon der Nacht Platz gemacht; Nephtaly kam düster und unruhig aus dem Tempel zurück; er durchlief das Feld rings herum und stand nur bey dem wilden Feigenbaume still, wo er mit starker, lauter Stimme Elieser rief; doch er hörte nichts als das Getöse des Wassers im Abgrund; er kam zurück und unruhiger, als er scheinen wollte, fragte er seinen Vater und seine Freunde mit solch ungestümer Heftigkeit, daß er auf ihre Antworten gar nicht hörte. Immer unruhiger, lief er abermals fort, kam wieder zurück und erfuhr endlich, daß man seinen Bruder das jenseitige Ufer des Abgrunds habe ersteigen sehen. Der Ungeduldige, der mit einemmale Rachel, seine Liebe und seinen Vorsatz vergessen hatte, nahm nun einen langen fichtenen Ast, zündete ihn an und flog zu den Ufern des Stromes. Die jungen Leviten, alle Freunde und Gesellschafter des unglücklichen Eliesers thaten auf der Stelle dasselbe. Sie krochen in die engsten Schluchten des Bergs, erklimmten die steilsten Felsen. Sadok, Abdias, Rachel, die am diesseitigen Ufer geblieben waren, hörten ihr lautes, banges Rufen und das Echo, das es wiederhallte; die schauder volle Finsterniß, der düstere Schein der in der Dunkelheit herumirrenden Lichter, alles steigerte die fürchterliche Gemüthsbewegung und die Schrecken, die ihre Seele bestürmten.

Die Nacht war mit diesem traurigen Geschäfte fruchtlos hingegangen; Elieser ward nicht gefunden. Erst lange nach Anbruch des Tages kam Nephtaly mit zerstreuten Haaren, todtenbleich, mit zerrissenen und blutenden Füßen zu Sadok zurück. Krampfhaft drückte er seine Hände zusammen, ohne ein Wort zu sprechen, ohne selbst Rachen anzusehen. Trotzig, unbeweglich, stumm stand er da, wies die Nahrungsmittel, die man ihm reichte, seinen Begleitern zu und erfrischte blos seine Lippen; darauf hüllte er sich in eine Löwenhaut, nahm Bogen und Pfeile und wollte eilends fortgehen. Da erschien ein alter Hirte, der in seinen Händen einige mit Sand und Schlamm bedeckte Kleidungsstücke trug. Nephtaly stieß ein Angstgeschrey aus; der Alte wandte sich an Sadok und sprach: „Ist dieß das Gewand, das gestern Dein Sohn trug?" Mit diesen Worten legte er den Hauptschmuck Eliesers und den hyazinthfarbenen Mantel, mit dem ihn Nephtaly bekleidet, zu seinen Füßen nieder. Da sank Sadok dem Abdias in die Arme; aber Nephtaly warf sich mit Heftigkeit auf den Mantel, drückte ihn an seine bleichen Lippen und rief: „O mein Bruder! mein Bruder!" und verlor Stimme und Bewegung. Er kam bald wieder zu sich, ergriff Bogen und Köcher, zerriß sein Kleid in Stücken, ging auf den alten Hirten los und sprach mit wilder Stimme: „Antworte mir, an welchem Orte und zu welcher Zeit hast Du diese Kleider gefunden?" „Diesen Morgen, da es anfing Tag zu werden," antwortete der erschrockene Alte, „bey dem nackten Felsen, von dem man das Wasser in den Abgrund stürzen sieht; die Kopfbedeckung lag am Ufer, der Mantel schwamm weiter davon mitten im Wasser."

Da zweifelte Niemand an Eliesers Tod; Alles, was ihn liebte, erhob ein Angstgeschrey, bestreute sein Haupt mit Asche und gelobte zehntägige Trauer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von M. K. Baldamus.

Große Geister fürchten das Kindergeschrey. Das Erziehen ist nicht ihre Sache. Sie gleichen in dieser Hinsicht dem Kukuk, diesem Genie unter den Vögeln, dessen behaarter Magen den Ornithologen so viel Kopfbrechen verursacht hat. Er überläßt andern das Brüten seiner Eyer, das Füttern seiner Jungen. Sind die kleinen Pensionäre, diese befiederten Findelkinder flück, können sie die Schwingen regen, so eilen sie zum Walde und rufen den Frühling aus, ohne daß man nöthig hätte, sie bey einem Dompfaffen in die Lehre zu schicken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

Wenn in großen Haupt- und Residenzstädten Anstalten erblühen, die der Beförderung der Künste und Wissenschaften, ja selbst der höchsten Zwecke der Menschheit, der Civilisation

und Religiosität gewidmet sind, so ist dieß oftmals nur das Verdienst eines Einzigen, der, als souveränes Staatsoberhaupt oder als allmächtiger Minister, diese Anstalten ins Leben rief und pflegte, indessen nicht selten die Mehrheit der Einwohnerschaft solche gleichgültigen Auges betrachtet, zuweilen wohl sogar Spott und Tadel über sie und deren Stifter verhängt. Anders verhält es sich mit den Anstalten ähnlicher Tendenz, die der Gemeinsinn unserer Bürger erschuf. Waren ihre ersten Anfänge vielleicht weniger glänzend, als die mancher ihrer Schwesteranstalten in jenen Städten, und konnten sie nur unter Bekämpfung von Schwierigkeiten ins Leben treten, die da nicht stattfanden, wo ein Wille sie zu schaffen schon hinreichte, so tragen sie doch in sich selbst den befruchtenden Keim ihres Fortbestehens und der immer vollkommenern Darstellung der ihnen zu Grunde liegenden Idee. Denn, so wie ihr Daseyn, so auch knüpft sich ihr Gedeihen nicht an die Bedingung der Tendenz eines Individuums, sondern einer Vielheit, die, ist sie auch nicht zu allen Zeiten und auf gleiche Weise von ein und eben demselben Geiste beseelt, doch schon in Folge ihrer Eigenthümlichkeit, als moralische Person, gewisse Bürgschaften für die dauernde Aufrechthaltung des Prinzips gewährt, aus dem jene Anstalten entsprangen. — Zu vorstehenden Betrachtungen ward der Berichterstatter zunächst durch die am verwichenen Sonntage (am 3. Mai) begangene Jahresfeyer der Stiftung des Senkenbergischen naturhistorischen Museums veranlaßt. Der Ursprung und die Fortbildung dieses herrlichen Instituts sind bekannt. Wir beschränken uns demnach hier darauf, in Kürze Einiges von den Vorträgen mitzutheilen, die in dem Lokale desselben am Vormittage des Festes in Gegenwart eines zahlreichen Auditoriums aus allen Ständen gehalten wurden. Diesen Akt eröffnete Dr. Neuburg, erster Vorsteher der Gesellschaft, mit einer eben so gediegenen, als allgemein verständlichen Darstellung der geographischen Verbreitung der Pflanzen über den Erdball. Er führte an, daß diejenigen Pflanzen, welche, wie z. B. die Getreidearten, deren ursprüngliches Vaterland Egypten und Sizilien ist, viel Nahrungsstoff in sich enthalten, dem kultivirten Menschen in alle Zonen, wo sie nur immer wachsen können, gefolgt sind. Er machte ferner den verhältnißmäßig zu- oder abnehmenden Reichthum an Vegetabilien in den verschiedenen Klimaten bemerklich, indem er zeigte, wie sich dieser Reichthum von der ewigen Schneegrenze der Polarländer an bis zu den Tropengegenden hin stets mehre, so daß, während der Norden nur einige Pflanzenarten aufzuweisen habe, deren Mannichfaltigkeit und Fülle mit den Breitegraden gleichen Schrittes wachse. Endlich erörterte der Redner die Beziehungen des Wassers zur Vegetation, deren belebendes Prinzip es sey, und dessen Daseyn nicht weniger die Existenz der Flechten auf dem Felsen, wie der Seegräser auf dem Meeresboden bedinge. — Dr. Creyschmar, zweyter Vorsteher des Museums, theilte hierauf der Versammlung in einem ausführlichen Vortrage die auswärtigen Verhältnisse der Gesellschaft mit. Es erhellt daraus im Wesentlichen, daß, waren auch die Sendungen an Naturalien, die dem Institute im verflossenen Jahresabschnitte zugingen, nicht ganz so reichlich ausgefallen, wie in frühern Zeiten, wo Rüppel noch in Afrika war, die Verbindungen des Museums nach allen Weltgegenden hin, sowohl auf dem Wege des Tauschhandels, wie durch baare Ankäufe demselben manches Neue und Werthvolle geliefert hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

Die sogenannte katholische Frage ist zwar keine Frage mehr; katholische Edelleute sitzen im Oberhaus und Katholiken werden in wenigen Tagen im Haus der Gemeinden sitzen. Die Nation würde gerne ausruhen von dem langen Kampfe, den es darum gegolten, und vergessen der bösen Worte und des unredlichen Verfahrens, dessen man sich auf allen Seiten deßhalb schuldig gemacht, wenn die Spekulanten sie wollten ruhen lassen. Aber die Eigenthümer mehrerer Zeitschriften brauchen Leser oder vielmehr Käufer, und da sie solche auf den gewöhnlichen Wegen nicht haben finden können, so haben sie sich in den Ultra-Protestantismus geworfen und arbeiten aus Leibeskräften an der Aufrechthaltung einer Parthey, deren Grundsatz Haß, Bosheit, Verläumdung, Unduldsamkeit aller Art ist, und dieß blos aus merkantilischen Absichten. Eines dieser edeln Organe sagte vor ein Paar Tagen ganz ernsthaft, die kalte Witterung, worunter wir jetzt leiden, und die Feuersbrünste in zwey unserer Münster seyen eine Strafe Gottes wegen des Bündnisses, das die Nation mit den götzendienerischen Papisten eingegangen! Ihr Lieblingsthema ist, den Herzog von Wellington als einen hochfahrenden, trotzigen Menschen, einen künftigen militärischen Tyrannen zu verschreyen. Folgendes Pröbchen, das dem neuesten Stücke des Monthly Magazine entnommen ist, mag als Muster dienen: Gespräch eines großen Mannes mit einem um einen seidenen Mantel bettelnden Advokaten. (Der seidene Mantel ist die Auszeichnung der königlichen Advokaten, ein Amt, welches sowohl Ehre, als Geld einbringt.) „Nun, zum Teufel, was bringt Ihn her?" „Ich komme, Ew. herzogl. Gnade zu bitten — " „Ja, ja, bitten; das thut ein Jeder, der zu mir kommt. Aber, bey meiner Seele, mit Seinem Gesichte da glaubte ich, Er käme zu stehlen. Nun, Bettler, um was bittet Er denn?" „Die Sache ist, Ew. — " „Pah, Bursche, komm' Er auf einmal zur Sache; ich habe keine Zeit, Geschwätz anzuhören; sag' Er seine Lüge auf einmal her." „Die Sache also, Ew. herzogl. Gnaden, ist, daß, da ich vor ungefähr 7 Jahren ganz ohne Vorsatz und in der Wärme jugendhafter Begeisterung etwas über Se. Majestät gesagt — " „Zum Henker, Mensch, glaubt Er, ich könne den ganzen Tag hier sitzen und seinem Gerede zuhören? Pack Er sich aus dem Zimmer." „Nun denn, ich wünsche einen Mantel zu haben." „Pah, Er meynt einen Weiberrock." „Ich möchte gern einen seidenen Mantel haben und bin bereit, die Gabe auf irgend eine Weise, durch irgend einen Widerruf zu verdienen." „Nun, Bursche, da es meine Absicht ist zu zeigen, daß Ihr Alle von jener Parthey, mit all Eurem Pochen, Sklaven im Innern der Seele seyd, daß ich einen jeden von ihnen haben könnte, wenn ich ihn wollte, und daß ich sie Dutzendweise am Halse zusammenbinden und nach Belieben im Hyde-Park herumtreiben könnte, soll Er den Mantel haben. — Was, Er kniet? Hält Er mich schon für den Pabst?" „O, möge der Himmel über Ewr. Gnaden den Segen eines getäuschten Demagogen, eines reuigen Radikalen, eines loyalen Liberalen verbreiten! Hier, zu Ewr. Gnaden Füßen, schwöre ich Paine, Carlisle, Hunt und Cobbett ab und möge ich — " „Zum Teufel geben! Aber jetzt scher' Er sich fort. Da, Hill, ruft die Wache herein und laßt ihn hinauswerfen! Doch nein, halt, meine Stiefeln sind schmutzig; da, Bursche, leck' Er mir sie rein! Seine Zunge ist noch niemals so gut beschäftigt gewesen. . . . „Es ist geschehen, Ew. herzogl. Gnaden." „Wahrhaftig, bis auf die Sohlen. Nun, ich sehe, jedes Ding ist zu etwas gut. Aber jetzt geh' Er und laß' Er mich nie wieder dieses Spitzbubengesicht sehen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Juni 1829.

Wem wahres Gut entrissen wird, dem bleibt
Oft viel, wenn des Verlusts Gefühl ihm bleibt.

Fr. L. v. Stolberg.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Siebenzig Tage waren inzwischen verflossen. Sadok, am Rande des Grabes, hoffte auf den Tod; allein die Zärtlichkeit Nephtalys und die aufmerksame Sorgfalt seiner Schwiegertochter spannen den Faden seines hinwelkenden Lebens immer wieder fort. Abdias verließ ihn nie und redete von Eliesern mit ihm, den beyde ihren Sohn nannten. Nephtaly, der ganz scheu und wild geworden war, fürchtete sich, ohne sich's zu gestehen, in Rachels Nähe zu seyn; er war daher ganze Tage allein und saß am Fuße des Feigenbaumes. Hier war er mit Aufgang der Sonne, hier wähnte er weniger zu leiden und dem näher zu seyn, den er beweinte.

Unterdessen war die gesetzmäßige Trauer Rachels verstrichen, da sprach der alte Sadok, als Beobachter der religiösen Vorschriften Mosis, zu Nephtaly, in Gegenwart des Abdias und seiner Tochter: „Mein Sohn, Du kennst die Gesetze der Hebräer. Sie verordnen, daß der Bruder die Wittwe seines Bruders zur Gattin nehme. Der Name Eliesers soll nicht untergehen in Israel; in Deinen Kindern soll er wieder aufleben.“ Bey diesen Worten empfand Nephtaly ein Vergnügen, worüber er sich Vorwürfe machte. „O mein Vater!“ antwortete er, „schon lange liebe ich Racheln, und indem ich dem Gesetze gehorche, werden zugleich meine liebsten Wünsche erfüllt. Aber Elieser ist nicht mehr, wie kann ich glücklich seyn wollen? Rachel, verzeihe mir diesen Ausdruck meiner Empfindung; verzeihe mir auch, wenn ich mich sogleich nach vollzogener Verbindung in die tiefste Einsamkeit zurückzuziehen wünsche, um den Schmerz meiner ewigen Trauer zu nähren.“ „Mein lieber Sohn,“ unterbrach ihn Sadok, „ich bin Deinem Wunsche bereits zuvorgekommen. Ich habe den Aeltesten des Volkes schon angekündigt, daß ich das heilige Rauchfaß und mein Priesterkleid wieder in ihre Hände zurückgeben werde. Meine zitternden Arme können die heiligen Opfer nicht mehr verrichten; mein Geist, von Alter geschwächt, vermag die Lobgesänge zum Preise des Ewigen nicht mehr zu verkündigen. Die Aeltesten wollten Dich erwählen; ich schlug es aber in Deinem Namen aus, denn ich hatte in Deiner Seele das Bedürfniß der Einsamkeit gelesen. Ja, Nephtaly, wir wollen uns zurückziehen, wollen uns vor der ganzen Welt verbergen. Die Unglücklichen befinden sich unter sich selbst am besten. Abdias, Deine Gattin und ich wir wollen Dich lieben und mit Dir weinen.“

Er nahm hierauf Rachels Hand und legte sie in die seines Sohnes, erklärte, daß nach dem Gesetze die Früchte dieser Ehe alle Rechte und den Namen Eliesers haben sollten, und flehte zu dem Gotte Jakobs, dieses neue Band zu segnen, das ihn zum zweyten Male zu Rachels Vater machte. Die beyden Gatten getrauten sich kaum einander anzusehen; aus ihren Blicken sprach zugleich Schmerz, Frömmigkeit und furchtsame Liebe.

Digitized by Google

Von diesem Augenblicke an lebten Nephtaly, Rachel, Sadok und der alte Abdias fast ganz abgesondert von der übrigen Welt. Abdias, der von dem Erlöse seiner Heerde und seines Hauses zu Luza das Feld Sadoks vergrößerte, pflanzte darauf Weinstöcke und Oelbäume. Dieses Feld nährte die Familie reichlich und gab noch einigen Ueberfluß, um Dürftige zu erquicken. Die Armen waren aber die Einzigen, die sie nicht vergessen hatten. Nephtaly ging mit Aufgang der Sonne auf's Feld, bearbeitete es und säete Gerste und Waizen, oder er beschnitt die Weinstöcke, oder beschäftigte sich mit den Oelbäumen. Wenn die Sonne am hohen Mittag den ganzen Horizont durchglühte, ging er, mit Schweiß bedeckt, in seine friedliche Wohnung. Rachel kam immer vor ihm daselbst an und ihre einzige Erholung war die Sorge für ihren Gatten. Mit ernstheiterem Gemüthe genossen sie ihr einfaches Mahl. Bald darauf gingen sie wieder auf das Feld, und wenn sich die Sonne in den abendlichen Wolken verborgen hatte, wallfahrtete Rachel mit ihrem Gatten zu dem Feigenbaum, wo sie Elieser ein Denkmal aus Rasen errichtet hatten. Beyde ließen sich vor demselben auf die Knie nieder und sanken in stille Betrachtung, oder, wenn sie bisweilen mit einander sprachen, so war es nur von Elieser, um sich seiner Handlungen, seiner Reden zu erinnern; nie entweihte eine andere Unterhaltung diesen Ort der Trauer.

So verflossen ihnen Tage und Monate. Zwölf Mal hatte sich der Mond erneuert, da wurde Rachel Mutter eines Sohnes. Er erhielt den Namen Elieser. Niemals entwickelte sich Anmuth und Geisteskraft so schnell als bey diesem Kinde. Der gute Sadok konnte den Kleinen nicht von sich lassen und wurde später sein Lehrer. Er pflanzte in sein junges Herz die Gebote des Ewigen. Bald wußte der junge Elieser die Wunderwerke herzuerzählen, die der Herr durch Mosen verrichten ließ, um sein Volk aus der egyptischen Knechtschaft zu befreyen. Er entzückte Sadok und seine Mutter mit seinem Wissen und seinem Geiste; und wenn Nephtaly von der Arbeit nach Hause kam, und der kleine Elieser, auf dem Schooße seines ehrwürdigen Lehrers, von Joseph erzählte, wie er von seinen Brüdern verkauft wurde und ihnen verzieh, welch' süßes Gefühl bemächtigte sich da seiner Seele; Sadok aber fühlte die Wonne des alten Jakobs, da man ihn mit der Nachricht von dem Leben Benjamins erfreute, und er drückte den kleinen Elieser stärker an seine Brust, und Nephtaly, der hiebey Racheln ansah, konnte niemals die Thränen zurückhalten, so oft das Kind den Namen des Bruders wiederholte.

Elieser war nun neun Jahre alt und durfte bisweilen schon allein ausgehen. Er hatte einen Bogen und Pfeile. Lebhaft und geschickt, wie sein Vater, verfolgte er längs des Abgrunds die Reiger und Seeadler. Bald wagte er sich auch über das Wasser, erstieg die Gipfel der Berge, und suchte die jungen Hirschkälber auf. Rachel und Sadok waren mit diesen einsamen Wanderungen unzufrieden; Nephtaly aber war nachsichtiger und lächelte Eliesers Beyfall zu. Es machte ihm die größte Freude, seinen Muth und seine Stärke auf seinen Sohn vererbt zu sehen und das Kind, hiedurch aufgemuntert, überließ sich desto mehr seinem Hange zur Jagd. Dieser Hang vermehrte sich in kurzer Zeit gar sehr. Jeden Tag, nachdem das gemeinschaftliche Mahl vorüber, nahm Elieser seinen Bogen, entwischte schnell damit, um nur erst mit dem Abend zurückzukehren. Da brachte er dann wilde Tauben, oder frisch gesammelte Datteln mit. Die Früchte gab er seiner Mutter, die Vögel seinem Großvater Sadok. Die Mutter und der Großvater erstaunten und konnten nicht begreifen, daß ihr Sohn, der doch noch sehr schwach war, die Gipfel der Palmbäume ersteigen sollte. Sie verwiesen es ihm, daß er sich so sehr der Gefahr aussetze und sich so weit von ihnen entferne. Aber Elieser verstand die Kunst, ihnen alle Besorgnisse zu benehmen, und durch die herzlichsten Liebkosungen gelang es ihm, sich seine jugendliche Freyheit zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Im Fordern besitzen freylich die römischen Hauswirthe eine große Fertigkeit, aber auch im Ablassen; somit würde eins das andere ausgleichen, wenn man eben so viele Fertigkeit im Biethen besäße. Aber dieß wird einem Fremden selten geläufig. Höchstens glaubt er, es mit Juden zu thun zu haben, und bietet die Hälfte, bezahlt dann aber immer noch um die Hälfte zu viel. Eine Eigenheit dabey ist, daß sie (wie überhaupt die meisten hiesigen Personen, welche etwas feil haben), um den Preis befragt, eine ziemliche Weile auf die Antwort warten lassen. Gewöhnlich bringt diese Zögerung den Fremden, der ohnehin schon mit ungünstigen Vorurtheilen nach Rom gekommen ist, in Harnisch, weil ihm darin das Bestreben, ihn nach den obwaltenden Umständen mehr oder weniger zu übervortheilen, zu liegen scheint, und selten unterläßt er es, den Leuten mit Worten oder mit Mienen seine Verachtung zu bezeugen. Die Mühe aber kann er sparen, denn dergleichen Aeußerungen machen keinen Eindruck, wahrscheinlich weil sie ein reines Gewissen haben. Kömmt es bis zum Miethkontrakte, so wird dieser stets auf einerley Weise abgeschlossen, nämlich bis den lezten September. Kömmt der Fremde am ersten September, so wird auf einen Monat, kömmt er aber am ersten Ok-

Digitized by Google

tober, auf zwölf bestanden. Darin findet er Anfangs nichts sehr Sonderbares, besonders wenn die Vermiether versichern, daß nichts dahinter stecke. Am 29sten September geht ihm aber ein Licht auf, denn dann erscheint der Wirth und deutet ihm an, er habe am morgenden Tage seinen Bündel zu schnüren, oder um die Hälfte mehr Miethzins zu bezahlen. Mit dem Oktober nämlich, wo bereits die Reisenden anzukommen pflegen, hört die sogenannte todte Jahreszeit (morta stagione) auf, und mit ihr erwacht der Erhaltungstrieb der Römer, denn eigennützig kann man sie nicht nennen, weil sie den fremden Nutzen nicht ausschließen, wenn der eigene vorausgegangen ist, zu neuem Leben. Ist kein schriftlicher, sondern ein mündlicher Kontrakt gemacht, so geht dieser ebenfalls nur bis zum ersten Oktober, obgleich der Vermiether dem Fremden erklärt hat, er könne bleiben so lange er wolle. Erinnert man ihn daran, so antwortet er mit jenem Italiener im Prozesse der unglücklichen Königin Karoline von England: „Non mi ricordo."

Angenommen aber auch, daß diese und andere ähnliche Eigenschaften auf schlechte Seiten im Charakter des Römers schließen ließen, was ich jedoch keineswegs zugegeben haben will, so werden die Hauswirthe, um von diesen allein zu reden, für die Plackereyen, welche sie an den Fremden ausüben, ihrerseits von den Vetturini, Lohnbedienten, Kurrieren, Bankiers, oder wie man sonst das Heer von Blutigeln heißt, welche hier den Fremden das Blut aussaugen, denn am Ende sind es doch immer die Fremden, denen zur Ader gelassen wird, doppelt und dreyfach bestraft. In den Händen der genannten Leute steht das Schicksal aller Zimmervermiether, von Serny, dem Besitzer der vornehmsten Locanda auf dem spanischen Platze an, bis zum Albergo im Trastevereviertel herab, wo die Honoratioren auf einer eigenen Streu im Gastzimmer, die Canaille aber auf einer solchen in Gemeinschaft mit ihrem Esel im Stalle schlafen. Sie sind es, welche die Fremden verkaufen, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne, und zwar mehr als einmal; oft haben zwanzig und mehrere auf einen abonnirt, ohne daß ihn ein einziger bekömmt. Die Mißbräuche, welche daraus entstehen, haben, sagt man, die Zimmervermiether veranlaßt, bey der Regierung einzukommen und sie submissest zu ersuchen, eine Verordnung ergehen zu lassen, vermöge welcher die Zimmersensalen fortan gehalten seyn sollten, unter gerichtlichem Vorsitze öffentliche Versteigerungen zu halten und darin die Fremden an den Meistbietenden zu verauctioniren. Einstweilen bleiben sie der Discretion der Sensalen überlassen. Wie es dabey zugeht, mögen folgende Beyspiele zeigen. Bekanntlich sind alle hiesigen großen Locandieri zugleich Kunst-, Antiquitäten- oder gar Bijouteriehändler; denn handeln thut hier jedermann, selbst die, welche blos unterhandeln sollten. Hat ein Bankier den Auftrag erhalten, für einen Lord ein Gemach zu bestellen, so geht er zum Locandiere, sucht eins aus und fragt nach dem Preise. Ob ihm dieser gleich zu hoch scheint, macht er dennoch keine Einwendung, weil es, wie er äußert, seinem Committenten auf einen Louisd'or mehr oder weniger nicht ankommen werde, wenn man es nur nicht an der erforderlichen Aufmerksamkeit gegen ihn fehlen lassen wolle. Damit begibt er sich hinweg, verspricht aber dem Locandiere, in den nächsten Tagen wiederzukommen und den Kontrakt abzuschließen. Auf der Flur des Hauses sieht er, wie zufällig, in die Boutike desselben, besieht dieß und jenes und stößt auf einen oder den andern Gegenstand, welchen er, nach seiner Aeußerung, schon seit Jahren zu besitzen gewünscht, aber nirgends in der Vollkommenheit angetroffen hat. Das Stück wird in die Tasche gesteckt und der Locandiere angewiesen, am folgenden Morgen, aber nicht später, die Rechnung einzusenden. Geschieht dieß, so kann der Locandiere darauf rechnen, weder für dieses Mal den versprochenen Lord, noch überhaupt in seinem Leben einen andern zu bekommen. Im entgegengesezten Falle erscheint der Bankier nach einigen Tagen von Neuem und beginnt damit, dem Wirthe über seine Vergeßlichkeit einige Vorwürfe zu machen. Ein Wort gibt dann das andere, bis der Locandiere am Ende mit klaren Worten gebeten hat, der Bankier möge das Stück als einen Beweis seiner Dankbarkeit für die gehabten Bemühungen annehmen. Nun wird der Kontrakt abgeschlossen, und der Locandiere weiß sich an dem Lord für den Verlust zu entschädigen, welchen ihm der Bankier verursacht hat. So die Bankiers alle ohne Ausnahme, obgleich nicht jeder den Sensalen in eigener Person macht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon öfter des United Service Journals erwähnt, und es ist wirklich zum Erstaunen, wie diese Zeitschrift mit jedem Monate an Gehalt zunimmt, indem Land- und Seeoffiziere sich zu beeifern scheinen, ihre Erfahrungen in Ernst und Scherz zur Belehrung und Unterhaltung ihrer Kameraden darin niederzulegen. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht ist es sehr reichhaltig; besonders sind die hydrographischen Nachrichten, die es jeden Monat mittheilt, wichtig. Da dem Menschen nichts wichtiger seyn kann, als Menschen, und unter diesen solche, die sich durch ausgezeichnete Eigenschaften oder Schicksale über die Menge emporgehoben haben, so werden es mir die Leser danken, wenn ich aus dieser Zeitschrift eine Skizze von dem Privatleben eines Mannes mittheile, der von seinen Landsleuten zum Haupt eines großen

Digitized by Google

Staates berufen worden ist, ich meyne General Jackson. Der Verfasser des Aufsatzes wurde auf einer Reise, die er im Jahre 1823 in den westlichen Staaten der Union machte, auf sein Verlangen bey dem General eingeführt. Er traf denselben auf seinem Landgute Hermitage, 9 englische Meilen von Nasvville, eben im Begriff, mit seiner Frau in den Wagen zu steigen, um eine nahe Täuferkirche zu besuchen, welche der General auf seine eigenen Kosten hatte bauen lassen. Der Erzähler begleitete ihn dahin und überzeugte sich, daß er ein ächter Christ, ohne besondere Ansprüche auf Frömmigkeit sey, der aber seinen Glauben durch ein langes Leben voll Redlichkeit und guter Thaten bewiesen. Nach der Kirche ging es zum Essen. Alles war einfach, aber vortrefflich, ein Ueberfluß an Fleisch und Geflügel in großer Mannichfaltigkeit, aber außer Puddings kein Gebackenes, kein Obst oder andere Süßigkeiten, und weder Wein, noch überhaupt geistige Getränke. Auf diese Weise, wie durch die strengste Sparsamkeit überhaupt war es dem General möglich, die Gastfreyheit zu üben, welche sein Ruf nöthig machte. da zu jener Zeit kein Mann von einigem Ansehen jene Gegend besuchte, ohne dem ausgezeichnetsten Manne in Amerika seine Aufwartung zu machen, und er selten mit weniger als 20 Gästen zu Tische ging. Sein Gut besteht aus ungefähr 12 Acker des besten Landes und liegt in einer der schönsten Gegenden der Union; jeden Morgen früh besuchte er die Arbeiter auf demselben, musterte das Vieh und ließ nichts seiner Aufmerksamkeit entgehen. Der General hatte zur Zeit ungefähr 80 Sklaven und Sklavinnen in Haus und Feld. Sie waren trefflich gekleidet und schienen vollkommen glücklich; ja sein Ruf in Hinsicht der guten Behandlung seines Gesindes ist so groß, daß er beständig von Sklaven geplagt wird, welche sich an ihn, dem amerikanischen Gebrauche gemäß, welcher dem Sklaven erlaubt, sich seinen Herrn selbst zu wählen, zu verkaufen wünschen. Er ist sehr wohlthätig gegen alle Arme und Nothleidende in seiner Nähe und man erzählt, daß er oft Fremde, die in der Nachbarschaft krank geworden, nach seinem Hause bringen lassen, derselben bis zu ihrer Wiederherstellung gewartet und gepflegt und sie dann mit den Mitteln, in ihre Heimath zurückzukehren, versehen habe. Sein Haus ist groß, die Möbeln, nach amerikanischem Ausdrucke elegant, nach englischem anständig. Die Anlagen um die Wohnung sind fast ganz schmucklos; überall sieht man nur das Nützliche und dieses in trefflicher Wartung, ganz ein Bild seines Geistes, der stark und kräftig, mit einer Menge nützlicher Kenntnisse ausgestattet ist, welche ihm Leichtigkeit und Ruhe im Ausdruck geben. Sein Aeußeres ist sehr gefällig und er ist besonders bey den Frauenzimmern beliebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Mai.

(Fortsetzung.)

Sicherlich kann es nur höchst erfreulich für die Bewohner Frankfurts seyn, daß sich ihre Landsleute selbst in den fernsten Ländern dankbar ihrer Vaterstadt erinnern. So haben die Gebrüder Koch von hier, die gegenwärtig in Brasilien domicilirt sind, bereits eine Sammlung brasilianischer Naturmerkwürdigkeiten aus dem Innern des Landes hierher geschickt und eine zweyte Sendung ist, wie angezeigt ward, noch auf dem Wege begriffen. Das schon Erhaltene besteht größtentheils in Säugethierbälgen, Vögeln, Schmetterlingen und andern Insekten. Dr. Ereyschmar zeigte bey diesem Anlaß der Versammlung Willsons Prachtwerk: „Die Ornitologie von Nordamerika," vor. Es ist dieß ein Geschenk von Carl (Lucian) Bonaparte, der eine Tauschverbindung mit der Gesellschaft angeknüpft hat, wornach diese ihm sowohl europäische als afrikanische Naturalien zuschickt, dagegen aber für das Museum noch mangelnde nordamerikanische Naturalien erhält. Zwar hält sich Carl Bonaparte gegenwärtig in Rom auf, allein nichtsdestoweniger wird der in Rede stehende Tauschhandel mit Lebhaftigkeit betrieben. — Im Verfolge seines Vortrags verglich unser Redner, eben so wahr als gut gesagt, die hiesige Gesellschaft mit einem Bienenkorbe, in welchen die Gelehrten aller Welttheile die Früchte ihrer Forschungen und ihres Fleißes niederlegen. Auch spielte er darauf an, daß Frankfurt vermöge seiner ausgebreiteten Handelsverbindungen gerade der geeignete Ort sey, um die Resultate neuer Entdeckungen früher als manche große Hauptstadt, wo die Wissenschaften sonst auch wohl gepflegt würden, zu erhalten; und endlich machte er, unter dankbarer Anerkennung, manche hiesige Handelshäuser namhaft, welche durch ihre Kommanditen in Mexiko, Baltimore u. s. w. dem Museum schon Verschiedenes zugewendet haben. — Ein dritter Vortrag ward in der Versammlung von Dr. Ed. Rüppel vernommen. Derselbe betraf die Geschichte eines pernicieusen Fiebers in Egypten (gemeinhin das egyptische Fieber genannt), das er bey seinem langen Aufenthalte in jenem Lande Gelegenheit gehabt hatte, zu beobachten. Der emsige Naturforscher bewies auch bey diesem Anlasse seinen richtigen Blick und ordnenden Sinn durch die scharfe Auffassung der Hauptsymptome jener verheerenden Krankheit. Als Ursache derselben gab er das Trinkwasser Egyptens an, das, größtentheils aus dem Nil und den von dessen Ueberschwemmungen herrührenden Wassersammlungen gezogen, eine Menge Infusorien enthalte, wodurch dessen Genuß der menschlichen Gesundheit schädlich werde. Besonders würden die Bewohner der Höhen, wenn sie in die Nilthäler herabstiegen und von jenem Wasser zu sich nähmen, am häufigsten von der Krankheit befallen, so wie die Erkrankten am schnellsten genesenden, wenn sie sich auf die Höhen begäben. Rüppel erzählte zugleich die Art und Weise, wie er sich und seine Leute vor dieser verheerenden Seuche zu schützen gewußt habe. — Für diejenigen Zuhörer, welche das egyptische Fieber aus den Werken der französischen Gelehrten kannten, die mit Napoleon Bonaparte in Egypten waren, gewährte es ein besonderes Interesse, die Darstellung derselben Krankheit von einem Manne zu vernehmen, dessen sechsjähriger Aufenthalt in diesem Lande ihm Gelegenheit gegeben hatte, solche ganz genau und in allen ihren Phasen zu beobachten. Sollten daher auch die Resultate dieser Beobachtungen mit den Angaben jener Gelehrten nicht ganz übereinstimmen, so können sie doch dazu dienen, die Ansichten darüber zu berichtigen, weßhalb es denn auch ein wahrer Gewinn für die Arzneywissenschaft selber seyn würde, sollte Rüppel sich entschließen, etwas Ausführliches in diesem Betreff durch den Druck bekannt zu machen. — Den Beschluß dieses Aktes machte Dr. Mappes, zweyter Sekretär der Gesellschaft, indem er die inneren Verhältnisse derselben zur gegenwärtigen Epoche in einem wahrhaft rhetorischen Vortrage mittheilte. — Wie man vernimmt, soll die naturhistorische Gesellschaft Willens seyn, Annalen herauszugeben, worin die Resultate ihrer Arbeiten in gewissen Zeitabschnitten und mit Hindeutung auf die dadurch bezweckte und erzielte Beförderung der Wissenschaft dem Publikum dargelegt werden würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Juni 1829.

Der Bau, der hoch sich auf zum Himmel schwingt,
Die aus dem Stein entsprungne Wunderblume,
Sagt sie Dir nichts? —

L. F. Schmitt.

Vor dem Münster zu Freyburg im Breisgau.

Laß dein Herz dem Dome gleichen,
Dem die Weihrauchwolke wallt,
Drin die lieben Heil'gen wohnen,
Drin die Orgel lieblich schallt,
Wo die Frommen sind gerufen
Und mit Andacht ziehen ein,
Wo die ewig heil'ge Lampe
Hellt die Nacht mit mildem Scheln.

Laß dein Haupt dem Thurme gleichen,
Der sich in die Lüfte hebt,
Der zum ewig blauen Himmel
Fest und unerschüttert strebt;
Schweigend sprechen seine Züge,
Was er liest im Sternenlicht,
Und geweihte Töne klingen,
Wenn er laut vernehmlich spricht.

Ewig jung und ewig männlich
Steht er gleich in jeder Zeit,
Mächtig blickt er, unvergänglich
Hin in die Vergänglichkeit.
Und die kleinen Menschen wandeln
Unter ihm in schwülem Drang,
Und die goldne Sonne wandelt
Ueber ihm in hehrem Gang.

Albert Preuschen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Bey den Kurieren *) geht es freylich so hoch nicht her, doch verstehen auch sie die Locandieri verhältnißmäßig nicht minder zu brandschatzen als jene. Ihre Kundleute sind vorzüglich diejenigen, welche Trattorien oder Weinhandlungen besitzen. Da sie nicht nöthig haben dieselbe Delikatesse wie die Bankiers zu erheucheln, so bedingen sie sich, während ihrer Anwesenheit in Rom, nicht allein den Tisch, sondern auch was ihnen außerdem an Wein nöthig ist, voraus, und gehen dabey offen mit der Sprache

*) Es sind dieß Leute, welche in Italien vor den Reisenden hereilen, ihnen Quartiere und Postpferde bestellen, zu Dolmetschern, ja selbst zu Ciceronen dienen und eines gewissen öffentlichen Zutrauens genießen, dessen sie sich nie unwürdig machen. Sie bilden stillschweigend eine Art von Innung, haften, obgleich durch kein Gesetz gebunden, dennoch freywillig für einander und führen eine Art von Sittencensur über sich. Die Reisenden vertrauen ihnen in der Regel Habe und Gut an. Sie sind gewandte Leute, freylich ohne eigentliche gelehrte Kenntnisse, dafür aber durch den Umgang mit der Welt gebildet und meistens mit einem Schatze von praktischen Kenntnissen, durch ihre immerwährenden Reisen und den steten Verkehr mit Leuten aus allen Ständen erworben, ausgestattet. Ein solcher Kourier war bekanntlich der berüchtigte Bergami zur Zeit, wo ihn die unglückliche Königin Karoline von England kennen lernte.

Digitized by Google

heraus: „So nò, nò!“ *) Was bleibt dem Wirthe übrig? Nichts, als sich an den Fremden schadlos zu halten. Den Lohnbedienten werden in der Regel zwar nur die dritten Rollen in diesem Sensalenspiele zugetheilt; aber, wenn sie Talent haben, alterniren sie mit den Kurieren, ja oft sogar mit den Bankiers. Den Fall gesezt, daß einer von ihnen sich über den Locandiere, in dessen Gasthofe er angestellt ist, zu beklagen hat, so sucht er sich in das Vertrauen des Fremden einzuschleichen, ihn gegen den Locandiere einzunehmen, den Miethzins als übermäßig, ihn selbst als ein Ungeheuer, von Unhöflichkeit nämlich, zu schildern, und dem Fremden zu rathen, einen andern Gasthof zu beziehen, wo er zwar nicht wohlfeiler, aber doch besser wohnen werde. Diese Worte fallen auf keinen unfruchtbaren Boden, denn wer ist nicht bereitwillig, sich gegen seinen Feind einnehmen zu lassen? Als seinen Feind betrachtet aber jeder hiesige Fremde den Locandiere, bey welchem er wohnt. Noch dazu spielt hier der Lohnbediente seine Rolle in der Maske, welche am meisten gefällt, ob sie gleich die häßlichste von allen ist, nämlich in der Maske der Uneigennüzigkeit: „ich verliere zwar,“ spricht er zum Fremden, „das unschäzbare Glück, Ew. Excellenz zu bedienen, aber kein Opfer fällt mir zu schwer, wenn es darauf ankömmt, einem so menschenfreundlichen und großmüthigen Herrn einen Dienst zu erweisen.“ Obgleich der Fremde recht wohl weiß, oder doch wenigstens ahnt, was es mit der scheinbaren Aufopferung des Lohnbedienten für eine Bewandtniß hat, so ertheilt er ihm dennoch den Auftrag, sich nach einer besseren Wohnung für ihn umzusehen. Nun eilt dieser zu einem andern Locandiere und spielt bey ihm die Rolle des Bankier, aber ohne Maske und in der Manier der Kuriere, wobey er besonders im Vortrage des So nò, nò, eine große Energie entwickelt. Der Ausgang ist leicht zu errathen, der Fremde bezieht die neue Wohnung, und der Lohnbediente wird nicht allein vom Locandiere, sondern auch von jenem bezahlt. — Den untersten Rang unter den Sensalen nehmen die Vetturini und ihre Stallknechte (Stalloni) ein. Diese haben es mit den Locandieri vom zweyten und dritten Range, und mit den Privatzimmervermiethern zu thun, welche sämmtlich den Mittelschlag der Fremden aufnehmen. Bekanntlich ist es gerade das kleinste Insektengeschmeiß, welches den Menschen am beschwerlichsten fällt. So auch die Vetturini und ihre Gehülfen. Kaum ist der Fremde am Thore angekommen, als, während sein Paß und seine Koffer einregistrirt werden, eine Heerde von jenen Stallknechten, welche, die Ankunft des Vetturino vorher wissend, ihn erwartet haben, über den Fremden herfällt, ihm ihre Dienste anbietet, eine Wohnung vorschlägt, und sich, wenn der Wagen fortfährt, hinten aufschwingt. Der Vetturino fährt vor die erste die beste derjenigen öffentlichen oder Privatlocanden, deren Fremdenlieferung er übernommen hat. Hier angekommen, bleibt er selbst beym Fuhrwerke, läßt aber den Fremden durch seine Helfershelfer in den Gasthof geleiten. Der Wirth oder Zimmervermiether erscheint, und nun entsteht zwischen diesem und dem ersten Gehülfen ein Gespräch, von welchem der Fremde, da es leise und mit halben Worten geführt wird, nichts versteht, aber um so mehr gelangweilt wird, als man ihn stehen läßt und sich gerade nicht mehr und nicht weniger um ihn bekümmert, als ob er nicht da wäre. Verläßt ihn die Geduld, so schreyt jener impertinent: „Un momento, Signore,“ und gibt ihm zu verstehen, es geschehe, um ihm bey dem Locandiere die billigsten Bedingungen auszumachen. Ist es dem Burschen gefällig, daß der Fremde hier bleibe, so stürzt das Heer seiner Gehülfen hinab, um die Habseligkeiten desselben heraufzuholen. Jezt möchte ich die Muse, wenn es ja eine gibt, in deren Kompetenz meine Darstellungen gehören, anrufen, um das Genie, mit welchem sich jene dabey zu benehmen wissen, nach Gebühr zu schildern. Daß zwey an dem Koffer fassen, ist kein Wunder, hat er doch zwey Griffe; aber es kömmt noch ein Dritter, welcher hinten nachhilft. Den Mantel begnügt sich einer zu tragen, weiß ihn aber so geschickt über die Achsel zu werfen, daß die Hälfte an der Erde schleppt. Natürlich greift ein Zweyter nach dem Zipfel, und weiß sich, je weniger Last ihm das Tragen macht, um so mehr mit der Reinigung von dem Unrathe, welcher daran hängen geblieben ist, zu schaffen zu machen. So geht es mit allen übrigen Habseligkeiten. Ist alles an Ort und Stelle geschafft, so hält ein halbes Dutzend die Hände hin, um ein Trinkgeld zu bekommen. Daß es nun, selbst wenn der Fremde eine Lammsgeduld hat, zum Streite, oft zu höchst ärgerlichen Auftritten kömmt, begreift sich von selbst. Der Leser dürfte hier der Meynung seyn, den Knechten geschehe selbst der größte Schaden dadurch, daß sie in Rudeln von Dutzenden und mehrern gehen, und folglich einer dem andern den Verdienst schmälern. Aber hierin besteht eben das Wohlberechnete der Spekulation. Denn so wenig der Fremde jedem der Bursche geben mag, so erhalten sie doch im Ganzen immer mehr, als sie ihm abgelockt hätten, wenn blos einer oder zwey gekommen wären. Häufig aber führt der Vetturinoknecht nach langer Unterhandlung mit dem Wirth den Fremden unter dem Vorwande, dieses Gasthaus passe nicht für ihn, in einen zweyten. Hier beginnt dieselbe Scene, ein heimlicher Zwiesprach mit dem Locandiere und gänzliche Nichtbeachtung seiner selbst. Von Glück hat er zu sagen, wenn ihn nicht der Knecht unter demselben Vorwande in eine

*) Diese sprichwörtliche Redensart, sehr häufig im Munde der Römer, ein Seitenstück zu der bekannten Phrase, welche den Castilischen Königen bey ihrer Thronbesteigung von den Cortes zugeraunt ward, heißt: umsonst ist der Tod.

Digitized by Google

dritte und gar vierte Locanda schleppt. Ihm bleibt freylich der Ausweg über, dem Knechte zu erklären, er wolle in kein andres Gasthaus gehen, sondern hier bleiben. Dann gibt dieser freylich nach. Nun erfährt der Fremde, auf Erkundigung bey dem Zimmervermiether, den Inhalt des leisen Gesprächs: „eh, caro Signore," ruft dieser aus, „questi cani sono insaziabili." Es ergibt sich, daß der Vetturinoknecht nur darum den Fremden aus einem in den andern Gasthof gejagt hat, weil ihm im ersten weniger Trinkgeld geboten worden ist, als er sich geschmeichelt hat, im zweyten oder dritten zu bekommen.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Einst ging der Knabe, wider seine Gewohnheit, sehr frühe aus; die Stunde des Abendgebetes war schon verflossen, und er war noch nicht wieder zurückgekommen. Rachel empfand die heftigste Unruhe darüber und weinte sehr; Nephtaly suchte rings um den Abgrund herum nach ihm. Rachel selbst lief an dem Ufer auf und ab, und sezte sich dann am Fuße des Feigenbaumes nieder, da kam ihr Liebling schnell auf sie zu gelaufen. Erblaßt war sein Gesicht und seine Augen in Thränen gebadet. „Was fehlt Dir, mein Sohn?" rief Rachel, „Ach!" sagte der Knabe, „mein Kummer verräth ein Geheimniß, das ich Niemanden zu entdecken geschworen habe. Dir allein will ich es entdecken, denn ich bin überzeugt, meine Mutter, daß Du es bewahren und meinem Freunde zu Hülfe kommen wirst." Rachel erstaunte über diese Rede, versprach aber ihrem Sohne die Erfüllung seiner Bitte, trocknete liebreich seine Thränen und hörte ihn liebkosend an. „Du wirst," sagte Elieser, „nun die Ursache vernehmen, warum ich so oft von Dir abwesend war, und ich bin gewiß, daß Du mir dann verzeihen wirst. Es war im vorigen Monate, als ich es wagte über den Abgrund zu setzen. Ich erstieg das andere Ufer und sah unter einem Felsen einen mit Lumpen bedeckten Mann sitzen. Die Haare hingen über seine Stirne herab, sein langer Bart lag auf der halbentblößten Brust. Sein Gesicht war verwelkt, und er schien krank und siech zu seyn. Ich entsezte mich nicht über seinen Anblick, vielmehr zog mich seine leidende Miene an. Von der Mahlzeit hatte ich einige Früchte zu mir gesteckt, die ich ihm reichte. Er sah mich gerührt an und sagte: „Mein Sohn, ich bedarf zwar Deiner Wohlthaten nicht, herzlich wünsche ich aber doch meinen Wohlthäter zu kennen. Wie ist Dein Name, mein Sohn, und wer sind die glücklichen Eltern, denen der Höchste solche Kinder gegeben hat?". Ich heiße Elieser, antwortete ich; der ehrwürdige Sadok, der alte Hoheprieſter von Israel, ist mein Großvater, meine Mutter nennt sich Rachel, und mein Vater Nephtaly. Ich selbst ehre und liebe die Armen, und gehorche den Vorschriften meiner Eltern. Kaum hatte ich dieses gesagt, als der Mann eilig auf mich zukam, mich in seine Arme schloß und mich heftig an seine Brust drückte. Er sagte nichts, aber er seufzte, und ich fühlte seine Thränen über meine Wange fließen. Endlich sagte er: „Wundere Dich nicht, daß ich Dir so zärtlich begegne. Dem ehrwürdigen Sadok verdanke ich mein Leben, und ich kann seinen Enkel nicht sehen, ohne ergriffen zu werden. Ich faßte seine Hand und sagte zu ihm: Folge mir, ich will Dich zu Sadok führen. Er bezeugt mir noch jedesmal seine Zufriedenheit, wenn ich ihm Arme zuführe. „Nein, erwiederte er und schlug seine Augen zur Erde, ich bin eines unwillkürlichen Verbrechens wegen aus Sito verbannt, und würde verloren seyn, wenn ich daselbst erschiene. Siehe, mein Sohn, so groß ist mein Zutrauen zu Dir, daß ich Dir mein Leben anvertraue. Wenn Du so unachtsam wärest, zu entdecken, daß ich mich auf diesem Berge heimlich aufhalte, würde man mich mit Gewalt wegführen und den grausamsten Qualen überliefern." Diese Worte machten mich zittern. Ich versprach ihm, sein Geheimniß treu zu bewahren und nur des Abends zu ihm zu kommen. Des andern Tages kam ich wieder and er erwartete mich schon an der nämlichen Stelle. Meiner Zusage vertrauend, führte er mich in seine einsame Wohnung, die nicht weit von diesem Platze entfernt und eine nicht ganz unfreundliche Höhle ist, die zwischen Felsen verborgen liegt. Ich sah darin nichts weiter, als einige Zweige von Dattelbäumen; Datteln waren seine Nahrung, das Laub der Aeste sein Bette. „Siehe hier mein Haus," sagte er zu mir; „ich bin zwar überzeugt, mein Sohn, daß hier nichts Anziehendes für Dich ist; Du wirst mich aber sehr glücklich machen, wenn Du bisweilen zu mir kommen willst. Ich lief bis zum Abend auf dem Berge herum, um ein paar lebendige Tauben zu bekommen. Ich weiß, Du hast Freude an diesen Vögeln; der Wunsch, Dir gefällig zu seyn, unterstüzte meine Kräfte." Da gab er mir in Käfigen von Rohr geflochten zwey wilde Tauben; das waren die ersten, meine Mutter, die ich Dir brachte. Alle Geschenke, die ich Dir sonst noch gemacht habe, kommen nicht von mir. Jener gute Mann war ganz allein für mich beschäftigt, wenn ich nicht bey ihm war. Er stellte den wilden Tauben Schlingen und suchte die schönsten Früchte zu bekommen. Mit seinen Geschenken in der Hand erwartete er mich jedesmal am Eingange seiner Wohnung. Die Freude, die mir diese Geschenke verursachten, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Er umarmte mich, sezte mich neben sich, auch bisweilen auf seine Knie, und wenn er mich lange genug betrachtet hatte, unterhielten wir uns von mancherley Dingen. Er

Digitized by Google

redete von Dir, meine Mutter, von meinem Vater und Großvater. Mit inniger Theilnahme sprach er von dem Glücke meiner Aeltern und ich mußte ihm öfters wiederholen, was Du gesagt hattest. Niemals fand ich einen zärtlicheren und gütigeren Freund und ich sagte zu mir selbst: da ich der Einzige in der Welt bin, der ihn trösten kann, so halte ich's für meine Pflicht, ihn recht oft zu besuchen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

(Fortsetzung.)

Im physikalischen Vereine wurde seit meinem lezten Berichte die Geschichte der Elektrizität in zwey Vorträgen von Dr. Vögner fortgesezt. Um Franklins Entdeckungen in der Elektrizität gehörig zu würdigen, fand es derselbe für nöthig, eine Uebersicht von den Fortschritten zu geben, die in der betreffenden Lehre bis zur Epoche jenes berühmten Mannes gemacht worden waren und wodurch Franklins Geist Veranlassung erhielt, den Blitz für einen elektrischen Funken zu halten, und durch seine Versuche späterhin die Identität des Blitzes mit diesem Funken wirklich nachzuweisen. Zu diesem Ende wurden mit zwey Maschinen von ausgezeichneter Größe und wovon die eine, eine einfache, eine Scheibe von 42 Zoll, die andere aber, eine doppelscheibige, Scheiben von 33 Zoll Durchmesser hatte, die überraschendsten Experimente angestellt, als: das Schmelzen von vier Fuß langem Stahldrahte, das Verflüchtigen des Goldes, das Zerschlagen von Holzscheiben, Glasplatten mittelst des elektrischen Funkens u. s. w., alles Wirkungen, die auch dem Blitze, wiewohl in stärkerm Grade, eigenthümlich sind. In der nächsten Sitzung wird Dr. V. zu den Entzündungen mittelst des elektrischen Funkens übergehen, sodann die Franklinsche Theorie vom Gewitter und vom Blitzableiter vortragen, durch Modelle aber die beste Art derselben, nämlich solche, die aus vielen zu einem Seile gewundenen Eisendrähten bestehen, versinnlichen. Bey den so eben erwähnten Versuchen wurden Batterien von 36 und 48 Flaschen benuzt, ein Apparat, von dem man sich, sollte nur die Witterung günstiger werden, eine ganz ausnehmende Wirkung versprechen darf. — Am ersten Sonntage nach dem Osterfeste hielten unsere Bibelgesellschaft und der Missionsverein in dem Gotteshause der hiesigen deutsch-reformirten Gemeinde ihre zweyte gemeinschaftliche Generalversammlung. Das vorige Jahr hatte keine Versammlung stattgefunden. — An Büchern waren im Verlaufe der lezten zwey Jahre ausgegeben worden: 1051 vollständige Bibeln, 1013 lutherische und 212 katholische Neue Testamente. — Ein empfindlicher Verlust für diese Gesellschaft ist gewiß die seit zwey Jahren erfolgte Trennung der englischen (eigentlich schottischen) Muttergesellschaft von derselben. Es entgehen ihr dadurch nunmehr jene Unterstüzungen, die ihr während der ersten zwölf Jahre ihres Bestehens mit so großer Liberalität zu Theil wurden und die sich theils an Baarem, theils an Bibeln und Testamenten nach einem Ueberschlage für jenen Zeitraum auf 33,000 fl. Werth beliefen. Veranlassung zu dieser Trennung gab die Forderung der Britten, nur Bibeln ohne die Apokryphen auszutheilen, eine Forderung, in welche unsere Bibelgesellschaft, so wie alle ihre Schwester-Gesellschaften in Deutschland um so weniger willigen zu können glaubten, da unsere Kanzelredner selbst mehrere Predigtterte aus diesen Büchern entnehmen. Seitdem hat die englische Muttergesellschaft hier einen eigenen Kommissionär bestellt, den sie besoldet und durch welchen sie ihre Bibeln, ohne Mitwirkung der hiesigen Bibelgesellschaft, vertheilen läßt. — Ein literarisch interessantes Andenken ist uns jedoch noch aus der frühern Verbindung geblieben: es ist dieß eine vollständige Sammlung sämmtlicher, auf Veranstaltung jener Gesellschaft in allen bekannten Sprachen der Erde gedruckten Bibeln, welche sich jezt bey der hiesigen Stadtbibliothek befindet.

(Der Beschluß folgt.)

London, May.

(Fortsetzung.)

Es gibt in Ostindien eine Art von Straßenräubern und Mördern, welche unter dem Namen Phansegars bekannt sind, der von dem hindostanischen Worte Phansi, eine Schlinge, abgeleitet wird, von der Art, mit welcher die Wanderer ermordet werden. Sie bilden Banden, welche in verschiedenen Gegenden des Landes ihre Ebouktes (Wachthäuser) haben, in welchen sie sich zur Berathschlagung versammeln, ihre Beute aufbewahren und von wo aus sie ihre Späher ausschicken. Sie erscheinen in jeder möglichen Verkleidung, bald als Faktiere, bald als Wasserträger vom heiligen Ganges u. s. w.; doch sieht man sie selten zu Pferde. Ihr Verfahren gegen die unglücklichen Reisenden wird im United Service Journal folgendermaßen beschrieben: „Ein einzelner Reiter wendet sich um einen waldigen Berg. Ueber ihm erhebt sich hoch die steile Felsenwand, um die der weiße Geyer in der hellen Luft seine Kreise zieht; die hohe Mittagssonne vergoldet das reiche Grün der Bäume und die Spize seines langen Rohrspeers. Auf dem Rücken hängt ihm sein runder Schild von Büffelhaut mit vier metallenen Knöpfen, zur Seite der breite gebogene Säbel in sammtbedeckter Scheide; die Pistolen in den Halftern machen seine Bewaffnung vollständig, und ein um den Kopf gewundener Schawl bewahrt ihn mit seinen dicken Falten gegen Schwertstreiche sowohl, als gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Sein edles Pferd mit gestickter Schabrake geht mit sicherem Schritt die rauhe Bahn entlang; er kömmt an eine Wendung des Weges, da sizt eine verschleyerte weibliche Gestalt und weint bitterlich. Der Reiter hält vor ihr still, bittet sie aufzublicken und ihm die Ursache ihres Jammers mitzutheilen. Mit Widerwillen erhebt sie das Kopftuch und er erblickt ein schönes, in Thränen gebadetes Gesicht. „Ach, gnädiger Herr!" ruft sie, „gestern wurde ich verheyrathet; wir waren auf dem Wege nach dem Wohnort meines lieben Mannes, da sprang auf einmal ein Tiger aus dem Dickicht, riß ihn vom Pferde und schleppte ihn davon. Ich fiel vor Schrecken von meinem Thier und als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich mich allein. O, möchte der Mörder meines Gatten auch mich verschlingen! Wawellah! Wawellah! ich bin verloren!" Der Reisende fühlt sich gerührt und erbietet sich, sie in ihre Heimath zu geleiten; sie willigt in seinen menschenfreundlichen Vorschlag und er steigt ab. In dem Augenblicke stürzen drey oder vier Phansegars hervor, werfen ihn zu Boden und schlingen ihm den eigenen Gürtel um den Hals; der arme Mann flehet um Schonung und bietet ihnen all sein Geld an, das er am Leibe versteckt trägt; sie lachen ihm ins Gesicht und ziehen die Schlinge zusammen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Juni 1829.

— Ich sterbe nun
Umfaßt von beyden und ich fühle mich
So würdig ihrer Liebe, wie geliebt.
Erfüllt sind meine Wünsche!

Goethe.

Die Zwillingsbrüder.

(Beschluß.)

„Heute besuchte ich ihn sehr frühe," fuhr Elieser fort, „weil ich ihn gestern krank verließ. Ich nahm in einem Gefäße heimlich etwas Milch mit, weil ich glaubte, daß ihn der Genuß derselben stärken würde. Aber ach, meine Mutter! seit gestern hat sich seine Krankheit sehr verschlimmert. Ich fand ihn auf seinem Lager. Er nahm die Milch an, drückte mir die Hand und dankte mir herzlich; ich sah aber nur zu deutlich, wie sehr er sich zwang, seine Schmerzen zu verbergen. Ich war daher entschlossen, ihn nicht mehr zu verlassen, und ich würde noch bey ihm seyn, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, daß Du ihm, liebe Mutter, zu Hülfe kommen könntest. O komm, eile, Du kannst ihm vielleicht das Leben retten."

So sprach Elieser. Rachel umarmte ihn mit gerührter Seele. „Liebes, theures Kind," sagte sie zu ihm, „welch' ein theilnehmendes und gutes Herz hast Du! und wie glücklich bin ich, Deine Mutter zu seyn! Ja, mein Sohn! ich will Dir folgen; komm, laß uns keinen Augenblick verlieren." Sie erhob sich und eilte schnell nach Hause. Nephtaly, der erst vom Suchen seines Sohnes zurückgekommen war, begegnete ihr dort. Rachel eilte ihm zu sagen, was sie so eben vernommen hatte. Nephtaly wollte sie in die einsame Höhle begleiten. Er nahm Oel und Wein mit sich; Rachel versah sich mit andern Stärkungsmitteln, und von Elieser geführt, eilten sie dem Berge zu.

Elieser drängte seine Eltern, ihre Schritte zu verdoppeln. Am Eingange der Höhle bat sie der Knabe, ein wenig zu verweilen. Er ging allein hinein und sagte zu dem Einsiedler, der auf seinem Leidensbette lag: „Ich habe Dein Geheimniß entdeckt, in der Hoffnung, Dir nützlich zu seyn. Doch beunruhige Dich nicht, guter Mann! es ist mein Vater und meine Mutter, die ich zu Dir führe." „Was sagst Du, mein Sohn?" rief der Sterbende und hob sich halb in die Höhe. „Wie? Nephtaly und Rachel, Euch soll ich noch einmal umarmen! O, Gott der Güte, stärke meine Kräfte!" . . . Bey diesen Worten und dieser Stimme stieß Nephtaly einen furchtbaren Schrey aus, er hatte den Ton erkannt, stürzte in die Höhle, und warf sich in die Umarmung seines Bruders: „das ist er, es ist Elieser!" Rachel sah und erkannte ihren ersten Gatten wieder; stumm, heftig erschüttert, sank sie an Nephtalys Seite hin, dessen Kopf auf seines Bruders Brust lag. Der Knabe betrachtete sie mit erstaunten Blicken und nassen Augen, der sterbende Elieser, der seinen Arm um Nephtaly geschlungen hatte, reichte seine Hand Racheln und bat den Knaben nicht zu weinen. Als sich nach der heftigen Erschütterung ihre Sinne wieder etwas gesammelt hatten, sahen sie einander nur an, denn sie vermochten kein Wort zu sprechen. Elieser erhielt zuerst seine Stimme wieder; er lehnte sich an seinen Bruder und sagte zu ihm:

„Nephtaly, nur noch kurze Zeit ist mir zugemessen, „gönne mir die lezten Augenblicke, in denen ich Dich

Digitized by Google

„noch Bruder nennen kann. Störe die heilige Freude „nicht, die ich bey Deinem Wiedersehen empfinde. Laß „Dich die Versicherung beruhigen, daß ich glücklicher und „ruhiger sterbe, als ich gelebt habe. Am Tage meiner „ehelichen Verbindung sah ich, wie Du Racheln den Schleyer „zurückgabst, den Du in Deinem Busen verwahrtest. „Deine dabey gesprochenen Worte, mein Bruder, ent„deckten mir, was Du zu thun vorhattest. Meine Sorge „war nun, meine Kleider in Schlamm und Sand zu tau„chen und sie auf dem Wasser schwimmen zu lassen, daß „man an meinem Tod nicht zweifeln konnte, und damit „Du, nach dem Gesetze, der Gatte meiner Wittwe wür„dest. Ich sagte zu mir: Mein Bruder wird doch we„nigstens zur Hälfte glücklich seyn, und ich fühle den Muth „in mir, zu leben. Gedankenlos wanderte ich fort, ver„ließ Canaan und kam in das Land Emmath. Ich hoffte „Racheln vergessen zu können; vergebliche Hoffnung! es „war mir unmöglich, ohne Racheln und meinen Bruder „zu leben. Ich befand mich zwar in der Welt, aber „einsam und verlassen, wie die vergessene Traube des „Weinstocks nach vollendeter Lese. Nach neun Jahren des „Unglücks, die mir weder den Tod noch jene Vergessen„heit brachten, die ich so sehnlich suchte, trugen mich un„willkürlich meine Füße nach Silo zurück. Auf diesen „Bergen hielt ich mich auf. Hier verbarg ich mich bey „Tag, Nachts irrte ich um Eure Wohnung herum. Ich „fürchtete gesehen zu werden, und doch wünschte ich mit „heißer Sehnsucht Euch zu erblicken. Endlich eines Abends, „da ich an einem Felsen saß, der dem wilden Feigenbaume „gegenüber liegt, sah und erkannte ich Dich, mein Bru„der, wie Du Racheln an der Hand führtest. Ich mußte „mich an dem Felsen festhalten, um nicht hinunter„zustürzen und zu Euch zu eilen. Ich sah, wie Ihr „vor einem Grabmahle von Rasen Euch auf die Knie hin„warft, wie Eure Thränen auf das Grabmahl flossen, „ich glaubte unter Euren Seufzern den Namen Elieser zu „hören. Ach! mein Bruder! ach, meine Gattin! dieser „einzige Augenblick bezahlte mir neun Jahre unaussprech„lichen Unglücks. Sie lieben mich noch immer, rief ich, „und von jezt an fühlte ich mich nicht mehr unglücklich. „Von diesem Augenblicke an war ich auch entschlossen hier zu „bleiben. Ich suchte und fand diese Höhle. Die Früchte „der Dattelbäume nährten mich, mit dem Wasser des „Abgrundes stillte ich meinen Durst. Ich sah Euch nun „alle Abende; und was fehlte mir denn noch? Ich warf „mir Eure Thränen vor, aber doch gewährten sie „mir eine so süße Empfindung; ich wünschte, daß Ihr ge„tröstet seyn möchtet, und fühlte doch auch, daß ich dann „wieder unglücklich seyn würde. Der Himmel schenkte „mir bald darauf noch ein großes Glück. Ich begegnete „Eurem Sohne, den ich durch meine Geschenke, durch „meine zärtliche Sorgfalt, durch meine Freundschaft an „mich zog. O, welche seligen Augenblicke verlebte ich in „seinem Umgange! welche Empfindungen durchströmten „meine Seele, wenn ich ihn auf meinem Schooße hatte „und ihn stillschweigend betrachtete; ich sagte zu mir „selbst: Sieh, das ist ihr Kind! In ihm siehst Du „Deine Gattin und Deinen Bruder leben! Ich „drückte ihn an mein Herz und glaubte Euch beyde „zu umarmen. Dieses süße Glück ist mir wie eine „heitere Morgenstunde verflossen. Ich will nun gerne „sterben, mein Bruder! Laß uns die Rathschlüsse „des Ewigen verehren! Die Freude, Dich noch ein „Mal gesehen zu haben, bezahle ich willig mit mei„nem Leben; und sie ist nicht zu theuer bezahlt. „O! daß ich auch noch meinen tugendhaften und guten „Vater an mein Herz drücken könnte! Sagt ihm, o sagt „ihm . . . doch besser, verbergt ihm meinen Tod; reißt „die Wunden nicht wieder auf, daß er nicht auf's Neue „den Sohn beweine, den er schon so lange beweint hat. „Komm näher zu mir, Nephtaly, auch Du, Rachel, und „Du, mein lieber Elieser, mein Kind, mein Sohn, mein „lezter Freund! kommt, kommt und reicht mir Eure „Hände, schlingt sie in einander, daß ich sie auf meinem „Herzen vereinige. Ach, es schlägt kaum mehr! aber es „liebt Euch doch! . . . Gott sey mit Euch! ich sterbe, trö„stet Euch; seyd glücklich und vergeßt mich nicht!“

Ueber den inneren Zustand des Erdballs.

Die Phantasie hat sich von jeher darin gefallen, das Innere unserer alten Mutter Erde mit gräulvollen Farben darzustellen. Sie, die nährende, wohlwollende Erhalterin der Menschen, sollte fast bey allen Völkern die Folterkammer der Ruchlosen und die Residenz des Urübels in ihrem Busen tragen. Ist denn diese Idee so natürlich, daß die Juden ihren Schöol, die Griechen und Römer ihren Hades und Orkus, und die Parsen das Reich des Ahriman dahin verlegten? Jeder Mensch hat die Erde lieb, und doch soll, ein sonderbarer Widerspruch des Geistes, gerade ihr Mittelpunkt der Versammlungssaal des **comité directeur** der Geisterdemagogen gegen die göttliche Allwissenheit seyn.

Ich denke, es dürfte manchen Leser eben so freuen wie mich, wenn er hört, daß die Forschungen der Wissenschaft seiner Phantasie, wenn sie träumend in den innersten Gemächern unseres Erdballs sich ergeht, ein in dem Grade liebliches Bild darbieten, als die Dichtungen unserer Vorfahren sie düster und schauerlich malten. Ich habe das Resultat voraus angekündigt, damit die Leser, und besonders die Leserinnen in Erwartung des freundlichen Schlusses den Muth nicht verlieren, wenn sie den folgenden ernsten Artikel lesen.

* * *

Digitized by Google

Welches ist der gegenwärtige innere Zustand unsers Erdballs? Findet man dort dieselben Stoffe, die man auf ihrer Oberfläche bemerkt, oder ist ihr Zustand dort vielleicht verschieden von dem, in welchem wir sie sehen? Die Auflösung dieser Fragen beschäftigt die Geologen unserer Zeit, aber bey ihren Forschungen scheinen sie die Wirkung des Zusammenpressens oder vielmehr des gegenseitigen Druckes der Theile der Körper auf einander außer Acht gelassen zu haben.

Es ist jezt außer allem Zweifel und völlig erwiesen, daß alle Körper mehr oder weniger elastisch sind und daß bey verschiedenem Drucke ihre Dichtigkeit und der Raum, den sie einnehmen, ihr Volumen, je nach der Kraft dieses Druckes sich verändert. Man weiß ferner aus unmittelbaren Experimenten an denjenigen Körpern, welche leicht zusammengedrückt werden können, daß diese Veränderung in genauem Verhältnisse zu der Kraft des Druckes steht. Die Luft und alle Gase z. B. sind diesem Gesetze unterworfen, daß nämlich der Raum, den sie einnehmen, ihr Volumen, immer im umgekehrten Verhältnisse mit dem Drucke steht, der auf sie einwirkt, ihre Dichtigkeit aber genau mit dem Verhältnisse dieses Druckes steigt. Man kann ein gewisses Volumen Luft so verdichten, daß sie nur $\frac{1}{10}$ des Raumes einnimmt, den sie nach mittlerem Anschlage ohne Zusammenpressung eingenommen haben würde; und es ist außer Zweifel, daß bey weiterer Vermehrung des Druckes das Resultat sich immer gleich bleibt. Wenn wir also annehmen, eine Säule atmosphärischer Luft dringe bis in den Mittelpunkt des Erdballs, d. h. 1429 französische Meilen (860 geographische Meilen) tief, und wir die Dichtigkeit dieser Luft auf verschiedenen Höhen prüfen, so finden wir, daß bey einer Tiefe von 11 (französischen) Meilen die Luft die Dichtigkeit des Wassers, auf 511 (französische) Meilen aber die Dichtigkeit des Quecksilbers erhalten hätte; in einer Tiefe von 1429 (französischen) Meilen dem Halbmesser der Erde) endlich würde sie eine Dichtigkeit erlangt haben, die man kaum mit Ziffern ausdrücken kann.

Das Wasser, von dem man lange glaubte, daß es nicht zusammengepreßt werden könne, das aber, wie aus den Versuchen der Akademie zu Florenz hervorgeht, leicht auf $\frac{1}{50}$ seines gewöhnlichen Volumens gebracht werden kann, hätte in einer Tiefe von 31 Meilen (französisch) nur noch die Hälfte seines Volumens, auf 120 Meilen hätte es die gewöhnliche Dichtigkeit des Quecksilbers, und im Mittelpunkte der Erde würde diese Dichtigkeit 3,000,000 mal größer als auf der Oberfläche seyn.

Es läßt sich aus diesen ungeheuren Wirkungen des Gravitationsgesetzes (des Gesetzes der Schwere) schließen, wenn der Erdball ganz aus Stoffen bestände, die denen gleich sind, die wir kennen, seine mittlere Dichtigkeit bey weitem den Grad überstiege, den ihm bis jezt die genauesten Experimente geben; wir müßten ganz nothwendig annehmen, daß das Centrum der Erde aus weit schwereren Körpern besteht als diejenigen, die wir kennen, wenn nicht die wichtigen Beobachtungen des Dr. Maskelyne über die Abweichungen des Pendels, und die schönen Experimente von Cavendish über die Wechselwirkung der Bleykugeln verschiedener Größe übereinstimmten, die mittlere Dichtigkeit der Erde nur fünf Mal größer als die des Wassers anzunehmen. Um also diese Thatsachen, welche aus dem Gravitationsgesetze fließen, in Einklang zu bringen, muß man annehmen, daß unser Planet zum Theil aus ungeheuren Höhlen gebildet ist, und daß wir auf einer Kruste oder einer Art von Muschel leben, deren Dicke in Vergleichung mit dem Durchmesser der Sphäre sehr unbedeutend ist. Aber in welchem Zustande sind wohl diese Höhlen? Stellen wir uns vor, sie seyen absolut leer, so würden sie ja von selbst zusammenstürzen. Sollten sie mit einem Körper von ausgezeichneter Leichtigkeit und Elasticität angefüllt seyn, dessen Theile eine solche Repulsionskraft besäßen, daß sie dadurch fähig würden, ein so ungeheures Gewicht zu tragen? Aber welcher Körper ist so leicht und besizt zugleich eine so beständige, mächtige Repulsionskraft, daß er das fast unberechenbare Gewicht einer Säule von 1429 französischen Meilen tragen könnte? Ein einziger scheint die äußerste Zartheit mit der größten Kraft der Elastizität und der Ausdehnung zu vereinigen: es ist das Licht selbst, das in Masse vereinigt Wärme bildet und dessen Daseyn in allen Körpern sich beym Zusammenpressen, bey den Erscheinungen der Elektrizität und der chemischen Verwandtschaft zeigt.

Das Licht durchläuft in einer Sekunde ungefähr 200,000 Meilen. Da nun die atmosphärische Luft im leeren Raume nur eine Schnelligkeit von einer Viertelmeile in der Sekunde erhält, so ist die Bewegung des Lichtes 800,000 mal schneller und die Ausdehnungskraft desselben, verglichen mit der Luft, muß mit dem Quadrat dieser Zahl oder 640 Billionen ausgedrückt werden. Also kömmt die Kraft der Elastizität des Lichtes einer ungeheuern Säule von 3200 Billionen Meilen gleich, eine Ausdehnung, die 889 mal größer ist, als die Entfernung des Uranus von der Sonne, des entferntesten der bis jezt entdeckten Planeten. Es bedarf aber auch nichts Geringeres, als einer solchen rückstoßenden Kraft, um der Macht des Druckes der Erdstoffe zu widerstehen und um zu verhindern, daß sie nicht in einen kleinen Raum zusammenfallen.

Wir sind nunmehr zum wichtigsten und merkwürdigsten Schlusse gelangt. Die große Höhle, die man nothwendiger Weise im Innern der Erde annehmen muß, ist kein gräulicher und düsterer Abgrund, wie ihn die Einbildungskraft der Dichter darstellte. Dieses ungeheure Gewölbe muß im Gegentheil die reinste ätherische Essenz,

Digitized by Google

das Licht, in seinem concentrirtesten Zustande und leuchtend in dem geläutertsten, strahlendsten Glanze, den man sich denken kann, enthalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Sobald der Ueberfallene todt ist, bemächtigen sich die Phansegars seiner Habe, stechen ihm die Augen aus und durchschneiden ihm die Fußmuskeln, denn sie glauben, daß ohne diese Operation der Geist des Erschlagenen sie verfolgen würde. Hierauf schleppen sie ihn in den Wald, werfen etwas Erde und Gestein über ihn und rechnen übrigens auf den Heißhunger der Wölfe. Einer von dieser Bande erzählte vor seiner Hinrichtung, er habe an mehr als 100 Mordthaten Theil gehabt, und einmal sey ein Offizier mit seiner ganzen Familie, zehn Menschen an der Zahl, welchen sich drey von den Elenden als Ochsentreiber verbungen hatten, unter ihren mörderischen Händen gefallen.

Das sechste Stück des Foreign Review enthält von der Feder eines englischen Dichters einen sehr gediegenen Aufsatz über Klopstocks Leben und Oden. Der Ruhm dieses großen Sängers gründet sich hier einzig auf seinen Messias oder vielmehr auf die geistlosen Uebersetzungen desselben; seine Oden sind fast gar nicht bekannt, was jenen Artikel um so willkommener macht. Die beygegebenen Uebersetzungen, meistens in der Form der Originale, sind vortrefflich gelungen, indem kein einziger Gedanke mißverstanden oder dem Versmaaß geopfert, oder durch angehängte Schnörkel entstellt scheint.

Das Monthly Review, die einzige englische ausschließlich kritische Zeitschrift, welche monatlich erscheint und mit aller Tiefe der vierteljährigen die Mannichfaltigkeit der wöchentlichen Reviews verbindet, berücksichtigt unter der neuen vortrefflichen Redaktion, welche es seit Januar übernommen, wieder nach mehreren Jahren die deutsche Literatur. Im vorigen Monate erschien darin eine umfassende Notiz von dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, und diesen Monat eine noch größere über Wolfgang Menzels „deutsche Literatur.“ Der Verfasser des Aufsatzes hat freylich den Gegenstand nur sehr leicht berührt, und damit, daß er (wahrscheinlich durch die Tendenz der Zeitschrift gebunden) den großen Gegenstand der Religion unerörtert gelassen, Menzels Ansichten kaum zur Hälfte entwickelt; obgleich er mit demselben in seiner Ansicht vom Mittelalter keinesweges einverstanden ist, so hat er ihm doch mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als Menzel überall bey seinen Gegnern in Deutschland gefunden, und ihn bey dem brittischen Publikum auf eine Weise eingeführt, womit er wohl zufrieden seyn kann. „Wir bedauern aufs herzlichste,“ heißt es an einer Stelle, „diese Partheylichkeit und, um uns eines deutschen Ausdrucks zu bedienen, Einseitigkeit an einem Manne, den seine im Allgemeinen so gesunde Urtheilskraft, seine Weltkenntniß, sittliche Kraft und natürliche Unerschrockenheit sichtbar dazu bestimmten, einen großen Einfluß auf die deutsche Literatur zu üben und sie von manchen Auswüchsen zu befreyen, die sie jetzt entstellen. Die Klarheit z. B., womit er das Fehlerhafte in verschiedenen Zweigen seiner vaterländischen Literatur nachweist, der Ernst, mit dem er die unwürdige Rohheit verweist, womit seine Landsleute ihre literarischen und wissenschaftlichen Kämpfe betreiben, die Unredlichkeit, den Leichtsinn und die Partheylichkeit tadelt, deren sich die Kritiker so oft schuldig machen, und vor allem der tugendhafte Unwille, womit er die krankhafte Empfindeley und niedrige Sinnlichkeit des Zeitalters geißelt, haben ihm ein unvergängliches Denkmal in jeder redlichen Brust errichtet. Dafür sind wir bereit, ihm seine Bewunderung eines Görres nachzusehen und unsern Unwillen über die unwürdige Art, wie er den alten Voß behandelt, zu mildern.“

Frankfurt a. M., Mai.

(Beschluß.)

Die hier bestehende Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden hat ebenfalls vor Kurzem unter Vorsitz des Hrn. Schöff von Meyer eine Generalversammlung gehalten. In den ersten Jahren ihrer Dauer ließ sich diese Gesellschaft mehr wie jetzt eigentliche Judenbekehrungen angelegen seyn; allein nachdem sie die unerfreuliche Erfahrung gemacht, daß nur zu oft lediglich irdische Motive den Israeliten zum Taufstein führten, geht sie mit großer Umsicht zu Werke und sucht vornehmlich durch Verbreitung ächt christlicher Grundsätze unter den Juden den Weg zu ihrer Bekehrung zu bahnen. Auch für die Zwecke dieser Gesellschaft interessiren sich die Britten mit beyfallswürdiger Thätigkeit. — Im Gebiete der schönen Künste und zwar namentlich des Theaterwesens gewährte der seit meinem letzten Berichte verflossene Zeitraum nur sehr unvollständige Befriedigung. Anstatt der zwey neuen Opern und eben so viel Dramen, die während des Mess-Cyklus, der diesen Zeitraum ausfüllt, sonst gegeben zu werden pflegten, beschenkte uns die Theaterdirektion dieses Mal nur mit einer neuen Oper. Es war dieß die Stumme von Portici, die überdieß keineswegs ungetheilten Beyfall erhielt. — Unter den Sehenswürdigkeiten, welche die Messe selber uns brachte, rivalisirte de Bachs Cirkus sehr glücklich mit dem Theater, indem derselbe fast immer gefüllt war, wenn schon sonst seine Gesellschaft, der Mitwirkung der Hinne'schen Truppe ungeachtet, nicht ganz den Erwartungen entsprach, zu denen die Erinnerung an ihre frühern Leistungen auf unsern Messen berechtigte. Außerdem verdient nur noch Tielker's Panorama der Stadt London einige Erwähnung; denn der Inhalt der wenigen übrigen Buden auf dem Paradeplatz und Roßmarkt vermochte fast nur Schaulustige aus den untern Volksklassen anzuziehen. Ambulante Affenkomödien und pantomimische Vorstellungen auf freyer Straße, die, irren wir nicht, in Folge eines Polizeyverbots seit mehreren Jahren hier gar nicht mehr gesehen wurden, trugen wenigstens dazu bey, der Messe eine lebhaftere Physiognomie zu geben. — An Produkten der bildenden Künste brachte uns die Messe mehreres Neue. Zu Anfang der Messe passirte unsere Stadt ein niederländischer Kunsthändler oder Kunstfreund, der eine nicht ganz unbedeutende Sammlung alter Gemälde mit sich führte, die er, jedoch nur für wenige Tage, im Lokale des Städel'schen Instituts aufstellte. Man rühmte darunter vornehmlich einen Giulio-Romano, der auf 36.000 Franken gehalten wurde, einen Leonardo da Vinci und einen Perugino, den der Besitzer aber für einen Raphael ausgab. — Die zur Wiederbelebung unserer Gasbeleuchtungs-Anstalt eröffnete Subskription auf Aktien geht gut von statten. Es soll bereits für den Betrag von mehr als zwey Dritteln der zu diesem Zwecke für nöthig erachteten Summe von 60.000 fl. unterzeichnet worden seyn.

Beylage: Kunstblatt; Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Juni 1829.

Du, Eichbaum, stehst,
Bist Luther!

Herder.

Die Ulme zu Hirsau. *)

Von L. Uhland.

Zu Hirsau, in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum,
Frischgrünend, seine Krone
Hoch über'm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So triebs ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich ergieng,
Die Ulme war's, die lehrte,
Woran mein Sinnen hieng.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstral;
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Thal.

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß,
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Stral des Lichts! Du dringest
Hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! Du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

*) Aus der eben im Drucke befindlichen vierten Auflage von L. Uhlands Gedichten, welche demnächst erscheinen wird.

Der Untergang der Strelizen.

Nach Ségur.

Folgendes ist ein Bruchstück aus der vor Kurzem erschienenen „Geschichte Rußlands und Peters des Großen," vom Grafen von Ségur, Verfasser der „Geschichte Napoleons und der großen Armee;" es soll vorzüglich als Probe des Styls dienen.

* * *

Digitized by Google

Groß war das Chaos, in welchem Czar Peter wieder die Ordnung herstellen wollte, und aus welchem er hervortrat, um die Kenntnisse und das Licht zu sammeln, womit sie erhellt werden sollte. Was war denn wohl in dieser gränzenlosen Verwirrung von Vorurtheilen und Gebräuchen zu achten und zu schonen, besonders da, bey der Widersetzlichkeit dieser Blinden, das große Werk der Regeneration in dem kurzen Zeitraume eines Menschenlebens vollendet seyn mußte? Da Alles von ihm selber abhing, war Eile nöthig; er mußte all' diese Aenderungen plötzlich betreiben und, wie Wladimir der Große, den barbarischen Abgott auf einmal in's Wasser stürzen, um alsbald den Gott der Civilisation an seine Stelle zu setzen. Wenn man eine Sache rasch betreibt, so überrascht man; und das ist ein vortreffliches Mittel, zum Entschluß zu kommen.

Es ist übrigens nicht allgemein bekannt, wie viele Anschläge gegen das Leben des Reformators seine despotische Sinnesart und natürliche Rohheit veranlaßten. Es ist bald das Schwert des Aufruhrs, dem er entgeht oder das er zerbricht; bald das, der Sage nach, durch die Hand einer Schwester bereitete Gift; bald der Dolch eines Raskolnik, der ihm zu Füßen fällt, im Augenblicke, wo der Meuchler sich dessen bedienen will. Vorzüglich aber erheben sich die Strelizen, welche die nach europäischer Art disciplinirten Regimenter ihre Stelle einnehmen sehen. Mehrmals ist ihnen Peter in der Kindheit und Jugend glücklich entgangen; schon in der Wuth, welche die Kunde von seiner Reise nach dem profanen Europa ihnen einflößte, wollten sie diesen unheiligen Czar ermorden, der im Begriff war, sich durch Verkehr mit diesen Fremden zu schänden, die sie verabscheuen. In ihrer Mitte erblicken sie zwölftausend Ketzer, welche Herrn ihrer heiligen Stadt bleiben werden, während sie selber, zum Heere verbannt, fort müssen, um an den fernen Grenzen des Reichs zu fechten. Und das ist nicht ihre einzige Beschwerde; denn, sey es nun nothwendig gewesen, oder habe der jugendliche und kräftige Geist Peters des Großen zu viel, und dieses Viele zu rasch gewollt — sie beschuldigen ihn überdieß, auf Einen Schlag eine Flotte von hundert Kriegsschiffen geschaffen zu haben, eine unerträgliche Steuer in einem, schon an sich erschöpfenden Kriege, und was außerdem die Einführung einer Menge von ketzerischen Werkleuten in ihr heiliges Land nöthig macht.

Diese Strelizen glaubten, gleich allen Mißvergnügten, an eine allgemeine Unzufriedenheit; daher wagten es in Moskau selbst, wenige Tage vor der Abreise des Czars, Tsikler und Soukanin, zwey ihrer Anführer, den Plan zu einer nächtlichen Feuersbrunst zu entwerfen. Sie wußten, der Czar würde der Erste seyn, der zur Rettung herbeyeilte; mitten in der Verwirrung und dem gewöhnlichen Tumulte bey solchen Vorfällen, wollten sie ihn schonungslos erwürgen und hierauf sogleich alle Fremden tödten, die man ihnen zu Obern gegeben. So war ihr schändlicher Plan. Schon nahte die zur Ausführung bestimmte Stunde. Der Mitwisser waren viele, und, bey einem Bankette vereint, suchten Alle in berauschenden Getränken den nöthigen Muth im Augenblicke eines so schrecklichen Vorhabens. Aber, wie jedes Zechgelag und jede Trunkenheit, hatten auch diese, den verschiedenen Temperamenten gemäß, verschiedene Wirkungen. Zwey der Elenden verloren ihre Sicherheit, sie theilten einander nicht gerechte Gewissensbisse, sondern feige Furcht mit, verließen, um von einem Verbrechen sich durch ein anderes loszumachen, das Bankett unter einem schicklichen Vorwande und mit dem Versprechen, zur bestimmten Zeit zurückzukehren, und eilten, dem Czar die Verschwörung zu entdecken.

Auf Mitternacht war die Ausführung festgesetzt; Peter gab den Befehl, um eilf Uhr den Versammlungsort der Verschwornen zu umzingeln. Nicht lange darauf, da er glaubte, die festgesetzte Stunde sey da, begibt er sich allein zu dem Hause, wo die Strelizen sich befinden, er tritt mit Sicherheit ein, da er nur zitternde, von seinen Garden entwaffnete Verbrecher zu finden glaubt. Aber seine Ungeduld hat ihn hinsichtlich der Zeit getäuscht, er sieht sich allein und unbewaffnet, einem freyen, trotzigen, bewaffneten Haufen gegenüber, im Augenblicke, wo noch die letzten Worte des Schwurs, mit dem sie ihn dem Tode weihen, auf ihren Lippen schweben. Bey seinem unerwarteten Anblick erheben sich Alle betreten. Der Czar, seine Gefahr einsehend, ärgerlich über die vermeinte Nachlässigkeit seiner Garden, und wüthend über seine eigene Unvorsichtigkeit, gebietet seinerseits den Leidenschaften, die in ihm toben, Ruhe. Er war zu weit gegangen, um sich zurückzuziehen, und so läßt er sich nicht aus der Fassung bringen; ohne Zögern tritt er mitten unter den Haufen von Verräthern, grüßt sie freundlich und sagt mit ruhiger und natürlicher Stimme: „er habe im Vorbeygehen ihr Haus erleuchtet gesehen, und da er gedacht, man werde hier lustig seyn, sey er eingetreten, um ihre Lust zu theilen.“ Hierauf setzt er sich und trinkt den Verschwornen zu, die neben ihm stehend, sich nicht weigern können, in der Runde auf seine Gesundheit zu trinken.

Bald aber suchten sich fragend ihre Blicke; sie gaben einander Zeichen, sie wurden dreister, und einer von ihnen beugte sich zu Soukanin hin, mit den leise gesprochenen Worten: „Bruder, es ist Zeit!“ Dieser aber, zögernd, aus welchem Grunde ist unbekannt, antwortete gleichfalls leise: „Noch nicht!“ da springt der Czar, der diese Worte vernimmt und im selben Augenblicke seine Garden kommen hört, von seinem Sitze auf, wirft den Anführer der Verschworenen mit einem Faustschlage zu Boden und ruft: „Wenn es noch nicht für Dich Zeit ist, Hund, so ist's für mich!“ Bey diesem Schlage und beym

Digitized by Google

Hereinstürzen der Garden in den Saal, werfen die Verschworenen sich dem Czar zu Füßen und flehen um Vergebung. „Man feßle sie.“ war die ganze Antwort des Schrecklichen. Hierauf wendet er sich zu dem Anführer seiner Garde und gibt ihm eine Ohrfeige, ihm seine Unachtsamkeit vorwerfend; aber dieser zeigt seine Ordre vor, und Peter, sein Unrecht einsehend, schließt ihn in seine Arme, küßt ihn auf die Stirne und vertraut ihm die Bewachung der Verräther an.

Furchtbar war seine Rache, die Strafe war schrecklicher als das Vergehen. Jeder der Verschworenen ward zuerst gefoltert, dann verstümmelt, hierauf zum Tode geführt, als Blut und Leben nicht mehr zum fernern Leiden hinreichten. Zuletzt wurden ihre Köpfe auf die Spitze einer Säule gestellt, und die Glieder symmetrisch, gleich Zierrathen, umher gelegt, Gebräuche, die für eine Regierung von Herrn und Sklaven paßten, die sich gegenseitig zum Vieh machen, und deren einziger Gott die Furcht ist.

Zur Naturgeschichte des Affen Ouistitis.

Audouin in Paris besaß lange Zeit ein Paar ungemein zahme Ouistitis (Simia Jacchus Linn. — Jacchus vulgaris Geoffr.), über welche er zahlreiche Beobachtungen anstellen konnte, von denen einige in hohem Grade Interesse erregen. Jedermann weiß aus täglicher Erfahrung, daß ein Hund, ungeachtet der vorzüglichern Seelenanlagen, womit dieses Thier ausgestattet ist, in dem Bilde, welches er in einem Spiegel erblickt, nicht sich oder ein Thier seiner Art erkennt, und daß noch weniger der Anblick eines Gemäldes irgend einen besondern Eindruck auf ihn macht. Ganz anders verhält es sich mit dem Ouistitis. Audouin überzeugte sich nämlich durch wiederholte Versuche, daß diese Affen in einem Gemälde nicht nur ihr Bild, sondern selbst das eines andern Thieres zu erkennen vermögen. So verursacht ihnen z. B. der Anblick einer Katze und, was noch merkwürdiger ist, der Anblick einer Wespe offenbaren Schrecken, während sie sich beym Anblicke eines andern Insektes, z. B. einer Heuschrecke oder eines Maikäfers auf das Gemälde stürzen, um den abgebildeten Gegenstand zu ergreifen. Diese einzige Thatsache scheint einen hohen Grad von Entwickelung der Intelligenz bey den Ouistitis zu beweisen, auf die auch ihr Schädelbau schon hinweist und die durch mehrere andere Beobachtungen Audouins bestätigt wird. Eines Tages spritzte sich das eine dieser Thiere, als es die Beere einer Traube verzehrte, etwas von dem Safte derselben in das Auge; seit dieser Zeit nun vergaß es nie mehr, so oft es eine Traube speiste, die Augen zu schließen, woraus sich mit Sicherheit schließen läßt, daß die Ouistitis in einem hohen Grade die Fähigkeit der Ideen-Association besitzen. Die beyden Individuen, welche zu diesen Bemerkungen Anlaß gaben, fingen mit unglaublicher Geschicklichkeit die Mücken, die der Zufall in ihren Käfig führte; aber als sich eines Tages eine Wespe einem Stückchen Zucker näherte, das an den Stangen des Käfigts befestigt war, ergriffen diese Thiere, die niemals Wespen gesehen hatten (dieß läßt sich nun freylich mit Grunde bezweifeln), und daher die empfindlichen Stiche dieser Insekten nicht aus Erfahrung kennen konnten, sogleich die Flucht und zogen sich in den Grund ihres Käfigts zurück. Erstaunt über diese Zeichen des Schreckens, fing Audouin die Wespe und näherte sie den beyden Ouistitis, die auf der Stelle ihren Kopf zwischen ihren Händen versteckten und ihre Augen fast gänzlich schlossen. Kaum hatte er ihnen dagegen eine Heuschrecke, einen Maykäfer, oder was immer für ein anderes Insekt dargeboten, von welchem sie nichts zu fürchten hatten, so stürzten sie sich in gieriger Hast auf dasselbe, faßten es in demselben Augenblick und verzehrten es als einen Leckerbissen. Sie liebten auch sehr Zucker, gekochtes Obst und Eyer, welche sie mit viel Anmuth zu fassen und mit ausnehmender Geschicklichkeit auszutrinken verstanden. Hingegen berührten sie niemals Mandeln, von was immer für einer Sorte, saure oder säuerliche Früchte und Blätter, die man als Salat zu speisen pflegt. Eben so wenig liebten sie Fleisch; that man aber in ihren Käfigt einen kleinen lebendigen Vogel, und konnten sie sich desselben bemächtigen, so öffneten sie ihm den Schädel, fraßen alles Gehirn, leckten sorgfältig das abgeflossene Blut auf, und verzehrten manchmal auch die hornartigen Theile des Schnabels, die Sehnen der Füße und einige andere nicht fleischige Theile. Audouin bemerkt, daß seine Ouistitis sehr neugierig waren, daß sie ein ungemein scharfes Gesicht hatten, daß sie sehr an ihren Gewohnheiten hielten, obwohl sie in mancher Beziehung sehr launisch waren; daß sie die Personen, von denen sie besorgt wurden, sehr gut erkannten; endlich, daß ihre Stimme nach den Leidenschaften, von denen sie gerade beseelt waren, sehr verschieden klang. Waren sie nämlich erschreckt, so war es ein scharfes Gekreische, welches aus der Kehle zu kommen schien, und wobey sie den Mund öffneten und die Zähne wiesen; im Zorne hingegen ließen sie ein kurzes Pfeifen hören, welchem eine Art Gekrächze folgte. Bey andern Gelegenheiten, besonders wenn man sie in die freye Luft sezte, stießen sie ein leises, gedehntes Pfeifen aus oder riefen auch wohl einander durch ein Gezwitscher, ähnlich dem vieler Vögel.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Was das Morning Chronicle neulich in Hinsicht Englands behauptete, läßt sich mit weit mehr Recht auf Frankreich anwenden: „Unter hundert Geistlichen gibt es kaum einen, welcher die Anfangsgründe der Kunst verstände, das Glück der Völker zu befördern, und wie sollte er, der nichts davon versteht, andern einen guten Rath ertheilen können? Hat die Regierung den ernsten Wunsch, das Volk zu bessern, so sollte sie die Verbreitung der Zeitungen befördern, denn diese können und müssen es unterrichten und die Menschen lehren, gute Väter und Gatten zu werden und das Lesen den groben Genüssen der Schlemmerey vorzuziehen.“ Die Wichtigkeit der Tagblätter hat man in Frankreich wie anderswo lange verkannt, und anstatt die Verbreitung zu befördern, derselben allerley Hindernisse in den Weg gelegt. Auch noch jezt wird das Verbreiten der Tagblätter durch die schwere Stempeltaxe und die erforderliche starke Bürgschaft in Staatsrenten sehr erschwert; allein es hat doch wenigstens jedweder die Freyheit, ein Tagblatt oder mehrere herauszugeben, und er braucht nicht mehr zu befürchten, daß man ihm seine Mittheilungen ans Volk verstümmelt oder verunstaltet. Die Aufsätze gelangen rein und unverdorben ins Publikum, und was die Verfasser mittheilen, hat kein Beschauer zuvor ängstlich durchgrübelt. Daher kömmt es auch, daß ein weit freyerer und unabhängigerer Ton in den Tagblättern herrscht, als zuvor. Die Schriftsteller können frey denken und freymüthig schreiben, denn Niemand darf ihrer Feder Einhalt thun. Natürlich gehen zuweilen einige Hitzköpfe zu weit; allein die königlichen Anwälte bey den Gerichten sind außerordentlich wachsam, theils aus Pflicht, theils aus Privatinteresse, denn ein Prozeß wegen Preßvergehen ist für einen königlichen Anwalt eine vortreffliche Gelegenheit, um seine Beredtsamkeit und seinen Diensteifer, nebenbey auch wohl seine monarchischen Gesinnungen an den Tag zu legen und sich dadurch seinem Obern, dem Justizminister, zu einer höhern Stelle zu empfehlen; selten ermangelt daher auch ein solcher Beamte, bey dieser Gelegenheit gegen die Preßfrechheit loszudonnern und die Preßfreyheit als ein gefährliches Ding zu schildern. Die Herren Beamten kleben noch allzu sehr an alten Gewohnheiten und Denkungsarten, als daß sie die Schreibfreyheit als ein nothwendiges Bedingniß der jetzigen Verfassung ansehen könnten. So leicht ist also keine Gefahr, daß die Preßfreyheit ausschweifen könnte, denn die Gerichte sind eher zu streng, als zu gelinde bey Bestrafung begangenen Unfugs. Beranger, Cauchois le Maire, Magallon, alle drey angesehene Schriftsteller, sitzen gefangen und können bezeugen, daß Nachgiebigkeit kein Fehler der jetzigen Justiz ist, besonders wenn es liberale Schriftsteller betrifft; den Ultrablättern, die manchmal arge Dinge vorbringen, läßt man freylich eher Manches durchgehen. Magallon, Verfasser der Zeitschrift L'Album, sizt nun schon zum zweytenmale fest und es hat eine eigene Bewandniß mit diesem noch jungen Schriftsteller. Das erstemal hatte ihn das Villèlesche Ministerium so arg behandeln lassen, daß er allgemeines Mitleiden erregte und daß die Behandlung, die er erlitten, in den freysinnigen Blättern und auch auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer den Ministern hart vorgeworfen wurde. Die einfache und rührende Erzählung seiner Gefangenschaft nahm Jedermann für ihn ein.

(Die Fortsezung folgt.)

Dresden, Mai.

Ein sehr trauriges Ereigniß hat sich in den lezten Tagen in unserer Nachbarschaft zugetragen. Wer, der Dresden je besuchte oder auch nur Lindau's Beschreibung davon las, kennt nicht die herrlichen Sandsteingebilde, welche unter dem Namen der sächsischen Schweiz bey Liebethal beginnen und sich bis nach Böhmen hinein an der Elbe hinstrecken. Hier sind denn auch die großen Steinbrüche, welche nicht nur Dresden, sondern auch viele andere Städte mit den schönsten Baumaterialien versorgen. In einem von diesen an der Elbe gelegenen Steinbrüchen ohnweit Wehlen war es, wo vierzehn Steinbrecher eine große Felsenmasse dergestalt untergraben und abgetrennt hatten, daß sie nun hoffen konnten, sie werde nach Beendigung noch einiger Arbeiten und getroffenen Vorsichtsmaaßregeln herabstürzen, um alsdann von ihnen im Einzelnen vollends verarbeitet zu werden. Aber Montags am 11. Mai, Nachmittags um 3 Uhr, als sie eben kurz vorher ihr Mittagsbrod am Rande der Felsenwand eingenommen hatten und ihr Werk wieder begannen, hob sich mit einemmale und völlig unerwartet die ungeheure Masse vollends aus ihren Fugen und stürzte über den Arbeitern zusammen, sie unter Stein und Trümmern begrabend. Nur einer jener Männer war zufällig von dem Orte des Schreckens etwas entfernt gewesen, dreyzehn aber verschwanden unter der Felsendecke. Wer konnte anders denken, als daß sie sämmtlich auf die furchtbarste Art zerschmettert worden wären? doch eilte man mit der Arbeit zu Hinwegräumung der Massen, so viel es bey beschränkten Kräften sich nur thun ließ, um nach und nach mindestens die Leichname der Verunglückten zu finden. Welch ein freudiges Staunen aber, nach vergeblichem Bemühen einer ganzen Woche lang, auch nur dieses schmerzliche Resultat zu erreichen, als plötzlich Sonntags Nachmittags, am 17. Mai, fünf dieser Unglücklichen in einer engen Schlucht, welche die zusammengestürzten Felsenstücke über ihnen gebildet hatten, lebend wieder aufgefunden wurden. Ein kleiner Brod- und Tabakvorrath, so wie der Genuß anderer durch die Noth gebotener Nahrungsmittel, wie man sagt, das rohe Fleisch vom Schenkel eines neben ihnen sogleich zerschmetterten Kameraden, hatte sie vor dem Hungertode geschüzt, die Uhr eines Unglücksgenossen beym matten Scheine angezündeten Zunders ihnen die Stunden und Tage ihrer Einkerkerung angezeigt und das immer näher dringende Getöse der Abräumungsarbeiter, daß sie vom zweyten Tage an deutlich vernahmen, während ihr Hülferuf ungehört in den Felsmassen verhallte, ihre Hoffnung bis zum Augenblicke der Erlösung aufrecht erhalten. Zwey der Geretteten fand man allerdings in einem sehr bedenklichen, obgleich nicht hoffnungslosen Zustande, drey derselben befanden sich aber ziemlich wohl. Daß sie jedoch sämmtlich sehr erschöpft waren, läßt sich leicht denken. Besonders schrecklich soll ihnen am Sonnabende Abends, als sie schon die Stimmen der Räumenden ziemlich nahe hörten, der Gedanke gewesen seyn, als diese nun bey einbrechender Nacht nach Hause gingen, daß sie Sonntags, wo gewöhnlich alle Arbeit bey Seite gesezt wird, nicht wiederkehren, sondern erst am Montage von Neuem beginnen würden, wo denn ihre ohnedieß nur noch schwache Lebenskraft gewiß gänzlich würde erloschen gewesen seyn. Aber Menschenrettung war ja der beste Gottesdienst; sie kamen Sonntags früh wieder, förderten die Arbeit und fünf Menschenleben waren der Gewinn. Von den übrigen acht Personen sind bis heute nur noch drey, aber völlig zerschmettert aufgefunden worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Juni 1829.

Mag altrömische Kraft ruhen im Aschenkrug —
Dennoch, siehe, verräth manche bedeutende Form
Roms ursprüngliche Seele.

Platen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Gebehrden der Römer.

Welch ausnehmende Fähigkeiten die Italiener, besonders die Bewohner des Südens besitzen, ihre Gedanken durch Gebehrden auszudrücken, ist schon längst bemerkt worden. Man sollte, nach den Gestikulationen zu urtheilen, welche nicht allein von Erwachsenen, sondern sogar von unmündigen Kindern gemacht werden, ganz Süditalien für ein Land von Stummen halten. Woher diese sonderbare Sitte? Manche haben gesagt und sagen noch, vom heißen Temperamente. Aber haben denn die Spanier, die Türken, ja sogar die Franzosen kaltes Blut? Das wird Niemand behaupten. Der Grund muß also wo anders liegen. Meiner Meynung nach liegt er in einem Reste von jenem Republikanismus, bey dem, wie früher in Griechenland, dann in Rom, und später überhaupt in Italien, die Partheyen einander in den Haaren lagen, sich auf Tod und Leben bekämpften, und eine solche Freyheit herrschte, daß Niemand seines Lebens sicher war. In diesem Republikanismus allein gedeiht das Leben im Freyen oder das öffentliche Leben. Leuten, welche in diesem Sinne in Freyheit mit einander leben, in ihren Diskussionen unaufhörlich einander überschreyen, ja so viel wie möglich aus der Ferne mit einander unterhandeln, weil sie sich, wie man zu sagen pflegt, nicht über den Weg trauen, solchen Leuten muß die Pantomime vertrauter werden als die Sprache. Man kann davon hier in Rom stündlich Beyspiele sehen. Oft streiten sich zwey, oder auch mehrere in einer Entfernung von vierzig, fünfzig, ja hundert Schritten, so daß man nicht begreift, warum Menschen mit einander zanken, welche so weit von einander entfernt sind; Wagen, Menschen, Thiere u. s. w. gehen indessen vorüber, ohne daß sie vom Hader ablassen, bis das Geräusch, oder auch die eigne Erschöpfung sie nöthigt, statt der Worte zu den Gebehrden ihre Zuflucht zu nehmen. Dann springen sie auf den nächsten besten Eckstein, oder schwingen sich auf eine Mauer, und setzen von dort, oft nur einer Hand mächtig, weil sie sich mit der andern halten müssen, ihren Streit durch Gebehrden fort. Selbst im friedlichen Verkehre und unmittelbar von Mund zu Mund redend, ziehen sie die Pantomime nicht selten der Rede vor, besonders bey gewissen allgemeinen Verhandlungen, wo es nicht auf scharfe Darlegung der Begriffe ankommt.

Daß die Zahl derjenigen Gesten, welche ein körperliches Bedürfniß ausdrücken, die größte ist, kann bey einem Volke, das unter allen polizirten Nationen Europas zur Zeit noch das natürlichste ist, und bey welchem daher die leibliche Existenz mehr als die geistige berücksichtigt wird, nicht Wunder nehmen. Das Essen und Trinken, als das nothwendigste aller leiblichen Bedürfnisse, wird durch die verständlichsten Gesten ausgedrückt; zur Bezeichnung des erstern sperrt der Hungrige mit hinten übergebogenem Kopfe den Mund auf und thut, als ob

Digitized by Google

er mit den zusammengehaltenen Fingern der rechten Hand etwas hineinwürfe, ja bey besonderer Nothdurft scheint er gar, um die Quantität des Hungers und der erforderlichen Speise auszudrücken, mit der linken Hand am Halse hinabstreifend, nachzuhelfen. Diese Pantomime ist, so viel ich weiß, außer Italien wenig bekannt, dagegen die des Trinkens ganz dieselbe, wie im nördlichen Europa. Sonderbar, aber charakteristisch, daß leztere zugleich fast der einzige Gestus ist, den die Nordländer kennen. Welches körperliche Bedürfniß wäre nach dem Essen und Trinken unerläßlicher als das Schlafen? Dieß hat daher ein nicht minder natürliches Zeichen als jenes. Analog mit der wörtlichen Umschreibung, welche das Zubettegehen „sich auf's Ohr legen" nennt, wird es durch Unterlegung der rechten Hand unter das rechte Ohr und Niederbeugung des Kopfes nach der rechten Seite ausgedrückt. Nach dem Essen und Trinken steht die Liebe unter allen Bedürfnissen oben an. Obgleich hier blos sinnlich, wird sie dennoch durch ein moralisches Symbol ausgedrückt; der Verliebte stellt sich mit ausgespreizten Beinen, das rechte vorwärts, dem geliebten Gegenstande gegenüber, fährt mit den beyden zusammengehaltenen, muldenartig geformten Händen zum Herzen und thut, als ob er sich dieß aus dem Leibe hervor schöpfte und dem geliebten Gegenstande zuschüttete.

Dieß die vornehmsten Pantomimen der leiblichen Bedürfnisse. Gehe ich jezt zu denen über, welche einen Begriff oder eine Handlung bezeichnen. Die Schönheit drückt der Bewunderer aus, indem er sich ein Paar Male von oben herab über die Wangen streichelt, etwa wie der Bildhauer das Gesicht seines Gypsmodells mit den Fingern zu formen pflegt. Wer einen Hülfsgestus dazu macht, spizt die fünf Finger zusammen, als wollte er statt mit dem Daumen und Zeigefinger, mit der ganzen Hand eine Prise Tabak nehmen, fährt damit in die, zu einem Trichter geformten Lippen, und wirft sie dann dem bewunderten Gegenstande zu. — Die beyden Gesten des Grußes und des Herbeywinkens sind von so sonderbarer Art, daß sie ein Ausländer wohl zu merken hat, wenn er dadurch nicht zu komischen Mißgriffen verleitet werden, oder sie bey andern veranlassen will. Die Pantomime des Grußes wird gemacht, indem man das Aeußere der rechten Hand der zu grüßenden Person zukehrt, und dann die vier Finger derselben, bey völliger Ruhe des Ober- und Vorderarms, gleichsam krampfhaft hin und her bewegt. Je nachdem die gegrüßte Person mehr oder minder geliebt oder geachtet ist, ist das Zittern von längerer oder kürzerer Dauer. Dieser Gestus gleicht, obenhin oder nicht vollkommen auf römische Weise gemacht, dem Gestus des Herbeywinkens, wie er im Auslande, besonders in Deutschland üblich ist. Welche sonderbare Mißverständnisse daraus entstehen können, mögen folgende Beyspiele, aus dem wirklichen Leben gegriffen, zeigen. Ein Ausländer, mit einer römischen Dame in Liebesverhältnissen stehend, hat von ihr die Weisung erhalten, zu einer bestimmten Stunde vor ihrem Pallaste auf- und abzugehen, und auf erhaltenen Wink zu ihr heraufzukommen. Er stellt sich ein, die Dame erscheint am Fenster und grüßt ihn auf oben beschriebene Weise. Er, diesen Gruß für den verabredeten Wink nehmend, stürzt hinauf, stößt auf den Gemahl der Dame, und dieser läßt ihn von den Bedienten die Treppe hinunterwerfen. Folgender Vorfall ist weniger halsbrechend. Einem Fremden, zum Essen in einem römischen Hause gebeten, wird von der Hausfrau von Ferne eine Schüssel gezeigt, mit der Frage, ob ihm davon gefällig sey? Statt der bejahenden Antwort, begnügt er sich, ihr zu winken, sie ihm zukommen zu lassen; die Dame lächelt freundlich, reicht aber die Schüssel einem andern Gaste. Warum? weil sie seine Bewegung für den römischen Gruß und diesen für eine abschlägliche Antwort genommen hat. Derselbe Fall ereignet sich hier im gewöhnlichen Leben sehr häufig; winkt ein Fremder aus seinem Fenster einem vorübergehenden Hausirer, um ihm etwas abzukaufen, so bleibt dieser auf der Gasse stehen, verneigt sich ehrerbietig mit abgezogenem Hute, und weiß nicht, was ihm die Ehre verschafft, von dem Fremden auf eine so vertrauliche Weise begrüßt zu werden. Ist es ein Weib, so erwiedert sie entweder den vermeintlichen Gruß des Fremden, den sie für eine scherzhafte Höflichkeit hält, worauf der Fremde, dieß seinerseits für einen Wink, herunterzukommen haltend, sich, wenn er die Waare nöthig hat, ihrem vermeynten Zumuthen fügt, dann aber von der Frau, weil sie ihm ganz andere Absichten zutraut, mit Ironie, oder was weit häufiger ist, mit Impertinenz empfangen wird, wovon der Fremde natürlich kein Wort versteht; oder sie ruft ihm, seinen Wink für eine ungebührliche Zumuthung nehmend, sogleich zu: „Avete sbagliato" und macht die analoge Gebehrde dazu. Worin diese besteht, werden wir unten sehen. Der Gestus des Herbeywinkens ist im Grunde betrachtet sehr natürlich, obgleich für die Ausländer der unverständlichste von allen, auch eben nicht, besonders beym weiblichen Geschlechte, der eleganteste. Man denke sich eine kraftvolle, grandios gebaute, handfeste Römerin, dergleichen die hiesigen Frauen gewöhnlich sind, wie sie, eine entfernt stehende Person starr in's Auge fassend, mit der rechten platten Hand zu wiederholten Malen in großem Eifer von oben nach unten schlägt, dabey nicht selten mit dem rechten Fuße dieselbe Bewegung macht, ja auch mit dem Kopfe auf- und abnickt, und man kann nicht anders glauben, als daß sie damit den Wunsch ausdrückte, jene Person tüchtig durchzuklopfen. Nichts destoweniger drückt dieser Gestus nichts als den Wunsch aus, diese Person in der Nähe zu haben. Daß bey einer so gebehrdenreichen Nation die Diskussionen über

Digitized by Google

Mein und Dein ohne Gesten abgehen sollten, ist nicht wohl glaublich. Ohne hier die Messerstiche zu erwähnen, welche, dem bekannten Sprichworte zu Folge, nichts sagen, weil sie zu viel sagen, will ich blos einige andere Pantomimen nahmhaft machen, welche nicht in Persönlichkeiten ausarten. Unter diesen steht der Gestus des Hohns, der Verachtung oder der Zurückweisung für ungeziemend gehaltener Prätensionen obenan; ein einmaliges heftiges Achselzucken und noch heftiger hervorgestoßenes Hm sagt ungefähr: „Da kömmst Du mir eben recht!“ Der Hülfsgestus besteht in einem gewaltsamen Werfen des Kopfes nach der linken Seite. Nach diesem folgt die Gebehrde der langen Nase, die wir in Deutschland auch kennen, die aber in Rom durch mehrmaliges und sehr geschwindes Hinundherbewegen des, aus der verschlossenen rechten Hand hervorgestreckten Zeigefingers vor der Nase ausgeführt wird. Sie wird so häufig angewandt und leidet so verschiedene Abstufungen, daß man sich dabey zur Verstärkung statt des Hülfsgestus, der vielleicht nicht ausdrucksvoll genug seyn möchte, eines Hülfsworts bedient, welchem zugleich ein Hülfszeitwort beygefügt ist; es heißt: „Avete bagliato!“

Dieß die vorzüglichsten, jedoch bey weitem nicht alle Gebehrden, welcher sich die Römer am häufigsten im gemeinen Leben bedienen, und womit sie ihre concreten Begriffe und ihre Urtheile im Groben ausdrücken. Außer diesen gibt es noch eine Menge anderer, welche abstrakte Ideen ausdrücken und bey weitem weniger materiell, dagegen aber um so geistiger und bey weitem verständlicher sind als das künstliche Mienenspiel der Schauspieler auf dem Theater. Da ihre Aufzählung und Beschreibung wohl in eine eigentliche Mimik, aber in keinen zur Unterhaltung geschriebenen Aufsatz gehören würde, so kann hier nicht weiter die Rede davon seyn.

Aphorismen.

Von M. K. Baldamus.

Wenn auf dem ungeheuren Ocean der Wissenschaft, der auch seine Passatwinde hat, wo auch Aequinoctialstürme wüthen, ein mit neuen Ideen befrachtetes Schiff scheitert, so machen die Formenmenschen, die am Ufer wohnen, die sich aber nie auf die hohe See wagen, das Standrecht bekannt, und eignen sich die Trümmer der herrlichen Ladung ohne Weiteres zu. Sie beharren mit einer schimpflichen Gleichgültigkeit auf dieser barbarischen Sitte und flehen jeden Morgen und jeden Abend ihre Hände gen Himmel und bitten um den Segen des Strandrechts, bey dem sie ohne Mühe reich werden.

* * *

Die Vielwisserey ist die eigentliche Materia peccans, mit der unser Zeitalter überfüllt ist. Sie macht, daß Wissenschaft und Kunst wie ein caput mortuum da liegen. Das Rechtwissen hat dem Vielwissen weichen müssen. Vormals hatte jeder Gelehrte seinen Acker, den er sorgfältig bebauete, der ihm auch reiche, hundertfältige Früchte trug. Neben dem Fruchtfelde lag wohl zu Zeiten noch ein kleines Zier- oder Lustgärtchen, in dem einige Blumen standen, die dem fleißigen Manne ein Sonntagssträußchen lieferten, das in den Abendstunden bearbeitet wurde, das aber dem Acker weder Dünger noch Zeit entzog. Jezt ist dieß anders. Zwey Drittheile jenes Feldes werden zum Zier- und Lustgarten eingerichtet und ein Drittheil bleibt als Brache liegen, auf dem das Berufsstudium, einer magern Kuh aus Pharaos Traume gleich, ihre kümmerliche Weide sucht. Vormals war die Pflichtwissenschaft eine rechtmäßige Hausfrau, der man Liebe und Treue schuldete, neben der man wohl noch eine Freundin hatte, der in den Stunden der Muße ein Besuch abgestattet wurde. Diese Seelenfreundin war zugleich Freundin der Hausfrau. Zwischen beyden fand keine Eifersüchteley statt. In unsern Tagen lebt der Gelehrte mit seiner Pflichtwissenschaft in einer eintönigen Pflichtehe, bey der ihn das Gähnen befällt. Er hat der Seelenfreundinnen so viele, daß er dem Berufstudium, dieser achtbaren Herrin des Hauses, die Stunden stiehlt, um sie lieb- und treulos zu seinen Kebsweibern zu tragen, die denn auch alles aufbieten, um ihm die Schwächen und Launen der rechtmäßigen Gattin doppelt fühlbar zu machen. Wenn sich in den Tagen unserer Altvordern die Seelenfreundin zu viel herausnahm, wenn sie die Dame des Hauses hintansezte, so wurde der sonst so galante Anbeter ernst und es gab eine Lektion. Verirrte sich in der guten alten Zeit ein Gelehrter, gewann er die Freundin allzu lieb, so konnte die Hausfrau auf ihr Recht pochen. Die Buhlin ward vertrieben, und der Friede des Hauses kehrte wieder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Beschluß.)

Am 21. April starb hier der russische Gesandte, Graf Kankoff, aus einem der ältesten Geschlechter seines Vaterlandes. Er hatte fast 30 Jahre den Gesandtenposten am hiesigen, wie am weimarschen Hofe bealeitet und sich allgemeine Liebe und Achtung erworben. Reich und unverheurathet, machte es ihm Freude, einen zahlreichen Kreis von Fremden um sich zu versammeln, und vorzüglich war er ein besonderer Beschüzer und Unterstüzer der Malerkunst. So hatte er selbst eine in vieler Hinsicht sehr ausgezeichnete Gallerie von Gemälden sich gesammelt, und junge Künstler fanden bey ihm Aufmunterung durch That und Empfehlung. Sein Leichenbegängniß am 2. Mai war eines der feyerlichsten, das die hiesige Stadt gesehen hat.

Digitized by Google

Viel gesprochen ward in diesen Tagen auch von der Predigt und dem Colloquio des zur Superintendur nach Glauchau im Schönburgischen berufenen Predigers aus Kopenhagen, Magister Rudelbach, welcher in der erstern, die gegen 2 Stunden währte, unter andern auch die Zahl der Fische genau bestimmt haben soll, die Petrus bey seinem Fischzuge gefangen habe, und bewiesen, daß sie aus allen vorhandenen Gattungen bestanden haben. Aehnliches erzählte man sich von dessen Antworten bey den lateinischen Unterredungen mit den stets dazu bestimmten Mitgliedern des hiesigen Kirchenraths. Bey den trefflichen Kanzelrednern, deren wir uns in Dresden erfreuen, mußte ein solcher Vortrag um so mehr auffallen und befremden.

Die dramatischen Vorstellungen begannen mit dem Tage nach den Osterfeyertagen wieder, und bald darauf sahen wir zum erstenmale Shakespeares „König Heinrich IV.“ nach Schlegels Uebersetzung. Das Werk zog in seinen trefflichen Einzelnheiten wie billig an, mit dem Ganzen konnte man sich aber noch nicht recht verständigen. Doch hob man Mehreres durch lauten Beyfall heraus. Dahin gehörten besonders mehrere Scenen des Percy und Falstaff. Eine nicht minder interessante Vorstellung war „Der Stern von Sevilla,“ nach Lopez de Vega von Zedlitz bearbeitet. Er gefiel sehr, und verdiente es in der That auch durch die in allen Theilen gelungene Darstellung. Die deutsche Oper führte uns „Marie oder verborgene Liebe,“ mit Musik von Herold vor. Ich bekenne aufrichtig, daß dieser Kompositeur mir weit hinter Boieldieu und Auber zurückzustehen scheint, so wie der Verfasser des Textes, Planard, keineswegs in geschickter Erfindung und Ausführung Scribe erreicht. Desto rauschendern Beyfall erhielt die am 2. Mai zuerst gegebene große Oper von Morlacchi: „Colombo,“ welche zweymal wiederholt ward. Der Kompositeur und alle Darstellenden wurden jedesmal am Schlusse gerufen. Sie gehört auch ohne allen Zweifel zu den besten Produkten der neuesten italienischen Opernmusik. Schon das Sujet ist sehr interessant und ungewöhnlich verständig behandelt, die Musik selbst aber so charakteristisch und dramatisch, wie man es selten mehr bey dem so allgemein gewordenen Streben nach bloßem Ohrenkitzel findet. Für Columbus, Zilia, eine junge Indianerin, und Zamora, ihren unbegünstigten Liebhaber, so wie für Fernando, Columbus Sohn, sind herrliche Arien und Ensemblestücke vom Tonsetzer geschrieben. Dieses Meisterwerk wird sich mit stetem Beyfalle auf dem Repertoire erhalten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Als Magallon wieder in Freyheit gesetzt worden war, hatte er seine Zeitschrift wieder fortgesetzt; allein ich weiß nicht, wie es kam, daß er auf den Constitutionnel böse wurde und diesen beschuldigte, er habe von den zum Besten der Familie des Generals Foy gesammelten freywilligen Beyträgen einen Theil unterschlagen; der Constitutionnel war doch einer der wärmsten Vertheidiger des Magallon gewesen und hatte nicht wenig dazu beygetragen, um die Volksgesinnung zu Gunsten des verfolgten Jünglings zu stimmen. Seine heftigen Angriffe auf den Constitutionnel wurden sogleich von dem Ultrablatte Quotidienne wiederholt und mit herben Anmerkungen begleitet, worauf der Constitutionnel seine Erbfeindin, die Quotidienne, wegen verläumderischer Beschuldigungen vor Gericht belangen ließ. Magallon aber ließ er laufen, weil dieser unterdessen von der Regierung selbst vor Gericht gezogen worden war, und zwar wegen eines enthusiastischen Lobes der Mordthat Sands, den er wirklich mit vielem Talente schilderte. Magallon ist seitdem zur Verhaftung verurtheilt worden und zwar zu einer viel längeren, als das erstemal, und Niemand hat sich dießmal in den Zeitungen seiner angenommen. Sein „Album“ wird aber immer noch fortgesetzt; es gibt sogar zwey Blätter unter diesem Titel, wie denn überhaupt die Zahl der kleinen Zeitschriften ausserordentlich groß ist. Der Buchhandel, mit dem man mehrere Jahre lang durch unbedachtsame Spekulationen argen Mißbrauch getrieben hat, liegt zum Theile darnieder und der Bücher werden nicht mehr so viele verfertigt, als vor etwa zehn Jahren; dagegen ist die periodische Literatur außerordentlich thätig; der speziellen Tagblätter entsteht besonders eine große Menge. Die Gefangenen im Schuldnergebäude zu St. Pelagie geben ein Blatt unter dem Titel Le pauvre Jacques heraus, ein löbliches Unternehmen, das den Geduldeten unter ihnen eine nützliche Beschäftigung gewährt und sie in Stand setzt, die in Gefängnissen leider so häufigen Mißbräuche zu rügen; eine Marktzeitung, Echo des Halles, besteht schon seit ziemlich langer Zeit; auch die Theater haben es für gut befunden, ihr eigenes Blatt zu haben: Journal des comédiens, worin natürlich keinem Schauspieler wehe gethan wird. Gerichtszeitungen bestehen mehrere; jedoch keine von ihnen hat so großen Beyfall gefunden, als die Gazette des Tribunaux, die besonders wegen der vielen Vorfälle vor dem Polizeygerichte, welche sie nach dem Beyspiele der Londoner Blätter ziemlich lustig erzählt, die Pariser unterhält und keinen übeln Beytrag zur Sittengeschichte unserer Zeit abgeben kann. Zuweilen soll sich diese Zeitung doch mit Geld bewegen lassen, die Namen der vor Gericht gezogenen Personen zu verschweigen, da es oft Söhne angesehener Familien sind und ihre Eltern lieber etwas bezahlen, damit das Publikum nicht erfahre, daß ihre Namen mit denjenigen gemeiner Diebe vor das Polizeygericht gekommen sind. So war vor einiger Zeit der Sohn eines angesehenen Gerichtsbeamten in der Provinz vor das Pariser Polizeygericht gestellt worden, weil er mehrmals Bücher in einem Leseinstitute gestohlen und an Büchertrödler für Spottgeld verkauft hatte. Nachdem er dieß lange getrieben, war er endlich auf der That ertappt und eingezogen worden. Die Richter hatten Rücksicht auf den Sohn ihres Kollegen und verfielen auf den sonderbaren Ausweg, daß sie die begangenen Diebstähle für die Folge einer Geistesverirrung oder, wie sie es gelehrt ausdrückten, einer Monomanie erklärten und den Dieb freysprachen; die Gazette des Tribunaux aber, mit welcher die Familie ebenfalls einverstanden war, verschwieg den Namen des Jünglings bey dem Berichte über die gerichtliche Verhandlung.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 129:
Magnetnadel.

Räthsel.

Wir sind unserer zehn; vier Paar Geschwister. Der Vater, als erster, hat uns erzeugt; aber die zehnte können wir nicht wohl unsere Mutter nennen, denn sie ist die bloße Leerheit; sie ist zwar mitten unter uns und durch ihre Verbindung mit uns werden wir stärker und mächtiger; aber ist sie immer unendlich weit von uns entfernt. Wir zusammen umfassen alles, was da ist, Sterne, Welten, Zeiten; nur kommt es einzig darauf an, wer der Anführer unter uns ist, je näher dem Anführer, desto mächtiger ist jeder, jener aber ist der mächtigste; so sind wir zwar einzeln alle verschieden, aber als Anführer wird jeder mächtiger als die andern.

J. W. Pfaff.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 136.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. Juni 1829.

— Euer Sinn muß unsre Kön'ge schmücken:
Bringt hin und her sie, überspringt die Zeiten,
Verkürzet das Ereigniß manches Jahrs
Zum Stundenglase. —

Shakespeare.

Kaiser Friedrich Barbarossa.

Von Grabbe.

Der Dichter, der sich bereits durch seine dramatischen Dichtungen und seine Tragödie Don Juan und Faust bekannt gemacht hat, beabsichtigt in einem Cyclus von acht Tragödien die Geschichte der Hohenstaufen zu bearbeiten. Wir sind in den Stand gesezt, aus dem ersten dieser Dramen, welches den Titel führt: „Kaiser Friedrich Barbarossa," und wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahrs erscheint, einige Scenen mitzutheilen und die Leser im Allgemeinen mit dem Charakter dieser umfassenden dramatischen Dichtung bekannt zu machen.

* * *

Erster Akt.

Erste Scene.

Auf den romalischen Feldern.

(Giso, bayrischer Lanzknecht, Landolph und Wilhelm, sächsische, Ulrich und Rudolph, schwäbische Lanzknechte.)

Giso.

Zurück! Da kommt Jemand. — Es muß ein Großer seyn. — Die Wachen salutiren bis auf den Grund.

Landolph.

Es ist unser und Euer Herzog, Baier!

Giso.

Wahrlich, er nennt sich der Löwe, und er ist es. Auf dem lezten Kreuzzuge, wo es uns so übel ging im syrischen Sande, lag ein Löwe in der Sonne; ernst, die Augen offen, zwey Spiegel der Wüste, unregsam, und doch zum Sprunge bereit. — Seh' ich den Herzog, fällt mir stets das edle Thier ein.

Ulrich.

Aber die Sonne, Baier, die den braunen Löwen beschien, sah unsrem Kaiser gleich, mit dem blonden Haar und der freyen Stirne, hoch über der Welt dahin wandelnd.

Landolph.

Löwe und Kaiser! Betet, daß sie stets Freunde bleiben wie jezt!

Rudolph.

Woher hat er den Namen Löwe?

Landolph.

Kennst Du einen Lindwurm?

Rudolph.

Nein.

Landolph.

So kennst Du nichts. Stell Dir einen Kellereſel vor mit fünfzig Füßen, aber Millionenmal größer. So ein Thier hatte einen Löwen umklammert, daß er heulte wie ein Hund. Der Herzog sah es und rettete den Löwen durch einen Schwerdtstreich. Dafür folgte der Löwe dem Herzog nach bis an das Meer von Ascalon, da ertrank er, als sie ihn auf das Schiff nicht mitnehmen konnten; doch dem Herzog blieb der Name und die Macht.

Digitized by Google

Wilhelm.
Auf die Seite, der Löwe geht vorbey.

Landolph.
Wolkenschwer, wie ein Sturm!
(Sie treten zurück.)

Heinrich der Löwe (tritt auf, für sich).
Das nimmt kein Ende! Grundlos dämmert es
In seinem Auge, nie wird es gesättigt!
Hoch über Mailands Trümmer, Roma's Kuppeln weg,
Bis zu des Aetna Flammenhöh'n, bis zu
Den Pyramiden und Jerusalem
Schweift schon sein Blick — und Ich, der Löwe, soll
Als Hund ihn stets begleiten? Ward
Ich nicht zu groß dazu? — Ich ward's! — Halb Deutschland,
Der starke Bayer, der gigant'sche Sachse,
Folgt meinem Ruf! Der Wend und Pole schaudern
Bey meines Namens Schall. Weithin am Nordmeer
Und an der Ostsee dehnt mein Reich sich aus,
Und als mein Thor verschließt, wenn ich's gebiete,
Den stürm'schen Belt der Dänenkönig.
— Dort muß ich herrschen, Fürst des Nordens und
Dadurch vielleicht der Welt! — Doch hier im Süden
Für Friedrich meiner Völker Blut vergenden —
Ohnmächtig macht es mich, den Kaiser macht's
Nicht größer — Rom erdrücken, beißt den Mond
Vom Himmel reißen wollen! — Seh' ich's endlich?
Und strahlt er wieder mild in Mitternacht,
Der Stern der Welfen? — — Er ist ein anderer
Als der von Waiblingen! Sie stiegen beyde
In fabelhafter Vorzeit Dämmerung
Mit wundervollem Glanz aus Deutschlands Boden
Und stiegen immerdar, Jahrhunderte
Hindurch, bis zu des Aethers lezten Gipfeln,
Ein zweytes Paar der Dioskuren.
— Nun nahen sie im Scheitelpunkt zusammen,
Und einer muß sich beugen, oder muß
Erlöschen, oder beyde müssen sich
Zerstören! —
Deinen Sturm spür' ich, Geschick!
Er weht durch Friedrichs und durch mein Geschlecht!
Wie zwey Kometen treibt er unausweichlich
Einander uns entgegen, jeder flammend
Von Wetterstrahlen und Vulkanen — weh!
Mir grauser's! Denn der Gegner ist mein Freund,
Ist aller Männer herrlichster! Weit schöner
Als seines Diadems Juwelen, leuchten
Um seine Stirn die Kraft, der Hochsinn und die Anmuth!
Es pocht das Herz mir in der Brust, wenn ich
Ihn sehe, und sie thut sich auf, wie ein
Triumphthor, um ihn zu empfangen. Auch
Die seine schlug schon laut an meiner. — Stimme
Der Freundschaft, töne! töne! übertön'
Der Ostsee und des Nordmeers Brausen, das
Hoch über Deutschlands Gau'n und Alpen dringend
Den Sachsenherzog ruft und mahnt nach Norden.
— Ha, naht er da? Ich muß ihn grüßen!
(Ab.)

Wilhelm.
Landolph, Landolph, ich sah' im Auge des Herzogs eine Thräne! Tod dem, der sie ihn weinen ließ!

Landolph.
Weint der Herzog, so hängen über dem Harze Gewitter.

Ulrich.
Und lächelt der Kaiser, so tanzt der Neckar noch einmal so munter, und küßt jeder Schwabe sein Mädchen noch einmal so herzlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel *).

Ein geologischer Versuch.

Von Dr. Nürnberger.

Die Frage nach der inneren Beschaffenheit der Erdkugel, deren Kruste wir bewohnen, hat von jeher für die Wißbegierde einen ganz außerordentlichen Reiz gehabt. Wenn man im Stande wäre, einen Schacht bis zum Mittelpunkte der Erde zu graben, so würde die Tiefe dieses Schachtes zwischen 800 und 900 Meilen betragen; was wollen dagegen unsere Bergwerksschachte sagen, da die tiefsten derselben sich noch bey weitem nicht eine Meile in das Innere der Erde erstrecken? Welche Entdeckungen müßten in einem solchen Schachte, der bis in das tiefste Eingeweide der Erde reichte, zu machen, was müßten da für Metalle und edle Steine zu finden seyn! Die aufgeregte Einbildungskraft widersteht einer solchen Versuchung kaum, und ich dachte schon daran, eine Petition zur Unterstützung dieses Unternehmens an einen oder den andern der großherzigen Fürsten Deutschlands zu richten, als mir einfiel, daß es doch wohl gut sey, die Schwierigkeiten einer solchen unterirdischen Reise vorher ganz genau zu prüfen. Also ist gegenwärtige geologische Untersuchung entstanden.

*) Man vergleiche mit diesem Artikel die in Nr. 133 kurz ausgeführte Hypothese über die innere Beschaffenheit der Erde. Je weniger die in diesen beyden Aufsätzen entwickelten Ansichten zu vereinigen sind, da sie von ganz verschiedenen Prinzipien ausgehen, desto mehr geben sie vielleicht Anlaß zum Nachdenken.

Digitized by Google

Leider muß ich damit anfangen, zu erklären, daß diese Schwierigkeiten sehr groß seyn dürften. Das Haupthinderniß und das, worauf die Leser doch wahrscheinlich am lezten denken möchten, würde der Mangel an respirabler Luft seyn. Nach einem physischen Gesetze nehmlich, welches man das Mariotte'sche nennt, weil es ein französischer Physiker, mit Namen Mariotte entdeckt hat, verhält sich die Dichtigkeit der Luft wie die zusammendrückende Kraft; und aus diesem Gesetze hat bereits vor langen Jahren ein anderer französischer Physiker, Amontons, bewiesen, daß die, von einer über ihr stehenden Luftsäule zusammengepreßte Luft schon in einer Tiefe von neunzehn französischen Meilen unter der Erdkruste so verdichtet seyn müßte, daß Gold nicht weiter darin sinken, sondern sich schwimmend darin erhalten würde. Wie beklemmt würden sich also unsere unterirdischen Reisenden in einer solchen Luft fühlen, vorausgesezt, daß ihnen auch Mittel blieben, sich hindurch zu arbeiten! Eine andere Schwierigkeit aber, auf welche man bey dem ersten Anblick dieser unterirdischen Reiseunternehmung wohl auch nicht fallen sollte, ist die zunehmende Temperatur in den Tiefen der Erde. Humboldt fand in den Minen von Neuspanien, als er 1510 Fuß tief hinabgestiegen war, die Temperatur schon um mehrere Grade erhöht. Der italienische Naturforscher Fantonetti stellte ferner ähnliche Beobachtungen in den goldhaltigen Minen von Pestarena di Macugeana im Thole Anzasca in Peru an. Diese tiefen Schachten liegen in einem Berge, welcher aus Gneis besteht, und gleichsam den Fuß des Monte-Moro bildet, woran der hohe Monte-Rosa gränzt; man glaubt hier das Gerippe der Erde vor seinen Augen zu sehen. Die thermometrischen Untersuchungen wurden hier mit der nehmlichen Sorgfalt angestellt und ergaben ebenfalls eine Temperaturzunahme in der Tiefe. Hiermit aber vereinigen sich noch allgemeine Gründe. Wer kann sich bey vulkanischen Ausbrüchen, bey dem Hervorbrechen heißer Quellen aus tiefstem Erdgrunde u. s. w. enthalten, an eine Grundwärme, an ein Centralfeuer zu denken, welches gleichsam den Heerd dieser und ähnlicher vulkanischer Prozesse bildet? So wird z. B. das Eis der Gletscher von unten her fortwährend verzehrt. Auf diese unbestreitbare Thatsache hat schon eine Menge von Naturbeobachtern aufmerksam gemacht und dieselbe lediglich aus immer zuströmender Erdwärme hergeleitet, ohne welche lezlere dieser Erfolg nimmermehr eintreten könnte. Freylich muß der Siz dieser Grundwärme etwas tiefer gesucht werden, als in der Tiefe unserer Keller, die gegen die Temperatur eines Sommertages auf grünender Erdoberfläche, wie man mir vielleicht einwenden möchte, umgekehrt vielmehr kühl erscheinen; aber es handelt sich hierbey auch nicht um eine bloße Vertiefung in die oberste Erdhaut, wie bey den gewöhnlichen Kellertiefen, sondern um Senkung eines Schachtes durch jene Erdkruste, die wir allein kennen, bis in das tiefste Geheimniß der Erde, wo sich alles ganz anders verhält. Sehr viele wackere Naturforscher hängen der Hypothese eines Centralfeuers, oder wenigstens einer sehr großen Hitze des Erdkerns an, und es ist gar nicht abzuläugnen, daß sich aus dieser Annahme eine Menge von Erscheinungen, besonders die schon oben angeführten vulkanischen, recht befriedigend erklären lassen. Eine so wohl verschlossene Hitze, von welcher die Natur überdieß nur sparsamen Gebrauch macht, um der zu großen Erstarrung der Erdrinde durch äußere, erkältende Einflüsse vorzubeugen, und die sie, wie wir unten ausführlicher sehen werden, wahrscheinlich auch durch eigene Prozesse unterhält, wäre der Verminderung durch die Zeit wenig oder gar nicht ausgesezt, und ein neuerer französischer Mathematiker, mit Namen Fourier, hat sogar berechnet, daß diese Wärmeabnahme des Erdkerns seit der Zeit der Schule von Alexandrien bis jezt noch nicht $\frac{1}{30}$ Grad des hunderttheiligen Thermometers betragen könne.

Die Leser sehen hieraus, daß die Reise zum Erdkerne, wie groß der Reiz ganz neuer und unerwarteter Entdeckungen auch seyn mag, abgesehen von den mechanischen Schwierigkeiten der Senkung eines so tiefen Schachtes, doch nothwendig an den beyden hier detaillirten Schwierigkeiten scheitern müßte. Mit den leiblichen Augen werden wir also von wundervollen unterirdischen Geheimnissen unsers Erdballs schwerlich je viel zu sehen bekommen; wie wird es aber anzufangen seyn, um mit den Augen der Wissenschaft in diese Tiefen zu dringen und wenigstens einen allgemeinen Begriff von der materiellen innern Beschaffenheit der großen Erdkugel zu erhalten?

Der berühmte französische Mathematiker Laplace hat in seinem unsterblichen Werke Mécanique céleste, und zwar in den erst kürzlich erschienenen lezten Büchern desselben, Untersuchungen über den Zusammenhang angestellt, der zwischen der Länge des Sekundenpendels und der Dichtigkeit des inneren Gefüges der verschiedenen Schichten unsers Erdkörpers besteht. Da die Pendelschwingungen nämlich eine Wirkung der Schwere sind, und lezlere hinwiederum von der Dichtigkeit und Größe des Weltkörpers abhängt, auf welchem ihre Wirkungen erfolgen, so läßt sich die Nothwendigkeit eines solchen Zusammenhanges im Allgemeinen wohl übersehen. Nun hatte Laplace durch eine sehr mühsame Rechnung gefunden, wie groß die Pendellängen auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche seyn müßten, wenn die Erdkugel bis zu ihrem Mittelpunkte hin von gleichartiger, und wie groß dagegen, wenn sie von ungleichartiger Beschaffenheit wäre, und die Beobachtung dieser Pendellängen, mit Benutzung der Schlüsse jener Rechnung, hat zu dem unzweifelhaften Resultate geführt, nicht nur, daß die Erde in ihrem Innern von ungleichartiger Mischung sey,

Digitized by Google

sondern auch, daß die verschiedenen Schichtenlagen an Dichtigkeit von der Oberfläche an nach dem Mittelpunkte hin beständig zunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Richter und Zeitung haben hier beyde gefehlt, die Richter aber noch viel mehr als die Zeitung; denn leztere hat eigentlich keine Verpflichtung gegen das Publikum, wogegen es die strenge Pflicht der Richter erheischt, ohne Rücksicht auf die Person strenge Gerechtigkeit zu üben, und den Sohn eines Gerichtsbeamten nicht gelinder zu behandeln, als denjenigen eines Tagelöhners; eher sollte man ihn schärfer behandeln, denn er hatte Unterricht und Erziehung genossen und wußte besser zu unterscheiden, was Recht und Unrecht sey. Löblicher als die Gazette des Tribunaux verfuhr vor mehreren Jahren das Londoner Tagblatt, die Times, indem es dem Publikum zu erkennen gab, es werde in den Berichten über die gerichtlichen Verhandlungen niemals einen Namen verschweigen, und wie auch immer die Familie des Verbrechers heißen möge, so werde es dieselbe ohne irgend eine Rücksicht nennen; denn wer eines Vergehens überführt werde, müsse auch die verdiente Strafe dafür aushalten. Für den öffentlichen Unterricht sind ebenfalls besondere Zeitschriften erschienen; ein „Lyceum," woran mehrere Professoren arbeiten, besteht schon seit einiger Zeit; eine Gazette de l'université wird angekündigt und soll zweymal in der Woche von allen Vorfällen des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich Bericht erstatten, auch das Erziehungswesen im Auslande berücksichtigen; für den Volksunterricht erscheint schon seit zehn Jahren das Journal de la société de l'instruction élémentaire. Seitdem das Ministerium des öffentlichen Unterrichts aus den Händen des Bischofs Frayssinous in diejenigen eines Weltmannes, des Hrn. von Vatismenil, übergegangen ist, hat sich ein ganz anderer Geist darin offenbart. Der alte Schlendrian wird nicht mehr für heilig und unantastbar angesehen; man hat sich nach zweckmäßigern Unterrichtsmethoden umgesehen und Männer im Auslande, besonders in Deutschland, zu Rathe gezogen; der wechselseitige Unterricht in den Volksschulen ist nicht mehr verrufen, wie unter Corbière's Ministerium; die Schulen werden wieder geöffnet und erweitert. Zwey Unterrichtsanstalten für die Jugend der Handwerkerklassen, auf welche bisher wenig Rücksicht beym Unterrichte genommen wurde, werden von Privatpersonen angelegt; mit Einrichtung von Realschulen beschäftigt man sich beym Ministerium; überhaupt zeigt sich eine große Regsamkeit, um in Paris sowohl, als in der Provinz den öffentlichen Unterricht und das Erziehungswesen zu befördern, und wofern diese Thätigkeit den beständigen Umtrieben der Obskuranten und dem Hasse der Geistlichkeit widerstehen kann, so wird gewiß manches Gute daraus erwachsen. Es war auch hohe Zeit für Frankreich, welches sich einer freyen Staatsverfassung erfreut, sich mit der Verbesserung seines Unterrichts- und Erziehungswesens abzugeben, das leider seit Napoleons Kaiserthum blos dazu zu dienen schien, um Sklaven des Monarchen aufzuerziehen. Dennoch wird es wahrscheinlich noch lange dauern, ehe der öffentliche Unterricht auf eine befriedigende Art wird eingerichtet seyn; erst müßte das Gemeindewesen einen ganz freyen Gang haben. Jede Gemeinde hätte dann für die Erziehung ihrer Jugend zu sorgen, Vorschläge zu Verbesserungen würden öffentlich erörtert und geprüft, die Bedürfnisse des jetzigen Zeitalters würden besser berücksichtigt werden, als es bisher geschehen, und man würde dann endlich überall Schulen anlegen sehen, in welchen die Volksjugend, die doch die zahlreichste ist, etwas ihrem Stande Angemessenes erlernen könnte. Man muß es dem Minister von Vatismenil Dank wissen, daß er die enge Bahn seines Vorgängers verlassen und sich eine weitere und höhere vorgezeichnet hat; allein es bleibt ihm noch unendlich viel zu thun übrig, oder eigentlich bleibt der Nation selbst viel zu thun; denn was braucht sie auf die Regierung zu warten? Haben die Bewohner der Städte und des Landes nicht die Hände frey, um selbst gute Anstalten zu errichten? Was hindert sie, Vereine zur Beförderung zweckmäßiger Vorkehrungen in Schulen zu bilden? Die abscheuliche Polizeyspähterey, die unter dem vorigen Ministerium die Bürger auseinander scheuchte, hat ja aufgehört und man sieht überall in Frankreich Vereine, die sich über den Zustand des Handels und Gewerbfleißes berathen; warum denn nicht auch Schulvereine und Unterrichtsgesellschaften? Ein wichtiges Desideratum in den Provinzen sind Volkszeitungen; so lange die Regierung das Herausgeben von Tagblättern erschwert, werden solche Zeitungen nur mühsam erscheinen können; denn bey dem besten Willen von der Welt ist es dem Herausgebern nicht möglich, dieselben so wohlfeil zu liefern, daß sie bis in die Hütten der geringen Dorfbewohner gelangen können; es müßten denn etwa die reichern Bürger zusammentreten und das Erscheinen der Volksblätter erleichtern. Für die höhern Klassen fängt man in den Provinzen an, ganz gute Blätter zu schreiben; die meisten werden sehr freysinnig abgefaßt, denn nur freysinnige Blätter finden Absatz; die Obskurantenblätter können sich nicht lange halten, wofern sie nicht von der Geistlichkeit oder der berüchtigten Kongregation unterstützt werden; von leyterer Art ist das Mémorial de Toulouse, ganz nach dem Sinne des dortigen Erzbischofs Clermont-Tonnère abgefaßt. Als neulich die Studenten der Rechtsfakultät zu Toulouse eine Bittschrift an die Regierung hatten gelangen lassen, wegen Errichtung eines Lehrstuhls des Völkerrechts, nach dem Beyspiel der Pariser Rechtsfakultät, welche im vorigen Jahre eine ähnliche Lehrstelle wieder bekommen hat, ereiferte sich das Mémorial de Toulouse über die verwegenen Studenten, die sich bis ins Völkerrecht hineinwagen wollten, das heißt in ein Recht, das man nur den Eingeweihten (wahrscheinlich den Diplomaten) eröffnen müsse und dessen Erörterung für die Jugend höchst gefährlich sey, weßhalb denn auch der vorige Minister des öffentlichen Unterrichts, das heißt der Bischof Frayssinous, diesen Unterricht bey der Universität nicht geduldet habe. Aus diesem einzigen Zuge läßt sich jenes Toulouser Ultrablatt, das eigentlich in Spanien oder Portugal erscheinen sollte, zur Genüge beurtheilen. Die Anzahl solcher argen Zeitschriften ist aber auch sehr gering in Vergleich mit den vielen freysinnigen Blättern, die jezt in den vorzüglichsten Städten Frankreichs erscheinen und ein Beweis des regen Geistes sind, welcher die Nation zu beleben anfängt. Wohl ihr, wenn dieser Geist sich unter einer weisen Aufsicht frey fortbewegen kann, zur Beförderung des Gemeinnützlichen!

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Juni 1829.

Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten.

Goethe.

Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel.

(Fortsetzung.)

Für dieses Resultat der tiefsinnigsten Analysis erklärt sich auch der gesunde Menschenverstand. Ist die Erde, wie Alles zu beweisen scheint und wie die ältesten Traditionen des Menschengeschlechts mit einer Simplicität, die so großes Vertrauen erregt, aussprechen, anfänglich eine flüssige oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, breyartige Mischung der verschiedenen Stoffe gewesen, aus denen sie besteht, so mußten die Niederschläge nothwendig nach der verschiedenen specifischen Schwere erfolgen und die schwersten Stoffe sich daher zuerst zusammenballen, um den eigentlichen Erdkern zu bilden. Nun ist aber noch das ungeheure Gewicht der auf diesem Kerne sich ablagernden folgenden Schichten dazu gekommen, um die untersten Lagen zu einem Maximum von Dichtigkeit zusammenzudrücken. Im Allgemeinen folgt also auch aus bloßer Betrachtung der Natur des Vorganges unabweislich, daß, Laplace's Rechnung gemäß, die verschiedenen Erdschichten an Dichtigkeit nach dem Mittelpunkte der Erdkugel hin zunehmen müssen. Wie läßt sich nun aber die oben erwähnte Grundwärme der Erde mit dieser Ansicht der Bildung ihres Kernes und der ganzen kugligen Masse durch allmählige Niederschläge und Aufschichtungen neuer Lagen vereinigen? Uns dünkt, sehr einfach: Sobald die bisher durch das allgemeine Auflösungsmittel, das Wasser, auseinander gehaltenen und in ihren Reaktionen gehinderten mannigfachen Stoffe, als sie sich verdichteten, in innigere Berührungen geriethen, und überdieß Pressung und Reibung erfuhren, so mußte nun auch der Wärmestoff anfangen frey zu werden, um seine Rolle in den allmählig erhärtenden Schichten zu spielen. In je größeren Tiefen dieses aber geschah, um so gewisser blieb die solchergestalt entstehende und sich, wie schon oben angedeutet worden, durch die nehmlichen chemischen Reaktionen wahrscheinlich noch fortwährend erzeugende Grundwärme verwahrt, und strömt nur sehr allmählig und successiv den Punkten der Erdkruste zu, wo eine größere Erstarrung ein solches Ausgleichungsmittel herbeyruft, wie z. B. am Fuße der schon oben erwähnten Gletscher.

Mit diesen allgemeinen Andeutungen über die Ausführbarkeit unseres Vorhabens, einen Schacht bis zum Erdmittelpunkte zu senken, wollen wir nunmehr aber auch noch die Erscheinungen vergleichen, welche die Erdkruste darbietet, um zu sehen, ob sich auch diese sichtbaren Resultate in Uebereinstimmung mit demjenigen finden, was wir über die innere Beschaffenheit des Erdkörpers als einer Zusammenschichtung von Stoffen gesagt haben, welche bey dem Konsolidirungsprozesse den Einflüssen des Wassers und Feuers gleichzeitig unterthan gewesen sind; denn mit einigen Modifikationen müssen sich die Wirkungen derselben Ursachen, wodurch die innersten Erdschichten konstituirt worden sind, auch auf den obersten, d. h. auf der von uns bewohnten Erdoberfläche, nachweisen lassen.

Digitized by Google

Der festere Rindentheil unserer Erde *), wie derselbe dem Geognosten vor Augen liegt, besteht zum Theile aus Felsen in großen riesenhaften Massen, wie der Granit oder aus parallel laufenden Lagern und Schichten gebildet. Die lezteren Felsen sind meist eine Zusammenhäufung fremdartiger Trümmer ursprünglichen Gesteins, durch ein gemeinschaftliches Bindemittel zusammengehalten; zwischen den Bruchstücken von Gestein finden sich Sand, verhärteter Thon, Kalk voll allerley Muscheln und Abdrükken bekannter und unbekannter Fische und Pflanzen; ferner stößt man auf Lager von Steinkohlen; man findet ungeheure Massen Steinsalz u. s. w., und die oberste Kruste des grünenden Theiles unseres Planeten endlich wird durch die Dammerde gebildet, welche von einigen Zollen bis zu einigen Fußen Dicke aufgelagert ist. Es ist augenscheinlich, daß diese Schichten, ganz unseren obigen Andeutungen von der Bildung der innern Erdkugel gemäß, nach und nach vom Wasser abgesezt worden sind, und sich in dessen ruhigen Tiefen zu dem compakten Zustande ausgebildet haben, in dem wir sie gegenwärtig an den, vom Wasser verlassenen Orten antreffen.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Die gelehrten Kenner dieser Gegenstände werden bald sehen, in wie weit hier Huttons, Playfairs und Werners Ideen benuzt sind, und daß das Maximum der Wahrscheinlichkeit in der Mitte des Neptunistischen und Plutonistischen Systems gesucht werde.

Kaiser Friedrich Barbarossa.

(Fortsezung.)

Zweyter Akt.

Zweyte Scene.

(Das deutsche Lager bey Legnano).

(Im Zelt des Kaisers).

(Der Kaiser und die Kaiserin treten auf, mit ihnen der Graf von Tyrol und anderes Gefolge).

Kaiser Friedrich.

Geliebte, dunkelroth brennt dort die Sonne,
Als spiegelte sie schon das Blut zurück,
Das heut' noch fließt. Schon plänkeln die Vorposten
Der Heere. Es nah'n Kampf und Schlacht!

Beatrice.

Das sagst Du freudig?

Kaiser Friedrich.

Wer freute sich nicht, wenn er seinen Feind
Endlich vor seines Stahles Spitze findet?
— Tyrol, du flüchtest mit der Kaiserin,
Wenn ich sollt' fallen.

Beatrice.

Fallen? Du?
Unmöglich! Was verbrach ich, daß das Schicksal
Mich so bestrafen dürfte?

Kaiser.

Theure,
Schwert in der Hand, die Brust im vollsten Athem,
Den Lorbeerkranz schon in den Locken fühlend,
Dahin zu sinken in des Lebens Blüthe —
Das nenn ich Sterben — auf dem Siechbett
Gibt's nur Hinkränkeln!

Beatrice.

Du bist Barbarossa!
Mir bangt das Herz, weil Du dem Tod so trotzest,
Und doch — ich könnte Dich nicht lieben, wärst
Du anders!

Ein Gewaffneter (tritt ein).

Kaiser, die Lombarden nah'n;
Schon dröhnen ihre Kriegsposaunen. Immer
Vermehren sich noch ihre Schaaren, und
Die ganze Jugend Mailands hat im Banner
Des Todes sich geordnet und geschworen,
Zu sterben oder siegen.

Kaiser Friedrich.

Nun, so treffen
Wir würd'gre Gegner, als ich fürchtete. —
(Zu dem Gefolge:)
Reicht mir den Helm! Sein Busch sey Eure Fahne!
(Er sezt sich den Helm auf.)

Beatrice.

Wie stolz und herrlich steht er da! — Es wandelt
Doch nur Ein Hohenstaufe auf der Erde!

Kaiser Friedrich (einen Augenblick aus dem Zelt blickend).

Der Staub fliegt auf vor beyder Heere Tritten —
Es trübt der Mittagshimmel sich davor —
(zurücktretend)
Mich faßt ein unaussprechlich Sehnen nach
Dem Löwen. Niemals kämpft ist noch mit Lust,
Wo ich ihn nicht zu meiner Seite wußte.

Der Gewaffnete.

Er rückt jezt eben ein mit seinen Völkern.

(Heinrich der Löwe mit Gefolge, unter dem Jordanus Truchseß, Albrecht von Roden und andere Ritter.)

Beatrice.

Da ist er!

Kaiser Friedrich.

Heinrich, komm' in meine Arme!

Heinrich der Löwe, (in des Kaisers Arme stürzend).

Mir schwindelt! — Schlaget Herzen! schlagt zum lezten
Noch einmal an einander! Möchtet Ihr
Euch jezt zerschlagen! — Es wär sel'ger Tod!

Kaiser Friedrich.

Löwe, Du zuckst — Du athmest kurz — Was ist Dir?
Bist Du erkrankt?

Digitized by Google

Heinrich der Löwe (sich aus der Umarmung losreißend).
Und nun wohl nimmer wieder! —
— Kaiser, ich folge Deiner Bahn nicht mehr!

Kaiser Friedrich.
Du folgst nicht mehr?

Heinrich der Löwe.
Mit meinem Heer zieh' ich nach Deutschland;
Vereinst Du dich mit mir, so wird's mich hoch
Erfreu'n, und Dir den Rückzug helf' ich decken!
— Doch nie schlag' ich die Schlacht mit den Lombarden.

Kaiser Friedrich.
Wie? träum' ich? Oder ist's der Wahnsinn,
Der wüste Bilder um das Haupt mir jagt?
Du mich verlassen? Heut? Wo mich die Feinde
Zahllos umfluthen?

Heinrich der Löwe.
Deine eigne Schuld.

Kaiser Friedrich.
Du scherzest, Heinrich! Deutschlands Ruhm, die Ehre
Des Kaisers, meines Lebens ganzes Trachten
Steht auf dem Spiel. Ich bitte, werde ernsthaft!

Heinrich der Löwe.
Ich bin es nur zu sehr! — Zieh' mit! Was will
Für Dich die winz'ge Lombardei bedeuten?
In Deutschland selbst liegt Deutschlands Kraft!

Kaiser Friedrich.
So wenig
Kennst Du der Hohenstaufen Ziele, Welfe?

Heinrich der Löwe.
Ha, Welfe? Recht gelegen tönt der Name
Mir in das Ohr!

Kaiser Friedrich.
Was Lombardei!
Nichts gilt sie mir! Als Mächtigster der Fürsten,
Ward ich Vorfechter von Europa. Was wir
Bekriegen, ist die Anmaaßung der Kirche!
Und da der Pabst die Lombardei als Bollwerk
Des Vatikanes mir entgegenthürmt,
So ist zuerst das Bollwerk zu zerstören,
Bevor ich selbst mit diesem ehr'nen Handschuh
Ihn fasse an der Brust. Und geb'n Millionen
In diesem Kampf' um Geistesfreyheit unter,
Sie konnten nimmer schöner fallen, und
Ich sehe schon den Phönix, welcher sich
Aus ihrer Asche, riesengroß, die Welt
Mit seines Fittigs Glanz vom Aufgang bis
Zum Niedergang durchblitzend, wird erheben!

Heinrich der Löwe.
Ich hör's: das Beste ist, daß wir uns fliehen.
— Der Welfe strebt so kühn als der Waiblinger,
Doch nicht kämpft er um eitlen Wahn, der schon
Von selbst verfliegen wird. Er hofft am Nordpol
Noch einst die Zeichen seines Hauses aufzupflanzen,
Als ew'ges Denkmal, daß er ward der Herr
Des Nordens und ihn bindet wie sein Eis.
Er hofft, daß unter seiner Schiffe Lasten
Dereinst noch alle Meere seufzen, während
Auf den Verdecken seine Völker jubeln.
— Leb' wohl!

Kaiser Friedrich.
Vom Himmel stürzet, Sonnen! Alpen,
Schmelzt hin wie Schnee, wenn's thaut im Lenz! Erdball,
Erbebe! Felsen, löst euch auf in Rauch
Und Dampf — denn heut' vergeht die deutsche Treue!

Heinrich der Löwe.
Wo Löwentreu' ist, wohnt auch Löwenwuth,
Und rast die Wuth, so kennt sie weder Treu'
Noch Fesseln — Alles trümmert sie zu Stücken!

Kaiser Friedrich.
— Heinrich, mein Heinrich! Hast Du mich in Rom
Errettet, daß ich hier verderbe?

Heinrich der Löwe.
Laß
Mich fort!

Kaiser Friedrich.
O, nichts, nichts auf der Welt, was ich
In diesem Augenblick nicht opferte —
— — Zu Deinen Füßen stürzt der Kaiser, faßt
Die Knie Dir — sein Aug' wird trübe — und er fleht,
Entweiche nicht von ihm in dieser Stunde
Der Noth!

Heinrich der Löwe.
Entsetzlich! — Auf! empor! empor!
Empor!

Jordanus Truchseß.
Herzog, die Krone, die Du jetzt
Zu Deinem Fuß siehst, schmückt Dir bald die Stirne!

Albrecht von Roden.
Truchseß! Truchseß! ich fürchte sehr, sie wächst
Ihm über's Haupt!

Heinrich der Löwe.
Wie toben in der Brust
Der Schmerz mir und der Stolz! Hier liegt vergolten
All', was die Welfen litten! — Kaiser, auf!
Ich bitte Dich. Vergebens hast Du Dich erniedrigt!
Es schmerzt mich — doch Du hättest wissen sollen,
Daß ich entschlossen bin, und nicht das Wanken
Der Welt mich im Entschlusse beugt.

Beatrice.
Gemahl
Und lieber Herr! — Verzeih', mir bebt die Stimme! —
Steh' auf! Gott wird Dir seine Hülfe leihen,
Gedenkst Du einst an diesen Tag.

Digitized by Google

Kaiser Friedrich.

Du sagst
Das, Milde? und mit Thränen, zürnenden
Und heißen? — Sie entzünden mich, und wie
Die Flamme auf den Wetterstrahl emporzuckt,
Stürm' ich empor! Trabanten, greift den Braunschweig!

Heinrich der Löwe.

Weh' dem, der ihn berührt! — er ist gewaffnet,
Und viele tausend Helfer stehn ihm nah!
(Wild rufend.)
Hie Welf!

Kaiser Friedrich (eben so wild).

Hie Waiblingen!
(Auf der Seite Heinrichs des Löwen stürzen sächsische, auf der Seite des Kaisers schwäbische und fränkische Ritter und Herren herein; sie ziehen wider einander die Schwerter, und dabey:)

Lauter Ruf der Sachsen.

Hie Welf!

Lauter Ruf der Schwaben und Franken.

Hie Waiblingen!
(Schwäbisch-fränkischer Kriegsmarsch ertönt mit Trompeten und Pauken. Die Sachsen erwiedern ihn mit dem ihrigen aus Stierhörnern).

Allgemeines Geschrey beyder Heere.

Zum Kampf! — Zum Streit! Ausrotten
Laßt uns die Welfen! — Die Waiblinger!

Donnerndes Geschrey des Lombardenheers aus der Ferne.

Guelfen hoch!
Gegrüßet, Braunschweig, Bund'sgenossen!

Kaiser Friedrich.

Was ist das?

Ein schwäbischer Ritter.

Der Lombarden Freudengeschrey.
Sie grüßen
(auf Heinrich den Löwen zeigend.)
den als Freund!

Kaiser Friedrich.

Empörer ringsum!
Die Schwerter schwingt! Wir müssen uns herausmäh'n!

Heinrich der Löwe.

Zischt, lustig, Klingen!

Beatrice (stürzt sich zwischen den Kaiser und den Löwen).

Eh' Ihr hier Euch anfallt,
Müßt Ihr erst meine Brust durchbohren! — Willst
Du doppelter Verräther werden, Löwe?
Den Kaiser nicht nur lassen, auch den Gegnern
Des Kaisers Dich vereinen? — Kaiser, willst
Du ihn zum doppelten Verrathe zwingen?
Begehen muß er ihn, wenn Du ihn jezt
Angreifest! — Wollt ihr euch zu Lust und Spott
Der Welschen wechselseitig hier vertilgen?
In Deutschland grünt der Boden, wo
Es euch geziemt, die Fehde auszufechten!

Kaiser Friedrich.

Ich ahnt' es stets: wo hohe Zartheit wohnt,
Da wohnt auch tiefer Geist! — Burgunderin,
Du hast Recht.

Heinrich der Löwe.

Sie hat Recht.

Kaiser Friedrich.

Jezt, Löwe, geh'!
Doch hüt' Dich vor dem Jäger, der fortan
Bis in Norddeutschlands Marken Dich verfolgt.

Heinrich der Löwe.

Der Löwe zittert nicht vor Jägern, ob
Ein kaiserlicher auch darunter jagte!
— Er schüttelt nur die Mähne!

Die Begleiter Heinrichs des Löwen.
(ihre Speere erhebend und aneinander schlagend).

Schüttelt nur
Die Mähne!
(Heinrich der Löwe mit seinen Leuten ab.)
(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Es ist uns gewiß nicht zu verdenken, wenn wir in unserm Jammer kaum ohne Bitterkeit auf die unsinnige Verschwendung und auf das nie aufhörende Vergnügungs- und Genußleben in Paris schauen. Während dort ein Sardanapalisches Fest mit unsäglichem Ueberfluß und Luxus, ja mit fast lächerlicher Pracht auf das andere folgt und ungeheure Summen leichtsinnig verschwendet werden, hatten eine Menge rechtlicher und fleißiger Familien bey uns im harten Winter kein Brod, kein Holz und nicht einmal Obdach. Auf den Maskenbällen der Herzogin von Berry kostete Ein Kostüm drey- bis vierhundert Louisd'or; eben so viel auf dem lezten Ball des Grafen Appony. Was haben wir dagegen aufzuweisen? Ein ordentlicher junger Mann fiel vor Kurzem in der Rue des Capucins im Durchgang der Bank besinnungslos hin und wurde in das Stübchen des Pförtners gebracht. Da ergab sich bald, daß er — vor Hunger umgesunken. Der Portier, wiewohl selbst ganz unvermögend und Vater mehrerer Kinder, gibt ihm doch alles zu essen, was sich eben in seiner Loge vorfindet, und als sich der Mann ein wenig erholt hat, führt er ihn in die Straße St. Marie des Terreaux zu einem andern Portier, seinem Freund, der etwas besser bemittelt ist. Hier wird der Kranke mit tausend Freuden aufgenommen; Alle eilen, ihm ein gutes, reichliches und gesundes Mahl vorzusetzen. Während aber der arme Mensch so ißt und trinkt, fallen ihm Thränen aus den Augen und er sagt: „Ach, Herr, ich bin nicht allein; wenn Sie mir erlaubten, Etwas von dem Essen für Frau und Kind mitzunehmen, die auch am Verhungern sind.“ — „Essen Sie nur, Herr, essen Sie nur zu, Sie brauchen es am nöthigsten; für das Uebrige wollen wir hernach sorgen.“ Als der junge Mann wieder aufgerichtet war, band man Essen und Trinken in ein Tuch, der Portier nimmt seinen Gast am Arme und sie kommen bey der armen Frau an, die weinend und bleich mit einem kleinen Mädchen unter einem Bündel elenden Strohs auf der Erde lag, da an Bett oder Feuer schon lange nicht mehr zu denken war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 138.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Juni 1829.

So seh' ich vor mir dargestellt
Die zwey, in mannichfalter
Beziehung, Gottes auf der Welt
Verordnete Statthalter,
Wie beyd' in den bezirketen
Gebieten wechselwirketen.

Rückert.

Kaiser Friedrich Barbarossa.

Von Grabbe.

(Fortsetzung.)

Dritter Akt.

Dritte Scene.

(Prachtsaal im Dogen-Pallaste zu Venedig).

(Pabst Alexander III. Um ihn in ihrem Ornat der Doge und die Senatoren von Venedig).

Pabst Alexander.

Ich segne Euch, Doge und Senat Venedigs!
Mög' Eure Stadt, der Meere Zier und Wunder,
Fortblühen bis an's Ziel der Zeit, und mögen
Mit Eurer Macht und Eurem Namen
Die Enkel Euren Geist und Hochsinn erben,
Und ewig wird der Ocean Euch gehorchen!

Der Doge.

Sieh' diesen Brautring, hell von Diamanten;
Venedigs Doge ist Gemahl der See,
Und ewig schlagen für ihn ihre Wogen.

Einer der Senatoren.

Der Stamm der Nobili kann nie entarten,
Platanen zeugen nur Platanen!

Pabst Alexander.

Und
Der Stolz erzeugt gar leicht die Schwäche!

Der Doge.

Doch
Ein größ'res Wunder, als die Meerstadt selbst,
Ereignet sich in ihr; die beyden Herrscher
Der Christenheit, Du und der Kaiser, enden
Den langen, unheilvollen Zwiespalt,
Und schenken Frieden den Nationen!

Lauter Ruf (hinter der Scene).

Hoch
Der Barbarossa! Glück und Ruhm und Dank ihm!

Pabst Alexander.

Was ist das?

Der Doge.

Barbarossas Schiff fährt ein
In die Lagunen, und Du weißt, wie sehr
Venedig, welches er vor allen Städten
Mit kaiserlichen Freyheiten beschenkte,
Voll Dank und Liebe an ihm hängt.

Pabst Alexander.

Ihr seyd entlassen, um ihn zu empfangen.
(Doge und Senatoren entfernen sich).
— Es flammt ein eigner Geist durch das gewaltige
Geschlecht der Hohenstaufen. Wie ein Waldbrand
Unendlich, unauslöschlich weiterbrennend,
Zuckt er durch sie von Kind zu Kindeskindern;
— Deutlich erkenn' ich ihn: sie ringen mit

Digitized by Google

Der Zeit, vertreten künftige Jahrhunderte,
Obgleich sie es vielleicht nur dunkel ahnen.
Zu eng, zu schlecht scheint ihrem Stolz
Die Gegenwart; der Lehensmannen Größe,
Der Kirche Macht beschränkt sie; gern vertilgten
Sie beydes, und sie wissen nicht, daß wenn
In diesen trüben Zeiten nicht die Kraft
Der Kraft entgegenstände, nicht die Kirche
Den Trotz der Fürsten und der Ritter zähmte,
G'rad der Waiblinger, der ein Gott sich dünkt,
Die schwache Welt noch mehr tyrannisirte
Als Roms Tibere.

Ein Diener (tritt ein).

Erzbischof von Mainz
Und Mailands Konsul wünschen, daß Du zum
Gehör sie läst.

Pabst Alexander.

Sie mögen kommen.

(Diener ab, der Erzbischof von Mainz und Gherardo, der Konsul Mailands, treten ein).

Erzbischof von Mainz.

Heiligkeit,
Da Du Dich mit dem Kaiser fügst, so fügen
Auch die Lombarden sich zum Frieden.

Gherardo.

Herr,
So ist's.

Erzbischof von Mainz.

Ich glaube doch, daß in der Welt
(Geld etwa ausgenommen) Worte nur
Das Wesen sind. Im Anfang war das Wort,
Und wahrlich es ist auch am Ende. Worte
Gesä't, und was man Thaten nennt, wächst munter auf.
Wir kriegten, Heiligkeit, um Worte, und
Mit Worten schließen wir auch Frieden.

Pabst Alexander.

Mainz,
Es tönt Graf Buch in Deinen Reden. Laß
Die wilden Sprünge, komm zur Sache!

Erzbischof von Mainz.

Schwer
Wird mir's; die Sach' ist zu gewöhnlich: der
Lombard erkennt als Herrn den Kaiser,
Abgaben zahlt er wie vor Alters;
Doch dafür überläßt der Kaiser ihm
Die freye Wahl der Obrigkeiten gnädigst,
Und will nicht seine bösen deutschen Vögte
(Wie Zeus die Schlange in der Frösche Lache)
In's Herz, in ihrer Städte Mitte setzen,
Wie es sehr gut wär und wie sie verdienten.

Gherardo.

Legnano, Herr, hat uns, obgleich wir siegten,
Das heiße Blut gekühlt. Gefallen sind
Italiens erste Edlen. Auch die Schwärmer!
Der Freyheit und der Rache sind nicht mehr.
Die Reih'n verödet, matt, zerfleischt von Wunden,
Entschritten wir dem Kampf. Wir sind zu schwach,
Um stets den Barbarossa zu bestreiten.
Auch regt sich zwischen unsern Städten Zwiespalt;
Es denkt für sich nur jede, Einigkeit
Ist mit der Noth zugleich dahin geschwunden.
Schon wird Mailand gefürchtet und beneidet,
Du selbst schließ'st Frieden, und wir bitten,
Genehmige den unsrigen. Wenn auch
Nicht Freyheit, schenkt er uns doch Ruhe.

Pabst Alexander.

Ewig
Wird dieser Frieden nicht besteh'n. Viel Spielraum
Gewährt er beyden Theilen, und es kommt
Nur darauf an, wer ihn am meisten nutzt.
Ich bill'ge ihn — Ihr seyd entlassen.

(Erzbischof von Mainz und Gherardo ab).

— Erblich
Scheint zwar der Geist der Hohenstaufen, aber
Noch erblicher ist doch der Geist der Republiken
Und der Verbrüderungen! Venedig hier,
Mein Rom, das Pabstthum selbst, bezeugen es;
Das stolze Haus der Hohenstaufen, voll
Von wilden Kaiserstirnen, wird
Verschwinden wie der Sturm, der wegfuhr über
Das Meer. Jedoch Lombardiens Städte blüh'n
Nach allen diesen Kriegen auf, wie Rosen
Nach Frühlingswettern.

Diener (tritt ein).

Graf von Montferrat!

Pabst Alexander.

Wie? Montferrat? Von Palästina? Führ
Ihn ein!

(Diener ab; Graf Montferrat, blaß und in großer Bewegung, kommt).

Sprich! rede! was erschüttert Dich?

Montferrat.

Statthalter Gottes, gib
Mir Trost! Laß Dein Gebet zum Himmel donnern,
Bis daß er hört und sich erbarmt! Ein Schauder
Wird alle Christenheit durchzittern! — Ach
Sie sind gebrochen, ihre Mauern sind
Gefallen, vor dem Ansturm der Seldschucken;
Jerusalem, die Heilige!

Pabst Alexander.

Jerusalem!

Digitized by Google

Montferrat.

Verwundet, im Tumulte unbeachtet,
Lag ich zur Seite — Da — o meine Augen! —
Sah ich das Thor gesprengt, und Saracenen,
Hochmüthig ihre krummen Säbel schwingend,
Die Rosse wie zum Siegestanze spornend,
Das Kreuz darnieder tretend, mit dem Halbmond
Den Greuel beleuchtend, flutheten herein,
An ihrer Spitze Saladin!

Pabst Alexander.

Der Sultan!
Ein Heide zwar — doch furchtbar groß! Jedoch
Es athmet in der Christenheit ein Stärkrer,
Und diesen send' ich wider ihn!

Montferrat.

Du selbst?

Pabst Alexander.

Hier bleiben muß ich und Europa zügeln!
— Der Hohenstauf ist's, den ich meyne!

Montferrat.

Nie
Vereint sich der mit Dir.

Pabst Alexander.

Er thut's noch heute.
Gelöst'st schon hab' ich ihn vom Kirchenbann,
Schon schifft er hieher durch Venedigs Wasser.

Montferrat.

Ich dachte nur Jerusalem und sah
Ihn nicht.

Pabst Alexander.

Der Finger Gottes ist's; der Einz'ge,
Der Saladin vernichten kann, ist unser!
— Wer nahet?

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel.

(Fortsetzung.)

Zugleich finden sich diese, obwohl übrigens parallel ater einander laufenden Schichten fast nie in der bey iederschlägen natürlichen horizontalen Lage, sondern ge-ümmt, gebrochen und die gebrochenen Theile verschie-ntlich geneigt. Hier hebt sichtbar die Rolle des Feuers , welches sich in den Adern der Erde entzündet, ihre chichten mit unwiderstehlicher Gewalt aufgetrieben und gegen Höhlen und Risse gebildet hat, in welche sich s überstehende Wasser zurückziehen und somit Inseln, ganze Kontinente frey lassen konnte. Zugleich traten, Folge dieser Entzündungen, nunmehr diejenigen hmelzungsprozesse ein, welche das oben erwähnte Bin-dungsmittel der fremdartigsten Mineralien wurden und so Gebilde erzeugten, wie sie der überraschte Bergmann in seinen Schachten und Gruben vorfindet; das Zusam-menwirken der beyden mächtigen Elemente, Wasser und Feuer, zur Bildung der Erde wird also, wie wir zeigen wollten, dem leiblichen Auge bey Betrachtung der vor demselben liegenden Erdkruste eben so offenbar, als dem Auge der Wissenschaft, welches mittelst einer Kette von Schlüssen und Rechnungen in das Innerste der riesigen Erde eindringt.

Zugleich aber geht aus dem, was wir hier eben vom Zurückziehen großer Wassermassen in die durch ausdehnende Kräfte gebildeten Spalten und Höhlen der Erde gesagt haben, die Wahrscheinlichkeit eines neuen Hindernisses hervor, welches sich der Senkung unseres Schachtes zum Erdmittelpunkte widersetzen dürfte. Man würde nämlich höchst wahrscheinlich auf unterirdische Seen stoßen. Hunderte von Erfahrungen zwingen uns, im Innern der Erde große Wasserreservoirs anzunehmen, aus denen die Mineralquellen, so wie unsere Ströme, ihre Hauptnahrung ziehen und deren Vorräthe sich wahrscheinlich durch noch nicht ganz aufgeklärte Naturprozesse in einem gewissen Gleichgewichte erhalten.

Dergleichen Höhlen und Grotten dürften dagegen aber, wenn sie leer sind, ein großes Erleichterungsmittel werden, um unsern Schacht wenigstens bis zu einer gewissen Tiefe zu senken, indem man mit dem Graben auf dem Grunde einer solchen Grotte anfinge und also die von der Natur selbst bereits begonnene Arbeit nur fortsezte. Ich würde zu diesem Zwecke z. B. die berühmte Höhle von Antiparos vorschlagen, von welcher Engel im „Philosophen für die Welt" bekanntlich einen so geistreichen Gebrauch macht, und die Tournefort*) so romantisch beschreibt. Antiparos, auch Oliaros genannt, ist eine kleine Insel im Archipelagus, mit einem Dorfe gleichen Namens und einem Hafen; von den Reisenden wird diese kleine Insel wegen ihrer, gegen hundert Fuß breiten und fast dreyzehn Mal so langen Tropfsteingrotte fleißig besucht. Der Eingang zu dieser Grotte ist über zwanzig Fuß weit und man steigt beynahe zweytausend Fuß hinab, um auf den Boden der großen, mit den sonderbarsten und merkwürdigsten Tropfsteinfiguren verzierten Höhle zu gelangen. Da wäre also schon ein hübscher Anfang gemacht, und man würde überdieß in der wahrscheinlichen Voraussetzung weiter graben, bey Verfolgung dieser Richtung in der Tiefe noch ferner Höhlen zu finden, da der Naturprozeß, dem die am höchsten gelegene Grotte ihren Ursprung verdankt, auch noch in den tiefer gelegenen Erdschichten thätig gewesen seyn dürfte.

---

*) Voyage au Levant.

Digitized by Google

Solche Höhlen aber finden sich in den meisten Gegenden der Welt, und wenn etwa die Verwickelung der griechisch-türkischen Angelegenheiten ein Hinderniß abgeben sollte, den Schacht auf einer Insel des Archipelagus anzulegen, so könnte man also, statt der Höhle auf Antiparos, etwa auch die nicht weniger bekannte und viel nähere Baumannshöhle auf unserm vaterländischen Harzgebirge dazu wählen.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Von M. K. Baldamus.

Menschen, die überhaupt im Stande sind, eine eigene Meynung zu erziehen, haben in der Regel einen Lieblingsgedanken, der wie ein verzogener Johannes immer an ihrer Brust ruht und dem alle andern Ideen nachstehen müssen. Dieser Favoritgedanke will, daß seine Brüder, selbst die früher gebornen, seinen oft sehr wunderlichen Grillen fröhnen sollen. So macht sich dieses enfant gaté verhaßt. Man conspirirt gegen den Liebling, und wenn man auch keinen Brudermord an ihm begeht, so sucht man ihn doch zu entfernen und reißt ihm den bunten Josephsrock von der Schulter. Das in Gänseblut getauchte Gewand wird dem Vater vorgezeigt, der, ein blinder Jakobi, das Favoritkind, das er von kritischen Bären zerrissen meynt, herzlich beweint. Die Verschwornen glauben jezt des väterlichen Segens gewiß zu seyn. Sie irren. Der alte Herr kann den Verlornen nicht vergessen. Ist das Glück dem Vertriebenen günstig, hat er ein empfehlendes Aeußeres, so findet er in der Fremde Menschen, die es redlich mit ihm meynen. Die Wanderjahre machen ihn zum Manne. Als solcher fällt er zuweilen einem Könige in die Hände, der eines pharaonischen Traumes halber in Verlegenheit ist. Der Verstoßene löst das Räthsel. Auf sein Geheiß füllen sich die Speicher, und der Hunger, der als Herold des Todes erscheint, muß unverrichteter Sache wieder abziehen. Die boshaften Brüder kommen, um sich ihre leeren Säcke zu füllen. Es gibt eine Wiedererkennungsscene, bey der die Großmuth das Roth von den Wangen der Scham wischt. Doch wie wenig Lieblingsideen wachsen zu einem geistigen Joseph heran! Die meisten sterben als Bettler hinter den gelehrten Zäunen und müssen als arm begraben werden.

* * *

Ein Dichter, der sich bey voller robuster Kraft zur Sentimentalität zwingt, kommt mir vor wie eine eitle Frau, die das Starkwerden durch Essigtrinken zu hintertreiben sucht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Ein reicher Mann, den der Verhungernde kurz vorher um Hülfe angesprochen, hatte ihm erwiedert, ohne ihm das Geringste zu reichen, nicht einmal ein Stückchen Brod: „Hoffentlich wird es künftiges Vierteljahr mehr Arbeit geben.“ Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie hoch diesen Winter bey unsern Arbeitern das Elend gestiegen, weil des Verdienstes so wenig war und es überall an Fabrikbestellungen fehlte. Wir thaten freylich Alles, um ihnen etwas aufzuhelfen; es wurden mehrere Sammlungen, Theater, Bälle u. s. w. für sie veranstaltet; diese brachten auch etwas über 18.000 Franken ein, was ist das aber für so Viele? Als dieß Elend war noch nicht groß genug; es mußte noch die schreckliche Feuersbrunst in der Nacht vom 13. auf den 14. hinzukommen, die gegen vierzig Häuser in einem belebten Quartier niederbrannte, in dem größtentheils nur arme Familien und Seidenarbeiter wohnten, wobey der Verlust aber doch an 400.000 Franken betrug.

Bey diesem traurigen Stand der Dinge ist es nicht zu verwundern, daß Betrügereyen, Diebstähle, Einbrüche, Straßenraub und andere Verbrechen in schreckenerregender Progression bey uns zunehmen. Fast keine Nacht vergeht ohne solch eine Uebelthat; alle Wege, Schliche und Formen werden dabey gebraucht, und die am besten denken, suchen in freywilligem Tod Schutz gegen die Verzweiflung. Selbst Kinder tödten sich kalten Muths, um dem Hunger oder der Strafe für gezwungenen Diebstahl zu entgehen. So weit ist es bey uns gekommen, und was das Schlimmste ist, die Gemüther sind durch Elend, Jammer, Schmerz und Verzweiflung so hart geworden, daß Ungeheures dazu gehört, um sie aufzuregen, ja daß die scheußlichsten Verbrechen fast gar keinen Eindruck mehr machen. Wer sollte z. B. anderwärts nicht darüber schaudern, daß eine leibliche Tochter so schlaulistig, besonnen und grausam ihren Vater umbringen könne, wie dieß neulich im nahen Mantua geschah. Als Mann verkleidet und mit verstellter Stimme lockte sie den alten Mann in einer stürmischen, dunkeln Nacht aus seiner Wohnung, packte ihn dann unversehens von hinten mit überlegener Gewalt, riß ihn in einen Chausseegraben und schlug ihn mit einem großen Steine todt. Und warum? Weil dieß auch sonst ausgeartete Weibsbild nicht ertragen konnte, daß der Vater einen wackern Sohn ihr vorzog und ihm wahrscheinlich einmal ein Paar Hundert Franken mehr in seinem Testament zuwenden würde. Diesem Bruder hatte sie in der folgenden Nacht den Tod zugedacht und er entging den Mordhänden der Schwester nur durch ein Wunder. „Pikanter“ noch ist es, wenn, wie vor einigen Wochen hier geschah, ein Ehemann den Verführer seiner Frau neben ihr in der Straße erschießt.

Der Graf Bressel, unser Präfekt, denkt darauf, nach des wackern Belleyme Beyspiel in Paris, der Betteley zu steuern, die bey uns noch viel ärger ist, als ehemals dort, und das will viel sagen. Die fremden Bettler werden aus der Stadt gebracht und mit Pässen in ihre Heimath gewiesen; die Lyoner Armen sollen in einem Bettelhôtel aufgenommen und da beschäftigt werden. Gelingt dieser Plan, so verdanken wir unserm Präfekten eine große Wohlthat, denn unsere Lazaroni treiben nicht allein mit Unverschämtheit und Trotz ihr Gewerbe, sondern sie sind auch Spione der Diebe, ihre Hehler und, wenn es seyn muß, ihre Gehülfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Juni 1829.

Da sahn wir einen Wallfisch, der vor allen
Der größte war, die je das Meer gesehn;
Wir mußten all' in Einen Irrthum fallen,
Ihn für ein kleines Eiland anzusehn.

Ariosto.

Der königliche Wallfisch von Ostende.

Es ist nicht zum ersten Mal, daß ein Wallfisch sich nach der flandrischen Küste verirrt hat, aber die Geschichte erwähnt keines einzigen, der es mit dem zuletzt dahin gekommenen in irgend einer Hinsicht aufgenommen hätte, und der gegenwärtige ist auch der erste, welcher, nicht zufrieden, die europäische Küste zu besuchen, eine eigentliche Reise durch das Festland angetreten hat.

Im Jahre 1178 verehrte die Obrigkeit der Stadt Brügge dem Grafen Philipp ein Seeungeheuer, welches durch einen heftigen Sturm an das Ufer von Ostende geworfen worden war; dieß Thier hatte 42 Fuß in der Länge. Die flandrischen Chroniken melden, im November 1402 oder 1403 seyen bey einem Orkan acht Wallfische vor dem Hafen von Ostende gescheitert; der längste unter diesen war gegen 70 Fuß lang, und jeder gab etwa 24 Tonnen Thran. Den 20sten Januar 1762 entdeckte man auf dem Strande zwischen Blankenberg und Ostende, eine halbe Stunde von lezterer Stadt, einen Pott- oder wahrscheinlicher Sturmfisch, der fünf Tage lang begafft und sodann zum Besten der fürstlichen Kasse für 192 Gulden verkauft wurde. Endlich erschien den 4ten November 1828 zwischen der englischen und belgischen Küste der Leichnam eines Wallfisches; nur erst nach mehreren Versuchen gelang es drey vereinigten Schiffen, denselben in der Nähe des Hafens von Ostende an das Ufer zu bringen. Daß alle Ostender alsbald hinzuliefen, daß alle Zeitungen die Nachricht verbreiteten und die Bewohner der Umgegend herbeyzogen, daß also seit Menschengedenken Wirthe, Kaufleute und Neugierige in Ostende kein größeres Glück erlebt hatten, versteht sich von selbst. Den Büchern zufolge war der Wallfisch vom Jahre 1189 oder 1178 nur 13 bis 14 Mètres lang, der größte vom fünfzehnten Jahrhundert 22 bis 23, das vorige Jahrhundert brachte einen von 16 bis 17 Mètres, und das unsrige ist mit einem 31 Mètres langen Wallfisch gesegnet. Sein Fleisch und dergleichen wog 83,000, sein Thran 20,000 Kilogramm, und das ganze Thier mußte 125,000, wenn nicht 130,000 Kilogramm wiegen. Ein gewisser Herr Kessels kaufte die Merkwürdigkeit für 5000 Gulden, und war mit den Bedingungen des Handels sehr zufrieden. „Vergeblich," sagt Herr Bernaert in seiner Notice sur la Baleine, Paris 1829, „vergeblich machte man dem Eigenthümer des Wallfisches schon verschiedene Anerbietungen, daß er vom Handel ablassen sollte; diese Anerbietungen wurden alle verworfen. Bitten, Versprechen, nichts rührte ihn." Dem Eigenthümer mußte natürlich vor allem daran gelegen seyn, seinem Besitzthum einen Namen zu machen; und da die Ostender Gelehrten es nicht wagten, den Fisch auf eine bestimmte Weise zu taufen, da sogar einige voreilige Zungen das Meerwunder zu einem elenden Pott- oder Sturmfisch herabwürdigen wollten, so begab sich Herr Kessels mit zwey Gelehrten eigens nach Paris, um sich bey Herrn Cüvier, dem Orakel dieses Faches, Raths zu erholen. Ein Orakel war aber allerdings um so nothwendiger,

Digitized by Google

als die Reisenden das Thier nicht in natura mitbrachten. Das Resultat der Reise und der Verhandlungen, welche Herrn Kessels einen Monat kosteten, war, daß man dem Wallfisch den Namen baleine rorqual gab, wiewohl sich das Orakel hierüber nicht bestimmt ausgedrückt hatte; rorqual ist indessen sein eigentlicher Name, und baleine royale nur ein ihm später verliehener Titel.

Vor seiner Reise schon hatte Kessels die rühmliche Sorgfalt, das Skelett so gut als möglich säubern und vollständig aufzustellen; fünf Tage reichten zu dieser Arbeit hin, die Nächte mitbegriffen, in welchen regelmäßig bey Fackelschein zwey-und-sechszig Mann nicht von der Arbeit abließen. Schon den 19ten November 1827 gab der Eigenthümer ein großes Gastmahl in der unteren Kinnlade des Unthiers, sechszehn Tänzer führten darin eine Quadrille aus, und hundert und vierzehn Personen ließen ihre Toasts an den Kinnbackenwänden widerhallen.

Im April 1828 hatte Kessels eine Audienz bey dem König der Niederlande; Se. Majestät nahm huldvoll die angebotene Merkwürdigkeit an, wollte jedoch Kessels noch einige Jahre im Besitz derselben lassen und schickte einstweilen einen Abgeordneten nach Ostende, um in dem Namen der Regierung von dem Wallfisch förmlich als Eigenthum Besitz zu nehmen. Zu den Festlichkeiten, welche Kessels bey dieser Gelegenheit veranstaltete, lud er durch die Zeitungen alle Bogen- und Büchsenschützen des Königreichs ein. Den 19ten April verkündigten Glockenspiel, Musik, Trommeln und Kanonen die bevorstehenden Festlichkeiten. Sonntag, den 20sten April, um sieben Uhr Morgens, lösten die Bogen- und Büchsengesellschaften St. Sebastian und St. Andres ihr Geschütz, und gaben dadurch das Zeichen zum Anfang des Inauguralfestes. Um eilf Uhr begaben sich die genannten Brüderschaften auf den Waffenplatz, und trafen hier mit der königlichen Gesellschaft der Sprache und Nationaldichtung zusammen, welche sich auch kürzer Rhetorik nennt. Das Musikkorps stimmte seine besten Stücke an. Die Mitglieder der Brüderschaften waren möglichst geputzt und trugen ihre Dekorationen. Die Rhetorik zeichnete sich durch Gruppen von Kindern aus, welche in zierlicher Tracht mythologische Personen vorstellten. Ein kleines Mädchen zu Pferd, welches die Rolle der Fama übernommen hatte, folgte den Standartenträgern und vertheilte unter das Volk gedruckte Zettel, worauf Folgendes zu lesen war: „Wer „hat aus dem unlängst auf unsrer Küste gestrandeten „Seeungeheuer das größte Meisterstück der Kunst in den „Niederlanden gemacht? Es war Kessels. Hurtige Fama, „möge dem hundertfacher Mund sein Lob durch die ganze „Welt verbreiten.“ Im Centrum erschienen Neptun und Amphitrite, vor ihnen zwey kleine Knaben mit der Inschrift: „Unser Reich besitzt das größte Thier.“ Amor und Psyche trugen kleine seidene Panniere, mit den goldenen Worten: Rhetorica — Ostende. Vor Apoll und Minerva trugen Knaben das Wappenschild mit der Devise: „Kunst und Wissenschaft gehören unserem Bereich;“ darauf zwey Flora's, ein Wappenschild mit der Aufschrift tragend: „Wallfischfest. — Ehre Herrn Kessel;“ wiederum vier Flora's mit geschriebenen Komplimenten in der Hand; drey Mamelucken u. s. w. Das belgische Schiff Flora hatte sich festlich geputzt, sein Geschütz erwiederte die Salven der Brüderschaften. Es traten nun 26 Musiker in das Skelett, worin ein Orchester angebracht war, und beym Erscheinen Sr. Excellenz des Herrn Gouverneurs der Provinz spielten sie ein Potpourri, welches mit dem Nationalgesang und lautem Beyfall schloß. Sr. Excellenz bezeugten ihre Zufriedenheit und Verwunderung und ließen unter dem Schlunde des Thieres, wo eine Tafel bereit stund, das Protokoll abfassen, dem zufolge Kessels noch sechs Jahre lang das Skelett in Händen behalten soll. Nun erhielten die Vorsteher der Gesellschaften Denkmünzen. Diese Herren bedankten sich und versprachen, die Güte des Herrn Kessels nie zu vergessen. Die jungen Mädchen der Rhetorik sagten aus dem Stegreife ihre Komplimente her; an den Herrn Gouverneur z. B. „Ehrenwerther Gouverneur, genehmigen Sie unsern Dank. Wenn die Freundschaft uns ehrt, wer verbreitet darüber so viel Glanz? Wer vermehrt den Preis ihrer Gaben? Edler Graf, Sie sind es!“ Auch dem Bürgermeister wurde ein Kompliment zu Theil, aber erst lange nach dem Feste, gedruckt; denn das Mädchen, welches ihn zu bekomplimentiren hatte, war unwohl geworden.

H. Kessels ließ unterdessen 1000 Brode, 1000 Liter Bier und 500 Pfund Käse unter die Armen vertheilen. Den Honoratioren, an deren Spitze der Gouverneur, gab dieser gastfreundliche Mann ein glänzendes Mahl.

Bis zum 23sten verdrängte ein Fest das andere: Feuerwerke, Luftballons, Bälle, unter welchen einer von 200 Personen besonders zu erwähnen, dem der Prinz von Sachsen-Weimar beywohnte.

Den 23sten speisten auch die Wallfischarbeiter gemeinschaftlich, und den 24sten gab Herr Kessels im Bauche des Thieres ein Konzert zum Besten der Armen. Den 25sten endlich erlaubte er allen Dürftigen, den Wallfisch unentgeldlich zu sehen. Die Engländer, der Stab und die Offiziere der Besatzung und die Stadt gaben ihrerseits Gastmahle zu Ehren des Herrn Kessels. Der Bürgermeister-Präsident überreichte ihm eine goldene Spieldose, mit dem Stadtwappen und der Inschrift: „Die Stadt Ostende dem Herrn Kessels.“ Die Rede des Bürgermeisters antwortete Herr Kessels in Versen. Drauf nach Gand berufen, verließ er die Mauern von Ostende den 5ten Mai, nachdem er für das Thier und die Feste über 112,000 Franken ausgegeben. Zeichner, Maler, Goldarbeiter, Kupferstecher, Mechaniker, Zimmerleute,

Digitized by Google

Schmiede, Tapezierer, Gastwirthe, Kutscher, Taglöhner kurz alle Einwohner Ostende's zogen großen Nutzen von der Unternehmung des Herrn Kessels. Ein einziger Fisch brachte solches Leben in die Stadt Ostende, daß sie anfängt sich über den, bey der Pulverexplosion vom 19ten September 1826 erlittenen Verlust einigermaßen zu trösten.

Will man gerecht seyn, so darf man diesem Wallfische außer seinem Namen Rorqual nicht den Titel Baleine Loyale d'Ostende versagen; denn Hr. Liebaert, Vorsteher der Rhetorik, verlangte ausdrücklich in der von ihm gehaltenen Rede: „Ich fordere zur Ehre meiner Va„terstadt, daß man la Baleine royale d'Ostende sage, wie„wohl ich überzeugt bin, daß eine solche anatomische „Denkwürdigkeit nicht darin bleiben kann u. s. w.“

Der große Ostender königliche Wallfisch befindet sich jezt in Paris, hat eine herrliche Wohnung in der Nähe der Tuilerien und Deputirtenkammer, wird von den vornehmsten Personen besucht, erregt durch seine ungeheuren Dimensionen Erstaunen, erscheint aber winzig in Vergleich mit dem Budget, das in einer besondern Schrift, mit ihm im Gespräch begriffen, aufgeführt wird.

Kaiser Friedrich Barbarossa.
Von Grabbe.

(Beschluß.)

(Kaiser Friedrich und Prinz Heinrich treten ein.)

Pabst Alexander.

Ha, das sind zwey Hohenstaufen!
Nie hab' ich sie geseh'n; doch wie den Aetna
An seinem Feu'r und seiner Höhe, ahnt
Man sie am Blick und an der stolzen Haltung.

Kaiser Friedrich.

Mein Sohn, schau' hin, das ist kein Kardinal,
Der blind fanatisirt und doch nur Werkzeug
Des Obern ist. — Hier steht der Obre selbst,
Und ehrfurchtsvoll grüßt ihn der Kaiser.

Pabst Alexander.

Wohl
Der Kirch' und Dir, daß Du, ihr erster Sohn,
Den Wahn erkannt, der Dich umfing. Sie nimmt
Dich liebend wieder auf, wie eine Mutter,
Und wird mit Dir zu einem großen Ziel
Sich einen.

Kaiser Friedrich.

Wahn? Das sagt mir Alexander?
Jezt, da wir unter uns sind, Blick in Blick?
Das große Spiel mit Dir hab' ich fürerst
Verloren; — aber war deßhalb mein Streben
Ein Wahn? So wäre alles Edle List
Und Trug! Ich kämpfte für der Völker Freyheit,
Und Priesterherrschaft sucht' ich zu vertilgen.

Pabst Alexander

Du thatest es. Doch spür' in Deiner Seele —
Vielleicht nur, um die Kaiserherrschaft an
Die Stell' zu setzen! Welche ist die beste?

Kaiser Friedrich (nach einigem Nachdenken, finster).

Der Thaten, der Gedanken tiefste Keime
Im Busen zu ergründen, ist gefährlich.
Es liegen in ihm Schlünde, höllentief,
Und wehe dem, der sich in sie versenkt! —
(Sich wieder erhebend.)
Doch, was ich that, woher es auch entsprang,
Ich hofft' auf eine schöne Frucht, und nicht
Bewußt kleinlichen Zwecks, kämpft' ich mit Dir.

Pabst Alexander.

Weit sieht man von den Höh'n des Vatikans:
Was Du erstrebtest, kann zur Wahrheit werden;
Doch Du gingst her vor Deiner Zeit. Wer aus
Der Zeit tritt, wird ihr fremd.

Kaiser Friedrich.

Ich glaube,
Auch Zeitverhältnisse sind zu bewält'gen,
Denn Menschen waren's, die sie schufen.

Pabst Alexander.

Unter
Der Leitung Gottes!

Kaiser Friedrich.

Laß uns durch die That
Beweisen, daß wir, ob auch Meynungen
Uns trennen, Freunde sind und einig. — Billigst
Du meinen Friedensantrag?

Pabst Alexander.

Du entschädigst
Die Priester alle, welche Du entsetztest?

Kaiser Friedrich.

Ich thu's!

Pabst Alexander.

Erkennst des Pabstes Würde,
Statthalters Gottes und Nachfolgers Christi?

Kaiser Friedrich.

Ich
Erkenne sie.

Pabst Alexander.

Gibst zu, daß er befugt,
Auch Kön'gen ihr Vergehen zu verweisen?

Kaiser Friedrich.

Ich geb' es zu.

Prinz Heinrich (für sich).

Er gibt es zu! Wir würden
Uns schon zu wehren wissen.

Digitized by Google

Pabſt Alexander.

Du gewährſt
Mir all' die äußern Ehrbezeugungen,
Die mir gebühren?

Kaiſer Friedrich.

Gern und leicht.

Pabſt Alexander.

So laſſ'
Ich Dir den Nießbrauch von Mathildens Gütern
Auf fünfzehn Jahr (ich weiß es, Du bedarfſt
Ihn jetzo mehr als ſonſt); dann mag ein Spruch
Von Schiedsrichtern das Recht des Eigenthums
Entſcheiden, — und wir ſind verſöhnt.

Kaiſer Friedrich.

Wir ſind's.

Aphorismen.

Vom M. K. Baldamus.

Wie es Bühnenkünſtler gibt, die unausgeſezt auf den Effekt ſpielen, und dieſem Natur- und Charakterwahrheit aufopfern, ſo fehlt es auch nicht an Schriftſtellern, die nur auf den Effekt ſchreiben. Sie ſtellen alles auf die Spitze. Ihre Gleichniſſe gehen auf den Zehen, um ſo einen Zoll an Länge zu gewinnen; ihre Reflexionen auf Stelzen, um dem ſchlichten Hausverſtande in die Fenſter zu ſchauen. Sie können keine weiße Wand vertragen, und behängen darum auch die Schenke zum Eberkopfe in Caſtheey mit koſtbaren Tapeten. Dieſes Uebertreiben läßt ſich zwar eine Zeitlang durchführen, aber es bricht dann auch mit einem Male ab. Der Ueberſpannung folgt Abſpannung. Schauſpieler und Schriftſteller dieſer Art bedünken mich immer, wie Frauen, die als Mädchen aller Augen auf ſich zogen, die aber das erſte Wochenbett ſchon zu Matronen machte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortſetzung.)

Wiefern Ungemach und Jammer würde geſteuert, ja das Uebel wohl ganz aus der Wurzel geheilt, wenn es der dazu niedergeſezten Kommiſſion gelänge, dem ſo geſunkenen Lyoner Fabrik- und Handelsweſen wieder aufzuhelfen. Mit dieſer Hoffnung dürfen wir uns aber nicht ſchmeicheln; die Konkurrenz der deutſchen Rheinlande und der Schweiz iſt ſchon zu mächtig geworden. Wir können höchſtens nur Palliativmittel gebrauchen, und Manches, was vorgeſchlagen worden, dürfte dem übrigen franzöſiſchen Handel ſehr ſchädlich werden. Es iſt die Zeit nicht mehr, wo wir uns gegen jene Länder ſtarke Maaßregeln erlauben durften. Zu unſerm großen Unglücke verſtehen ſich die deutſchen Staaten commerziell immer mehr. Jezt kehrt ſich Alles gegen uns, erhöht die Abgaben auf unſere Weine, Seidenzeuge, Luxuswaaren u. ſ. w., verbietet ſelbſt ihren Tranſit und — kein Napoleon iſt bey uns, um dieß zu hindern und die Deutſchen und andere Nachbarn Mores zu lehren. So beſteuerte vor Kurzem das winzige Genf unſere Weine höher als bisher, weil es ſeinen eigenen Weinbau mehr emporbringen will. Mit Zürich, das uns ſo viel Schaden thut, können wir in der Fabrikation der Unis, d. h. der glatten Stoffe, z. B. Florenſe, Gros de Naples, Levantine, nicht mehr konkurriren. Nur in den figurirten Stoffen und im Sammt ſind wir ihnen noch in Geſchmack, Neuheit der Deſſeins und bisweilen auch in der Färbung überlegen. Wir können aber mit den Zürichern unmöglich Preis halten, da ein Haus mit 100.000 Fr. Kapital, das jährlich für 600.000 Fr. Geſchäfte macht, bey uns 18.800 Fr., in Zürich aber in der Stadt ſelbſt (denn vor der Stadt und auf dem Lande iſt es noch viel wohlfeiler) nur 10,700 Fr. Koſten hat. Uns wäre nur auf Eine Weiſe zu helfen: Abſchaffung der großen Mißbräuche der Lyoner Fabrik, z. B. der Piqueurs d'Once, der Verarbeitung geſtohlener Seide u. ſ. w.; außerdem noch Aufhebung aller beſchränkenden Handelsmaaßregeln in Frankreich nach außen, Herſtellung voller Freyheit u. ſ. w. Wir ſchreyen darüber, daß Oeſtreich alle franzöſiſchen Waaren verbietet, England aber und andere Staaten ſie mit ungeheuern Eingangszöllen belegen. Wir nennen dieſer Mächte ganz conſequente Verfügungen abſurd und illiberal, weil ſie uns wehe thun. Bey uns aber ſind faſt alle fremden Waaren verboten; wir reden zum Abſatz unſerer Produkte lieber der Kontrebande im Auslande das Wort, als daß wir dem Grundſatz der Gleichheit huldigen und einmal aufhören ſollten, von Verboten und Beſchränkungen bey uns zu ſprechen. Es gibt Franzoſen, die noch immer nicht begreifen wollen, daß Sardinien, die Niederlande, Deutſchland, Preußen, die Schweiz, kurz alle unſere Nachbarn nicht mehr unter franzöſiſchem Einfluſſe ſtehen, und daß ſie Alles gegen uns thun können, was wir uns gegen ſie erlauben.

Wenn unſere Lyoner Induſtrie im Sinken iſt, ſo hebt ſich dagegen die des benachbarten St. Etienne immer mehr. Die Kommunikation zwiſchen dieſem Orte und Lyon iſt ſchon jezt, vor der Vollendung der Eiſenbahn, erſtaunlich und wird es ſpäter wahrſcheinlich noch mehr werden. Vom 1. bis 30. April gingen von St. Etienne nach Lyon 9273 Wagen, gezogen von 16.717 Pferden, von Lyon nach St. Etienne fuhren 11.075 Wagen mit 19.171 Pferden, zuſammen 20.348 Wagen und 35.888 Pferde. Nimmt man nun die Laſt jedes Pferdes zu 700 Kilogr. an, ſie beträgt aber mehr, ſo ergibt ſich für den Monat April ein Tranſport von 25.121.600 Kilogr., und dieſe, mit 12 multiplizirt, ergeben für das ganze Jahr einen Tranſport von 301,459.200 Kilogr. Da bey drängt ſich uns unwillkührlich eine Bemerkung auf: die niedrigſte Fracht iſt 2 Fr. 25 Cent. für 100 Kilogr.; die ganze Maſſe koſtete demnach 6,782.832 Fr. zu tranſportiren. Wenn die Eiſenbahn künftiges Jahr fertig ſeyn wird, ſoll die Fracht auf 80 Centimen für 100 Kilogr. geſezt werden; dieß ergibt für jene ganze Maſſe 2.411,613 Fr.; es werden alſo 4.371.219 Fr. gegen ſonſt erſpart. Die Anlegung der Eiſenbahn mit einem Kapital von zehn Millionen wird demnach den Konſumenten, d. h. den Negocianten, deren Waaren hin- und herfahren, eine jährliche Erſparniß von 4½ Millionen gewähren. Wäre nun die Regierung auf ihren wahren Vortheil bedacht geweſen, ſo hätte ſie in ſechs Jahren den Weg mit jährlich 100.000 Fr. mehr herſtellen laſſen, als ſie ſonſt darauf verwendete; dann wäre die Fracht wahrſcheinlich um 50 Cent. wohlfeiler als jezt; jährlich wäre alſo den Konſumenten 1½ Millien und in 9 Jahren 13 Millionen für eine geringe Ausgabe von 600.000 Fr. erſpart worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. Juni 1829.

Abstreifen wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren.

Schiller.

Die Mazze in Wallis.

Aus dem ewigen Eise der Furca wälzt der Rhodan seine Wellen herab durch das Land Wallis, bricht sich Bahn durch einen engen Felsenpaß, und vermischt seine milchweißen Wasser mit den Fluthen des großen Leman. Von einer hohen Quelle an, bis er sich, wie alte Dichter singen, „aus dem allergeheimsten Winkel der Erde, aus den finstern Wohnungen ewiger Nacht entsprungen, längshin an dem traurigen Lande der Celten in den See der Wüste ergießt,“ besprüht er jezt viele lachende und fruchtbare Fluren, die der Wille des Menschen einer rauhen Natur abgerungen. An seinen Ufern, im obern Lande Wallis, am Eingange des Passes über den Simplon, liegt der Flecken Brieg. Unfern von diesem wohnte, zur Zeit der großen Kirchenversammlung, in seiner hohen Felsenburg Wischard von Raron, Herr zu Enntisch, der mächtigste Freyherr im Thal und Gebirge. Er besaß viele festen Schlösser; die Burg Sidors, auf der Höhe des Fleckens gleichen Namens gelegen; Raron, sein Stammschloß, am Ufer der Rhone; Beauregard, hoch über Chipzis, auf der Spitze eines senkrechten Felsen; die Schlösser Gerstenberg, Tärbelen, Majorin und die Felsenburg Seon auf fast unersteigbarer Höhe — aber ihm fehlte die Liebe des Volks.

In einer freundlichen Sommernacht des Jahres 1416 zogen sechs Männer, aus dem Flecken Brieg kommend, den Fußpfad aufwärts, der über den Roßwald nach dem Passe des Simplon führt. Ihr schlichter Anzug bezeichnete sie als Landleute; sie waren unbewaffnet und führten blos Beile mit sich, als ob sie zum Holzfällen ausgegangen wären; einer von ihnen trug einen großen, hölzernen Kolben auf der Schulter. Finster schweigend, zogen sie ihres Wegs. An einem steilen Abhange, in dessen Mitte einsam eine junge Birke stand, machten sie Halt. Der den schweren Kolben trug, ein starkgebauter, breitschultriger Mann von etlichen vierzig Jahren, deutete stumm auf den einzeln stehenden Baum, und stieg dann, mit dem leichten und sichern Schritte des Bergbewohners, die fast senkrechte Höhe hinan. Seine Gefährten folgten ihm mit gleicher Gewandtheit. Am Fuß der einsamen Birke stunden sie stille. Der Träger des Kolben sezte ihn vor sich auf den Boden nieder, zog aus der Seitentasche seiner gemsledernen Beinkleider ein langes Messer, und begann den Kolben grob in die Gestalt eines Menschenantlitzes zu schnitzen. Alle verharrten in tiefem Schweigen. Nachdem die Arbeit vollbracht war, hob er den Kolben in die Höhe, auf daß er allen sichtbar sey. Einer von ihnen that den Mund auf und sprach: „Mazze, Du bist nicht schön von Angesicht!“ „Also,“ erwiederte ernst der Träger, „also ist das Bild unterdrückter Niedrigkeit und leidender Gerechtigkeit!“ Von Neuem herrschte feyerliche Stille im Kreise umher.

Hierauf stieg einer der Landleute den schlanken Baum hinan, sezte sich in dessen Aeste, bog sie mit kräftiger Faust zusammen und flocht sie fest in einander. Der Träger reichte ihm den Kolben, er stellte ihn in die Mitte

Digitized by Google

der geflochtenen Aeste und befestigte ein starkes Seil an den Baum. An diesem zogen sie alle mit Macht, bis sich der Baum bog und sammt den Wurzeln aus der Erde gerissen wurde. „Also," sprach widerum der Träger in tiefem Tone, „also soll das landfressende Uebel ausgereutet werden mit vereinter Kraft!" Nun hieb er mit seinem Beile einen nahen Dornstrauch ab und durchflocht damit die Aeste, so daß die Figur kaum aus den Dornen hervorsah. „Mazze," fragte einer der Landleute, „was blickst Du so traurig?" „Weil mich," antwortete im Namen der Figur der Träger, „weil mich die Dornen der Uebermacht reizen und zwängen. Ist denn keiner unter den freyen Männern im Lande Wallis, der mich retten will?" Ein junger Mann von hoher Gestalt trat vor, in der rechten Hand das Beil, in der linken einen großen Hufnagel haltend, und sprach: „hier steht ein freyer Mann vom Lande Wallis, Dich zu retten." Ein alter Landmann legte ihm kraftvoll die Hand auf die Achsel und sagte ernst: „Zurück Jüngling, hier sind bessere Männer, den ersten Nagel zu schlagen!" „Bessere Männer!" erwiederte hitzig der andere, und seine Augen blizten feurig unter dem Helm hervor; „kennst Du mich, Trug von der Waadt? Einen besseren Namen gibt es nicht in Wallis, als den meinigen." „Du verschweigst ihn," entgegnete ruhig der alte Mann; „Du bist ein Fremdling in diesem Thale und hättest kein Recht den Nagel zu schlagen, wenn uns nicht das Wort eines achtbaren Landmanns verbürgte, daß Du ein freyer Walliser seyst. Thomas in der Bündt schlage den ersten Nagel, sein Name ist groß in Thal und Berg, und gefürchtet jenseits der Alpen von den Soldknechten welscher Tyrannen." „Thomas in der Bündt schlage den ersten Nagel," wiederholten die übrigen Landleute, und der Jüngling trat schweigend zurück. Der Träger sezte ruhig die Mazze auf den Boden nieder, zog einen langen Nagel aus der Tasche und schlug ihn mit dem Beile zu oberst in den Stamm, dann sprach er mit kräftiger Stimme: „So tief dieser Nagel sizt, so fest steht mein Entschluß, Dich zu retten, so Gott mir helfe in meiner lezten Stunde!" Alle übrigen folgten seinem Beyspiele.

Die Landleute waren bereits den Abhang herabgestiegen, um nach dem Flecken Brieg zurückzukehren, als ferner Hufschlag an ihre Ohren drang. Horchend blieben sie stehen, und Thomas in der Bündt sezte die Mazze vor sich auf den Boden. Bald erschien ein Reiter auf schäumendem Rosse; ihm folgte auf der Ferse ein Diener. Er hielt sein Roß an und rief mit kräftiger Stimme über den Haufen hin: „Thomas in der Bündt, wen wollt Ihr mazzen?" Ruhig erwiederte der Gefragte: „Junker, wenn morgen der erste Strahl der Sonne über die Berge bricht, so werdet Ihr die Mazze an der großen Linde vor dem Flecken Brieg finden, und der Mazzenmeister soll auch nicht fehlen." „Den Mazzenmeister kenne ich," versezte der Reiter; „Du bist es, Thomas in der Bündt. Sprich, wen willst Du mazzen?" „Das," entgegnete Thomas, „sollst Du erfahren, Junker von Silliner, wenn morgen die Männer des Thals sich um die Mazze versammelt haben." „Mann," sprach warnend der Reiter, „ich kenne Deinen verwegenen Sinn und weiß, was Du im Schilde führst; aber hüte Dich, Du wirst viele gute Männer dieses Landes als Deine Gegner finden." „Junker," antwortete ruhig der Landmann, „das Meer der aufgehobenen Hände wird morgen entscheiden. Bis dahin lebe wohl!" Gelassen legte er die Mazze auf seine breite Schulter und ging schweigend an dem Reiter vorüber, die andern folgten ihm. Einen Augenblick hielt der Junker sinnend, wendete dann sein Pferd in einen Seitenpfad des Waldes und sprengte davon.

Thomas in der Bündt war ein freyer und wohlbegüterter Landmann in Wallis. Sein freundliches Wohnhaus, von Wirthschaftsgebäuden umgeben, stand auf einem grünen Hügel, oberhalb Brieg, an dem Ufer der Rhone, dem Dorfe Kaalen gegenüber. Seine zahlreichen Heerden weideten im Gebirge umher, und er war mächtig im Lande durch Reichthum und Kriegsruhm. Als die Männer von Schwyz und Uri gegen den Herzog von Mailand in das Eschenthal zogen, hatte er ihnen einen Haufen freyer Walliser zugeführt, und der Ruf der tapfern Thaten, die er an ihrer Spitze gethan, lebte in dem Munde aller Hirten des Gebirgs. Wenn Wischards von Raron Macht groß war an Land und Leuten, so war dagegen Thomas in der Bündt mächtiger durch die Zuneigung des Volkes.

In derselben Nacht, als er mit seinen Gefährten ausging, die Mazze zu schnitzen, traten zwey weibliche Gestalten scheu aus der Thüre seines Hauses, sahen sich schüchtern um und riefen leise dem großen zottigen Wolfshunde, der den Hof hütete. Als er freudig wedelnd gesprungen kam, eilten die Mädchen flüchtigen Schrittes über den Hof weg zur Hinterthüre, öffneten sie und traten vorsichtig in das Freye; der Hund folgte ihnen. Als sie aus dem Schatten des Hofraums heraustraten, zeigte das volle Licht des Mondes, der sie nun beschien, den ganzen Umriß ihrer lieblichen Gestalten. Sie standen beyde noch in der ersten Blüthe der Jugend; in langen Flechten hingen ihre braunen Haare den schlanken Rücken hinab, den ein rothes, mit goldenen Borten besezte Mieder eng umschloß; ein hellblauer kurzer Rock ließ den schöngeformten Fuß sehen. „O Käthi," sprach die eine mit leiser, zitternder Stimme, „wenn uns nur Niemand sieht, daß wir nicht in Gebirg und Thal als schlechte Dirnen verschrieen werden." — „Babi," erwiederte muthiger die zweyte, „willst Du denn nichts wagen für den Geliebten?" — „Alles," entgegnete die erste, „aber Thomas in der Bündt, der strengste Mann in

Wallis, ist mein Vater, und wie würde ich, eine Bescholtene, vor seinem zürnenden Blicke bestehen!“ — „Die Noth,“ versezte nach einer kleinen Pause die zweyte, „entschuldigt Alles und nur dieser Augenblick bleibt uns übrig, Deinen Geliebten vor der ihm und seinem Hause drohenden Gefahr zu warnen. Niemand hat uns gesehen, frisch vorwärts, das Werk zu vollenden.“ — „Ja, es muß seyn,“ sprach mit Fassung die Jungfrau. „Unseliges Geschick, das mich zwingt, in diesem Sturm der Partheyen zwischen dem Vater und dem Geliebten zu stehen!“ sezte sie seufzend hinzu, und beyde eilten schnell und schweigend an das Ufer der Rhone hinab.

(Die Fortsezung) folgt.

Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel.

(Beschluß.)

Daß die Geheimnisse, die wir auf diesem Wege entdecken würden, höchst interessant seyn müssen, ja daß man in den tieferen Schichten der Erdkugel wahrscheinlich auf große Metallmassen stoßen würde, wie schon zu Anfang dieses Reiseprojekts erwähnt worden ist, dieses wollen wir noch auf andere Weise glaublich zu machen suchen. Die Wissenschaft hat nämlich, außer den obigen allgemeinen Angaben über die Dichtigkeitszunahme der Erdschichten nach dem Mittelpunkte hin, auch Hülfsmittel entdeckt, um die wirkliche mittlere Dichtigkeit der Erde zu bestimmen, und man weiß jezt mit großer Bestimmtheit, daß, um die Erdkugel aufzuwiegen, gerade eine doppelt so große Kugel von Granit erforderlich seyn würde. Das zu dieser Bestimmung angewendete Verfahren besteht kürzlich in folgendem: Die Schwerkraft nämlich, mit welcher die Erde auf die Körper wirkt, und welche sich im freyen Falle der lezteren offenbart, ist zwar so groß, daß sie die besondern Gravitationen der Erdkörper unter einander fast ganz unmerklich macht, gleichwie, um mich eines, bey dieser Gelegenheit von Maupertuis gebrauchten Ausdruckes zu bedienen, der Sturmwind einen leichten Hauch. Gleichwohl können diese besondern Gravitationen merkbar werden, wenn sie von Körpern ausgehen, deren Massen ein merkliches Verhältniß gegen die Erdmasse haben. So fanden die französischen Akademiker Bouguer und de la Condamine, bey Veranlassung der Gradmessung, die sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Südamerika ausführten, daß die Gravitation des Tschimboraſſo das Bleyloth ihres Quadranten merklich von der verticalen Richtung ablenkte. Diese Entdeckung erregte die Aufmerksamkeit der Naturforscher und man beschloß, dieselbe zu verfolgen. Der Astronom Maskelyne schlug dazu im Jahre 1777 den Berg Shehallien in Pertshire vor, der sich wegen seiner isolirten Lage zu dergleichen Beobachtungen ganz besonders schickt, und sein Plan ward auch noch im Sommer desselben Jahres von ihm selbst ausgeführt. Man berechnete daraus, daß die mittlere Dichtigkeit der Erdkugel die Dichtigkeit des Berges fast um das Doppelte übertresse, und da dieser Berg aus einem gleichförmigen Granit besteht, so muß also die mittlere Dichtigkeit der Erdkugel, unserer obigen Angabe gemäß, auch die doppelte des Granits seyn, d. h. wie wir gesagt haben, es würden, um sie aufzuwiegen, zwey Granitkugeln von ihrer Größe erfordert werden. Nun ist aber die uns zugängliche Erdkruste, mit verhältnißmäßig sehr geringen Ausnahmen, von viel lockererer Beschaffenheit, woraus, in Uebereinstimmung mit dem zu Anfang angeführten Satze von Laplace, folgt, daß der Erdkern und überhaupt die innern Schichten der Erde dagegen von sehr großer Dichtigkeit, also specifisch sehr schwer seyn müssen. Unter den uns bekannten Körpern behaupten aber die Metalle rücksichtlich der specifischen Schwere den ersten Rang, und es ist also in der That nicht unwahrscheinlich, daß das tiefere Eingeweide der Erde, wofern es nicht aus uns ganz unbekannten Materien besteht, noch große Metallschätze verberge.

Es folgt aus dieser allgemeinen Darstellung, daß die Senkung eines Schachtes bis zum Mittelpunkte der Erde bey dem heutigen Stande der mechanischen Hülfsmittel als unausführbar erscheint. Aber es folgt keineswegs daraus, daß es absolut unmöglich seyn werde, mehrere, ja vielleicht fünf bis zehn Meilen tief unter die Erdrinde hinabzudringen, und mit einem Aufrufe zur Senkung eines Schachtes von solcher mäßigen, den Hülfsmitteln der heutigen Zeit nicht geradehin unzugänglichen Tiefe, will ich gegenwärtige geologische Untersuchung schließen. Begänne man diese Arbeit in einer geognostisch an und für sich schon merkwürdigen Gegend, so ließen sich die merkwürdigsten Resultate erwarten, und es würde auf eine Untersuchung ankommen, in wie fern der Grund tiefer natürlicher Höhlen dabey als eine von der Natur bereits selbst bewirkte Vorarbeit zu benuzen seyn dürfte. Die Prozesse, durch welche dergleichen Höhlen in der Erdkruste gebildet worden sind, haben sich, ich wiederhole es, wahrscheinlich bis in tiefere Schichten erstreckt, und also ist die oben geäußerte Hoffnung, gleichsam auf mehrere Stockwerke solcher übereinander stehender Grotten zu stoßen, nicht ganz grundlos. Was aber endlich die Kosten einer solchen Unternehmung anbetrifft, so ist die Sache zunächst aus dem Gesichtspunkte einer Bergwerksunternehmung auf Gewinn und Verlust zu betrachten; der unberechenbare Gewinn für die Wissenschaft wäre jenem präsumtiven Gewinne sodann hinzuzusetzen. Ich werde nun erst sehen, ob dieser Gedanke Beyfall findet, und sodann mit dem Detail meines Planes hervortreten.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Vor einiger Zeit fand eine Versammlung hier statt, um dem König und den Ministern für die bewilligte Gleichstellung der Katholiken mit den übrigen nicht zur Staatskirche gehörigen Bürgern zu danken, und zugleich eine Subskription zur Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Herzogs von Wellington zu Dublin zu eröffnen. Sie war sehr zahlreich und es wurden mehrere sehr gute Reden gehalten, besonders freute man sich deren, welche der Dichter Thomas Moore und O'Connell hielten. Indessen da die Scene ein Kompliment für den Herzog von Wellington seyn sollte, wurde die gute Laune der Versammlung nicht wenig durch den Vorschlag zweyer Radikalen gestört, auch dem Marquis von Anglesea den Dank der Versammlung darzubringen. Man wußte, daß eine Spannung zwischen diesen beyden Herrn herrschte und der Präsident glaubte daher anfangs, den Vorschlag nicht annehmen zu dürfen. Als man aber erfuhr, daß Anglesea wirklich so großmüthig gewesen sey, seine Subskription für das Denkmal des Herzogs anzubieten, wurde der Vorschlag einstimmig angenommen. Aus was das Denkmal bestehen wird, ist noch nicht entschieden; inzwischen aber hat ein Karrikaturenzeichner einen Plan dafür erdacht, dessen Modell er dem Herzog von O'Connell überreichen läßt. Es besteht aus der Figur eines Feldmarschalls, auf einer Ratte sitzend; ein Käfig voll Ratten dient als Fußgestell. Die Ratte, von welcher man sagt, daß sie ein leckes Schiff oder ein den Einsturz drohendes Haus verläßt, gilt in England für das Sinnbild der politischen Wetterwendischeit; weßwegen auch Peel in vielen Karrikaturen als Rattenfänger erscheint. Ueberhaupt vermehren sich die politischen Karrikaturen wie Pilze. Ein Scherzbrief, der vor mehreren Monaten im John Bull erschien, worin die Geschichte eines abgedankten Kutschers, Jack Robinson (Lord Goderich), erzählt wird, hat zu einer Menge von Spottbildern Anlaß gegeben, auf denen Minister und Oppositionsmitglieder, der König und die Marquisin von Cunningham in den verschiedenen Charakteren von Kutschern, Kutschenaufsehern u. s. w. mit trefflichem Humor vorgestellt sind. Eines der neuesten ist der Marquis von Anglesea, als der Mann, der nicht fahren konnte, wie er wollte. Auch Lord Eldon ist ein unerschöpflicher Gegenstand des Witzes; so bedauert er als Straßenfeger die Verbesserungen und Erfindungen, welche ihm nichts zu thun übrig lassen. Auf einem andern Blatte wird der alte Eldon als ein unruhiges Weib von Wellington und Peel, als Nachtwächter, vor den König, als Friedensrichter, gebracht u. dgl. Wer diese Blätter nicht selbst gesehen, kann sich keinen Begriff von der Freyheit, oder vielmehr Frechheit machen, welche in diesem Industriezweige herrscht; aber man ist so sehr daran gewöhnt, daß weder die Regierung, noch eine Privatperson daran denkt, die Herausgeber derselben gerichtlich zu verfolgen. Auch thun sie keinen Schaden; der Pöbel sieht sie an den Ladenfenstern hängen, einige wenige Personen kaufen sie, man belacht den Witz und denkt nicht weiter daran, während eine gerichtliche Verfolgung ihnen einen ernsthaften Charakter geben würde. (Der Beschluß folgt.)

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Unsere Dampfboote auf der Rhone und Saone gedeihen ausnehmend, trotz des Hasses und der feindseligen Unternehmungen der Schiffer gegen sie. Unserm Diligencenwesen nach Paris und bald dem in ganz Frankreich steht eine glückliche Veränderung bevor. Der Handels- und Geschäftsverkehr in dem ganzen Lande hat sich in den lezten zehn Jahren mehr denn verdoppelt; deßhalb traten eine Menge Privatunternehmungen mit der königlichen Messagerie in Konkurrenz. Diese wußte sich nicht anders zu helfen, als durch augenblickliche große Herabsetzung ihrer Preise, so daß die Privatunternehmungen nicht gleichen Schritt mit ihr halten konnten, ohne sich zu ruiniren. Lezteres erfolgte auch bald, und so sah sich die königliche Unternehmung wieder allein, hob sie ihre Preise wieder auf den alten Stand. Dieß Monopol wurde täglich unausstehlicher. Deßhalb hat sich hier eine neue Gesellschaft unter der Firma Armand le Comte u. Comp. mit einem Kapital von zehn Millionen gebildet, um bey bedeutend erniedrigten Preisen die Konkurrenz mit der königlichen Messagerie auszuhalten. So werden wir bald wieder für 50 Franken nach Paris fahren können. Sie sehen, es fehlt uns wenigstens nicht an Unternehmungsgeist, wenn es nur mit dem Gelingen besser ginge. Daran ist viel die Regierung mit ihren Handel und Wandel beschränkenden Grundsätzen schuld. Bey dem unbegreiflichen Verschwendungssystem, das in unserer Administration eingerissen ist, wovon sie jedoch bey dem immer riesenmäßiger werdenden Budget in Kurzem zurückkommen muß, sind schlechte Spekulationen, wie folgende, nicht zu verwundern. Zur Feyer des glorreichen Feldzugs in Spanien und zu Ehren der Herzogin von Angouleme gab die Stadt Toulon 1823 ein Fest, wozu die Malereyen auf Holz und Leinwand allein 11.417 Fr. kosteten. Diese Siebensachen wurden neulich für — 320 Fr. versteigert, um bey einer ähnlichen Gelegenheit, die bey unserer französischen Courtoisie nicht wohl ausbleiben kann, neu angeschafft zu werden.

Solche Malereyen bringen mich auf die verwandte Kunst in Lyon, welche eine Frau Base der Frau Nachbarin in der Provinz ist. Dieß wird auch bey uns, in der zweyten Hauptstadt Frankreichs, schwerlich besser werden, so lange die erste wie ein ungeheurer Maëlstrom Alles anzieht und in sich verschlingt, was nur einigen Werth hat. Dieß liegt freylich im Interesse der Hauptstadt einer Nation, bey der so viel auf Schein und Eitelkeit berechnet ist. Ihr muß es angenehm seyn, wie es denn auch gar bequem ist, ohne Nebenbuhler zu herrschen und ohne Konkurrenz das Monopol in Sachen der Wissenschaft und Kunst zu haben. Dabey gewinnt aber weder die Eine noch die Andere. Griechenland hatte seine Kunstschulen in Rhodus, Aegina, Korinth, Sycion und Athen, und zwischen ihnen herrschte freyer Wettstreit, zu dem Künstler aus allen Theilen des Landes herbeykamen. Italien zeigte in seiner schönen Kunstzeit dasselbe. Raphael lebte in Rom, Michel Angelo in Florenz, Tizian in Venedig, die Carracci in Bologna, Correggio zu Parma. In Deutschland sahen wir zu derselben Zeit Aehnliches. Köln, Oberdeutschland, Nürnberg und Schlesien erhoben die deutsche Kunst, jedes auf verschiedene, auf eigenthümliche Art. Eine einzige Schule in der fernen theuern Hauptstadt kann nicht alle Kunstkeime entwickeln, die sich in den Provinzen zeigen und da ohne Hülfe verloren gehen. Die aber, welche wirklich nach der Pariser Hauptschule gelangen, werden alle Manieren, Eigenheiten oder Fehler der dort herrschenden Lehrer annehmen. So wurden aus ihnen, wie es sich trifft, Nachahmer von Lesueur oder von Mignard, von Van Loo oder von David.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nro. 139 des Morgenblatts ist Seite 1 Spalte 1 Zeile 5 von oben statt: aufgenommen hätte, zu lesen: hätte aufnehmen können. S. 2 Sp. 1 Z. 10 v. o. statt: aufzustellen — aufstellen zu lassen; Z. 11: in welchen — während welcher; Z. 12.: nicht von der Arbeit abließen — arbeiteten; Sp. 2. Z. 5 von unten: antworte — beantwortete.

Beylage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 141.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Juni 1829.

Daß ich wie Blum und Quell
Dir darf am Herzen bleiben,
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben.

Kerner.

Der Wunsch.

Die Sagen aus des Lebens Frühzeit wissen,
Wie manche da so tief den Schmerz genossen,
Daß ihre Seelen sich in Stein verschlossen,
Zum Fels erstarrt in Liebeskümmernissen;

Und andre, flüchtigscheu vor Götterküssen,
Zu Bäumen ringend, rauschend aufgeschossen;
Und andre sich in Quellen ganz ergossen,
Von heißen Thränenfluthen hingerissen.

Ich aber, von den höchsten Felsenhallen
Möcht' ich in's Thal mit tausend Quellen fallen,
Mit tausend Quellen alle Flur durchwallen,

Möcht' aus der Flur in Gras und Blumen quillen,
Und weit in aller Wälder Grün mich hüllen,
Sprachlos die Welt mit Lieb' und Schmerz zu füllen!

A. Schöll.

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

Am jenseitigen Gestade der Rhone stand, halb verdeckt von dem Schatten einer Erle, die Gestalt eines Mannes, der unverwandt herüber schaute. Als er die beyden Mädchen erblickte, trat er schnell in einen Kahn und leitete ihn durch die brausenden Wogen mit kräftiger Faust an das diesseitige Ufer. Rasch sprang er heraus und eilte in Babis Arme. „Halt!“ sprach diese mit Ernst und hielt die Hand vor. „Nicht eitle Liebeslust hat mich in dieser Stunde der Nacht hieher geführt.“ „Wie, süße Jungfrau!“ erwiederte betreten der Jüngling, „willst Du mir den Willkomm der Liebe versagen, der dem Geliebten gebührt?“ „Albert!“ entgegnete die Jungfrau, „noch kennst Du mich schlecht. So wisse denn, nicht Deine süßesten Schmeichelworte, nicht alle Schätze Deines Vaters hätten mich vermocht, den Ruf der unbescholtenen Jungfrau wagend und dem Verbote meines Vaters trotzend, hieher zu kommen, wenn nicht Dein und der Deinigen Glück und Leben auf dem Spiele stünden. Aber morgen, morgen mit Sonnenaufgang wird die Mazze vor der großen Linde von Brieg stehen, deinen Vater und sein ganzes Geschlecht der Unterdrückung des Landes anzuklagen. Geh, rette, hilf — ich bleibe unwandelbar die Deinige.“ Vernichtet stand der Jüngling. — Die Jungfrau wendete sich zu gehen. Flehend streckte der Jüngling die Arme nach ihr aus und rief mit schmerzlichen Tönen: „Und so, Babi, willst Du von mir scheiden, da meines Vaters Haus über mir zusammenbricht und uns die Stunde einer langen, langen Trennung schlägt?“ Tief ergriffen, zauderte die Jungfrau einen Augenblick, kehrte dann zu ihm zurück, und sank schluchzend in seine Arme.

Digitized by Google

Am andern Morgen, ehe noch die Sonne über die Berge stieg, ging ein rüstiger Mann, die Sense auf der Schulter, vom Flecken Brieg aus auf die Matten; vor ihm her schritt sein flinkes Weib, einen blühenden Knaben an der Hand führend. Als sie an der großen Linde vorbeykamen, erschrack mit einmal der Knabe, die Mutter warf einen Blick auf den Baum, an dessen Stamm die Mazze mit Stricken gebunden war, und stieß einen Schrey des Entsetzens aus, denn gespenstartig schaute das traurige Menschenantlitz des Popanz aus den Dornen hervor. Rasch trat der Mann hinzu, blickte mit Verwunderung, aber ohne Angst, auf die Figur, sezte langsam die Sense vor sich nieder und sprach ernst: „Weib, heute geben wir nicht auf die Matten!“ „Rudi,“ fragte das Weib erschrocken, „was soll diese Figur hier, und was bedeuten Deine düstern Blicke?“ „Elsi,“ erwiederte der Mann, „als die Mazze zum lezten Mal unter dieser Linde stand, warst Du noch nicht geboren; es sind seitdem fast dreyßig Jahre verflossen; damals galt es dem alten Anton im Thurm von Gestelenburg, und das Land sah schwere Zeiten. Nicht umsonst blickt die Mazze so traurig unter den Dornen hervor; Raub, Mord und Brand, und alle Schrecken des Bürgerkrieges ziehen in ihrem Gefolge.“

Immer größer wurde der Hause der Landleute, die sich um die Mazze sammelten. So wie einer vorüberging, blieb er stehen. Bald kam das Gerücht in den Flecken Brieg und auf die umliegenden Berge: „An der großen Linde steht die Mazze gebunden und schaut ernst und traurig unter Dornen hervor.“ Von allen Seiten eilten die Landleute und Hirten herbey. Lärmend umkreißte die kühne Jugend die bedeutsame Figur, winkte sich freudig mit den Augen zu, flüsterte sich Vermuthungen in die Ohren, aber ein Name wurde nicht genannt. Traurig standen die Alten, schüttelten die Köpfe und sprachen halbleise von dem Unglück, das dem Lande drohe. Die Kinder jedoch, mit sorgenlosem Gemüthe, spielten wie sonst um den verhängnißvollen Baum. Erwartend heftete die Menge ihre Blicke bald auf diesen bald auf jenen, der durch Ruf und Glücksgüter über sie hervorragte, aber keiner trat hervor die Mazze loszubinden. Auf einmal erhob sich ein Flüstern unter dem Hausen und alle Köpfe wendeten sich rückwärts. Thomas in der Bündt, angethan mit dem funkelnden Harnisch, den er im Thale von Ossola, in schwerem Kampfe von einem welschen Ritter gewonnen, trat an der Spitze einer bewaffneten Schaar einher, gefolgt von einer großen Menge seiner Angehörigen und Anhänger. Ehrerbietig theilte sich links und rechts der Hause. Schweigend schritt er hindurch, gerade auf den Baum zu, zog den blitzenden Dolch, zerschnitt damit die Bande der Mazze und stellte sie neben sich. Jubelnder Beyfallruf der großen Mehrzahl folgte der raschen That. Einen Augenblick herrschte wieder tiefe Stille; dann erhob sich ein Wogen und Brausen unter der Menge, wie wenn ein gewaltiger Sturm die untersten Tiefen des Meeres aufrührt. Bald machten sich viele kühne Männer Platz durch den Hausen, traten vor die Figur hin und fragten: „Mazze, was leidest Du? Mazze, warum bist Du hier?“ Aber unbeweglich blieb das Bild, und auch der Meister öffnete den Mund nicht. Erwartungsvolles Schweigen herrschte rings umher, und man konnte jeden Athemzug hören. Da erhob sich eine laute Stimme unter der Menge: „Ihr Männer, die Niedrigkeit, von ungerechter Gewalt geschreckt, öffnet ihren Mund nicht.“ Als sie dieses hörten, traten viele vor und fuhren fort zu fragen: „Ist denn kein herzhafter Mann hier, dem das Land lieb ist? er trete hervor und sey der Fürsprecher der Mazze.“ Ein hoher Jüngling trat nun rasch aus der Menge. „Ah,“ riefen mehrere Stimmen, „der schwarze Robert!“ Zu der Figur gewendet, sprach der junge Mann: „Wir wollen Dir helfen, Mazze. Sprich, nenne den Mann, den Du fürchtest.“ Sie stand und schwieg. „Ist's der Sillinen? ist's der Asperling? ist's der Hunngarten?“ fuhr der Jüngling zu fragen fort. Die Mazze stand und schwieg. „Ist's Wischard von Raron und sein Haus?“ fragte der Fürsprecher mit erhöhter Stimme, und das Schweigen des Todes herrschte über der Versammlung. Da neigte sich die Mazze tief und ehrerbietig, wie hülfsbedürftig stand der Meister. Hierauf tiefe Stille. Dann rief der Fürsprecher laut: „Sie hat Euch geklagt, biedere Männer; wer die Mazze retten will, hebe die Hand auf!“ Ein Murmeln erhob sich unter der Menge, das bald in gewaltiges Brausen überging, und wie mit einem Zauberschlag flogen die Hände in die Höhe; nur wenige blieben ruhig stehen, dadurch ihre Mißbilligung anzudeuten.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die moralischen Eigenschaften der Blinden.

Wir verstehen hier unter Blinden nur Blindgeborene und solche, die sehr bald nach der Geburt das Sehvermögen verloren haben. Denn jene, welche ihres Gesichtes erst verlustig geworden sind, nachdem sie die Genüsse des Lebens kennen gelernt haben, unterscheiden sich, wie sich leicht erklären läßt, hinsichtlich ihrer moralischen Beschaffenheit sehr von den Blindgebornen. Einem Wanderer vergleichbar, der im Dunkel eines unbekannten Waldes den Führer verloren hat, fürchten sie bey jedem kleinen Fehltritte in einen Abgrund zu stürzen; der eigenen Sicherheit verlustig, trauernd um das verlorene Gut, und ohne die tröstende Hoffnung, es wieder zu erlangen, führen sie unter Furcht, Schmerz und Verzweiflung ein

Digitized by Google

höchst unglückliches Leben. Dagegen, wie Guillie und De Renzi versichern, sind die Blindgebornen fröhlich, lustig und äußerst munter, ihr Antlitz ist heiter, und ihr Mund verzieht sich beständig zum Lächeln. Gewohnt, bey den Vorfällen des Lebens sich der Hülfe der übrigen Sinnen zu bedienen, sind sie unerschrocken und sicher in ihrer Thätigkeit. Wünschen sie sich das Sehvermögen, so geschieht es mehr aus Neugierde als aus Bedürfniß. Uebrigens besitzen die meisten von ihnen, entweder vermöge eines hellen Scheines, wie Guillie behauptet, oder vermöge eines eigenen Sinnes, wie De Renzi unnöthiger Weise annimmt, oder auch vermöge der außerordentlichen Feinheit ihres Gefühlvermögens, die Fähigkeit, die Gegenwart des Lichtes oder der Dunkelheit, des bewölkten oder heitern Himmels, die Oeffnungen, durch welche das Licht einfällt u. s. w. zu unterscheiden. Ihre in der Regel glühende Phantasie ersetzt ihnen zum Theil den Mangel der Augen, indem sie ihnen ein ganz eigenthümliches, nicht zu beschreibendes Bild vom Lichte, von den Farben, von der Sichtbarkeit der Körper, von ihrer Vertheilung im Weltalle, von dem majestätischen Anblicke des Himmels und der Erde entwirft. Man muß in der That glauben, daß dieses Bild ihrer Phantasie groß, hinreißend und wunderbar seyn muß, da es die Blinden nicht selten der Gesellschaft entführt und sie bewegt, ihren Geist zu abstrakten Meditationen zu sammeln. Indessen lieben sie nicht weniger die gesellschaftliche Unterhaltung, und wissen dieselbe mit so sinnreichen und scherzhaften Einfällen zu würzen, daß sie für Jedermann Interesse gewinnt. Auch die Freuden der Tafel haben einen mächtigen Reiz für sie, und nur eine gute Erziehung vermag sie hier in den Schranken der Mäßigkeit zu erhalten. Aber die Leidenschaft, welche sie am meisten beherrscht, ist die Liebe. Sie prunken in derselben mit ihren Liebkosungen, mit ihren Gunstbezeugungen, mit ihrem gebildeten Geiste. Verwundet ein liebenswürdiger Gegenstand ihr Herz, so entzündet sich in diesem ein so heftiges Feuer, daß sie außer sich gerathen und wohl im Stande sind, die Rechte des schönen Geschlechtes und die Gesetze des Anstandes zu verletzen.

Man wird sich wundern, wenn man hört, daß die Blinden in der Liebe auch auf Schönheit Rücksicht nehmen. Diese besteht, ihren Vorstellungen zufolge, in einer glücklichen Harmonie und in richtigen Verhältnissen der Gliedmaßen, in abgerundeten Formen, weicher Haut, klangreicher Stimme, einnehmenden und anmuthigen Manieren. Groß ist ihr Streben und ihre Leidenschaft, mit solcher Schönheit ausgestattete Personen zu besitzen. Und mit welchem Stolze brüsten sie sich, wenn sie in solchen Besitz gelangt sind! Ihr Egoismus, schon von Natur bey ihnen vorherrschend, kennt alsdann keine Gränzen; und der Gedanke, eine schöne Gattin zu besitzen, vollendet die Pracht und die Anmuth des Gemäldes, welches ihnen ihre Phantasie vorzaubert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Beschluß.)

Unter den hiesigen Malern erheben sich nur wenige über das Porträt, wie die letzte Kunstausstellung bewies. Allen ist, wie den französischen Malern überhaupt, mehr Treue und Studium der Natur anzuempfehlen. Ein hiesiger Arzt, Imbert, dringt besonders auf größere Aufmerksamkeit in Behandlung des Schädels, und was er darüber sagt, ist nicht ohne Interesse. Die Schädelbildung wird beym Zeichnen allzu sehr vernachlässigt, und doch ist sie gleich wichtig für die Erklärung des intellectuellen Charakters, wie für die äußere Aehnlichkeit. Bey den mehrsten Porträts verwendet der Maler alle Sorgfalt auf die zarten und beweglichen Nüancen des Gesichts und meynt, der ganze übrige Kopf sey gleichgültig. Dadurch bekommt das Porträt etwas Fremdartiges, und man sucht die Ursache vergeblich, denn das Gesicht an sich ist ganz ähnlich. Darüber sind alle einverstanden, aber nur sehr wenige finden, worin eigentlich die Unähnlichkeit liegt. Man sehe nur mit Aufmerksamkeit auf die Stirne des Originals, wie viel da lebt, denkt und spricht, auf ihre hervorstehenden und zurücktretenden Stellen, auf ihre Höhe und Breite; dann vergleiche man das Bild, und der Fehler wird gleich augenscheinlich werden. Jene Einzelnheiten der Stirne haben viele Maler gar nicht bemerkt oder der Aufmerksamkeit und Berücksichtigung nicht werth gehalten; Andere haben sie bemerkt, hielten es aber für nöthig, das Unschöne und Ungewöhnliche daran zu mildern oder ganz wegzulassen. Bey Homer und Voltaire ist der Kopf oben und zur Seite allzu stark, Kants Stirne tritt zu sehr hervor, bey Bayle ist die Nasenwurzel zu breit, bey Sterne liegen die Augen zu tief, bey Mirabeau zu weit vor und zu niedrig. Die mehrsten Maler haben jene Fehler gar nicht oder nur ganz leise angedeutet. Auf den mit Haaren bedeckten Schädel nehmen sie gar keine Rücksicht, denn die Porträtmaler meynen, unter die Haare sehe ja auch beym Original Niemand. Das Adlibitum ist überdieß kurz und bequem, es braucht für den Schädel keine eigene Sitzung; auf sein Verhältniß kommt nichts an, ja, ist er zu groß, so macht es sich der gefällige Maler zur Pflicht, ihn auf der Leinwand etwas zu verkleinern. Napoleon ließ man freylich seinen ungeheuren Kopf, warum aber? um seine ganze Gestalt nach Verhältniß größer machen zu können. Dabey geht aber alle Wahrheit verloren. Selten findet man daher bey uns ganz ähnliche Porträts, und doch ist Treue deren größtes Verdienst. Die Alten begingen jenen Fehler nicht, sondern hielten sich in ihren Büsten und Statuen treu an die Natur. Sie ließen es sich nicht einfallen, sie durch Weglassung von selbst verunstaltenden Einzelnheiten zu verschönern. Im Gegentheil, sie entdeckten welche, die weniger scharfen Beobachtern entgangen wären. Sie begriffen die niedrige Schmeicheley nicht, womit heut zu Tage Künstler die Unförmlichkeiten ihrer Porträtoriginale behandeln. Im Gegentheil, sie fühlten das Unschickliche, der Nachwelt nicht das treue, wenn auch unschöne Abbild eines ausgezeichneten Mannes, sondern nur

Digitized by Google

einen Beweis ihrer engherzigen Kunstansicht zu überliefern. So verkleinerten sie Pericles ungeheuern Kopf nicht, sondern setzten ihm nur immer einen Helm auf. Alexander und Caracalla haben immer den Kopf auf die linke Schulter geneigt. Caesar erscheint mit seinem Kahlkopf. Vitellius in edelhafter Dicke und Marc-Aurel mit seinen ganz eigenen Ohren. Gleiche Gewissenhaftigkeit zeigt sich bey den übrigen Theilen des Schädels. Themistokles Kopf ist immer nach hinten verlängert. Nero hat einen ungeheuren Nacken, bey Euripides stehen starke Erhabenheiten zu beyden Seiten des Kopfes, bey Domitian nur auf einer Seite, Epictet hat oben an der Stirne eine ungeheure Protuberanz. Von alle dem ist heut zu Tage an Büsten und Porträten nichts mehr zu bemerken. Warum wohl? Gestaltet jezt die Natur den Menschenkopf anders? O nein, in ihr hat sich nichts geändert, wohl aber in unserer Kunstansicht.

In der Architektur zeigt sich noch gar kein Kunstsinn bey uns. So reißt man tapfer die schönen Bauwerke Soufflots ein, der unter den Architekten Frankreichs vielleicht den ausgezeichnetsten Rang verdiente. Seine Gebeine waren bisher in der Abtey St. Genevièvot, dem ehemaligen Pantheon in Paris, beygesezt, wurden aber vor Kurzem in die schöne Kirche gebracht, die ihm ihre Entstehung verdankt und wo man ihm wie dem Architekten von St. Paul in London die Grabschrift seyen könnte: Si quaeris monumentum, circumspice.

Man sollte es kaum glauben, daß die ernste Kirchenmusik hier immer mehr in Aufnahme kommt, und doch können unsere Kirchen heut zu Tage nicht mehr wie sonst Schulen für Sänger und Komponisten seyn, denn mit andern Zeiten sind andere Sitten gekommen. Vorige Weihnachten und Ostern waren zu St. Peter Messen mit großen Chören von einem unserer namhaften Musiker. Manche hätten wohl lieber eine Kirchenmusik von alten italienischen Meistern gehört; sie mußten aber doch anerkennen, daß das Gloria effektvoll war.

London, May.

(Beschluß.)

Man hatte geglaubt, der Rücktritt des Grafen Winchelsea und einiger andern Zeloten würde das königliche Kollegium in Verfall bringen, und Manche wetteten sogar, daß in der Versammlung der Subskribenten vom 16. Mai der Plan der Stiftung aufgegeben werden würde. Aber man sah sich getäuscht; die Bischöfe und andere Freunde der Staatskirche fanden sich zahlreich ein, mehrere sprachen mit Wärme dafür und lobten besonders die Freygebigkeit der Regierung, welche aufs bereitwilligste ein Grundstück in dem Mittelpunkte der Stadt zum ewigen Leben mit der einzigen Bedingung angeboten hatte, daß, da solches an den Pallast Somersethaus anstößt, das Gebäude mit diesem gleichförmig aufgeführt werden solle, wodurch denn die schöne Façade dieses Pallastes nach dem Flusse zu vollendet werden wird. Die dazu erforderliche Summe beläuft sich auf 170.000 Pfund, und obgleich man erst 126.000 Pfund subskribirt hat, werden die Administratoren, im Vertrauen auf den Eifer des Publikums, den Bau unverzüglich beginnen. Zum Beweis, wie unbillig diejenigen gewesen sind, welche die Freunde der Emanzipation als Feinde des Protestantismus verschrieen haben, verdient erwähnt zu werden, daß der Marquis von Camden, sonst ein Gegner, aber seit ungefähr einem Jahre ein eifriger Verfechter dieser Maaßregel, sich jezt als einer der thätigsten Beförderer dieser kirchlichen Universität zeigt. Ihr Gelingen als solche ist jedoch zweifelhaft, da es noch nicht entschieden ist, ob sich überhaupt in London zwey hohe Schulen werden erhalten können, d. h. ob sich Jünglinge genug finden werden, um beyde Anstalten zu füllen. Die neue Universität hat jedoch den Vortheil, daß ihre Stifter, durch den Mißgriff der ältern Anstalt gewarnt, den Elementarunterricht durchaus von dem höheren getrennt haben, so daß auf jeden Fall, die hohe Schule mag gedeihen oder nicht, eine zeitgemäße Elementarschule, auf großen Fuß und auf religiöse Prinzipien gegründet, die sich in einer Elementarschule nun einmal nicht entbehren lassen, übrig bleiben wird; ein Vortheil für diese Stadt, wofür wir den Stiftern der Londoner Universität dankbar seyn müssen, obgleich sie solchen nur unwillkührlich herbeygeführt haben.

Unsere Liebhaber des Gesanges, besonders des weiblichen, dürfen sich gegenwärtig nicht beklagen: wir haben die Camporesi, Malibran, Blasis, Stockhausen und vor allen die Sontag hier. Manche meynen, sie sey weniger reizend wie sonst, aber über die Schönheit ihrer Stimme ist alles einig. Sie hat auch ihre jüngere Schwester mitgebracht, die aber doch nur ihretwillen bemerkt wird. Von männlichen Sängern haben wir nichts Besonderes. Die beste Musik hört man jezt in den Konzerten, welche häufig stattfinden und zahlreich besucht werden. Im englischen Theater sieht es trübselig aus. Man spricht zwar von einem neuen Trauerspiele, welches in Drury Lane auf dem Stapel seyn soll; aber erschienen ist noch nichts, was nur des Nennens werth wäre. Von der Gemäldeausstellung in der Akademie kann ich Ihnen noch nichts Näheres mittheilen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 135:

Die zehn Ziffern.

Räthsel.

Ich bin Nichts; einige sagen, ich sey das Ende alles Seyns, das Grab, in dem sich alles begräbt; andere, ich sey der Anfang, aus mir trete alles ins Daseyn. Wenn mich die Kinder sehen, so ruhen sie aus und ihr Verstand steht gewissermaßen still.

Unserer zwey zusammen sind die allereinfachsten und wohlfeilsten Wegweiser; würden die Menschen uns immer folgen, es ginge nicht so krumm in der Welt her. Aber auch zu Gedanken fordern wir auf.

Ich bin das Ziel, nach welchem sich täglich viele der Räder in der Staatsmaschine sehnen. Ich bin die letzte That aller, die da Reden halten an das unermeßliche Publikum; mein Begräbniß ist ein Sandhaufen.

J. W. Pfaff.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. Juni 1829.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freyheit geben.

Goethe.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

Von J. G. Fichte.

(Fortsetzung von Nro. 38.)

Aus seinen Universitätsjahren.

Im vollendeten achtzehnten Jahre, zu Michaelis 1780, bezog Fichte die Universität Jena, um Theologie zu studiren, weniger vielleicht aus besonnener Wahl oder aus entschiedener Neigung, als weil es der Wunsch der Eltern und des Pflegevaters war. Denn bald zeigte es sich, wie ihn auch andere, selbst philologische Studien anzogen, und wie die entschiedene Richtung seines Geistes nach Klarheit und Festigkeit des Erkennens ihm den nächsten und leichtesten Weg, äußerlich sein Studium zu vollenden, fast ganz aus den Augen rückte. Eine alte, noch übrig gebliebene Matrikel jenes Jahres trägt den Namen Griesbachs, als des Prorektors, und dieser wurde zunächst auch sein Lehrer und vorzüglichster Gönner, wie Fichte noch später mit großer Dankbarkeit zu erwähnen pflegte. Indeß wissen wir von dem Gange seiner theologischen Studien um diese Zeit nichts Bestimmtes; doch läßt eine spätere Aeußerung von ihm, der wir weiter unten gedenken werden, über die Gründe, welche ihn allmählig von der Theologie entfernten, keinen Zweifel übrig. Gar bald nämlich, und im Fortgange des Studirens immer mehr mußte sich ein Mißverhältniß in ihm hervorthun zwischen der Form der Theologie, wie sie besonders damals noch auf Universitäten gelehrt wurde, und dem wissenschaftlichen Bedürfnisse eines philosophischen Kopfes. Fichte, wenn je ein anderer, konnte nur in konsequent durchgeführter Theorie Klarheit finden, die aus einem Principe alles durchdringt und das damit Unvereinbare von sich ausstößt. Welche Zweifel und Dunkelheiten in dieser Beziehung ihm das Studium der Theologie, besonders der Dogmatik, bereiten mußte, möge daraus ermessen werden, daß selbst jezt, bey dem völlig veränderten Geiste in der Behandlung der Wissenschaften, dieselbe Aufgabe eigentlich noch besteht, Glauben und Wissen, Offenbarung und Erkennen mit einander zu versöhnen. Wie er indeß bey seinen theologischen Zweifeln zunächst auf die Philosophie hingewiesen worden, zeigt bestimmter folgender Umstand. Er hörte die Dogmatik bey Pezold in Leipzig. Indem er aber die theologischen Lehren von Gottes Eigenschaften, von der Schöpfung, von der menschlichen Freyheit u. s. w. sich völlig klar zu machen suchte, traf er auf Dunkelheiten, die er nur unabhängig forschend auszugleichen hoffte. Aber der Umkreis dieser Untersuchungen vergrößerte sich ihm stets, und so wurde er allmählig immer mehr aus dem blos theologischen Standpunkte auf den philosophischen hingedrängt; kurz er äußerte später bestimmt, daß alle seine philosophischen Untersuchungen ursprünglich davon ausgegangen seyen, sich eine haltbare Dogmatik zu verschaffen, überhaupt durch diesen Umweg über die höhern Fragen der Theologie sich vollkommen aufzuklären; ihn bewegte also, was auch in der geistigen Entwicklung der gesammten Menschheit die Quelle

Digitized by Google

aller philosophischen Forschung, der Sporn jeder höhern Wißbegier geworden ist.

Welcher Leitung indeß er Anfangs bey seinen philosophischen Studien folgte, ist uns gleichfalls unbekannt. Wir wissen nur, daß er sich zu einem entschiedenen Determinismus bekannte. Es scheint also das Problem von der Freyheit des Menschen, und bestimmter die Frage, wie eine solche sich vereinbar denken lasse mit der Nothwendigkeit, die ordnend Alles umfaßt, zuerst seine Aufmerksamkeit besonders erregt zu haben.

Was seine äußere Lage um diese Zeit betrifft, so begannen jezt eigentlich die sorgenvollsten Jahre seines Lebens. Sein großmüthiger Pflegevater war unterdeß gestorben, und wenn dessen Angehörige dem Plane auch nicht ungetreu wurden, den jener treffliche Mann zu Fichtes Ausbildung und Unterstützung gemacht hatte, so war doch zu wenig Regelmäßigkeit in dem, was sie thun konnten, und Fichte sahe sich bald, wollte er in eigenem Sinne fortstudiren, völlig auf sich selbst zurückgewiesen, zumal da er auch, wie ein später anzuführender Brief es bezeugt, nie an einer Unterstützung Antheil hatte, die arme Studirende, auf sächsischen Universitäten besonders, so häufig genießen.

Wie aber in der Geschichte ganzer Völker und einzelner Individuen die erhebende Betrachtung sich uns aufdrängt, daß die ewige Ordnung auch das Besonderste also entwickelt und leitet, wie es gerade ihm angemessen ist, daß selbst das Schicksal und die Fügungen des Einzelnen seine Erziehung sind zu dem ihm beschiedenen Berufe, so müssen wir auch in den schweren Bedrängnißen, die manches Jahr von Fichtes Jünglingsleben trübten, für seinen Charakter wie für seine ganze Geistesentwicklung eine bedeutende Wirkung anerkennen. Die Nothwendigkeit, der Welt und der Umgebung alles abzukämpfen, kann allein starke Naturen zum ganzen Bewußtseyn ihrer Kräfte bringen, während schwächere freylich in jenem Kampfe oft erliegen. So war es für Fichte damals die Epoche, worin sein Wille, sein Lebensmuth, die Kraft geübt und gestählt wurde, der Welt gegenüber und durch die gewöhnliche Meynung hindurch den eigenen Weg zu gehen, und unbekümmert um jedes fremde Urtheil, in der Einsamkeit dem selbstgewählten Ziele zuzustreben. Und wie groß auch die Anlage zu einem starken Charakter in ihm gewesen sey, jene Selbstständigkeit im Denken und Leben, die in Fichte stets so gewaltig hervortrat, konnte doch nur so zu ganzer Stärke sich entwickeln, während eine glücklichere Jugend, günstigere Verhältnisse ihn kaum zu dem Manne gemacht hätten, der gerade so oft kämpfend zu wirken berufen war. Zugleich bestätigt sich aber dadurch eine andere Bemerkung, daß Männer von eigenthümlicher Richtung meist langsam und in unbemerkter Entwicklung durch sich selbst sich heranbilden; und wir führen in dieser Beziehung eine Aeußerung Fichtes über sich selbst an. Er sagte nämlich einmal, manchen seiner Zeitgenossen gegenüber: er habe erst lernen und mühsam sich bilden müssen, ehe er selbst lehrend aufgetreten; anders sey es mit jenen, die niemals Zeit gefunden hätten zum Lernen in ruhiger Entwicklung, weil sie gleich Anfangs Lehrer geworden. Und diese Lehrjahre im umfassendsten Sinne möchten für Fichte schon damals begonnen haben, indem es bey einem Philosophen wohl vor Allem gilt, sich selbst und das Leben in seinen geheimsten Verwicklungen kennen zu lernen, das Räthsel desselben tief und durchaus in sich zu fühlen, um den Versuch wagen zu können, es auf eigenthümliche Weise zu lösen. —

Von seinen äußern wechselnden Verhältnissen um diese Zeit wissen wir nur Einzelnes und Abgerissenes, doch legt ein noch vorhandenes Schreiben desselben an den damaligen Konsistorialpräsidenten Sachsens, Herrn von Burgsdorf, ein so aufrichtiges und redendes Zeugniß davon ab, daß es hier seinen Platz finden möge. Zugleich kann es auch darlegen, wie bescheiden seine Wünsche waren, und wie leicht ihre Befriedigung gewesen wäre. Aber indem auch diese nicht erfüllt worden sind, läßt dieß den wahren Grund uns ahnen, der überhaupt in Sachsen seinem Fortkommen als Geistlicher im Wege stand; es war derselbe, der auch seinem Freunde Weißhuhn und manchem andern zum Hinderniß gereichte. Man hegte Zweifel an seiner theologischen Rechtgläubigkeit. Je mehr aber damals allerley Neuerungen in der Theologie um sich zu greifen schienen, desto strenger mochte man sich verpflichtet halten, alle diejenigen von Predigtämtern auszuschließen, die zu jenen Neuerungen sich hinneigten. Nur so scheint es möglich zu erklären, wie das nachfolgende Gesuch bey einer wohlwollenden Behörde ohne Wirkung bleiben konnte. Das Koncept dieses Schreibens trägt kein Datum, doch muß es, wie sein Inhalt beweist, im Jahre 1787 geschrieben seyn, indem wir bald darauf Fichten zum ersten Male sein Vaterland verlassen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

„Halt, haltet ein!“ rief von Ferne eine donnernde Stimme und man sah zwey Reiter das Thal heraufsprengen. „Es ist der Sillinen und Albert von Raron!“ flüsterten mehrere Landleute, deren scharfes Auge die Ritter von weitem erkannte. Beyde sprangen von den Rossen und gingen festen Schrittes auf die Mazze zu. „Hier bin ich, Thomas in der Bündt,“ sprach Rudolph von Sillinen, „um mit zu tagen.“ — „Der Tag ist vorüber,“ erwiederte Thomas gelassen, „und heute noch wird die Mazze vor dem Thore von Raron stehen.“ —

Digitized by Google

„Wie," rief der Ritter entrüstet, „und ohne mich habt ihr getagt! Hat der Sillinen keine Stimme mehr in der Gemeinde?" — „Junker," entgegnete ruhig Thomas in der Bündt, „die Sonne ist über den Bergen und die Rächer des Landes sind früh auf." — „Und soll Niemand gehört werden, der den angeklagten Mann vertheidigt?" — „Die Rede ist frey. Keine Stimme hat sich für Wischard von Raron erhoben." — „So laßt mich jetzt sprechen; ich bin gekommen, seine Sache zu führen in der Gemeinde." — „Der Tag ist geschlossen; das Mehr hat entschieden." — „Das sprichst Du, Thomas in der Bündt," versetzte der Ritter; „aber Ihr," fügte er mit lauter Stimme hinzu, „biedere Männer, hört mich; hier stehe ich, für Wischard von Raron zu sprechen!" — „Hört ihn, hört ihn!" riefen mehrere Stimmen; „fort mit ihm, fort mit ihm!" schrieen die Meisten; „das Mehr hat entschieden." — Unbeweglich stand Thomas in der Bündt unter dem Toben der Menge und änderte keine Miene, wie einer, der seiner Sache gewiß ist. — „Ihr freyen Männer von Wallis," rief der Ritter mit gewaltiger Stimme, „hat nicht auch Rudolph von Sillinen Eure Schlachten geschlagen? Ist nicht auch Albert von Raron mit Euch über den Simplon gezogen? Hört uns, hört uns, wenn Ihr Gerechtigkeit liebt." — Seine Stimme verlor sich unter dem immer steigenden Lärm der für und wider wild durcheinander schreienden Menge. Lächelnd stand Thomas in der Bündt, in der Mitte des Volkssturms gleichsam in seinem Elemente. — „Sprich, Thomas, rede," ermahnte ihn dringend der Ritter, „brauche Dein Ansehen, wenn Du ein gerechter Mann bist." „Ich bin," erwiederte dieser gelassen, „ein freyer Landmann, wie jeder andere, und nicht mehr." „Ha, falscher Mann," versetzte Rudolph mit zornfunkelnden Augen und legte die Hand an den Griff seines Schwertes, „Du versagst Dein Ohr dem Recht, aber meinem Schwert sollst Du Rede stehen!" „Ich ziehe mein Schwert nicht in der Gemeinde," entgegnete Thomas in der Bündt mit Ruhe, „an ihr ist es, ihren Beschlüssen Kraft zu geben." Mit drohenden Blicken auf die beyden Ritter, sammelten sich die zunächststehenden Landleute um ihn, aber er blieb ruhig in ihrer Mitte, während tobender Sturm die Versammlung bewegte.

Jezt sah man einen Reiter, dem ein einziger Knappe folgte, langsam das Thal heraufreiten. Er trug keine Rüstung und führte blos ein Schwert an seiner Seite. „Beym Himmel," rief Thomas in der Bündt verwundert, „es ist der von Raron selbst!" „Ha, zur guten Stunde," murmelte der schwarze Jüngling, welcher den Fürsprecher der Mazze gemacht hatte, vor sich hin, „vielleicht kann so die Sache ein schnelles Ende gewinnen!" In edelstolzer Haltung, doch ohne beleidigenden Trotz trat der Freyherr unter die Menge, deren Toben bey seinem Anblick verstummt war. Einen einzigen Blick warf er auf die Mazze und fragte mit ruhiger Würde: „Ihr Männer von Wallis, wessen klagt Ihr mich an?" Alle schwiegen. Thomas in der Bündt trat vor und sprach: „Wischard von Raron, Dein Sinn geht auf Unterdrückung des freyen Volkes der Walliser. Darum hältst Du insgeheim zu dem Hause Savoyen, darum verachtest Du die Sitten Deines Landes und spottest der einfachen Weise seiner Bewohner; darum hast Du willkührlich freye Landleute dieses Gebirgs in fernen Krieg geführt; darum hast Du unsere Nachbarn und Freunde, die Männer von Uri und Unterwalden, ob ihrem Zug in das Eschenthal verhöhnt....." „Darum," rief der schwarze Jüngling heftig dazwischen und trat mit blitzenden Augen vor den Freyherrn, „Darum hast Du Dir die Güter Antons von Thurn zu Gesteleuburg zugeeignet, nachdem Du ihn hülflos in die Fremde gestoßen." Ein Murren flog durch die Menge, das schnell in furchtbares Toben überging. „Rechenschaft von Herrn Antons Gütern! Gib die Burgen heraus!" riefen viele Stimmen durcheinander. Vergebens versuchte sich der Freyherr Gehör zu verschaffen. „Er will alle festen Schlösser an sich reißen und das Land unterjochen!" rief eine kräftige Stimme. „Nieder mit dem Verräther! Was zaudert Ihr!" fielen andere ein. Der schwarze Robert ging geschäftig unter der Menge hin und her und schürte den Zorn zur wilden Gluth. Furchtlos stand die hohe Gestalt des Freyherrn und überschaute mit ruhigem Blick die tobende Menge; nicht einmal die Hand legte er an das Schwert zur Gegenwehr. Sein Sohn und Rudolph von Sillinen hatten sich an seine Seite gedrängt. Drohend erhoben sich einzelne Lanzen und Morgensterne über dem Haufen. Albert und der Sillinen zuckten ihre Schwerter zum Beystand; der Freyherr aber blieb unbeweglich stehen, wie eine alte Eiche des Waldes, die des Sturmes spottet. „Halt!" rief plötzlich Thomas in der Bündt mit kräftiger Stimme. „Niemand vergreife sich an ihm, bey dem Heil dieses Landes! Wir sind gerechte Männer. Erst wenn die Mazze an seiner Thüre stehen wird, ist er mit Leib und Gut verfallen." Das Toben der Menge legte sich auf diese Ermahnung. Gleich gelassen stand noch immer der Freyherr und blickte ruhig über den wogenden Haufen hin; dann faßte er Thomas in der Bündt bey der Hand, schüttelte sie kräftig und sprach: „Heil dir, mein Vaterland, noch Ein gerechter Mann lebt in deiner Mitte — und dieser ist mein bitterster Feind! Thomas in der Bündt, Wischard von Raron geht, Dir Platz zu machen. Du wirst bald genug diese willenlose, undankbare Menge verachten lernen. Siehe zu, daß Du Dir nicht selbst die eigene Ruthe bindest!" (Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Zeitungsdruck in England.*)

Das Zeitungsblatt, The Atlas, lieferte am 14. März in einigen Stunden 20,000 Exemplare. Auf jedem Exemplare war eine Fläche von 40 (engl.) Quadrat-Fuß gedruckt; es wurden also in ein paar Stunden 800,000 Quadrat-Fuß gedruckt, oder ein Flächeninhalt von 20 Morgen Landes (20 Acres). Die ganze Auflage der Nummer bestand aus 320,000 Blättern von 16 Zoll in der Länge oder aus 640,000 Seiten, oder aus 1,920,000 Kolumnen, oder aus 211,920,000 Zeilen, oder 2,419,200,000 Worten. Nimmt man nun einen Oktavband zu 500 Seiten, jede Seite zu 34 Zeilen und jede Zeile zu 10 Worten, also zu 170,000 Worten an, so hat die Presse, die den Atlas druckte, in einigen Stunden 14,230 Oktavbände gedruckt. Würde man die 16 Blätter eines jeden Exemplars einzeln schneiden und der Länge nach an einander legen, so würden sie von London bis Salisbury reichen, und schnitte man die drey Kolumnen einzeln heraus und legte sie der Länge nach an einander, so würde man Middlesex und alle sieben daran gränzende Grafschaften mit denselben einschliessen können. Und die Maschine, mit welcher man dieses Wunder geschaffen hat, woraus besteht sie? Aus zwey großen und zwey kleinen Walzen, die von einer Mandelay Dampfmaschine von der Kraft von vier Pferden getrieben werden; sie wurde von drey Knaben bedient, die nichts anderes zu thun hatten, als den ungeheuren Bogen unbedruckt unter den ersten Cylinder zu bringen, und in wenigen Sekunden auf beyden Seiten bedruckt unter der lezten Walze herauszuziehen.

*) Polytechnisches Journal. Jahrg. 1829. Erstes Juniheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Schinznach.

Ich theile aus der von dem Vorstande der helvetischen Gesellschaft, Heinrich Zschokke, in der Versammlung vom 12. Mai gehaltenen Rede folgendes Bruchstück mit, das nicht unwillkommen seyn wird:

„Das politische Auseinanderfallen, Vereinzeln und Insichzusammenschrumpfen von zweyundzwanzig kleinen Gemeinwesen greift feindselig in das edlere Lebensverhältniß der Nation ein, und droht allmählig die Fortschritte des Nationalgeistes zu schwächen, der allein noch und nichts sonst ein ruhmvolles und unabhängiges Daseyn der Schweiz sichern wird. Bey der Auflösung jedes Körpers tritt nothwendig das Leben in dessen verwesende Theile zurück und gestaltet hier jene seltsamen und ungeschlachten Lebensformen, welche unser Erstaunen und Grausen erregen. Und erlischt im Körper der Eidgenossenschaft das Wesen, die Seele des Eidgenossenthums, so gebt der eidgenössische Gemeingeist verkrüppelt in die Anmaßungen des Kantonsgeistes, in die Thorheiten des Stadt- und des Dorfstolzes, in die Selbstsucht des Familienhochmuths zurück. Dann zerbröckelt das hehre Vaterland in einen Haufen kleiner, wunderlicher Vaterländer, und dem Schweizer wird schon unheimlich in der Schweiz wie in einer Fremde, sobald er den Grenzpfahl seines Kantons hinter sich sieht. Dann aber setzt sich, nur in verhältnißmäßig verjüngtem Maaßstabe, auch wieder im einzelnen Kanton der heimliche Kampf der Privatvortheile gegen den gemeinen Nutzen, der Willkühr gegen die Freyheit fort. Dann sucht man sich lieber Anhanger, als selbstständige Vaterlandsfreunde. Dessmächtige Clienten in Gemeindsversammlungen, großen Räthen und Landsgemeinden haben dann nur noch Augen, um zu unterscheiden, ob der Herr und Patron spricht, aber nicht Ohren, um zu unterscheiden, was besprochen wird. Dann wird allmählig die res publica des kleinen Staats zur res privata der Verwalter desselben, und aus dem faulen Sumpf einer gehemmten öffentlichen Meynung steigt das Ungeheuer, der Nepotismus, welches, spielend mit Eidesformeln, die Würdigsten zum Regieren in Vettern und Söhnen der Regierenden findet; jenes Monstrum stolzen Eigenwillens, welches das Schwert der Gerechtigkeit zur Art der Staatsbösewichter umschmiedet, sobald man die Schranken gesetzlicher Ordnung und Verfassung zu durchbrechen Lust fühlt. Dann spreizt sich die heilige Scheu der Staatsdiener vor dem Rechtsgefühl ihrer Mitbürger zum landesverrätherischen Trotz auf, und der edle Trotz eines unabhängigen Staates gegen Zumuthungen des Auslandes krümmt sich zur schmeichlerischen Feigheit zusammen. Dann, nach der Flucht republikanischen Zartgefühls, trägt auf offener Gasse die Eitelkeit sich selber zur Schau in Titeln und Orden, mit welchen nicht Verdienst um's Vaterland, sondern Verdienst um den fremden Hof belohnt oder gefordert werden soll. Allerdings muß dann jeder vereinzelte Kanton und jeder einzelne Machthaber desselben, ohne Trost und Vertrauen auf die Bundesgenossen, beym Gedanken an das Ausland unter dem Gefühl eigener Ohnmacht erliegen. Ein Volk von einigen Millionen Eidgenossen kennt die Furcht nicht!“ —

„Theure Freunde, die Hand aufs Herz! Wie steht es in den verschiedenen heimathlichen Gauen der Schweizer? Sind noch keine Spuren eines Rückschritts vorhanden? Ueberwältigt überall noch der Geist des Eidgenossenthums den engbrüstigen und doch sich gern brüstenden Kantonalgeist? Seyd Ihr daheim reich an wahrhaft hochedeln Staatsmännern? Wie viel zählet Ihr der helvetischen Aristiden bey Euch, die über das Gemeinwohl des großen Vaterlandes, oder auch am Ende nur des Kantons, persönliche Feindschaften und Freundschaften, ja sich selber vergessen? Nennet unsern Epaminondas, der mit gleicher Freudigkeit seinem Vaterlande in den niedrigsten Stellen dient, nachdem er in höhern geglänzt hat, gleichwie der Sieger von Leuctra, nachdem er Staat und Heer zu unvergänglichem Ruhm geführt, seiner persönlichen Ehre nicht unangemessen fand, Aufseher über Gassenkehrer und Kloakenfeger zu werden. Wahrlich, soll denn der Eidgenosse die Eidgenossenschaft vergessen lernen und, beschränkt auf eine kleine Heimath, den Schmerz blutender Vaterlandsliebe nicht fühlen: so wäre besser, man würde in unsern Schulen das Lesen der göttlichen Klassiker verbieten, und die Erinnerung an die großen Seelen Griechenlands und Roms, ja selbst an die Washingtons, Franklins, Jeffersons und andere uneigennützige Bürger des nordamerikanischen Bundesstaats vertilgen.“

„Nein, warum mich beunruhigen? Eidgenossen, edle Freunde, ich sehe Euch noch! Ich denke an eine Reihe erlauchter Namen, die in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst Zierden unsers Vaterlandes sind. Ich denke an die jungen Männer, welche über die Schlachtfelder der Vorwelt ziehen, um sich gleichsam von den Geistern der Vorwelt dem Dienst einer Eidgenossenschaft weihen zu lassen. Schon dringt immer mächtiger ein bildungsreicheres Geschlecht in die Bundesgemeinden, in die gesetzgebenden Räthe und in die Regierung ein. Schon erregt Mißbrauch anvertrauter Gewalt oder Wirrwarr derer, die für alles in der Welt Gründe und für nichts Grundsätze haben, allgemeinen Unwillen, jeder Dünkel dessen, der seine Persönlichkeit mit dem Staat verwechselt wissen möchte, öffentlichen Hohn, und jeder Versuch, die Freyheit der Presse in das veränderliche Bedürfniß einer Behörde einzuschnüren, und den Ozean der Meynungen mit dem Fingerhut eines Censorverstandes abzugrenzen, gerechten Argwohn oder Gelächter.“

Berichtigung.

In Nr. 140 des Morgenbl. S. 1 Sp. 1 Z. 5. v. o. ist zu lesen: von seiner hohen Quelle, statt: von einer hohen Quelle.

Beylage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Juni 1829.

Der Sturm droht keinem Hause. — Bricht
Mein und der Meinen Muth nur nicht.

M. Müller.

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

Im einsamen Gemache saß Ida von Raron; sie hatte den Kopf in die Hand gelegt, und Thräne auf Thräne entfiel ihren Augen. Der Kummer, der die edle Gestalt niederdrückte, die Blässe der Wangen, der schwermüthige Blick des Auges, machten die Schönheit der Jungfrau noch anziehender. „Was ist doch der Mensch und seine Hoffnungen," klagte sie in leisen, rührenden Tönen für sich; „kaum noch das glücklichste Geschöpf dieses Thals, bin ich nun das elendeste. Vater und Geliebter in Zwiespalt, das Land in Aufruhr, die Burgen des großen Freyherrn gebrochen, dieses Schloß, die letzte Zuflucht des edlen Geschlechts von Raron, von Feinden umlagert!" Rasch trat der Freyherr in das Zimmer, warf einen zürnenden Blick auf die Tochter und fragte rauh: „Mädchen, wem fließen diese Thränen?" „Dem Geschick unseres Hauses," erwiederte sanft die Jungfrau. „Tochter," erwiederte ernst der Freyherr, „Wischard von Raron kann fallen, aber er will nicht beweint seyn. Trockne Deine Thränen. Oder," fügte er bitter hinzu, „fließen sie vielleicht einem andern?" Die Jungfrau schwieg, und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen. „Ha," fuhr der Freyherr zürnend auf, „Wischards Tochter weint um den Verräther ihres Vaters! Nicht die Bande der Freundschaft, nicht die der Liebe, nicht die der Ritterlichkeit, konnten ihn fesseln, den falschen Mann! Vereint hätten wir diesem Pöbel Trotz geboten; aber dieser Sillinen ist klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; er ergreift keine Parthey in dieser Fehde des Landes; sein zartes Gewissen erlaubt ihm nicht das Schwert gegen Landsleute zu führen. Freylich, so erhält man sich seine Güter, und erlangt vielleicht noch einige dazu, wenn das Haus Raron in Trümmer geht!" Die Wangen der Jungfrau färbten sich hochroth und ihre Augen fingen an zu blitzen; sie erhob sich in edlem Stolz, ihre Gestalt wurde gebietend und sie sprach mit Würde: „Als die Tochter des großen Freyherrn, der mächtig herrschte im Thal und Gebirge, wurde ich glücklich gepriesen vor allen Jungfrauen des Landes; das Gebäude seiner Größe stürzt zusammen, und Ida von Raron folgt ihrem Vater in Elend und Verbannung; aber Neigung und Pflicht fesseln mich an Rudolph von Sillinen als seine verlobte Braut, und nie werde ich ihm meine Liebe entziehen, bis er selbst sich ihrer unwürdig macht." Sie verbeugte sich mit ruhigem Anstand und verließ das Zimmer. Lächelnd sah ihr der Freyherr nach und sagte, nicht unzufrieden: „Wahrlich, das ist Wischards von Raron Tochter!"

Ida von Raron stand unter dem hohen Bogenfenster ihres Gemachs und schaute sinnend hinaus in das Dunkel der Nacht denn der Schlaf floh das Auge der bekümmerten Jungfrau. Die eilenden Wolken, vom Winde gepeitscht, flogen im Sturme vorüber, tief unten am Fuße des Felsen, auf dem die Burg stand, rauschte die Rhone in flüchtiger Eile dahin, und die Stille der

Digitized by Google

Nacht wurde nur je und je durch den eintönigen Ruf der Wachen unterbrochen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gingen in düsteren Bildern vor dem innern Auge der Jungfrau vorüber, und so finster als die Nacht, die, von keinem freundlichen Stern erhellt, vor ihren Blicken lag, erschien ihr das Geschick ihres Hauses. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr im nämlichen Augenblicke erschrocken zurück, denn von unten ließen sich halblaute Töne vernehmen, die nichts mit der menschlichen Stimme gemein zu haben schienen, sondern eher dem Blöken eines Thieres glichen. Die Nacht, die Einsamkeit, ihr trauriges Schicksal erfüllten die Seele der Jungfrau mit einer Bangigkeit, die ihr sonst fremd war; sie wollte auf ihr Lager zurückeilen, da erblickte sie am Fuße der Mauer eine kleine, zwergartige Gestalt, die mit der Hand heraufwinkte und dabey jene seltsamen Töne von sich gab. Beym Anblick dieses sonderbaren Geschöpfes erwachten in der Seele der Jungfrau alle die wunderbaren Volkssagen von Zwergen, Kobolden und Gnomen, die der Aberglaube tief in den Höhlen der Berge leben läßt; doch ermannte sie sich und blickte schärfer auf den Gegenstand ihrer Furcht. Das seltsame Wesen hob etwas in die Höhe, das einem Brief glich, und stieß unartikulirte Töne aus. Da lächelte die Jungfrau, schnell sich fassend, ihrer vorhergehenden Angst und rief mit gedämpfter Stimme hinab: „Bist Du es, Werni?“ Der Zwerg nickte bejahend mit dem Haupte, und hob das Papier bedeutungsvoll empor. Ida winkte ihm, eilte vom Fenster weg und kehrte mit einer Schnur zurück, welche sie herabließ. Der Zwerg befestigte ein schweres Bündel an dieselbe, in welches er zuvor den Brief gesteckt hatte, und die Jungfrau zog es hinauf; dann nickte er zufrieden mit dem Kopfe und verlor sich bald zwischen den Felsen. „Armer Cretin!“ sprach Ida für sich, „wenn Dir die Natur auch Alles versagte, ein dankbares Herz hat sie dir doch gegeben; während andere, die vom Ueberflusse des Hauses Raron geschwelgt, sich im Unglück von ihm wenden, bist Du der kleinen Wohlthaten eingedenk, die Dir meine Hand, fast zu kärglich, zufließen ließ!“

Die Besatzung des Schlosses bestand größtentheils aus deutschen Lanzknechten, die der Freyherr geworben hatte, als er dem Kaiser Sigmund über den Simplon gegen den Herzog von Mailand zugezogen war. Zwey dieser Söldner gingen, Wache haltend, auf einer Bastion des Schlosses auf und ab. „Hast Du noch nichts gehört, Wolf?“ flüsterte einer dem andern zu; „ich meyne es sey an der Zeit, daß das Zeichen gegeben werde.“ „Stille,“ erwiederte dieser, „so lange der große Freyherr das Schwert noch in der Hand hat, könnte er unsere Schädel den Verrath entgelten lassen.“ Schweigend standen die beyden und horchten mit gespannter Aufmerksamkeit in die Nacht hinaus. Plötzlich ließ sich ein dreymal wiederholtes, leises Zusammenklopfen der Hände vernehmen. Die auf der Mauer wiederholten das Zeichen, befestigten dann einen verborgen gehaltenen Strick an einen Hacken in der Mauer und warfen das andere Ende hinab. Bald zeigte sich der Kopf eines heraufsteigenden Mannes, dem sie die Hand reichten, um ihn vollends auf die Bastion zu ziehen. Mehrere folgten auf gleiche Weise. Als die Zahl voll war, stiegen sie, so geräuschlos als möglich, eine steinerne Treppe hinab, die in den innern Raum des Schlosses führte. Die Thorwache wurde überrumpelt, und bald zogen die Schaaren der Belagerer in hellen Haufen, mit großem Jauchzen in die Burg ein. Unter der ordnungslosen Menge, die durch das Schloß fluthete, bemerkte man drey Landleute, welche sich hinausdrängten. „Wohin Ihr!“ rief sie einer der Hereinziehenden an, „habt Ihr Euren Theil von der Beute schon weg?“ „Schurke,“ erwiederte der eine der Angeredeten, ein großer starker Mann, mit barscher Stimme, „zählst Du uns zu diesem plündernden Gesindel?“ „Nun,“ versetzte jener, „Ihr werdet wohl um nichts besser seyn als wir andern.“ Sie wurden im Gedränge auseinandergeschoben.

Als die drey Landleute sich von der Menge losgemacht hatten, beschleunigten sie ihre Schritte und eilten dem Ufer des Flusses zu. Der Jubel der Sieger schallte von der hohen Burg. Einer der dreyen wendete sich ruhig um und sprach gelassen: „Meine lezte Burg ist gebrochen, aber nicht der Muth in Wischards Herz!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Fichte's Schreiben an den Präsidenten Burgsdorf lautet so: „Ew. Exc. erlauben gnädigst, daß ich derselben meine Lage aufrichtig, so aufrichtig entdecke, wie ich selbst sie kenne. Auf der Schule war ich nicht ungeschickt in den Kenntnissen, die man sich daselbst erwerben kann, wie meine damaligen Arbeiten und mein Schultestimonium beweisen. In meinen akademischen Jahren drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als — ich wage mich Ew. mit allen meinen Fehlern zu zeigen — ich mich desselben bitterlich schämte; und dieß benahm mir alle Möglichkeit, empor zu kommen. Ich nannte mich studiosus theologiae. Seit dem Jahre 1784 bin ich in verschiedenen Häusern in Sachsen nicht ohne Ehre Hauslehrer gewesen. Von dem Einflusse, den die klassischen Autoren auf die ganze Wendung des Geistes haben, ist mir vielleicht Etwas übrig geblieben; das ei-

Digitized by Google

gentliche gelehrte Studium derselben habe ich aber nicht fortsetzen können, weil ich den größten Theil meiner Zeit andern Geschäften schuldig war und einen gänzlichen Mangel an eigenen Büchern hatte. Doch habe ich seit der Zeit viele französische und deutsche Schriften gelesen, meinen Styl nie ohne Uebung gelassen, oft gepredigt und mir durch Umgang die Leichtigkeit, meine Gedanken zu entwickeln, und diejenige Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben gesucht, deren gänzlicher Mangel ein Unglück über meine ersten Jahre verbreitete, dessen traurige Folgen wohl nie aufhören werden. — Ich habe über die meisten Gegenstände der Theologie gedacht, geredet und gearbeitet; aber ich gestehe, daß ich in einzelnen historischen Zweigen derselben, besonders im Hebräischen, Lücken habe."

„Ich hatte deßhalb schon vorlängst den Plan gemacht, diesen Weg gar nicht zu gehen, sondern meine Versorgung von irgend einer glücklichen Fügung außer meinem Vaterlande abhangen zu lassen, einige Korrespondenz zu halten und von der Protektion eines Großen, wenn ich die Erziehung seiner Kinder zu seiner Zufriedenheit vollendet, meine künftige Versorgung zu erwarten. In dieser Hoffnung bestärkte mich der Beyfall, mit dem ich in allen Gegenden, in die ich kam, predigte, und die Leichtigkeit, die ich in einigen fand, mir Bekanntschaft und Gönner zu erwerben. Jezt mehr als je, wo es Entscheidung gilt und da ich vielleicht die lezte Veranlassung habe, umzukehren, fühle ich das Gewagte, das Unregelmäßige und das Unvaterländische dieses Plans. Aber ich allein kann mir nicht helfen und deßhalb wage ich es, mich an Ew. zu wenden. Ich glaube überzeugt seyn zu dürfen, durch den Fleiß, den ich gewiß anwenden würde, mit den natürlichen Gaben, die mir Gott verlieh und bis jezt gnädig erhielt, binnen hier und Ostern das Versäumte nachholen und dann nicht mit Unehre vor dem Oberkonsistorium zur Prüfung erscheinen zu können, wenn ich, von andern Beschäftigungen und Nahrungssorgen frey, meine Zeit ganz und freudig diesem Geschäfte widmen dürfte. Ohne dieß hilft mir mein Aufenthalt in Leipzig nichts, weil ich alle meine Zeit auf ganz heterogene Dinge wenden muß, um zu leben. Ich habe in meinen akademischen Jahren nie einen Antheil an den öffentlichen Wohlthaten für Studierende gehabt, nie ein Stipendium oder deß Etwas genossen, ohnerachtet meine Armuth klar zu erweisen ist. Wäre es möglich, in dieser Rücksicht eine auf die kurze Zeit völlig hinreichende Unterstützung zu erhalten, die mich in den Stand sezte, nur bis Ostern sorgenfrey mich der Theologie widmen zu können? Wollen Ew. mich dazu Ihres gnädigen Fürwortes und Ihrer Verwendung würdigen? — Wenn Ew. so gnädig gewesen sind, bis hierher zu lesen, so wage ich es, Dieselben zu bitten, beyliegende Predigt durchzusehen. Ich sehe, wie viel ich durch ein Verlangen wage, das Ew. Geschäfte noch weiter stört, und ich kann nichts zur Entschuldigung anführen, als daß ich es ganz von Ew. Urtheil wollte abhängen lassen, ob eine Unterstützung an mich zu wenden sey. Die Predigt selbst halte ich nur für sehr mittelmäßig; aber ich kann sie vor der Hand nicht besser machen. Ich habe es durch einige Uebung darin nicht weiter gebracht, als zu sehen, was und wie viel mir noch fehlt, und wie unendlich viel zu einer guten Predigt gehört, das Ziel dunkel schimmern zu sehen, dessen Erreichung meine Kräfte oder meine Lage mir wohl nie erlauben werden. Ueberdieß ist die gegenwärtige nie gehalten worden, und es fehlt ihr daher ein gewisses Leben, das ich ihr erst nach gehaltenem Vortrage geben kann."

„Sollten Ew. geruhen, mir meine Bitte zu gewähren, so versichere ich Sie bey Allem, was mir heilig ist, daß ich mich dann ganz meinem Zwecke widmen, meinem Vaterland, das mich auf der Schule unterstützte und das mir seitdem nur theurer geworden ist, mich ganz weihen, nach meinem Examen vor dem Oberkonsistorio im Lande in Condition gehen, und meine Bestimmung von seiner fernern Verfügung ruhig abwarten werde."

So weit das Schreiben. Aber auch ein so billiges und so bescheiden vorgetragenes Gesuch scheint keine Berücksichtigung gefunden zu haben, vielleicht eben, weil die mitgetheilte Predigt dem Geiste nicht entsprach, den man nun einmal unter den jungen Theologen aufrecht erhalten wollte. Bald darauf sehen wir nämlich Fichten sein Vaterland verlassen, was er nach seiner ganzen Denkweise und nach dem in jenem Briefe so feyerlich gegebenen Versprechen gewiß nicht gethan haben würde, hätte es ihn nicht selbst von sich zurückgewiesen. Aber so groß war auch später noch die Anhänglichkeit an dasselbe, daß er bis zu seiner Berufung an die Universität Jena nie den Plan ganz aufgegeben hatte, einmal noch sächsischer Landgeistlicher zu werden, um in der schönen Muße dieses Berufes desto ungestörter seiner Selbstbildung leben zu können. Jezt verschwand aber immer mehr die Hoffnung für ihn, in seinem Vaterlande zu einer angemessenen Beförderung zu gelangen, und es blieb ihm, wie er selbst in einem Briefe sagt, nichts mehr übrig, als sein Muth und sein Vertrauen auf die Vorsehung. Und diese war es, die, wie schon oft, so auch jezt mit dem einleuchtendsten Beweise höherer Fügung ins Mittel trat.

Im Jahre 1788, am Abend vor seinem Geburtstage, schienen alle Aussichten verschwunden und jedes ehrenvolle Mittel, sich fortzuhelfen, erschöpft. Die Gegenwart ließ ihm nichts mehr übrig, und die Zukunft erlaubte ihm nicht zu hoffen. Stolz und Ehrgefühl, die desto verletzbarer seyn mochten, als sie wohl oft schon in den Kampf mit dem Leben und seinen Verhältnissen gerathen waren,

Digitized by Google

wiesen jeden Gedanken zurück, sich einem seiner Gönner in seiner ganzen Hülflosigkeit zu entdecken. Er glaubte sich völlig ausgestoßen von der Welt; darum schien auch er sie zurückstoßen zu dürfen; er glaubte seinen lezten Geburtstag zu erleben, indem er fest entschlossen war, jezt am wenigsten seiner Ehre, wie er meynte, etwas zu vergeben. Es gibt in starken Charakteren bey unverdientem Leiden ein stolzes Bewußtseyn des eigenen Werths, das ihnen die Kraft verleiht, sich völlig in sich selbst zu verschließen, und den festen Vorsaz, je mehr die Verhältnisse drängen, desto weniger ihnen nachzugeben.

Von solchen Gedanken erfüllt, kam er Abends nach Hause. Hier erwartete ihn eine Botschaft von seinem Gönner und Freunde, dem Steuereinnehmer Weiße,*) daß er sogleich zu ihm kommen möge. Kaum wagt Fichte noch Etwas für sich zu hoffen: da eröffnet ihm der wohlwollende Mann, daß er ihm einen Antrag zu einer Hauslehrerstelle in Zürich zu machen habe, die er in drey Monaten antreten könne. Fichte, ergriffen von dieser vorbedeutenden Fügung, kann seine tiefe Rührung nicht verbergen, und Weiße, dem dieß nicht entging, forscht, wiewohl er sonst nur selten aus seiner gemessenen Haltung heraustrat, theilnehmend nach dem Grunde dieser plözlichen Rührung. Da gesteht ihm Fichte, daß jener unerwartete Antrag ihm wieder Muth und Vertrauen zum Leben zurückgebe. Daran schloß sich natürlich die Hindeutung auf seine gegenwärtige Lage. Noch waren es drey Monate bis zur Reise, und eine harte Zeit blieb bis dahin zu überstehen; aber Hoffnung und Muth waren wieder gefunden, und auch hier half Weiße mit Rath und That willig aus, der seit dieser Zeit den jungen Mann mit entschiedenem Wohlwollen und Vertrauen behandelte.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Dem bekannten Verfasser des Kinderfreundes, der Lieder und Singspiele u. s. w., zugleich einem sehr wohlthätigen und alles Gute fördernden Manne.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Wenn wir für den jezigen, freylich nicht sehr blühenden Zustand unserer Literatur einen Gegensaz in dem „Sonst“ aufsuchen wollten, müßten wir um Jahrhunderte zurückgehen. Die nähere Vergangenheit zeigt auch keinen großen literarischen Reichthum. Nach der Ueberschwemmung von Flugschriften und werthlosen polemischen, satyrischen und — pasquillartigen Versuchen, welche in der Zeit der Preßfreyheit unter Joseph II. zur drohenden Sündfluth anschwoll, trat ein gänzlicher Stillstand ein, der zwar jezt durch ein etwas lebhafteres Treiben verdrängt ist, was übrigens durchaus nicht im Verhältniß mit den geistigen Kräften unsers Landes steht. Es dürfte vielleicht keine unwichtige Aufgabe für den Freund des Vaterlandes seyn, den Gründen dieser geringen literarischen Thätigkeit nachzuforschen. Eine der Hauptursachen dieser Erscheinung, doch nicht die einzig wirkende, wie viele glauben und behaupten, um schnell zu Ende zu kommen, ist die Censur. Gott bewahre uns aber vor unbedingter Preßfreyheit, die den Unberufenen vollends die Befugniß gäbe, uns mit ihrem Unsinn zu ersticken.

Nach diesen Bemerkungen über den Zustand unserer schreibenden Welt im Allgemeinen erwähnen wir einiger neuen Produkte der hiesigen Litteratur.

Wir sahen in der lezten Zeit ein Werk erscheinen, das unstreitig in unserer Literatur Epoche machen wird, nämlich Eberts nationales Heldengedicht: „Wlasta,“ worin der jugendliche Dichter seinen Beruf zum epischen Dichter recht siegreich kund gethan hat. Wenn man nun noch bedenkt, daß der Stoff in seiner Unnatur unter die widerspenstigsten gehört, so kann man mit doppelter Zuversicht einem epischen Werke des Verfassers entgegensehen, wenn er einmal einen Stoff wählt, der ihn begünstigt, während dieser nur die Kunst in erhöhtes Licht stellt, wodurch er Herr darüber wurde. „Manfreds Romanzen, Lieder und Sonnette,“ 2 Bändchen, zeugen abermals von einem schönen Talent des Verfassers, doch von erkünstelter Zartheit und leerem Wortgeklingel getrübt, und wenn er dieser, so wie des Hangs zur Nachahmung des Orients ganz Herr geworden, so darf man Schönes von ihm hoffen. Von „Schießlers Gedichten“ sind bereits drey Bändchen erschienen und das vierte ist bereits in mehreren Zeitschriften angekündigt. Ohne weder in das Verdammungsurtheil, noch in die Lobhudeley feindlich und freundlich gesinnter Zeitschriften einzustimmen, möchte ich Schießler für das versprochene vierte Bändchen um eine strenge Sichtung des Inhalts bitten, und glaube, der Beyfall würde allgemeiner gewesen seyn, wenn er aus den ersten drey Bändchen eines gewählt hätte. Der Titel von „Schießlers neuem deutschen Originaltheater“ zählt so viele Mitarbeiter, daß einem das Auge vergeht, wenn man sie zählen will. Darunter sind Grillparzer, Immermann, Müllner, Oehlenschläger, Raupach, Schenk u. m. a., aber auch Cuno, Köllner, Werdenau, Mussit, Prix, Schikaneder u. m. a. Im Ganzen dürfte hier das Beste in der Mitte liegen. Bühnendichter, deren Talent zwar ausgesprochen ist, die sich aber noch keinen Namen erworben haben, werden ihm wohl die brauchbarsten Stücke liefern, wie z. B. Bondis Flüchtling im dritten Bändchen eines ist. Bereits vom Publikum anerkannte Theaterdichter werden dagegen einer erst entstehenden Anstalt gewiß nur ihre schwächsten Produkte zuwenden. „Der Jarl der Orkneyinseln“ ist ein Beleg dafür. In der Calve'schen Buchhandlung sind zwey erfreuliche literarische Gaben unter der Presse: „Griesels Beschreibung von Prag. Zweyte ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage von Prof. J. M. Schottky,“ und: „Die Könighofer Handschrift. Sammlung altböhmischer lyrisch-epischer Gesänge, nebst andern altböhmischen Gedichten, aufgefunden von Wenzel Hanka, Bibliothekar des böhmischen vaterländischen Museums, verdeutscht und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von Prof. Wenzel Aloys Swoboda.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Juni 1829.

Es lebt im Mann die frische Jugendkraft;
Kein Ziel ist ihm zu fern, er will's erjagen.

Moore.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Im August 1788 trat endlich Fichte die erste Reise an, welche ihn über die Gränzen seines Vaterlandes hinausführte, und die, indem sie ihm neue Verbindungen und Erfahrungen bereitete, äußerlich wie innerlich für sein ganzes Leben entscheidend wurde. Er lernte hier nämlich seine nachherige Gattin kennen, und diese Verbindung, wie sie überhaupt erheiternd und beruhigend auf sein Inneres wirkte, gewährte ihm auch äußerlich zuerst eine vollkommen unabhängige Lage, die er schon so lange sich gewünscht hatte. Aber schon jezt fühlte er sich aller beengenden Bande entledigt, wie an der Schwelle eines neuen Lebens stehend; und mit frischen Hoffnungen und in jugendlicher Gesundheit reiste er, oft zu Fuß in gewaltigen Tagemärschen, über Nürnberg, Ulm, Lindau, dann den herrlichen Bodensee überschiffend und die Schweizeralpen aus der Ferne zum ersten Male begrüßend, über Constanz und Winterthur nach Zürich, wo er am ersten September in seine neuen Verhältnisse eintrat. Das Haus, in welchem er Erzieher werden sollte, war der auch noch jezt bestehende, allen Schweizerreisenden bekannte Gasthof zum Schwerte, welchen damals ein reicher und angesehener Zürcher Bürger — — besaß. Dieser Mann, gebildet und wohlmeynend, hatte schon, indem er einen Erzieher vom Auslande berufen hatte, gezeigt, daß er von manchem damaligen Vorurtheile seiner Mitbürger sich befreyt habe. Auch nahm er Fichte wohlwollend auf, und überließ ihm die Leitung seiner Kinder mit uneingeschränktem Vertrauen. Es war ein Knabe von etwa zehn und eine Tochter von sieben Jahren. Anders war es vielleicht mit der Mutter, welche nur mit Widerstreben zusah, daß manche Form und Aeußerlichkeit der bisherigen Erziehung, die sie für wesentlich hielt, allmählig beseitigt wurde. Kurz, es entdeckte sich bald, daß Fichte ihre Kinder zu mehr erziehen wollte als zu Zürcher Bürgern und Bürgerinnen. Wie sehr daher auch der Vater, welcher übrigens der nächsten Leitung seiner Kinder ferne stand, das Zweckmäßige des neuen Erziehungsplanes einsehen mochte, so bildete doch die Mutter eine stete, unmittelbar eingreifende Opposition, zu welcher sie auch ihren Gatten beständig herüberzuziehen suchte. Daraus entwickelte sich in jenem Hause ein Verhältniß für Fichte, das des Charakteristischen zu viel enthält, um hier nicht näher bezeichnet zu werden. Ueberall, wohin er kam, pflegte seine Persönlichkeit anregend zu wirken in seiner Umgebung, weil in Urtheil und Handeln Konsequenz hervortrat, weil er in jedem Sinne von einem ganzen Willen geleitet wurde. Auch hier sah er bald ein, daß zu einer gründlichen Reform kein gewöhnliches Erziehungsmittel hinreiche, daß die Bildung eigentlich bey den Eltern anfangen müsse, und er ergriff einen Ausweg, wie ihn wohl nicht leicht unter seinen Verhältnissen ein Erzieher gewagt hätte, die Eltern selbst nämlich über ihr Benehmen gegen die Kinder unter seine Auf-

Digitized by Google

sicht zu stellen und darüber ein Tagebuch zu halten, das er wochenweise, oft mit scharfen Rügen über ihre Erziehungsfehler, der Mutter vorlegte. Bedenken wir dabey, wie noch damals in den meisten Familien das Verhältniß des Hauslehrers betrachtet, wie er selbst oft behandelt wurde, so muß man erstaunen, wie Fichte dieß fast zwey Jahre durchzusetzen vermochte, zumal in einer Lage, wo ihm eigentlich nicht rechte Ueberzeugung und Hingebung entgegenkam, und wo jene Unterwürfigkeit daher mehr aus Schaam und Furcht vor überlegenem Verstande hervorging. —

Fichte's zweyter Aufenthalt in der Schweiz.

Fichte hatte, als er die Schweiz zum ersten Male verließ, in Zürich sich mit seiner nachherigen Gattin, Johanna Rahn, einer Nichte von Klopstock verlobt; äußere Umstände hinderten aber ihre Verbindung einige Jahre lang. Indeß hielt er sich wieder in Leipzig auf, von wo er auf das Anerbieten einer Erzieherstelle bey einem polnischen Großen nach Warschau ging. Von da reiste er nach Königsberg, um die persönliche Bekanntschaft Kants zu machen, in dessen Nähe er ein Jahr lang sich aufhielt, und unterdeß seine erste Schrift: „die Kritik aller Offenbarung" erscheinen ließ, welche ihm schnell Theilnahme und Ruhm erwarb. Von hier kehrte er im Sommer 1793 nach Zürich zurück, wo wir jezt ihn finden.

Nachdem alle Hindernisse beseitigt waren, welche die Züricher Gesetze einem Ausländer damals noch auferlegten, der sich dort verheirathen oder niederlassen wollte, und die am Ziele eines fast vierjährigen Harrens doppelt lästig waren, wurde endlich am 22ten Oktober 1793 die Hochzeit gefeyert. Lavater sendete dem Paare nach seiner freundlichen Sitte zum Gruße und Glückwunsche folgenden Denkspruch:

An Fichte-Rahn und an Rahn-Fichte.

Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freude,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unsterbliche Kinder:
Freue der Wahrheit Dich, so oft dieß Blättchen Du anblickst!

Pestalozzi, damals in Richterswyl, und Fichte waren durch die Freundschaft, welche ihre Gattinnen verband, frühe einander näher geführt worden, und Fichte hatte bald in dem Manne von äußerlich abstoßender Form ein tiefliegendes Kleinod entdeckt, das er ans Licht zu fördern und zu allgemeiner Anerkenntniß zu bringen wünschte. Pestalozzi theilte ihm mit der begeisternden Wärme seines persönlichen Wortes, deren er so sehr fähig war, seine umfassenden Plane über Volkserziehung mit, und Fichte, ergriffen von der Bedeutung dieses Gedankens, sagte ihm auch in seiner abweichenden Laufbahn jede Unterstützung zu, deren er fähig wäre. Daß und wie er sein Wort gelöset, und in welchem wichtigen Wendepunkte der deutschen Bildung, ist allgemein bekannt.

Fichte lebte nun im Hause seines Schwiegervaters unter den glücklichsten Verhältnissen. Aeußerlich vollkommen unabhängig, im langersehnten Besitze einer geliebten Gattin, im geistreich erregenden Umgange mit seinem Schwiegervater, der mit jugendlicher Frische noch Antheil nahm an allen neuen politischen, wie literarischen Erscheinungen der bewegten Zeit; er selbst in der Blüthe des kräftigsten Mannesalters, und ermuthigt durch den unerwarteten Ruf, den sein erstes Werk ihm erworben, wie hätten nicht kräftige und raschgeförderte Leistungen die Frucht einer so glücklichen Lage seyn sollen! — Es war für ihn die Zeit der hoffenden Begeisterung, des muthigen Entdeckens. Das gelobte Land der Wahrheit, auf welches Kant die Aussicht gegeben hatte, schien wie in kühnem Anlaufe erobert werden zu können. Diesem Ziele hatte Fichte sein ganzes übriges Leben geweiht, zum ersten Male war ihm sein Beruf ohne alles Schwanken entschieden, und er ist ihm treu geblieben, bis zum lezten Athemzuge.

Ueberhaupt aber war damals in allen Geistern ein neuer Aufschwung, ein frischer Muth des Entdeckens und Wagens erwacht. Gerade aus der Wissenschaft, aus dem Reiche der Ideen erwartete man die Umgestaltung und Verbesserung der Welt auch in ihrem moralischen und politischen Zustande. Wie sich aber zunächst in Deutschland eine völlige Erneuerung des wissenschaftlichen Geistes vorbereitete, so schien ein Nachbarland in einer solchen Umgestaltung seiner politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse begriffen; und eine Vergleichung beyder Revolutionen lag nahe, indem ja auch in Frankreich eine neue Welt der Wahrheit und des Rechtes auf allgemeinen Ideen, überhaupt auf Theorie gegründet werden sollte. So wurde auch Fichte, wie die kräftigsten Köpfe seiner Zeit, von der Größe dieser Begebenheit gewaltig ergriffen, und er folgte ihr durch alle ihre wechselnden Erscheinungen hindurch mit der anhaltendsten Theilnahme und Aufmerksamkeit. Freylich konnte die furchtbare Gefährlichkeit dieses weltgeschichtlichen Experiments, nach der völligen Zertrümmerung alles Alten, blos aus einigen allgemein wahren Grundsätzen über Gleichheit und Freyheit aller Menschen ein durchaus Neues im Staate und in der Gesellschaft hinzustellen, eben wegen der gänzlichen Neuheit dieser Erscheinung nicht sogleich einleuchten. Denn selbst die englische Revolution, welche zugleich dem Gedächtnisse und Urtheile der Zeitgenossen ferne stand, hatte nicht diese innerste Umwälzung und Zerstörung dargeboten, da sich hier vielmehr ein streng ascetischer Eifer als der leitende Geist jener Umwälzung zeigte, wodurch ihr von selbst schon die feste Schranke eines ursprünglich Heiligen und Unantastbaren gegeben war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

In dem hohen Gebirge, wo die Aar, die Reuß und die Rhone entspringen und in verschiedenen Richtungen auseinander fließen, stand, unfern von den Trümmern einer gewaltigen Burg, eine einsame Hütte. Vor ihrer Thüre saß, im Scheine der Abendsonne, ein alter Mann; er trug ein braunes Gewand, mit einem Stricke gegürtet, der schneeweiße Bart, der ihm bis über die Brust herabfiel, gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen; seine Gestalt war noch kräftig, und feurige schwarze Augen blizten aus finstern Wimpern hervor. Einen düstern Blick warf er auf die Trümmer des verfallenen Schlosses und seine Züge umwölkten sich, aber bald gewannen sie wieder die Ruhe, welche sich der Weise durch Erfahrung und Selbstbezwingung im Lauf der Jahre aneignet; er blickte auf die hohen Mauern der Burg, dann auf seine niedere Hütte und das bescheidene Gewand, das seine Glieder umhüllte. Vergangenheit und Gegenwart schienen vor dem Auge seines Geistes vorüberzufliehen, und ein halb schmerzliches, halb verächtliches Lächeln umzog seine Lippen. „Was willst Du, alter Thor," sprach er für sich, „wird nicht auch bald diese morsche Hülle in Staub zerfallen, wie das Gestein jener alten Mauer verwittert!" Er ließ das Haupt auf die Brust fallen und versank in tiefes Nachdenken.

„Gelobt seyJesus Christ!" lispelte eine sanfte Stimme. Der Greis erhob das Haupt und sah zwey liebliche Mädchengestalten vor sich stehen. Er betrachtete sie einen Augenblick, ohne den Gruß zu erwiedern, und fragte dann mit Ruhe: „Was sucht Ihr hier in diesen rauhen Bergen, da der Tag sich neigt?" „Ein Obdach, hochwürdiger Vater," erwiederte die eine der Jungfrauen. „Hochwürdig!" wiederholte der alte Mann in bitterem Tone. „Ja," fuhr er auf gleiche Weise fort, „sie mästen sich vom Schweiße der Armen, sie wuchern mit den Sünden der Menschheit, sie wälzen sich im Schooße der Schwelgerey, sie schleudern den Bannstrahl gegen die Armuth, um ihr den lezten Heller abzupreßen, und lassen sich Hochwürdige nennen! Weib, Du irrst Dich, ich gehöre nicht zu diesen!" „Komm," sprach die Jungfrau und zog ihre Gefährtin an der Hand weg, „komm, ich glaubte Zuflucht zu finden in der Hütte eines frommen Eremiten, aber unter dem Dache eines Gotteslästerers will ich nicht ruhen." Hoch richtete sich die kräftige Gestalt auf, und mit feverlicher Würde sprach der Greis: „Ehre Gott durch dein Thun, so glaubst Du an ihn. Eines ist — Gott das Eine. Unendlich sind die Arten der Gestaltung; im Wurm, ihr Thoren, ist Gott wie in Euch. Das aber ist die Würde der Menschheit, daß sie Gefühl der Gottheit hat. Sey still, öffne Dich; Gott wird kommen, Dich erfüllen. Tretet ein in meine Hütte, Ihr kommt unter das Dach eines wahren Christen."

Unschlüssig standen die Jungfrauen; da trat ein Mann um den Felsen, an den sich die Hütte lehnte, blieb verwundert stehen, schaute starr auf die Beyden und rief dann mit lauter, freudiger Stimme: „Babi, Du hier!" — „Albert!" schrie das Mädchen auf und eilte schnell, wie ein gescheuchtes Reh, in die Arme des Jünglings. — „Halt!" sprach ein Dritter in ländlicher Kleidung, aber voll hohen Anstandes, und trat zwischen die beyden. „Wer bist Du, Mädchen," wendete er sich zu der Jungfrau, „daß Du Deine Augen zu dem Sohne des großen Freyherrn erhebst?" — Erröthend wich das Mädchen zurück und schlug in holder Scham die Augen zur Erde nieder. Der Jüngling schwieg verlegen. Mit durchdringenden Blicken betrachtete ihn der Vater und fuhr dann in bitterem Tone fort: „Wie? einer niedrig gebornen Dirne wirft sich der Enkel eines uralten Geschlechts, der Sohn Wischards von Raron, in die Arme?" — „Wischard von Raron!" rief der Greis, der inzwischen auch herzugetreten war, und seine Augen flammten. — Stolz richtete sich die Jungfrau empor, eine hohe Röthe überflog ihr Gesicht; sie wollte sprechen, aber die Worte erstarben auf ihren Lippen. Bescheiden, aber fest trat der Jüngling vor und sprach in ernstem Tone: „Hier, an der Grenzmark seines Vaterlandes, steht Albert von Raron, verbannt und ein Bettler. Babi!" fuhr er fort und ergriff die Hand der Jungfrau, „willst Du sein Schicksal theilen?" Sie sank schweigend in seine Arme. Nicht ungerührt blickte der Freyherr auf die Gruppe. Ein jugendlicher Landmann schmiegte sich an ihn an und sah bittend an ihm hinauf. „Du treues Herz! Nicht den Sohn des mächtigen Freyherrn hast Du geliebt, sondern Albert von Raron," sprach der Jüngling und zog das Mädchen näher an sich. „Hier, unter Gottes freyem Himmel, schwöre ich Dir .... „Halt!" fiel der Vater ernst ein, „ich ehre die Tugend, wo ich sie finde; aber nur eine Ebenbürtige wird eines Raron Gattin." — „Das Haus Raron ist nicht mehr," versezte der Jüngling bitter; „hier stehe ich, ein Bettler, an der Grenze von Wallis." — „Unser Besitzthum ist dahin," erwiederte der Vater; „aber so lange der Name Raron lebt, sollst Du ihn ehren." — „Ich lege ihn ab, diesen Namen!" fuhr der Jüngling trozig auf. — „Verächtlicher Knabe," entgegnete zornig der Freyherr, „Du bist nicht werth, ihn zu führen. Laß dieses Mädchen und folge mir." — „Nur der Tod soll mich von ihr scheiden," rief entschlossen der Jüngling. Da trat die Jungfrau einen Schritt zurück, schaute mit edlem Stolz auf den Freyherrn und sprach: „Wischard von Raron, Du rühmst Dich eines uralten Geschlechts in Rhätien und nennst Dich den Nachkommen eines der vier Barone des deutschen Reichs;

Digitized by Google

aber wisse, die Tochter eines freyen Landmanns in Wallis achtet sich zu hoch, sich Deinem Hause anzubetteln. Thomas in der Bündt ist mein Vater. Stolzer Baron, Du hast diesen Namen kennen lernen!" „Ha, Verräther!" fuhr der Freyherr zürnend auf, „Du verschwörst Dich mit der Tochter meines Todtfeindes." „Nicht Dich haßt Thomas in der Bündt," entgegnete unerschrokken die Jungfrau, „aber er achtet Deine Macht dem Lande verderblich." „Ja, glatte Schlange," versezte der Freyherr, „Du bist die ächte Tochter Deines Vaters. Hinter das Wohl des Landes versteckt er sich, um mein Haus zu stürzen und auf dessen Trümmer seine eigene Größe zu bauen; aber eher soll ....." „Vermessener Mann!" sprach jezt der Einsiedler-Greis in ernstem Tone, „rufe die rächenden Blize des Himmels nicht wach. Hier, vor Deinen Blicken liegen die Trümmer der alten Gestelenburg, und Du stehst, ein Verbannter, an der Grenzmark Deiner Heimath, Feuer und Schwert hat Dein Eigenthum gefressen. Gedenke Antons im Thurn! So wie Du jezt, floh er einst ein Bettler von seinem Heerde." „Mensch, wer bist Du, der Du diese Erinnerungen in meiner Seele aufweckest?" sagte der Freyherr und sah den Greis mit finstern Blicken an.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Fortsezung.)

Der Wonnemond, so heißt unser Mai in der Kalenderverdeutschung noch immer, wenn er gleich in Böhmen oft und auch dieses Jahr noch rauher und wetterwendischer ist, als sein in bösem Leumund stehender Vorgänger, bringt alljährlich ein frommes Volksfest und eine allgemeine Wallfahrt zu dem Schuzpatron des böhmischen Landes, Johann von Nepomuk, dessen Ueberreste in der Prager Metropolitankirche sorgsam aufbewahrt und gleichsam zu den Reichskleinodien gerechnet werden. Dieser Heilige, den das andächtige Volk als den Blutzeugen des Beichtsiegels so hoch und warm verehrt, hatte das sonderbare Schicksal, daß mehrere Historiker des achtzehnten Jahrhunderts seine Existenz ganz läugnen und behaupten, Johann von Nepomuk sey Eine Person mit dem erzbischöflichen Vikar, Johann von Pomuk, welcher gleichfalls ein Opfer des königlichen Grimmes wurde. Dagegen fand Johannes einen eifrigen Vertheidiger seiner Existenz an Hrn. v. Woltmann, welcher in seinem „Inbegriff der Geschichte Böhmens" von Wenzel erzählt: „Insgeheim ging er ihren (der Königin Johanna) Beichtvater, den gottesfürchtigen Johann von Nepomuk, Magister der Universität zu Prag und Domherrn der Hauptkirche, mit Fragen an: welche Sünden ihm die Königin gebeichtet habe? Ich habe sie nicht mehr im Gedächtniß, erwiederte der Priester, und wenn ich gleich sie wüßte, so gebührt weder mir, sie zu vermelden, noch Euch, Herr, darnach zu fragen. Der König ließ ihn ins Gefängniß werfen und durch den Scharfrichter grausam peinigen, und als des Märtyrers Standhaftigkeit von keiner Qual besiegt wurde, befahl er, ihn zu binden und bey nächtlicher Weile von der Brücke in die Moldau zu werfen. Sobald dieß Verbrechen ruchbar wurde, sah der fromme Glaube viel himmlische Lichter über dem Wasser, wo der Leichnam lag. Geschreckt durch eine Erscheinung, an deren Wunder ihn sein böses Gewissen zu glauben zwang, eilte Wenzel von Prag nach Zubrak. Die Domherrn aber ließen die Leiche ihres Bruders aus dem Wasser nehmen und begruben sie im Dom. Bald wurde Johann von Nepomuk als Blutzeuge des Beichtsiegels vom Volk verehrt. Diese Thatsache, als geschehen im Jahre 1383, nach unverdächtiger Sage früh aufgezeichnet, kann nicht dadurch ungültig werden, daß manche Quellen von ihr schweigen, zumal, da sich mit Wahrscheinlichkeit darthun läßt, warum sie von ihr schweigen. Eben so wenig beweist dagegen, daß zehn Jahre später auch ein Priester, Johann, auf Befehl Wenzels in der Moldau ertränkt wurde; denn dieser bekam schnell eine große Fertigkeit darin, dieselbe Grausamkeit auf gleiche Weise zu wiederholen. In das Verhältniß zwischen ihm und seiner zweyten Gemahlin Sophia von Bayern, mit welcher er im Jahre 1393 kaum vermählt war, paßt überhaupt jene erste eigenthümliche Thatsache nicht, an welche sich die Vorstellungen und Herzen des böhmischen Volks gehängt haben." Von dieser Zeit an wurde der fromme Dulder, welcher sein Leben dem Beichtsiegel geopfert, vom Volke hoch verehrt, sein Grabmal von den Andächtigen besucht und er selbst als Fürbitter angerufen. Die Prager Erzbischöfe duldeten diesen Cultus, der sich immer weiter ausbreitete, und man erzählte zahllose Wunder, die sich an seinem Grabe zugetragen haben sollten, bis endlich nach Jahrhunderten der Canonisationsprozeß eingeleitet wurde und seine Heiligsprechung 1729 wirklich erfolgte, an welcher drey Päbste Theil nahmen. Clemens XI. soll die Akte bereits unterschrieben haben, da starb er plözlich. Innocenz XIII. sprach ihn am 31. Mai 1721 selig und Benedict XIII. ließ 1729 die Canonisationsbulle ausgehen. Seit dieser Zeit ist sowohl das silberne Grabmal, worin St. Johanns Gebeine in einem kristallenen Sarge ruhen, als die metallene Statue des Heiligen auf der Prager Brücke der Gegenstand einer regelmäßigen Wallfahrt. In den lezten Tagen vor dem Feste wird ein kapellenartiger Ueberbau oberhalb der lezteren errichtet, mit Laub und Blumen geschmückt und schon am Abend des 15. Mai mit vielen Lampen und Lichtern festlich erleuchtet. Alles strömt hieher, seine Andacht zu verrichten und der Andrang pflegt so groß zu seyn, daß an den beyden ersten Abenden während der Betstunden kein Wagen die Brücke passiren darf. Selbst Fußgänger bedürfen gesunder Rippen und starker Ellenbogen, um glücklich durch die Menschenwogen zu gelangen. Zugleich werden die meisten Abbildungen des gefeyerten Landespatrons sowohl in den Häusern, als auf den Straßen und Plätzen mit Blumensträußen und grünen Zweigen geschmückt und reich beleuchtet, und kleine Bühnen aufgeschlagen, auf welchen man Scenen aus seinem Leben bildlich darstellt. Die Waller zerstreuen sich dann von dem Hauptpunkt der Andacht in das Strahenlabyrinth von Prag, um alle oder die meisten Johannesstatuen und Bilder heimzusuchen. Aus allen Kreisen Böhmens und selbst aus den benachbarten katholischen Ländern kommen fromme Pilger in langen Zügen und unter lautem Gesang in die Stadt. Ein Vorbeter recitirt das Lied mit gellender Stimme, welches die Wallfahrer gesangsweise wiederholen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Juni 1829.

Sonnenblume, die in Wonne
Sich nach goldner Sonne sehnet!

Kerner.

Die Sonnenblume.

Aus G. F. Bockshammers Nachlaß.

Seht ihr die, einsam dort erblühend,
Aus dunklem Laube still sich hebt?
Und wie das goldne Antlitz glühend
Empor in's Reich der Lüfte schwebt?
Ihr ward ein guter Geist gegeben,
Bedeutsam ist der Blume Leben.

Nur stets nach Oben willst Du sehen;
Was ist's, das so Dein Herz verlangt?
Wer ist's in jenen blauen Höhen,
An dem Dein liebend Auge hangt?
Auf Deinem Blumenantlitz liegen
Sehnsucht und schmerzliches Vergnügen.

„Mich zieht es innniglich von dannen,
„Nach fernen Höhen steht mein Sinn;
„O hätt' ich Flügel aufzuspannen,
„Zu jenen Strahlen flög ich hin.
„Doch ach! es fesseln strenge Mächte
„Mich an das Reich der düstern Nächte."

„Drum wendet mit des Morgens Grauen
„Mein Auge sich zum Licht empor,
„Ihm folgt mein sehnsuchtvolles Schauen
„Bis zu des Abends goldnem Thor.
„So labt sich, wie er kann, von ferne
„Mein Blick an dem verwandten Sterne."

„Und kann ich nimmer hingelangen,
„Und hält mich streng das eh'rne Band,
„So soll mich ewig doch verlangen
„Hin nach dem schönen Wunderland.
„Es adelt auch ein edles Streben;
„Gemein ist nicht ein sehnend Leben!"

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

„Laß uns fliehen, Babi!" rief plötzlich die Freundin der Jungfrau, „hier kommen unsere Verfolger." Alle blickten nach der Richtung, die Käthis Hand bezeichnete, und sahen eine bewaffnete Schaar von den Bergen niedersteigen. „Halt!" rief der Freyherr und blieb ruhig stehen, „kein Baron flieht im Angesicht des Feindes." Finster schweigend trat der Führer der Bewaffneten zu der Gruppe. „Folge mir!" sprach er zu Babi und warf düstere Blicke auf die Jungfrau, in denen sichtbar Haß und Liebe kämpften. „Wohin?" fragte diese ernst. „In das Haus Deines Vaters, aus dem Du geflohen bist." „Das lügst Du," entgegnete die Jungfrau mit Würde. „Nicht aus meines Vaters Hause bin ich entflohen, sondern aus der Nähe eines überlästigen Mannes, der das väterliche Ansehen mißbraucht, um die Hand eines Mädchens zu erzwingen, das ihn nicht liebt. Schäme Dich, Robert; kein Ehrenmann dringt sich einer Jungfrau

Digitized by Google

auf.“ Einen Augenblick schwieg der Jüngling; dann sprach er entschlossen: „Dein Vater versprach Deine Hand dem Manne, der zuerst die Mauern des hohen Seau ersteigen würde; ich habe den Preis gewonnen, und ich bin nicht der Thor, der ihn fahren läßt.“ „Meinst Du,“ erwiederte die Jungfrau mit flammenden Blicken, „Thomas in der Bündts Tochter sey eine Waare, die man verhandelt oder verschenkt? Wisse, daß ich mich eher im Sarge betten will als in Deinen Armen, und wenn Du auch nicht der namenlose Abenteurer wärest, der Du bist.“ „Freylich,“ versezte der Jüngling mit Bitterkeit, „bin ich nur schlechtweg der schwarze Robert, und dieser Name hat keinen so vornehmen Klang, als z. B. der des Landesverräthers Raron.“ „Verräther Du selbst!“ rief zürnend der Freyherr, und der Sohn trat entschlossen an die Seite des Vaters. Erstaunt, als er den Klang dieser Stimme vernahm, fuhr der Jüngling auf, warf einen prüfenden Blick auf die Beyden und rief dann freudig aus: „Ha, rächendes Schicksal, so gibst Du sie in meine Hände — und hier, hier, im Angesicht der Trümmer der alten Gestelenburg,“ fügte er hinzu und schaute finster hinauf zu den Mauern des verfallenen Schlosses. Auf einen Wink seiner Augen schloß sich die bewaffnete Schaar dichter um die handelnde Gruppe. „Wischard von Raron,“ wendete er sich zu dem Freyherrn, „Du und Dein Sohn sind meine Gefangene.“ „Noch nicht,“ entgegnete dieser ruhig und zog ein kurzes Schwert unter dem leinenen Kittel hervor. Der Sohn folgte dem Beyspiele des Vaters. „Bedenke Dich,“ sprach der Jüngling warnend; „hier stehen zwanzig bewaffnete Männer, und Ihr seyd nur zwey.“ „Entschlossen zum Tode!“ erwiederte der Freyherr kalt und ernst. „Wärest Du mir ebenbürtig, so würde ich Dir ritterlichen Zweykampf anbieten.“ „Ebenbürtig!“ wiederholte der Jüngling mit Hohn. „Hier,“ sezte er nach einer Pause hinzu, „hier liegen die Trümmer der alten Gestelenburg, die Du gebrochen, und vor Dir steht der Sohn Antons vom Thurn, den Du hülflos in die Fremde gestoßen.“ Eine hohe Röthe überflog das Angesicht des Freyherrn, aber bald entgegnete er mit Fassung: „Ja, es war keine edle That, und sie ist ein Flecken in meinem Leben. Jüngling, laß mich ziehen; ich will nicht mit Dir kämpfen.“ „Den Feind soll ich ziehen lassen,“ sprach der Jüngling wie für sich, „der mir mein Erbe geraubt, der das Alter meines Vaters und meine hülflose Kindheit in Mangel und Elend gestürzt hat! Wischard von Raron! das rächende Schicksal hat Dich in meine Hände gegeben, und kein Gott soll Dich aus ihnen erretten. Hier, im Angesicht der Trümmer meines alten Hauses, muß einer von uns beyden fallen.“ „Jüngling,“ erwiederte der Freyherr mit ungestörter Ruhe, „ich will mein Unrecht nicht häufen durch Blutschuld. Keiner, der mir je im Zweykampf begegnete, hat lebendig die Stätte verlassen; ich will nicht mit Dir kämpfen. Gebt Raum,“ rief er mit gebietender Stimme den Bewaffneten zu, „gebt Raum, Ihr Männer von Wallis, Wischard von Raron wendet den Bergen seiner Heimath den Rücken.“ Als ob die altgewohnte Ehrfurcht vor den Geboten des gewaltigen Mannes in den Herzen der Landleute wieder erwacht wäre, öffneten sie, fast unwillkührlich, links und rechts eine Gasse. „Folgt mir,“ sprach der Freyherr und ergriff die Hand des jungen Landmanns, der sich schüchtern an ihn schmiegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Dabey werde nicht vergessen, welche Erfahrungen über die eigene Lage des Vaterlandes jene Theilnahme an der französischen Revolution rege machten; und um so mehr muß daran erinnert werden, als man jezt von manchen Seiten her eifrig bemüht scheint, den wahren damaligen Zustand in Vergessenheit zu bringen. Gerade vor jener Epoche waltete nämlich in manchen Theilen Deutschlands, neben vielfacher Sittenlosigkeit der Vornehmen und Gewalthaber, die freylich auch ausländischen Ursprungs war, zugleich eine Willkühr und Rauhheit der Regierungsformen, wie sie theils althergebracht seyn mochte, theils durch Mißbrauch eingerissen war, die aber keineswegs mehr zur Entwicklung der Zeit und ihrer Anforderungen paßte. Ueberhaupt trat von der einen Seite Schlaffheit und völlige Entartung, von der andern ein unruhiges Drängen nach einem neuen Zustande so entschieden hervor, daß die veraltende Zeit einer Erfrischung, das verlorene Gleichgewicht der Gesellschaft einer erneuernden Herstellung durchaus bedürftig erschien. Und wird der Unbefangene läugnen, daß auch in Deutschland seit jener Epoche in Staat und Gesellschaft eine völlig neue Zeit sich gebildet habe? Freuen wir uns vielmehr, daß wir mit unbefleckter Hand die Früchte jenes Ereignisses brechen konnten, um sie zu neuer Erndte auszusäen, die hoffentlich unsern Enkeln reifen soll.

In diesen Zwiespalt der Zeit mit sich selbst fiel nun Fichtes Jugend, fielen die ersten Erfahrungen über Welt und Staat, wie er sie auf seinen Reisen durch Deutschland und die angränzenden Länder machte. Mochte doch ihm selbst schon auf der mühsamen Laufbahn seines Jünglingslebens oft sich der Unterschied aufgedrängt haben, dessen bevorrechtete Geburt ohne Mühe und Verdienst vor Talent und fleißigem Streben sich erfreute; mochte bey seinem kräftigen Sinne für Recht und Gesez manche Härte und Willkühr, deren Zeuge er war, ihn mit Unwillen erfüllt haben; und seine Schrift über die französische Revolution deutet in dieser Hinsicht auf Erfahrungen hin, wie man sie hoffentlich nur damals noch, an der Schwelle jener verschollenen Zeit, in Deutschland machen konnte.

Digitized by Google

War es daher zu verwundern, daß eine Staatsumwälzung, die damit begann, die Wurzel jener zahlreichen Mißbräuche auszurotten, von ihm mit lebhafter Hoffnung begrüßt wurde, ja daß er sogar später, als sie in die wildeste Anarchie ausartete, nicht sogleich den Muth für sie verlor, sondern noch immer hoffte, daß, wenn erst die Leidenschaften des Partheykampfes vorüber wären, jene Nation dennoch die wahre gesetzliche Freyheit und das rechte Mittel, sie sich zu erhalten, finden werde?

Wenn jedoch auch unter diesen Voraussetzungen noch Mancher, mitten aus seiner Gegenwart heraus, eine so lebhafte Theilnahme und so ausdauernde Hoffnungen von einem Ereigniß, das so viel Zerstörungen bereitete, sich nicht zu erklären vermöchte, so bedenke ein solcher, was ohne Zweifel entscheidend ist, indem es einen tiefliegenden Grund voraussetzen läßt, daß fast alle ausgezeichneten Männer, und gerade die besten Köpfe Deutschlands, wenigstens auf eine Zeitlang diesen Enthusiasmus theilten. Gewiß aber war es bey jenen nicht Liebe des Ausländischen, noch weniger Hinneigung zu den Gewaltsamkeiten der Revolution, vielmehr die allgemeine und tiefliegende Ueberzeugung von der völligen Veraltung ihrer eigenen Zeit. Und hätte wohl ein einziger kräftiger Stoß das Gebäude deutscher Verfassung so völlig stürzen können, wäre es nicht in den Gemüthern der Deutschen selbst schon lange untergraben gewesen? Kann man überhaupt eine große geschichtliche Erscheinung für Zufall halten, oder eine allgemeine Stimmung für das Werk geistiger Verkehrtheit oder eines einzelnen bösen Willens?

Aber auch jezt wollte Fichte den leidenschaftlichen Ton des Parteygeistes, wie er sogar in Deutschland damals meistens gehört wurde, durch den Ernst allgemeiner Untersuchungen hemmen. Schon lange vor der französischen Revolution, und ganz ohne Beziehung auf dieselbe, war in Deutschland öffentlich und für jeden Gebildeten verständlich die staatsrechtliche Frage über das Verhältniß von Fürst und Volk und ihre gegenseitigen Rechte erörtert worden. Mit derselben Freyheit und nach demselben Principe sollte auch jezt die Frage nach der Rechtmäßigkeit einer Staatsumwälzung überhaupt untersucht werden, weniger für die Schule, als für das gebildete Publikum, um nach festen, allgemeinen Grundsätzen ein Urtheil über jene einzelne Erscheinung in ihm vorzubereiten. Und so entstanden theils noch in Danzig *), theils in den ersten acht Wochen seines Aufenthalts in Zürich, seine Beyträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution **), eine Schrift, die indeß nur als Fragment zu betrachten ist, indem das Vorhandene nicht über die Feststellung der allgemeinen Principien hinausgeht, ohne sie auf den vorliegenden Fall der Beurtheilung anzuwenden. — Hauptsatz derselben ist es, daß es keine absolut unveränderliche Staatsverfassung geben könne, eben weil keine absolut vollkommene sich je verwirklichen lasse. Die relativ beste Verfassung müsse daher wesentlich auch das Princip innerer Veränderung und Verbesserung in sich tragen. Wenn aber gefragt werde, von wem diese Verbesserung ausgehen könne, so müsse dies Recht allen Theilen gleichmäßig zustehen, welche an dem Staatsvertrage Theil haben. Unter diesem sey aber nicht zu denken ein irgendwann der Zeit nach wirklich abgeschlossener Vertrag, indem gewisse ältere und neuere Gegner diese Ansicht durch die einfache Bemerkung widerlegen zu können meinten, es lasse sich ein solcher Vertragsabschluß historisch nirgends nachweisen, sondern der Begriff des Staates, der als das eigentlich Rechtsbegründende jedem Staatsverbande zu Grunde zu legen sey *).

Hieran schließt sich die Untersuchung über die begünstigten Stände im Volke, in Bezug auf das Recht einer solchen Staatsveränderung, insbesondere über Adel und Kirche, deren Prärogative einer weitläuftigen und strengen Prüfung unterworfen werden. Besonders aber wird der Konflikt zwischen dem allgemeinen Rechte der Vernunft und der historischen Bevorrechtung, die oft große Ungerechtigkeit in sich schließt, in jenen Verhältnissen überall scharf hervorgehoben, ohne denselben jedoch zu lösen und zu versöhnen, sey's auf historischem oder philosophischem Wege. So ist freylich in gewissem Sinne zuzugeben, daß sich die Schrift eben deshalb selbst nicht über ihre Gegenwart und deren Kampf erhoben habe, weil jene Zeit vornämlich im Gefühle dieses Mißverhältnisses befangen lag, über welches zu erheben der wissenschaftlichen Forschung in ihrer höchsten Bedeutung eigentlich geziemt. Doch möchte gerade dadurch jenes Buch vielmehr ein bedeutendes Zeugniß für die ganze damalige Epoche werden, indem die Mängel des Bestehenden in Staat und Gesellschaft, und was man sich im Gegensatze desselben als rechtmäßig und wünschenswerth dachte, in ihm mit ganzer Schärfe nebeneinander gestellt sind. Und eben deßhalb verfehlte auch damals die Schrift einer großen Wirkung nicht, weil sie fast nur das Urtheil der Zeit über sich selbst mit Kraft und offener Kühnheit aussprach. Hinwiederum schien aber auch die innere Gesinnung, welche dieselbe eingegeben, Anerkennung finden zu müssen; überall leuchtet hindurch, wie Liebe zur Menschheit die Worte eingegeben, wie Begeisterung für ihr Wohl selbst der heftigeren Polemik zu Grunde liegt. Dabey ist die Darstellung rasch, beweglich, kräftig eindringend und kündigt schon damals einen Schriftsteller an, der in bedeutendem Grade Denkstrenge und Klarheit mit lebendiger Faßlichkeit zu verbinden weiß.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wo sich Fichte unmittelbar vor seiner zweyten Schweizerreise eine Zeitlang aufhielt.

**) 2 Thle. 1793; zweyte, unveränderte Aufl. 1795.

*) Vergl. Th. I. S. 61. ff.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Nichts bezeichnet den Zustand der Literatur bey uns besser, als der Vorschlag zu einer Druckassekuranz nach Art der Feuer- und Hagelassekuranzen. Da hier so manches Schriftchen gedruckt wird, das unverkauft bleibt und ein Ladenhüter wird, so soll eine Gesellschaft zusammentreten, die gegen dergleichen Unfall assekurirt und dann wenigstens die Druckkosten bezahlt, wenn die Exemplare nicht begehrt werden.

Unter unsern neuern Literaturerscheinungen zeichne ich folgendes aus. Viele Leser findet der neue Jahrgang des Almanac Genevois. Denken Sie aber dabey ja nicht an die englischen oder an die guten deutschen Taschenbücher, allenfalls nur an den Pariser Almanac des Muses. Von Kupfern, gut oder schlecht, wird hier nichts gereicht. Kupfer sind Bilder, unsere Genfer Dichter und Schriftsteller lieben aber die Bilder nicht. Unsere Poesie, denn nur aus Versen besteht der Almanach, schreitet sichern, breiten Fußes auf dem Boden weg, hält sich in ihren Apologues, Contes, Chansons und Satires an das Hausbackene, Handgreifliche und Derbliche; so le moyen d'être heureux, le Chant des Carabiniers, le tambour battant u. s. w. Manche verirren sich etwas höher zu den Trinkliedern, wo der liebe Bacchus stark verhalten muß. Nach dieser Stereotyp- und Festungspoesie thut es wohl, auf Chaponnieres und Petit-Senns Lieder zu stoßen, und Jener ist der älteste Genfer Poet, der schon in der Revolutionszeit gar manche Hymnen sang und seitdem nicht aufgehört hat, recht artige Chansons zu machen, von denen manche Berangers würdig wären. Petit-Senns Verse haben mehr satirische Richtung; doch läßt ihn manchmal der Witz im Stiche, wiewohl es im Französischen leicht genug ist, dergleichen zu machen. Sein Lied an das Dorf Cologny, nahe bey Genf auf einem südlichen Hügel des Uferlandes, ist wohl das beste. Da hier im Raume von vier Jahrhunderten Calvin, Milton, bevor er erblindete, und Lord Byron von der Welt zurückgezogen wohnten, so war dadurch freylich schon ein sehr poetischer Gegenstand gegeben. In Deutschland und auch im heutigen Frankreich wäre aber derselbe anders bearbeitet worden, und man hätte nicht Stellen darin gefunden, wie:

Tous les deux embrasés des flammes du génie,
Sur ce côteau qu'ils vinrent habiter,
Aux regards des humains y voilèrent leur vie,
L'un pour adorer Dieu, l'autre pour en douter.

Wie kann man nur eine Vergleichung zwischen dem prosaischen, gewiß nicht von Genie entflammten Calvin und dem durchaus poetischen Lord Byron so bey den Haaren herbeyziehen? Von Calvins Edelmuth, Frömmigkeit und Gottesanbetung sollte man doch nicht so laut reden, da des armen Servet Stimme vom Scheiterhaufen laut dagegen schreit. Ein sogenannter Gottesweiser wie Byron, der seinen Feinden wohl that und unendlich viel Gutes stiftete, steht wohl auch in Gottes Augen höher, als der eifernde, zerstörende und unmenschliche Reformator. Besser ist, was der Verfasser von Milton sagt:

Et lorsque son pinceau, magique Talisman,
Créa du Paradis le divine peinture,
Il se souvint de la nature
Si belle aux rives du Léman.

Die Herausgeber dieses Almanachs schmeicheln sich, durch ihn darzuthun, daß die Dichtkunst Genf nicht, wie Viele glauben, verlassen sey. Ich glaube, sie haben gerade den besten Beweis dafür geliefert. Die zwey einzigen jungen Genfer, Gottwin und Veru, die wahrhaft Dichtertalent hatten, haben im Auslande Brod gesucht und sind für uns verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, Mai.

(Fortsetzung.)

In diesem Jahre, wo die erste 100jährige Feyer der Heiligsprechung Johanns von Nepomuk eintritt, sollte der 16. Mai mit erhöhter Festlichkeit begangen werden. Man hoffte aber, die Feyer auch durch die Gegenwart des Kaisers verherrlicht zu sehen, und verschob die Begehung des Jubiläums (von welchem ich Bericht zu erstatten nicht ermangeln werde) auf den 8. Juni, weil die Aerzte des Monarchen seine Reise in das hochliegende, rauhe Böhmen durchaus, und weislich, nicht gestatten wollten. Leider ist unsere schöne Hoffnung vernichtet, und wir haben keinen andern Trost dafür, als die Kunde, daß der Landesvater die Summe, welche die Reise nach Böhmen gekostet haben würde, zur Linderung des Menschenelends verwendet hat. Die Zahl der andächtigen Pilger war dieses Jahr sehr groß und bemerkenswerth darunter ein Zug Andächtiger aus der mährischen Hanna in ihrer abentheuerlichen Volkstracht, angeführt von einem Geistlichen, der in der einen Hand eine große Tabakspfeife, in der andern den wohlgefüllten Tabaksbeutel, an ihrer Spitze rüstig einherschritt. Auch manche Ausländer höherer Stände, welche glaubten, das Jubelfest der Heiligsprechung werde an diesem Tage begangen, fanden sich ein, sahen sich aber getäuscht. Am Festtage war der Zulauf in der Kirche so groß, daß es einigen Priestern durch das Gedränge unmöglich wurde, zu den Seitenaltären zu kommen, an welchen sie Messe lesen sollten. Schon am 15. Mai wurde der krystallene Sarg des Heiligen, mit dessen reich bekleideten Ueberresten, aus seiner gewöhnlichen Ruhestätte erhoben und auf dem Hochaltar ausgestellt. Oberhalb desselben erhebt sich ein Baldachin von purpurrothem Sammt mit Silberstickerey, der beynahe bis an die oberste Wölbung des Kirchenschiffs reicht. Am Piedestale des Sarges stehen vier kolossale silberne Heiligenbüsten; auf zwey gothischen Säulenbündeln ruhen (versteht sich gemalt) zwey blühende Aloen. Ein Paar Medaillons an beyden Seiten zeigen Scenen aus Johann von Nepomuks Leben, rechts die Beichte der Königin und links seinen Sturz in die Moldau. In der Mitte erblicken wir auf einem rothseidenen Vorhange, von vier vergoldeten Engeln, die ihrem Bildhauer keine große Ehre machen, getragen, ein wackeres Oelgemälde in reichem Goldrahmen, Johann von Nepomuks Apotheose, angeblich zu seiner Heiligsprechung 1729 in Rom gemalt. Das prachtvolle Grabmal des frommen Beichtigers ist neu geschmückt, die gesammten silbernen Gefäße, Lampen und Engel, wie der Sarg sind sorgsam geputzt und schimmern in blendendem Glanz, während auf dem Platze vor der Domkirche die kolossale Triumphpforte zum Jubiläum, alle Gebäude der Königsburg überragend, errichtet wird. Der 16. Mai, obschon einer der feyerlichsten Erinnerungstage für Böhmen, hemmt übrigens keineswegs den Handel und Wandel. Die Gewölbe, worin die Kaufleute ihre schönsten Waaren auslegen, sind nicht allein offen, sondern schon am vorhergehenden Tage gewinnen sowohl die beyden Kleinseitner Plätze, nebst der kurzen Straße zunächst der St. Niklaskirche, als die sämmtlichen Burghöfe das Ansehen einer belebten Messe. Große und kleine, bedeckte und unbedeckte Marktbuden werden errichtet.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. Juni 1829.

Der Geist kommt über ihn! Horcht und gehorchet!

W. Scott.

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

„Halt!“ rief Robert entschlossen, „er ist vogelfrey, die Mazze hat vor seiner Thüre gestanden. Ihr Männer von Wallis, thut Eure Pflicht!“ Die Gasse schloß sich wieder, und die Bewaffneten senkten, jedoch zögernd, ihre Speere. „Gebt Raum,“ rief der Freyherr abermals in gebietendem Tone, trat einen Schritt vorwärts und schwang das Schwert über seinem Haupte. Der junge Landmann umschlang ihn flehend; ängstlich schrieen die Mädchen auf; ruhig stand der Greis und sah der Scene fast theilnahmlos zu. „Ueber Dein Haupt das Blut, das fließen wird,“ rief der Jüngling aus. „Strecke die Waffen oder kämpfe mit mir.“ „Laß mich ziehen,“ erwiederte der Freyherr, beynahe bittend, „ich kämpfe nicht mit Dir, aber noch nie hat Wischard von Raron sein Schwert zu eines Feindes Füßen niedergelegt.“ „So erfülle sich denn hier Dein Schicksal, Du trotziger Mann,“ sprach der Jüngling mit Festigkeit. „Greift den Geächteten, Ihr Männer von Wallis!“ Drohend senkten sich die Speere gegen des Freyherrn Brust; er stand ruhig, des Angriffs gewärtig. Da richtete plötzlich der Greis seine gebeugte Gestalt hoch auf, trat in gebietender Stellung zwischen die Streitenden, hob Augen und Hände gen Himmel und sprach in einer Art Verzückung: „O Ihr Thoren, die Ihr verstockten Herzens und ohne Glauben und Liebe seyd, was hadert Ihr um elenden Erdentand und um die Spanne Zeit, die Euch noch übrig ist! Siehe, der Tag ist nahe, da das Reich der Gerechten beginnen wird. Nahe ist das Ende des alten Evangeliums, nahe ist Israels Rettung, und die Zeit kommt, da der gottgesandte Hirte seinen Auserwählten erscheinen wird. Zeichen und Wunder verkündigen seine Ankunft. Habt Ihr nicht von dem schauervollen Schlag gehört, der in der Mitternachtsstunde durch die Hallen des großen Münsters in Zürich erklang? Was verkündet das Blut, das bey Mellingen aus der Erde quoll, was die Blutklumpen im friedlichen Sursee, was die Mittagshelle im Aargau in dunkler Mitternacht, was zu Eberöbeck das Gesicht gehäufter Leichname? Die Ordnung der Natur hat sich verkehrt; Schnee fällt im Sommer, todtverkündende Vögel durchschweben die Luft, gräulich tönt an der Bird nächtliches Geklirre und verhallendes Klaggeschrey. Die todte Natur und die Geister der Unterwelt nehmen Theil an dem hereinbrechenden Jammer der wahnsinnigen Sterblichen. Laßt ab von Eurem irdischen Hader und wendet Euch zu dem erbarmenden Gott, denn der Tag des lezten Gerichts ist nahe!“ Unschlüssig, ergriffen von den Feuerworten des ehrwürdigen Alten, standen die Männer. „Was zaudert Ihr?“ rief ihnen Robert zürnend zu. „Bebt Ihr zurück vor den Träumen eines verrückten Lollharden?“ „Knabe,“ erwiederte der Greis und warf einen ernsten Blick auf den Jüngling, „dieser verrückte Lollhard ist Anton vom Thurn, Dein Vater — er hat in der Gemeinschaft der Brüder des freyen Geistes die Ruhe gefunden, welche

Digitized by Google

ihm weder die Welt noch die Afterlehre Eurer Priester geben konnten. — Wischard von Raron," fuhr er, zu dem Freyherrn gewendet, fort; „Du glaubtest es übel mit mir zu machen, aber der Herr hat's wohl gemacht, denn durch das Unglück bin ich zur Erkenntniß meiner selbst gekommen. Ziehe in Frieden Deine Straße!" —

* * *

Wischard von Raron kam, Hülfe suchend, nach Bern, wo er Bürger war. Ihm fehlte der alte Glanz seines Hauses, aber mit der Würde eines Mannes, der einem unwürdigen Schicksal aus Geisteshoheit nicht unterliegt, trat er vor den Rath und die Bürger von Bern. Die Edlen des Raths erinnerte er, wie er vom Glanze seines alten Stammes unschuldig in dieses Elend herabgesunken; auch sie könne der Wechsel menschlicher Dinge treffen. Die Bürger mahnte er an Berns Größe und Edelmuth; nie habe Bern Hülflose verlassen, und nachdem Wischard von Raron alles verloren, halte ihn nur der Gedanke noch aufrecht, daß er Bürger zu Bern sey. Sie konnten ihm nicht widerstehen. Bald bewegte dieser Streit die ganze Eidgenossenschaft. Wallis, Schutz gegen Berns Macht suchend, schloß ein ewiges Landrecht mit Uri und Unterwalden; die übrigen Kantone suchten durch Vermittlung dem Kriege vorzubeugen.

Inzwischen war der Freyherr, der Zögerungen Berns müde, in das Oberland gegangen. Der edle Muth, womit er sein Unglück ertrug, gewann ihm die Herzen der einfachen Hirten. Die Männer vom Sidenthal und Frutigen bekamen Mitgefühl für seine Leiden, und was ihm in seiner Größe gefehlt hatte, fand er im Unglück — Freunde. An der Spitze einer tapfern Schaar zog er bis hoch in die Leuk hinauf, wo die lebende Natur erstirbt und der Anblick der Sonne selten ist. Wo irgend in diesen Bergen ein feuriger Jüngling die Waffen liebte, der gesellte sich zu ihm. Nachdem ein starker Haufe sich gesammelt hatte, zogen sie an den großen Wasserfällen den Bergpfad am Sanetsch hinauf, von den unfruchtbaren Felsen in das milde Wallis herab, und kamen vor Sitten, um die Zeit, als jeder Bürger an seinem Mittagsmahle saß. Ohne Mühe schlugen sie die zerstreuten Männer, die aus verschiedenen Gassen ihrem Sammelplatze zueilten, durchzogen drey Tage verwüstend das Land, und kehrten ohne Verlust über die Berge zurück, als die Panner des oberen Wallis ihren Landsleuten zu Hülfe zogen. Hinwiederum fielen die Männer von Wallis in das Berner Gebiet ein. Auf solche Art dauerte mit abwechselndem Glück eine Zeitlang der kleine Krieg.

Bern, groß durch eigene Macht und stark durch Bündnisse, dachte auf ernstlichen Kampf. Mit einem einzigen Schlage sollte das schwache Wallis bezwungen werden. Die ganze Macht von Bern, jede Landesgegend unter ihrem so oft siegreichen Panner, die Mitbürger von Freyburg und Solothurn, von Biel, Neuenstadt, Neufchatel, zusammen 13,000 Mann, zogen am Ende des Herbstmonds durch die hohen Alpen auf den Zehnt Gambs; die Männer von Sanen, Oesch und Greyerz, denen die von Aeschi und Frutigen mit beyden Siebenthal zuzogen, gingen über die Sanetsch und fielen ein bey Siders, damit das Land Wallis, zu gleicher Zeit von oben und von unten angegriffen, an keinem Orte mit Macht widerstehe. Die Waldstädte, eingedenk der alten Eidgenossenschaft, leisteten Wallis keine Hülfe.

(Der Beschluß folgt.)

Geographisch-statistische und philosophische Betrachtungen eines gebildeten Barbiergesellen, aus Stolpe in Hinterpommern, über Wiesbaden und dessen Umgebungen *)

Liebe Frau Mutter!

Ich bin glücklich hier angekommen, wie ein isolirter Mensch in fremdem Lande. Mein Gott! wie sticht doch die Erhabenheit der Berge gegen die Oberflächlichkeit unseres Vaterlandes ab! Wenn nur bey dem vielen Steigen die Knie nicht so sehr leiden müßten! Aber liebe Frau Mutter, welche herrliche Gegenden und Aussichten kann man von den Höhen nicht genießen, verschlingen und gleichsam mit den Augen auffressen? Auch begegnete ich auf allen Wegen Leuten, welche wie toll herumrannten, um sich nur satt und müde zu sehen. Wiesbaden liegt sehr decent in einem großen Bergkessel. Ich mag die Städte nicht leiden, welche mit ausgespreizten Beinen über einem Flusse stehen. Es ist in dieser Stellung immer eine gewisse Unanständigkeit, welche mein Zartgefühl verletzt. So etwas kann man aber diesem Orte nicht zur Last legen. Er hat sich zierlich in seinen Bergkessel gelegt, ist auch darin sehr gut gediehen und in dem schönsten Wachsthum fortgeschritten, was die große Menge neuer Häuser unwiderleglich beweisen würde, wenn man darüber disputiren wollte. Ich will aber die Flachheiten Pommerns nicht verachten, und glaube sogar, daß die Vorsehung, wie der Vogel Strauß seine Eyer, viele Städte und Dörfer absichtlich nur in den Sand gelegt hat, um dieselben zu einem neuen Leben ausbrüten zu lassen, aber man muß gerecht seyn und eingestehen, daß es auf den Bergen doch weit schönere Aussichten gibt als im ebenen Lande. — Es ist hier furchtbar heiß im Sommer, was von den ehemaligen feuerspeyenden Bergen der Nachbarschaft herrühren soll, welche in reiferen Jahren zur Besonnenheit gekommen sind, und nun aus Menschenliebe, zur Heilung vieler Krankheiten, nur noch warmes Wasser im Schooße der Erde kochen.

*) Dieser Brief ist verloren und von einem Freunde gefunden worden, der ihn mir mittheilte. d. E.

Digitized by Google

Die ganze Natur lebt, die Berge haben auch ihre Jugendjahre und begehen jugendliche Uebereilungen, welche man ihnen verzeihen muß. In dieser Bemerkung, liebe Frau Mutter! liegt keine Gotteslästerung, sondern nur ein tiefer Blick in den Bau der Erde. Das größte Wunder aber ist, daß die hiesige reichhaltige Quelle eine Substanz liefert, welche unserer Kuhfleischbrühe vollkommen, ja so täuschend ähnlich ist, daß ich in den schlechtesten Wirthshäusern die Fleischbrühsuppe oft nicht so starkschmeckend und kräftig gefunden habe als dieses Wasser. Nach allem, was ich sehe, würde man bey tieferem Nachgraben gewiß noch die ächte Ochsenfleischbrühe finden, und ich glaube auch, daß man sich insgeheim damit beschäftigt, die Urquelle aufzufinden, von welcher die jetzige dünne Kuhfleischbrühe offenbar nur ein Ast oder eine schwache Ader ist. Denken Sie sich nun, liebe Frau Mutter, einen 29 Fuß großen, tiefen öffentlichen Brunnen, nebst vielen andern starken Quellen in Privathäusern, und viele hundert, meistens 6 Schuh lange, 4 Fuß tiefe Badkessel voll fertiger, fetter Ochsenfleischbrühe, in welche man nur Brod zu schneiden nöthig hätte, und ermessen Sie selbst die Glückseligkeit der Bewohner dieses Orts, wenn die gleichsam vor der Nase liegende Entdeckung vollendet ist. Man hat den Brodbaum, die Cokosmilch gefunden, warum sollte man nicht auch die gekochte Fleischbrühe finden können? Die Natur ist so unendlich reich und gütig, und meint es mit den Menschen weit besser als diese es unter einander mit sich selbst meynen. Wer weiß, welche rohe Massen und Schichten von Urochsenstoff noch in der Erde verborgen liegen, aus denen nun abgelebte feuerspeiende Berge zum Zeitvertreib Fleischbrühe kochen? — Es ist mir auch aufgefallen, daß hier die Kuh- und Schweinhirten nur ganz kleine Hörner haben und im Diskant blasen, was nicht gut lautet. Die Schweine sind übrigens nicht reinlicher als bey uns. Nur in Holland sollen sie besser erzogen werden. Ein ganz neues schönes Schauspielhaus hat sich seit einiger Zeit gebildet. Ich sah darin für zwölf Kreuzer den „Don Juan," diesen gottlosen Kerl, welcher alle Frauen und Mädchen verführte, und freute mich recht im Voraus auf dessen wohlverdiente Strafe; allein der Platz war offenbar zu klein für so viele Teufel, welche größern Raum gewohnt zu seyn scheinen, wenn sie ihre Leute ordentlich holen sollen. Alles will sein gehöriges Maaß haben, und die Teufel lassen sich am wenigsten beschränken. — Man lebt hier wohlfeiler und viel besser als bey uns, was mir besonders wohl thut, auch sind die Leute höflich und gutmüthig. Branntwein ist fast ganz unbekannt, und alles trinkt mehr oder weniger guten Wein, welchen das herrliche Land im Ueberflusse hervorbringt. Die Häuser und Straßen wimmeln von fremden Krüppeln aller Art, welche hier Heilung suchen und auch gewöhnlich finden. Doch sieht man auch viele scheinbar Gesunde, ja selbst schöne Frauen und Mädchen, die entweder nur zur Gesellschaft der Kranken mitgekommen sind, oder geheime Gebrechen haben. Die Einwohner der Stadt selbst scheinen, mit Ausnahme einiger Bucklichen, gerade gewachsen und jovialische Leute zu seyn. An hübschen Frauen und Mädchen fehlt es ebenfalls nicht, aber die Menschen mit dem zweyerley Tuche schnappen immer die Schönsten weg, und sie scheinen auch mißtrauisch in die redlichen Absichten unsers Standes. Die Gerechtigkeit wohnt nun einmal nicht auf Erden und der Gerechte muß daher viel leiden! Es gibt hier zwey Hauptberge, der Geißberg und die Platte. Schon von dem ersten kann man mit bloßen Augen die Caldaunen der alten Stadt Mainz im Leibe liegen sehen, und von dem leztern erstreckt sich die Aussicht in große Ferne. Es muß sehr warm seyn, wenn der Wind auf dieser Höhe zärteren Naturen nicht beschwerlich werden soll. Mich hat er in meinem bibernen Ueberrocke halb erfrieren machen, und ich kann mir nun leicht vorstellen, wie es auf den Alpen hergehen muß, wo einem noch obendrein Gletscher begegnen. Nächstens will ich das Rheingau durchwandern, welches von dem Rheinstusse ganz durchflossen wird. Da soll es herrliche Dinge zu schauen geben und ich werde Ihnen auch Alles treulich berichten, so daß es gerade so gut seyn muß, als wenn Sie selbst da gewesen wären. Von dem Echo am Eurleyfelsen bringe ich Ihnen die Melodie auf Noten mit. Einen homogenen Freund habe ich noch nicht gefunden, wohl aber viele heterogene Naturen, ohne hohen Schwung und große Tendenz, welche über die wichtigsten und ernsthaftesten Dinge lachen, sich um das Weltall wenig bekümmern und denen die Berliner Rübchen lieber sind, als unsere Philosophie. Neulich hatte ich einen großen Streit mit einigen meiner Kollegen, in welchem ich heftig wurde und ihnen meine Meynung über die Prosa ihres Landes rein herausjagte. Sie nannten mich dagegen einen Luftbeutel und behaupteten, bey uns wehe der Wind sehr stark, allein Alles, was derselbe zusammenzublasen vermöge, seyen doch nur Sandberge. Ich mußte die Sticheley einstecken, weil wer kegelt, auch aufsetzen soll. Wie sehr dankbar muß ich indessen unserm trefflichen Lehrer, Hrn. Weber, seyn, daß er mich gebildet und für alles Schöne und Gute zugleich empfindsam gemacht hat. Es geht doch nichts über hohe Bildung! Leben Sie wohl, liebe Mutter und antworten bald Ihrem

treuen Sohne,
Theodor Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Leute meynen hier, Geschichte müsse geschrieben werden, nicht wie es Barante gethan, sondern wie es Sismondi in seiner Bändereichen Historie von Frankreich macht. d. R.

Digitized by Google

nicht als Darstellung einer Zeit in ihren eigenthümlichen Farben, wie sie wirklich war, sondern wie sie sich dem Herrn Schreiber darstellt, mit den Schlußfolgen, die er nach einer vorgefaßten Idee aus ihr zieht; und wenn Jemand eine Zeit genau nach den Eigenthümlichkeiten ihres Lebens und Webens schildert, so ist es ihnen ein Walter Scottscher Roman. Man will nicht begreifen, daß eine gute Chronik viel höher steht, als solch zugerichtete und appretirte Geschichte. Ueberdieß ist Alles verdächtig, was mittelalterliches Kostüm hat. Gleich wird über Mystik, Mönchthum, Mangel an Civilisation, dieß ist besonders das große Wort, seitdem es Guizot zur Mode gemacht, geschrieen. Mit wenigen Modifikationen soll das 13te Jahrhundert aussehen wie das 18te. Sie können denken, was auf diesem Wege Geschichte, Poesie und bildende Kunst bey uns wurden. Ein Chronikversuch wurde aber neulich doch mit les Egyptiens sur les bords du Léman, ou Sebastien de Montfaucon, dernier évêque de Lausanne, chronique du commencement du XVI. Siècle gemacht. Man kann ihn gerade nicht glücklich nennen, er ist aber doch dankenswerth als erster Versuch, sich aus der klassischen Schulmanier loszuwickeln. Ueberdieß ist die hier gewählte Zeit recht interessant und reich an merkwürdigen Ereignissen, denn in sie gehört das Aufkeimen des Papstthums im Waadtland, der Fall des letzten Bischofs von Lausanne, die Streitigkeiten und Kämpfe zwischen den kleinen Dynasten der Umgegend, das Bündniß der Ritter vom Löffel, die Unterdrückung der Bürger und Landleute, ihr Widerstand u. s. w. Dabey kommen die damaligen Sitten der Geistlichkeit und des Adels zum Vorschein. Der Name Egyptiens steht hier statt Bohémiens, denn es ist von nichts weiter die Rede, als von einer Zigeunerhorde, die der Verfasser glücklich in seine Chronik flicht und sie dadurch zum Romane macht.

Eine Erscheinung ganz anderer Art ist der Messager Suisse für 1829, der dieß Jahr zum erstenmale herauskommt und von dem sechs Tage nach seiner Erscheinung dreytausend Exemplare verkauft waren, ein hier ganz unerhörtes Ereigniß im Buchhandel. Es gibt in unsern südlichen und südwestlichen Nachbarländern viele Leute, die täglich wiederholen: klärt doch das Volk nicht auf, ihm taugt das Licht nicht; denn wird es hell bey ihm, so fühlt es sich auch gleich von seinem Stand gedrückt, es will sich erheben, fängt an zu raisonniren, ist schwerer zu regieren und die Regierung hat ihre liebe Noth mit ihm. Darum ist in jenen Ländern der Volksunterricht besonders auf dem Lande so entsetzlich zurück, daß Sie in Deutschland gar keinen Begriff davon haben. Diesem Mitternachtssystem hilft man noch auf andere Weise nach. In den erlaubten und in Menge ausgebreiteten Volksschriften finden sich Geschichten von Wundern und Mirakeln, neben schrecklichen Verbrechen und Gräuelthaten, lächerlichen Cantiken und lamentabeln Klageliedern. Daneben sind astrologische, cabbalistische und andere Wundertraktätlein in freyem Umlauf, verrücken vielen armen Landleuten Sinn und Verstand und bringen sie ins Unglück. Schon lange suchten denkende Männer dem Uebel abzuhelfen. Sully, der Frankreichs Wohl nur in Ackerbau und Viehzucht sah, wollte den Bauer wenigstens in seinem Geschäft unterrichten; daher ließ er von Olivier de Serres ein Buch über den Ackerbau schreiben. Dieses Théâtre de l'agriculture war für seine Zeit ein treffliches Buch, denn es umfaßte den ganzen Ackerbau, war klar, einfach und faßlich geschrieben, so daß es Jedermann verstand. Dadurch würde auch der Ackerbau in Frankreich von vielen Vorurtheilen gereinigt worden seyn, wenn man auf diesem Wege fortgefahren wäre. Leider aber sank nach Heinrichs IV. Tod das französische Volk wieder in tiefe Nacht. Richelieu und Mazarin kümmerten sich wenig darum, oder vielmehr, es war ihnen ganz recht; die Schriftsteller aus dem Siècle de Louis XIV. waren mehr darauf bedacht, die Tugenden ihres Monarchen zu feyern, als sich mit dem Glücke seines Volkes zu beschäftigen. Erst in der Mitte des 18ten Jahrhunderts erhoben sich die so arg geschmähten Philosophen gegen die vornehme Bevormundung, das Volk in Nacht und dunkler Unwissenheit zu erhalten. Rousseau entwarf den Plan zu einem Elementarunterricht des Volks; Franklin ergriff diese Idee und gab seine treffliche Science du bonhomme Richard heraus, die in Pensylvanien das arbeitsamste, friedlichste und tugendhafteste Volk der Erde gebildet hat. Die französische Nationalversammlung wollte diesem Beyspiele folgen und setzte daher einen Preis auf das beste Werk dieser Art. Ihn erhielt der Almanac du père Gérard. Das Buch enthielt allerdings viel Gutes, sprach aber zu sehr in der Effervescenz des Moments, als daß es sich in ruhigeren Zeiten hätte halten können.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, Mai.

(Beschluß.)

Hier findet man Tausende von Abbildungen des Heiligen in allen Größen und aus allen Stoffen, von dem reichvergoldeten Bronce bis zum einfachen, mit grellen Farben bemalten Thon herab; ferner Crucifixe, Rosenkränze, Bilder anderer Heiligen und der Madonna, gläserne Särge mit wächsernen Abbildungen des Johanns von Nepomuk, einzelne Lieder, Gebete und Gebetbücher, Chroniken, falsche Blumen, wie man sie auf den Altären aufzustellen pflegt, und Spielwaaren für die liebe Jugend. Dazwischen haben Uhrmacher, Zinngießer, Blecharbeiter und Glashändler ihre Waaren ausgestellt und in andern Buden und Auslagen werden wohlriechende Wasser, Zwirn und Strümpfe, Kämme von allen möglichen Größen und Gattungen u. s. w. feilgeboten. Auch für den Leib ist gesorgt, denn dort an der Ecke sitzt ein italienischer Käsehändler und überall finden sich Krämer mit Pfefferkuchen und allerhand Zuckerwerk. Der Platz vor der königlichen Burg, zunächst der Schloßstiege, verwandelt sich zugleich in eine große Table d'hôte für die andächtigen Pilger der niedern Stände. Zahllose kleinere und größere gedeckte Tische stehen auf der Stelle, welche die imposanteste Ansicht der Stadt darbietet. Auf ambulanten Kochheerden dampfen die Speisetöpfe; Suppenschaalen von grobem irdenem Geschirr werden gefüllt und bald wieder geleert, allerhand Kuchen, Semmeln und Schwarzbrod liegt in Haufen aufgethürmt, der grüne Salat blinkt auf kleinen Schüsselchen und auch Luxus findet sich: — ein Weib ruft ihren guten Kaffee aus, die Tasse um 2 kr. Papiergeld (etwa einen leichten Kreuzer), und als Tafelmusik singt hier ein Bursche mit heiserer Stimme die Lieder, ein alter Mann deklamirt die Gebete, die sie verkaufen, und ein Haufen geäfftigter Andächtiger umsteht jeden derselben. Um 9 Uhr Abends verkündigten Pöllersalven ein Feuerwerk auf der Schützeninsel, welches zwar in der Regel dürftig ausfällt, heuer waren aber jene Signale besonders nothwendig, sonst hätte man gar nichts davon verspürt, denn es ging auch nicht eine Rakete in die Höhe. Gewöhnlich ziehen viele Landleute aus den entferntern Gegenden schon am Festtage nach vollbrachter Andacht am Grabe des Heiligen wieder von dannen; dießmal traf aber der 17. Mai auf einen Sonntag, deßhalb verlängerten die meisten ihren Aufenthalt bis zum Montage, und auch während und nach der Octave kamen täglich neue Züge von Andächtigen, so daß inzwischen Bittgänge, gleich einer Kette, das Vorfest mit der Haupt- und Jubelfeyer gleichsam zu einem Ganzen verbanden. C.

Beylage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 147.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Juni 1829.

Friedensfeinde,
Die ihr den Stahl mit Nachbarblut entweiht?
— Zu Boden werft,
Die mißgestählte Wehr aus blut'ger Hand!

Shakespeare.

Die Mazze in Wallis.

(Beschluß.)

Oberhalb Münster, am rechten Ufer der Rhone, auf einer fast unzugänglichen Höhe, stand Rudolph von Sillinen an der Spitze von etwa 600 Mann. Der Asperling, der Hunngarten und andere Edle von Wallis hatten ihre Streitkräfte mit ihm vereinigt. Langsam stieg ein Mann in voller Rüstung von den höhern Bergen herab, welche Flußaufwärts in die Wildnisse des Gotthard führen, und trat in den Kreis der Edlen, die am Abhange der Höhe standen. Er schlug das Visir auf und blickte schweigend auf die Ritter. „Was suchst Du hier, Thomas in der Bündt?" fragte ihn Rudolph von Sillinen. „Hülfe für das Vaterland in seiner höchsten Noth," antwortete einfach der Gefragte. „Du hast das Recht verschmäht und frech die Gewalt der Waffen herausgefordert," entgegnete ruhig der Ritter. „Gedenke des Spruchs der Eidgenossen auf den Tagen zu Luzern und Oberhasli. Wir wollen keinen Theil an Deinem Unrecht nehmen, helfe Dir nun selber." — „Meynt Ihr," fragte Thomas in der Bündt mit Stolz, „ich sey gekommen, um Hülfe für mich zu bitten? Das Vaterland ist in Gefahr, und Ihr seyd seine Söhne." — „Sollen wir zum Schwerte greifen, um die Thorheiten eines mißleiteten Volkes zu verfechten?" — „Ihr sollt streiten für das Land, das die Wiege Eurer Kindheit war. Sprecht, wollt Ihr zum Volke stehen oder nicht?" — „Unsere Macht ist hier versammelt, unser Eigenthum zu schützen, und mehr gedenken wir nicht zu thun." — „Nun, so lebt wohl! Wenn der Angstschrey des untergehenden Landes Eure Herzen bricht, gedenkt meiner Worte. Ich werde diesen Tag nicht überleben." — Stolz wendete er sich und ging.

Hoch aus den Pässen der Grimsel brach der Gewalthaufe der Berner in das Land; von unten herauf bey Sidders ertönte zu gleicher Zeit der Landsturm. Auf der Spitze der Furka stand Robert von Gestelenburg mit einer kleinen Schaar, den Feind beobachtend. Er zog sich fechtend vor der Uebermacht zurück. So gingen sie herab durch Gestelen, durch Oberwald und Niederwald; ihnen auf dem Fuße folgte der Feind verwüstend. Auf einer Höhe hinter dem Dorfe St. Ulrichen stand Thomas in der Bündt; nicht über 600 Mann hatte er auf diesem Punkte zusammenbringen können; aber ringsum, im Thal und auf den Bergen, rief der Schall der Sturmglocke und der Klang der Hörner die streitbaren Männer von Wallis zusammen. Thomas in der Bündt erinnerte das Volk, wie in alten Zeiten ihre Väter bey eben diesem Dorfe den Herzog von Zähringen geschlagen, ermahnte sie, für Freyheit und Vaterland an diesem Tage tapfere Männer zu seyn, und beseelte alle mit seinem feurigen Muthe. Sieggewohnt und auf seine Uebermacht trotzend stürmte Bern die Höhe hinan. Sein Muth brach an der kühnen Gegenwehr der Männer von Wallis. Im dritten Anlauf hatten die Haufen der Berner die Höhe beynahe erstiegen, als der Pfarrer von Münster an der Spitze der streitbaren Män-

Digitized by Google

ner seiner Gemeinde erschien und das Treffen wieder herstellte. Von Anstrengungen erschöpft, sammelten sich die Berner um ihre Panner, den Anmarsch ihrer ganzen Macht erwartend. Geschäftig eilte der Freyherr durch die Reihen, den Muth und Zorn der Krieger entflammend. An ihrer Spitze stieg er zum vierten Mal die Höhe hinauf. Robert von Gestelenburg suchte und fand ihn im Gewühle des Treffens. „Stehe mir, Wischard von Raron," rief er ihm zu, „wenn Du ein Mann bist!" „Ich bin ein Mann, aber ich kämpfe nicht mit Dir," entgegnete mit Ruhe, der Freyherr und wendete sich seitwärts. „Hier Wischard von Raron!" rief Thomas in der Bündt mit lauttönender Stimme, als er den Freyherrn erblickte, dessen mächtige Gestalt hoch über die Krieger emporragte. „Hier Thomas in der Bündt," entgegnete der Freyherr und sprang aus den Reihen der Seinigen hervor. „Stehe mir zum Kampf!" rief jener. „Ich bin noch keinem Sterblichen gewichen!" erwiederte dieser. „Gebt Raum!" riefen beyde den Ihrigen zu, und rings umher wichen die Männer zurück. Da trafen sie mit Macht auf einander, beyde einander gleich an Kraft und Gewandtheit. Schlag auf Schlag folgte mit der Schnelle des Blitzes, die Erde erzitterte unter ihren Tritten und die Luft ertönte von dem Rasseln ihrer Rüstungen. Mit gespannter Erwartung hefteten sich aller Augen auf den furchtbaren Zweykampf. Aus vielen Wunden rieselte bereits Beyder Blut, aber weder ihre Kraft noch ihr Muth schienen zu erlahmen. Ein gewaltiger Schlag spaltete des Freyherrn Schild. Er trat zurück, faßte das Schwert in beyde Hände, schwang es mächtig um das Haupt, und Thomas in der Bündt taumelte getroffen zurück. Doch nur einen Augenblick schwankte er, dann raffte er die letzte Kraft zusammen, stürzte sich in wüthendem Anlauf mit seinem breiten Schilde auf den Freyherrn und warf ihn die Felsen hinab in den Abgrund. So wie die That geschehen war, schwanden seine Kräfte, und er sank in sein dahin rinnendes Blut.

Unbeweglich stand Rudolph von Sillinen auf der Höhe am Flecken Münster. Das Geschrey der Streitenden, das Rasseln der Trommeln, der Klang der Harsthörner, vermischt mit den wehklagenden Tönen der Verwundeten und Sterbenden, schlugen an das Ohr seiner Krieger, und erwartungsvoll blickten sie auf ihren Führer. Fliehende Greise, Weiber und Kinder zogen jammernd an ihnen vorüber, das Thal hinab; in der Ferne leuchteten die Flammen von Oberwald, Niederwald und St. Ulrichen, und die Blicke der Krieger wurden ungeduldiger, auffordernder. Sichtbar schwankten auch die Führer. Da flog ein leichtfüßiger Jüngling athemlos die Höhe heran. Finster schweigend legte er eine blutige Feldbinde zu des Hauptmanns Füßen nieder. „Was willst Du?" fragte tief bewegt Rudolph von Sillinen. Der Jüngling öffnete seinen Mund und sprach: „Dieß ist Thomas in der Bündt's Feldbinde; sie ist roth von seinem Blute. Er legte sie in meine Hände, als er den Geist aufgab für das Vaterland. Gehe hin, sprach er sterbend, und bringe diese Binde Rudolph von Sillinen, er sey der Feldhauptmann der Männer von Wallis!" Der Jüngling schwieg und schaute ernsten Blickes auf den Führer und die Krieger umher. Rasch griff der Hauptmann nach der blutgefärbten Binde und rief mit mächtiger Stimme: „Auf, für Wallis, Ihr Männer, auf!" „Auf, auf für Wallis!" tönte es aus hundert Kehlen nach. Sie zogen hinab in den Streit.

Als sie an den Ruinen der alten Gestelenburg vorbeykamen, trat langsam ein Ritter in schwarzer Rüstung aus den Trümmern hervor und zog schweigend an ihre Spitze. „Auf, für Wallis!" riefen die Krieger, als sie den Feind erblickten, und verdoppelten ihre Schritte. Jubelnd begrüßten die Kämpfenden den Zuzug ihrer Brüder. „Auf für Wallis!" tönte es durch ihre Reihen, und freudiger entbrannte der Streit. Da sprang blitzschnell der unbekannte Ritter mitten zwischen die Streitenden, rieß den Helm vom Haupte, und seine weißen Locken umwallten den schwarzen Harnisch. „Laßt ab vom Blutvergießen, thörichte Sterbliche!" rief er mit gewaltiger Stimme. „Was schlachtet Ihr Euch um irdische Güter, da der Tag des Gerichts nahe ist?" Wie von unsichtbarer Hand gelähmt, ruhten die Schwerter. Aller Blicke hefteten sich auf die wunderbare Erscheinung. „Anton von Thurn!" riefen mehrere alte Landleute. „Anton von Thurn!" hallte es hundertfach nach. „Ich bin's," sprach der Greis, „und wehe mir, daß Blut fließen mußte um meines vergessenen Namens willen! Ihr Männer von Wallis und Ihr Eidgenossen, was steht Ihr Euch feindlich gegenüber! Sind wir nicht Kinder Eines Volks und Brüder? Der Himmel hat gerichtet, die Anstifter dieses blutigen Bruderzwistes liegen entseelt auf der Wahlstatt. Reicht Euch die Hände zu erneuerter Eintracht und ewigem Bunde!"

Von diesem Tage an ruhte die Fehde, die um Wischards von Raron willen entbrannt war, und ganz Wallis trat in den ewigen Bund der Eidgenossen. Rudolph von Sillinen lebte bis in's späteste Alter, geachtet als Landeshauptmann von Wallis, denn er war ein gerechter Mann auf den Tagen der Gemeinde, und ein glücklicher Gatte und Vater an der Seite seiner Ida. Oft erzählte sie den horchenden Kindern, wie der Vater sie durch den treuen Werni aus dem belagerten Raron gerettet, und dann liebkosten die Kleinen das ungestalte, aber gutmüthige Wesen. Alberts und Babis Vereinigung versöhnte die Schatten der Väter. Robert erhielt die Güter derer von Gestelenburg zurück. Der alte Anton von Thurn zog sich in die Einsamkeit zurück und starb in hohem Alter, ohne das jüngste Gericht zu er-

Digitized by Google

leben, das von ihm und vielen Schwärmern jener Zeit täglich und stündlich erwartet wurde. Von dieser Zeit an hat die Mazze vor keiner Thüre mehr gestanden, und im Lande Wallis herrschte Ruhe und Frieden.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Fichte und Johannes von Müller.

Fichte war im Jahre 1806 nach der unglücklichen Schlacht bey Jena vor dem Andringen der Franzosen mit dem Könige und den Staatsbehörden nach Königsberg gegangen, und hatte daselbst in der Nähe des Kampfes den Winter verlebt, ein aufmerksamer Beobachter der Ereignisse, wovon die in der Lebensbeschreibung selbst mitzutheilende Korrespondenz mit seiner Gattin merkwürdige Einzelnheiten darbietet. Auch hier von den Feinden verdrängt, war er, um seiner Familie näher zu seyn, die in Berlin zurückgeblieben war, über Memel zur See nach Kopenhagen gegangen, mit dem Vorsatze, selbst nach Abschluß des Friedens nicht eher nach Berlin zurückzukehren, als bis es von den Feinden geräumt sey. Aber auf seiner Gattin Bitten und Johannes Müllers Vorstellungen änderte er diesen Entschluß unter der Bedingung, daß er mit den Fremden nicht in Berührung zu kommen brauche. Zur Erklärung dieses Entschlusses schalten wir eine Stelle aus den Briefen an seine Gattin ein:

Kopenhagen den 1. August 1807.

„Diesen Morgen habe ich Deinen Brief vom 25. Juli sammt Müllers Einschlusse erhalten. Ich habe Dir zu Liebe meinen Entschluß geändert, den ich Dir früher ankündigte, und ich werde nun mit dem nächsten Paketboote abgehen; wogegen ich von Dir und Müllern Folgendes erwarte:"

„Mein Hauptgrund, Berlin bis zum Abgange der Gäste zu melden, war, um dem Andringen, dem Ausforschen, dem Eintrichtern ihrer superiören Begriffe und Pläne, wie sie es notorisch gegen Männer von einigem Rufe beobachten, zu entgehen. Dieß kann geschehen nur insofern, als ich incognito bin. Um dieses Incognito für die Fremden bitte ich. Da ist mir nur ominös, daß H. dagegen ist. Daß dieser sich ja nicht einfallen lasse, mir ohne Bekanntschaften bey seinen Gönnern verschaffen zu wollen! Sobald ein Wink solcher Art erfolgt, reise ich sogleich wieder ab. Daß Müller Berlin verlasse, darin kann ich um so weniger mich schicken, da ich ersehe, daß wir an ihm einen wahrhaften Freund gewonnen haben. Ich erschrack über seinen Ruf nach T. und den Gebrauch, den er davon gemacht hat. Müller kann in keiner kleinen Stadt mehr leben, und vollends in einem Neste, wie T.! Ferner fürchte ich, daß seine Meldung gerade in die Hände solcher gefallen ist, die gegen ihn eingenommen sind und welche sie für ein eigenes Geständniß desjenigen, was sie ihm zutrauen, halten werden. O, daß ich nicht in der Nähe bin und über die gewaltige Ostsee hin mit Briefen nicht rasch genug wirken kann! Hätte ich es einige Tage früher gewußt, so hätte ich wenigstens H—d, der, so wie Minister Schrötter und B., Müllern treu geblieben ist, einen Wink gegeben. So kann diese Sache abgemacht werden, ohne daß ein einziger Müllern Ergebener Etwas davon erfährt. — O unselige Eil, ohne Kenntniß aller Umstände zu handeln, wie lange wird man dich noch den Gelehrten vorzurücken haben!"

In einem der Briefe, die Fichte in Müllers Angelegenheit an einen Staatsmann schrieb, spricht er sich folgendermaaßen darüber aus:

„Müllers verrufene Rede *) selbst zu lesen, war eines meiner ersten Geschäfte in Kopenhagen. Ihre Tendenz ist sichtbar die, den Siegern, die bey ihrer Haltung zugegen waren, Achtung vor den Besiegten, diesen aber Muth und Vertrauen auf sich einzuflößen und sie vor der Verzweiflung zu bewahren. Sie enthält in diesem Geiste die herrlichsten Stellen. Die zwey Stellen, welche man hinwegwünschte, sind dem Verfasser durch die Lage der Dinge, wie man dieß auch durch den Zusammenhang der Rede ersieht, abgedrungen worden. Diese hat die Mißdeutung, nicht fähig, ein Ganzes zu fassen, außer dem Zusammenhange ergriffen und zur Hauptsache gemacht."

„Nun hat Müller einen Ruf nach Tübingen erhalten und ihr Regierung froh seyn könnte, einen Beamten weniger besolden zu müssen, theils in der Empfindlichkeit wegen der erfahrenen Mißdeutung, hat er um seine Dimission geschrieben. Ich halte in sehr vieler Rücksicht es für nachtheilig für die gute Sache, wenn wir ihn verlören. Das Skandal, das durch ihn in der That nicht gegeben ist, erhielte dadurch Bestätigung und scheinbar Wahrheit. Ich weiß nicht, in wessen Händen diese Sache seyn mag; können Sie aber auf dieselbe einfließen, so empfehle ich sie Ihrem eigenen höhern Sinne."

* * * *

Endlich gegen Ende Augusts 1807 langte Fichte wieder bey den Seinigen an. Er hatte es vorgezogen, von Kopenhagen aus zu Lande über die dänischen Inseln zurückzukehren, indem das Meer schon unsicher wurde durch die englischen Schiffe, welche sich damals zum Angriffe auf Kopenhagen von allen Seiten sammelten. Aber auch jetzt entging er kaum der Blokade, welche die Engländer

*) Sein discours sur la gloire de Frédéric le Grand, den er am 18. Januar 1807 in der öffentlichen Sitzung der Akademie zu Berlin gehalten hatte.

Digitized by Google

über die Insel Seeland verhängten, indem er nur mit Mühe auf einem kleinen Boote ihren Wachtschiffen entkam.

Wir haben von ihm selbst die Gründe vernommen, weßhalb er Anfangs nur nach der Räumung Berlins durch die Franzosen dorthin zurückkehren wollte. Jezt bewohnte er unbemerkt von den Fremden mit seiner Familie ein kleines Gartenhaus in der Nähe Johannes von Müllers. Beyde Männer schlossen sich in fast täglichem Umgange immer vertrauter und ernster an einander, und Fichte, der bey seiner entschiedenen Gesinnung nicht einmal den Schein einer Annäherung an das feindliche Prinzip hätte billigen können, sah jezt Manches in dem Benehmen Müllers erklärt, was ihm selbst aus der Ferne zweifelhaft geblieben war. Jezt aber vollends, bey immer vertraulicheren Mittheilungen, erkannte Fichte das Unrecht, das man der herrlichen Gesinnung des Mannes zugefügt hatte, und um so tiefer beklagte er seinen drohenden Verlust, als den eines Freundes und einer Zierde des Staates, unter dessen Schuz, wie Fichte behauptete, alle Deutsche sich jezt versammeln sollten, die dem fremden Joche sich nicht zu beugen gedächten.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

(Beschluß.)

Beziehung nicht zurück, denn hier gab ein Schweizer, in dieser vor hundert Jahren den Messager boiteux heraus, der sich bis auf den heutigen Tag weit verbreitet hat und das Lieblingsbuch der Landleute geworden ist. Er hätte sehr viel nüzen können, wenn darin nicht, fortgesezt bis auf den heutigen Tag, eine Menge astrologischen Unraths enthalten wäre. Diesem hinkenden Boten war es auch nicht darum zu thun, das Volk aufzuklären, ihm alte Vorurtheile zu benehmen und ihm spielend in passenden Beyspielen Lehren der Sparsamkeit, Ordnung, Mäßigkeit und Tugend beyzubringen. Um diesem Uebelstand abzuhelfen und dem Landmanne ein Volksbuch in die Hand zu geben, wie Hebel und André in Deutschland, vereinigten sich mehrere geschickte und wohldenkende Männer, an deren Spize der verstorbene Baron Staël stand. Was sie in vorliegendem Messager Suisse geleistet haben, ist allerdings besser, als die Gaben des Herrn Peters mit dem Stelzfuß; aber es kann lange noch nicht gut genannt werden. Neben manchem Nüzlichen und Volksthümlichen finden sich da auch Geschichten von Mordthaten und abgelebte Anekdoten. Recht nüzlich ist die beygegebene Karte vom Genferland, der jährlich ein anderer Kanton folgen soll.

Eine Entdeckung des Prof. Humbert über den Reichthum der französischen Sprache ist so neu und unerwartet, als interessant. Vor einigen Jahren gab dieser wackere Erziehungsmann eine Abhandlung über den Nuzen der hebräischen Sprache heraus. Er sprach darin von ihrem Reichthum und bemerkte, daß darin nach Angabe orientalischer Grammatiker tausend Worte für Kameel und fünfhundert für Schwert vorhanden wären. fügte aber hinzu, daß auch in mehreren europäischen Sprachen eine ähnliche Menge von Synonymen nichts Ungewöhnliches wäre; daß z. B. die Lappländer dreißig Worte für Rennthier, die Franzosen mehr denn fünfzig für Schiff, dreißig für Pferd, die Deutschen aber mehr denn hundert für Pferd hätten. Ein hiesiger Bankier, dem die Abhandlung in die Hände fiel, zweifelte an der Angabe hinsichtlich der französischen Sprache und forderte Humbert schriftlich auf, die Behauptung zu beweisen. Der Professor gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit, denn er hatte jene Angaben nur so auf Gerathewohl und approximativ hingestellt. Nun griff er zu allen Wörterbüchern, Vocabularien, Idiotiken, ja zur Encyclopädie selbst. Schon nach einigen Tagen fand er die französische Sprache an Worten für Schiff und Pferd viel reicher, als er geglaubt hatte. Zweyhundert und fünfundvierzig entdeckte er nach und nach für ersteres und hat sie Alle ausführlich nachgewiesen. Darunter sind freylich barbarische, harte und barocke Worte und viele sind aus andern Sprachen herübergenommen, z. B. almadie, aphracte, bacasses, buccutaure, chom u. s. w.; es bleiben aber doch immer gegen zweyhundert ächt französische Worte, was immer aller Ehren werth ist. Nicht lobenswürdig ist dagegen ein literarisches Duell, das vor einiger Zeit bey uns statt hatte. Hier lebt ein Herr Grenus, der fünfzig Jahre lang Grenus schlechtweg hieß. Dem Manne fiel es ein, auf einmal Baron seyn zu wollen; deßhalb gab er eine Schrift heraus, wo er neben einer Menge aristokratischer Deklamationen den Beweis zu führen bemüht war, daß die Grenus von Adel, daß sie Barone seyen. Sie können denken, wie hier darüber gespottet wurde, denn wenn es uns gleich nicht an aristokratischen Elementen fehlt, so ist dabey doch immer einiges Verdienst und nichts Lächerliches. Dem Hrn. v. Grenus ging es daher schlecht, nicht allein zu Genf, sondern auch in Frankreich. So wurde seine Schrift im Januarheft der Revue encyclopédique arg mitgenommen und mit sarkastischer Lauge gewaschen. Darüber ergrimmte der neue Ritter über die Maaßen, und da [illegible] viel in jenes Journal schreibt, so schien es ihm ausgemacht, [illegible] der Verfasser des Artikels sey, wiewohl darin durchaus nicht Sismondis Schreibart zu erkennen war. Grenus schrieb ihm also ohne Weiteres einen unartigen Brief und forderte ihn dabey auf Pistolen heraus. Sismondi, der sanfte, bescheidene, fast schüchterne, dabey allgemein geachtete, in den glücklichsten Familienverhältnissen lebende Mann, stellt sich, feuert zweymal in die Luft, während Grenus auf ihn schießt, ohne ihn zu treffen. Erst nach dem zweyten Gang erklärt der edle Mann ganz ruhig, daß er nicht Verfasser jenes Artikels sey. M.

Auflösung des Räthsels in Nro. 141:
Der Punkt und das Punktum.

Palindrome.

Ein trabend Roß verkehrt im Worte,
Es wird sogleich zur Traubensorte.

Drehst Du mich eßbare Wurzel um,
So wahr' ich der Klöster Heiligthum.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Juni 1829.

— Entsage!
Entbehrung stehet mit dem Thron im Bunde,
Dir bleibet nur der ew'gen Sehnsucht Klage.

Ludwig von Bayern.

Deutsche Barden.

Eine Fiction.

Es schimmerten in röthlich heller Pracht
Die schnee'gen Gipfel über mir; es lagen
Die Thäler tief und fern in dunkler Nacht.
Der frühe Nebel ward empor getragen;
Ich sah ihn in den Schluchten bald zerfließen,
Bald über mich die feuchte Hülle schlagen.
Den Bergstrom hört' ich brausend sich ergießen,
Das starre Meer des Gletschers sich zerspalten,
Und donnernde Lawinen niederschießen.
Ich hatte Müh' den steilen Pfad zu halten,
Auf dem ich klomm zum hohen Bergesthor,
Von wo die Blicke ostwärts sich entfalten.
Und wie ich zu der Höhe mich empor
Geschwungen hatte, traf mit heimschem Klange
Hochdeutsche Mundart lockend mir das Ohr.
Ich stand gefesselt und ich lauschte lange,
Und hörte der gewalt'gen Rede Fluthen
Melodisch schwellend werden zum Gesange.
Es stand der Sänger einsam, in die Gluthen
Der Sonne starrend, die sich nun erhoben
Aus Wolken, die am Horizonte ruhten.
Der Schleyer, blutigroth aus Dunst gewoben,
Auf ebne, weite Landschaft ausgebreitet;
Das tiefe Blau der Himmelswölbung oben,
Die Bilder, so der Morgen hier bereitet,
Sie wurden auf der Griechen Heldenkampf
Verherrlichend vom Liede hingeleitet.
Ich hört' ihm zu, sah über Blut und Dampf
Die Freyheitssonne Hellas' sich erheben,
Das Leben siegen ob dem Todeskrampf:
Du goldne Freyheit, bist das Licht, das Leben;
Die blut'ge Taufe tilgt der Ketten Schmach;
Du hast Dir, Heldenvolk, das Seyn gegeben.
Er schwieg, ich lauschte noch; vortretend sprach
Den Mann ich an mit dargereichter Rechten:
Du deutscher Bard', der sich die Palme brach,
Du siehst mein Aug' von deines Liedes Mächten
Geschmückt noch mit der Thränen Perlenzier,
Und nicht ob meinem Antrag wirst du rechten.
Ich bin ein Deutscher, so wie du, und mir
Entströmet der Gesang aus Herzens Grunde
Um Freyheit, Recht und Glauben, so wie dir.
Die Wildniß bringt uns näher und die Stunde,
Was in der Brust wir tragen und im Schilde:
O reiche mir die Hand zu heil'gem Bunde!
Drauf er mit Wehmuth lächelnd und mit Milde:
Mich freut in deinem Aug' der Wiederschein
Von dem aus mir hervorgeblühten Bilde.
Doch blicke hier in's offne Thal hinein:
Du wirst auf jenem Pfade niedersteigen,
Und Mensch dort unten unter Menschen seyn.

Digitized by Google

Dein Wille, deine Kraft, sie sind dein eigen;
Du magst mit Lieb' und Haß in's Triebrad greifen,
Und magst, so wie du bist, dich offen zeigen.
Dort wird der Freundschaft edle Frucht dir reifen,
Dort gilt der Wärme glückliche Gewalt,
Die es verschmäht zu diesen Höh'n zu schweifen.
Blick' um uns her, wie lebensleer und kalt
Die starren Zinnen des Gebirges trauern;
Hier ist mein winterlicher Aufenthalt.
Sie sind der Völkerfreyheit feste Mauern,
Und sammeln still die Wolken für das Thal
Zu Quellensegen und zu Regenschauern.
Ich bauf' in Sturm und Wolken hier zumal;
Dem dieser Alpen ist mein Schaffen gleich,
Ob aber liebend, ob aus freyer Wahl — ?
Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?
Wer fragt nach mir, der einsam ich verbannt
Aus menschlicher Genossenschaft Bereich?
Die flücht'ge Stunde, wo du mich erkannt,
Du magst in der Erinnerung sie feiern,
Wir sind getrennt, so bald ich mich genannt —
Ich bin der König Ludewig von Bayern.

Adelbert von Chamisso.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Die Entscheidung, welche Müller aus Preußen entfernte, war schon erfolgt. Fichte hätte sie abgewendet, wäre er noch in der Nähe der Behörden gewesen; jetzt waren aber die Briefe, die er deßhalb von Kopenhagen aus schrieb, zu spät gekommen, und noch nachher theilte ihm ein Staatsmann mit, er habe im Verfolge dieser Aufforderung das Unmögliche versucht, um jenen Verlust abzuwenden; aber Müllers erster Schritt, gerade wie Fichte es befürchtete, habe Alles verdorben. Und so reiste jener schon wenige Monate nach Fichtes Rückkehr ab, seinem Rufe nach Tübingen folgend, um daselbst, wie er sich äußerte, in tiefer Zurückgezogenheit sein noch übriges Leben zur Vollendung seiner Werke zu verwenden, und bey der hoffnungslosen Gegenwart in der bessern Vergangenheit seines Vaterlandes zu leben und seiner Zukunft sich zu widmen. — Fichte mit seiner Familie und einigen Freunden gab ihm noch das Geleit bis zur nächsten Post auf dem Wege nach Leipzig hin, und hier traten die Männer beym Abschiede noch einmal zusammen, reichten sich die Hände und gelobten sich, kräftig und innig zu stehen über dem zertrümmerten Vaterlande; eben jetzt käme es auf das Beyspiel der Gesinnung an, das die ersten Geister dem Volke gäben. Sey das Verbrechen, welches dem Vaterlande den Untergang bereitet, Schwäche und Halbheit gewesen, so müsse jetzt Kraft und Entschiedenheit in That und Wort eine bessere Zeit bereiten und ein neues Leben des Geistes gründen, das den Waffen des Feindes unzugänglich und unzerstörbar sey. Von außen her möge man nichts Günstiges mehr erwarten; da sey der Erfolg ungewiß, oder, wo gewiß, sicherlich uns nur noch zu größerem Verderben, zu tieferer Schmach gereichend; in uns selbst und der eigenen That sollten wir die neue hoffnungsreiche Zeit säen! —

Tiefgerührt schied Müller endlich aus dem Kreise, beklagend, einen Freund von so kräftiger Offenheit nicht stets zur Seite gehabt, so spät ihn gefunden zu haben, und leider war seine verhängnißvolle Nachgiebigkeit gegen Napoleon zu Fontainebleau, wiewohl sie aus der trefflichen Absicht floß, seinem Vaterlande hilfreich zu werden, oder wenigstens Aergeres zu verhüten, gewiß nicht im Geiste jener Vorsätze, und aus klarer Anerkenntniß der eigentlichen Verhältnisse entsprungen. Er schrieb noch einige Male aus Kassel an Fichte und seine Gattin voll tiefer Wehmuth und wie mit gebrochenem Herzen, und nicht lange (am 29ten Mai 1809) starb er an der gallichten Rose, eines der vielen unersetzlichen Opfer jener furchtbaren Zeit, während, wenn er wirkend durch Schrift und Wort sich der nahen Zukunft seines Vaterlandes aufgespart hätte, er vielleicht noch jetzt in heiterm Alter der Stolz seiner Nation wäre.

Johannes von Müller an Fichte. *)

Berlin, am 23ten Juli 1807.

Ich habe den lieben Ihrigen, Edler und Weiser, nicht mehr gegeben als von denselben empfangen: den aus freyer Mittheilung der Gefühle entspringenden Trost. Dabey habe ich das Vergnügen gehabt, einen weiblichen Charakter kennen zu lernen, welcher der schönsten Zeiten der Menschheit würdig ist, und einen äußerst lieben Jungen, welcher gut ist und empfänglich, wie er soll, aber einen trefflichen Blick und sichern Charakter verkündiget. Nähe und Unglück hat ein Band zwischen uns geflochten, das Sie ganz vorzüglich mit umschließt, und das auch Jahre und Entfernung nicht lösen werden. Ich habe in großer Zurückgezogenheit arbeitsam gelebt. Mein Zweck bey jener Rede war, dem Sieger etwas Achtung für dieses Volk einzuflößen, die Preußen aber zu erinnern, was sie nach eben so großem Unglück (1630 — 40) doch wieder wurden und auch nun wieder werden können, wenn sie dem großen Beyspiele folgen. Geschrieben habe ich fast Niemanden, am wenigsten um eine Stelle. Aber der König von Wirtemberg hat mich von selbst nach Tübingen geladen, welches

*) Aus dem zweyten Bande der Briefsammlung zu Fichte's Lebensbeschreibung hier eingeschaltet.

Digitized by Google

durch die Nähe der Schweiz mir empfohlen wird. Unser König verliert nun wohl zwey Drittheile seiner Einkünfte. Ich weiß, daß mit einem guten Plane auch aus dem Reste viel Gutes zur Herstellung des öffentlichen Flores zu machen wäre. Aber da ich nicht wissen konnte, ob man zu einem so ganz andern Systeme sich entschließen wird, und eben so wenig, wie tief die pöbelhaften Verdrehungen meiner Denkungsart gewurzelt haben mögen, so habe ich angefragt, ob der König mir meinen Abschied zu geben geneigt wäre? Ich erwarte Antwort. Meynt man, mich zu behalten, so bleibe ich. Gibt man mir die Freyheit, so gehe ich nach Wirtemberg, nicht um in Tübingen ein Paradies zu finden, sondern ein bequemes Dorf, wo ich ganz einsam der Ausarbeitung eines Werkes leben könne, das drey, wohl auch vier, ja fünf Jahre erfordert, und dessen Vollendung mein größter Wunsch ist. An den Urtheilen der Menschen liegt mir nichts, wenn ich mit mir selbst zufrieden seyn kann. Meine Grundsätze wird die Nachwelt beurtheilen. Dieses, vortrefflicher Freund (längst nennt Sie mein Herz so, und viel wärmer jezt, da ich so viel mehr von Ihnen gehört), dieses ist die Gestalt meiner Sachen. Ueber die öffentlichen habe ich meine eigene Ansicht. Wir waren allesammt vom wahren Ziele so weit abgekommen, und im Kriege und in Geschäften solche mechanische saft- und kraftlose Tabellenmenschen geworden, daß wir der Erhaltung nicht mehr werth waren. Einer ist gekommen, dem das Schwert der Zerstörung gegeben war. Er hat seine Zeit. Ob auch die unsrige je wieder seyn wird, hängt ganz von dem ab, ob und wie wir die Lektion benutzen. Wenn wir auf unsern Irrthümern beharren, so wird dieß caput mortuum endlich weggeworfen und eine bessere Menschheit in andern Welttheilen oder Zeiten aufblühen. Ziehen wir aber Nutzen aus der Lehre, so wird auch das Unglück nur vorübergehend seyn. Was von uns geschehen kann, durch Wort und Schrift, auf mancherley Art, mit Sanftmuth und Strenge, um Gefühle zu wecken, um zu verhindern, daß man nicht verzweifle, um auf dem Weg des Bessern vorzuleuchten, das ist unsere Schuldigkeit. Wenn Sie an den Minister Schrötter oder H. schreiben, so empfehlen Sie doch, daß man endlich Jemanden schicke, mit dem zu reden sey, der ein Band knüpfe, der höre und antworte; wir sind Schafe, die keinen Hirten haben. Und weiter lehrt am besten Corneille:

Faites votre devoir et laissez faire aux dieux!

Leben Sie wohl, und reisen Sie glücklich — zu uns!

Der Ihrige J. v. Müller.

(Die Fortsezung folgt.)

Zur Geschichte der Bildung der Sonnenfäden.

Jedermann kennt die feinen, schillernden Fäden, die zur Sommerszeit in der Luft schweben oder, sich mannigfach kreuzend, von einem Gegenstand zum andern gespannt sind und sich uns an Gesicht und Kleider hängen, und man weiß, daß kleine Spinnen die Weberinnen dieses Luftgespinnstes sind. Ehe man zu dieser Ueberzeugung kam, erschien dieser Alteweibersommer, wie das Volk ihn nennt, wohl als „ein leicht und licht Gespinnst der Feen;“ doch auch nachdem man die kleinen Künstler hatte kennen lernen, war die Erscheinung immer noch wunderbar genug; denn wie wollte man die Bildung eines über einen breiten Bach oder zwischen zwey entfernt stehenden Bäumen ausgespannten Fadens erklären? Wie so oft in der Naturgeschichte, fiel man auch hier auf das Unwahrscheinlichste, Unbegreiflichste; man nahm an, die kleinen Spinnen schleudern den Faden gegen einen Gegenstand, an dem er dann vermöge seiner Klebrigkeit hängen bleibe. Dieß war den kleinen Thieren zu viel zugemuthet; man kam daher in der neuern Zeit auf den Gedanken, die Spinnen möchten durch Strömungen in der Luft hin- und hergeführt werden und somit, indem der von ihnen ausgehende klebrigte Faden überall, wo das Thier anhält, hängen bleibt, das luftige Gewebe von einem Gegenstand zum andern ziehen. Dieß ließ sich schon eher hören; nur erhielt dadurch die ganze Erscheinung den Charakter der Zufälligkeit, und wir bewundern ja bey den Werken der Natur sonst gerade das Gegentheil. Der kleine Luftschiffer müßte, wenn er, sein feines Tau nachschleppend, von einem Baume zum andern gesegelt ist, auf Gegenwind harren, um wieder auf die andere Seite zu gelangen, und dürfte wohl oft verhältnißmäßig so lange warten, bis er den Anker lichten könnte, als der Altonaer Schiffer, der bey Westwind nach Harwich will. Die Beobachtungen, die der französische Naturforscher Virey an kleinen Spinnen gemacht hat, sind darum sehr interessant. Er bemerkte, daß junge Spinnen von verschiedenen Arten (besonders von Epeira diadema) sich im geschlossenen Zimmer, in welchem durchaus kein Luftzug herrschte, frey, sogar von der Hand erhoben; sie lassen an dem Orte, von dem sie ausgehen, einen Faden kleben und ziehen ihn, sich fortbewegend, bis an den Platz, auf dem sie sich niederlassen. Virey erklärt diese aufsteigende Bewegung der kleinen Aeronauten aus der Bewegung ihrer vier Paar Beine, so daß es also eine Art von Schwimmen in der Luft wäre. Einige Skeptiker in der Akademie der Wissenschaften meynten aber, im Zimmer könnten doch Luftströmungen stattgefunden und die leichten Körper fortgeführt haben; es wird daher auf fernere genaue Versuche ankommen, ob sich Virey's natation aérienne bestätigt.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Wieder ein neues Wunderthier! Ein 95 Schuh langer Wallfisch ist so gut gewesen und hat sich auf der Küste bey Ostende aufs Trockene ziehen lassen; *) es hat sich schnell ein Eigenthümer zu dem Seeungeheuer gefunden und dieser Mann nun hat das Thier, wahrscheinlich theilweise auf einige Wagen gepackt, den nach Neuigkeiten sich sehnenden Parisern zugeführt. Die vier Chinesen waren eben entkleidet und ins christliche Seminarium gesteckt worden. Es war nichts mehr an ihnen zu schauen; so erschien also der Wallfisch zu rechter Zeit, um den Parisern neue Augenweide zu gewähren. Man hat dem Thiere eine 100 Fuß lange Bude errichtet; Hr. Geoffroy de St. Hilaire, der eigentliche Ceremonienmeister bey allen in Paris erscheinenden Wunderthieren, machte die Honneurs in der Bude, als der König den Wallfisch in Augenschein nahm, so wie er damals, als die Giraffe sich nach St. Cloud zum Besuche beym König begab, auch das langhalsige afrikanische Wunderthier begleitete. Eigentlich sollte Cuvier der Ceremonienmeister seyn; denn der erste Naturforscher am Naturalienkabinette hätte eigentlich die Pflicht, den gekrönten Häuptern die neuen Wundersachen zu erklären; allein Cuvier, der zugleich Staatsrath ist, hat sich des Geschäftes entledigt und überläßt es seinem Kollegen. Außer dem Wallfische hatten die Pariser auch noch Gérards Krönungsgemälde anzuschauen. Eine Krönung ist in Frankreich eine große Angelegenheit; nicht allein wird ein Geschichtschreiber dazu gebraucht, um den Vorgang umständlich der Nachwelt zu berichten, die aber leider unmöglich die hundert und tausend Krönungen, die in der Welt vorgegangen sind, im Gedächtnisse wird behalten können; sondern auch ein Maler pflegt angenommen zu werden, um den wichtigen Auftritt bildlich darzustellen, und dieser Maler ist gewöhnlich der erste Maler seiner Zeit oder doch einer der ersten. Auf dieses Ueberliefern an die Nachwelt dürfen die Könige jedoch nicht sehr rechnen; denn die Malereyen sind sehr vergänglich; schon die Krönungsstücke aus den Zeiten Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. sind verschwunden. Das Davidsche Gemälde der Krönung Napoleons soll nur noch, in Stücke zerschnitten, auf dem Speicher des königlichen Museums vorhanden seyn. Nun läßt sich freylich erwarten, daß die Bilderstürmenden Zeiten vorbey sind; allein die Partheywuth erwacht von Zeit zu Zeit in der Geschichte mit aller Rohheit der barbarischen Zeitalter. Man muß hoffen, daß Gérards Gemälde wird erhalten werden, denn es ist ein schönes Stück und hat viel gekostet. Zwar will man dieses Gemälde nicht zu den besten des vortrefflichen Malers rechnen; allein wenn es auch als ein großes Ganze nicht zu den allervorzüglichsten gehört, so sind doch die meisten Theile vortrefflich ausgearbeitet, besonders die Köpfe, und dazu sind die Hauptfiguren nach dem Leben porträtirt; es ist, als ob die Namen darunter ständen, so leicht sind die Gesichter der Hauptfiguren zu erkennen. Man hat es dem Maler allgemein zum Verdienst angerechnet, daß er nicht die Krönung selbst, sondern das auf dieselbe Folgende dargestellt hat, nämlich wie der König auf seinem Throne sizt, von seinem Sohne, dem Herzoge v. Angouleme, die erste Huldigung empfängt und wie alle Zuschauer belebt werden und ein allgemeines Vivat ausrufen. Dadurch hat der Künstler klüglich die steifen Haltungen vermieden, die er sonst bis zum Ekel in seinem Gemälde hätte wiederholen müssen. Dichtern und Malern ist Manches verstattet; deßhalb hat man es auch dem Baron Gérard zu Gute gehalten, daß er, anstatt ein Krönungsgemälde zu liefern, wie es war bestellt worden, ein Huldigungsgemälde geliefert hat. Die Liberalen hätten es lieber gesehen, wenn Gérard den vom Könige geleisteten Eidschwur zur Aufrechthaltung der Verfassung Frankreichs dargestellt hätte; dagegen hätten die Ultra's die Hauptrolle im Gemälde lieber dem Erzbischofe von Rheims zugetheilt und dem Könige eine untergeordnete Stellung angewiesen. Gérard hat es mit keiner Parthey verderben wollen; die Huldigung ist eine nothwendige Folge der Krönung und kann Niemand Anstoß geben. Nur daß die Minister nicht mit den Hofbeamten abgebildet sind, da Villèle doch bey dieser Ceremonie eine Hauptfigur spielte, hat den Journalen Anlaß zu einigen Scherzen gegeben. Ist es erlaubt, diese Herren so ohne alle Rücksicht bey Seite zu lassen, aus dem einzigen Grunde, weil sie von ihren Aemtern entlassen sind? Hat Gérard dadurch denjenigen gefallen wollen, welche jezt das Staatsruder führen und mit denen er folglich wegen der Bezahlung des Gemäldes zu thun hat? Wie ganz anders würde es gewesen seyn, wenn heutzutage Villèle noch der Zahlmeister wäre? Welch ansehnliche Stelle würde der Maler dann dem Herrn Minister vorbehalten haben? Wäre es nicht für die Nachwelt interessant gewesen, falls Gérards Gemälde auf die Nachwelt gelangen sollte, mit den Porträten der Hofleute, um die sich die Nachwelt wahrscheinlich nicht viel bekümmern wird, diejenigen der Minister zu sehen, welche so große Bewegung hervorgebracht und einen großen Theil der Nation durch ihre widersinnigen Maaßregeln gegen sich aufgebracht haben, von denen man so lange und so heftig gesprochen und deren verderblicher Einfluß sich noch so lange in der folgenden Zeit hat spüren lassen?

Die Baukünstler und Bildhauer haben ihr Urtheil jezt an andern öffentlichen Ausstellungen zu üben. Es war der Stadt daran gelegen, den Ludwigsplatz zwischen dem Tuileriengarten und den Eliseischen Gefilden auf eine großartige Weise auszuschmücken und am Eingange der Eliseischen Gefilde eine Reihe von Gebäuden anzulegen, die zu dieser Verzierung paßten. Obschon bereits ein geschickter Baukünstler, Namens Gautier, mit einem Plane beauftragt worden war und denselben auch zur Zufriedenheit der Kenner vorgelegt hatte, so fand man es dennoch für gut, einen Konkurs zu eröffnen, um auch andere, vielleicht noch bessere Pläne zu bekommen. Man bezeichnete also zehn Baukünstler und trug diesen auf, Pläne einzugeben; zur Vergütung sollte jedweder eine Summe von 1500 Franken bekommen, nebst der Hoffnung, vielleicht mit der Ausführung des Plans von der Stadtbehörde beauftragt zu werden. Natürlich war die Ernennung der zehn Baukünstler ein Werk der Gunst, die sich bey einer Stadtbehörde so gut äußert, wie bey einer Landesobrigkeit; vielleicht wäre es besser gewesen, für Jedermann den Konkurs offen zu lassen; alsdann hätte aber freylich die Belohnung von 1500 Franken wegfallen müssen. Vielleicht hätte man auch zuerst einen vorläufigen Konkurs eröffnen und diejenigen, die als die besten sich bewährt hätten, zum eigentlichen und lezten belohnten Konkurs zulassen können. Uebrigens erheben sich jezt viele Stimmen gegen die Konkurse, obschon sie ihrer Natur nach doch immer die beste Verfahrungsart bleiben müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man sehe Nr. 139 dieser Blätter.

Beylage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. Juni 1829.

Ein hoher Genius der Menschlichkeit
Begeistert dich!
Du bist die Morgenröthe
Eines nahenden großen Tags!

Klopstock.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.
(Fortsetzung.)

Fichte an Johannes von Müller.
(Antwort auf das Vorhergehende.)

Ich habe, vortrefflicher Mann, immer gewünscht, daß eine gegenseitige, nähere Kenntniß ein engeres Verhältniß zwischen uns schließen möchte, und ich danke es von Herzen der braven Frau, der ich schon so vieles andere verdanke, daß sie dieß herbeygeführt. Meine innige Verehrung, Liebe, Theilnahme, hatten Sie immer, und ich freue mich jezt, ein Recht bekommen zu haben, sie Ihnen auch durch Wort und That zu bezeugen. Daß Sie von Berlin weggehen, halte ich schon aus allgemeinen Rücksichten für ein sehr nachtheiliges Ereigniß; wie viel mehr muß es jezt mich schmerzen, da ich die Aussicht eines vertrauteren Umganges mit Ihnen habe. Ihr Werk würden Sie gewiß mit unverhältnißmäßig größerer Ruhe in einer großen Stadt, als unter kleinstädtischen, tausenderley gesellschaftliche Pflichten und Vorsichten auferlegenden Menschen arbeiten, und sodann die Unruhe und der Zeitverlust bey Veränderung eines Hauswesens wie das Ihrige! Die Mißdeutung Ihrer Denkart ist zu einer Menge achtungswürdiger Männer gar nicht durchgedrungen, und von den andern kenne ich keinen einzigen, der nicht sein Urtheil suspendirt hätte, der nicht geneigt wäre, sich berichten zu lassen, der nicht wünschte, Sie rein und tadellos zu finden. Ich habe sogleich nach Empfang Ihres Briefes einige der ersten interessirt, für Sie zu wirken, einen der leztern aber berichtiget.

Die Reden an die Deutschen.

— — — Noch tiefer beschäftigte ein anderer, die ganze Zukunft Deutschlands betreffender Vorsatz damals Fichtes Aufmerksamkeit. Er sah die Selbstständigkeit seines Vaterlandes vernichtet, sah es entehrt, im Innersten zerstückelt und einer Gewalt hingegeben, die, absichtlos wie absichtlich, es immer nur noch tiefer mit sich zu entzweyen und zu zerrütten vermochte. Aber dieß Unglück kam ihm eigentlich nicht unvorhergesehen. Nach menschlicher Weise erwartet man sonst wohl das innigst Gewünschte auch eben so zuversichtlich; und wirklich schien in dem lezten entscheidenden Kampfe des Jahres 1806 die Sache der Freyheit fast siegen zu müssen. Dennoch hatte er bey der Unsicherheit und Halbheit, die alle öffentlichen Schritte bezeichnete, bey dem kraftlosen Schwanken, das in Worten und Handlungen überall hervorleuchtete, den drohenden Untergang bey jeder kräftigen Berührung von Außen lange schon vorher geahnet. Und so war ihm jener Kampf eigentlich von doppelter Bedeutung. Preußen war der einzige Staat Deutschlands, der bey der allgemeinen Umwälzung im Sturme der Zeit noch unerschüttert geblieben war, ein starker Jüngling voll gewaltig keimender Kräfte, wie sein herrliches Erwachen bald darauf, seine energische Entwicklung seitdem es bewährt hat, damals aber vielleicht in etwas veralteten Waffen gerüstet. So galt es denn die Probe, ob jener Staat allein in Deutschland keiner erneuernden Umgestaltung bedürfe, ob er durch innere Kraft, durch Muth und Begeisterung allein dem zerstörenden

Digitized by Google

Principe Widerstand leisten könne, und die eigene größte Zuversicht und die Hoffnung aller Deutschen begleitete ihn in den Kampf. Doch desto gewaltiger wirkte sein plötzlicher Sturz, der furchtbarer und entscheidender war als jeder frühere; mit Preußen sank der lezte Schutz deutscher Selbstständigkeit dahin, und jede Rettung von Außen her schien unwiderbringlich vernichtet.

Aber der dumpfen Hoffnungslosigkeit, die viele damals fast lähmend befallen hatte, konnte sich nicht hingeben, wer selbst noch Kraft und ungebeugten Muth in sich fühlte. Doch woher ein neues, sicher wirkendes Rettungsmittel, da jeder äußere Widerstand sich immer zum Unheil gewendet hatte, da er das Joch nur noch zu erschweren drohte? Es gab aber ein solches, nach Fichte's Ueberzeugung, das Mittel innerer, durchgreifender Umgestaltung, eine völlige Erneuerung und Herstellung der Volksgesinnung, eine umfassende Erziehung mit einem Worte, da eben in der Entartung jener der Grund gelegen hatte, warum der unglückliche Kampf zugleich eine so völlige Auflösung herbeyführte. Die alte Zeit schien ihm vollkommen abgelaufen und zur Ruhe bestattet. Sollte Deutschland daher wahrhaft fortleben, so war ein Mittelglied zu finden, welches langsam vielleicht, aber sicher wirkend, zugleich unerreichbar dem feindlichen Einflusse, diese völlige Erneuerung der Zeit vorbereitete. „Aus Nichts wird Nichts," so schrieb er um diese Zeit an einen bedeutenden Staatsmann; „auch gibt es keinen Uebergang zwischen durchaus entgegengesezten Zuständen. Darum glaube ich, theurer Freund, immerfort, daß ohne eine völlige Umschaffung unseres Sinnes, ohne eine durchgreifende Erziehung aus keinem günstigen oder ungünstigen Erfolge für uns Heil zu erwarten ist. Was als Krafterwachen erscheint, ist oft nur Fieber, das sich in Prahlen mit künftigen Großthaten und in einem einfältigen Vertrauen auf andere, die eben so fertig schwatzen, äußert." Erkannte er aber dieß mit entschiedener Klarheit, so mußte eben er auch vor allen sich berufen halten, in ganzer Kraft es auszusprechen; ja er knüpfte damit nur an seine früheren Leistungen in Wort und Schrift an. Zugleich drängte es ihn, durch eine muthige That an seinem Theile die Schmach vom Vaterlande abzuwälzen, welche die lezten unglücklichen Ereignisse auf dasselbe gehäuft hatten, durch Versuche zur Rettung in seinem Sinne die Last des Schmerzes sich zu erleichtern, die ihn, wie alle, zu Boden drückte. Und vor allem sollten die Deutschen klar werden über ihre wahre Lage, damit sie das einzige Rettungsmittel, das noch übrig sey, mit derselben Klarheit ergriffen. Darum wollte er ihnen ein Bild ihrer Entwürdigung vorhalten, dann aber auch der Gesinnung ihres Gegners, die sich milder zu denken, der Schwäche und Feigheit bisher gleichfalls gefallen hatte; als ob von solch einem Charakter je Wohlwollen, Mitleid, wohlthätige Inkonsequenz irgend einer Art erwartet werden könnte. Aber auch hier, wie überall sonst, war es von ihm nicht auf plötzliche Umwälzung, auf äußere Gewalt abgesehen; einem so unsichern Erfolge wollte er die Rettung des Vaterlandes nicht anvertrauen.

Möge man daher Fichte'n nicht verwechseln mit manchen vielleicht Wohlmeynenden, aber Kurzsichtigen und Verworrenen, die damals und auch noch später das vermeintlich Bessere durch Zuschlagen auf das ihnen Feindselige, durch bloße Zerstörung zu bewirken hofften. Wäre die That so zweifelhaften Erfolges auch gelungen, was wäre des eigentlich Bessern dadurch erreicht worden? Blieben sie selbst und die ganze Zeit doch dieselbigen. Und wer, der Fichte'n kennt, wird behaupten, daß er zu äußerem Widerstand nur aus Mangel an Muth nicht gerathen habe?

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Britten in Nordamerika.

Mit Ausnahme von Canada selbst und dem Seegebiet, kennt man die Besitzungen der Engländer in Nordamerika, sogar die Küstenniederlassungen kaum besser als dem Namen nach, und hier ist fast noch eine ganze Welt für Handel und Civilisation zu erobern. Einige Notizen aus dem neusten Werke über das brittische Amerika von Mac-Gregor werden daher nicht unwillkommen seyn.

Die Prinz Eduardsinsel, sonst Ile Saint-Jean genannt, liegt zwischen 46 und 47° nördlicher Breite; sie ist 140 englische Meilen lang, an manchen Stellen zwar 34 Meilen breit, das Meer tritt aber in so vielen Golfen herein, daß nicht wohl ein Punkt der Insel über acht Meilen von Ebbe und Fluth entfernt ist. Von der hohen See aus erscheint sie als eine große, bis an den Rand des Wassers mit Bäumen bedeckte Ebene; kommt man aber näher, bemerkt man sanftansteigende Hügel, und auf den Landspitzen zerstreute Höfe und Dörfer. Der sehr stark bewässerte Boden ist sehr fruchtbar und trägt alle Arten von Getreide. Die vorzüglichsten Holzarten sind Fichten, Tannen, Lerchen, der Schirlingbaum (hemlock tree), der die merkwürdige Eigenschaft hat, das in sein Holz eingeschlossene Eisen selbst unter Wasser vor dem Rost zu bewahren, der Zuckerahorn, der einen trefflichen Zucker liefert, die Birke, die oft vier Fuß dick wird. Vor dem Jahr 1750 war wohl fast die ganze Insel mit Tannenwäldern von gigantischer Höhe bedeckt, und um jene Zeit brach hier einer jener furchtbaren Waldbrände aus, die auf einen Schlag der neuen Welt ein ganz anderes Ansehen geben. Man kann sich nichts Erhabeneres denken als das Schauspiel eines solches Brandes, der sich oft vierzig bis fünfzig Meilen weit ausbreitet. Die Rauchwolken gestalten sich

Digitized by Google

im Winde zu Thürmen, Kuppeln, Säulen, und plötzlich erleuchtet sie ein Flammenstrahl, der von den harzigen Tannen ausfährt; die Luft wird beengend, denn die ungeheure Gluth verschlingt die Lebensluft in großer Weite rings umher. Im Oktober 1825 verheerte ein solcher Brand Miramichi, wobey 500 Menschen um's Leben kamen; auf den Strömen, selbst auf weitentlegenen, trieben flammende Bäume, die der Orkan weitweg geführt hatte.

Es ist eine sehr interessante Bemerkung, daß an den Stellen, welche so durch das Feuer verheert worden sind, das ursprüngliche Baumgeschlecht niemals wieder entsteht, sondern daß an seiner Statt neue Arten und Familien, die den frühern an Kraft und Entwicklung nachstehen, zum Vorschein kommen. So wachsen gegenwärtig auf der Prinz Eduardsinsel, auf dem alten Gebiete der großen Fichtenwälder, die Weißbuche, die Tanne, die Pappel, der wilde Kirschbaum, welche alle nicht über zehn bis zwölf Zoll dick werden. Alexander Makenzie machte am Sklavensee dieselbe Bemerkung; statt der alten Tannen und Birken wachsen jezt dort nur noch Pappeln, und diese gab es vor dem Feuer in jener Gegend gar nicht. Etwas Aehnliches hat man in mehreren Provinzen von Frankreich beobachtet, und man erkannte hier, daß die Vegetation einem Gesetze des Wechsels unterworfen sey, und daß dem Boden, ohne Aussaat und Kultur, mannigfache Pflanzenarten entsprießen, die in einer bestimmten Ordnung auf einander zu folgen scheinen, als ob sich Keime, die in der Erde vergraben gelegen, von selbst entwickelten. In den Eichenwäldern der Touraine sah man da, wo Kohlenmeiler angelegt waren, und wo große Aschenhaufen liegen bleiben mußten, Zitterpappeln in Menge zum Vorschein kommen, und doch ließ sich erweisen, daß der Wind den Saamen nicht hieher geführt haben konnte. Wenn einmal dieses Naturgesetz völlig bewiesen und weiter entwickelt ist, kann es zu den wichtigsten Resultaten führen.

Das Land sieht im Ganzen nicht viel anders aus als England; die Bevölkerung besteht größtentheils aus schottischen, englischen und irischen Auswanderern; nur selten lassen sich ein Paar Eingeborne an den Küsten in ihren Rohrkähnen blicken.

Die Insel Cap Breton, zwischen dem atlantischen Ocean, dem Meerbusen von St. Lorenz und Neuschottland oder Akadien gelegen, ist von der Prinz Eduardsinsel sehr verschieden. Auf ihrer felsigten Küste liegt dicker Nebel; Heide und Wald bedeckt wechselnd das Innere; nur hie und da haben die Ansiedler eine Stelle urbar gemacht, wo dann zerstreute Höfe und Häusergruppen den Charakter von Verödung und Unwirthlichkeit mildern. Britten, Akadier, sogar Holländer haben sich hier niedergelassen, und Mic-Macs Indier schweifen im Gebirge umher.

Neu-Schottland oder Akadien ist unstreitig der schönste Theil der brittischen Besitzungen in diesen Breiten. Es übertrifft manches Land in Europa an Flächenraum, ja an Produkten. Es ist 320 M. lang, 70 breit. Rechnet man auf Seen und Flüsse ein Drittheil des Flächenraums, so bleiben noch fünf Millionen Morgen ackerbaren Landes, wovon die Hälfte noch nicht vergeben ist und der Krone gehört. Sehr hohe Berge gibt es nicht; Klippen und Inseln ohne Zahl umgürten die Küste und ihr Anblick wird dadurch höchst malerisch; nur von der Seite des atlantischen Oceans erscheint die Insel wüste und steinigt. Von diesem ersten Eindrucke rühren wohl die Vorurtheile der Franzosen und Engländer gegen dieses schöne Land her, durch welche Vorurtheile die Ansiedlung nur sehr zögernd vor sich ging. Gegenwärtig ist dieses Land der Mittelpunkt der englischen Auswanderung; der Handel ist bereits in voller Thätigkeit und verspricht sehr große Ausdehnung zu gewinnen; bis jezt beschränkt er sich auf den Austausch von Holz, Fischen, Oel und Rauchwerk gegen englische Manufakturwaaren. Bereits sind verschiedene bequeme Häfen gebaut; das Seearsenal von Halifax, so wie seine Werfte sind sehr bedeutend. Auf der Insel besteht auch eine Universität und mehrere sehr gute Schulen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

Die lezte Sitzung unsers physikalischen Vereins war besonders merkwürdig, weil dieselbe der Erörterung eines Gegenstandes gewidmet war, der das physische Wohlseyn des Menschen, ja selbst dessen Existenz ganz unmittelbar berührt. Man vernahm nämlich in dieser Sitzung einen Vortrag von Bögner über konzentrirte Nahrungssubstanzen, sowohl im Allgemeinen, wie auch mit besonderer Beziehung auf eine neue Erfindung, die von Hrn. Strauß, Professor an der Forstakademie zu Aschaffenburg, dem Vereine, in Begleitung von Proben, mitgetheilt worden war. Der Vortrag begann mit apboristischen Betrachtungen über kulinarische und gastronomische Leistungen zu verschiedenen Epochen. Der Redner machte auf die Mäßigkeit der Bewohner der heißen Zonen aufmerksam, zu deren Nahrung Vegetabilien hinreichen, indessen der Nordländer Fleischspeisen nicht zu entbehren vermag. Der Perser, Egyptier, Araber lebt von Reis, Datteln, Feigen und anderer Pflanzenkost, der Andalusier von süßen Eicheln, Zwiebeln u. s. w. Der Britte dagegen ißt Rostbeef und der Samojede, Grönländer, Kurile u. s. w. kämpft mit dem Bären, dem Wallrosse und dem Seehunde, um das Fleisch dieser Thiere noch lebenswarm zu speisen, ihr Blut, ihr Fett zu trinken. Auch hat sich die pythagoräische Schule schon um deßwillen nicht in Italien verbreiten und erhalten können, weil sie alles Fleisch verbietet, indessen sie in Indien ihrem Wesen nach noch fortbesteht. Nach der Meynung der ältern Aerzte und Philosophen äußert aber der Nahrungsstoff nicht

Digitized by Google

blos auf das Physische, sondern auch auf das Moralische des Menschen einen großen Einfluß, so daß Galenus sich rühmte, allein durch die Wahl der Speisen im Individuum alle Tugenden und Laster hervorrufen zu können. Ebenso versichert ein neuerer französischer Gelehrter (Mérat, im Dictionnaire des Sciences médicales), daß, wenn sich der Franzose durch die Sanftheit des Charakters vor seinem Nachbar jenseits des Kanals vortheilhaft auszeichne, dieß daher komme, weil er häufig und gern Suppe mit viel grünem Gemüse esse, dieser dagegen sich von Plumpudding, Beefsteak und Porter nähre; eine Angabe übrigens, der wohl schon die Gräuel der Revolution widersprechen. Beyläufig werden einige merkwürdige Beyspiele von Gutschmeckerey und Tafellurus angeführt. So berief Kaiser Domitian den römischen Senat, um sich über die Frage zu berathen, was anzufangen sey, um eine große Steinbutte, die der Kaiser zum Geschenk erhalten, abzukochen, da keines der in der kaiserlichen Küche befindlichen Gefäße den Fisch zu fassen vermöge. Nach vielen Debatten ward entschieden, daß ein eigenes Gefäß zu diesem Ende verfertigt werden, in Zukunft aber, um den Imperator vor ähnlichen Verlegenheiten zu bewahren, eine gewisse Anzahl Töpfer denselben auf seinen Heereszügen begleiten solle. Allein auch große Männer waren gegen die Freuden der Tafel nicht unempfindlich; so wei Lucull und bey den Neuern Preußens Friederich, der es nicht unter seiner Würde hielt, die Talente seines Koches in einem eigenen Gedichte zu besingen, das au sieur Noël, maitre d'hôtel überschrieben ist. — Der Redner geht nun auf die Versuche über, die besonders in der jüngsten Zeit gemacht wurden, um, vorzüglich für den Gebrauch der unvermögenden Klassen der Gesellschaft und in Mangeljahren, eine gesunde und nahrhafte Kost mit möglichst geringem Geldaufwande darzustellen. Unter diesen Versuchen spielten bekanntlich die Rumfordschen Erfindungen lange eine Hauptrolle. Hieran knüpfte sich aber um so natürlicher die neue hier in Rede stehende Erfindung, da der Rumfordsche Suppengries den Erfinder zuerst auf den Gedanken brachte, es mit der Hervorbringung anderer wohlfeilen und konzentrirten Speisemassen zu versuchen, indem der genannte Gries ein Gericht lieferte, das selbst der Arme nur in der höchsten Noth zu genießen sich entschließen konnte. Er fing demnach bereits vor etwa zwanzig Jahren damit an, Gallerte nach allen damals bekannten Vorschriften darzustellen und diese im trockenen Zustande mit gekochten und darauf ebenfalls getrockneten Gemüsen, besonders Hülsenfrüchten und Kartoffeln, in Verbindung zu setzen. Dieser Versuch gelang vollkommen. Später bediente sich Strauß zur Darstellung seiner Speisemassen nur flüchtiger Gallerte, fand auch, daß das vorhergehende Trocknen der Gemüse gänzlich unnöthig sey. Seine auf diese Weise verfertigten Suppenmassen leisteten zuerst in den Jahren 1816 — 1817 gute Dienste, indem davon in Zeit von 2½ Monaten 47,000 Portionen durch den Hülfsverein zu Aschaffenburg an Hülfsbedürftige gespendet wurden. Strauß fernere Bestrebungen gingen nun dahin, jene Massen in Brodform darzustellen, welches ihm jedoch erst 1822 gelang, wo er ein kräftiges, nahrhaftes und schmackhaftes Brod erfand, das sich auch in Pulverform, seiner Angabe nach, ein halbes, und bey vorsichtiger Aufbewahrung ein ganzes Jahr erhalten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Man behauptet, die Konkurse zögen nur die Schüler und angehenden Meister, nicht aber die ältern und geschicktern herbey, weil diese nicht mit ihren Schülern auf den Kampfplatz treten mögen. Ferner, meynt man, lasse sich aus den Plänen nichts Bestimmtes schließen; denn ein Schüler könne zuweilen vortrefflich zeichnen und sey doch nicht im Stande, einen großen Plan auszuführen. Allerdings sind diese Einwendungen gegründet; allein da jede Verfahrungsart ihre üble Seite hat, so muß man aus mehreren diejenige wählen, welche das geringste Uebel und den meisten Vortheil verspricht, und diese ist doch wohl der öffentliche und freye Konkurs, wozu jedweder, der Lust hat und Fähigkeit zu besitzen glaubt, zugelassen wird, und welcher der öffentlichen Meynung und dem Urtheile einer völlig freyen Presse unterworfen ist. Einige meynen, man würde den Konkurs dadurch verbessern, wenn man den Konkurrenten erlaubte, selbst diejenigen Meister zu bezeichnen, von denen sie beurtheilt zu werden wünschen. Ob dieß wirklich besser wäre, müßte die Erfahrung erst ausweisen; natürlich pflegen diejenigen Meister, welche von der Regierung als Richter bezeichnet werden, sich auch gern nach den geheimen Wünschen der Regierung zu fügen und begünstigen manchmal einen Konkurrenten, blos weil er bey den Ministern gut angeschrieben ist. Vielleicht wäre es besser, wenn man die Meister auf einer Liste zusammenstellte und allemal durch das Loos diejenigen bezeichnen ließe, welche über einen Konkurs entscheiden sollen. Obschon nun, wie oben gesagt, die Zahl der Konkurrenten dießmal im Voraus bestimmt worden war, so beläuft sich die Menge der ausgestellten Pläne doch über 20, weil einige mehrere Projekte geliefert haben. Da kann denn freylich die Stadt wählen, und sie kann im Voraus versichert seyn, daß der Ludwigsplatz herrlich wird verziert werden; jedoch wird sie wohl thun, wenn sie den Herren erst den Kostenanschlag nachrechnet; denn mit dem Gelde scheinen es diese nicht alle sehr genau genommen zu haben; sie mögen gedacht haben, wenn man einmal verschönern wolle, so könne man nicht genug verschönern. Ließe man also diese Herren gewähren, so würde wahrscheinlich der Ludwigsplatz außerordentlich schön werden, allein zu den unentbehrlichen Bauten in andern Stadtrevieren würde kein Geld mehr in der Kasse vorhanden seyn. Uebrigens fehlt es nicht an Kritiken in den Zeitungen, so wenig als an Lobeserhebungen dieses oder jenes Planes, je nachdem die Kunstrichter mit der Kunst oder mit dem Künstler befreundet sind. Eine andere Ausstellung betrifft die Bildhauerey des Giebelfeldes an der neuen Magdalenenkirche, die nun endlich sich ihrer Vollendung naht, nachdem sie über 30 Jahre lang wie eine Ruine dagestanden hat. Schon vor der Revolution war der Bau dieser Kirche begonnen; als nun die Schreckenszeit eintrat, die keine Kirchen duldete, blieb dieser Bau natürlich liegen. In den ersten Jahren der Napoleonschen Regierung hatte man den unsinnigen Einfall, einen Tempel des Ruhms daraus machen zu wollen. Ob das Projekt von Napoleon selbst oder von niedrigen Schmeichlern herrührte, weiß ich nicht; genug, ein kaiserliches Dekret befahl die Errichtung eines Tempels des Ruhms an der Stelle der begonnenen Magdalenenkirche, und ich glaube, es ward wirklich ein wenig gebaut und geändert. Ernst schien es aber nie damit zu werden, und Napoleon mochte sich selbst wohl in der Folge des Einfalls schämen. Sein Ruhm lag in seiner Macht, nicht aber in dem Baue eines ganz zwecklosen Denkmals.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Juni 1829.

Untrüglich, gütig Wesen! ja, gewiß
Der Wiederkehr des ew'gen Morgenroths,
Würd' ich dein harren auf zerstörten Welten.

Lamartine.

Lied an die Sonne.

E. Tégnérs neuestes Gedicht.

Uebersezt von Amalie v. Helvig.

Sonne, dir tönt mein Gesang!
Die du hochstrahlend und hehr,
Ferner Welten ein Heer
Tief in blauender Nacht
Dir Vasallen zur Wacht
Stellest. Hernieder voll Ruh
Blitzst auf die Flehenden Du;
Aber im Licht ist Dein Gang.

Schau, todt liegt die Natur;
Bleichen Schrecknissen hold,
Legt um erbleichende Pracht
Weithin ihr Bahrtuch die Nacht.
Sterne mit sorglichem Schein
Schau'n in das Trauerhaus ein.
Aber aus Wolken von Gold
Steigst du in östlicher Gluth:
Da, in neublühendem Flor
Wächset die Schöpfung empor,
Kleidet in Farben sich schön,
Und dein Auge rings schaut
Hier auf das Blatt, feucht bethaut,
Dort auf die flammenden Höh'n.
Lebens rinnende Flut,
Die frosterstarret geruht,
Strömt jezt freudig und mild,
Spiegelnd dein wogendes Bild;
Bis dein kühlerer Strahl
Grüßet den westlichen Saal,
Wo, was hier Liebe verlor,
Was müde Tugend entbehrt.
Jenseits uns, selig verklärt,
Oeffnet der Ahnungen Thor.

Wo, aus der Ewigkeit Meer
Kamst, Kind des Himmels, du her?
Warst Du mit einst im Rath
Dort, des Ewigen Macht,
Als er tief in die Nacht
Sä'te flammende Saat?
Stand'st als Engel vielleicht,
Wo unsichtbar sein Thron
Ueber'm All ist erhöht,
Tief anbetend geneigt?

Bis, da trotzig mit Hohn
Sein Gebot Du verschmäht,
Er dich grimmig erfaßt,
Daß dein Leuchten erblaßt,
Schleudernd hoch mit Veracht
Dich in's Blau wie ein Ball,
Zu verkünden im Fall
Die verläugnete Macht? —

Digitized by Google

Drum an himmlischem Zelt
Eilst du ruhlosen Lauf;
Fremdes Stimme nicht hält
Lind die Wandernde auf.
Drum in's Wolkengewand
Hüllst du oftmals die Wang',
Denkst, von Schaamroth entbrannt,
Jenes Tages noch heiß,
Als der Rächer dich schwang
Aus dem heiligen Kreis,
Dir sein Antlitz verschwand
Fern, wo die Wüste dich band.

Sag', wirst müde du nicht
Auf dem einsamen Gang?
Wird der Weg dir nicht lang,
Der so oftmals dein Licht
Im viertausendsten Jahr
Wiederkehrend geschaut?
Und doch nimmer ergraut
Dir dein goldgelbes Haar?
Wandelnd bist du ein Held
Ruhig glänzend zu sehn,
Wo dir, noch dienstbar gesellt,
Rings deine Schaaren sich drehn.
Doch es kommt eine Stund',
Wo dein goldener Rund
Krachend berstet: dein Knall,
Kündet Welten den Fall.
Und gleich welkendem Laub
Stürzt, wie fest es auch war,
Alles dir nach in Staub;
Zeit, jüngst mächtig beschwingt,
Gleich verwundetem Aar,
Sterbend nieder auch sinkt. —
Fleugt ein Engel im Raum,
Wo durch purpurnen Schaum
Du ein goldener Schwan
Schwammst im Luft-Ocean,
Blicket stumm er umher,
Findet dort dich nicht mehr;
Denn der Prüfung ist g'nug
Und der Ew'ge begrüßt
Neu versöhnt Dich und schließt
Wie ein Kind dich in Arm;
Da, nach irrendem Zug,
Ruhst beym Vater du warm.

Wohl, so rolle denn fort
Froh in leuchtender Pracht
Zum erlösenden Port.
Einst, nach traumloser Nacht,
Wenn mein Auge dich sieht
Dort im schöneren Blau,
Grüßt auf seeliger Au'
Dich mein schöneres Lied.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Beschluß.)

Fichte verbarg sich so wenig die eigene Gefahr bey seinem Unternehmen, daß er bey der selbstprüfenden Ueberlegung, die, wie fast bey jedem wichtigen Entschlusse, so auch jetzo mit der Feder in der Hand von ihm angestellt wurde, sein eigenes Leben gegen die Wichtigkeit der Sache in die Wagschale legte, und es dieser mit freyem Entschlusse zum Opfer brachte. „Der einzige Entscheidungsgrund ist," sprach er zu sich in der Einsamkeit aufrichtiger Selbsterwägung — „kannst du hoffen, daß dadurch ein größeres Gut bewirkt werde, als die Gefahr ist? Das Gute ist Begeisterung, Erhebung; meine persönliche Gefahr komme gar nicht in Anschlag, sondern sie könnte vielmehr höchst vortheilhaft wirken. Meine Familie aber und mein Sohn würden des Beystandes der Nation, der lezte des Vortheils, einen Märtyrer zum Vater zu haben, nicht entbehren. Es wäre dieß das beste Loos. Besser könnte ich mein Leben nicht anwenden." Und den Aengstlichen und Feigen entgegnet er in den Reden selbst: „Soll denn nun wirklich Einem zu gefallen, dem damit gedient ist, und ihnen zu gefallen, die sich fürchten, das Menschengeschlecht herabgewürdiget werden und versinken; und soll keinem, dem sein Herz es gebietet, erlaubt seyn, sie vor dem Verfalle zu warnen? Gesezt, daß sie nicht blos Recht hätten, sondern daß man sich auch noch entschließen sollte, im Angesicht der Mitwelt und Nachwelt ihnen Recht zu geben, und das eben hingelegte Urtheil über sich selbst auszusprechen, was wäre denn nun das Höchste und Lezte, das für den unwillkommenen Warner daraus erfolgen könnte? Kennen sie etwas Höheres, denn den Tod? Dieser erwartet uns ohne dieß alle, und es haben von Anbeginn der Menschheit an Edle um geringerer Angelegenheiten willen, denn wo gab es jemals eine höhere, als die gegenwärtige? der Gefahr desselben getrozt. Wer hat das Recht, zwischen ein Unternehmen, das auf diese Gefahr begonnen ist, zu treten?"

Das Bewußtseyn einer solchen Gefahr konnte sich wohl aufdringen, wenn man an die blutigen Gewaltthaten dachte, welche die Fremden auf deutschem Boden verübt hatten, wenn man sah, wie sie fast absichtlich durch übermüthige Willkühr den Muth und das Selbstgefühl der Deutschen zu unterdrücken suchten; und der Muth, dessen es bedurfte, um in solcher Lage das Leben selbst daran zu sehen, war ein höherer, als der einer augenblicklich auf-

Digitized by Google

lammenden Begeisterung, wie er im Kampfe, hervor-
erufen durch die allgemeine Aufregung rings umher,
eicht entsteht und leicht verraucht; es war mitten in ei-
er von Schrecken fast gelähmten Zeit, der klare Muth
uf sich selbst gestützter Ueberzeugung, das ruhige Aushar-
en auf dem selbstgewählten Platze mit dem ganzen Be-
ußtseyn der Gefahr. So hielt er die Reden an die Deut-
hen in den Wintermonaten des Jahres 1807—1808 im
kademiegebäude zu Berlin, während seine Stimme oft
on französischen Trommeln, die durch die Straße zogen,
betäubt wurde, und während allgemein bekannte Aufpasser
n Auditorium erschienen. Mehrmals lief sogar das Ge-
icht in der Stadt, er sey vom Feinde ergriffen und
geführt; und wenn er demungeachtet nie von diesem ge-
hrdet worden ist, wenn man von dieser Seite her gar
ine Kunde von seinem Beginnen zu nehmen schien, bis
f eine kurze Aeußerung im Moniteur, daß ein bekannter
utscher Philosoph in Berlin Vorträge über Verbesserung
r Erziehung halte, so haben wir über den Grund dieser
chonung oder Nichtbeachtung eigentlich nur unbestimmte
ermuthungen. Selbst als später bey der Räumung Ber-
s durch die Franzosen einer der rohesten Schergen der
maligen Gewalt, Davoust, um auch aus der Ferne
schrecken und zu betäuben, einige der angesehensten
hriftsteller Berlins, Schmalz, Hanstein, Schleierma-
r, Wolf zusammenrief und mit Schmähungen gegen
en König und ihren Staat sie selbst bedrohte, wenn
über Politik, über die Lage Deutschlands sprechen oder
reiben würden; sogar damals blieb Fichte, sey es durch
fall oder Absicht, unbeachtet, der einzige doch, der sich
ntlich und entschieden gegen die fremde Gewalt ausge-
chen. Indeß hatte er schon während des Vortrages
r Reden die Vorsicht gebraucht, sie zu gleicher Zeit
Druck erscheinen zu lassen, damit er die umherschwei-
den Gerüchte über seine Aeußerungen sogleich berichtigen
allenfalls durch ein authentisches Zeugniß niederschla-
könne.

---

er die Besitzungen der Britten in Nordamerika.

(Beschluß.)

Wenden wir uns nun nach Neu-Braunschweig, das
chen dem h. Kreuzflusse, der Gränze der Vereinigten
aten, und der Chaleurbay, der Landesmark von Ka-
, liegt, so betreten wir ein unermeßliches Waldge-
Hier ist der Mensch nur noch ein Pygmän; Bäume
sum, die aus dem Schlamme der Sündfluth empor-
chsen scheinen; nirgends erreicht der Sonnenstrahl den
en. Keine Beschreibung gibt eine Vorstellung von
r himmelhohen, düstern Laubgewölben, die ins Uner-
liche fortlaufen bis zu den Seen und Strömen, die
Fuß bespülen. In dieses majestätische Waldgebiet
bringt nur der St. Lorenzstrom eine Unterbrechung; aber gleich am jenseitigen Ufer hebt es wieder an, streicht über eine halbe Welt weg und bricht erst an den Gewässern des stillen Oceans ab.

Neufundland und Labrador sind so groß, als die brittischen Inseln, Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen, und doch leben hier nicht mehr denn tausend Menschen. Das kalte Klima, das durch das Treibeis vom Pol noch rauher wird, und der seltene Sonnenschein sind allerdings für Kolonisten nicht einladend. Eine eigene Erscheinung, die hier auf den Inseln und an den Küsten häufig vorkommt, ist der Silberfrost. Wenn ein zarter, anhaltender Regen bey Ost- oder Nordostwind fällt und die Kälte nicht stark genug ist, daß das Wasser in der Luft zu Eis wird, so friert jeder Tropfen einzeln an Bäume und Gesträuche und überzieht sie mit einer Eiskruste. Die Wälder gewähren dann einen wahrhaft wundervollen Anblick, besonders bey schönem Sonnenschein, und es braucht lange, bis die Winde die Bäume ihres glänzenden Schmuckes entkleiden.

In den Bewohnern von Nieder-Kanada erkennt man noch ganz die Abkömmlinge der ersten französischen Kolonisten. Kein Volk auf Erden, sagt Mac-Gregor, lebt zufriedener und ist mit Wenigerem glücklich, als die kanadischen Bauern. Ihre Häuser liegen rings um die Pfarrkirche des Dorfs und niemals siedeln sie sich weiter weg an, als der Glockenschall reicht, der sie zum Gottesdienste ruft. Auf Reichthum geht ihr Streben nicht, sie genießen aber in Ruhe und Frieden eines behaglichen Wohlstands. Jeder Kanadier hat ein Pferd oder zwey für seinen Karren im Sommer, für sein Cariol im Winter. Die Höfe sind klein und häufig wiederum in Stücke für jedes Familienglied abgetheilt. Im Ackerbau sind sie noch sehr zurück und hängen an ihrer alten Weise als an einem Erbtheil ihrer Väter; der Boden ist aber so fruchtbar, daß sie, trotz des nachläßigen Anbaues, mehr erndten als sie brauchen, und noch verkaufen oder Waaren zur Bequemlichkeit und zum Luxus einkaufen können. Ihre Sitten sind noch immer die Sitten der französischen Bauern unter Ludwig XIV.; die Coutume de Paris entscheidet in allen streitigen Fällen, und sie hängen so fest an den Ueberlieferungen ihrer Vorväter, daß sie niemals davon abweichen. Die Suppe ist ihre Hauptspeise, sie trinken, essen, schlafen noch immer zu denselben Stunden wie ihre Väter, und belustigen sich gerade wie sie; ihren Sonntag bringen sie nach dem Gottesdienst mit Tanzen, Violinspielen, Eislaufen zu. Ihre meistens hölzernen Häuser sind reinlich geweißt; die steinernen Kirchen, die mit Bley gedeckten Glockenthürme bringen Mannigfaltigkeit in die Landschaften am Ufer des St. Lorenz. Die Höflichkeit, diese französische Tugend, scheint den Kanadiern angeboren; nie begegnen zwey einander, ohne sich die Hand zu reichen oder an den

Digitized by Google

Hut zu greifen, und nach dem Beten ist das Erste, was sie ihre Kinder lehren, eine Reverenz zu machen und artig mit den Fremden zu sprechen. Der Einfluß der Geistlichkeit ist sehr groß; worüber man sich aber wundern muß, ist, daß sie denselben nicht mißbraucht, obgleich sie immer noch die Einkünfte genießt, welche die französische Regierung vor der englischen Eroberung der Kirche angewiesen hatte. Ueberhaupt muß man sagen, daß die Engländer niemals die Ruhe der Einwohner der alten französischen Kolonie gestört, und sogar ihre Institutionen geachtet haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Sobald die königliche Familie wieder auf den Thron gestiegen war, wurde auch der Bau der Magdalenenkirche wieder vorgenommen; es ging jedoch langsam damit voran; blos so viel hat man in den fünfzehn Jahren gearbeitet, daß man nun endlich daran denken kann, das Giebelfeld der Vorderseite zu verzieren. Zu dieser Verzierung hat man denn auch weislich alle Künstler durch den Konkurs eingeladen. An Künstlern hat es nun nicht gefehlt, die ihre Zeichnungen eingeschickt haben; denn einstweilen ist nur noch von Zeichnungen die Rede; die Urheber der als die besten anerkannten sollen hernach berufen werden, ein Modell in verjüngtem Maaßstabe mit dem Meißel zu verfertigen. Bisher hat die Regierung also blos die Erfindung der Stücke zu beurtheilen. Da haben sich denn allerley sonderbare Einfälle gezeigt. Einige sind so gut gewesen und haben wirklich an die Magdalena gedacht, welcher doch eigentlich der Tempel geweiht werden soll; dagegen haben Andere die ganze königliche Familie und einer sogar die Verfassungsurkunde hineingebracht. Der gute Künstler mag geglaubt haben, daß eine Sache, von welcher man so oft in den Zeitungen und in den gesetzgebenden Versammlungen spreche, auch an dem Giebelfelde eines Tempels wohl angebracht sey. Mehrere haben das Abendmahl des Heilands wie ein Gastgelag recht umständlich geschildert. Ein Tagesblatt ruft daher den Künstlern zu: Ihr lieben Leute! es fehlt Euch an Glauben, Ihr habt die Bibel nimmer studirt. Ich glaube in der That, daß dieses Studium ihnen wenig Zeit geraubt hat. Der Künstler, dem die Aufgabe am besten gerathen, ist ein Bildhauer, Namens Fovatier, wenigstens wird ihm der Entwurf zugeschrieben, da die Namen bis jezt nicht dabey stehen. Dieser Fovatier hat schon mehrere sehr gute Stücke geliefert. Seine Geschichte gleicht derjenigen mancher andern Künstler, die von Jugend auf einen unwiderstehlichen Hang zu den Künsten äußern. Sein Vater, ein Dorfbewohner, wollte ihn zu einem Handwerke auferziehen; der Knabe bezeigte aber eine Abneigung dagegen und that nichts, als Bilder aus Holz schnitzen. Dieß verdroß den Vater, dem so etwas ein Zeitverderb schien, und er trieb den Knaben aus dem Hause. Dieser verdang sich als Hirtenknabe und schnitzte fleißig fort. Seine Arbeiten wurden in der Umgegend bekannt und es kamen Bestellungen von den Dorfpfarrern. Nach und nach konnte sich der Jüngling eine Werkstätte einrichten, und der Vater, der sah, daß das Schnitzen auch etwas einbringen könne, ward ihm wieder gut. Es wurden manche vergoldete Heiligenbilder bey dem jungen Fovatier bestellt. Um das Vergolden aus dem Grunde zu erlernen, beschloß er, sich zu Lyon in die Lehre zu begeben; dieß geschah; zu Lyon erst sah er ein, daß die Kunst in etwas Höherem bestehe, als im Bilderschnitzen und Vergolden; er trat bey angesehenen Bildhauern in die Lehre, ließ sich in die wahre Kunst einweihen, begab sich dann nach Paris und nach Rom, vermuthlich mit Unterstützung von Seiten der Regierung, und ist jezt einer der vorzüglicheren Bildhauer in dieser Hauptstadt. Ihm ist es wohl zu wünschen, daß er das Giebelfeld der Magdalenenkirche zu bearbeiten bekommen möchte.

Dg.

Frankfurt a. M., Juni.

(Fortsetzung.)

Die von diesen Speisemassen durch den Erfinder eingesandten Proben bestanden in zwölf Exemplaren, ein jedes nach seinem Hauptbestandtheile benannt, als: Reis, Gerste, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Rumfordische Suppe, mit Blättergemüse versezt, Kraftspeise, süße Reisspeise, zweyerley Getränkmassen, wovon die eine mit Hopfen u. s. w. Alle diese Massen, will man sie nicht in Brodform trocken verspeisen, werden mit siedendem Wasser, im Nothfalle auch mit kaltem, das man darüber gießt und etwa eine bis zwey Minuten anziehen läßt, zum Gebrauche bereitet. Vier Unzen, worauf ein Schoppen Wasser kommt, sind eine Portion, die zur Sättigung für eine Mahlzeit, ja selbst zur Subsistenz für einen Tag hinreicht, da dieselbe an Nahrungsstoff so viel wie ein halbes Pfund enthält. Außer den hier als Proben gewählten Vegetabilien können auch alle andern krautartigen Gemüse, Wurzel- und Knollengewächse, Körnerfrüchte u. s. w. zur Darstellung dieser Speisemassen gewählt werden. Anstatt der Gallerte kann auch Fleisch genommen werden; Fische lassen sich sehr gut mit ersterer verbinden, und auch diese Substanzen kann man in Brod- oder Pulverform darstellen. Von den Getränkmassen kommt auf die Portion von 2 Unzen ein Schoppen kaltes Wasser. Es sind dieselben, besonders bey großer Hitze, der Gesundheit sehr zuträglich, durststillend und mit einem Zusaze von Essig- oder Citronensäure antiskorbutisch. — Zur Herstellung dieser Speisemassen bedarf man nur eines gewöhnlichen Küchenapparats; auch ist keine besondere kulinarische Geschicklichkeit dazu erforderlich, sondern nur die Beobachtung jener Ordnung und Reinlichkeit, die in allen Küchen herrschen sollte. — Endlich empfehlen sich diese Speisemassen noch durch ihre große Wohlfeilheit. Von den meisten kommt die Portion auf nicht mehr als 1½ bis 2 kr. zu stehen, von Fisch- und Fleischspeisemassen auf 6 bis 8 kr., von Getränkmassen 2 bis 3 kr., und im Großen zubereitet, vornämlich mittelst Dampfkochung, können sie noch billiger geliefert werden. — Sicherlich, bemerkte Vogner am Schlusse seines Vortrags, verdiene diese Erfindung die Beachtung der Staatsbehörden und Wohlthätigkeitsvereine in hohem Grade, da man aus derselben in Zeiten des Krieges und der Noth, so auch für Spitäler, Straf- und Arbeitsanstalten, Kasernen, auf See- und Landreisen, vornämlich bey Truppenmärschen durch unwirthbare Gegenden großen Nuzen zu ziehen vermöge. Könne doch ein Soldat, ohne sonderliche Beschwerde, Proviant für mehrere Wochen, je nachdem es erforderlich wäre, in seinem Tornister von diesen Speisemassen mit sich führen, die überdieß vor den gewöhnlichen Subsistenzmitteln noch den Vorzug hätten, eine der Gesundheit sehr zuträgliche Abwechslung von Nahrungssubstanzen zu gewähren. In Festungen könnten Vorräthe davon in Brodform, für den Fall von Belagerungen, auf Jahre hinaus aufbewahrt werden u. s. w. Daß dieselben aber in diätetischer Hinsicht mehr wie alle andern wohlfeilen Speisemassen, wozu man bey einbrechender Noth seine Zuflucht zu nehmen pflege, zu empfehlen seyen, dieß habe zu der schon erwähnten Epoche (1816 — 1817) die Erfahrung außer Zweifel gesezt; denn in dem Orte Goldbach bey Aschaffenburg seyen von einer zu derselben Zeit herrschenden epidemischen Ruhrkrankheit alle diejenigen Armen verschont geblieben, die mit den von Strauß erfundenen Speisemassen ernährt wurden. (Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 151.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Juni 1829.

Die Tugenden, geziert mit äußern Gaben,
Erregen mir der Liebe Trieb im Herzen;
Und wie die Strenge tobender Orkane
Den stärksten Kiel der Fluth entgegendrängt,
So treibt auch mich der Hauch von ihrem Ruf,
Schiffbruch zu leiden oder anzulanden.

Shakespeare.

Die schöne Wittwe von London.
Eine Sage.

Zu Anfang der Regierung Eduards I. lebte in London eine muntere, sehr reiche und eben so schöne Wittwe von 21 Jahren, von schlankem, stattlichem Wuchs, vornehmen, aber bescheidenen Zügen. Ihr Gesicht war oval, Haar und Auge glänzend schwarz, die Stirne hoch, die Augbraunen fast im Halbkreis gewölbt, die Nase unmerklich gebogen, die Wangen hoch aber fein geröthet, der Mund klein und niedlich geformt, die Farbe dunkel, doch nicht braun; kurz Miß Alice war ein reizendes und, wie schon erwähnt, sehr reiches Frauenzimmer. Sie war der Abgott ihres Vaters; zwar hatte dieser zwey Söhne, schalt sie aber ohne Unterlaß, warf sie aus der Thür und gelobte feyerlichst, sie zu enterben. Auch unterliegt keinem Zweifel, daß er sein Gelübde treulich gehalten hätte, wenn nicht der Aelteste in dem Fleet ertrunken, und der andere in einem Strauß mit der Stadtwache umgekommen wäre. Bey des alten Mannes Tod fiel all sein Mammon seiner „theuren Tochter Else" zu, welche in ihrem 21sten Jahre stand und vor wenigen Jahren zum ersten Male in den heiligen Ehestand getreten war. Wundert sich aber der Leser schon über die Jugend der schönen Wittwe, wie wird er erstaunen, wenn er hört, daß sie Wittwe des fünften Mannes ist, ja im Begriff, sich mit dem sechsten zu verbinden. Dieser Glückliche war Master Simon Shard, Leinwandhändler auf dem Cornhill, der eine gefüllte Börse, eine runde Figur, ein rothwangiges Vollmondsgesicht, und sein 32stes Jahr zurückgelegt hatte. Man wollte wissen, Simon habe schon nach den drey ersten Heirathen sein Herz an die schöne Alice verloren, jedoch erst nach dem Tode des vierten Mannes den Muth gehabt, ihr dasselbe anzutragen, und erfahren müssen, daß sie unglücklicher Weise schon in seinen unmittelbaren Vorfahrer zum Sterben verliebt sey. Jezt nach des Fünften Hintritt wiederholte er seine Bewerbung, ward angenommen, und Alice wurde sein Weib. Nachdem sie sechs Monate, wie es schien, auf das Beste mit einander gelebt, wurde Master Shard eines Morgens, ohne vorgängiges Uebelbefinden, todt in seinem Bette gefunden. Dieß ist sehr auffallend, wird der Leser denken, Miß Alicens Nachbarn dachten aber nicht so; denn alle ihre Männer waren, seltsamer Weise, unter denselben Umständen gestorben. Gar verschiedener Argwohn regte sich und ward mit jedem neuen Todesfall allgemeiner, stärker, dauernder. „Fürwahr!" meynten die Gemäßigtern, je nachdem ihre Grundsätze von der Ehe lauteten, „Miß Alice ist die unglücklichste — die glücklichste Frau." Andere schienen mit pfiffiger Miene ihr gut Theil zu denken und begnügten sich mit der Bemerkung: „in der That höchst wundersam!" Aber vorher wie nachher war Miß Alices Benehmen untadelhaft, ja lobenswürdig; sie war fromm, mildthätig, eine freundliche Nachbarin, gütige Freundin, erfüllte ihre öffentlichen und häuslichen Lebenspflichten so musterhaft, daß selbst diejenigen, welche sie insgeheim ihres Reichthums, ihrer

Digitized by Google

Schönheit, vielleicht ihres Glücks wegen beneideten, ihr öffentlich nichts Uebles nachzureden wagten. Die sechsmalige Wiederholung desselben räthselhaften Falls aber löste endlich die Zungen, oder vielleicht sprach sich der Argwohn nur darum freyer aus, weil Master Shard ein Mann von großem Einfluß in Altlondon war, seine Verwandtschaft hoch in den Augen der Leute stand, und er einen Vetter hatte, der zur Zeit seines Todes Sheriff war und bey dem „Fett des Kapauns“ schwur, der Sache sogleich auf die Spur zu kommen. Wirklich erschien er auch am nächsten Morgen mit seinen Schergen vor Miß Alices Thür, und die ganze Nachbarschaft sprach ihr „Schuldig“ wider sie. Jezt sah sich der lang genährte Verdacht von der Staatsgewalt gerechtfertigt, jezt war ihre Frömmigkeit Heucheley, ihre Mildthätigkeit Prahlerey; ihre Güte und Wohlthätigkeit ward selbst von denen, welchen sie wohlgethan, mißdeutet, und sie auf gut englisch als Mörderin verschrieen. Während dieß außer Miß Alices Hause vorging, fand eine andere Scene im Innern statt. Der Sheriff ward eingelassen und ihm auf dem Fuße folgte ein Heer befugter und unbefugter Gäste. Die Wittwe saß neben dem Bett ihres verstorbenen Manns und schien eine Untersuchung nicht zu fürchten, sondern sehnlichst zu wünschen. Der Leichnam ward auf's Genaueste beaugenscheinigt, aber nicht das mindeste Zeichen von Gewaltthat entdeckt, keine Spur von Dolch oder Gift; alles war und blieb ebenso unverdächtig als räthselhaft. Einige der Anwesenden, welche als große Menschenkenner Miß Alice während der Untersuchung im Auge gehabt hatten, wollten ihr Benehmen durchaus natürlich gefunden haben, denn sie schien halb entrüstet über die Anklage, halb bekümmert über den Fall, der sie veranlaßt. Ihre Unschuld ward nicht sobald den Nachbarn bekannt, als sie die Wittwe ob dem erlittenen Unrecht höchlich bedauerten und sich wunderten, wie man solch boshaftes Gerede nachsagen könne. Nach einigen Tagen sollte der selige Master Shard in Miß Alices Familiengruft in der St. Michaeliskirche beygesezt werden, welche, so geräumig sie war, Miß Alice mit lauter Ehemännern füllen zu wollen schien. Die St. Michaelskirche liegt am östlichen Ende von Cornhill, und halbwegs dieser Kirche und Miß Alices Haus war eine Schenke zu „den sieben Sternen,“ wo an dem Nachmittag der Beysetzung Master Shard's eine lustige Gesellschaft ehrsamer Bürger voll guter Dinge beysammen saß, denn Master Martin Lessomour, ein junger Kaufmann, war glücklich von einer langen Reise in's Mittelmeer zurückgekehrt, und dieses frohe Ereigniß sollte gefeyert werden.

Lessomour war noch kein Dreyßiger, schlank, stark und wohlgebaut, hatte schöne, männliche Züge, aus den großen, blauen Augen sprach ein edler, freyer Sinn; seine Gesichtsfarbe war von Natur fein, aber durch Sonne und Wetter gebräunt, die auch sein blondes, in langen Locken über Nacken und Schultern wogendes Haar etwas dunkler gefärbt hatten; kurz es war ein stattlicher Bursche, und er wußte es auch. Wenn er seine rosenfarbne Laune hatte, war er der Lustigste unter den Lustigen; rief aber das Geschäft, ward er so ernst und nüchtern, als ob nie ein Scherz, nie ein Extraglas Kanarienfekt über seine Lippen gekommen wäre; so daß er bey Ernsthaften und Fröhlichen gleich gut angeschrieben war. Die ältesten und reichsten Bürger nickten ihm im Vorbeygehen wohlgefällig zu, eine Höflichkeit, welche er jedoch zum Theil seinem hochbetagten, steinreichen Oheim verdankte, dessen Liebling und einziger Erbe er war. An gedachtem Nachmittag nun saß er mit seinen Zechgenossen eben in der lustigsten Stimmung beysammen, als einer, der zunächst dem Fenster saß, den Leichenzug des Master Shard herankommen sah und die andern aufmerksam machte. Als rechtgläubige Christen unterbrachen sie ihre Lustbarkeit und eilten nach dem Fenster, um sich das Leichenbegängniß anzusehen, das nach der Sitte der Zeit ausnehmend prächtig war. Die meisten Anwesenden kannten die näheren Umstände dieses Falles, und Master Lessomour horchte begierig der wundersamen Geschichte von der reichen Witte von Cornhill, als sie selbst, mit niedergeschlagener, jammervoller Miene, wie's einer Leidtragenden geziemt, dicht unter dem Fenster vorüberging. „Sey sie, was sie will,“ rief der junge Handelsmann, „bey den Säulen des Herkules, 's ist 'ne herrliche Evatochter, und zieht daher wie eine Kaiserin!“ — „Eine Hexe ist sie, Herr Lessomour,“ entgegnete der Aelteste seiner Zechbrüder, „eine giftige Hexe, glaubt einem ehrlichen Burschen, der in solchen Dingen Einsicht“ — „Und selbst einen Zankteufel im Hause hat,“ fuhr ein anderer leise fort, und die Brüderschaft brach in lautes Gelächter aus. Herr Lessomour stimmte nicht mit ein; die andern eilten wieder auf ihre Plätze am wohlbesezten Tische; der junge Kaufmann aber sezte sich mit seinem Deckelkrug allein in die Fenstervertiefung, um, wie er sagte, das schöne Kind bey der Rückkehr aus der Kirche nochmals zu betrachten. Er bat die Gesellschaft, ihm ein Weiteres über sie zu erzählen, und Master Andrews gab, von den Zechbrüdern oft unterbrochen und berichtigt, Miß Alices Leben und Abenteuer Preis. Martin Lessomour sprach während dessen kein Wort; als die Erzählung aber zu Ende war, rief er in munterem Tone: „bey den sieben Sternen, unter deren Einfluß wir stehen,“ hier schlug er seine Augen zu dem Schild über der Thüre auf, „eine seltsame Geschichte! wahr oder nicht wahr, Ihr sollt mich einen Dummkopf schelten, wenn ich nicht in den nächsten vier-und-zwanzig Stunden auf dem einen oder andern Weg mit dieser Hexenwittwe in näherer Bekanntschaft stehe.“ Alle schrieen auf; die einen meynten, daß dieß nicht möglich sey, die Aelteren und Vertrauteren aber riethen ihm ernstlich ab.

„Wollen's im Augenblick sehen, meine lustigen Herrn,“

Digitized by Google

sprach Lessomour, „denn da kömmt die Dame, als ob sie gerufen wäre!“ Er sprang auf, drückte sich die Mütze auf's Ohr, eilte aus der Thür und stellte sich mitten auf den Weg, welchen Alice mit weniger Dienerschaft daher kam. Hier blieb er stehen, bis sie noch zwey oder drey Schritte von ihm war und trat dann zurück, um ihr Platz zu machen; sie blickte auf, ihre Augen begegneten sich, er machte eine anständige Verbeugung und trat noch weiter zurück. Miß Alice wandte sich, um über die Straße zu gehen, da kamen ihr eben einige Reiter in den Weg. Lessomour trat zu ihr und sagte: „Schöne Frau, erlaubt einem Fremden seine Pflicht zu thun und Euch hinüber zu geleiten.“ Sie verneigte sich und nahm den Arm, den er ihr bot; nachdem er sie über den Weg geleitet und sie einige höfliche Worte gewechselt hatten, verließ er sie und kehrte zu seinen Kumpanen zurück, die seine kühne Galanterie mit Erstaunen vom Fenster aus angesehen hatten und ihm laut zu seinen feinen Manieren Glück wünschten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Paul an seine Freundin A.

Unter diesem Titel theilen wir einige Briefe mit, welche Jean Paul in seinem schönsten Berufe zeigen, den er so oft und so würdig übte, in dem des Tröstens.

* * *

Hof den 31. Dezember.

Für meine Freundin A.

am Ende des Jahres 1792.

Es gibt keinen schönern Gedanken, als den der Griechen — hinter denen wir in der Schönheit der Ideen und der Körper bleiben — daß jeden Menschen ein Genius umgebe, der ihn mit seinen unsichtbaren Flügeln kühlet, hebt und bedeckt. Wenigstens möglich ist's, daß höhere Wesen das für uns sind, was wir für die Thiere, daß sie mit unsichtbarer Uneigennützigkeit um die wichtigsten Handlungen des Menschen, nämlich um seine einsamen, und um seine wichtigsten Gedanken, nämlich um seine ungehörten, Wache stehen. Auch wüßt' ich nicht, was der arme Mensch in der brausenden Waldung des Lebens, mitten unter Thieren, Irrsteigen, wilden Jägern, Stürmen und fallenden Bäumen nöthiger hätte, als eine unsichtbare Hand, an der er williger und richtiger geht, als an allen sichtbaren.

Der Genius.

In der Mitternacht, die zwischen zwey Jahren liegt, wird die Sanduhr des alten umgestürzt. Alle Genien der schlafenden Menschen ziehen in den Mond und fallen nieder vor einem Thron, um den ein ewiger Schimmer und Zephyr flattert; für den er sich darauf verhüllt, für den hat der Ewige keinen Namen. Jeder Genius führt hinter sich die 365 Wolken, durch die er seinen Menschen zog.

Ich wende mein Auge mit Schauer von den andern Genien dieses Jahrs, die mit vollgebluteten Wolken, auf welche Leichname und Glieder geworfen waren, vor den stummen Thron des Schicksals gingen, und ich sehe blos den friedlichen Genius an, der Deine Wolken, A..., beherrschte und leitete.

Dein Genius schimmerte wie eine Sonne im Regenbogenkreis von Wolken, die nun auf ewig von der engen Erde in die weite Ewigkeit geflogen sind. Er sah mit einem Auge den immer um ihn wirbelnden Wolken nach und zählte die, auf denen eine Abendröthe, eine Nebensonne, ein Regenbogen glimmte; — er wollte noch länger zählen, aber er mußte seinen Blick voll Liebe von denen abziehen, in denen Regentropfen, Nebel und Dunkel niederhingen. Erhaben und langsam zogen jezt aus der tiefen Ewigkeit in langer Reihe die künftigen 365 Wolken eines jeden von uns, in denen so mancher Blitz, so manches Eis auf unsern unbeschirmten Busen wartet. Dein Genius schlug das Auge an dem stummen Throne dessen nieder, den zwey Ewigkeiten umgeben, und sagte: „Ewiger, durch den ich's bin! Du siehst das zukünftige und „ich nur das vergangene Gewölk. Ach der arme zerrinnende Mensch ruht drunten auf der Erde mit bedecktem „Auge, und träumt unter seiner Nacht nicht von den Thränen, die jezt an jenen Wolken in sein Leben ziehen. „O Allliebender, mein Herz ist zu weich! Nimm aus den „Wolken meines Menschen alle Thränentropfen, zertrenne „die schwülen, umgolde die trüben, das Morgenroth „der Jugend umfließe den ganzen Kreis, und ach, wenn „sie wieder kömmt, die Gewitterwolke, die schwarz über „der gequälten Brust und über dem gedrückten Athem „steht, so lege dafür in sie das frische reine Wehen des abgekühlten Himmels. Aber ach, da der Mensch doch eine „versunkene Wasserpflanze ist, die ihre erschütterten, gepreßten Blüthen mühsam über die Wellen hebt, so lasse „mich wie eine finstre Wolke, die nicht weichen will, in der „Gestalt eines Gedankens, in der Gestalt eines Liedes, in „der Gestalt eines Traumes, mit liebendem Zittern um „die verdunkelte Seele fallen, und sie liebend zwingen zu „weinen, damit ich ihr das Zeichen gebe, daß ihr guter „Genius sie umarmt habe.“

Das Schicksal antwortet nie — die erste Wolke des künftigen Jahres stand schon am Genius. — Er sank auf ihr zu seinem schlafenden Menschen nieder und umzog ihn damit. —

Mein Genius fliegt neben Deinem und seine Wolken decken, wenn Güsse in ihnen liegen, einen tiefen Schatten auf die des meinigen und einen Purpurwiederschein, wenn Abendgold sie überzieht. — O daß doch den Menschen das Schicksal so zusammendrückt, daß er sein Glück weniger nach der Farbe, als nach der Zahl seiner Wolken schätzen muß!

Fried. Richter.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Beschluß.)

Der Neubau des Senkenbergischen naturhistorischen Museums hat sich rasch bis zum ersten Stockwerke erhoben, und die zweckmäßige und gefällige Form der ganzen Anlage zeigt, daß die Pläne dazu mit eben so viel Sachkenntniß als Geschmack entworfen wurden. — Rüppels uns verheißenes Werk über seine Reise nach Egypten läßt sich noch immer mit Sehnsucht erwarten. Indessen trägt der Verfasser keineswegs die Schuld des Verzuges, sondern sie liegt vielmehr in der Säumniß der Kupferstecher, die ihre Platten noch nicht fertig haben. — Als eine vornämlich auf die Befriedigung des Kunstsinnes und ästhetischen Geschmacks berechnete Anstalt darf das neuerrichtete Kunstmagazin von C. Jügel, das vor einigen Wochen eröffnet wurde, hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, besonders da sich durch Zweck und Anlage dieses Etablissement vor vielen andern ähnlicher Art nur vortheilhaft auszeichnet. Die Absicht des Eigenthümers nämlich geht dahin, in der gewählten Weise eine beständige Kunstausstellung zu unterhalten, worin nicht nur seine eigenen Vorräthe an Kunstsachen, sondern auch die Arbeiten neuerer Künstler und die Bilder von Privatsammlern, die man durch seine Vermittlung zum Verkauf zu bringen wünscht, dem Liebhaber zur Beschauung und Erwerbung dargeboten werden. Schon jezt ist der Salon mit mehreren gehaltreichen Kunstwerken geziert, wie z. B. ein Van Dyk (jedoch ohne Monogramm noch Inschrift, die den Künstler verbürgen), Abraham und die drey Engel vorstellend, welche ihm die Fortdauer seines Stammes verkündigen; das Brustbild eines jungen Mannes, von Rembrandt; Moses beym brennenden Dornbusch, von Caravaggio; eine Flucht der heiligen Familie, angeblich von Hannibal Carracci; mehrere italienische Landschaften von Hacker und Reinhard; einige Köpfe von Dorn. Bilder von Ratscher, Math. Grünwald und mehreren andern Künstlern der niederländischen und deutschen Schule. — Die Liebhaberey der Gartenkunst kommt hier immer mehr in Schwung. Gewächshäuser mancher Art entstehen und füllen sich mit den seltensten, prachtvollsten Erzeugnissen. Besonders erwähnenswerth ist in dieser Beziehung das neue Gewächshaus des Hrn. v. Rothschild. Dieß Gebäude hat die Form einer Rotunde und ist ganz aus Glas und eisernen Stäben gebaut. Es wäre zu wünschen, daß sich ein Botaniker der gewiß sehr interessanten Arbeit unterziehen möchte, ein Verzeichniß von den in den hiesigen Gärten befindlichen seltenen Pflanzen aufzunehmen und bekannt zu machen. So besizt ein hiesiger Bankier, Hr. Andrä, einen cactus opuntia mit lebenden Cochenillen; diese kleine Kolonie von Insekten gedeiht und vermehrt sich seit einem halben Jahre auf jener Pflanze. — Unsere Gasbeleuchtungsanstalt wird unfehlbar bis zur Herbstmesse wieder ins Leben getreten seyn. Die zu diesem Zwecke hier neu gebildete Gesellschaft von Aktionärs läßt unter der Oberaufsicht eines englischen Ingenieurs von einer Gascompagnie zu London die Anstalt nunmehr in der Art herstellen, daß man sich davon einen bleibenden Vortheil für unsere Stadt versprechen kann. Das Gas wird, wie früher, aus Oel bereitet werden; allein die Abonnenten müssen es sich gefallen lassen, nach genauen Gasmessern ihren Bedarf zu bezahlen, da es nur auf diese Weise möglich ist, eine zureichende Kontrolle über den Verbrauch des Brennstoffes zu führen und so das Fortbestehen der Anstalt auf dem Grund merkantiler Verhältnisse zu sichern. Schon haben in der Fabrik die Arbeiten begonnen und die Zinsen der von den Aktionärs hergeschossenen Fonds, zu 5 pCt. jährlich, sollen bereits vom 1. künftigen Monats zu laufen anfangen. — Die etwas rauhe und kalte Witterung während der Pfingstfeyertage hat die Bewohner Frankfurts nicht abgehalten, die gewohnten Vergnügungsorte zu dieser Epoche zu besuchen. Die stärkste Frequenz machte sich am Pfingstdienstage im sogenannten Wäldchen bemerklich, wo sich die Zahl der Kutschen, nach der Bemerkung eines muthmaaßlich sonst mäßigen Beobachters, auf 517 belief. Das am Mittwoch sonst übliche Festmahl der hiesigen Waisenkinder, die an diesem Tage auf der Pfingstweide gespeist werden, fand jedoch nicht statt. Dasselbe ist bis auf den nahen Eintritt des Zeitpunkts verschoben worden, wo das neue, nunmehr vollendete und eben so große als prächtige Gebäude seiner Bestimmung feyerlich übergeben werden wird.

Lyon, Juni.

Unsere königliche Akademie hat vor einiger Zeit eine öffentliche Sitzung gehalten, aber fast Alles, was da vorkam, beweist, daß sich diese Anstalt bisher nicht über die Mittelmäßigkeit erheben konnte, zu der die Literatur und die schönen Künste gewöhnlich in Fabrik- und Handelsstädten verdammt sind. Hören Sie nur, was in der Sitzung vorkam. Zuerst wurde einem Hrn. Dubois die Aufmunterungsmedaille für eine Vervollkommnung der Feuerspritzen zugesprochen; hierauf kam ein leidlicher Vortrag des Hrn. Rey, Professors unserer Malereyschule, über die Nachahmung in den schönen Künsten. Der Gegenstand wäre für einen tüchtigen Denker und Künstler überreich und zumal in Frankreich sehr der Betrachtung werth; hier aber erschien meist nur Seichtigkeit in schlechtem Vortrag. Hr. Grandperret erheiterte die Versammlung durch eine Menge sarkastischer und witziger Bemerkungen über die Vortheile der Gymnastik. Diese wären in einer Anrede an seine Gymnastikschüler besser an ihrer Stelle gewesen, als in einer akademischen Rede. Zulezt kam der Apotheker Benoit mit einem — Gedicht über die öffentliche Meynung. Löste man seine krystallisirten Verse auf, so zeigte sich eine bürgerliche Rede voll Exclamationen über Napoléon, St. Louis, la France, la gloire, les armées toujours victorieuses de la France, le Sénégal, la Lybie, les Turcs et les Grecs, les drapeaux français flottant sur les remparts de Caron u. s. w. Dieß sind so ungefähr die Ingredienzen der Benoitschen poetischen Latwerge und so mancher andern bey uns.

Erfreulicher als diese Akademie tritt die Gesellschaft für gegenseitigen Unterricht ins Leben ein. Nicht Kinder werden hier nach dieser Methode unterrichtet, sondern Erwachsene, die nachholen wollen, was sie in ihrer Jugend versäumt haben. Um zu diesem unentgeldlichen Unterrichte einzuladen, sind an allen Ecken der Stadt Zettel angeschlagen und es strömen so viel Leute herbey, daß man jezt schon drey Schulen eröffnen mußte. Sie fassen aber die Schüler nicht, ein Beweis, daß es dem Franzosen nicht an gutem Willen fehlt, sich zu unterrichten, wenn er nur Gelegenheit dazu hat. Diese aber ist von der Regierung in 1 von Frankreich nicht gegeben. In unserm Budget werden ungeheure Summen für unnüze Dinge verwendet, dem Unterrichte des Volks aber wirft die Regierung nur armselige Brosken zu, und doch gibt es Leute bey uns, die Frankreich das europäische Land nennen, wo die Civilisation am weitesten fortgeschritten sey.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 152.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. Juni 1829.

Lasset uns schauen, wie der Ewige das, was sich wegen Hinderniß der Materie nicht unsterblich schaffen ließ, vor der Vernichtung sichert und durch seine Weisheit die Mängel derselben ersetzt. Alles besteht, nicht weil es ewig ist, sondern durch die Vorsorge des Weltbeherrschers erhalten wird. Das Unsterbliche allein bedarf keiner Aufsicht.

Seneca.
(Briefe. a. V. v.)

Laplace.

Wir theilen aus der Lobrede auf Laplace, welche sein Kollege Fourier in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften am 15ten Januar d. J. gehalten hat, einen Auszug mit, weil wir solche Schilderungen für interessant und belehrend zugleich halten. Sieht man so die Summe eines großen Lebens ziehen, so fühlt man, wie sehr geistige Superiorität erhabener, schöner und mächtiger ist, als jede andere menschliche Superiorität; überhaupt aber veranlaßt wohl nichts mehr zur Selbstbetrachtung und zu einem ernsten Blick in die Oekonomie der Welt als die Geschichte eines Mannes, der die Kultur vielleicht um Jahrhunderte gefördert hat.

* * *

Schon in früher Jugend verrieth Laplace ein außerordentliches Gedächtniß, und jede geistige Arbeit wurde ihm sehr leicht. Frühe hatte er sich ziemlich ausgebreitete Kenntniß in den alten Sprachen erworben. Welch glücklicher Zufall ihn veranlaßte, die Theologie mit der höhern Mathematik zu vertauschen, weiß man nicht. Kaum hatte aber letztere Wissenschaft, die den Menschen ganz ungetheilt will, seinen Geist gefesselt, so überließ er sich völlig dem Zuge seines Genies. Von der Zeit an, wo er als Professor an der Pariser Militärschule seine Laufbahn eröffnete, widmete er sich allein nur seiner Wissenschaft, und verfolgte sein Ziel mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und Ausdauer bey seinen tiefsinnigen Arbeiten. Laplace besaß von Natur die Kraft des Genies, wie ein unermeßliches Werk sie fordert. Die höhere Mathematik verdankt ihm Hauptentdeckungen, und kein Mathematiker hat für Auflösung der großen Räthsel des Weltsystems mehr gethan als er. Zwar fiel ihm eben nicht das Loos, eine ganz neue Wissenschaft zu schaffen, wie Archimedes und Galilei; für die Mathematik neue Grundsätze zu erfinden, wie Descartes, Newton und Leibnitz, oder, wie Newton, zuerst Galileis irdische Dynamik in die Himmel zu versetzen, und auf das ganze Weltall überzutragen; aber Laplace war dazu geschaffen, alles zu vervollkommnen, alles gründlicher zu erforschen, überall die Grenzen zu erweitern, aufzulösen, was man hätte für unauflöslich halten sollen, und er oder keiner hätte die Himmelskunde vollendet, könnte sie anders vollendet werden.

Wir erwähnen kurz Laplaces Hauptleistungen.

Die Astronomen beobachteten eine Beschleunigung im Mondlauf, wovon sie den Grund nicht zu entdecken vermochten. Man hatte gemeynt, es könnte vom Widerstand des Aethers herrühren, in dem sich die Himmelskörper bewegen. Wäre dem aber so, so müßte, da dieselbe Ursache auch auf den Lauf der Planeten Einfluß haben würde, die ursprüngliche Ordnung dadurch mehr und mehr gestört werden, und diese Körper müßten sich fortwährend der Masse der Sonne nähern. Es müßte die Allmacht des Schöpfers früher oder später ins Mittel treten, um den ungeheuren Fehler, der im Laufe der Zeiten sich gebildet hätte, wie-

Digitized by Google

der gutzumachen. Diese kosmologische Frage, gewiß eine der höchsten, die sich des Menschen Geist vorlegen kann, ist jezt aufgelöst, und zwar durch Laplace. Am 19ten März 1787 that er vor der Akademie der Wissenschaften augenscheinlich dar, daß die beobachtete Beschleunigung der Bewegung nothwendige Folge der allgemeinen Gravitation ist, und diese große Entdeckung verbreitete sodann weiteres Licht über die wichtigsten Punkte des Weltsystems. So fand Laplace nach dieser Theorie, daß, wenn die Wirkung der Gravitation auf die Gestirne nicht augenblicklich ist (und er hatte Anfangs das Problem in der Voraussetzung zu lösen gesucht, daß sie zu ihrer Fortpflanzung eine merkliche Zeit brauche), man doch annehmen müsse, sie pflanze sich mehr denn fünfzig Millionen Mal schneller fort als das Licht, das erwiesenermaßen eine Geschwindigkeit von siebenzig Millionen Meilen in der Sekunde hat. Ferner schloß Laplace aus seiner Theorie der Mondsbewegung, daß das Mittel, in dem sich die Gestirne bewegen, dem Lauf der Planeten nur einen ganz unmerklichen Widerstand entgegensezt; denn diese Ursache würde doch ganz besonders auf die Bewegungen des Mondes ihren Einfluß äußern, es ist aber am Monde durchaus keine berechenbare Wirkung sichtbar. Die Beobachtung des Laufs dieses Gestirns führt überhaupt zu vielen, sehr interessanten Schlußfolgen. So kann man z. B. daraus schließen, daß die Axendrehung der Erde unveränderlich sich gleich bleibt, und daß sich die Tageslänge seit 2000 Jahren nicht um den hundertsten Theil einer Sekunde verändert hat. Es ist merkwürdig, daß ein Astronom nicht nöthig hat, einen Fuß aus seinem Observatorium zu setzen, um die Entfernung der Erde von der Sonne zu messen; er braucht nur fleißig die Veränderungen im Mondlauf zu beobachten, und findet daraus bestimmt jene Entfernung. Aber eine noch wichtigere Schlußfolge jener Beobachtung ist diejenige, die sich auf die Gestalt der Erde bezieht; denn sogar die Form des Erdballs spricht sich deutlich in gewissen Unregelmäßigkeiten des Mondlaufs aus. Diese Unregelmäßigkeiten fänden nicht statt, wenn die Erde vollkommen kugelrund wäre; man kann wirklich die Größe der Abplattung blos aus der Beobachtung des Mondlaufs berechnen, und die Resultate stimmen mit den wirklichen Messungen überein, die bekanntlich unter dem Aequator, in den Polargegenden, in Indien und an verschiedenen andern Orten angestellt worden sind.

Unter der Masse von Laplaces wirklich unermeßlichen Leistungen verdienen vor allen diejenigen einer besondern Erwähnung, die sich auf die Stabilität der großen Naturerscheinungen beziehen. Kein Gegenstand in der Welt kann der Betrachtung eines denkenden Geistes würdiger seyn. Die Natur hat in Allem erhaltende Kräfte im Hinterhalt, die überall und sogleich zu wirken beginnen, sobald eine Störung eintritt, und die alsbald die gewohnte Ordnung wieder herstellen; überall im Weltall findet man die Spuren dieser erhaltenden Kraft. So fand man, um ein Beyspiel von der Erdoberfläche anzuführen, daß die zufälligen oder beständigen Ursachen, welche das Gleichgewicht der Meere stören, innerhalb bestimmter Grenzen wirken, die nie überschritten werden können. Daraus, daß das Wasser specifisch weit leichter ist als das feste Land, folgt, daß die Schwingungen des Oceans immer und überall sich nur in enger Beschränkung äußern können; ganz anders aber müßte es seyn, wäre die auf der Erde verbreitete Flüßigkeit bedeutend schwerer. Die Form der großen Planetenbahnen, ihre Neigungen wechseln und ändern sich im Laufe der Jahrhunderte; aber diese Schwankungen haben ihre Grenzen; die Hauptdimensionen bleiben dieselben; alles wirkt auf Ordnung, Beständigkeit, Harmonie hin. Die physische Ursache der Planetenbildung mag seyn, welche sie will, sie hat einmal allen Körpern eine schwingende Bewegung nach einer Richtung um eine ungeheure Kugel ertheilt, und damit ist das Sonnensystem fest gegründet. Dasselbe ist der Fall mit dem System der Trabanten und Ringe; die Ordnung bleibt unverrückt, mittelst der Anziehung der Centralmasse. Also keine zweyte Kraft braucht, wie noch Newton und Euler meynten, die Störung, welche die Zeit hervorgebracht hat, gutzumachen oder ihr vorzubeugen; nach dem Gravitationsgesetz geht alles vor sich, es reicht überall und immer aus und erhält Mannigfaltigkeit und Ordnung zugleich; ein Ausfluß der Allweisheit, herrscht es seit Anbeginn der Zeiten und macht jede Störung unmöglich. Newton und Euler ahneten noch nicht ganz, wie vollkommen die Welt gemacht ist. So oft sich noch ein Zweifel gegen die Richtigkeit des Newtonschen Gravitationsgesetzes erhoben hat und man, um scheinbare Unregelmäßigkeiten zu erklären, eine fremde Kraft zu Hülfe zu ziehen vorschlug, fand man immer, nach einer genauen Rechnung, daß sich das Grundgesetz bestätigte.

(Der Beschluß folgt.)

Die schöne Wittwe von London.

(Fortsetzung.)

Martin träumte die ganze Nacht von der schönen Wittwe und war mit der ersten Morgenröthe aus den Federn. Sogleich ward die ganze Garderobe zu drey oder vier Malen durchgemustert, bis er für den heutigen Tag den passenden Anzug gefunden hatte. Seine Kleidung bestand in einem Wamms, kurzen Beinkleidern und Strümpfen von dunkler Farbe, ward aber außer den Aermeln größtentheils von einem langen, klaretfarbnen Mantel, der bis auf die Fersen reichte, bedeckt. Dieser war vorn

Digitized by Google

offen, oben aber mit drey silbernen Knöpfen befestigt und an den weiten Seitenöffnungen, durch welche er die Arme steckte, so wie vorn, hinten und unten am Rande mit silbernen Borten besezt; eine hohe, spitzige Mütze mit einer langen Schleppe und ein Paar spitzige Schuhe vollendeten seinen Aufzug. Er wählte jezt ein Paar Stücke schwarzen und grauen Bombasins, den er von seiner lezten Reise aus Sicilien, wo damals in dieser Sorte hauptsächlich gearbeitet wurde, mitgebracht, band sie mit einer seidenen Schnur zusammen und machte sich nach dem Frühstück mit seinem Bündel unter dem Arm auf den Weg. Er meldete sich bey Alice und ward sogleich vorgelassen. In den gewähltesten Ausdrücken wußte er jezt seine Zudringlichkeit einzig mit dem geringen Höflichkeitsdienste zu entschuldigen, den er ihr gestern zu leisten das Glück gehabt habe, und das Dankgefühl der Wittwe ward immer wärmer, je mehr er sein Verdienst zu schmälern suchte. Nachdem sie sich gegenseitig viel Verbindliches gesagt, bat er sie ehrerbietig, den Inhalt seines Bündels zu untersuchen, und ließ nebenbey von seiner Lage und seinen Aussichten so viel verlauten, als die Schicklichkeit erlaubte. Als sie zwey Stücke Bombasin gewählt hatte und ihn um den Preis derselben befragte, ersuchte er sie mit vieler Artigkeit, solche als ein geringes Zeichen seiner Hochschätzung annehmen zu wollen. Dieß führte zu neuen Artigkeiten, und Miß Alice willigte endlich mit vieler Grazie ein, das schöne Geschenk des jungen Mannes anzunehmen, und sie schieden mit beyderseitigem Wohlgefallen.

Er wiederholte seine Besuche und ihre Neigung schien mit jedem Mal zu steigen; er war von ihrem Verstand, ihrer Bescheidenheit und Schönheit bezaubert, und sie von seinem hübschen Gesicht, seiner Offenheit und Unterhaltungsgabe gleich sehr eingenommen. Oft saß sie Stunden lang neben ihm und hörte ihn von seinen seltsamen Abenteuern auf der hohen See, von den Wundern, die er in Spanien und Italien gesehen, und von seinen Besuchen in Venedig und Genua erzählen; und da er sah, daß sie an dergleichen Dingen Gefallen fand, wurde die Wahrheit auch zuweilen mit etwas Dichtung versezt und gewöhnliche Dinge, so gut es ging, ausgeschmückt; kurz, sie gefielen sich so gut, daß sie, sobald es die Schicklichkeit erlaubte, sich verehlichten, keines, wie es schien, durch das Schicksal, das alle Ehemänner Miß Alice's erwartete, abgeschreckt. Die Vorbereitungen zu dieser Festlichkeit waren äußerst glänzend, alle Bürger von einiger Bedeutung, die dem einen oder andern Theile bekannt waren, beehrten die Ceremonie mit ihrer Gegenwart und brachten ein Heer von Weibern, Söhnen und Töchtern, Vettern, Freunden und Bekannten mit. Die Braut trug eine kleine, goldgewirkte Haube mit seidenen Schnüren und Ringelperlen; über ihr grünseidenes, um den Nacken mit Juwelen gesticktes Kleid aber einen langen, reich mit Silber besezten und gestickten Mantel von weißem Tuch, durch und durch mit weißem Pelz gefüttert; ihre mit langen aufwärts stehenden Spitzen versehenen Schuhe bestanden gleichfalls aus weißem Tuch. Der Bräutigam war in ein Paar pfirsichfarbene Strumpfhosen und eine kurze Cointoise, d. h. einen karmoisinseidenen, mit weißem Persan ausgefütterten Rock gekleidet, der unten und an den Aermeln mit goldenen Knöpfen auf dunkelblauem Sammetsaum verziert war. Um sein Kamisol lief ein goldner Gürtel, an welchem ein kleiner Dolch hing, dessen elfenbeinener Griff und gelbsammtene Scheide reich mit Edelsteinen verziert war. Ueber seine Cointoise trug er einen langen Mantel, ähnlich dem der Braut, nur von dunkelblauem Tuch, mit weißem Persan gefüttert und oben mit einem großen in Silber gefaßten Saphir zugeheftet. Hinten hinab hing ihm eine goldgestickte Schleppmütze, von gleichem Stoff und Kolorit wie der Rock. Seine langgespizten Schuhe von gelbem spanischem Leder waren mit übergoldeten Silberkettchen an die Knie befestigt. Wenn es schon langweilen würde, wollten wir alles hier Uebergangene aufführen, so wird es durchaus unmöglich, all die Schmausereyen und Mummereyen an dem festlichen Tage in Miß Alice's Hause zu beschreiben, die Pasteten, Torten u. s. w., die kamen und verschwanden, die Meere von geistigen Wassern und Weinen, französische und griechische, Hypokras, Pyment, Rummey, Malaspine, deren Namen sogar bey unserm entarteten Geschlechte untergegangen sind. Dieser Tag schien bey Miß Alice ein neues Leben zu beginnen; sie wurde lebensfroher und suchte mehr Umgang als zuvor, flüchtete sich aber nicht, wie die Frauen unserer Zeit, in Gesellschaften, um des Mannes loszuwerden; im Gegentheil schien sie ihn immer mehr liebzugewinnen, und auch er war ihr in gleichem Maaße zugethan. Schon waren sie beynahe vier Monate getraut, und hatten noch keinen bösen Blick, kein unfreundliches Wort gewechselt. Da Lessomour von seiner Gattin nichts Unbilliges verlangte, so fand er bey ihr pflichtgemäßen Gehorsam. Manche flüsterten zwar, daß das nicht lange so fortdauern werde; denn sie hatten ihrer frühern Ehemänner nicht vergessen, obgleich es scheinen wollte, als ob Master Lessomour und Miß Alice dieß gethan hätten. Als sie jedoch eines Abends auf einem niedern Kanapee still beysammen saßen und in die ersterbende Flamme eines Holzfeuers im Kamine blickten, entschlüpfte Miß Alice ein Seufzer. „Was seufzest Du, mein liebes Kind?“ fragte ihr Gatte, „bist Du nicht glücklich?“ „Ich wußte nicht, daß ich seufzte, lieber Martin,“ antwortete sie; „wenigstens geschah es nicht, weil ich mich unglücklich fühle, ich bin recht glücklich.“ „Es freut mich sehr, und ich glaube, daß es Dir von Herzen geht. Wenn ich nach mir selbst urtheile, so war ich nie so glücklich als eben jezt.“ „Und

Digitized by Google

so auch ich, Martin, jezt bin ich glücklich; ich wußte nichts von Glück, ehe ich Dich kennen lernte."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Die höchste Civilisation herrscht nur da, wo die höchste Lichtmasse im Volke neben freysinnigen politischen Institutionen und gesellschaftlicher Kultur zu finden ist. Frankreich hat solche Institutionen und solche Kultur, es fehlt aber da an Licht im Volk; England besizt jene Institutionen noch vollendeter, ihm geht aber an Kultur und Volksunterricht gar Vieles ab; Deutschlands Nationalunterricht ist am weitesten gediehen, es hat aber nur etwas Weniges von jenen Institutionen und von geselliger Kultur. Jedem fehlt ein Theil dieses heiligen Dreyfußes. Frankreich kann also seine Civilisation nicht über die englische und deutsche seyen, sondern nur daneben. So viel Hrn. Guizot zur Erwiederung. Doch zurück zu unserer Lyoner Schule. Unter den Schülern zeigen sich Leute jeden Alters, viele zwischen 40 und 50, ja Ein Mann über 60 Jahr. Die Kosten werden durch Subskription zusammengeschossen und sind mancher Hindernisse und Gegenstrebungen ungeachtet schon ganz gedeckt. So wird es denn nach und nach auch in Frankreich unter dem Volke heller, und sehr zu wünschen wäre die Nachahmung des Lyoner Beyspiels auf allen Punkten des Landes. Bekanntlich fehlt es unserer Zeit nicht an neuen Methoden, den Kindern das Lesen zu lehren, ja es gibt jezt fast so viel Methoden als Buchstaben. Zu deren Prüfung ist nun eine eigene Kommission niedergesezt, die mit Kindern Versuche macht. Wie man hört, soll dabey die neue Schreibart eingeführt werden, an deren Spize der Hermite de la Chaussée d'Antin, Hr. Jouy in Paris, steht, nämlich das Französische zu schreiben, wie man es ausspricht. Dadurch würde den Kindern in Frankreich und allen Fremden das Lesen und Schreiben ungemein erleichtert.

Von neuen Literaturerscheinungen in Lyon ist wenig zu berichten, da sich fast Alle, die etwas drucken lassen wollen, damit nach Paris wenden. Hier muß also mehr von dem die Rede seyn, was von Lyonern geschrieben, jedoch in der Hauptstadt gedruckt wird. Darunter ist in unserer gegenwärtigen Lage wohl am merkwürdigsten: Questions commerciales par M. Rodet. 1 Vol. Sie haben vorzüglich Bezug auf die Mißgriffe des jezigen Commerzministers, de St. Cricq, dem darin große Unkenntniß seines Fachs vorgeworfen wird. Außerdem ist die Rede von seinen staatsökonomischen Irrthümern, von seiner Vorliebe für alle Fiscalität und von seinen beschränkten Ansichten über Nationalreichthum. Neben Abschaffung der Sinecuren und der Verringerung unmäßiger Besoldungen bey den Ministern und den höheren, in skandalösem Luxus lebenden Staatsdienern ist für Frankreichs zerrütteten Finanzzustand nur in voller, absoluter Handelsfreyheit und in bedeutender Verminderung der Taxen und Zölle Heil zu suchen. Man fürchte darum keinen Ausfall in den Zöllen. Auf ihre gesezliche Verminderung folgt immer ihr höherer Betrag in der Einnahme; eine ganz natürliche Erscheinung: niedrige Preise erhöhen die Konsumtion, es wird mehr bestellt, gekauft und verbraucht. Durch diesen vermehrten Verkehr wird nicht nur der Ausfall in den Zollansäzen gedeckt, sondern die Zölle tragen auch bedeutend mehr ein. England dient auch hier zum klaren Beyspiel. Dort wurden im Jahr 1825 Zölle, Accise, Stempel und vereinigte Taxen (assessed taxes), also die vier Hauptzweige der öffentlichen Einnahme, bedeutend verringert. Was war die Folge davon? Daß fast in allen Handelsartikeln 1827 bedeutend mehr Zoll gezahlt wurde, als 1825, ja in manchen das Doppelte.

Der Verfasser theilt eine Menge interessanter Nachweisungen über den Handels- und Finanzzustand Englands mit, wo Alles ganz offen da liegt und wo der geistreiche Huskisson diesem Fache vorstand. Bey uns in Frankreich ist dieß nicht so und man merkt schon die dicke Luft des Kontinents, so wie die Nähe Deutschlands, denn die Handelsbilanz wird noch, wie ehemals alle Finanz- und Administrations-Gegenstände, wie ein Staatsgeheimniß behandelt. Erst vor Kurzem fuhr ein alter Chef de Bureau Hrn. Ch. Dupin gewaltig an, als dieser Uebersichten und Tabellen über unsere Handelsverhältnisse zu andern Ländern zu haben wünschte, und äußerte dabey: „Solches könne nur ein Feind des Landes wissen wollen." Was würde der selige Schlözer dazu sagen, dem vor 50 Jahren Aehnliches in Deutschland auf statistische Nachforschungen geantwortet wurde? Trösten Sie sich also dort für's Erste. Besonders interessant und so zu sagen erhebend ist, daß die auf offizielle englische Angaben gegründeten Data des Verfassers genau mit den Angaben unserer guten Staatsökonomen übereinstimmen und sie dadurch ergänzen.

Anderer Natur, wiewohl geistesverwandt, wird wahrscheinlich die Histoire de la Ville de Lyon, welche M. F. Cochard und F. J. Rabanis, zwey gelehrte Männer, auf Subskription ankündigen und die eine sehr fühlbare Lücke in Frankreichs Geschichte ausfüllen dürfte. Die neueren Arbeiten wackerer französischer Historiker haben uns endlich bewiesen, daß allgemeine Landesgeschichte bey wenigen europäischen Völkern so lückenhaft und dunkel ist, als in Frankreich, und daß fast jedes Volk die Quellen seiner Landesgeschichte besser erforscht hat, als die Franzosen, die doch noch vor wenigen Jahren stolz auf die Geschichte anderer Länder herabsahen, weil sie meynten, Memoiren seyen Historie. Noch bis auf den heutigen Tag kann man daher sagen: Frankreichs Geschichte muß noch geschrieben werden. Ehe sie aber erscheinen kann, müssen eine Menge historische Lokalstudien und Forschungen, Prüfungen von Urkunden und Chroniken vorausgehen. Dabey ist noch Eins zu berücksichtigen, was bisher ganz aus der Acht gelassen wurde. Man begnügte sich, das alte römische Gallien Frankreich zu nennen, ohne zu untersuchen, wie sich denn eigentlich die Herrschaft der fränkischen Könige nach und nach über all' diese Länder ausgebreitet hat, wie die verschiedenen, oft durch Ursprung, Charakter, Instinkt und Sitten ganz ungleichen Völker früher sich gegen einander gerieben, sich heftig gerüttelt und zerstückelt haben, wie sie sich aber doch nicht ganz auf gallischem Boden verschmolzen, sondern die Grundzüge ihrer Nationalphysiognomien stets kenntlich erhielten. In dieser Verschiedenheit und moralischen Ungleichheit liegt der bisher nicht bemerkte Grund vieler Ereignisse, Annäherungen, Streitigkeiten und Kämpfe einzelner Provinzen und ihrer Einwohner, ein Schlüssel zu der Politik der Könige, zu den Einfällen fremder Völker, zu den Maaßregeln allgemeiner Verwaltung, so wie zu politischen und religiösen Theorien. In diesem Sinne wollen Cochard und Rabanis die Geschichte Lyons schreiben, das seiner Bevölkerung nach die zweyte Stadt Frankreichs, in Hinsicht seiner Industrie aber die erste dieses Landes und überdieß durch Ereignisse in der alten und neuen Welt eine der vorzüglichsten von Europa ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Juni 1829.

Es regt sich wunderbar Gefühl im Herzen,
Wie ein Gemisch von Mitleid, Graun und Schmerzen.

Tasso.

Die schöne Wittwe von London.

(Fortsetzung.)

„Du schmeichelst mir, Liebe," erwiederte Martin; wirklich? bist Du vorher nie glücklich gewesen?" „Ich sage Dir, nie — nie, bevor ich Dich kennen lernte!" Sie legte einen großen Nachdruck auf das Wort nie, und Martin, der sie im Arm hielt, fühlte, daß sie stark zitterte, und auch ihn schauderte. Nach einer Weile fragte er sie: „liebtest Du denn deine früheren Männer nicht, Alice?" „Ob ich sie liebte! Nein, Martin — nein! Ich haßte sie, haßte sie mit tödtlichem Hasse." Bey diesen Worten wurde ihr Gesicht gelblich blaß, und ihr Auge heftete sich auf ihren Gatten mit einem seltsamen Schlangenblick, so daß es ihm durch Mark und Gebein drang und sein Herz heftig pochte. Er fragte sie jedoch mit sanfter Stimme: „Warum haßtest Du sie so, Alice?" „Weil sie Trunkenbolde und treulose Menschen waren, Martin; deßhalb haßte ich sie so und würde auch Dich hassen, noch mehr als ich Dich jezt liebe." Diese Worte sprach sie im Tone innigster Zärtlichkeit, und fiel ihm weinend um den Hals.

Er suchte sie durch Liebkosungen und Betheurungen zu besänftigen; aber lang wollte es ihm nicht gelingen. Die Unterredung ward nicht wieder aufgenommen, und sie begaben sich zu Bette. Martin blieb lange noch wach; er konnte sich ihrer Worte nicht entschlagen und beschloß nach reiflicher Erwägung, der Sache näher nachzuspüren. Endlich fiel er in Schlummer, aber nur um bald wieder aus einem wilden Traum zu erwachen. Es war ihm, als säße er mit seiner Frau immer noch auf dem Kanapee; ihre Gesichter ruhten nahe an einander, das ihrige war eben so gelb und ihre Augen glänzten eben so schlangenartig, wie sie ihm in der Wirklichkeit Grauen erregt hatten; ihre Augen ruhten immer noch auf seinen, und obgleich ihr Blick ihm höchst widrig war, war er doch wie bezaubert und konnte sein Auge nicht von ihr wenden; ihr Gesicht ward bläßer und bläßer, ihre Augen immer glänzender und schreckhafter, ihm wurde banger und banger ums Herz. Er fühlte ein Würgen an seiner Kehle, und immer konnte er seine Augen nicht von ihr wenden. Voll Todesangst erwachte er da, und fand seines Weibes Arme um seinen Nacken geschlungen, ihr Kopf lag auf seiner Brust; sie schluchzte heftig. Er fragte, was ihr fehle; sie hatte einen furchtbaren Traum gehabt und alles, was sie sich erinnerte, war, daß sie ihn ermordet gesehen.

Martin schlief nicht mehr ein, stand am Morgen bey Zeit auf und ging, Geschäfte vorschützend, aus. Geschäfte hatte er jedoch nicht. Er ging nach Cripplegate, schlenderte durch die Finsbriefelder und auf und davon auf das Land, ohne zu wissen, wohin er ging. Der Auftritt vom gestrigen Abend kam ihm nicht aus dem Kopfe, in seinem Gedächtniß wachten all die Geschichten wieder auf, welche er über seine Frau seit dem Tage, da er sie zum ersten Male gesehen, erfahren hatte, und er sann so lange, bis er anfing, sie in allem Ernste für eine Hexe, oder wenigstens für ein ungewöhnliches Wesen zu halten. Auf jeden Fall fühlte er

Digitized by Google

sich, trotz ihrer Zärtlichkeit, nicht mehr ganz sicher bey ihr, und beschloß, in Folge ihrer Aeußerungen über den Grund ihres Hasses gegen ihre frühern Ehemänner, ihre Liebe auf die Probe zu stellen. Lange nach Sonnenuntergang kehrte er nach Hause zurück und ging, Frieren und Müdigkeit vorschützend, sogleich zu Bette. Am nächsten Tag blieb er den Vormittag bey seinem Weibe; aber trotz ihrer Freundlichkeit und ihren Aufmerksamkeiten konnte er eine widrige Stimmung nicht bemeistern, er war verschlossen und fast verdrießlich, und endlich schien auch Alice von ihm angesteckt. Nachmittags ging er aus und begab sich zu Master Andrews, der in der Nähe wohnte, in der Absicht, ihn zu einer der wunderbaren Geschichten, die er ihm früher einmal aufgetischt hatte, zu vermögen; da er aber mehrere Freunde bey ihm fand und die Angelegenheiten seines Weibs nicht zum Gegenstand eines öffentlichen Gesprächs machen wollte, blieb er stillschweigend bis spät in die Nacht sitzen und kehrte mit dem festen Entschlusse heim, seinen Plan noch in dieser Nacht auszuführen. Auf dem Heimweg trat er zufällig auf ein Stückchen Apfelschale, das im Wege lag, glitt aus und fiel in den Koth, denn es hatte den ganzen Tag geregnet. Anfangs ärgerte er sich, bald aber fiel ihm bey, daß dieser Unfall zu seinem Plane passe, und mit unordentlichem Anzug, schlotternden Knieen, hängendem Mund und halbgeschlossenen Augen erschien er vor der Thür seines Hauses. Seine Frau hatte, obgleich es schon spät in der Nacht war, die Dienstboten zu Bette geschickt und war selbst aufgeblieben, um ihn zu erwarten, ein Zeichen von Aufmerksamkeit, das liebende Ehefrauen nicht selten ihren Männern geben, oft mehr zu ihrem Aerger als ihrer Erbauung. Im gegenwärtigen Fall aber konnte Lessomour nichts erwünschter seyn. Sobald seine Frau ihn sah, erglühte ihr Gesicht dunkelroth, und ihre großen schwarzen Augen erweiterten sich zusehends, als sie ihn in einem halb ärgerlichen, halb sorglichen Tone fragte: „Wie, Martin, was ist das? was ist Dir begegnet?“ „Ich war bey einigen Freunden, meine Liebe,“ antwortete er etwas stotternd. „Martin! Martin!“ sprach sie, biß sich in die Lippe und schüttelte den Kopf, „mach, daß Du in Dein Bette kommst.“ Er stellte sich bald, als ob er schliefe, obgleich er die ganze Nacht kein Auge schloß; auch sie that es nicht, wie ihm schien, denn sie warf sich unruhig hin und her und murmelte zuweilen etwas vor sich hin. Sobald der Morgen graute, stand sie auf, kleidete sich an und verließ die Kammer. Er blieb jenen ganzen Tag zu Hause und gab vor, starkes Kopfweh zu haben. Sie war sehr aufmerksam auf ihn, deutete aber mit keinem Wort auf sein Betragen vom gestrigen Abend. Nach zwey oder drey Tagen wiederholte er sein Experiment, und fast mit gleichem Erfolg, nur schien ihm Alice am folgenden Tage etwas verdrießlicher. Er versuchte es zum dritten und vierten Mal. Am nächsten Morgen sprach sie endlich mit ihm über den Gegenstand, drückte mehr Kummer als Unmuth aus, that freundlich und sagte, sie hätte das erste, zweyte und dritte Mal geglaubt, seine Trunkenheit sey bloser Zufall, nun müßte sie aber befürchten, daß es bey ihm zur Gewohnheit werde; sie bat ihn mit Thränen in den Augen, wenn ihm etwas an ihrem Glücke liege, noch bey guter Zeit einzuhalten.

Er war ergriffen von dem Ernst ihrer Vorstellungen, versprach es ihr, und war auch wirklich entschlossen, sie hierüber nicht mehr zu beunruhigen; aber ein unwiderstehlicher Trieb zwang ihn, nach wenigen Tagen sein Wort zu brechen. Zweymal zog sein Betragen dringende Bitten nach sich, zulezt flossen auch Vorwürfe mit ein; aber ohne Erfolg; Lessomour fuhr fort, wie er begonnen hatte. Den Tag, nachdem er wieder zum dritten Mal vermeintlich betrunken nach Hause gekommen war, erklärte ihm seine Frau: „Martin, ich habe Dich gebeten, bis ich's müde bin, jezt warn' ich Dich, nimm Dich in Acht! als meinem Gatten bin ich Dir Liebe und Achtung schuldig, aber einem Trunkenbold kann ich sie nicht erweisen. Beachte meine Warnung, oder wehe uns beyden!“

Obgleich jezt Martin sah, daß die Verfolgung seines Experiments ihm die Liebe seines Weibs kostete, ihm ihren Unmuth, ihren Haß zuzog, so fuhr er doch mit einer Hartnäckigkeit fort, die in solchem Fall fast als Verrücktheit, oder als etwas noch Schlimmeres erscheinen muß. In dem gegenwärtigen aufgeklärten Zeitalter wäre es gewagt, ihn für behext zu erklären, oder einem übernatürlichen Einfluß jenen mächtigen Trieb zuzuschreiben, der ihn, trotz seiner bessern Einsicht und seinem bessern Gefühl, trotz der Liebe, die er unläugbar noch zu seinem Weibe hegte, trotz der Gefahr, der er sich, wie er wußte, aussezte, und wovor er sich fürchtete, zwang zu thun, was er gerne gelassen hätte. Was nun aber auch die Triebfeder seiner Handlungsweise seyn mochte, die Versuchung war für ihn selbst so unerklärbar als unwiderstehlich. Er versah sich wieder und ward wieder bedroht; er wiederholte es noch einmal, und am nächsten Tag fragte ihn seine Frau: „Gehst Du heute wieder aus, Martin?“ „Ich muß, Alice,“ antwortete er; „hab' heute wichtige Geschäfte.“ „So höre mich, Martin. Ich bitte Dich nicht; ich habe Dich einmal gewarnt, habe Dich zweymal gewarnt, und jezt warn' ich Dich zum dritten und lezten Mal. Geh auf Deine Gefahr und sieh, daß Du diese Warnung besser beachtest als meine früheren. Aber nein, geh heute nicht fort, Martin; oder wenn Du gehst, so kehre nicht heim zu mir, wie Du in der lezten Zeit zu thun gewohnt warst. Besser, Du bleibst ganz von mir weg; aber noch besser, Du bleibst bey mir, Martin.“ „Nein, nein, ich muß fort, Alice, denn —“ „Es bedarf keiner Ausflucht, Martin, nur Dein eigner Wille, Dein eigner unbiegsamer Wille ist es, der sich nicht zu den Bitten

Digitized by Google

Deines Weibes neigen will. Ach! ich sagte, ich wolle Dich nicht mehr bitten, und doch thu' ich es! Sieh! sieh, Martin! auf den Knieen, mit thränenden Augen flehe ich Dich an, geh heute nicht aus! Ich habe Träume gehabt, Träume von schlimmer Vorbedeutung, Martin; nur erst letzte Nacht träumte mir, daß — (sie hielt inne, als müßte sie Athem holen) Du würdest Dein Leben verlieren, und doch gehst Du aus, Martin!"

(Der Beschluß folgt.)

Laplace.

(Beschluß.)

Der Charakter von Laplaces Talent spricht sich auch ganz in dem aus, was er für die Wahrscheinlichkeitsrechnung gethan hat, diese ganz moderne Wissenschaft von unermeßlichem Gebiet, über die, weil man ihr Objekt falsch ansah, die unrichtigsten Urtheile gefällt worden sind, die aber in ihrer Anwendung einst das Gebiet menschlicher Kenntnisse ganz umfassen, und der Unvollkommenheit unseres Wesens hülfreich unter die Arme greifen wird. Diese Kunst verdankt ihren Ursprung einem Geniefunken Pascals. Nach den Bestrebungen eines Huyghens, Bernoulli, Euler, Lagrange, Condorcet, war es Laplace, der ihre Grundsätze zusammenstellte und fest gründete; durch ihn wurde sie eine neue Wissenschaft, die von einer analytischen Methode ausgeht, aber eine unendliche Ausdehnung zuläßt, eine Wissenschaft, die eine Menge nützlicher Anwendungen im Keime enthält, und eines Tags ein helles Licht über alle Zweige des menschlichen Wissens verbreiten wird.

Fourier hält es für überflüssig, an die hohen Staatswürden zu erinnern, welche Laplace bekleidete. „Wir haben," sagt er, „den unsterblichen Verfasser der Mécanique céleste ganz unabhängig von außerwesentlichen Dingen betrachtet, mit denen weder sein Ruhm noch sein Genie etwas zu schaffen haben. Denn was braucht die Nachwelt, die ohnehin so viele Kleinigkeiten zu vergessen hat, zu erfahren, daß Laplace ein Paar Augenblicke Minister eines großen Reichs war? Das ist wichtig, daß er so ewige Wahrheiten entdeckt, die unveränderlichen Stabilitätsgesetze des Weltalls aufgestellt, nicht aber, daß er ein Paar Jahre lang im sogenannten Erhaltungssenate gesessen hat; das ist wichtig, und wichtiger noch als die Entdeckungen, daß er Allen, welchen die Wissenschaft lieb ist, ein hohes Beyspiel vor Augen stellt, das Bild jener einzigen Ausdauer, die ihn bey so vielen, so glorreichen Bestrebungen nie verlassen, und sie zum schönen Ende geführt hat."

Laplace wurde 78 Jahre alt; er war geboren den 31ten März 1749, und starb den 5ten März 1827. Der Redner erinnert an die rührende Trauer, mit der die Akademie der Wissenschaften die Kunde von seinem Tode empfing. Es war eben der Tag und die Stunde der gewöhnlichen Sitzung; düsteres Schweigen herrschte im ganzen Saale, jeder fühlte den Schlag, der die Wissenschaft getroffen; aller Blicke wandten sich dem Platze zu, wo er so lange gesessen; allen schwebte nur ein Gedanke vor; sich mit etwas Anderem geistig zu beschäftigen, war unmöglich; die Versammlung erhob sich unaufgefordert, insgesammt, und ging auseinander. Dieß war das einzige Mal, daß die gewöhnlichen Geschäfte der Akademie eine Unterbrechung litten. Hat England der Asche Newtons die Ehre, in einer königlichen Gruft zu ruhen, angedeihen lassen, so hat dagegen Frankreich und Europa Laplace's Andenken auf eine minder prunkende Weise, aber rührender und wahrer geehrt. Es wurde ihm eine ungewöhnliche Huldigung zu Theil, und zwar von den Seinigen, im Schooße einer gelehrten Gesellschaft, die seinen Werth ganz zu schätzen wußte. Ueberall, wohin auf Erden die Kultur gedrungen ist, wurde sein Tod betrauert, und eine solche Anerkennung ist so glänzend, als eine Gruft zu Westminster.

„Unsere Nachfolger," sagt unter Andern noch Fourier, „werden die großen Phänomene, deren Gesetze er entdeckt hat, vor sich gehen sehen; sie werden am Mondlauf die Abweichungen beobachten, die er vorhergesagt hat und deren Ursache er allein anzugeben vermochte. So wird auch die fortgesetzte Beobachtung der Trabanten des Jupiters das Andenken an den Mann verewigen, der die Theorien ihres Laufs erfand. — Die bedeutenden Störungen in den langen Bahnen des Jupiters und des Saturns, wodurch diese Weltkörper neue Stellungen annehmen, werden eine der erstaunlichsten Entdeckungen in ewigem Andenken erhalten. Laplace gewinnt dadurch Ansprüche auf einen nie zerstörbaren Ruhm. Der Anblick des Himmels wird ein anderer werden, aber der Ruhm des Erfinders wird auch dann in der spätesten Zeit fortleben; die Spuren seines Genius tragen den Stempel der Unsterblichkeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Wäre Ihren besonnenen Lesern in Deutschland die bey uns bis zur unausstehlichen Lächerlichkeit getriebene Jesuitenriecherey nicht zuwider, so würde ich weitläuftig von einem Lyoner poetischen Produkt sprechen, von den Martyrs Lyonnais, Poëme en trois chants par un Jésuite défroqué, dem es allerdings nicht an Witz und glücklichen Zügen fehlt. Die Ligue der Krämer, die ihr Tuch, ihr Baumwollenzeug und ihren Pfeffer nur an fromme Kongregavisten verkaufen wollen; die Advokaten, welche diese Sache wie einen Prozeß ergreifen, bey dem sich Geld gewinnen läßt und bey dem schöne Phrasen vorgebracht werden können, sind Porträte aus Lyon und mögen hier, an Ort und Stelle, gute Wirkung thun, für das Morgenblatt aber taugen sie nicht. Es ist nicht zu läugnen und es muß hier besprochen werden, weil es sehr bezeichnend scheint, daß der Ligueur- und Kongregationsgeist gewaltig bey uns grassirt und recht traurige Früchte trägt, von denen man selbst in Italien nichts mehr weiß. Es hat sich eine Gesellschaft zur Vertheidigung der katholischen Re-

Digitized by Google

ligion unter dem Vorsitze des Erzbischofs gebildet. Sie besteht aus achtzehn Comité's in verschiedenen Stadttheilen, jedes Comité unter dem Vorsitze eines Pfarrers. Unsere ersten Civilbeamten sind Mitglieder. Mehrere verständige Einwohner Lyons wurden wider ihren Willen zu Mitgliedern oder gar zu Tresoriers, d. h. zu Werbern und Einsammlern ernannt. Es müssen bedeutende Geldbeyträge geleistet werden, und dafür erhalten die Mitglieder kleine auf Pergament geschriebene Diplome. Mit diesen Beyträgen soll die Lyoner, des Todes verblichene, Gazette générale wieder auferweckt; die Quotidienne und Gazette de France unterstützt werden, desgleichen sollen zahlreiche Schriften gegen die drohenden Grundsätze und Erscheinungen unserer Zeit geschrieben werden, gegen die Preßfreyheit, gegen den Ordre légal, die Universität, die Unabhängigkeit der Justiz, die Freyheit der Wissenschaften, die liberalen Wahlen, den gegenseitigen Unterricht, gegen den öffentlichen und den Gemeingeist, kurz gegen Alles, was Frankreich jezt stark macht. Warum sich diese Gesellschaft der Vertheidigung der katholischen Kirche weiht, ist nicht abzusehen, denn Niemand greift diese in unserer Zeit an, wo die öffentlichen und Privatsitten wesentlich besser und milder geworden sind, wo häufig ächt religiöser Geist herrscht und sich überall verbreitet, wo die Literatur den Schmuz des vorigen Jahrhunderts von sich stößt und sich schämen würde, Voltaire, Crebillon, Piron und Andere in Frankreich auftreten zu sehen, wo sie nach einem edlern Ziel strebt und bereits seit Jahren einen durchaus sittlichen Charakter angenommen hat, wo die vorwurfsfreyen Diener der Kirche überall geehrt und geschäzt werden, wo Tausende die Kirchen anfüllen, unendlich viel öffentlich und im Stillen wohlgethan wird u. s. w. Was muß wohl in solcher Zeit vertheidigt werden? Gewiß nicht der Katholizismus Bossuets, Fenelons und Fleury's. Kämen sie zurück, so würden sie über den sittlichen Charakter unserer Zeit jubeln, denn in ihren Tagen war er nirgends in Frankreich zu finden. Ihren Katholizismus greift Niemand an, hochgeachtet steht er in allen Ländern. Aber auf diesen alten ächten, gallicanischen Katholizismus wurde ein anderer gepfropft, von ganz verschiedener Gestaltung, so daß es deren jezt zwey bey uns gibt. Alle möglichen Vereine und ihre Organe werden aber dem zweyten nicht aufhelfen. Heutzutage will man Thaten, keine klingenden Worte und Phrasen mehr. Uebrigens ist dabey etwas recht Trauriges. Um uns ist nichts als Mangel, Hunger und Elend, das bey dem theuren Brod noch immer steigt. Der Jammer droht auch da einzubrechen, wo er bisher keinen Zugang fand. Tausende von hülflosen Arbeitern haben mit den Ihrigen keine Nahrung und kein Obdach und sind zum Betteln gezwungen. Die eingegangenen Beyträge können nur wenigem Elend abhelfen, und in dieser Zeit sammelt man im Namen der angegriffenen Religion bedeutende Gaben — Einige sprechen von vielen Tausenden, die schon eingegangen seyn sollen — welche dadurch der Armuth entzogen werden. So dachten, so handelten Fenelon und seines Gleichen nicht. Der heilige Vorromäus öffnete den Nothleidenden seinen Pallast und trug selbst Speise und Trank in die Hütten der Armen. Solcher Katholizismus ist bey uns nicht mehr zu finden. In Frankreich wenigstens hat er sein Himmelblau verloren und dafür die Farbe unserer Tage, den Weltgeist, die Leidenschaften und die alles beherrschende politische Richtung angenommen.

London, Juni.

Ein Schauspieler Schüz, Sänger zu Wien und vor Kurzem Theaterdirektor zu Amsterdam, hat den Wunsch der Musikfreunde, eine deutsche Oper hier zu sehen, einigermaaßen verwirklicht. Er hat nämlich einige Sänger und Sängerinnen herübergebracht, mit deren Hülfe er eben den Versuch anstellt, ob sich Liebhaber der deutschen Sprache und Art genug hier finden, daß es sich lohnt, mit einer größern Truppe nebst den nothwendigen Chören herüberzukommen. Schüz gab am 1. Juni ein Konzert, wobey nebst den Fremden auch Beslauer, Sontag und ihre Schwester, Mad. Pisaroni, Velluti und Curioni sangen und Moscheles eine prachtvolle Phantasie spielte. Die Musik war durchaus geschmackvoll gewählt und vortrefflich ausgeführt; besonders Rossini's Duett aus Othello: Non m'inganno, und das Sextett am Ende des ersten Aktes des Don Juan. Seitdem hat man einen Theil des Freyschüzen im Coventgarden-Theater zweymal aufgeführt, und jedesmal mit rauschendem Beyfall. Das Haus war aber an keinem Abend voll, und zum Beweis, daß das Unternehmen beym Publikum keineswegs Eingang gefunden, hat man die dritte Vorstellung als Mittelstück zwischen einem Trauerspiel und einer Posse angekündigt, was hier immer mit Vorstellungen von mittelmäßiger Anziehungskraft zu geschehen pflegt, um wenigstens die Zuschauer, die zum halben Preis kommen, anzulocken. Die Sache ist die: die englischen Theater sind aus der Mode, sie fangen für die vornehme Welt zu früh zu spielen an und John Bull erlaubt ihnen nicht, Sitz oder Logen länger als bis zum Schlusse des ersten Aktes frey zu lassen; was die Vornehmen thun, ahmen die minder Vornehmen nach, und so sind die Logen fast gänzlich mit Freybillets besezt, und Parterre und Gallerien füllen sich nur bey Neuigkeiten und Seltenheiten an. Aber die Personen, welche diese beyden leztern Plätze zu besuchen pflegen, sind nicht von dem Schlage, daß sie sich zu einer deutschen Oper drängten, es wäre denn, daß solche sich durch ein sehr zahlreiches Personal, vollständige Chöre und großes Spektakel ankündigte. Auch ist der Freyschüz bereits zu oft gesehen worden, obgleich auf der andern Seite gerade die Bekanntschaft mit dem Stücke es vielleicht der Menge erträglicher macht, in einer Sprache reden und singen zu hören, die sie nicht versteht. Ich glaube, das Unternehmen einer deutschen Oper kann hier nur dann gelingen, wenn sie entweder im italienischen Opernhause oder in einem besondern Theater, und zwar imposant auftritt. Dazu aber ist für jezt noch keine Hoffnung vorhanden; denn einmal ist der Geschmack dafür noch nicht allgemein genug, ferner ist das Interesse der italienischen Sänger und Musiker zu einflußreich, und endlich mag man nicht gern den sinkenden englischen Bühnen eine neue Nebenbuhlerin geben. Doch wird es zur Mode, bey den Benefizen in der italienischen Oper Scenen aus deutschen Opern zu geben, wie Dem. Sontag und Bochsa bereits für die übrigen angekündigt haben; aber da es erst das zweyte Jahr ist, daß dies geschieht, so kann man noch nicht sagen, welche Wirkung es haben mag.

Auflösung der Palindrome in Nr. 147.
Reisfak, Kassler. — Rettig, Gitter.

Homonyme.

Was bald vier Füße, bald keinen hat,
Bald drey, ein Thier, ein beweglich Gut,
Das oft auf Federn und Schrauben ruht,
Und eine verfehlte menschliche That;
Ein Gärtner, berüchtigt weit und breit,
Ein Strafwerkzeug aus vergang'ner Zeit;
Und wer falsch räth, hat es richtig getroffen.
Wie thätest Du's recht zu errathen hoffen?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. Juni 1829.

Heil den ernsteren Geschäften!
Seligen Erfolg zu schauen,
Einigest du Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

Goethe.

An Frau Louise Duttenhofer.

Nach Ansicht ihrer sinnvollen Schnittwerke bey Herrn Professor Braun in Mainz.

Viele schöngelockte Frauen
Schneiden mit des Witzes Scheere,
Wo sie kleine Fleckchen schauen,
Tüchtig an der Schwestern Ehre;
Doch dein Scheerchen, rein und niedlich,
Und geführt von Künstlerhand,
Hat uns Heiliges und Schönes
Sinnvoll an den Rhein gesandt.
Und wir schauen wonnetrunken,
Küssen bittend Dir die Hände,
Daß in Andachtgluth versunken,
Mehr Dein Sinn des Schönen spende;
Daß der Geist der frommen Einfalt,
Der Dein reiches Herz bewegt,
Uns noch viele Himmelsblüthen
Für die Künstler-Andacht trägt.

J. Heinrich Kaufmann.

Kreuznach, 2ten Dec. 1828.

* * *

Die kunstbegabte Frau, der die obigen Linien gewidmet sind, ist unerwartet früh aus diesem Leben geschieden. Ihren zahlreichen Freunden und Freundinnen in Deutschland, wie überhaupt allen Verehrern des Schönen und der Kunst im weitesten Sinne, wird durch die nachstehenden, aus der besten Quelle fließenden Notizen über Leben und Talent der Verewigten, gewiß ein Dienst geleistet.

Christiane Louise Duttenhofer ward am 5ten April 1776 zu Waiblingen geboren, wo ihr Vater, G. B. Hummel, Diakon war; ihre Mutter war eine Tochter des Prälaten Spittler, Schwester des berühmten Spittler. Schon im dritten Jahre finden wir das Kind am Grabe des Vaters, in welchem es weniger den leiblichen Versorger, als vielmehr den Lenker seiner geistigen Entwicklung schwer missen sollte. Das früh sich entwickelnde Kind, voll Gemüth und Leben, sah sich bey seiner, obwohl leiblich und sittlich redlich besorgten Erziehung im Familienkreise von allen Seiten gehemmt und genöthigt, Alles von außen ohne Wegweiser mühsam zu suchen. Die Erziehung der Töchter aus dem Honoratorenstande um 1780—1790 war noch sehr dürftig, und sie konnte im Scherz oft erwähnen, daß ihr Unterricht in menschlichen Kenntnissen nur monatlich dreyßig Kreuzer gekostet habe. Gottfrieds Chronik und eine Augsburger Bilderbibel waren schon Luxusartikel, die nicht in allen Häusern angetroffen wurden. Desto schneller entwickelten sich ihre Anlagen, als in Folge der Revolution die französische Sprache eifrig gelernt und getrieben wurde, auch ein mütterlicher Oheim durch seine Fürsprache bewirkte, daß ein Zeichnungsunterricht gegeben werden durfte; denn schon früher hatte das Kind alle Bücher und Schriften mit Porträts und Karrikaturen gefüllt, auch kleine Ausschnitte mit der Scheere versucht, welche meist Sonntag Abends nach der Predigt

Digitized by Google

verfertigt wurden, und wozu bey dem damaligen, für die Jugend sehr lästigen fünf bis sechsmaligen wöchentlichen Besuch meist unverständlicher Predigten, die gothischen Ornamente der Kirche den Stoff geliehen hatten. Ihr Zeichnungslehrer, Anfangs zufrieden, wurde, da er sich bald übertroffen fand und bey den ihm gestellten Aufgaben nicht zu rathen wußte, mißvergnügt. Wenn nun bey einem aufkeimenden Talente die Zeit seiner Entwicklung herannaht, diese aber unübersteigliche Hindernisse findet, und wenn jener Drang nicht durch Eitelkeit oder Ruhmsucht hervorgerufen, sondern ein reiner Naturtrieb ist: so wird eine solche Periode jammervoll peinigend für das Individuum, und hinterläßt in der Seele nie vertilgbare Spuren. Dieß war nach ihrem achtzehnten Jahre der Fall, als alle Versuche, Mutter und Familie zu bewegen, ihr eine künstlerische Laufbahn zu gewähren, völlig scheiterten, und der Gedanke, als unausführbar, ja in Württemberg unerhört, verworfen wurde. Von der Zeit an ruhten alle, auch die fröhlichsten Lebensbilder bey ihr gleichsam auf einem schwarzen Hintergrunde.

Das Zeichnen wurde nun größtentheils verlassen, dagegen neben den häuslichen Frauenarbeiten mehr literarische Beschäftigungen gewählt. In der Geschichte, Archäologie, Mythologie und den schönen Wissenschaften benüzte sie immer die besten und gründlichsten Schriften; die seichten Modewerke damaliger und späterer Literatur waren ihr immer sehr zuwider und selten mehr als dem Namen nach bekannt.

Jezt wurde auch von ihr das Ausschneiden aus schwarzem Papier mit der Scheere, welches fünfzig Jahre früher der Genfer Huber zuerst, jedoch nur in beschränkterem Kunstgebiete, geübt hatte, eifriger betrieben, wiewohl auch diese Uebungen gegen die Werke ihrer lezten Periode nur roh zu nennen seyn dürften. Diese Kunst der Scharrenschnitte, welche von der Zeichenkunst in sofern abweicht, als sie nur die Außenlinien aller Gegenstände gibt, wurde in der Folge von ihr aus der kindischen Künstlichkeit und Geschmacklosigkeit früherer Zeiten, durch schönere Zeichnung, größere und mannigfaltigere Ideenverbindung und trefflich vollendetes Schnitzwerk, zu einem neuen Fache der bildenden Kunst erhoben, in welchem sie, wiewohl es arm an innern Mitteln ist, durch innere Gediegenheit und Eigenthümlichkeit so viel leistete, daß diese Leistungen so gut wie des Berner Minds Katzenzeichnungen, der Cariera Rosalda Pastellgemälde, Petitots und der Jaquotot Emailmalereyen, und ähnliche beschränkte Kunstzweige, als, wenn auch in engem Kreise sich bewegende, doch höchst eigenthümliche und vortreffliche Erscheinungen einer bleibenden Anerkennung künftig nicht entbehren werden.

Im Jahr 1804 verheirathete sie sich mit einem nahen Anverwandten, dem jezt längst zu verdientem Ruhm gelangten Kupferstecher Duttenhofer, mit dem sie sogleich nach Rom ging, um sich dort unter seiner Leitung noch mehr auszubilden. Unglückliche Familienereignisse, der französische Krieg des Jahres 1805, und andere Umstände, veranlaßten die beyden Eheleute, schon nach einem Aufenthalt von achtzehn Monaten das Land der Künste wieder zu verlassen und nach Stuttgart zurückzukehren.

Hier lebte sie als liebende und geliebte Gattin und Mutter ihren häuslichen Pflichten so treu und eifrig wie der Kunst, genoß in einem kleinen Kreise gleichgestimmter Freunde zugleich, was Leben und Literatur Schönes bot, und erfreute mit den phantasiereichen Gebilden ihrer Kunst, recht erfinderisch freygebig, was sie achtete oder liebte. Wo sie nahe, ja selbst oft entfernter stehende Personen im bürgerlichen oder häuslichen Berufe hochschätzen gelernt, wo sie ein Kunsttalent oder einen Dichtergeist liebgewonnen, wo eine blühende, hoffnungsvolle Jugend ihr Auge auf sich gezogen, da spendete sie unerschöpflich ihre sinn- und beziehungsreichen Gaben, und viele Freunde in allen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes werden bey Lesung dieser Zeilen irgend ein schönes Andenken von ihrer kunstreichen Hand mit Rührung hervorholen.

Ihre Kompositionen bewegten sich am glücklichsten in jenem Gebiete, welches das Alterthum sehr wohl kannte und übte, die neuere Kunstepoche aber wenig benuzt hat: in der poetischen Auffassung der bedeutenderen Lebensmomente und Ereignisse, die durch Beziehung mythologischer oder christlicher Kunstformen Leben und Wesenheit erhielten. Kindesalter, Jugend, männliches und Greisenalter, Geburt, Taufe, Trauung, Tod, Tugenden, Laster, einzelne Lebensbegebenheiten — das alles wurde von ihrer Kunst behandelt, aber nicht in der symbolisch-allegorischen Form der Neueren, sondern mehr in der bildlich plastischen Weise des Alterthums ausgeführt. In den Bauwerken und Ornamenten befolgte sie den Grundsaz, daß geschmackvolle Anwendung der Natur als lebendes Princip gelten müsse, und daß die ewige Wiederholung des antiken Akanthus, Mäander und egyptischen Rosetten, wie sie in neuerer Zeit sehr oft von den berühmtesten französischen Baumeistern und ihren Nachahmern getrieben wird, nur starres, todtes Machwerk sey, eine geistlose Nachbeterey des Antiken ohne innern Sinn und Bedeutung; und daß die reiche Pflanzenwelt unserer Zeit, künstlerisch verständig angewendet, auch im Ornamentenfache ganz andere Resultate liefern würde. In den zwanzig lezten Jahren ihres Lebens übte sie auch neben der Figurenzeichnung besonders die Blumenzeichnung, welche sie zum Behuf ihrer Schnittwerke betrieb. In den Bauwerken und Verzierungen ihrer Ausschnitte bemerkt man dieses Naturstudium auffallend; ihre Ornamente und Blumen sind alle eben so natürlich als eigenthümlich und schön.

Eine Reise mit den Ihrigen nach München, erst vor etwa sechs Monaten unternommen, brachte die künstlerische

Digitized by Google

Ausbildung ihrer Arbeiten auf einen so hohen Grad, daß man mit Recht noch viel Ausgezeichnetes von ihr erwarten konnte. Aber die Künstlerin kehrte erkrankt in die Heimath zurück, und der Tod rief sie am 16ten Mai aus dem Kreise ihrer Geliebten und Freunde, und von der künstlerischen Thätigkeit ab, der sie erst bey wachsender Krankheit entsagte. Wenn sie von einem viel höhern Ideal, als Mittel und Umstände ihr in der Kunst zu leisten erlaubten, träumte, so pflegte sie zu sagen, „das Alles sey ihr für ein höheres Leben aufgehoben," und oft sprach sie in Beziehung auf sich selbst, und nie ohne sichtbare Rührung Schillers Worte aus:

„Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang sie noch die Knospe barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet.
Dieß wenige, wie klein wie karg!"

Wir aber rufen ihr aus der Seele und dem Munde desselben Dichters unsern Dank und unsere Bewunderung nach, indem wir erkennen, daß sie durch ihre Leistungen gezeigt hat, „wie auch das scheinbar Kleine und Unbedeutende durch die Ausführung groß und bedeutend werden könne."

Die schöne Wittwe von London.

(Beschluß.)

Martin Lessomour war gleich Julius Cäsar nicht durch Weiberträume von seinem Vorhaben abzuschrecken; er antwortete fest: „Frau, Frau, Du bist ein furchtbares Weib und machst, daß ich Dich fürchte; aber trotz dem werde ich gehen." — „So geh denn!" sprach sie, stand auf und verließ ihn und kurz darauf ging er aus. Er kehrte am Abend in demselben Zustand, wie früher, nach Hause zurück und ging zu Bette. In den lezten zwey Tagen, wo er diese Rolle gespielt, und seit seine Frau Drohungen vorbrachte, war er jedesmal zu einem Freund oder in ein Gasthaus gegangen und hatte den Tag über geschlafen, um während der Nacht zu wachen und die Bewegungen seiner Frau zu beobachten; an diesem Tage aber hatte er vor innerer Unruhe zu keinem Schlafe kommen können, und als er jezt zu Bette lag, übermannte ihn solche Schläfrigkeit, daß er trotz aller Anstrengung bald in einen gesunden Schlummer fiel. Aus diesem weckte ihn bald seine Frau, welche aufstand; obgleich völlig wach, hatte er die Geistesgegenwart, sich zu stellen, als ob er schliefe. Sie hatte ein Nachtgewand umgeworfen, ihr Haar hing lose herab über Nacken und Gesicht, und wie sie unten am Bette vorüberging, fiel das Licht einer Lampe, die auf einem Tische brannte, durch ihre Locken auf ihr Gesicht, und Martin gewahrte jene schwarzgelbe Blässe darauf und aus ihrem Auge strahlte jener giftige Schlangenblick, der seither zu tausend Malen vor das Auge seines Geistes getreten war; er sah auch, daß sie ein kleines Messer in der Hand hielt. Langsam und still glitt sie hin wie ein Gespenst, aber weg von ihm. Sie ging nach der Stelle, wo sie ihren Rock aufgehängt hatte, nahm ihn herab, trennte einen der Aermel auf und zog etwas heraus. Damit ging sie an den Kaminheerd, wo noch Feuer brannte, da es Winter war, legte das Messer und den andern Gegenstand, den sie in der Hand hielt, weg und schien etwas unter dem Heerde zu suchen. Endlich hörte sie Martin murmeln: „Nicht hier, wie thöricht, kopflos! ich muß gehen und es unten thun." Sie ging nach der Thüre, Martins Herz pochte laut und es war ihm, als sollte er aufspringen, an ihr vorbey die Treppen hinab und aus dem Hause stürzen; denn er hatte ein seltsames Gefühl, als ob das Alleinseyn noch furchtbarer sey, als ihre furchtbare Gegenwart. Sie blieb an der Thüre stehen, hielt die Klinke, aber öffnete nicht, sondern murmelte leise vor sich hin: „Nicht hier; vielleicht war es gut, daß ich's vergaß. Ich — noch eine Frist will ich Dir geben, theurer Martin, mir immer noch theuer, obgleich verloren; ich fürchte — eine mehr! — eine mehr!" Damit huschte sie in ihr Bett zurück, lehnte ihren Kopf an Martins Schulter, seufzte und stöhnte, nicht laut, aber so tief, als ob ihr Herz brechen wollte; er lag still wie eine Leiche neben ihr, denn er fürchtete sich wirklich, mit ihr zu sprechen, und hätte er auch Lust gehabt, so erstickten die Worte: „eine Frist!" jeden Laut in ihm; sie schien bald darauf zu schlummern. Am Morgen stand er vor ihr auf und sie erwachte daran; er ging, wie aus Zufall, nach dem Tisch und sah neben dem Messer ein kleines Bleyklümpchen liegen. „Was will Alice damit?" sagte er in gleichgültigem Tone, denn er wußte, daß sie ihn beobachtete. „Was ist es?" fragte sie. Er brachte es ihr ans Bett. „Das ist," fuhr sie fort," ein Gewicht aus meinem Kleidärmel; ich schnitt es vorige Nacht heraus, um es kleiner zu machen, denn ich finde es zu schwer." Martin legte es schweigend nieder und ging sogleich aus dem Zimmer. Nach geraumer Zeit kam auch seine Frau in die Wohnstube und hatte geschwollene, rothe Augen. Er bemerkte jedoch nichts darüber, sondern nahm seine Mütze und sagte: „Ich bin heute wieder zu Mittag gebeten, Alice." „So leb' denn wohl! leb' wohl!" sprach sie in langsamem, sehr feyerlichem, aber freundlichem Tone. Er zögerte noch einen Augenblick, in der Erwartung, sie werde ihm noch etwas sagen; denn er fühlte sich heute weniger geneigt, seinen Betrug zu verfolgen, sey es aus wiederkehrender Liebe oder aus Furcht; sie sprach aber nichts mehr und schien seine Gegenwart nicht zu bemerken. Mit einem: „Nun, so lebe wohl, Alice!" entfernte er sich jezt, begab sich zu einigen seiner nächsten Nachbarn und ersuchte sie, heute Nacht sich in Bereitschaft zu halten, falls er ihrer Hülfe bedürfte; denn er habe einigen Verdacht, daß man ihn heute berauben oder ermorden wolle. Sie versprachen es, baten noch einige Freunde zu sich und bestellten auch bey der betreffenden Behörde, daß

Digitized by Google

diese Nacht in ihrer Nachbarschaft die Wache verstärkt würde.

Lessomour kehrte einige Stunden früher als gewöhnlich nach Hause zurück. Er rief, aber Niemand antwortete, er schloß die Thür und ging in die Schlafkammer, wo er seine Frau bereits im Bett und anscheinend in tiefem Schlafe fand; dieß war das erste Mal, daß sie nicht auf ihn gewartet hatte. Er machte ein großes Geräusch, warf Stühle und Schachteln übereinander, schalt und fluchte nach Weise der Betrunkenen; seine Frau schien gesund zu schlafen; er sprach zu ihr, sie gab keine Antwort. Da er wirklich glaubte, sie schlafe, ging er zu Bett. Sie lag immer noch ruhig; zwey ganzer Stunden rührte sie sich nicht. Auf einmal aber schlüpfte sie schnell und leise aus dem Bett, eilte ohne Geräusch nach einem Stuhl am Feuer, zog unter dem Stuhlkissen einen kleinen eisernen Löffel hervor, legte das Bleygewicht, welches Martin am Morgen gesehen hatte, in denselben, und hielt ihn, auf ein Knie sich niederlassend, in das Feuer; nach einer Minute kehrte sie sich nach dem Bette und Martin sah ihre Züge von wilder Leidenschaft verzerrt, aber Thränen in ihren Augen, die einen innern Kampf verriethen. Sie stand auf, flüsterte vor sich hin: „Jezt! Ohne Erbarmen!“ trat mit dem geschmolzenen Bley in der rechten Hand an das Bett, und als sie es eben emporhielt, um es ihrem Manne ins Ohr zu gießen, fuhr dieser mit einem Schrey auf, ergriff ihre Hand, sprang aus dem Bette und rief: „Schändliche Mörderin! hab' ich Dich gefangen? Hülfe, helft, Nachbarn! Helft! Mord, Mord!“ Alice schrie nicht auf, bebte nicht, sondern starrte ihrem Manne ins Gesicht, machte mit einem raschen Zug ihre Hand frey, warf den Löffel in das Feuer, sank auf einen Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Auf Lessomours Ruf eilten die Nachbarn herbey, sprengten, wohl bewaffnet, zu etlichen und vierzig die Thüre und stürzten die Treppe herauf. Als sie dicht an der Kammerthür waren, nahm Alice die Hände vom Gesicht und sprach mit hohler Stimme: „Martin Lessomour, bey dem lebendigen Gotte, ich bin froh, daß es so gegangen ist!“ Ehe er antworten konnte, waren seine Nachbarn mit der Wache im Zimmer und nahmen auf seinen Anklage seine Frau in Verhaft.

Am nächsten Tage wurden die Särge ihrer früheren Ehemänner geöffnet und in jedem Schädel fand sich Bley, das offenbar durch eines der Ohren eingegossen worden war. Miß Alice ward bald nachher auf das Zeugniß ihres lebenden und ihrer todten Männer, die, obgleich stumm, nicht minder stark zeugten, gerichtet. Sie sprach nichts zu ihrer Vertheidigung und hatte seit den Worten, die sie in ihrer Schlafkammer in der Nacht ihrer Verhaftung an ihren Mann gerichtet, keinen Laut mehr von sich gegeben. Erst als Lessomour im Gerichtshofe bey dem Verhöre angab, daß er sich trunken gestellt habe, um zu prüfen, welchen Eindruck es auf sie mache, und er sein Zeugniß beschwor, wandte sich Alice, die ihm bisher den Rücken zugekehrt, plötzlich um, heftete ihr glänzendes Auge auf ihn und sank mit einem durchdringenden Schrey zusammen, und dieser Blick und dieser Ton ging Martin Lessomour bis an sein Ende nach. — Sein Weib ward schuldig befunden und zu Smithfield dem Landesgesetze gemäß lebendig verbrannt.

Martin Lessomour wurde zwar alt und, wie schon erwähnt, ein sehr reicher, nie aber ein glücklicher Mann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Vor zwey Monaten brannte in Paris ein ganzer Bazár ab; dieß war der zweyte, dem ein solches Unglück begegnet ist, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn sie alle nach einander auf ähnliche Weise zerstört würden. Da baut man mitten zwischen den Häusern, etwa in einem von Gebäuden umgebenen, geräumigen Hofe einen Saal aus Holz und Fachwerk, belegt den Boden mit Dielen, legt auch wohl Treppen, Gallerien, Nebensäle u. s. w. an, alles von Holz; in solchen Sälen werden nun Verschläge zu kleinen Buden eingerichtet; enge Mittelgänge bleiben offen, damit das Publikum hindurchwandeln kann; die kleinen Krämer miethen dann diese kleinen Verschläge oder Buden, stopfen sie voll mit leichten Waaren und benutzen den spärlichen Raum so gut sie können. Dieß ist nun freylich ein Vortheil für sie und für das Publikum; denn erstlich zahlen sie wenig Miethe und können doch ihre Waaren auf eine bequeme Art ausstellen; das Publikum kann bey schlechtem Wetter in den großen Sälen zwischen den vielen Reihen von Buden lustwandeln, und da die Waaren alle offen liegen, kann es dieselben bequem besehen und sich nach Belieben diejenigen auswählen, die ihm anstehen. Solche Bazárs sind also eine hübsche Erfindung und es ist gar nicht zu verwundern, daß deren mehrere in Paris nach und nach zu Stande gekommen sind. Allein bey der Anlage hat man wohl nicht über die Feuersgefahr nachgedacht, der sie ausgesezt sind, und über die Unmöglichkeit, in solcher Noth das Gut der armen Krämer zu retten. Schon vor einigen Jahren brannte ein Bazár rein ab, ohne daß sich das Geringste retten ließ. In einem Nebensaale des Bazár waren damals zwey große Klapperschlangen eingesperrt, die man für Geld dem Publikum zeigte; diese armen Thiere wurden im Feuer gebraten, nachdem sie zuvor ein fürchterliches Zischen zum großen Schrecken der Nachbarschaft hatten hören lassen. Die Zerstörung dieses Bazárs hätte die Eigenthümer der andern aufmerksam auf die Gefahr machen sollen; allein in Paris treibt man die Sorglosigkeit manchmal sehr weit. Nicht allein lag der kürzlich abgebrannte in derselben Gegend, wie jener, und war mit Waaren vollgepfropft, sondern auch die Eingänge standen voll von Kunstprodukten, Meubeln u. dgl. Jeder Winkel war benuzt; kaum waren noch enge Zwischenräume zum Durchgehen in den Sälen vorhanden. Für die darin Spazierenden war der Anblick so mancher eleganten Waaren, die man zur Rechten und zur Linken erblickte, sehr angenehm, und man hätte hier Tage lang zu schauen gehabt an den sinnreichen Erfindungen und den eleganten Produkten des Pariser Kunstfleißes. Allein es war auch offenbar, daß dieses Alles in einen Schutthaufen zusammenfallen müsse, sobald eine Unvorsichtigkeit hier Anlaß zu einer Feuersbrunst gäbe. Dieses hat sich leider auch ereignet. Zur Nachtzeit (dieß ist immer bey solchen Unglücksfällen der gefährliche Zeitpunkt) brach das Feuer aus; es war kein Krämer im Bazár; als man das Unglück entdeckte, hatte das Feuer schon in einem großen Theile des Gebäudes um sich gegriffen; höchstens konnten noch einige Waaren gerettet werden, alles Andere ging in Rauch auf, und als die Krämer am andern Morgen in ihren Wohnungen erwachten, verfuhren sie, daß ihre Habe vernichtet sey. Nun hat es zwar nicht an milden Gaben für sie gefehlt, und an mehreren Anstalten zum öffentlichen Vergnügen sind Vorstellungen zu ihrem Besten gegeben worden; allein die Mildthätigkeit des Publikums wird so oft in Anspruch genommen, daß die Gaben doch nur einen Theil des erlittenen Schadens ersetzen konnten. Solches Privatunglück verliert und vergißt sich aber bald in dem Strudel dieser großen Hauptstadt. (Die Forts. folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. Juni 1829.

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings.

Klopstock.

Ländliche Lieder von Felder.

Gewinn.

Zwey Straßen ziehn durch dieses Thal
Und Wanderer in großer Zahl,
Und jeder blickt auf unser Glück
Mit heitrem Auge noch zurück.

Aus fremden Augen strahlt mich's an,
Wie unser Thal entzücken kann;
So fühl' ich denn bey jedem Schritt
Die Augenlust für andre mit.

Empfind' ich so für sie zumal,
So wird die Liebe zu dem Thal,
Mit Freuden nehm' ich es in Acht,
In meinem Sinn vertausendfacht.

Dem Gefälligen.

Still schweift' ich im Gefild;
Doch, lästiger Gefährte,
Du kamst mir auf die Fährte,
Der Jäger seinem Wild.

Was hilft die innre Lust?
Durch des Verfolgers Nähe
Ergießt sich Angst und Wehe
In meine heitre Brust.

Schon winkt mir dort sein Gruß!
Natur, o rette, rette,
O gib mir freye Stätte
Vor seiner Lieb' Erguß!

O wär' ich jedes Strahls
Beraubt in Waldesschatten;
O käme mir zu Statten
Ein Spuck, wie Rübezahls!

Verzweifelnd ruf' ich an
Selbst solches Volk als Retter;
Ich rufe Gott und Götter:
Umsonst! hier ist der Mann!

Mittags.

Sengt nur, warme Mittagsstrahlen!
Hier im Grünen laßt mich zahlen
Der Natur den Schlummersold!
Träume spielt, umklingt mich hold!
Mag ich dann auch schlummernd irren,
Sey es nur der Mücken Schwirren,
Was um den Erwachten tönt;
Süß war an den stillen Orten
Von viel tausend Liebesworten
Doch indeß mein Traum verschönt!

Digitized by Google

Bey der Wiederkunft.

„Dich an Einsamkeit zu weiden,
Willst du deine Freunde meiden?
War dein Herz doch sonst ein treues!
Nun, so sag' uns denn einmal,
Was dort hinten in dem Thal
Fandest du besonder Neues?"

Wohl ewig Neues und wohl Altes,
Doch in dem armen Wort verhallt es:
Wie einst am lezten Schöpfungstag
Die Welt vor dem Erschaffnen lag,
In stillem, warmem Sonnenweben,
Solch selig feyerliches Leben
Erahnt' ich an dem stillen Ort
Im Bach- und Tannenthale dort.

Am Flusse.

Auf des Flusses stillem Spiegel,
Um der Schattenbäume Hügel
Treibt ein Vater seinen Nachen,
Bey der kleinen Kinder Lachen
Schöpft die Mutter aus dem Flusse
Laues Naß; mit sanftem Gusse
Badet sie das Haupt der Kleinen,
Und das lezte Sonnenscheinen
Faßt das Bild, auf blauen Fluthen
Still umgrimt, in goldne Gluthen.
O du reich gefüllter Nachen,
Drin die trauten Kinder lachen
Zu der Eltern Herzenswonne!
Bild voll Liebe und voll Sonne!
O du süßes Menschenleben,
Von der Erde Schmuck umgeben,
Störe nichts dein sanftes Gleiten
In der Zukunft frohe Weiten!

Skizzen aus Amerika.

Die Baptisten.

Gestern, es war der 10ten Mai, fand ich auf meinem Spaziergange in der Vorstadt von Boston einen Haufen Menschen am Hafen versammelt, der sich mir bald als eine Anzahl Baptisten zu erkennen gab, welche hier, am Sonntag Nachmittags, die Taufe an mehreren Erwachsenen vollziehen wollten. Ich habe diese Taufe der Baptisten schon einmal in einer Bostoner Kirche gesehen, in deren Mitte ein etwa fünf Fuß tiefes Bassin gemauert ist, in das die Täuflinge mit dem Geistlichen langsam auf einer Treppe hinabschreiten. Das Orgelspiel während der Handlung, das leise Plätschern des Wassers mit den dazwischen tönenden Worten des Gebetes, der Taufformel und des Segens, welche der Geistliche über seine Täuflinge sprach, die Ergebenheit und zugleich die bange Spannung, welche sich auf den Gesichtern aussprachen, der strenge Anstand, mit welchem dieser religiöse Akt vollzogen ward, machten das Ganze sehr feyerlich. Aber ich hatte noch nie im Freyen taufen sehen, und zumal nicht an einem kalten Maitage, an dem, wie gestern, ein schneidend scharfer Wind vom Meere herblies und die Temperatur des Wassers nicht höher als 7° 55 Reaumur war. Ich untersuchte nämlich das Wasser gleich, nachdem ich Zeuge dieser Taufe gewesen war. Zufällig hatte ich an demselben Morgen mein erstes Bad im Jahr genommen und fand das Wasser so kalt, daß mich nur das rüstigste Schwimmen und Umhertreiben im Wasser gegen die scharfe Kälte schüzte. Die Baptisten, deren Geschichte allerdings mit der der Anabaptisten in Deutschland und Holland zusammenhängt, die aber nicht unmittelbar von diesen herstammen, sind die zahlreichste Sekte in den Vereinigten Staaten. Fast zwey Millionen Einwohner dieses Landes gehören zu ihnen, während sich die andern zahlreichen Sekten in die übrigen acht Millionen theilen. Das Wesentlichste, was sie von andern Sekten unterscheidet, ist, daß sie die Taufe als einen höchst feyerlichen Akt behandeln, zu dem nur reifliche Vorbereitung, völlige Anziehung des neuen Menschen und freywilliger Entschluß berechtigen können, sodann daß sie bey der Taufe durch Untertauchen des ganzen Körpers den Worten der Bibel entsprechender zu handeln glauben, als durch bloße Benezung der Stirn über dem Taufbecken. Uebrigens gibt es unter ihnen wie unter den Methodisten sehr viele Spielarten, die sich aber nicht scharf von einander trennen. Viele, welche in der Gemeinde der Baptisten geboren sind, oder sich erst später ihr zugesellen, lassen sich nie taufen; denn die Taufe wird von ihnen durchaus nicht für ein Sakrament gehalten, wie denn überhaupt die Dissenters in England und die protestantischen Sekten in Amerika, die Episcopalians ausgenommen, den Begriff des Sakraments nicht haben, sondern dasselbe nur für ein wohlthätiges Heilsmittel halten. Manche lassen sich nicht taufen, weil sie meynen nicht fromm genug zu seyn, manche, weil sie fürchten zu viel Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, manche aus Leichtsinn oder Bequemlichkeit, manche vielleicht, weil sie sich für zu aufgeklärt halten, andere endlich, weil sie sich vor dem kalten Wasser scheuen. Ich sprach einmal mit einer Modedame in einer der größten Städte des Bundes. Sie gehörte zu den Baptisten und sagte mir auf die Frage, ob sie getauft sey, naiv genug: „Nein, wahrhaftig, sehen Sie nicht, daß ich zu weltlich dazu bin? Ich kleide mich nach der neusten französischen Mode und gehe auf alle Bälle." Ueberhaupt hat es mit der Taufe bey den Baptisten dieselbe Bewandtniß wie mit dem, sich zur Kirche oder nur zur Gemeinde halten (Belonging to the church and belonging to the society) bey den andern

Digitized by Google

protestantischen Sekten hier, oder bey den Dissenters in England; den Unterschied macht dabey, ob einer zum Abendmale geht oder nicht. Da der Begriff des Sakraments bey ihnen nicht besteht, so sieht man wohl, warum das Abendmal nicht als nothwendig erscheint. Seine Feyer wird allgemein als eine besondere Frömmigkeit angesehen, und viele unterlassen sie ganz aus denselben Ursachen, die ich eben für die Unterlassung der Taufe bey den Baptisten angeführt habe. Wie fremd diese Ansicht einem Europäer vom Kontinente erscheinen muß, läßt sich leicht denken, zumal wenn er sieht, wie streng dagegen hier und in England ganz allgemein auf den Besuch der Kirche gehalten wird. Im Allgemeinen gehören die Baptisten zu der niederen und achtbaren Mittelklasse, sind weit liberaler in ihren religiösen Ansichten als die Kalvinisten gegen andere, und als die Methodisten gegen sich, und thun viel für Missionen. Der erste eingeborne Protestant in Burmah wurde von amerikanischen baptistischen Missionären vor ungefähr zehn Jahren getauft.

Ich beschreibe nun kurz die Taufe, die ich gestern sah, und die keine Feuertaufe, sondern eine recht kalte Wassertaufe war. Eine Stelle am Hafen, einer Baptistenkirche gegenüber, ist zu dieser feyerlichen Handlung eingerichtet; eine kleine Brücke führt in das Wasser. Eine Menge Zuschauer hatten sich versammelt; der Geistliche, ein alter Mann, und die Täuflinge, eine ältliche Frau, ein alter Mann und ein junges, ausgezeichnet hübsches Mädchen, deren schönes Profil mit dem bangen Ausdrucke ihres Gesichts mich sehr interessirte, ließen nicht auf sich warten. Die Täuflinge trugen Mäntel über ihren weiten weißen flanellenen Taufkleidern; die Frauen hatten saubere weiße Hauben auf. Der Geistliche nahm den Hut ab, band ein Taschentuch um sein Haupt, denn der Wind, wie gesagt, war kalt, und hielt eine kurze Anrede über die Erlösung und die heiligende Kraft der Taufe. Nach der Anrede begann man zu singen, und nun schritt der Geistliche langsam mit dem Manne bis an die Hüften in das Wasser. Der Täufling ward bläßer und bläßer; die Feyerlichkeit der Handlung und das eiskalte Wasser, das langsam höher und höher stieg, sind wohl hinreichende Gründe für die Bläße. Die Art, wie der Geistliche den Täufling mit der rechten Hand fest am Kragen anfaßte, und mehrmals fester eingriff, zeigte mir, daß ihm Erfahrung die Nothwendigkeit davon gelehrt haben mußte. Gewiß sträuben sich die Täuflinge nicht selten; dießmal fiel nichts dergleichen vor, aber es erzählte mir Jemand, daß er einmal eine Frau, die schon bis an die Knie im Wasser gestanden, plötzlich habe davonlaufen sehen. Der Geistliche sprach nun die Taufformel und beugte am Ende derselben den Täufling rücklings über, bis er völlig unter dem Wasser war. Das Ertheilen eines Namens ist bey den Baptisten ganz von der Taufe getrennt; natürlich, denn sonst hätten ja diese Leute oft ihr Lebenlang keinen Namen. Ebenso wurden die beyden Frauen getauft. Eine kleine Anrede folgte nun, und die ganze Ceremonie hatte 30 bis 35 Minuten gedauert; dennoch behaupten die Baptisten, daß Niemand, wenn auch bey Frost und Eis getauft wird, je krank davon geworden sey. In Europa würde man fragen, wie kann die Polizey so gefährliche Dinge dulden? Hier hat man keine Polizey für die Angelegenheiten eines Mündigen. Es ist freye Wahl, und Niemand würde es dulden, daß sich die Polizey um ihn in dieser Hinsicht bekümmerte. Die Polizey gibt hier Achtung, daß nicht ungesunde Lebensmittel an die Armen verkauft werden oder läßt Quarantaine halten; aber wenn ein Erwachsener freywillig im Winter in das Wasser geht, so kann sie es ihm nicht wehren. Kein Constable oder sonstiger Stadtbeamter war zugegen, und doch fiel bey der großen Masse der Zuschauer, meist aus Leuten der niedersten Klasse bestehend, kein störendes Wort vor. Ich zweifle nicht, daß die ganze Handlung für einen, dessen Herz dabey war, sehr feyerlich seyn mußte. Ich dachte dabey viel an die Hindus, die sich im Bad des Ganges Sündenreinigung versprechen.

Jean Paul an A.

Hof, den 27. Dezember 1793.

Beste Freundin!

Es kostet mich alle Anstrengung des kühlern Nachdenkens, daß ich mich zu einem warnenden Worte zwinge, eh' ich meine Empfindungen mit Ihren zusammenfließen lasse. Und dieses Wort, das ich bald abkürzen werde, ist: daß Sie doch nicht den Schmerz für etwas halten, dessen Ernährung so verdienstlich ist, wie seine Erstickung, daß Sie doch nicht mit offnem Herzen sich so heftig in seine Stacheln werfen, weil Sie, wenn Ihre innere Zerrissenheit jährlich so wächst wie seit zwey Jahren, ja am Ende eine ganz wehrlose, verflossene Seele für die großen, tiefen Schläge des Schicksals mitbringen würden, die jeder von uns am Todtenbette eines Verwandten und Freundes gewiß erwarten muß. Die versteckte Süßigkeit solcher poetischen Qualen besticht uns, sie zu suchen, statt sie zu stillen. Aber was wäre denn am Ende eine so ganz wunde, weiche, zergangene Seele vor den Ungewittern, durch die jeder von uns muß? — Glauben Sie mir, theuerste A., weder im Schmerze noch im Jubel ist der Mensch am besten, sondern in der Ruhe, im heitern Bewußtseyn seiner Lage. Der Schmerz gibt Tugenden, aber auch Mängel — himmlische Tugenden gegen Aehnliche, harte Mängel gegen Unähnliche und Kälte gegen die Pflichten des Lebens, sobald sie von bloßer Vernunft, nicht vom Enthusiasmus geboten werden. Ich habe überhaupt über die zunehmende

Digitized by Google

N°. 44.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 2. Juni 1829.

Aesthetik.

Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. Ein Versuch von Carl Grüneisen. Stuttgart, Gebrüder Franckh, 1828.

In den so eben von Heyse herausgegebenen Vorlesungen über Aesthetik von Solger finden wir Seite 146 folgende Stelle: „Ob es erlaubt sey, diese Gegenstände (die göttlichen Personen) durch die Kunst darzustellen, kann gar keine Frage seyn. Man hat es für frevelhaft angesehn, Gott zu gestalten; eine Ansicht, die sich aus der Denkungsart des gemeinen Verstandes herschreibt. Man glaubt, seine Idee sey unerreichbar, und scheint mithin das Daseyn der Gottheit in uns selbst für unmöglich zu halten. Wer solche Vorstellungen hegt, hat weder Philosophie, noch Religion, noch künstlerische Ansicht. Freylich ist jede Idee im Vergleich mit der Wirklichkeit unendlich. Solche Gegenstände können und sollen aber dargestellt werden. Wir haben vortreffliche Beyspiele davon, selbst in unserer deutschen Kunst. Nur muß man sich dabey auf dem richtigen Standpunkte der Kunst erhalten, und nicht verlangen, in dem Bilde ein Porträt zu sehn, welches freylich unmöglich und ein Unding ist. Gerade die Absonderung des Vaters hat eine allegorische Beziehung. Er muß also dargestellt werden in der Dreyeinigkeit, oder als besondere Person und dann in ganz individueller Handlung, z. B. als Weltschöpfer, oder im Paradiese, nur immer in einem ganz einzelnen Akte; denn nur dadurch kann der allgemeine Begriff für die Wirklichkeit fixirt werden.“

In der vor zwey Jahren erschienen Schrift des Herrn von Wessenberg: „die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes“ wird ebenfalls die künstlerische Darstellung Gottes als zulässig und sogar heilsam vertheidigt. Solger geht von einem rein ästhetischen, Wessenberg von einem mehr religiösen Standpunkt aus, beyde aber vereinigen sich im Wesentlichen zu demselben Resultate.

Die vorliegende Schrift behauptet gerade das Gegentheil, und verwirft die bildliche Darstellung der Gottheit sowohl aus ästhetischen, als aus religiösen Gründen. Das scharfe und absprechende ästhetische Urtheil Solgers war dem Verfasser noch unbekannt, er richtet also seine Einwürfe vorzüglich nur gegen das milde Urtheil des Herrn von Wessenberg; indem er aber den Gegenstand auf die vielseitigste Weise behandelt, spricht er Sätze aus, die auch Solgers Meynung widerlegen. Er macht zuerst einen Unterschied zwischen dem bildlichen Ausdruck in der Poesie und den wirklichen Bildsäulen oder Gemälden. Jene poetische Malerey des alten und selbst des neuen Testamentes läßt er gelten, indem er sie für nicht mehr nimmt, als für allegorische und symbolische Sprache. Die gemeißelten und gemalten Bilder von Gott aber verwirft er und will sie streng von jenen poetischen Bildern geschieden wissen, weil sie nicht mehr blos Sprache und Ausdruck des Uebersinnlichen, sondern wirklich etwas Körperliches und Sinnliches sind. Dieser Unterschied ist allerdings sehr wichtig, und Wessenberg hat ihn zu leicht beseitigt, Solger gar nicht berührt. Die sinnliche Wirklichkeit des Bildes schließt jede andere Bildung aus, und zwingt uns, anzunehmen, daß Gott gerade so und niemals anders seyn müsse, als wie er uns sinnlich erscheint. Das poetische Bild läßt eine unendliche Mannichfaltigkeit andrer Vorstellungen zu, faßt nur eine Seite, eine Eigenschaft, einen Moment des göttlichen Wesens auf, das körperliche Bild aber schränkt die Gottheit ein, und bannt sie gleichsam in eine einzige Erscheinung, die insofern immer eine niedere und ihrer unwürdige ist. — Der Verfasser mustert sodann die wirklichen historisch gewordenen Abbilder der Gottheit, und findet sie alle ungenügend, wo nicht unanständig und verderblich. Selbst das Bild eines gütigen Vaters scheint ihm zu irdisch, zu materiell. „Die reine Idee des Christenthums von Gott verlangt Erhebung über jedes, auch über das feinste, edelste, lauterste Symbol, damit wir lernen, den Vater im Geiste, geistig, rein und unsichtbar uns zu denken, und geistig dieses reingeistige Wesen anzubeten.“ Ein leiblicher Vater wird allerdings immer mehr oder weniger

Digitized by Google

als ein bloßer Abraham oder gar Jupiter erscheinen. Am strengsten erklärt sich der Verfasser gegen die (von Solger vertheidigten) symbolischen Darstellungen der Dreyeinigkeit, weil sie größtentheils absurd seyen und oft weit eher Abscheu oder Lachen erregen, als Andacht. Er erinnert unter Andern an ein Bild, welches die drey göttlichen Personen im Leibe der Maria liegend darstellt. Wen müßte so ein Bild nicht empören! und warum? weil es ein sinnliches Bild ist. Dasselbe Bild findet sich in einem alten lateinischen Kirchenliede blos poetisch angedeutet und ist hier nicht nur nicht widerlich, sondern wahrhaft erhaben. Der Verfasser macht auf den nachtheiligen Einfluß aufmerksam, welchen die grobsinnlichen, und oft sogar nur von einem falschen Witz eingegebnen Abbilder der Gottheit auf die rohe Menge haben müssen und immer gehabt haben. Er citirt einen Vers, der schon in Brockes irdischem Vergnügen in Gott steht, und noch heute Anwendung findet:

Wie mancher hat von Jugend auf, durch's Malers Pinselspiel verführet,
An Statt der Gottheit sein Gehirn mit nichts als Bildern angefüllt.
Was er von seines Gottes Wesen begreift und ehret, ist ein Bild,
In welchen Bildern er doch Gott weit minder ehrt, als ihn verliert.
Nehmt ihm aus seiner Phantasie den alten Mann, das Lamm, die Taube,
Was bleibt ihm von der Gottheit übrig? Wo ist der Christ? wo bleibt der Glaube?

Das rein poetische Bild des Vaters, des Lammes, der Taube, des Auges, der Hand, die aus den Wolken kommt, des Donners ꝛc. wird uns in der Bibel, in Kirchenliedern, in Predigten und Gedichten gewiß niemals Anstoß geben; sobald es aber in Stein und Holz geschnizt oder auf Leinwand gemalt uns körperlich vor Augen tritt, wird ein Götzenbild daraus, und wenn sich das Volk erst daran gewöhnt hat, die Gottheit von diesen Bildern unzertrennlich zu denken, so entsteht allerdings ein Götzendienst, der sich vom gröbsten Fetischismus wenig unterscheidet.

Eine geläuterte Religion kann sich unmöglich mit grobsinnlichen Bildern der Gottheit vertragen, und in diesem Sinn treten wir unbedingt der Meynung des Verfassers bey. Ob diese Bilder wirklich göttlich *seyn*, oder nur das Göttliche symbolisch *bedeuten* sollen, dünkt uns kein so wichtiger Unterschied, als man gewöhnlich annimmt. Die Geschichte des Bilderdienstes hat dies zur Genüge bestätigt. Was anfangs nur eine gemalte Allegorie oder das Porträt eines frommen Christen war, wurde bald zu einem wunderthätigen Bilde, zu einem Bilde, das ganz ähnlich den alten Götzenbildern alle Kräfte eines Gottes in sich faßte. Die Phantasie des Menschen wird immer diesen Gang nehmen. Das Bild, welches die Sache nur bedeuten soll, wird immer bald die Sache selber seyn. Was auch die Lehre für einen Unterschied zwischen dem Seyn und Bedeuten feststellen mag, das Auge wird immer bald eins mit dem andern verwechseln und im sichtbaren Bilde auch nur die Sache selber sehn.

Was die ästhetische Seite der bildlichen Darstellung Gottes betrifft, so gibt es zwar eine Menge berühmter Bilder von Gott und der Dreyeinigkeit, deren Kunstwerth keinem Zweifel unterliegt, und eine Bilderstürmerey dagegen wäre lächerlich; allein wir dürfen diese Bilder doch nur von der ästhetischen Seite ansehn, und ihnen insofern dasselbe Recht angedeihen lassen, was wir auch den Darstellungen aus der heidnischen Götterlehre zuerkennen, müssen uns aber sehr in Acht nehmen, die ästhetische Bedeutung solcher Bilder mit der religiösen zu verwechseln, und was ästhetisch schön ist, auch für religiös gültig zu halten. Den bildenden Künstlern wie den Dichtern möge immerhin die Aufgabe gestellt bleiben, das Unsichtbare zu versinnlichen, und die tiefsten und heiligsten Geheimnisse des Göttlichen durch immer reinere und treffendere Symbole, wenn nicht zu enträthseln, doch uns näher zu bringen; aber man möge sich hüten, jemals in Idololatrie zu verfallen, und möge auch die harmlos außerhalb der Kirche Statt findenden künstlerischen Versuche dergestalt in Aufsicht halten, daß sich nicht unwürdige und alberne Vorstellungen des Heiligsten einschleichen. In ästhetischer Beziehung ist unser Verfasser wohl etwas zu streng, indem er des Mißbrauchs wegen auch lieber alle Versuche der Künstler, Gott darzustellen, überhaupt wegwünscht.

Hiermit sind in der Kürze die Grundsätze des vorliegenden Buchs ausgesprochen, die wir im Wesentlichen vollkommen theilen. Es ist der Mühe werth, diese Grundsätze in einer Zeit aufzustellen, in welcher der Bilderstreit, der früher von der religiösen Seite her so heftig entflammte, von der ästhetischen aufs neue angefacht wird. Die abweichenden Urtheile bedeutender Männer, wie Solger und Wessenberg, beweisen, daß unser aufgeklärtes Jahrhundert in Bezug auf diesen Gegenstand noch eine sehr schwankende Meynung hat.

Wir müssen indeß das vorliegende Werk nicht nur wegen seiner religiös ästhetischen Tendenz, sondern auch wegen seiner historischen Gelehrsamkeit rühmen. Der Verf. hat nämlich eine Geschichte der christlichen Kunst und namentlich des langen Bilderstreites, so weit es der specielle Zweck des Buchs erlaubte, darein verflochten, und dabey eine große Belesenheit beurkundet.

Digitized by Google

Lyrische Dichtkunst.

Lieder von Heinrich Heß. Karlsruhe, Verlag der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung, 1829.

So klein auch diese Sammlung ist, indem sie nicht mehr als zehn Lieder enthält, so verdient sie doch unter vielen ähnlichen Erscheinungen in unsrer Literatur ausgezeichnet zu werden. Diese Lieder haben nämlich, ohne auf die höchste Meisterschaft in der Form Anspruch zu machen, etwas Seelenvolles, Warmes und Inniges, was wir nur zu häufig in den neuern lyrischen Produktionen vermissen, da die jüngern lyrischen Dichter größtentheils nur matte und kalte Nachahmer von Goethe oder Schiller, Matthisson oder Uhland sind, und mehr eine schöne fremde Form nachkünsteln, als selbst tief und warm empfinden. Wo uns also noch das ursprüngliche, herzliche Wesen begegnet, ohne welches alle lyrische Poesie nur ein bunter Schaum ist, müssen wir es immer freundlich begrüßen.

Der Gegenstand der vorliegenden Lieder ist theils die Liebe, theils die Natur. Was die zärtlichen Lieder des Dichters, z. B. an seine Frau, betrifft, so bieten sie wohl keine neuen poetischen Gedanken dar, haben aber einen Ton von Treuherzigkeit und unerkünsteltem Wohlwollen, der sie liebenswürdig macht. Die Gedichte, welche den Erinnerungen an die schönsten Gegenden des Großherzogthums Baden gewidmet sind, zeugen von einem nicht gemeinen Talent für landschaftliche Anschauung und malerische Darstellung. In dem schönsten dieser Gedichte, dem Lied am Ludwigstage, hat es der Dichter gewagt, in der gedrängtesten Kürze ein Panorama des ganzen Großherzogthums Baden vom Bodensee bis zur Tauber zu geben, und wer möchte zweifeln, daß er diese so schwierige Aufgabe auf die befriedigendste Weise gelöst habe. Wer Baden kennt, wird durch die Wahrheit des Gemäldes überrascht werden, in welches der Dichter überall mit dem kürzesten und zugleich bildlichsten Ausdruck das am meisten Charakteristische einer jeden besondern Gegend der Reihe nach eingetragen hat. Wir wollen ihn selbst hören:

Wie glänzen deine schöne Gauen,
O Vaterland, von süßer Lust!
Am ausgeschmückten Seegestade,
Wo sich der Alpen Kette zeigt,
Und blühend aus dem Wellenbade
Die wunderholde Mainau steigt; —

Wo Salems Friede Allenhelle
Aus einem Paradiese blickt;
Wo an der Donau Silberquelle
Die ährenblonde Baar sich schmückt,
Und eine perlengleiche Gabe
Die edelste der Würzen lacht,
Vom schöpferischen Zauberstabe
Des Zepters an das Licht gebracht.

Wo in das Land der Allemannen
Der stolzen Eiche Wipfel weht,
Und überschirmt von schwarzen Tannen,
Die wilde Pracht des Waldes steht,
Der uns des Weines goldne Flamme
Voll Blumenduft entgegen hält,
Und manchen Ast dem Blüthenstamme
Des Vater Rheines zugesellt.

Wo um die Reize stiller Auen
Die rasche Wiese zögernd schlürft;
Wo durch des Felsenthores Grauen
Die Dreysam in ein Eden hüpft;
Wo in des Himmels blauen Aether
Des Thurmes Spitze sich verliert,
Der schlank und kühn wie eine Ceder,
Des Münsters Kunstgebilde ziert.

Am Kaiserstuhl, wo jeder Hügel
Im grünen Rebengürtel prangt,
Und in des Rheines klaren Spiegel
Der Limburg Epheu niederrankt;
Wo durch Gebirge, Thal und Halde
Der Kinzig Wellenmelodie'n
Ins lächelnde Revier der Freude,
Der Liebe und der Schönheit ziehn. —

Wo deine wärmste Segensquelle,
O Allemannia! entspringt;
Wo deiner Sprache Wohllautwelle
Am Blumenrand der Dos verklingt;
Der lieblichsten Natur im Schooße
In holder Anmuth Baden blüht,
Frisch wie die junge Purpurrose
Am mütterlichen Zweige glüht; —

Wo aus der Waldes Dämmerungen
Die Murg die blauen Augen hebt;
Wo um ihr süßes Thal geschlungen
Beseligt jede Welle bebt,
Des Fürstenschlosses milder Schimmer
Sich über Rastadt freundlich neigt,
Und der Erinn'rung Heiligthümer
Vergißmeinnicht und Lorbeern zeigt.

Am grünen Wald voll Nachtigallen,
Wo um der Kunstgebilde Pracht
Der Lustgebüsche Schleyer wallen
Und eine Flur von Gärten lacht,

Digitized by Google

Die feischer Wohlgerüche Wogen
Der zierdereichen Hauptstadt bringt,
Und einen bunten Regenbogen
Um ihren Sonnenfächer schlingt; —

Wo, freudenstolz ob ihrem Ruhme,
Der Schwarzwald seine Pforte grüßt;
Wo Mannheims holde Uferblume
Des Rheines edle Wogen küßt.
Wo um erhabene Ruinen,
Des Lebens Frühlingskränze wehn,
Die schönsten Musenhaine grünen,
Und liebend in den Neckar sehn.

Wo tausend Sänger in den Lüften
Frohlocken über Odins Wald;
Umhaucht von Feld und Wiesendüften,
Die klare Tauber lieblich strahlt;
Wo sie nach dem geliebten Maine
Errötheud ihre Blicke hebt,
Und Wertheims Bild im Widerscheine,
Der stolzen leichten Wellen schwebt.

Die volle Pracht der Gauen glänzet
Und hauchet ihren Zauber aus;
Die veilchenblauen Berge kränzet
Der Wolken Purpurnelkenstrauß.
Umblüht vom schönsten Erdenthale,
Des Paradieses Strom, o Rhein!
Wie ladest du mit gold'nem Strahle
Zum Lebehoch uns freundlich ein.

Eine so schöne Schilderung empfiehlt sich selbst, so daß wir nichts weiter hinzufügen dürfen. — Das Aeußere des Büchleins ist anständig.

Länderkunde.

Der Stadt Murten Chronik und Bürgerbuch von Joh. Friedr. Ludw. Engelhard, M. D. Stadtarzt zu Murten u. s. w. Bern bey C. A. Jenni. 1828. 392 S. 8. Mit sechs Steindrucktafeln.

Die in der alten Schweizergeschichte so berühmte Stadt Murten ist allen Reisenden durch die Schweiz um seiner reizenden Geländer willen und der höchst anmuthigen Lage auf der den See beherrschenden Anhöhe in freundlichem Andenken. Das reinliche und heitere Städtchen mit 1300 Einwohnern und dritthalbhundert Häusern hat in Hrn. Engelhard einen tüchtigen Geschichtschreiber, der aus archivalischen und handschriftlichen sowohl, als aus gedruckten Quellen sammelte und ordnete, was zunächst den Mitbürgern erfreulich seyn mußte, von dem er aber auch mit Recht hoffen durfte, daß die Gesammtgeschichte des schweizerischen Freystaates darin ebenfalls einige Bereicherung finden würde. Das Titelblatt zeigt die schöne Schaumünze, welche 1822 bey Errichtung des neuen Denkmals der Murtenschlacht geprägt wurde. Auf der einen Seite sieht man das alte Beinhaus, auf der andern das neue Monument, einen 56 Fuß hohen Obelisk, mit der Inschrift:

Victoriam
XXII. Jun. MCCCCLXXVI
Patrum Concordia
Patrum
Novo signat Lapide
Respublica Friburg.
MDCCCXXII.

Die übrigen Steindrucktafeln enthalten die Schriftproben merkwürdiger Urkunden und Wappenschilder.

Heilkunde.

Der gesunde Mensch, oder kurze und gründliche Anleitung, sich vor Krankheiten und herrschenden Seuchen zu bewahren, die Gesundheit zu befestigen u. s. w., nebst einfachen Rettungsmitteln bey plötzlich entstandenen Unglücksfällen und dem Verhalten bey Verletzungen. Ein nothwendiges und nützliches Hülfsbuch für Jedermann, auch für den Unterricht der Jugend, von Dr. Joseph Neunzig. Düsseldorf, 1827, bey Joh. Eckhardt Schaub.

Unter der großen Anzahl von Schriften der Art verdient diese, wegen ihrer wahrhaften Popularität, der Vermeidung alles Ueberflüssigen, Verwirrenden, was der Jugend nicht förderlich wäre, wenn sie auf merksam darauf gemacht würde, und wegen der Aufnahme mancher höchst nützlicher Belehrungen, wie namentlich über die einzelne Gifte und die fast überall zu Gebot stehenden Gegenmittel für die ersten dringenden Augenblicke, nicht die unterste Stelle, und besonders möchte sie sich für den Schulunterricht trefflich eignen, wenn auch einzelne Abschnitte, wie der über die Seelendiät, höchst mager und oberflächlich gerathen sind. Das ganze leibliche Thun und Lassen des Menschen geht der Verfasser sehr faßlich und behaltbar durch, und gibt seine Lehren in einfachen Regeln.

Digitized by Google

N°. 45.

Literatur-Blatt.

Freitag, 5. Juni 1829.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von Friedrich Laun. Ausgabe lezter Hand. Leipzig, Ambros. Barth, 1828. 8. 265 S.

2) Blüthen religiösen Sinnes. Zur Erhebung für Geist und Herz. Von August Gebauer. Zweyte, vermehrte Auflage. Mannheim, bey Tob. Löffler, 1828. 224 S.

3) Blüthen der Poesie aus Hellas und Italien, übersezt, erläutert und mit Abhandlungen über klassische und romantische Dichtkunst und Dichter begleitet von Jan Pol und Karl Gust. Korte. Essen, Bädecker, 1828. gr. 8.

4) Kleine Blüthen. Ein Opfer für Hellas. München, Lindauer, 1827. 16. 58 S.

5) Perlen zum Besten der Griechen gesammelt von Ludwig von Pigenot. Würzburg, 1828. 8. 182 S.

6) Gedichte von Dr. Sederholm. Moskau, gedruckt bey August Semen. 1828. 16. VIII und 142 S.

7) Vermischte Gedichte und Uebersetzungen von P. von Bohlen. Königsberg, Borntträger, 1826. 8. VIII und 152 S.

8) Die Leyer der Meister in den Händen des Jüngers, oder achtzehn Gedichte in fremder Manier, und eins in eigener. Von Theodor von Kobbe. 62 S.

Der jetzige Kulturstand unsrer Sprache und schönen Literatur zeigt uns viererley Dichter: solche, die neue Bahnen finden oder doch suchen; solche, die auf der alten Bahn einen neuen Gang geben; solche, die den gewohnten Pfad, im gewohnten Schritte, aber mit Leichtigkeit wandeln, und solche, die auf der alten Straße stolpernd einherhinken. Unter welche Klassen sind die vorstehenden Liedersammlungen zu reihen?

Herr Friedrich Laun, ein in der Unterhaltungsliteratur gepriesener Name, gibt uns eine Sammlung Gedichte, welche ein getreuer Spiegel der gangbaren poetischen Empfindungsweise und Bildersprache unsrer Zeit sind. Auch ihr Ausdruck ist gefällig, leicht, natürlich, sehr korrekt. Es darf ihnen als ein Vorzug angerechnet werden, daß sie nicht kostbar thun und einen eigenthümlichen Ton anstimmen wollen, wie so manche ähnlicher Dichter, die darum um nichts origineller sind. Launs Dichtungen verläugnen die Muster nicht, denen sie nachgebildet sind; sie erscheinen großentheils als Nachahmungen, aber als glückliche. Es wird nicht schwer seyn in den Romanzen (S. 1.), in Stätte der Todten S. 9. Liebesprobe S. 18. Kodrus S. 37. Auf dem Wasser S. 41. Ansichten S. 71. Der blonde Ritter S. 95. Regnar Lodbrok S. 141. Das Lied von der getreuen Königin S. 147 u. s. w., die verschiedenen Vorbilder, einen Herder, Schiller, Salis, Goethe, Fouqué, Uhland wieder zu erkennen; dennoch lesen sich diese Gedichte gut, es ist eigne Melodie und Stimmung darin, neben dem geborgten Grundtone. Für musikalische Behandlung sind daher die Mehrzahl dieser Lieder gewiß sehr geeignet. Am wenigsten Eigenthum des Dichters scheinen die Romanzen und Balladen, am meisten scheinen es die launigten Gedichte zu seyn. Die zwey Balllieder (S. 14 und 16.), das Tischlied der Männer (S. 216.), Lebensweisheit (S. 261.) und einige andre sind ausgezeichnet in dieser Art. Dagegen streift die Laune in der größern Dichtung Wanderung S. 231 ff. etwas an Manier. Von den halbempfindsamen Gedichten zeichnen wir die Flucht vor der Liebe, als ein sehr gelungenes, in sich abgerundetes Lied, nach unserem Gefühl als das beste dieser Sammlung, aus. Es stehe hier:

Ich floh aus ihren Armen,
Da fragte meine Brust:
Wo willst du nun erwarmen?
Ich war mirs nicht bewußt;

Doch ging ich weiter immer
Im grauen Abendschein,
Da holt' ein goldner Schimmer
Mich ein.

Der kam aus ihren Locken,
Ich wankt' und er blieb stehn:
„Warum denn so erschrocken,
Hast mich ja oft gesehn!
Kannst dich an mir ergötzen!"
„„Bin," " hub ich an zu schreyn,
„„Nicht mehr in euren Netzen,
„„Nein, nein!" " —

Nun trat die Rosenlippe
Liebreizend vor mich hin.
Welch' ungeheure Klippe
Für Auge mir und Sinn.
Mein Herz schlug da gewaltig
Auf meine Flucht hinein.
„„Nein, meinen Vorsatz halt' ich,
„„Nein, nein!" "

Drauf kam das schwarze Auge
In seiner Himmelsglut,
Sprach wie mit Seraphshauche:
„Bist du mir nicht mehr gut?"
Da rieſs aus inn'rer Tiefe:
„„Ach eile dem nicht so!" "
Als obs mein Schutzgeist riefe:
O O!

Dann klangen Silbertöne
Der Lieblichsten mir nach,
Gleich lagert' alles Schöne
Sich her um mich, sie sprach:
„Was muß ich von dir hören?
„Treuloser? ich bin da;
„Willst nicht zurücke kehren?"
„„Ja, ja!" " —

Das Beywort ungeheuer von der Klippe, die die Mädchenlippe ist, gebraucht, möchte das Einzige seyn, was die Kritik diesem ächten Liede vorwerfen könnte. Die Uebersetzungen des Hrn. Laun aus Lamartine, Byron und besonders aus Beranger sind ebenfalls sehr gelungen.

Wie der ebenbeurtheilte Dichter im weltlichen Gesange, so gibt der fruchtbare Schriftsteller, Herr August Gebauer (in Nr. 2) im geistlichen Liede uns den Inbegriff von dem, was eine gewandte Feder aus dem vorhandenen Sprach-, Empfindungs- und Bilderschatze für diese Gattung von Poesie hervorholen und mit guter Art zusammenstellen kann. Die mannichfaltigsten religiösen Stimmungen finden hier ihren Ausdruck: Vor der Kirche und nach der Kirche (S. 3 und 6.), Morgens und Abends (S. 12. 63. 68.), zu Hause (S. 10.) und auf der Wanderschaft (S. 73.), an allen Fest- und Feyertagen (Sylvesterabend S. 36. Neujahr S. 39. In den Fasten S. 41. Gründonnerstag S. 43. Osterfest S. 46. Himmelfahrt S. 48. Pfingsten S. 51. Weihnachten S. 50), für alle möglichen Dogmen hat die geistliche Muse des Herrn Gebauer ein Lied, und zwar ein Lied, das sich immer hören läßt, wenn es auch nicht durch Neuheit des Gedankens, oder Tiefe des Gefühls überrascht. Es wäre unbillig, zwischen diesen Gedichten und den geistlichen Liedern eines Paul Gerhard und andrer Liederdichter des siebzehnten Jahrhunderts eine Parallele ziehen zu wollen; die leztern sind die Erzeugnisse einer Zeit, die noch unerschütterlichen, positiven Glauben besaß, und noch dazu der tiefsten und edelsten Gemüther jener Zeit, die mehr in der andern Welt als mit den Sorgen dieser Zeitlichkeit beschäftigt lebten, die nicht schriftstellernd dichteten, wie weltliche und geistliche Sänger unsrer Zeit, sondern vor Gott dem Herrn sangen. Dennoch kann man sagen, daß Herr Gebauer sich von der einfachen, schlichten, so einzig dem geistlichen Gesange zusagenden Form des alten Kirchenliedes, Manches zu eigen gemacht, wodurch seine Blüthen religiösen Sinnes wirklich eine schöne Färbung erhalten. Dieses Lob zu erproben, heben wir aus dem Pilgerlied S. 71 zwey Verse aus:

Sey ruhig, Herz, laß Alles gehen,
Wie es der Herr beschlossen hat,
Du hast sie ja schon schimmern sehen
Im Traum die helle Gottesstadt,
Und von den Engelsschaaren drinnen,
Und von den Wächtern auf den Zinnen
Ein Lied vernommen, wie noch keins.

Sey ruhig, Herz, laß Alles gehen,
Was nicht mehr mit dir gehen will!
Was jezt geschieht, darf nicht geschehen,
Einmal wird's doch von außen still.
Und bliebst du dir nur selbst beständig,
Grünt Glaub' und Hoffnung nur lebendig:
Sprich! was bedarfst du anders noch?

Vieles in diesen Gedichten ist freylich auch zur stehenden Phrase geworden, besonders kehrt die Verdopplung mancher Wörter, die nur leere Emphase ist, wie: „ach Manchem, Manchen fehlt die Gabe" — „o wie viele, viele Jahre" — „doch lange, lange eh ich noch" — „und wenn denn Alles, Alles glaubt" — bis zum Eckel wieder. Hier und da fällt der Verf. aus dem glücklich adoptirten alten Ton in einen unglücklichen modernen, wie S. 8:

„Sieh, schon tritt aus gebrochnen Wolken
Die Sonne, wie ein frommes Mädchen lächelnd,
Und will das arme Kind des Staubes
Mit ihren Strahlen liebewarm umfassen."

Aber auch der alte Ton wird zuweilen zu einer Art von Meistergesang, gerade wo er äußerlich am täuschendsten nachgeahmt ist. Lautet es z. B. nicht eher lächerlich als fromm, wenn H. Gebauer S. 24 in der Erbsünde, singt:

Digitized by Google

Aus Mutterleibe ging ich schon
An Seel und Leib gebrechlich;
Der angebornen Sünde Lohn
Der machte mich so schwächlich u. s. w.

Solche Verirrungen sind jedoch nicht häufig, und bey weitem den größern Theil seiner Lieder hat der Verf. mit Geschmack und Takt behandelt; die Legenden besonders sind mit lobenswerther Einfalt gedichtet und lesen sich sehr angenehm. Aus den Sprüchen hätte manches Alltägliche wegbleiben können.

Von den zwey weiteren Blüthen anderer Verfasser (Nr. 3 und 4) sind die Gaben der Herren Jan Pol und Korte Uebersetzungen aus Sophocles, Anacreon, Martial, Horaz, Dante, Tasso und Petrarch. Es sind unstreitig Arbeiten begabter Jünglinge, die, wie die obigen Dichter, ebenfalls ihre gute Schule gemacht, und auf der Bahn unserer bessern Uebersetzer fortwandeln. Das Fragment aus Sophocles Electra ist mit Sprachkenntniß und Genauigkeit übersezt, und läßt sich noch neben Solgers Uebersetzung lesen, obgleich uns der Trimeter nicht mit derselben Kunst behandelt scheint. Hier ein paar Verse von Beyden (Elektra v. 1127 ff.)

Elektra (die Urne mit dem vermeintlichen Gebein des Orestes in den Händen haltend):

J. Pol:

O Denkmal du deß, der vor Allen lieb mir war,
Rest von Orestes Leben, wie empfang' ich dich
Entgegen aller Hoffnung, die dich einst entließ!
Denn nun ein Nichts trag ich dich in der Hand, und aus
Dem Vaterhause sandt' ich, Jüngling, strahlend dich!
Möcht' eher doch das Leben mir entschwunden seyn,
Als ich mit diesen meinen Händen dich entrafft',
Und von dem Mord befreyend hin zur Fremde sandt',
Auf daß du todt an jenem Tage hingestreckt,
Getheilt die Grabstatt mit dem Vater habest! doch
Jezt ginast du fern vom Vaterhause, flüchtig in
Dem fremden Land, der Schwester fern, elend dahin.

Solger:

O wehe! Denkmal meines Allertheuersten!
Orestes Ueberbleibsel! Wie davongesandt
Mit andrer Hoffnung, grüß' ich dich zurückgekehrt!
Als leeres Nichts ja trag' ich nun in Händen dich,
Und sandt', o Jüngling, blühend dich zuvor davon!
Ach! wär' ich damals selbst entflohn dem Leben nur,
Bevor in fremdes Land ich hin dich gab, entwandt
Mit diesen Händen, und dem Mordurtheil entrückt;
Daß todt darnieder fallend du denselben Tag,
Am Vatergrabmal gleichen Theil erlösetest.
Nun, fern der Heimath, ausgejagt in fremdes Land
Vergingst du grau'nvoll, meiner Schwesterhuld beraubt.

Die Versifikation des Herrn Pol scheint uns, wie schon diese Probe zeigt, hauptsächlich darin zu fehlen, daß e nichtssagende, kurze, bloßen Uebergang bildende Wörter zu häufig an den Schluß des Trimeters sezt. Die Uebersetzungen desselben aus Anacreon sind sehr gelungen, aber leider wird dieses Metrum im Deutschen, man mag es behandeln, wie man will, zur Leyer. Wem, dessen Bildung noch ins vorige Jahrhundert zurückreicht, summen nicht Gleim's anacreontische Lieder langweilig im Kopfe herum? Auch die Uebertragungen aus Martial sind gewandt und klar; an Horaz müdet sich Hr. Pol, wie alle Uebersetzer, mit der Spondeenjagd ab, über der gewöhnlich die Anmuth zu Grunde geht. So ist von dem musikalischen Grundton des allerlieblichsten: Donec gratus eram tibi u. s. w. keine Spur mehr in der Uebersetzung. Doch gilt dieser Vorwurf nicht sowohl dem Uebersetzer als der Sprache selbst, oder vielmehr dem Versuche, sie in den Rhythmen des Alterthums zu zwingen. Vergleichungsweise gehören diese Proben aus Horaz gewiß zu den gelungensten Uebertragungen dieses Dichters, besonders die Ode an Dellius und des Drusus Lob, die Ref. mit großem Vergnügen gelesen. Sonderbar läßt zwischen den andern die Uebersetzung der Ode an den Lollius (IV, 9.) in — Terzinen.

In den Uebertragungen aus dem Neuitalienischen zeigt Hr. Korte Sprachgewalt und Geschmack. Besonders sind die Sonette und Canzonen Dante's mit Zartheit und Kraft behandelt. Aus den Proben von Tasso stehe hier, statt alles Lobes, folgendes auch in der Uebersetzung noch ätherisch hingehauchte Madrigal:

Nicht ist so roth zu finden
Die Blüth' an Uferstellen,
Wie meiner Holdinn Lippen sanft sich weben;
Und Hauch von Sommerwinden
Durch Rosen, Lilien, Quellen
Klingt nicht so süß, wie ihres Liedes Schweben.
Gesang, der regt und stillt des Herzens Pochen,
Von uns'rem Kuß seyst du nur unterbrochen.

An Petrarca haben sich beyde junge Männer versucht. Wir müssen aber Hrn. Korte auch hier den Vorzug geben, denn Hr. Pol trägt etwas von der Starrheit, zu welcher Uebersetzungen aus den alten Dichtern uns nöthigen, auch auf den weichsten aller neuern Dichter über, und drängt demselben Wendungen und Reime auf, die seinem Genius fremd sind. Die Abhandlungen der beyden Jünglinge enthalten das Bekannte richtig und gut vorgetragen, mit einigen neueren Folgerungen. An den alten Kritikern und Auslegern reiben sie sich, wie alle Jüngeren. Namentlich wirft ihnen Herr Pol in einer geistreichen und gehaltvollen Abhandlung über die Poesie des Horaz, sehr bitter und zuversichtlich rügend vor, daß sie behaupten, Horaz habe den Alcäus nachgeahmet. Allein daß Horaz, als Lyriker, kein ursprünglicher und unmittelbarer Dichter war, geht doch wahrlich schon daraus hervor, daß er seine besten Jugendjahre der Satire, d. h. dem didaktischen Gedichte gewidmet, und nach Bentley's sehr wahrscheinlicher Berechnung erst vom 34sten Lebensjahre an, die noch immer halbsatirischen Epoden, ja die eigenthümlichen Lieder erst vom 36sten an gedichtet. Und wenn Hr.

Digitized by Google

Pol die besten Kommentare des Dichters genauer studirt hätte, so würde er sich überzeugt haben, daß theils nach den Zeugnissen, theils nach den Fragmenten des Alterthums Od. I, 10. 11. 16. 18 und manche andere, mehr oder minder strenge Nachbildungen, zum Theil Uebersetzungen griechischer Dichter sind, aber freylich Uebertragungen durch einen selbstständigen Dichtergeist, den Hr. Pol sehr schön würdigt.

Beyde Uebersetzer verdienen Goethe's freundliches Einführungswort; aber ihre vornehm-altklinge Vorrede steht mit dem vielen Guten, das sie auf anspruchlose Weise geben, in unangenehmem Kontrast.

Nr. 4. Die kleinen Blüthen, die auf Hellas Altare geopfert werden, und Nr. 5. die Perlen zum Besten der Griechen, mögen beyde unter dieser Firma passiren, wenn auch manche der ersteren taub, und manche der letzteren (übrigens nur gesammelte Lieder bekannter Dichter) nicht ächt seyn sollten. Beyde Sammlungen scheinen von redlichen, treugesinnten Verfassern herzurühren. Die zweyte enthält lauter religiöse Gedichte und soll, was mit Ruhm gesagt werden darf, einen Militär zum Verf. haben.

Die Gedichte von Dr. Sederholm Nr. 6. gehören zu denen, die noch nicht mit Sicherheit auf längst gebahntem Wege sich hinschleppen. Die Vorrede läßt beynahe fürchten, daß er das Deutsche in der Fremde ein wenig verlernt hat. Wie könnte er sonst so gar unbeholfen schreiben S. V: „Uebrigens hat dieses Büchlein den Auftrag, alle die Theuren und Verehrten freundlich zu grüssen, die im lieben alten Vaterlande, in dem unermeßlichen neuen (?) und in dem theuren Deutschland des Verfassers desselben in Liebe gedenken." Die Gedichte sind etwas besser, als diese Vorrede, doch häufig stottern auch sie, z. B. S. 17:

Und als des Sohnes Herrlichkeit,
Ein lauer (!) Lichtstrom. Segen strahlend,
Vorüberwallte erdenabwärts,
Erscholl auf einem sel'gen Sterne,
Bewahrt von Wesen, deren Weg
Zum sel'gen Anschau'n Gottes sich
Durch keines Falles nächtlich Thal (?!),
Durch keiner Prüfung Wüsten krümmte,
In seinen Strahlenflug dies Lied u. s. w.

Nr. 7. und 8. kommen darin überein, daß beyde auf entlehnten Lepern verschiedener Dichter Lieder absingen, nur daß Hr. von Bohlen dies unbewußt thut, Hr. von Kobbe aber mit Bewußtseyn und zum Scherze. Jener singt wohlgemuth bald mit Gellert S. 7:

„Wer ist der Mensch im Staube hier,
Daß er, o großer Gott, zu dir
Mit Zuversicht kann treten u. s. w."

bald mit Schiller S. 40:

„Auf der Heimath grünen Matten,
An des Baches Blumensaum
Wand der Knabe Maienkränze,
Weihte sie dem jungen Lenze,
Hing sie an den Blüthenbaum."

bald mit Matthisson S. 72:

„Wenn im duftenden Hayn die Silberquelle
Sanft wie Harfengetön' aus fernen Zonen
Klagt, im zitternden Strahl der Abendsonne
Lieblich erröthet."

Hr. v. Kobbe aber läuft in 18 Liedern achtzehnfach maskirt herum als der alte Cronegk und als der junge Theodor Körner, als Goethe und als Schiller, als Blumauer und als A. W. Schlegel, als Gleim, Salis, Gesner, Bürger, Seume u. s. w. Der Gedanke, als Satire auf eine Legion neuerer Dichter genommen, ist so übel nicht, und die Maskerade großentheils wohl gelungen. Wir setzen nur ein Paar Anfangsverse her.

Herr von Kobbe als Claudius:

Den armen Schulzen muß ich doch
Von ganzer Seel' bedauern,
Reich ist er zwar, am Ende noch
Der ärmste aller Bauern. —

Als Lichtwehr:

Auf einem Gute lebt ein Edelmann
Der an der Tochter Hochzeitfeste
Zur Lust des Brautpaars und der Gäste
Auf allerley Vergnügen sann. —

Als Schiller:

Schon der Fuß von Ida's Höhe
Trägt des ew'gen Frühlings Spur,
Es verkündet Götternähe
Eine bessere Natur. —

Als Salis:

Vorwärts, ihr Freunde im spielenden Gleise,
Lasset uns leben auf starrendem Fluß. —

Als Blumauer:

Aurora war schon aus dem Flaum
Und hatte sich gewaschen. —

Als Gellert:

Ein Truntenbold — ich will ihn Hans nur nennen —

Nur auf Hebels Leyer gibt es abscheuliche Mißtöne, weil Hr. v. K. so wenig alemannisch versteht, als Ref. Plattdeutsch.

Mit angenehmer Selbstverhöhnung hat der Verf. auf dem Titel das Motto gewählt:

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt,
Aber sein Genie, ich meine sein Geist,
Sich nicht .... weist."

Das Lied auf der eigenen Leyer des Hrn. Verf. — was sollen wir zu dem sagen? Redlich gestanden, es ist als hätte er seine 18 Lepern zerbrochen und mit den Saitenüberbleibseln die seinige sich bezogen; es tönen wenig eigene Töne heraus, und wir glauben nicht, daß Hr. v. Kobbe, als solcher, je nachgesungen werden wird!

Digitized by Google

N°. 46.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 9. Juni 1829.

Memoiren-Literatur.

Mémoires du Comte de M...., précédés de cinq lettres ou considérations sur les mémoires particuliers. A Paris, chez Thiercolin. 1828. 1 in 8vo. 319 Seiten.

Muß denn eigentlich jedes Buch eine Vorrede haben? Die Frage scheint bisher noch unentschieden zu seyn. Die meisten Bücher haben Vorreden, und die Hälfte der Leser überschlägt sie. Um auch diese Hälfte zu gewinnen, haben die Verfasser und Verleger, als Axiom, wie es scheint, annehmend, daß eine Vorrede nicht wegbleiben könne, Alles versucht, dieselbe so schmackhaft als möglich zu machen. Wer kennt nicht die Vorreden der Schriftsteller, diese Muster von Bescheidenheit; die Vorreden der Verleger, diese bleibenden Denkmäler für den Ruhm der Schriftsteller; die Einleitungen, mit der Quintessenz alles im Buche vorkommenden; die Discours préliminaires, welche ganze Bände füllen; die Vorreden in Dialogen; die in eigne oder fremde Verse, in Dedikationen, in Fabeln u. dgl. m. eingekleideten, die endlich, worin die Verfasser mit der Dankabstattung für das einstimmige Lob der ersten Ausgabe in allen literarischen Blättern beginnen und mit unglimpflichen Schmähworten gegen die etwas strengen Recensenten schließen? Jedermann kennt diese Vorreden, und um nicht mit einer ähnlichen seine Leser zu langweilen, hat der Graf v. M. den ungewöhnlichen Weg eingeschlagen, sich von einem anonymen vornehmen Manne, der ihm von seinem Schlosse aus schreibt, Briefe über seine Memoiren zusenden zu lassen, die dem Publikum nicht vorenthalten werden. „Sie lassen also Ihre Memoiren drucken," schreibt dem Grafen sein bester Freund, „gut, daß Sie eine festere Hand haben, als der klassische Verf. der Pogonotomie (Rasirkunst), der also beginnt: Zitternd trete ich auf mit ... Gut auch, daß Sie nicht mit dem Verf. des Traité du Rossignol sagen: Nachdem ich 20 Jahre auf mein Werk verwendet, fühle ich, wie alle redlich denkende Leute, daß es kein größeres Vergnügen gibt, als der Gesellschaft nützlich zu werden. Sie geben sich nicht für eine wichtige Person aus, haben aber wichtige Personen gesehen und gekannt, und wiewohl Sie nichts Fabelhaftes schreiben, nennen Sie doch Ihr Werk nicht Geschichte, sondern Memoiren eines Privatmannes. Unser Freund, der Einsender der Vorstadt St. Germain, hat mit Recht bemerkt, daß man zu wenig auf dergleichen Memoiren halte, ihre Lektüre sey nützlich und zugleich angenehm, und blos in ihnen finde man gewisse Wahrheiten, welche die Geschichte, vorsichtiger geschrieben und, weil sie nicht Alles sagen will, zu sehr verdeckt. Ueberdies pflegte Plinius der Aeltere zu sagen, es gebe kein Buch, das nicht zu irgendetwas dienlich seyn könne. Dazu kömmt noch, daß Schriften wie Memoiren ein ganz eigenthümliches Gepräge tragen. In Frankreich hat man immer zu den Franzosen und für dieselben gesprochen, und dadurch haben die französischen Memoiren stets die Farbe ihrer Zeit angenommen. Joinville, du Guesclin, Voucinaut und die Anderen bis Bayard und Fleuranges bezeichnen die heroische Zeit; der Raum zwischen Franz I. und Ludwig XIV. spricht sich in Brantôme aus, der unter dem Einflusse der boshaften Spötterey geschrieben; denn so oft, beyläufig gesagt, ein Satz bey ihm mit den Worten „eine schöne, tugendhafte Dame" beginnt, fängt er sicherlich an, seiner Satyre freyen Lauf zu lassen. Seit Ludwig XIV. ließen sich die Memoiren in politische Gedanken, in Beobachtungen und Charakterzeichnungen ein, worin der Kardinal v. Retz und der Herzog de la Rochefoucauld so ausgezeichnet sind. Manche waren verläumderisch, wie z. B. die eines Grafen von C.*, der gegen Condé schreibt und sich gegen alle Welt beklagt, frevlich weil er nicht zu einer von ihm ersehnten Stelle gelangen konnte; auch bittet er seinen Sohn, an welchen er die Memoiren richtet, sich an ihm ein Beyspiel zu nehmen, und ihm nicht nachzuahmen, sondern sich mit aller Welt in gutem Einverständnisse zu erhalten. Kurz der Sohn hätte sich, der Vorschrift des Vaters gemäß, benehmen sollen, wie heutzutage ein vornehmer Geistlicher, H. v. R. (es kommen sehr viele anonyme Leute im Werke des Grafen von M. vor), der

Digitized by Google

gesund und wohl durch alle Wechsel in den Verhältnissen der neueren Zeit kam, weil er nie die Vorschrift vergaß: Laquere ire mundum, sicut vult ire mundus, d. h. die Welt gehen lassen, wie sie will! — Zu Ende der Regierung Ludwigs XIV. trat an die Stelle des lebendigen Interesses an den hohen Personen des Hofs und der Stadt eine boshafte Neugierde. Hamilton hat die Memoiren seines Schwagers, des Ritters von Grammont, herausgegeben, die voller Witz und Laune sind, worin aber jeder redliche Mann weiter nichts als Spitzbübereyen erkennt. Mademoiselle de Launay begnügte sich, ihr eigenes Brustbild zu malen, doch hat sie wenigstens ihre Memoiren selbst geschrieben, und diese sind immer unterhaltend, wäre es auch nur durch die Art, wie sie aus der Verschiedenheit der Diagonale von einer Seite zur andern der Place royale entdeckt, daß die Liebe des Arztes Brunel für sie abgenommen — er wählt nämlich, als er sie nach Hause begleitet, den kürzesten Weg. Die Memoiren St. Simon's führen den Namen dieses Herzogs: desto schlimmer, wenn sie von ihm sind. Seitdem verloren die Begebenheiten noch an Wichtigkeit, und es gab Leute genug, welche eine Sammlung von dem, was sie von einem dritten gehört, falsch gehört, an der Thüre gehört hatten, Memoiren betitelten. Nun sind aber Reichthümer und Ehrenstellen im Besitz einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Familien oder Individuen, und alle anderen machen die Masse der Neugierigen aus, welche gerne erfahren möchten, was da, wo sie nicht seyn können oder nicht waren, vorfällt oder vorgefallen ist; sie sehen gern die Personen, die in der Geschichte nicht anders als in Hofkleidern erscheinen, im Hauskleide, und machen sich gar die Memoiren über diese hohen Personen lustig, so freuen sie sich desto mehr; denn sonst müssen sie immer von unten nach oben zu ihnen hinaufsehen, jezt sehen sie dieselben eher neben sich stehen, die Statuen sind von ihren Fußgestellen herabgestiegen. Wer sollte aber nicht mit Unwillen sehen, wie seit 30 Jahren Tausende von Bänden unter dem Namen Memoiren und Souvenirs unter die Gesellschaft geworfen werden, von Schriftstellern, deren Talent in Unverschämtheit, deren Witz in Anspielungen auf gestrige Vorfälle besteht, die gewissenlos jeden Schleyer aufheben, und gleichgültig sind gegen allen Anstand und die Moral. Wahr ist es, die Leser in Frankreich wollen gern lachen, spötteln, finden Gefallen am Unbescheidenen und werden dadurch Mitschuldige der Memoirenschreiber.

Doch gibt es Ausnahmen. Auch Sie, mein lieber Graf, haben die nöthigen Eigenschaften, Ihre Memoiren einem Theile des Publikums mit Ehre und Erfolg zu übergeben. Erstens schreiben sie ohne Galle, und das schon deßwegen, weil Sie besitzen, was einem jeden unparteyischen und unabhängigen Schriftsteller Haupterforderniß ist; Sie sind vollkommen glücklich, und dieses wiederum, weil es Ihnen nicht an — Geld fehlt.

In Ihren Memoiren, lieber Graf, ist Alles wahrscheinlich, eben weil Alles wahr ist; Sie zeigen uns Personen, welche in der Geschichte auf Kothurnen und Stelzen auftreten, in natürlicher Größe. Um der Wahrheit treu zu bleiben, muß man in den Memoiren schon zuweilen etwas ausplaudern.

Auch eine kleine Unze médisance soll in Memoiren seyn, und Sie haben auch diese Bedingung erfüllt. Sie ist gegen die Verläumdung, was bey unsern guten Vorfahren Turniere gegen Schlachten, und die Moralisten haben sie nur deßwegen verschrieen, weil sie dieselbe mit der Verläumdung verwechselten. — Nach allem Obigen, lieber Graf, gebe ich Ihnen meine Zustimmung, und hätte ich auch Ihre Memoiren auf Befehl des Kanzlers gelesen, ich sähe nichts darin, was den Druck derselben verhindern könnte."

Das Obige ist die Quintessenz der einige fünfzig Seiten enthaltenden Vorrede, die zwar mit andern gemein hat, daß sie sich bemüht, das Werk des Verfassers in ein gutes Licht zu stellen und vielleicht einen Theil der französischen Kritiker, die sich gar zu selten die Mühe nehmen, das Buch durchzulesen, in ihren witzigen Anzeigen — worin gewöhnlich von Allem die Rede ist, nur nicht von dem anzuzeigenden Buche — zu leiten, die aber doch auch an und für sich eine angenehme Lektüre darbietet und wirklich eine Skizze der französischen Privatmemoiren genannt zu werden verdient. Die lezten Worte der Vorrede beziehen sich auf die ehemals in Frankreich bestehenden Censur-Maßregeln. Wer die Vorrede geschrieben, ließe sich aus der Vorrede trotz des Lobes mit Berücksichtigung der aus dem ältern Plinius angeführten Stelle abnehmen, wenn nicht der Verf. der Memoiren selbst incognito aufträte.

Soviel erfahren wir jedoch aus diesen Memoiren, daß der Verf. im April 1758 auf die Welt kam, und frühzeitig seine liebreiche Mutter verlor. Seine Eltern waren Herrn einer kleinen Stadt und mehrerer Dorfschaften, und alle Menschen darin lebten von ihren Wohlthaten. So oft seine Mutter ausging, warfen sich die Frauen und Kinder auf die Knie, die Männer und sogar die Greise zogen, wenn sie ihren Herrn sahen, schon von weitem die Mütze ab. — Im Jahr 1773 zog er, wie er sich ausdrückt, die männliche Toga an, d. h. er war 16 Jahr alt; war sein früheres Leben gleichsam die Universalgeschichte jedes Kinderlebens, so gleichen seine künftigen Verhältnisse nicht geradezu denen jedes andern Menschen. „Die Erzählung dessen, was ich gelitten, was ich gesehen, was ich gethan und beobachtet von Pierre-en-Eize bis New-York, von Boston bis Koblenz, zu Wasser und Land, auf beyden Hemisphären, wird nicht ohne Interesse

Digitized by Google

und Vortheil für meinen lieben Leser jederley Alters von.“ Entfernt von seinem Vater, der auf seinem Schlosse Reichthümer sammelte, war der junge Graf in Paris bey seinen Verwandten, deren Absicht war, seinen ältern Bruder mit einer ihrer Töchter zu verheirathen und auf diese Weise alles Geld der Familie in die Kasse dieser Tochter zu bringen. Ohne hieran zu denken, ging der jüngere Bruder, der Verf. vorliegender Memoiren, einem Vergnügen nach, ward mit Wucherern bekannt, welche den jungen Leuten auf die Spur kommen, ohne gesucht zu werden, und gibt sogar zu, daß er sie aufgesucht; er machte Schulden, da man ihm kein Geld gab und er kein Falschmünzer war; — aber Alles dies schadete ihm weniger, als eine seltsame Zusammenkunft von Vorfällen. Damals hieß es nämlich, mehrere Kinder seyen abhanden gekommen und der Dauphin leide an einer Krankheit, welche zu heilen man ihm Blutbäder verordnet habe, und alsbald versteckten alle Mütter ihre Kinder wie zur Zeit von Herodes. Um dieselbe Zeit lief in der Auvergne ein Gerücht herum, ein junger Graf M*. habe seinen Vater mit harten Eiern vergiften wollen; da war bald kein Sohn mehr im Lande, den sein Vater nicht im Verdacht gehabt hatte, und alle Familienhäupter wollten nichts mehr essen, aus Furcht vor Vergiftung. Gleich ward Familienrath gehalten und gegen unsern 16jährigen Wüstling erging folgendes Ultimatum:

Den 1. Februar 1775.

„Der Herr Ritter v. * von heftigem wildem „Charakter, der sich keiner Art von Be„schäftigung ergeben will, wird nach St. „Lazare gebracht werden, auf Kosten seines Vaters.“

Am Rande der Verordnung stand aber, wie im Archiv zu sehen, „nach Pierre-en-Cize gebracht, den 19ten Februar 1775!“ und hier hatte der junge Herr Hoffnung, sein Lebenlang eingesperrt zu bleiben. Man wird mit Vergnügen in den Memoiren des Grafen die Beschreibung des Gefängnisses Pierre-en-Cize bey Lyon lesen, welches seit 1791 nicht mehr besteht; wir bemerken nur so viel, daß der junge Gefangene kaum den Fuß in den innern Thurm gesezt hatte, als er schon den Entschluß faßte, baldmöglichst zu entrinnen. Vor Allem brauchte er dazu Geld. „Geld ist der Nerv des Krieges, sagt Trivolcius, es ist auch der Nerv aller großen Unternehmungen. Ich bekam monatlich 50 Franken, um für bessere Nahrung zu sorgen und Bücher zu leihen; überdies schrieb ich im Tage Musik ab, und die Lyoner Amphion's haben, ohne es zu wissen, die Hälfte zu meiner Befreyung gethan.“ Mit Hülfe dieses Geldes kaufte er sich durch Vermittelung seiner verschwiegenen Wäscherin Messer, Pistolen, Pulver und allerley Werkzeuge zum Graben; es gelang ihm durch tausend Listen, hinter seinem Bette die Mauer zu durchbrechen, und wären seine Mitgefangenen, die er mit sich in Einverständniß brachte, so kühn gewesen als er, sie wären alle wie er, trotz der Wache, die ihnen auf die Spur kam, entronnen.

Nach manchen andern Abentheuern gelangte M* auf die Landstraße von Clermont. Vor sich hatte er die Zukunft, und er drehte nicht ein einziges Mal den Kopf um, sonst hätte er das fürchterliche Gefängniß gesehen, und man weiß ja, der Rückblick auf eine vergangene Gefahr macht mehr Eindruck als der Augenblick der Gefahr selbst. Um seinen Vater nicht zu erschrecken, hielt er es für gut, einen Augenblick bey einem Hausfreunde, zwey Stunden von P*, einzukehren. Da waren gerade alle Zimmer voll. „Mein Abentheuer war noch Niemanden in der Auvergne bekannt; auf jeden Fall erwartete man mich nicht, und ich fiel den Leuten wie aus den Wolken; denn man wußte mich in Pierre-en-Cize und mein armer Vater fing von Zeit zu Zeit an zu fragen warum? Nun kam ein wahrer Theatereffekt! Die Bedienten, diese zweyte Familie bey unsern Verwandten und Freunden in der Provinz, umringten mich, ich stand auf einmal mitten unter ihnen im Saal. Er war gedrängt voll, ich wußte nicht, wem ich zuerst antworten sollte, Männer und Weiber, Jung und Alt! Die einen lachten über meinen Anzug, den ich aus dem Gefängniß mitbrachte, andere weinten bey meiner Erzählung; ein wahres Gemälde! und ich stand wie ein Telemach, der in der Grotte Calypso's seine Abentheuer erzählt, nur dem Unterschiede, daß in meiner Geschichte nichts Fabelhaftes war. Bald hatten Nachbar, Nachbarin, Herr und Knecht die Augen mit Thränen gefüllt. Der Herr vom Hause übernahm die Sorge, meinen Vater vorzubereiten. Denselben Abend noch eröffnete sich mir die herrlichste Aussicht. Ich erfuhr vom Kriege zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien, daß der Marquis v. F* aus unserer Provinz sich schon einen Namen erworben, ich könne sehr gut unter seinem Kommando dienen, und denselben Abend ging mein Bevollmächtigter ab, darüber mit meinem Vater zu unterhandeln. Hr. v. Al* ging also zu ihm und machte ihn mit allen Einzelheiten bekannt. In den ernsthaftesten Sachen ist oft etwas Lustiges: so hörte mein alter Vater mit vielem Phlegma mein Abentheuer und den fast unwahrscheinlichen Erfolg. Mit der größten Kaltblütigkeit achtete er gewiß blos auf die Verschiedenheit im Charakter und Temperament zwischen meinem Bruder, dem Manne von Verdienst, und mir, dem mauvais sujet, erinnerte sich der Zeit, wo er selbst Musketier war, und sagte mit Lächeln: Ei der Schlingel! nun, sehen Sie, Freund, hätte ich den Aelteren statt des Jüngeren einsperren lassen, der Aeltere wäre an Ort und Stelle geblieben.“

Im Begriffe, an der amerikanischen Küste zu landen, wäre unser Wagbals durch Seeräuber fast um sein Vermögen gekommen; glücklicherweise betranken sich diese aber

Digitized by Google

sogleich auf dem erbeuteten Schiffe, und er rettete unterdessen seine Effekten auf einem Kahne. Auch diese Effekten nahmen ihm die Seeräuber noch auf dem festen Lande weg. Zu Williamsburg fand er einige Franzosen, „die gibt es überall.“ Anderwärts erzählte er seine Abentheuer, und da guter Rath nichts kostet, so gab ihm Jeder welchen, und besonders den, sich beym Gouverneur Jefferson zu beklagen; dieser konnte ihm nicht helfen, und stellte ihm einen Paß aus, worin er ihn der Wohlthätigkeit seiner Nebenmenschen anempfahl. Sand und Wälder, Wälder und Sand, das war Alles, was er zwischen Williamsburg und dem Lager zu Walley-Forges fand.

„Das englische Heer hatte Philadelphia inne und brachte die Prophezeihung des Dr. Franklin in Erfüllung. Dieser berühmte Mann, dieser Botschafter, der sich mit den Wissenschaften amüsirte — wie der Gesandte Rubens mit der Malerey — sagte, als man zu ihm nach Passy (bey Paris) kam, ihm das Leidwesen über die Einnahme von Philadelphia auszudrücken: „Ihr irrt Euch; das englische Heer hat nicht Philadelphia eingenommen, Philadelphia hat das englische Heer eingenommen.“ Er hatte Recht, denn die Hauptstadt Pennsylvaniens war schon für die Engländer, was Capua für die Soldaten Hannibals war. Die Amerikaner waren im Lager, die englischen Offiziere in der Stadt auf dem Ball, die Truppen wurden verweichlicht, und ihre Feldherrn unternahmen den ganzen Winter über nichts.

George Washington war zu Anfang des Aufstandes ein reicher Gutsbesitzer in Virginien, auch brachte er eine Unzahl schöne Pferde zum Heere. Er trug die einfachste Uniform ohne irgend ein Abzeichen des Kommando's und schenkte den Soldaten Viel von seinem eigenen Vermögen. Eben so kostete dem Marquis von la F* der Krieg ungeheure Summen, und er war der Einzige unter den jungen Großen des französischen Hofes, welcher den Gedanken und den Muth hatte, das Vergnügen und die Paläste zu verlassen, um zweytausend Stunden weit davon eine Spekulation auf Ruhm ohne Profit zu unternehmen. Washington ist mit Recht der amerikanische Fabius genannt worden; er erwartete Alles von der Zeit und von den Fehlern des Feindes, und dadurch wurde nicht einmal jeder zu der erwähnten Spekulation zugelassen. Den Winter über blieben wir ungestört; nur kam, als wir gerade im Hauptquartier, einer Mühle, die übrigens sehr comfortable war, zu Tische waren (M* war unterdessen durch F*, d. i. Lafayette, zum Majorsrang erhoben worden) ein hübscher verirrter Jagdhund und bat um ein Mittagessen; auf seinem Halsband stand: The general Howe. Es war der Hund des englischen Oberbefehlshabers. Man schickte den Hund seinem Herrn durch einen Parlementär; dem General schmeichelte diese Aufmerksamkeit sehr, und er antwortete unserm Feldherrn, seinem Feinde, mit einem sehr liebenswürdigen Briefe.

Major M* machte im Januar mit seinem Wohlthäter, dem Marquis, die Reise nach Albanien, wo lezterer das Kommando übernahm. Man fuhr auf Schlitten über den Nordfluß bey heftiger Kälte, und um mit den Wilden zwischen Canada und Neu-England in Einverständniß zu treten, schenkte man ihnen (den Tuscaroros, Oneidas u. a. m.) wollene Decken, kleine Spiegel, und besonders Farben, womit sie sich schminken, ferner Pulver, Blei und Sechsfrankenstücke, welche sie gern haben, weil das Bildniß des Königs von Frankreich darauf ist, den sie noch ihren Großvater nennen. Zweytausend Wilde, Männer und Weiber, kamen nach dem festgesezten Orte; mit Hülfe der Geschenke und des Feuerwassers war der Vertrag bald geschlossen. M* findet den Bettler in Europa weniger abschreckend, als die amerikanischen Wilden. Unter ihnen war ein alter Soldat aus dem Heere des Marquis von Montcalm, der das Französische fast vergessen hatte und die Lebensart der Wilden führte, sich aber nie die Ohren hatte abschneiden lassen wollen, was daselbst das Abzeichen der Krieger ist.

„Als wir zurück kamen, erstaunte ich nicht wenig über die Vorstellung, welche die Leute in Neu-England von den Franzosen hatten. Ich wurde einmal bey einem Pächter einquartirt, und kaum bin ich bey dem braven Manne, so sagt er mir: Ey das freut mich, daß ich einen Franzosen bey mir habe. Warum? frage ich freundlich. O! sagt er, der Barbier wohnt so weit, und Sie können mich rasiren. Holla, erwiederte ich, ich kann mich selbst nicht rasiren, mein Bedienter rasirt mich und kann Euch denselben Dienst leisten. Das ist doch sonderbar, meinte der Mann, man hatte uns versichert, alle Franzosen seyen Barbiere und Violinspieler. Kurz darauf sieht mein Wirth, daß mir ein großes Stück Rindfleisch vorgesezt wird und sagt: Was Ihr so glücklich seyd, nach Amerika zu kommen und Rindfleisch zu essen. Ich versicherte, man äße auch recht gutes in Frankreich. Unmöglich, meinte er, sonst wäret Ihr nicht so mager. Heutzutage wird man mir kaum Glauben beymessen, wenn ich erzähle, daß einer unserer Leute damals ein Paar Stiefeln in diesem Lande zurückließ, und daß die Amerikaner so darüber erstaunten, daß sie dieselben als ein Wunderwerk im New-Yorker Museum aufstellten; wer sie zurückgelassen, kann sie dort mit der Aufschrift French boots wieder finden.“ (?)

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

N°. 47.

Literatur-Blatt.

Freitag, 12. Juni 1829.

Memoiren-Literatur.

Mémoires du Comte de M...., précédés de cinq lettres ou considérations sur les mémoires particuliers. A Paris, chez Thiercelin. 1828. 1 in 8vo. 319 Seiten.

(Beschluß.)

Das Schicksal des unglücklichen englischen Majors André, dem Arnold eine feste Stelle bey New-York, wohin sich die Engländer von Philadelphia aus gezogen hatten, verrathen wollte und welchen der Verräther fliehend in den Händen der Amerikaner ließ, und die Großmuth Washington's, der, nachdem er an André ungern die Strafe vollzogen, welche die kritischen Verhältnisse nothwendig machten, dem drohenden Verräther Weib und Kinder zuschickte, bilden eine tragische Episode in den so munteren Memoiren des Grafen M*, worin derselbe zeigt, daß er seinen Witz und seine Satire nicht gerne im Unglück übt. Desto weniger schont er Lord Carlisle, der den Marquis in den New-Yorker Zeitungen einen Undankbaren und obendrein einen Don Quichote schimpfte und ihm darauf keine Genugthuung geben wollte. Auch leiht er seinem launigen Tone als Ueberbringer der Botschaften des Marquis an den Grafen von Estaing, Befehlshaber der französischen Flotte, getreu. Sehr lustig ist die Beschreibung der von d'Estaing mitgebrachten Soldaten mit Perrücken u. dgl. m.

Er kehrte nach Frankreich zurück und begab sich zu seinem Vater, der sich gänzlich mit ihm aussöhnte, ihm 200 Louisd'or und einen starken jährlichen Gehalt gab, auch seine Schulden bezahlte. In Paris, wohin er darauf reiste, konnte er bey seinem Oheim, dem Präsidenten von S*, wohnen, der ihn früher so ungnädig behandelt hatte. Der Marquis erhielt vom König ein Regiment Dragoner, und der glückliche Major ward Hauptmann. Bald darauf kehrte der Marquis als amerikanischer Generalmajor nach Amerika zurück und mit ihm der Major. Sie erkämpften hier zusammen die Kapitulation des Marquis von Cornwallis; es war nichts mehr zu thun übrig, und mit dem Marquis F* kehrte der Verfasser unserer Memoiren nach Frankreich zurück! Ehe er aber dahin gelangte, sah er sich in Spanien, zu Corunna, um; dort ließ er sein Geld und den Ruf eines guten Spielers, und diese Probe war ihm blos in einer Beziehung nützlich: seitdem hat er nämlich nie wieder gespielt.

Zehn Jahre später, nachdem die afrikanischen Luftschlösser des Grafen — denn er sollte an der Spitze von 150 Mann die englischen Komptoirs am Senegal erbeuten — und seine Hoffnung auf Heldenthaten in Cochinchina — wo man mit 500 Mann den Kronprätendenten einzusetzen vorhatte — nicht in Erfüllung gegangen waren, nachdem die Revolution ausgebrochen und er sammt seinem Bruder und sonstiger Familie ausgewandert war, schiffte sich M* zu Hamburg nach Nordamerika ein, da die großmüthige Republik, die ihm früher schon den Cincinnatus-Orden ertheilt hatte, erklärte, sie wolle ihre rückständigen Schulden bezahlen. Sein Bruder, der sein baares Geld dem Schatze des nachher so unglücklichen Emigranten-Heeres mitgetheilt hatte, bereicherte sich unterdessen durch Beziehen der Leipziger und Frankfurter Messen, besonders aber durch Stickmusterzeichnen, und „als er später wieder Millionär geworden war, bemerkt M*, besuchte mein Bruder häufig den Grafen Ch* und vergaß niemals, nach seinem alten Kammerdiener N* zu fragen, welcher ihm zu L* als Stickmusterhändler jede Zeichnung mit einem Thaler bezahlt hatte."

„Das war kein übertünchtes, ausgebessertes Philadelphia, was ich nun sah," ruft erstaunt der glücklich auf einem Schiffe, das seine lezte Fahrt machte, in Amerika angelangte Reisende, „das war ein neues Theben und ein neues Sidon obendrein! Der Hafen voller Kriegs- und Kauffarteyschiffe, ausgerüstet oder erst vom Werfte kommend; überall eine wunderbare Thätigkeit; und die pallastähnlichen öffentlichen Denkmäler, die Börse ganz von Marmor, die Bank der vereinigten Staaten, der Kongreßsaal; Alles zeigte mir, wie sehr Philadelphia in sechs Jahren an Volkszahl, Handel, Gewerbfleiß, Reich-

Digitized by Google

thum und Macht zugenommen hatte.“ Die Bewunderung ließ ihn nicht sein Geschäft vergessen, und wiewohl er die Beglaubungen seiner Ansprüche in Paris gelassen hatte, erhielt er doch auf Washington's Zeugniß alles Rückständige sammt den Interessen: 50,000 Franken.

In der Sitteneinfalt der Regierungsmitglieder war keine Veränderung vorgegangen. „Ich hatte Gelegenheit, den Kriegsminister, H. Mac-Henri, zu besuchen. Ich ging Morgens um 11 Uhr hin; an der Thüre stand keine Schildwache, alle Zimmer waren offen und die Wände mit Landkarten tapezirt; mitten in dieser Einöde waren zwey Commis, jeder an seinem Tische mit Schreiben beschäftigt. Endlich fand ich einen Bedienten, den einzigen in seinem Dienste; und da ich nach dem Minister fragte, antwortete er mir, sein Herr sey für den Augenblick nicht zu Hause, er sey zum Barbier gegangen, sich rasiren zu lassen. H. Mac-Henri bekam vom Staate jährlich 2000 Piaster (10,500 Franken), und dies reicht auch in einem Lande hin, wo der Kriegsminister Morgens ausgeht, sich bey seinem Nachbar rasiren zu lassen. Das Büreau und der Minister selbst standen in schönem Einklang mit einer Nation, die ihre Schulden zu bezahlen verstand. Auch erinnerte mich dies an die Belohnung, welche der Kongreß dem siegreichen General Starck gab, der in seiner schlechten Bedeckung, eine baumwollene Mütze auf dem Ohr, und mit seinen dicken Schuhen an den Füßen den Degen des glänzenden, vergoldeten englischen Feldherrn in Empfang genommen hatte. Der Kongreß befahl nämlich in einer plötzlichen großmüthigen Stimmung, es sollten dem Sieger 2 Ellen blaues Tuch und ½ braunes zum Rock, wie auch 6 Hemden von holländischer Leinwand zum Geschenk gegeben werden. Ich erinnere mich sehr gut, den General Starck gehört zu haben, wie er sich über diese Belohnung beklagte, daß nämlich der Kongreß vergessen habe, ihm Batist zu den Manchetten zu geben. Der erwähnte Minister erinnert mich auch an meinen Freund, den Exminister Duportail; ich eilte zu ihm, er wohnte in der Nähe von Philadelphia, und wie erstaunte ich, wie hätte ich lachen mögen, als ich ihn schön frisirt, den Hut unter dem Arm, in französischer Hoftracht fand, bey 2000 Stunden von Paris. So stand er seit zehn Jahren gleichsam unter den Waffen, die Nachricht erwartend, daß ihm das Kriegsministerium wieder gegeben würde. Duportail nannte mir die französischen Geflüchteten von Rang, welche Philadelphia, wie die Arche Noah's, einschloß. Das Schiff der französischen Monarchie war in Folge ihrer falschen Systeme und Thorheiten in die Luft gesprengt, und die Explosion hatte einen guten Theil bis nach den vereinigten Staaten geschleudert. Jeder dachte, früher oder später in Frankreich das wieder zu beginnen, was jeder von ihnen das große Werk nannte, und es waren unter ihnen fast eben so viele Plane und Systeme als Flüchtlinge. Hier in den vereinigten Staaten hätte man glauben sollen, man wäre in dem Elysium des sechsten Buches der Aeneide, wo jeder Todte sich in der andern Welt mit der Lieblingsidee, die er bey Lebzeiten verfolgt, nährte. Um aber hier zu leben, betrieben die Franzosen jeder ein Geschäft. Einmal komme ich in einen Laden, um mir Papier und Federn zu kaufen, und fand darin Moreau de Saint-Méry, einen der berüchtigsten Wahlmänner von 1789 im Pariser Rathhause. Als ich gekauft hatte, fragte er mich ganz empharisch: Sie vermuthen nicht, wer ich bin und was ich war? — Wahrhaftig nicht, antwortete ich. — Nun, sagte er, wie Sie mich da sehen, war ich drey Tage lang König in Paris und jezt muß ich, um zu leben, Schreibmaterialien verkaufen. Mehr noch erzählt der Graf von dem Bischofe von A*, d. i. dem Herrn von T*, und zwar von seinem ersten Auftreten in Paris, seinen Abentheuern in London und Philadelphia, beyläufig auch von seinem diplomatischen Hunde, von seiner Rückkehr nach Paris und seinen Verhandlungen mit den Amerikanern als Staatsmann. So interessant aber auch diese Nachrichten sind, würden sie uns zu sehr in die politischen Verhältnisse der Zeit abschweifen lassen. An der Stelle des H. von T* hätte der Verf. gefürchtet, auf der Heimfahrt, wenn ein Sturm sie überfiele, von den Matrosen ins Meer geworfen zu werden, wie in Bacon's Erzählung die Engländer, den Himmel zu versöhnen, einen Kapuziner, dem sie alle gebeichtet hatten, ins Meer werfen zu müssen glaubten.

„Marino, ehemals Koch bey meinem Freunde Capellis, war ein vortrefflicher Pastetenbäcker und ich bestellte gerade Mancherley bey ihm, da kam ein Mann herein, den ich nicht besser kannte als er, und welcher bey allem dem ein sehr bekannter Franzose war. Der Herr bestellte eine Pastete, und zwar so ausgesucht und delikat als möglich; er habe, sagte er, 20 Personen eingeladen und darunter, glaub' ich, den Herzog von O* und seine Brüder; sie kommen überein wegen der Pastete, des Preises und alles Möglichen, nur war noch nöthig, sich nach Namen und Adresse zu erkundigen. „Volney,“ lautet die Antwort. — Volney! schrie mit heiligem Eifer der Exkoch, der größte Royalist von der Welt, Volney?.. Und nun hätte man ihn abmalen sollen, die baumwollene Mütze auf dem Kopfe, die weiße Schürze hinaufgeschlagen und das große Messer am Gurt. Seine Kohlen und Oefen im Stiche lassend, ruft er mit einer vor Wuth zitternden Donnerstimme: Hinaus mit dir, Elender, fort aus meiner Küche, verruchter Atheist!... Verruchter Revolutionär! du hast mich um zwey Drittel meiner Staatsrenten gebracht! Für solche .... arbeite ich nicht, für dich steht mein Ofen nicht da! Auf diese Weise sah ich beym besprochensten Pastetenbäcker zu Philadelphia den

Digitized by Google

vielbesprochenen und nur zu sehr besprochenen Hrn. Chasseboeuf de Volney ein- und ausgehen."

Die Prinzen von O*, die in dieser Erzählung erwähnt sind, verloren einmal einen ihrer Brüder im Walde; ein Indianer spürte ihn auf, wie ein Jagdhund. Die Prinzen hießen dort nicht anders als Egalité. Excellenz, sagte ein Schwarzer, der die drey Prinzen bey Washington anmeldete, es sind drey Egalité an der Thüre. Der General Washington nahm sie auf, dem Bischof von A* aber verschloß er die Thüre. Der Befreyer trug Ludwig XVI. im Herzen, in seinem Zimmer hing das Porträt dieses Königs, und er betrachtete es oft, immer mit Thränen im Auge.

Es ist bekannt, daß der Marquis de la F* zu Olmütz Gefangener war. Ein deutscher Arzt, Dr. Vollmann, that auf Antrieb der amerikanischen Regierung sein Möglichstes zur Befreyung desselben, und schon war es ihm gelungen, ihn zu befreyen, als das Pferd des Marquis, der sich vom Doktor hatte trennen müssen, durch den angestrengten Ritt todt niederfiel; er wollte ein anderes kaufen, erregte Verdacht, und der Doktor kam allein nach Amerika zurück. „Als ich wieder nach Paris kam, sagte mir Hr. de la F* lachend: Nun ich bin auch in ein festes Schloß gesezt worden, und habe versucht, mich zu retten. — Das weiß ich, war meine Antwort, aber ich habe mir besser herausgeholfen als Sie, General."

Die Rückreise ging über Hamburg. Hier fand M* 7—8000 ausgewanderte Franzosen und diese eifrig bedacht, sich zu ernähren. Der eine schrieb Bücher, der andere verkaufte sie, der dritte, ein Hr. v. P*, Verwandter des Almoseniers des Gottes Mars, wechselte Geldstücke; ja M* kannte einen jungen Franzosen, der, ohne das Geringste von der Mathematik zu wissen, aber vertraut mit der Landessprache, einem Deutschen Unterricht in der Mathematik gab, nachdem er sich jedesmal von seinem Freunde, einem Offizier der Marine, hatte einüben lassen. Machte der Schüler eine Bemerkung, so ließ er sich auf keine Erklärung ein, Alles dies, wie er sagte, um seinen Gedankengang nicht zu verwirren. Der Offizier bekam von jeder Marke nicht ganz zwey Drittel.

Von Hamburg reiste M* nach Paris, denn er erhielt für einen Andern die Erlaubniß zur Rückkehr, und da dieser Andere in Amerika war, so ließ er sich statt dessen den Paß ausstellen, nahm verbotene Waaren mit und half sich bey der Duane durch, beym Präfekten aber hätte er sich ohne dessen Nachsicht nicht so leicht durchhelfen können, denn dieser war es gerade, erfuhr er später, der dem Andern die Erlaubniß verschafft hatte. Seine Gesundheit, vielleicht auch andere Umstände, erheischten indessen bald seine Abreise von Paris, und er begab sich nach Triest zu seinem reichen Bruder, der dort einem Handlungshause unter der Firma Joseph la Brosse vorstand, und zu den seltenen Beyspielen gehörte, daß Edelmuth und von Herzen kommende Wohlthätigkeit ihn immer weiter in seinen sonstigen Zwecken führten. Im Hause dieses Bruders sah der Graf den gewesenen König von Schweden, der dort ab- oder vielmehr hinaufgestiegen war, denn er wohnte in demselben Hause zwey Treppen hoch. Von ihm erzählt M* unter andern, er habe immer eine Tasche voll Münze bey sich getragen und so oft ein Armer an die Hausthüre klopfte, nie unterlassen, selbst hinabzugehen, ihm ein Almosen zu bringen. Auch Hieronymus, gewesener König von Westphalen, kam in dasselbe Haus, sich einen starken Wechsel auszahlen zu lassen; der Hausherr ließ seinen Gast von dessen Ankunft benachrichtigen und sich erkundigen, ob er mit Hieronymus bekannt werden wolle. Jener aber antwortete, dem König im zweyten Stocke gelüste es nicht, den König von gleicher Erde zu Gesichte zu bekommen; wenn indessen die Königin, seine Cousine, in Triest sey, so wäre es ihm sehr lieb, sie zu sehen. Jedermann im Hause bezeigte gegen den Grafen von Gottorp die seiner früheren Stellung gebührende Rücksicht, eben darum, weil er sich zu stellen pflegte, als ob er diese vergäße, und wolle, daß die Andern sie vergäßen.

Unterdessen waren die beyden Brüder auch einmal in Paris gewesen, wo J. la Brosse sich von der Festigkeit des Terrains versichern und sehen wollte, ob sich das Wasser der politischen Sündfluth in Frankreich wirklich verlaufen habe, und ob er, wie die Taube, einen grünen Zweig zu seiner in der Arche von Triest gebliebenen Familie zurückbringen könne. Ein reicher Pariser Kaufmann brachte ihm seinen Glückwunsch und sagte unter andern: „Sie müssen zugeben, daß Sie eine ganz andere Existenz haben, seitdem Sie unsern Stand ergriffen und Ihre Unterschrift hunderttausend Thaler gilt, kurz seitdem Sie Joseph la Brosse heissen. Als Graf * waren Sie, was zweytausend andere, und jezt..!" Da öffnet sich die Thüre und der Erzbischof von Rouen tritt herein und umarmt seinen Freund, mit den Worten: „Nun sind Sie endlich wieder da, Lieber, Sie werden doch bleiben und Ihr Komptoir und den Namen Joseph la Brosse im Stiche lassen, und wir haben den lieben Grafen * wieder bey uns.." „Nun frage ich, ob es bey diesen Debatten nicht etwas zum Lachen gab, und besonders für meinen Bruder, der sich nicht aussprach:

Non licet inter vos tantas componere lites."

Die Memoiren des Grafen gehen nicht über das Jahr 1814 hinaus; es scheint aber, daß er seitdem, wenigstens zum Theil, in Frankreich und ein eben so aufmerksamer Beobachter war als zuvor. Sein Werk enthält eben so viel Unterhaltung als Belehrung, wäre

Digitized by Google

einer Fortsetzung würdig, und verdient durch die Menge der darin besprochenen Thatsachen und die Lebendigkeit des Vortrags Eingang in den Bibliotheken der Staatsmänner, Gelehrten und Dilettanten; auf jeden Fall ist es eines der interessantesten Bücher gleicher Gattung, die in der lezten Zeit in Frankreich erschienen sind.

Völkerkunde.

Cisalpinische Blätter von Dan. Leßmann. Zwey Theile. Berlin, 1828. Bey L. Matthisson.

Je kleiner der Kreis der eigenen Anschauung ist, welcher der dreyjährige Aufenthalt des Hrn. Leßmann in Italien beschrieb, — er war nur in Oberitalien, vorzüglich in Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Mailand; — um so mehr verdient seine Kenntniß des italienischen Lebens und des dortigen Nationalcharakters Bewunderung. Er hat die Eigenthümlichkeiten der italienischen Denk- und Lebensart richtig aufgefaßt, die billige Mittelstraße zwischen ungebührlichem Lob und abschreckendem Tadel gehalten und die verschiedenen Stände mit Wahrheit gezeichnet. Man trifft in dem vorliegenden Buche nicht blos Aeußerungen über dasjenige, was jeder Reisende bey oberflächlicher Berührung mit dem italienischen Volke erfahren kann und muß, über Theater, Gastwirthe, Ciceronen u. s. w.; sondern ins gesellschaftliche Leben der Italiener, auf die Stufe von intellektueller Bildung, auf welcher sich das Volk befindet, auf so Manches, was dem eigentlichen innern Leben, dem wahren Geist und Charakter des Volkes näher bringt, werden wir in Stand gesezt, einen Blick zu werfen. Und so viel auch immer schon über Italien in allen Beziehungen geschrieben worden ist, bey dem Reichthum an Beobachtungen, mit welchem Hr. Leßmann auftritt, wird manches Unbekannte mitgetheilt, manches Bekannte klarer und bestimmter hervorgehoben und umgränzt. Der Verf. hat es sich übrigens durchaus nicht zunächst zum Zwecke gesezt, eine Charakteristik des italienischen Landes und Volkes zu geben, sondern nur seine Gedanken und Erfahrungen, wie er sie aus Italien nach dem deutschen Vaterlande mit herübergebracht, in zwangloser Form niederzulegen. Er verbindet mit seiner Kenntniß des italienischen Bodens und Lebens eine gewichtige Gelehrsamkeit, welche in Betreff des südlicheren Italiens, was ihm durch unmittelbare eigene Anschauung zu beobachten nicht verstattet war, durch die Materialien einer reichen Lektüre ersezt. Ueberhaupt drängt es unaufhörlich den Vf., im Laufe seiner Erzählungen, Schilderungen u. Reflexionen bald historische Notizen aus allen Zeitaltern der Weltgeschichte, von allen Völkern und aus allen Winkeln des Erdbodens anzubringen, bald aus antiken und modernen Sprachen, in Prosa und Poesie Citate anzuhängen, bald eine naturwissenschaftliche Bemerkung, die höchstens durch einen witzigen Einfall der Vergleichung mit dem eigentlichen Gegenstande seines Vortrags in Verwandtschaft steht, auszuspinnen. Wir sind von seiner Gelehrsamkeit, von seinem genauen Studium aller europäischen Sprachen, von seinen historischen, geographischen, statistischen, artistischen, naturwissenschaftlichen Kenntnissen zur Genüge überzeugt. Aber wozu das Alles in diesen cisalpinischen Blättern? Der Mann, der bey jeder Gelegenheit in der Unterhaltung mit uns seine Hand in der Tasche dreht und durch das Klingen seiner Goldstücke mit oder ohne Absicht als den reichen Herrn sich geltend macht, kömmt uns eitel oder doch lächerlich vor. Auf ähnliche Weise ist es uns mit dem Fluß gelehrter Citate, Winke und Ausführungen in dem vorliegenden Buche ergangen. Die Notizen, die aus dem Gedächtnisse des Verf. hervorsprudeln, sind zum Theil an sich sehr schön und ansprechend, aber an Ort und Stelle gefallen sie uns nicht.

Der Verf. ist Humoristiker. Er besizt eine heitere Laune, die nur selten an die fade Wortwitze streift, welche an den Ufern der Spree so häufig aufschießen. Seine Darstellung einzelner Situationen ist ganz ergözlich, z. B. die der Scene, welcher er in einem Caffeehause zu Mailand beygewohnt zu haben versichert, und worin ein Böhme, kaum erst auf italienischen Boden verpflanzt, in wilden Zorn und thätliche Entrüstung gegen den Kellner ausbricht, dem er eine böswillige Neckerey zum Vorwurfe macht, weil er — was fast überall in Italien Gebrauch ist — den Caffee auf die Milch, nicht aber Milch auf Caffee gegossen. Auch in der Beschreibung der Fahrt nach dem Comersee ist viel Launiges. Aber das humoristische Talent des Verf. hat theils durch seine gelehrte Prunksucht, theils durch die Breite und Weitschweifigkeit seiner Darstellung gelitten. Was sein Buch durchaus um den wahren Reiz der Unterhaltung und Belehrung bringt, ist eine oft unerträgliche Umständlichkeit der Erzählung und der Reflexion. Vor vielem Reden kommt er nicht zur Hauptsache. Wir begreifen darum auch nicht, wie er in dem Vorworte zum ersten Theil diese Blätter flüchtig nennt, da man dort lange hindurch Seite für Seite lesen kann, ohne von der Stelle zu kommen. Das ganze Buch ist ein unglückliches Gemisch von Gutem und Werthvollem, durch die gelehrte Brühe unschmackhaft gemacht.

Der Abschnitt, in welchem sich der Verf. noch am meisten von ermüdender Gelehrsamkeit und Breite freygehalten hat, ist der zehente des ersten Bandes (S. 189 — 226) und enthält eine interessante Lebensbeschreibung des berühmten Nolaners Giordano Bruno, welcher im Zeitalter der Reformation gegen die Irthümer und Satzungen seiner Kirche in beissenden Satiren aufgetreten, aus Italien nach Frankreich geflohen, von da nach England unter den Schuz der Königin Elisabeth gegangen, später in Deutschland, besonders in Wittenberg gewesen und zulezt ein Opfer des ultramontanischen Fanatismus geworden war. Der lezte Abschnitt des zweyten Bandes handelt die Schicksale der deutschen Literatur in Italien ab, und gibt uns betrübende Kunde von der Unkenntniß unserer Nachbarn vom deutschen Parnaß.

Wenn wir den gelehrten Verf. in dieser Schrift nicht eben mit unserem vollen Beyfall beschenken können; so sehen wir doch mit großem Verlangen dem gelehrten, wissenschaftlichen Werke entgegen, das er im Vorworte verheißt, einer Geschichte der oberitalienischen Staaten im Mittelalter, wozu er drey Jahre lang die dortigen Bibliotheken durchsucht. Hier ist gewiß seine Thätigkeit am rechten Orte. Aber auch hier erlauben wir uns, ihm vorher zuzurufen: **Non multa, sed multum!**

gitized by Google

N°. 48.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 16. Juni 1829.

Erzählungen.

Neun Bändchen Erzählungen, sämmtlich im Verlag bey C. H. Kollmann in Leipzig, 1828.

1) **Amalfried der Thüringer, Novelle aus dem sechsten Jahrhundert, von Gustav Jördens.** Wir Deutsche haben, seit wir in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts anfingen, die fast hundert Jahre ältern Meisterstücke der französischen dramatischen Kunst kennen zu lernen, sie wegen der modernen Gesinnungen und Redensarten verlacht, die sie ihren griechischen und römischen Helden beylegten. Daß aber unsere Romanenschreiber die Helden des Mittelalters sprechen lassen wie heutige Studenten und Kraftgenies, die Heldinnen wie Putzjungfern und Jungemägde, verschlägt unsrer Lesewelt nichts. Je barbarischer die Denkart, je halsbrechender die Begebenheiten solcher Geschichten sind, je lächerlicher wird dieser Fehlgriff, der den gänzlichen Mangel an Geschmack und Urtheil des Verfassers beweist. Amalfried und Radogunde liebefaseln ganz wie obige Landsleute unsrer Zeit, die Königin Amalberga von Thüringen behandelt ihren erhabnen Gemahl, wie es keine Marketenderin gegen ihren Mann wagen dürfte, und der furchtbare Dietrich von Austrien, der wie Oger immer Menschenfleisch wittert, umarmt den Thüringer König in teuflischer Tücke mit dem spaßhaften Ausruf: honni soit qui mal y pense, indem er ihn in den Felsenabgrund zu stürzen im Begriff ist. Am Schluß wird die Kirche bey einer Todtenmesse mit Blumen geschmückt und statt des Requiem das stabat mater gesungen.

2) **Das Haus Hachenburg.** Eine schauderhafte Vertilgungsgeschichte, zur Beherzigung der mediatisirten Fürsten und Herren geschrieben. Ein deutscher regierender Fürst widersezt sich hartnäckig dem Schicksal, welches eine fremde Gewalt den deutschen Machthabern aufdrang. Die Unbiegsamkeit, welche er zur Erhaltung seiner angebornen Vorrechte zeigt, leitet ihn auch in der Führung seiner Familie. Er opfert ihr seine beyden Söhne, die Geliebte seines Nachgebornen, seine Gemahlin, und steht endlich „allein im Jammer verwaist." Des Verf. Behandlung einer Situation, die uns vor zwanzig Jahren vielfach vor die Augen trat, beweist dessen gänzliche Unkunde der Sitten und der Verhältnisse des Standes, den er zu schildern unternimmt. So hört der mediatisirte Fürst an einem Abend am Hofthor ein Geräusch, sieht aus dem Fenster und erblickt die Häscher, welche auf eine Schuldforderung des Juden Aron das fürstliche Hausgeräth abführen. Der Fürst ist über diesen Frevel erboßt, allein sein treuer Kammerdiener berichtet ihm, daß diese Verfügung, welche er seiner Durchlaucht aus Schonung verschwiegen, schon den Vormittag habe statt finden sollen, aber auf des Kammerdieners flehentliche Bitte, um Aufsehen zu vermeiden, bis auf den Abend verschoben worden sey. Des Fürsten hartnäckiger Trotz gegen .... die damaligen Schicksalsgötter erhält so ansehnliche Erstattungen und Entschädigungen, daß ein Jahr nach des Juden Arons läppischer Zumuthung das Schloß Hachenburg wieder in vollem Glanz erstanden ist; reiche Livreen drängen sich auf den Treppen, glänzende Equipagen blitzen hinter den Gattern der vor Kurzem ganz leeren Remisen, allein da kommt die Kunde vom Tod seines jüngsten Sohnes, dem der Gram um die ihm vom Fürsten entrißne Geliebte das Herz brach, vom Tod dieser Geliebten, die während ihrer erzwungnen Einkleidung als Nonne vor dem Altar starb, und während Vater und Mutter von diesen Nachrichten betroffen sind, bringen die fürstlichen Jäger einen erschoßenen Wilddieb ein, in dem man den enterbten, vor einem Jahr vom Vater verstoßenen Erbprinzen erkennt.

3) **St. Hubert und andere Erzählungen von der Verf. der Erna u. s. w.** Warum dieser alte Jägerheilige als Haupttitel dieses buntscheckigen und doch farblosen Bändchens genannt ist, begreifen wir um so weniger, da er nicht den Anfang der Sammlung macht, und nur Wiederholung einer oft erzählten Legende ist. Eine solche kann aber nur in ihrer alterthümlich frommen Gestaltung zur Theilnahme bewegen; mit modernen Blümlein des Ausdrucks und der Empfindung durchflochten, wird sie nichts besseres als ein empfindsames Mähr-

chen. In Nr. 1. der Reihenfolge nach, Lony, oder drey Tage in der sächsischen Schweiz, befindet sich die Verf. auf dem ihr bekannten Boden der Gesellschaftswelt: Badeorte, Lustreisen, schöne Welt, „da weiß sie wie und wo.“ Ein vortrefflicher Baron von vier und zwanzig Jahren, den seine Eltern zum erstenmal in die Welt schicken, findet in der sächsischen Schweiz eine schöne Jüdin, verliebt sich in sie, entsagt ihr, um seiner Familie den Skandal zu ersparen, heirathet aber wackerlich, um seinen Stamm vor dem Erlöschen zu hüten. Die schöne Jüdin führt ein kurzes Leben voll Wohlthun und stirbt in Liebe und Treue für den Baron. Artistische Naturbeschreibungen thun das Uebrige. Die jüdische Mama, bey der die Kultur noch nicht recht durchgegriffen hat, ist sehr drollig und doch mit weiblicher Zartheit gezeichnet. Ueber die beyden historischen Skizzen Nr. 3. Zusammenkunft Kaiser Friedrich IV. mit dem Herzog Karl von Burgund, und Nr. 4. Sigmund August, König von Polen und seine Gemahlinnen, läßt sich nichts sagen. Wer lieber Romane wie Geschichte liest, nimmt es mit ein bischen mehr oder weniger Verbrämung in der Darstellung nicht genau. Nr. 5. Das Urtheil des Bischofs, hat die Verfasserin wahrscheinlich irgendwo als leichtfertige Anekdote gelesen; so wie hier zu einer Erzählung ausgeweitet, wird sie unzart, und, bey der Unkunde der Verf. von den Verhältnissen der katholischen Geistlichkeit unter sich, sogar lächerlich! 6. Die arme Anne, ist eine Kriminalgeschichte, die, empfindsamlich als Novelle behandelt, keinen günstigen Eindruck zurück läßt. Eine gemeine Handelsweise wird nicht durch gefühlvolle Phrasen veredelt; Annas Unschuld gewinnt nicht einmal die Herzen, da sie ihr nicht den Muth gibt, das Leben zu ertragen, indem sie als Selbstmörderin ihr Daseyn beschließt.

4) Jugendbilder von St. Nelly. II. Theil. Der erste Theil ist uns nicht zu Gesichte gekommen, aber da es getrennte Erzählungen sind und wir keine Analyse, sondern eine allgemeine Charakteristik dieser literarischen Produkte beabsichtigen, begnügen wir uns mit diesem zweyten Theil. Wir kennen die heilige Nelly nicht; daß sie einem so angesehenen, ehrenwerthen, stets das praktisch Wackre befördernden Mann ihre Erzählungen zueignete, vermochte uns, dieselben mit einer Art Reverenz in die Hand zu nehmen. Daß diese Heilige untugendsame Dinge erzähle, sey ferne von uns, zu behaupten; wie sie aber darauf kommt, einem ernsten Staatsmann so triviale Geschichtchen zuzueignen, begreifen wir nicht. Nr. 1. Die Mondnacht. Gemeine Intriguen, hohe Liebe, gänzlich zwecklose Aufopferungen, verruchte französische Offiziere, Mord und Jammer; endlich die Bekanntschaft, die ein junger Doktor der Rechte auf einem so eben geerbten Rittergut mit einer engelschönen sechszehnjährigen Rosa macht, die bey Sonnenaufgang auf dem Grabe ihrer Mutter weint, wie die Sonne am Horizont steht, sich von ihm küssen läßt, und die er, ehe sie ein Viertel ihres Laufes vollbracht hat, seinen jauchzenden Unterthanen als seine Braut darstellt. — Das ist der Inhalt dieser ersten Erzählung. Nr. 2. Die Braut aus Holland, ist schlechter und besser. Das erste wegen einer Sittenschlaffheit, welche die Wirklichkeit sehr wahr darstellt, aber den Sinn für das Bessere nicht aufkommen läßt; besser, durch die Lebhaftigkeit mancher Schilderung und die Raschheit der Erzählung von sehr trivialen, zum Theil ganz unwahrscheinlichen Begebenheiten. Nr. 3. Die rothe Bandschleife, tadeln wir in der Darstellungsweise und im Gegenstand. Die Erzählung bedient sich ein paar fremder, gar nicht in der Geschichte begriffener Personen, die ohne allen hinreichenden Grund auf vielen Seiten das à propos zur eigentlichen Erzählung geben müssen. Welches Verdienst kann es haben, wenn man eine gemeine Handlungs- und Denkweise, wenn man ein leichtfertiges Leben durch einen gedankenlosen Selbstmord beendet, mit schönen Floskeln und zarten Empfindungen verbrämt? Müssen denn nicht ungebildete Leser am Guten irre werden, wenn sie das Schlechte mit so vornehm bunten Farben und poetisch prunkenden Redensarten ausgeschmückt finden? Solche Bestrebungen können der Dame Nelly weder einen heiligen Schein im Paradiese, noch einen Lorbeerreis auf dem Parnaß erwerben.

5) Sandsteine. Gesammelte Erzählungen, herausgegeben von Ewald. IV. Theil. Ein ominöser Titel! Es ist ein trocknes Ding um den Sand. Dieser Steine gibt es schon drey Haufen, die uns bekannt sind; dieser enthält: Nr. 1. Das wüste Schloß bey Oschatz. Da das Städtchen dieses Namens eine viel wichtigere Rolle in der Erzählung spielt, wie das wüste Schloß, sollte sie ihren Namen von jenem tragen; aber freylich erwartet der Leserhaufen von einem wüsten Schlosse mehr Verwunderliches und Schauerliches, als von einem honetten Städtchen. Hier wird aber seine Erwartung betrogen; denn in dem alten Gemäuer geht, des Verließes wegen, nur das Unentbehrlichste vor: ein rachsüchtiger Pfaff und ein wilder Junker werden dort eingesperrt, und der Held der Geschichte, ein eifriger Lutheraner aus Oschatz, durchschläft eine Nacht, aus Liebesjammer, auf dem weichen Moos seines Gesteins. Im Städtlein geht dagegen hinreichend Gewaltsames vor, das neu aufzustutzen heut zu Tage nicht gut thut. Uns bedünkt, es kommt jezt von Seiten der Protestanten viel weniger darauf an, die katholische Partey verhaßt zu machen, als die ihre durch größere Geistesfreyheit, durch lebendigeres Streben nach Wissenschaft und Bürgertugend als die Vorzüglichere zu beurkunden. Daß die Reformation alle Charakterzeichen einer Revolution trug, kann ihr

Digitized by Google

Niemand zur Last legen, der je etwas Besseres an die Stelle des weniger Guten setzen wollte; allein anjezt wäre es wohl nüzlicher, statt jener Reformationsbalgereyen Nathans Parabel von den Dächern zu erzählen; vor ihr sollten alle Parteyen schamroth verstummen. Nr. 2. Hanne, Hannchen und Johanne, und Nr. 3. Die Wiedergefundne, möchten wir recht aristocratiquement gemein nennen. Die erste besteht in den Briefen eines jungen Rechtsgelehrten, der sich mehrmalen rühmt, in den vornehmsten Zirkeln ganz an seinem Platz gewesen zu seyn, sich als Aktuar in seine Aufwärterin verliebt und sie, wie er Rath wird, beirathet. Die Gradation seiner Liebe, die sich durch die Steigerung von Hanne, Hannchen und Johanne ausdrückt, ist sehr drollig und neben der Studenten-Emphase des Herrn Aktuars sehr in der Natur der Sache; allein seine Aufwärterin zu beirathen, bleibt im Leben und Roman immer ein verfängliches Ding, daß wir es jedem Aktuar abrathen. Nr. 3. ist noch unfeiner. Warum macht der Verf. von der Wiedergefundnen ein so abschreckend widriges Bild? Soll die Verlassene Theilnahme erwecken, so muß der Kummer und die Zeit, die ohne Zweifel die Schönheit zerstören, sie doch nie zur Megäre machen. Alle drey Erzählungen werden durch Redeblümlein verlängert, indeß die Begebenheiten oft, zur Erleichterung des Erzählers, ganz fragmentarisch oder ohne allen Verband geblieben sind.

6) Erzählungen von H. Stahl, Verfasser der Kinder der Sünde. Ich habe nicht die Ehre, diese Jugend zu kennen, obgleich sie, da sie ihrem Vater zur Empfehlung dienen zu sollen scheint, eine gewisse Celebrität erlangt haben muß. Gegenwärtige Produkte sind auch eine Art Sünde: nämlich überflüssige Erzählungen, die ihr Daseyn durch Nichts rechtfertigen. In Nr. 1. Der Liebe Freuden und Leiden, findet ein junger Rath, der nach Mitternacht sehr nüchtern von einer schönen, jungen Wittwe nach Hause geht, einen würdigen ältern Collegen betrunken, und unfähig, sich aufzuhelfen, auf dem Straßenpflaster. Er leistet ihm Hülfe und macht im Verfolg dieses christlichen Verfahrens die Bekanntschaft von dessen einziger, liebenswürdiger Tochter. Die beyden jungen Leute lieben sich leidenschaftlich, der gute Papa segnet ihren Bund, und man wartet nur eine Beförderung des Bräutigams ab, um Hochzeit zu halten. Indeß entspinnen sich Mißverständnisse, an denen obige junge Wittwe nicht unschuldig ist. Der hierher gehörige Vorfall wäre vor vierzig Jahren für sehr unanständig gehalten worden — heut zu Tage haben wir eine robustere Züchtigkeit; nun folgt Trennung, Jammer, endlich erspart den Liebenden ein Dritter die Mühe, etwas über die Sache nachzudenken und nachzufragen; es findet sich, daß all der Jammer unnöthig war, und man macht Hochzeit. Nr. 2. Ovidius de Arte amandi. Ein Schwank. Ja, ein Schwank. — Obgleich das Cotta'sche Damen-Taschenbuch a frolic (in a palace) mit Schwank übersezt, erinnert uns dieses ächtdeutsche Wort doch an eine ächtdeutsche Bierbank, und auf einer solchen wird der hier erwähnte Schwank unfehlbar sein Publikum finden. Nr. 3. Das steinerne Kreuz, besteht aus hundertmal gebrauchten Ingredienzen, die auch mit eben so gutem Erfolg noch hundertmal zusammengerührt werden können. Nr. 4. Die Schartenklippe, Volkssage. Die Einkleidung dieser Erzählung gleicht keineswegs dem Ton einer Sage, am wenigsten einer Volkssage; es ist der gewöhnliche Romanenton. Wozu die scheußlichsten Abirrungen des menschlichen Herzens, die schrecklichsten Thaten des boshaften Wahnsinns zu einer Leihbibliotheks-Erzählung zustutzen? Schreibt der Verf. für Leser, die vor den schändlichsten Unthaten gewarnt werden müssen? Meint er, sie durch deren Darstellung zu empören oder abzustumpfen? Wir erinnern uns der Zeit, da Gerstenbergs Ugolino noch eine neue Erscheinung war; reife, im Ernst des Lebens schon geübte Menschen wurden durch diese Lektüre krankhaft angegriffen, und in ihr erregt erhabne Poesie erhebende Gesinnungen; das von Ugolinos Jammern zermalmte Herz hofft mit ihm „im Grabe Vollendung, im Thal des Todes Wonnegesang;" — heut zu Tage unterhält man uns in alltäglich empfindsamem Styl mit den schändlichsten Verbrechen, mit dem kraftlosesten Jammer, oder der wahnsinnigen Rache, die sie herbeyführen. Ist das nicht eine Giftfabrik für die moralische Ausbildung unserer Zeitgenossen? Mit eben der Behendigkeit, mit welcher der Verf. Meineid, Rache, Blutschande, als Elemente seiner Erzählungen, benuzt, tritt er in Nr. 5. Einiges aus dem Jahr 1950, als Verspotter der Konstitutionen auf. Ich habe schon oft sagen hören: unser Volk mag keine Konstitution, es ist nicht reif zu einer Konstitution. Das mag wahr seyn, und der spaßhafte Verf. gehört ja zu unserm Volk. Wenn die Satire sich an das Heilige wagt, muß ihre Geißel von mächtiger Hand geführt werden, und soll auch dann nur die Entweihung, nie das Heilige treffen. Nr. 5. Das Hinterstübchen. Ein wackerer Landmann läßt sich gröblich von einer Städterin am Narrenseil führen, und erzählt es mit einer Unbefangenheit, die dem Leser Bürge ist, daß die Begriffe von Ehrenpunkt und Anstand sich noch nicht zu seiner ländlichen Wohnung verloren hatten. Wenn diese Erzählung unsere wackern Landbauer abhält, verschrobene Städterinnen zu Gattinnen zu wählen, wollen wir es dem Verf. übersehen, daß er ohne alle Kunde der Lebensweise, die er als vornehme Sitten herabsezen will, die Städterinnen verunglimpft, indem er eine gemein verdorbene zu seiner Schilderung auswählt.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste englische Literatur.

Geschichte. Turner setzt die „Neuere Geschichte von England“ fort; die zweyte Abtheilung enthält die Regierung von Eduard VI., Maria und Elisabeth. Der Quartband kostet 2 Pfund und 1 Schill. Lord John Russel hat, ungefähr für denselben Preis „Denkwürdigkeiten der Angelegenheiten von Europa seit dem Utrechter Frieden“ in zwey Quartbänden herausgegeben. Es ist eine sogenannte Ellis Correspondence erschienen: Briefe, die in den Jahren 1686 bis 1688 an John Ellis, Steueramts-Sekretär in Irland, geschrieben wurden. Diese Briefe sind nun nach den Originalen von dem Hon. G. A. Ellis mit Anmerkungen herausgeben; die zwey Oktavbände (für 28 Schill.) enthalten manche Einzelheit über die Umwälzung.

Uebersezt hat man die französisch bey Trouvé in Paris erschienene Antwort von Louis Bonaparte an Sir Walter Scott, wodurch von Neuem die Ausdauer dieses lezteren in geschichtlicher Forschung, wenn nicht seine Aufrichtigkeit, gerechter Weise in Zweifel gezogen wird. Ferner hat man Potters „Memoiren vom Bischof Ricci“ in England eingeführt.

Reisen. Das zweyte Reisewerk Clappertons und seines Dieners Lander beschreibt den Weg vom Meerbusen von Benin bis Sacatoo und von Kano nach der Seeküste; Clapperton ist bekanntlich ein Opfer seines Unternehmungsgeistes geworden; seinem Diener verdankt man die Aufbewahrung seiner Papiere, welche eben so viel anziehende Sittenschilderungen als wissenschaftliche Untersuchungen enthalten; für 2 Pf. 2 Schill. Franklins Reise nach den Ufern des Polarmeers in den Jahren 1819 bis 1822 und ein Bericht über seine zweyte Reise von 1825 bis 1827, worüber die Zeitschriften längst vorläufige Nachrichten enthielten, ist in 4 kleinen Bänden (20 Schill.) herausgekommen; außerdem:

Widowson, Gegenwärtiger Zustand von Van Diemen's Land.

Dunn, Guatimala in den Jahren 1827 und 1828.

Emerson, Briefe vom ägäischen Meer.

M'Gregor, Gesch. und beschr. Skizzen der Seekolonien des brittischen Amerikas; kleine wohlfeile Bände. Burckhardts Reise in Arabien ist mit gehöriger Sorgfalt auf das Aeußere zu London erschienen.

Man sieht entgegen den:

Bibliographica Cantabrigiensia oder Bemerkungen über die wichtigsten und interessantesten Bücherseltenheiten in der Universität Cambridge, mit Originalbriefen, biographischen, literärischen und antiquarischen Anmerkungen, vom Rev. C. H. Hartshorne. Verschiedene andere Bibliotheken haben in der lezten Zeit ihre Kataloge bekannt gemacht, auch Privatleute, welche noch vor wenigen Jahren einen Hauptwerth ihrer Bücher in der Unzugänglichkeit derselben fanden.

Dr. Kennedy bey der Universität von Dublin wird den Agamemnon des Aeschylus mit einer engl. Uebersetzung in Versen und mit der deutschen von Voß herausgeben.

Lyrische Dichtkunst.

Klänge der Erinnerung von Leopold Vornitz. Breslau, bey Georg Philipp Aderholz. 1829.

Der Verfasser der vorliegenden Gedichtsammlung hat mehr Leichtigkeit und Anmuth der Form, als Reichthum und Tiefe poetischer Gedanken, Bilder und Empfindungen. Nicht, daß wir ihm das beständige Bewegen um gleiche Gegenstände — Natur und Liebe — zum Vorwurf machen wollten; denn die lyrische Poesie kennt in ihren nächsten Kreisen keine würdigeren Gegenstände. Aber eben diese kann der lyrische Dichter von den verschiedensten Seiten betrachten, in der verschiedensten Seelenstimmung auffassen, mit immer neuen Augen der Phantasie anschauen und durch unendliche Mannichfaltigkeit der Behandlung des einfachsten Gegenstandes sein Talent und seine Ideenfülle bewähren. An diesem Vorzuge aber erkennt man die Poesien des Herrn Leopold Vornitz nicht, so wenig ihnen übrigens schöne, ansprechende Gedanken abgesprochen werden können. In Hinsicht der Darstellung und Sprache hat der Verf. große Gewandtheit, wofür namentlich die in Stanzen gedichtete Hymne „Weihe des Liedes“ zeugt. In den kleinen Liedern aber ist er in die allzu ungezwungene Manier neuerer junger Poeten gefallen; eine Manier, die seinen Dichtungen um so nachtheiliger wird, je weniger er, wie z. B. Heine, mit den Nachläßigkeiten der Form durch originelle Gedanken auszusöhnen versteht.

Berichtigungen.

In Nr. 36. Seite 143, Spalte 1, Zeile 21 von unten lies: Alpenlied statt Abendlied.

In Nr. 44. Seite 175, Spalte 2, Zeile 20 von oben lies: Kunstgebirge statt Kunstgebilde.

Digitized by Google

N°. 49.

Literatur-Blatt.

Freitag, 19. Juni 1829.

Erzählungen.

Neun Bändchen Erzählungen, sämmtlich im Verlag bey C. H. Kollmann in Leipzig, 1828.

(Beschluß.)

7) Otto Schütz, und der Auskultator Ewald. Historisch-romantische Erzählung von W. Stahl. Der Entwurf ist sehr gut; der Verf. stellt einen jungen, Beförderung suchenden Juristen dar, der, ein leidenschaftlicher romantischer Dichter, die Rechtswissenschaft verachtet, sich durch Unwissenheit und Nachläßigkeit bey seinem Kollegium Geringschätzung, und endlich von seinen Obern eine schimpfliche Verabschiedung zuzieht. Während der Entwicklung seines, so wenig ehrenvollen Schicksals, findet ihn ein alter Freund seines Vaters, der lebhaften Antheil an ihm nimmt, dessen Gegenwart der romantische Jurist aber nur dazu benuzt, ihm zu hinreichender Rechtfertigung seiner schlechten Amtsverwaltung den romantisch-historischen Roman: Otto Schütz vorzulesen, den er statt seinen Akten ausarbeitet. Der ältere Freund, sein Zuhörer, ein Feind der romantisch-historischen Romane, deckt ihm alle Blößen der Gattung, noch mehr seines eigenen Machwerks, auf, und verleitet dadurch den eiteln Dichter zu fortwachsender Anmaßung. Dieser Plan hätte mit vielem Witz und treffendem Spott können durchgeführt werden; der Verf. verliert ihn aber bald aus den Augen, um eins um das andere, des Auskultators ungezogenes Betragen gegen seine Kollegen, seine — sehr verächtlich geschilderte — Geliebte, und die ganze Gesellschaft, zu schildern, und dazwischen sich den, jedes gerügten Mangels schuldigen Otto Schütz vorlesen zu lassen. Acht Wochen nach der Kassation schreibt der Auskultator dem Erzähler, daß er die gesuchte Beförderung dennoch erhalten, die zweydeutige Schöne geheirathet habe, und fest entschlossen sey, der Dichtkunst zu entsagen, — nur die Freude müsse er noch haben, seinen Otto Schütz gedruckt zu sehen. Der Verf. gibt bey der Leistung dieses Freundschaftsdienstes dem Publikum nebenbey einen wunderlichen Begriff von dem Ton, welchen er unter seinen Beamten vom Präsidenten bis zum Auskultator gestattet. Wir hoffen, daß die hier geschilderte Rohheit, die Schimpfworte, die Beleidigungen ein Ideal sind, das keines der zahlreichen deutschen Regierungskollegien verwirklicht — deshalb sich aber auch keines durch dessen Darstellung geschmeichelt finden kann.

8) Thanatos und Valdea, oder Zaubermacht und Liebe. Romantische Zaubergeschichte von Giovanni Morani. Diese wohltönenden Namen sind von Wesen getragen — man möchte glauben: die kein Weib gebar; solchergestalt häufen sie in ihrem tollen Sinn Unthat auf Unthat, und wenn sie gleich nach Ungarn versezt sind, und die Widerrufung des Edikts von Nantes einmal genannt wird, gehören sie doch keinem Lande, keinem Zeitalter an. Will denn der Verf. wirklich die Gräuel des Räuberhandwerks verherrlichen, indem er für seinen Helden Feyen und Sterbliche erglühen, ihn von seinen Spießgesellen und Feinden bewundern läßt? — Und wofür? nicht für persönlichen Muth, denn er ficht ja mit gefeyten Waffen; nicht für Treue, denn er vergißt seine Liebe; nicht für Mannestugend, denn er berauscht sich in schnöder Wollust. So wie die unmenschlichsten Gesinnungen und Thaten mit schönen Redensarten ausgeschmückt sind, puzt der Verf. auch seine Räuber und Feyen mit Juwelen und Silberschleyern, und ihre Mordhöhlen mit purpurnen, goldbefranzten Dapperien aus. — In Schillers Räubern war es nicht die Genialität, welche einen oder den andern armen Knaben verwirrte, sondern die schwülstige Verherrlichung roher Kraft; Thanatos und Valdea könnten viel schädlicher wirken, durch die Bilder roher Wollust in schimmernd weichliche Ueppigkeit gehüllt.

9) Die Rache des beleidigten Stolzes, nebst einigen andern Erzählungen von Heinrich Schmidt. Nr. 1. Ein vornehmer Pole entführt eine vornehme Neapolitanerin, und mordet den ihnen nachsetzenden Bräutigam; der Vater der Entfliehenden

verflucht diese und ihre Kinder, und mordet sich dann selbst. Der Bräutigam, den das Ermorden und darauf ins Meer gestürzt seyn nicht sehr angegriffen hat, folgt den Entflohenen nach Polen, und stiehlt den Sohn seiner ehemaligen Braut, dessen Geburt ihr das Leben gekostet hat. Er führt ihn nach Neapel und erzieht ihn achtzehn Jahre lang in einem Kloster, das er erbaut hat, und dessen Abt er geworden ist. Nach Verlauf dieser achtzehn Jahre führt er ihn nach Polen zurück, und vermag ihn durch eine lügenhafte Erzählung der Vergangenheit, seinen Vater zu ermorden. Wie dieser im Sterben ist, entdeckt er dem Mörder und Gemordeten, wer seine Rache vollbracht hat und geht in sein Kloster zurück, wo er wieder Abt ist, und der Vatermörder sucht seinen Tod im Kampf gegen die Türken. Nr. 2. Strafe für Meineid. Ein heidnischer Norderheld empfängt von seinem Vater geseyte Waffen und gewinnt eine Zauberin zur Geliebten, die strenge Treue von ihm fordert. Er zieht gegen seine Feinde, die vor seinen Waffen fliehen, verliebt sich aber in ein anderes Mädchen, und nun verlieren seine Waffen ihre Kraft; der Norderheld läuft davon und begegnet seiner verrathenen Geliebten, worauf sie beyde die Erde verschlingt. Nr. 3. Die Neujahrsnacht. Ein junger Dichter, dem es sehr kläglich geht, wird endlich für ein, vom Theaterdirektor angenommenes, vom Publikum bewundertes Trauerspiel, reichlich bezahlt, und entschließt sich großmüthig, seine alte Mutter mit diesem Geld von drückenden Schulden zu befreyen. Es ist der Vorabend des Neujahrstages, an dem er zu ihr reisend, diese kindliche Absicht erfüllen will. Doch an diesem Abend geräth er an eine Pharobank, kann seiner gewohnten Neigung nicht widerstehen, und verliert den ganzen Ertrag seines Trauerspiels. Seine Verzweiflung kennt keine Gränzen; da erhält er ein Billet von dem Bankhalter — einem edeln Baron, der nur zum Spaß Bank hielt — seinen ganzen Verlust zurück, und noch mehr, nebst einem schmeichelhaften Brief, welcher ihm sagt: daß man ihn an dem edeln Gebrauch so edel erworbenen Geldes nicht hindern wolle. — Und nun reist der Dichter zur Mama, seinem kindlichen Edelmuth zu genügen. Der junge Mann scheint in dem Lande zu leben, was Hoffegut in Goethes Nögeln vergeblich gesucht zu haben versichert. Nr. 4. Verbrechen aus Anhänglichkeit. Ein Jägerbursch liebt die Frau seines Oberförsters, eines rauhen, harten, dem Trunk ergebenen Mannes. Sie sündigen zusammen — denn wie schön die Sache bemäntelt, und im Helldunkel gehalten wird, ist es doch nichts anders. Der Jägerbursch geht in Krieg, kehrt nach sieben Jahren zurück und tritt von neuem in des Oberförsters Dienst. Seine ehemalige Gebieterin ist in dem Jahre seiner Flucht im Kindbett mit einem Sohn gestorben; dieser Knabe wird vom Vater grausam gemißhandelt, und Bastard geschimpft. Der Jäger nimmt ihn in Schutz, er entzieht ihn, so viel es möglich ist, den Mißhandlungen seines Vaters; der Sohn wächst heran, kehrt von der Universität zurück, und ist aufs neue der Härte seines Vaters blos gestellt. Bey einer Gelegenheit, wo dieser alles Maaß überschreitet, will ihm der Jäger einen Weinpokal entreißen, hat aber von ungefähr eine Phiole mit selbstverfertigtem Gift aus der Tasche gezogen, das er in derselben Hand hält, welche den Pokal ergreift, die Phiole zerbricht, das Gift fließt in den Pokal, und der Oberförster leert ihn, ehe der Jäger es zu verhüten vermag. Der Sohn erhält nun die Oberförsterey, ist aber, so wohl wie der Jäger, sehr unfroh. Da besucht ihn ein Universitätsfreund, dem ein zwey Nächte nach einander wiederholter Gespensterspuck die Unthat entdeckt. Er sucht seinem Freund ein Geständniß abzudrängen, der entflieht aber und wird nicht mehr gesehen. Nun ruft der Freund die Gerichte zu Hülfe, der Jäger macht obiges Geständniß, wird zum Tod verurtheilt, stirbt aber im Gefängniß. Nr. 5. Die beyden Blinden. Ein recht rührendes Schicksal, das einfach erzählt, interessiren würde; hier muß aber ein gesättigter Lebemann durch das Auskramen seines Ueberdrußes das à propos geben, dieselbe weit ausgereckt und mit Blümlein geziert aufzutischen.

Wir maaßen uns also an, neun Bändchen von den verschiedensten Verf. alles Verdienst abzusprechen? Keineswegs! wir sprechen überhaupt nicht ab; wir stellten den Charakter dieser Bände dar — eine Mühe, welche sich der größte Theil der Leser erspart — und nun mögen diese urtheilen. Die Behandlung in den meisten dieser Erzählungen hat soger einiges Verdienst. Hr. Stahl hat Anlage zum Komischen, es fehlt ihm aber gänzlich an Geschmack, St. Nelly hat Lebendigkeit in der Darstellung, Raschheit im Erzählen; sie Alle beweisen, daß unsere Sprache, trotz allem Mißbrauche, der mit ihr getrieben wird, in allen Klassen der Gesellschaft an Bildsamkeit gewinnt, und wenn die jetzige Gährungsepoche — wir wissen nicht ob sie noch die fäulige oder schon die geistige, von den Scheidekünstlern genannt werden würde? — vorüber ist, ein herrliches Werkzeug zu hoher Wirksamkeit zu seyn verspricht.

Armenische Literatur.

Die Zeit, in welcher die Gelehrten eine abgesonderte Kaste bildeten, sich durch Tracht und Sprache von den andern Leuten schieden, und in welcher aus der Dunkelheit

Digitized by Google

ihrer Forschungen kein Licht unter das wißbegierige Publikum verbreitet werden konnte, ist längst vorüber. Kein Land ist zu fern, keine Literatur zu fremdartig, kein Gegenstand zu ernst, daß nicht jeder Gebildete unseres Landes, wenn nicht die Einzelheiten, doch die Resultate zu seiner Belehrung, ja zu seiner Unterhaltung erfahren möchte.

Und dennoch war bisher die Literatur der Armenier, welche in mehreren Ländern Asiens und in Griechenland Kenntnisse sammelten, und emsig Bücher schrieben, nur wenigen Europäern bekannt. So eifrig auch Schröder, Lacroze, die Brüder Whiston, Villefroy, Herr Saint-Martin zu Paris und die fleißigen Mönche des St. Lazaro-Klosters in Venedig sich bemühten, die Kenntniß des Armenischen zu verbreiten, so liegen doch immer noch sehr viele armenische Geschichtswerke und andere Schriften im Staube der Bibliotheken, und erwarten Herausgeber und Leser.

Erst seit Kurzem wissen wir, in wiefern die Literatur der Armenier würdig ist, bekannter zu werden. Ein Patriarch aus dem zwölften Jahrhundert sagte von denselben Folgendes: „Sie pflückten die Blüthen der Wissen„schaft, wie die Bienen, deren Flügel überladen sind;.. „so Moses (von Chorene), David, Mambre und die „Späteren. Sie waren so erfüllt von der göttlichen Gnade, „daß sie die Griechen sogar übertrafen.“ Stephanus von Siunia vergleicht die armenische Sprache mit den anderen und gibt jener den Vorzug. Die griechische Sprache, so lautet sein Urtheil, ist sanft, die lateinische kräftig, die hunnische kühn, die assyrische hat etwas Unterthänig-bittendes, die persische Sprache ist reich, die alanische lieblich, die gothische seltsam, die ägyptische widersteht, die indische zwitschert, die armenische Sprache ist angenehm, aber sie ist geeignet, alle andern Eigenschaften anzunehmen. Der neuesten Untersuchung zufolge ist nach der griechischen und der künstlichen Sprache der Scholastiker blos die deutsche und die armenische Sprache im Stande, mit Leichtigkeit die zartesten Verschiedenheiten und Abstufungen der Gedanken wiederzugeben.

Die leztere Eigenschaft war der armenischen Sprache um so nothwendiger, als die Schriftsteller, welche sich derselben bedienten, einen großen Theil ihrer Zeit auf Uebersetzungen verwandten. Originalwerke sind allerdings die bedeutendste Zierde einer Literatur, und einem Volke, welches immer den anderen huldigt und ihre Werke übersezt, können diese anderen Völker vielleicht dankbar seyn, aber nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Wenn jedoch ein Volk in früherer Zeit wichtige Schriften übersezte, welche seitdem verloren oder verstümmelt wurden, so werden seine Bearbeitungen zu Quellen. So verhält es sich mit den Armeniern. Ihrer Uebersetzung Homers bedürfen wir kaum und eben so wenig der des Euripides, welchen sie als gute Kritiker weniger schäzten als wir oder als die Franzosen. Ueber die griechischen Philosophen hingegen, namentlich über Aristoteles, geben sie uns wichtigen Aufschluß, und Jeder, welchem nicht unbekannt ist, zu welchen Streitigkeiten seit zwey Jahrtausenden die Erklärung dieser Philosophen Anlaß gegeben und wie sehr die noch bestehenden Ansichten über Literatur und Kunst auf diesen Streitigkeiten beruhen, wird sich lebhaft über die Forschung erfreuen, welche ein talentreicher junger Orientalist so eben in Venedig und Paris über diesen verwickelten Gegenstand angestellt hat.

Prof. C. F. Neumann führt den schon oben erwähnten Armenier David in die Geschichte der Philosophie ein. Dieser David, eine Hauptquelle zum Verständniß des Aristoteles, ist vorzugsweise der Philosoph Armeniens; aber der „Unüberwindliche, Erhabene, Erleuchtete,“ wie man ihn genannt hat, war bisher in keiner Geschichte der Philosophie genannt. Der gelehrte Buhle sagt blos: Wer dieser David gewesen und wann er gelebt, ist ungewiß. Nur der Bibliothekar Movelli wußte, daß der Armenier David ebenderselbe war, der griechische Kommentare zu mehreren Werken des Aristoteles schrieb; er hatte Vieles über David gesammelt, aber seine Untersuchungen sind noch nicht erschienen. Durch Hrn. Neumann erfahren wir nun: David, zu Nerken im Kanton Hark geboren, Geschwisterkind und Schüler des berühmten Geschichtschreibers Moses von Chorene, studirte die griechische Literatur in Alexandria, Athen, Konstantinopel; in Athen besuchte er die Vorlesungen von des Proclus Lehrer Syrianus; er blühte 490 nach Chr. G. und starb in Armenien zu Anfang des sechsten Jahrhunders „schrieb über das Kreuz gegen die Nestorianer, eine Grammatik u. a. m.; verfaßte außer seinen Uebersetzungen auch Originalwerke. In der Philosophie suchte er Plato mit Aristoteles auszugleichen; er dachte mit Ammonius Sarcas, es gebe nur Eine Wahrheit, und so große Geister könnten nicht ermangeln, sich im Aufsuchen derselben zu begegnen. Von Davids philosophischen Werken liegen drey, handschriftlich, in der königl. Bibliothek zu Paris; das bedeutendste derselben beschäftigt sich mit den „Grundlagen der Philosophie.“ Er tritt darin gegen die Porrhonier auf, zeigt, daß eine Kenntniß des Uebernatürlichen möglich sey, daß es eine Philosophie gäbe. In diesem Buche citirt er fast alle Philosophen des alten Griechenlandes, besonders Plato. In einem andern Werke sammelt er die Sprüche (Apophthegmen) der alten Philosophen; mehrere dieser Sprüche waren bisher unbekannt. David gehört zu den vornehmsten Neuplatonikern des fünften Jahrhunderts.

Digitized by Google

Besonders wichtig aber ist er als Uebersetzer des Aristoteles; seine Uebersetzungen und die syrischen sind die ältesten und treusten und sind in vieler Hinsicht den griechischen Handschriften des Aristoteles vom 10ten und 11ten Jahrhundert und den lateinischen Bearbeitungen vom 12ten und 13ten vorzuziehen.

Die erste Abhandlung des Hrn. Neumann über den Armenier David ist in dem lezten Hefte des in der königl. Druckerey zu Paris gedruckten Nouveau Journal Asiatique erschienen; die Vergleichungen des armenischen Textes mit dem griechischen werden nächstens herauskommen. Es ist erfreulich, daß deutsche Gelehrte die in auswärtigen Bibliotheken verborgenen Schätze endlich an das Licht zu bringen suchen, und dies Bestreben verdient um so größere Anerkennung, wenn der, welcher eine neue Quelle auffindet, sie selber zu neuen Untersuchungen und Resultaten zu benutzen weiß. So gibt uns ebenfalls Prof. Neumann die Uebersetzung eines chinesischen Werkes: Li hi, Naturphilosophie des chinesischen Weltweisen Tschu hi; die Chinesen nennen ihn Fürst der Wissenschaft, und Herr Neumann den Aristoteles China's; dies Werk wird unsern Philosophen viel Stoff zum Nachdenken geben, und gewährt auch den Laven, welche leicht Räthsel lösen, eine nicht unangenehme Lektüre. Um nur einen Satz des Tschu hi anzuführen: Himmel und Erde verhalten sich (vor der Schöpfung), wie wenn Jemand zwey Tassen auf einander hält, die mit Wasser angefüllt sind, und vermittelst der Hand sie immer bedeckt, dann bleibt das Wasser darin; zieht er die schützende Hand weg, dann fließt das Wasser heraus.

Dramatische Dichtkunst.

Teatro classico italiano antico e moderno, owero il parnasso teatrale. Lipsia, Presso Ernesto Fleischero, 1829.

Der erste Band dieses Werkes liegt vor uns. Er enthält Ninfale d'Ameto von Boccacio als Einleitung in die Dramatik, Aminta von Tasso, il Pastor Fido von Guarini, L'Orfeo von Politziano, die Cassaria von Arioste, die Mandragola von Machiavelli, die Sofonisba von Trissino, die Calandra von Divizio, il Maresealco von Aretino, den Alceo von Ongaro, La Tancia von Buonarrotti, die Andromaca von Zeno, die Merope von Maffei.

Der zweyte Band wird die ausgezeichnetsten Stücke von Grazzini, Bruno, Goldoni, Gozzi, Metastasio, Casti, Alfieri, Monti, Niccolini, Foscolo und Manzoni liefern.

Dieses Unternehmen hat den doppelten Zweck: einmal dem Publikum eine Encyclopädie des italienischen Theaters, und somit eine praktische Geschichte desselben in die Hände zu geben; zweytens aber auch für die Unterhaltung der Leser zu sorgen. Wir fürchten nur, diese beyden Zwecke möchten nicht immer zusammenstimmen. So ist vielleicht die Cassaria von Arioste, die Sofonisba von Trissino für die Geschichte der italienischen Dramaturgie wichtig; aber es hat wohl nicht jeder Lust, diese langweiligen Theaterstücke zu lesen.

Das Aeußere des Buches ist wahrhaft prachtvoll. Feinstes Velinpapier mit einem Drucke, der zugleich scharf und elegant ist. Es ist diese Ausgabe wiederum ein erfreulicher Beweis von den Fortschritten, welche die deutsche Typographie in dem lezten Jahrzehend gemacht hat, und wir können desfalls die Verdienste des Herrn Ernst Fleischer nicht hoch genug anschlagen.

Dichtkunst.

The poëms of William Cowper Esq. with notes from his own correspondence and a biographical memoir, complete in one volume. London printed for Ernst Fleischer. Price: 1 Rsdollars 8 Gr.

Unter diesem Titel hat die berühmte Buchhandlung von Ernst Fleischer in Leipzig eine neue Ausgabe von den Gedichten des William Cowper erscheinen lassen. Dieser Dichter ist den Liebhabern der englischen Poesie zu bekannt, als daß wir hier etwas zu seinem Lobe zu sagen brauchten. Er wurde im Jahr 1731 geboren, und starb den 25. April 1800. Seine fromme Muse erwarb ihm bey den Engländern den Beynamen the religious poet.

Was das Aeußere des Buches betrifft, so ist das Papier feinstes Velin, der Druck scharf und sehr leserlich. Dem Titel ist ein in Stahl gestochenes Porträt des Dichters beygegeben; den einzelnen Gesängen Holzschnitte in englischer Manier, die gut gelungen sind. Das Ganze macht der Verlagshandlung Ehre; der Preis ist nur 1 Reichsthaler 8 Groschen.

Digitized by Google

N°. 50.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 23. Juni 1829.

Philosophie.

Obgleich die strengen Schulwissenschaften außer dem Bereich dieser Blätter liegen, so übt doch die höchste dieser Wissenschaften, die Philosophie, einen so wichtigen Einfluß auf die allgemeine Bildung, und empfängt nicht minder von dem herrschenden Zeitgeist einen so starken Impuls, daß ihre Katastrophen mit denen der Geschichte genau zusammenhängen, und demzufolge keineswegs blos für den Gelehrten vom Fach, sondern für die ganze gebildete Welt verständlich und interessant seyn müssen. Ich glaube daher nicht erst mich entschuldigen zu dürfen, sondern halte es sogar für eine Pflicht, die Leser dieser Blätter zuweilen auf die bedeutendsten Erscheinungen der philosophischen Literatur aufmerksam zu machen.

Die deutsche Philosophie befindet sich gegenwärtig auf einem Wendepunkt, der von der größten Wichtigkeit ist. Zwar hat bisher jeder größere philosophische Geist einen Wendepunkt in die Philosophie gebracht, allein es handelte sich dabey nur von dem Verdrängen einer Philosophie durch die andere. Jezt handelt es sich um das Daseyn der Philosophie überhaupt. Der sonst so heftige Streit der Philosophen unter einander ist ermattet, und dagegen zeigt sich eine bedeutende Reaktion gegen alle Philosophie sowohl von außen her, als von Seiten der abtrünnigen Philosophen selbst. Das Interesse, welches einst auch das größere Publikum an Kant, Fichte und Schelling nahm, ist in völlige Gleichgültigkeit übergegangen, und aus dieser Gleichgültigkeit hat sich endlich eine offensive Anfeindung aller Philosophie von Seiten der Nichtphilosophen, von Stimmen aus dem Volke hervorgewagt. Auf der andern Seite haben die meisten Naturphilosophen aus der Schule Schellings die Philosophie freywillig fallen lassen, um sich gänzlich der Religion zuzuwenden, Görres und Franz von Baader (in Verwandtschaft mit Friedrich von Schlegel und Adam Müller) in der katholischen, Steffens in der lutherischen, Schubert in der pietistischen, Troxler und zum Theil auch Eschenmaier in der mystischen Richtung. Nur in Oken hält die Naturphilosophie noch fest, so wie die von Kant gegründete kritische Schule in Fries und Krug. Das Hauptbollwerk der Philosophie überhaupt aber gegen alle ihre innern und äußern Gegner bildet die zulezt herrschend gewordne große Schule von Hegel.

Gegen Hegel nun ist jene antiphilosophische Reaktion zunächst und vorzüglich gerichtet, und zwar nicht blos, weil sein System zufällig das jezt herrschende ist, sondern auch, weil in ihm der Gegensatz der Philosophie gegen das Leben schroffer als jemals hervorgetreten ist, weil er ein Extrem, ein non plus ultra philosophischer Einseitigkeit darstellt. An diesem Punkte muß die Philosophie biegen oder brechen. Indeß ist jene Reaktion keineswegs allein gegen Hegel gerichtet oder allein durch ihn veranlaßt worden. Sie war längst verbreitet und wird viel weiter greifen. Sie folgt nur dem allgemeinen Zuge des Zeitgeistes, der überall reagirend sich erweist. Man weiß, in welcher genauen Beziehung der philosophische Geist zum Zeitalter der Revolutionen stand; es ist daher auch natürlich und unabwendbar, daß im Zeitalter der Contrerevolution und Restauration ein ganz antiphilosophischer Geist herrschend wird. Die Philosophie nahm Antheil an der Schwärmerey, sie muß sich nun auch zur Nüchternheit bequemen. Sie ging zu weit, sie muß zurückgehn.

Am bedeutungsvollsten ist wohl der Versuch, die Philosophie von einem ganz natürlichen Standpunkt aus anzugreifen. Was die reuigen und abtrünnigen Philosophen selbst gegen die Philosophie gesagt und geschrieben haben, ist theils im Bereich der Schule geblieben, ohne zu einer größern Popularität zu gelangen, theils von einer zu streng religiösen Tendenz, als daß man bey dem alten bekannten Streit der Theologie mit der Philosophie sonderlich darauf geachtet hätte. Jezt treten aber auch die Nichtphilosophen auf und wollen uns von dem langen schweren Traume der Philosophie wecken und zur nüchternen Wirklichkeit zurückführen. Diese Empörung der Layen gegen die ganze philosophische Zunft ist wichtiger, als die Felonie unter den Zunftgenossen selbst, und verdient die größte Aufmerksamkeit. Zwar herrschte schon längst bey den praktischen und poetischen Menschen ein starker Widerwille gegen die Philosophie, allein sie wandten sich von

Digitized by Google

derselben nur unwillig oder spöttisch ab, ohne sie anzugreifen. Jezt aber fallen sie dem Feind keck in sein eignes Land. Es ist dabey merkwürdig, daß die Opposition sich unter die Fahnen Goethes stellt, der in seinem Faust und anderwärts jene schon früher obwaltende Antipathie gegen die Philosophen am stärksten empfunden und ausgedrückt hat. Die interessante Schrift, worin diese Tendenz sich ausspricht, ist folgende:

Ueber Philosophie überhaupt und Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beytrag zur Beurtheilung der leztern. Von Dr. K. E. Schubarth und Dr. K. A. Carganico. Berlin 1829, in der Enslin'schen Buchhandlung.

Der eine der beyden genannten Verfasser, Schubarth, ist als der Beurtheiler Goethes bekannt, und da er früher schon bewiesen zu haben glaubt, daß Goethes ungeheures Genie allein alle Weisheit der Welt aufgezehrt habe, so wäre es vielleicht unnöthig gewesen, jezt noch zu beweisen, daß von dieser Weisheit für Herrn Hegel nichts übrig geblieben sey. So natürlich auch die Antipathie der Nüchternen gegen die Uebersponnten ist, so scheint mir eine Fehde zwischen den Goethianern und Hegelianern doch unpolitisch. Sie sollten vielmehr zusammenhalten, und sich weniger mit dem beschäftigen, was sie unterscheidet, als mit dem, was sie verbindet und in einer Klasse vereinigt. Sie sollten, wie Priester- und Adelaristokratie, gegen den Demos zusammenhalten, nicht durch ihren Zwist ihm Blößen geben. Weh ihnen, wenn sie den Nimbus der Vornehmigkeit und Heiligkeit, der sie umgibt, selbst zerstören. Die Goethesche Kunstnatur ist dem Leben nicht weniger entgegengesezt als die Hegelsche Philosophie; sie ist nur die andre Seite jener künstlichen Scheinwelt, deren eine Seite die Philosophie ist; sie ist im optischen Doppelschatten die grüne Farbe, die mit der rothen entsteht und vergeht; es erforderte genau die nämlichen Ursachen und die nämliche Zeit, der Goetheschen Schule das Monopol des Schönen, und der Hegelschen das Monopol des Wahren zu übertragen. Was die Verfasser des vorliegenden Werks oft mit dem größten Glück gegen die Philosophie geltend machen, läßt sich eben so auf die ästhetische Trugwelt anwenden. Sie nennen die Philosophie „eine welthistorische Krankheit, eine Begleiterin blos dissoluter und negativer Zustände der Menschheit, ein bloßes Surrogat höherer Lebenskräfte," deren Mangel sie nie und nimmer ersetzen könne. Aber gilt nicht von der Poesie, sofern sie die Wirklichkeit ersetzen soll oder über sie gestellt wird, ganz das nämliche? Ist der Ideenkreis, in welchem die Goethianer sich bewegen, weniger der Natur entfremdet, als der Ideenkreis der modernen Sophisten? Grassirt eine ästhetelnde Krankheit unter jenen nicht eben so, wie unter diesen die speculative?

Wir wollen indeß nicht übertreiben, sondern vielmehr nur vor Uebertreibung warnen, und sie aufdecken, wo sie sich findet. Es wäre gewiß Uebertreibung, in jener ästhetischen Schule nur das Uebertriebne zu sehn; aber eben so wenig darf man auch in der Philosophie, trotz ihrer Verirrungen, blos diese sehn wollen. Unsre beyden kampflustigen Verfasser eröffnen ihr Werk mit einem Satz, der eine ungeheure Paradoxie, eine nie zu duldende Uebertreibung enthält. Sie behaupten nämlich: Kein einzelnes philosophisches System läßt sich angreifen oder verwerfen, ohne daß man die Philosophie überhaupt angreift und verwirft. Das heißt so viel als: man kann keinen (= inberger verachten, ohne den Wein überhaupt zu verachten. Daran knüpfen die Verfasser sogleich einen zweyten gröblichen Irrthum, indem sie behaupten: wenn überhaupt eine Philosophie zu Stande gebracht werden könne, was nicht der Fall ist, so müsse desfalls Herrn Hegel die größte Bemühung zugeschrieben werden, und insofern wollten sie ihn recht gern den Philosophen par excellence nennen. Hier täuschen sie sich gewaltig, Hegel steht nur an dem einen Extrem der Philosophie, dem eigentlichen Anfangs-, Mittel- und Gipfelpunkt seitwärts, und wer irgend die Geschichte der Philosophie kennt, wird ihm zwar immer eine sehr bedeutende Stelle anweisen, aber nimmermehr die erste oder höchste. Daraus, daß ein Philosoph irgend eine einseitige Richtung der Philosophie definitiv abschließt, oder daraus, daß er gerade unter den jezt lebenden Philosophen am meisten Aufsehn erregt, wird doch wohl kein Vorrang folgen sollen?

Wenn wir unbefangen unterscheiden, so finden wir in dem, was die Verfasser gegen die Philosophie überhaupt sagen, immerhin sehr viel Wahres mit dem Irrigen gemischt. Sofern sie es für unmöglich halten, daß die Philosophie jemals zur vollkommnen Erkenntniß der Wahrheit gelangen werde, sprechen sie etwas aus, das wenigstens keiner Erfahrung widerspricht. Sofern sie sich aufs entschiedenste gegen den philosophischen Dünkel und Hochmuth aussprechen, der sich allein für weise hält, und auf alle Nichtphilosophen, wenn sie auch noch so große Helden, Dichter, selbst Denker sind, verächtlich herabsieht, sagen sie etwas, was sich von selbst versteht, was mit uns jeder unsrer Leser fühlt und anerkennt. Sofern sie das, was die praktischen und poetischen Menschen seit dem Beginn der Geschichte geleistet, für viel größer und wichtiger halten, als was jemals aus den philosophischen Schulen hervorgegangen, muß man ihnen wieder von Herzen beystimmen. Wenn sie aber die ganze Philosophie sofort ver-

Digitized by Google

werfen und es für lächerlich halten, Fragen aufzustellen, deren Antwort nimmer gefunden wird; wenn sie die Philosophie für einen Abweg halten, auf welchem die Geisteskraft sich nothwendig verirren und unnütz verschwenden müsse, so ist dies selbst ein Irthum und eine schreyende Uebertreibung. Abgesehn von allem, was wirklich Vortreffliches von den Philosophen seit Platon geleistet worden ist, abgesehn von dem großen welthistorischen Einfluß, den die Philosophie, freylich nicht allein, aber doch in Verbindung mit andern Geistesrichtungen, auf die Menschen geübt hat, will ich nur auf die ursprüngliche Quelle des philosophischen Bedürfnisses hinweisen, die in jedem Menschen liegt. Der Trieb zu philosophiren ist uns angeboren und sucht Befriedigung, wenn er sie auch nimmer im höchsten Maaße finden sollte. Es würde nicht nur eine Lücke in der Weltgeschichte, auch eine Lücke in dem menschlichen Geiste entstehen, wenn das Philosophische daraus verschwände.

Der Hauptsatz, durch welchen die Verfasser alle Philosophie schlechthin vernichten wollen, ist wörtlich folgender:

„Das Wesen der Vernunft besteht nicht darin, daß sie dem Menschen die Fähigkeit verleiht, alles möglich zu machen, sondern, was er thun soll und zu thun vermag, recht und vollendet auszuführen.“

„Das Verhältniß der Philosophie zu den andern Künsten und Wissenschaften ist dagegen, daß jene Alles möglich zu machen sucht, sich das All, das Universum, zur Aufgabe sezt, während diese sich begnügen, das, was einer jeden eigenthümlich vorliegt, recht zu vollbringen.“

„Die Philosophie sezt sich aber dadurch eine Aufgabe, die dem jugendlichen Menschen allenfalls ziemen mag, der da, wo er noch nicht zu hinreichender Einsicht über das Maaß, die Eigenschaften seiner Kräfte und der umgebenden Welt gelangt, das, was er mit seinem Wesen umfaßt, für das All selbst noch halten darf. Wenn sich bey den Griechen die Philosophie als Fortsetzung jenes jugendlich anmaßenden Dünkels entwickelte, welcher in dem Nächsten, Gegenwärtigen, wie in dem Fernsten nur seines Gleichen erblickte, und ohne Bedenken Götter nach dem Muster des Menschlichen schuf, den eigenen Wohnort für das Centrum der Erde, ja der Welt erklärte: so findet man die Philosophie auf diesem Boden am meisten original, verzeihlich, löblich, weil die Menschheit durch die Natur selbst damals in eine Stellung gebracht war, in der sie weder über diese, noch über sich selbst hinauszublicken vermochte. Aber in der neuern Geschichte, wo diese Schranken größtentheils gefallen sind, kann man das Streben der Philosophie nur als einen absichtlichen Irrthum betrachten, der, wie derselbe Fehler an der Jugend verzeihlich und sogar liebenswürdig erscheint, am Alter tadelswerth und widerlich wird.“

Die Theorie: thue das Kleine und Einzelne recht, für das Große und Ganze laß Gott sorgen! ist einseitig, ist nur die Theorie für kleine Geister. Ich glaube mit Schiller: im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken! Auch jenes Ganze, das All, Gott, die Welt soll und kann Gegenstand und Zweck menschlicher Geistesthätigkeit seyn, und wir würden in der That vernürnbergern, wenn es nicht so wäre, wenn wir nicht den Geist eben so auf das Ganze richteten, wie auf das Einzelne. Auch ist in dieser Beziehung der menschliche Geist immer gleich jung und alt; zu allen Zeiten, sobald er nur aus thierischer Sinnlichkeit frey geworden, hat er auch philosophirt, und die griechische Philosophie ist weder ein Jugendrausch noch die moderne eine Altersschwäche; vielmehr herrscht in beyden eine gleich starke, frische und gesunde Männlichkeit im Ganzen, was auch im Einzelnen die Uebertreibung Krankhaftes hervorgebracht haben mag. Gerade im Gegensatz gegen die Behauptung unsrer Verfasser, läßt sich behaupten daß, wie der Mangel an Philosophie der Kindlichkeit der ältesten Völker natürlich war, die moderne Scheu vor aller Philosophie etwas Kindisches, die Altersschwäche eines Greises ist. Der an sich treffliche Grundsatz, man soll alles recht machen, schließt die Philosophie keineswegs aus, sondern muß auch auf sie angewendet werden. Man kann es auch in der Philosophie recht machen, so wie man darin stümpern kann.

Was insbesondere die Kritik der Hegelschen Philosophie betrifft, so verliert sie den Stachel dadurch, daß sie diese eigenthümlich Hegelsche mit aller Philosophie überhaupt verwechselt. Soll diese Kritik etwa beabsichtigen, den Enthusiasmus für Hegel zu dämpfen, so wird sie ihn vielmehr steigern, denn der beste Freund kann ihr nicht so viele Ehre anthun, als es hier von Seiten zweyer Feinde geschieht, indem sie seine Sache zur Sache der ganzen Philosophie machen. Das Urtheil, das Hegel hier verdammen soll, kanonisirt ihn; jeder Tadel wird zu einer Schmeicheley. Wenn man aber recht unterscheidet und das, was die Verf. gegen die Philosophie überhaupt sagen, scharf von dem trennt, was sie gegen Hegel sagen, so entdeckt man in dem leztern außerordentlich viel Wahres und Treffendes. Ich muß mich freylich begnügen, hier nur das Resultat ihres Urtheils herzusetzen, indem das Detail eines philosophischen Prozesses nicht vor das Forum dieser Blätter gehört und auch ihr enger Raum dafür nicht ausreichen würde. Dieses Resultat ist folgendes:

„Herr Hegel hat, wenn er sich das Verdienst aneignen darf, in einer anarchischen Zeit des Denkens Posto gefaßt zu haben, dieser Anarchie nur so sich bemeistert, wie etwa Bonaparte der französischen Revolution sich bemeisterte, und sie scheinbar in eine Ausgleichung mit dem politischen und sittlichen Zustande der übrigen europäischen Welt brachte, dadurch, daß er schlechthin jakobi-

Digitized by Google

nische Formen und Grundsätze verbannte und dafür längst anerkannten Formen entweder wieder Gültigkeit zu verschaffen, oder seine neuen Schöpfungen in eine Analogie mit denselben zu bringen suchte. Aber wie, im Grunde genommen, Bonaparte wegen seines ungeheuren Genies der gefährlichste Feind und Gegner alles Bestehenden wurde, indem er die revolutionären Maximen nicht aufhob, sondern nur regelte, und in das zu bewundernde Licht angeborner Genialität stellte: so würde eine konsequente Durchführung der Hegelschen Philosophie nicht minder den gesammten geistigen, wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen Zustand der europäischen Welt abändern und mit einer totalen Umgestaltung ihrer schließen, wäre nicht zu erwarten, daß ein solcher Versuch an der Bildung und Vernünftigkeit der gegenwärtigen Zeit eine eben so unübersteigliche Schranke finden wird, als die Kühnheit von Napoleons Eroberungsplänen zuletzt an dem Groß- und Rechtssinne der Fürsten und Völker unvermeidlich scheiterte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Volksschriften.

Kleine romantische Volksschriften, von Joh. Ferd. Schlez. Zwey Sammlungen. Zweyte mit einem allegorischen Titelkupfer vermehrte Auflage. Heilbronn a. N., J. D. Claß'sche Buchhandlung.

Hannchen. Eine Beylage zu des Verfassers romantischen Volksschriften. Heilbronn am Neckar.

Der Verf. nennt seine Erzählungen für das Volk romantische, ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als weil sie von ihm selbst und Andern erfundene Einkleidungen gewisser dem Volke wichtiger Wahrheiten, Vorschriften und Regeln sind. Außer dieser Form können sie wohl auf den beygelegten Namen keinen weitern Anspruch machen, da es ihnen eigentlich an poetischem Werthe, an origineller Darstellung und namentlich an der gehörigen Spannung und Frische des dialogischen Vortrages mangelt. Dieser Mangel betrifft jedoch nur die äußere Form; und unser Tadel soll durchaus nicht aussprechen, daß die vorliegenden Schriften eine unschmackhafte, langweilige oder unwürdige Sprache haben. Vielmehr sind sie in populärem Tone, mit ruhigfließender Darstellung abgefaßt, und lassen nur wünschen, daß dem Inhalt eine noch lebendigere, an einzelnen Stellen gedrängtere Form gegeben wäre. Der Inhalt selbst ist gut gewählt. Sein Zweck ist Belehrung und Bildung des Volkes zum Fleiße, zur Ordnung, zur besonnenen und klugen Betreibung der ländlichen und häuslichen Geschäfte, Aufklärung über religiöse, nationale, ökonomische Vorurtheile, Abwehr des Aberglaubens u. s. w. Daran erinnern schon die verschiedenen Aufschriften der Erzählungen: die ordentliche Hausmutter; Schatzkästlein für junge Leute, die gerne tanzen; der Spieler, eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen; die Walpurgisnacht, ein Gespräch über Hexen und Hexereyen; Radefeld, oder: der durch Erdspiegel und Wünschelruthen reich gewordene Müller, u. s. w.

Länderkunde.

Statistik von Amerika, oder Versuch einer historisch-pragmatischen und raisonirenden Darstellung des politischen und bürgerlichen Zustandes der neuen Staatskörper von Amerika, von Dr. Alex. Lips, Prof. der Staatswissenschaft zu Marburg. Mit einer Karte. Frankfurt a. M. 1828 bey Wilmans.

Wenn man an diesem äußerst umfassenden, gründlichen und den reichhaltigen Gegenstand, so weit es bey den gegenwärtigen Hülfsmitteln möglich ist, erschöpfenden Werke etwas auszusetzen hat, ist es nur die etwas zu poetische Vorrede, die zwar der im Werke selbst unvermeidlichen statistischen Trockenheit auf eine anziehende Weise das Gleichgewicht hält, aber doch bey aller Schönheit des Räsonnements zu enthusiastisch, zu sehr voll rosenfarbner Aussichten und paradiesischer Perspektiven ist. Der Verf. erwartet von Amerika zu viel und von Europa zu wenig. Dort sieht er die hoffnungsvolle Jugend, hier das hoffnungslose Alter; allein wenn es zweifelhaft ist, ob denn Europa wirklich schon so alt und abgelebt ist, als man uns immer glauben machen will, so ist es doch gewiß nicht zweifelhaft, daß Amerika, wenn es erst älter wird, gleiche Erfahrungen machen, gleiche Tugenden und Laster erzeugen, zu gleicher Größe und zu gleicher Verderbniß heranreifen wird, wie Europa; denn die Menschen bleiben jenseits des atlantischen Meeres wie diesseits, und wenn wir uns nur erinnern wollen, was aus den alten Griechen, Römern und Germanen geworden ist, die denn doch wohl auch einst zu schönen Hoffnungen berechtigten, so dürfen wir von den jungen Völkern Amerikas uns nichts allzu Ideales träumen. Mit einem Wort, man soll den Tag niemals vor dem Abend loben.

Uebrigens ist in dem Werke selbst in einer äußerst umfassenden und systematischen Uebersicht alles enthalten, was zur Statistik Amerikas gehören kann; die physische und politische Geographie, die Geschichte des Landes und Volks, die Schilderung der Einwohner und ihrer Sitten, die Darstellung der politischen und kirchlichen Verhältnisse und Einrichtungen, die Berechnung des Nationalreichthums und der Nationalmacht, der Produktion, des Handels ꝛc. Noch ist in Deutschland kein so ausführliches und systematisches Werk über Amerika erschienen.

tized by Google

- N°. 51. -

Literatur-Blatt.

Freitag, 26. Juni 1829.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Außer der Schubarth-Carganiko'schen Schrift liegen uns noch drey andere jüngst erschienene Schriften vor, worin die immer weiter um sich greifende Macht der Hegelschen Lehre bestritten wird, nur mit dem Unterschiede, daß diese leztern Schriften nicht wie jene erstere mit dem Hegelianismus zugleich alle Philosophie verwerfen. Die erste:

Briefe gegen die Hegelsche Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erstes Heft. Berlin 1829, bey Euslin.

greift Hegel auf seiner stärksten Seite, nämlich in und mit der Logik, an. Ihr ungenannter Verfasser besizt nicht nur eine seltene Schärfe des Denkens, sondern auch die noch seltnere logische Grazie, die es uns angenehm macht, ihm in die Irrgänge der abstraktesten aller Wissenschaften zu folgen. Er schreibt eben so klar, als er denkt, und schmückt seinen Vortrag im Uebermuth einer überlegnen Geisteskraft mit Witz und Ironie, als ob es nicht erst gelte, den Sieg zu erstreiten, als ob er auch schon den Triumph zu feyern hätte. Ein solcher Uebermuth würde Tadel verdienen, wenn der Verfasser nicht mit einem Gegner zu thun hätte, der sich selbst jederzeit des gröblichsten Uebermuths gegen andere Philosophen schuldig gemacht hat. Ueberdies thut hier die Form nichts zur Sache. Nehme der Verfasser die Miene der Schadenfreude oder des höflichen Bedauerns an, die Hauptsache bleibt immer, daß und wie er das Hegelsche System widerlegt. Ohne allen Zweifel hat er den rechten Fleck getroffen, indem er alle Waffen seines Geistes gegen die der Ausführung des Hegelschen Systemes vorausgehenden Trugschlüsse gerichtet hat, gegen die Trugschlüsse, auf welchen das ganze Gebäude ruht, mit denen es steht und fällt. Der Wendepunkt, um den sich bey dieser Untersuchung alles dreht, ist der Hegelsche Satz: seine Philosophie enthalte ein unendliches Wissen von allem Seyn. Der Verf. der vorliegenden Briefe beweist dagegen, daß Hegel nur durch die gröbsten Widersprüche mit sich selbst zu diesem Satz sich durchgetäuscht habe, und daß es überhaupt unmöglich sey, daß ein Mensch Alles wissen könne. Er bedient sich einfach der gesunden Logik der Kantischen Philosophie, um dem Hegelschen Satz einen weit richtigern entgegenzustellen: daß nämlich der Mensch, der selber nur ein endliches und beschränktes Wesen sey, auch außer sich nur das Endliche und Beschränkte zu erkennen vermöge, und daß weder die Sehnsucht, die das Unendliche sucht, noch der Hochmuth, der das Endliche für unendlich ausgibt, uns jemals über die unsrer bedingten irdischen Erkenntniß angewiesenen Schranken hinausführen könne.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die zweyte Schrift:

Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft, in besonderer Beziehung auf das System Hegels. Von C. H. Weiße, Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig 1829. Verlag von J. A. Barth.

geht von einem mehr praktischen, politischen und historischen Standpunkte aus und sucht, indem sie das ganze System Hegels charakterisirt, vorzüglich die Absurdität zu bekämpfen, welche seine Lehre vom Staat enthält. Der Verfasser macht die richtige Bemerkung (S. 137), daß, wenn auch Hegel behaupten dürfe, zuerst bis zum Begriff der Freyheit durchgedrungen zu seyn, es doch etwas ganz anderes sey, zu ihm durchgedrungen, als von ihm durchdrungen zu seyn, und das leztere müsse Herrn Hegel gänzlich abgesprochen werden. Wie sehr muß man aber dem Verfasser nicht ferner Recht geben, wenn er (S. 201) darauf aufmerksam macht, daß Hegels Vergötterung der Gegenwart alle Aussicht in die Zukunft versperrt und der Weltgeschichte die Möglichkeit abspricht, weiter fortzuschreiten und noch größere und vollkommenere Erscheinungen hervorzubringen, als bisher. So wie der innern Geschichte des Geistes, so sezt Hegel auch der äußern Geschichte eine

Digitized by Google

absolute Gränze, über die hinaus, wenn jene Lehre irgend folgerecht seyn soll, schlechterdings kein Hervorgehen neuer, inhaltvoller Gestalten mehr zugegeben werden kann. Freylich ist die Arbeit noch schwer und langwierig genug, bis alle Völker der Erde sich bis zu jener allein wahren und vernünftigen Staatsverfassung hindurchgedrungen, und bis alle Individuen Hegelianer geworden sind. Aber diese Arbeit kann im Wesentlichen doch keine andere seyn, als die Wiederholung der von einigen Individuen und Völkern bereits vollbrachten, und für diese leztere tritt schon jezt die unendliche Langeweile der Seligkeit ein, die wahrscheinlich im Anfang den Hegelschen Gott vermocht hatte, von sich selber abzufallen und die räumlich-zeitliche Welt zu schaffen. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß durch diese Ansichten das unendliche Streben der Weltgeschichte geradezu versperrt wird. Man hat es offen ausgesprochen, daß die von dem System vorgezeichnete und in der Gegenwart ihren wesentlichen Theilen nach wirklich vorhandne Staatsform der Endzweck aller weltgeschichtlichen Arbeit, und daß mithin jedes geschichtliche Streben, welches darüber hinausgeht, ein zweckloses und leeres ist. Die Bestimmung, welche der Religion gegeben worden ist, nur eine Verhüllung und unvollkommene Offenbarung des spekulativen Gedankens zu seyn, läßt auch nicht daran denken, daß etwa von dieser Seite her eine neue Richtung der Weltgeschichte und eine Verdrängung der ausschließenden Herrschaft der Staatsideen durch eine höhere zu erwarten sey.

Die dritte Gegenschrift:

Ueber die Hegelsche Lehre oder: absolutes Wissen und moderner Pantheismus. Leipzig, 1829, bey Kollmann.

geht von einem mehr religiösen Standpunkt aus und sucht nachzuweisen, daß es die einzige Aufgabe unserer Zeit seyn müsse, die philosophische Erkenntniß mit dem Glauben, die durch Spekulation gewonnenen Wahrheiten mit den Wahrheiten der Offenbarung, mit einem Worte die Philosophie mit dem Christenthum zu versöhnen. Nun findet der Verf. aber im Hegelschen Systeme das größte Hinderniß dieser Versöhnung, weil es durch die Philosophie uns die Religion ersetzen und entbehrlich machen will, weil es ein unmittelbares philosophisches Erkennen der Wahrheit annimmt, zu dem sich die religiösen Dogmen nur verhalten, wie Einkleidung, Bild, Symbol zu dem reinen Gedanken, den dieses Bild bedeuten soll. Hierin sieht der fromme Verfasser eine baare Irreligiosität, und eine grobe Selbsttäuschung des Egoismus.

In einem sonderbaren Kontraste mit dieser leztern Schrift steht eine andre, die uns auch so eben zugekommen ist:

Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntniß. Ein Beytrag zum Verständnisse der Philosophie unserer Zeit. Von Carl Friedrich G.....l. Berlin, bey Franklin 1829.

Ihr Verfasser unternimmt es, die große Kluft, welche der Verfasser der vorigen Schrift zwischen Philosophie und Religion gefunden hat, mit dem frappanten Satz auszufüllen, daß eigentlich keine solche Kluft vorhanden sey. Er hält den Gegensatz von Glauben und Wissen nur für eine optische Täuschung, und behauptet, daß jede Philosophie glaube, jeder Glaube denke, daß die Resultate der wahren Philosophie und des wahren Glaubens stets die nämlichen seyen, und daß nur die falsche Philosophie und der falsche Glaube jenen Gegensatz erzeugen können. Da er nun die Lehre Hegels für wahre Philosophie erklärt, und den christlichen Glauben für den wahren Glauben, so folgt auch daraus, daß ihm der Hegelianismus echtes Christenthum und das Christenthum echter Hegelianismus ist, nur mit dem Unterschied, daß der Hegelianer christlich denkt, der Christ hegelisch glaubt.

Indem der Verfasser scheinbar auf dem Standpunkt eines frommen Christen steht, der die Philosophie nur christianisiren will, steht er wirklich auf dem Standpunkt eines Philosophen, der nur das Christenthum philosophisch machen, die Kirche gleichsam zum Filial der Philosophie machen will. Er stellt zwar das Christenthum der Philosophie gleich, aber Gleichstellung ist hier in der That nur Erniedrigung, Unterwerfung.

Der Hauptirrthum des Verfassers liegt darin, daß er sagt: die wesentliche Einheit zwischen Christenthum und Philosophie hebt deren formellen Unterschied nicht auf. Er hätte vielmehr sagen sollen: der wesentliche Unterschied zwischen beyden hebt ihre formelle Einheit nicht auf. Denn nur formell, nur durch die leere Formel des Einheitsbegriffs, der sogenannten Identität, nur durch den Föderationskleister der Dialektik, nur in einem Buche, nie im Wesen und in der Wirklichkeit läßt sich jener unendliche Gegensatz von Glauben und Wissen ausgleichen. Der Verfasser hat in der ganzen Schrift den Accent auf die rein ideale Einheit gelegt, statt ihn auf die wirkliche Verschiedenheit zu legen. Indem er diese Verschiedenheit in der Einheit aufzulösen sucht, so wie man die beyden Pole eines Magnets in seiner idealen Mitte neutralisirt, vergißt er, daß die Einheit gar nicht existirt, so lange jene Verschiedenheiten existiren; so wie auch am Magnet in dem Augenblick, wo die Pole neutralisirt werden, gar keine Pole mehr existiren.

Ich gestehe, daß ich von den jezt so beliebten Vereinigungs- und Versöhnungsversuchen, die aus dem Ar-

Digitized by Google

rondirungssoſtem der Napoleoniſchen Zeit auf die Religionen, Wiſſenſchaften und Künſte übergetragen zu ſeyn ſcheinen, nicht eben viel halte. Wenn der treffliche Schelling ein groſſes Verdienſt ſich erwarb, indem er das vom Magnet entlehnte Geſetz des reellen Gegenſatzes zweyer Pole, die im idealen Mittelpunkt zuſammenfallen oder identiſch werden, in die Philoſophie übertrug, ſo iſt es doch offenbar nur ein Mißbrauch ſeiner glücklichen Entdeckung, wenn man ſofort die ſchlagende Wirklichkeit aller Gegenſätze bey Seite ſezt, um jene blos denkbare, aber nie wirkliche Einheit zu finden, wenn man die wirklichen Verſchiedenheiten immer nur für ſcheinbare ausgeben und umgekehrt die ſtets nur ideale, nur denkbare Einheit verwirklichen will. Hiermit iſt die Urquelle der meiſten philoſophiſchen Verirrungen und Verwechslungen der jüngſten Zeit klar genug bezeichnet, und ich hoffe Sapienti sat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Muſik.

1) Ueber den Muſik-Unterricht, beſonders im Geſange, auf Gymnaſien und Univerſitäten, nebſt Vorſchlägen zu einer zeitgemäßen Einrichtung deſſelben, ſo wie nebenbey über Choraliſten-Inſtitute, kirchliche Sänger-Chöre u. ſ. w. von J. G. Hientzſch, Oberlehrer des königl. evangeliſchen Schullehrer-Seminars zu Breslau. Breslau, 1827. In Kommiſſion bey Joſef Max und Komp.

2) Eutonia, eine hauptſächlich pädagogiſche Muſik-Zeitſchrift für Alle, welche lehrend oder leitend die Muſik in Schulen und Kirchen zu fördern haben oder ſich auf ein ſolches Amt vorbereiten, herausgegeben von Joh. Gottfr. Hientzſch. Erſten Bandes erſtes Heft. Breslau 1828.

Der Verf. der beyden vorliegenden Schriften geht in Nr. 1. von dem gegenwärtigen Zuſtande des muſikaliſchen Unterrichts auf Gymnaſien aus. In der einen Klaſſe ſolcher Lehranſtalten geſchehe für den Geſangunterricht nichts. Eine andre Art von Gymnaſien habe den Geſangunterricht auf den Lektionsplan mit aufgenommen; ſie haben wohl auch einen eigenen Lehrer dafür, gleichwohl ſey der muſikaliſche Unterricht kein methodiſch durchgreifender. Dagegen gebe es eine dritte Gattung von Bildungsanſtalten, auf welchen der Geſang ein Hauptgegenſtand ſey und namentlich der kirchliche Geſang getrieben werde; aber was die erſte Klaſſe zu wenig habe, das habe dieſe faſt zu viel. Der Verf. meint vornämlich diejenigen gelehrten Schulen, unter welchen die Kreuzſchule zu Dresden und die Thomasſchule zu Leipzig wohl die beyden bedeutendſten und berühmteſten ſind. Er erkennt das Ausgezeichnete derſelben, und erinnert an die großen Namen ihrer Direktoren, der Bache, Schicht, Stölzel, Homilius, Hiller, Müller, Türk, Rolle u. A. Aber er findet auch hier Mängel und tadelt beſonders, daß den Schülern das Singen allzufrühe Berufsgegenſtand geworden ſey, daß ſie durch die Singumgänge an gewiſſen Zeiten z. B. Neujahr, Meſſe u. dergl., durch Leichenſingen, durch das wöchentliche Kurrendeſingen bey jeder Witterung u. ſ. w. theils zu den nächſten Schulverſäumniſſen genöthigt, theils zu rohen, ſchlüpfrigen und geſchmackloſen Gaſſenhauern je nach dem Belieben der Beſteller und Bezahler gewöhnt werden — und, hätten wir noch hinzugeſezt, frühe in ihren Stimmorganen zu ſehr angeſtrengt und verlezt werden müſſen.

Nachdem das Buch ferner über die gewöhnliche Beſchaffenheit der Choraliſten-Inſtitute, der ſtädtiſchen Singvereine, der Singakademien geklagt, und zu zeigen geſucht, daß man in den Waiſenhäuſern die beſten Chöre bilden könne; geht es zum Hauptgegenſtande über, zur Bildung tüchtiger Muſiklehrer für Gymnaſien und höhere Lehranſtalten und zum Entwurfe eines Planes, auf Gymnaſien ohne ſtörende Eingriffe in die übrigen zur wiſſenſchaftlichen und gelehrten Bildung erforderlichen Lehrzweige einen vollſtändigen, ſowohl theoretiſchen als praktiſchen muſikaliſchen Unterricht zu ertheilen. Wir haben dabey nicht allein die Feinheit und Gewandtheit des Verfaſſers im Entwurfe des Ganzen und im Entwickelungsgange des Einzelnen, ſondern auch ſeine Mäßigkeit in Forderung von Zeit und Kräften der Gymnaſialſchüler für den Zweck des muſikaliſchen Unterrichts bewundert, welchen er billig für keinen Hauptgegenſtand, wohl aber für eines der wichtigſten Beförderungsmittel eines humanen Sinnes und edler Geſelligkeit anſieht. Das Weſentliche ſcheint ihm nicht das Singen an und für ſich, ſondern die größere Befähigung im Allgemeinen für das Verſtehen und den veredelnden Genuß der Muſik. Der Geſangunterricht müßte nach des Verf. Anſicht ein öffentlicher Unterricht auf Gymnaſien ſeyn, wie irgend einer, und den deshalb alle Schüler beſuchen müßten, mit Ausnahme derer, welche ein ſchlechtes Gehör, eine ſehr ſchwache Bruſt oder ſonſt einen organiſchen Fehler haben, der es nicht wohl erlaubt. Der Verf. nimmt im Durchſchnitt ſechs Abtheilungen in einem ſolchen Inſtitute an. Die unterſte Klaſſe müßte natürlich, was den Geſang anbelangt, mehr eine Vorbereitungsklaſſe für den eigentlichen Unterricht in demſelben ſeyn; die Grundlage des Melodiſchen, des Rhythmiſchen und des Dynamiſchen im Geſange müßte hier ſchon beginnen. Neben dem einfachſten, ruhigſten Fortſchritte der elementariſchen Methode heißt der Verf. den Lehrer ſeinen Schülern einfache, leichte Liedchen vortragen und ihnen durch Vorſingen einprägen zum Nachſingen, ein ſehr kluger Rath, deſſen Befolgung die beym langſamen elementariſchen Unterricht etwa entſtandene Langeweile durch die Hoffnung auf das am Schluſſe der Lektion zu hörende oder abzuſingende Lied verjagt oder doch mindert. Erſt in der zweyten Klaſſe beginnt der

Digitized by Google

Unterricht mit Noten. „Eine eigenthümliche Art glaubt der Verf. zu haben in Aufsuchung und Aufstellung der sogenannten Töne mit Kreuzen oder Been. Nämlich er gibt die Phrase c d c h c, läßt sie mehrere Male singen, damit sie ganz und gehörig aufgefaßt werde, läßt auch Tonverhältnisse (Intervalle) genau angeben und bestimmen und aufschreiben. Nun sagt der Lehrer, daß er diese Phrase, meinetwegen von d aus singen oder spielen werde. Er singt oder spielt vor, die Kinder singen nach. Nun werden die lezten angehalten, die Töne behufs des Aufschreibens zu nennen. Sie werden ohne Anstand nennen d e d, aber jezt stockt's. Denn der folgende Ton ist nicht e und doch tiefer als d. Er muß also zwischen e und d liegen; bisher kannten sie dazwischen keinen Ton weiter; sie lernen mithin hier einen neuen Ton kennen. Wo wollen wir ihn auf dem Notensystem hinstellen? eine eigne Linie oder einen eignen Zwischenraum kann er nicht bekommen. Wir wollen ihn auf die e Stelle setzen und zum Unterschiede von e ein Kreuz vorsetzen. Aber wie ihn benennen? u. s. w." (S. 72 ff.) So entwickelt der Verf. allmählig mit größter Klarheit und Popularität seinen methodischen Gang im Gesangunterrichte. In der zweyten Klasse kämen die Schüler so weit, daß sie Choralmelodien und andere leichte Gesänge wenigstens einstimmig vortragen könnten. In der nächsten wird vornämlich das Mehrstimmige und das Blattsingen gelehrt, die höheren Klassen werden zu musikalischen Gesammtübungen angeleitet und zugleich in Geist und Theorie der Musik eingeführt, soweit solches dem gebildeten Liebhaber der Musik Bedürfniß ist. Selbst auf Instrumentalunterricht dehnt sich der Plan aus, bedient sich dabey der neuesten Lehrarten eines Logier u. A. und sucht auch hier durch kein Zuviel der musikalischen Lektionen die wichtigeren wissenschaftlichen Bestrebungen zu gefährden. Auf der Universität endlich vollendet sich erst die musikalische Bildung des Jünglings für das Leben. Hier müssen akademische Vorträge die Kunst und namentlich auch die Musik von ihren höheren und höchsten Gesichtspunkten aus entwickeln, historisch wo möglich das ganze Gebiet derselben mit dem Schüler beurtheilend und einen edleren Geschmack ihm aneignend durchgehen, müssen ihn so befähigen und heranziehen für die reineren und höheren Genüsse der Musik. Gleichen Gang aber zur Bildung guter Vokal- und Instrumental-Vereine müssen alsdann die technischen Uebungen nehmen. In der ersteren Rücksicht erinnert Hr. Hientzsch an die Vorlesungen Steinbarts in Frankfurt, Maaßens in Halle, Breidensteins in Bonn, Heinroths in Göttingen.

Wir wünschen dem Büchlein den besten Erfolg. Wie Manche, denen bedeutende Anlagen zur Musik geworden sind, werden durch die hier vorgeschlagenen Anstalten sich ausbilden, während sie nun unter bedrängten ökonomischen Umständen ihr Talent verkümmern lassen müssen. Zugleich aber würde dem vielfachen Unfug gesteuert, der von unmethodischen Leuten mit dem Lehren der Musik getrieben und durch den der Geschmack gewöhnlich im Keime erstickt oder zum Sklaven der Mode und des Tages gemacht wird. In dieser Beziehung ist von Werth auch die zweyte Schrift des Verf., das erste Heft eines musikalisch-pädagogischen Journals, zu dessen Herausgabe sich mit Hrn. Hientzsch auch andre Musikdirektoren, Cantoren, Organisten und Musiklehrer an Universitäten, Gymnasien und Schullehrerseminarien Deutschlands vereinigt haben.

Der Gegenstand dieser Zeitschrift ist blos Musik, und nur insofern, als dieselbe ein Gegenstand der Erziehung und des Unterrichts seyn soll. Ihr Plan umfaßt Abhandlungen, Recensionen, theoretische, praktische, biographische u. a. Notizen über Geschichte der Musik, über ihre Theorie, besonders Harmonielehre und Contrapunkt, über Gesang, Choral sammt Liturgie und Agende, Orgel und Orgelspiel, über Erlernung andrer Instrumente u. s. w.

Eine Abhandlung über die Geschichte der Theorie der Musik, vorzüglich der Harmonielehre und des Contrapunkts, seit der christlichen Zeichrechnung, geht im ersten Heft bis auf die Zeiten vor der Reformation herab und gibt eine klare, gehaltvolle Uebersicht. Ein kurzer Aufsatz von Carl Gottfr. Wehner „über den Standpunkt unseres jetzigen Musikunterrichtes und unserer Methoden" enthält Aehnliches mit dem, was Hr. Hientzsch in Nr. 1. ausgeführt hatte, und ist ein Wort zu rechter Zeit. Der Verf. der Abhandlung „über schwere oder selten vorkommende Choralmelodien, nebst Andeutungen zu einer Kirchen-Musik-Wissenschaft oder Kunde" (S. 37 ff.) erwiedern wir auf die Worte S. 39, „es fehle eigentlich noch an einem Werke, welches alles das enthält, was hinsichtlich der Choralmelodien, der Kirchenlieder, der Kirchenmusik, der musikalischen Liturgie die Geistlichen, Cantoren, Organisten und Schullehrer zu wissen nöthig haben," daß in Einer dieser Beziehungen in einem einzelnen deutschen protestantischen Staate ein Buch von großem Nutzen wenigstens für Geistliche und Schulvorsteher ist „Alphabetische Zusammenstellung aller im würtembergischen Gesangbuche befindlichen Lieder, welche gleiches Versmaaß haben, also auch nach gleichen Melodien gesungen werden können. Nebst einer nach Verhältniß der Schwierigkeit abgestuften Eintheilung aller im Choralbuch vorkommenden Melodien. Ein Hülfsbüchlein für alle, welche das würtembergische Gesang- und Choralbuch zweckmäßig und vielseitig gebrauchen wollen, von J. Lepple (Hofcantor zu Stuttgart), Stuttgart, 1816." Der lange Titel des kleinen Buches erklärt schon genügend seinen Inhalt und von seiner Brauchbarkeit hat sich Referent vielfältig überzeugt. Außer einem angefangenen Aufsatz über Gesangunterricht in Schulen enthält das vorliegende Heft mehrere lesenswerthe Recensionen über theoretische u. a. Werke, einzelne Nachrichten, Bekanntmachungen und Lesefrüchte. G.

Digitized by Google

№. 52.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 30. Juni 1829.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik. Von Dr. Troxler. Aarau, 1828, bey H. R. Sauerländer.

Ich habe bereits oben darauf hingedeutet, wie die zahlreiche, aus den geistreichsten und genialsten Männern der Nationen bestehende Schule Schellings sich in der von aller Philosophie abweichenden religiösen Richtung nach verschiedenen Seiten hin zersplittert hat, so daß eigentlich nur Oken allein noch in der alten Naturphilosophie zurückgeblieben ist und sich darin wie in einer Festung verschanzt hat. Die katholisirenden Apostaten, so wie die pietistisirenden und selbst der lutherisirende Steffens haben wirklich die Philosophie als solche verlassen; Troxler dagegen hat, nachdem er eine Zeitlang geruht und still geschwiegen, sich eine neue Bahn gebrochen.

Wie arg immerhin die Naturphilosophie sich verirrt haben mag, es liegt in ihr ein Samenkorn von Wahrheit, das sich immer weiter, immer siegreicher entfalten muß und wird, und in diesem Sinn verdient ein Mann wie Troxler, der auf beyden Seiten sowohl die Halsstarrigkeit Okens als die Felonie der Convertiten vermeidet, die rühmlichste Anerkennung. Was ist wohl würdiger: wenn Steffens seine naturphilosophischen Irrthümer beklagt, sich selbst frevelhaften Hochmuths beschuldigt und reuig den Trost des orthodox lutherischen Seelsorgers sucht? oder wenn Troxler, nicht minder den alten Irrthum erkennend, doch ohne alle Weinerlichkeit mit männlicher Entschlossenheit den weiten Irrweg zurückgeht, um die ursprüngliche Abweichung desselben vom wahren Wege zu entdecken? Würde wohl Kepler, wenn er bey seinen ungeheuren Rechnungen einen Irrthum entdeckt hätte, dieselben sofort ärgerlich und weinend, wie ein Kind sein Spielzeug, weggeworfen haben?

Der Verfasser verfolgt den Irrthum der bisherigen Philosophie in zwey Richtungen, in der historischen nämlich, sofern er alle philosophischen Systeme durchgeht, und in der psychologischen, sofern er alle Seelenkräfte untersucht. In beyden Fällen ist umsichtige Vergleichung das Mittel, wodurch er überall die Abweichungen, die Einseitigkeiten und Extreme entdeckt. Sein Buch hat deßfalls aber zwey Seiten, eine literarisch-polemische, sofern er die Irrthümer aller bisherigen Philosophie zu widerlegen sucht, und eine rein dogmatische, sofern er jenen Irrthümern gegenüber die Wahrheit zu lehren bemüht ist.

Was zuerst seine Untersuchung der gesammten bisherigen Philosophie betrifft, so stützt er dieselbe auf eine außerordentliche Gelehrsamkeit. Es gibt nur wenige Philosophen von irgend einiger Erheblichkeit, die er nicht citirte, deren Ansichten er nicht vergleichend einander gegenüberstellte; und als eine Seltenheit muß dabey insbesondere gerühmt werden, daß er ohne Vorliebe jeden an seinem Platz, nach seinem Werthe schätzt. Diese Unparteylichkeit gegen die Einzelnen war um so natürlicher, als er allen insgesammt einen und denselben, wenn auch in hunderterley Masken sich versteckenden Irrthum vorwirft, den Irrthum nämlich, alle Philosophie auf Verstandesspekulation zu gründen. Diese Einseitigkeit sey Schuld, daß die Philosophie wirklich bisher ohne Halt gleichsam in der Luft gehangen sey, und, anstatt mit dem Leben eins zu seyn, wie ein Gespenst über einem Leichnam geschwebt habe. Was er hierüber sagt, stimmt im Wesentlichen vollkommen mit der Ansicht der Herrn Schubarth und Carganico überein. Daher spricht sich auch der Verfasser sehr stark gegen Hegel aus, ohne jedoch, wie jene Herrn, dessen wahre Stellung zur Philosophie zu verwechseln. Seite 124 heißt es: „Wie einst der in seiner Kunst große Zeuris, hinter der einen Korb mit Früchten vorstellenden Tafel stehend, die schmeichelhafte Freude erlebt haben soll, daß Vögel, durch den täuschenden Anblick gelockt, zum Naschen herbey flogen, so geschah es auch, daß Hegel sein als reines Seyn gemaltes reines Nichts von vielen der Zeitgenossen als Anfang der Phi-

Digitized by Google

losophie geglaubt und verehrt sehen konnte. Das eitle Wesen der Spekulation hat sich aber noch niemals so klar offenbart, wie in der Ironie, welche hier die Philosophie mit der Sophistik getrieben, da sie diese, ihr reines Seyn wieder für ein reines Nichts zu erklären nöthigte, und das Ende der Philosophie, statt des Anfangs, ihr hinhaltend sie verführte, das abgerittene Schulpferd beym Schweife aufzuzäumen."

„Dieses ist nämlich die Erbsünde der Spekulation, daß sie ihre Früchte nur von ihrem Baume der Erkenntniß des Wahren und des Falschen liest, und sie dann doch für vom Baum des Lebens der Philosophie gelesene Früchte hingeben will. Was nur Abstraktion aus der Sphäre mittelbarer und abgeleiteter Erkenntniß ist, das stellt sie hin, an die Stelle wesenhafter Urbilder und lebendiger Ideen, welche der Mensch in seinem Urbewußtseyn gegeben findet, und die Philosophie nur durch die verschiedenen Bewußtseynsarten und Erkenntnißweisen bis zu ihrer Verklärung im Geiste der Vollendung hindurch zu bilden hat. Der erste Spekulant war Luzifer, der Gott gleich werden, und sich an seiner Stelle auf den Weltenthron setzen wollte."

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier noch anführen wollte, welchen größern oder geringern Antheil an diesem allgemeinen Irrthum der Verstandesspekulation nach des Verfassers Ansicht auch alle andern großen Philosophen gehabt haben. Indem er ihnen vorwirft, daß sie sich blos von dem alles trennenden und zertheilenden Verstande haben leiten lassen, unterscheidet er wesentlich zwey Klassen von Philosophen, solche nämlich, die in der äußersten Einseitigkeit befangen nur einen Theil des Ganzen zum Ganzen selbst erhoben haben, und hier allein vom Idealen, dort vom Realen, hier vom Subjektiven, dort vom Objektiven, hier vom Geist, dort von der Natur ꝛc. ausgegangen sind, und dann solche Philosophen, die das auf diese Weise durch den Verstand Getrennte wieder durch den Verstand haben verbinden wollen. Die letztern stellt er allerdings über die erstern, allein er wirft ihnen mit Recht vor, daß der Verstand nur die Gegensätze an einander selbst aufheben und in dem rein verneinenden Begriff der Identität wechselseitig vernichten, aber niemals zu einer wahren und lebendigen Einheit zusammenbringen könne.

Indem nun Troxler schlechterdings und mit Recht läugnet, daß der Verstand die Einheit der Dinge zu erkennen vermöge, nimmt er doch eine solche innerste lebendige Einheit an, gleichsam ein Weltsamenkorn, das alles in sich enthalte, und aus sich hervortreibe, im Gegensatz gegen jene unlebendige ideale Einheit, die nur eine wechselseitige Aufhebung und Vernichtung der Pole ist. Wie der ganze Baum im Samenkorn, und das Samenkorn im ganzen Baum, so sey auch die ganze Welt trotz ihrer Mannichfaltigkeit beständig zugleich in der lebendigsten Einheit, und wie alle Kräfte und Erscheinungen der Welt aus jenem innersten Einheitskern hervorgegangen, so wiesen sie auch alle darauf hin und gäben davon Zeugniß, keineswegs blos die einseitige Denkkraft. Nun ist aber Troxlers tiefsinnige und kühne Lehre folgende: Die Einheit aller Dinge ist in der menschlichen Seele; in ihr liegt der Abgrund des Göttlichen, wie die ganze Natur. Alles kann der Mensch nur in sich und durch sich erkennen. Mit Gott ist er keineswegs blos auf eine historische Weise durch Christus verbunden, sondern unmittelbar und wesentlich. Mit der Natur ist er nicht blos äußerlich durch die Sinnlichkeit verbunden, sondern die ganze Natur ist schon unmittelbar in seiner Sinnlichkeit. In seiner Seele aber ist die Einheit von beydem, von allem. Die Seele ist das Ursprüngliche, alles Entfaltende, alles Umfassende. Der innerste Kern der Seele aber ist das Gemüth, und ihr Gegenpunkt, darin sie sich reflektirt, die Sinnlichkeit. Um diese beyden Brennpunkte kreisen beständig in entgegengesetzter Richtung zwey Kräfte der Seele, zwey Psychen, die eine vom Gemüth hinabsteigende, übersinnliche, das Sinnliche vergeistigend, die andre von der Sinnlichkeit aufsteigende, untersinnliche, das Geistige versinnlichend. An jene beyden ruhenden Brennpunkte nun und an diese beyden ewig beweglichen Kräfte vertheilt er alle Seelenvermögen und alle äußerlich gewordnen derselben entsprechenden Erscheinungen oder Dinge.

Die erhabne Kühnheit dieser Lehre verbirgt in ihrer Poesie nichts destoweniger, wie es mir scheint, den alten, von Troxler selbst bey andern Philosophen aufgedeckten Irrthum. Auch seine lebendige Einheit ist nur eine Voraussetzung, eine schöne Vorstellung statt eines trocknen Begriffs, ein Symbol statt einer Definition. Indem er die Scylla des Verstandes vermied, fiel er in die Charybdis der Phantasie. — Da ich aber schlechterdings von keinem Philosophen voraussetze, daß er die Wahrheit gefunden, das Räthsel der Welt gelöst habe, sondern in jedem nur die Kraft und Grazie, das Würdige und Schöne des menschlichen Geistes suche und bewundere, so kann ich es auch Troxler zu keinem Vorwurf machen, daß ich bey ihm die Wahrheit noch nicht gefunden; ich halte mich nur an das großartige Bild, das sein Geist uns spiegelt, und stehe nicht an, es zu den erhabensten Erscheinungen im Gebiete der Philosophie zu zählen. Seine Weltanschauung ist groß und beurkundet den Alvensohn. Der Schweizer blickt von seinen Höhen kühner in den Himmel hinauf, wie auf die Erde hinab. Das Freye, ja das Verwegne steht ihm an.

Digitized by Google

Seine Lehre ist aber auch noch in einer andern Hinsicht sehr interessant. Sie ist nämlich ganz mystisch-pantheistisch und knüpft sich namentlich an die ältere deutsche Mystik des Paracelsus und Böhme an. Daß die moderne Schulphilosophie auf diese Weise sich der so lange verkannten Mystik wieder nähert, ist gewiß nicht ohne Bedeutung und ohne Folgen. — Die Mystik, begründet auf Gefühl und Phantasie, stellt die eine Seite aller philosophischen Bestrebungen dar; die Schulphilosophie, begründet auf den Verstand, die andre. Beyde sind in der menschlichen Natur gegründet, und beyde laufen sich, wie die Geschichte lehrt, beynah in allen Zeiten parallel. Man pflegt die Mystik vornehm zu ignoriren, allein das hebt ihre große Bedeutung nicht auf. Die Geschichte der Philosophie gedenkt ihrer nur oberflächlich, allein ihre Werke existiren außerhalb der Schulen und haben zu allen Zeiten einen großen Anhang gefunden. Von den ältesten Mysterien des Orients, von Pythagoras und Plato an zieht sich durch die Kabbala, durch die weitverbreitete Paracelsische Philosophie, durch die zahlreichen Schriften der Rosenkreuzer, durch die Sekte Jakob Böhmens, bis auf Schwedenborg und den modernen Magnetismus ein zusammenhängender Faden fort, an welchem die Mystik in vielgestaltiger Metamorphose sich doch immer als die eine und gleiche aus einem innern Kern entwickelt hat. Troxler hat in dem vorliegenden Werk, die historisch sich parallel laufenden Wege der Schulphilosophie und Mystik verknüpft, allein an dem Punkte, wo beyde Wege sich durchkreuzen, hat er doch mehr auf die Schulphilosophie als auf die Mystik zurückgeblickt, und einseitig nur die Geschichte der erstern und nicht auch die der leztern beleuchtet. Wenigstens ist, was er von Theophrastus Paracelsus und Jakob Böhme anführt, nur gelegentlich und unvollständig. Der tiefe innere Zusammenhang der Mystiker aller Zeiten tritt in seiner Darstellung nicht klar genug hervor. Sein Werk würde jedoch ausnehmend gewonnen haben, wenn es mit der Kritik der Schulphilosophie auch eine Kritik der Mystik verbunden hätte, und wenn es seine neue mystische Lehre nicht blos denen der Schulphilosophie gegenübergestellt, sondern auch mit denen der Mystik gründlich und vollständig verglichen und ausgeglichen hätte.

Immerhin ist es eine große und glückliche Idee, die Schulphilosophie zur Mystik zu steigern, und, umgekehrt, die Mystik wissenschaftlich zu machen, und sie wird in der deutschen Philosophie Früchte tragen, sey es auch nur dadurch, daß sie eine genauere Prüfung und ehrenvollere Würdigung der alten Mystiker vorbereitet. Ich bin zwar weit entfernt, mir überhaupt von der endlichen Erreichung des philosophischen Ziels irgend eine illusorische Hoffnung zu machen, denn ich halte dafür, daß das Streben selbst das Ziel sey, daß der Preis der Arbeit nur in der Arbeit selbst liege; allein eben deshalb scheint mir die Geschichte der Philosophie auch die beste Philosophie überhaupt, und eine Uebersicht und Vergleichung aller Philosopheme ist wohl das einzige Mittel, die Unzulänglichkeit aller, die absoluten Irrthümer und Schwächen einzelner, und zugleich die Schönheiten aller und die besondern Vorzüge einzelner zu erkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Kirchengeschichte.

Geschichte des Christenthums und der Kirche. Versuch einer historischen Entwickelung des gegenwärtigen Zustandes beyder. Herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer. Des ersten Bandes erste Abtheilung. Halberstadt, 1828. Verlag von Carl Brüggemann.

Der Zweck des vorliegenden Werkes ist, den Unterschied zwischen der christlichen Religion und Kirche, wie sie im Geiste ihrer ursprünglichen Stiftung beschaffen ist, und der äußeren Gestalt und Verfassung, wie sich solche im Laufe von Jahrhunderten entwickelt hat, nachzuweisen, und zwar dieses an dem Faden der geschichtlichen Darstellung selbst darzuthun. „Die Verwechselung des Christenthums mit der Kirche hat auf geschichtliche Untersuchungen und Darstellungen oft nachtheilig gewirkt. Man braucht mit beyden nur näher bekannt zu seyn, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß deren strenge Scheidung beym Verfolge historischer Darstellungen weder möglich noch nützlich sey. Wie wir im Christenthum die Grundlage der Kirche aufsuchen müssen, so bewahrt diese die historischen Denkmale jenes und überliefert sie den folgenden Menschenaltern. Doch für lautere Erkenntniß unserer heiligen Religion ist es unerläßlich, den Unterschied zwischen Christenthum und Kirche nicht zu übersehen und nie dem ersteren die Schuld, welche leztere verwirkte, beyzumessen. Die meisten Angriffe neuerer Zeit auf das Christenthum rühren von dieser Verwechselung her.“ (S. Vorr. I. II.) Um den Unterschied oder Gegensatz, den der Vers. zwischen Christenthum und Kirche festzusetzen sucht, genauer zu bestimmen, möchten wir lieber anderer Ausdrücke als der von ihm gebrauchten uns bedienen. Die Kirche ist ihrem Keime, ihrer wahren Natur nach, im Wesen der christlichen Religion enthalten. Christenthum umfaßt beydes, Lehre und Kirche, innere und äußere Seite seiner Erscheinung. Allerdings ist durch der Menschen Thorheit, Vorurtheil und Eigennutz, Kirche und Lehre verunstaltet

N°. 44.

Kunst-Blatt.

Montag, 1. Juni 1829.

Bemerkungen über die Schrift: „In welchem Styl sollen wir bauen? von H. Hübsch."

Wenn der Unbefangene einen Blick auf die Architektur in der gegenwärtigen Zeit wirft und von allen Seiten zu der Bemerkung gezwungen wird, daß keine Kunst so im Argen liegt, wie sie, und in ihrer Ausartung mit Lumpen und Krücken aller Völker und Zeiten bald lächerlich, bald widerlich sich hervordrängt, weil sie ein um so größeres Recht dazu zu haben meint, indem die andern Künste, die nicht einmal in unsere physischen Bedürfnisse greifen, von Tage zu Tage ein enthusiastischeres Publikum gewinnen, so wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, über eine Schrift einige Worte zu sagen, die jene Gebrechen zu heilen bezweckt.

Die genauere Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Griechen hat augenscheinlich in die Architektur eine Verwirrung gebracht, die wohl Niemand prophezeihet hätte. Statt den Künstlern die Augen zu öffnen für ihre sklavische Nachahmung eines willkührlich zusammengewürfelten sogenannten Styls, wie er sich vom 15ten Jahrhundert an gebildet hat, statt sie zu veranlassen, einem für ihre Mittel und ihre Zeit eben so rationellen Prinzip zu folgen, wie die Griechen es für sich und ihre Verhältnisse thaten, hat die lebendige, höchst selbstständige und konsequente griechische Kunst sich erniedrigen lassen müssen, ein todtes Muster für inkonsequente Nachahmungen geistarmer Baumeister zu werden. Aber der Widerspruch zwischen dieser Nachahmung und dem Bedürfniß unserer Zeit zeigte sich zu grell, als daß nicht, wenigstens im Allgemeinen, Zweifel über das Zeitgerechte jener antiken Kunst für uns und unsere Anforderungen sich hätten regen müssen. Daraus entsprang dann ein Schwanken und ein Haschen nach dem Eigenthum von fast allen Völkern und Zeiten. Um aber nicht nachzuahmen, wurde alles Heterogene gehörig durcheinandergeschüttelt, damit es eine originelle Schöpfung genannt werden möge. Man bauete nicht allein Griechisch, Römisch, Byzantinisch, Altdeutsch und Egyptisch nebeneinander, sondern sogar aneinander, und wunderte sich, daß Niemand Genialität herausfinden konnte. Die Kunst war ein geistloses Aufwärmen historischer Fragmente, und alles Streben ohne Grundsatz und Ziel. Niemand konnte sich verhehlen, daß diese unzeitigen Geburten Monstra waren, die im Vergleich mit den antiken Originalen und deren edler schöner Sprache, ihrer Zeit und ihrer Tendenz, wie lächerliche Parodien und Karikaturen Widerwillen erregten. Und gewiß kann schon allein das Unzeitige, obwohl, an und für sich betrachtet, schön, durch seinen äußeren Widerspruch den Eindruck des Lächerlichen und Närrischen machen, wie eine hochtragische Phrase in einem Lustspiel sicherlich Lachen hervorbringt.

Nachdem nun die Schwestern der Architektur, die Malerey und Skulptur, von ihren Abwegen längst wieder zurückgekehrt sind, und sich gegenwärtig einer ihrem eigenthümlichen Wesen gemäßen Behandlung erfreuen, so wäre es gewiß auch an der Zeit, die Baukunst von ihrem Zwang, aber auch von ihrer Willkühr zu befreyen, damit unserer Zeit und unserem Volke eine Kunst aus ihren wahren Prinzipien ohne historischen Diebstahl (des Historischen wegen), sondern lebendig und selbstständig erblühe.

Die griechische Kunst kann für uns als das vollendetste Muster gelten, sowohl in Skulptur, als Architektur; aber nicht Muster zum blinden Nachahmen, sondern für konsequente Ausbildung einer Kunst, die unserer Zeit, unserem Klima, Material und Bedürfniß eben so eigen seyn soll, wie die griechischen Werke ihrer Periode waren. Wer behauptet, daß der griechische Styl für uns paßte, sagt damit, daß er für seine Zeit nicht zepaßt hätte.

Dieses veranlaßt nun einen Vorwurf, der den Verf. trifft. Er will den griechischen Styl verbannt wissen, empfiehlt aber dagegen den byzantinischen Bogenstyl, zwar mit der Klausel, wie er seyn würde, wenn er ganz aus- und durchgebildet wäre. Hätte aber die lebendige Kunst Gewinn dabey, wenn sie eine Fessel gegen eine andere vertauschte? Kann überhaupt eine Kunst gedacht werden, die für alle Zeiten gilt? Das Schöne ist über Zeit und Ort erhaben, nicht aber die Kunst, weil sie ein menschliches Streben ist. Deshalb ist sie auch ein lebendiges

Digitized by Google

Buch, in welches die Völker ihr Leben, wie ihre jedesmalige Richtung und Gefühlsweise getreulich niederlegen, und niederlegen müssen. O gewiß hat die Kunst ein organisches Leben, wie die Menschheit selber, und Lebensstufen und Epochen, die mit denen der Menschheit auf's Innigste und Unzertrennlichste zusammengewachsen sind und auf keine Weise davon losgebunden werden können, ohne den verderblichsten Zwiespalt zwischen Kunst und Wahrheit zu erzeugen. Einer Zeit die Kunst vorschreiben, heißt denn ach nichts anderes, als einem Kinde sein Leben vorschreiben, auf welches beydes jeder Moment ein unbestrittenes Recht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Versteigerung von plastischen Kunstwerken.

Es ist in unsern Tagen nichts Seltenes, die bedeutendsten Sammlungen von Gemälden oder Kupferstichen in den Händen von Privatpersonen zu finden, da die letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts und die ersten des gegenwärtigen die Zerstückelung der größten Sammlungen durch die Zeitstürme gewaltsam herbeyführten, manches geflüchtete Kunstwerk aus Noth verkauft, oder die geraubten Gegenstände um geringe Preise in der Ferne wieder verkauft wurden. Es konnten unter diesen Umständen auf dem rechtlichsten Wege Kunstwerke und andere Seltenheiten zu Preisen erlangt werden, welche die Kräfte eines Privatmannes nicht überstiegen. Doch nur selten kommen plastische Kunstwerke in den Verkehr, da sie an sich seltener sind, ihre Aufstellung einen größern, nicht jedem zu Gebote stehenden Raum fordert, und einen eigenthümlichen, blos auf die plastische Form gerichteten, sich seltener findenden Sinn des Liebhabers in Anspruch nehmen. Diese eigene Richtung war die Veranlassung, daß der in Bamberg am 22sten Novbr. 1828 im 75sten Jahre verstorbene herzogl. bayrische Mundschenk Robert Gruber eine Sammlung von Kunstsachen anlegte, in welcher die plastischen Gebilde die erste Stelle einnehmen, während der Gemälde-, Kupferstich- und Mineralienliebhaber ebenfalls nicht unbefriedigt bleibt, und manches Schöne und Seltene findet. Diese Vorliebe aber hatte hauptsächlich ihren Grund in dem, dem seligen Besitzer selbst angebornen Talente zur Plastik. Derselbe fertigte nämlich in seinen Mußestunden die Nachbildungen von Gebäuden, besonders Ruinen aus Korkholz, und wenn Umgebungen hinzukamen, aus den, dem Gegenstande am meisten entsprechenden Stoffen. Diese Kunst, deren Erfinder nicht namentlich bekannt ist, vorzüglich nur in Italien seit etwa 50 — 60 Jahren geübt, und als Geheimniß dort behandelt, wo eigends Künstler mit der Darstellung von antiken Gegenständen sich beschäftigten und solche Nachbildungen an Fremde zu sehr hohen Preisen verkauften, wurde zuerst in Deutschland durch die von Kunstliebhabern von dort mit zurückgebrachten Arbeiten dieser Art bekannt. Hofrath Böttiger belegte sie in einer Note zum vierten Stück des neuen deutschen Merkurs mit dem Namen Felloplastik. In der genannten Zeitschrift gab damals der Professor Dominikus zu Erfurt Nachricht von den Bemühungen des Hofoffizianten und Conditors des Churerzkanzlers Freyherrn v. Dalberg, Maij, und dessen Ausstellungen in Weimar, nachdem die erste Nachricht davon in Busch's Almanach der Erfindungen vom Jahre 1799 gestanden hatte, und späterhin in dem von 1801 noch nähere Notizen auch über die Maße, Preise u. s. w. gefolgt waren. Im Jahre 1804 erschien bey Ettinger in Gotha ein Werk unter dem Titel: Felloplastik, oder die Kunst, Modelle von antiken Gebäuden in Kork darzustellen, mit drey erläuternden Kupfern ꝛc., das einzige Werk, das wir über die Technik dieser Arbeiten besitzen; damals hielt man Herrn Maij für den einzigen Künstler in Deutschland, der in dieser Gattung arbeitete; er war durch den Bruder des Churerzkanzlers, nachdem derselbe von einer Reise aus Italien zurückgekehrt war, zuerst auf die Idee gebracht worden. Die Leistungen des sel. Gruber waren neben idealischen Gebäuden vorzugsweise seinen nähern Umgebungen gewidmet. So lieferte er bey seinem Aufenthalte in Brüssel die Abbildung des in der Nähe desselben befindlichen Schlosses Laeken, welche dort blieb. Unter seinen leztern Leistungen stehen die merkwürdigen Vergruinen dar die Altenburg bey Bamberg, von einem eigenen Verein von Patrioten für die Stadt Bamberg als Eigenthum erworben und wieder hergestellt, und das noch schöner liegende Banz, ehemalige Benediktinerabtey, jezt Schloß- und Sommeraufenthalt Sr. königl. Hoheit des Herrn Herzogs Wilhelm in Bayern, oben an. Beyde stellen alle Gebäude mit allen Details derselben mit den nächsten Umgebungen, nach ihrer Stellung und Größe, unter sich auf das genaueste dar, alles ist nachgeahmt, so daß man sich unwillkührlich in die Wirklichkeit versezt glaubt und darin lustwandelt, was durch den Ueberblick des Ganzen, den man in der Wirklichkeit nie so erlangt, noch erhöht wird. Sie bleiben die treusten Modelle derselben, und sind darum der sorgfältigsten Aufbewahrung für die Nachwelt werth, so wie sie immer die Aufmerksamkeit und Achtung jedes Kunst- und Vaterlandsfreundes auf sich ziehen werden. Ein jedes derselben steht auf einem eigenen tischförmigen Gestelle, welches zugleich als Aufbewahrungskasten dient. Das Modell der Altenburg ist 3½ Schuh lang und 2 Schuh 10 Zoll breit; Banz ist 2½ Schuh breit und 3 Schuh lang, ein Maßstab, der alle

Digitized by Google

egenstände deutlich genug wiedergibt. Es läßt sich mit rund vermuthen, daß diese interessanten Modelle nicht das Ausland gelangen werden, und darum mag diese eitläufige Notiz für den entfernten Kunstfreund Entschuldigung finden; von andern Arbeiten der Art sind och vier Stück, etwa den vierten Theil so groß, voranden.

Unter den Skulpturen in Elfenbein, deren Anzahl in irca 50 Stücken besteht, verdienen unter andern nachehende die besondere Aufmerksamkeit der Sammler und unstfreunde:

Aus dem 15ten Jahrhundert. Christus am reuze, zu beyden Seiten Maria und Johannes, oben ltdeutsche Verzierung, Hochrelief hoch 1 Zoll 11 Linien, reit 1 Zoll 5 Linien, auf eine Rahme von Bronce aufebracht, welche auch altdeutsche Verzierungen enthält, doch später gefertigt seyn dürfte. Die Figuren sind zwar hr unrichtig gezeichnet, allein das offe[n]bar hohe Alterhum macht das Stück sehr merkwürdig. Zunächst reiht ich ein anderes Hochrelief an, die Maria mit dem Kinde uf den Drachen tretend, zur Seite zwey Figuren, oben n altdeutscher Verzierung noch zwey kleine Engel; es ist Zoll hoch und 1 Zoll 3 Linien breit. Dem Ende dieses Jahrhunderts dürfte auch ein altdeutsches Hausaltärchen angehören, mit zwey oben in einer Spitze sich endigenden Flügelthüren. Das mittlere Feld enthält die Maria mit dem Kinde neben zwey Heiligen, in der Flügelthür rechts steht der heilige Laurentius, in der linken ein unbekannter Heiliger, den Hintergrund bilden altdeutsche Gebäude, ebenfalls Hochrelief. Die äußere Einfassung und der Fuß desselben ist mit verschiedenen ebenalls altdeutschen Verzierungen, mit Elfenbein auf Holz ehr gut eingelegt; das Ganze ist 1 Schuh 8 Linien hoch, ovon für die elfenbeinerne Altartafel 9 Zoll zu rechnen ind. In gleichem Sinne ist eine gekrönte Maria mit em Kinde, auf einem Piedestale stehend, 2¼ Zoll hoch und runde Figur, in einer halbrunden Nische von Ebenholz.

Aus dem 16ten Jahrhundert sind nachstehende Gegenstände bemerkenswerth: Christus wird zum Hohenpriester geführt. Hochrelief aus 5 Figuren und 1 Hund bestehend. Die Zeichnung erinnert an den Geschmack des Martin Schongauer; es ist 5 Zoll hoch, breit 4 Zoll. Ein Produkt jener Zeit ist ferner eine äußerst lieblich verschlungene Gruppe von drey Kindern, von denen ins auf die zwey untern gruppirt und durch Blumenguirlanden verbunden ist. Das Ganze hat die nächste Aehnlichkeit mit jener Kindergruppe, welche Hans Sebald Beham so trefflich in Kupfer gestochen hat; dieses vorzüglich gut gearbeitete Rundwerk ist 3 Zoll hoch, ohne das Postament von Ebenholz. Ein Basrelief: Venus macht ihre Toilette, Amor hält den Spiegel, Composition von vier Figuren, Brustbilder in einem Ovale von 3 Zoll 2 Linien Höhe, und 1 Zoll 3 Linien Breite, verdient sehr beachtet zu werden.

Aus dem 17ten Jahrhundert sind unter den Rundwerken merkwürdig: Ein Herr und eine Dame im damaligen Costüme, sich umschlingend, 3½ Zoll hoch; dann vorzüglich ein Pokal von Lorenz Zink von 9 Zoll 6 Linien Höhe; die Tiefe des sehr künstlich gedrehten Bechers ist 3 Zoll, die Peripherie der Mündung oben 2 Zoll im Durchschnitt; besonders merkwürdig ist der Fuß dieses Pokals. Auch ein Dodecaeder, der wieder andere vielseitige Körper in seinen durchbrochenen Flächen sichtbar werden läßt, auf einem niedlichen Fuß und von 2¼ Zoll Höhe, ist von demselben Meister vorhanden.

Unter den übrigen, der spätern Zeit angehörenden Rundwerken ist ein St. Johannes der Täufer, als Kind mit dem Kreuze, 5 Zoll hoch, auszuzeichnen, und dann besonders auch das Brustbild des Franz Ludwig von Erthal, unvergeßlichen Bischoffs von Bamberg und Würzburg; es ist 3 Zoll 3 Linien hoch und steht auf einem Postamente von Ebenholz, welches wieder das Wappen der beyden Bisthümer aus Elfenbein ziert; es ist ganz vorzüglich gearbeitet; leider ist keine Angabe des Verfertigers, selbst nicht ein Monogramm daran sichtbar, jedoch sehr wahrscheinlich, daß entweder Peter Wagner in Würzburg, oder Verschaffelt in Mannheim es fertigte, da dieser vortreffliche Fürst als Kunstfreund diese Künstler genau kannte.

Auch drey verschiedene Crucifixe sind vorhanden, wovon das eine, über 1 Schuh hoch, von Petel, das andere nach dem darunter liegenden Todtengerippe, welches halb Elfenbein, halb Holz ist, zu schließen, von Krabensberger seyn dürfte. Noch verdienen bemerkt zu werden zwey St. Sebastiane, beyde verschieden, und St. Johannes der Evangelist, alle drey etwa 8¼ Zoll hoch. Noch besser ist ein St. Joseph, mit dem Christkinde auf dem Arme, gearbeitet, neben befindet sich ein Engel, welcher den Lilienstengel hält; das Ganze 6 Zoll 9 Linien hoch. Zwey ähnliche Gegenstände, besonders der erstere, sind ein St. Franziscus und ein St. Johannes Nepomucenus, jedoch beyde nur 5 Zoll hoch. Auch der siegreich erstandene Heiland, auf den Drachen tretend, ist sehr gut zu nennen; es hat das Kreuz der Siegesfahne unbedeutend gelitten und kann leicht ersezt werden. Nicht minder gut ist eine Maria im Schmerze, und unter den Basreliefs eine Dornenkrönung, ein Schutzengel ꝛc., deren Beschreibung zu weit führen dürfte.

Es finden sich ferner auch von einer Gattung Bildhauerarbeiten 9 Stücke, zu welchen die Künstler nur für die Fleischtheile Elfenbein verwendeten, die Gewänder aber und Nebensachen aus braunem Holz bestehen. Der

Digitized by Google

Künstler, der sich vorzüglich in dieser Gattung beschäftigte, war der oben berührte Krabensberger. Man findet in dem Galleriegebäude zu Schleißheim viele dergleichen auf den Tischen zwischen den Fensterpfeilern stehen. Auch hier wie dort machen einzelne Bettlerfiguren, oder ganze Gruppen derselben, die Gegenstände der Darstellung aus; jedoch ist hier auch ein edlerer Gegenstand, die Rückkehr der heiligen Familie aus Egypten, zu finden. Wenn die elfenbeinernen Arbeiten die Aufmerksamkeit des Liebhabers fesselten, so verdienen es die Skulpturen in Holz in nicht minderem Grade. Unter denselben steht oben an ein Fries, hoch 8 Zoll, lang 4 Schuh, eine Apostelntheilung vorstellend, aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts und im Geschmack desselben bemalt, die Gewänder vergoldet; in der Mitte nimmt der Heiland von seiner Mutter Abschied, dann bemerkt man noch zehn Apostel, im Ganzen zwölf Figuren. Ein Meisterstück in Absicht des Ausdruckes der Köpfe und des Gemüthlichen der Anordnung. Man kann die Rührung, mit welcher die Apostel zum Abschied sich die Hände reichen, während andere voll Muth und Ergebenheit dem höhern Wink folgen, nicht ohne Theilnahme betrachten.

Noch ist unter den übrigen Arbeiten dieser Gattung zu bemerken: Eine Kreuzabnahme, ganz der berühmten von Rubens ähnlich, aus 9 runden Figuren bestehend, und 1 Schuh hoch; dann als Hochrelief eine Grablegung, eine Kreuzschleifung und eine Geisselung Christi, als Gegenstück, dann ein Abendmahl und eine Fußwaschung. Unter den Alabasterarbeiten ist das in Basrelief geschnittene Brustbild des bayerischen Churfürsten Maximilian zu bemerken, dann eine Taufe Christi am Jordan, ein Schutzengel, und ein Ecce homo. Noch sind über dies alles mehrere Gypsfiguren, meist broncirt, so wie dergleichen im kleinern Maßstab aus Porzellain und Biscuit, zum Theil im chinesischen alten Geschmack, vorhanden. Eben so merkwürdig sind drey Kupfertafeln von Goldschmieden, etwa in der zweyten Hälfte des 15ten Jahrhunderts gestochen; zwey derselben dienten, nach den vorhandenen deutlichen Ueberresten der Haken und Schlingen, als Deckel auf dem Einbande irgend eines Manuscripts oder Gebetbuches; sie sind 2 Zoll 7 Linien breit und 2 Zoll 11 Linien hoch. Das eine stellt Christum am Kreuz vor, zur Seite Maria und Johannes; das Wort INRI oben am Kreuzesstamme und die Namen in den Heiligenscheinen sind nicht verkehrt gestochen, wie es auf einer absichtlich zum Abdrucken bestimmten Platte der Fall seyn müßte, jedoch würde ein Abdruck derselben für Alterthumsfreunde von hohem Interesse seyn, und daher selbige am besten sich für den Besitz einer unternehmenden Kunsthandlung eignen. Das zweyte stellt Maria und Joseph vor, wie sie das neugeborne Jesuskind anbeten. Das dritte, 2 Zoll hoch und 1 Zoll 7 Linien breit, ist von einer altdeutsch verzierten Rahme von Bronce umgeben und stellt eine Kreuzabnahme vor, welche besser als die vorhergehenden gestochen ist, obgleich sie ein höheres Alter verräth.

Unter den Gemälden zeichnen sich vorzüglich aus mehrere Halbfiguren von Marquard Treu, eine Kreuzschleifung von Christoph Schwarz, einige Warlunger, P. Bemmel und Copien nach Ostade, G. Dow u. s. w. Der Kupferstichliebhaber findet nachstehende interessante Blätter unter Glas und Rahmen: der Knabe mit den goldenen Evern, und das Gegenstück: die getödtete Gans nach Paye von Young, schöne Abdrücke in geschabter Manier; das Abendmahl nach L. da Vinci von Bitthäuser, drey Blätter von Schiaconetti nach Benazech, die lezten Schicksale Ludwig des XVI., dann Blätter von Audran, Thouvenin, Moreau, Ragot, J. L. Rugendas (die Schlacht von Eckmühl und die Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1809), Blätter nach N. Poussin, Rubens, le Brun und B. West ꝛc. Die nähere Angabe der Mineralien und Konchilien würde für den Raum dieser Blätter unpassend seyn; wir begnügen uns daher, die Liebhaber nur auf ein Prachtstück, einen Nautilus von besonderer Schönheit und Größe, aufmerksam zu machen.

Diese interessante Sammlung, welche für die Liebhaber eines jeden der obigen Fächer Schönes und zum Theil sehr Seltenes darbietet, soll, um die Theilung der Erben zu erleichtern, auf gerichtlichem Wege und zwar

am 25sten Mai und folgende Tage

in Bamberg verkauft werden. Sämmtliche Gegenstände sind alle im conservirtesten Zustande, wo nicht das Gegentheil oben bemerkt ist, und wir machen alle Kabinete und Sammler auf diese Versteigerung um so mehr aufmerksam, da sich ihnen nicht leicht eine so günstige Gelegenheit darbieten dürfte, ihre Kabinete mit interessanten Gegenständen zu bereichern.

Vollständige Uebersichten wird man, so wie spezielle Auskunft über das eine oder das andere Kunstwerk, auf Verlangen einsenden; besonders bittet man sich im lezten Falle an den Maler Herrn F. K. Rupprecht dahier zu wenden, der auf frankirte Briefe gerne und befriedigende Antwort ertheilen wird. Derselbe wird auch die Aufträge auswärtiger Liebhaber, die verhindert seyn dürften, der Auktion beyzuwohnen, bey hinlänglicher Sicherheit besorgen, so wie man auch dazu die Herrn Professor und Maler Neureuther, Herrn Magistratsrath Schellein, Censal Paul Leist, die Dresch'sche Buchhandlung in Bamberg, Herrn Joseph Heller, Schriftsteller in Bamberg, und A. Pickert, Tarator in Fürth, bey gleicher Bedingniß bereitwillig finden wird, und der gewissenhaftesten Besorgung sich versichern kann.

Digitized by Google

№. 45.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 4. Juni 1829.

Bemerkungen über die Schrift: „In welchem Styl sollen wir bauen? von H. Hübsch.“

(Fortsetzung.)

Es hätte keineswegs außer dem Zweck des Verfassers gelegen, das Wesen der Architekten, ja vielleicht auch der Kunst überhaupt, so wie das, was sie will und kann, mit wenigen Worten anzugeben, oder auch nur zu berühren. Er würde sich dadurch einen höheren Standpunkt verschafft haben, der seinem eifrigen und schönen Streben, die Baukunst von den unwürdigen Fesseln zu erlösen, die neue Gefahr gezeigt hätte, die er zu bereiten im Begriff war. Manches, das jezt nur dem Materiellen der Kunst zu gehören scheint, hätte dann eine höhere geistigere Bedeutung gewonnen; Manches wäre modifizirt worden und Vieles nicht so geradezu postulirt. Aus der ganzen Schrift schien die Ansicht hervorzuleuchten, daß die Materie, der Stoff den Geist beherrsche, welches doch fast umgekehrt wahr ist. So wie der Geist die Herrschaft über die Materie aufgibt, verliert er auch die über die Form, und zerfällt dann in sich selber. Freylich trägt die Materie, vornehmlich bey den bildenden Künsten, gewisse unüberschreitbare Schranken für die Bildsamkeit in sich; diese stehen jedoch so fern und bedingt, daß sie sich nicht auf ein Paar unabänderliche Verhältnisse reduziren lassen.

Ehe wir uns weiter in das Einzelne einlassen, wollen wir über das Wort Styl einige Bemerkungen beybringen, die wesentlich nothwendig für unsere Verständigung mit H. H. sind. Dieser gibt dem Wort Styl fast durchgängig eine Bedeutung, die sich auf das Materielle, die Construktion bezieht, während dies Wort dem Sprachgebrauch gemäß nur auf das Geistige angewandt wird. Nicht heißt Styl ein bestimmtes unabänderliches System der Construktion und Verzierung; noch weniger bezeichnet es die beyden Richtungen ausschließlich, die sich durch Bogenüberspannungen und gerade Ueberdeckungen unterscheiden; sondern es hat in der ästhetischen Sprache nur folgende zwey Bedeutungen: Erstens das Volks- und Zeitlebendige und charakteristisch Bedeutende, welches die Kunst, gleichviel welche, stets in ihren Werken spiegelt. (So sagt man griechischer, altdeutscher, raphaelischer Styl.) Zweytens aber wird darunter ein bestimmter Ausdruck, ein individueller Charakter verstanden. (In diesem Sinn sagt man leichter, erhabener, schwerer Styl.) In der Bedeutung hat es nun gar nichts mit der Construktion zu thun; denn der leichte, erhabene und schwere Styl können alle sowohl durch Bogenconstruktion, als gerade Ueberdeckung gebildet werden.

Demnach kann also eine Zeit nicht nach einem Styl streben; Styl nach der ersten Bedeutung wird jede Zeit unwillkührlich haben; nach der andern wird sie alle besitzen. So zeigt sich uns in der Kunst des Mittelalters, der Periode des Perikles und selbst der Zeit der Perücken ein unverkennbares Gepräge der Zeit und ihres Standpunktes, welches wir Styl nennen, ohne daß aber jene Zeiten mit Bewußtseyn auf einen besondern Styl ausgingen; er krystallisirte vielmehr aus der Zeit und den Verhältnissen organisch. In jedem Styl dieser Bedeutung finden wir jedoch auch verschiedene individuelle Charaktere, die durch Styl in dem anderen Sinn bezeichnet werden. Dieses zugegeben, kann der Verf. unmöglich etwas anderes unter seinem neu zu begründenden Styl verstanden haben, als Materielles, Construktionelles. Vorschriften der Art aber zerstören alle Kunstschöpfungen im ersten Keim, lähmen dem Genius die Schwingen und führen ihn eine arge, beschränkte Bahn, während er selbstständig Werke der Bewunderung schaffen würde. Vorgeschrieben werden kann nur Bekanntes, das Originelle aber gebiert sich selbst. Wären die Werke der genialsten Meister in allen Künsten vorher von der Welt zugeschnitten und vorgezeichnet, wie würde es mit ihnen aussehen? Der Künstler soll frey schaffen, nur dem Geiste seiner Zeit gehorchen und Herrscher über die Materie seyn. Wenn er diese aber beherrschen soll, so muß er sie deshalb nicht tyranniſiren; wenn er dem Zeitgeiste unterthan seyn soll, so lebt der auch in ihm. Unter diesen Bedingungen werden immer wahre Kunstwerke

Digitized by Google

an's Licht treten. Ist die Construktion, das Vernünftige vorgeschrieben, so werden freylich die daraus entsprungenen Werke vernünftig seyn; ist aber daran schon die Schönheit gebunden? Bey schönen Werken hingegen versteht sich das Vernünftige von selbst. Daß die Construktion nicht der Grund der plastischen Idee, sondern deren Folge ist, erweiset die Kunstgeschichte. Hätten die alten Griechen ein Gebäude in der Idee eines mittelalterlichen Domes schaffen wollen, da wären sie mit ihrer Construktion eben so wenig ausgekommen, als die altdeutschen Meister mit der ihrigen, wenn sie ein Werk in der Idee des Parthenon zu bilden sich vorgesezt hätten. Die Construktion hatte sich dem Totalcharakter der Baukunst beyder Zeiten angeschmiegt, und war, obgleich an beyden Orten vernünftig, dennoch himmelweit verschieden. Wäre aber die Construktion kanonisch festgesezt, so würde sie dergleichen Schlagbäume in unzähligen Beziehungen der Ideen und Idealen vorlegen. Also die Construktion folgt aus der Idee. Dieses ist ein allgemeingültiger Hauptsatz. Wenn ein Einzelner auch die Zulänglichkeit eines Construktionssystems für die Jetztzeit sieht, so sieht er doch nur für sich und nach seiner Subjektivität, und soll deshalb den Andern dasselbe Recht lassen, was er sich nahm. Zu einem Ideale mag nur ein Weg führen, wer wird sich aber dieses eine vorzugsweise zuschreiben, und kein anderes gleich hohes anerkennen?

Bey unseren Forderungen von Bauwerken indessen und bey unserm Material wird die Bogenconstruktion in den meisten Fällen die seyn, die der Idee und der Ausführung am angemessensten ist, für welches H. H. viele Argumente beybringt. Weil aber diese Construktion für viele Fälle die beste seyn wird, sollen wir uns dadurch verleiten fühlen, sie für alle zu fordern?

Wir behaupten, der Ausdruck der leichtesten Grazie, der unbefangensten Anmuth ist der Bogenconstruktion ganz unmöglich. Der Grund mag in Folgendem liegen: Bey der Bogenconstruktion entspricht die Festigkeit und statische Ruhe aus dem Gleichgewicht verschiedener einander widerstrebender Kräfte, die sich gegenseitig vernichten. Der geringste Umstand, der dieses Gleichgewicht aufhebt, etwa des Weichen eines Widerlagers oder eines Wölbsteins, gibt den freywerdenden Kräften die Macht, das Ganze zu zerstören. Dieser Conflikt der Kräfte, die so lange das Gleichgewicht gestatten, als die stets wirkenden Kräfte nur sich selbst zerstören, ist es aber gerade, den der Geist des Beschauers mitfühlt. Mag auch zulezt eine Festigkeit daraus hervorgehen, die leichte jungfräuliche Naivität kann nie das Resultat werden. Das Auge rechnet unwillkührlich und unbewußt ein Exempel von Schub und Gegenschub und unterhält sich mit dem Materiellen. Finden wir nun die der Bogenconstruktion abgesprochenen Eigenschaften bey vielen griechischen Werken in einem entzückenden Grade, so scheint es einleuchtend, daß die gerade Ueberdeckung, bey der die Festigkeit aus der statischen Ruhe aller Theile für sich hervorgeht, dazu geeigneter seyn muß. Hier scheint die Idee ohne Materie zu seyn, wo dort die Materie bey weitem vorherrscht. Wenn überdies bey der Bogenconstruktion die nöthigen Widerlager nicht versteckt werden, so verbreiten sie leicht über das Ganze einen Schein von Schwere, der mit der übrigen beabsichtigten Leichtigkeit nicht wohl harmonirt. Aber der Grieche versteckte nichts; und wo man verstecken muß, ist ein Punkt, da man Unrecht hat. Daß nun Aufgaben von solchem Ausdruck nicht unterbleiben werden, leidet keinen Zweifel; und dann sollte sie eine vorgeschriebene Construktion verwerfen?

Für den Charakter der erhabenen Größe, wie ihn z. B. Kirchen aussprechen sollen, scheint keine Construktion geschickter zu seyn, wie die mit Bogen, weil hier die Massen nie so zierlich seyn dürfen, daß sie den Gewölben nicht hinreichende Widerlager gewährten, und beym ersten Blick die völlige Versicherung des statischen Gleichgewichts gäben. In vielen andern Fällen wird diese Construktion Bequemlichkeiten und Vortheile darbieten, die sie auch da rechtfertigen, wo die gerade Ueberdeckung nicht weniger schön wäre. Indessen sind viele Fälle denkbar, bey denen allein die Möglichkeit der Construktion und die Zweckmäßigkeit (die obenberührte rein ästhetische Seite zu geschweigen) die Bogenconstruktion verwirft und die gerade Ueberdeckung vorzieht. Daß wir z. B. offene Hallen an vielen Gebäuden nöthiger haben, als Griechen und Römer, liegt in unserm Klima; daß die zierliche Leichtigkeit einer solchen Halle nicht durch schwere Pfeiler, die dem Schub der Gewölbe widerstehen könnten, erreicht werden kann, ist klar. Was nun aber thun im Fall dieser Aufgabe? Säulen müßte man mit eingestickten Eisenstangen an einander und an die Mauer hängen, wenn sie von den Gewölben nicht umgeworfen werden sollten. Wer jedoch eine solche Verbindung rechtfertigt, kann damit unendlich weit gehen, und zulezt ein Haus in die Luft hängen. H. H. verwirft die Säulenhallen mit gerader Ueberspannung, weil sie nicht Tiefe genug haben könnten. Aber in solchem Wetter, wann darin kein Schuz zu finden, werden wohl selten überhaupt Hallen besucht. Zudem rauben tiefe Hallen den etwaigen Fenstern darin alles Licht und theilen dem ganzen Gebäude einen finstern und gedrückten Charakter mit.

Ohne Zweifel lassen sich beyde Construktionsmethoden recht gut vereinigen, und die scheinbare Unmöglichkeit liegt nicht in der Natur der Sache, sondern in der zu eng gefaßten Harmonie. Warum soll die fast sanktionirte Regel: daß, wenn einmal eine Oeffnung mit einem Bogen

Digitized by Google

geschlossen, dies bey allen der Fall seyn soll, so blind befolgt werden, auch wenn sich Zweckmäßigkeit, Construktion und Schönheit des Ausdrucks dagegen auflehnen? Wo den Bogen weiter nichts rechtfertigt, als eine grillenhafte Consequenz und Harmonie, in der Construktion aber und Zweckdienlichkeit sich Widersprüche und Ungereimtheiten zeigen, da kann man aus einem gleichen Gefühl von Consequenz und Harmonie auch Gesimse und andere Linien nach Kreisbögen fordern, die kaum mehr gegen sich hätten, als die Bogenschlüsse über sehr schmalen Oeffnungen, die in einen einzigen Stein gehauen sind. Weshalb soll der, der über einen breiten Graben gesprungen, nun immer denselben gewaltigen Anlauf und Sprung machen, wenn ihm ein Wagengeleis in den Weg kommt? Aber die Harmonie ist eine Schanze, die Vorurtheile und ire Ideen im Reiche des Schönen gegen jeden Angriff ichert.

Wo es also der Zweck unumgänglich erfordert, da kann nicht die Frage seyn, ob man einen Bogen machen will; aber warum soll man denn immer, wenn man nicht allein nicht muß, sondern sogar oft nicht einmal kann, wie oben bey der Halle?

Wir sind der Ueberzeugung, daß beyde Arten der Ueberspannung sich an ihren Orten rechtfertigen können und eine vollkommene Harmonie gestatten, welche sicherlich nicht allein an die Construktion und das Materielle in der Kunst gebunden ist. Freylich eine willkührliche Abwechselung mit heterogenen Formen ohne Motiv und Bedeutung zeugt eben so wenig von Gefühl für Harmonie und Schönheit, als sie beyde erfassen wird.

Zum Theil ist der Verf. auch dieser Ansicht, indem er gewöhnliche Fenster mit einem geraden Sturz schließen will. Kann dieser aber eine volle Mauer tragen, so kann ein Architrav noch eher blos das Gebälk tragen. Ist hier der gerade Schluß unharmonisch, so ist er es dort nicht weniger.

Wenn H. H. sagt: der neue Styl würde der byzantinische Bogenstyl werden, so hat er gewiß sehr Recht, die Bedingung hinzuzufügen: wie dieser seyn würde, wenn er vollkommen ausgebildet wäre. Denn so weit er gebildet ist, zeigt er uns eine zu große Menge von Solchem, was nur aus jener kindlichen Zeit entspringen konnte, uns aber nur in historischer Beziehung interessirt, als daß wir ihn unbedingt aufgreifen dürften, so wie er sich uns zeigt. Die Harmonie ist auf der einen Seite zu schwach, wenn wir die Massen und ihr Verhältniß unter einander betrachten, und wiederum zu eng gefaßt, wenn wir die Formen gegen einander stellen. Das wird Jedermann eingestehen, daß die untergeordneten Theile bis zu den Details herab höchst selten zu den Hauptmassen in schönem und vortheilhaftem Verhältniß stehen, ja sogar oft abgeschmackt und kleinlich sind. Hätte der große Meister, der den Dom zu Speier, dieses erste und bewundernswürdigste Meisterwerk der byzantinischen Kunst, erschaffen konnte, hätte der die Außenseiten in dem Sinn und der reinen schönen Größe, die wir im Innern wahrnehmen, gefühlt und gebildet, dann würden wir gewiß von jenen hergebrachten und geerbten Schwächen gänzlich befreyt worden seyn; und jene Zeit hätte uns in dem genannten Dom ein Monument hinterlassen, das wir in jeder Rücksicht den ersten aller Völker gleichschätzen könnten, während wir es jezt nur in einer Hinsicht dürfen.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

Mit vielem Vergnügen las der Unterzeichnete die gelehrten Mittheilungen des Herrn W. F. Rink in einigen auf einander folgenden Nummern des diesjährigen Kunstblatts, betitelt: „Alte Denkmale in Venedig und in seiner Umgegend," die um so schätzbarer sind, als sie Manches ergänzen und berichtigen, was gelehrte Reisende und Alterthumsforscher bisher übersahen oder falsch deuteten. Allein gerade weil Herr Rink hierbey so kritisch zu Werke geht, sey es mir vergönnt, ihn auf die meines Dafürhaltens unrichtige Beurtheilung des unter Nr. 20. (Nr. 42. Seite 167) angeführten Reliefs aufmerksam zu machen. Ich bin im Voraus überzeugt, daß er mir dieses um so weniger übel deuten wird, als ich eigentlich nicht dessen Deutung und folglich den Umfang seines Wissens antaste, sondern die falsche Auffassung und mangelhafte Beschreibung jenes fraglichen Reliefs, das ich während eines siebenmonatlichen Aufenthalts in Venedig so oft gesehen, selbst genau abgezeichnet und davon in den Nachträgen zu meiner Reise *) auf Taf. V. eine Abbildung geliefert habe, und welche eigentlich einzig und allein sein Urtheil begründen mußte.

Er sagt hierüber folgendes: 20) „Ein Relief mit „Isis auf dem Thron, den Horus gebährend, „die Rechte auf einen Löwen, die Linke auf „einen Panther stemmend. Aus der Geburt „des Lichts (Horus verwandt mit אור Licht)

*) Siehe Nachträge zu meinem Werke, betitelt: Reise zum Tempel des Juviter-Ammon in der Libyschen Wüste und nach Oberegypten in den Jahren 1820 und 1821, von H. Frhr. v. Minutoli, mit sieben Kupfertafeln. Berlin 1827 in der Maurer'schen Buchhandlung.

„quillt Leben und Fruchtbarkeit: daher be„finden sich zur Rechten der gesegneten Mut„ter drey Lotusblumen und zu ihrer Linken „drey Ibis. Zu vergleichen ist hiermit die „Niederkunft der Isis im Innern des Tem„pels zu Hermonthis, siehe: Description de „l'Egypte, I. pl. 96. Fig. 1."

Die Darstellung der Isis auf dem Throne, der Horus auf dem Schoos liegt, ist richtig; eben so die Anführung, daß sie die Rechte auf einen Löwen stemmt; allein die Linke legt sie nicht auf einen Panther, sondern auf einen Hund, den die lange Schnauze und der ganze Körperbau als solchen sattsam bezeichnen. Desgleichen sind die angeblichen drey Ibise zur Linken keine Abbildungen dieses sonst den Egyptern so heiligen Vogels, sondern drey Gänse, wie dies ebenfalls aus ihrem ganzen Bau hervorgeht; wären es Ibise, so würden sie mit längern Beinen, gestrecktern Halse und gekrümmtern Schnäbeln abgebildet worden seyn. Denn verstieß auch zuweilen der alte Egypter gegen die angenehmen Formen in der Darstellung von menschlichen Abbildungen, so lieferte er dagegen das Ebenbild einer jeden Thiergattung mit allen charakteristischen unverkennbaren Abstufungen seiner Art, so daß man sie auf den ersten Blick erkennen muß.

In der Beylage Nr. II, zu meinen obenangeführten Nachträgen und zwar von Seite: 240 bis 241 habe ich unter folgender Aufschrift: „Darstellung des egyp„tischen Jahres auf einem Basrelief des Pa„lastes Grimani zu Venedig" dies Relief zu deuten versucht, wo man meine unmaßgebliche Auslegung nachlesen kann.

Dieser Umstand liefert abermals den Beweis, wie schwierig oft die richtige Auffassung, wörtlicher oder selbst graphischer Beschreibungen ähnlicher alter, nicht selten halbverwitterter, schadhafter, auch selbst nach unrichtigen Prinzipien ergänzter Denkmäler dem Alterthumsforscher fallen muß. Faßt er sie unrichtig auf, so ist die natürliche Folge hievon eine eben so unrichtige Auslegung, von welcher wir leider, unter ähnlichen Voraussetzungen, selbst die größten Archäologen nicht freysprechen können. In einen ähnlichen Irrthum verfielen zum Beyspiel die französischen Gelehrten, als sie (siehe Description de l'Egypte I, pl. 45. Pig. 14.) in einem kleinen Tempel der Steinbrüche zu Gebel-el-Silsili, den bocksbeinigen Pan, so wie ihn uns Herodot Buch II. C. 46. schildert, zu erkennen glaubten; während ich mich an Ort und Stelle überzeugte, daß jener angeblicher Pan oder egyptische Mendes kein männliches Wesen, sondern eine Göttin sey, mit Thierleib und Menschenhaupt, in einer seltsamen Verhüllung, die sonst nirgends vorkömmt. (Siehe Tafel XXI. Fig. 1. meines Reiseatlasses.) Vergebens sah ich mich nach einer andern Darstellung des Pan's um, die auch die Herrn Banks, Salt, Drovetti, Ricci und Linant in den Steinbrüchen von Silsilis aufzufinden umsonst sich Mühe gaben, und so viel mir bewußt ist, ist es bisher noch keinem Reisenden gelungen, eine Darstellung desselben auf altegyptischen Denkmälern aufzufinden, die ganz mit der uns von dem alten Vater der Geschichte gegebenen übereinstimmte. Ich habe zwar auf Tafel XXI. und zwar unter Fig. 2. meines Atlasses eine Abbildung des Pan's oder Mendes geliefert, die sich in der zu Biban el Moluk durch Belzoni eröffneten Katakombe befindet, und die noch am meisten mit der uns von Herodot gegebenen Beschreibung dieser egyptischen Hauptgottheit übereinstimmt; denn die, Seite 249 bis 252 meiner Nachträge gelieferte Darstellung des Pan's auf einem kanopischen Gefäß von gebrannter Erde scheint mir zu apokryphisch zu seyn, als daß sie als eine unzweydeutige Bürgschaft hier aufgestellt werden dürfte.

Ich schweife jedoch zu weit ab, und knüpfe daher den Faden meiner Erörterung wieder an. Die Alterthumskunde erfordert daher viel Umsicht, eine besonnene Beschauung des zu beschreibenden Gegenstandes, viele Vergleichungen und große Behutsamkeit, besonders wenn man den Maßstab der Kritik auf ein Kunstwerk anwenden will.

Daher ist es wohl nöthig, bevor man der beschreibenden Phantasie freyen Lauf läßt, daß man das zu erläuternde Denkmal mehrmals und oft betrachte und es alsdann erst durch Worte beschreibe oder auch graphisch mit allen seinen Eigenthümlichkeiten und Mängeln genau darstelle, wo es alsdann dem Scharfblicke des Kunstkenners um so leichter fallen muß, das Vorhandene zu deuten und das etwa Fehlende zu ergänzen. Im entgegengesetzten Fall wird eine voreilige wörtliche oder plastische Ergänzung desselben nur dazu beytragen, den minder scharfsichtigen Kunstfreund irre zu führen, wie dies leider so manche unrichtig auf falsche Prämissen basirte Beschreibungen oder Ergänzungen ähnlicher Kunstwerke in gelehrten Werken und in unsern Kunstsammlungen zur Genüge darthun.

v. Minutoli.

Digitized by Google

N°. 46.

Kunst-Blatt.

Montag, 8. Juni 1829.

Bemerkungen über die Schrift: „In welchem Styl sollen wir bauen? von H. Hübsch."

(Beschluß.)

Wer den byzantinischen Styl deshalb wieder hervorrufen will, weil er vaterländisch war, der bedenke, daß er in fremden Ländern entstanden und eben so wohl gediehen ist, als bey uns. Vor Allem aber erwäge er, ob unsere Zeit diesem Styl analog ist. Wie kann er, weil er für seine Zeit schön und charakteristisch war, es darum nun auch für die unsrige seyn, die kaum noch etwas mit jener gemein hat. Gerade deshalb, weil er das Siegel jener kindlichen Zeit trägt, ist es ihr ausschließliches Eigenthum. Unsere Kunst soll unsere Zeit auf dieselbe Weise darstellen, wie jene alte die ihrige. Und thut das nicht jede Kunst jeder Zeit und jedes Volkes, ohne es selbst zu wollen? Betrachten wir das 17te und 18te Jahrhundert, die durch Perücken charakterisirt werden, so ist es nicht zufällig, daß die Künste in demselben Geist erscheinen, weil die Zeit ihren Stempel ohne Unterschied auf jede Sphäre des Schaffens und Seyns drückt. Gehn wir von der Kleidung aufwärts bis zur Poesie, so finden wir Alles überall homogen. In dieser nothwendigen Uebereinstimmung alles Gleichzeitigen liegt vielleicht auch der Grund, warum unsere neueste Kravattenzeit nichts Außerordentliches in der Baukunst im Vergleich zu andern Perioden hervorbringt. Alles, was sie gebiert, gehört ihr; aber das Kind gleicht natürlicherweise der Mutter. Uns zeigt die Geschichte, daß auf jede große Epoche eine gewisse Abspannung und Ruhe folgte, um gleichsam sich zu erholen und zu verdauen. Daher auch die geistlose Nachahmerey von großen Meistern. Die Meister strebten nach einem geahnten Ideale in der eigenen Brust. Die Nachfolger aber strebten nur diesen Meistern nach, die ihnen zugleich Gesetzgeber dünkten, und thaten dann weiter nichts, als sie nachahmen. Jezt lebt unsere Zeit anscheinend noch im Genuß und der Verarbeitung der vergangenen; aber sie sollte nie das einst vortretende große Ziel außer Augen verlieren, nämlich auch eine große Zeit zu werden. Dann aber verbietet sie uns das unselbstständige Anklammern und Festhalten an der untergegangenen. So wenig, wie es uns möglich war, die Zeit zu halten, eben so wenig wird es auch möglich seyn, ihren Geist, der von ihr unzertrennlich ist, an uns zu fesseln. Mag das Eine mit dem Andern fort seyn und bleiben, weil in der Natur- und Geisterwelt kein Moment der beharrenden Ruhe sich denken läßt, sondern Alles von einem ewig regen und fortschreitenden Leben durchströmt wird. Wir wollen jedoch gewaltsam in diesen nie wiederkehrenden Evolutionsorganismus greifen, wenn wir fordern, es solle die byzantinische oder eine andere Kunst wieder in Ausübung gebracht werden. Wir müssen Neues, Zeitgerechtes schaffen, wie die Vorwelt sich auch in Jenem Neues und Zeitgerechtes geschaffen hatte. Hätten die Deutschen des 12ten Jahrhunderts gedacht, wie wir jezt fast allgemein denken, so hätten sie den Bogenstyl, den die abendländische Kaiserin, von Byzanz aus, bey ihnen einführte, behalten, nie aber den herrlichen deutschen ausgebildet. Die Gemälde von Cimabue und Fiesole sind für ihre Zeit bewundernswürdig und schön; aber das 16te Jahrhundert in Italien wollte durch einen Raphael und Michel Angelo der Nachwelt gezeichnet seyn. Zerrt man auch an den Raphaelen des 13ten Jahrhunderts, wie man will, man macht sie doch nicht für das 16te gerecht, und eben so wenig für das 20ste.

Daß der byzantinische Styl in neueren Zeiten so viele Anhänger gefunden hat, gründet sich wohl hauptsächlich darauf, daß seine Werke im höchsten Grade malerisch sind. Ob aber das Pittoreske bey Produktionen der Architektur nothwendige Bedingung seyn soll, kann nicht schwer zu beantworten seyn. Bestimmt diese Eigenschaft allein ihren Werth, so haben die allgemeingeschäzten florentinischen Paläste einen sehr geringen, und die Bauwerke der Griechen noch weniger. Dagegen steht freylich der byzantinische Styl oben an und noch über dem altdeutschen, weil er dem Licht und Schatten mehr Masse darbietet, und beyde nicht durch so viele leichte Details durchbricht. Dann aber müssen wir auch einem elenden Bauerhäuschen, wie wir es oft finden, den archi-

Digitized by Google

tektonischen Werth zusprechen, den wir einem Parthenon absprechen. Aber die Architektur ist eine selbstständige Kunst, die auf ihre eigene Weise das Schöne darstellt, und darum braucht sie keine andere, die von ihr himmelweit verschieden ist, um Rath zu fragen. Sollte der Bildhauer seine Schöpfungen malerisch machen, so verletzte er seine Kunst in ihrem innersten Wesen, und forderte er vom Maler plastische Gemälde, so wäre es nicht unbilliger. Neben der architektonischen Schönheit kann allerdings die malerische bestehen, aber sie macht nicht die architektonische aus.

Also die pittoreske Seite des byzantinischen Styls soll uns nicht bestimmen, sie wieder aufzugreifen. Die rein architektonische kann es eben so wenig, wie bereits mehrseitig dargethan ist. Und von Beydem abgesehn, wäre es nicht eine höchst armselige Kunst, die über ein Paar Formen und Construktionen nicht hinaus dürfte? Dem Künstler bliebe dann nicht mehr für sein Genie übrig, als ein wenig Anordnen und Dekoriren, etwas der wahren Kunst und ihrer Idee sehr Untergeordnetes. Soll aber die Kunst Werke schaffen, die, durch Schönheit ein inniges Gemüthleben, auf das Innigste mit ihrem Zweck verschwistert, darstellen, und die Idee des Künstlers, der sie ihr Daseyn verdanken, auch dem Beschauer in der Brust erwecken, so muß sie, allein von Zeit und Mitteln und der Individualität des Künstlers abhängig, von Grund aus schaffen, wie ihr Wesen es erheischt. Wie nun der Künstler das Bedürfniß und die Nothwendigkeit mit seinem Ideale vereinigt, das ist seine Sache; ja wenn er auf diese selbstschaffende Weise auch sehr unvollkommene Werke lieferte, so ist doch mehr damit gewonnen, als mit aufgewärmten und wiedergekäueten Prachtwerken eines Nachahmers, die nicht aus seinem Geist und seiner Zeit entsprossen sind. Jener kann mit seiner unvollkommenen Produktion eine Bahn gebrochen haben, auf der Großes gedeiht; dieser ist aber so indifferent, als wäre er nie gewesen; er lebte gleichsam außer der Zeit.

Daß nun ein Originalbauwerk andern schon existirenden nicht im Entferntesten ähnlich sehn solle, ist die Forderung unverständiger Thoren. Viele Gebäude haben so Manches mit einander gemein, daß nur in den Verhältnissen, den untergeordneten Formen und der Verzierung Abweichungen vorkommen können, weil ihr Zweck ähnlich oder gleich ist, wie bey Kirchen. Als Stützen dienen entweder Wände, Pfeiler oder Säulen, alles drey uralte Dinge. Das Gebäude zu bedecken, dient das Dach, Jahrtausende alt, dessen Form außerdem so in der Natur des Zwecks liegt, daß auch diese gegeben ist. Zur Beleuchtung der inneren Räume kann man der Fenster nicht entbehren. Alle Hauptlinien müssen entweder horizontal oder vertikal gehen, wozu der Grund in der Statik liegt. An alle dem läßt sich wenig ändern, weil Alles seine Nothwendigkeit hat. Ja selbst individuellere Theile sind durch irgend eine Ursache begründet; z. B. der Giebel, als die Folge der einfachsten Dachconstruktion. Ein Portikus ist oft vor Eingängen ꝛc. unerläßliche Forderung. Er muß einen Giebel haben, damit nicht das Wasser vor dem Ein- und Ausgang herabfließt. Wer so bauet, ahmt nicht die Griechen nach, weil es ihm die Umstände und Bedürfnisse an die Hand geben. Hätte so Niemand im Alterthum gebaut, so wäre sicher ein geschickter Mann, im Fall der Aufgabe, von selbst darauf gekommen. Eine Kunst, die so rationell gegründet und ausgebildet ist, wie die griechische, die nichts Willkührliches, Zufälliges und Conventionelles hat, muß nothwendig später wieder berührt werden, eben weil sie rationell ist. Eine Vermeidung des Vernünftigen jedoch deshalb zu verlangen, weil es die Griechen oder andere Völker schon besaßen, ist Unsinn.

Wenn nun auch H. H. in seiner Schrift viele der hier erörterten Punkte nicht bestritten hat, sondern ohne Zweifel größtentheils unsere Ansicht theilt, so schien es doch hier am passendsten Orte zu seyn, einige Andeutungen zu geben, welche die Wiederaufnahme von Kunstsystemen vergangener Zeiten, die täglich mehr um sich greift, möglichst zu verhüten und der wahren Kunst einen freyen Weg zu bahnen beabsichtigen. Alle Systeme werden auf Materialien und Data vergangener Zeiten gebaut; deshalb kennt eine lebendige Kunst noch kein System als solches. Nun soll aber unser Streben seyn, eine lebendige Kunst zu bilden, die unsere Zeit und ihren Charakter getreu gibt und sich von beyden nährt. Zwar mag die Baukunst (die vor allen andern Künsten dazu geeignet scheint) auch den Charakter der gegenwärtigen Zeit aussprechen, welcher dann Mangel an Selbstständigkeit genannt werden müßte. Uns nun diese fehlende Selbstständigkeit zu erringen, die Zeit zu läutern und zu bilden, ist die heiligste Pflicht des Künstlers, wie des Menschen überhaupt. Der Erfolg ist jedoch von den Umständen und der Summe der Verhältnisse abhängig, und es wäre Eitelkeit, wenn Wenige sich einbildeten, eine heilsame Reformation zu bewerkstelligen. Ehe nicht der ächte Kunstsinn und ein reiner Geschmack aus der Volksbildung dem Künstler entgegenkommt und ihn eine warme Empfänglichkeit für das, was er bieten kann, begeistert, wird kein Einzelner etwas Bedeutendes vermögen, und hätte er noch so sehr Recht, und meynte er es noch so redlich. Dennoch soll er getreulich arbeiten helfen und vorbereiten, wo noch nicht die Zeit der Vollendung vorhanden ist. Dann aber die Geschichte als Geschichte betrachtet, und nicht als Vorschrift! Was

Digitized by Google

die verkörperte Idee auch einen Accidentalpunkt darin finden, wo und wie sie will, sie kann doch ihrer Zeit gehören, weil sie ihr freygeborenes Kind ist. Ob die Säulen Bögen oder Architraven tragen, macht keinen Unterschied; jede Art der Ueberspannung kann an ihrem Platz die beste und schönste seyn. Wenn der Kunst nicht mehr allein willkührliche menschliche Gesetze gebieten, sondern ihre Grundsätze und ihr Wesen selber im Einklang mit dem Genius des Künstlers und seiner Zeit, so wird sie einen Halt, aber auch eine Freyheit gewinnen, die ihr die höchste Blüthe sichert.

Rom, im April 1829.

R. Wiegmann.

Nekrolog.

Am 28sten April starb in München der verdienstvolle Professor Hermann Joseph Mitterer, ein Mann, dessen thätiges Leben einflußreich und segensvoll wie wenige war, und welcher die große Anerkennung seiner vielfachen Verdienste in der ausgebreiteten Wirksamkeit finden mußte, die seine unermüdeten, und von geringen Hülfsmitteln unterstützten Bemühungen schnell und sichtbar in vielen Zweigen der Künste und Gewerbe äußerten. Ein Münchner Blatt enthält über ihn folgende biographische Notiz, die wir, als aus authentischer Quelle geschöpft, hier wörtlich mittheilen:

„Durch den Hintritt des verdienstvollen Herrn Professors Hermann Joseph Mitterer haben wir einen sehr geschickten Lehrer, einen wahren Bürger- und unermüdet thätigen Schulfreund verloren. Er war königl. Professor der Zeichnungskunst an der polytechnischen Central-, an der Feyertags- und Bauwerksschule, und Ehrenmitglied der königl. Akademie der bildenden Künste in München. Er hat sich um den öffentlichen Unterricht, vorzüglich in technischer Hinsicht, und die erste Cultur der Lithographie, der so wichtigen vaterländischen Erfindung, hoch verdient gemacht. Viele sehr geschickte Künstler, Bürger und Handwerksmeister, nicht nur in unserer Haupt- und Residenzstadt, sondern auch im ganzen Königreiche, verdanken ihm ihre Kenntnisse.

Er war eines Krämers Sohn von Osterhofen, Landgerichts Vilshofen im Unterdonaukreise, geboren im Jahre 1764, den 8ten Oktober, und wurde von seinen Eltern sorgfältig und christlich erzogen. Da sie an ihm sehr gute Geistesanlagen und Lust zum Lernen gewahrten, ließen sie ihn nicht nur in Elementargegenständen, sondern auch in Kunstfächern, wozu sich Gelegenheit darbot, unterrichten, unter andern auch im Singen.

Im Jahre 1771 kam derselbe als Singknabe nach dem Kloster Farnbach am Inn. Im Jahre 1772 den 14ten Septbr. hatte er das Unglück, durch den Tod seine Mutter und bald nachher 1776 den 9ten Septbr. auch seinen Vater zu verlieren. Ein Klostergeistlicher erbarmte sich seiner, als eines armen verlassenen Waisen, und sandte ihn mit Empfehlungen nach Passau, um dort seine Studien weiter fortzusetzen. Es gelang ihm, für sich ein Paar Kosttage in einem dortigen Kloster und zwey bey einem angesehenen, wohlbemittelten Bürger zu erhalten. Im September des Jahres 1782 kam Hr. Mitterer nach München, wo er gut aufgenommen und wieder mit Kosttagen und andern Wohlthaten von mehreren hiesigen Bürgern unterstützt wurde. Uebrigens mußte er sich seinen Unterhalt größtentheils durch Privatunterricht erwerben und sezte hier seine Studien und Ausbildung in Kunstfächern bis zur Theologie fort.

Hier blickte er auf seine bisher durchwanderte Studienbahn zurück und bemerkte, daß er mit Lust und Vorliebe die besten Fortschritte in der Mathematik, Physik, in der Zeichnungs- und Malerkunst gemacht habe; er fühlte sich daher mehr für das Kunstfach berufen und widmete sich ganz dem Zeichnen, der Architektur und Technik.

Als der damalige Zeichnungslehrer Joseph Ott am Gymnasium mit Tod abging, überreichte er seine Bitte dem Churpfalz-bayerschen geheimen Schulkuratel unter Freyherrn v. Hertling, worauf er im Jahre 1791 den 26sten Mai die Anstellung als Zeichnungslehrer am Gymnasium erhielt, mit einem jährlichen Gehalte von 150 fl., wovon er aber jährlich 100 fl. der Ott'schen Wittwe und ihren Kindern überließ und für sich nur 50 fl. behielt. Den übrigen, zu seinem Unterhalte nöthigen Bedarf suchte er sich durch Privatlehrstunden im Zeichnen zu verdienen. Von diesem Zeitpunkte an hatte derselbe mit vielen Mühseligkeiten und Drangsalen zu kämpfen, die ihm damals schon seine Gesundheit zerrütteten und mehrere Krankheiten zuzogen.

Ueberzeugt, wie wichtig die Zeichnungskunst für technische Arbeiter ist, erlaubte er mehreren lernbegierigen Handwerksgesellen und Jungen, an Sonn- und Feyertagen auf sein Zimmer zu kommen, um ihnen hierin den nöthigen Unterricht zu ertheilen. Er legte hierauf dem geheimen Schulkuratel einen Plan einer ordentlichen Feyertagszeichnungsschule für Künstler und Handwerker vor, um seine bestgemeinte Absicht um so nachdrücklicher bey der damaligen hohen Landschaft unterstützen zu können.

Hierauf wurde ihm durch die churfürstl. geistl. Rathskanzley die nachgesuchte Genehmigung zur Errichtung einer feyertäglichen Zeichnungsschule vom churfürstlich bayerschen geheimen Schulkuratel am 26sten März 1792 in Abschrift zugetheilt.

Im folgenden Jahre 1795 eröffnete Professor Kefer, sein innigster Freund, nach dem Beyspiele seines ehemaligen Gymnasiumslehrers Forster in Landshut, dahier die erste Fevertagsschule für Gesellen und Handwerksjungen in Elementarlehrgegenständen und lud Hrn. Prof. Mitterer ein, seine fevertägliche Zeichnungsschule mit seiner Elementarschule zu vereinbaren, und so entstand vor 36 Jahren unsere hiesige, im In- und Auslande rühmlichst bekannte und vielfältig auch copirte Fevertagsschule.

Bisher bezog Hr. Prof. Mitterer für seine Bemühungen immer nur eine Remuneration von jährlichen 50 fl. Auf sein Gesuch um eine Zulage, erhielt er vom geheimen Schulkuratel zur Antwort: „Nachdem er im „hiesigen churfürstl. Schulhause den gemeinnützigen Zeich„nungsunterricht sehr empor gebracht hat, so wünschen „Se. churfürstl. Durchlaucht einen so eifrigen Lehrer un„terstützt zu sehen; es soll ihm demnach eine Zulage von „100 fl. in so lange jährlich angewiesen werden, bis der „Gnadengehalt der Wittwe seines Vorfahrers Ott zu„rückfällt."

Im Jahre 1797, nach der öffentlichen Prüfung der Fevertagsschüler im August, hat sich der damalige Magistrat in einem Schreiben an Hrn. Prof. Mitterer sehr dankbar bewiesen, daß er sich der hiesigen Fevertagsschule für Lehrjungen und Gesellen, die im Fache der Zeichnung bey der Prüfung sehr lobenswerthe Proben vorlegten, mit so vielem Eifer unentgeldlich widmete, und übermachte demselben zum Beweise der gänzlichen Zufriedenheit und seiner Aufmunterung zur fernern Fortsetzung seines Lobreifers die größere magistrat. Ehrenmedaille.

Die gemeine löbliche Landschaft in Bayern, jede zum allgemeinen Besten abzielende Veranstaltung nach Kräften zu unterstützen geneigt, hat auf Gutachten des churfürstl. geistl. Raths, in gleicher Absicht, den Zeichnungsunterricht auch in den deutschen Schulen fortzusetzen, dem Zeichnungslehrer Mitterer einen jährlichen Gehalt von 100 fl., vom 1sten Jänner 1798 angefangen, aus der hiesigen oberländischen Sekretariatskasse verabfolgen zu lassen, gnädigst beschlossen.

So aufgemuntert, setzte Hr. Prof. Mitterer in Verbindung mit dem Hrn. Prof. Kefer seinen fevertäglichen Zeichnungsunterricht der auf 800 angewachsenen Schüler, in einem landschaftlichen Gebäude auf dem Anger, neun Jahre hindurch unermüdet fleißig fort, als vor dem feverlichen Schlusse der ersten Schuldecade Hr. Prof. Kefer am 11ten Septbr. 1802 mit Tod abging.

Bald nachher 1803 im Monat Mai wurde vom damaligen churfürstl. Generalschul- und Studiendirektorium, unter Titl. Freyherrn v. Fraunberg, die Fevertagsschule wegen der noch immer anwachsenden Schülermenge vom Anger auf das Kreuz in das ehemalige Waisenhaus übersetzt und mit derselben, als einer Musterschule, zugleich ein Schullehrerseminar und die Knabenschule auf dem Kreuze verbunden. Auch fing Hr. Professor Mitterer an, in den geräumigen Lehrsälen dieses neuen Schulhauses die Bauhandwerker im Wintersemester, 3 bis 4 Monate hindurch, zu unterrichten, und legte so den ersten Grund zu der gegenwärtigen, planmäßigen Bauhandwerksschule. In frätern Jahren ruhete er nicht, bis er mit der so gemeinnützigen bürgerl. Fevertagsschule vom löbl. Magistrate die Genehmigung erhielt, mit derselben die so höchst nothwendige Bossierschule zu verbinden.

Dem Hrn. Prof. Mitterer wurde vom erwähnten Generalschuldirektorium den 29sten Jänner 1803 angezeigt, daß demselben, kraft allergnädigsten Reskripts vom ersten Jänner d. J., für den Unterricht im Zeichnen an der Fevertagsschule 200 fl., vom Anfange dieses Schuljahrs zahlbar, bey der deutschen Schulfondskassa angewiesen worden seyen, mit dem Beyfügen, daß man von seiner Kunst und Jugendliebe erwarte, er werde den Schülern auch Vormittags Unterricht ertheilen, dann auch den Schulkandidaten den Zutritt in die Zeichnungsschule gestatten, um sich in der Kunst, wenn sie dazu Anlagen haben, oder wenigstens in der Calligraphie und Frakturschrift zu üben.

Ferner wurde genehmigt, daß derselbe sogleich einen Gehülfen in Antrag bringe, der dann 50 fl. jährlich Gratifikation aus der Schulfondskasse erhalten wird.

Die Zahl der unter dem neuen Schuldache sich versammelnden Schüler belief sich nun bald über 1000.

Für so eine Schülermenge fehlte es nun an einer hinreichenden Anzahl von zweckmäßigen Zeichnungsvorlagen für Künstler und Handwerker.

Hr. Prof. Mitterer machte sich anheischig, die nöthigen Zeichnungsmuster in Vorlagen nicht nur für unsere Zeichnungsschule, sondern für alle Kunstschulen im ganzen Reiche zu bearbeiten, wenn das hohe königl. Generalkommissariat zu diesem Zwecke das Arcanum der Lithographie zur Schule ankaufen würde.

Der ewig unvergeßliche verdienstvolle Hr. Schulrath Steiner unterstützte diesen Antrag beym königl. Generalkommissariate, und das Arcanum der Lithographie wurde, vermöge einer allerhöchsten Entschließung im Jahre 1808, den 1sten Juni, zum Behufe unserer Lehranstalt für künftige Bürger und Schullehrer angekauft.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

№. 47.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 11. Juni 1829.

Rom am 1sten Mai 1829.

(Aus dem Briefe eines Italieners.)

— — Gegen die Mitte Novembers kam ich in Rom an, und doch ist es noch nicht ein Monat, daß ich angefangen habe, den modernen Theil Roms zu sehen. Und wie viel, wie viel bleibt mir noch zu sehen übrig, und wie viel mehr noch kennen zu lernen! O Stadt der Wunder, Stadt aller Jahrhunderte, groß in Allem und majestätisch in ihren Ruinen, wie in ihrem Glanze!... Ich wohne beynahe am Fuße des Capitols, gleichsam an der Gränze des alten Roms und des neuen, oder besser zu sagen, auf den Gränzen des verlassenen Roms und des bewohnten, und immer fühle ich mich angezogen von dem verlassenen Theile, wo die Erinnerung des Alterthums mir Gegenstände vorführt, die ich vergebens in der Gegenwart suche. Selbst die Arbeiten, die in diesem Augenblicke an den beyden Enden Roms ausgeführt werden, setzen die Verschiedenheit der antiken und der modernen Zeit in helles Licht. Ich spreche von der Piazza del Popolo und von den Aufgrabungen am Forum, oder um mich richtiger auszudrücken, jenseits des Forums, um den Tempel der Venus und Roma. Von dem Bogen Constantins bis an den Fuß des sogenannten Friedenstempels wird die alte Via sacra aufgegraben, so wie die Meta sudans und die Basis der kolossalen Statue Nero's. Nach beendigter Arbeit werden selbst die Wagen unter dem Bogen Constantins durchfahren können, und wer zu fühlen vermag, wird es fühlen, was es heiße, die heilige Straße zu betreten, die zwischen Tempeln und Triumphbögen zum Capitol führt! Wie verschieden dagegen, was man auf der Piazza del Popolo beginnt! Mit tausend Armseligkeiten verdirbt man den großartigen Eingang und vernichtet den mächtigen Eindruck des Gedankens: Ich trete in Rom ein! Der Platz, welcher durch das Abbrechen verschiedener elender Häuschen zu einem weiten Ovale gebildet worden war, scheint jezt durch seine armseligen Verzierungen sich wieder zu verkleinern. Um den Obelisk herum befinden sich vier kleine weiße Springbrunnen, in welche vier Löwen oder Sphinxe Wasser ausspeyen, die aber weder Löwen noch Sphinxe, sondern häßliche Copien jener zwey ausgezeichnet schönen egyptischen Ungeheuer aus Basalt sind, die sich am Fuße des Capitols befinden. Rings herum, auf zwey aus Backsteinen gebauten Halbzirkeln, liegen in regelmäßigen Entfernungen andre Sphinxe der Länge nach ausgestreckt, und auf den vier Enden bieten uns die vier Jahrszeiten Blumen, Aehren, Früchte und Feuer dar. Von diesen Statuen spreche ich mit einer gewissen Achtung, denn sie haben wirklich Verdienst und besonders gefällt mir die Flora, ein Werk, wenn ich nicht irre, des jungen römischen Bildhauers Guaccherini, der sich durch eine Statue des Prometheus vortheilhaft bekannt gemacht hat. In dem Mittelpunkte der Halbkreise, nämlich zur Rechten und Linken des Platzes, sind zwey Springbrunnen mit verschiedenen kolossalen Gruppen; Gott bewahre uns vor ähnlichen! Was sie vorstellen, ist so eigentlich nicht zu sagen; es sind Tritonen, Flußgötter, Minerva, Neptun und Gott weiß was noch für andre Gottheiten, die ein schlimmeres Loos gehabt haben als Niobe; denn diese Unglückliche behielt wenigstens selbst im Steine ihre Schönheit, aber die armen Götter sind durch ihre Versteinerung Ungeheuer geworden. Zur Linken werden alle diese Schönheiten von dem Monte Pincio beherrscht, welcher jezt nichts als eine Masse unregelmäßiger Mauern zeigt, weil man ihn nach allen Richtungen behauen hat, und noch fortwährend behaut, um schlangenförmig laufende Wege zu bilden, damit man von dem Platze aus bequem hinauf- und herabgehen kann. Was aus allem dem Mischmasch noch werden wird, ist ein Räthsel. Doch beynahe hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß man, um ihn vollständig zu machen, dem Thore gegenüber, nämlich wo die beyden Straßen Ripetta und Babuino anfangen, zwey Häuser, Kasernen oder Barakken, Paläste genannt, erbaut hat; zur Ehre der früheren Architekten glaube ich, daß diese zwey Undinge der Architektur nach keinem alten Modelle sind, und hoffe zur Ehre der künftigen, daß sie Originale ohne Copien bleiben werden.

Das einzige Gute auf diesem Platze ist ein Saal zur Rechten des Eingangs, den Sie vielleicht schon kennen; er

Digitized by Google

ist von Pius VII. für die Ausstellung von Gemälden lebender Künstler erbaut worden. Hier war jüngst das Werk eines jungen Malers, Hrn. Potesta, ausgestellt, welches bey vielen Mängeln sehr viele Schönheiten hat. Es stellt den Märtyrertod des heil. Lorenz dar, in dem Augenblicke, in welchem der junge Märtyrer auf den Rost gespannt wird. Zwey Henker drücken ihn mit Gewalt auf denselben nieder, während ein Priester ihm noch ein Götzenbild vorhält und ihn ermahnt, es anzubeten; ein andrer Henker bereitet schon die Flammen. Aber der Heilige ist in eine Entzückung versezt, die ihm übermenschliche Kraft verleiht, so daß der obere Theil seines Körpers, auf den rechten Arm gestüzt, den Anstrengungen des Henkers, welcher ihn auf die Querhölzer niederdrücken will, widersteht, jedoch nicht aus eigenem Antriebe, nicht durch Gegenanstrengung, sondern vermöge jener Verzückung, in der ihm die himmlische Glorie erscheint, worin er zu Füßen Christi den ersten Märtyrer S. Stephan knieen sieht, der für den neuen Heiligen bittet. Der schöne Theil des Bildes ist der untere, und die Gruppe des Heiligen, der Henker und der heidnischen Priester von trefflicher Composition. In dem Ausdrucke der Figuren liegt etwas Einförmiges und die Glorie hat viel falsches Colorit; in dem Effekte ist etwas Französisches, aber das Ganze zusammen ist eine schöne Arbeit. Die Figuren sind von natürlicher Größe, vielleicht auch ein wenig darüber. Das Gemälde ist für den Altar einer Provinzialkirche bestimmt.

Seit ich mich in Rom befinde, haben zwey Ausstellungen stattgefunden; eine von den deutschen Künstlern im Monat November, die andre von den französischen im verflossenen April. In der deutschen befand sich Verschiedenes von vielem Verdienste, in der französischen war beynahe gar nichts, weder von Malerey noch von Bildhauerey, allein einige gute Arbeiten in der Architektur; aber dagegen ist in der französischen Akademie ein grosses Gabelfrühstück zu Ehren der Großfürstin von Rußland gegeben worden, und die deutschen Künstler haben weder Frühstück noch Abendessen gegeben. Wie weit sind sie noch zurück! Wir wollen hoffen, ein anderes Jahr allgemeinere Ausstellungen zu sehen, wenn der schöne Plan, mit dem man umgeht, zur Ausführung kommen wird. Es handelt sich um eine Gesellschaft von Künstlern und Beschützern der schönen Künste von allen Nationen, die sich vereinigen sollen, um ein Lokal anzuschaffen, das für Künstler aller Nationen zur öffentlichen Ausstellung ihrer Werke dienen könne. Der Deutsche Catel ist einer der eifrigsten Beförderer dieses Projektes gewesen, und Minardi hat einen Prospektus ausgegeben, welcher schon viele Unterschriften zählt. Die Gesellschaft wird jedes Jahr zwey der besten Gemälde junger Künstler ankaufen und unter die Mitglieder verloosen. Alle solche Vereine verdienen Unterstützung, mögen sie auch in der Folge nüzlich oder schädlich werden, je nachdem der Geist ist, der sie leitet, und die Personen, welche ihnen vorstehen.

Vor einiger Zeit war ich bey Thorwaldsen, der in diesem Augenblicke mit der Vollendung dreyer Grabdenkmäler beschäftiget ist, nämlich für Pabst Pius VII., den Herzog von Leuchtenberg und den Professor Vacca. Das Denkmal Vacca's besteht in einem Basrelief, die Rückkehr des Tobias darstellend. Der alte Vater kömmt ihm entgegen, und der Jüngling berührt die Augen seines Vaters und gibt ihm die Sehkraft wieder. Hinter dem Jünglinge ist der Engel, der sich über die glücklich vollbrachte Heilung des Greises freut, und hinter diesem die Mutter, die aus Aengstlichkeit noch einen Augenblick die Regungen der mütterlichen Gefühle zu unterdrücken scheint. Die Wahl des Gegenstandes ist glücklich, und er scheint mir trefflich behandelt zu seyn.

Sie werden von dem Denkmale für Tasso gehört haben, dessen Ausführung Herrn Fabris, bekannt durch einen mönströsen Koloß des Milo, übertragen worden ist. Armer Tasso! . . Er ist wie in einer Vision dargestellt, in welcher er die heilige Jungfrau sieht, die ihn begeistert; auf beyden Seiten werden die Namen der vorzüglichsten Geber verzeichnet. Eine schöne Zusammenstellung, würdig des neunzehnten Jahrhunderts, würdig Tassos! . . Aber unsere großen Männer sind auch noch unglücklich in den späten Ehrenbezeigungen, die wir, vom Gewissen gequält, ihrer Asche erweisen. Dante erleidet in diesem Augenblicke zu Florenz ähnliche ehrenvolle Unbilden. Eine Gesellschaft Florentiner bezahlt die Kosten für ein großartiges Monument, das dem großen Dichter zu Ehren in der Kirche Sta. Croce sich erheben soll; aber der Bildhauer Ricci, der es ausführt, begeht dabey einen Verrath an Florenz, an dem Dichter und an der Ehre seiner Kunst. Er hat Dante auf einem großen Sarkophage sitzend angebracht, auf dessen einer Seite die Dichtkunst weint, während auf der andern Seite Italia sich ihres Dichters freut. Diese lezte Idee ist gut; aber warum weint die Dichtkunst? warum entfällt ihrer Hand der Lorbeerkranz? warum sehen wir sie nicht gleich Italia sich freuend ihren Sohn krönen? Und dann, welche Formen, welche Behandlung des Meißels! Ich meinerseits hätte der einfachen Statue Dantes den Vorzug gegeben, die ein junger Florentiner, Heinrich Demi, der große Hoffnungen erregt, modellirt hat. Thorwaldsen hat mit vieler Achtung von ihm gesprochen und hält ihn hier in Rom unter seiner Leitung. Der Gypsabguß der Statue wurde von der Labronischen Akademie zu Livorno gekauft, in deren Bibliothek ich ihn oft betrachtete und immer bewunderungswürdig fand. Der Dichter sizt im Begriffe, das aufzuschreiben, was ihm die Begeisterung eingegeben hat; der

Digitized by Google

Augenblick der Inspiration ist vorüber und es ist jene Ruhe erfolgt, während welcher man den Gedanken ausbildet, um ihm eine sichtbare Gestalt zu geben.

Biographie.

(Beschluß.)

Nun öffnete sich für unsern hochverdienten Hrn. Prof. Mitterer ein weites Feld zur Bearbeitung; es war noch sehr wenig kultivirt; die Lithographie war damals noch in ihrer Kindheit; ganz schwach und unmündig erhielt die Schulkommission dieses neue Geschöpf aus den Händen ihrer Erfinder, die es Anfangs nur zum Musikkopiren und Abdrücken benüzten. Weder Kreiden- noch Tintenrecepte waren zuverlässig und hinreichend, Kunstarbeiten damit zu fertigen. Hrn. Mitterer gelang es erst nach langem rastlosem Bemühen und vielen Experimenten im Laboratorium der Schule, für obige Zeichnungsrequisiten die Ingredienzien nach einem bestimmten Maße, nach Zahl und Gewicht zu bestimmen und gehörig zu mischen, so, daß damit auch Baupläne und freye Handzeichnungen auf Stein gebracht und davon rein abgedruckt werden konnten. Er ruhte nicht, bis er die Lithographie zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit brachte, daß man damit alle Kunstartikel der technischen und freyen Handzeichnung, ja selbst Porträte auf Stein zeichnen und davon meisterliche Abdrücke machen konnte.

Mit zahllosen Hindernissen, theils chemischen, theils mechanischen, hatte Hr. Prof. Mitterer zu kämpfen; allein er besiegte sie alle und hat sich dadurch unsterbliche Verdienste um die Lithographie erworben. Er begründete dadurch die nun durch ganz Europa rühmlichst bekannte erste lithographische Kunstanstalt an der männlichen Fevertagsschule zu München; unter dieser Firma laufen noch immer Nachfragen und Bestellungen von allen Kunsthändlern und Kunstschulen vom In- und Auslande ein, indem diese Kunstanstalt auch nach dem Ableben des Urhebers noch fortbesteht. Diese Kunstanstalt, welche Hr. Prof. Mitterer nach sieben Jahren 1815 als sein Eigenthum an sich kaufte, und seine vielen producirten lithographischen Arbeiten bleiben in der Geschichte der bildenden Künste sein ewig unzerstörbares Denkmal, das er sich selbst erbaut hat.

Während des französischen Krieges wurde unsere lithographische Anstalt von berühmten Künstlern, Offizieren und Generalen besucht. Einer davon zeichnete auf den Knien unsere erste Presse ab, die in unserer praktischen Mechanikschule unter dem unvergeßlichen Ramis gearbeitet war. Ein anderer zeichnete in einer halben Stunde einen Kosaken auf Stein und ließ sich in der zweyten halben Stunde davon Abdrücke machen, die er mit nach Paris nahm.

Die ersten Probearbeiten, die aus dieser Kunstanstalt hervorgingen, waren: eine auf Abonnement erschienene Sammlung von auserlesenen Prachtblumen, von Hrn. Mayrhofer nach der Natur gezeichnet, die auf Verlangen auch illuminirt wurden.

Das vorzüglichste Bestreben dieser nun als Eigenthum dem Hrn. Professor Mitterer angehörigen Anstalt ging dahin, diejenigen Werke zu erzeugen, die für die verschiedenen Zweige des Kunstunterrichts nöthig waren; die dazu noch vorhandenen Werke sind:

I. Für den Unterricht in der freyen Handzeichnung

1. Anleitung zur Figurenzeichnung,
2. — zur Thierzeichnung,
3. — zur Landschaftzeichnung,
4. — zur Blumen- und
5. — zur Ornamentenzeichnung.

II. Für den Unterricht in der Geometrie, Baukunst, Mechanik und Perspektive:

1. Anleitung zur Geometrie für Künstler und Werkleute, gr. Med.-Octav, von Hrn. Mitterer selbst mit lithographirten Figuren im Texte eingeschaltet;

das erste Werk dieser Art vom Jahre 1809, wornach seit 20 Jahren an unserer männlichen Fevertagsschule die Elementargeometrie mit bestem Erfolge für die Handwerker und Künstler gelehrt wird.

2. Anleitung zur bürgerl. Baukunst und Bauzeichnung; die deutsche Zimmerwerkskunst, als Fortsetzung des obigen Werkes.
3. Anleitung zur Mechanik für praktische Künstler und Werkmeister, mit vorzüglicher Hinsicht auf den Mühlenbau.
4. Anleitung zur Hydraulik, mit besonderer Hinsicht auf das Brunnenwesen.

Aus den Pressen dieser Kunstanstalt ging auch unter Leitung des Hrn. Prof. Mitterer die vortreffliche Flora monacensis in vier Foliobänden hervor, vom Hrn. Mayrhofer nach der Natur gezeichnet und vom Hrn. Direktor Schrank mit lateinischem und deutschem Texte begleitet, Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Königin gewidmet.

Ferner die 130, ganz der Natur getreuen Abbildungen der Säugethiere, von Hrn. Michael Schmid mit unermüdetem Fleiße auf Stein gezeichnet und von seinem

Digitized by Google

Hrn. Bruder, Joseph Karl Schmid, mit naturhistorischer Beschreibung begleitet; wozu Hr. Prof. Mitterer noch die Fische, Insekten, Mollusken und Crustaceen nachtrug.

Für den Religions- und Elementarunterricht in der biblischen Geschichte wurden von verschiedenen guten Meistern 36 Bilder in gr. Medianformat aus der Jugendgeschichte und dem öffentlichen Leben Jesu bearbeitet, und viele einzelne geistliche Bilder nach berühmten Meistern. Dann auch viele einzelne Köpfe nach Raphael in gr. Reg.-Folio.

Bey seinem lezten Werke, einer vollständigen Anleitung über die verschiedenen Zeichnungen und Muster für Schlosserarbeiten, überraschte ihn der Tod, als er noch nicht den zweyten Theil vollendet hatte. Der Schlagfluß, der ihm vor zwey Jahren die rechte Seite lähmte, berührte ihn diesen Winter zum Zweytenmale, und beschloß nach einem sieben Wochen langen Krankenlager, im 65sten Jahre seines gemeinnützigen Wirkens, seine irdische Laufbahn. Eine sehr große Anzahl von seinen Schülern, viele Schulvorstände, Professoren, Lehrer, Verehrer und Freunde begleiteten in tiefer Trauer seine Leiche zum Grabe, wo er unter den Thränen seiner Verwandten und einem rührenden Trauergesange der Lehrer feyerlich beerdigt wurde.

Er ruhe sanft im Schooße der Erde!

Am 12ten Mai starb ebenfalls in München Herr J. Maximilian Wagenbauer, königl. bayr. Centralgemäldeinspektor und Mitglied der Akademien der bildenden Künste zu München, Berlin und Hanau im 55sten Jahre seines Lebens. Er war einer der geachtetsten Künstler im Fache der Genre- und Landschaftmalerey und besonders durch seine Viehstücke berühmt, in welchen er einen seltenen Grad von Naturwahrheit erreichte.

M. W.

Bemerkungen über bildende Kunst.

Von B.

Nur gleiches Gemüth, gleiche Liebe urtheilen gleich oder ähnlich. Beym Geist ist man niemals sicher, ob er nicht als ein sonderbarer kritischer Kauz auftritt.

Höre zehn Urtheile von blos Geistreichen, so wird vielleicht jeder das Werk anders wägen, loben oder tadeln, ja der Eine kann den Schatten finden, wo der Andere Licht sieht.

Steht deine eigene Ansicht nicht fest, so werden dich jene Aussprüche an dir und dem Werk irre machen, weil beym blos Geistreichen die Selbstheit die Kenntnisse in Beschlag nimmt und in ihrem Sinne anwendet.

Du sehnst dich nach dem Ausspruch einer großen Seele, du appellirst in Gedanken an deinen verehrten Meister. Er vernimmt dich nicht, er schweigt. So urtheilst du nun in seine Seele hinein, denn Ueberzeugung wird dein Bekenntniß.

•

Ihr Werk ist herrlich, bewundernswürdig, göttlich! riefen die Kunstfreunde dem Geschichtmaler zu, als er in den Saal kam, wo sein Bild das erstemal ausgestellt war. Wir staunen, wir verehren.

Das ist zu viel für einen sterblichen Menschen, entgegnete, ihre Ausrufe unterbrechend, der bescheidene Künstler. Alle gute Gabe kommt von oben, und auch bey ihrer rechten Anwendung fühlen wir immer, daß noch ein Anderer mithilft.

Wie anspruchlos! riefen die Kunstfreunde. Nun ja doch! sagte Jener. Was soll man denn für Ansprüche machen, wenn man seine Pflicht gethan, sein Pfund nicht vergraben, sondern in treuem Bemühen hat Zinse tragen lassen?

Und doch, ich mache einen Anspruch, noch größer als den an Ihren Beyfall, Ihr Lob. Drey Jahre hab' ich an dem Bild gearbeitet. Ich kann nicht erwarten, daß Sie eben so lange davor stehen; aber wie ist dem Künstler zu Muth, wenn er sehen muß, daß nach der ersten neugierigen Schau seinem Werk kaum mehr so viele Minuten gewidmet werden, als es ihn Jahre beschäftigt hat? Sollte denn in der Kunst nicht die Nachwirkung mit der Bemühung in Verhältniß stehen? Ich liebe kein weitläuftiges Kunstgespräch über mein Werk, weder im Allgemeinen, noch über sein Getheil. Ich will auch Sie nicht belästigen mit meinen Motiven, aber mich freut es, wenn ich merke, daß ich Ihnen mich klar zu machen gewußt.

Würdiger, wiederholter Genuß, sinniger Umgang, fortwirkender Eindruck, Weiterbilden des Gebildeten, Anwendung im Leben, diese Wahrnehmungen sind dem Künstler, wie dem Dichter, der süßeste Lohn, der beste Dank.

Der Künstler hatte recht. Rauschender Beyfall klingt oft wie Bezahlung, damit man mit dem Künstler quitt sey, den Spaß vergessen und zu einem neuen übergehen dürfe, ohne daß er weitere Anforderungen an unser Wesen mache.

Im stillen Dank liegt das Anerkenntniß des fortwährenden Anspruchs, den das Wahre und Schöne an den sittlichen Menschen macht.

Digitized by Google

№. 48.

Kunst-Blatt.

Montag, 15. Juni 1829.

Ueber Kunsturtheil.

I.

Der Sinn für das Schöne ist eine integrirende Seite unseres inneren Lebens. Aus der Tiefe des menschlichen Selbstbewußtseyns, welches zugleich Ahnung des Unendlichen und Sehnsucht nach demselben ist, entfaltet sich im Gemüthe wie der Erkenntnißtrieb und das sittliche Bedürfniß, so das ästhetische Gefühl, in dessen Befriedigung sich die Erfassung der Wahrheit und das Leben nach der moralischen Richtschnur erst vollendet. Das Wohlgefallen am Schönen entwickelt sich in der menschlichen Seele eben so frühe, als die Anlagen des Verstandes, der Trieb nach Wissen und das moralische Bewußtseyn. Denn was ewig ist, verbürgt seine ewige Natur und Geltung eben dadurch, daß es ewig lebt, nach Entwicklung und Ausbildung im endlichen Daseyn, nach Offenbarung und Selbstanschauung rastlos strebt. Daher schon im Kinde sich frühe genug nicht allein die Aufmerksamkeit auf das Große, Auffallende, Grelle, sondern auch die Freude am Schönen, am Zarten, an edleren Formen, an lieblichen Farben, wie an einfach melodischen Weisen, vorfindet. Und wenn es bey Erwachsenen hier und dort der Fall ist, daß sie durch einseitige Geisteskultur sich für die Einwirkungen gerade der Kunst abgestumpft haben und im Gelehrtenhochmuth die Lächerlichkeit begehen, sich mit ihrer völlig unästhetischen Natur zu brüsten, da sie im Gegentheile nur den ungeschliffenen Demant tiefer in ihre auf der Gefühls- und wahren Lebensseite noch verdunkelte Brust zurückgedrängt und vergraben haben, so zeigt es sich unter denjenigen Volksklassen, die der höheren intellektuellen Vervollkommung beynahe ganz ermangeln, wie viel Interesse für Kunst, für ästhetische Auffassung der Natur und des Lebens, für edlere Formen und wahre Schönheit Manche besitzen; und sind nur die Sinne nicht durch einseitige religiöse Erziehung, durch kirchliche Satzungen, durch ascetischen Unfug und moralische Versunkenheit gehalten, so wird ein unbefangenes Gemüth allenthalben in wahrhaft Schönen seine Nahrung finden. Selbst durch die Fesseln socialer Verbildung und durch den Druck priesterlicher Doktrin, welche die Volkserziehung blos zum Mittel hierarchischer Institutionen und Bestrebungen macht und freye allseitige Entwickelung des menschlichen Lebens nach Geist, Gemüth und Willen zu fördern aus demselben Grunde sich scheut, — durch jene Schranken bricht oft mächtig die Wahrheit und das Gefühl sich eine Bahn. In Hinsicht auf die Kunst aber äußert sich dieses höhere Naturgefühl, dieser, wenn es zu sagen erlaubt ist, moralisch-ästhetische Instinkt in unzähligen Stimmen. Keiner will sich sein Kunsturtheil nehmen lassen; denn jeder ist sich dessen bewußt, daß er in irgend einem Verhältnisse zum Gebiete des Schönen und der Kunst, wie zum Reiche des Glaubens, der Wahrheit, der Religion und der Tugend steht. Freilich entwickelt sich bey jedem Einzelnen dieses Verhältniß gerade zur Kunst und seine Auffassung ihrer Schöpfungen und Gebilde in unendlich vielen Abstufungen und oft in überaus langsamen Fortschritten; es bleibt bey den Meisten auf einer niedrigen Entwickelungsstufe stehen, weil unzählige äußere Erscheinungen, wie mancherley innere Momente, der Weiterbildung hemmend in den Weg treten. Aber auch auf der tieferen Stufe der Entwickelung bleibt die Wahrheit Wahrheit. Auch mit unzähligen Vorurtheilen vermischt, vom Gängelbande fremder Autorität irregeleitet, kann sich die Natur wohl niemals ganz verläugnen. Wir müssen daher, beym Anhören von Kunsturtheilen, mögen sie auf entwickelten Kunstansichten beruhen oder aus der natürlichen Empfindung und ungebildeten geistigen Individualität hervorgegangen seyn, uns sorgfältig hüten, schnellhin ein Lob oder einen Tadel als ungegründet zu verdammen, oder gar, wie dies namentlich Künstler so gerne thun, irgend einem menschlichen Individuum das Recht der Beurtheilung von Kunsterzeugnissen abzusprechen, als ob die ästhetische Seite und das Gefühl für Schönheit, Form und Ideal von irgend einem Menschenleben ausgeschlossen wäre. Das ne sutor ultra crepidam enthält in der That nur eine sehr beschränkte Wahrheit. Es wäre schlimm, wenn der Schuster aufhören müßte, Mensch zu seyn und allgemein Menschliches zu erkennen, zu wollen und zu empfinden, über allgemein Wahres, Edles, Schönes seine

Stimme abzugeben, weil er Schuster ist. Für die vernünftige Weltansicht gibt es keine Kasteneintheilung der freyen Geister. Und mag jener atheniensische Schuster des Apelles in seinem zweyten Urtheile geirrt haben; mag dies zweyte darum überhaupt irrig gewesen seyn, weil es nicht sowohl aus dem natürlichen Bedürfniß, aus dem reinen Sinn für das Wahre und Schöne, sondern vielmehr aus dem von des Künstlers Aufmerksamkeit gekitzelten Uebermuthe, also aus einer so ästhetisch als moralisch unreinen Quelle hervorgegangen war: so müssen wir doch der Aeußerung der römischen Schustersfrau Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche, indem ihr Mann den belvederischen Apollo ihr mit Berufung auf alle archäologischen Autoritäten als das Ideal männlicher Schönheit erklärt und ihren Zweifel an seiner Aussage mit Staunen verhorreszirt, dem Geliebten mit leisem Flüstern erwiedert: Tue gambe sono più belle. Hier hat offenbar das ästhetische Naturgefühl den Sieg über archäologische und eheliche Machtsprüche davongetragen.

Allerdings hat der südliche Mensch und vorzugsweise der Italiener in größeren Städten, namentlich in Rom, Neapel, Florenz, Bologna, Mailand, Venedig, Genua, das Glück der täglichen Anschauung einer schöneren Natur, reiner Formen, edler Gestalten und ausgezeichneter Werke der bildenden Künste. Wenn einem solchen beym Mangel alles geistigen Unterrichtes der formale Kunstsinn und das richtige Urtheil über die äußeren Bedingungen schöner Darstellung früher und vollkommener zum Bewußtseyn kommt, als den kälteren, in einer minder begünstigten Natur und bey weniger Gelegenheit, Meisterwerke der Kunst seinem Auge vorzuhalten, aufgewachsenen Bewohner des Nordens: so ist bey dem lezteren doch wenigstens die Kunst von ihrer materiellen Seite für Erkenntniß und Empfindung erwacht; es fehlt ihm nicht an Aufmerksamkeit auf Gegenstände künstlerischer Darstellung, nicht an Empfänglichkeit, den darin verschlossenen Geist zu enthüllen und sich anzueignen, nicht an der Gabe der Beurtheilung dessen, was für künstlerische Auffassung sich eigne oder nicht. Und diese materielle Seite der Kunstaneignung und des Kunsturtheiles ist gleichfalls nicht so beschränkt und vertheilt, daß etwa der Wirth nur für niederländische Kneipenscenen, der Matrose nur für Seestücke, der Priester nur für Madonnen und Heilige, der Oekonom nur für Landschaften, Genrebilder, Fruchtstücke, der Gelehrte nur für klassische Gegenstände und Historiengemälde u. s. w. ein lebhaftes Interesse und über diese vereinzelten Fächer der Kunst ein genügendes Urtheil besäße. Wo Geist, Gemüth und Leben, da findet Jeder für sich einen Anklang. Wohl ist aber zu denken, daß über individuelle, temporelle und lokale Verhältnisse nur derjenige genügenden Aufschluß geben und ein richtiges Urtheil fällen kann, welcher mit denselben näher vertraut ist, und daß in diesen Beziehungen, die nicht das Allgemeine, sondern nur das besonder Menschliche betreffen, dem Gebildeten, Erfahrenen und Kenntnißreichen eine gründliche Einsicht und ein gültiges Urtheil allein zustehen kann. In diesen Rücksichten muß sich das Urtheil der größern Menge bescheiden und wir dürfen billig auf ihre Stimme gar nicht zählen, sobald es von Erscheinungen, Thatsachen und Verhältnissen sich handelt, welche außer dem Bereiche des Wissens und der Erfahrung des Haufens liegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen über den Kunstverein zu Breslau und dessen Ausbreitung in Schlesien.

Daß ein Verein warmer Kunstkenner und Liebhaber von geläutertem Geschmacke der Kunst im Allgemeinen nur förderlich seyn könne, unterliegt wohl keinem Zweifel. Wird dabey die Kunst als solche, und als das Weesenhafte eines solchen Vereins streng im Auge behalten, und gehen die daraus gewonnenen Mittel nur dem Zwecke zu, so kann es nicht fehlen, daß bey einer sachkundigen Leitung der angehende junge talentvolle Künstler auf der so schwierigen Bahn zum besseren Ziele geführt wird, dem schon reiferen und mehr selbstständigen aber Mittel und Gelegenheit geboten werden, seine Gefühle mehr und mehr zu erwärmen, seine Phantasie zu beleben und Werke zu liefern, wozu, ohne äußere Anregung, die Idee in ihm wohl kaum zur Ausführung gekommen wäre.

Von dieser und wohl von keiner andern Ansicht sind Breslaus Freunde und Liebhaber der Kunst ausgegangen, als sie zuerst im Jahre 1827 zu einem Vereine sich verbanden, um im Gefühle des Mangels ihrer Stadt an höheren Kunstanstalten und Sammlungen Rath zu schaffen, wie dem Bedürfnisse an Mitteln, das Studium der Kunst für Künstler und Kunstschüler belebend zu fördern, abgeholfen werden könnte. Zwar ist und bleibt die Natur als Urbild die beste und sicherste Lehrmeisterin in der Kunst; auf ihrem Wege wird der Schüler vor dem Verderben aller Convenienz und Manier bewahrt und seine Individualität ihm erhalten; nur an ihr findet er den ächten Probirstein seiner Kunst, da denn doch, im strengen Sinne, an seinem Werk nur so viel Kunst erscheint, als Wahrheit und Natur daraus hervorleuchten. Indessen bis der Künstler einmal sich zu diesem Grade der Vollkommenheit aufgeschwungen, hat er manche technische Schwierigkeiten zu überwinden. Welcher Behandlung bewährte, klassische Meister sich bedienten und durch welche Mittel es ihnen gelang, der Natur möglichst nahe zu

Digitized by Google

kommen; wie sie, ein jeder auf seine ihm eigenthümliche Weise, die Idee verkörpert, dabey Ausdruck und Geberden motivirt, Gruppen angeordnet und durch Harmonie und Helldunkel in wirksame Haltung gesezt haben, das Alles mag der Jünger an des Meisters Werken ersehen, studiren und an ihrem Geiste den eigenen beleben und stärken. Dies kann dem Kunststreben nur förderlich seyn und durch schnellere Aneignung der zweckmäßigsten Darstellungsmittel der Kunst selbst ein schnelleres Gedeihen sichern, wenn anders der Schüler seine Eigenthümlichkeit dabey nicht aufgibt und zum bloßen Nachahmer wird.

Aus diesem Gesichtspunkte können wir die Grundabsicht des Breslauer Kunstvereins nicht anders als lobenswerth finden, das durch seine Leistungen gewonnene Einkommen zum Ankaufe der besten neuen Kunstwerke vorzugsweise Schlesischer oder in Schlesien wohnender Künstler *) zu verwenden, theils um in Breslau eine bleibende Kunstsammlung zu begründen, theils um den Künstlern durch diese Sammlung eine ermunternde Anregung zu verschaffen, zu deren schnellerem Wachsthum und mannigfaltigeren Ausdehnung sie bereits selbst durch Geschenke von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen und Kunstbüchern einen erfreulichen Anfang gemacht haben.

Es ließ sich indessen voraussehen, daß Breslau bey so ausgezeichnet gutem und kräftigem Willen zur Förderung eines so nüzlichen Zweckes dennoch sich selbst allein nicht genügen werde, und die Zahl der einheimischen Mitglieder, die vom Mai 1827 bis dahin 1828 sich nur auf 11 belief, gab bald die Nothwendigkeit zu erkennen, den gesammten Schlesischen Antheil mit in das Interesse zu ziehen.

So entstand ein Schlesischer Kunstverein, der von Breslau ausgegangen seinen Sih in Breslau hat und seit dem ersten Jänner 1828 als konstituirt zu betrachten ist, seit dem ersten Febr. bis zum 20sten Mai 1828, 95 Mitglieder zählt und im Wesentlichen auf folgende Satzungen sich gründet:

1) Der Breslauer Kunstverein, als Begründer des Schlesischen Kunstvereins, bestimmt das durch seine Leistungen gewonnene jährliche Einkommen theils zum Ankaufe von Kunstsachen für die Sammlung, theils zu allen andern künstlerischen Erfordernissen, wodurch, wenn auch mittelbar, auf die Sammlung förderlich eingewirkt wird, und die Künstler als Mitglieder derselben sind verpflichtet, im Laufe der ersten Jahre irgend eine nicht ganz unbedeutende Arbeit als Grundlage der Sammlung einzuliefern.

2) Alle Kunstfreunde, welche gesonnen sind, dem Vereine beyzutreten, unterzeichnen auf zwey nach einander folgende Jahre irgend eine kleine Summe, welche für das ganze Jahr oder halbjährig im Januar und Juni vorausbezahlt wird, und erhalten darauf das Diplom als Mitglied, die Statuten und die jährlichen Verhandlungen des Vereins.

3) Jedes Mitglied, welches für immer, oder nur auf kurze Zeit sich in Breslau aufhält, wird durch eine Karte befugt, die Kunstausstellung des Künstlervereins, der das ganze Unternehmen leitet, während ihrer ganzen Dauer zu besuchen, wie auch die angekauften Gegenstände jederzeit zu sehen und zu benüzen.

4) Die Sammlung selbst ist ein unveräußerliches Eigenthum des ganzen Vereins, und jedes Mitglied desselben hat als solches das Recht, über das Fortbestehen derselben zu wachen. Sollte jedoch durch Umstände der Verein jemals aufgelöst werden, so fällt die ganze Sammlung der Stadt Breslau anheim, damit sie selbst dann noch ungetrennt bleibe.

5) Die Auswahl der anzukaufenden Stücke, so wie die Ausstellung derselben und die spezielle Aufsicht darüber besorgt der Künstlerverein.

6) Alle angekauften Kunstgegenstände werden von den Meistern selbst, denen vorzüglich daran liegen muß, ihre Arbeiten möglichst bekannt zu machen, in genau ausgeführtem Umriß gezeichnet und durch Kupfer oder Lithographie vervielfältiget, kommen aber nie in den Kunsthandel, sondern werden

7) als Uebersicht der ganzen Sammlung allen den Mitgliedern unentgeldlich zugefördert, welche jährlich die Summe von wenigstens 4 Rthlr. unterzeichnet haben; alle andern hingegen, deren Beytrag sich nicht so hoch beläuft, oder später beytretende Mitglieder, welche der Vollständigkeit wegen die früheren Blätter zu haben wünschen, können dieselben gegen Erlegung der billigst berechneten Druckkosten jederzeit erhalten.

8) Die Sammlung wird, bis sie sich vergrößert, in dem Lokale des Künstlervereins aufgestellt, welches zugleich die Möglichkeit gewährt, Studien darnach zu machen, weswegen alle angekauften Gegenstände durchaus immer gegenwärtig seyn müssen. Ist sie späterhin bedeutender geworden, so wird sie an gewissen Tagen in der Woche dem Publikum unentgeldlich geöffnet.

*) Auch diese Beschränkung muß vor der Hand allerdings als zweckmäßig erkannt werden, wenn dadurch zunächst den vaterländischen Künstlern auf die Bahn geholfen und den vaterländischen Kunstleistungen eine Sammlung gewidmet werden soll, die in kunsthistorischer Beziehung nicht ohne Interesse seyn kann. Allein zur Bildung des Kunstgeschmackes überhaupt, so wie zu einer mannigfaltigeren Anregung der Künstler selbst, wozu denn doch solche Sammlungen bestimmt sind, dürfte obige Beschränkung nicht genügen und in lezterer Beziehung als einseitig der Beförderung eines allgemeineren Kunstzweckes nicht hinreichend entsprechen. Wir glauben daher auch, daß der Breslauer Kunstverein, wenn er einmal seinen nächsten Zweck erreicht, nach und nach eine größere Ausdehnung und dadurch eine reichere Quelle des Einkommens sich verschafft haben wird, sodann auch auf Ankäufe von erlesenen Werken auswärtiger Künstler und selbst älterer Meister Bedacht nehmen werde.

9) Die Beamten des Kunstvereins erwählt der Künstlerverein und gibt über die Verwaltung in den jährlich gedruckten Verhandlungen, welchen ein Verzeichniß aller Mitglieder beygegeben wird, Rechenschaft.

10) Der Austritt aus dem Kunstvereine muß bey Zahlung des Beytrages, also wenigstens ein halbes Jahr vorher, durch Rückgabe des Diploms gemeldet werden. Natürlich begibt sich der Austretende seines Rechtes an den Mitbesitz der Sammlung.

Bis zum 20sten Mai 1828 zählten beyde Kunstvereine zusammen 136 Mitglieder, wovon 15 aus dem Breslauer Vereine den geschäftsführenden Ausschuß bildeten. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß nunmehr nach Verlauf eines Jahres die Zahl der einheimischen Mitglieder sich vermehrt haben werde. Als auswärtige Mitglieder hat der Breslauer Kunstverein vier, und als Ehrenmitglieder zwanzig aufgenommen, unter welchen lezteren sich nun auch Herr Strirner in München befindet, welchem das Diplom hierüber mittelst Schreibens vom 26sten Januar dieses Jahrs zugeschickt worden ist. Dem Diplome lagen einige freundliche auf den Stiftungstag des Breslauer Kunstvereins und zu Ehren Alb. Dürers verfaßte Gedichte bey, nebst einem lithographirten Blatte von Dürers Wohnhaus in Nürnberg, welches einen erfreulichen Beweis von der guten Behandlung und dem Drucke der Lithographie in Breslau gibt.

Speth.

Aus Rom Anfangs März *).

(Durch Zufall verspätet.)

Der Vicomte von Chateaubriand hat unter der Leitung des Archäologen P. E. Visconti auf dem Gute von Torre-Vergata, außerhalb des Thores del Popolo, eine Ausgrabung veranstalten lassen, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Er wohnte in Visconti's Begleitung der Eröffnung der Aufgrabung bey, und bestimmte den in seiner Gegenwart herausgeschafften großen Block schönen Bildhauermarmors, von 6 Palmen Länge und 3 Palmen Breite, für eine Büste seines berühmten Landsmannes Poussin.

Es sind schon in den ersten Tagen ansehnliche Ueberreste eines antiken Gebäudes aufgefunden worden, und verschiedene Fragmente von buntem Marmor, Porphyr, Rosso antico, farbigem Alabaster und andre ähnliche Merkmale geben einen klaren Beweis von der Pracht, womit dieses Gebäude ausgeziert war, das bis jezt unbeachtet auf einem öden Felde dalag. Außer den genannten Gegenständen wurde im Verlaufe des vorigen Monates noch eine canellirte korinthische Säule sammt ihrem Kapitelle von ein und demselben Stücke, mit gut ausgedachter Blumenverzierung und Acanthusblättern, auf denen in Zwischenräumen Vögel erscheinen, aufgefunden. Dieses großartige Stück bildete die Verzierung einer Thüre, oder den viereckigen Raum, auf welchem die Inschrift eines prachtvollen Grabes angebracht war. Einige Ueberreste dieser Inschrift, deren Buchstaben beynahe eine Palme hoch sind, bezeugen, daß es einem Freygelassenen gehörte, indessen andre große Reste von Gesimsen und Einfassungen gleichfalls Beweise für den bey Ausstattung desselben angewandten Luxus und Geschmack liefern.

Ein Fußboden von weiß und schwarzem Mosaik, zwey zierliche Pfeiler, an drey Seiten mit den auserlesensten Reliefs geziert, einer derselben noch mit Kapitell und Basis versehen, eine in Marmor gehauene Inschrift, verschiedene Fragmente von Gesimsen und Einfassungen sind in dem Hauptgebäude aufgegraben worden, das sicherlich ein vornehmes Landhaus war. Es sind daselbst auch durch einen seltenen und glücklichen Fall vierhundert antike Münzen aus dem Zeitalter des Trajanus Decius bis auf Salonius an das Tageslicht gefördert worden. Diesen antiken Münzen in Silber von mehr oder minderem Gehalte und in mit Silber verkleideter Bronze, gemäß der allmähligen Verschlechterung, die durch den Drang des öffentlichen Unglückes jener Zeiten auch an den Münzen sich äußerte, sind insgesammt durch ihre Erhaltung bemerkenswerth, und zum Theil auch durch ihre Seltenheit oder durch die Verschiedenheit der Gepräge. Sie bieten die Bildnisse des Trajanus Decius, des Trebianus Gallus, des Volusianus, der Mariniana und Salonina und des Saloninus dar; größtentheils gehören sie dem Valerianus und Gallienus an.

Unter die seltenen Reverse, welche diesen Kaisern zukommen, kann man erstens rechnen: Concordia Legg., Annona Augg., Restitutor Orbis, Restitutori Orientis, Victoria Germ. u. s. w. Zweytens: Leg. I. Min. VI. p. VI. mit der Pallas Nicephora, Restitutor Orbis, Securitas perpetua, Victoria Germanica, Jovis Stator u. s. w. Außerdem sind noch zu bemerken: Mariniana mit der seltenen Kehrseite Consecratio, und Saloninus mit den Typen „Principi Juventutis" und „Consecratio." Ueber diese Medaillen wird P. E. Visconti, welcher der Akademie der Archäologie einen genauen Bericht über diese Aufgrabung zu erstatten sich vorbereitet, eine Abhandlung schreiben.

Schließlich fügen wir noch bey, daß in einem andern Gebäude, wo man einige Nachsuchungen angestellt hat, unter verschiedenen Fragmenten architektonischer Verzierung der Ueberrest eines schönen Basreliefs und zwey Medaillen mittlerer Größe, eine von Nerva, die andre von Adrian, entdeckt wurden.

*) Diario di Roma. Notizie del Giorno No. 6. 5. Febrajo. No. 10. 5. Marzo 1829.

Digitized by Google

№. 49.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 18. Juni 1829.

Arbeiten der Königl. Porzellan-Manufaktur in München.

Die geschmackvollen und kunstreich verzierten Service und Vasen, welche diese Anstalt seit geraumer Zeit liefert, sind dem Publikum bereits hinlänglich bekannt und von vielen Liebhabern gesucht; dagegen ist von den neuern größern Arbeiten derselben bis jezt wenig die Rede gewesen, obgleich sie noch weit mannichfaltiger und vollkommener als die früheren sind und die glücklichen Fortschritte der Anstalt sichtlich bezeugen. Nächst der Porzellanmalerey, die hier mit besonderer Begünstigung Sr. Maj. des Königs in weiterer und erfolgreicher Ausdehnung geübt wird, ist auch die Glasmalerey mit dem Eifer und Erfolge betrieben worden, der sich einem so königlich unterstützten und in großartiger Ausdehnung begonnenen Unternehmen nur wünschen läßt; das erste Zeugniß davon war das in den Dom von Regensburg eingesezte Fenster, von welchem wir bereits früher im Kunst-Blatt (1828 Nr. 39.) Bericht erstattet haben. In Bezug auf jene Nachricht gedenken wir nun von den fortgesezten Arbeiten dieser Art, so wie von den Porzellanmalereyen hier eine kurze Nachricht zu liefern.

Unterhalb der beyden Fenster, welche im vorigen Jahr an der Vorderseite des Doms von Regensburg eingesezt wurden, befinden sich vier kleinere Fensteröffnungen und in ihrer Mitte eine Thüre, welche auf die äußere Gallerie führt. Diesen fünf symmetrischen Abtheilungen ward ebenfalls eine Verzierung von gemalten Scheiben zugedacht; da sie jedoch zu wenig Raum für figurirte Darstellungen boten, wurden nur Laubverzierungen und für die Thüre eine Inschrift angeordnet. Diese ward auf mattem, blumenartig dekorirtem Grunde von gelblich grauer Farbe mit purpurrothen Buchstaben in altdeutscher, sogenannter gothischer Schrift ausgeführt und lautet folgendermaßen:

Ludovicus I.
Bavariae Rex, in
honorem Dei templique
decus, fenestras ex hac
parte occidentali, arte
encaustica restituta,
novis discoloribus
picturarum vitris
regali munificentia
ornavit
anno salutis MDCCCXXVIII.

Ueber der Inschrift wurde das bayrische Wappen auf purpurrothem Grund in lebhaften und glänzenden Farben gemalt; zwey goldne Löwen als Schildhalter und Lorbeer und Palmzweige von einem äußerst frischen und gesättigten Grün bilden dessen Umgebung. Darüber ist die Königskrone so brillant vorgestellt, daß man das glänzende Gold und die blitzenden Edelsteine, vom hellsten Sonnenlichte bestrahlt, in der Wirklichkeit zu sehen glaubt.

Das Laubwerk in den vier umgebenden Fenstern ward in aufsteigenden und verschlungenen Ranken sehr reich und geschmackvoll gezeichnet und mit verschiedenem Grün auf dunklem Grunde ausgeführt, mit welchem das glänzende Roth, Goldgelb und Blau der Einfassungen vortrefflich zusammenstimmt und eine prachtvolle Wirkung hervorbringt.

Vier andere Streifen von Ornamenten mit Weinblättern sind nicht minder plastisch in der Zeichnung und brillant in der Färbung ausgeführt und für ein größeres Fenster bestimmt worden.

Da jedoch eine ganze Reihe größerer Fenster im Seitenschiff des Domes zur Rechten allmählich mit Glasmalereyen verziert werden soll, so hat Se. Maj. der König vorläufig die Kosten für das erste derselben anweisen lassen, und bereits sind einige der Hauptvorstellungen nach den transparenten Cartons, welche Hr. Ruben nach den Ideen des Hrn. Prof. Heinrich Heß in Wasserfarben gemalt hat, vollendet worden. Die größere Abtheilung in der Mitte enthält die Anbetung der Könige; man sieht die unter einem Baldachin sitzende Maria mit

dem Kinde, von den HH. Hämmerl, Kirchmayr und Werstorfer gemeinschaftlich vollendet; zur Rechten derselben St. Joseph und den Mohrenkönig; zur Linken die beyden andern Könige in einer reichen und weit ausgedehnten Landschaft. Diese Figuren sammt ihrem Grunde sind außer einiger Drapirung und dem Kopf des h. Joseph, welche Hr. Werstorfer gemalt hat, ganz von Hrn. Ainmiller mit einer Kraft der Farben und Bestimmtheit der Formen ausgeführt, welche den alten Glasgemälden nichts nachgibt; ja die Vollendung der Fleischtöne und der Landschaft möchte in ältern Werken dieser Art kaum ihresgleichen finden. Oberhalb dieser Darstellung kommen schwebende Engel, und die untere Abtheilung nehmen sechs Brustbilder in steinfarbig verzierten Rahmen auf dunkelblau damascirtem Grunde ein: David, Salomon, Jesaias, Jeremias, Daniel und Hesekiel. Die beyden erstern derselben sind bereits gemalt, jener von Hämmerl, dieser von Ainmiller, der leztere unstreitig in Hinsicht auf Wahrheit der Fleischtöne und Gefühl der Formen am gelungensten. Hrn. Ainmiller gebührt überhaupt das Verdienst, durch mannichfaltige artistische Versuche in Uebereinstimmung mit den Erfahrungen, die der Vorstand der Porzellanmanufaktur, Hr. Prof. Gärtner, bey Vergleichung der alten Glasmalereyen mit den jetzigen gemacht, das ganze Verfahren gefördert zu haben; so wie in technischer Hinsicht ausschließlich Hr. Frank genannt werden muß, durch dessen ausgezeichnete Leistungen im Gebiete der chemischen Bereitung und Einschmelzung der Farben seit ganz kurzer Zeit diese Kunst auf eine überraschende Weise gehoben und sicher gestellt worden ist.

Nächst diesen Arbeiten, welche die alte Glasmalerey sowohl dem Geist der Anlage, als der Trefflichkeit der Ausführung nach unserm Zeitalter zurückbringen, ist auch die Porzellanmalerey von Sr. Maj. dem König auf eine Weise gefördert worden, die nicht nur für die Ausbildung derselben höchst ersprießlich gewesen ist, sondern auch ein sehr prächtiges künstlerisches Werk entstehen läßt. Se. Maj. gab nämlich den Auftrag zur Fertigung einer Sammlung von Porzellangemälden, welche die besten Gemälde der Pinakothek in gelungenen Copien aufbewahren soll. Diese Sammlung wird in einem eigens dazu bestimmten Saale auf geschmackvoll eingerichteten Gestellen ihren Platz finden, und theils aus Tellern bestehen, deren Form nach mehreren, von früherer Bestimmung zu einem Service schon vorhandenen beybehalten worden ist, theils aus viereckigen Porzellanplatten, welche als selbstständige Kunstwerke und vollkommene Porzellangemälde zu betrachten sind. In dieser leztern Art hat Hr. Adler, unstreitig unser ausgezeichnetster Künstler in der Porzellanmalerey, und um nichts geringer als die besten französischen Maler dieses Fachs, bereits mehrere Tafeln vollendet, die weder in Beziehung auf treue Nachahmung des Originals, noch in Hinsicht der freyen, kraftvollen und sorgfältigen Ausführung etwas zu wünschen übrig lassen. Die Bildnisse des Cardinals Rospigliosi nach Velasquez, des Franziskanermönchs nach Rubens und des Giorgione nach dessen eigenem Gemälde, sämmtlich auf Platten von 10 Zoll im Gevierte gemalt, sind unübertrefflich zu nennen; etwas minder gelungen, doch immer sehr vorzüglich in ihrer Art, ist das Bildniß einer jungen Frau nach Paris Bordone und eine Madonna mit dem Kinde nach Pietro Perugino. Auch Hr. Kristfeld hat eine Platte nach dem Einsiedler von Gerhard Dow und auf einen Teller das Selbstbildniß des Franz Mieris mit großer Geschicklichkeit und Sorgfalt copirt; doch hat er in der Behandlung noch nicht so viele Freyheit erreicht, als Hr. Auer, von welchem eine Reihe von Tellern mit Gegenständen dieser Art sehr glücklich verziert worden ist. Der erste Platz unter denselben gebührt unstreitig dem Mädchen mit der Mandoline nach Franz Mieris; den Compagnon dazu bildet das Frauenzimmer, welches den Papagay füttert, nach demselben Meister, und von ähnlicher Art und Größe ist das Brustbild des Markgrafen Christoph von Baden nach Hans Holbein, das eines Kriegers nach van der Helst, und das weibliche Brustbild nach Joh. Conr. Fries.

Unter den Malern, welche sich dem Genre und der Landschaft gewidmet haben, ist zuerst der auch als Lithograph bekannte Hr. Heinzmann zu nennen, welcher eine ganze Reihe von Gegenständen solcher Art zur Verzierung von Tellern copirt hat; z. B. einen Hirten mit drey Ziegen und ruhenden Schafen, nach Carel du Jardin; Fuhrleute die mit Pferden und Wagen an einem schiffbaren Flusse halten, nach Wouvermanns; ruhendes Vieh zwischen Ruinen nach Heinr. Roos; die Waide nach Paul Potter, dann verschiedene Landschaften nach Wouvermanns, Berghem, Vernet und Heinr. Roos. Der Pinsel des Hrn. Heinzmann zeichnet sich überall durch große Reinheit und Nettigkeit der Behandlung aus, und vielleicht existirt in diesem Augenblicke kein Künstler dieses Fachs, der Gegenstände solcher Art mit treuerer Charakterauffassung der verschiedenen Meister und mit mehr Präcision und Wahrheit als Hr. Heinzmann auszuführen vermöchte. Obgleich nicht überall mit derselben Sicherheit der Behandlung, doch im Ganzen mit vielem Glück hat Hr. Lefenbure einige schwierige Gegenstände auf Teller copirt, namentlich das schöne Gemälde des Peter de Hooghe, eine lesende Frau, in einer von der Sonne beleuchteten Stube sitzend, und die Frau, die sich vom Arzte den Puls fühlen läßt, nach van Steen. Endlich sieht man auch von Hrn. Werberger drey schöne Thierstücke auf Tellern, einen Fuchs, von Hunden angefallen, nach Daniel Hien, eine Henne mit ihren Jungen nach de Hahn und einen

Digitized by Google

todten Hasen nebst Federwild, von einer Katze beschlichen, nach Hamilton.

Die reichen Arabesken und Vergoldungen dieses Services sind mit eben so viel Mannichfaltigkeit als Geschmack von Hrn. Prof. Gärtner angegeben, dessen Sorgfalt, Einsicht und künstlerischem Talente diese Anstalt ihr fortschreitendes Gedeihen hauptsächlich verdankt.

Nach den Entwürfen desselben ist auch ein sehr eigenthümliches und geschmackvolles Werk für den Hrn. Grafen von Schönborn-Wiesentheid gefertigt worden, der jeden Zweig der Kunst auf ausgezeichnete Weise begünstigt und durch die Veranlassung zu mannichfaltiger Thätigkeit, die er der Kunst gibt, sich unter die ersten Mäcenaten reiht. Es besteht in sechs großen, zur Verzierung eines Camins bestimmten Vasen, die nach Art der athenienſischen auf weißem Grunde mit Gruppen von schwarz conturirten Figuren und Ornamenten von schwarzer und rother Farbe geschmückt sind. Die Gruppen sind aus Flarmanns Umrissen zu Homer und Aeschylus gewählt, die Verzierungen so wie die Formen der Vasen nach den Angaben des Hrn. Prof. Gärtner so rein und schön ausgeführt, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. In Uebereinstimmung mit diesen Vasen ist zugleich ein vollständiges Tafelservice mit gleichen Verzierungen gefertigt worden, nur daß an diesem der weiße Grund glasirt ist, statt daß er an den Vasen matt erscheint.

Auch ein Gemälde von ausgezeichneter Größe und Schönheit ist auf Bestellung des Hrn. Grafen v. Schönborn begonnen; es ist dies eine Copie nach dem herrlichen Bilde der Mutter mit dem Kinde in der Gallerie zu Pommersfelden, von welchem das Kunst-Blatt v. J. 1820 Nr. 88. Umriß und Beschreibung gegeben hat. Das Original ist zu diesem Zweck nach München gebracht und verdiente bey dieser günstigen Gelegenheit auch durch Kupferstich oder Lithographie eines geschickten Künstlers dem größeren Publikum bekannt zu werden.

S.

Ueber Kunsturtheil.

(Fortsetzung.)

II.

Je weniger der geistigen Natur des Menschen äußere Fesseln angelegt und Schranken entgegengehalten werden; desto freyer und nach allen ihr angebornen Richtungen hin vollständiger wird sie sich entfalten. Alsdann wird auch die Entwickelung ihrer ästhetischen Seite, die Ausbildung des Geschmacks, nicht ausbleiben. Mit dem Streben nach Wahrheit und mit der Liebe zum Guten wird der Sinn für's Schöne den heiligen Kranz geistiger Vervollkommung bilden, die Grundlage der wahren Bestimmung und unzerstörbaren Glückseligkeit des Menschen. Daher kommt der Kunstsinn und das Kunsturtheil im höheren Sinne dem wahrhaft Gebildeten zu. Ihm bieten schon seine Umgebungen und Verhältnisse, sein Stand und Umgang, seine Erziehung und Lektüre die Bedingungen zur höheren Ausbildung des Kunstsinnes, zur Begründung eines umfassenden, reinen und gültigen Kunsturtheils dar. Sein Auge wird frühe auf Gegenstände der Kunst hingerichtet, sein frühester Unterricht durch Bilder erläutert, seine kindliche Phantasie mit Gestalten des Lebens und der Kunst bereichert. Wenn es auch nur wenigen Sterblichen vergönnt ist, im Schooße der edelsten Kunst ihr Auge aufzuschlagen und mit ihrem ersten Lebensblick Ideale reiner Schönheit einzusaugen, wie wir solches von den Kindern des römischen Prinzen Barberini wissen, der in's Familienwohnzimmer seines Pallastes die Juwelen seiner schönen Gallerie, Bilder von Raphael, Tizian, Guido Reni und anderen unsterblichen Meistern aufgehängt hat; so gibt es doch allenthalben eine große Zahl von Mitteln, dem Auge die herrlichsten Kunsterzeugnisse zu vergegenwärtigen, den Geist frühe an die Anschauung vollkommener Formen zu gewöhnen und nicht nur das Gefühl für Ebenmaaß, Harmonie und Natur zu schärfen, sondern auch mit Kunstideen, mit dem Bewußtseyn der wahren Würde und Bestimmung der Kunst bey ihren Leistungen, mit dem richtigen Takt in Beurtheilung des Gehörigen und Ungehörigen an Gegenständen künstlerischer Darstellung die Seele zu erfüllen. Von welchem Vortheil namentlich öffentliche Gallerien in dieser Beziehung sind, hat die Erfahrung bewiesen. Kunstvorlesungen, besonders Vorträge über die Geschichte der Kunst und über ihr Verhältniß zum Menschenleben und zur vollkommenen Entwickelung der geistigen Natur des Menschen tragen nicht minder das Ihrige bey, den Kunstsinn unter dem Gebildeten zu wecken, das Kunsturtheil zu leiten und aufzuklären. Mittelbar aber wirkt zur Ausbildung der ästhetischen Seite des Menschen auch da, wo keine Kunstanstalten, keine Kunstsammlungen, keine Vorträge zur Belehrung über die Kunst stattfinden, der Umgang des Gebildeten mit der tönenden Kunst, mit Musik und Poesie, um die Aufmerksamkeit des Geistes auch auf die bildenden Künste zu lenken; die Beschäftigung insbesondere mit den Schriften der alten Welt, wodurch die auf das ästhetische Gefühl so durchgängig berechnete Religion und Weltansicht vornehmlich der griechischen Völker uns nahetritt und eine unermeßliche Reihe von herrlichen Gestalten uns erscheint; Gestalten, theils aus der wirklichen historischen Welt, theils von der Phantasie der alten Dichter hervorgezaubert, um den Himmel und die Erde zu bevölkern und zu verschönen; Gestalten, welche in dem Gemüthe, das von der häßlichen Außenwelt abgestoßen und durch eine kalte Natur unbefriedigt

Digitized by Google

gelassen wird, ein inneres Kunstgebiet erzeugen und ausfüllen. Homer und Hesiod, Sophokles und Aristophanes, Virgil und Terenz, Herodot und Livius sind redende Maler, an welche sich die späteren, Dante und Tasso, Shakespear und Calderon, Milton und Klopstock, Schiller und Goethe, im Geiste christlicher und moderner Bildung anschließend, dem empfänglichen Gemüthe einen Reichthum von Bildern und Gestalten, eine Fülle von Welt und Leben darreichen. Kenntniß des Alterthums, der Geschichte und der Poesie macht mit den Gegenständen der historischen und religiösen Kunst vertraut; zu allen Zeiten und namentlich in der alten Zeit war die Kunst eine Verbündete, wo nicht eine Dienerin der Religion und der Staatsverfassung, entlehnte ihre herrlichsten Stoffe dem Volksglauben, der vaterländischen Geschichte und den Darstellungen der heimathlichen Dichter.

Diese wenigen Andeutungen reichen wohl hin, den Satz zu rechtfertigen, daß der Gebildete auch für Kunst empfänglich seyn müsse und auch über Kunst sein Urtheil äußern dürfe; daß es ihm bey wahrer, vielseitiger Geistesbildung Bedürfniß sey, seine Ansichten über die Welt des Schönen und über Gegenstände des Geschmacks zu erörtern, daß von Seiten des Künstlers der Aufmerksamkeit, den Ansichten und Urtheilen jedes Gebildeten Achtung gebühre. Eben so ergeht aber auch an den Gebildeten die Anforderung, seine Ansicht und sein Urtheil immer zu begründen und sich, so weit es bey Kunstbetrachtungen geschehen kann, vom blos subjektiven auf einen objektiven Standpunkt zu begeben. Nicht was ihm im Anfluge des Augenblicks behagt oder mißbehagt, soll ihn zum Urtheil bestimmen. Nur dasjenige soll auf seine Entscheidung Einfluß gewinnen, was bey ernster, gesammelter Betrachtung ihm als Wahrheit, als Darstellung des Schönen oder als Verletzung des Geschmacks erscheint. Nur die strenge Aufmerksamkeit, während sie vor lobhudelnden Aussprüchen bewahrt, macht billig auch gegen das in seiner Art Unvollkommene. Strenge des Richters gegen sich warnt ihn, die Leistungen der Kunst einseitig, bruchstückweise und durch die Brille einer fremden Autorität anzuschauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London.

Einer Verordnung des Königs zu Folge, werden die Deckengemälde der Kapelle von White-Hall in die Nationalbildergallerie gebracht. Diese Gemälde sind von Rubens für den König Karl II. verfertiget, welcher anfänglich damit den Festsaal schmücken wollte; da sie auf Leinwand gemalt sind, werden sie leicht von der Bogenwölbung, woran sie befestiget sind, herabgenommen werden können.

Der Maler Jones arbeitet, wie es heißt, an einem großen Gemälde, welches die Kammer der Lords während der Debatten über die Emancipation der Katholiken darstellt. Die Pairs dieser Religion werden in einer abgesonderten Gruppe, in ihrer Eigenschaft als Erpektanten, dargestellt werden.

Wilkie malt gegenwärtig das Porträt des Königs in der Kleidung eines schottischen Hochländers, die S. M. während seines Aufenthaltes zu Edinburg den dortigen Einwohnern zu Gefallen trug. Dieses Gemälde ist auch für den Pallast Holyrood zu Edinburg bestimmt, und man wird nur eine Copie davon im Schlosse zu Windsor aufbehalten.

Ein schottischer Bildhauer läßt zu London zwey Figuren sehen, die er ausgeführt hat, ohne irgend einigen Unterricht empfangen zu haben. Einer seiner Landsleute, Namens Johann Greenschields, hat nun zu Edinburg eine kolossale Statue des Königs ausgestellt, die er aus einem Steinblock gehauen hat, ohne je die Kunst der Skulptur gelernt zu haben.

Madrid.

Von dem lithographischen Werk über die Gemälde der königlichen Gallerie ist so eben die 16te Lieferung erschienen, mit welcher der erste Band schließt. Er besteht aus 62 Blättern. Der größte Theil der Gemälde, welche hier nachgebildet sind, gehört der spanischen Schule; Velasquez und Morillo nehmen die ersten Stellen ein; ausgezeichnet sind auch die Gemälde des Juan de Juanes, Alonso Cano und mehrerer andrer spanischer Künstler. Aus der italienischen Schule finden sich einige Meisterwerke des Raphael, Albani, Leonardo, Andrea del Sarto, Paul Veronese u. a. Aus der niederländischen Schule enthält der erste Band der Sammlung nur eine sehr kleine Zahl von Gemälden von Rubens, Vandyck ꝛc. Man bemerkt ferner reizende Landschaften von Claude Lorrain. Der Herausgeber fügte noch ein Porträt des Königs, nach dem Gemälde des Hofmalers Joseph de Madrazo und eine Ansicht des königlichen Museums, mit einer Beschreibung begleitet, bey. Jedes Gemälde hat gleichfalls einen erklärenden Text. Dieses Werk kömmt aus der lithographischen Anstalt zu Madrid, die noch vieler Vervollkommnungen bedarf, um den Anstalten von Deutschland und Frankreich gleichzukommen.

Digitized by Google

N°. 50.

Kunst-Blatt.

Montag, 22. Juni 1829.

Ueber Kunsturtheil.

II.

(Fortsetzung.)

Autorität herrscht oft am Unabweislichsten über diejenigen, welchen man zuvörderst Freyheit des Geistes und eigene, selbstständige Auffassung des Dargebotenen zutrauen möchte, über die Gebildeten. Durch Unterricht, Umgang, Lektüre bildet sich oft eine Meynung an, welche mit den tieferen Bedürfnissen der Wahrheit nicht harmonirt und nur durch Unterdrückung der Naturstimme, durch Umgehung der billigsten Forderungen der Erscheinung festgehalten werden kann. Die Stimme eines erfahrenen und kenntnißreichen Mannes, oft auch das absprechende, genialklingende Wort des Kunstgönners findet eifrige Nachbeter; und in der Kunst, wie in der Spekulation, in den Wissenschaften der Erfahrung und im Leben, ist das Nachbeten der Tod der Freiheit und der wahren Bildung. Ein solches von Außen her empfangenes und kümmerlich — auch beym Tone der größten Anmaaßung doch nur kümmerlich nachgelalltes Urtheil gibt seinen Ursprung, seine Zwitternatur und Dürftigkeit dem aufmerksamen und unbefangenen Zuhörer durch unzählige Merkmale kund. Daher gilt auch im Gebiete der Kunst der weise apostolische Denkspruch, Alles zu prüfen und das in der Prüfung erkannte Gute zu behalten. Ansichten Andrer sollen uns Wegzeiger, Winke, Berathungen, aber nicht ästhetischer Gewissenszwang seyn. Es ist schändlich genug, wenn die Kirche Inquisitionstribunale aufstellt, um nach ihrem kleinen menschlichen Maßstab dasjenige, was Jeder zwischen sich und Gott allein auszumachen hat, zu richten und durch Foltern und Flammen ihre Glaubenssätze aufzunöthigen. Gleichwohl gibt es Menschen, die auch im freyen Gebiete der Kunst mit blinder Demuth einem ästhetischen Dominikaner sich gefangen geben und sich unter die alleinseligmachende Kunsttheorie irgend eines bestehenden philosophischen Systems bequemen. Anderen wird das Vaterland, das stumme, unschuldige, zur Autorität. Der Patriotismus macht sie blind gegen fremde Kunst und ausländische Künstler, wie solches an Franzosen, Italienern und Deutschen zur Genüge sich wahrnehmen läßt. Wieder Anderen sind die Augen durch Confessionseifer gehalten, so daß sie des Wahnes nicht los werden, in einer anderen Kirche sey die Kunst kränkelnd oder dem Untergange nahe; in anderen Verhältnissen finde sie keinen Nahrungsstoff, keinen Trieb zur Erhaltung und Fortbildung; als ob die wahre Kunst des äußeren Impulses zum wahren Leben und Gedeihen bedürfte, oder als ob ohne Religion und Gottesdienst die Kunst, ohne Kunst jene nicht bestehen könnten; als ob der Protestantismus kalte Verstandessache und das von Legenden und Mythen befreyte Evangelium und Leben des Erlösers trockene, dürre Waare und das Grab alles künstlerischen Sinnes und Strebens wäre, wie so häufig vernommen worden ist und vernommen wird, oder als ob, wie Andere schon behauptet haben und wohl mit demselben Unrecht, der Katholizismus das Ende der wahren, freyen, selbstzwecklichen Kunst herbeyführen müßte; als ob nicht die wahre Kunst, wie sie denn auch namentlich in den Zeiten des Mittelalters und unter dem Einfluß des hierarchischen Systemes gethan hat, jede hemmende Schranke durchbrechen, jede bindende Fessel von selbst lösen oder mit heiliger Gewalt zerreißen würde. Eine weitere Hemmung des freyen Kunstsinnes rührt von den auf einer Akademie geltenden Ansichten her oder von dem Einfluß solcher Kunstsammlungen, die einem einseitigen Kunstzweck huldigen und wodurch entweder eine gewisse Manier das oberste Criterium der Beurtheilung von Kunstwerken abgibt oder eine oder die andere Schule, deutsche, niederländische, italienische oder französische, auf eine unbillige Weise bevorzugt wird.

Autorität soll nicht binden. Aber das andre Extrem der Feindschaft gegen alle und jede Autorität soll gegen fremde Ansichten und Beurtheilungen auch nicht betäuben. Aus Scheu, sich keiner Autorität gefangen zu geben, ist Mancher an der ewigen Autorität der Wahrheit selbst vorübergegangen, und hat sich gegen die Anerkennung der wahren ästhetischen Grundsätze und der wahrhaft schönen Formen und Gebilde verhärtet, weil er sich durch Ver-

Digitized by Google

einigung seiner Ansicht mit den früher ausgesprochenen Ansichten Andrer seines natürlichen Rechtes zu begeben fürchtete. Sobald eigene Prüfung und Forschung uns auf demselben Wege mit einem Dritten zusammenführt, so ist der Weg, auf welchem wir jenem begegnen, eben so gewiß der unsrige, wie der seinige; der Vorgang in der Zeit gibt ihm kein diktatorisches Vorrecht, soferne wir ihm beypflichten, nicht weil er spricht, sondern weil er das Rechte spricht, das von uns als solches geprüfte und erkannte Rechte. Meiden wir aber das Zusammentreffen mit den Ansichten und Urtheilen Andrer unter jeder Bedingung, so kann dieser Grundsatz nur aus einem Mißverstehen unseres wahren Verhältnisses zur Kunst und zu ihren Erzeugnissen, aus thörichter Furcht vor dem etwaigen Schein eines Autoritätsglaubens oder aus widerlicher Eitelkeit und Sucht, originell zu seyn, hervorgehen. Die Folge davon aber ist, daß wir am Ende lieber zur abgeschmacktesten und ungereimtesten Behauptung unsere Zuflucht nehmen, als der Wahrheit im Munde eines Andern die Ehre geben. Solche Kunstkritiken, wie sie zuweilen namentlich aus jungen Federn fließen, sind gar sehr vom Uebel, mag sie die vorsätzliche Opposition zum Lob oder Tadel treiben.

Allein auch derjenige, welcher fremdem Einflusse nicht zu viel und nicht zu wenig über sich einräumt, hat auf der Bahn selbstständiger Anschauung des Schönen und eigener Prüfung der ihm dargebotenen Kunstleistungen mit aller Umsicht und Schonung zu verfahren. Es soll dem Beobachtenden damit Ernst seyn, überall das Wahre herauszufinden und deshalb ein Kunstwerk nicht eben blos von der einen oder von der andern Seite, sondern in seiner Totalität anzuschauen, es bis zum Durchblick der einzelnen Theile in ihrer Verbindung unter einander, zur Auffassung des Geistes und der Harmonie des Ganzen zu bringen. Das einseitige Urtheil ist immer ein ungerechtes, wenn ihm auch noch so viel Wahres zu Grunde liegen sollte. Man kann für diese Wahrheit täglich Belege in öffentlichen Kunstsammlungen, in Kunstausstellungen und in Werkstätten der Künstler erhalten. Die einseitigen, lobenden oder tadelnden Urtheile sind gewöhnlich das Werk eines Augenblicks. Kaum angesehen, ist das Bild kritisirt, gerühmt oder verworfen. Es gibt Viele, welche durch solche Hast des Urtheils ihren Kennerblick, die Genialität und Schärfe ihres Kunstsinnes an den Tag legen wollen, unbekümmert um die objektive Wahrheit und den wirklichen Werth eines Bildes, gleichgültig um die durch ihr ungerechtes Verfahren erzeugte schmerzliche oder doch widrige Stimmung des Künstlers, welcher durch Ein Wort das Werk eines Jahres, das Kind seiner Begeisterung und Liebe umgeworfen und zertreten sieht, und welcher am Ende im Gefühl seiner Kraft und seines Adels nichts Klügeres thun kann, als ein Urtheil, das zur Geltendmachung der urtheilenden Person, nicht aber zur wahren Schätzung des beurtheilten Gegenstandes gesprochen worden ist, zu verachten und zu vergessen. Einseitige Urtheile sind darum so ungerecht, weil sie oft ein in formaler Hinsicht durch seine äußeren Mittel, durch Farbe, Licht und Schatten, durch Zeichnung, durch Anordnung der Figuren und Gruppen lobenswerthes Werk deshalb herabsetzen, weil der darin ausgesprochene Gedanke minder bedeutend und umfassend, minder klar und lebhaft hervortretend ist, als auf anderen Bildern. Die Kunst muß nicht gerade immer eine historische Wahrheit oder eine moralische Tendenz ihren Werken zum Grunde legen. Sie hat einen gleich großen Werth in ihren freyen Spielen oder in der naturgemäßen Auffassung und Darstellung des vorhandenen Lebens. Ein an Ideen dürftiges Bild verdient gewiß Aufmerksamkeit, Anerkennung und Schätzung, wenn dem Künstler getreue Naturnachbildung gelungen, wenn er in seiner Zeichnung rein, klar und kräftig, in seinem Colorit wahr gewesen ist. So sehr man es im Allgemeinen bedauern darf, daß der Geschmack an Genremalerey unter Künstlern und Liebhabern in den lezten Jahren überhandgenommen hat; und dadurch das Interesse für die höhere und schwierigere Seite der Kunst, für die ideale und geschichtliche, in Abnahme gekommen ist; so unrecht wäre es gegen die vielleicht im Uebermaß geförderte Gattung, sie verurtheilen und verstoßen zu wollen. Ja, auch der geringfügigste Gegenstand dieser Kunstrichtung ist im Gebiete des Kunstlebens und der Kunstanschauung miteinbegriffen, wenn er gleich keine Teniers'schen Volksscenen, keine an Hogarth gränzend Satyre des nationalen Treibens, sondern nur einzelne Figuren oder einfache Gruppen darstellt.

Weil jedoch die Meisten auch der Gebildeten bequemer und bekannter im Fleische als im Geiste leben, so nimmt das Kunsturtheil derselben gewöhnlich einen dem zuvor bezeichneten entgegengesezten Gang. Sie suchen weniger den Geist, die Idee, die Bedeutung des Dargestellten auf, als sie sich auf die Darstellung selbst, auf die ihnen dargebotenen Formen, Gestalten u. s. w. beschränken. Abgesehen nun auch hier von den vielen irrigen Vorstellungen über die äußeren Darstellungsmittel der Kunst, läßt sich häufig wahrnehmen, daß um der minder vollendeten Ausführung Willen die Composition, die Idee, die Tendenz eines Kunstwerkes außer Augen gesezt und über dem Ganzen der Stab gebrochen wird. Wie wenig wird in die innere Construktion des Bildes, in die geistige Anlage desselben eingegangen. Es wird etwa nur der Arm oder Fuß, Hals oder Kopf, Gewand oder Umgebung anerkannt oder daran eine Ausstellung gemacht, und der Meister, der im Geiste sein Werk gezeugt hat und noch im Geiste es anschaut und die Strahlen der Idee, die ihn zur Arbeit getrieben und ihn unter der

Digitized by Google

Arbeit begeistert, geleitet und gemahnt hatten, über die einzelnen Theile ausgegossen und so das Bild, wie es äußerlich erscheint, von innerem Leben getragen, verbunden und vollendet sieht, macht die traurige Erfahrung, daß diese höheren Strahlen der Idee, die Verklärung des geistigen Lebens im Bilde, von Anderen übersehen werden, daß das Wort, das er im Bilde reden wollte, im Bilde verschlossen bleibt, keine Augen findet, die es lesen, keine Herzen, die es verstehen und lieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunst-Anzeige.

Herr Wilhelm Gail, dessen wir vor Kurzem in diesen Blättern mit Vortheil erwähnt haben, steht im Begriffe, die Früchte seiner italienischen Reise in lithographirten Darstellungen vor Augen zu legen, sobald die bereits hierzu eröffnete Subscription ihn zu diesem Unternehmen in Stand setzen wird.

Es ist gewiß, daß die Erinnerungen an dieses Land, dessen Reize in Beziehung auf Kunst und Natur so eigenthümlich und reichhaltig sind, jedesmal erfreulich wiederkehren, wo sie vielseitig und lebendig hervorgerufen werden. Der Contrast des Treibens der Gegenwart in Italien zu den grandiosesten Zeugen einer klassischen Vorzeit führt ein so frappantes Interesse für den unbefangenen Beschauer mit sich, daß daraus ein reicher Stoff der Betrachtung und Darstellung immer neu hervortritt.

Aus diesem Gesichtspunkte beabsichtet Herr W. Gail die Herausgabe einer Reihe von 60 Darstellungen der interessantesten, meist antiken architektonischen Monumente in Florenz, Rom, Neapel und Pästum mit ihren Umgebungen ꝛc., von ihm selbst nach der Natur gezeichnet und mit Staffage so belebt, daß diese den größten Theil des Volkslebens in Italien umfassen wird. Bereits liegen uns die ersten fünf Blätter als Probe vor, welche folgende Gegenstände enthalten:

1) Fontana Cadesca in Viterbo. Dieser Brunnen, an den gothischen Baustyl erinnernd, mit wasserspeyenden Löwenköpfen aus Metall, mit Büsten und Inschriften verziert, befand sich ehemals im Garten des Hauses Cadeska in Viterbo; jezt schmückt er den Marktplatz daselbst, auf welchem der Künstler uns zugleich das rege Volkstreiben verschiedener Classen von Menschen schildert, die in gefälligen Gruppirungen sich hier zusammenfinden.

2) Tomba di Nerone. Drey Miglien von Rom und zur Rechten an der Straße dahin begegnet man diesem alten römischen Denkmale von schöner Form, bey welchem ein römischer Galantuomo, zur Jagd ausgeritten, mit zwey Hirten im Gespräche weilt.

3) Fianco del Campidoglio in Roma. Diese Darstellung zeigt uns den Platz vor dem Capitol mit seinen an der Balustrade des Eingangs befindlichen Standbildern, nebst der Ansicht des zur Seite sich erhebenden Klosters Ara Cöli. Eine Pilgerfamilie, der Diener des Capitols, kenntlich am Mantel und Hut, und anderes Volk steht und bewegt sich umher, indessen die Mönche von Ara Cöli in Procession über den Platz von einem Kreuzgange in ihr Kloster zurückkehren.

4) Scribano publico in Roma. Ein alter Scribent sizt auf öffentlichem Platze vor der Säule eines Bogens mit dem Aushängschilde: qui si scribo lettere, an einem Tische und liest eben einer Frau den Brief vor, den er für sie an einen Dritten geschrieben hat; sie selbst vernimmt den Inhalt des Schreibens mit aller Aufmerksamkeit ꝛc.

5) L'interno del tempio di Nettuno in Pesto. Dieses Blatt bringt einen Theil der imposanten kräftigen Säulenmassen dieses in seinen kolossalen Trümmern stets merkwürdigen Tempels zur Anschauung. Die Einsamkeit des Monuments hat der Künstler mit einigen Räubern belebt, die im Hinterhalte auf Beute lauern.

Sämmtliche Blätter erscheinen als freye Handzeichnungen auf Stein, wie sie theilweise an Ort und Stelle aufgenommen worden seyn mögen; sie machen daher keinen Anspruch auf Ausführung und Vollendung der Darstellungen, aber desto mehr auf Phantasie, auf Geist und Lebendigkeit in Auffassung der mannigfaltigsten Charaktere eines eigenthümlichen Volkes, der Eigenheiten seiner Sitten und Gebräuche, wie seiner Gebäude und Alterthümer, welche daher auch in einer mehr flüchtigen Behandlung nur um so geistreicher und ansprechender erscheinen, was auch unser Künstler in vorliegenden Blättern glücklich zu erreichen bestrebt war.

Dieses Werk wird daher bey Kennern und Liebhabern seines Zweckes nicht verfehlen und denen, die in Italien gewesen, eine freudige Rückerinnerung, denen die Reise aber dahin bevorsteht, einen angenehmen Vorgeschmack gewähren. Es erscheint in Kreidemanier gezeichnet und mit einer Tonplatte gedruckt unter dem Titel: Erinnerungen an Florenz, Rom und Neapel, heftweise zu 5 Blättern mit Umschlag, jedes fünfte Blatt eine populäre Scene darstellend um den Subscriptionspreis von 2 fl. 42 kr. rhein.

Möchte bald eine recht zahlreiche Theilnahme der Herausgabe dieses Werkes förderlich seyn.

Speth.

Digitized by Google

Bemerkungen über bildende Kunst.

Von B.

Kunstsinn ist Anhalten, Stillestehen im allgemeinen Vordringen der Welt, ruhiges Anschauen des Fließenden; Leben ist Fortstreben, sich zertheilen. Kunst ist, ähnlich der Religion, man könnte sie Cultus des Schönen nennen, Festhalten, Einigen, Vergeistigung des Körperlichen, Verherrlichung des Augenblicks, Unendlichkeit im kurzen Moment, Wunder im kleinsten Wesen, Weltinteresse im alltäglichen Begegniß.

*

Um durch verneinende Aeußerungen, absprechende Urtheile nicht zu stark erschreckt zu werden, denke man: Wie würden sie lauten, wenn das Werk von dem Kritiker selbst, von seinem Angehörigen, Freund, Kunstliebling wäre?

Hält ein Urtheil diese peinliche Frage nicht aus, so wurzelt es auf keiner Wahrheitsliebe, keinem reinen Sinn. Ein rechtes Urtheil sezt ein liebevolles Herz, ein Zurückdrängen seiner ganzen Selbstheit voraus.

*

Der Naturalismus und der Idealismus in der Kunst werden einander stets gegenüberstehen und keiner das Recht ganz entschieden auf seine Seite bringen, weil sie eine unerklärliche Erscheinung vergeblich zu erklären trachten.

Es ist nämlich so unbegreiflich, wie durch Auswahl, Isolirung, Läuterung, Erhöhung der Naturgebilde und Lebensformen eine ideale Schönheit, ein Kunstwerk von höherer Bedeutung entstehen könne, als wie die Urbilder, denen keine Wirklichkeit ganz entspricht, von welcher sie immer nur gebrochene Abbilder liefert, in den Geist des Künstlers kommen mögen.

In jedem Werk des wahren Künstlers ist in den Gestalten, in ihrem Verein, in der Behandlung, dem Vortrag, in der Grundidee, aus welcher das Ganze mit organischer Nothwendigkeit erwachsen ist, in dem Ton und Hauch, der es durchdringt, ein Etwas, was keiner Individualwelt angehört; es entspringt aus dem Geist, der hier wirklich schöpferisch auftritt, ist Offenbarung seines Wesens, insoferne dieses auf Totalität und Einheit wurzelt; es scheint einem Umfassen des Lebens im Ganzen anzugehören, wogegen alle Nachahmung der Natur nur Stückwerk bleibt.

Nach dem alten philosophischen Satz ist zwar nichts in der Seele, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen, insoferne alle Anschauung des Lebens durch Wahrnehmungen der Sinne vermittelt ist. Aber dynamisch, nicht atomistisch genommen, ist doch der Geist nicht etwa eine Addition von solchen Wahrnehmungen, ein Aggregat von Sinneneindrücken.

Insbesondere erscheint der Künstler als einer, der nicht blos das ganze Leben angeschaut, sondern den innersten Beweger desselben, die ewig schaffende Weltkraft selbst belauscht hat, noch ehe sie ihre Geschöpfe an die beschränkende Wirklichkeit, an die Oberfläche des Individuallebens förderte.

Wie nun aber der bildende Künstler zu dem Begriff des „Soll" der Schöpferin, durch oder ohne den des „Hat" der Schöpfung gekommen, das bleibt wohl stets unerklärlich, so wie es geheim bleibt, auf welche Weise der Geist zu den höchsten Ideen der Philosophie, den höchsten Anschauungen der Religion gekommen, da man das selbstthätige Setzen und die Offenbarung, gegenüber von Reflexion und Spekulation, doch wohl geheimnißvoll nennen muß.

*

Ein Kunstwerk kann bey dem richtigsten Verhältniß der einzelnen Theile, bey der Harmonie derselben, bey dem kunstreichsten Herausarbeiten vom Kern auf die Oberfläche uns dennoch kalt erscheinen und kalt lassen, wenn ihm der Lebensodem fehlt, der dasselbe, wie ein Naturwerk, geheimnißvoll durchziehen soll, und der, wo wir ihn ahnden, dasselbe auch äußerlich wie ein geistiger Hauch überfließt.

Diese Natur in der Kunst erscheint uns bald als ein Ausfluß der tiefsten Eigenthümlichkeit des Künstlers, bald als ein Wiederschein der lebendigsten Objektivität des Werks. Es ist das „je ne sais quoi," welches auf einer eben so natürlichen als genialen Auffassung beruht, die man nicht durch Mittheilung, sondern nur unmittelbar lernen oder finden kann, die sich in einer liebenden Umarmung von Gemüth und Welt erzeugt. Es spricht zu uns wie das Leben selbst, wenn es uns im reinsten Ausdruck an die Seele tritt.

Berichtigung.

Die im Kunst-Blatt Nr. 99. vom 11. Dec. 1828 unter der Rubrik: „Stempelschneidekunst" erwähnte Medaille auf Thorwaldsen ist dort irrig als das Werk eines jungen angehenden Künstlers angegeben; sie rührt von dem schon seit längerer Zeit rühmlichst in seinem Fache bekannten Königl. Münzmedailleur, Herrn Götze in Berlin, her.

Digitized by Google

№. 51.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 25. Juni 1829.

Ueber Kunsturtheil.

III.

(Fortsetzung.)

Wenn der Freund der Kunst sich beym Anschauen und Beurtheilen von Kunstwerken frey von Autorität zu erhalten weiß und zugleich jedes dargebotene Bild nicht blos einseitig von seiner formalen oder materialen Seite anzufassen, sondern in seiner Totalität, in der Harmonie seiner vielen Theile und Beziehungen anzuschauen sucht, so wird er sich zwar immer behutsamer und zurückhaltender in seinen Urtheilen zeigen; aber das Ergebniß seiner Beobachtungen wird ihn der objektiven Wahrheit immer näher bringen, und seine Stimme, auch wenn sie streng und rügend wäre, verdient die dankbare Aufmerksamkeit des Künstlers.

Eines ist aber noch zu bemerken in dieser Hinsicht. Bey dem Wunsch und Bestreben, ein Kunstwerk in seiner Totalität zu verstehen, seinen Geist aufzufassen, sein Verhältniß zum dargestellten Gegenstand inne zu werden, wird so gar leicht der objektive Standpunkt mit dem subjektiven vertauscht. Wir tragen z. B. von einem geschichtlichen Charakter oder Ereigniß irgend eine Ansicht in unserer Seele; daraus entfaltet sich irgend ein bestimmtes Bild der Person oder Begebenheit in unserer Phantasie, ein Bild, welches, von unserem Standpunkt, unseren Begriffen und Vorstellungen aus, den Gegenstand treu auffassen und mit seinem wahren Leben, in richtigen Verhältnissen ihn uns vergegenwärtigen mag. Der Künstler, welchem die Vorsehung das Talent verliehen, das in seiner Seele erwachte Bild außer sich in Formen, Umrissen, Farben zu reproduciren, bringt vielleicht eine von unserem inneren Bilde sehr verschiedene Darstellung des gedachten Gegenstandes hervor. Wollten wir nun deshalb ihn tadeln, weil er andere Züge, als die wir an unserem inneren Bilde erblicken, andere Merkmale, andere Naturen, als wir sie erwartet hatten, darstellt; so wäre dies ein unerlaubtes und ungerechtes Gericht. Wir dürfen nicht verlangen, daß über einen Gegenstand bey allen nur Eine Meynung gelte; ebensowenig also auch, daß aus verschiedenen Ansichten und Ueberzeugungen dasselbe künstlerische Werk resultiren müsse. Jedes Ding hat seine unendlich vielen Seiten, und darin eben ist die Geisterwelt eine Offenbarung, ein Reflex des Unendlichen, daß jeder Geist eine eigenthümliche Welt und Anschauung, ein eigenthümliches Leben in seiner Brust besitzen, bewegen, anschauen und mit den Ueberzeugungen und Ansichten Andrer einen lebendigen und eben dadurch beseligenden Austausch treiben soll. Wir müssen also jedem Anderen seine Ansicht gelten lassen, und uns dessen freuen, wenn in Wort oder Bild uns eine Wahrheit von einem bisher noch nicht von uns erkannten interessanten Standpunkte aus angeboten wird. Wir sind nur dann berechtigt, den Künstler der Unwahrheit und des Fehlers zu beschuldigen, wenn sich uns bey unpartheyischer Prüfung ergibt, daß seine Auffassung und Darstellung mit der Idee, mit dem Gegenstande selbst in keinem klaren, genügenden Zusammenhange steht, oder daß er in der Behandlung seiner eigenen richtig gefaßten Idee und Anlage des Bildes untreu geworden ist. So wäre, um ein Beyspiel anzuführen, ein wohlbeleibter Apollo oder Christus der Grundvorstellung, die wir von beyden haben müssen, zuwider. Durch die Darstellung eines mit abgemagertem, jammervoll abgezehrten Körper am Kreuze hängenden Erlösers aber würde der Künstler der richtigen Vorstellung, denselben leidend darstellen zu müssen, durch eine die höhere Würde verletzende und das Gefühl der Andacht störende, vorzüglich aber auch der Wahrheit selbst zuwider laufende Häßlichkeit untreu werden.

Wer aber mag es tadelnd rügen wollen, daß der eine Meister dem Johannes, welchen so Viele zart und schlank, oft mit Unrecht unter weibischzarten und weichen Formen sich vorzustellen gewohnt sind, einen kräftigen Leib und energische Jünglingsfülle verleiht, daß ein anderer es vorzieht, den Evangelisten im Greisenalter zu bilden und durch die Hoheit und Milde seines grauen Hauptes, ihn über die übrigen Apostel und Christen hervorragen zu lassen, während man ihn am liebsten sonst jung und zart, gleichsam in ewiger Kindheit auch der körperlichen Natur anschaut und denkt? Beyde von der gewöhn

Digitized by Google

lichen Ansicht abweichende Vorstellungen sind gleichwohl in der Natur des Gegenstandes begründet, entsprechen der Persönlichkeit des Johannes und der Geschichte seines Lebens.

Wie viel einseitige, unbillige, auf der reinen Subjektivität des Beurtheilers ruhende Kunstrecensionen würden verstummen, wenn den Beurtheilern immer der Gedanke an die Vielseitigkeit der Kunstgegenstände vorschwebte und sie das Kunstwerk in seiner wahren, objektiven Erscheinung und Natur aufzufassen und es aus den ihm eigenthümlichen Grundansichten zu verstehen suchten. Dies müßte dann auch für den ausübenden Künstler die schönste Ermunterung in seinem herrlichen Berufe seyn, und die Ausbildung seiner eigenthümlichen Kunstsphäre ungemein befördern. Er würde um so williger und dankbarer jedes Urtheil, jedes Lob und jede Rüge hinnehmen, wenn er wüßte, daß der Beurtheiler sich bemüht, in das Heiligthum seiner Empfindungen und Gedanken einzudringen, und daß ein tieferer Sinn und Blick die Beobachtung und den Richterspruch leitet.

IV.

Wie vor einseitiger, so vor vereinzelter Beurtheilung muß man sich bewahren. Wir meynen damit nicht jene oft sehr unrühmliche Gewohnheit, in allem nur zu vergleichen, das Halbgute durch Zusammenstellung mit dem noch Unvollkommenen herauszustreichen, oder das Gute durch Erinnerung an Besseres und Größeres in den Schatten zu stellen. Dadurch wird in vielen Fällen wenig oder nichts gesagt und statt des Nutzens nur Schaden gestiftet. Dagegen hilft zur richtigen Ansicht eines Werkes der Blick in seine geschichtliche Stellung, die Bekanntschaft mit der Bildung des Künstlers, mit seinen Vorgängern, seiner Zeit und seinen nächsten künstlerischen und übrigen Verhältnissen.

Es gibt nicht leicht einen Künstler, welcher nicht entweder selbst sich zu einer gewissen Parthey und Schule mit klarem Bewußtseyn und beharrlicher Tendenz rechnete oder von anderen nach der bequemen Mode des neunzehnten Jahrhunderts, alle Personen und Erscheinungen in Classen abzusondern, dazu gerechnet würde. Vom Urtheil über ein Kunstwerk bleibt daher die Frage über die verschiedenen Kunstschulen und die damit zusammenhängenden Kunstansichten und Kunstbestrebungen selten ausgeschlossen. Die Urtheilenden unter dem Publikum sind selbst so häufig von einer Schulansicht inficirt, daß sich daran auch die nachtheiligsten Folgen des bekannten Zwiespalts über ästhetische Theorie und Praxis anzuhängen pflegen. Oder es ist der Kritiker gegen alle und jede Schulansicht eingenommen, und das Ergebniß seiner Prüfungen und Urtheile weicht nicht weniger von der Mittelstraße der Wahrheit ab. Verständigen wir uns daher kurz über Ursprung, Wesen und Bedeutung der Schulen. Wir können in der neuesten Zeit zwey Hauptrichtungen der Kunst verfolgen, auf welchen sich verwandte Gemüther die Hand geboten und unter dem Panier entgegenstehender Ansichten entgegenstehende Bestrebungen verfolgt haben. Dies sind die Schulen, — Verbindung durch gemeinsame Ansicht und Bestrebung, etwa durch die Autorität eines ausgezeichnet genialen und glücklichen Meisters unter den unmittelbaren und mittelbaren Schülern desselben verbreitet und befestigt. Die eine dieser Richtungen ist vorzugsweise der Antike und der schönen Naturform, die andere dem Christenthum und der Darstellung christlicher Ideale gewidmet. Jene gibt sich der allseitigen Auffassung des Lebens und seiner Gestalten, der Darstellung des Schönen in allen Beziehungen, aus allen Gebieten der Geschichte und der Religion hin und macht sich vollendete Form und ästhetische Schönheit zum Gesetz. Die andere geht von dem Grundsatz aus, daß das Geistige vorwalten, daß die sittlichen Elemente der christlichen Offenbarung und das Ueberirdische, Uebersinnliche, Wunderbarinnerliche dieser Religion und ihrer Geschichte, in aller Einfalt, anspruchlos, ohne Aufwand äußerer Mittel und ohne besondere Rücksicht auf sinnlich starke und schöne Formen, ohne alle Rücksicht auf das Ueppige und sinnlich Reizende hervorgehoben, das wahre Wesen und die höchsten Zwecke der Kunst erschöpfen. Soferne sie sich als Schulen gegenüberstanden, konnte es nicht fehlen, daß diese Richtungen in einseitigen, halbklaren Gemüthern einseitig und ausschließend wurden. Und so geschah es denn auch wirklich, daß in jeder die vorherrschende Tendenz die alleinige wurde, daß die Meynung sich auf sich selbst beschränkte, daß aus der einseitigen Tendenz und Meynung sich eine Manier ergab und daß diese Manier aus mißverstandenem Gegensatz gegen die entgegenstehende Richtung zum Verderben der wahren Kunst ausartete. So geschah es, daß viele der altdeutsch und christlich gesinnten Maler unserer Zeit die edle Naturform verschmähten, daß sie hie und da zur Steifheit, zur Unnatur und Abgeschmacktheit herabsanken, daß sie in widrige Fabeln eines sinnlichen Mysticismus sich vertiefsten und mit all ihrem Haschen nach Religion und Christenthum oft das ächt Religiöse und rein Christliche verfehlten. So geschah es, daß die Bestrebungen der andern Seite hinwiederum das Höchste, was die Kunst darstellen mag, das christliche Element aus ihrem Kreise mehr oder minder ausschieden, den heiligen Geist christlicher Geschichte und Tradition verkannten und in ihren religiösen Leistungen das Heidnische von sich abzuwehren und ächt Christliches zu erzeugen nicht vermochten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Hamburg, den 26sten Mai 1829.

Am gestrigen Tage schloß der Hamburgische Kunstverein die zweyte von ihm veranstaltete öffentliche Ausstellung von Kunstwerken jeglicher Gattung. Sie gewährte ein höchst befriedigendes Resultat. Zunächst erweckte sie einen günstigen Begriff von der Ausbildung und von den Leistungen der verschiedenen deutschen Kunstschulen. Denn ungeachtet der Abwesenheit von Werken vieler, ja der meisten Künstler von älterem, länger begründetem Rufe, zeigte sie doch eine erhebliche Zahl von vortrefflichen Werken, vornehmlich der Holländischen, Heidelberger, Münchner und Dresdener Schulen. Auch überraschten vielfältige Zeugnisse von regem Streben unter den gegenwärtig zahlreichen Künstlern Hamburgs. Auf der andern Seite führte sie zu der wohlthätigen Ueberzeugung, daß unter den Bürgern dieser Stadt ungemein viel Kunstliebe vorhanden ist, deren thätige Aeußerungen gewiß in dem Maaße an Kraft und Ausdehnung zunehmen werden, als künftige Ausstellungen häufiger, als bisher, von den meisterlichsten Zeitgenossen durch ihre Beyträge geehrt werden sollten.

Da während dieser Ausstellung bey weitem der größere Theil aller verkäuflichen Gegenstände, gegen fünfzig Gemälde, auf der Stelle und bisweilen zu hohen Preisen von verschiedenen Kunstfreunden angekauft wurden; da es sich annehmen läßt, daß Aehnliches auch ferner stattfinden werde, so wird es künftigen Concurrenten nicht unwichtig seyn, zu erfahren, was im Ganzen angesehen die lebhaftere Theilnahme erweckt hat.

Allerdings erwarben Landschaften und Darstellungen aus dem gemeinen Leben ungleich mehr Beyfall, als die meisten Gemälde von freyer und mehr poetischer Erfindung. Indeß würde es gewagt seyn, deshalb annehmen zu wollen, es fehle dem Publikum an aller Liebe, an allem Standpunkte für Produktionen der lezten Art. Vielmehr möchte es, bey der größeren Schwierigkeit, Erfindungen zu einem Gusse zu bringen, eben nur daran liegen, daß eben unter den Landschaften und aus dem Leben gegriffenen Scenen im Ganzen mehr Harmonie der Absicht und Leistung, mehr Anschein von Meisterschaft wahrzunehmen war, daß die meisten Kunstwerke dieser Gattung eben daher, für sich genommen, eine allgemeinere Befriedigung gewährten.

Gewiß zeigte sich in der Wahl der Käufer, in der Vorliebe, welche das Publikum diesem oder jenem andern Gegenstande bezeigte, ein sehr feiner Sinn für allgemeine Harmonie, für glückliche Wahl und Anreihung der einzelnen Töne, selbst für gewisse Reize der Manier oder der Pinselführung. Wie früher bey den Venetianern und später bey den Holländern, so scheint auch hier dem Bewohner des tiefer liegenden Landes eine gewisse feinere Empfindlichkeit des Gesichtssinnes angeboren zu seyn, welche durch grelle Contraste und Härten aller Art verlezt wird, woher zu erklären ist, daß die Kunstfreunde dieser Gegenden nicht selten das tiefer liegende Vortreffliche nicht an sich kommen lassen, andererseits gegen wesentliche, doch von Harmonie und Eleganz der Manier beschönigte Mängel bisweilen zu nachsichtig sind.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß viele, welche bis jezt den reinen Absichten oder wenigstens den Kräften des Hamburgischen Kunstvereins nicht jene Anerkennung, jenes Zutrauen zugewendet haben, welches er wünscht und dessen er bedarf, um ganz sich selbst zu entsprechen, künftighin an den Vortheilen werden Theil nehmen wollen, welche durch denselben den Künstlern, wie den Kunstfreunden eröffnet werden. Hinsichtlich der Mittel, welche durch diese Stiftung in Thätigkeit getreten sind, darf sie bereits sich allen ähnlichen zur Seite stellen, so wie andererseits ihre Unabhängigkeit von lokalen Berücksichtigungen ihr auf die Gunst und Theilnahme derer, denen es um die Förderung deutscher Kunst ganz Ernst ist, einen gegründeten Anspruch gibt.

C. F. v. Rumohr.

London.

Der Bildhauer Hr. Westmacott trägt an der königlichen Akademie der schönen Künste einen Cursus über die Geschichte der Bildhauer- und Malerkunst vor. In einer der leztern Vorlesungen beschäftigte er sich mit der berühmten Sammlung der Elginschen Marmore, welche dem brutischen Museum angehört, so wie auch mit den Metopen des Tempels von Selinunt auf Sicilien, die vor einigen Jahren von zwey Engländern Harris und Angell entdeckt worden sind, und von welchen sich Abgüsse in der Antikensammlung desselben Museums befinden. Hr. Angell hat bey seiner Rückkehr nach England die Tempel von Selinunt in einem Werke beschrieben, welches, da nur eine sehr geringe Anzahl von Exemplaren abgedruckt wurde, bereits vergriffen ist. Herr Westmacott hat die Wichtigkeit dieser Metopen für die Geschichte auf eine eigene Weise angedeutet; da die Carthager, sagt er, Selinunt erobert hatten, mußten sie den Styl ihrer Skulptur dahin verpflanzen, und es sind Gründe vorhanden, zu glauben, daß die Metopen des Tempels karthagischen Ursprunges sind, was sie kostbarer macht, als wenn sie von den Griechen herkämen, da die karthagischen Skulpturen so selten sind. Der Styl der fraglichen Metopen weicht in der That sehr bedeutend von dem griechischen

Style ab, der zur Zeit, als die Carthager sich der Colonie von Selinunt bemächtigten, nämlich gegen die 92ste Olympiade, während des Peloponnesischen Krieges, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte; die auf Sizilien errichteten Colonien gaben an Civilisation und gutem Geschmacke dem Mutterlande wenig nach; es scheint also, daß wenn die Skulpturen der Metopen von Selinunt von den Griechen gekommen wären, sie den Stempel der Vollkommenheit tragen müßten, welche die Kunst damals bey diesem Volke erreicht hatte. Es haben jedoch nicht alle Zuhörer des H. Westmacott sich von der Richtigkeit seiner Meynung über den karthagischen Ursprung dieser Skulpturen überzeugen können. Einige Gelehrte glauben, daß sie zwey verschiedenen Epochen angehören, denn die vollendetsten und am besten ausgeführten kommen augenscheinlich von den Griechen, und gleichen den äginetischen Statuen, während die andern, deren Styl roh ist, einem noch weit entfernteren Zeitalter anzugehören scheinen; ein Journal vermuthet sogar, sie möchten von den Phöniziern herrühren, und folglich der Ansiedelung der Griechen zu Selinunt vorangegangen seyn *).

In einer der folgenden Vorlesungen nahm Herr Westmacott zum Gegenstande seiner Bemerkungen die Phigalischen Basreliefs und einige Bronzen, welche dem Ritter Bröndsted angehören, und nach der Meynung dieses Reisenden, der auch Hrn. Westmacott zugethan ist, einen Theil der Rüstung des Pyrrhus ausgemacht haben könnten. Sie sind am Ufer des Flusses Siris zwischen Heraklea und Grumentum gefunden worden, wo wirklich zwischen Pyrrhus und dem Consul Lävinus eine Schlacht vorgefallen ist; die Schönheit der Ausführung dieser Verzierungen von vergoldeter Bronze und die Gegenstände, welche sie darstellen, nämlich die Kämpfe der Söhne Telamons gegen die Amazonen, schienen Herrn Westmacott hinlängliche Gründe für seine und Hrn. v. Bröndsteds Meynung. Er hat den Zuhörern vergrößerte Zeichnungen von den auf den Bronzen dargestellten Figuren vorgezeigt und die Schönheiten derselben mit vieler Sorgfalt entwickelt.

*) Man vergl. den Aufsatz: Ueber das Alter und die Wichtigkeit der Bildwerke von Selinunt in Sizilien, von Fr. Thiersch im Kunst-Blatt 1827. Nr. 97 ff., welcher uns der Mühe überhebt, über die Unhaltbarkeit der oben geäußerten Conjecturen weitläufiger zu reden.

Red.

Bemerkungen über bildende Kunst.

Von B.

Die Menge ist viel roher, als ihre Bestandtheile, auch in ihren Kunstgenüssen. Sie nimmt in Masse hin, was mancher Einzelne zurückweisen würde. Ich möchte nicht in meiner Wohnstube lesen, darstellen, zeigen, was ich mit den Meinigen hören und schauen muß. Die Menge liebt das Abgeschmackte, Verderbliche, Sündhafte, wenn es ihr in einer gangbaren Form dargeboten wird.

*

Nur das ist originell, was dem Genius selbst neu erscheint; es ist die neueste Entwicklung eines Geistes, und so wird es auch eine Evolution für die Kunst, die Szienz, für die Welt.

*

Mache, daß die Leute sagen: „Das Ding muß ich auch schauen, hören, lesen, haben," dann ist dein Ruhm gegründet.

*

Man findet in der Kunst dreyerley partheyische Einseitigkeiten: 1) Was der Künstler treibt, der Kunstfreund sammelt, pflegen Beyde leicht zu überschätzen und andern Kunstfächern voranzustellen; 2) was der Eine können, der Andere erkennen möchte, das halten sie zuweilen schon für errungen. Besonders ist bey Künstlern und Dichtern oft das Kind ihrer Angst und Mühe ihr Schooßkind, während die Kunstwelt ihrem Kind der Liebe den Kranz reicht. 3) Was außer ihrem Vermögen, Bestreben, ihrem Kunstfache liegt, das stellen Manche zurück, verkennen es, sprechen darüber ab.

*

Sehen ist mancherley; man kann Etwas fünfzig Jahre lang ansehen, und hat es doch noch niemals von seiner pittoresken, plastischen, poetischen Seite wahrgenommen.

*

Die Meisterwerke der Landschaftmalerey erwecken aufs Neue die Liebe zur Natur; sie öffnen neue Seiten ihrer Schönheit. Es ist vom höchsten Interesse, zu sehen, wie ein künstlerischer Genius sie beobachtend aufgefaßt und ein Unendliches sinnlich dargestellt hat. Was keine Rede, kein Buch, kein Beyspiel vermag, das bewirkt ein Meisterwerk; es impft uns ein fixes Interesse an Naturbeobachtung ein.

tized by Google

N°. 52.

Kunst-Blatt.

Montag, 29. Juni 1829.

Ueber Kunsturtheil.

IV.

(Fortsetzung.)

Wir würden Unrecht thun, diese Auswüchse gut zu heißen; aber eben so sehr Unrecht, die Auswüchse für den Baum selbst zu halten, an welchem sie sich zeigen, und den Werth, die Lebenskraft des Baumes deshalb zu bezweifeln, auch wenn er sonst gut beschnitten und weise gerichtet wäre. Jede Richtuug, wie in der Spekulation, so in der Kunst, wenn sie sich Vielen mittheilt, Viele mit gleichen Ansichten erfüllt, für gleiche Zwecke begeistert, zu gleichen Bestrebungen fortzieht, geht aus einem Bedürfnisse hervor, welches nicht blos in äußeren lokalen und zeitlichen Momenten, sondern gewöhnlich in der Wahrheit selbst seine Wurzeln hat. Jede Schule, so einseitig sie sich in der Erfahrung herausstellen, so alberne Erzeugnisse sie hervorbringen mag, trägt doch in der tieferen Bedeutung ihres Entstehens und ihrer Fortdauer einen ernsten Grund, eine ewige Geltung. Der billige Beobachter wird sich daher gedrungen fühlen, die Wahrheit auch an der einseitigen Erscheinung herauszufinden. Die Wahrheit aber findet er nur dann, wann er die Schule und die ihr entsprossenen Bildwerke in ihrer geschichtlichen Beziehung auffaßt und den dadurch erörterten Geist und Zweck der einzelnen Richtungen, von fremdartigen Beymischungen geläutert, festhält.

So entspricht die Begünstigung der reinen Naturform und die Beschäftigung mit historischen Gegenständen vorzugsweise des heidnischen Alterthums dem Geist und den Bedingungen einer Zeit, welche Staat und Kirche aus ihrem bisherigen Bestand zu reformiren und zum Leben der freyen Alten nicht nur in der Denkweise, sondern auch in öffentlichen Institutionen der Gesellschaft zurückzukehren suchte, einer Zeit, wo die Dichtkunst, in Deutschland namentlich, ihre freyesten Schwingen entfaltet und auch der bildenden Muse die Anregung gegeben hatte, aus allen Fesseln der Mode und Etikette sich loszumachen und überall im Gebiete der Natur und des Menschenlebens sich anzubauen. Der große Gedanke, welcher diesen Bestrebungen und namentlich der Anschließung an Natur und Antike zum Grunde liegt, ist dieser, daß das Gebiet der Kunst, wie ihre Idee, ein unendliches ist, daß die wahre, würdige Darstellung der Kunst, ihr Ideal, nur in der reinen, edeln Naturform erreicht werde und, daß der Künstler nächst dem in ihm glühenden und aus ihm schaffenden Genius bey seinen Studien an die Natur und an die Copie der schönen Natur, die antiken Kunstwerke, gewiesen sey. So stellt sich uns das Bestreben jener großen Künstler, eines Canova, Dannecker, Thorwaldsen, Koch, Schick, Wächter und andrer, dar, welche sich in Form, Inhalt und Geist ihrer Schöpfungen zunächst der Natur und dem Alterthum zugewendet haben.

Daß im Verlaufe und bey den wunderbar raschen politischen und religiösen Entwickelungen der Zeit das religiöse und christliche Element, so wie die Beschäftigung mit früheren Werken dieser Kunstgattung, mit niederdeutschen und altitalienischen Meistern wiedererwachen würde, ließ sich erwarten. Das Christenthum machte sich auf's Neue geltend. Sein hoher, heiliger Geist trieb zu religiösen Kunstleistungen. Die Restitution des römischen Stuhles und so manche andere Zeiterscheinungen hoben das Streben und Interesse besonders für katholische Kunst, für Verherrlichung der katholischen Kirche und ihres Prinzips. Gegenüber den Kunstbestrebungen Andrer, die für ihre künstlerische Thätigkeit jene reinkirchliche, römisch-christliche Sphäre zu eng fanden, sprach sich die Tendenz der neuen Schule um so kräftiger aus und bewährte den richtigen Grundsatz, durch welchen das innere Gleichgewicht des Kunstlebens hergestellt werden sollte, daß in der Darstellung christlicher Gegenstände die Kunst sich erst vollende und verkläre.

Offenbar ruhen beyde Ansichten und Richtungen auf wesentlichen Bedürfnissen der Kunst und ergänzen sich gegenseitig. Beyde müssen bey klarem Fortschritt und lebendigem Ideentausch endlich in einander über- und aufgehen. Und wenn sie im geschichtlichen Verlaufe auffallend aus einander und in einzelnen Individuen feind-

selig einander gegenübergetreten sind; wenn die eine Parthey von der anderen zur Heidin gestempelt wurde und diese jener den Spottnamen der Nazarener, Fiesolaner, Pietisten u. a. m. wiedergab; wenn die Einen so weit gingen, den altitalienischen Meistern ihre wahrhaft großen Vorzüge und, daß sie den Heroen des sechszehnten Jahrhunderts die Bahn gebrochen hätten, abzusprechen; wenn die Anderen, blind gegen das Zeugniß der Kunstgeschichte und des natürlichen Gefühles, Raphael in die Periode der abnehmenden und wieder verderbten Kunst sezten und in dessen Vorgängern, in den Herolden des Kunstmessias, alle Strahlen der wahren, reinen, göttlichen und christlichen Kunst, wie die lautersten und zärtesten Züge christlicher Frömmigkeit und Demuth, vereinigt fanden und die Rückkehr zu diesen Alten als das Ziel der Kunstbestrebung sich und ihren Jüngern vorhielten; so waren dies allerdings Vorurtheile, welche sich selbst gar bald durch den Erfolg bestraften, indem die einen sich die herrlichste Seite der Kunst verschloßen, die anderen, unaufmerksam auf die Form der Darstellung, mehr der Idee, als der Form zugewendet, sich wirklich ost Mühe zu geben schienen, die steifen Madonnen, die abgemagerten Heiligen, die unlebendigen Gruppen und Scenen vorraphaelischer Kunst zu reproduciren. Aber diese Ausartungen sind auch nichts weiter als Ausartungen, sind aus dem Geist der einzelnen Richtungen und Ansichten nicht nothwendig hervorgegangen. Diese Richtungen sind von Natur gut und ächt, soferne sie eine zur Zeit ihrer Entstehung wenig berücksichtigte oder durch besondere Bedürfnisse angeregte Seite der Kunst hervorheben, ohne nothwendig die andere auszuschließen. Beyde Richtungen sind integrirende Theile der höchsten Kunstansicht und müssen sich in wahrhaft großen Meistern auflösen, wie denn auch die jüngste Geschichte der Kunst zu Tage legt, daß der an den Brüsten der Natur und im Hesperien des Alterthums gereifte Thorwaldsen in der schönsten Körperform und reichsten Lebensfülle den Geist des Christenthums auszudrücken vermag, und hinwieder, daß der im Schooße der pietistischen Schule heimische Overbeck das Göttliche und Heilige in die edelsten Formen zu kleiden sucht, wovon sein Christus, wie er die Kinder segnet, das herrlichste Zeugniß ablegt, eine Zeichnung, welche durch Wahrheit und Schönheit der Darstellung, wie durch Tiefe, Innigkeit und Schwung der Idee mit den größten Meisterwerken der Vorzeit um die Palme ringt und dem Künstler den wohlverdienten Ruhm sichert, der Raphael unseres Jahrhunderts zu seyn.

Es ergibt sich aus diesen Bemerkungen, daß es falsch und ungerecht sey, die Schulen um ihres eigentlichen Charakters und ihrer wesentlichen Zwecke willen zu verwerfen und über Kunstwerken deßhalb den Stab zu brechen, weil ihr Urheber dieser oder jener Richtung oder Schule vorzugsweise angehört. Das Urtheil wird gewiß bescheidener, billiger und der Wahrheit getreuer ausfallen, wenn der Beurtheilende die Kunstgeschichte in ihrem Stufengange und jede Parthey oder Schule als eine in dem Fortschritte des Kunstlebens gegründete Evolution betrachtet. Wenn dann auch einem Bilde Tadel gebührt, wenn sich die Idee desselben kalt und dürftig oder wenn sich seine Ausführung mager, steif und unlebendig zeigt, so wird die Kritik neben der schwachen Seite doch auch für die gute empfänglich bleiben und wird sich insbesondere hüten, der Schule vorzuwerfen, was ihr Jünger verbrochen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Kunst-Ausstellung in Hamburg.

5ten Mai, 1829.

La critique est aisée, mais l'art est difficile; Referent mag freilich das Epitheton schwer bey Kunst nicht leiden; vielmehr glaubt er, daß ein jedes ächte Erzeugniß der Kunst in Liebe empfangen und mit Leichtigkeit zur Welt gekommen seyn muß, und daß es nur schwer, d. h. selten, zu finden sey. Eben so wenig glaubt er auch, daß die Kritik, d. h. die wahre, etwas Leichtes ist; aber der Tadel ist gewiß etwas Leichtes und muß daher einen Jeden, eben weil er einem Jeden zu Gebote steht, mißtrauisch machen, wie er ihn ausspricht. Ref. hat die genannte Kunstausstellung mit dem größten Vergnügen besucht und er will nicht, daß die Veranstalter derselben, welche sich dem nicht leichten Werke mit wahrer Liebe zur Kunst gewidmet haben, von ihm sagen sollen:

> Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen —
> Thut ihn der Teufel zum Nachbarn führen,
> Ueber mein Werk zu raisonniren.

Daß er damit seinen Geschmack und sein Urtheil nicht gefangen geben will, versteht sich von selbst, am wenigsten bey solchen Werken, denen es anzusehen, daß der Schöpfer kein Künstler und die Kunst ihm nichts anderes sey, als:

> „die Kuh, die ihn mit Butter versorgt."

Die Sammlung enthält nahe an dreyhundert Nummern, worunter einige wenige architektonische Risse und Skulpturen, so wie einige Arbeiten von Liebhaberinnen, welche leztere natürlich nicht für den Recensenten, sondern eben nur für den Liebhaber da sind. Von den Skulpturen läßt sich nicht viel sagen; denn wenn sie auch meist unter dem Namen des Hrn. Direktor Schadow in Berlin gehen, so drängte sich Ref. unwillkührlich auf, was der Räuber in den Beaux stratagems sagt:

> Captain is a good travelling name.

Digitized by Google

Nur Friedrich der Große mit zwey Windspielen in gegossener Bronze (No. 5.) verräth die Hand des Meisters und ist sprechend und charakteristisch.

Die vorhandenen Gemälde theilen sich am Natürlichsten und Bequemsten in historische Compositionen, aus der heiligen und profanen Geschichte, in sogenannte Genrebilder, d. h. Darstellungen, der eigenthümlichen Lebensweise und Beschäftigung einer bestimmten Volksklasse entnommen, in Landschaften, Porträts und Copien.

Der Copien sind etwa zwanzig; sie zeichnen sich weder durch Auswahl noch durch Ausführung besonders aus, und doch kann leztere, da von Produktivität natürlich nicht die Rede ist, ihnen erst den Stempel der Kunst aufdrücken; nur die mit vieler Liebe gearbeitete Madonna della Sedia von Grünler in Dresden möchten wir ausnehmen. Zuerst hatte freylich eine heilige Cäcilie, von Peter Copmann aus Dännemark, in Hamburg, unsere Aufmerksamkeit erregt, da sie sich im Katalog als eine freye Bearbeitung des Carlo Dolce ankündigte; denn es war uns nicht möglich, den Begriff einer freyen Bearbeitung mit dem einer Copie zu vereinigen, und wir waren daher sehr neugierig, zu sehen, wie der Künstler eine solche Vereinigung zu Stande gebracht haben möchte; wir haben es aber auch aus dem Werke nicht lernen können, und die Freyheiten, die der Maler sich genommen haben mag, sind wenigstens nicht in der Behandlung zu finden.

Das Fach der Porträts liefert dagegen weit mehr Schönes, und mitunter Werke, die wohl den Meister bekunden. Zwischen dem treuen Wiedergeben eines und desselben menschlichen Antlitzes kann gewiß ein eben so großer Unterschied stattfinden, wie zwischen dem verschiedenen Hersagen eines und desselben Gedichtes, wenn es auch beyde Mal gleich gut memorirt worden; und der erste Blick wird offenbaren, ob der Maler uns den Menschen oder den eine Sitzung Erduldenden zeigt. Lieblich sind vor Allen zwey Kinder, halbe Figuren, von Porth in Hamburg; besonders hat uns das ältere, ein Mädchen, angesprochen, welches etwas hinter dem Knaben stehend, beyde Hände auf dessen Schultern gelegt hat, und so freundlich in die Welt hinausblickt, als ob es sagen wollte: ist mein Brüderchen nicht ein prächtiger Junge? Ganz vortrefflich ist dabey die Behandlung der Farben; es ist Fleisch und Blut, was man sieht, nicht blos gemalte Haut, wie Porträts selbst von geschickten Zeichnern sie nur zu oft darbieten; und nicht genug kann man die Ausdauer des Künstlers bey Ausführung der Nebensachen, namentlich der Kleidung des Knaben, bewundern; der buntgrüne schottische Tartan zeigt jeden Faden des Gewebes, und dabey ist die Tiefe in den Falten unübertrefflich. Diese Ausdauer, so wie seine technische Fertigkeit, bewährt noch ein anderes Porträt von demselben Künstler, oder vielmehr eine goldgestickte Haube, wie sie die Holsteinischen Bauermädchen zu tragen pflegen; nur wollte uns diese Haube nicht recht passend bey dem übrigen ganz modernen Anzuge bedünken, und fast unmöglich scheint es uns, daß auf dem Porträt selbst der Maler die Lücken an der Halsgrube so gesehen habe, wie sie sich hier als schwarze Flecken nicht gut ausnehmen. Viel mehr als dieses hat uns des Künstlers eigenes Bild angezogen, und wenn wir auch darin eine Aengstlichkeit der Behandlung wahrzunehmen glaubten, so können wir nicht läugnen, daß die Züge, die sich uns darboten, die Treuherzigkeit und Biederkeit, die aus den Blicken sprachen, uns jenen Mangel leicht übersehen ließen. Besonders gelungen ist hier eine herabhängende Hand, zumal wo sie aus dem Aermel hervortritt.

Eine ausgezeichnete Stelle unter den Porträtmalern nimmt K. Sieg in Magdeburg ein. Von ihm sind zwey Stücke ausgestellt: ein weibliches Brustbild, das in Zeichnung und Farbengebung vortrefflich gehalten ist, und eine Familienscene, die wir nothwendig auch für Porträtirung halten müssen. Als solche ist sie in jeder Hinsicht ungemein anziehend. Sie soll, wie uns scheint, den Beginn der Tagesarbeit darstellen, oder vielmehr den vorangehenden Moment, wo der Morgensegen noch verlesen wird. Andächtig zuhörend sizt die Mutter (oder wohl Großmutter) in der Mitte der Stube; ihr zunächst die junge Leserin, und beyde umstehen die jüngeren Geschwister der lezteren, zum Theil mit Mappen oder andern Implementen in der Hand, die auch ihre nächste Beschäftigung andeuten. Während die älteren unter ihnen in bescheidener Ruhe wenigstens anscheinend zuhören, hat sich der jüngste schon der Thüre genähert, und zupft zugleich noch den Bruder am Arm, leise mit ihm hinauszuschleichen und die kurze Zeit zu benutzen, die noch bis zur Schulstunde bleibt. Difficile est proprie communia pingere, und diese Aufgabe hat der Meister meisterhaft gelöst, denn das Ganze ist Wahrheit und Leben.

Zu den besten unter den Porträts gehören ferner noch zwey von J. Oldach in Hamburg: ein weibliches Brustbild und ein Knabe, ganze Figur. Beyde Arbeiten zeichnet ein treues Auffassen der Natur und ein warmer markiger Pinsel aus. Das Kind, das etwa vier Jahre alt seyn mag, steht neben einem kleinen Tische, auf dem es eben einen Thurm von Nürnberger Spielzeug errichtet hat, und noch die eine Hand daran hält, um ihm die Spitze aufzusetzen; seine Aufmerksamkeit scheint jedoch schon ein anderer Gegenstand abgelenkt zu haben. Sehr gut sind hier auch die Umgebungen, besonders der Fußboden; Arme und Hände sind jedoch nicht besonders gerathen.

No. 20.

Intelligenz-Blatt

1829.

[212] So eben ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten:

Panorama von Stuttgart und seiner Umgebung.

Preis: Druck-Velinpapier 2 fl.
Schreib-Velinpap. zum illuminiren 2 fl. 24 kr.

Dieses Panorama ist von einem der höchsten Punkte aus der nächsten Umgebung Stuttgarts aufgenommen, in Steindruck ausgeführt, und enthält in einem nahe an acht Schuh langen Bilde die Lage der Stadt selbst sammt dem Ueberblicke über die ganze Umgegend, auf der einen Seite bis zu den Vorbergen der Alp, auf der andern bis an den Höhenzug bey Heilbronn sich ausdehnend. Stuttgart mit eingerechnet umfaßt es 54 Ortschaften. Sauber cartonnirt kann es als Reisekarte, illuminirt und unter Glas und Rahmen aber als vortrefflich situirendes Landschaftsbild dienen.

---

[208] In der Unterzeichneten ist nunmehr erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten die unlängst angekündigte:

Uebersetzung des Werkes
1572
ou
Chronique du temps de Charles IX. par l'auteur du théâtre de Clara Gazul et de la Jacquerie. 8.

Preis 2 fl. 24 kr.

welches den Freunden einer heitern Lektüre, so wie besonders allen Besitzern von Leihbibliotheken empfohlen werden kann, da es bis jezt die vorzüglichste Erscheinung in einer Manier ist, die in Frankreich sehr beliebt zu werden anfängt, und ihren Ursprung zwar sichtbar dem Einflusse Walter Scott's verdankt, aber doch viel Eigenthümliches hat, und von den Scottischen Romanen fast so verschieden ist, als der französische Nationalcharakter von dem englischen. Was dasselbe besonders auszeichnet und eben so interessant als lehrreich macht, sind die treffenden und lebendigen Bilder- und Sittenschilderungen aus einer der interessantesten Episoden der französischen Geschichte, wir meynen den Kampf der protestantischen mit der herrschenden Kirche und ihrer Partey.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[207] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neueste Staatsakten und Urkunden. XIII. Band Zweytes Heft.

Inhalt: Verträge mehrerer deutschen Bundesstaaten über die Beförderung des Handels und Verkehrs, geschlossen zu Kassel 24. und 29. September 1828. — Aktenstücke, die innern und äußern Verhältnisse Portugals seit der Ernennung des Infanten Don Miguel zum König von Portugal betreffend, 1 — 11. — Fortsetzung und Ergänzung der Aktenstücke, den Krieg zwischen Rußland und der Pforte betreffend, 54 — 72. — Präliminar-Friedensvertrag zwischen Brasilien und den vereinigten Staaten am Platastrom vom 27. August 1829. — Verschiedene, Columbien und Peru betreffende Aktenstücke, dann Fortsetzung und Ergänzung derjenigen, welche die kriegerischen Unternehmungen der Griechen seit Anfang des Jahres 1828 betreffen, 2 — 16.

---

[205] In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München sind erschienen:

Das Inland.

Ein Tageblatt für das öffentliche Leben in Deutschland, mit vorzüglicher Rücksicht auf Bayern.

Monat Mai.

Inhalt: Ueber das Verfahren der königl. bayerischen Behörden bey der Verhaftung des Schauspielers N. in Augsburg. II. Charakteristik Münchens und seiner Bewohner. (Fortsetzung und Schluß.) Zur Berichtigung der Angaben des Flächenraums vom Königreich Bayern. Literarische Korrespondenznachrichten. Aphorismen. Veränderungen in Bayerns Territorialbestand seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Zweyter Aufsatz. Das Papiergeld. Dritter Aufsatz. Haushaltungsinstitute in Westphalen. Korrespondenz aus Göggingen; aus Darmstadt. Nekrolog auf den Präsidenten v. Schiber. Bemerkungen zu dem Aufsatz in Nro. 64 und 65. Römische Alterthümer in Bayern. Eine schwimmende und brennbare Kunststraße. Die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen Civilgesetzbuches für Bayern. Der Pensionverein und die neu eingeführten Disziplinarsatzungen des königl. Hoftheaters in München. Notizen über Allerley. Ueber Bildung der Handwerker und Gewerbtreibenden. Schauspiele von Eduard von Schenk. Musikverein im Rheinkreise. Die Landwirthschaft in England, Deutschland und Frankreich. Beyträge zur bayerischen Kirchengeschichte. I. Auswanderung der protestantischen Salzburger. Die Turnübungen. Das Maj-

fest in Bayern. 1. Passau. 2. Augsburg. 3. Neuburg. Erinnerung zu dem Artikel in Nr. 68., die Kunststraße und Brücke bey Ellersdausen betreffend. Ueber Lebensversicherungsanstalten im Allgemeinen und die Gothaer insbesondere. Ueber Schlesiens Bevölkerung und Wohlstand. Der romantische Oedipus vom Grafen v. Platen. Das Geschäftsleben, wie es war und wie es ist. Börne's Aussprüche über dramatische Literatur der Deutschen. Verzeichniß der im Königreiche Bayern geltenden Civilrechte. Münchens Grund und Boden. Leipziger Jubilatemesse. (Korrespondenz.) Schrift über die Gedichte des Königs. Korrespondenz aus Tölz über dortigen Kirchenbau. Der Anbau der Esparsette auf Kalkkiesboden und die Veredlung der Schafzucht in Bayern. Ueber den neuen bayerischen Schulplan. Sittenfest im Markte Viechtach. Einwendung gegen einen Vorschlag in Nr. 141. Als fortlaufender Artikel: die Chronik des Tages.

Der Preis des ganzen Jahrgangs ist bey der Verlagshandlung 12 fl., bey den wohllöblichen Postämtern 13 fl. 30 kr.

---

[209] Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Zweyter Jahrgang. Monat Mai Nro. 121 bis 151. (Preis des Jahrgangs, mit Kupfern und Karten 16 fl.)

Inhalt: Aufhebungsferman der Derwische Bektaschi; mitgetheilt von J. v. H. Amherst Town. Sitten in Sizilien. Alterthümer am Mississippi und Ohio. Reisebemerkungen von Prof. Dr. Wagler. Esopo, komisches Epos. Klöster der Birmanen. Das Bureau eines Beamten in Indien. Der Teufelstanz der Shiveways. Birmanische Gesandtschaft nach Siam. Die Tarantella. Schifffahrt der Niederlande. Cirkassische Alterthümer. Das Neujahr in Ostia; von Wilhelm Waiblinger. Barba Jorgi, der griechische Pilot. Wissenschaftliche Expedition der französischen Gelehrten in Griechenland. Statistische Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Katholiken in Großbritannien und Irland. Die Pest. Die Luftspinne. Ein Tag in Cambridge. Der Seeoffizier, oder Scenen und Abenteuer aus Frank Mildmay's Leben. Die venetianischen Provinzen. Cornwall. Friedens-Feldzüge eines Kornets. Ein Ausflug auf dem schwarzen Meere; aus den handschriftlichen Notizen von Fontanier. Palembang auf Sumatra. Historische Entwickelung der französischen Literatur; von Df. Napoleons Urtheil über den König von Spanien. Einige Worte über Volksfeste (nach Malte-Brun). Simon Bolivar; von Dr. Franz Sieber in Boston. Das Neujahr der Chinesen. Michael Oginsky's Memoiren über Polen. Gelehrte Reisen in Rußland; von B***. Das Vorgebirge Sunium (nach Emerson). Die Höhle des Yumury auf der Insel Cuba. Johannes Capsi, König von Milo. Die Höhe auf Antiparos. Der große Kanal von Amsterdam. Gesetzgebung der Türken (nach Mano's Vorlesungen über Griechenland und die Türkey, gehalten zu Genf). Die cisplatinische Republik. Die Serbier und die serbische Revolution (nach L. Ranke). Die Festung Ecluse. Sitzung der geographischen Gesellschaft von Paris. Tagebuch eines englischen Lords auf dem Wiener Kongresse; dritter Artikel. Schreiben des reisenden Botanikers Zippelius an Hrn. Prof. Blume in Brüssel. Die öffentlichen Bibliotheken von London; von Adrian. Der Sandwichsarchipel, von Th. Bromme. Der Schiumsu. Leichenbegängniß eines birmanischen Oberpriesters zu Tavay. Die Mantis. Golddrahtwerke in Siam. Geographische Skizzen aus den Vereinigten Staaten; die vier obern canadischen Seen; der Niagara; der Ontario. Das Schloß Doune. Walter Scott's Anne von Geyerstein. Ueber die neue Ausgabe von Walter Scott's Romanen.

---

[213] Bey Karl Jügel,

Buch- und Kunsthändler in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen:

Skizzenbuch.

Fünf und Fünfzig malerische Ansichten des Rheins von Mainz bis Cölln. Nach der Natur aufgenommen von J. A. Lasinsky. In Quer-Folio, elegant gebunden und mit einer genauen Karte des Rheinlaufs. Preis 9 Thaler oder 16 fl. 30 kr.

Die Aufgabe des Verlegers bey der Herausgabe dieses Skizzenbuchs war: eine vollständige, dabey geistreich und treu nach der Natur gezeichnete Sammlung der schönsten Punkte des Rheinstroms in einem angemessenen Format, um einen möglichst billigen Preis zu liefern, und Herr Lasinsky in Coblenz hat diese Aufgabe auf eine Weise gelöst, die der Erwartung eines Jeden entsprechen wird. — Die Ansichten sind in kecken, aber zierlichen Umrissen auf Stein gezeichnet, die sich durch die Wärme eines darüber gedruckten gelblichen Tons zu harmonischen Bildern gestalten und treu die Gegenstände wieder geben, wie sie der Natur entnommen sind. Das Werk dient auf diese Weise zu mehrfachen Zwecken und ist ebensowohl dem Rheinreisenden eine lebendige Erinnerung des Gesehenen, als dem Landschaftsmaler ein Ideenbuch für seine Compositionen oder dem Schüler eine Sammlung von Vorlagen, deren Nachzeichnung ihm eine treffliche Forthülfe in der Kunst seyn wird. Der Preis von 9 Thlr. oder 16 fl. 30 kr. für diese 55 Ansichten in einem eleganten Einbande ist dabey so billig, daß jedes Blatt sich nur auf etwa 4 Gr. oder 18 kr. stellt, wodurch die Anschaffung Allen erleichtert wird, die es für obige Zwecke oder als ein passendes Geschenk bestimmen. Außerdem ist auch eine jede Ansicht in Gouache auf das Sorgfältigste ausgemalt einzeln um den Preis von 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr., und auf großem Papier à 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 fl. zu bekommen. Eben so ist auch das Werk mit englischen oder französischen Titeln und Inhaltsverzeichnissen zu bekommen.

---

[124] So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Sartorius (A. von), Erzählungen. I. Die Werber. II. Der Student. III. Die Harfenspielerin. 8. 20½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, den 14. Febr. 1829.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[196] In unserem Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Dr. Broussais's Vorlesungen über die gastrischen Entzündungen. Nach der zweyten verbesserten Originalausgabe aus dem Französischen übersezt und mit einer Vorrede begleitet von Dr. J. C. Fleck. gr. 8. broschirt 1 Rthlr. 8 Gr.

Rudolstadt, den 1. Mai 1829.

Fürstl. priv. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

---

[198] Bey J. A. Mayer in Aachen ist im Laufe des Jahres 1829 erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der Niederlande versandt:

Bilderbeck, L. F., Freyherr von, Sein und Schein; ein Sittengemälde jetziger Zeit. 8. 4 Bände. 4 Thlr. 12 Gr.

Bluff, Dr., M. J., über die Krankheiten als Krankheitsursachen. 8. geh. 10 gGr.

Monheim, Dr. J. P. J., die Heilquellen von Aachen, Burtscheid, Spaa, Malmedy und Heilstein, in ihren historischen, geognostischen, physischen, chemischen und medizinischen Beziehungen. Nebst einer Karte und einem Titelkupfer. gr. 8. geh. 2 Thlr. 12 gGr.

Pelham, oder Begegnisse eines Weltmannes. Aus dem Englischen übersezt von C. Richard. 8. 3 Bände. 4 Thlr.

Segundo, J., neue Gebisse und Methode, ein Pferd gut zu zäumen. Mit einigen Noten herausgegeben vom K. P. Obersten v. Schepeler. Mit 5 Steintafeln. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 gGr.

Unterricht für Kapitalisten und Rentner, die Zwangsveräußerung gegen zahlungssäumige Debenten, nach der Subhastations-Ordnung für die preußischen Rheinprovinzen, bey den Friedensgerichten selbst einzuleiten. Mit den nöthigen Formularien. Neue Ausgabe. 6 gGr.

Der Verstoßene. Vom Verfasser des Pelham. Aus dem Englischen übersezt von C. Richard. 8. 4 Bände. 4 Thlr. 12 gGr.

Cervantes, Miguel de Saavedra. El Ingenioso Hidalgo Don Quijote de la Mancha. Edicion en miniatura. Mit dem Porträt des Verfassers und 8 Kupfern auf chinesischem Papier und einer Carta geografica de los Viages de Don Quijote y sitios de sus aventuras. In gepreßten Maroquin mit Goldschnitt, gebunden von Herrn Simier, des Königs von Frankreich Buchbinder. 13 Thlr. 12 gGr.

Cervantes, Miguel de, Obras escogidos Nueva Edicion clasica, arreglada, corregida é illustrada con notas históricas, gramaticales y criticas. Por D. Agustin García de Arrieta, Individuo de numero de la Academia española, y honorario de la Latina Matritense etc. 10 Tomos. Mit Cervantes Porträt und Facsimile.

(Vida, 1 Tomo. Don Quijote, 5 Tomos. Novelas, 3 Tomos [enthalten auch la Tia fingida]. Teatro, 1 Tomo.)

In ganz Leder elegant gebunden 23 Thlr. 8 gGr.; in gepreßten Maroquin mit Goldschnitt, von des Königs Buchbinder Simier in Paris, gebunden, 30 Thlr.

Espiritu do Miguel de Cervantes, ó Filosofia de esta singular ingenio, presentada en maximas, reflexiones, moralidades, sentenciasias y agudezas sobre los asuntos mas importantes para el gobierno civil y moral del hombre, sacadade todas sus obras, y distribuidas por orden alfabetico de materias. Por el nuevo Editor é illustrador de sus obras escogidas. Segunda Edicion, corregida y considerablemente aumentata. 2 Thlr. 8 gGr. Mit Goldschnitt 3 Thlr.

Guevara, Luis Velez de. El Diablo Cojuelo verdades sonadas y novelas de la otra vida, traducidas a esta. Nueva Edicion corregida. Mit Titelkupfer. 2 Thlr. 8 gGr. Mit Goldschnitt 3 Thlr.

Melo, Francisco Manuel de. Historia de los Movimientos Separacion y Guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV. Escrita. Nueva Edicion corregida. 2 Tomos. Mit dem Porträt des Verfassers. 4 Thlr. 16 gGr. Mit Goldschnitt 6 Thlr.

Mendoza, Diego Hurtado de. La Vida del Lazarillo de Tormes y sus Fortunas y adversidades. Nueva Edicion notablemente corregida é ilustrada. Mit 12 Kupfern. 2 Thlr. 8 gGr. Mit Goldschnitt 3 Thlr.

Polo, Gaspar Gil. La Diana Enamorada. Nueva Edicion. Mit Titelkupfer. 2 Thlr. 8 gGr. Mit Goldschnitt 3 Thlr.

Rimas del Licenciada Tomé de Burguillos. Mit einer Titelvignette. 2 Thlr. 8 gGr. Mit Goldschnitt 3 Thlr.

Vega, Garcilaso de la. Obras ilustradas con Notas. Mit dem Porträt des Verfassers. 2 Thlr. 8 gGr. Mit Goldschnitt 3 Thlr.

---

[202] Bey den Unterzeichneten ist so eben erschienen und zu haben:

Der Kirschkern.
Novelle
von
Heinrich Smidt.

Was die Wirklichkeit zu rauh geschaffen,
Mildert Poesie mit zarter Hand.

Preis: sauber geheftet 1 Rthlr.

Der Verfasser behandelt hier eine Begebenheit, welche sich vor nicht langer Zeit in Altona zugetragen, und einen großen Theil von Deutschland lebhaft interessirte. Der Stoff dürfte in seinem jetzigen Gewande für das allgemeine Lesepublikum ein noch größeres Interesse gewinnen.

Cosmar und Krause
in Berlin.

Bey den Unterzeichneten ist so eben erschienen und zu haben:

Gespräche und Briefe über die Ehre und das Duell von Dr. B.....i, königl. preuß. Professor. Zweyte Ausgabe. geh. 12 gGr.

Cosmar und Krause
in Berlin.

---

[199] Herabgesezte Bücherpreise.

Die in unserem Verlage erschienenen beliebten Schriften von Fanny Tarnow sehen wir, um deren größere

Verbreitung zu bewerkstelligen, von den Ladenpreisen um ein Drittheil herab und machen hierauf Lese- und Privatbibliotheken besonders aufmerksam. Wer sämmtliche Werke, deren Ladenpreise sich auf 30 Rthlr. 16 Gr. belaufen, auf einmal zusammen nimmt, erhält solche bey frankirter Einsendung des baaren Betrags in jeder Buchhandlung für 15 Thlr.

Rein'sche Buchhandlung
in Leipzig.

---

[201] So eben ist bey Unterzeichnetem erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Toxikologie
oder die
Lehre von den Giften und Gegengiften
für
angehende und ausübende Aerzte und Apotheker,
Polizey- und Kriminalbeamte.

Nach der dritten Auflage des Traité des Poisons von Orfila durchaus frey bearbeitet
von
Joseph Anton Seemann,
Cand. Med.
und
Adolph Otto Sigism. Friedr. Karls,
Apotheker zu Küstrin.

Erster Band.

Allgemeine und spezielle Toxikologie. Erste Klasse: Kaustische Gifte. Erste Abtheilung: Kaustische Gifte des anorganischen Reiches.

gr. 8. 29 Bogen. Preis: 2 Rthlr.

Berlin, im Mai 1829.
Ernst Siegfried Mittler.

---

[192] Bey Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kurzer Abriß der homöopatischen Heilmethode, zur Belehrung für Laien. Von Dr. C. G. Ch. Hartlaub, ausübendem Arzte in Leipzig. Sauber brosch. Preis 10 Gr. od. 45 kr. rheinl.

Lehrbuch der Erdbeschreibung für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. Von einem vieljährigen Lehrer der Geographie. Sauber brosch. Preis (für 18 Bogen gr. 8.) 10 Gr. od. 45 kr. rheinl.

---

[200] In der Hartmann'schen Buchhandlung in Leipzig und in allen andern ist zu haben:

Auswahl von erprobten und durch vieljährige Erfahrung bewährt gefundenen Mitteln und Recepten.

Inhalt: Eine wohlfeile Nankinfarbe zu bereiten — eine rothe Farbe, welche die Cochenille ersezt, und noch dauernder ist als diese, herzustellen — die Aechtheit der Farben an Tüchern und Zeuchen zu probiren — die falsche Weiße der Leinwand zu erfahren — Leinen vor der Bleiche dauerhaft zu zeichnen — Flor zu waschen — Flachs in zwey Stunden zu rösten — den Ulmen- und Ahornbreten die Mahagonifarbe zu geben, Mahagonholzfarbe überhaupt nachzuahmen — das Eisenerz auf eine schnellere Art als bisher in Gußstahl zu verwandeln — die schwarze Politur von feinen englischen Stahl- und Eisenwaaren auf die deutschen anzuwenden — auf Stahl oder Eisen zu schreiben — Eisenwerk ohne Bley zu befestigen u. a. m.

Preis geheftet 5 Gr.

---

[197] Bey mir ist so eben erschienen:

Botta, K., Geschichte Italiens vom Jahre 1789 bis 1814, vierter und lezter Theil. 1 Rthlr. 12 Gr.

Von diesem vortrefflichen Werke sagt ein öffentliches Blatt: daß der Verfasser desselben der Einzige sey, der dem neuen Italien den Ruhm ächter Geschichtsforschung wieder erwarb. Das ganze Werk enthält 128 Bogen in gr. 8. und der sehr billige Preis ist 6 Rthlr.

Ronneburg, im April 1829.
Fr. Weber.

---

[186] Berlin bey Duncker und Humblot hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lenore.
Vaterländisches Schauspiel mit Gesang in drey Abtheilungen
von
Karl von Holtei.
8. geh. 20 Gr.

---

[96] J. Wilks, No. 202. Strand, in London, Fabrikant von Baumwollengarnen zum Nähen, Stricken und Sticken, und gold- und silberöhrigen Nähnadeln von ganz vorzüglicher Feinheit und Elasticität, privilegirt von J. J. K. K. H. H. den Herzoginnen von Clarence und Kent.

J. Wilks bittet den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm fabricirten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Rasir- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollengarne zum Nähen, Sticken und Stricken u. s. w., die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat, sich einzig und allein in seinem Lager No. 202. Strand, und in keinem anderen Hause in London, finden. Auch hält er es für nothwendig die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollengarne (sonst ein Beweis von dem Ruf seiner Waaren auf dem Continent) nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks, No. 202. Strand, in London.

ed by Google

N°. 21.

Intelligenz-Blatt

1829.

[210] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen sind erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Schenk, Eduard v., Schauspiele 1r Bd., enthält Belisar und Kaiser Ludwigs Traum. 8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl.

---

[206] Dinglers polytechnisches Journal.
Erstes Juniheft.

Inhalt:

Derters Verbesserung an den Maschinen zum Spinnen der Wolle, Baumwolle und anderer faseriger Stoffe. Mit Abbildungen. — Busk Verbesserung an den Maschinen zum Hecheln oder Zurichten, zum Brechen und Schwingen und Reinigen des Hanfs, Flachses und andrer Faserstoffe. Mit Abb. — Sevills Verbesserung beym Rauhen und Zurichten der Tücher und andrer Wollenzeuge. Mit Abb. — Vorrichtung zum Befeuchten des Papiers für Kupferdruck. Mit Abb. — Pratts Verbesserung an elastischen Betten, Kissen, Sitzen ꝛc. Mit Abb. — Days Verbesserung an Bettstätten und andern Möbeln. — Ueber den Graduator ꝛc. von Rayner. Mit Abb. — Roche Bestimmung des mathematischen Gesetzes, nach welchem die elastische Kraft des Dampfes mit der Temperatur desselben zunimmt. — Kanochie über die kräftigste Anwendung des Dampfes zur Schiffahrt überhaupt, und besonders zur Handelsschiffahrt. — Pattison's neue Patent-Schiffsbekleidung mit Eisenblech. — Bomba's Vorrichtung, um Wagen, Maschinen, Boote und andere Fahrzeuge zu treiben. — Christie's Ruder-Rad zu Zugböten auf Kanälen. Mit Abb. — Cachot's Maschine zur Verfertigung der Ketten à la Vaucanson. Mit Abb. — Maschine zum Durchschlagen des Bleches in den Werkstätten zu Charenton für die Fabrik Creusot. Mit Abb. — Jones's Schraubenschlüssel zu kreisförmigen Schraubenbolzen. Mit Abb. — Gußstahl zu bearbeiten, so daß er seine Güte behält und selbst noch besser wird. — Idee zu einem Pyrometer, das seine Grade von sich selbst aufzeichnet. Mit Abb. — Clément-Desorme's dritte Vorlesung über die technische Chemie. — Ueber die Kokhs, welche man zu Janon zum Schmelzen der Eisenerze verwendet. — Ueber Mosaikarbeiten. — Eine Kirche, ein Wirthshaus, oder überhaupt ein Haus in welches man öfters gehen muß, unter mehrere zerstreute Häuser-Gruppen oder Weiler so zu stellen, daß die Einwohner dieser Häuser bey dem Hin und Hergehen am wenigsten Zeit verlieren. Mit Abb. — Downes Verbesserung an Abtritten. Mit Abb. — Miscellen. Neueste Parlamentsverhandlungen über das Patentwesen. — Beweis, wie wenig man in England ausländische Erfindungen vom ersten Range kennt. — Beytrag zur Geschichte der Argand'schen Lampe. — Ueber Wollaston's Doppelmikroskop. — Dampfmaschinen in den französischen Niederlanden. — Ueber Peek's Dampfmaschine mit umdrehender Bewegung. — Smorodinof's Windmühlen. — Horton's Methode, Cylinder durch Zusammenschweißen zu bilden. — Mittel gegen den Rost. — Medaillen und Büsten aus Kupfer das Ansehen alten Bronzes zu geben. — Fall der Eisenpreise in England. — Staniol auf Papier zu kleben. — Ueber Malerey auf dem Steine von Volvic. — Wohlfeile Farbe zum Anstreichen des Holzes in Oekonomie-Gebäuden. — Haltbares Weiß. — Ueber eine Puzzolan-Art im Département de l'Aisne. — Lava mit Porzellan-Glasur. — Verbessertes Beinglas. — Tschelaief's Mörtel. — Brard's Prüfungs-Methode der Steine, auf Ziegel angewendet. — Ueber das Straßenpflaster zu Paris und über die Vergrößerung dieser Stadt. — Wasserdichte Kleider. — Tücher ohne Appretur. — Bandfabriken in Frankreich. — Baumwollenspinnereyen in Frankreich. — Neue Seidenfabrik zu Lüttich. — Verbesserung an Kerzen. — Steuern auf Licht und Wärme. — Nacht-Telegraphen. — Ueber das Einrammen der Pfähle. — Der Thames-Tunnel. — Ueber Bergbau in England und über englische Literatur über Bergbau. — Eisenhütten-Wesen in England. — Schiffahrt und Kaffeehandel im Königreiche der Niederlande. — Ueber ostindischen und französischen Salpeter. — Blut aufzubewahren. — Steinschnitt an Pferden. — Ertrag von Einer Kuh. — Mittel gegen die vor Kurzem nach Europa gekommenen kanadischen Wanzen. — Parrot's Reklamation. — Technologischer Prozeß in England. — Zeitungsdruck in England. — Windbüchsen-Wagen, von Wright. — Schwarze Industrie. — Erdäpfelblüthe als gelbes Farbe-Material. — Literatur: a) Französische. b) Italienische.

Von diesem Journal erscheinen wie bisher monatlich zwey Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher für sich ein Ganzes ausmacht, kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Rthlr. 16 gGr. oder 16 fl. Münze.

---

[218] So eben ist erschienen:

Unger, Dr. E. S., Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände der Arithmetik für Kaufleute und Rechnungsbeamte. gr. 8. 1 Rthlr. 21 Gr.

Die in diesem Werke vorkommenden Abhandlungen sind: 1) Uebersicht der ganzen Arithmetik; 2) Einfache Anleitung zu dem Gebrauche der Kettenbrüche bey Ausmittelung der Näherungsverhältnisse; 3) Von den bey dem Rechnen anwendbaren Vortheilen, und von den Rechnungsproben; 4) Ueber das Rechnungswesen bey Lebens-

versicherungsanstalten; 5) Von den Sparkassen; 6) Von den Staatspapieren; 7) Von den Lotterien; 8) Ueber Buchführung; 9) Anleitung zur Ausmittelung des Kubikinhalts verschiedner Gefäße; 10) Von dem eigenthümlichen Gewichte der Körper.

Diese Uebersicht verbürgt die Reichhaltigkeit des gewiß empfehlenswerthen Werkes, dessen Brauchbarkeit besonders dadurch erhöhet wird, daß der Vortrag durchgehends leicht faßlich ist und die Abhandlungen sämmtlich ohne Beyhülfe des höhern Calculs und also für Jedermann verständlich gearbeitet sind.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Handbuch der Arithmetik für diejenigen, die das Rechnen blos mechanisch erlernen wollen. 2 Bde. gr. 8. 1816. 1 Rthlr. 12 Gr.

Ein Werk, dessen Wichtigkeit für das Studium der Arithmetik dadurch schon anerkannt ist, daß mehrere unserer besten Schriftsteller in diesem Fache es rühmlich anführen, und benutzen. Der Preis für beyde Bände ist so gering, daß auch Unbemittelten die Anschaffung nicht schwer fallen wird.

Das Wesen der Arithmetik. Zur Beförderung eines gründlichen Studiums dieser Wissenschaft. gr. 8. 1819. 18 Gr.

Die Algebra für Geschäftsleute, oder Anleitung zur Algebra und ihrer Anwendung auf die wichtigsten Gegenstände des praktischen Lebens. gr. 8. 1828. 2 Rthlr. 9 Gr.

J. A. Barth in Leipzig.

---

[221] Bey Goedsche in Meissen ist so eben erschienen und in allen deutschen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

Coper, Dr., die Türken im Kampfe mit dem christlichen Europa, in historischen Gemälden. 2 Bde. 1 Bd. 16 Gr.

Diese geschichtlichen Schilderungen werden Allen, die sich für die jetzigen Zeitereignisse interessiren, eine anziehende Lektüre gewähren, weshalb sich das Werk auch für alle Leihbibliotheken eignet.

Neue sehr wohlfeile Musikalien.

Häuser, J. E., Terpsichore oder Museum der neuesten Modetänze. Eine musikalische Zeitschrift für mittlere Pianofortespieler. 11 Jahrg. 6 Hefte. 1 Thlr. Jedes Heft enthält 20—27 neue Tänze.

Müller, W., musikalischer Blumenkranz. Eine Sammlung leichter und gefälliger Musikstücke zur angenehmen Unterhaltung am Pianoforte. 3r Jahrg. 4 Hefte. Subscriptionspr. 1 Thlr. 8 Gr.

Der glückliche Fortgang dieser musikalischen Zeitschrift zeigt von dem großen bisher erworbenen Beyfall.

Dessen erster Lehrmeister im Clavier- und Pianofortespiel. Eine Sammlung ganz leichter und gefälliger Musikstücke für die allerersten Anfänger. 4r und lezter Thl. jeder 18 Gr.

Dies zum Unterricht im Pianofortespiel ganz geeignete und deshalb fast überall eingeführte Werk ist damit geschlossen. Alle 4 Theile enthalten 302 verschiedene Aufgaben.

Müller, W., erster Lehrmeister im Singen. Eine faßliche und zweckmäßige Anleitung im Singen nach Noten für die allerersten Anfänger, besonders zum Gebrauch in Schulen. In 2 Heften. 1s Heft. Subscriptionspreis 8 Gr.

Der Verfasser behandelt den Gesangunterricht auf eigne ganz neue Weise, welche bald zum Ziele führen soll. Das erste Heft enthält 28 Lektionen in 176 Aufgaben.

Dessen Sammlung verschiedener Kirchenmusiken zur Erhebung der Andacht beym öffentlichen Gottesdienste, zunächst für schwächere Orchester eingerichtet in Partitur. 2 Bde. zu 4 Heften. 1s Heft. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Mit diesen Kirchenmusiken für schwächere Chöre glaubt der Verfasser den Wünschen Vieler entgegen zu kommen. Dies erste Heft von 12 Bogen in gr. 4. enthält: 1. Oster-Cantate, 2. 3. 4. Chor-Arien, 5. Choral.

---

[223] Neue Verlagswerke der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Lemgo, durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Jahrgang 1823, oder 3r Bd., mit mehreren Steintafeln. 2 Rthlr. — Das erste Heft des vierten Bandes ist unter der Presse.

Lallobloßky, Pastor Dr. Fr., Das drittische Unterrichtswesen. 1 Thl. Ueber das Wesen und Wirken der Infantschooliociety. 8. 8 gGr. netto.

Cutaria, oder neues Repertorium für die Angelegenheiten des evangelisch-christlichen Predigtamts, herausgegeben vom Oberkonsistorialrath Dr. Schwabe in Weimar, Archidiakonus Hildebrand in Zwickau und Dr. Wohlfahrt. 2r Jahrgang. (1829). 3 Hefte enthaltend. 1 Rthlr. 8 gGr. (Das erste Heft ist erschienen. Vom ersten Jahrgang sind noch Exempl. zu demselben Preise vorräthig.)

Hadicht, C. K., Synonymisches Handwörterbuch der lat. Sprache. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gGr. netto.

Helwing, Geschichte des archäischen Bundes. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

Meineke, A. Ch., Wörterbuch zum Eutropius. 3te ganz umgearbeitete Aufl. 8. 4 gGr.

Stiverius, S. F. B., Briefe über die Mythologie der Griechen und Römer, mit den vorzüglichsten Darstellungen ihrer Dichter, für Jünglinge und Mädchen. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

---

[126] So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Hesse, Karl Gustav, Ueber Varicellen und ihr Verhältniß zu den Menschenblattern und Varioloiden. Gr. 8. 18 Bog. auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, den 14. Febr. 1829.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[219] **Neue Musikalien**
im Verlage
des
BUREAU DE MUSIQUE
von
C. F. Peters in Leipzig.
Zu haben in allen Musikhandlungen.
Jubilate-Messe 1829

Für Saiten- und Blase-Instrumente.

Dotzauer, J. J. F., Divertissement pour le Violoncelle sur des motifs de l'Opera: La Dame blanche, avec Orchestre. Op. 105. 1 Thlr. 12 Gr.
— — — — do. do. do. avec Pianoforte 20 Gr.
Lindpaintner, P., Trois Divertissements pour la Flûte avec acc. de l'Orchestre. Op. 67. No. 2. 2 Thlr. 8 Gr.
— — — — do. do. do. avec Pianoforte. 1 Thlr. 4 Gr.
Matthaei, A., Introduction et Rondo à la Polacca pour le Violon avec acc. d'un second Violon, Alto et Basse. Op. 21. 20 Gr.
Meyer, C. H., Musique Militaire. Liv. 3. 2 Thlr. 20 Gr.
Müller, G., Concertino pour la Clarinette avec acc. de l'Orchestre. Op. 7. 1 Thlr. 16 Gr.
Ries, F., Ouverture de l'Opera: la Fiancée du Brigand (die Räuberbraut) à grand Orchestre. Op. 156. 2 Thlr. 12 Gr.
Walch, J H., Potpourri sur des Thèmes de Hummel et Weber et 4 Pièces d'Harmonie pour Musique militaire. Liv. 13. 2 Thlr. 20 Gr.
— — — — Pièces d'Harmonie pour Musique militaire. Liv. 14. 2 Thlr. 20 Gr.

Für Pianoforte mit und ohne Begleitung.

Czerny, C., Second grand Trio pour le Pianoforte Violon et Violoncelle. Op. 166. 2 Thlr. 12 Gr.
— — — — Deux Rondeaux pour le Pianoforte. Op. 168. 16 Gr.
Dotzauer, J. J. F., Trois Fantaisies pour le Pianoforte et Violoncelle, Op. 106. No. 1. 2. 3 à 18 gGr. 2 Thlr. 6 Gr.
sur des Thèmes:
No. 1. de l'Opera le Maçon,
No. 2. „ „ „ la Donna del Lago,
No. 3. „ „ „ Oberon.
Hauck, G., (Elève de Hummel.) Rondeau Brillant pour le Pianoforte. 12 Gr.
— — — Fantaisie et Variations brillantes sur un Thème autrichien pour le Pianoforte. 14 Gr.
Lindpaintner, P., Ouverture du Ballet: Joko le Singe du Brésil pour le Pianoforte. Op. 65. 12 Gr.
— — — la même à quatre mains. Op. 65 14 Gr.
Potpourri pour le Pianoforte sur des Thèmes de Mozart, Auber, Boieldieu, Weber etc. No. 8. 20 Gr.
Ries, F., Ouverture de l'Opera: la Fiancée du Brigand (die Räuberbraut) pour le Pianoforte. Op. 156. 14 Gr.
— — — la même à quatre mains. Op. 156 20 Gr.
Spohr, L., Jessonda, Grosse Oper in drei Aufzügen, für das Pianoforte allein mit Hinweglassung der Worte eingerichtet von C. H. Meyer. 3 Thlr. 8 Gr.
Spohr, L., Notturno Oeuv. 34. arr. pour le Pianoforte à deux mains. 20 Gr.
— — — Faust, Grosse Oper in zwei Aufzügen, arrangirt für das Pianoforte zu vier Händen von C. H. Meyer. 5 Thlr.

Für Gesang mit Begleitung.

Lindpaintner, P., Sechs deutsche Lieder mit Begleitung des Pianoforte. 71s Werk. 12 Gr.
— — — — Der Vampyr, romantische Oper in 3 Akten von Cesar Heigel. Vollständiger Klavierauszug vom Componisten, mit deutschem und ital. Text. 72s Werk 6 Thlr. 12 Gr.

Anzeige.

Gerber, neues historisch-biographisches Lexicon der Tonkünstler. 4 Bde. Früherer Ladenpreis 10 Thlr. ist für unbestimmte Zeit herabgesezt auf 6 Thlr.

In voriger Michalismesse 1828 sind erschienen:

Musik für Saiten- und Blase-Instrumente.

Dotzauer, J. J. F., Six Pièces pour trois Violoncelles. Op. 164. 1 Thlr. 4 Gr.
Fürstenau, A. B., Trois Grands Trios avec des Fugues pour Trois Flûtes Op. 66. 3me livr. de Trios. No. 1. 2. 3. 2 Thlr. 12 Gr.
— — — Fantaisie pour Flûte et Harpe de Pianoforte. Op. 67. No. 8. des Fant. 20 Gr.
Lindpaintner, P., Ouverture de l'Opera: Le Vampyr à grand Orchestre. Op. 70. 3 Thlr.
— — — La Chasse pour deux Cors avec Orchestre. Op. 60. 2 Thlr. 20 Gr.
— — — Trois Divertissements pour la Flûte avec. acc. de l'Orchestre. Op 67. No. 1. 2 Thlr. 8 Gr.
— — — do. do. do. avec Pianoforte. 1 Thlr. 4 Gr.
Meyer, C. H., Neue Tänze für Orchester. 26ste Sammlung. 1 Thlr. 8 Gr.
Schneider, Fr., Jagd-Ouverture für das ganze Orchester. Op. 66. No. 1. 3 Thlr.
Walch, J. H., Neue Tänze für Orchester. 11te Sammlung. 1 Thlr. 8 Gr.
— — — Deux Cotillons et deux Polonaises pour 2 Violons, Basse, 2 Cors, Flûte, Basson et Clarinette. 1 Thlr.
Wassermann, H. J., Fantaisie en forme de Valse à grand Orchester. Op. 8. No. 1. 1 Thlr. 12 Gr.
— — — Grandes Variations Concertantes pour deux Violons avec Orchestre. Op. 17 2 Thlr.
— — — Air varié avec une Introduction pour le Basson avec Orchestre. Op. 19. 1 Thlr. 4 Gr.

Für Pianoforte mit und ohne Begleitung.

Clasing, J. H., Drei Fantasieen für das Pianoforte. Op. 19. No. 1. 2. 3. à 12 Gr. 1 Thlr. 12 Gr.
Czerny, C., Grand Nocturne brillant pour le Pianoforte à quatre mains, avec 2 Cors ad lib. Op. 165. 2 Thlr.
— — — Sonatine pour le Pianoforte. Op. 167. 12 Gr.
Lindpaintner, P., Ouverture, de l'Opera: Le Vampyr pour le Pianoforte. Op. 70. 12 Gr.
— — — la même à quatre mains. Op. 70. 20 Gr.

Digitized by Google

Meyer, C. H., Neue Tänze für Pianoforte. 26ste Sammlung. 16 Gr.
Schneider, Fr., Jagd-Ouverture für das Pianoforte. Op. 70. No. 1. 16 Gr.
— — — Dieselbe vierhändig. Op 68. No. 1. 1 Thlr. 4 Gr.
Walch, J. H., Neue Tänze für Pianoforte. 11te Sammlung. 16 Gr.
— — — Deux Cotillons et deux Polonaises pour le Pianoforte. 10 Gr.
Wustrow, A. F., Duo Concertant pour Pianoforte et Alto ou Clarinette. Op. 7. 1 Thlr. 12 Gr.

Cranz, G. W. V., 6 Lieder mit Begleitung des Pianoforte. 12 Gr.
Schneider, Fr., Sechs Gesänge für vier Männerstimmen. Op. 65. 9te Lief. der 4stim. Ges. 1 Thlr. 16 Gr.

---

[222] In der Sinner'schen Buchhandlung in Coburg und Leipzig ist so eben erschienen:

Voyage du Anacharsis en Grèce le milieu du quatriéme siecle avant l'ére vulgaire. Precis du grand ouvrage de l'Abbé Barthélémy, adapté á l'usage des Écoles et acompagné de l'explication allemande des phrases et des mots les plus difficiles ainsi que de plusieurs remarques mythologiques et geographiques, par J. F. Sanguin. Seconde édit. revue corrigée, considerablement augmentée des notes allemandes et enrischie d'observations sur les difficultés de la langue française, et sur leur solution. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

---

[215] In der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist erschienen und zu bekommen:

Wlasta.

Böhmisch-nationales Heldengedicht in drey Büchern von Karl Egon Ebert. In 1 Band. gr. 8. 21 Bogen stark. Druck und Papier von Fr. Vieweg in Braunschweig. Prachtausgabe auf Velinpapier cartonirt Preis 2 Rthlr. 8 Gr. Geringere Ausgabe auf feinem französischen Druckpapier cartonirt Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Wenn schon die im vorigen Jahre bey uns in einer zweyten Auflage erschienenen Ebert'schen Dichtungen im In- und Auslande die Theilnahme der Gefühlvollen, und den Beyfall der Kenner erhielten, so dürfen wir uns schmeicheln, in diesem Heldengedichte, an welchem der Verfasser mehrere Jahre hindurch mit ausdauerndem Fleiße arbeitete, und in welches er gleichsam all' seine poetische Kraft goß, der Lesewelt eine noch angenehmere Gabe zu bieten. Besonders erfreulich muß es für jeden Böhmen seyn, so manche Stelle der Hauptstadt Prag und ihrer nächsten Umgebungen, in denen das Gedicht handelt, hier poetisch beschrieben, und von Gestalten der Vorwelt belebt zu sehen, wie es hinwieder gewiß auch dem Fremden anziehend seyn wird, die Eigenthümlichkeiten des böhmischen Landes und Volkes hier durch ein auf den Grund der Geschichte und Sage gemaltes Bild kennen zu lernen. Wir erlauben uns über den Werth des Gedichts kein Urtheil, sondern weisen nur auf das zurück, was im Allgemeinen über die dichterischen Leistungen des Verfassers in beynahe allen kritischen Blättern Deutschlands gesagt worden, können aber nicht umhin, zu bemerken, daß wir weder Kosten gespart, noch Mühe gescheut haben, das Werk im Aeußern so splendid, als möglich auszustatten, und es so in typographischer Hinsicht den vorzüglichsten Erzeugnissen unserer Zeit anzureihen.

---

[214] Eröffnung eines neuen Kunst-Magazins
von
Karl Jügel,
Buch- und Kunsthändler in Frankfurt a. M.
im Belli'schen Hause.

Hiermit gebe ich mir die Ehre, dem verehrten Publikum die Erweiterung meines bisherigen Etablissements und die Eröffnung eines neuen, besonders für Kunst-Ausstellungen bestimmten Lokals ergebenst anzuzeigen.

Indem ich darin mein eigenes nicht unbedeutendes Assortiment von Oelgemälden, Kupferstichen, Lithographien und anderen Kunstgegenständen ausstelle, erbiete ich mich zugleich alle gehaltvollen Arbeiten der Herren Künstler darin aufzunehmen, welche dieselben hier zum Verkauf zu bringen geneigt sind. Es ist mein Wunsch, auf diese Weise eine fortwährende öffentliche Kunst-Ausstellung zu unterhalten und sowohl meine stets zunehmenden Verbindungen als auch die vortheilhafte Lage meines neuen Lokals und der beständige Zusammenfluß von angesehenen Fremden in hiesiger Stadt, lassen erwarten, daß auf diesem Wege manches gediegene, bis daher zu wenig bekannt gewordene Kunstwerk einen Käufer finden oder seinen Meister in Berührungen setzen werde, die ihm früher oder später reelle Vortheile bringen können. Eben dieses Erbieten gilt auch allen Besitzern von werthvollen Kunstwerken, welche dieselben aus der Hand zu veräußern wünschen und dazu meine Vermittelung benutzen wollen. Portofreye Anfragen in dieser Beziehung werde ich umgehend beantworten und meine näheren Bedingungen mittheilen.

Ich empfehle bey dieser Veranlassung auf's Neue mein wohlassortirtes Lager der besten Werke der deutschen und besonders der ausländischen Literatur. Fünfzehn von mir über die leztere nacheinander herausgegebene Verzeichnisse enthalten eine vollständige Uebersicht des Interessantesten, was in neuerer Zeit in der französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache erschienen ist, und meine ausgedehnten Connexionen im Auslande setzen mich in den Stand, alle Aufträge in dieser Beziehung auf das Schnellste und Billigste zu besorgen. Jedem Literaturfreunde, der sich direkt an mich wendet, stehen die Verzeichnisse meiner Vorräthe gratis zu Befehl und darf man auf die pünktlichste und reellste Besorgung der mir anvertrauten Aufträge rechnen.

---

[216] Bey G. Bethge in Berlin ist so eben erschienen:

Vergeltungen. Erzählend dargestellt von Henriette Hanke, geb. Arndt. Preis broch. 1 Rthlr. 8 Gr.

Die Verfasserin ist der gebildeten Lesewelt schon durch ihre früheren geschäzten Schriften als eine höchst geistreiche Erzählerin rühmlichst bekannt, um weiter etwas zum Lobe dieses neusten Werkes zu sagen.

Digitized by Google

THIS BOOK IS NOT TO BE TAKEN
FROM THE ROOM

BOOKPLATE OF THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

GIFT OF
Mrs. Phoebe A. Hearst

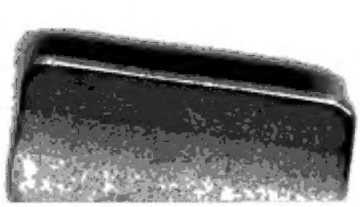
LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Nº 636776

Morgenblatt für gebildete Stände.

AP30
M6
1829:1

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS



Digitized by Google